Altes und Neues

aus dem Gebiet

der

innren Seelenkunde

herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich Schubert.

Leipzig,
bei Heinrich Reclam.
1817.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]ENSIS

Dem Freunde
ſeiner früheſten Jugend
Herrn Emil von Herder
und
der treuen Lebensgefährtin
und Freundin
Julie Schubert
gebohrne Steuernagel

widmet dieſe Blätter

der Verfaſſer.

Vorrede.

Die nachſtehenden Blätter, mitten in dem Gewühl einer großen äußeren Lebensveränderung entſtanden, ſollten Anfangs, bei einem etwas andren Plan, den Titel: Roſengarten führen; ein Titel, auf welchen ſich verſchiedene Stellen in denſelben beziehen. Ihr jetziger Titel wird wohl auf den erſten Blick Vielen, für den Inhalt zu vornehm dünken, vielleicht daß er ſich aber ſpäter rechtfertiget.

Der Verfaſſer hat noch bei keiner ſeiner früheren Arbeiten das Ungenügende ſo hindurch gefühlt wie bei dieſer. Dennoch ſollte ſie nicht unterbleiben. —

Der Vortag eines großen Frühlings iſt gekommen; es blühen viele Bäume auf, nicht weil ſie einer dem andren die Mode nachmachen; ſondern weil der gemeinſchaftliche Strahl von oben ſie zum Blühen treibt. Nachwinter und gewaltige Frühlingsſtürme werden auch nicht ausbleiben! Da werden ſchon ohnehin die meiſten Blüthen, die noch keine Frucht angeſetzt haben, und manche ſchwache Fruchtanſätze ſelber, wieder abfallen, und nur der geſunde Baum wird ſeine Früchte feſt halten. Indeſſen laßt immer nur im Frühling bei den Bäumen die Mode des Blühens gelten.

L. am 6. Auguſt 1816.

Ich
ſchreibe euch Kindern,
denn
ihr kennet den Vater.

1) Ihr kennet ihn aus den Werken, aus der Natur.

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und verkündigen ſeine Gerechtigkeit, ihn loben Erde und Meer und Alles was ſich darinnen reget.“

Nach Sadi's Roſengarten, frei erzählt.

Ich gedenke noch gern einer Reiſe, die ich in früher Jugend, in Geſellſchaft weiſer, guter Männer machte. Einſt, da wir die ganze Nacht hindurch gewandert hatten, verweilten wir gegen Morgen am Rande eines Waldes. Der beginnende Tag weckte den ſchlafenden Duft der Frühlingsblumen, den Geſang der Nachtigall, das fröhliche Blöcken des Wildes. Da entfernte ſich einer aus unſrer Geſellſchaft, und wir hörten aus der Ferne die Stimme des Betenden, laut und freudig. Bei ſeiner Zurückkunft fragte ich ihn, weshalb er ſo laut geruſen? Er antwortete mir: mein junger Freund! Siehe um dich jenen Morgenſchimmer, der ſein erwachend Auge dankbar gegen Gott aufſchlägt; jene Wolken, die, wie das Angeſicht eines Betenden, glänzend feurig ſtehn; jene Bäume und Frühlingsroſen, die ihre Zweige und Blätter dankend gegen Ihn ausbreiten; höre den Geſang der Nachtigall, das fröhliche Blöcken der Berggazellen, das Summen der Bienen und merke auf, wie ſie alle nur Gott nennen, nur Gott preiſen. Siehe, auch ich habe mit jenen zuſammen meine dankbare Stimme erhoben; mit ihnen Gott gelobt und geliebt.

Und ich merkte auf die Worte des weiſen guten Mannes. Seitdem verſtund ich die Flammenſchrift der Morgenröthe, das liebende Wehen des Windes, den Duft der Blumen und die Stimme des fröhlichen Thieres. Meine Stimme erhob ſich oft lobend, liebend, mit der Stimme der Creaturen und der Geſchöpfe Schöpfer erfüllte, reinigte, heiligte ſich mein junges Herz.

Ein Weltweiſer fragte den heiligen Antonius: Lieber Vater! wie kannſt du doch hier in der ſtillen, einſamen Wüſte, ſo ohne Bücher Unterhaltung finden? Antonius antwortete: Lieber, gelehrter Philoſoph! mein Buch iſt die ganze große Welt und alle Creaturen; das darf ich hier nicht weit ſuchen, ſo oft ich Gottes Wort leſen will.

Die Lebensgeſchichte der meiſten größeren Naturforſcher zeigt, daß unter dieſem Stande von Gelehrten, häufiger als unter andern gelehrten Ständen, jenen ausgenommen, deſſen ſchöner Beruf es iſt, ſich mit dem geoffenbarten Worte täglich zu beſchäftigen, ein reiner kindlicher Sinn und beſonders ſehr häufig ein tieferes Gefühl für Religion, innigere Liebe zu Gott in Chriſto gefunden wurde. Newton, Leibnitz, Herrmann Boerhave, Haller waren als weitgeförderte Chriſten eben ſo groß, denn als Naturforſcher, beſonders gilt dies von Haller und Boerhave. Die Geſinnung des berühmten Schwammerdam, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, iſt auch bekannt genug. Und wer ſollte wohl nicht, wenn er dieſes Buch voll heiliger Hieroglyphen, wo jedes Wort von Gott ſpricht, von ſeiner Macht und ſeinem Erbarmen zeuget, täglich lieſet, das innre Sehnen nach Licht und ewiger Liebe in ſich aufwachen fühlen? Wer ſollte nicht erkennen, wie ſo gar nichts es ſei um die ſchnell vorübereilende Lebensſtunde; wenn er hinein ſchaut in den alten, unveränderlich ſtehenden Sternenhimmel und auf die alten Gebirge, deren urgraue Felſenhöhen noch immer ſo wie ſeit Jahrtauſenden herunterſchauen in die Ebene, wo ſeitdem ein Volk das andre, eine Zunge die andre verdrängte, Städte aufblühten und ſanken, Reiche ſich erhuben und vergiengen. Gar zu oft erinnern jene heiligen Hieroglyphen an den, welcher war ehe denn die Berge wurden, war und iſt, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die ſtille Betrachtung der Natur giebt dem Gemüth eine Ruhe und innre Zufriedenheit, die in andern Gebieten der Wiſſenſchaft (jenes ausgenommen, welches mehr als Wiſſenſchaft, welches Erkenntniß in ſich faſſet — die Gottesgelahrheit im ächten Sinne) wohl ſchwerlich ſo gefunden wird. Es geht freilich der Seele, bei der Betrachtung der Hieroglyphen-Worte der Natur, öfters nur ſo, wie jenem Hottentotten, welcher, als in der Verſammlung der Miſſionarien und der von ihnen Neubekehrten zu Gnadenthal, am Vorgebirge der guten Hoffnung, das Hoſianna geſungen wurde, innig gerührt und mit thränenden Augen zu einem Miſſionsbruder kam und fragte: Sag mir doch, mein Lehrer! was hat das Wort Hoſianna zu bedeuten? Es muß ein großes Wort ſeyn. Oder wie jener Kafferin, die gegen die Miſſionarien bekannte, daß ſie zwar die Worte, die ſie in der Kirche höre, nicht verſtünde, weil ihr die Sprache unverſtändlich ſei, daß ſie aber dennoch etwas dabei fühle, das ſie nicht ausdrücken könne. Es ſei ihr wohl im Herzen, und doch müſſe ſie weinen.

Daſſelbe dunkle Gefühl, die Ahnung einer Liebe, die uns liebte, ehe der Welt Grund gelegt war, deren ſchaffende Kräfte und heiligendes Wehen einſt hier gewandelt und die ſich die arme Erde ſelber zum hohen Opferaltar geweiht hat; die Ahnung der Vereinigung mit ihr, die einſt ſeyn wird und einſt war, füllen das Herz mit einem dunklen, aber innigen Sehnen, das Auge mit Thränen, wie bei jenem Hottentotten das unverſtändliche Wort Hoſianna. Der Chriſt weiß, was dieſe dunklen innigen Gefühle, die das Herz aus der heiligen Hieroglyphen-Schrift der Natur vernahm, ihm ſagen wollen; ihm iſt auch, wenn er nur will, der Schlüſſel zu jener Zeichenſprache gegeben.

Das Studium der Natur, recht geleitet und aufgefaßt, könnte vorbereitendes Studium zur Gottesweisheit ſeyn und werden. Es hat indeß, wie unter den Schriftgelehrten des geoffenbarten Wortes, auch unter denen der Natur zu allen Zeiten ſchlechte Erklärer gegeben, welche Gott aus der Natur gerne ganz hinaus erklärt hätten. Die meiſten Anſichten atomiſtiſcher Art, die meiſten, welche mechaniſche Urſachen ſtatt lebendiger Kräfte zur Triebfeder aller lebendigen Naturbewegungen und Erſcheinungen machen, giengen von einem ſolchen Misverſtändniß bei Erklärung der Natur aus und führen wieder dahin. Indeſſen haben innige und ſtille Seelen die eigentliche und rechte Bedeutung der Natur zu jeder Zeit verſtanden, wovon wir hier nur einige Züge anführen wollen.

Der Bruder Lorenz, ein in der rechten Erkenntniß und Liebe weit geförderter Menſch, deſſen Lebensbeſchreibung Terſtegen in ſeine Sammlung aufgenommen hat, erzählt in ſeinen Geſprächen mit dem H. v. Beaufort von ſich ſelber:

Gott hat ſich zu meiner Sinnesänderung eines beſondren Mittels bedient. In meinem 18ten Lebensjahre betrachtete ich einmal im Winter einen Baum, wie er nun ohne Blätter, ganz kahl und wie verdorret da ſtand, und nach einigen Monaten wieder Blätter, Blüthen und Früchte hervorbringen würde. Dieſe Betrachtung machte mir die Vorſehung und Allmacht Gottes ſo anſchaulich, und einen ſo unauslöſchlich tiefen Eindruck auf meine Seele, daß ich von meinen bisherigen, mich von Gott abführenden Neigungen ganz losgeriſſen und eine Liebe zu Gott in mir erweckt wurde, die in den 40 Jahren, welche ſeitdem verfloſſen ſind, ſich an Kraft und Lebhaftigkeit immer gleich blieb.

Etwas ganz Aehnliches erfuhr jenes Mädchen in Kanne's Lebensbeſchreibungen Band 1 Seite 103, das in einem harten, tiefen Gemüthskampf ſeinem Untergang nahe war. Ein im Winde wogendes Saatfeld, darauf eine Heerde Lämmer, dann eine ſchöne rothe Blüthe des Feldmohns, wurden ihrem kranken Herzen durch die innre Stimme der Gnade und Liebe eben ſo zum lebendigen, Herz durchdringenden, tröſtenden Worte, als die Naturbilder, deren ſich Chriſtus ſelber in ſeinen Parabeln bediente. Denn einem verſtehenden, liebenden Herzen iſt die ganze Natur eine ſolche Gleichnißrede, wie ſie Chriſtus ſeinen Jüngern und dem Volke vortrug. Aber freilich verſtunden auch dieſe die Gleichnißreden voll Kraft, voll Liebe und Leben öfters nicht, bis ihnen der alles erläuternde Schlüſſel von oben ins Herz gelegt war. Jenem Mädchen aber, von dem hier die Rede iſt, war das Auge durch eine höhere Liebe geöfnet, ſie verſtund das Wort des Lebens, das mit ihr aus der Natur redete; ihre Schmerzen, ihre Kämpfe waren von ihr genommen, ihr Mund, ihre Freudenthränen erzählten laut was ihr geſchehen war, ihr Herz war auf immer mit der Freude und Kraft einer höheren Liebe erfüllt.

Auch die Natur iſt dann eine Sprache Gottes, wie das geoffenbarte Wort. Dieſe Sprache iſt öfters dem roheſten, wildeſten Gemüth verſtändlich. Jener Nordamericaner wirft, anbetend und tief erſtaunt, dem großen, ihm unbekannten Geiſt, das Liebſte, Schönſte was er beſitzt, ſeine Pfeife, hinein in den Strudel des großen Waſſerfalles, deſſen Anblick ihn ſo tief bewegt hat. Jene Kafferin, die zum Unterricht und zur Taufe in die Niederlaſſung der Miſſionäre gekommen, antwortet dieſen auf die Frage: ob die Kaffern wüßten, daß ein Gott ſei? — Ja, wir kennen ihn aus ſeinen Werken und erzählt dann, daß ihren rohen Landsleuten vorzüglich das Einſchlagen des Blitzes in der Nähe eines Kanals (des Kafferndorfes oder Lagers) zu einer äußerlichen Gottesverehrung, die ſich durch das Darbringen des Liebſten, was jeder Einzelne beſitzt, zu erkennen giebt, Veranlaſſung gäbe. Aehnlicher Aeußerungen findet man viele, ſelbſt bei den verwildertſten Nationen, bei denen das Kleinod einer uralten heiligen Ueberlieferung der Erkenntniß Gottes faſt ganz erloſchen und nur noch die Erinnerung daran durch die Stimme einer gewaltigen Natur übrig geblieben iſt.

Auf Menſchen, deren gemilderterer Sinn nicht mehr in der Region der Furcht, ſondern näher jener der Liebe ſteht, wirkt dann freilich, wie in den weiter oben erzählten Beiſpielen, mehr der Anblick einer hohen, oder milden und ſchönen Natur, rührend und erhebend; auf Seelen dagegen, welche der Furcht unterworfen ſind, ſpricht vorzüglich die Stimme einer ſchrecklichen, gewaltigen Natur mit überzeugender Kraft. Man darf nur, um ſich davon zu überzeugen, die Berichte ſo vieler Seefahrer leſen, in denen noch ein Herz, der höheren Stimme empfänglich, war. Ich erinnre hier nur einſtweilen an die Erzählung des kühnen Abentheurers Wilhelm Dampier, der vorher mit allen Elementen der Gefahr und des Schreckens nur Scherz getrieben und ſie ſogar durch einen natürlichen Hang zum wildeſten Seeleben von Jugend an aufgeſucht hatte. In jener furchtbaren Nacht, wo er, nur noch mit zweien ſeiner ehemaligen Gefährten und mit einigen Indianern, mitten in einem fernen Meere, — ſtatt des Fahrzeuges ein ausgehöhlter Baum — von einem ungeheuren Ungewitter und Sturm überfallen wird; da gehen ihm und ſeinen europäiſchen Gefährten die Augen über ihr bisheriges Treiben und über ihre bisherige weite Entfernung von dem wahren Leben auf. Die tiefe Sehnſucht nach dieſem wahren Leben, nach dem ſicheren Ankergrund, worinnen die wild umhergetriebene Seele allein ihren Ruhepunkt findet, wacht auf, und verläßt nachher, da die Hand einer wunderbaren erbarmenden Liebe die Unglücksgefährten da, wo vor menſchlichen Augen kein Anſchein mehr dazu war, rettet, die einmal für ſie gewonnenen Seelen niemals wieder ganz.

Was die Worte einer ſolchen furchtbaren Naturſprache auch auf die härteſten, verirrteſten Seelen wirkt, lehrt unter andern auch jene Geſchichte, wovon der treffliche engliſche Prediger Erskine Augenzeuge war, und die Hillmers in ſeiner chriſtlichen Zeitſchrift (vierten Jahrganges zweites Quartal) erzählt. Sehr in die Augen fallend iſt es, daß gerade das Weib, das am meiſten geläſtert und die Raſerei der Ruchloſigkeit am weiteſten getrieben hatte, von jener furchtbaren Flammenſchrift der Natur am meiſten erſchreckt, bewegt und gerührt wurde; wie ſie ihre Arme um den frommen Prediger ſchlang, den ſie noch wenige Minuten vorher ſo furchtbar verſpottet hatte und ausrief: wenn ich denn ſterben ſoll, ſo will ich mit dir ſterben, du Mann Gottes!

Nur zu oft geht es bei ſolchen Naturereigniſſen einem vom Wahnſinn der Sünde ergriffenen Gemüth, wie einem körperlich Wahnſinnigen auf der Drehſchaukel, womit bekanntlich in England und auch anderwärts ſchon viele Wahnſinnige zur Beſonnenheit, zur Vernunft zurückgeführt wurden. In der Drehſchaukel einer ſolchen furchtbaren Angſt der Natur ſieht ſich das ſchwindelnde Auge auf einmal von allen dem verlaſſen, woran ſich ſeine Blicke bisher feſt hielten; von ſeiner ganzen lieben Sinnlichkeit. Alles wankt und ſchwankt um und unter ihm. Da erwacht es auf einmal zur nüchternen Beſonnenheit; aber mit Schrecken und Angſt.

Wird dir ſchon ſo weh, verirrter Bruder! in einer ſolchen Stunde, wo dir die furchtbare Natur den Tod nur droht: wie wird dir erſt ſeyn einſt bei jener furchtbarſten aller Naturerſcheinungen und Naturbegebenheiten, die wir den Tod nennen. Wie wird erſt deinem ſchwindelnden Truge dann ſeyn, wenn es ſich, und auf immer, ganz von Dem geſchieden ſieht, worin es bisher allein wohnte, lebte und ſich feſt hielt? Ach, es wird dann erwachen aus dem Traume eines langen, tiefen Wahnſinnes! Die erbarmende Liebe aber allein weiß, ob nicht auf ewig zu ſpät.

Wenn aber auch die milde, wie die ungeheure und gewaltige, Natur dem Herzen noch ſo verſtändlich die Worte ins Ohr ruft: es iſt ein Gott! ſo kann ſie doch nie weder zur eigentlichen, lebendigen Erkenntniß, noch weniger zur Liebe Gottes führen. Jener Stern, der den Weiſen im Morgenland erſchien, verkündigte ihnen allerdings, Chriſtus ſei geboren und führte ſie bis an das Haus, wo der, den (nach jenem alten Lied) „der Welkreis nie beſchloß, im Schooße einer Jungfrau ruhte, verkleidet in unſer armes Fleiſch und Blut.“ So führt uns auch das was uns die Sprache der Natur lehrt allenfalls bis an die Nähe und Heimath unſrer ewigen Liebe (im Innern des Herzens) vielleicht auch gar nur bis zu dem Herodes, der uns hernach dennoch Wegweiſer werden muß; aber hinein ins Innre führt die Natur den natürlichen Menſchen nicht. Denn ſo wahr es iſt, daß die Natur nur gleichſam der erſte, ſtatt mit Worten, mit lauter Weſen und Kräften geſchriebene Band der Offenbarung Gottes ſei; ſo hat doch in ſeinem jetzigen Zuſtand, den wir den natürlichen nennen, der Menſch den Schlüſſel zu jener hohen Hieroglyphenſprache verloren, er verſteht ſie eben ſo wenig, als Einer, der nur einige wenige Buchſtaben erräth, die geſchriebene Bibel leſen kann. Wenn ihm erſt ein höheres Licht von oben gegeben worden, dann verſteht er freilich auch die Natur und lieſt auf jeder Seite ihres großen Buches: „es iſt ein Chriſtus, eine ewige erbarmende Liebe, die ihre Menſchen erlöſt aus den Banden eines ewigen Böſen, in denen ſeufzen alle Creaturen dieſer armen Natur, die nur ein Schattenbild iſt jener Natur, die einſt war, und jener neuen Erde, auf die wir warten!“ Dieſes Alles weiß aber das liebende und einer liebenden Stimme in ſeinem Innern geöffnete Herz, ſchon aus dem Worte und den Belehrungen dieſer Stimme unmittelbar; aber ein ſolches Herz, das ja gerne überall nur von ſeiner Liebe hören möchte, und von ihr reden, freut ſich dann auch mit deſto reinerer Freude an dem Wiederglanze des Lichtes, das ſein Herz erfüllt.

Und was ſprichſt du, lang verirrtes Herz? —

Siehe der Frühling kam, mit allen ſeinen Blüthen und Freuden; da wachte mein Sehnen auf, das im Geräuſch des Lebens geſchlafen; es gieng hinaus, Den zu ſuchen, den meine Seele liebt; aber du meine ewige Liebe warſt nicht in den Blüthen des Frühlings. Ich fragte den Sommer, ich fragte den Herbſt mit ſeiner Fülle, wo Der ſei, den meine Seele ſuchet, der einſt mein war in früher Kindheit; aber ſie konnten mirs nicht ſagen, und der Winter in ſeiner ſtummen Größe ſprach blos von dem Tode, nicht von dem ewig liebenden Arme, in welchem nun mein glaubendes Herz einſt zu entſchlafen hoffet. Der hohe Sternenhimmel, mit allen ſeinen unendlichen Welten, gieng dem ſuchenden Auge vorüber, mein Blick ſchaute in vorhin unbekannte Tiefen; aber Den meine Seele liebte, den fand ich nicht in dem unendlichen All ſeiner tauſend Welten. — Mein Sehnen trieb mich hinab in die Tiefen und auf jene Gebirge, welche laut verkünden das Werk früher Jahrtauſende, aber Den, welcher war, ehe denn die Berge worden, ehe denn die Erde und die Welt geſchaffen wurden, fand mein liebend Herz nicht in der Tiefe, nicht auf den Bergen. Alle deine Geſchöpfe, die das irdiſche Auge ſieht, die Kräfte deiner Natur — die Boten deiner Macht — hat mein dich ſuchend Herz nach dir gefragt, ſiehe ſie haben mich nicht berichtet; ſie ſagten mir alle blos von einem großen, weiſen, gütigen aber auch unendlich unbegreiflichen, dem armen Menſchenherzen unnahbarem Gott; ſie ſagten mir alle, daß mein irrender Fuß von dir ſo fern ſei! Siehe ich habe dich geſucht, du ewige Liebe, ich habe dich geſucht du Gott in Chriſto, noch ehe ich dich lieben konnte.

Ich fragte alle deine Weſen, ich fragte die Boten deiner Macht: wer wird mir die Liebe ins Herz geben, damit ich den unendlich Hohen lieben und durch meine Liebe finden kann; aber alle deine Weſen verſtummten: ſie konnten mir die Liebe zu dir nicht geben, womit dich ja niemals Fleiſch und Blut, ſondern nur der von deinem Erbarmen neugeſchaffene Menſch lieben kann. Endlich ſchlief das Auge ein, müde vom Suchen, es entſchlief an einem tiefen Abgrund, dahin es durch eigne Thorheit gerathen war. Und gerade jetzt ertönte nicht die ſtrafende, nicht die zürnende, nein, die ewig liebende Stimme: Wache auf, meine Freundin! ſtehe auf die du ſchläfeſt. Siehe der Winter iſt vergangen, der Regen iſt vorüber! Die Blumen ſind hervorgekommen, der Frühling iſt da, der Geſang der Turteltauben läßt ſich hören! — Da wachte meine Seele auf, mein Auge ſahe Den, den meine Seele liebet. — Ja, der Winter iſt vergangen, der Regen iſt vorüber, ein ewiger Frühling iſt da!

Zeuch uns dir nach, ſo laufen wir!

2) Ihr kennet Ihn aus den väterlichen, wunderbaren, oft dunklen aber immer liebenden Führungen eures Lebens.

„Wunderbar führet der Herr die Seinen.“

Was auffallende, über alles menſchliche Hoffen und Erwarten gehende Lebens- und Völkerſchickſale auf das Gemüth für Einfluß haben, und wie ſie öfters ſelbſt den Blödſichtigſten den Vater kennen lernen, das hat unter andern die Geſchichte der letztverfloſſenen Jahre gelehrt. Gott Lob, Tauſende ſind aus einem langen Traume wieder erwacht zur Erkenntniß und Liebe Gottes und Chriſti; aufgeſchüttelt durch eine Wendung der Völkerſchickſale, die Gott auf ſeine Weiſe einmal ſo eintreten ließ, wie unter Tauſenden kaum Einer erwartet hatte.

Meiſtens wirken vorzüglich bedeutende und merkwürdige Lebensführungen auf das Gemüth des Menſchen, ſo wie, nach dem vorhin Erwähnten, gewaltige, erſchreckende Naturerſcheinungen; ſie ſchrecken es auf vom Schlafe, wie jener Blitzſtrahl, der den Freund an ſeiner Seite tödete, unſern großen Luther aufweckte zu ſeinem Lebenstagwerk, das ein Segen für Tauſende wurde. Der plötzliche Verluſt, eben ſo wie die plötzliche unvermuthete Rettung des Liebſten, das wir auf der Welt beſitzen, eine unvermuthete und auf keine Weiſe vorauszuſehende Wendung unſres Lebensſchickſals, wo uns oft Licht aufgeht mitten aus tiefer Nacht, oder auch die Nacht überfällt, während wir uns im lichten Mittag ſicher wähnten; Ausgänge aus Labyrinthen ſich zeigen an die niemand dachte: heißen die Seele mit unwiderſtehlicher Kraft ſtille halten und auf die Stimme einer ſie überall begleitenden Liebe hören, gegen deren Worte ſie bisher taub war.

Wer die äußere Geſchichte der Völker und Reiche, noch mehr, wer die innre Geſchichte unſers Geſchlechts, die Geſchichte der Triebfedern zu allen Völkerbewegungen, die der Meinungen und des Glaubens durchforſcht hat, und hat nicht von ganzer Seele den Vater kennen lernen, iſt nicht mit ganzer Ueberzeugung Chriſt geworden; von dem darf man wohl ſagen, ſein Name ſei auch ſo berühmt er wolle, er hat die Geſchichte nicht recht verſtanden. Wiewohl es auf der andern Seite nicht vergeſſen werden muß, daß wir überall, in allen Gebieten des Wiſſens erſt recht ſehen lernen, wenn wir „jenes Licht, das in die Welt kommen iſt“ und das die Seele freilich urſprünglich nie in der Wiſſenſchaft, ſondern blos in der einigen Quelle ſelber finden kann, ſchon mit uns bringen.

Chriſtus, Er unſer Ein und Alles, geſtern und heute. Derſelbe auch in Ewigkeit, und ſein großes Werk auf Erden, das da war, iſt und ſeyn wird, läßt ſich wohl, wenn der Menſch erſt gewohnt iſt in einem höheren Lichte zu ſehen, mit überzeugender Gewalt aus der Geſchichte der Zeiten und Völker erweiſen. Einige Züge der Art werden auch, ſo Gott will, der Inhalt eines der nächſten Bändchen dieſes Buches ſeyn. In dieſem Bändchen ſollen fürs Erſte nur einige, vielleicht zum Theil minder auffallende Lebensführungen einzelner Menſchen ihren Ort finden, davon etliche den Verfaſſer oder ihm nahe bekannte Perſonen berührt haben, und die ihm ſelber den Vater kennen lernten, vor deſſen erbarmenden Augen auch dieſe arme Schrift Segen finden möge!

Ein liebendes Herz wird auch hier im Kleinen, in den erzählten Lebensſchickſalen und Lebensrettungen, die Hand Deſſen erkennen, Den es von allen Kräften liebt und lieben möchte, und vielleicht durch mehrere Züge, denen ähnlich die ihm aus eigener, lebendiger Erfahrung bekannt ſind, aufmerkſam werden auf die Spuren jener leitenden Hand auch in ſeinem eignen Lebensgange.

„Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirſt es aber hernachmals erfahren. (Joh. 13, v. 7.)

Jenen ſtillen Seelen, welche ſich treu und gern den Führungen einer höheren Liebe ergeben, geſchieht es öfters, daß ſie ſich auf einmal und unvermuthet von ihrer Führerin auf einen ganz neuen, unbekannten Lebensweg verſetzt ſehen, wohin ſie in dieſem Augenblick gar nicht zu gehen gedachten. Ihre Neigung, ihre Abſicht (und es war nach Menſchengedanken keine böſe Abſicht, denn ſie wollten ja überall nur zum Vater) gieng nach einer ganz andern Richtung hin; ſie glaubten ſich nahe am Ziele, und nun auf einmal ſehen ſie ſich in einer ganz andern, ihnen fremden, geiſtigen ſowohl als öfters auch körperlichen Region. Eine in jenen Führungen noch minder erfahrne Seele, klagt und weint denn wohl zuweilen wie ein Kind, das ſich auf dem Wege zur Mutter in ſpäter Abendſtunde verirrte und ſich nun auf ganz unbekanntem Wege ſieht; geübtere Seelen wiſſen jedoch, daß gerade der Wille der Mutter es war, der ſie auf dieſen fremden Weg brachte, welcher näher und ſicherer zu ihr führt, als der bekanntere und worauf das Kind Muth finden ſoll und Vertrauen. Darum klage nicht, liebes Herz, auf deinem unbekannten Wege! Die

Mutter, die du ſo fern von dir wähnſt, iſt dir ganz nahe; ſie iſt neben dir, ſteht nur verborgen. Gehe nur muthig liebend deinen Weg, du wirſt dich auf einmal in den Armen deiner Liebe finden, ehe du es wähneſt.

Merkwürdig blieb mir immer die Lebensgeſchichte eines frommen, guten Bergmannes, die mir dieſer vor mehreren Jahren ſelbſt erzählte und aus der ich hier nur einige Züge, treu wie ſie mir vor der Seele geblieben, wieder erzählen will.

Johann Gottlob Anger, war zu Ober-S. bei S., im ſächſiſchen Erzgebirge, im Jahr 1768 gebohren. Er war der jüngſte Sohn einer herzlich guten aber armen Bergmanns-Familie. Als in den Jahren 1771 und 1772, die Theurung und der Mangel, beſonders in dem armen ſächſiſchen Erzgebirge, ſehr groß war, reichte das, was ſeine Eltern durch ihre Arbeit verdienten, nicht mehr hin, um ſie und ihre vielen Kinder zu ſättigen. Wie damals in vielen tauſend armen Hütten, legten ſich auch in der armen Hütte der guten, ſtillen Bergmanns-Familie, Eltern und Kinder an den meiſten Abenden hungernd und nach Brode weinend, und doch auch immer wieder geſtärkt und aufrecht erhalten durchs gemeinſchaftliche Gebet und Vertrauen zu Gott, auf ihr armes Lager. Die Noth gab damals den armen Menſchen gar viele vorher nie verſuchte Mittel, ſich zu ſättigen, an die Hand, wovon manche wohl ſehr traurig waren. Einige buken ſich eine Speiſe aus Kartoffelſchälern und andern, als unbrauchbar für die Küche weggeworfenen Abgängen, die ſie vor den Häuſern der etwas wohlhabenderen Bauern und Bürger aus dem Staube auflaſen, andre ſuchten wohl, ſo lange ſie noch Kräfte zum Gehen oder auch nur Fortkriechen hatten, ihre Speiſe an noch traurigerern Orten. Jemehr die Theurung zunahm, deſto ſeltner wurde auch die Gelegenheit, etwas zu verdienen, denn in einigen Gegenden wollten die meiſten Bauern und Bürger kein Tagelöhner und Handarbeiter mehr dingen, weil ſie nicht im Stande waren ihnen Brod zu geben.

Der Winter von 1770 auf 71 war wohl recht jammervoll. Die Noth nahm immer zu, überall wo man hinſahe traurige, bleiche Geſichter, die einander gegenſeitig den Muth nur noch mehr benahmen, ſtatt zu ſtärken, auf der Gaſſe ſahe man abgezehrte oder auch krankhaft geſchwollene, hungernde Kinder, die nicht, wie ſonſt, muthig kindlich herumliefen, ſondern ſchlichen, und ganz ſtille waren: dazu war auch in dem traurigen Winter der Himmel faſt immer trübe und neblicht, eine faſt beſtändige feuchte Kälte. Am Abend brannte wohl in den Oefen der armen Hütten das Feuer wie ſonſt, aber es war nichts, gar nichts da, was die Mutter ans Feuer ſetzen konnte; die kleinern Kinder zogen den Tiſchkaſten heraus, wo ſonſt in beſſeren Zeiten das übrig bleibende Brod gelegen hatte, und ſuchten hinter dem alten Gebetbuch nach alten Bröckchen, die ſich vielleicht da noch verhalten hatten, aber ſie fanden nichts, denn es war ſchon lange kein Brod hineingekommen, weil nichts übrig blieb, und die Mutter hatte ſchon öfters den Tiſchkaſten ganz umgeſtürzt und die gefundenen Broſamen den kleinſten Kindern zuſammengekehrt und gegeben. Wenn ſie denn gar nichts fanden, weinten die Kleinen, während das größere Töchterchen begierig an dem Tuche leckte, worinnen die Mutter geſtern Mehl geholt hatte, und der größere Knabe den hölzernen Teller abſchabte, worauf der Mehlbrei geweſen war, bis der Vater, der auch vor Hunger matt war, traurig ſagte: nun ihr Kinder, laßt uns das Abendgebet mit einander beten und zu Bette gehen!

Wenn dann am Morgen die Kleinen wieder aufwachten und die Mutter konnte ihnen keine Milch geben, weil die Ziege ſchon lange aus Noth verkauft oder geſchlachtet war, da ſchaute ſie wohl manchmal tiefſehnend aus dem Fenſter hinaus, wenn wieder ein Sarg vorbeigetragen wurde und dachte: ſelig, glücklich ſind die, die in dem Herrn ſterben, denn ſie werden ruhen von ihrer Arbeit, ruhen von ihrem Elend, in der tiefen ſtillen Kammer, wo ſie nicht hören mehr und verſagen müſſen die Bitte der unſchuldigen hungernden Kinder.

Und dennoch ihr geprüften Seelen! ſprechen manche von euch mit Freudenthränen davon, wie der Herr euer wunderbarer Helfer war in der Noth, wie euch damals öfters das Gebet aus tiefer Angſt, wie euch der Geſang des Liedes: „Befiehl du deine Wege,“ oder „Warum ſollt' ich mich denn grämen, hab' ich doch Chriſtum noch, wer kann mir den nehmen“ auf eine Weiſe, wie nie ſonſt, ſtärkte, tröſtete und beſeligte.

Stille, große Seelen, die ihr nicht nur ſelber mit der ſchweren Anfechtung der Verachtung, der Armuth und des tiefſten Elendes, ſondern mit der viel ſchwereren gekämpft und ihr obgeſiegt habt: eure Liebſten ſchmachten zu ſehen, das Aechzen der Unſchuldigen zu hören, ohne ihnen helfen zu können; ihr Helden, deren innre verborgnen Kämpfe und Siege niemand kennet als der Engel, der eure Thränen zählte, eure Gebete vernahm im Staube, wie will ſich der Geringſte in Iſrael einſt freuen an eurer Seligkeit. Ja, ihr ſeid es, von denen einſt jene liebende Stimme reden wird: Dieſe ſinds, die da kommen ſind aus großer Trübſal, und haben ihre Kleider gewaſchen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes. Darum ſind ſie vor dem Stuhl Gottes, und dienen ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel, und der auf dem Stuhl ſitzet, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern noch dürſten, es wird auch nicht auf ſie fallen die Sonne, noch irgend eine Hitze. Denn das Lamm mitten im Stuhl wird ſie weiden, und leiten zu dem lebendigen Waſſerbrunnen; und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen.

Indem nun das Elend in jenem traurigen Winter faſt allgemein in dem armen Erzgebirge ſo groß war, wie wir es hier beſchreiben, hatte auch unſre arme Bergmanns-Familie ihren reichlichen Antheil an der Noth zu tragen. Da gab das Mitleid und die zärtliche Liebe der Mutter ein Mittel ein, wie ſie ihren jüngſten, liebſten Sohn, den zweijährigen Johann Gottlob von dem Hungertod, dem ein ſo zartes Kind leicht wäre ausgeſetzt geweſen, retten konnte. Sie trug nämlich den Knaben täglich hin zu einem Bäcker und ließ ihn in der Nähe des Backofens, während ſie aufs Tagelohn gieng, Stundenlang ſitzen, damit er den nahrhaften Dampf des friſchen Brodes einathme. Die mitleidige, aber ſelber arme, und an Kindern reiche Bäckersfrau gab dann dem Kleinen wohl zuweilen auch einige Biſſen. So wurde der Knabe jenen Winter hindurch, wo ſo unzählich viele arme Kinder von ſeinem zarten Alter ſtarben, beim Leben erhalten.

Da nun der Frühling 1771 wieder kam und die Wieſen wurden wieder munter, faßten die Armen auch wieder Muth und Hofnung. Die Aeltern der Bergmanns-Familie giengen nach Tagelohn, die größeren Kinder mit ihnen, die kleineren wurden angewieſen, außen auf den Wieſen Primeln, aufknospende Scabioſen und andre Kräuter zuſammen zu leſen, die ſie dann in der Apotheke verkaufen ſollten. Da war einmal der kleine, noch nicht dreijährige Johann Gottlob ganz allein auf der Wieſe und ſuchte Scabioſen. Die Sonne verbarg ſich ſchon hinter dem Berge, ihn hungerte ſehr, er wollte ſo gern nach Hauſe zur Mutter und doch kam keines ſeiner Geſchwiſter ihn abzuholen. Da ſieht er einen Poſtboten vorbeigehen. Er glaubt, es ſei der nämliche Mann mit gelben Rock und zinnernen Bruſtſchild, der beinahe täglich von S. aus durch Ober-S. und dann bei ſeiner Eltern Hauſe vorbei gieng und hinter dem er wohl öfters ſchon, aus kindiſcher Freude an dem gelben Rocke und zinnernen Bruſtſchild ein Stückchen Weges darein gelaufen war. Der Kleine läuft auch jetzt hinter dem Manne im gelben

Rocke, kindlich arglos drein, und glaubt, der ſoll ihn an das Haus ſeiner Eltern führen. Er bemerkt es nicht, daß der Poſtbote einen ganz andern Weg geht, ſtatt im Thal hinunter, den Berg hinauf, ſtatt gegen Oſten, nach Weſten.

Der zarte Knabe läuft, ſo gut er kann, mit dem Poſtboten, der nach der Art dieſer guten, wortloſen Menſchen, kein Wort zu ihm ſpricht, bis zur Abenddämmerung. Da geht der Poſtbote in ein Wirthshaus hinein und ißt etwas. Der Kleine ſetzt ſich, jenem ſehnſüchtig zuſehend, ihm gegenüber. Da reicht ihm der Poſtbote ein gutes Stück von ſeinem Brod und Käſe, und fragt ihn, wo er hin wolle? Der Kleine ſagt, nach Ober-S. Da biſt du, ſagt jener, weit davon, von da nach S. iſts 2 Stunden, du biſt ja hinter mir drein immer gerade von Ober-S. weggelaufen, ſtatt hin. Darüber fängt nun der kleine Junge bitterlich an zu weinen, der Poſtbote nimmt ſein Felleiſen und ſagt zu ihm: Jetzt bleib nur da bis ich morgen wieder komme, dann will ich dich wieder mit nach S. nehmen.

Der arme Junge, der ſich in der Wirthsſtube unter lauter fremden Geſichtern ſieht, weint den ganzen Abend nach der Mutter und ſchläft endlich auf der Ofenbank ein. Am andern Morgen, da niemand auf das Kind achtet, läuft es, ſeine welken, für die Mutter gepflückten Scabioſen noch immer feſt in der Hand haltend, fort. Am Mittag ſpeiſt und erquickt ihn eine mitleidige Bauern-Familie reichlich, am Abend wieder, und da er immer noch nach ſeinem S. fragt und immer hört, es ſei ein paar Stunden dahin, läßt er ſichs endlich in kindlicher Unüberlegtheit gefallen, ſo den Tag über zwiſchen den grünen Feldern und blühenden Bäumen herum zu laufen und am Mittag und Abend doch immer ſeine Mahlzeit bei mitleidigen Menſchen zu finden; er wirft die welken Scabioſen aus der Hand, und weint nur noch am Abend, wenn er zuweilen in Häuſern iſt, wo ihn die Leute nicht ſo freundlich anſehen, nach der Mutter.

So wandert der Kleine, der durch ſein hübſches Geſicht und ſein gar gutes, treuherzig blickendes Auge, ſo wie, wenn man ihn darum fragt, durch ſeine treuherzige Erzählung, überall Mitleiden weckt, eine ziemlich lange Zeit von Ort zu Ort. Bald pflegen ſeiner mitleidige Bauern, oder eine gute Predigersfrau reinigt und erquickt ihn, wohlmeinende Edelfrauen geben ihm Geld und Kleider. Geld zwar achtete er anfangs nicht, ſondern giebt es andern armen Kindern, da er aber einmal von dieſen bemerkt, daß man auch gutes, weißes Brod an Bäckerläden haben kann, wenn man dem Bäcker

Geld giebt, lernt er nach und nach auch den Werth dieſes Almoſens kennen.

Endlich kommt er in eine, ihm damals ſehr groß und prächtig ſcheinende Stadt (wahrſcheinlich Zwickau). Die große Theurung im Gebirge hatte damals viele Arme nach den Städten hingezogen, die am Tage ihren Biſſen Brod vor den Thüren der mitleidigeren Bürger ſuchten und bei Nacht außen vor der Stadt ſchliefen. Der Kleine hatte bisher noch nie eigentlich gebettelt, ſondern, wenn ihn hungerte, ſich immer nur vor die Thüren ſtill hingeſtellt, und gewartet, bis man ihn anredete und ihn zum Eſſen einlud; unter die Haufen der Almoſen flehenden Armen gemiſcht, lernte er aber nun auch von dieſen um Almoſen bitten. Dem kleinen, zarten, treuherzigen Knaben gab jedes reichlich, und er brachte gewöhnlich, wenn er nicht über dem Spielen mit andern armen Kindern das Almoſenbitten vergaß, am Tage über ſo viel zuſammen, daß er nur den geringſten Theil des empfangenen Brodes zu eſſen vermochte. Da nahm er denn am Abend ſeinen ganzen Vorrath an Brod und Geld und gieng in der Vorſtadt in eine Hütte, die ihm die ärmſte ſchien und wo viele hungrige Kinder waren, denen gab er ſein ganzes Brod und Geld und hatte dafür in der Hütte ſein Obdach. So wurde er wirklich (denn das mitgebrachte Almoſen ward immer reichlicher, weil der Kleine und ſeine ihm Stückweiſe abgefragte Geſchichte in der Stadt immer bekannter wurde) gerade in der Zeit des größten Mangels der wirkliche Erhalter und rettende Engel einiger ganz armen und Kinderreichen Familien, die entweder zu ſchüchtern waren, um ſelbſt Almoſen zu erflehen, oder nicht das Glück hatten, ſo viel zu bekommen, wie der kleine Bergmanns-Knabe.

Auf jene Weiſe erhielt ſich und Andre der verirrte Knabe, während der ganzen Zeit der großen Theurung, die indeſſen im höheren Erzgebirge von Monat zu Monat ſo heftig zugenommen hatte, daß an der aus dieſer Noth entſtehenden Seuche ungemein viele arme Familien ganz ausſtarben, und viele arme Hütten ihre ganzen Bewohner verloren. Nachdem er lange in der Stadt und dann auch, da er aus Liebe zur Veränderung ſie verließ, außer ihr ſeinen täglichen Unterhalt gefunden, reichlicher als jemals in der armen Hütte ſeiner Eltern, kommt er einmal an einem Herbſtabend, da eben die Sonne über den Thürmen einer auf der nahen Anhöhe liegenden Stadt untergehen wollte, auf eine Berghöhe, von der er unten im Thal ein Dorf mit einer kleinen Kirche liegen ſieht Das Dorf und die Kirche kommen ihm ſo bekannt vor, und, nun ſchon dreuſter geworden, fragt er einen Bauer, der auf der Anhöhe ackert, wie der

Ort hieße? Der antwortet: Ober-S. Da läuft der Kleine, vor Freude außer ſich, den Berg hinunter und kommt noch in der Dämmerung ins Dorf. Er findet gar bald die wohlbekannte, liebe Hütte ſeiner Eltern, klopft an der Thüre an, aber die iſt und bleibt verſchloſſen. Aber an der hintern Seite des Häuschens, nach oben befand ſich ein Laden, der gewöhnlich (denn Diebe fürchtet ein armer guter Bergmann nicht) immer offen ſtund. Auch jetzt war er geöffnet und der Kleine kletterte hinauf, wie er ſonſt öfters ſeine älteren Brüder hatte hinaufklettern ſehen. Aber innen im Haus war alles ſtill und der Knabe, der glaubt, es ſchlafe ſchon alles, legt ſich auch ganz ſtill in einem oben auf dem Boden ſtehenden offnen Kaſten, worinn[illegible] alte Kleider und Lumpen lagen. Zum erſten Male wieder in dem Hauſe ſeiner lieben Mutter, erwacht er am andern Morgen überaus froh und heiter, ſpringt herunter, öffnet Hausthüre und Fenſterläden, und ſieht ſich nun im ganzen Hauſe um. Aber das iſt ſtill und leer, das Bette, wo ſonſt ſeine Eltern innen ſchliefen, war nicht mehr da, auf ſein Rufen antwortet niemand. Endlich kommt ein Nachbar, verwundert, wer in dem einſamen Hauſe ſei? Da der den Kleinen erkennt, ſagt er: du böſes Kind, wo biſt du geweſen? Deine Eltern und deine Geſchwiſter (bis auf eine Schweſter) ſind alle an der Noth und an der Seuche geſtorben und die Sorge um dich hat deine Mutter noch in ihren letzten Stunden bekümmert.

Da fängt der arme Junge bitterlich an zu weinen, daß er ſeine Mutter, von der er ja gar nicht gerne weggelaufen war, nicht mehr ſehen ſoll und daß er ſie ſo betrübt hat. — Aber Der ihn bisher ſo wunderbar aus der ſehr wahrſcheinlichen Todesgefahr gerettet, wunderbar bei der Hand geführt und genährt hatte, der ſorgte nun auch ferner für ihn, erweckte ihm ein mitleidiges Herz, das ſich ſeiner im Leiblichen ſowohl als im Geiſtigen annahm, und durch noch gar viele merkwürdige, aber nicht hieher gehörige, Lebensführungen wurde der Knabe das, was er jetzt iſt, ein lieber, frommer, mit allen Gottes⸗Führungen zufriedner, frommer Bergmann, dem man es anſieht und anmerkt, daß er Chriſtum kennt und liebt.

Welche Lebensführung konnte wohl dem Anſcheine nach härter und doch zugleich herrlicher und wohlthätiger ſeyn als die, welche wir hier erzählten! Eine arme Mutter hängt mit ganzer Seele an ihrem liebſten, jüngſten Knaben, der in der größten Noth unter allem, was ſie äußerlich beſitzt, ihr liebſter Troſt iſt. Sie bittet Gott oft, er möge doch nur dieſen kleinen

Unſchuldigen, der den Hunger noch gar nicht ertragen kann, und für den ſie doch ſo oft nichts hat, ihn zu ſättigen, mit ſeiner wunderbaren Hand ſpeiſen und erhalten! Und ihr Liebling wird ihr weggenommen, ſie weiß nicht wohin? Ihr liebſter Anblick, den ſie noch in ihrer armen Hütte hatte, iſt ihr geraubt! — Aber zugleich iſt auch ihr inniges Gebet erhört, der kleine Unſchuldige wird, während der Hungersnoth, täglich reichlich geſpeiſt, wird während der Seuche, die wohl auch ihn, den zarteſten unter ſeinen Geſchwiſtern, ergriffen und hingeriſſen hätte, wunderbar erhalten, und wird ſo zum Zeugniß einer allerbarmenden, rettenden Liebe hingeſtellt! — Freilich wird der Kummer die Arme noch auf ihrem Sterbebette um den verlohrnen Sohn tief gebeugt haben, aber es blieb auch hier wahr: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirſt es aber hernachmals, wirſt es bald erfahren.“

Auch der Kleine, da er auf einmal, ſtatt zur Mutter zu kommen, unter lauter fremde Leute kam, ahnete es in ſeinem Kindersinne noch nicht, daß dieſer Irrweg, der ihn ſo herzlich betrübte, der Weg zu ſeiner Rettung und Erhaltung war, aber jetzt als Mann dankt er Dem innig, der ihn ſo führte aus der Eltern lieben, aber armen Haus, in die Fremde, die ihm Bergungsort wurde.

Auch du, meine Freundin! klage nicht mehr über die Führung, die dich fern aus deiner Eltern lieben Haus, aus ihrer lieben Nähe hinwegzog. Du biſt nicht in der Fremde; mit dir, auf deinem einſamen Wege, geht eine ewige Mutterliebe. Klage nicht; denn was Er jetzt thut, das weißt du jetzt nicht, du wirſt es aber hernachmals erfahren.

Der frommen Väter Segen bauet den Kindern Häuſer.

In der nämlichen theuren Zeit, aus welcher jene Geſchichte iſt, lebten in dem ſächſiſchen Erzgebirge der frommen Menſchen viele, welche das Brod, was ſie hatten, gern, und ſo reichlich ſie konnten, mit den armen, hungernden Brüdern theilten. Ein, damals ſelber noch nicht vorzüglich bemittelter, aber an Liebe zu Chriſto und zu den Brüdern ſehr reicher Mann, Kaufmann Zill zu Hohenſtein, im ſächſiſchen Erzgebirge, ließ täglich einige hundert arme, ausgehungerte Kinder, in der Schule, wo ihnen der fromme, kindlich gute Rektor Seidel auch noch andre geiſtige Stärkung reichte, auf ſeine Koſten ſpeiſen, nicht um ſeine Wohlthätigkeit dadurch öffentlich werden zu laſſen (denn er that an Erwachſnen und Kindern gar Vieles, was niemand ſahe und wußte, als Gott) ſondern um die, durch die gar große Noth faſt verwilderte Jugend, bei dieſer Gelegenheit, an einen Ort hinzulocken, wo ſie, aus einem kindlich reinen Mund und Herzen, Worte der Stärkung und des Lebens hörten. Denn die gar große Noth verwildert die Menſchen auch, daß ſie ſich in dumpfer, wilder Verzweiflung oft mehr verſündigen als in guten Tagen, und es gehört eben ſowohl ein von oben her bekräftigtes und geſtärktes Herz dazu, um in der größten Noth gut zu bleiben und beſſer zu werden, als im größten Reichthum und Ueberfluß. Ein gutes, ſtärkendes Wort iſt dann in beiden Fällen recht an ſeinem Orte und findet noch dazu im erſteren Falle leichteren Eingang als im letzteren.

Wenn nun die Kinder ſo haufenweis als noch niemals in die Schule kamen, und freilich wohl recht begierig auf das Ende des Unterrichts warteten, wo die Körbe mit Breden unter ſie ausgetheilt wurden, ließ ihnen der gute Zill zweckmäßige Erbauungsbücher und Bibeln auf ſeine Koſten reichen und der alte Rektor Seidel betete mit ihnen aus ſeiner frommen, treuen, glaubensfeſten Kinderſeele. Da wurden denn die bleichen, von Hunger aufgeſchwollenen oder abgezehrten Geſichter wieder roth und freundlich, und die Kleinen, die am Morgen traurig matt den Berg zur Schule hinaufſchlichen, kamen froh und munter wieder heraus und zu ihren Eltern, die wohl indeß auch eine unbekannte Hand mit Speiſe und Stärkungsmitteln verſorgt hatte.

Und ſo gab es in der Zeit der Hungersnoth an jenem Orte, wo damals noch mein frommer Großvater, mütterlicher Seite, Gotthilf Werner, Prediger war, eine Menge bekannter und verborgner Wohlthäter der Armen, deren Nahmen und Thaten einſt der erbarmende Engel nennen wird. Aber wenn ſie auch nicht bekannt wurden, die Wohlthaten der Väter, ſo erkennt ſie ein aufmerkſames Auge doch leicht an dem Segen der mit ihren Kindern und Kindeskindern reichlich iſt!

Zu derſelben Zeit ſpeiſte auch, in der ärmſten Gegend des ſächſiſchen Erzgebirges, in Stützengrün, ein frommer, gottesfürchtiger Kaufmann, Nahmens Martin, täglich einen großen Haufen armer, vom Hunger ganz entkräfteter Menſchen, mit kräftigem Reis und Fleiſchkoſt, in ſeinem Garten. Ohne jenen rettenden Engel wären die Armen verhungert. Denn dort iſt ja auch, wenn keine Hungersnoth iſt, das Elend ſo groß! O ihr frommen, guten Engländer, die ihr über die ganze Erde erbarmend und ſegnend wirkt, könnte ich doch eure Augen einmal mit meiner ſchwachen Stimme auf dieſe Gegend hinlenken, beſonders auf das arme, wilde Thal bei Stützengrün, was in der dortigen Gegend „das Loch“ heißt. Es würde euch wohl erbarmen, wenn ihr dort die armen, nackten oder zerlumpten, von Hunger bleichen, Menſchen ſähet, noch mehr aber, wenn ihr bemerktet, wie ſo ganz verwildert meiſt das Herz dieſer Armen iſt. Nicht euer Geld allein, auch eure Bibeln, aber auch zugleich von Seiten einer Einſichts- und Erbarmungsvollen höheren Behörde getroffne Einrichtungen, wären hier ſo ſehr an ihrem Orte! —

Aber in eben jener theuern Zeit, wo ſo viele gute Menſchen Thaten und Thränen des Erbarmens ausſäeten, die einſt ihre Frucht bringen werden, lebte auch an einem gewiſſen Orte, den ich nicht nennen will, ein ſehr reicher Handelsmann und Stadtrichter. Dieſer mußte nun wohl nicht wiſſen, wie es einem hungernden Armen zu Muthe iſt, denn er war taub den Bittenden, während er und ſeine Freunde den beſten Rheinwein aus großen Krügen tranken und köſtlich ſpeiſten; er lieh gegen ungerechte Zinſen, den Armen, bis zur Verzweiflung Gebrachten, auf Pfänder, oder kaufte ſehr vortheilhaft an ſich, was ſie hatten; während die Kinder des Hauſes mit den großen Thalern in der Stube ſpielten. Hatte ſich nun beſonders ein Armes in der großen Hungersnoth vergangen und etwa eine Rübe aus dem Felde gezogen und gegeſſen, und war von dem Feldbeſitzer, der kein mitleidiger Boas war, ergriffen worden; ſo ließ der Stadtrichter den armen Dieb aufs unbarmherzigſte ſtrafen. Beſonders hatte er ſeine boshafte Freude daran, ſie in das ſogenannte Narrenhäuschen ſtecken zu laſſen, ein runder Käficht, der aus Latten zuſammengenagelt war, und der ſich wie eine Drehſchaukel herumdrehen ließ. Da kamen denn Buben, die in dem Hauſe ihrer bemittelten Eltern noch nie gefühlt hatten, wie der Hunger ſo wehe thut, und dreheten das Häuschen herum, bis die armen, ohnehin ſehr entkräfteten Menſchen, in Ohnmacht fielen, und was boshaftere oder muthwilligere Kinder waren, ſtachen wohl die Leidenden, zwiſchen den Latten hinein, mit Nadeln.

Aber ſiehe, der reiche Mann, der ſchon vor der theuern Zeit reich war, und während derſelben (hätte man meinen ſollen) noch reicher geworden war, kam nach der theuern Zeit, man wußte gar nicht wie? ſo herunter, daß er ganz verarmte. Sein großes ſchönes Haus (damals faſt das Schönſte im Orte) blieb unausgebaut und verödete; von den Söhnen ſtarb der eine in dem Armenhaus des Orts, der andre, nachdem er lange in den Häuſern um Tagelohn gearbeitet hatte, welche ſeine Familie (ach ſie wußte nicht was ſie that) tief verachtet hatte, ſtarb an einem entfernten Orte, auch im Spital; die Töchter, die ſich einſt vor Stolz kaum kannten, geriethen an ſehr arme Männer, nur eine, gut und ſtill, lebt in Segen und äußerlich wohlhabend.

Und jener Kaufmann Martin in Stützengrün und noch mehr der wirklich dem Anſcheine nach oft über ſeine Kräfte austheilende Kaufmann Zill in Hohenſtein, von denen damals wohl mancher zur Unzeit ſparſame und kluge Hauswirth kopfſchüttelnd ſagte: gebt nur Acht, wie ſich dieſe guten unvorſichtigen Leute durch ihre unbedachtſame Verſchwendung zu Grunde richten werden, ſind denn die etwa durch ihre Freigebigkeit ärmer geworden? — Nein Lieber! das ſind ſie nicht. Sie wurden ſeit der theuren Zeit auffallend reicher und bemittelter; wo ehedem der alte Zill und der alte Martin kleine Häuſer hatten, da haben jetzt ihre Kinder große, ſchöne, prächtige Häuſer, und ſo oft ich beſonders an dem Hauſe des jetzigen Kaufmann Martin in Stützengrün, das an Größe und Schönheit einem Grafen-Schloſſe gleicht, vorbeigehe, muß ich denken: „Der frommen Väter Segen bauet den Kindern Häuſer!“ — und erhält ſie ihnen auch, wenn ſie ſelber wandeln in den Fußtapfen ihrer frommen Väter.

Darum, lieben Brüder, laßt uns nie ſparſam ſeyn zur Unzeit. — Auch ſchon in den ſegnenden Worten der Armen liegt wahrlich eine ganz beſondre magiſche Kraft. Mir iſt davon eine gar ſonderbare Geſchichte aus treuem Munde bekannt. — Mein Freund und theurer Bruder B. in N. lebte während der theuren Zeit zu S. als Bäckergehülfe. Er ſparte jeden Morgen ſein Brod, das er zum Frühſtück bekam, auf, um es den hungernden Armen zu geben. Einmal, da er aufs Feld ſollte, hatte er ſich (weil er wohl ſelber hungrig war) ein recht großes Stück, wohl ein Pfund Brod abgeſchnitten und eingeſteckt. Vor der Stadt draußen begegnet ihm ein bleicher, vor Hunger abgezehrter Jude, der ihn ſchon von weitem flehend anſieht. B. merkt bald, was jener will, und reicht ihm, noch ehe ers verlangt, das Brod. Da bricht jener unter Thränen in laute Segnungen aus und nach dem bildlichen Ausdruck, deſſen ſich die Juden oft bedienen, wünſcht er ſeinem Wohlthäter, daß dieſer durch Gottes vergeltende Hand gerade eben ſo viel Gold bekommen möge, als das Brod an Gewicht betrage. Und was geſchahe? B., der eigentlich ganz arm war, erbte ſpäter, auf eine wahrhaft nicht vorherzuſehende Weiſe, unter andern auch an Gold ſo viel, daß es gerade ohngefähr ein Pfund betrug.

Mir fällt dabei noch jene Erzählung oder, wenn man ſo will, fromme Sage aus dem Leben der Altväter ein, die wenigſtens, ihrem eigentlichen Sinne nach, vollkommen wahr iſt.

Mit einem frommen Altvater in Scythien lebte ein jüngerer Bruder zuſammen in Gemeinſchaft der Güter. Der Altvater war ſehr barmherzig und freigebig gegen Arme, dem jungen Bruder fehlte hierzu bisweilen noch der Glaube. Da nun eine Hungersnoth entſtund, kamen viele dürftige Brüder zu der Hütte des freigebigen Alten, daß ſie mit ihm das Liebesmahl hielten, und der Alte brach ſein Brod mit ihnen allen, gern und freudig. Dies ſahe der andre Bruder, und weil ſein Glaube noch nicht recht erſtarkt war, erſuchte er den Alten, daß er den ihnen gemeinſamen Vorrath an Brod in zwei Theile theilen wolle, der Bruder wolle, während der Theurung, ſein eignes Brod eſſen, mit der andern Hälfte möge dann der freigebige Alte thun was er wolle. Der Vater willigte gern in die verlangte Theilung.

Und ſiehe, es geſchahe, daß, während der langen Theurung, der jüngere Bruder, welcher doch ängſtlich ſich kaum halb ſatt zu eſſen getraute, ſeinen ganzen Vorrath verzehrte, der Alte aber, welcher doch täglich ſein Brod den Nothleidenden brach und ſo vielen Hungernden mittheilte, hatte noch immer Vorrath. Da kam der jüngere Bruder, da er noch den letzten Reſt von ſeinen Lebensmitteln hatte, zu dem guten Alten und bat ihn: Mein Vater! nimm du mich doch wieder auf in die Gemeinſchaft der Güter, damit ich auch mit beim Leben erhalten werde, während dieſer Zeit des Mangels. Und der Alte nahm ihn gern auf in die vorige Gemeinſchaft.

Da nun die Theurung anhielt, kamen die Dürftigen noch täglich, wie vorhin, an die Hütte des Alten und begehrten Brod. Eines Tages kam auch ein Armer und begehrte Speiſe. Da hieß der Vater dem jüngern Bruder hinausgehen, und dem Armen Brod reichen. Der Bruder hatte aber ſchon geſtern bemerkt, daß der Vorrath zu Ende gieng und die Wohlthaten des Alten am geſtrigen Abend mußten ihn, nach ſeiner Meinung, vollends erſchöpft haben. Darum ſagt er zum Alten: Mein Vater! woher ſoll ich Brod haben, haſt du doch wohl geſtern den letzten Reſt davon vollends ausgetheilt. Der Alte aber heißt ihn dennoch hinausgehen und nach Brode ſuchen.

Da nun der Bruder den Schrank öffnet, den er leer glaubte, findet er ihn gefüllt mit Broden. Da erkannte er mit Thränen den Glauben des Alten und daß an Gottes Segen Alles gelegen ſei. Und begehrte hinfort nicht wieder mit dem Altvater ſich abzutheilen, wollte auch ſein Brod niemals wieder vor den Dürftigen verſchließen und zurückhalten, ſondern brach es von nun an gern und fröhlich jedem Hungernden, und aß auch ſelber, ohne ängſtlich auf Morgen zu ſparen, freudig, mit Dank gegen Gott, ſein Brod.

Darum, wenn euch einmal Nahrungsſorgen drücken ſollten, die ja nicht den Chriſten geziemen, ſondern nur den Heiden verzeihlich ſind, ſo hebet doch eure Augen auf, dahin, von wo euch Hülfe kommt. Unſre Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Aber der Mutter Fluch reißet ſie nieder.

Ja wohl iſt ſie mir bekannt, die Geſchichte der armen Unglücklichen, die durch eine eigenwillige Heurath, ganz gegen den oft und beſtimmt ausgeſprochenen Willen ihrer Mutter, dieſer, in einer unſelig heftigen Stunde, ihren Fluch entriß.

Die Arme war faſt von der erſten Stunde ihrer Ehe immer krank. Sonſt ſo geſund und noch jetzt ſo jung, war ſie durch eine Lähmung der Glieder unfähig gemacht, ihren Krankenſtuhl zu verlaſſen. In dieſem armen Hauſe ſahe man nichts als Trauer. Der vormalige Wohlſtand verlohr ſich, es war ein Unſegen auf allem was das arme Ehepaar unternahm, Leiden kamen auf Leiden, Verluſt auf Verluſt.

Aber dieſe Leiden gereichten der Armen zur Beſſerung. Sie wurde anfangs ſtill und klagte nicht mehr ſo laut, dann wurde ſie Gott ergeben und Gott vertrauend, hierauf fröhlich. Sie erzog ihre Kinder ſtill und chriſtlich. Zu dieſen ſagte ſie öfters, wenn ich tod ſeyn werde, dann werdet ihr auch wieder glücklich ſeyn.

Und ſiehe, was ſie geſagt hat, iſt wirklich eingetroffen. Der alte gute Wohlſtand iſt der faſt ganz verarmten Familie wieder zurückgekehrt, mit ihm aber wohnt auch zugleich der innere Friede in jenem ehemals ſo unglücklichen Hauſe. —

Armes Menſchenherz! möchteſt du doch nie, auch noch ſo gepreßt von außen, einen andern Wunſch ausſprechen, als einen Wunſch des Segens, auch für die, welche dich bitter kränkten, immer nur ſegnend beten! — Mir iſt ein andrer Fall bekannt, von einer Frau in N., die gegen ihren Mann, der ſie freilich bitter und innig gekränkt hatte, ein ſehr traurig ſchlimmes Wort ſprach. Und ſiehe das Wort gieng auf eine unvermuthete Weiſe gar bald in Erfüllung!

Die Leiden des innig mit ihr Verbundenen wirkten aber auch auf die Arme, vorſchnell Heftige zurück. Sie und die es von ihr gehört hatten, erinnerten ſich jetzt wohl trauernd an das vorſchnelle Wort!

Nenne es Zufall oder nicht, ich wünſchte durch keinen ſolchen Zufall an ein trauriges, ſchlimmes Wort erinnert zu werden. Schon das Alterthum wußte von der magiſchen Kraft des Menſchenwortes, und warnte vorſichtig vor Reden von unglücklicher Vorbedeutung. Und wir wiſſen von der magiſchen Kraft der Worte noch mehr!

Wunderbare Lebensführung durch einen Traum.

Was ich hier erzählen werde, iſt, ſo wie nach meinem Wiſſen und Willen Alles, was hier in dieſem Büchlein ſteht, treu vor den Augen einer höheren Wahrheit erzählt, obgleich es ſich nicht ganz aus unſern Compendien erklären läßt.

Ich bin aus einer träumenden Familie, wo mehrere Male durch einen Traum, ohne daß deshalb ein Einziges von uns ſonderlich auf Träume achtete, ziemlich Bedeutendes voraus erkannt, ja zum Theil ſogar entſchieden wurde.

Von der letzteren Art war wenigſtens der Traum, den ich hier erzählen will, denn von ihm kann man wirklich ſagen, daß er das ganze Schickſal meiner Familie entſchied.

Mein lieber Vater, Chriſtian Gottlob Schubert, der im Jahr 1805 als Prediger zu Hohenſtein ſtarb, war der älteſte Sohn eines trefflichen Rathsherrn und Handelsmannes zu Schwarzenberg im ſächſiſchen Erzgebirge. Seine Eltern hatten ihn von früher Jugend an, des trefflichen Geſchickes und Verſtandes wegen, womit er ihnen bei ihrem Geſchäft beiſtund, zum Handelsſtand beſtimmt, aber ſeine ganze innige Neigung gieng von Kindheit an dahin, zu ſtudiren und einmal, mit Gottes Beiſtand, ein wackerer Prediger zu werden. Dieſe herzliche Neigung hatte er gar oft ſeinen Eltern zu erkennen gegeben und ſie um die Erfüllung ſeines lieben Wunſches gebeten, aber die Eltern antworteten immer: du ſiehſt ja, daß das nicht angeht. Wir brauchen dich nothwendig bei unſrem Geſchäft, denn wir wiſſen nicht, ob dein jüngerer Bruder ſich ſo gut dazu anlaſſen wird wie du, und das Studiren koſtete uns auch zu viel Geld.

Da nun die Zeit kam, wo mein Vater, nach der gewöhnlichen Einrichtung, zum erſten Mal das Abendmahl genoſſen hatte und nun zu dem Geſchäft ſeiner Eltern übertreten ſollte, verließ er die Stadtſchule, und ſeine Lehrer, die ihn als ihren beſten, fleißigſten, talentvollſten Schüler herzlich geliebt und geehrt hatten, mit vielen Thränen und ſchwerem Herzen. Die lieben Schulbücher mußten nun, gleich nach Oſtern, außen im Gewölbe, auf einem bretternen Verſchlag aufgehoben werden, und er ſollte im Laden verkaufen. Da fiel nun wohl manche ſtille Thräne auf die Elle und auf die feinen Spitzen die er meſſen mußte, irgend eins ſeiner lieben Bücher lag zwar immer neben ihm aufgeſchlagen auf dem Ladentiſch, und er las darin, ſo oft ihm zwiſchen dem Geſchäft ein Paar freie Minuten übrig blieben, aber, wenn auch die gute Mutter nichts dagegen hatte, ſo ſah das doch der Vater nicht gern. Und der Sohn war an Gehorſam und ſtille Ergebung in den Willen Gottes und der Eltern von frühe an gewöhnt, er klagte nicht mehr. Aber wenn die ſchönen Frühlingsabende ſeine bisherigen Schulgefährten hinauslockten ins Freie, da gieng er hinauf in ſeine Kammer und las in der Abenddämmerung in ſeinen lieben Büchern, bis ſeine ganze Traurigkeit weg war.

Dies gieng ſo einige Zeit ſeinen Gang. Die Eltern glaubten, es ſolle ſich alles geben; der Kummer und das Sehnen ihres Sohnes, aus dem Geſchäft heraus, von welchem er nun einmal fühlte, daß es ſeine Beſtimmung nicht war, war nur Gott bekannt. Aber der führte ihn auch bald zu dem Beruf, zu welchem den ſtillen, ſchon frühe ernſt geſinnten Jüngling nicht Eitelkeit oder Hochmuth, ſondern ein ihm zwar ſelber nicht ganz klarer, aber beſſerer innerer Drang hinzog.

Eines Nachts träumte der Mutter: ein ernſter Mann ſtände bei ihr, der fragt ſie, warum ſie ihren Sohn vom Studiren abhalten wolle, ob ſie nicht wiſſe, was für Sünde es ſei, beſonders in dieſer Zeit, wo der treuen, durch inneren Beruf von Gott erwählten Arbeiter ſo wenige wären, einen Sohn vom Predigtamt abzuhalten? Er ermahnt ſie ferner, ſie ſolle doch einmal die Vorrede des ſeligen Luther zu ſeinem kleinen Catechismus leſen, darin ſei es geſagt, welches Unrecht ſie beiden Eltern an ihrem Sohne thäten.

Die gute Mutter wacht über dem ſehr lebhaften Traum auf, und am Morgen beim Aufſtehen iſt ihr immer noch das Bild des ernſten Mannes vor der Seele. Die Vorrede zu Luthers kleinem Catechismus hatte ſie nun zwar wohl niemals geleſen, denn Frauen leſen doch ſelten eine Vorrede, aber ſie will doch ſehen, ob das ſonderbare Traumgeſicht recht hat. Nach dem Frühſtück, bei welchem ſie ganz ſtill und nachdenkend geweſen war, fragt ſie deshalb den Sohn, ob er wohl einen kleinen lutheriſchen guter Engel, er nahm zu an Erkenntniß ſo wie an Gnade bei Gott und Menſchen, bis er, von der innigen Liebe ſeiner Lehrer und der Achtung und Liebe ſeiner Mitſchüler begleitet, die Schule verließ und die Univerſität Leipzig bezog.

Auch hier geleitete ihn denn jener gute Engel, das Gebet ſeiner frommen Mutter. Sie ſelber brachte ihn nach Leipzig. Da ſie nun das ſchöne Leipzig mit ſeinen Thürmen vor ſich liegen ſahe, wurde die Mutter ſehr ernſt und wehmüthig. Sie ſagte zu dem Sohne: Mein Gottlob! gehe du nun voraus, laß mich hier ein wenig allein. Sie aber fiel, verborgen hinter dem Gebüſche, auf ihre Knie, und bat Gott unter vielen Thränen, er möge ihren Sohn, unter ſo vielen Gefahren verführt zu werden, auch in Leipzig fromm und rein erhalten und ſein Herz regieren, daß er feſt an ihm hielte und ein wackrer Mann würde. — Das erfuhr aber der Sohn erſt nach vier Jahren. Denn da ihn nach dieſer Zeit die gute Mutter auch ſelber wieder in Leipzig abholte, und ſiehe, Gott hat ihr Gebet reichlich erhört, ihr Sohn war rein und gut und hatte ſich zu einem trefflichen Prediger an Geiſt und Herzen ausgebildet, da ſagte die Mutter, da ſie wieder an jenes Gebüſch außen vor der Stadt kamen: Nun komm' mein Sohn und kniee du auch hier neben mir nieder. Siehe, hier habe ich es vor vier Jahren von Gott erbeten, daß du ſo gut bleiben und ſo gut werden ſollteſt, als du nun biſt. Laß uns nun auch hier Gott mit einander danken, daß er mein armes Gebet erhört hat.

Gewonnen war nun der Welt ein ſeltner Prediger. Was er war und täglich mehr ward, gieng aus ernſter, treuer Liebe und Erkenntniß Jeſu Chriſti hervor, in welcher er ſtets zu wachſen bemüht war. Tugenden und Thaten, die auf dieſem Grund erbaut ſind, halten die Probe. Er lehrte und lebte Tauſenden zum Segen, den Anfängern ein ernſter Wegweiſer und Führer, den weiter Geförderten ein treuer Bruder und Vater in Chriſto, treues ſtrenges Vorbild in Lehre und Wandel. Die Irrenden fanden bei ihm ſanfte Zurechtweiſung, die Schwachen Stärkung, die Leidenden und Kranken Troſt und Ermunterung. Solch allgemeines Vertrauen und ſolche allgemeine Liebe, haben wohl wenig Prediger von ihrer Gemeine genoſſen. Aber er war auch ſeinen Gemeindekindern nicht blos Prediger, ſondern liebender, weiſer, erfahrner Hausfreund. In wie manches Haus, wo vorhin Streit herrſchte und Unfrieden, brachte ſein weiſes, ſanftes Zureden Frieden und Eintracht; wie Manchem, deſſen bürgerliches Geſchäft zerrüttet war, wurde von ihm mit Rath und That treulich aufgeholfen. Aber vor allem — in wie manchem Gemüth weckte und entzündete ſein einfaches, ernſtes Wort, beſonders in den ſchönen, geſegneten Unterrichtsſtunden, worin er die Kinder auf den erſten Empfang des Abendmahls bereitete, die innige, lebendige Liebe und Erkenntniß Jeſu Chriſti! — Sein Andenken bleibe in Segen!

Wir hatten denn hier das Beiſpiel von einem für das ganze Lebensſchickſal eines wackeren Mannes entſcheidendem Traum, und werden auch weiter unten noch auf einige merkwürdige Träume zu ſprechen kommen. Bei dieſer Gelegenheit Einiges über Träume, was mir hier um ſo mehr Pflicht ſcheint, da der Verfaſſer dieſes Büchleins auch einmal über die Sprache des Traumes etwas geſchrieben hat, das wohl manchem Misbrauch ausgeſetzt ſeyn könnte.

Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß ſich uns im Traume recht oft das Zukünftige enthüllt, das Entfernte vergegenwärtiget, eben ſo, wie in dem Zuſtand des magnetiſchen Hellſehens. Ich kenne einen Mann ſehr genau, dem es mehrere Male (und ich darf wohl ſagen, ſehr oft) geſchahe, daß ihm das wörtlich und vollkommen deutlich träumte, was ihm am andern Tage begegnete. Einige Male war es ziemlich merkwürdig; einmal unter andern bezog ſich der Traum auf Etwas, das ihm mit Perſonen begegnete, die 8 Meilen entfernt waren, deren unvermuthete Ankunft am nächſten Abend er durchaus nicht voraus ſehen konnte, ein anders Mal war die (während ihres Lebens ihm völlig unbekannte) Perſon, mit der er im Traum, ſo wie hernach, etwa 10 Stunden darauf, im Wachen in ärztliche Beziehung kam, noch geſund und am Leben und fiel ſich erſt darauf von einer Mauer herab zu Tode, als ihm von ihr träumte, und ſo noch andre auffallende Fälle mehr, die dennoch zu unbedeutend ſind, um hier erwähnt zu werden.

Unter andren etwas bedeutenderen Fällen, wo aber der eine, gerade am wörtlichſten eintreffende Fall minder auffallend ſcheinen mag, da er ſich mit dem Gedanken auch im Wachen oft beſchäftigt hatte, wurde ihm mehrere Male im Leben der Tod geliebter Perſonen im Traum vorausgeſagt. Einmal erfuhr er aber einen ſolchen geſchehenen Todesfall erſt im Traume, da der Brief, der ihn erzählte, ſchon, ohne daß er darum wußte, in ſeinem Hauſe, aber blos von ſeiner guten, ſorgfältigen Frau geleſen war. Im Traume, ordentlich, als wenn ſich ihm das Wiſſen ſeiner Frau, wie beim magnetiſchen Rapport, mitgetheilt hätte, erfuhr er nun den ganzen Inhalt des Briefes, (wiewohl bildlich) und erzählte ihr ihn am Morgen zu ihrem Erſtaunen. —

Merkwürdig war es doch auch immer, daß mein Vater unter andern im Traume meinen, gegen 60 Meilen davon im Sterben liegenden Bruder ganz in dem Zuſtand und in der Umgebung ſahe, worinnen derſelbe in der letzten Nacht ſeines Lebens war. Und doch wußte er im Wachen gar nicht einmal, daß ſein Sohn krank ſei. — Auch, beſonders von Bergleuten, ſind mir mehrere ſolche Träume bekannt, wo dieſen ein nahes Unglück, das ſie übrigens deshalb doch nie vermeiden konnten, voraus träumte.

Dennoch, was ſeine eigene Erfahrungen betrifft, achtete er ſolche prophetiſche Träume nicht eben ſonderlich hoch. Nur einige wenige Male ſtunden jene prophetiſchen Träume, wie tröſtende, auf nahe Leiden vorbereitende, ermunternde und rathgebende Stimmen in einiger Beziehung mit ſeinem Handeln, während des wachenden Lebens; in den meiſten Fällen konnte er (damals wo er noch hiernach ſuchte) durchaus keinen Grund auffinden, weshalb ihm jenes Vorausſehen von zum Theil durchaus unbedeutend ſcheinenden Ereigniſſen geworden wäre. Weder nützte ihm dieſes Vorauswiſſen vorher noch nachher etwas, machte ihn nicht beſſer, ſondern nur vorwitzig. Meiſtens war er, beſonders am Magen, etwas kränklich, wenn ihm ſo ganz wörtlich eintreffende Dinge voraus träumten. Er betrachtete daher immer ſolche Träume ſchon als Symptom der Kränklichkeit.

Rührend und erfreulich bleiben daher zwar immer ſolche Fälle wie der von dem frommen Melanchton bekannte, dem es kurz vor ſeinem Tode, der gerade vor Oſtern erfolgte, träumte, er ſänge mit herzlicher Rührung die alte Arie des Inhalts: Mich hat herzlich verlangt, dies Oſterfeſt mit euch zu feiern, und der dieſen Traum auf die Zeit ſeines nahen Todes deutete, welcher es ihm allerdings möglich machte, das nahe Oſtern da zu feiern, wo Alles war, was er liebte. Unvergeßlich bleiben auch dem Herzen gewiſſe, das höhere Vertrauen ſtärkende und aus einer höheren Liebe hervorgegangene Rührungen der Seele im Traume. Aber ich glaube gewiß, daß nirgends ſo wie hier und in der Region des magnetiſchen Hellſehens, oder andrer damit verwandten Erſcheinungen, dem Beobachter, ſo wie dem an jenen krankhaften Zuſtänden Leidenden, ſo viel Vorſicht gezieme!

„Alle Erkenntniß aus Gott iſt nütze zur Beſſerung.“ Das iſt wohl der einzige wahre und immer bewährt erfundne Prüfſtein, woran der Chriſt auch die Erkenntniſſe der erwähnten Art prüfen muß, von denen in unſrer Zeit zum Theil ſo viel gehalten wird. Mir ſind wohl ſchon die metaphyſiſchen Sibillenreden der berühmteſten und ſogenannt hellſehendſten Somnambülen unſrer Zeit zu Geſicht und zu Ohren gekommen, auch bin ich (ſelbſt Magnetiſeur) als Augenzeuge nicht ganz unbekannt mit ſolchen Erſcheinungen geblieben, zu denen ſich (wie ſchon erwähnt) meine eigne Natur etwas hinneigt. Daß jemals eine Hellſeherin durch die ihr geſchehenden Naturoffenbarungen moraliſch beſſer geworden ſei, iſt mir unbekannt, auch enthalten jene ſibilliniſchen Enthüllungen niemals etwas, was dem weiter Geförderten neu, oder zu ſeiner Beſſerung dienlich ſeyn könnte. Und im letztern Falle hätte er das Heilmittel näher, unverfälſchter, beſſer haben können!

Dennoch ſind die, jetzt ſo ſehr überhandnehmenden Erſcheinungen jener Art, einem ungläubigen, für das Beſſere und Höhere erſtorbenem Zeitalter das, was ſie einem alten Arzte, der mir dies ſelbſt erzählte, waren. „Ich war, ſagte mir mein alter Freund, aufgewachſen und gebildet in der Schule Voltäres und ſeiner Genoſſen, in meinen jüngeren Jahren ein täglicher Spielball aller böſen Lüſte und Laſter. Ich glaubte an keine Unſterblichkeit der Seele, kannte keinen Gott, keine Liebe, keine Tugend. Da ſahe ich, indem ich bei einer kranken Dame den damals zuerſt bekannt werdenden Magnetismus verſuchte, zum erſten Male die Erſcheinungen des Hellſehens, an die ich nie geglaubt hatte. Dieſe geiſterhafte Erſcheinung überraſchte und ergriff mich gewaltig. Ich gieng, eine Empfindung im Herzen, wie ich ſie noch nie hatte, nach Hauſe. Da warf ich mich in meinem einſamen Zimmer auf die Knie und betete: Du Unerkannter, deſſen Daſeyn mir erſt jetzt volle Gewißheit geworden, vergieb mir, daß ich in meiner Blindheit dich läugnete, verſpottete! — Und ich wurde von nun an beſſer.“

Dem Ungläubigen, dem mit der Quelle noch Unbekannten, ſind demnach wohl ſolche Erſcheinungen auch zum Anfang in der Erkenntniß und Beſſerung wohlthätig; aber wir kennen ja die reine Quelle, aus der wir alles das, was jene Erſcheinungen uns lehren mögen, ungleich wahrer, ächter, mit Trug und Gift nicht vermiſcht, ſchöpfen können. Ich habe daher ſchon in meiner Symbolik des Traumes für Verſtändigere ſehr deutlich darauf hingewieſen, daß nicht der beſſere Theil unſers Selbſt ſondern der ſchlechtere, die wahrhafte partie honteuse unſers Weſens, im Traume geſchäftig ſei, und daß die Region der Träume und aller damit verwandten Erſcheinungen eine Region ſei, gegen welche der Geiſtige, im Erkenntniß weiter gefoderte Menſch (und dieſer gerade am meiſten) wohl ſehr auf ſeiner Hut zu ſeyn, Urſache habe. Denn gerade ſie, der Wohnſitz und Urſprung aller Begierden und Leidenſchaften, iſt es, in welcher eine Menge Gefahr bringende, ſchlimme Einflüſſe und Kräfte einer uns umgebenden geiſtigen Natur täglich ihr Spiel treiben.

Was beſonders das Gegenwärtigwerden des Entfernten und das Vorauswiſſen des Zukünftigen betrifft. ſo fällt mir dabei öfters eine Erzählung aus dem Leben der Altväter ein, die man hier nehmen kann, als was man will, als Legende oder Wahrheit, die aber deutlich lehrt, was unter andern die erſten chriſtlichen Jahrhunderte von ſolchen Erſcheinungen für Anſichten hegten.

Einige Brüder in der thebaiſchen Wüſte, hatten ſehr oft Geſichte von Dingen und Begebenheiten, welche entfernt oder zukünftig waren. Da ihre Geſichte öfters hernach als Wahrheit befunden wurden, beſchloſſen ſie, den Altvater Antonius zu fragen, was ſie von ſolchen Geſichten zu halten hätten? Und ſie machten ſich auf den Weg nach dem Gebirge hin, wo der Alte damals war. Sie hatten aber einen Eſel bei ſich, der ihnen einigen Lebensvorrath trug der ſtarb unterwegens. Da ſie nun zu dem Alten kamen, kam dieſer ihrer Erzählung und ihrer Frage zuvor, indem er ſelber ſie fragte: wie iſt denn euer Eſel auf dem Wege umkommen? Jene fragten wieder, woher weißt du denn das, Vater? War doch niemand bei uns in der einſamen Wüſte! Da antwortete ihnen der Alte: nicht der Geiſt Gottes, ſondern der Geiſt der Phantaſien und der Lüge hat mir jenes Geſicht vor die Seele gehalten. — Die Brüder erzählten nun dem Altvater auch ihre Geſichter und Offenbarungen und befragten ſich mit ihm darüber. Er aber belehrte ſie durch das Beiſpiel mit dem todten Eſel, daß ſolche Geſichte des Zukünftigen und Entfernten, wie die ihrigen, nicht aus dem guten Geiſt des göttlichen Erkennens kämen, ſondern aus einer ſchlimmen, gefahrvollen Quelle.

Wenn daher z. B. die 12 Meilen von dem Wohnort ihrer Eltern entfernte Somnambüle, auf einmal, in dem Zuſtand ihres Hellſehens, es ſieht, welches zufällige Geſchäft gerade jetzt in dieſem Augenblicke ihr Vater in ſeinem Garten vornimmt, (und dergleichen Fälle ſind viele von glaubwürdigen Augenzeugen beobachtet worden) ſo beweißt dies allerdings, daß „unſer individuelles Sehen, Hören u. ſ. in jenen Zuſtänden in ein gewiſſes allgemeines Sehen, Hören u. ſ. gleichſam verzückt werden könne“ aber dieſes „allgemeine Sehen“ darf ja nicht mit einem höheren und reineren allgemeinen Sehen und Wiſſen verwechſelt werden, das nicht mehr in den Gränzen der ſinnlichen Natur, nicht durch den Willen des Menſchen oder ſinnliche Anſtrengung erlangt wird, ſondern das eine freie Liebe dem liebenden Menſchen giebt.

Sonſt hätten allerdings jene Schwärmer des vorigen Jahrhunderts nicht ganz Unrecht gehabt, die ſich, durch eine Art von magnetiſcher Manipulation täglich den Unterleib rieben, und dadurch zu erlangen glaubten, daß der Geiſt von den Banden des Leibes freier und zur Vereinigung mit dem Höheren geſchickter würde. Die Armen hatten auch, wie dieſes nur gar zu oft auch wieder von unſern Zeitgenoſſen geſchieht, ein niederes Hellſehen mit einem Höheren verwechſelt. Ein ſolches Höheres giebt es allerdings, aber dazu giebt es nur Eine Thüre, alle andre Eingänge würden (obgleich es ihnen nicht gelingen würde, jenen Jeſusſchleier zu heben) für die Diebe und Mörder ſeyn.

Nicht ohne Bedeutung ſind jene Züge aus dem Leben der Altväter, welche, wenn ihnen bei ihrem einſamen Leben, ihrem Faſten und beſtändigem Leben im Geiſt, Erſcheinungen aus der Region des niederen Hellſehens ſich aufdringen wollten, auch dann, wenn dieſe von der ſchönſten Art zu ſeyn ſchienen, ſie von ſich wegzuweiſen ſuchten, mit der Aeußerung: wir ſind nicht werth einen Engel zu ſehen, oder: wir wollen Chriſtum nicht hier in dieſem Leben, ſondern erſt dort ſehen.

Wenn dir demnach, arme, kränkliche Natur! der Affe des Wachens, der Traum, auch je zuweilen Erſcheinungen jener Art vor die Augen führen und dir dein Zukünftiges enthüllen will: achte es nicht zu hoch. Dir nützt es nicht die Zukunft zu kennen. Du ſollſt bereit ſeyn mit ſtillem Gemüthe auf Leiden und Freuden, mögen ſie heute kommen oder morgen. Und dann, was frommt es dich, in dein künftiges Schickſal hineinzublicken?

Biſt du doch nicht Regente
Der Alles leiten ſoll
Gott ſitzt im Regimente
Und leitet Alles wohl!

Obgleich Schreiber dieſes hier eben gegen das Traumweſen überhaupt perorirte, kann er es doch nicht laſſen, noch einen Traum zu erzählen, der ihm wenigſtens von einem ſehr trefflichen, wahrheitsliebenden Manne, dem jetzigen Garniſonprediger P. in A. als wahr erzählt wurde. Freilich weiß Schreiber dieſes nicht, ob jener treffliche Mann, der ihm den Zug mittheilte, ihn unmittelbar aus dem Munde deſſen, dem er begegnete, oder aus einer dritten Hand empfieng, doch werden die Hauptumſtände der Erzählung gewiß (dies läßt der Charakter des Erzählers ſchließen) Wahrheit ſagen.

Eines Nachmittags, ohngefähr ein halbes Jahr vor ſeinem Tode, lehnte der ſchon kränkliche Stadtſchreiber H. zu A. auf dem Sofa und ſchlummerte. Da träumte ihm, ſein, etliche Monate vorher, verſtorbener Bruder, Dr. H., der ſich als praktiſcher Arzt, aus Liebe, beſonders zu den armen Kranken, wirklich aufgeopfert hatte, träte zu ihm herein ins Zimmer. Erfreut fragt der Träumende das liebe Traumgeſicht, wo er denn ſo lange geweſen ſei, daß er ihn gar nicht geſehen hätte? Der Bruder antwortet, er habe jetzt gar viele ernſte Geſchäfte, daß er nicht habe kommen können, für viele arme Kranke läge ihm ob zu ſorgen. Beſonders läge ihm der Zuſtand einer armen Witwe ſehr am Herzen, die in ** Gaſſe im **ſchen Hauſe wohne. Sie, die einzige Verſorgerin und liebende Erzieherin von mehreren Kindern, läge jetzt krank, ohne Hülfe, ohne Pflege, ohne Nahrung. Würde ihr nicht bald von mitleidigen Herzen etwas gereicht, ſo müſſe ſie umkommen; die Kinder verlöhren ihre letzte, beſte Stütze. Der Stadtſchreiber verſpricht ſogleich für die Armen zu ſorgen, nach dieſer Verſicherung geht der Arzt, freundlich Abſchied nehmend, mit dem Verſprechen, daß ihn der Bruder nach 6 Monaten wieder ſehen ſolle. Dem Erwachenden war das Traumgeſicht ſo lebhaft und deutlich, daß er noch die Thüre von dem Hinausgehenden glaubt ſchließen zu ſehen.

Noch an demſelben Tage giebt es Gelegenheit, nach der dem Stadtſchreiber unbekannten Wittwe zu fragen. Sie wohnt wirklich an dem ihm im Traume angezeigten Orte, und nach eingezogener Erkundigung findet ſie ſich wirklich ſehr krank und hülflos. Sie wird nun unterſtützt; die Mutter den Kindern erhalten und gerettet.

Ein merkwürdiges Zuſammentreffen.

S. hatte von Jugend auf große Neigung, weite Reiſen zu machen und fremde Welttheile zu ſehen. Bei ſeiner Vorliebe für die Naturwiſſenſchaft, glaubte er ſich in einem gegen den Aequator gelegenen Lande und am Meere jener Zone, am beſten für jenen Lieblingsberuf ausbilden zu können und ſeine Eitelkeit ſchmeichelte ſich ſchon im Voraus mit der Hoffnung vieler neuer Entdeckungen und großer neuer Blicke in die allgemeine Geſchichte der Natur. Der Plan ſchien nicht übel angelegt. S. war, in der That faſt bloß um ſeine lebhafte Reiſeluſt befriedigen zu können, dem ſchönen, ſegensreichen Studium der Theologie, wozu ihn ſein Vater beſtimmt hatte, untreu geworden, und hatte (der gute Vater gab aber ſeinen Bitten endlich nach) Medizin ſtudirt und Naturwiſſenſchaft in dem ganzen Umfange, der ihm damals zu Gebote ſtund. Er hatte ſich die vorläufige Kenntniß jener Sprachen zu erwerben geſucht, welche einem Reiſenden, beſonders in Aſien und Africa am meiſten zu ſtatten kommen; ſein Körper war an Entbehrungen und bedeutendere Anſtrengungen gewöhnt.

Sein Hauptaugenmerk gieng auf Africa. Dieſer noch wenig gekannte, an ungeheuren Naturkräften und Erzeugniſſen reiche Welttheil, ſchien ihm der Anſtrengungen und Aufopferungen am meiſten werth. Alle Charten, alle Werke, welche über jenen Welttheil, über ſeine Bewohner und Naturprodukte nur einigermaßen Aufſchluß geben konnten, wurden mühſam herbeigeſchaft und in den Ruheſtunden eifrig ſtudirt, ſein liebſtes Geſpräch, ſein liebſter Traum auf allen einſamen Spaziergängen war immer ſeine große Reiſe und Africa.

Eigentlich war ſein Wille anfänglich, als Schiffsarzt engliſche oder holländiſche Dienſte zu nehmen und dann eine Gelegenheit abzuwarten, wo er, entweder unterſtützt von einer handelnden Compagnie oder Regierung, oder auf ſonſt eine andre Weiſe ſeinem Ziele näher kommen könnte. Da zeigte ſich ihm auf einmal im Winter 1801 auf 1802 eine viel günſtigere, unmittelbarer zum Zweck führende Gelegenheit. Der würdige Profeſſor, Dr. J. in Jena, hatte von Holland oder von Hamburg aus, Auftrag erhalten, für eine vornehme Familie in Capſtadt einen Hofmeiſter zu ſuchen, der zugleich

Hausarzt ſeyn könne. Der Contract lautete auf 6 Jahre und die äußerlichen Bedingungen waren überaus annehmlich und vortheilhaft. Da ein Freund von Dr. J. den S. kannte und ihn oft von ſeinem Plane und Wunſch hatte reden hören, machte dieſer den S. mit Dr. J. bekannt, der ſich dann ſehr freundlich für den jungen Abentheurer intereſſirte und ſogleich Anſtalten traf, ihm zur Erfüllung ſeines Lieblingswunſches behülflich zu ſeyn.

Die Sache ſchien ſo gut als entſchieden. S. dachte, ſprach und trieb faſt nichts anders mehr, als was auf ſeine, wie er hoffte, baldige Abreiſe nach Capſtadt und auf ſeine dortige Beſtimmung Beziehung hatte, nur noch der Abſchied von ſeinen lieben, ſchon bejahrten Eltern, deren jüngſtes Kind und einziger Sohn er war, und von ſeinen lieben Geſchwiſtern, lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Er wollte die Eltern wenigſtens noch einmal ſehen, ſie auf die längere Trennung vorbereiten, und, wenn er auch keinen Muth hätte, ihnen ſeinen Entſchluß mündlich mitzutheilen, ſo wollte er das dann entweder von Jena aus vor der Abreiſe oder auf ſeiner Reiſe nach Holland ſchriftlich thun.

Die Oſterferien waren gekommen, zwei Freunde, R. aus G. in P. und N. aus dem M...iſchen, begleiteten den S. zu ſeinen Eltern nach H. Unterwegens wird wohl die Reiſe nach Africa öfters das Hauptgeſpräch geweſen ſeyn, wenigſtens lag dieſelbe dem S. immer in den Gedanken. Aber es ſollte ihm bald etwas ganz anders Hauptgedanke und Hauptwunſch werden.

Am erſten Oſterfeiertag, während des Vormittagsgottesdienſtes, kam S. mit ſeinen beiden Freunden nach H. an das Haus ſeiner Eltern. Indem die 3 hineingehen wollten, kamen von der andern Seite her, des S., einige Stunden von H., verheurathete Schweſtern, mit einer Freundin und weitläuftigen Verwandtin, Henriette M. aus B. Sie traten, ſchon hier wie durch einen höheren Zufall zuſammengeführt, zugleich in das elterliche Haus ein.

Jene junge Freundin der Schweſter des S. kam eben ſo wie dieſer, das Herz mit ganz andern Plänen und Gedanken erfüllt, als wenige Tage hernach darinnen herrſchen ſollten, aber noch überdies ganz gegen ihren Willen und gezwungen nach H. Sie war in Geſchäften in D. geweſen. Kurz vor ihrer Reiſe dahin, hatte ſie auf einem Balle einen Jüngling kennen lernen, der durch äußere Schönheit und Beſcheidenheit gleich liebenswürdig war. Beide waren ſich ſehr lieb geworden und das Herz der M. war ganz mit dem lieben Bilde erfüllt. Dieſen ihren Freund ſollte ſie gleich nach Oſtern, bei einer von beiden feſtgeſetzten Gelegenheit wieder ſehen. Sie machte ſich daher noch vor Oſtern in D. von vielen ſie zurückhalten den Verhältniſſen los, um ihre Freundin in Ch., eben jene Schweſter des S., die ihr geſchrieben hatte, ſie gehe auf die Feiertage nach H. zu ihren Eltern, noch einige Tage lang zu ſehen und dann ja nicht abgehalten zu werden, ihre Reiſe nach B. fortzuſetzen. Gleich nach ihrer Ankunft in Ch. beſtellt ſie Pferde zum Weiterreiſen, aber ein unglücklicher Zufall ſcheint ſich ihr zu widerſetzen; ſie kann nirgends, weder bei einem Lohnkutſcher noch auf der dortigen Poſt, Pferde bekommen. Ihre Freundin hatte ihr zu Liebe ſchon vielleicht länger ihre kleine Reiſe verſchoben, als ſie gewollt hatte, was wollte Henriette jetzt anders thun, als eben mitgehen nach H.?

Ein ſolches unvorhergeſehenes und ihr wirklich hart erſcheinendes Durchkreuzen ihres liebſten, herzlichſten Wunſches, preßte ihr, wie ſie hernach geſtanden, auf dem Wege nach H., Thränen des Unmuths und der Betrübniß aus, und ſie kam jetzt, eben nicht ſehr erheitert durch das unvermuthetete Zuſammentreffen mit einem ſehr blöden weitläuftigen Vetter, bei den Eltern ihrer Freundin an.

S. hatte jene Henriette M. ſchon etliche Jahre früher bei ſeiner Schweſter kennen gelernt. Ihr ſchönes Aeußeres, ihr beſcheidenes, bedeutungsvolles Geſpräch, hatte ſchon damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Jenes erſte Zuſammentreffen fand merkwürdiger Weiſe gerade damals ſtatt, wo S. ſeinem Vater den Wunſch vortrug, das Studium der Theologie mit dem der Medizin vertauſchen zu dürfen und mit Mühe ſeine Einwilligung erhielt.

Dieſer, faſt erloſchen ſcheinende, ältere Eindruck, erneuerte ſich jetzt gar bald wieder. Die ſtille Neigung wurde von niemand bemerkt, denn der ſchüchterne S. wagte es kaum die liebe Jungfrau anzuſehen, wenn er ſich von jemand bemerkt glaubte, und wenn ſeine beiden Freunde mit ihr ſprachen, war er wohl ſehr aufmerkſamer und herzlich theilnehmender Zuhörer; aber nur ſelten wagte er es, an dem Geſpräch Theil zu nehmen. Die Neigung wäre wohl auch ſtill und ſtumm geblieben, beide wären nach wenig Tagen ihren Gang, weit auseinander gegangen, aber es ſollte anders ſeyn!

An einem Nachmittag waren die Schweſtern, und, was überaus ſelten geſchahe, auch die Mutter des S. ausgegangen, und Henriette war zufällig verhindert, ſie zu begleiten. Auf einmal fiel es auch den beiden Freunden des S. ein, auszugehen und S. mußte, ſchon weil es die Höflichkeit nicht anders erlaubte, allein zur Unterhaltung der Fremden zurück bleiben, denn der Vater las ſehr eifrig Zeitungen. Der

Nachmittag war ſehr ſchön, der gute Vater, wenn er einmal las, ſahe es nicht gern, wenn viel in ſeiner Nähe geſprochen wurde, da führte S. die Fremde in den Garten.

Von jenem Garten hat man eine weite, hohe Ausſicht. Das ganze ſächſiſche und böhmiſche Erzgebirge liegt gegen Süden und Oſten hin, wie eine hohe Ringmauer, um die Teraſſenartig ſich erhebende, mit vielen Ortſchaften gezierte Gegend, nach Weſten kann man tief in das Voigtland hineinblicken. Der Garten fieng an grün zu werden, die Bäume blühten ſchon zum Theil, und an andern waren die Knospen zum Aufbrechen. S. zeigte der Freundin die Gegend, nach welcher hin der Aufenthalt ihrer Eltern lag, und den nahe dabei liegenden, ihr ſehr bekannten Berg. Beide ſahen eine Zeitlang ſchweigend, und wohl mit ſehr verſchiedenen Empfindungen, nach der Gegend hin. Da war es auf einmal, als wenn dem ſchüchternen S. die ſonſt ſo ſtille Zunge gelöſt und ihm unbekannte Kraft ins Herz gegeben würde. Er bekannte der Freundin den Eindruck, den ſie ſchon vor etlichen Jahren und nun von neuem auf ihn gemacht hatte, ſagte ihr von ſeinem Entſchluß und den ziemlich ſicher ſcheinenden Ausſichten nach Africa zu gehen, fügte aber zugleich hinzu: daß er gern jenen Reiſeplan aufgeben und bei ſeinen Verwandten bleiben wolle, wenn ſie ihm Hoffnung machte, einſt ſein zu werden.

Eine ſolche lebhafte Aeußerung, aus einem bisher ſo wenig beredt ſcheinenden Munde, überraſchte. In den Worten ſo wie in dem ganzen Weſen des S. war damals noch etwas ſehr Einfaches, Stilles, was auf Seelen, wie die des Mädchens war, mit einer Art von überredender Kraft wirkt. Nun war zwar ein (ſeiner Natur nach doch mehr nur ſinnlicher) Eindruck in dem Herzen der Jungfrau da, der ſie dem Anſchein nach ſchnell beſtimmen mußte, nein zu ſagen, aber in dem jungen S. war wieder etwas Andres, was ihr nicht erlaubte, ihm alle Hoffnung zu benehmen. Freundlich und zugleich verſtändig, bat ſie ihn, ſeinen Reiſeplan aufzugeben und bei oder in der Nähe ſeiner Eltern zu bleiben, und zu dieſer Bitte fügte ſie noch einige Worte, die dem unerfahrenen, liebenden S. mehr Hoffnung gaben, als ſie vielleicht nach dem Willen des Mädchens geſollt hatten.

Africa und der ganze frühere Reiſeplan waren nun vergeſſen; unter den blühenden Bäumen, im Angeſicht der fernen hohen Gegend, feierten die Beiden, Hand in Hand und im ſtillen unſchuldsvollen Geſpräch, eine Stunde, welche die beiden Herzen für immer mit einander verband.

S. reiſte nun — und mit wie ganz andern Gedanken und Träumen als die auf der Hinreiſe geweſen waren, — wieder zurück nach Jena. Er vermied nun hier gar ſehr dem Dr. J. unter die Augen zu kommen, und jene Stelle am Vorgebirge der guten Hoffnung bekam ein in Hinſicht ſeiner Kenntniſſe ungleich tüchtigerer und auch in jeder andern Beziehung für eine ſolche Stelle beſſer geeigneter, wackrer Mann, der ſeine Reiſe dahin zur Erweiterung der Naturkunde reichlich benutzt hat, und der wahrſcheinlich ſchon mit S. zugleich von Göttingen aus vorgeſchlagen worden und in Unterhandlung getreten war.

S. reiſte nun, nach einem von ſeiner Seite ſehr lebhaft, von der Seite ſeiner Freundin ſehr verſtändig geführten, kurzen Briefwechſel, zu den Eltern ſeiner Freundin. An einem ſchönen Pfingſttag Abends erreichte er das großartig romantiſche Gebirgsthal von B. Es ſchien zu ſpät, um ſeine Verwandten noch denſelben Tag zu beſuchen. Er ließ ſich das liebe Haus, das ſein Theuerſtes enthielt, zeigen, und gieng für dieſe Nacht in den Gaſthof. Am andern Morgen, noch vor der Kirche, gieng er zu den ehrwürdigen Eltern der Henriette. Er wurde liebend gaſtfrei empfangen. Er begleitete ſeine liebe Freundin nach der Kirche.

Und ſiehe, hier ereignete ſich zum zweiten Male ein Zuſammentreffen andrer Art. Die Freundin unſers S. hatte zwar nach ihrer Zurückkunft jenen Jüngling, von dem wir oben ſprachen, nicht wieder geſehen, aber ihre frühere Neigung zu ihm hatte von andren Seiten her Nahrung empfangen und war wieder lebhafter geworden. Während jene beiden in die Kirche gegangen waren, kam jener Jüngling, oder ein vertrauter Freund deſſelben, der für ihn das Wort führen ſollte, durch B., ſtieg in einem kleinen Gaſthof, gegenüber dem Haus der Eltern Henriettens ab, da er aber niemand zu Hauſe fand, reiſte er für heute weiter. Wäre er nur einen Tag früher, oder S. einen Tag ſpäter gekommen, oder wäre Henriette nicht eben in der Kirche geweſen; ſo hätte wahrſcheinlich S. ſeinen Wunſch nie erreicht. So aber gieng es anders. Nach wenig Tagen war Henriette entſchieden und ſahe nun jenen Jüngling nie wieder.

In der ganzen ſpäteren Lebensführung des S. zeigte ſich denn, wie ganz zu ſeinem höchſten Glück jenes Zuſammentreffen geweſen war. Und nicht zum äußeren Glück allein; die fromme Henriette machte ihn auch mit einem innern Glücke bekannt, das ihm, ſeit ſeiner beſſeren Kindheit, in dem unſtäten Jünglingsalter wieder fremd geworden war, — die irdiſche Liebe wurde ihnen beiden Führerin zu einer höheren, ewigen Liebe. Wie oft hat S. Gott für jenes Zuſammentreffen gedankt und wird ihm einmal in jener Welt beſſer dafür danken!

Was ſoll nun hier dieſe arme, einfache Liebesgeſchichte? — Sie kann wohl in mehr als einer Beziehung lehrreich werden. Ein junger Menſch hat von Kindheit an eine Lieblingsneigung, die er von Jahr zu Jahr immer mehr nährt. Jahrelange Anſtrengungen, Vorbereitungen, Entbehrungen ſind dieſer Lieblingsneigung zum Opfer gebracht, endlich auf einmal, ohne alles ſein Zuthun, als wolle das Schickſal ſeinen Wunſch begünſtigen, zeigt ſich eine Gelegenheit zur Erfüllung deſſelben, wie ſie nicht ſchöner, nicht beſſer gedacht werden kann. Er iſt der Ausführung ſeines bisherigen Lebensplanes, wie er glaubt, ganz nahe, und gerade jetzt geſchieht etwas ganz anders, als er erſt gewollt hatte.

Die Liebe zum Reiſen macht einer tiefern innigern Liebe Platz, eine ſchwächere Neigung muß der ſtärkeren weichen. Und das iſt ja immer die einzige Weiſe, wie unſre oft ziemlich verkehrten Neigungen mit günſtigem Erfolg bekämpft werden. Vernünftige Ueberlegung, verſtändige Vorſtellungen, wollen gegen jene lieben

Feinde nichts helfen, man lernt da wohl einſehen, daß, wo es zum Treffen geht, unſre Menſchenweisheit und Vernunft nicht ausreiche. Aber die ſchwächere Liebe weicht der ſtärkern. Wir ſehen im gemeinen Leben Liebe zum Geld, zu geſellſchaftlichen Zerſtreuungen u. a. öfters von der Liebe zu einem edlen guten Weibe verdrängt werden; aber mit ungleich gewaltigerem, herrlicherem Erfolg weicht jede andre, nicht probehaltige Neigung, wenn die Liebe, welche über alle Liebe iſt, die zu Gott, in einem Herzen Wurzel faſſet. Dieſe Liebe hat bisher noch überall, wo ſie in die Menſchenſeelen ausgegoſſen wurde, im Stillen ſchöne Wunder der Menſchenbeſſerung gewirkt; Wilde, die der furchtbarſten Sinnlichkeit und allen Leidenſchaften ergeben waren, ſind durch ſie zur reinſten, höchſten Menſchenbildung geführt worden. Aber ſolche Liebe wirkt auch, wie ſich jeder durch den Verſuch ſelbſt überzeugen kann, nicht der Deismus, ſondern nur die Religion der Liebe, — das Chriſtenthum.

Bei ſolchen Führungen, wie die in der vorſtehenden Geſchichte enthaltne, iſt es auch oft merkwürdig, wie die Vorſehung irgend eine Lieblingsneigung gerade erſt ihren höchſten Gipfel erreichen, ſie ganz nahe ans Ziel kommen läßt, ehe ſie mit den Strahlen einer ſtärkeren, oder der Einen, ſtärkſten Neigung ſie auf einmal bekämpft.

Ehen ſind im Himmel geſchloſſen. Und wenn das für dich beſtimmte Herz oben faſt am weißen Meere wohnte und du am Rheine, zweifle nicht, es wird ſich fügen müſſen! Gerade in der Zeit, wo äußere und innere Verhältniſſe in deinem Herzen den Wunſch recht dringend werden laſſen, endlich möchte dir Gott beſcheeren deines Lebens leitenden und begleitenden guten Engel, gerade da muß ſichs fügen! Du haſt dich wohl ſchon umgeſehen in dem ſchönen Mannheim und Heidelberg, warſt auch vorigen Sommer in Darmſtadt, überall ſaheſt du viel gute und liebe Jungfrauen, aber zweimal, wo du ernſtlich Annäherung wünſchteſt, fanden ſich unvermuthet Hinderniſſe, ſonſt überall war die nicht drunter, die du ſuchteſt, weil, — jetzt kann ich dir den Grund wohl eben ſo gut ſagen, als du dir ſelber — weil es deinem Herzen (deſſen prophetiſcher Geiſt bei uns Menſchen immer viel mehr weiß, als der Verſtand) kein rechter Ernſt war hier zu ſuchen, und dann auch kamen immer Rückſichten dazu, die du deiner guten alten Mutter ſchuldig warſt.

Heute Abend ſitzt denn unſer Freund ganz traurig außen vor einem Wirthshaus, das die Ausſicht hat nach dem ſchönen Rheine. Er denkt an alle vergebliche Wünſche und Träume, Er iſt ſichs bewußt, daß er nicht etwa zu viele oder überſpannte Forderungen macht. Meinetwegen, denkt er, mag ſie auch nicht ſonderlich ſchön ſeyn, wenn ſie nur gut iſt und ihr Herz das meinige verſteht; wenn ſie auch nicht reich iſt, brauch' ichs doch nicht, und iſt ſie fromm und häuslich, ſo fehlts an Gottes Segen auch nicht. So jung wenigſtens wie ich, nämlich nicht über 25 Jahr, denkt er weiter, wollt ich freilich, daß meine Künftige wäre, indeß, warum ſollte denn ein junges mich liebendes und wieder von mir herzlich geliebtes Herz, nicht auch in einer älteren Bruſt ſchlagen können? Ich mache deiner Güte gar keine Vorſchriften, lieber Gott! gieb mir nur den lieben frommen Engel, den ich brauche, der mit mir deinen Weg geht, mich erinnert, wo ich fehle, mich ſtärkt und tröſtet, wo ichs brauche und Nachſicht hat mit meiner Schwäche, wie du! Nur um Eins bitte ich dich, lieber Gott! daß meine Künftige meiner alten Mutter gefallen, daß ſie dieſe lieben möge und pflegen wie ich!

Indem er ſo denkt, fährt der Wagen, der drüben auf dem Hügel ſo lange hielt, langſam näher heran. Er fährt ans Wirthshaus und wer ſteigt da aus? Deine künftige Braut, du junger, trauriger Freund! Sie hat ihren alten Oheim, der ihr nach dem Tode der Eltern die Stelle eines guten Vaters vertrat, tief aus Norden herausbegleiten müſſen, an den lieben Rhein, wo der Alte ſeine Kinderjahre verträumte. Freilich ſehr gegen ihren Willen, denn in dem ſchönen Petersburg gab es etwas recht Schönes, was ſie dort feſt hielt, aber der alte Oheim wollte das nicht ſchön finden, was ſie ſo fand; er ſagte immer: weder ein Herz noch ein Geſicht könne ſchön ſeyn, darin und darauf Leichtſinn, Eitelkeit, Spielſucht und Unempfänglichkeit, ja Widerwille gegen alles, was nur Gottesfurcht heiße, wohne, und aus einer ſolchen Verbindung könne nun einmal nichts werden. Das Mädchen hatte ſich auch ziemlich bald drein ergeben, denn eigentlich war die Neigung gegen den ſchönen Oberſten doch keine rechte, wahre Liebe geweſen, ſondern leichter Lichterdampf von einem Balle. Sieh' du ſie nur getroſt an, mein Freund! wie ſchön ſie iſt und wie jung! Sie iſt auch gut und fromm, denn der alte gute, deutſche Hofmeiſter aus dem Würtembergiſchen, der ſchon den verſtorbenen Sohn des Oheims unterrichtete und dann die Jungfrau, und der als Freund des ganzen Hauſes, von Allen beweint, erſt voriges Jahr ſtarb, hat ihrem Herzen von frühe an eingeprägt Gottesfurcht und Chriſtusliebe, und Gott hat ſeine Bemühung geſegnet an dem Engel. Sieh' nur wie ſonderbar. Der alte Lehrer knüpft noch aus der Ewigkeit herüber die Verbindung zwiſchen euch beiden. Das Mädchen will morgen früh ein paar Zeilen, voll Geiſt und Gottesliebe abgeben, die der Alte noch 8 Tage vor ſeinem Ende an eine gleichgeſinnte Verwandte und Jugendfreundin geſchrieben, und die das Mädchen, auf der ſchon damals vorgehabten Reiſe, ſelber zu überreichen, verſprochen hat. Und weißt du wohl wer jene Jugendfreundin des Alten iſt? Keine andre als deine Mutter. — Sei getroſt! in 6 Wochen iſt die liebe Fremde deine Braut!

Vergieb mir, lieber Leſer! wenn ich hier, wo eigentlich kein Ort zu Dichtungen war, bildlich eine Geſchichte erzählt habe, die zwar den einzelnen Zügen nach aus mehrern wahren merkwürdigen Lebensführungen zuſammengeſetzt iſt, von der ich aber nicht weiß, ob ſie ſich wohl wörtlich ſo einmal auf der Erde zugetragen hat. Ich wollte nur mit dem ganzen eben gebrauchten und ein wenig zu lang gerathenen Bilde ſo viel ſagen: ſei du nur ruhig, liebe Jungfrau, oder lieber Jüngling, und vertraue auch mit deinem wohlerlaubten liebſten äußeren Wunſche auf Gott. Glaube du nicht, es ſei nöthig, auf allen Bällen und in allen Geſellſchaften herum zu kokettiren und zu ſchwänzen, damit dich dort die Männer, oder dich Jüngling die Jungfrauen kennen lernen. Ich muß dir im Vertrauen ſagen, daß einem gewiſſen ehrlichen alten Freunde von mir, der die Welt und das Leben wohl kannte, jedesmal die Haut ſchauerte, wenn er hörte, eine Liebesverbindung, die zur Ehe führen ſolle, habe ſich auf dem Balle oder auf der Masquerade angeknüpft, weil da gewöhnlich nicht der gute Sinn und Geiſt in uns, ſondern ein ziemlich zweideutiger, ſehr blinder und grob im Finſtern tappender Sinn wählt und liebt, der gewöhnlich nicht das wählt, was uns gut iſt und was glücklich macht. Auch ich, wenn ich unverheurathet wäre, würde es doch lieber ſehen, wenn meine Ehe oben im Himmel geſchloſſen wäre und dem Aeußern nach in einer guten, nüchternen Stunde, als auf dem Tanzboden und im Sinnenrauſch. Wiewohl es auch da Ausnahmen geben kann, weil eine ewig erbarmende, die Menſchen gar ſehr liebende Hand, wohl manchmal eine ihrem erſten Stoffe nach blos ſinnliche, unreine Liebe auch zu reinigen, und als Führer zu der wahren, auf Gott gegründeten, das Herz beſeligenden und beſſernden Liebe zu brauchen pflegt. Vor einer ſolchen glücklichen Umwandlung koſtets aber meiſtens erſt viele Schmerzen und Thränen!

Sieh' liebe Jungfrau', die du meine etwas ungeſchickt geſetzten Worte verſtehſt, es verhält ſich damit alſo. Der liebe Gott will immer unſer beſtes Lebensglück. Eine Stimme in uns, die es recht gut mit uns meint, ſagt uns immer: thue das oder laſſe jenes, und leitet einen guten Menſchen, der ſich nur führen laſſen will, ſo zu ſagen immer bei der Hand, in Allem was er thut oder läßt. Aber mit jener guten Stimme hat es die Beſchaffenheit: daß wir ſie immer leichter hören und verſtehen, in jenen guten Stunden, wo unſer Herz ſtille iſt, und nüchtern von aller ſinnlichen Leidenſchaft, wachſam und gut. Aber in jenen Stunden wo das Herz berauſcht iſt, voll Sinnesluſt und Zerſtreuung, wo das gute Auge in uns (das hierin gerade die umgekehrte Natur hat von dem äußeren) unter dem vielen Lärmen eingeſchlafen iſt, da hört und verſteht das trunkene Herz die gute Stimme nicht mehr, es iſt dann leider einer andren, falſchen Stimme offen, die nie ſein Gutes, immer ſeinen Untergang will. Einen ſolchen Schritt, wo ich den guten Rath Gottes ſo ſehr dabei bedarf, möchte ich alſo doch gern mit nüchternen, ſtillen Herzen thun; ja ich möchte doch überhaupt Alles das, ſo ſehr als nur möglich, vermeiden, was mich für die gute Stimme taub, was mein innres, gutes Auge einſchläfern kann, denn ich weiß ja nicht, was mir gerade in der Stunde, wo es ſchläft, begegnen könne?

Vertrau' du nur auf Gott, liebes junges Herz, die für dich beſtimmte, dich durch Leid und Freude treu begleitende Hand, wird Er in die deinige legen, ſobald es Ihm Zeit dünken wird, und ohne alles dein Zuthun, ohne daß du nur deswegen vom Stuhle aufzuſtehen brauchſt. Warum kannſt du es denn nicht erwarten?

Eins nur wollte ich, könnte ich euch recht tief in euer Herz hineinreden: daß ihr nie euren Lebensgefährten wählt *gegen* den Willen, ohne den Segen eurer guten Eltern. Sollte die von ihnen getroffne Wahl eurem ſinnlichen Menſchen recht wehe thun und dem Anſcheine nach ſogar dem beſſeren Willen eures Herzens widerſprechen; ſo macht den Eltern liebende Vorſtellungen und bittet vor allen Gott, daß er ihr Herz regiere zu eurem Beſten: beſtehen die Eltern dann feſt noch immer auf ihrem Willen, ſo gebt in Gottes Namen nach. Seht doch, ihr mögt nun viele oder wenige Erfahrungen haben, um euch, und fragt auch Andre, und ihr werdet finden: daß *noch nie ein frommes, Gottergebnes Herz*, das ſich bei einer ſolchen Wahl *getroſt in den Willen der Eltern ergab*, durch ſolchen Schritt unglücklich geworden wäre. Alle recht glücklich, wenn auch nicht immer gleich vom Anfange. Die Eltern ſind uns und waren uns vom Beginn unſers Lebens an Stellvertreter Gottes, wo *Sein* Wille uns dunkel iſt, möge uns der

Wille der Eltern leiten. Der Segen der Eltern bauet den Kindern Häuſer, dagegen iſt das hier in dieſem Büchlein erzählte Beiſpiel, daß der Fluch der Eltern ſie niederreiße, ach nicht das einzige das hier zu erzählen wäre.

Bringt nun ſchon eine ſtille, Gottvertrauende Ergebung in den Willen der Eltern Segen und Glück; ſollte wohl ein kindliches, einfältiges Vertrauen auf die Führung Gottes Unglück bringen können? Wohl gewiß nicht und wenn es dem gewöhnlichen Weltverſtande auch noch ſo einfältig dünkte und noch ſo unklug. Vielleicht iſt es euch bekannt, lieben Leſer! daß, wenigſtens ſonſt, bei einigen Gemeinden der mähriſchen Brüder die Gewohnheit war, daß, wenn ein Jüngling heurathen wollte, er ſich bei den Aelteſten oder Vorſtehern meldete, die ihm dann, aus den mannbaren für ihn paſſenden Jungfrauen der Gemeinde eine durchs Loos herauswählten. Aber bekannt iſt es euch vielleicht ſchwerlich, was übrigens eine durch treffliche, wahrheitsliebende Männer beſtätigte Thatſache iſt, daß doch nie, unter den vielen Ehen, die auf dieſe Weiſe geſchloſſen wurden, eine unglücklich war, ſobald ein frommer, einfältiger, feſt auf Gottes Willen geſtellter Glaube die Entſcheidung durchs Loos ſuchte. Einen ſolchen kindlichen, einfältigen Glauben pflegt eine ewige erbarmende Liebe nie zu beſchämen, und was ein ſolcher ausrichten könne, das haben die Alten ſchon in der Geſchichte des Paulus simplex und des heiligen Antonius andeuten wollen.

Eine glückliche Ehe durchs Loos zu ſchlieſſen, das iſt übrigens ſchon eine gar alte Sache. Jeder Fremde, der einmal durch Nürnberg gereiſt iſt und ſich die Kirchen und andre allgemein wohlthätige öffentliche Anſtalten beſehen hat, dem wird gewiß der Name einer ſehr wohlthätigen, für Religion und alles allgemeine Gute ſehr beſorgten Familie, der Name der edlen von Tucher wohl bekannt ſeyn. Betrachtet man ſich die Kirchen, die Schulgebäude, Armenhäuſer und wohlthätigen Stiftungen, die Gemälde und Altäre der Gotteshäuſer, ſo wird man faſt überall den Namen der Tucher oder ihr Wappen unter denen der wohlgeſinnten Stifter mit oben an finden. Es konnte deshalb nicht anders ſeyn, bei dieſer edlen Familie war, von den älteſten Zeiten an, ein beſondrer Segen Gottes, aus ihr giengen gar viele große gute Männer hervor, die bei dem Kaiſer und dem lieben deutſchen Vaterlande wohl geachtet, ein Segen für Tauſende waren, wohlerfahren und vollkommen in allen Künſten des Friedens wie des Krieges. Vor allem aber war das Haus derer von Tucher von alten Zeiten her reich an guten, biedren Seelen, voll

Liebe und Treue gegen Gott und Menſchen. Jener gute Geiſt wohnt bis zu unſrer Zeit in der edlen Familie, und läßt es jedem, der das Glück hat, ſie kennen zu lernen, innig wohl in ihr werden.

Nun dieſe edle Familie und aller der viele Seegen, den ſie um ſich her verbreitet hat, wären, ohne eine ſeltſame Ehewahl durchs Loos, ſchon ſeit Jahrhunderten für das liebe Vaterland verlohren geweſen. Stephan von Tucher, der im 14ten Jahrhundert in hohen Ehren und Würden in der zu jener Zeit noch gar anſehnlichen Reichsſtadt Nürnberg lebte, war damals noch der einzige dieſes Namens. Seine liebe Ehegemahlin war, ohne ihm Kinder zu hinterlaſſen, geſtorben, er ſelber ſchon gar alt und betagt, da hatte es denn das Anſehen, als würde der gute Stamm derer von Tucher mit ihm erlöſchen und das edle Wappen gar bald über dem Grabe des letzten dieſes Namens zerbrochen werden. Viele wichtige Lehen wären nun auch zugleich mit einem ihrer edelſten Geſchlechter, für die Stadt verlohren gegangen. Da redeten wohlmeinende, edle Freunde dem alten Ritter zu, er ſolle ſich noch einmal vermählen, vielleicht gäbe Gott ſeinen Segen, daß der edle Stamm erhalten würde. Der Ritter iſt wohl lange ungewiß was er thun ſoll; denn er hatte ſeine verſtorbene Gemahlin gar lieb gehabt und nicht mehr in den Jahren, wo einem das Heurathen am Herzen liegt. Endlich, fromm und bieder wie er war, will er die Sache der Entſcheidung Gottes überlaſſen.

In ſeinem Hauſe, am Milchmarkt gelegen, war eine Hauskapelle, wo der Ritter, nach alter Sitte ſeiner frommen Vorfahren, jeden Morgen ſein Tagewerk mit Gebet begann, jeden Abend mit Gebet endete. Da gieng der Alte hin, betete gar andächtig, der liebe Gott wolle doch jetzt entſcheiden, ob er ſich noch einmal vermählen, oder, was ihm ja eben ſo lieb war, den geiſtlichen Stand erwählen und in ein Kloſter gehen ſolle? In der Hand hielt er einen ſogenannten Händles-Pfennig, auf deſſen einer Seite, nach damaliger Art, eine Hand, auf der andern zwei kreuzweis übereinander gelegte Schlüſſel ausgeprägt waren. Dieſen Pfennig warf er vor dem Altar knieend in die Höhe, mit dem Entſchluß, wenn die Seite mit der Hand in die Höhe käme, ſich wieder zu vermählen, wenn die Schlüſſel, in ein Kloſter zu gehen. Und ſiehe, das Händlein kam oben zu liegen.

Da ſtund der alte Ritter auf, kleidete ſich, ſeinem Stande und Würden gemäß, an, und gieng in Gottes Namen friſch ans Werk. Da gleich dem Hauſe, wo der Schreiber dieſes innen wohnt, ſchief gegen über, auf dem ſchönen Aegydienplatz, ſteht noch jetzt ein großes Haus, welches damals von der edlen Familie derer von Pfinzing bewohnt war. In dieſem Hauſe wußte der alte Herr 3 Töchter. Da gieng er denn hin und ſetzte ſich auf die ſteinerne Bank vor der Thüre. Der edle Hausbeſitzer, des Ritters vieljähriger Freund und Waffenbruder, kam herunter und wollte den lieben Gaſt hinaufführen. Der aber brachte gleich ſeine Bitte an um eine der drei Töchter des edlen Pfinzing. Das Geſuch wurde bewilligt und durch Handſchlag feſt zugeſagt. Da giengen die beiden hinauf in den Ritterſaal, und bei einem freundſchaftlichen Becher Weines erzählte der edle Tucher ſeinem Waffengefährten, wie er zu dem Entſchluß gekommen, ſich noch einmal zu vermählen.

In jener alten Zeit wurden nun freilich die Töchter nicht erſt lange gefragt, ob ſie Den oder Jenen möchten, und ob und wie ihnen der von dem Vater gewählte Bräutigam gefiele? ſondern es war noch der alte Kinderſinn, voll treuer Ergebung in den Willen Gottes und in den Willen der Eltern, ziemlich allgemein herrſchend, und zudem wurden die Jungfrauen ſo einſam und eingezogen gehalten, daß ſie ſelten Gelegenheit hatten, viele Männer zur Auswahl kennen zu lernen. Darum ließ auch jetzt der edle Pfinzing die 3 Töchter hereinrufen in den Ritterſaal, ſtellte ſie vor den alten Freund hin, und bat ihn, ſich ſelber eine auszuleſen. Der alte Herr wählte ſich die jüngſte; die Vermählung wurde gar bald gefeiert und ſiehe dieſe Ehe war ſo glücklich und geſegnet, daß aus ihr der ganze zahlreiche, noch jetzt friſch grünende Stamm der Tucher, neu und zahlreich hervorgieng.

So ließ auch hier Gott einen ſolchen guten Kinderglauben nicht zu Schanden werden. Und das iſt denn immer, auch in jeder andern Beziehung, der Fall. Jenen frommen Prediger, deſſen ſonderbare Geſchichte in Kanne's Beiſpielſammlung gleich die erſte iſt, gieng es freilich recht hart ein, daß er das eitle, putzſüchtige Mägdlein, aufgeputzt, wie ein ſtolzes Roß, zur Frau nehmen ſollte. Indeß er hatte die Entſcheidung mit einfältigem, frommen Vertrauen einmal dem Herrn überlaſſen und der hatte ihm nun gerade dieſe, mit unverkennbarem Fingerzeig, zugewieſen. Was mag der liebe Mann erſt vor Augen gemacht haben, wo ſich die Jungfrau in dem Ehecontract ausbedungen: einen Friſeur nebſt Zubehör zum Putz, eine eigne Equipage, womit ſie täglich herein in die Stadt, ins Theater und an ähnliche Orte fahren könnte, und vor allem daß man ihr mit allem was nach religiöſer Erbauung ſchmecke, vom Halſe bleiben wolle. Er reichte ihr dennoch ſeine Hand, denn es war ja Gottes Wille, und eine Zeitlang treibt die junge Frau ihre Eitelkeiten fort. Aber nicht lange. Sie ſelber verlangt den Erbauungsſtunden ihres lieben Mannes beizuwohnen. Mehr und mehr ergriffen von dem Geiſt einer höheren Liebe und Gnade, dankt ſie den Friſeur und die Kammerjungfer ab, wirft ihren Putz bei Seite, verkauft die Equipage und wird nun, je mehr und mehr ihrem Manne ein treuer, frommer, begleitender Engel, ihrem Hauſe, allen die ſie kennen, der ganzen Gemeinde ein hohes gutes Vorbild aller Tugenden der reinen, lebendigen Chriſtusliebe.

Auch in der Geſchichte dieſes Predigers zeigt es ſich von neuem beſtätigt, daß ein frommes, einfältiges, Gottvertrauendes Kinderherz nicht zu Schanden werden läſſet. O lieber Gott, ich wollte ich hätte ein ſolches, dich ganz und treu liebendes, dir ganz vertrauendes Kinderherz!

Die Frau jenes Predigers wurde, das hätte ein ſogenannter Menſchenkenner wohl ſchwerlich erwartet, ſo ganz umgewandelt in eine fromme, dem lieben Manne befreundete Natur! Mit ſolchen Umwandlungen in der Ehe, die nicht ſo ſelten ſind als man glaubt, die aber immer von der einen Seite recht viel fromme Geduld, Nachſicht und lebendige Liebe erfodern, iſts eine eigne Sache. Vorzüglich merkwürdig iſt mir immer die Geſchichte jenes Ehepaars geweſen, die Kanne auch in ſeiner Beiſpielſammlung aufführt, wo die Frau gut und fromm, erfüllt von einer höheren Liebe, der Mann aber ziemlich gottlos und weltlich geſinnt war, zuletzt aber dennoch durch die Geduld und innige Liebe der Frau ganz umgeändert wurde. Ich meine nämlich jene Geſchichte, wo der Mann, der noch bei einem nächtlichen Trinkgelag im Wirthshaus aufſaß, gegen ſeine Trinkbrüder äußerte, er habe unter ihnen allen, die religiöſen Grillen abgerechnet, doch die beſte Frau. Er wolle mit ihnen wetten, daß, wenn ſie jetzt Alle, wie ſie hier zuſammen wären, in ſein Haus gehen, und, ohngeachtet es ſo tief in die Nacht ſei, ſeine Frau aus dem Schlafe herauspochen und die Zubereitung einer Mahlzeit verlangen wollten, ſo würde dieſe es mit Liebe, ohne Murren und freundlichen Angeſichts, ſogleich thun. Die Trinkbrüder ſchreien und wetten: das ſei nicht Menſchen möglich. Die Wette wird geſchloſſen, und die Geſellſchaft, die dabei keinen ſchönen Lärmen wird gemacht haben, taumelt und geht ans Haus der guten Frau hin. Die wird herausgepocht und von ihr verlangt, ſie ſolle herunter und Eſſen bereiten. Nun läugne ich nicht, ich ſelber hätte mit gewettet, es ſei nicht Menſchen möglich, daß die

Frau ſo ſeyn werde, wie ſie war. Ich hätte (ich läugne dirs nicht, lieber Leſer) wenigſtens beim Heruntergehen aus der Kammer, auf der Stiege recht aufgetrappt, ich hätte, wenn auch nicht die Stubenthüre, doch dermaßen die Kammerthüre recht derb zugeſchmiſſen, ich hätte rechten Lärmen mit den Schlüſſeln und Tellern gemacht, wohl gar einen zerbrochen; und an ein freundliches Geſicht wäre vollends gar nicht zu denken geweſen. Aber ſieh' nur was einem Herzen alles möglich iſt, in welchem die Chriſtusliebe wohnet, und wie ſich dies auch in ſolchen klein und leicht ſcheinenden und doch warlich oft ſo ſchweren Fällen zeigt. Die Frau war und blieb von allen ſolchen, auch den kleinſten Tücken frei. Sie kam herein mit einem ſanften, freundlichen Angeſicht, voll Liebe gegen ihren Mann, war, da ſie ſeinen Wunſch gehört hatte, ſogleich bereit, ihn zu erfüllen und das verlangte Eſſen ſtund gar bald da. Auch die roheſten unter den Gäſten konnten vor Erſtaunen nicht zulangen. Des Mannes gute Lebensſtunde war aber gekommen. Sein ſtarrer Sinn war erreicht, beſiegt durch die unendliche Geduld und Liebe ſeiner frommen Frau. Wenn du wiſſen willſt, wie's ihm bei dieſer Mahlzeit gieng (geſtern um dieſe Zeit hätte ers noch nicht gedacht, ich glaube er hätte ſonſt lieber nicht gewettet) ſo lies Kanne's Beiſpielſammlung.

Der Mann wurde von nun an ein beſſerer, neuer Menſch, voll Liebe gegen Gott und Menſchen, vor allen aber gegen den guten Engel, ſeine Frau. Und dazu hatte ihn treuer liebender Chriſtusſinn und Geduld gemacht!

In der Ehe und wohl in allen Verhältniſſen des Menſchen zum Menſchen, ſollte mans doch immer, wenn auch erſt nur im Kleinen verſuchen, ob einem nicht auch nach und nach eine ſolche alles duldende Liebe möglich würde. „Wenn ihr den Vater um Etwas bitten werdet in meinem Namen, ſo wird ers euch geben.“ Dieſen Weg zu einer ſolchen lieben Geſinnung, hat uns der gezeigt, der ſelber der Weg iſt zum Leben und zu Gott.

Was die freundliche Nachſicht in der Ehe betrifft, ſo fällt mir dabei noch eine gar hübſche Erzählung von dem alten lieben Pfarrer Flattig im Würtembergiſchen ein. Dieſer alte liebe Prediger, ein weitgeförderter Chriſt, von dem gar viel zu erzählen wäre, was dem Leſer gefallen würde, war, da ſeine Gutsherrſchaft Hochzeit hatte, auch mit dazu gebeten. Da nun die Gäſte wohl geſchmaußet hatten, wurden, nach Sitte des Landes, dem jungen Hochzeitpaare die Haus- und Hochzeitgeſchenke gebracht — gar viel Silberzeug und andre köſtliche Waaren. Da das der alte Flattig ſahe, gieng er auch hin zu dem Hochzeitpaare und ſagte. „Ich habe auch mit geſſen und trunken, nun ziemte ſichs wohl, daß ich auch meiner lieben Gutsherrſchaft ein Hausgeſchenk brächte. Aber Geld, das wiſſen Sie, hat der alte Flattig nicht, (die Gutsherrſchaft wußte wohl, daß alles, was der alte Flattig einnahm, den Armen und Kranken gehörte) köſtliche Sachen auch nicht. Dennoch will ich Ihnen ein Hausgeſchenk geben, das, wenn Sie es wohl in Acht nehmen und halten, Ihnen von gutem Nutzen ſeyn wird. Sehen Sie, Sie haben ſich heute recht lieb und waren recht vergnügt mit einander. Sie wünſchten nun gewiß, daß das immer ſo bleiben möchte. Da merken Sie nun das: jeder Menſch hat einmal ſeinen guten, gelegentlich auch einmal ſeinen garſtigen Tag. Kömmt Ihnen nun einmal in der Ehe ein Tag, wo's mit der Liebe und mit dem Vergnügtſeyn mit einander nicht recht fort will, ſo denken Sie nur: entweder habe ich oder es hat meine Frau heute ihren garſtigen Tag. Laßts aber gehn, es wird ſchon auch wieder der gute Tag kommen."

Die junge Gutsherrſchaft lachte, aber ſiehe auf dem Hausgeſchenk des ehrlichen guten Mannes, ruhte ein eigner Segen. So oft dem jungen Ehepaar in ihrer Ehe, wie's nun eben zuweilen geht, eine verdrüßliche Laune zuſtieß, fieng gewöhnlich das eine an: entweder habe lich oder haſt du heute deinen garſtigen Tag. Laßts man gehn, es wird ſchon auch wieder der gute Tag kommen, und beide mußten lachen und ſich Hand und Mund wieder freundlich reichen. Noch lange nachher, da der alte Flattig ſchon lang begraben, und ihr eigenes Haar ſchon grau geworden war, dachten ſie dankbar an das liebe Hausgeſchenk, das ihre Ehe heiter gemacht hatte und glücklich.

Ein ſolches Geduldmittelchen, wenn nur dabei zugleich das Eine, allgemein das Herz heilende und ſtärkende Hausmittel, das jeder Chriſt täglich brauchen ſoll — Gebet und Gottes Wort treulich angewendet wird, kann oft auch in den allerungleichſten und ſogenannt unglücklichſten Ehen von herrlichem Erfolg ſeyn und ſie in gute, glückliche umwandeln.

Die meiſten Ehen ſind ſo ein Mittelding zwiſchen glücklich und unglücklich, weil die lieben Eheleute das nicht kennen, was erſt dem Herzen die wahre Liebe giebt. Zuweilen kommt das Eine von beiden jenem ſtrahlenden Mittelpunkt der wahren Liebe, das andre noch nicht; da zeigt ſich dann öfters (wie es nun einmal die Natur jener Sache iſt, das Herz nicht gleichgültig zu laſſen, ſondern entweder für oder gegen ſich zu bewegen) ſelbſt in den ſonſt beſten, edelſten Naturen ein ſonderbarer Widerſpruch mit ſich ſelber und mit dem Lebensgefährten.

Sie ſtimmen in allem mit ihm überein, was nicht zu jener Einen Sache gehört, ſind gegen Alles, was die Eine große Hauptangelegenheit des Menſchenlebens betrifft, und dies aus einem innern, bewußtloſen. ſich ſelber unverſtändlichen, oft ſelbſt ſcheinbar gutgemeinten Widerwillen. Nur Geduld! dieſe Herzen ſind oft am meiſten der Stunde des rechten Erkennens nahe; dieſe erſt gegen die Sache aufgeregten Naturen, werden, wie Paulus, öfters hernach am innigſten für ſie entflammt und holen den Lebensgefährten, der ihnen anfangs voraus war, nicht blos ein; ſondern eilen ihm öfters dann in der Einen Liebe voraus.

Aber was iſts denn, was oft ſelbſt in ſolchen ſonſt guten, ſchönen Naturen gerade den Widerſpruch gegen das offenbare Gute, gegen das Göttliche erregt?

Ich will dirs ſagen, liebe Jungfrau, es iſt der bei deinem Geſchlecht (aber wohl auch bei dem unſrigen) häufig vorkommende Geiſt des Eigenwillens. Wenn du nicht an das Böſe der menſchlichen Natur, an ein Böſes der Geiſterwelt glaubſt; ſo gieb nur auf das Weſen des Eigenwillens acht. Merke nur auf, und du wirſt finden: daß der Eigenwille ſich immer geradezu gegen Alles auflehnt und empört, was gut und aus Gott iſt, daß er immer nur das Gleichgültige oder ſogar das Böſe will.

Ich habe es oft (wohl auch an mir ſelber) mit Verwunderung geſehen, was der Eigenwille für einen feinen Inſtinkt, für ein feines Verahndungsvermögen beſitzt. Oefters läßt ſich der liebe Eigenwille gegen ganz gleichgültig ſcheinende Vorhaben und Lebensführungen einen unbezwingbaren Widerwillen merken. Später zeigt ſich gewöhnlich, daß gerade die Ausführung jener Vorſätze, daß gerade jene Lebensführungen, uns zur Förderung im Guten, zur Selbſtbeſſerung dienten. Man könnte deshalb recht bequem an ſich und Andren das feine Vorgefühl jener innern Naturanlage, zu einer Art geiſtigen Wetteranzeigers brauchen, und nur immer das ſicher und freudig thun, wogegen jene Naturanlage Widerwillen blicken läßt; dagegen ja das meiden, wozu ſie uns einen zu großen Beifall bezeugt.

Eigenliebe und Chriſtusliebe, Eigenwille und Gotteswille, ſind einander durchaus und immer, ganz und geradezu entgegengeſetzt, können nie in einem Herzen zuſammen wohnen und ſich zuſammen vertragen. Willſt du den Herrn Chriſtus ins Herz haben; ſo gieb den Eigenwillen auf, der ja warlich ohnehin nichts anders will und erſtrebt, als was zu deinem Verderben, deinem Untergange führen kann, der dich ganz allein unverträglich mit deinem eignen beſſern Selbſt, höchſt unzufrieden und unglücklich in deinem Herzen, unverträglich mit Andern macht. Folge nur getroſt dem Rathe, den der liebe Vater Stilling in einem ſeiner Bücher giebt und wähle in allen jenen zweifelhaften Fällen, wo du unentſchieden und ungewiß biſt, welchen von zwei dir angebotenen, gleich gut ſcheinenden Wegen du einſchlagen ſollſt, den, der deinem Eigenwillen am meiſten zuwider iſt — er iſt der beſſere und ſichrere, der dich am gewiſſeſten zum innern und auch meiſt zum äußern Glück führt; denn auch äußerlich iſt es meiſt nur der Eigenwille, der uns unglücklich macht. Recht ſchön ſagt deshalb der Verfaſſer eines kleinen mir herzlich lieben Büchleins, des Vergißmeinnicht

Offenbarung, Wundergaben,
Troſt und Süßigkeiten haben;
Ehre, Welt und Geld verachten
Vieles wiſſen und betrachten;
Faſten, Leſen, Singen, Beten
Und mit Engelzungen reden;
Alles dieſes acht' ich nicht,
Wo man nicht —
Den Willen bricht.

Und in demſelben Büchlein, unter der Ueberſchrift: An einen Eigenwilligen:

Was du nicht willſt, das thu',
Und was du willſt, das laſſe,
Dies iſt zur Seligkeit
Für dich die nächſte Straße.

Jſts denn mit dem Befolgen des Eigenwillens eine ſo gefährliche Sache, und möchte man immer bitten, ſo lange man der Einigkeit ſeines Willens mit dem Göttlichen noch nicht recht gewiß ſeyn kann: führe du mich lieber Gott deine Wege, nicht meine, laſſe du deinen Willen an und mit mir geſchehen, ja nicht den meinen; ſo ſollte man ſich auch nicht zu ſehr grämen, wenn einem der liebe Gott in der Ehe nicht gerade das Weſen zuführt, das ſich unſer Eigenwille gewünſcht hat, ſondern ein andres. Ein Herz, in welchem die Chriſtusliebe nicht mächtiger iſt, als ſelbſt die beſte und veredeltſte Geſchlechtsliebe, ein Herz, das dieſe letztere nicht jener höheren, wahren Liebe aufopfern kann, das iſt wohl noch nicht rein und gut zu nennen. Daß eine ſolche Aufopferung dem Chriſten nicht unmöglich ja nicht ſogar ſchwer ſei, davon könnte ich gar viele Beiſpiele erzählen, die jedoch zum Theil nicht ganz hieher paſſen möchten. Jch begnüge mich daher mit einem, das auch in andrer Beziehung merkwürdig und intereſſant iſt, wobei ich nur manche meiner Leſer bedaure, daß ſchon wieder ein Traum dabei vorkommt. Die Geſchichte iſt aber aus guter Quelle. Sie iſt ein Zug aus dem Leben einer frommen, ſanften, Gottergebenen Kinderſeele, meines lieben Matthias C., eines katholiſchen Geiſtlichen, der aber nicht, wie etliche dieſer Confeſſion, Chriſtum verdammet und verketzert, ſobald er ſich außer der katholiſchen Kirche offenbart; ſondern der Chriſtum den Herrn innig anerkennet und würdiget, überall wo ſeine heiligen Spuren und Gnadengaben erſcheinen, und wäre es auch in der Seele Eines, der das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten genießet und ſich an dem Spruche feſt hält: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“ und an jenem: „So euch jemand ſagen wird, Chriſtus iſt da oder dort (in dieſer oder jener äußeren Confeſſion, in dieſer oder jener äußeren Form, nicht aber in einem Ihn aus allen Kräften liebenden, ihm ganz ergebenen Herzen, ſobald es nicht das Kleidchen jener äußeren Form anhat) ſo glaubet ihm nicht.“ Jener frommen Kinderſeele begegnete denn das, was ich hier eben erzählen will und aus ihrem eignen Munde habe.

Matthias C. hatte ſich ſchon von früher Jugend an, aus Neigung und innrem Beruf, zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Auf der Schule zu M....r war er ſehr fleißig und war nun beinahe im Begriff, in die höhere, unmittelbarere mit ſeinem künftigen Beruf in Beziehung ſtehende Lehranſtalt einzutreten; da lernt er ein Mädchen kennen, das ihm überaus wohlgefällt. Die ſtille Neigung wird immer inniger, er wagt es zuletzt, einen Brief an ſie zu ſchreiben, worauf er durch den Bruder des Mädchens mündlichen Beſcheid erhält. So lange er bei dem geiſtlichen Stande bleiben will, iſt natürlich, nach dem Geſetz ſeiner Kirche, für ihn keine Hoffnung, ſeine Geliebte einmal zu beſitzen; er beſchließt deshalb den Handelsſtand zu wählen. Seine Eltern ſind das bald zufrieden und er geht nun, ſelber voll ſüßer Hoffnung und ſeinem Mädchen heitre Ausſicht auf einſtige Vereinigung zurücke laſſend, an einen andern Ort, um die Handlung zu erlernen. Bei aller jener Hoffnung und bei dem — ſonſt ſo unterhaltenden — Spiel der innern Neigungen, bleibt in dem Herzen des Jünglings, das ja ſchon frühe die Seligkeit und Kraft einer höhern, bleibenderen Liebe in ſich erfahren, dennoch eine Leere, ein Sehnen, eine Unruhe, die er ſich nicht zu erklären weiß.

Eines Abends, da er in Geſchäften ſeines Handlungsherrn ausgeht, kommt er an einem Hauſe vorbei, da eine gewiſſe Geſellſchaft Erbauungsſtunden hält. Neugierig, doch auch einmal zu ſehen und zu hören was da geſchähe, tritt er hinein. Er wird gerührt und ergriffen und wiederholt ſeitdem ſeinen Beſuch der Erbauungsſtunden jener frommen Geſellſchaft öfters. Da fällt ihm denn auf einmal der Gedanke ſchwer aufs Herz: auch du biſt deinem anfänglichen, höheren Beruf, auch du biſt der

Liebe zu deinem Herrn und Gott, der du ja ganz leben wollteſt, untreu geworden, aus Liebe zu einem Mädchen. Ach daß du doch wieder umkehren möchteſt zu dem wahren, rechten Beruf deines Herzens und zu deiner wahren, ewigen Ruhe.

Dieſer Gedanke wird immer ernſter, immer lebendiger und dringender in ihm. Der Geiſt nicht allein, auch der Körper muß die Wirkung der beſtändigen Unruhe und Angſt fühlen. Endlich iſt der Entſchluß gefaßt, und durch Kraft und Gnade von oben feſt geſtellt: Rein ab und Chriſto an!

Er ſchreibt nun gleich an ſeine lieben Eltern: ſie ſollen ihm doch erlauben, den Handelsſtand zu verlaſſen, und wieder nach M...r und zu ſeinem vorigen Beruf zurückzukehren. Er fühle nun einmal, daß dieſes ſein rechter und wahrer Beruf ſei und ſein Herz ſey krank und unruhig, bis er ſeine liebe ſchöne Beſtimmung wieder habe. Die Eltern willigen ein und C. kehrt nach M...r und zu ſeinen verlaſſenen Studien zurück, denen er hinfort mit ganzem Ernſte, mit ganzer Treue lebt, anhaltend am Gebet und an der Liebe des Herrn.

Das Mädchen läßt ihm, da ſie ſeine Zurückkehr erfahren, freilich öfters freundliche Grüſſe ſagen, und ihm zu verſtehen geben, daß ihre Neigung gegen ihn unverändert ſei, aber er erklärt ſich feſt: hinfort ſei es bei ihm aus mit jeder Neigung, die mit ſeinem künftigen Berufe: Gott und ſeinem Dienſte auf der Erde ganz zu leben, in Widerſpruch ſtehe. Er bleibt auch ſeinem Vorſatz und ſeiner höheren Liebe, in welcher er täglich mehr und mehr geſtärkt und befeſtiget wird, treu. Er ſieht die, die er einſt ſo innig liebte, und die jetzt ſein treues, inniges Gebet aus reinem Herzen auf allen Wegen ihres Lebens begleitet, nur noch einmal an einem öffentlichen Orte außer der Stadt, da ſie ſchon längſt glücklich verheurathet, und Mutter mehrerer Kinder iſt.

Die alte Neigung in treuer Bruſt iſt endlich, nachdem dem guten Mann manches Jahr und mit ihm die Jugend und die leidenſchaftliche Wärme derſelben vorübergegangen, ganz vergeſſen und durch eine höhere Liebe verdrängt; da träumt ihm einmal des Nachts, ihm werde geſagt: du ſollſt nun deine ehemalige Geliebte, die du dem Herrn aufgeopfert haſt, haben, ſie ſoll dein ſeyn. Er wird, träumt es ihm, mit der Geliebten zum Altar geführt, und von dem Prieſter, nach der Weiſe der Kirche, mit ihr vermählt; da die Trauung vollzogen iſt, ſagt er zu ſeiner Vermählten: jetzt gehe du an deinen Ort und ich an den meinigen. Er erwacht aus dem ſonderbaren, lebhaften Traum, bei dem er ſich gerade nicht viel denkt, und am darauf folgenden Vormittag führt ihn ſein Weg und Geſchäft aus der Vorſtadt (wo er als Geiſtlicher ein Amt begleitet) hinein in die Stadt und in die von ihm nur äußerſt ſelten beſuchte Straße, wo ſeine ehemalige Geliebte wohnet. Im Vorbeigehen bei ihrem Hauſe, ſieht er mit Verwunderung, daß die Fenſterläden alle zugemacht, die oberen Fenſter verhangen ſind, was nach der Gewohnheit jener Gegend bedeutet: daß eine Leiche im Hauſe ſei. Voll Theilnahme geht er zu dem in der Nähe wohnenden Bruder ſeiner geweſenen Geliebten und fragt ihn, wer denn in dem Hauſe ſeiner Geliebten geſtorben ſei? Der ſagt: weißt du es denn nicht, daß meine Schweſter heute Nacht geſtorben iſt? Der gute C. hatte aber gar nicht einmal gewußt, daß ſie krank ſei.

Ich habe dieſe Sache erzählt, wie ſie iſt. Denke ſich jeder dabei was er wolle, nur ja nicht an Etwas, das mit der alten, ewigen Wahrheit in Widerſpruch ſteht, daß ſie dort weder freien werden, noch ſich freien laſſen, ſondern gleich ſeyn wie die Engel im Himmel. Jeder Gedanke der Art wäre eine Läſterung gegen die Kraft Gottes und ſeiner heiligenden Liebe, denn wer möchte wohl in einem Himmel ſeyn, wo es keine beſſere Liebe gäbe, als eine ſinnliche und irdiſche. Wohl aber könnte jener Traum vielleicht an eine andre Wahrheit erinnern, daß es nämlich allerdings möglich ſei, eine Seele durch frommes Gebet dem Herrn zu gewinnen und zu erhalten und jener Traum könnte in dieſer Beziehung wohl an die Stelle jenes Gellertiſchen Liedes erinnern: O Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele ſeyn. — Uebrigens iſt es ſonderbar, daß auch nach der Bemerkung derer, die ſich mit der Erforſchung der Traumſprache beſchäftigt haben, z. B. nach den Traumbüchern: Hochzeit und Trauung meiſtens in der Zeichenſprache des Traums den Tod bezeichnen ſollen.

So lehrt auch dieſes Beiſpiel, daß einer höheren Liebe jede andre Neigung, ſobald ſie mit jener in Widerſtreit ſtehet, weichen müſſe, und daß es nicht unmöglich, ja wenn man nur Gott recht liebt, gar nicht einmal ſchwer ſei, der Chriſtusliebe jede andre mit und neben dieſer nicht beſtehende Liebe aufzuopfern. Dieſes ſage ich vorzüglich euch zum Troſt, ihr lieben Jungfrauen. Eure Beſtimmung iſt es nun einmal, euch euren künftigen Geliebten nicht ſelber auszuleſen und zu wählen, ſondern hübſch ruhig und mit Ergebung in Gottes Willen es abzuwarten, wem es wohl der liebe Gott ins Herz geben wird, euch zu wählen. Glaubt nicht, dieſes beruhe auf einer nur zufälligen äußeren Einrichtung. Nicht alſo, ſondern die Einrichtung gründet ſich auf einen tief in der menſchlichen Natur liegenden Unterſchied beider Geſchlechter. Jener geiſtige Inſtinkt, der die Wahl gerade auf die rechte, uns zum treuen Lebensgefährten beſtimmte Perſon hinleitet, iſt im natürlichen Zuſtand beim männlichen Geſchlecht bei weitem ſicherer, feſter, wenigeren Täuſchungen ausgeſetzt, als bei euch Mädchen. Gott, der dieſes ſo einrichtete, weiß beſſer was für euch paßt, ihr lieben Mädchen! als ihr ſelber, und wenn dann der für euch Beſtimmte kommt, dann werdet ihr erſt erfahren, was die rechte, wahre Liebe ſei. Wäre eurem Geſchlecht die Wahl eben ſo frei geſtellt wie dem unſrigen, glaubt mir, es gäbe viel mehr unglückliche, zum innern Verderben der beſſern Anlagen im Menſchen führende Ehen in der Welt, als jetzt. Deswegen ſage ich nicht, daß eure Neigung nicht auch bei der Wahl ſeyn ſoll, die rechte Neigung findet ſich wohl, wenn der rechte für euch Beſtimmte kommt!

Bei dieſer natürlichen Beſtimmung, nach welcher eine ſolche Wahl zunächſt doch nicht von euch abhängt, bewahret doch ja, ihr jungen lieben Seelen, eure Augen und eure Herzen. Laßt die Blicke nicht wohlgefällig verweilen auf dem, was vielleicht nie euer ſeyn und werden kann. In ein unbewahrtes Auge und durch dieſes in ein Herz, worinnen die Liebe Gottes nicht Wache und ſtete Aufſicht hält, dringt ſich gar leicht eine Neigung ein, die hernach öfters den innren Frieden auf immer vernichtet.

In den kleinen nachgelaßnen Schriften des Johann von Bernieres Louvigeri, geweſenen Großſchatzmeiſters des Königs von Frankreich, finden ſich Schätze von Gebeten, die für eine Gemüthverfaſſung, von der wir hier ſprachen, unendlich heilſam ſeyn können. Ihr Inhalt iſt gar oft: Ich will ganz dein ſeyn, ewige Liebe! Meine Seele hat ja nun erkannt, daß kein Friede, keine Freude ſei, außer in dir. Darum bringe ich mich dir ganz dar, ein armes Opfer! — So nimm denn aus meinem Herzen jede Neigung, die mit dir im Widerſpruch iſt, jede Liebe, die nicht deine Liebe iſt; nimm mir Alles, was mich hindern kann, ganz dein zu ſeyn. Und wenn ich auch in der äußerlichen Welt nicht mehr hätte, wo ich mein Haupt hinlegen könnte; ſo hat doch meine Seele die Liebe gefunden, in der ſie ewig ruhen kann.

Eine Seele, welche es erſt empfunden, daß doch alle Liebe, alle Freude, ein armer, nichtsbedeutender Traum ſei, gegen der Einen, ewigen Liebe und der Freude in ihr, kann denn wohl auch mit rechter Freudigkeit das ſchöne Lied beten

Herzlich lieb hab' ich dich o Herr!
Ich bitt' du wollſt ſeyn von mir nicht fern
Mit deiner Hülf' und Gnaden.

Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Himmel und Erden frag' ich nicht
Wann ich dich nur kann haben:
Und ob mir gleich mein Herz zerbricht
So bleibſt du doch meine Zuverſicht,
Mein Heil und meines Herzens Troſt
Der mich durch ſein Blut hat erlöſt,
Herr Jeſu Chriſt mein Gott und Herr!
Mein Gott und Herr!
In Schanden laß mich nimmermehr.

Bei dieſem ſchönen Liede denke [illegible] mit herzlicher Rührung an dich meine verehrte Freundin! deren Lieblingslied es iſt. Deine merkwürdige Lebensführung ſpricht es auch mit unverkennbaren Zügen aus, daß ein ſtilles, auf Gott vertrauendes Herz nicht zu Schanden werde. Ich weiß meine Freundin! du erlaubſt es mir gerne, daß ich hier einen hieher paſſenden Zug aus deiner Jugendgeſchichte erzählen darf. Und wenn nur Ein junges Herz, wenn es dies lieſt, ſtilles Vertrauen auf Gott daraus lernt, der unſre, noch ſo unmöglich ſcheinenden Wünſche, wenn ihre Erfüllung zu unſrem höheren Beſten gereicht, wohl leicht erfüllen kann; ſo iſt damit gewonnen genug!

Marie von K., gebohrne B. v. M. hatte von Jugend an ein natürliches Verlangen nach dem Höheren, ewig Bleibenden: ein ſtilles, Gott ſuchendes Herz. In ſeiner ganzen näheren und fernern Umgebung, fand dieſes ſtille

Gemüth das Element nicht, deſſen es zu ſeiner weiteren Entwicklung und Vollendung bedurfte. Da lernte ſie ihren nunmehrigen Gemahl kennen, den ein ſonderbarer Zufall, worinn die wunderbare Gotteshand unverkennbar iſt, einige hundert Meilen weit von ſeinem Vaterlande entfernt, auf das Landgut, wo die Eltern der Marie wohnten, geführt hatte. K. hielt ſich hier einige Zeit auf. Gar bald lernte Marie in dieſer edlen, ſeltnen Natur ein dem ihrigen innig nahe verwandtes Herz kennen, rein, treu und redlich, voll warmer Liebe gegen Gott und Menſchen, allem Guten, allem Höheren offen und empfänglich. Die beiden liebten ſich gar bald und noch ehe ſie es ſelbſt wußten, mit einer innigen Liebe. Aber für dieſe Liebe war auf der Erde gar wenig erfreuliche Ausſicht, dem Anſchein nach vielleicht gar keine. Der Vater der lieben Marie, dem ſich K's redliche Seele ganz offenbart hatte, war der Verbindung durchaus entgegen, er machte an ſeinen künftigen Schwiegerſohn Forderungen, denen der arme liebe K. wenigſtens damals auf keine Weiſe genügen konnte, auf ſeinen Befehl mußte die Verbindung abgebrochen ſeyn. Beide waren redliche Kinderſeelen, der Wille auch eines ſtrengen Vaters, war ihnen heilig; ſie trennten ſich mit blutendem Herzen und ach — vor menſchlichen Augen — mit wenig Hoffnungen, aber mit feſtem Vertrauen auf Gott, der ja Alles ſo leiten würde, wie es zu ihrem Beſten wäre.

Ein Anderer hätte nun wenigſtens ſeiner Geliebten aus der Entfernung geſchrieben — Briefe voll Liebe und noch immer lebendiger Hoffnung, oder, je nachdem die Stimmung war, auch Briefe voll Trauer und Verzweiflung; aber mein K. iſt treu und redlich; er hatte dem Vater einmal zugeſagt, jede, auch ſchriftliche Verbindung mit Marien zu unterbrechen und nie wieder, ohne des Vaters Willen, in die Nähe ihres Wohnortes zu kommen, und er hielt, was er verſprochen. Traurig gieng er an den Ort ſeiner neuen Beſtimmung, arbeitete faſt Tag und Nacht, um den (faſt unmöglich ſcheinenden) Forderungen des Vaters einmal Genüge zu leiſten, aber mein lieber K. ob dir gleich ſpäter, da du deiner Marie Gatte wareſt, das unmöglich Scheinende wirklich noch gelang, ſo zweifle ich doch, daß dies gelungen wäre, wenn dir nicht Gott deinen guten, treuen, dir Segen zu allen deinem Thun mitbringenden Engel, ſchon lange vorher, in deine arme, leere Arbeitsſtube hineingeführt hätte. Denn einen ſolchen, für dich betenden, mit dir Gott liebenden und ſuchenden Engel an der Hand, wären wohl noch andre und größere Wunder möglich geweſen!

Aber wie giengs denn indeß der armen Marie? Dieſe murrte nicht, ſie klagte nicht; ihr Herz war ſtille zu Gott. Aber der zarte, junge Körper war ſchwächer, als das ſtarke, feſt an Gott haltende Herz. Er unterlag, die Aerzte fürchteten Gefahr. Da regierte Gott, der ja die Menſchenherzen in ſeiner Gewalt hat und lenket wie die Waſſerbäche, das ſonſt ſo ſtarr und unbeugſam ſcheinende Herz des Vaters, von welchem wohl niemand etwas Aehnliches erwartet hätte: Er ſchrieb ſchnell an den weit entfernten K., er ſolle unverzüglich Extrapoſt nehmen und zu ihm kommen, er habe etwas Wichtiges mit ihm zu reden.

Mein kindlich guter K. reißt ſich ſogleich, um dem Vater ſeiner Geliebten, der ja auch ſein Vater werden ſollte, zu gehorchen, von allen ſeinen Geſchäften los, eilt, wie auf Flügeln, aus der weiten Ferne her, aber, ſeinem gegebenen Verſprechen getreu, naht er ſich dem theuren Wohnſitz ſeiner Geliebten nicht, ſondern läßt nur dem Vater derſelben wiſſen, daß er hier ſeiner wartete.

Es war ein ſchöner, heitrer Sonntag in der angenehmſten Zeit des Jahres. Die Roſen in dem Garten des Landgutes blüheten, die arme kranke Marie war lange im Zimmer verſchloſſen geweſen, und hatte keine friſche Luft genoſſen. Da kam am Nachmittag der Vater ins Zimmer der kranken Tochter und lud ſie ein, mit ihm doch ein wenig die friſche Luft im Garten zu genießen. Marie fühlte ſich wohl noch ſehr ſchwach und matt, aber ſie gehorchte dem Vater, und wankte an ſeinem Arm hinunter in den Garten. Im Anblick des ſchönen heitren Himmels, der blühenden Roſengänge, wurde ihr Herz ſtill und freudig. Der Vater führte ſie in den Gartengang hinein, da trat auf einmal hinter einer Roſenhecke der liebe, theure K. hervor. Einem andern Herzen hätte eine ſolche, in der That etwas unbedachtſam angelegte, plötzliche Ueberraſchung können tödlich werden, Mariens ſtillen Herzen nicht. Ihre Thränen des Dankes und der Freude blieben ſtill, ſanft, waren Gott geweint, der einem ihn liebenden Herzen Kraft giebt, Freude ſo wie Schmerz zu ertragen. Die Freudenthränen blieben auch ſtill und fromm, da jetzt der Vater die beiden weiter führte, in die große Gartenlaube hinein, wo, zum freudigen Erſtaunen Beider, der Prieſter, in ſeinem ganzen Ornat und das Kirchenbuch in der Hand, das liebe Paar ſchon erwartete und nun, auf Befehl des Vaters, ſie einſegnete zum treuen Liebesbunde, für Zeit und Ewigkeit!

Meine Theuren! über den ſchönen Roſengarten, worin dir, mein K., die Hand deiner Marie in die deinige gelegt wurde, hat ſeitdem mancher rauhe Sturm geweht! Auch über eure ſtillen, liebenden Herzen iſt mancher rauhe, kalte Winterſturm und Froſt hingezogen, und ſiehe, die Roſe in ſeinem Innern, die Blüthe des Glaubens, der Gottesliebe und Gottergebenheit iſt nur deſto friſcher und ſchöner aufgegangen, wie auch ihr Schattenbild, die irdiſche Roſe, nach einer Nacht voll Sturm und Gewitter, am Morgen friſch und in ganz vorzüglicher Schönheit entfaltet daſteht; die Thräne der rauhen Nacht noch im Auge, die nun durch den Widerſchein der Morgenſonne zur glänzenden Freudenthräne wird! Haltet feſt am Glauben, an Liebe, an der Hoffnung, auf eurem oft ſo ſteilen Lebenswege! Denket an die Worte: Auf der Erde habt ihr Angſt, dort aber ſollet ihr getröſtet werden, und an die Verſe in dem lieben Büchlein (dem Vergißmeinnicht) das ich euch aus N. geſchickt habe, die überſchrieben ſind:

Dornen und Roſen:

Auf Regen folget Sonnenſchein,
Auf Froſt und Stürme Sommertage;
Es kommet Freude nach der Pein,
Vergnügte Ruh' nach Kreuz und Plage;
Bald wird es Tag, bald wird es Nacht! —
Einſt ſingen wir: Es iſt vollbracht.

„Gott ſegne euch, ihr theuren lieben Seelen! ihr, auch meine Freude, mein äußres Lebensglück! Ich weiß nicht, ob ich euer liebes Angeſicht auf der Erde noch einmal küſſen werde. Es ſei! — Er unſer und wir ſein! Gutes und Barmherzigkeit werden euch begleiten euer Lebenlang und werdet bleiben im Hauſe des Herrn ewiglich. (Pſ. 23, v. 6.) Seid mir geſegnet, ihr lieben, ſüßen Blumen hier in meinem armen Roſengarten! Aergert euch nicht an den vielen Dornen und dürren Richtſtöcken, die die ſchwache, leicht irrende Menſchenhand hier überall zwiſchen die Roſen hineingeſteckt hat, und behaltet mich lieb!

Auch dich mein theurer Bruder W. mußte ich, ohne damals zu wiſſen wozu, durch innre und äußere Nothwendigkeit getrieben, in das Haus über Berg und Thal zurück ſpediren, worinnen die für dich beſtimmte Seele lebte, von der du dich ſchon auf immer getrennt zu haben glaubteſt.

Darum glaubet nur feſt, auch ohne euer ängſtliches Sorgen, ohne alle euer Bemühn, wird ſich das für euch beſtimmte Herz finden. Es iſt ein gar ſonderbares Geheimniß um die Sympathie. Ich kann nicht wiſſen, ob euch der merkwürdige Zug aus der Lebensgeſchichte des berühmten Schweizers, Sulzer, bekannt iſt, der in Lavaters Lebensbeſchreibung ſteht, darum ſetze ich ihn hieher.

Sulzer wurde, da er noch in dem Alter war, wo man noch nicht ans Heurathen denken kann, auf einmal von einer ihm unerklärbaren, tiefen Schwermuth überfallen. Er konnte ſich durchaus keinen Grund ſeiner großen Traurigkeit denken. Wenn er ſich aber in ſeinem Innern über den räthſelhaften Zuſtand befragte, ſo war es als wenn ihm geſagt würde, ſeiner künftigen Geliebten und treuen Lebensgefährten ſei ein großes, ihr viele Gefahr drohendes Unglück begegnet. Nach einiger Zeit wird er wieder heiter, ohne daß er ſich auch jetzt den Grund des wieder Heiterwerdens deutlich angeben kann. Aber ſiehe, ziemlich geraume Zeit darauf erfährt er, daß gerade um jene Zeit ſeine liebe, nachmalige Gattin den ſchweren Fall gethan hatte, an deſſen Folgen ihr Körper faſt das ganze Leben hindurch zu leiden hatte. — So waren hier zwei dem Leibe nach ſich noch ganz unbekannte Seelen ſchon lange vereint und innig eins, ehe das Schickſal ihre Hände in einander legte. Ehen ſind alſo, das geht auch wohl hieraus hervor, gar nicht zufällig zuſammengewürfelt, ſondern ſie gehen aus einer tieferen innern Verwandtſchaft hervor.

Ich hätte hier freilich Luſt, an jenes merkwürdige Vorauswiſſen der Zukunft und Hellſehen im tiefen Traumzuſtand zu erinnern, deſſen Offenbarungen öfters, ohne daß wir uns derſelben beim Erwachen nur im mindeſten deutlich bewußt ſind, auf die Stimmung des wahren Zuſtandes und ſelbſt auf unſer Handeln Einfluß haben, aber lieber Leſer! ſeit einiger Zeit und beſonders hier in dieſem kleinen Büchlein muß ich mich erſtaunlich in Acht nehmen vor ſolchem pſychologiſchen Scharfſinn. Es geht mir, wenn ich manchmal am unrechten Orte ſo ſcharfſichtig thun will, gerade wie dem blödſichtigen Bauernmädchen, von der ich dir hier, bildweiſe, das Mährlein erzählen will.

Ein reicher Bauer, drinnen bei uns in Sachſen, erzählt die Sage, hatte eine einzige Tochter. Das Mädchen war ſonſt nicht übel, nur war ſie ein wenig blödſichtig. Das heißt, bei hellem Sonnenſchein, in den Mittagsſtunden, konnte ſie es wohl allerdings auf drei Schritte weit unterſcheiden, ob ein Gegenſtand, der auf ſie zukam, ein Menſch oder ein andres Säugthier war, weiter aber, und bei trübem Wetter gar nicht. Wenn man deshalb halbweges ein wenig aufmerkſam war, konnte man es wohl merken, daß das Mädchen kein ſonderlich ſcharfes Geſicht hatte.

Nun war auch in der Nähe ein reicher Pächtersſohn, der hatte Luſt, das Mädchen zu heurathen. Weil ihm aber die Leute ſagten: das Mädchen ſei gar kurzſichtig, er werde ſie kaum in der Wirthſchaft brauchen können, nahm er ſich vor, das nächſte Mal doch recht aufzumerken, ob das wahr ſei. Dieſer Vorſatz ihres Bräutigams wurde aber dem Bauermädchen verrathen, das ſichs nun vornahm, ſeinem Schatz auf eine recht auffallende Art zu beweiſen, daß ſie gar nicht ſo kurzſichtig ſei, wie die Leute ſagten. Sie ließ deshalb eine Nähnadel hinein ins Scheunenthor ſtecken. Da ſie nun ihren Geliebten beim Abſchied hinaus vor die Thür begleitete, ſagte ſie auf einmal ganz wirthſchaftlich: ei wer hat denn die ſchöne Nähnadel da drüben am Scheunenthor ſtecken laſſen? Ueber dieſe große Scharfſichtigkeit wunderte und freute ſich der Bräutigam im erſten Augenblicke ſehr. Aber im zweiten freilich nicht mehr. Denn da das wirthſchaftliche Mädchen hinüber laufen wollte nach dem Scheunenthor, um die ſchöne Nähnadel zu holen, fiel ſie über ihres Vaters großen Zugochſen, den ſie nicht geſehen und bemerkt hatte, weil er ganz ruhig vor dem Heuwagen eingeſpannt da ſtund.

So iſt mirs, lieber Leſer! ſchon öfters in dem was ich ſchrieb, auch vor deinen Augen gegangen, daß ich die Nähnadel am Scheunenthore recht gut ſahe und doch über den Ochſen fiel! Vergieb mir das, Lieber! — Wir alle, Weiſe ſo wie Thoren vor der Welt, gleichen wohl, ehe das höhere Licht in unſer Herz kommt, und uns erleuchtet, an Scharfſichtigkeit dem armen Bauernmädchen; und auch dann, wenn wir die Quelle des Lichts kennen und lieben gelernt haben, wenn auch unſerm blinden Auge die Glückſeligkeit der Heilung und der Anblick der bis dahin uns verborgenen, herrlichen, uns umgebenden geiſtigen Welt bereits wiederfahren iſt, begegnet uns dennoch noch zuweilen das Schickſal jenes Mädchens, wenn wir uns in der Eil einmal beigehen laſſen, ohne unſer Licht zu wandeln. Darum laßt uns feſt halten das liebe Licht das wir haben! —

Ich habe mich hier, im Verhältniß zu dem Plan dieſes Bändchens, faſt zu lange verweilt, bei den merkwürdigen Lebensführungen, die ſich, in Beziehung auf Eheverbindungen, zeigen. Und doch hätte ich noch Vieles zu erzählen, was ich, ſo Gott will, auf ein nächſtes Bändchen verſpare. Ich erinnre nur hier noch an die Geſchichte jenes Mädchens, das nicht durch ihre ſie liebenden Eltern, ſondern durch den Befehl eines Fürſten zu der Ehe mit einem Menſchen gezwungen werden ſollte, deſſen roher, wilder Sinn durchaus nicht zu dem ihrigen paßte. Es ſchien keine Rettung mehr. Da führte ſie die erbarmende Liebe, wenig Stunden vor der erzwungenen Hochzeit, ohne daß vorher bei dem geſunden Mädchen der mindeſte Anſchein dazu war, ſanft und ſchnell in ein Land, da keine erzwungnen Ehen mehr ſind, da überhaupt das Freien und Freien laſſen aufhört — und ihr Gebet war erhört. (Man ſehe dieſe Geſchichte ausführlicher in Hillmers chriſtlicher Zeitſchrift.)

Eine Errettung dieſer Art darf freilich wohl der Chriſt nur ſehr bedingungsweiſe ſich erbitten. Wohl aber dem, der, ohne der ewigen Liebe irgend eine beſtimmte Weiſe vorzuſchreiben, eine Rettung aus der größten, dringendſten aller Gefahren, aus der Gefahr das theure Kleinod im Herzen zu verlieren, bat, und dem dieſer Ausgang gewährt wurde!

Eine Verbindung mit einem Lebensgefährten, deſſen jetzige Geſinnung wenigſtens nicht zu deiner Beſſerung, zu deiner Weiterförderung in der Erkenntniß und Liebe Gottes führen, ſondern derſelben nicht anders als hinderlich ſeyn kann, iſt freilich, wenn es blos von eigner Wahl abhängt, nicht zu rathen. Führt dich aber die Hand Gottes, ſo gehe getroſt! dir kann dann nichts ſchaden. Oder glaubſt du, daß der, ohne deſſen Willen unſerm armen Leibe kein Haar gekrümmt werden kann, nicht auch Macht habe, dein geiſtiges Leben dir zu bewahren und zu ſchützen? Gehe getroſt, dein Glaube, deine Ergebung wird nicht blos das Kleinod deines eignen geiſtigen Lebens gewinnen und erhalten; ſondern auch das, der mit dir verbundenen Seele!

Wie die Führungen bei Eheverbindungen, ſo auffallend und wunderbar ſind auch oft jene Führungen, wodurch Freundſchaften für Zeit und Ewigkeit (denn ganz beſonders bei den für die Ewigkeit geſchloßnen Bündniſſen iſt es ſo der Fall) geſchloſſen werden. Erinnert euch, ihr Freunde, die ihr euch gegenſeitig zur treuen Förderung im Guten, zur Beſſerung und innren Befeſtigung dient, auf welche Weiſe eure erſte Bekanntſchaft geſchahe, wie wunderbar, ſcheinbar zufällig und doch nach einem deutlichen, weiſe berechneten Plane ihr, von ganz verſchiednen Wegen her, zuſammengeführt wurdet. Und dies gerade in der rechten Stunde, nicht eher, nicht ſpäter!

* *, war zu * * in einer ganz vorzüglich traurigen Lage. Er ſtund mit ſeiner ganzen äußerlichen Thätigkeit und ſeinem ganzen äuſſeren Lebensſchickſal unter einem Oberen, deſſen Geſinnung und Denkweiſe von der ſeinigen gar ſehr verſchieden war. Vielleicht ſeine Unvorſichtigkeit, vielleicht auch eben jene große Verſchiedenheit der Anſichten und Geſinnungen,

hatte jenen Oberen zu ſeinem bittren Feinde gemacht. Auf alle Weiſe drückte, kränkte, verſpottete jener Obere den * *, für den dieſes indeß ein zwar heißes, aber bei ſeiner damaligen Eitelkeit und Selbſtſucht ſehr wohlthätiges Läuterungsfeuer war. Indeß iſt die Frage, ob und wie * * jenes Leiden länger würde ausgehalten haben. Sein Gemüth war tief gebeugt und betrübt, ſeine körperliche Geſundheit litt ſehr, und ſeine äußere Exiſtenz war wohl ſelbſt in Gefahr, da es vielleicht wohl zuletzt dahin gekommen wäre, daß man den armen, freudeloſen, noch faſt niemand als ſeinem Feinde bekannten Ausländer um Amt und Unterhalt gebracht hätte, um ſo mehr, da dieſer ſeiner Natur nach gar nicht geeignet war, ſich andre Freunde zu ſuchen oder ſich am ſchicklichen Orte, wenn es Noth gethan hätte, Hülfe zu verſchaffen.

Jener Obere ſtund wiederum, in der bedeutenden Stadt, wo ſich beide einander ſo widerſprechende Menſchen aufhielten, unter einem andern höheren Chef, der ſein älterer Freund war. Dieſer Chef verließ ſeinen Poſten, und es trat ein andrer an ſeine Stelle. Auch bei dieſer neuen Veränderung blieb es anfangs beim Alten. Der neue Chef war zwar ein überaus edler, liebevoller Mann, der in ſeinem Kreiſe nichts der Art litt, aber wer ſollte ihm die Lage des armen Ausländers, der ihn gar nicht intereſſiren konnte, offenbaren, wer nannte ihm ſelbſt nur des Ausländers Namen, als eben Jener, der dieſem nicht wohl wollte. Die Noth und die Bedrückung des armen Ausländers hatte jetzt durch einige noch dazu kommende Umſtände, die den Obern ſehr erbittert hatten, ihren höchſten Gipfel erreicht. Weiter hätte es wenigſtens die körperliche Geſundheit des erſteren nicht ausgehalten, der jenes innere Gegengewicht, das ſonſt in allen ſolchen Lagen aufrecht erhält, — freudig und muthig, — noch nicht in ſich hatte.

Gerade um dieſe Zeit kommt nun ein lieber, theurer Jugendfreund des armen Ausländers, den dieſer für tod gehalten hatte, in jene Stadt, eben erſt entgangen einer langen, höchſt beſchwerlichen Gefangenſchaft und einem langen Herumgeſchlepptwerden im Feindesland. Und ſiehe, gerade dieſer liebe, gemüthvolle Freund, war auch ein längſt und innig verbündeter brüderlicher Freund des neuen edlen Chefs. Der Ausländer wurde nun bei dieſem eingeführt und von ihm empfangen wie ein längerer lieber Bekannter, mit Freundlichkeit und zuvorkommender Güte. Der Chef wurde nun bald ſelber Freund des Ausländers, deſſen äußere Lage nun, wie er es niemals vermuthet und gehofft hätte, eine günſtige Wendung nahm. Der

Obere konnte ihm nun, wenigſtens geradezu, nicht mehr ſo ſchaden und drücken; er wurde, wenigſtens äußerlich, freundlich und günſtig. Der edle Chef, den Gott, gerade ſo zur rechten Zeit, zur Rettung und zum Schutze einer armen in ſich ſelber ganz unbeholfenen, damals ſo leicht noch auf immer niederzudrückenden Natur geſendet hatte, blieb gerade ſo lange an jenem Orte, als der Obere, der dem Ausländer ſo übel wollte. Erſt verließ der freundlich geſinnte, ſchützende Mann ſeinen nur kurze Zeit bekleideten Poſten, und bald darauf, nachdem jener Obere von neuem durch einige gar deutliche Züge (unter andern in einem Bericht, der unter ganz anderem Namen nach Hofe gieng) gezeigt hatte, daß ſeine Geſinnung gegen den Ausländer bisher nur zurückgehalten aber noch dieſelbe ſei, gerade da nun der letzte ſich wieder ganz hülflos in die Hände eines ihm ſo fremdartigen Mannes gegeben ſahe, mußte auch dieſer ſeinen bisherigen Poſten und Aufenthaltsort mit einem andern vertauſchen und dem Ausländer kamen nun auch äußerlich Jahre des Friedens und der Ruhe, die ſein ewig höherer Führer zum Weiterfördern in dem Werk der Lebensbeſſerung reich und treu benutzte.

Der Obere, ſo wie der Ausländer, der ihm einſt ſo zuwider war, ſind nun weit von einander getrennt. Die Schuld des unangenehmen Verhältniſſes zwiſchen beiden, lag vielleicht gar nicht in einem böſen Willen des Obern, ſie lag vielleicht an beiden Männern zugleich, vielleicht auch ſelbſt mehr in dem Ausländer als in dem Obern, oder in Etwas, wofür beide nichts konnten, weil es etwas Unwillkührliches iſt. Der Ausländer hat den Oberen nie kränken noch beleidigen wollen; er ſegnet ſein Andenken, als das eines Wohlthäters für ſeinen innern Menſchen, von ganzem Herzen, und dankt ſchon jetzt Gott innig für die Stunden die ihm einſt ſo ſchwer ſchienen. Auch der Obere hat vielleicht nie ſo kränken wollen und hätte es auch nicht gekonnt, wenn der Stoff im Ausländer anders und beſſer geweſen wäre. Er hat unwillkührlich, getrieben von einer innren natürlichen Entgegenſetzung, ſo gehandelt, wie der natürliche Menſch, ſo lange ihn eine höhere Liebe noch nicht zum Herrn über das machte, was biß dahin über ihn herrſchte, handeln muß.

Jahre nach Jahren vergehen, der innre Menſch gedeiht und wächſt an Erkenntniß und Liebe. Das Leben vergeht zuletzt ſelber, mit dem letzten Nebel der das Auge trübte. Da reichen ſich wohl dann oft die freundlich und liebend die Hand, zu einem ewigen Bunde, die auf der Erde, öfters mit, einige Male auch ohne ihre Schuld feindſelig getrennt ſtunden.

Das was ſo oft trennte, Temperament und verſchiedne Natur, hören ja dort auf!

Die Lehrer an dem ... Inſtitut zu N. wurden aus Norden, Süden, Oſt und Weſt ſo weit her zuſammenberufen, daß vorher mehrere von ihnen über 200 Meilen von einander entfernt waren. Keiner kannte den andern; einer fürchtete ſich vor dem andern, jeder dachte, was ſoll aus der ſonderbaren, ſo nahen Zuſammenmiſchung ſo verſchiedenartiger Elemente werden? Und ſiehe, durch einen höhern Zufall waren hier Menſchen zuſammengeſchneit worden, die in ihrer Gemüthsart, in ihrem Streben, in ihrem Lebensgange, ſo viel Verwandtes und ſo viel gegenſeitige Beziehungen auf einander hatten, daß wohl ſchwerlich im ganzen Königreich eine öffentliche Anſtalt war, wo die dabei angeſtellten Staatsdiener ſich ſo herzlich liebten, ſich gegenſeitig ſo viel nützten, ſich ſo nahe und treu verbunden waren und bis ans Grab ſo treu verbunden bleiben werden! Es lag nicht an ihnen, daß bei einer ſolchen Einmüthigkeit nicht etwas Außerordentliches geleiſtet wurde. Jeder von ihnen wird gern und dankbar der höheren Führung die ſie vereinte, an die Jahre denken, wo an einem Punkte ſo verwandte, ſich gegenſeitig liebende Menſchen vereint waren, wie in unſerer liebearmen Zeit wohl ſeltner beiſammen gefunden werden!

Rettung durch einen Traum.

Der fromme Prediger M. zu C., Großvater eines meiner lieben, früher verſtorbenen Freunde, des Profeſſor M. zu A., hatte ſich, wahrſcheinlich durch unermüdeten Eifer in ſeinem ſchönen Beruf, Kranke zu tröſten, Sterbende zu ſtärken, eine entzündliche Bruſtkrankheit zugezogen, welche ein örtliches Leiden in der Lunge zurückließ. Allmählig hatte ſich hier, allen Anzeichen nach, ein verſchloſſenes Geſchwür gebildet, der gute Kranke, der ſich weder durch den von Zeit zu Zeit ſehr fühlbaren Schmerz, noch durch die zunehmende große Schwäche von den Geſchäften ſeines Amtes abhalten ließ, vertrauend auf den Herrn, deſſen Werk es ja war, in deſſen und aus deſſen Liebe es ja geſchahe, magerte allmälig ab und mußte zuletzt, ſo hart er daran gieng, zu Bette liegen.

Aber an dieſem theuren Krankenbette weinte eine treue, liebe Gattin, mit einem zahlreichen Häuflein, meiſt noch unerzogner Kinder. Geld hinterläßt ein frommer Prediger wohl ſelten viel, was ſollte nun mit dieſen Hülfloſen da werden?

Auch auf dem Krankenbette, wenn auch der Arzt ſchon auf die nahe Auflöſung ausſieht, läßt ſich ein ſolcher Geiſtlicher nicht abhalten, ſeine ihn beſuchenden, und wohl wenn es in einzelnen Fällen nöthig ſcheint, auch zu ihm gerufenen Beichtkinder zu ermahnen, zu belehren, zu tröſten. Aengſtliche Beſorgniß für die etliche Tage längere oder kürzere Erhaltung des Lebens, hält einen ſterbenden Chriſten nicht ab, da wo es Pflicht ſcheint, und dem Reiche ſeines Herrn förderlich, Worte des Lebens zu reden, mit freudigem Aufthun ſeines Mundes — Thaten des Lebens zu thun, auch mit dem letzten kleinen Reſte der verlöſchenden Kräfte. Wenn auch der beſorgte Freund ſagt: Lieber! ſiehſt du nicht dieſe Hülfloſen, Weinenden da an deinem Bette, willſt du deine wenigen Kräfte nicht dieſen aufſparen? ſo antwortet jener: ich harre auf den Herrn, der wird Alles wohl machen, mein Leben iſt nicht mein, es iſt des Herrn.

Ein ſolches Vertrauen wird wohl nie zu Schanden, wenn wir auch ſeine Früchte und ſeinen Sieg nicht mehr hier, ſondern erſt einmal dort erfahren ſollten. Gar öfters bewährt ſich hier der Spruch auch ſogar dem Leibe nach: Wer ſein Leben lieb hat der wirds verlieren und wer ſein Leben auf dieſer Welt haſſet, der wirds erhalten zum ewigen Leben. Der fromme Prediger wurde immer kränker, ſelbſt die treue Gattin konnte die ſchwache ihr ſo wohl bekannte Stimme oft kaum mehr vernehmen, wenn ſie nicht ihr Ohr dem lieben Munde näherte, der Arzt ſahe nun beſtimmt das plötzliche Aufgeben des Geſchwüres und einen dadurch erfolgenden ſchnellen Tod, als ganz nahe voraus. Die ganze Gemeinde, am allermeiſten aber die liebende Familie iſt voll tiefen Schmerzens und Angſt; aber, der Kranke, bleibt heiter und harret des Herrn. Er kann, wie dies freilich bei hektiſchen öfters der Fall iſt, immer noch nicht recht an die Größe der Gefahr glauben.

Die liebende Gattin, müde vom langen Weinen und Wachen, ſaß auch, in der wahrſcheinlich letzten Nacht ſeines Lebens, an dem theuren Sterbebette, da fühlte der Kranke ein vorzüglich dringendes Verlangen, einmal recht ungeſtört und ruhig zu ſchlafen. Er bat die liebe Gattin, das Nachtlicht ganz zu entfernen und ſich doch auch ſchlafen zu legen in ſeiner Nähe. Die Treue hört ihn bald athmen wie einen ſanft Schlafenden und entſchlummert ſelber. Und jetzt, wo keine Menſchenhand zu ſeiner Hülfe nahe und bereit iſt, kommt ihm die von Allen ſo lange gefürchtete Stunde.

Dem Kranken träumte mit vorzüglicher Lebhaftigkeit, die Chorſchüler ſängen außen vor ſeiner Thüre die ſchöne alte Hymne: „Harre des Herrn und ſei unverzagt.“ Da er dieſe Worte, die während ſeines ganzen Lebens ihm ein Lieblingsſpruch, in der Krankheit ſein Troſt geweſen waren, ſingen hört, ſtimmt er im

Schlafe freudig, ſeines körperlichen Zuſtandes unbewußt, mit jenem tiefen Baſſe, den er in geſunden Tagen zu ſingen gewohnt war, ein: „Harre des Herrn, harre des Herrn.“ Und ſiehe, durch die Erſchütterung bricht das Geſchwür auf. Der tiefe Baßgeſang hatte aber in dieſem nämlichen Augenblick die Luftröhre ſo erweitert, und alle hier wohlthätigen Anſtrengungen der Natur ſo ungemein begünſtigt, daß die ſonſt in dieſem Falle wohl unvermeidliche Gefahr der Erſtickung glücklich vorübergieng. Der Herr hatte ihm die Geneſung im Schlafe gegeben; denn noch ehe der durch den tiefen feſten Schlaf und durch die darauf folgende Erſchütterung betäubte Kranke recht zum vollen Bewußtſeyn erwacht war, hatte das Leiden, das ihm, vor menſchlichen Augen, einen faſt unvermeidlichen Tod drohete, aufgehört.

Der Kranke genaß nach dieſer gefährlichen, entſcheidenden Nacht, ſchneller als man vermuthen konnte. Er lebte noch lange Jahre ſeiner Gemeinde zur Erbauung und zum Segen, den Seinigen zum Troſt. Sein Wahlſpruch blieb durchs ganze Leben, in allen Anliegen und Leiden (ein wahrer Chriſt bleibt nie ohne Leiden): Harre des Herrn und ſei unverzagt.

Eine ähnliche Rettung andrer Art.

S. war als faſt ſechszehnjähriger Jüngling länger als ein Jahr in G., umringt von allen Gefahren der Verführung, in einer Umgebung wo er täglich nichts ſahe als Beiſpiele der roheſten jugendlichen Unbedachtſamkeit, des ausgelaſſenſten Leichtſinnes. Und allen dieſen Gefahren, die durch eine lebhafte Sinnlichkeit noch vermehrt wurden, war der arme S. ausgeſetzt, ohne das in ſich zu haben, was in ſolchen Fällen das Schiff mitten in den wilden Wellen oben und unverſehrt hält, ohne Chriſtus, ohne Gebet. Ach das Kleinod des kindlichen Gebetes war ihm damals geraubt. Schon in ſeinem 14ten Jahre hatte er Bahrdts Schriften geleſen; bei den Männern, deren Lehre und Beiſpiel ihn damals leiteten, galten Edelmanns Schriften und alle andre beliebte Werke der Deiſten weit mehr als Chriſti Worte und wo war wohl damals die ernſte Rede vom Gebet? Sagte doch ein ſonſt in vieler Hinſicht lieber Lehrer, den S. einige Jahre ſpäter hörte, der gutmüthige K., öfters zu ſeinen Schülern: Seit ſeiner Jugend habe er nicht mehr gebetet und bete auch nicht mehr, weil ja Gott allwiſſend ſei und unſers Bittens, in Anliegen die ihm bekannter wären als uns, nicht bedürfte.

lieben Männer! die Gott zu Lehrern der Jugend beſtimmt hat, bittet doch Gott, daß er euch behüte, Worte zu ſagen, die einem argloſen, nur zu unbedingt auf eure Worte trauenden jugendlichem Gemüth, ſein beſtes geiſtiges Gut, ſeinen einzigen Schutz gegen Verführung und Laſter, ſeine Zuverſicht und Stärke im Leben und Tode, vielleicht unwiderbringlich rauben können. Geſegnet ſeyſt du mir, mein treuer frommer Lehrer Roch! Die fromme, innig liebende Thräne der Rührung, die ich dich (du ſchämteſt dich ihrer nicht vor den dich aufmerkſam betrachtenden Schülern) weinen ſehe, wenn du, beſonders an Oſtern und bei Vorbereitungen zum Genuß des Abendmahles, von der erbarmenden Liebe Gottes in Chriſto ſpracheſt, hat in dem Herzen des geringſten deiner Schüler unvergängliche Früchte getragen, die er dir erſt dort ganz danken wird und kann. Siehe, die Worte des frommen Gebets, die du laut mit uns ſprachſt, ſind in vielen jungen Herzen aufgegangen und lebendig geworden. Auch in meinem armen Herzen ſchlummerten ſie nur, da aber ihre Stunde gekommen war, wachten ſie auf und blieben ſeitdem Gott Lob! lebendig. Ja ſie haben mich, auch da ich mirs nicht bewußt war, zuſammen mit dem Gebet und den Lehren eines frommen Vaters, durch die Stunden der Gefahr begleitet, wie treue, ſchützende Engel. Geſegnet ſei mir deine Aſche, treuer, frommer Mann!

S. war alſo, als kaum ſechszehnjähriger Jüngling in Gefahren der Verführung, wo wohl ohne Gottes Schutz und Beiſtand auch ein älterer und verſtändigerer kaum unverſehrt hindurch kömmt. — Aber er war ja ein Menſch von (wie man ſich in jenem Alter gern ausdrückt) moraliſchen Grundſätzen, hatte den Garve geleſen, kannte die gefahrvolle Welt aus Knigge, ſprach von Tugend und Moral wie ein Buch. Lieber Jüngling! deine moraliſchen Grundſätze, ohne und außer Chriſtus, ſchützen dich nicht, wenn dich Gott in Verſuchung gerathen läßt. Der Jüngling, der ohne Gebet lebt und ohne Chriſtus, hat keinen, auch nicht den geringſten Schutz, gegen die leiſeſte Verführung, gegen die leiſeſte Anregung zur Sinnlichkeit. Nur Ein Grund iſt, wer auf dieſem ſtehet, den wird Verführung und Sünde nicht fällen. Dieſer hält, im kindlichen Umgange mit einem ewig liebenden Vater, das Herz freudig und ſtark!

Die Gefahr wurde immer dringender. Allem Anſcheine nach war ein Plan entworfen, der ſich auf die ganze Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit des S. gründete und wodurch dieſer, der Hauptſache nach wohl ganz unſchuldig, zum Deckmantel eines fremden Verbrechens gemacht werden ſollte. Wäre der, gar nicht ohne Feinheit und Klugheit angelegte, Plan gelungen; ſo wäre der arme junge Menſch aus ſeiner ganzen Lebenslaufbahn herausgeriſſen, äußerlich und wohl auch innerlich unendlich unglücklich geworden.

Aber ſiehe, ſie beſchloſſen einen Rath und es wurde nichts daraus. Wahrſcheinlich und ſo viel ſich S. erinnern kann, ganz nahe vor der Ausführung des Planes, oder doch um dieſe Zeit, erhielt er einen Brief von ſeinem frommen, ſorgenden Vater. Dieſer warnte ihn vor der Gefahr und doch konnte dieſe niemand wiſſen als Gott und einige Menſchen die ihr Geheimniß tief verbargen. — Und als die Stunde einer furchtbaren Gefahr kam, half Gott, und der Jüngling wurde gerettet, wurde gerettet auf immer.

Er kam jetzt bald darauf zu ſeinem Vater. Dieſen fragte er nun, woher er ihm jene Warnung geben konnte, und erfuhr von ihm: ein gar lebhafter, bedeutungsvoller Traum und daraus entſtehender Drang, ſeinem Sohn jenen warnenden Brief zu ſchreiben, ſei die Veranlaſſung geweſen.

Dieſer Traum gab nun ferner Veranlaſſung zu einem zwiſchen Sohn und Vater feſt gewordenen Entſchluß, jenen aus ſeiner gefahrvollen Umgebung ganz heraus zu nehmen und nach W.

auf Schulen zu ſenden. Dieſer Entſchluß war, in jeder Hinſicht, auf die ganze ſpätere Bildung und Lebensführung des S. von dem höchſten, geſegnetſten Einfluß. Abermals alſo Rettung aus Gefahr durch einen Traum!

Wunderbare, doppelte Rettung, im Geiſtigen und Leiblichen zugleich.

Dr. J. Theodor von der Kemp, ausgezeichnet als Gelehrter, noch mehr ausgezeichnet als Chriſt, geſegnet von Tauſenden, die er, durch ſeine Bemühungen als Miſſionär, zu Chriſto führte — eines der größten, herrlichſten Werkzeuge in der Hand Gottes zur Rettung ſeiner Menſchen: war ſchon als Jüngling ſeiner ausgebreiteten und gründlichen Gelehrſamkeit wegen, Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung. Dennoch wählte er, nach vollendeten Univerſitätsſtudien, den Soldatenſtand aus freier Neigung, und ſchwang ſich, durch ſeine Kenntniſſe und Verdienſte, in dieſem Stande, als Officier hoch empor. Aber zu gleicher Zeit raubte ihm dieſer gefährliche Stand vollends die letzten Ueberreſte jener frommen, chriſtlichen Geſinnung, die ſich, aus früher Kindheit und von den Einwirkungen ſeines trefflichen frommen Vaters, noch erhalten hatten, und hiermit war ihm vollends die letzte Schutzwehr gegen die innern und äußern Anreizungen zum Laſter geraubt.

Nachdem er 16 Jahre lang Soldat geweſen, verließ er den Dienſt, und verheurathete ſich. Zu gleicher Zeit kehrte er in ſeiner Lebensweiſe in die Grenzen einer äußerlichen Ehrbarkeit zurück. Er ergänzte und befeſtigte jetzt jene Kenntniſſe der Arzneikunde, die er ſich einſt auf Academien erworben und wurde Doctor der Medicin. Mehrere Jahre hindurch prakticirte er als Arzt mit ganz vorzüglicher Einſicht und vorzüglichem Glücke. So ſehr aber ſeine Einſicht und ſein Geſchick als Arzt zunahmen; ſo ſehr nahmen auf der andern Seite der innre Frieden, die innre Zufriedenheit ab, indem ihn nach und nach alle die Scheinberuhigungsgründe, an denen ſich ſein Gemüth bisher feſt gehalten, und die ſämmtlich auf deiſtiſchen Grundſätzen beruheten, verließen, und ſein ganzer Deismus ihm immer mehr leer an Freude, an Hoffnung, an Troſt erſchien. Er ſeufzte nach Rettung, und Rettung wurde ihm, obgleich durch ein unendlich ſchmerzliches Heilmittel.

Am 27. Junius 1791. ſegelte der Doctor mit ſeiner Frau und Tochter auf dem Fluſſe, der nahe bei ſeinem bisherigen Aufenthaltsort, bei Dort fließt. Plötzlich erhob ſich ein heftiger Sturm; eine Waſſerhoſe brach über dem Boote, das augenblicklich umſtürzte, und ehe ſie noch Gefahr geahnet hatten, lagen Alle im Waſſer. Seine Frau und Tochter kamen ſogleich um; der Doctor ſelbſt aber klammerte ſich an das Boot und wurde mit demſelben beinahe eine Meile weit den Strom hinunter geriſſen, da keiner es wagte, bei dem furchtbaren Sturme ihm vom Ufer zu Hülfe zu kommen.

Aber ſiehe, durch eine wunderbare Fügung von Gott, war gerade in dieſem gefahrvollen Moment, durch eben denſelben heftigen Sturm, worinnen jene Familie ein ſolches Unglück betroffen, ein Fahrzeug, das eben in dem Hafen von Dort lag, von ſeinen Ankern losgeriſſen worden, und, gegen den Willen, der in ihm befindlichen Seeleute, deren Kampf mit den Wellen in dieſem Augenblick vergeblich war, an die Stelle des Ufers getrieben, wo der Doctor ſchon mit dem Tode rang. Die Matroſen am Bord erblickten ihn, wie er ſich an das Boot anklammerte, und befreiten ihn aus ſeiner gefährlichen Lage.

Durch ſolche wunderbare Fügung wurde nicht blos das Leben des merkwürdigen Mannes gerettet, der ſpäter ein Segen für ſo viele Tauſende war; ſondern auch ſein Gemüth, das durch jenen heftigen Schlag aus dem langen, tiefen Traum erwachte, war gerettet; es wurde von dieſer Stunde an das in ihm gegründet, was ihn ſpäter zu einem der größten Glaubenshelden, Kämpfer und Sieger in der Kraft Jeſu Chriſti machte.

Aus der Zeit der Reformation ſind mehrere Beiſpiele von ungemeinen und wunderbaren Rettungen bekannt, wobei die höhere rettende Hand oft unverkennbar iſt. Der in der Geſchichte der Reformation ſo bekannte und ausgezeichnete Grynäus war zu Speyer, ohne es zu wiſſen, in die Hände ſeiner blutigen Feinde, der erbitterten Gegenparthei, gerathen. Einer, der ehedem ſein Freund war und ſich noch jetzt als ſolchen ſtellte, hatte den Argwohnloſen in den Fallſtrick geführt. Die Gefangennehmung und mit ihr wahrſcheinlich zugleich der Tod des wackern Mannes war bereits feſt beſchloſſen und ſchien unvermeidlich; da wird Grynäus noch gerade in der letzten entſcheidenden Stunde durch einen Mann gewarnt, der in ſeiner Art des Kommens und Wiederweggehens ſo viel Auffallendes zeigte, daß ihn Melanchthon und andre Zeitgenoſſen für einen Engel hielten, der zur Rettung des Grynäus geſandt worden ſei. Sonderbar war die Sache allerdings, da es durchaus nicht zu begreifen war, wie das Geheimniß, um welches nur einige wenige, erbitterte, tief verſchloßne Feinde wußten, bekannt worden ſei.

Rettung durch Glauben.

Der nämliche Miſſionär von der Kemp, von welchem eben die Rede war, machte, als er ſich in die Dienſte der engliſchen Miſſionsgeſellſchaft begeben und für die Bekehrung der Heiden in Südafrika beſtimmt hatte, ſeine Reiſe dahin auf einem Schiffe, welches der Hillsborough genannt wurde. Dieſes Schiff war eigentlich beſtimmt, eine Anzahl männlicher Verbrecher aus England nach Botanybay in Neuholland zu bringen, ſollte aber am Kap landen und daſelbſt die Miſſionäre ausſchiffen.

Am Bord des Hillsborough fanden Doctor von Kemp und ſeine Gehülfen ein weites Feld für ihre wohlthätigen Bemühungen. Schwerlich fand ſich je eine Bande ſchlechterer verdorbnerer Menſchen zuſammen, als die auf dieſem Schiffe befindlichen Verbrecher waren. Ehe ſie den Hafen verließen, zeigte ſich noch ihr zügelloſer Geiſt in ſolchen Ausbrüchen, daß das Leben einiger Seeofficiere in die größte Gefahr gerieth. Man hatte dem Doctor gerathen, ſich nicht unter ſie zu wagen; aber er achtete dieſe Warnung nicht und mitten in der allgemeinen Verwirrung und wilden Verzweiflung die unter ihnen herrſchten, wagte er ſich unter die wilde Bande hinein, ſetzte ſich unter ihnen nieder, ſprach freimüthig mit ihnen und ſuchte durch ſanftes Zureden ſie zu beſänftigen. Und ſein Bemühen blieb nicht ohne Frucht. Seine Fürbitte verſchaffte ihnen Erleichterung der ſchweren Dienſte, die ſie ſich ſelber durch ihre Meuterei zugezogen hatten; ſeine unermüdete Liebe und Geduld ermüdete zuletzt ihren harten Sinn; ſie wurden milder und hörten nun mit Ehrerbietung auf ſeine Ermahnungen. Einige (freilich nur wenige) von ihnen, ſchienen ſich weſentlich gebeſſert zu haben, und gaben Hoffnung zu einer gänzlichen, aufrichtigen Sinnesänderung.

Aber jetzt wurden die guten, liebevollen Miſſionaire von Gefahren andrer Art bedroht. Unter den, meiſtens enge im unteren Schiffsraume zuſammengedrängten Verbrechern, brachen furchtbare Seuchen aus, die ſchnell eine Menge von ihnen tödteten. Die Finſterniß des Aufenthaltsortes, die Hitze, der unausſtehliche Geruch der Fäulniß, das Aechzen und Röcheln der Kranken und Sterbenden, machte das Hospital zu einem Verſammlungsorte unendlichen Elendes. Aber mitten unter den größten, dringendſten Gefahren der Anſteckung, denen ſich die, welche ihre Pflicht als Arzt und Krankenwärter unter die Kranken führt, nur durch ein überaus ſchnelles, augenblickliches Wiederentfernen von dem Ort der Gefahr zu entziehen ſuchen; ließen ſich der fromme von der Kemp und ſeine

Gefährten von ihrem frommen Bemühen nicht abſchrecken. Sie fuhren, indem ſie, bei der vor menſchlichen Augen unvermeidlichſten Gefahr der Anſteckung, nach wie vor bei den Betten der Sterbenden verweilten, fort, dieſe verlaßnen, elenden Menſchen zu unterrichten und zu tröſten, um, wo noch möglich, ihre Seelen zu retten. Und dennoch wurden jene edlen Männer wunderbar vor der Anſteckung bewahrt und in ihrer Erhaltung der Welt von neuem ein Beweis gegeben, daß Glaube und Liebe auch in ſolchen Fällen nicht zu Schanden werden laſſen.

Aehnliche Züge und Proben von Errettung und Bewahrung, mitten unter den Gefahren des Erkrankens und der Anſteckung, ſind viele bekannt. Sehr in die Augen fallend iſt es unter andern, was hier Glaube und Liebe vermögen, in der Geſchichte der Martern, welche die Chriſten zu Lyon und Vienne, im 2ten Jahrhundert auszuhalten hatten. Die ſchon durch Martern und Qualen aller Art verletzten und verwundeten Bekenner, die ſich ſtandhaft und feſt beharrend im Glauben gezeigt hatten, wurden von ihren heidniſchen Richtern in tiefe, ſtinkende Kerker geworfen. Ohne ärztliche Hülfe, ohne Pflege, ohne Beſorgung ihrer Wunden, mußten ſie hier verweilen und ſiehe ſie genaßen, und ihren, von dem innren Frieden des liebenden gläubigen Gemüthes durchſtrahlten

Körper, ſchien der Modergeruch des Kerkers lieblich wie der Geruch des Gewürzes und ſchadete ihnen nicht, während alle die, welche noch nicht durch freudiges Bekenntniß mitten unter Drohungen und Gefahren, unter Schmerzen und Plagen an Geiſt wie an Leibe gleichſam geſtählt waren, noch mehr aber die, welche durch zaghaftes Verläugnen des Herrn den innern Frieden und die Kraft des Glaubens verſcherzet hatten, durch den Modergeruch und die Feuchtigkeit des Kerkers gar bald litten und erkrankten. Jene, die gläubigen Bekenner, ſahe man frölichen ſchönen Angeſichts und geſund am Leibe, ihren Mund voll Lobes und Preißens der Liebe Gottes in Chriſto, mitten in dem Moder ſitzen, die aber, die am Glauben Schiffbruch gelitten, ſaßen traurig, mit entſtelltem Angeſicht und krankendem Leibe, häßlich und widerlich anzuſehen; ſo daß ſelbſt die Heiden beide an ihrem Anſehen unterſcheiden konnten.

Der oben erwähnte von der Kemp erfuhr noch eine andre Rettung, in einem, dem Schiffe den Untergang drohenden Sturme, von der weiter unten die Rede ſeyn wird. Als ſehr merkwürdig verdient bei dieſer Gelegenheit das erwähnt zu werden, was der treffliche Buchanan in ſeinem Werke über den Zuſtand des Chriſtenthums in Aſien anführt, daß nämlich unter den vielen Schiffen, worauf Miſſionarien zur

Bekehrung der Heiden in fremde Welttheile geführt wurden, noch keines untergegangen ſei.

Eben ſo hat auch ein guter, ſchützender Engel jene edlen Menſchen, die ihr Leben Chriſto ganz dargebracht haben, mitten durch Wüſten und wilde Raubthiere geführt, durch welche ein gewöhnlicher Reiſender wohl ſchwerlich unverletzt hindurchgekommen wäre. Die Geſchichte der Miſſionen giebt hierzu eine zahlreiche Menge von Belegen. Auch unſer von der Kemp kam auf ſeinen Reiſen in Südafrika, beſonders auf der erſten, in Begleitung nur eines oder weniger Menſchen, öfters ganze Tagereiſen weit durch Gegenden, die durch Wölfe, Tiger, Bären, aufs höchſte unſicher gemacht waren. Eines Tages, gleich auf der erſten Reiſe, waren auf ihrem Wege die Fußtapfen einer großen Menge von Löwen ſichtbar; öfters geſchahen, faſt unter ihren Augen, Unglücksfälle durch jene wilde Thiere, aber die Reiſenden wurden immer wunderbar erhalten.

Eine liebende Hand weiß immer, beſonders die zu erhalten, die zur Verherrlichung ihrer erbarmenden Liebe auf der Erde und unter ihren Menſchen beſtimmt ſind, oder die in der Stunde der Noth ihre Zuflucht zu jener rettenden, erbarmenden Liebe nahmen. Dies beweiſen unter andern die zahlreichen Beiſpiele, die Hillmer in ſeiner chriſtlichen Zeitſchrift (neuerdings unter andern wieder unter dem Titel: laut zeugende Zeugen der Wunderhülfe des Meiſters zu helfen), zuſammengeſtellt hat. Auch in den Basler Sammlungen, in Jungs Schriften in Kannes Beiſpielſammlung finden ſich eine große Menge hieher gehöriger Züge.

Werden wir einſt den Meiſter zu helfen für ſo manche wunderbare Rettung aus leiblicher Gefahr preiſen, und preiſen ihn ſchon jetzt dafür; wie ſehr werden wir ihn erſt preiſen und danken, für die Rettung unſrer Seele aus geiſtiger Gefahr. Dieſe Welt der Wunder und der Erbarmung wird uns erſt ein künftiges Leben ganz aufſchließen. Geſchieht es ſchon bei leiblichen Rettungen gar häufig, daß wir ganz gegen unſern Willen und faſt gewaltſam durch äußre Umſtände, ja durch ſcheinbare kleine Unglücksfälle von der unvermeidlichen Gefahr zurückgehalten und zurückgeriſſen werden, in die wir uns eben begeben wollten; wie vielmehr erſt bei geiſtigen Rettungen. Jenem Kaufmann, von dem Stilling erzählt, that es überaus leid, daß er gerade heute, wo er, von Geſchäften gedrungen, das Paquetboot beſteigen und an den Ort, wohin ihn ſeine Geſchäfte führten, ſchiffen wollte, war verſpätet worden und daß ihm auch, ſcheinbar unglücklicher Weiſe, jede Gelegenheit genommen war, das Paquetboot noch einzuholen. Und ſiehe, indem er noch traurig über den vermeinten Unfall daſitzt, hört er ſchon, daß jenes Fahrzeug verunglückt ſei, mit dem er demnach unvermeidlich auch zu Grunde gegangen wäre. Eine ähnliche Rettung gegen ihren Willen, erfuhren einmal auch Stephan Schulz und ſein Gefährte, bei einer Fußreiſe im nördlichen Deutſchland, und Aehnliches erfuhren ſo viele Tauſende, Bekannte und Unbekannte.

Bei den leiblichen Rettungen ſahen wir es, wenigſtens nachher, öfters ein, wozu die ſo unangenehm ſcheinenden Hinderniſſe nöthig waren: iſts aber auch ſo bei den geiſtigen? Die Rettungsmittel thun hier freilich oft weher als jene im Leiblichen, und der Bootshaken, womit uns die rettende Hand aus der Tiefe herauszieht, dringt oft ſchmerzlich tief ins Fleiſch ein, wenn aber einmal die Jahre dieſer blödſichtigen Kinderzeit vorüber ſeyn werden, dann werden ſich unſre Thränen des Schmerzens verwandeln in Thränen des Dankes. Wie ſo manchem iſt bittre leibliche Armuth, körperliche Schwäche, Kränklichkeit, ein Hinderniß in geiſtige Gefahren zu gerathen, worin er untergegangen ſeyn würde; wie oft ſind auch noch außerdem jene äußeren Leiden gerade der günſtige Boden, das angemeßne Klima, worinnen gerade dieſe Menſchennatur ihre Blüthen Gottes allein treiben und entfalten kann; in einem üppigeren Boden und wärmeren Clima würde ſie kränkeln und verkümmern. Denn im Geiſtigen findet ſich das umgekehrte Verhältniß von dem Leiblichen und Sichtbaren. In der ſichtbaren Natur gedeihen die meiſten und ſchönſten Pflanzen in der heißen, üppigeren Zone, im Geiſtigen gedeiht die Pflanze Gottes, wie eine ſchöne Alpenroſe, nur auf ſteinigten, ſteilen Höhen, nahe der kalten Schneeregion der Schmerzen, der Armuth, der Entbehrung. Selbſt manche in die äußerliche Welt hinübergreifende Beziehung findet hierbei ſtatt. Wo leben die beſten, die innerlich gebildetſten Völker? In dem jetzigen, mehr und mehr entarteten Zuſtand unſeres Geſchlechts nicht mehr in der ſchönſten wärmſten Zone; vielmehr bewohnen den Garten Gottes auf der Erde Völker, in denen die innre Menſchennatur zur Teufelsnatur, Religion zum wilden, blutigen, wollüſtigen Fanatismus geworden. — Der große Gärtner weiß allein, was ſeine Pflanzen für Boden und Clima brauchen, um das zu werden, was ſie in ſeinem großen Haushalt ſeyn und werden ſollen; Ihn laß thun und walten!

Die Mahommedaner haben ein Mährchen, das der ſchon oben einmal redend eingeführte perſiſche Dichter Sadi, unter ſo vielen andern anmuthigen Erzählungen in ſeinen Roſengarten aufgenommen hat. Obgleich ein Mährchen, iſt es doch in ſeinem innern Sinn ſehr wahr und lehrreich. Wir erzählen es deshalb hier dem Sadi nach.

Der Prophet Moſes, über welchem Friede ſei und Heil! ſahe einſt einen armen Menſchen, deſſen äußres Elend und Armuth ſo groß war, daß er ſich, um ſeine Blöße zu bedecken, in eine Sandgrube bis an den halben Leib eingrub und alſo bedeckt ſaß. Dieſer bat den Propheten: o du Mann Gottes! flehe du doch für mich den Herrn an, daß er mein Elend anſehe und ſich meiner erbarme. Da bat Moſes den Herrn und dem Armen wurde geholfen, ſein Elend geendet.

Und ſiehe, da etliche Tage vorüber waren, gieng Moſes wieder, da er vom Gebirge kam, wo er das Angeſicht des Herrn geſchauet hatte, durchs Lager, und ſahe, daß ein großes Zuſammenlaufen des Volkes war und Getümmel. Da fragte er nach der Urſache, und erfuhr, daß eben der elende Mann, für welchen er neulich den Herrn um Rettung gebeten und ſie erhalten hatte, hinausgeführt werde vor das Lager, um dort als Mörder geſteinigt zu werden. Er hatte, nachdem er kaum zu ſeinem neuen Wohlſtand gelangt war, ſich bei Spiel und unmäßigem Trunke, mit einem aus dem Volke erzürnt und ihn in blutdürſtiger Wuth ermordet.

Da erkannte der Mann Gottes die Weisheit des Herrn, welcher des Menſchen Schickſale alle klüglich lenket, und bat um Vergebung, daß er für jenen Armen Wohlſtand und Erdengüter erfleht habe, die ihn nun zum Untergange geführt hatten. Er erkannte, daß Armuth und Elend, wenn ſie aus der Hand des Allweiſen kommen, öfters größere Liebesgaben ſind, als Reichthum und Glück.

Sehr naiv ſpricht dieſelbe Lehre auch der wackre Volksdichter Hans Sachs in ſeinem Geſpräch St. Peters mit dem Herrn aus, das bekannter zu ſeyn verdient, als es iſt. Da jetzt ohnehin bald eine Ausgabe der ſämmtlichen Hans Sachſiſchen Gedichte von Büſching zu erwarten iſt, wo das Gedicht jeder ſelber leſen kann, erwähne ich nur das hieher Gehörige nach ſeinem Innhalt.

Petrus empfängt einſt Erlaubniß vom Herrn, die ihm einſt ſo liebe Erde vom Himmel aus zu beſuchen und ſeine Freunde zu ſehen. Unter ihnen vergnügt, vergeht ihm die Zeit ſchnell. Da er zurückkommt, rühmt er das äußere Glück, den Frieden und Wohlſtand, der auf der Erde herrſchte. Da ihn aber der Herr befragt, ob denn auch die Menſchen bei ſolchen ihnen verliehenen Wohlthaten an ihn dächten und ihm dankten, antwortet er mit: nein; niemand faſt denke an den Herrn und ſeine Verehrung. Im darauf folgenden Jahre erlaubt ihm der Herr wieder, ſeine liebe Erde und Freunde zu ſehen. Aber da findet ers ſehr verändert; Krieg, Hungersnoth und Peſt herrſchen überall und verheeren Alles. Da kehrt er bald traurig zurück in den Himmel, und bittet den Herrn um Abwendung jenes Elendes. Der Herr fragt ihn, ob wohl jetzt die Menſchen ſeiner dächten? Ja wohl, antwortet Petrus, alles Volk ſchreit zu dir um Erbarmen, alle Kirchen ſind wieder voll Betende. Die Anwendung, die der Herr dabei über den Nutzen der äußeren Leiden und Noth macht, läßt ſich leicht denken.

Was äußre Noth Wohlthätiges im Innern des Menſchen wirken könne, hat unter andern unſer Zeitalter erfahren. Ja wohl iſt ſie wohlthätig, die kalte, harte äußere Schneerinde, das lehrt ja ſchon der irdiſche Frühling, und einſt noch mehr der Frühling jenes Lebens und ſelbſt ſeine in das jetzige Leben öfters hineinſtrahlende Vorahnung.

Henriette war krank, krank zum Tode. Der zarte Körper war ohne Kraft, die Stimme matt und unſicher, der Geiſt durch die Schmerzen des Leibes und durch die Phantaſieen des Fiebers getrübt, und öfters der Beſinnung beraubt. Der letzte Nachmittag (am andern Morgen ſtarb ſie) war gekommen, die erſte Frühlingsſonne ſchien warm und freundlich herein in das Zimmer und auf das Lager der Schmerzen, S. ſaß einſam in ſeiner Nähe. Da erhub ſich die Kranke, die vorhin kaum ihre Hände, kaum ihrer Beſinnung mächtig ſchien, von dem Lager, ſie ſtieg ins Zimmer und ſank auf ihre Kniee. Sie betete laut und freudig: Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen. Sie dankte, erfüllt von einem freudigen Geiſt der Gnade, dem Herrn für alle Führungen ihres Lebens, für Freuden und alles Gute das ſie genoſſen; ſie dankte ihm aber am wärmſten, am innigſten, am gerührteſten für die Leiden, für die Schmerzen, die ihr ihr ewiger Erbarmer zugeſendet, und wodurch er ſie zu Chriſto geführt habe, und nachdem ſie in Kraft einer ewigen, ſie erfüllenden Liebe, die Ihrigen geſegnet, für Freunde und Feinde gebetet hatte, ergab ſie ihren Willen ganz in den Willen des Herrn. Die Schmerzen, die innre Angſt die ich leide, betete ſie, ſind zwar groß, willſt du aber, o lieber Herr! ſo will ich ſie gern und willig noch Jahre lang, noch ein langes Leben, ja ſo lange du nur willſt, ertragen; wenn du nur mein bleibſt und biſt! —

Ja, lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht was er dir Gutes gethan hat. Lobe den Herrn meine Seele, für alle Leiden, alle Schmerzen, die er dir ſendete aus Liebe. — Mein Herr und mein Gott! — Ich dein, du mein!

Zeuch uns dir nach, ſo folgen wir!

3) Ihr kennet ihn aus der Kraft ſeines Wortes.

Wenn du, Seele die Gott liebt! ſchon in Stunden der Gefahr, der Angſt und Trauer wareſt und haſt in ſolchen Stunden deine Zuflucht zu Gottes Wort genommen, bekenne ſelbſt, welche Kraft Gottes haſt du dann aus dieſem Lebensquell geſchöpfet! Gelobt ſei Gott! das Brod des Lebens iſt uns nahe!

Der letzte Morgen war endlich, beiden ſich liebenden, nahe verbundenen Seelen, nach einer in Seelenangſt von beiden, und in namenloſen körperlichen Schmerzen von der armen Henriette durchkämpften Nacht gekommen. Der nun bald vollendete Engel ſchlummerte endlich noch ein wenig ein, ſtill und ſanft wie es ſchien; S. ſtund ſtill und traurend am Fenſter, bekümmert über das Pochen in der Nachbarſchaft, das der Lieben auch nicht einmal dieſen letzten erquickenden Schlummer auf der Erde genießen ließ. Sie erwachte, das ſchöne, ſeelenvolle Auge war getrübt und ſchien ohne klares Bewußtſeyn, der Mund ſchien noch immer, wie in der vergangenen Nacht, vom Starrkrampf geſchloſſen.

Auch die letzten Stunden vergiengen! — Da wurde, nach einem heftigen körperlichen Sturme, das ſchon brechende Auge noch einmal ſeelenvoll und heiter; es ſahe Engel um ſich, die ihm, in dem Bilde der letzten Phantaſieen, über den großen Strom hinüber helfen wollten; liebe, ſchöne Engel, und liebe, ſelige Vorangegangene! Der liebe Mund lächelte und öffnete ſich noch einmal, er ſprach mit einer ganz neuen, ſüßen Stimme von jenen Engeln und ihrem ſeligen Anblick. Und ſiehe der Engel war vollendet, — gebohren aus den Stunden der Angſt und Schmerzen, zur ewigen Freude!

S. war allein im Zimmer, er war mit dem lieben Leichnam und mit ſeinem Schmerz allein! S. konnte nicht weinen, konnte nicht beten. Sein Herz war zerriſſen. Da kam ſein Bruder B., kniete mit ihm neben dem Schmerzenslager des vollendeten Engels hin, und betete jenen Spruch: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an. Ja der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

Und ſiehe, jene Worte aus der Bibel waren voll von Kraft Gottes; ſie waren Balſam auf die brennenden Schmerzen. S. konnte nun weinen und beten!

Als nun am Nachmittag die Frühlingsſonne den lieben Leichnam mit der Miene des betenden Engels beſtrahlte, da wurden die Schmerzen des S. ſehr groß. Da kam der treue Vater und Freund S...r, eine ſtille, liebende Seele, erfüllt von der Kraft und Liebe Jeſu Chriſti. Was er ſprach, was er betete, waren Worte des Herrn aus der Bibel. O Gotteskraft meines Herrn! offenbart und an deine Menſchen mitgetheilt, in deinem heiligen Worte. Am einſamen Abend, als nun die armen verwaiſten Kinder nach Hauſe kamen, ſahen den Vater weinen, ſahen den Leichnam der treuen Mutter — in den nur von Dir geſehenen Nächten voll Thränen und Schmerzen, was hat den Verlaßnen geſtärkt und aufrecht erhalten? — Deine Gotteskraft allein, du liebendes Wort des Herrn!

Geſchähe es uns auch mit dem Wort des Herrn, wenn die wunderbaren Wirkungen der kalte Verſtand prüfen und erforſchen will, öfters, wie jenem oben erwähnten Hottentotten mit dem von ihm nicht verſtandnen Worte Hoſianna, genug, wir fühlen und erfahren die Kraft Gottes lebendig in und an uns, wir fühlen das heilige Wehen, wenn wir auch nicht wiſſen von wannen es kommt und wohin es fährt.

J. ein ſonſt ſtilles, treues Gemüth, war, als Gott auf einmal ihrem Lebensgefährten einen neuen Lebensweg geöffnet hatte, der ſeinen Anlagen und innren Neigungen, ſo wie dem Bedürfniß ſeiner damaligen äußren Lage ſehr wohl angeeignet ſchien, von vielen Vorurtheilen gegen jene neue Lebensführung eingenommen. Das gute treue Herz grämte ſich ab, ihre Geſundheit litt, der innre, harmloſe Friede wurde geſtört; und weder Vorſtellungen noch Bitten konnten ſie beruhigen. Ihr Lebensgefährte konnte, bei ſolchem Verhältniß, zu keinem Entſchluß kommen; er hätte ſonſt ein liebendes, treues Herz zerſtört und aufgeopfert. Er hatte Alles Gott überlaſſen, der ja Vorurtheile leicht heben, bekümmerten und verzagten Herzen Muth geben kann. Da geſchahe es gerade an dem Tage, da nun der Entſchluß gefaßt ſeyn, da nun die ganze Sache mit Ja oder Nein entſchieden werden mußte, daß er ſeiner J. einen apoſtoliſchen Brief aus der Bibel vorlas; einen Brief voll Gotteskraft wie alle, aber durchaus, mit keiner einzigen Stelle in Beziehung auf ihrer jetzigen Lage ſtehend. Und ſiehe, bei dem Leſen weinte J. ſtille Thränen. Sie war auf einmal heiter und muthig. Sie redete jetzt ihrem Lebensgefährten ſelber zu, den entſcheidenden Schritt in Gottes Nahmen zu thun. — Was keine Vorſtellung, keine Grünbe, keine eigene Mühe, die ſich das ſtille Herz gab, um über ihre Sorgen Herr zu werden, vermochte, das wirkte, auf eine dem Verſtande unbegreifliche Weiſe, Gottes Wort.

Und wer von Euch, die ihr in dieſen Wegen bekannter ſeid, hat nicht dieſe, (laßt mich hier den Ausdruck brauchen) magiſche Kraft des Wortes an ſeinem Herzen erfahren, hinter welche die am Buchſtaben klebenden Exegeten freilich wohl nicht gekommen ſeyn mögen. Wen haben nicht öfters die einfältiggewaltigen Worte im Segen des Herrn, (ſo wie dieſer in der Bibel ſteht und ſchon an ganzen Völkern und Jahrtauſenden ſeine Wirkung bewieß, nicht in der an einigen Orten gebräuchlichen, freilich nicht ſonderlich magiſchen Umſchreibung) über den Staub erhoben, geſtärkt, getröſtet; wer hat nicht ſchon öfters in einer einzigen Stelle jenes heiligen Wortes, das gefunden, was ihm die Welt nicht geben konnte?

Die Syriſchen Chriſten in Bengalen, die vor einiger Zeit Buchanan beſuchte, und bei denen ſich noch ganz die äußeren, einfältig-hohen Einrichtungen der apoſtoliſchen Jahrhunderte erhalten zu haben ſcheinen, haben die ſchöne Gewohnheit, an jedem Morgen und Abend ſich zum Leſen aus der Bibel zu verſammeln und ſich ſo vor Beginnen des Tagewerkes und bei ſeinem Endigen durch das Wort des Lebens zu ſtärken. Eine ſchöne Gewohnheit! Mein lieber Leſer! der du Geduld genug gehabt haſt, bis hieher an dieſe Seite zu leſen: weißt du wohl auch dieſe Quelle, woraus einzig der geiſtige Menſch Nahrung und Kraft empfängt zu ſeinem Wachsthum, und ohne deren täglichen Gebrauch er ſiechet und kränkelt, aufzufinden, und gebrauchſt du ſie täglich? Wäre es auch nicht jetzt für dich beſſer, ſtatt hier dieſes arme Büchlein, das Wort vom Leben in die Hand zu nehmen? Wenn du noch nicht erfahren haſt, welche Kraft ins Herz, welche ſelige Ruhe und Sicherheit ins Leben, welche Belehrung dem Geiſt, welchen Segen ins Haus es bringe, täglich mit den Seinigen, mit ſtillem, liebenden, aufmerkſamen Herzen in der Bibel zu leſen; ſo erfahre es doch einmal, und du wirſt bald erkennen, daß in dieſem Worte, das den Griechen eine Thorheit, den Juden eine Aergerniß war und noch iſt, eine Kraft Gottes ſei, die ſtark macht zum ewigen Leben!

Der unglückliche Buchhändler P. aus N. den die Franzoſen in B. erſchießen ließen, fand, als ihm die letzte, furchtbar ernſte Stunde unvermuthet ſchnell kam, Troſt und Kraft in jenen Stellen aus der Bibel, die er in früher Kindheit ins Gedächtniß gefaßt hatte und ließ ſeinen verwaiſten Kindern noch wie einen letzten Wunſch des ſcheidenden Vaters ſagen: ſie möchten ja von frühe an darauf bedacht ſeyn, Schätze dieſer Art ins Gemüth zu ſammlen, die ja allein in Stunden der Noth, wo uns Alles verläßt, dem verarmten Herzen blieben. Es war eine ſchlimme Maxime, einer furchtbaren geiſtigen Politik, jene geiſtigen Nahrungsmittel ganz aus dem Haushalt der Erziehung und Jugendbildung wegzuſchaffen, zum Theil unter dem Vorwand, die Kinder verſtünden die Bibel noch nicht.

Wahr und gemüthvoll ſprachſt du neulich, mein theurer S...l gegen jenes Vorurtheil, in deiner ſchönen, gehaltvollen Predigt über Kindererziehung. Du erzählteſt, wie auch du einſt als Kind jenen Spruch: „und ob ich gleich wanderte im finſtren Thal; ſo fürchte ich doch kein Unglück, denn du biſt bei mir, dein Stecken und Stab tröſten mich“ dir in dein junges Herz prägteſt, noch ehe du ſeinen Sinn recht verſtundeſt. Und ſiehe, ſpäter, in den Kämpfen deiner reiferen Jahre, wurde dir dieſe bis dahin im Herzen ſchlummernde Stelle, ſo wie tauſend andre auf einmal lebendig und nun zur Stärkung und zum Troſt, wo nichts anders dich ſtärken und tröſten konnte. Auch jene Jungfrau, von der du in deiner Predigt ſpracheſt, und die in den letzten Tagen ihres Lebens das Gehör verlohren, erſtarkte und beſeligte ſich in dieſen Stunden des Kampfes, wo keine tröſtende, liebende Menſchenſtimme ihr zu Hülfe kommen konnte, mit den frühe auswendig gelernten Stellen aus Gottes Wort.

Mein theurer S...l, wir trennen uns nun für ein ganzes Menſchenleben. Sei mir auch hier noch, in dieſem armen Buche gegrüßt und geſegnet! Aus deinen frommen Reden haben mich oft Kräfte des ewigen Lebens angeweht. Heil Dir! Du ſcheuſt Dich nicht, das verachtete Wort vom Leben, in einer großen Stadt, vor einem großen, ſogenannt aufgeklärten Publikum frei zu verkündigen, mit fröhlichem Aufthun Deines Mundes. Ja mein Bruder! es iſt Zeit, daß wir frei und kühn reden von dem, was wir ſelbſt erfahren, ſelber ſchauten, erfaßten — vom Wort des Lebens; daß wir die kurze Ruheſtunde nützen! Lebe wohl mein Bruder! denke auch an mich auf meinem fernen, ſchweren Wege! —

Wohlan! — und ob ich ſchon wandre im finſtern Thale; ſo fürchte ich doch kein Unglück! — Sei mir geſegnet mein theurer S...l!

Möge doch, unſer allmälich wieder zum höheren Selbſtbewußtſeyn erwachendes Zeitalter, ſolche Lehrer, die ſich der treuen, reinen Gotteswahrheit nicht ſchämen, bald Viele erhalten, denn ſie thun ihm Noth!

Jener treffliche Kanzler Oxenſtierna, groß und gut als Chriſt, als Menſch, als Staatsmann, ſchämte ſich nicht, einem ihn beſuchenden jungen Edelmann, der ihn mit dem Buch der Bücher in der Hand antraf, frei zu bekennen, was ihm dieſes Buch ſei: ein beſtändiger Quell voll Freude, Friede, Kraft, Rath und Troſt. Schämte ein ſolcher Mann, der doch ein ſolcher Königlicher Rath war, ſich nicht, ſich Rath aus der alten Bibel zu holen, warum denn ihr lieben Prediger und meine lieben Mitſchulmeiſter? Wer weiß ob ſo viele von unſren kunſtreichſten, beſten Worten, vergeblich auf die Erde fielen, wenn wir uns fleißiger Rath holten aus jenem Worte, deſſen Ausſaat, voll Kraft und Einfalt, noch nie vergeblich war am Menſchenherzen.

Mit unſrer Kraft, ohne Segen von oben, iſt nichts gethan! Selbſt all unſer Studiren und tiefes Forſchen, ſo gut und nöthig, ſo unerläßliche Pflicht es in andrer Hinſicht iſt, vermag nichts ohne den belebenden, ſegnenden, die mühſame Ausſaat doch erſt befruchtenden Strahl von oben. Ich glaube, wir thun zu viel für eigne Rechnung — für eignen Beifall — und wollen in unſren ſchön geſetzten Worten mehr gefallen als Segen ſchaffen, ſonſt müßte es wohl anders gehen. Wir denken, in der Angſt des Studirens zu wenig an das hüpfende Pünktlein (punctum saliens) an das ſchlagende Herz einer ewigen Mutterliebe, ohne deſſen warmen Lebenshauch doch alle unſre noch ſo hohen Worte ein todter Schall bleiben, mit und durch welchen aber dagegen auch das einfältigſte Wort zur alles zündenden Lebensflamme wird.

Sinnvoll iſt in dieſer Beziehung jene Geſchichte, die aus einem der früheren Jahrhunderte bis auf uns gekommen. Ein Prediger, pflegte bei ſeltner Gelehrſamkeit und Rednergabe, ſich ganz vorzüglich in ſchöngeſchmückten Reden, in kunſtreichen Entwicklungen und Anordnungen der Gedanken zu gefallen. Seine Predigten waren, wenn auch zuweilen für einfältige Kinderherzen unverſtändlich oder unfruchtbar, doch von der Menge, von der gebildet und gelehrt ſich dünkenden Menge, ſehr gerne gehört und beſucht und es fehlte dem kunſtreichen Redner nie der allgemeine, laute Beifall, nie da, wo er es wollte, allgemeine Rührung. Dennoch bekümmerte ihn öfter, denn er war gut, die Bemerkung, daß ſeine Predigten ſo wenig wirkten zur Beſſerung und Erneuerung des Gemüths, und daß gerade jene Hörer, die ihm den lauteſten Beifall gaben, den Sinn ſeiner Worte durch die That und durch ihr Leben am meiſten beſchämten und verläugneten. Einmal hatte er auch, auf ein hohes Feſt, eine ſehr hoch ſtudirte, wohllautende Rede ausgearbeitet. Schon im Voraus des lauten Beifalls und der allgemeinen Rührung der Menge froh, beſtieg er die Kanzel. Der Eingang, der allmälig das Intereſſe aufregen ſollte, gieng gut. Da aber jetzt die glänzendſten, wohllautendſten Parthieen der Rede kommen ſollten, wurde der Prediger, dem ſchon im Voraus des Beifalls frohe Herz klopfte, irre, und gerieth durch eine rückgängige Bewegung des Gedächtniſſes wieder in den eben verlaßnen Eingang, aus dem Eingang in den Schluß. Darüber kam der Mann, dem ſo etwas noch nie begegnet war, ganz außer Faſſung, und hatte ſeine ſchöne Rede rein ganz vergeſſen. Dennoch ſprach er, durch lange Uebung kühn, immer fort, was ihm eben einfallen wollte: Sprüche aus der Bibel; ſprach jetzt einmal vom Tode, dann wieder vom Leben, dann von Sünde, dann von Hoffnung und ewigem Glück. Indem ſo das, für diesmal ganz geſcheiterte, Schifflein ſeiner Kanzelberedtſamkeit von dem Sturm der innren Angſt und Verlegenheit bald da bald dorthin geſchleudert wurde, ergriff er zuletzt noch in der größten Noth ein Stück vom Schluſſe ſeiner Rede. Auf dieſen Trümmern des untergegangenen Werkes ſetzte er ſich feſt und endigte ſo die heutige Predigt noch halb und halb mit Ehren.

Ganz außer ſich vor Schmerz und Scham über das was ihm eben begegnet war, geht der Redner von der Kanzel herunter und verbirgt ſich in dem Beichtſtuhl, um abzuwarten, bis ſich die Menge, von der er ſich ſonſt, nach wohlgelungener Rede, ſo gerne ſehen ließ, aus der Kirche verlohren. Er denkt an die mislungene ſchöne Rede, denkt an das ſonderbare, unzuſammenhängende Gemiſch von Bibelſprüchen und Sätzen, das er heute, am Feſttag, wo die Kirche von vielerwartenden Zuhörern ſo voll war, vorgetragen hatte, und möchte vor Scham vergehen. Da tritt ein junges Weib, in eitlem Putz und Schmuck, das Geſicht aber demüthig und voll Thränen, zu ihm hinein in den Beichtſtuhl und bittet ihn, er möge ihre Beichte hören. Er ganz verdrüßlich, antwortet: es ſei jetzt die Stunde zum Beichteſitzen längſt vorüber. Jene wiederholt ihre Bitte noch einmal demüthig, und fügt hinzu, ſeine heutige Predigt habe eine ſo tiefe, lebendige Bewegung in ihrem Gemüth zurückgelaſſen, daß ſie dem innren Triebe, ihm ihr ganzes ſündenmüdes, hülfloſes Herz zu offenbaren und Rath und Stärkung bei ihm zu begehren, nicht widerſtehen könne noch wolle.

Dieſe Aeußerung*, die der Prediger in ſeiner heutigen Laune für Spott hält, reißt den Faden ſeiner Geduld vollends entzwei, er fährt auf, und ſpricht, das tief bekümmerte Geſicht des jungen Weibes nicht achtend, Worte des Unmuths und gekränkten Stolzes, welche die Traurende noch tiefer betrüben. Aber dieſe wiederholt ihre Worte, demüthig und ernſt, und ihre ſtillen Thränen, die Mienen, hinter denen ſich keine Unwahrheit verbergen kann, überzeugen endlich den ruhiger Gewordnen, daß ſie wahr ſpreche. Erſtaunt fragt er ſie, welcher Theil ſeiner Predigt denn ſo einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht habe? und ſie wiederholt ihm, beinahe wörtlich, gerade jenen, wo er mit einfältigen Worten, wie ſie ihm der Augenblick eingegeben, Bibelwahrheiten und freilich, der Kunſt nach, wenig zuſammenhängende Sätze, vorgetragen hatte.

Da hört er ihre, tief aus bekümmertem Gemüth kommende Beichte. Sie erzählt, wie ſie bis dahin, verirrt in den Tiefen der Eitelkeit, des Leichtſinnes und der Luſt, an nichts gedacht habe, als wie ſie gefallen, wie ſie leichtſinnige junge Herzen für ſie gewinnen wolle. Auch heute ſei ſie außen vor der Kirche geſtanden und habe auf die Herausgehenden gewartet, ſchon im Voraus des Beifalls froh, den ſie in ihrem ausgeſuchten Putze zu gewinnen hoffte. Da ſei ihr, weil ihr die Zeit lang gedäucht, eingefallen, doch auch einmal in die Kirche hinein zu treten. Sie ſei eben bei jener

Stelle ſeiner Predigt eingetreten, wo er, mit einfältig kräftigen Worten der Bibel, die Menſchen an den nahen Tod erinnert habe. Ihre Stunde war gekommen, jene Worte machten tiefen, innigen Eindruck auf ihr Herz. Sie ſei jetzt erwacht, aus langer Trunkenheit; ſie ſähe den Abgrund, in dem ſie bisher war. Sie möge nun ferner von nichts mehr wiſſen, von nichts hören, als von Dem, der ſich heute ihrer erbarmte. Ihr Herz, welchem viel vergeben worden, wolle zu den Füßen dieſes Erbarmenden leben und ſterben. Zu ihm verlange ſie geführt zu ſeyn und gienge auch der Weg durch alle Schmerzen und den Tod. —

Ihr Entſchluß war und blieb ernſt: die innre Bewegung war keine vorübergehende geweſen. Sie lebte von nun an der beſſeren Neigung unwandelbar treu und ſtarb vollendet.

Der Prediger, der ihr Beichtvater und beſtändiger Rathgeber blieb, überzeugte ſich nun durch die That, daß zwar ein Diener des Wortes mit unausgeſetztem Bemühen, Tag und Nacht, anhalten müſſe am Forſchen des Wortes und am Gebet; daß aber, wenn er das Seine gethan, Gottes Segen es ſei, der auch dem einfältigen Worte Kraft und Gedeihen giebt, nicht die hohe Kunſt der Rede. Er dachte jetzt, wenn er ſeine Predigten ausarbeitete, nicht mehr daran, wie er durch ausgeſuchte

Worte und künſtliche Wendungen, den Beifall der Zuhörer erregen, und aus empfindlichen Augen Thränen hervorlocken, ſondern wie er Gott gefallen wolle. Seine Reden wurden nach und nach einfältig, wie jedes Wort das aus tiefer Seele kommt, wie jedes Wort der Liebe. Ihre Wirkung war zwar ſtiller und dem Auge, das nur auf äußeren Schein ſieht, verborgner, aber deſto lebendiger, inniger, ſicherer.

Eine, der eben erzählten faſt ganz ähnliche Geſchichte, aus dem Leben des Diſſenterpredigers Neale zu Anderton bei Glasgow, wird dem Leſer aus Hillmers Zeitſchrift bekannt ſeyn. Wie groß mußte auch da die Angſt des frommen Predigers ſeyn, da er auf einmal den Text, den er für ſeine Predigt beſtimmt und bereits in ſeinem Gemüth bearbeitet hatte, nicht wiederfinden, auch ſich durchaus nicht an ſeinen Inhalt, noch an das, was er bereits darüber gedacht und in der Seele ausgearbeitet, erinnern konnte. In dieſer ihm ganz neuen Verlegenheit wendet er ſich im kindlichen Gebet an Den, in deſſen Dienſt er ja nie leere Nullen aufgezählt hatte. Da fällt ihm die Stelle lebhaft ins Gemüth: „Wir wiſſen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen.“

Auch ſchon auf der Kanzel bemüht er ſich den früher gewählten Text und das was er darüber gedacht hatte, wieder im Gedächtniß aufzufinden. Sein Bemühen iſt vergebens. Aber mit Zuverſicht und Vertrauen auf Den, deſſen Nähe er im kindlichen Gebet um Beiſtand fühlte, wie noch nie, beginnt er über den neuen, ihm in die Seele gekommenen Text zu predigen. Da tritt, anfangs zum großen Schrecken des armen Predigers, ein Fremder, faſt gekleidet wie ein Geiſtlicher, in die Kirche. Und jene, vorher nicht einſtudirte, aber in einer höheren Kraft gehaltene Predigt, über einen Text, den der Prediger nie gewählt hatte, war dem Fremden zum bleibenden Segen. Dieſer mußte, gerade heute, funfzehn Meilen weit herkommen, um ein, ohne den Willen und das Wiſſen des Predigers ganz für ihn berechnetes Wort zu hören. Beide erkannten dankbar in jener Fügung die Hand Gottes! —

Jenem hochſtudirten, kunſtreichen Redner, da er eines Tages in London vor lauter hohen Häuptern eine gar trefflich lautende Predigt gehalten und ſich ein allgemeines Beifallsbezeugen gewonnen hatte, begegnete, am Abend darauf, in einer einſamen Straße, ein armer, einfältig-treumeinender Handwerksmann. Der faßte den großen Redner ernſt und zutraulich an der Hand. Herr! ſagte er, Ihr habt wohl heute eine Predigt voll großer Kunſt und Arbeit gehalten; aber für uns arme, nach Gottes Wort begierige, Troſt und Kraft bedürftige Herzen, war nichts darin. Wir ſind aus eurer Predigt herausgegangen, zerſtreut, ohne Stärkung, ohne Rath, ohne Troſt, woran unſer einfältiger Prediger uns nie leer nach Hauſe gehen läßt.

Dieſe kurze Predigt, die hier noch am ſtillen Abend dem großen Redner, aus einem wenig beredten Munde, aber treuen Herzen gehalten wurde, machte einen tieferen Eindruck auf ihn, als jemals eine ſeiner Predigten auf Andere gemacht hatten. Er lernte nun allmälig durch den Gebrauch, den er in ſeinen Predigten davon machte, aus Erfahrung, die Kraft jener einfältigen Gotteslehre kennen, die ſich auch dadurch als etwas Höheres, Göttliches offenbaret, daß ſie mit gleicher Kraft den Eingang in alle, auch noch ſo verſchiedene Menſchenherzen findet; Gebildete wie Ungebildete; Hohe wie Geringe — Allen verſtändlich, Allen kräftig und heilſam.

Denn dieſes Wort — verkannt von Unweiſen — hat, wie es in dem alten Liede heißt: Aller Weisheit höchſte Fülle in ſich. Die wahre, tief forſchende Naturkunde, (z. B. die Geognoſie) Geſchichte; das tiefere Eindringen in die Mythologie und Sprachen der Völker, ſind noch allenthalben auf letzte und höchſte Reſultate gekommen, die uns nichts anders ſagen, als was die alte Bibel auch ſagt. Kein Bedürfniß, keine Kraft iſt in unſrer vielbedürfenden und vielſeitigen geiſtigen Natur, die nicht durch das ernſtere Studium jenes Buches geweckt ſowohl, als ausgebildet und befriediget würde. Und eben eine ſolche vielſeitige Anregung der Menſchenkräfte, ſcheint eine weſentliche Beſtimmung des geoffenbarten Wortes zu ſeyn: nicht die Regionen der dunklen Gefühle allein, auch die des klaren, tiefen Erkennens ſollte es beleuchten.

Der Grund iſt tief, worinnen hier in der Ausſaatſtunde des Lebens unſre Hoffnung, unſre Liebe feſtwurzeln ſollen; der Stürme ſind ſo viele, die den ſchwachen Keim wieder ausreißen wollen. Wie ſich am ſinnlichen Menſchen, Auge, Ohr und Zunge ſo gern in dem Betrachten, Hören und Ausſprechen der Einen Wahrheit üben mögen: ſo wollen auch die geiſtigen Kräfte in uns alle, durch ein geiſtiges Bedürfniß gedrungen, Wurzeln der feſteſten Ueberzeugung, des innigſten Erfaſſens, hineinſenken in den Grund, welcher war, ehe der Welt Grund gelegt ward, auf daß kein Sturm der Schwärmerei und des Fanatismus, kein Sturm des Zweifels und des Unglaubens, kein Schmerz, keine Luſt die mit tauſend Armen um ihren Ankergrund geſchlungene Seele von dieſem losreißen könne!

Dazu iſt dem tiefer ſtrebenden Geiſte dieſer ganze (im Haushaltungsplane der Vorſehung warlich nicht vergebliche) Lehrapparat des menſchlichen Wiſſens und Erkennens gegeben: Natur, Geſchichte und die Welt aller geiſtigen, dem Menſchenverſtand erreichbaren Bewegungen. Sie alle ſollen und werden, wenn ſie ihr höchſtes, letztes Reſultat gefunden haben, zeugen für die Eine, ewige Wahrheit; zeugen für Den, welcher war geſtern und heute, Derſelbe auch in Ewigkeit.

Freut es ſchon den irdiſch Liebenden, den ſein irdiſcher Beruf öfters von dem Gegenſtande ſeiner Neigung trennt, allenthalben die Spuren zu ſehen und zu erforſchen, wo die Geliebte wandelte, wo ihre Hand geſchäftig war für den Geliebten; warum ſollte es nicht vielmehr dich freuen, du geiſtig Liebender! auf der Erde, die du bewohneſt, allenthalben das zu betrachten und liebend zu erforſchen, worinnen die Hand deiner ewigen Liebe geſchäftig war. Schaue um dich, in allen Regionen des menſchlichen Wiſſens wirſt du die Spuren ihres liebenden Einfluſſes auf den Menſchengeiſt und auf die dich umfangende Welt finden!

Nur Eins dürfen wir nicht vergeſſen. Der Liebende, dem die gute Stunde gekommen, wo er die Geliebte ſelber ſieht und umfaſſet, bedarf jener Dinge, die ihn in der Entfernung an ſie erinnerten, nicht mehr; ſie ſind ihm, nach dem alten Ausdruck: Schaden gegen die überſchwengliche Erkenntniß jener Stunden. Aber die Stunden des Schauens gehen ſchnell vorüber, die Reiſe iſt lang und gefahrvoll, der Abwege giebts ſo viele und darum können der Erinnerungs- und Liebeszeichen nicht genug mit uns auf unſrem Wege ſeyn!

Wenn die Sonne aufgeht, ſtrahlen bald alle Körper der beleuchteten Erdfläche in ihrem Widerglanze; der Frühling kommt und Alles lebt auf. So möge es leuchten das allbelebende Licht, in alle Regionen des menſchlichen Gemüthes. Noch ſchlafen im Winterfroſt faſt alle Keime; nur etliche Frühlingsblumen machten ſich früher auf. Aber es ſoll ja Alles leben und bald wird auch Alles aufwachen und blühen im Garten der Menſchengeſchichte. Wollet das lebende Licht nicht hindern, auszuſtrahlen nach allen Seiten. Auch wo euch der Boden ganz dürr ſcheint, ſchlafen viele, tiefe Keime, die im allgemeinen Frühling erwachen müſſen.

Ja, wo dieſes lebendige Wort bisher auch hindrang, beſtätigte es in ſeiner allſeitigen Wirkung auf alle Kräfte der Menſchenſeele, die alte Wahrheit:

Ein jedes Wort von Gott iſt nütze zur Lehre.

Jener geweſene und nun durch die Kraft des Wortes veränderte Mörder, begab ſich, nachdem er von den Vätern den 1ſten Vers des erſten Pſalmes als Lection, die er ſeinem Herzen lebendig machen und einprägen ſollte, empfangen hatte, in die Einſamkeit und fand Jahre lang Nahrung für Herz und Geiſt daran. Viele ſtille, liebende Seelen haben es an ſich erfahren und durch Kraft und That bewieſen, daß, wenn nur ein Funke jenes lebendigen Lichtſaamens in ein liebendes Herz fällt, gar bald der Funke ſich zur hellen, lichten Flamme eines allſeitigen Erkennens entzünde, eines Erkennens das aus einem innren Quell hervorgeht; aber auf jenen ſeltneren, verborgneren Weg der Belehrung und Ausbildung, auf jenen Weg, der beſtändiges Anhalten am Wachen und Gebet fodert, kann kein menſchlicher Lehrer, ſondern nur ein höherer Lehrer ſeine Menſchen führen. Dem menſchlichen Lehrer zeigt ſich Ein Weg als der gründlichſte und beſte zur Belehrung und Bildung der ihm anvertrauten Seelen: jener, welcher nicht blos im Herzen des Menſchen dunkle, unſichre Gefühle und jene ſich ſelber undeutlichen geiſtigen Neigungen aufregt, welche gar häufig eine Quelle des Fanatiſmus und der Schwärmerei geworden; ſondern welcher auf ein gründliches, allſeitiges Erkennen der ganzen, dem Menſchen in ſeinem jetzigen Zuſtand offen ſtehenden Gotteswahrheit dringet und dabei gerne und fleißig aus Vergangenheit und Gegenwart das nützet, was jene höhere Liebe, welche unſerem Geiſt den Trieb zu erkennen eingepflanzet, gewiß nicht ohne weiſe Fürſorge als Lehrapparat rings um uns her aufgeſtellt hat.

Vielen meiner Leſer wird der Name des berühmten Gottesgelehrten des vorigen Jahrhunderts: Hahn, bekannt ſeyn, der groß als Gelehrter, (beſonders als Aſtronom und Techniker) groß und ehrwürdig als Menſch und Chriſt war. In allen Schriften des Mannes zeigt ſich ein eigenthümliches Beſtreben nach allgemeiner und gründlicher Erkenntniß; ein Beſtreben, die von Tauſenden verkannte Lehre vom Leben nach allen Seiten mit andren allgemein gekannten Regionen des menſchlichen Wiſſens in Verbindung und überzeugenden Zuſammenhang zu ſetzen: tiefe Blicke in das Ziel der Schöpfung, in die Bedeutung der uns umgebenden Natur, ſo wie in die Beſtimmung des Menſchen und die Geſchichte der Zukunft ſeines Geſchlechts.

Den nämlichen Weg, den der ſeltne Mann als Schriftſteller gewählt, gieng er auch in ſeinen mündlichen Religionsvorträgen, worinnen er immer auf gründliches Erforſchen und Verſtehen des Wortes hinarbeitete, und, für Viele überzeugend, den Inhalt der Einen, größten Wahrheit, welche das Menſchenherz faſſen kann, wie in einem Spiegel in der umgebenden ſichtbaren Welt und in der Geſchichte der Vergangenheit und Zukunft zeigte. Auf eine ausgezeichnete Weiſe that er dieſes auch in den in ſeiner Gemeinde gehaltenen Erbauungsſtunden, deren Geſchichte er ſelber auf ſeine einfache, kräftige Weiſe erzählt. Bei dem Antritt ſeines Predigeramtes in Kornweſtheim, fand er nämlich auch, daß die meiſten Einwohner, wie auch häufig an andren Orten, ſich bei einem äußerlichen Chriſtenthum beruhigten, die eigentliche, innre, Lebenſchaffende und beſſernde Kraft des Wortes nicht kannten. Er war unermüdet zu lehren und zu unterrichten, alle ſeine öffentlichen Vorträge, wie Privatbelehrungen, wieſen überzeugend darauf hin: daß die jetzigen Chriſten den erſten Chriſten ganz unähnlich ſeien und daß ein andrer Sinn in uns gebohren werden müſſe, wenn wir errettet und Theil am wahren Leben haben wollen; bei jeder Gelegenheit lehrte und zeigte er, was das wahre Leben des Geiſtes, der wahre Friede ſei: zeigte den ganzen Plan der Haushaltung Gottes und den Zweck der Schöpfung und Erlöſung. Zwar erkannten nun alle Glieder der Gemeine, daß ihnen das Wort noch nie ſo überzeugend und eindringend vorgetragen worden ſei und es herrſchte eine allgemeine Zufriedenheit über jene Vorträge, dennoch ſuchte H. auch noch außer den öffentlichen Verſammlungen eine engere, innigere Verbindung zwiſchen Gleichgeſinnten und nach Einem gemeinſchaftlichen Ziele der Beſſerung und Weiterförderung in Liebe und Erkenntniß Gottes Hinſtrebenden, durch eine Erbauungsſtunde anzuknüpfen. „Denn, um mit ſeinen eignen Worten zu reden, er erkannte, daß gewöhnlich kein Wachsthum in der Erleuchtung und Heiligung recht vor ſich gehe, wenn man nicht in einer geſellſchaftlichen Verbindung mit Andern ſteht, die gleiches Sinnes ſind. Denn da treibt und ermuntert eines das andre, und das Wort Gottes kommt vielmehr in Umlauf und Bewegung. Die Zuhörer werden auch näher mit ihrem Lehrer bekannt, welcher ſich ſodann mehr mittheilen kann, wenn ſie ſeine Freunde und alſo mit ihm wohl bekannt und vertraut werden.“

Die, welche ſich zu jener, anfangs nur von Wenigen, die ſich über das herrſchende Vorurtheil erhuben, beſuchten Privatverſammlung einfanden, ſuchte H. nun in allen ſeinen Privatvorträgen, auf ſeine eigenthümliche Weiſe, in dem Verſtand der ganzen Wahrheit“ zu gründen. „Denn (ſagt er) je mehr die Menſchen vom

Ganzen der Wahrheit belehrt werden, deſto mehr werden ſie überzeuget, deſto mehr Zug fühlen ſie, dieſer ſo ſchön zuſammenhängenden Lehre zu glauben und zu folgen: beſonders wenn alles im Bezug auf die letzten Dinge — auf die letzte Beſtimmung und Zukunft unſers Geſchlechts vorgetragen wird. Die Unwiſſenheit macht Spötter, Verächter und Ungläubige. (Bei einem einſeitigen Erkennen, ſagt er an einem andren Orte, wo er von einem kurzſichtigen Chriſtenthum redet, kann keine wahre, göttliche, allgemeine Liebe ſtatt finden.) Hingegen je mehr man die Lehre in ihrem Zuſammenhang, im Licht des heiligen Geiſtes verſtehen lernt, deſtomehr wird der Sinn und der Geiſt der Lehre in uns gebohren, und der Hörende damit geſalbet. Man muß aber viel damit umgehen, und die Lehre mit Eifer treiben.“

Außer dieſem Beſtreben, in ſeinen Zuhörern ein vielſeitiges gründliches Erkennen zu wirken, ſuchte H. in dieſen auch „immer alles Beſondere, Traurige, Eigene zu unterdrücken und ſie zur allgemeinen Liebe mit vielen Gründen zu ermuntern: alſo, daß Andre, die nicht in jene Privatverſammlungen giengen, nicht ſagen konnten, man verachte ſie. Dadurch geſchahe es, daß die Lehrſchüler der Wahrheit in K. vor andren ſogenannten Pietiſten eine beſondre Zeichnung annahmen, die mehr nach dem heitren Bilde der erſten Chriſten geſtaltet war.“

Die Früchte von dieſem ſeinen, von Vielen verkannten Bemühen, wartete H. mit der ſtillen Ueberzeugung ab: „Daß der ausgeſtreute Saame ohne vieles Sorgen aufgehe und doch wüchſe, man müſſe nur ſtille harren, wie ein Ackersmann. Nur immer ausgeſtreuet und begoſſen; das Gedeihen wird ſich ſchon zeigen: das Wort Gottes iſt lebendig und kräftig, es harmonirt mit dem innerſten Herzensgrund des Menſchen, es ſtillt und erfüllt ſeine dunklen Ahnungen und Wünſche; jemehr ſie zur Ueberſicht des Ganzen kommen, deſto mehr werden ſie überzeugt und angezündet.“

Aber „dieſer Weg, der auf ein gründlicheres Chriſtenthum und zu einer völligen Erleuchtung führet, iſt zwar ein ſicherer, unendlich folgenreicher, aber in den Augen Derer die ihn nicht gewohnt ſind, ein langſamer Weg.“ Mehrere Fromme von den benachbarten Orten, die ſich in ihrem engen Kreiſe dunkler, gutmeinender Gefühle und Erkenntniſſe gefielen, urtheilten gar bald voreilig, aus den Lehrſchülern der Wahrheit in K. werde nichts. Sie würden nur zur Erkenntniß geführt, ſie hätten keine Liebe; ſie könnten nicht aus dem Herzen beten, man könne nichts aus der geiſtlichen Erfahrung mit ihnen reden, ſie ſeien nicht demüthig, ſie kennten ihr Verderben nicht.“

Es gieng aber auch wirklich ſehr langſam mit ihnen. Zwei bis drei Jahre giengen hin und an den meiſten merkte H. noch wenig Wachsthum. „Sie kamen, ſie hörten: aber ſie redeten wenig oder gar nichts. Wenn wegen des Filials am Feiertag Nachmittags die Erbauungsſtunde ausgeſetzt wurde; ſo war es ihnen gleich recht: ſie hatten noch wenig Eifer, H. mußte immer an ihnen treiben, daß ſie nicht lau wurden. Es war auch noch wenig Liebe unter ihnen. Wenn andere von andern Orten kamen; ſo wunderten ſie ſich, daß dieſe ſo viel Bruderliebe hatten. An Kaufung nützlicher Bücher war bei Vielen nicht zu gedenken: manche giengen lieber ins Wirthshaus, um ihren gewöhnlichen Schoppen Wein am Sonntag zu trinken. Wenige redeten etwas in der Stunde. H. unterſtund ſich auch noch nicht wegen der je zuweilen ankommenden armen Brüder eine Opferbüchſe aufzuſtellen, wie es in andern Orten gewöhnlich war. Er gab es aus ſeinem Beutel für Alle. Auch behielt er alle von auswärts her die Erbauungsſtunde Beſuchenden, wenn ſie nicht weiter kommen konnten, über Nacht, und trug alſo die Laſt allein, weil er jenen wegen ihrer Schwachheit noch nichts aufladen konnte und vielleicht auch Manche weggeblieben wären, wenn er ſie vor der Zeit zu etwas angetrieben hätte, wozu ſie noch nicht Stärke hatten. Ausnahmen, vorzüglich ſchöne Ausnahmen von dieſem im Allgemeinen Geltenden, gab es indeß auch in dieſer Periode ſchon viele unter den Lehrſchülern.“

„Indeſſen, während die Gutgeſinnten jener Art, welche das Wort Gottes nicht nach dem Wortverſtand und nach dem ganzen Umfange verſtehen zu lernen begehren, ſondern aus dem ganzen Worte Gottes nur einige Lehren herausheben und alle andre Erkenntniß für ſchädlich oder überflüßig halten, mit einer Art von Verachtung auf die kleine Geſellſchaft, die ſich um H. verſammelt hatte, herabſahen, weil ſie nicht nach ihrer Form waren, noch nicht aus dem Geiſt reden und beten konnten, auch noch keine rechte Bruderliebe unter ihnen war, geſchahe doch allmälig das, was H. erwartet hatte. Wie die Jünger des Herrn auch anfangs ohne tiefere Einſicht und voll mancherlei Mängel waren, endlich aber, weil ſie das Wort gern hörten und als Wort des ewigen Lebens fühlten, den heiligen Geiſt empfiengen; ſo häufen ſich auch in einer Gott liebenden Seele die verſchiedenen Geiſteseindrücke, die ſie beim Forſchen, beim Leſen und Hören des Wortes empfängt, zuſammen, und bilden endlich eine eigne Quelle und ein herrſchendes Licht — der Blick über das Ganze geht ihr auf einmal auf, und die nun einmal recht erkannte Wahrheit bleibt im Herzen nicht todt, ſondern ſie wirkt als lebendiges, kräftiges Heilmittel, welches das Gemüth von allen ſeinen Gebrechen frei macht und zum göttlichen Ebenbild vollendet. Alle ernſter und beſſer geſinnte Mitglieder jener Privatgeſellſchaft, erfuhren, nach dem Bericht eines Mannes der ſpäter lange unter ihnen und mit ihnen und H. lebte, im reichlichen Maaße die belebende, heilende, das Herz beſſernde und veredelnde Kraft des durch Hahns Bemühen unter ihnen ausgeſtreuten Wortes — ſie wurden feſt überzeugte, in aller Erkenntniß der ewigen Wahrheit ſicher gegründete, an Liebe, Glauben, Demuth ſtarke, lebendig thätige Chriſten; heiter im Benehmen, nachſichtsvoll und friedlich gegen anders Geſinnte, ernſt in und gegen ſich ſelber; Menſchen, wie ſie uns die erſten, glückſeligen Jahrhunderte des Chriſtenthums beſchreiben. Auf der andern Seite fügte ſich eine Umkehrung ſonderbarer Art. Gerade diejenigen von den Gutgeſinnten der anderen Art, die vorher mit der meiſten Verachtung auf die Mitglieder der Erbauungsſtunde herabgeblickt hatten, und die auch anfangs wirklich durch Eifer und Innbrunſt über dem Worte Gottes, durch die Gabe zu reden und öffentlich zu beten, wie helle Lichter unter den noch ſtillen, mit Worten unbehülflichen Lehrſchülern Hahns erſchienen, verließen ihren guten Weg ganz, verſanken zum Theil in tiefe, grobe Laſter, und zeigten dadurch auf jede Weiſe deutlich, daß ihr ganzer vorheriger guter Schein auf keinem guten, ſicheren Grund feſtgeſtellt war.

Seitdem, beſonders durch die Bemühungen der engliſchen Bibelgeſellſchaft, die Bibel auch in Gegenden bekannt geworden, wo es früherhin erſchwert war, ſie zu leſen, hat man nicht allein ein lebendiges Chriſtenthum, ernſtere, innigere Geſinnung erwachen ſehen: ſondern es hat ſich auch von allen Seiten ein ſelbſtthätiges Denken und jene freie Kraft des Geiſtes geregt, welche ſich an dem durch Menſchenvorurtheil und geiſtige Herrſchſucht eng zuſammengezogenen Kreiſe dunkler, einſeitiger Gefühle, nicht genügen läſſet. In vielen Beziehungen läßt es ſich ſchon aus dem, was bisher geſchahe, hoffen: daß jenes Wort, das allenthalben Gottesliebe und Erkenntniß wecket, auch ein Wort der Vereinigung für die, blos durch Menſchenwahn bisher getrennten Glieder des Einen gemeinſchaftlichen Leibes ſeyn werde.

Wenn aber auch allenthalben das Wort, wo es hindringt, zuerſt (auf demſelben Wege, den Chriſtus auch zu der inneren Ausbildung ſeiner Jünger wählte) Belehrung wirket; ſo würde doch der Baum ohne Frucht und todt bleiben, wenn es nicht das wirkte, wodurch es ſich erſt als Wort von Gott beurkundet: Beſſerung, Erneuerung des Sinnes.

Ein jedes Wort von Gott iſt nütze zur Beſſerung.

Alles, auch das höchſte Erkennen, ohne die Frucht der Liebe und Beſſerung, wäre ja ein tönend Erz, eine klingende Schelle; das Wort wäre, wie jedes andre Menſchenwort, (allenfalls nur vielſeitiger und tiefer) wenn es nicht die ewige Kraft, welche Mark und Bein lebendig durchdringt und neues Leben ſchaffet, den Menſchen erneuert nach Seinem Bilde, unzertrennbar in ſich trüge. Aber in dieſer Kraft hat ſich das Wort vom Leben auch allenthalben gezeigt, ſelbſt wo es zu den roheſten, wildeſten Völkern kam; wo es nur Eingang, auch in die entarteteſte Menſchenſeele fand. Tauſend Beiſpiele könnten das bezeugen, davon einſtweilen hier zur Probe Einige.

Eine getaufte Eſkimomutter ſagte: Wenn ich an meinen heimgegangenen Sohn denke, ſo will es mir oft ſchwer werden, daß ich nicht mehr mit ihm reden kann. Mein Geiſt eilt aber beſtändig zu Jeſu hin, da ſuche ich den, den ich hier einmal zum Kind hatte, und bei dieſem Suchen iſt mir wohl!

Eine noch ungetaufte Hottentottin: Ich bin eine große, bedürftige Sünderin; und doch hört mein Kind, das erſt drei Jahre alt iſt, das Wort Gottes viel lieber, als ich. Wenn man in die Kirche läutet, ſo bittet das Kind mich um Erlaubniß mitzugehen. Gehe ich nicht, ſo läßt es mir nicht Ruhe, bis ich zugebe, daß ein Andrer es mitnehme.

Ein ſehr alter Hottentott zu einem Miſſionsbruder: Ich danke dir, daß du meine Noth angeſehen haſt (er hatte einen ganzen Tag nichts zu eſſen gehabt) und zu mir gekommen biſt. Ich hatte aber bei mir gedacht: Gott hat dir ja deinen Magen auch erſchaffen, und Er weiß, daß er ſeine nöthige Nahrung haben muß. So wird er alſo gewiß helfen. Und in dem Augenblick, da ich ſo dachte, ſandte er mir Hülfe.

Eine Hottentottin: Ich bitte den Heiland täglich, daß er mich recht feſt in ſeiner Gnade gründe. Das thue ich beſonders, wenn ich allein im Buſche bin, um Holz zu holen. Wenn es mir da ſchwer wird, die Bürde den Berg hinauf zu tragen, ſo ſage ich: Lieber Heiland! wie war dir doch wohl zu Muthe, da du voll Blut und Wunden dein Kreuz nach Golgatha tragen mußteſt! Doch du haſt es gern, aus Liebe zu den armen Menſchen und auch aus Liebe zu mir gethan.

Eine andre: Ich bin lange Zeit Schäferin geweſen. Wenn ich nun ſahe, daß die Schaafe auf keiner guten Weide waren, ſo rief ich ihnen zu; und wenn ich ihnen rief, ſo hörten ſie mich, und giengen dahin, wo ich beſſere Weide für ſie fand. So folgſam bin ich der Stimme Jeſu nicht! Ich laſſe mich vielmal lange rufen, ehe ich höre und komme! —

Ein Hottentott zu den Miſſionsarbeitern in Barionskloof: Ich komme darum her, weil ich für Chriſtum leben will. Im Irdiſchen ſuche ich hier keinen Reichthum. Denn wenn das mein Beſtreben wäre; ſo dürfte ich nur zu meinem vorigen Herrn zurückkehren, der mir einen Wagen und 12 Ochſen verſprach, wenn ich bei ihm bliebe. Meine Seele iſt ſehr unruhig und verlegen, und ich weiß nicht, wie ich mir helfen ſoll. Darum komme ich zu Euch. —

Eine alte Hottentottenwittwe: Als die Lehrer hieher kamen, lag ich mit einem meiner Kinder krank. Ich ſtand auf und gieng mit meinen Kindern unter den Baum, wo die erſte Predigt gehalten wurde. Die Worte die ich da hörte, machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich vor Freude geſund wurde, und ſeit dem Augenblicke geſund geblieben bin.

Eine Kafferin, der Sprache des Miſſionars unkundig, und daher von dieſem, vermittelſt eines Dollmetſchers, in der Wahrheit des Lebens unterrichtet, ward gefragt: Ob ſie Alles wohl verſtehe? — Sie antwortete: Ich verſtehe Alles recht gut; und was ich nicht ganz verſtehe, wird mir der Geiſt Gottes deutlicher machen. Uebrigens erkenne ich, daß es wohl hauptſächlich darauf ankomme, daß man Jeſum den Heiland von ganzem Herzen lieb habe und nur für Ihn in dieſer Welt zu leben ſuche. — Auf die Frage: ob ſie noch Etwas auf dem Herzen habe, worüber ſie zu ſprechen wünſche? erwiederte ſie: Nein, nur das muß ich ſagen, daß ich in der Nacht, wenn ich ſchlafe, ſo unausſprechlich große Dinge ſehe, daß es mich an jedem Morgen ſchmerzt, mich noch auf der Welt zu ſehen, die im Gewirre iſt.

Ein noch wilder Kaffer: Ich lebe mit Gott und mit allen Menſchen in Unfrieden. Mein Herz iſt wie ein Fluß, der ab und zunimmt. Ich habe noch an allen Sünden Wohlgefallen. Wäre es wohl möglich, daß ein Solcher, wie ich jetzt bin, zur Ruhe kommen könnte?

Ein Hottentott: Wie glücklich ſind wir, ſeitdem wir Lehrer haben, die uns in Gottes Worte unterrichten. Ehedem war es nicht einmal erlaubt, in unſrer eignen Sprache zu ſagen: o Gott! und thaten wir es, ſo wurden wir mit dem Ochſenziemer geſchlagen, wobei der Bauer ſagte: Ich bin dein Gott. Oder es hieß: Was? ihr Paviane habt keinen Gott als den Hottentottengott! (ein kleines geflügeltes Thier, welches die Coloniſten ſpottweiſe ſo nannten.) Wir wußten wohl, daß dieſes kein Gott iſt: denn wir glaubten, daß wir den Gott über unſerm Haupte nicht ſehen können; und außer dieſem hatten wir keinen andern Gott. Die Sage der Bauern hat uns aber endlich doch ſo furchtſam gemacht, daß wir jenes Thierchen nicht mehr zu tödten wagten. Das kommt daher, daß uns die Chriſten ſo ganz und gar verſtoßen hatten. Denn wir mußten bei den meiſten Bauern über zehn Schritte weit von der Stube, worin der Schulmeiſter war, entfernt bleiben, um nichts zu hören, was den Kindern gelehrt wurde. —

Ein Andrer, auf Befragen: ob er noch in Liebe und Friede mit ſeiner Frau lebe? erwiederte: Ich habe eine ſehr gute, liebe Frau, aber ſie hat einen ſehr böſen Mann. Denn ich kann oft über eine Kleinigkeit viel Worte machen und verdrüßlich werden. Sieht aber meine Frau, daß ich ſo bin, ſo iſt ſie ganz ſtill und iſt freundlich mit mir, daß ich mich ſchämen, und ſie um Vergebung bitten muß. Ich bin ein ſehr armes Kind, an dem der Heiland viel Geduld beweiſet.

lichkeit gar bald ſo weit, daß er ein geachteter Diener in einem angeſehenen Handelshauſe wurde und noch iſt.

Faſt auf ähnliche Weiſe geſchahe es jenem harten Mörder, von dem in der Zeitſchrift „Altes und Neues“ erzählt wird, als er ein Weib, das an dem Gebüſch, worin er ſich verſteckt hielt, vorüber gieng, einen Pſalmen ſingen hörte. Die Hand war ihm gebunden, womit er jene erwürgen wollte, er weinte zum erſten Male Thränen der Reue und Gottesliebe.

Aehnlich auch gieng es jenem ſehr verſunkenen Manne in England, der auch in dem letzten Berichte der Bibelgeſellſchaft erwähnt wird. Er war in einer Bierbrauerei in London angeſtellt und hatte ſich dem Trunke und allen Ausſchweifungen ergeben. Seine Frau und 10 Kinder vernachläſſigte er nicht nur und ließ ſie, während er im Wirthshauſe ſchwelgte, darben, ſondern mishandelte ſie auch noch. Da fängt er einmal, vielleicht aus langer Weile an, in der Bibel zu leſen, die die Bibelgeſellſchaft um der Kinder willen ins Haus geſendet hatte. Er lieſt, wird beſchämt, überzeugt, im Innern verwandelt. Er läßt alle ſeine früheren Ausſchweifungen, wird allmälig ein liebender guter Hausvater und Gatte, Menſch und Chriſt.

Von einer ſolchen lebendigen, beſſernden, Mark und Bein durchdringenden Kraft des Wortes vom Leben, haben ſich auch die überzeugen müſſen, welche anfangs gegen die Verbreitung der Bibel unter das gemeine Volk eingenommen waren, wie jener angeſehene Geiſtliche der engliſch biſchöfflichen Kirche, der ſpäter, ganz ſeinem früherhin gehegten Vorurtheil entgegen, öffentlich geſtund, daß, ſeitdem die Bibel unter ſeiner Gemeinde verbreitet ſei, es weit beſſer um dieſelbe ſtehe. Die Leute betrügen ſich ſittlicher und beſſer, bezeugten auf jede Weiſe mehr lebendige Liebe und Verehrung gegen Gott und Menſchen.

Und dieſes lebendige Wort geht jetzt wie der Vorbote und Herold einer großen, ſchönen, nahen Zukunft, ſegnend über die ganze Erde. Wenn man recht einſehen lernen will, was beſonders die edlen Britten in der letzten Zeit für jene Verbreitung thaten und noch thun, ſo leſe man Buchanan über den Zuſtand des Chriſtenthums in Aſien. Allenthalben, auch in Europa, erregt die Ankunft jenes Botens des Friedens und Lebens, innige Freude. Erſt vor kurzem kamen in Finnland mehrere Landleute Tagereiſen weit nach der Hauptſtadt Abo, um ſich die in finniſcher Sprache gedruckte Bibel zu kaufen und viele mußten unverrichteter Sache zurückkehren, bis die Finniſche Bibelgeſellſchaft dem außerordentlichen Mangel durch den Druck von vielen tauſend Exemplaren abhalf. Die Freude bei ihrem Empfang war unbeſchreiblich.

Nicht ohne tiefe Bedeutung (als höheres Zeichen der Zeit) iſt es auch, daß gerade in unſrer Zeit einige von den eifrigſten Verbreitern des Wortes, getaufte Mahomedaner und Juden ſind. Bekannt wird wohl mehreren meiner Leſer die Geſchichte jenes geweſenen Juden aus Maltha ſeyn, der jetzt, für einen großen Theil von Aſien, einer der eifrigſten Arbeiter der engliſchen Bibelgeſellſchaft iſt. Ich will dieſe Geſchichte hier kurz, nach dem ausführlicheren Bericht in den Basler Sammlungen von 1814, erzählen.

Jener Jude war und iſt noch jetzt wohl einer der reichſten Handelsleute in Europa, der nicht blos ein bedeutendes Comptoir auf Maltha ſondern ſeine Handelshäuſer in Aſien und Africa, ſeine Caravanen bis nach China gehen hat. Ein engliſcher, chriſtlich geſinnter Arzt, R.., traf ihn auf Maltha an, und theilte ihm einige kleine Schriften mit, deren Zweck es war, die Juden auf den bereits gekommnen Meſſias aufmerkſam zu machen. Der Jude blätterte ein wenig darin, und wirft ſie ihm dann wieder hin, mit der Aeußerung: jene Schriften möchten wohl gut für die Juden in Europa ſeyn, aber für Juden ſeines gleichen (für ſo reiche) taugten ſie nicht. Auf Bitten des Arztes ſteckt er indeß die Schriften dennoch zu ſich und bald kommen ihm Stunden, wo jene Schriften ſeinen Herzen zum Segen werden und das Werk der Sinnesänderung in ihm beginnen, das hernach durch einen armen, im Chriſtusſinn und Erkenntniß weitgeförderten Handwerksmann, den ihm die Vorſehung geführt, vollendet wird. Der geweſene Jude wird nun ganz Chriſt, und bemüht ſich nun auch auf allen ſeinen Reiſen die Bibel, wovon er immer mehrere Exemplare in arabiſcher Sprache bei ſich führt, zu verbreiten und auch durch mündliche Unterweiſung das Wort zu verkündigen. Viele tauſende, ehedem nur dem Namen nach ſogenannte Chriſten im weſtlichſten Aſien, ſind durch dieſen Juden und durch ſeine unter ihnen ausgetheilten Bibeln zur lebendigen Chriſtusliebe und Erkenntniß und zum herzlichen Verlangen nach dem Worte geführt worden; aus den anfangs unter ihnen vertheilten zwölf Bibeln, hörten gar bald gegen 30000 täglich das Wort.

Einſtmals kam auch jener geweſene Jude auf ſeiner Reiſe nach der Inſel Rhodus, die, meiſt von griechiſchen Chriſten bewohnt, unter türkiſcher Botmäßigkeit ſteht. An einem öffentlichen Marktplatz, wo ſich eine Menge Menſchen zum Einkaufen und Verkaufen verſammlet, treibt ihn einmal die Liebe zu der Einen, ernſten Sache, daß er dem Volk aus dem neuen

Teſtament in arabiſcher Sprache vorlieſt. Das Volk wird von dem, was es hört, innig gerührt und erfreut, und da die Nacht eintritt, bittet es den Juden, er möge doch am andern Morgen wieder kommen und mit ſeinen Vorleſungen fortfahren. Dies geſchieht denn auch am andern Tage, wo die verſammelte Menge ungleich größer und zahlreicher iſt, als geſtern. Der Ruf von dieſer großen Volksverſammlung und von dem was hier vorgeleſen wurde, dringt endlich zum Paſcha, der den Juden durch Gerichtsdiener zu ſich holen läßt. Eine ſolche Vorladung in der Türkey iſt nun, faſt gewöhnlich, ſchon der Gang zum Tode; aber der Jude geht muthig und freudig, auf alles gefaßt, denn die Sache, um die es ſich hier handelte, war wohl auch eines Menſchenlebens werth.

Der Paſcha redet ihn ſtreng an. Wie wagſt du es, fragt er, dem Volke öffentlich aus einem Buche vorzuleſen, das, wie man mir ſagt, der Lehre des Propheten und den Landesgeſetzen entgegen iſt? Weißt du nicht, daß ein ſolches Beginnen den Tod verdient? — Das Buch, antwortet der Jude, aus dem ich dem Volke vorlas, enthält durchaus nichts gegen die Religion und den Propheten Mahomed, deſſen Name in dem ganzen Buche nicht genannt iſt. Es enthält in ſich die Lehren der reinſten, heiligſten Religion, lehret den Menſchen Gott lieben, der Obrigkeit gehorchen; es macht, wo ſein Innhalt nur Eingang ins Herz findet, die Menſchen gut und fromm und treu; ſo daß du dir keine beſſeren Unterthanen wünſchen könnteſt, als ſolche, welche dieſem Buche gemäß wären. Er las hierauf dem Paſcha einige vorzüglich zur Beſtätigung dienende Stellen vor und ließ ihm das Exemplar der arabiſchen Bibel, das er eben bei ſich trug, zum Geſchenk da. Der Paſcha nahm dieſes Geſchenk günſtig auf, und hieß den Juden nur wieder hingehen. Ungehindert durfte dieſer jetzt dem Volke vorleſen und Ermahnungen halten. Die aufmerkſam zuhörende Menge mehrte ſich bald auf 6000, das Bemühen des ernſtgeſinnten Mannes war an vielen geſegnet.

Endlich läßt der Paſcha den Juden in ſeine Wohnung rufen. Im Vorübergehen an einem Saale hört dieſer jemand mit lauter Stimme aus dem arabiſchen neuen Teſtament die Geſchichte des verlohrnen Sohnes vorleſen und dazwiſchen ſprechen. Die Thür geht auf. Es iſt der Paſcha der vorlieſt, um ihn her viele ihm eifrig zuhörende vornehme Türken. — Chriſt, redet der Paſcha den geweſenen Juden an, dein Buch gefällt mir ſo wohl, daß ich meinen Leuten jeden Morgen daraus vorleſe. Ich ſelber habe tief über ſeinen Inhalt gedacht. Chriſtus war ein großer Prophet!

Erfülle mir nur noch die eine Bitte und ſende einige Exemplare deines heiligen Buches an einen Derwiſch, deſſen Addreſſe ich dir geben will. Fürchte dich nicht. Er iſt es werth! —

Die Früchte, welche das Bemühen jenes geweſenen Juden, bereits für Tauſende getragen, dienen ſo ſehr zur Beſtätigung der großen Wahrheit, daß dieſes Wort vom Leben nütze ſei zur Beſſerung, daß ſelbſt Heiden es laut erkennen. Der Sohn eines perſiſchen Paſcha's, hatte ſich gegen ſeinen Vater empört und dieſen gezwungen, gegen ihn zu Felde zu ziehen. Nach verlohrner Schlacht muß der Sohn fliehen und kommt nun auf ſeiner Flucht in eine griechiſche Stadt, wo der eben erwähnte Jude ein Handelshaus beſaß. Dieſer iſt gerade ſelbſt zugegen, da einſt der junge Perſer jenes Haus beſucht. Bei dieſem Beſuch bemerkt nun der junge Perſer eine Bibel in arabiſcher Sprache, die auf dem Tiſche liegt, betrachtet ſie aufmerkſam von außen und innen und ruft endlich erſtaunt aus: das iſt ja daſſelbe Buch, das ich drei Tage vor meiner Abreiſe bei meinem Vater geſehen habe. (Wahrſcheinlich hatte der Paſcha durch eine Caravane des Juden, deren ſich dieſer ſtets treulich bedient, um durch ſie das neue Teſtament in alle Welttheile zu verbreiten, ein ähnlich gebundenes Exemplar erhalten.) Der Jude ſchenkt dem Prinzen jenes Exemplar, das dieſem, der Aehnlichkeit wegen, vor allen andern gefällt. Der Prinz lieſt, lieſt mit Freude und Rührung und der geweſene Jude ſeinerſeits iſt auch bemüht, das Geleſene in ihm zu beleben. So wird zuletzt der Prinz aus vollem Herzen Chriſt, und läßt ſich taufen.

Kaum hört der Vater, daß ſein Sohn Chriſt geworden ſei; ſo ſöhnt er ſich mit ihm aus, bewilligt ihm eine Penſion und ſetzt ihn wieder in die Rechte der Erbfolge ein, weil, wie er ſagt, er nun ſeinen Sohn als Chriſten nicht mehr zu fürchten brauche, da er als Chriſt, nach den Forderungen ſeiner Religion, zugleich auch ein guter Sohn und guter Menſch geworden ſeyn müſſe.

So bringt die Ausſaat jenes lebendigen Wortes allenthalben Früchte fürs ewige Leben, wo ſie einen guten Boden findet zum Wurzeln. Oefters und meiſtens iſt es die Belehrung die den Boden umpflügt und für den Augenblick der Frühlingsausſaat empfänglich machet; wie der oben erwähnte Lehrer ſagte: „die verſchiedenen Geiſteseindrücke häufen ſich in einer das Wort hörenden und erforſchenden Seele zuſammen, und bilden endlich eine eigne Quelle und ein herrſchendes Licht; — der Blick über das Ganze geht ihm auf einmal auf und die nun einmal recht erkannte Wahrheit bleibt im Herzen nicht todt, ſondern wirket als Leben-ſchaffendes Heilmittel. Zuweilen aber erhält auch die Seele durch einen einzigen günſtigen, das Herz durchdringenden Eindruck jene Lebensempfänglichkeit. Das zeigt unter andern jene Geſchichte des Bürgers zu Meinungen, die in der Zeitſchrift „Altes und Neues" erzählt iſt, dem die Taufe ſeines Kindes jene Empfänglichkeit gab, wo nun die Kraft des Wortes auf immer ihn ergriff und belebte; ihn, der vorher in allen Laſtern und Leidenſchaften, welche die Lebenskeime der armen Menſchennatur zerſtören, verſunken und erſtorben war.

Aber nicht blos — was freilich das Weſentlichſte iſt, auf den Geiſt wirket das Wort vom Leben als Heilmittel; ſondern, mit ſeiner Mark und Bein durchdringenden Kraft zuweilen auch auf den kranken, halbzerſtörten Leib. Wie es dort heißt:

„Er aber, der Geiſt des Friedens, heilliget uns durch und durch, den Geiſt ſammt Seele und Leib. —

Er iſts der das Herz erfreuet und das Herz frölich machet und giebt Geſundheit, Leben und Segen.

Alle die hieher gehörigen Fälle, welche die Kraft des Wortes auch am äußeren Menſchen zeigen, ſind kein geringer Beweis für jene Wahrheit, welche die Materialiſten des vergangenen Jahrhunderts ſo gerne weggeläugnet hätten: daß der Geiſt (hier im mehrfachen Sinn des Wortes) in uns Alles vermöge über den ihm untergeordneten Körper. Eine bedeutende Menge von Fällen, welche dieſe Wahrheit beſtätigen, ſoll der Leſer in einem, ſo Gott will, dieſem erſten künftig nachfolgenden Bändchen, welches gleichſam ein ganzes Beet mediciniſcher Pflanzen in dieſem Roſengarten darſtellen wird, geſammlet finden. Hier einſtweilen nur einen oder etliche.

Bedeutungsvoll, in der erwähnten Beziehung, iſt die in den Basler Sammlungen von 1814 ſtehende Geſchichte der Maria Langenfeld, gebohrnen Menger, die am 6ſten Mai 1802 zu S. in Rußland, wohin ſie ihrem zweiten Gatten gefolgt war, ſtarb. Leider ſind die gehaltvollen Basler Sammlungen, beſonders im nördlichen Deutſchland, nicht ſo bekannt als ſie es verdienen. Es möge deshalb das aus der Geſchichte der Maria Langenfeld hieher Gehörige, ſeinen Platz wörtlich hier finden und vielleicht, als eine kleine Probe, einigen Leſern Belieben machen, die für jeden Ernſtergeſinnten überaus ſchätzenswerthe Baſler Zeitſchrift ſelbſt kennen zu lernen.

Ich bin Anno 1733 zu Aßweiler in Lothringen gebohren, wo mein Vater ein Kornhändler war. Schon in meinem 7ten Jahre mußte ich das Haus meiner Aeltern verlaſſen, und kam zu meiner Mutter Bruder, Lorenz Metzger, nach Kirchweiler in Elſaß, zum Warten ſeiner Kinder, in Dienſt. Er und ſeine Frau hielten mich ſehr hart, und weil ich ihnen nach meinen Jahren weniger Arbeit leiſten konnte, als ſie forderten, ſo bekam ich äußerſt ſparſame und magere Koſt, auch wurde ich faſt täglich auf eine unbarmherzige Weiſe mit Schlägen gemißhandelt. In meinem 10ten Jahre, als wir einmal mit Hereinſchaffung der Feldfrüchte beſchäftigt waren, und eben ein ſchweres Gewitter aufzog, lud mir mein Vetter eine ſo große Laſt auf, daß ich ſie unmöglich fortbringen konnte; ich ſank darunter alle drei Schritte zu Boden, bis ich ſie endlich zur Scheune brachte, dann aber fiel ich erſchöpft an Kräften hin, und konnte nicht mehr aufſtehen. Mein Vetter kam dazu, und war darüber ſo aufgebracht, daß er mich mit Füßen trat, und wie einen Ball hin und her ſchleuderte. So ließ er mich unter dem heftigſten Regen liegen und gieng davon. Ich konnte lange nicht zum Beſinnen kommen, und vor Schmerzen in der Seite, wohin er mich ſonderlich getreten, nicht aufſtehen, bis ich mich endlich, um ins Trockene zu kommen, mit vieler Mühe auf Händen und Füſſen kriechend, in einen Stall verbarg. Weil ich nun etliche Stufen hinauf mußte, die ich vor Schwäche nicht erklimmen konnte, ſo arbeitete ich mich mit den Händen und auf den Knieen hinauf, und hielt mich zuletzt an ein Bund Stroh an; dieſes aber gab nach, und dadurch fiel ein ganzer Haufen Stroh über mich, daß ich wie begraben darunter lag, und nur ſo viel Luft hatte, daß ich Athem ſchöpfen konnte. In dieſer Lage verbrachte ich zweimal 24 Stunden, von Montag bis Mittwoch Abends, da mich endlich meine gute 80jährige Großmutter, nach langem Suchen, auffand. Ich hörte ſie weinen und um mich jammern, und konnte zum Glück noch mit den Füßen auf den Boden klopfen, und mit der einen Hand ein wenig am Stroh raſſeln, welches ſie bewog, die Schütten abzuwerfen; und ſo fand ſie mich in meinen naſſen Kleidern, halb erſtorben, da liegen. — Dieſer Anblick des Jammers rührte ſie ſo tief, daß ſie ſich zu mir ſetzte, und lange mit mir weinte, ehe ſie darauf dachte, mich ins Freie zu bringen. Dann nahm ſie ihren Stab in die eine, und mich an die andere Hand, brachte mich zu ihrem Sohne, meinem Vetter, und übergab mich ihm mit den Worten: „Ich habe ſo viele Mühe an dich gewendet; nun aber ſehe ich, daß ich einen Mörder an dir erzogen habe.“ Er ſchwieg dazu ſtille; ſeine Frau aber antwortete im höhniſchen Ton: „Es iſt ja gut, daß ſich der verlorne Groſchen wieder gefunden hat.“

Ich wurde von der Zeit an völlig kontrakt, konnte in den erſten 4 Wochen kein lautes Wort reden, und weil man keine Hand zu meiner Hülfe und Pflege ausſtreckte, ſo wurde ich am ganzen Körper ſo ſteif, daß ich kaum ein Glied mehr bewegen konnte. Dabei mußte ich, außer den härteſten Behandlungen, Hunger und Durſt ausſtehen, bekam nicht einen Löffel kräftige Suppe zu meiner Stärkung, und hätte vor Hunger umkommen müſſen, wenn ſich nicht der kleine Knabe, den ich als Kindsmägdlein gewartet, meiner erbarmt, und ſeinen Biſſen heimlich mit mir getheilet hätte. Jeden Menſchen würde der Anblick gerührt haben, dies liebe Kind mitleidsvoll vor mir ſitzen, und mich, wie eine Taube ihre Jungen, gleichſam äzen zu ſehen. Der Herr belohne es ihm in Zeit und Ewigkeit! Weil meine harten Pflegeältern jeden Tag glaubten, es würde der letzte meines Lebens ſeyn, und ſie bei den Leuten doch nicht in Verdacht kommen wollten, mich vollends todgeſchlagen zu haben; ſo ſetzten ſie mich Sommerszeit zur Schau vor das Thor hinaus auf die Straße, im Winter aber hatte ich meinen Aufenthalt in einem viereckigen Kaſten hinter dem Ofen. In dieſer Stellung mußte ich oft von einem Abend bis zum andern unbeweglich zubringen; und wenn ich auf mein flehentliches Bitten ja einmal herausgenommen wurde, ſo faßte mich meine Baaſe bei meinem krummen Arm und riß mich heraus.

Dieſer unbeſchreibliche Jammer, in welchem ich vier volle Jahre zubrachte, ohne einen Weg menſchlicher Hülfe vor mir zu ſehen, trieb mich endlich an, Hülfe von oben zu ſuchen, und mich nach dem einigen Nothwendigen umzuſehen. Ich wurde ſehr verlegen um meine Seligkeit, und weinte und betete oft und viel zu dem Herrn Jeſu: Er möchte doch meinem Leiden ein Ende machen, und mich ſelig zu ſich nehmen, und weil meine Sehnſucht nach den Tröſtungen des Heilandes täglich dringender wurde, ſo ließ ich mir durch obenerwähnten Knaben fleißig aus der Bibel, vorzüglich die Leidensgeſchichte Jeſu, vorleſen; woraus mir, unter vielen Thränen, manche Stärkung und Erquickung zufloß.

An einem mir unvergeßlichen Tage, 1747 den 23. April, ſaß ich wieder, wie gewöhnlich, unter dem Thor. Mein Herz war diesmal mit ungewöhnlicher Wehmuth erfüllt, und das Sehnen nach meiner Erlöſung dringender als je.

Unter dieſer Beklommenheit meines Herzens hat ich den kleinen Knaben, mir zum Troſt abermal aus der Bibel vorzuleſen. Durch Gottes Fügung las er gerade ſolche Stellen, die von den Wunderwerken Jeſu handelten, wie er Blinde ſehend, Lahme gehend und Krüpel aller Art geſund gemacht habe. Vor allen fiel mir die Geſchichte des Mannes mit der verdorrten Hand auf — und ſie warf den erſten Schimmer von Troſt und Hoffnung in mein Herz: der treue Heiland werde auch mein Elend anſehen, weil ich ebenfalls ſo ganz, wie jener Mann, von Menſchenhülfe entblößt war. Bei näherer Betrachtung dieſer Materie nahm meine Hoffnung und mein Zutrauen zu Ihm von Augenblick zu Augenblick zu, mein ſtilles Sehnen und Seufzen gieng in lautes Gebet über, und ich rief aus: „O mein Jeſus, wenn du mir hilfſt, ſo will ich nur dir leben.“ Ich konnte nicht aufhören zu beten, denn es war mir wohl dabei, indem ich das Amen ſchon auf meine Bitte ſchallen hörte in meiner Seele.

Und was geſchah? als ich noch ſo überlaut betete, fühlte ich das erſte Mal wieder Leben in meiner rechten Seite. Dieſe Empfindung durchgieng nach und nach meinen ganzen Körper, während daß ein Gefühl unbeſchreiblicher Seligkeit meine Seele durchwallete.

Es dünkte mich, als ſtünde der Heiland mit helfender Hand leibhaftig bei mir. Ich verſuchte eines meiner erſtorbenen Glieder nach dem andern in Bewegung zu ſetzen — erſt meine rechte Hand, welche ganz krumm auf der Hüfte lag, und es gelang mir, ſie nach und nach auszuſtrecken, — dann meinen Kopf, welcher ſchief auf der rechten Achſel hieng; und ich konnte ihn wieder gerade richten — zuletzt meinen linken Arm und meine Beine, welche kreuzweiſe übereinander lagen, und auch dieſe konnte ich in Bewegung bringen. Kurz, binnen einer halben Stunde konnte ich mich ganz gerade, wiewohl zitternd, aufrichten. Darüber war ich voll Verwunderung, Freude und Beſchämung mehr außer mir, als im Leibe. Die Kinder, die um mich waren, beſonders mein kleiner Vorleſer, waren ebenfalls voll Beſtürzung, die aber bald in Freude übergieng, und letzterer ſagte: „Gott Lob und Dank! nun kannſt du wieder gehen und allein eſſen.“

Meiner Mutter Schweſter, die auch hier wohnhaft war, und eben aus dem Weinberg kam, ſtand, als ſie mich erblickte, ſtill, ſahe mich mit Erſtaunen an, und ſagte: „Nun kannſt du dem Herrn Jeſu danken, Er hat dir heute zum zweiten Mal dein Leben geſchenkt, denn du haſt gerade deinen Geburtstag, und biſt 14 Jahr alt," wobei ihre Augen von Thränen übergiengen.

Die Kinder liefen nun voll Freuden zu ihrer Mutter, meiner Baaſe nach Hauſe, und erzählten ihr, was vorgegangen war. Selbige kam dann auch herbei, und als ſie ſich näherte, ſtand ich auf und gieng ihr einige Schritte entgegen, um ſie recht freundlich und herzlich zu empfangen. Aber wie erſchrack ich, als ſie mich unwillig anſahe, mit Verwünſchungen, die ich nicht in den Mund nehmen mag, anredete — und nebſt ihrem Mann, den ſie ſogleich herbeiholte, den entſetzlichen Schluß machte: *) „Meine Geneſung müſſe ein Werk des böſen Feindes ſeyn, und ich mit ihm ein Bündniß geſchloſſen haben." Ich ſagte: „Nein! ſondern ich habe zum Herrn Jeſu gebetet, und der hat mir geholfen." Die Kinder beſtätigten es auch und ſagten: „Wir habens gehört, liebe Aeltern! ſie hat nichts gethan als mit dem Herrn Jeſus geredet" Allein ſie glaubten es nicht, und erwiederten: „So etwas ſolle man ihnen nicht weiß machen; Jeſus ſei nicht mehr auf der Welt, und thue keine Wunder mehr ꝛc." Da gieng nun wieder eine neue Noth für mich

---

*) Gerade wie jenes Mal die Juden bei Chriſtus; die auch eher an Wunder des Teufels, als Gottes, glauben wollten.

an; ich ſollte ſchlechterdings bekennen, wie die Sache zugegangen ſei, und wenn ichs einfältig that, ſo glaubten ſie es nicht. Wenn ſie dann mit den heftigſten Drohungen und härteſten Schlägen, womit ſie mir zuſetzten, nichts ausrichten konnten, ſo ließen ſie mich wieder eine Zeitlang gehen, um zu ſehen, wie es nun weiter mit mir ablaufen werde u. ſ. w. Den übrigen, nicht unmittelbar hieher gehörigen aber ſehr intereſſanten und leſenswerthen Theil der Lebensgeſchichte, werden die Leſer in den Basler Sammlungen finden. Nur ſo viel noch erwähne ich daraus: das Mädchen war und blieb von nun an von jenen körperlichen Leiden befreit und zeigte auch durch ſein ganzes übriges Leben jenes kindlich treue Vertrauen auf Gott, welches die Urſache ſeiner ſchnellen Heilung geweſen war.

Etwas dem faſt ganz Aehnliches, begegnete auch dem würdigen Gelehrten, J. J. Moſer, während ſeinem Aufenthalt auf der Bergfeſte Hohentwiel. Er litt gerade ſo ſehr an den heftigſten Gliederſchmerzen und Hüftweh, daß er ohne Krücken weder ſtehen noch gehen konnte. Eines Morgens ſetzte er ſich an ſeinen Tiſch, legte die Krücken neben ſich, und las in der Bibel jene Geſchichte: wie Jeſus den zu ihm gebrachten Gichtbrüchigen geſund machte. „Da gab ich ihm, erzählt der wackre Moſer in der von ihm ſelbſt niedergeſchriebenen Geſchichte jener Begebenheit, in meinem Herzen die Ehre, daß er auch jetzo von ſeinem Throne noch eben dieſes thun könne, wo er Glauben antreffe; bat aber, in Anſehung meiner Perſon, weiter um nichts." Gegen Mittag beſuchte ihn der Commandant, General Roman und der Arzt Dr. Arpli, gegen welche er ſich noch entſchuldigte, daß er ſie weder vor der Thür empfangen, noch auch nur aufſtehen könne. Da dieſe fort waren, und Moſer an nichts dachte, ſtund er auf, und fand auf einmal, daß er frei ſtehen konnte; er gieng einen Schritt und konnte gehen, er gieng die ganze Stube auf und ab, ſo oft er wollte, und konnte dies ohne alle Beſchwerden und Schmerzen. Beim Abendeſſen empfieng Moſer den Commandanten bei der Thür und gieng mit ihm herum. Alle, die Moſer und ſeine beſtändigen körperlichen Leiden kannten, erſtaunten. „Es ſind nun, ſchließt der treffliche Mann ſeine Erzählung, zwölf Jahre, daß dieſes geſchehen iſt; und gleichwie hundert und tauſend Menſchen zeugen müſſen und werden, daß ich, bis auf den Tag meiner Heilung, heftig an Gliederſchmerzen gelitten habe; ſo müſſen und werden auch viel hundert und tauſend Menſchen zeugen, daß ich ſeitdem, Gott Lob! kein Gliederweh und Hüftſchmerzen mehr habe; auch lebt der Herr General-Lieutenant von Roman noch, der am beſten davon zeugen kann und kein Pietiſt iſt. — Nun zerbreche ſich den Kopf weiter darüber wer da will und wie er will.“ —

So, in allen dieſen Fällen, hat ſich das Wort bewährt in ſeiner Gotteskraft, als Licht und Leben.

Und dieſes Dein Wort vom Leben wollten ſie verlaſſen und verachten! Sie ſagen ſpottend: nur der brauche Dich und Dein Wort, der ſchwach, der voll Gebrechen ſei; deine Religion ſei eine Nothwehr für die Geringen und Irrenden. Wohlan denn, ich bin ſchwach, mein Fuß irret und gleitet ohne Dich; ja ich bin und vermag gar nichts ohne Dich, will auch ohne Dich nichts ſeyn und vermögen! Mir, dem Schwachen, ſoll dein Wort ſeyn und bleiben meines Fußes Leuchte, meine Stärke, meine Hülfe, mein Troſt. Ich will die Kraft dieſes Deines Wortes nicht verläugnen und gern, wenn Du es willſt, ſein Loos unter den Menſchen mit ihm theilen. — Ja! den Nahmen, durch welchen und in welchem geſegnet werden ſollen alle Geſchlechter der Erden, will ich gern und frei bekennen, damit auch auf mich, den Aermſten unter Deinen Armen, komme ein Tröpflein jenes Segens!

4) Ihr kennet ihn aus der Erfahrung ſelber; aus dem unmittelbaren Umgange mit Ihm im Gebet.

„Was wir mit unſren Augen geſehen, was wir gehört, was wir mit unſren Händen betaſtet haben: Vom Wort des Lebens.“

Wenn du, liebende Seele, die Erfahrung noch nicht ſelber gemacht, noch nicht ſelber durch den kindlichen Umgang im Gebet den Vater auch als deinen, dir immer nahen Vater haſt kennen lernen; ſo kenneſt du das Licht und ſeine mannichfachen Farbenerſcheinungen, wie ein Blinder, blos vom Hörenſagen; glaubſt blos, daß ein Licht ſei, weil Andre es dir ſagen. Hat dir aber eine einzige reiche Stunde, die Augen des Herzens geöffnet, die Zunge gelöſt, und haſt du nun jenes Licht ſelber erkannt, ſeine Strahlen empfunden, dann glaubſt du daß ein Licht ſei, nicht weil Andre es dir ſagen, ſondern weil du es ſelber erfahren; und deinen Glauben kann dir niemand wieder rauben!

Das Hausmittel, heilſam in allem Anliegen des Geiſtes und Leibes, ſtärkend, erfreuend, tröſtend; das Hausmittel, das unſre Väter täglich, beim Beginn und beim Beſchluß des Tagewerkes brauchten; das ſie geſund und gut am Geiſt erhielt auf dem mühſamen Pilgerwege, iſt in unſrem ſiechen Zeitalter freilich aus den meiſten Häuſern verſchwunden. Ehedem ſchämten ſich ſelbſt Könige und Helden nicht, ihr ſchweres Geſchäft mit Gebet zu beginnen und dieſes auch frei zu bekennen. Unter andrem geſtund es jener große Held des 17ten Jahrhunderts, der General Ruyter, frei, vor allen ſeinen Officieren: „Der Menſch iſt ſich nicht immer gleich. Als ich einſt eine Schlacht liefern ſollte, und der Augenblick ſchon da war, fühlte ich mich muthlos, verworren und bedenklich. Ich war unfähig, die nöthigen Befehle zu ſtellen: ich war beſtürzt und wußte nicht was ich thun ſollte. In dieſem ſchrecklichen Zuſtande ſahe ich bald, daß ich keine Hülfe, als von dem Regierer unſrer Schickſale zu erwarten hätte. Ich gieng allein in mein Zimmer, warf mich vor Gott auf die Knie, und in einem kurzen, aber innigen Gebet, bat ich um ſeinen Beiſtand, um den Geiſt der Weisheit und des Muthes. Kaum hatte ich dieſes Gebet geendigt, als meine Unruhe verſchwand, ich fand meinen gewöhnlichen Muth und kaltes

Blut wieder. Ich gab meine Befehle und ſiegte.“

So wie der alte General, zeugten von der Kraft des Gebetes, ohne Scheu, ſchon Tauſende großer Fürſten, Helden und Sieger, in allem geiſtigen und leiblichen Kampfe. Scheute ſich nicht der alte graue Held von jener Macht des Gebetes laut zu zeugen; warum denn wir, die wir weder Helden, noch grau ſind?

Hier nur einſtweilen einige wenige, für die Wirkung des Haus- und allgemeinen Heilmittels zeugende Beiſpiele von Gebetserhörungen:

S. war während des letzten Jahres ſeines Aufenthalts in D. in ſolchen äußeren Verhältniſſen und ſo zerſtreuenden, ſeinem innren Bedürfniß ſo unangemeſſenen Geſchäften, daß er, der ja damals noch nicht an ſich erfahren hatte, was Chriſtenglaube ſei, öfters fürchtete, ſein innrer geiſtiger Menſch möchte in jenem unſtäten Meere zu Grunde gehen. Er wußte damals zwar ſelber noch nicht recht, was er wollte, aber das fühlte er wohl: daß er in jenem fremdartigen äußeren Element nicht bleiben könnte. Einmal, an einem Herbſtabend, da die Abendröthe über dem ſchönen P...ſchen Grunde und ſeinen Bergen ſtund, und er an Gärten vorüber nach Hauſe gieng, müde und zerſtört von dem leeren, nichtigen, weder ihm noch Andren etwas nützenden Geſchäft des Tages, fand er in ſich Freudigkeit und Muth, herzlich zu beten: „Du, der du mir das innre Bedürfniß, was in meinem jetzigen Lebenselement ſo gar keine Nahrung findet, ſelber ins Herz gegeben, der du das Schreien der Raben hörſt, die dort in der Abendröthe fliegen; höre du auch das Seufzen meines Herzens! Errette du mich aus dieſen äußeren Verhältniſſen, aus denen ich keinen Ausweg weiß! Siehe, in meiner jetzigen Lage muß das Beſſere, was du in mich gelegt haſt, zu Grunde gehen, du weißt ja Alles! Darum führe du mich wo anders hin, wo ich das erlangen kann, wornach mich ſo von ganzer Seele verlangt!“

Dieſes Gebet, das eigentlich ſelber nicht wußte, was es wollte, wurde wunderbar erhört. An einem, 60 Meilen von D. entfernten Orte, lebte ein Freund von S. der Director von S...g in einem wichtigen, einflußreichen Poſten. Dieſen hatte, um dieſelbe Zeit, wo S. ſich ſo aus ſeiner Lage herausſehnte, der Oberſtudienrath von N. gefragt, ob er ihm niemand zu der Directorſtelle an einem damals neu zu errichtenden H... Inſtitut zu N. vorzuſchlagen wüßte. Ich will nun die hieher gehörige Stelle aus dem Brief des würdigen Mannes vom 27. Oktober 1808, ſelber herſetzen: „Ich wußte im Augenblicke nicht, wen ich nennen ſollte; vorgeſtern in der Nacht fiel mir plötzlich Ihr Name ein; ich begriff auf der Stelle, daß Sie der Mann dahin wären wie kein andrer, eilte daher geſtern Morgen mit dem Gedanken zu N. der nicht ſäumte, Gebrauch davon zu machen, noch geſtern alles höheren Orts ins Reine zu bringen und mir nun bereits heute den Auftrag ertheilt hat, mit Ihnen deshalb in Unterhandlung zu treten.“

Jenem Briefe lag denn ein Privatbillet des Oberſtudienrathes von N. an D. v. S...g bei, des ohngefähren Inhalts: „Ihr Nachtgeſicht geht ſchnell in Erfüllung. Auf meinen Antrag iſt höheren Orts genehmigt worden, den Dr. S. aus D. zu der Directorſtelle im H... Inſtitut zu N. einzuberufen u. ſ. w.“

Der Brief aus M. kam am 2ten November nach D. Nun war zwar dem S. ſein damaliges Gebet und ſein Inhalt unvergeßlich geblieben und wird es ihm auch ewig bleiben; aber den Tag, an welchem es geſchehen war, hatte er nicht beſtimmt gemerkt. Aber es wurde ihm mehr als wahrſcheinlich, daß es gerade derſelbe Abend geweſen war, wo in der Nacht darauf D. v. S...g auf den Einfall gekommen war, ihn zu jener neuen Stelle vorzuſchlagen, und iſt ihm noch jetzt mehr als wahrſcheinlich.

S. kam nach N. Seine dortige Lage war zwar, beſonders im Anfange, nicht ohne manche, ſeiner Eitelkeit und Selbſtſucht hart fallende Unannehmlichkeiten, aber dieſe alle waren nur ſegensreiche, wohlberechnete Förderungsmittel zu ſeinem neuen höheren Glück. N. wurde dem S. in jeder Hinſicht eine neue Geburtsſtadt; jenes, ihm in D. noch ganz unverſtändliche innre Bedürfniß lernte ſich jetzt verſtehen und fand in N. ein ihm ſo angemeſſenes Element, und ſo volle Befriedigung, daß, ſo oft er hieran denkt, ſein ganzes Herz voll innigen, heißen Dankgebetes und Lobes wird.

So war jenes Gebet um Errettung, um Befriedigung eines beſſeren, inneren Bedürfniſſes, augenblicklich, und auf eine des Erhörers ſo ganz würdige Weiſe erhör' und gewährt worden. Mit ihm war das Loos eines Menſchen, der fern von Gott, der ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Chriſtus, in allen Eitelkeiten und Nichtigkeiten des Lebens ſich herumtrieb und doch dabei ſo ganz unglücklich war, auf ewig, ja ſein Herz ſagt innig zuverſichtlich: auf ewig entſchieden, — entſchieden aus Gnade und erbarmender Liebe.

Mein Freund! ſprich hier nicht mehr von Zufall. Mach' doch nur liebend und glaubend einmal ſelber die Erfahrung in einer Stunde der innren und äußren Noth, des innren oder äußren Verlangens, bitte den Herrn, und du wirſt bald innerlich und äußerlich erfahren, wie es Seine Luſt und Freude ſei, unſer Gebet zu erhören, uns zu geben über unſer Bitten und

Verſtehen. S. hat ſie an ſich ſelber erfahren, jene unzähligen ewigen Wunder der Erbarmung und Erhörung.

S. war einſt in den Herbſtferien mit ſeiner Familie zu B. auf Beſuch. Eine ſehr gefährlich ſcheinende Krankheit ſeiner einzigen vierjährigen Tochter, die dadurch veranlaßten großen Gemüthsbewegungen und Nachtwachen, hatten den zarten, zu Nervenzufällen geneigten und durch die vorangegangene Reiſe noch müden Körper ſeiner lieben Frau ſo ergriffen, daß ſie auf einmal, eines Morgens beim Frühſtück, umfiel und fürchterliche Zufälle, epileptiſcher Art, bekam. Dieſe Zufälle wiederholten ſich an demſelben Tage mehrere Male. S. iſt zwar ſelber Arzt, aber er war ſo tief erſchüttert, daß er nicht ſelber an Hülfe zu denken vermochte, es wurde ein Arzt aus der benachbarten Stadt geholt. Die Zufälle wurden, der ärztlichen Hülfe ohngeachtet, mit jedem Tage immer bedenklicher. Vor allem konnten es ſich Alle mehr Unterrichtete und mit der körperlichen Anlage der Kranken Bekannte nicht verbergen: daß ſehr wahrſcheinlich jene Zufälle von nun an in dieſem zarten Körper, als unheilbares Uebel einheimiſch werden und das ohnehin ſchwache Gebilde vollends zerſtören würden. Henriette hatte die Traurigkeit ihrer lieben Umſtehenden bemerkt, und war ſehr traurig; das Herz des S. war gepreßt, wie noch nie.

Da nahm S. das nun wieder geneſene Kind auf ſeine Arme, gieng mit ihm hinauf in ſein einſames Zimmer. Da knieten beide neben einander nieder und S. betete mit dem Kind laut aus tief bekümmertem Herzen: „daß Gott die liebe Mutter, der ja kein andrer Arzt helfen könnte, heilen und ſie bis an ihr Ende vor dieſen traurigen Anfällen — ach nur vor dieſen traurigen Anfällen bewahren wolle durch Chriſtum.“ Das Kind weinte beim Gebet ſehr, da konnte auch S. wieder weinen, milde, kummervolle, aber dennoch innig liebende und Gott vertrauende Thränen des Gebets. Sein Herz wurde mit inniger Freudigkeit erfüllt, er konnte gläubig Amen ſagen, und da die Beiden ausgeweint hatten und ausgebetet, giengen ſie geſtärkt wieder zu der lieben Kranken hinunter.

Dieſe bekam (S. bekennt dies mit innig dankbarem, freudigem Herzen) ihre Nervenzufälle nie wieder bis an ihr Ende, obgleich ſich anfangs noch öfters das eigenthümliche Gefühl in den Füßen zeigte, das früherhin immer eine ſo traurige Vorbedeutung gehabt hatte. Die liebe Kranke genas langſam; noch ehe ſie ganz vollkommen geneſen und erſtarkt war, nöthigten den S. ſeine Verhältniſſe von B. wieder abzureiſen und Henriette ließ ſich nicht abwendig machen, ihn zu begleiten. Dieſe Reiſe, welche durch alle ihre kleineren und größeren Unglücksfälle die traurigſte war, die S. je gemacht hatte, fiel in kalte, regnigte Octobertage. Schon bei P. wurden die Reiſenden durch das Niederſtürzen eines Pferdes erſchreckt. In H. war, einer benachbarten Feuersbrunſt wegen, kein Fuhrwerk zu bekommen, als ein überaus altes, gebrechliches. An dieſem riß ſchon etwas entzwei, als ſie kaum ¼ Stunde über H. waren. Sie erreichten mit Mühe ein ſehr unbequemes Gaſthaus Nach ſchlecht zugebrachter Nacht, brach am andern Vormittag, auf einem rauhen Gebirge, mitten im fürchterlichſten Regenguß, ein Rad am Wagen, der ſtürzte. S. trug die arme, wieder kränker gewordne Henriette auf ſeinen Armen, in ein benachbartes Dorf hinein. Und ſo wechſelten auf dieſer ganzen Reiſe, die noch (des langen Aufenthalts auf dem Gebirge wegen) zwei ſehr angſtvolle Tage und Nächte dauerte, Schrecken, Sorgen, Näſſe und alle äußren Unannehmlichkeiten mit einander ab. Und dennoch, ſo ſehr der wieder verzagt gewordene S. dies auch fürchtete, wiederholten ſich jene Nervenzufälle nicht mehr, kamen auch nicht mit den leiſeſten Spuren wieder.

Lieber! der du auch dieſes und alle ähnlichen Thatſachen für einen Zufall hältſt, du haſt wohl noch nie an dir erfahren, was „ein geängſteter Geiſt, ein geängſtigtes und zerſchlagenes Herz ſei“ und wie das Rufen aus einem ſolchen Herzen nie verſchmäht wird.

S. hatte von Jugend an, auch noch ehe er recht wußte warum? eine innige Luſt und Freude daran, jenen Spuren einer allerbarmenden, allliebenden Hand nachzugehen und nachzuforſchen, die ſich beſonders in der unvermutheten und plötzlichen Hülfe in der Noth und in, anfangs dunklen, ſogar traurig ſcheinenden, hernach doch als herrlich und wohlthätig ſich offenbarenden Lebensführungen, einem hellſehenden Auge kund geben. Der Herr hat ihn an ſich ſelber und an Andern unzählige Züge dieſer Art erfahren laſſen und ſeinerſeits wohl nichts geſpart, um ein ihm einſtens ſo ganz untreu gewordnes Herz in eine lehrreiche Schule zu führen. Am häufigſten fand S. jene Züge in der Geſchichte ſolcher Menſchen, die ihr geringerer Stand, ihre Armuth, ihr Verluſt des Geliebteſten, was ſie auf der Erde hatten, ihre körperlichen Leiden, öfters hatten erfahren laſſen, was ein geängſtetes, ein zerſchlagenes Herz ſei; bei jenen aber, welche die Welt immer glücklich nannte und denen auf der Erde Alles nach Wunſche gieng, die nie erfuhren was Noth des

Herzens, was innige Betrübniß, was Verluſt des Liebſten ſei, noch niemals. Die nachſtehenden Geſchichten ſind denn auch Züge aus dem Leben ſolcher Menſchen, welche auf der Erde viele Angſt erduldet hatten.

S. hatte, da er noch practiſcher Arzt in A. war, einen Schneider, Nahmens H., der ein gar lieber Mann, und was noch mehr iſt, allem äußeren Anſchein nach, ein Chriſt war. Er war aus Göttingen gebürtig. Nach ſeinen Wanderjahren hatte er ſich in A. verheurathet und war nach manchen Hinderniſſen Meiſter geworden. Aber wer kannte in A. den armen fremden Meiſter? Niemand ließ bei ihm arbeiten, die kleine Summe, die der gute Mann zum Anfang gehabt hatte, gieng gar bald auf und H. hatte nun kein Brod und keine Arbeit. So lange der Menſch noch allein auf der Welt ſteht, thut ihm wohl der Hunger auch wehe, aber er iſt doch nur ein körperlicher Schmerz, hat er aber einmal Frau und Kinder, dann brennen ihn die Thränen, die der Hunger ſeinen Lieben auspreßt, wie Feuer auf der Seele, die Noth wird dann ein den innren Menſchen faſt erdrückender, Herz durchbohrender Schmerz.

In der Lage war mein armer H. Die gute Frau vor langer Noth und Kummer krank, das Töchterchen, obgleich es ſeit etlichen Tagen die einzige Perſon in der armen Familie war, die, weil ja die Eltern lieber ganz hungerten, um nur dem Kinde etwas geben zu können, ein wenig Brod bekommen hatte, auf der Thürſchwelle ſitzend und vor Hunger weinend; der Vater, der wohl vor Mattigkeit kaum mehr aufrecht ſtehen konnte, drängt ſein bleichgehärmtes Geſicht ans Fenſter, und ſieht hinaus. Aber drauſſen war finſtre Nacht und ſehr ſtarker Regen und Sturm, in ſeinem armen Herzen ſprach es immer: ohne Hülfe, ohne Hülfe. Da wurde das geängſtete, zerſchlagene Herz auf einmal von ſeinen Banden frei, es konnte recht innig und mit tauſend milden Thränen zu Dem flehen und um Hülfe ſeufzen, der unſre Zuflucht und Zuverſicht noch ſeyn will, wenn keine Menſchenhülfe mehr nützen kann. — Aber wer ſoll ihm denn noch heute, und ſein Herz mußte in dieſer äußerſten Noth bitten: „noch heute“ in dieſem Regenwetter und Sturm Brod bringen?

Da kommt auf einmal noch jemand auf der finſtern, ſtillen Treppe herauf, ſucht an der Thüre, und es war der Hausknecht aus dem gegenüberſtehenden Gaſthof. Ein dort liegender Fremder hatte einen Schneider begehrt, der ihm ſchnell, noch in dieſer Nacht, ein Paar Beinkleider fertigen ſollte, der Hausknecht hatte in dem ſchlimmen Wetter nicht erſt weit nach einem ihm bekannten Meiſter gehen mögen und rief denn den armen H.

Da dieſer zu dem Fremden in ſeiner armen Kleidung und mit ſeiner von langen Kummer ſchüchtern gewordener Miene hineintritt, mißt ihn der mit großen Augen, fragt ihn, ob er ſichs wohl getraue, das verlangte Kleidungsſtück zu fertigen, er, (der Fremde) ſei überaus eigenſinnig, und ihm habe noch kaum ein berühmter Meiſter Kleidungsſtücke dieſer Art zur vollen Zufriedenheit und doch auch mit der nöthigen Bequemlichkeit gefertigt. Das dazu beſtimmte Tuch ſei ſehr fein und theuer, es ſei deshalb ſehr Schade, wenn es verdorben würde, er wolle ihm lieber einige Groſchen für ſein Herbemühen geben, und einen andren Meiſter rufen laſſen. Der arme, in ſeinem Handwerk wirklich geſchickte H. fühlt ſich über jenen Mangel an Zutrauen tief gekränkt, verſichert, er wolle den Fremden wohl zufrieden ſtellen und dieſer, dem etwas in der Miene des H. Liegendes, oder auch ſonſt ein andrer Grund nachgiebig macht, giebt ihm das Tuch, mit der Aeußerung: nun er wolle das nur einmal an eine ſehr wahrſcheinlich mislingende Arbeit wagen.

Die Liebe giebt dem armen, aus Hunger ſehr müden H. Kraft, die ganze Nacht hindurch zu arbeiten. Er ſitzt ja bei dem Bette ſeiner lieben Frau und ſeines ſchlafenden Kindes, die er morgen beide wird erquicken können. Wenn die Kräfte nicht mehr aushalten, wenn die Augenlieder zuſammenſinken wollen, ſieht er die beiden Schlafenden an, die matte Hand erhält neue Kraft, wenn er ſie auf die kranke, heiße Hand ſeiner lieben Frau, oder auf die — heute recht bleich ausſehende Wange des Kindes legt; ſo iſt gegen Morgen die Kleidung fertig.

Er trägt ſie zur beſtimmten Stunde dem Fremden hin, und dieſer findet jene Kleidung ſo vollkommen nach ſeinem Wunſche, daß er dem armen Schneider mehr giebt als gewöhnlich, und da er die Freudenthränen ſieht auf der bleichen Wange, noch mehr. Der Arme geht und erquickt ſich und die Seinen.

Aber ſein geſtriges Abendgebet aus dem geängſteten und zerſchlagenen Herzen, war auf eine Weiſe erhört worden, wie er ſichs heute, ſo ſehr auch ſeine Seele voll Freude und Hoffnung, ſein Mund voll Dankes war, nicht träumen konnte. Der Fremde blieb dieſen Tag noch in A. Bei einem gar ſonderbaren Zufall, der in einer vornehmen Geſellſchaft, wobei der Fremde war, ſich ereignete, fand er eine ſehr gute Gelegenheit, den armen Schneider, als einen in ſeinem Handwerk ganz vorzüglich geſchickten Meiſter anzuempfehlen. Mehrere Anweſende merkten ſich Wohnung und Nahmen und von nun an fand H. ſo viele Arbeit, daß er ſich nie mehr mit den Seinen hungrig ſchlafen legen durfte und daß er ſpäter ſein Auskommen ſehr gut hatte. Aeußre Leiden verließen ihn freilich nie ganz. S. hat ihn als Arzt am Krankenbette eines lieben Sohnes und am Sterbebette jener älteſten Tochter geſehen, die einſt der Leidensgefährte der armen Eltern in den ſchweren erſten Jahren ihres Eheſtandes geweſen war, und die deshalb beide, als die liebe Genoſſin ihrer Noth und ihrer wunderbaren Rettung, unter allen ihren Kindern ganz vorzüglich liebten. S. hat damals die ſtillen Thränen und das von Ergebung in einen höheren Willen zeugende, ruhige Angeſicht des Mannes geſehen, und dies überzeugt ihn noch jetzt, daß der Mann das Kleinod in ſeinem Herzen hatte, das dem S. damals noch ein verborgnes Geheimniß war.

Mehrere Jahre hernach hat S. in dem nämlichen, ſeitdem von einem andern Beſitzer, freilich ſehr verändertem und verſchönertem Hauſe und in demſelben Zimmer gewohnt, wo damals der arme H. ſeinen ſchweren Kampf kämpfte. Auch er hat in dieſem nämlichen Zimmer manche Stunde der Noth und Sorge getragen, manche ſtille Thräne geweint. Dich aber kannte er damals noch nicht, du ewige Liebe, die du dem ſorgenden Herzen ſo nahe, dem Weinenden ſo freundlich biſt. Seitdem er dich hat, ſind ihm ſelbſt die Stunden der Angſt und Sorgen nicht ohne Troſt und Süßigkeit, die Thränen des Kummers haben ihre Bitterkeit verloren! Wie es in dem alten ſchönen Lied von Paul Gerhardt heißt:

Warum ſollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch
Chriſtum noch;
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir ſchon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben.

Herr mein Hirt, Brunn aller Freuden!
Du biſt mein,
Ich bin dein,
Niemand kann uns ſcheiden!
Ich bin dein, weil du dein Leben
Und dein Blut,
Mir zu gut,
In den Tod gegeben.

Du biſt mein, weil ich dich faſſe
Und dich nicht,
O mein Licht!
Aus dem Herzen laſſe.
Laß mich, laß mich hingelangen,
Da du mich,
Und ich dich,
Lieblich werd umfangen.

Eine Verwandte von S. Mutter, war während der theuren Zeit zu Langenberg bei H. verheurathet. Ihr Mann war in jenem Dorfe Schullehrer und arbeitete dabei, weil jener Dienſt allein ihn nicht nährte, auf ſeine Kunſt als Goldarbeiter. Beide Arten des Erwerbs wollten während der Zeit der großen Theurung kaum hinreichen, die kleine, genügſame Familie zu ſättigen, denn in jener Noth dachte niemand daran Goldarbeiten zu beſtellen und das Schulgeld gieng auch ungleich ſparſamer ein, als ſonſt. Dazu kam noch, daß gerade in dem ſchweren Winter 1772, die gute Frau Mutter wurde. Nun ſtieg denn ihre Noth aufs Höchſte.

Eines Abends, ſie hatten den ganzen Tag nichts gegeſſen, in dem Hauſe war kein Brod, kein Mehl, nichts, um die hungernde Wöchnerin zu erquicken, da fieng die arme, in jenem Zuſtand ohnehin reizbarere Frau an zu verzweifeln. Sie weinte bitter und konnte ſich nicht tröſten. Aber ihr Mann war ein geübter, glaubensfreudiger Chriſt. Er ſprach ihr Vertrauen ein durch die ſchönen Worte des Herrn ſelber: „Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob ſie daſſelbe vergäße, ſo will ich doch dein nicht vergeſſen.“ Da wurde ſie ruhig und betete auch, und die Thränen wurden ſtiller und milder.

Drauſſen aber war an dieſem Abend, ſo wie am ganzen vorhergehenden Tag fürchterliches Schneegeſtöber. Aber der Herr ſandte dem Betenden dennoch, des Schneegeſtöbers ohngeachtet, ſeinen rettenden Engel. Es pochte jemand an der Thüre. Ein Bauer wars, der einen großen Sack von ſeinem Pferde nahm und ihn ins Haus hineintrug. Er grüßte den Schullehrer freundlich, und erzählte, daß ihm ſeit etlichen Stunden der Gedanke keine Ruhe gelaſſen habe, er, der Schullehrer, werde bei dem ſchlimmen Wetter der vergangenen Woche wohl wenig oder kein Schulgeld eingenommen und nichts zu eſſen haben. Er bringe ihm darum hier etwas.

In dem Sacke waren denn Brode, Mehl, Fleiſch und manche andre Lebensbedürfniſſe. Die Hungernden wurden geſättigt und ihr Herz wurde voll innigen Dankes, voll Glauben und Liebe.

Ja, zweifle nicht, du gläubig um Hülfe rufende Seele. Und wenn dirs auch geſchähe wie jenem armen Schweizer, deſſen Geſchichte der Verfaſſer der „Beſchäftigungen für Kranke" erzählt, daß dich mit deinem ganzen Haus ein tiefer Schneeberg bedeckte, dich von aller menſchlichen Hülfe abſchnitte; wo die Menſchenhülfe aufhört, da hilft dennoch noch Er. Dem armen Schweizer, der mit Frau und Kind, da unten in der Tiefe des Schneegrabes lag, waren die Lebensmittel ausgegangen, das Kind war dem Hungertode nahe. Schon wollte er die langſamen Qualen des zuckenden Kindes enden (er konnte ſein Jammern nicht länger hören) da ruft er vorher noch einmal, auf dem einſamen Oberboden knieend, Den um Hülfe an, der auch die Stimme des Rufenden im Grabe hört. Sein Gebet wird wunderbar erhört. Indem er noch da knieet, hört er ein Poltern neben ſich. Ein feiſter Gemsbock war durchgebrochen durch den Schnee und das Dach, und diente nun der begrabenen Familie zur Ernährung, bis Rettung kam.

Eine ausgezeichnete Gebetserhörung.

(Aus den Basler Sammlungen auf 1815.)

„Da dieſer Elende rief, hörete der Herr, und half ihm aus allen ſeinen Nöthen.“

Vier Wochen vor ſeinem Heimgange, ſaß an einem kühlen Herbſtabend des Jahres 1808, ein an der Auszehrung leidender Knabe armer Bauersleute, vom Hunger geplagt, auf einem Stuhle, mitten im engen Stübchen; Mutter und Töchter, von denen die ältere ebenfalls krank war, um ihn her, mit Handarbeit beſchäftigt. Die Eltern waren zu arm, um dem armen Conrad die Speiſen zukommen zu laſſen, welche er in ſeiner Krankheit, durch welche die

Eßluſt eher erhöht als geſchwächt wurde, vertragen konnte.

Wehmüthig faltete er die Hände, und ſprach mit einem innig bewegten Blick in die Höhe: Du lieber Gott! Wenn du doch jetzt nur auch ein Menſchenherz im Dorfe erweckteſt, mir etwas Speiſe zu bringen, meinen Hunger zu ſtillen! Doch es iſt jetzt nicht Backenszeit, daß man was Vorrath hätte, wer ſollte wohl jetzt kommen! — Traurig ließ er die Hände wieder ſinken, während dem Mutter und Geſchwiſter den Thränen des Mitleids freien Lauf laſſen, weil ſie dem lieben Kranken nicht zu helfen im Stande ſind.

Man ſitzt ſo noch ein Viertelſtündchen; indem die Töne der nahen Betzeitglocke die Wehmuth noch erhöhen und das Gemüth mit Sehnſucht erfüllen nach jenem verheißenen Morgen ewiger Wonne, wo kein Wechſel des Lichts mehr ſtatt findet, kein Leid und Geſchrei mehr iſt; weil Gott alle unſre Thränen von unſern Augen abwiſchen wird. Und Er ſah' dieſe Thränen, und beſchloß, ſie zu trocknen; denn kaum iſt Licht geſchlagen, um in Gottes Nahmen die unterbrochne Arbeit wieder fortzuſetzen, ſo hört man hart am Fenſter jemand pfeifen. Neugierde treibt eine der Schweſtern hin, zu ſehen was das zu bedeuten habe. Ein wohlgekleideter Stadtbewohner, der ſeinem Knechte mit den

Jagdhunden gepfiffen hatte, frägt nun um Erlaubniß, ſich in der Stube wärmen zu dürfen. Ungerne geſtattet dies die ſorgſame Mutter, weil ſie, nach den rohen Ausdrücken des Gaſtes, nicht viel Gutes bei ihm vermuthet; abſchlagen konnte ſie indeß die kleine Gefälligkeit einem ſo ſtattlich gekleideten Herrn auch nicht. Er zieht alſo mit Knecht, Gewehr und Hunden in das knappe Stübchen ein, in welchem der wohlgeheizte Ofen einladende Wärme verbreitet; ſogleich fällt ihm aber der in der Mitte ſitzende Kranke auf.

Wo fehlts dem Jungen? fragt er. — Er hat die Auszehrung! — ach! wenns nur das iſt! Ich dachte, er hätte die rothe Krankheit (die Ruhr) dann wäre ich gleich wieder umgekehrt.

Nun ward auf gut waidmänniſch beim warmen Ofen geaſet, d. h. Wein, kalter Braten, Weißbrodt und Käſe aus der geräumigen Jägertaſche vom Knechte hervorgelangt.

Magſt du auch etwas genießen? fragte ſogleich theilnehmend der Jäger den Kranken. Wie dieſem zu Muth geworden, der ſo eben um Speiſe gebetet und ſchon die Hoffnung aufgegeben hatte, daß ihm jemand was werde zubringen, weil es jetzt nicht Backenszeit ſeie, das läßt ſich eher denken als beſchreiben. Freudenthränen über die unerwartete Erhörung floſſen nunmehr im Stillen über die Wangen der Mutter und Geſchwiſter.

Natürlich ſchlug er es nicht ab. Der Jäger theilte nun alles mit dem Kranken, ließ ihn zuerſt aus ſeinem Glaſe trinken, that ihm dann Beſcheid, und erquickte ihn ſo reichlich.

Man hätte nun denken ſollen, das Gebet wäre erhört und über Erwartung erhört worden, denn in ſeinem Leben war dem Kranken nie ſolche Erquickung zu Theil geworden. Aber nein! dabei blieb es nicht, denn was unſer Gott, der ein Meiſter iſt, zu helfen, veranſtaltet, das thut er nicht halb. Nachdem ſich nun der Jägersmann näher nach den Umſtänden der Haushaltung erkundigt und auch die kranke Tochter, die einen Anfall von der Waſſerſucht hatte, bemerkt, zog er wieder ſeiner Straße. Keines fragte das andre, wie nennt man euch? — Ganz unerwartet kommt aber nach einigen Tagen ſein Knecht ins Dorf, frägt nach der Haushaltung, in welcher zwei kranke Kinder ſind, und bringt nun derſelben, aus Auftrag ſeiner Herrſchaft, Brod, Wein und Kalbfleiſch, welches nun alles allein für den kranken Conrad aufbehalten wird, und gerade hinreicht, bis zu ſeiner Vollendung, die vier Wochen nachher erfolgte; ſo daß er auf ſeinem Todbette den letzten Schluck Wein genoß und mit dem letzten

Biſſen Brod im Munde ſtarb; denn ſeine Eßluſt blieb ſich immer gleich.

Zugleich beauftragte der mitleidige Wohlthäter des Kranken, einen geſchickten Arzt aus der nahe gelegnen Stadt, und ſorgte noch dafür, daß, nachdem der liebe Gott der ärztlichen Sorgfalt und Kunſt es gelingen ließ. die Tochter bloß durch Arzneien von der Waſſerſucht zu heilen, die nun Geneſene zur gänzlichen Wiederherſtellung ein warmes Bad gebrauchen konnte; alles auf ſeine Unkoſten.

Wer ſendete doch den Jäger her, und ließ ihn gerade bei jener Wohnung der Armuth ſtille ſtehen, die doch die kleinſte und abgelegenſte Hütte im Dorfe iſt, da zu beiden Seiten eine Pintenſchenke und ſtattliche Baurenhäuſer ſtehen? Das that der liebende Vater im Himmel, der das Schreien der jungen Raben hört, und der weiß, was wir bedürfen, ehe wir ihn darum bitten, ja der aus Liebe zu uns ſeinen Sohn gab. —

Als der Kranke, der im 18ten Jahre heimgerufen wurde, ſeine Auflöſung nahe fühlte, konnte er nicht Worte genug finden, Mutter und Geſchwiſter zum treuen Feſthalten an Gott und ſeine gnädige Durchhülfe zu ermahnen. „Nehmt doch in jeder möglichen Verlegenheit, ſie mag den Nahmen haben wie ſie will, eure Zuflucht zu eurem himmliſchen Vater, ihr ſeht ja an meinem eignen Beiſpiele, wie Er euch ſo wunderbar helfen kann.“

Der Wohlthäter dieſes Vollendeten iſt nun ſeitdem auch heimgegangen; allein Eltern und Geſchwiſter des ſeligen Conrads leben noch, aus ihrem Munde vernahm der Seelſorger der Gemeine dieſe Geſchichte. Schon oft kamen ſie ſeitdem in den Fall, Proben ihres Vertrauens auf die Hülfe des Herrn abzulegen, und ſeine wunderbare Hülfe zu erleben. Ihre häuslichen Umſtände haben ſich ſeitdem gebeſſert, wiewohl körperliche Leiden ſie noch oft heimſuchen, um die Seelen fürs Reich Gottes ganz zu gewinnen, zu welchem Zwecke gewiß dieſe außerordentliche Gebetserhörung in der Hand des Herrn, der die Liebe iſt, das erſte und kräftigſte Mittel ſeyn ſollte.

Wunderbar ſind die Wege des Herrn, aber immer iſt ihr Zweck Seelenrettung, Heil und Segen. Es erzeugt eigene Seligkeit, denſelben in unſern Tagen nachzuſpüren, und Pflicht iſt es, zur Ehre unſres Gottes, und zur Stärkung unſers Glaubens dieſelben bekannt zu machen. — Dein Name o Herr werde von uns geheiligt!

So weit der liebe, fromme Erzähler, in den Basler Sammlungen.

Ich füge noch einige ähnliche Geſchichten hinzu. Eine der herrlichſten und auffallendſten der Art iſt wohl die, welche Johann Michael

Sailer in Jenneberg's Leben erzählt, daß wohl kein Leſer dieſes Büchleins ohne Thränen der Rührung und der innigen Liebe gegen Gott geleſen hat oder leſen wird, und das wohl Viele dazu treiben wird, auch die übrigen Werke des trefflichen Johann Michael Sailer, aus denen allen der Geiſt einer heiligen, duldenden Liebe, der Demuth und der hohen Erleuchtung ſpricht, zu leſen. Ich ſetze den hieher gehörigen Zug mit den eignen Worten des lieben Sailer her.

„Der beſſere Gewinn des Geiſtes, der als Zins aus dem Capital der Armuth für unſern Jenneberg hervorgieng, war Zuverſicht auf Gott, daß er ihm, bei ernſtem Ringen nach dem Himmelsbrode der Gerechtigkeit, und bei hinzukommender Arbeitſamkeit und Sparſamkeit, das Brod der Erde als Zugabe nicht verſagen werde; und das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, wenn er ſein Vertrauen mit Rettung gekrönt ſah.

Eine Probe, wie die heilige Providenz, die ſich nie verläugnen kann, in entſcheidenden Augenblicken nicht blos mit dem Zeigefinger leiſe winkt, ſondern mit der Hand der Allmacht aus der Ewigkeit in die Zeit eingreift, vertrete die Stelle vieler.

Jenneberg hatte einer um des Glaubens willen verfolgten, und zum Auswandern genöthigten Perſon, zwei Kronenthaler, ſeine ganze Baarſchaft, als Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben.

Nach einigen Jahren, als ihn ſeine öconomiſchen Umſtände und ſeine Schulden beſonders drückten, und er darüber zu Gott dem Herrn betete, und in kindlicher Einfalt mit ihm redete, fiel ihm dieſes Reiſegeld ein; da ſagte er zum Herrn: „da hab ich dir auch einmal zwei Kronenthaler gegeben, und du haſt ſie mir noch nicht zurückgegeben, und ich habe ſie jetzt ſo nothwendig, ſo gieb mir ſie denn lieber Herr!“ — Bald nach dieſem Gebet öffnete ſich die Thür, und ein Bote brachte ihm ein Päckchen mit 200 Gulden. Als ers öffnete, ſo wars eine Liebesgabe, die ihm eben jene Perſon, welcher er die zwei Kronenthaler gegeben, durch Empfehlung bei einem vermöglichen chriſtlichen Manne bewirkt hatte. Scham, Dank, Freude, Verwunderung erfüllten ſein Herz.“

Aehnliche Gebetserhörungen erfuhr der fromme, liebe Fenneberg viele.

Die Geſchichte der Gebetserhörungen, das ganze äußere und innere Leben jener Glaubenshelden, welche hier auf der Erde den Kampf mit Sünde, mit äußrer und innrer Noth und mit allen Elementen des Schmerzens, der Angſt und der Selbſtentſagung, in der Kraft Chriſti glücklich geführt und im Kampfe obgeſiegt haben, giebt noch viele tauſend Züge, welche ſich an die hier aufgeführten anſchließen würden. Die meiſten jener Züge ſind wohl auch nur einem höheren allſehenden Auge bekannt worden, da der betende Menſch oftmals ſelber hier auf der Erde nicht erfährt, was ſein Gebet gewirkt hat. Von den bekannten Zügen jener Art hat mein Freund und Bruder Kanne bereits viele der ſchönſten und herrlichſten geſammlet und wird nach und nach alle ſammlen und bekannt machen. Möchte doch kein Leſer hier dieſes armen Büchleins ſeyn, der nicht Kannes Beiſpielſammlung (enthält kleinere Erzählungen) Nürnberg bei Monath und Kußler 1815, bereits geleſen hat, oder ſie noch leſen will.

Jene Geſchichte der Gebetserhörungen zeigt, daß wir unſerm Herrn alles, auch das kleinſte Anliegen nur getroſt entdecken können; ihm iſt nichts zu klein, er erhört auch die kleinſte, ärmſte Bitte eines kindlich vertrauenden Herzens. Ich möchte jetzt keinen Gott mehr, als den Gott in Chriſto, dem ich Armer Alles ſagen, Alles vertrauen, um Alles bitten darf, ſo klein es auch ſei, dem ich mich nahen darf, ſo elend wie ich auch ſei. Der Gott der Deiſten iſt mir ein gar zu vornehmer Gott.

Mein Bruder! der du nur dieſen Gott der Deiſten verehren willſt, glaube doch ja nicht, daß der den wahren Gott kennſt — du kennſt und beteſt an die waltende Naturkraft, den Stuhl der Majeſtät Gottes, nicht dieſe Majeſtät ſelber, und auch jener Stuhl iſt dir noch mit einem dichten Schleier verhüllt. Den wahren Gott lernt man erſt durch Chriſtum und in Chriſto kennen und dann wird dem betenden Kinde auch ſelbſt der Iſisſchleier gehoben, der dem Naturgottesdiener jene Sonne, die er für den rechten Lichtquell hält, noch zudeckt. Aber der Gott der Deiſten mag ſich wohl gut mit unſerm Stolze vertragen,

Schreiber dieſes kam am Ende eines Jünglingsalters, das er ohne Chriſtum, mithin ohne Glauben, ohne eigentliche wahre Liebe, ohne Zuverſicht, ohne Freude (denn die wahre Liebe, die wahre Freude lernt man ja erſt in Chriſto kennen) hingelebt hatte, allmählig wieder dahin, daß er Freude und Geſchmack an dem fand, was ihm in ſeiner Kindheit das Liebſte war, an dem Leſen der Bibel, Er fieng an, ohne daß jedoch ſein Herz zur Liebe Chriſti erwacht war, ſich hiſtoriſch und dem kalten Wiſſen nach von der Wahrheit der Bibel zu überzeugen. Alle in ihr offenbarten Wunder Gottes, waren ihm zuletzt begreiflich, er zweifelte an keinem, nur an Eins ſtieß ſich ſein ſtolzer Verſtand, nur eins konnte und wollte er nicht glauben, und das machte ihm oft auch noch vieles Andre zweifelhaft — das Wunder bei der Hochzeit von Canaan, wo der Herr Waſſer in Wein verwandelt. Das ſchien ihm doch zu klein und ſeines Gottes (ſein Gott war der Deiſtengott) unwürdig, den Leuten zu einem Hochzeitſchmauß Wein zu liefern.

O du unergründliche Tiefe einer ewigen, erbarmenden Mutterliebe, wie hat dich das ärmſte deiner Kinder ſeitdem kennen lernen! — Der dort am frühen Morgen den Jüngern am See erſchien, „es iſt der Herr, rief Petrus freudig, gürtete ſein Hemde um und warf ſich ins Meer und warf ſich am Ufer ſeinem Herrn zu Füßen, weißt du wohl wer er war? Es war der Auferſtandne, der, welcher war und iſt und ſeyn wird, Ja und Amen, der Treue und Wahrhaftige, welcher die Kräfte aller Natur, alles Lebens in ſeiner Hand hält, in welchem wir Alle leben, weben und ſind, aus deſſen Tiefe der Seraph am Throne Gnade ſchöpfet und Leben. Und dennoch war es dieſem Herrn der Herren nicht zu klein, für das arme, leibliche Bedürfniß ſeiner, durch die vergebliche Arbeit einer ganzen Nacht ermatteten Jünger zu ſorgen. „Und ſie fanden ſchon Fiſche auf Kohlen gelegt.“ — Glaube nur Herz und liebe und du wirſt dieſes und noch mehr als dieſes erfahren. Mein Herr und mein Gott!

Ich
ſchreibe euch Jünglingen,
denn
ihr habt das Böſe überwunden.

„Ihr Jünglinge im Chriſtenthum, in der Chriſtusliebe und Chriſtuserkenntniß; Jünglinge an Demuth, Treue, Glauben! vergebt es dem ſchwachen, wankenden Kinde, wenn es auf unvollkommene Weiſe, jedoch liebend und hoffend, von der Kraft und Gnade redet, die Gott in euch gelegt hat.“

Ein Wunder giebt es, wodurch das Chriſtenthum noch immer fortwährend ſeine Wahrheit und Göttlichkeit, jedem Auge, das nur ſehen will, beweiſet: das Wunder der Menſchenbeſſerung. Dieſes innre, dem leiblichen Sinne verborgene Wunder, iſt wohl größer als jedes äußere, größer als das Wunder der leiblichen Todtenerweckung, der leiblichen Krankheitsheilung. — Seelen die geiſtig todt waren, regungs- und bewegungslos für alles Gute und Göttliche, in denen, wie in einem toden, verweſenden Leichnam, aus welchem der den Elementen gebietende Lebensgeiſt entwichen iſt, nichts Geiſtiges und Göttliches, ſondern blos die rohen Stoffe thieriſcher Begierden ſich noch, ihren Verwandſchaftsgeſetzen gemäß, bewegten, und die geiſtigen Bande, die den Menſchen an Gott knüpfen, allmälig auflöſten, hat das lebendige Wort des Chriſtenthums: ſtehe auf von den Toden, ja ſchon oft ein neues, höheres Leben gegeben und giebt es ihnen noch. Seelen, die geiſtig blind waren, die das Göttliche, das uns allenthalben, in der Natur, im Menſchenleben, in jedem geiſtigen Puls des Herzens umſtrahlt, gar nicht ſahen, ſondern nur das was ihr ſinnliches Selbſt, ihre Begierden und den äußeren Beſitz betraf, werden auf einmal, durch die Kraft des lebendigen Wortes, das in ihr Herz ſpricht, ſehend: erkennen nun Welt und Leben in einem ganz andern Licht, ſehen ſich nun überall von der neuen Geiſteswelt umſtrahlt, von der ſie früher nicht einmal wußten daß ſie vorhanden war; ſolche, die vorher, im lauten Getöſe der Thierheit oder Alltäglichkeit, für jede gute Stimme taub ſchienen, erhalten auf einmal das feinſte Gehör, auch für die zarteſten, ſanfteſten Laute der guten, zurechtweiſenden und ſtrafenden Stimme in ihrem Herzen. Die ihr das große, ſchöne, ſtille Wunder einer ſolchen Heilung, eines ſolchen Beſſerwerdens, an dem eignen Herzen erfahren, euch darf ja das Heilmittel nicht erſt gerühmt werden, welchem kein andres gleich iſt. Mögen es doch Philoſophie und Kunſt und Politik verſuchen, aus Menſchen, die den Buſchhottentotten gleichen, oder den geiſtig verkümmertſten Esquimeaus, das zu machen, was in etlichen wenigen Jahren die einfachſten Belehrungen des Chriſtenthums aus ihnen gemacht haben. Es iſt wohl richtig, jede ihrer Natur nach ſtärkere und zugleich edlere Neigung kann das Herz von einer früheren unedleren, und dies oft ſchnell und gründlich heilen, aber welche Liebe iſt Dir gleich an Stärke und geiſtiger Güte und Schönheit, welche heilt das Herz ſo gründlich von Allem, was nicht Du iſt, Du ewige Liebe!

S. hätte auch ſo gern ein guter Menſch ſeyn mögen. Er gab ſich wohl Mühe, es fehlte bei ihm nicht an der Anwendung der Mittel, welche die Lehrer der Moral als die beſten zur rechten Menſchenbeſſerung vorſchlagen; auch wohl nicht ganz an gutem Willen, aber es wurde mit dem Allem nicht anders und beſſer. Was ihm an ſeinem eignen Herzen am meiſten wehe that, war eine gewiſſe Unlauterkeit und Falſchheit, die aus Menſchengefallſucht und Menſchenfurcht, und aus beſtändiger innrer Unſicherheit hervorgieng. Außerdem war er ja immer das Spiel aller Eitelkeit, des Ehrgeizes und einer ſteten geiſtigen Wandelbarkeit. Das arme Herz, das ſich von geſtern zu heute in nichts gleich blieb, als in ſeiner Wandelbarkeit und Eitelkeit, kam endlich in äußere Lagen, wo ſich ſeine Krankheit in allen ihren Symptomen recht äußern konnte, wo es dieſe ſelber recht fühlen lernte: es gerieth in gar traurige Verirrungen und Fehltritte.

Einſt, es war an einem der letzten oder der erſten Tage eines endenden oder neu beginnenden Lebensjahres, blickte es ſehr traurig auf das wüſte, todte, arme Meer der zurückgelegten, immer wechslenden Beſtrebungen, eitlen Wünſche und Träume: es nagten an ihm Sorgen des Ehrgeizes, deſſen frühere Beſtrebungen durch eine neue äußere Lage, vielleicht für immer, beſchränkt waren. Die Lebensbeſchreibung eines (ſehr bekannten) Mannes, der ſein ganzes Leben hindurch das Spiel, und endlich das Opfer einer innren ſteten Unſicherheit und (eitlen) Wandelbarkeit geworden war, hatte ihm ſein eignes Bild in einem Spiegel gezeigt. Da ſank, in den Thränen jener Stunde, der letzte Zweifel; das kranke Herz aber vor Dem, der es bis dahin in allen ſeinen wandelbaren Formen mit unwandelbarem Erbarmen getragen.

Ja, du Liebe! das Herz, das unſicher und unbeſtändig, von einer Neigung zur andren ſchwankte, hat Dich gefunden, die, unverändort dieſelbe, immer liebend, immer geliebt, — ſeyn wird, wenn die Zeit und das Menſchenherz von Erde nicht mehr ſind. Das unſichre, ungewiſſe Auge, hat die Wahrheit gefunden, welche ſicher ſtehet und feſt, und dem irrenden Blicke das rechte Licht giebt, über das Geheimniß der Geſchichte, der Natur, des Menſchen. Und du, Liebe! wer ſollte denn noch ringen und ſich ſorgen wie er Menſchen gefalle, wer gerne dir, ja nur dir! gefallen möchte?

Der Kranke lernte in jener Stunde das Heilmittel kennen, in deſſen Kraft auch das ſchwächſte, kränkſte Herz ſtark zu ſeyn vermag und geſund, und wie Jener ſagt: ich vermag Alles durch den, der mich mächtig machet — Chriſtus. Aber auch nur durch Ihn, außer Ihm nichts. Ja nichts außer Ihm, mit und in Ihm Alles!

Armes Menſchenherz! das ſeine eigne Unſicherheit, Wandelbarkeit und Unlauterkeit betrübet; ſuche du Das, was in allem Wechſel und Unbeſtand der Zeit und des Lebens allein feſt und beſtändig iſt: das Gold, das mit Feuer durchläutert iſt, aber zuerſt auch Augenſalbe, für deine armen blinden Augen.

Jener Wunſch, gut und am Herzen geheilt zu werden, ohne aber das einzige ſpecifiſche Heilmittel zu brauchen, äußerte ſich, in den mannigfaltigſten Beſtrebungen, bei dem oben erwähnten Miſſionar von der Kemp. Sehr lehrreich iſt das, was er in jener Beziehung von ſich ſelber erzählt. In jener Periode ſeines innren Lebens, wo ihm Chriſtus nichts mehr war, blieb ihm der Wunſch: ein beßrer Menſch zu werden, noch immer lebhaft in der Seele. „Er bat öfters Gott, daß er ihn doch durch Beſtrafung ſeiner Fehler zur Tugend und Glückſeligkeit leiten möge, und dankte ihm für jegliches Unglück. Aber bald erkannte er, daß ihn auch die öfterſten und ſtrengſten Züchtigungen weder weiſer, noch beſſer machten. Er bat daher Gott: daß er ihm doch in jedem Augenblicke das Vergehen zeigen möchte, wofür er beſtraft würde, damit er daſſelbe erkennen und vermeiden könne. Aber auch das genauere, beſſere Erkennen der begangnen Fehler war umſonſt, und nun fürchtete er, vielleicht nie in dieſem Leben durch Strafe gebeſſert zu werden: es blieb ihm nur die Hoffnung, daß er vielleicht nach dem Tode, durch ſtrengere Züchtigungen, in einer Art von Fegfeuer, von ſeinen Sünden befreit werden könne. Dennoch zwang ihn die Bemerkung: daß Strafe (und jeder gute Vorſatz) ganz unfähig geweſen ſei, nur den geringſten Grad von Tugend bei ihm hervorzubringen, zu dem Geſtändniſſe, daß ſeine Meinung (von der Fähigkeit des Menſchen ohne Chriſtum, durch ſich ſelbſt gut, und innerlich ſelig zu werden) obgleich ſie in der Vernunft begründet ſchien, doch gänzlich durch die Erfahrung widerlegt würde. Er zog daraus den Schluß: daß ſeine Vernunft ganz unfähig ſei, den wahren Weg zur Tugend und Glückſeligkeit zu entdecken. Dieſe Unfähigkeit und Blindheit bekannte er Gott und geſtand ſich ſelbſt: daß er gleich ſei einem Blinden, der ſich vom rechten Wege verirrt hat, und der nun wartet, bis irgend ein Mitleidiger vorübergeht und ihn auf den rechten Weg zurückführt. So wartete er auf Gott, daß er ihn an ſeiner Hand auf den ewigen Weg leiten möge.

„Und dieſes ſein Warten und Hoffen täuſchte ihn nicht. Eben jenes weiter oben erzählte Unglück und der Verluſt des Liebſten was er auf der Erde beſeſſen, führte ihn mit Gewalt zu jener heilenden Quelle zurück, von der er ſich bisher ſo weit entfernt hatte.“ Sie werden bemerkt haben, ſagt er in einem Brief an einen Freund, daß, als der Herr Jeſus ſich zuerſt mir offenbarte, er keine Unterſuchungen über Irthum und Wahrheit mit mir anſtellte, ſondern mich angriff wie ein Krieger, und mich durch die Gewalt ſeines Arms zu Boden warf. Er enthüllte mir ſogar nichts mehr von der Majeſtät eines gnädigen Königs, als nöthig war, um mich zum willigen Gehorſam gegen ihn zu bringen. Sobald ich ihn aber als Sieger erkannt, und ihm mich unterworfen hatte, da lernte er mich jene Gerechtigkeit durch den Glauben (und jenes Starkſeyn durch den Glauben, gegen Sünde, Tod und Hölle) an mir ſelber erfahren und kennen, von welcher Paulus ſo deutlich redet, daß auch das was er ſagt, Glauben und Ueberzeugung bei dem Hörer hervorbringt.

Die Bibel war und wurde ihm nun von jenem Augenblicke an wieder Gottes Wort, Chriſtus der Weg und das Leben auf und aus welchem das nach Heilung und Rettung begierige Herz einzig Das findet, was es ſucht und bedarf. Dieſes Eine, was wir, um von dem Böſen, das uns ſo feſt, ſo gar feſt anklebt, loszukommen, bedürfen, iſt die Kraft eines lebendigen Glaubens an Den, der uns erlöſet aus jenen feſten Banden, und (was damit Ein und daſſelbe iſt) die Kraft der Liebe zu Ihm, mächtiger als Sünde, Tod und Hölle. Die drei Stufen, welche die Geneſung und Heilung des Menſchenherzens hindurchgeht, ſind die: Zuerſt weicht das von uns, was unſer Auge bisher blind machte, der Glaube an Sünde, an Welt, an uns ſelber, wir lernen alſo Demuth: nachdem uns nun der falſche Glaube verlaſſen, finden wir den wahren, den Glauben an Ihn, lebendige Liebe zu ihm, dann iſt drittens, dieſer lebendige Glaube nicht ohne ſeine Früchte (des Erkennens und Thuns) — Früchte des ewigen Lebens, und die zweite und dritte Stufe ſind überhaupt unzertrennlich Eine und dieſelbe. Die Frucht aber des lebendigen Glaubens an Chriſtum, iſt der Kampf gegen Sünde und Gebrechlichkeit, welcher zuletzt mit Sieg gekrönt wird, und welcher mit dem Glauben zugleich in dem Herzen beginnt und auf Erden nicht mehr endet.

Hier iſt Treue vonnöthen und Geduld der Heiligen! Je mehr Glaube und Liebe zu Ihm, deſto mehr Treue; je mehr Treue, deſto mehr und ſtärker das Leben der Liebe in und aus Ihm. Laß uns doch dieſe Treue, die genaue, pünktliche Treue, recht verſtehen!

Die Glieder an einem lebendigen Leibe, bei denen ſich freilich die eigenthümliche Wirkſamkeit nicht überall als ſichtbare Bewegung kund giebt, ſondern zum Theil, ſtill nach innen gekehrt, dem Auge verbirgt, ſind doch nur in dem Grade lebendig und geſund, in welchem ſie für den Einfluß der lebenden Seele, wodurch jedes Glied Leben und Regung erhält, empfänglich ſind, dieſem Einfluß gehorchen. Je vollkommner, je leichter ſie jenem Einfluß gehorchen, deſto vollkommner iſt das in ihnen wohnende Leben, und der ſchwache, für ſich allein gar bald welkende Pfropfzweig, der in den ſtärkeren Baum eingepfropft iſt, wächſt nur dann mit dieſem zuſammen und empfängt Leben aus ihm, wenn er für den nährenden und belebenden Saft des Baumes Empfänglichkeit beſitzt, dieſen in ſich aufnimmt. So wirſt auch du, ſchwaches Menſchengemüth! nur dadurch ein Theil, wirſt ein lebendiges und geſundes Glied des Lebens von oben, wenn du dem Einfluß, dem heilenden, bewegenden Willen dieſes Lebens Raum giebſt, ihm gehorchſt, wirſt jenes um ſo vollkommner und ſo mehr, je treuer, pünktlicher und öfterer du dieſes thatſt. Und warum ſo pünktlich?

In jenen, etwas ſeltnerern Fällen, wovon dennoch einige von den glaubwürdigſten Augenzeugen beobachtet wurden, wo die Erſcheinungen des vollkommenſten Somnambulismus und Hellſehens, von ſelber, ohne vorhergegangenes Magnetiſiren eintraten, kommen hie und da Züge vor, welche öfters für den Einfluß einer den Menſchen in ſeinem jetzigen Zuſtand umfangenden Geiſterwelt, zu ſprechen ſcheinen, ſei es auch, daß ſie ihn, während jener Zuſtände, nur wie im Traume berührt. Das geiſterhafte Weſen, das z. B. der Somnambüle des Klein, das jener in M. und einigen anderen, träumend ſich mittheilt, verlangt, wenn es jenen durch ſeinen heilenden Einfluß ſoll helfen können, ſtrengen, pünktlichen Gehorſam, in einzelnen, ſcheinbar ſehr unbedeutenden Aufgaben und Befehlen.

In einem gewiſſen Falle verlangt zum Beiſpiel der (räthſelhafte unſichtbare) „Körper" wie ihn die Hellſehende nennt, daß ſie, gerade, und genau in dieſer Secunde ein Glas Waſſer austrinken ſoll, worein, unter dieſen oder jenen Nebenumſtänden, ein genau ſo und nicht anders gefertigter goldner Ring, von einer beſtimmten Perſon eingetaucht worden. Aehnliche, an ſich ſelber ganz unbedeutend und unwirkſam erſcheinende Handlungen, werden, in jenen Fällen, den Hellträumerinnen öfters aufgetragen und anbefohlen und es hängt von ihrer genauen und pünktlichen Erfüllung, auf welche auch die Kranken, während des Helltraumes, ernſtlich dringen, die ganze Möglichkeit der Geneſung ab.

Wenn man, bei Betrachtung jener Fälle, geneigt werden möchte zu glauben, daß jene (hülfreichen) Weſen es waren, die dem, ihrem Einfluß offen ſtehenden Kranken ſeine Geneſung wieder gaben; ſo erſchienen jene kleinen, für ſich ſelber ganz bedeutungsloſen Handlungen, als die Mittel, den Kranken für jenen hülfreichen Einfluß empfänglich zu machen, ihn mit dieſem Einfluß in Beziehung und Verbindung zu bringen. Indem nämlich der Kranke ganz genau und pünktlich das erfüllt und thut, was ihm jenes helfenwollende Weſen befiehlt, macht er ſich zum abhängigen, genau verbundnen Organ des fremden Willens, ſein Wille, ſein geiſtiges Leben tritt in Einheit mit dem fremden, der nun mit ſeinem ganzen hülfreichen Einfluß einzuwirken vermag, ein Einfluß, den man ſich übrigens in verſchiedener Hinſicht verbitten möchte.

In einigen Fällen ſcheinen es ſelbſt die lebenden, mit der Kranken in Beziehung tretenden Perſonen (z. B. Kleins eigne Perſon, in dem von ihm neulich in Hufelands Journal erzählten Falle) deren Einfluß, welcher denn ein gewöhnlicher magnetiſcher iſt, der Kranken ihre Geneſung wieder giebt; dieſer Einfluß, dieſe geiſtige Wechſelwirkung und Wechſelbeziehung beider Perſonen, ſcheint aber dann in jenen Fällen nur dadurch möglich geworden zu ſeyn daß die geſunden, hülfreichen Perſonen, einzelne, an ſich vielleicht auch bedeutungsloſe Handlungen, genau und pünktlich nach dem Willen der Kranken thun oder unterlaſſen. Erſt dadurch treten beide lebendige Seelen in Einheit des Willens und Wechſelbeziehung mit einander, wodurch die Einwirkung der einen auf die andre möglich wird. Selbſt in den Erſcheinungen des Helltraumes, welche bei dem gewöhnlichen Magnetiſiren einzutreten pflegen, möchte man, wenn zuweilen die Hellträumerin ſich (für ſich ſelber wohl nicht ſonderlich bedeutende) Mittel verordnet, von deren genaueſter pünktlichſter Anwendung ihre ganze Geneſung abhängt, glauben, daß die hellträumende, belebende Seele, die Unordnungen in ihrem Körper dadurch wieder heben wolle, daß ſie den kranken Organismus (deſſen Krankheit ja eben in der unvollkommnen und ſchwächer gewordnen Empfänglichkeit gegen den lebenden Einfluß der Seele beſteht) durch genaue und pünktliche Erfüllung ihres hellgewordnen Willens, wieder abhängig von ſich und ihrem lebendigen Einfluß (Willen) machet, und ſo die verlohren gegangene Einheit wieder herſtellet.

Es giebt gewiſſe Krankheiten des Gemüths, welche, nur wieder auf eine ganz andre, zum Theil furchtbare Weiſe, etwas, den eben erzählten Fällen, Aehnliches haben. Jene wahnſinnige Mordſucht, wo der kranke Menſch unwillkührlich und unwiderſtehlich zur Ermordung und Zerſtörung, ſelbſt deſſen was er liebt, fortgeriſſen wird, entſteht bei Menſchen, welche dem Zorn und Groll zu oft Raum gegeben, ſeinen Bewegungen und Einflüſſen gehorcht, und ſo ſich nach und nach zum unwillkührlichen Organ des Zorn- und Mordgeiſtes gemacht haben. Am furchtbarſten iſt es, daß meiſtens bei dieſer Art von Seelengebundenheit, Bewußtſeyn und Ueberlegung ſich findet, welche die unglücklichen Gefangenen öfters dazu anwenden, Andere zu warnen, und dieſes Beiſammenſeyn von (furchtbar peinlichen) Bewußtſeyn, findet ſich öfters auch in einer mit jener nahe verwandten Seelenkrankheit, wo der arme Menſch, dadurch daß er die Thierheit öfters und immer ſtärker über ſeinen Willen herrſchen läßt, zuletzt zum unwillkührlichen, ſeiner ſelber gar nicht mehr mächtigen, ſich ſelber gar nicht mehr angehörenden Organe der wildeſten thieriſchen Luſt wird. Warlich, ein furchtbares Eins- und Unterworfenſeyn mit und in einen fremden, zerſtörenden Willen, was jedoch, nur meiſt verborgen und dem irdiſchen Auge nicht mehr ſichtbar, der Ausgangs- und Endpunkt aller herrſchend gewordnen Leidenſchaft iſt.

Merkwürdig, und die eigentliche Natur der Krankheit ſehr erläuternd, iſt in jener Beziehung die Geſchichte jenes Geiſtgefangenen, welcher Ludwig den 15ten ermorden wollte. Schon von früher Jugend an gewohnt, jedem ſchlimmen Hang, jedem böſen Willen freien Gang zu laſſen, wird er, durch immer mehreres und öfteres Nachgeben und genaues Gehorchen, zuletzt ein willenloſes, blindes Organ, jener ſchlimmen Einfälle (Eingebungen). Planlos, und ohne eigentlichen Zweck, weder von Haß noch von Eigennutz aufgereizt, begeht er bald dieſe, bald eine andre boshafte Handlung, eben weil es ihm eingefallen, ſie zu begehen und weil er dieſer Art von Einfällen nicht mehr widerſtehen kann. Endlich, ſchon als verheuratheter Mann, begeht er auch wieder einen ähnlichen boshaften Streich, der ihm nothwendig eine verhältnißmäßige Strafe zuziehen muß. Er entflieht; beim Herumtreiben in der Irre kommt ihm auf einmal der Einfall, umzukehren, und, nach und nach bildet ſich in ihm der zweite, noch furchtbarere Einfall aus, den König zu ermorden. Ob er gleich dabei weder Nutzen noch eigentliche, nur im mindeſten vernünftige Abſicht hat, ob er gleich ganz beſtimmt voraus weiß, daß ihm jene unſinnige Bosheit die entſetzlichſte Todesſtrafe zuziehen werde, kann er doch dem furchtbaren Einfalle nicht widerſtehen. Er kehrt nach Paris zurück. Seiner Frau, die ihn warnt vor der gewiſſen Strafe der früher begangnen boshaften Handlung, antwortet er räthſelhaft: er wiſſe wohl, daß er geſtraft werden würde, aber vorher müſſe auch ein Mächtigerer es ihm büßen. — Obgleich mit vollkommnem Bewußtſeyn, iſt er dennoch ſeines Willens und ſeiner Handlungen nicht mächtig; wie die von der Hundswuth Ergriffenen auch ihr Bewußtſeyn haben und doch dem ihnen durch den Biß eingeimpften, fremden thieriſchen Hange, zu beißen und Andre die ſie deshalb öfters aufs Rührendſte warnen, mit ihrer Wuth anzuſtecken, nicht widerſtehen können. Er ſucht den mörderiſchen Einfall, den König zu ermorden, aufs Unvorſichtigſte auszuführen, wird ſogleich entdeckt, ergriffen und der entſetzlichen Todesſtrafe übergeben. So ſehr man Anfangs auf geheime Verſchwörung, auf vernünftig und klug angelegten Plan und eigentliche Abſicht des Verbrechers ſchließen zu müſſen glaubte, geht doch aus allen mühſamen und langwierigen Unterſuchungen nichts Andres hervor, als: daß eben, jener furchtbar am Geiſt Gebundene, ohne Nutzen, ohne Zweck, nach innerm unwiderſtehlichem Antriebe gehandelt habe, wodurch jener ſeyn wollende Königsmörder eine Vorbedeutung und Vorzeichner der Mörder Ludwigs des 15ten und jener ſpäteren Revolutionsmenſchen wurde, welche, nachdem die äußeren Bande, die hier auf Erden den böſen Willen noch halten und hemmen, gelöſt waren, willenloſe Organe eines ausgelaſſenen Mörderhanges wurden.

So wird es alſo durch beſtändige Nachgiebigkeit und öfteren pünktlichen Gehorſam gegen irgend einen ſchlimmen Hang möglich, daß der ſonſt freie Menſchengeiſt ein ganz gebundenes, willenloſes, unſelbſtſtändiges Organ eines ſolchen Hanges werde. Jener Zuſtand der Gebundenheit, der allerdings an den des Wahnſinnes ſehr gränzt, entſteht meiſtens nach und nach auf eine ähnliche Weiſe, als jener des Wahnſinnes und der fixen Ideen; dadurch, daß die Seele, durch viele Uebung des böſen Hanges, endlich zu der Fertigkeit gelanget, mit jenem Hange, als herrſchendem Gedanken, am Morgen zu erwachen, mit ihm am Tage zu leben, mit ihm am Abend zu entſchlummern, und ſo, durch beſtändigen Umgang, in ihn ſich ganz zu vergeſtalten. Dieſer furchtbare Gemüthszuſtand, welcher öfters entſtehen würde, wenn nicht während des irdiſchen Zuſtandes die Beſchränktheit und Veränderlichkeit der körperlichen Kraft, und die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, an welche die Seele ſich mit ihrem (irrenden) Hange feſthalten kann, es verhinderte, iſt nicht ohne einen gewiſſen, öfters ſehr hohen Grad des geiſtigen Hellſehens, der zuweilen ſchon beim Wahnſinn gefunden wird.

Aber jene Schattenſeite hat nun auch ihre Tagſeite. Es giebt eine andre, ſelige Gebundenheit des Geiſtes (Apoſtelgeſch. 20, v. 22.) wo der Menſchengeiſt, ganz ein freiwilliges Organ Gottes geworden, nichts andres mehr zu denken, nichts andres zu thun vermag, als was Gottes iſt. Ein tiefer forſchender Sinn erkennt, daß jene (nur dem irdiſchen Auge als eine ſolche erſcheinende) Gebundenheit, eigentlich die wahre, höchſte, einzige Freiheit des (guten) Menſchengeiſtes ſei, deſſen Wille mit dem göttlichen Willen Eins, erſt dann den Sieg und die Freiheit errungen über das irdiſche Element. Auch dieſe ſelige Gebundenheit entſteht meiſt nur allmälig. Jeder Gedanke, jede Handlung aus Gott, macht den Menſchen zu einer ähnlichen Handlung, einem ähnlichen Gedanken immer fertiger und geſchickter; iſt das Herz nur einmal recht treu der guten Stimme, die ihm Gutes gebietet; ſo wird dieſe Stimme ſogleich vernehmlicher, mächtiger; mit jeder neuen Treue wächſt die Kraft und unwiderſtehliche Wirkſamkeit der guten Stimme im Herzen, und die Einheit des Menſchenwillens mit dem Gottes Willen. *) Endlich gelangt die Seele zu der glückſeligen Fertigkeit, mit jener allmächtigen Liebe zu und aus Gott, am Morgen zu erwachen, mit und in ihr am Tage zu leben und zu wirken, mit ihr, als beſtändig herrſchenden Gedanken, am Abend zu entſchlummern, und ſo, durch beſtändigen Umgang, in ihr Ebenbild ſich ganz zu vergeſtalten. Treue, Uebung, Beſtändigkeit in dem was die gute Stimme ſagt, macht den Menſchen zu ihrem Organ, ihrem lebendigen, mit ihr ganz verwachſenen, aus ihr Kraft

---

*) Wir ſahen oben, in dem aus dem Gebiet der magnetiſchen Erſcheinungen entlehnten Vergleiche, daß es die pünktlichſte, genaueſte Befolgung des fremden geiſtigen Willens war, wodurch der Rapport mit dieſem hergeſtellt werden konnte und immer vollkommner wurde. Eben ſo iſt es auch hier die gewiſſenhafte, pünktliche Treue, welche den höheren Rapport möglich macht.

und Nahrung empfangenden Gliede; der vorhin unfruchtbare Rebe trägt nun reiche Früchte des ewigen Lebens und wird von ſeinem Weinſtock ewig nie wieder getrennt werden. Wenn ſchon jener oben erwähnte furchtbare Zuſtand der Geiſtesgebundenheit, in welchem der Menſchenwille Sclav eines ihn zerſtörenden fremden Willens iſt, nicht ohne einen gewiſſen Grad des geiſtigen Hellſehens gefunden wird: welches geiſtige Licht, welches tiefe und allſeitige Erkennen, wird erſt dieſen beſſeren Zuſtand begleiten, wo der Menſch Organ der Liebe geworden, welche Alles ſiehet und erkennet!

Treue alſo, pünktliche Treue in dem Kampfe, den uns die Stimme der in uns wohnenden Gottesliebe gebietet, macht uns zu lebendigen Gliedern, geſunden Organen des Einen Hauptes, welches iſt Chriſtus. Glaube heißet aber das Band eigentlich, das dieſe ewige Vereinigung bewirkt; denn Treue, Gehorſam, Liebe, ſind ja Eins mit dem Glauben an Ihn, eines nie ohne das andre, eines nie außer dem andern. Ein Augenblick, ein einziger Augenblick nur der rechten Demuth, des rechten Glaubens, der rechten Liebe, könnte uns eben ſo vollkommen mit Ihm auf ewig vereinen, als der Kampf eines ganzen Lebens, der am Ende mit Sieg gekrönt wird. Sollte doch wohl hier, wo ſichs um eine Ewigkeit handelt, die Zeit ein

Maaß ſeyn? und iſt der Augenblick, der Eine, rechte, ernſte Augenblick von der Sonne der Ewigkeit etwas Andres, als das Jahrhundert? Ja wo rechter Glaube, da iſt rechte Liebe, und rechte Liebe ſieget über Alles.

Aber eben an dieſem Glauben fehlt es uns gewöhnlich, und Gott hat hier auf der Erde am meiſten mit unſerm Unglauben an Ihn zu thun. Das Hinderniß des Gottesglaubens, iſt der Glaube an die Welt, an uns ſelber, an die Sünde. Die erſte optiſche Täuſchung, in welche der Menſch gewöhnlich verfällt, ſo bald er auf der Erde zum Bewußtſeyn erwacht, iſt die, welche ihn glauben läßt, die wandelnden Formen der Welt, die ihn umgeben, ſeyen das Wahre, das Rechte, das Beſtehende; dann hält er die Gedanken, Gefühle, Handlungen, welche die ihn umgebende Welt, (wie Licht und Schattenbilder in einen Spiegel) in ſein Herz hinein und wieder heraus ſtrahlen läſſet, für Wirkungen ſeines eignen, freien Willens, während doch nur der eigentliche freie (von der ſterblichen Hemmung befreite) Wille unſres unſterblichen, ewigen Geiſtes, in der Einheit mit Gott gefunden wird; endlich, da doch nur in Gott Genuß iſt, hält er die Sünde für Genuß, hält und liebt alſo die Sünde für Gott.

Von der erſten optiſchen Täuſchung heilt uns zwar wohl, Gute wie Böſe, das Vergehen des Leibes und des Lebens, (denn damit wir geheilt werden von der alten Grundtäuſchung, werden wir, nach unſrem jetzigen Zuſtand, in die Welt gebohren); ſchon von der zweiten iſt jedoch die Heilung ſchwerer, da die in den geiſtigen Spiegel hineinſtrahlenden fremden Farben, auf eine wahrhaft und, ohne Licht von oben, auf immer täuſchende Weiſe, Theil nehmen an der geiſtigen, ewigen Natur des Spiegels; endlich aber, wenn die Wandelbarkeit der irdiſchen Formen und des Leibes, welche hienieden das Einswerden des Willens und Geiſtes, mit dem, worinnen dieſer ſeinen Genuß, ſeine Liebe gefunden, noch hinderte, nicht mehr ſeyn wird, wer ſoll dich Gebundenen am Geiſt, gebunden an die Lüge, an das Falſche, aus deiner willenloſen Gebundenheit erretten? Hältſt du auch hier deinen böſen Gott für den Guten, das was du aus ihm wirkſt, für gut; der Vorhang wird fallen, und der Herr des armen Sclaven wird kein guter ſeyn!

Wir glauben nicht an Gott, weil wir an Sünde, an uns, an die Welt glauben und ſie lieben. Eins aber widerſpricht dem andern vollkommen, denn jener Glaube ſagt: in Gott iſt Genuß, das Andre aber vergebet; der andre ſagt: hier iſt Genuß. Armer Lauer! hier iſt keine Halbheit möglich! Alles verlaſſen und Alles gewinnen, oder nichts! und kein Kämpfer wird gekrönt, er habe denn recht gekämpfet. Aber der Kampf, der ja in einem Augenblicke geendet wäre, wenn wir recht glaubten und mithin recht kämpften, wird gar ſchwer durch unſer Wanken, unſre Untreue, unſer Feſthalten an dem falſchen, dem guten widerſprechenden Glauben. Ja wir halten feſt an der armen, bunten Täuſchung, und ſie hält feſt an uns, hält uns die Arme und Hände feſt zuſammen, daß wir nicht kämpfen mögen und können. Aber nur getroſt; je ſtärker der Kampf, deſto größer der Lohn! Du mußt nur die Täuſchung (es wird dir ſo ſchwer zu glauben, daß es eine iſt) durch recht öfteres Betrachten in der Nähe erſt als Täuſchung recht erkennen, dich als Getäuſchten, darum wirſt du ſo oft, ſo lange in demſelben Kampfe geübt; dein ſo öfteres Wanken und Unterliegen, das dir ſo wehe thut, muß dich lehren, daß du die rechten Waffen noch nicht haſt und führeſt, muß dich feſt machen und ſtark. Sei getroſt und hoffe auf Ihn und kämpfe nur ruhig fort den guten Kampf, ſtehe immer wieder auf, wenn du auch fieleſt, endlich giebt Er dir, was du ſucheſt.

Obgleich ſchon jetzt das Wort, welches viele Räthſel löſen kann, Glaube heißt; ſo werden wir doch erſt dort ganz erkennen, warum der Kampf bei dem Einen ſo kurz und bald zum Siege führend, bei dem andern ſo lang war.

Indeß habe du Muth und halte Glauben, du lange ſchwer Kämpfender; du aber, Mitgenoſſe des lange Kämpfenden, habe Geduld!

Der Pfarrer Hahn, von welchem oben, bei einer andren Gelegenheit, die Rede war, hatte in ſeiner Gemeinde einen Mann, der bei ſonſt viel gutem Willen und Liebe zum Guten, eine ganz außerordentliche Neigung zum Trunk hatte. Sein Stand, als Landarzt und Barbier, begünſtigte und nährte jene Neigung. Hahn, welcher den guten Kampf, welchen der Mann mit ſich ſelbſt kämpfte, wohl kannte und an ſeinem endlichen Sieg durch Kraft von oben nicht zweifelte, trug den lange Kämpfenden mit Geduld und ließ auch nicht zu, daß andre Glieder ſeiner Gemeinde hart über jenen urtheilten. Aufs Höchſte ſagte er bei ſolchen Gelegenheiten ſcherzhaft: „Laßt ihn nur gehn, er hat eben vielen Durſt, er hätte ſollen ein Kellner werden!“ Die Frau des Mannes ermahnte er zu liebevoller Geduld.

Aber wenn er mit dem Manne ſprach, unter vier Augen, dann geſchahe dieſes mit Worten des liebevollen Ernſtes. Da erzählte denn der arme Seelenkranke oft: Herr Pfarrer! Sie wiſſen nicht, wie viel ich kämpfe und wie ſchwer der Kampf wird. Wenn ich von Ludwigsburg herausgehe nach Kornweſtheim, habe wohl darinnen in der Stadt, weil mich durſtete, ſchon einige Schoppen Wein getrunken, begleitet mich auf dem ganzen Wege, wenn ich allein bin (denn wenn ich in Geſellſchaft gehe, die mich zerſtreut, iſt die Gefahr noch größer) der Gedanke: ſollſt du wohl in Kornweſtheim noch ins Wirthshaus gehen und noch einen Schoppen oder zwei trinken? — Nein ſage ich, du ſollſt nicht. — Darauf denke ich wieder, viel getrunken haſt du in Ludwigsburg gerade nicht, du könnteſt wohl noch einen Schoppen oder zwei trinken, dazu iſt es heiß. — Nein ſage ich, du ſollſt nicht. — In dem untren Wirthshauſe denke ich weiter, iſt heute gewiß der * *, ein gar braver, ein gar lieber Mann, den ich lange nicht geſprochen habe, ſollte ich doch wohl nicht hineingehen und einen Schoppen trinken? — Nein ſage ich, du ſollſt nicht! — Die Frau des Gevatters im oberen Wirthshauſe, denke ich weiter, ſahe neulich ſehr krank aus. Sie wird nicht zu dir ſchicken, weil ſie dich nicht gleich bemühen will, ſollſt du nicht einmal hinein gehen, wäre das nicht Chriſtenpflicht? — Nein ſage ich, du ſollſt nichts trinken, jetzt nicht hineingehen!

So gehts an ein Denken und Streiten, bis ich nach Kornweſtheim komme, und ich ſage noch immer: nein du ſollſt nicht. Bei dem erſten Wirthshaus bin ich vielleicht ſchon vorbeigelaufen, ſo ſauer mirs wurde, ohne mich umzuſehen, da komme ich ans zweite, und da ſteht zum Unglück etwa gerade der * * oder ſonſt ein Bekannter vor der Thür, der ruft mich an: Ei Herr * * *, was gehen Sie denn ſo vorbei? Treten Sie doch näher, auf Ein Wort; — und da bin ich denn meiſtens hin. Denn wenn ich auch aufs Erſte antworte: ich habe keine Zeit, ſo ſagt jener wieder: nun auf eine Minute oder zwei wirds Ihnen ja nicht ankommen? Ich, dem das Weitergehen ohnehin ſauer ankömmt, bleibe ſtehen und capitulire, bis noch Einer herauskommt oder Zwei, und nun gehe ich hinein.

Beim erſten Schoppen, Herr Pfarrer! denke ich wohl noch dran, jetzt ſollteſt du aber gehen, und wills auch. Aber der Wirth oder ein Gaſt bringt mir etwa den zweiten, ich komme indeß ins Sprechen und vergeſſe mich. Und vom dritten bis zum zehnten denke ich denn immer weniger daran daß ich aufhören ſoll, bis ichs zuletzt ganz vergeſſe.

Wenn der Mann ſo erzählte, weinte er ſehr; denn es that ihm wirklich leid, daß er, ſich und den Seinigen zur Schande und zum Schmerz, ſo ein Sclave des Trunkes ſeyn mußte, und in guten, ruhigen Stunden liebte er Gott und das Gute ſo herzlich! Da ſagte ihm dann der Pfarrer liebend ernſt, wie und warum er ja Gott immer mehr und beſſer lieben, wie er immer mehr beten, immer beſſer wachen und kämpfen müſſe. Dabei gab er ihm noch Rathſchläge und äußre Verhaltungsregeln, welche den Kampf erleichtern konnten.

Und ſiehe der Kampf gelang, nach langem Anhalten. Da ſagte der Pfarrer oft zu denen die hart geurtheilt, voreilig verdammt hatten: Dieſe ſind es, die im ernſten, harten, öftren Kampfe, ohne durch ihr öftres Unterliegen an Gottes Kraft und Liebe zu verzweiflen, obgeſiegt haben, welche einſt die Krone empfangen werden. Er hat gekämpft mit Temperament und natürlichem Hange, mit dem, ſeinen Hang nährenden Verhältniß ſeines Standes und äußeren Berufes, mit täglicher und ſtündlicher Lockung, und ſiehe, die Liebe Gottes, die in ihm mächtiger war, hat geſiegt. Was ſind unſre Kämpfe gegen den Seinen! Ja ihm iſt viel ins Herz gegeben worden, und wem viel geſchenkt wurde, der wird viel lieben! —

Darum harret aus, mit wachſamen, betenden, liebenden Geiſte, in dem Kampfe, und verzweifelt nicht an Gottes Kraft und Liebe, wenn ihr auch öfters wanket und fallet. Steht nur gleich wieder auf, habt den Willen es beſſer zu machen und merkt darauf, woran doch der Fehler, der euch ſo oft ſtraucheln machte, liege. Streiter des Herrn, Jünglinge im Glauben, kämpft fort euren guten Kampf! Ihr aber noch zarte Kinder an Glauben und Liebe zu Gott, die ihr erſt in den Kampfplatz, mit dem guten Wunſch den euch Gott ins Herz gab: daß euch doch auch möchte geholfen werden, eintretet, lernet was zuerſt hier Noth iſt, und bekämpfet:

Das falſche Selbſtvertrauen, den Stolz der Natur.

Die Bewohner der Nicoboriſchen Inſeln, ein ſonſt in verſchiedner Hinſicht gut geartetes Volk, erzählt Hänſel, der als Miſſionar und als däniſcher Reſident mehrere Jahre unter ihnen lebte, konnten auch deßhalb nie recht zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Erlöſung und eines Erlöſers gebracht werden, weil ſie ſich ſelber für ſehr gute Menſchen, für Menſchen frei von Sünde hielten. Das was du von einem Erlöſer und Sündentilger redeſt, ſagten ſie, möchte wohl für ſolche Menſchen paſſen, welche böſe ſind, nicht aber für uns, die wir gut und ohne Sünde ſind. Erinnerte man ſie nun an irgend ein großes Vergehen, womit ſie ſich vor Kurzem befleckt hatten; (und dazu fehlte es nie an Gelegenheit, denn ſie waren faſt durchgehends den Ausſchweifungen der niedrigſten thieriſchen Luſt und der

Mordſucht ergeben) ſo war ihnen freilich immer irgend eine leichte Entſchuldigung bei der Hand. Sprach man zu ihnen z. B. davon, daß ſie vor Kurzem einen Unſchuldigen ermordet hätten; ſo war ihre Antwort: das verſtehet ihr nicht, jener war unfähig zu leben u. ſ. w.

Machen auch wir, bei denen ſich der Schmutz unter der ſchönen, glatten Eisrinde der äußeren Cultur dem Auge verbirgt, es nicht ſo grob, daß wir Mordthaten und Blutſchande, als etwas Gutes entſchuldigen wollen; ſo iſt doch auch unter uns das erſte und vorzüglichſte Hinderniß, das dem Glauben an einen Erlöſer den Eingang ins Herz verwehrt, die Meinung: daß wir, eben ſo wie wir ſind, einige natürliche Schwachheit abgerechnet, gut genug, eines Erlöſers nicht bedürfen. Wir halten zuerſt den bunten Schein der wandelbaren Formenwelt die uns umgiebt, für wahr, und mithin für gut, und dann auch das, was wir den Geſetzen und Forderungen des Scheines gemäß und in der Weiſe des Scheines denken und thun, für wahr und gut. Der Schein wird uns aber, je länger und je mehr wir ihn mit unſrer geiſtigen Natur fixiren, deſto mehr zur Lüge, und wir halten nun auch noch die Lüge für wahr und für gut. Die Natur dieſer Lüge findet ſich wohl mit einer unwiderſprechlichen Klarheit und Ueberzeugung, für jeden der nur ſehen und hören will, in der Epiſtel Johannis ausgeſprochen.

Ja, „ſo wir ſagen wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns.“ Wer unter uns erfüllt nur jenes liebend ernſte Gebot der Bibel in ſeinem ganzen Umfange: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt iſt. Denn die Welt vergehet mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit“!? — Ja, jene, wenn auch ſcheinbar noch ſo geiſtige Ausbildung des Menſchen zum Genuß und für das Genießen einer wandelbaren, vergänglichen Umgebung, jene Vergeiſtigung der Thierheit, die wir Cultur nennen, kann wohl nicht ſeine rechte, eigentliche Beſtimmung ſeyn. Dann wäre der Weg zur Vollendung freilich breit und bequem, und nicht leicht zu verfehlen. Das ſtille Wort im Herzen und an das Herz, lehrt uns einen andren Weg, der durch beſtändigen Kampf, durch Entbehrung und Selbſtverläugnung gehet, und nicht leicht iſt. Ein Entbehren, nicht aus Eigennutz (um das gegenwärtige kleinere Gut für ein künftiges größeres zu geben) ſondern aus Liebe. — Ja dieſe arme Entbehrung und Selbſtverläugnung, dieſer arme, kurze Kampf, in Deiner und durch Deine Kraft, mag keinen andren Lohn, als Dich recht lieben dürfen und können, Du ewige Liebe!

Es giebt einen Spiegel, worin ſich wohl leicht Jeder, der nur ſehen will, leicht in ſeiner wahren Geſtalt ſehen und den Schein als Schein erkennen kann: aber dieſen Spiegel, rein und klar und ohne Flecken, hat unſer Zeitalter zum Theil von ſich geworfen. Es iſt das Geſetz Gottes in ſeiner geoffenbarten Religion. Es giebt ferner einen Prüfſtein, woran der Menſch ſein verborgenſtes Innres prüfen kann, und welcher jeden Flecken ſichtbar machet, ein Feuer, welches Alle durchdringt, ein Licht, welches Alle erleuchtet, welche in die Welt kommen. Aber auch dieſen Prüfſtein haben Viele von ſich geworfen: es iſt das Aufblicken zu Gott, der Umgang mit ihm im Gebet. Wer mit dem Reinſten, dem Heiligſten umgeht, der bemerkt es bald, wo er unrein, wo er unheilig iſt. Nimm alſo lieber Menſch, der die Welt und ſich ſelber gerne ſehen möchte, ungeblendet, in der rechten Geſtalt, den Spiegel und den Prüfſtein zur Hand; höre das Gebot: Ihr ſollt rein und heilig ſeyn, gleich wie ich rein und heilig bin, lerne was rein und heilig heißet und betrachte dann dich ſelbſt, ob du es auch biſt. Rein iſt der, welcher im Lichte lebt und wandelt, und das Licht von allen Kräften liebt. Aber der Menſch liebt von Natur die Finſterniß mehr als das Licht.

Liebe Gottes und Liebe der Welt, Glauben an Gott und Glauben an den wandelbaren Schein, Licht und Finſterniß, wollen ſich nicht im Herzen vertragen. Die Natur, die, wenn auch noch ſo ſehr vergeiſtigte Thierheit, verſtehet das Göttliche nicht; ſieht das Eine, rechte Licht nicht, ſie iſt und bleibt in Finſterniß. Jenes Licht ſieht und verſteht nur den Geiſt aus Gott, und nur wer dieſen Geiſt in ſich hat, erkennt und wandelt im Lichte. Dieſes Licht ſpricht freilich ſeine ſtille aber dennoch gewaltige Sprache in jedem Herzen und an jedes Herz; aber der Menſch hält ſeine Finſterniß für das Licht, glaubt jener mehr als dieſem.

Aus dieſem, von dieſem Glauben an das Eitle, an ſich ſelber, an die Sünde, muß er erſt zurückkehren, wenn das blinde Auge ſehend werden ſoll. Von dem Glauben an den äußeren Schein werden Einige leichter, Andre ſchwerer, Einige früher, Andre ſpäter geheilt. Es giebt in jener Beziehung ſehr gelehrige und leicht zu überzeugende Seelen, welche öfters ein einziger Augenblick, worinnen ſie von dem, woran ſie äußerlich feſt hielten, verlaſſen werden, aufweckt und heilt. Einige belehren ſchon wenige ernſte Blicke und Winke, die eine liebend ernſte Führung in ihr Herz fallen läßt, bei Andren bedarf es mehr. Man betrachte nur in jener Beziehung das Leben der einzelnen, von dem Anhalten an dem Schein geheilten Seelen.

Einige haben dadurch, daß ſie der guten Stimme im Herzen und dem äußeren Wort der Belehrung, ſchon von Kindheit an treu waren, ſich eine ſolche Zartheit und Gelehrigkeit des Herzens erhalten, daß ſie mitten in den Zerſtreuungen und Genüſſen jener Jahre, wo uns die Welt am bunteſten und lockendſten erſcheint und wo die erwachende Leidenſchaft ſich das feſte Schloß, das ſie einmal in uns bewohnen will, ſtark und mächtig gründet, ſich nie befriedigt und recht heimathlich fühlen, ſondern nach einer Befriedigung von höherer, bleibender Art verlangen. Der hierbei ohne äußere Veranlaſſung, ganz von ſelbſt in ſolchen empfänglichen Herzen entſtehende Kampf, äußert ſich, nach Verſchiedenheit der Menſchennaturen, in ſehr verſchiednen Geſtalten.

Henriette M. hatte ſchon in früher Kindheit eine innige Liebe zu Gott lebendig in ihrem Herzen erfahren. Dinge, die auf das Herz andrer Kinder entweder gar keinen merklichen, oder nur einen ſchnell vorbeigehenden Eindruck machen, rührten ſie ſo tief, daß der Eindruck von manchen auf ihr ganzes Leben hinaus wirkte. Die Worte, womit ſie ihre gute fromme Mutter zuweilen, wenn beide einſam mit einander auf dem Felde oder im Garten giengen, zur Liebe und Furcht Gottes ermahnte; die Rührung und die Thränen der Eltern, wenn ſich dieſe zum Genuß des Abendmahls vorbereiteten; Worte und Ausdrücke der Bibel und chriſtlichen Geſänge, die ſie im Hauſe, beim Gottesdienſt und in der Schule vernahm; bibliſche Geſchichten; ja ſchon der Anblick von Naturgegenſtänden, z. B. eines blühenden Roſenſtrauches oder des Abendrothes, gaben ihr einen, auch in ſpäteren Jahren unvergeßlich gebliebenen Eindruck der unendlichen Liebe Gottes. Sie war ſchon in dieſem zarten Alter gern allein, wählte, wenn ſie in die etwas entfernte Schule gieng, die einſamſten Wege, wo ſie denn ſich ungeſtört den warmen, lebendigen Gefühlen ihres Herzens und jugendlichen Träumen überließ. Dieſes waren zwar oft ſolche gewöhnliche Träume, worin ſich ein phantaſiereiches Kind eine ſchöne, ſeltſam bunte Zukunft aufbaut, mitten unter dieſen war aber dennoch der Inhalt ihrer liebſten Träume, ihrer liebſten Gedanken: die Seligkeit eines Menſchen, der recht gut iſt, den Gott recht lieb hat und der auch wiederum Gott recht von Herzen liebt. Schon in dieſer frühen Kindheit machte ſie auch Erfahrungen von der Seligkeit eines innigen Gebetes und von Erhörung eines kindlichen Flehens.

Ihr Geiſt hatte ſich ſchnell entwickelt; beſonders äußerte ſich ſehr frühe bei ihr viel Anlage zur Poeſie. Dabei war auch ihr Aeußeres ſehr geneigt, Theilnahme und Bewunderung zu erregen. So trat ſie denn aus dem ſtillen, einfachen Kreiſe der Schulzeit in die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens. Ihre Umgebung wurde bald ſehr reich an dem, was zerſtreuen und die Eitelkeit in einem jungen Herzen wecken und nähren kann. Sie nahm mit ſehr lebhaftem Herzen Theil daran, aber bei dem allen fühlte ſie keine dauernde Ruhe, keine rechte Freude. Der Eindruck einer höheren Freude und Ruhe, als die Welt geben kann, den ſie in früher Kindheit empfangen hatte, war es wohl, der ſie jetzt bei allem äußeren Genuß, ohne daß ſie es ſich ſelber recht bewußt war, ſtörte und unbefriedigt bleiben ließ; ihre Seele hatte einmal in eine ſtille, ſchöne Heimath hineingeblickt, die ſie zwar jetzt in der lärmenden Fremde etwas vergeſſen hatte, aber nach welcher doch immer ein ſich ſelber unerkanntes Sehnen im Herzen blieb, das mit der Entfernung von der lieben Heimath immer wuchs. Wer aus dem ſchönen warmen Frühling in den kalten Winter hineintritt, der wird dieſen kälter finden, als ein andrer, der immer im Winter war. Aber freilich iſt es auch möglich gegen ſolche frühe gute Eindrücke zu kämpfen, und ſie oft auf lange, ſehr lange, wo nicht durch fortgeſetzte Mühe auf immer auszulöſchen. Dieſes that aber jene fromme Seele nicht, wenigſtens nicht mit Bewußtſeyn und Willen. Ihr Herz wurde oft nach, oder mitten in dem Genuß der unſchuldigen Freuden traurig; dieſe Traurigkeit wurde immer bleibender und tiefer, und ſie wußte nicht was es war, außer daß ſie es wohl oft deutlich fühlte, daß doch das Alles, was ihr die Welt Freude nannte, ihr keine rechte Freude mache. Nach und nach, und zwar ſchon ſehr frühe — gegen die Zeit des erſtmaligen Genuſſes des Abendmahles, nahm jene Unruhe und Traurigkeit einen ganz eigenthümlichen Character an. Sie hielt nämlich die ſchlimmen Gedanken und Worte, die ſich ihr von Zeit zu Zeit in den Sinn gaben, für ein Werk ihres eignen Willens, und machte ſich die heftigſten Vorwürfe darüber. Aber je mehr ſie ſich betrübte, deſto bleibender und ſchlimmer wurde jener Zuſtand. Es war ihr als wenn jemand ihr die Worte und Gedanken, die ſie am meiſten verabſcheute, laut ans Ohr ſagte, und öfters glaubte ſie, ganz erſchrocken, ſie ſelber habe unwillkührlich ein ſolches Wort ausgeſprochen. Sie rang, kämpfte und härmte ſich unbeſchreiblich, ſo daß das heftige Leiden an dem ſonſt ſo blühenden Mädchen auch äußerlich ſichtbar wurde. Beſchäftigung und Zerſtreuungen halfen nur kurze Zeit; nach den letzteren wurde die Unruhe und Traurigkeit jedesmal um ſo größer, je lärmender und lockender die Zerſtreuung geweſen war.

Sie konnte des Nachts vor der innren Unruhe nicht ſchlafen. Oefters lag ſie viele Stunden lang in ſtiller Nacht auf ihren Knieen, und rang im Gebet, aber die heiße, innre Angſt, nahm dem Gebet ſeine Thränen und ſeine Erleichterung.

Aber jene Gemüthskrankheit hatte dennoch ihr Herz im Gebet und in dem beſtändigen Umgange mit Gott geübt und ſtark gemacht, und zu gleicher Zeit hatte ſie dem, woran ſich die Jugend ſonſt am meiſten freut, einen eignen, ernſten Beiſchmack gegeben, welcher das junge Herz in allem Lärm der Jugendfreuden, in ſich gekehrt, nüchtern und ernſt erhielt. Mehrere äußere Verhältniſſe, welche ihr gefühlvolles Herz, das mit einer ganz beſonders innigen Liebe der Mutter zugethan war, ſehr betrübten, vermehrten vielleicht jenen Ernſt und das ſich ſelber unbewußte Sehnen nach Dem, was die Welt nicht geben kann. Jenem innren Leiden, oder vielmehr wohl der dadurch hervorgerufnen beſtändigen Uebung im Gebet war es wohl auch vorzüglich zuzuſchreiben, daß ſich bei ihr eine Wachſamkeit und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelber ausgebildet hatte, wovon ſich ſonſt bei dieſem

Alter wenig Beiſpiele finden mögen. Ihre ſehr zarte Gewiſſenhaftigkeit wurde öfters durch ein bloßes Wort, das ihr die Uebereilung entriſſen hatte, ſehr betrübt und gekränkt, und die früher erwähnte Gemüthskrankheit hatte ihr ſelbſt Aufmerkſamkeit auf ihre Gedanken gelehrt. Sie wurde jetzt das, was ſie ſpäter bis an ihr Ende war und blieb: eine ernſte, eifrige Beterin, welcher doch unter allen, auch ſonſt noch ſo ſchönen Freuden, deren das Menſchenherz hier auf der Erde fähig und empfänglich iſt, das die liebſte und theuerſte blieb: Gott recht von Herzen lieb zu haben und das Gefühl Seiner Liebe zu genießen. In ihren eignen Augen war und wurde ſie bis ans Ende immer mehr eine arme Sünderin, welche allein Hülfe hat und Kraft in dem Herrn. Friede ſei mit ihr, von Gott in Chriſto, und ewiges Erbarmen! denn auch ſie war eine Tochter Adams, wie wir.

Sehr merkwürdig war es, um dieſes hier nur beiläufig zu erwähnen, daß ihr künftiger Lebensgefährte, der ſie erſt etwa 8 oder 9 Jahr ſpäter zum erſten Male ſahe, gerade um dieſelbe Zeit, als ſie, ganz an dem ähnlichen Seelenzuſtand litt, welchen ſie erfahren hatte, nur mit dem Unterſchied, daß er lange Zeit dem Gefühle, aus welchem das innre Leiden hervorgegangen, nicht ſo treu war, als ſie es geweſen. Er wurde denn, weil er es ſo haben wollte, fern von der geiſtigen, friedlich ſchönen Heimath, wohin ſein Herz in früher Kindheit einen Blick gethan, hingeführt zu dem Vollgenuß der Träber, welche nur Eckel ſtatt wahre Sättigung und Befriedigung erzeugen.

Bei jener oben erwähnten Perſon, welche nun kein Leiden, kein Hinderniß der Zeit, nicht der ſchwere Todesleib und ſeine Sorgen ferner mehr in dem Genuß der Freude ſtören, die ihr ſchon auf der Erde die theuerſte war: Gott in Chriſto ganz und ſo treu zu lieben, wie die Seele es gern möchte, hatte ſich, ohne daß gerade eine äußere Veranlaſſung in die Augen fiel, der freie Pilgerſinn, der ſich in allen Freuden und Genüſſen der Welt doch weder befriedigt noch recht heimathlich fühlt, durch frühe Eindrücke einer höheren Freude und Liebe ausgebildet. Sie war aber, wie ſchon erwähnt, nicht blos von dem frei geworden, was den Geiſt mit einem irrenden Glauben und irrender Liebe an die Welt und ihre Luſt ſclaviſch feſt bindet; ſondern auch von dem falſchen Vertrauen zu ſich ſelber, von dem eitlen Glauben an eigne Vollkommenheit und Güte.

Aehnliche, innere, frühe Eindrücke, mögen wohl bei vielen zarten Seelen, bei denen ſich der freie Pilgerſinn auch ohne ſtarke äußere Veranlaſſung erzeugt und bildet, jene Banden locker machen und löſen, die uns hier am Aufflug hindern. Bei einigen ſcheint das Gefühl von der eigentlichen, wahren Heimath, und das Sehnen nach derſelben, gleich von Kindheit an ſtärker als bei Andren; jene wollen ſich von früh an hier in der Fremde nicht recht einheimiſch fühlen. Vielleicht beruhet der hierin bemerkte Unterſchied, welche ſolche Seelen früher und leichter für Glauben und Liebe zu Gott empfänglich machet, auf der größeren Treue, womit die erſten Strahlen von oben aufgenommen, und im Innren bewahrt werden. Denn die innere, unſichtbare Erziehung für das Reich Gottes, beginnt früher als wirs öfters denken und vielleicht viel früher, als die äußere Erziehung.

Ein ſolches frühe empfängliches Gemüth, welches von Jugend an nach der Nahrung von oben begierig, in nichts die rechte Befriedigung und Ruhe finden kann, als in dem Quell alles Friedens ſelber, und welches, nachdem es mit ſeinem lebhaften Verlangen überall vergebens herumgeirrt und nun endlich ſeinen rechten Ruhepunkt gefunden hat, an dieſem mit rechter Treue und Liebe feſt hält, leuchtet auch aus der ſehr lehrreichen Lebensbeſchreibung: Pilgerreiſe zu Waſſer und zu Lande, in Briefen, hervor, eine Lebensbeſchreibung die wohl niemand, welcher gern auf das innre Leben achtet, ohne Theilnahme und Nutzen leſen wird. Schon als zarter Knabe empfieng St....d, deſſen Geſchichte in jenem merkwürdigen Buche enthalten iſt, einen tiefen Eindruck von der Seligkeit und dem Frieden, welche ein Gott ergebner Sinn genießt, beim Leſen der Geſchichte Josephs. Einen gleichen Eindruck machten etwas ſpäter die Ermahnungen ſeiner frommen Mutter und einen noch ungleich tieferen die Vorbereitungen zu dem erſtmaligen Genuß des Abendmahles. Ueberhaupt wirkte von früheſter Kindheit an auf ſein der Gnade offenes Gemüth, jedes Wort der öffentlichen Predigt und jede Ermahnung die aus Liebe kam, ſtärker als auf Andre und da er ſpäter in den lebhafteren Jünglingsjahren, von Liebe zu Zerſtreuungen und geſelligem Vergnügen ergriffen, hierin kein Maas finden konnte, bewahrte ihn nicht blos der gute Funke, der ſchon frühe in ſein Herz gelegt war, vor ſchweren Fehltritten, ſondern ließ ihn auch unaufhörlich lichte Blicke, hinaus aus dem Labyrinth worein er gerathen, in die Region des Friedens thun. Jene früheren Eindrücke, die ihn wie gute Engel, mitten in ſeinen wilden Zerſtreuungen warnten, ermahnten, riefen; gaben ihm auch die Kraft, daß er, ohne eine eigentliche äußere Veranlaſſung, mitten im Beſitz deſſen, was ihm das lebhafteſte ſinnliche Vergnügen gab und verſprach, auf einmal von dem Glauben und der Liebe des Scheines ſich losſagte und jenen Glauben, jene Liebe wieder ſuchte, die ſich ihm ſchon von frühe an als ewige Wahrheit zu erkennen gegeben hatte. Und ſie ließ ſich von dem Suchenden finden.

Erzählt man ſchon von den ſcheintod Geweſenen, daß ſie, wenn ſie aus dem Vorgenuß des ſtillen Friedens, der ſich in dem geräuſchvollen Leben nicht findet, wieder erwachten, an nichts mehr Freude und Genuß findend, die übrige Zeit ihres Lebens trauerten und ſtill in ſich gekehrt blieben, warum ſollte man es jenen Seelen, die ſchon einmal, wenn auch nur auf Augenblicke, im rechten Genuß des Friedens waren, nicht glauben wollen, daß ſie ſeitdem in nichts Andrem mehr wahre Befriedigung zu finden vermochten? Viele, namentlich Franziscus von Aſſis, wurden durch einen einzigen, überſeligen Augenblick, in welchem ſie das ganze Gefühl einer ewigen Gnade und Liebe ergriff, für immer gewonnen und ſtark gemacht, denn ſie lernten in jenen Augenblicken Den in ſeiner Stärke kennen, von welchem uns nichts zu ſcheiden vermag; weder Hohes noch Niedriges, weder Noth noch Tod. Aber obgleich bei Vielen, die vielleicht nicht ſo feſt an dem hiengen, was uns an dem Aufſluge ſo lange und ſo mächtig hemmt, der Nebel ſich ſo leicht durch einige Hineinblicke der ewigen Sonne zerſtreut, ſo bedarf es doch bei den Meiſten etwas ſchwererer und ſchmerzlicherer Führungen, damit ſie erkennen lernen, daß ihre Finſterniß kein Licht und das Eckele, woran ihr Herz hieng, kein Geld ſei. Am ſchnellſten und gewöhnlichſten vollendet das Schickſal die Operation bei den Staarblinden durch ſolche, länger oder kürzer anhaltende Momente, wo ihnen auf einmal Alles, was ſie bisher vergnügte, genommen oder in ſeiner Unweſenheit und Nichtigkeit gezeigt wird. Schon Augenblicke einer großen Lebensgefahr, wo dem jungen Adler auf einmal Alles genommen wird, worauf ſein ganzes Streben, ſein ganzer Sinn ſich feſt ſtützte, lernen ihm fliegen, und für Viele iſt vielleicht der Augenblick des Todes noch von heilender Kraft.

Jacob Jansz Graswinkel aus Delft, der bis in ſein 88ſtes Jahr ein immer thätiges, unendlich ſegensreiches Werkzeug der ewigen Liebe war, wurde, das was er ſpäter war, durch eine Lebensgefahr, worein er im 16ten Jahre ſeines Alters gerieth. Man zog den ſchon für tod gehaltnen Jüngling unter dem umgeſchlagenen Schiffboot aus dem Meere hervor: lebend in und für eine neue, höhere Liebe, die ſich, da alle andre Hülfe ihn verlaſſen, ſeiner erbarmte. Sein ganzes anſehnliches Vermögen, die Vortheile die ihm ſein hoher Stand gewährte, ſeine ganze Zeit und Kräfte, alles was ſein und was er ſelber war, gehörten nun der ewigen Liebe. Die Geſchichte lernt uns wohl wenig Menſchen kennen, bei denen der oben erwähnte Zuſtand, worin der Menſch ganz ein treues lebendiges Organ eines höheren Willens wird, in ſo hohem Grade auch äußerlich ſichtbar geworden wäre, als bei ihm.

Er war Arzt geworden und Chemiker, um den Kranken und Armen recht hülfreich ſeyn zu können. Aber der Armen in Delft und ihrem nächſten Umkreiſe waren viele, und es gehörte die größte, weiſeſte Sparſamkeit dazu, wenn ſelbſt eine anſehnliche Einnahme zur rechten vollkommnen Unterſtützung und Pflege hinreichen ſollte. Da ſchlief denn unſer Jacob Jansz in ſeinem einſamen Zimmer auf einer Bank; ſeine Armen und Kranken hatten Betten; er aß nichts andres als trocken Brod mit etwas Käſe, und trank Molken, damit ſeine Kranken, die in der Zeit der Wiedergeneſung nahrhafte und ſtärkende Speiſen bedurften, Hüner und wohlſchmeckende Fleiſchſpeiſen haben könnten, die er ihnen gewöhnlich ſelbſt einkaufte und des Abends überbrachte. Er ſaß öfters in ſeinem Hauſe, der gewöhnlichen Kleider beraubt, weil Andre der Kleider nöthiger bedurft hatten als er. So hatte er, der von allen ſeinen reichen Einkünften für ſein eignes Bedürfniß nicht mehr brauchte, als jährlich etwa 5 Pfund flämiſch, in allen Dingen entbehren gelernt, wenn nur die, welche Mangel litten, gewärmt, gekleidet, gepflegt werden konnten. Denn er ſelber bedurfte ja einer ſolchen Pflege nicht ſo ſehr als Andre. Ihn pflegte, ſtärkte, erquickte von früher Jugend an bis ins hohe Alter, eine Liebe, die dies beſſer und vollkommner vermag, als alle Menſchenliebe. Auf ſeinem, von einer hohen, unveränderlichen Freude verklärten Geſichte, las man es ſogleich, was ſeine tägliche und ſtündliche Stärkung und Erquickung war; und Freunde, die ihn zuweilen, unbemerkt, auf ſeinem einſamen Zimmer beobachteten, wurden gar oft durch ſein ſtilles, innig ernſtes Thränengebet, gewaltig ergriffen und gebeſſert. Seine Nahrung war Gottes Wort und das Vollbringen des göttlichen Willens, ſeine Freude, ſeine Erquickung, ſein Troſt, ein unabläſſiges Gebet und Gemeinſchaft mit Gott. Dieſe war in jedem Augenblick ſeines Lebens ganz in und mit ihm, eben ſo wohl wenn er am Tage ausgieng um Kräuter außen vor der Stadt, zu Arzneien für ſeine Kranken zu ſuchen, oder am Feuer ſtund und mit chemiſcher Kunſt die Heilmittel bereitete, und am Abend, (damit die Armuth der Armen nicht offenbar und beſchämt würde,) nur von Gott geſehen, ſeine Armen und Kranken aufſuchte; als wenn er, was bei ihm ſo oft geſchah, daß es faſt die gewöhnlichſte Stellung ſeines Leibes geworden, auf ſeinen Knieen liegend, ſich der innigſten Worte des Gebetes, welche der Geiſt der Liebe dem liebenden Herzen ſelber eingiebt, erfreute. Daß ihn dieſe Gemeinſchaft nie verließ, zeigte vorzüglich auch die innige Demuth und Sanftmuth ſeines Herzens, aus welcher ihn nichts, was wohl ſonſt auch das ſanfteſte und demüthigſte Herz auf Augenblicke aufreizt und erſchüttert, herausbringen konnte. Hiervon war wohl nur einer der kleineren Züge, jener, welchen der Beſchreiber ſeiner Lebensgeſchichte erzählt, daß nämlich Jacob Jansz einem Diebe, der ihm bei einem ſeiner nächtlichen Krankenbeſuche den Mantel ungeſtüm nahm, nicht blos dieſen freundlich abließ, ſondern ihm mit ſanfter Stimme zurief, ob er vielleicht dies aus Noth thäte? Dann ſolle er doch zurückkommen und noch etwas Geld von ihm empfangen. Eine Handlung der Sanftmuth, welche wenigſtens dadurch wichtig und folgenreich wurde, daß ſie auf den Räuber einen ſo ſchönen, tiefen Eindruck machte, daß dieſer das Geraubte zurückbrachte.

Einem, der ihn innig mit der Frage betrübte, ob er denn wohl mit aller ſeiner Enthaltſamkeit, ſeinem Almoſengeben, ſeiner Aufopferung für Andre, den Himmel zu verdienen gedächte? antwortete er ſanft, obgleich tief bewegt: Wie ſollte doch der Arme, der nie ſeine Schuld auch im Mindeſten bezahlen kann, ſich jemals durch ſich ſelber des Himmels würdig achten mögen? Habe ich doch als Klein in dieſem armen Leben gelernt und begriffen, das Gebet aus innig bewegtem Herzen: Wer kann merken wie oft er fehle, vergieb mir Herr auch meine verborgnen Fehler, habe aber zugleich auch gefunden und empfangen den feſten Glauben, daß Gott auch mich Armen durch Den, und in Dem zum ewigen, vollen Genuß ſeiner Liebe führen werde, der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt.

Und innige Demuth des Herzens und zugleich feſter, lebendiger Glaube, waren auch die guten Engel, die ihn auf ſeinem ſtillen, einſamen Sterbelager beſtändig umgaben und ſtärkten. Die Hülfe der Freunde nahm er erſt an, da er ſelber ganz außer Stand war ſich zu helfen. Stärkende Arzneien brauchte er wenig, denn ſeine Stärke, auch noch in dieſem Zuſtand, waren Worte des innigen Gebets, die ihm der Glaube und das lebendige Gefühl der Gnade Gottes in Chriſto, und das lebendige Gefühl ſeines eignen Elendes und ſeiner geiſtigen Hülfsbedürftigkeit eingaben.

So ſtarb dieſer, nur von Gott und den Armen und Traurigen dieſer Welt recht gekannte Mann, der von ſich ſelber ſo gering und demüthig dachte, daß er ihm ſelber eben ſo unbekannt geblieben zu ſeyn ſchien, als Andren.

Durch eine, freilich noch länger anhaltende und ſchwerer zu ertragende Gefahr des Todes, bis zum dreizehnten Tage abgeſchieden in tiefer Erde, von aller menſchlichen Hülfe, wurde auch Joſeph Liabarri zu dem vollendet, was er ſpäter war. Die Geſchichte ſeiner merkwürdigen geiſtigen wie körperlichen Rettung, hat G. R. Hillmers in ſeiner Zeitſchrift beſchrieben.

Denſelben Eindruck, der dort durch Augenblicke einer großen Lebensgefahr erhalten wurde, haben Andre ſchon durch Krankheit und ſelbſt durch eine Veränderung des äußeren Ortes empfangen, wodurch ſie von allem, an dem ſie bisher innig feſt hielten, getrennt wurden. Für Viele war in jener Beziehung der Ruf des Schickſals: Gehe aus von deinem Lande und von deiner Freundſchaft, in ein Land das ich dir zeigen will, ein Ruf zur geiſtigen Geneſung. Einige brachte der Tod geliebter Perſonen, Andre verdiente oder unverdiente Kränkungen, Haß wo man Liebe erwartet hatte, Spott, äußre Verachtung, Verfolgung, Tauſende der lange Druck der Armuth und äußeren Noth zum rechten Beſinnen und zur Freiheit von Dem was die Erkenntniß und Liebe hindert. Wer ſich einmal in ſeinem Leben von Allem kalt verlaſſen geſehen hat, woran er Hülfe erwartete und das Andre, und vielleicht auch früher ihn ſo ſchmeichlend anblickte, wer dann Hülfe da geſucht und gefunden hat, wo allein wahre und rechte Hülfe iſt, der wird wohl gern an dem rechten, einen Weg, den er gefunden, treu und feſt halten.

In einem kleinen nur wenig bekannten Buche, das unter dem Titel: Merkwürdige Bekehrungen u. ſ. w. zu Baſel 1815 erſchienen, und welches ungemein tiefe Blicke in die geheime Welt des innren Lebens thun läſſet, findet ſich Seite 56 ein Fall erzählt, der das, was hier gemeint wird, wohl ziemlich erläutert.

G. von P., deſſen Geſchichte dort erzählt wird, hatte bis zum 60ſten Jahr ſeines Lebens, mehr als zügelloſes Thier, denn als Menſch, ohne an Gott und Ewigkeit zu denken, hingelebt. Er ſchwärmte von Wirthshaus zu Wirthshaus, ergab ſich der wildeſten und verwegenſten Spielſucht und ſahe ſein Haus und ſeine Familie oft in vielen Tagen nicht; ſein Hausweſen blieb in der größten Unordnung liegen.

Seine arme Frau, die dieſes Leiden 26 Jahre getragen, wurde, da ſie ſich von dem ſo ganz verlaſſen ſahe, der im bürgerlichen Leben ihr liebſter Freund, ihr Verſorger, ihr Rathgeber ſeyn ſollte, dadurch zu Dem geleitet, deſſen Liebe treuer und inniger iſt als alle Menſchenliebe und der für uns ſorgt, wenn uns auch die Menſchen alle verlaſſen. Sie fand Frieden und Kraft zu ſchweigen, zu dulden und den armen Verirrten liebend zu bemitleiden, ſein Benehmen gegen ſie mochte auch noch ſo hart ſeyn. Bei ihm ſchien freilich jedes, auch noch ſo freundlich ermahnende Wort verlohren, aber ihr armes, ſtilles, inniges Gebet um Rettung für den Armen, war nicht verlohren.

Obgleich ſchon mit grauem Haar bedeckt, ſtellte ſich dieſer noch überall der wildeſten, ausgelaſſenſten Jugend gleich. So auch einſt bei einem Hochzeitfeſt, wo er im kindiſchen Leichtſinn tanzte und ſprang und mitten im Tanzen eine Treppe hinunterſtürzte. Da lag er nun geſchmettert und gelähmt, unfähig ſich zu regen, und es fand ſich unter dem muthwilligen jungen Haufen, unter den er ſich gemiſcht hatte, keiner, der ſich ſeiner erbarmt und für Hülfe geſorgt hätte; jene ſpotteten noch und lachten über den alten Gecken.

In dieſem ſchaudervollen Zuſtand, verlaſſen von aller Welt, noch dazu verſpottet von denen, die er für ſeine Freunde gehalten hatte, dachte er, denn reden konnte er nicht, an Den, der ihn jetzt noch über dem Abgrund vor dem Untergang bewahrt hatte. Ja Deine Liebe, die ich ſo tauſendmal von mir geſtoßen, Dein Erbarmen muß unendlich höher ſeyn als alles Menſchenerbarmen. Andre, die meine Freunde waren, hätten meines Unterganges gelacht, Du aber, deſſen Feind ich war, wollteſt allein meinen Tod nicht!

Er wurde, da er wieder etwas zu ſich gekommen, nach Hauſe gebracht. Hier lag er faſt 4 Wochen unter großen Schmerzen, ſprachlos. Aber deſto mehr ſprach und rief ſein Herz um Erbarmen. Und die Liebe die er ſo lange von ſich geſtoßen, verſchmähte ſein Gebet nicht. Er genaß an Geiſt und Leib zugleich. Er hatte die Welt, ſich ſelber, und Gott kennen lernen. Seine Reue war tief und wahr und innig, ſein Schmerz und ſeine Thränen trugen gute Früchte. Und wem viel vergeben wird der liebet viel, wer aber liebt der vermag Alles. Sein Leben und Wandel zeigte nun, daß er ganz erfüllt und bekräftiget war durch die Liebe Deſſen, der ſich ſein von Ewigkeit erbarmt hatte.

Ein ähnliches Gefühl wie in dem armen G. v. P. erwacht bei den meiſten Erdenleiden in uns. Das laute Feſtgewühl der Freuden und Genüſſe, das uns eben noch liebkoſte, verläßt uns kalt und wohl gar ſpottend, wenn wir, wie jener alte Tänzer, hinunterfallen und der Fall wird ſchmerzlicher, gefährlicher, je höher die Staffel war, auf der wir beim bunten Welttanz ſtunden. Liebe der Welt und der Menſchen, und wenn uns die Arme eine Ewigkeit gelogen, halten dann dem armen gefallenen Tänzer nicht mehr Stand; dann aber ſieht uns, mit ewigem Erbarmen, eine andre Liebe zur Seele, die den Verlaßnen noch hält, ſo wenig er auch bisher von ihr wiſſen wollte.

Wer iſt dir wohl näher als dieſe Liebe, wer geht dem hülfloſen Kinde näher als die, welche es mit Schmerzen gebohren! und es giebt noch andre, tiefere Schmerzen, als die Schmerzen einer Mutter ſind; Er hat mehr für dich geduldet und gethan, als die, welche dich gebohren, darum halte dich nur getroſt an Ihn, er wird dich nicht verlaſſen, wenn alles dich verläßt.

Ja wir waren weit von dir verirrt! Wir wußten nicht, daß du ſo gut biſt und uns ſo lieb haſt! Wir hatten ja dich nicht geliebt, ſondern die Welt, die uns nicht liebte. Was wir liebten das verließ uns, du aber verläſſeſt uns nicht. Nun aber laß du uns auch bei dir bleiben und nicht mehr von dir gehn! —

Schwerer als die Liebe und der Glaube an Welt, an Sinnesluſt und das Eitle, iſt der Glaube an uns ſelbſt und an unſre eigne Vortrefflichkeit zu beſiegen. Die Selbſtliebe ſitzt tiefer in uns, als die Weltliebe. Zwar ſobald nur ein Lichtſtrahl von oben ins Herz hineinfällt, ſieht und erkennt dieſes wohl ſein eignes Inneres, und je heller das Licht, deſto mehr. Je inniger und tiefer der Menſch ergriffen wird von Gottesliebe und Gotteserkenntniß, deſto mehr wächſt er auch an Demuth und Selbſterkenntniß und die vollendetſten Väter im Glauben und in der Chriſtusliebe, waren immer in ihren eignen Augen die Geringſten, die Kleinſten. Auch in dieſer Hinſicht macht uns die Liebe zu Gott wieder zu Kindern, die von ſich nichts wiſſen, als daß ſie die Mutter lieben und der Mutterliebe bedürfen. Aber eben dieſer Kinderſinn will dem alten ſtolzen Herzen anfangs ſchwer eingehen und es waren daher ſchon in alter Zeit tauſend Zöllner und Sünder eher und leichter geneigt, ſich helfen zu laſſen, als ein einziger, ſelbſtgerechter Phariſäer.

Mit jener Unart unſers Herzens, hat denn auch die Liebe gewöhnlich am längſten und meiſten zu thun. Aber auch in dieſem überwinden wir endlich weit, durch Den, der uns zuvor geliebt hat. Auch hier wird das Ueberwinden gewöhnlich Denen leichter, die der Gärtner als Alpenpflanzen auf die ſteile einſame Felſenhöhe der Armuth und äußeren Verlaſſenheit geſtellt hat. Sie ſind es gewohnt, daß die Welt wenig oder nichts aus ihnen macht, der Blick ihres durchs Feuer geläuterten Goldes wird von niemand geſehen, von niemand gerühmt; ſo wird es ihnen wohl leichter, nicht viel von ſich ſelber zu halten, als Andren, die beim großen bunten Tanz auf eine höhere Staffel geſtellt waren. Und der gute Gärtner weiß es, daß das Alpenclima und der Alpenboden für die edlern

Menſchenpflanzen das Beſte, das Zuträglichſte iſt, denn er ſtellt die meiſten und liebſten immer da hinein, oder weiß ſie auch, wenn ſie unten im fruchtbaren Thale ſtehen, immer mit Alpentemperatur zu verſorgen und ſie hübſch im Schatten zu halten.

Aeußere Leiden, Verlaſſenheit von außen und innen, ſind es denn auch oft, wodurch der erfahrene Arzt unſre Eigenliebe wirkſam anfaſſet und heilet. Ihm iſts ja auch ein Leichtes, alle unſre Weisheit vor den Augen der Welt zur Narrheit und zu Nichts zu machen. Was äußeres Leiden zur innren Demüthigung und Selbſterkenntniß zu wirken vermöge, zeigt auch das Leben von Johann Philip Burken, das Kanne in ſeinen: „Leben und aus dem Leben merkwürdiger Chriſten,“ mit aufgenommen hat. Wer Sinn für das innre Heldenthum hat, deſſen beſtändigen Kämpfe wohl ungleich ſchwerer ſind, als die des äußeren Heldenthums, der wird in jener merkwürdigen Lebensbeſchreibung einen Kämpfer kennen lernen, wie wenige waren, der das Ordenszeichen des Kreuzes nicht blos außen, ſondern auch tief im Innren getragen.

Der Arzt hat zur Heilung auch andre Wege. Am weheſten thut es unſrer Eigenliebe wohl, wenn Er uns, mit aller unſrer geträumten Vortrefflichkeit, in Verſuchungen verirren läßt, denen wir, ohne Gott und Gottes Kraft, nicht gewachſen ſind. Mit unſrer Trefflichkeit iſts dann aus; der ſich für feſt hielt wie Fels, fällt leicht, und fällt immer wieder, bis er die treue Hand ergriffen hat und feſt hält, die uns nicht fallen läßt und in allem Kampf ſtark und treu erhält.

Am gewaltigſten aber führt uns zur Selbſtkenntniß und Demuth jenes Feuer, welches Herzen und Nieren durchdringt und erforſchet. Konnte ſchon jene dämoniſch Wahnſinnige, von der Poiret erzählt und die in einem ſehr vorzüglichen Grade geiſtige Hellſeherin war, einen Mann, dem ſie ſein ganzes Innere mit allen ſeinen nur Gott bekannten Gräueln entdeckte, dadurch zur ernſten Selbſtkenntniß und Sinnesänderung bringen: wie vielmehr wird es das Licht vermögen, welches Alles ſiehet und weiß, auch unſre geheimſten Falten. Was hierin dieſes Licht als Univerſalmittel vermöge, werden uns einige im Nachſtehenden erzählte Beiſpiele lehren können.

Aber der vorbereitende Weg ſei geweſen, welcher er wolle, hinein ins Innre des Tempels kommt Keiner, der nicht Selbſtkenntniß und Demuth gelernt hat. Ja liebes Herz, du kannſt nicht Gott lieben, wenn du etwas außer Ihm noch mit ganzer Kraft liebſt, du kannſt nicht an Gott glauben, ſo lange du noch zu ſehr an dich ſelber, an deine Weisheit und Vortrefflichkeit glaubſt. Darum hinaus doch mit dem falſchen Götzen aus dem Tempel des Herzens. Erſt wenn der Gräuel vom Altar herunter iſt, kann das reine Feuer darauf brennen. Das reine, alles belebende und läuternde Feuer, das Gott in einem ſo gereinigten Herzen entzündet, heißet:

Glaube.

Hier mögen dir, lieber Leſer! wenn du die Sprache des Geiſtes, der hier herrſchet, ſchon ein wenig verſteheſt, einige Beiſpiele andeuten, was lebendiger Glaube ſei an Jeſus Chriſtus. Die erſte hier entſtehende Geſchichte, iſt einem vortrefflichen, nur wenig bekannten Büchlein:

> Beiſpiele des lebendigen Glaubens an Jeſus Chriſtus, erſtes Heft. München bei Giel 1815.

wörtlich nacherzählt, urſprünglich aber wohl aus dem Engliſchen überſetzt. Die Geſchichte heißt:

Der bekehrte Negerſklave.

Während eines Aufenthalts in der Nachbarſchaft des Meeres, berief mich einſt ein Offizier von der Flotte, und ſagte mir, daß er eben im Kirchſpiele eine Wohnung für ſeine Frau und Kinder gemiethet, auch einen Neger hätte, welcher ſchon drei Jahre in ſeinem Dienſte ſei. „Der Junge iſt ein geſchickter Purſche und hat ein großes Verlangen, getauft zu werden. Ich habe ihm verſprochen, Sie zu bitten, es zu thun, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben.“ — Hat er, erwiederte ich, einige Kenntniß von den Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion?

„Ja, die hat er, erwiederte der Kapitain; denn er redet viel davon in der Küche und wird oft deswegen verlacht; er erträgt es aber ſehr geduldig.“

„Beträgt er ſich als Ihr Bedienter gut?“

„Ja; er iſt ein ehrlicher und höflicher Purſche, als immer einer, der auf einem Schiffe war, oder in einem Hauſe lebte.“

„Hat er ſich jederzeit ſo gut betragen?“

„Nein, ſagte der Offizier; anfangs war er oft ſehr unordentlich und betrügeriſch; in den letzten zwei Jahren aber, iſt er ein ganz anderer Menſch geworden.“

„Gut, mein Herr, es wird mich freuen, ihn zu ſehen, und wahrſcheinlich werde ich einen Unterricht mit ihm anfangen, während deſſen ich werde beurtheilen können, ob er das Sacrament der Taufe zu empfangen tüchtig iſt. Kann er leſen?“

„Ja, verſetzte ſein Herr; er hat ſich viele Mühe gegeben, um leſen zu lernen, und kann, nach der Verſicherung meiner Mägde, ſehr gut ein Kapitel in der heiligen Schrift leſen. Wann iſt es Ihnen gelegen, daß ich ihn Ihnen zuſchicken kann?"

„Morgen Nachmittags, mein Herr."

„Er ſoll kommen, und Sie mögen ſehen, was Sie mit ihm machen können." Mit dieſem Verſprechen verließ er mich. Ich freute mich über den Anlaß, einen Eingebornen aus dem Lande zu unterrichten, deſſen erlittene Unbilligkeiten mich oft um ſo mehr ſeufzen machten, wenn ich bedachte, wer die Angreifer geweſen waren. Mein Negerſchüler kam zur beſtimmten Zeit. Er war ein ſehr junger Menſch, von lebhaftem und gefälligem Anſehen. Ich hieß ihn ſich niederſetzen und ſagte ihm: „Dein Herr hat mir deinen Wunſch, mit mir dich über die chriſtliche Taufe zu unterreden, zu erkennen gegeben."

„Ja, mein Herr, verſetzte er, ich wünſche ſehr ein Chriſt zu ſeyn."

„Warum?" —

„Weil ich weiß, daß die Chriſten, wenn ſie ſterben, in den Himmel kommen."

„Wie lange haſt du dieſen Wunſch gehabt?"

„Seit ich vor zwei Jahren einen guten Geiſtlichen in Amerika predigen hörte."

„Wo biſt du geboren?“ —

„In Afrika. Ich war ein ſehr kleiner Knabe, als ich von den weißen Menſchen zum Sclaven gemacht wurde.“

„Wie geſchah dies?“ —

„Ich ging einſt vom Hauſe weg, um Muſchelſchaalen am Geſtade des Meeres zu holen; während ich mich bückte, um ſie aufzuleſen, kamen einige weiße Matroſen aus einem Boote und nahmen mich weg. Ich ſah nie mehr weder Vater noch Mutter. Ich wurde ins Schiff und in demſelben nach Jamaika gebracht, daſelbſt an einen Herrn verkauft, bei dem ich einige Jahre diente, als vor ungefähr drei Jahren Kapitain W., mein jetziger Herr, mich kaufte, um am Bord ſeines Schiffes ſein Bedienter zu ſeyn. Er iſt ein guter Herr; er gab mir meine Freiheit; und ſeitdem bin ich immer bei ihm.“

„Was für Gedanken, deine Seele betreffend, hatteſt du die ganze Zeit durch, ehe du nach Amerika kamſt?“

„Ich bekümmerte mich gar nicht um meine Seele. Niemand ſagte mir ein Wort von meiner Seele.“

„Gut, nun ſag mir ferner, was dir in Amerika widerfuhr. Wie kamſt du dahin?“

„Mein Herr nahm mich in ſeinem Schiffe mit; hielt ſich dort einen Monat auf, und ſo hörte ich den guten Geiſtlichen.“

„Was ſagte derſelbe?“ —

„Er ſagte, ich ſei ein großer Sünder.“

„Wie? Sprach er denn zu dir beſonders?“

„Ja, ich meinete es ſo; denn es waren viele Leute da, ihn zu hören, aber er ſagte das alles in Bezug auf mich.“

„Was ſagte er denn?“

„Er redete von allen Dingen, die in meinem Herzen waren.“

„Was für Dinge waren es?“

„Meine Sünde, meine Unwiſſenheit, mein Unglaube. Der gute Geiſtliche machte mich einſehen, daß ich nichts Gutes denke, noch etwas Gutes thue.“

„Und was ſagte er dir ſonſt?“

„Er ſah mir manchmal ins Geſicht, und ſagte: daß Jeſus Chriſtus gekommen ſei, für die Sünder zu ſterben, ſowohl für die armen ſchwarzen, als für die weißen Sünder. Ich dachte, das war ſehr gut, in der That ſehr gut, das für gottloſe Sünder zu thun.“

„Was brachte dich aber auf den Gedanken, daß dies alles zu dir beſonders geſprochen wurde?“

„Weil ich wußte, es ſei kein ſo böſer Sünder, als ich, zugegen. Der gute Geiſtliche mußte wiſſen, daß ich da wäre.“

„Und was dachteſt du von dir ſelbſt, indem er von Jeſu Chriſto predigte?“

„Ich erſchrack ſehr, als er ſagte, die Gottloſen würden in das hölliſche Feuer geworfen werden; denn ich fühlte, ich ſei ein ſehr ſchlimmer Sünder; und das machte mich weinen. Er ſprach viel von der Liebe Chriſti gegen die Sünder, und das machte mich noch mehr weinen. Und ich dachte, ich müſſe Jeſum Chriſtum lieben; ich wußte aber nicht, wie, und das machte mich wieder weinen."

„Haſt du mehr als eine Predigt, während dieſes Monats, gehört?"

„Ja Herr, mit Erlaubniß meines Herrn, ging ich dreimal hin und jedesmal wollte ich gern Jeſum mehr lieben, und thun, was Er ſagt; aber mein Herz ſchien manchmal hart, wie ein Stein."

„Haſt du ſeitdem ſonſt eine Predigt gehört?"

„Niemals; bis ich verwichenen Sonntag in dieſer Kirche eine Predigt hörte; und dann verlangte ich auf den Namen Jeſu Chriſti getauft zu werden; denn ich hatte keine chriſtlichen Freunde, die mich, als ich ein kleines Kind war, hätten taufen laſſen."

„Welches waren deine Gedanken die ganze Zeit durch geweſen, ſeitdem du zuerſt dieſe Predigten in Amerika gehört haſt; ſagteſt du Jemand, was du alsdann fühlteſt?"

„Nein, ich redete mit Niemand, als mit Gott. Der gute Geiſtliche ſagte, daß Gott das Ruffen des Armen höre; ſo rief ich zu Gott und Er hörte mich. Ich denke oft an Jeſum Chriſtum und wünſche ihm ähnlich zu ſeyn.

„Kannſt du leſen?“ — „Ein wenig.“

„Wer lehrte dich leſen?“ — „Gott lehrte mich leſen.“

„Was willſt du damit ſagen?“

„Gott flößte mir das Verlangen zu leſen ein, und das erleichtert das Leſen; mein Herr gab mir eine heilige Schrift, und ein Matroſe lehrte mich die Buchſtaben, und ſo lernte ich, mit Gottes guter Hülfe, von mir ſelbſt leſen.“

„Was lieſeſt du in der heiligen Schrift?“

„O! ich leſe alles von Jeſu Chriſto, wie Er die Sünder liebte, und wie böſe Menſchen Ihn tödteten; wie Er ſtarb, und wieder aus dem Grabe herauskam, und alles dieß für den armen Neger. Und das macht mich manchmal weinen, wenn ich denke, daß Chriſtus den armen Neger ſo lieb hat.“

„Was ſagen aber die Leute von deinem Leſen, Beten und deiner Aufmerkſamkeit auf göttliche Dinge?“

„Einige böſe Leute, die Jeſum Chriſtum nicht lieben, heißen mich einen großen Narren, einen Negerhund, und ſchwarzen Heuchler. Und das macht mich manchmal zornig; dann denke ich aber, daß ein Chriſt deswegen nicht zornig ſeyn müſſe. Jeſus Chriſt wurde auch mit Schimpfnamen belegt und er war ſtill wie ein Lamm; und ſodann denke ich an Jeſum Chriſtum und ſage nichts gegen ſie.“

Ich war ſehr vergnügt über die Aufrichtigkeit dieſes armen Negers; und wünſchte gewiß zu wiſſen, welches Maaß von Licht und Empfindung er über einige Punkte hätte. Des Apoſtels Paulus kurzer Begriff der Religion,*) fiel mir hier ein. Ich fragte ihn daher: „Sage mir, was iſt Glaube? was iſt dein eigner Glaube? Was glaubſt du von Jeſu Chriſto und deiner eigenen Seele?“

„Ich glaube, antwortete er, daß Jeſus Chriſtus in die Welt gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen; und obwohl ich der vornehmſte der Sünder bin, ſo will mich Jeſus doch ſelig machen, obſchon ich ein armer, ſchwarzer Neger bin.“

„Was iſt deine Hoffnung? Was hoffſt du ſowohl für dieſes, als das zukünftige Leben?“

„Ich hoffe, Jeſus Chriſtus werde gute Sorge für mich tragen, und mich vor Sünden und Schaden bewahren, ſo lange ich hier lebe;

---

*) „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die Liebe iſt die größte unter ihnen.“

1 Cor. 13, 13.

ich hoffe, wenn ich ſterbe, ſo werde ich zu ihm gehen und mit ihm allezeit leben und nie wieder ſterben.“

„Welches ſind denn deine Gedanken von der chriſtlichen Liebe? Ich meine, wen, und was liebſt du am meiſten?“

„Ich liebe Gott, den Vater, weil er ſo gütig war, ſeinen Sohn zu ſenden. Ich liebe Jeſum Chriſtum, weil er mich liebt. Ich liebe alle Menſchen, die ſchwarzen und die weißen Menſchen; denn Gott hat ſie alle geſchaffen. Ich liebe gute Chriſten, weil Jeſus ſie liebt, und ſie Jeſum lieben.“

Dieß war meine erſte Unterredung mit dieſem jungen Schüler. Ich ergötzte mich an der Ausſicht, ihn, ſeinen Wünſchen nach, in die Kirche aufnehmen zu können. Jedoch wünſchte ich noch weiter mit ihm mich zu unterreden, und noch genauer nach ſeiner Aufführung zu forſchen, und verſprach, ihn in etlichen Tagen in ſeines Herrn Hauſe zu ſehen. Als er weggegangen war, ſo dachte ich bei mir ſelbſt: Gott hat wirklich durch das Blut ſeines Sohnes die Seelen der Menſchen aus jeder Nation und Sprache erlöſet. Wenn viele von ihnen für eine Zeitlang zur irrdiſchen Sklaverei beſtimmt ſind, durch die grauſame Habſucht der Menſchen; ſo ſind doch, Gott ſei geprieſen, einige von ihnen durch die göttliche Gnade zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes beruffen, und hiemit von der Sklaverei deſſen erlöſet, der ſo viele zu ſeinem Willen gefangen hält. Es iſt ein ſüßer Gedanke, daß Aethiopia bald ſeine Hände zu Gott ausſtrecken wird. Singet Gott, ihr Königreiche der Erde; lobſinget dem Herrn!

Einige Tage nach der erſten Zuſammenkunft mit meinem Negerſchüler, ritt ich, in der Abſicht ihn zu beſuchen und mit ihm mich zu unterreden, nach ſeines Herrn Hauſe, welches in einem Theil des Kirchſpiels, ungefähr 1½ Stunde von meinem Hauſe entfernt lag. Der Weg, den ich nahm, ging über einen Hügel der mit Schaafen bedeckt war, welche auf einer geſunden und reichlichen Weide weideten. Hier und da war ein Hirtenjunge aufgeſtellt, um über die ſeiner Sorge anvertraute Heerde zu wachen. Dies betrachtete ich als ein Sinnbild meiner eigenen Lage und meines Amtes. Denn an den Hügel grenzte ein weitläuftig Kirchſpiel, über deſſen viele Seelen ich wachen und am Tage der Erſcheinuhg des großen Hirten der Schaafe Rechenſchaft geben ſollte. Ich empfand Vergnügen bei dem Gedanken, daß mein junger afrikaniſcher Freund ein Schaaf von einer andern, mehr entlegenen Heerde wäre, welche Chriſtus auch herbeiführen werde, damit ſie ſeine Stimme höre. Denn es wird eine Heerde und ein Hirt ſeyn und alle ſollen erkennen, daß ſein Joch ſanft und ſeine Laſt leicht ſei.

Ich nahete mich dem Rande einer fürchterlichen ſenkrechten Klippe, mit welcher der Hügel ſich endet. Ich warf meine Augen niederwärts, ein wenig zur Linken gegen eine kleine Bay, die mit Felſenſtücken und Kreideklippen umgeben iſt, und, abgeſondert von Wohnungen, zu Betrachtungen gemacht zu ſeyn ſchien. Auf einem dieſer Felſen nahm ich unerwartet einen Menſchen ſitzend wahr, der in einem Buche las. Die Stelle war beinahe 200 Ellen ſenkrecht unter mir. An ſeiner Kleidung und ſchwarzen Geſichtsfarbe, entdeckte ich gleich, daß es niemand anders, als mein Negerſchüler ſei, mit einer heiligen Schrift in ſeiner Hand. Ich freute mich über dieſe unverhoffte Gelegenheit, ihn in einer ſo einſamen Gegend anzutreffen. Ich ſtieg hinunter. Er war ſo aufmerkſam auf ſein Buch, daß er mich nicht wahrnahm, bis ich ſehr nahe an ihm war,

„Wilhelm, biſt du es?“

„Ach! mein Herr, ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen. Wie kamen Sie an dieſen Ort? Ich glaubte niemand hier, als nur Gott und mich.“

„Ich kam zu deines Herrn Haus, um dich zu ſehen. Iſt das deine heilige Schrift?“

„Ja, Herr, das iſt meine theure, gute heilige Schrift.“

„Es freuet mich, zu ſehen, daß du ſie gut gebrauchſt. Es iſt ein gutes Zeichen, Wilhelm!“

„Ja, Herr, ein Zeichen, daß Gott gut gegen mich iſt, aber ich nie gut gegen Gott bin.“

„Wie ſo?“ —

„Ich danke ihm nie genug; ich bete zu ihm nie genug; ich denke nie genug an Ihn, der mir alles dies Gute giebt. Herr, ich beſorge, mein Herz iſt ſehr böſe. Ich wünſchte, ich wäre Ihnen gleich.“

„Mir gleich, Wilhelm? Ei du biſt mir gleich, der ich ein armer, hülfloſer Sünder bin; der, gleich dir, in ſeinen Sünden verlohren gehen müßte, wenn ihn nicht Gott, nach ſeiner unendlichen Gnade und Barmherzigkeit, als einen Brand aus dem Feuer geriſſen, und zu einem Beweis ſeiner ausgezeichneten Liebe und Gnade gemacht hätte. Es iſt hier kein Unterſchied, wir ſind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben ſollen.“

„Nein, ich bin Ihnen nicht gleich: niemand, denke ich, gleicht mir, niemand fühlt ſich in ſeinem Herzen ſo, wie ich.“

„Doch, Wilhelm! Deine Empfindungen ſind, ich bins überzeugt, ſolche, wie ſie eine jede wahrhaft überzeugte Seele hat, welche die über die Maſſen große Sündlichkeit der Sünde, und die Größe des Löſegeldes einſieht, welches Jeſus Chriſtus für die Erlöſung der Sünder bezahlt hat. Du kannſt ſagen: Ich bin der vornehmſte der Sünder, aber Jeſus ſtarb für mich.

„O ja, Herr, ich glaube, daß Jeſus für den armen Neger geſtorben iſt. Was würde aus dem armen, böſen Neger werden, wenn Jeſus nicht für ihn geſtorben wäre? Aber er ſtarb für den vornehmſten der Sünder, und das macht mein Herz manchmal fröhlich.“

„Welches Stück in der heiligen Schrift laſeſt du, Wilhelm?“

„Ich las, wie der Mann am Kreuze, (der Schächer) mit Chriſto und Chriſtus mit ihm redete. Nun dieſes Menſchen Gebet iſt gerade für mich: Herr! gedenke an den armen Neger, den Sünder! Dies iſt jeden Morgen, und auch manchmal des Nachts, mein Gebet; wenn ich nicht viele Worte machen kann, ſo ſage ich das nemliche wieder: Herr! gedenke an den armen, ſündigen Neger.“

„Sei verſichert, Wilhelm, der Herr hört dein Gebet. Er begnadigte und nahm den Räuber am Kreuze an, und Er will dich nicht verwerfen; den, der zu Ihm kommt, will er nicht hinaus ſtoßen.“

„Ich glaube dies, Herr; es iſt aber ſo viel Sünde in meinem Herzen, das macht mich beſorgt und traurig. Sehen Sie, Herr, dieſe Schellfiſche, wie feſt ſie ſich an dem Felſen hier anhängen. Gerade ſo feſt hängt die Sünde an meinem Herzen.“

„Das mag ſo ſeyn, Wilhelm; aber nimm eine andere Vergleichung. Klebſt du ſo an Jeſu Chriſto, durch den Glauben an ſeinen Tod und Gehorſam, wie dieſe Schellfiſche an dem Felſen ankleben; ſo werden dich weder Wellen noch Stürme von ſeiner Liebe ſcheiden.“

„Das iſt juſt was ich gern wollte.“

„Sag mir, Wilhelm, iſt es nicht die Sünde ſelbſt, von welcher du als von einer Laſt, die auf dir liegt, redeſt? du liebſt ſie nicht; du würdeſt froh ſeyn, Kräfte gegen ſie zu erhalten und von ihr frei zu ſeyn; wollteſt du das?“

„O ja! ich gäbe die ganze Welt, wenn ich ſie hätte, wenn ich ohne Sünde ſeyn könnte.“

„Komm denn und ſei Jeſu Chriſto willkommen, mein Bruder; ſein Blut reiniget von allen Sünden. Er gab ſich ſelbſt zum Löſegeld für Sünder. Er trug unſere Krankheit und lud auf ſich unſere Schmerzen. Er iſt um unſerer Miſſethat willen verwundet, und um unſerer Sünde willen zerſchlagen worden; die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Friede hätten und durch ſeine Wunden ſind wir geheilet. Der Herr warf unſer aller Sünde auf Ihn. Komm, komm willig zu Jeſu, dem Heiland der Sünder.“

„Ja, Herr, ſagte der arme Junge mit Thränen; ich will kommen; aber ich komme ſehr langſam; ſehr langſam, Herr, ich wollte gern laufen, ich wollte gern fliegen. Jeſus iſt ſehr gütig gegen den armen Neger, daß er Sie ſchickt, ihm dieſes zu ſagen.“

„Das iſt doch nicht das erſte Mal, daß du dieſe Wahrheit hörſt?“

„Nein, Herr, ſie gereichten ſchon lange meiner Seele zum Troſt, ſeitdem ich den guten Geiſtlichen in Amerika predigen gehört habe; wie ich Ihnen in der vorigen Woche geſagt habe.“

„Gut; ich hoffe nun, Wilhelm, weil Gott ſo gnädig geweſen, deine Augen zu öffnen und dein Herz mit ſo großer Empfindung ſeiner Güte zu rühren, indem er ſeinen Sohn auch für dich in den Tod gab; ich hoffe, du werdeſt dich daher eifrig beſtreben, ſeine Gebote zu halten; ich hoffe; du werdeſt dich beeifern, dich gegen deinen Herrn, deine Frau und deine Mitbedienten recht zu betragen. Der, welcher innerlich ein Chriſt iſt, wird auch äußerlich ein Chriſt ſeyn; der, welcher den wahren und ſeligmachenden Glauben an Chriſtum hat, wird ſeinen Glauben durch ſeine Werke zeigen, wie der Apoſtel ſagt. Iſt es nicht ſo, Wilhelm?“

„Ja, Herr, ich wollte gern ſo thun, und gläubig ſeyn. Es betrübt mich, wenn ich denke, welch ein böſer Knecht ich war, ehe die guten Sachen von Jeſu Chriſto in mein Herz kamen. Ich wünſche, mich gegen meinen Herrn recht zu betragen, wenn er mich ſieht, oder nicht ſieht, denn ich weiß, Gott ſieht mich überall. Ich weiß, daß wenn ich wider meinen Herrn ſündige, ich auch wider Gott ſündige, und daß Gott über mich ſehr zürne. Ueberdieß, wie kann ich Jeſum lieben, wenn ich nicht thue, was mir Jeſus ſagt? — Ich liebe meine Mitbedienten, obwohl, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ſie mich nicht ſehr lieben, und ich bitte Gott, daß er ſie ſegne. Und wenn ſie böſe Dinge ſagen, und mich böſe machen wollen, ſo denke ich: wenn Jeſus Chriſtus an des armen Negers Stelle wäre, er würde nicht ſchmähen und zornig werden; und ſo ſage ich gar nichts, ſondern bitte Gott, daß er ihnen verzeihe.“

Je mehr ich mit dieſem neubekehrten Afrikaner redete, deſto genugthuender waren die Beweiſe ſeines geiſtlich erleuchteten Verſtandes und ſeines, durch die Gnade Gottes kräftiglich bearbeiteten Herzens. Ich ſetzte meine Unterredung mit dem Neger noch einige Zeit fort. Ich redete zu ihm von der Natur, der Pflicht und den Vorrechten der chriſtlichen Taufe, indem ich ihm aus einem Buche, das ich bei mir hatte, die klaren und ſchriftmäßigen Lehrſätze darüber vorhielt, nach welchen er ſich zu richten ein großes Verlangen bezeigte. Ich hielt ihn für tüchtig genug, dieſes ſakramentliche Pfand von ſeines Erlöſers Liebe zu empfangen und ergötzte mich an der Ausſicht, ihn nicht länger als einen Gaſt und Fremdling, ſondern als einen Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenoſſen betrachten zu dürfen. „Gott, ſagte ich zu ihm, hat verſprochen, viele Nationen nicht nur mit dem Waſſer der Taufe, ſondern auch mit dem Thau ſeiner himmliſchen Gnade zu beſprengen. Er ſagt: Er wolle nicht nur Waſſer gießen auf die Durſtigen; ſondern: Ich will meinen Geiſt auf deinen Saamen gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen.“ (Jeſ. 44, 3.)

„Ja, Herr, ſagte er. Er kann in mir ein reines Herz ſchaffen, und mir einen neuen gewiſſen Geiſt geben. Er kann mich mit Iſop entſündigen, daß ich rein werde; Er kann mich waſchen, daß ich ſchneeweiß werde.“

„Gott gebe dir dieſe Gnadengaben und beſtärke dich in jeder guten Gabe.“ —

Große Freude machte mir die wohlwollende Art, mit welcher er von ſeinen Eltern ſprach, denen er in ſeiner Kindheit geraubt worden war, und ſeine Wünſche, daß Gott ſie durch irgend ein Mittel zur Erkenntniß des Heilandes bringen möchte. „Wer weiß, ſagte ich, ob nicht einige von dieſen Schiffen, die wir jetzt ſehen, einen Miſſionair in das Land führen, wo deine Eltern leben; um die erfreulichen Nachrichten von der Erlöſung deinen Landsleuten, und beſonders deinen eigenen lieben Eltern, wenn ſie noch leben, zu überbringen.“

„O! mein lieber Vater, meine liebe Mutter; mein lieber, gnädiger Heiland! rief er aus; wenn du nur ihre Seelen erretten und ihnen ſagen willſt, was du für Sünder gethan haſt; — doch — Er hielt inne, und ſchien ſehr gerührt.“

„Mein Freund, ſagte ich, ich will nun mit dir für deine eigene Seele, und auch für deiner Eltern Seelen beten.“

„Thun Sie es, Herr! das iſt ſehr gut und wohlmeinend, beten Sie für der armen Neger Seelen, hier und überall.“

Dies war ein neues und feierliches Bethaus. Der Meerſand war unſer Boden, der Himmel unſer Dach, die Klippen, Felſen, Hügel und Wellen bildeten die Wände unſers Hauſes. Es war zwar kein Platz, wo gewöhnlich gebetet wurde, aber für diesmal wurde es ein geheiligter Platz; ich will immer an denſelben als einen ſolchen denken. Die Gegenwart Gottes war da — Ich betete — der Neger weinte — ſein Herz war voll. Ich fühlte mit ihm, und weinte ebenfalls. Der jüngſte Tag wird es zeigen, ob unſere Thränen nicht Thränen der Aufrichtigkeit und chriſtlichen Liebe waren.“

Es war Zeit nach Hauſe zu gehen. Ich lehnte mich auf ſeinen Arm, als wir die ſteile Klippe aufſtiegen. Demuth und Dankbarkeit waren in ſeinem Geſichte ausgedrückt. Ich lehnte mich auf ſeinen Arm mit der Empfindung eines Bruders. Es war eine Verwandtſchaft, die ich zu bekommen mich glücklich ſchätzte. — Ich nahm ihn beim Weggehen bei der Hand, indem ich noch eine Zuſammenkunft, die ſeiner Taufe vorhergehen ſollte, beſtimmte, und nahm für diesmal Abſchied von ihm.

„Gott ſegne Sie, mein lieber Herr.“ „Und auch dich mein Mitchriſt für immer und ewig, Amen.“

Dieſe wichtige und bewegliche Unterredung brachte bei mir eine unbeſchreibliche Empfindung hervor. Auf dem Rückweg nach Hauſe, wurde ich auf die Betrachtung der beſonderen Klarheit und Vortreflichkeit jener Beweiſe des Glaubens und der Bekehrung zu Gott, geführet, welche ich erſt geſehen und gehört hatte. Wie deutlich erhellt es, dachte ich, „daß man ſelig werde aus Gnaden, durch den Glauben; und das nicht aus uns — Gottes Gabe iſt es; nicht aus den Werken, damit ſich nicht jemand rühme.“ (Epheſ. 2, 8. 9.) Wer anders als der Heilige Geiſt, welcher der Urheber und Geber des Lebens der Gnade iſt, hätte eine ſolche Verwandlung aus einem ehemals blinden, verkehrten und unwiſſenden Heiden, in dieſen jetzt überzeugten, erleuchteten, demüthigen und gläubigen Chriſten zu Stande bringen können? — Was kann hier der Namenchriſt eines geſitteten Landes, von der einfachen, aufrichtigen Religion dieſes bekehrten Heiden lernen? —

Ich forſchte nachher beſonders nach dieſes jungen Menſchen häuslicher und allgemeiner Aufführung. Alles, was ich vernahm, war befriedigend: auch konnte ich keinen Zweifel an der Beſtändigkeit ſeines Betragens und Charakters haben. Ich hatte einige fernere Unterredungen mit ihm, während welchen ich einen ſolchen Plan vorſchriftmäßiger Unterweiſung und Prüfung beobachtete, wie ich ihn dem Zuſtand ſeines Geiſtes am angemeſſenſten hielt. Er nahm ſehr im Leſen zu, führte ſeine Heilige Schrift beſtändig in ſeiner Taſche mit ſich und ergriff jede Gelegenheit, welche ihm ſeine Pflicht in ſeines Herrn Dienſte erlaubte, in der Heiligen Schrift zu leſen. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß bei wahrhaft frommen Armen, welche des Vortheils, in früher Jugend leſen zu lernen, beraubt waren, die Sorge für ihre Seele und das Verlangen, Gottes Wort zu wiſſen, ein kräftiger Antrieb geweſen, daß ſie mit großer Leichtigkeit und Vortheil, für ſich ſelbſt und andre, leſen lernten. Genau ſo war es im gegenwärtigen Falle.

Ich war ſeit geraumer Zeit gewohnt, mit einigen ernſthaften Perſonen in einem nicht weit von ſeiner Wohnung entfernten Hauſe, wöchentlich einmal zuſammenzukommen, um gottſelige Geſpräche zu führen, und mit einander zu beten. Da ich dieſe Zuſammenkünfte äußerſt nützlich und wichtig für mich ſelbſt und andere gefunden habe, ſo hielt ich es für ſehr erwünſcht, den Neger dahin mitzunehmen, damit viele Zeugen für die Lauterkeit und Einfachheit des wahren Chriſtenthums ſeyn möchten, wie es ſich im Charakter dieſes vielverſprechenden jungen Neubekehrten darſtellte. Ich hoffte, es möchte ein vorzügliches Gnadenmittel werden, den Geiſt des Gebetes und der Lobpreiſung bei Mehrern zu erwecken und zu ſtärken, über deren geiſtliche Fortſchritte ich ängſtlich wachte. —

Ich erhielt demnach die Erlaubniß ſeines Herrn, daß er mich zu einer dieſer Zuſammenkünfte begleiten dürfte. Obſchon ſein Herr ſelbſt, nicht unter dem Einfluſſe der wahren Religion zu leben, noch einige ernſtliche Bekümmerniß wegen ſeines eigenen Zuſtandes zu haben ſchien, ſo gefiel ihm doch meine Aufmerkſamkeit für ſeinen Bedienten, deſſen Aufführung er jederzeit rühmte.

An dem zur Zuſammenkunft beſtimmten Tage, ging ich zu dem Verſammlungshauſe, das am Ende eines Eichwaldes lag. Als ich mich demſelben näherte, erblickte ich meinen Freund, den Neger, unter einem Baume ſitzend, und meine Ankunft erwartend. In ſeiner Hand hatte er eine kleine Schrift, die ich ihm gegeben hatte; ſeine Heilige Schrift lag auf dem Boden. Er ſtand voller Freude auf und ſagte: „O wie froh bin ich, Sie zu ſehen, ich wartete ſchon lange auf Sie.“

„Wilhelm, ich hoffe du befindeſt dich wohl. Ich will dich zu einigen meiner Freunde mitnehmen, welche, ich hoffe es, auch Freunde des Herrn ſind. Wir kommen an jeder Mitwoch Abends zuſammen, um uns von denjenigen Dingen, die unſern ewigen Frieden betreffen, zu unterreden; und du wirſt, ich bin verſichert, ein willkommener Beſuch ſeyn.“ —

„Herr ich bin nicht gut genug, unter ſolchen guten Leuten zu ſeyn. Ich bin ein großer Sünder. Sie ſind gute Chriſten.“ —

„Wenn du ſie fragteſt, Wilhelm, ſo würde dir jeder ſagen, ſie wären ſchlimmer, als irgend jemand. Manche von ihnen führten ehemals und das noch nicht vor langer Zeit, einen offenbar ſündlichen Lebenswandel; wußten nichts von Gott und waren in Gedanken und Werken Feinde Jeſu Chriſti. Aber die göttliche Gnade hielt ſie in ihrem böſen Laufe auf, und unterwarf ihre Herzen der Liebe und dem Gehorſam gegen Jeſum und ſein Evangelium. Du wirſt weiter nichts, als eine Geſellſchaft armer Mitſünder antreffen, die ſehr gern von der erlöſenden Liebe reden und ſingen, und ich bin gewiß Wilhelm, das iſt ein Geſang, zu dem du dich gern mit ihnen vereinigen wirſt.“ —

„O! ja, Herr, dieſer Geſang iſt juſt für den armen Wilhelm.“

Indeſſen waren wir an die Gartenthür deß Hauſes gekommen. Mehrere wohlbekannte Geſichter zeigten ſich in und neben dem Hauſe, und bewillkommten uns aufs Freundſchaftlichſte beim Eintritte. Es war ſchon bekannt, daß der Neger dieſen Abend die kleine Geſellſchaft beſuchen würde, und Freude ſtrahlte in jedem Geſichte, als ich ihn bei der Hand nahm, und mit den Worten unter ſie einführte: „Ich habe einen Bruder aus Afrika gebracht, der euch zu ſehen wünſchte; heißt ihn willkommen in dem Namen des Herrn Jeſu Chriſti.“ —

„Herr, ſagte ein demüthiger und frommer Landmann, deſſen Herz und Zunge immer von chriſtlicher Liebe überfloſſen, wir freuen uns jederzeit unſern lieben Herrn Pfarrer zu ſehen, beſonders heute in ſolcher Geſellſchaft, als Sie mit ſich gebracht haben. Wir haben vernommen, wie gnädig der Herr gegen ihn geweſen ſei. Gieb mir deine Hand, guter Freund (ſich zum Neger wendend.) Gott ſei mit dir, hier und überall; und gelobet ſei ſein heiliger Name, daß Er Sünder ruft, wie Er, wie ich hoffe, gegen mich und dich gethan hat, um Ihn zu lieben und Ihm zu dienen, um ſeiner Barmherzigkeit willen." — Jeder von ihnen grüßte ihn beim Eintritte ins Haus und einige redten ihn ſehr freundlich an.

„Herr, ſagte er, ich weiß nicht was ich zu allen dieſen guten Freunden ſagen ſoll: mich dünkt, dies ſieht einem kleinen Himmel auf Erden ähnlich." — Mit Thränen in ſeinen Augen, welche, ehe er ſprach, auch allen Anweſenden Thränen ablockten, ſagte er dann: Gute Freunde und Brüder in Chriſto Jeſu, Gott ſegne euch alle, und bringe euch endlich in den Himmel."

Es war immer meine Gewohnheit, wenn ich mit dieſen Freunden zuſammen kam, mit Gebet und Leſen eines Stückes der Heiligen Schrift, den Anfang zu machen. Als ich dieſes auch jetzt gethan hatte, ſo ſagte ich zu den Anweſenden, daß die Vorſehung Gottes dieſen jungen Menſchen für einige Zeit meiner Seelſorge untergeben habe, und da ich ihn in einer ſehr ernſthaften Verfaſſung fände, auch ihn für aufrichtig in ſeinem Religionsbekenntniſſe hielte, ſo wäre ich entſchloſſen, ihn, ſeinem eignen Verlangen gemäß, zu taufen. Ich hätte ihn jetzt mit mir gebracht, um mit uns in chriſtlicher Unterredung ſich zu vereinigen; denn, wie es in den alten Zeiten geſchah, die den Herrn fürchteten, ſprachen oft mit einander, zum Beweis, daß ſie an ſeinen Namen gedachten; (Mal. 3, 16.) ſo hoffte ich, würden wir eine Chriſten- und Bruderpflicht in dieſer Verſammlung zu aller Erbauung erfüllen.

Ich wandte mich hierauf an den Neger mit der Frage: „Wilhelm, ſage mir, wer hat dich erſchaffen?“ —

„Gott, der gute Vater.“ —

„Wer hat dich erlöſt?“ —

„Jeſus ſein geliebter Sohn der für mich ſtarb.“ —

„Wer heiliget dich?“ —

„Der heilige Geiſt, welcher mich den guten Vater und ſeinen lieben Sohn Jeſum kennen lehrt.“ —

„Welches war dein Zuſtand von Natur?“ —

„Ich bin ein Sünder, ich kenne nichts als Sünde, ich thue nichts als Sünde; meine Seele iſt ſchwärzer als mein Leib.“ —

„Iſt ſeitdem eine Veränderung in dir vorgegangen?“ —

„Ich hoffe es, Herr.“ —

„Wenn du verändert biſt, wer hat dich verändert?“ —

„Gott der gute Vater; Jeſus ſein lieber Sohn und Gott der heilige Geiſt.“ —

„Wie geſchah einige Veränderung mit dir?“ —

„Gott machte mich, als ich ein kleiner Knabe war, zum Sclaven.“ —

„Wie, Wilhelm, wollteſt du ſagen, Gott machte dich zum Sclaven?“ —

„Nein, Herr, nein; ich meinte Gott ließ mich durch weiße Menſchen zum Sclaven machen, um mir Gutes zu thun.“ —

„Wie, um dir Gutes zu thun?“

„Er nahm mich weg aus dem Lande der Finſterniß, und brachte mich in das Land des Lichtes.“ —

„Welches Land nennſt du das Land des Lichtes; die weſtindiſchen Inſeln?“ —

„Nein, Herr; dieſe ſind das Land der Finſterniß; aber Amerika iſt für mich das Land des Lichtes; denn dort hörte ich zuerſt den guten Geiſtlichen predigen. Und jetzt iſt dieſer Platz, wo ich nun bin, das Land des größern Lichtes; denn hier lehrten ſie mich noch weit mehr, wie gütig Jeſus gegen die Sünder ſei.“ —

„Was wirkt das Blut Chriſti?“ —

„Es reiniget von allen Sünden; und ſo auch, wie ich hoffe von meinen Sünden.“ —

„Sind denn alle Menſchen durch ſein Blut von Sünden gereiniget?“ —

„O nein, Herr.“ —

„Welche werden gereiniget und ſelig?“ —

„Die, welche an Ihn glauben." —

„Kannſt du das aus der Heiligen Schrift beweiſen?" —

„Ja, Herr, wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das ewige Leben nicht ſehen, ſondern der Zorn Gottes bleibet über ihm. (Joh. 3, 36.) —

„Was heißt Glauben haben?" —

„Es heißt, wie ich dafür halte, viel an Jeſum denken, Ihn viel lieben; glauben, daß alles, was Er ſagt, wahr ſei, zu ihm recht viel beten; und wenn ich mich ſehr ſchwach und ſündhaft fühle, zu denken, daß Er ſehr mächtig und gütig iſt, und das Alles um meinetwillen." —

„Und haſt du einen ſolchen Glauben, wie du ihn beſchreibeſt?" —

„O, Herr, ich denke oft, ich hätte keinen Glauben." —

„Warum ſo, Wilhelm?" —

„Wenn ich gern an Jeſum Chriſtum denken will, ſo laufen meine Gedanken nach andern Dingen; wenn ich ihn gern lieben will, ſo ſcheint mein Herz ganz kalt; wenn ich alles, was Er den Sündern ſagt, gern für wahr halten will, ſo denke ich, es ſei für mich nicht wahr; wenn ich gern beten will, ſo giebt mir der Teufel böſe Gedanken ein und ich danke Chriſto nie genug. Nun alles dieſes macht mich manchmal beſorgt, ich hätte keinen Glauben.“ —

Ich bemerkte, als er dieſes ſagte, bei einigen der Anweſenden einen hohen Grad von Aufmerkſamkeit und Mitgefühl. Ich ſagte dann: „Ich denke, Wilhelm, ich kann beweiſen, daß du den Glauben haſt, ungeachtet du das Gegentheil fürchteſt. Antworte mir noch auf einige Fragen.“ —

„Fiengſt du an von dir ſelbſt und durch dein eigenes Wirken zu denken, daß du ein großer Sünder ſeiſt, und zu fühlen daß du eines Erlöſers bedürfeſt?“ —

„O nein! es kam mich an, da ich gar nicht daran dachte, und nichts deswegen ſuchte.“ —

„Wer ſandte den guten Geiſtlichen in Amerika, durch ſeine Predigt deine Seele zu erwecken?“ —

„Ganz gewiß Gott.“ —

„Wer ſing alſo das Werk von ernſthaften Gedanken und Empſindungen in deiner Seele an?“ —

„Der gute Gott; ich konnte das gewiß nicht von mir ſelbſt thun.“ —

„Denkſt du nicht, daß Jeſus Chriſt und ſeine Erloſung das einzige Nothwendigſte und Wünſchenswertheſte ſei?“ —

„O ja, davon bin ich ganz überzeugt.“ —

„Glaubſt du nicht, daß er dich ſelig machen könne?“ —

„Ja er kann aufs Vollkommenſte ſelig machen.“ —

„Denkſt du, er wolle dich nicht ſelig machen?“ —

„Das darf ich nicht ſagen. Er iſt ſo gut, ſo barmherzig, ſo liebreich; Er will den, der zu Ihm kommt, nicht hinausſtoßen.“ —

„Wünſcheſt, verlangeſt und ſtrebſt du ſeine Gebote zu halten?“ —

„Ja, Herr, weil ich Ihn liebe, und deswegen will ich gern thun was Er ſagt.“ —

„Biſt du willig um ſeinetwillen zu leiden, wenn Gott dich dazu berufen würde?“ —

„Ich glaube, ich könnte, aus Liebe zu ihm, ſterben; Er hielt es nicht für zu viel, für Sünder zu ſterben, warum ſollten Sünder es für zu viel halten, für einen ſo guten und treuen Erlöſer zu ſterben?“ —

„Ich denke und hoffe, daß ich zu dir ſagen dürfe: dein Glaube hat dir geholfen.“

So endete meine Prüfung für diesmal. Die anweſenden Freunde hatten mit der innigſten Theilnahme zugehört. Einer derſelben bemerkte nicht ohne ſichtbare Bewegung: Ich ſehe, Herr, daß obſchon einige Menſchen weiß und andere ſchwarz ſind, das wahre Chriſtenthum durchaus nur von Einer Farbe iſt. Mein eigen Herz hat jedem Worte dieſes jungen Menſchen beigeſtimmt.“ „Und ſo auch das meine!“ hallte es aus jedem Theil des Zimmers wieder.

Nachdem wir noch einige Zeit überhaupt über des Negers Geſchichte geſprochen hatten, ſo ſagte ich: Laſſet uns nun Gott preiſen, für die reiche und unausſprechliche Gabe ſeiner Gnade, und das Lied von der erlöſenden Liebe ſingen; welches auch geſchah. Der Neger war an unſre Weiſe, zu ſingen, nicht ſehr gewohnt; doch ſang er mit der größten Ernſthaftigkeit und Rührung, die zeigten, wie wahr er empfand, was er ausſprach. Als der fünfte Vers geſungen war: „Nichts brachte Ihn vom Himmel herab, nichts als die erlöſende Liebe;“ ſo wiederholte er dieſe Worte, ohne faſt zu denken wo er ſich befand: „Nein, nichts, nichts als erlöſende Liebe bringt Ihn herab zum armen Wilhelm, nichts als erlöſende Liebe.“

Ich ſchloß mit einigen Bemerkungen über die Natur der Erlöſung und des Seligwerdens aus Gnaden, und ermahnte alle Anweſenden, auf dem Himmelswege vorwärts zu ſchreiten. Es war ein Abend, deſſen Umſtände, wenn ihrer nie auf Erden gedacht worden wäre, doch unſtreitig im Buche der Erinnerung im Himmel geſchrieben waren. Ich beſtimmte hierauf den Tag der Taufe des Negers, und nahm dann Abſchied von meiner kleinen lieben Geſellſchaft.

Der Mond ſchien hell auf meinem Heimwege; und ſtrahlte ſehr ſchön vom Waſſer des Meeres wieder. Ich hatte ſo eben mich mit meinen Freunden im Preiſe des Gottes der Gnade und Vorſehung vereiniget; und jetzt forderte der Gott der Natur einen neuen Tribut der Dankſagung für die Schönheiten und Ergötzungen der Schöpfung, wie David ſang: „Wenn ich ſehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereiteſt; was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt, und das Menſchenkind, daß du dich ſeiner annimmſt.“

Wenige Tage nachher wurde der Neger getauft, und kurz darauf ging er mit ſeinem Herrn auf eine Reiſe. Seitdem konnte ich keine Nachricht von ihm erhalten. Ob er noch als ein Pilger auf dieſer niedrigen Erde wallet, oder ob er ſchon in der Herrlichkeit mit den Himmelschören im Lobſingen der erlöſenden Liebe ſich vereiniget hat, das weiß ich nicht. Das weiß ich aber, er war ein Denkmal zum Preis des Herrn; er trug das Bild ſeines Erlöſers in ſeinem Herzen eingedruckt, und wieß die Merkzeichen der bekehrenden Gnade in ſeinem Leben und Wandel mit ungeheuchelter Aufrichtigkeit. O, gieb Gott die Ehre!

Du fühleſt, lieber Leſer! in der vorſtehenden Geſchichte das Wachen einer höheren, recht allmächtigen Liebe, die das Herz heiligt und beſſert. Vielleicht, und Heil dir wenn es ſo iſt, iſt dir dieſes Wachen aus eigner Erfahrung bekannt. Wir freuen uns dieſes allbewegenden Lebenshauches, wenn wir auch nur ſein Sauſen hören und fühlen, ohne zu wiſſen woher er kommt und wohin er fährt. So auch in den nachſtehenden Mittheilungen, welche nur Bruchſtücke aus einer noch ungedruckten Geſchichte ſind, in welcher jener lebendige Hauch wohl ſo deutlich und mächtig gefühlt wird, als in wenig andren, und welche in Kurzem von einer ſehr würdigen und geübten Hand öffentlich bekannt gemacht werden ſoll.

* *, in deſſen Gemeine ſich das nachſtehend Erzählte (ohngefähr im Jahr 1810) zutrug, war durch dringende kräftige Erfahrung von innen und auch von außen dazu getrieben, den lebendigen Glauben an Chriſtum und ſeine das Menſchenherz mit Gottes Gewalt erneuernde, heiligende, beſſernde Kraft, frei und laut zu predigen. Nicht unſre ſogenannten moraliſchen Handlungen und Tugenden machen uns gut und innerlich ſelig, ſondern jener lebendige Glaube, der erſt die eigentliche, rechte Tugend zur unausbleiblichen Frucht trägt. („Fromme Werke machen noch keinen gerechten frommen Mann,

ſondern der fromme gerechte Mann macht fromme gerechte Werke.) Daher fangen es auch unſre Moralprediger etwas ſehr verkehrt an, indem ſie den entlaubten Bäumen, die ſie vorher aus dem einzig natürlichen Boden und Sonnenſtrahl geriſſen, immer nur zuruffen: tragt Früchte, ohne ihnen vor allen Dingen nur den Lebensſaft und Sonenſtrahl zu geben, welcher die Früchte ſchon von ſelber, ohne weiteres Menſchenzuthun hervortreiben wird. Dieſen Lebensſaft ließen denn auch * * und ſein gleichgeſinnter Mitarbeiter reichlich Jeden aus ihren Reden und Beiſpiel ſchöpfen, der Ohren hatte zu hören, Augen zu ſehen.

Ueber die Form dieſer Mittheilungen gilt für Einige, nach deren feinen Geſchmack ſie vielleicht nicht recht ſeyn will, das Wort, was der liebe * * ſelber darüber ſagt:

„Bei dieſen Geſchichtlein iſt überhaupt zu merken, daß die Worte und Windlein, in denen Chriſtus eingewickelt, den Leuten ſo hingegeben ward, zwar ſchlecht und manchmal anſtößig ſeien; aber der Geiſt der dieſe Worte ſowohl im Herzen des Predigers, als im Herzen des Hörers anzündete, war nicht ſchlecht, es war ein Feuer- und Liebesgeiſt, er lebte und belebte, und dieſem Geiſte allein iſt aller Segen zuzuſchreiben. Der Menſch iſt nichts und kann nichts, außer es ſei ihm von oben gegeben.“ Nun alſo zu unſern Fragmenten, die ſich manches Herz wohl leicht zu einem ſchönen Ganzen wird zuſammenſetzen und beleben können.

— „Die zweite war Magdalene Glockerin, eine Wittwe von vielen Kindern und von vielen guten Werken. Sie gab den Armen viel, machte viele fromme Stiftungen, war reich an allen gottesdienſtlichen Uebungen, war aber bei alle dem immer unruhig, ängſtlich, voll Furcht vor dem Tod und den Schrecknißen jener Welt. Auf einmal wollte es mit allen ihrem Beten und Uebungen nicht mehr recht gehen. Sie weinte darüber oft bitter. „Ich bin und kann ja gar nichts mehr!“ ſagte ſie, und weinte.

„Endlich an einem Feſttag, wo ihr Elend und ihre Verwirrung aufs Höchſte geſtiegen war, und wo ſie auch gegen ihren Beichtvater aufgebracht war, weil er ihr öfter ſagte: „du willſt dich immer ſelbſt gerecht machen, du ſelbſt gerechtes Ding“ gieng ſie in ſeine Frühlehre. Da wars ihr, als wenn die Frühlehre von Wort zu Wort ganz nur auf ſie gemacht wäre. Alle Worte fuhren ihr wie Pfeile ins Herz. Er meint ja ganz nur mich, er predigt ja ganz auf mich, ſagte ſie immer zu ſich ſelbſt, und bückte ſich vor Schaam und Betroffenheit tief in den Stuhl hinab. Nach der Frühlehre kam ſie denn zu ihrem Beichtvater * *, voll Verzweiflung und

Angſt. Was ſie ſich bisher nie zu ſagen getraute, das mußte jetzt heraus, denn es gieng auf Leben und Tod. Alle Falten und Winkel des Herzens waren aufgeriſſen. * * predigte ihr den Glauben an Chriſtus und ſein Evangelium, verdollmetſchte ihr die Frühlehre noch mehr, und ſie aß und trank jedes Wort von ſeinem Munde weg, verſtund Alles, empfand Alles und glaubte Alles lebendig weg. Und ſiehe es war ihr geholfen! Unausſprechlich war ihre Ruhe, ihre Freude und ihr Friede. Alle vorigen Aengſten und Scrupel waren weg. Sie gieng aus dem alten Weſen der Angſt ins Weſen der Liebe über. Sie fiel dem * * zu Füßen, um ihm für die Weiſung zu Chriſtus zu danken, weinte, lachte, und wußte ihre Dankbarkeit und Liebe nicht genug an den Tag zu legen. Sie lieſt fort und fort in der Bibel, und findet Licht, Troſt und Leben darinnen, ob ſie ſchon nur kümmerlich leſen kann.“

„Auch ſie ließ ſich weder durch Lügen noch durch Läſterungen irre machen; ſondern blieb ſtandhaft im Glauben, gratulirte dem * * zu aller Verfolgung, und wies immer auf die Bibel, daß es ſo geſchehen müſſe. „Es ſteht ja ſo, ſagte ſie immer. Wenn ich nur auch ſo leiden dürfte!“ Sie bekam aber ſpäter von den Andersdenkenden auch fleißig ihren Kelch.

„Dieſe Glockerin brachte bald darauf ihre eben ſo gutmüthige aber ungläubige Schweſter, Namens Sepin, die einen Mann und viele Kinder hatte. Dieſe ſahe überaus betrübt, traurig und erſchrocken drein, hieng den Kopf und ſah finſter. Ihre Schweſter Glockerin aber und ein kleines Kind von ihr ſtunden wie Engel Gottes neben ihr, voll Heiterkeit, voll Freude und Friede.“

„Potztauſend ſagte * *, ſie das erſte Mal ſehend, was machſt du noch für ein ungläubiges Geſicht! Sieh dein fünfjähriges Kind und deine Schweſter an, wie dieſe zwei ſo heiter und fröhlich ſchauen! Du allein biſt ſo niedergeſchlagen, daran iſt dein Unglaube ſchuld. — Es kann wohl ſeyn, erwiederte ſie, und zitterte dabei an Händen und Füßen.“

„Nun predigte ihr * * mit vielen Worten den Glauben an Chriſtus, ſein Gehülfe, der ihr Beichtvater war, wirkte getreulich mit, und ſie kam in kurzer Zeit zum lebendigen Glauben, zum Frieden Gottes, zur Heiterkeit, zur Ruhe ihres Gewiſſens, und ſteht bis dieſe Stunde feſt darinnen; ihr Glaube iſt geprüft und bewährt. Am meiſten wirkte auf dieſe Sepin ihr fünfjähriges, unſchuldiges Kind. Dieſes fragte * *, wer hat dich geheiliget? Das Kind antwortete: Der heilige Geiſt. — Wo? — Antwort: in der heiligen Taufe. — Haſt du dieſe Heiligung verdient, oder hat ſie dir der heilige Geiſt geſchenkt? — Antwort: der heilige Geiſt hat ſie mir geſchenkt. Jetzt weinte die Mutter. — Sieh' ſagte * * zum Kinde, deine Mutter weint! Hat ſie denn der heilige Geiſt nicht etwa auch geheiliget? Ja! antwortete das Kind. — Aber ſieh', fuhr * * fort, deine Mutter glaubts nicht, darum weint ſie; du aber glaubſt es, daß du durch Jeſus Chriſtus aus Gnaden und umſonſt heilig ſeieſt, darum lachſt du und biſt fröhlich. Wenn deine Mutter glauben könnte wie du, ſo wäre ſie auch fröhlich wie du. Das Lamm Gottes nähme ihre Sünden von ihr, und der heilige Geiſt heiligte ſie wie dich; denn Gott reiniget unſre Herzen durch den Glauben. (Apoſt 15, v. 9.) Jetzt ward die Sepin auf einmal lachend und heiter. Sie ſprach das Wort: ich glaube, mit einer Mark und Bein durchdringenden Empfindung aus; weinte wohl noch, aber ihr Weinen war mit Lachen, mit Liebe und mit Dank vermiſcht. Sie gieng froh und ſelig heim, kam aber bald wieder, und lachte ſchon zur Thüre herein. Sie konnte ihre Dankbarkeit und ihre Freude, die ſie über den lebendigen Glauben hatte, nicht genug ausdrücken. Und ſie blieb feſt und beſtändig und ihr Wandel zeigte es, daß ihr Glaube, ihre Liebe zu Chriſtus, rechter lebendiger Art war.“

„Die 4te von dieſen iſt Klambauerin, eine verheurathete, allgemein beliebte, fromme und wohlthätige Braumeiſterin, die viele Kinder und einen dem Trunk ergebenen Mann hat. Sie war ſchon lange eine aufmerkſame Hörerin unſerer Predigt, und hatte eine großmüthige Freude daran; obſchon ſie anderthalb Stunden in die Kirche und ein großes Hausweſen hat, ſo ließ ſie doch nie eine Predigt aus. Schon ſeit langer Zeit hatte ſie den heißen Trieb und Vorſatz im Herzen, einmal zum Pfarrer zu gehn, ſich recht ſatt mit ihm zu reden, ihm für ſeine Predigten zu danken, und ihr Herz recht auszuleeren. Allein ihre vielen Haus- und Wirthsgeſchäfte, und eine gewiſſe Schüchternheit, hielten ſie lange ab. Endlich kam ſie doch einmal nach der Kirche daher, und dankte unter Thränen und Handküſſen für die Predigten. **, der ihr Innres aus dem Beichtſtuhl kannte, und wohl wußte, daß ſie noch ſehr unruhig und ängſtlich in ihrem Gewiſſen ſei, ſagte ihr friſch ins Geſicht: Klambauerin, ob du ſchon meine Predigten gern höreſt, und heut dich dafür bedankſt; ſo fürchte ich doch du glaubſt und traueſt meinen Worten noch nicht ganz. O, erwiederte ſie, ich glaube Alles was Sie predigen. Ich zweifle, ſagte **. Sieh, deine Unruh, deine Angſt, die du noch mit dir in deinem Herzen über deine Sünden herumträgſt, ſind ein Zeichen, daß noch Unglaube in dir ſtecke, und du noch nicht ganz feſtglauben könneſt, daß Gott auch dir um Chriſti willen alle deine Sünden vergeben, und dir ſeinen heiligen Geiſt ins Herz ſchenken wolle. Jetzt fieng ſie an zu weinen und zu ſagen: ja da fehlt es freilich noch bei mir; ich bin einmal eine zu große Sünderin, es iſt ja nicht möglich daß Gott mir Alles verzeihe. „Klambäuerin, fieng * * an, ich bin ein größerer Sünder als du, iſt es aber Gott möglich geweſen, mir, der Sünderin bei ſeinen Füßen, dem Mörder am Kreuze, dem David, dem Petrus, dem Paulus zu verzeihen; ſo wird es ihm wohl auch möglich ſeyn, Dir zu verzeihen. Sieh wie Du Gott jetzt eben wieder mit Deinem Unglauben beleidigeſt! Schäme Dich doch vor mir, Deinem Pfarrer, auf dem Zimmer da, ſo zu ſündigen."

Klambäuerin weinte immer ſtärker, und konnte vor Weinen nicht mehr antworten. Den ſpeciellen Unglauben: daß Gott ihnen ihre ſpeciellen Sünden vergeben könne und wolle, halten die meiſten Sunder für keine Sünde; ſondern für eine Tugend, für Beſcheidenheit und Demuth. Sie wiſſen nicht, daß man Gott durch Glauben und Vertrauen eine Ehre erweiſen könne und ſolle. Nun überzeugte ſie * * mit vielen Schriftſtellen, daß Gott die Herzen der größten Sünder durch den Glauben reinige und gut mache; daß man ſich die rechte, vor Gott geltende Gerechtigkeit nicht durch gute Werke, ſondern durch den Glauben erwerben könne und müſſe, Röm. 3, v. 28.; daß dieſe Gottesgerechtigkeit durch den Glauben an Jeſum Chriſtum in Alle und über Alle geſchenksweiſe komme, die an Ihn glauben, und da ſei kein Unterſchied zwiſchen einer Bräuerin, einem Pfarrer und einem Mörder, Röm. 3, v. 22. u. 23. denn vor Gott ſind alle Menſchen ungerecht und Sünder; niemand iſt gerecht als Gott, und wen er gerecht macht. Gerecht macht Er aber nur den, der im Glauben an Jeſum Chriſtum lebt, Röm. 3, v. 26. Darum ſei ſo gut, Klambäuerin, und laß dir auch einmal ein recht großes Almoſen geben, für die vielen Almoſen die Du den Armen, und meinen Mitgeiſtlichen, die, wenn ſie einen weiten Amtsgang haben, allemal umſonſt bei Dir auf Mittag eſſen, ſchon gegeben haſt. Sieh! ich ſage Dir, Gott der himmliſche Vater hat Dich ſo lieb, daß Er auch Dir nicht blos ein Faß voll Geld, nicht Himmel und Erde, ſondern noch etwas Größeres: Seinen eingebohrnen Sohn mit all Seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit und Verdienſten, wie ein Almoſen, ſchenken und geben will. Auch will er Dir alle Deine Sünden auf der Stelle vergeben, und Du darfſt vor der Hand nichts thun als den Mund, die Hände, das Herz, die

Ohren aufthun, und das groſſe Almoſen annehmen. Glaubſt Du das? – Unter einem Strom von Thränen antwortete ſie: ich kann nimmer anders, ich muß glauben. — Selig biſt Du, ſprach * *, weil Du nur nicht mehr anders kannſt. Geh hin im Frieden, Deine Sünden ſind Dir vergeben, Dein Glaube hat Dir geholfen. „Jetzt kann ich noch nicht gehen, ſagte ſie, mir iſt ſo wohl, als wenn ich im Himmel wäre. Wenn Sie es erlauben, bleib ich noch da, noch lange da; ſo iſt mir mein Lebtag noch nie geweſen. Und ſie blieb von Morgens 8 Uhr bis Abends 5 Uhr, und trug den Frieden Gottes mit ſich nach Hauſe.“

Aber dieſe Freude dauerte nur drei Tage; am vierten kam ſie ganz verzagt daher und ſagte weinend: Ach ich habe meinen Glauben und meinen Frieden verlohren; aus iſts mit mir, ich werde kaum ſelig werden können. Warum denn nicht, fragte * *. Antwort: Ach, weil ich eine Bräuerin, Wirthin, ein Weib von einem immerfort berauſchten Manne und eine Mutter von vielen Kindern bin; — ich hab der Anfechtungen, der Zerſtreuungen, der Geſchäfte allzuviel. * * lachte nur, und ſagte: Jetzt bin ich mir gewiß, daß Dein Glaube vor drei Tagen der rechte und wahre geweſen ſei, weil er ſchon ſo heftig angefochten und geſichtet wird. Nur friſch dran, und den Muth nicht ſinken laſſen!

Wenn man nicht in allen Ständen an Jeſus Chriſtus glauben, nach dem Glauben leben und ſelig werden könnte; ſo hätte Jeſus nie befehlen können, daß man das Evangelium aller Welt, allen Kreaturen predigen ſoll. Er hätte ausdrücklich ſagen müſſen: nur den Braumeiſtersleuten, nur den Wirthsleuten, nur den Weibern die einen verſoffenen Mann, viele Kinder und einen Hausſtand haben, denen prediget es nicht; denn dieſe können nicht glauben, haben nicht Zeit zum ſelig werden. Nun aber, das hat Jeſus nicht geſagt, alſo friſch von vorn angefangen und Stand gehalten!"

Durch dieſe und andre Vorſtellungen wurde ſie wieder hergeſtellt, und gieng wieder mit dem alten Frieden Gottes heim. Nur äußerte ſie öfters den Wunſch, wenn ſie nur ihren Mann, ihre Wirthſchaft, ihr Bräuhaus verlaſſen, und mit dieſem Glauben und Frieden ſich in eine Einöde oder ins Stüblein ſetzen dürfte. „Nichts da, ſagte **, bleib wo Dich Gott hingeſetzt hat! Mitten in der Welt haben die Apoſtel und die erſten Chriſten ihren Glauben, ihre Liebe und ihren Frieden erhalten, und waren Menſchen, wie ich und Du. Haben ſie es vermocht; ſo vermögen wir es auch. Bleib wo Du biſt!"

Sie gieng beruhigt ihre Wege. — Selbſt ſelig, wollte ſie auch andre beſeligen. Bei mehreten Freundinnen und Nachbarinnen gelang es ihr auch wirklich, und dadurch ward ſie allemal noch ſtärker im Glauben; ſo daß ſie ſich durch die nachmaligen Läſterungen und Stürme nicht im geringſten beunruhigen ließ.

Klambäuerin ſteht feſt bis auf dieſe Stunde, und befeſtigt viele ande. Nur bekennt ſie, daß ſie jetzt bei weitem nimmer ſo allgemein beliebt ſei, wie vorhin, ſondern da und dort ſeien ihr jetzt die Leute feind, ohne zu wiſſen warum? * * antwortet: ich gratulire! Jeder Abel hat ſeinen Cain. Chriſt ſeyn, und ohne Urſache gehaſſet werden, gehört zuſammen! Friſch fort!“

Ein anderer, der hier zu erwähnen, war der Löffelmacher zu * * *. Als * * zu ihm kam, ihm das Abendmahl zu reichen, lachte er ihm todtenblaß, und beide Hände nach ihm ausſtreckend, aus dem Bette entgegen. * * blieb am Fuße ſeines Bettes ſtehen und ſprach: Das iſt recht, daß du den großen Gaſt, Jeſum Chriſtum, den ich Dir bringe, wie Zachäus, freudig mit beiden Händen, und mit lachendem Herzen aufzunehmen bereit biſt. Da weinte er und ſagte: ja, Jeſum will ich! Wenn meine Augen ihn geſehen haben, ſo will ich, wie Simeon gerne ſterben.

* *, „Ja, mit Ihm und in Ihm, iſts gut leben und ſterben, wenn wir Ihn haben; ſo haben wir genug und Alles.“

„Er. Ja das glaube ich auch: aber Sünden habe ich vielmehr, als ich mein Lebtag Löffel gemacht habe.“

* *, „es ſei das! wenn du es nur recht erkennſt und bekenneſt und bereueſt. Ich nehme ſie alle mit mir fort, denn Chriſtus iſt das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der ganzen Welt; und weil der Löffelmacher auch ein Stücklein von der Welt iſt, ſo nimmt er auch Löffelmachers Sünden weg, ſei es, daß ihre Anzahl die Zahl der gemachten Löffel überſteigt, ſo überſteigt ſie doch kaum die Anzahl der Sandkörner am Ufer des Meeres, und ſollten ſie auch dies, ſo iſt für den, der glaubt und liebt, noch Barmherzigkeit und Gnade da. Wir ſind alle zuſammen nichts nutz, nicht ein Einziger iſt gerecht vor Gott, Röm. 3, v. 10. Chriſtus macht den barmherzigen Samariter an uns allen; Er trifft uns alle nackt, blos, ausgezogen, voll Blut und Wunden, voll Sünd und Laſter, an der Straße dieſer Welt liegend, an. Voll Mitleid und Erbarmen, geht Er zu uns hin, wäſcht unſre Wunden aus, gießt Oel und Wein darauf, verbindet uns, giebt und legt uns das Kleid ſeiner Gerechtigkeit an, nimmt uns auf ſein Laſtthier: ſeine Schultern, bringt und trägt uns in die Herberge der Rechtgläubigen, und übergiebt uns dem Wirthe, dem Pfarrer, mit dem Auftrage: ſorge für ihn; kommt wie-

der, und trägt uns zuletzt in die Herberge des Himmels.“

Der Löffelmacher weinte und ſagte: „ich bin wohl der Menſch der unter die Mörder fiel, und voll Wunden da liegt, aber ich ſehe auch, daß ſich Gott meiner erbarmet. Zeige mir, ſagte * *, deine Wunden, und im Namen Jeſu heile ich ſie Dir Alle. — Jetzt fieng er, mit vielen Thränen, und mit vieler Aufrichtigkeit, ſeine Beichte an, war aber ſo voll Zuverſicht, daß ihn Gott um Chriſti willen ſeine Sünden vergebe, daß er keines weiteren Troſtes mehr bedurfte.

Acht Tage lang gieng * * täglich zu ihm, nicht um ihn zu tröſten; ſondern bei ihm Troſt für ſich zu holen. Er tröſtete auch ſein Weib, ſeine zwei Kinder, ſeine Schweſter und ſeine Nachbarn, ſo daß alles um ſein Krankenbett ſeyn wollte. Nach acht Tagen aber kamen Anfechtungen, Zweifel, Aengſtlichkeiten. Jetzt mußte * * ihn tröſten. So lang er das Wort des Troſtes hörte, war er wieder gläubig, ruhig, fröhlich, ſelig. Aber bald wars wieder erloſchen, darum ſahe er mit Schmerzen und Sehnſucht der Stunde entgegen, wo * * wieder kam. Dieſer Zuſtand der Anfechtung und Troſtloſigkeit dauerte faſt acht Tage. Die letzten drei Tage aber war und blieb er, bis zu ſeinem Ende, voll Zuverſicht und Troſt. Sein Krankenbett und ſein Tod, waren für die ganze Nachbarſchaft überaus merkwürdig und rührend. Mir iſt, wegen Länge der Zeit, das Meiſte entfallen.

Sepl in der Traumühle, ein einfüßiger, lediger Menſch von etlichen 40 Jahren, war immer ſehr wohl beleſen in der heiligen Schrift, die er den ganzen Tag in Folio auf dem Tiſch liegen hatte, und worinnen er, bis es in der Mühle ſchellte und leer gieng, fleißig las, und daher die Predigten von * * alle in ſeiner Bibel fand und zeigte, und daraus den * * und ſeine Lehre, wider alle Läſterer die in ſeine Mühle kamen, laut vertheidigte. Indeß war ihm doch das Geheimniß von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an Chriſtus in etwas verhüllt und verborgen.“

Als ihn einmal * *, in der Bibel leſend, auf ſeiner Mühlſtube antraf, fragte er ihn: verſteheſt du auch was du lieſeſt? Sepl. Ja da habe ich gerade etwas, worüber ich ſchon lange kopfe, und wozu ich einen Philippus, einen Ausleger brauchte. — Was denn? fragte * *. — Das da, antwortete Sepl, und zeigte auf die Stelle: Gal. 3, v. 10. u. 11. die alſo lautet:

„Denn die ſich auf des Geſetzes Werke verlaſſen, die ſind unter dem Fluche. Denn es ſtehet geſchrieben: Verflucht ſei jedermann, der nicht bleibet in alle dem, das geſchrieben ſtehet im Buch des Geſetzes, daß ers thue. Daß aber durchs Geſetz niemand gerechtfertiget wird, zeiget offenbar das Wort: Der Gerechte hat ſein Leben aus dem Glauben.“

„So? ſagte * *, da biſt Du gerade über die rechte Ketzerei gekommen. — Ja ich hab mirs ſchon gedacht, erwiederte Sepl, wie verſtehen Sie denn dies? — Ich will Dirs wohl ſagen, ſprach * *, aber Du mußt Dich nicht ärgern, und mich nicht gleich wie die Andren einen Ketzer heißen. — Ei ja wohl, entgegnete Sepl, ſo ein Narr bin ich nicht. Nun erklärte * * die Stelle ungefähr ſo: Kein Menſch thut Alles was das Geſetz fodert, und Du Sepl auch nicht. Folglich iſt nach dem Geſetz kein Menſch gerecht, Alles ſteht unter dem Fluche. Wollen wir dem Fluche und der Verdammung entkommen; ſo müſſen wir an Chriſtum glauben, und durch dieſen Glauben werden wir gerecht vor Gott, werden Sünden- Strafen-Fluchfrei, und der Gerechtigkeit Gottes und des ewigen Lebens theilhaftig. Alſo ſagt Paulus recht: Der Gerechte hat Vergebung und Leben aus dem Glauben.“

Sepl merkte ungemein auf, begriff und ergriff die Erklärung mit tauſend Freuden. Inzwiſchen kam ſeine Schwägerin, die verwittwete Müllerin, deren Werk er führt, mit ihren Kindern und etlichen Nachbarn in die Stube herein. Dieſe trafen die beiden Schriftgelehrten voll Freude bei ihrer Bibel an. Sepl, der ſeine Freude und ſeinen Glauben gern der ganzen Welt mitgetheilt hätte, bat den * *, daß er die Stelle nochmals leſen und erklären möchte. * * thats noch einmal, und die neu angekommenen Gäſte ergriffens wie Sepl, und alle wurden voll Glauben, voll Troſtes und voll Freude, und ſeit der Zeit leſen und forſchen ſie täglich im ganzen Hauſe in der Bibel. Auch bitten ſie den * * eines Bittens, er möchte doch alle Sonn- und Feiertage eine Stunde lang kommen, und ihnen jene Stellen in der Bibel auslegen, die ſie im Durchleſen ſich alle acht Tage merken, und ihm zur Auslegung vorlegen wollten. Dies geſchieht denn faſt alle Sonntage, und * * findet dort allemal nach der Arbeit ſeine ſeligſte Erholung.

„Selbſt glaubig, wollte Sepl ſogleich auch Andere gläubig machen. Er nahm alſo eines Tages die Bibel in den Sack, ſeine zwei Krücken unter die Arme, und gieng und ſtelzte in ſeines Nachbars Haus, wo er wußte daß eine ganze Stube voll ſelbſtgerechter und widerſpenſtiger Leute waren. Hier predigte er ſeinen lebendigen Glauben, und bewies ihn aus der Bibel mit vielen Worten. Allein Sepl fand keinen Glauben, ſeine Zuhörer wurden zornig auf ihn, und der eine ſtahl ſich da, der andre dort davon. Der Hausvater gieng aus Zorn in die Kammer hinaus, und nun ſaß der Glaubensprediger allein in der Stube, und weil niemand Amen ſagte, ſtelzte er traurig wieder heim. Da mußte der einfüßige Prediger erfahren, daß der Glaube nicht jedermanns Ding ſei, und daß man die Schelle nicht jedem gleich ſo anhängen könne. Als er dieſen Zufall dem * * erzählte, fragte ihn dieſer, ob er vor ſeiner Predigt auch den heiligen Geiſt angerufen habe? — „Nein, ſagte er, ich habe gemeint es gehe gleich ſo; aber das Ding iſt anders, ich mag kein Glaubensprediger werden, ich will für mich glauben.“ —

So viel einſtweilen aus jenen Mittheilungen. Die Beiſpiele ließen ſich hier ſehr vervielfältigen, aber ſie würden alle, nicht gerade immer unter dieſer, ſondern unter den verſchiedenſten Formen, daſſelbe lehren.

Wenn du nun, lieber Leſer! in den vorſtehenden und andren ähnlichen Beiſpielen, das Wehen des lebendigen Glaubens, von welchem hier die Rede iſt, fühleſt, und auch noch nicht verſteheſt woher das Wehen kommt und wohin es fährt; ſo laß dich das nicht ärgern.

Haſt du auch wohl einmal in deinem Leben die Kraft einer, wenn auch noch irdiſchen, dennoch veredelten Liebe gefühlt, wie ſie dich auf einmal ergriff? — Beſchreibungen der Lieden Gegenſtandes halfen nichts, aber das Sehen und Erfahren mit eignen Augen. Oder auch das Sehen (das Sehen und doch nicht recht ſehen) ließ dich lange unbewegt, bis ganz auf einmal der Augenblick kam, der dein Sehen auf immer belebte. Haſt du dieſes in ſeiner vollen, das Herz ganz neu geſtaltenden Kraft erfahren; ſo haſt du allerdings ein unendlich entferntes Schattenbild von dem empfunden, wovon hier die Rede iſt. — Heilige, feſte Ueberzeugung, treue Zuverſicht einer liebenden Kinderſeele, Liebe um ewige Liebe, wie lernte, kalt und arm, der Sinn des Geringſten unter Dieſen, das Geheimniß deiner heiligen Kraft ausſprechen! Zeuch uns dir nach, ſo laufen wir!

Des Glaubens Früchte.

Wenn denn erſt der Menſch den Schein als Schein und die Geſtalt ſeines eignen, auf dem fremden, unangemeſſenen Boden krankenden Herzens, recht erkannt hat, dann iſt der lange Traum ſeinem Ende, iſt das Erwachen nahe. Der Träumer ſieht dann auf einmal wo er iſt, was er iſt, und daß er Alles, was er iſt, aus Gott, in Gott, mit Gott iſt. Sein Leben erhält ſeine rechte Beziehung wieder, die bisher faſt aufgehobene, leitende Verbindung iſt auf einmal hergeſtellt, der Lebensfunke von oben ſchlägt und weckt: heiße, treue, innige Liebe auf ewig zu Dem, der von Ewigkeit geliebt hat. Bei Vielen geſchieht dies allmälig, dem Auge faſt unmerklich, wie der Lebensſaft aus fruchtbarem Boden allmälig in die Frühlingspflanzen eindringt, ſie allmälig, bis in die äußerſten Blätter belebt; bei Andren ſehr plötzlich, auffallend merklich dem innren und öfters ſelbſt dem äußeren Auge. Das durch mächtige Liebe verwandelte Herz ſiehet auf einmal um und in ſich einen neuen Himmel und eine neue Erde; was vorher ſchwer und unmöglich war, iſt nun ſo leicht, in der neuen, beſſeren Kraft der Liebe von oben, ſelbſt der Leib fühlt es, kräftig und innig, daß er ein Tempel Gottes geworden.

Der Weg bis hieher iſt in nachſtehenden Verschen aus dem kleinen Vergißmeinnicht bezeichnet, überſchrieben: **Das kurze Evangelium:**

Durch Chriſtus iſt dir Gott gewonnen,
Als Freund iſt er dem Herzen nah;
Giebs, wie es iſt, es wird gezogen
Dann macht Ers rein und wohnet da.

Ja lieber Menſch, der du Gottes Geſetz liebſt, wer du auch biſt, die erſte Forderung, welche die Wahrheit an dich machet, iſt: daß du gut ſeyn ſollſt und in allem ihrer Stimme gehorſam. Das Licht iſt nicht zu dir in deine Finſterniß gekommen, daß es draußen leuchte und du ihm indeß bequem und träumend deine Augen verſchließeſt; Chriſtus iſt nicht geſtorben für dich, damit du deſto ungeſtörter der Sünde und dem Traume der Thierheit leben könneſt. Dem liebenden Chriſtus geht allezeit ein ſtrenger Moſes und die ernſte Reihe der Propheten voraus; dem neuen Reiche des Herrn, bereitet vorerſt den Weg und Eingang die ernſte Stimme: Thut Buße — ſiehe die Axt iſt dem Baum an die Wurzel gelegt. Wenn du nun in dem Spiegel, den dir Moſes vorhält, dich geſehen wie du biſt, wenn du in dem Aufblick nach oben das Sehnen und Verlangen gefunden, anders und gut zu ſeyn, dann wirſt du erſt gewahr, daß du arme kranke Pflanze gar nicht in deinem rechten Boden ſteheſt, daß du aus der Welt des Scheines, wo die Wurzeln deiner Liebe ſcheinbar ſich feſt halten, nimmermehr Kraft und Leben ſchöpfen und ziehen kannſt, die du zum gut ſeyn bedarfſt. Der lebendige Inſtinkt in der armen Pflanze iſt nun erwacht. Siehe um dich! Sucht nicht und findet nicht jedes Würmchen, jeder Vogel, jede Pflanze, geführt von einem wunderbaren unbegreiflichen Inſtinkt, das was es bedarf, und ſei es auch noch ſo ſehr verborgen? Der Trieb der jetzt in deinem Herzen erwacht, iſt unendlich höher und gewaltiger, die Weiſe wie er ſucht und findet, das was er ſucht und findet, iſt unendlich wunderbarer und unbegreiflicher. Komm' und erfahre ſelbſt was Liebe ſei!

Erſt iſt dir alles Gute recht ſchwer. Harre aus und ſei getroſt, du biſt auf rechtem Wege. Nun iſt dir aus Liebe und durch Liebe Alles leicht – harre aus, denn du biſt auf noch beſſerem Wege. Erſt der liebende Johannes kann ſagen: „Und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer;" und Liebe und lebendiger Glaube (feſte Zuverſicht, feſtes Vertrauen aus Liebe, auf Das was man liebt) ſind Eins.

Iſt nun einmal die Liebe ins Herz gekommen, deren lebendiges Feuer alles durchdringt, belebt und läutert, ſo wirſt du gar leicht von der Liebe zu der Welt des Scheines, an der du vorher ſo feſt hiengeſt, frei. Was dir vorher ſo lieb war, hat gar bald ſein Intereſſe für dich verlohren. Wie Antonius auf dem Wege nach der Wüſte, nachdem er ſchon Alles verlaſſen, ſiehſt du die glänzenden Goldklumpen an deinem Wege kaum mehr an. Das Herz wird allmälig gegen alles Fremdartige ſehr empfindlich, denn das reine Feuer der Liebe von oben duldet neben ſich kein fremdes Feuer.

Ein gewiſſer Gelehrter, der die Wirkungen der höheren Liebe an ſeinem eignen Herzen erfahren, erzählte von ſich, daß er einſt ſehr gewünſcht habe, Etwas, das ihm in ſeinem Beruf, in welchen ihn Gott geſetzet, nützlich und nöthig war, an ſich zu kaufen. Dem Wunſche ſtund in der Hauptſache nichts entgegen, da er dreimal ſo viel, als die Sache nach dem Urtheil andrer Kenner werth war, dafür zahlen wollte, weil er ſie liebte und andre billige Rückſichten es foderten. Aber jene Sache konnte nicht bald verabfolgt werden. Da bemerkt er, daß ſein Herz, in welchem jener, allem Scheine nach, ſo unſchuldige und erlaubte Wunſch etwas lebhaft und beunruhigend geworden war, zum Gebet und zu allem Guten ungewöhnlich kalt wurde. Er legte das fremde Feuer hinweg und die erſte Liebe kehrte wieder.

Ja die mächtige Liebe von oben duldet im Herzen keine Liebe, die nicht ſie ſelber und die nicht aus und in ihr iſt. Aber ſie iſt ja die Quelle aller *wahren* und guten Liebe und wer Gott recht liebe, der liebt auch treu und von Herzen und innig ſeinen Bruder. Denn wer da ſaget, er ſei im Licht und haſſet ſeinen Bruder, der iſt noch in Finſterniß. Erſt die Liebe von oben lehrt uns den Bruder ganz ſo lieben, wie wir ſollen. Denn ehe wir das Licht hatten, liebten wir den Schein, und uns ſelber in dem Scheine über Alles; nun aber iſt unſer Leben und unſre Liebe in Gott; unſre Liebe iſt Gottes Liebe, welche das Leben für die Brüder gelaſſen, die ſeine Feinde waren. — Einer das geliebte, theure Haupt, die andern treu verbundne Glieder, eins ſo nöthig und werth wie das andre, ſo lange es nur treu am Haupte bleibt!

So ſind nun die erſten Früchte und die wichtigſten, deren Anſätze an der nun lebendig gewordnen Pflanze, die aus dem falſchen Boden des Scheines erlöſt und in den rechten Boden geſtellt iſt, zuerſt ſichtbar werden, weil ſie am längſten zu ihrer ganzen vollkommnen Reife brauchen: Liebe und Demuth. Wo dieſe Früchte ſich nicht zeigen, oder wieder abfallen, da iſt die Pflanze todt und erſtorben und wenn ſie auch noch ſo friſches Leben heuchelte.

Unſer Mangel an Bruderliebe kommt aus falſcher Liebe zu uns ſelber und aus Selbſtvergötterung. Daran kannſt du erkennen daß du recht in Gottes Liebe lebſt, wenn du den Bruder ganz ſo liebſt wie dich ſelber, denn in Gottes Liebe ſeid du und der Bruder euch gleich. Wie denn die Liebe von oben uns aus den Banden und dem Ankleben des äußeren Scheins erlöſt; ſo zerbricht ſie auch die ſtärkeren Banden der Liebe zu uns ſelber und lehret uns:

Demuth

die erſte, wie auch die letzte Frucht der Liebe von oben. Die letzte, denn ſie verläßt uns nicht, ſo lange unſer Wandel in Ihm iſt.

Der Altvater Pamon, erzählen uns die frommen Väter der erſten Jahrhunderte, ſprach in der Stunde, da er nun vom Leibe abſcheiden ſollte zu den Vätern, die um ſein Lager her waren: Wohlan! ſeitdem ich in dieſer Einſamkeit Gott diene, weiß ich mich keiner Handlung, keines Wortes zu erinnern, deſſen mich gereuen dürfte und dennoch gehe ich nun hin zu dem Herrn, als einer, der auch noch nicht angefangen auf Seinem Weg zu wandeln.

Die Brüder kamen einſt, den Altvater Arſenius zu beſuchen, welcher unter Kämpfen und Leiden ſeiner Vollendung nahte. Da hörten ſie, außen vor der Zelle ſtehend, den Alten drinnen, der ſich von niemand behorcht glaubte, beten: Herr verlaß du mich nicht. Zwar weiß ich wohl, daß ich, von Jugend an bis zu dieſer Stunde des Greiſenalters, vor deinen Augen nichts Gutes gethan habe, verleihe du mir aber doch nach deiner Güte, daß ich nun anfangen möge recht zu leben.

Da der Altvater Syſoius nun zu ſeiner Ruhe gehen und in dem Herrn entſchlafen ſollte, ſahen die Brüder, die um ihn her waren, ſein

Angeſicht von hellem Glanze leuchten. Da ſprach der Sterbende, deſſen Seele entzückt war: ſehet da, mein Lehrer und Vater Antonius! Und ſein Antlitz leuchtete noch heller, ſein Auge wurde entzückter: ſehet, rief er, das Chor der Heiligen und Zeugen des Herrn. Und die Brüder hörten, daß er mit jenen, die er im Geſichte ſahe, ein Geſpräch hielt, da fragten ſie ihn: Väter was redeſt du mit jenen? Er antwortete, ſiehe ſie wollen meine Seele hinführen zu dem Herrn, ich aber bitte ſie fleißig, ſie wollten mich doch noch einen kleinen Augenblick im Leibe laſſen, daß ich doch anfangen könne rechte Buße zu thun. Da ſprachen die Brüder zu ihm: Lieber Vater! wie bedürfte doch wohl dein ganz Gott geheiligtes Herz der Buße? Jener aber antwortete: meine Brüder! ich bekenne mit Wahrheit, daß ich auch noch gar nicht angefangen, etwas Gutes zu thun.

Indem bemerkten die Brüder, daß das Angeſicht des ſterbenden Alten immer ſchöner, immer ſeliger, immer herrlicher leuchtete. O ſelig, rief er endlich, mir nahet, mich berührt das Wehen der ewigen erbarmenden Liebe. Und mit dieſen Worten entſchlief der Alte.

So begleitet Demuth die Seelen, welche Chriſtusliebe erfüllt, auch hinüber und die Aelteſten und Heiligen nehmen noch dort am Throne niederſinkend, ihre Krone ab und geben ſie Dem, der allein würdig iſt, zu empfangen Preis und Ruhm und Kraft. Die Demuth wird vollendeter und höher, je vollendeter die Liebe im Innern iſt, darum ſind auch die Väter im Chriſtenthum, je näher der letzten Vollendung, deſto gebeugter vor dem Herrn, deſto demüthiger, und das einzige Kennzeichen, woran die Väter im Chriſtenthum von den Jünglingen unterſchieden werden, iſt wohl der höhere Grad von Liebe und Demuth, welche nichts mehr richtet, Alles freudig und leicht trägt und duldet.

Dieſe Demuth, als Kennzeichen der wahren Vollendung, wurde auch an dem, ſeinem Tode nahen engliſchen Miſſionair, Chr. Friedrich Schwarz, recht deutlich ſichtbar. Hier nur einige daher gehörige Züge aus ſeinem Leben.

Schon ſeine fromme Mutter hatte ihn dem Herrn geweiht und zugeführt. Zerſtreuungen und jugendlicher Leichtſinn, hatten ihn in etwas von der Liebe, die ſo frühe ſein liebſtes Kleinod geweſen war, wieder entfernt, aber bald kehrte er, auf ewig feſt entſchieden, zurück. Er nahm den Ruf, als Miſſionair nach Oſtindien zu gehen, als höheren Willen, freudig an, und blieb ihm, da die Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes gar bald durch eine nahe Ausſicht auf eine vortheilhafte äußere Verſorgung im Lande geprüft wurde, auch treu. Von 1750 bis

1798 arbeitete nun Schwarz mit unwandelbarer Treue in ſeinem Miſſionsberuf in Trankebar. Und Gott ſegnete ſeine Treue, ſeinen ernſten Fleiß am Werk der erbarmenden Liebe, Europäer und Tamuler, Erwachſne und Kinder, Mächtige und Geringe verehrten ihn und verehren den Entſchlafnen noch jetzt als ihren Vater, Rathgeber und Vorgänger. Den Armen, den Kranken, den Waiſen, einem ganzen unwiſſenden und verlaßnem Volke war er Tröſter, Wohlthäter, Erzieher und Lehrer; die von ihm geſtifteten Schulen beſtehen noch jetzt in reichem Segen.

Da nun im Jahr 1798, (dem 72ten ſeines Lebens) die Zeit ſeiner Wallfahrt ſich endete, ward er auch noch auf ſeinem freudig ſchönen Sterbebette, denen die um ihn waren, ein treuer Lehrer, und Beiſpiel der Demuth, des Glaubens, der Geduld und Hoffnung. Wie er dieſes war, zeigen vorzüglich ſeine von einem Freunde, der bei ſeinem Tode war, aufgezeichneten letzten Aeußerungen, von denen wir einige hier herausheben wollen.

„Wenn von geiſtlichen und himmliſchen Dingen geredet wurde, erzählt Gerike, wenn er betete, ermahnte, tröſtete, oder von der Ruhe und dem Frieden der Seele ſprach, welchen er durch die Barmherzigkeit Gottes in Chriſto genoß; ſo merkte man nie, daß es ihm an Beſinnungskraft fehlte. Oft führte er Sprüche aus der heiligen Schrift und Verſe aus Liedern an, die ſehr paſſend waren, und immer in der Sprache derer die er vor ſich hatte.

Wenn man über ſeine Geduld und Zufriedenheit Freude bezeugte; ſo erwiederte er: Das menſchliche Elend iſt allgemein, und ich leide wirklich ſehr wenig. Oft wiederholte er die Worte: Er hilft uns aus Noth, der treue Gott und züchtiget mit Maaßen. Wie würde es ſeyn, wenn er mit uns nach unſren Sünden handeln wollte? Dort aber wird kein Schmerz ſeyn und das haben wir alles dem Herrn Jeſu zu verdanken. Gegen ſeine Malabariſchen Gehülfen, die ihm treulich beiſtanden, war er ſehr dankbar, und ſagte manchmal zu uns: Man muß auch um der armen Leute willen, die gewiß thun was ſie können, nicht viel klagen, damit ihnen ihre Dienſtleiſtungen nicht erſchwert werden.

Den 12tem Februar wollte ich abreiſen; der Kranke beurlaubte mich auch, und ſagte: Sie wollen denn alſo heute abreiſen. Grüſſen Sie alle Brüder, und ſagen Sie ihnen, ſie möchten alle immer auf die Hauptſache ſehen. Ich werde nun wohl zum Herrn Jeſu gehen. Wenn er mich annimmt, mir meine Sünden vergiebt, und nicht mit mir ins Gericht geht, ſondern nach ſeiner Barmherzigkeit mit mir handelt; ſo geſchieht mir wohl, und ich will ihn loben. Er könnte uns auch um unſrer Werke willen verſtoßen, weil ihnen allen die Sünde anklebt. „Er lobte Gott, daß er ihn in der Geſellſchaft treuer Brüder aus der Welt gehen ließe, und daß er es ſo gefügt habe, daß ich auch hätte in ſeiner großen Schwachheit zu ihm kommen müſſen, um ihm Jeſum als einigen Heiland, als die Auferſtehung und das Leben anzupreiſen. Nun ſetzte er hinzu, thun Sie noch ein Gebet. Ich knieete nieder und richtete mein Gebet ein nach dem Inhalt des Liedes: Allein zu dir Herr Jeſu Chriſt u. f.

Da aber des Kranken Schwachheit ſehr groß ward, und es ſich mit ihm zum Ende zu neigen ſchien; ſo reiſte ich nicht ab, ſondern blieb bei ihm. An dieſem Abend litt er mehr als zuvor: denn das Heben und Legen, ſelbſt das Sitzen und Liegen auf dem Bette, wurde ihm äußerſt beſchwerlich. Aber ſeine Geduld und Zufriedenheit nahm nicht ab; man hörte keine Klagen; nur ſein Seufzen zeigte, was er litt. Ich ſagte unter andern: Gott gebe, daß wir einmal in ſolchem Frieden und in ſolcher ſeligen Faſſung, als Ihnen zu unſrem Troſte und zu unſrer Freude zu Theil wird, mögen unſer Ende in unſrer letzten Noth abwarten können. Und, ſetzte er hinzu, das möge überſchwenglich geſchehen! Unſre Herzen bewegten ſich bei der Liebe und bei dem Nachdrucke, womit er dieſen Wunſch that. In der Nacht auf den 13ten hatte er doch einigen Schlaf gehabt; den darauf folgenden Vormittag ward er wie von einer Schlaffſucht befallen, und der Puls war ſehr ſchwach. Wenn er wachte, ſprach er zwar, doch meiſt unvernehmlich. Wir dachten, er würde ſo hinüber ſchlummern; aber um Mittag wurde er munterer. Wir ſangen das Lied: Chriſtus der iſt mein Leben u. ſ. und er fieng an mitzuſingen, ſprach ſehr demüthig von ſich und herrlich von ſeinem Erlöſer, und wünſchte aufgelöſt und bei Chriſto zu ſeyn. Hätte es ihm gefallen, ſagte er, mich länger zu erhalten; ſo wäre es mir lieb geweſen, ich hätte dann den Armen und Kranken noch ein Wort ſagen können, aber ſein Wille geſchehe. Er nehme mich nur in Gnaden an. In deine Hände befehl ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöſt du getreuer Gott! Hernach ſangen die Malabariſchen Gehülfen die letzten Verſe aus dem Liede: O Haupt voll Blut und Wunden: Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir u. ſ. w.“

Er ſtimmte öfters mit ein. Er ruhte ein wenig — hernach wollte er aufgehoben ſeyn und unerwartet öffnete er ſeinen Mund, aus dem ſo viel Lehre und Troſt und ſo viel herzliches Gebet bis ins 72ſte Jahr ſeines Lebens gefloſſen iſt, und verſchied in den Armen der hieſigen treuen und herzlich dankbaren malabariſchen Mitarbeiter.

Gerike fügt noch hinzu: Sehr beweglich war das Schluchzen und Weinen der Leute in den beiden chriſtlichen Dörfern, die zu beiden Seiten des Gartens liegen, welches man die ganze Nacht hindurch hörte. Der Schmerz darüber, daß der Lehrer, der Tröſter, der Erzieher, der Wohlthäter, der Rathgeber nicht mehr iſt, war allgemein. Nicht nur wir, die Gemeinen, die Schulen und die Miſſion, ſondern das ganze Land hat einen Vater verlohren. Wer ihn nur gekannt hat, der weinete.

Dieſe allgemeine Trauer zeigte ſich auch am andren Tag bei ſeinem Begräbniß. Serfoger, der tanſchauriſche Prinz, deſſen Vormund er war, kam, ihn zu ſehen, ehe der Sarg zugemacht wurde, benetzte ihn mit ſeinen Thränen, und begleitete ihn bis zum Grab. Wir wollten auf dem Wege ſingen; aber das Wehklagen der Leute ließ es nicht zu u. ſ. w.

In ſolcher Geſinnung der Demuth ſtarb ein Mann, der, ſo weit der Menſch über den Menſchen urtheilen kann, ſein ganzes Leben in unveränderlicher Treue und Hingebung, dem Dienſte der ewigen Wahrheit und Liebe geweiht hatte. Und dies iſt nur Ein Beiſpiel aus Tauſenden. Die Sprache der innigſten Demuth iſt immer auch die Sprache der beßren innren Vollendung. Das Gefühl deſſen was Er iſt, und was wir ſind, Ihm gegenüber, muß ja immer lebendiger und dringender werden, je geübter und vollkommner unſer Auge wurde, den Unterſchied zu finden. Das, was wir waren, außer und ohne Ihn (unſre Eigenheit) wird je länger je mehr von uns genommen, und wir lernen immer mehr, daß wir Alles nur ſind mit Ihm und in Ihm.

Demuth, als erſte und letzte Frucht der höheren Liebe, wird wohl nur aus großen Kämpfen geboren, durch ſolche genährt und zur Reife gebracht. Darum iſt es gerade dieſe Frucht, welche gewöhnlich von denen, die vor der Kampfbahn draußen ſtehen, am meiſten verkannt, deren Sprache am wenigſten verſtanden, am meiſten anſtößig gefunden wird. Sie werden bald anders urtheilen, und ähnliche Worte wie jene: „Vor dir iſt kein Lebendiger gerecht“ und „da iſt keiner der rein ſei, auch nicht Einer“ wohl auch tief und wahr im Herzen verſtehen lernen, wenn ſie öfter und treuer ſich in dem Lichte beſchaut haben, deſſen innres Element zwar nur Liebe iſt, das aber — Herzen und Nieren durchdringend, auch jeden Schatten ſichtbar machet und neben ſich keinen Flecken duldet, iſt der Mangel an Demuth.

Menſchen, die ſich in die Schule der höheren Liebe begeben und ihren Lehren willig bezeugt haben, erfuhren dies in dem Gange ihrer innren Erziehung immer, und am meiſten. Die Alten haben deshalb dieſe, in der innren Geſchichte des Chriſten nie fehlende Erziehungsmaxime durch mehrere ſehr bedeutungsvolle Beiſpiele zu verſinnlichen geſucht, davon hier noch einige:

Zu dem Altvater Antonius geſchahe einſt, da er in ſeiner einſamen Zelle im Gebet war, die Stimme: Antonius, du mit allen deinen frommen Uebungen, mit deinem Faſten und Gebet, biſt in der Heiligung noch nicht ſo weit gelangt, als dieſer Schuſter zu Alexandria. Zugleich wurde ihm im Geſicht der Mann gezeigt, von welchem die Stimme redete.

Da machte ſich am Morgen frühe der Alte auf, nahm ſeinen Stab und wanderte eilends hin gen Alexandria. Da er nun den gefunden, der ihm im Geſicht gezeigt worden, entſetzt ſich dieſer, daß zu ihm, dem armen Schuſter, ein ſolcher heiliger Mann käme. Antonius aber redete ihn freundlich an: Laß mich es, Lieber, doch wiſſen, welches deine Uebungen, deine Kämpfe, deine Werke in der Liebe Gottes und Chriſti ſind, worinnen du täglich verharreſt, denn um deinetwillen habe ich Alter mich aufgemachet und bin den weiten Weg aus der Wüſte hergekommen.

Der Schuſter antwortete tief beſchämt: Was ſoll ich, du heiliger Alter! dir auf deine Frage erwiedern, der ich von Jugend an mich keines Guten, das in mir wäre, bewußt bin, der ich auch nicht einmal zu beten, ſondern nur jeden Morgen und jeden Abend aus Grund des Herzens zu ſeufzen vermag? Alle das Volk das hier in dieſer Stadt um mich wohnt, klein und groß, iſt beſſer und frömmer als ich und würde leichter der ewigen Freude fähig und werth ſeyn, als ich. Ich aber weiß, daß ich um meiner Gebrechen und Sünden willen ewig nur Strafe verdient habe, weiß aber auch und glaube zugleich feſt und gewiß, daß Gott ſich meiner aus Gnade und Treue ewig erbarmen werde.

Da dieſes Antonius hörte, antwortete er: Wahrlich, mein Sohn, du als ein kunſtreicher und wohlerfahrner Meiſter, ſitzeſt hier in deinem Hauſe und erlangeſt das Kleinod mit guter Ruhe. Ich aber, der ich mein ganzes Leben nicht ohne große Gefahr und Kämpfe in harter Entbehrung und Selbſtverläugnung in der Wüſte zugebracht habe, bin mit aller meiner Mühe noch nicht ſo weit gekommen, daß ich dir zu vergleichen wäre!

Aehnlich und gleichbedeutend dem vorhergehenden Beiſpiel, iſt die Geſchichte vom Paphnutius, der in ſtiller Abgeſchiedenheit durch Gebet und Selbſtverläugnung nach dem Kleinod der innren Vollendung rang, dabei aber immer von Zeit zu Zeit verſucht wurde, ſich für ſehr heilig zu halten. Einſt bat er Gott, er möchte ihm doch den Heiligen zeigen, der ihm gleich ſei auf Erden. Da wurde ihm ein Mann gezeigt, welcher im nächſten Flecken, die, dem ſtrengen Mann wohl ſehr ärgerliche, Kunſt eines Schauſpielers trieb. Und wirklich, was Paphnutius kaum in der Abgeſchiedenheit ſeiner Zelle durch beſtändigen Kampf erlangt hatte, das hatte jener mitten im wüſten, verworrnen Gedränge des Weltlebens gefunden: Selbſtverläugnung und herzliche thätige Bruderliebe. Paphnutius erkannte das, nahm den Spielmann mit ſich, unterrichtete ihn weiter, ſich zur Stärkung und ſtillem Beiſpiel und übte ſich ſelber immer ſtrenger und ernſter in dem Kampfe um Vollendung.

Dennoch kam die alte Verſuchung nach einiger Zeit von neuem. Er wollte wieder ſo gerne wiſſen, wer ihm denn gleich ſei auf Erden. Da wurde dem heiligen Manne auch wieder ein dem äußern Anſcheine nach gar unheiliger Mann im nächſten Flecken: ein reicher Gaſtgeber genannt. Und Paphnutius ging hin und lernte in dem Manne eine den Menſchen verborgne, nur Gott bekannte Perle kennen, ein hohes, ſchönes Beiſpiel der Selbſtbeherrſchung, der Demuth, der alles gern aufopfernden Menſchenfreundlichkeit, einer immer für Andre beſorgten, thätigen Liebe, Friedfertigkeit und Treue. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochne Reihe von Wohlthaten für Andre. Da dieſes alles Paphnutius ſahe, küßte er ſein Haupt und ſegnete ihn.

Von neuem belehrt, arbeitete Paphnutius immer treuer und ernſter an ſich ſelber. Aber die Verſuchung ſeines ganzen innrer Lebens kam doch noch einmal und es regte ſich in ihm wieder der ſtille Wunſch zu wiſſen: wer ihm doch wohl jetzt gleich ſei? ob er denn noch immer nicht beſſer ſei als ſolche Leute, die doch mitten im Gewühl der Welt leben! Da wurde ihm ein reicher Kaufmann genannt, der eben ſeiner Zelle nahete, um ihm ein Almoſen an Getreide zu bringen. Und Paphnutius fand gar bald in dem Kaufmanne ein Gemüth, welches mitten in den Geſchäften und reichen Gütern der Welt mit unwandelbarer Treue nach dem Einen was werth iſt trachtete, nur an dieſem Einen hieng und alles Andre willig dafür aufopferte.

Da verließ den Paphnutius endlich die alte, lange Verſuchung zum geiſtlichen Stolz und Erheben über Andre, und er lehrte bis an ſein Ende den Brüdern durch ſeine Worte, wie durch ſein Beiſpiel, daß bei Gott kein Anſehen ſei des Standes oder der äußeren Form, daß nicht Jaſten, nicht Enthaltung, nicht äußere fromme Uebungen, uns in Gottes Augen werth machen; ſondern treue Liebe, ungefärbter Glauben, Reinheit des Herzens und Demuth.

Selbſt dem frommen Macarius diente einſt das Beiſpiel zweier Schweſtern, die nicht fern von dem Orte ſeines Aufenthalts wohnten, zur Belehrung und Demüthigung, welche, mitten in dem wohlthätigen Berufe ihres häuslichen Lebens, mitten in den Geſchäften und Sorgen der Nahrung, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den Frieden einer alles, auch den liebſten, ſcheinbar beſten eigenen Wunſch aufopfernden Gottesliebe, Treue und Demuth in einem höheren Grade gefunden hatten, als er.

Aber Macarius prägte ſich jene Belehrung tief ein. In ſeinem Wandel bis ans Ende, war Demuth unverkennbar, ſo daß ſeine Schüler von ihm erzählen, daß ihn nichts mehr ängſtigen und in ſtumme Verlegenheit bringen können, als wenn die Menſchen nach ſeiner Meinung zu viel und zu Hohes von ihm hielten und daß er es dagegen mit der wahrſten und dankbarſten Freude vernommen, wenn ihn Andre an ſeine Fehler erinnerten und mit ſolchen Menſchen am liebſten und meiſten geſprochen habe.

Liebe und Demuth ſind denn die erſten und tiefſten Grundſteine der Beſſerung und Vollendung, welche der lebendige Glaube an Chriſtus ins Herz hinein legt. Liebe iſt aber nicht möglich ohne Demuth. Selbſterhebung und Erhebung des Nächſten, lehrte der Altvater Poimen, ſind einander im Menſchenherzen gerade entgegengeſetzt; ſteigt das Eine, ſo muß das andre abnehmen und umgekehrt. Erhebſt du dich in dir ſelber und hältſt zu viel von dir; ſo mußt du dagegen deinen Bruder, im Vergleich gegen den du dich hoch ſtelleſt, deſto geringer achten. Selig aber der Gott über alles liebt und verehrt, dem wird es auch leicht, den Bruder ſo zu lieben und zu ehren, als ſich ſelber; ja noch mehr als ſich ſelber, denn erfüllt mit der Liebe Chriſti, liebt er den Bruder wie Chriſtus uns geliebt hat, der auch ſein Leben nicht achtete uns zu retten.

Wie mit rechter wahrer Demuth des Herzens vereint und zugleich ſich die höchſte und edelſte Blüthe des Chriſtusglaubens entfalte, lehrten jene Alten, die wir nun einmal hier als redend eingeführt haben, durch viele Beiſpiele. Dieſe höchſte und edelſte Blüthe des Chriſtusglaubens, iſt aber die

Liebe.

Die Liebe zu dem Bruder, zu dem Freund, wie zum Feinde, iſt eigentlich nur das äußerliche Sichtbarwerden der tief im Innern verborgnen Liebe zu Gott. Wo dieſe iſt, da iſt auch jene, und wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt noch in Finſterniß, liebet Gott noch nicht, ſagt uns der liebende Jünger des Allliebenden.

Die Liebe iſt mehr als alle andre Tugendübungen.

Ein Alter hatte die Gewohnheit, ſich öfters in Faſten und Enthaltung gewiſſer Speiſen zu üben. Wenn aber Brüder zu ihm kamen, nahm er ſie nicht nur freudig und liebend bei ſich auf, ſondern ließ auch jenen von ſeiner gewohnten Ordnung nichts merken, ſondern brach fröhlich mit ihnen das Brod, um ſie nicht zu beunruhigen. Einſt nun, da auch Brüder aus Paläſtina zu ihm kamen, fragten ihn dieſe, warum er nicht auf die gewöhnliche Weiſe faſtete? Er aber antwortete: Das Faſten iſt wohl gut und nützlich; aber es hängt von der Willkühr des Menſchen ab, Liebe aber iſt das Geſetz Gottes und gehet jedem andern Werke voran. Die Liebe, die ich euch bezeuge, iſt Chriſto. Wie ſollten aber die Hochzeitleute faſten, ſo lange der Bräutigam bei ihnen iſt?

In Scithien gieng einſt ein Befehl von den Aelteſten aus, daß man in der Woche vor Oſtern faſten und hernach erſt Oſtern halten ſolle. Da geſchahe es, daß in derſelben Woche Brüder aus Egypten zu dem Altvater Moſes kamen. Da machte er Feuer an und kochte ihnen eine Speiſe. Da nun ſeine Nachbarn den Rauch ſahen, zeigten ſie den Aelteſten und Vorſtehern an: Moſes habe ihr Gebot übertreten und in ſeiner Hütte Speiſe bereitet. Da antworteten dieſe: wir wollen mit dem Alten reden, ſobald er aus ſeiner Hütte hervorkommen wird. Als aber der Sabbath kam, ſahen ſie, wie viele Gäſte der Alte bewirthet hatte und ſagten zu ihm vor der Gemeinde: Lieber Vater Moſes! Du haſt zwar Menſcheneinfälle und Menſchenſatzungen übergangen, aber Gottes Gebot und Geſetz haſt du treu und gut erfüllt.

Ein Bruder fragte einen Alten: Ich kenne zween Brüder, davon der eine abgeſchieden in ſeiner Zelle lebt, jede Woche Tage lang faſtet, und ſich mit frommen Andachtsübungen viele Mühe macht; der andre aber dienet den Kranken. Sage mir nun, lieber Vater! welches Werk iſt beſſer? Da antwortete ihm der Alte: und wenn ſich auch der erſtere mit ſeinen ſelbſtgewählten Andachtsübungen bis zum Tode quälte; ſo könnte ſein Werk doch noch nicht, auch aufs Entfernteſte, mit dem Werke deſſen verglichen werden, der den Kranken dienet.

Aehnliche belehrende Beiſpiele, deren Sinn immer iſt, daß Bruderliebe mehr und höher ſei, als alle äußeren Andachtsübungen, überhaupt aber Liebe und Demuth, Demuth und Liebe die erſten und unausbleiblichſten Früchte des Glaubens ſeien, ſind noch ſehr viele aus dem Munde der Alten vorhanden. Aus andern möge hier nur noch Eines ſtehen:

Zu dem Abt Hilarion ſendete Vater Epiphanius, Biſchoff in Cypern und ließ ihm ſagen: Siehe mein Bruder! Die Stunde wird uns beiden nicht mehr ferne ſeyn, daß wir aus dem Leibe ſcheiden; ſo komme nun zu mir, daß wir uns noch einmal ſehen und in gemeinſchaftlichem Gebet ſtärken! Da kam Hilarion. Und die beiden Väter ſetzten ſich am Abend zum gemeinſamen Mahl der Liebe. Da reichte der Biſchoff dem Alten ein wenig Fleiſch, ihn zu ſtärken. Jener aber ſprach: Halte mir zu gute mein Vater, ſeitdem ich dieſe Kleidung trage, habe ich nichts gegeſſen, das geſchlachtet oder getödtet war. Und ich, antwortete Vater Epiphanius, habe, ſeitdem ich dieſe Kleidung getragen, noch nie einen ſich laſſen ſchlafen legen, der etwas wider mich hatte, ohne ihn zu verſöhnen; und mich ſelber nie ſchlafen gelegt, bis mein Herz liebend mit Jedem verſöhnt war, der mich betrübt hatte. Da ſprach der Abt: So war deine Selbſtverläugnung und Liebe, o mein Vater! heiliger und beſſer als die meine.

Von ähnlichem Sinne ſind denn auch ſchon die weiter oben erzählten Belehrungen zur Demuth, worinnen auch Werke der Liebe allen anderen Werken vorgezogen wurden. Liebe, auch nur die Liebe des Anfängers im Chriſtenthum, kennt die Worte Feind und Rache in Beziehung auf den Bruder nicht mehr.

Ein Bruder, der unter den Alten in der Thebais wohnte, wurde von einem Andern ſehr unbillig behandelt. Da erzählte er es dem frommen Vater Syſocus und ſetzte dazu: nun aber will ich mich auch an jenem rächen. Der Alte bat ihn, er möge doch lieber Gott die Rache überlaſſen; jener aber wollte nicht, ſondern ſagte: ich werde diesmal nicht eher ablaſſen, ich habe mich denn wacker gerochen. Da ſprach der Alte: Weil du es denn einmal ſo beſchloſſen haſt, ſo laß uns zuvor noch mit einander beten. Darauf fieng er an ſo zu beten: Lieber Herr! nun bedürfen wir deiner und deiner Vorſorge für uns nicht mehr, wir brauchen auch unſern Schuldigern nicht mehr zu vergeben, denn dieſer Bruder ſagt, wir können uns, ſchuldlos wie wir ſind, ſchon ſelber an unſren Widerſachern rächen. Da dies der Bruder hörte, erkannte er ſeine Schuld, und bat Gott und den Alten, der ihn belehrt hatte, demüthig um Vergebung.

Ein Bruder, der ſehr mit Unrecht von einem andren beleidigt war, kam und beklagte ſich bei ſeinem alten, väterlichen Freund. Dieſer antwortete ihm: Du mußt dich nur recht beſinnen. Dein Bruder hat eigentlich, wie deine große Empfindlichkeit zeiget, nicht dich, ſondern deine Sünde, deine Eigenheit angegriffen.

Es war ein andrer Bruder, welcher, jemehr ihn andre verlachten, deſtomehr in ſich ſelber ſtille, heiter, freudig wurde. Dieſe, die uns wehe zu thun gedenken, ſprach er, ſind es, welche uns im geiſtlichen Wachsthum am meiſten fördern und nützen; ſie ſind unſre Wohlthäter, während die, welche uns ſelig und heilig preiſen, unſere Seele beſchädigen und am Wachsthum hindern. Denn es ſtehet geſchrieben: die euch ſelig preiſen, die betrügen euch.

Ein Altvater hatte die ſonderbare Sitte, daß, wenn ihn jemand läſterte, er demſelben, wenn er in ſeiner Nähe wohnte, ein Geſchenk brachte, war er aber fern von ihm, ſo ſandte er ihm ein Geſchenk durch Andre.

Und dieſe Sitte hatte der große Arzt und Naturforſcher, Herrmann Boerhave, nur auf eine etwas andre Weiſe, auch nicht etwa aus einem ſelbſtauferlegten Zwange, ſondern aus wahrem Drange ſeines durch eine höhere Liebe geheiligten und gereinigten Herzens, wußte man nie, wenn man Boerhave mit Einem zuſammen ſahe, der ihn vor Kurzem beleidigt, geſchmäht, gekränkt hatte, wer eigentlich der beleidigende, ſein Unrecht erkennende Theil geweſen ſei, indem ſich Boerhave gegen ſeinen Feind ſanft und liebend ſo betrug, als wenn er dieſem, nicht dieſer ihm ein groſſes Unrecht abzubitten hätte. Denn er hatte die Gewohnheit, die Veranlaſſung und Urſache zu dem Verdruß, der ihm widerfuhr, lieber in ſich zu ſuchen, als in dem Anderen, und ſich ſelber vor Gottes Augen ſchuldiger zu erkennen, als jeden Andren. Wer, wie Er, gewohnt iſt, ſich ſelber täglich in dem Spiegel der höchſten Vollkommenheit zu beſchauen, der erkennt zwar ſich ſelber und lernet Demuth; zugleich aber auch Liebe gegen Den, der ihn ſo geliebt hat und lernt auch mit dieſer Liebe den Bruder lieben. — Boerhave hatte dieſe Liebe gelernt. Seine Freunde pflegten von ihm zu ſagen: wer von Boerhave eine rechte Wohlthat erzeigt haben will, der muß ihn nur kränken und beleidigen. — Dieſelbe Sitte hatte auch Albrecht von Haller, wie unter vielen andren Fällen auch ſein Benehmen gegen Mylius zeigte.

Ja, hier in dieſer Region verſchwindet Alles was nicht Liebe iſt, und ſelbſt da wo die Welt blos Haß und Unwillen fühlt, tritt die reinſte, edelſte Liebe an die Stelle. Die edelſte und auch die ſüßeſte; denn dieſe Liebe giebt uns Fleiſch und Blut nicht ins Herz. Sie iſt ein Abbild und Funken jener Liebe, welche die Feinde liebte und durch langmüthige Liebe ſich zu Freunden gewann. Denn das iſt faſt immer die unausbleibliche Frucht jener Liebe, die, wie der Apoſtel ſagt, langmüthig iſt und freund-

lich, und nicht eifert, daß ſie endlich den irrenden Bruder gewinnt.

Langmuth, Freundlichkeit und herzliches Erbarmen.

Jener feindſeliggeſinnte Landmann, der eine arme, chriſtlichgeſinnte Familie, die ſich in der ihr neugeſchenkten Heimath ſtille und redlich hielt, ſo bitter kränkte und verfolgte, wurde von der langmüthig liebenden, alles duldenden Familie, durch unvermuthete Liebesdienſte auf immer gewonnen; eben ſo ſchuf ein den unverſöhnlichen Feind langmüthig leidender und duldender Landmann durch eine dem Beleidiger im Stillen erzeigte Wohlthat, in einen guten Menſchen und einen Freund um. — Beide Beiſpiele ſtehen ausführlich in Kannes Sammlung von Geſchichten u. ſ. und das Leben der Chriſten iſt an den Beiſpielen einer ſolchen langmüthigen Liebe, wenn ſie auch nicht immer bekannt wurden, zu allen Zeiten reich geweſen.

Die Alten ſtellen uns unter anderen ein Beiſpiel langmüthiger Liebe in dem Leben eines alten Biſchoffs dar, der, ohngeachtet ſeines Widerſtrebens, dieſes Amt in einem ganz heidniſchen Orte, aus Gehorſam gegen die Vorſteher der Kirche, übernehmen müſſen. Den unter

Ihnen ganz einzeln und verlaſſen ſtehenden Chriſten mishandelten die Heiden faſt täglich, warfen ihn mehrere Male, dem Anſcheine nach todt, oder dem Tode nahe, zum Orte hinaus, und der Alte, dem einmal empfangenen Berufe getreu, kehrte immer zurück, duldete alles, liebte immer langmüthiger, war immer gütiger und freundlicher. Da er dieſen Haß, dieſe Verfolgungen, mit allen ihren Abwechslungen und verſchiedenartigſten Aeußerungen 3 Jahre lang ertragen, wurde das endlich den heidniſchen Mitbürgern zu arg; ſie fiengen an des Mannes unendliche Langmuth und Güte zu bewundern, fiengen an zu forſchen und darüber zu denken: was jenem wohl Kraft und Muth gegeben habe, zu einer ſolchen durchaus uneigennützigen Liebe, welche für alle ihre Werke nichts empfieng als Haß und Leiden, und wurden ſo endlich durch lebendiges Beiſpiel und Lehren überzeugt von dem Daſeyn einer ewigen, allerbarmenden Liebe, die dem Menſchen, der von ihr durchdrungen iſt, allein Kraft zu geben vermag, ſo zu lieben wie ſie.

Dieſer Weg, jemanden von der Wahrheit, die war und iſt, zu überzeugen, iſt ſchwer, aber er iſt auch faſt immer gelungen. Liebe gewinnt doch am Ende wieder Liebe, wenn ſie treu ausdauert, freundlich iſt und langmüthig. Vor allem aber die Liebe, welche nicht richtet und eifert. Auch davon einige Beiſpiele:

Zween Brüder, erzählen die Alten, giengen mit einander in die nächſte Stadt, um das, was ſie das ganze Jahr hindurch mit ihren Händen gearbeitet hatten, zu verhandeln. Der eine gieng aus der Herberge, um das gemeinſame Geſchäft zu betreiben, der andre blieb allein zurück. Durch böſe Lockung fiel der Unerfahrne in eine ſchwere Sünde. Da nun der andre Bruder wieder zurück kam, mochte jener auch nicht die Augen gegen ihn aufſchlagen, weinte und ſprach: Mein Bruder! kehre du allein zurück nach dem Gebirge, ich Unwürdiger darf hinfort nicht mehr unter den frommen Vätern, unter der reinen Heerde Chriſti wohnen, denn während du von mir weg wareſt, habe ich mich mit einer großen Sünde beflecket. Da erſchrack der andre Bruder; aber er faßte ſich bald mit erbarmender Liebe. Mein Bruder, ſprach er, auch ich war, während ich allein von dir gegangen, Sünder wie du, auch ich wäre dann nicht mehr werth zu unſren reinen Brüdern zurück zu kehren. Aber was ſollen wir thun, ſollen wir Unmündige und der Welt Unerfahrne hier zurückbleiben; ſo wird uns dieſe herzliche Reue bald verlaſſen und wir werden nur Sünde häufen zu der alten. So laß uns nun beide zurückkehren zu unſren Zellen, Gott um Vergebung bitten, den Brüdern unſre Sünde bekennen, und die Schuld, als Zeichen herzlicher Reue, öffentlich abbüßen. Gott iſt barmherzig und ſeine Güte währet immer!

So beredete der Liebende endlich ſeinen Bruder und ſie kehrten beide zurück nach dem Gebirge. Da fielen ſie beide den Vätern zu Füßen und bekannten weinend jene Schuld, von welcher die Seele des Unſchuldigen nichts wußte. Was ihnen die Väter liebend ſtrenge auflegten, trugen ſie beide treu und ohne Klage.

Nach einiger Zeit wurde den Vätern offenbart, welches Opfer der Liebe der unſchuldige Bruder dem Schuldigen gebracht habe. Und ſie hießen den Unſchuldigen, der ſein Erbarmen von Keinem erkannt glaubte, als von Gott, ablaſſen von ſeiner ſchweren Buße, und lobten Gott für die ihm verliehene Gnade der Demuth und der Liebe. Der ſchuldige Bruder aber empfieng Vergebung und Frieden von dem Herrn und wohnte ferner rein und treu unter den Brüdern.

So war, durch die Kraft der Liebe Chriſti, dem Herrn eine Seele gerettet, durch freiwillig übernommene Schmach, Demüthigung und Buße!

Zu den Altvätern in der Wüſte Thebais hatte ſich ein Jüngling geſellet, welcher es ſich einen rechten Ernſt ſeyn ließ, durch ſtrenges Leben und Enthaltſamkeit, die Begierden des Fleiſches zu tödten, und Gott allein zu leben. Aber jemehr er faſtete und kämpfte, deſto heftiger wurden die Verſuchungen und die böſe Luſt im Innern. Da kam er traurig zu einem der Väter und klagte ihm ſeine Noth. Der Alte wurde zornig und hieß ihn, den Unreinen, aus der Geſellſchaft der reinen Brüder entweichen: er ſei nicht werth ihr Gewand zu tragen. Da wurde der Jüngling traurig, verzweifelte zuletzt ganz und machte ſich auf, die Wüſte zu verlaſſen und in das Weltleben zurück zu kehren.

Aber auf ſeinem Wege begegnete ihm durch Gottes Schickung der Abt Apollo. Da dieſer den Jüngling ſo betrübt ſahe, fragte er ihn nach der Urſache. Jener, tief beſchämt, wollte Anfangs nicht antworten. Da aber der Alte mehr und mehr in ihn drang, geſtund er, welches unreine Feuer in ſeinem Innren ihn gequält, und wie er ſein Leid jenem Bruder geklagt habe. Der aber habe ihn belehrt, daß für ihn keine Hülfe ſei. So wolle er nun wieder hingehen unter ſeine ehemaligen heidniſchen Mitbürger und zu den Weltfreuden, welche er verlaſſen habe, da ihm doch auf dieſem jetzigen Wege nicht zu helfen ſtehe.

Da antwortete ihm der Altvater Apollo freundlich: Mein Sohn! thue nicht alſo. Dein von Chriſto ergriffenes und verwundetes Herz, könnte in der Welt keinen Frieden mehr, ſondern nur Unfrieden und den Tod finden. Was willſt du ſo trauren? Siehe mich alten Mann, der ich bei meinem grauen Haar und bei meinem vieljährigen ſtrengen Wandel, dennoch oft von innren Verſuchungen und böſen Gedanken, gleich dir Jüngling geplagt werde. Laß uns deshalb nicht verzagen! Sondern gehe du wieder hin nach deiner Zelle, ergieb dich demüthig in den Willen des Herrn, der dich ſo verſuchen läſſet, und gedenke doch mein Sohn! daß wir die böſe Luſt und Verſuchung nicht durch unſre menſchliche Sorge und Mühe, nicht durch unſer Faſten und Arbeiten, ſondern durch Gottes Barmherzigkeit überwinden. So bleibe du nur getreu. und laß deine Sorge dem Herrn. Hierauf ergriff der Alte den Jüngling bei der Hand und führete ihn freundlich wieder nach ſeiner verlaſſenen Zelle.

Hernach wendete ſich der Vater zu der Zelle des Alten, welcher vorhin ſo von der Bruderliebe gefallen war, und den Jüngling zur Verzweiflung gereizt hatte, und betete weinend:

Herr der du dich der Irrenden erbarmſt, zeige doch auch dieſem Bruder, daß unſer Herz, ſo lange wir noch im Leibe wallen, ſchwach ſei und den Verſuchungen unterworfen, damit er wieder zurückkehre zu dem Weg der Demuth und der erbarmenden Liebe.

Und ſiehe nach einiger Zeit geſchahe es, daß das Herz jenes alten Bruders, welches von Alter und durch ſeine eigne Natur ganz kalt und der Luſt unempfänglich geſchienen, von eben denſelben Verſuchungen heftig ergriffen wurde, welche vorhin den Jüngling betrübt hatten. Weil aber der Alte das Steuerruder des chriſtlichen Wandels, die Demuth und erbarmende Liebe von ſich geworfen, vermochte er jenem Sturm auch nicht einen Tag zu widerſtehen, ſondern ſogleich ermattet, entwich er heimlich aus der Zelle und eilte, um bald nach der Stadt zu kommen, ſich zu ſättigen mit jenen Lüſten, von denen er einſt dem Herrn treue Enthaltung gelobt. Und den Eilenden ſahe der Altvater Apollo wandeln. Der rief ihn und ſprach: Mein Vater, wo willſt du hin, getrieben von ſchwerer Verſuchung? Weißt du nicht, daß auch du dem Herrn Treue gelobteſt, ein Streiter Chriſti?

Da der Alte merkte, daß Jenem ſein Inneres nicht verborgen war, ſtund er tief beſchämt und ſchweigend. Und der heilige Vater ſprach: Mein Bruder! weißt du auch wohl, wie neulich jener Jüngling dir ſeine Anfechtungen klagte, und du den nicht retten wollteſt mit freundlichen Worten, deſſen Seele zum Tod geführt ward? Gedachteſt du wohl auch an jenes Gebot des Herrn: daß wir das zerſtoßene Rohr nicht zerbrechen, das nur ſchwach glimmende Tocht nicht auslöſchen ſollen? Nun wohlan mein Bruder! der Herr hat dich gelehrt, daß kein Menſch die Gewalt und Liſt des eignen Herzens und der böſen Verſuchungen ertragen und überwinden könnte, wenn nicht Gottes Gnade ihn beſchützte und aufrecht hielte. Darum wollen auch wir beide den Herrn bitten, daß er uns erlöſen wolle von dem Uebel. Der Herr aber, welcher uns traurig machet und auch wiederum hilft, welcher ſchläget und wiederum heilet, der erniedriget und auch wieder erhöhet, tödet und wieder lebendig machet, uns in die Hölle führet und wieder heraus, der wolle auch dich, mein Bruder, wieder heilen.

Da beteten die beiden mit einander. Und ſiehe die Verſuchung wich von dem ſchwachen Alten, die Ruhe kam ihm wieder. Da erkannte er demüthig, daß auch in ſeinem Herzen, wie in allen Menſchenherzen, wohne nichts Gutes, und daß Gott bißher nur um ſeiner großen Schwachheit willen ihn vor Verſuchungen bewahrt habe. Und er bat Gott voll inniger Demuth, da ward auch ihm gegeben der Geiſt der erbarmenden Bruderliebe, und eine Zunge, welche das ſchon verwundete Herz des Sünders nicht noch mehr verletzet, die zerſchlagenen Seelen nicht noch mehr niederſtößet, ſondern welche ſanftmüthig und freundlich die Verwundeten heilte, und welche demüthig die Irrenden zurückführte auf den rechten Pfad.

Ein Bruder hatte geſündigt und der Aelteſte jener Gemeine hieß ihn aus der Verſammlung hinausgehen, denn er ſei nicht würdig ferner noch unter ihnen zu wohnen. Da ſtund der heilige, fromme Altvater Beſarcon auch auf, gieng mit jenem hinaus und ſprach: Haltet mir zu gut meine Brüder! ich bin auch ein Sünder!

Unter den Einſamen, welche die Wüſte von Scithien bewohnten, war einer in einen ſchweren Fehltritt gefallen. Da verſammleten ſich die Aelteſten, jenen zu verurtheilen. Und der Altvater Moſes war nicht in die Verſammlung gekommen. Da ſendeten die Aelteſten zweimal zu ihm, ihn zu rufen. Endlich kam der Altvater und trug mit ſich einen alten Korb voll Sandes. Da giengen ihm die Brüder heraus entgegen und fragten ihn, was er hier thäte? Der Alte antwortete: das ſind meine Sünden, die mir nachfolgen und ich ſahe ſie nicht und dennoch bin ich heute kommen, fremde Sünde zu richten. Da das die andern hörten, redeten ſie nichts mehr wider ihren Bruder und vergaben ihm ſeinen Fehltritt.

Der Altvater Joſeph fragte den Vater Poimen: wie mag ich wohl ein rechter Einſamer werden? Der Alte ſprach: willſt du die rechte Ruhe, den beſten Frieden eines Einſamen in deinem Herzen finden, ſo ſprich bei jeder Anklage deiner Brüder: wer bin doch ich? und richte niemand.

Unter den Brüdern, welche zur Gemeinde des Altvater Elias gehörten, hatte einer ſich verſündiget. Da ihn nun die Brüder von ſich trieben, kam er gen Thebais zu dem heiligen Antonius. Dieſer nahm ihn freundlich auf, ſendete ihn aber nach einiger Zeit zu ſeinen Brüdern zurück. Da ihn dieſe ſahen, vertrieben ſie ihn wieder. Und er kam wieder zu dem Altvater Antonius. Da ſendete ihn dieſer von neuem zu den Brüdern und ließ ihnen ſagen: Siehe das Schiff hatte Noth gelitten im Sturme, ſeinen Anker und ſeine Steuerruder verloren. Iſt es nun wohl recht, ſo es zum Hafen kommt, es abzuſtoßen und vollends in den Grund zu bohren? Da merkten die Brüder, daß die Rede von dem heiligen Antonius war, und nahmen den Irrenden wieder auf in ihre Mitte.

Ja, die Liebe, die aus dem Quell der ewigen Liebe kommt, richtet nicht, eifert nicht. Und doch giebt hier die Erfahrung, die Geſchichte der vergangnen Zeit ſowohl als die unſrer Tage, dem Forſcher gerade das ſchwerſte, traurigſte Räthſel auf. Unmittelbar am Altare einer allerbarmenden Liebe, Haß und Verfolgung Derer die mit den Verfolgern einerlei Glauben, einerlei Hoffnung, einerlei, auch über das Grab hinüber dauernde Liebe haben. Sind ſie ja alle Glieder; alle, denen Chriſtus ihr Ein und ihr Alles, ihre Hoffnung, ihre Kraft iſt, ſind ja lebendig vereint mit dem Einem lebendigen Haupt, welches iſt Chriſtus! Wer kann doch wohl, wenn ſie auch nicht von Einer Form (Confeſſion) mit dir richtenden Rechtgläubigen ſind, die ſcheiden von der Liebe Chriſti, die Ihn hier nicht blos unter allem äußeren Spott freudig bekannt haben durch Wort und Wandel, ſondern die im täglichen Umgang des kindlich gläubigen Herzens, ihn als Freund und Helfer bei ſich hatten, im Leben und im Tod; ja die ihn in armen Menſchenherzen trugen, in ſeine eigne liebende Natur ſchon hier auf Erden verwandelt wurden? Ja du richtender Bruder! jene rufen auch den Namen an, in welchem uns Leben verheißen iſt, thue du das auch, Er wird dir die Liebe ins Herz geben, *welche nicht eifert*. Wer gehört denn zur lebendigen, innren Kirche, als wer Chriſtum recht liebt und ſeine Liebe im Herzen trägt, wer an ihn *glaubt*. Was aber Glaube ſei, weiß ja nur eine *liebende* Seele.

Geht dein Eifer, guter, richtender Bruder! gegen uns ſogenannte Proteſtanten; ſo bedenke und erfahre doch, daß zu allen Zeiten und unter allen Confeſſionen der rechte lebendige Glaube proteſtirt hat gegen das Unweſentliche, das Unwahre, das Unlautre, und daß der Geiſt deſſen, der Augen hat wie Feuerflammen, und der Herzen und Nieren prüfet, zu allen Zeiten, wo er Stoppeln und Stroh unter dem lautren Golde, armes Menſchenwerk unter Gotteswerk gefunden, mit ſeinem Feuer jenes zerſtört, dieſes geläutert hat. In dieſem Sinne, wir hoffen es in Ihm, wird es auch Proteſtanten geben, ſo lange der arme Menſch, ſeiner Natur nach, ſo lange die Menge das Weſen wird ſetzen wollen in Form und Schein, ihre hinzugetragenen Stoppeln für Gold, Menſchenwerk (Moralität) für das große, wiedergebährende Gotteswerk am Herzen.

Ja lieber, richtender Bruder! die Vereinigung, von der du ſprichſt, wird kommen, aber anders als du glaubſt, nicht in der Form ſondern im Weſen, bei allen äußren Verſchiedenheiten der Führungen und äußren Geberden des innren Lebens; denn das rechte Chriſtenthum beſtehet nicht in Geberden. Wer als Bekenner der evangeliſchen Confeſſion Chriſtum gefunden, wer das Weſen als Weſen (und dieſes iſt nicht in einer, ſondern in allen ſogenannten Confeſſionen zu finden, die Chriſtum bekennen und lieben) das Unweſentliche als Unweſentliches erkannt hat, der wird ſeine innre, lebendige Ueberzeugung niemals durch eine öffentliche Lüge ſchänden können, noch wollen, und nicht durch einen Uebertritt zu einer andren äußern Form ſagen wollen: Chriſtus iſt hier in der, oder da in jener Form. (Matth. 24, v. 23.) Wer aber noch im Suchen nach dem Kleinod, es auf dieſem oder jenem Wege leichter, früher zu finden, oder wer ſchon halb in ſeinem Beſitz es auf dieſem oder jenem Wege ſich beſſer zu erhalten und zu vollenden hofft, wohlan! der prüfe erſt wohl, und thue was er thut, dem Herrn!

Du aber, das Evangelium, nicht dem Confeſſionsnamen, ſondern der That nach bekennender und liebender Bruder! fürchte dich nicht vor den Zeichen dieſer zuweilen etwas unduldſam ſich ausſprechenden Zeit. Halte dich liebend muthig vertrauend an Den, bei Dem weder auf Zahl, noch äußre Macht der Gegner etwas ankömmt, und glaube vielmehr, daß (wenn du es ernſt meinſt mit der Wahrheit) bei dir mehr ſind, als du wähneſt. Schaue auch nach der hellen, nicht blos nach der bewölkten Seite hin; ſiehe, wie die Bibel in dieſen Tagen allenthalben unter allen Confeſſionen ausgeſäet wird und mit ihr das Band einer Vereinigung, welche nicht Menſchenſache, ſondern Gottesſache im Auge hat. Vielleicht kann es dich erfreuen, wenn dir in dem nachſtehenden Auszug aus dem Brief eines ernſtgeſinnten, wahrhaft chriſtlichen Catholiken, der übrigens kein Geiſtlicher, ſondern in einem bedeutenden weltlichen Amte angeſtellt war, auf manche deiner ſtillen Beſorgniſſe vorläufig geantwortet wird. Der Brief iſt aus ſichrer Hand; der ihn ſchrieb, ſo wie der, der ihn empfieng, ſind vielen von euch bekannt. Der Letztere war ein Proteſtant.

* *, am 20. Febr. 1815.

II. Corinth. Cap. 5, v. 14. ſprechen es aus, was mich treibet und nicht ruhen läſſet, es Ihnen, verehrteſter Freund und Bruder in Chriſto, zu ſagen, wie werth Sie ſeit längerer Zeit meinem Herzen ſind, und wie ich in Ihrem letzten Briefe an * *, den mir die Güte dieſes Freundes mittheilte, auf eine Verwandtſchaft und Einheit im Geiſte ſtieß, die mich ungemein erquickte, und an gegenwärtigen Zeilen die Veranlaſſung trägt, da ich glaube, daß Menſchen eines Herzens und Sinnes, und die Einem gemeinſchaftlichen Ziel nachjagen, ſich in unſren Tagen näher ſollten kennen lernen.

Was Sie, mein Beſter! an unſren gemeinſchaftlichen Freund * *, über die Intoleranz mehrerer meiner Confeſſionsverwandten ſchreiben, welche auf eine Mutterſecte pochen, und die mir als eine Art chriſtlicher Judäismus erſcheinet, darüber haben ich und und meine hieſigen chriſtlichen Freunde in neueſter Zeit Erfahrungen, welche Ihre Vorſtellungen davon weit überſteigen würden.

Die Form hat nämlich in unſrer römiſch catholiſchen Kirche, den Geiſt beinahe ganz verſchlungen. Es iſt alſo wohl ganz natürlich, daß diejenigen, welchen Gott einen Hunger und Durſt nach dem wahren Chriſtenthum ins Herz geleget hat, und welche ſeine Anbeter im Geiſte und in der Wahrheit ſeyn wollen, dieſen Formen und allen jenen, die nur das Geſetz und Bilder predigen, nicht das Wort ſprechen, ſondern ſich in ihr Inneres zurückziehen, gerne mit einander umgehen, und die Wahrheit nach beſten Wiſſen und Vermögen verbreiten. Dieſes iſt nun den Phariſäern und Saducäern ein großer Stein des Anſtoßes. Sie nennen, verläumden und verfolgen uns als Pietiſten, Separatiſten und proteſtantiſch Geſinnte, während wir gegen nichts proteſtiren, als nur gegen alles Sectenweſen, und in Lehre und Leben nur dahin ſtreben, Chriſten zu ſeyn, und als ſolche einſt vor Gott bewährt gefunden zu werden.

Leſen Sie .....; ſo haben Sie, in ſo weit ſich die Wahrheit ans Licht wagen darf, unſre eigne und neueſte Geſchichte. Man will uns mit unſrem lebendigen Gott und Chriſtus nicht paſſiren und fortkommen laſſen, ſondern nur mit einem todten und geſchichtlichen; wir glauben und lehren aber, daß uns ein ſolcher, der nicht wirklich lebt und ſich in uns experimentirt, gleich einer Sonne die nicht leuchtet und nicht wärmet, zu nichts nütze ſei.

So wie wir aber die Kraft und das Heil der Religion Jeſu an und in uns, beſonders ſeit der Zeit, wo uns von außen mehr Trübſal und Widerſtand wird, lebendig erfahren haben; ſo ſendet uns die Gnade auf der andren Seite in neueſter Zeit die erfreulichſten Erſcheinungen, ja es bewähret ſich die Kraft des Chriſtenthums durch fortdauernde Früchte, (vorzüglich im Innern des Menſchen) welche unſren Glauben nicht wenig ſtärken und befeſtigen.

(Hier folgen einige Mittheilungen, welche nicht zur allgemeinen Kenntniß geeignet ſind. Am Ende dieſer Mittheilungen heißt es weiter:)

Da * * * das Evangelium rein verkündet, und die Armen und Kranken im Lande ihm um dieſer frohen Botſchaft willen täglich mehr zulaufen; ſo läßt ſich vorher ſehen, daß ihn die Parthei der Phariſäer, oder jene, welche zu Rom das Patent der ausſchließenden Begeiſtung gelöſt haben, vor andern anfallen, und das Handwerk ihm zu legen verſuchen werden.

— — — — ja laſſet uns auch unter uns das Band enger ziehen, welches die treuen Nachfolger und wahren Verehrer ihres Meiſters hier und jenſeits vereinigt, welches fern von aller Politik und geheimen Orden iſt, die man neuerdings wieder mehr wittert, und in den unſchuldigſten Sachen vermuthet, als jemals, welches ich aber, bei uns angewandt, das offenbare Geheimniß des Chriſtenthums nennen möchte. —

— — Kennen Sie jenes Buch, welches vor ungefähr 10 Jahren zu Straßburg unter dem Titel:

Ein Wort der Vereinigung*)

erſchien? Es iſt das beſte, was ich je über Katholicismus und Proteſtantismus geleſen habe" — — u. ſ. w.

So viel einſtweilen aus dem Briefe jenes Mannes, der (dies ſei erwähnt, um Verwechslungen zu vermeiden) jetzt in einem Lande und Stande iſt, wo ihn keine Verfolgung mehr treffen, kein Verdacht mehr beleidigen kann.

Und dies iſt nur Ein Beiſpiel aus Tauſenden. Ja ihr Kleingläubigen! laßt nur die Bibel und den Geiſt der in und mit ihr iſt, ihr ſtilles Werk über die ganze Erde, unter allen Völkern, unter allen Confeſſionen wirken! Nach den (ſchon aufſteigenden) Stürmen und Ungewittern der Nacht, wirſt du einſt, erwachtes Menſchenauge, die Roſe kräftig erblüht ſehen aus den Dornen — eine Roſe ohne Dornen!

---

*) Dieſes Werk iſt weniger bekannt als es ſeyn ſollte, weil die Sprache des Geiſtes, der darinnen weht, Wenigen verſtändlich iſt; während der Geiſt, der aus andren, zum Theil beliebten Schriften eines ähnlichen Inhaltes ſpricht, nicht immer der der Liebe, Wahrheit und Demuth iſt.

Die Religion der Liebe wird endlich die Liebe ſiegen laſſen auf Erden und unter den Völkern. —

Die Liebe richtet nicht. Und doch findet ſich auch hier wieder das alte Räthſel. Neigung zum Richten ſelbſt bei Denen, die ſich durch Wort und ſelbſt übrigens durch die That, als Jünger der ewigen Liebe bekennen; Neigung zum Richten, über Verſchiedenheit der Form und der äußeren Geſtalt, welche der das Menſchenherz erziehende Geiſt, in einem jeden, nach Verſchiedenheit ſeiner Natur ausprägt. Mögen auch hier wieder einige Beiſpiele aus den Alten es lehren, daß das Weſen, überall wo Liebe iſt, daſſelbe bleibt, ſei die äußere Form auch noch ſo verſchieden.

Gen Scithien kam einſt ein Bruder aus Rom, der vorhin an vielen Orten in großen Würden geſtanden. Er bezog eine einſame Wohnung, nahe bei einer Stadt, da eine chriſtliche Kirche war und hatte einen einzigen Diener bei ſich, deſſen er, bei ſeinem zarten Körper, zu ſeiner Pflege bedurfte. Da der Aelteſte jener Kirche bemerkte, daß der Bruder von Jugend auf an die Bequemlichkeit und den Ueberfluß eines hohen Standes gewöhnt, die Entbehrungen des einſamen Lebens ſchwer ertrug, ſendete er ihm öfters Speiſen von den beſten, welche in ſeinem Vermögen ſtunden und ließ ihm ſagen: „Pflege deines ſchwachen Leibes ein wenig beſſer mein

Bruder! Der Herr weiß deinen guten, ernſten Willen, und begehrt nicht, daß du den Leib, welchen er ſich zum ſichtbaren Tempel erbaut, durch unnütze Strenge zerſtöreſt.“

Da nun der fremde Bruder 25 Jahre in Scithien gelebt hatte, ward er ein Mann von tief erleuchtetem Gemüth und war durch reinen frommen Wandel, durch lebendige Chriſtusliebe und hohes Erkenntniß, den andern Brüdern Vorbild, Vater und Rathgeber. Da hörte auch ein Einſamer in der Thebais, welcher ſich eines vorzüglich ſtrengen äußeren Wandels befleißigte, von dem frommen Leben und hohem Erkenntniß des Römers. Und er kam ihn zu ſehen, in der Erwartung er werde hier ein vorzügliches Vorbild der ſtrengſten Enthaltung und leiblichen Abtödtung finden. Da er nun hineinkam, in die Wohnung des Bruders, begrüßten ſich beide und beteten mit einander. Nach gehaltenem Gebet ſetzten ſich beide, und der Egyptier, welcher nur an den Anblick der thebaiſchen Einſamen gewöhnt war, fieng an, den Römer und ſeine Kleidung als ein ihm fremdes Ding zu betrachten. Dieſer war mit einfachem, aber feinem und reinem Gewand bekleidet, ſeine Füße entbehrten nicht der täglichen Waſchungen noch der Bekleidung; dazu hatte er ein Lager von geflochtnem Papierrohr, nebſt einem Pelz und Hauptkiſſen zur Unterlage. Da ärgerte ſich der Egyptier, welcher nur mit ſchlechtem Kittel bekleidet und auf bloßer Erde zu ſchlafen gewohnt war, an der Weichlichkeit ſeines Bruders.

Wie nun der Alte aus Rom ein Mann von tief erleuchtetem Sinne war, verſtund er die Gedanken des Bruders wohl. Da ſprach er zu ſeinem Diener: Sorge du, daß wir, weil heute dieſer Vater zu uns kommen iſt, einen fröhlichen Tag haben mögen. Da bereitete jener etwas Gemüſe, das vorhanden war, und brachte von dem Wein, welchen der Römer ſeiner Schwachheit wegen zuweilen trank. Als nun, nach gehaltenem Mahle, der Abend heran kam, ſtärkten ſich die beiden mit Gebet und Lobgeſängen und legten ſich dann ſchlafen. So erhuben ſie ſich auch in der Nacht zum gemeinſchaftlichen Gebet.

Am Morgen ſtund der Egyptier auf, grüſſete noch den Alten aus Rom, und da ſie ſich geſegnet hatten, ſchieden ſie von einander. Der Egyptier gieng traurig ſeines Weges, denn er hatte ſich an dem äußeren Leben des Römers geärgert, welches ihm der Enthaltſamkeit eines Einſamen wenig anſtändig ſchien. Da er nun ein wenig gegangen war, ließ ihn der Alte aus Rom wieder zurückrufen, empfieng ihn freundlich und fragte ihn:

Mein Bruder! aus welchem Lande biſt du? Jener antwortete: aus Egypten. — Aus welcher Stadt? — Ich bin aus keiner Stadt, habe auch nie in einer Stadt gewohnet. — Aber was war, fragte der Alte weiter, dein Geſchäft, ehe du das Leben eines Einſamen erwählteſt? — Ich war, antwortete jener: Hüter über einige Aecker. — Wo ſchliefeſt du? — Auf dem Felde. — Was war dein Bette? — Ich beſaß nie ein Bette, ſondern ſchlief auf der bloßen Erde. — Was war wohl, fragte jener weiter, dein Mahl, was für Wein trankſt du? — Jener antwortete: was für Mahlzeiten ſollte wohl ein armer Taglöhner auf dem wüſten Felde haben, und welchen Wein? ich aß trocknes Haberbrod und trank etwas Waſſer. — Hatteſt du wohl auch, fragte der Andre, ein ſchönes Bad in deiner Nähe, da du dich reinigen und erquicken konnteſt? — Da antwortete der Egyptier: Ich wußte nichts von einem Bad und reinigte mich in fließendem Waſſer.

Da ſprach der Alte aus Rom, freundlich zurechtweiſend zu dem Egyptier: So höre nun mein Bruder! Ich armer Menſch, den du hier vor dir ſieheſt, bin aus der gewaltigen Stadt Rom, aus einem hocherlauchten Geſchlecht, und war auch bei dem Kaiſer in ſeinem Pallaſt von großem Anſehen. Nun aber habe ich das große Rom gerne verlaſſen, und mich in dieſe Einöde begeben. Mein gehörten große Palläſte, ſchöne Landhäuſer und vieles Geld; und ſiehe ich habe mir freiwillig dieſe kleine Hütte zum Aufenthalt gewählt. — Vorhin ſchlief ich auf zarten ſeidnen Betten mit Gold und Purpur durchwebt; und ſiehe nun gefällt mir aus Liebe zu Chriſto dieſes arme harte Lager von Schilf, und dieſer Pelz. Einſt koſteten meine Mahlzeiten, deren Köſtlichkeiten aus fernen Ländern und Meeren kamen, große Summen; und ſiehe jetzt genügt mir gerne ein wenig Krautes und ein Becher geringen Weines. Vorhin begleitete mich allenthalben eine Menge von Dienern, und ſiehe nun hat Gott dieſem einzigen den Sinn gegeben, daß er mich treu hieher begleitete, mir zu dienen in meiner Schwachheit. — Statt der Flöten, des Saitenſpiels und der Stimme meiner Sänger, ergötzt mich jetzt der Geſang der Buß- und Lobpſalmen; ſtatt des Marmorbades und der herrlichen Salben, die ich vormals hatte, dient mir jetzt zur täglichen Reinigung bloßes Waſſer: daß ich aber meine Füße bekleide, das geſchieht um meiner Kränklichkeit willen. Darum mein Vater! wolleſt du dich nicht an der Schwachheit deines armen Bruders ärgern.

Da das der Egyptier hörte, gieng es ihm durchs Herz und er ſprach: Wehe mir elendem Menſchen, daß ich mich an dir mein Bruder ärgern konnte. Siehe ich bin vielmehr erſt jetzt zur Ruhe und zu einem bequemeren, überflüſſigeren äußeren Leben gekommen, ſeit ich den

Stand der Einſamen erwählte; du aber haſt alle Pracht und Luſt der Welt freiwillig verlaſſen, und dir dieſes arme Leben erwählt. —

Da ſtärkte und erfreute ſich der Egyptier an den Lehren und dem Geſpräch des Altvaters und ſchied gebeſſert von ihm. Von nun an kam er aber öfters zu dem Alten zurück, um ſich am Geiſt zu ſtärken und in der Liebe zu befeſtigen. Denn jener Vater aus Rom war erfüllt vom Geiſte Gottes, innig in der Liebe, ſtark im Glauben, befeſtiget in der Gnade und Wahrheit, und ſein Wandel wie ſein Wort, zeugeten treulich bis ans Ende, von dem Lichte, in welchem er, und welches in ihm war.

Hierzu einen Zug aus neuerer Zeit.

Ein reicher Baron aus der Schweiz durchreiſte einen großen Theil von Europa, beſonders aber Deutſchland. So wie Andere auf ihren Reiſen ſich es vorzüglich zum Zwecke machen, Kunſtſchätze oder Naturmerkwürdigkeiten und berühmte Sammlungen zu ſehen; ſo machte er es ſich vor allem zum Hauptzweck ſeiner Reiſe, vorzüglich gute Menſchen aufzuſuchen und kennen zu lernen. Er ſelber Chriſt, hatte Sinn für jene ſtille Größe und Vollendung, welche das Chriſtenthum dem Herzen giebt, und ſuchte deshalb vor allen, in Hütten und Palläſten, die unter einander durch reine, thätige Chriſtusliebe verbundenen, ſonſt aber nur Gott bekannten, ſtillen Seelen auf, die ſich, mit allem was ſie ſind und vermögen, der Gottes- und Menſchenliebe geweiht haben. Wo er auf ſeinen Reiſen von einem Menſchen hörte, der vorzüglich viele Leiden, Schmähungen und Läſterungen ſtill getragen, war ihm kein Umweg zu weit, theils um, wo es möglich, das fremde Leid zu lindern, vorzüglich aber weil er wußte, daß das äußere Leiden hier auf Erden gar oft das Ordenszeichen und äußere Merkmal derer iſt, welche das Kreuz des liebenden Meiſters im Herzen tragen.

Einſt hörte er von einem reichen anſehnlichen Kaufmann, in einer der größeren Städte des nördlichen Deutſchlands, jene ſtillen, hohen Züge erzählen, die ihn am meiſten zu unbekannten Menſchen hinzogen und erfreuten. Jene Züge, und ſie kamen aus treuem, reinem Munde, ließen auf einen ganz vorzüglich weit geförderten Chriſten, an Heldenglauben, Liebe, Demuth ſchließen. Er reiſte ſogleich zu dem Manne hin, und wurde freundlich aufgenommen. Er war nun täglich um ihn, beobachtete ihn genau. Aber je mehr er ihn beobachtete, deſto ungewiſſer wurde er in ſeinem Urtheile von ihm. Er konnte durchaus an dieſem Manne keinen jener Züge wahrnehmen, die er bisher an andren Menſchen dieſer Art zu ſehen gewohnt war. Nicht zwar ſeine heitre Geſelligkeit war es, die ihm auffiel, denn wie der Apoſtel ſagt: ſeid immerdar fröhlich; ſo iſt der wahre Chriſt wohl immer, ſelbſt unter äußren Thränen, freudig und heiter, indem rechte Liebe das Herz immer glücklich und wohlgemuth macht; ſondern das kam ihm etwas fremd vor, daß der Mann ohne Bedenken mit ſeiner Familie Vergnügen und Orte der geſelligen Zerſtreuung, faſt täglich beſuchte, die Andre, zu denen der Baron ſelbſt gehörte, als zu ſehr zerſtreuend vermeiden. Dabei hörte man den geſellig heitren Mann faſt nie von den Gegenſtänden ſprechen, die ſein neuer Freund am liebſten von ihm gehört hätte; wo es aber geſchahe, geſchahe es freilich mit beſondrer Kraft. Uebrigens erkannte man freilich wohl in ihm den Mann, deſſen Handlungen alle aus treuer Rechtlichkeit und Menſchenliebe hervorgehn.

Faſt irre geworden durch dieſe, ihm ganz neue Form, glaubte der Baron ſchon, er habe in dem Manne zu viel geſucht, als ihm auf einmal ein Zufall einen Blick in das Innre des ſeltſamen Freundes erlaubte, der ihn tief bewegte und zugleich belehrte. Er lernte nun in dieſem einen Helden an ſtillem, feſten Glauben und Vertrauen zu Gott kennen, wie er wohl noch wenige gekannt hatte; einen Chriſten, der in allem durch muthig feſte Glaubenskraft ſieget und das Ziel gewinnt. Von dieſen Zügen an einem andren Orte; hier nur ſo viel: Unſrem Reiſenden giengen nun die Augen auf, über das ganze

Benehmen ſeines Freundes. Er erkannte nun in dieſem den liebend ſorgſamen Vater und Gatten, der da ein ſchweres Opfer brachte, wo Andre ihn nur für ſein Vergnügen beſorgt glaubten, ein Opfer jener Pflicht: den Seinen mitten in dem Lärm und Gewühl der Welt, in welches ſie ihr äußrer Stand doch einmal hineinführen mußte, den Aufblick auf Das zu bewahren, was den Chriſten allenthalben ſtark erhält und rein und treu. Er erkannte in ſeinem Freunde den Mann, der überall nur das Weſen feſt hielt, und nur die Liebe, vor Menſchenaugen verborgen, treu im Innren bewahrte, ohne an einer äußren Form feſt zu hängen, ſich an eine zu binden. Seitdem lernte auch er mehr und mehr, bei ſeinen Urtheilen auf das Weſen, nicht auf die Form ſehen.

Das Sehen auf die Form und das Richten über Formen, iſt denn alſo zuweilen ſelbſt die Krankheit, woran Solche leiden, die das Heilmittel kennen und gebrauchen. Bei denen, die ſich der Kur noch nicht unterworfen haben, ſondern ihrer vermeintlichen Geſundheit rühmen und erfreuen, gehört das Richten über Andre nicht blos zur Unterhaltung des Tages, ſondern zum vermeintlichen Kennzeichen eines Menſchenkenners. So wie Der, welcher ſich gern als einen Kenner der Kunſt vor Andren zeigen möchte, gewöhnlich gleich damit anfängt an einem Gemälde, in deſſen tiefen, ſchönen Geiſt ein fühlender Betrachter ſchweigend und liebend ſich verſenkt, die Zeichnung, die Farbengebung, die Lichter zu tadeln, und ſeinen ganzen Scharfſinn anſtrengt, Fehler und Nachläſſigkeiten aufzufinden; ſo pflegen es die vermeintlichen Menſchenkenner bei Betrachtung der Menſchennatur zu halten. Schon Winkelmann hat aber gezeigt, daß viel mehr Sinn und Kunſtverſtand dazu gehöre, an einem Kunſtwerk zuerſt alles ſein eigenthümliches Schönes aufzufinden, als das Mangelnde; und daß das Letztere, das Auffinden des Tadelsfähigen, ungleich leichter ſei, und gar nicht viel Sinn und Verſtand, ſondern nur den eines ganz beſchränkten Kunſtbeobachters erfodere. So iſt es denn auch mit dem Menſchenkennen. Einer der die menſchliche Natur durch Erforſchung ſeiner eigenen, bis in ihre Tiefe, und recht kennt, wird immer den Funken und Widerglanz von oben früher auffinden und lieber auffinden wollen, als den Schatten. Die Liebe verweilt ohne Noth nie bei dieſem Schatten, er iſt ihr fremdartig, ihrem blos für das helle Licht empfänglichen Auge, ſogar vielleicht ganz unſichtbar und unmerklich. Das Auge aber, welches das Licht nicht vertragen kann, hält ſich gern an den Schatten. — Richtet nicht — laßt ſelbſt den wirklich geſchehenen

Fehltritt des Bruders nicht ohne Noth auf eure Zungen und euer Gedächtniß kommen.

Jener Alte, zu dem ſein Jünger kam und ihm ankündigte: ich werde wohl dieſen Ort wieder verlaſſen, es geſchehen hier ſehr unrechte Dinge, wie mir ein Bruder verkündigte; erwiederte zuerſt: vielleicht daß jene Grüchte nicht wahr ſind. Ja wohl ſind ſie wahr, ſagte der andre, denn der Bruder, der ſie mir ſagte, iſt gar treu. — Das iſt es wohl nicht, ſagte der Alte, denn wäre er treu, ſo würde ſich ſeine Zunge von dem unnöthigen Erzählen ſolcher Dinge enthalten. — Da ſprach der Bruder: wie aber, habe ich es nicht mit meinen Augen geſehen? — Da belehrte ihn endlich der Alte und ließ den jungen Bruder einen Blick in ſein eignes, ſich noch ſelber unbekanntes Herz thun, und da die Balken ſehen, gegen welche die Fehler der Brüder nur Splitter waren.

Allerdings ſollen und müſſen zwar in dem vollendeten Herzen Taubeneinfalt und Schlangenklugheit, ſo wie Löwenmuth und Löwenſinn mit dem Sinn des Lammes gepaart ſeyn; ſoll es aber im Anfang an einem fehlen; ſo iſt's beſſer, es iſt die Taubeneinfalt alleine da, ohne die Schlangenklugheit, als das ſcharfe, kluge Schlangenauge, ohne Taubenmilde und Taubeneinfalt.

Jene Seelen, die allenthalben, ſelbſt an Adam im Paradieſe, noch etwas zu tadeln finden, ſuchen freilich überall, ſie mögen ſich auch ſtellen wie ſie wollen, nicht das was des Bruders iſt, ſondern das Ihrige. Nicht alle aber, werden mit ihrer Tadelſucht ſo gut und ſo leicht zurechte geführt als jener junge Bruder, der zu einem Altvater kam und ſich gegen dieſen beklagte: Mein Vater! ich möchte ſo gerne einen frommen Alten nach meinem Willen finden, bei dem ich mich aufhalten und zum Guten bilden könnte. Dem antwortete der Alte: Du ſucheſt wohl, lieber Herr, Mein. Er aber, der nicht verſtund was der Alte damit ſagen wollte, wiederholte noch einmal was ſein Verlangen ſei. Da aber der Alte ſahe, daß der Jüngling meinte, er habe recht geredet, fragte er ihn wieder: und wenn du nun einen ſolchen Alten nach deinem Willen gefunden haſt, willſt du denn bei dem bleiben? Der Jüngling antwortete: ja freilich will ich das, wenn der Alte mir nach meinem Willen iſt. — Du wünſcheſt alſo, mein Sohn, ſagte der Altvater, daß jener Alte ſo beſchaffen ſeyn möge, daß er immer nach deinem Willen thue, du aber nicht nach dem Seinen handeln mögeſt, damit doch für immer dein Wille feſt ſtehen bleibe. — Da erkannte der Jüngling ſeine Thorheit und ſeinen Eigenwillen, demüthigte ſich vor dem Alten, und folgte deſſelben zurechtweiſendem Rathe.

Wer noch nicht ſo weit in der Zucht der Liebe war, daß er jene Neigung des Eigenwillens ſich abgewöhnte, der kann auch noch nicht gehorchen, der kann ſich auch noch nicht, ohne Murren des Eigenwillens und rebelliſche Bewegung deſſelben, in menſchliche und göttliche Ordnung fügen. In der Zucht jener Liebe wird aber gelernt: Gehorſam ohne Murren, gegen Alles, dem wir hier unterworfen ſind, auf Hoffnung. Jedes auf menſchlicher Ordnung beruhende Geſetz, was nicht einer höheren, göttlichen Ordnung zuwider iſt, war dem Menſchen hienieden gegeben, damit ihm der Kampf gegen den eignen Willen erleichtert werde, und damit er dulden lerne und lieben.

Die Verhältniſſe, in welche der Menſch, in dem die höhere Liebe wohnt, zu Andern, und in welche er als Bürger geſetzt iſt, ſind wohl nicht ſelten geeignet, um ihn im Dulden ſehr zu üben. Die Liebe wird ihm aber auch im kleineren, wie im größeren Kreiſe, immer ſagen was er zu thun hat und ihm Kraft geben, zu thun was ihr Gebot iſt. Und ihre Gebote ſind nicht ſchwer; denn ſie verlangt immer nur was gut iſt und was uns und den Bruder im Guten fördert, indem auch hier der Gewinn immer ein doppelter iſt:

für den, welcher duldet, wie für jenen, an welchem Geduld geübt wird.

Einen Beleg zu den Worten des Apoſtels: Die Liebe duldet Alles, mögen hier fürs Erſte wieder einige Züge aus dem Leben der Altväter geben; wiewohl wahre Liebe immer, durch alle Zeiten hindurch, und bei allen noch ſo verſchiednen Menſchennaturen immer dieſelben Früchte getragen, Langmuth, Freundlichkeit, herzliches Erbarmen und Geduld.

Geduld.

Zu dem heiligen Antonius kamen eines Abends zwei Männer; der eine Namens Eulogius aus Alexandrien, der andre ein Ausſätziger, welche beide von dem Altvater in einer gar ſonderbaren Angelegenheit Rath und Troſt begehrten.

Eulogius war früherhin Lehrer der Redekunſt zu Alexandria geweſen: Ergriffen von einer höheren Erkenntniß und nun des eitlen Schulgezänkes müde, hatte er ſeinen Rednerſtuhl verlaſſen, ſeine Güter den Armen gegeben und von allem nur ſo viel behalten, als ihm, der an Handarbeit nicht gewöhnt war, zum nothdürftigſten Lebensunterhalt genügte. Da ihm ſeine öftere Kränklichkeit nicht erlaubte, an den täglichen Uebungen und großen Verſammlungen der Brüder Theil zu nehmen, enthielt er ſich außen vor der Stadt, in einer einſamen Hütte.

Von Jugend auf an Geſelligkeit gewöhnt, ſehnte ſich hier der Einſame bald nach dem Angeſicht eines Bruders, dem er mit thätiger Liebe dienen, deſſen er freundlich pflegen möchte. Da fand er eines Tages einen armen Ausſätzigen an öffentlicher Straße liegen, welcher von ſeiner Krankheit ſo heftig ergriffen war, daß er weder die Hände noch Füße, ſondern nur noch die Zunge bewegen konnte, womit er, von allen Menſchen, ſelbſt von den nächſten Verwandten verlaſſen, Gott ſein Leid klagte. Bei ihm ſtund Eulogius, und bewegt von erbarmender Liebe, betete er alſo: Herr Jeſus! der du meine Seele, die an einem viel ſchlimmeren Ausſatz, bewegungslos krank war, getragen, gelabet, geheilt haſt, gieb auch mir, um dieſer deiner Liebe willen, Kraft, jenen Kranken mit erbarmender Geduld zu tragen, zu laben, zu verpflegen. Stehe du mir bei, dann gelobe ich dir Treue in dieſem Werke der Bruderliebe!

Da er ſich ſo, durch ein heiliges Bündniß geſtärket und kräftig fühlte, wendete er ſich zu dem Kranken, und fragte ihn, ob er ſich ſeine Herberge und geringe Pflege wolle gefallen laſſen. Der Hülfloſe nimmt das Anerbieten freudig und dankend an und Eulogius holt einen Eſel, worauf er den Ausſätzigen nach ſeiner Hütte führt.

Funfzehn Jahre pflegt hier Eulogius des Kranken mit unermüdeter Treue. Mit einer mehr als menſchlichen Geduld, denn bei ihm war Chriſtus, hebt er den Hülfloſen, badet und reinigt ihn; und, ſeine eigne Kränklichkeit vergeſſend, iſt er nur beſchäftiget des Kranken mit den heilſamſten Speiſen und Arzneien zu pflegen. Nach dieſer Zeit läßt es Gott zu, daß das unbewachte Herz des Ausſätzigen, durch böſe Eingebung, von einer ſchlimmen Ungeduld ergriffen wird. Alle treue Pflege, alle Liebe ſeines Wirthes, kann ihn nicht mehr zufrieden ſtellen, ja ſie erbittert ihn nur, anſtatt ihn zu freuen und er verlangt ungeſtüm, jener ſolle ihn hinausbringen. Eulogius, mit ſanfter Liebe, fragt ihn nur, womit er ihn wohl betrübt, worin er es wohl in ſeiner Pflege verſehen habe? er wolle es gerne ändern. Der Ausſätzige antwortet mit Scheltworten und höhnend: die Pflanzenkoſt des Einſiedlers ſei ihm zu mager, er müſſe gutes Fleiſch haben. Da eilt Eulogius ſogleich und beſorgt ihm niedliche Fleiſchſpeiſen. Jener aber durch die große Liebe nur noch mehr aufgebracht, verlangt noch ungeſtümer, ſein Wirth ſolle ihn hinausbringen, dieſe Einſamkeit ſei ihm zuwider, er müſſe fort unters Volk, unter die Leute. Eulogius erbietet ſich freundlich, ihm eine Geſellſchaft von Brüdern, zum Troſt, zur Aufheiterung herbeizuführen. Da wird die Ungeduld des Ausſätzigen faſt zur Wuth, er ſchreiet laut: Mir iſt dein Anblick aufs Höchſte widerlich und verhaßt, und du verlaufner Bube willſt mir noch mehr von deines Gleichen herbeibringen, krauteſſende Kopfhänger gleich dir?

Fortan iſt jedes Wort, jede Handlung der Liebe nur Oel ins Feuer bei dem armen Kranken. Sein Verlangen, jener ſolle ihn wieder hülflos hinaus auf die Straße werfen, wird immer ungeſtümer, und er äußert öfters den Wunſch, er möchte ſeiner gelähmten Arme nur ſo viel mächtig ſeyn, um das Leben, zugleich mit dem verhaßten Anblick der Einſiedelei zu enden.

So viel Haß, gegen ſo viele Liebe, ſolcher Ungeſtüm für ſo viel treue, ausharrende Geduld, ermüdet zuletzt das fromme Gemüth des Einſiedlers. Oefters fühlt er ſich faſt geneigt, den unklugen Wunſch des hülfloſen, jetzt durch ſorgfältige Pflege verwöhnten Kranken zu erfüllen; aber er hat Treue, in dieſem Werk der Liebe, Dem gelobt, der uns ja immer noch liebt, wenn wir ihn auch haſſen, deſſen Geduld bei aller unſrer Ungeduld nie ermüdet. Er begehrt endlich Rath und Troſt bei den Brüdern. Dieſe antworten dem Bekümmerten: Dein Handel iſt für unſre Einſicht zu ſchwer. Aber ſiehe! es lebt ja noch unter uns der Vater Antonius; ſo mache dich auf, bringe deinen Ausſätzigen in ein Fahrzeug und ziehe hinauf nach der thebaiſchen Wüſte, den Alten zu befragen.

Da bewegte Eulogius den Ausſätzigen, durch vieles Zureden, in jene Fahrt einzuwilligen, brachte ihn bei Nacht durch die Stadt, und führte ihn in einem kleinen Fahrzeug dahin, wo die Jünger des heiligen Antonius in einem Thal voll ſelbſtgepflanzter Palmen ihre Wohnungen hatten. Am andern Abend kommt der Alte mit einem Pelzrock bekleidet, und ſetzt ſich freundlich zu den Jüngern ans Feuer. Dieſe hatten mit dem Altvater die Gewohnheit, daß wenn jener fragte, ob Brüder angekommen wären, und ob Brüder aus Egypten oder aus Jeruſalem? antworteten ſie: aus Egypten, wenn die Reiſenden blos Neugierige oder ſonſt andersgeſinnte Fremde waren, denen das Geſpräch des Antonius keinen Nutzen ſchaffen konnte; aus Jeruſalem, wenn die Reiſenden voll Chriſtusliebe, oder des Troſtes und gegenſeitiger Ermunterung fähige und bedürftige, fromme, ſtille Seelen waren. Wenn dann im erſteren Falle der Alte, mit gewohnter Freundlichkeit befahl, man ſolle die Fremden erquicken; ſo wurden jene zum Mahle geführt und nach gehaltner Mahlzeit und Gebet wieder entlaſſen; waren aber Brüder aus Jeruſalem zugegen, ſo ſetzte ſich der Vater die ganze Nacht hindurch zu ihnen und ſtärkte ſie durch geiſtliches Geſprach. Auch dieſen Abend fragte der Altvater den Macarius nach ſeiner Gewohnheit, und Macarius antwortete: er habe Brüder aus beiden Orten, aus Egypten und Jeruſalem geſehen. Da geſellte ſich Antonius zu ihnen, und ſprach zu jedem Worte voll Troſtes und heiligen Lichtes, nach dem Seelenbedürfniß eines jeden Einzelnen. Wie aber der Alte voll vom Geiſte der Weisſagung und der Gnade war, rief er nach einiger Zeit den Eulogius bei ſeinem Namen. Dieſer, der ſich hier von Keinem gekannt wußte, glaubte, es ſei noch ein Andrer ſeines Namens da, und antwortete nicht. Da rief der Alte noch einmal: Euch Eulogius, der aus Alexandria gekommen, meine ich. Sage an was iſt dein Begehren? Da antwortete Eulogius: Der, welcher dir meinen Namen offenbart hat, wird dir auch geſagt haben was mich bekümmert, dennoch, weil du es befohlen, will ich es auch hier vor den andern Brüdern anſagen. Hierauf erzählt er, wie er dieſen Ausſätzigen hülflos und von Allen verlaſſen an der Straße gefunden, wie er dem Herrn Treue gelobt, und darauf den Kranken, mit ſeiner Einwilligung, als Bruder und Gefährten zu ſich genommen; wie er in Kraft der Liebe Chriſti ſeiner treu gepflegt, funfzehn Jahre lang, bis zuletzt der Ausſätzige mit anhaltendem Ungeſtüm, Tag und Nacht ſeine Geduld ſo ermüdet habe, daß er zweifelhaft ſei, ob er ihn länger bei ſich behalten ſolle, oder nicht.

Da antwortet ihm Antonius ſehr ernſt: Eulogius! ſo willſt du aufhören mit erbarmender Geduld deſſen zu pflegen, welcher ſo wie du Gott im Himmel zum Vater hat, und deſſen ſich Gott noch immer liebend erbarmt, wie deiner? willſt ablaſſen von der Treue, die du doch gelobt haſt deinem Herrn? Wiſſe, daß wenn du nachläſſeſt von deiner Geduld, und dieſen von dir ſtößeſt; ſo wird ihn ein Würdigerer finden, als du biſt, und deine Krone nehmen!

Hierauf wendete er ſich noch ernſter zu dem Ausſätzigen. Dieſen redete er mit harten Worten an: Du lebender, halbverweſter Leichnam! ſo wie du nun biſt, der Erde wie des Himmels unwürdig; weißt du nicht, daß der, welcher deiner funfzehn Jahre pflegte mit übermenſchlicher Geduld, und welchen du jetzt durch ſchändlichen Undank betrübeſt, iſt Chriſtus. Willſt du noch nicht aufhören, Chriſtum ſelber ins Angeſicht zu läſtern und zu trotzen? Denn Chriſtus war es, der in dieſem ſolche Liebe, ſolche Treue wirkt.

Da nun der Ausſätzige, ſeiner Schuld ſich bewußt, ſchwieg, wendete ſich der Altvater wieder von jenen, und ſprach mit andren Brüdern. Nach einiger Zeit aber kam er wieder zu den beiden, und redete ſie an mit freundlichen Worſen: Lieben Kinder! haltet denn ferner bei einander aus, mit treuer Geduld. Dieſe Prüfung iſt euch beiden widerfahren, weil euch beiden die Stunde eurer Vollendung nahe iſt. So bleibet denn beiſammen, daß der Engel, welcher euch bald abrufen wird, euren Lohn zu empfangen, euch treu vereint finde in Liebe, erbarmender Geduld und Glauben!

Da kehrten jene, nachdem ſie mit dem Altvater gebetet hatten und erfüllet waren mit Troſt, Liebe und heiligem Frieden, zurück in ihre ſtille Hütte und lebten freundlich bei einander wie vorhin. Und ihnen geſchahe wie ihnen Antonius geſagt hatte. Nach 40 Tagen ſtarb zuerſt Eulogius und etliche Tage darauf auch der Ausſätzige, (deſſen Seele durch ſo viele Liebe und Geduld dem Herrn gewonnen war,) mit einem wohlgefaßten, erkennenden Gemüth!

So harre auch du aus, welchen eigne Wahl oder eine höhere Hand mit dem widerſtrebenden Element verbunden. Wer du auch ſeiſt, du biſt noch lange nicht Eulogius, vielleicht dem Ausſätzigen ähnlicher als ihm!

Du aber, ſtilles, duldendes Gemüth! halte treulich liebend aus, in der Geſellſchaft des Undanks und der Liebloſigkeit. Wiſſe, der mit dir iſt, iſt Chriſtus, deſſen Liebe mächtiger ſeyn wird, als der Haß, welcher dich betrübte. Klage nicht! Freue dich, daß du würdig gefunden worden, dem Herrn eine Seele durch duldende Liebe zu gewinnen, welcher auch deine Seele durch ewig duldende Liebe gewonnen hat. Auch die Stunde deiner Vollendung ist nahe; ſo wache denn und ringe, geſtärkt mit Kraft von oben, daß dein Engel dich finde, erfüllt mit erbarmender Geduld, unermüdeter Liebe und treuem Glauben!

Aehnlich dem vorhergehenden iſt auch ein andres Beiſpiel der Geduld, welches die Alten erzählen.

Zu dem Biſchoff der Stadt kam einſt eine anſehnliche fromme Matrone, ihn bittend: er möge ihr doch aus dem Krankenhauſe, das ſeiner Aufſicht anvertraut war, eine Kranke in ihr Haus bringen laſſen, damit ſie ſich üben könne in den ihr noch fremden Pflichten der liebenden Sorgfalt und Geduld. Der Biſchoff ordnete an, daß eine vorzüglich gute, geduldige, fromme Kranke der Matrone zur Pflege gegeben würde. Aber kaum war die Kranke der nöthigſten Pflege nicht mehr bedürftig, als die Matrone wieder zum Biſchoff kam, und ihm klagte: Mein Vater, ich hoffte, meine Krankenpflege ſollte mir eine Uebung in liebender Geduld ſeyn, woran es mir noch ſo ſehr gebricht, du aber haſt mir eine Kranke geſendet, welche vielmehr an mir Liebe und Geduld übt, als ich an ihr, weil ich ihr alle ihre Sanftmuth und ſtilles Dulden, nicht wie ſie es verdiente, erwiedern kann. Aus ihrem Munde habe ich keinen Laut der Klage, kein Wort der Unzufriedenheit gehört; ſie begnügt ſich an allem, iſt für Alles innig dankbar, ſo daß ſie mir mit den Worten und Beweiſen ihres herzlichen Dankes das Wenige, das ich an ihr gethan, mehr als zu reich bezahlt hat. Ich wollte deinem Krankenhaus eine Laſt abnehmen, du aber haſt mir die Perle aus der Mitte eurer Leidenden gegeben. —

Da befahl der Biſchoff: daß man der Matrone die ungeduldigſte und böſeſte Kranke des Pflegehauſes übergäbe. Dieſe erfüllte gar bald das vorhin ſo ſtille Haus ihrer Pflegerin mit ihrem Schelten, mit dem Schreien ihrer Ungeduld und beſtändigen Unzufriedenheit. Keine Pflege, keine empfangene Wohlthat, war ihr gut genug; das Empfangene ſtieß oder warf ſie laut murrend von ſich; ſtatt der Worte des Dankes für alle Güte, hörte die Pflegerin aus ihrem Munde nur Vorwürfe und Tadel.

Freundlich lächelnd trat nach einiger Zeit die Matrone wieder vor den Biſchoff. Habe Dank, ſagte ſie, mein Vater! daß du mir meine Bitte ſo ganz gewährt haſt. Nun erſt lerne ich, was Liebe und Geduld ſei. Der aber, der ſo viel Geduld mit mir gehabt, giebt mir Kraft und Muth, wie Er zu lieben und zu dulden! —

Obgleich eine ſolche Geduldübung, wie die voranſtehende, nicht nach Jedermanns Geſchmack, auch nicht eines Jeden Beruf ſeyn möchte; ſo fehlt es doch dem Herzen, das liebt, nicht an ähnlichen Geduldübungen, die ihm das Schickſal ohne ſeinen Wunſch auflegt. Und dann lernt es immer: daß Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei, Alles, auch das unmöglichſt Scheinende vermögen.

Jener chriſtliche abyſſiniſche Schulmeiſter zu Alexandria, nannte dem Stephan Schulze, der ſeine muſterhaft eingerichtete Schule beſuchte, auch Gebet, Glauben, Liebe und Geduld, als die Mittel, womit er in ſeiner Schule Alles ausgerichtet habe.

Einen ſeltſamen Beweis von Geduld gab auch einmal der, weiter oben erwähnte, alte gute Flattig bei ſeiner Kindererziehung. Er war in jüngern Jahren etwas zum Jähzorn gereizt, und hatte die Gewohnheit, bei ſeinem Unterricht an den Schülern die altväterliche Art der Memnonik zu üben (beim Setzen der Grenzſteine iſt ſie noch hie und da üblich) die den Kindern Erinnerungen und Belehrungen, die ſie gar zu oft und zu leicht wieder vergeſſen, durch körperliche Züchtigungen unvergeßlich macht. Einmal hatte er auch dieſe Regel der Memnonik, wie er glaubte, ein wenig zu ſtreng geübt; da nahm er ſich vor, ſeine Aufwallungen künftig ganz zu beſiegen, und gar keinen Schüler mehr körperlich zu züchtigen. Und was er ſich einmal vornahm, das hielt er. Da nun ſo auf einmal der Schulherr die bisher täglich gewohnten Züchtigungen abgehen ließ, war es als ob ein böſer Geiſt auch auf einmal in die Jungens gefahren wäre. Nach und nach neckten ſie den ernſthaften Lehrer ſelber, und bald zog ihm einer den Pantoffel hinweg, bald regnete es ſeltſame gemahlte Figuren auf ſein Buch herunter, bald ſonſt etwas. Er verwies jede ſolche Unart ernſt und ſtreng, blieb aber, mit ausharrender Geduld, ſeinem Vorſatz getreu. Und Geduld und Liebe ſiegten auch diesmal. Mit Thränen der innigen Liebe, baten die meiſten Schüler, unaufgefodert, dem Lehrer ihr Unrecht ab, die andren erkannten es wenigſtens ſtill und von allen dieſen, mit Geduld und Liebe gewonnenen Jünglingen, mißglückte, wie ſpäter die Früchte zeigten, auch nicht ein Einziger.

Was in Beziehung auf die Leiden, die uns vom Bruder kommen, Geduld heißt, das heißt in Beziehung auf das, was uns aus der Hand von oben kommt:

Freudigkeit und vertrauende Hoffnung.

Lehrt und giebt uns die höhere Liebe ſchon Geduld gegen den Bruder und gegen das, was uns aus der Hand des Bruders kommt, wie vielmehr ſollte ſie uns nicht Geduld geben bei dem was uns aus Gottes Hand kommt: eine Geduld ohne Murren, ohne Zagen, ohne Klagen. Armer St...n! erlaube mir, wenn anders dieſe Zeilen dir noch hier, im Thale deiner Wallfahrt, vor Augen kommen, hier etwas von dir zu erzählen.

Ein junger Arzt wurde einſt durch einen Freund zu einem armen Kranken geführt, der ſchon ſeit vielen Jahren ein überaus ſchmerzhaftes Leiden an den Füßen gehabt hatte. Bei dem Eintritt ins kleine Zimmer war der junge Arzt überraſcht von dem Anblick der Reinlichkeit und Ordnung, welche hier mitten aus der Armuth hervorſahe, noch mehr aber durch den Anblick des armen Kranken ſelber.

Es giebt einen gewiſſen Zug von ruhiger Heiterkeit und ſeligen Frieden im Menſchenangeſicht, oder eigentlich im Menſchenherzen, welcher immer ein Zeichen des Friedens von oben, und der Liebe zu Gott in Chriſto iſt. Bei dem Anblick der Geſichter, worinnen dieſe kindlich reine Stille wohnet, wird einem ganz wohl zu

Muthe, wenn man auch noch nicht weiß, woher jener Frieden kommt. So geſchahe es auch jetzt dem jungen Arzt, als er das heitre, ruhige, kindliche Geſicht des Kranken ſahe, auf welchem der Widerſchein eines Friedens von oben ſehr deutlich war. Auch auf das Geſicht der etwas älteren Hausfrau, hatte ſich jener ſtille Familienzug verbreitet.

Der Arzt konnte, nachdem er das Uebel ſelbſt geſehen, beſonders auch ſeiner weiten Entfernung vom Wohnort des Kranken wegen, wenig Hoffnung geben, aber das Geſicht des Kranken blieb dabei eben ſo heiter und ruhig, als wenn ihm der Arzt die beſte Hoffnung gemacht hätte.

Erſt nach mehreren Jahren, da der Arzt, durch Leiden und Freuden auch gelernt hatte, was allein den rechten Frieden giebt, erfuhr er die ganze Geſchichte jenes Kranken, aus welcher hier einige Züge folgen mögen.

M. St...n, war von armen Eltern geboren, aber er hatte ſchon früher etwas ins Herz bekommen, was mehr werth iſt als aller irdiſcher Reichthum: Genügſamkeit und Liebe zu Gott. Zwölf Jahre ſeiner ſchönſten Jugendzeit, welche von andren Jünglingen ſeines Standes dazu angewendet werden, ſich in der Fremde umzuſehen, in ihrem Handwerk auszubilden und in dem Genuß einiger ſorgenfreien

Jahre ſich ſchöne Erinnerungen für das ganze ſpätere, vielleicht ſehr arme, trübe Leben zu ſchaffen, brachte St...n damit zu, ſeine arme, hülflos kranke Mutter zu pflegen und zu ernähren. Alles was er verdiente, und ſeine ganze freie Zeit dazu, gehörte der Mutter, der opferte er ohne Murren die ganze ſchöne Jugend auf. Aber ſeine kindliche Liebe blieb nicht ohne Segen von oben, wenn auch dieſer Segen, wie es gar oft der Fall iſt, dem äußeren Auge ſich unter ſchweren, trüben Leiden verbarg und ſelbſt äußerlich die Geſtalt von Leiden trug.

Die Mutter ſtarb. St....ns Jünglingsjahre und die Zeit zum Wandern waren nun vorbei. Nur mit vieler Mühe und erſt auf die Verwendung des ſehr wohlthätigen Bürgermeiſters der Stadt, erhielt er Erlaſſung der zum Meiſterwerden nöthigen Wanderjahre, und noch freies Meiſterrecht dazu. Die nämliche Geſinnung, in welcher er das Elend ſeiner Mutter zwölf Jahre lang treu getragen und gelindert hatte, führte ihn auch jetzt dazu, einer armen guten Wittwe, mit vier Kindern, worunter ein taubſtummes Mädchen, ſeine Hand zu reichen. Hiermit begann für ihn eine neue Zeit der Sorgen, aber auch des Segens. Zum Anfang ſeines neuen Hausweſens und Berufsgeſchäftes, lieh ihm der ſchon erwähnte wohlthätige Bürgermeiſter ſeines Ortes 15 Thlr.

mit dem Beding, ſie ihm in drei Jahren, jedes Jahr 5 Thlr. zurück zu zahlen. Doch konnte er dieſe Bedingung nur zwei Jahre erfüllen, indem er ſich im dritten Jahre, durch Beſchädigung ſeines Beines jenes körperliche Leiden zuzog, woran er nun ſeitdem, funfzehn Jahre lang, unaufhörlich zu dulden hatte, und das übrige wurde ihm freundlich erlaſſen. Jetzt erfuhr er nun freilich von Jahr zu Jahr mehr den Druck großer Noth, aber auch neben der Noth viele Hülfe von oben; er erfuhr viele innre Leiden, aber mitten in den Leiden noch viel mehr Troſt. Von der erſteren (der Hülfe von oben, wenn die Noth am größten war) hier nur einige Züge.

In den theuren Jahren von 1805 und 1806 häuften ſich des kranken Hausvaters Sorgen und Leiden ungemein an. Er war z. B. einmal ſo von allen Mitteln entblößt, daß er auf ſeinem Leinweberſtuhle kein Stück mehr aufbäumen und alſo auch nichts mehr verdienen konnte. Da kam, indem er mit ſeiner Frau ganz ohne Rath und Ausſicht war, ein Freund aus G. und brachte ihm 2 Thlr. zum Geſchenke. — Einmal hatten ſie kein Brod und auch gar kein Geld, um welches zu kaufen. Die Hausfrau weint, da der Abend kommt, und keine Ausſicht auf Hülfe für den andren Tag, gar bitterlich; St...n aber tröſtet ſie freundlich und bittet ſie, doch Dem zu vertrauen, der auch den jungen Raben ihr Futter giebt. Da tritt zu den beiden Bekümmerten der Freund aus G. herein, bringt ihnen Brod und Fleiſch und hiermit Hülfe auf mehrere Tage. — Einmal, da ſie genöthigt ſind ihre bisherige Miethswohnung zu verlaſſen, und in eine andre zu ziehen, fehlt ihnen jedes Mittel, den noch in Reſt ſtehenden Hauszins zu berichtigen. Da müſſen ſie das, woran der Arme, als an ſeinem einzigen Eigenthume, und als an dem Andenken der einzigen ſchönſten Ehren- und Feſttage ſeines Lebens, gewöhnlich ſo feſt hängt, — ihre beſten Kleider zum Pfande zurücklaſſen. Das gieng wohl nicht ohne Thränen ab, aber unvermuthet ſetzte ſie die ſorgende Hand von oben, die auch unſre Schwächen liebend ſchont, in den Stand, ihr liebes Eigenthum wieder einzulöſen.

In dem kalten Winter von 1806 auf 7 fehlte es ihm einmal ganz an Holz und eben ſo ſehr auch an Geld, um welches zu kaufen. Das Vorrecht andrer Dürftigen, ſich ſelber im Walde dürres Holz aufzuleſen, konnte ja der arme Kranke mit ſeinen ſchadhaften Füßen nicht benutzen. Da flehen beide zu Dem, der auch die verborgenſte Noth des Armen ſieht, um Hülfe, und daß doch ihr Vertrauen auf ihn nicht wanken möchte. Und indem ſie beide noch beten und ſich tröſten mit dem Gedanken an Jenſeits, wo kein Froſt, kein Hunger, kein Schmerz und keine Thränen mehr ſeyn werden, hören ſie unter ihren Fenſtern Holz abladen. Die Hausfrau geht ans Fenſter und fragt, wem das Holz gebracht werden ſolle? — St...n, war die Antwort. — Jener erwiedert ganz verlegen, ſie hätten ja keines beſtellt. — Das thut nichts, ſagt der Bauer, das Holz iſt mir für St...n bezahlt. So war abermals der dringenden Noth abgeholfen, der Wohlthäter aber, von welchem das Holz kam, war und blieb unbekannt.

Die vorſtehenden, wie noch viele andre Züge aus dem Leben jenes Kämpfers, waren denn Beiſpiele der Hülfe von oben. Dagegen ſprechen nun die nachſtehenden Züge den innren Troſt, und die Freudigkeit mitten in Leiden aus, von welcher uns hier jener Mann ein Beiſpiel ſeyn ſollte.

St...n bekam unvermuthet, von einer ſehr entfernt wohnenden, edlen Freundin der Armen, ein Geſchenk, das ihm durch den würdigen Geiſtlichen ſeines Ortes, welcher ſelber mit einer innigen Chriſtusliebe erfüllt iſt, überreicht wurde. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb der Geiſtliche an einen Freund: „Ich wünſchte nur, daß die edle Geberin Zeugin jenes Augenblicks geweſen wäre, wo ich unſrem armen St...n ihr Geſchenk überreichte. Ich fand den frommen Dulder gerade in einem neuen, ſchweren Leidenskampfe. Ein heftiger Krampfhuſten, wie ich ihn nie geſehen hatte, peinigte ihn ſo, daß man glaubte, er müſſe augenblicklich erſticken. Und dennoch war er immer getroſt und freudig, wenn einmal ein Sturz überſtanden war.“ Der Geiſtliche beſchreibt nun weiter die Freudigkeit des Mannes mitten im ſchmerzlichen Leiden und ſeine Rührung über die unvermuthete Hülfe in der Noth und fügt dann hinzu: „Ja lieber Bruder! das iſt ein Dulder, welcher wenige ſeines Gleichen hat, und von dem ich ſchon viel gelernt habe, ja den ich nie ohne Gewinn für mein Herz verlaſſe, ſo oft ich ihn beſuche. — — Durch das zehn Jahre lange Sitzen an einer Stelle, ſind ihm die zwar jetzt zugeheilten Beine ganz unbrauchbar und zur Bewegung unfähig geworden, und ſchmerzen ihn beſtändig ungemein heftig.“

Der Geiſtliche legte zugleich ſeinem Briefe einige Zeilen von dem Kranken St...n bei, welche dieſer auf ſeinem Krankenbette an ſeine entfernte, edle Wohlthäterin geſchrieben hatte, und die hier, da ſie mehr als Alles andre die Freudigkeit und den heitren Muth des Mannes, mitten im Schmerz, und zugleich den Grund, aus welchem jene Heiterkeit hervorgieng, ausſprechen, nur mit Hinweglaſſung einer unweſentlichen Stelle, wörtlich ſtehen ſollen.

Jeſus unſer Helfer, unſer Ein und Alles!

Der mir gänzlich unbekannten, edlen Wohlthäterin — — — — — möchte ich gern meine Empfindungen des Dankes, und der innigſten Freude meines Herzens zu erkennen geben, aber ich bin zu ſchwach, die unendliche Liebe Gottes nach Würden zu erheben und zu preiſen, die ſich an mir ſo ganz überſchwänglich offenbaret, daß ich auch im größten Schmerz, doch in Ihm allein die vollkommene Ruhe des Geiſtes finde und genieße, obſchon der Leib nur wimmern muß, und oft vor Schmerz kaum Odem holen kann. O du gute, unendliche, allgenugſame Liebe Jeſu Chriſti, erfülle du ſelbſt das Herz meiner mir unbekannten edlen Wohlthäterin, mit deinem geiſtlichen Segen in himmliſchen Gütern; ſei ſelbſt ihr Lohn, ihre Vergeltung, und ihr Alles, Amen. Ich Unwürdiger lege alle Wohlthaten, die ich empfange, im Geiſt zu deinen Füßen nieder; du, von dem alle gute Gaben kommen, weißt am beſten, was jedem noth iſt, und erſetzeſt ganz überſchwänglich, was ich nicht kann.“

„Ach, denke ich oft: könnte man doch nur mit recht lebendigen Farben ſchildern, wie ganz unausſprechlich gut es bei Jeſu zu leben ſei; gewiß es müßte die ewige Liebesgluth mehrere Herzen entzünden, die Gnade Gottes mit Ernſt zu ſuchen, und die Liebe Gottes gegen uns, im Geiſt und in der Wahrheit zu ſchmecken, und zu erfahren. Wenn ich bei mir nur ſchwach überlege, was für Gutes mir Gott ſeit etliche 30 Jahren (da mich ſeine Gnade mit unausſprechlicher Liebe zu ſich zog) erwieſen hat; ſo möchte jeder Puls ein Dank, und jeder Odem ein Geſang werden. Es hat dem Herrn gefallen, mich mit langwierigen, und ſehr ſchmerzhaften Leiden zu prüfen, aber eben darinnen hat ſich ſeine Gnade an mir ganz beſonders verherrlicht. Ihm ſei ewig Preis! Auch in der weiteſten Ferne weiß unſer treueſter Vater, durch ſeine Gnade, ſeine Kinder mit der theilnehmendſten und herzlichſten Liebe mit einander zu vereinigen. O wohl ein treuer Gott!“ u. ſ. w.

So viel einſtweilen von dem innren Frieden und dem Glücke eines Mannes, den die Welt für ſehr unglücklich halten möchte. Aber das rechte, innre Glück, der rechte innre Segen, erſcheint dem fremden, zuſchauenden Auge, das blos aufs Aeußere ſieht, gar öfters als bittrer, herber Schmerz, und das Glück, das wir hier meinen, wird wohl von niemand beneidet, der es blos in ſeiner äußerlichen Hülle kennt.

Glauben und Liebe ſind es, die mit dem Herzen eine ſo tiefe, gänzliche Umwandlung vornehmen, daß alles das, was ihm vorhin lieb und theuer war und ihm wohlgefiel, für daſſelbe ſeinen Reiz verliert, und ihm mehr oder minder gleichgültig wird. Auf der andren Seite lernt dagegen ein durch die Liebe von oben umgewandeltes Herz, in alle dem, was das Auge früher für Schmerz und Leiden hielt, auf den innren Sinn, auf die rechte Bedeutung ſehen, und ſich in alle dem, was von oben kommt, ſo feſt und treu liebend an den Sinn des Gebers halten, daß ihm jede Gabe, die von Ihm kommt, theuer wird und lieb. Geſchieht doch alles aus Liebe, was ihm auch begegne, und fühlt es doch gerade in dem, was die Welt Leiden nennt, den Troſt und die Nähe der ewigen Liebe am meiſten!

Von dieſer Seite geſehen, werden auch jene Worte eines Alten, die eigentlich nur auf den innren Troſt in äußern Leiden ſahen, minder räthſelhaft erſcheinen. Dieſer Alte war gewöhnlich mit ſehr ſchmerzhaften Leiden des Leibes behaftet. Einmal hatten ihn dieſe Leiden lange verlaſſen. Da wurde er traurig und ſagte: Ach Herr du haſt mich dies Jahr nicht wollen beſuchen! — Auf eine ähnliche Weiſe äußerte ſich auch Hemme Hayne über das Ausbleiben der äußren Leiden. (M. ſ. Kannes Lebensbeſchreibungen.)

Lehrt uns in äußren Leiden die Liebe, Geduld und Freudigkeit, bei allen Führungen Gottes; ſo wird ſie uns wohl auch bei innren Leiden Geduld geben und Muth. Was unter andrem die Alten von innren Verſuchungen und ihrem Nutzen hielten, mögen hier wieder einige Beiſpiele lehren:

Der Jünger eines vortrefflichen Alten gerieth von außen und innen in ſchwere Kämpfe und Leiden; aber in Kraft und Gnade von oben, beſtund er, beſtändig wachend und betend, den harten Kampf als ein tapfrer Streiter Jeſu Chriſti. Da nun der Alte ſeine Mühe und ſeine ſchweren Kämpfe ſahe, fragte er ihn: Willſt du wohl mein Sohn! daß ich für dich zum Herrn flehe, daß er dieſes harte Leiden und dieſe große Verſuchung von dir nehme?

Der junge Streiter antwortete: Mein Vater! zwar fällt mir wohl dieſe Anfechtung ſehr hart, aber ich bemerke auch, daß ſie mich durch Gnade von oben im Guten ſehr fördert und wachſen machet, denn ſie iſt es, die mich beſtändig zu unabläſſigen Beten und Wachen treibet. Darum bitte ich dich mein Vater! flehe du nur für mich zum Herrn, daß er mir Kraft gebe, die Prüfung, die er nach ſeinem Wohlgefallen über mich zugelaſſen, recht zu ertragen und gegen die Verſuchung zum Böſen recht und ernſtlich zu kämpfen. Da ſprach der Alte: Wohlan mein Sohn! nun erkenne ich, daß dir der Geiſt der Gnade und Wahrheit den Weg des Lebens recht aufgethan und kund gemacht hat. Wohl dir, daß du es verſteheſt, wie ſehr uns ſolche Anfechtungen und Kämpfe durch Geduld zur ewigen Wohlfahrt dienen, uns fördern können. Darum harre aus im Kampfe, mit Geduld! Einſt ſprichſt du dann auch jenes Wort des Apoſtels: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. —

Der Altvater Johannes, mit dem Zunamen der Kleine, bat einſt, als er noch jung und in jenen Wegen noch unerfahren war, den Herrn: er möge doch alle Anfechtungen von ihm nehmen, daß er ſein ruhig und ſicher leben könne. Und Gott ließ geſchehen, was er bat. Da kam er denn nach einiger Zeit zu einem Alten und ſprach: Siehe nun iſt mein Leben ganz ruhig und ohne Streit. Der Alte aber antwortete ihm: Lieber, gehe wieder hin in deine Zelle und bitte den Herrn, daß er dir dein thörichtes Gebet vergeben und dir immer geſchehen laſſen wolle nach ſeinem Willen. Denn der rechte geiſtliche Menſch wächſet allein, und wird ſtark, durch Kampf und Streit. Und Johannes gehorchte dem Rath des Alten, und ſo oft er ſpäterhin in Kampf und Anfechtung gerieth, bat er Gott nicht, daß er ihn ganz davon befreien möge, ſondern betete nur: Lieber Gott! ohne den ich nichts Gutes kann und vermag, gieb du mir Kraft und Ausdauer, daß ich in dem Kampfe, worein du mich führeſt, nicht möge unterliegen, ſondern ritterlich obſiegen.

Innre Leiden, lehrten demnach die Alten, ſind dem Herzen zu ſeinem Wachsthum im Guten ungemein förderlich. Verſuchungen ſind uns ſogar zu dieſem Wachsthum unentbehrlich, und wir können ihnen deshalb auch nie entfliehen. Wollen wir ihnen ganz ausweichen; ſo geht es uns wie jenem Jüngling, der, um bei ſeinem ſehr reizbaren Sinne aller Verſuchungen zum Jähzorne zu entgehen, ſich in eine ferne Einſamkeit zurückzog. Hier gieng es eine Zeit lang ganz gut, er fand keinen Anlaß zum Zorn und glaubte ſich ſchon feſt geneſen; als ihm eines Tages, da er Waſſer ſchöpfen wollte, der Krug, womit er gewöhnlich ſchöpfte, umfiel, und ſein Waſſer ausſchüttete. Er füllte ihn ziemlich ruhig wieder, und ſtellte ihn an ſeinen Ort. Aber der Krug fiel noch einmal um. Sehr ungeduldig füllte er ihn zum dritten Male und ſtellte ihn derb an ſeinen Ort, und der Krug fiel noch einmal um. Da überlief ihn endlich der Zorn; er ergriff das Gefäß und zerſchlug es an der Erde. Aber kaum war es geſchehen, ſo fieng er an ſich zu ſchämen. Die Geſellſchaft der Menſchen, dachte er, haſt du verlaſſen, um dem Dämon des Zorns zu entfliehen; aber der Dämon iſt mit dir gegangen in die Einſamkeit, und hat dich nicht verlaſſen. So iſt es denn wohl das Beſte, du gehſt wieder dahin, woher du kameſt, und ſucheſt die Verſuchung, wenn ſie kömmt, ritterlich, in der Kraft von oben zu beſiegen.

Der Menſch, ſagten die Alten, muß, ſo lange er hier im Leibe wallet, eben ſo, wie er im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen ſoll, auch in den Kämpfen des innren Menſchen, und unter dieſen Kämpfen ſeinen Troſt ſuchen. Doch ſoll er, eben ſo wenig als es ſich ihm geziemte, aus Geiz oder eitler Abſicht ſich über das tägliche Bedürfniß mit leiblicher Arbeit zu überladen, auch die geiſtige Arbeit nicht aus falſchem Selbſtvertrauen ſelbſt aufſuchen, kommt ſie ihm aber von ſich ſelber, ſie friſchen Muthes hinnehmen und ertragen.

Es liegt dieſer doppelte Sinn in den meiſten jener Beiſpiele, die uns die Alten, in Beziehung auf äußerliche Thätigkeit und Arbeitſamkeit erzählen, davon hier nur noch eines oder etliche.

Johannes, der Abt, mit dem Zunamen der Kleine, ſprach eines Tages, ermüdet von der Arbeit, zu ſeinem größeren, ſtärkeren Bruder: „Ich möchte wohl frei und ohne Sorge ſeyn, wie die Engel, die nicht um des vergänglichen Brodes willen arbeiten; ſondern dienen Gott ohne Unterlaß.“ Und erfüllt von dieſem Wunſche, warf er die drückenden Werktagskleider von ſich, und gieng hinaus auf das einſame Gebirge. Aber nach einer Woche kam er wieder zu ſeinem Bruder und klopfte ganz beſcheiden an die Thüre an. Da fragte ihn jener von innen: Wer biſt du? — Er ſprach: Ich bin der kleine Johannes, dein Bruder. — Jener antwortete: Johannes, mein Bruder, iſt zum Engel worden, und wandelt hinfort nicht mehr unter den Menſchen. Und that ihm, jener mochte klopfen wie er wollte, die Thüre nicht auf, bis die Morgendämmerung kam. — Dann aber nahm er ihn herein und ſprach freundlich zurechtweiſend: Biſt du denn noch ein Menſch und kein Engel; ſo mußt du auch arbeiten wie ein Menſch, damit du zu eſſen habeſt. — Johannes aber bat den Bruder um Vergebung und erkannte ſein Unrecht wohl.

Zu den Brüdern auf dem Berg Sinai, unter denen Silvanus Abt war, kam einſt ein fremder Bruder. Da dieſer ſahe, daß jene arbeiteten, ſprach er zu ihnen: Warum wirket ihr doch Speiſe die vergänglich iſt; Maria hat das gute Theil erwählet. Da ſagte der Abt zu ſeinem Jünger Zacharias: Gieb dem fremden Bruder ein Buch, und führe ihn dort in jene Zelle, daß er ungeſtört leſen könne. Und der Bruder ſaß und las. Da aber die neunte Stunde kam, ſahe er fleißig auf den Weg hinaus, ob denn keiner käme ihm zum Eſſen zu rufen. Und er harrete noch eine Stunde; dann aber gieng er heraus zu dem Abt und fragte ihn, ob denn die Brüder noch nicht äßen. Jener antwortete: es iſt bereits geſchehen. Da fragte ihn der Fremde, warum er denn nicht auch gefodert ſei zum Eſſen. — Silvanus antwortete: Ich habe geglaubt, du biſt ein geiſtlicher Menſch, der wie Maria das beſte Theil erwählet hat und den ganzen Tag ſitzet und lieſet, und der vergänglichen Speiſe nicht bedarf. Wir aber, als fleiſchliche Leute, bedürfen der vergänglichen Speiſe; darum arbeiten wir auch. Da erkannte der fremde Bruder ſein Unrecht; und der Abt erquickte ihn und ſagte: Bedenke doch mein Bruder! daß hier auf Erden keine Maria ſeyn kann ohne Martha.

Macarius der Alte kam einſt zum Antonius auf den Berg, daß er ihn ſähe. Und Antonius empfieng ihn freundlich, und ſagte: ſchon lange mein Vater! hätte ich dich gern einmal von Angeſicht geſehen; und erquickte den müden Greis. Da aber der Abend kam, nahm Antonius Palmenblätter, daß er, während ſein Gaſt ruhete, etwas arbeiten möchte. Jener aber ſprach: Mein Vater! gieb auch mir etwas zu arbeiten, denn ich halte: ſo lange wir in dieſem Leibe wallen, welcher der Speiſe bedarf, ſollen wir arbeiten; und nöthigte den Antonius, bis er ihm auch Palmenblätter gab. Da ſaßen die beiden den Abend hindurch und redeten von göttlichen Dingen, und machten dabei Flechten. Die Flechten aber hiengen zu dem Fenſter der Höhe hinaus. Da nun der Morgen kam, ſahe Antonius die vielen Flechten des Macarius, und wunderte ſich. Da küſſete er die Hände des Greiſen und ſagte: aus dieſen hier gehet viel Kraft heraus.

Wie denn der Leib, ſo lange wir ihn an uns tragen, der Speiſe, und mithin der Arbeit um die Speiſe bedarf; ſo wird auch dem Geiſte, das was er zu ſeiner Erquickung und Nahrung bedarf, aus geiſtiger, und durch geiſtige Arbeit und Kampf gewonnen und gefunden. Der Menſch, in welchem Liebe wohnet, erkennt deshalb eben ſowohl in den freilich ungleich ſchwereren inneren, als in den äußeren Leiden, die freundliche, liebende Hand, und hat außerdem ſchon hier, faſt täglich, Gelegenheit, die Wahrheit jenes Verschen von Torſtegen ſelber zu erfahren und zu verſtehen:

Man muß nicht die Beſchwerlichkeit
Des Chriſtenthums allein betrachten;
Iſt doch ein Tröpflein innrer Seligkeit
Mehr als ein Meer voll Kreuz zu achten!

Zufrieden und freudig, im Aufblick auf den Führer und Geber, findet denn ein ſolcher Sinn in allen äußeren und innren Ständen, in Freude wie in Leid, jenen ſeligen Frieden, der nichts begehrt als Gott. Wie es in dem alten Liede heißt:

Nach Himmel und Erde frag ich nicht
Wenn ich dich nur kann haben! —
Und ob mir gleich mein Herz zerbricht
So bleibſt du doch meine Zuverſicht!

Von jener Genügſamkeit, die äußerlich und innerlich nichts mehr begehrt als Gott, ſollen in der Folge noch mehrere Beiſpiele, Zeugniß geben. Für dieſes Heft erlauben Zeit und Raum nur etliche, welche die Genügſamkeit im Aeußerlichen ausſprechen.

Gen Scithien kam einſt ein unbekannter, wohlbegüterter Mann, von hohem Stande, die Brüder zu ſehen, und ihnen eine Gabe zu bringen. Da er nun die Armuth der Brüder ſahe, wog er dem Aelteſten der Gemeine eine große Summe Geldes dar, und bat ihn, er möge es unter die Brüder vertheilen. Der Aelteſte antwortete: behalte du dein Geld, denn die Brüder bedürfen nichts. Da aber jener nicht aufhörte in ihn zu dringen, ſetzte der Aelteſte das Geld vor die Kirchthüre und ſprach zu der Gemeine: Wer unter euch etwas bedarf der nehme ſich hiervon. Aber ſiehe, keiner rührte es an, Viele mochten ſich gar nicht darnach umſehen. Da ſprach der Aelteſte zu dem Fremden: Gott hat dein Opfer angenommen und dir deinen guten Willen für die That geachtet. Nimm du nun dein Geld wieder, gehe hin und giebs den Armen. Da gieng Jener hin und war durch die Genügſamkeit der Brüder ſehr erbauet.

In die Stadt Oſtracine kamen einſt einige Griechen, um den Armen ein Almoſen zu bringen. Sie nahmen aber zu ſich die Almoſenpfleger der Gemeine, damit ſie ihnen zeigten, welches die Bedürftigſten wären. Dieſe führten ſie zu einem Ausſätzigen und wollten ihm eine Gabe reichen; er aber mochte ſie nicht nehmen, ſondern ſagte: ſehet hier habe ich etliche Palmenbäume, deren Blätter verarbeite ich zu Flechten und erwerbe mir ſo was ich bedarf. So reichet nun eure Gabe der Liebe Einem, der ihrer nöthiger bedarf denn ich. Hierauf führten die Almoſenpfleger die Fremden zu der Hütte einer armen Wittwe. Sie fanden aber in der Hütte niemand als die Tochter der Wittwe, denn die Mutter hatte für dieſen Tag Arbeit gefunden und war ausgegangen an ihr Tagewerk. Da reichten ſie der Tochter Kleider und Geld; ſie aber wollte es nicht annehmen, weil die Mutter heute geſagt habe, ſie ſolle gutes Muthes ſeyn, Gott habe ihnen heute wieder gegeben was ſie bedürften. Da nun die Mutter ſelber zur Hütte kam, baten ſie die Almoſenpfleger auch, ſie möge die Gabe annehmen. Sie aber weigerte ſich und ſprach: Se=

het, Gott hat biſher immer für mich geſorgt, hat mir auch heute wieder Arbeit beſcheret und Nahrung, warum ſollte ich ſeiner Vorſorge nicht ferner trauen, und jene Gabe Andren wegnehmen die ſie heute vielleicht nöthiger haben denn ich? — Da ehreten Jene den Glauben der Wittwe und dankten Gott dafür. —

Ein Altvater war krank und hochbetaget. Da brachte ihm ein Bruder etwas Geld, und bat ihn es anzunehmen, daß es ihm eine Hülfe ſei in der Noth. Da ſprach der Alte: ſiehe ich habe nun 60 Jahre lang das Brod, das ich mir mit meinen Händen erworben, genoſſen, und Gott hat mir das Nöthige beſcheeret, in kranken wie in geſunden Tagen, warum ſollte ich nun, da ich unter Gottes Fürſorge grau geworden, mein Vertrauen fallen laſſen und etwas annehmen, deſſen ich nicht bedarf? — Da bat ihn der Bruder, er ſolle wenigſtens das Geld nehmen, um es andren Armen zu geben; der Alte aber antwortete: Es wäre mir eine doppelte Schande, wenn ich mir durch ein fremdes Almoſen noch Dank und Ruhm gewinnen wollte.

Es zeigt ſich in den vorhergehenden Beiſpielen, noch mehr aber in jenen, wo die Geſinnung, welche um der höheren Liebe willen alles verläßt, in ihrer ſchroffeſten Größe erſcheint, allerdings abermals der Geiſt, der von jeher der größeren Menge ein Räthſel war und ihren Widerſpruch erregte. Dieſe Menge verſteht auch die freiwillige und zum Theil zur unwillkührlichen Natur gewordne Nüchternheit der Kämpfer nicht, welche nicht um einen irdiſchen ſondern um einen unvergänglichen Siegerkranz ringen, und die ſich, wie ſchon der Kämpfer um den irdiſchen Kranz, von vielem enthalten, was ſie im Kampfe ſtört.

Schroff und räthſelhaft mögen daher jene Züge aus dem Leben ſolcher Menſchen, die ganz der höheren Liebe lebten, immerhin erſcheinen, wo in dem Leibe, der zum reinen Tempel geworden, nicht blos die irdiſche Neigung, ſondern ſelbſt das irdiſche Bedürfniß erloſchen ſchien; dem, welcher ſelber liebt, hören ſie endlich auf, Räthſel zu ſeyn. Um hier nur ein Beiſpiel zu wählen: die Nüchternheit in Speiſe und Trank iſt von den Kämpfern, von denen wir oben ſprachen, oft bis zu einer faſt ſchroffen Höhe getrieben worden. Dem rechten Kämpfer iſt und erſcheint durchaus nichts mehr gleichgültig, was, — fördernd oder hindernd — mit ſeinem Kampf in Beziehung ſtehen kann; die würtembergiſche Taben (Sturmin) deren Leben Kanne im erſten Bande ſeiner Lebensbeſchreibungen erzählt, pflegte immer denen, die ſie über ihre ſehr große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken zur Rede ſetzten, zu antworten: es ſei doch immer bedenklich, daß einſt der Menſch ein ganzes, ewiges Paradies um der irdiſchen Speiſe willen verſcherzt habe. — Der, welchen Gottes Hand einmal auf einen ſchweren Kampfplatz geführt hat, wo er, bei einem übrigens guten Willen, jeden Augenblick wachen und ſtreiten mußte, um nicht zu unterliegen, der wird wohl, mehr als Andre, aus Erfahrung wiſſen, was ihm zum Kampfe Treue und Wachſamkeit gab oder raubte. Das was Andren gleichgültig erſcheint, eine zerſtreuende, übrigens unſchuldige Geſellſchaft, ein, für den, welcher nicht kämpft, unmerkliches Abweichen von der Gränze der ruhigſten Nüchternheit, raubte gar oft Wachſamkeit und Treue; der Kampf gelang dagegen dem ſtill in das innre Heiligthum (wo Gott iſt) geſammleten, durch keinen Sturm der rohen, an ihm hängenden Maſſe, bewegten Herzen.

Wer nur erſt gewohnt iſt, täglich, ſo treu und ſo gut ers vermag, in die große, ewige Sonne der Geiſterwelt zu ſchauen, und ſich in ihr zu wärmen und zu erquicken; der hat es oft erfahren, daß jene Sonne ſich nur in dem von keinem Sturm bewegten, ruhigem Strome, rein abſpiegeln könne, und daß ſie nur zu leicht hinter den Wolken, die von unten aus der thieriſchen Natur aufſteigen, verſchwinde. Was am meiſten ſtürmt, und die rohe Maſſe aufregt, dagegen wird der Kämpfer am meiſten auf ſeiner Hut ſtehen. Selbſt was hier durch die Liebe von oben gereinigt iſt und geweiht, darf dem immer ſtillen, nüchternen Herzen keine Stürme und trübes Gewölk erregen. Wie viel mehr aber wird der Kämpfer das von ganzer Seele vermeiden und fliehen, was göttlichem und menſchlichem Geſetz zuwider, den klaren Strom bis auf ſeinen Grund hinab verunreinigen und trüben, den Tempel, vielleicht auf immer, zerſtören und mit einem Gräuel erfüllen muß? Und doch wird nur der ganz, auch über das Innerſte und Gefährlichſte: über das Reich der Gedanken und Neigungen wachen können, der ſein Innres aus einem treuen Spiegel genau kennt, und oft darinnen beſchaut. — Hier iſt der Punkt, wo der Landpfleger Felix gleich Anfangs über das Wort des Evangeliums erſchrickt, und das Weiterhören bis auf eine gelegnere Zeit erſparen will. Apoſtelg. 24, v. 25.

Aber der Kämpfer überwindet in allem leicht durch die Liebe, welche gewaltiger und mächtiger iſt als alle andre Liebe. Wenn ſchon der irdiſche Aſtronom, deſſen Beſtimmung es iſt, in ferne, körperliche Sonnen hineinzuſchauen, das vermeidet, was das leibliche Auge, wie das Inſtrument, durch das er ſiehet, zum Sehen unfähig machen kann; wie vielmehr wird der, welcher in den Strahlen der Sonne von oben lebt, das innre Auge vor dem bewahren, was dem Licht den Eingang verwehrt. Zwei Welten ſind es, in die das irdiſche Auge täglich hineinſieht, am Tage die Sonne und die von ihr beſtrahlte Erde, bei Nacht aber, wenn das Licht der näheren, glänzenderen Sonne hinweg iſt, dann wird das ruhiger gewordne Auge zum Hineinſehen in eine andre unendliche Welt empfänglich. Zwei Welten ſind es auch, in die ſchon hier der geiſtige Menſch hinein zu ſchauen vermag: die eine, die der irdiſchen Neigungen, Gedanken, Wünſche, die andre, die Welt des Ewigen, Jenſeitigen. Wenn ſich das Herz nur auf einen Augenblick aus dem Geräuſch und Lärmen des irdiſchen Lebens ganz hinweg, in ſeine eigne Tiefe hineinziehen kann, da findet es eine neue, unendliche Welt, deren Töne und Strahlen aber ſogleich wieder verſchwinden, wenn das dem natürlichen Menſchen nähere endliche Licht und Geräuſche wiederkehrt. Liebender Glaube führt uns endlich aus dem Getümmel hinaus, und hinein in die Stille, in den Frieden.

Ja hier iſt Frieden und kein Sturm mehr! Wenn erſt dieſes Licht aufgegangen, dann verſchwindet die endliche Sonne mit ihrem Licht, wie ein ſchwacher Stern vor dem Tage, die Welt der wilden Begierden, der Leidenſchaften, der Bedürfniſſe, wird dem Auge immer mehr unſichtbar und kann es immer weniger berühren. Und das neue, geiſtige Licht gehet nicht mehr unter; da iſt kein Wechſel des Tages und der Nacht, da iſt keine Finſterniß mehr.

So lerne denn, entfernter Wanderer! zuerſt finden, durch Abrahams kindliches, treues Hinnahen zu Gott, den Spiegel des Moſes, der dich das, was du ſeyn ſollteſt und was du jetzt biſt, recht kennen lehrt. Das Wort des ſtrengen, ernſten Rufers in der Wüſte, wird dich daun hinweiſen auf Den, welcher der Weg iſt und das Leben. Hier findeſt du Alles, was du vorhin ſuchteſt und nicht finden konnteſt, hier vermagſt du Alles, was dir vorhin ſo ſchwer und unmöglich war, *durch Glauben und Liebe!*

Aeußerlich noch ſo verſchieden ſcheinend, iſt der Weg der zum Ziele führt, und das Ziel ſelber, bei Allen nur Eines. Hier gilt kein menſchlicher Maasſtab mehr; ſondern nur der einer ewigen Gnade; hier iſt keine Zeit mehr! Ein einziger, rechter, treuer Augenblick und ein ganzes Menſchenleben, der rechte, treue, ernſte Wille und die That, ſind vor dieſem Maasſtab ſich gleich! Was ſie ja Alle nehmen und empfangen, die Arbeiter von der ſechsten Stunde, und die von der eilften, iſt Gnade um Gnade!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verbeſſerungen.

Seite 6 Zeile 11 leſe man Terſtegen ſtatt Torſtegen
„ 10 „ 13 l. Kraal ſt. Kanal
„ 11 „ 1 l. zu ſt. auf
„ 13 „ 11 l. Auge ſt. Truge
„ 29 „ 4 v. u. l. achtet ſt. achtete
„ 32 „ 15 l. einen ſt. einem
„ 56 „ 13 l. achtet ſt. achtete
„ 63 „ 5 v. u. l. ſeyn ſt. ſagen
„ 92 „ 5 l. draußen ſt. dermaßen
„ 92 „ 7 v. u. l. erweicht ſt. erreicht
„ 95 „ 9 v. u. l. kennte ſt. konnte
„ 95 „ 8 v. u. l. jenen ſt. jenem
„ 99 „ 18 l. ſogar nicht ſt. nicht ſogar
„ 100 „ 5 v. u. l. unmittelbare ſt. unmittelbarere
„ 107 „ 4 l. Louvigni ſt. Louvigeri
„ 116 „ 6, 7 l. wachen ſt. wahren
„ 123 „ 6 v. u. fehlt nach ewig das Wort treuer
„ 131 „ 13 l. ſahe ſt. ſehe
„ 138 „ 2 und anderwärts: l. van der Kemp ſt. von der Kemp
„ 139 „ 9 v. u. l. machten ſt. machte
„ 148 „ 11 l. Betender ſt. Betende
„ 149 „ 7 l. ihrer ſt. ihre
„ 154 „ 6 l. ihre jetzige ſt. ihrer jetzigen

Schneeberg,
gedruckt bei C. W. T. Schill.

Altes und Neues

aus dem Gebiet

der

innren Seelenkunde

herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich Schubert.

Zweiter Band.

Leipzig
bei Heinrich Reclam
1 8 2 4.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinen Freunden

den Herren

Johann Arnold Kanne,

Profeſſor in Erlangen

D. Friedrich Auguſt Köthe,

Superintendenten in Altſtädt

D. Christian Gottlob Ludwig Krafft,

Prediger bei der deutſch-reformirten Gemeinde
und Profeſſor in Erlangen

und

D. Johann David Spleiß,

Profeſſor der Mathematik und Pfarrer in
Schaffhauſen

in herzlicher Liebe gewidmet

vom Verfaſſer.

Vorrede.

Ich will dieſem zweiten Bande meines Alten und Neuen nur einige wenige Bemerkungen vorausgehen laſſen:

Zu der Lebensbeſchreibung des ſeeligen Kießling erhielt ich die meiſten und wichtigſten Materialien erſt dann, als ich, um dem Wunſche der Verwandten recht bald Genüge zu leiſten, aus den Tagebüchern des Seeligen, und aus einigen mir gleich anfangs mitgetheilten Notizen, einen großen Theil der Lebensgeſchichte niedergeſchrieben hatte. Und auch jene ſpäter erhaltnen Materialien kamen nicht auf einmal, ſondern vereinzelt; ſo daß ich oft einen und denſelben Abſchnitt drei bis viermal wieder auſeinander nehmen und Einſchaltungen der verſchiedenſten Art machen mußte. Daher die Ungleichheiten, die einzelnen Wiederholungen, die allzu weite Verbreitung über manche Parthieen, die mir der anfängliche, geringe Umfang meiner Materialien in größerer Ausführlichkeit gegeben hatte, und manches andre, was ich nun, da ich das ganze Conglomerat vor mir liegen habe, eben ſo gut bemerke, als es der Leſer bemerken wird.

Des trefflichen Rehbergers habe ich abſichtlich mit großer Ausführlichkeit erwähnt. Ich kam vierzig Jahre nach ſeinem Tode nach Nürnberg, und fand das Andenken und die Wirkſamkeit jenes Mannes noch ſo friſch unter ſeinen Bekannten fortlebend, als ſey er erſt ſeit Monaten von ihnen geſchieden.

Ein hin und wieder in der Lebensbeſchreibung angeführtes Werk des ſeeligen Eſpers: „Wahrhafte und merkwürdige

Schickſale reiſender Perſonen nebſt denen anbei ſich äuſſernden Denkmalen göttlicher Vorſehung, 2 Bände, Erlangen 1761 u. 1763" darf nicht mit der ſpäter unter ähnlichem Titel und in derſelben Buchhandlung, aber von einem ganz anderen Bearbeiter herausgegebenen Fortſetzung jenes ganz vergriffenen Buches verwechſelt werden. Die beiden, von Esper geſchriebenen Bände, ſollen nun bei dem jetzigen Beſitzer der Waltherſchen Buchhandlung, H. Heyder in Erlangen, neu gedruckt werden.

Die Züge aus dem Leben des ſeeligen Pfarrers Machtdolph, wurden mir anfangs ſchriftlich mitgetheilt; dann aber erfuhr ich ſie noch ausführlicher aus dem Munde einer lieben Freundin, der ſie ein Augenzeuge ſelber öfters erzählt hatte.

Die Auszüge aus Oetingers Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten, habe ich zunächſt für meine jüngeren Freunde, die ſich zu *rechten Gottesgelehrten* bilden wollen, beſtimmt. Sie werden indeß auch manchen andern zum Seegen ſeyn können. Ich habe übrigens nur eine Abſchrift jenes merkwürdigen Aufſatzes bei meinem Auszuge vor mir liegen gehabt und weiß überhaupt nicht ob derſelbe jemals *ganz* abgedruckt worden iſt.

Manche, ſchon für dieſen Band beſtimmte Materialien, die ich aus lieber Hand erhalten, mußten für diesmal, weil die Kießlingiſche Lebensbeſchreibung weiter ausgelaufen als man vermuthet, noch zurückebleiben. Ich hoffe ſie aber in einem dritten Bande, den ich, ſo Gott will, bald zu ſchreiben gedenke, noch zu liefern.

Erlangen am 2ten September 1824.

Der Verfaſſer.

Bemerkung.

S. 11. Z. 16. leſe man 1742 ſtatt 1743 u. ſ. w.

Johann Tobias Kießling

und

einige ſeiner Freunde
nach ihrem Leben und Wirken.

„Sey getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben Offenb. 2, V. 10."

Ich führe diesmal die Leſer meines Altes und Neues, zuerſt in das ſtille, der Welt verborgene, und von ihr oft verkannte und gering geachtete Leben, und an das Sterbebette eines chriſtlichen Mannes, welchen auch mir Gott zum Seegen ſetzte auf meinem Lebenswege. Manche unter euch, meine Leſer, haben den alten, frommen Tobias Kießling, dem Fleiſche nach gekannt; Wenige aber haben ſich ihm im Leben ſo genähert, und mochten ſich ihm ſo nähern, daß ſie einen Blick in dieſes ſtille, ſeelige, nach allen Seiten fruchtbare, mit Chriſto in Gott verborgene Leben hätten werfen können.

Er gieng, beſonders in ſeiner Vaterſtadt Nürnberg, durch gar viele gute und böſe Gerüchte, der theure, liebe Mann! Menſchen dieſer Art tragen das Gute und das Beſte, was ſie in und an ſich haben, nicht ſo zur Schau wie andre Leute; denn ſie glauben und wiſſen es im Grunde ſelber nicht, daß ſie ein ſolches Gutes oder Beſtes an und in ſich haben, und wenn ſie etwas davon bemerken, ſo glauben und wiſſen ſie, das ſey nicht ihre, ſondern gehöre einem Andern, der es ihnen wohl gegeben, um damit — ſtill oder laut, im Verborgenen oder öffentlich — zu wirken, zu werben und zu wuchern; nicht aber um ſich ſelber einen Staatsrock daraus zu machen, und groß damit zu thun. Solche Menſchen werden daher immer vor der Welt nicht ſo gut ſcheinen als ſie wirklich ſind, denn ihr Auge ſieht bei allem Thun auf Gottes Auge, nicht auf das der Menſchen, ja ihr meiſtes und beſtes Wirken bemerkt nur Der, welcher ins Verborgene ſiehet; während manche Andre, welche mehr auf das ſichtbare Auge der Umſtehenden, und ſeinen lauten Beifall, als auf das unſichtbare da oben, und ſeinen ſtillen Beifall zu achten gewohnt ſind, es immer ſo zu wenden wiſſen, daß das Gute, was ſie an ſich haben oder zu haben wähnen und vorgeben, recht ins Licht fällt, und noch größer erſcheint als es iſt. Das äußere Triebwerk, wodurch die künſtlichen Bewegungen einer Maſchine hervorgerufen werden, läßt ſich dem Blicke gar leicht darlegen; jene Kräfte aber, welche von innen heraus, an einem lebendigen Körper, die Bewegungen der Glieder wirken, bleiben dem außen ſtehenden Auge verborgen, und ein Geheimniß. So das eigentliche Wie und Warum? in dem Wandel eines Jeden, welcher aus dem Geiſte lebt.

Dem äußeren und inneren Stande nach war unſer ſeeliger Kießling ein Kaufmann. Ja, ein rechter Kaufmann, welcher Alles verkauft was er hat, um die eine, köſtliche Perle, oder den Acker zu beſitzen, in welchem der Schatz verborgen liegt, nach Matth. 13, V. 44.

Er war ein ſehr genauer Kaufmann, denn er wußte jede Stunde, jede kleine, ihm von Gott verliehene Gabe und Kraft, ſo zuſammen zu nehmen und ſo damit hauszuhalten, daß er aus allen reichen Gewinn gezogen.

Ja man kann ſagen; er war ſeiner Profeſſion nach ein Wucherer, welcher mit dem ihm anvertrauten Pfunde ſolchen Wucher getrieben, daß Der, welcher die Treue liebt, weil Er ſelber treu iſt, ihn nun über Großes geſetzt hat, weil er im Geringen treu geweſen.

Wer meinen lieben, theuren Kießling ſahe, aber nur ſahe und ein oder etliche Male ſprach, ohne länger mit ihm zu leben, wie auch mir es Gott — Ihm ſey ewig Dank dafür! — gewährte, und dabei dennoch dieſe Weiſe liebte, der ſagte: „er iſt der äußeren Erſcheinung nach, ein heitres, frommes Kind, deſſen Herz, und mithin auch der Mund, überfließt von der Liebe zu Chriſto und zu den Brüdern, zur Zeit, aber auch zur Unzeit.“

„Zur Zeit und zur Unzeit. Und dadurch gar oft den Spott und die Verachtung der Andersgeſinnten auf ſich ladet.“

Aber, was iſt es nun? — Dieſer Gerechte iſt jetzt da hinüber: dahin, wo Der, welcher Alles in Allem iſt, geſtern und heute, und Derſelbe auch in Ewigkeit, geſchauet wird von Angeſicht zu Angeſicht, und ſichtbarlich regiert. Er hat hier auf Erden, von Ihm, ſeinem Herrn, und von Seinem Heile gezeugt, die Leute mochten darüber ſpotten, oder ernſthaft dazu ſehen, ihn darum lieben oder haſſen. Die ihn darum haßten, haben ihn doch auch nicht einmal todtſchlagen können, denn ohne Seines, des Herrn der Herren Willen, kann dir und mir kein Haar gekrümmt werden auf Erden. Und nun iſt er ewig bei Dem daheim, um deſſentwillen er kurze Zeit hindurch den Spott und die Verachtung und den Haß der Leute, die ſeinen Herrn noch nicht kennen, ertragen hat. O ſeeliger Tauſch, den nur ein ſolcher guter Kaufmann treffen kann, der ſich aufs Handeln und Tauſchen ſo verſteht, wie unſer ſeeliger Kießling. Die kurze Unluſt eines Augenblickes, gegen die Luſt der ſtillen Ewigkeit eintauſchen!

Wer alſo unſern lieben ſeeligen Kießling, nur etwa auf etliche Stunden ſahe, der ſagte:

er iſt ein heitres, frommes Kind, deſſen Mund und Herz zur Zeit und zur Unzeit überfleußt, von der Liebe zu Gott in Chriſto und zu den Brüdern. Wer ihn aber länger kannte, der ſahe wohl, daß dieſer kein Kind (außer in jenem Sinne, in welchem jeder rechte Chriſt, nach Luc. 18, V. 17. ein Kind werden muß), ſondern ein vollendeter Mann in Jeſu Chriſto ſey.

Ja, lieber Leſer! hätteſt du unſern ſeeligen Kießling in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſo einſam auf ſeinem Zimmerchen, als 81 und 82 jährigen Greis geſehen, wo er mich mit ewig unvergeßlicher Innigkeit fragte: „Hältſt du denn noch treu an Deinem Herrn, der dich erkauft hat mit Seinem Blute“, du hätteſt einen alten Jünger — einen greiſen Johannes zu ſehen geglaubt, welcher an der Bruſt Jeſu lag, Ihm ähnlich war, und von Ihm, weil er viel liebte, am meiſten geliebt wurde.

Hier dieſe Lebensbeſchreibung wird vielleicht Manchem in die Hände kommen, dem es noch etwas Neues iſt, daß der liebe, fromme Tobias Kießling, den er dem Nahmen nach gar wohl kannte, und nach dem, was er von ihm hörte, gar herzlich lieb hatte, am 27ten Februar 1824, gegen Morgen um 5 Uhr, als eben der neue Tag graute, in das ewige Licht eines neuen Lebens hinüber gegangen. Denn, ihr lieben Nürnberger Mitbürger, dürft nicht glauben, daß dieſer Kießling, den ihr, bald mit Liebe, bald auch mit Spott, den Frommen nanntet, bloß euch und etwa den Goſtenhöfern und Fürthern, und den Bauern in Kräutles, wo er oft hingieng, bekannt geweſen. Die rechte, ächte Chriſtenbrüderſchaft, zu der unſer ſeeliger Kießling gehörte, iſt freilich, dem Anſcheine nach, nur ſo alt als der Menſch, nämlich erſt gegen 6000 Jahre, aber ſie reicht über alle Welttheile hinüber und in alle Ewigkeit hinein; denn dieſe Geſellſchaft iſt vor Grundlegung der Welt geſtiftet und wird noch fortdauern, wenn man die Grundſteine der Welt wieder herausnehmen und die zu einer neuen Welt (einem neuen Himmel und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnen) dafür hineinlegen wird.

Unſer ſeeliger Kießling hat daher auch heute und morgen (die Ewigkeit gar nicht gerechnet), nicht bloß in Nürnberg und in Kräutles, nicht blos in Franken, Sachſen, Würtemberg, Oeſterreich und Preuſſen, ſondern auch z. B. in England, Holland und America, gar viele Freunde die ihn liebten, ohne ihn je von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben, Freunde, die ihn ſeinem Wirken und ſeinem Namen nach (der fromme Tobias Kießling zu Nürnberg im Königreich Baiern) kannten, und ſeinen Heimgang ins ewige Vaterland mit Thränen, oder doch mit Empfindung der liebenden Theilnahme feiern werden.

Die nachſtehende Lebensbeſchreibung gründet ſich übrigens, dem einen Theile nach, auf eine Art von Tagebuch, welches ſich unter dem ſchriftlichen Nachlaſſe unſers Seeligen gefunden, zum andern Theile auf die Mittheilungen, welche die lieben, dem Fleiſche und dem Geiſte nach Verwandten des ſeeligen Kießlings, beſonders meine lieben Naumanns (Tobias und Auguſta) mir gegeben haben, zum dritten Theile aber (und darauf bildet ſich der Schreiber dieſer Blätter etwas ein und meint doch es hätte Keiner dieſe Lebensbeſchreibung wenigſtens viel beſſer als er ſchreiben können) auf die mündlichen Erzählungen und Mittheilungen des ſeeligen Kießlings und des lieben Vaters Senior **Schöner**. Was dieſen dritten Theil der Quellen betrifft; ſo verſpricht der Schreiber dieſer Blätter, daß er mit Wiſſen und Willen nichts (vermeintlich) verſchönern, noch weniger verändern, ſondern, ſo gut es ein armer Menſch kann, treu, ja, wenn das möglich iſt, wörtlich wieder geben will.

O du lieber Seeliger! du haſt hier auf der Erde in deiner Handlung ſo vielen Leuten Lebensunterhalt und Brod gegeben, wie Mancher, der dich lieb hat, und Den welchen du liebteſt, möchte auch aus allen dieſen Welthändeln heraus, drüben bei dir, in deinem jetzigen Wirken ſeyn, der Geringſten einer, welche mit dir feiern, und anbeten und wirken, und mit dir genießen das rechte Brod des Lebens, welches Kräfte der Ewigkeit in ſich träget.

1) Kießlings erſte Jugend.

Unſer ſeeliger Johann Tobias **Kießling** war aus einer Familie gebohren, die ſich durch einen ganz beſondren chriſtlichen Sinn und Ernſt, durch Liebe gegen Gott und Menſchen, und namentlich durch eine große Wohlthätigkeit gegen Arme auszeichnete.

Der Vater, Johann Tobias Kießling der ältere, war ein angeſehener Kauf- und Handelsmann, welcher das ehemalige Kießlingiſche Haus unter den Hutern, unweit der Fleiſchbrücke bewohnte, die Mutter, Magdalena, eine gebohrne Lochner.

Von der großen Freundlichkeit und Freigebigkeit des Vaters gegen allerlei Nothleidende, ſind noch jetzt in unſerm Nürnberg merkwürdige Züge bekannt. Den Armen aus der ganzen Stadt und ihrer Umgegend, war auch dieſe ſeine Freundlichkeit und Milde aus vielfältiger Erfahrung ſo wohl bekannt, daß ihn, ſo oft er z. B. zur Wochenpredigt nach St. Jacob oder St. Lorentzen ausgieng, ein ganzer Haufe ſolcher Armen umringte, der ſeiner ſchon an einer Straßenecke gewartet hatte und ihn durch ſeinen Zudrang am Weitergehen hinderte, bis er ſich durch reichliche Gaben bei jedem Einzelnen abgefunden. Ja eines Males hatte ihn dieſer bettelnde Haufe durch ſein ungeſtümes Herandrängen zum Niederfallen gebracht; ſeitdem ließ die ſorgſame Mutter immer, ſo oft ihr nun ſchon alternder Eheherr ausgieng, unvermerkt einen Polizeidiener hinter ihm darein gehen, welcher nöthigenfalls zu ſeinem Schutze herbeieilen ſollte.

Das Wohl aller Derer die zu ſeinem Hauſe gehörten, — jenes eigentliche und dauernde Wohl, das ſich nur auf chriſtliche Geſinnung ſtützt, — lag dieſem trefflichen Hausvater ſo innig nahe und ernſt am Herzen, daß wohl, ſo weit dies bei ihm ſtund, keiner der ſich etliche Jahre im Kießlingiſchen Hauſe aufgehalten, daraus hinwegging, ohne einen bleibenden Seegen mit ſich hinaus zu nehmen. Wußte der alte Herr doch ſogar des Sonntags Nachmittags, die Diener ſeines angeſehenen Handelshauſes ſo lange bei ſich zu halten, bis er ihnen die heutige Predigt vorgeleſen, und auch mit ihnen den Sonntag in ſeinem Hauſe, auf ſeine Weiſe, gefeiert hatte. Und jeder hörte ihm gern zu, wenn er aus ſeinem eignen, reichhaltigen Leben erzählte: wie er, kaum dem Knabenalter entwachſen, mit 9 damals noch lebenden Geſchwiſtern, zur vaterloſen Waiſe geworden; wie Gott ihn errettet und erhalten, als bei ſeinem Aufenthalt in Amſterdam, eine peſtartige Seuche, beſonders den nach dem Meere zu liegenden Theil der Stadt verheerte, welchen auch er bewohnte, und als er in einem Hauſe, deſſen Bewohner ſämmtlich, bis auf die Hausherrin krank darnieder lagen, ohne die nöthige Wartung und Menſchenpflege, ſehr krank auf ſeinem einſamen Zimmer geweſen, und dabei vernehmen müſſen, daß an dem einen Abend 3 Bewohner des Hauſes, worunter auch die Tochter ſeines Prinzipals, zugleich beerdigt wurden.

Als ein beſonderes Zeichen ſeines chriſtlichen Ernſtes, verdient auch die Weiſe angeführt zu werden, wie er ſeinen Sohn, unſern jüngeren Tobias, zu dem erſtmaligen Genuſſe des heiligen Abendmahles geleitete. Einige Tage vor der Feier gieng er mit ihm zu dem Prediger, bei welchem der junge Tobias den Confirmanden-Unterricht empfangen, und übergab ſeinen Sohn nochmals, mit andringendem Ernſte und zärtlicher Sorgfalt, der beſondern Seelenaufſicht, und dem Gebet ſeines Beichtvaters. Am Beichttage nahm aber der Vater ſelber den Jüngling zu ſich auf ſein Zimmer, und nachdem er ihn fromm und treu ermahnt, befahl er ihn mit vielen Thränen im Gebet der Erbarmung Jeſu an.

Die Hausfrau dieſes ältern Tobias und Mutter unſers jüngern, muß eine ganz beſonders innige, liebevolle, treue Seele geweſen ſeyn. Dies bezeugen nicht blos alle die mündlichen Erzählungen, welche man noch von ihr vernimmt, ſondern auch die ſchriftlichen Aufſätze und Anmerkungen, die ſich unter ihrem Nachlaſſe gefunden.

Unter andrem hielt auch dieſe treffliche Mutter eine gar feine Hausordnung mit den Ihrigen, eine Hausordnung, welcher unſer ſeeliger Tobias Kießling ohnfehlbar die erſte, gründliche Vorbereitung zu ſeinem ganzen, nachmaligen innern Leben verdankt. Gleich am Morgen beim Erwachen, ſuchte ſie die Herzen der Kinder, durch ein kurzes Gebet, zu Gott zu ſammeln. Wenn ſie hierauf, in Gegenwart ihres Eheherrn und des Hausgeſindes, mit den Kindern das gemeinſchaftliche Frühgebet gehalten, ließ ſie die Kleinen aus der heiligen Schrift leſen, wobei ſie dieſelben zum Auswendiglernen der wichtigſten Sprüche, und der auserleſenſten chriſtlichen Geſänge anhielt. Darauf gieng jedes an ſein Geſchäft; die kleineren Kinder in die Schule, während die größern Töchter unmittelbar unter Anleitung der Mutter, in allen Geſchäften einer künftigen, guten Hausfrau, trefflich geübt wurden. Eben ſo wechſelten auch bei Tiſche, beſonders aber wieder am Abend nach dem Eſſen, Gebet, Leſen der Schrift, und ein erhebender chriſtlicher Geſang, mit den Geſchäften und Zerſtreuungen des Tages ab; eine für den ernſter geſinnten Menſchen durchaus geſunde Hausordnung, welche übrigens zu jener Zeit noch in ſehr vielen Häuſern unſrer alten Stadt in Uebung war, und auch jetzt, Gott Lob! noch nicht aus allen verſchwunden iſt: ſo ſehr auch die Mehrzahl unſers Tages geneigt iſt, ſelbſt die leiſeſten und ärmſten Anfänge im Chriſtenwandel, und die nothdürftigſten Beſtrebungen nach häuslicher Erbauung, als Myſticismus und Kopfhängerei zu verſchreien.

Von dieſer frommen Mutter wurde unſer jüngerer Johann Tobias Kießling am 3ten November 1743 gebohren. Er war unter 11 Kindern das vierte, und da mehrere ſeiner Brüder ſtarben, eine Zeit lang der einzige Sohn ſeiner Eltern, weshalb auch die Mutter von früheſter Zeit an, mit ganz beſonderer Zärtlichkeit an dieſem Kinde hing. Eine Zärtlichkeit, die ſich auch noch durch einen ſpäteren Beiſatz, zu der Angabe der Geburtstage ihrer Kinder, in ihren nachgelaſſenen ſchriftlichen Aufſätzen zu erkennen giebt, worinnen ſie Gott bittet, er wolle doch dieſen liebevollen, gehorſamen, treuen Sohn zum Seegen ſetzen, immer und ewiglich.“ Ein mütterlicher Seegenswunſch, welcher denn auch gar reichlich in Erfüllung gieng.

Unſer Kießling zeigte von früheſter Kindheit an ein ganz beſonders liebevolles, dankbares Gemüth. Schon im elterlichen Hauſe hatte er das Wort Gottes nicht bloß kennen, ſondern lieben lernen, und von der Mutter, welche ihre Kinder faſt ſo bald ſie gehen konnten, mit ſich zum öffentlichen Gottesdienſte nahm, hatte er auch noch in vorzüglich reichem Maaſe, jene Freude an gemeinſchaftlicher Erbauung mit der Gemeinde der Chriſten, jene Luſt am Hauſe des Herrn geerbt, welche ihm, ſo lange er lebte, eigenthümlich blieb. Schon in den ſchriftlichen Aufſätzen, welche ſich noch von ſeinem Jünglingsalter her unter ſeinem Nachlaſſe gefunden, ſpricht ſich dieſe Neigung treu und innig aus.

Er würde von ſeinem Vater, und wie es ſcheint auch durch eigne Neigung, zum Kaufmannsſtande beſtimmt und verlebte theils im elterlichen Hauſe, theils im Hauſe ſeines trefflichen Oheims, bei welchem er die Handlung erlernte, eine ſtille, frohe Jugend, von Allen die ihn näher kannten, als ein frommer, guter Jüngling, geehrt und geliebt.

Lieber Leſer! hätte ich meines Theils den Ernſt, dieſe herzlich innige Liebe zu Gottes Wort und zu allem Guten und Göttlichen, die unſer ſeeliger Kießling ſchon als Jüngling von 21 Jahren hatte, ich würde ſehr froh ſeyn und

Gott dafür danken! Und dennoch blieb der ernſte, treue Jüngling, in der Vorhalle des chriſtlichen Lebens und Erkennens, in welcher er ſich damals befand, nicht ſtehen, ſondern der Treue und Wahrhaftige, der ſeine Menſchen je und je geliebt, führte ihn noch weiter, ins innre Heiligthum des Chriſtenlebens, ja in jenes eigentliche Leben in und aus Gott, welches von jeher der Welt ein Verborgenes — ein Myſterium geweſen. Wir müſſen uns hier beide, du und ich, auch in der Lebensgeſchichte dieſes „nach Zion eilenden Pilgers" (dies iſt der Titel des Tagebuches, das ſich unter ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe gefunden, und welches dieſer Lebensbeſchreibung zu einem hauptſächlichen Leitfaden dient) einem Geheimniß nähern, bei welchem der natürliche Menſch, nach Joh. 3, V. 8., wohl das Sauſen des Lebens von oben höret, aber nicht weiß, von wannen es kommt, noch wohin es fähret. Ja, es iſt daſſelbe ernſte Geheimniß, welches nach Joh. 6, V. 51 — 58., ſchon vom Anfange an den meiſten Seiner Jünger eine harte Rede zu ſeyn bedünkte, ſo daß viele von ihnen hinter ſich giengen, und hinfort nicht mehr mit Ihm wandelten.

Folgen wir der innren Lebensführung unſers Seeligen, ſchweigend und liebend nach, ſo gut wir es verſtehen und vermögen!

2) Eigentliche Erweckung zum innren Leben.

Der Mann, deſſen ſich Gott zur erſten Erweckung unſers ſeeligen Kießlings bediente, erſcheint in ſeiner Lebensbeſchreibung als ein ſchnell vorüber wandelnder Pilgrim, welcher heute mir begegnet, und morgen nicht mehr gefunden wird. Ja, wenn es erlaubt iſt ſo zu reden, er erſcheint als ein Engel, aus einer höheren Welt geſandt, welcher im rechten Augenblicke zu mir hintritt, mich aufwecket von dem Schlafe unter dem Wachholderſtrauche (1. König. 19, V. 5.), zum Brode des Lebens hinweiſet, zum weiteren Pilgerlaufe ſtärket, und alsdann ſchnell von hinnen eilet.

Unſer lieber Kießling fühlte in ſich, bei alle dem Guten, was er vor den Augen der Welt und vor ſeinen eigenen, in und an ſich hatte, eine tiefe, innre Unruhe, welche täglich überhand nahm, und ihn, von einem zum andern chriſtlichen Freunde, um Troſt und Rath zu ſuchen, umhertrieb. Er fühlte: es fehlt ihm etwas, nach welchem die Seele innig und heftig verlangt, und kann nicht eher ruhig werden, bis ſie es hat.

Erleucht mich Herr mein Licht!
Ich bin mir ſelbſt verborgen,
Und kenne mich noch nicht;

Ich merke dieſes zwar,
Ich ſey nicht, wie ich war;
Indeſſen fühl ich wohl,
Ich ſey nicht, wie ich ſoll. u. ſ. w.

Eben in jener Zeit der innern Unruhe bemerkte er in der Kirche, die er faſt täglich beſuchte, einen ſchlicht und arm gekleideten Bürgersmann, welcher ſtets mit ganz beſondrer Inbrunſt, und oft mit aufgehabenen Händen betete. Es war eine andre Art zu beten, welche dieſer Menſch hatte, als jede die er bis dahin an Andern geſehen oder an ſich ſelber erfahren. Ja das Gebet dieſes Mannes verhielt ſich zu dem Gebet, das unſer Kießling bis dahin kannte, wie das Geſpräch von Angeſicht zu Angeſicht, das zwei lebendige und ſich Hand in Hand faſſende Freunde unter uns Menſchen zuſammen halten, zu den Worten, welche jemand gegen das Gemälde eines guten und geliebten Fürſten ſpricht, den er noch nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, noch nie, weil er gar zu ferne wohnt, lebendig geſprochen hat.

Kießling gieng dem Manne nach, deſſen Gebet zu dem Gott, welchen er, nach ſeinen eigenen Worten, „damals noch nicht kannte" ihm ſo tief zu Herzen gedrungen war, und erfuhr dann, daß es ein gewiſſer Matthias Klaumbauer, von Geburt ein Salzburger ſey, welcher, wie es ſcheint, um des lebendigen Bekenntniſſes des Evangeliums von Jeſu Chriſto willen, aus ſeinem Vaterlande vertrieben, und nach Nürnberg gekommen war, wo er, der Welt unbekannt, und von ihr unbemerkt, ein ſtilles Leben in dem beſtändigen Umgange mit Gott führte.

So wie Matthias Klaumbauer ihm, ſo erſchien auch Kießling dieſem, gerade zur rechten Stunde, als ein hülfreicher Engel. Denn der edle Salzburger war arm und krank und alt, und Gott „ſchenkte unſerm Tobias, wie er ſich hierüber äußert, ein freigebiges Herz gegen denſelben.“

Wir finden jenen Iſrael Gottes, denn ein ſolcher war der edle Salzburger, auch in ſeinem Umgang mit Kießling wortlos, und mehr durch die That des Lebens ſelber vom Lichte zeugend, als durch die Predigt. Er meiſterte nicht viel an unſerm Seeligen herum, denn er hatte zu viel mit Gott und ſeinem eigenen Innern zu thun; aber jedes Wort das er ſprach, war geeignet, in des frommen Jünglings Herzen eine eigentliche und lebendige Anſicht von göttlichen Sachen zu entzünden und zu erwecken.

Dieſer Pilgrim eilte bald vorüber. Kießling ſahe ihn noch in der letzten Nacht ſeines Pilgerlaufes, und nahm einen thränenvollen Abſchied von dem guten Engel. Die letzten

Worte des ſtarken, in Glauben und Gedult und Leiden grau gewordenen Iſraels waren: Herr ich laſſe dich nicht, du segneſt mich dann!

Klaumbauer hatte unſern Kießling mit einigen gleichgeſinnten Männern bekannt gemacht, vor allen Dingen aber ihn auf die Predigten eines Mannes hingewieſen, deſſen Andenken noch jetzt in unſrem Nürnberg in tauſendfachem Seegen lebt, der aber auch der Thränen des Dankes Werth war, die ihm jetzt noch mancher Greis nachweint, deſſen Seele er einſt gerettet. Es war dies der theure, treue Andreas Rehberger, Prediger bei St. Jacob, ein Mann von außerordentlichen Gaben des Geiſtes und liebevollen Herzens, von welchem man, mit den Worten der Apoſtelgeſchichte bezeugen kann: daß er beredt, und mächtig in der Schrift war und unterwieſen (von dem Geiſt des Lebens ſelber), in dem Weg des Herrn und redete mit brünſtigem Geiſte, und lehrete mit Fleiß von dem Herrn.

Unſer ſeeliger Tobias hatte durch ſeinen Umgang mit dem merkwürdigen Klaumbauer, wenigſtens an Andren, jenen Zuſtand kennen gelernt, worinnen das Wort vom Leben auf einmal ſelber zum Leben in uns wird: zu einem Leben, ſo einfach, leicht und ſtill und ſeelig! welches wie das Licht der Sonne, ohne mein Zuthun über mir aufgeht, und nun auf einmal Alles, Alles erleuchtet, erwärmt und belebt. Und wenn ich aufwache, ſehe ich mich in ihm, und von ihm überall umfangen, und die Unſicherheit und die Furcht der Nacht, iſt dahin und verſchwunden. Und ich hatte mich wohl nach dem Lichte geſehnt, aber ich wußte nicht, daß mir daſſelbe ſo ganz nahe, ſo leicht zu erfaſſen war.

Der fromme Jüngling ſtrebte ſeit jener erſten, lebendigeren Anregung mit ganzem Ernſte nach dem vorgeſteckten Kleinod, und ſtreckte ſich aus daſſelbe zu erreichen, mächtiger als jemals. Er war noch ſtrenger gegen ſich ſelber als vorhin, fieng an geſetzlicher zu leben, aber mit dem allen konnte er es nicht zu dem Frieden, zu dem innren, frohen Wohlſeyn bringen, das aus Klaumbauers und ſeiner Freunde ganzem Weſen hervorleuchtete. Er fühlet wohl: mir fehlet noch etwas Hauptſächliches, das dieſe haben. Bei mir wird das Gute, was ich gerne denken, reden und thun möchte, aber meiſtens nicht denke, rede und thue, mit größter Anſtrengung, und wie durch ein künſtliches Hebelwerk hervorgebracht, bei dieſen kommt es ſo ganz leicht und von ſelber, wie eine natürliche Bewegung. Ich komme mir vor wie einer, dem die Arme und

Finger feſt gebunden oder verwachſen ſind, und welcher ſich nun vergebens abmühet, eine künſtliche Maſchine zu erfinden und zu gebrauchen, welche daſſelbe leiſtet, was dieſe da ganz leicht, durch die Kraft des Lebens in ihren Gliedern, mit den Armen und Händen und Fingern verrichten. Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes, wer wird mir Leben und freie Bewegung geben, in dieſe ganz gelähmten Glieder!

So war denn das innige Sehnen nach dem innern Leben erwacht: jenes Sehnen, welches nie ohne Erfüllung bleibt. Und dennoch ſagt der Seelige bei dieſer Stelle ſeines Tagebuches: „o wie erſchrack ich, als das Wort Gottes ſo lebendig wurde!“

Eines Sonntages in der Kinderlehre, ſprach Nebberger mit ganz beſonders eindringender Kraft über jene Grundſäule des Chriſtenglaubens, welche von jeher dem natürlichen Sinne eine Thorheit und Aergerniß, oder der faulen Liebe ein Fels des Zerſcheiterns geweſen, allen denen aber, die vom Tode zum innren Leben hindurchdrangen, ein Geruch des Lebens zum Leben geworden. Ueber jene Grundwahrheit: „Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, „glaubet aber an Den, welcher die Gottloſen gerecht machet, dem wird ſein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Nicht die Werke, nur „der Glaube, nicht unſer Verdienſt, nur Gnade.

„Wer nicht vor Gott in ſeinen eigenen Augen ganz zum armen Sünder wird, der kann keine Seeligkeit hoffen.“

„Da war es, erzählt unſer ſeeliger Tobias in ſeinem Tagebuche weiter, aus mit mir. Alſo alles mein Beten, Leſen, mein vieles Wohlthun und Almoſengeben und andre gute Sachen, ſollen gleich wie für nichts gelten zum Seeligwerden, dieſes ſoll nur aus freier Gnade kommen, mir ſo gut als jedem armen Sünder, und ich ſoll auch um nichts beſſer ſeyn als ein ſolcher, der ich doch von Kindheit an einen ſolchen tugendhaften Lebenswandel geführt habe; o das griff an! Ich weinte (Gott verzeihe mirs) vor Zorn, und vorher hatte ich den Herrn Prediger Rehberger recht zärtlich geliebt, jetzt aber (ich geſtehe es) war ich ganz aufgebracht auf ihn.“

„Aber Er der Freund der Menſchen, Er mein Ein und mein Alles, mein Erlöſer, erbarmte ſich mein, und ſchenkte mir erleuchtete Augen des Verſtändniſſes. Jetzt lernte ich Ihn erſt lebendig nahe, und wie von Angeſicht zu Angeſicht erfaſſen. Nun fing ich erſt an meines Lebens froh zu werden, ja das 1766ſte Jahr war mir die Zeit der Geburt zum eigentlichen, rechten Leben, welches im 1765ten Jahre (bei der Bekanntſchaft mit Klaumbauer), gleichſam nur erſt im Verborgenen gezeugt und empfangen, aber noch nicht hervorgetreten war ans Licht.“

„O Liebe, Liebe, Du haſt mich gezogen,
Bis Du mich endlich überwogen,
Und an Dein ſanftes Joch gebracht.“

„Nun lernte ich meinen Herrn täglich beſſer kennen, das Herz war ſo wach und lebendig, aber auch ſo weich geworden, daß es mir öfters bei den öffentlichen Vorträgen über meinen gekreuzigten Heiland, mit Thränen der Liebe und der Freude überwallete, und ich ſchämte mich dieſer Thränen nicht.“ Es war die ſüße Zeit der erſten Liebe.

Noch aber ſchwankten die Glieder, gleich wie bei Einem, der aus dem wankenden Schiffe, aus dem bewegten Meere, endlich, nachdem er den ſichren Hafen gefunden, heraustritt ans feſte Land, und nun darauf gehen will, die Schritte unſicher ſind und ſchwankend. Denn er iſt noch des künſtlich angeſtrengten Gehens, im ſchwebenden Schiffe gewohnt, und des leichten und natürlichen Gehens, auf feſtem Boden entwöhnt. Das Herz war noch nicht feſt und ſicher auf ſeinem Wege, ſondern gleitete öfters, zur Rechten und zur Linken.

„Da half nun wieder der Herr. Eines Males rührte mich die Predigt des göttlichen Wortes ſo ganz durch und durch, daß es vollends zum Brechen der letzten Eisrinde kam. In einer Mittagsveſper bei St. Jacob ſprach Hr. Pred. Rehberger über Pſalm 45, V. 11 u. 12.:

„Höre Tochter, ſchaue darauf und neige deine Ohren. Vergiß deines Volkes und deines Vaters Haus, ſo wird der König Luſt an deiner Schöne haben, denn Er iſt dein Herr, und du ſollſt Ihn anbeten.“

Da hieß es denn in mir, nach vielen ernſten Thränen: rein ab und Chriſto an, ganz um ganz; ich flehete aus tiefem Herzen um redliche, feſte Treue, und ich wurde erhört.

Sobald nur der Menſch ſein eigentliches Verhältniß zu dem in Chriſto offenbarten Gott durch die lebendige That ſelber erfahren und erkannt hat, ſich als Kranken, Ihn als Arzt, dann iſt der Punkt gefunden, wo Noth und Hülfe, wo Menſch und Gott ſich begegnen.

Lieber Menſch, nicht die Hand, nicht der Fuß, nicht die Stirn, noch das Ohr, können das Licht ſehen und merken, ſondern nur das zarte, empfindliche Auge, das iſt für das Licht da und das Licht iſt fürs Auge da. Das Auge nur weiß und ſagt: ich bedarf des Lichtes und ſehne mich nach ihm, das Ohr und der Fuß und der Leib fragen für ſich ſelber nicht nach dem Lichte, und ſagen: wir bedürfen ſeiner nicht. Und wenn dein Auge ein Schalck iſt, ſo wird der ganze Leib finſter ſeyn.

Welche Kraft, welches Sehnen aber da drinnen in meinem Herzen, wird denn das Auge ſeyn das Dich ſieht, o du meine Liebe? Jenes Sehnen, welches ſagt: ich bin krank und du im Fleiſche, aus Liebe zu mir geoffenbarter Gott, biſt der Arzt der mir helfen kann. Wohlan, ich komme auch zu dir, ſo hilf du mir!

Ja, das einmal geöffnete Auge ſchauet freilich gar leicht, und ohne alle Mühe das Licht, von welchem das Ohr und die Stirne und die Hand nichts wußten, und freuet ſich an dem Lichte, und lebet von und in dem Lichte.

Die faule Liebe ſpricht: Das iſt auch mein Licht in welchem ich mich ſonne: haben und genießen wollen, ohne mein Zuthun und Wirken. Aber ſie kennet in ihrem Traume jenes wahre Licht nicht, welches, ſo bald es über uns aufgegangen, jeden Makel an uns offenbar machet, und ihn endlich ausbrennt und heilet. Sie kennet jenes Licht nicht, welches überall, wohin es trifft, Leben wirkt und Kraft und Bewegung, und an dem Seegen der Früchte bemerkt wird, welche es hervorgerufen und endlich auch gezeitigt hat.

3) Finden und wieder ſcheiden.

Nach jener Mittwochs-Veſper, welche ſo kräftig auf unſern Seeligen gewirkt hatte, faßte er ſich zum erſten Male ein Herz zu dem ſo viel geliebten und nachmals wieder gefürchteten, und doch immer herzlich geliebten Pfarrer Rehberger hinzugehen. Er erzählte dem Alles, was ſeit einigen Monaten mit ihm und in ihm vorgegangen.

Rehberger nahm den ernſten, lieben Jüngling mit herzlicher Liebe bei ſich auf. „Dir hat noch eines gefehlt, lieber Jüngling! gleich jenem Jüngling im Evangelio mußteſt du Alles was du hatteſt, alle deine in deinen eigenen Augen ſo großen Tugenden, deine Wohlthätigkeit gegen Arme, dein Leſen, Beten und Singen verkaufen und daran geben, und Jeſu Chriſto, als Einer der nichts hat und haben will als Ihn, nachfolgen. Er wird dir geben was du im Leiblichen und Geiſtlichen täglich bedarfſt.“

Dieſer erſte Abend bei dem trefflichen Manne, war ein immer geſegneter für unſern Tobias. „Wir weinten beide, ſagt er in ſeinem Tagebuche, und dankten dem Herrn. Der liebe Rehberger ſegnete mich und nahm mich auf in die innige Gemeinſchaft ſeiner brüderlichen Liebe.“

Seitdem wurden denn beide, der ernſte Jüngling und der kräftige Mann, ein Herz und eine Seele. Kießling war, ſo oft es nur ſeine Zeit erlaubte, in den Abendſtunden bei ſeinem lieben Lehrer, und beide ſtärkten und belebten ſich in der gemeinſchaftlichen Liebe zu ihrem Herrn.

O Seeligkeit, wenn Du uns armen, einſamen Pilgern einen gleichgeſinnten Bruder und Mitpilger auf unſerm Wege nach der Heimath, Hand in Hand giebſt. Es begegnen uns ſelten Leute auf dieſem Wege, aber die welche zu uns kommen, ſind uns theurer, als alle Macht und Pracht der Tauſende, welche unſern einſamen Weg nicht gehen wollen. Dein aber, o lieber Vater, ſeyen ſie alle, auch die, welche nicht mit uns gehen! Führe ſie, wenn auch hier nicht zu uns, doch endlich alle zu Dir! Haſt du doch auch uns, die Elendeſten von Allen, zu dir gezogen und geführt! Und bei Dir iſt ſo gut ſeyn, lieber Vater!

Unſer ſeeliger Tobias hatte, ſeitdem er den Stab „des Pilgers, der nach Zion hineilet,“ ernſtlich und ohne Zurückſchauen ergriffen, ſelbſt von Denen, die ihm die Nächſten und Liebſten auf der Welt waren, Einiges und Vieles zu leiden. Wir wollen noch weiter unten einige vorübergehende Blicke (denn der Pilger der immer auf ſeinem Wege vor ſich hin nach dem Ziele ſchauet, kennet das was ihn zurückziehen will nur wenig) auf dieſe häuslichen Leiden richten. Da war ihm nun der abendliche Umgang mit ſeinem Rehberger eine ganz beſondere Stärkung und Erquickung.

Aber du gehſt beſondere und verborgene Wege mit uns du ewige Liebe! Wir ſollen merken, daß nicht dieſer oder jener Menſch es ſey, aus dem die Gotteskraft die uns erquicket hervorſtrömt, ſondern daß du es biſt, o Liebe! die bald aus dieſem, bald aus jenem Menſchen auf uns hervorwirkt und hervorquillt, ja Du, Alles in Allem!

Am letzten Abend des Jahres 1768 fand Tobias ſeinen lieben theuren Freund in Thränen. Der, welcher während ſeines ganzen Chriſtenlaufes ſich täglich in der Beugung des Herzens vor Gott geübt, ſollte vor ſeiner Vollendung noch tiefer als vorhin gebeugt und hierdurch eben vollbereitet werden.

„Ja, mein Bruder, ſagte er unter andern zu ſeinem Tobias, nun kann ichs mit Wahrheit vor meinem Herrn ſagen, daß ich mich als den allerärmſten, ja als den größten Sünder fühle und erkenne, und nichts ſonſt weiß, als meinen für mich geſtorbenen Heiland und ſeinen theuren Namen. Ich habe mich ganz in Seine Arme geworfen, und erwarte nichts als freie Gnade.“

Und das iſt wohl die rechte Reife der Frucht, die du, o Gärtner! in deinen Haushalt nehmen willſt, wenn der Menſch nichts mehr in ſeinen eignen Augen, Du aber, o mein Gott, Alles in Allem darinnen biſt.

Geſegnet war für unſern Tobias noch die letzte Neujahrspredigt, die er von ſeinem Rehberger hörte, über die Erneuung des Bundes mit Gott bei dem Eintritt in ein neues Jahr.

Gegen den Frühling hin machte unſer Kießling ſeine gewöhnliche und jährliche Reiſe nach Oeſtreich, welche in dieſer Lebensbeſchreibung noch öfter erwähnt werden wird. Gleich am erſten Abend nach ſeiner Rückkehr eilte er zu ſeinem lieben Pfarrer Rehberger hin. Er fand dieſen liebevoll und freudig, wie immer, aber alle ſeine Worte lauteten wie die eines Freundes, der ſich zu ſeiner nahen Abreiſe rüſtet, und ſeine Lieben gern auf den Abſchied vorbereiten möchte. Nachdem beide über das damals ſchon recht merklich werdende Veröden des Weinbergs des Herrn, über die Abnahme des evangeliſchen Sinnes, und das Theuer- und Seltenwerden des Wortes bei den Predigern geſprochen, wendete Rehberger das Geſpräch von der Kirche, die hienieden iſt und unter dunklen Wolken ihren Kampf kämpfet, zu jener, welche droben iſt, und nun den ewigen Sabbath des wohlvollendeten Kampfes feiert. Sein Herz floß über vor heißem, innigen Sehnen, aufgelöſt und daheim bei Chriſto zu ſeyn. Mit zärtlicher Liebe erwähnte er ſeiner bereits vor ihm vollendeten Freunde, und freuete ſich aufs Wiederſehen. Aber, ſagte er mit Thränen der Freude und Liebe, was wird das Alles ſeyn, gegen die Seeligkeit Ihn, den ich in aller meiner Schwachheit ſo heiß geliebt, zu ſehen, von Angeſicht zu Angeſicht. — Dann wies er noch tröſtend ſeinen lieben Tobias auf Den hin, deſſen Freundſchaft uns ewig feſt bleibt, wenn alle Menſchenfreundſchaft weicht, und erzählte ihm, wie vorübergehend, daß er neulich einen Schlagfluß-ähnlichen Zufall gehabt, der ihm 1½ Stunden lang die Beſinnung nahm.

Am Donnerſtag vor Pfingſten war Rehberger bei ſeinem Freunde, dem trefflichen Marktvorſteher Merckel dem älteren, noch ſehr heiter und vergnügt. Am erſten Pfingſttage des Morgens aber hielt er eine Predigt: über die den Freunden Jeſu ſchon hienieden, im Gnadenreich, bereitete Seeligkeit, aus welcher ſo ganz ein Vorgefühl der Himmelsfreuden hervorwehet, und all der liebevolle Ernſt eines ſcheidenden Freundes, der alle ſeine Zuhörer noch mit ſich hinauf ziehen und hinauf beten möchte, daß man faſt glauben ſollte, er habe es mit Sicherheit vorausgefühlt, daß dieſes ſeine Abſchiedspredigt ſeyn werde. Ja wahrlich, dieſe Predigt mit ihren Gebeten athmet Kräfte einer andern Welt, Kräfte eines ewigen Lebens, und wie ſie ſchon damals bei denen, die ſie hörten eine ganz beſondere Bewegung und tiefe Nahrung wirkte, ſo läßt ſie auch jetzt noch beim Leſen, „auch wo ihr ſeegensreicher Strom nur überhin gehet, Fruchtbarkeit und Himmelskräfte zurück.“

Ja, unſer ſeeliger Tobias war einer von denen Zuhörern, welche die Worte des Schluſſes jener lebenskräftigen Predigt, ganz auf ſich anwendeten und in That und in Leben ſetzten. Die Worte jenes Schluſſes heißen:

„O wir bitten und flehen im Namen des Herrn, der ſo gerne Wollen und Vollbringen ſchafft in allen denen, die Ihm freie Hand über ſich laſſen; wir bitten einen jeden, er falle doch heute an dieſem Tage des Heils, anſtatt mit der Welt und ihren Eitelkeiten ſich zu zerſtreuen und den guten Geiſt wegzuweiſen, er falle in ſeinem Kämmerlein dem Gott aller Gnaden, und dem ſo gütigen Heiland zu Füße und flehe: Herr Jeſu, gehe nicht vor mir über! O laß deinen guten Geiſt das in mir ſchaffen, was Er ſo gerne ſchon längſt in mir hat ſchaffen wollen, wenn ich Ihm nur nicht immer ſo ſchnöde ausgewichen wäre. O guter Heiland! ſiehe, hier ſind wir Alle vor dir! Wir flehen dich mit vereinigtem Herzen, mit vereinter Inbrunſt an: o laß dich an Keinem von uns unbezeugt. Offenbare die Kraft und die ſelige Wirkung Deiner Gnade an Allen. Lehre uns thun nach Deinem Wohlgefallen, denn Du biſt unſer Gott; Dein guter Geiſt führe uns auf ebener Bahn."

„Wer einmal angefangen hat, auf derſelben zu wandeln, der thue immer gewiſſere und feſtere Tritte. Er bleibe in dem, was er einmal gelernet hat. Er hange an dem, von dem uns Johannes zurufet: 1. Epiſt. 2, V. 28.: Und nun Kindlein bleibet bei Ihm. Wir hörten vorhin, Er bleibe gern bei uns. Er zieht aus ſeiner Behauſung, welche er einmal gereinigt hat, ungerne wieder aus. Nun kommts auf uns an, daß wir gerne bei und in Ihm bleiben, dem getreuen Heiland, und durch Ihn bei ſeinem Vater und ſeinem Geiſte, ſo lange bis er uns ganz dorthin bringt, in das rechte Vaterland."

„Nun, Herr Gott heiliger Geiſt! uns nimmer laß. Lehr uns halten in allen Dingen rechte Maas. Hilf uns allezeit ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu dir dringen. Erbarme Dich unſer, Amen."

Tobias gieng voll Freude heim aus dieſer Predigt, die ihm ein ſeeliges Pfingſtfeſt bereitet hatte. Er fühlte ſich in den ſtillen, ſeeligen Stunden auf ſeinem Zimmer gedrungen, auch für ſeinen theuren Rehberger und für die längere Erhaltung ſeines Lebens zu beten. Aber Gott hatte es anders beſchloſſen.

Schon am erſten Pfingſttage, nach der Predigt, die er auch mit voller leiblicher Kraft und lauter Stimme gehalten, fühlte unſer lieber Rehberger eine tiefe Ermattung, die jedoch bei dem erſt 53jährigen, kräftigem Manne, nicht bedenklich ſchien und auch, im Verlauf des Nachmittags, wieder nachließ. Am andern Pfingſttage wollte der liebe, in ſeinem Berufe unermüdet thätige Mann, in deſſen ganzer Amtsführung es faſt ohne Beiſpiel war, daß er ſich jemals von einem Andern vertreten laſſen, wie gewöhnlich ſeine Predigt halten. Er begiebt ſich in ſein Zimmer um ſich durch Gebet und durch Betrachtung des göttlichen Wortes vorzubereiten, da finden ihn die Seinen gelähmt im Lehnſeſſel.

Der liebe Mund, der ſo viele Worte des Seegens für Tauſende geſprochen, konnte nicht mehr reden, die Augen ſtarrten.

Als zur gewöhnlichen Stunde die Zuhörer von geſtern, und alle die treuen Seelen, die ſeit

Jahren gewohnt waren, mit Willen keine Predigt von ihrem lieben Rehberger zu verſäumen, einen andern Prediger auf die Kanzel ſteigen ſahen und dieſer ihnen die Urſache ſagte, weshalb der theure Mann heute und vielleicht nie wieder unter ihnen auftreten könne, unterbrach ein lautes Weinen, der Greiſe und Männer und Jünglinge, der Matronen, wie der Jungfrauen, ſeinen Vortrag und es verwandelte ſich die Predigt in ein gemeinſchaftliches Gebet für die Erhaltung dieſes theuren, ſeegensreichen Lebens.

Unſer Tobias hatte ſchon am Vormittag die Nachricht von der Todesgefahr ſeines theuerſten, liebſten Freundes gehört. Am Nachmittag ſahe er ihn, wie er da lag auf ſeinem Bette, ſprachlos, mit geſchloßnen Augen und äuſſern Sinnen, aber ſeelig, ruhig lächelnd: „o Herr wie freue ich mich nun bald bei Dir zu ſeyn!"

Die ganze Stadt, Alt und Jung, auch die Gleichgültigſten und Unempfindlichſten, waren bei der Nachricht von der Todesgefahr dieſes ſeltenen, lieben Mannes, bewegt und erſchüttert, als wenn ein theurer Vater auf dem Todtenbette läge. Von allen Seiten ſtrömten Fragende und recht herzlich Theilnehmende nach dem lieben Hauſe hin. Aber der letzte Schlummer, zum Ausruhen auf das Entzücken des neuen Erwachens da jenſeits, dauerte nur wenige

Stunden. Schon am andern Morgen war unſer lieber Rehberger nicht mehr bei uns. Dem Prediger, der noch über dem Sterbenden betete und ihn zum Todesſchlummer einſegnete, hemmten Thränen die Sprache. Ja Dein Seegen war für uns Arme, Zurückgebliebene ein unausſprechlicher, du lieber Mann!

O lieber Jüngling, der du dieſes lieſeſt, merke doch, welch ein Seegen es ſey, ein treuer Lehrer des Wortes unſers Herrn zu ſeyn. Wollte mich jemand zum irdiſchen Herrſcher über tauſend Morgenſterne, mit allen ihren Schweſterwelten und irdiſchen Freuden, auf Jahrtauſende, aber zu einem Herrſcher mit irdiſchem Sinne, oder aber zu einem armen Pfarrer Rehberger bei St. Jacob in Nürnberg, mit Chriſti Sinn, auf nur 20 Jahre machen, ich wollte, o wie gern! der letztere ſeyn. Tauſend Jahre des Genuſſes, und zwanzig Jahre des Kampfes, was ſind ſie gegen Deine Ewigkeit, wo die Lehrer werden leuchten, wie die Sterne des Himmels.

„Ja er ward hinweggenommen unſer theurer Rehberger, und nicht mehr geſehen. Kein Wort des Troſtes und der Seegnung mehr von ſeinen lieben Lippen.“

Am Tage des Begräbniſſes des theuern Mannes, war unſre ganze Stadt in Bewegung.

Auch wer ihn nie gekannt, nie gehört hatte, war bewegt und erſchüttert, die Liebe von Tauſenden und ihre Trauer, riß auch, mit anſteckender Gewalt, die Liebe und das Trauern der andern Tauſende an ſich.

Es läuteten alle Glocken, denn ein Fürſt in Iſrael iſt geſtorben. Ja der Geſang an deinem Grabe war nur ein lautes Weinen. Liebe du uns auch noch dort, du theurer, lieber Mann, und möchten doch auch dieſe Geringſten in Iſrael einſt dahin gelangen, wo deine Füße ſtehen.

Es dauerte einige Zeit, ehe die Mittwochsvesper und die Predigt bei St. Jacob wieder ſtille, aufmerkſame Zuhörer fand. Denn obgleich der Stellvertreter unſers Seeligen, dieſem nacheiferte, ſo konnten wir doch nichts als weinen, wenn wir nicht dich, du lieber Bruder, auf der Kanzel und am Altar ſahen!

Unſer lieber Tobias erwähnt noch bei dieſer Gelegenheit in ſeinem Tagebuche: Ja, niemals hat mich noch etwas ſo ſehr betrübt, als das Schlafengehen dieſes geiſtlichen Vaters. Und das ſollen wir eben lernen, du Theurer! es iſt nicht der Menſch, der mich aus dieſem Andreas Rehberger heraus, mit himmliſcher Liebe liebt und belebt, ſondern Du biſt es, o Geiſt der Liebe, der Du in dieſem Menſchen wohnteſt, und mich, aus ſeiner Bruſt heraus, liebteſt und erquickteſt. Nun biſt du auch wieder da, du Liebe, und reichſt mir deine treue Hand aus dem Herzen eines andern Bruders. Ja, Du biſt es allein den ich lieben will mit ewiger Liebe, in allen die Dich lieben und die Dein ſind. Und Dein ſeyen endlich Alle!

Auſſer unſerm Tobias fühlten ſich gar Manche durch den Tod des ſeeligen Rehbergers ſehr verwaist. Dieſer war Vielen ein geiſtlicher Vater geweſen und geworden. Selbſt in Kießlings nächſter Umgebung, wurden zwei junge Seelen, welche früher den Eltern ungehorſam, Störrige geweſen, und dem Gutdünken ihrer eigenen Lüſte gefolgt waren, durch das Anhören ſeiner Kinderlehre innigſt ergriffen, und durch Fortwirkung des kräftigen Wortes der Gnade, ganz umgewandelt. Noch jetzt wandeln viele von den noch Lebenden, den ernſten, ſtillen Lauf des Chriſten, welche Rehberger auf dieſen Weg geführt; kräftige, gründliche Erweckungen an Jung und Alt, Vornehmen und Geringen, bezeichneten überall den Weg dieſes in der That gewaltigen Lehrers.

Rehberger hatte ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, nachdem er die Schulen ſeiner Vaterſtadt verlaſſen, in Altdorf und Halle empfangen, und beſonders am letzteren Orte durch einen eiſernen, unausgeſetzten Fleiß, dem er ſelbſt einen Theil der Nachruhe aufopferte, den Schatz einer gründlichen Gelehrſamkeit und Beleſenheit geſammlet, den Alle, die ihn näher kannten, an ihm bewunderten. Er beſaß ausgezeichnete Kenntniſſe der alten Sprachen, namentlich auch der hebräiſchen und der zunächſt mit ihr verwandten, zum Verſtändniß der heiligen Schrift nöthigen Dialekte, und mitten unter den Geſchäften ſeines Amtes, pflegte er täglich einige Capitel des alten wie des neuen Teſtamentes in der Grundſprache zu leſen. Dabei hatte er auch in neuern Sprachen, namentlich im Engliſchen, eine bedeutende Fertigkeit, und ſchon als Jüngling in den Vorleſungen des berühmten Doppelmaier, über Aſtronomie, eine innige Freude und lebendiges Intereſſe an dem Studium der großen Werke Gottes in der Natur gewonnen. Zur Muſik und Dichtkunſt hatte er eine ſo ausgezeichnete Anlage, daß er bereits als Knabe, wegen ſeines ſchönen Discantes und noch mehr als Jüngling, wegen ſeiner bewunderswürdigen Fertigkeit im Klavierſpielen, zu muſicaliſchen Vereinen und Conzerten hinzugezogen wurde, und ſelbſt Meiſtern und Kennern Achtung, und Zeichen der Gunſt abgewann. Noch in ſeinen ſpäteren Jahren war es daher auch den geübteſten Künſtlern ein Sporn zu größeren Bemühungen, wenn ſie erfuhren, Herr Pfarrer Rehberger werde zugegen ſeyn. Verſe, in einer ſchönen, kräftigen, gebilbeten Sprache zu ſchreiben, muß dieſem Manne faſt ſo leicht geworden ſeyn, als einem Andern das Schreiben in Proſa, denn bei jeder Gelegenheit wurde er ſchon in jüngeren Jahren um Gedichte angegangen, und der alte, ehrwürdige Pegneſiſche Blumenorden, bei welchem er den Beinamen Uranio und als Sinnbild jene Blume führte, welche ſich ſtets nach der Sonne wendet, hatte um jene Zeit kein fruchtbareres Mitglied. Seine Kirchenlieder, die ſich noch im älteren Nürnbergiſchen Geſangbuche finden, gehören großentheils unter die herrlichſten, welche die neuere Zeit, von dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an, hervorgebracht hat, beſonders das Oſterlied: „Der Herr hat überwunden, Gott ſey gelobt, nun bin ich frei,“ in welchem eine hinreiſſende Gewalt der Begeiſterung lebt. Das Neujahrslied, „Herr der Du deinen Namen“, möchte zwar in dieſer Hinſicht dem Oſterliede nachſtehen, da es aber, eben deshalb, von einem für eine andre, tiefer verborgene, unſcheinbarere Art von Schönheit noch unempfindlichem Auge leichter überſehen werden könnte, und da es zugleich ſeinem Inhalte nach gar ſehr an den letzten Neujahrsabend erinnert, welchen Kießling bei ſeinem ſchon damals ſehr heimwehkranken Freunde zubrachte, vielleicht auch eben um jene Zeit entſtanden iſt, ſo ſoll gerade daſſelbe als Anhang zu dieſem Kapitel gewählt werden.

Rehberger war auch in allen dem was der Menſch äuſſerlich am Menſchen ſieht und ſich gegenſeitig iſt, eine der liebenswürdigſten Naturen. Demuth und zugleich unerſchrockener feſter Chriſtenmuth, Liebe und Geduld waren die Grundzüge ſeines Weſens. Die vier Kinder ſeiner frühe verwittweten Schweſter, und dieſe ſelber, hatten an ihm einen treuen Vater und Pfleger. Seinen Freunden war er der unwandelbarſte, theilnehmendſte, zärtlichſte Freund; Feinde kannte, ſo bezeugt ſein vertrauteſter Freund, der ihn von Kindheit an gekannt, ſein Herz nicht, denn Groll und Haß waren ſeinem ſtillen Sinne fremd, und auch bei Andern ſuchte er bei jeder Gelegenheit, vor allen Dingen, Unfrieden und Zwieſpalt beizulegen.

Gegen Arme und Verlaſſene aller Art, war er ein freigebiger, milder Freund, auch, wo es darauf ankam, ein unerſchrockner, muthiger Vertheidiger.

In der Seelſorge bei ſeiner Gemeinde war er ſo unermüdet treu, ſo ernſt, ſo angelegentlich und wachſam, daß er ſich ſelbſt manches verkennende Urtheil, ja ſogar Läſterungen durch dieſe Treue zugezogen. Ihm lag das Wohl jeder einzelnen Seele, die zu ſeiner Gemeinde gehörte, ſo ſehr am Herzen, als einem chriſtlichen Hausvater das Wohl jedes einzelnen Mitgliedes ſeiner Familie. Er hielt es daher für ſeine Pflicht auch in den Häuſern und bei jeder andern günſtigen Gelegenheit, die Irrenden väterlich ernſt und freundlich zu ermahnen und zurecht zu weiſen, was dem lieben Manne, der, wenn es möglich geweſen, gerne Alle auf ſeinen Händen in den Himmel getragen hätte, als Einmiſchen in fremde Angelegenheiten ausgelegt wurde. Selbſt mit ſeiner Kinderlehre, die er, zum vielfältigen Seegen, am Sonntag Nachmittag hielt, nahm er es ſo genau, daß er jedesmal am Sonnabend Nachmittag die Kinder zu ſich in ſeine Wohnung nahm, um ſie auf die rechte Weiſe vorzubereiten. Er begann und endete die Vorbereitung jedesmal mit einem Gebet aus dem Herzen, dann diktirte er den Catechumen einige Sätze, wovon er jeden beſonders durchgieng, die Beweisſtellen in der Bibel aufſchlagen ließ, und begleitete ſeine Lehren mit ſo herzlichen, tief in die Kinderſeelen eindringenden Ermahnungen, daß auch dieſe Stunden, wie die vor mir liegende ſchriftliche Lebensbeſchreibung eines Freundes unſers ſeligen Kießling bezeugt, einen bleibenden Seegen für Viele brachten, die daran Theil nahmen. Rehberger hätte gar wohl als Schriftſteller glänzen, oder, was dem chriſtlichen Manne vielleicht noch größere Lockung hätte werden können, viel Gutes als ſolcher zu wirken vermocht, aber ſeine Zeit und Kraft gehörte zunächſt der Gemeinde und allen ihren einzelnen Gliedern, welche der große Herr der

Heerde, ſeiner Obhut anvertraut hatte. Daher hat er, außer ſeinem Bibelwerk und ſeinen Liedern, nichts geſchrieben, und ſelbſt von ſeinen Predigten, welche ſämmtlich überaus gründlich gearbeitet waren, ſind nur wenige, zufällig bekannt geworden.

Als Gatte (er vermählte ſich ſchon im reiferen männlichen Alter, mit der Wittwe ſeines Vorgängers) und Vater, war er lieb und treu und ſorgſam.

Wo er ſich in Geſellſchaft fand, waren ſeine Unterredungen lieblich und mit Salz gewürzt; ſeine Urtheile ſcharfſinnig und freimüthig; ſeine Zunge im Reden und Schweigen gleich vorſichtig. Ein einziges Beiſpiel dieſer Vorſicht möge hier noch aus ſeiner Lebensbeſchreibung ſtehen.

Es war einer aus ſeiner Gemeinde geſtorben, der als ein ganz beſonders böſer Menſch bekannt geweſen. Man verlangt von dem Prediger eine Leichenpredigt. Da Rehberger auf die Kanzel kömmt, ſieht er die ganze Kirche eingedrückt voller Leute. Gleich beim Eingang zu ſeiner Predigt äußert er daher ſeine Verwunderung, daß er heute eine ſo zahlreiche Gemeinde vor ſich ſehe, da ſie ſonſt bei dergleichen Gelegenheiten am ſchwächſten zu ſeyn pflege. Er müſſe daher beſorgen, daß Viele nicht aus den lauterſten Abſichten, ſondern etwa dazu erſchienen wären, daß ſie hören möchten, was er von dem Verſtorbenen ſagen werde. Dieſen wolle er gleich im voraus eröffnen, daß ſie dann in ihrem Erwarten ſich würden getäuſcht ſehen. Er werde von dem Verſtorbenen gar nichts ſagen, da ſein Lebenswandel der ganzen Gemeinde ohnehin bekannt genug geweſen. Er ſey auch nicht aufgetreten den Todten zu predigen, ſondern den Lebendigen. Hierauf hielt er eine ſo nachdrückliche und rührende Bußpredigt, daß wohl allen Zuhörern der Sinn, mit welchem Viele hergekommen, (geiſtig einen Stein auf das Grab des Verſtorbenen zu werfen) vergehen mochte, und jeder in ſich ſelbſt genug zu ſehen und zu thun bekam, als daß er noch hätte mögen dem Todtenrichter in ſein Amt greifen.

Zum Schluß dieſes Abſchnittes möge hier noch das Urtheil eines andern trefflichen Predigers und Seelſorgers über den ſeeligen Rehberger ſtehen, eines Mannes, der nach Rehbergers Tode eine große Lücke in unſers Kießlings Leben ausgefüllt hat, und uns daher auch in dieſer Lebensbeſchreibung noch näher bekannt werden ſoll: das Urtheil des ſeeligen Pfarrer Eſper. Dieſer lernte zwar Rehberger nur aus den Schriften und der Lebensbeſchreibung kennen, die ihm mehrere Jahre nachher Kießling zuſendete. Aber ſein Urtheil iſt tief und wahr. Denn obgleich gar viele Thatſachen bezeugen: daß Rehbergers Predigten nicht blos auf weiter geförderte Chriſten, ſondern auch auf Anfänger, auf fern ſtehende, ja auf Feinde des Chriſtenthums, auf Gebildete und Ungebildete, einen gewaltigen und tiefen Eindruck machten und aus allen dieſen Klaſſen von Zuhörern Viele, nicht blos dem Worte, ſondern der lebendigen That nach, für das innre Chriſtenleben aufweckten und gewannen, ſo hat dennoch des ſeeligen Espers Anſicht, von der Schwerhörigkeit der größern Mehrzahl für ſolche Predigten einen Grund für ſich, von welchem wir in einem ſpätern Abſchnitte dieſer Lebensbeſchreibung, ausführlicher werden ſprechen können.

„Mit der Lebensgeſchichte des ſeeligen Predigers Rehberger, haben Sie mir einen ſehr betrachtungsvollen Abend gemacht. An ſeinen Schriften finde ich etwas ganz Eigenes, das ich noch bei wenig Lehrern bemerkt. Es iſt ein Strom der Rede in denſelben, der, wo er nur überhin gehet, Fruchtbarkeit nach ſich läſſet. Haben dieſen vortrefflichen Mann aber auch wohl immer ſeine Zuhörer verſtanden? Wo Erfahrung des Chriſtenthums in einer Seele war, da ſind ſeine Reden gewiß Kraft Gottes geweſen. Die übrigen hatten wohl Ohren und hörten, wußten aber dabei nicht was ſie gehört, — lobten den Vortrag, ohne von deſſen Inhalt etwas zu erfahren; vernahmens, und verſtundens nicht.“

„Warum hat der Herr des Weinberges aber dieſen ſo treuen Arbeiter, ſo frühe zu ſeiner Ruhe gerufen?“ —

Dieſe Frage iſt mir oft bei Durchleſung des ſo rührend geſchriebenen Lebenslaufes deſſelben, in die Gedanken gekommen. — Warum wird der über wenig treu gefundene Knecht aber ſo bald über viel geſetzt? Warum bekommt der redliche Streiter ſo früh ſeine Krone? Warum bringt der Herr der Kirche ſeine redlichſten Knechte der Welt, wider ihren Willen, nicht länger auf?“ Dieſe Fragen lösten mir die erſten auf.

„Wir machen aus dem mühevollen Wallen auf Erden, gar zu viel Weſen, daß wir den längeren Weg durch die Wüſte, für eine größere Wohlthat, als den kürzern; die Helden Gottes für würdiger des langen Kampfes, als des beſchleunigten Krönungstages halten. Es hängt eben die ſchlechtere Hälfte von uns, immer an dem, wovon ſie genommen — und Erde miſcht ſich, ohne daß wir es merken, in die Geſinnungen, in die Urtheile des Geiſtes mit ein. So lang dies blos menſchliche Schwachheit iſt, ſo lang überſiehts unſer gnädiger Herr.“

Endlich möge hier noch, gleichſam als zu dieſer Lebensgeſchichte gehörend, das Neujahrslied von dem ſeeligen Andreas Rehberger ſtehen, das ich ſchon öfters für Freunde im nördlichen Deutſchland abgeſchrieben habe, und nun lieber allen meinen Freunden, die es noch nicht kennen, gedruckt mittheilen will. Es geht nach der Melodie: „Nun lob meine Seele den Herrn.“

Herr, der du deinen Namen
Durch Wohlthun an uns herrlich machſt
Und über deinen Saamen,
Den du erwählſt, ſo liebreich wachſt;
Jehovah deſſen Treue
Und unverändert liebt
Und ſtündlich ſich aufs Neue
Uns zu bewundern giebt!
Entflamme mein Gemüthe,
Das deinen Ruhm beſingt,
Und für ſo reiche Güte
Ein armes Opfer bringt.

Unendlicher Erbarmer!
Erſtaunend bet ich vor dir an.
Wer bin ich Staub, ich Armer,
Daß du ſo viel an mir gethan?
Anſtatt im Zorn zu lohnen,
Wie ich um dich verſchuldt,
Trägſt du mich mit Verſchonen,

Und zärtlicher Geduld.
Dein vielfach milder Seegen
Bekrönte jeden Schritt,
Und auf gebahnten Wegen
Gieng Gnad und Wahrheit mit.

Herr **wie** muß ich mich ſchämen
Daß ich ſo ſchlecht dafür gedankt!
Du ließt mich Alles nehmen,
Was ich von deiner Hand begehrt.
Doch Dir mich ganz zu geben,
Im Glauben Dir allein,
Mit Geiſt und Leib zu leben,
Dir redlich treu zu ſeyn,
Und ganz in Dich zu dringen —
Fehlt es am Willen nicht,
Doch wo bleibt das Vollbringen,
Zu dem ich mich verpflicht?

Wie manche ſchöne Stunden
Der ſchnell entflohnen Gnadenzeit
Sind ungebraucht entſchwunden,
Und im Geräuſch der Welt entweiht.
Wie viele von den Gaben,
Die Du mir haſt gegönnt,
Sind ungenützt vergraben
Und liederlich verſchwendt!
Wie war ich doch ſo träge,
Zu thun was mir gebührt,

Wie langſam auf dem Wege,
Der in den Himmel führt.

Laß Jeſu! Gnade finden,
Die Seele, die nicht ruhen kann,
Als bis die Laſt der Sünden,
Von dem Gewiſſen abgethan.
Ach ſprich ein Wort, und blicke
Auf Dein gebeugtes Kind,
Wirf hinter Dich zurücke,
Was ſich von Schulden findt;
Laß keine mich beſchämen!
Und in das neue Jahr
Nichts von dem alten nehmen,
Was Dir mißfällig war.

Laß deinen Geiſt mich ſtärken,
Zeuch immer näher mich zu Dir
Und laß mich ſtündlich merken,
Wie mächtig deine Kraft in mir.
Hilf Herr, laß es gelingen,
Gieb Glauben, Muth und Fleiß,
Dir viele Frucht zu bringen,
Zu deines Namens Preis.
Laß mich ſtets brünſtig flehen,
Und auf die Ewigkeit,
Den guten Saamen ſäen,
Deß ſich die Ernte freut.

Soll mir ein Jahr der Leiden
Und Prüfungen, beſtimmet ſeyn,

Stellt ſich auf allen Seiten,
Bei mir des Kreuzes Trübſal ein:
Nun ſo geſcheh dein Wille:
Nur ſchenke mir in Dir
Gelaſſenheit und Stille,
Und halte feſt bei mir.
Ich weiß, von guten Händen,
Kommt doch nichts Böſes her,
Das Kreuz das ſie mir ſenden,
Drückt doch niemals zu ſchwer.

Haſt Du, Herr meiner Tage!
In dieſem Jahr mein Ziel beſtimmt,
An dem der Wallfahrt Plage
Und Schmerz und Leid ein Ende nimmt;
O mit welch großen Freuden,
Wenn deine Gottes Macht
Dein gnädigs Vollbereiten
An mir zu Stand gebracht,
Sink ich Dir in die Hände,
Und feire mit der Schaar,
Die triumphirt ohn Ende
Mein Hall und Jubeljahr.

4) Ein neuer Mitreiſender.

Wenn wir das vorhergehende Kapitel dieſer kleinen Lebensbeſchreibung: Finden und wiederſcheiden überſchrieben, ſo könnte dieſes hier: und wieder finden heißen. Denn Gott ließ unſern jungen Tobias, der nach dem Tode des ſeeligen Rehbergers als ein 24jähriger Jüngling wie verwaist da ſtund, nicht lange ohne einen guten Engel, welcher ihn auf ſeinem Wege nach Meden geleitete.

Es wird uns, ganz beſonders in dieſer Lebensbeſchreibung, wo die ſeeligen Früchte eines ſtillen, mit Chriſto in Gott verborgenen Lebens, nicht ſelten an Andern, welche ſich dieſem befruchtenden Strome näherten, ſchneller in die Augen fielen, als an jenem ſelber, öfters nöthig ſeyn von dieſen Andern, von den Freunden und geiſtigen Kindern unſers ſeeligen Tobias zu reden, in deren Weſen und Wirken ſich das der Welt verborgene Angeſicht dieſes Stillen im Lande deutlicher offenbarte, als es ſich auf den Gaſſen der Welt gezeigt. Der Mann aber, aus deſſen Leben der Schreiber dieſer Blätter einige Züge, ſo wie er ſie aus dem Munde des ſeeligen Kießling vernommen, hier mittheilen will, gehörte nicht zu den Spiegeln am Wege, nicht zu den Bäumen am Bache, nicht zu den geiſtigen Söhnen unſers Seeligen, ſondern zu ſeinen geiſtigen Vätern, war ſelbſt ein ſeegensreicher Strom, welcher Tauſenden Erquickung gab und friſches Leben. Eigentlich iſt es aber nicht einer, von welchem hier die Rede iſt, ſondern es ſind zwei; die beiden trefflichen Pfarrer Esper, Vater und Sohn, in Frauenaurach und Uttenreuth, jener nachmals Superintendent in Culmbach, dieſer in Wunſiedel. Dieſe beiden Männer erſcheinen in ihrem ganzen Weſen und Wirken ſo übereinſtimmend und wie aus einem Stück gegoſſen, daß ſie hierin ganz für einen Mann ſtehen, und auch in einigen der in dieſem Abſchnitte folgenden Züge für einen Mann ſtehen mögen.

Jene ſcheinbar einſamen Kämpfer im Reiche des Göttlichen, welche das Salz der Erde, der eigentlich feſt ſtehende Fels in der Geſchichte der Menſchen ſind, auf und an welchem ſich die vorübergehenden, glänzenden Erſcheinungen, an denen die gewöhnliche Weltgeſchichte ihre Ergötzung hat, heute zeigen und morgen ſchon nicht mehr ſind, ſtehen nicht ſo allein als es ſcheint. Sie gehören zu einer überall offenbaren und eben hierdurch der Welt in der That geheimen Geſellſchaft, deren älteſte Mitglieder, wie ſchon oben erwähnt, etwa ſo alt als der Menſch ſind. Sie haben das Privilegium niemals zu ſterben, denn wenn auch einer ſich ſo ſtellt vor den Augen der Welt, als wenn er ſtärbe, ſo hört er doch nicht auf, für ſeine Geſellſchaft thätig zu ſeyn und lebendig gegenwärtig. Ja, die da jenſeits wirken mehr für die gemeinſchaftliche Sache, als die armen, vom Schweiße triefenden, vom Bache am Wege trinkenden, noch ſichtbaren Mitkämpfer, vor Allen aber das ewige, unſichtbare Oberhaupt.

Es iſt gut, ein Mitglied in dieſer Geſellſchaft ſeyn, welche freilich Alles in Allem iſt, nur nicht politiſch, denn ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Wenn ein Glied leidet, leiden die anderen mit, wenn ein Glied ſich freuet, freuen ſich die andern auch. Sie kennen ſich auch unter einander, denn ſie haben ein geheimes Abzeichen, und wer das verſteht, der muß ſelber ein Eingeweihter ſeyn: das Abzeichen iſt, wahre Herzensdemuth, treue, feſte Liebe zu Gott und dem Nächſten, Gedult und Glauben.

In Fürth lebte ein Schullehrer, welcher dieſe Abzeichen an ſich hatte, ohne daß er ſich den andern Mitgliedern des geheimen Bundes ſonderlich genähert hätte; denn dieſer Bund hat das Beſondre, daß ſeine Mitglieder nicht von andern Menſchen, ſondern von dem unſichtbaren Oberhaupte ſelber erſt gezogen, dann geſalbt, dann geweiht werden, und öfters kann einer bis da hinüber über die Gränzen der Ewigkeit incognito reiſen, ohne daß ſelbſt die Brüder es merken, daß er ihres Gleichen iſt.

Vigitil, der Schullehrer in Fürth, reiſte aber nicht lange incognito, denn die Früchte, die er am Lebenswege austheilte, machten die Perſon des Reiſenden gar zu kund.

Nun, dieſer Vigitil hatte in ſeinem Garten, hinten am Wohnhaus, gar ſchöne Nelken, einen Topf am andern. Die Schule, wo er den Saamen des Wortes Gottes gar treulich ausſtreute, war ihm wohl ſehr lieb, aber die Nelken? — er konnte doch des Nachmittags um 5 oder 6, wo des lieben, fleißigen Mannes Schule endlich einmal aus war, kaum die Zeit erwarten, bis er hinaus kam, zu ſeinen lieben, ſchönen Nelken, und dachte wohl ſchon, während die Kinder das Abendlied in der Schule ſangen, manchmal mehr an die ſchönen Nelken, als an unſern Herrn Gott.

Nun, lieber Gott! es iſt auch etwas Schweres, ſo 10 bis 12 Stunden hinter einander deine muthwillig ſpringenden Lämmer zu weiden, bis Du erſt ganz in uns eingekehrt biſt, und du es biſt, du ewig Ausdauernder! der die Lämmer weidet, und nicht wir. Denn wir ſind nicht ſehr geduldig und ausdauernd, wir ſind ohne dich ein armer Staub, den der nächſte Augenblick ſo oder anders geſtaltet oder verweht.

Da kam denn einmal im Sommer ein ſtarkes Hagelwetter und ſchlug meinem lieben Schullehrer in Fürth alle ſeine ſchönen Nelken zuſammen. Das that freilich weh, da der liebe Mann am Abend, ganz ermüdet vom langen Schulhalten hinaus kam, und fand keine einzige Nelke mehr.

Aber nach etlichen Tagen kam die Facher Botenfrau und brachte ein großes Paquet und einen Brief. Der Brief war von dem lieben ſeeligen Esper in Frauenaurach. Der wünſchte dem Manne Glück, daß unſer Herr Gott es mit ihm ſo genau nähme, und ihm das, woran ſein Herz, vielleicht zu ſehr gehangen, genommen habe. Indeß, da er ſelber Freude an Blumen habe (Esper, Vater und Sohn, war, wie wir nachher ſehen wollen, eben ſo vertraut mit dem Buche der Natur als mit dem der heiligen Schrift), ſende er ihm hier eine Anzahl Nelkenſenker von ſeinen beſten, die ihm vielleicht ein kleiner Erſatz für ſeinen Verluſt ſeyn könnten. Zugleich ladet er ihn ein, er ſolle ihn einmal beſuchen, und ſich dann in ſeinem Garten unter ſeinen Blumen umſehen und ihm nur ſagen, von welchen er Ableger, oder Zwiebeln oder Saamen haben wolle.

Die Nelken werden eingepflanzt, und manche blühen ſchon in dem Sommer gar herrlich. Da tritt einmal eines Tags ein Herr zu unſerm Schullehrer herein, ein gar anſehnlicher Mann. Es war ein ſolcher, der nicht incognito reiſen kann, denn es ſtrahlte eine gar beſondere Majeſtät aus ſeinem Angeſicht und Weſen. Unſer lieber Schulmeiſter glaubte, das ſey eine irdiſche Majeſtät, und da der Mann nicht recht weltlich ausſahe, ſo meinte er, es ſey ein hoher Prälat oder Biſchoff aus der Nähe.

Der aber ſagte, ich bin Esper, der Ihnen die Nelken geſchickt. Da ſahen ſich die Beiden in die Augen und gewannen ſich lieb, und der Schulmeiſter verſprach, er wolle den Herrn Pfarrer eheſtens einmal beſuchen.

Aber das war keine leichte Sache: Denn der Herr Pfarrer Esper, Vater und Sohn, war als ein — damals ſagte man — Pietiſt, aus der Frankiſchen Schule, oder auch wohl gar Herrnhuter (doch vergleiche man damit einen Brief, der nachher folgen wird), gar ſehr verſchrieen, und das hohe Conſiſtorium hatte alle Augenblicke etwas an dem Manne auszuſetzen und zu beſtrafen.

Doch wagt es der treffliche Cantor aus Fürth an einem Sonntage, und geht auf einem Umwege herunter nach Frauenaurach. Da wird er gar freundlich aufgenommen vom lieben Pfarrer Esper und bewirthet, und an den ſchönen Blumen im Garten kann er ſich nicht ſatt genug ſehen. Abends um fünf will er denn auch mit in die ſonntägliche Erbauungsſtunde des Herrn Pfarrers gehen, von der er ſo viel Gutes und Schlimmes gehört hat. Aber da er nun eben hineintreten will, da ſieht er gar viele vornehme Leute aus Nürnberg und Fürth, und will doch nicht gern daran, ſo unter die Leute, die ihn nachher verrathen möchten, hinein zu gehen.

Da winkt ihm aber einer: komm herein, du Geſegneter des Herrn, warum willſt du ſo draußen ſtehen? und der Schullehrer geht hinein und findet, zuvor ſchon innig bewegt durch dem lieblichen, melodiſchen Geſang, in den lebenskräftigen Worten, die der ſeelige Esper ſpricht, einen bleibenden, in die Ewigkeit hinein wurzelnden Seegen.

Am Abend kommt er wieder nach Fürth. Da iſt es ihm freilich nicht gleichgültig, als ihn am folgenden Tag oder bald darauf der Herr Oberpfarrer oder Decan zu ſich kommen läßt. Er merkt wohl, was die Urſache ſeyn mag, indeß, denkt er, die Sache iſt es wohl werth, daß man ein muthiges Wort unter vier, und wenn es nöthig wäre, auch unter tauſend Augen ſpricht, und wir wollen nicht verläugnen, was wahr iſt.

Der Herr Oberpfarrer fragt: nun, Sie ſind in Frauenaurach beim Pfarrer Esper in der Erbauungsſtunde geweſen? Ja, ſagte der

Schullehrer. — Und wie hat ihnen ſein Vortrag gefallen? — Da ſagt der muthige Cantor; ja, ſo, Herr Decan, habe ich noch Keinen gehört, der predigt gewaltig und lebendig, und das greift ein ins Herz. — Aber der wackere Decan, der doch auch ein Prediger war, den der Schullehrer oft genug gehört hatte, anſtatt ihn zu ſchelten, wie es der Schulmeiſter erwartet, ſagt bloß: Ja, das habe ich doch ſchon von Vielen gehört, daß der Esper ein gar beſonderer Prediger ſey. Ich möchte ihn doch auch einmal predigen hören!

Dieſer Schullehrer Vigitil aus Fürth war wohl einer der erſten, durch welchen unſer ſeeliger Tobias mit Esper, den wir von nun an eine groſe Strecke Weges immer Hand in Hand mit ihm erblicken werden, bekannt wurde.

Hören wir denn noch eine Geſchichte aus dem Munde des ſeeligen Tobias Kießling, dem ich wohl trauen wollte; eine Geſchichte, die, wenn der Leſer will, wohl in einige Verbindung mit dem Leben des ſeeligen Esper (Sohn oder Vater) zu ſetzen wäre. Sie mag aber paſſirt ſeyn wem ſie wolle, die Geſchichte iſt wahr und ſchön.

Die Welt kann ſolche Menſchen, die gar nicht ihrer Art ſind, nicht gut leiden. Ja, etliche unter uns fürchten ſich wohl auch vor ihnen, denn wir ſind nicht wie ſie. Aber, o lieber Gott! laß uns doch einsmals werden, wie einer der Aermſten unter denen, welche ſich an der Freude jener Seeligen von ganzer Seele freuen und an Dir freuen.

Es war einmal ein guter Pfarrer, der war bei dem Ober-Conſiſtorium in *a* gar verrufen. Er ſollte und mußte eben ein Pietiſt, und ich weiß nicht was ſonſt ſeyn, und war doch nur ein Chriſt.

Von Zeit zu Zeit wurde er vor das Ober-Conſiſtorium berufen und hart geſtraft und geſcholten, über ſein Conventikelweſen (ſo nannte man es, wenn der Seelige auch auſſer der Sonntagspredigt, bei der und jener Gelegenheit, wo er einzelne, oder auch mehrere Glieder ſeiner Gemeinde beiſammen fand, dieſen, anders konnte er ja nichts, ein Wort des ewigen Lebens ſagte) und über ſeinen Pietismus (lieber Gott! Dein Leben heißt heut ſo und morgen ſo). Aber er war des Dings gewohnt, und ſahe am Ende eben ſo freundlich aus, wenn ihn die Leute ſcholten, als wenn ſie ihn gelobt hätten.

Eines Tages war und ſtund er auch vor dem hochwürdigen Conſiſtorium. Und es war ihm, ich weiß nicht mehr wie oder durch welche neue Einrichtung, vor Kurzem eine kleine

Einnahme, die bis dahin mit ſeinem Amt verbunden geweſen, entzogen worden. Die Laſten des Amtes waren aber dieſelben. Da nun die Strafpredigt und die Verweiſe, die er empfangen, aus waren, ſagte der gute Pfarrer: Er hätte auch noch eine Bitte: Die Herren wüßten vielleicht kaum, daß ihm durch eine neue Einrichtung die und die Einnahme entzogen worden ſey, und er hätte doch die Arbeit noch immer, wie vorher, ſie ſollten doch ſo gut ſeyn und ihm jenes Geld laſſen, denn die Kinder würden jetzt groß, und forderten deshalb mehr Ausgaben, und es ſey den Herren wohl bekannt, daß er mit ſeiner ſtarken Haushaltung nun ſchon ſo manches Jahr auf einer ſehr armen Pfarrei wäre, wo alſo aus voraus Hinſparen nicht zu denken geweſen ſey.

Da ſagten die Herren im Ober-Conſiſtorium, ſie wunderten ſich ſehr über die Dreuſtigkeit des Herrn Pfarrers, und daß er, welcher doch erſt eben einen ſcharfen Verweis von ihnen bekommen, auch noch um Gehaltszulage zu bitten ſich unterſtünde. Am Ende meine er wohl noch gar, auch eine beſſere Pfarrſtelle zu erhalten? Er ſolle doch zufrieden ſeyn und Gott danken für das, was er habe, Mehr und Beſſeres werde er wohl ſo leicht nicht bekommen.

Da ſpricht der Pfarrer lächelnd, denn er weiß wer eigentlich hier was zu ſagen hat:

„Meine Herren, wenn Der da oben, der Herr ſeiner Gemeinde es will, müſſen Sie mir noch die beſte Pfarrei im Lande geben.“

Die anderen lachten freilich etwas über die ſtarke Einbildung des guten Mannes, aber Der, welcher doch in Allem, was dich und mich, zeitlich und ewig betrifft, das Hauptwort zu ſagen hat, lachte des Glaubens an Ihn auch bei einem armen Landpfarrer nicht.

Ohngefähr um jene Zeit, oder bald nachher, geſchahe es, daß der Fürſt jenes Landes, deſſen irdiſcher Bürger unſer Pfarrer war, in Italien reiſte. Es war Sonntags Vormittag, und die Glocken zum Frühgottesdienſt läuteten in den Dörfern und Städten umher. Der Fürſt, der ein wohlmeinender Herr war, hatte bei ſich in ſeinem Wagen ſeinen Leibarzt, einen vielgereiſten, aber auch in den Wegen Gottes nicht unerfahrnen Mann. Da ſagte der Fürſt: Ich hätte doch rechte Sehnſucht, wenn ich ſo das Läuten der Glocken am Sonntage höre, einmal wieder einem deutſchen, evangeliſchen Gottesdienſte beizuwohnen. Könnte ich doch gleich jetzt bei dem ** in *** ſeyn, und von ihm eine chriſtliche, deutſche Predigt mit anhören.

Ja ſagte der Leibarzt, oder könnten Eure Durchlaucht bei dem Pfarrer E... in *r* ſeyn, der predigt deutſch und chriſtlich, daß es Jeder verſteht.

So? ſagte der Fürſt, Er ſpricht das auch? Ich habe viel von dem gehört. Mein Oberconſiſtorium, weiß ich wohl, kann den Mann nicht leiden, ſie nennen ihn einen Pietiſten, aber ich habe doch auch ſchon von vielen ordentlichen Leuten, die das wohl verſtehen, gehört, er ſey ein geſcheiter, ein frommer, ein rechtſchaffener Mann, der den Leuten die Wahrheit ſagt wie ſie's verdienen, was ſie dann freilich immer nicht leiden wollen.

Der Leibarzt erzählte nun von dem lieben E** was er wußte, er kannte ihn ſchon als Naturforſcher, hatte aber wohl auch mehr als eine Predigt bei ihm angehört, mehr als einen ſtillen Sonntagsnachmittag bei ihm zugebracht.

Da ſagte der liebe Fürſt:

Er ſoll mir das nicht umſonſt geſagt haben. Da habe ich eben einen Bericht von dem Oberconſiſtorium in *a*. Die Superintendentur in *u* iſt erledigt, und es iſt wohl mit die beſte Pfarrei im Lande. Die Herren haben freilich einen aus ihrer Mitte vorgeſchlagen für die Stelle, aber ich meine, der ehrliche E** hat lange genug geſeſſen auf ſeiner armen Pfarrei, der kann wohl endlich auch einmal einen ordentlichen Pfarrdienſt haben.

Gleich an der nächſten Station, bei welcher Mittag gemacht wurde, ſchrieb der freundliche Fürſt unter das eigenhändige Reſcript, das er eben nach *a* erlaſſen wollte, noch als Antwort auf den zuletzt erhaltenen Bericht, über die Erledigung und Wiederbeſetzung der Superintendentur in *u* den Befehl, daß man, dies ſey ſein ausdrücklicher Wille, dem Pfarrer E** in *** die erledigte Superintendentur zu *u* übertragen ſolle, und zwar unverzüglich, ohne erſt noch über dieſe Sache weiter zu berichten.

Einige Zeit nachher wurde unſer Pfarrer wieder vor das Ober-Conſiſtorium citirt. Er ſagte es der Hausfrau: ich muß heute noch fort, vors Ober-Conſiſtorium, die Herren müſſen eben doch wieder was an mir auszuſetzen haben. Morgen Abend komm' ich wills Gott wieder, und ſo heb' mir dann, wenn ich auch ſpät kommen ſollte, ein paar Kartoffeln und einen Napf Milch auf.

Da der Pfarrer zu den geſtrengen Herren Ober-Conſiſtorialräthen hineinkommt, ſind die freundlicher als ſonſt. Sie nennen ihn Herr Pfarrer und bieten ihm ſogar einen Stuhl an, zum Niederſetzen, was ſonſt ihre Art eben nicht geweſen. Erſt werden wohl die alten Streitſachen noch ſchließlich berührt, wegen Conventikel-Weſen und Pietismus, die nun einmal anhängig waren, aber ſehr glimpflich und bald vorübergehend.

Darauf wird dem „Herrn" Pfarrer eröffnet, daß ihm auf ausdrücklichen Befehl Seiner Durchlaucht die Superintendentur in *u* übertragen ſeyn ſolle.

Der Pfarrer wundert ſich wohl etwas und erſtaunet freudig. Dann aber (denn es war ein gar rachſüchtiger Mann) kann ers doch auch nicht laſſen, eine Rache an den Conſiſtorialräthen zu nehmen. Denn er ſagt mit Thränen der Rührung in den Augen: Sagte ichs Ihnen nicht, meine Herren: wenn es Gottes Wille wäre, müßten Sie mir noch die beſte Pfarrei im Lande geben? Ich bin wohl der Unwürdigſte von Allen zu der Stelle, und hab mir nie davon träumen laſſen, aber weil ich Gottes Vermögen über alles Menſchenvermögen ſo angerufen und herausgefordert habe, und Er mich auch ſo wundervoll und unvermuthens gehört hat, ſo bin ichs ſchuldig, dem Willen Gottes und meines durchlauchtigſten Fürſten zu folgen, und gehe gern von meiner armen Gemeinde, bei der ich abzuſterben gedachte, nach *u*.

Alſo von dem lieben, ſeligen Pfarrer Esper, Vater und Sohn, in Frauenaurach, und in Uttenreuth, Culmbach und Wunſiedel war vorher die Rede.

Unſer ſeliger Tobias kannte ſie beide und dankte ihnen gar viel, es kannten ſie aber auch gar viele andre Leute. Denn dieſe beiden Esper waren gar weidliche Männer. Mächtig an Geiſt und Gnade und Kraft, mächtig in der Schrift, und, was der Welt auffiel, gar ausgezeichnet an Gelehrſamkeit und vielſeitigen Kenntniſſen.

Da einmal Esper, der Vater, in einer benachbarten großen Stadt die dortige berühmte Bibliothek beſuchte, giengen viele Geiſtliche der Stadt — unter ihnen einige ſehr gelehrte und beleſene Männer hinauf, um jenen Erzpietiſten, von dem ſie ſo viel gehört, doch auch zu ſehen. Da waren ſie alle gar erſtaunt, als ſie die geiſtvollen, von tiefer, ganz eindringender Kenntniß zeugenden Bemerkungen des Mannes, über die bedeutendſten, bekannteren oder nicht ſehr bekannten Bücher und Schriftſteller, aus den verſchiedenſten Gebieten des menſchlichen Wiſſens vernahmen.

Pfarrer Esper, der Sohn, war ein eben ſo durchgebildeter Mann, und, ſo wie ſein Bruder, der Profeſſor in Erlangen, (denn das lag in der Familie), ein gar ausgezeichneter

Naturforſcher, wie dies ſein bekanntes Werk über die Muggendorfer Hölen bezeugen kann, während dagegen von ſeinem Witz, ſeinem geſunden, treffenden Urtheil, und von ſeiner kräftigen Originalität ein andres Buch zeugt, deſſen Bekanntſchaft ich jedem meiner Leſer wünſchen möchte: „Wahrhafte und merkwürdige Schickſale reiſender Perſonen, nebſt den dabei ſich äuſſernden Denkmalen der götlichen Vorſehung.“ Erlangen in der Waltherſcher Buchhandlung.

Dieſer Johann Friedrich Esper, der Sohn, Pfarrer in Uttenreuth, und nachmals Superintendent zu Wunſiedel, war denn der gute Engel, der unſern ſeeligen Tobias, nach ſeines Rehbergers Tode, eine große Strecke des Lebensweges Hand in Hand und gar treu und feſt geleitete. Und wer dieſem lieben Schutzengel recht in ſeine großen, ſchwarzen Augen ſehen und ihn gleichſam von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernen will, der leſe nur zuerſt den Brief von ihm an den ſeeligen Tobias, der zu Ende des 6. Abſchnittes S. 97. ſteht. Von welcher Art übrigens die Liebe war, die zwiſchen beiden beſtund, und worauf ſie einzig ſich gründete, mag die hier nachſtehende Stelle aus einem Briefe des ſeeligen Esper an unſern Kießling bezeugen, der einer der früheſten des kleinen Briefwechſels zwiſchen beiden, deſſen eine Hälfte vor mir liegt, geweſen zu ſeyn ſcheint:

„Welch eine Frage aber, die Frage, ob ich Sie liebe, legen Sie mir, Allertheuerſter, vor. Sollten Sie es für möglich halten, daß ich der Gefühlloſe ſey, der den Freunden, der den Brüdern ſeines Monarchen, nicht in der feurigſten Liebe zugethan ſeyn möchte? Bis hin vor den Thron des Ewigen will ich Sie lieben: aber keinen Augenblick mehr, wenn Sie aufhören ganz Des eigen zu ſeyn, der Sie mit blutiger Erlöſungsarbeit ſich zu einem Eigenthum errungen. Ich laſſe mir dieſe Freundſchafts-Bedingung auch von Ihrer Seite gefallen. Von allen Geſchöpfen verdienten wir in dem Falle verabſcheut zu werden; nie aber ſollen die Feinde unſers Goels ein Untreuwerden erleben. Ermannen Sie ſich, oder beſſer, ſtärken Sie mich, durch das Beiſpiel Ihrer felſernen Vorſätze, zu dieſem Entſchluß.“

5) Die zweite Taufe.

Ein lieber, mit den Wegen Gottes wohlvertrauter Mann, hat einmal geſagt: jeder Chriſt, den Gott zu einer großen, öffentlichen Wirkſamkeit für Sein Reich auf Erden beſtimmt hat, und der nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben mit einer ganzen Fluth von Läſterungen getauft iſt, der iſt noch nicht recht getauft. Nun, der liebe Mann mag wohl da Recht haben, wenigſtens wurde unſer ſeliger Tobias mehr als einmal in ſeinem Leben auf ſolche Weiſe getauſt und wieder getauft, und ließ ſich dieſe öftere Wiederholung nicht verdrießen, ſondern war immer heiter und gutes Muthes dabei, als ſey es ihm eine Freude, um Seines Nahmens willen Streiche zu erleiden: ja nach jeder ſolchen Taufe wurde er nur deſto eifriger in dem, worüber ihn die Leute ſchmähten.

Die erſte Taufe der Art erging über ihn kurz nach dem Tode des ſeligen Rehbergers. Nach dem Hinſcheiden dieſes geliebten Lehrers ſchloſſen ſich nämlich die vertrauteren und rückſichtlich ihrer Geſinnung näher verwandten Freunde und Zuhörer deſſelben mehr und mehr aneinander, und Viele, die ſich früher kaum dem Namen nach gekannt, oder ſich bei den Vorträgen des ſeeligen Rehberger eben nur geſehen hatten, reichten ſich über das Grab des theuern Mannes hinüber die Hand zum gemeinſchaftlichen Pilgerlaufe. Zu dieſem kleinen Häuflein geſellten ſich denn auch mehrere von den als Pietiſten verſchrieenen Freunden des älteren Esper in Frauenaurach, namentlich der oben erwähnte Cantor Vigutl zu Fürth, und auch wohl einige, die ſich zur Brüdergemeinde hielten; welche Gemeinde vielleicht ſchon ſeit der Zeit, wo ſich der ſeelige Graf Zinzendorf auf der ihm damals zugehörigen Unterbürg bei Nürnberg aufgehalten, immer einzelne Mitglieder in der

Stadt und ihrer Umgegend zählte. Alle dieſe in der äuſſeren Uniform der Einzelheiten ſehr verſchiedenartigen Menſchen ſtimmten darinnen überein, daß es der Mehrzahl unter ihnen mit dem Einen, das Noth thut, mit dem Heil, das in und aus Chriſto gefunden wird, ein rechter, treuer Ernſt war; ein Ernſt den man eben dieſer Mehrzahl auch im Leben und Wandel anſehen konnte.

Nun weiß man ja, wie das geht, eben dieſer Ernſt iſt den Leuten nicht recht. Sie fühlen ſich durch ein ſolches ernſtes, unverrückt auf eine innere und obere Lebensſonne gerichtetes Angeſicht ſelbſt dann, wenn es ſchweigt, wo es ſchweigen darf, beläſtiget, gedemüthiget und geſtraft. Eben darum iſt denn immer der ſtille, in Gott verborgene Wandel des rechten, treuen Chriſten der Welt nicht bloß Thorheit, ſondern Gegenſtand des Haſſes geweſen, eines Haſſes, der aber freilich leider gar oft eine ſcheinbare Rechtfertigung in jenen Aergerniſſen findet, welche, wie wir denn auch gleich nachher im nächſten Abſchnitte einige ſolche Beiſpiele ſehen werden, aus der Mitte derer hervorgehen, die ſich äuſſerlich zu den ernſter geſinnten Chriſten halten, ohne ſelber ſolche zu ſeyn. Eben dieſe Aergerniſſe, zuſammen mit einer, damals noch auf den Kanzeln herrſchenden Orthodoxie, die öfters in Verfolgungsſucht, z. B. gegen die ſogenannten Pietiſten aus der

Frankiſch-Speneriſchen Schule ausartete, gaben denn zugleich den Stoff zu den Läſterungen und Verfolgungen, welche nun auch über unſern Tobias ergiengen.

Wo einmal Leben iſt, da bewegt ſichs und kann ſich daher nicht lange verbergen; wovon das Herz voll iſt, davon geht dann auch der Mund über, zur rechten Zeit und zur Unzeit, und die Früchte des neuen Lebens, beſonders aber jene, wie ſie die Welt nennt, pedantiſche Sauertöpfigkeit und finſtre Laune, welche alles das, woran ſich andre Leute am meiſten freuen und was ſie für das Höchſte halten, als Schaden und Koth achtet und von ſich legt, fallen gar bald in die Augen, auch wenn ein ſolcher Menſch, wie denn das bei unſerm Tobias von ganzem Herzen der Fall war, weit davon entfernt iſt, die Kinder etwa deshalb gering zu achten oder gar zu richten und zu verdammen, weil ihnen noch buntes Kinderſpiel, und das Lachen über Kinderſpiele gefällt: kommen ſie einmal durch Gottes Gnade zum Jünglings- oder Mannesalter in Chriſto — und möchten ſie doch Alle dahin gelangen — ſo werden ſie ſchon von ſelber das Kinderſpiel weglegen.

Kein Wunder alſo, daß es unſerm Tobias eben ſo gieng, wie allen Menſchen dieſer Art, und daß ſogar die, welche ihm dem Fleiſche nach am nächſten ſtunden, zum Theil ſelber irre an ihm wurden, oder ſich wenigſtens auf eine Zeit lang von den vielen irrenden Urtheilen, welche ſie von Andern über ihn hören mußten, befangen fühlten.

Denn ſelbſt der Beichtvater des Hauſes, der vielleicht hierin auch nur nach dem urtheilte, was er von Andern gehört hatte, ließ unſern Tobias, als er einige Monate nach des ſeeligen Rehbergers Tode im Kießlingiſchen Hauſe einen Beſuch machte, vom Comptoir heraufrufen und ſetzte dem armen Jüngling mit einer eifernden Redſeligkeit, welche dieſen gar nicht zu Worten kommen ließ, überaus hart zu. Unter andern warf er ihm vor: „daß er ſich zu den Herrnhutern hielte, in ihre Zuſammenkünfte gienge, die Geſchäfte verſäumte, und unter dem Schein des Guten manche Bosheit triebe. Er ſolle nur Alles eingeſtehen, die Warnung zu Herzen nehmen und ſich ja gleich von allen (Solchen) trennen und in der Stille für ſich bleiben.“

Unſrem guten Tobias that es freilich weh, von einem ſo geehrten Manne Beſchuldigungen der Art hören zu müſſen, zu denen ſein Gewiſſen nicht Ja ſagte, um ſo mehr, da die Eltern und Verwandten durch das Urtheil dieſes ſo angeſehenen Geiſtlichen nur noch tiefer an ihm irre werden mußten; indeß beweiſt das, was er am Abend deſſelben Tages über dieſen ganzen Auftritt in ſein Tagebuch hineinſchrieb, daß er damals ſchon gar wohl verſtund, ſolche bittere Arzneien heilſam für ſich anzuwenden. Er beginnt mit einem herzlichen Gebet für ſich, den er ſelber für einen armen Anfänger in allem Guten hält, und für die theuern, lieben Seinigen alle. Seine Aeuſſerungen über den Mann, der ihn heute ſo betrübte, ſind voll Liebe und Schonung, und ſein veſter Vorſatz: er wolle demſelben, unter dem Beiſtand des Geiſtes der Gnade, noch innigere, beſſere Liebe und Achtung beweiſen als vorhin, und es ihm hierdurch in der That zeigen, daß der Geiſt der rechten Chriſten-Frömmigkeit es ſey, der ihn leite und führe.

Was aber den einen Hauptpunkt der Klage, ſeinen Umgang mit andern ernſten Chriſten betrifft, ſo bleibts für ihn bei der Regel: „Wer recht thut, der iſt gerecht, den liebe ich und habe Gemeinſchaft mit ihm.“

Uebrigens blieb es hie und da in Beziehung auf unſern Seeligen nicht blos bei einer kalten Behandlung und allerhand Vorwürfen, ſondern einzelne Aeuſſerungen im Tagebuche laſſen vermuthen, daß ein und der andre, der gerade nicht zur Familie gehörte, aber im Geſchäft des Hauſes war, und bei den Eltern viel galt, ſeinen Widerwillen gegen den ernſten, treu meinenden jungen Mann bis zu wirklichen Bedrückungen und Verfolgungen habe ſteigen laſſen. Und dennoch wurde wenigſtens einer von dieſen Verfolgern durch das Gebet, ſo wie durch die Geduld und liebevolle Sanftmuth des Jünglings ſo ganz gewonnen, daß er aus einem Feind ſein innig verbundner und gleichgeſinnter Freund und Bruder, für mehr als eine Welt geworden.

Aber alle die Leiden und Mißkennungen, von denen wir eben redeten, betrübten unſern ſeeligen Tobias lange nicht ſo ſehr, als die bittern, ſchmerzlichen Erfahrungen, die er eben um jene Zeit (etliche Monate und zum Theil etwa ein Jahr nach ſeines Rehbergers Tode) an Solchen machen mußte, die er für treue, gleichgeſinnte Chriſten gehalten hatte. Und es waren nicht die letzten Erfahrungen der Art, die ſeine treue Seele zu machen hatte!

Ja, in ſolchen Fällen, wo Aergerniſſe wie eine allverheerende Fluth aus der Mitte der vermeintlichen Chriſtusfreunde hervorbrechen, iſt es nicht etwa der Spott und die allgemeine Läſterung aller Andersgeſinnten, welche dem rechten, treuen Chriſten, der dann freilich auch ſeinen Theil reichlich mit davon hinwegbekommt, ſo ſehr zu Herzen geht, ſondern es iſt ein anderer, tieferer Schmerz, welcher wie ihn der weiter unten angefügte Brief des ſeeligen Esper beſchreibt, mehr betäubt und unheilbarer nagt, als der leibliche Tod auch der liebſten und nächſten Freunde.

Obgleich dieſe Leiden unſers Seeligen im Grunde genommen noch zu der zweiten Taufe, von welcher wir hier in dieſem Abſchnitte ſprachen, gehörten, indem die ſtadtkundigen Geſchichten, welche jene inneren Leiden veranlaßten, ganz hauptſächlich dazu beitrugen, das Feuer des Spottes und der Verläſterungen über Tobias und ſeine Freunde recht heiß anzuſchüren, ſo wollen wir ihnen doch hier einen eigenen Abſchnitt gönnen, deſſen Inhalt zwar für Viele nicht ſehr angenehm, aber immerhin lehrreich ſeyn kann, und durch den herrlichen, am Ende des Abſchnittes angefügten Brief des ſeeligen Espers ſogar erbaulich.

6) Wollt ihr auch weggehen?

So fragte unſer Heiland die Zwölfe, nach Joh. 6, V. 67., als viele ſeiner Jünger, nachdem ſie aus ſeinen Reden voll tiefen Ernſtes einen Anſtoß an ihm genommen hatten, hinter ſich von ihm hinweggegangen waren. Petrus aber antwortete im Namen aller: Herr, wohin ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Eben ſo wird denn auch noch heut zu Tage mancher Chriſt gefragt, beſonders dann, wenn Aergerniſſe aus der Gemeinde hervorbrechen, und Tauſende läſtern machen, Viele auch irre werden laſſen an dieſem ernſten, ſchmalen Wege des Lebens. Unſer lieber Tobias wurde bei ſeiner zweiten Taufe auch ſo gefragt, aber er antwortete: Herr, ich laſſe dich nicht! wie ſein alter Klaumbauer in den Stunden ſeiner ſiebenten und letzten Trübſal geantwortet hatte.

Es wird in dieſem Abſchnitte abermals Einiges zur Sprache kommen, was von den erſten Zeiten des Chriſtenthums an der allgemeinen Anerkennung deſſelben in den Augen der Welt — nach menſchlicher Anſicht — den größten Eintrag gethan hat, und was nun einmal, ſowohl in der **Geſchichte** der geſammten chriſtlichen Kirche, als auch in der Geſchichte jedes einzelnen ernſteren Chriſtenlebens, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden kann. Vielleicht iſt es am beſten, einen auch in unſern Tagen ſo oft zur Sprache gekommenen, allerdings widrigen Gegenſtand, gleich hier am Eingange dieſer Lebensbeſchreibung ſcharf ins Auge zu faſſen: die Aergerniſſe nämlich, welche Solche, die ſich Chriſten nennen und zu den ernſteren Chriſten ſich halten, zuweilen durch eigne Schuld geben, und hierdurch dem Chriſtennamen Schande zufügen vor den Augen der Welt. Ja, es iſt nun einmal ſo: ſchon unter den zwölf Apoſteln gab es einen Judas, unter den erſten Chriſten, in den lieblichen Tagen der Apoſtel, einen armen, vom Eigennutz betrogenen Ananias und ſeine Sapphira; überall, wo man in der Kirchengeſchichte hinblickt, einzelne Schwärmer, Irrgläubige, welche beide den ſtillen Weg des Wortes Gottes verlaſſen hatten; ja furchtbar Laſterhafte und Uebelthäter, die ſich Chriſten nannten und zu den Chriſten hielten. Und doch wird wohl niemand, welcher die Stärkung kennet, welchen der Genuß des Brodes giebt, das Brod verdammen und von ſich werfen, weil geſtern einer ſeiner Brüder an einer im Brode verſchluckten Nadel nach vielen Schmerzen geſtorben iſt.

Jedoch wir treten dem Gegenſtand des Anſtoßes ſelber näher: —

Leider ſind, beſonders in Zeiten, in denen das Chriſtenthum noch einer äußerlichen Achtung genießt, etliche von denen, welche ſich durch fromm ſcheinende Worte, durch öfteres Beſuchen des öffentlichen Gottesdienſtes, Leſen des Wortes, Beten und Singen, den äußeren Anſchein von Chriſtenſinn und Chriſtenwandel geben, arge Heuchler, welche unter der angenommenen Larve äußeren Vortheil, Ehre bei den Menſchen, und die Befriedigung der böſen Lüſte ihres Herzens ſuchen. Solchen Menſchen wird gewöhnlich, wie jenem aus Eigennutz beim Heiland verweilenden Judas, ihre Todtenlarve noch während des Lebens abgenommen, und ſie erſcheinen auch in den Augen der Welt als das, was ſie ſind: ein offenes Grab voll ſchauderhaften Moders, in der That viel ſchlimmer, tückiſcher, boshafter, als die Schlimmſten unter denen, welche jene Menſchen ,,Kinder der Welt'' zu nennen gewohnt waren.

Manche Andre von denen, welche ſich zu den wahrhaften oder ſcheinbaren Frommen und Stillen im Lande halten, ſind durch eine fromme, häuslich ſtille Erziehung der auswendigen Form nach — zu dieſem Wege von Jugend an gewöhnt, der ihnen als der rechte zur Seeligkeit geprieſen worden. Sie haben jenes Angeſicht gegen Angeſicht ſtehen, jenes lebendige Gebet zu dem nahen, ja immer wirklich gegenwärtigen Gott, wovon wir oben ſprachen, noch niemals an ſich ſelber erfahren, ſie haben noch niemals eigentlich gelebt und gekämpft in Gott, aber ihre annoch faule Liebe wähnt, es ſey ſchon genug gethan, mit dem äußerlichen Mitmachen der Mienen, Worte und ſichtbaren Gewohnheiten eines frommen Menſchenlebens.

Viele von dieſen werden, wie ja unſer ſeeliger Tobias nach S. 23. auch, nachmals inne, daß es ein wirklich lebendiges und nicht blos ein nachgeahmtes und nachahmendes; daß es ein noch immer beſtehendes, gegenwärtiges, nicht blos ein ehemaliges und vergangenes Leben im Chriſtenthum gebe, und werden mit überwindender Gewalt der Gnade, deren magiſches Wort ſie zum Theil mit *gutem* Willen im Munde geführt, zu dieſem Leben hingeriſſen und geweckt. So lange es bei dieſen Menſchen aber noch kein rechter, wahrer Ernſt geworden, nach dem vorgeſteckten Kleinod in täglichem Wachen und Beten bis aufs Blut zu ringen, ſo lange ſie das innre Leben des Chriſten noch nicht an ſich ſelber erfahren und kennen gelernt haben, ſind ſie freilich nicht das, was ſie äußerlich ſcheinen und ſelber von ſich meinen. Innerlich ſinnlich und wie der Menſch von Natur, zu allem Böſen geneigt, äußerlich fromm und der gewöhnlichen Richtung der Menſchennatur abgewendet und fremd.

„Tritt nun Anfechtung her,
So wehr,
Daß ſie mich nicht umſtoßen.
Du kannſt machen
Daß mir nichts bringt Gefahr,
Ich weiß du *wirſt's* nicht laſſen.

Aber, der innerliche Menſch iſt ja allein das was eigentlich lebt und ſich bewegt; der äußerliche iſt etwa ein künſtlicher Wolkennebel, der, wenn man in der Ferne ſteht, allerhand

Geſtalten von Bergen und Thälern und Seen nachmacht. Scheint aber die Sonne von obenher darauf, ſo ſteht anſtatt der anſcheinend hohen Gebirge mit Zacken und Seen, eine arme, ſandige Ebene mit gar nichts da. Ja, mit etwas Schlimmerem als gar nichts: mit Abgründen voller Ottern und ſtinkenden, giftigen Lachen.

Es iſt wohl ein guter, ſtarker Engel, bei den meiſten von ſolchen wohlerzogenen Menſchen, der auch viele von ihnen herausreißt aus dem Schlafe: der gute Engel des Gebetes der Eltern, der erſten Jugend Eindrücke, und der Bekanntſchaft mit Gottes Wort, wenn auch nur dem Buchſtaben nach. Aber meiſtens müſſen ſie erſt, auch die von ihnen, welche erhalten werden, aus Erfahrung inne werden, daß die Mauern, hinter denen ſie ſich ſicher wähnten, keine rechten Mauern waren; und ja, der Feind bricht ein, zu einer Zeit, wo ſie ſagten: **es** hat keine Gefahr, und ſie fallen wie andere Menſchenkinder.

Auch ſolche arme Menſchen bringen dann durch ihren Fall der ſtillen, ernſten, eigentlichen Gemeinde der Chriſten, mitten unter den Kindern unſers Tages, gar viel Spott und Haß und Verdruß; ihnen ſelber aber dient ihr Ausgleiten öfters dazu, daß ſie auf feſterem Grunde ſtehen lernen.

Aber es giebt noch eine dritte Art von Menſchen, welche den geſegneten Eindruck, den das ſtille Leuchten des Lichtes, das die, welche den Herrn wahrhaft lieben und ſein ſind verbreiten, ringsumher wirken müßte, am meiſten verlöſchen und ſtinkend machen vor den Augen der Leute. Ja, viel lieber laß Du uns doch noch heute ſterben und hinweg ſeyn von den Augen der Welt, die dich haſſet, als unter dieſe dritten fallen! Dieſe dritte Art ſind ſolche, welche eine Zeit lang fein liefen auf dem Wege des Lebens, und haben Gott gekannt und gefürchtet und geliebt, und er hat ihnen, wie immer, noch ehe ſie Ihn liebten, und noch mehr, ſeitdem ſie Ihn liebten, viel Gutes, ja viel tauſend Gutes, innerlich und äußerlich gethan. Aber ſie machten Frieden, der kein Frieden iſt; ſie legten die Waffenrüſtung des Chriſten gar bald ab, und fanden die Ruhe am Anfange des Weges ſüßer, als das Weitergehen in der heißen Tagesſtunde. Und da ſie ſo verweilten, ſchien ihnen bald der eine, bald der andere Theil der blühend ausſehenden Tiefe da unten, die ſie eben verlaſſen, ſchöner und bequemer, als der ſteile Berg, über welchen ſich ihr einſamer Weg ſeitdem gezogen. Und ſie wendeten ſich hinabwärts, und der Fuß gleitete aus.

Ja, mit ſolchen Menſchen iſt es dann auch zehnmal ſchlimmer, als es vorhin war. Solche thun, wenn die Stunde der Verſuchung kommt, einen ſchweren Fall. Ach, und einen Fall, welcher dem Chriſtenthum nicht blos in den Augen ſeinen Nichtkenner ſchadet, ſondern welcher — und das iſt das Schwerſte — zuweilen viele von den Armen und Kleinen und Schwachen, welche noch Anfänger oder auch ſchon Kämpfer und Läufer auf dem Wege des Lebens ſind, mit hinunterreißt in den Abgrund. Wiewohl auch dann öfter der Geiſt gerade in der Seele der Armen und Kleinen auf die oben erwähnte Frage: „wollt ihr auch weggehen?“ ſpricht: Herr, wohin ſollen wir gehen! Wir bleiben dennoch bei dir, denn du haſt Worte des ewigen Lebens. — —

Hier will ich zuerſt deiner gedenken, arme, gute Mila! obwohl dein Fall vielleicht unter keinen jener drei Arten des Ausgleitens und Verſinkens gehörte, von denen wir oben ſprachen. Wohl mag es ſeyn, daß du irdiſches Feuer mit himmliſchem, irdiſche Liebe mit göttlicher vermiſcht, und jene zur furchtbaren Gewalt über dich geſteigert, ja daß du auch hierdurch ſchwer gefehlt hatteſt; aber dein langes, tiefes Seelenleiden war für dich nicht das, als was es die Welt betrachtete: kein Hinwegkommen, kein Hinweggeriſſen werden von Ihm, ſondern ein heißes Läuterungsfeuer, in Seiner Nähe, vor Seinem liebenden Angeſicht. Du haſt nun längſt ausgekämpft, und ſelbſt unſer blödes Menſchenauge glaubt hier das Ende des verborgenen Weges durch den trüben Nebel zu erkennen: — du haſt das weiſſe Kleid empfangen und einen neuen Nahmen, welchen niemand weiß, als der ihn empfängt.

Ein gutes, frommes Landmädchen, die Tochter wohlhabender Eltern, war nebſt Andern, durch die Predigten des ſeeligen Rehberger, noch da dieſer der Gemeinde von St. Jobſt vorſtund, erweckt werden, und zeigte durch die Früchte der Demuth und des Glaubens, daß ſie es wirklich treu und ernſt meinte. Sie liebte einen Jüngling mit gar heftiger Neigung, der ſie dann verließ, oder ihre Liebe verſchmähte, und gerieth darüber in eine tiefe Melancholie, welche zuletzt die Eltern nöthigte ſie unter ärztliche Aufſicht und erfahrene, beſtändige Wartung, in das Irrenhaus zu geben. Hier ſahe ſie unſer ſeeliger Kießling, der ſie vielleicht ſchon früher gekannt, oder wenigſtens von ihr gehört hatte.

Er erinnerte ſie an das Gute, das ſie ehemals aus der Predigt des göttlichen Wortes empfangen. Da fing ſie an zu weinen und betete als Antwort das alte Lied:

Wie ein gejagter Hirſch bei ſchwülen Sommertagen
Nach einem ſchattigen und kühlen Brunnen ſtöhnt;
Ein müder Wandersmann, der Laſt und Hitz getragen.
Sich nach des Weges End und nach der Ruhe ſehnt.

So eilt mein lechzendes, beladenes Gemüthe,
Immanuel, zu dir und deiner Güte.

Die Welt hat weiter nichts, als Hülſen, Spreu und
Schaalen,
Wobei der arme Geiſt von keiner Ruhe weiß — —
Nur Wahrheits-leere Träum', die wenn wir dann
erwachen
Uns noch viel durftiger als wir geweſen machen u. ſ. w.

K. fragte ſie, ob ſie denn in keinen beſſeren Zuſtand kommen möchte?

Sie antwortete: „O ja, im Himmel.“

K. Wie will ſie's denn machen?

M. „Der Heiland macht die Gottloſen gerecht, weil Er für ſie geſtorben.“

Ob bei uns iſt der Sünden viel,
Bei Gott iſt viel mehr Gnade,
Seine Hand zu helfen hat kein Ziel
Wie groß auch ſey der Schade,
Er iſt allein der treue Hirt,
Der Iſrael erlöſen wird
Aus ſeinen Sünden allen.

Beim Abſchied ſagte ihm noch die arme Mila: „er käme wieder hinaus. Nun hätte der Herr Jeſus ſo viele Kinder draußen in der freien Welt, ihnen ſolle er doch ſagen daß ſie für ſie beteten.“

Ich laß dich nicht! du Hülf in allen Nöthen.
Leg Joch auf Joch

Ich hoffe doch,
Auch wenn es ſcheint, als wollteſt du mich tödten.
Machs wie du willſt mit mir,
Ich halt mich feſt an dir.
Verſtelle dein Geſicht
Du Hülf in allen Nöthen!
Ich laß dich nicht,
Ich laß dich nicht!

So hatte das arme Mädchen öſters helle Stunden, worin ſie die demüthigſte Gottergebenheit und kindliches Gottvertrauen zeigte, und die rührendſten Worte ſprach. Zu manchen Stunden war ſie dann auch wieder gar unruhig, und bedurfte der genaueren Aufſicht. Ueber ihr Ende, oder überhaupt über den Ausgang ihrer Leiden, iſt dem Schreiber nichts weiter bekannt. Er erinnert aber bei dieſer Geſchichte an eine ähnliche die er an einem andern Orte: Symbolik des Traums S. 218. der neuen Auflage, den Baſler Sammlungen nacherzählt hat.

Obgleich nun die Geiſteskrankheit jener armen Jungfrau aus ganz natürlichen Urſachen kam, und die Entſtehung derſelben auf keine Weiſe mit den erweckenden Eindrücken zuſammenhieng, welche Nehbergers Predigten auf ſie gemacht hatten, wohl aber ihr Benehmen, mitten in ihrem Seelenleiden; ſo mag es doch auch ſchon damals nicht an Solchen gefehlt haben, welche den Wahnſinn der unglücklichen Jungfrau ganz und allein Rehbergers Predigten und ihren „ſogenannten Erweckungen“ zuſchrieben. Um ſo mehr da um dieſelbe Zeit noch eine Geſchichte, mitten unter jenen ohnehin vielverkannten Freunden des Seeligen ſtatt fand, wodurch noch ungleich mehr Stoff zu Läſterungen und Schmähungen gegeben wurde.

Unter jenen Männern, welche Kießling ſchon durch den ſeeligen Klaumbauer, den Salzburger, hatte kennen gelernt, war einer Nahmens *r* ein ſtiller, ernſter Bürgersmann, welcher in ſeinem Haus und in ſeinem Berufe treu und ausdauernd war, ſonſt aber keine größere Freude und gewöhnlich auch keine andere Erholung in der Welt kannte, als ſich mit den Seinigen (ſeiner Frau und ſeinen Kindern), oder mit einigen gleichgeſinnten Brüdern, oder mit der ganzen Gemeinde durch Gebet und Geſang zu erbauen. Dieſer *r* hatte eine Frau, welche, wie es ſcheint, äuſſerlich fromm erzogen und gewöhnt war, und an ihres Mannes ſtiller Lebensweiſe, ihren eigenen Gewohnheiten und anerzogenen Anſichten nach, nichts auszuſetzen wußte, der aber doch vielleicht, im Grunde genommen dieſe Lebensart, wenn ſie dieſelbe mit jener der Nachbarn und Nachbarinnen verglich, etwas langweilig däuchten mochte. Indeß ſie war die meiſte Zeit hindurch äuſſerlich ſtill und ehrbar.

Gewöhnlich aber bekam ſie dann jährlich einmal zur beſtimmten Zeit einen Zuſtand, worinnen ſie ihrer ſelber nicht mächtig ſchien und öfters auch, gleich einer völlig Wahnſinnigen, einer gar genauen Aufſicht bedurfte. Aber dieſer Zuſtand war freilich bei der bedauernswürdigen Frau von ganz andrer Art, als jener der armen Mila. Er fing ſich meiſt mit den Aeuſſerungen des ausgelaſſenſten und unſinnigſten Hochmuthes an und mit den Aeuſſerungen einer andern, thieriſchen Leidenſchaft, welche im Grunde genommen die nächſte Verwandtin und Schweſter des Hochmuths iſt: mit jener der Wolluſt. Sie mißhandelte und beleidigte dann (denn Grauſamkeit iſt das dritte Uebel in jenem Bunde) alle die ihr zu nahe kamen, alle die ihr am meiſten angiengen.

Der arme Mann trug dieſes Leiden Jahre lang mit ſtiller Gottergebenheit und Geduld, und wohl nur die, deren Hülfe er nothgedrungen anſprechen mußte, wußten genauer darum. In dem erſten Jahre nach Rehbergers Tode kam indeß die Sache zu einem ſo öffentlichen Ausbruche, daß die ganze Stadt davon zu erzählen wußte.

Diesmal war der Anfall ganz beſonders heftig. Die bedauernswerthe Kranke verſuchte es auf jede Weiſe den Mann zu kränken und zu erzürnen, aber der blieb immer ernſt und ſanft und ſtill, und die andern Mitglieder der Familie auch, und die gewöhnlichen, häuslichen Uebungen zur Erbauung giengen ihren täglichen Gang fort.

Nun lebte in ihrem Hauſe eine, wie es ſcheint, Verwandtin ihres Mannes oder ihrer ſelbſt; eine fromme, ſtille, ernſte Jungfrau, welche den ſchwereren Dienſt im Hauſe verſahe. Auf dieſe warf ſich diesmal ganz beſonders ihr Haß, weil ſie alle Kränkungen und Beleidigungen, welche ſie ihr anthat, mit gar ſo gelaſſenem Sinne ertrug.

Obgleich die Frau ſelber ihren Mann gar gut kannte, und, wie ſich nachmals aus ihrem eigenen Geſtändniß ergab, von ganzer Seele von ſeiner Unſchuld überzeugt war, ſo bemühte ſie ſich dennoch auf einmal beide, den Mann und jene Jungfrau, mit den ſonderbarſten und ſinnloſeſten Aeußerungen der Eiferſucht zu kränken. Je öfter und mehr ſie in ihrem eigenen Hauſe die Rolle einer Eiferſüchtigen gegen den frommen, ſtillen Mann geſpielt, und, je weniger die Hausgenoſſen alle auf eine ſo wunderliche Beſchuldigung achteten, nur immer heftiger geworden war, deſto mehr mochte ihr jene ſeltſame Rolle am Ende eigenthümlich geworden ſeyn. Sie ſpielte ſie nun auch gegen die Nachbarn, und dieſe, froh darüber, doch einmal aus dem Hauſe eines ſolchen ſtillen Mannes etwas zu erzählen zu haben, ſtellten ſich als glaubten ſie ihren Erzählungen.

Da wuchs die Dreiſtigkeit der armen Lügnerin immer mehr. Sie lief zuerſt, mit einer übel ausgedachten Bosheit, in der Stadt, bei den Kundleuten ihres Mannes umher, um dieſen zu verkleinern, dann aber gieng ſie zum Herrn Schöff von ***, welcher wahrſcheinlich weder ſie noch ihren Mann jemals gekannt hatte, ſagte zu dieſem: ſie ſey ein armes betrübtes Weib und erzählte dann auf ihren Mann und jene ſtille Jungfrau in ihrem Hauſe, Geſchichten, wie ſie nur der Wahnſinn erfinden konnte.

Der ſonderbar anſcheinende Zuſammenhang der Erzählung, welche, wie ſich bei der weiteren Unterſuchung ergab, auch gar keinen Grund in und für ſich hatte, ſchien Glauben zu verdienen: die Jungfrau wurde ſogleich vor Gericht gefordert, und obgleich ihre ernſten, offenen Antworten auf alle Fragen, und die weiter mit ihr angeſtellten Unterſuchungen, hinlängliche Zeugniſſe ihrer Unſchuld hätten ſeyn können, ſo wurde ſie dennoch, auf die leidenſchaftlich dringende Ausſage der Frau hin, welche dieſe auf jede Weiſe bekräftigte, einſtweilen als eine hartnäckige Läugnerin einer großen Schuld, in ſtrengen Gewahrſam gebracht.

Es war Samſtags, und erſt am Montag konnte das Verhör weiter fortgeſetzt werden. Am Sonntag über bleibt die arme Frauensperſon in dem ſtrengen, unterirdiſchen, öffentlichen Gefängniß.

Da werden ihre Thränen, ihre Klagen, ihr Gebet: daß Gott ſich an ihr, als Retter der Unſchuld offenbaren und verherrlichen wolle, ſo laut, daß man ſie im ganzen Gefängniſſe hört und daß der Gefängnißhüter, gerührt durch ein „ſo auſſerordentliches Bezeugen“ ſie auf eigene Gefahr aus dem unterirdiſchen Kerker hinaufführt, in ein beſſeres Zimmer, in welchem Frauensleute ſaßen, welche hier einen erwieſenen und von ihnen ſelbſt eingeſtandenen Leichtſinn abbüßten. Aber die Geſpräche dieſer Perſonen betrübten ſie mehr als der finſtre Kerker, und ſie bat den Kerkermeiſter, er wolle ſie doch um Gottes willen lieber in ihr einſames Winkelchen zurückbringen.

Indeß war denn die wahnſinnig leidenſchaftliche Frau, der ihre ſeltſame Erdichtung bei dem Herrn Schöff ſo leicht geglaubt worden, am Sonntag, nach dem Gottesdienſt, auch zu ihrem Beichtvater, einen ernſten, ehrenwerthen Mann gegangen. Dieſem erzählte ſie abermals, was ſie geſtern dem Herrn Schöff erzählt hatte: „ſie ſey ein gar ſehr betrübt Weib und wolle nur dem Herrn Beichvater von ihrem Manne und der Catharine, die bei ihr ſey, berichten u. ſ. w.

Der Beichtvater aber kannte den Mann und dieſe Frau genau. Er war ganz erſchrokken über jene boshafte Erdichtung, und nachdem er vernommen, daß durch dieſelbe eine ganz unſchuldige Perſon ins Gefängniß gekommen ſey, ſagte er der Frau ohne Hehl: „ſie ſey es eigentlich, die boshafte Frau eines guten Mannes, welche längſt ſchon ins Gefängniß hätte kommen ſollen. Und ſie werde auch noch hineinkommen, denn ſie könne nichts als Böſes thun.“

Am andern Tage war denn ausführlicher Verhör über die arme Catharina. Da ergab ſich, als alle Ausſagen und das Reſultat der demüthigendſten Unterſuchungen genau erwogen waren (wobei denn auch die Aeuſſerungen des armen, tief gebeugten Mädchens, voll Ernſt und Salbung der Unſchuld und Gottesfurcht, den Richtern tief ins Herz trafen), daß der arme, übel beſchuldigte Mann und die Jungfrau vollkommen unſchuldig, die Frau aber, wie ſie es dann auch nachher eingeſtand, einer vorſätzlich falſchen Anklage ſchuldig ſey.

Die Unſchuldige wurde ehrenvoll entlaſſen, und die Schuldige, welche jener die Falle erſt gegraben, unter lautem Beifall des Volkes, in das Gefängniß hineingeführt, das jene eben verlaſſen.

So gut auch dieſe ganze Sache für Kießlings Freund geendigt hatte, ſo gab ſie doch abermals Stoff genug über die „ſogenannten Frommen, oder Herrnhuter“, wie man ſie auch nannte (ohne daß weder Kießling noch ſein Freund zu jener Gemeinde gehörten) zu ſpotten und zu lachen. Aber ein noch anderer Fall, von noch ſchwererer, ernſterer Art, welcher auch einige Monate nach Rehbergers Tode ſtatt fand, gab eine noch furchtbarere Veranlaſſung zu Läſterungen.

Der Bruder, eben jenes trefflichen, frommen Schullehrers Vigitil in F., der, wie es ſcheint, ſich auch ſchon ſeit längerer Zeit zu den Freunden des ſeeligen Kießlings hielt, ſtürzte ſich ſelber von der hohen, ſteinernen Emporkirche bei St. Sebald hinunter aufs Kirchenpflaſter, und ſtarb, ich weiß nicht ob ſogleich oder bald nachher, an den Folgen dieſer Gewaltthat. Der Leichnam wurde, nach damaliger, ſtrengerer Sitte, mit Schande auf einer Schleife durch die Stadt geführt und unter dem Hochgericht begraben.

Und ſo trat denn noch ein Fall ein, auf welchen wohl auch in dem ſchriftlichen Nachlaße des Seeligen hingedeutet ſeyn mag, der aber dem Schreiber dieſer Blätter aus einer anderweitigen mündlichen Nachricht bekannt geworden, wo ein Mann, auf welchen unſer Kießling ganz ungemein viel Vertrauen ſetzte, und welcher als ein Eiferer für die Wahrheit auf viele Menſchen mächtig wirkte, nachmals Aergerniß gab und ſich der Verachtung der Welt bloß ſtellte, den ernſter Geſinnten aber viele Schmerzen machte.

„Da könnt ihr wieder ſehen, ſagt zu ſolchem Allen die Welt, daß dieſe ſogenannten Frommen entweder ſolche ſind, welche Andre durch ihren frommen Schein betrügen, oder ſelbſt Betrogene, welche ein falſches Feuer ihrer Gefühle, ein Dampfgebilde ihrer Phantaſie für etwas Göttliches halten und ſich dadurch in größte Gefahr, ſelbſt der Verrücktheit und des Wahnſinnes ſtürzen.“

Ja, wir wiſſen wohl, welche Gefahren dieſer einſame Weg habe. Denn wir haben nicht (allein) mit Fleiſch und Blut zu kämpfen; ſondern mit Fürſten und Gewaltigen, nämlich mit den Herrn der Welt, die in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen, mit den böſen Geiſtern unter dem Himmel.

Aber wir wiſſen auch Gott Lob! weshalb und wornach wir dieſen Weg, der allerdings ſeine Gefahren hat, uns höhere, als die Welt weiß, laufen, und um was wir ringen. Steigt doch auch der Bergmann, der nach köſtlichen Schätzen gräbt, ruhig und freudig hinein in die Tiefe, und weiß doch daß da ſchon zuweilen einer im Hinunterſtürzen ſich zerſchmettert hat; und der Perlenfiſcher, der nach der köſtlichen Perle hinuntertaucht in die Tiefe des Meeres, achtet es nicht groß, daß da unten der Haifiſch mit aufgeſperrtem Rachen und der Adlerroche, der mit ſeinen Flügelfloſſen wie eine dunkle Wolke über ihn daher fährt, auf ihn lauern, ſondern er weiß wornach er hinuntertaucht.

Solche aber, wie der war, deſſen ſtilles Leben wir hier betrachten, gleichen mehr einem Bewohner des hohen Alpengebirges, das über die Ebene, nahe am Ufer des Meeres, hinaufragt. Einem Alpenmanne, der da oben in der Höhe heilſame Kräuter ſammlet für ſeine kranken Brüder, und der alle die Edelſteine und das Gold, das da drinnen in den Klüften des Berges wächſet, gar wohl kennt und ſein eigen nennet. Es iſt wohl wahr: der Betrunkene, mit ſeinem taumelnden Schritte, und der Halbſchlafende, der mit verſchloſſenen Augen gehen wollte, oder der Leichtſinnige, der hier auf unſerer Höhe immer nur hüpfen und tanzen will, der lauft groſe Gefahr hinabzuſtürzen in den Abgrund, und ſich zu zerſchmettern. Wer aber im Licht des Tages wandelt und auf ſeine Schritte merket, der geht hier oben ſicherer, als da unten im Thale, am Ufer des ſtürmiſchen Meeres und in der ſumpfigen

Ebene, voll giftiger Ausdünſtungen und Schlangen und Gruben, in die ſichs gar leicht ſtürzt.

Siehe da! bei uns die Knaben von neunzig Jahren und die Jünglinge von hundert Jahren.

Iſt es doch hier oben in dieſer geſunden, reinen Luft, als wenn man das Friedensleben des Himmels ſelber in ſich athmete. Und wenn der arme Aelpler einmal hinunter kommt in die unruhige, geräuſchvolle Ebene, wo ein immerwährender Krieg der wilden Leidenſchaften bald da bald dort hereinbricht und Alles zerſtört und verheert: wo die Feindſeeligkeit ſich und Andern Gruben am Wege gräbt, in welche die Menge der Trunkenen und bei Abend Wandelnden ſtürzt, wo nirgends Zufriedenheit und Ruhe wohnen; ſo ſehnt er ſich doch bald zurück nach ſeiner Alpe, denn da oben giebt es wohl auch Gefahren, aber auch einen deſto feſteren, tiefer gegründeten Felſenboden: ewigen Frieden, Sicherheit und Stille, und einen Lebenshauch, den man da unten in der Tiefe nie empfindet.

Nur noch auf eine Gefahr ſey hier hingedeutet, welche Jene, die das Gebirge beſteigen, gar wohl kennen: das Haupt des innern Menſchen vor allem zu bewahren was Schwindel machet, wenn nicht auch die Füße alsbald hinuntergleiten ſollen in die Tiefe.

Nämlich: wenn oftmals der äuſſere wie der innere Menſch noch ruhig ſind, und es ſcheint keine Gefahr da, kommen wohl etwa Gedanken des Unmuthes, des Zornes, des Haſſes, gegen Dieſen und Jenen, oder wohl auch Gedanken der böſen Luſt. Da geſchieht es nun gar oft, daß der Kämpfer, welcher einmal die Waffen angelegt und mitten im Kriege, umſtellt von lauernden Feinden lebt, die Treue im kleineren Dienſt: wachen und kämpfen im Gebet gegen jene erſten Keime des Böſen, verſäumt, und die Gedanken frei gehen und ungehindert wieder kommen läſſet, die indeß noch nicht zur That durchbrechen, weil etwa noch Furcht vor dem Urtheil der Menſchen, oder auch eine gute, fromme, äuſſere Gewöhnung, in den Stunden des gewöhnlichen Lebens, wo die Leidenſchaft noch nicht ſehr ſtark iſt, dieſen Durchbruch hindern. Einzelne kleine Bosheiten, bei denen das Gewiſſen ſagt: thue es nicht, die aber die Welt nicht ſieht, ſchleichen ſich ſchon mit heran, ohne daß der ſchlafende Kriegsmann ſie verſcheucht. Aber nun kommt eine andre Stunde. Dieſer oder jener, ſcheinbar leichte Fehler, ſelbſt nur in der äuſſeren Lebensweiſe: ein Verſtoß gegen die Mäßigkeit, oder ſonſt eine äuſſere Aufregung, giebt nun auf einmal der längſt ſchon im Verborgenen aufgewachſenen und ſtark gewordenen Leidenſchaft eine furchtbare Gewalt, und der äuſſere Menſch, der ja nur ein Schatten des innren iſt, ſinkt, als ein untergeordnetes Glied, mit da hinein, wohin das Haupt ſich ſchon längſt geſtürzt hatte. Und zwar mit deſto heftigerem Zuge nach unten, je länger und mächtiger der wilde Hunger hinter der Mauer einer guten äuſſeren Gewöhnung, oder der Menſchenfurcht, zurückgehalten und groß worden war; darum: „Mache dich mein Geiſt bereit" u. ſ. w.

Was unſer Tobias bei allen den Vorfällen, deren wir im vorſtehenden Abſchnitte erwähnten, gelitten, kann ihm nur der nachfühlen, der einer Geſinnung mit ihm iſt. Die Frage aber, die bei dieſer Gelegenheit innerlich und äuſſerlich an ihn ergieng; die Frage, die wir zur Ueberſchrift dieſes Abſchnittes gewählt haben, beantwortete er durch die ganze That ſeines Lebens und Wandels, bis zum Grabe hin, auf dieſelbe Weiſe wie der gute Engel, der ihn von hier an eine große Strecke des Pilgerlaufes hindurch treu begleitete. Und ſo mag denn hier, als ein treuer Ausdruck der Geſinnung unſers Seeligen und jedes recht treuen Chriſten, in allen ſolchen Fällen, der Brief des ſeeligen Eſper an ihn ſtehen, der, obgleich er im Original ohne Datum iſt, und mithin die Zeit, in welcher er geſchrieben worden, ſich nicht genau beſtimmen läßt, doch, ſeinem Inhalte nach, ganz hieher gehört. Er mag, als vielleicht der erſte

Brief der kleinen Brieſſammlung, die hier vor mir liegt, ganz und unabgekürzt angefügt werden.

Theuerſter Freund und Bruder.

Es hat mir in der That ſehr leid gethan, daß ich letzthin des Vergnügens habe entrathen müſſen, mit Ihnen mich in meinem Hauſe zu ergötzen; es iſt mir deswegen vorzüglich angenehm geweſen, daß Sie mich durch einen Beſuch in Briefen erfreuet haben.

Zur recht gewünſchten Stunde iſt mir Ihre Zuſchrift gekommen. Sie hat ein ganzes Heer trauriger Gedanken zerſtreut. Nur die Worte: „Gönner, Liebling und Verehrung" habe ich in Ihrem von der ſchätzbarſten Zärtlichkeit überfließenden Schreiben, (Sie vergeben daß ich es ſage) nicht ſo gerne als das übrige geleſen. Halten Sie mich doch für nichts, als Ihren Mitpilger, der in Ihrer Begleitung durch die Wüſte nach dem Lande der Unſterblichkeit wandern will. Dieſer einzige Ehren Name, Seine Pilger und Seine Bürger, wird allein noch Werth haben, wenn der Purpur ſo viel, als der Bettelrock gilt. Jauchzend werden wir uns erinnern, daß wir auf dem Wege des Lebens einander nicht blos begegnet, ſondern mit einander nach dem vorgeſteckten Kleinod gelaufen, und zu dem Ergreifen deſſelben (o Herzog und Heerführer der Seeligkeit! ſetze meinen Freund mir ferner zu dieſem Seegen) einander förderlich geweſen ſind. Sollten Sie mir alſo in dieſer großen Abſicht nicht lieb, von Herzen lieb ſeyn, ſollten Sie noch fragen können? Wie mehr als jemalen theuer werden mir diejenigen, welche Chriſtum den Gekreuzigten kennen, und ſeinem Evangelio würdiglich wandeln, bei denen gegenwärtigen, ſo betrübten Vorfallenheiten! —

Sie wiſſen, was ich hier denke. — — ich bin aber auſſer Stande, Ihnen die Empfindungen meines Herzens, von denen ich noch voll war, als ich Ihre gütige Zuſchrift erhalten, zu ſagen. Nie hat mich eine Trauerpoſt noch ſo betrübt, als dieſe. Nachrichten von dem leiblichen Sterben unſrer Freunde, müſſen uns beugen, Nachrichten von dem Tod ihrer Seele, betäuben. Für jenen Fall eröffnet uns die Offenbarung ihre Troſtquellen, für dieſen wollen ſie zerrinnen. Sie, liebſter Freund, und unſer recht zu Leiden gemachter Herr Vigitil, ſind, da ich nach der erſten Betäubung wieder zu denken anfing, unter der Frage: ach wie wird dieſen zu Muthe ſeyn! mein erſter Gedanke geweſen. — Der Fall iſt ſchrecklich — — der zweite Speer in die Seite Jeſu geſtoßen, — — die fürchterlichen Mühlſteine verwirkt — — zweimal todt — — wer hat noch rege Liebe Chriſti im Herzen und blutet nicht?

Vortrefflich ſchön, liebſter Bruder! daß Sie wünſchen, dieſen Fall heilſam anzuwenden. Auch in dem Reiche der Gnaden giebt es Arzneien, welche von verſtorbenen Menſchen bereitet werden. Helfen Sie förderſamſt beten, daß dem Gefallenen, um der Thränen Jeſu willen, Kraft zu heißen Bußthränen gegeben werde. Sehnen Sie ſich mit hinaus aus dieſer Wüſte, wo ein Pilger nach dem andren von dem Verderben ereilet wird, ach wo ſo viele, blutend an denen Wunden des Gewiſſens um uns da liegen. Sehen Sie mit mir täglich mehr ein, wie das menſchliche Verderben ſo unerforſchlich als der Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit iſt. Laſſen Sie den weit um ſich greifenden Gedanken auch laut, laut, ohne Unterlaß in Ihrem Herzen ſchallen: wohl dem Menſchen, in deß Geiſte kein Falſch iſt.

Es bleibe unſer eherner Vorſatz: die Rüſtung des Geiſtes nicht eher abzulegen, als bis wir den Todtenkittel angezogen haben; nie zu ſchlummern, als bis wir ruhen in unſern Kammern; nie zu ſagen, es hat keine Gefahr, als bis die unverwelklichen Palmen in unſern Händen ſind. Nur ſo werden wir gewinnen und den Sieg behalten.

Unter vielfältigem Dank folgen die beiden Traktätchen zurück. Die Erklärung über die Geſchichte von dem verlohrnen Sohn hat Herrn Hofr. B. in Schleiz zum Verfaſſer und iſt ſeine beſte Schrift. Möchte er doch die belliegende Predigt leſen, vielleicht ließe er ſichs gereuen, daß er unſre evangeliſche Kirche in einem ſeiner Bücher die Brandſtätte des ehemaligen Zions geheißen hat. Das iſt ſie, Gott Lob, nicht, wenn es der Mutter gleich von einer gewiſſen Art ihrer Söhne nachgeſagt wird, welche ſie deswegen gerne zur Brandſtätte machten, um ihre Plane ausführen zu können.

Begehen Sie das nahe Weihnachtsfeſt unter Empfindungen, ob denen der Vater der Gläubigen ſehnend ward, Seinen Tag zu ſehen. Empfehlen Sie uns den theuern Ihrigen und glauben, daß ich für mehr als ein Leben bin

Dero

verbundenſter J. F. E

7) Die Früchte.

Wir werden nun in mehreren der nachſtehenden Abſchnitte die Blüthen und Früchte der jungen Saat ſehen, welche in dem Herzen unſeres ſeeligen Tobias ſo freudig aufgegangen und in den erſten Stürmen treu beſtanden war

Denn nur an den Früchten läßt ſich die Art und Natur, die Geſundheit und Lebenskraft des Gewächſes erkennen.

Die erſte Frucht des neuen Lebens war, wie wir bereits oben bemerkten, innigere, tiefere Selbſterkenntniß, und eben hierdurch und hiermit auch innigere, tiefere Gotteserkenntniß. Vergleichen wir nämlich jene Tagebücher, welche der Seelige vor ſeiner Bekanntſchaft mit Klaumbauer, und vor der noch tiefer wirkenden mit Rehberger niedergeſchrieben, mit denen, welche aus der ſpäteren Zeit herrühren; ſo finden wir freilich in beiden, ſo oft vom eigenen Herzen die Rede iſt, eine gar verſchiedene Sprache. Denn in jenen dankt der liebe, etwa 22jährige Tobias, Gott, (und zwar, nach ſeinem damaligen Erkenntniß mit vollem Rechte,) daß er ihm „ein ſolches Herz gegeben, das Ihn — den Herrn (wenn auch in Schwachheit) allein liebt, ein Herz, welches gerne den Weg Seiner heiligen Gebote wandelt und ſeine höchſte Luſt und Freude findet an Gottes Lobe.“ In dem ſpäteren Tagebuche dagegen findet ſich faſt auf jedem Blatte, wenn auch mit andern Worten, jenes heiße Sehnen und Gebet des tiefer in ſein Innres ſchauenden Geiſtes ausgeſprochen, von welchem die Worte eines heiligen Liedes reden, die Worte: „Schaff in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewiſſen Geiſt, verwirf mich nicht vor Deinem

Angeſicht, und nimm Deinen heiligen Geiſt nicht von mir.“ Auf jedem Blatte faſt jene Klagen, die nur Gott kennt und welche auch zunächſt nur vor Gott gehören: jene Klagen der Seele, der es ein rechter Ernſt iſt, den Weg Seiner Gebote treu und unverrückt zu laufen, und welche ſich bald gehemmt, bald zur Seite gewichen, bald auch wohl gar darniedergefällt ſieht in ihrem Laufe. Ueberall aber ſiehet man auch dabei die feſte Zuverſicht der treuen Liebe, welche ſelbſt dann, wenn ſie es nicht mit der Freudigkeit des Aufrechtſtehenden kann, vom Boden herauf jenen Anker feſthält und nicht aus den Armen läſſet, in welchem ſie allezeit Kraft und Wiederaufſtehen gefunden. Und mitten unter den Klagen das Jauchzen der innerſten Chriſten-Freude, das der 103te Pſalm ſo göttlich ſchön ausſpricht: „Lobe den Herrn meine Seele und was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen“; das Jauchzen der Seele, die ſich in Seiner heilenden Kraft wieder jung geworden fühlt wie ein Adler, und ſich erhebet auf Adlersfittigen, ſo hoch der Himmel iſt über der Erde.

In jenen älteren Tagebüchern dankt alſo unſer ſeeliger Tobias für ſein noch nicht tief genug gekanntes, von Natur und durch die Angewöhnung einer frommen, chriſtlichen Erziehung weiches und äußerlich gutgeartetes Herz: in den ſpäteren Tagebüchern aber klagt er über eben dieſes nun näher gekannte Herz, und bittet Gott um ein neues, reines.

Und dies iſt auch einer von jenen Punkten, in welchen die Gnade von der Natur, ſo oft ſie dieſer auf den Gaſſen der Welt begegnet, verſpottet und mißverſtanden wird. „Mich eckelt, ſagt die Natur, vor dieſem Geſchwätz von Sündhaftigkeit und Verderben, bei welchem ſich oft arge Heuchelei und geiſtliche Eitelkeit und Gefallſucht, unter der Larve der Demuth verbirgt. Ich meines Theiles gebe dem Kaiſer was des Kaiſers iſt und Gotte was Gottes iſt, bin kein Trunkenbold, noch Ehebrecher, noch Ungerechter, und was willſt du denn weiter von mir? Ich gehe ja ſchon den Weg, den du als den einzigen anpreiſeſt; ich gehe ihn, wenn und wie ich mag und will.“

Was zuerſt die letztere Aeußerung anbetrifft; ſo ſagt wohl auch zuweilen der Scorbutiſche, wenn er zum Tode matt, aber ohne alles Gefühl von Schmerz auf ſeinem Lager liegt: es fehlt mir nichts, ich fühle keine Krankheit, und wenn ich noch ein wenig geruhet habe, will ich wohl auch aufſtehen und herumwandeln, ſo wie ihr. Hat er aber erſt das Aufſtehen und das aufrechte, feſte Herumgehen wirklich und im Ernſte verſucht, ſo erkennt er bald, daß ihm die Kräfte dazu mangeln, und ohne friſche, kräftige Nahrung, ohne das lebendige Waſſer und die Lebensluft des heimathlichen feſten Landes, immer mangeln werden, wie ihm dies der Arzt ſchon längſt geſagt. Darum verſuche nur erſt das innre Aufrechtſtehen und Herumgehen, recht treu und im Ernſte, und wenn der Verſuch dich gelehrt, daß du wirklich das biſt, was du nicht zu ſeyn geglaubt, ſo bemühe dich auf den feſten Grund und Boden zu kommen, um Nahrung zu nehmen und Luft zu athmen — der ewigen Heimath.

Was aber die erſtere Aeuſſerung betrifft, daß jene Sprache der chriſtlichen Demuth und Beugung gar leicht und oft von einem Schein-Chriſtenthum, von welchem im vorhergehenden Abſchnitte die Rede war, aus böſer Tücke nachgeäfft, oder ohne eigentliches Gefühl und Wahrheit nachgelallt werde, ſo iſt dieſe, leider! gar häufig wahr. Und allerdings iſt es auch die heilige Sprache, welche das Herz des Chriſten zunächſt und meiſt nur im verborgenen Kämmerlein mit ſeinem Gott redet, nicht aus Schaam vor der Welt, ſondern eben weil es eine heilige Sprache des Herzens iſt; es redet ſie aber auch, wenn der innre Schmerz es bringet, mit dem Bruder; ja es kommen Zeiten, wo es zum Bekenntniß der Wahrheit ſelber gehört, ſie auch öffentlich, auf den Gaſſen der Welt, vor den Ohren der ſpottenden und mißverſtehenden Menge zu reden, und dann hüte dich, o Menſch! über das Wort eines neſen Ernſtes bloß deshalb zu ſpotten, weil es in einer Sprache geſprochen wird, welche dir noch gänzlich fremd und unverſtändlich iſt.

Unſer ſeeliger Tobias ſagt in ſeinem ſpätern Tagebuche: daß er, vor ſeinem innren Erwachen, Gott noch nicht kannte. Und hierin liegt der Punkt des Aufmerkens. Der Menſch des Tages wandelt, auch wenn er einzelne Stunden hat, wo er auf ſeine Weiſe Gottes gedenkt, zunächſt nur in der Gegenwart der ſichtbaren Menſchen und ſeines eigenen, hierin gar leicht befriedigten Herzens. Die Menſchen ſehen nicht alles was ich thue, noch weniger ſehen ſie was ich fühle und denke: die innre böſe Luſt, den Neid, die Falſchheit, den Haß. Das Herz ſieht und bemerkt das wohl, wird auch wohl innerlich zuweilen darüber beſtraft, und, je mehr es auf dieſe ſtrafende Stimme hört, deſto lauter und öfter, aber es beruhigt ſich gar leicht mit dem äuſſern Schein für den es lebt, und ſagt: bin ich doch, wie mir die Leute ſo oft ſagten, gut, und beſſer als tauſend Andre, ja vielleicht ſo gut als irgend einer, und ſey ich auch ſchwach und ein gebrechlicher Menſch, ſo iſt Gott deſto barmherziger. Ein ſolches Herz hat das eigentliche, innre Chriſtenleben noch nie kennen gelernt. Dagegen wandelt der Menſch der Ewigkeit, welcher eben dadurch, daß ihm der Retter aus der innern Noth, daß ihm Gott auf einmal nahe getreten, aufgewacht iſt zum Leben, in der Gegenwart des unſichtbaren, und dennoch innig nahen Gottes ſelber. Und ſo ſehr er es erfahren und täglich mehr und lebendiger erfährt, wie unergründlich tief und groß Gottes Liebe und Erbarmen ſey, ſo ſieht er doch nun auf einmal alles ſein Thun, ſein Denken und Wollen, nicht mehr wie vorhin in dem Spiegel des Menſchenurtheils und ſeines eignen Herzens, ſondern in einem ganz neuem Lichte, wie vor den Augen Gottes, welcher die Reinheit und Wahrheit, die Gerechtigkeit und Liebe ſelber iſt; und welcher auch in das verborgenſte Innerſte des Herzens ſchauet. Fühlen wir doch öfter ſchon in Gegenwart ſolcher Menſchen, von denen wir ſehr Hohes halten, jene Ungeſchicklichkeiten und Fehler in unſern Worten und Thun, welche uns im Umgange mit minder hoch gehaltenen gar nicht auffielen, und lernt doch ſelbſt der natürlich gute Menſch zuweilen Solche kennen, in deren Gegenwart es ihm unmöglich ſcheint, etwas Leichtſinniges zu thun oder zu reden, oder deren bloßer Blick ihn ſtrafet und zurecht weiſet, ſo oft die Zunge ſich verirrte. Wie vielmehr thut dies dann der Blick jenes unſichtbaren, und doch innerlich immer nahen, ja ſo gut als ſichtbaren Auges, voll ewiger Liebe, ewiger Treue, ewiger Wahrheit. Hier lernt dann erſt der Menſch, was er vor Gott, und mithin was er wirklich und wahrhaft ſey; vorhin wußte er nur was er zu ſeyn ſchien. Und in dieſer Schule, o Menſch! lernt das Herz des Chriſten jene feine eigenthümlichſte Sprache der Beugung und Demuth, welche du ſo oft nicht verſteheſt.

In dem früheren Tagebuche dankt alſo, wie ſchon erwähnt, unſer ſeeliger Tobias Gott, daß er ihm ein Herz gegeben, das Ihn allein liebt; in der Folgezeit, als er ſein Herz im Lichte geſehen, ſcheint das gerade eines ſeiner größeſten Anliegen geweſen zu ſeyn, daß er Ihn bei weitem nicht ſo ſehr liebe, als die ſichtbaren Freunde unter den Menſchen. Und dies wird wohl durch alle Zeiten eine Urſache innigen Schmerzens für das Herz des Chriſten ſeyn: daß es Den, der uns je und je und bis zum Tode geliebt, noch ſo wenig liebt; jedoch kann es auch zuweilen geſchehen, daß ein ſonſt ernſt und in Seiner Liebe treu gewordenes Herz, ſich auch zu ſehr mit einer ſolchen Sorge quält: wenn es ſeine Liebe zu Gott nach dem Maasſtab des wahrnehmbaren Gefühles meſſen will. Ueber dieſen Maasſtab ſchreibt der ſeelige Esper in einem Briefe an ſeinen brüderlichen Freund Kießling:

„Das übrige Ihres Briefes, betraf Ihr Herz. Sie glauben, daß, da die Empfindungen der Liebe gegen Ihre Freunde ſo ſüß, ſo fühlbar, ſo dringend ſind: ſo müſſen auch, und noch inniger, noch lebhafter, Ihre Gefühle der

Liebe gegen Gott beſchaffen ſeyn. Vergönnen Sie mir, Ihnen hierüber meine Gedanken zu ſagen:"

„Das Gefühl der Liebe, bei Erblickung eines Freundes, iſt natürlicher Trieb, durch die Sinnlichkeit verſtärkt: fühlbar, auffallend, mächtig, und unſrer ganzen menſchlichen Natur empfindbar gemacht. Gott lieben gehört mehr für unſren Geiſt; das Sinnliche an uns nimmt, der Natur der Sache nach, weniger Antheil daran. Solche Gefühle können demnach nicht immer für den äuſſern Menſchen das Auffallende haben, wie jene. So ſagt es Johannes, daß, den Bruder lieben, den man ſiehet, etwas mehr die Menſchlichkeit einnehmendes hat, als Gott lieben, den man nicht ſiehet. Es wird auch nicht in der Bibel von uns gefordert, Gott zu lieben, wie man einen Freund, in dem Gefühl der Sinnlichkeit liebt. Wenigſtens möchte ich ein dergleichen Gefühl nicht zum Probirſtein meiner Liebe gegen Gott erwählen. Nur Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, iſt unſre Pflicht. Iſt Gott und Jeſus mein Gedanken-Feſt; macht die Liebe zu Ihm das Triebwerk zur Thätigkeit meiner Seelenkräfte aus, daß dem Verſtand Seine Erkenntniß inniges Bedürfniß und Geiſtes Wonne wird; daß der Wink, Gott befiehlts, den ganzen Willen lenkt; daß die Beſorgniß, Seine Gnade zu verſcherzen, unſre größte Furcht iſt; daß die Erwartung, Seinen Beifall zu erhalten, uns jedes Gute durchzuſetzen feurig treibt; daß die Hoffnung, einſt bei Ihm zu ſeyn, unſers Lebens Balſam wird, ich ſage: ſteht es ſo in uns, ſo iſt das gewiß Liebe, wie ſie Gnade nur wirken kann. Zu den Graden der Liebe, giebt unſer Herr ſelber den ſicherſten Probirſtein dar: Wer mich liebet der wird mein Wort halten. Je mehr von dem letzteren geſchieht, je mehr iſt an dem erſteren wahr.„

In einem andern Briefe des ſeeligen Ecspers an unſern Kießling, wird dann auch zugleich noch, wie es aus dem Inhalt ſcheint, einer anderen Klage des Chriſtenherzens begegnet, welche freilich mit ſolchen Aeuſſerungen, wie die oben erwähnten des ältern Tagebuches (daß Gottes Lob, Gebet u. ſ. w. ſeine höchſte Wonne ſey) in geradem Widerſpruche ſtehet; jener Klage, daß es ſich beim Gebet gar nicht mehr Gott ſo nahe wie ſonſt, und oft wie von Ihm verlaſſen fühle: einer Klage, welcher übrigens der laute Dank immer zur Seite geht, der laute Dank für die Vorſorge im Geiſtlichen wie im Leiblichen, für die Vorſorge, welche dennoch dem Geiſte, und oft auf Wegen auf denen er es nicht erwartete, ſein tägliches Brod reichet, und auf die kleinſten, ſcheinbar unbedeutendſten Broſamen, den Seegen reichlicher Sättigung leget.

„So war es denn auch verſehen von unſerm Herrn, daß Ihnen auf die gedachte Weiſe wieder iſt neu gemacht worden, was Sie ſchon lange zu Ihrem Beſten gewußt: Du Herr kenneſt mich! Sein allſehendes Auge wacht über den Gang, welchen die Bildung unſeres Herzens durch das Zufällige nimmt. Wie oft hat mir ſchon ein verriſſenes Blatt aus einem Buche, die Geſchichte aus einem Calender, eine durchaus gottloſe Schrift, — die Rede eines Kindes; wie oft etwas ganz Widriges, kräftigen Zuwachs an Erbauung gebracht! Wer hier aufmerkſam iſt, wird echte Tiefen der Gottheit gewahr! Einem (ſeyn ſollenden) Gottesläugner, predigte der Anblick eines Strohhalmes, kräftig das Daſeyn Gottes. Der gräßliche Räuber Tullian, wurde durch den Anblick einer entzwei gehauenen Otter bekehrt. Ein däniſcher Theolog hat mit der Frage: „wer denn die Furcht in dem Menſchen gemacht“ die Syſteme einer ganzen Rotte, welche ſich wider das Chriſtenthum empörte und verſchwor, zu Boden geworfen. Unſer Herr fängt ſeine größten Werke alle vom Kleinen an. So iſts im Reiche der Natur, ſo iſts im Reiche der Gnaden. Oft erfahren wir auſſerordentlichen Einfluß Seiner Gnade; oft nimmt Alles ſeinen gewöhnlichen Gang in unſerm Geiſt. Keines ſoll uns befremden, keines ſoll uns lieber als das andre, dies aber das Allerwichtigſte ſeyn: „Laß dir an meiner Gnade genügen.“

„Sie ſcheinen mir, theuerſter Freund, hiermit nicht zufrieden zu ſeyn, wenigſtens ſchließe ich es aus Ihren Worten: daß Sie das Dringen der Liebe Gottes ſeit geraumer Zeit nicht ſo wie ſonſten gefühlt; ich ſage, mir däuchtet, der Mangel ſüßer Empfindungen wolle ſie etwas befremden.“

„Halten Sie dieſen Mangel für ein Merkmal Ihres Wachsthums im Guten. Nicht ſo? das Süße gehört nur für Kinder. Mit den Jahren verlieren wir den Geſchmack an demſelben. Kein Vater läßt erwachſenen Kindern mehr viel davon zu. Etwas von den Bitterkeiten jenes Kelches, welchen Er getrunken, iſt geſünder für den innren Menſchen. Das Bewußtſeyn: wir werden im Ringen nach der unverwelklichen Krone, und im Fleiß guter Werke erfunden, iſt mehr als Gefühl, in das ſich Natur allzuoft mengt. Schmecken wir denn bisweilen die Kräfte der zukünftigen Welt; ſo nehmen wir es mit der tiefſten Dankbarkeit an. In dieſer Lage feiern Sie das Gedächtnißfeſt der unüberdenklich großen Erſcheinung Gottes im Fleiſche. Hören Sie die Engelſtimme: Ehre ſey Gott in der Höhe! ſo, als wäre ſie erſt heute erſchollen. — Wie lange ſind dieſe denkenden Weſen bei der ſündenvollen Erde gedankenvoll ſtille geſtanden und haben gedacht: wozu dieſer Schandfleck unter Seinen ſo herrlichen Werken? Wie froh aber ſtimmten ſie an: Ehre ſey Gott! da ſie erfuhren, der ſo unerklärbar rätzelhafte Wohnplatz der Menſchen ſey zum Schauplatz der Langmuth, der verſchonenden Güte, der unbegränzten Barmherzigkeit, der ſtrafenden Gerechtigkeit, der Liebe, die nicht höher hinan kann, als daß ſie ſich dem Geſchöpf ſelber giebt, auserſehen, wozu ſich vollkommene und ſündige Welten nicht ſchickten. Kein Schöpfungstag hat Ihm noch ſo viele Ehre, als die Geburtsnacht Immanuels gebracht. O wie laut ſoll erſt das: „Ehre ſey Gott" in unſerm Inwendigen ſchallen. Erfahren Sie das Gute, von dem zugleich mit ausgerufenem Frieden. Freuen Sie ſich der auch mit eingeſchloſſenen Botſchaft: an den Menſchen ein Wohlgefallen."

8) Glauben durch Liebe thätig.

Wenn wir von dem, was Gott durch unſern ſeeligen Kießling gethan und gewirkt hat, auch nur jenen kleinen Theil betrachten, welchen Menſchen geſehen und erfahren haben, (den ungleich größeren hat nur Gottes Auge geſehen); ſo muß uns dieſes ſtille, der Welt verborgene Leben, einflußreicher, um ſich greifender und folgenreicher erſcheinen, als manches weltbekannte, laut geprieſene und überreich genannte. Da war jeder Schritt mit Seegen begleitet, faſt jede

Stunde des wachen Lebens, trug einen Gewinn, welcher zu dem Schatze, den ſich dieſer Reiche für die Ewigkeit geſammelt, hinzugethan wurde. Schon von dem Anblick des lieben, ernſten Beiſpieles, eines ſolchen innig chriſtlichen Lebens, noch mehr von ſeinem herzlichen Gebet, das er für die Errettung Aller, die ihm zu nahe kamen, im ſtillen Kämmerlein vor Gott brachte, und durch das Wort des Lebens, das er zu jedem Mitpilger, der ihm auf dem Lebenswege begegnete, faſt nach dem erſten Gruß ſprach, wachten in der Nähe und Ferne Zahlen dieſer Mitpilger auf, zum höheren, innren Leben.— In der Nähe und Ferne. Denn wer dieſen großen Kaufmann, welcher recht im Großen um das Heil der Seelen, ja um dieſe Seelen ſelber für das Reich Gottes handelte, in ſeinem reifern Alter kannte, der weiß, daß da immer Briefe aus mehreren chriſtlichen Ländern von Europa (beſonders aus England und Holland) ja auch aus Amerika, mit Beiträgen zur Unterſtützung der dürftigen Brüder, namentlich in Oeſtreich, wohin unſer ſeeliger Tobias jährlich mehrere Male reiſte, oder mit andern Aufträgen und Mittheilungen zum Aufbau des Reiches Gottes gehörig, einliefen, welche, wenn der Tag, der dem irdiſchen Beruf großentheils beſtimmt war, nicht zureichte, bei Nacht beantwortet wurden. Ja, dieſe ſtillen Stunden der Nacht verwendete unſer Seeliger, der nach dem Tode des Vaters einen großen Theil ſeines

Jünglings- und Mannesalters hindurch an ſeinen ſieben jüngeren Geſchwiſtern Vaterſtelle vertreten mußte, auf die vielſeitigſte Thätigkeit für die Verbreitung der Bibel, noch lange vorher, ehe in unſerm Vaterlande und auch in England eine ſogenannte Bibelgeſellſchaft war; auf die innerſten Hauptangelegenheiten der chriſtlichen Kirche, und für das äußere Bedürfniß ihrer armen Gemeinden, ſo wie der einzelnen Glieder. Oefters blieb ihm keine Zeit zum Eſſen, und ſeine Speiſe war es dann, wie Deine, Der in ihm lebte: „den Willen zu thun ſeines Vaters im Himmel.“ Wenn er dann, ſo oft ſich nur eine Gelegenheit dazu zeigte, einmal eine andre Freude, ein andres Vergnügen ſuchte (denn die Menſchen ſind gar vergnügungsſüchtig) ſo beſuchte er die treuen, einſamen, von der Welt gering geachteten Freunde des Herrn, oder er erquickte und tröſtete die Armen, die Gefangenen, die Kranken, die Sterbenden. Denn unſer ſeeliger Tobias hatte eine ſolche Natur, welche lieber weint mit den Weinenden, als laut lachet mit den laut Lachenden, obwohl er ſich auch gern freuete mit allen denen, welche ſich freueten in dem Herrn und in ſeinen rechten Gaben. O lieber Herr! hätte doch einer von uns erſt auch eine ſolche Natur! Ja, er bittet dich darum!

Wir wollen aber einige von dieſen ſeinen Geſchäften, ſo wie auch von ſeinen Vergnügungen, hier etwas genauer, ſo wie ſie uns unter die Hände fallen, betrachten.

9) Menſch, beſtelle dein Haus.

Dieſe Ueberſchrift iſt nun wohl hier in anderm Sinne gemeint als gewöhnlich. Denn ich meine damit: ein Menſch, der Chriſtum liebt und die Brüder, ſo wie das unſer ſeeliger Tobias that, der ſoll doch zuerſt (obgleich ein Prophet gewöhnlich am wenigſten gilt in ſeinem Vaterlande und unter ſeinen Leuten) für ſein Haus, für Vater und Mutter, für Geſchwiſter, Frau und Kinder, und Alles was dazu gehört, ſorgen. Denn es iſt doch nicht Zufall, daß der liebe Gott mir gerade dieſen da zum Bruder, zum Schwager, zum Gevatter gegeben hat: *die* ſind mir doch zunächſt näher als andre Leute in Sachſen und Oeſtreich, und für *die* ſoll ich zunächſt zum lieben Gott beten, daß er ſie über alles was ich armer, einfältiger Menſch weiß, glücklich und ſeelig *in* Sich und *durch* Sich machen möge.

Die Tagebücher unſers ſeeligen, lieben Tobias Kießling enthalten auch faſt auf jedem Blatte ein herzliches, recht zu Gott dringendes Gebet für die lieben Seinigen: für Vater und Mutter, für Brüder und Schweſtern und Schweſterkinder. Denn dieſe letzteren waren ihm, da er ſelber ſich nie verheirathete, wie eigene Kinder.

Nun, dies Gebet hat der liebe Gott reichlich erhört. Denn ſo ſehr auch die lieben, nun meiſt bei Gott, ja bei Gott verſammleten Verwandten, dem Fleiſche nach, anfangs ſtutzten, als unſer ſeeliger Tobias von nichts mehr wiſſen wollte als vom Herrn, ſo wirkte doch gar bald das fromme, liebevolle Beiſpiel; das zur rechten Stunde tief eindringende Wort, und vor allem das ſtille, nur Gott bekannte Gebet ſo mächtig auf Alle, die zum Hauſe unſers lieben Tobias gehörten, daß faſt allen nach der Reihe eine Stunde des Aufmerkens und der innigen Theilnahme an dieſem ſeeligen Leben kam.

Dem Joſeph träumte, eilf Sterne, und Sonne und Mond, bedeutend die eilf Brüder und Vater und Mutter, neigten ſich vor ihm: vor unſerm lieben Tobias (man kann es ja wohl nun ſagen, denn er iſt todt, und Sonne, Mond und Sterne die hier gemeint ſind, glänzen auch meiſt nicht mehr in der ſichtbaren Welt), beugten ſich auch noch Sonne und Mond und die meiſten der hier gemeinten Sterne.

Beſonders die liebe, ſeelige Mutter fand noch auf Erden in und durch ihren Sohn, dieſen ganz beſonders geliebten Tobias, jenen vollen, innren Frieden, welchen ſie längſt geſucht hatte. Und unter allen Geſchwiſtern fand ihn wohl zuerſt die liebe, theure Schweſter Felicitas, die längſt ſchon als Himmelsjungfrau beim Herr daheim iſt. Lieber Leſer! ich wollte wir hätten Zeit und Raum, den ſchriftlichen Nachlaß dieſer ſeeligen Himmelsjungfrau mit einander zu leſen und zu betrachten. Im Himmel (Gott gebe daß wir da hinauf kommen!) erfahren wir aber noch viel mehr von ihr, oder eigentlich von Ihm, dem Herrn, der in ihr lebte, als der ſchriftliche Nachlaß und alle mündliche Erzählungen der Hinterbliebenen von ihr ausſagen.

Beſonders war die ſeelige, liebe Felicitas nach allen ihren Kräften bemüht, junge Seelen für den Herrn und ſeinen Geſalbten zu wecken und zu erziehen, und auf dieſe Weiſe hat dieſe Jungfrau mehr Kinder für das eigentliche Leben gebohren, als manche fruchtbare Mutter für das ſcheinbare Leben dieſer Sinnenwelt. Es war der Unterricht, der belehrende Umgang mit jungen Mädchen, welche ſie und ihre kleine Pathe beſuchten, wohl vor allem ihr liebſtes, ihr Hauptgeſchäft, wobei ſie treulich das Hausweſen ihres lieben Tobias beſorgte und zu ihrer Erholung mit ihm und gleichgeſinnten Seelen ſich durch Geſang und gemeinſchaftliches Gebet erquickte mit ihm die Kranken beſuchte, Nothleidende verſorgte, Trauernde tröſtete, Sterbende geleitete: mit ihrem Gebet und ihrer mildthätigen Liebe zur Pforte der Ewigkeit.

Ihre Seele hieng auch an den lieben Kleinen, die ſie mit heißem Gebet und Thränen an das Tageslicht der Ewigkeit geboren, mehr noch als eine Mutter an dem Säugling, den ſie aus irdiſche Tageslicht geboren. Lieber Leſer! ich muß hier abermals, ſo gern ich auch das aus guten, ernſten Gründen vermeiden möchte, eine Geſchichte erzählen, welche in die Traumwelt hinüberſpielt. Magſt du dir dabei denken, was du willſt, mir, wie meiner Freundin, iſt ſie ein Beweis: daß die Seelen auch da jenſeits ihrer Lieben gedenken, mit und in jener Liebe, welche nie aufhört.

Eine Freundin des Herrn, die auch mich würdiget, mich ihren Freund zu nennen (möge ſie doch auch da jenſeits, mit jener Liebe welche nicht den Staub liebt, ſondern nur das was Dich, o mein Gott liebt, zu mir ſagen können „mein Freund!“) hatte auch als Kind von der ſeeligen Felicitas die erſten Eindrücke des ewigen Lebens empfangen. Nach dem Tode der lieben, geiſtlichen Mutter gerieth meine Freundin in äuſſere Verhältniſſe, wo es gar nahe daran war daß jene ſeeligen Eindrücke verlöſchen wollten. Und gerade in der

Zeit der größten, innerlichen Gefahr, träumte es ihr faſt jede Nacht, die ſeelige Felicitas, als verklärter, vollendeter Geiſt, trete allenthalben, wo ſie gieng, auf der Straße und im Hauſe, zu ihr, ermahnte ſie, ermunterte und erinnerte ſie an das eine Nothwendige.

Die Folgezeit hat gezeigt, und Deine Ewigkeit wird es noch mehr zeigen, daß dieſes Saamenkorn, von der ſeeligen Felicitas ausgeſäet, nicht unfruchtbar geweſen. Ja mein Gott! auch wir Siechen im Staube freuen uns an jeder vollwichtigen Aehre, welche Du einbringeſt in deine ewigen Scheuern. Erhalte Du was dein iſt, o du Herr der Ernte!

Die Mutter ſtarb ſchon frühe (am 17ten Nov. 1778) und mir ſcheint das, was der ſeelige Esper, der gute Engel der unſern Tobias durch dieſe ganze Parthie des Lebensweges begleitete, im zweien ſeiner Briefe von ihr ſagt, die wir hier theilweiſe anfügen wollen, ein treffenderes Bildniß von dieſer Mutter zu enthalten, als irgend eines, das ſich etwa von einem Mahler vorfinden möchte. Die hieher gehörigen Stellen jener Briefe heißen alſo:

„Eins in Ihrem Briefe hat mich innig betrübt. Sie gedenken Ihrer theuerſten Frau Mutter mit dem Beiſatz: ſie eilt ihrer Auflöſung entgegen. Iſt es denn ſo entſchieden, daß ſie nicht lange mehr im Leibe zu wallen habe? Doch iſt ſie ſtark an dem inwendigen Menſchen, männlich im Glauben, gerüſtet in Gedult, ſtark in Hoffnung zum Kampfe, der unſrer Treue mit der Krone des Lebens lohnt. Der Allmächtige, welcher für uns dem Tode die Macht genommen, nehme ſie gegen alle Schreckniſſe in ſeinen Schutz, „falls die lange Grabesnacht ihr noch viel Bedenken macht." Er lehre ſie die überſchwengliche Kraft ſeiner Verheißung erfahren: ich lebe und ihr ſollt auch leben. Nun iſt Leben der Ausgang von unſerm Sterben, was klagen wir? Leben ſuchen wir ja. Es darf uns ja der letzte Feind nichts nehmen, als weſſen wir ohnedem immer gern wären los geweſen: unſere Schmerzen, unſer Elend."

Auch „um mich und die Meinigen, hat es ſeit drei Wochen ein wenig trübe geſehen. Mich warfen empfindliche Schmerzen auf einmal zu Boden. Meine vier Kinder wurden zu gleicher Zeit von den Blattern überfallen. Die Geſundheit meiner Frau fieng auch an zu ſinken. Es iſt faſt ſo, wie in dem Schiff der Jünger um uns geworden. Wenigſtens wollte die Kleinmuth das ſchon Ungewitter nennen, was doch nur Dunkel war, ohne welches ſich die Herrlichkeit des Herrn nie zu offenbaren pflegt. Nun fängt es an wieder hell zu werden.

Die Kleinen verlaſſen allmählich ihr Lager; ich zwar hüte das Bette noch, doch ſo erträglich, daß ich mich aus demſelben mit Ihnen ſchriftlich beſprechen und unterreden kann. O wie wahr: Er rettet aus ſechs Trübſalen, und läßt auch in der ſiebenten, in der, welche uns allen unſern Trübſalen entreißt, ſeine Erlöſten keinen Unfall rühren. Das erfahren wir ſo oft, und glauben es doch immer ſo ſchwer und ſelten, bei dem Anfang unſrer Leiden, und könnten ſo viel ſeeliger Gelaſſenheit genießen, wenn wir es vor dem Erfahren ſchon als das Zuverläßigſte glaubten. O du güldene Wahrheit: er wird dich aus ſechs Trübſalen erretten und in der ſiebenten keinen Umfall rühren laſſen. O umſchätzbar große Wahrheit, werde doch von heute an bis zum letzten Hauche unüberwindlich feſte geglaubt. Sagen Sie auch Ja und Amen dazu!"

Vierzehn Tage ohngefähr nach dieſem Briefe antwortete der ſeelige Esper bereits auf die Anzeige von dem Tode der treuen Mutter:

„Mein ganzes Herz hat bei der Ihnen (durch den Tod Ihrer theuern Mutter) geſchlagenen Wunde mit geblutet. Müßten wir ja an ſich ſchon todt ſeyn, wenn uns das Todtengeläute unſerer Freunde nicht aufzuwecken vermöchte! Nun, wie erſt da, wo man die Sterbeglocke nicht mehr als ein ängſtliches Sturmläuten, ob dem Einbruch des letzten Feindes, ſondern als ein dem müden Arbeiter willkommenes Zeichen von dem nun endlich vorhandenen Feierabend betrachten darf! O wie miſcht ſich da Freude und Betrübniß ſo fühlbar durcheinander! wie erwacht dabei der Chriſt in ſeiner ganzen Kraft!“

„Eben iſt es ein Jahr, daß ich dies bei gleichem Verluſt wie der Ihrige erfahren. Alles wurde mir jetzt wieder neu. Neu der ewigen Eindruck machende Abſchied einer zärtlich liebenden Mutter von den Ihrigen, neu das Bild ihres ſanften Todten-Schlummers im Sarge, ihr Triumph-ähnlicher Hinzug zum Grabe — dieſer Pforte der Ewigkeit; neu der Eindruck vom nachweinenden Schmerz, vom Sehnen, auch daheim und bei Chriſto zu ſeyn, vom Nichtmehrſehen in den Hütten der Mühſeeligkeit! Kurz, ich bin recht nahe bei Ihnen und Ihren traurenden Geſchwiſtern geweſen. Ach, Väter-Tod iſt ein Donnerſchlag, der Mutter Sterben iſt eine Wunde, mit tief nagendem Schmerz.“

„Wie ſchön aber, daß Sie dieſe Wunde als ein Mann in Chriſto ertragen. Es iſt ja wohl dies, womit Sie ſich aufrichten, das kraftvollſte Todten-Lied bei dem Grabe der Unſern: Er hat Alles wohl gemacht! — Sollten wir der unendlichen Liebe, ſollten wir der ewigen Sorgfalt dieſe Schmach, dieſe Verläumdung nachreden, ſollten wir es auch nur zu denken uns wagen: ſie habe es mit dem wichtigſten Theil des Lebens, mit dem letzten Augenblick, nicht zum Beſten gemacht? O der zerfleiſchte, nach tauſend Martern zu Staub verbrannte Märtyrer jauchzt ſich Ewigkeiten hindurch an dem Text zum Geſang im höheren Chor, nie ſatt: Er hat Alles wohl gemacht! und wir in dem Krankenbette, wie in einer Wiege über das Todten-Thal hingetragene Kinder — — — Nein, Er ſieht immer, auch bei ſeinem Feinde, der Ihn nie geliebt, Er ſieht vornehmlich bei den Seinen, die beſte Stunde zur letzten aus. Dorten ſetzt er ſie an, wo das Urtheil noch am erträglichſten, hier, wo die Seeligkeit am gewiſſeſten iſt. Freuen Sie ſich, daß der Stamm, von welchem Sie die erſten Lebenskräfte geſogen, ſchon ins Unſterbliche übergepflanzt iſt. Wie mag die Seelige um das unverletzte Durchbringen der zurückgelaſſenen Zweige den Liebhaber der Menſchen ſo ſehnlich bitten! Acht ſolche Kinder, ich ſchreibe meine einfältigen, und von allem Schmeicheln entfernten Gedanken, ſind vor den Menſchen ihr eine ruhmvolle Krone geweſen. Und was werden ſie ihr dorten ſeyn? Acht Kinder, für den Immanuel, zum Lohn

Seiner Schmerzen gebohren, was werden dieſe ihr dorten ſeyn? Es bleibe doch ja keines von Ihnen allen, — bei der Liebe zu Ihrer theuerſten, zu Ihrer unvergeßlichen, zu Ihrer vollendeten Freundin bitte und beſchwöre ich Sie — es bleibe keines von Ihnen allen dahinten! Ewig leben, iſt ja doch wohl der Mühe werth, daß man den noch übrigen Theil der Jahre Chriſto lebt. Rechnen Sie nur! Gott ewig ſchauen, für einen von eitler Thorheit abgekehrten Blick. Mir däuchtet, es kommt reichlich wieder herein!" —

Und ſo wachte denn auch auſſer der Mutter und auſſer der Felicitas noch manche theure Seele unter denen auf, die unſerm ſeeligen Tobias dem Fleiſche nach die nächſten waren. Ich will aber hier dem lieben Gott nicht ins Handwerk greifen und die irdiſchen, vergänglichen Namen einiger noch Lebenden nennen, die doch auch ſchon einen neuen und ewigen Namen haben, den niemand kennet, als der ihn gab, und der ihn empfieng. Ja, Gott gebe und erhalte das!

So hatte denn unſer ſeeliger Tobias vor allen Dingen, wie die Ueberſchrift dieſes Abſchnittes ſagt, ſein Haus beſtellet, wie der fleißige Ackersmann ſeinen Acker beſtellet. Da war freilich neben dem fruchtbaren Saamenkorn auch manche Thräne mit hineingefallen in die Furchen, aber die Thränen ſind nun auch alle zu edlen Perlen geworden, und die Seufzer und Gebete, von manchem harten Widerſtand erpreßt, waren ein Thau, der die Ausſaat wachſen machte.

Ja, nicht blos die zunächſt dem Fleiſche nach Verwandten, ſondern auch die ſonſt noch — durch allerhand Dienſt- und tägliche Brod-Verhältniſſe — zum Hauſe des ſeeligen Tobias gehörigen Seelen, wachten großentheils, durch den täglichen Anblick dieſes fruchtbaren Beiſpiels, zu einem neuen Leben des Ernſtes, der Liebe zu Gott und zu den Brüdern auf, und wir ſprachen ſchon oben davon: daß ſelbſt Solche, welche anfangs-Feinde, ja „Verfolger" dieſer neuen, innern Geiſtesrichtung unſers ſeeligen Tobias geweſen, durch ſeine ausdauernde, immer freundliche, geduldige Liebe, zuletzt gar für ihn, oder vielmehr für das was ihm lieber war als er ſich ſelber, gewonnen wurden.

Aber auch auſſer dem Hauſe, ja auſſer der Stadt und auſſer dem Lande, in welchem unſer ſeeliger Tobias geboren war, ſind die Fußtapfen dieſes Stillen im Lande nicht ohne Seegen, nicht ohne Früchte für die Ewigkeit geweſen, welche öfters da aufkeimten, wo das menſchliche Auge ſie kaum erwartet hätte und die alte Wahrheit, über welche auch ein Brief des ſeeligen Esper, aus welchem wir die hieher gehörige Stelle auf Seite 110. geleſen haben, ſpricht, daß im Reiche Gottes wie in jenem der Natur, Großes und Herrliches aus ganz kleinem und ſcheinbar unbedeutendem Anfange hervorgehe, auf eine gar auffallende Weiſe beſtätigten. Wir wollen hierbei die chronologiſche Ordnung nicht zum nächſten und wichtigſten Leitfaden dieſer (innerlich) reichen Lebensgeſchichte wahlen, ſondern von hier aus den Leſer zuerſt in eine geſegnete Lebensſtunde unſers Seeligen einführen, welche (wir wiſſen das nicht, aber die Geſchichte ſelber iſt allen näheren Freunden des Seeligen bekannt) vielleicht vor, vielleicht auch kurz nach dem Tode der ſeeligen Mutter Magdalena Kießling eingetreten.

Zeige denn auch das nachſtehende Beiſpiel, daß ein eigentliches, waches Leben überall, wo es hintritt, wiederum Leben wirkt und weckt; wie die Sonne allenthalten, wohin ſie ſcheinet, ganz ſtille und geräuſchlos das Dunkle licht machet und den Tag ausbreitet, über Berg und Thal, Höhen und Tiefen.

10) Wozu die Fliegen gut ſind.

In Kräutles, unweit Zirndorf an der alten Veſte, lebte noch vor wenig Jahren ein alter, trefflicher Bauersmann, welcher auch Kießling hieß, und den Gott reich geſegnet hatte an Gottesfurcht und Gottvertrauen, Liebe und allerlei fruchtbarem Erkenntniß. Mancher unter uns hat dieſen Patriarchen mit ſilberweißem Haupte noch gekannt, denn es beſuchten ihn gar viele Leute aus der Stadt, von allerlei Stand und Gemüthsart, die ſich an dem freimüthigen, frommen, heitren Greiſe freuten, aus deſſen Angeſicht, ſo wie aus jedem Worte Liebe und klarer, kräftiger Ernſt ſprach. Mancher hat auch am Tiſche dieſes Alten außer dem Glaſe trefflicher Milch und dem Brod, womit er die Beſuchenden freundlich bewirthete, noch ganz andre, bleibendere Gaben empfangen: einen Eindruck von Frieden, Freudigkeit und Liebe, welchen nur die Gottesfurcht geben kann. Wenn aber auch Jeder, der einmal bei dem alten Kießling in Kräutles zugeſprochen, etwas an dieſem lieben Hauſe zu rühmen weiß, der eine die Reinlichkeit und Ordnung, der andere die Freigebigkeit, der dritte die freundlichen Geſichter des Vaters, wie der Mutter und all der Kinder und Enkel um den Tiſch her, ſo haben doch eigentlich nur die den alten Wolfgang Kießling recht gekannt, die ihn haben beten hören mit den Seinen aus einem einfältigen Herzen voll Liebe und feſtem Gottvertrauen.

So wie er da als Greis beten konnte, hatte er nicht immer beten können, und es hatte auch ihm eine Stunde kommen müßen, wo er nach kurzem Schmerzen inne wurde, wie nahe und wie freundlich Gott einem jeden Herzen ſey, das ihn einfältig auf dem Wege ſucht, auf welchem er immer ſteht und unſer wartet: auf dem Wege der rechten Demuth.

Dieſe Stunde kam ihm ſo:

Eines Sonntages des Nachmittags war unſer Johann Tobias, der damals ſchon lebendig an ſeinem Herzen erfahren, wie nahe und freundlich uns Gott iſt, auch hinaus nach Kräutles gegangen zu ſeinem Namens-Vetter, der ihn gerne hatte, obgleich er vieles von dem, was ſeit einiger Zeit der Tobias mit ihm aus vollem, überfließenden Herzen ſprach, nicht recht verſtund, auch im Grunde genommen, nicht recht mochte. Es war gerade mitten in der Sommerzeit, und die Stube ganz voller Fliegen, welche ſich dem Tobias, während dieſer ſprach, auf die Naſe und ins Geſicht und die gepuderten Haare ſetzten, auch zum Theil in die Milch fielen. Darüber wurde der Wolfgang ganz böſe, und ließ den Tobias immer fort ſprechen, während er brummend mit der Fliegenklatſche in der Stube umhergieng und eine Fliege nach der andern todt ſchlug.

Endlich ſagte Tobias, nachdem er ihm lange zugeſehen: ei Mann! ſag mir doch, was du heut ſo brummſt und ſchlägſt nur Fliegen todt, ſetz dich doch noch ein wenig bei mir nieder und laß die armen Thierlein leben, wer weiß wozu ſie auch gut ſind. Ei, ſagte der Wolfgang ganz ärgerlich: das Geſchmeiß da leben laſſen! — ſagts geſcheiter; möcht ich doch wiſſen, wozu in der Welt ſolche Beſtien gut ſeyn ſollten und warum unſer lieber Herr Gott ſolch Zeugs da erſchaffen hätte, das nur Menſchen und Vieh plagt, und verunreinigt einem die ganze Stube.

Johann Tobias führt die Geſchichte von einem Bauer, den eine Fliege weckte und auch einiges aus der Naturgeſchichte an, wozu die Fliegen wohl gut ſeyn möchten, z. B. als Futter für manches arme Vögelein; jener aber ſpricht: ei was! Vögelein hin, Vögelein her, und wird zuletzt ſo zornig daß er faſt in etwas auf unſern lieben Herr Gott ſchilt, von wegen der Erſchaffung der Fliegen.

Da ſteht der Tobias auf und tritt näher an ihn hin und ſagt: Wolfgang! iſt das auch recht von dir, daß du armer Wurm dich unterſtehſt mit unſerm Herr Gott zu rechten und an ſeiner Schöpfung zu meiſtern? ei was iſt noch für Zorn und Ungeduld in deinem Herzen und biſt doch ein Mann der ein Chriſt ſeyn will. Wirſt dich wohl auch noch anders vor unſerm Herrn demüthigen müſſen und beten lernen: ei lieber Gott, mein armes Menſchenherz iſt ganz böſe von Jugend auf, gieb du mir doch ein neues, beſſeres Herz.

Der Wolfgang wird darauf ſtille, legt die Fliegenklatſche hinter den Tiſch und geht hinaus, bleibt aber ſo lange auſſen, daß den Seinen zuletzt bange um ihn wird. Da geht ihm die Mutter nach und findet ihn endlich im Stalle, wo er kniet und mit vielen Thränen betet: ja, lieber Gott, ich bin ſehr bös und habe das noch niemals ſo gewußt als heute. Aber du biſt ſehr gut und biſt und bleibſt doch mein lieber Herr in alle Ewigkeit, und das habe ich auch noch niemals ſo gewußt und erfahren als heute.

Von dieſer Stunde an begann denn auch für den Kräutler Kießling ein neues, innigeres Leben ſeines Chriſtenwandels. Seitdem wußte er denn auch, daß die Fliegen doch wohl auch in der Welt zu etwas gut ſeyn könnten, denn ſie hatten einer armen Menſchenſeele zur lebendigen Selbſterkenntniß, und hierdurch zur lebendigen Gotteserkenntniß geholfen und zu dem recht innigen, beſtändigen Gefühl, der lieben, treuen Gottesnähe.

Weil wir denn hier den Leſer einmal in das liebe Kießlingiſche Haus nach Kräutles geführt haben, ſo ſoll er auch da nicht wieder hinausgehen, ohne den alten Wolfgang Kießling in ſeinem einfältigen Gottesvertrauen beten gehört zu haben.

Die liebe, treue, fromme Hausfrau war am Tode, und der Doctor ſo wie der Beichtvater hatten geſagt, es ſey nun keine Rettung mehr da vor Menſchenaugen, und Kießling ſolle ſich nur in Gottes Willen ergeben.

Das Geſicht war todtenbleich, und kalter Todesſchweiß ſtund an der Stirne, der Odem gieng ſchwer aus und ein, die fleißigen, treuen Hände zuckten am Bette, die Lippen, die nicht mehr ſprechen konnten, zitterten.

Das Häuflein der noch unerzogenen Kinder war ums Bette her, und die größeren weinten laut um die Mutter, die ganz kleinen aber ſpielten dazwiſchen wieder unten am Bett, denn ſie wußten nicht warum ſie weinten.

Da gieng der ſtarke Schmerz dem Vater durchs Herz, und er faßte die Kleinſten auf ſeine Arme und die größeren folgten nach, und ſo gieng er mit den Kindern in die Oberſtube. Da riß er die Flügel an beiden Fenſtern auf, daß Gottes freie Morgenluft hereinwehen konnte, und knieete ſich dann hin auf den Boden und die Kleinen knieten alle um ihn her. Da hub der Vater ſeine Hände auf und ſeine Stimme, und betete laut zum lieben Gott:

„Ei lieber Herr! du willſt mir meine liebe fromme Frau nehmen und du weißt auch, mein lieber Herr! daß ich ſie dir gerne laſſen wollte, denn ich bin dein und ſie iſt dein und ich weiß wohl, daß ſie es bei dir in deinem Himmel beſſer hätte, als hier bei mir. Aber sieh doch lieber Herr! die armen, unerzogenen Würmer da, die können ihre fromme Mutter, die ſie in deiner Gottesfurcht erzieht, noch nicht gerathen. Nimm' du den armen Würmern ihre Mutter noch nicht du lieber Herr! müßt ich ſie doch, wenn du ſie uns nähmeſt, mit meinem Geſchrei von deinem Himmel wieder herunter holen, du lieber, treuer, gütiger Herr! Laß du ſie uns noch manches Jahr, bis die Kinderlein da groß ſind, dann kannſt du ſie ja gerne in deinen Himmel nehmen. Und Ja Amen in Jeſu Chriſto, du wirſt ſie uns laſſen, denn du hörſt das Geſchrei der Elenden in ihrer Noth.“

Und das Geſchrei des ſtarken Glaubens drang durch. Kießling ſtund freudig und getröſtet auf vom Boden, und gieng mit den Kindern wieder hinunter. Und mit der guten Mutter beſſerte ſichs von jener Stunde an, und Gott hat ſie ihren Leuten noch manches Jahr erhalten, bis die Kinder alle groß geworden waren und in aller Gottesfurcht erzogen.

Oben, Seite 129., wurde einer Geſchichte von einem ſchlafenden Bauern erwähnt, den eine Fliege weckte und ihm dadurch das Leben rettete. Da jene Geſchichte ganz mit zu dieſem Abſchnitt gehört, indem ſie einer von jenen Vertheidigungsgründen des Fliegenlebens war, welche unſer Kießling ſeinem Freund Wolfgang anführte, ſo erzählen wir ſie hier noch nachträglich.

Ein Bauersmann arbeitete einmal bei großer Sonnenhitze auf ſeinem Felde. Da er ſo ſchon manche Stunde, früh von Tagesgrauen an, gar emſig geſchafft hat, fühlt er ſich müde und matt, und will ein wenig ausruhen, auf dem kühlen Gras im Schatten. Darüber ſchläft er aber bald ganz feſte ein. Indeß kommt ein weidender Stier herbei, wird über den ſchnarchenden Bauer ſcheu, und will ihn eben mit ſeinen Hörnern aufſpießen und wegſchleudern, da kommt im rechten Augenblicke eine Fliege, ſticht den Schläfer auf die Naſe, daß dieſer erwacht, die Gefahr ſieht, und durch ſein ſchnelles Aufſpringen eben noch ſich retten kann.

Es gehört aber eigentlich noch eine Geſchichte in dieſes Capitel, der Ueberſchrift wegen, „wozu die Fliegen gut ſind“, eine Geſchichte, die übrigens mein lieber Kanne in ſeiner Sammlung wahrer und erwecklicher Geſchichten aus dem Reiche Chriſti und für daſſelbe, Nürnberg 1815, aus Mortimers Geſchichte der Miſſions-Sozietät erzählt hat. Indeß ich weiß, es iſt ihm recht, wenn ich ſie, der Vollſtändigkeit des Capitels wegen, hier noch einmal erzähle.

In England war ein alter Gaſtwirth, der hatte oft geſchworen, ihn ſolle Keiner dazu bringen, eine Methodiſten-Predigt anzuhören. Denn vermuthlich hatte er bemerkt, daß manche ſeiner Gäſte, die vorhin ſeinem Bierhauſe gar fleißig zuſprachen, ſeitdem ſie dem Gottesdienſt der Methodiſten beiwohnten, erſt weniger, dann gar nicht mehr gekommen waren, weil ihnen die Unterhaltung im Bierhaus jetzt nicht mehr gefiel; ihm aber ſchmeckte das gute Bier gar fein, und die Unterhaltung in ſeinem Bierhauſe auch, da wollte er ſich denn durch dieſe Methodiſtenköpfe nicht daran irre machen laſſen.

Nun liebte aber, wie es ſcheint, unſer alter Gaſtwirth die Muſik, und hatte Gefallen an ſchönem Geſange; die Methodiſten aber, das hörte er oft, haben einen ganz beſonders ſchönen Kirchengeſang. Da geht er doch einmal in ſo eine Methodiſtenkirche hinein, um die Leute da ſingen zu hören, aber zugleich ſchwört er noch einmal: von der Predigt wolle er kein Wort hören. Da alſo der Geſang aus iſt, und der Pfarrer fängt an zu ſprechen, hält mein Gaſtwirth beide Fäuſte vor die Ohren, daß er auch kein Wort von der Predigt hören kann. Aber es giebt eine Art Fliegen, die Stechfliege (Stomoxys calcitrans Fabric.) die ſticht den Menſchen und das Vieh gar ſchmerzhaft in die Haut. Eine ſolche kam und ſtach dem Gaſtwirth in die Naſe und der mußte wenigſtens eine Fauſt vom Ohre loslaſſen, um die Fliege zu verjagen. Da ſpricht gerade in dem Augenblicke der Pfarrer auf der Kanzel mit lauter Stimme die Worte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre" und ſieht dabei wohl ganz ernſthaft aus. Der Gaſtwirth, der zwei Ohren hatte, läßt nun die andre Fauſt auch vom Ohre los und hört zu. Und ſiehe, da hört er Dinge, die ſeine ganze Seele erſchüttern. Er kann während der ganzen Predigt keine Hand mehr ans Ohr bringen und da die Predigt aus iſt, iſt es auch aus mit ſeiner bisherigen Verſtocktheit und geiſtigen Schlafſucht; er wacht auf und wird von jetzt an allmälig ein andrer Menſch, der dann auch eine höhere Herzensfreude ſchmecken und kennen lernt, als die armſeelige, vermeintliche, des Biertrinkens.

---

11) Kießling, als Tröſter.

Wir wollen den Leſer noch in eine ſolche liebe Bauernfamilie, nach Schnepfenreuth führen, in deren Hauſe ſich der ſeelige Tobias oft erholte und zum kräftigeren Fortarbeiten für das Reich Gottes ſtärkte. Da, in dem reinlichen, ſtillen Oberſtübchen, welche er ſein kleines Paradies nannte, und von wo man weit hinausſchauen kann ins Grüne, hat er oft gebetet für die freundlichen, frommen Bewohner des Hauſes, für ſich und alle Brüder. Damit wir nicht alleine nach dem lieben Bauernhauſe hinausgehen dürfen, wollen wir einer armen Leidenden, von innrer Noth tief gebeugten Frau nachfolgen, wie ſie aus der Predigt in der Lorenzer Kirche hinausgeht vor die Stadt, nach ihrem Hauſe. Denn dieſe treffliche Frau, die nun ſchon lange Troſt und innren Frieden gefunden hat, auf die vieljährigen Schmerzen, wohnt jetzt in Schnepfenreuth und iſt die Hausfrau in dem nämlichen Hauſe, das unſrem ſeeligen Kießling ſo oft ein lieber Sommeraufenthalt war.

Die Geſchichte die wir hier zuerſt erzählen, fällt freilich ſchon in eine etwas ſpätere Zeit — in die Periode des näheren Verhältniſſes unſers Tobias, mit Pfarrer Schöner, und auch um manches Jahr ſpäter, als die Bekanntſchaft unſers Seeligen im S...lſchen Hauſe zu Schnepfenreuth; die chronologiſche Ordnung iſt jedoch überhaupt nicht die, der wir hier zunächſt, und am meiſten folgen wollen, ſondern eine andre, tiefer liegende.

Der Pfarrer Schöner, von welchem wir hernach noch viel zu erzählen haben werden, bemerkte auf eine gewiſſe Zeit in allen ſeinen Predigten eine Frau, welche gar tief bekümmert, bleich und abgezehrt ausſahe, welche mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jedes Wort von ſeinem Munde nahm und ihre Thränen nicht verbergen konnte, die dann, bei einzelnen Stellen ſeiner tief eindringenden Predigten, häufig über die bleichen Wangen herunterrannen. Er wird aufmerkſam auf dieſe Leidende, denn er bemerkt wohl, daß ihre Noth keine gewöhnliche, äuſſerliche, leichter zu lindernde ſeyn könne, ſondern eine tiefer liegende innere, weil, ſo oft er ein Wort ſpricht, das auf dieſe Art von Leiden hindeutet, oder einen Troſt für ſolche in ſich faſſet, ihre Rührung ganz unverkennbar größer wird.

Da erzählt er ſeinem Freunde Kießling von der leidenden Frau, und erſucht denſelben, die Urſache ihrer Thränen genauer zu erforſchen. Kießling wird nun auch auf ſie aufmerkſam, und an dem einen Sonntags Nachmittag, da die Frau nach ihrer Weiſe auch wieder bis zuletzt geblieben war, um erſt alle Andre aus der Kirche fortgehen zu laſſen, damit ſie dann einſam und ungeſtört ihren Weg hinaus vor die Stadt nach ihrer Wohnung gehen könne, folgt ihr der ſeelige Tobias nach. Er fragt ſie, ob ſie auch in der Kirche geweſen ſey, und ob ſie den Prediger wohl verſtanden habe, und da ſie auf beides mit einem kurzen Ja geantwortet, fragt er ſie weiter: ob ſie wohl auch ſchon ſolche Leidensſtunden gehabt habe als die, von denen heute der Prediger geſprochen? Da ſieht die Traurende dem, der ſie auf ſolche Weiſe fragt, in die Augen und dieſen ernſten, freundlichen Augen ſieht ſie es gar bald an, daß dies Keiner iſt, der ihrer Seelenangſt ſpotten werde, oder der ſie gar nicht verſtände, wie dies gewöhnlich bei Andern der Fall geweſen, denen ſie bis dahin ihr Leiden geklagt. Sie antwortet daher ſchon mit größerem Zutrauen: „ja wohl.“ Da aber nun vollends der Seelige ſie mit der innigſten Theilnahme zum Ausharren in ihrem ſchweren Leiden ermuntert, und zum treuen, kindlich zutraulichen Gebet im ſtillen Kämmerlein, denn Gott habe bei dieſen Leiden gar etwas Gutes mit ihr vor, da fangen ihre

Thränen häufig an zu fließen; Herz und Mund gehen auf gegen dieſen theuren Mann, der eine Sprache mit ihrem Herzen redet, wie ſie nur Einer reden kann, der Seelennoth an ſich ſelber erfahren und deshalb Erbarmen hat mit Solchen, welche auf gleiche Weiſe verſucht werden, der aber auch zugleich ein Heilmittel gegen dieſen Schmerz, aus eigener Erfahrung kennt. Sie erzählt ihm nun: wie ſie in ihren früheren Jahren dem Hochmuth und der Eitelkeit gar ſehr ergeben geweſen. Da ſey aber einſtmals, bei dem Genuß des heiligen Abendmahles, ein ganzer Strom von gotteslãſterlichen Gedanken in ihr Herz gekommen, wodurch ſie ſeitdem bei Tag und Nacht geängſtet werde, ohne ſich ihrer jemals erwehren zu können. Sie glaube wohl, daß kein ſo elender Menſch auf der Welt ſeyn könne, als ſie ſey. Oft ſey ſie der Verzweiflung nahe geweſen, und der Gedanke: nimm' dir doch dein elendes Leben, wäre mehrere Male der Ausführung nahe gekommen, da ſey ihr aber immer der Spruch eingefallen: wer beharret bis ans Ende, der wird ſeelig. Dieſe Noth habe ſie nun freilich recht zum Gebet getrieben, und ſo manche Stunde ſey ſie, bei Tag und bei Nacht, im Freien drauſſen oder in den verborgenen Winkeln des Hauſes, auf ihren Knieen gelegen und habe Gott gebeten: Er ſolle ihr doch die Laſt abnehmen, die ſie nicht mehr aushalten könne. Sie habe nun auch gelernt aufs Wort merken, aber freilich ſähe ſie bei dem allen kein Ende ihrer Noth vor ſich, als die Ruhe im Grabe.

Da ſpricht ihr aber der ſeelige Tobias mit einer ſolchen feſten Zuverſicht von einer andern Ruhe: von der Ruhe des Herzens in Chriſto, welche nie ein Ende nimmt, in welche ſie bald, und zwar bei Leibesleben eingehen werde, er zeigt ihr ſo augenſcheinlich, daß alle ihre Leiden nur Vorbereitung zu dieſer Ruhe hätten ſeyn ſollen; daß der armen Chriſtina bei dieſem Geſpräch ſo leicht, ſo zuverſichtlich ums Herz wird, als es ihr in langer, langer Zeit nicht geweſen. Seine Worte lauten ihr wie ein Gebet, das, weil es ſo zuverſichtlich gen Himmel dringt, wohl erhört werden muß.

Und bei dieſem Troſte ließ es unſer Kießling nicht bewenden. Er machte die arme Chriſtina mit ſeinen frommen, freundlichen Schweſtern bekannt, und die ſanfte, himmliſch geſinnte Felicitas, wurde gar bald der Leidenden eine geiſtige Krankenpflegerin, vertraute Freundin und Schweſter, und da die Kranke gar willig die rechten Arzneimittel nahm, genaß ſie bald ſo gründlich und ſo ganz, daß auch ſie ſeitdem Genoſſin jenes Lebens einer ſeeligen, innren Ruhe, welche aus dem Frieden mit Gott durch Chriſtum hervorgehet, geworden. Sie hatte in ihrer Noth erſt jenes Armſeyn und jenes Trauren, welches nach Matth. 5, V. 3 u. 4. eine Verheißung, hat denn Anhalten und Ausharren im Gebet, endlich Aufmerken auf das Wort der Verheißung gelernt, und nun die Kraft empfangen, die dargebotene Gnade zu erfaſſen und ſich ſelber ganz zuzueignen.

Nun dieſe Chriſtina iſt jetzt, wie ſchon erwähnt, bei 30 Jahren Hausfrau im S...lſchen Hauſe zu Schnepfenreuth.

Da iſt alſo das liebe, freundliche Haus, das unſer ſeeliger Tobias ſo gerne beſuchte, und in welchem auch ſeit ſo manchem Jahr Frieden und Liebe gegen Gott und Menſchen, Gebet, Mäßigkeit und Ordnung ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten. Der alte fromme Peter S...l, den Tobias in jüngern Jahren (denn es iſt über 50 Jahre daß er zuerſt in dieſes Haus kam) hier beſuchte, iſt nun freilich ſchon vor 40 Jahren, in einem ſtillen, ſchönen Greiſenalter von 77 Jahren, heiter und voll Gottvertrauen geſtorben. Aber der Sohn, der Mann der Chriſtina, lebt noch, und wandelt, Gott Lob! treulich in den Fußſtapfen ſeines frommen Vaters, und wird mit Gottes Hülfe die Seinigen auch wieder ſo erziehen in Gottesfurcht, in Liebe und Ernſt, wie ſein Vater ihn erzogen.

Dieſer gute Hausvater kann uns denn auch noch erzälen, wie der ſeelige Tobias, „als ein rechter treuer Werber der Menſchenſeelen für das Reich Gottes", auch ihn, ſchon in ſeinem 12ten Jahre, durch ſein Gebet, durch ſeine Liebe, durch ſeine Geduld für dieſes Reich der Gnade und des Friedens gewonnen, und wie er hier in dieſem Hauſe in jede Seele unwiderſtehliche Worte der werbenden Liebe geſprochen, welche gar manchen Seegen bei Hausgenoſſen, Nachbarn und Bekannten zurückgelaſſen. Er wird erzählen, wie ſich hier im Hauſe des alten Peter S...l, ſo oft ſich der ſeelige Kießling ſehen ließ, gar manche treue Seelen um ihn verſammelten, die ſich mit ihm erbauten im frommen Geſpräch, Gebet und chriſtlichen Geſang. Denn „ſingen habe der ſeelige Tobias ſo ſchön gekonnt, daß, wenn man ſeine liebliche Stimme hörte, es einem war, als hörte man Engel ſingen". Beſonders unvergeßlich iſt ihm in der Hinſicht das Lied geblieben, das Kießling ſo gerne ſang: „Allein Gott in der Höh ſey Ehr" und das Gebet das er, da er einmal hier übernachtete, am Morgen nach dem gewöhnlichen Morgenſeegen auf ſeinen Knieen geſprochen.

Uebrigens trieb auch hier unſer fleißiger Kaufmann ſeinen gewöhnlichen Buchhandel, von welchem wir nachher noch öfter reden werden, mit großem Seegen, und manches herrliche Büchlein, voll geſunder Nahrung, wurde hier, im S...lſchen Hauſe und in ſeiner Nachbarſchaft verſchenkt.

12) Kießling als Kinderfreund und Kinderlehrer.

Ich habe wenige ſolche Kinderfreunde geſehen, wie unſer ſeeliger Kießling war, und wenig Menſchen, an welche ſich die Kinder ſo leicht und ſo gerne anhiengen und an denen ſie ſolche Freude hatten, wie an ihm. Denn ſein Sinn war nun einmal ſo, daß er ſich überall am liebſten zu den Kleinen, zu den Geringen, zu den Niedrigen im Lande hielt, und daß es ihm bei dieſen, weil er ſich da, wie er ſagte, unter ſeines Gleichen fühle, am heimlichſten war. Unter den Hohen und Großen und Glänzenden, konnte man öfters keinen Blick in dieſes Auge und Herz voll Liebe thun: denn da war es meiſt geſchloſſen und ſtumm, wie der Mund des Fremdlings in einem Lande, das ſeine Sprache nicht verſteht; wer aber unſern Tabias unter den Kleinen und Armen und Geringen fand, der konnte ihn da ganz in ſeiner rechten Weiſe ſehen, und kennen lernen, und reden hören.

Die Kinder, ſelbſt ganz kleine und unverſtändig ſcheinende, verſtunden auch unſern ſeeligen Kießling oft viel beſſer als die Großen, denn er ſprach mit ihnen nicht bloß mit Worten, und durch Geſang, ſondern auch mit den Augen und mit den ihnen liebend aufgelegten, betenden Händen. Wir werden daher auch noch weiter unten einige Fälle kennen lernen, in denen der Seelige bei damals noch ganz kleinen Kindern, einen ſo tiefen und unvergeßlichen Eindruck zurücke ließ, daß ihnen dieſer Eindruck ſpäterhin ein mächtiger Zug zu Chriſto wurde, welchem ſie folgten. Seine Worte hatten ſie nicht gemerkt, aber etwas Anders war ihnen geblieben: ein Vorſchmack von jenem Himmelsfrieden und jener Seeligkeit des näheren Umganges mit Gott, nach welchem ſie ſeitdem immer ein Heimweh behalten. Ueberhaupt hat einer meiner Freunde, der mir dieſe und ähnliche Züge aus dem Leben des Seeligen mittheilte, ganz recht, wenn er bei dieſer Gelegenheit jene Stelle eines chriſtlichen Schriftſtellers auf ihn anwendet: „das von Liebe zu Gott und Jeſu entzündete Herz, giebt den Worten eine Kraft, der Gebärde eine Salbung, dem Antlitze eine Wahrheit, der wenigſtens die horchende und ſchauende Unſchuld nicht widerſtehen kann.“

Die Kleinen merkten auch gleich daß da bei dem freundlichen Manne etwas zu holen ſey und wenn es auch, nach ihrem Bedünken, nichts weiter geweſen wäre, als ein friſcher Milchwecken, oder ein Stückchen Nürnberger Lebkuchen, oder ein ſo hübſches in Goldpapier gebundenes Büchlein, worinnen ſchöne Geſchichten von frommen Kindern ſtehen. Sobald daher der Seelige, ſo lange er noch die Meſſen und Märkte in Oeſtreich bezog, ſeine Bude aufgeſchlagen, war das kleine Volk ſchon da, und ſahe dem fremden, guten Manne ins Geſicht und hinten in das Seitenfach der Bude, wo er die ſchönen Waaren für Kinder hatte. Und ſie bekamen dann auch all. ihren Theil und noch ganz andre Dinge als ſie da zunächſt geſucht hatten ins Herz, und der liebe Mann, der jedes Jahr etliche Male kam, kannte jedes Kind: den dickbackigen Anton, das Mariechen, das Bärbele u. ſ. w. mit Namen und merkte ſich auch die Namen des neuen Zuwachſes an kleinen Geſchwiſtern, die die größern immer wieder mit ſich brachten und die auch ihren Theil mit abhaben wollten. Da fragte er ſie dann, wenn er gerade Zeit hatte, ob ſie denn auch in dem kleinen Büchlein das er ihnen das letzte Mal, wo er hier war, ſchenkte, geleſen hätten, und was ſie ſich wohl daraus gemerkt? Dann erzählte er ihnen vom Herrn Jeſu und daß wir den recht lieb haben müſſen, denn er hat die Kinder auch recht lieb, und Geſchichten von guten frommen Kindern, die noch nicht mit in das Büchlein das er ihnen gegeben, hineingedruckt ſind, die aber der liebe Gott, wenn ſie ſo fromm bleiben, hinein in ſein Lebensbuch ſchreiben wird.

So war denn auch daheim, in Nürnberg, wann etwa einer mit dem ſeeligen Tobias über die Straße gieng, oftmals gar kein Fertigwerwerden mit den Kindern allen, die den Herrn Kießling grüßen und ihm eine Hand geben wollten. Denn auſſerdem daß dieſer treffliche Kaufmann die ganze Kundſchaft ſeines ſeeligen Vaters, welche dieſer nach S. 10. unter derlei großen und kleinen Leuten gehabt, geerbt zu haben ſchien, war er auch *aller Welt Gevattersmann*.

Freilich die Connexionen in die er durch die Mehrzahl ſeiner Gevatterſchaften kam, waren gerade nicht von der Art, daß er viel darum beneidet worden wäre. Denn der größte Theil ſeiner Gevattersleute gehörte nicht blos zu den ärmſten Leuten in der Stadt (das wäre wohl noch gern zu ertragen geweſen), ſondern bei gar manchen darunter war auch die Aufführung nicht eben rühmlich, und es gab eine und die andere darunter, welche wohl in einem großen Theil der Stadt, wenigſtens unter den ehrbaren und bemittelten Bürgersleuten vergebens würden von Thür zu Thür gegangen ſeyn nach einem Pathen; bei Herrn Kießling, wenn der gerade nicht auswärts verreiſt war, klopften ſie aber nicht vergebens an. Denn wenn man ihm auch, um ihn etwa abzuhalten, von den neuen Gevattersleuten ein und anders erzählte, das gar nicht rühmlich lautete, ſo antwortete er immer darauf: „ſie ſind ja doch Menſchen, ſind doch erlöſete Chriſten, vielleicht holt ſie der Herr dennoch herum.“ Und da hielt er denn auch das Kind der verachtetſten und verächtlichſten Eltern ſelber zur Taufe, betete für daſſelbe von ganzem Herzen und ſorgte auch nachmals, wenn niemand ſonſt für die armen, verlaßnen Würmer ſorgte, gar freundlich und väterlich für ihr äuſſres und auch vor allen für ihr innres — für ihr Seelenheil.

Zu dieſer innren Pflege und Wartung der ihm durch die heilige Taufe anvertrauten, armen Kinder, verwendete er gar manche freie Stunde, ganz beſonders aber die Sonntags Nachmittage. Da konnte man faſt immer ein ziemliches Häuflein armer Kinder in Kießlings Hauſe und Zimmer ſehen, wovon die meiſten zu den Pathen deſſelben oder einer ſeiner Schweſtern gehörten. Da wurden denn die Kinderchen auf die innigſte, eindringendſte Weiſe ermahnt, unterrichtet in den Hauptlehren des Chriſtenthums, es wurden ihnen Geſchichten aus der heiligen

Schrift und aus manchen andern erbaulichen Büchern erzählt, Bilder gezeigt, und mit ihnen geſungen. Hierbei fehlte es denn, wie ſich von ſelbſt verſtund, auch nicht an äuſſerlicher, leiblicher Erquickung und Freude, denn der Herr Pathe und ſeine Schweſtern, ließen es den Kleinen nicht an Milchbrod, und in der Obſtzeit nicht an gutem Obſte fehlen, und die armen Kleinen freuten ſich die ganze Woche hindurch auf den Sonntag Nachmittag, wo ſie in dem ſtillen, reinlichen, ſchönen, zum Theil nach alter Weiſe noch bunt ausgemahlten Hauſe ihres Herrn Pathen, mehrere Stunden lang bleiben durften, und Bilder ſehen, Geſchichten hören, ſingen und auch gute Sachen eſſen.

Obgleich daher unſer ſeeliger Tobias durch die Connexionen, die er ſich durch ſeine faſt unzähligen Gevatterſchaften zu erwerben wußte, in beſtändiger guter Uebung des Spruches erhalten wurde: „gieb dem, der dich bittet und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will", auch noch ſonſt manche Verdrüßlichkeiten davon hatte; ſo war der Gewinn den er für ſeinen Haupthandel (nach S. 5.) aus ſeinem Gevatterſtehen zog, doch noch viel größer. Denn dadurch wurde manche arme, junge Seele, die ja ſchon der Herr des Hauſes erworben und gewonnen hat „durch ſein heiliges Blut und ſein theures Leiden und Sterben", mit dieſem lieben Herrn bekannt gemacht, zu Ihm hingeführt, Ihm ganz zu eigen gegeben. Ja, ſchon jetzt bemerkt man an mehreren dieſer Pathen und der übrigen armen Kinder, welche den ſeeligen Kießling öfters beſuchten, die Früchte ſeines Gebets, ſeiner Ermahnungen und Belehrungen, ſeiner Gedult und Liebe zu ihnen: Fleiß und Treue in dem ihnen von Gott anvertrauten Berufe, ordentliches, ſittſames Weſen, Mäßigkeit und Keuſchheit, Freundlichkeit und andre gute Gaben, welche aus der gemeinſchaftlichen Quelle der Liebe zu Gott und den Menſchen herkommen.

So griff denn unſer ſeeliger Tobias auch zuweilen in das Schullehreramt ein, und damals belangte man ſolche Menſchen, welche ſich, wo das an ihrem Wege liegt, der Kinderſeelen mit ſolchem chriſtlichen Sinne und Ernſt annehmen, noch nicht als Winkelſchullehrer. Da wir aber einmal hier beim Schulhalten ſind, ſo mag noch am Ende des Abſchnittes eine Stelle aus einem Briefe ſtehen, den der ſeelige Esper wenige Monate vor ſeinem Tode (am 23. Jan. 1781) von Wunſiedel aus an ſeinen alten, treuen Freund, den Schullehrer in Uttenreuth ſchrieb. Mag nun dieſer Brief, nach der Meinung der größern Zahl meiner Leſer, hieher paſſen oder nicht, ich weiß doch daß ich ihn an den rechten Mann bringe: an eine treue Seele, der Gott das ſchwere, ſchöne Amt des Weidens der Lämmer anvertraut hat und der es ein rechter Ernſt iſt Ihm dieſe jungen Seelen zuzuführen und zu erhalten. Und möge dann der Seegen den der bald ſcheidende, ernſte Prediger des Wortes über ſeinen Freund ausſpricht, reichlich auch über jene treue Seele kommen!

„Für Ihre gütigen Wünſche bin ich um ſo dankbarer, da ich weiß daß ſie aus einem aufrichtigen Herzen gekommen. Ich will ſie nicht nach der Weiſe unſrer Zeiten erwiedern; ſondern dafür unſern gemeinſchaftlichen Herrn bitten: Er wolle zum Weiden Seiner Lämmer, Muth, Weisheit, Geduld, Lebenskraft und Seegen von oben verleihen, daß die Zahl der Unmündigen einſt groß werde, die vor dem Throne des Eigenthümers der Menſchen ſagen: „Hier lohne, Allgütiger! Dieſer Mann iſt uns Wegweiſer zu Dir geweſen.“ Schon hier ruhe der Seegen hiervon auf Ihrer Perſon und auf Ihrem ganzen Hauſe!

„Liebſter Herr Schullehrer! wir wollen nicht müde werden, Treue und Barmherzigkeit an Dem zu beweiſen, der ſo große Barmherzigkeit an uns bewieſen. Koſtet es uns doch nicht Blut und Leben, wie Ihm unſer Heil Blut und Leben gekoſtet hat! — In unſern Tagen iſt es bei dem Herrn der Kirche gewiß etwas Großes um einen frommen und getreuen Knecht, welches man eher im engen, als im groſſen Bearbeitungskreiſe werden kann. O wenn doch nur noch in dem einem oder dem andern Dorfe der Name Jeſu Chriſti in junge Herzen eingeprägt wird, ſo wird es doch nicht ſo ſehr, als wir es fürchten, in folgenden Zeiten an Seinen Bekennern fehlen.“

„Ich bitte Ihre Schulkinder in meinem Namen herzlich zu grüßen, und ihnen zu ſagen: daß, da ich ſie alle in der Taufe Chriſto Jeſu zu Gnadenkindern, durch Beſprengung mit dem Blute des Bundes eingeweiht, mich es einſt innig kränken wird, wenn Eines derſelben aus eigener Schuld verlohren geht; ja, daß, da ich ihnen den feierlichen Eid abgenommen, dem Teufel, der Welt und allen ihrem Weſen abzuſagen, ich dort ihr Verkläger werden muß, wenn ſie ſelbigen brechen. Keines müſſe ſeyn, von welchem derſelbe nicht endlich wieder erneuert wird.“

---

13) Kießling als reiſender und ſtationirender Buchhändler.

Wir kommen hier zu einem Geſchäft unſres im Dienſte ſeines Herrn niemals feiernden Seeligen, welches mit Recht eine ſeiner liebſten Angelegenheiten war, und wodurch derſelbe ſich und Andren einen reichen Gewinn für die

Ewigkeit geſchafft hat: auf das Geſchäft ſeines Büchervertheilens und Bücherverſendens. Sein freundliches Gemüth theilte von Jugend an, im Leiblichen und Geiſtlichen, gerne Andern das mit, was ihm ſelber Freude machte, oder womit er dieſen eine Freude zu machen hoffte, und wie er den Kindern auf ſeinen Reiſen und zu Hauſe allerhand kleine Geſchenke machte, ſo brachte er auch immer den Alten, bald die, bald eine andre Gabe der Liebe, nach ihrem Sinn und Geſchmacke, namentlich ſeinem lieben Esper, der ein gar großer, eifrigen Naturalien-Sammler war, etwa ein ſchönes, großes Stück Eiſenblüthe aus Steyermark, woran ſich dieſer dann Tage lang nicht ſatt ſehen konnte.

Ihm ſelber war es, unter allen Freuden die er kannte, die höchſte Freude, ſich in der Liebe ſeines Gottes und in der Erkenntniß Seines heilſamen Rathes an den Menſchenkindern zu befeſtigen und zu ſtärken, was ihm, nächſt dem täglichen Umgang mit Gott im Gebet und in Seinem Worte, am meiſten das Leſen von allerhand chriſtlichen Schriften, der ernſteſten, einfältigſten, tief eindringendſten Art gewährte. Kein Wunder daher, daß er auch Andern vor allen und am meiſten dieſen Seegen mitzutheilen ſuchte. Daher denn ſein beſtändiges Geſchäft mit ſolchen Büchern.

Freilich, um dies gleich im Voraus zu ſagen, äuſſere Vortheile der gewöhnlichen Art, brachte dieſer Buchhandel unſerm lieben Seeligen niemals. Die einzige Bezahlung die er für ſeine Bücher nahm, war ein „vergelt's Gott" oder ein Händedruck, auch wohl von einem einſamen Gebirgsbewohner irgend eine andre Aeuſſerung der innigen Freude, darüber daß ihm nun endlich einmal das heiſſe Sehnen nach dem theuren Worte Gottes geſtillt werde. Nicht ſelten aber geſchahe auch die Bezahlung in Worten des Spottes, der Läſterung und in Verdrüßlichkeiten aller Art. Denn unſer Seeliger gab ſeine Bücher nicht bloß an Solche, welche Verlangen darnach bezeugten, oder ihn darum baten, ſondern überall hin, wo er irgend eine Frucht damit zu ſchaffen hoffte, man mochte das nun wünſchen oder nicht. So ließ er gar oft auf ſeinen Reiſen kleine, erbauliche Schriften in der Herberge, in welcher er ſich eben verweilt hatte liegen, damit ſie irgend wer finden und leſen möchte, ja man ſagt ihm ſogar nach: daß er ein und andre Male auf Kanzeln, von welchen er etwa ein Wort über Ackerbau oder Viehzucht, oder ein Exercitium über irgend einen Abſchnitt aus dem Moral-Compendium, und andre Dinge der Art vernommen hatte, gelegentlich ein Büchlein hinlegte, worinnen das lautere, reine Gotteswort, mit Donnerſtimmen gepredigt wurde.

Eben ſo, und ganz beſonders, wußte er das gedruckte Wort Gottes, und Schriften welche von dieſem handelten, in die Hände der in manchen fernen Gegenden, einſam und unter Trübſalen lebenden evangeliſchen Glaubensgenoſſen zu bringen. Und dies ſelbſt in den ſechziger und ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die Verbreitung ſolcher Schriften in einigen Ländern noch gar ſehr erſchwert, und ſelbſt mit Gefahr verbunden war. Einmal wurden unter andern mehrere Exemplare der deutſchen Bibel, einem in fernen Lande, unter meiſt nicht deutſch redenden Menſchen Lebenden, unter der Aufſchrift „köſtliche Perlen" zugeſendet und jener erhielt noch dazu dieſen von ihm und Andern längſt erſehnten Schatz durch die Hand der Leute, welche einer ſolchen Bücherverbreitung am meiſten entgegen waren.

Uebrigens liebte unſer ſeeliger Tobias nicht eben gerade ſolche Schriften ganz beſonders, welche den Unterſchied der Confeſſionen oder die Streitigkeiten über dieſe Unterſchiede, und die Frage welche wohl recht habe, und welche die allein ſelig machende ſey? zum Inhalt hatten; ſondern ſein, allenthalben nur Brod des Lebens, Nahrung für das ewige Leben ſuchender, ſtiller Sinn, wählte ſich überall ſolche Schriften, welche wahrhafte Erbauung und Stärkung des innern Menſchen gewährten, ohne hierbei zu fragen, ob das Buch von einem Manne der dieſe oder jene chriſtliche Uniform der Confeſſionen getragen, herrühre. Die Bücher, welche unſer ſeeliger Kießling nächſt der heiligen Schrift am meiſten vertheilte, waren daher hauptſächlich Lebensbeſchreibungen von weitgeförderten Chriſten, aus der proteſtantiſchen ſowohl als der catholiſchen Kirche, einzelne Nachrichten vom Aufbau des Reiches Gottes; Predigten der ernſteſten und einfältigſten Art; dann auch Schriften, welche die damals häufigen Verſuche mancher Gelehrten näher beleuchteten: die heilige Schrift als Wort Gottes, und das Chriſtenthum überhaupt verdächtig zu machen und herabzuſetzen (ſolche Bücher gab er jedoch nur an Solche welche die Schriften oder Einwürfe jener Gegenparthie wirklich kannten oder kennenn konnten). Wir werden dieſe verſchiedenen Zweige des Kießlingiſchen Buchhandels, und zugleich (was hier das Wichtigſte iſt) das geſunde, kräftige Urtheil eines chriſtlichen Denkers jener Zeit über manche damalige Schriften für und wider das Chriſtenthum, abermals am beſten in einigen Stellen aus den Briefen des lieben Mannes kennen lernen, der uns in ſo vielfacher Hinſicht das Angeſicht unſers Stillen im Lande abſpiegelt: des ſeeligen Esper.

Aus einem Briefe vom 2ten Juli 1777.

„Alſo, den verbindlichſten Dank für die gedruckten Communicata. Ich werde ſie, nach

Ihrer edlen Abſicht, für die Ausbreitung der Erbauung verwenden.“

„Der Paß-Port iſt erwecklich und ſchön. Am ſchönſten, wenn das Herz und die That ihn gerade ſo aufzuweiſen vermag. Der meinige iſt etwas kürzer: Da kommt ein armer Sünder her, der gern fürs Lös-Geld drinnen wär. — Ich denke er gilt. Dieß weiß ich, die Feinde haben für ihm Reſpekt, und mit ihm kommt der Pilger unter der Todes-Pforten ſogar unangefragt durch.“ —

„Nun das Glaubensbekenntniß von dem guten Cartheuſer. Innig lieb habe ich den guten Einſiedler aus demſelben gewonnen. — Warum aber hat der Herausgeber dieſem ſo alten Documente nicht ſeine alte Sprache gelaſſen? — Wie ehrwürdig ſollte in derſelben die vierte halb-hundertjährige Einfalt nicht ſeyn? Aber ins Deutſche von 1777 ſo was überſetzen; heißt das nicht Diamanten lackiren? Ich muß ſagen: mit einem alle Kräfte auffordernden Schauer habe ich die Proteſtation geleſen, „ihm das nicht zuzurechnen, was ihm etwa würde in der letzten Stunde entfallen.“ Wie haben die frommen Alten doch auf Fälle gedacht, an die wir nicht immer ſo denken! Auch die evangeliſche Kirche ſingt uns in einem Sterbeliede die ernſthafte Bitte vor: Ach Herr! wo ich aus Schwachheit groß, mich nicht rechtſchaffen hielte, gieng etwa, oder läge blos, und unbeſcheiden redte: So laß michs, Herr! entgelten nicht, weils wider mein Bewußt geſchicht u. ſ. w. — Kaum fällt uns die Bitte mehr ein. Wie genau haben ſich jene Frommen auch die nur möglichen Zufälle des letzten Auftrittes gedacht! wie heilſam im Vorrath zu beten gewußt!"

„Meinen guten Cartheuſer treffe ich gewiß dorten unter den aus allen Nationen und Sprachen vor dem Thron unſers Herrn Verſammelten an. Seine Irrthümer des Verſtandes hat ihm Jeſus gewiß ſo gut, als uns die Irrthümer des Willens vergeben. — Das aber heißt zu lange bei einer Sache verweilt. Sie ſehen wie mich dieſer einfältige Fromme, mit ſeinem ſo ohne Heuchelei an Jeſu hangendem Glauben einzunehmen gewußt."

Nachſtehend mögen nun auch noch einige andre hieher gehörige Briefe und Stellen aus Briefen des ſeeligen Esper an unſern Kießling folgen, ſo wie ſie uns eben in die Hand kommen:

Aus einem Briefe vom 14ten Juli 1774:

„Sie haben mir, mit Ueberſendung der beiden Tractate, ein wahres Vergnügen gemacht. Es hat mich deren Durchleſung ungemein erbaut, und der Dank iſt ſehr groß, welchen ich Ihnen dafür ſchuldig geworden bin. Sehr oft kränkte es mich, daß in Iſrael kein David mehr ſeyn ſollte, der ſich an Dr. Semmlern, dieſen Goliath, welcher der Sache Gottes ſo frech Hohn geſprochen, wagen wollte. Der Name des Herrn ſey geprießen, daß die Würtembergiſchen Theologen ſich erwecken ließen, dieſem abgeſagten Feinde des geſchriebenen Worts entgegen zu treten. Inſonderheit iſt mir in dem Tractet des Herrn Super. Roos die Aufſchrift: Auf Koſten guter Freunde, zum verſchenken, ſehr-erwecklich geweſen. So weit, dachte ich, hat es der Fürſt der Höllen doch noch nicht gebracht, daß Schriften, welche deſſen Reich fördern, umſonſt zu haben ſind. Man muß das Gift der Seele immer ſehr theuer bezahlen; welch ein Wunder der Erbarmung des Liebhabers der Menſchen Kinder! er läßt das Gegengift umſonſt unter die Kranken vertheilen; es werde dieſes jenen edelmüthigen Freunden zum Seegn vor Ihm angeſchrieben. Die gute Sache der göttlichen Bibel, iſt ſehr gut vertheidigt worden. O wir haben ein veſtes prophetiſches Wort, und jetzt, da man die Siegel der Göttlichkeit deſſelben abreißen will, wird es erſt mehr als ſonſten offenbar, wie das Gepräge derſelben von dem Monarchen des Erdkreiſes iſt. Es darf niemanden dabei befremden, wenn es dem geſchriebenen Wort, wie deſſen Urheber, dem Wort am

Kreuz ergeht. Genug daß von beeden, da ſie verhöhnt, verſpottet, und gegeiſelt waren, Nahrung für das Leben des Geiſtes denen Sündern zugequollen iſt; genug daß es ſich noch immer als eine Kraft Gottes, ſeelig zu machen alle die daran glauben, an tauſend Menſchen beweißt. Laſſen Sie uns ob demſelbigen halten, ſo lange ſich noch ein Odem in uns regt. Was ſind wir ohne Bibel? — Pilger in einer grauſamen Nacht, deren Leuchte verloſchen iſt, Blinde von denen der Geführte mit ſeinem Leiter in die Grube ſtürzt, Narren die ſich dünkten weiſe zu ſeyn, und mitten in dem gefahrvolleſten Meer, Compaß und Ruder von ſich geworfen. Ich kann mir nichts Raſenderes denken, als ſtatt des ewigen Worts, das Wort eines Semlers, zum Führer auf dem Weg der Seeligkeit zu erwählen. Doch warum verweile ich ſo lange bei denen Empfindungen, deren mein Herz, bei unſeren Zeitumſtänden, ſo oftmals voll wird? Sie ſind erbaut auf den Grund der Apoſtel und Propheten, auſſer welchem niemand einen andern legen kann, und darinnen laß ſie uns immermehr befeſtigen, bis wir vollendet werden.“

„Die Lebensgeſchichte der ſeeligen Frau Reizin, iſt ein abermaliges Geſchenk für das ich ungemein verbunden bin. Wie entzückend lieſt ſichs doch von andern: er iſt treu geweſen bis in den Tod; wie freudenvoll mag das

Gefühl erſt ſeyn, wenn man eben das von ſich in dem letzten Augenblicke empfindet. Dieſe Minute bringt es ja ſchon ein, wenn man auch eine Welt voll Lüſte mit ihrem ungöttlichen Weſen darob verläugnet hat.

„Ich überſende nicht weniger hier anliegend den mitgetheilten Brief. Bei Durchleſung deſſelben, ſind mir die Worte jener Monarchin eingefallen, welche, als ſie den gefangenen Landgrafen von Heſſen-Philipp ſahe und ſprach: der ihr als der ſchrecklichſte Ketzer war beſchrieben worden, voll Entzücken ausrief: o wenn doch alle Menſchen ſolche Ketzer wären. O wie viele ſind derer, die dem Evangelio würdiglich wandeln, ohne evangeliſch zu heißen, und wie ſchwer wird es den Evangeliſchen werden gegen Solche zu ſtehen.“

Vom 2ten Juli 1777.

„Sie fragen mich, noch in einem Beiſatz zu Ihrem Briefe, über die Steinhoferiſchen Schriften. Ich beſitze von demſelben ſeine kleine Poſtill, ſeine Paſſions-Predigten und etliche einzelne Piecen. Ich habe dieſen Mann, voll von Gottes Ernſt und Jeſus Huld, von Perſon gekannt, ja ich bin ihm und er einmal mir ſehr auffallend geworden. Er wollte von Ebersdorf aus einſt meinen Vater beſuchen und kam bei ſpätem Abend von dem Thor in Wunſiedel an, als ich (damals ein Knabe von neun Jahren) einige hundert Schritte von demſelben, nach dem Garten gehend, ihm begegnete. Ich wurde von ihm befragt, wo der Senior Esper in der Stadt wohne? — Die Anrede, der Ton, die Art, mit der er es ſagte, ſchlug mein ganzes Herz und meine Antwort: ich ſey deſſen Sohn, traf ihn wieder ſo, daß es mir und ihm naß um die Augen ward. Stellen Sie ſich aber das vor, als ich mit Steinhofer an der Hand in meines ſeeligen Vaters Stube trat. Ob es gleich ſechs und dreißig jährige Eindrücke ſind, ſo ſind ſie mir doch immer neu. Mir iſt noch kein Menſch bekannt worden, der ſo was Eigenes hatte wie Steinhofer, das man nicht nennen kann. Es war unmöglich in ſeiner Gegenwart leichtſinnig, aber auch nicht möglich, ungern bei ihm zu ſeyn. Sein ganzer Geiſt iſt in ſeinen Schriften.“

Aus einem Briefe vom 20ten Dec. 1779.

„Sie haben mir durch Ueberſendung des Worts der Liebe an den armen Herrn Doctor Bahrdt einen ſehr vergnügten Abend gemacht. Erſt vorige Woche hatte ich um dieſe Pieçe nach Baireuth geſchrieben, ohne ſie zu erhalten. Vergeben Sie, daß ich ſelbige nicht ſogleich mit zurückſende! — — — Ein wahres Wort der Liebe, gewürzt mit göttlichem Ernſt.

Möchte es doch an dem Irrenden ſeine Kraft beweiſen! — Schade, daß der Verfaſſer die Particular-Geſchichte des Dr. Bahrdts nicht gewußt; Er hätte ihm ſonſt gewiß auch etwas vom Aufſtehen aus dem Taumel der abſcheulichen Lüſte des Fleiſches ans Herz geſagt. Schwerlich hat je ein Lehrer der evangeliſchen Kirche die vollen und greulichen Becher der Wollüſte mit allen ihren Greueln ſo in ſich gegoſſen, wie Bahrdt. Da er in ſeiner Jugend das kräftige Wort Gottes ſo lebendig, als eine Kraft Gottes, erfahren, und es nun dermaſſen ſchmäht! da er um kahlen Genießes willen die Gottheit unſers Erlöſers ſo bündig behauptet, und wieder, um ſich zu heben, ſo frech angefallen; da er nichts von natürlicher Ehrlichkeit, Edelmuth und Güte des Herzens an ſich hat; ſo verzage ich, ob dies Wort der Liebe auf ihn wirkt. Nun genug, daß es an Andern gewiß tauſend Seegen hat. Mir iſt es ſehr erwecklich geweſen. Wenn die Menſchen doch nur ſich etwas Mühe geben wollten, nachzudenken! Wird der Glaube der Chriſten beſtürmt; iſt denn dadurch der Unglaube ſchon bewieſen? — — In jedem Syſtem dieſer Neulinge finde ich größere Schwierigkeiten, als in meiner lieben Ordnung des Heils. Und erſt ihre natürliche Religion! — — Ich leugne ſchlechterdings, daß eine natürliche Religion exiſtirt. Was man dafür ausgiebt, ſind Sätze, welche die Vernunft der Bibel geſtohlen, und zu denen ſie ſich nachher die Beweiſe erfunden. Gebt das Geſtohlene heraus, und ſeht dann eure natürliche Religion! —— — Die Vernunft wußte dieſen Satz nicht einmal, daß ein einziger Gott der Schöpfer der Welt ſey. Ich fordere jeden Gelehrten auf, mir dieſen Satz, plan hingeſchrieben, in irgend einem Buche der weiſeſten Heiden vorzuzeigen. Einem guten und böſen Weſen, den Göttern, dem Fato, dem Ohngefähr, einer Welt-Seele, den Atomen, und tauſend andern Dingen ſchrieben ſie die Schöpfung zu. O du arme natürliche Religion! nicht einmal die erſte Grund-Wahrheit, nicht einmal den reinen richtigen Namen, eine einzige Gottheit — haſt du aus dir ſelbſten hervorgebracht. Gerade ſo iſt es mit ihren Tugend-Lehren. Ein guter chriſtlicher Tertianer ſchreibt jetzt vernünftiger und einleuchtender von den Pflichten des Menſchen, als Cicero, wenn man das Redneriſche und Schöne der Worte auf die Seite ſetzt. Mit Erbarmung lieſt man, wie ſich die weiſeſten Heiden gewunden, nur um ſich den Begriff der Seele zu bilden. O mein Liebſter, wie glückſeelig, daß wir ein veſtes prophetiſches Wort haben. Laſſen Sie uns ewig ob demſelbigen halten! —— — Wer die große Wüſte der Zweifel nicht ſelbſt durchreiſet, weiß gar nicht was es für eine Wohlthat um den vernünftigen, einfältigen, göttlichen Glauben iſt. Wie wird man mit tauſend und aber tauſend Speculationen ſo beruhigend fertig, wenn der Verſtand, der recht aufgeklärte Verſtand, keinen andern Beweis braucht, als den: „der Heiland hat es geſagt, da ſteht es! Der, ſo die grenzenloſen Räume, vom Mittelpunkt der Erde bis hin zu den Geſtirnen, mit Erkenntniſſen ausgefüllt hat, der wird Rath dazu wiſſen, wie das wirklich wird, was er geſagt hat.“ Man lacht herzlich darüber, wenn ſich die Leute ſo viel Mühe geben, die Erfindungen der unendlichen Vernunft vernünftig zu machen. Es kommt mir immer vor, als wenn ſie Schwefelhölzchen nähmen, um der Sonne leuchten zu helfen — oder die Bemühungen eines Bahrds, als wenn der Gaſſenjunge Sandkörner nimmt, um die Sonne herunter zu werfen. Es iſt Gottes Sache! Denken Sie nur: es iſt des Schöpfers aller Dinge Sache! Können wir denn nur darauf fallen, daß im Motten Kriege der Allmächtige den Kürzern ziehe?“

14) Kießlings Wirkſamkeit in Oeſterreich.

Es iſt dies wohl die ſchönſte Perle in unſers Seeligen Kranze, und die reichſte Garbe, welche derſelbe, während ſeines ganzen Lebens, in die ewigen Scheuern geſammlet. Oeſterreich, das liebe Oeſterreich, war ihm aber auch ein zweites Vaterland, ein Fundort der reinſten, bleibendſten Freuden, und bis zu ſeinem Tode trug er ſeine Freunde, da in dem ihm theuren Lande, mit treuer Liebe im Herzen, dachte ihrer täglich in ſeinem ſtillen Gebet vor Gott, und im vertraulichen Geſpräch gegen ſeine Freunde.

Im Jahre 1763, am Laurenzientage, wurde es unſrem lieben Tobias, dem damals 21jährigen Jünglinge, zum erſten Male erlaubt, die Märkte und Meſſen in Oeſterreich, Steyermark und Kärnthen, in Geſchäften des Kießlingiſchen Hauſes, mit zu beſuchen. Von hier an reiſte er aber in etwa 50 Jahren 106 Mal in dieſe Gegenden, die ihm, weil ſein Geſchäft immer einen längeren Aufenthalt mit ſich brachte, zum Theil faſt ſo bekannt wurden als ſeine eigene Vaterſtadt.

Damals, vor dem Toleranzedict, das der theure, unvergeßliche Kaiſer Joſeph im Jahr 1781, in Beziehung auf die evangeliſchen Gemeinden in Oeſterreich und ihre Religionsfreiheiten erließ, gab es für unſre evangeliſchen Glaubensgenoſſen in jenen Ländern eine, wenn auch ſchwere, doch in ihrer Art bedeutungsvolle, ſeegensreiche Zeit. O lieber Chriſt, du ſeyſt von einer Confeſſion oder Glaubens-Uniform von welcher du wolleſt, es ſcheint doch immer als wenn das rechte Chriſtenthum im Allgemeinen und im Einzelnen eine Alpenpflanze ſeye, welche in dünner, reiner Gebirgsluft, und auf dem armen Boden der Gebirge allein (bei der jetzigen Einrichtung unſrer Erde und ihrer Menſchen) recht gedeihe; in der üppigen Ebene aber meiſtentheils verwuchre und verderbe. Damals, wo ihr lieben öſterreichiſchen Glaubensgenoſſen noch ſo von allen Seiten gedrückt und verfolgt waret, gab es unter euch gar viele vollwichtige Aehren, und durch das Feuer der Trübſal rein geläuterte Seelen; möge euch dieſer Ruhm auch jetzt immer bleiben! wo ihr die äuſſerliche Freiheit der Religionsübungen habt und manche andre Vortheile noch daneben. Aber ihr lieben Brüder aller Confeſſionen, die ihr an Chriſtum glaubt und auf Chriſtum hoffet, wachet und betet in guten Tagen, wo euch keine Verfolgung trifft am meiſten, und glaubt daß dann immer, wenn es im Aeuſſeren ſo gut und ſtill hergehet, für euch die gefährlichſte Stunde ſey. Ja, die Zeit des rechten Friedens für die Kirche Jeſu Chriſti iſt noch nicht vorhanden: der rechte treue Chriſtenſinn wird noch immer, auch den ſogenannten eigenen Confeſſions-Verwandten ein Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung bleiben und die Zeiten der Ruhe ſind uns nur gegeben, um uns deſto ernſter, deſto treuer und ſorgfältiger auf einen nahen, ſtärkeren Angriff der Kräfte der Finſterniß zu bereiten.

Als unſer ſeeliger Tobias zuerſt die ihn mit jedem Jahr lieber gewordenen Gegenden, von Oberöſterreich, Kärnthen und Steyermark beſuchte, gieng es dort mit unſren evangeliſchen Glaubensgenoſſen noch etwas ernſt her. Bekanntlich hatte, etwa 200 Jahre vorher, der Proteſtantismus (wir wollen nicht gerade unbedingt ſagen das reine, ernſte Chriſtenthum) in jenen Ländern über 400 Prediger in den Städten und Flecken und Dörfern gehabt, als auf einmal dieſe freie, großentheils lautere und reine Verkündigung des Evangeliums von Jeſu Chriſto, durch menſchliches Mißverſtehen gehemmt und unterdrückt wurde. Aber gerade unter dieſem Druck erzeugte ſich der rechte, chriſtliche Ernſt.

Ja, mir iſt es ſehr rührend (und ich möchte, wenn mir Gott Kraft zur Ausdauer geben wollte, damals einer von ſolchen Gebirgsbewohnern geweſen ſeyn), wenn ich von den erſten Jahren, in denen unſer ſeeliger Kießling ſeine Beſuche in Oeſterreich machte, leſe, wie damals die armen, einſamen Gebirgsbewohner, bei denen ſich der Glaube der Väter noch immer nicht hatte ausrotten und unterdrücken laſſen, ſo verfolgt wurden. Wenn man eine deutſche Bibel oder ein anders Buch der lutheriſchen Confeſſion bei ihnen fand, wurden ſie als große Verbrecher angeſehen, und mit Kerker und Landesverweiſung beſtraft. Da that es nun freilich unſerm ſeeligen Tobias innig weh, wenn er, während ſeiner Anweſenheit, z. B. in Linz, ſolche Glaubensbrüder herbeigeführt ſahe, welche öfters nicht weit von ſeiner Wohnung, zuſammen, in einen gemeinſchaftlichen Kerker geſperrt wurden, aus welchem die Vorübergehenden und Naheſtehenden, nicht Wehklagen oder Verwünſchungen über die Verfolger, ſondern lautes Gebet und chriſtliche Geſänge erſchallen hörten, bis man, oft ſchon nach wenig Tagen, ſie alle zu Schiffe brachte, und in die unterſten Gegenden von Ungarn und Siebenbürgen verſendete, wo dann freilich die Mehrzahl gar bald dem ungewohnten Klima erlag. Da ſtund unſer lieber Tobias öfters an dem Ufer der Donau, und ſahe zu wie die meiſten dieſer treuen Seelen mit heiterm Sinne und mit ſchweigender Gedult, von Verwandten und Bekannten Abſchied nahmen. Und doch gab es auch zuweilen Thränen, ja heiße Thränen, wenn man die kleinen Kinder (damit ihre Seelen nach der Meinung der herrſchenden Parthei gerettet, und nicht ſammt den Seelen der Aeltern verdammt würden) von der Bruſt und aus den Armen der Mütter nahm, und dieſen es frei ſtellte, ob ſie bei den Kindern bleiben, und dem herrſchenden Glauben folgen, oder von den Kindern auf dieſe ganze Lebenszeit ſcheiden wollten. Aber die Mütter weinten (oft lange) am Halſe der Kinder, blickten dann nach oben und wandten ſich los, eilten zu dem Haufen der andern Kämpfer hin oder ſtimmten getroſt mit in das ſchöne alte Lied, das jene ſangen, ein;

Nehmen ſie uns den Leib
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie habens keinen Gewinn,
Das Reich Gottes muß uns bleiben.

Eingedenk der Worte Jeſu: Wer Vater und Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der iſt meiner nicht werth.

Aber wenn auch Hunderte ſo von Haus und Hof hinweg geriſſen wurden, ſo blieben dagegen zwei Hunderte, die vielleicht nun erſt erwacht waren, zurück, und bei allen Dingen, wo es ſich nicht um etwas Leibliches, ſondern um etwas Geiſtiges handelt, iſt es, zur Verbreitung und Befeſtigung dieſes Geiſtigen, immer das beſte Mittel, wenn man mit leiblichen Waffen es verfolgt und in lebendige Bewegung ſetzt.

Unſer ſeeliger Tobias ſuchte um jene Zeit den armen Zurückgebliebenen auf jede Weiſe ein liebender Bruder, Troſt und Beiſtand zu ſeyn und zu werden. Dieſe Armen und Verborgenen im Lande, lernten ihn gar bald kennen und verſammelten ſich, wenn er z. B. da in Linz in ſeiner Bude war, unter allerhand Vorwand um ihn her, und ihm blieben dieſe alten, längſt ſchon vor ihm zu ihrer Ruhe eingegangenen Väter, ſo lang er lebte unvergeßlich, welche, nach damaliger Sitte, mit langem, eisgrauen Barte, und ernſten, von lang gewohntem Kummer tief gefurchtem Angeſicht, um ihn herſtunden, und Worte des Lebens und des Troſtes, von ihm dem Jüngling, oder doch jüngeren Manne hören wollten, oder mit heißer Begierde aus ſeiner Hand Bücher empfingen und ſorgfältig in ihrem Buſen verbargem, welche vom Wort des Lebens ſprachen. Damals ſeufzten Viele in Oeſterreich, und unſer Seeliger auch mit ihnen: Ach daß die Hülfe über Iſrael käme, und Gott ſein gefangen Volk erlöſete! Und die von Menſchenherzen erſehnte Hülfe kam, auf die Weiſe wie ſie es erfleht hatten. Das Toleranzedikt vom 13ten October 1781, ſicherte den Proteſtanten in allen jenen Ländern freie Religionsübung zu.

Unſer ſeeliger Tobias war einer der erſten, welcher die Freuden- und Friedensbotſchaft ſeinen lieben öſterreicher Landleuten, denen ſie noch nicht bekannt war, mittheilte, und von ganzem Herzen mit in die Lobgeſänge der Tauſende ſeiner Glaubensgenoſſen in jenen Ländern einſtimmte.

Aber nun begann erſt das Hauptgeſchäft der Liebe, das der Geiſt der Liebe ſelber unſrem Seeligen bei jenen armen Menſchen auftrug. Die evangeliſchen Gemeinden durften ſich zwar aufs Neue zu Gemeinden bilden; aber es fehlte meiſt gänzlich an äuſſerlichen Mitteln zum Aufbau der verfallenen Kirchen und Schulgebäude, und zur Einberufung und Beſoldung evangeliſcher Lehrer. Denn, wie dies ja meiſtens der Fall iſt, dieſe Leute, die es mit ihrem Glauben, die es mit den ewigen Gütern ſo ernſt und genau genommen hatten, daß ſie um ihretwillen zwei Jahrhunderte hindurch jeden Druck und alle äuſſere Trübſal freudig ertrugen, waren faſt durchgängig ſolche, die an äuſſerlichen, zeitlichen Gütern nicht ſchwer zu tragen hatten: arme Landleute, und Bewohner des einſamen, dürftigen Gebirges. Ueberdies hatten dieſe armen Gemeinden, auch jetzt noch, wo man ihnen Glaubensfreiheit geſtattete, nach wie vor ihre Abgabe an Zehenten, Stolgebühren u. ſ. w. an die katholiſchen Geiſtlichen, zu deren Diöcös ſie früher gehört hatten, zu entrichten: was blieb ihnen alſo noch für ihre eigenen Kirchen, Schulen und Lehrer?

Da trat denn nun unſer ſeeliger Kießling, der ſich auch deshalb immer ſcherzweiſe Oeſterreichs Handlanger nannte, ins Mittel. Jede freie oder der Ruhe und Erholung des Leibes abbrechbare Stunde, bei Tage und bei Nacht benutzte er, um „Bettelbriefe" wie er es nannte, für ſeine armen öſterreichiſchen Glaubensbrüder, nach Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Berlin, nach dem guten Würtemberger Lande, nach der Schweiz, Holland, Dänemark, Rußland, England, ja nach America zu ſchreiben, während er bei ſeinen Nürnbergeriſchen Freunden und Mitbürgern, ſeine Werbungen meiſtens mündlich anbrachte. Da ſtrahlte denn freilich eine wahre Himmelsfreude aus ſeinem liebevollen Geſichte, wenn er oftmals wieder eine ſo bedeutende Gabe mit auf ſeine Reiſe, zum Vertheilen nehmen konnte.

Die Summen, welche auf ſeine Briefe, worinnen er den Zuſtand ſeiner Oeſterreicher mit der Lebendigkeit eines innig liebenden Herzens darſtellte, von allen Seiten her eingiengen, waren öfters über Erwarten bedeutend. Darum konnte er auch die neu erwachten evangeliſchen Gemeinden durch ganz Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, bis nach Ungarn hin, ſo kräftig unterſtützen, daß allein das, was an Geld und Büchern durch die Hände des nun verſtorbenen Senior Oberbeck gieng, welcher zuerſt in Kärnthen, dann im Salzkammergute Oeſterreich angeſtellt war, nach dem geringſten Anſchlage über 4000 fl. betrug. Manche Gemeinde, z. B. die Kemmattner im Traunviertel, hat es oft laut und dankbar bekannt, daß ſie ohne Kießlings großmüthige und reichliche Unterſtützung, nicht im Stande geweſen wäre ſich zu bilden, und die Gemeinde Oberſchützen (?) in Oberungarn, hat dem Namen ihres Wohlthäters, dem ſie ihr neues Aufſtehen ganz verdankte, ein einfaches, gutgemeintes Denkmal geſetzt.

Da war nun auch der ſchon oben erwähnte Bücherhandel unſers Seeligen, recht an ſeinem Orte. Tauſende von Bibeln, beſonders von neuen Teſtamenten, giengen an die neuen Gemeinden ab, und wurden unter dieſen, größtentheils ganz unentgeldlich vertheilt, ſo daß bald Schulen und Familien damit verſorgt waren. Ueberdies kamen ihm bei ſeiner wohlwollenden Geſchäftigkeit auch ſeine übrigen Handelsverbindungen und Kenntniſſe gar beſonders wohl zu ſtatten, denn da traf er immer Anſtalten, das, woran es in den Kirchen noch etwa fehlte, z. B. Orgeln, aufs Wohlfeilſte herbeizuſchaffen. So wußte er auch immer für Alles Rath, und in wie manche Kirche wurden unter andern durch ſeine

Vermittlung die Vasa sacra geſtiftet. Denn unſer lieber Seeliger wußte bei jeder Gelegenheit, wo er z. B. als Gaſt in Geſellſchaften der verſchiedenſten Art war, erſt das Geſpräch auf ſeine lieben Oeſterreicher zu bringen. Da hörten ihm denn alle gerne zu und gaben dann auch, wenn er auf einmal mit ſeiner Bitte hervortrat, meiſtens gerne etwas.

Doch nicht bloß die Kirchen und Schulen, und überhaupt die geiſtlichen Angelegenheiten ſeiner lieben Oeſterreicher, trug unſer Seeliger an ſeinem liebevollen Herzen, ſondern er war auch jedem Einzelnen, wo er nur wußte und konnte, in jeder leiblichen Noth, in Armuth und Krankheit, ein recht treuer Helfer und Tröſter. Und zwar, wie ſich dies von ſelber verſteht, ohne dabei etwa auf die Confeſſion zu merken, wie wir denn, weiter nachher, von ſeiner Denkart in dieſer Beziehung noch andere Proben ſehen werden. Es war dieſe allgemeine Wohlthätigkeit und Milde gegen Arme, an ſolchen Orten welche er öfter auf ſeinen Reiſen beſuchte, auch ſo ſehr anerkannt, daß ſelbſt die Dankſchreiben einzelner Stadtmagiſtrate an ihn, wie z. B. jenes der Stadt Leoben, vom 14ten März 1809, dieſe hülfreiche Liebe „gegen alle leidende Mitmenſchen, ohne Unterſchied der Religion und Nation“, ganz beſonders hervor heben. Es zeigte ſich die mildthätige Liebe unſers Seeligen und ſeiner ihn hierbei unterſtützenden Freunde, auch ganz beſonders in den Jahren der Kriegsnoth und ihrer Folgen, 1809 und 10, wo abermals durch ihn ſehr bedeutende Summen zur Aufhülfe der Armen nach Oeſterreich gebracht und dort vertheilt wurden.

Da hätte einer aber auch nur die Freude ſehen ſollen, bei Alten und Jungen, Groß und Klein, wenn der liebe Vater Kießling aus Nürnberg wieder einmal in dies oder jenes Dorf oder kleine Städtlein kam, in denen oft kein einziges Haus war, dem er nicht ein und anders Mal Wohlthäter und Freund in der Noth, oder Rathgeber, Tröſter, Freudenbringer (und war es auch nur für die Kinder) geweſen wäre. Das Völklein groß und klein ſtund, wo er auf der Straße nach Linz oder Graz durch einen ſeiner Leib-Orte kam, ſchon um die Kutſche her, ſobald die nur hielt, und jedes wollte gern dem Herrn Kießling eine Hand geben und jedes wollte ihn einladen, er ſolle doch diesmal auch bei ihm zuſprechen. Nun, der gute Mann hatte zu thun daß er durch alle dieſe Bewillkommnungen hindurch nur fürs erſte hinein in ſein Wirthshaus kam, und da folgte ihm freilich auch ein ganzer Haufen nach, daß es gar oft vor dem vielen Sprechen nicht zum Eſſen, auch nicht recht zum Ausruhen kam, denn die Stunden der Nacht mußten zum Schreiben der Geſchäftsbriefe u. a. dergl. Sachen angewendet werden, wovon ihn am Tage alle die Beſuchenden abgehalten hatten.

Das ging denn auch ſo fort, wenn er die Orte erreicht hatte, an denen ſein Geſchäft ihn länger zu verweilen nöthigte. Seine Boutique, die er z. B. in Linz zur Meſſe aufgeſchlagen, war gewöhnlich mit Landleuten die ihn ſchon kannten oder kennen lernen wollten angefüllt, und der liebe Mann trug es da mit der unbeſchreiblichſten Geduld, wenn ſo manche dabei gar nicht die Stunden wahrnahmen, in denen er, wie ſie es ja meiſt wußten, am beſten Zeit hatte mit ihnen zu ſprechen, ſondern ihn oft dann beſuchten, wenn er mitten im dringendſten Geſchäft war. Freilich, ſo erzählt einer ſeiner alten öſterreichiſchen Freunde, konnte auch niemand darinnen eine größere Fertigkeit haben, mit den Händen unaufhörlich die verlangten Waaren herbei zu bringen, abzutheilen und zu verrechnen, und doch auch zugleich mit ſeinen lieben Beſuchenden ein Wort der Liebe und der Ermunterung zu reden.

Gab es dann zwiſchen den Geſchäftstagen auch wieder freie, z. B. Sonn- und Feſttage, oder ruhige Zwiſchenzeiten zwiſchen der einen Meſſe und einer bald darauf folgenden, an einem andern Orte, ſo beſuchte unſer Seeliger die Freunde auf dem Lande und in den kleinen Städten umher. Da war es ihm dann die liebſte Feſtfreude, mit den Gemeinden in das Lob Gottes einzuſtimmen, und wenn er ſich an Feſttagen nach der Kirche, oder an Wochentagen, ſo im Kreiſe ſeiner redlichen Landleute ſahe, konnte man es ſeinem freudigen Angeſicht und ſeinem von Liebe überfließenden Herzen recht anmerken, wie wohl, wie innig wohl ihm hier ſey. Er konnte in ſolchen Stunden nicht ſatt werden von Dem zu rühmen und auf Den hinzuweiſen, in Dem allein Heil und Leben iſt.

Freilich mußten es ſich auch bei ſolchen Gelegenheiten die Alten gefallen laſſen, daß ihr lieber Kießling vielfältig, und manchmal großentheils, von Kindern in Beſchlag genommen wurde, denn die hatte er nun einmal gar ſo gern und ſie ihn, und die Mütter kamen da oftmals, wenn ihnen die Kleinen keine Ruhe ließen, weil ſie von andern Kindern ſo viel von dem Herrn Kießling aus Nürnberg hatten erzählen hören, weit her mit ihren Kindern, und hörten zu wie der liebe, treue Kinderfreund ſo viel von Gott und Chriſto erzählte, und die Kleinen, die ſich an ihn anſchmiegten und herandrängten, gar herzlich zur Gegenliebe zu Dem ermahnte, der die Kinder und alle Menſchen ſo lieb hat.

So kam einmal auch eine Mutter mit ihrem etwa ſiebenjährigen Knäblein zu dieſem fremden, guten Manne, von dem ſie ſchon ſo Vieles gehört. Und die Mutter wurde gar bewegt in ihrem Herzen von alle Dem was ſie in dieſer neuen Art von Kinderlehre, wo es war als wenn ein Kind zum andern ſpräche, vernahm, und da ſie einige Jahre nachher, voll Glauben und Freudigkeit aus der Zeit gieng, pries ſie Gott für die Gnade, daß er ſie mit dieſem Manne habe bekannt werden laſſen. Das Knäblein aber, obgleich es nicht Alles was es da zum erſten Male hörte, faſſen konnte, behielt doch den Hauptinhalt der Ermahnungen, die ihm Kießling mit ſeiner unbeſchreiblichen Herzlichkeit und Freundlichkeit gegeben, und das ,,Vorgefühl der Chriſtenſeeligkeit'' welches es damals empfunden, im Herzen und es wurde nachmals aus dem Knäblein, mein lieber, im Dienſte des Herrn, beim Weiden der Lämmer reich geſegneter Matthias Trautenberger, der mir die meiſten dieſer Nachrichten, über Kießlings Wirkſamkeit in Oeſterreich, mitgetheilt hat.

Am meiſten finde ich, in den vor mir liegenden ſchriftlichen Nachrichten, der Beſuche unſers Seeligen in den Schartner Gemeinden und Ortſchaften, z. B. bei den frommen Pächtersleuten in Taubenbronn, dann ſeiner Erholungstage in Appersberg und Efferding erwähnt. Bei dieſer zuletzt erwähnten Gemeinde, verweilte unſer Seeliger gar beſonders gern. Dies war nämlich, wie ein von ihm am 27ten Auguſt 1781, an chriſtliche Freunde in Nürnberg und Berlin geſchriebener Brief erzählt, die erſte, deren Gottesverehrung auf evangeliſche Weiſe, nach Bekanntmachung des Toleranzediktes, er beiwohnte. Ihre künftige Kirche, mitten im Waldthal, hatte noch gar kein Dach, und das ganze Gebäude, ſo weit es fertig war, zeigte eben ſo ſehr von tiefſter Armuth als vom guten Willen der Erbauer. Es regnete eben in Strömen, dennoch aber war der innre Raum der künftigen Kirche ganz voller eifrig andächtiger Zuhörer, welche, dem Regen ganz ausgeſetzt, auf den im Gebäude noch zerſtreut liegenden Baumaterialien ſaßen. Gleich der Geſang beim Anfang lautete ſo harmoniſch und ſchön — denn die Andacht giebt erſt der Stimme die rechte Lieblichkeit — daß ſchon dadurch unſer ſeeliger Tobias ganz gerührt wurde. Da ſang aber auch Mancher mit rechtem Dank gegen Gott, aus dem alten Lied: „O Herr dein göttlich Wort" die Stelle: „deß danken wir Dir mit Fleiß, daß wir erlebet haben die Stunde." Darauf trat der älteſte Vorſteher der Gemeinde auf (denn kein Pfarrer war noch nicht da) und las nach den gewöhnlichen Kirchengebeten, eine trefflich paſſende Predigt von Heinrich Müller vor. Dann wurde gebetet und zuletzt noch geſungen: „Was Gott thut das iſt wohl gethan.“ Bald nach dem Anfang des Gottesdienſtes hatte der Regen aufgehört, und auch der irdiſche Himmel blickte in das arme Kirchlein herein, auf lauter glückſeelige, zum Theil vor Freuden weinende Geſichter, aus denen der noch ſchönere Himmel inniger Andacht ſtrahlte. Wie viele der alten, treuen Väter jener Gemeinde, hatten ſich ſeit 200 Jahren, in Hoffnung auf dieſen ſeeligen Tag ſchlafen gelegt!

Bald darauf war er denn auch einmal in Efferding, wohin er gerade wieder einen anſehnlichen Beitrag zum Kirchenbau überbrachte, als eben der fromme, zum Werk des Herrn ſehr bereitwillige Schullehrer Kuhn, den ſich die Gemeinde aus dem Würtemberger Lande (aus welchem damals mancher fromme Prediger ins Oeſterreich gieng) verſchrieben hatte, ankam. Zur großen Freude Aller, wiewohl der gute Mann zwar 400 lernbegierige Kinder, aber gar kein Schulhaus zum Unterbringen dieſer Heerde vorfand.

Von dieſer erſten Bildung ihrer neuen Gemeinde an, war denn der wohlthätige Kießling den Efferdingern, von denen ihn ſchon früher mancher beſucht und gekannt hatte, allen ſammt als Wohlthäter und treuer Freund bekannt geworden und wurde das bei jedem Beſuche immer mehr. Die drei Prediger, welche hier nach einander am Werk des Herrn arbeiteten, waren auch Männer nach Gottes Herzen und mithin nach Kießlings Herzen: die das Wort vom Kreuze treu und lauter predigten und das rechte Wohl ihrer Gemeinde innig nahe am Herzen trugen. Ihnen war Kießlings Beſuch in der Gemeinde jedesmal eine rechte Freude, denn er half ihnen dann immer mit vorbereiten, erwecken, bekräftigen und ſtärken: das Wort vom Leben.

In dem Hauſe des trefflichen Pfarrer Groos, welcher der Gemeinde zu Efferding eilf Jahre lang mit großem Seegen vorſtund, gab es, ſo oft mein ſeeliger Kießling dort war, ganz beſonders ſchöne und fruchtreiche Stunden. Da war denn immer des Sonntags Nachmittags, entweder im Prediger Hauſe oder in der Kirche, eine Verſammlung der meiſten Glieder der Gemeinde, die unſren ſeeligen Tobias lieb hatten, und Den welchen er liebte. Da wurde geſungen, wobei der Hr. Pfarrer, der wie mancher der damaligen öſterreichiſchen Geiſtlichen ſeiner Gemeinde, welche früher nur wenige Melodien kannte, auch ein Geſanglehrer war, das Pianoforte ſpielte, Kießling aber mit ſeiner lauten, lieblich tönenden Stimme den Vorſänger machte. Dann verrichtete meiſt unſer ſeeliger Tobias ein inniges, einfältig kräftiges Gebet aus dem Herzen, und erzählte hernach merkwürdige Lebensführungen, Gebetserhörungen, Bewegungen und Begebenheiten aus der Nähe und Ferne, welche auf den Aufbau des Reiches Gottes Beziehung haben, beſonders aus der Geſchichte der Miſſionen. Er kannte da in ſeinem Efferdingen jeden Einzelnen und wußte ihn dann nach Bedürfniß ſo eindringlich zu ermahnen, zu erwecken, zu tröſten, daß dieſe Nachmittags- und Abendſtunden wohl für Keinen der dabei war, ohne Seegen blieben. Oefters ſaßen da im Pfarrhaus oder in andren Häuſern und Hütten in und um Efferding, ganze Schaaren lehr- und hörbegieriger Seelen, bis ſpät in die Nacht um ihn her: denn die Zeit, wo Kießling da war, mußte man recht benutzen!

Aber nicht blos in Efferding und ſeiner nächſten Umgebung, ſondern durch jenen ganzen Theil des Donauthales und bis ins Muhrthal hinunter, durch Oeſterreich, Steyermark und Kärnthen, hatte unſer ſeeliger Tobias gar manchen lieben Aufenthaltsort und viele Freunde die ihn innig liebten. Da kam er dann, wenn er ſeine Beſuchsreiſen über Thal und Berg machte, gewöhnlich zu Fuße, und noch dazu, als reiſender Buchhändler, mit Büchern und

Schriften, auch wohl mit Geldbeiträgen, ſchwer beladen an. Sogar im höheren Alter hielt er es bei ſolchen Gelegenheiten, wenn ſich nicht etwa zufällig eine fahrende Gelegenheit traf, oder Freunde, welche ſelber Pferde hatten, ihn zum Fahren nöthigten, mit dem Fußgehen.

Da wurde er aber auch, wenn er z. B. aus den Gebirgen vom Salzkammergut zu Fuß herübergegangen kam in die Gegend der Schartner Gemeinde, ordentlich im Triumph eingeholt, von denen, die ihn vom Felde aus etwa zuerſt wahrnahmen, und die nun auch oft ſo glücklich waren ihn für diesmal zu beherbergen.

Ja, wenn nur bei allen ſolchen Beſuchen das Scheiden nicht geweſen wäre. Denn das war an vielen Orten, wo ſie ihn alle als einen Vater liebten, ein rechter Schmerz für Alt und Jung, wenn der Herr Kießling, beſonders da er ſchon hoch in die Jahre war und nicht viel Ausſicht mehr zu öfterem Wiederkommen, jetzt abreiſen wollte. Sie drängten ſich alle herbei, um noch ein Wort der Liebe und des Seegens beim Abſchied zu hören, und die Kranken und Alten, die er eben noch reichlich erquickt, ſchauten zum Fenſter heraus, zu ihm hin und ihm nach. Und der und jener bat auch um einen Brief aus Nürnberg, woran es denn auch der Seelige niemals fehlen ließ. Denn man begreift kaum, ſchreibt ein

Freund aus Oeſterreich, wie der Seelige, bei ſeinen übrigen vielen Geſchäften, ein ſolches Heer von Briefen ſchreiben konnte. Da haben Viele in Oeſterreich, ganze Päckchen von Briefen von ihm aufbewahrt, deren Hauptinhalt immer nur der eine, große iſt, von Dem der geſtern iſt und heute, und Derſelbe auch in Ewigkeit. Da ermahnt er denn auch noch ganz beſonders in dieſen Briefen zur Treue und zum Ausharren im Chriſtenberufe, und erinnert immer von neuem daß wir durch viel Trübſal müſſen zum Reich Gottes eingehen. Den Kindern legt er das Wort des Lieblingsjüngers unſers Herrn ans Herz: und nun, Kindlein, bleibet bei Ihm. Die Jungfrauen ermahnet er mit Maria das beſte Theil zu erwählen, das nicht von ihnen genommen werden kann; den oft ſehr beſchwerten Müttern ruft er je zuweilen das Verslein zu: „Wenn ich mich bei Nacht und Tage, mit der Kinderpflege plage, führe ich doch keine Klage, denn ſie iſt im Herrn gethan. Dieſer iſt und bleibt vor Allen, meines Herzens Wohlgefallen, und, ſo lang ich werde wallen, thu ich Alles Ihm zu lieb.“ —

Es iſt unglaublich was dieſe Briefe für Freude machten, was ſie für Wirkung thaten, mit welchem Sehnen ſie erwartet wurden. Eine ehrwürdige, chriſtlich ernſte Bauernfrau, lernte noch in ihrem hohen Alter das Schreiben, nur damit ſie auch an Kießling ſchreiben und Briefe von ihm empfangen könne. Kinder ſogar (und zwar nicht bloß die ganzen Schulkinder einzelner Gemeinden, wenn ſie von ihren Lehrern zu Dankſchreiben an den gemeinſchaftlichen Wohlthäter ermuntert wurden) ſchrieben aus freiem Antriebe, kindlich fromme und liebende Briefe an den Herrn Tobias Kießling, und manche treue Seele ſtund auf dieſe Weiſe ſchon ſeit ihrem zwölften Jahre mit unſerm Seeligen in einem gar fruchtbaren Verkehr.

„Kießling hat“ ſo fügt der liebe Schullehrer Trautenberger ſeinem Bericht noch hinzu „einige funfzig Jahre lang Oeſterreich jährlich (wenigſtens) zwei Mal beſucht. Er ſahe das evangeliſche Chriſtenthum zuerſt im größten Drucke ſchmachten, dann nach ſeiner Erlöſung herrlich aufblühen und bei Vielen reichliche Frucht tragen. Allein er mußte es auch erleben, daß Viele, von denen man anfangs ſagen konnte: Ihr liefet fein, wieder rückgängig wurden, und dieſe Welt lieb gewannen. Und wenn der ſeelige Mann nun wieder in unſrer Mitte erſchiene, was würde er ſagen? — Ach wenn wir jenen Zeitpunkt des regen Lebens, der hohen Freude, der herzlichen Freundſchaft und Gemeinſchaft mit dem jetzigen vergleichen, ſo wird unſer Herz billig mit tiefer Wehmuth erfüllt. Ein Grund dazu mag ſeyn, daß wir ſo manche Ermunterungsmittel, die damals uns ſo reichlich zu Theile wurden, entbehren müſſen. Doch müſſen wir, der Wahrheit gemäß bekennen, daß der Herr auch in dieſem Lande noch einen Saamen habe der ihm dient, beſonders in denen Gemeinden, deren Lehrer aus eigener Erfahrung und Herzensdrang: Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten verkündigen."

„In unſern Schulen vermiſſen wir auch gar ſehr die väterliche Fürſorge Kießlings. Die Bibeln und Teſtamente, die ſeine Liebe für arme Kinder geſtiftet hat, werden, oder ſind zum Theil ſchon unbrauchbar, und können nicht erſetzt werden! — Mit Wehmuth betrachten oft jetzt noch die Freunde jene Stelle, wo Kießling in Linz ſeine Boutique aufgeſchlagen hatte und wo ihnen ſo viel Troſt, Erquickung und Seegen zu Theil wurde. Es war wohl dies, bei dem Gewühle der Menſchen, und dem Treiben in irdiſchen Geſchäften, das einzige Plätzchen, wo ſichs auch um jene köſtliche Perle handelte Matth. 13, V. 46. — Ach es iſt kein Kießling mehr hier!"

Zum Beſchluß dieſes Abſchnittes möge denn auch wieder die hieher gehörige Stelle aus einem Briefe des ſeeligen Esper an unſern Tobias ſtehen, aus einem Briefe der etwa ein

Jahr vor der Bekanntwerdung des Toleranzedikts durch Kaiſer Joſeph (am 25. Febr. 1780, ſchon von Wunſiedel aus) geſchrieben iſt.

„Ziehen Sie Ihren Weg unter dem Geleite des Allmächtigen, und Sein Engel ſey mit Ihnen! Da das Kaufen um die köſtliche Perle Ihnen zum Haupt-Negoce geworden, ſo können Sie die übrigen Geſchäfte Ihres Berufes, mit ungleich ruhigerem Geiſte als ein Andrer verrichten. Das Hauptgeſchäft iſt gemacht, unſer Debitbuch ins Reine gebracht, — wir haben Credit bei unſerm Herrn — Seine Commiſſionen werden mit Freuden beſorgt, da er ſo vielen Rabbat läſſet. — Nun ſo beſorgen wir denn die Kleinigkeiten der Erde mit einem heiteren Herzen, ſo lange Er will."

„Doch aber däuchtet mir, unſer gemeinſchaftlicher Herr hat Ihnen eine kleine Beſtellung nach Oeſterreich mit anvertraut. Sagen Sie doch ſeinem dort verborgenen Volk, ſagen Sie es mit der Ihnen eigenen Klugheit, wie ſehr ſich Derſelbe auf die Glieder ſeiner unſichtbaren Kirche, bei unſern Zeiten verläſſet, wie ſie noch ſeine einzige Hoffnung und Ehre ſind, wie Er hier auſſen zwar Mengen von Bekennern hat, wie Ihm aber wenige ganz treu, hold und gewärtig ſind, wie Ihn Alles mit dem Munde bekennt, und mit den Werſen ſchmäht, wie Er, im Fall eines Angriffes, ſich unter Tauſenden kaum auf Einen verlaſſen kann, wie die Schilde ſeiner noch brauchbaren Streiter kaum mehr von ſyſtematiſchen Papieren zuſammengeleimt, die Schwerter fleiſchliche Waffen, die Helme Spinnenweben, die ihn ſchützen ſollende Catheder, meiſt nur hölzerne Marktſchreier-Bühnen, die Kanzeln leere, von den Wächtern längſt verlaſſene Mauerzinnen, viele Kirchen von ſeinen Feinden ſchon erſtiegen; wie aber Seine Salzburger, Mähren, Oeſterreicher, noch das Reſervecorps ſind, auf das Er ſich verläſſet, da ſie Ihm mit einem willigen Gehorſam dienen; da ſie mehr evangeliſch ſind als ſie es heiſſen! da ihre Werke in der That ſchöner, als die unſrigen dem Namen nach ſind; da in ihren Winkeln mehr Andacht als in unſern Kirchen herrſcht; da ſie ſelbſt im Gefängniß Ihn lieber als hier Viele in freier Geſellſchaft Ihn bekennen; da es ihnen nicht darauf ankommt, für die künftige Ruhe in Seinen Armen, ein Paar Wochen Kerker zu wagen; da ſie an ihren Kindern künftige Bekenner erziehen, wenn der Mode-Chriſt Verläugner Seines Kreuzes aus ihnen bildet. — — Ach ſagen Sie ihnen dieſes Alles, nach Ihrer eigenen Klugheit, vorſichtiger und auffallender, als ich es ſchreiben kann. Denken Sie an die Verheiſſung, ob dem Seinen Gliedern dargereichten Becher

Waſſers und vergleichen damit, oder berechnen Sie den Werth eines dargebotenen Trunkes für den unſterblichen Geiſt.“

„Vielleicht habe ich Sie aber zu ſehr ins Feuer gebracht? Nein! — Ihr Chriſtenmuth wird durch die Regel des Heilandes gelenkt: Klug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben.“

„Noch einmal tauſend Seegen zu Ihren von der Vorſehung gezeichneten Wegen. Kommen Sie bei Ihren Geſchwiſtern, dieſer kleinen, aber in der That paradieſiſchen Republik der Bekenner Jeſu Chriſti, wohl, und nach Leib und Seele geſund wieder an, und zweifeln Sie nicht, daß ich, ob Sie dieſſeits oder jenſeits der Steyriſchen und aller möglichen Alpen ſich befinden, demohnerachtet für ewig bin, Ihr unauflöslich verbundener

J. F. C.

15) Kießling als Augenarzt.

Dieſe kleine Geſchichte, welche eigentlich mit unter die groſſe, nur in Gottes Händen vollſtändig befindliche Sammlung der Reiſegeſchichten unſers Seeligen in und aus Oeſterreich gehört, erzählte der Seelige einer lieben jungen Verwandtin ſelber und dieſer erzählen wir ſie hier wieder nach.

Unſer Kießling ſand einmal auf einer ſeiner Reiſen, in einem Dorfe, welches er öfters beſuchte, ein junges Bauernmädchen, welches gar traurig auſſen vor der Thüre ſaß, und hatte die Augen zur Erde nieder geſchlagen. Da fragte er ſie: liebes Mädchen, warum ſchauſt du denn da ſo zur Erde? Da hub das Mädchen ſeine Augen auf zu dem fremden Manne, und der ſahe nun, daß dieſe ganz roth und entzündet waren. Ach, ſagte das Kind, ich bin immer krank und gar traurig und elend, und habe dazu wehe Augen. Da ſagte der Seelige: Mein liebes Kind, ſiehe du ſchauſt wohl zu ſehr auf den Boden, in den Staub des Irdiſchen hinein, lerne du nur deine Augen mehr nach dem Himmel empor heben, für den ſie gemacht ſind, dann wird das Herz froh und heiter, und du wirſt geſund, und deine armen Augen auch wieder gut und klar. Da fragte das Mägdlein den fremden Mann weiter, wie das gemeint ſey? und der ſetzte ihr ſeine Meinung ſo klar und innig eindringend auseinander, daß dem Kinde die wehen Augen in Thränen übergiengen, die aber nicht ſchadeten.

Denn ſiehe, da der Seelige wieder durch das Ort kam, konnte das Mädchen ihm gar klar und freudig ins Geſicht ſchauen, und war heiter, geſund und froh, und ihren Augen konnte man es recht gut anſehen, daß dieſe ſeitdem gelernt hatten recht oft hinauf zu blicken in den Himmel, und nicht mehr ſo am Staube des Bodens zu hängen.

Dieſe Jungfrau, die der Seelige anfangs als armes, kränkelndes Stallmädchen kennen lernte, iſt ſpäterhin ein reiches Gefäß der Gnade, eine Auserwählte unter Tauſenden geworden, und lebt jetz, glücklich vermählt, in einem fernen Lande. In ihrer Geſchichte kommt Vieles, wahrhaft Wunderbares und Auſſerordentliches vor, was die Mehrzahl der Leute nicht verſteht, und was auch unter der übrigen, geringeren Zahl, Vielen nicht gefällt. Ich aber und du, wir wünſchen uns ein Herz, dem alles das gefällt, was unſrem Gott gefällt, welcher nicht urtheilet nach Menſchenurtheil, ſondern deſſen ewige, viel- und allſeitige Liebe, die fremde, uns hieländiſchen Leuten unbedeutende Dattelpalme und Cocosnußpalme, eben ſo umfaßt, wie unſern, da zu Lande nützlicheren Aepfelbaum und Kirſchenbaum und Eichbaum.

16) Ich bin krank geweſen und ihr habt mich beſuchet.

Unter den vielen Ständen und Geſchäften, wozu ſich unſer lieber Seeliger gar gut geſchickt hätte, gehört doch ganz vorzüglich das eines Krankenwärters. Denn ſein mitleidiges Herz, noch mehr aber ſein überall auf die letzten Dinge und auf das Ziel des Menſchenlebens hinblickender Sinn, führten, ja trieben ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt, überall wo ſich ihm nur eine Gelegenheit dazu zeigte, an das Bette der Kranken und Sterbenden. Da tröſtete, da belebte, da erquickte er dann leiblich wie geiſtlich.

Wenn ihm auf der Meſſe zu Linz ein freies Stündlein blieb, und die Reiſe- und Handelsgefährten giengen hinaus aufs Land oder in eine Abendgeſellſchaft, zog er es doch vor ins Krankenhaus zu gehen, und da die armen, auch nach geiſtiger Equickung Schmachtenden zu beſuchen. Oft fand er da oder erwarb er ſich da Landsleute, in mehr als einem Sinne.

Die liebe Mayerin in Taubenbronn weiß es am beſten und hat es an ihrem eigenen Krankenlager, am Sterbebette ihres ſeeligen Mannes und am Krankenlager andrer Angehörigen erfahren, was der ſeelige Kießling für ein trefflicher Tröſter, Arzt und Erquicker der Kranken und Sterbenden war. Es war ja auch ordentlich als wenn der liebe Gott auf die einfachen Mittel, die unſer Tobias ſeinen einſamen, oftmals weit von ärztlicher Hülfe entfernten Landleuten rieth, einen ganz beſondern Seegen, mehr als auf die köſtlichſten Arzneien gelegt hätte. Denn, um nur eines anzuführen, der Mann lebt noch, der damals in Taubenbronn an der Bräune ganz todtkrank darniederlag und mit hervorgeſtreckter Zunge, die er nicht mehr in den Mund zurückbringen konnte, vergebens nach Luft ſchnappte. Unſer Kießling rieth ein einfaches Hausmittel (die Mayerin ſchreibt aber nicht welches?) und kaum war das 3 bis 4mal angewendet, ſo zog ſich die Zunge zurück, und das Athmen wurde ganz leicht.

Das iſt übrigens dieſelbe Mayerin, bei der unſer ſeeliger Tobias den Spruch, der nach Seite 25. ihm ſelber ſo zum Leben geworden war, und der ihm ſeitdem immer wie ein fruchtbares Saamenkorn im Herzen lag, wieder ſo ganz an den rechten Mann und in fruchtbaren Boden brachte. Denn da er ſie zuerſt kennen lernte (das ſind ſchon viele Jahre), merkte er gleich: das iſt eine Seele, der es ſo zu Muthe iſt wie dir damals, als du auch den lieben Gott ſchon recht lieb hatteſt, du hiengſt aber immer noch mit einigen, gar zähen Fäden, am Hauſe deines alten Vaters (des alten

Adams und des Fleiſches) was jedoch nachher durch Gottes Gnade bald abgethan war. Da ſagte er mit liebend ernſtem Blicke zu der aufmerkſam Horchenden: Höre Tochter, ſchaue darauf und neige deine Ohren, vergiß deines Volks und deines Vaters Hauſes, ſo wird der König Luſt an deiner Schöne haben, denn er iſt dein Herr und du ſollſt ihn anbeten.

Das waren die erſten Worte, die der theure Friedensbote zu der Mayerin in Taubenbronn ſprach, und dieſe Worte ſind zu Engelsflügeln geworden und angewachſen, welche dieſe theure, ihrem Herrn treue, leidensmüde, ja durch viel Leiden müde aber auch bewährt gemachte Seele, nun bald auch hinauftragen werden zu meinem und ihrem und — unſern lieben, ſeeligen Tobias.

Ich will doch noch, da wir hier einmal beim Krankenwarten und Krankenpflegen ſind, ein einziges Geſchichtchen erzählen, wie mein lieber Tobias auch einmal einen Kranken in Nürnberg erquickt hat.

In Nürnberg war ein lieber, treuer, dem Evangelio von Jeſu Chriſto von ganzem Herzen innig anhängender Prediger, Namens Götz, welcher von 1773 bis zu ſeinem Tode (1809) Diaconus an der Egydienkirche war. Der hatte viele Kinder, und durch mannichfaltige Krankheitsfälle und andere Prüfungen ein gar ſchweres Haushalten, und dabei eine ſehr geringe Beſoldung. Dieſem iſt unſer ſeeliger Tobias in geiſtiger und leiblicher Hinſicht ein hülfreicher Engel geworden. Sie lernten ſich aber ſo kennen:

Der ſeelige Götz lag, wie es ſchien ohne Hoffnung, todtkrank an einem Gallenfieber darnieder. Die hochſchwangere Hausfrau ſtund mit den kleinen Kindern am Bette und weinte und betete zu Gott; in des Kranken Herzen war aber ein unaufhörliches Flehen zu Gott um Erbarmung — nicht zunächſt des Leibes, ſondern des Geiſtes. — Es war aber auch kein Geld da, und große Noth im Hauſe. Da kam einmal auch, unter andern milden Gaben meiner lieben Nürnberger, ein Päckchen mit Geld. Darauf ſtund mit Kießlings ſchöner, zierlicher Handſchrift geſchrieben: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; glaube mir, ſo wirſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen.“

Der ſeelige Götz ſagt bei dieſer Gelegenheit in ſeinem Tagebuche: „War mir wohl auch das Geſchenk an Geld ſehr lieb, ſo waren mir doch dieſe Worte in meinem damaligen ſchwachen Zuſtande viel tauſendmal lieber, und ich weiß mich nicht zu erinnern daß vor der Zeit ein Wort des Herrn ſo tiefen Eindruck auf meine Seele gemacht hätte, als dieſe Worte.“

Nun, der Todtkranke genas, und es kam heraus wer das liebe Geſchenk mit dem ſchönen Bibelſpruch geſchickt habe. Und die beiden wurden nun nicht blos bekannt, ſondern innig vertraute Freunde, und Seele ging in Seele über und blieben beide treu verbunden bis ans Grab und drüber hinaus auch noch.

Wir ſind hier einmal bei der Geſchichte des Pfarrer Götz, da will ich denn auch noch gleich ein andres ſeltſames Geſchichtchen erzählen:

17) Von einem multiplicirenden Brandretter.

Als das Forſterſche Haus in der Laufer Gaſſe, in deſſen Nähe unſer lieber Pfarrer Götz wohnte, abbrannte, mußte der arme, kränkliche Mann auch alles was er hatte zuſammenpacken und ausräumen. Es war gerade nicht viel zuſammen zu packen, aber das was den meiſten äuſſern Werth hatte, einige Koſtbarkeiten und den kleinen Vorrath an baarem Gelde (es war wohl kurz vorher erſt die Beſoldung eingegangen), wollte der liebe Mann doch ſelber in ſeine Hände nehmen (nicht ja um ſeinet- ſondern um der lieben Kinder willen). Er trägt es eben die Treppe hinunter, da begegnet ihm einer, ſo ein Brandretter, der ſagt: nur mir her, lieber Pfarrer! es ſoll Ihnen wohl bewahrt ſeyn, und gehen Sie nur und retten das Andre.

Der Pfarrer giebt ihm das Geld und die Pretioſen, und geht zurück.

Das Feuer wird gelöſcht. — Da nun am Morgen die Gefahr vorbei, und dem armen Erſchrocknen die Beſinnung wieder gekehrt iſt, fällt dem lieben Pfarrer wohl ſein Paquet mit dem Gelde und mit den andern theuern Sachen ein, aber auf den Mann, dem er es gegeben, kann er ſich nicht beſinnen. Doch glaubt er wohl überzeugt ſeyn zu können, daß er es einem ſichern Menſchen übergeben habe. Die Unruhe über das Schickſal des Paquetes wächſt indeß, beſonders bei den größeren Kindern (auf denen nach dem Tod der ſeeligen Mutter die Sorge der Wirthſchaft auch mit lag), da ſich bis gegen Mittag keine Spur von dem in fremde Hand anvertrauten Gute zeigt. Aber beim Mittagseſſen kommt einer und bringt das Paquet, und da man das Geld nachzählt, findet ſich daß es viel mehr iſt als es erſt war. Der ſeltſame Feuerretter, anſtatt ſich eine kleine Proviſion für ſeine Mühe heraus zu nehmen, hatte vielmehr noch dazu gelegt.

Nun, wer war denn dieſer ſonderbare Hülfsmann in Feuersgefahr? Lieber Leſer, du erräthſt es wohl; es war niemand anders als unſer ſeeliger Tobias Kießling!

Doch wir fahren wieder fort noch einige Züge aus Kießlings Wirkſamkeit und Reiſen in Oeſterreich nachzutragen.

18) Kießling als Troßbube und Soldatenknecht.

Wir haben an unſrem Seeligen ſchon gar manche beſondre Eigenſchaft oder Tugend bemerkt; es war ein Mann der zum Kaufmann wie zum Prediger, zum Buchhändler wie zum Arzt gleich gut getaugt hätte, aber ich hätte doch nicht gedacht daß ſich ein ſolcher reicher und wohlhabender Kaufmann, wie mein lieber Tobias war, auch ſo gut zum Soldatenknecht oder Troßbuben ſchickte, wie es die nachſtehende Geſchichte zeigt.

Denn ich meines Theils, wenn mir jemand nicht bitt- ſondern befehlsweiſe, und noch dazu mit rauhen Worten ſagte, ich ſolle ihm einen Eimer Waſſer für ſeine Pferde herbeitragen, oder ausmiſten im Stalle, würde ihm, ſo viel ich mich ſelber kenne, eben keine ſonderlich freundliche Antwort geben, und am Ende ſagen: er ſolle ſich nur andre Leute zu ſolchem niedrigen Geſchäft ausſehen, nur mich nicht, ich ſey zu ſo was nicht da.

Mein ſeeliger, demüthiger Tobias dachte aber nicht ſo. Er dachte: wenn ich um Gottes Willen auch ein gemeiner Soldatenknecht werde; ſo weiß ich doch um weſſen willen ichs thue, und weſſen Knecht ich eigentlich dann bin, und mir iſts eben recht, ob der liebe Gott jetzt will daß ich Waſſer für die Pferde der franzöſiſchen Soldaten, die doch auch auf Seinen Befehl und nach Seinem Willen, wiewohl mir armen Menſchen ſehr zur ungelegenen Zeit hier herkommen, beitrage, oder ob ich, ich weiß ſelber nicht was, predige.

Er war gar oft ein froher Zeuge der Freuden der Efferdinger Gemeinde in dem Herrn geweſen; ſo ſollte er auch im Frühjahre 1809 ein Genoſſe ihrer Trübſal werden.

Es war eben Markt in Linz, und Kießling, wie alljährlich, auch in ſeinem gewöhnlichen Geſchäft dort, als die Franzoſen unverſehens ſchnell ins öſterreichiſche Gebiet einrückten. Er konnte jetzt nicht mehr leicht zurück, da gab er denn den Bitten ſeiner Efferdinger Freunde gerne nach, bei ihnen auszuharren in dieſer Noth, beſonders da auch der liebe Herr Pfarrer Groos eben kränklich war. Die guten Leute ergaben ſich mit zutrauensvollem Gebet der

Erbarmung Gottes. Da nun am 2ten Mai die Feinde wirklich einrückten, und auch in des kranken Predigers Haus eindrangen, gieng ihnen unſer Tobias mit der ruhigſten Faſſung und mit ſeiner gewöhnlichen leutſeeligen Art und Miene entgegen, und ſuchte den Bedürfniſſen der Soldaten zuvor zu kommen. Zu allen möglichen, auch den geringſten Dienſtleiſtungen, bot er ſich von ſelber an, und vielen dieſer fremden Krieger, die zuvor endloſe oder gar nicht zu befriedigende Forderungen machten, gebot das ehrwürdige Haupt des liebreichen Greiſes, und ſein ſtiller, freundlicher und doch zugleich zurechtweiſender Blick, ſolche Achtung, daß ſie in ſeiner Gegenwart ganz beſcheiden wurden und es auch blieben. Freilich gab es auch einzelne Unmenſchen darunter, welche durch nichts zu beſänftigen waren, und von ſolchen mußte der liebe Alte ſelbſt einige körperliche Mißhandlungen erdulten. Aber im Ganzen giengen jene vielgefürchteten Tage für Efferding ſehr leicht und erträglich ab, und beſonders wurde des Predigers Haus ganz von Gewaltthätigkeiten und Plünderung verſchont. Und dieß dankten die Efferdinger nächſt Gott, doch größtentheils ihrem Freund Kießling, der übrigens nicht blos den Feinden und ihren Gewaltthätigkeiten ein hemmender Damm war, ſondern auch ſeinen Efferdingern, wenn ſich hier und da Ungedult gar zu ſehr regen wollte, die freundliche Weiſung gab:

„Es ſind Gottes Heere, die Seinen Befehl ausrichten: demüthigen wir uns unter ſeine gewaltige Hand, damit er uns erhöhe zu ſeiner Zeit.“

Ja, Gott erhörte das Gebet unſers Kießlings und ſeiner Freunde, und ſchlug in der großen Gefahr am 3ten Mai eine Wagenburg um ſie her. Denn hätte das Corps des General Kienmayer, das zur Deckung des Rückzugs der Hauptarmee herbeigeeilt war, dem Feinde vielleicht nur wenige Stunden früher begegnet, ehe er noch weiter im Donauthal vorgedrungen war, ſo wäre, wie es der Plan jenes Corps war, die Schlacht vom 3ten Mai, bei und um Efferding vorgefallen, und der Untergang des guten Städtleins vielleicht unvermeidlich geweſen.

Da es denn etwas ruhiger in der Umgegend wurde, ſegnete Kießling ſeine lieben Efferdinger und eilte zu den Seinigen nach Nürnberg zurück, die ihn ſchon längſt ſehnlich erwarteten. In ſeinem erſten Brief von Nürnberg aus ſchrieb er: „Unter Loben und Danken bin ich glücklich nach Hauſe gekommen. O was das für eine Freude war, als ich die lieben Meinigen wieder erblickte, und ſie mich, kann ich nicht beſchreiben. Ach was wird es dort ſeyn, einander wieder zu ſehen und ewig zu genießen! Darauf wollen wir es gerne wagen, es iſt wohl wagenswerth, und gründlich dem abſagen, was uns hält und beſchwert, und Ihn anſehen und anlaufen, ſo wird er uns nicht verlaſſen noch verſäumen. Fühlen wir uns gleich ſo ſchwach, arm und elend, um ſo viel mehr Gnade und Barmherzigkeit wird uns dargereicht werden, und aus Seiner Fülle ſollen wir ja nehmen Gnade um Gnade" u. ſ. w.

---

19) Wie man ſich bei den Poſtillonen in Reſpekt ſetzt.

Leute der Art, wie unſer ſeeliger Kießling, wiſſen ſich ſogar bei den Poſtillons in Achtung und Reſpekt zu ſetzen.

Da der ſeelige, liebe, theure Biſchoff Spangenberg einmal auch, mit etlichen Brüdern der Gemeinde Extrapoſt genommen, fuhr der Poſtillon gar langſam, und brauchte, wenn das ſo fortgieng, auf eine Station von vier Poſtſtunden, vielleicht gar vier und eine halbe ordentliche, denn er war bei dem ſandigen Boden, wie es ſchien, ganz eingeſchlafen. Da ſagte einer von den Brüdern: Lieber, wir wollen doch noch heute bald in N** ſeyn, möchteſt du nicht den Poſtillon beſſer antreiben, daß er ſchneller zuführe?

Der ſeelige Spangenberg war gleich bereit dazu und ſagt zum Poſtillon mit gar ernſter, lauter Stimme: Schwager! wenn du nicht beſſer zufährſt, ſo mache ich dirs ſo, wie ichs neulich einem Poſtillon gemacht.

Der Schwager wird darauf bedenklich, und fährt hübſch raſch vom Flecke. Die Brüder aber, die den lieben Biſchoff als einen gar ſanften, leutſeeligen Mann kennen, möchten doch gern wiſſen, was er mit dem Poſtillon da neulich, der ſo ſchlecht fuhr, gemacht habe: da ſie nun an Ort und Stelle waren fragen ſie ihn: Lieber Bruder, ſag uns doch, was haſt du denn dem Schwager, der ſo ſchlecht zufuhr, angethan?

Der Biſchoff ſagt: da er eben ſo gar langſam fuhr, bin ich ich ausgeſtiegen, und vollends hinein bis zur Station zu Fuße gegangen.

Auch unſer ſeeliger Tobias wußte ſich bei den Poſtknechten in Liebe und Reſpekt zu ſetzen. Sie fuhren ihn gar gerne, auch des Nachts, wo ſolche gute Leute wohl lieber ſchlafen möchten, als reiſende Herrn fahren. Denn mein ſeeliger Tobias ſang in den Stunden der Nacht, wenn der Mond und die Sterne ſo herunter ſchienen, gar liebliche Lieder zum Lobe Gottes, und Lieder der Liebe zu Ihm, und das ſind doch die ſchönſten und lieblichſten Lieder die es auf der Welt giebt, die hörten dann die Poſtillons auch gar gerne.

Wie übrigens unſer ſeeliger Tobias nicht blos die Poſtknechte, ſondern auch viele andre Leute durch ſeine ſchönen Geſänge erfreute, ſo wurde er auch einmal auf einer ſeiner Reiſen ganz beſonders durch einen ſchönen chriſtlichen Geſang erfreut und geſtärkt. Er war nämlich eines Sonntags in eine Kirche gekommen, da ein ganz junger, eben von der Univerſität heimgekehrter Prediger der Gemeinde nicht Gottes lebenskräftiges Wort und Gottes Weisheit, die im Evangelium enthalten ſind mittheilte; ſondern ſchön klingendes aber unkräftiges Menſchenwort und Menſchenweisheit, die im Collegienheft enthalten ſind. Da wurde unſer lieber Tobias recht herzlich und innig betrübt und dachte: was ſoll doch wohl noch mit unſern armen evangeliſchen Gemeinden werden? Er konnte ſich auch, da nun die Predigt zu Ende gieng, und es war gar kein einziges fruchtbares Wort darinnen geweſen, der Thränen des tiefeſten Kummers nicht enthalten, denn ihn dauerten die Armen und Alten, und die Stärkung aus Gottes Wort Bedürftigen, welche hier in dieſer Kirche vielleicht lange Jahre ohne Nahrung und rechte Pflege bleiben ſollten, und es fiel ihm ein daß dies jetzt in gar vielen, vielen Gemeinden eben ſo ſey, und noch immer mehr zu werden ſchiene. Da er aber nun ſo betrübt war, fieng die Gemeinde an das ſchöne alte Lied zu ſingen:

Gott wirds machen
Daß die Sachen
Gehen wie es heilſam iſt.

Da wurde er wieder ganz froh, und konnte muthig beten für Chriſti Reich und Evangelium und daß der Leuchter doch nicht möge von uns weggenommen werden. Ja, Gott hats wahrſcheinlich auch noch in jener Gemeinde beſſer gemacht als es unſer ſeeliger Tobias jenesmal in ſeiner Betrübniß dachte, und wirds auch ferner machen, daß die Sachen gehen wie es heilſam iſt! —

20) Kießling als guter Haushalter.

Die öſterreichiſchen Freunde, Tr. und H. erzählen in ihren Berichten über unſern Seeligen auch viele gar ſchöne Züge über die Haushaltungskunſt deſſelben, die wir hier noch nachträglich, zum Theil zu der Geſchichte der Reiſen nach Oeſterreich gehörig nacherzählen wollen, obgleich unſer Seeliger ſeine ſeltene Haushaltungskunſt nicht blos auf Reiſen und in Oeſterreich, ſondern auch zu Hauſe, in Nürnberg und überall wo er war übte, und ſie, der Hauptſache nach, auch noch in der Ewigkeit üben wird.

Unſer Seeliger war, wie ſchon erwähnt, nie verheurathet; er hatte weder für Weib noch für leibliche Kinder zu ſparen, und ſeine lieben Verwandten dem Fleiſche nach litten auch keine Noth, er hätte ſichs alſo wohl, ſo meinet

Mancher, in der Welt etwas bequem machen können. Aber dennoch war er, vorzüglich mit vier Dingen ſehr haushälteriſch, die freilich von ſehr ungleichem Werthe ſind, mit der Zeit, mit leiblicher Erquickung, mit Geld und mit Papier. Und dennoch war er auch wieder nach Gelegenheit in den Augen der Welt, mit allen vieren ein Verſchwender.

Mein ſeeliger Tobias hatte niemals Zeit ein öffentliches Vergnügen zu beſuchen, ſo wenig er auch gerade den Beſuch der erlaubten an Andern verdammte; er hatte nie Zeit, ſo wie unſer einer, umſonſt und wieder nichts (damit etwa der Weg nicht ohne Leute iſt) drauſſen ſpazieren zu gehen, ſondern wenn er gieng ſo geſchahe das nur in Geſchäften ſeines oben erwähnten geiſtigen und leiblichen Handels. Dagegen — das haben wir bereits ſchon in dieſer Lebensbeſchreibung geſehen und werden es noch weiter ſehen — war ihm keine Zeit zu viel und zu theuer, die er zum Erweiſen ſeiner Liebe gegen Brüder, zum Beſuchen und Tröſten der Nothleidenden und Kranken, vorzüglich aber zum Gewinnen einer armen Menſchenſeele für Chriſtum und ſein Reich anwenden ſollte. Da konnte er halbe Tage und ganze Nächte bei einem ſolchen Geſchäft für das große Handelshaus der Kirche Chriſti aufſitzen, unermüdet und geduldig, wenn nur etwas gewonnen wurde zum Lobe Seines herrlichen Namens, oder etwas zu gewinnen Hoffnung war. Auch Andersgeſinnten, die ihn etwa beſuchten, gönnte er gerne einen Theil ſeiner köſtlichen Zeit, wenn ſie ihm nur erlaubten von Dem zu reden, wovon ſein ganzes Herz voll war.

Mit Geld ſparte er für ſeine eigne Perſon ſehr; für Andre aber, und noch mehr fürs Reich Gottes, gar nicht. Es koſtete viel Beſinnens ehe unſer lieber Alter ſich einen neuen Rock kaufte, kam aber einer, der ihn nöthiger zu brauchen ſchien als er, ſo war er gar bereit auch den neugekauften hinzugeben. Er ſelber war gerne mit der allereinfachſten Speiſe und einem Glas Waſſer zufrieden, während er dem armen Kranken, oder dem anſtrengend arbeitenden Freund edlen Wein und auserleſen nahrhafte Speiſen ſelber zutrug oder zutragen ließ. Für ſich ſelber ſahe er jeden Kreuzer an und gieng, wie wir oben S. 183. ſahen, lieber in Hitze und Froſt zu Fuße, als daß er ohne Noth Fuhrlohn ausgegeben hätte; bat ihn aber einer um Geld oder um ein Darlehn, nun, der gieng niemals unbefriedigt hinaus, und dabei traf es freilich auch oft, wie wir in einem ſpätern Abſchnitt ſehen werden, daß ein, vor Menſchenaugen Unwürdiger, etwas abbekam.

Ueber ſeine Sparſamkeit mit Zeit, mit leiblicher Erquickung und auch mit Geld, wollen wir hier auch einen, großentheils aus Oeſterreich, von meinem lieben Trautenberger herkommenden Bericht über unſern Kießling leſen:

„In Beziehung auf ſeine eigene Perſon, war der liebe Alte äuſſerſt ſparſam und genau. Eine ſeiner Hauptregeln war, die er zwar nicht ausſprach, aber genau befolgte: nicht für ſich, ſondern für Andere zu leben, für ſich ſelber möglichſt wenig zu gebrauchen, um Andern mehr mittheilen zu können. So mag es dann oft geſchehen ſeyn, daß er im Wirthshaus deſſelben Dorfes, wo er zum Bau der Kirche oder für arme Nothleidende eben die reichſten Gaben beigetragen, und wo er, wie das in Oeſterreich in vielen Gemeinden der Fall war, für gar manches Kind das Schulgeld bezahlt hatte, zum Mittag nur ein Glas Milch oder ein weiches Ey mit etwas Brod und Salz genoß: fröhlich und dankbar gegen Gott, deſſen kleinſter Gabe wir Menſchen eigentlich nicht werth ſind. War er dann bei wohlhabenden Freunden auf Beſuch, ſo ſahe er es ſehr ungerne, wenn etwas an der täglichen Koſt verändert wurde. Meine Lieben, ſagte er dann, das hätte nicht ſeyn ſollen, dies da iſt überflüſſig, und damit hätte ein Kranker oder Dürftiger können erquickt werden. Nur ſehr wenige Stunden pflegte er der Ruhe, und, gieng er gleich ſpät in die Schlafkammer; ſo hörte man ihn noch im Stillen ſich lange mit ſeinem Seelenfreunde unterhalten, oder er ſchrieb noch etwas. Mit dem früheſten Morgen war er dann wieder auf, freute ſich innig am Frühgeſang der Vögel, und noch vielmehr, wenn er einen Bauern, oder einen Knecht im Hofe beim Anſchirren ein frommes Morgenlied anſtimmen hörte. Seiner Ruheſtätte ſahe man es am Morgen kaum an, daß ſie benützt worden war.“

Das vierte, womit unſer ſeeliger Tobias ſparte, war, wie auch einer unſrer öſterreichiſchen Freunde bemerkt, das Papier. Denn mit und auf jedem weißen Blättchen Papier konnte er, bei ſeinen unzähligen Briefen, einer befreundeten Seele eine Freude machen, indem er ihr, immer mit andern Worten das Eine darauf ſchrieb: „Kindlein, laſſet uns bei Ihm bleiben! Lieber, ich habe dich von Herzen lieb, laß uns *vor allem* Ihn lieben!

21) Ein ſonderbarer Flurſchütz und Viehhirte.

Es muß damals ein herrliches Leben in allen jenen Gebirgen geweſen ſeyn, als, bei dem Kaiſerlichen Toleranzedikt, der alte, evangeliſche Glaube wieder frei aus aufzublühen anfieng, und auſſer der Pfahlwurzel, die in allen äuſſeren Nöthen und Stürmen nur tiefer und feſter in den Felſen gedrungen war, auch wieder Thau- und Seitenwurzeln treiben konnte.

Ich hätte wohl an ſo manchem Ort die Freude mit anſehen mögen, und zuhören, als z. B. der ganze Hallſtädter See, an dem Morgen, da das kleine proteſtantiſche Kirchlein eingeweiht werden ſollte, von Lobliedern ertönte. Denn da kamen Schifflein von allen Seiten her, eingedrückt voller Menſchen, und erſt erhuben ſich da und dort ſingende Stimmen, auf einmal aber ſtimmten alle ein in den Lobgeſang Gottes, den der Herr Pfarrer K. aus G. anfieng, und deſſen Töne ſich von Schifflein zu Schifflein verbreiteten. Allein — ja allein Gott in der Höh' ſey Ehr!

Da ſo das neue, geiſtige Leben durch jene ganzen Gemeinden drang, lebte von dem friſchen, alles befruchtenden Thau deſſelben, auch ein armes krankes Reislein auf, und wurde wieder ganz kräftig und friſch; ein Reislein das der freundliche, fromme Bauer Hebenberger in der Scharten, in ſein Haus hinein genommen und da treu gepflegt hatte.

Das war der Obſthüter und Viehhirte beim Hebenberger, der merkwürdige De Croup, welcher einſtmals arm und zerlumpt, mit erfrornen Händen und Füßen, daher in die Scharten gekommen und hier endlich Ruhe und Pflege gefunden, die er gar lange entbehren müſſen. Denn die eigentliche frühere Lebensgeſchichte unſers De Croup iſt zwar immer ein dunkles Räthſel geblieben und es iſt nicht einmal gewiß, ob er wirklich ſo geheißen, man wußte aber doch aus ſeinem eignen Munde, daß er einſt in einem Kloſter da am Niederrhein Mönch geweſen, dann als armer, (vielleicht nicht ganz ohne ſeine Schuld) Verfolgter, zuerſt in die Karpathen und von da nach Oberöſterreich gekommen ſey. Anmerken konnte man es dem Manne übrigens auch, daß er früher kein Bauer und kein Hirt geweſen, denn er hatte viel Bildung und war gelehrt.

Da nun der lange ſtill geſtandene Bethesda-Teich der öſterreichiſchen Gemeinden durch den guten Engel, der ihnen die Religionsfreiheit wieder gab, von neuem in lebendige Bewegung kam, war der arme, kranke, in ſich gekehrte De Croup einer der erſten, der ſich da friſche Jugend und Thätigkeit wieder holte, und wer damals, ſo wie unſer ſeeliger Tobias gar oft that, in dem Hehenbergeriſchen Hauſe aus und eingieng, der hatte große Freude und Verwunderung über den Flurſchützen und über den trefflichen Bauern bei dem er diente. Dieſe beiden konnten dem Beſuchenden erzählen, wie einer von ihnen beiden zweimal, in der Angelegenheit der Gemeinde in Wien, und bis hinauf nach Teſchen geweſen, und ſogar mit dem milden Kaiſer geſprochen habe. Denn das Toleranzedikt war wohl gegeben, aber in Oberöſterreich noch nicht in Vollziehung geſetzt, ſondern den dortigen Evangeliſchen ſogar noch vorenthalten, auch fehlte es den Gemeinden an Lehrern. Da wagte es einer aus dem Hehenbergeriſchen Hauſe und gieng nach Wien, kam auch bei dem leutſeeligen Monarchen vor, und erlangte das was die Gemeinden erſehnt hatten: erneuerten Befehl zur Vollziehung des Toleranzedictes in Oberöſterreich. Von Wien aber gieng nun der Mann auch weiter nach Teſchen, denn dort, ſo hatte er gehört, ſey ein junger, recht treuer, evangeliſcher Prediger. Und es gelang ihm, er gewann den Schartner Gemeinden den trefflichen S. Th. Freilich mußte die Reiſe zweimal hin und her gemacht werden ehe alles in Ordnung war, indeß die Sache war es auch werth.

Unſer De Croup, der die Heerde und die Früchte ſeines Herrn ſo treulich gehütet, wurde nun zum Hüter über ganz andre, wichtigere Früchte geſtellt: er wurde Schullehrer zu Thening in der Scharten, wo er gar manches Jahr nach dem ihm gegebenen Maas der Kraft den Fruchtſeegen einer ihm anvertrauten jungen Flur, für den Herrn aller Herren pflegte und bewachte. Möge auch er einmal dort bei dem Herrn der Ernte Lob empfangen!

Ich hätte wohl die Leichenpredigt hören mögen, die mein lieber, theurer Hr. Pf. Kr...d, der 12 Jahre Pfarrer in Thening war, ſeinem ihm ſehr werthen Schullehrer De Croup am 2ten Weihnachtsfeiertag gehalten!

22) Freuden und Leiden des Kriegsmannes im Reiche Gottes, wenn er in ſeiner Civilkleidung einhergehet.

Die Civilkleidung des Kämpfers im Reiche Gottes, worinnen er auch zugleich Bürgerrecht hat, iſt wahre Herzensdemuth, Liebe zu Gott in Chriſto aus allen **Kräften**, und zu allen Menſchen, die Uniform aber, welche er etwa auch an Galatagen trägt, iſt die Verſchiedenheit des Lehrbegriffes und der äuſſeren Confeſſion.

Neulich hat ein geiſtreicher Mann die durch vielfältige Erfahrung beſtättigte Bemerkung gemacht, daß die Mehrzahl der Proteſtanten Solchen unter ihren Glaubensgenoſſen, die es recht ernſt mit der Religion Jeſu meinen, gar oft vorwerfen: ſie neigten ſich zum Catholicismus hin, während dagegen die Mehrzahl der Catholiken eben ſo oft **Solchen** unter ihren Glaubensgenoſſen, denen es ein recht lebendiger Ernſt mit der Religion Jeſu iſt, den Vorwurf macht, ſie neigten ſich zum Proteſtantismus hin. Bei uns hier zu Lande ſagt man von ſolchen Speiſen, woran das Salz etwas vorſchmeckt, ſie ſchmecken ſauer. Und ſauer ſchmeckt das Salz Erde Matth. 5, V. 13. immer, es mag die bläuliche oder die röthliche Uniform tragen.

Unſer ſeeliger Kießling hatte denn auch darinnen das gemeinſchaftliche Schickſal mit allem Salz der Erde, daß er Denen ſauer war, die das Salz nicht lieben, und allen Jenen theuer und werth, welche ohne dieſes Gewürz nicht leben mögen, Jene und Dieſe mochten nun Kephiſch oder Apolliſch oder Pauliſch heißen.

Schon weiter oben wurde erwähnt, daß man unſrem Seeligen in ſeinen früheren Jahren es zum Vorwurf machte: er hielte ſich zu den Herrnhutern. Denn die Brüdergemeinde war damals noch der Gegenſtand eines ſo allgemeinen Mißkennens und Anſtoßes, daß ſelbſt ſehr redliche, ernſtmeinende Seelen, gegen ſie kämpfen zu müſſen glaubten. Allerdings war unſer ſeeliger Kießling mit Vielen innig und brüderlich verbunden, welche ſich zur Gemeinde hielten, er ſelber, ſo wie ſein Freund Eſper, erkannte das Gute das die Brüdergemeinde ſchon damals wirkte und „ihre ganze Nothwendigkeit, im Regierungsplane Deſſen, der zur Rechten der Kraft herrſchet", innig an, beide aber gehörten nie zur Gemeinde, und mir ſcheint es als habe unſer Tobias ſchon frühe über das Einverleiben in jene ihm übrigens ehrwürdige Gemeinde und das äuſſere Abſondern in ein eigenes Corps der Gläubigen, ähnliche Gedanken gehegt, als der ſeelige Esper, der ſich in einem Briefe an Erdle, vom 26ten Aug. 1776, ſo hierüber äuſſert:

„Die Kirche Gottes — ich meine die ſichtbare — ſoll aus Guten und Böſen beſtehen. Das von Gott erwählte Iſrael iſt ein vermiſchter Haufen geweſen. In der Hütte Abrahams hat ſie ihren Ismael, in den Wohnungen Jacobs ihren Eſau, bei den Apoſteln ihren Judas, in allen erſten Gemeinden ihre unächten Glieder gehabt. Sie ſoll, wie der Herr der Kirche ſelber ſagt, der Acker mit Waizen und Unkraut, das Netz mit faulen und guten Fiſchen, die Geſellſchaft von Jungfrauen ſeyn, unter denen ſich thörichte finden. Dorten waren Knechte, welche darauf verfielen das Unkraut auszuraufen. Herr Graf von Zinzendorf machte ſich einen andren Plan. Er iſt auf das Ausraufen und Verpflanzen des Waizens verfallen; aber es gilt wohl auch hier: laſſet beedes bis zur Ernte Zeit! Die Schnitter ſollen den Waizen in die Scheuren ſammlen: durch Diejenigen, welche die Todtenärnte zu beſorgen haben, ſoll das Sammlen geſchehen.“

„Eben jener Plan (des Ausraufens und Beſondersspflanzens) hat gleich zu allerhand Unordnungen Veranlaſſung gegeben. Daher der Zwang, um das Unkraut, ſo man für Waitzen ertappt, in der äuſſeren Geſtalt und Form des Waizens zu erhalten; daher der Gewiſſenszwang, das Wehren nach freiem Willen ehelich zu werden; daher der ſclaviſche Gehorſam, — — daher die unſäglichen Künſteleien, wodurch man wirklich machen will, was dem Herrn der Kirche ſelbſt, der nicht eine lautere Gemeinde von nur zwölf Apoſteln zuſammengebracht hat, unmöglich geweſen. Ich dächte, nur dies einzige, oder die Bemühungen eines Paulus mit ſeinen Corinthiern, ſollten von dem Plan abgeſchreckt haben. Ja, erinnern wir uns an das Wort des Herzogs und Heerführers zur Seeligkeit: wenn ſie euch ſagen: ſiehe Er iſt in der Kammer, ſo glaubt es nicht, wenn ſie euch ſagen Er iſt bei der Gemeinde, ſo glaubt Er iſt bei euch bis an der Welt Ende und an jedem Orte, wo zwei oder drei verſammelt ſind in Seinem Namen.“

Später, als in unſrer Gegend die erſte Hitze gegen das ſtille, anſpruchsloſe Wirken der Brüdergemeinde etwas verraucht war, nannte man auch unſern Seeligen nicht mehr einen Herrnhuter, ſondern zuweilen in Gutem, meiſt aber mit ſpottendem, oder verachtendem Seitenblick: einen Pietiſten. Und mit den Pietiſten aus der alten Speneriſch-Frankiſchen Schule, hatte er auch rückſichtlich des Zuſchnittes des äuſſerlich ſichtbaren Rockes ſeines innern Menſchen, die meiſte Aehnlichkeit. Uebrigens dachte er auch über dieſen ſeinen Rock, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, ſo wie der ſeelige Eſper, deſſen Worte ich hier abermals, als ganz aus der Seele ſeines Freundes geſprochen, beifüge:

„Die welche Jeſum als Gott und Verſöhner, mit Ehrfurcht und Inbrunſt verehren, welche die göttliche Bibel als die Weide ihrer Seelen erfahren, und ſich bemühen würdiglich dem Evangelio Chriſti zu leben, können mit uns von Rechtes wegen Krieg anfangen, wenn wir ihnen das Glück, Jünger Jeſu zu ſeyn, ſtreitig machen; ohngeachtet ſie die Halliſche, oder Herrnhutiſche oder ſonſt eine Sprache der Provinz des heiligen Landes, aus welcher wir zu Hauſe ſind, nicht reden. Auch im Reiche der Gnaden unſeres Königes giebt es Nationen. Nationen haben verſchiedene Trachten; die Trachten aber machen weder den Engelländer noch den Deutſchen — das Aeuſſere keinen Chriſten. **Geburt**, **Gehorſam** und

Liebe machen den Unterthan, Patriotismus für die Sache des Monarchen, machen den wahren Unterthan aus. Liebſter Freund! in unſern Tagen wird die Zahl derer von Morgen und Abend erſtaunlich groß, — klein, ſehr klein, der Hauſe evangeliſcher Chriſten. Aber auch das gehört zu Seinem Regimente, darinnen er nie etwas verſehen."

Und in einem andern, etwas ſpäteren Briefe äuſſert ſich Esper über denſelben Gegenſtand ſo:

„Ich glaube eine heilige, chriſtliche Kirche und eine Gemeinſchaft der Heiligen. Das ſind zwei ſehr verſchiedene Sachen. In der Kirche ſind wir geboren, und genieſſen die unſchätzbaren Vorrechte derſelben: Schutz des Herrn derſelben, Wort, Bundeszeichen. Das hat nun der Nam-Chriſt auch. In eben derſelben Kirche aber wird wahren Chriſten noch eine Gemeinſchaft der Heiligen zu Theil. Die Schaar der vollendeten Gerechten vor dem Thron, und Alles was noch auf der Erde den guten Kampf des Glaubens kämpft, machen ein einziges Volk aus. Gemeinſchaft der Heiligen alſo, heißt einmal, zu denſelben gehören, dafür dorten, in der Stadt Gottes erkannt werden, und ſich als ſolcher hienieden beweiſen. Das ſagt erſtaunend viel. — Sein Erbe unter den Erben der Gerechtigkeit ſchon ausgemacht haben — Mitgenoß aller ihrer Privilegien, im Wort des Bundes ſeyn — das im Unvollkommenen üben, was ſie im Schauen verrichten — zur Familie der Vollendeten gehören, welche einſt die neue Schöpfung bewohnen! — —“

„Dann gehört auch ferner die Gemeinſchaft mit den Heiligen der Erde dazu. Auch unſchätzbarer Vorzug! zu dem edelſten, zu dem beſten, zu dem redlichſten Menſchen-Theil auf der Erde gehören! Dazu hilft nicht Geburt von fürſtlichen Ahnen. — So unter dem Heer der Helden Gottes auch mit Schwerdt und Helm und Schild und Helm für Immanuel tragen. Nun, die Gemeinſchaft der Heiligen, die mit uns leben, — wie überflüſſig iſt es, Ihnen das Theoretiſche davon zu ſagen, da ſie ſelbige, auf das Vorzüglichſte ausüben. Wen wir antreffen, der es glaubt, daß Gott in Chriſto Jeſu war, und die Welt verſöhnte mit ihm ſelbſt, und dieſes Glaubens im Fleiße der Heiligung lebt, der iſt unſer Freund und Bruder, der habe unſre Liebe, der fodere von uns brüderliche Gefälligkeit, er heiße übrigens Irokeſe, Hurone, Kalmucke, Ruſſe, Tartare oder Croate, er ſeye Sclav oder Monarch. Es hat uns ein Gott, ein Mittler, ein Wort, eine Taufe, ein Glaube, zu einer ewigen Gemeinſchaft verbunden.“

Nun, dieſe ewige Gemeinſchaft, dieſe innere Verwandtſchaft und Verbrüderung, bemerkten alle die, welche „des Glaubens an Chriſtum im Fleiße der Heiligung lebten" gar wohl an unſrem ſeeligen Tobias, ſie mochten zu der oder zu jener ſogenannten Confeſſion gehören. Er hatte daher unter ſolchen Catholiken, welche es überhaupt noch ernſt mit ihrer Religion nehmen, und zwar aus allen Ständen, gebildeten oder (wie man ſagt) ungebildeten, gar viele, innige Freunde, die ihn wie einen Bruder liebten und ſich eben ſo ſehr auf ſeine Ankunft in Oeſterreich freuten, als die evangeliſchen Brüder. Unter dieſen näher Befreundeten waren auch catholiſche Geiſtliche von ſehr hohem Range und Anſehen, die an unſrem Kießling daſſelbe liebten, was Gott an ihnen liebt.

Aber auch Mönche gab es, die unſren Tobias wie einen theuren Bruder liebten. Beſonders hätte ich gar gerne mehr von dem alten, ehrwürdigen, nun längſt zu Gott heimgegangenen Franciscaner in Graz erfahren mögen, der wohl in ſeinem ganzen Leben niemand ſo lieb oder doch nicht lieber gehabt hatte, als den guten Kießling. Der alte Graukopf konnte jedesmal kaum die Zeit erwarten, bis ſein Nürnberger wieder kam, und wenn er ihn wieder ſahe, giengs oft nicht ohne Thränen der Freude ab. Einmal hatte ſich unſer armer Franziskaner heimlich lange vom Munde abgeſpart, um ein Wort der Ermunterung, das in ächtchriſtlichem Geiſte geſchrieben und für wahre Chriſten aller Confeſſionen auf gleiche Weiſe fruchtbar ſeyn mußte, auf ſeine Koſten abdrucken zu laſſen und unter ſeine Confeſſionsverwandten zu vertheilen. Es war ihm von Kießling mitgetheilt worden. Und ſo war auch in andrer Hinſicht unſer alter, treuer Franciscaner, in ſeinem kleinen Kreiſe auf ähnliche Weiſe ſorgſam und thätig für die Kirche Gottes und für das Bedürfniß armer Brüder, als unſer Tobias in ſeinem Kreiſe.

Auch die katholiſchen Wirthsleute in B., die ſich allemal ſo auf unſern lieben Tobias freuten, und ſo manche ihrer Glaubensgenoſſen, die ſich mit Kießling ihres frohen Glaubens an Gott freuten, möchte ich kennen lernen. Gott ſegne dieſe lieben Menſchen alle!

Unter jenen frommen Catholiken, die meinen Freund ſo lieb hatten, waren dann wohl auch einzelne, welche aus liebevollen, wohlmeinendem Herzen es bedauerten, daß er lutheriſch ſey, und ihn gern auf den Händen herübergetragen hätten, in die von ihnen als eine liebe Mutter verehrte Kirche; aber ſelbſt dieſe vergaßen es zum Theil bei näherem Umgange gänzlich, daß dieſer liebe Bruder in Chriſto eine andre Uniform des Glaubensbekenntniſſes trage, als ſie.

liebte er doch, — das ſahen und fühlten ſie ja, Gott, und die Brüder alle, eben ſo ſehr wie ſie.

Freilich dachten hierinnen dieſe wenigen, frömmeren Catholiken anders, als eine ziemlich große Zahl ihrer Confeſſionsverwandten, wovon einige ihn der Proſelytenmacherei beſchuldigten, andre ihn als einen Schwärmer verachteten. Was nun die erſtere Beſchuldigung, die der Proſelytenmacherei betrifft, ſo konnte wohl niemand hiervon entfernter ſeyn, als unſer Seeliger, der, wie ein Freund hierüber ſchreibt, welcher ſein Wirken in Oeſterreich viel und lange beobachtete: „nie die äuſſere Form, ſondern den lebendigen und durch Liebe thätigen Glauben, als das Weſentliche des Chriſtenthums anſahe.“ Aber freilich, die, welche ihn in ſolchem Verdacht hatten, giengen, beſonders in den früheren Jahren, zum Theil in ihrer Erbitterung ſehr weit. So wurde er z. B. im Jahr 1767, als er ſich um Oſtern in Linz befand und eine ſterbende Matrone, mit welcher er durch frühere Handelsverbindungen bekannt geworden war, zum zweiten Male beſucht und aus Gottes Wort herzlich getröſtet hatte, beim Nachhauſegehen, wo er einen Umweg am Schloß vorüber machte, von ſolchen boshaften Eiferern mit Steinwürfen angefallen. Er ſuchte ſich zwar zu verbergen, aber dennoch hätte er damals faſt jenes freudigen Glaubenshelden Stephanus Ende gehabt; denn der Steinwurf, der ihn in die Mitte des Kopfes traf, ließ eine Wunde zurück, welche, wie der herbeigerufene Wundarzt ſagte, gar leicht hätte tödtlich werden können, und bei welcher unſer guter Tobias 12 Tage der ärztlichen Pflege bedurfte.

Die andern, die ihn der Schwärmerei beſchuldigten (und deren gab es beſonders in ſpätern Jahren mehrere), ſagten ihm hierbei gerade nichts Neues und Beſonderes, was ihm nicht auch von ſeinen Glaubensgenoſſen wäre geſagt worden. Denn dieſe hatten zwar zu viel „Lebensart und Humanität" (oder mit andern Worten zu viel Furcht vor dem Urtheil der Leute) ihn geradezu zu ſteinigen, aber leider gab es da auch, beſonders in der näheren Umgebung, gar Manchen, welcher das: „hinweg mit dieſem," wenigſtens im Herzen gar oft gegen ihn ausſprach.

Ja, auch unter den eigenen Glaubensgenoſſen gieng es ihm ſo wie unter jenen: alle ernſter Geſinnte, alle Gott in Chriſto von Herzen Liebende, waren ihm ganz und mit inniger Bruderliebe ergeben, und ſolche Brüder hatte er und hat er Gott Lob! noch, Tauſende, in allen proteſtantiſchen Ländern von Europa, und ſelbſt in America. Aber die Mehrzahl derer die ihn kennen lernten, verachtete ihn als einen Frömmler, Schwärmer und Fantaſten, und ſelbſt in dem (Nachbar-)Lande, wo er ſein ſtilles, mildes Licht der Gottes- und Nächſten-Liebe am reichlichſten leuchten laſſen, gab es, ſogar unter den ſogenannten Religionslehrern ſeiner Glaubensgenoſſen Solche, die ſeines frommen Eifers ſpotteten, und ſeine Wirkſamkeit zu hindern ſuchten, obgleich er gerade dieſe ſeine eifrigſten Feinde früher mit Wohlthaten überhäuft hatte, und auch bei ihren heftigen Angriffen ſo chriſtlich ſtill und ſanft blieb, daß er, gegen eifernde Freunde, alles zum beſten deutete und milderte, und bei jeder Gelegenheit die Glieder der Gemeinden jener Gegner zur größten Achtung, thätigen Dankbarkeit und herzlichen Erkenntlichkeit gegen ihre Prediger ermunterte.

Das Salz ſchmeckt eben manchen Mäulern immer ſauer, lieber Chriſt!

23) Sünderfreundſchaft Luc. 7, V. 34.

Man hat es wohl noch einem ganz Andrem zum Vorwurfe gemacht, daß er ein Freund der Sünder und Zöllner ſey, mit ihnen äße und tränke, darum konnte ſich unſer ſeeliger Tobias auch ſeinerſeits die Vorwürfe gern gefallen laſſen, die ihm oftmals über ſeine gar zu groſze Milde und Freundlichkeit gegen Unbekannte und noch Unzeprüfte, gegen Andersgeſinnte, und ſelbſt gegen die Krüppel und Lahmen an der groſzen Heerſtraße der Welt; das heißt, gegen allerhand arme, durch Sünden und Laſter ſogar öffentlich anſtößig gewordene Seelen, gemacht wurden.

Ueberhaupt nämlich und fürs Erſte tadelten andere geſtrenge Leute an ihm öfters, daß er, wie ſie ſagten, die Geiſter zu wenig prüfe, und ſeine Wohlthaten zu ſehr regnen laſſe über Ungerechte wie über Gerechte, wo dann ein ſolcher Regen bei jenen Giftgewächſe nähre und aufkeimen laſſe, ſtatt fruchtbarer Aehren. Denn um nur Einiges der Art anzuführen, es war gar nichts Unerhörtes, ja man kann wohl ſagen, gar nichts Seltenes, daß dieſe theure Seele, deren Beſtimmung auf Erden: Liebe ohne Vorbehalt, volle, Alles aufopfernde Liebe war, von Leuten um ein Geſchenk an Geld, oder auch an Erbauungsbüchern angegangen wurde, welche ſich im höchſten Grade bedürftig der leiblichen oder der geiſtigen Erquickung und Speiſe anſtellten, und wovon dann die Erſteten die erhaltene Gabe unmittelbar, ohne erſt einer weiteren Umwechslung zu bedürfen, ins Wirthshaus trugen, die Andern aber noch an demſelben Tag das empfangene Buch in Geld umſetzten und hiermit auch denſelben Weg giengen. Wenn dann unſrem Seeligen Ein und der Andere, der dieſem ſchnellen Speditions- oder Handelsgeſchäft zugeſehen, eine Erinnerung machte: „er ſolle doch ins Künftige vorſichtiger ſeyn und weniger dem Scheine trauen“; ſo pflegte er, ohne ſich ſonderlich über ſein Verſehen zu ſchämen, darauf zu antworten: „Mein treuer Herr und Heiland wird ja Alles zu rechte legen, was ich oft, auch aus guter Abſicht, verſehe; wir ſind ja doch keine Herzenskündiger; uns geziemt das Beſte von unſern Mitmenſchen zu denken, und was noch nicht iſt kann ja mit der Gnade Gottes künftig noch werden.“ Und ſiehe, auch dieſe Aeuſſerung eines kindlichen Glaubens wurde nicht beſchämt, denn es gab häufig Beiſpiele daß z. B. ein Buch das ſich ein Unwürdiger erſchlichen und leichtſinniger Weiſe wieder verkauft hatte, eben hierdurch an Solche kam, bei denen das darinnen enthaltene Wort des Lebens auf einen trefflichen Boden fiel, und hundertfältige Früchte brachte. Und was die Geld-Wohlthaten betrifft; ſo lernte auch hierdurch Mancher den ſonſt ſo verſchrieenen Pietiſten Kießling, und an und in dem Pietiſten Kießling, den Glauben und das Leben der Liebe zu Gott und den Brüdern erkennen und lieben.

Und ſo that ers nicht blos ſelbſt mit vielen ſeiner Wohlthaten, ſondern ließ ſichs auch gefallen, wenn Andre, denen er welche zum Weitergeben anvertraute, eben ſo damit verfuhren und ihm ſein Freund Eſper bei einer Gelegenheit, wo er einer armen, leichtſinnig gefallenen Perſon etwas für ihr Kind davon gegeben, ſchrieb:

> „So iſts Ihrer Wohlthat ergangen. Ich habe gemeint dem Vorbilde Deſſen folgen zu müſſen, der es mit ſeiner Sonne eben ſo macht, in der Meinung das Kind werde es für Recht anſehen, wenn man thut was ſein Vater thut.“

Ohne alſo gerade das, was ſtrengere Freunde, vielleicht mit volleſtem Rechte hieran tadelten, entſchuldigen zu wollen, ſo muß ich doch dem milden Trautenberger beiſtimmen, wenn er bei dieſer Gelegenheit ſagt: „möchten doch bei uns Allen, die wir hier noch im Stande der Unvollkommenheit leben, und wovon Jeder ſeine Mängel hat, die uns noch anklebenden Fehler und Schwachheiten nur aus zu großer Gutmüthigkeit und zu viel Vertrauen auf die guten Abſichten unſrer Nebenmenſchen herkommen!“

Von ſeiner auſſerordentlichen Gedult, Milde, Liebe, gegen Andersgeſinnte, — Andersgeſinnte, ſogar in der Hauptſache, und mithin gegen noch weit von der eigentlich chriſtlichen Anſicht Entfernte, ließen ſich denn auch wohl gar viele Fälle anführen. Ich will mich aber hier nur auf einen, mir genau bekannten beziehen, wo ein damals noch junger Gelehrter, voll Eigendünkel und vermeintlicher Beſſerwiſſerei, einer von Denen welche glauben ſie haben gar ſatt, zuerſt mit dem ſeeligen Kießling bekannt wurde. Und dieſer nahm ſich ſeiner mit einer ſolchen Alles tragenden, und Alles daran gebenden Liebe an, wußte bei aller Beſſerwiſſerei des Andern, ſo zur rechten Zeit geduldig zu ſchweigen, dann aber auch, und dies war die Hauptſache, zur rechten Zeit, eindringend, ernſt und freundlich zu reden, daß der andre hiervon das Gefühl bekam: in dieſem Manne iſt doch ein Etwas — eine höhere, eine Gotteskraft, welche mir und vielen Andern fehlt, — und einen Vorſchmack von dem innern Frieden und der Lebenskraft des Chriſtenthums, welche er nachmals noch durch Gottes Barmherzigkeit, nach dem ihm beſtimmten Maaſe, in und an ſich ſelber erfahren.

Ein Beiſpiel dieſer Gedult und Freundlichkeit gegen Andersgeſinnte werden wir übrigens auch weiter unten in der Erweckungsgeſchichte des ſeeligen Schöner (im 25ten Abſchnitte) an dem Benehmen unſers ſeeligen Tobias gegen dieſen Freund kennen lernen; noch mehr hieher Gehöriges könnten uns aber beſonders Die erzählen, die als dürftige Studenten, oder arme Candidaten des Predigtamtes, ſeine Unterſtützung, und hiermit zugleich auch, ſo oft ſie wollten und konnten, ſeinen näheren, freundſchaftlichen Umgang genoßen. Denn unſer ſeeliger Tobias hatte auch darinnen die ſonderbare Weiſe, daß er gegen Solche, welche Wohlthaten von ihm empfiengen, am aller freundlichſten, demüthigſten war; ſo wie etwa andre Leute gegen Solche ſind, von denen ſie Wohlthaten erhalten, ſo daß, wenn ein Dritter dabei zuſahe, der unſern lieben Alten nicht kannte, er wohl hätte auf die Vermuthung kommen können, der junge Herr N. N. der ſich eben bei unſerm Seeligen eine Unterſtützung geholt hatte, habe ihm eine gebracht.

Eben dieſe jüngeren Freunde, welche unſer Seeliger auf der Univerſität unterſtützte, hatten ſich aber, wenn ſie zu ihm kamen, an dem Sitze der Weisheit nicht blos leere Beutel und leere Mögen, ſondern häufig, unter den hölzernen Bollwerken, wie ſie der ſelige Esper nannte, auch leere Herzen und leere Köpfe geholt, in welche ſtatt der vorhin näher geweſenen wirklichen und lebendigen Gegenſtände, nur leere Namen und todte

Worte hineingekommen waren, welche aber das Herz aufbläheten, wie unverdauliche, unnahrhafte Speiſen den Magen. — Auch dieſe jungen Leute, mit ihrem ſtolzen Lächeln und ihren viel ſagen ſollenden, beiläufig hingeſtreuten Einwürfen gegen die altmodiſche Bibellehre, ertrug unſer Seeliger mit bewundernswürdiger Liebe, Freundlichkeit und Geduld, ſprach aber dabei mit Jedem, es mochte dieſem nun ſcheinen zur Zeit oder zur Unzeit, Worte des Lebens, welche, befruchtet und belebt durch die gewaltige Liebe dieſes Mannes, nachmals bei Vielen eine Ausſaat für Zeit und Ewigkeit geworden ſind.

Was nun aber endlich drittens, andern Freunden öfters am wenigſtens in den Kopf wollte, war das freundliche Benehmen unſers Seeligen, gegen arme, in Sünden und Sündenelend verſunkene Naturen. Wir haben hiervon auch ſchon, im 12ten Abſchnitte, einzelne Züge kennen gelernt. Aber auch hier hat die Geduld und die Liebe unſers Seeligen, einzelne ſchon hienieden bekannt gewordene Früchte getragen, wovonſchon jede einzelne nach 1. P. 4 V 8. „der Sünden Menge bedecken könnte“, denn er iſt auch in dieſem Lazareth der Retter mehr als einer Menſchenſeele geworden. Eins war dabei noch, was den Brüdern an unſerm Seeligen oft noch ſchwerer eingehen wollte, als die

Milde gegen ſolche Sünder, die noch überhaupt „draußen" ſind: die Freundlichkeit, das liebevolle Nachgehen, gegen arme, abgewichene Brüder, die einmal fein liefen, und nun von einer ſchweren Verſuchungsſtunde darnieder gefällt wurden. Unſer ſeeliger Kießling dachte hierin, beſonders in den reiferen Jahren, gerade ſo wie der ſeelige Esper, von welchem wir hier auch eine dahin paſſende Stelle aus einem Brief an Kießling mittheilen wollen.

Uttenreuth, 3ten Sept. 1777.

„Hierneben erhalten Sie zugleich Herrn W's Brief. Ich muß bekennen, gleich der Anfang deſſelben hat mich gerührt. Bei meinem erſten Beſuch hatte ich nun freilich den gebeugten Sinn, wie ich mir ihn dachte, noch nicht gefunden. Aber wie oft pflegen wir zu ſchematiſch von Andern zu denken! Wir ſind eben jetzt in der Faſſung, und wollen gerade in der ſoll zu dieſer Stunde auch der Andere ſeyn. Iſt ers nicht, ſo ſtoßen wir uns; oftmaliges Stoßen ſollte uns aber doch bedächtiger machen: ſo iſt es mir gegangen, und ſo geht es mir leider noch oft. Nun ſehe ich, es iſt Herrn W. Ernſt, Ihre Liebe wieder zu haben. Ich an meinem Theil habe nie dergleichen Erklärung von ihm erhalten."

„Vielleicht aber bin ich auch fehlerhaft gutwillig geweſen? — Derſelbe bezeugte mir dorten endlich, wie er bis zum Erliegen unter Verzweiflung ſeye gedemüthigt worden, wie es ihn innigſt ſchmerze, daß er ſeine Lieben und Freunde ſo ferne von ſich treten gemacht, wie er aber dabei mit Freudigkeit wiſſe, daß Jeſus ihm wieder gnädig ſey. — — Hier muß ich ſagen, ich bin bei dieſer Erklärung ſogleich überwältigt geweſen. Es fiel mir ein, was will da der Knecht thun, wenn der Herr zu bald nach ſeiner Meinung vergiebt. Warum iſt Er ein ſo gar gnädiger Gott. Er mag ſich's zuſchreiben, wenn ich mich dem nicht entziehen kann, den Er begnadigt hat.

„Ja du giebſt Aergerniß mit deinem Umgange!“ — kam mir in die Gedanken. Nun ſo giebſt du's wie Jeſus Aergerniß gab — — wie weit davon entfernt, daß du Sünder mit deinem Blute erkaufſt, daß du es gerne haſt, wenn man dich wie Ihn Sünderfreund heißt! — Der Bruder des verlorenen Sohnes; der Verweis den dieſer Edelmüthige von ſeinem Vater bekam, der Schuldenknecht, das ſiebenzig mal ſieben mal, die große Sünderin, der den verläugnenden Petrum zuerſt grüßen laſſende Jeſus, Johannes, der einen rückfälligen Jüngling ſogar in der Mörderhöhle beſucht, die Pflicht des Zurechtweiſens mit ſanftmüthigem Geiſte, — dies und tauſend andres fiel mir ſo nach und nach ein, daß mir Herr W.

wieder worden, was er mir ſonſten geweſen.“

„An ſeiner Sache finde ich viele mir unauflösliche Räthſel. Ich entſchuldige nicht, ich weiß aber auch daß der theologiſche Haß der grimmigſte iſt. — An einem Tage anklagen, richten, verdammen! — — genug, das macht ein andrer Tag als der heutige klar.“

„Gewiß mein Theuerſter! es wird W. zu einem großen Seegen gereichen, wenn er Ihres Umganges gewürdiget wird. Sie können die große Kunſt des Zurechtweiſens, mit ſanftmüthigem Geiſte. Stünde nun bei ihm noch nicht alles ſo, wie es ſtehen ſoll; ſo ſind Sie ein unentbehrliches Werkzeug, das Unlautere wegzuprüfen, das Gute bewährt zu machen. Man erweißt Dem, der aus dem Himmel kam, um Sünder zu ſuchen, gar einen großen Gefallen, wenn man mit nach ſeinem Eigenthum ſucht, und dem Herrn vermögen Sie ja ſo nichts abzuſchlagen.“

„Noch etwas. — Ich habe die Erlaubniß, im Dringen der Liebe Jeſu Chriſti, viel von Ihnen zu bitten. Möchten Sie ſich denn nicht um jenen Seegen bewerben, der Denen verheißen iſt, welche behülflich ſind daß Brüder wiederum eins werden? Die Friedfertigen, auch die ſo dazu rathen, ſind von Dem, der uns wieder Frieden mit Gott verſchafft hat, ſeelig geprieſen. Was alſo zu thun? ich trete mit meiner Bitte hervor: Möchten Sie dann nicht auch ein Wörtchen dazu ſagen, daß in Fürth, bei unſerm Freunde, das Band der Eintracht mit Herrn W. wieder hergeſtellt werde? Iſt doch hart, immer ſo zu ſchreiben, als wären wir auf der Erde fünfzig Generationen weit von einander entfernt, und als hätten wir die Hoffnung aufgegeben, in dem Himmel einander wieder zu ſehen. Wie viele werden wir dort, welche hier am Galgen geſtorben ſind, herzlich gerne als Brüder umarmen. Ich habe bisher an mir halten müſſen, ein Wort zu der gedachten Abſicht zu ſagen. Ich machte einen kleinen Verſuch, ich erhielt aber keine Antwort, ich ſehe alſo dieſes an als ob ich keinen Beruf hätte, und ohne Beruf — —. Dieſen aber erhalten Sie jetzt, mein Bruder! im Namen Des, der in ſeiner erſten Lebensnacht ſo laut Frieden verkündigen ließ. Handeln Sie aber hierinnen ja nicht nach Ihrer nur allzugroßen Gefälligkeit gegen mich, thun Sie was der Herr Sie willig macht. Fahren Sie vor allem fort mich zu lieben und glauben daß ich für ewig bin u. ſ. w.

War denn unſer ſeeliger Tobias ſelbſt gegen geiſtig Weitentfernte und Andersgeſinnte, gegen arme, in Sünden Befangene, ja gegen

Abgewichene, mild und freundlich, wie vielmehr war er geduldig und liebevoll gegen alle Die, noch mit tauſend Schwächen behafteten Menſchen, bei denen dennoch ein Anfang des rechten Glaubens und innern Chriſtenlebens gemacht ſchien. Die Gedult und Liebe die er mit Solchen getragen, iſt unbeſchreiblich und mir oft unbegreiflich geweſen. Er that freilich ganz recht daran. Denn ob wir gleich Alle, die wir an dieſen Namen glauben und Ihn im rechten Ernſte anrufen, in der gemeinſchaftlichen Schule des Geiſtes Gottes ſtehen, und Alle krank, dieſen gemeinſchaftlichen Arzt haben; ſo verſteht doch keiner von uns die gar verſchiedenen Lehr- und Heilungsweiſen, welcher dieſer Lehrer und Arzt bei uns armen Menſchen, nach dem Bedürfniß eines jeden, einzuſchlagen für gut findet. Wir Menſchen würden bei dem einen Kranken gleich, z. B. das Glied, das wir für den Sitz der Krankheit halten, wegſchneiden, und der Arzt läßt es doch dran, ja er berührt es gar nicht, weil er am beſten weiß daß da der Sitz der Krankheit nicht iſt, ſondern anderswo, wo ſeine züchtigende Gnade im Stillen, und dem Auge der Menſchen verborgen ihr Werk treibt, und, vertraue du nur Ihr, auch ihr Werk vollenden wird. Denn unſer lieber Herr könnte wohl auch, um mit Menſchenworten von der Sache zu reden, einen ſolchen armen Menſchen, der ſich Ihm zur Heilung hingegeben, und in täglichem Gebet hingiebt, entweder durch Krankheit, oder durch irgend eine andre äuſſre und innre Noth, oder auch durch ein mächtigeres Anfaſſen Seiner Gnade von den oder jenen Unarten heilen, die uns an dieſem ſo widerwärtig ſind, und die wir für ſeine Hauptkrankheit halten. Aber — man halte das Wort zu gute — unſer Herr mag es wohl am beſten wiſſen, daß es bei dieſem Menſchen da, an dem wir blos die oder jene Unart weghaben möchten, noch tiefer an der Wurzel: an der rechten Demuth und Beugung, und mithin auch an der rechten Liebe fehlt. Darum läßt er manchmal einen Solchen ſich noch lange mit manchen Gebrechen und innrem Elend herumplagen, bis der geheime, ſich ſelber unbekannte Stolz vollends gebeugt und gebrochen, und demüthige Gottes- und Bruderliebe im Herzen feſt gewurzelt iſt. Wir aber hätten gerade das Glied mit der eiternden Fontanelle, welche der Arzt aus weiſer Abſicht ſo lange offen läßt, weggeſchnitten, und dadurch das Uebel nur ärger oder doch nicht beſſer gemacht! Uebrigens waltet wohl in ſolchen Fällen auch noch ein andrer Grund Seiner weiſen Liebe, über welchen wir zum Anfange eines der letzten Abſchnitte, der „die ſechſte Trübſal“ überſchrieben iſt, noch etwas reden wollen.

Darum! lieben Brüder! einander nicht ſo geſchwind wegwerfen auf die Gaſſe und — wenigſtens in unſrem Urtheil — von den Leuten zertreten laſſen! nach Matth. 5, V. 13, blos weil uns die oder jene Unart als ein recht böſer und unheilbarer Splitter im Auge des Andern erſcheint. Er der Herr, welcher nicht blos in die innren Kammern des Hauſes ſieht, was ich armer, an Verſtand beſchränkter, kurzſichtiger Menſch nicht einmal kann; ſondern in die Kammern des Herzens, denkt (Ihm ſey ewig Dank für Seine Gedult) nicht ſo, und wirft uns ſo geſchwind nicht weg wie wir einander. Vielmehr macht ers mit dem Sünder, in viel größerem Umfange ſo, wie es unſer ſeeliger Tobias nach dem nächſten Abſchnitte mit einem böſen Müllerburſchen machte: Er geht ihm freundlich nach, heute und morgen, bis er ihn gewonnen hat.

Ja lieber Leſer! wenn man ſich irgend etwas aus dem Nachlaſſe unſers lieben Seeligen wünſchen möchte, ſo wäre es dieſe Liebe, dieſe treue, alles aufopfernde, alles dultende Liebe, ohne Vorbehalt. Denn eine ſolche Liebe ringet, wie jener Iſrael (1. Moſ. 32, V. 28.) ſelbſt mit Gott und lieget Ihm ob, ſie überwindet Alles, auch die hartnäckigſten Feinde in und auſſer uns, ja ſelbſt die Pforten der Hölle! Und, wäre ſie nicht anders zu haben, ſo ſollte man auch wohl zufrieden ſeyn, wenn man ſie zuſammen mit alle dem bekäme und ererbte, was die Welt daran Schwäche oder ſonſt wie benannte.

Nachträglich zu dieſem Abſchnitt mag denn alſo hier noch der ganz beſondre Zug von der Sünderfreundſchaft unſers Seeligen ſtehen, deſſen ich eben ſchon erwähnte.

24) Kießling als Mühlenarzt.

Der „beſte Menſch" von welchem ich in meinem Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten geſprochen, war auch ein Mühlenarzt, und ſo nennt man hier zu Lande ſolche, die, wenn an und in dem Triebwerk einer Mühle etwas zu Grunde geht oder Schaden leidet, das wieder ausbeſſern und heilen. Mein ſeeliger Tobias war aber Mühlenarzt in einem noch gar andren, beſſeren Sinne: er heilte nicht die Mühlräder und Getriebe, ſondern das was beſſer iſt und mehr werth als alle Mühlen in der Welt: eine arme Menſchenſeele, die einem Müllerburſchen angehörte, der in der Mühle nahe bei oder in einer großen Stadt wohnte. Seine Heilmittel die er zu dieſer Cur brauchte, waren Glaube, herzliches Erbarmen, ausdauernde Geduld und beſtändiges Gebet.

Einesmales, — ſo erzählte mir ein trefflicher Arzt, dem ich manche ſchöne Anecdote, auch ſchon für den erſten Band meines Altes und Neues verdanke — erfährt unſer Seeliger, daß in einer Mühle ein gar ſo ruchloſer Mühlknecht ſey, welcher über Alles was gut und heilig iſt, aufs frechſte ſpottete und läſterte. Da fühlt er ſich in ſeinem Herzen gedrungen zu dem jungen Menſchen hinzugehen, und den liebend und freundlich zu bitten: doch nicht mehr ſo ruchlos zu ſeyn und zu reden, ſondern ſich verſöhnen zu laſſen mit Gott in Chriſto, und heilen, und ganz für Ihn gewinnen.

Der Müllerburſche macht erſt ein ſonderbares Geſicht, als der fremde Mann da ihn auf eine Weiſe anredet wie der Pfarrer, den er in ſeinen Kinderjahren manchmal in der Kirche ſprechen hören; da er aber erſt recht verſtanden was er eigentlich von ihm will, nämlich ſeine Bekehrung, lacht er ihm laut ins Geſicht, und wendet ſich von ihm weg. Aber mein ſeeliger Kießling läßt ſich dadurch nicht irre machen. Er kommt immer wieder und wieder in die Mühle und zum Müllerburſchen, und ſteht dem wie ein guter, liebend lockender, freundlicher Engel zur Seiten, der mag ihn nun mit Scheltworten oder mit Spott, mit gänzlicher Unaufmerkſamkeit oder mit lautem Pfeifen und Singen von Schelmenliedern hinaus zu treiben ſuchen. Die andern Müllerburſchen haben am Ende auch ihren Scherz mit dem gar geduldigen Herrn, und lachen herzlich, wenn ſich ihr Camerad manchmal bei Kießlings Reden ganz ernſthaft und feierlich gebärdet, oder gar gerührt ſtellt, und dann auf einmal aus dieſer ſcheinbaren Rührung in eine laut tobende Poſſe ausbricht. Einmal helfen ſie ihrem Cameraden ſogar den guten Kießling, der gerade einen dunklen Rock anhat, vom Kopf bis zu den Füßen ganz und gar mit Mehl einpudern. Der aber ſtäubt ſich ruhig ab, und — kommt doch am andern Tag mit der gewöhnlichen Freundlichkeit wieder.

Ja, lieber Leſer! wäre das Alles unſer Einem wiederfahren, man hätte ſich gleich nach dem erſten oder zweiten Verſuche, voll Verachtung und Zorn von dem „böſen Buben" weggewendet und gedacht: wenn du nicht willſt ſo laß es bleiben. Ja, um aufrichtig zu reden, man hätte bei mancher Gelegenheit, z. B. beim Einpudern, das gar nicht fein war, aus voller Kraft darein geſchlagen, mochte daraus werden was da wollte; wenigſtens hätte man beim nächſten Mal Kommens, kein freundliches, liebendes Geſicht gemacht, ſondern ein ſehr finſteres.

Aber ſiehe, der rechte und wahre Chriſt denkt nicht ſo. Der hat es von ſeinem Meiſter gelernt: daß man keine Menſchenſeele, ſey es auch die ärmſte und verirrteſte, verachten müſſe. Der hat es von ſeinem Meiſter gelernt, daß man den Sündern, auch den ferneſt Abgewichenen, freundlich liebend nachgehen, und nicht müde werden müſſe, heut und morgen jene mütterlich ſanfte Lockſtimme hören zu laſſen, welche die Küchlein verſammlen will unter ihre Flügel, oder vielmehr unter die Flügel Deſſen und zu Dem, welcher ſich ſelber für die Sünder gegeben.

Unſrem Müllerburſchen, ſo wild er war, däuchte es am andern Morgen nach dem Einpudern doch nicht ganz recht ſeyn, daß er das gethan habe. Denn, dachte er, der Mann meint es nun doch einmal redlich und gut mit dir, das iſt gewiß. Wiederkommen wird er freilich nun nimmer zu dir in die Mühle; und wenn er dich auch gerade nicht verklagt, was er wohl könnte, ſo wird er wenigſtens ein gar ſaures Geſicht machen, wenn er dich einmal wieder ſieht.

Aber wie nun? — Das Alles was ſich der Müllerburſche gedacht, geſchieht nicht, ſondern gerade das Gegentheil. Mein Kießling kommt, wie ſchon geſagt, am andern Tage wieder, und zwar mit demſelben liebend freundlichen Geſichte wie ſonſt, ja wo möglich mit einem noch freundlicheren. Da wirds dem jungen Müller weich und warm ums Herz. Jetzt iſts aus mit dem Spotten. Er hört willig und mit mehr als halber Aufmerkſamkeit auf das hin, was ihm der ſeelige Tobias ſagt, und beim Abſchied reicht er ihm freundlich und faſt dankbar die Hand. Und ſiehe da, es dauert gar nicht lange mehr, ſo braucht Herr Kießling den Müllerburſchen nicht mehr in der Mühle und beim ſtaubigen Mehlkaſten aufzuſuchen; denn der kommt jetzt, ſo oft er kann, und der liebe Tobias Zeit hat, zu ihm ins Haus, und hört da mit einer Luſt und Freude, die mit jedem Tage mehr wächſt, das Wort vom Leben. Und das wird auch in ihm bald lebendig, ſo daß aus dem wilden Burſchen ein recht frommer, chriſtlicher, in allen Stücken rechtſchaffener Bürgersmann und Hausvater geworden, der durch Wort und Wandel bezeuget, daß eine ſolche Liebe und Geduld, wie die unſers ſeeligen Kießlings war, nie ohne Frucht für Zeit und Ewigkeit bleibe.

Lieber Leſer! möchteſt du nun lieber ein ſolcher geweſen ſeyn, welcher durch Ungeduld, ſchnell aufbrauſenden Zorn, oder unfreundliches, ſtrenges Predigen des Geſetzes (welches oft um kein Haar beſſer und heilſamer iſt als unfruchtbares Moraliſiren) jenen Verirrten abgeſtoßen und vielleicht auf immer verſtockt hätte, oder doch nicht lieber ein ſolcher wie unſer Tobias war, welcher durch innige Freundlichkeit, Gedult, und durch die lockende Liebesſtimme des Evangeliums, eine Menſchenſeele vom Tode gerettet? Ja du von Gott gedulteter armer Menſch! dulte, trage und liebe!

Einer hat geſagt, daß wenn wir Chriſten nur halb ſo viel ausdauernden Fleiß und Gedult auf das Gewinnen einer Menſchenſeele wendeten, als ein Schacherjude auf das Gewinnen eines Kronenthalers; es ſtünde beſſer um die Chriſtenheit. Und was iſt eine einzige Menſchenſeele gegen alle Kronenthaler, die es in der Welt giebt!

25) Kießling als Bücherverleiher.

Wir haben weiter oben unſren lieben Seeligen ſchon als einen trefflichen Buchhändler kennen gelernt, welcher aus ſeinem Handel einen großen Gewinn zog, eben ſo als Perlenhändler, nach S. 154, als herumreiſenden Augenarzt und Privatlehrer der Naturgeſchichte S. 129, als Soldatenbedienten und Kinderwärter, bei welchen Geſchäften es überall nicht ohne bedeutenden Vortheil abgieng; wir wollen nun dieſen unermüdeten Kaufmann, der vor Begierde brannte, Schätze für jene Welt zu ſammlen, welche die Motten und der Roſt nicht freſſen, und ſeinem Herrn, dem Könige Himmels und der Erden, Seelen zu gewinnen, auch zu einem kleinen Seitengewerbe begleiten, welches er bei ſeinem übrigen Handel ſo neben her, ebenfalls nicht ohne Gewinn, trieb.

Kießling hatte eine auſerleſene Leihbibliothek, welche zwar weniger durch die Zahl der Bände, als durch ihren Inhalt bedeutend war. Ein Verzeichniß darüber wird ſich ſchwerlich unter ſeinem Nachlaſſe finden, auch möchte die Anfertigung eines ſolchen Verzeichniſſes ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben, weil jene Leihbibliothek nur einige wenige ganz feſt ſtehende Artikel hatte, welche man (wenn auch ſchon nach wenig Wochen nicht mehr in demſelben Exemplare) immer in ihr finden konnte, übrigens aber faſt jedes Jahr aus andern Büchern beſtund. Denn die ausgeliehenen Bücher kamen, auch mit Wiſſen und Willen des Ausleihers, ſelten wieder, und dieſer hatte auch zum Theil überdieß die freilich für ihn ſehr bequeme Einrichtung getroffen, daß, wenn ihm einer ein Buch mit einem herzlichen „Vergelts Gott“ ſtatt des Leſegeldes zurückbrachte, und den aus ſeinem Inhalt empfangenen, guten Eindruck rühmte, er ihm das Buch ganz zum Eigenthum ließ, wodurch allerdings die Mühe des Aufſchreibens und Wieausſtreichens der Leſe-Intereſſenten erſpart wurde.

Auch dieſes Gewerbe, als Bücherverleiher, trieb übrigens unſer ſeeliger Kießling auf dieſelbe Weiſe, wie ſeinen Buchhandel: er wartete nämlich nicht immer ab, bis jemand zu ihm käme und ſich ein Buch bei ihm liehe; ſondern er trug die beſten Schätze ſeiner kleinen Bibliothek, den Leuten, an denen er auf ſeine Weiſe einen guten Gewinn zu machen hoffte, ſelber ins Haus, und wenn ſie auch mit aller Gewalt abwehrten, und ihm ſagten, ſie hätten weder Zeit noch Luſt ſeine Bücher zu leſen, ſo war er ſchon zufrieden, wenn ſie nur ſeinen lieben Büchern auf einige Zeit ein Plätzchen auf ihrem Schreibtiſche, oder in ihrer Studierſtube gönnten, in der Hoffnung daß ihnen doch wohl einmal ein gelegener Augenblick kommen könnte, wo ſie ein und das andre zur Hand nehmen, und darinnen leſen möchten.

Wir wollen nur ein hieher gehöriges Beiſpiel anführen, wo freilich jenes Bücherverleihen unſrem Seeligen den größten, reichſten Gewinn brachte, den es ihm vielleicht jemals getragen: einen innig verbundenen, gleichgeſinnten Freund, welcher ihm daſſelbe wurde, was ihm der ſeelige Rehberger und Esper geweſen; einen Freund und Mitpilger, welcher gerade da ſich zu unſrem Seeligen auf den engen, einſamen Weg geſellen mußte, als auch der theure Esper ſich zum Abſchied auf beſſeres und längeres Wiederſehen hin, anſchickte. Ich habe übrigens die Geſchichte, die ich eben hier erzählen will, aus dem Munde der beiden Hauptperſonen, welche darinnen vorkommen, und gebe ſie treu wieder.

Schon im Jahre 1772 war nach Nürnberg ein junger, ſehr liebenswürdiger Candidat der Theologie gekommen: Johann Gottfried Schöner, aus der Gegend von Schweinfurt; ein Jüngling, dem man es bald anmerken mußte, daß er eine ausgezeichnet chriſtliche Erziehung genoſſen, und daß es ihm ein rechter Ernſt ſey, gut und fromm nicht bloß zu ſcheinen, ſondern ganz zu ſeyn. Er war zuerſt als Hauslehrer in eine treffliche, durch ihren chriſtlichen Sinn höchſt verehrungswürdige adelige Familie in unſrer Stadt gekommen, hatte ſich aber bald durch Gelehrſamkeit, vielſeitige Bildung und redlichen Sinn, ſo wie durch einige Predigten, wodurch er ſich in Nürnberg einen ungewöhnlichen Beifall erworben, ſo empfohlen, daß er, ihm ſelber unerwartet, ſchon im nächſten Jahre nach ſeiner Ankunft unter die Zahl der Candidaten des Predigtamtes unſrer alten Reichsſtadt aufgenommen wurde, was damals für jeden „Ausländer“ auſſerordentlich ſchwer hielt. Schon einige Monate nachher wurde er zum Prediger an der Margarethen-Capelle auf der Veſte ernannt, und drei Jahre hernach zu einem Diaconat an einer größeren Kirche in der Stadt befördert; ein raſcher Gang der Beförderung, welchen in jener Zeit nur äuſſerſt Wenige erfuhren.

Aber freilich konnten ſich auch wohl nur äuſſerſt Wenige eines ſolchen allgemeinen und ungetheilten Beifalls der geſammten Menge rühmen, als er durch ſeine Predigten gewonnen. Denn zu dieſen drängten ſich Menſchen aus allen Ständen, beſonders aber die ſogenannte gebildete Welt. Aber, wie er ſich ſelber ſpäter hierüber äuſſerte: „obgleich ſeine Predigten ihren Worten nach chriſtlichen Inhaltes waren, ſo predigte er dennoch damals von Herzen eigentlich nicht Chriſtum, ſondern ſich ſelber — den Johann Gottfried Schöner, und ſahe weniger dabei, einig und unverrückt, auf den Beifall Gottes, als auf den, ſeinem Munde gar ſüß ſchmeckenden Beifall der Welt. Seine Reden waren gar noch fern von jener ſtillen, chriſtlichen Einfalt, welche mit ihrer Gotteskraft bis ins Innerſte des Menſchenherzens dringt, und hier ſichre Früchte trägt für jene Welt; ſondern mehr blumenreich, und nach dem Sinne der ſogenannten gebildeteren Mehrzahl aufgeſchmückt; wie denn der arme Menſch meint, er müſſe zu dem guten, einfältigen Gotteswort noch etwas von ſeinem Eigenen hinzuthun, um es etwas ſchöner und annehmlicher zu machen, als es ihm für ſich allein zu ſeyn ſcheint.

Nun, bei alle dem freute ſich unſer ſeeliger Bücherverleiher dennoch herzlich an dem reichbegabten, redlichen jungen Prediger, und an dem Seegen den derſelbe, wie alle eben ſo redliche Prediger dieſer Art, auch ſchon damals in ſeinem Kreiſe ſtiftete: vorbereitend und hinzuführend zu den ſeeligen Vorhöfen des Herrn; aber er fühlte daß da noch etwas fehle. Schöner ſelbſt, der theure Schöner, ſoll uns ſagen, was ihm jenesmal noch fehlte.

In ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe erzählt derſelbe: „Ich beobachtete damals (in Erlangen und Baiersdorf, wo er ſich als Hauslehrer und ſeiner Kränklichkeit wegen aufhielt) die Rathſchläge der Aerzte mehr als die Rathſchläge des Evangeliums; manche Uebung der Gottſeeligkeit unterblieb, ich wurde ſchläfriger, und verließ dieſe beiden Orte, obgleich vor Menſchen ganz mit dem Ruhm eines ſtillen, frommen Jünglings — aber mit einem bereits vom Guten wieder abkommenden Herzen. Warum? ich hatte noch keinen lebendigen Glauben an

Chriſtum, noch keine wahre Liebe in mir, — folglich noch keine rechte Kraft zum Guten."

„So ſahe es in meinem Herzen aus, als ich hieher nach Nürnberg berufen wurde. — — — Die guten Tage, welche ich nun genoß, die zunehmenden Zerſtreuungen, die unerwarteten Glücksumſtände, in welche ich trat, die neuen Bekanntſchaften, in welche ich gerieth, Beifall und Ehrenbezeigungen von allen Seiten, konnte ich ſo raſch und ſchnell aufeinander, zumal da das Gefühl für Gottſeeligkeit und Chriſtenthum bereits gelitten hatte, nicht ertragen, genug, ich ſank in die Welt, und verlor die guten Vorbereitungen der Gnade Gottes in meinem Herzen wieder, wenn gleich immer mit einem geſchlagenen Gewiſſen." —

Unſer Kießling meinte in allen ſolchen Fällen immer: was nicht iſt, kann noch werden, und Gott hatte ihm ja ein liebend freundliches und geduldiges Herz auch gegen grobe Sünder und gegen ſolche gegeben, welche ſeinen Weg und ſeine Weiſe haſſeten, geſchweige gegen einen ſolchen nicht mit Willen, ſondern nur aus menſchlicher Schwäche irrenden, liebevollen jungen Mann. Indeß Geduld mußte er auch mit dem gerade genug haben. Denn wenn er etwa in freien Abendſtunden Schönern zu beſuchen kam und aus einem „von der Seeligkeit des recht lebendigen Chriſtenglaubens überfließenden Herzen mit ihm ſprach; wobei er dann zugleich als Bücherverleiher, ein und das andre ſchöne Buch, das dieſelbe Sprache redete, mit ſich brachte, und es dem Herrn Diaconus gar dringend zum Leſen anempfahl, da machte dieſer eben kein gar zu freundliches Geſicht dazu. Es kam ihm vielmehr vor, als wenn er das Alles ſchon ſelber wüßte und im Grunde genommen, als Gelehrter, doch noch etwas beſſer als Herr Kaufmann Kießling, und auch als die Bücher da, die ihm dieſer brachte; die zwar von verdienten Männern geſchrieben ſeyn mochten, aber in einer ſolchen altmodiſchen, einfältigen, manchmal faſt abgeſchmackten Weiſe, daß man doch jetzt weit darüber hinaus iſt, und die jetzige gebildete Welt würde über ſo etwas nur lachen. Indeß, dachte er weiter, wenn es dem guten, frommen Manne ſo viel Vergnügen macht, mir da ſeine Gedanken übers Chriſtenthum vorzuſchwatzen, ſo mag ers thun, wenn ers nur nicht ſo gar weitläuftig machte, und immer daſſelbe wieder holte, und wenn er nur auch andre Leute mehr zu Worte kommen und ſich belehren ließe.

Eines Males war Kießling auch bei Schöner, und brachte ihm eben wieder einige recht treffliche Bücher, in denen das Wort vom Kreuz gar laut geworden. Schöner war wohl eben auch nicht in der beſten Laune, und da ihm jener die Bücher hinreicht, und ihn dringend zum Leſen derſelben ermahnt, blättert er ein wenig hinein, und giebt ſie ihm dann gleich wieder, mit den Worten: Lieber Herr Kießling, ich muß Ihnen nur ſagen, ich habe zum Leſen ſolcher Bücher weder Zeit noch auch Luſt. Die ſind mehr für gemeine Leute geſchrieben, als für Gelehrte, denen ſie doch nur ganz bekannte Sachen, und das eben nicht in einer gebildeten Sprache ſagen. — Aber unſer Bücherverleiher läßt ſich ſo geſchwind nicht irre machen. Lieber Herr Diaconus, ſagt er, Sie haben ja da Raum genug auf Ihrem Schreibtiſche. Gönnen Sie doch meinen Büchern auch ein Plätzlein darauf; vielleicht kommt Ihnen doch auch einmal Zeit, wo Sie in die Bücher hineinſehen, und ſie wohl auch gerne leſen mögen.

Und dieſe Zeit kam bald. Am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1776 predigte unſer lieber Schöner auch einmal über den Glauben an Chriſtum. Nun liebte er damals, ſo erzählte er ſpäter, bei ſeinen Predigten ganz beſonders einen recht kräftigen, redneriſchen Schluß, weil der nachher noch am längſten nachtönt in den Herzen (oder wenigſtens Ohren) der Zuhörer. Er ſchloß alſo auch dieſe Predigt, die er für gar beſonders gelungen hielt, mit einer recht redneriſchen Beſchreibung des Glaubens und ſagte am Ende ohngefähr ſo: „und wer dieſen lebendigen Glauben an Chriſtum nicht hat, der hat keinen Theil an Gott, denn er hat keinen Theil an der durch Jeſum erworbenen Gnade, keinen Theil an den ſüßen Gaben des Geiſtes, noch an der Gemeinſchaft der Heiligen; ihm bleibet in dieſem Zuſtand der Himmel auf immer verſchloſſen, und die ganze, dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch ruhen auf ihm die Wetterwolken des Zornes Gottes.“

Da er das ſo ſagte, war es ihm als wenn ihn ſelber ein Strahl aus dieſen dunklen Wolken getroffen hätte. Denn, ſo ſprach in ſeinem Herzen eine durchdringend laute Stimme, du ſelber haſt ja dieſen Glauben noch nicht, und alſo auch du haſt noch keinen Theil an Gott und Chriſto, auch auf dir ruhet der Zorn Gottes, den du eben ſelber beſchwurſt. Er kann das Kirchengebet nicht leſen, ihm vergehen die Augen, er wird zum Schrecken der zahlreichen, ihn bewundernden Zuhörer, ganz leichenblaß, und wankt und ſchwankt auf der Kanzel. Da eilen einige von dieſen hinauf, und führen den kranken Mann nach Hauſe.

Dieſer aber ſchließt ſich, ſobald er nach Hauſe gekommen, in ſein Zimmer ein und weint da, vor Gottes Angeſicht, ſtille Thränen der aufrichtigen Selbſterkenntniß und Gotteserkenntniß; Thränen des Schmerzens und der Liebe. Und nun, da er in den nächſten ruhigen Stunden die Bücher, die ihm Kießling gebracht, aufſchlägt und lieſt, da iſts ihm gerade als wären ſie eben zunächſt nur für ihn und ſeinen Zuſtand geſchrieben, und es giebt da manche Aeuſſerung der tiefſten Rührung und der Freude bei dem Leſen. Jetzt ſcheint es ihm nicht mehr ſo, als enthielten dieſe Bücher lauter ſolche Sachen, die ihm ſchon längſt bekannt geweſen, ſondern es iſt ihm Alles neu; es iſt ihm, als wären ihm die Schuppen von den Augen gefallen, und er ſähe nun erſt Alles in dem rechten Lichte, ſo klar, ſo wahr, ſo lebendig! Auch die Weiſe und Sprache der Bücher ſcheint ihm ſo recht fürs Herz, und er möchte ſie gar nicht anders haben.

Der gute Kießling, als hätte er gemerkt, was der eigentliche Grund dieſer ,,körperlichen Anfälle'' geweſen, die den lieben Schöner genöthigt hatten die Kanzel zu verlaſſen, kam denn auch bald herbei. Schöner empfängt ihn jetzt freilich ganz anders als bisher! Und wie theuer wird ihm nun dieſer tröſtende, innig liebende, Alles mit ihm fühlende und verſtehende Freund und Bruder, da ihm ja das Wort vom Leben ſelber, wovon der Mund und das Herz dieſes Mannes immer übergeht, ſo theuer geworden.

Damit war nun aber die Taufe der Leiden, durch welche unſer guter Schöner gehen mußte, erſt angefangen, noch lange nicht geendet. Wäre es ihm nämlich nur einmal ſo gegangen, wie bei der Predigt am zweiten Weihnachtstage, ſo hätte man ihn bedauert und den „körperlichen Zufall“ bald wieder vergeſſen. Als er aber 14 Tage nachher, am Feſte der Erſcheinung Chriſti, wiederum predigen will, geht es ihm auf ähnliche Weiſe wie dem ſeeligen Taulerus: Thränen hemmen ſeine Sprache und er muß, halb ohnmächtig vor Schaam und Schrecken, die Kanzel wieder verlaſſen. Darauf folgte dann drei Vierteljahre lang eine ſolche Untüchtigkeit zum Predigen, daß er mehrere Male aus der Kirche, die er, um ſein Amt zu verſehen, betreten, wieder nach Hauſe geführt werden mußte, ohne nur eines einzigen Wortes an die verſammleten Zuhörer fähig zu ſeyn. Es war ihm, wie er nachmals mündlich erzählte, damals und auch nachher, da ſich die Fähigkeit zum Predigen allmälich wieder bei ihm einfand, ſo oft er zur Kanzel gehen ſollte, ſo furchtbar bange zu Muthe, wie es etwa einem Miſſethäter ſeyn muß, der zum Tode geführt wird.

Nun weiß man wohl, wie es in ſolchen Fällen geht. In der Stadt hieß es: „Schöner iſt verwirrt im Haupte geworden. Es iſt Schade um den Mann, er hätte ein guter Kanzelredner werden können! Aber wenn er jetzt auch, wie es heißt, wieder geſund werden ſollte, darf man ſich wohl nicht viel mehr von ihm verſprechen, denn er hält ſich in ſeiner jetzigen Geiſtesſchwäche zu den Pietiſten, und die werden ihn ſchon vollends ganz zu ſich herunterbringen.“ Da er ſich nun alſo wieder zu ſeinem Amte geſtärkt fand und die Kanzel allmälich wieder zu beſteigen vermochte, ſahe er ſeine Kirche faſt ganz leer. Hinaus waren alle die Leute in rothen und weiſſen ſeidenen Kleidern und gepuderten Haaren, hinaus die Perücken und Staatsröcke und das ganze ſchöne, gebildete Publikum, an denen vorhin ſeine Seele Luſt hatte, bis auf etliche wenige, die entweder aus höheren Gründen, — weil ſie gerade von dem jetzigen Schöner mehr erwarteten als vom ehemaligen — oder der Bekannt- und Verwandtſchaft wegen, oder auch aus Neugierde da zuhörten. Aber es dauerte gar nicht lange, ſo ſammlete ſich um dieſen nun erſt recht zu Kräften und zum Worte gekommenen Prediger, ein Häuflein treuer, nach dem Wort vom Leben dürſtender Seelen aus allen, beſonders aber freilich aus den mittleren und niedrigeren Ständen. Und dieſes Häuflein blieb ihm dann auch treu bis zu ſeinem Tode, und ihm war dieſer treue Seelſorger zum reichen Seegen.

Auch unſer ſeeliger Kießling hatte denn von nun an in Schöner einen ſolchen treuen

Bruder und Mitgenoſſen an der Hoffnung, an der Kraft, an der Trübſal wie an der Freude, die in Chriſto Jeſu iſt gefunden, daß er Gott dieſe Gabe aus Seiner Hand nicht genug verdanken konnte. Denn ohnehin wird auch nun bald der theure Esper aus dieſem Leben und von ſeinem lieben Tobias ſcheiden, und zum Beſchluß dieſes Abſchnittes und zum Uebergang auf den nächſten, ſoll hier noch ein Brief von jenem lieben Manne ſtehen, der als einer der letzten in der vor uns liegenden Briefſammlung, und wegen der prophetiſchen Worte, die er in Beziehung auf einige Parthieen unſrer jetzigen Zeit enthält, wohl hieher gehört.

Aus einem Brief des ſeeligen Superintendenten Esper zu Wunſiedel an den Diaconus Schöner in Nürnberg, datirt vom 13ten Octob. 1780.

— — „Für mich hat es, bei der diesmaligen Bücher-Auction einigen Vortheil gebracht, daß der alte, Augsburgiſche Glaube in Nünberg, bei den Gelehrten, nicht ſonderlich mehr in Werth iſt, ſonſt hätte ich Rheinbecks Betrachtungen für dieſen Preis wohl nicht erhalten. Es iſt wirklich der jetzige Auctions-Preis alter theologiſcher Kernſchriften ein trauriges Merkmal von der Lage unſter Zeiten. W**ſches Gewäſch ***s, Anweiſung ſich a la W. zu erſchießen — lauter Sachen, bei deren Ankauf in Auctionen man oft kaum den Band erſpart. Chemnitz, Gerhard, Quenſtätt, gehen faſt als Appendices fort. Und zu wie viel theologiſchen Wirrereien, darinnen ſich jetzt ſo Viele verwickeln, könnten ſie bei dieſen Männern die Auflöſung finden.“

„Beklagenswürdig iſt es, wie mir Ew... eröffnen, daß dieſe Krankheit jenſeits der Rebnitz ſo ſtark ſich zu äuſſern anfängt, und niemand auf Salbe und Pflaſter aus Gilead denkt. So weibiſch zärtlich ſind die evangeliſchen Theologen wohl noch niemals geweſen. Die Beſorgniß, für minder tolerant angeſehen zu werden, die Furcht, ein Nachbeter des Syſtems zu heißen, die Scheu vor dem Pranger der Berliner Bibliothek, werden mehr als Schwerdt und Rad und Scheiterhaufen, von den Helden Gottes vor hundert Jahren gefürchtet. Da nennt man, bei Widerlegungen, den Feind des Namens Jeſu nicht einmal mit Namen; da bewundert man ſeine große Gelehrſamkeit; da erhebt man ſein großes Verdienſt, da wickelt man jeden Widerlegungsgrund in ein Feigenblatt ein, um ja nicht ein Orthodoxe geſcholten zu werden!

„O anbetungswürdiger Erlöſer! wenn du jetzt einen Huſſen brauchteſt, getrauteſt du dir ihn wohl auf allen Academien Deutſchlands zu finden? — Wie wahr doch, was Andreä in ſeinem Menippo geſchrieben: Nachdem das Chriſtenthum, bei Gefahr vor Feinden, ſein Heer gemuſtert, und gefunden, daß die Officiers ſtatt der Degen leere Gäns-Kiele in den Händen gehabt, die Schilde Pappendeckel von Logiken, die Fahnen metaphyſiſche Spinnenweben, die Kanonen mit philologiſchen Grillen, ſtatt des Pulvers geladen geweſen. Ich ſage, wie wahr für unſre Zeiten, was das Chriſtenthum nach Muſterung ſeiner ungeheuern Armee geſagt hat: „Ihr helft mich alle nichts! „Dorten hat ein waldenſiſch Bäuerlein, das ſich „für mich brennen und ſchinden ließ, mir mehr „als dieſe Alle, die ſich für meine Verfechter „ausgeben, genützt.“

„Indeſſen wird der Held aus Davids Stamm, wenn es Zeit iſt, ſich auch ſeine Davids erwecken. — Sonſt bin ich ſehr unruhig über das anwachſende Heer der Feinde Chriſti geworden; nachdem ich mir aber die Sache ſo recht im Reinen gedacht: daß wenn Menſchen die Gottheit bekriegen, es doch immer ein wenig Partie inegale iſt — kümmerts mich gar nichts mehr. Muß er ihnen ja allen zum Bekämpfen ſeiner Gottheit Odem verleihen! —

Die verführten Menſchen jammern mich ſehr, denke aber wieder: warum laſſen ſie bei dem hellen Lichte ſich verführen.“

„Es mag ſeyn, daß bei der folgenden Generation der Schaden noch größer wird, — kann aber auch ſeyn daß es mit dem Zeitalter den Gang nimmt, welchen die Sache der Religion bei manchen Menſchen geht: In der Jugend aberglaubig, hernach unglaubig, endlich rechtglaubig. Derjenige, welcher da wo totus mundus arianus war, und da, wo er in den Finſterniſſen des Aberglaubens kaum noch einen erleuchteten Bauern in den piemonteſiſchen Thälern gehabt, ſich doch wieder Millionen Anbeter verſchaffte, wird ſich auch in unſern Tagen wieder Anbeter verſchaffen; und wenn es nicht geſchähe, ſo wollen eben wir, ſchätzbarer Freund, es kleine, mit allen die ſo denken, verbleiben. Auſſer uns mache, ſchnitze, erphiloſophire ſich jeder einen eigenen Gott; wenn wir nur in Dem Ruhe finden für unſere Seele, der der ganzen Familie der Frommen vor uns, Gerechtigkeit und Stärke geweſen iſt. Heterodox hin oder orthodox her — wenn man nur dorten zur Rechten ſein Geſegneter heißt! Unterdeſſen breiten wir ſein Reich aus, wo wir können, und fügen ſeinen Feinden Schaden zu, wo wir vermögen — und ſollten wir nichts thun können, als dieſen ihre Kinder entführen, ſo wäre das der größte Dienſt für unſern Herrn. Gönnen Sie mir fernerhin Dero Freundſchaft und glauben, daß ich unausgeſetzt bin

Ew.

J. F. E.

26) Espers Abſcheiden aus Kießlings Nähe und aus der Zeit.

Einen neuen, gleichgeſinnten Freund und Bruder hatte Gott unſerm Tobias, gleichſam als Erwerb für ſein Geſchäft als Bücherverleiher, an dem ſeeligen Schöner geſchenkt; dagegen wurde aber ein andrer, lieber Begleiter auf dem Pilgerwege, von ſeiner Seite genommen.

Im Sommer des Jahres 1779, verließ der treue Esper, der unſerm Seeligen in vielfacher Hinſicht Rehbergers Verluſt erſetzt hatte, Uttenreuth, deſſen Gemeinde er 14 Jahre lang mit treuer Liebe vorgeſtanden, um dem erhaltenen Rufe zur Superintendentur nach Wunſiedel zu folgen, und nur zwei Jahre darauf, am 18ten Juli 1781, ergieng an dieſen treuen Knecht der noch höhere Ruf: einzugehen zu ſeines Herrn Freude. Auch hierbei, als dieſer rüſtige, kräftige Arbeiter, mitten aus der blühendſten Zeit des Mannesalters (er war bei ſeinem Tode noch nicht ganz 49 Jahre alt) mitten aus ſeiner volleſten Thätigkeit für das Reich Gottes abgerufen wurde, fragten Viele ſo, wie Esper nach S. 46. bei Rehbergers Tode gefragt hatte, indeß war auch eben unſer ſeeliger Esper, ſchon im Voraus auf ſolche Fragen die Antwort nicht ſchuldig geblieben (m. v. oben a. a. O.)

Ueberhaupt war dieſer Mann eine von jenen offenen, durchaus klaren, ſich immer gleichbleibenden, geraden Naturen, welche Jedem der ſich ihnen nähert, nicht lange über ſich in Ungewißheit laſſen, und auf keine Frage über ihr eigentliches Leben und Streben die Antwort ſchuldig bleiben, und der Leſer wird ſchon aus den wenigen Briefen und Brieffragmenten, welche in der vorſtehenden Lebensbeſchreibung mitgetheilt wurden, wiſſen, woran er mit dem Manne iſt. Ja, dieſer Esper war einer von jenen heitern, zum ruhigen Mannesalter erreiften Chriſten, zu welchem jeder arme Menſch gern ein frohes Zutrauen faſſen, und in deſſen Nähe es jedem, in ſeiner Schwachheit, und nach dem ihm verliehenen Maaße nach Gottſeeligkeit ſtrebenden Herzen, wohl ſeyn mußte.

Von Natur war er ein ſehr heftiger, leicht aufwallender Mann, voll von Leben und Feuer, welches ſchon aus ſeinen großen, ſchwarzen Augen hervorblitzte. Aber dieſes verzehrende Feuer war durch die Herrſchaft des Geiſtes Gottes zum ſanften, ruhig wärmenden Lichte geworden, bei dem gar gut ſeyn war. Er hatte überhaupt ein ſolches gutes Naturell, daß er immer und überall zuerſt und am meiſten das Gute ſahe an den Brüdern, und dieſes liebte, weil dieſes Gottes iſt, nicht aber zuerſt das Böſe argwöhniſch ausſpähte und bemerkte; daher war er gegen Jedermann offen, mittheilend und freundlich; großmüthig, und ſtark im Hoffen und Dulten.

Er war ein heitrer, ſehr angenehm unterhaltender Geſellſchafter, immer voll guter Laune und Einfälle, wie man dies beſonders aus dem Ton der in ſeiner Sammlung von merkwürdiger Reiſebeſchreibungen (Erl. 1761.) herrſcht, erkennen kann. „Es ſoll, ſagt er in einem ſeiner Briefe (m. v. S. 292.), unſrem Herrn nicht zur Schmach nachgeſagt werden, daß Seine Leute etwas Miſanthropiſches haben.“ Auch ſeinen Freunden, beſonders dem lieben, etwas gar zu ſtreng abgeſchiedenen und abſcheidenden (m. v. S. 231.) Freunde in Fürth, rieth er zur Geſellſchaft. Er ſchreibt darüber in einem ſeiner Briefe an Kießling:

„Daß unſer Freund in Fürth noch immer zu Leiden gemacht iſt, kränkt mich ſehr. Ihre Güte erwartet zu viel von meiner Feder. Ich kann mich ſelbſt ſehr oft nicht ins Heitere bringen. Warum hat aber unſer Freund doch immer die Einſamkeit ſo lieb! Sie iſt wahrhaftig niemandes Freund. In eigner Hand wird die Kummerbürde gar zu ſchwer. Man muß ſie wenigſtens doch nur auf ein Paar Stunden bisweilen zu Hauſe laſſen.“

Was dieſen Menſchen vor Gott und Menſchen ſo gar angenehm machte, waren beſonders ſeine warme und herzliche Liebe, die wir ja aus allen ſeinen Briefen hervorleuchten ſehen, und ſeine gar große Demuth. Er machte nichts aus ſich ſelber und konnte es gar nicht gerne haben, wenn andre Leute viel Weſens von und mit ihm machten. Einer ſeiner Freunde in Nürnberg, E.. hatte unſerm Esper, da dieſer bald nach ſeinem Einzuge in Wunſiedel krank geworden, über dieſe Krankheit, ich weiß nicht was? geſchrieben, Esper antwortet darauf am 26ten Auguſt 1779:

„Ich muß mir die Freiheit nehmen Ihnen zu ſagen, daß es allzugütige Liebe geweſen, wenn Sie in meiner Krankheit und Einzug hieher, Aehnlichkeiten gefunden, welche für eine Hand voll Staub zu viel Glänzendes und Erhabenes haben. Dieſer Krankheits-Zufall welcher mich traf, iſt Werk der mit unbegreiflicher Sorgfalt für unſer geiſtiges Wohl wachenden Vorſehung geweſen. Es hätte mir traumen können, ich ſeye nun mehr, als ich vorher geweſen. Es hätte das Glänzende, vom Elend der Erde, vielleicht mehr auf mich gewirkt. Es wäre mir vielleicht eingefallen: unter den gedruckten und ungedruckten Gratulationen und Schmeicheleien, möchte doch nicht Alles leere Eitelkeit ſeyn. Es hätte die Subordination ſo vieler Perſonen, dem alten Adam etwa mehr für Würde, als, was ſie iſt: — furchtbare Laſt von ſchweren Pflichten — gedünkt. Da war es nun nöthig mich zu verwahren und ſogleich in jene Schule zu führen, darinnen man von jeher das Eitle der eitlen Sachen am beſten gelernt. Die Lektion iſt nun gefaßt, und die Schule iſt aus, bis es etwa nöthig iſt, den vergeßlichen Schüler ſie wiederholen zu laſſen.“

In einem andern Briefe (vom 2ten Dec. 1780) ſchreibt er demſelben Freunde:

„Alle Ihre gütigen Aeuſſerungen in Ihrem Briefe, gehe ich mit Stillſchweigen vorbei. Ich mache Ihnen keine geiſtlichen Complimente. Wir ſind zwei gleich arme und verlorne Sünder, welche Jeſus Chriſtus erlöſe, erworben und gewonnen hat, wie unſer lieber Catechismus ſagt, mit ſeinem heiligen, theuern Blut, und mit ſeinem unſchuldigen Leiden und Sterben. Ruhm genug! Glück genug!“

Ueber den politiſchen Hochmuth und Fürwitz eines armen, unglücklichen Mannes ſchreibt er:

„Wie gut iſts, mein Beſter! auch hierinnen, mit dem ſauften Joch des Heilandes die wohlthätige Pflicht gern auf ſich nehmen: jedermann ſey unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat.“

Seiner Profeſſion nach war er, wie ſchon erwähnt, ein Gelehrter, deſſen innres Streben von Jugend auf dahin gerichtet geweſen, die großen Werke Gottes im Reiche der Natur und im Reiche der Gnade zu ergründen und zu erkennen. Er verſtund dieſe Profeſſion gründlich, und war als einer der ſie gründlich verſteht, durch ſeine Werke, von denen wir einige oben S. 66. angeführt (manche andre, z. B. jenes über die Kometen, wäre auch noch zu erwähnen geweſen) öffentlich bekannt. Da er aber, von mehreren Seiten her öffentliche Auszeichnungen erfuhr, wurde es unſrem guten Tobias etwas bange um ſeinen Esper, ob dieſen etwa der große Beifall der Welt abbringen möchte von der Einfalt und dem ſtillen Frieden der in Chriſto Jeſu iſt, ja von Ihm, dem Herrn ſelber. Aber unſer Esper, ohne über ſeinen Tobias, der den damaligen großen Gelehrten und ihrer Gelehrſamkeit, und zwar wohl mit einigem

Recht, in dieſer Hinſicht nicht recht traute, wegen eines ſolchen Verdachtes böſe zu werden, antwortete ihm Folgendes darauf:

Uttenreuth am 29ten Januar 1776.

„Mit recht vielem Vergnügen erfahre ich aus Ihrem Briefe, daß Sie auch die gegenwärtige Meile unſers gemeinſchaftlichen Pilgerweges unter demjenigen Panier angetreten haben, mit welchem es allein möglich iſt, die Reiſe nach unſrer großen Beſtimmung wohl zu vollenden. Ewig ſoll es bei derjenigen Loſung bleiben, welche Sie mir, als kräftige Ermunterung, zum erſtenmal in dem gegenwärtigen Jahre ſo muthvoll entgegen gerufen. Ja, Chriſtus Jeſus, der Erſte und Letzte im Wiſſen, im Glauben, im Hoffen, im Leben, im Leiden, im Tode, bis zum Vollendetwerden in ſeiner unvergänglichen Herrlichkeit! Ja, der Tag müſſe finſter ſeyn, und Gott von oben herab müſſe nicht nach ihm fragen, und Dunkel müſſe ihn überwältigen, und dicke Wolken müſſen über dem Tage bleiben, wo wir Den verläugnen, der uns dorten aus Staube gebildet, und nachher bis zum Tode am Kreuz geliebet hat. Kennet doch ein Ochſe ſeinen Herrn und ein Eſel die Krippe ſeines Herrn; fürchten Sie alſo nicht daß es der Welt gelingen möchte mit Schmeicheleien, oder durch ihre Kränkungen von beeden vielleicht etwas aus mir zu machen.

Sie hält es nicht für der Mühe werth, durch die erſteren mich auf ihre Seite zu bringen und mit den letzteren wird die Erbitterung zwiſchen uns beeden nur noch größer gemacht. Es iſt ſchon verſehen, daß es mir bei dieſer Feindin Gottes nie gelingen ſoll. Und wie mag ihr Haß meine Liebe gewinnen? In dem Himmel wird ja ſogar für unſre Schwachheit gebeten. Zum Wachen bekommen wir auch Kraft wenn wir wollen; Wollen aber, zu dem Vollbringen, wirkt Er ſelbſt.“

„Was ſind wir ohne Erlöſer! — Unſer Daſeyn bliebe ohne Ihn ein unerklärbares Räzel; und die Vernunft kann ſich leichter eine Körperwelt ohne Gott, als eine Sünderwelt ohne Erlöſer gedenken. Wer mag noch leben, wenn er nicht weiß, ob er zu einem beſſeren Leben erlöſt, erworben und gewonnen iſt? Mit Recht achten wir alles andre für Schaden, für Dreck, oder für Kehricht, wie es eigentlich heißt. Nur Geröhrig, Staub, Abgänge von eitlen Sachen, iſt ohne dieſes die größte Gelehrſamkeit! Kehricht, das, wenn der Eigenthümer endlich die Miethe räumt, zuſammt ihm auf die großen Schutthaufen der Vergänglichkeit ausgeſchafft wird. Ach, da liegen ſie, die Folianten, die vieltheiligten Laſten der Erde, die für unſterblich gehaltenen Bände, die armſeligen Blätter, an denen der Verfaſſer A und O, den erſten und den letzten Buchſtaben alles brauchbaren Wiſſens, ſo kläglich vergeſſen, — das Eintragen ſeines eigenen Namens, in das Buch des Lebens ſo jämmerlich vergeſſen hat, — da liegen ſie, und der dürre Schädel dabei, der ſich darob in ſtolzer Lage trug, daß er Alles, nur das einzige Nothwendige nicht gewußt.“

„Danken Sie es Ihrem Herrn, daß Sie zu dieſer Art von Thorheit weniger Verſuchung haben! Schätzen Sie ſich glücklich, daß Ihnen Barmherzigkeit zur wahren Weisheit geholfen hat! Aber bei Leibe nennen Sie ſich keinen Layen mehr. Kein häßlicheres Wort iſt unter der Sonne. Der ſchändlichſte Stolz hat es in der bekannten Bedeutung erfunden, und die Hölle dadurch Gottes Geſchöpf in jenen finſtern Zeiten, teufliſch entehrt.“

Andren Zweifeln und Bedenklichkeiten ſeines lieben Tobias über die etwanigen Gefahren des Gelehrtenſtandes begegnet Esper unter andern noch mit folgenden Stellen ſeiner Briefe:

„So däuchtet mir auch wird die Frage Jeſu (Joh. 21. v. 15.) eine Frage für Sie, für mich und jedermann. Haſt du mich lieber denn (du) dieſe Dinge da (haſt)? lieber denn deine Bücher, deine Steine und deine Pflanzen — lieber denn deine Geſchäfte, lieber als deine Handlungs-Beſchwerden? Getroſt! Herr du weißt alle Dinge, du weißt daß wir dich lieben!“ In einem andern Briefe ſagt er:

„Der Gott des Vernünftlers, der nicht dreieinig in Perſonen iſt, exiſtirt nicht, er iſt Phantom, ſo gut als der gedichtete Götze des Kamtſchadalen. Ob die Hände ſich ein Bild der Gottheit ſchnitzen, oder die Vernunft ſich einen Gott bildet: das iſt einerlei Götzendienſt. Mein Gott! ſteht es denn im neuen Teſtamente dieſer Menſchen nicht; daß die falſchen Lehrer, welche verläugnen den Herrn der ſie erkauft hat, über ſich führen eine ſchnelle Verdammniß. (2. Petr. 2, V. 1.) “In einem andern:

„Freund! welch einen göttlichen Erlöſer haben wir nicht! Schon ſo göttlich, da Er der Allerverachteſte und Unwertheſte war um unſertwillen, wie, wenn man Ihn ſchaut auf dem Throne der Ehren! Laſſen Sie uns alles Unüberdenkliche erwarten, doch wird unſre Erwartung wie ein Funke vom Sonnenlicht ſich übertroffen ſehen!“

So groß auch ſeine Freude an ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit war, gab er ſie doch gern und willig auf, ſobald das Gottes Wille zu ſeyn ſchien. Er ſchreibt darüber:

„Von den wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottſeeligkeit, habe ich nichts beigelegt gefunden. Ich zweifle nicht daß dieſe Monatsſchrift vortrefflich iſt, da ſie Ihren Beifall erhalten hat. Meine Beiträge möchten dazu etwas ſehr Ueberflüſſiges ſeyn, auſſerdem aber ſind ſolche Arbeiten für mich gänzliche Unmöglichkeit. Ich habe mich genöthigt geſehen, ſchon früherhin dergleichen Arbeiten aufzugeben. Verſchiedene Rückſichten fordern es, meinen Bearbeitungs-Kreis vielmehr enger zu machen, als denſelben auszudehnen. Ich will gerade ganz in demjenigen ſeyn, worein mich mein Herr geworfen hat und ſollten es das ganze Jahr hindurch, verdrießliche und nichtswürdige Händel, mit den Ungezogenheiten der Menſchen ſeyn! (aus Wunſiedel vom 28. Dec. 1780.)

Und doch mögen die Geſchäfte, denen er damals ſeine ganze übrige Thätigkeit aufopfern mußte, gar keine angenehmen geweſen ſeyn. Denn er ſchreibt darüber in einem ſeiner erſten Briefe aus Wunſiedel an Kießling, der damals auf ſeiner gewöhnlichen Reiſe war:

„Nun aber liegen ſo viele Berge zwiſchen uns! Wohlan es ſey, ermuntern mich doch Ihre Briefe. In der That bedarf ich dieſer Erweckungen, nach der Lage, in welcher ich bin. Die ganze Woche geht im Gewühl politiſcher Geſchäfte dahin. Faſt nur Freitags und Sonntags, wenn ich predige, erfahre ich noch daß ich Geiſtlicher bin. Laſten von Papieren, immer erbrochen, geleſen, abgefertigt, und in ſelbigen nicht ein einzig erbauliches, nicht einmal nur dem natürlichen Menſchen in ſeinem Trieb der Wißbegierde unterhaltendes Wort. Ich dachte mit meinem erſten Circular doch etwas Feuer unter meine Hrn. Capitularen zu bringen, faſt ſchien es mir unmöglich ohne Eindrücke, ohne Erreichung der Abſicht abgehen zu können. Die Folge war eckelhafter Beifall und Lob. Laudatur Christianismus et alget. Oft bin ich verlegen darüber. O theuerſter Freund, wie ſieht es nicht ſo wüſte aus in unſern Zeiten!"

Von ſeinem Vater, dem älteren Esper erzählt er übrigens auch in Beziehung auf ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, in einem ſeiner Briefe:

„Sie erkundigen ſich, ob mein ſeeliger Vater nichts von Schriften nach ſich gelaſſen? Gedruckt iſt gar nichts vorhanden. Er war nie zu überreden, etwas der Preſſe zu übergeben. Seine Predigten ſind nie vollſtändig geſchrieben, und ſehen nicht demjenigen gleich, was ſie in ſeinem Munde geweſen. Es hat der Herr der Kirche da auf das Sagen eines ſeiner Boten, dorten auf das Schreiben eines andern, einen eigenen Segen gelegt. Wer

Wer ſein Pfund kennt, handelt treu und ſehr weislich, wenn er ſich nur mit dem anvertrauten zu wuchern bemüht, wenn er nicht nach der Gabe des andern haſcht."

Der äuſſeren Uniform des Glaubensbekenntniſſes nach, wurde Esper, der übrigens ſo freiſinnige, vielſeitig geſtaltete Menſch, von der Mehrzahl der Leute, die auch ſchon damals alles in eine Brühe warf, zu den Pietiſten gerechnet. Darüber äuſſert er ſich ſelber in einem Briefe an unſern Kießling, worinnen er dieſen für eine abermals erhaltene wohlthätige Gabe, für die arme Uttenreuther Kirche dankt:

„So können Sie eben nicht einmal zerbrochene Fenſterſcheiben ſehen, ohne edles Mitleid darob in Ihrer Seele zu fühlen. Auch das verſchaffe Ihnen am großen Vergeltungstag einen Meere der Freuden ins Herz ſchüttenden Gnadenblick von Ihrem Herrn, der die Werke der Barmherzigkeit höher als Nimrods Eroberungen ſchätzt. Wenn man einſt lange nach uns, dieſe und ähnliche Beiträge in den hieſigen Kirchenrechnungen, welche während meines Hierſeyns dem Gotteshauſe zugefallen, lieſt, und etwa ein das jetzige Geſchlecht überlebender Greis, den Leſenden ſagt, man habe dieſen Pfarrer unter die Pietiſten gezählt, ſo wird gewiß der Gedanke in jenen rege: die Pietiſten müſſen doch verzweifelte Leute geweſen ſeyn, ſo haben ſie doch von Nürnberg aus der hieſigen Kirche geholfen, weil einer von ihnen an derſelbigen Pfarrer geweſen. Nun das mögen ſie denken, da wir unterdeſſen in der Stadt Gottes ſo weit über ſie weg ſind.“

Er trug demnach die Schmach des Pietiſten-Namens in den Augen der Welt, mit einem leichten, heitern Sinne, und ſagt darüber auch noch in einem andern Briefe an ſeinen Kießling:

„Es hat Sie doch bisher noch nicht gereut, die Schmach mit Chriſto für größeren Reichthum, als die Schätze Aegyptens geachtet zu haben? — Dieſes reut, wenn man es recht nimmt (glauben Sie mir) ewig nicht, freut, wie ich oft geſehen, auſſerordentlich auf dem letzten Lager. Wie wenig reut es dort, wenn es zum Gnadenlohn kommt!“

In ſeinem hohen Beruf, als Prediger des Wortes, hatte er anfangs dunkle Wege zu gehen. Gott ließ ihn, von der Ausſaat, die er unter Thränen und Gebet ausgeſtreut in die Herzen, keine oder doch nur wenig Früchte ſehen und ſo glaubte er oft (wiewohl in ſolchen Fällen, wo der Säemann guten Saamen ſtreut, häufig nicht das jetzige Jahr des irdiſchen Lebens, ſondern erſt das nächſte, auf den Winter folgende Jahr der Ewigkeit entſcheidet) ſeine mühſeelige Saat ſey ganz ohne Früchte. Er ſpricht hierüber in einem Briefe an ſeinen Kießling:

„So predige ich aber das ganze Jahr tauben Ohren und felſernen Herzen. Greift etwas das ſteinerne Herz mit Nachdruck an, ſo brauſet dieſes in Läſterungen auf. Was todt iſt, iſt ohnedem ohne Hoffnung erſtorben. Wird ja ewas lebendig, wenn der König des Schreckens hinterher kommt: ſo iſts dann meiſt mit Säen und Ernten zu ſpät. Ueberhaupt däucht mir wir haben ſeit zwei hundert Jahren keine Zeit in der Evangeliſchen Kirche gehabt, wo die Leute ſo gar ſehr ſchliefen und der Feind ſo viel Unkraut geſäet. Die klugen und thörichten Jungfrauen ſchlummern meiſt einerlei Todtenſchlaf fort, und was das übelſte iſt, aufwecken will jede von dieſen. Da nicht mit ſchlummern iſt ſchwer; Wächter ſeyn, und Ueberdrußvoll die Hoffnung aufgeben, möchte noch was ſchwereres heißen. Nun wir wollen das: Wachet, wachet, unſers Herrn deſto achtſamer hören — ich fort ſäen, wenn die Ernte gleich jährlich kärglich iſt. Es hat auch Waizen ſäen und Dornen ernten ſeine Zeit.“ In einem andren Briefe heißt es:

„Für meinen Theil habe ich (zum neuen Jahre) an dem Poſten, wo ich ſtehe, eben wieder das alte Bitten angefangen: laßt euch verſöhnen mit Gott, ohne daß dieſer Antrag Vielen gefällt. Dennoch will ich niemalen ermüden, dieſe Stimme, in der Wüſte darinnen ich lebe, ſo lange ich athme, durch Berg und Thäler zu rufen. Iſt doch eine einzige Seele mehr als Silberflotten werth!‘“

Ich kann nicht umhin, obgleich dieſer Abſchnitt ſchon ohnedies ein wenig weitläuftig geworden, hier noch den Schluß aus der Abſchieds-Predigt des ſeeligen Esper von der Uttenreuther Gemeinde mitzutheilen. Denn es iſt unter meinen Leſern ein und der andre junge Prediger, der möchte auch gerne einmal den ſeltſamen Mann predigen hören, von welchem meines Wiſſens niemals eine Predigt vollſtändig aufgeſchrieben, noch weniger gedruckt worden, wohl aber mehrere ſich, ſo wie auch jene Abſchiedspredigt, unter den Papieren des damaligen Schullehrers, der ſie wörtlich nachſchrieb, erhalten haben. Uebrigens iſt gerade jene Stelle ſehr geeignet, um den kräftig eifernden Ernſt und die feurige Liebe die in Espers Seele vereint waren, kennen zu lernen. So wie ſelbſt jenen kindlich feſten Glauben, daß nichts, auch keine einzelne Naturerſcheinung, keine Begebenheit im Menſchenleben Zufall ſey, ſondern Alles eine Sprache Gottes an den Menſchen, aufweckend und ermunternd; eine Sprache Gottes, welcher ſeine Boten an den Menſchen zu Sturmwinden und zu Feuerflammen machet (nach Pſ. 104.). Der Schluß jener Predigt heißt ſo:

„Seht, unſere heutige Verſammlung hat Abſchied und Trennung zu ihrem Endzweck, für mich und für euch, auf den ganzen Reſt unſrer etwa noch übrigen Lebenszeit. Hier ſtehe ich als am Scheide-Weg der uns trennt, — fertig zum Aufbruch, wie Er es hat beſchloſſen, um nun mein Verhängniß anzugehn. Sehe ich nun gedankenvoll heute zurück auf dieſe Strecke meines Pilger-Weges, den ich unter euch zurückgelegt; ſo ſehe ich nichts als Wunder der Liebe, welche Gott an mir und an euch gethan.“

„Von der Zahl meiner Tage, die Du, Unvergänglicher! auf dein Buch geſchrieben, ſind nun ſieben und vierzig Jahre bis auf einen kleinen Reſt dahin. — — Nun ewige Liebe! ſo haſt du faſt ein halbes Jahrhundert mich mit Mutter-Händen geleitet — mich auf Vater-Armen getragen. Achtzehen Jahre hindurch, mein Goel! haſt du mich gewürdigt, ein Botſchafter deiner Erlöſungs-Thaten unter meinen Brüder zu ſeyn. Iſts möglich, daß du ſo lange Gedult mit einem unnützen Knecht gehabt? — — Vierzehen volle Jahre habe ich um eure Seelen geworben — um dieſe Heerde, großer Erzhirte! gedient. Das ſind doch immer Zeiträume, binnen welchen man viel von den großen Thaten des großen Gottes zu ſehen bekommen kann, wo man Luſt hat auf ſeine Wege unter den Menſchen Kindern zu merken. Ach! ich gedenke heute mit großem Gefühl meiner Seelen an die Thaten des Herrn — ich will reden von Seinen Wundern. Kommt! wir wollen unſerm Gott einen Dank-Altar errichten, der die Aufſchrift haben ſoll: Bis hieher hat der Herr geholfen!“

„Ihr wißt — wenigſtens diejenigen, ſo vor vierzehn Jahren mich als ihren Seelen-Hirten abgeholt haben — wie mich Gott ſo wunderbar zu euch geführt, und bei Veränderungen, die unſerm Vaterlande eine andere Geſtalt gegeben, mich zu euch gebracht. Nun, da wir die Wege der ewigen Liebe von hinten nach überſehen, nun klärt ſichs auf über mir: Gott! dein Weg iſt heilig — wo iſt ſo ein mächtiger Gott, wie Du, Gott! biſt? Ich bin unwiderſprechlich überführt, daß wir in den Entwürfen der Gottheit — daß wir in der ewigen Anlage der menſchlichen Sachen — ich für euch und ihr für mich — beſtimmt geweſen. Diejenigen, welche mein Innerſtes kennen, wiſſen es, mit was für einem unüberwindlichen Hang meine Seele an dieſer Gegend, an dieſen Hütten, an dieſen Seelen faſt bis zum Uebertriebenen geklebt. Wenn es hieß: „Gott wolle mich an ein ander Ort rufen“ und ich überſahe die Hütten im Thal; ſo jammerte es allemal mein Herz, und ich wünſchte noch länger bei euch zu [illegible] und noch iſt mir ſo! Ach! mi[illegible]ches Uttenreuth! Noch dorten vor dem Throne der ewigen Liebe kommt dein Name in meiner Dank-Ode vor.“

„Vielleicht ſind manche hier gegenwärtig, denen es wunderbar dünkt, daß ich von den kleinen Sachen eines kleinen Ortes ſo viel Weſens mache — daß ich in einem ſo engen Wirkungs-Kreis von erfahrnen Wundern reden will. Aber wißt, Freunde! Gott iſt eben gerne groß im Kleinen. — Die Hütten der Alt-Vätter ſind die Schau-Plätze ſeiner Wunder-Liebe — und nicht die Palläſte Babels geweſen. Ein enges Thal iſt ihm oft weit genug, ſeine groſſen Schätze in demſelben auszulegen.“

„Nicht ſo, meine Zuhörer! Wir haben dieſe vierzehn Jahre viel Anfechtungen mit einander übertragen und dabei vielfältig erfahren, daß wir Menſchen einen Gott haben, der da hilft, und einen Herrn, Herrn, der vom Tode erretten kann. Ewiger! iſt doch faſt keine einzige der guten, der ſeeligen Prüfungen, die Du mich hier nicht durchgeführt haſt! — — Es ſey ferne, das im Ton der Klage oder des Mißvergnügens zu ſprechen. Nein! im

Aufwallen reger Freuden ſage ichs: Hier iſt meine hohe Schule der Erfahrung geweſen! Frageſt du mich heute, o Jeſu! wie dorten deine Jünger: habt ihr je Mangel gehabt? So muß ich anbetend bekennen: Herr! nie keinen — Du haſt Brod und Kleid gegeben — — und das übrige gehört dahin, wo wir Paulum ſagen hören: Unſere Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, wirkt eine über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare ſehen. Von ſolchen Gütern, welche im Unvergänglichen noch Werth behalten, nehme ich einen großen Schatz von euch mit weg. Hier bin ich aus einem feurigen Jüngling derjenige geworden, welcher nun weiß, daß Gebet und Thränen die bewährteſten, die mächtigſten, die Hölle ſelbſt ſchreckenden Waffen ſind. Vierzehen Jahre über habe ich gebetet, und von allen Bitten fehlt keine einzige die nicht erhört worden, als dieſe, daß kein einziger meiner Zuhörer verloren gehen möge. Hier habe ich gelernt, wie man in Thränen ſäet, um dort in Freuden zu ernten. Hier habe ich erfahren, wie gut es ſey, auf den Herrn ſich verlaſſen. Hier habe ich geſehen, was es heißt: Ich ſtärke Dich, ich helfe Dir durch die Rechte meiner Gerechtigkeit. Aus welchem Gewirre, oft ſelbſt gemachten Gewirre — aus was für mißlichen Lagen, haſt Du, Gott! mich gerettet — hin ins Freie geführt, daß meine Feinde erſchraken, ſich zurückkehrten, und — — nicht zu ſchanden — ſondern zu Freunden wurden plötzlich. Ich habe in meinem ganzen Leben aus Gründen der Vernunft und Schrift eine Vorſehung geglaubt; hier habe ichs in der Erfahrung geſehen, wie Gott ſich in die kleinſten Sachen der Menſchen ſo gerne miſcht. Jetzt lache ich den Zweiflern unter die Augen — und ſage es dem Goliath unter den Religionsfeinden dreiſte ins Angeſicht. du biſt ein Thor, daß du ſagſt, es iſt kein Gott! — — Ich kann es, wenn es ſeyn muß, mit meinem Blute unterſchreiben; man darf das ganze, das ganze Schickſal Ihm getroſt überlaſſen. — — Die ewige Liebe hat ſich die Mühe gegeben, mich ſehr oft in die Schule des Kranken-Bettes zu führen, und es vergieng faſt kein Jahr, wo ich meine Lection nicht aufbekam. Hier habe ich denn aber auch manches gelernt, das auf dem letzten Lager nicht mehr gelernt werden darf.“

„Doch ich will nicht von meiner eigenen Erfahrung alleine reden! — Auch an euch, meine Zuhörer, hat unſer Gott, der nicht will daß jemand verloren gehe, alles gethan, um euch herumzuholen — alles gethan, wozu Ihn nur der Werth des für euch vergoſſenen Verſöhn-Blutes auffordern konnte. Nennt mir eine Wohlthat, die nicht an euch gewendet ward! Nennt mir eine beſſernde Trübſal, die nicht in Bewegung geſetzt worden, um eure Seelen wo möglich vom Verderben zu erretten! Wie ernſtlich hat die ewige Liebe mein Ermahnen, meine Beſtrafungen, mein Drohen, nicht unterſtützt! Kaum hatte ich euch das Gute der Gerechten im dringenden Ernſte angeboten — ihr aber es nur ſo ausgeſchlagen, ſiehe! ſo ſtreifte ein Wehe über euch dahin. Der felſerne Sinn unter euch hat mir oft harte Reden ausgepreßt. — Es waren aber nicht leere Drohungen, nicht kahles Poltern — — Gott hörte es! — ſein Himmel drohte nach. Erinnert euch nur an jenen entſetzlichen Sonntag, wo ich des Morgens über die Sabbaths-Schänderei eiferte, und wo noch an dem nemlichen Abend der Herr unſer Herrſcher die Entheiligung ſeines Sabbaths, nach alttestamentiſcher Drohung, mit Feuerflammen gerochen. Erinnert euch an jene Tage der Angſt, wo — weil man das Wort des Lebens, das Bitten an Chriſtus ſtatt, nicht mehr hören mochte, Seuche und Tod ſo furchtbar unter uns gewüthet, daß in wenig Wochen der ſechſte Theil der Erwachſenen dahin fiel. Wie waren euch da meine Ermahnungen wieder ſo erwünſchte Worte! — — Erinnert euch an die Jahre der Noth, wo Gott, weil man Jeſum, das Brod des Lebens, nicht wollte, allen Vorrath des leiblichen Brodes, bis zum Verſchmachten, dahin nahm. Erinnert euch an den vorjährigen zweiten Pfingſttag, wo ich des Morgens von nahen Gerichten Gottes ſprach, da man ſich ſeinen Geiſt nicht mehr ſtrafen laſſen wolle — und wo noch an eben dieſem Abend die Geſchoße des Himmels losbrachen. — — — Iſt das ohne Abſicht geſchehen? Wars Ohngefähr? — Gewiß nicht! Ach! alſo, alſo hat euch Gott geliebet, daß er ſeinen Sohn für euch dahin gegeben und ſeine Allmacht aufgeboten hat, euch zur Annehmung deſſelben zu bewegen."

„Unter allen dieſen Trübſalen aber iſt doch ſeine Barmherzigkeit groß über euch geweſen. Er hat euch durch zwei fürchterliche Seuchen, wie Hiob durch glühende Schwären geführt. Eure Habe hat Glut und Brand nicht verzehren dürfen — und ſelbſt im Zornwetter wurdet ihr, wie Iſrael, glücklich durch die Fluthen geführt. Kurz! ihr habt Gott recht als die Liebe — ihr habt ihn als ein verzehrend Feuer erfahren. — — Nun von welcher Seite ſoll ſich denn derſelbe an euch fernerhin wirkſam beweiſen?"

„Ich kann euch ohnmöglich verlaſſen, ohne mich hierüber noch einmal mit euch zu beſprechen:"

„So iſts denn vierzehen Jahre und drüber, daß ich euch um der Dargabe des Eingebornen willen gebeten habe, doch die Finſterniß nicht mehr lieber zu haben denn das Licht; — doch an den Namen des Sohnes Gottes zu glauben, weil man alsdann nicht mehr gerichtet wird. Mein Herr weiß es — und mein Gewiſſen giebt mir Zeugniß, daß es ernſtlich, daß es oft bis zur Bewegung — daß es unter meinen und euren Thränen geſchehen iſt. Es iſt mir auch bekannt, daß unter dieſen Todten, welche um uns her ſchlafen, mancher liegt, der noch, ehe es Abend mit ihm geworden, die Spur zum Wandel im Lichte — ach! in der Todten-Dämmerung des Krankenbettes, die ewigen Wohnungen des Lichtes gefunden hat. Ach aber — für das um eurentwillen in ſolchen Strömen vergoſſene Blut der Verſöhnung — für den Herrn, Der ſo ernſtlich will, daß euch allen geholfen werde, für meine vierzehnjährige Mühe; für meine hingerauchten Lebenskräfte, iſt das zu wenig, nur Früchte aus dem Lande der Todten, nicht aber geſammlete Garben unter euch Lebendigen aufzuweiſen zu haben — zu wenig, wenn ich, wie dorten ein Abraham, ſagen muß: vielleicht fünfzig! vielleicht zwanzig! vielleicht zehen! — und dann erſt bei einzelnen ſtehen bleiben darf. — — Es empfiehlt mich übel bei meinem Herrn, wenn Er ſo viel für mich — und ich ſo wenig für Ihn gethan.“ — —

„Schlägt man wohl einem Freunde ſeine letzte Bitte ab? — — Es iſt jene Engelbitte: Eile, und errette deine Seele, und ſiehe nicht hinter dich! Verbannt die ſchreckliche Liebe der Finſterniß aus euren Herzen, aus euren Häuſern, aus eurem Orte! Wendet Fleiß an, daß, nicht verloren gehen, ſondern, das ewige Leben haben — das Ende eurer Wege werde! Fangt es mit Ernſt darauf an, daß eure Werke in Gott gethan werden! Ach! ſo treten wir einſt mit tauſend Freuden dorten in ſein ewiges Licht. Willfahrt meiner Bitte, ihr Greiſe, denen die Todten Dämmerung ſo nahe iſt! Hört ſie, ihr Jünglinge, die ihr die Finſterniß ungleich lieber habt denn das Licht! Könnte ich doch nur heute einen einzigen Hausvater erbitten, der ſich mit mir erklärte: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. — — — Ach, meine Brüder! Wenn das nicht unſere Entſchließung wird; ſo ſcheiden wir heute für ewig von einander. — — — Das wird aber doch ſchmerzen, ewig nicht mehr wieder ſehen.“ — —

„Nun, mit dieſer letzten Ermahnung lege ich denn meinen Hirtenſtab feierlich nieder vor euren Augen, und übergebe ihn meinem Herrn Amts-Nachfolger, dem, Wächter ſeyn über eure Seelen, nunmehro aufgetragen iſt. Ihm müſſe es gelingen, was mir unmöglich geblieben! Er müſſe da in Freuden ernten, wo ich unter Thränen geſäet. Wer den Herrn fürchtet, der nehme ihn auf als einen Boten des Friedens, der Friede mit Gott durch Chriſtum unter euch zu ſtiften hat. Deſſen Seegen müſſen im erſten Jahr reichlicher, als der meinige nach viel verwendeter Mühe werden.“

„Wehre, ewige Liebe! daß er nie ſein Amt unter Seufzen an dieſen Seelen verrichten darf. Gieb ihm Worte des Lebens, die Sichern zu wecken — den Todten Stimme der Auferſtehung — den Lebendigen Stärke zur Vollendung einzuflößen.“

„Auf nun, laſſet uns von hinnen gehen! — — Vergönnt mir aber, daß ich noch einen und den andern unter euch im Geiſte umarmen darf. — Dank, unvergeßlichen Dank, euch ihr Jonathans, euch ihr Nathanaels, deren ſo manchen mir der Herr hier zugewieſen hat. Euer Name bleibe in meinem Inwendigen unauslöſchlich angeſchrieben. — Mein Gott gedenke eurer auch im Beſten. Ihr habt mich oft erheitert, wenn ich trauerte — ihr habt mit eurer Treue mich erquickt, wenn ich niedergedrückt war. Es werde euch dorthin angerechnet, wo unſer Herr ſo gnädig ſagt: das habt ihr mir gethan. Fürwahr! ihr macht mir Scheiden ſchwer — denn der Gedanke von nicht mehr ſehen, von ſeltnern Sehen, iſt in der That ein trauriger Gedanke — — Doch, ewig wieder ſehen, bringt ja alles ein. Vergeßt meiner in der Ferne nicht -- nicht vor dem Herrn — nicht unter der Zahl eurer Freunde! Vergeßt deſſen nicht, der doch ſoviel an ſich hat, daß er Freundſchaft unter die größten Glückſeeligkeiten der Menſchen zählt! — — Doch! vergeßt meines Bildes und meiner Geſtalt; ich habe eine dringendere Bitte: bleibt, bleibt bei Ihm, auf daß, wenn Er kommt, wir Freudigkeit haben an dem Tage ſeiner Zukunft.“

„Feurigen Dank, auch euch, ihr Wohlthäter dieſer Kirche, die der Herr während meines Hierſeyns in der Nähe und in der Ferne nach manchem Gebete erweckte. Ihr ſeid mir zu lauter lebendigen Zeugen der unermeßlichen Vorſehung meines Gottes geworden; Ihr ſeid mir rettende Werkzeuge, Mahanaim, Gottes Heere öfters geweſen.“

„Mein Herr, der Becher Waſſers nicht unvergolten läßt, ſchreibe euch dieſes zum Seegen an. Wahrlich ihr habt, oft wohl euch unwiſſend, den Feind der Warheit, wenn er bei meinem Sinken rief: Ei da, das ſehen wir gerne; zu ſchanden gemacht. Nehmt von Ihm den Seegen zum Gnaden-Lohne, der für mehrere

Welten glücklich macht. Ihr Fremdlinge, die ihr oft aus entfernter Gegend hieher gekommen ſeid, das Wort des Herrn zu hören; wars denn der Mühe werth, daß ihr einen ſo mühſamen Weg hieher machtet? Zoget ihr denn jedesmal, wie dorten der Kämmerer der Königin Candaces, eure Straſſe wieder fröhlich nach Hauſe? — — Von euch kann ich keine Früchte fordern, denn ich habe euch nur im Vorbeigehen bearbeiten können. Tauſend Freuden aber ſollen mir zuwallen, wenn manches Saam-Korn bei euch auf ein gut Land gefallen. — Euer Eifer hat uns oft beſchämt — mich ſelbſt, wenn ich matt werden wollte, mehrmalen aufgemuntert. — Ich befehle euch Gott und dem Wort ſeiner Gnade! Behaltet euch in ſeiner Liebe ꝛc. Jud. V. 21. Ja Herr Jeſu! ich flüchte beim Abſchied dieſe ganze Heerde — Schaafe und Lämmer, Schule und Kirche, in deine Arme, mache aus jeder Seele Bundes-Seegen deiner blutenden Erlöſungs-Arbeit. Ach laß doch wenigſtens keinen derer, die ich getauft — die ich in dem Wort der Wahrheit unterwieſen — denen ich Dein Blut im Abendmahl, als Verſieglung ihres Bundes mit Dir geweiht — verloren gehen. Ich weis nicht, iſts Eitelkeit oder iſts Hirten-Liebe, daß mir dieſe beſonders anliegen. — — Laſſe an dieſen mein Bitten, mein Ermahnen nicht verloren ſeyn! Aller Seegen, den ich ihnen verkündigte, müſſe auf ſie erben, wenn ſie in der

Treue beharren! Aller Fluch aus deinem Munde müſſe ſie auf dem Wege des Verderbens zurückhalten, wenn ſie denſelben erwählen wollen! Iſt ein verlorner Sohn, iſt eine verlorne Tochter, ach! ſo bringe Du ſie in meiner Abweſenheit zurück nach des Vaters Haus. Laß der Treue deines Geiſtes dieſe Gemeine, laß dieſe und die eingepfarrten Orte dem Schutze deiner Allmacht empfohlen ſeyn! Sprich, Allgütiger! zum letzten Amen Dein ewig geltend Amen. — Ja, Herr Jeſu! Amen!"

Ja man geht, wenn man in der Lebensgeſchichte dieſes oftmals gar ſchwer geprüften Mannes, ein wenig bekannt iſt, ordentlich recht gern und freudig mit ihm fort von Uttenreuth nach Wunſiedel, wo er ohnehin einen Theil ſeiner Kindheit verlebt hatte, indem damals ſein ſeeliger Vater, ehe er nach Frauenaurach kam, eine Predigerſtelle in Wunſiedel begleitete (man vergl. S. 161.). Man liest auch mit Theilnahe ſeinen erſten Brief von dorther an Kiesling, den wir auch hier beifügen wollen:

Wunſiedel am 25. Junius 1779.

Mein theuerſter Bruder!

Schon vierzehn Tage bin ich hier, ohne noch an Sie geſchrieben zu haben. Meinen Sie aber nicht, daß ich darum auch ſo wenig an Sie gedacht. Wahr, es liegen ſehr viele Berge und Thäler nun zwiſchen uns, meinem Geiſte aber wird es doch leicht, bei Ihnen zu ſeyn. Ich ſchaffe mir im Augenblick das Bild, das Weſen, die Perſon, die Reden meiner Freunde; ſo bin ich unter ihnen, und gehe dann recht aufgeheitert an meinen Beruf. — Iſt es nicht unausſprechliche Wohlthat, um dies Fünkchen Allgegenwart, das wir ſonſten Einbildungskraft nennen? — Genug, dem Geiſte nach ſind wir gar nicht getrennt. Meine Feder kann Ihnen nun auch eben daſſelbe ſagen, was ich Ihnen vorſchwätzen würde, wenn wir in dem Uttenreuther Gärtchen ſäßen.“

„Unter dem Macht-Schutz Gottes, habe ich die Reiſe hieher binnen zween Tagen vollkommen glücklich gemacht. Ich ward unter allen nur möglichen Feierlichkeiten, nebſt den Meinigen aufgenommen, und traf ſchon eine halbe Tagreiſe von hier eine anſehnliche Deputation des Stadtmagiſtrats, und ſo von Stunde zu Stunde dermaſſen viele angeſehene Perſonen zu meiner Bewillkommnung an, daß ich ſelbſt nicht weiß mit wie viel Chaiſen ich endlich meine gegenwärtige Wohnung erreicht. Wie demüthigend für mich, da ich an ein paar tauſend Menſchen, durch die ich fahren mußte, nichts, nichts, als unzählige Pflichten vor mir geſehen. Ein ſolches Dürſten nach Kraft aus

Treue beharren! Aller Fluch aus deinem Munde müſſe ſie auf dem Wege des Verderbens zurückhalten, wenn ſie denſelben erwählen wollen! Iſt ein verlorner Sohn, iſt eine verlorne Tochter, ach! ſo bringe Du ſie in meiner Abweſenheit zurück nach des Vaters Haus. Laß der Treue deines Geiſtes dieſe Gemeine, laß dieſe und die eingepfarrten Orte dem Schutze deiner Allmacht empfohlen ſeyn! Sprich, Allgütiger! zum letzten Amen Dein ewig geltend Amen. — Ja, Herr Jeſu! Amen!"

Ja man geht, wenn man in der Lebensgeſchichte dieſes oftmals gar ſchwer geprüften Mannes, ein wenig bekannt iſt, ordentlich recht gern und freudig mit ihm fort von Uttenreuth nach Wunſiedel, wo er ohnehin einen Theil ſeiner Kindheit verlebt hatte, indem damals ſein ſeeliger Vater, ehe er nach Frauenaurach kam, eine Predigerſtelle in Wunſiedel begleitete (man vergl. S. 161.). Man liest auch mit Theilnahe ſeinen erſten Brief von dorther an Kiesling, den wir auch hier beifügen wollen:

Wunſiedel am 25. Junius 1779.

Mein theuerſter Bruder!

Schon vierzehn Tage bin ich hier, ohne noch an Sie geſchrieben zu haben. Meinen Sie aber nicht, daß ich darum auch ſo wenig an Sie gedacht. Wahr, es liegen ſehr viele Berge und Thäler nun zwiſchen uns, meinem Geiſte aber wird es doch leicht, bei Ihnen zu ſeyn. Ich ſchaffe mir im Augenblick das Bild, das Weſen, die Perſon, die Reden meiner Freunde; ſo bin ich unter ihnen, und gehe dann recht aufgeheitert an meinen Beruf. — Iſt es nicht unausſprechliche Wohlthat, um dies Fünkchen Allgegenwart, das wir ſonſten Einbildungskraft nennen? — Genug, dem Geiſte nach ſind wir gar nicht getrennt. Meine Feder kann Ihnen nun auch eben daſſelbe ſagen, was ich Ihnen vorſchwätzen würde, wenn wir in dem Uttenreuther Gärtchen ſäßen."

„Unter dem Macht-Schutz Gottes, habe ich die Reiſe hieher binnen zween Tagen vollkommen glücklich gemacht. Ich ward unter allen nur möglichen Feierlichkeiten, nebſt den Meinigen aufgenommen, und traf ſchon eine halbe Tagreiſe von hier eine anſehnliche Deputation des Stadtmagiſtrats, und ſo von Stunde zu Stunde dermaſſen viele angeſehene Perſonen zu meiner Bewillkommnung an, daß ich ſelbſt nicht weiß mit wie viel Chaiſen ich endlich meine gegenwärtige Wohnung erreicht. Wie demüthigend für mich, da ich an ein paar tauſend Menſchen, durch die ich fahren mußte, nichts, nichts, als unzählige Pflichten vor mir geſehen. Ein ſolches Dürſten nach Kraft aus der Höhe, habe ich noch nie in meinem Leben gefühlt, und von auſſen mit lauter Ceremoniel umſetzt! — Ein Auftritt überwältigte Alles, was von Zurückhaltung noch in mir übrig gewesen. Etliche tauſend Schritte vor dem hieſigen Thor, traf ich gegen ſechshundert Kinder: beede Schulen mit ihren Lehrern an. Nun ward mir zu enge im Wagen, ich mußte heraus, wollte reden, — binnen ein paar Minuten floßen wir in lauter Thränen zuſammen. Wie beſonders! daß doch auch der Unmündige die Sprache des Herzens unter jeder Himmelsgegend, in der erſten Minute verſteht.“

„O mein Theuerſter! hier liegt Laſt auf meiner Seele, von Berge gleichendem Gewicht. Nur ein fünfhundert Kinder, in der Stadt und auf dem Filial; noch an ſechshundert auf dem Land, unter zwölf Winterſchulmeiſter vertheilt, dann noch zwanzig Schulen in der Diöces und meine kleine Kraft dazu. — Helfen Sie mir beten!“

„An dem erſten Tag nach Trinitatis habe ich meine Antrittspredigt gethan. Eine Kirche, faſt wie die Erlanger, war mit Menſchen ausgeſtopft. Vor einer ſo großen Menge bin ich nie mit dem Zeugniß Jeſu aufgetreten. Mir däuchte unter dem Schwuhl und der dumpfigen Luft kaum mich ſelbſt zu hören. Doch nahm ich bald an den Augen Bewegungen wahr. Mein Text war aus 1. Teſſal. 3, 11, 12, 13. entlehnt — und meine Wünſche, demſelben gemäß, ſind für das erſtemal nicht ohne Seegen geblieben. Mein gegenwärtiger Poſten iſt mit ungemein vielen Geſchäften verbunden. Die Zeit über, wo ich hier bin, haben ſich nur vier oder fünf Prozeſſe und eben ſo viele Eheſcheidungsſachen vorgefunden — der ewigen Bau- und anderer Sachen nicht zu gedenken. Der Tag geht unter dem nie aufhörenden Anlauf dahin; und kaum kommt man vor Abend zu ſich ſelbſt. Doch iſt bei aller dieſer Mühe wenig oder nichts für das Reich Chriſti gethan. Hoffentlich aber wird es hierinnen etwas ruhiger werden, wenn das erſte Geräuſch von Beſuchen nur einmal vorüber iſt. Ich halte es für Chriſtenpflicht, auch dieſes Stück vom Joch des eitlen Weſens mit einer heitern Seele zu tragen. Es ſoll unſerem Herrn nicht zur Schmach nachgeſagt werden, daß ſeine Leute etwas Miſanthropiſches haben. — Wie viel aber gehört nicht dazu, ſein Vorbild unter den Herodianern, ſein gelaſſenes Vorbild in des Phariſäers Hauſe, immer vor Augen zu haben."

„Ohnfehlbar ſehen ſie auch Nachrichten von der hieſigen Verfaſſung entgegen. Hier iſt ſo viel, als mir die Zeit zu entwerfen erlaubt: Menſchen und Gegend ſind gar nicht ſo rauh als man ſie anderwärts beſchreibt. Die ſehr wohl gebaute Stadt liegt in dem anmuthigſten Thal. Der Fleiß der Einwohner hat jede Handbreit Erde baubar gemacht. So ſtoßen in der That fürſtliche Gärten, ſeegensvolle Hügel, und die furchtbarſten Gebirge nächſt an einander. An Luft und Klima kann ich keinen erheblichen Unterſchied ſpüren. Nichts hat mich ſo ſehr eingenommen als die Fertigkeit im Reden, nach welcher ſich auch der gemeine Mann in einer, obwohl ſehr rauhen Mundart, doch mit dem beredtſten Anſtand auszudrücken vermag. Sie wiſſen ihre Dienſtfertigkeit, ihre Achtung, ihre Liebe, ſo dringend wortreich an den Tag zu legen, daß es vergnügt. Ich habe durchgehends eine Art von Milde des Herzens bemerkt, welche zu jeder Art edler Thränen, ganz ohne Mühe aufgelegt iſt. Bei Vermögen, beim Ueberfluß, bei den ſehr ſtarken Getränken, fehlt es denn auch nicht an den gewöhnlichen Sünden. Von redlichen Seelen hat ſich mir auſſer einem Schulmeiſter und deſſen Frau noch niemand entdeckt. Dieſer ward durch meinen ſeeligen Herrn Vater erweckt, und hat ſich bis jetzt, ohne das vorgeſteckte Kleinod aus den Augen zu laſſen, durch die Wüſte geſchlagen. Da er ein Schulmeiſter iſt, ſo war mir, als hätte ich ein großes Kleinod gefunden. Der eingezogenen Kundſchaft nach, iſt bei manchen der übrigen mehr Name als That. Sie wurden ſo zur Anhänglichkeit gegen die ſogenannte Gemeinde angeführt, daß mir ſcheint, es werde in derſelben mehr von dem Thätigen des Chriſtenthums geſucht, als wirklich in derſelben liegt. Meine Erinnerung, ſtatt der Schriften des Herrn Grafen von Zinzendorf, lieber die unſchätzbare Bibel zu leſen, mochte daher nicht zum Beſten gefallen. Doch bringt mich niemand von dem Grundſatz ab, daß ſie es allein iſt, die von Ihm zeuget. Längſt würde ich mich näher nach ihnen erkundiget haben. Aber, denken Sie! da, wo ich mir vornahm das Werk des Herrn mit der rechten Thätigkeit zu treiben, da wo es die Klugheit forderte, die erſten Eindrücke zu nützen, da wo die Erwartung am regſten geweſen; ſiehe da wurde ich krank. Seit 8 Tagen nöthigen mich meine alten Zufälle die Stube zu hüten. Mein gnadenvoller Herr findet auch hier gut, mit mir es nach ſeiner alten Weiſe zu halten und mich in Gedult und Glauben zu üben. Sein Name ſey auch dafür geprieſen! Wollte Er daß ich predigen ſoll: ſo würde es mir von ihm nicht gegeben unpaß zu ſeyn u. ſ. w.

J. F. E.

Seine Wirkſamkeit in Wunſiedel, ſo kurze Zeit ihr gegeben wurde, war mit augenfälligen Früchten bezeichnet. Auch dieſer treue

Knecht, ſollte noch auf Erden jene Freude ſchmecken, welche das Gelingen eines jeden guten Werkes giebt.

Ich wollte wohl der Umfang dieſes kleinen Buches geſtattete es, etwas Ausführliches über das geſegnete Wirken meines lieben, ſeeligen Esper, an Kirchen und Schulen in Wunſiedel zu ſagen. Noch jetzt gedeiht da manches edle Saamenkorn und hat ſeitdem Früchte für die Ewigkeit getragen; manches Saamenkorn, das der edle Mann in Glauben und Hoffen ausgeſtreut. Seine Antrittspredigt liegt vor mir, ich habe ſie oft und immer mit inniger Rührung geleſen. Sie klingt noch jetzt in manchem Herzen, das unter ergrautem Haupte ſchlägt, lebendig und ſeegensreich nach. Ich kenne ehrwürdige Greiſe (damals junge Männer oder Jünglinge) denen noch jetzt Thränen der Liebe und des Dankes in die Augen treten, wenn ich ſie nur von dem lieben Esper erzählen laſſe, ja wenn ich ſeiner nur erwähne. Dort ſcheint das Wort des theuern Mannes nicht auf den Weg gefallen, ſondern mit reichem Seegen begleitet geweſen zu ſeyn. Ja die Stelle in dem herrlichen Gebet das er vor ſeiner Antrittspredigt in Wunſiedel gehalten, wurde hier in vollem Maaße erhört, die Stelle:

„Gott! mein Vater! ich habe Menſchen Tage von Dir nie begehrt — das weißt Du! — aber daß Iſrael lebe und ſeelig werde. — O Dreieiniger! Siehe da den einzigen meiner Wünſche zu dir! — — Du errichteſt heute den Bund mit deinem Knecht: Wo du dich zu mir hältſt, ſo will ich mich zu dir halten. Wo du den Frommen lehreſt, ſich ſondern von dem Böſen, ſo ſollſt du mein Lehrer ſeyn. Nun, Herr! alles was du antworten wirſt, das will ich ihnen anzeigen, aber ich vermag nichts aus mir ſelbſt! — Sey du mächtig in mir Schwachen! Allgütiger, richte du meinen Weg zu ihnen — und ſchaffe mir Eingang in eine jede Seele, die du auf meine Seele gebunden haſt. Laß mich ihnen allen mit unermüdenden Eifer ſagen, wie du willſt, daß ihnen allen geholfen ſey! Nie komme dieſes Wort ohne ewig bleibenden Seegen zurück! — Es wecke die Sicheren auf, es bewege die Deinen, daß ſie immer völliger werden unter einander in der Liebe zu dir. — Laß es uns gelingen, daß wir unſträflich erfunden werden vor dir, auf den Tag der Zukunft Jeſu Chriſti ſammt allen Heiligen! Amen.“

Hier in Wunſiedel erlebte er es ſogar (was übrigens viele Prediger des Wortes erfahren) daß ſelbſt ſolche von ſeinen Predigten, auf welche er ſelber am wenigſten Werth gelegt, eine gar große Wirkung thaten. Er ſchreibt über einen ſolchen Fall an Kießling:

„Ich weiß nicht was an dieſer Predigt iſt. Sie mußte wegen andern Umſtänden äuſſerſt kurz abgefaßt werden. Mir däuchtete nicht daß ſie ſonderlich ans Herz gehe. Doch hat ſie erſtaunende Bewegungen gemacht und viele tauſend Thränen erregt. Viele ſagen mir noch, ſie habe ihr ganzes Herz ergriffen. — Nun ſo ſey ſie denn Ihnen und unſers Freundes Urtheil übergeben. Ich will das Saamenkorn, das mir ganz unkräftig ſcheint, und das ſich doch als fruchtbar erwieſen, nicht vergraben. Es geht mir öfters auf die nämliche Art. Ich begreife nicht was das iſt, und warum mein Urtheil dermaſſen trügt. Vielleicht wird es meinen Freunden als erfahrnen Chriſten klar."

Endlich möge noch hier der letzte Brief an den ſeeligen Kießling der ſich vorgefunden ſtehen, da er zugleich ein letzter, reichlich in Erfüllung gegangener Seegen, jenes Helden in Iſrael, über unſern lieben Tobias iſt.

„Unter dem Machtſchutz des Fürſtens der Könige auf Erden zur Rechten der Kraft, haben Sie die gegenwärtige Meile unſers Laufes zum Ziel, wie ich hoffe, auch geſund, wohl in Ihm, mit Glaubensmuth und unerſchrocken angetreten. Geſtärkt durch Sein Erbarmen, iſt denn auch von mir, meine mir zugewogene Laſt auf die Schultern genommen. Wenn ich ſie hinwerfe auf Ihn, drückt und beſchwert ſie mich nicht; warum werfen wir ſie denn nicht ſtündlich auf Ihn, ſo drückte ſie uns nie. Ach mein Beſter! mir iſt nie ſo, als an dem heurigen Neujahres Morgen geweſen, da die erſte Dämmerung des neuen Lichtes, nach der hingeſtorbenen letzten Nacht des alten Jahres, hinter unſren Bergen vor, durch den Lampenſchimmer, in mein aufwärts ſchauend Auge fiel, und mit unſerem ſchweren Kirchengeläute, mir meine ſchweren Pflichten, wie durch Donnerſtimmen vorgetönt wurden. Es wurde eng, ſehr eng ums Herz, und naß ums Auge, bis ich mich wieder beſann: daß doch Er ſelbſt der Allmächtige, Joſephs Schaden und Zions Brüche nicht zu heilen vermocht, und der ohnmächtige, der unnütze Knecht doch auch zu den Knechten gehört, wenn er nur im ganzen Ernſte will, ob er gleich, nach allen möglichen Verſuchen und Anſtrengungen, doch nicht kann. O ziehen Sie ſo Ihren Pilgerweg, mit einem recht fröhlichen und heitrem Herzen, in dem angetretenen Jahr und durch eine große Reihe der folgenden mit Ihrem ganzen lieben Hauſe, und vollenden Sie ihn, in Simeons Glauben und Simeons Jahren.

Behalten Sie mich lieb, bis zum unzertrennten Beiſammenſeyn im beſſeren Leben!“

Ja, du lieber Esper! manche Leute, ſchwach und arm, und nicht werth deine Schuhriemen aufzulöſen, haben dich lieb wie einen lieben Vater, und fühlen eine ſolche Verwandtſchaft, ein ſolches Zutrauen zu dir, wie Kinder zu einem Vater. Väter haben auch oft Kinder die ihnen an Kraft ſehr unähnlich ſind, o möchteſt Du doch auch die lieben und eine Verwandtſchaft zu denen fühlen, die dich ſo lieben!

27) Kießling, als Mitſtifter der ſogenannten deutſchen Geſellſchaft.

Gleich im Anfang, wo ſich unſer ſeeliger Kießling für die Gemeinden in Oeſterreich bei auswärtigen Freunden verwendete, kam er mit gar theuren, lieben, ernſtgeſinnten Menſchen, in allen Gegenden von Deutſchland in Briefwechſel und Bekanntſchaft. Ich habe mehrere der Briefe aus jener Zeit geleſen. Die Wittwe von Prettlack zu Homburg bei Frankfurt a. M., wird nun wohl längſt nicht mehr am Leben ſeyn, ſonſt ſagte ich es nicht daß mir und Andern die Briefe dieſer theuern Frau ſehr zum Seegen und zur Freude geweſen ſind. Der Lohn dieſer Wittwe, für das was ſie an den Oeſterreichiſchen Gemeinden gethan hat, wird einſt groß ſeyn!

Es iſt noch ſonſt manche treue Hand unter Denen die damals reich ausgeſtreut haben auf den Tag der Ernte, und ſchöne Briefe geſchrieben an meinen lieben Kießling, die etwa einem Lebenden angehören könnte. Ich will ſie nicht verrathen, damit die Linke nicht erfahre, was die Rechte gethan. Gott kennt ſie, und wird Alles zu lohnen wiſſen.

Namentlich bildete ſich damals, in der Mitte der chriſtlich-ernſten Menſchen, welche unſer ſeeliger Kießling zur Unterſtützung ſeiner armen Oeſterreicher aufforderte, ein Verein, zur Beförderung chriſtlicher Bildung und Geſinnung: die ſogenannte deutſche Geſellſchaft, die nachmals in Baſel ihren Hauptſitz aufſchlug, welche die trefflichen Basler Sammlungen herausgiebt und aus welcher auch (wie ein kräftig hoher Stamm aus einer tief verborgnen geſunden Wurzel) die Miſſionsgeſellſchaft, die jetzt ihre Blätter, „zur Geſundheit der Heiden", über alle Welt verbreitet, hervorgieng. Daß unſer ſeeliger Tobias an der Entſtehung dieſer ſo reich geſegneten „deutſchen Geſellſchaft" einen ganz beſondern Antheil hatte, wiſſen alle ſeine

Freunde und die Mitglieder jener ehrwürdigen Geſellſchaft gar wohl. Aber mancher meiner Leſer weiß es vielleicht nicht und dem ſey es hiermit geſagt und ihm zugleich die Basler Sammlungen und das Miſſions-Magazin, ſo wie die Theilnahme an der Unterſtützung der Basler Miſſions-Geſellſchaft empfohlen.

Die monatlichen Zuſammenkünfte der deutſchen Geſellſchaft, ſo wie die der Miſſions-Freunde, wurden ſeit vielen Jahren immer im Hauſe unſers ſeeligen Tobias gehalten, und noch in den letzten Tagen ſeines Lebens freute er ſich jedesmal ganz beſonders auf dieſe Stunde, wo er von dem Fortgang des ſichtbaren Aufbaues am theuren, lieben Gottesreich auf Erden, die neueſten Nachrichten erfuhr. Freilich baut ſich das meiſt im Verborgenen und Unſichtbaren auf; aber der liebe Gott läßt auch ſchon jetzt ſeinen armen Freunden ſo viel davon ſichtbar werden, als zur Stärkung ihres Glaubens und zu ihrer großen Freude hinreicht.

28) Lavaters Zuſpruch in Nürnberg.

Unſer lieber Lavater hat auch im Jahr 1793, wo er nach Copenhagen reiste, die

Nürnberger Pietiſten, und unter ihnen am meiſten unſern ſeeligen Tobias Kießling kennen lernen. Es hatte ihm nicht ſo ganz unter jenen gefallen. Und das darf dich, lieber Leſer, von dem guten Lavater gar nicht wundern. Dieſer war bekanntlich ein gar freier (nach Joh. 8. V. 36) heitrer Mann, der von ſeinem Glauben mehr Werk als Worte machte. Die Uniform der Pietiſten hatte er nie getragen; ſie war ihm ungewohnt und fremd, und in der That, ihm würde ſie auch nicht wohl gepaßt haben. Auch mochte er wohl die Erfahrung gemacht haben, daß gar häufig bei denen, welche jene Uniform tragen, zu viel Worte und zu wenige lebendige That da ſei, und das war nicht in ſeiner Art. (nach 1 Cor. 4. V. 20). Ueberdieß kann es einem auf ſo einer Reiſe, die ſchnell an allem vorbeiſtreift, und überall, auch mit dem redlichſten, beſten Willen, beſonders aber bei einem Aufenthalt von blos etlichen Stunden nur an der Haupt- und Poſt-Straße der Wahrnehmung bleiben kann, gar leicht ſo ergehen, wie einem Manne, der in einem großen, ſchönen Gebäude, Säle und Zimmer voll augenfälliger Kunſtwerke betrachten will. Er geht von Saal zu Saal, von Zimmer zu Zimmer, und ſieht Gemählde nach Gemählde an. Auf dem Wege durch die Zimmer alle, kommt er auch durch die einfache Stube und Kammer des

Freunde und die Mitglieder jener ehrwürdigen Geſellſchaft gar wohl. Aber mancher meiner Leſer weiß es vielleicht nicht und dem ſey es hiermit geſagt und ihm zugleich die Basler Sammlungen und das Miſſions-Magazin, ſo wie die Theilnahme an der Unterſtützung der Basler Miſſions-Geſellſchaft empfohlen.

Die monatlichen Zuſammenkünfte der deutſchen Geſellſchaft, ſo wie die der Miſſions-Freunde, wurden ſeit vielen Jahren immer im Hauſe unſers ſeeligen Tobias gehalten, und noch in den letzten Tagen ſeines Lebens freute er ſich jedesmal ganz beſonders auf dieſe Stunde, wo er von dem Fortgang des ſichtbaren Aufbaues am theuren, lieben Gottesreich auf Erden, die neueſten Nachrichten erfuhr. Freilich baut ſich das meiſt im Verborgenen und Unſichtbaren auf; aber der liebe Gott läßt auch ſchon jetzt ſeinen armen Freunden ſo viel davon ſichtbar werden, als zur Stärkung ihres Glaubens und zu ihrer großen Freude hinreicht.

28) Lavaters Zuſpruch in Nürnberg.

Unſer lieber Lavater hat auch im Jahr 1793, wo er nach Copenhagen reiste, die

Nürnberger Pietiſten, v[illegible] unter ihnen am meiſten unſern ſeeligen Tobias Kießling kennen lernen. Es hatte ihm nicht ſo ganz unter jenen gefallen. Und das darf dich, lieber Leſer, von dem guten Lavater gar nicht wundern. Dieſer war bekanntlich ein gar freier (nach Joh. 8. V. 36) heitrer Mann, der von ſeinem Glauben mehr Werk als Worte machte. Die Uniform der Pietiſten hatte er nie getragen; ſie war ihm ungewohnt und fremd, und in der That, ihm würde ſie auch nicht wohl gepaßt haben. Auch mochte er wohl die Erfahrung gemacht haben, daß gar häufig bei denen, welche jene Uniform tragen, zu viel Worte und zu wenige lebendige That da ſei, und das war nicht in ſeiner Art. (nach 1 Cor. 4. V. 20). Ueberdieß kann es einem auf ſo einer Reiſe, die ſchnell an allem vorbeiſtreift, und überall, auch mit dem redlichſten, beſten Willen, beſonders aber bei einem Aufenthalt von blos etlichen Stunden nur an der Haupt- und Poſt-Straße der Wahrnehmung bleiben kann, gar leicht ſo ergehen, wie einem Manne, der in einem großen, ſchönen Gebäude, Säle und Zimmer voll augenfälliger Kunſtwerke betrachten will. Er geht von Saal zu Saal, von Zimmer zu Zimmer, und ſieht Gemählde nach Gemählde an. Auf dem Wege durch die Zimmer alle, kommt er auch durch die einfache Stube und Kammer des

Mannes, der da immer wohnt; da ſteht ein alter bequemer Lehnſtuhl, ein traulicher Tiſch und Ofen, und die Sonne ſcheint freundlich herein; es iſt aber weder ein Gemälde noch Täfeleien zum Beſehen darinnen. Da geht nun freilich unſer Reiſender vor der Hand ſchnell hindurch. Denn wie lieblich und bequem es in dieſen Zimmern zu wohnen und zu leben ſei, das weiß nur der, welcher Jahre lang hier in dieſen Mauern weilte. Der hat es dann freilich erfahren, daß es ſich doch in dem traulichen, bequem eingerichteten Stübchen und Kämmerchen nach Morgen hin gemüthlicher weilen läßt, als in den großen kalten Sälen; mögen die Kunſtwerke, die man wohl von Zeit zu Zeit gern einmal anſieht, auch noch ſo ſo ſchön darinnen ſeyn.

Es gab aber auch damals, unter den Nürnberger ſogenannten Pietiſten, und zwar ſelbſt unter denen von ihnen, welche nicht bloße Wörter-Leute, ſondern chriſtlich geſinnt waren, gar merkwürdige, ſonderbare Menſchen, die aber der liebe Gott, wenn ſie rechtſchaffen und treu waren, doch alle lieb hatte, trotz ihren Sonderbarkeiten. Da war unter andern einer darunter (Lavater ſahe ihn auch) der hatte ſich in den Kopf geſetzt, da oben im Himmel wäre die Sprache der Seeligen — die ebräiſche. Und damit es ihm, wenn er durch Gottes Güte da hinauf käme, gleich ein wenig leichter werden möchte, an der Converſation des Himmels mit Theil zu nehmen, lernte er noch mit grauem Haar hebräiſch.

Nun, lieber Leſer! wenn du dieſen Mann, den ich da meine, ſelber gekannt hätteſt, ſo wie ihn andre Leute kannten: als einen redlichen Nathanael voll Demuth und kräftiger Liebe; du hätteſt ihn doch herzlich lieb gehabt und geehrt, ohngeachtet jener Sonderbarkeit, — wie vielmehr wird ihn erſt unſer lieber Herr lieb gehabt haben, der das Lieben der Menſchen, auch der ſonderbarſten, beſſer verſteht und kann, als ich und du; und dem wir auch das Richteramt über Lebendige und Todte allein überlaſſen wollen!

29) Kießling als Politikus.

Ich bin lange Zeit hindurch mit mir ſelber uneins geweſen, ob ichs meinem lieben Johann Tobias, dem ſie freilich jetzt nichts mehr darüber anhaben können, öffentlich nachſagen ſolle, daß er ein ſo großer Politikus geweſen; beſonders in unſern Tagen, wo das ein gar gefährlicher Titel für jeden ehrlichen Mann iſt. Ohnehin hat man es hie und da den Myſtikern und Pietiſten, welche Namen heut zu Tage, wie ein großes Netz, voller fauler und geſunder Fiſche, nicht blos allerhand Schwärmer und frömmelnde Wortmacher, ſondern auch die wahren und treuen Chriſten umfaſſen, Schuld gegeben, daß ſie ſich in politiſche Händel und Umtriebe einzulaſſen pflegten.

Lieber Jüngling! wenn und wo du hörſt, daß man ſo etwas einem Menſchen nachſagt, von welchem du die Ueberzeugung haſt, er ſey ein wahrer Chriſt, da glaube entweder daß dich deine bisherige Meinung von ihm betrogen habe, und daß bei dieſem Menſchen das Chriſtenthum vorerſt nur auf die Zunge, und noch nicht ins Herz gekommen, oder daß das Lüge ſey, was ihm die Leute nachreden. Denn ein wahrer Chriſt, der nicht ein ſelbſt gemachtes, nur im Munde dem wahren gleichlautendes, ſondern jenes ordentliche und einfältige Chriſtenthum im Herzen trägt, das Jeſus Chriſtus in die Welt gebracht hat, der kann kein Politikus im Sinne der Welt, kein Rebell gegen Gottes Ordnung (Röm. 13. V. 1.) kein ſolcher ſeyn, der vorwitzige Dinge treibt, und, weil er an einem, heutiges Tages hin und wieder unter unſern jungen Leuten graſſirenden Fieber, das 2. Tim. 3, V. 1 — 5. beſchrieben iſt, leidet, aus Hochmuth, oder, was häufiger geweſen, aus kindiſchem Unverſtand, Gottes Rath und Vorſicht über die Völker zu Schanden machen, und ſeinen eigenen Rath, ſeine eigne Vorſicht, an die Stelle jener ſetzen will.

Und doch habe ich geſagt, der Johann Tobias Kießling ſey ein großer Politikus geweſen? — Ja, ein recht großer. — Er erkannte meiſtens, mit ſeinen feinen, ſcharfen Augen, bei dem was geſchah, groß oder klein, den Zuſammenhang, bis hinan in das oberſte und geheimſte Kabinett, aus dem alles hervorgeht, was hier auf Erden geſchieht. Ja, er that oftmals, ſo gut das ein gemeiner Reichsbürger kann, recht geſunde und treffende Blicke in die geheime Politik, in die ewig-herrlichen Rathſchlüſſe und Pläne jenes oberſten, unſichtbaren Miniſteriums, an deſſen Spitze der ewige, allmächtige Fürſt aller Könige auf Erden ſelber ſtehet; Blicke, deren Richtigkeit die Zukunft gezeigt hat.

Als im Jahr 1796 unſre alte, gute Reichsſtadt Nürnberg von fremden Truppen beſetzt wurde, und es nun aus ſeyn ſollte mit der alten reichsſtädtiſchen Verfaſſung und allen ihren ſogenannten Freiheiten, betrübte das Viele ſehr. Auch unſern ſeeligen Johann Tobias betrübte es innig, und eben ſo ſeinen Bruder Juſtus Kießling, der einen großen Theil ſeines Vermögens dem Verſuch aufopferte: die alte Verfaſſung durch ſeine Reiſe, und ſeine langen Unterhandlungen in Paris zu retten, und deshalb bei uns immer noch unter dem Namen des Pariſer Kießling bekannt iſt. Aber unſer Johann Tobias ſchrieb doch gleich damals in ein Büchlein, wo hinein er manche Betrachtung der Art aufzeichnete, Aeuſſerungen und ein Gebet, woraus hervorgeht, daß es ihm zunächſt von ganzem Herzen nicht ſowohl um die alte Verfaſſung des ſichtbaren römiſchen, ſondern um die alte Verfaſſung des unſichtbaren Gottesreiches und ihre Aufrechthaltung und Vermehrung zu thun ſey. Um dieſe betet er mit feurigem Ernſte, und läßt es dann dem Herrn der Herrn über, er mag zu dieſer Vermehrung Mittel wählen, wie ſie Ihm gefallen, und an unſern Thoren einen doppelten Adler oder einen einfachen, oder auch einen Löwen hinmahlen laſſen.

Wir haben auch ſchon S. 201. geſehen, wie, und als was er die franzöſiſchen Heere, die ihm freilich ſelber ziemlich ungelegen kamen, angeſehen wiſſen wollte. Und ſo dachte er in allen ſolchen Sachen: Herr, Dein Wille geſchehe! und nahm auch in alle dem, was die äuſſere, ſichtbare, gute Gottesordnung in der Welt (nach Röm. 13, V. 21.) betrifft, das ſanfte Joch des Gehorſams auf ſich.

Ich und mein Vetter, der noch etwas bequemer, und dabei redſeeliger iſt als ich, und der ein ſehr mitleidiges Herz hat mit allen Menſchen und chriſtlichen Völkern, waren auch einmal ſehr ins Politiſiren hineingerathen, und hätten damals, wenn ers hätte von uns annehmen wollen, dem lieben Gott gern einen guten Rath gegeben, wie er es mit dieſen und jenen Welthändeln machen ſollte. Denn uns gieng damals zum Theil Alles ganz anders zu, als wirs uns gedacht hatten, und das, was nach unſrer Meinung recht gieng, gieng doch wenigſtens viel zu langſam. Da laſen wir in einem Calender die freilich nicht gänzlich neue, aber immer lehrreiche Geſchichte, von dem weiſen Beſchluß, den einmal der Magiſtrat einer kleinen Würtembergiſchen Reichsſtadt bei anhaltendem dürren Wetter, nach langem Hin- und Herberathen gefaßt, nämlich „vorerſt noch acht Tage zuzuſehen, und dann die Sache gehen zu laſſen, wie ſie gehen wolle.“

Seitdem haben wirs denn auch ſo gemacht. Wir ſehen dem lieben Gott, der doch noch niemals in ſeinem Regimente was verſehen, und der es mit uns Menſchen immer gut meint, erſt mit feſtem, kindlichen Vertrauen zu, und dann ſagen wir: Lieber Gott! Dein Wille geſchehe!

30) Der Prediger aus dem Sarge.

Das iſt der ſeelige Johann Gottfried Schöner, mein lieber geiſtlicher Vater und theurer Freund.

Zu St. Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirg iſt es einmal geſchehen, daß ein Pfarrer einem eine Begräbnißrede hielt, der mehrere Jahre vorher geſtorben war, ehe der Prediger gebohren worden. Denn der Mann, der begraben wurde, war ein Bergmann, der vor vielen Jahren in einem Bergſchacht, dem häufige kieſige Gruben-Waſſer zuſetzten, verunglückte, und deſſen Leichnam erſt jetzt zu Tage gefördert worden. Aber hier in Nürnberg iſt es am 18. Juli 1818 geſchehen, daß ein neun und ſechszigjähriger Greis, den man im Sarge nach St. Johannis hinausgetragen, ehe nun ſein lieber Staub ins Grab geſenkt worden, ſich noch ſelber die Leichenrede gehalten.

Er hatte nämlich, um noch ein recht eindringendes Wort in das Herz ſeiner lieben Zuhörer und Beichtkinder zu reden, lange vorher ehe er ſtarb, ſeine Leichenrede, die einer ſeiner Amtsbrüder dann ableſen ſollte, aufgeſetzt, und der Inhalt war:

„Die Vergebung der Sünden, die erſte und unentbehrlichſte Troſtquelle“ und der Leichentext: „Gedenke Herr an deine Barmherzigkeit und an deine Güte, die von der Welt her geweſen iſt. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung; gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit, um deiner Güte willen.“ Pſ. 25, V. 6 — 7.

O lieber Leſer! gebe uns Gott auch daß wir dieſe erſte und unentbehrlichſte Troſtquelle, „die, wie der ſeelige Schöner ſagt, jetzt an meinem Sarge, dem Sarge eines der geweſenen allergeringſten Knechte Gottes zu einem tiefen Eindruck und einer bleibenden Frucht, durch ſeinen Beiſtand beſchrieben werden ſoll“, nämlich die rechte Vergebung der Sünden, aus eigner, lebendiger Erfahrung kennen lernen.

Zum Ende ſeiner ſelbſt gemachten Leichenrede ſagt er:

„Gott mein Heiland, du ewiger unausſprechlicher Erbarmer! Thue zu ſo unendlichen Gnadenerweiſungen, die ich von Jugend auf erfahren habe, auch noch dieſe, daß du meine letzten Vermahnungen deines Seegens würdigeſt. Vergieb mir alle meine Sünden, die ich in dieſer Stadt begangen habe. Kehre durch deine weiſe Regierung zum Beſten, was ich damit verderbt — erſetze, was ich Gutes verſäumt — baue wieder auf, was ich durch Aergerniß niedergeriſſen — ſegne, was ich in meiner Schwachheit, ach leider! nicht mit der ſchuldigen Treue, im Kleinen Gutes gewirkt habe. Erbarme dich über Hohe und Niedrige! Vergilt meinen Wohlthätern und ſämmtlichen ſchätzbaren Beichtkindern alle Liebe tauſendmal! Gedenke aller Einwohner Nürnbergs nach deiner Barmherzigkeit und Güte, die von der Welt her geweſen iſt. Breite unter ihnen dein Reich aus! Vermehre deine Bekenner! Laß mich einſt Viele, rein durch Jeſu Blut und gerecht, im Himmel finden! Was ich ſo oft vor den Altären geſungen habe, ſey mein Abſchiedsgebet und mein Seegen, den ich auf dieſe Stadt lege, den du gewähren wolleſt: „Der Herr ſey mit euch allen! Amen!“

Der Anfang ſeiner auch von ihm ſelber, damit ſie an ſeinem Sarge auf dem Gottesacker abgeleſen werden ſollte, aufgeſetzten Lebensbeſchreibung heißt ſo:

„Du haſt mich wunderbar bereitet,
Mit großer Langmuth mich geleitet,
Dieß Gott und Vater dank ich dir!

„An der Lebensgeſchichte eines armen Sünders kann unmöglich etwas anderes im eigentlichſten Verſtande merkwürdig ſeyn, als Gottes Barmherzigkeit und Treue, die ihm mannigfaltig und über alle Erwartung wiederfährt, ſammt der wunderbaren Verbindung von Schickſalen und Wegen, auf welchen er ihn zu ſeinem Heil leitet, worinnen hernach allerlei Lehre, Troſt oder Warnung auch für andere liegt. Und wenn denn ja die Gnade, welche ſich ſeiner väterlich annahm, nicht ganz vergeblich an ihm arbeitete, ſondern ein *Etwas* aus ihm machte, nämlich einen geretteten Sünder, der im Glauben lebte, in der Liebe wirkte und in der Hoffnung hier ſchon ſeelig war; ſo beſteht darinnen freilich die höchſte Ehre und das ſtolzeſte Glück aus dem Leben eines Menſchen — gerade der erfreulichſte und rührendſte Theil ſeiner Geſchichte; aber der eigentliche Ruhm fällt doch immer wieder auf die Gnade zurück, welche dieß unter tauſend Schwierigkeiten, auf tauſend preiswürdigen Gängen, mit unglaublicher Mühe zu Stand gebracht hat. Blos zu ihrer Verherrlichung will ich meine Lebensgeſchichte erzählen und meine Schickſale nur in *demjenigen Zuſammenhang* aufſtellen, wo das am meiſten im Licht erſcheint, was ſie an mir gethan hat, um mich zu gewinnen. Was in den bekannten Lebensbeſchreibungen der Nürnbergiſchen Herren Geiſtlichen von mir bereits gedruckt ſteht, darf ich hier ganz kurz berühren. Sollte jemand die offene Erzählung von dem wahren Zuſtand meines Herzens, meine Mängel und Verderben nicht ausgenommen, weil ſie mit zum Ganzen gehörten, unrecht auslegen; was ſchadets? wenn ich nur aufrichtig handle und ſtatt des übertriebenen Menſchenlobs, womit man die Gottesäcker ſo oft entweihet, Gott geprieſen wird. Wer unter den Zuhörern ohne Sünde iſt, mag meinetwegen den erſten Stein auf meinen Sarg werfen.“

Nun iſt alſo der liebe, ſanfte, theure Schöner auch todt und auch noch nicht einmal 70 Jahre alt geworden. Das thut mir nicht blos um meines ſeeligen Tobias willen, deſſen innigſter Herzensfreund der ſeelige Schöner war, herzlich leid, ſondern auch um meinetwillen und um tauſend Anderer willen, die den ſeeligen Schöner in Nürnberg lieb hatten. Ich habe ſeitdem keinen ſo lieben, ſanften Vater in Chriſto wieder gefunden wie der war, und wenn das angienge, ich wollte die Jahre, die ich etwa noch zu leben habe, gern an ein ſo reiches, liebes Leben hinanſetzen, wenn ichs damit noch aufhalten könnte.

Der ſeelige Schöner hatte ſich, ſo wie unſer Tobias, die Liebe zu ſeinem Hauptfach gewählt, und war ſchon von Natur weich und mild und ſanft, und die Gnade hatte nachher, zur rechten Ausbildung dieſer Anlage, noch die Hauptſache hinzugethan. Es war nun einmal einer von denen, welchen das Segnen im Namen des Herrn, das Herbeilocken des Verirrten, Verlaſſenen, vom Wege Abgekommenen, ein tägliches Hauptgeſchäft iſt: einer von jenen genauen Haushältern, welchen keine Seele, auch nicht die kränkſte und verachtetſte in Iſrael zu ſchlecht iſt, daß er nicht hätte nach ihr gehen und verſuchen ſollen, ſie heimzuholen.

O lieber Vater, du fehlſt mir ſehr, und ich wäre lieber bei dir als da wo ich nun bin. Gebe mir doch Gott auch einmal in meinem Leben einen ſolchen liebenden, ſanften Vater wieder, wie du mir warſt!

31) Die ſechſte Trübſal.

Der Leſer weiß ſchon von Seite 121. wie der ſeelige Esper in dem ſchönen Spruche der heiligen Schrift: „aus ſechs Trübſalen will Er dich erlöſen, und in der ſiebenten wird dich kein Uebel rühren“, den Ausdruck „ſiebente Trübſal“ auf jene letzte Noth hindeutete, wo der König des Schreckens, d. h. der Tod, in ſeiner grauſenhaften Geſtalt vor uns hintritt und wo nun der etwa noch am Leben hängende Menſch erfährt, daß, wie ein altes Lied ſagt:

Kein Rath, kein Arzenei
Kein Heulen, kein Geſchrei,
Kein Bruder ihn kann machen frei.

Auch in dieſer ſiebenten und letzten Trübſal hält ſich der Chriſtenglaube an jene ſtarke, liebe Hand, welche dem Tode die Macht genommen, und ſiehe dieſe führt ihn freundlich tröſtend durch das dunkle Todesthor, daß auch da kein Uebel ihn anzurühren vermag.

Wenn wir denn unter der ſiebenten Trübſal jene letzten Stunden verſtehen, worinnen der Chriſt vollends durch die Fluthen der Angſt und der Schrecken hindurchbricht, zum Leben ohne Aufhören: ſo könnte man mit der ſechſten Trübſal jene heißen Tage, wodurch die Frucht vollends zur Ernte reif wird: jene Leiden bezeichnen, durch welche der Chriſt vollends dahin gefördert wird, wohin ihn der Herr des Hauſes, ehe er ihn hineinnimmt in ſein Haus, haben und bringen will. Unſer Herr hat es ſeinen Chriſten vorausgeſagt: in der Welt habt ihr Angſt. So lange wir dieſe Augen und dieſes Herz von Erde haben, können wir ein immer fortwährendes Licht und eine immer fortwährende Freude nicht vertragen, denn beide, Auge und Herz würden, wenn das ſo fortgienge, faul und ſchläfrig, und zuletzt gelähmt zu allem Guten. Darum läßt der Herr aus Nacht und Tag und dann wieder Dunkel und wieder Licht, den erſten und zweiten, und ſo alle Tage des Lebens werden, bis endlich, mit dem ſiebenten, der Sabbathtag der ewig von ſeeliger Freude bewegten Ruhe in Ihm kommt.

Unſer lieber Herr hat nun einmal mehr Geduld mit uns, als wir Chriſten ſelber mit einander haben. Denn wir, wenn wir an uns ſelber, oder leider noch viel mehr, wenn wir an Andren Mackel und Mängel bemerken, die wohl noch weg müſſen, ehe der Hausherr das Gefäß da hinüber brauchen kann; an dem Einen fleiſchliche Heftigkeit, am andern Menſchenfurcht und ſchwache Hingebigkeit an Menſchen, an dem dritten öftere Unbedachtſamkeit z. B. beim Reden, wir, ſage ich, möchten in ſolchem Falle gleich auf der Stelle, gleich noch heute dieſe Mackel weggebrannt und weggebaizt wiſſen, durch das Feuer des Ernſtes Gottes, welches auch die härteſten Herzen ſchmilzt und die Flecken ausbrennt. Ja wir, wenn wir lieber Gott da droben wären, wir wären bald mit dem Ausbrennen da und das was uns Böſe ſcheint, müßte noch heute abgeſtraft werden, wie wir denn auch, öfters aus menſchlich-guter Meinung, viel leichter damit bei der Hand ſind, mit dem Stab Wehe auf die irrenden Brüder loszuſchlagen, als ſie mit dem Stabe Sanft herbeizulocken, und die Schwachen zu weiden auf der grünen Aue und am Waſſer des Lebens, wo der Genuß alsbald Kräfte des höheren, beſſeren Lebens giebt.

Der Geiſt Gottes, der alle die armen Menſchen, welche ihr geiſtiges Elend fühlen und erkennen, und täglich bei Gott in Chriſto einzig und allein ihre Hülfe ſuchen und finden, in ſeine Pflege und Zucht nimmt, verfährt nicht ſo mit uns. Er hat Geduld mit uns, mehr als eine Mutter mit dem Säugling, den ſie unter ihrem Herzen getragen. Er beſtraft uns heute, auch durch äußere Züchtigungen, über dieſe oder jene Unart die wir an uns tragen, und lehrt uns dieſelbe recht erkennen. Dann läßt er uns oft wieder-ruhen in ſeinen Erquickungen, wie die Mutter den Säugling an ihrer Bruſt. Hierauf enthüllt er uns von neuem einen bis dahin noch nicht erkannten Mackel, und reiniget uns von ihm, indem er uns durch neue Leiden zu dem Brunquell des Lebens hintreibt, in welchem allein Vergebung und Heilung iſt. Und ſo wird denn, o du ewige Liebe! durch deine Geduld die du mit uns trägſt, eine Plage des Lebens nach der andern zurückgelegt, und aus Abend und Morgen wird endlich der ſechſte Tag! Hätteſt du aber, nach unſrer Menſchenweiſe, die Nacht ohne Wechſel mit dem Licht und die Züchtigungen Deines Ernſtes alle auf einmal auf uns fallen laſſen, wir hätten das nicht ausgehalten. Du aber willſt nicht den Tod des Sünders, ſondern daß wir uns bekehren und leben. Darum kömmt ſo eine Trübſal nach der andern, aber dazwiſchen wieder immer Stunden des Ausruhens und Erquickens, und durch alle ſieben Trübſalen führſt Du uns auf Adlers Fittigen hindurch!

Unſer ſeeliger Kießling, welcher im Wohlſtand geboren und einen großen Theil ſeines Lebens hindurch Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens geweſen war, mußte in den letzten Jahren ſeines Lebens noch erfahren, was Armuth ſei, und er, der ſo lange er ſelber hatte, ſo viele Leidende erquickt, Hungernde geſpeiſt, Nackte gekleidet hatte, wurde zuletzt, da er alt und unfähig zum Arbeiten, aber auch nun ſelber der Erquickung bedürftig war, ſcheinbar aller Mittel dazu beraubt, aber nun auch ganz und reichlich aus ſeines Gottes Hand geſpeiſt, erquickt, gekleidet, ja reichlicher als er es jemals an ſich ſelber gewendet hatte.

Freilich thät das anfangs recht wehe, als der liebe Mann, der ſein Vertrauen zwar nie auf Geld und Gut geſetzt, aber gelernt hatte, auch dieſes ihm anvertraute Pfund aufs beſte und gewiſſenhafteſte anzuwenden, auf einmal, durch fremde Unglucksfälle, welche auch großentheils der damalige Krieg herbeigeführt hatte, beſonders aber durch eine plötzliche Veränderung, welche in dem Werth des Papiergeldes in einem benachbarten Staate, wohin unſer Seeliger ſeinen meiſten Handel trieb, vorgegangen, ſo ganz verarmte. Ein Kaufmann, der ſo denkt und fühlt wie unſer Seeliger, betrauert in ſolchem Falle nicht ſich ſelbſt am meiſten, ſondern alle die Handelsfreunde, welche, freilich ohne ſeine Schuld, bei ſeinem Unglück mit leiden müſſen. Dazu kommt denn das allerdings hier ſehr wahre und lobenswerthe Ehrgefühl eines ſolchen Mannes, deſſen Großvater und Vater, ſo wie er ſelber, immer ſo treu und redlich, ſchlecht und recht gehandelt hatten, daß durch ihre Schuld nie jemand um einen Kreutzer gekommen war!

Auch die Freunde in Oeſterreich waren wie vom Donner gerührt, und hätten faſt, wie ſich einer von ihnen hierüber ausdrückt, mit Aſſaph geſtrauchelt, über dieſe verborgnen Wege Gottes, als ſie das Unglück ihres treuen Kießling erfuhren. Er ſelber ſchrieb es ihnen im Frühling 1812:

„Die großen Veränderungen in Oeſterreich und kaiſerlichen Staaten, haben mich nach und nach um mein ganzes anſehnliches Vermögen gebracht. Ach das hat ſchon viel tauſend Thränen und die allertiefeſte Demüthigung gekoſtet, bis ich von ganzem Herzen bekennen und ſagen lernte: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn ſey gelobet. Ihr Lieben! ſtoßet euch nicht an eurem armen Bruder Kießling. Er muß den Leidenskelch völlig gar austrinken, den er ſchon viele Jahre tropfenweis gekoſtet hat, und dabei er viel tauſendmal geſeufzet: Iſts möglich, mein Heiland! ſo laß dieſen gallenbittren Kelch von mir vorübergehen — aber es hat Ihm nicht gefallen, ſo bin ich ſtill und ſchweige, und will meinen Mund nicht aufthun; Du Herr! wirſts doch wohl machen. Ach wenn nur der Name des Herrn nicht geſchmäht, ſeine Kinder nicht geärgert und die Welt nicht zum Läſtern verleitet werden möchte, ach darum bitte ich ihn alle Tage und Stunden. O Oeſterreich, Oeſterreich, du haſt mir viele geiſtliche Freuden gemacht, aber ich mußte ſie mit meiner Geſundheit und ganzem Vermögen, mit meiner ſogenannten Ehre und gutem Namen, unter vieler Schmach, Verachtung und Undank erkaufen, und doch bin ich noch ſo vom Herzen an mein Oeſterreichs Zion attachirt und gefeſſelt, und wenn ich ihm gleich nicht mehr mit Silberlingen oder Banco-Zetteln dienen kann, ſo ſteht ihm Leib und Leben, ja meine letzten Blutstropfen zu Dienſten.“

In ſolchen Fällen, wie der war, der bei unſerm ſeeligen Tobias eintrat, wiſſen ſich ſonſt

Andre in etwas zu helfen; Kießling aber gab treu und redlich daran, Alles was er hatte, damit nur Andre ſo wenig als möglich bei ſeinem Unglück leiden möchten. Und ſo geſchah es denn nach einigen Jahren, daß er das Haus ſeiner Väter nicht mehr ſein eigenes nennen konnte; daß die Handlung ganz aufgegeben werden mußte, und nun dieſe treue Seele die Wahrheit jener Frage Seines Herrn an die Jünger, welche auch nichts eigenes auf der Welt hatten und ihre Beantwortung in ihrer ganzen Wahrheit an ſich ſelber erfahren ſollte: Habt ihr jemals Mangel gelitten? — Nein, lieber Herr, nie keinen.

Denn ſiehe, der freundliche Mann, der das Kießlingiſche Haus unter den Hutern, in welchem unſer Tobias geboren und aufgewachſen war, gekauft hatte, bot unſerm lieben Seeligen freie Wohnung auf Lebenslang, in den ſtillen Zimmern an, welche, nach einer freundlichen Straße auf die andere Seite des Hauſes hinausgehen. Und Der, welcher das Schreien der jungen Raben hört, wenn ſie in der Morgendämmerung nach Futter ächzen, Der, welcher ſeinem Knecht am Bache des Elendes ſelbſt durch Raben zutragen ließ Fleiſch und Brod, ſorgte auch für unſern lieben Tobias, am Bache ſeines Elendes. Er hatte oft von Seiten her, an welche er niemals gedacht, Erquickung und Unterſtützung die

Fülle. Es war als ſollte der, der ſein ganzes mühereiches Leben hindurch gar ſo wenig an ſich ſelber und ſeine eigne Pflege gedacht hatte, noch recht genöthigt werden, die Fülle des Seegens aus der Hand ſeines Herrn anzunehmen, und ſeine ans Mittheilen ſo gewöhnte Hand, fand von dem was ihm ſelber mitgetheilt worden, immer auch noch etwas übrig, um andern Nothleidenden zu geben.

Ja, Gott vergelte es allen den theuern Menſchen in Zeit und Ewigkeit, welche dieſen treuen „Bruder unſers Herrn" (nach Matth. 25, V. 35 — 40.) beherberget, geſpeiſet, getränket und leiblich und geiſtig erquickt haben!

Auſſer dem Verluſt ſeines ganzen Vermögens traf denn unſern Seeligen, faſt zu gleicher Zeit, auch noch ein andres Leiden: er verlor ſeine Geſundheit. Lange ertrug er, ohne daß die Seinigen es gewahr wurden, ein ſehr ſchmerzhaftes Uebel an beiden Füßen, bis er zuletzt nicht mehr gehen konnte, und es ſich offenbar machte, wie ſehr er der ärztlichen Pflege und des ſtillen Daheimeſitzens bedürftig ſey. Nun, das Stilleſitzen verſtund ſich jetzt, bei immer überhand nehmendem Leiden, von ſelber, und dauerte auch vier volle Jahre in einem weg. Und da hat doch dieſer liebe Mund nie ein Wort der Klage und der Ungedult geſprochen, ſondern nur Worte der Liebe und des Dankes gegen ſeinen Gott der ihn gemacht und immer ſo wunderbar ernährt und erquicket hat. Und es iſt doch ſchwer, recht ſchwer für einen, der gewohnt iſt immer ſo weit zu reiſen, und liebe Brüder zu ſehen, Kranke und Nothleidende zu erquicken, und ſelber die Hütten ihres Elendes zu beſuchen, nun auf einmal ſo zu Hauſe zu ſitzen und nicht mehr viel helfen zu können. „Aber, mein Herz iſt bei dir, mein Gott, du Gott und Helfer Deiner und meiner Freunde. Du wirſt ihnen allen helfen, wo ich armer Menſch nun nicht mehr helfen kann, denn ich und ſie ſind Dein!"

Im Zimmer gab es denn auch noch immer Gelegenheit genug ſich auf „Gottes Wegen" zu ergehen. Da kamen auch Menſchen genug, die des lieben Seeligen Rath und Troſt und Liebe in Anſpruch nahmen; und an Kindern fehlte es auch nicht, die ſich an dem Anblick und an dem Geſpräch des lieben Seeligen, ein Heimweh nach Gott und dem ewigen Leben holen wollten, das ihnen das ganze irdiſche Leben hindurch blieb.

Nach vier Jahren flackerte die nun bald verlöſchende Lampe noch einmal auf. Unſer lieber Alter fühlte ſich wieder ſo geſtärkt, daß er manchmal ohne Führer ausgehen konnte. Sein erſter Gang war in das Haus Seines Herrn geweſen, und im Hauſe des Herrn ſahe man unſern lieben Graukopf von nun an 2 Jahre lang gar oft. Aber nun, nachdem ihn ſein Gott auch aus der ſechſten Trübſal errettet, rüſtete er ſich bald zur ſiebenten und letzten, in Seiner Nähe ſo leichten: zur Heimkehr zum lieben Vater!

32) Die größte Luſt.

„Ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſeyn“: das iſt am Ende die größte Luſt die der Chriſt hat.

Es wird nun bald aus ſeyn, mit dieſem, wenigſtens mir und meinem Bruder ſehr lieben Leben meines ſeeligen Tobias. Da ſitzt er nun wieder einſam und krank auf ſeinem Zimmer, und ausgehen kann er die letzte Zeit, die er noch zu leben hat, nicht mehr. Er wohnt da im ſtillen Hinterhauſe, in der Wohnung ſeiner Väter, in einem Zimmer, das nach dem Hof hinausgeht. Bei ihm wohnt die treue, liebe Schweſter, — Gott vergelte dir, du treues Herz! Alles, was du an dem lieben Seeligen gethan haſt — und die Tochter der Schweſter, die Himmelsjungfrau Lucie, die unſer ſeeliger Tobias wie ſein eignes

Kind liebt. Es kommen nun wenig Leute mehr zu dem einſamen Alten, die aber kommen, das ſind meiſtens nur ſolche, die den Herrn recht lieb haben, und unſern Alten auch. Arbeiten kann der theure Greis nichts mehr, denn wenn er es auch verſucht, der achtzigjährige, im Dienſt ſeines Herrn vielgebrauchte Mann, etwa einen Brief zu ſchreiben nach Oeſterreich, oder an die Freunde und Wohlthäter im Norden: es will nicht mehr gehen, und der Schweſterſohn des Alten, der junge Tobias, den etliche unter uns gar ſehr lieb haben, muß die nöthigſten ſchreiben.

Da ſitzt er nun, der alte Jünger, in ſeinem Lehnſtuhl, und denkt den ganzen Tag an ſeinen lieben Herrn und wünſcht bei dem daheim zu ſeyn, und wenn Leute zu ihm kommen, ſpricht er nur mit ihnen von ſeinem lieben Herrn. Dabei iſt ihm gar innig wohl und froh zu Muthe.

Denn die ſechſte Trübſal iſt nun auch lang vorbei: es iſt ſchon ſpäter Vorabend vor dem großen Sabbath. Ein Vorabend, vor dem Sabbath eines ſolchen Lebens, iſt nun wohl ſchön und lieblich. Denn ſiehe, es iſt als wenn ein Schiff bei ſtiller Nacht dem gelobten Lande der ſeeligen und ſüßen Heimath ſchon ganz nahe gekommen iſt, und das Auge ſieht und erkennt das theure Land noch nicht. Die aber wach ſind, die hören aus dem lieben, ſeeligen Lande ſchon Stimmen herüberſchallen, welche die müden Pilger nach Hauſe rufen; Stimmen, welche den Fürſten und Herren dieſer ewigen Heimath preiſen und ihn beſingen, und zugleich duften die Gerüche herüber, von allen den Lebensbäumen die da blühen und es iſt als fühlte man das Wehen des Kuſſes der Friedensboten von da drüben ſchon an ſeinen Wangen. Ja, die Heimath muß nahe ſeyn: uns iſt hier ſehr wohl und ſtille; und ſiehe hier ſind die Auen, da uns nimmer hungert noch dürſtet, denn Du biſt bei uns, näher als Du uns jemals wareſt, und der Morgen kommt nun bald; dann ſehen wir die liebe Heimath und Dich!

Die Boten des Friedens, da aus dem ſeeligen Jenſeits-Lande, kommen erſt noch vorher herüber und holen mitten in der Nacht die Himmelsjungfrau Lucie ab. Das hätte unſer Seeliger wohl nicht gedacht, daß dieſe ſeine geiſtige Tochter eher hinübergehen ſollte, als er.

Ich rede nicht viel von dir, du liebe Himmelsjungfrau! In deiner Nähe, in deinem Anblick, in deinem Geſpräch, war einem immer als hörte man die Stimmen von da drüben.

Lucie ward krank und ſtarb. Die Freunde weinten ſehr; unſer ſeeliger Tobias aber war ſtill und lächelte heiter. Gönnt ihr doch, ſagte er, die Freude, als Braut unſers Herrn daheim und bei Ihm zu ſeyn!

Als aber nun auch die alte, fromme, 77 jährige Wittwe ſeines ſeeligen Bruders Juſtus, die Schweſter und Freundin ſeiner Jugend, mit welcher unſer Seeliger in den letzten Jahren ſeines Lebens ein und daſſelbe Haus bewohnte, von ihm gerufen wurde, da ſchien es unſrem lieben Alten ſehr nahe zu gehen. Er ſagte an ihrem Sterbebette: „Ach wenn Sie doch noch nicht von uns giengen!“ und der Abſchied der beiden alten Leute, gieng den Umſtehenden durchs Herz.

Der alte Pilgrim hatte von hier an noch zwei Jahre im Lande ſeiner Fremdlingsſchaft zu wallen. Er war nun Tag und Nacht mit ſeinem Herzen nur bei Ihm!

Was ſeines Herrn war, das verſtund er wohl, und davon giengen Herz und Mund noch immer klar und freudig über, was aber der Welt war, und äuſſerliches Menſchenſchickſal, das verſtund er meiſt gar nicht mehr, oder auf ganz andre Weiſe als wir Menſchen gewöhnlich es verſtehen.

So kam etliche Wochen vor ſeinem Tode die Nachricht, daß einer ſeiner liebſten, vieljährigen Freunde im nördlichen Deutſchland, der auch ſo ein ernſter, treuer Kaufmann um die köſtliche Perle (nach Matth. 13, V. 45.) war, wie er, ſein ganzes, großes Vermögen durch mannichfache, fremde Unglücksfälle verloren habe. Unſer lieber Seeliger hörte das wohl mit an, ſchien es aber gar nicht ſo wie gewöhnlich zu verſtehen, denn gleich darauf rief er, ſtatt einer Aeuſſerung der Betrübniß oder des Bedauerns, mit freudig aufgehobenen Händen die Worte:

Freude, Freude, über Freude!
Chriſtus wehret allem Leide,
Wonne, Wonne, über Wonne
Er iſt die Genaden-Sonne!

Und dabei, lieber Leſer! ſahe der Alte gerade ſo aus, als wenn ihn die Sonne eines neuen Lebens ſchon beſtrahlt und das greiſe Angeſicht in ihrer ganzen Majeſtät ſchon erleuchtet hätte. Eben ſo machte er, — ſo ſehr war er aus dem bedauernden Ton der Welt herausgekommen, — eine gar fröhliche Miene, als ihm, am letzten Tage ſeines Lebens die Nachricht gebracht wurde, ſein alter Freund, der Pfarrer Buchrucker in Kleinweiſach, ſey ſchon am 18ten Februar voraus, und nach Hauſe zu ſeinem lieben Herrn gegangen.

Aber unſer Seeliger hatte nicht blos die Welt auſſer ſich, ſondern noch vielmehr ſich ſelber: den Johann Tobias Kießling ganz vergeſſen über Dem der jetzt in dieſem lebte. Dies zeigte nicht blos ſein Benehmen in allen körperlichen Schmerzen, ſondern auch in allen ſolchen Fällen, wo bei Andern die Rede von ihm war. Wenn zuweilen der Eindruck, welchen der Anblick und die Worte dieſes greiſen Johannes auf manche Herzen machten, etwa äuſſerlich merklich wurde; ſo konnte er eine ſolche Rührung nicht begreifen, wohl aber ſagte er manchmal bei ſolchen Gelegenheiten: „das iſt ja erſtaunlich! Lieben und geliebet werden, iſt der Himmel ſchon auf Erden; heilig, ſeelig, iſt die Freundſchaft und Gemeinſchaft die wir haben, und darinnen uns erlaben.“ Dagegen, was blos ſeines Herrn war, das verſtund, wie geſagt, der alte, treue Knecht noch vollkommen. Da war ihm auch ſein Gedächtniß noch ganz bewundernswürdig treu, und es zeigte ſich recht bei ihm, was das für ein ſichrer, feſter Schatz ſey, was man dem Gedächtniß in früher Kindheit einprägt. Denn wenn ihm in der letzten Zeit einmal die leiblichen Schmerzen ſehr zuſetzten; ſo betete er ſchöne Verſe aus Paſſionsliedern, oder rechte Kernſprüche der heiligen Schrift, und das half immer. Wollten ihn zuweilen Andre durch ſolche Sprüche oder Liederverſe tröſten, und ihr Gedächtniß reichte nicht recht aus (denn ſchon wir in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Gebohrenen ſind in unſrer Kindheit nicht mehr ſo reich gemacht worden an Schätzen für das Sterbebett, wie unſer Seeliger zu ſeiner Zeit), ſo half er ihnen ein, oder fuhr da fort, wo ſeine Freunde ſtehen geblieben waren.

Ja er verſtund noch gar wohl was ſeines Herrn war. Darum ließ er auch keine Gelegenheit unbenutzt, die ihm, bis zu ſeinen letzten Tagen, ſich darbot, Menſchenſeelen zu Gott zu führen, zu ermahnen und zu ſtärken in Chriſto. Zu den lieben Kindern, die ihm, wie wir dies noch erzählen werden, in den letzten Tagen ſeines Lebens öfters ſchöne geiſtliche Lieder vorſangen, zu Rudolph und Allwill ſagte er: „Ach wenn ihr erſt wüßtet, wie ſüß ſichs beim Heiland ruhet.“ — Ja, ihr lieben, theuren Kinder, Rudolph und Allwill, erfahret das, das gebe Gott! im vollen Maaße, wie ſüß es ſey in Ihm ruhen und ſeyn!

Auch ein Brautpaar das noch in den letzten Tagen ſeines Lebens bei ihm war, ermahnte und ſtärkte der liebe Alte; ein Brautpaar das mich gar nahe angeht. Denn (ich Schreiber dieſer Lebensgeſchichte, will es dem Leſer wohl ſagen) die Braut iſt mein einziges Kind, meine liebe Tochter Selma, und der Bräutigam iſt mir auch theuer, wie ein eigner, erſtgeborner Sohn. Alſo, der Jüngling und die Jungfrau ſtunden vor dem Greiſe, und der verſtund es noch als man ihm ſagte: die da ſind Bräutigam und Braut, und ſtreckte die ſegnenden Hände aus und ſprach; „Kindlein, bleibet bei Ihm.“ Und da die Braut ſich wo anders hingeſetzt hatte, fragte er: „wo iſt denn die Braut?“ — Ja meine lieben Kindlein, bleibet bei Ihm in Zeit und Ewigkeit!

Und ſo ermahnte er Alle die zu ihm kamen, wenn auch mit anderen Worten, immer auf dieſelbe Weiſe: laſſet uns Ihn recht von Herzen lieben und bei Ihm bleiben, und die Brüder lieben.

Im letzten halben Jahre ſeines Lebens hatte der liebe Greis ſchlagflußartige Zufälle bekommen. Ohne die mindeſte Angſt, ſtill und fröhlich wie immer, wartete er ſie ab, und ſaß dann bald wieder in ſeinem Lehnſtuhl auf. Die Schäden an den Füßen, welche zuletzt brandig wurden, mochten nun auch ſehr ſchmerzhaft werden, doch konnte man das nur errathen, denn unſer lieber, ſeeliger Greis lebte und ernährte ſich jetzt, wie wir ſchon ſahen, in und aus einer andren Welt, und die hieſige, wozu denn auch ſein Leib gehörte, gieng ihm nicht mehr viel an. Wenn daher manchmal, beſonders in den letzten Wochen ſeines Lebens, durch beengtes Athmen, und häufige Veſicatorien, die man zur Erleichterung der Bruſt anwenden mußte, die Schmerzen etwas groß wurden, da rief er den Arzt an, der nun bald kam und der alle Schmerzen und Kränklichkeiten des Leibes und der Seele geheilt hat: betete (wie ſchon erwähnt) einige Verſe aus Paſſionsliedern, und wurde dann wieder ganz ſtill und froh und heiter.

Von andrem Troſte mochte er ohnehin nichts mehr wiſſen, — und ich und du möchten das am Sterbebette auch nicht. Denn da ihn einer ſeiner Verwandten, aus recht guter Meinung, in ſeinen Leiden damit tröſten wollte, daß er ihn an das Gute und alle die Seegen erinnerte, die er, wie wir es ja auch wiſſen, während ſeines Lebens um ſich her verbreitet hatte, wurde er faſt unwillig und ſagte: Ach ſchweigen Sie! ich verlange nur Gnade, und, wollte Er mit mir zu Gerichte gehen, ſo könnte ich auf tauſend nicht Eines antworten:

Chriſti Blut und Gerechtigkeit,
Das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott beſtehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Eben in dieſem letzten, leiblichen Leidenshalbjahre ſeines Lebens, erweckte Gott auch noch fromme, liebe Menſchen, die giengen zu dem alten Kinderfreund mit Kindern, welche ſchön ſingen können und ſangen ihm ſeine Lieblingslieder: Lieder des Lobes ſeines Herrn und der Liebe zu Ihm und des innigen Vertrauens zu Ihm. Da ſtimmte der ſeelige Greis immer gar fröhlich und heiter ein, und unter den unſchuldigen Kindern, welche Gott loben, war ihm ſo gar beſonders wohl.

Noch vier Tage vor ſeinem Tode kamen jene lieben Freunde mit den Kindern auch zu ihm, und fragten ihn: ob ſie ihm etwas ſingen ſollten? Ach ja, ſagte er freundlich; ſingt mir: „Allein Gott in der Höh ſey Ehr.“ Und da ſang er laut mit und aus innigem frohen Herzen. Darauf betete ihm einer jener Freunde den Vers:

O Jeruſalem du ſchöne,
O wie helle glänzeſt du,
O wie lieblich Lobgetöne,
Hört man da in ſanfter Ruh! u. ſ. w.

Da bat der liebe Greis, ſie ſollten ihm das ganze Lied: „Alle Menſchen müſſen ſterben“ ſingen. — Dieſer Beſuch erquickte ihn und ſtärkte ihn auf denſelben ganzen Tag, und man konnte auch hieraus merken: daß unſer Seeliger ſchon nicht mehr eigentlich durch leibliche Speiſe ernährt und erquickt würde, ſondern nur noch durch geiſtliche.

Uebrigens mußte auch dieſer alte treue Kämpfer, nach dem ihm beſtimmten Maaße, die Bitterkeiten der ſiebenten Trübſal ſchmecken: aber er erfuhr auch zugleich Seine Durchhülfe, vollends hinaus aus dem elenden Leben. In einer der letzten Nächte ſeines Lebens, war der theure Greis innig tief bekümmert, und rief immer: Ach Gott, mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen! — Ach Herr Jeſu! rette an mir deines Leidens Ehre. Da war ſein Neffe bei ihm, der liebe, treue, jüngere Tobias, der zuletzt jede Nacht bei ihm wachte, und, ſo weit es ſein Beruf erlaubte, auch den ganzen Tag bei ihm blieb, der tröſtete den lieben Kämpfer, ſo wie ich auch einmal möchte getröſtet werden und dem ſprach er, mit einem Händedruck welcher viel ſagte, die Worte nach: „Dennoch bleibe ich ſtets an Dir, denn du hältſt mich bei deiner rechten Hand. — Und wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, ewiglich meines Herzens Troſt und mein Theil!“ Darauf ſang er noch ganz allein das Lied: „Jeſu der du meine Seele“ und wohl mit beſondrer Innigkeit den letzten Vers:

Herr ich glaube, hilf mir Schwachen,
Laß mich ja verzagen nicht!
Du, du kannſt mich ſtärker machen,
Wenn mich Sünd und Tod anficht.
Deiner Güte will ich trauen,

Bis ich fröhlich werde ſchauen
Dich Herr Jeſu nach dem Streit
In der ſüßen Ewigkeit.

Dann ſchlummerte er ganz ruhig und ſanft wieder ein.

Ja, das war beſonders merkwürdig: er, welcher ſein ganzes Leben hindurch, Gott und die Brüder ſo herzlich und ſo thätig geliebt hatte, litt zuletzt an der bittren Sorge und an den heißeſten Vorwürfen darüber: daß er ſo wenig geliebt habe.

Aber der Abſchied war leicht. — Das Einſchlummern eines ſeeligen Kindes, welches müde iſt, das aber in lieben, innig nahen Mutterhänden einſchläft. In den beiden letzten Lebenstagen machten ihn faſt nur noch recht heftige, leibliche Schmerzen manchmal auf kurze Zeit munter aus ſeinem ſanften Schlummer, aber er ſahe dann immer ſo freundlich aus wie ein gutes Kind, das die Mutter aus dem feſten Kinderſchlafe faſt gewaltſam wecken muß, damit es ſich zum ſchönen Kirchengange, am lieblichen Pfingſtfeſte ankleide. Aus allen Mienen, aus allen Geberden, aus allen Worten, ſprach nichts mehr als innige, dankbare Liebe, nächſt Gott vorzüglich zur lieben, treuen Schweſter, der Wittwe Naumann und ihrem Sohn Tobias, die ihm ſo viele Liebe und Treue erzeigt haben!

Am letzten Morgen ſprach ihm der junge Tobias den Vers zu:

„Was freu ich mich Herr Jeſu Chriſt
Daß du der Erſt und Letzte biſt
Der Anfang und das Ende!“ u. ſ.

und fragte ihn dann, ob er ſich wohl freue, nun bald ſeines Herrn Anſchauen zu genießen? darauf antwortete der liebe Greis „unausſprechlich.“

Nachmittags, vor der letzten Nacht, verband ihn der Chirurg zum letzten Male. Da wachte unſer Seeliger noch einmal auf durch die Schmerzen, und ſahe alle die Umſtehenden gar liebevoll an, und wenn ſie ihn fragten, ob es ihm wohl, und nun bald ewig wohl ſey? ſo antwortete er freudig: ja. Darauf verfiel er wieder in einen ſanften Schlummer. Um neun Uhr Abends kamen auch noch die lieben Freunde, welche immer die Kinder mitbrachten und mit ihnen dem Greiſe ſangen; die erkannten wohl bald, daß dies der letzte Schlummer ſey. Sie traten an das Bette des theuren Sterbenden hin und ſangen ihm mit leiſer, liebender Stimme in ſeine Himmelsträume hinein die letzten Verſe aus ſeinem Lieblingsliede: „O Haupt voll Blut und Wunden“ nämlich: „Ich danke dir von Herzen, o Jeſu liebſter Freund“ und „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir“ und dann noch:

„O Lamm Gottes unſchuldig.“ Ja, ein guter Engel ſoll dieſe lieben Menſchen auch einmal in ihrem letzten Kampfe ſtärken und erquicken, für die Erquickung, die ſie da unſrem ſeeligen Tobias brachten. — Zuletzt ſegneten ſie den nun zur Vollendung Eilenden mit vielen Thränen zu ſeinem letzten Hinüberſchlummern ein. „Lebe wohl du Theurer! und denke unſrer auch dort jenſeits!“

Am 13ten Februar hatte der Todesengel zum letzten Male, als Schlagfluß, an die Thüre unſers lieben, für ſolche gute Stimmen immer wachen Alten geklopft und am 27ten Februar früh vor 5 Uhr, gieng er ein zu ſeines Herrn Freude, in einem Alter von 81 Jahren, 2 Monaten und 14 Tagen. Er ſtarb an einem Freitag, und es war als hätte er das immer vorausgefühlt, denn er betete gar oft das Lied: „Gieb daß ich, wann ich geb der Erde, an meinem Freitag gute Nacht, auch fröhlich ruf' es iſt vollbracht.

33) Das Portrait.

Es ſind etliche unter meinen Leſern, die haben meinen lieben Vater Tobias ſo lieb gewonnen, daß ſie gerne ein Portrait, oder eine ſeiner ſilberweißen Locken noch zum Andenken von ihm haben möchten. Liebe Seelen, unſer Seeliger litt es niemals daß man eine Abbildung von ihm machte; denn er hielt nicht viel von ſich ſelber, und es war auch als ſollten wir kein leiblich Bild von ihm behalten, als das was tief in unſerm Herzen ſteht; denn als ihn — den ſchönen Greis — in den letzten Tagen ſeines Lebens, ein geſchickter junger Künſtler abmalen wollte, mißlang der Verſuch. Dennoch, mein Leſer! will ich deinen Wunſch erfüllen und dir nicht blos ein Portrait, von dem Angeſicht des theuren Alten, wie er da im Sarge lag, ſondern auch nachher noch einen Schattenriß, der bei ſeinem Leben gemacht iſt, und eine von ſeinen ſilberweißen Locken mitgeben.

Das Portrait hat eine alte chriſtliche Mutter, die ihn im Sarge liegen ſahe, von ihm gemacht. —

Ein berühmter Mann hat geſagt (und eigentlich ſagt es ſo die ganze, tiefer eindringende Beobachtung) daß das menſchliche Geſicht erſt nach dem Tode ſeinen eigentlichen feſten Umriß habe, welcher während des ganzen Lebens der eigentliche Grundton war, den aber Leidenſchaften, — Scherz und Schmerz ſo überſchrieen, daß man ihn in den meiſten Fällen nicht recht bemerken konnte.

Noch in ſeinem hohen Alter hatte unſer Greis ein ſchönes, liebliches Geſicht, mit heitern, klaren blauen Augen; aber auch in ſeinen jüngern Jahren muß er das geweſen ſeyn, was die Welt ſchön nennt. —

Nur in der ganz letzten Zeit ſeines Lebens hatten die vielen leiblichen Schmerzen, und die Wirkung des Schlagfluſſes ſeine Geſichtszüge etwas getrübt und verändert. Da aber der liebe Leichnam im Sarge lag, war das Angeſicht wieder ſchön und heiter. Eine alte chriſtliche Mutter trat daneben, die hat ſein Geſicht da abgemalt, in den Worten: „Seht, iſt es nicht gerade, als wenn dieſes ſeelig-heitre, demüthige Geſicht ſagen wollte: lieber Herr! wie ſoll ich armer Menſch doch alle der Freuden werth ſeyn, die du mir nun, o du Lieber, Heiliger, Seeliger, ſchenkeſt.“

Ich weiß nicht war es dieſes ſchöne Angeſicht im Sarge, oder war es das in unſrer Stadt wohl allgemein verbreitete Gerücht von dem Tode eines Mannes, der Gott und die Brüder ſo herzlich liebte wie Wenige, was ſo Viele zu dem Sarge des lieben Greiſes und zu ſeinem Begräbniß hinzog. Da ſagte Mancher an ſeinem Sarge: ach möchte ich doch auch ſo leben wie er, und möchte mein Ende ſeyn wie ſeines. Menſchen (Kinder beſonders) die noch nie einen Leichnam geſehen hatten, küßten des lieben, ſchönen Greiſes irdiſche Hülle.

Ja, du lieber Greis, möchte unſer Ende ſeyn wie deines, und unſre Ewigkeit wie deine Ewigkeit!

Der theure Pfarrer Seidel, der unſern Kießling innig lieb hatte, hielt dem „frommen und getreuen Knecht" die Grabrede. Der Leitext den ſich der Seelige ſelber gewählt, war der nämliche, der vor faſt 60 Jahren die erſte Veranlaſſung zu ſeiner Erweckung und von da an der Haupttext ſeines ganzen innren Lebens geworden war: „Dem aber der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an Den, der die Gottloſen gerecht machet, dem wird ſein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit." — Die irdiſche Hülle wurde auf dem St. Rochus Kirchhofe begraben.

Nun, lieber Leſer! hier gebe ich dir auch den Schattenriß unſers theuren Alten, der nach dem Leben gemacht iſt, und eine von ſeinen ſilberweißen Locken mit nach Hauſe. Die ſilberweiſe Locke findeſt du in der Apoſtelgeſchichte C. 20. im Abſchiede des heiligen Paulus, beſonders aber in den Worten: „Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott, und dem Wort ſeiner Gnade, der da mächtig iſt euch zu erbauen, und zu geben das Erbe, unter

Allen die geheiliget werden.“ Der Schattenriß nach dem Leben, merke wohl! ſieht ſo aus!

„O Herr! du mein und ich dein! Ich bin Deiner nicht werth, aber ich bedarf Dein und Du giebſt dich mir aus ewiger Liebe. Halte mich feſt, lieber Herr! — Herr, lieber Herr! ich bin faſt nichts, was aber in und an mir iſt, das ſoll Dein ſeyn, und der Brüder die Du liebſt.“

Uebrigens ſteht noch ein andres Portrait vom ſeeligen Kießling in dem ſchönen, alten Liede: Herzlich lieb hab ich dich o Herr! beſonders auch im andren Verſe:

Es iſt ja Herr Dein Geſchenk und Gab
Leib, Seel und Alles was ich hab
In dieſem armen Leben.
Auf daß ichs brauche zum Lobe Dein
Zu Nutz und Dienſte dem Nächſten mein
Wollſt mir Deine Gnade geben.

Siehe, lieber Leſer, das iſt das Gemälde des *Pietiſten* Kießling. Nicht alle, ach leider *bei weitem nicht alle* die du Pietiſten nennſt, ſind ſo, wie der Johann Tobias Kießling war, aber alle wahre Chriſten, o wäre ich doch auch einer! *ſind* ſo.

Verſchiedenes aus dem Reiche und für daſſelbige

Matth. 6, V. 10.

Das Reich, das in der vorſtehenden Ueberſchrift gemeint iſt, iſt freilich in ſeiner Wurzel und in ſeinem Grunde kein ſichtbares und äuſſerliches; denn es heißt von ihm es iſt inwendig in euch. Aber es iſt daſſelbe, für deſſen Kommen im Vater unſer gebeten wird; daſſelbe, welches zwar, wie unſer Herr ſelber von ihm ſagt, nicht von der Welt iſt, wohl aber täglich, ſo oft wir darum beten, zu uns, die wir in der Welt wohnen, herabkommt, und immer mehr und vollkommener zu uns kommen ſoll, und welches dann allerdings, überall wo es kommt, wenn auch nicht an ſeiner Wurzel, doch an ſeinen Früchten ſichtbar wird. Es iſt ein ſeeliges Reich, in welchem Weisheit und Liebe regieren, Frieden und Gerechtigkeit ſich küſſen; ein Reich deſſen Seeligkeit ewig, ohne Aufhören iſt, denn der Chriſt fängt bereits hier an ſie im Glauben zu empfinden, und wird ſie dort im Schauen genießen. Darum läſſet er es ſich auch gerne gefallen, daß wir hier durch viel Trübſal in dieſes Reich, das Fleiſch und Blut nicht ererben können, eingehen müſſen, und es iſt ihm am Ende kein Opfer zu ſchwer, wäre es auch der Fuß, oder die Hand, oder das Auge, das am Weitergehen hinderte.

Die Ausbreitung und Begründung jenes Gnadenreiches auf Erden, iſt auch das tägliche Anliegen und die liebſte Beſchäftigung des zum rechten Mannesalter (Epheſ. 4, V. 13.) gereiſten Chriſten, und ſchon ſein Gebet für daſſelbe, iſt nicht menſchlich unkräftiges Wort, ſondern göttliche Kraft; und ſein ganzer Wandel, ſein ganzes Thun, wirbt und wirket für jenes Reich, welches nicht in Worten, ſondern in der Kraft beſtehet.

Darum ſiehet man auch überall, wo das rechte und lebendige Chriſtenthum ſein Licht leuchten läſſet, ſey das nun im ſtillen, einzelnen Hauſe, oder auf ganzen Inſeln und unter ganzen Völkern, das theure, liebe Gottesreich herbeikommen, nicht mit äuſſerlichen Geberden, ſondern ſtill und geräuſchlos. Man ſieht und erkennt dieſes Kommen an den Früchten: Liebe, Demuth, Gerechtigkeit und Keuſchheit, und in der eignen Bruſt bemerkt man es meiſt an dem ſüßen innren Frieden, mit Gott und den Menſchen.

Ein rechter Reichsbürger (m. v. S. 305.) hat alſo kein größeres, ihm näher anliegendes Intereſſe auf der Welt, als das fürs Reich und alle ſeine Angelegenheiten und Neuigkeiten. Und an den letzteren, und zwar an recht bedeutungsvollen und erfreulichen, fehlt es in unſren Tagen gar nicht, und wenn man das liebe Miſſions-Magazin lieſt, hat man jeden Monat eine neue Veranlaſſung Gott zu danken, für den Seegen, welchen er in unſern Tagen ſo reichlich und ſichtbarlich auf die Verbreitung ſeines heiligen Wortes und Evangeliums, und auf die Predigt ſeiner Boten unter den Völkern und Heiden leget. Denn da wacht in manchem fernen Welttheil, beſonders bei den Bewohnern der Südſeeländer, ein Volk nach dem andren zum ſeeligen Leben des Chriſtenthums auf, und von einer Inſel zu der andern ertönet bereits das liebliche:

„Ehre ſey dem Vater und auch dem Sohn
Und Gott dem heiligen Geiſte;
Dem der vom Anfang war und nun;
Der uns ſeine Hülfe leiſte,
Auf daß wir ganz ſein eigen ſeyn,
Hier in dieſer Zeit
Und dorten in der Ewigkeit!“

Auſſer dieſen großen und auffallenden Ereigniſſen und Neuigkeiten aus dem Reiche, giebt es nun auch andre, die zwar nicht ſo ſtark in die Augen fallen, weil ſie nur die Geſchichte des einzelnen, ſtill verborgenen Chriſten und ſeinen kleinen Haushalt betreffen, die aber dathum dennoch weder in Gottes, noch in des wahren Chriſten Augen zu klein, oder der Beachtung unwerth erſcheinen; weil es ja überall derſelbe Geiſt der Gnade iſt, der dort an Vielen, hier am Einzelnen ſein Werk treibet. Und wer dieſen Geiſt der Gnade liebet, der begleitet ihn gerne, und ſieht ihm mit derſelben Freude und Liebe zu, er mag nun eben bei ganzen Völkern auf die Arbeit gehen, oder in der kleinen Hütte und in dem Herzen eines einzelnen Chriſten.

Wir wollen hier auch zuerſt mit ihm in den chriſtlichen Haushalt eines Landpfarrers gehen, den der Leſer ſchon aus dem erſten Bändchen des Alten und Neuen kennt; in den Haushalt des lieben ſeeligen Pfarrer Flattich. Der hatte, ſo bei Gelegenheit, dreißig Regeln für chriſtliche Haushaltungen gegeben, welche jemand, der ins Pfarrhaus gehörte, wörtlich aus ſeinem Munde aufſchrieb, und mir ſind ſie dann aus treuer Freundeshand mitgetheilt worden. Dieſe Regeln kann ſich nun der Leſer hier auch mit in ſein Haus nehmen, ſie ſind das werth; denn jeder, der am Reich Gottes auf Erden will bauen helfen, muß zuerſt an ſeinem eignen Herzen, an ſeinem eignen Hauſe und ſeiner Gränznachbarſchaft anfangen.

Das hatte unſer ſeeliger Flattich in reichem Maaße gethan, wie dies ein und der andre Leſer bereits aus den einzelnen Zügen weiß, welche ich und Kanne aus dem Leben des merkwürdigen Mannes mitgetheilt haben. Dieſe Züge haben wir beide aus dem Munde unſers lieben, alten Burgers in Nürnberg, der längere Zeit im Hauſe des ſeeligen Pfarrer Hahn -- des Schwiegerſohnes unſers alten Flattichs, — lebte und wohnte, und damals auch Flattichs Haus und ſeine Predigten gar oft beſuchte, und dabei den lieben Alten ſo genau kennen lernte, daß ihm dieſer gar viel aus ſeinen inneren und äuſſeren Lebenserfahrungen mittheilte.

Einige ſolche Züge, auch wenn ſie ſchon bekannt wären, was doch nicht bei allen der Fall iſt, müſſen hier doch wieder, zum beſſeren Verſtändniß der Hausregeln, kurz erwähnt werden.

1) Züge aus des Würtemberger Pfarrers Flattich Leben.

Der ſeelige Flattich war zuerſt Pfarrer bei einer Gemeinde, die faſt aus lauter armen Leuten beſtund, weil dort der Boden gar ſchlecht und alſo der Ertrag des Acker- und Gartenbaues gar gering iſt. Die Leute hatten ſich daher zum Theil gewöhnt von Zeit zu Zeit in der

Gegend herumzuſtreichen und zu betteln, weil das, nach ihrem Bedünken, leichter war, und auch mehr dabei herauskam als beim Arbeiten. Flattich hatte kaum dieſen faulen Fleck an ſeiner Gemeinde, die ihn übrigens gar gerne hatte, bemerkt, als er in ſeinen Predigten und in allen Ermahnungen, die er bei ſeinen Beſuchen in den Häuſern und bei andern Gelegenheiten den Einzelnen gab, ernſtlich darauf drang: der Chriſt, der wahre Chriſt, ſolle und dürfe nun einmal nicht betteln, ſondern müſſe, im Vertrauen auf Gottes Seegen, das Brod eſſen, das ihm Gott, ſey es nun wenig oder viel, für die Arbeit ſeiner Hände, im Schweiße ſeines Angeſichts beſcheere.

Die Leute ſchämten ſich endlich, wenigſtens vor ihrem Pfarrer und vor einander, wenn auch noch nicht vor dem lieben Gott, und liefen nicht mehr aufs Betteln; dagegen ſchickten ſie nun ihre Kinder in die Dörfer und Häuſer, wo ihnen früher eine Gabe gereicht worden, um ſich doch noch die alte Kundſchaft beiläufig offen zu halten. Da das aber der Pfarrer bemerkte, eiferte der noch viel ſtärker darüber, als ers vorhin über das Betteln der Alten gethan, und zeigte denen daß ſie jetzt in eine doppelt ſo ſchwere Sünde verfallen wären, denn erſtens bettelten ſie noch fort, nach wie vor, und zweitens verführten ſie ihre unſchuldigen Kinder zum ſchlaunen und landſtreichen, und richteten dieſe dadurch vielleicht auf Zeit und Ewigkeit zu Grunde.

Da kamen einmal nach der Predigt etliche ſolche arme Väter zu ihm und ſagten: ja lieber Herr Pfarrer, er hat gut reden, ſehe er nur einmal bei uns in unſrem Haushalt nach, wie klein und wie ſchlecht unſer Stückchen Feld iſt, und wie wenig es einträgt, und ſind doch die Kinder alle Tage hungrig und wollen eſſen.

Der Pfarrer ſagt: ihr Leute ſeht immer von eurem Stückchen Acker nur die untere Seiten an, und da ſeht ihr freilich nichts wie Steine und dürre Erdenklöſe. Seht aber nur auch einmal die obere Seiten davon an; das iſt der Himmel, und der ſteht über eurem Stücklein Feldes gerade eben ſo groß und weit und breit da, als über unſers gnädigen Herzogs Landen. Der liebe Gott hat nicht geſagt: ich will blos das Viele ſegnen, daß es zulangen ſoll, mit ſo wenigem als der Michel, da auf ſeinem Streiflein Feldes baut, laß ich mich nicht ein; ſondern mit ſieben Gerſtenbroden und ein wenig Fiſchlein ſpeiſete der Herr Chriſtus viertauſend Mann, und blieben noch ſieben Körbe voll Brocken übrig, und ein anders Mal, wo nur fünf Brode da waren, ſpeiſete er gar fünftauſend Mann damit, und blieben doch noch zwölf Körbe voll Brocken übrig.

Wenn du recht aufmerkeſt, von welcher Seiten deines Ackers eigentlich das tägliche Brod und alles Gedeihen und Seegen in demſelben herkommt, ſo wirſt du bald ſehen, daß alles nicht von der unteren, ſondern von der oberen Seiten kommt, und die iſt, wie geſagt, bei deinem Felde eben ſo viel werth als bei des gnädigen Herzogs ſeinem Land. Wenn du alſo beteſt und arbeiteſt, und Gott vertrauſt, ſo wird dir dein klein Stück Land gerade eben ſo viel eintragen als dem gnädigen Herzog ſein großes; nämlich ſo viel, daß du eben ſo gut kannſt ſatt werden wie er, und kannſt eben ſo gut noch was davon übrig behalten wie er.

Ihr Leute haltets aber auch gar zu ſehr mit dem Nimmerſpar, deſſen Hauslehr die iſt: iß friſch darein ſo lang du kannſt, haſt du nichts mehr, ſo haben doch andre Leut. Wenn die Ernte herein und etwa auch das Ferkel eingeſchlachtet iſt, ſo zehrt ihr drauf los vom Morgen bis zum Abend, und kommt vor lauter Eſſen nicht ordentlich zum Beten und Arbeiten. Und iſts alle, ſo lauft ihr vor fremde Thüren und bettelt. — Der liebe Gott will fleißige und getreue Knechte auch im Haushalten, und ſolchen ſegnet er auch ihr Weniges reichlich, daß ſie noch Andren davon geben können.

Den Leuten leuchtete das am Ende ein, und die meiſten von ihnen baten den Pfarrer er ſolle ihnen nur weiter gut rathen wie ſie's anzufangen hätten, um ſich ordentlich und ehrlich durchzubringen; das Betteln ſey ihnen jetzt ſelber entleidet, und die Kinder möchten auch nicht gerne dran, ſeitdem der Herr Pfarrer in der Kinderlehre und in der Winterſchule ſo dagegen geſprochen.

Da giebt ſich der Pfarrer dran, und geht in alle die einzelnen Hütten hinein, überrechnets und überlegts mit jedem Hüttenvater, wie viel der jährliche Ertrag ſey, giebt dem einen einen guten Rath, wie er ſein Grundſtück beſſer in Aufnahme bringen und benützen ſolle, dem andern, wie er ſich noch ſonſt was dabei verdienen könne, vor allem macht er ihnen eine ordentliche Eintheilung und iſt für dieſes Jahr der Haushof- und Schatzmeiſter für alle.

Und der liebe Gott ſegnet ſein Bemühen. Da das Jahr um iſt, hats bei allen zugelangt und iſt bei manchen noch etwas übrig geblieben. Und die Leute ſehen am Ende doch ein, daß beim Arbeiten eben ſo viel und noch mehr herauskommt als beim Betteln, und das Brod das man erarbeitet hat, ſchmeckt beſſer und iſt geſünder als das, was man erbettelt hat. So hatte denn der liebe Flattich die Freude, eine Gemeinde, die großentheils aus herumſtreichenden Leuten und zerlumpten Müſſiggängern beſtund, nach wenig Jahren faſt ganz in eine Gemeinde von ordentlichen, rechtſchaffenen Hausvätern umgewandelt zu ſehen, die ihr ehrliches tägliches Brod mit Dank gegen Gott aßen.

Als die große Theuerung war, theilte der ſeelige Flattich jedem der kam und um Brod bat, reichlich aus, und an ſeinem kleinen, damals nur ſpärlich gedecktem Tiſche, wurden durch Gottes Seegen täglich Hungernde geſättigt. Freilich gieng denn dabei auch der Getraidevorrath auf dem Oberboden, viel eher zu Ende als die Theurung. Da nun der letzte Reſt davon bereits in die Mühle und von da in den Backofen und in die Vorrathskammer, und auch aus dieſer meiſtens ſchon in die Hände der Hungernden gegeben war, kam eines Morgens die ſchon erwachſene Tochter zum Vater hinauf und ſagte: lieber Vater! es ſind ſchon wieder arme Kinder da, die Brod haben wollen. Aber wie ſoll ich jetzt thun, ſoll ich denn immer noch weggeben? wir haben ja ſelber keines mehr.

Wie, ſagt der Pfarrer, es iſt gar kein Brod mehr im Hauſe? — Ja, ſagt die Tochter, nur noch ein Reſtchen von dem geſtern angeſchnittenen Laib und dann noch ein einziger ganzer. Aber das langt ja kaum bis morgen früh in den Haushalt und Getreide iſt gar nicht mehr da.

Ei, ſagt der Pfarrer, du haſt noch einen ganzen Laib und auch noch ein Reſtlein von einem, und ſprichſt ſchon es ſey kein Brod mehr da? Geh nur meine Tochter und ſchneide den Kindern getroſt herunter und ſo viel wie ſonſt. Steht es doch geſchrieben: „Siehe, des Herrn Auge ſiehet auf die, ſo ihn fürchten, die auf ſeine Güte hoffen: daß er ihre Seele errette vom Tode, und ernähre ſie in der Theurung. Unſere Seele harret auf den Herrn; er iſt unſre Hülfe und Schild.“ Harren wir ja auch auf den Herrn, und ſo wird das auch wahr werden: daß er uns ernähret in der Theurung.

Die gute Tochter geht, und giebt (denn das war ihre Freude) gerne. Kann ſich aber freilich wohl, bei jedem Biſſen den ſie herunterſchneidet, kaum der Sorge erwehren: wo wird aber der Vater, bei dem großen Mangel der überall iſt, neues Getraide auftreiben?

Und ſiehe, der Vater ſitzt ganz ruhig in ſeinem Zimmer, bei den Arbeiten ſeines Berufes, da kommt eine reiche Nachbarin zu ihm. Herr Pfarrer, ſagt die, bei Ihnen wird nun auch wohl das Getraide das Sie ſich hingelegt, ziemlich zu Ende gehen. Denn ich hab oft mit Verwunderung zugeſehen, wie Sie von Bettelleuten überlaufen werden und da geht keiner davon aus Ihrem Hauſe, ohne ein Stück Brod. Da hab ich denn ſchon immer zu meinem Manne geſagt: Mann, wir müſſen für unſern Herrn Pfarrer auch einige Scheffel Getraide aufheben, denn bei dem wirds bald fehlen. Wenn Sie nun Getraide brauchen, ſo ſchicken Sie nur hinüber und laſſens holen, ſo viel Sie wollen. Und wenn Sie einmal wieder einernten, geben Sie es uns wieder.

Der Pfarrer dankt der guten Nachbarsfrau herzlich und ſagt dann zur Tochter: Darum ſtehet geſchrieben: „Er hat beide die Kleinen und die Großen gemacht und ſorget für alle gleich.“ Für die Kleinen die heute Morgen ums Brod baten, hat Er durch uns Große geſorgt und hätteſt du zu den Bettelbuben geſagt, ihr Leute, ich kann euch wirklich heute kein Brod geben, denn wir haben ſelber keines mehr, ſo wären die doch nicht abgegangen, denn ſie hätten dirs gar nicht geglaubt daß ein Pfarrer für hungrige arme Kinder kein Brod im Hauſe haben ſoll, und hätten auch recht daran gehabt. So kann auch ich es nimmermehr glauben, daß unſer Gott, der ein ſo reicher, gnädiger Herr iſt, einmal kein Brod mehr für einen armen Pfarrer haben ſoll, der auf Ihn trauet und der auf Sein Geheiß den Leuten alle Tage vom Glauben an Ihn vorprediget. Denn es ſtehet nicht geſchrieben er ſorget für die Kleinen allein, indem er mir und andern Chriſten ein mitleidiges Herz giebt gegen die armen Buben, ſondern für Alle gleich, für Große wie für Kleine, und hätte Er nicht ſelber ein mitleidiges Herze, ſo könnte er mir auch keins geben.

Das Getraide wird geholt. Und Gott ſegnet den Vorrath, daß er vollends ausreicht bis zur nahen, reichen Ernte.

Der Pfarrer Flattich hatte aber nicht blos einen feſten, heldenmüthigen Glauben an Gott und ſeine Hülfe, in theurer Zeit, ſondern eben ſo auch in wohlfeiler; in ſchlimmen Tagen eben ſo wohl als (was oft ſchwerer iſt) in guten. Er ſahe ruhig zu wie ein kleines, von einem Vetter ererbtes Vermögen, allmälig durch Ausleihen an arme Leute daraufgieng, und dergleichen Züge von einem guten, beſtändig muthigen Glauben, werden wir in den nachſtehenden Hausregeln mehrere finden. Wenn nun aber jemand, wie mein Freund Burger — damals noch Jüngling — einmal that, ſich über einen ſolchen Chriſtenmuth wunderte und etwa zu ihm ſagte: Herr Pfarrer, ein ſolcher Glaube wie der Ihrige, iſt ſelten in Iſrael, und gebe mir Gott auch einen ſolchen; da antwortete ihm Flattich: O lieber Freund!

was ſieht er mich an als hätte ich Glauben. Ich bin ein armer Anfänger im Glauben. Aber eine arme Wittwe habe ich kennen gelernt, die hatte es weiter drinnen gebracht als ich, und bei der hätte man Glauben lernen können.

Da ich noch bei meiner erſten Gemeinde war, wo es viele arme Leute gab, hatte eine arme, alte Wittwe ihr Häuslein nicht weit vom Pfarrhauſe, ſo daß ich von da aus hinüber ſehen konnte. Die alte Frau hatte auſſer dem was das Bischen Flachsſpinnen hergab, wohl kaum noch eine andre Nahrung als das was in ihrem Gärtlein, gleich beim Hauſe wuchs, beſonders das Obſt, das ſie für den Winter trocknete. Wenn aber der Herbſt kām und das Obſt reif wurde, kamen aus den Hütten in der Nachbarſchaft allerhand arme Kinder, die ſtiegen und krochen in den Garten der alten Frau hinein, und aßen ſich ſatt an ihren Aepfeln und Birnen, ohne daß ſie ſie ein einziges Mal hinausgejagt hätte. Vielmehr, als wenns ihr ordentlich Freude machte daß die Buben ihr das Obſt ſtählen, gieng ſie jedesmal, wenn ſie mit dem Flachsrocken beim Fenſter ſaß, von dem hinweg und machte ſich im Häuslein ſonſt was zu ſchaffen, ſobald ſie merkte daß die Kinder in den Garten herein wollten, und kam erſt wieder zum Fenſter, wenn die ſatt und wieder hinaus waren.

Das kannte ich ſo doch nicht mit anſehen. Ich gieng einmal hinüber, ſtöberte die Buben zum Garten heraus, und dann gieng ich zur alten Mutter hinein und zankte ſie aus. Frau, ſagte ich zu ihr, ihr treibt das Ding gar zu arg. Laßt euch da von den loſen Buben euer Obſt wegeſſen, ohne nur einmal darum zu ſchelten, und was mich am meiſten von euch ärgert, ihr lauft ſogar vom Fenſter weg, ſobald ihr merkt daß die Kinder kommen, damit ſie ja recht ungeſtört im Garten hauſen können. Denkt ihr denn gar nicht daran daß der Winter kömmt, und daß ihr euer Bischen Obſt gar wohl zuſammen nehmen müſſet, wenn ihr dann wollt zu leben haben?

Die alte Mutter ſagte darauf freundlich zu mir: Lieber Herr Pfarrer, zanke er nicht. Gehe er nur einmal, mit heraus in den Garten und ſehe er all das viele Obſt an, womit mich der liebe Gott geſegnet hat. Darauf nahm ſie mich bei der Hand und führte mich hinaus in ihr Gärtlein, und mit dem Stabe den ſie in der Hand hatte, zeigte ſie hinauf in die oberen Aeſte, wie die alle reich voll Obſt hiengen, reicher als jenesmal faſt in allen Gärten umher. „Sieht er, ſagte ſie, die armen Kinder da von den Nachbarsleuten, können doch nicht da oben hinauf, ſondern nehmen ſich blos die Aepfel und Birnen, die unten dran hängen. Und die kann ich ihnen ja gern vergönnen, denn die Kinder ſind hungrig, und was ich unten hergebe, hängt mir der liebe Gott oben wieder dran.“

Daß der Pfarrer Flattich ein ganz beſonders trefflicher und glücklicher Lehrer . und Erzieher war, weiß man noch jetzt von ihm, faſt in ganz Würtemberg. Seine Methode z. B. Lateiniſch zu lehren, war ſo ſinnreich und einfach, und von ſolchem auſſerordentlichen Erfolg, daß ſie allgemein bewundert wurde. Er hatte, wie der Leſer auch aus den weiter unten angefügten Hausregeln ſehen wird, beſtändig eine ziemliche Anzahl (ſelten unter 12) Koſtgänger bei ſich, deren Erziehung und Unterricht, nächſt ſeinem Pfarramte, ſein Hauptgeſchäft war. Ihm war das Unterrichten der jungen Leute wirklich zur angenehmſten Unterhaltung und zur Luſt geworden, und wie ſich ein leidenſchaftlicher Blumenliebhaber an ſeinen Blumen freut, und, ſo oft er ein freies Stündchen hat, mit Luſt zu denen hingeht, ſie begießt und anbindet und gerade zieht, ſo war unſer ſeeliger Flattich gleich, ſobald er ein freies Stündchen hatte, beim Unterricht, den er den Kindern auf die heiterſte, originellſte und dabei gründlichſte Weiſe gab; ſo daß dieſen das Lernen bald ſelber zur Freude wurde. Denn ein Kind hat doch nur dann erſt rechte Freude am Unterricht, wenn es merkt daß es dabei etwas Tüchtiges lernt. Und ſo lebt und wirkt der alte Flattich noch jetzt in und durch manchen trefflichen Mann in Würtemberg fort, den er unter Gottes Beiſtand zum Chriſten und zum tüchtigen Geſchäftsmanne erzogen hat, und in gar manchem Herzen tönen noch immer ſeine väterchen Lehren, mit dem treuherzigen „da han i geſagt" (da hab' ich geſagt) das ſich der Alte faſt nach jedem zehnten Worte angewöhnt hatte, nach.

Ich habe ſchon an einem andren Orte erwähnt, wie Flattich einmal, bei einer gewiſſen Gelegenheit nicht ſeine Zöglinge allein, ſondern den Erzieher, ſich ſelber nämlich, in eine gar wirkſame, reich geſegnete Zucht nahm. Da ſich eine Stelle in ſeinen Hausregeln darauf bezieht, erwähne ich den Fall ganz kurz.

In ſeinen jüngeren Jahren war Flattich gar ſehr zum Jähzorn geneigt und wenn die Kinder etwas verſahen, ſo war er gewöhnlich viel eher damit bei der Hand, ſein „da han i geſagt" mit einigen kräftigen Schlägen, als mit zurechtweiſenden Ermahnungen und Gründen zu unterſtützen. Denn jenes gieng viel geſchwinder, und ſchien auch leichter begriffen zu werden. Da er aber dabei gar oft ſich wegen ſeiner leidenſchaftlichen Heftigkeit und Härte Vorwürfe zu machen hatte, ſo nahm er ſich vor Gottes Angeſicht vor, die Kinder nie mehr zu ſchlagen, ſondern mit Gebet, mit Liebe und Gedult zu ziehen. Und was Flattich einmal dem lieben Gott recht ernſtlich verſprochen hatte, das ſuchte er auch treulich zu halten. Freilich, den erſten und andern Tag gieng es ſo an. Die Kinder bei denen die geſtrigen und vorgeſtrigen Schläge noch im friſchen, wirkſamen Andenken waren, nahmen ſich zuſammen, und dachten: der Pfarrer hat eben heute ſeinen Stock vergeſſen, morgen giebt ers deſto beſſer. Da aber auch am dritten, am vierten Tage keine Schläge kamen, probirten es die Jungens erſt an kleinen, dann an immer größeren Bübereien, obs denn der Pfarrer etwa gar verredet habe zuzuſchlagen? Und da dem wirklich ſo zu ſeyn ſchien, zeigten ſie es dem armen Flattich auf eine gar einleuchtende Weiſe, welch ein tückiſcher Geſelle die Furcht ſey, mag ſie ſich drinnen in ihrem Hauſe noch ſo artig und ehrbar ſtellen. Wenn der Ochſenſtecken nicht mehr vor der Thür ſteht und ſie nun ins Freie kommt, dann ſieht man bald daß der Stecken, wenn er nicht blos im nöthigſten Falle Stütze wie für ein rankendes Gewächs, ſondern Stamm des Unterrichts und der Erziehung iſt, keine guten Früchte tragen kann. Die Buben machtens damals dem alten Flattich durch ihre Ungezogenheiten ſo ſauer, daß er, wie er in den Hausregeln ſagt, das Informiren eine Zeit lang ganz aufgeben mußte. Nicht aber ſeinen Vorſatz nicht mehr ſo zu ſchlagen, ſondern in Gedult und Glauben und Gebet dieſe Prüfung auszuharren. Und dieſe Mittel waren gut. Er hat es meinem alten Freund mit naſſen Augen erzählt und dieſer mir wieder ſo, daß von den Knaben, die ſich damals ſo an ihrem treuen Lehrer vergangen und die es ihm nachher oft mit Thränen, ja einige der ärgſten fußfällig abgebeten, keiner verloren gegangen — ſie waren alle für Gott und Ewigkeit gefunden!

Auch den Hausregeln wird man es anmerken, daß ſich Flattich, je älter und reifer er geworden, deſto mehr auf Liebe und Sanftmuth gewendet. Seinem etwas heftigen, leicht eifernden Schwiegerſohne, dem trefflichen Hahn, ſchrieb er einmal, als dieſer auf dem Umſchlag eines circulirenden Buches oder Schreibens, das nicht nach ſeinem Sinne war, ſeiner Heftigkeit freien Lauf gelaſſen, blos die Worte nebenbei: „Petre, ſtecke dein Schwerdt in die Scheide.“

Große Umſtände und ſonderliche Pracht, wird wohl einer, der die nachſtehenden Hausregeln geleſen, im Hauſe meines alten, lieben

Flattichs nicht erwarten. Doch war man als Gaſt in keinem Hauſe ſo freundlich willkommen und lieber geſehen als da, und das Pfarrhaus war am Sonntag, wo gar viele Leute aus benachbarten Gegenden kamen, die den alten Flattich predigen hören wollten, öfters ſo voller beſuchender Gäſte, daß der große Tiſch und der Kalbsbraten für ſo viele Leute zu klein ſchienen. Wenn aber die fromme, treffliche Tochter, das Tiſchgebet voll Andacht und Glauben geſprochen, war es als gebe der Kalbsbraten noch dreimal ſo viel Stücken her als man es ihm anfangs angeſehen, und die Gäſte wurden alle reichlich ſatt, und blieb noch übrig. Freilich, der alte Flattich, der als heitre Seele der ganzen Tiſchgeſellſchaft, auch mit dabei ſaß, aß eigentlich für ſich beſonders, nämlich in ſeinem höherem Alter täglich, ſtatt des Fleiſches und jedes andern Eſſens das die Gäſte bekamen, ein Schüßlein Reisbrei.

Einer meiner Freunde war auch einmal mit ſeiner Tante, gerade in der Sommerszeit, wo es recht viele Fliegen giebt, bei dem alten Flattich. Es war Mittag, und der Alte bekam eben ſein Schüſſelchen Eſſen vor ſich hin auf den nußbaumenen Tiſch geſetzt. Ei, bemerkte die Tante, Herr Pfarrer! wie können Sie da vor den vielen Fliegen eſſen. Das könnte ich einmal nicht ſo um mich leiden. —

Gnädige Frau, ſagte der Alte, die Stube iſt eben für uns alle groß genug. Sehen Sie, da han i geſagt, ein reinlicher Tiſch iſt eben ſo rein als ein reinliches Tiſchtuch und läßt ſich, han i geſagt, leichter wieder waſchen als ein Tiſchtuch. Wenn nun mein Schüſſelchen Eſſen herkommt auf den Tiſch, ſo nehme ich den Löffel und thue daher ein Kleckschen Suppen und daher eins. Dann wird die Schüſſel zugedeckt, daß keine Fliege hineinfällt. Während dann zu Tiſche gebetet wird und ich mich ſetze, da han i geſagt, haben ſich meine Gäſte auch geſetzt, und laſſen mich in Ruhe. Der liebe Gott hat eben vielerlei Creaturen in ſeiner Welt!

Unnöthige Kleidungsſtücken liebte, wie wir auch aus den Hausregeln ſehen können, unſer alter Flattich nicht. Ein Hut wäre freilich, hier bei uns zu Lande, für einen Mann gerade nicht ſonderlich nöthig, denn dafür hat man Haut und Haare auf dem Kopfe. Der alte Flattich dachte auch ſo, und trug daher ſtatt des Hutes, wenn er ausgieng, blos ein wachsleinwandenes Hutfutteral, dem man es noch dazu auf verſchiedene Weiſe anſehen konnte, daß er zu Hauſe, in Münchingen, nicht einmal dieſes Hutfutteral gebrauchte, ſondern vielleicht blos die Schattirung von einem Hute.

Wenn er übrigens auch einmal ein beſonders gutes Kleidungsſtück hatte, ſo gabs immer gar zu Viele, die es, nach ſeiner Meinung, noch nöthiger brauchten als er, und da beſann er ſich dann nicht lange, was in ſolchem Fall zu thun ſey.

Einmal kam, von Schweiße triefend und ganz ermüdet, ein Handwerksburſche zum alten Flattich und begehrte eine Gabe. Da nun der Pfarrer ſo gar gut und gaſtfrei war, faßte ſich das junge Blut ein Herz, erzählte dem Pfarrer, daß er auf ſeiner Wanderſchaft faſt bis am Rhein geweſen, er habe aber noch gar weit nach Hauſe, denn ſeine Mutter wohne 2 Stunden hinter Ellwangen. Die Füße hieltens wohl noch aus, wenn er etwas zu leben habe, und wären immer wieder zugewachſen, ſo oft er ſich ſie auch aufgegangen, die Strümpfe aber nicht, der Herr Pfarrer ſolle nur ſehen was das für ein Elend wäre. Und er wäre doch von ordentlichen Eltern, und zu Hauſe bei ſeiner Mutter hätte er wohl noch 3 Paar gute Strümpfe. Wie er aber mit den Fetzen da, bei ſeinen wehen Füßen, nach Hauſe kommen ſolle, wiſſe er nicht.

Da geht der Pfarrer und holt ihm ſein beſtes Paar Strümpfe. Etliche Tage drauf bemerkt die Frau, denn die Ueberſicht koſtete nicht viel Mühe, den Abgang. Da fragt ſie:

lieber Mann, haſt du denn das neue Paar Strümpfe etwa herausgethan aus dem Kaſten da? — Ja, ſagte der, ich habs einem armen Handwerksburſchen geſchenkt. — Ei, ſpricht die Frau, warum haſt du ihm denn gerade deine guten und nicht lieber ein Paar ſchlechte geſchenkt? — Meine liebe Frau, ſagte der Alte, ſchlechte hatte der Handwerksburſche ſelber.

In ſeinen ſpäteren Jahren pflegte der liebe Alte, wenn er gerade eine Ruheſtunde hatte, ſtill in ſeinem Lehnſtuhl zu ſitzen und irgend eine Stelle der heiligen Schrift betend zu überlegen. Einmal (ſo erzählte uns Freund Burger) da der Alte auch ſo ſtill im Lehnſtuhl ſitzt, ſchaut einer der jüngſten Koſtgänger, ein Kind vielleicht von 5 oder 6 Jahren, zum Fenſter hinaus, verliert das Gleichgewicht, und ſtürzt vom oberen Stock hinunter aufs Steinpflaſter. Der Alte ruft hinaus zur Tochter: Marie, der Kleine da iſt hinunter gefallen, geh doch hinunter und hol ihn herauf. Die Tochter geht hinunter und bringt das Kind, das auſſer dem Schrecken faſt gar nichts gelitten hatte, herauf. Indeß läuft das Gerücht von dem „Unglücksfall" von einem Nachbarhaus zum andern, und das Pfarrhaus wird voll Leute. Am bäldeſten unter allen kam aber, ihr kleines Mädchen auf dem Arme, eine Nachbarin herbei, die dem Pfarrer gegenüber wohnte. Ei, ſagt die, Herr Pfarrer, Ihnen möcht ich eben ein Kind anvertrauen. Laſſen das Bübele da aus dem Fenſter herunterfallen und ſind im Zimmer. Und mich ſollte das gar noch nicht ſo ärgern, wenn Sie nur wenigſtens, da Sie es fallen ſahen, von Ihrem Lehnſtuhl aufgeſtanden und hinuntergegangen wären. Ich habs aber recht gut geſehen, Sie ſind eben ruhig ſitzen geblieben, und haben die Tochter hinunter geſchickt. Ein Glück iſts nur daß es diesmal ſo gut abgegangen, und daß dem Kinde nichts fehlt. Da bin ich doch eine andre Frau. Ich hab nur das einzige Kind da, aber das laß ich den ganzen Tag nicht von den Armen herunter, und nicht aus den Augen.

Während die Frau ſo mit dem alten Pfarrer zankte, war die Stube immer mehr voll Leute aus dem Orte geworden, die der Frau zuhörten und den alten Pfarrer im Lehnſtuhl anſahen, der kein Wort zu Allem ſagte. Indeß hatte ſich das kleine Mädchen von den Armen ſeiner Mutter herunter gemacht, und lief neben ihr, und zum Theil an ihrer Hand, auf dem Boden herum. Zwiſchen dem Gedränge ſteigt aber das Kind auf einen Schemel und fällt unverſehens um, fällt ſich das Aermchen aus. Da ſagt der Pfarrer zu der

Nachbarin: „Sieht ſie liebe Frau, ich bin alt und habe viele Kinder zu verſehen. Wenn ich dann am Morgen aufſtehe, ſo befehl ich die Obhut der Kinder alle, im herzlichen Gebet dem lieben Gott an, und da weiß ich ſchon, wenn ſie fallen, fallen ſie einem lieben Engelchen in die Arme. Sie aber wills mit eigner Sorge und beſtändiger Aufſicht allein ausrichten, und da fehlts eben doch.“

Mein Freund Burger war noch einmal an einem Sonntag bei dem lieben Flattich, in der Zeit wo dieſer ſchon alt und ſchwach war. Der Alte ſaß da, wie gewöhnlich, im Lehnſtuhl, heiter und mit einem Geſicht das immer ausſieht wie ein Gebet. Der Sohn tritt herein, der Adjunktus bei dem alten war, und iſt ſchon angekleidet, um die Kanzel zu betreten, da ſagt jener: gieb mir den Prieſterrock her, ich will eben heute einmal predigen. Und das war ein recht guter Einfall von dem Alten, denn es waren gerade heute, ohne daß ers wußte, viele Leute weit hergekommen, um den Greis einmal predigen zu hören.

Der Alte predigt heute über die Leiden der ernſteren Chriſten in der Welt, der Chriſten, welche die Welt Kopfhänger nennt. „Dann aber, ſagt er, wenn dieſes anfähet zu geſchehen, ſo ſehet auf und hebet eure Häupter auf, ihr Kopfhänger! darum daß ſich eure Erlöſung nahet.“ Der alte Burger ſagt, ſo eine Predigt, ſo voll treuherzig-chriſtlicher Einfalt, und zugleich ſo voll Salbung und Kraft, habe er nie gehört. Es war als hätte der Alte einen lebendigen Vorſchmack davon, ja als wäre er ſelber im Geiſte dabei geweſen, bei der Wonne und Freude der geſchlagenen Knechte, wenn ſie nun auf einmal ihren Herrn — — des Menſchen Sohn — ſehen kommen in den Wolken, mit großer Kraft und Herrlichkeit (Luc. 21, V. 27 u. 28.) „Ja, han i geſagt, laßt uns getreu ſeyn bis an den Tod, ſo wird Er uns auch die Krone der Ehre geben. — — Amen ja, Herr Jeſu komm.“ Es gieng Mancher, geſtärkt zum Treuſeyn bis an den Tod, aus dieſer Predigt nach Hauſe.

Doch wir wollen den Mann ſelber ſehen, wie er leibt und lebt, und ihn ſelber ſprechen hören in ſeinen Hausregeln.

2) Des Pfarrer Flattichs dreißig Hausregeln.

1.

Nicht viel brauchen, ſo darf man nicht viel erwerben.

Das Hauſen machte mir eine lange Zeit viel zu ſchaffen, bis ich endlich auf die dürre

Regel kam: nicht viel brauchen, ſo darf man nicht viel erwerben; denn das Erwerben macht einem ſo viel Sorgen, und das viele Sorgen konnte ich nie leiden. Um nun von den vielen Sorgen los zu werden, mußte ich darauf bedacht ſeyn, in meiner Haushaltung wenig zu brauchen, damit ich nicht viel erwerben dürfe. Ich habe mich deßwegen nur auf die Liebe gelegt, und nicht auf die Ehre; denn bei der Liebe verdirbt man nicht, denn man kann oft 20 gute Freunde in der Liebe ſpeiſen, bis man einen einzigen Gaſt herrenmäßig traktirt. Wenn ich mich nun vorher ſchämte, wenn ich ſchlecht aß, und es kam Jemand über dem Eſſen zu mir, ſo ſchämte ich mich hernach, wenn ich etwas Gutes aß.

Die wenigſten Chriſten gehen ins neue Teſtament hin. Chriſtus ſagt zur Martha: Eins iſt Noth. Maria hat das beſte Theil erwählet. Man ſoll auf dieſer Welt nicht viel brauchen, dieß macht ſo viel Sorge und Mühe; keine koſtbare Haushaltungen führen, damit man auch Zeit hat das beſte Theil zu erwählen: das Wort Gottes zu betrachten. Die meiſten Menſchen ſuchen es in der Welt gut zu haben: deßwegen läßt Gott es manchen ſo übel gehen; er macht Wittwen, Waiſen, und ſchickt allerhand Kreuz zu, und züchtigt uns, daß wir nicht ſammt der Welt verdammt werden, und wir von dieſem Weltſinn hinwegkommen: aber wenn es einem hart geht, ſo murrt man, iſt verdrüßlich, klagt, und will nicht aus dem Worte Gottes ſchöpfen: Troſt und Licht, das uns doch zeigt, daß wir es in der Ewigkeit recht gut bekommen werden.

2.

Simple Einrichtunng in der Haushaltung iſt auch hauptſächlich in Anſehung des Geſindes nöthig.

Dieſes findet man deutlich an Abraham, der 300 Knechte hatte, und war kein ſo Lerm, als man jetzt nur mit einem Knecht oder Magd hat. Die Urſache davon iſt dieſe: weil Abraham in allen ſeinen Sachen ſchlecht und recht geweſen, das heutiges Tages nicht iſt, ſondern alles koſtbar, und wenn hernach etwas von dem koſtbaren zerbricht, oder verloren geht, ſo giebt es die größeſten Händel. Wenn man ſich, wie Abraham in allem auf das Schlechteſte legte, ſchlecht und recht wäre, ſo würde einem das Hauſen nicht ſo viel Sorgen und Verdruß machen. — Es wollte mir Jemand ein Paar ſeidene Strümpfe verehren, ich ſagte aber zu ihm, ich bedanke mich vor die Ehre, denn wenn ich die Strümpfe anziehen wollte, ſo würden ſie mich wenigſtens 1000 fl. koſten: Weil die übrigen

Kleider auch dazu harmoniren müßten, und nicht nur ich müßte koſtbar mich kleiden, ſondern auch meine Frau und Kinder, und mit dieſer koſtbaren Kleidertracht müßte auch die übrige Einrichtung im Hauſe übereinkommen, z. E. in der Aufwartung, koſtbar eſſen u. ſ. w. Wann man nun dieſes zuſammennehme, ſo würde es ſich hoch belaufen. — Ehre und gute Tage wollen, macht lauter Sorgen.

3.

Von dem Unterſchied der Sorgen.

Es giebt viererlei Sorgen: Nahrungsſorgen, Wolluſtſorgen, Reichthumsſorgen und Ehrenſorgen.

Nahrungsſorgen ſind die leichteſten. Denn man wird nicht leicht jemand Hunger ſterben ſehen, weil man die Verheißung hat: Ich will dich nicht verlaſſen, noch verſäumen. Matth. 6.

Die Luſtſorgen ſind ſchon ſchwerer, denn aufs Wohlleben hat Gott keine Verheißung geſetzt. Jak. 4, 3. „Ihr bittet und krieget nicht, darum, daß ihr übel bittet, nemlich dahin, daß ihrs mit euren Wollüſten verzehret.“ Die Franzoſen wurden ſehr wollüſtig und hoffärtig; auch machte man ihnen in unſerm Lande vieles nach: darum kommt jetzt durch den Krieg mit den Franzoſen, Theuerung, damit man wieder ſparen lerne, da man ohnehin immer an dem Worte zu lernen hat: laß dich nicht gelüſten. Wirklich iſt eine bedenkliche Zeit. Die Leute werden zu wollüſtig, koſtbar im Eſſen und Trinken, hoffärtig in Kleidern und in der Haushaltung, darum läßt Gott dieſe harte und theure Zeiten kommen, daß die Leute wieder herunter müſſen; denn ehemals hat man viel weniger gebraucht, als gegenwärtig.

Eben ſo ſchwer ſind die Reichthumsſorgen, weil im neuen Teſtament dem Chriſten kein zeitlicher Reichthum verheißen iſt, ſondern Paulus ſchreibt an die Chriſten, wenn ihr Nahrung und Kleider habt, ſo laſſet euch begnügen. Es iſt heut zu Tage übel, daß man Kinder nur zum Lernen anhält, damit ſie etwas „rechtes“ lernen, und einmal große Beſoldungen bekommen und wohlleben können. Die vornehmſten Apoſtel hatten es am härteſten, und bei uns haben die vornehmſte Geiſtlichen das größte Einkommen. Auch muß man ſich hüten, daß man von jungen Leuten frühzeitig ſo viel fordert, damit ſie nur ſuchen ſollen, ihr Glück in der Welt zu machen. Dadurch werden ihre Gemüther ſehr verderbt. Es heißt: Armuth und Reichthum gieb mir nicht. Es iſt hart, arm zu ſeyn, aber man muß auch nicht begehren reich zu werden, es gut zu haben, und ſein Weltglück zu ſuchen. Wer nur ſucht ſein Weltglück zu machen, der wird eben verdrüßlich, wenn er älter wird, ſo daß ſich ein mancher ſchon gewünſcht hat: wenn ich nur in einem geringern Stand wäre, und wäre vergnügter und zufrieden. Es kam mir ſehr wohl, als ich noch im Kloſter war, ſo las ich in einem philoſophiſchen Büchle: der ſey der größte Herr, der über ſich ſelbſt Herr ſey; wenn man nun das werden wolle, ſo ſolle man das thun, was einem ſauer geſchehe, und ſolle dabei an dem anfangen, was einem oft vorkomme. Weil nun das Eſſen oft vorkommt, ſo ſolle man da anfangen, und das nicht eſſen, was man gern äße. Dies kam mir wohl, weil ich da gar wenig brauchte, denn wer viel braucht, iſt anderer Sklave, und kommt in manche Nöthen, denen ich überhoben war. Da kam ich recht gut fort, nur weil ich mich im Eſſen ſelbſt beherrſchen konnte und dadurch wenig brauchte. Heut zu Tage, weil die Pfarrer ſo koſtbare Haushaltungen haben, ſo nehmen ſie es ſo genau mit dem Zehenden, ſie wollen große Beſoldungen haben, und nur nehmen. Sie beobachten den Spruch nicht: Geben iſt ſeeliger, denn nehmen. Chriſtus ſagt nicht: nehmet viel, ſondern gebet viel. Darum haben auch die Pfarrer ſo wenig Zutrauen bei ihren Gemeinden.

Ehrenſorgen ſind die ſchwerſten, denn dieſe ſind aus dem Hochmuth, und ſind alſo teufliſche Sorgen, da man nemlich beim Wohlleben auch noch angeſehen ſeyn möchte! Wolluſt- und Ehrenſorgen ſind deswegen ſo hart, weil man allein ſorgen und die Laſt tragen muß. Da hingegen bei den Nahrungsſorgen Gott ſorgt, nach dem Spruch: Werfet eure Sorgen auf Ihn. Es wollen deswegen manche Leute ſich lieber plagen und mißhandeln laſſen, wenn ſie nur manchmal ihre Luſt büßen können. Das glauben viele, daß ſie Gott in der Nahrung erhalten werde, aber eben nicht in der Ehre. — Wenn man demnach keine Wolluſt-, Ehren- und Reichthumsſorgen hätte, ſo wäre das Hauſen nicht ſo ſchwer. Hingegen wenn einer gern wohlleben und großthun möchte, ſo muß er ſich viele Mühe geben. Ich finde daher einen großen Unterſchied in Anſehung der Arbeit, zwiſchen einem Weltmenſchen und einem Chriſten.

4.

Ein Chriſt hat nicht mehr ſo nöthig, im Schweiß zu arbeiten, wie ein Weltmenſch.

Weil der Menſch nach dem verbotenen Baum ſich hat gelüſten laſſen, ſo iſt der Fluch auf die Erde gelegt worden, daß Gott deßwegen zu dem Adam geſagt hat: im Schweiß deines Angeſichts wirſt du dein Brod eſſen.

Mancher Menſch möchte gern an Sonn- und Feiertägen ins Wirthshaus ſitzen. Damit er nun ſolches thun könne; ſo muß er die Woche über einen Tag wie den andern arbeiten, daß er wieder etwas zum Verthun hat. Ein Chriſt aber hat nicht nöthig *wie ein Weltmenſch* im Schweiß ſeines Angeſichts und im Fluch zu ſchaffen, denn er braucht nicht viel, weil er nicht mehr nach ſeinen Lüſten lebt, ſondern ſich behilft und in der Ordnung bleibt, und hat auch nicht nöthig ſich mit ſo vieler Mühe und Sorge aufs Erwerben zu legen, und kommt doch beſſer fort, als ein Weltmenſch. Alſo macht das Chriſtenthum das Hauſen leicht.

5.

Beim Hauſen kommt es nicht auf theuer verkaufen, oder aufs wohlfeil einkaufen an.

Wenn z. B. zwei Weiber mit einander auf den Hafenmarkt gehen, um Geſchirr zu kaufen, und die Eine eine Schüſſel um 4 kr., die Andere eine gleiche um 3 kr. kauft; ſo hat die Letztere wohlfeiler eingekauft als die Erſtere. Wenn aber Letztere ihre Groſchenſchüſſel unterwegs zerbricht; ſo iſt die Batzenſchüſſel die wohlfeilſte. Mithin iſt das das wohlfeilſte, wobei ein Gedeihen iſt.

[illegible]

Es iſt beſſer, ſeine Nahrung durchs Arbeiten, als durch Handel erwerben.

Da ich Vikar in Hohenek war, ſo war ein Richter da, der ſich aufs Handeln legte, und öfters zu ſagen pflegte: Es iſt beſſer drum geſchwätzt, als drum geſchafft. Ich verſtund es damals noch nicht. Da ich aber ſchon Pfarrer war, ſo hörte ich von dieſem Richter, daß man ihn vergantet habe. Da fiel mir ſeine Rede wieder ein, es iſt beſſer drum geſchwätzt, als drum geſchafft, und kehrte es um, und ſagte: nein, es iſt beſſer drum geſchafft, als drum geſchwätzt: denn beim Arbeiten wird man zwar nicht ſchnell reich, aber man verdirbt auch nicht dabei. Denn weil die Arbeit der Ordnung Gottes gemäß iſt, ſo ruht ein Segen darauf.

Da ich Pfarrer in Metterzimmern war, ſo probirte ich auch allerlei, ich kaufte Güter und Weinberge, und machte allerlei Verſuche, wie die Güter zu behandeln, daß ſie mehr ertragen. Endlich verfiel ich auf den Weinhandel. Das Erſtere wäre ſchon recht geweſen, ich habe dadurch eine Einſicht in den gemeinen Stand bekommen, und konnte hernach manchem nützlichen Rath geben. Aber der Weinhandel hat mich oft gereut, den hätte ich nie anfangen ſollen, denn wenn ich ſchon nicht zu beträgen begehrt habe, ſo ſagt doch Paulus von einem Biſchoff, er ſolle keine ſeinem Amte unanſtändige Handthierung treiben, nemlich nicht gewinnſüchtig ſeyn. Der ordentliche und der göttlichen Ordnung gemäße Weg, ſein Brod zu verdienen, iſt alſo die Arbeit. Auch der Prälat Bengel hat deßwegen gewünſcht, daß Geiſtliche ein Handwerk hätten, und daher über den geiſtlichen Stand geklagt, daß er ein Herrenſtand geworden ſey. — Da vor mehreren Jahren eine ſtarke Erweckung in hieſiger Gemeinde war, ſo gaben mehrere das Hauſen, weil ſie es für ein Hinderniß im Chriſtenthum hielten, eine Zeitlang ganz auf. Endlich aber kamen ſie zu mir, und ſagten, ſie hätten das Hauſen ganz aufgeben wollen, aber ſie ſähen nun wohl ein, daß es ſich nicht thun laſſe. Weil ſie aber jetzt nicht mehr ſo hauſen könnten, wie vorher in ihrem unbekehrten Zuſtand; ſo möchte ich ihnen doch rathen, wie ſie es angreifen ſollen. Ich antwortete ihnen: ich hätte es wohl geſehen, daß ihnen das Hauſen ganz entleidet geweſen, denn wenn man in einer Sache zu viel gethan, ſo komme man hernach leicht auf den andern Abweg, daß man zu wenig thue, und weil ich es mir vorgeſtellt, daß ſie kommen, und mich darüber um Rath fragen würden, ſo ſeye mir ſchon lang bang darauf geweſen. Da ſie nach der Urſache fragten, ſo antwortete ich: leider iſt der geiſtliche Stand ein Herrenſtand worden: denn Paulus konnte ſeinen Gemeinden ſeine Hände zeigen, nach Apoſt.Geſch. 20. und ſie auf ſein Exempel weiſen, wie man arbeiten müſſe. So ſollte ich als euer Pfarrer zu euch ſagen können: Hauſet und ſchaffet wie ich. Aber ſo kann ich euch blos einen Rath geben. Man kann nemlich auf dreierlei Art hauſen, entweder wie ein ehrbarer Heid nach der bloßen Vernunft, oder als ein Jud nach den Sprüchwörtern Salomos, oder als ein Chriſt nach dem neuen Teſtament, nemlich nach der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel.

Nach dem Wort Gottes haben wir auf 2 Stücke zu ſehen: zufrieden ſeyn mit dem, was da iſt, wie Paulus ſagt. Es ein großer Gewinn, wer gottſelig iſt, und läſſet ihm begnügen; das andere iſt die Arbeit.

Bei der Arbeit iſt der Segen die Hauptſache: denn in der Hauptſache haben wir keinen Verſtand, ſondern wir ſind eben nur in Kleinigkeiten geſcheit. Gott läßt uns z. B. die Freude, daß wir die Felder mit Verſtand bauen können, auf dieſe oder jene Art, wie wirs für gut halten: aber wenn es an der guten Witterung fehlt, ſo hilft uns aller Verſtand nichts; es bleibt alſo das immer die Hauptſache: ob Gott ſeinen Segen dazu giebt; auſſerdem mag man anfangen, was man will, ſo kommt nichts heraus, daher ich auch zu ſagen pflege: der Menſch iſt eben geſcheit, ſo lang ihm eine Sache gerathet; läßt es ihm aber Gott nicht gerathen, ſo hört aller Verſtand auf. Ich habe auch wahrgenommen, daß einem Gott den Verſtand oft nicht für ſich ſelbſt, ſondern für andere giebt, z. B. ich habe oft können einem andern etwas rathen, wenn er in der Noth war, in der Haushaltung oder in Anſehung der Erziehung der Kinder, und wenn er meinem Rath gefolgt hat, ſo hat es ihm geholfen. Wenn ich es hingegen ſelber gethan, ſo iſt es mir mißlungen; da habe ich eingeſehen, daß man für ſich den Glauben, den Verſtand aber für andere hat.

7.

Es iſt leichter zu hauſen, als zu verderben.

Wenn ich mit Leuten rede, denen das Hauſen ſo viel zu ſchaffen macht, und die in Sorgen ſtehen, ſie möchten endlich verderben; ſo pflege ich ihnen die Frage vorzulegen: was leichter ſey, zu hauſen oder zu verderben? worauf ſie mir zur Antwort geben: Hauſen ſey freylich ſchwerer, denn verderben könne man leicht, das ſey keine Kunſt. Ich ſage aber zu ihnen, ich glaube es nicht, ſondern ich halte es vor weit leichter zu hauſen als zu verderben, denn ſie ſollen die Sache nur ſo annehmen, ob ſie denn ihre Kinder verderben laſſen? Müßte nicht ein Kind viel anſtellen, bis ein Vater ſeine Hand von ihm abzöge? ſo ſey es noch viel mehr bei Gott: ein Menſch müſſe abſcheulich viel Böſes anſtellen, bis Gott ſeine Hand von ihm abzieht und ihn verderben läßt. Alſo iſt es leichter zu hauſen als zu verderben, weil Gott einen nicht gern verderben läßt.

8.

Arme können leichter hauſen, als Reiche, weil dieſe weit mehr Sorgen haben, als jene.

Je mehr man hat, deſto mehr muß man ſich Mühe geben, daß man nichts davon verliert, und man will es nicht nur nicht verlieren, ſondern man möchte es auch gerne höher bringen. Z. E. es hätte ein Weib 100 Hennen, wie viel Sorgen würde dieſe haben, daß ſie um keine käme, und auch um kein Ei; und ſo iſt es mit den Capitalien und Mobilien, wie viel Sorge und Angſt muß man immer haben, daß man im Gant nicht durchfalle, und auch ſonſt nichts verliert: da hingegen die Armen es beſſer haben, weil ſie nicht ſo viel zu beſorgen haben.

9.

In der Welt macht kein Stand glücklich.

Die Glückſeeligkeit dependirt nicht vom

Stand, ſondern von dem, ob man einen guten Muth hat; und gemeiniglich ſind die Reichen und Vornehmen die Unglückſeeligſten, weil ſie lauter Mißvergnügen ſind, und viel mehr Sorgen haben. Aber die Geringſten und Aermſten ſind oft am vergnügteſten, weil ſie nicht ſo hoch hinaus wollen, und mit dem Geringen zufrieden ſind. Der Menſch muß geſchoren ſeyn: wenn er nicht von andern geſchoren wird, ſo pflegt er ſich ſelbſt zu ſcheren. Beſſer iſt es, es geſchehe von andern, als von ſich ſelbſten. — Es heirathet Mancher reich, damit er in den Lüſten leben, gut eſſen, trinken und großthun darf. Chriſtus ſagt man ſoll ſich Schätze ſammeln im Himmel, ſich im Verläugnen und Vergeben üben, bei allem dieſem ſeye es einem wohl. Weil der reiche Mann ſich in Purpur und köſtliche Leinwand kleidete, alle Tage herrlich und in Freuden lebte, ſo hieß es bei ihm: Du haſt dein Gutes empfangen in deinem Leben, ſo ward er alsdann gepeinigt und kam in die Hölle. Wer alſo Augenluſt und Fleiſchesluſt liebt, der kommt in die Hölle. Man ſoll es doch ja nicht in der Welt gut haben wollen, denn wenn man ſich gute Tage wünſchet, ſo wünſcht man ſich die Hölle, ſondern wie der Apoſtel ſagt: wir rühmen uns der Trübſal, — das will aber freilich nicht ſchmecken. Deswegen iſt man ſo verdrüßlich, murrt und klagt, wenn man Trübſalen hat. Es iſt bedenklich, daß vornehmer Stand und Reichthum ſo viel dem neuen Teſtament entgegen iſt, darum ſagt auch Chriſtus: Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.

10.

Es iſt beſſer von Fremden betrogen werden, als von ſeinen eigenen Kindern.

Es wurde mir einmal vorgehalten, warum ich ſo unvorſichtig ſey mit dem Geld ausleihen, und alles auf bloße Handſchriften hergebe! Darauf gab ich zur Antwort: ich wolle lieber von Fremden betrogen werden, als von meinen eigenen Kindern, welches ja oft geſchieht, und dieſes kann man auch nicht ſo als einen Raub anſehen, da hingegen man nach Ebr. 10. jenes ſo annehmen kann, wie es heißt: ſie haben den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet. Dieſes iſt freilich ſchwer, ſich von Fremden ſeine Sache auf eine ungerechte Art nehmen laſſen, und ſich nicht dagegen wehren, ſondern ſich darüber freuen. Wenn man aber im Leiblichen um Etwas kommt, ſo muß man auch auf die Urſache merken, und dasjenige ſchwinden laſſen, bei dem kein Segen ſeyn kann. Weil ich öfters in Gant kam, ſo incommodirte mich dieſes anfangs ſehr, da ich aber der Sache nachdachte, ſo fand ich, daß die Capitalien, welche in Gant kamen, ererbtes Gut von einem Vetter waren, der es auf eine ungerechte Art erworben. Sobald ich auf dieſen Gedanken kam, ſo wunderte ich mich nicht mehr, daß es ſo gehe, und ergab mich willig darein, daß dieſes ererbte Vermögen alles fort müſſe, weil kein Segen darinnen ſey.

11.

Man muß nicht allem Unglück ausweichen, weil auch Arme und Geringe ſich ſolches gefallen laſſen müſſen.

Da ich noch in Metterzimmern Pfarrer war, ſo kam ein Weib zu mir, die Geld bei mir entlehnen wollte, ich ſagte aber zu ihr: daß ich wirklich keines habe, und wenn ich auch etwas hätte, ſo müßte ich Anſtand nehmen, jemand etwas zu geben, indem ich ſchon zum achten Male in Gant gekommen, und alſo gewitzigt worden ſeye. Dieſes Weib gab mir aber zur Antwort: das hätte ich nicht von ihm geglaubt, daß er ſo dächte, ich bin ein armes Weib, und wenn mir Gott ein Unglück zuſchickt, ſo muß ich mir es gefallen laſſen, und hingegen er iſt Pfarrer, und will ſich kein Unglück gefallen laſſen! Da ich mich über die Antwort dieſes Weibs bedachte, ſo mußte ich erkennen, daß ſie mir die Wahrheit geſagt. Wenn man es immer beſſer haben möchte, und auf Reiche und Vornehme ſiehet, ſo iſt man niemalen zufrieden. Damit man alſo mit ſeinem Stand auch zufrieden ſey, ſo muß man nur auf die ſehen, die es ſchlimmer haben. Daher ich auch zu ſagen pflege, man ſoll nicht auf den Hahnen auf dem Thurm ſehen, weil man nicht zu dieſem hinauf könne, und auch leicht fallen könnte, ſondern auf den Boden ſoll man ſehen. Ich habe ſchon oft Leute angetroffen, gegen denen ich mich ſchämte, daß ſie es in allen Stücken ſo hart haben, und ich es ſo gut haben ſolle. Wenn man ſich alſo für glücklich halten will, ſo muß man nicht zu den Reichen gehen, wiewohl dieſe nur ſo glücklich ſcheinen: denn ihre Leiden ſind meiſtens verborgen.

12.

Zum Hauſen gehört rechtes und gutartiges Geſind.

Es beklagten ſich öfters Leute bei mir, daß ſie ſo ſchlechtes Geſind haben; ich ſagte aber allemal, es nehme mich nicht wunder, denn in Anſehung des Geſinds ſeye man viel gleichgültiger, was es vor eine Art ſeye, als wenn man z. E. Vieh oder ſonſt etwas kaufe. Denn da frage man zu allererſt, ob es auch von guter Art herkomme? noch viel mehr liege ja bei den Menſchen daran, von was für einer Art ſie ſeyen. Wenn man demnach einen Knecht oder Magd dinget: ſo muß man nicht nur darauf ſehen, ob die Leute den Geſchäften gewachſen ſeyen; ſondern ob es auch redliche Leute ſind, daher muß man zuerſt nach der Art fragen, nemlich, wer ſind ihre Eltern geweſen? was haben ſie für eine Auferziehung gehabt? denn Salomo ſagt: ich ſehe mich um nach den Treuen im Lande ꝛc.

Man ſieht es auch am Exempel Joſephs, was an gottesfürchtigem Geſind gelegen iſt: denn wie viel Segen iſt um ſeinetwillen auf das Haus Potiphars und Pharaos gekommen, und dieſes war auch mein Hauptgrund, warum ich niemals keine kleine Haushaltung begehrte, ſondern lieber viele Leute in meinem Hauſe zu haben wünſchte, weil unter mehreren eher auch ſolche ſind, auf denen ein Segen ruht, und hernach ſolcher Segen auf das ganze Haus kommen kann, wo ſie ſind. Auch Abrahams Beiſpiel erregte mir oft den Wunſch, eine recht große Haushaltung zu bekommen, weil er bei ſeinen 300 Knechten und ſo vielem Geſind ein ſo glücklicher Mann war, ich dachte deßwegen immer, nur ſo glücklich möchteſt du werden, daß du auch viele Knechte und Mägde halten dürfteſt, brachte es auch einmal dahin, daß ich drei Mägde hatte, da hielt ich mich für recht glückſeelig, ob ich ſchon viele Beſchwerlichkeiten und Verdruß dabei hatte, denn je mehr Leute man im Hauſe hat, deſto mehr Uebung hat man gemeiniglich auch.

11.

Wenn man rechtes Geſind will, ſo muß man ihnen auch etwas Nützliches zu ſchaffen geben.

Es wurde mir einmal geklagt, daß man keine rechte Mägde bekommen könne, ich ſagte: dieſes ſey die Urſache, weil ſie lauter liederliche Geſchäfte haben, z. E. putzen, ausfegen u. ſ. w. Dieſes ſiehe eine rechte Magd nicht aus, weil der Menſch von ſeiner Arbeit einen Nutzen ſehen wolle, denn von Gott heißt es: er ſahe an alles, was er gemacht hatte, und ſiehe, es war alles ſehr gut. Da hat Gott ein Wohlgefallen an ſeiner Arbeit gehabt. Wenn alſo der Menſch einen Nutzen oder Frucht ſiehet, ſo freuet es ihn; deßwegen gehet eine rechte Hausmagd lieber aufs Land, und wird Viehmagd: denn wenn das Jahr herum iſt, ſo kann ſie den Nutzen oder Frucht an dem Vieh aufweiſen, und an nützlichen Geſchäften, da dieſes in den Städten nicht iſt. Die andere Urſache, warum eine rechte Magd nicht gern in eine Stadt geht, iſt dieſe: weil die meiſten Frauen nur gewohnt ſind die Mägde zu commandiren und zu pudeln. Manche Mägde laſſen ſich ſolches gefallen, um des Schlecks oder um des guten Lohns willen, oder wenn ſie etwas Guts zu eſſen und zu trinken bekommen; welche aber eine ehrliche Perſon iſt, die ſieht auf das alles nicht, und läßt ſich daher auch nicht gerne pudeln. Da ſich eine Magd zu mir verdingen wollte, ſo fragte ich ſie: wenn ich zu euch ſage: geht des Tags 15 Mal zur Stiege hinab und wieder herauf, thut ihr's? Da ſie nun antwortete: ja! ſo ſagte ich zu ihr: ich will euch nicht, denn ihr ſeyd nichts nutz, ihr ſeht nur auf den Lohn; eine ehrliche Magd aber ſchafft nicht nur ums Lohns Willen, ſondern ſie will auch einen Nutzen von ihrer Arbeit haben. Da ich in Metterzimmern war, und daſelbſt Güter hatte, und alſo Taglöhner haben mußte, ſo fehlte es mir immer an rechten Taglöhnern, bis ich endlich auf den Spruch kam: ich ſehe mich um nach den Treuen im Lande. Da war ich nun darauf bedacht, wie ich treue Leute bekomme: um ſie nun kennen zu lernen, kam ich auf einen beſondern Gedanken, ich hatte nemlich einen ſehr ſchönen Birnbaum im Garten ſtehen, daran probirte ich ſie, wenn ich zu einem ſagte: er ſoll mir dieſen Baum abhauen, er gebe mir ſo viel Schatten im Garten, und er gleich willig dazu war, ſo ließ ich ihn bald wieder gehen, und den nahm ich hernach nicht zum Taglöhner, weil er nur ums Lohns willen arbeitete. Wenn aber einer darüber ſtutzte, und zu mir ſagte: das wäre Sünd und Schad, wenn man dieſen Baum umhauen würde, ich mache mir ein Gewiſſen daraus es zu thun, ſo nahm ich dieſen zu einem Taglöhner, weil ich ihn vor treu und ehrlich hielt.

11.

Rechte Behandlung des Geſindes iſt ſehr nöthig.

Man meint insgemein, mit dem Geſinde könne man anfangen was man wolle, weil es arm iſt; daher als mir jemand erzählte, daß man einen Elephanten geſehen, der zahm ſeye, ſo ſagte ich, ich wüßte noch eine größere Kunſt als dieſe, nemlich eine Mücke zahm zu machen, wenn es ſchon ein ſo kleines Thierlein ſeye, ſo gehe es doch nicht ſo leicht, als bei einem großen Elephanten. Da man nun wiſſen wollte, was ich mit dieſem Gleichniß wollte; ſo ſagte ich, eben ſo kann man ſich irren, wenn man denkt: Knechte und Mägde ſollten leicht zur Raiſon und unter die Botmäßigkeit gebracht werden können, weil ſie arme und geringe Leute ſeyen: aber eben aus dieſem Grund kann man ſie nicht ſo leicht abzwingen, weil ſie ſich nicht viel daraus machen, wenn ſie gleich fortgeſchickt werden: denn ſie denken ſie haben gleich wieder einen Herrn; da hingegen die Vornehmen, wenn ſie abgeſchafft werden, lang zu thun haben, bis ſie wieder ankommen können, und deswegen muß man jenen weit mehr gute Worte geben. Man findet auch gemeiniglich, daß rechte Knechte und Mägde lieber bei einem Bauren ſind, als bei den Vornehmen, denn ein Knecht ſetzt ſich zu ſeinem Knecht an den Tiſch, und eſſen mit einander, hingegen bei den Vornehmen muß das Geſind zuſehen, und bekommt viel ſchlechteres Eſſen als ſein Herr. Moſes, der ein ſo großer Herr war, nahm vorlieb mit der gemeinen Speiſe, und dem Volk wurde Fleiſch gegeben; jetzt aber kehrt man es um, daß man ſagt: dem Herrn gehört Fleiſch. Der gemeine Mann hingegen ſoll mit der ſchlechten Speiſe vorlieb nehmen.

15.

Zum Hauſen gehört vornehmlich auch Treue im Eheſtand.

Wenn ich ſo auf die Leute gemerkt, welche ſo viel Sorgen hatten wegen dem Hauſen, daß ſie nur nicht verderben, ſo habe ich gefunden, daß nicht leicht einer verdirbt, wenn der Mann treu iſt, und auch das Weib. Hingegen kann einer ein großes Vermögen haben, und es iſt entweder der Mann dem Weib oder das Weib dem Manne untreu, ſo nutzt ihnen ihr ganzer Reichthum nichts: denn da hört der Seegen auf, wo es bei der Treue nicht richtig iſt, weil Gott den Eheſtand eingeſetzt hat, und ihn ſegnete. Wenn man jemand vergantet, ſo kann man oft allerlei Urſachen anführen, z. E. er ſey kein rechter Haushalter geweſen, habe ſeine Sachen nicht recht zu rath gehalten, oder andere haben ihn darum gebracht u. ſ. w. Ich halte mich aber nicht mit dergleichen Urſachen auf, ſondern frage gleich nach der Treue, denn das iſt meiſt der Hauptbuz, wenn einer verdirbt.

18.

Zum Hauſen gehört nachgiebiges Verhalten beider Eheleute.

Als ich zu zwei Eheleuten kam, ſo ſagte ich zu ihnen bei einer gewiſſen Veranlaſſung: Sie werden auch das Sprichwort gehört haben: das Geſcheideſte giebt nach. Wann alſo der Narr an den Mann kommt, ſo muß die Frau nachgeben, und wenn der Narr an die Frau kommt, ſo muß der Mann nachgeben, kommen aber die Narren zuſammen, ſo giebts Händel; wenn aber der eine Theil durch Verſtand nachgiebig iſt, ſo werden die Händel vermieden. Und wenn der Mann das Haupt und alſo der Geſcheideſte ſeyn will, ſo iſt er verbunden zehnmal mehr nachzugeben ſeiner Frau, ſeinen Knechten und Mägden, als dieſe ihm, weil es heißt: der Geſcheideſte wird nachgeben.

11.

Ein Hausvater muß die Regel in ſich haben: nicht mein Wille geſchehe.

Ich bekam einmal Gäſte, dieſen machte ich die Frage: ob ſie auch wiſſen, was ein rechter Hausvater ſey? ſie werden vermuthlich glauben, wenn man der Herr im Hauſe ſey, ſo müſſe einem alles nach ſeinem Kopfe gehen, die Frau und Kinder und Geſind müſſen alles thun, was man nur wolle, und wenn es nicht ſo gehe: ſo müſſe man mit Gewalt ſein Recht behaupten. Allein das ſey dem Exempel Chriſti nicht gemäß. Bei Chriſto habe es immer geheiſſen: nicht mein Wille geſchehe. Mit Gewalt habe er nichts erzwingen wollen. Da nun das ein rechter Hausvater ſey, der ſich nach dem Beiſpiel Chriſti richte: ſo müſſe er ſich auch dies eine Hauptregel ſeyn laſſen: Nicht mein Wille geſchehe. Er darf alſo nicht denken, ſeine Frau müſſe alles thun was er wolle, und bei ſeinen Kindern müſſe es immer nach ſeinem Sinne gehen. So leicht aber dieſe Regel zu verſtehen iſt, ſo ſchwer iſt ſie in der Ausübung.

18.

Ein Hausvater muß zuweilen der Narr im Hauſe ſeyn. Wenn man aber nur mit Gedult ausharret, ſo bleibt man doch der Herr im Hauſe.

Ich habe in der Erfahrung gefunden, daß bei einem Hausvater gewiſſe Zeiten kommen, wo ihn die Frau nichts gelten läßt, wo ihn das Geſind nichts gelten laſſen will, wo ihn die Kinder nichts gelten laſſen wollen: da es wider ſeinen Sinn geht, er mag machen und anfangen was er will, und würde er ſich widerſetzen, ſo gäbe es ihm die größte Händel.

Ein gewiſſer Edelmann lebte ſehr uneinig mit ſeiner Frau, ſo daß ſie ihm entlief. Weil er nun zu mir kam, und von mir begehrte, daß ich in der Sache mittlen ſollte, ſo ſagte ich zu ihm: ich weiß ihm keinen andern Rath zu geben, als daß er vier Wochen ſeiner Frau Bärenhäuter ſeyn müſſe. Da ich ihm aber erklärte, was ich unter einem Bärenhäuter verſtehe, ſo wollte er ſich nicht dazu entſchlieſſen, und ſagte: es ſeye ihm zu lang vier Wochen. Ich antwortete ihm aber: ſo ſeye ihm auch nicht zu helfen, es ſey ohnehin vier Wochen nicht genug, dann ich habe gedacht, wenn er es ſich ſo lange gefallen laſſe, ſo werde er finden, wie gut es ſeye, und werde es hernach aus freiem Trieb ſelber ſo machen. Denn auf dieſe Art könnte er wieder der Herr in ſeinem Hauſe werden.

Man pflegt freilich, weil man ſolche Sachen nicht gern thut allerlei Einwendungen zu machen, z. E. zuletzt gelte man gar nichts mehr; wenn einer ſo nachgiebig ſey, ſo mißbrauchen es andere immer mehr, es könnte die übelſten Folgen haben, wenn man ſich zu viel mißhandeln ließe; allein hier antworte ich: *dies wäre alles wahr, wenn kein Gott im Himmel wäre.* Denn wenn man gute Abſichten hat, ſo hat man ſich nicht ſo ſehr vor den Folgen zu fürchten, weil es Gott nicht zu weit kommen läßt, ſondern zum Beſten lenkt.

Bei meinen vielen Koſtgängern geſchah es mir einmal, daß ſie alle wider mich aufgebracht wurden, ließen ſich nichts wehren, und wann ich informiren wollte, ſo fiengen ſie an zu pfeifen u. ſ. w. und mußte deswegen das Informiren eine Zeit lang aufgeben. Einem meiner Koſtgänger, der ſchon 28 Jahr alt war, thaten ſie lauter Tort an und zündeten ihm die Naſe an. Dieſer kam nun zu mir und begehrte Satisfaktion. Ich ſagte aber zu ihm: wie es komme, daß er ſich bei mir beklage, er wiſſe ja daß ich wirklich ſelber nichts gelte. Wir wußten alſo beide nichts zu thun, als mit einander zu klagen. Einsmals aber, da ich nicht daran dachte, und wir zwei beiſammen waren, kam einer zur Thür herein, und bezeugte mir: daß es ihn ſehr reue, daß er mich ſo beleidigte, und bat mich um Verzeihung. Indem dieſer noch da war, ſo kam ohne Wiſſen des Erſtern auch der Andere, 3te und 4te, und da die andern es merkten, ſo kamen ſie auch und baten mich ſehr, ich möchte ſie doch wieder informiren. Da mich nun einer nach dem andern um Verzeihung bat, ſo ſagte ich zu ihnen, ſo ſolle es ihnen hiemit vergeben ſeyn. Da war ich nun auf einmal wieder der Herr im Haus. Etliche wollten ſich zwar noch nicht ergeben, ſondern in ihrem brutalen Sinne fort machen, ich ſagte aber zu ihnen, daß ich ſchon lange mit ihnen Gedult gehabt habe, und bisher ihr Narr geweſen ſeye! Wenn ſie ſich alſo nicht ergeben wollten, ſo könnten ſie gehen, wohin ſie wollten. Und auf dieſe Art galt ich als wieder in meinem Hauſe.

19.

Der Mann hat kein Recht, das Weib mit Gewalt zum Gehorſam zu nöthigen.

Gemeiniglich ſind die Männer der Meinung, das Weib müſſe thun was ſie wollen, und wenns nicht geſchehe, ſo haben ſie das Recht, ſie mit Gewalt dazu anzuhalten, und es zu erzwingen. Wenn man ſie fragt: in wie fern ſie ein Recht dazu haben, ſo beruſen ſie ſich auf den Spruch: der Mann ſeye des Weibes Haupt. Allein da antworte ich: mit dem Haupt ſchlägt man nicht zu, ſondern man beſinnt ſich nur mit dem; alſo juſt deswegen, weil der Mann des Weibes Haupt iſt, ſtehet ihm nicht zu, ſie zu mißhandeln: denn das kann ein jeder Narr, ſondern Verſtand ſoll er brauchen, wie Paulus ſagt: Ihr Männer wohnt bei euren Weibern mit Vernunft. Ein Mann ſoll alſo immer darauf bedacht ſeyn, wie er dem Weib anſtändig begegnen wolle, daß es keine Händel gebe, und Frieden geſtiftet werde. Die Händel kommen aber meiſtens daher, weil keines nachgeben will. Weil man nun im Sprichwort ſagt: das Geſcheideſte giebt nach, der Mann aber als das Haupt der Geſcheideſte ſeyn ſoll, ſo ſoll der Mann auch zweimal nachgeben, bis das Weib einmal. Man wendet zwar hier ein, es ſtehe in der Schrift: die Weiber ſollen unterthan ſeyn ihren Männern in allen Dingen: allein das beweißt noch nicht, daß der Mann das Weib zur Unterwürfigkeit zwingen dürfe. Wenn ein Weib als ein Chriſt handeln will, ſo iſt ſie freilich ſchuldig ſich dem Manne zu unterwerfen; allein wenn ſie eben nicht will, ſo kann ſie der Mann eben nicht mit Gewalt nöthigen, denn es heißt zwar in der Schrift: machet euch die Erde unterthan, und herrſchet über die Thiere auf Erden, aber das finden wir nirgends in der Schrift, daß ſie ſagte: ihr Männer herrſchet über eure Weiber, und macht ſie euch unterthan. Die Schrift ſagt zwar: Ihr Weiber ſeyd unterthan, aber ſie ſagt nicht: ihr Männer, wenn euch eure Weiber nicht unterthan ſeyn wollen, ſo machet ſie euch unterthan. Alſo hat ein Mann das Recht nicht, mit Gewalt ſein Weib zu nöthigen, oder zum Gehorſam zu *zwingen*. Paulus ſtellt eine Vergleichung an, zwiſchen dem Eheſtand, und Chriſto und ſeiner Gemeinde, und ſagt: der Mann iſt des Weibes Haupt, gleichwie auch Chriſtus das Haupt iſt der Gemeine, und er iſt ſeines Leibes Heiland. Ihr Männer liebet eure Weiber, gleichwie auch Chriſtus geliebet hat die Gemeinde, und hat ſich ſelbſt für ſie dargegeben. Alſo ſoll ſich der Mann hauptſächlich recht auf die Liebe legen gegen ſein Weib; ja nicht nur bei ſeinem Weib, ſondern auch bei ſeinen Kindern, Dienſtboten und allen Menſchen, ſoll er zeigen: daß er wolle dem Exempel Chriſti nachahmen, und wie Chriſtus der allerniedrigſte unter ſeinen Jüngern war, und ihnen die Füße gewaſchen hat, ſo ſoll auch der Mann der niedrigſte und demüthigſte in ſeinem Hauſe ſeyn, und deswegen auch zehnmal nachgeben, bis man ihm einmal nachgiebt.

20.

Das Weib ſoll ſich hüten, ihren Mann zu verkleinern, weil ſie dadurch ſich ſelbſt zu Schanden macht.

Ich war bei einer Edelfrau, die ſich ſehr bei mir über ihren Mann beklagte, und ſeine Fehler entdeckte. Endlich ſagte ich zu ihr: Gnädige Frau, thun ſie dieſes ja nimmer, daß ſie die Fehler ihres Mannes ſo aufdecken und ihn ſo verkleinern, denn das Weib hat den Namen von dem Manne. Wenn ſie alſo ihren Mann zum Bärenhäuter macht, und ihn verklagt und verkleinert, ſo iſt ſie die Bärenhäuterin.

21.

Ein Weib ſoll ſich vor dem Schleken, Faulenzen und Klagen hüten.

Als meine Tochter ſich verheirathete, ſo ſagte ich zu ihr: ich wolle ihr eine Regel von der Katze, die juſt unter dem Ofen lag, mitgeben; ſie ſolle, ſagte ich, dieſe Katze recht beſehen, daß ſie nur keine Katze werde. Da ſie nun fragte: was ich damit ſagen wolle, ſo ſagte ich, die ganze Sache dieſer Katze beſtehe darinnen, daß ſie gerne ſchlecke, und etwas Gutes liebe, und wenn ſie geſchleckt, unter den Ofen auf die faule Haut hinliege, und hernach wieder maunze, bis ſie wieder etwas zum Schlecken bekomme. Wenn man auf die Erfahrung Achtung giebt, ſo ſeye das vieler Weibsleute ihre Sache, nemlich 1) ſchlecken oder etwas Gutes eſſen und gute Tage haben wollen; 2) faullenzen, ſich nicht wehe thun; 3) maunzen, der Mann ſoll Geld anſchaffen und dergleichen, und dieſe Weiber ſchätze man gemeiniglich vor die Glücklichſten, welche Katzen ſeyen. Sie ſolle ſich alſo nur nicht wünſchen, und vielmehr ſchämen gut Eſſen und gute Tage zu haben, weil ſie ſonſt eine Katze ſeye.

22.

Ein Hausvater muß die widrigſten Leute in ſeinem Haus lieben lernen.

Weil ich mich in meiner Information ſolchen Leuten widmete, vor welche bei andern Schulen keine Anſtalten ſind, und alſo dreierlei Leuten, nemlich 1) denen, die ſchwache Gaben haben; 2) denen die in der Schule verſäumt ſind; und 3) denen, die ungerathen oder Thunichtgute ſind; ſo hatte ich in meinem Hauſe manche Uebungen, indem ich oft die ausgelaſſenſten Leute bekam, und juſt in einem ſolchen Alter, da ihre Jugendkräfte am ſtärkſten waren. Da ſtarb ich oft faſt vor Ungedult, bis ich nur etwas Weniges von der Gedult lernte, und mußte daher, weil ich mich öfters erzürnte, faſt immer Arznei gebrauchen. Weil ich Leute von verſchiedenem Alter und Stand, wie auch von verſchiedenen Gaben, Fleiß und Gemüth hatte: ſo legte ich mich auf die Unpartheilichkeit, und um deſto mehr einen lieben zu können wie den andern, ſo hütete ich mich, nichts aus phyſiognomiſchen Kennzeichen, wozu ich eine Anlag hatte, zu ſchließen. Es kam mir aber, da ich in Metterzimmern war, ein beſonderer Caſus vor, nemlich: ich bekam einen Menſchen in die Koſt und Information. Dieſer Menſch hatte vortreffliche Gaben, war aber ſehr unartig, und applicirte ſich nicht im Lernen. Wie nun ſein Vater zu mir kam, ſo beklagte ich mich bei ihm, daß ſein Sohn ſo gute Gaben habe, und ſie doch nicht anwende. Ich glaubte nun, der Vater werde durch meine Vorſtellungen bewogen werden, ernſtlich mit ſeinem Sohn zu reden, und ihm einen Verweiß zu geben; allein derſelbe hielt mir entgegen: er ſey in ſeiner Jugend auch ſo geweſen, wenn er älter ſey, werde er ſchon geſcheider werden. Da ſein Sohn hereinkam, ſo ſagte er zu ihm: dein Hr. Pfarrer klagt über dich, daß du dich nicht wohl halteſt; hier haſt du Zuckerbrod, halte dich fein wohl. Darüber ärgerte ich mich ſehr, und dachte: du willſt auch ſehen, wie es da gehen wird. Da er nun einige Zeit bei mir war, und meine Koſtgänger in die

Vakanz gehen ſollten, ſo ließ ich meine Frau nach ihren Kleidern ſehen. Weil nun bei dieſem alles in Unordnung und zerriſſen war, ſo ſagte ich zu ihm: er müſſe einen Tag länger da bleiben, damit man ſeine Kleider vorher flicken könne, denn ſo zerlumpt dürfe man ihn nicht nach Hauſe laſſen. Indem ich nun ſelbige Nacht mit meinen Koſtgängern redete, ſo hörten wir plötzlich einen ſtarken Fall. Wir erſchraken alle darüber, ich gieng mit dem Licht hinaus, um zu ſehen, was paſſirt ſey, da fanden wir dann dieſen Menſchen auf dem Boden liegen wie todt, welcher ſich im Unwillen, weil er nicht mit den andern in die Vakanz dürfe, an einen Nagel mit einem Strick gehängt, der aber zu allem Glück gebrochen. Da er ſich aber von ſeiner Unmacht wieder erholt hatte, ſo nahm ich ihn beſonders, und fragte ihn: was ihn zu dieſer erſchrecklichen Sache veranlaßt habe; er ſolle nicht denken, daß ihm etwas geſchehen werde. Denn wenn der Strick nicht gebrochen wäre, ſo ſäße er jetzt in der Hölle, mithin, da er die Hölle nicht einmal fürchte, ſo würde er mich, ich möchte ihm thun was ich wollte, noch viel weniger fürchten; er ſolle mir nur ſagen, gerad heraus, was die Schuld ſey, und wenn auch ich ſchuldig wäre. Auf dieſes ſagte er: ja, Sie ſind ſchuldig. Da ich wiſſen wollte, in wie fern ich ſchuldig ſeye, daß er ſich gehängt habe, ſo ſagte er: weil ich zu partheiiſch ſeye: denn ich liebe den Oetinger (nachmaligen Stadtpfarrer in Stuttgart) und die andere mehr als ihn; darauf ich geantwortet: es ſey wahr, ich könne es nicht läugnen, daß ich dieſe mehr liebe als ihn: allein da ich geſehen, daß er an den Maiſen eine Freude gehabt, ſo ſolle er mir ſagen, ob er die Dreckvögel auch ſo liebe? Da er mir nun geantwortet: er könne keine Freude an dieſen haben, ſo ſagte ich zu ihm: jetzt überlege er es ſelbſt, er iſt ein Dreckvogel und will von mir haben, ich ſoll ihn lieben. Hält er ſich wohl und greift ſich an, ſo werde ich gewiß nicht partheiiſch ſeyn, ſondern ihn auch ſo lieben wie die andern Koſtgänger, welche fleißig und brav ſind.

Dieſe Begebenheit machte mir vieles Nachdenken, daß ich dachte: es iſt alles umſonſt, du mußt eben auch einmal einen Dreckvogel lieben lernen. Aber das iſt eine Kunſt ſo einen recht zu lieben. Denn es ſcheint bei dergleichen Leuten gemeiniglich alle Mühe vergeblich angewandt zu ſeyn, und man hat oft nichts als Undank zu erwarten. Z. E. ich war in Stuttgart in einer Geſellſchaft, da ſagte ein Regierungsrath zu mir, man meine Wunder, was ich mit meiner Information ausrichte, aber es habe mir doch auch ſchon gefehlt. „Ich ſagte aber zu ihm: bin ich denn Gott im Himmel, daß ich machen kann, was ich will; und Gott bringts ja nicht bei allen Menſchen in Stand, daß ſie ſo ſind, wie er ſie gerne hätte. — Das war auch die Urſache, warum ich immer viel Koſtgänger haben wollte. Denn wenn ich nur etliche hätte, ſo könnte es geſchehen daß ſie alle ausgelaſſen wären, und das würde mir die Information entleiden: hingegen wenn man mehrere hat, ſo giebts unter denſelben immer auch ſolche, die ſich wohl halten, und bei denen die Mühe angelegt iſt, durch die man alſo aufgemuntert wird. Daher, als man mich (wozu vornemlich der Neid Einiger Veranlaſſung gab, und die Sorge, ich möchte mein Amt vernachläſſigen) auf einige wenige einſchränken wollte, ſo ſagte ich: entweder zwölf oder gar keinen, welches mir darauf theils aus obigen Gründen, theils weil ich vornehmer Leute Söhne in der Koſt hatte, zugeſagt wurde. Uebrigens wenn man auch bei mehreren nichts als Undank zu haben ſcheint, ſo kommt doch öfters eine Zeit, wo man legitimirt wird. Ich hatte einmal einen Koſtgänger, der ſehr gute Gaben hatte, und um ſeiner guten Gaben willen inſinuirte er ſich beim Herzog, daß er reiſen durfte, er ward aber ſehr flüchtig und ſchweifte ſehr ſtark aus, ſo daß er über den Herzog calumnirte. Darauf kam er in die Veſtung Neuſſen und endlich ins Zuchthaus. Als er nun im Zuchthaus war, ſo geſchahe es, daß ich auch nach Ludwigsburg kam, und mich in die Züchtlingsſtuben führen ließ, um mit einigen Züchtlingen, die um einer Geiſtergeſchichte willen an dieſen Ort kamen, zu reden. Indem ich mit dieſen im Geſpräch war, ſo ſtund dieſer Menſch auf und fragte mich: ob ich nicht der Pfarrer von Münchingen ſey? da ich ihn nun fragte, wer denn er ſey, ſo ſagte er: er ſey mein ehemaliger Koſtgänger, und weil er mir nicht gefolgt habe, ſo ſeye er jetzt im Zuchthaus. Er bat auch darauf um Verzeihung, daß er mich ſo oft beleidigt, und mir nicht in allem gefolgt habe; ſagte aber dabei, er danke Gott daß er an dieſen Platz gekommen, denn wenn es ihm Gott hätte gerathen laſſen, daß er ſein Weltglück gemacht hätte, ſo wäre er ein Kind des Teufels worden; aber jetzt habe ihn Gott gedemüthiget, wodurch er zu ſich ſelbſt gekommen, und nun wiſſe er gewiß, daß, wenn er heut ſterbe, ſo ſey er ein Kind der Seeligkeit. In dieſer guten Faſſung iſt er bald darauf im Zuchthaus geſtorben.

Unter denen Koſtgängern, die mir viele Uebungen machten, war auch einer mit Namen P. Dieſer war ein Thunichtgut, und weil er von vornehmer Familie war, ſo mußte ich ihn haben. Er hatte lauter Unarten an ſich, that den Leuten Torten wo er konnte, ſchmiß ihnen Hühner todt, ruinirte alles u. ſ. w. Die Leute kamen zu mir ins Haus und beklagten ſich über ihn. Ich gab ihm daher tapfer Verweiſe, und wollte ihm die Sache zu Gemüth führen; allein er ließ ſich zu keiner Raiſon bringen. Da dann immer Klagen kamen, ſo warnte ich ihn: er ſolle zuſehen wie es ihm gehe; er glaubte aber, weil er eines vornehmen Mannes Sohn ſey, ſo würde ſich niemand unterſtehen dürfen, ihm etwas zu thun. Endlich, da er ſich nicht warnen ließ, ſo machte ich ihn vogelfrei, indem ich den Schultheiß bitten ließ, er möchte der Bürgerſchaft publiciren: wofern dieſer Menſch jemand einen Schaden zufüge, ſo ſoll man es nicht mehr bei mir klagen, ſondern jeder ſoll ſich ſelber Genüge leiſten, und ihn alſo prügeln ſo gut man könne, nur daß ſie ihm kein Glied abſchlügen. Da er ſich nun nicht beſſern wollte, ſondern noch immer ſchadete, ſo paßten ihm etliche Bürger auf, und ſchlugen ihn, daß er ins Bett liegen mußte. Das that dann guten Effekt. Ich kam darauf nach Stuttgart, zum Hrn. Oberhofprediger Fiſcher, und da mich dieſer fragte, wie es mit dem Hrn. v. P. gehe, ſo erzählte ich ihm dann, was ich kürzlich für eine Kur mit ihm vorgenommen. Dieſer erſtaunte darüber, und fragte gleich, ob ich auch mit ſeinem Herrn Schwager F. darüber korreſpondirt habe? und da er hörte, daß es nicht geſchehen, ſo wunderte er ſich, daß ich vor mich ſelbſt auf eine ſolche Art zu Werk gehe. Ich antwortete aber: er ſeye mir, als ein Thunichtgut von ſeinen Aeltern übergeben worden, ich ſolle Vatertreue an ihm beweiſen; da ich nun allerlei probirt habe, und nichts anſchlagen wollen, ſo habe ich auch dieſes verſucht, und wenn er mein eigener Sohn geweſen wäre, ſo würde ich alſo mit ihm verfahren ſeyn. Wenn Sie aber, Hr. Oberhofprediger! etwas anders wiſſen, ſo will ich Ihrem Rath folgen. Er ſagte aber: er könne mir keinen Rath geben. Ich ſagte darauf: ſo mache ich darinnen fort und laſſe ihn vogelfrei, bis er ſich ſelbſt beſſert.

23.

Wenn man ſich in dieſer Welt gut fortbringen will, ſo muß durch Gehorſam gegen die Eltern der Grund gelegt werden.

Da ich ſchon oft wahrgenommen, daß ein Mancher ſein Glück in der Welt machte, und doch ſeine Verdienſte die eigentliche Urſache nicht waren, ſo wollte ich doch auch die rechte Urſache wiſſen. Endlich habe ich einmal den Grund erfahren: daß ſolche Menſchen in ihrer Jugend im Gehorſam gegen ihre Eltern geblieben, und daher kam ihr Glück in der Welt, daß einer oft vor vielen vorgezogen worden. Aber bei dieſem darf man es eben nicht bewenden laſſen, weil es nur auf dieſe Welt hinreicht. Man muß auch Gott gehorſam werden und ſeyn, wie man in der Jugend ſeinen Eltern gehorſam iſt; ſonſt hört das Glück in dieſem Leben auf, und wenn man ſtirbt, ſo hilft es einem nichts mehr, denn es heißt eben: auf daß dirs wohl gehe auf Erden. Die meiſten Eltern, wann ſie auf die künftige Verſorgung ihrer Kinder denken, handlen blos aus dem Grund, ihnen Ambition einzupflanzen, damit ſie etwas rechtes werden ſollen. Allein es heißt nirgends in der Schrift: lerne brav, auf daß dirs wohl gehe. Man muß alſo aus dem Grund die Kinder zum Lernen anhalten, weil es der Gehorſam gegen die Eltern erfordert, und muß ſie ermahnen, etwas zu lernen, damit es ihnen wohl gehe, und ſie ihren Eltern Freude machen.

24.

Treue im Eheſtand hat auch viel zu ſagen in Anſehung der Auferziehung der Kinder.

Bei meinen vielen Koſtgängern hatte ich manche, bei denen ich mir alle Mühe gab, und doch nichts ausrichten konnte. Ich konnte mich lange nicht darein finden, warum einige von meinen Koſtgängern zwar ſehr langſam waren, aber bei ihren ſchwachen Gaben endlich doch etwas herauskam, und hingegen bei andern, die oft beſſere Gaben hatten, ſo gar nichts zu machen war, bis ich endlich auf den Spruch kam, der mir das Räthſel aufdeckte, nemlich: die Kinder der Ehebrecher gedeihen nicht. Wenn daher manche von ihnen nicht gedeihen wollten, ſo war ich vorzüglich auf dieſen Punkt in Anſehung der Eltern aufmerkſam.

25.

Von der Kinderzucht.

Dieſe kommt nicht den Müttern, ſondern nur den Vätern zu, denn Paulus ſagt niemals: ihr Mütter ziehet eure Kinder, ſondern ihr Väter; daher findet man auch, daß die Kinder eine gröſſere Ehrfurcht vor ihren Vätern haben als vor ihren Müttern, und daß der Mütter Zucht nicht ſo gut anſchlägt, weil ihnen Gott keine Macht gegeben hat: wenn alſo eine Mütter haben will, daß ihr ihre Kinder gehorſam ſeyn ſollen, ſo ſoll ſie es nicht durch ſcharfe Zucht erzwingen, ſondern ſie ſoll ihnen Liebe beweiſen, denn die Mütter ſind zum Geben geboren, indem ſie die Kinder ſäugen. Wenn nun die Kinder ihnen nicht wollen gehorſam ſeyn, ſo ſollen ſie nicht mit ihnen zanken, auch nicht ſchlagen, ſondern ihnen nur nichts geben, mit dieſem gewinnen ſie am meiſten. Die Zucht der Väter ſoll nicht im Dreinſchlagen beſtehen, ſondern ſie ſollen die Zucht von einem rechtſchaffenen Baurenknecht abſehen, der mit der Geiſel nur ebenher fährt, und nicht immer zuſchlagen, ſonſt werden die Kinder erbittert und zum Zorn gereizt. Die Eltern ſollen die Kinder nur als einen Seegen anſehen, ſonſt werden ſie ihnen zum Fluch. Wenn die Kinder nicht gerathen, ſo müſſen die Eltern meiſtens ſich ſelbſt die Schuld geben; denn wenn die Eltern ihnen kein gut Exempel geben, gut leben, hoffärtig ſind, auch in der Haushaltung; ſo führen ſie ihre Kinder in die Lüſte hinein, und da iſt es nicht möglich daß ſie gerathen können. So auch wenn Eheleute nicht in der Liebe und im Frieden beiſammen wohnen, und die Kinder nicht mit Sanftmuth behandeln: deßwegen auch viele Eltern ihre Kinder in die Koſt hinausthun, weil ſie nicht lernen wollen ihre Kinder zu erziehen, noch ein gutes Exempel zu geben. Auch wenn man den Söhnen Hofmeiſter hält gerathen ſie ſelten, denn es heißt eben: ihr Väter ziehet eure Kinder, nicht Fremde. Beſonders ſoll man Kinder nicht zum Zorn reizen, und wenn ſie nicht mehr klein ſind, ihnen nichts mehr befehlen. Vorſtellungen kann man ihnen machen, wenn ſie ſchon groß ſind, aber beim Befehlen kommt nicht viel heraus.

Von der Auferziehung der Kinder.

Die wenigſten Väter denken über die Erziehung der Kinder. Obgleich man oft am Feldbau und andern Sachen täglich zu lernen hat, will man doch hierin nicht lernen, ſondern alles mit Schärfe erzwingen. Man vergl. die 15te Regel. Auch ziehen viele ihre Kinder auf wie einen Blumengarten, mit welchem man ſich viele Mühe giebt, auf daß man damit prangen könne. So lernt man in Stuttgart die Kinder ſchon im 5ten Jahre leſen, nur um mit ihnen zu prangen; in der Hauptſache kommt doch hernach bei vielen nichts heraus; deßwegen gerathen auch die Söhne der Präceptoren ſelten, weil dieſe wollen aus ihren Kindern vorzügliche Leute machen, daß ſie ſich mit ihnen hervorthun können, wodurch die Kinder maßleidig werden.

Als ich meine Koſtgänger noch beiſammen hatte, ſo fragte ich ſie abends, wie es ihnen ſeye? Die ſo fleißig waren, ſagten gleich: wohl ſey es ihnen, die andern aber bekannten: es ſey ihnen nicht wohl. Ich ſagte ihnen: ſie ſollen jeden Tag fleißig lernen, nicht damit ſie ſich über andere hervorthun, ſondern damit es ihnen wohl ſeye.

Bei der Erziehung der Kinder hat man mehr auf den Gehorſam und Gottesfurcht zu ſehen, als auf das Lernen, denn es heißt nirgends: lerne recht, auf daß dirs wohl gehe.

Die Hauptſache iſt alſo, die Kinder zum Guten anhalten, nichts Böſes von ihnen leiden, ihnen Gehorſam gegen die Eltern einſchärfen, ſo werden ſie gewiß gut fortkommen in der Welt. Man muß ſich ſehr hüten, daß man den Kindern keine Ambition einpflanzt, *denn das gehört zu dem Aergerniß, wovon Chriſtus ſagt: wehe euch, ſo ihr einen dieſer Kleinen ärgert.* Vornemlich muß man ſichs auch angelegen ſeyn laſſen, daß man ſie von Kindheit auf bewahre vor dem Gerneſchön und der Hoffarth, denn wenn man immer an ſie hinredt, du mußt dich auch ſchön anziehen und hübſch artig ſeyn, ſo wird ihnen der Hochmuth eingeprägt, und verlieren ihr gutes Gemüth. Kinder muß man zur Härtigkeit aufziehen, ſie nicht hoffärtig kleiden, nicht koſtbar zu eſſen geben, weil man ſie erziehen ſoll in der Vermahnung zum Herrn, ſo wie auch Chriſtus hart auferzogen worden. Wenn die Kinder demüthig erzogen werden, ſo haben ſie Gnade von Gott und ſie gerathen alsdann. Ein Biſchoff ſoll ſeinem eigenen Hauſe vorſtehen, und Kinder haben, die nicht üppig ſind und nicht wollüſtig, mithin ſoll er ſeinen Kindern wehren, daß ſie nicht in Hoffart, ins Wohlleben, Freſſen und Saufen hineinkommen. Denn wenn er ſeinem eigenen Hauſe nicht weiß vorzuſtehen, wie will er die Gemeine Gottes verſorgen? An denen zwei Stücken hat man viel zu lernen, wie man als Chriſt hauſen und die Kinder auferziehen ſoll.

17.

Kinder bringen manche wieder in Geiz und vieles Hauſen hinein, welches großen Schaden hat.

Mancher iſt ſchon ums Chriſtenthums willen in Verläugnung hinein gegangen, und hat ſein Herz von dem Irdiſchen ziemlich los gemacht, nachher aber, wenn die Kinder ſich verheirathen wollen, ſo möchte er ſie gerne gut unterbringen und verſorgen, da kann man leicht wieder in die irdiſchen Sorgen, und in die Welt hineinkommen, und ſodann manches Gute verlieren.

Der Hauptſitz der Sünde iſt in dem Leib und nicht in der Seele, ſondern die Seele participirt (nimmt Theil) nur, und wird von der Sünde angeſteckt: denn wenn die Sünde ihren Sitz eben ſo wohl in der Seele hätte, wie in dem Leibe, ſo müßte die Seele eben ſo wohl ſterben, als der Leib: weil der Tod der Sünden Sold iſt. Der Leib muß ſterben um der Sünde willen, und wird erſt in der Auferſtehung wieder geboren und wird geiſtlich; die Seele ſoll ſchon in dieſem Leben geiſtlich werden. Der zweite Beweis iſt, weil alle Sünden bei dem Leib anfangen; denn offenbar ſind die Werke des Fleiſches, als da ſind Ehebruch, Hurerei ꝛc. Gal. 5. Die Luſt kommt vom Leib, die Seele aber participirt, wenn ſie einwilligt. Jak. 1, 15. Die Luſt, wenn ſie empfangen hat, gebiehret ſie die Sünde, daher auch Paulus ſagt Röm. 5.: laſſet die Sünde nicht herrſchen in eurem ſterblichen Leibe, ihr Gehorſam zu leiſten in ſeinen Laſten, nemlich in des Leibes Lüſten, und begebet nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit. Der dritte Beweis iſt, weil die Buße bei dem Leibe anfangen ſoll. Der Täufer Johannes ſagt: wenn einer zwei Röcke habe, ſo ſolle er dem geben, der keinen hat. Zu den Soldaten, ſie ſollen ſich begnügen laſſen mit ihrem Solde ꝛc. Ein Pfarrer, der mit ſeiner Beſoldung nicht zufrieden ſeye, habe alſo den Anfang der Buße nicht gemacht; zu den Zöllnern: ſie ſollen nicht mehr fordern als geſetzt ſey.

Doch kann die Seele zum Hauptſitz der Sünde werden; denn Jacobus ſagt: die Weisheit von unten iſt irdiſch, menſchlich, teufliſch. Irdiſch geſinnt ſeyn, iſt Fleiſcheslust, Freſſen, Saufen, Hurerei, das man mit den Thieren gemein hat. 1. Joh. 2, 16; menſchlich die Augenluſt, das ergötzliche Schöne, was Thiere nicht gemein haben mit den Menſchen, teufliſch iſt hoffärtiges Leben, Herrſchſucht: denn des Teufels Sache iſt Hochmuth und über andere herrſchen.

28.

Was die Gnadenordnung ſey.

Dieſes kann man am Beſten an gemeinen Leuten lernen. Wann dieſe in die Kirche kommen, und gehet ihnen etwas ans Herz, ſo geben ſie auf alles andere nicht mehr Achtung, ſondern denken dem nach, was ihnen einen Eindruck gegeben, und denken auch während ihren Geſchäften weiter darüber nach, und ſuchen es in Ausübung zu bringen; wenn ſie wieder einen Eindruck von etwas bekommen, ſo machen ſie es wieder ſo, und ſo ſammlen ſie einen Schatz von Wahrheiten und kommen immer weiter.

29.

Bei unnützlichen Geſchäften iſt es einem nicht wohl, und man ſteht es auch nicht lange aus, wenn man gleich großen Lohn hat.

Ich war einmal bei einem Edelmanne, dieſer beklagte ſich über ſeine Dienſte, die ihm entleidet ſeyen. Ich machte ein Experiment, nemlich er hatte ein Mägdlein, die bei ſeinem Junker zum Zeitvertreib war, zu dieſer ſagte ich: ſie ſolle hereinkommen, und auf den Schemel ſitzen und einen ſilbernen Löffel heben (halten), und ſonſt dürfe ſie den ganzen Tag nichts thun, und wenn der Tag herum ſeye, ſo müſſe ihr der gnädige Herr 10 fl. geben täglich, und noch gut eſſen und trinken, und ſo müſſe ſie es drei Monate lang treiben. Das Mägdlein war nun ſehr vergnügt, ſetzte ſich mit Freudigkeit hin und hebte (hielt) den Löffel. Ich ſagte zum gnädigen Herrn: jetzt ſolle er nur Achtung geben, was vorgehen werde, es werde nicht lange anſtehen, ſo werde ſie raiſoniren. Wie ſie nun eine halbe Stunde den Löffel gehebt, ſo fieng ſie an zu raiſoniren und ſagte: ja iſt es auch wahr, daß ich ſo viel bekomme, darf ich mich auch darauf verlaſſen? weil es ein ſo liederliches Geſchäft iſt, ſo kann ich es kaum glauben, daß ich ſo viel Lohn bekommen ſolle. Darauf verſprachen wir ihrs beide und ſagten: es ſolle gewiß gehalten werden, ſie dürfe ſich feſt darauf verlaſſen. Nun war ſie wieder zufrieden und ſagte: wenn ich ſo viel Geld täglich bekomme, ſo kann ich mir ſchöne Kleider kaufen und mich recht hervorthun. Ich ſagte nun weiter: jetzt werde ſie bald calumniren, man ſolle nur nichts mit ihr reden, daß ihr die Zeit recht lang werde. Wir redeten als mit einander fort; unverſehens ſtund ſie auf, warf im größten Eifer und Zorn den Löffel auf den Tiſch, daß alles in die Höhe fuhr und wir erſchraken, und ſagte: was will ich von dem Geld, ich will meine Zeit nicht ſo elend zubringen. Lieber will ich etwas Nutzliches arbeiten und weniger Lohn haben, als meine

Zeit ſo heillos zubringen. Dieſes gefiel nun dem Edelmann ſehr wohl, und fragte mich: wie ich dieſes im Voraus ſo gewußt habe, was in dem Mägdlein vorgehen werde? ich ſagte zu ihm: gnädiger Herr! wie das Mägdlein denkt, ſo denken Sie; nur der Unterſchied iſt: daß die es nur eine Sttunde getrieben, und Sie hingegen viele Jahre es treiben können. Da Sie in jungen Jahren zum Militär gekommen und ein vornehmer Mann wurden, ſo ſtiegen Sie mit Freuden auf den Gaul, und exercirten auch gerne; je mehr Sie aber zu Jahren kamen, deſto mehr entleidete Ihnen das Exerciren, und kam Ihnen kindiſch vor. Da raiſonirten ſie ſchon, daß Sie müßten die Bübereien thun, nun werden Sie bald auch in das Calumniren hineinkommen: er wollte es aber nicht glauben. Es ſtund nur ein Jahr an, ſo kam ich wieder zu ihm, da calumnirte er entſetzlich, und ſagte: er wolle kein ſo Sklav ſeyn und ſich ſo ſcheren laſſen. Da erinnerte ich ihn an das, was ich ſchon lang geſagt habe, und redete ihm zu, den ſilbernen Löffel wieder zu nehmen und gutes Muths zu ſeyn in ſeinem Beruf. Und eben dieſes hab ich ſchon in allen Ständen gefunden, je heilloſer und unnützlicher die Geſchäfte ſind, je mißvergnügter werden die Leute, und mögen es auch nicht lange treiben, ob ſie ſchon einen weit größern Lohn haben, als die andere. Deswegen ſind die gemeinen Leute die allervergnügteſten und glücklichſten, weil ſie etwas Nützliches arbeiten und ſchaffen müſſen, ob es ihnen ſchon zuweilen auch ſauer geſchieht, und ſich hart durchbringen müſſen.

30.

Regeln von ſeinem letzten Lebensjahr.

Wer viel Kinder hat, ſoll mit ſeinen Kindern nicht hoch hinaus wollen, ſonſt macht er ſich viel Sorgen. Wer große Haushaltungen hat, ſoll ſich aufs Vergeben legen und nicht richten.

Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig iſt.

Die Bergpredigt iſt leicht zu verſtehen, aber ſchwer auszuüben. Wer ein Chriſt seyn will, ſoll auch thun, was im neuen Teſtament ſtehet, ſeinen Feind lieben, nicht richten: kein Nachrichter werden. Ich bekam einen neuen Schultheiß, der fragte mich, wie er ſein Amt führen ſolle? Ich ſagte: er ſolle nur nicht viel ſtrafen. Er antwortete: das Böſe müſſe ja geſtraft ſeyn. Ich ſprach: es müſſe auch Scharfrichter geben, aber ich möchte keiner ſeyn. Der Schultheiß folgte mir, und es gieng gut; deswegen weil das Richten wider das Wort Gottes iſt, es iſt auch meiſtens den Beamten ihr Dienſt im Alter deßwegen entleidet.

Trübſal bringet Gedult.

In der Trübſal ſoll man ſich doch recht auf die Gedult legen, ſo bekommt man nicht nur Erleichterung, ſondern man erfährt auch was Gott an einem thut, und dieſe Erfahrung bringt die Hoffnung. Wenn man dabei nach dem Wort Gottes handelt, ſo iſt's einem wohl, und man bekommt innern Frieden. Dieſen Frieden ſollte man ſuchen, damit man nicht im Alter mürriſch wird. Paulus ſagt: wir rühmen uns der Trübſal. Insgemein rühmt man ſich der guten Tage und klagt über Trübſal, da man froh ſeyn ſollte, wenn es einem hart geht, weil man in guten Tagen keine Gedult lernen kann.

3) Frage und Antwort.

Gegen Anfang der achtziger Jahre hatte ſich unter mehreren Würtembergiſchen Theologen, eine Art von Leſezirkel gebildet, deſſen Mitglieder von Zeit zu Zeit einander gegenſeitig Fragen zur Beantwortung vorlegten, oder ſich andere ſchriftliche Mittheilungen machten. Einmal (am 6ten Januar 1782) ſchrieb der Pfarrer Hartmann zu Kornweſtheim, in das Büchlein, wohin ein jeder ſeine Fragen, Antworten oder Mittheilungen eintrug die Fragen hinein:

1) Woher kommt die Verſchiedenheit des Lehrbegriffes unter den Brüdern?

2) Was iſt die Haupt-Verſuchung vor Kinder der Wahrheit in unſrer Zeit?

Einer hatte darauf geantwortet, ſeine größte Verſuchung ſey faſt die, daß er bei vielen Glaubigen eine zunehmende Nachgiebigkeit und Herablaſſung gegen die Unglaubigen, insbeſondre gegen die Gewaltigen und Reichen dieſer Welt erblicke, welcher man einen ſehr gleiſſenden Firniß von Weisheit und Heiligkeit zu geben pflege. Aus dieſer Weltgefälligkeit komme auch ſehr oft die Verſchiedenheit des Lehrbegriffs unter den Brüdern.

Mein alter Flattich, an den hierauf die Reihe des Beantwortens kam, ſchrieb Folgendes über jene Fragen in das Büchlein hinein:

„Auf die von dem Herrn Pfarrer Hartmann gemachte Frage: woher die Verſchiedenheit des Lehrbegriffs unter denen Brudern komme? will ich einige Anmerkungen hier beiſetzen:

1) „Bei der Bekehrung der Juden und Heiden zu den Zeiten der Apoſtel, meinten die bekehrten Juden, es müßten die bekehrten Heiden eben ſo geſetzlich leben, wie ſie; es wurde aber ſolcher Streit durch ein Concilium dahin geſchlichtet, daß die bekehrten Heiden davon dispenſirt ſeyn ſollten. Da nun auch bei uns einige als geſetzliche, und einige als ungeſetzliche Menſchen ins Chriſtenthum hineingehen, ſo fordern die geſetzlichen Chriſten von den ungeſetzlichen Chriſten, daß ſie auch ein geſetzliches Leben führen ſollen, welches eine Verſchiedenheit unter beeden erregt.“

2) „Bei den Corinthiern war unter den Brüdern der eine Kephiſch, der andere Apolliſch und der dritte Pauliſch. Um nun dieſer Verſchiedenheit zu ſteuern, ſo lehrte ſie Paulus: daß ſie nicht mehr Kinder und fleiſchlich ſeyen, ſondern ſich allein an Chriſtum halten ſollen. So geſchiehet es auch bei uns, daß ſich der Eine an dieſen, und der Andere an einen andern Menſchen oder menſchliches Buch hält; daher ſollte man nicht blos an einen Menſchen oder an ein menſchliches Buch, ſondern an Chriſtum und ſein Wort angewieſen werden.“

3) „Unter den Corinthiern entſtund eine Verſchiedenheit in Anſehung der Speiſen und Wählung der Tage; da der Eine alle Speiſen vor gut und alle Tage vor gleich hielt,

der Andere aber umgekehrt dachte; und deswegen einander richteten. Paulus aber wollte haben, daß ſie hierinnen einander die Freiheit laſſen ſollen. Eben ſo findet man auch heut zu Tage, daß man in leiblichen und äuſſerlichen Sachen einander richtet; daher ſollte man auch hierinnen einander mehr Freiheit laſſen, und keine ſo groſſe Einerleiheit der Gebräuche und Manieren verlangen.“

„Was die andere Frage, die Herr Pfarrer Hartmann macht; was nemlich die Hauptverſuchung vor Kinder der Wahrheit in unſerer Zeit ſey? anbetrifft; ſo hat man ſich zu dieſer Zeit, da Babylon aufzukommen ſcheint, vornemlich zu hüten, von dem Wein der Hurerei zu trinken und ſein Weltglück zu ſuchen.“

Wenn eine ſolche zum Chriſtenthum herzlich bekehrte Königin aus den Südſee-Inſeln, wie es jetzt mehrere giebt, zu einer auch recht chriſtlich geſinnten, aber dabei meiſterlich ſtrengen, deutſchen Dame auf Beſuch käme und etliche Tage da bliebe, und beide könnten ſich in einer und derſelben Sprache unterhalten, ſo würde es wohl bei der letzteren an öfteren Erſchrecken, Erröthen, Unwilligwerden über die Königin nicht fehlen. Denn die hat in ihrem

Reden und Thun gar ſonderbare Manieren. Und es könnte ſeyn, daß es auf die Länge keiner bei der andern ſonderlich wohl wäre. Dennoch hat der liebe Gott die eine wie die andere lieb, denn der ſieht nicht auf das was der Menſch durch Erziehung und Gewöhnung in den Menſchen hineinpflanzt, ſondern auf das was Gott in ihm ſchaffet. — So könnte ich mir auch zwei junge Candidaten der Theologie denken, die auf ganz verſchiedene Weiſe gebildet und erzogen, übrigens aber beide fromm und gut, eine Reiſe mit einander machten. Der eine, in der Manier erzogen, wie ſie bei den Pietiſten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrſchend war, der andre in der Manier des ſeeligen Hahn. Jener trinkt Waſſer, ißt auſſerordentlich wenig, denn er iſt von Jugend an ſo gewöhnt; er lacht nie ordentlich, man glaubt ihm die Anſtrengung anmerken zu können, womit er über alle ſeine Worte wacht, die er mit halblauter Stimme und gar demüthigen Geberden ſpricht, und ſein Geſicht ſieht einmal ſo gemeſſen aus als das andre Mal, es iſt als wenn er alle Mienen an einem innren Bande feſt hielt, und keiner eine freie, natürliche Bewegung verſtattete. Da iſt nun freilich der andre nicht ſo. Der ſpricht zwar noch weniger als jener, aber laut, und über alles was ihm einfällt, es mag nun geiſtlich oder weltlich ſeyn; es könnte aber jeder gute, heitre Chriſt zuhören was er ſpricht. Wenn ſie beide mit einander ins Wirthshaus kommen, ißt dieſer mit gutem Appetit, denn er hat in den Kloſterſchulen das Eſſen gelernt, und trinkt ganz ordentlich Wein oder Bier dazu. Er ſpricht mit dem Bauern auf ſeine Weiſe und kann über einen unſchuldigen Bürgern- oder Bauerneinfall herzlich laut lachen, während jener ganz niedergeſchlagen vor ſich hinſieht. Ich weiß nun nicht, ob dieſe beiden weit mit einander reiſen werden. Wenn ſie aber nun von einander gehen, ſo will ich wünſchen daß der mit der immer gefalteten Stirne ſich an meinem jungen Würtemberger nicht verſündigen möge, indem er ihm Vieles in ſeinem Herzen zur Sünde macht, was keine iſt. Mein Würtemberger, das weiß ich, verſündigt ſich nicht an jenem, ſondern denkt von ihm: „das iſt ein herzensguter und frommer Menſch, ein beſſrer wohl als ich bin; aber es iſt ein ängſtliches Leben mit ihm, und ich taugte ſelbſt nicht in einen Himmel hinein, wo es ſo gar ängſtlich zugienge" — Indeß, da hats auch keine Noth damit, mein lieber Würtemberger! Fleiſch und Blut und alle Verſchiedenheit, welche Menſchenhand darauf gepflanzt hat, legen wir ab eh' es da hinauf geht, und dann ſieht man an Allen nur ſein Ebenbild, und die in Seinem Blute hell und weiß gemachten Kleider.

Der alte Adam ſitzt eben in uns allen, im den vornehmen, chriſtlichen Stadtleuten, wie in den chriſtlichen Landleuten, noch ziemlich feſt. Bei den Landleuten kriegt man ihn alle Tage unverdeckt und offen zu ſehen, denn da ſitzt er ganz frei, in bloßen Hemdeärmeln auſſen im Hof oder vor der Thür und denkt: vor wem ſoll ich mich da auf dem Lande geniren! Bei den fein gebildeten, meiſterlich ſtrengen Stadtleuten ſetzt er ſich freilich nicht ſo frei heraus, daß ihn jeder ſehen kann. Da wohnt er in den innerſten, abgelegenſten, aber meiſt gar ſchön ausgeputzten Zimmern, weil ihm aber die Zeit lang wird, fängt er da oft mehr unnütze und böſe Sachen an, als auf dem Bauernhofe. Und doch iſt ein Solcher, der den Balken ſo tief in ſich ſtecken hat, mit dem Herausziehen wollen des Splitters, mit dem Richten und Verdammen des Andern ſo geſchwind bei der Hand! Der arme Bauer, bei dem der Adam auſſen vor der Hofthür ſitzt, daß er ſelber zu ſeinem größten Verdruß, und alle Welt ihn ſieht, weiß es gar wohl was er für einen Hausgenoſſen hat, und ſolche Seelen waren vom Anfang an der Stimme der ewigen Wahrheit leichter zugänglich und offen, als jene, vor denen ſich der ſchlaue Hausmann ſelber nicht einmal recht ſehen läßt.

Der Menſch glaubt eben gar zu leicht der äuſſere Anſtrich, den Erziehung und Angegewöhnung von frühe an ihm gegeben, ſey etwas Bleibendes, und ihm ſelber (ſeinem eigentlichen Weſen) Angehöriges! und der Gärtner läßt doch nur die Pflanzen in ſeinem Garten paſſiren, die er ſelber gepflanzt hat. Er aber pflanzt nicht zuerſt ins Aeuſſere, ſondern zuerſt ins Innere, von wo dann freilich auch Stengel und Blätter heraufdringen ans Tageslicht.

---

4) Der Calwer Bote.

Es ſey denn daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Matth. 18, V. 3, 4,

Im Lande Wärtemberg gefällt es doch jedermann wohl, und ich, wenn ich ein Wärtemberger wäre, und müßte ſehr weit davon wegwohnen, ich würde ein tieferes Heimweh nach meinem Heimathländlein bekommen, als der Schweitzer nach ſeinen Bergen. Denn in Würtemberg ſind es nicht allein die ſchönen Berge und Thäler, fruchtbare Auen und Weingelände, nicht allein die freundlichen Städte und Dörfer, die es einem ſo heimlich machen, ſondern der hier, vielleicht mehr als in irgend einem andern Theile von Deutſchland vorherrſchende chriſtlich häusliche Sinn, welcher alle Bewohner des Landes wie zu einer gemeinſchaftlichen Familie vereint; innere und äußere Tüchtigkeit, gepaart mit Gemüthlichkeit und beſcheidenem Weſen, gegenſeitige Liebe und aufopfernde Gutmüthigkeit. Freilich ſehen nicht alle Würtemberger ſo aus, wie dieſe Beſchreibung ihres Volkscharakters, aber doch viele.

Wer Beiſpiele von chriſt-brüderlicher Liebe, die in einfältigem Herzen wohnt, und alles hingiebt für den Geliebten, erfahren, und für den Schatz ſeines Herzens ſammlen wollte, dem würde da zu Lande manches alte und neue Pfarr- und Schullehrerhaus, manches Bürger- und Baurenhaus, und ſelbſt manches Haus der Reichen und Großen, von Vater und Großvater, Mutter und Vetter, aber auch noch von Jetztlebenden, Züge erzählen können, welche ihn freuen würden. Indeß iſts nicht nöthig, daß die Jedermann weiß. Etliche aber erzähle ich doch.

Es giebt wohl auch in andern Gegenden von Deutſchland, Gott Lob! noch viele Pfarrer, welche wie Väter unter ihren Kindern, wie Brüder unter ihren Verwandten, in ihrer Gemeinde daſtehen. Aber in Würtemberg giebt der eigenthümliche Volkscharaker; das Ländliche und Sittliche, jenem Verhältniß noch einen ganz beſondern Anſtrich dazu, der nicht überall hin paſſen würde.

Wer gerne fährt, dem hätte ich wohl noch vor etlichen Jahren eine gute Gelegenheit ſagen wollen, wie er ganz umſonſt einige Meilen Weges in einer Kutſche fahren konnte. Er hätte nur brauchen zu einem gewiſſen Vicar im Würtemberger Lande zu gehen, den ich ſehr lieb habe, und andre Leute auch. Denn wenn dieſer einmal nach Stuttgart in Geſchäften reiſen mußte, ſo fragte er im ganzen Oertchen herum, ob niemand da wäre, der umſonſt mit nach der Stadt fahren wollte, wobei es denn auch traf, daß ſich ſo viele Aſpiranten nach dieſer Ehre fanden, die noch dazu Schachteln und allerhand andere Geräthſchaften bei ſich hatten, daß der Pfarrer nur ſo viele annehmen konnte, als in den großen Reiſewagen ſeines Vaters hineingiengen; er ſelber aber miethete ſich einen Gaul extra, und ritt neben der vollgepfropften Chaiſe (das Fuhrlohn hatte er ja einmal bezahlt) ſehr bequem im Regenwetter neben her.

Der Calwer Bote, — das war der alte Pfarrer Machtdolph in Möttlingen, ein Zeitgenoſſe des ſeeligen Flattich, fuhr zwar nicht in der Chaiſe nach der Stadt, denn die iſt nur ein Stündchen von ſeinem Orte, aber er gieng oft in Geſchäften zu Fuße hinein. Da fragte er denn aber zuvor bei allen Nachbarinnen und andern Leuten im Dorfe an, am meiſten aber bei den ärmeren, ob ſie wohl was mitzubringen hätten aus der Stadt? Da hätte nun freilich die eine gern ein halb Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker, eine andere gern einige Loth Pfeffer und ein Loth Zimmet, eine dritte und vierte gern ein Fläſchlein Lampenöl aus der Stadt gehabt. Der Pfarrer beſorgte alles treulich, und wer am Abend auf dem Weg nach Calw hinausgieng, der konnte ihn ankommen ſehen mit vollgepauſchten Rocktaſchen, worinnen gar viele Päcklein ſtacken, auch wohl noch mit dem vollgepackten Sacktuch unter dem rechten Arm, und die Fläſchlein mit Lampenöl hiengen an einer Schnur über die Bruſt herüber, und ſtunden dem alten Manne, mit dem freundlich-frommen Geſichte, gar ſchön an. Kam er dann am Abend ins Dorf zurück, ſo wurden die Päcklein alle, Haus vor Haus an die Nachbarinnen und Dorfleute ausgetheilt, und da war nichts vergeſſen.

Eine ſolche, ſich ſelber erniedrigende Gutmüthigkeit, ſchadete aber der Würde dieſes außerordentlichen, mit großem Seegen wirkenden Geiſtlichen gar nichts. Er wußte gar wohl, wo die Würde und der Ernſt hingehörten, ſonſt aber war der Wahlſpruch ſeines Lebens: „Der Größeſte unter euch ſoll euer Diener ſeyn.“ Matth. 23, V. 11.

Ein andrer Wahlſpruch, der ſeinem Leben zu Grunde zu liegen ſchien, iſt der: Schlecht und recht, das behüte mich.

Er konnte nichts weniger leiden als Schmeicheleien, nichts war ihm lieber, als offene, freie Wahrheit, wie er ſie Andern auch in aller einfältiger Liebe ſagte. Auch wenn ihn irgend eine Beſchuldigung vor Gottes Augen gar nicht treffen konnte, dankte er dafür, wie für eine ihm doch vielleicht nützliche Wahrheit. Und hätte einer geſagt: der Pfarrer Machtdolph iſt den Lügen und der Falſchheit ſehr ergeben, und dabei ſehr lieblos und ungefällig, was doch alles gerade ſeine Sache nicht war; ſo hätte er ganz gutmüthig darauf geantwortet: ich bin mirs zwar nicht bewußt, es kann aber wohl ſeyn, denn wer kann merken wie oft er fehle, verzeihe mir Gott auch meine verborgenen Fehler!

So hatte ihm auch einmal einer, der gerade kein ſonderlicher Freund von frommen Leuten ſeyn mochte, ein ſehr ſcharfes Pasquill zugeſchickt. Am nächſten Sonntag dankte Machtdolph am Schluſſe der Predigt öffentlich dem unbekannten Freunde aus ſeiner Gemeinde, der ihm die Wahrheit ſo frei und ſo ganz ohne alle Schmeichelei, in einem ihm zugeſendeten Briefe geſagt habe. Der Brief ſey ohne Unterſchrift geweſen, er wiſſe alſo nicht, wem er eigentlich dafür zu danken habe, aber der Schreiber ſolle nur zu ihm ins Haus kommen, damit er ihm eine Wohlthat erzeigen könne. Es kam aber Niemand zum Pfarrer. Da wiederholte dieſer am nächſten Sonntag ſeine Aufforderung; ſie war abermals vergeblich. Am dritten Sonntag ſagte er nach der Predigt: da ſein unbekannter Wohlthäter nicht zu ihm kommen wolle, um ſeinen herzlichen und thätigen Dank von ihm anzunehmen, ſo müſſe er ein anders Mittel ergreifen, um ihm ſeine Liebe zu zeigen. Er wolle nämlich allen Einwohnern des Dorfes den Zehenten, den ſie ihm in dieſem Jahre zu entrichten hätten, erlaſſen, was dann wohl auch den mit treffen würde, der ihm jene Wohlthat erwieſen. — Mehrere von den reicheren Einwohnern wollten zwar von des guten, armen Pfarrers Geſchenk keinen Gebrauch machen, aber der willigte nicht ein. Es könnte ja gerade der, den ich belohnen will, ſagte er, unter dieſen reicheren ſeyn!

Lieber Greis! du dachteſt wahrſcheinlich auch, es wäre bei allen andern Leuten, wenn ſie einem Bruder die Wahrheit ſagten, ſo beſtellt, wie es in ſolchem Falle in deinem Herzen ausſahe. Denn du ahmteſt, nach beſten Kräften, dem Beiſpiele Deſſen nach, welcher jeglichen Sohn züchtiget, **welchen er lieb hat.**

Wenn du einen Bruder ſtrafen mußteſt, geſchahe das immer nur dann, wenn du dein Herz in innigſter, reinſter Bruderliebe gegen ihn überwallen fühlteſt. Und war das Herz nicht voll ſo warmer Liebe, ſo ſchwiegſt du lieber ganz, oder bateſt Gott ſo lang, bis er dir eine ſolche heiße Liebe gegen den irrenden Bruder, den du zurechtweiſen mußteſt, ins Herz gab. Denn nur eine ſolche Beſtrafung, die aus warmen, liebendem Herzen kommt, trägt wahre Früchte der Beſſerung, jede andere machet ſcheu, und bringt höchſtens nur ſcheinbare Früchte (der Furcht u. ſ.). Darum gehet auch keine Zucht über die väterliche.

Als zur Zeit der franzöſiſchen Revolution die Rheingegenden ſehr durch die franzöſiſchen Heere leiden mußten, war der alte Machtdolph von Herzen über die Noth, welche die guten Rheinländer traf, bekümmert. Ach, betete er, lieber Heiland! nimm' doch den guten Leuten, die den Krieg und ſeine Plagen ſo lange getragen haben, ihre Laſt auch wieder einmal ab, und laß die Kriegsheere von dort weiter ziehen, und ſollten ſie ſich auch, nach deinem heiligen Willen, auf eine Weile bei uns einquartiren.

Da nun die Franzoſen, die auf keine beſondre Einladung dazu warteten, wirklich herüber kamen ins würtemberger Land, und auch ins Dorf und ins Pfarrhaus unſers Alten, ſchloß der Kiſten und Kaſten auf, bewillkommte die Feinde ſehr liebreich, und ſagte zu ihnen: „Hier, meine Herren, das gehört Alles Ihnen zu. Wollen Sie nur zugreifen!“ — Freilich waren nun Viele darunter, welche über dieſe ſonderbare Art mit Plünderern umzugehen erſtaunten, und denen das liebevoll ehrwürdige Geſicht des Greiſes ſolche Ehrfurcht einflößte, daß ſie lieber gar nichts von allen den Sachen haben wollten, aber unter dem Troß der nachkam, fanden ſich denn doch auch Liebhaber zu all den Dingen da die der Alte anbot, und in Zeit von etwa einer Stunde war ſie der wirklich alle los geworden, und ſtellte ſich nun wie ein Kaufmann, der die beſten Geſchäfte gemacht, und alle ſeine Waaren verkauft hat, ruhig mit heraus an die Hausthüre, und ſahe mit zu.

Da kam noch ein Officier mit etlichen Begleitern herbeigeritten, welcher wahrſcheinlich gehört, daß da ſo wohlfeil Wäſche zu haben ſey, deren man auf Reiſen und Heereszügen oft ſo nöthig bedarf, und fragt den Vater Machtdolph, ob er wohl noch Wäſche für ihn habe? Es thut mir recht ſehr leid, ſagt der Alte, ich habe auch gar nichts mehr im Hauſe, die Herren die vor Ihnen da waren, haben ſchon Alles zu ſich genommen; es iſt aber noch etwas Weiszeug von mir gerade in der Wäſche, bei meiner Tochter der Schulmeiſterin; wollen ſich die Herren gedulten bis das trocken iſt, ſo ſteht es Ihnen zu Dienſten.

Der Officier reitet weiter, wie es ſcheint in der Abſicht zum Dorf hinaus zu kommen, wählt aber den unrechten Weg, welcher unten verbaut iſt, ſo daß man, wenn man wirklich zum Dorf hinaus will, wieder am Pfarrhaus vorbei muß.

Indeß ſchlägt dem Pfarrer ſein Herz. Du haſt, ſagt er bei ſich ſelber, zu dem Officier da geſagt, du hätteſt auch gar nichts mehr. Am Ende iſt das eine Lüge geweſen, und du haſt vielleicht doch noch etwas drinnen, was dem Herrn anſtändig geweſen wäre. — Er läuft ſchnell wieder ins Haus hinein, durchſucht, ordentlich in Angſt, der Officier möchte ihm fortreiten, eilig Kaſten und Schränke, und findet da noch zwei ſilberne Löffel, die ſich vorher ſeiner eigenen Hausſuchung, wer weiß wie? entzogen hatten. Die nimmt er und läuft ſo ſchnell als er kann hinaus auf den Fuhrweg, und ſchaut ſich nach dem Officier um. Und glücklicher Weiſe kommt der wirklich gerade wieder nach dem Pfarrhaus herauf geritten. Da ſtellt ſich denn der Alte an den Weg, hält die Löffel vor ſich hin, und ſagt: lieber Herr, ich hab Ihnen vorhin geſagt ich hätte auch gar nichts mehr, aber das war nicht wahr, denn da ich ordentlich nachſahe, fand ich dieſe Löffel da, die gehören denn Ihnen. Der Officier ſieht dem Pfarrer verwundert ins Geſicht und ſagt darauf: Behalten Sie nur Ihre Löffel, ich mag ſie nicht. Der Alte aber bittet: ei lieber Herr, ſo nehmen Sie wenigſtens einen, zum Andenken an den alten Machtdolph. Nach langem Weigern muß denn auch wirklich der Officier den Löffel annehmen. Er bedankt ſich bei dem Pfarrer und reitet fort.

Das Sprichwort iſt doch immer ganz richtig: Ehrlich währt am längſten und dem alten Machtdolph trug der treue Ernſt, womit er ſeine, gar nicht mit Willen ausgeſprochne Unwahrheit zurücknahm, mehr ein als er ſich jemals träumen laſſen. Der Officier hatte ſich weiter nach dem ſeltſamen Pfarrer erkundigt. Seine eignen Leute wußten auch genug von ihm zu erzählen. Da kommt denn, bald nachher ein Bote zu dem alten Machtdolph, der bringt ihm nicht blos den ſilbernen Löffel wieder, den er dem Officier aufgedrungen, ſondern auch alle die ihm von den Soldaten abgenommene Sachen, welche der Offizier unter ſeinen Leuten noch aufgefunden und ausgeforſcht hatte.

Nicht lang' darauf kommt eine arme Frau zum Pfarrer, und bittet den um etwas Geld.

Er hatte aber ſelber keines. Da fällt ihm der ſilberne Löffel ein, den er dem Officier ſchenken wollen, den holt er herbei und ſchenkt ihn der Frau, daß ſie ihn verkaufen ſolle. — Als Machtdolph ſtarb und — wie leicht vorauszuſehen geweſen, wenig Vermögen hinterließ, wurde der ſilberne Löffel den Hinterbliebenen von unbekannter Hand wieder zugeſchickt. Nun, der Löffel iſt wunderlich aus Hand in Hand herumgewandert!

Die gar große Menſchenfreundlichkeit und Liebe unſers guten Alten, wurde zuletzt noch die äuſſere Veranlaſſung zu der Krankheit woran er ſtarb; ſo daß man dieſen Menſchen als einen Märtyrer der Bruderliebe betrachten kann. Einsmales kam er auch, in ſeinem Nebenamt, als Calwer Bote, vielleicht ſchon ſchwer beladen mit Aufträgen der Nachbarinnen, auf dem Wege von Calw nach Möttlingen gegangen; da ſieht ihn ein leichtſinniger, roher Menſch, der in einem Wirthshaus am Wege ſaß, von weitem kommen. Was gilts, ſagt er zu ſeinen Trinkgeſellen, der Pfarrer von Möttlingen ſoll mir meinen Schiebkarren den Berg hinauf führen? — Er geht hinaus mit ſeinem Karren, fährt einige Schritte weit, und ſtellt ihn dann hin, indem er ſich windet und krümmt wie ein Wurm. Der alte gute Pfarrer kommt hinten nach, fragt den

Menſchen, der da ſo auf der Straße liegt und wimmert, was ihm denn fehle? Der antwortet: er habe ſo gar heftige Colikſchmerzen daß er ſeinen ſchweren Schubkarren unmöglich da den Berg hinauffahren könne, und doch müſſe er heute noch da und da eintreffen. Der Alte ſagt: ſey nur ſtill, ich will dir ſchon den Karren den Berg hinauf führen. Darauf greift der liebe Greis den Karren an. Der war aber freilich ſchwer mit Eiſen beladen und es war ein ſehr heißer Tag. Indeß die Liebe überwindet Alles. Er ſchiebt und hebt, im Schweiß ſeines Angeſichts, den ſteilen Berg hinauf den Karren, indeß der leichtſinnige Menſch hinter ihm drein ſeufzt und ächzt. Von der großen Anſtrengung und Erhitzung wurde dann freilich der gute Alte krank, und ſtarb bald darauf.

Lieber Leſer! ſey nicht allzu unwillig über den böſen Buben der das that, noch weniger aber halte dich über die „Schwäche“ des lieben Alten auf, der ſo „gar übertrieben gutmüthig“ war. Ich will dich wohl hier einen Blick in die feine Politik des weiſen Alten thun laſſen: Er, für ſeinen Theil, war reif zum Heimgehen zu ſeinem lieben Vater und Herrn. Da wollte er doch auch noch gern auf dem Nachhauſeweg eine andre arme Menſchenſeele retten, und Gott ſendete ihm den loſen Eiſenhändler zu.

Der ſeelige Lavater hat auf ſeinem Krankenlager und auf ſeinem Sterbebette täglich für ſeinen Mörder gebetet, und hat geſagt daß er dieſen einmal in der Ewigkeit noch mit dankbarer Bruderliebe begrüßen wolle. Der alte Machtdolph hat gewiß auch täglich auf ſeinem Todbette für ſeinen leichtſinnigen Mörder zu Gott geſeufzt und gebetet, und betet noch dort in jener Welt für ihn. Und Gott hat entweder ſein Gebet ſchon längſt erhört, und den armen, loſen Menſchen durch viel Noth und Kreuz, was ohnfehlbar eine wohlverdiente Strafe ſeines Frevels geweſen iſt, zu ſich gezogen, oder wird ihn, ich weiß das geſchieht gewiß! noch zu ſich ziehen.

So hat der alte Machtdolph noch eine Menſchenſeele auf ſeinem Wege den er jetzt einmal antreten mußte, mit ſich genommen, und für Gottes Reich gewonnen!

Ich weiß wohl was die Leute gewöhnlich zu einer ſolchen Art von Gutmüthigkeit, wie die des alten Machtdolph war, ſagen: ſie ſagen das ſey rechte Schwäche. Ich möchte aber wohl wiſſen, wozu eigentlich mehr Stärke gehörte, ob zu der bequemen, kalten, hochmüthigen Verſchloſſenheit und Ungefälligkeit des

Egoiſten, oder zu einem ſolchen innig gutmüthigen, aller Welt Gevattersſinn, der ſich gern ſogar dem Geſpötte der Welt preis giebt, wenn er nur, um ſeines Herrn willen, ein Diener und Retter der Armen und Kleinen ſeyn darf.

5) Ein merkwürdiger Stammbaum.

Manche Menſchen haben große Freude an dem Stammbaume ihrer leiblichen Geburt, und es iſt auch allerdings eine große Freude, vieler rechtſchaffenen Menſchen unter ſeinen Voreltern namentlich gedenken zu können. Der alte Prälat Oetinger im Würtemberger Lande, ſchrieb aber in ſeinem ſechszigſten Jahre einen andern Stammbaum, nämlich den ſeiner innern und lebendigen Erkenntniß von göttlichen Dingen. Und dieſen Stammbaum mag wohl mancher junge Gottesgelehrte unſerer Tage, der die hohe Beſtimmung ſeines Berufes auf Erden kennet, gerne leſen wollen. Denn einem ſolchen brauche ich wohl nicht zu ſagen, wer der alte Oetinger war: ein rechter Mann Gottes, ein Glaubensheld, mit einer Gewalt des Gebetes ausgerüſtet, wie unter tauſend frommen Dienern Gottes kaum einer; mit einem tiefen Blick in den Zuſammenhang der göttlichen Gedanken, in der Natur und in der Schrift; ein feſter Damm gegen den, bei den damaligen Wäſſerungen der Wieſen Aegyptis überlaufenden Strom ſeichter Neologie. Nun, der Strom iſt, in jener Art, wie er zu Tellers Zeiten da war, längſt abgelaufen, der Felſendamm aber, den er eine Zeit lang mit Schlamm und Waſſer überdeckte, ſteht noch da, und jeder junge Gottesgelehrte ſowohl als jeder tiefer eindringen wollende Naturforſcher lieſt noch mit Seegen das bibliſch emblematiſche Wörterbuch des ſeeligen Oetinger. Von der Macht ſeines Gebetes hoffe ich noch einmal bei einer andern Gelegenheit gar merkwürdige Züge zu erzählen. — So wie der ſeelige Arnd (Verfaſſer des Werks vom wahren Chriſtenthum und vom Paradiesgärtlein), den man ſogar für einen Adepten hielt, beſchäftigte ſich Oetinger viel und faſt leidenſchaftlich mit der Naturwiſſenſchaft, beſonders mit Chemie; fertigte aber dabei ganz vorzüglich treffliche Arzneien, die er armen Kranken unentgeldlich mittheilte. Als Prediger des Wortes, mündlich und ſchriftlich, als muthiger Vertheidiger der chriſtlichen Wahrheit und Freiheit, als väterlich freundlicher Warner der Irrenden, Tröſter der Leidenden, Arzt der Kranken, als tiefſinniger Gelehrter, hat Oetinger nahe und ferne, auf eine öffentlich bekannt gewordne Weiſe unbeſchreiblich viel gewirkt; eben ſo viel aber durch die Jünglinge, die in ſeinem Hauſe mit ihm beteten, und denen er den Sinn der heiligen Schrift und der Natur enthüllte. Der ſeelige Hahn war unter dieſen Jünglingen, er hatte bei Oetinger erfahren, wie man zu Gott beten müſſe. (m. v. oben S. 18.) Auf alle dieſe Jünglinge trug er ſeinen frommen, milden Sinn über, jene Bienenart, die aus allen Blumen den Honig zu ziehen weiß, und ihn dann unverweilt zum gemeinſchaftlichen Stamm und Stocke trägt, und Achtung gegen den von Gott in uns gelegten Verſtand und Trieb zum Wiſſen. Ohne sensum communem ſagte er, als er einmal von einem ſonſt ſehr wohlmeinenden Manne ſprach, „der mit beiden Füßen hineinſpringen wollte, und deſſen Wahlſpruch nur Jeſus Chriſtus geweſen"; ohne sensum communem, werden wir lauter Päbſte und Herrſcher der Gewiſſen, Tyrannen und Menſchenfänger, aber Haſſer der Freiheit der Menſchen. —

Und dies alles war nur Oetingers öffentliche und allgemein bekannte Wirkſamkeit; es giebt aber auch noch eine andre Seite in dem Leben dieſes höchſt merkwürdigen Mannes. — — Nun, der Stammbaum der Geſinnung und Erkenntniſſe eines ſolchen Menſchen iſt wohl einer genaueren Betrachtung werth. Er iſt enthalten in einem Aufſatz, der lange ſchon ſchriftlich unter den zahlreichen Verehrern und Freunden des Seeligen, beſonders in Würtemberg curſirt hat. Aus einer Abſchrift deſſelben theile ich hier einige Auszüge mit, in denen man Oetinger ſelber wird ſprechen hören.

Der Titel des Aufſatzes iſt: Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten: 1) durch die Stimme der Weisheit auf der Gaſſen, das iſt durch die Philoſophie; 2) durch den Sinn und Geiſt der heiligen Schrift; 3) durch die äuſſeren Schickungen Gottes. Ein jeder beſtandhaltender Gedanke von göttlichen Dingen, der durch dieſe drei Mittel gezeugt wird, iſt eine Offenbarung Gottes. Es iſt keine übernatürliche Wirkung Gottes, darinnen nicht auch eine natürliche mit dabei iſt Pſ. 18, V. 7 — 16. es giebt aber viel natürliche Wirkungen, dabei keine übernatürliche iſt. Dies muß man zum Grunde legen.

Wenn die Gedanken eines Gottesgelehrten nicht durch dieſe drei Mittel mit einander formirt werden; wenn nur eins allein dazu beiträgt, ſo entſteht eine mangelhafte, unzulängliche, zum Lehren Andrer ungeſchickte Erkenntniß, die bald zu viel, bald zu wenig thut, bald zu hoch, bald zu niedrig führt, bald unmögliche, bald überflüſſige, bald unverſtändliche Sachen von andern fordert, die man ſelbſt nicht thut, und womit man ſich ſelbſt in ſeinem Thun widerſpricht. —

— Alles was Gott thut, thut er mittelbar und unmittelbar zugleich. Das Unmittelbare iſt uns unbegreiflich, es gehet über alle Vernunft; es geſchiehet bald auf eine allgemeine, Vieles zugleich rührende Weiſe, bald durch eine individuelle Gnadenrührung. Das Mittelbare aber iſt begreiflich, dem Gewiſſen offenbar, und hat gewiſſe Kennzeichen der göttlichen Gnaden-Gegenwart. Wer nur allein durch das Unmittelbare will unterwieſen werden, der gleicht dem Eliphas, welcher nichts als Stimme der Engel zum Grunde hatte, Hiob 4, V. 13. — Wer allein durch die Stimme der Weisheit auf der Gaſſen will unterwieſen werden, gleicht dem Bildad, und wer durch die Schrift allein, ohne die Schickungen Gottes, und ohne die Weisheit auf der Gaſſen will unterwieſen werden, gleicht dem Zophar. Alle dieſe drei bekommen eine ſektiriſche, blos nachahmende Erkenntniß. Elihu lehrt uns alles zuſammen nehmen, und dieſem pflichtet Gott mit ſeinen Ausſprüchen bei.

Gott lehret die Menſchen, er formiret allen das Herz. Aber das geſchieht nicht blos unmittelbar, ſondern durch Alles, wodurch Gott von innen und auſſen auf die Menſchen wirkt. Es muß ihm alles dienen: Alles iſt ſein Werkzeug, Feuer, Hagel, Sturmwinde richten ſein Wort aus. Pſ. 18, V. 8—16. Und nach dem Fall wirkt Gott auf Alle von innen heraus durch ſeinen Geiſt, wie die innere, ewige Kraft in allen Creaturen, oder wie die Wärme, die in allen iſt. Da wirkt er von innen eine verborgene Luſt zu Ihm: verborgene Unruhe, wenn man ſeiner Züge verfehlt; Angſt, wenn man anders als er will, oder wider die Ordnung, die er nach dem Fall aufgerichtet, handelt, oder wenn man durch Laſter ſeine eigne Seele verletzt; Furcht, Sehnen, Verlangen, Vertrauen, kurz: die Ausbreitung oder Zuſammenziehung des Herzens, wovon ſo oft in den Pſalmen ſteht. Seneca und Cicero reden davon, wie die Weisheit der Sprüche Salomo's, weil es eine allgemeine Wirkung Gottes iſt.

Von auſſem wirkt Gott durch Geſchichte, durch Belohnungen und Beſtrafungen, durch ſonderbare Gelegenheiten die er uns anbietet, die wir verſäumen oder ergreifen; durch gute Lehren und Anſtalten, durch Exempel, durch Contradiction, wodurch die Wahrheit auf Univerſitäten ventilirt und agitirt wird; ja durch tauſend Dinge, wie in der Anatomie viel tauſend Canäle und mittelbare Handreichungen beſchrieben ſind. Und was dieſe in der Phyſik iſt, das ſind im moraliſchen Reiche die Sprüche und der Prediger Salomo. Da ſind die unzählichen äuſſerlichen Wirkungen der Weisheit, und des ewigen Worts Anſtalten auf Chriſtum alle beſchrieben. Wer dieſe verſäumt, der ſagt; ich halte mit Paulo, mit Petro, mit Apollo, oder ich mit Chriſto; alles aber im ſektiriſchen Trieb. Und das wird lauter Zank, Unruhe, Pein und Qual im Herzen hervorbringen, weil man die Anſtalt der Weisheit und Chriſtum verachtet, und ſeinem Dünkel folgt. Da kann man auch des Geiſtes Jeſu in ſeinem Wort nicht gewiß werden, denn der Geiſt Jeſu lehret nach äuſſerlichen Mitteln. Die Corinthianer haben, gegen Johannem, ein unmittelbares, quäkeriſches Erkenntniß Gottes, dem Waſſer, Blut und Geiſt Jeſu vorgezogen, daher kam ſo viele Irrung. —

1) Die Weisheit auf der Gaſſen lehret uns alles was zur Grundweisheit gehört. Darum, wenn es auch auf Univerſitäten noch ſo ſehr an rechter Application der Zuhörer fehlt, ſo iſt doch die allgemeine Anſtalt zur Philoſophie, Mathematik u. ſ. ein Werkzeug der allgegenwärtigen Weisheit, welche zu verachten ein Eliphas bald verführt werden kann. Denn er denkt nicht daß Geiſt und Gnade die Natur zum Werkzeug gebraucht, wie das ganze neue Teſtament zeuget.

Jeſus Chriſtus, wenn er mit uns auf Erden wandelte, würde ganz anders ſprechen, als ein heutiger Eliphas, Bildad und Zophar, aus andächtiger Meinung, nach ihren nachgeäfften Gründen ſprechen. Er würde nach den Sprüchen Salomo ſeine Worte wollen verſtanden haben, und Alle die meinen wohl daran zu ſeyn, ohne die Hochachtung vor dieſen, werden zu ſchanden werden. Denn ſie trennen was zuſammen gehört: Schrift und Kraft Gottes.

2) Der Sinn heiliger Schrift bringt die Wahrheit ins Ganze. Ohne dieſen kann nichts Gewiſſes in göttlichen Dingen beſtimmt werden; weil aber der bloße Buchſtabe tödtet und irre führt, indem alle Sekten ſich damit beſchönen; ſo muß der Geiſt und die Kraft welche uns treibt, darzu kommen. Denn derſelbige machet lebendig. Unter allen Buchſtaben der Schrift liegt der Geiſt. Wer mit geradem Herzen alles zuſammen nimmt, verfehlt des Geiſtes nicht.

Ein ſolches gerades Herz, das ſich ſelber nicht zu viel traut, ſondern das Kleinſte an ſich auf gewiſſe Probe ſetzt, läßt kein Vorurtheil, weder aus Vertrauen auf ſein Gebet, oder Eifer des guten Willens, noch aus Nachlaß des Suchens und Anklopfens aufkommen, und wo es dies nicht hat, enthält es ſich alles Urtheils, bis die entwickelte Sache mehr Data zum gewiſſen Schluß giebt.

Es iſt eine unmittelbare Kraft von Chriſto im Herzen, es iſt ein Friede, der über alle

Vernunft. Auf dieſe kommt ſehr viel an, aber man wird eben dadurch irre geführt, wenn man das Mittelbare nicht dazu nimmt. Das Unmittelbare iſt oft wie ein Strom der Liebe Gottes. Nußbroch ſagt wunderſchön: man müſſe widerſtehen mit Erleuchtung des Verſtandes. (M. ſ. in meinem bibl. Wörterbuch Tit. Gnade.) Ich bin Zeuge dieſer hohen Sache, ich habe ſie auf meinen Reiſen an Manchem, nicht obenhin, ſondern genau geſehen.

Aber eben ſo wird man irre geführt, wenn man das Mittelbare über jenes erhebt und alle Weiſſagung verachtet oder gering hält. So iſt demnach auf allen Seiten Gefahr, daß die, welche ſich durch die Schrift allein verwahren wollen, nach Jerem. 8, V. 8, 9. durch den critiſchen Verſtand des Buchſtabens irre geführt werden, daß ſie weder die Stimme der Weisheit in der Natur, wohin doch die heilige Schrift ſo oft weiſet, noch die Schickungen Gottes, zur Gewißheit des Sinnes ziehen. — Es iſt jetziger Zeit nöthig, von dem Buchſtaben und Geiſt aus dem Geiſt zu ſchreiben. —

3) Die Schickungen Gottes ſind auch ein großes Mittel zur Gewißheit des Sinnes heiliger Schrift. Die Geſchichten kommen alle von Gottes Hand. Jeſus regiert alle Geſchichten. Darum ſoll man ein ſehend Aug und

hörend Ohr haben, oder man fehlt tauſend Mal aus Vertrauen auf die Critik. Der heilige Geiſt wirket nicht blos durch unmittelbare Berührungen, ſondern er überkleidet ſich durch unzählige, natürliche und übernatürliche Bewegungen.

Diejenigen, welche in meiner zarten Kindheit auf mich, als ein Kind auf den Armen acht gegeben, ſagen mir, man habe mich das einfältige Friederlein geheißen. In Schorndorf hat mich eine ſehr kluge Jungfrau, Namens Wölffingin aufgezogen. Ich erinnre mich ihres Ernſtes noch auf ihren Armen. Sie ſagen ich wäre ſehr uniform geweſen in meinem Geſicht. Ich hätte lang an ein Eck hingeſchaut, und ſeye bei aller Activität doch ruhiger Art geweſen; darum haben ſie mir dieſen Namen gegeben.

Ich habe meinen eigenen Charakter, Leibes und der Seele, lange ſelbſt nicht erkannt, bis ich ihn auf das allergenaueſte abgeſchildert gefunden, in des Helvetius Beſchreibung der Mercurialiſchen Complexion. Dieſes Naturell iſt edel, wenn es figirt wird, wie mich Gott figirt hat.

Die Grundneigungen zur Naturkunde und zur Theologie, hätten vielleicht können verſtellt werden, wenn ich, wie ich Anfangs aus Ehrfurcht gegen meiner Mutter Wunſch vorhatte, die Jura ſtudirt hätte. Allein Gott hat mich ganz anders beſtimmt, und alles hat müſſen mitwirken, meine Gedanken, ſo wie ſie ſind zu formiren. Ich erkenne es nun erſt, da ich vom 60ten Jahre zurückſehe.

Als ich von Schorndorf zurückkam in meinen Geburtsort, hatte ich meiner Mutter Bruder, Mag. Wölffing zum Informator. Dieſer war ein gebrechlicher Menſch, von blödem Geſicht, taugte alſo zur Information nicht viel, doch war er gottesfürchtig. Er ließ mich viele Lieder auswendig lernen, und einesmals zwiſchen dem 6ten und 7ten Jahre legte ich mich neben ihm, nach Gewohnheit, ſchlafen. Ich mußte einen ganzen Roſenkranz von Liedern vor dem Einſchlafen herbeten. Endlich wurde ich etwas ungedultig und dachte: wenn ich doch auch wüßte was ich betete, Ich kam an das Lied: Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele. Nichts von Betrübniß wiſſend, wurde ich heftig angetrieben: zu verſtehen, was es ſey, ſich zu Gott aufzuſchwingen. Ich bemühte mich inwendig darum, vor Gott, und ſiehe da empfand ich mich aufgeſchwungen in Gott. Ich betete mein Lied ganz aus, da war kein Wort, welches nicht ein ganz entſchiedenes Licht in meiner Seele zurückließ. In meinem Leben habe ich nichts fröhlicheres empfunden, und das hatte in folgender Zeit die Wirkung, daß ich, wenn ein heftiges Donnerwetter kam, davor ſich mein Vater hinter den Umhang des Bettes verbarg, getroſt gedachte: Ich fürchte mich nicht, weil ich weiß wie man zu Gott betet. Dieß blieb eine gute Zeit, und hatte eine Influenz auf mein ganzes Leben. Denn ich ſetzte es zum Muſter: alles was ich lernte müßte ich alſo verſtehen. Das verurſachte hernach, daß ich meines Informators ſchlechte Ideen verachtete, und, was ich hörte war mir nicht genug, denn es kam der unbeſchreiblichen Realität dieſer erſten Gedanken nicht bei.

Bei der Nacht hatte ich ſehr impreſſive Träume, von den Gefängniſſen der Unſeeligen nach dem Tode. Das war, wie jenes das Angenehmſte, ſo dieſes das Schrecklichſte meiner Impreſſionen, welches alles auf meine folgenden Vorſtellungen viele Einwirkung hatte. Inzwiſchen verlor ich dieſe Eindrücke unter der harten Behandlung meines Vaters, meines Informators, und beſonders meines Präzeptors K., der ein purer Orbilius war, mit Schlagen, Hauen und unvernünftigen Strafen, um zwei oder drei Worte, die ich nicht auswendig konnte. Dieſer machte mir mein Leben ſo bitter, und der Zorn und Grimm machten mich ſo bös, daß ich fluchen lernte wie ein Hamburgiſcher Schiffer, und daraus folgte ſodann ein von Gott abtrünniges Leben und viele Sünden der Jugend, doch immer mit viel Zaum und Bewahrung.

Es geſchahe, gegen das 14te Jahr meines Alters, daß meine Mutter, ein edles, kluges Gemüth, aber des inwendigen Weges unerfahren, da ſie eben am Sonntage ausſpazieren wollte, mir aufgegeben in der Bibel zu leſen. Sie ſagte: ich befehle dir, nicht vom Stuhle aufzuſtehen, bis du etliche Capitel in der Bibel geleſen. — Ich dachte: ja ihr könnt ſchon befehlen, ihr geht ſpazieren und ich ſoll nun leſen. Doch ſchlug ich in mich, ſagend zu mir ſelbſt: weil ich muß, ſo will ich. Ich fand den Propheten Jeſaiam, blätterte hie und da, und weil ich wußte, daß ich böſe geworden, und die Züge Gottes in der Kindheit hintangeſetzt; ſo empfand ich all mein Böſes ſehr tief. Hatte aber einen verborgenen Hang zur Wiederumkehr zu Gott, abſonderlich da ich mich hernach ſo grauſam vor Donnerwettern fürchtete. Ich bekam zu Geſicht die Stelle: Jeſ. 54, V. 11 — 14. Ich las ſie mit Begierde. Ich ſeufzete und ſprach bei mir ſelbſt: wie ſchön lieſt ſich das! Wenn dieſe ſchönen Sachen mich angiengen, ſo wäre es der Mühe werth mich zu bekehren. Ich las ſodann mit neuer Begierde in den Capiteln fort, und fand, beſonders in den letzten, daß Gott nicht mit mir, ſondern mit Jeruſalem und dem Lande Iſrael rede. Die Motiven kamen mir unausdenklich ſchön vor, lagen mir damals immer im Sinne, ich vergaß ſie aber wieder unter den ſcharfen Zuchttractamenten meines Präceptors. Gleichwohl war das der Grund meines um 23 Jahre ſpäter (1739) herausgegebenen Büchleins: Etwas Ganzes vom Evangelio.

Indeſſen machte mich mein Informator fortwährend ſo voll Zorn, daß ich, ohne von ihm zu lernen, meine Klagen in Verſe brachte; da lernte ich vor Zorn deutſche Verſe machen, dichtete auch ſehr ſchickliche Oden auf allerlei Gelegenheiten. Der Zorn machte mich auch beredt ohne Verſe, denn ich ſetzte mich nieder und ſchrieb eine lateiniſche Rede wider meinen Präzeptor an meinen Vater, und drohete, wo er mich nicht aus der Schule dieſes Tyrannen thäte, ſo würde ich etwas thun, das die Aeltern ſich nicht zu mir verſähen. (Mein heimlicher Vorſatz war nämlich längſt ſchon davon zu laufen und über Holland nach America auf's Schiff mich zu begeben). Mein Vater merkte daß mir Ernſt war, und that mich aus der Schule.

Da las ich nun alle Bücher, welche ich fand, durch, beſonders hiſtoriſche. Ich bettelte aller Orten Geld, nur um Bücher zu kaufen, beſonders die ſogenannten Staaten von Europa, Aſien, Africa und America. Ich bekam Luſt ein Juriſt und ein Politikus zu werden, zumal da ich eine ehrgeitzige Mutter hatte, die mir tauſend Sachen vorſagte, was der Darmſtädtiſche Kanzler und Geheimerath von Mascowsky für ein galanter Staatsmann, Poët, Redner, Chiromant und Phyſionomiſt geweſen, den ſie von Jugend an, als eine Voigtstochter in Tübingen gekannt, und der immer mit ihr ſchöne Briefe gewechſelt. Dabei las ich Conrad Geſſners Geſchichte der Natur mit größter Begierde. Ich las des Nachts von 1 bis 2 Uhr noch in dieſem Buch, da hörte ich ein Geſchrei: die Mutter wolle ſterben. Es überfiel ſie ein auſſerordentlicher Blutſturz und ſie lag wie todt auf dem Bette. Ich ſahe es mit Schrecken, gieng ſogleich wieder in mein oberes Zimmer, warf mich auf mein Angeſicht vor Gott, und bat mit voller Zuverſicht um ihr Leben. — Meine Mutter erzählte mir nachher; ſie hätte mich vor allen hören ſchreien und beten. Nachdem es aber ſchien, daß ſie wirklich erkaltet, trotzete ich mit Gott: ich habe ſo ſtark geglaubt, ich hätte ſie erbeten, und nun ſtirbt ſie doch. Sie kam aber durch die Essentiam dulcem wieder auf, und ich erquickte mich hernach, daß Gott mein Gebet erhört.

Da ſie geſund worden, reiſete ſie nach

Blaubeuern und als ſie zurückgekommen, erzählte ſie mir wunderſchöne Sachen von der Politeſſe, Geſchicklichkeit und Anmuth des Vortrags des dortigen Profeſſor Weiſſenſee (nachmaligen Probſten in Denkendorf) und ſprach: zu dieſem Manne muſt du ins Kloſter. Und das geſchahe bald darauf, daß ich ins Kloſter Blaubeuern kam, da ich ſchon ins 15te Jahr gegangen, das war im Jahr 1717.

Alle dieſe Schickungen Gottes bereiteten mich auf meine künftig von Gott auszubildende Gedanken in der Naturwiſſenſchaft und Theologie. Ich las damals ſehr viele Reiſebeſchreibungen, betrachtete genau die Naturgeſchichte aller Weltgegenden, deren Pflanzen, Thiere und andere Seltenheiten, woran ich meine einzige Freude hatte. Weiſſenſee war nicht nur in der Naturgeſchichte daheim, ſondern er war auch ein tiefer myſtiſcher Theolog, der excellenteſte Poët in Würtemberg, der ſchönſte Redner, der accurateſte Geometer.

Bald hernach kam Profeſſor Auguſt Hermann Frank nach Blaubeuern. Dieſer hielt den Alumnis ſchöne, eindringliche Reden, welche mich ſehr tief gerührt haben. Wir ſchrieben auch in Ulm Frankens Predigten nach, und Frank ließ mich hernach von Halle aus immer grüſſen.

Von Blaubeuern, wo ich 3 Jahre zugebracht, kam ich nach Bebenhauſen in das höhere Kloſter. Ich kam einmal wieder nach Blaubeuern, da hatte Weiſſenſee die löbliche Gewohnheit, jeden Alumnen nach dem öffentlichen Abendgebet zu fragen: wie er ſeinen Tag zugebracht, was für Züge Gottes an ſein Herz gekommen? was für Gedanken und Entſchließungen er auf die gute Seite hege? Er fragte mich oft, und ich antwortete wie ichs erfuhr. Endlich, einmal, wußte ich nichts zu ſagen. Er ſprach: was hat er denn heute geleſen? Antwort: Despreaut de Boileau. — Was darinn? — Antw. Von der Schaam des Guten, daß dieſe der Grund unſers Elendes ſey. — Das gefiel ihm ſehr wohl und ſagte: es ſey ſo gut als ein bibliſch applicirter Spruch. Ein andermal fragte er wieder, da fragte ich ihn, wie ich wohl wiſſen könne, daß die Sprüche im Jeſaias K. 54. u. f., die doch ganze Länder und nicht einzelne Perſonen angiengen, auch mich beträfen. Seine Antwort befriedigte mich nicht und überhaupt keine Antwort die mir irgend jemand gab, bis mir Gott durch ſeine Schickungen ſelber Licht darüber gegeben.

Ich war ein Jüngling von guter Geſtalt, ſehr lebhaft und hurtig, und wegen des Studirens berühmt. Man verſuchte mich daher hie und da, die Jura zu ſtudiren, ſo wollte man mich zum Tochtermann annehmen, und in der Welt zu etwas machen helfen. Auch meine Mutter lag mir in den Ohren die Theologie zu verlaſſen und nach Director Oſianders Rath die Jura zu ſtudieren. Ich las demnach des Thomaſius Bücher, nahm mir das Studium der Theologie, abſonderlich wegen Austheilung des Abendmahls, ſehr ſchwer vor, und hieng dem Gedanken, ein Politikus zu werden, heftig nach. Weil aber mein Vater mich mit einer Art des Fluchs bedrohte, wenn ich wider ſeinen Willen handeln und die Theologie verlaſſen werde, als wozu er mich im Mutterleibe gewidmet, ſo wurde mir ganz bange. Ich ſchrieb für und wider, ganze Bögen voll, las Fenelons veritable Politique und konnte nicht zum Schluß kommen. Herr Weißmann und H. Prälat Hochſtetter, ſahen mich in meinem Zweifel ganz mitleidig an. Jener ſagte: warum verſäumt er die Zeit Jura zu ſtudiren? Gehe er einmal hin, wohin ihn ſein Zug neigt, er taugt beſſer zur Welt, als zu einem Geiſtlichen. Er hat Gaben zu einem Politiko, ich wüßte mir ihn aber nicht vorzuſtellen als einen Andächtigen. — Auf dieß ſprach ich bei mir ſelbſt: Mein Herr! wie wißt Ihr ſo gar nicht was in meinem Innerſten vor Gedanken ſeyen? Ich hab eine viel größere Neigung zur Gottſeeligkeit, als der Augenſchein angiebt.

Einſtmals foderte mich der H. Prälat Hochſtetter, ein ſehr gerader, aufrichtiger Herr, ausdrücklich deswegen in ſein Zimmer, und legte mir gleichſam befehlsweiſe auf, mich zu entſchlieſſen. Ich ſagte: daß ich ſo viele Gründe für und wider hätte, könnte demnach nicht. Da ſagte er: So gehe er hinein nach Tübingen, zu ſeinem Vetter Elias Kamerer und was der ihm ſagt, das thue er. Ich gieng hinein und er ſprach: gehe er nur aus dem Kloſter, er hat kein geiſtlich Fleiſch. Ich aber ſprach: Mein Herr Vetter! Sie wiſſen nicht wie mir iſt. Ich fürchte Gott im Verborgenen. Dies erzählte ich dem Herrn Prälaten, da ſprach er: So gehe er hinein in ſeine Kammer, falle er nieder vor Gott, und bete er um eine feſte Entſchließung. — Ich fuhr wie ein Pfeil in meine Kammer, fiel nieder auf meine Kniee und wollte beten, konnte aber nicht, weil ich ſo viel Neigung zur Welt als zu Gott hatte. Mir giengs gerade wie Auguſtino, der auch ſo zwiſchen zweien hieng, als er ſich zu Gott bekehren wollte. Unterdeſſen kam mir in den Sinn: Was iſts hernach, wenn du auch die prächtigſten Kleider trääſt, zu befehlen haſt, und allen Gipfel der Ehre erreicheſt? Es iſt doch beſſer Gott dienen; denn Gott zu dienen, heißt recht frei ſeyn (Deo servire libertas). Auf dieſes rufte ich Gott von ganzem Herzen an, mir alle Abſichten auf die Welt aus der Seele zu nehmen, und dies geſchah ſogleich. Ich war nun vollkommen entſchloſſen, bei der Theologie zu bleiben, und ſagte es ſogleich meinem Herrn Prälaten.

Von der Stund an war ich ein andrer Menſch; ich war nicht mehr galant in Kleidern, ich gieng nicht mehr in Geſellſchaft, ich redete wenig, ich las in Gottes Wort, und nicht mehr im Cicerone und anderen weltlichen Autoren. Die Alumni ſahen meine Veränderung, wunderten ſich, ſahen mich oft beten in meinem Zimmer, durch ein Fenſterlein, kamen zu mir, mit dem Verlangen mit ihnen zu beten: das that ich einfältig hin.

Ich wollte jetzt ſogleich Theologiam ſtudiren und Philosophiam an ihrem Ort ſtehen laſſen. Ich las verſchiedene theologiſche Bücher, und wollte nun auf einmal den Grund der theologiſchen Wahrheiten ſo klar wiſſen, als ich das Lied ehemals: Schwing dich auf zu deinem Gott verſtanden. — Ich wollte z. B. wiſſen, wie Jeſus mit Waſſer, Blut und Geiſt gekommen, und wie es zu verſtehen? Das konnte ich aber auf keine Weiſe erlangen, weder durch Gebet noch Forſchen. Es that mir nichts genug. — Unter dieſem ängſtlichen Suchen wurde ich ganz verzehrt, nahm ab am Leib und bekam eine Geſchwulſt am Hals. Darüber mußte ich nach Haus, und da kamen mir vor Augen alle meine Jugendſünden, die Flüche, den Grimm gegen meine Lehrer u. ſ. w. Da erfuhr ich die Bußpſalmen und was David empfunden.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß ich zu Göppingen, in meiner Geburtsſtadt, in die Converſation mit den Inſpirirten gekommen, welche ſich in Göppingen beſonders oft eingefunden, denn Friedrich Rock *) war aus dem Göppinger Amt gebürtig. Mir wurde nämlich erzählt, wie viele Menſchen durch die Reden der Inſpirirten wären ergriffen und zu einem andern Entſchluß gebracht worden. Dieß machte mich ſehr aufmerkſam, daß ich dachte: dieſe Leute leiden Bande, Gefängniß und Streiche um ihres Bekenntniſſes willen, unſere Pfarrer und Speciäle aber leiden niemalen nichts. Jene ſehen den Apoſteln viel ähnlicher als die Pfarrer. Dadurch bekam ich denn eine Anforderung die Sache aufs genaueſte zu prüfen und nach der Wahrheit Gottes zu erforſchen; ob ſie Gottes Knechte, oder von ihrem eigenen Geiſte betro-

---

*) M. v. über dieſe Inſpirirten, beſonders über Fr. Rock, Stillings Theobald oder die Schwärmer. Frankfurt 1785.

gen ſeyen. Ich ſchaffte mir daher ihr Buch von den Inſpirationen an, und las ſie alle durch. Ich hielt aller Propheten Beruf und Reden dagegen, ich fand aber, daß die Inſpirirten wohl viele Redensarten aus den Propheten angenommen, ich fand aber keinen ſolchen Stilum, keine ſolche Macht von den Dingen des Königreiches zu zeugen, und die Moral kam mir wohl gut, aber allzu populär vor. In den Propheten aber ſahe ich ein heilig Amphitheater der höchſten und niedrigſten Dinge zu einer ſolchen Scene verbunden, daß ich die inſpirirten Reden gar in keine Vergleichung damit ſetzen konnte.

Ich hatte aber gleich bei meiner Erweckung zum Grund gelegt, ich wolle meinen allererheblichſten Einwendungen niemalen trauen, wenn ſie auch wahr ſeyen, ſondern immer ſorgen, ich werde von meiner Gunſt gegen meine Geſinnungen betrogen, deßwegen wolle ich ſolche vorher Gott im Gebet vortragen, und hernach wieder prüfen. Ich ſuchte deswegen in heiliger Schrift, was der prophetiſche Geiſt für eigentliche Kennzeichen hätte, und ob nicht niedrigere und höhere Grade der Prophezeihung ſeyen? niedrigere, bei welchen noch Fehler ſeyn können, wie Paulus ſagt: die Weiſſagung verachtet nicht; prüfet aber Alles. Gleichwohl fürchtete ich mich auf der andern Seite, ich möchte zu günſtig urtheilen, und durch jene Leſung und Umgang mit dieſen Leuten in einen Fanaticismum gerathen. Das bewog mich, daß ich ein Gegengift gegen den Fanaticismum geſucht und das ſollte Crouſazens Logik ſeyn. Dieſe las ich demnach gegen die Inſpirations-Reden, gab auf die Schriftconnexion acht, ob ſie viel logiſcher ſey als der Inſpirirten ihre; das fand ich dann genau, aber ich dachte gleichwohl: das giebt dir noch kein Recht, dieſe Leute als falſche Knechte Gottes zu erklären. Ich brachte auf dieſe Art drei Viertel Jahre zu, und ſchrieb die Gründe auf, die für und wider die Inſpirations-Sachen waren. Aber ich konnte nicht dahin kommen, ſolche Leute zu verdammen.

Alſo gieng ich endlich auf meine obere Bühne, fiel auf mein Angeſicht und ſagte: Mein Jeſus! wenn du jetzt auf der Welt mit den Jüngern gewandelt hätteſt, ſo wollte ich dich in 3 bis 4 Tagen geprüft haben, aber dieſe Leute kann ich nicht prüfen. Du haſt geſagt: wenn ich nicht kommen wäre und hätte es ihnen geſagt, ſo hätten ſie keine Sünde; nun haben ſie aber nichts fürzuwenden. Ich aber ſprach: Herr ich kann dies getroſt fürwenden, ich verdamme nicht gerne Jemand, Du haſt mancherlei Knechte; doch, da ich ſie nicht verdammen und auch nicht annehmen kann, ſo bin ich los von ihnen. Und auf dieſe Art bin ich auch, ſowohl logice als sensu interno von ihnen losgeſprochen worden. — Gott aber hat mir mir dieſe Prüfung deswegen auferlegt, damit ich ein Muſter hätte, wie ich hernach den Grafen Zinzendorf ſollte beurtheilen, in deſſen Gemeinſchaft ich im J. 1729 gekommen. — Nachdem ich nun hie und da von den Inſpirirten ausgeſagt: ich wäre von ihnen los, ſo haben ſie nach der Hand eine Geſandtſchaft zu mir abgeordnet nach Tübingen, und droheten mir Gottes Gericht. Was ich ihnen aber geantwortet, das hat ſie bald abgefertiget.

In der Zeit, wo ich mit den Inſpirirten in Converſation geweſen, wurde mir denn auch die von Hrn. Weiſſenſee über die Stelle im Jeſaias mir gegebene, unzulängliche Antwort ſo ergänzt, daß es logice und spiritualiter zureichend war mich gewiß zu machen. Die Frage entſtund bei mir, wie ich wüßte, daß, wenn Jeſus jetzt auf der Welt wäre, ich auch ſeiner Jünger ihr vollkommener Anhänger ſeyn würde? Da fiel mir wieder die Stelle im Jeſaias ein: O Jeruſalem, alle deine Kinder ſollen gelehrt ſeyn von dem Herrn. Nun ſahe ich ſchon damals, daß dies auf die letzten Zeiten gehe, und daß es für eine ganze Verfaſſung und Land geredet ſey. Darum konnte ich es mir nicht zueignen, denn mein erſtes Muſter, wie klar die Gedanken ſeyn müſſen, wenn etwas gewiß ſeyn ſolle, ſtund von Anbeginn immer vor mir. Darum hatte ich ſo großes Mißtrauen auf meine Eigenliebe, darum hielt ich meine ungeprüften Urtheile für meine größten Verführer, darum ſahe ich die Logik als Gottes Gabe an, wenn ſie neben andern Hülfsmitteln gebraucht würde. Logice ſchloß ich demnach alſo: Jeſus hat Joh. 6, V. 45, was der Prophet auf die letzte Zeit und für ein ganzes Volk geſprochen, auf die um ihn herumſtehenden Juden gedeutet. Hat es alſo Jeſus auf dieſe Zeiten gedeutet, die Jeſaiä letzten Zeiten weit vorgeloffen; ſo kann ich es auch auf meine Zeiten deuten. Alſo gehet der Spruch Jeſ. 54. auch gewiß mich an, alſo wäre ich gewiß zu ſeiner Zeit unter ſeinen Jüngern geweſen, ſo gut als Petrus, Jacobus, Johannes, und deſſen hatte ich eine um ſo gewiſſere und reellere Verſicherung, je weniger mir vorher alle mir gegebene Verſicherungen genug waren. —

In Tübingen wurde ich in die Leibnitziſche Monadologie ganz eingetaucht. Ich zog den Spruch Ebr. 11, V. 2. ganz zuverſichtlich dahin. Aber Gott hat mich hernach durch viele Schmerzen ſo lange in meinem Innerſten mit ſeinem Wort gepeiniget, bis ich jene Grundbildung der Gedanken habe fahren, und anderſt geſtalten laſſen, nämlich nach den Grundideen der Propheten und Apoſtel.

Profeſſor Bülſinger, der mein vertrauter Freund war, und bei dem ich Philoſophie, Mathematik, Phyſik und Baukunſt hörte, hatte auch ein mercurialiſch figirtes Naturell. Er war von wunderbarer Einbildungskraft, ſo daß er manchmal, auf eine Sache ſehend, in Unmacht vom Stuhle fiel; aber er widerſtund ſeiner Lebhaftigkeit durch die Regeln der Weisheit, durch die Logik und Mathematik und gelehrte Uebungen, die er noch als Repetent im Stipendio durch Hände, Füße, Augen, Mund und Ohren laufen ließ. Sein Collegium war eine erbauliche, gelehrte Predigt: von Gott, von der Welt und von der Seele des Menſchen, dabei verglich er unaufhörlich die Philoſophie des Malebranche. Ich und mein Freund Beiſchlag disputirten und beteten oft und viel über Bülſingers und Malebranches Philoſophie und ſtudirten alſo dieſelbige mit größter Andacht vor Gott.

Der Arianismus, welcher damals in Fendes Werken aus der Cabbala denudata, mit Ausdrücken des neuen Teſtamentes überzogen, hervortrat, machte uns viele Noth der Seele, und brachte uns dahin, daß wir alle Stellen von der Gottheit oder Geſtalt Gottes in Chriſto, beſonders durcharbeiteten. Aus Malebranche machte ich mir, damit ich kein Arianer würde, ein eignes Syſtem von Chriſto, und nahm an: daß in dem ewigen Worte ein vorweltliches Schema der Menſchheit gelegen, welches hernach vermittelſt der Zeugung der Menſchen ſucceſſive ausgebohren worden. Ich trug mich lange mit dieſem Gedanken, bis ich hernach durch eine ſonderliche Schickung Gottes davon los worden. Ich gieng nämlich zur Recreation oft bei der Pulvermühle zu Tübingen vorbei, da wurde der Pulvermüller als der größte Phantaſt von mir angetroffen, der ſich eine tiefe Grube in den Boden gegraben, um da verwahrt zu ſeyn, wenn Babel nach ſeiner Rechnung zu Hauſe fallen würde. Dieſer trug mir ſeine Träume vor, ich verlachte, doch mit Modeſtie. Er ſprach: Ihr Candidaten ſeyd gezwungene Leute, ihr dürft nicht nach der Freiheit in Chriſto ſtudiren, ihr müßt ſtudiren wozu man euch zwingt. Ich dachte: es iſt faſt wahr, aber wir haben doch Freiheit. Er ſprach: Iſt euch doch verboten in dem allervortrefflichſten Buche nach der Bibel zu leſen. Ich ſprach: wie ſo? — Er bat mich in ſeine Stube, zeigte mir Jacob Böhm und ſagte: da iſt die rechte Theologie. Ich las das erſte Mal in dieſem Buch, fürchtete mich aber von den imaginativen Worten: Sal, Sulphur u. ſ. w. Ich moquirte mich und gieng davon. Ich fand aber gleichwohl, unter den imaginnativeſten Ausdrücken etwas Raiſonables, und dachte: mit Malebranche und Leibnitz müſſe man dieſes Layen Terminos corrigiren. Ich bat ſodann, daß er mir das Buch möge leihen; ich las mit Hinweglegung alles Vorurtheils: da fand ich die Widerlegung meines eingebildeten vorweltlichen Syſtems. Ich erſchrak und ſprach: du haſt Jacob Böhm für einen Phantaſten gehalten, aber nun ſieheſt du daß du dir ein phantaſtiſch Syſtem aus Malebranche gemacht. Böhm widerlegte die Schwenkfeldiſche Sektirer, Stiefel und Meth. Ihr Syſtem war daſſelbe ſo ich aus Malebranche gezogen. Jacob Böhm hatte ſo deutlich und ſo rein vom ewigen Worte geredet, daß mir dadurch der Arianismus und Malebranchianismus zugleich über den Haufen fielen. — Ich bin deswegen kein blinder Nachäffer des Jacob Böhm; ich weiß worin er gefehlt hat, aber die, welche um etlicher Worte willen, wie ich Anfangs, über dergleichen Dinge hochmüthig herfahren, haben lange die Gedult nicht, die mich Gott nur bei der Prüfung der Lehre der Inſpirirten, geſchweige hernach gelehrt; ſie hangen an ihrem humeur; ſie prüfen nicht nach den Regeln der Weisheit in den Sprüchwörtern, ſie nehmen nicht alles zuſammen, ſie richten das rechte Gericht nicht nach dem Buch Hiob. —

Elias Camerarius, der älteſte Profeſſor der Medicin in Tübingen, war einer der gelehrteſten, tiefſinnigſten, erfahrenſten Männer, die je in Tübingen geweſen Er hatte auch cognitionem theologicam centralem, wie es Moſer in ſeinen Beiträgen zum Bau des Reiches Gottes beſchrieben, in ſich erfahren. Profeſſor Reuß, des großen Bengels ehemaliger Schüler, correſpondirte mit dieſem, und Bengel ſchrieb ihm von ſeinen apocalyptiſchen Erfindungen oder Gnadengeſchenken immer etwas, welches ich auch zu leſen bekam. Von all dieſem ſprach ich mit Elia Camerario. Er, als Arzt, war der Critik nicht ſonderlich gut, ſondern meinte, man ſchränke ſich zu viel über den Partikularitäten ein, und verſtimme das Gefühl ins Ganze. Ich ließ mich aber von ihm gar nicht abführen von der Hochachtung gegen Bengeln, weil ich wußte, daß unſere Gedanken von dem Sinne der Schrift aufs Genaueſte, und nicht nur secundum religionem medici müſſen geſtaltet werden. Bengel, wann ich ihm ganz offenherzig, ſo wie Camerer es wollte, deſſen Meinungen geſagt, war oft tief betrübt und ſagte: es ſchmerze ihn lange nicht ſo ſehr, wann ihn Weltleute herabſetzten; wenn ihn aber Männer von Geiſt erfüllt verdächtig machten, das ſeyen gewaltige Stiche in ſein Herz. Ich aber ſagte zu ihm: Dieſe verſchiedenen Urtheile kommen über uns, zur Uebung der Geduld.

An Profeſſor Reuß, einen ſehr trefflichen Mathematiker und Philoſophen, ſahe ich das er nach der Menſur der Gewißheit der mathematiſchen Erkenntniß die Theologie durcharbeiten wollte, welches mir gleich anfangs impracticable vorkam. Auch wollte er die Wolfiſchen Definitionen zu Grunde legen. Allein Gott hat ihn, eben ſo wie mich, hernach ganz anders geſtimmt, und ihm gezeigt: daß dieſe Grundſätze nicht ſicher ſeyen, darauf zu bauen. Dieſes gab mir Anlaß mich noch mehr zu hüten, und gegen alle philoſophiſchen letzten Ideen das Gegengewicht in der heiligen Schrift zu ſuchen. Ich ſahe wohl, daß die Beweiſung des Geiſtes und der Kraft, der wahren logiſchen Demonſtration nicht entgegen zu ſetzen ſey, ſondern daß Apollo mit Gründen bewieß und daß Paulus ſeine Coloſſer zu allem Reichthum der vollen Erkenntniß will zuſammengefaßt haben, nicht durch unausſprechliche Art; ſondern durch geſalbte Schluſſe des Geiſtes. Ich zweifelte alſo nicht, ſo weit auch die Philoſophen ihre Begriffe hinaustreiben, daß die heiligen Männer Gottes eben ſolche letzten Begriffe müſſen gehabt haben, wo nicht präcis in einer ſolchen ausgewickelten Form, dennoch der Wirklichkeit nach hundert mal beſſer. Folglich war mein täg- und nächtliches Bemühen, eben ſolche letzte Begriffe zu finden, die entweder die Wolffiſchen beſtättigen oder umſtoßen.

Ich gieng einmal zu Profeſſor Lang und fragte ihn: ob er ſich getrauete gewiß zu ſeyn, daß die Apoſtel und Jeſus Chriſtus eben dieſe letzte Begriffe gehabt wie er, und ob er nach dem Tod ſie eben ſo finden werde, als er es dreuſte im Lehren vorgebe? Er ſagte Ja, Ich aber ſagte: „Nein, er werde es nicht ſo finden. Es ſey wohl der Mühe werth allen Fleiß anzuwenden, daß man in der einigen Sache recht gewiß werde.“ — Die Weisheit hat ihr Werk unter allen ſolchen Bemühungen der Gelehrten, wenn ſchon viel Eitelkeit dabei iſt; aber die Thorheit wirkt dabei ungleich mehr. Es müſſen doch dadurch alle Wunder Gottes herfür kommen; es iſt nichts Verborgenes, das nicht offenbar werde. Luc. 12. Aber es iſt nöthig, die Triebfedern des Geiſtes der Finſterniß, wie für jedes Jahrhundert, ſo auch inſonderheit für dieſe letzte Zeit zu erkennen; daher habe ich die Mathematik, die Philoſophie und alles was zu den Lichtern jetziger Zeit gehört, gründlich ſtudirt. Wir haben nicht empfangen den Geiſt der Welt, ſondern den Geiſt aus Gott, daß wir wiſſen was uns von Gott aus Gnaden geſchenkt iſt.

In den folgenden Jahren habe ich es, um die Theologie gründlich zu erforſchen, alſo angegriffen: Ich habe, um der Grundbegriffe der Apoſtel willen, die Kirchenväter Jahr und Tag geleſen*). Daraus habe ich nun viele

---

*) Er nennt des Hermas pastor, die Briefe des Jg-

Anmerkungen gemacht: daß die Grundideen der erſten Kirche in der Art des Vortrags ganz anders geſtellt waren als jetzt. Ich habe an den Lehren der Cerinthianer, bei Irenäus geſehen, wie durch die Philoſophie die erſten Begriffe verderbt worden. Macarium habe ich um der myſtiſchen Theologie der Väter willen immer vor Augen, und leſe noch je und je darinnen. Auguſtinus aus welchem Plato gar helle herausleuchtet, iſt ein vollkommener Theolog, weil er 1) Buchſtaben und Geiſt, 2) die Weisheit auf der Gaſſen, oder die Philoſophie, 3) die göttlichen Schickungen in gleichem Grad an ſich hat wirken und ſich die rechte Geſtalt hat geben laſſen. Darum leſe ich im Auguſtinus mit vieler Erbauung. — Ich hielt die Grundquellen der Schreibart der Kirchenväter gegen die heutigen ſowohl, als gegen die aller Propheten, aller Apoſtel und Jeſu Chriſti Sprech- und Schreibart, denn ohne dies nutzt das Leſen der Kirchenväter faſt gar nichts.

Hierauf gieng ich an die Schriften der Rabbiner und an das Studium ihrer Philoſophie, ſo ſie aus der heiligen Schrift ſelbſt

---

natius und Polycarpus, Clemens von Rom, Juſtinus Martyr, Irenäus, Clemens Alexandrinus, Athenageras, Euſebius und Sozomenus, Macarius, Cyprianus, Tertullian, Baſilius, Auguſtin und Hieronymus.

gezogen. Jahr und Tag habe ich, theils mit dem Lector Bernhard, theils vor mich, die Schriften der Rabbinen geleſen. R. Bechai gefiel mir ſonderlich wohl. Jedoch fand ich, daß die Rabbiner nicht mehr pur nach Rabbi Schimeon Ben Jochai Art im Buch Sohar ſchreiben, daher ſuchte ich Gelegenheit die Cabbaliſtiſchen Quellen ſelber zu leſen. — Dieſe Gelegenheit fand ſich bald in Frankfurt am Main. Nach vollendeten Studien in Tübingen und nach einem noch zuletzt mit meinen drei jüngern Brüdern, die ich informirte, ausgeſtandenen, lang anhaltenden Fieber, erſuchte ich meinen Vater mich auf die Reiſe mit Geld zu verſehen. Er gab mir wenig, meine Begierde aber trieb mich gleichwohl fort. In Frankfurt gieng ich zu Rath Fende, mit dem ich vorher ſchon über ſeinem arianiſchen Büchlein correſpondirt. Fende wohnte im Hauſe des berühmten Rechtsgelehrten Schütz, deſſen Amanuenſis er geweſen. Ich kam nicht ſo bald zu ihm hin, ſo kam die reiche Jungfer Schützin, die in den obern Zimmern wohnte, ſchon zu mir herab, brachte Baron Roſenroths Cabbalam denudatam unter den Armen und verehrte mir ſolche, offerirte mir auch Geld und gab mir durch Fende zu vermerken: es würde gut ſeyn, wann ich in Frankfurt bliebe, und da ſtudire. Dieſe Jungfrau hatte vor dem Heurathen, bei ſo großen Mitteln und

Meublen einen Abſcheu. Sie liebte die Contemplation und diſcurirte ſehr ſolid; inſtruirt in der Jugend in allerlei Wiſſenſchaft und in der heiligen Schrift, von ihrem Herrn Vater, dem berühmten Juriſten. Als ich einmal gar zu dankbar gegen ihre viele Güte war, ſo wurde ſie kaltſinnig und beſtrafte mich gewiſſermaßen wegen meiner allzu affektirten Höflichkeit, welche ihrer Ernſthaftigkeit nicht wohl anſtund. Ich ſuchte nichts, war mit der Cabbala denudata zufrieden, weil man dies Buch ſchwer bekommen kann.

Herr Rath Fende brachte mich zu dem gelehrteſten Cabbaliſten, dem Juden Cappel Hecht. Dieſer gewann mich, wegen der ungewohnten Fragen aus der jüdiſchen Philoſophie ſehr lieb. Ich kam einmal zu ihm, gerade zu den Zeiten des Lauberhütte feſtes. Er demonſtrirte mir chronologice et talmudice, aus den rareſten Urkunden, daß Plato des Jeremiä Schüler geweſen und ſeine Grundbegriffe von ihm geholt. Im Platone habe ich längſt bewundert, das was er ſagt von der Stadt Gottes, von dem Wort von Anfang, von den drei höchſten Sephirot oder Geſtalten der Gottheit, von der Lehre von den ewigen Ideen oder Original-Abbildungen der Kreaturen in Gott. Als er mir vom Platone ſo ſchöne hiſtoriſche Urkunden ſagte, kam ich in Verwunderung, ſahe ihn mit offenem Mund und Augen an.

Es ſaß aber ſein Töchterlein auf der Seite, dieſe ſahe mich eben ſo mit offenem Mund und Augen an. Als ich nun etwas genau auch auf ſie ſahe, beſtrafte er mich, ob ich nicht wiſſe, was Hiob ſagt: ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen? Ich entſchuldigte mich, daß ich ihren Geiſt, nicht ihr Fleiſch angeſehen habe, allein es half nichts, ich mußte unrecht haben. Ich nahm es an, es fiel mir oft ein und war, obwohl mal à propos, doch eine gute Lehre von ihm. Ich liebte ihn immer mehr, erkundigte mich, wie ich die Cabbaliſten zu verſtehen angreifen ſollte: er ſagte, ich ſolle dieſer Arbeit mich überheben, ich werde es nicht dahin bringen, ich ſollte bei dem Text der heiligen Schrift bleiben. Was die Cabbalam beträfe, ſo hätten wir Chriſten ein Buch, das noch viel deutlicher von der Cabbala rede als Sohar. Ich fragte, welches? er antwortete: Jacob Böhme und ſagte mir gleich die Uebereinſtimmung ſeiner Redensarten mit den Cabbaliſtiſchen. Da verwunderte ich mich noch mehr, und ſchloß: er müſſe ein Chriſt ſeyn. Er zeigte mir endlich das ſyriſche neue Teſtament, darinn er immer laſe und ſagte: Meſſias ſeye allerdings gekommen, er könne aber zu den Chriſten ſich nicht begeben, weil ſie ſo wunderliche Lehren hätten.

Ich reiſte endlich von Frankfurt weg, Jungfer Schützin beſchenkte mich reichlich, und ſende gab mir den Rath nicht ſchnell vor ſich, aber auch nicht ſchnell hinter ſich zu gehen. Unterweges traf ich H. v. Marſay an, einen Flüchtling der Hugenotten, der hernach viel Büchlein: Zeugniß eines Kindes betitelt, geſchrieben hat. Er rühmte über alles die Madame Guion. Ich aber ſagte: die Guion ſeye nicht für uns gekreuziget, man müſſe ſo anhängiſch nicht ſeyn. Ich traf ihn ſpäter in Schwarzenau an; er machte Uhren. — In Berleburg hörte ich einen Geſang, ich gieng darauf zu und fand eine große Verſammlung, auf einem großen Saal. Der Graf von Berleburg winkte mir näher herbeizutreten, ich nahete mich zu ihm und ſahe Dippel und Struenſee, der hernach General-Superindentend worden, in einem heftigen Streit wegen des Spruchs: das Blut Jeſu Chriſti machet uns rein u. ſ. w. Ich wunderte mich dieſer beiden Männer, ſie waren gleichſam außer Odem vor Zank. Ich dachte meine Sache: da wird wenig Wahrheit herauskommen.

Ich kam in Jena an und kam zum Magiſter Spangenberg, beſuchte ihre neuaufgerichteten Schulen, und wunderte mich, wie ſehr ſie zuſammenhielten, Chriſtum groß zu machen in den Seelen. Ich kam einmal in eine Verſammlungsſtunde, wo ihrer 50 bis 60 von allen Facultäten, auch Adeliche, auf ihr Angeſicht fielen und beteten. Hernach redeten ſie und invitirten mich auch zu reden. Ich proponirte alſo: In der reinen, ſchriftartigen Erkenntniß komme alles auf die Grundgedanken an, welche Jeſus und die Apoſtel eben ſo gehabt als die Philoſophen. Ich meines Ortes ſeye gewiß, daß Johannes, beſonders die 10 erſten Kapitel ſeines Evangeliums, in Bezug auf die drei Grundſachen: 1) Wort, 2) Leben, 3) Licht geſchrieben. Durch das Wort iſt Chriſtus vor Johanne geweſen u. ſ. w. Das 6te und 7te Kapitel beziehen ſich aufs Leben, das 8te, 9te und 10te offenbar aufs Licht u. ſ.

Von Jena reiſete ich im Jahr 1728 nach Halle. Alda erkundigte ich mich nach den Anſtalten des Waiſenhauſes. Ich nahm auch ſelbſt Information allda an. Nach der Hand aber gab ich es auf, und hielt mich zu dem reformirten Profeſſor Pauli, weil er von der gratia universali ſo unpartheiiſch gepredigt. Ich gieng mit dem Vorhaben um: Philosophiam sacram et applicatam über die heilige Schrift zu leſen, welche vornemlich aus den Sprüchen Salomo müſſen abſtrahirt werden. Der Geh. Rath Gundling und Kanzler Ludwig, gaben mir hierzu Erlaubniß. Der letztere fragte mich: ob ich auch ein Exempel wiſſe, daß jemand die Logik gelernt, ehe er hinter den Ohren trocken, d. i. 40 Jahre alt worden. Ich ſagte, die Logik lerne niemand aus Regeln, ſondern aus der Uebung. Der Franzos ſage:

Les affaires font l'homme. Spezimina der Logik ausarbeiten, könne man wohl, aber die Logik ſo zu lernen, daß man in allem Thun logice handle, ſeye auch im 40ſten Jahre noch zu frühe. Er war ſehr zufrieden mit meiner Antwort. — So wollte ich denn jene Vorleſungen halten. — Die Studioſi in Sachſen ſind aber gewohnt ſich alles in die Feder dictiren zu laſſen, und Baumgarten hatte damals ſchon einen großen Anhang, ſo daß ich mit meinem Vorhaben vor dieſe Zeit nicht reüſſiren konnte. Ich übte mich mit einem Cabbaliſten, einem Juden in Halle, in dem Buch Ezchajim und kaufte das Manuſcript theuer.

Nach einem halben Jahr entſchloß ich mich zu dem Grafen Zinzendorf nach Herrnhut zu gehen, Als ich dort ankam, hörte ich die Leute reden, und nach geendigter Rede ſprach ich: O ihr lieben Leute! ich höre aus allem, daß ihr nicht auf der heiligen Schrift, ſondern auf des Grafen Liedern beſteht. Sie entſchuldigten ſich, ſagend es ſey nicht alſo; deſſen ungeachtet aber, als ich dem Herrn Grafen aufgewartet, gaben ſie mir die beſten Worte, bei ihnen zu bleiben. Mir gefiel an dem Grafen, daß er Jedem ſeine Begriffe hat ſtehen laſſen, und zufrieden war, wenn einer nur ſich ſelbſt conſequent lebte. Ich ſchrieb da Halophyli Irenäi aufmunternde Gründe. Unter der Hand tendirte der Graf doch mich in alle ſeine Geſichtspunkte hinein zu ſtellen. Ich aber ſagte je und je, daß ich von ihrer Sprache nicht ein Wort annehmen und gleichwohl ihre Gemeinſchaft nliebe wolle.

Bei meiner Rückkehr nach Tübingen befließ ich mich äußerſtens, alle meine Kräfte in Gott geſammelt zu halten, und inſonderheit, wie Plato räth, mit ſo geſammeltem Geiſte ſchlafen zu gehen, damit mich keine Imagination oder böſe Luſt im Schlafe überfalle. Und ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich ſo verſchloſſen und verwahrt ſchlief, als wenn mich der Schild Gottes beſonders deckte. Bülfinger aber, der von St. Petersburg zurückgekehrt und Profeſſor der Theologie geworden war, gab mir auf über die angewandte Mathematik mit den Candidaten Stunden zu halten; dadurch wurde meine Einfalt auf Gott im Schlaf unterbrochen. Meine Unerfahrenheit in den innern Wegen brachte mich in die Phantaſie, als ob mich das Studium an der innern Reinigkeit und Keuſchheit des Herzens hinderte. Ich beeiferte mich demnach dahin, weil ich meines Vaters Erbgut in Händen hatte, wiederum hinweg zu reiſen und der Philosophiae sacrae allein obzuliegen. Inzwiſchen kam der Graf Zinzendorf, und ſuchte ein responsum theologicum zu Tübingen. Bülfinger fragte mich, ob der Graf es redlich meine? ich ſagte darauf: es gehe alles bei ihm auf Jeſu Gemeinſchafts-Sache los, ſo viel wiſſe ich, aber die menſchlichen Nebendinge können wir nicht genug vorausſehen. Man ließ demnach den Grafen ſogar als einen Candidaten der Theologie auf die Kanzel. Mit Zinzendorf reiſte ich dann wieder von Tübingen ab, hernach aber reiſte ich allein, ſagend ich wollte ſchon kommen.

Ich kam über Erfurt, und wurde unweit des Ortes mit einem Bauersmann bekannt, der die Centralbeſchauung haben ſollte, über welche ich in der Ueberſetzung der Thereſe von Bourdeaux ausführlich geſchrieben habe*). Dieſer Bauer war ein außerordentlicher Menſch, hieß Markus Völker, von ungeheurer Muskelſtärke, ſo daß er mit der Hand einen Wagen emporheben konnte; groß von Perſon, ungemein lieblichen und ernſthaften Geſichts. Sein Großvater war ein öſterreichiſcher Graf und Oberſter ohne Güter, im Krieg hieb ihm ein Türk die obere Hirnſchaale, ohne Verletzung des Hirns hinweg. Daher konnte er nicht mehr dienen, kaufte ſich alſo von ſeiner Börſe, ſo er noch davon getragen, einen Bauernhof, nahm ein Bauernweib und zeugte Kinder. Unter dieſen war der Vater des Marcus Völker. Dieſer zeugte 12 Kinder, welche in Bergwerksſachen großen Gewinn und Wiſſenſchaften hatten. Er war das jüngſte Kind, ward wegen ſeines Vaters frühzeitigen Tod verſäumt, lernte weder leſen noch ſchreiben, mußte als Roßjung dienen, und auf dem Felde gieng in ihm das innerliche Geſicht auf, worin er erſtlich die Fata ſeiner Geſchwiſter wie Joſeph ſahe, nicht im Traume eines Schlafenden, ſondern eines Wachenden. Man ſagte mir von ihm, daß, wie er im Rußbroch geleſen, er gefunden Zabe, daß er eben dieſe Charaktere an ſich habe, womit der erleuchtete und beſcheidene Rusbroch ſein eigenes Portrait entworfen. Nach dieſem Portrait habe ich Marcus Völkern geprüft, und der Mühe werth gehalten, eine gute Zeit bei ihm zu ſeyn, und ſeine Centralbeſchauung, die er mir erzählt, zu prüfen. Es war bei ihm viel Natur, aber auch viel Gnade, und eine ungemeine Demuth und beſcheidene Höflichkeit; große Einſichten, unter der plumpeſten Bauerndecke. Seiner Fehler aber, die aus Manget des ſchlußmäßigen Ueberlegens hergekommen, waren ſehr viele; und da ſahe ich wie leicht ein Menſch, der die inwendige Ruhe ſchmeckt, dahin verfällt, die Mäßigkeit der ſtückweis gehenden Erkenntniß zu verachten. Und doch iſt uns die vernünftig und ſtückweiſe gehende Art zu denken, faſt nöthiger zum Stückwerk, als das vollkommene, bilderloſe Centralwerk. Arnd wäre ungeſchickt geworden zu der Beſcheidenheit in ſeinen Geſchäften, wenn er vor der Zeit geſehen hätte, was er am Ende ſeines Lebens geſehen. Ich ſagte dem Marcus Völker oft er fehle, daß er alles unmittelbar von Gott haben wolle; daß er das Empfangene nicht bewahre, indem er es ſich ſtückweiſe in Worte bringe; daß er Vernunft verachte: aber er war unfähig zu behalten, was er doch etliche Augenblicke begriffen, ſo gar war er in die Centralweiſe des Geiſtes vertieft. Er war nur müde ſein verdientes Geld, das er als Fuhrmann erworben, vernünftig zu bewahren. Der Rechnungsverſtand und Centralverſtand, ſind ſchwer zu vereinigen. — Ich redete ihn einmal alſo an: Lieber Markus! aller Verluſt und Unordnung in eurem Hauſe kommt aus Mangel der vernünftigen Ueberlegung; ihr ergötzet euch ſo ſehr an dem ſüßen Genuß des Centri, daß ihr alles Wachen, Bewahren, Unterſcheiden im Aeußeren verſäumt, viel Gnade vergeblich empſahet, auch euere Fehler, aus Mangel der Reminiſcenz in der Vernunft, euch nicht zu Nutze macht. Ihr ſorget, wenn ihr Unterſcheidung braucht in eurer Centralgabe, ſo verliert ihr ſie. Es iſt wahr, in der Zeit des anſtrengenden Beſinnens weicht dieſer freie Fluß des Geiſtes; aber ihr müßt euch Zeit zu jenem und Zeit zu dieſem nehmen. Ihr wollt die Zeit, ſo ihr an der Uhrtafel ſehet, ſelbſt innerlich ſehen. Ihr wollt den Löffel, den euch Gott einmal zum eſſen gegeben, immer aufs neue gegeben haben; das iſt Unverſtand, bei dem höchſten

---

*) Man vergl. auch Jacob Böhms Leben.

Verſtand. Da verſucht euch der Teufel nicht im Inneren; ſondern durchs Aeuſſerliche macht er euch im Innern irre. Er erkannte es, aber er konnte ſich nicht viel corrigiren.“ — Er las viel in h. Schrift, lernte von ſich ſelbſt leſen und ſchreiben, konnte die ganze Harmonie der Evangeliſten zuſammenbringen, und brachte ſie ſogar in eine Beſchauung; aber er hatte der Thuschiah — der weſentlichen Weisheit, zu viel, und der Daat und Thebhunah — überlegender Logik in der Vernunft, zu wenig. Es wäre ſehr viel zu ſagen von dieſer Sache, aber ich breche ab. Socrates und Plato hatten die centraliſche Erkenntniß der Natur auch; aber ſie wendeten eben ſo viel Unterſcheidung und Bemühung an, ihre Fragen in Noten zu bringen, damit ſie alles nach der Hand wieder beſehen konnten. Plato reiſte ſolchen Leuten zu lieb ſehr weit.

Von da reiſte ich endlich wieder nach Herrnhut. Ich docirte da das Hebräiſche und Griechiſche über Jahr und Tag und erklärte die Sprüche Salomo, erreichte aber meinen Zweck nicht. Der Herr Graf hatte einen Plan, die halbe Welt Chriſto zu unterwerfen, und da war er viel zu gäh darauf, als daß ihn die heilige Schrift in mäßiger Erkenntniß hätte aus ſeiner Bildermacherei ausführen können. Ich verließ unter viel ausgeſtandenem Kummer dieſe Gemeinde, und gieng zuerſt nach Leipzig und von da nach Halle, wo ich unter Junker Medizin ſtudirte und dabei Vorleſungen aus der Philosophia sacra hielt. Von da gieng ich nach Holland, und begab mich dann der medizinischen Praxis wegen zu Dr. Kampf, nach Heſſen Homburg. Dieſer war ein beſonderer Mann. Sein Lebenslauf iſt von ihm ſelbſt geſchrieben und erbaulich zu leſen. Er wurde Hofprediger und Conſiſtorialrath bei einer gräflichen Herrſchaft, und als er Rezepte verſchrieb, war er ſehr glücklich in den Kuren, daher ihn der Herzog von Zweibrücken zum Leibmedico machte. Er war damals das Haupt der dortigen Inſpirirten, und zugleich Separatiſt, aber ein ſolcher, der eine Gemeine nach der erſten Einſetzung zu formiren ſuchte.

In Heſſen-Homburg traf ich einen Karräer, einen Juden an, der war ein redlicher Iſraelit, hatte vom Meſſia erhabene Gedanken und ſagte: Meſſias müſſe nicht nur Wunder thun, ſondern ein neues Herz geben können. Weil er nun eine Karräer war, achtete er weder Talmud noch Sohar, weder Tradition noch Cabbala, ſondern wollte ſeine Sprache allein aus heil. Schrift formiren. Er redete ſo rein und vernehmlich, als ich noch nie gehört; geiſtliche Discourſe behielten ſich ſelbſt, ſo gar waren ſie dem sensu communi gemäß. Ich machte daher den Schluß, wie leicht die Jünger Jeſu ihres Herrn vernehmliche Reden behalten, da ich dieſes Menſchen ſchriftgemäße Geſpräche ſo leicht und rein behalten konnte. Ja ſie ſtellten ſich mir von ſelbſten, ohne Beſinnen dar. Aus dieſem Grunde liebte ich dieſen Juden ſehr, und er mich auch, verſprach mir auch, wo ich wäre, mich einmal zu beſuchen.

Bei Dr. Kampf lernte ich nicht nur die Praxin der Medizin, ſondern ich war auch ſonſt um andrer Urſachen willen gerne bei ihm, indem er ſehr viele Caſus von allerlei Art in Bereitſchaft hatte zu erzählen. Er wollte mich veranlaſſen bei ihm zu bleiben, und die Theologie mit der Medizin zu vertauſchen; ich aber war noch ungewiß was ich thun ſollte. Seinen Gründen, mich von der lutheriſchen Kirche, als einem Babel zu ſepariren, hielte ich nicht nur mein Buch, von der Herunterlaſſung Gottes entgegen, ſondern auch Bengels jus publicum divinum aus der Apocalypſe. Was mit mir in jüngeren Jahren ſchon wegen der Inſpirirten vorgegangen, das ließ mir nicht zu mich ſeinen Beredungen Preis zu geben. Ich hingegen legte ihm die Gründe des Bengelſchen Syſtems ſo klar vor Augen, daß er einmal ſagte: Hören Sie auf zu reden, Sie wollen mich aus meiner ganzen Führung herausrücken. Alſo ließ ich ihn gehen, und wir blieben in Frieden beiſammen. Endlich aber, da ich die mediziniſche Praxin eingeſehen, dachte ich wieder ins Vaterland zu reiſen, weil ich doch keine gegründete Einigkeit unter allen auswärtigen Gemeinſchaften antreſſen konnte. Ich fand nirgends daß jemand auf die Grund-Ideen der Apoſtel und Propheten ſeine Gewißheit bauete, ſondern daß jeder nach ſeinem zu ſeiner Geſichtsſtellung herabgebogenen Sinn der Schrift, allein auf der Führung Gottes beſtund. Das lies ich ihnen für ihre Perſon gelten, aber mich konnte es nicht beruhigen. Ich mußte immer die oben angeführten drei Säulen der reellen Gedanken haben. Ich bin, dieſer Forderung an mich ſelber auszuweichen, oft gereizet worden. Bald wäre ich zu viel auf die Grundweisheit der Natur gefallen, wie ich denn ſchon zu Wolf nach Marburg zu gehen mir vorgenommen, aber durch den 8ten Pſalm wieder abgehalten worden. Bald wäre ich, um des Sinnes der heiligen Schrift willen, unter die Juden mit H. Schulze gegangen, bald wäre ich, Profeſſor zu werden, und damit dem Predigtamt auszuweichen, tendiret worden. Ich dachte hier an den notablen Zuſpruch den mir der gelehrte Wachter in Leipzig gab. — Er ſagte zu mir: „Ich ſehe daß Sie gutes Muthes ſind und ein fröliches Herz haben; ich warne Sie, nehmen Sie doch ordentliche Dienſte an, ſonſt wird Sie es reuen, wie mich auch. — Es iſt beſſer die gemeinen Wege gehen und ſich Gott da brauchbarer darſtellen, als in eigener Abgeſchiedenheit.“ Dies drang mir ſehr zu Herzen und fiel mir abſonderlich jetzt ein. Ich ſprach zu meinem Gott: „Was ſoll ich thun? ich weiß nicht was das Beſte iſt, führe du mich. Ich halte die Schmach Chriſti für größeren Reichthum, als die Schätze Aegyptens. Ich weiß, es wird mich gereuen, wenn ich ins Leiden der contradictoriſchen Arbeit gehe; aber, o Gott in Jeſu Chriſto, höre mein Winſeln und Seufzen alsdann nicht, ſondern führe du mich nach deinem Rath der Herrlichkeit.“ — Mit dieſer Faſſung reiſte ich nach Haus, und traf in Stuttgart ein. Weil mich aber das Conſiſtorium wegen meiner Bücher und wegen andrer Sorglichkeiten über mich, gerne hätte zum dritten Male aus dem Vaterland reiſen ſehen, ſo präſentirte ich mich, ſagend: ich hätte allenfalls Medicinam ſtudirt. Wenn die Herrn Antiſtites mich für ſuſpekt hielten; ſo möchten ſie mich ſelbſt zur Medicin verweiſen. Allein ſie gaben keinen poſitiven Ausſchlag. So gieng ich denn nach Tübingen, in meiner Ordnung als Repetent, und nahm ſtatt des Göppinger Diaconats die kleine Pfarrei Hirſau (bei Calw) an, weil ich dachte ich hätte mehr Freiheit, auf einer kleinen Pfarrei der Wahrheit nachzuſpüren, als wenn ich mich in eine Geſellſchaft begäbe. —

So weit die Erzählung aus dem Leben

des ſeeligen, hocherleuchteten Mannes. Zwar begann nun erſt von hier an ſeine recht um ſich greifende, geſegnete Thätigkeit, aber in der weiteren Erzählung ſeiner innern und äußeren Lebensführung kommen eben Dinge vor, die ſich nicht ganz für die innern Grenzen, welche ſich dieſes Buch geſteckt, eignen würden. Beſonders gehört dahin ſeine genaue Bekanntſchaft mit dem Schulrector Schill in Calw, einem höchſt merkwürdigen Menſchen, welcher, auf Schwedenborgs Weiſe, Blicke in jene Welt gethan und in lebendigſtem Raport mit denen, die des Leibes ledig, geweſen, ſo wie einzelne Notizen über den Prälaten Oeßlin, welcher die Fürbitte für die Verſtorbenen dringend empfohlen. Selbſt manche Züge aus ſeinem Verhältniß mit dem frommen Commandanten auf dem hohen Asberg (einem Vorgänger des ſeeligen Rieger) ſollen hier noch übergangen ſeyn. Am wenigſten aber würden ſich in unſern Tagen Oetingers tiefſinnige und langwierige Arbeiten im Gebiet der Naturwiſſenſchaft, — ſeine alchymiſtiſchen Studien und Entdeckungen, — zur allgemeinen Mittheilung eignen. Denn der Naturwiſſenſchaft, bis ſie ſich zu einer neuen Entwicklungsperiode wird ausgebohren haben, gehet es jetzt wie hochbetagten, kindiſch gewordnen Greiſen — ſie verſteht manche der geiſtvollſten Arbeiten ihrer kräftiger anſtrebenden Jugendzeit ſelber nicht mehr. Oetinger nahm ſpäter, um dem trefflichen Bengel näher zu ſeyn, die Pfarrei zu Schnaitheim bei Haidenheim an, während Bengel in Herbrechtingen war. Beide lebten nun viel innerlich und äußerlich zuſammen, und manche höchſt merkwürdige Erfahrungen und Entdeckungen in dem Gebiet der innerſten Seelenkunde, machten beide ſchon damals gemeinſchaftlich. Später wurde Oetinger Prälat in Murhard. Von ſeinen letzten Lebenstagen, und von dem Kindheitszuſtand, in welchem dieſer große, ungemein thätige Geiſt ſeinen Vorſabbath auf Erden feierte, habe ich an einem andern Orte, in meinem „Wanderbüchlein“ geſprochen.

6) Noch ein Brief.

So ſchreibt ein chriſtlicher Bürgersmann in Würtemberg an ſeinen Sohn, einen ausgezeichneten, würdigen jungen Theologen, der Eltern höchſte Freude und Stolz, da ihm dieſer etliche Wochen vor ſeinem Tode, von dem entfernten Orte her, an dem er ſich damals aufhielt, gemeldet hatte: daß er an unheilbarer Schwindſucht darniederliege und daß ſeine Auflöſung nach dem Ausſpruch der Aerzte, ganz nahe ſey:

Brief des alten Wizenmann an ſeinen zum ſterben kranken Sohn.

Mein theurer, lieber Sohn!

Mich jammern deine Umſtände, weil es

aber Gottes Sachen ſind und wir nicht in den Rathſchluß Gottes hineinſehen, ſo wollen wir als die wahren Streiter dem Herrn Jeſu nachahmen, unſer Kreutz auf uns nehmen im Leben, Leiden und Sterben; und wenn wir einander in dieſer Welt nicht mehr ſehen, ſo werden wir doch einander in der Ewigkeit antreffen, wiewohl ich wünſchte dich noch einmal zu ſehen. — Halte dich eben an Jeſum, ſo wirſt du wahres Vergnügen zu deiner ſeeligen Ruhe bekommen. — Du darfſt glauben, daß deine Mutter und Geſchwiſter ſo geweint haben, daß man's nicht mehr hat tröſten können, bis ſie ausgeweint haben. Was mich betrifft, ſo biſt du mir immer ein Jonathan geweſen und biſt's noch. Ich behalte dich lieb bis in mein Grab, und ich wollte gerne ich könnte mein Leben um's deine geben. Doch was wäre es? etliche Jahre wären bald verlaufen, dann käme die Reihe doch an dich. Ich nehme alſo Abſchied über Leben und Tod; laß es dir nicht bange ſeyn aufs ſterben; es iſt nur eine kleine Uebergabe, ſo ſind wir daheim. — Ich verbleibe

Dein getreuer Vater
Thomas Wizenmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

16. Jan. 1787.

Inhalt.

I. Johann Tobias Kießling und einige ſeiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken S. 9
1) Kießlings erſte Jugend 10
2) Eigentliche Erweckung zum innren Leben . 17
3) Finden und wieder ſcheiden 27
4) Ein neuer Mitreiſender 50
5) Die zweite Taufe 67
6) Wollt ihr auch weggehen? 74
7) Die Früchte 100
8) Glauben durch Liebe thätig 112
9) Menſch beſtelle dein Haus 113
10) Wozu die Fliegen gut ſind 127
11) Kießling als Tröſter 136
12) Kießling als Kinderfreund und Kinderlehrer 143
13) Als reiſender und ſtationirender Buchhändler 151
14) Seine Wirkſamkeit in Oeſterreich . . . 164
15) Kießling als Augenarzt 189
16) Ich bin krank geweſen und ihr habt mich beſucht 192
17) Von einem multiplicirenden Brandbettler . 196
18) Kießling als Troßbube und Soldatenknecht . 198
19) Wie man ſich bei den Poſtillonen in Reſpekt ſetzt 204

20) Kießling als guter Haushalter . . . 205
21) Ein ſonderbarer Flurſchütz und Viehhirte . 209
22) Freuden und Leiden des Kriegsmannes im Reiche Gottes, wenn er in ſeiner Civilkleidung einhergehet 213
23) Sünderfreundſchaft. Luc. 7, V. 34. . . 224
24) Kießling als Mühlenarzt 238
25) Als Bücherverleiher 243
26) Eſpers Abſcheiden aus Kießlings Nähe und aus der Zeit 260
27) Kießling als Mitſtifter der ſogenannten deutſchen Geſellſchaft 298
28) Lavaters Zuſpruch in Nürnberg . . . 300
29) Kießling als Politikus 303
30) Der Prediger aus dem Sarge . . . 308
31) Die ſechſte Trübſal 313
32) Die größte Luſt 323
33) Das Portrait 336
II. Verſchiedenes aus dem Reiche und für daſſelbige. Matth. 6, V. 10. . . . 341
1) Züge aus des Würtemberger Pfarrers Flattich Leben 347
2) Des Pfarrers Flattich dreißig Hausregeln . 368
3) Frage und Antwort 417
4) Der Calwer Bote 424
5) Ein merkwürdiger Stammbaum . . . 437
6) Noch ein Brief 485

Altes und Neues

aus dem Gebiet

der

innren Seelenkunde

herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich Schubert.

Dritter Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner
lieben, einzigen Tochter
Selma Wilhelmine Ranke,
geborenen Schubert

und

Seiner
lieben Pflegetochter
Adelina Olivia Winer,
geborenen Ritter,

widmet

dieſes Büchlein

als

ein kleines Denkmal

ſeiner treuen, väterlichen Liebe

der Verfaſſer.

Vorrede.

Dem kleinen, aber freundlichen Kreiſe von Leſern, welchen dieſe Art von Schriften hat, übergebe ich hier abermals einen Band meines Alten und Neuen. Er enthält zum großen Theil Aufſätze, die ich ſchon anderwärts öffentlich mitgetheilt hatte; neu hinzugekommen ſind faſt nur das Leben des Johann Jacob Fabricius und das Leben des James Gardiner.

Die Quellen, aus denen die Erzählungen und Geſchichten dieſes Bandes entnommen wurden, waren theils mündliche und ſchriftliche Mittheilungen von Freunden, oder auch wohl eigene Erfahrungen, theils ſchon gedruckte Werke. Unter den erſteren erwähne ich mit beſonderer Dankbarkeit derer über den Jacob Häuſer (den alten Bilderhändler), welche ich durch meinen verehrten Freund, den Präpoſitus Koch in Bellahn empfieng. Was ich von einigen, nun verſtorbenen chriſtlichen Freunden in Nürnberg erzählte, das danke ich großentheils dem eigenen, mehrjährigen Umgange mit ihnen; die Geſchichten aus Würtemberg, deren treue Wahrheit eine Menge noch jetzt lebender Zeugen verbürgen, empfieng ich aus dem Munde und der Feder verſchiedener naher Bekannten des Garniſonsprediger Moſer, des Jeremias Flatt und anderer an ihrem Orte genannten, mit Moſer und Flatt gleichgeſinnten Würtemberger. Die ſchon gedruckten Werke, die ich zu dieſem Bande benutzte, waren: Reiz, ſo wie Gerbers Geſchichten der Wiedergebornen; Arnolds Leben der Gläubigen; dann das treffliche engliſche Werk: Christian Biographie, London 1799. Meiſtentheils wird übrigens der Leſer die Quellen von beiderlei Art angegeben finden.

Das Leben des J. J. Fabricius, ſo wie das des Obriſt Gardiner und ſelbſt die Mittheilungen aus dem Reiche ſind auch, in derſelben Verlagshandlung, beſonders abgedruckt zu haben.

Möchte doch, beſſer als es geſchahe, in dem dritten Bande dieſes Alten und Neuen, der innige Wunſch ſeines Verfaſſers haben fühlbar werden können: in der Ueberzeugung immer feſter, im Bekennen treuer, an Erfahrung reicher, an Liebe tüchtiger, in Einfalt gediegener zu werden.

Bärenwalde bei Schneeberg im
ſächſiſchen Erzgebirge, am 1. Oct.
1832.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I. Das Leben des Johann Jacob Fabricius. . . . . S. 1
Jugendgeſchichte und Bekehrung . . . 5
Anſtellung zum Predigeramt . . . 15
Inhalt der Predigten 17
Geſchäft der beſondern Seelſorge . . 21
Der Unterricht der Jugend . . . 33
Des Fabricius häusliches Leben . . . 36
Des Fabricius Verfolgungen und mehrmalige Vertreibungen vom Amte . . . 43
Die letzten Lebensjahre des Fabricius . . 47
II. Das Leben des Obriſt Gardiner . 51
III. Mittheilungen aus dem Reiche . 119
1) Ein wirkſames Glaubensbekenntniß . 123
2) Wie lieblich ſind deine Wohnungen, Herr Zebaoth 125
3) „Sie riefen der Rebecca und ſprachen zu ihr: Willſt du mit dieſem Manne ziehen? — Sie antwortete: Ja, ich will mit ihm“ . 132
4) Die reiche Erbſchaft 145
5) Erfahrungen eines Anfängers . . . 149
6) Der Bilderhändler 156
7) Das geiſtliche Almoſen 161
8) Lob und Gegenlob 166
9) Die Blätter vom Holz des Lebens . 170
10) Der zudringliche Krankenwärter . . 173
11) Der armen Wittwe reicher Troſt . . 175
12) Die Stundenuhr 178
13) Die Kinder wollen in den Mond greifen 181
14) Der ungebetene Gaſt 183
15) Der Wachtelruf 187
16) Das Herz der Väter, bekehrt durch die Kinder 189
17) Die gute Taſſe 192
18) Der Neumond 198
19) Die hölzernen Glocken 200

20) Daniel und die Löwen 202
21) Der Bruder Redner 205
22) Die Seelenkäufer 209
23) Das Kälberbrüten 217
24) Der eigenſinnige Handelsmann . . 219
25) Die Controversprediger 224
26) Ein geflügeltes Wort an einen Separatiſten 226
27) Das letzte Wort 229
28) „Seyd unverzagt, ihr habet die Hülfe vor der Thür“ 231
29) „Es geh' mir wie Gott will“ . . 238
30) Das Bekennen 242
31) Siehe, ich will ſie in eine Wüſte führen und freundlich mit ihr reden 245
32) Betet ohne Unterlaß — Wer beten kann, iſt ſelig dran 252
33) Ein Brief 271
34) Ewig, immer derſelbe 276
35) Ein lehrreicher Reiſebericht . . . 282
36) Die Viſion 288
37) Mahanaim 291
38) Simon Johanna, haſt Du mich lieb . 305
39) Und der Herr wandte ſich und ſahe Petrum an 307
40) Eine Desperationskur 312
41) Ein Zuchthausprediger 315
42) „Wie wohl iſt mir, o Freund der Seelen, Wenn ich in deiner Liebe ruh'“ . . 321
43) Der vermeintliche Spion 324
44) Die Adſtanten oder Schulhaltergehülfen 336
45) Ihre Engel im Himmel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel . 341
46) Die Afterärzte 351
47) J. Fr. Oberlin's Verheirathung . . 352
48) Die Tauben hören 362
49) Schlagende Gewalt einer Frage . . 366
50) Die Weinproben 371
Anhang 376
Lord Cheſterfield und der Apoſtel Paulus . 376

Das Leben des Johann Jacob Fabricius.

Das Leben des Johann Jacob Fabricius.

Das Leben des Johann Jacob Fabricius, geweſenen Predigers zu Schwelm, Schwoll und Sulzbach in Weſtphalen, enthält in ſeinem ganzen Verlaufe nichts, das dem Auge der heutigen wie der geſtrigen Welt wohlgefallen könnte. Bis zu ſeinem Ende erſcheint es zunächſt nur als ein beſtändiger Beleg zu dem Spruche: „in der Welt habt ihr Angſt.“ Auch ſind die Früchte dieſes Lebens der Mühe und der Selbſtverläugnung keine ſolche augenfälligen geweſen, wie ſie der Herr des Gartens öfters vor den Seinen, zur Stärkung der Kleinen und Schwachen, und zur Ermunterung des Fleißes in guten Werken erwachſen und gedeihen läſſet; ſondern ſie haben ihre Geſtaltung und erquickende Kraft im Verborgenen, unter dem Boden des Landes empfangen, und tief im bergenden Grunde ihren Saamen getragen.

Das, was vollkommen klar und durchſichtig iſt, wie etwa die Luft des Himmels, wird von dem Auge des Leibes nicht geſehen; ſo erkennt das Auge der Welt eine ſolche lautere und klare Einfalt, wie ſie in Fabricius war, nicht an: ſie iſt bei ihr wie nichts geachtet. Dieſer Mann hat, ſo viel man über ihn urtheilen kann, ſeit ſeiner Bekehrung zu Gott nichts gethan und geſprochen, den Menſchen zu gefallen; ſondern was er that und ſprach, das hat er vor ſeinem Gott, und lauter um Gottes willen gewirkt und geredet. Darum dünkten ſeine Worte nur Denen recht und lieblich, welche ſelber in Gott waren: den Andren allen waren und blieben ſie Aergerniß und Thorheit. — Fabricius gieng für ſich ſelber den ernſten, einſamen, mühevollen Weg einer beſtändigen Wachſamkeit, eines unausgeſetzten Ringens nach der wahren Heiligung aller Kräfte und Begierden des Leibes und der Seele durch den Geiſt Jeſu Chriſti. Es ſind nur wenige Seelen geweſen, denen es gegeben worden, dieſen Weg mit ihm zu gehen, denn die Pforte, welche dahin führet, iſt eng.

Wer demnach herausgegangen in dieſe menſchenleere Wüſte, um vielleicht einen Mann in weichen Kleidern zu ſehen, etwa einen Schriftſteller oder Lehrer, der in einer großen Menge von Seelen das (löbliche) Werk der Rührung, Erbauung und der Auferweckung zu einem Anlauf im Guten wirkte, der findet hier nicht, was er ſuchte. Wer aber herausgegangen, um einen Kampf des aus Gott geborenen Menſchen bis aufs Blut, eine Treue bis an den Tod zu ſehen, wer herausgegangen, um einen Sieger im Wettlauf zu finden, einen Sieger, der ſeinen Leib betäubte und kämpfete recht, damit er das vorgeſteckte Kleinod gewönne, einen vollendeten Mann in Chriſto, der wird ſeinen Weg nicht vergeblich gemacht haben.

Jugendgeſchichte und Bekehrung.

Johann Jacob Fabricius war um die Zeit des Beginns des dreißigjährigen Krieges, im Jahr 1618, zu Lennep, im Großherzogthum Berg, von ehrbaren, redlichen Eltern geboren. Seine Schuljahre hat er in den Gymnaſien zu Lippſtadt, Cöln am Rhein und zu Dortmund zugebracht. Hier mag er allerdings ſchon einen guten Grund zu den trefflichen gelehrten Kenntniſſen gelegt haben, welche ſein nachmaliger Schüler, der hochbegabte, berühmte Lehrer der Theologie in Roſtack, Dr. Heinrich Müller, an ihm preiſet, der dem Fabricius nicht bloß ſeine große Fertigkeit in den gelehrten, namentlich den morgenländiſchen Sprachen, ſondern, wie er dieß öffentlich anerkannte, „Alles, was er Gutes wußte, nächſt Gott zu verdanken hatte.“

Wenn aber auch die Fortſchritte unſres Fabricius in den Schulſtudien eine rühmliche Anerkennung verdienten und gute Hoffnung für die Zukunft gaben; ſo mag dagegen dieſe Hoffnung bei manchem ernſter Geſinnten durch das ſittliche Betragen des Jünglinges wieder ſehr niedergeſchlagen worden ſeyn. Denn Alle, welche ihn als Knaben und als Jüngling, in ſeiner Vaterſtadt und dann auf Gymnaſien kannten, erzählten, daß er in ſeiner Jugend ganz voller Muthwillen und von ungebändigten Sitten geweſen ſey, und er ſelber, wenn er von ſeiner Jugend ſprach, beſtätigte dieſe Ausſage.

Nach zurückgelegten Schuljahren bezog Fabricius die Univerſität Roſtock, welche damals an Lehrern reich war, zu deren Wort und Wirken, in einem für Tauſende von Seelen geſegneten Erfolg, Gott ſelber ſich bekannte, weil ſie ſich zu ihm bekannten. Die academiſche Freiheit kam einem Jüngling von ſolchem Hange des Gemüths ſehr erwünſcht. Er genoß ihrer nach Kräften, und wenn er die Vorleſungen der Lehrer mit gewohntem Fleiß abgewartet, zog er den lärmenden Luſtgelagen der gleichgeſinnten Geſellen nach, ergab ſich, gleich ihnen, den Eitelkeiten und dem wilden Sinnenrauſch der Jugend. Er hielt dieſe Lebensweiſe mit ſeinem künftigen Beruf zum Prediger ſo wohl vereinbar, daß er, ohne Bedenken, wenn er noch den Sonnabend in wildem Getöſe zugebracht, am Sonntage in einem der benachbarten Dörfer die Kanzel beſtieg, um da eine, nach dem Urtheil der meiſten Zuhörer gar wohlgeſetzte und wohllautende Predigt zu halten.

In Roſtock beſuchte er zuweilen auch die Predigten des ſeligen Profeſſor Lütkemann, weil er dieſelben als „ſehr geiſtreich“ hatte rühmen hören. Aber in dieſen Predigten war etwas Anderes, als das, was die Welt geiſtreich nennet. Das war ein Geiſt, welcher Herzen und Nieren prüfet, und durchdringet Mark und Bein: der

Geiſt des Wortes Gottes ſelber. Lütkemanns ganzer Sinn und ſtetes Trachten giengen darauf hin: daß er in den ihm anvertrauten Seelen dem Herrn eine Gemeinde darſtellete, die da wäre unſträflich und ohne Makel. Darum hörte man in allen ſeinen Predigten die Stimme des Ernſtes, welche den ſichern Sünder zur Buße rufet; die Stimme der Liebe und Erbarmung, welche den Reuigen zu Chriſto lockt, damit er von Ihm ſich die Sünde vergeben laſſe und das Blut des Sohnes Gottes ihn rein mache von aller Sünde (1 Joh. 1 v. 7.). Vor Allem aber hörte man hier die Stimme der Treue, welche den Gläubiggewordenen warnte, vor der Gefahr des Stilleſtehens oder des Zurückweichens auf dem Wege der Errettung und ermahnte zu einem unabläßigen Wachen, Beten und Ringen, damit er geſchickt werde, einzugehen durch die enge Pforte. „Jede, auch die ſcheinbar kleinſte wiſſentliche Sünde, wenn du ſie nicht ausreißeſt aus deinem Herzen, in der Kraft Deſſen, der die Welt überwunden hat, ſcheidet dich von deinem Gott und Erlöſer, ſcheidet dich, wenn du nicht mit ganzem Ernſt dazuthuſt, von Ihm auf ewig. Hier gilt kein Schlummern und Verharren in den alten Gewohnheiten des Fleiſches; kein halbgetheiltes Herz wird eingehen in das Reich des Herrn, keines, in welchem die Liebe der Welt noch herrſchet. Denn ſo Jemand die Welt lieb hat, in dem iſt nicht die Liebe des Vaters (1 Joh. 2. v. 15.). Darum, wer Chriſto angehören will, der kreuzige ſein Fleiſch, ſammt den Lüſten und Begierden. Er ſage ab der Welt und dem Willen des eigenen Fleiſches und ziehe den neuen Menſchen an, der aus Gott geboren iſt und welcher hinfort nicht mehr ihm ſelber lebet, ſondern Gott. Er ringe ohne Aufhören darnach, daß er geheiliget werde durch die Kraft Jeſu Chriſti an Leib und Seele und Geiſt.“

Der Jüngling Fabricius, als er zuerſt dieſe Predigten des ſeligen Lütkemann hörte, murrete darüber in ſeinem Herzen. „Dieſe Sprache, ſo meinte er, ſey zu ſcharf, der Menſch könne alſo nicht leben.“ Jene Ausdauer jedoch und Gründlichkeit, welche der Jüngling nach anderen Richtungen hin ſich zu eigen gemacht hatte, vor Allem aber wohl ſchon damals die unwiderſtehliche Kraft der Wahrheit ſelber, hielt ihn an Lütkemanns Vorträgen feſt, er beſuchte immer wieder von Neuem ſeine Predigten, ſey es auch nur, um zu erfahren, was das für eine neue Lehre ſey, die jener lehrte (Apoſt. Geſch. 17 v. 19.).

In und bei unſerm Fabricius war aber noch ein anderer Zuhörer als das äußere Ohr und die das Gehörte prüfende Vernunft: jenes innere Ohr, welches Gott dem Menſchen aufthut, genannt Gewiſſen. Dieſer inwendige Richter hörte und erwog auch das Wort, das Lütkemann ſagte, und ſprach nun ſelber, wie ein Echo der Felſen, dieſes gehörte Wort ſo ohne Aufhören nach, daß der ſtolze, eitle Muth des Jünglinges dem Donner der innern Stimme unterlag. Er erkannte ſein eigenes Angeſicht in dem Spiegel von Erz, welcher hier ihm vorgehalten wurde, erkannte ſein weites Abirren von Gott, erkannte die Blöße und Schande ſeines Herzens. Da erfuhr der Jüngling, der bis dahin nur den brennenden Ehrgeiz des äußern Menſchen, das lebhafte Gefühl für Ehre und Schande vor den Augen der Welt empfunden hatte, welch ein ganz anderes Gefühl das ſey, ſich vor den Augen des lebendigen Gottes zu ſchämen. Dieſer hatte alles Thun ſeines bisherigen Lebens geſehen und ſahe noch jezt Alles, was in ſeinem Innern war. Wo ſollte er hingehen vor ſeinem Geiſt, wo ſollte er hinfliehen vor ſeinem Angeſicht? — Dieſe Angſt, welche fliehen will und weiß nicht wohin, ſtieg immer höher in ihm. Gott, ſo ſchien es ihm, habe ihn verlaſſen, ſey ſein Feind geworden, vergeblich ſey es nun und ſogar Sünde, wenn er um Vergebung bete, denn es ſey billig und recht, daß er verdammt werde. „Es hat mich," ſo erzählte er ſpäter einem Freund, „Gott damals rechtſchaffen empfinden laſſen, was das ſey und heiße, den lebendigen Gott erzürnen. Wer das ſo geſchmeckt hat, wie ich es geſchmeckt habe, der wird gewiß keine muthwillige Sünde wider Gott thun und wenn er damit wüßte die ganze Welt mit all' ihrer Herrlichkeit zu gewinnen. Die ganze Welt war mir zu eng; alle Creaturen ſchreckten mich, denn mir war es, als ob ſie gegen mich zeugeten. In ſolcher Seelenangſt ließ mich Gott einige Zeit ſtecken, bis ich mich ganz und gar, auch bis in die Hölle hinein, ſeinem heiligen Willen überlaſſen hatte. Ich meine wohl, der liebe Gott hat mir hierdurch einen rechten Schrecken vor der Sünde einjagen wollen, auf daß ich in den vielfältigen Trübſalen, welche mir begegnen ſollten, nicht weich würde, oder durch dieſelben mich von Gott abbringen ließe.“

Nach dieſer Zeit der Angſt folgte eine Zeit der Traurigkeit, welche die Schrift eine göttliche nennet, „weil ſie wirket eine Reue zur Seligkeit, die Niemand gereuet.“ Ihm war es, als ob die ganze Kraft ſeines Lebens ſich auflöſen ſollte in Thränen der Reue, darüber nicht allein, daß er die ewige Seligkeit mit ſeinen Sünden verloren, ſondern mehr noch und am Meiſten darüber, daß er ſeinen lieben Gott und Vater ſo erzürnt habe. Dieſe Traurigkeit, ſo erzählte er nachmals, ſey ſo groß in ihm geweſen, daß, wenn er die Welt mit all ihren Schätzen gehabt hätte, würde er ſie gern darum gegeben haben, wenn er damit ſeine Sünde hätte bezahlen können. — Wenn er um jene Zeit wollte zum heiligen Abendmahl gehen, und, wie es der Gebrauch war, am Tag vorher ſeine Beichte ablegen, da trieb ihn die große Betrübniß ſeines Herzens und die Scham und Furcht vor Gott, dem alle ſeine Sünden offenbar waren, daß er knieend, mit gefalteten Händen und mit heißen Thränen, ſein Sündenbekenntniß ſprach. Hierüber wurde er von den Predigern, bei denen er damals beichtete, getadelt und verlachet, bis er es endlich wagte, zu dem theuren Lütkemann zu gehen und dieſem die Angſt und Betrübniß ſeiner Seele zu klagen. Lütkemann nahm den Jüngling mit Liebe auf und tröſtete ihn. „Dieſe Traurigkeit, ſelber von Gott gewirkt, ſey ſchon ein Zeichen Seiner Gnade und Liebe und ein Unterpfand der Erbarmung, welche etwas Gutes aus ihm ſchaffen wolle.“

Und dieß ſind in ſolchen Zeiten der innren Ausgeburt immer die Fragen des noch ſchwachen, im Aufkeimen begriffenen, dieß die Antworten des ſchon erſtarkten Glaubens:

Frage: „Wie ſoll ich wiſſen, daß Gott um Chriſti Willen meine Sünden mir vergeben habe und daß nun der Geiſt ſeiner Gnade mit mir, daß ich ſein Jünger ſey? Seine Jünger ſollen vollkommen ſeyn, wie ihr Vater im Himmel vollkommen iſt, und ich bin noch ſo unvollkommen, bin noch ein ſo ſchwaches, elendes Kind in allem Guten.“

Antwort: „Selbſt der äußere Menſch iſt in ſeinem Maaß nach dem Ebenbild Gottes geſchaffen, noch in einem viel andern Maaße ſoll es der durch Chriſti Blut gereinigte und geweihte, durch ſeinen Geiſt wiedergeborene innere Menſch ſeyn. Es iſt aber der Art der Theile nach ſchon das neugeborne Kind ein vollkommener Menſch. Denn es ſchlägt in ihm daſſelbe Herz, das in dem Erwachſenen ſchlägt, es athmet in ihm dieſelbe Lunge, es ſind an ihm dieſelben Glieder ſichtbar. Das Herz von göttlicher Art, das in dem neuen, aus Chriſti Geiſt gebornen Menſchen ſchlägt, iſt die Liebe zu Gott und den Brüdern. Wenn du das, was du nach dem ſchwachen Maaß deiner Kräfte thuſt oder unterläßeſt, aus Liebe zu deinem Herrn thuſt oder unterläßeſt, wenn du aus Liebe zu ihm dir dieſen oder jenen Genuß unterſageſt, wenn in dir ein Wille wachet, der dich lehret, auch auf den Biſſen merken, den du nimmſt, ob es vor Gottes Augen recht ſey, daß du ihn nehmeſt, wenn du um ſeinetwillen etwas Gutes wirkeſt mit deinen Händen, wenn du täglich und oft zu ihm beteſt, daß er um Chriſti willen dir ein gnädiger Gott und Helfer ſey, dann darfſt du glauben, daß ein Herz des neuen Menſchen in dir ſchlage, daß der Geiſt aus Gott in dir lebe, welcher den nach allen ſeinen Theilen, wenn auch nicht nach ſeinen Kräften, vollkommenen Menſchen bereits geſchaffen hat. Aber hüte dich vor Trägheit und Stillſtand und thue, durch ernſtliches Gebet und Ringen, allen Fleiß, daß du zunehmeſt im Guten, daß du dem Zuſtand der Kindheit, welcher ſich wiegen und wägen läßet von allerlei Wind (Epheſ. 4 v. 14.) entwachſeſt und gedeiheſt von Kraft zu Kraft, von Licht zu Licht, bis du ein Mann werdeſt in Chriſto. Denn der, in welchem dieſer rechtſchaffene Ernſt und Eifer, ſeinem Gott zu dienen, nicht gefunden wird, wer von ſeinem Fleiſch und Blute ſich nach wie vor noch bei eintretender Gelegenheit überwinden läßet, der kann in Wahrheit Chriſto nicht angehören oder ein rechter Streiter Jeſu Chriſti ſeyn, ſondern er iſt (wie herrlich er auch äußerlich bei der Welt erſcheinen möge) ein Laulichter, den Gott aus ſeinem Munde ausſpeien wird, wie dieß der Geiſt Gottes dem Biſchoff der Gemeinde zu Laodicea drohet. So aber Jemand von einem Fehler übereilt wird, der laſſe dennoch vom Satan ſich nicht ſchrecken. Er nahe ſich ſeinem Herrn, denn, wer anders als nur dieſer, ſein Fürſprecher bei dem Vater, kann und will ihm helfen. Er laſſe nicht ab zu flehen: Herr, reiße du ſelber dieſe ſündlichen und verkehrten Neigungen aus meinem Herzen heraus, — es iſt mein Ernſt, Dir anzugehören. — Schaff Du in mir ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewiſſen Geiſt. Verwirf mich nicht von Deinem Angeſicht und nimm Deinen heiligen Geiſt nicht von mir.“ —

In Fabricius war, von dem erſten Augenblick ſeiner innern Umkehr an, jener rechtſchaffene Ernſt und Eifer und wuchs mit jedem Jahre immer ſtärker. Er legte mit einem Male den eitlen Prunk und Putz, in welchem die damalige ſtudirende Jugend ſich gefiel, von ſich ab, ja dieſes erſte Aufwallen ſeines Eifers war ſo heftig, daß er die ſeltſamen Zierrathen ſeines Hutes und Rockes ins Feuer warf, damit ſie ferner keiner Seele zur Verſuchung werden möchten. Er hatte ſchon ſeit den erſten tieferen Eindrücken, welche er aus Lütkemanns Predigten empfangen, die lärmenden Luſtgelage ſeiner Geſellen vermieden; nun aber mied er auch jede Gelegenheit zu unnützem Geſchwätz und wo er mit Andern zuſammenkam, ſchwieg er entweder gänzlich, oder ſprach nur, was nützlich war zur Beſſerung und zur Stärkung im Guten, ſtrafte ſeine Jugendgenoſſen, wenn ſie in Wort oder Werken ſich verirrten, ſcheute ſich nicht, ſelbſt die Prediger und Lehrer der Univerſität, wo die Gelegenheit ihn dazu drang, beſcheiden an ihre Pflicht zu erinnern.

Hierüber gerieth er, der vorhin ein vielgeltender Führer und ein Liebling ſeiner Jugendgenoſſen, ſo wie in allen anſehnlichen Familien der Stadt ein wohlgelittener Geſellſchafter geweſen war, in allgemeine Verachtung. Seiner ſpotteten die eitlen Jungfrauen und Jünglinge, wenn er ihnen im einfachen, anſtändigen Kleid eines gewöhnlichen Bürgers begegnete, ſeiner, als des „weiſen Salomons“, ſpotteten die leichtſinnigen Alten. Doch wurde ſchon damals unſer Fabricius, ſo wie er vorher ein Anführer zu allen Eitelkeiten geweſen, einigen Seelen ein Führer zur Gottesfurcht. Unter andren brachte der Anblick eines ſolchen treuen Eifers im Guten, einer ſolchen ſtillen Demuth, bei allem Spott der Andersgeſinnten, einer ſolchen Alles tragenden und überwindenden Liebe zu den Brüdern, wie ſie in Fabricius erſchienen, die Seele eines Jünglinges zum Aufmerken und zur Umkehr von dem bisherigen Wege der Eitelkeit, welcher von nun an der erkannten Wahrheit treu blieb bis an ſein Ende. Dieſer Jüngling war der ſelige Charias. — Charias ſcheint von weicherem, blöderem Gemüth geweſen zu ſeyn, als ſein Freund; ihm that der Spott der ehemaligen Luſtigkeits-Genoſſen, ſo wie der vornehmen Jungfrauen, wenn ihm dieſe in ſeinem jetzigen, prunkloſen Aufzuge begegneten, über Gebühr weh. Doch auch er überwand den innern Feind der Menſchengefallſucht und Menſchenfurcht, und empfieng bald in ſein Herz jene ſtarke, ſelige Liebe zu ſeinem Herrn, welche nicht mehr darnach trachtet, Menſchen zu gefallen, ſondern deren beſtändiges Sinnen und Anliegen es iſt, daß ſie Gott gefalle.

In Roſtock verweilte Fabricius ſieben Jahre. Es waren dieß für ihn Jahre des ernſteſten Fleißes, im Erlernen und Erwerben aller der Wiſſenſchaften und Erkenntniſſe, derer ein gründlicher Forſcher des Wortes Gottes und der Geſchichte der Kirche, ſo wie ein Lehrer des Wortes, bedarf; Jahre des Fleißes in der Uebung der Selbſtverläugnung und in dem Thun guter, göttlicher Werke. Fabricius ſcheint bereits in Roſtock als Lehrer und Prediger in mehreren Stellen jene Saat der Ewigkeit ausgeſtreut zu haben, die wir in Heinrich Müller zur heilſamen Frucht gereift ſehen.

Anſtellung zum Predigeramt.

Nach vollendeter Studienzeit kehrte Fabricius in ſein Vaterland zurück und wohnte bei ſeiner Mutter in Lennep. Es war aber gerade um dieſe Zeit der Prediger zu Schwelm geſtorben und die dortige Gemeinde mit der Berathung über die Wiederbeſetzung dieſer Stelle ſehr beſchäftigt. Der Ruf der gründlichen Gelehrſamkeit und der großen Gaben zum Predigeramt, in welchem Fabricius ſtund, bewog einige der Aelteſten und Vorſteher jener Gemeinde, daß ſie zu ihm giengen und ihn fragten, ob er wohl, im Fall die Wahl ihn träfe, dem Rufe folgen und Prediger in Schwelm werden möchte? Fabricius antwortete, daß, wenn Gott es ſo wolle, er Seiner Führung nicht widerſtreben werde. — Indeß vergieng noch einige Zeit, ehe die Gemeinde über die Wahl einig werden konnte, auch bemüheten ſich mehrere andere, an Jahren vielleicht ältere und im Anſehen ſtehende Prediger und Candidaten des Predigtamtes, die Wahl zu jener einträglichen Stelle auf ſich zu lenken. Da wollten die Verwandten unſers Fabricius dieſen bewegen, daß er doch zuweilen nach Schwelm gienge und bei ſeinen dortigen Freunden das gute Andenken auffriſchte, vielleicht auch, durch freundliches und höfliches Bezeugen, eine und die andere Stimme noch für ſich gewönne. Er aber ließ ſich durch dieſes Zureden auch nicht zu einem einzigen beifälligen Schritt bewegen, ſondern bezeugte ſeinen Freunden, daß er die Sache ganz Gott befohlen habe und verſichert ſey, daß dieſer Alles zu Seiner heiligen Ehre und auch zum Beſten ſeiner Seele einrichten werde. Sein inbrünſtiges Gebet für die Gemeinde von Schwelm ſey es nur, daß ihr Gott einen treuen Lehrer ſchenken möge. Er ſelber ſey fern davon, ſich wider Gottes Willen in ein Amt einzudringen oder einzuſchmeicheln, ja er wolle deßhalb nicht einen Fuß aus der Stelle ſetzen. Wolle Gott ihn nach Schwelm haben, ſo ſey dieſer mächtig genug, Alles,

les, auch ohne menſchliches Suchen und Laufen, ſo einzurichten und zu regieren, daß es geſchähe.“

Und ſo geſchah es denn auch. Fabricius wurde nach einiger Zeit durch einhellige Wahl der Gemeinde nach Schwelm berufen. Vor der Ordination mußte er ſich der gewöhnlichen Prüfung durch den Superintendenten und mehrere Prediger unterwerfen, welche, obgleich einer und der andere hierzu wenig geneigt war, nicht umhin konnten, ſeinen gründlichen Kenntniſſen und Gaben zum Predigtamt ein günſtiges Zeugniß zu ertheilen.

Inhalt der Predigten.

Fabricius nahm ſich ſeines Amtes der Verkündigung des Evangeliums und der Beſſerung, ſo wie der Erbauung ſeiner Gemeinde mit einem Ernſte an, welcher an ihm ſelber, ſo wie an Andern, dem trägen Fleiſche keine Ruhe ließ, ſondern ohne Aufhören auf Wachen und Beten und auf ein Ringen nach dem Reiche Gottes, aus allen Kräften drang. Seine Predigten waren nicht voller hochſtudirter Worte, ſondern lehrten den Weg Gottes einfältig und lauter, ohne nach der Menſchen Lob oder Tadel zu fragen. Gewöhnlich pflegte er auf dieſe Predigten zuerſt durch ſtilles Forſchen und Nachdenken über den Text der Schrift und durch Leſen in einem guten, geiſtreichen Buche, wie die von Tauler oder Arndt, ſich vorzubereiten. Hierauf kniete er nieder zum Gebet und flehete Gott mit innigem Vertrauen an: daß doch Er ſelber ihm die recht eindringenden Worte an ſeine Gemeinde in den Mund legen und ihm lehren möge, was er reden ſolle. Der Hauptinhalt oder das Endwort dieſer Predigten blieb dann immer, der Text oder der äußerliche Gehalt mochte ſeyn, welcher er wollte, nur das eine: daß wir durch Gottes Wort und Geſetz uns als Sünder und als untüchtig zum Guten erkennen; in Chriſto allein Vergebung und Reinigung von der Sünde und Untugend ſuchen, dann aber, in Chriſti Geiſt und Gnade, mit rechtem Ernſte nach der Heiligung trachten müſſen, damit wir ganz und gar, an Geiſt und Seele und Leib, unſträflich erfunden werden auf den Tag Jeſu Chriſti. Der Menſch Gottes, wie die heilige Schrift den wahren Chriſten nennet (1 Tim. 6 v. 11.), müſſe durch den Geiſt ein wahrhaft anderer, neuer Menſch ſeyn und werden; ſtatt daß er vorhin in allen ſeinem Thun ſeinen eigenen Nutzen ſuchte, müſſe er durch die Gnade Gottes lernen, lauter umſonſt, ohne allen eigenen Nutzen, Gott und dem Nächſten dienen, müſſe andere Sinne, andere Gedanken, andere Worte und Werke, als er vorhin gehabt, an ſich nehmen und erweiſen, müſſe Allem abſagen, was er hat, das iſt: nicht das geringſte Vertrauen, Hoffnung und Troſt in etwas Irdiſches ſetzen. Ein Chriſt müſſe lernen, wolle er anders ein rechter Jünger ſeyn, ſeinen Herrn in der armen, geringen Geſtalt und unter dem Kreuz zu lieben, welches er ſelber, der getreue Herr, auf ſich genommen, als er noch auf Erden war und noch jetzt in der Natur und Geſtalt ſeiner Glieder, die auf Erden leben, an ſich nimmt. Der wahre Chriſt ſolle daher unter ſeinem täglichen Kreuz und Leiden, welche ihm begegnen, ſich freuen, denn ſie ſind ihm Zeichen der Nähe ſeines Herrn, der bei ihm iſt alle Tage und der ihm ſelber das liebe Kreuz, das er mit ſich brachte, tragen hilft, ja der es eigentlich allein trägt. Er ſolle gern die Niedrigkeit und die Verachtung ſich gefallen laſſen, denn das iſt das Gewand, welches der Herr ſelber hier auf Erden trug und worin er nun auch ſeine Glieder, die noch auf Erden ſind, kleidet. Wenn ihn aber Chriſtus ſolcher mehr in die Augen fallender Aehnlichkeit und Gemeinſchaft würdige, müſſe er auch vor allen Dingen trachten, daß er der innern Aehnlichkeit und Gleichheit ſeines Herrn würdig und theilhaftig werde: der wahren Herzensdemuth vor Gottes Augen, der Sanftmuth und Geduld, welche den Ungeſtüm der Feinde durch Liebe überwindet. Denn ein Menſch, welcher noch dem Haß in ſich Raum laſſe, der ſey noch fern von Chriſto. — Täglich mehr und mehr ſolle und müſſe denn Chriſtus, nicht aber die angeborne Natur, in uns leben und regieren. Damit aber dieſes in uns geſchehe und vollführt werde, ſey freilich ein täglicher Kampf mit Fleiſch und Blut und ein gar ernſtliches Gebet und Wachen nöthig; ein Wachen, welches auch auf die geringſten Dinge: ob ſie der Seele ſchaden können oder nicht? ein aufmerkſames Auge habe. Denn wer ſeine Natur, wer ſein ſinnliches Gelüſte, auch nur im Geringen, wie etwa beim Eſſen und Trinken, nicht ſorgfältig bewachet, ſo daß der Verſucher zur Unmäßigkeit und zur Ueppigkeit von daher Zugang zu ihm findet, der wird auch alsbald den mächtigern Verſuchungen zum Zorn, zur Unreinigkeit des Herzens und zu andern Sünden ausgeſetzt ſeyn und ohne Gottes beſondern Schutz wird er ihnen unterliegen. Es iſt nicht genug, daß wir uns täglich als Sünder erkennen und vor unſerm Herrn demüthigen. Wir ſollen Gott von Herzen lieben lernen, wer aber Gott von Herzen liebet, der hüter ſich vor der Sünde. In dieſer Liebe zu dem Herrn beſtehet ſchon hier in der Zeit, noch mehr aber in der Ewigkeit, des Chriſten ganze, einzige Seligkeit. Darum iſt Nichts klein, es iſt Alles groß, was uns von der Liebe zu Chriſto, was uns von unſerm Herrn ſcheiden und entfernen, oder was uns ihm näher bringen kann; eine große Sache in ſeinen Augen iſt ſelbſt der Biß in einen Apfel aus Ungehorſam; eine große Sache aber auch das Scherflein, das die Wittwe giebt."

Außer dieſen allgemeinen Belehrungen und Ermahnungen pflegte Fabricius die Aergerniſſe und Laſter, die in ſeiner Gemeinde vorkamen, ernſtlich und ohne Anſehen der Perſon zu rügen und zu ſtrafen und derſelben zu zeigen, wie weit ſolche, die dergleichen thäten, noch vom wahren Chriſtenthum entfernt wären, ja wie ſie noch keinen Anfang im Chriſtenlauf gemacht hätten, wie viel ſie ſich auch auf ihre ſonſtigen ſogenannten Werke einbildeten.

Geſchäft der beſondern Seelſorge.

Dieſe öffentlichen Beſtrafungen, bei welchen jedoch Fabricius Niemand mit Namen nannte und Jeden auf das Erbarmen Gottes hinwies, der heute, wenn der Sünder zu ſeinem Vater umkehren wolle, bereit ſey, ihn aufzunehmen, ja ihn herrlich zu ſchmücken (Luc. 15 v. 22), waren nicht die einzigen, welche dieſer eifrige Hirt ſeiner Heerde an die ihm anvertrauten, irrenden Seelen wendete. Mehr noch als durch ſeine Predigten, wirkte Fabricius auf ſeine Gemeindeglieder bei ſeinen täglichen Beſuchen, bald in dieſem, bald in einem andern Hauſe. Er hatte hierbei dieſe Gewohnheit, daß, wenn er in ein Haus kam, grüßete er daſſelbe mit dem Gruß des Friedens, und wenn er dann Einiges mit dem Hausherrn oder der Hausfrau geſprochen, ließ er ſämmtliche Hausgenoſſen, klein und groß, Knechte und Mägde, zuſammen fordern. Dieſe belehrte er auf eine für ihr Faſſungsvermögen begreifliche, kindlich eindringende Weiſe: „daß wir bei allen unſern Geſchäften auf Gott ſehen müſſen, und nur darnach trachten, wie wir Gott gefallen. Denn wer in der Welt ſehe und achte denn ſo auf einen armen Knecht oder eine arme Magd, als unſer Herr, der aus Liebe auch zu den armen Knechten und Mägden ſeinen Sohn dahin gegeben habe ans Kreuz. Wer bekümmere ſich denn ſo ſehr um ein Kind armer Leute, das ſein Brod unter vielen Sorgen erwerben und eſſen müſſe, als unſer lieber Herr Jeſus, der aus Liebe zu allen armen Kindern, zu allen armen Knechten und Mägden, ja zu allen armen, geplagten Menſchen, ſelber ſey ein armes Kind geworden, und ein geplagter, für uns geſchlagener Menſch. Wer gehe uns denn ſo nach, und habe ſolche Geduld mit uns, als der Geiſt Jeſu Chriſti, der uns bei dem Vater vertritt mit unausſprechlichem Seufzen. Darum, weil doch Niemand in der Welt ſo auf uns ſieht, ſo für uns ſorgt, uns ſo lieb hat, als unſer Herr, da iſt es billig, daß wir auch vor allen Dingen auf Ihn und ſein Wohlgefallen ſehen, und ihn recht herzlich lieb haben. Das Weſen der Welt, mit all' ihrer Luſt und Pracht iſt vergänglich; es hilft uns nichts, wenn die Menſchen der Welt uns loben, weil wir von den Ihrigen ſind. Das hilft uns aber, wenn uns einmal an jenem Tage, wenn der Richter kommt über die Lebendigen und die Todten, vor welchem wir über jeden böſen Gedanken, vielmehr über jedes böſe Wort und Werk Rechenſchaft geben müſſen, dieſer als die Seinigen anerkennt. Wie bald iſt doch das Leben aus, und die liebe, ernſte Ewigkeit iſt da."

Nach ſolchen und andern Ermahnungen pflegte er die Kinder des Hauſes, oder wenn keine Kinder da waren, die Dienſtboten zu examiniren. Seine Fragen betrafen die Hauptlehren zur Seligkeit, Gott und ſein Weſen, Chriſtum und ſein Verdienſt, den heiligen Geiſt und ſeine Kraft an unſerm von Natur zum Guten untüchtigen Herzen. Er ſchloß dann für alle Anweſende mit der Bitte im Namen des Herrn, daß ſie doch im Gebet und im gottſeligen Wandel treu und beſtändig bleiben, die Sünden meiden und fliehen möchten, als den Teufel ſelber. Denn wer in Sünden verharre, der habe ſich Chriſti und ſeines Leidens und Sterbens nicht zu tröſten, ja dieſes gereiche ihm nur zu einem ſchwerern Gericht. Denn Chriſtus ſey kein Sündendiener, und darum für uns geſtorben, daß wir Freiheit hätten zu ſündigen, ſondern darum, daß, die da leben, nicht ihnen ſelbſt, das heißt, ihren angeborenen, böſen Neigungen, ſondern Dem leben ſollten, welcher für ſie geſtorben iſt, und mit ſeinem Blute ſie erkauft hat.

Wenn die Kinder, deren Kenntniſſe er geprüft hatte, arm waren, pflegte er ſie zu beſchenken, und befahl ihnen dabei an, daß ſie doch ja das, was er ihnen von Gott und von dem Weg zum Himmel gelehrt und geſagt habe, wohl behalten und zu Herzen faſſen möchten, damit ſie es noch wüßten, wenn er wieder käme. — Hierauf, wenn die Bewohner eines ſolchen Hauſes nicht Widerſpenſtige und Ungehorſame der göttlichen Ordnung waren, kniete er nieder und ermahnte zugleich alle Anweſenden, ſie mochten hoch oder niedrig, arm oder reich ſeyn, eben daſſelbe mit ihm zu thun. Er betete darauf mit ihnen, und im Namen ihrer Aller. Nach verrichtetem Gebet ſtund er auf, reichte jedem Einzelnen die Hand und bat Alle, daß ſie doch aus allen Kräften der Gottſeligkeit ſich befleißigen und das, was er ihnen ans Herz gelegt, nicht vergeſſen möchten, ja, er ließ es ſich öfters von Jedem in die Hand geloben, daß er Gottes Wort und Geboten nachkommen und gehorchen wolle. — Auf ſolche Art pflegte er täglich mehrere Haushaltungen ſeiner Gemeinde zu beſuchen, und mit ihnen ſo zu verfahren, und obgleich ein Theil ſeiner Gemeindeglieder mehrere Stunden weit von Schwelm abgelegen wohnten, ließ er ſich doch Weg und Mühe, ohne Anſehen der Jahreszeit und Witterung, nicht verdrießen, um ihren Seelen die nöthige Sorgfalt und Treue zu erweiſen.

Bei dieſem Allen behielt er jedoch die geiſtig Kranken und Irrenden, wie ein guter Arzt, immer am Meiſten im Auge, und je ſchwerer ihre innere Krankheit war, deſto öfter beſuchte er ſie, deſto ſorgfältiger und ernſtlicher nahm er ſich ihrer mit Gebet, mit Bitten, mit Ermahnungen an. Wenn in einem Hauſe ein Irrender, oder ein von einem Fehl Uebereilter war, mit dieſem pflegte er gewöhnlich zuerſt und allein zu reden, ihn zu belehren, im Guten zu ſtärken, oder nach Gelegenheit aus Gottes Wort zu tröſten und wieder aufzurichten. Wußte er jedoch in ſeiner Gemeinde Solche, welche in offenbaren Sünden: Haß, Neid, Unverſöhnlichkeit, Freſſen, Saufen, Entheiligung des Sabbathes, in Hurerei und Ehebruch lebten und verharreten, zu dieſen gieng er öfters. Er ermahnte ſie zuerſt immer nur unter vier Augen und auf die gelindeſte Weiſe, etwa mit ſolchen Worten: „Mein Freund (oder Herr), ich höre und bemerke zum Theil ſelber, daß eure Seele in großer Gefahr ſey. Ich habe deßhalb nicht können noch müſſen unterlaſſen, euch ſolches vorzuhalten und euch zu ermahnen, daß ihr doch von dieſer Sünde abſtehen möget, und ich hoffe nicht, daß ihr dieſe meine treue, wohlmeinende Vermahnung übel deuten werdet, weil ich euch von Gottes wegen zu warnen ſchuldig bin.“

Oefters gelang es ihm gleich beim erſten Beſuch dieſer Art, Eingang zu den Herzen zu finden. Bemerkte er aber auch nur den kleinſten guten Anfang dieſer Art, ſo ließ er nicht ab, ſeine Bemühung weiter zu treiben, bis er mit dem Wort der göttlichen Ermahnung ganz durchgedrungen war. So, wenn er Menſchen in ſeiner Gemeinde wußte, die in Haß, Neid und Unverſöhnlichkeit mit ihrem Nächſten lebten, ließ er nicht nach, ſie zur Verſöhnung mit ihrem Feind zu treiben. Und wenn ſie etwa vorwendeten, ſie ſeyen nicht die Beleidiger, ſondern die Beleidigten, ſeyen auch nicht abgeneigt, ihrem Beleidiger zu vergeben, wenn er zu ihnen käme und ſie um Vergebung bäte, hielt er ihnen den Spruch vor: „So dein Bruder an dir ſündiget, ſo gehe hin und ſtrafe ihn zwiſchen dir und ihm allein.“ Er bewies ihnen daraus, daß auch der Beleidigte zum Beleidiger zu gehen, und die Ausſöhnung bei ihm zu ſuchen ſchuldig ſey, führte ſie, wenn ihr Herz willig war, ſelber zu ihren Beleidigern hin, und überwand die Hartnäckigkeit der Letztern durch Geduld und Liebe. Oder er veranſtaltete eine Zuſammenkunft der feindſeligen Parteien an einem andern Ort, und wendete dann alle Mühe an, ſie mit einander auszuſöhnen.

Nahmen aber die, welchen er in ſolchen oder andern Fällen der Verſündigung zuſprach, ſeine Vermahnung nicht an, wollten ſie ſich ihre Sünde nicht laſſen leid ſeyn, und ihm Beſſerung verſprechen, ſo kam er nach einiger Zeit wieder, und ermahnte ſie nochmals in aller Sanftmuth, mit Bitten und Flehen, daß ſie ſich doch mögten ſagen und helfen laſſen, und ſo that er wohl öfter. Blieben ſie dann immer noch bei ihrer Hartnäckigkeit, ſo ſprach er ihnen ſchärfer zu, ließ ſie hernach einige Zeit gehen, und wartete in Geduld und in herzlichem, innigem Gebet für die Rettung ihrer Seele, ob ihnen etwa Gott Erkenntniß zur Buße geben möchte. Schien es ihm jedoch, daß er ſie nun lange genug getragen hätte, ſo gieng er wieder zu ihnen, entweder allein oder in Begleitung eines ſeiner Kirchen-Aelteſten, und ermahnte nochmals. Blieb auch dieß vergebens, ſo klagte er den ſichern Sünder vor den verſammelten Vorſtehern und Aelteſten der Gemeinde an, und erſt, wenn auch dieß umſonſt war, ſchloß er einen ſolchen öffentlich als ein faules und unheilbares Glied von der Gemeinſchaft aus.

Am ſchwierigſten erſchien das Geſchäft dieſer Beſtrafungen und Ermahnungen in ſolchen Fällen, wo die begangene Sünde keine offenkundige oder, wenn ſie auch ganz erweiſlich erſchiene, doch eine von dem Thäter nicht eingeſtandene, hinweggeläugnete war, wie etwa ein Diebſtahl und Betrug, oder ein Ehebruch und andere dergleichen Gräuel. Fabricius ſcheute ſich nicht, auch bei ſolcher Gelegenheit den Verdacht unter vier Augen auszuſprechen. Lehnte der Beſtrafte die Beſchuldigung von ſich ab, und brachte Gründe dieſer Ablehnung vor, über deren Wahrheit oder Unwahrheit nur Gott, der Herzenskündiger, entſcheiden konnte, ſo gab ſich Fabricius damit zufrieden, ermahnte aber zugleich, daß die ſo beſchuldigte Perſon doch ja ernſtlich ſich ſelber prüfen und unterſuchen ſollte, damit ſie nicht ſich ſelbſt betröge. Und wenn ſie das, was man ihr zuſchriebe, nicht gethan hätte, ſolle ſie es doch auch in Zukunft niemals thun, auch alle Gelegenheit und allen böſen Schein meiden. Hätte ſie es aber gethan, ſo möge ſie es wenigſtens von nun an nicht mehr thun. War er jedoch feſt überzeugt, irgend eine frech läugnende und ſich entſchuldigende Perſon habe das Vergehen, worüber er ſie eben beſtrafte, wirklich begangen, ſo nahm er ihre Entſchuldigung nicht an, ſtellte ihr Gottes, des Allwiſſenden und Allgegenwärtigen Gericht und ewige Verdammniß vor Augen, und bat vor dem Hinweggehen noch mit eindringenden Worten, daß ſie doch ſich ſelber durch ihr freches Lügen nicht in ewiges Verderben ſtürzen möge: er könne nun nicht anders, als ihre Seele Gott und ſeiner Gerechtigkeit überlaſſen.

Es lag eine ſolche Gotteskraft der Liebe und Treue in dieſem Verfahren, welches Fabricius, ohne Anſehen der Perſon, an allen Denen übte, welche in ſeiner Gemeinde ein öffentliches Aergerniß gaben, daß ſich ſelbſt Solche vor dem äußerlich ſo ohnmächtigen Pfarrer und ſeinem Worte fürchteten, welche ihr hoher Stand ſchien weit über eine ſolche Furcht erhoben zu haben. Ein mächtiger Fürſt, welchem bei einer gewiſſen Gelegenheit unſer Fabricius Gottes Rechte und Geſetze vorhielt, äußerte hierauf ganz empfindlich: er ſolle wiſſen und bedenken, daß er ein Fürſt wäre. Darauf antwortete der Prediger: „Er wiſſe das wohl, auch wiſſe er, daß Fürſten von Gott große Gewalt empfangen hätten und Herren wären, ſo weit es ihnen Gott zuließe, über der Menſchen Leib und Leben, doch ſolle auch er ſeinerſeits wiſſen und bedenken, daß er ein Chriſt ſey, und an jenem Tage deßhalb Rechenſchaft geben müſſe.“ — Der furchtloſe Ernſt, womit dieſe Worte geſprochen wurden, erſchütterte den Fürſten ſo ſehr, daß er tief bewegt den Fabricius bat, er ſolle für ihn beten, und als derſelbe hinweggegangen war, äußerte der Fürſt gegen einige ſeiner Hofleute: „Ach, daß ich ſo ein Mann wäre, als Fabricius iſt.“ — Auch ein gewiſſer anderer Fürſt, welchem „der kleine Paſtor" einige Male die Wahrheit geſagt, fürchtete denſelben ſo ſehr, daß er, wenn er wußte, daß Fabricius ſeiner an der einen Thüre warte, zu einer andern hinausgieng.

Nicht aber nur Furcht weckten die treugemeinten Beſtrafungen eines ſolchen Seelſorgers auf, ſondern bei einigen weit Abgewichenen auch ein herzliches Erkennen und Bekennen ihrer Sünde, inniges Leid und Reue darüber. Solchen wiederkehrenden Sündern begegnete Fabricius mit Troſt, Warnung und Vermahnung, ſo wie es ihm für ihren Seelenzuſtand am heilſamſten zu ſeyn dünkte.

Doch fehlte es auch, leider häufig genug, nicht an ſolchen Fällen, in denen die liebevollen Ermahnungen des theuren Mannes mit Scheltworten und Läſterungen erwidert wurden. Dieſes ertrug Fabricius, als um ſeines Herrn willen, geduldig und freudig. Zuweilen, wenn er den frechen Läugnern irgend eines — mehr als wahrſcheinlich — von ihnen begangenen Verbrechens, dieſes vorhielt, drohten ihm dieſe mit einem Prozeß und verlangten den Beweis deſſen, was er ihnen ſchuld gegeben. Er aber ließ ſich auch hierdurch nicht ſchrecken, ſondern unterrichtete etwa nur die Obrigkeit von dem, was er gethan, fügte dabei hinzu, daß dieſes nicht geſchehen ſey, um den Mann zu ſchelten oder zu verunehren, ſondern aus Amts-Pflicht, aus Trieb des Gewiſſens, um ſeine Bekehrung und Seligkeit zu ſuchen. Auch habe er dem Manne das Laſter nicht in Beiſeyn Anderer, ſondern insgeheim vorgehalten, und ſey nicht ſchuldig, deßwegen Beweis beizubringen oder zu ſagen, von wem er die Anklage habe.

In ſpäterer Zeit, als, wie wir hernach ſehen wollen, „geiſtloſe, ſogenannte Geiſtliche“ den Fabricius in ſeiner Lehre, als ob er kein guter Lutheraner ſey, verdächtig gemacht und hierdurch ſeinen Einfluß und ſein Anſehen bei vielen Unwiſſenden geſchwächt, den Uebelwollenden aber eine Waffe gegen ihn in die Hand gegeben hatten, wurden dergleichen Vorfälle öfters benutzt, um die öffentliche Gewalt gegen ihn in Bewegung zu ſetzen. Alle Verweiſe jedoch und Befehle, welche er zur Beſchränkung ſeines „unzeitigen Eifers“ erhielt, konnten ihn nicht bewegen, auch nur ein Haarbreit von dem abzugehen, was er für die Pflicht eines treuen Lehrers, Hirten und Haushalters über Gottes Geheimniſſe hielt.

Jener Vorwurf eines unzeitigen und übertriebenen Eifers mochte unſerm Fabricius unter andrem auch dann treffen, wenn er an Sterbebetten oder in ſeinen Leichenpredigten, am Sarge und Grabe der Verſtorbenen nichts ſprach, den Menſchen zu gefallen, was der Wahrheit entgegen, ſondern immer nur das, was der Wahrheit gemäß und vor Gott recht war (nach Pſalm 15 v. 4). Nur dann, wenn die Verſtorbenen rechte treue Jünger Chriſti im Glauben wie im Wandel geweſen waren, ergoß ſich ſeine Rede in Ausdrücken der Freude und zugleich der Klage über ihren Hingang, ſo wie in Segnungen. Und wenn auch der Verſtorbene ein armer, äußerlich wenig beachteter Lazarus geweſen wäre; ſo wies er die Zuhörer auf ſein Beiſpiel hin und ermahnte ſie, demſelben zu folgen. — Waren die Verſtorbenen Solche, an denen man im Leben und Wandel ein und die andere Spur einer guten, chriſtlichen Geſinnung bemerken konnte, ſo erwähnte er dieſes mit herzlicher Anerkennung, fügte aber hinzu, er wolle Niemand auf ihr, ſondern Alle nur auf Chriſti Vorbild und Beiſpiel hinweiſen. Dieſem ganz und ohne allen Vorbehalt, nicht nur in einzelnen guten Stunden und Zügen, müſſe man folgen. — Wenn ferner die Leichenrede einem galt, welcher zwar ein äußerlich nicht geradezu laſterhaftes, wohl aber ſonſt weltförmiges Leben geführt, und dabei keine, oder nur erſt auf dem Todtenbette einige Spuren wahrhafter Selbſterkenntniß und rechtſchaffener Buße gezeigt hatte, da pflegte er etwa ſo zu reden: „Wie unſer Verſtorbener gelebt hat, lieben Zuhörer, das wiſſet ihr, die ihr ihn gekannt und ſeinen Aus- und Eingang, ſein Thun und Laſſen geſehen habt. Wie er aber geſtorben iſt, das weiß allein Gott. Doch kann ich meinerſeits bezeugen, daß, als ich in ſeiner Krankheit bei ihm war, derſelbe ſeine Sünden bekannt und geſagt hat, daß ſie ihm leid wären, auch hat er mir angelobet, ſich zu beſſern, wenn ihm Gott wieder aufhülfe, er hat auch gern und fleißig mit mir gebetet, und manches Gute an ſich ſpüren laſſen, ſo daß ich nach der Liebe hoffe, Gott habe ihm ſeine Sünden vergeben. Wir weiſen aber Niemand auf ihn und ſein Exempel hin, ſondern allein auf das Exempel unſers Herrn Jeſu Chriſti.“ Hierauf ſchloß er gewöhnlich ſolche Reden mit der Ermahnung: daß doch Niemand ſeine Beſſerung bis auf das Todbette verſchieben, ſondern ſich heute — noch in voller Kraft des Leibes und der Seele — zu Gott wenden möge. Denn ſolche ſpäte Buße ſey nur ſelten wahre, rechtſchaffene Buße. — Wenn endlich der Verſtorbene ein ſolcher geweſen war, welcher in offenbaren, ärgerlichen Sünden des Ehebruches und der Hurerei, des Geizes, der Unverſöhnlichkeit, der Hoffart, der Völlerei und des Sabbathſchändens gelebt hatte, da pflegte der Prediger ſchon ſeine Leichenrede gegen ein ſolches Laſter zu richten, und wenn er an die Lebensbeſchreibung des dahin Geſchiedenen kam, ſagte er etwa: „Wie unſer Verſtorbener gelebt hat, das wiſſet ihr, die ihr ihn gekannt habt; wie er geſtorben iſt, das weiß Gott. Uns gebührt es nicht, Jemand zu verdammen, dagegen wollen wir uns warnen laſſen, einem ſolchen Beiſpiel nicht nachzufolgen, ſondern bei Zeiten uns zu beſſern und Buße zu thun.“

Da, der Natur der Sache nach, dergleichen ſtrenge Leichenreden öfters gerade die reichſten, hochanſehnlichſten Glieder der Gemeinde trafen, ſo verfehlten ſie zwar nicht ihre Hauptwirkung: die ſichern Sünder zu beſchämen und zu erſchrecken; ſie erregten aber auch dem Prediger der Gerechtigkeit in reichem Maaße Verfolgung und Spott und Haß.

Der Unterricht der Jugend.

Mit Recht erinnert der fromme Lebensbeſchreiber unſers Fabricius daran, daß es ſich in der Erkenntniß göttlicher Dinge und in der Belehrung der Seelen zur Gottſeligkeit eben ſo verhalte, wie bei der wiſſenſchaftlichen Belehrung und Bildung. Eben ſo wie ein Schüler, der zu Künſten und Sprachen ſolle angeführt werden, niemals darin gründlich werden könnte, wenn man ihn ohne allen vorhergehenden Schul- und Elementarunterricht ſogleich auf Academien, zum Anhören der Vorleſungen der dortigen Lehrer ſenden wollte; ſo werde auch ein Menſch, der keinen chriſtlichen Jugendunterricht genoſſen habe, nur ſelten den rechten Nutzen aus den Predigten ziehen. Um ſo mehr, da die Lehren und Wahrheiten, welche in recht früher Jugend ins Herz gepflanzt werden, hier immer den tiefſten Eingang und das kräftigſte Gedeihen finden, und da der Lehrer der Kinder jedes einzeln ins Auge faſſen und ſeinem Bedürfniß gemäß behandeln kann. Man findet daher faſt immer in dem Leben ſolcher Menſchen, welche auf dem Wege der Gottſeligkeit vorzüglich weit gefördert geweſen, daß der erſte Eindruck des Guten in ihrer frühen Kindheit, durch das Beiſpiel frommer Eltern, oder durch die Lehren und das Beiſpiel frommer Schullehrer ihnen ins Herz gelegt worden.

Fabricius pflegte ſeine Belehrung der Jugend nicht nur auf die gewöhnliche Kinderlehre an den Sonntags Nachmittagen zu beſchränken, obwohl er auch hierbei immer die Hauptlehren des Chriſtenthums erläuterte, und mit kindlichen, tief eindringenden Ermahnungen die jungen Seelen zu bewegen ſuchte, daß ſie doch ihr Herz der heilbringenden, ewig ſelig machenden Lehre öffnen, und daß ſie es ganz ihrem Herrn ſchenken und weihen ſollten. Er beſuchte auch außer dieſem, wie wir bereits oben ſahen, ſchon die ganz kleinen Kinder in dem Hauſe ihrer Eltern, ſuchte den Kleinen Furcht vor Gott und Liebe zu Ihm ins Herz zu prägen, und lehrte ihnen beten, indem er ſelber vor ihnen und mit ihnen ſeine Kniee beugte. Wenn dann die Kinder zur Schule giengen, ſo beſuchte er ſie auch hier, denn er pflegte jede Woche, wenigſtens einmal, zur Schule zu kommen, um zu ſehen, ob auch der Schullehrer ſein Amt fleißig thäte, um die Erkenntniſſe der Kinder in den Lehren des Chriſtenthums zu prüfen, ſie herzlich zur Gottesfurcht zu ermahnen, und mit ihnen zu beten.

Bei ſeinen Kinderlehren ſtellte er den Kleinen öfter vor, welche hochwichtige Sache und welche Gnade von Gott der Bund ſey, den ſie in der Taufe mit ihrem Gott und Heiland eingegangen wären und geſchloſſen hätten. Er beſchrieb ihnen den ſüßen Frieden und die Seligkeit eines jungen Herzens, welches dieſem Bund mit ſeinem Herrn treu bleibt, aber auch den Unfrieden und das Elend eines ſolchen, welches den Bund gebrochen, und mit Wiſſen gegen ſeinen Herrn, dem es in der Taufe geheiligt worden, geſündigt hat.

Eben ſo bereitete er die, welche zum erſten Mal zum Tiſch des Herrn nahen ſollten, ſo zu, als ob ſie hier an der Gränze zwiſchen Tod und Leben, vor dem Eingang zur Ewigkeit ſtünden. Hier auf der einen Seite eine Gefahr des Todes, für Solche, welche das heilige Mahl mit dem Vorſatz, mit der ungebändigten Luſt zur Sünde im Herzen genöſſen, dort aber eine Stärkung zum ewigen Leben, für Solche, welche der Sünde von Herzen abſagten. Täglich die Stunde von 10 bis 11 des Vormittags, ein halbes Jahr lang, pflegte er ausſchließend dem Unterricht ſolcher junger Chriſten zu widmen, welche durch das Abendmahl unter die lebendigen Glieder der Gemeinde aufgenommen werden ſollten. Es erregten der Ernſt, der Eifer und die inbrünſtige Andacht, womit Fabricius dieſe jungen Seelen zur Gottſeligkeit und zur treuen Nachfolge ihres Erlöſers ermahnte, in allen Aelteren, die ihn hörten, ein tiefes Nachdenken und Staunen, und weckte manche unter ihnen zu einer Prüfung ihres eigenen Zuſtandes und zum ernſten Flehen vor Gott um Erbarmung und Hülfe auf. An den jungen Chriſten ſelber aber, welche der mit ſo brennendem Eifer ertheilte Unterricht zunächſt angieng, war dieſe Saat der Thränen, der ernſtlichen Fürbitte und der Belehrungen aus Gottes Wort nicht verloren, ſondern dieſelbe trug, bei Einigen früher, bei Andern ſpäter, vielfältige Frucht, deren Segen vielleicht noch jetzt, bei den Nachkommen im dritten und vierten Glied, ſichtbar ſeyn wird.

Des Fabricius häusliches Leben.

Obgleich unſer Fabricius erkannte, daß eine menſchliche Ordnung, welche den Prieſtern *verbiete*, ehelich zu werden, unrecht und gegen Gottes Gebot ſey, hatte doch er ſelber eine große Neigung zu dem eheloſen Stande, und hielt dafür, daß, wenn es ihm durch die Gnade Gottes möglich wäre, ein Prediger des Evangeliums wohl thäte, wenn er ehelos bliebe, theils damit er durch das Weib nicht zur Lauigkeit verführt, oder durch Sorgen der Nahrung gehemmt und umſtrickt werde; theils auch, damit es ihm leichter ſey, Verfolgung und Trübſal um des Evangeliums willen zu ertragen. Er blieb deßhalb bis zum dreizehnten Jahre nach ſeiner Beförderung zum Predigtamte unvermählt, und war geneigt, ſein ganzes übriges Leben ledig zu bleiben. Späterhin ſah er ſich jedoch genöthigt, dieſen Vorſatz aufzugeben. Weniger wohl deßhalb, damit er auch hierinnen den Verdacht zu ſchanden mache, welchen ſeine Feinde und Läſterer, aus der Mitte ſeiner eigenen Amts- und Glaubensgenoſſen, gegen ihn erregt hatten: „als ſey er nicht gut und ächt lutheriſch," wodurch allerdings einem großen Theil ſeiner Gemeinde das Vertrauen zu ihrem treumeinenden Lehrer benommen wurde, als aus einem andern, ihm als Vorgänger der Gemeinde, auch mit Beiſpiel und That, näher anliegendem Grunde. Denn die Familienväter und -Mütter, wenn Fabricius ſie zur Friedfertigkeit, zum Vertrauen auf Gott, zur Wohlthätigkeit, zu treuerer Aufſicht über ihre Kinder ermahnte, oder ſie tadelte, um ihrer Kleingläubigkeit und ihres Geizes willen, erwiderten ihm öfters: „er als einzelner und unverheuratheter Menſch habe freilich leicht reden, er ſollte es aber nur einmal verſuchen, ſollte ſich in den ehelichen Stand begeben, und als chriſtlicher Hausvater die Sorge für das leibliche, wie das geiſtige Wohl des Weibes und der Kinder übernehmen, ſolle dazu ſeine bisherige Ruhe aufgeben, dann werde er ſelber erfahren, wie ſchwer, ja wie unmöglich es ſey, daß es in der Ehe ohne öfteren Verdruß, ohne Sorgen und ohne das abgienge, was er Vernachläſſigung der Aelternpflichten nenne. Denn da habe man genug zu thun, um dem Weib und den Kindern die nöthige Nahrung und Kleidung zu verſchaffen; da könne man nicht immer ans Gebet und an die ewige Seligkeit denken.“ Dieſe Zweifel an der Kraft des Chriſtenglaubens, auch in den Verhältniſſen des Familienlebens, entſchloß ſich endlich Fabricius, im feſten Vertrauen auf die Gnade und Hülfe Gottes, durch die That zu widerlegen. Er berieth ſich deßhalb mit dem damaligen Prediger zu Campen, und nachmaligem Superintendenten zu Sulzbach, Juſtus Braune, einem Manne, der an ernſter Gottesfurcht und Treue in der Verkündigung des Evangeliums unſerm Fabricius gleich war; gleich dieſem aber auch vielfältig verfolgt und verlaſtert wurde. Dieſen fragte Fabricius, ob er in ſeiner Gemeinde eine Jungfrau kenne, welche in Gebet und Gottesfurcht erzogen und wohlbegründet ſey? Eine Jungfrau von wenig Worten und ſtillem Wandel, welche gelernt habe fleißig zu ſeyn mit ihren Händen, abgeneigt den Vergnügungen der Welt und der hochmüthigen Ziererei. Da nannte ihm Braune die Tochter einer armen Wittwe, welche um der Religion willen aus Böhmen vertrieben war, und ſeitdem hier in der Fremde mit der Arbeit ihrer Hände ſich ernährt, und ein Brod der Thränen gegeſſen hatte; einer Wittwe, welche dieſes ihr Kind einſam und ſtill, in der Zucht und Furcht Gottes erzogen, es zum Gebet und zur Arbeit fleißig angehalten hatte. Fabricius folgte dieſer Weiſung, und lernte bald in jener Jungfrau eine ſolche kennen, welche einen guten Anfang rechtſchaffener Gottſeligkeit und der Nachfolge Jeſu gemacht hatte. Die Mutter gab gerne ihre Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter mit einem ſolchen Manne, und Fabricius fand an ſeiner Hausfrau eine treue Mitſtreiterin und Gefährtin auf dem Weg zur Seligkeit, welcher es ein rechter Ernſt war, fortzugehen und zu wachſen in der Heiligung, und welche, weit entfernt, ihren Mann in den vielen nachmaligen Verfolgungen weich oder verzagt zu machen, ihn vielmehr tröſtete und im Glauben ſtärkte.

Auch in ſeinem Eheſtand und häuslichen Verhalten ward nun Fabricius ſeiner Gemeinde ein Vorbild chriſtlichen Ernſtes. Sein Haus war und blieb ein Haus des Friedens und der Stille, da jeder Troſt- und Hülfe-Bedürftige das fand, was er ſuchte, da jeder Arme nach beſtem Vermögen erquickt, und in ſeiner dringenden Noth erleichtert wurde. Er hielt die Seinen fleißig an zum Gebet, und daß ſie arbeiteten mit ihren Händen, und lerneten ſtille ſeyn zu Gott (Pſalm 62 v. 2). Denn es war eine Haus- und Lebensregel des Fabricius: Thun ſey beſſer als reden, und des Weibes löblichſte Kunſt und Wiſſenſchaft ſey es, das Schweigen zu lernen, und eingekehrt zu bleiben mit Gebet in ihrem Innern; eingekehrt zu bleiben in ihrem Hauſe. Er wachte auch fleißig darüber, daß nicht Jemand der Seinen durch eitlen Schmuck oder unnöthigen Aufwand in den Kleidungen, ein Aergerniß gäbe, ſondern er und ſein Weib, ſo wie nachmals die Kinder, trugen ſich einfältiglich, nach der Weiſe des beſcheidenen Bürgerſtandes. Dem unnöthigen Ueberfluß, und noch vielmehr der Ueppigkeit und Leckerhaftigkeit im Eſſen und Trinken war er ſehr abgeneigt, ja er hielt dafür, daß dieſes ein Diebſtahl an dem ärmeren Bruder ſey, indem das, was dieſem zur Gabe gebühre, durch Ueberfüllung des Leibes vernichtet, und gleichſam mit Füßen zertreten würde, zu geſchweigen der Gefahr der Seele, welche ein ſolches Ausſchweifen herbeiführe. Als ihm Gott Kinder gab, ließ er ſich die geiſtliche wie die leibliche Sorge für dieſe innigſt angelegen ſeyn. Am Morgen betete er mit ihnen knieend das Morgengebet und noch einige andere Gebete, hierauf ließ er ſie Etwas leſen oder lernen; alsdann, nach etwa einer Stunde, wurde ihnen ein Frühſtück gereicht, und darnach ihnen eine Ruheſtunde verſtattet. Die Größeren unter ihnen wohnten dem täglichen Unterricht bei, welchen der Vater den Confirmanden ertheilte, und waren die übrige Zeit ohne Aufhören, nach dem Maaß ihrer Kräfte beſchäftigt. Nach dem Mittagseſſen ließ er den Kleinern abermals einige Zeit zu ihrer Erholung. Um die zweite Stunde des Nachmittags pflegte er hierauf alle Hausgenoſſen um ſich zu verſammeln, mit welchen er, nachdem ein Capitel aus der Bibel geleſen worden, knieend betete, dann wurden die Kinder abermals einige Stunden lang zu ihrem Geſchäft angehalten, und wenn ſie nach beendigter Arbeit noch zur Genüge ſich bewegt und erfriſchet hatten, wurde ihnen zur rechten Zeit ihr Abendeſſen gereicht. Hernach ließ der Vater ſie beten und brachte ſie zur Ruhe.

Der großen Mildthätigkeit unſers Fabricius wurde vorhin nur im Vorbeigehen mit einigen Worten erwähnt. Wir müſſen über dieſen beſondern Zug ſeines Weſens noch Einiges hinzufügen. Bei dem Pfarramte zu Schwelm waren damals die Einkünfte noch ſo beträchtlich, daß mancher Andere gar wohl in dieſer Lage, und bei ſolchem einfachen Leben ſich würde Einiges erſpart und zurückgelegt haben. Fabricius hatte aber demohngeachtet niemals mehr, als er gerade brauchte. Denn wenn ihm die Bauern die zu ſeiner Pfarrei gehörigen Einkünfte brachten, und hierbei ein wenig klagten, daß es ihnen ſchwer falle, dieſe gebührenden Abgaben zu entrichten, da gab er ihnen Alles wieder zurück. Wenn ſich dieſelben aber auch nicht beklagten, er aber wußte, daß ſie arm ſeyen, oder erkannte ihre Dürftigkeit an ihren Kleidungen, gab er ihnen das Ihrige wieder. Und wenn ſie aus Schamhaftigkeit ſich weigerten, es anzunehmen, drang er ſie dennoch dazu, das Mitgebrachte für ihre Frauen oder Kinder wieder nach Haus zu tragen, denn Gott habe ihm noch Etwas gegeben, und wenn dieß verzehrt ſey, würde er ihm wohl noch weiter Etwas ſchenken. Den Spruch: gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will, übte er nach beſten Kräften und Vermögen. Wenn er einen Menſchen in dringender Noth gewußt hätte, und in ſeinem ganzen Vermögen wäre nur ein Biſſen Brodes oder ein Groſchen geweſen, er würde nicht haben ruhen können, bis er damit die fremde Noth gelindert hätte. Nur Solchen gab er nicht, bei denen es ihm eine Sünde zu ſeyn ſchien, wenn er durch ſeine Gabe ſie im Sündigen beſtärkte, und wenn Leute bei ihm borgten, welche dieß allem Anſehen nach ſchon in der Abſicht thaten, das gutmüthige Vertrauen des Pfarrers zu täuſchen, ſchärfte er ihnen, indem er, wenn es in ſeinem Vermögen ſtund, dennoch ihre Bitte erfüllte, den Spruch ein: „der Gottloſe borget und zahlet nicht“ (Pſ. 37 v. 21). Sonſt gab er einfältiglich den Nothleidenden und Dürftigen, und wenn ihm Jemand einwenden wollte, dieſe Perſonen ſeyen einer ſolchen Güte nicht werth, weil ſie gar böſe wären, führte er die Worte eines frommen ſtudirenden Jünglinges von Adel an, mit welchem er einſt in ſeiner Jugend eine Reiſe gemacht hatte. Als dieſer an einige arme Knaben, die baten, ein Almoſen austheilte, wollte ihn die Gaſtwirthin davon abmahnen, indem ſie ſagte, es ſeyen böſe Buben. Er aber erwiderte, ich bin auch ein böſer Bube, ſo wird denn ein böſer Bube dem andern Etwas mittheilen. — Freudiger jedoch und eifriger im Wohlthun und Helfen denn jemals, war Fabricius dann, wenn die Noth, welche er zu lindern ſuchte, einen ſeiner Feinde und Läſterer traf. Ohne daß dieſe ſelbſt es wußten und bemerkten, ließ er ihnen Wohlthaten zufließen, oder wehrte das Uebel, das ihnen etwa drohte, durch Verwendung und Fürbitte bei der Obrigkeit ab.

Nachdem Fabricius ſich vermählt hatte, pflegte ihm zuweilen ſeine Hausfrau, wenn er, wie es ihr ſchien, über Vermögen hinweggab, beſcheiden Vorſtellungen darüber zu machen. Er aber antwortete dann immer ſcherzhaft: wenn ein Bettler dem andern giebt, darüber lachen die Engel im Himmel.

So war er auch nach Vermögen gaſtfrei. Seine große Gelehrſamkeit und Fertigkeit, beſonders in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache, deren er ſo wohlkundig war, daß er ſie geläufig ſprach, zog öfters junge Gelehrte zu ihm, welche ſeinen Unterricht benutzen, und in den Sprachen ſich üben wollten. Wußte er, daß dieſe wohlhabend ſeyen, ſo nahm er ohne Bedenken das an, was ſie ihm für ſeine Bemühung und längere Bewirthung darboten. Waren ſie jedoch arm, ſo begehrte er keine Vergeltung von ihnen, und wenn ſie auch Monate und Jahre lang in ſeinem Hauſe geblieben wären.

Des Fabricius Verfolgungen und mehrmalige Vertreibungen vom Amte.

Dieſe ganz beſonderen, über unſeren Fabricius verhängten Leiden, nahmen ſchon ihren Anfang bald nachdem er von der Univerſität zurückgekehrt war. Er hatte ſich in ſeinem Gewiſſen gedrungen gefühlt, bei mehrfacher Gelegenheit einen gewiſſen Prediger, welcher nicht würdiglich wandelte ſeines hohen Berufes, an ſeine Pflichten zu erinnern, und obgleich er dieſes nur im Vertrauen und in aller Demuth gethan hatte, konnte ihm jener Mann, der bei der Welt nur um ſo mehr in Anſehen ſtund, weil er ſich ihr gleichſtellte, dennoch niemals dieſe wohlmeinende Freimüthigkeit vergeben. Als ſpäter unſer, für das Haus ſeines Herrn ſo ernſtlich eifernder Fabricius, ähnliche geiſtliche Arzneien ohne Anſehen der Perſon an mehrere hohe und niedere Geiſtliche, ſo wie anſehnliche Profeſſoren austheilte, brachte die Bitterkeit dieſer heilſamen Gaben einen großen Theil des Standes gegen ihn auf, welcher, ſeiner Beſtimmung nach, einen ſolchen Mitbruder ganz beſonders hätte ſollen in ſeiner geſegneten Wirkſamkeit unterſtützen. Dazu kam auch etwa noch der Neid über die von ihm ungeſuchte Beförderung des Fabricius, an das von ſo Vielen vergeblich geſuchte, einträgliche Pfarramt zu Schwelm. Und ſo geſchahe es, daß er an den Schriftgelehrten und Geſchlecht der Prieſter zum großen Theil Feinde hatte, die jeden ſeiner Schritte, jede ſeiner öffentlichen Aeuſſerungen nach Möglichkeit bewachten und zu verketzern ſuchten, obwohl ihm Gott zugleich die große Wohlthat erzeigte, daß ſein Jugendfreund und treuer Kampf- und Leidensgenoſſe ſchon in Roſtock, der vorhin erwähnte Charias, Prediger in dem benachbarten Campen wurde, und überdieß an dem frommen Superintendenten Juſtus Braune, ſo wie an dem Prediger Junge zu Münchendamm, ihm zwei innig treue Freunde ſchenkte.

Da die Feinde und Läſterer von der Seite des Wandels an unſerm Fabricius keinen Tadel finden konnten, außer nur etwa den: daß er in ſeinen Grundſätzen zu ſtreng und geſetzlich ſey, verſuchten ſie es, ihn in der Lehre zu fahen und verdächtig zu machen. Der gefährlichſte Vorwurf, welcher ſich damals gegen einen gläubigen Prediger ausſprechen ließ, war der: daß er nicht gut lutheriſch ſey, und die Schimpfnamen Kryptokatholik, Weigelianer, Wiedertäufer, Geiſttreiber, wenn ſie ein anſehnlicher Mann in geiſtlichen Würden oder ein Lehrer auf Univerſitäten ausſprach, wirkten öfters gleich einem mächtigen Bannfluche. So machten ihn denn in den Augen ſeiner Feinde zu einen Wiedertäufer ſolche Aeuſſerungen, wie etwa die, welche er einſt bei einer Catechiſation gethan: daß man in den früheren Zeiten der Kirche den allerdings ſinnvollen Gebrauch gehabt, den Täufling ganz ins Waſſer zu tauchen, als wollte man ihn erſäufen, anzudeuten hiermit, daß der alte Adam ſterben und untergehen müſſe, ſo wie durch das Wiederherausziehen des Täuflings aus dem Waſſer, die Nothwendigkeit eines täglichen Wiederaufſtehens des neuen Menſchen. Bei andern Gelegenheiten ſollte ſich in ſeinen tiefeingehenden Schrifterklärungen bald Weigelianismus, bald eine andere anti-lutheraniſche Geſinnung verrathen haben.

Anfangs fanden ſolche Einflüſterungen keinen Eingang bei der Gemeinde zu Schwelm, denn der Wandel ihres Pfarrers zeugte zu unwiderſprechbar deutlich für die Aechtheit und Göttlichkeit ſeiner Lehre. Als ſich aber allmälig manche der vielvermögendſten und anſehnlichſten Bürger durch die oben erwähnte, ernſte Amtstreue des Mannes in dem Geſchäft der beſondern Seelſorge hatten erbittern laſſen, und als die Feinde in einem, ſeinem Inhalt nach durchaus evangeliſchen Büchlein deſſelben: „vom viel geplagten und dennoch verſtockten Aegypten,“ allerhand ſcheinbar nicht lutheriſche Sätze aufgefunden hatten, gelang es ihnen, ſelbſt die Obrigkeit auf einige Zeit zu verblenden, und ſie dahin zu vermögen, daß ſie den Fabricius ſeines Amtes entſetzte. Da jedoch ſeine Unſchuld bei näherer Unterſuchung der Sache bald wieder an den Tag kam, befahl die Churfürſtlich-Brandenburgiſche Regierung zu Cleve, daß er wieder in ſein Amt eingeführet würde. Es hatten ſich jedoch, während der Zeit, in der Gemeinde böſe Rotten gebildet, welche der Wiedereinſetzung des viel verläſterten Mannes ſich gewaltſam widerſetzten, ſo daß er nur durch ein Wunder göttlicher Bewahrung vom Tode gerettet wurde, als die erboſte Schaar mit Steinwürfen auf ihn eindrang, davon jeder, wenn er recht getroffen hätte, tödtlich ſeyn konnte. Hierauf ließ es die Obrigkeit, um den heftigen Zwieſpalt der Gemeinde zu ſtillen, dennoch geſchehen, daß Fabricius entfernt würde, jedoch unter der Bedingung, daß die widerſpänſtige Gemeinde ihn mit Geld für die begangene Ungerechtigkeit entſchädigte. Dieſe Vorſorge war indeß vergeblich, denn Fabricius nahm, wo er nicht zu arbeiten hatte, kein Geld an.

Nach einiger Zeit erhielt er dann einen Ruf zu der ſehr wenig einträglichen Predigerſtelle zu Schwoll. Hier war es, wo er ſich, wie wir ſchon oben erwähnten, vermählte. Denn die Sorgen um das zureichende Auskommen und um den Betrag der Einkünfte überhaupt, lagen ihm ſo wenig an, daß er ſpäter, als er von Schwoll aus durch den Fürſten nach Sulzbach berufen wurde, und es ihm Gottes Wille zu ſeyn ſchien, daß er dieſem Rufe folgte, auch gar nicht darnach fragte, wie viel die Einnahme bei ſeiner neuen Stelle betrüge? Als ſich daher ſeine Verwandten zu Lennep, die er auf der Durchreiſe von Schwoll nach Sulzbach beſuchte, bei ihm nach dem jährlichen Einkommen bei ſeinem nunmehrigen Amte erkundigten, antwortete er: dieß ſey ihm gänzlich unbekannt. Er hoffe aber wohl, daß ſich dort ſo viel finden werde, als zu ſeiner und der Seinigen Nothdurft hinreichend ſey.

Die letzten Lebensjahre des Fabricius.

In Sulzbach nahm Gott ſeine treue, liebe Hausfrau von ſeiner Seite. Sie hatte ihm vier Kinder hinterlaſſen, welche zum Theil noch ſo klein waren, daß ſie einer beſtändigen mütterlichen Aufſicht und Pflege nur ſchwerlich entbehren konnten. Als er, etwa ein Jahr lang, mit großer Beſchwerde, Vater- und Mutterſorgen zugleich getragen, geſchahe es, daß eine junge und reiche adeliche Wittwe, die ſich damals zu Sulzbach aufhielt, zu ihm, wegen ſeines frommen Wandels, eine Zuneigung faßte, und dem Superintendenten, Juſtus Braune, der ſein innig brüderlicher Freund war, ihren Entſchluß mittheilte, dem Fabricius, wenn er möchte, ihre Hand zu reichen. Auf den Rath ſeines Freundes, der die Wittwe genauer kannte, gab Fabricius ſeine Einwilligung zu dem wohlgemeinten Antrage. Als aber die vornehmen Aeltern der Wittwe große Schwierigkeiten gegen dieſe Verbindung machten, und als Fabricius erfuhr, daß die Feinde an der von ihm doch niemals geſuchten Heirath Gelegenheit nähmen zum läſtern, indem ſie ſagten, jetzt könne man ſehen, wie wenig es ihm ſelber mit ſeiner Lehre Ernſt ſey, da er nun auf einmal nach Geld und Gut frage, wurde er wieder anderes Sinnes. Denn er fieng an zu fürchten, eine ſolche Verbindung möchte Anlaß geben zu Aergerniſſen, und es war jederzeit ſein Grundſatz geweſen, lieber Hand oder Fuß ſich abzuhauen, als Aergerniß zu geben. Er gab daher ſein Vorhaben auf, und wählte zur Mutter und Pflegerin ſeiner Kinder und zu ſeiner Gemahlin, eine Tochter armer, aber frommer Aeltern, „eine Jungfrau von wenig Worten und ſtillem Wandel, welche gelernt hatte fleißig zu ſeyn mit ihren Händen.“

Von den übrigen äußeren Lebensumſtänden unſeres Fabricius in ſeinen letzten Lebensjahren iſt nur wenig bekannt. Er predigte durch Wort und

und That, nach wie vor, mit großem Ernſt und großer Treue den Weg zur Seligkeit. Hierbei wurde er auch noch immer von der ſogenannten Geiſtlichkeit verläſtert und verfolgt, obgleich ihn Gott an dem alten Herzog Chriſtian Auguſt von Sulzbach einen treuen Freund und Beſchützer hatte finden laſſen. Dieſer Herr, der wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit, und wegen ſeiner Weisheit ſehr berühmt war, erkannte, obgleich er Katholik, und Fabricius Lutheraner war, in dieſem den Geiſt und die Kraft des wahren Chriſtenglaubens an, und liebte den treuen Prediger des Evangeliums ſo ſehr, daß er auch noch nach des Fabricius Tode väterlich für die Wittwe und Waiſen deſſelben ſorgte, und nach dem bald auch erfolgten Ableben der Wittwe, den hinterlaſſenen Kindern derſelben einen Vormund beſtellte, welcher dafür ſorgen mußte, daß ſie mit allem Nöthigen verſehen und in der Religion ihrer ſeligen Aeltern wohl erzogen würden. Ja, ſeine Liebe begnügte ſich auch hiermit noch nicht, ſondern er verſchaffte den Töchtern ſeines Freundes, da ſie erwachſen waren, ein Unterkommen bei gottesfürchtigen, vornehmen Leuten, wo für ihre weitere Bildung und ihren Lebensunterhalt zugleich trefflich geſorgt war: ſo daß für dieſe Kinder eines armen Mannes, der im Glauben und Vertrauen auf Gott jeden Biſſen Brodes mit den Armen getheilt, und den Seinen Nichts hinterlaſſen hatte, nachmals beſſer vorgeſehen war, als wenn ihr Vater Tauſende von Thalern für ſie zuſammen geſpart hätte.

Was den Tod des Fabricius betrifft, ſo wiſſen wir nur, daß dieſer ſehr leicht und ſanft geweſen. Der vielgeprüfte Mann ſtarb zu Amſterdam im Jahr 1670, nachdem er nur wenige Tage bettlägrig geweſen. Seine letzten Worte waren die Worte eines fröhlich einſchlafenden Kindes: Das walte Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt; worauf er ſogleich die Augen ſchloß und entſchlief.

Das Leben des Obriſt Gardiner.

Das Leben des Obriſt Gardiner.

Wenn ein Mann, wie J. J. Fabricius, deſſen äußerer Beruf die Verkündigung des Wortes iſt, mit Kraft und lauter Stimme von dem Wege zeuget, der allein zur Wahrheit und zum Frieden führet, und die Welt auf ihrem Wege ſtrafet, dann pflegt es den Leuten der Welt weniger aufzufallen; denn der ſtrafende und zurechtweiſende Mann gehört ſchon ſeinem Stande nach nicht ganz zu den Ihren. Wenn aber Gott, welcher die Herzen der Menſchen lenket wie Waſſerbäche, und ſich erbarmet, weſſen er will, plötzlich einen aus der Mitte der Leute der Welt, einen ihrer bisherigen Stimmführer und Lieblinge, durch den Geiſt lebendig machet, daß er laut zeuget von dem Leben, das aus Gott iſt; da erſchrickt die Welt wie vor der Stimme eines lauten Donners, oder wie vor dem ernſten Anblick eines Sterbenden, mitten unter den lärmenden Freuden eines vornehmen Gaſtmahles. Auf ſolche Weiſe hat Gott öfters, wie durch einen Blitz, der in einen Fürſtenpallaſt herniederfähret, ein Feuer des Lebens angezündet in der Mitte der Mächtigen und Großen, und etwas Neues gethan im Volke, bei welchem die Weiſen der Welt, wenn ſie es vernahmen, ihre Hand mußten auf den Mund legen und ſchweigen, der freche Witz der Höfe ſich ſchämen.

Oberſt Gardiner wurde in der vollen Höhe ſeines äußeren Glückes und Anſehens, in einem Zuſtande, welchem die Leiden, die Sorgen und Kümmerniſſe des gewöhnlichen Lebens fremd waren, in der kräftigſten Blüthe der Jugend und der Geſundheit, mitten im Rauſche der Sinnenluſt, zu dem Leben aus Gott erweckt, und zu einem Gefäß der Ehren, zu einem Zeugen der Wahrheit unter den Hohen und Mächtigen erwählet, zu einer Zeit, wo gerade dieſer Stand vor allen am Meiſten vom Verderben durchdrungen und vergiftet war. Die Lebensbeſchreibung des Mannes, wie ſie der ehrwürdige Doddridge in engliſcher Sprache gab, iſt, wie dieß unter anderm das Leben des John Neuton bezeuget, in England Vielen zum großen Segen geweſen, möge ſie dieß auch in deutſcher Sprache manchem Leſer unter uns ſeyn und werden.

James Gardiner, von welchem wir hier erzählen wollen, war der Sohn des Hauptmann Patrick Gardiner, eines Mannes, der ſich unter der Regierung des Königs Wilhelm und der Königin Anna, in mancher Feldſchlacht den Ruhm eines tapferen, trefflichen Kriegsmannes erworben und bewährt hatte. Patrick Gardiner ſtammte aus dem Hauſe Torwood-Head, ſeine Gemahlin, die Mutter unſers James, war eine geborne Hodges. Dieſe beiden Familien haben der Sache des Vaterlandes um jene Zeit manchen mannhaften Kämpfer und Vertheidiger gegeben, und vieles edle Blut zum Opfer gebracht; denn in der Schlacht von Steenkirk, im Jahr 1692, fand der Schwager des Patrick, der tapfere Hodges, an der Spitze ſeines ſchottiſchen Fußvolkes kämpfend, den Heldentod; Robert Gardiner, der älteſte Sohn des Patrick Gardiner, fiel vor Namur, im Jahr 1695, gerade an ſeinem 17ten Geburtstag; Patrick Gardiner, der Vater, liegt ferne von der Gruft der Seinen, in Bayern begraben, denn er ſtarb den Tod des Kriegsmannes, gleich nach der Schlacht von Hochſtädt.

Seiner Wittwe und ſeinem Sohne James, der ihm im Geburtsjahre der brittiſchen Freiheit, am 10. Januar 1688 geboren war, hatte der Hauptmann ein ziemlich anſehnliches Vermögen hinterlaſſen, welches ihnen im Aeuſſerlichen ein ſorgenfreies Leben ſicherte. Das Erbtheil jedoch, welches James Gardiner von ſeiner Mutter empfangen ſollte, war noch ein größeres, als das vom Vater hinterlaſſene: ein Zug der Liebe zu Gott und der Furcht vor ihm, welcher mitten unter den Ausſchweifungen und groben Verſündigungen der ſpäteren Jahre niemals ganz zerriſſen wurde. Dieſe wahrhaft fromme Mutter, hatte vor Allem und mit der zärtlichſten Sorgfalt, in dem jungen Herzen ihres Sohnes eine rechte Erkenntniß Gottes und ſeines Wortes, und jene Liebe zu Chriſto zu begründen geſucht, „welche beſſer iſt, denn alle Weisheit,“ und bei dieſem Bemühen um die Seele des Kindes war ſie treulich von einer Tante deſſelben unterſtützt worden, welche den Herrn von Herzen lieb hatte.

Sobald James hierzu fähig erſchien, wurde er in die Schule von Linlithgow geſendet, wo er die Hauptgegenſtände des Schulunterrichtes mit ſolchem Fleiß und Eifer erfaßte, daß er noch in ſeinen ſpäteren Jahren, als ihm ſein Lebensberuf ſchon längſt den genaueren Umgang mit den Schriftſtellern des Alterthumes verwehrt hatte, im Stande war, viele der ſchönſten Stellen der römiſchen Klaſſiker auswendig herzuſagen. Ein ſolches Talent und ſolcher Eifer in den Studien ſchien, zur großen Freude der Mutter und der Tante, dem jungen Gardiner eine andere Laufbahn anzukündigen und vorzubereiten, als die „gefahrvolle“ des Kriegsmannes, welche ja der Familie bereits ihre theuerſten und liebſten Mitglieder gekoſtet hatte. Die beiden edlen Frauen thaten Alles, was ſie vermochten, um dem jungen James die nicht minder ehrenvollen Geſchäfte des Friedens annehmlicher und theurer zu machen, als die des Krieges.

Dieſen Bemühungen widerſtund jedoch ſchon ſehr frühzeitig in dem Knaben ein angeborner Hang zu den Waffen, und ein unerſättlicher Durſt nach der Ehre und dem Ruhm des Kriegshelden, und in ſolcher Richtung beſtärkte ihn nicht wenig der Umgang mit dem Brigadier-General Rue, welcher den jungen James wie einen eigenen Sohn liebte. So geſchahe es, daß der feurige Knabe ſchon in ſeinem neunten Jahre einen andern viel ältern Knaben zum Duell herausfoderte, wobei er von dieſem eine Wunde an der rechten Wange empfieng, deren Narbe zeitlebens an ihm ſichtbar blieb, und daß er, von dieſem Unfall nicht geſchreckt, noch zweimal in früher Jugend ſich einer gleichen Gefahr ausſetzte. Dieſer kindiſche Ehrgeiz, dieſe ungeſtüme Hitze, ſtunden freilich mit dem Benehmen unſers Obriſt Gardiner in ſpäteren Jahren in einem merkwürdigen Widerſpruche. Denn da ihn nach ſeiner Bekehrung ein Herr von Adel zum Duell foderte, antwortete er ihm ganz kaltblütig: „Wie Ihr wiſſet, fürchte ich nicht den Kampf, aber ich fürchte die Sünde.“

Sehr frühzeitig denn trat James als Cadet in Kiegsdienſte, und wurde ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre Fähndrich, bei einem ſchottiſchen Regimente. Dieſen Poſten begleitete er noch in ſeinem neunzehnten Jahre, in der Schlacht von Ramilles, wo ſich ihm auf einmal, wie ſein brennender Ehrgeiz ſie längſt erſehnt hatte, eine Gelegenheit darzubieten ſchien, ſich durch entſchloſſenen Muth und Tapferkeit hervorzuthun. Die Franzoſen hatten den Kirchhof von Ramilles auf eine für ſie ſo vortheilhafte Weiſe und in ſo ſtarker Menge beſetzt, daß es als ein Werk der verzweifeltſten Kühnheit erſchien, ſie von dort zu vertreiben. Gardiner ſtellte ſich an die Spitze eines Häufleins Freiwilliger, und rückte im Angeſicht des faſt ſichern Todes gegen den Feind an. Schon hat er ſeine Fahne auf einer Vortheil verſprechenden Anhöhe aufgepflanzt, ſchon ſchreit er in der rohen, und mit ſinnloſen Flüchen untermiſchten Sprache der damaligen engliſchen Kriegsmänner ſeiner Schaar das Commandowort zu, das ſie um ihn verſammlen ſoll; da trifft ihn ein feindlicher Schuß in den weitgeöffneten Mund. Die Kugel, ohne einen Zahn, ohne den Vordertheil der Zunge zu verletzen, dringt durch den Hals, und etwa anderthalb Zoll weit von der Wirbelſäule entfernt, an der linken Seite des Nackens hinaus. In der Hitze der Kampfluſt empfindet der Verwundete keinen Schmerz, er ſinnt mit Verwunderung darüber nach, wo doch wohl die Kugel hingekommen ſeyn möge? und meint, er habe ſie hintergeſchlungen; bis die Macht der kaum gefühlten Wunde ihn zu Boden ſtreckt, und er nun mit den Fingern den Ausgang des hervorquellenden Blutes an ſeinem Nacken fühlet.

Dieſe in dem Leben unſers Gardiner ſo merkwürdige Begebenheit, trug ſich zu am 23. Mai 1706, Abends um 6 Uhr.

Die Engländer verfolgten indeß den über den Feind errungenen Vortheil, ohne auf die Verwundeten zu achten; ein tadelnswürdiges Verſäumniß, welches ſich der Herzog von Marlborough gewöhnlich zu ſchulden kommen ließ. Der verwundete Jüngling lag deßhalb, ſeinen Gedanken und den erſt nun fühlbar werdenden Schmerzen überlaſſen, die ganze Nacht auf dem Felde da. Dennoch, wie er dieß ſpäter erzählte, waren ſeine Gedanken nichts weniger, als fromm und bußfertig. Zwar, wenn er ſeine Wunde bedachte, von welcher er in dem Wahne ſtund, ſie ſey mitten durch den Kopf gegangen, mußte er die Erhaltung ſeines Lebens für ein Wunder von Gott halten; aber es fiel ihm deßhalb nicht ein, dieſes Leben, wenigſtens im frommen Vorſatz, künftig mehr als bisher, Gott zu weihen, ſondern ſein ganzes Sinnen und Sorgen gieng nur darauf hinaus, wie er wohl die 19 Louisd'or, welche er bei ſich trug, vor der Nachſtellung des plündernden Feindes verbergen könne. Zu dieſem Zweck wendete er ein eckelhaftes Mittel an: die Goldſtücke wurden in ſeiner linken Hand von dem geronnenen Blute, das ſeinen Mund erfüllte, überkleidet, dann die geſchloſſene Hand mit friſchem, aus der Wunde fließendem Blute beträufelt, welches, als es trocken wurde, die Finger ſo feſt zuſammenleimte, daß die Hand, auch wenn er etwa ohnmächtig werden ſollte, nicht leicht auseinander gehen konnte. So lag er, als am Morgen die hier noch herumſtreifenden Franzoſen kamen, um die Todten und Verwundeten zu berauben. Einer der Soldaten, da er noch ein athmendes Leben in Gardiner bemerkte, wollte dieſem eben ein Ende machen, und hatte ſchon das entblößte Schwert auf die Bruſt des Verwundeten gerichtet, als ein Fransziscaner-Mönch, welcher das Schlachtfeld mit den Soldaten zugleich beſucht hatte, und welcher den jungen Gardiner durch ein Verkennen der Uniform für einen Franzoſen hielt, dem Soldaten zurief: „bringe das arme Kind nicht um.“ Der Verwundete hörte Alles, was jene ſprachen, war aber zu ſchwach, um ſelber ein Wort zu reden oder die halbgeſchloſſenen Augen zu öffnen. Doch machte er mit der Hand ein Zeichen, wodurch er um etwas zu trinken bat. Jene gaben ihm einen Schluck Branntwein, welcher eben bei der Hand war, wodurch der zum Tode Schwache, nach ſeiner ſpätern Ausſage, ſich ſo außerordentlich geſtärkt fühlte, als niemals ſonſt, weder vorher noch nachher durch irgend ein anderes Erquickungsmittel. Er öffnete die Augen, winkte dem Ordensbruder, daß er ſein Ohr zu ihm herunter neigen ſollte, und ſagte nun mit leiſer Stimme — eine Unwahrheit, indem er vorgab, „der Gouverneur der benachbarten neutralen Stadt Huy (ein Bekannter ſeines Vaters, ſey ſein Oncle und werde, wenn man ihn dahin bringen wolle, die Mühe der Träger ſehr freigebig belohnen.“ — Hierauf legte man ihn auf eine Art von Tragbahre, und einige Musquetire ließen ſich bereitwillig finden, das verſprochene Trägerlohn zu verdienen, und den verwundeten Officier gen Huy zu bringen. Aber die Männer verfehlten des rechten Weges, und die Nacht überraſchte ſie mitten in einem Walde. Die bisher noch immer verwahrloſte, nur mit einer leichten Bandage verſehene Wunde ſchmerzte jetzt unſern Gardiner ſo ſehr, daß ihm jeder ſtolpernde Schritt ſeiner Träger eine unſägliche Pein verurſachte. Seine innere Angſt ſtieg aufs Höchſte, ſo daß er die Männer inſtändig bat: ſie möchten ihn doch lieber ſogleich tödten oder ihn hier im Walde ruhig ſterben laſſen, als ihn durch ferneres Weitertragen ſo zu martern. So brachte er auch die zweite Nacht mit der ſo ſchlecht verwahrten Wunde im Freien zu, und nächſt Gott ſchien es nur der ganz beſonderen Kühle dieſer beiden Nächte zuzuſchreiben, daß er ſich nicht zu Tode blutete.

Die Träger hatten den Vorſatz aufgegeben, ihn nach dem jetzt mehrere Meilen weit entfernten Huy zu bringen, und als es Tag geworden, trugen ſie ihn nach einem benachbarten Nonnenkloſter, wo der Kranke bereitwillig aufgenommen und mit der liebevollſten Sorgfalt verpflegt wurde. Aber freilich war in dieſem Augenblicke, wo die Hände aller Aerzte und Chirurgen der Umgegend mit den Verwundeten bei der Armee volle Beſchäftigung hatten, Niemand aufzutreiben, der die Wunde des jungen Fremdlinges zu beſorgen vermocht hätte, als ein unwiſſender Barbierer. Die Sonde, deren ſich dieſer Mann zur Unterſuchung der tiefen Halswunde bediente, glich an Dicke einem Pflock, und überhaupt waren die Handgriffe deſſelben von ſo gewaltthätig roher Weiſe, daß Männer vom Fache, denen Gardiner ſpäterhin ſeine Leiden unter den Händen des Barbiers erzählte, jederzeit ihre Verwunderung darüber äußerten, wie er eine ſolche Mißhandlung habe überleben können. Dennoch legte Gott einen Segen auf dieſe ſeltſame Heilart, und in wenig Monaten fand ſich der Jüngling wieder vollkommen geneſen.

Die Aebtiſſin des Kloſters hatte auf eine wahrhaft mütterliche Weiſe an den Leiden und an der Geneſung des verlaſſenen Fremdlinges Theil genommen, und Gardiner konnte auch ſpäter nie ohne Rührung der Dankbarkeit an die wahrhaft chriſtliche Erbarmung und Güte dieſer Kloſterfrauen denken, in deren Mitte er nichts als die ſtrengſte Sittlichkeit und ſtille Zurückgezogenheit bemerkte.

Die Gefangenen wurden jetzt gegenſeitig ausgewechſelt, und unſer junger Officier kehrte mit einem zwar vollkommen wieder geneſenem Leibe, jedoch mit einem ganz ungebeſſerten Herzen in ſeine früheren Dienſtverhältniſſe zurück. Er war ſo fern davon, Gottes Langmuth, die ihm das Leben ſo liebevoll gefriſtet, durch ſeinen Wandel zu preiſen, daß er vielmehr von jetzt an erſt recht anfieng, nach dem Ausdruck der Welt „das ſo vielen Gefahren ausgeſetzte Leben zu genießen.“ Er war dahin gegeben in thieriſche Lüſte und allerhand Unreinigkeit des Fleiſches; ganz beſonders erwies er ſich als ein Verächter des göttlichen Gebotes, welches die Ehe heilig zu halten befiehlt, denn als Verführer oder Mitgenoſſe der Sünde ſchonte er nirgends die heiligen Bündniſſe der Familien.

Dennoch, bei all dieſen Abirrungen vom Wege des göttlichen und menſchlichen Geſetzes, erſchien er der Welt als ein unvergleichlicher, höchſt ehrenwerther Officier. Denn ſein Unfall bei Ramilles, ſein darauf folgendes ſchmerzhaftes Leiden, hatten ihn ſo wenig furchtſam gemacht, daß er bei jedem heißen Kampfe überall da, wo es Entſchloſſenheit und heldenmüthige Verachtung der

Todesgefahr galt, voraus war. So in allen Schlachten, welche unter Herzog Marlborough (in Flandern) gefochten wurden. So in einem Kampf mit den Rebellen in Lancaſhire, wo er an der Spitze von 12 Freiwilligen, im Angeſicht des Feindes, und der vollen Wirkung ſeines Geſchützes ausgeſetzt, die Barricaden deſſelben in Brand ſteckte. Acht von ſeinen Begleitern fielen; Gardiner kam glücklich davon. Durch ſolches tapferes Bezeigen gewann er ſich die Beachtung ſeiner Feldherrn in ſo hohem Grade, daß er noch im Jahre 1706 zum Lieutenant ernannt wurde, und ſo von einer Ehrenſtufe zur andern weiter rückte, bis er gegen Anfang des Jahres 1715 Capitän im Regiment der Stanhopeſchen Dragoner wurde. Schon vor dieſer Zeit hatte er die Bekanntſchaft des Grafen Stair gemacht, der ihn zu ſeinem Adjutanten erwählte. Als hierauf der Graf als Geſandter nach Paris beordert wurde, begleitete ihn Capitän Gardiner dahin, und vertrat unter anderem bei dem glänzenden Einzug, welchen der Graf in Paris hielt, die Stelle eines Stallmeiſters, und man ſagt, daß vorzüglich der Sorgfalt des Capitäns die prächtige Anordnung und Ausführung jenes glänzenden Ceremoniells zu danken geweſen ſey. Doch waren es nicht blos dieſe Arten von Geſchicklichkeit, welche ihm die Achtung und die Gunſt des Grafen Stair erwarben, ſondern dieſer lernte bald an ſeinem jungen Freund noch andere Vorzüge kennen, die ihn bewogen, dem Capitän ein ganz beſonderes Vertrauen zu ſchenken. Ein Beweis dieſes Vertrauens in die mannhafte Verſchwiegenheit und Klugheit Gardiners war es, daß ihn der Geſandte noch im Verlauf des Jahres 1715, in einer höchſt wichtigen Angelegenheit nach London beorderte. Der Graf Stair war nämlich durch ſeinen feinen, tiefeindringenden Verſtand und ſeine klugen Nachforſchungen, einem geheimen Plan des franzöſiſchen Hofes auf die Spur gekommen, wodurch der in Intriguen ſolcher Art grau gewordene Ludwig XIV., die Thaten ſeines Leben krönen zu wollen ſchien. Dieſer Plan betraf nichts anderes, als den Sturz des brittiſchen Regentenhauſes, und hiermit zugleich der brittiſchen Freiheit, ſo wie die Zurückführung des Hauſes Stuart auf den Thron von England. Schon ward Alles zu einem baldigen Ueberfall des ſichern Inſel-Reiches bereitet, und der franzöſiſche Hof war des Gelingens ſeiner Abſichten ſo gewiß, daß einer der Räthe des großen Königes es für ſeine Pflicht hielt, einem ſeiner Bekannten, welcher engliſche Dienſte nehmen wollte, dieſes zu widerrathen. Denn, ſagte der Rath, in weniger als ſechs Wochen wird in Brittanien eine Umwälzung der beſtehenden Ordnung geſchehen, dann wird das Haus Hannover nicht mehr ſeyn, die Stuarts werden wieder herrſchen.

Gardiner wurde beauftragt, das Reſultat dieſer Entdeckungen, welches ſich nicht wohl Briefen anvertrauen ließ, nach London zu bringen. Seine Reiſe war glücklich und ſchnell; in faſt unglaublich kurzer Zeit ſtund England wohl ge-

rüſtet

rüſtet da. Der Vorherſagung des franzöſiſchen königlichen Rathes ſtellte jetzt Gardiner mit unbeſonnener Keckheit eine ähnliche entgegen. Er ſagte nämlich einſt, während ſeines Aufenthaltes in England, der König von Frankreich (von deſſen ſchlechten Geſundheitsumſtänden der Capitän wohl unterrichtet war,) könne keine ſechs Wochen mehr leben. Dieſe freimüthige Aeußerung war zu den Ohren einiger franzöſiſcher Spione gekommen, und von dieſen ſogleich an den Hof von Verſailles berichtet worden. Da ſchrieben dem Gardiner ſeine Freunde: er möge ſich ja mit ſeiner Rückkehr nach Paris nicht zu ſehr beeilen, wenn er nicht Luſt habe, ſeine Wohnung in der Baſtille aufzuſchlagen.

Doch dieſe Gefahr war bald vorüber, denn noch ehe die ſo keck vorausbeſtimmten ſechs Wochen halb vergangen waren (am 1. Sept. 1715), ſtarb Ludwig XIV., dieſe Geißel und Peſt der Völker, und man ſagt, daß ſein Tod durch Gardiners Vorherſagung beſchleunigt worden ſey. Als nämlich der König, bald darauf, nachdem man ihm die Prophezeihung des kühnen Engländers hinterbracht hatte, öffentlich ſpeißte, bemerkte er auf einmal unter den Zuſchauern den engliſchen Geſandten. Dieſer war ihm ſchon wegen ſeines offenen, redlichen Sinnes, und wegen der treuen Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, zuwider, und mit Ludwigs ganzem Weſen ſtund eine Gemüthsart, wie dieſe, im größten Widerſpruch; noch mehr aber war dieſer Widerwille durch Gardiners Aeußerung verſtärkt worden.

Als daher der alte König, welcher eben noch ganz zuſammengeſunken vor Schwäche daſaß, den Grafen Stair erblickte, ſtellte er ſich, als erwache er eben aus einer tiefen Träumerei, nahm eine aufrechte Poſitur an, und zwang ſich zu dem Anſchein großer Munterkeit, wobei er von den Speiſen und Getränken mehr zu ſich nahm, als ihm in jeder Hinſicht zuträglich war. Zugleich ſagte er zu dem ihm bei Tafel aufwartenden Herzog von Bourbon mehrmalen, mit affektirter guter Laune: „mich dünkt, für einen Mann, der ſo bald ſterben ſoll, eſſe ich mit ziemlich gutem Appetit.“ Aber dieſe Affektation kam dem ſeit einiger Zeit an ſehr ſtrenge Mäßigkeit gewöhnten Greiſe ſehr theuer zu ſtehen. Von den Folgen der Indigeſtion, die er ſich damals zugezogen, erholte er ſich nicht wieder, ſondern ſtarb an denſelben in weniger als vierzehn Tagen. Darum ſagten damals einige witzige Leute: der alte Ludwig XIV. ſey zuletzt noch durch einen Engländer umgebracht worden.

Gardiner kehrte ſogleich nach der empfangenen Nachricht von des Königs Tode nach Paris zurück. Von hier an erreichte ſein inneres Verderben, ſein ausgelaſſen wildes Leben den höchſten Gipfel. Der franzöſiſche Hof war wahrend der Regentſchaft des Herzogs von Orleans ein Sammelplatz aller Grauel der Wolluſt und Schande, und zahlloſe Fremde, aus allen Ländern von Europa, trugen das Gift dieſes verpeſteten Sumpfes, unter der Hülle der Vornehmthuerei weiter unter die Völker. Eine ſolche freche Sittenloſigkeit, als die war, welche hier den Namen Liebes-Intriguen und Galanterie annahm, war ganz nach dem Sinne Gardiners, welchen ſeine männlich ſchöne Geſtalt, ſeine Lebhaftigkeit und ſein feines Benehmen zu einem Liebling aller vornehmen Geſellſchaften machte. Dennoch beſuchte ihn, mitten in dieſer Zeit ſeines tiefſten Verderbens, wo manche beſſer geſinnte Landsleute ſeinen Umgang und ſeine Nähe vermieden, um nicht durch ihn verführt zu werden, von Zeit zu Zeit noch der gute Engel ſeiner Kindheit: die Stimme des Gewiſſens und das Sehnen nach dem Frieden ſeiner Seele mit Gott. So von innerer Reue bewegt, ſprach er einſt, als einige ſeiner Freunde ihn glücklich prieſen, und eben ein Hund in das Zimmer kam, tiefbewegt in ſeinem Herzen die Worte: „O wäre ich dieſer Hund.“ — Auch verſuchte er zuweilen noch ſeine Gedanken, aus alter Gewohnheit der Kindheit, im Gebet zu Gott zu erheben. Da ihm aber ſein Gewiſſen ſagte, daß ein ſolches Gebet, zugleich mit dem Vorſatz im Herzen, in der Sünde zu verharren, nicht beſtehen könne, ſondern Heuchelei ſey, unterließ er, anſtatt einen Vorſatz zur Beſſerung zu faſſen, das Beten gänzlich, und lebte nun noch frecher als vorhin, ohne Gott in der Welt; entgegen reifend, wie es ſchien, dem Gericht der Verſtockung.

So tief aber auch Gardiner in anderer Beziehung geſunken war, ſo hatte ihn doch Gott vor dem Laſter der Trunkenheit bewahrt, durch welche ſeine thieriſche Wildheit würde noch furchtbarer und unheilbarer geworden ſeyn. Auch gieng ihm Gottes Langmuth noch immer durch denkwürdige Rettungen aus Lebensgefahren nach. So, da er einſt als Kurier auf der Straße nach Calais ritt, ſtürzte, bei ſchnellem Hinabreiten von einem ſteilen Hügel, das Pferd mit ihm, und überkugelte ſich ſo, daß es über ihn hinüber, nach unten zu liegen kam. Er ſelber erhub ſich, ohne alle Beſchädigung, nach dieſem gefährlichen Fall vom Boden; das Thier hatte ſich zu Tode geſtürzt.

Als er etliche Wochen nachher mit dem Paquetboot aus England nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde das Fahrzeug in dunkler Nacht von einem furchtbaren Sturm ergriffen, und gegen die holländiſche Küſte hingetrieben. Hierbei gerieth daſſelbe in ſolche furchtbare Gefahr, daß der Capitän den Gardiner ermahnte: er möge, wenn ers im Stande ſey, jetzt ans Beten denken, denn in wenig Minuten werde das Fahrzeug auf dem Boden des Meeres liegen. Da erhub ſich der vorhin ſo freche Sünder zu einem inbrünſtigen Gebet um Rettung und Gnade. Und Gott gewährte ihm dieß: der Sturm legte ſich, das Fahrzeug erreichte bald nachher Calais. Doch hatte auch dieſe Erbarmung Gottes einen ſo wenig bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, daß er, nach ſeiner Zurückkehr nach Paris, als die Begebenheit bekannt wurde, und einige ſeiner wilden Geſellen über die große Kraft ſeines Gebetes ſich luſtig machten, hierauf erwiederte: „es ſey eben Mitternacht geweſen, eine Stunde, in welcher ſeine gute Mutter und Tante zu ſchlafen pflegten, ſonſt würde er dieſen das Geſchäft des Betens überlaſſen haben."

So ſpottete Gardiner noch über die erbarmende Gnade Gottes, wenige Tage vielleicht vorher, ehe dieſe Erbarmung, die da erwählet, welchen ſie will, ihn mit mächtiger Hand aus der innern Todesgefahr hervorzog und den Stricken des Verderbens entriß.

Es war gegen die Mitte des Juli's 1719, als derſelbe eines Abends bei einer luſtigen Geſellſchaft verweilte. Um 11 Uhr des Nachts trennte man ſich, um 12 Uhr aber erwartete den Unglückſeligen ein buhleriſches, verheirathetes Weib, welche dann eine Zuſammenkunft mit ihm verabredet hatte. Die Stunde des Wartens von 11 bis 12 ſoll dann durch irgend etwas Unterhaltendes hingebracht werden. Es fällt ihm ein zu leſen, und während er unter ſeinen Büchern nach einem angenehm-unterhaltenden ſucht, ergreift er eines von religiöſem Inhalt, welches ihm ſeine gute Mutter oder ſeine Tante, ohne daß er es bemerkt hatte, bei dem letzten Beſuch in England, mit in ſeinen Mantelſack hineingepackt hatte. Der Titel des Büchleins war: „Der chriſtliche Kriegsmann." Aus Neugier ſchlägt er daſſelbe auf, weil er in ihm manche unterhaltende Anſpielung auf ſeinen Stand zu finden hoffet; er lieſt darinnen, jedoch ohne ſonderliche Theilnahme, da däuchtet es ihm, als fiele ein ganz beſonders ſtarker Schimmer auf ſein Buch.

Er blickt auf und vor ihm, von hellem Licht umglänzet, erſcheint Der am Kreuze, welcher ſichtbares Fleiſch geworden, um die Sünder vom Verderben zu erretten. Aus der Erſcheinung eine Stimme: „Sünder, dieß litt ich für dich, — und was iſt nun dein Dank dafür?“

Gardiner wird von mächtigem Schrecken gerührt; er ſinkt wie leblos in ſeinem Lehnſtuhl zuſammen. Da er wieder zu ſich kommt und um ſich blickt, iſt die Erſcheinung verſchwunden. Nicht aber zugleich die tiefe Bewegung in ſeinem Innern, welche von ganz anderer Art und Kraft war, als jede andere Bewegung, die er bis dahin ſonſt einmal in ſeinem vergangenen Leben empfunden.

Auf dem Schlachtfelde zu Ramilles hatten die brennenden Schmerzen der Wunde, hatte der Anblick des nahenden Todes, das Sinnen und Trachten des leichtſinnigen Herzens nach dem, was irdiſch und vergänglich iſt, nicht hinwegnehmen können; das Donnern der Kanonen in ſo mancher heißen Schlacht hatte in dieſem trotzigen Herzen keine Furcht noch Schrecken; die Rettung bei Calais und im Sturm der Nacht, jenſeits Harwich, hatte in ihm keine bleibende und gründliche Beugung vor dem allmächtigen Gott; die Stimme der Liebe, die aus ſeiner Mutter und ſo tauſendfältigen glücklichen Ereigniſſen ſeines Lebens ſprach, hatte keine Liebe zu dieſem erbarmenden Gott zu wecken vermocht. Was jedoch alle dieſe Schickſale des äußeren Menſchen nicht gekonnt hatten, das bewirkte mit einem Male und plötzlich jenes denkwürdige Ereigniß, das dem innern Menſchen widerfuhr. Herausgeriſſen bis auf ihre Wurzel waren aus ſeiner Seele alle die weit verirrten Gedanken, die böſen Lüſte, die ihn noch vor etlichen Stunden ſo wild umhergetrieben hatten; das Alte iſt vergangen, ein Neues in ihm hat begonnen. Ein neues Auge iſt ihm gegeben, welches mit unbeſchreiblich tiefer Bewegung hier den eigenen, tiefverſunkenen Zuſtand, dort, ſich gegenüber, eine Güte ſiehet, deren Erbarmung noch größer iſt, als das Verderben des Menſchen. Statt aller frühern Gedanken erfüllt jetzt nur der Gedanke ſein Herz: daß er dieſen gütigen Herrn bisher ſo betrübt, ſo erzürnt habe; ſtatt aller frühern Gemüthsbewegungen war jetzt nur eine in ſeiner Seele geblieben die der innigſt tiefen Reue, und der ſehnliche Wunſch, daß er doch die Liebe ſeines Herrn und Erlöſers nicht ſo mit Füßen möchte von ſich geſtoßen haben.

Und dieß erſcheint allerdings als ein ſicherer Beweis für die höhere, göttliche Abkunft jenes inneren Ereigniſſes, das wir uns übrigens pſychologiſch erklären und zurecht legen mögen, wie es uns gefällt. Hatte etwa Gardiner geſchlafen und war die Erſcheinung ein Traum, oder war ſeine Phantaſie durch Wein oder andern Sinnentaumel ſo erhitzt, daß er zu ſehen wähnte, was nicht zu ſehen war? Welcher andere Traum oder welcher Wein- und ſonſtige Sinnenrauſch hat aber wohl jemals das gewirkt, was hier an einem ſo weit verirrten, dazu trotzigen, unbeugſamen Herzen geſchahe?

Doch wir betrachten die unmittelbare Wirkung des merkwürdigen Ereigniſſes auf unſern, mitten in der Blüthe des Lebens und Sündigens ſo mächtig getroffenen Kriegsmann noch etwas näher. Jene denkwürdige Nacht und ſo noch mehrere auf ſie folgende, werden von ihm ſchlaflos, ohne Ruhe und Raſt hingebracht, am Tage und bei Nacht verläßt ihn nie der ſchwer laſtende Gedanke: „ein ſolches Ungeheuer von Undank war ich gegen Ihn, den meine Augen ſahen, durchbohrt, gemartert um meiner Sünden willen.“ Er kann es nicht begreifen, wie er bisher von der Sünde ſo bethört, „ſo vernarrt“ habe ſeyn können, ſtatt dieſer ewigen Güte, die ſchandbare Luſt, ſtatt des Friedens mit Gott, den Taumel der thieriſchen Sinnlichkeit zu lieben und zu ſuchen. Er erſcheint wieder unter den Menſchen, aber als ein ungeheures Wunder in ihren Augen. Denn von nun an bis zum Ende ſeines Lebens war er in ſeinem Weſen und Wandel ganz das Gegentheil von dem, was er vorhin geweſen: züchtig und keuſch, ſtrafend in Wort und Werken alles ungöttliche Thun, und voll wahrhaftem Ekel und Widerwillen gegen Alles, das vorhin ſeine liebſte Luſt geweſen.

Drei Monate lang (bis gegen Ende des Octobers) war übrigens der Seelenzuſtand Gardiners ein ſehr ſchwerer und freudenloſer. Er ſah immer nur ſeine Schuld, welche ihn auf ewig von Gott entfernte; wenig oder keine Hoffnung auf Vergebung; ihn erwartete, ſo glaubte er, in Kurzem ein plötzlicher Tod und dann das Gericht. Dennoch, wenn auch dieſe Furcht gegründet ſey, wollte er das kurze Leben, das ihm Gott noch vor der ewigen Pein vergönnte, „ſo vernünftig und nützlich anwenden, als er es vermöchte.“ Täglich mehrere, ja viele Male beugt er ſeine Kniee und ſein Herz vor dem göttlichen Erbarmen und ſchreit, ſo hoffnungslos ihm auch ſein Zuſtand ſcheint, zu Gott um Errettung aus den Banden des Verderbens. Der Dienſt des Herrn, die Beſchäftigung mit Ihm und ſeinem Worte iſt ſeine einzige, ſeine liebſte Unterhaltung; jener Muth, der ihn vorhin auf der Bahn der äußern Ehre, im Kampf gegen die Feinde ſeines Königes geführt und zu löblichen Thaten bekräftiget, dieſer treibt ihn jetzt zu den Thaten eines Kampfes anderer Art, gegen die Feinde ſeines Herrn und Gottes. Keinen Augenblick, ſo ſchwer und ſauer ihm Anfangs auch dieſe Art von Freimüthigkeit ankommt, ſteht er an, das neue Leben, das in ihm iſt, zu bekennen, er nennt an ſich und Andern die Sünde das, was ſie iſt: einen Gräuel vor Gott und der Leute Verderben; die Läſterer und Bezweifler der göttlichen Offenbarung in Chriſto ſucht er mit der Kraft ſeiner eigenen innern Ueberzeugung zu überwinden und zu gewinnen. Dieſer ernſte Eifer führte ihn in manche ſonderbare Händel, von welchen wir hier nur einen erwähnen wollen, deſſen Geſchichte gleich in die der erſten Monate nach ſeiner Bekehrung zu gehören ſcheint:

In Paris lebte um jene Zeit eine Engländerin von hohem Rang und ausgezeichneter (ſogenannter) Bildung des Geiſtes, angeſehen deßhalb in allen Zirkeln der vornehmen und hochgebildeten Welt. Dieſe Dame war ihren Grundſätzen nach eine erklärte Deiſtin, und that ſich viel auf ihren Scharſinn und auf ihre dialektiſche Gewandheit zu gute, womit ſie ihre ſogenannte natürliche Religion gegen die Gründe des Offenbarungsglaubens vertheidigte. Gardiner beſtritt jedoch die Anſicht der Lady mit jener edlen, beſcheidenen Freimüthigkeit, die ihm in ſolchen Fällen eigenthümlich war, und verhehlte nicht, wie tief ihn die Selbſttäuſchung ſeiner Gegnerin betrübe. Da foderte ihn dieſe förmlich heraus: er ſolle einen Tag feſtſetzen, wo ſie beide die Sache ausführlicher beſprechen, Gründe und Gegengründe gegen einander ſtellen wollten. Dieſer Zweikampf der Zungen „ſolle bei einem Mittagsmahle im Hauſe der Dame Statt finden, Gardiner könne ſich als Secundanten einen Geiſtlichen, ſey es nun von der proteſtantiſchen oder der römiſch katholiſchen Religion, mitbringen.“ Unſer Kriegsmann war durch dieſe Herausfoderung in größere Verlegenheit und Sorgen verſetzt, als jemals ſonſt durch eine Herausfoderung auch zu dem gefahrvollſten Zweikampf der Waffen. Ihn bekümmerte der Gedanke, daß er, „ein Chriſt von ſechs Wochen,“ durch ſeine Ungeſchicktheit im Streit, eine ſo große, gute Sache in ein nachtheiliges Licht bringen möchte. Dennoch hielt er es für ſeine Pflicht, das Anerbieten nicht abzulehnen. Er rüſtete ſich zum Kampfe auf die beſtmögliche Weiſe. In ernſtlichem und unabläßigem Gebete flehete er Gott an, daß doch Er, welcher ſich eine Macht zurichten und Lob bereiten kann aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge, ihn kräftig machen möge, Seine heilige Wahrheit auf eine überzeugende Weiſe zu vertheidigen. Außer dieſem ſann er über die beſten und überzeugendſten Gründe nach, womit ſich die geoffenbarte Wahrheit gegen die Angriffe der ſogenannten natürlichen Religion vertheidigen ließe. Sein Herz war ſo voll von dieſer Sache, daß er am feſtgeſetzten Tage, ohne es es zu wiſſen, viel früher nach dem Hauſe der Lady kam, als man ihn daſelbſt erwartet hatte. So hatte er Gelegenheit noch zwei ganze Stunden vor dem Mittagsmahle mit ſeiner Gegnerin zu ſprechen, bei welcher noch niemand Anders zugegen war, als zwei ihrer jungen Verwandten. Zuerſt ſuchte er zu beweiſen: daß die Apoſtel, wenn ſie von den großen Thaten Gottes erzählen, auf welche der Glaube der Chriſten am Meiſten begründet iſt, weder ſelbſt getäuſcht und hintergangen waren, noch daß es ihre Abſicht ſeyn konnte, uns zu betrügen. Indem er ſo ſprach, bemerkte er ſelber zu ſeiner großen Freude, daß ihm Ausdruck wie Inhalt des Geſpräches mit großer Leichtigkeit zu Gebote ſtunden. Auch die edle Lady war betroffen von dieſer unerwarteten Kraft ſeiner Rede: ſie hörte ihm mit Aufmerkſamkeit zu, und obgleich er am Ende jedes einzelnen Satzes ein wenig inne hielt und ſchwieg, unterbrach ſie ihn doch nicht, bis er ganz geendet hatte. Die Einwürfe, welche ſie hierauf gegen Gardiners Gründe erhub, wurden von dieſem ſo gut und treffend widerlegt, daß die edle Lady der Thränen ſich nicht enthalten konnte; es war zum erſten Male, daß ihrem, nach der Weiſe der Welt fein gebildeten Geiſte, ein Geiſt der Wahrheit aus Gott entgegentrat. Die Wirkung des Geſpräches war lange Zeit an ihr merklich; nie hörte man wieder von ihr Worte des Unglaubens oder ſelbſt des Zweifels an der Wahrheit der Offenbarung.

Schon vorhin wurde erwähnt, daß das freimüthige Bekenntniß der Wahrheit, dem beſtändigen Spotte der Feinde gegenüber, unſerm Kriegsmann Anfangs ſehr ſauer und ſchwer ankam. Vergeſſen wir nicht, daß das ſogenannte Ehrgefühl von Natur und durch lange Verwöhnung ſeine empfindlichſte Seite war, und daß er zu einem Stande gehörte, welcher von der Ehre bei dem Menſchen mehr faſt lebt, als vom Brode. Auch nur eine Miene des Spottes hätte ihm früher ein Schimpf geſchienen, den nur das Blut des Beleidigers oder des Beleidigten auslöſchen kann; jetzt mußte er es ſich aus Liebe zu dem Evangelio, das er verkündigte, gefallen laſſen, ganze Fluthen von Witzeleien und frechem Spott über ſich ergehen laſſen. Lieber, ſo bekannte er ſpäter, hätte er wollen mit dem Schwert in der Hand einer ganzen feindlichen Batterie entgegen gehen, als ſo ohne Aufhören den Spöttereien der Gegner. Aber es ergieng ihm bei dieſem Kampfe, bei welchem er ſich jeden Fingerbreit Landes mühſam erſtreiten mußte, wie einem braven Soldaten in der erſten Schlacht, welche er mitmacht. Er geht entſchloſſen voran, obgleich ſeine Natur bei dem noch ungewohnten Anblick der Todesſchrecken ſchaudert. So vergab auch Gardiner der einmal erkannten Wahrheit kein Haarbreit, und mit jedem neuen muthigen Bekenntniß wuchs die innere Kraft; ſo daß gar bald eine Zeit kam, wo er ſich darüber ſchämte und kaum begreifen konnte: daß ihm die Ehre bei der Welt ſo gar hart angelegen geweſen ſey.

In dieſen Werken einer beſtändigen Selbſtverläugnung ſtärkte und befeſtigte ihn ſeine immer zunehmende Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit. Heilſam waren ihm im hohen Grade die Predigten geweſen, welche er in der damaligen Capelle der Schweizer zu Paris hörte; heilſamer noch der beſtängige Umgang des Herzens mit Gott im inbrünſtigen Gebet und Betrachtung ſeines geoffenbarten Wortes. Dieſes geoffenbarte Wort war es auch allein, was ihm, nach langem Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung, auf einmal den inneren Frieden mit Gott, Troſt und Freude in dem heiligen Geiſt gewährte. Es war im October 1719, wo er alle dieſe Güter und Kräfte des ewigen Lebens aus dem tieferen Verſtändniß der Stelle in dem Brief Pauli an die Römer (Cap. 3 v. 25 u. 26) empfieng: „Welchen Gott hat fürgeſtellet zu einem Gnadenſtuhl, durch den Glauben in ſeinem

Blut, damit er die Gerechtigkeit, die für ihm gilt, darbiete, in dem, daß er Sünde vergiebt. — — Auf daß er allein gerecht ſey und gerecht mache Den, der da iſt des Glaubens an Jeſum.“

Von hier an begann für Gardiner eine Zeit der ſeligen Erquickung. Alle Angſt, ſammt Furcht und Schrecken über die Größe ſeiner Sünden waren hinweg genommen; an ihrer Statt erfüllte ſein Herz unausſprechliche Freude, welche ihn drei Nächte hindurch nicht ſchlafen ließ, ohne daß er deßhalb eine Ermattung fühlte, denn dieſe Freude in dem Herrn ſtarkte und erquickte den Geiſt ſammt Seele und Leib mehr, denn Alles, was die Welt erquickend nennt. Es war dieß keine ſchnell vorübergehende Aufwallung der Naturkräfte im Menſchen, wie ſie etwa die Schwärmerei erzeugt, denn ſieben Jahre nachher konnte er in Wahrheit ſagen, daß ſein Herz noch eben ſo, wie in dem Augenblick des Erwachens dieſer „erſten Liebe“ ganz durchdrungen ſey von dem beſtändig ſich gleichbleibenden, lebendigen Gefühl der Liebe Gottes in Chriſto. Der eine Gedanke, an Den, welchen ſeine Seele liebte, verließ ihn keinen Augenblick ganz, denn wenn derſelbe auch während des nothwendigen Verkehrs mit andern Menſchen (deren Geſellſchaft er ſich nie entzog), oder während der Geſchäfte des äußeren Berufes ein wenig zurücktrat, kam er doch ſogleich in ſeiner vollen Kraft und Lieblichkeit wieder, ſobald der überglückliche Mann allein war; ſelbſt der kurze Schlaf, welchen er ſich vergönnte, war nur ein Ausruhen in Ihm, und wenn er aufwachte, war er noch bei Ihm. „Ich fühle mich ſeliger (ſo ſchreibt er am 25. Jan. 1720 an ſeine Mutter), denn irgend ein Menſch ſichs zu denken vermag, wenn er nicht ganz in derſelben Seelenſtimmung iſt, wie ich; was nicht in des Menſchen Macht ſtehet, ſich zu nehmen oder einem Andern zu geben, was Keiner erlangt, es werde ihm denn von oben gegeben.“

Schon um dieſe Zeit, ſo ſcheint es, gewöhnte ſich Gardiner an eine Lebensordnung, welche er von nun an faſt ohne Ausnahme bis zu ſeinem Ende beibehielt. Um vier Uhr des Morgens ſtund er auf, und brachte dann die zwei Stunden bis um ſechs in den Uebungen der Andacht: im Leſen, in Betrachtungen und Gebet zu, welches letztere bei ihm von ſolcher Kraft und Inbrunſt war, als bei wenig andern Menſchen. War er aber genöthigt, wie etwa auf Reiſen oder auf Kriegsmärſchen, ſchon vor ſechs Uhr ſein einſames Zimmer zu verlaſſen, ſo ſtund er verhältnißmäßig früher auf, z. B. wenn er ſchon um vier Uhr zu Pferde ſitzen mußte, begann er ſeine Andachtsübungen wenigſtens ſchon um 2 Uhr. Auf dieſelbe Weiſe ſuchte er auch am Abend Zeit zu dieſen ſtillen Uebungen der Andacht zu gewinnen; und damit „das Herz nicht beſchwert ſey“ durch die Speiſe, genoß er nur ſehr ſelten ein eigentliches Abendeſſen, ſondern begnügte ſich mit ein wenig Brodes und etwas Wein. Um zehn Uhr begab er ſich zur Ruhe. Hierbei war es nun ganz beſonders dieſe tägliche, treue und ernſtliche Erhebung des Geiſtes zu Gott, welche in ihm das Gefühl der Nähe deſſelben ſo beſtändig bleibend machte, daß Alles, was er that und ſprach, wie vor dem Auge des allgegenwärtigen Gottes gethan und geſprochen war.

Es iſt nun Zeit, daß wir auch den oben abgebrochenen Faden der äußeren Lebensſchickſale unſers Kriegsmannes wieder aufnehmen. Im Jahr 1715, ſo erwähnten wir bereits, war Gardiner Capitän geworden, im Jahr 1717 ward er zum Major ernannt. Als jedoch am 10. Nov. 1718 das Regiment der Stanhope'ſchen (nachmals Harrington'ſchen) Dragoner aufgelöst wurde, kam er auf einige Zeit außer Dienſt, erhielt jedoch zugleich von Sr. Majeſtät, König Georg I. die eigenhändige Zuſicherung: daß die erſte ſich erledigende Stelle eines Majors, bei irgend einem Dragoner-Regimente, ihm ertheilt werden ſollte, welche Zuſicherung einige Jahre nachher erfüllt wurde, als die Majors-Stelle im Crofſt'ſchen und gleich nachher die in dem ältern Stair'ſchen Dragoner-Regiment aufgieng. Da wir hier einmal die Standsveränderungen unſers Kriegsmannes erwähnten, ſo fügen wir nur noch hinzu, daß er im Jahr 1730 zum Obriſt-Lieutenant und 1743 zum Oberſten ernannt wurde.

In jener Zwiſchenzeit denn, zwiſchen der Auflöſung ſeines Regiments und der Wiederbeförderung zu einem andern: in der Mitte des Jahres 1720, verließ er das für ihn ſo gefahrvoll und doch auch ſo geſegnet geweſene Frankreich und kehrte nach ſeinem Vaterlande zurück. Hier hatte ſich

ſich unter ſeinen ehemaligen Bekannten und Freunden allgemein das Gerücht verbreitet und Glauben gefunden, Gardiner ſey im höchſten Grade verrückt geworden. Der Major hatte dieſe Meinung, die man in England über ihn hegte, ſchon in Frankreich erfahren und ſahe voraus, daß dieſelbe zu mancherlei Ausfällen auf ihn Veranlaſſung geben würde, zu welchen er, nicht um ſeiner, ſondern um ſeines Herrn Ehre willen, nicht ſtillſchweigen könnte. Um allen dieſen Händeln auf einmal ein Ende zu machen, bat er einen vornehmen Freund, welchen er auf ſeinem Landgute beſuchen wollte, er möge auf einen beſtimmten Tag mehrere von ihren ehemaligen luſtigen Jugendgenoſſen zu ſich einladen, er wolle dann der Geſellſchaft einige Worte zu ſeiner Vertheidigung ſagen. An dem feſtgeſetzten Tage verſammelte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft. Man wußte, der Major Gardiner werde da ſeyn. Bei Tafel gab es ſchon manche anzügliche Scherzreden, auf welche der Major nur wenig antwortete. Als aber das Tiſchtuch hinweggenommen war, bat er, man möge ihn einige Minuten mit Geduld anhören. Hierauf erklärte er ſich ernſt und offen über ſeine innere Ueberzeugung, und ſprach ſeinen Vorſatz aus, „mit der Hülfe Gottes dieſer Ueberzeugung treu zu leben und zu ſterben, möchte er auch Alles darüber verlieren, und ein Gegenſtand des ſchärfſten Tadels und Spottes darüber werden.“ — Bei dieſer, wie bei andern ähnlichen Gelegenheiten verſchwieg übrigens der Major das oben erwähnte, merkwürdige Ereigniß, welches die auffallende Veränderung ſeines ganzen Weſens begründet hatte; denn in dieſer Beziehung beſaß er eine ſo große Zurückhaltung, daß er im Anfang ſelbſt vor ſeiner geliebten Mutter dieſen Theil ſeiner innern Geſchichte geheim hielt. — Nachdem er denn auf die gemäßigtſte und einleuchtendſte Weiſe es ausgeſprochen, was die Ueberzeugung und Richtſchnur ſeines Lebens ſey, und die Gründe dafür ruhig auseinander geſetzt hatte, foderte er die Anweſenden auf, ſie ſollten nun ihrerſeits, wenn ſie es vermöchten, den Beweis führen: daß ein irreligiöſes und ausſchweifendes Leben beſſer ſey, als ein Leben in der Furcht und Liebe Gottes. „Er ſelber habe ja die Erfahrung gemacht: alle Vergnügungen der Sinne, alle Wollüſte und Freuden der Welt habe er gekoſtet, in keiner aber das wahre, rechte Glück gefunden, das ihm die Religion gewährte. Hier ſey der rechte Frieden, hier allein ſey eine wahrhaft ſelige Vergnügung zu finden.“ — Mehrere der Anweſenden mochten ſich ſchon zu einer Gegenantwort rüſten, da machte der wackere Hauswirth dem Streit mit den Worten ein Ende: „Laßt uns jetzt von etwas Anderem reden. Wir hielten dieſen Mann für einen Narren, und nun hat er uns bewieſen, daß wir welche ſind.“

Dieſes eine Geſpräch erſparte ihm für die Zukunft manche unnütze Streitigkeit. Als man ihn nach wie vor ſo freundlich und heiter im Umgang, dabei aber unerſchütterlich feſt in ſeinem Entſchluſſe fand, ließ man ab, ihn weiter zu beunruhigen. Kein einziger der ihm wertheren Bekannten und Freunde hörte wegen der Veränderung, die ſich mit ihm zugetragen, auf ſein Freund zu ſeyn; er war von Vielen noch höher geſchätzt und geachtet als vorher, obgleich ſie ſich deßhalb nicht entſchließen konnten, ſeinem Beiſpiele nachzuahmen.

Am 7. October 1725 ſtarb ſeine theure Mutter, mit welcher er ſeit ſeiner Rückkehr nach England in perſönlichem und ſchriftlichem Umgang öfters einen Vorſchmack jenes ewigen, ſeligen Beiſammenſeyns genoſſen, welches im Lande des Friedens unſrer wartet. Die letzten Jahre ihres Lebens würden nicht frei von mancher äußern Noth und Mangel geblieben ſeyn, wenn nicht ihr Sohn ſie treulich von ſeiner Penſion unterſtützt hätte. Auf einen ihrer letzten, hierüber ſich dankbar äußernden Briefe, antwortet er: daß es in ſeinen Augen ein hohes Glück ſey, daß Gott ihn in den Stand geſetzt habe, ſeiner lieben Mutter eine kleine Erkenntlichkeit zu beweiſen, für alle ihm erwieſene Zärtlichkeit und Treue, vor Allem aber für ihr Anhalten im Gebet für ſeine Seele, welches Gott ſchon jetzt ſo augenſcheinlich mit Segen gekrönt habe und noch ferner krönen werde.

Sonſt finden wir aus dieſer Zeit in der äußeren Geſchichte des Majors nur wenig Bemerkenswerthes. Deſto mehr aber in den fortwährenden großen Thaten der Erbarmung Gottes an ſeiner Seele, welche, noch im Leibe wallend, Freuden der Ewigkeit genoß. Er hielt ſich damals, nach ſeiner Wiedereinreihung in ein Regiment, viel in Schottland auf. Hier wie anderwärts waren die Tage, welche er einſam auf Reiſen oder in ländlicher Stille zubrachte, ihm die theuerſten und genußreichſten. Da erhub ſich, wie auf Fittigen des Adlers, ſeine Seele im Gebet und Lobgeſängen. Am Ende eines ſo verlebten Tages ſchreibt er einmal an einen Freund: „O hätte ich doch heute auf meinem Wege, da der Geiſt des Herrn auf mir ruhete, die Feder eines fertigen Schreibers und die Zunge eines Engels gehabt, um das zu bezeugen, was Gott heute an meiner Seele gethan hat. Alles, was ich nur mit dieſer menſchlichen Hand und Zunge ausſprechen kann, iſt dieß: daß meine Seele einige Stunden lang, mit den ſeligen Geiſtern des Himmels vereint, darbrachte Ruhm und Ehre und Preiß, Ihm, der auf dem Throne ſitzet und dem Lamme. Mein Loblied begann mit einem erneueten Blick auf Ihn, der für meine Sünden durchbohrt war. Ich foderte alle Seligen des Himmels auf, ſich zu ſeinem Lobe mit mir zu vereinen. Schienen doch ſelbſt die Lerchen in das Lied der Anbetung einzuſtimmen; wie ſollten nicht die Seligen des Himmels gern mit den Erlöſeten hienieden anbeten, und loben und preiſen ſeinen heiligen Namen. —— Möge denn der Segen des Gottes Jacobs auf euch Allen ruhen. Lebt wohl. — Geſchrieben in großer Eil und Müdigkeit, ſpät Abends.“ —

Einen Monat ſpäter ſchreibt er: „Ich luſtwandelte auf den Küſtengebirgen, Irland gegenüber, und wenn ichs vermöchte, Ihnen das zu beſchreiben, was hier in mir vorgieng, ſo würden Sie mir zugeſtehen, daß ich vielmehr Urſache hatte, meines Gottes mit Dank und Lobe zu gedenken, auf den Hügeln von Port Patrick, als David von dem Lande am Jordan und am Hermonim. Ich rang hier im Gebet und mit heißen Thränen mit dem Engel des Bundes, und ließ ihn nicht, bis daß er mich ſegnete. Sollte ich aller der Gnadengaben erwähnen, womit mein Gott ſeit meiner Abreiſe von Ihnen mein Herz geſegnet hat, ſo dürfte ich mehrere Tage lang nichts thun, als ſchreiben. Ich hoffe, Sie werden mit mir Dem danken, der ſolche Gnade erwies Ihrem unwürdigen Bruder in dem Herrn.“

Doch auch Gardiner, wie alle Seelen, welche den gleichen Weg giengen, mußte erfahren, daß das innere Leben des Chriſten nicht in dieſen ſeligen Gefühlen beſtehe, ſondern in Beweiſung der Kraft, welche von oben geſchenkt wird und welche bleibt, auch wenn jene ſelige Speiſe der Seele auf eine Zeit lang entzogen wird. Freilich fiel es ihm unbeſchreiblich ſchwer und betrübte ihn tief, als nun auf einmal, da jener freudige Zuſtand ſieben Jahre gedauert hatte, ſein Herz ſich ſo kalt, ſo todt, ſo unfähig auch nur zum Gebet und Preiſe Gottes fühlte. Da er einſt ſo tief betrübt war, träumte ihm, er ſähe ſeinen theuern Erlöſer auf Erden wandeln. Da folgte er Ihm nach, den ſeine Seele liebte, hin über eine weite Ebene, jedoch tief betrübt, weil ſein Herr kein Wort der Liebe und des Troſtes zu ihm ſprach. Endlich kamen beide an das Thor eines Kirchhofes; da wendete ſich der Herr zu ihm um, und ſahe ihn lächelnd mit einem Blicke an, welcher ſeine ganze Seele mit unausſprechlicher Wonne erfüllte. Dieſer Traum gab ihm damals vielen Troſt. Möchte auch, ſo ſchloß er, ſein Weg durch viel Ungewitter und Dunkel gehen, ſo werde doch einſt in der Stunde des Todes ſein Erlöſer in Liebe auf ihn blicken. — Aber dieſer Traum war, wie der engliſche Lebensbeſchreiber bemerkt, auch noch in anderer Hinſicht, als ein auffallend prophetiſcher, einer Erwähnung werth. Gerade ſo, wie das ebene Gefilde, das damals Gardiner im Traume ſahe, war das Schlachtfeld beſchaffen, auf welchem er im heldenmüthigen Kampfe für ſeinen König und die Sache Gottes, die Todeswunde empfieng. Man brachte ihn noch athmend und lebend in das Haus des Pfarrers auf dem Kirchhof zu Traunet, wo er dann nach wenig Minuten eingieng zu ſeines Herrn Freude.

Wir haben jedoch dieſen treuen Knecht vorerſt noch, ehe wir ſeine letzten Augenblicke beſchreiben, auf ſeinem ſegensreichen Laufe durch manches Jahr des Lebens zu begleiten.

Am 11. July 1726 vermählte ſich Gardiner mit der edlen Lady Franscisca Erskine, welche von Herzen mit ihm in den Entſchluß des Joſua einſtimmte: Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. In der That, dieß war ein Haus, welches Gott mit ſeinen beſten, geiſtigen Segmungen geſegnet hatte. Hier ward das Wort Gottes eifrig geleſen und betrachtet, und die Stimme des Gebetes und Preiſens verſtummte nie. Als ſich Gardiners Familie vermehrte, hatte er beſtändig einen Geiſtlichen bei ſich wohnen, welcher ſein Caplan und zugleich Erzieher ſeiner Kinder war. In der Abweſenheit von dieſem übernahm der Obriſt ſelber die Leitung der Hausandacht und Alle, welche das Glück hatten, einer ſolchen beizuwohnen (denn auch durch fremde Beſuche ließ er ſich nicht in ſeiner Hausordnung ſtören), waren erbaut und innig gerührt, von dem Ernſt und der inbrünſtigen Andacht, welche Gardiner bei ſolcher Gelegenheit bewieß. Eben ſo hielt er auch ſich ſelber und alle die Seinen, ſammt den Dienſtboten, mit großem Eifer zum Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes an.

Seiner Gemahlin war er ein zärtlicher Freund und unermüdet treuer Führer und Begleiter auf dem Wege des Lebens; die innige Liebe zu ſeinen Kindern verleitete ihn nie zu einer, den jungen Seelen verderblichen, ſchwachen Nachſicht gegen ihre Fehler, die er jederzeit mit Ernſt, nie aber mit erbitternder Härte ahndete. Dieſe Gemahlin, dieſe Kinder, waren das liebſte, das theuerſte Gut, das er auf Erden hatte. Und gerade hieran war es, woran Gott die Treue ſeiner Liebe zu ihm ſo ſehr prüfte.

Gardiner befand ſich eben, auf dem Wege ſeines Berufes, von ſeiner Familie abweſend, in Herfordſhire, als er im July 1734 die Nachricht empfieng, daß ſeine Kinder die Blattern hätten. Doch bald tröſtete ihn ein Brief, worin ihm geſchrieben wurde, daß ſein Sohn auf dem Wege der Beſſerung ſey. Eben hatte er, in ſeiner Antwort auf dieſen Brief, ſeinen innigen Dank gegen Gott über die Abwendung der Gefahr ausgeſprochen, da empfängt er, wenige Stunden nach dem Abgange ſeines Antwortſchreibens, einen zweiten Brief, worin ihm der Tod des geliebten Kindes gemeldet wird. Aber der Brief, den er hierauf an ſeine theure Gemahlin ſchrieb, bezeuget durch ſeinen Inhalt deutlich, daß auch in dieſer Prüfung die Kraft Deſſen bei ihm blieb, welcher der Schwachen Stärke, der Traurigen großer Troſt iſt. „Die Freude (ſo ſchreibt er) über deine ſtille Ergebung in den Willen Gottes, iſt bei mir größer, als der Schmerz über den Tod unſers lieben Kindes. Dieß iſt nun an einem ſichern Ort aufgehoben, iſt ſelig; wir werden zwar zu ihm gehen, zu uns herab aber kehrt es nie wieder. O daß wir doch immer unſer Ende vor Augen behielten! — Ja wir werden bald nachfolgen; er ſey uns geſegnet, der ſüße Tag, an welchem dieſer Leib der Sünde und des Todes wird von uns genommen werden, unter deſſen Laſt wir ſeufzen, und welcher für uns hienieden ein Haus der Schmerzen war. Ich möchte mich gern, im Dank gegen Gott freuen, daß ſich der Zuſtand unſerer Francis ſo gebeſſert hat; aber ich habe mich auch in Beziehung auf ſie, ganz in Gottes Willen ergeben. Wir dürfen nicht ſelber wählen, was uns gut iſt, und wohl uns, daß wir dieß nicht dürfen, denn wir würden gar oft eine ſchlechte Wahl treffen. Und darum iſt das unſere Weisheit und unſere Pflicht, Alles nur der Gnade Gottes zu überlaſſen, welcher verſprochen hat, daß Alle Dinge zum Beſten gereichen ſollen Denen, die Ihn lieben. Und Er iſt getreu, der dieß verſprochen hat und wird, wenn unſer Unglaube ihn nicht hindert, ſein Wort an uns vollenden."

Die ſchwerſte Prüfung dieſer Art war für ihn der Hingang ſeines zweiten Sohnes, eines Kindes, das die ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft gab, und vor andern liebenswürdig war. Die, welche dieſes ſeltene Kind kannten, ſahen in ihm, ſo jung es noch war, für die Zukunft eine Zierde der Familie, und einen Segen der menſchlichen Geſellſchaft. Der Knabe ſtarb plötzlich, an einer Krankheit, welche kaum 15 Stunden lang gedauert hatte, im October 1733; ſeines Alters noch nicht ganz 6 Jahre. Alle Freunde der Familie fürchteten, dieſer plötzliche Schlag werde die zärtlichliebenden Aeltern ganz niederſchmettern, aber der glückſelige Vater hielt ſich aufrecht an dem Gedanken, daß ſein theures Kind nun zu einer Seligkeit gelangt ſey, welche kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, und welche in keines Menſchen Herz gekommen iſt. Sein Herz war durchdrungen von dem Gefühl der Liebe Gottes, welcher eines ſeiner Kinder, und zwar das, welches ihm am innigſten am Herzen lag, ſo frühe zu ſich genommen hatte; ſo daß die Freude über die Seligkeit ſeines kleinen Lieblings, den Schmerz über den Hingang deſſelben überwog. Wenn er bedachte, was das Leben des Menſchen ſey, wie viel in ihm der Gefahren und Verſuchungen ſind, und wie oftmals Kinder, welche viel Gutes verſprachen, verdorben und zu Grunde gerichtet werden, da mußte er, mit Salomon, „die Todten, die ſchon geſtorben ſind, mehr loben, denn die Lebendigen, die noch das Leben haben,“ und obgleich das Auge voll Thränen war, jauchzte dennoch ſein Herz vor Freuden, daß nun ſein liebes Kind ſo ſicher und ſelig aufgehoben ſey, im Hauſe ſeines himmliſchen Vaters. Ja, dieſe Gedanken hatten ſich ſeiner ſo ganz bemächtigt und ihm in jenen Tagen der Trauer eine ſolche Ruhe gegeben, daß die, welche ihn nicht genauer kannten, in Verſuchung kommen konnten, an ſeiner zärtlichen Vaterliebe zu zweifeln.

Wie als Gatte und als Vater, gegen ſeine Gemahlin und ſeine Kinder, ſo war er auch als Hausherr gegen ſeine Dienſtboten voll von einer Liebe, welche nicht zunächſt für das eigene Wohlgefallen, ſondern um das Heil und Wohlergehen anderer Seelen beſorgt und bemüht iſt. Er achtete auch in ſeinem niedrigſten Diener und Reitknecht den Menſchen, den auf Chriſti Namen Gekauften, durch Chriſtum Erlöſeten. Darum war ſein Benehmen gegen dieſe Leute mild, freundlich, väterlich ernſt; er ſelber ſuchte bei jeder Gelegenheit ſie zu belehren über das Eine, das noth thut, und ſie zum Guten zu ermahnen. Einer der erſten Briefe, den er nach ſeiner Bekehrung an ſeine Mutter ſchrieb, ſpricht die Sorge für das leibliche, noch mehr für das geiſtige Wohl eines gefährlich kranken Dieners aus, den er damals nach England zurückſendete; eines der letzten Worte, das er, wie wir ſpäter ſehen werden, vor ſeinem Verſcheiden ſprach, betraf die Sorge um die Sicherheit eines treuen Dieners, der noch um ihn bemüht war.

Mit einer gleichen Vatertreue nahm ſich denn unſer Obriſter auch der ihm untergebenen Soldaten an. Der Prediger Doddridge beſuchte einſt einen ſeiner Dragoner auf dem Sterbebette. Der Menſch war ſchon dem Tode nahe, aber ſein Herz war freudig. Er erzählte dem Prediger, was Gott an ſeiner Seele durch den Obriſt Gardiner gethan habe, der ihm in all ſeinen geiſtlichen, wie leiblichen Angelegenheiten ein lieber Vater geweſen ſey. Auch jetzt in ſeiner Krankheit habe er ihn täglich beſucht und ihm geſagt, was ſeiner Seele heilſam ſey, dabei habe er ſorgfältig darauf geſehen, daß ihm in ſeiner leiblichen Pflege nichts abgehe. — Und ſo war Gardiner nicht etwa nur aus perſönlicher Zuneigung gegen einen; ſo war er gegen alle ſeine Soldaten. Denn Partheilichkeit war ſeiner Seele ferne, wie ſich dieß namentlich auch bei den Beförderungen und bei der Vertheilung der militäriſchen Auszeichnungen aus ſeiner Hand zeigte, wobei er ſich jederzeit nur von der ſtrengſten Gerechtigkeit leiten ließ.

So ſehr als möglich glich das Verhältniß dieſes hohen Officiers zu ſeinen Untergebenen und der Soldaten zu einander ſelber, einem Familien-Leben. Er ſahe öfters in den Quartieren der Einzelnen nach, ob Alles aufs Beſte beſtellt ſey; ſelbſt die nöthigen Anordnungen über die Pflege und möglichſt gute Behandlung der Pferde traf er mit Fleiß. Wer ihn am Sonntage mit ſeinen Dragonern bei dem öffentlichen Gottesdienſte ſahe, konnte durch den Ausdruck dieſer ungeheuchelten, ernſten Andacht erbaut, wer ihn bei anderer Gelegenheit unter ſeinen Soldaten ſahe, mußte durch dieſe Sorgfalt für das Beſte jedes Einzelnen gerührt werden. Aber dieſe Milde und Freundlichkeit waren von ſolcher Natur und Haltung, daß ſie der militäriſchen Würde und der nöthigen Achtung des trefflichen Mannes bei ſeinen Untergebenen auch nicht den mindeſten Abbruch thaten; denn in Gardiners Weſen war eine Würde anderer, höherer Art, welche auch der roheſte Menſch mit Achtung anerkennen mußte. Es war die Würde des Chriſten, welche der Obriſt nie durch Ausbrüche des Zorns oder anderer Leidenſchaften verläugnete.

Bei all ſeiner Milde übte er aber auch, da wo es ihm nöthig ſchien, eine heilſame Strenge aus. Heilſam: denn dieß wurden auch die härteſten militäriſchen Strafen unter einer ſolchen Leitung, wie die des Gardiner war. Wir erwähnen hier nur einen Zug dieſer wohlthätigen Strenge:

Während das Cadagan'ſche Dragoner-Regiment, bei welchem Gardiner Obriſt-Lieutenant war, in Leiceſter lag, befand ſich ein Theil jenes Regimentes auf dem Lande, in der Nachbarſchaft der Stadt einquartirt. Einſtmals hielt der Obriſt-Lieutenant unvermuthet, mitten in der Nacht, die Runde, da fand er, daß eine der Schildwachten ihren Poſten verlaſſen hatte. Der Soldat, welcher ſich dieſe große Pflichtvergeſſenheit hatte zu Schulden kommen laſſen, wurde in ſeinem Schlupfwinkel aufgefunden, und vermehrte ſein Vergehen noch dadurch, daß er einige furchtbare Eide und Flüche gegen Die ausſtieß, welche ihn entdeckt hatten. Dieſe Art von Ruchloſigkeit pflegte Gardiner an ſeinen Leuten niemals ungeahndet zu laſſen. Der Soldat, welcher nachher über ſein Vergehen ſehr beſchämt und beſtürzt ſchien, wurde am andern Morgen in die Wohnung des Obriſt-Lieutenants geführt, wo eine angemeſſene militäriſche Strafe an ihm vollzogen werden ſollte. Während der Vorbereitung dazu und ſelbſt während der Vollziehung der Strafe, ſprach der Obriſt-Lieutenant ernſt und zugleich herzlich liebevoll mit dem Menſchen über die Größe ſeiner Schuld, erinnerte ihn daran, wie ſehr er gegen ſeine Pflicht als Soldat gefehlt, und wie ſchwer er Gottes Majeſtät beleidigt habe, und gab ihm bei den Schmerzen der leiblichen Züchtigung, von Menſchenhand, zu bedenken: wie viel ſchrecklicher es ſeyn müſſe, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, und jene Pein der Verdammniß wirklich zu erdulden, welche er fluchend über ſich und ſeine Cameraden herbeigerufen habe. Dieſe Ermahnungen hatten eine ſo gute Wirkung auf den Soldaten, daß dieſer die Strafe mit Demuth, ja mit Dankbarkeit annahm. Sein Obriſt wurde ihm von da an noch viel lieber als ſonſt; die guten Folgen der liebevoll-ernſten Beſtrafung ſchienen an dieſer Seele von bleibender Art zu ſeyn.

Wenn ſich bei ſolchen Gelegenheiten der Spott der Feinde und Verächter der Chriſtus-Religion über den „frommen“ Officier ergießen wollte; ſo mußte derſelbe dennoch wieder bald verſtummen, wenn der Augenſchein und das allgemeine Zeugniß es erwieſen: daß der ſo fromme Officier, was den ganzen äußern Umfang ſeines Berufes betraf, zugleich der tüchtigſte und beſte ſey. Von ſeiner Tapferkeit, welche, wann die Pflicht rief, keine Furcht noch Selbſtſchonung kannte, haben wir ſchon im Vorhergehenden mehrere Proben geſehen. Es lag ihm aber nicht allein an, ſich ſelber im Dienſte ſeines Königs und ſeines Vaterlandes als einen wackern Kriegsmann zu erzeigen, ſondern alle ihm untergebenen Soldaten zu dergleichen zu machen. Daher wendete er einen ganz ungemeinen und unermüdeten Fleiß auf die Waffenübungen derſelben; er ſelber war zugegen, auch wo ihn die gewöhnliche Einrichtung davon frei geſprochen hätte; ſo groß das Opfer war, das er als zärtlich liebender Gatte und Vater hiermit brachte, verweilte er doch immer, ſo viel als nur möglich, an dem Aufenthaltsort und in der Mitte ſeines Regimentes. Und die guten Früchte, welche dieſer treue Fleiß trug, fielen bald unverkennbar in die Augen. Das Regiment, bei welchem er eine Reihe von Jahren als Obriſt-Lieutenant geſtanden, wurde als das ausgezeichnetſte der engliſchen Reuterei anerkannt, und dieſe Cadagan'ſchen Dragoner hatten ſich auch durch ihre Aufführung einen ſo guten Ruf erworben, daß jeder Ort, da ſie einquartirt werden ſollten, ſie mit Freuden aufnahm. Ja Viele, welche dieſes brave, durch Gardiner ſo herrlich ausgebildete Regiment genauer kannten, haben geäuſiert, daß die unglückliche Affaire bei Preſton-Pares, in welcher Gardiner fiel, würde einen ganz andern Ausgang genommen haben, wenn der Obriſt damals noch dieſes ihm bis zum Tode treu ergebene, tapfere Dragoner-Regiment commandirt hätte.

Der wohlthätig-beſſernde, veredlende Einfluß, den dieſer wahrhaft hohe Officier auf ſeine Standesgenoſſen hatte, war übrigens nicht bloß auf die gemeinen Soldaten oder auf die unter ihm ſtehenden Subaltern-Officiere beſchränkt, ſondern verbreitete ſich auch auf die mit ihm in gleichem Range, ja ſelbſt auf die hoch über ihn geſtellten Officiere der Armee. Wir wollen hier nur eine Anekdote anführen, welche zeigen kann, wie es Gardiner anfieng, um einer ganzen, vornehmen Geſellſchaft dieſer Art den Mißbrauch des Namens Gottes zu verwehren, und ſie zugleich über das Unrecht, das hierinnen liege, zu belehren.

Während Gardiner zu Bankton war, beehrten ihn einſt der General-Feldmarſchall der Königlichen Armee (der damals in Edinburgh verweilte), und mit ihm mehrere Officiere vom höchſten Range, mit ihrem Beſuch, und nahmen ein Mittagsmahl bei ihm ein. Als die ehrenwerthen Gäſte ſämmtlich bei einander waren, redete ſie Gardiner beſcheiden und voll Hochachtung, zugleich aber mit ſeinem gewöhnlichen Ernſte an, und erklärte ihnen, daß er durch die Gnade Sr. Königl. Majeſtät zum Friedensrichter dieſes Diſtrikts beſtellt ſey. Er habe bei dem Antritt dieſes Amtes ſchwören müſſen, die Geſetze, namentlich auch die gegen das unnütze Schwören und Fluchen, aufrecht zu erhalten, und er halte ſich in ſeinem Gewiſſen für verbunden, dieſe Amts-Pflicht unpartheiiſch, gegen Jedermann, ſey er, von was Stand er wolle, auszuüben. Er müſſe daher ſeine ihm ſehr werthen, edlen Gäſte bitten, auf ihrer Hut zu ſeyn. Im Fall ihnen aber ein Schwur oder Fluch entſchlüpfen ſollte, bäte er ſie, ſeine legale Ahndung dieſer Verletzung des Geſetzes nicht aus Mangel an Hochachtung herzuleiten, ſondern dieſelbe als eine gewiſſenhafte Handhabung ſeiner Richter-Pflichten anzuſehen. — Der Feldmarſchall unterſtützte ſogleich Gardiners Erklärung, fand die Amtstreue deſſelben ſehr lobenswerth, verſprach, wenn er ſelber in einen ſolchen Fehler verfallen ſollte, willig das Strafgeld zu entrichten, und war auch bei Tafel Gardiners Abſichten ſo behülflich, daß, wenn dieſer einmal hinweggerufen wurde, er ſelber indeß über die Gäſte die Aufſicht führte und jeden, gegen das Geſetz Fehlenden, zur Strafe zog. Bei dieſer, wie bei andern ähnlichen Gelegenheiten ward die nicht unanſehnliche Geldſtrafe, die nach engliſchem Geſetze, wenn dieſes in ſeiner Stren-

Strenge geübt wird, auf einen Fluch oder unnützen Eid feſt beſtimmt iſt, in eine Sparkaſſe gelegt, welche zur Unterſtützung und beſſern Verpflegung kranker, oder ſonſt in Noth gerathener Menſchen (beſonders Soldaten des Regimentes,) beſtimmt war.

So fürchtete und ſcheuete Gardiner, wenn es die Ehre Gottes galt, das Angeſicht keines lebenden Menſchen, ſondern, nach einem Ausdruck der Schrift, er ſelber ſtellte in ſolchen Fällen den Uebertretern ſein Angeſicht „feſt wie einen Kieſelſtein" entgegen. Und wäre der, welcher etwa durch Fluchen und unnützes Schwören den Namen Gottes entheiligte, ein Prinz, oder ſein König ſelber geweſen, er würde ihm, wo nicht durch Worte, doch durch Mienen ſeine Betrübniß und ſein Erſtaunen zu erkennen gegeben haben.

Wenn unſer furchtloſer Obriſter an Allen, ohne Unterſchied des Standes und äußeren Anſehens, das rohe Vergehen des Mißbrauches des göttlichen Namens ſtrafte, ſo mußten die, welche ſo beſtraft wurden, wenigſtens „als gebildete Menſchen" ſich ſchämen und ſchweigen. Ganz anders aber verhielt es ſich da, wo er über eine andere Art der Herabwürdigung und Entheiligung des großen Namens eiferte, zu welcher „den gebildeten Ständen" gerade ihre „Bildung" nicht bloß ein Recht, ſondern ihrer Meinung nach ſogar eine Verpflichtung zu geben ſchien. Gardiner konnte nicht ſchweigen und ſchwieg nicht, wenn eine freche Vernunft unter dem Panier des großen Wortes Aufklärung, dem Panier der ewig unveränderlichen Gotteswahrheit entgegen trat. Er eiferte gegen jene neue Lehren, welche dem ewigen, göttlichen Sohn die Ehre der Gottheit rauben, welche Den, der im Anfang war bei Gott, zu einer bloßen Creatur machen, oder die Einwirkung des heiligen Geiſtes und die Nothwendigkeit dieſer Einwirkung zur Rettung und Bekehrung des Sünders läugnen wollten. Wie unſer Luther, ſahe er wohl ein, daß dieſe Verſündigungen an der erſten Tafel des Geſetzes größer, unheilbarer und von traurigeren Folgen ſeyen, als die Verſündigungen an der zweiten Tafel. Denn jene ſetzen den hochmüthigen Geiſt ihrer eigenen Vernunft und die Ausſprüche deſſelben an die Stelle Gottes und ſeines ewigen Wortes. Er ſahe wohl ein, daß jenes „denkglaubige“ oder auch das etwas beſſer ſcheinende juste milieu-Chriſtenthum, welches dann noch zurückbleibt, wenn jene Hauptlehren Chriſti und ſeiner Apoſtel bei Seite geſchafft oder entkräftet ſind, eine der wirkſamſten Erfindungen des Feindes der Menſchenſeelen ſey, um dieſe allmälig ganz vom Chriſtenthum hinweg, zum ſogenannten Deismus, zum Laſter und zum Verderben zu führen. Durch Ihn, nur durch Ihn, der uns verſöhnt hat mit Gott, und gerecht gemacht hat vor Gott durch ſein Blut, könne in jedem Augenblick der Sünder Vergebung und Rettung von der Sünde Verderben, ſo wie Kraft zur Heiligung und Beſſerung empfangen. Eine Lehre, welche andere Mittel der Heilung und Beſſerung anempföhle, als die in Chriſto dargebotenen, gleiche, aufs gelindeſte geſprochen, dem Verfahren jener Charlatane, welche einem tödtlich Schwachen oder Kranken, den eine kräftige Arzenei retten könnte, gefärbtes Pfützenwaſſer, ſtatt der allein noch wirkſamen Heilmittel darreichten.

Unſer Obriſter ſchwieg alſo auch gegen dieſe Art der Entheiligung des großen Namens nicht ſtille, und zog ſich dadurch öfters das Mißfallen der aufgeklärten, gebildeten Stände zu, aber, was eine große Gnadengabe, ihm von Gott verliehen, war, er eiferte nicht mit Unverſtand.

Sein Lebensbeſchreiber Doddridge ſagt bei dieſer Gelegenheit, wo er ſeines Eifers erwähnt, von ihm: „Dennoch muß ich erklären, daß, ſo viel ich von ihm weiß (und ich glaube, daß er in ſolchen Dingen ſo offen gegen mich war, wie gegen irgend einen Menſchen in der Welt), er niemals ſich geneigt zeigte, auf leichten Verdacht hin irgend Jemand ſolcher verderblichen Lehren zu beſchuldigen, beſonders wenn er an ihm Spuren eines guten, rechtſchaffenen Wandels bemerkte, welche er an allen Menſchen, ohne Anſehen des äußeren Bekenntniſſes oder der Verſchiedenheit der Anſichten, ehrte und liebte. Er hielt den grundloſen Argwohn und die (verdammenden) Verdächtigmachungen jeder Art für eine ſelber verdammungswürdige Sünde und urtheilte mit dem guten Biſchoff Burnet, daß man jeden Menſchen für gut, ſeinen innern Glauben für recht halten müſſe, bis man ſich vollkommen überzeugt habe, daß er böſe und gottlos ſey. Er erkannte und ſcheute aufs Lebendigſte die unglückſeligen Folgen, welche daraus entſtehen müßten, wenn man, beſonders Lehrer der chriſtlichen Wahrheiten, auf ſolche Weiſe verdächtig mache. Und wenn ihm aus menſchlicher Schwachheit in ſeinem wohlmeinenden Eifer ein etwa beleidigend erſcheinendes Wort gegen einen Solchen entſchlüpft war, was wohl nur ſehr ſelten geſchehen ſeyn mag, ſo zeigte er ſich von Herzen willig, ſobald er zur beſſern Einſicht gekommen, das Wort zurückzunehmen, welches Benehmen ihm, zu ſeinem ſonſt ſo freimüthigen, furchtloſen Weſen, gar wohl anſtund.“

„Es war allerdings ſeine entſchiedene Meinung, daß die Lehren der Arianer, Socinianer und Pelagianer der Ehre Gottes zuwider, und verderblich für die Seelen der Menſchen ſeyen, und daß ein Chriſt gegen ſolche Lehrer, welche jene Irrthümer vortrügen, ſehr auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, damit ſie ihn nicht von der kräftigen Einfalt des Chriſtenglaubens hinweggriſſen und entfremdeten. Dennoch verabſcheute er auch zugleich aufrichtig jeden Gedanken an Verfolgung in Gewiſſensſachen, und war ſo innig tief, als irgend ein mir bekannter Menſch, von der Abgeſchmacktheit und Ungerechtigkeit einer ſolchen Verfolgungsſucht überzeugt. In der That, ſein edles, heldenmüthiges Herz konnte ſich nie mit dem Gedanken vertragen, daß man jenen Gotteswahrheiten, die er ſo von ganzer Seele liebte, und die ſich ſo gut durch Gründe der Vernunft und durch das Wort Gottes vertheidigen ließen, durch ſolche feig-feindſelige Mittel ſollte Eingang verſchaffen und ſie vertheidigen, deren ſich etwa die ruchloſe Lüge und der Aberglaube zu ihrer Verbreitung und Vertheidigung zu bedienen pflegen. Eben ſo misbilligte er in jeder Art die leidenſchaftliche Heftigkeit, womit man etwa die Wahrheiten des Evangeliums (in Wort- und Federſtreit,) gegen Andersgeſinnte zu erweiſen ſuchte; denn er erkannte, daß, wenn man die Religion der Liebe auf ſolche liebloſe und unchriſtliche Weiſe aufrecht erhalten wolle, man den eigentlichen Zweck derſelben über dem angewendeten Mittel verliere, und daß das Gedeihen der Sache des Chriſtenthums hierdurch eben ſo ſchlecht befördert werde, als das Gedeihen eines lebenden Leibes, dem ſein eigenes Fleiſch zur Speiſe gegeben würde. Die Hauptwaffen, deren ſich unſer chriſtlicher Kriegsmann im Kampfe für die Ehre und Sache ſeines Herrn bediente, waren: das Erweiſen der Früchte des Chriſtenthums, in einem reinen und unbefleckten Wandel; das Ueberwinden der Feinde und Gegner durch Sanftmuth und Freundlichkeit, Geduld und Liebe. Die ſiegreiche Kraft dieſer Waffen hat ſich noch in allen Kriegen unſers Herrn bewährt; während andere Waffen, ſo ſtark ſie auch zu ſeyn ſchienen, und ſo ſcharf ſie immerhin ſeyn mochten, jederzeit in der Hand der Streiter, wenn dieſe im leidenſchaftlichſten Kampfe waren, zerbrachen und viel öfter die Hand ſelber verwundeten, welche ſie führte, als die Feinde beſiegten, gegen welche ſie gerichtet waren."

So haben wir denn hier geſehen, wie Gardiner die Seelen, welche der Wahrheit feind, oder von ihr entfremdet waren, bekämpfte und beſiegte, und wie er für die Sache ſeines Herrn und das Heil der Menſchenſeelen zu eifern pflegte. Es war dieß ein Weg des Ernſtes und der Liebe zugleich, welchen er doch nur im Verkehr mit Solchen einſchlug, die da nach ihrer eigenen Meinung gar ſatt und reich am Geiſte waren. Die Armen und Hungernden an Leib und Geiſt lernten an ihm nur die erbarmende Liebe kennen. Denn darum auch war unſer Obriſter für ſeine eigene Perſon ſo mäßig und ſparſam, darum war der Aufwand in ſeinem Hauſe ſo beſchränkt, damit Arme und Nothleidende von dem, was er an ſich ſelber ſparte, geſpeist, getränkt und mit allen Nothwendigkeiten des Lebens verſorgt werden könnten. Gott legte auch hierinnen einen ganz beſondern Segen auf ſeine Hand; ſo daß die Gaben ſo oft, in ſehr auffallender Art, zur rechten Zeit und an den rechten Ort kamen. So war in Doddridge's Gemeinde eine arme Wittwe, welche nach dem Tode ihres Mannes ein Häuflein Kinder durch redlichen Fleiß ernährt und in der Furcht des Herrn erzogen hatte, ohne der Gemeinde oder ſonſt Jemand zur Laſt zu fallen. Sie lag jetzt am Sterben, und ihre Seele lobete den Herrn, der ihr alle ihre Sünden vergeben, und ſie errettet hatte vom Verderben: den Herrn, den ihre Seele liebte, und deſſen Angeſicht ſie nun bald ſchauen, zu deſſen Freuden ſie nun bald eingehen ſollte. Aber ein Kummer, eine Sorge drückte in manchen

Augenblicken ihre Seele. Es war in ihrer Hütte nichts, wovon die Begräbnißkoſten bezahlt werden konnten. Sollte man denn etwa ihren armen Töchtern die Betten nehmen und verkaufen, damit der Leib der todten Mutter zu ſeiner Ruhe gebracht werde? — Da empfängt ſie auf einmal von einem ihr ganz unbekannten Wohlthäter, von Gardiner, eine Guinee zum Geſchenk. Dieſe Güte ihres Gottes, welche ihr dieſer noch vor ihrem Tode erweiſet, iſt ihr ein vorbedeutendes Zeichen der Gnade, welche ihr nach dem Tode wiederfahren ſoll. Sie läßt ſich im Bette aufrichten, um Gott auf ihren Knieen für ſeine Güte zu preiſen. Bald hernach entſchläft ſie fröhlich in ihrem Herrn.

Wir kommen nun zu den letzten Lebensjahren unſers Obriſten, und zu ſeinem Abſcheiden von der Welt und den Seinigen in dieſer Welt. Dieſe, beſonders ſeine ihm unbeſchreiblich theure Gemahlin, hatte er ſchon längſt auf jene letzte Trennung vorzubereiten geſucht, und ſeine Briefe, die er, wenn er von ihr getrennt ſeyn mußte, an ſie ſchrieb, athmen das Sehnen nach einem ewig ſeligen Beiſammenſeyn, und die zuverſichtliche Hoffnung auf dieſes. „Ich danke Gott (ſchrieb er in einem dieſer Briefe, der aus Carlisle datirt iſt), ich war noch nie in meinem Leben wohler auf als jetzt, und ich wünſchte nur ſo glücklich zu ſeyn, eben daſſelbe auch von dir zu vernehmen, oder lieber, mit andern Worten, von dir zu erfahren, daß du ein recht volles Vertrauen zu Gott hätteſt. Dieß würde dich ohnfehlbar zu einem recht ſeligen Frieden führen; denn Er, der Treue, hat uns dieſen Frieden verſprochen. O wäre doch das unſer heißeſtes Sehnen: bei Chriſto zu ſeyn, welches uns unendlich beſſer ware, als irgend ein anders Gut hienieden. Da zu ſeyn, wo kein Leid, keine Klagen mehr ſind, wo der ſelige Verein mit unſerm Gott durch Nichts mehr geſtört wird, wo du und ich uns niemals mehr trennen dürfen, wo wir, wie ſich unſere Stimmen und Herzen ſchon hienieden zu den Geſangen ſeines Lobes vereinten, auf ewig beiſammen, im höhern Chor unſerm Erlöſer lobſingen werden. O Ewigkeit, Ewigkeit! Welch ein wunderkräftiger Gedanke liegt in dem Worte Ewigkeit.“

Im Sommer des Jahres 1742 rückte Gardiner zum letzten Male an der Spitze des Cadagan'ſchen Dragoner-Regimentes, dem ſeine wohlthätige Einwirkung eine Reihe von Jahren war vergönnt geweſen, in Northampton ein. Die, welche das Regiment, wahrend der beiden Monate ſeines Hierſeyns, öfter beobachteten, waren von dem angenehmen Eindruck, den es durch ſeine ſchöne militäriſche Haltung und ſeine außerordentliche Gewandheit, ſo wie pünktliche Genauigkeit in den Waffenübungen machte, ganz überraſcht. Und wenn man dieſe kräftigen Krieger außer den Zeiten der Waffenübungen, in den Stunden ihrer Erholung näher kennen lernte, da mußte man jenen ernſter geſinnten Bürgern Recht geben, welche von dieſem Regimente ſagten: daß nicht bloß viele Officiere, ſondern auch ein großer

Theil der Gemeinen Männer von ſtrengſter Sittlichkeit, ja voll ernſter Gottesfurcht ſeyen. Dieſe Menſchen flößten auch den roheſten Wirthen nicht bloß durch ihr Betragen Zuneigung, ſondern Hochachtung ein: ſie waren, ohne es zu wiſſen, Lehrer des Volkes.

Gegen Ende des Jahres wurde er mit ſeinem und mehreren andern Regimentern übergeſchifft, und verweilte nun zu Gent., Hier fühlte er ſich oft von einem herzlichen Heimweh, beſonders nach den gewohnten gottesdienſtlichen Uebungen ſeines Vaterlandes durchdrungen. Am 16. Oct. ſchrieb er an Doddridge: „Was mich ſelber betrifft, ſo bin ich in der That ein dürres, unfruchtbares Land, da kein Waſſer iſt. Ströme aber von Waſſer ergießen ſich aus meinen Augen, wenn ich hier in unſerm Sodom nichts vernehme, als Läſterungen auf den Namen Gottes, und mich außer Stand ſehe, zu helfen. Doch habe ich ſchon ſechs oder ſieben Feld-Officieren das böſe Schwören abgewöhnt. Ich ſpeiſe täglich mit ihnen zuſammen und da habe ich mit ihnen ausgemacht, daß jeder, der einen unnützen Eid ſchwört, einen Schilling an die Armen bezahlen ſoll. Das hat ſchon eine herrliche Wirkung gehabt. Heute erzählte mir einer von ihnen, er ſey geſtern beim Kartenſpiel geweſen, wobei ein anderer Officier in ein rohes Schwören ausbrach. Dieß habe er (ſo ſehr ſey er ſchon davon entwöhnt) nicht anhören können, ſondern ſey aufgeſtanden, und habe die Geſellſchaft verlaſſen. — Da ſieht man, wie auch ſolche

Abhaltungsmittel vom Böſen, die an ſich ſelber von niederer Art ſind, ihren Nutzen haben, indem ſich allmälig Motive von beſſerer Art einfinden."

Um dieſe Zeit war Gardiner von einer Maſſe von Geſchäften überladen, unter anderm war ihm, auf Märſchen, die Sorge für mehrere Regimenter übertragen. Dennoch ſchreibt er Anfang Aprils 1743 an ſeinen Freund: „Gelobt, ewig gelobt ſey der Name meines himmliſchen Vaters, der meine Seele am Leben, meinen Leib bei vollkommener Geſundheit erhält. Sollte ich aller ſeiner Güte und Erbarmungen gedenken, welche er mir mitten unter der Laſt dieſer zerſtreuenden Geſchäfte wiederfahren läſſet, ich könnte kein Ende finden. Möge Er, unſer Herr und Meiſter, Sie bei Ihrem Tagwerk ſtärken, und Sie zu einem Segen für Viele ſetzen. Mein theurer Freund! ich liebe Sie mehr, als ichs ausſprechen kann, und werde dieß ferner thun, bis an mein Ende."

Der kindliche Glaube unſers Obriſten wurde jetzt auf mehrere ſchwere Proben geſtellt. Zuerſt mußte es ihm bei ſeinem Heimweh nach dem Vaterland und den Seinigen ſehr ſchwer fallen, da auf einmal die Armee Befehl bekam, ſtatt wieder nach England, nach Frankfurt am Main aufzubrechen. Eine andere, faſt nicht minder ſchwere Glaubensprobe war die, daß er, der ſchon ſo lange und wohlbegründete Anſprüche auf ein eigenes Regiment hatte, bei mehrmaligen Gelegenheiten der Art ſich zurückgeſetzt und übergangen ſahe. Er ſchrieb indeß hierüber am 21. April 1743 aus Aachen an ſeine Gemahlin: „Ich bin keineswegs über meine ſcheinbare Zurückſetzung betrübt. Mein himmliſcher Vater weiß, was das Beſte für mich ſey, und gelobet ſey ſein heiliger Name ewiglich, er hat meinem Herzen eine vollkommene Ergebung in ſeinen Willen geſchenkt. Ueberdieß bin ich noch niemals, ſeitdem ich Chriſt bin, bei irgend einer ſolchen Glaubensprobe zu kurz gekommen; immer zeigte ſichs, daß Gott etwas viel Beſſeres für mich aufgehoben hatte, als das war, das er mir verſagte. Wie könnte ich alſo, nach ſo vielen Erfahrungen von der Güte meines Herrn, ſo ruchlos ſeyn, Ihm nicht zu vertrauen?“

Sehr bemerkenswerth iſt es, wie dieſe kindliche Hoffnung ſo vollkommen und ſo bald in Erfüllung gieng. Gardiner und alle ſeine Freunde konnten nichts Anders erwarten, als daß man ihm ein Regiment zu Fuß ertheilen werde. Zwei Tage aber vorher, ehe er ſeinen Brief aus Aachen ſchrieb, war das Dragoner-Regiment des General Bland erledigt, und Se. Majeſtät hatten die beſondere Gnade, Gardiner dieſe Stelle zu verleihen. Es ward die Freude über dieſe Beförderung noch dadurch unbeſchreiblich viel größer, daß das Bland'ſche Regiment unmittelbar bei den Gütern unſers Obriſten im Quartier lag; ſo daß der Obriſt bei den Seinen und doch auch zugleich mitten unter ſeinem Regiment wohnen konnte. So hatte in der That Gott etwas viel Beſſeres für ihn aufgehoben, als das war, das er ihm verſagte.

Aber ſo nahe an der Erfüllung der liebſten Wünſche für ſein auſſeres Leben, erwartete ihn noch eine andere Prüfung. Er wurde von einem heftigen Fieber überfallen und in Lebensgefahr gebracht. Doch nach einigen Wochen raffte er ſich wieder auf, reiſte in der Mitte des Juny's durch London, wo ihm der Prinz von Wales und ſeine Gemahlin Beweiſe ihrer beſondern Gnade gaben, und eilte dann zu den Seinigen, und zu dem ihm anvertrauten Regiment nach Baulton. So lange hatte er noch niemals unter ſeiner Familie, ja ſeit ſeiner Kindheit an einem und demſelben Orte verweilt. Dieß war eine ſelige, ſegensreiche Zeit für ihn und noch mehr für die Seinen, welche in ihm beſtändig das ſtille Vorbild eines göttlichen Wandels ſahen. Denn nicht bloß, wenn er aus ſeinem Zimmer, aus dem einſamen Umgang im Gebet mit Gott kam, war an ſeinem Angeſicht und ganzen Weſen jene unbeſchreibliche Majeſtat und Kraft der Liebe zu leſen, welche der Chriſt in dem Umgang mit ſeinem Herrn empfangt; ſondern dieſe liebende Kraft leuchtete aus Allem hervor, was er am ganzen Tage ſprach und that.

Innig tief betrübte ihn der große Verfall, den er in ſeinem Vaterlande in religiöſer und ſittlicher Hinſicht zu bemerken glaubte. Ein Geiſt der Unzufriedenheit und der Widerſpenſtigkeit der Unterthanen gegen ihre Regierung, offenbarte ſich bei jeder Gelegenheit, und dieſer böſe Geiſt wurde durch die zahlreichen Anhänger des Prätendenten (Jacobiten genannt,) geweckt und genährt. Gardiner ſahe hierinnen die Vorboten großer, ſchwerer Gerichte über das ſchuldbeladene Land, und beklagte zugleich die ungemeine Sorgloſigkeit der Freunde der beſtehenden Regierung, welche durchaus zu keiner Gegenwehr Vorkehrungen trafen, weil ſie die nahende Gefahr nicht erkannten. Wenige Tauſende von Feinden hätten damals, ohne Widerſtand zu finden, nach London rücken, und die beſtehende Ordnung umſtürzen können. Der Obriſt ſchrieb in Beziehung auf dieſe Angelegenheiten gegen Ende des Jahres 1743 an ſeinen Freund Doddridge: „Es ſollte mich freuen, zu vernehmen, was bei Ihnen gute und weiſe Männer über den jetzigen Zuſtand der Dinge urtheilen. Mir, für meinen Theil, obgleich ich, Gott ſey Dank, nichts für mich ſelber fürchte, erſcheinen die Ausſichten unſers Vaterlandes in die Zukunft ſehr trübe und düſter; denn alle Arten von Ruchloſigkeit nehmen unter uns überhand, weil das Evangelium verachtet wird. Täglich flehe ich Gott um Erbarmen über dieſes ſündenvolle Land an, über welchem ſich ſchon die Wetterwolken ſeines Strafgerichtes zu ſammeln ſcheinen, und meine Kraft iſt zuweilen durch dieſes inbrünſtige Beten und Weinen vor meinem Gott ſo erſchöpft, daß ich, wenn ich von meinen Knieen aufſtehe, mich kaum aufrecht erhalten kann.“

Gardiner hatte ſich von den Folgen des obenerwähnten Krankenlagers, dem er ſich nur zu bald entriſſen hatte, nie wieder ganz erholt. Seine leiblichen Leiden ſchienen ihn und die Seinigen auf ſeinen nahen Tod vorbereiten zu ſollen, den er übrigens nicht auf dem Siegbette, ſondern, damit Gott auch durch ihn im Tode geprieſen werde, im heldenmüthigen Kampfe für das Wohl und die Freiheit ſeines Vaterlandes und für ſeinen König fand.

Im July 1745 brach nämlich die Empörung in volle Flammen aus. Gardiners Regiment, leider nicht mehr ſein altes Cadagan'ſches, wurde nach Stirling commandirt. Es hatte ſich ſeiner Soldaten damals eine ſolche Kampfluſt bemächtigt, daß ſie kaum von einem Angriff auf die in der Nachbarſchaft liegenden Rebellen abgehalten werden konnten. Aber dieſe Begeiſterung des Muthes vergieng nur zu bald wieder, als die Nachricht kam, daß die Rebellen bereits Edinburgh eingenommen hätten. Mit Kummer bemerkte Gardiner die überhand nehmende Kleinmüthigkeit in ſeinem und den mit ihm-vereinten Dunlar'ſchen und Cope'ſchen Truppen, und ſagte nun ſchon den unglücklichen Ausgang der bevorſtehenden Affaire voraus, fügte aber zugleich hinzu, daß, wenn auch ſeine Soldaten vor dem Feinde zurückwichen, doch er wenigſtens Stand halten wollte. — Ich habe, ſagte er zu einem Freund aus Edinburgh, keine entſcheidende Macht über das Betragen Anderer, aber ich habe noch ein Leben für die Ruhe meines Vaterlandes hinzugeben, und will dieß nicht ſparen."

Die Geſchichte der Schlacht bei Preſton-

Pares und der letzten Stunden unſers Obriſten erzählt ſein treuer Diener John Faſter.

Freitags am 20. September, den Tag vor der Schlacht, gegen Mittag, als die ganze Armee in Schlachtordnung geſtellt war, ritt Gardiner durch alle Reihen ſeines Regimentes. Er ermahnte die Soldaten aufs eindringlichſte, daß ſie als wackere Krieger und gute Chriſten im Dienſt ihres Vaterlandes tapfer ſtreiten und ſich auf jede Art des Ausganges wohl bereit halten möchten. Dieſe Rede machte einen kräftigen Eindruck: die Soldaten brannten vor Begierde, den Feind anzugreifen, und Gardiner, ſo wie noch ein anderer tapferer Officier von hohem Rang und Anſehen, würden ihrem Kriegsvolk dieſen Wunſch gerne gewährt haben, wenn es ihnen wäre zugelaſſen worden. Vergeblich aber war es, daß man dem Oberbefehlshaber vorſtellte, wie viel beſſer es ſeyn werde, den Soldaten jetzt, wo ſie noch friſch und voll guten Muthes ſeyen, den Angriff des ungeübten, barbariſchen Feindes zu geſtatten, als ſie, ohne ihnen Ruhe zu geſtatten, eine Nacht unter den Waffen ſtehen zu laſſen. Die Soldaten würde die Erlaubniß zum ſchnellen Angriff muthig machen, den Feind dagegen, der ohnehin im Kampf der Empörung gegen ſein Vaterland kein gutes Gewiſſen habe, werde ein wohlgeordneter Ueberfall entmuthigen. Auch könne man, wenn man ſelber angriffe, alle Vortheile, welche die ihm durchaus ſo wohl bekannte Gegend darböte, mit guter Ueberlegung benutzen. Eben ſo vergeblich waren auch Gardiners Vorſtellungen in Beziehung auf die Anordnung der Kanonen. Der Obriſt wünſchte nämlich, daß dieſe im Centro der linken Armee, nicht aber unmittelbar vor ſeinem Regiment aufgeſtellt würden, welches den rechten Flügel bilden half, weil die Pferde noch nie in einer Schlacht gebraucht waren, und daher leicht durch das Abfeuern des ſo nahe ſtehenden Geſchützes könnten in Unordnung gerathen. Er wünſchte um ſo mehr, daß dieſe Anordnung getroffen würde, da aller Wahrſcheinlichkeit nach, der erſte Angriff der Rebellen mit ſeiner größten Heftigkeit auf das Centrum der Infanterie treffen mußte, wo, wie dieß der Obriſt wußte, wackere Kriegsleute ſtunden, von deren guter Haltung, nächſt Gott, das Schickſal des Tages am Meiſten abhing. Da er ſahe, daß er mit keiner dieſer Vorſtellungen durchdringen konnte, und daß man auch einige andere Vorſchläge zum Beſten der allgemeinen Sicherheit, auf deren Ausführung er mit ungewöhnlichem Ernſte drang, unbeachtet ließ, deutete er noch mit einigen Worten die traurigen Folgen an, welche ein ſolches Verſchmähen jedes wohlmeinenden Rathes haben würde und auch wirklich hatte, und überließ nun ruhig Alles der Leitung Gottes. Den noch übrigen Theil des Tages benutzte er zu ſo guten Anordnungen, als die nunmehrigen Umſtände ſie ihm erlaubten.

Die Nacht brachte er, in ſeinem Mantel gehüllt, unter den Waffen zu; am Morgen gegen 3 Uhr ließ er ſeine vier Bedienten zu ſich kommen. Drei von ihnen entließ er mit innig chriſtlichen

lichen Ermahnungen, und empfahl ihnen mit ſo feierlichem Ernſt die Erfüllung ihrer Pflichten und die Sorge für ihre Seele, daß es ſcheint, als habe er es gewußt, daß dieß ſein letzter Abſchied von ihnen ſey. Die ihm noch übrige Zeit (ſie betrug nicht viel über eine Stunde,) wendete er wahrſcheinlich zu ſeinen gewöhnlichen Andachtsübungen an.

Sehr früh am Morgen wurde die Armee durch das Getöſe aufgeſchreckt, das der annähernde Feind machte. Da ſich derſelbe bis auf Schußweite genähert hatte, gab er ein mörderiſch Feuer, durch welches die Dragoner des linken Flügels ſo in Unordnung geriethen, daß ſie unaufhaltſam die Flucht ergriffen. Unſer Obriſt empfieng bei dieſem Angriff eine Schußwunde in die linke Bruſt, welche ihn unwillkührlich im Sattel emporſpringen machte. Als dieß ſein Reutknecht ſahe, bat er ihn, er möge ſich doch zurückziehen und verbinden laſſen, der Obriſt erwiederte, es ſey nur eine Fleiſchwunde und drang muthig fechtend vor, obgleich ihn unmittelbar nachher ein Schuß in den rechten Oberſchenkel traf. Man ſahe noch verſchiedene Feinde unter den Hieben ſeines Schwertes fallen, unter andern einen tückiſchen Verräther, der ihm noch wenige Tage vorher einen anſcheinenden Freundſchaftsbeſuch gemacht, und dabei den größten Eifer für die Sache des Königes geheuchelt hatte. Nur kurze Zeit war der Obriſt durch ſeine Soldaten unterſtützt, und ritterlich kämpften mit ihm der wackere Lieutenant Weſt und der

Obriſt-Lieutenant Whitney, der hierbei durch den Arm geſchoſſen wurde, und wenig Monate nachher den Heldentod in der Schlacht bei Falkirk fand; auch hielten etwa funfzehn Dragoner bis zuletzt treulich bei ihrem Obriſten aus. Der übrigen aber bemächtigte ſich gar bald ein paniſcher Schrecken, und obgleich Gardiner und mit ihm einige andere brave Officiere Alles thaten, um ſie zum Stehen zu bringen, ergriffen ſie dennoch, dem Beiſpiel des linken Flügels folgend, eine eilige Flucht. Da bemerkte der Obriſt, daß ein Theil des Fußvolkes, das er mit ſeinen Dragonern hatte decken ſollen, und welches bis dahin muthig fechtend Stand gehalten hatte, ohne Officier war, und rief laut aus: „Dieſe braven Leute werden aus Mangel an einem commandirenden Officier in Stücken gehauen werden,“ ritt auch ſogleich zu ihnen hin und ſchrie ihnen zu: „Feuert nur brav zu, meine Kinder, und fürchtet nichts.“ In dieſem Augenblick näherte ſich ihm ein Hochländer mit einer Senſe, die an einer langen Stange befeſtigt war, und verſetzte ihm damit eine ſo tiefe Wunde in den rechten Arm, daß ihm das Schwert entfiel. Eine andere Schaar dieſer Wüthenden drang herzu, riß ihn vom Pferd, und ein gewiſſer Mac-nought, der ein Jahr nachher als Verbrecher hingerichtet wurde, verſetzte ihm mit einer Axt den Todesſtreich ins Hinterhaupt. Noch hatte der tödlich Getroffene ſo viel Kraft und Beſinnung, daß er ſeinen herabgefallenen Hut mit der linken Hand ergriff und damit ſchwenkend ein Signal zum

Rückzug gab; ſeinem treuen Diener rief er zu: „Eil' und rette dich.“ Ja man erzählt, daß er noch zu einem der feindlichen Heerführer die Worte geſagt habe: „Ihr kämpfet um eine irdiſche Krone, ich aber gehe nun hin, um eine himmliſche zu empfangen.“

Neben dem jetzt ohnmächtig zu Boden Geſunkenen war nun nicht mehr länger der Kampf einer gewöhnlichen Schlacht, ſondern ein mordluſtiges Gemetzel. Jener Geiſt, welcher für eine ſchlechte Sache, für die Sache der Empörung, die Waffen führt, kennt keine Menſchlichkeit, keine Schonung; er ſelber iſt ja eines Geſchlechts mit dem Geiſt der Räuberei, der Mordluſt, der Lüge. Dieß erfuhren die königlichen Truppen, welche ſich der Gnade des Feindes, den Lord Elcho zum Morden anführte, ergeben hatten; dieß erfuhren die Wohnungen und Bewohner des ganzen umliegenden Landes, unter anderm auch Gardiners verlaſſenes Haus.

Der treue Diener hatte indeß den Befehl ſeines Herrn befolgt, und war zu einer Mühle entflohen, welche etwa eine Stunde Weges vom Schlachtfelde ablag. Hier verkleidete er ſich in das Gewand eines Müllerburſchen und kehrte, mit einer Sicherheitskarte verſehen, zum Schlachtfeld zurück. Da lagen ſchon alle Kämpfer für die Sache des Vaterlandes, welche noch Stand gehalten hatten, zu Boden geſtreckt; der Kampf ruhete. Der Diener fand ſeinen lieben, verehrten Herrn, ſeiner meiſten Kleidungen beraubt, in ſeinem Blute, aber noch athmend, am Boden liegen. Als er ihn empor hub, öffnete der Sterbende noch einmal die Augen, konnte aber nicht mehr ſprechen. So trug er ihn zur Kirche von Trannet; man brachte ihn aber ſogleich in das Haus des dortigen Pfarrers und legte ihn in ein Bett. Hier athmete er noch einige Zeit. Endlich um eilf Uhr des Vormittags war auch dieſer Kampf vollendet; des Todes Schrecken war beſiegt, das Feld der ſeligen Ewigkeit war gewonnen. Auf dem Gottesacker der Kirche von Trannet, mit deren Gemeinde er ſich ſo oft im gemeinſamen Gottesdienſt erbaut hatte, wurde auch des theuren Helden Leichnam feierlich beſtattet, und ſeinem Begräbniß wohnten viele Edle des Landes bei, ohne ſich vor den Rebellen, die damals hier herrſchten, zu ſcheuen. Doch ſelbſt die Feinde ſchienen von dem Fall dieſes Mannes gerührt, und ſprachen von ihm mit Achtung.

Das Gerücht von Gardiners Tode, von der Niederlage der königlichen Armee, hier bei Preſton-Pares und bald hernach bei Falkirk, weckte auf einmal alle ſchlummernden Kräfte in den Anhängern des Königes und der brittiſchen Freiheit auf. Bald waren muthige Männer und ſtreitbare Arme um den Herzog von Cumberland verſammelt; der Feind erlag, das Land kehrte zu ſeiner vorigen Ruhe zurück.

Gardiners Bekannte haben uns das Bild ſeiner äußeren Geſtalt beſchrieben, das in ihrer Phantaſie zurückgeblieben war. Sie ſchildern uns denſelben als einen Mann von ſehr anſehnlicher Länge, von kräftigem Bau und wohlproportionirten Gliedmaſſen, mit dunkelgrauen Augen, hoher Stirne und ſehr edlem, wohlgebildetem Angeſicht, in deſſen Mienen Demuth mit hohem, unerſchrockenem Mannesmuth vereint wohnte; ſeine Stimme war ſehr ſtark, die Ausſprache angenehm. Das Bild ſeines innern Weſens hat ſich nicht der Phantaſie und Erinnerung allein; es hat ſich dem Leben und Wirken Derer, die ihn liebten, ſelber eingeprägt und iſt hier nicht erloſchen, wird auch ferner nicht erlöſchen. Denn ſeit dem denkwürdigen Ereigniß, welches auch eine tiefer gründende Seelenlehre nur in ſeinem Verlauf und bedeutungsvollen Folgen zu beſchreiben, nicht weiter zu erklären, vermag, war dieſer Mann ein Gefäß der Segnungen, gefüllt mit heilſamen Kräften für ſeine Zeit und für die Nachwelt geworden, dergleichen die Geſchichte dieſer letzten Menſchenalter nur wenige zu nennen weiß.

Mittheilungen aus dem Reiche.

Mittheilungen aus dem Reiche.

Jene Esquimaux, denen die Miſſionarien lange ſchon von der Allmacht und Weisheit Gottes, von ſeiner Vorſorge für alle Creaturen, und ganz beſonders für den Menſchen, geſprochen hatten, waren bei dieſem Unterricht völlig ungerührt und gleichgültig geblieben, bis einſt einer von den Lehrern ihnen von Chriſtus erzählte, der aus Liebe zu uns Menſch geworden und am Kreuz geſtorben ſey. Da rief, zum erſtenmal von der Rede der Miſſionarien ergriffen, einer der Anweſenden aus: „Sag' uns das große Wort noch einmal," und von nun an waren die Herzen jener Wilden für die Predigt des Evangeliums aufgethan, dieſe trug reich geſegnete Früchte.

Bei dieſer Erzählung bemerkte ein alter Lehrer aus eigner Erfahrung: „Wenn ich zurück denke an das, was meinem Geiſt die erſte Nahrung, die erſten Kräfte der Ewigkeit gab, ſo finde ich, daß mir ſchon als Kind die Geſchichte des für mich ein Kind gewordenen Gottesſohnes, bei deſſen Geburt die Engel ſangen, ſo wie die

Geſchichte des für mich am Kreuz geſtorbenen und auferſtandenen Heilandes, Liebe zu Gott, Kraft zum Gebet und zum Gehorſam ins Herz gab. Und ſo iſt es bei mir dann immer geblieben, von der Kindheit an bis in mein jetziges Alter: ſo oft ich dieſe, den Augen der Menſchen ſichtbar gewordenen, von ihren Ohren vernommenen, von ihren Händen berührten Wunder der Offenbarung Gottes im Fleiſch, den Wandel des Herrn auf Erden, die Thaten der Apoſtel betrachte, da empfängt mein Herz, auch wenn es öfters vorher ſehr matt war, neue Kraft zur Liebe, zum Glauben, zum Gebet. Ich möchte die Wirkung der Geſchichte der Menſchwerdung Gottes, auf unſern Geiſt, mit der Wirkung der Nahrungsmittel auf den Leib vergleichen, ohne welche der Leib niemals wachſen und gedeihen, und ſelbſt nicht einmal am Leben bleiben könnte. Ja, der Menſch der Ewigkeit würde in dieſem Gebilde aus Fleiſch niemals zum Leben erzeugt worden und erwacht ſeyn, wenn Chriſtus nicht wäre ins Fleiſch gekommen.

Was im großen und vollkommenen Maaße die Geſchichte der Thaten Gottes zur Erlöſung des ganzen Geſchlechtes der Menſchen, und die Geſchichte der Thaten der Apoſtel bewirkt, das vermag, in ſeinem beſchränkteren Maaße, auch ſchon das Erzählenhören und Betrachten der Geſchichte frommer Menſchen zu wirken. Denn auch hierin iſt es ja zunächſt nur das Thun und Walten des Geiſtes Gottes an der einzelnen Menſchenſeele, was wir, als etwas in ſeinen Folgen Wahrnehmbares, als etwas vor unſern Augen Geſchehenes, betrachten.“ — —

Bemerkungen und Gedanken dieſer Art ſind es geweſen, welche mir den Muth gaben, die nachſtehenden Erzählungen, welche ich ſchon vereinzelt bekannt gemacht habe, mit nur wenigen Abänderungen und Zuſätzen hier in dieſes Buch aufzunehmen.

1) Ein wirkſames Glaubensbekenntniß.

Der vor wenig Jahren verſtorbene Garniſonprediger Moſer zu Stuttgardt, gab in ſeinem höchſt ſchwierigen Amte vielfache Beweiſe von der Geiſtesgegenwart, dem feſtem Muth und der inneren Kraft, welche ein beſtändiger, treuer Umgang mit Gott im Gebet, dem Herzen des Chriſten giebt. Wir wollen hievon in dieſen Mittheilungen einige Beiſpiele anführen.

Einmal wurde er an das Sterbebette eines Obriſten gerufen, der in ſeinem Leben wohl wenig an Gott und Ewigkeit gedacht. Moſer predigte dem Kranken Buße und Glauben an den Herrn Jeſum; der Kranke aber entgegnete: daß die Pfarrer ſelber nicht mehr an das glaubten, was ſie Anderen predigten. Da hielt Moſer plötzlich in ſeinen Vermahnungen ein, ſammelte ſich feierlich und ernſt und ſprach dann mit ſeiner ſtarken, feſten Stimme und aufgehobenen

Händen: „So wahr Gott der Lebendige lebt: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und an Jeſum Chriſtum, ſeinen eingebornen Sohn, unſeren Herrn, der empfangen iſt von dem heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria u. ſ. w.;" kurz, er betete das ganze alte apoſtoliſche Glaubensbekenntniß mit ſolchem Ernſt, mit ſolcher innigen Andacht, daß auch der gefühlloſeſte Menſch es erkennen mußte: was dieſer ſagt, das iſt von ganzem Herzen und von ganzer Seele ſeine wahre, treue Ueberzeugung.

Welche Gotteskraft bei mancher Seelen Noth ſchon in dem andächtigen Beten dieſes alten, ewig wahren Glaubensbekenntniſſes liege, wie daſſelbe öfters bei inneren Stürmen, wenn die Wogen faſt über das Haupt ſchlagen und der Fuß nirgends mehr Boden findet, wenn Alles um uns ſchwankt, dem Herzen auf einmal Ruhe und Sicherheit und Freudigkeit zu Gott in Chriſto gebe, das hat wohl Mancher, der dieſes lieſt, ſchon an ſich und Anderen erfahren. Jene Gotteskraft des einfältig wahren Glaubensbekenntniſſes der Chriſten zeigte ſich auch dießmal an unſerem alten Obriſten. Er wurde erſchüttert und ergriffen; Moſer's Worte fanden nun bei dem Kranken ein aufmerkſames Ohr und ein geneigtes Herz. Er ſtarb im freudigen Glauben an das Erbarmen deſſen, welcher nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß dieſer ſich bekehre und lebe.

Im Glauben, ſagt man, liegt eine anſteckende

Gewalt für andere Menſchenſeelen. Allerdings, wenn der Glaube des Predigers, der dieſen gern ſeinen Zuhörern mittheilen möchte, ſo felſenfeſt, ſo wahr, ſo im Feuer geläutert und erprobt iſt, wie der des Garniſonprediger Moſer war. Nur die innere, lebendige Erfahrung giebt die Feſtigkeit des Glaubens, jene Erfahrung aber bringt uns ja ſo leicht und ſicher der tägliche, treue Umgang des Menſchengeiſtes mit Gott im Gebet.

2) Wie lieblich ſind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.

Ein Menſchenherz voll Sehnen nach dem lebendigen Gott, ein Menſchenherz voll Liebe gegen Gott, das aus und in dieſer Liebe ſeine Gebote mit allen Kräften hält, das wird ſchon auf Erden eine Wohnung Gottes. Denn von einem ſolchen Menſchen ſagt Jeſus: „Mein Vater wird ihn lieben und wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen.“

Ein ſolcher Tempel des Geiſtes Gottes unter den Menſchen iſt lieblich und heilig in den Augen der Engel und aller der Menſchen, deren Erbe iſt im Hauſe des Herrn. Es iſt gut auch nur in der Nähe, an den Vorhöfen eines dieſer Tempel zu weilen, denn da empfindet die Seele das Wehen und Bewegen einer geſunden, ſtärkenden Lebensluft von oben.

In der frühen, ſtillen Morgenzeit der Kindheit, wenn gute Engel der Gottesfurcht und der

Liebe zu Jeſu Chriſto ſchon bei der Wiege ſangen und der Eigenwille durch die Zucht frommer Aeltern von außen, durch die Zucht des Geiſtes Gottes von innen gebrochen worden, da kehrt er, der Herr, ſo gerne in dem Menſchenherzen ein; da erſcheint ſeine liebliche Nähe ſo deutlich fühlbar, ſo augenfällig, ſo unmittelbar, Herz zu Herzen ſprechend wie einſt, in der Morgenzeit der Geſchichte unſeres Geſchlechts, dort im Hain zu Mamre oder im Lande Morija. Ein frommes Kinderherz kennt die Verſtellung, kennt die Heuchelei noch nicht, welche Gott ein Gräuel ſind. Keine Stimme der Zweifel und der Läſterungen hat dieſen Erdboden noch verflucht und verheert; kein Gedanke gieng da noch ein, welcher dem Glauben widerſprochen hätte, daß ein Gott ſey, der ſich den Kinderſeelen gerne naht und ſie liebt, weil er ſelber Kind geworden; ein Gott, welcher jedes Wort, jedes Gebet hört und in unſerm Herzen darauf antwortet; ein Gott, welcher der Kinder Thun ſieht und durch ſeine Engel ſie bewacht und leitet. Das Getümmel der irdiſchen Sorgen, das Toben der niederen Luſt und die Angſt der ihr nachfolgenden Reue ſind in ſolcher Morgenzeit der Kindheit noch nicht empfunden und vernommen worden; aus dem noch nicht von Unkraut entſtellten Garten gehet die verſchloſſene und darum lieblicher duftende Knoſpe hervor, auf die ſich der Thau des Himmels reichlicher niederſenkt.

Der Schreiber dieſer Zeilen denkt noch öfter in dieſem Buche von dem Walten der Gnade

Gottes an dem Herzen zarter, frommer Kinder zu reden. Er möchte durch ſolche Züge zeigen, wie gut es ſey, die Menſchenſeelen recht frühe zu dem zu führen, welcher geſagt hat: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“ Denn ein frommes Kinderherz erfährt leichter als ein in den Sorgen und Genüſſen des Lebens älter gewordenes, die Nähe und Gemeinſchaft des Herrn, der ſich des Geringen erbarmt und ſiehet auf das Niedere auf Erden; der Glaube gleichet in dieſem Alter noch am meiſten dem Schauen ſelber. Und nur das ſelber Erfahrene, das ſelber Geſchaute ſteht felſenfeſt in den Ungewittern des Lebens, wächſt und trägt Früchte in die Ewigkeit hinüber.

Das Kind, von welchem heute erzählt werden ſoll, war eins von denen, von welchen es heißet: „Seine Seele gefällt Gott wohl, darum eilet er mit ihm aus dieſem böſen Leben.“ Es war, da es ſtarb, noch nicht neun Jahr alt. Ein frommer Prediger, der das Kind im Leben und im Sterben gekannt, Chriſtian Gerber, erzählt die Geſchichte (im Anhange zu ſeiner Geſchichte der Wiedergeborenen, Dresden 1730. S. 264.).

Die kleine Roſina war das einzige Kind ſehr armer, aber gottesfürchtiger Aeltern. Der Vater lebte als Tagelöhner zu Nickern, in der Pfarrei Lockwitz bei Dresden. Er hatte zwar ein eigenes Häuslein, aber nichts darinnen, als was ſeine Hände von Tag zu Tag, von Woche zu Woche erwarben, ſo viel als eben zur Nahrung und Kleidung für ihn und die Seinen hinreichte. Aber dieſe ſeine fleißigen Hände hatten nicht bloß gelernt zu arbeiten, ſondern auch ſich gern zum Gebet zu falten; er betete oft und aus Herzensgrunde mit den Seinen, denn er war fromm. Dieſer gute Vater war erſt dreißig Jahre alt, da führte ihn Gott zum Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufſtand. Die Krankheit dauerte etliche Wochen. Der Pfarrer Gerber und ſein adjungirter Sohn beſuchten ihn oft in ſeinen letzten Tagen, um ihn zu tröſten und zu ſtärken. Ihm ſelber war der Troſt nicht ſo vonnöthen als ſeiner armen Frau; denn er war ruhig und Gott ergeben, die Frau aber ſollte von dem lieben Mann und Verſorger ſcheiden, und es war weder Geld noch Brod in dem Hauſe, als was mitleidige Seelen in's Haus brachten. In dieſer Zeit der Leiden war das Töchterlein des Tagelöhners, damals noch nicht acht Jahre alt, den armen Aeltern zum beſondern Troſt. Wenn der Seelſorger weg war, blieb das Kind an des Vaters Bette ſitzen, ſang ihm Lieder vor und betete ihm die Sprüche, die es vom Pfarrer gehört oder in der Schule gelernt hatte.

Der Vater ſtarb. Die Wittwe trauerte ſehr um ihren frommen, fleißigen Ehemann und weinte oft viel. Da tröſtete das Mägdlein immer die Mutter, wenn ſie dieſe ſo weinen ſah, mit ſchönen Troſtſprüchen aus der heiligen Schrift, die ſie in der Schule gehört hatte, oder mit Verſen aus guten, chriſtlichen Liedern, z. B. mit dem

Vers

Vers aus dem kinderfrommen Liede des **Hans Sachs** („Warum betrübſt du dich meinHerz“), mit dem Vers: „Ach Gott du biſt noch heut ſo reich, als du biſt geweſen ewiglich; mein Vertrauen ſteht ganz zu dir,“ und mit dem Vers aus **Paul Gerhards** Liede: „Schickt uns Gott ein Kreuz zu tragen, dringt herein Angſt und Pein, ſollt' ich drum verzagen.“ Oder ſie ſagte zu der ſorgenden Mutter: „Liebe Mutter, weinet nur nicht, wir wollen recht beten und arbeiten, wenn ich aus der Schule komme, will ich fleißig Strohhüte flechten, der liebe Gott wird uns nicht verlaſſen.“

So vergieng faſt ein Jahr nach des Vaters Tode; die Wittwe hielt mit ihrem einigen Kinde ſparſam und treulich Haus, und beide hatten durch Gottes Segen keinen Mangel. Das Mägdlein gieng fleißig zur Schule, flocht nach der Schule eben ſo fleißig Stroh zu Hüten; ſeine einzige äußerliche Unterhaltung und Freude war eine Henne, die ſich. die kleine Waiſe vom Küchlein auferzogen und mit den abgeſparten Brodkrumen ernahrt hatte. Eines Tages, in der Erndtezeit, geht die Mutter zu einem Bauer in dem nächſten Dorfe, um bei dieſem Hafer rechen zu helfen, das Mägdlein aber geht nach ſeiner Gewohnheit in die Schule und ſetzt ſich, ſobald es nach Hauſe gekommen, vor die Thüre ſeiner Hütte hin, um Stroh zu Hüten zu flechten. Da kommt ein Nachbarsmädchen von zwölf Jahren, ein Kind von ſehr wilder Art, und will **Roſinen** nöthigen, mit ihr herumzuſpringen und

Muthwillen zu treiben. Die kleine, fromme Waiſe will das nicht. Hierüber erzürnt, reißt ſie das ſtärkere Nachbarmädchen zu Boden und kniet ihr auf den Leib, bis das Kind von Schmerzen laut aufſchreit. Als die Mutter Abends von der Arbeit nach Hauſe kommt, klagt ihr die Kleine, was ihr geſchehen ſey. Die Mutter aber meint, es werde ihr wohl nicht viel Schaden gethan haben und geht mit dem Kinde ſchlafen. Am Morgen aber klagt dieſes ſehr über Schmerz in ſeinem Leibe, kann ſchon nicht mehr aufſtehen, und auch durch die von einem guten Arzte in Dresden gebrauchten Arzneimittel werden die Schmerzen nicht gelindert, ſondern immer nur größer. Da bittet das Mägdlein ſeine Mutter: ſie ſolle ihm doch den Seelſorger holen laſſen, daß er mit ihr bete wie mit ihrem Vater, denn ſie werde ſterben. Die Mutter ſagt: „Mein liebes Kind! wen hätte dann ich. Du biſt noch mein Troſt. Du wirſt ja nicht ſterben wollen!“ — Das Kind antwortet: „Liebe Mutter! Gott muß euer Troſt ſeyn, vertrauet nur ihm. Wiſſet ihr nicht wie wir ſingen: Weil du mein Gott und Tröſter biſt, dein Kind du wirſt verlaſſen nicht. Laſſet mir nur den Herrn Pfarrer holen.“

Die Mutter erfüllte denn des Kindes Wunſch, der Pfarrer kam. Das arme Waislein bezeigte eine große Freude über des Seelſorgers Gegenwart, betete ſehr herzlich, ja wahrhaft brünſtig und gab dem Pfarrer zu erkennen, daß es ein innig beſtändiges Verlangen nach dem Himmel habe. Da fragte die Mutter abermal: „Liebes Kind, warum willſt du denn ſo gerne ſterben, du biſt ja noch ſo jung.“ Das Kind antwortete: „Es iſt ja im Himmel beſſer, dort komme ich zu meinem lieben Herrn Jeſus und ihr werdet ſchon auch nachkommen. Indeſſen lobe ich mit meinem Vater den lieben Gott und den Herrn Jeſum. Weinet ihr nur nicht um mich.“

Die Krankheit währte bis an den neunten Tag. Der Pfarrer Gerber und ſein Sohn beſuchten in dieſer Zeit das ſelige Kind oft. Ja wahrhaft ſelig, ſchon auf ſeinem Lager der Schmerzen. Denn ſie fanden es immer betend und wie es glaubensfroh ſeine Mutter tröſtete, dabei, mitten in den ſehr großen Schmerzen der Entzündung, geduldig und ſtill wie ein Lämmlein. Am Tage vor ſeinem Ende ſagte es zu ſeiner Mutter: „Der Herr Pfarrer hat mich ſo oft beſucht und mit mir gebetet, und ihr habt nichts, das ihr ihm geben könnt. Ach ſchenkt ihm doch meine Henne, wenn ich todt bin und ich laſſe ihn bitten, er ſoll immer damit vorlieb nehmen.“

Am neunten und letzten Tage der Krankheit waren etliche chriſtliche Nachbarinnen bei dem Mägdlein. Da bittet dieſes, man ſolle ihm doch das Lied vorſingen: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern.“ Und als das Lied faſt zu Ende, ſchläft das Kind darüber ſanft und ſüß ein.

Seliges Kind! wäre mein Herz wie dein Herz, ſo treu, ſo ohne Falſch; wäre einſt mein Ende wie dein Ende! — Ja, von ſolchen Seelen heißt es: Dieſe ſind Jungfrauen und folgen dem Lamme, wohin es geht!

3) „Sie riefen der Rebecca und ſprachen zu ihr: Willſt du mit dieſem Manne ziehen? — Sie antwortete: Ja, ich will mit ihm.“

Die Seuchen, wenn ſie mit verheerender Gewalt ſich aufmachen und über Völker und Länder dahinſchreiten, ſind Engel oder Boten Gottes, abgeſendet um die reifenden, vollwichtigen Aehren einzuſammeln in die ewigen Scheuern, und die Trauben zu werfen in die Kelter des Zornes Gottes. Wie der friſche Wind, der um die Zeit der Erndte dem Gewitter vorhergeht, und ſogleich unſerer von der Schwüle des Tages beengten Bruſt wieder freien Odem giebt, ſo lehren jene Boten Gottes unſeren Geiſt beten; ſie hauchen der Seele des Chriſten, an deſſen Hütte ſie vorübergehen, das alte Kindergebetlein ein:

Herr Jeſu, dir leb' ich;
Herr Jeſu, dir ſterb' ich;
Herr Jeſu, dein bin ich
Todt und lebendig,
O mach mich fromm
Und bei dir ewig ſelig. Amen.

Jener Elieſer von Damasco, Abrahams Knecht, wenn er etwa an der Spitze der anderen Knechte, in der Nacht bei Dan das Heer des Kedor Laomer überfiel, war dieſen Feinden ſeines Herrn ein Bote des Schreckens, und ſchlug ſie und jagte ſie bis gen Hoba. Aber derſelbe Knecht des Abraham, als er zu Nahors Stadt zog, um für den Sohn ſeines Herrn die Braut zu werben, erſchien dem verwandten Hauſe des Nahor als ein Geſegneter des Herrn, und die zur Braut beſtimmte Dirne, als ſie gefragt wurde: Willſt du mit dieſem Manne ziehen? antwortete freudig: Ja, ich will mit ihm. So ſehen auch Einige an dem Todesengel, der von Gott kommt, nicht den Tod, ſondern nur den Engel; für dieſe Seelen trägt der Bote Gottes nicht das Schwerdt, ſondern nur die Palme in den Händen.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hat der Engel des Todes viele Erſtlinge zu Opfergarben zuſammengebunden und in die Scheuern des Hausvaters geſammelt. Die damals durch ganz Europa gehende Blatternſeuche, welche zuweilen in einem Jahre, nur in unſerem Welttheile, Hunderttauſende von Opfern*) dahinraffte, traf vorzugsweiſe nur das Alter der unſchuldigen Kindheit, oder eben aufblühende Jünglinge und Jungfrauen. In den Hütten wie in den Palläſten fand damals der Bote des Herrn mit ernſtem Angeſichte, als er vorübergieng, noch viele junge Seelen, bei denen das oben erwähnte Kindergebetlein im Herzen und auf den Lippen war, und dieſe freuten ſich des lieben Boten und folgten ihm gerne.

---

*) Im Durchſchnitt in Europa jährlich eine halbe Million.

Chriſtian Gerber, Pfarrer zu Lockwitz, dem wir ſchon oben eine Geſchichte aus ſeiner Hiſtorie der Wiedergeborenen nacherzählt haben, beſchreibt im dritten Bande einige ſolche Begegnungen der zur Braut erkohrenen Seelen mit dem zur Werbung abgeſendeten Knechte, ſo lieblich und rührend, als das Zuſammentreffen der Rebecca mit Elieſer am Brunnen, außen vor der Stadt. Wir erzählen dießmal nur eine.

Zu Miltiz, ein Meilweges von Freiberg, wohnte in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts Herr Nicolaus Ernſt v. Luckowin, dem Gott auch durch ſeine Gemahlin, eine geborne Kayn v. Remsdorf, vier Töchter geſchenkt hatte, welche ſeines Hauſes ſchönſte Zier und der Aeltern Luſt waren. Und mit Recht; denn die Luſt dieſer Jungfrauen ſelber war an dem Herrn. Ihnen hatte Gott ſehr frühzeitig ihre rechte Mutter hinweggenommen, hatte ihnen aber eine zweite Mutter geſchenkt, welche für ihre eigene Seele und für die Seele der ihr anvertrauten Kinder mit ganzem Ernſte das ſuchte, was ewig ſelig machet: das Heil in Chriſto.

Vor allen offenbarte ſich an dem jüngſten Fräulein, mit Namen Magdalena, ſehr frühe ein wahrhaft himmliſch geſinntes Gemüth. In dieſem Kinde war kaum das rechte Verſtehen der Menſchenſprache erwacht, da wollte es ſeine Zunge zu nichts Anderem lieber brauchen, als zu dem Geſchäft der Engel: Gott zu loben, ihm zu ſingen, zu ihm zu beten; konnte auch dieſer lieblichen Beſchäftigung niemals ſatt werden, ſo daß ſchon die ſelige Mutter öfters zu ihrem Gemahl ſagte: „Dieſes Kind ziehen wir nicht groß.“ Schon ſehr frühe bezeugte jenes Fräulein ein gar ſehnliches Verlangen nach dem heiligen Abendmahl. Ob nun gleich damals die löbliche Sitte war, daß man die Kinder nicht gern vor dem funfzehnten oder ſechzehnten Jahre zum Tiſch des Herrn gehen ließ, entſchloſſen ſich dennoch die Aeltern, den Bitten dieſer jungen Seele nachzugeben, weil in ihr die Erkenntniß Chriſti und ſeines ſeligmachenden Wortes ungewöhnlich frühe zur Reiſe gekommen war. Es wurde deßhalb dem frommen Pfarrer des Ortes, Samuel Köhler, der Auftrag ertheilt, die Einſichten der kaum zwölfjährigen Magdalena zu prüfen und dieſelbe noch mehr zu dem heiligen Werke vorzubereiten. Der treue, wohlerfahrene Diener des Wortes konnte jedoch nichts anders, als über das Werk des Geiſtes Gottes an dem Herzen eines ſo zarten Mägdleins ſich freuen und verwundern. Denn ſo viel Erkenntniß mit ſolch kindlich brünſtiger Liebe und Andacht, ſolch' innige Freude des Geiſtes und heiliges Verlangen nach Chriſti Geiſt und Gnade hatte er noch kaum in einer anderen Menſchenſeele gefunden und auch in ſeiner eigenen, wie er das ſeinem Freunde Gerber bekannte, noch nicht erfahren. So oft nachmals Magdalena mit ihren lieben Aeltern dem Tiſch des Herrn nahete, konnte ſie dem treuen Seelſorger nicht genugſam die Gnade ihres

Herrn und Heilandes preiſen, welcher in ſein heiliges Abendmahl ganz beſonders die Kraft gelegt, ſelbſt den Leib des Menſchen, gleich ſeinem eigenen heiligen Leibe, zu einem Tempel des Geiſtes Gottes zu erbauen, die Seele aber, ſammt dem Geiſte, unſträflich zu behalten auf den Tag Jeſu Chriſti. Ihr Mund floß über von der Seligkeit, welche alsdann das Gefühl eines „geiſtig leiblichen" Naheſeyns des Herrn über die Seele ergeußt.

An dieſer zarten Jungfrau waren, wie zur Freude des Gärtners an einem jungen Bäumlein, alle Früchte des Chriſtenglaubens ſchon in ihrer rechten Schönheit und Reife zu finden. Es war da ein freudiges Unterwerfen alles eigenen Willens in den Willen der frommen Aeltern, ein Gehorchen ohne Murren, ja ohne Fragen; ein ſanfter Sinn gegen Jedermann, namentlich aber gegen manche Dienſtboten, welche, wie dieß manchmal der Fall iſt, gerade dieſe taubenartige Milde zu ungewöhnlichen Ausbrüchen der Widerſetzlichkeit und Grobheit aufreizte. In ihr war ein herzliches Erbarmen gegen die leidenden Brüder; ein Erbarmen, welches ſich niemals genug that, denn noch auf dem Todtenbette bedauerte ſie, daß ſie in ihrem kurzen Leben ſo wenig und faſt gar nicht Anderen dienen und Wohlthun erzeigen können. Man ſahe an dieſer Maria eine unausgeſetzte Arbeitſamkeit der Martha. Und das Alles in herzlicher Demuth. Denn ſie verlangte nicht nach Menſchenlob und Menſchengunſt; ſondern ihr ſtetiges und unausgeſetztes Sehnen war: daß ſie einſt ſelig ſeyn möge bei ihrem Heiland und Herrn. Wie bei einem jungen Kinde, das mitten unter fremden Menſchen nach ſeiner Mutter weint, welche hinausgegangen, alle Liebkoſungen und Schmeicheleien der fremden Menſchen nicht verfangen wollen, ſondern es weint mitten darunter fort; ſo konnten auch alle Ergötzlichkeiten und Zerſtreuungen der Welt in dieſer jungen Seele die Stimme des Sehnens nach der ewigen Seligkeit nicht übertäuben. **Magdalena** hatte einen wahrhaften Ekel vor jenen ſogenannten Luſtbarkeiten; ihr Herz war ſchon frühe da, wo ſein Schatz iſt.

Am 23. Mai 1690 wurde **Magdalena** nach dem Abendeſſen von einem Uebelſeyn befallen. Die Blattern giengen damals wieder in der Gegend um; die Mutter beſorgte daher ſogleich mit Recht, daß dieſe Krankheit es ſey, welche das Uebelſeyn des lieben Kindes verurſachte. Die gewöhnlichen Hausmittel wurden angewendet, zwei Aerzte herbeigerufen, aber ſo deutlich ſich auch bald nachher die Blatternkrankheit mit allen ihren anderen Zeichen verrieth, ſo wollte doch der Ausſchlag nicht aus der Haut hervorbrechen. Das Mägdlein ward von Stunde zu Stunde immer kränker und ſchwächer. Am 29. Mai des Morgens, als am damaligen Himmelfahrtstage, ließ die Kranke ihre lieben Aeltern zu ſich bitten, damit ſie von ihnen Abſchied nehmen möge. Als man ihr nun zugeſprochen, ob ſie denn nicht gern länger bei den lieben Ihrigen bleiben wolle, antwortete ſie ſehr freudig: „Die Thüre iſt ſchon offen; Jeſus wartet meiner, als einer Braut. Was wäre mir jeder, auch der allerſchönſte, irdiſche Brautkranz, da derſelbe ja nur vergänglich und bald verwelklich iſt, gegen jene unvergängliche Krone des Lebens, womit nun bald der Bräutigam meiner Seelen, Jeſus, mich zieren wird.“ Es fragte ſie Jemand, ob ihr denn der Abſchied von ſolch theuren Verwandten, als ſie hier verließe, nicht ſehr leid thäte? Darauf antwortete ſie getroſt: „Ach nein, denn was ich hier laſſe, das finde ich dort: Ich finde den himmliſchen Vater, meinen liebſten Jeſum, meine gute Mutter, ich finde auch liebe Geſchwiſter, die mir in die Ewigkeit vorangegangen.“ Sie nahm nun, wie Jemand, welcher eilt, um eine längſterſehnte Reiſe anzutreten, einen liebreichen und beweglichen Abſchied von ihren drei Schweſtern, dann von der Frau Stiefmutter, deren Hand ſie lange und feſt an ihren Mund drückte und zugleich ihr herzlich für alle mütterliche Liebe und gute, treuliche Erziehung, ſo wie vor Allem dafür dankte, daß ſie, als ihre Taufzeugin, ſie dem Herrn Jeſu habe vortragen helfen. Von ihrem tiefgebeugten, lieben Vater nahm ſie nur mit wenigen, nachdrücklichen Worten Abſchied, um ihn nicht noch mehr zu betrüben. Und ſo hatte ſie ihr Haus beſtellt, und war bereit, dem Boten Gottes, der ſchon an ihrer Seite ſtund, zu folgen.

Der Vater war, um ſeinen tiefen Schmerz zu verbergen und durch Gottes Troſt zu ſtillen, in die Kirche gegangen. Indeß bat die zum

Tode Kranke ihre liebe Mutter, ſie möge doch dem guten Vater zureden, daß er ihren Leichnam in einem gewöhnlichen Grabe, außen auf dem Gottesacker unter den Fenſtern der Emporkirche begraben ließe; denn dieſes Ruheplätzlein habe ſie ſich ſchon längſt auserſehen. Darauf bat ſie, man ſolle ihr die goldenen Ohrringe abnehmen, denn ſie wolle von keinem anderen Schmucke wiſſen, als von dem Blute und der Gerechtigkeit ihres Herrn Jeſu, und ſolchen Tand nicht mit in die Erde nehmen. Und da ſie ſich feſtiglich einbildete, ihr lieber Herr Jeſus würde ſie noch heute, am Tage ſeiner eigenen Himmelfahrt, zu ſich in den Himmel nehmen, hielt ſie inſtändig bei ihrer Frau Mutter darum an, daß man ihr, wie anderen gemeinen Sterbenden, ein Stroh auf der Erde bereiten und daſſelbe mit einem Tuche möchte bedecken laſſen. Sie wies hiezu ein Plätzlein vor ihrem Schranke an, da ſie gar oft und manchmal auf ihren Knieen zum lieben Gott gebetet habe, dort, glaubte ſie, ſolle der Tod bald und leicht kommen. Als man ihr nun ihre Bitte gewähret und ſie auf das Strohlager gebracht hatte, begehrte ſie abermals ihren Seelſorger, mit welchem ſie, als er nach beendigtem Gottesdienſt zu ihr kam, von Neuem ſehr andächtig betete und ſang. Da ſie jedoch ſahe, daß das Todesſtündlein noch nicht kommen wollte, ließ ſie ſich wieder in ihr Bette bringen, nahm auch am Abend ein wenig Suppe, ſo wie Arzneimittel. In der Nacht aber ward ſie wieder ſehr heftig krank und hatte keinen Augenblick Ruhe.

Endlich brach der Morgen an. Die Sterbende ward jetzt ruhiger, bat, ſie mit den heftig aufregenden Arzneimitteln (wodurch die Aerzte die Blattern hervortreiben wollten,) zu verſchonen, in ihren Mienen war ein ſeliges, ſtilles Warten auf den Herrn, ihren Erlöſer, und Ergebung in ſeinen heiligen Willen. Und ſo entſchlief ſie auch ſanft und unvermerkt in ihrem Heiland, des Vormittags um 10 Uhr am 30. Mai, ihres Alters 16 Jahre und 9 Monate. Jauchze nun ewig, o theure Jungfrau, du hatteſt deinen Taufbund treu bewahrt, deine Seele unbefleckt erhalten von der Welt und allen ihren Ergötzlichkeiten und Lüſten; in deinem Munde war kein Falſch erfunden. Darum wirſt du dem Lamme nachfolgen, wohin es gehet. Offenb. Joh. 14, 1. 2. 5.

Bald nachdem man die zarte Hülle des jüngſten Fräuleins in das erwünſchte Ruhekämmerlein gebracht hatte, ward die mittlere Schweſter, Chriſtina Dorothea, von einem Uebelſeyn ergriffen und legte ſich ſogleich am 8. Juni, als am heiligen Pfingſttage, auf das Lager, von welchem ſie lebend nicht mehr aufſtund. Denn die Krankheit begann ſogleich mit großer Ohnmacht und Schwäche, und obgleich zwei geſchickte Aerzte alle gewöhnliche Mittel der Kunſt an ihr verſuchten, auch dahin es brachten, daß die Blattern zum Vorſchein kamen, ward dennoch der Zuſtand bald ſehr bedenklich. Die Kranke war über die zunehmende Gefahr und das Gefühl der Todesnähe auf keine Weiſe erſchrocken oder betrübt, und nur das Eine ſchien ſie zu bekümmern, daß ſie bei ihrer großen Schwachheit ſich nicht immer auf die kräftigen, ihr ſonſt wohlbekannten Troſtſprüche beſinnen und vielleicht nicht ſo wohl auf ihr Ende zubereiten könne, als ihre ſelige, jüngere Schweſter. Hierüber tröſtete ſie ihr Seelſorger, weil ſie ja ſchon bereit ſey, indem ſie ja mit wahrem Glauben ſich an Jeſum ihren Heiland halte, und wider alle ihre Sünde ſich mit ſeinem vollkommenen Verdienſte tröſte. Ueberdieß habe ſie ſich ja auch dem Willen Gottes ganz ergeben und habe ein herzliches Verlangen nach Chriſto ihrem Heilande. Darauf fragte er die Kranke: Ob dem nicht alſo ſey? — „Ja,“ ſprach ſie, „Jeſus iſt meines Herzens Troſt und mein Theil. Ich lebe, aber doch nicht ich; denn was ich jetzt noch lebe im Fleiſch und in meinem kranken Leibe, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich — ja, auch mich — geliebet und ſich ſelbſt für mich dargegeben hat.“ — Dieſe Worte ſprach ſie mit ſolcher Glaubensfreudigkeit, daß dem alten Prediger, ſo wie der Mutter und den anderen anweſenden Perſonen die Thränen über die Wangen floſſen. Nach einiger Zeit hub die Kranke ihre Augen empor und ſchaute mit klaren, hellen Blicken zum Himmel auf, als ſähe ſie der nahen Zukunft ihres Heilandes entgegen. Hierauf faltete ſie ihre Hände und befahl mit inbrünſtiger Andacht ihre Seele in ſeine heilige und treue Hand. Die Augen ſchloſſen ſich nun und auf eine anfängliche, tiefe Ohnmacht begann alsbald der Todesſchlaf, in welchem ſie ſtill und ohne eine merkliche Bewegung verſchied am 11. Juni des Nachts um 12, da ſie ihr Leben gebracht auf 18 Jahre und 3 Wochen. Freue dich und ſey fröhlich du Auserwählte, in deren ſtiller Seele der Herr ſein Werk verborgen und wunderbar hinausgeführt. Siehe, auch du warſt unſträflich erfunden vor dem Stuhle Gottes, darum biſt du erkauft aus den Menſchen zu einem der Erſtlinge, Gott und dem Lamme (Offenb. Joh. 14, 4 u. 5.).

An demſelben Tage, an welchem Dorothea entſchlief, am 11. Juni, ward die ältere Schweſter, Fräulein Catharina Eliſabeth, von einem ſtarken Froſt befallen. Die Bemühungen eines neu herzugerufenen, berühmten Arztes, ſchienen anfangs ſehr geſegnet, das Flehen der Aeltern und Verwandten zu dem Herrn, der unſer Arzt iſt, ſchien Erhörung gefunden zu haben; die Blattern traten vollkommen heraus und fingen bereits an, wie im guten Verlauf der Krankheit, wieder abzuheilen. Aber eben jetzt, da die Geneſung immer wahrſcheinlicher wurde, ſtellten ſich Convulſionen und Ohnmachten ein, welche die Kranke ſogleich als Vorboten des nahen Todes betrachtete, zu welchem ſie ſich freudig und in Gott gelaſſen zubereitete. Die Schmerzen des Leibes wurden ſehr heftig, ſie aber klagte nicht und kein Wort der Ungeduld kam über ihre Lippen, ſondern wenn man ſie nach ihrem Befinden fragte, antwortete ſie immer: „Mir iſt wohl genug, dieſe Schmerzen ſind noch zu ertragen. — Auch thut mir der Abſchied von der Welt nicht leid, das aber thut mir wehe, daß ich meinen lieben Aeltern zu ihrem vorigen großen Herzeleid noch ein neues durch meinen Tod hinzufügen ſoll. Doch es iſt Gottes Wille. Ich hätte ſie gern dieſes Kelches überhoben geſehen. Gott, der dieß thut, wird mächtig ſeyn, ſie zu tröſten.“ — Darauf nahm ſie von Vater und Mutter mit Worten der herzlichen Liebe Abſchied und dankte namentlich der Mutter für ihre gute Erziehung und mütterliche Treue. Nun wendete ſie ſich ganz allein zu Gott und ihrem Heiland, und das immer wachſende Verlangen ihres Herzens, daheim zu ſeyn bei Chriſto, ward bald geſtillt; mit feſt zum Gebet geſchloſſenen Händen entſchlief ſie; ihres Alters 21 Jahre und 16 Wochen. — Dieſe ältere, zuletzt entſchlafene Tochter hatte Gott mit ganz vorzüglichen Geiſtesgaben, mit einem hellen Verſtand, ungemeinem Faſſungsvermögen und mit einer großen Munterkeit und Heiterkeit des Gemüthes geziert. Hiebei aber hatte er, von zarteſter Kindheit an, das Werk ſeines Geiſtes in ihrem Herzen begonnen und gefördert. Denn ihre Luſt war an dem Herrn und ihre liebſte Freude war es, von ihm zu reden und von ſeinem Geſetz. — Wohl dir, du haſt es gut. Der Gärtner hat dich, du liebliche Blume, frühe aus dem Boden genommen, da Froſt und Hitze ſo leicht dem vergänglichen Gewächſe ſchaden, damit du würdeſt eine unvergängliche Blume im Paradieſe deines Gottes. Siehe, nun ſingeſt auch du mit den anderen Erſtlingen ein neues Lied vor dem Stuhle Gottes, ein Lied, welches Niemand lernen kann, als die, welche gleich dir erkauft ſind von der Erde, unbefleckt (Offenb. 14, 3.).

Gott hielt, wie dieß die zuletzt geſtorbene Tochter mit ſo freudiger Zuverſicht auf ihrem Todtenbette verſprochen, die tiefgebeugten Aeltern, beſonders den heftig vom Schmerz ergriffenen Vater aufrecht. Dieſer faßte ſeine Seele in Gottergebenheit und Geduld, und ſo ward ihm ſein Leiden zu einer Staffel der innern Vorbereitung und des Näherkommens zu Gott.

Noch eine Tochter hatte ihm Gott von vieren übrig gelaſſen; die älteſte von ihnen. Dieſe ward nachmals an den Sohn ſeines theuren, frommen Freundes, des Herrn v. Hainitz zu Hainitz (Erbherrn zu Dröſchkau) vermählt, und aus dieſer geſegneten Ehe ſah der Greis eine Schaar lieblicher Enkel erblühen, welche fröhlich aufwuchſen in der Furcht vor Gott und in ſeiner Gnade, und welche löblich Thaten gethan zum gemeinen Wohl und Dienſt des Nächſten. Und wenn vielleicht noch ein Sproß jenes edlen Geſchlechtes auf Erden lebt, ſo möge Gott einen Theil des Geiſtes ſeiner frommen Vorfahren auf ihn legen und ihm Kraft geben, ſich des Namens des Herrn nicht zu ſchämen, ſondern ihn zu bekennen mitten unter dem ehebrecheriſchen Geſchlecht.

4) Die reiche Erbſchaft.

Die nachſtehende Geſchichte wird freilich ſchon vielen Leſern dieſes Buches bekannt ſeyn *). Doch iſt ſie von ſolcher Art, daß man ſie gern ein und andere Male von Neuem anhören und leſen mag. Es erzählt ſie der Reiſegefährte des Churfürſten und Pfalzgrafen Friedrich's II., Thomas Leodius, der ſie zu Paris aus dem Munde der reichen Erbin ſelber vernommen hatte.

Dieſe Erbin war Margarethe, Gemahlin Heinrich's III. von Navarra, Schweſter König Franz I. von Frankreich; eine Fürſtin, die man in mehr als gewöhnlichem Sinne geiſtvoll nennen konnte. Denn ſie war nicht bloß mit den vorzüglichſten Schriften des Alterthums ſehr vertraut und der alten Sprachen vollkommen mächtig, ſondern, was mehr iſt, ſie war wohlbegründet in der Erkenntniß des Wortes Gottes, mächtig im Gebet, erfüllt von dem Geiſte Gottes: dem Geiſt der Demuth, des Glaubens, der Liebe und des Friedens.

Und in lauter ſolchen Gütern hatte ja auch, nach der Kraft, welche in dem Segen eines ſterbenden Knechtes Gottes liegt, die Erbſchaft beſtanden, die ſie von dem ſeligen Jacob Faber, genannt Stapulenſis, überkommen.

Faber Stapulenſis war zu ſeiner Zeit ein ſehr berühmter und gelehrter Doctor der Sorbonne, welcher, gleichwie Reuchlin in

---

*) Namentlich aus Reiz Geſchichte der Wiedergebornen.

Deutſchland, für die Verbreitung und Begründung des Studiums der alten Claſſiker in Frankreich bemüht war. Während jedoch der treffliche Mann mit redlichem Sinne und Eifer in ſeinen Landsleuten die Liebe zu den alten Sprachen zu wecken und den Geſchmack an den Werken einer claſſiſchen Vorwelt zu bilden ſuchte, erwachte in ihm ſelber eine Liebe anderer und höherer Art, eine Liebe zu dem „treuen, wahrhaftigen" Worte Gottes, das den Geiſt mit Himmelskräften für die künftige und ewige Welt bildet. Er gerieth hiebei gar bald in Verfolgungen, deren Wuth er durch ſeine Flucht aus Paris zu entgehen ſuchte. Der Biſchof zu Meaux, Wilhelm Briſſonet, ein Freund und Schützer der Evangeliſchen Bekenner, nahm ihn freundlich auf und behielt ihn ſo lange bei ſich, bis im Jahre 1523 ein ausdrücklicher Königlicher Befehl dem Biſchofe dieſe Gaſtfreundſchaft unterſagte und Faber Stapulenſis, ſowie den gleichgeſinnten Farellus aus Meaux hinweggehen hieß. So kam denn der hochbetagte, verſcheuchte Greis endlich nach Guienne, wo er am Hofe der Königin Margarethe von Navarra eine ſichere Ruheſtätte für die letzten Tage ſeines Lebens gefunden.

Einſt hatte die Königin, welche großes Gefallen an lieblich ernſten und geiſtvollen Geſprächen fand, den Faber Stapulenſis nebſt mehreren anderen Gelehrten zu ſich zum Mittagseſſen geladen. Während des Eſſens fing der alte Jacob Faber an ſehr traurig zu werden, ſo daß er zu wiederholten Malen in Thränen ausbrach. Die Königin fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit und gab ihm dabei einen Verweis, daß er, der doch zur Mahlzeit berufen wäre, ſie fröhlich zu machen, jetzt ſelber ſo traurig wäre. Endlich antwortete er: „Et qui possem, o regina serenissima, esse laetus, aut alios exhilarare, omnium, quos terra sustinet, scelestissimus.“ (Wie könnte doch ich, o durchlauchtigſte Königin! fröhlich ſeyn, oder Andere fröhlich machen, ich, unter Allen, welche die Erde trägt, der Gottloſeſte.) Die Königin ſagte darauf: „Lieber Faber! was ſolltet Ihr doch wohl für ein großes Laſter begangen haben, Ihr, der, wie man weiß, von Jugend auf ein ganz heiliges Leben geführt hat?“ Er erwiederte: „Ich bin nun hundert und ein Jahr alt und habe nie ein Weib berührt, weiß mich auch nicht zu erinnern, daß ich jemals Etwas gethan, worüber ich mit beſchwertem Gewiſſen aus der Welt gehen müßte, als nur ein Einziges, von welchem ich fürchte, daß es nie ausgeſöhnt werden könne.“ Als nun die Königin weiter in ihn drang, ihr doch dieſes „Einzige“ zu offenbaren, konnte er ſolches vor Thränen lange nicht thun, endlich aber ſagte er: „Wie will ich vor dem Richterſtuhl Gottes beſtehen können, der ich das heilige Evangelium ſeines Sohnes rein und lauter viele Andere gelehrt, die auch meiner Lehre Folge geleiſtet und tauſend Pein und Qualen, ja den Tod ſelber beſtändig erlitten haben, ich aber als ein untreuer Lehrer bin geflohen; ich, der ich doch zu ſo hohem Alter gelangt war, lange genug gelebt hatte und daher den Tod nicht fürchten, ſonden vielmehr eifrig verlangt haben ſollte, habe mich ihm heimlich entzogen und den Befehl meines Gottes ſchändlich verlaſſen.“

Die Königin, welche ſehr beredt und himmliſcher Reden voll war, antwortete hierauf ſelber Vieles. Sie zeigte an Beiſpielen, daß Aehnliches vielen frommen und heiligen Seelen begegnet ſey, welche jetzt mit Chriſto herrſchten, und daß man niemals an Gottes Güte und Erbarmung zweifeln müſſe, und auf gleiche Weiſe ſprachen auch alle anweſende Gäſte. Da wurde der Alte ſehr getröſtet und geſtärkt, daß er ſagte: „So iſt denn nichts übrig, als daß ich von hier zu Gott, wenn es ihm gefällig, abſcheide und daß ich vorher mein Teſtament mache. — Ohne Aufſchub! — denn ich merke, daß ich von ihm abgefordert werde.“ Hierauf ſahe er die Königin mit unverwandten Augen an und ſprach: „Euer Majeſtät ſetze ich zu meinem Erben ein. Ihrem Hofprediger Gerhard (Rouſſel) vermache ich alle meine Bücher; meine Kleider und was ich ſonſt habe, hinterlaſſe ich den Armen, das Uebrige befehle ich Gott.“ Hierüber lächelte die Königin und ſagte: „Mein lieber Jacob! was werde dann aber ich von der Erbſchaft behalten?“ — Er antwortete: „Die Mühe und das Geſchäft, es unter die Armen auszutheilen.“ Worauf ſie erwiederte: „Ich ſchwöre, dieſe Erbſchaft iſt mir lieber, als wenn mein Bruder, der

König von Frankreich, mich zu seinem Erben ernannt hätte.“ Hiemit schien er ganz zufrieden und getroſt und ſagte: „Durchlauchtigſte Königin! ich habe nöthig, mich ein wenig zur Ruhe zu begeben. Seyd inzwiſchen fröhlich und gehabt Euch wohl!“ Und nach dieſen Worten legte er ſich auf's nächſte Ruhebette nieder. Da man aber meinte, er ſchliefe, war er in dem Herrn entſchlafen, wiewohl kein Zeichen einiger Krankheit an ihm zu ſpüren geweſen. Worüber die, welche ihn wollten aufwecken, aufs Höchſte verwundert waren, daß er ſo unvermerkt verſchieden. Dieſes geſchah im Jahre 1537. —

Siehe denn hier, mein Leſer! wie lieblich und leicht der Tod dem Chriſten ſey. Aber auch wie ernſt, wie ſchwer! Denn da, im Hinzunahen zu Gottes Richterſtuhle wird jedes, vorhin ſo leicht und klein anſcheinende Fehlen und Vergehen, der Seele zur ſchweren, übergroßen Laſt, und ſie müßte verzweifeln, wenn ſie den Retter und Erlöſer nicht kennete und gefunden hätte.

5) Erfahrungen eines Anfängers.

Ich wußte nicht, daß ich ſo böſe ſey, denn die Menſchen und mein eigenes Herz ſagten mir immer, daß ich ſehr gut ſey. Da ließ mich Gott meine eigenen Wege gehen und ich gerieth ganz nahe an den Abgrund einer ſchweren Sünde, ſo daß ich durch die verkehrten Wege, die ich damals gieng, einer lieben Seele, welche meines Lebens Segen war, vielen Kummer machte. Dieſes betrübte mich; und dazu kam noch einiges Andere von Außen, das mich auch betrübte. Doch war dieß noch keine göttliche Traurigkeit, ſondern eine bloß menſchliche, denn es that mir zwar leid, daß ich jener lieben Seele Schmerzen gemacht hatte, ich erkannte aber nicht, daß eine bloße (verkehrte) Neigung des Herzens, welche ſo fern von der böſen That ſtünde, ja welcher dieſe ganz unmöglich zu ſeyn ſchien, ſo große Sünde ſey, und fühlte weder Luſt noch Kraft, meine thörichten Wege ganz zu laſſen.

Damals lernte ich einige Menſchen kennen, welche den Herrn Jeſum von Herzen lieb hatten und ſeine Wege wandelten. Ich hatte noch ſeit der frommen Erziehung, welche mir Gott in meiner Kindheit geben laſſen, eine gewiſſe Ehrfurcht gegen Gottes Wort und gegen ſolche Menſchen behalten, welche von der Geſinnung meines frommen, ſeligen Vaters waren, der mir ein gar lieber Vater geweſen. Darum glaubte ich jenen Menſchen, wenn ſie davon ſprachen, wie ſelig ein Herz ſey, das Jeſum Chriſtum lieb habe, und wie ſtark und feſt im Kampfe gegen das Böſe; weil nicht Menſchenkraft, ſondern Gotteskraft aus ihm ſtreite. Denn daß jene Menſchen ſelig wären in ihrer Liebe, das ſahe ich ihnen in ihrem Angeſicht und ganzem Weſen an; daß ſie feſt wären im Guten, immer kräftig, jeder böſen Neigung zu widerſtehen, das erkannte ich an ihrem Wandel, welchen ich zu jener Zeit mit ſehr ſcharfen und mißtrauiſchen Augen beobachtete, bei welchem ich mir aber ſelber geſtehen mußte, daß ein ſolches Leben ein göttliches ſey: denn dieſe Menſchen ſorgten und lebten nicht für ſich und das Ihre, ſondern für Gott und die Brüder. Wenn ich aber auch wirklich im Umgange mit ihnen zuweilen den Wunſch fühlte, daß ich auch ſo ſelig, ſo gut, ſo feſt ſeyn möge, ſo wußte ich doch nicht, wie man dahin kommen könne, ſondern ich glaubte, der Menſch müſſe erſt durch ſein eigenes Bemühen gut und fromm und rein werden, dann könne er zu Gott nahen. Da gab mir der treue Gott (denn es wirkte in mir ſchon ein Zug des Vaters zum Sohne) ein beſſeres Aufmerken auf mich ſelber und auf meine Wege, und zog mich aus den Verſuchungen, in die ich gerathen, zurück. Ich erkannte jetzt erſt an, wie groß die Sünde geweſen ſey, in welche ich, wenn auch nicht durch die That, doch durch meine verkehrte Neigung, wenn auch nicht vor Menſchen, doch vor Gottes Augen befangen geweſen. Hierüber gerieth ich in große Furcht; ich ſahe, daß, ſo wie ich jetzt war, ich nicht zu Gott kommen könne, ſondern verloren gehen müſſe. Wo ich auch nur damals einen Blick in die heilige Schrift warf, fand ich gleich Worte, welche mich ſchreckten und mir den Tod drohten.

Dennoch kannte ich mein Herz nur noch ſehr unvollkommen und ſahe bloß ſeine auffallendſten, gröbſten Gebrechen ein. Unter Anderem quälte mich auch ein unerſättlicher Ehrgeiz, ein Durſt nach Ruhm vor Menſchen; um ſo peinigender, da mir in meiner damaligen Lage Gelegenheit und Zeit genommen ſchien, nach Sättigung dieſes

Durſtes zu ſtreben. Und ſo war ich denn in jedem Betracht ein von Innen wie nach Außen ſehr beunruhigter Menſch — unſtät und flüchtig — das Herz jetzt vom Verzagen bitterer Reue, dann von übermüthigem Trotz unerſättlichen Ehrgeizes oder von anderen Leidenſchaften zerriſſen.

Da gab mir Gott eines Tages, als die innere Unruhe aufs Höchſte geſtiegen war, einen ſo klaren, deutlichen Blick in mein eigenes Herz und zugleich (es war Beides verbunden) ein ſolches Sehnen der Liebe nach ihm und ſeinem Frieden, daß ich mit Kraft den Vorſatz faßte und ausführte: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm ſagen: Vater ich habe geſündigt im Himmel und vor dir. Und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, mache mich als einen deiner Tagelöhner.“ Luc. 15, 18. 19. Da ließ mich Gott die Wahrheit jenes Spruches in ihrem ganzen Umfange erfahren: „So wir unſere Sünden bekennen, ſo iſt er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reiniget uns von aller Untugend.“ 1 Joh. 1, 9. Denn mit dem treulichen, offenen Bekenntniß meiner Schuld und aller innern Verkehrtheit und Bosheit meines Herzens kam ein Gefühl von ſo tiefem, göttlichen Frieden in mein Herz, daß ich dergleichen ſeliges Gefühl noch niemals in meinem Leben empfunden. Zugleich aber eine ſolche Kraft, daß mir alles das Gute, das mir vorhin ſo ſchwer, ja unmöglich zu ſeyn dünkte, ganz leicht wurde. Alle Qualen des Ehrgeizes, der Ruhmſucht, alle eitle Sorgen waren hinweg, eine ſtille, liebende Stimme des Gebetes ſprach immer: „Mache mich nur als einen deiner Tagelöhner" — laß mich nur in deiner Nahe, vor deinem Angeſicht bleiben, gieb mir ein Herz, das dich aus allen ſeinen Kräften liebt, dann verlange ich gar nichts mehr.

Damals lernte ich denn auch vor Allem die heilige Schrift in ihrer ganzen Gotteskraft an meinem Herzen erfahren und erkennen. Mein Herz war ſo weich für jedes Wort, daß ich ſie mit vielen Thränen und mit recht inniger Erhebung des Herzens im Gebet las. Wie göttlich klar und eindringlich war mir der ganze Inhalt!

Ich habe ſpäter oft gefragt, wie doch irgend Jemand, welcher die Lehren des Evangeliums für wahr hält, zugleich die Bücher des Alten Teſtamentes für weniger göttlich, für außerweſentlicher halten könne, als die des Neuen, oder für entbehrlicher für den Chriſten als die Evangelien? Ich will hier nicht die Ausſprüche des Mundes der Wahrheit ſelber, oder ſeiner Apoſtel über die Göttlichkeit des Urſprunges und der Kraft der heiligen Schrift Alten Bundes anführen, ſondern mich bloß auf die innern Erfahrungen jedes Chriſten berufen, welcher durch Buße zur Erkenntniß der Gnade, durch Bekenntniß zur Gewißheit gelangte: „daß Er treu und gerecht ſey, Sünden vergebe und uns reinige von unſeren Untugenden." Es wird in den Büchern des Alten Teſtamentes ganz und wörtlich genau dieſelbe Stimme des Geiſtes Gotes vernommen, welche eben noch den Sünder zur Buße rief und ihn auf Chriſtum, den

Helfer in der innern Noth, hinwies. — Durch das Leſen der Schriften des Alten Bundes, wenn es mit Gebet geſchieht, führt uns der Geiſt Gottes immer tiefer in die Erkenntniß unſeres eigenen Herzens, lehrt uns ſeine Gnadenführungen deutlicher einſehen und ihnen beſſer trauen. Und wenn es auch ein armer unwiſſender Neger oder Grönländer iſt, welcher dieſen Weg zu Chriſto geführt worden, ſo wird er die ihm aus Erfahrung wohlbekannte Stimme des Geiſtes Gottes in den Büchern des A. T. wiedererkennen und ſie von der Menſchenſtimme, welche in jedem anderen auch noch ſo menſchlich ſchönen und vollkommenen Buche ſpricht, unterſcheiden.

Mehrere Jahre nach meiner Bekehrung hörte ich eines Males an einem Sonnabend Nachmittags den alten, ehrwürdigen v. Brunn (in Baſel) predigen. Ich ſaß ihm gegenüber und es war mir (obgleich ich ihm damals noch perſönlich ganz unbekannt war), als ſähe er mich immer an und ſagte zu mir die Worte: „Auch du haſt dir noch nicht alle deine Sünden vergeben laſſen. O komme doch heute noch zum Heiland und laß dir alle deine Sünden von ihm vergeben.“

Beim Herausgehen aus der Kirche dachte ich: Was ſollten denn das für Sünden ſeyn, welche du dir noch nicht hätteſt vergeben laſſen, du haſt ja wohl Gott alle deine Sünden, die du wußteſt, bekannt und ſie bereut. Es war aber zugleich eine Unruhe in mir, als ob mein

Herz nicht die Wahrheit geſprochen hätte, das aber, was der Prediger ſagte, ſey wahr.

Nachher erkannte ich wohl immer beſſer, was mich damals ſo beunruhigt hatte. In der erſten Zeit nach meinem innern Erwachen, als mir alles Gute ſo leicht, mein Herz in Gottes Liebe ſo reich und kräftig war, hatte ſich unvermerkt ein geiſtlicher Hochmuth in mir feſtgeſetzt. Ich hielt mich für viel beſſer und vollkommener als andere Menſchen, war hart und abſprechend in meinem Urtheil über ſie. Von dieſer Abgötterei (worin ich öfters auch meine eigenen Gedanken und Gefühle für göttlich gehalten) zog mich der treue Gott dadurch in etwas zurück, daß er mich wieder auf längere Zeit in die Dienſtbarkeit der fremden Völker: der offenbar fleiſchlichen Geſinnungen und Neigungen gab, welche noch in meinem Herzen lebten. Denn es ergehet uns bei unſerer Bekehrung öfters ſo wie den Kindern Iſrael, daß wir, beſonders in unſerem humanen und liberalen Zeitalter es für grauſam und zu hart halten, Gottes Gebot gemäß, bei der Eroberung des gelobten Landes unſeres Herzens alle die alten Einwohner, unter denen ſo viele honette, der Welt anſtändige und ſchöne Neigungen und Geſinnungen ſind, auszurotten, d. h. ſie als Sünden aufrichtig zu bekennen und ſie uns dadurch von Gott vergeben und durch ſeine heilige Kraft hinwegnehmen zu laſſen. Dieſe fremden Einwohner werden uns dann zum Fallſtrick, und Gott beſtraft gewöhnlich unſere Abgötterei des geiſtlichen Hochmuthes dadurch, daß er uns vor jenen Kindern des Landes und vor unſeren eigenen Augen zu Schanden und geſchlagen werden läſſet. So war auch ich ſicher in meinem Herzen und der alte, ſündliche Leichtſinn wieder herrſchend geworden. Die erſte Kraft aber, in welcher es mir ſo leicht geworden zu ſiegen, ſchien von mir genommen. Da ſprach ich: Siehe mein Gott, mir iſt es unmöglich, über dieſe meine Verſuchungen Herr zu werden. Vergieb du mir meine Sünden und reiß du alle dieſe verkehrten und gottloſen Neigungen mit ihrer Wurzel aus meinem Herzen. Ja gedenke du deiner alten Barmherzigkeit und laß mich nicht aus deinen Händen geriſſen werden. Und wie ich denn ſo ſein Angeſicht ſuchte und ihn anrief in meiner Noth, hat er immer geholfen.

So bin ich denn mit vieler Abwechſelung unter Freud und Leid, mit tauſend Untreuen und Wanken bisher meinen Pilgerweg gegangen, verſtehe täglich beſſer, welch ein trotzig und verzagt Ding mein Herz ſey, und bitte Gott nur täglich mich doch recht zu bekehren, mir doch den rechten Chriſtenernſt und Chriſtenglauben zu geben.

6) Der Bilderhändler.

Auf Märkten und Meſſen gehen öfters Handelsleute mit Landcharten und Bildern herum, die ſie zum Verkauf anbieten. Unter den Bildern waren ſonſt öfters und ſind wohl zuweilen noch jetzt recht rührende, auch erbauliche, an denen ſich Bürger und Bauern, beſonders aber Kinder erfreuen. Die Geſchichte vom verlorenen Sohne, wie der als armer, gedemüthigter Bettler zu ſeinem Vater kommt, ſeine Sünden bekennt und da gar gütig angenommen wird; die Geſchichte von dem Gichtbrüchigen, dem der Heiland ſeine Sünden vergiebt und ihn heilt; die vom Cananäiſchen Weiblein, das dem Herrn ſo demüthig bittend zu Füßen fällt, oder von der Sünderin, die ſeine Füße mit ihren Thränen netzt; das ſind alles Bilder, welche viel zu denken geben und zuweilen auch das Herz tief rühren. Denn ein junger Geiſtlicher, deſſen Herz vorher ganz anders gedachte und dem die Lehre vom Kreuz gar zu einfältig und ſchlecht ſchien, wurde einmal, da er bei einem chriſtlich frommen Bürger aus ſeiner Gemeinde ein Kind getauft hatte und nun im Zimmer des Mannes das Bild des Heilandes mit der Dornenkrone und dem Purpurmantel und mit der Unterſchrift: „Dieß that ich dir, was thuſt du mir" betrachtete, ſo innig gerührt, daß er in Thränen ausbrach und von dieſer Stunde an ſeinen gelehrten Bettelſtolz gegen den einfältig treuen, feſten Glauben an das Evangelium hingab.

Solche Bilderhändler alſo haben damit freilich je zuweilen eine Veranlaſſung zu guten Gedanken und Vorſtellungen mit ſich in die Häuſer gebracht, im Allgemeinen waren aber doch die Bilder des alten Portraithändlers, von welchem ich hier erzählen will, noch ungleich wirkſamer und ans Herz greifender. Denn dieſe waren nicht mit Bleiſtift und Farben, ſondern mit Feuerflammen; nicht von Menſchen- ſondern von Gottes Hand gemalt und waren nicht unbeweglich und todt, ſondern lebendig.

Dieſer Portraithändler nämlich war ein alter chriſtlicher Kauf- und Handelsmann, welcher mit allerhand Waaren die Märkte und Meſſen beſuchte. Erſt in ſeinem Mannesalter, zerriſſen von Leidenſchaft, verarmt und hungernd bei den Trebern der ſchnöden Luſt hatte er Gott in Chriſto und in ihm den Sündentilger, den das Verlorene ſuchenden und freundlich annehmenden Vater kennen gelernt und gefunden. Seitdem war ihm das vorhin gering gehaltene Gotteswort theuer und werth und ſeine tägliche Speiſe geworden. Sein Herz wallete über von Liebe zu Gott und den Brüdern. Er hätte dieſe gerne Alle zu reuigen, demüthigen Sündern und dadurch zu ſo ſeligen, fröhlichen Kindern Gottes gemacht, als ers ſelber war. Wenn er dann bei Nacht, noch durch die Gaſſen wandernd, rauſchende Tanzmuſik hörte, beweinte er die Leute da, die ſeinem alten Vater (ſo nannte er den Verſucher zum Böſen) ſo eifrig dienten, ſich ſelber aber, daß er nicht eben ſo eifrig in dem Dienſte ſeines neuen, guten, ewigen Vaters war.

Wir wollen, ſelbſt in dieſem Buche, von jenem alten Kaufmanne in der Folge noch Mehreres erzählen, einſtweilen aber hier nur einen dahin gehörigen Zug.

Eigentliche und gewöhnlich ſo genannte Bilder hatte er zwar nicht unter ſeinen Waaren, wenn er aber Jemand ein Weilchen beobachtet und kennen gelernt hatte, pflegte er ihm gewöhnlich zum Andenken ein Bild anderer Art zu ſchenken. Er ſagte nämlich zu einem ſolchen: „Dein Bild, ſehr gut getroffen, habe ich auch ſchon geſehen.“ Fragte dann der Andere, wie z. B. eine ſehr eitle und hübſche Jungfrau in G. ganz neugierig: Wo denn? ſo erwiederte der alte Kaufmann: Dein Bild ſtehet in dem Buch, in dem Capitel und Vers der heiligen Schrift, lies das nach und nimm dirs gut zu Herzen. Wenn dann der Andere nachſchlug und las, fand er da ein Wort, treffend und einſchneidend wie ein zweiſchneidig Schwerdt, das ihn, den ſicherſten Sünder, wie ein Donnerſchlag erſchütterte und zur Beſinnung brachte, oder das auch dem Gebeugten, dem Zerſchlagenen, dem Hoffnungsloſen Muth und Gotteskraft und Frieden ins Herz gab; die ſtrauchelnden und müden Kniee befeſtigte und erquickte.

Dieſer alte Mann, der ſo Viele zur Buße geweckt, ermahnt, geſtärkt, getröſtet hatte, kam dann zum Sterbebette. Da ſchien auf einmal der ſonſt ſo glaubensfrohe, felſenfeſte Muth wie gelähmt; die Zunge war ſtumm, das Herz fühlte ſich ſo ganz verlaſſen und leer. Er, der ſo Vielen durch ſeinen chriſtlichen Zuſpruch das Sterben ernſt zwar, aber leicht, wie die Heimkunſt zum Vater gemacht, fühlte jetzt nur die Bitterkeit und Schreckniſſe des Todes, bangte um Troſt, verzagte faſt an Gottes Liebe und Gnade.

In dieſen harten, herben Prüfungsſtunden, in denen Gott öfters noch die letzten Schlacken von ſeinen Dienern ſcheidet, beſuchte ihn ſein mehrjähriger Freund, der treue, liebe, fromme Prediger Koch, dem der alte Kaufmann ſelber gar oft zur Erweckung, Stärkung und zur Befeſtigung geweſen war.

Das ſonſt ſo heitere, freudige Angeſicht, war entſtellt und getrübt von zagender Sorge und Unruhe; der Mund, ſonſt ſo göttlich beredt, konnte den lieben Freund kaum grüßen. Dieſer ſchwieg einige Augenblicke mitleidig und betend. Dann ſagte er: Du haſt ſo oft in deinen geſunden Tagen Menſchen aller Art aus Gottes Wort belehrt, gebeſſert und getröſtet, ſiehe da, ich will dir auch ſagen, wo das Bild dieſer deiner trüben Stunde ſtehet. Joſeph, als ſeine Brüder vor ihm weinten und in Angſt und Furcht faſt vergiengen, verſtellte ſich zwar eine kleine Zeit gegen ſie, aber ſein Herz wallete und entbrannte vor Liebe und Mitleid. Und da ſprach er: Laſſet Jedermann von mir hinausgehen. Und ſiehe der gefürchtete Mann, ſtatt, wie es jenen geſchienen, zu zürnen, weinte laut vor Liebe und war auf einmal aus dem ſtrengen Miniſter Potiphar's — Joſeph, ihr liebender Bruder, geworden. — Der aber, mein lieber Bruder, vor deſſen Angeſichte du hier ſo zageſt und bangeſt, iſt beſſer, liebender, dir näher als Joſeph. — Da wendete der alte Handelsmann ſich herum zur Wand und weinte laut vor Rührung, vor Liebe — vor Dank. Denn ſein Zagen, ſeine innere Verlaſſenheit war hinweg, die Schreckniſſe des To-

Todes verſchwunden. Er konnte wieder lieben und beten; alle ſeine Worte waren ein Dank- und Lobespſalm. Und in dieſem freudigen, ſeligen Gefühl der erbarmenden, liebenden Nähe ſeines Herrn blieb er vollends bis ans Ende und verſchied ſo, mit einem Wort des Dankes auf ſeinen Lippen.

7) Das geiſtliche Almoſen.

Jener große Kanzelredner in England hatte, als er zum erſten Male in London vor dem Lord Alderman predigte, ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ihn der Lord Alderman an ſelbigem Mittag zu ſich zur Tafel lud und er, ſo wie alle anweſende Lords, lobten die ſehr ſchöne, vortreffliche, meiſterhafte Predigt vor dem Eſſen und auch wieder nach dem Eſſen. Als aber der Kanzelredner am Abend nach Hauſe gieng und ſich in ſeinem Herzen ſelber mit allen den Lobreden lobte, die er vor dem Eſſen und auch nach dem Eſſen von dem Alderman und allen anweſenden Lords gehört hatte, zupfte ihn ein ehrbarer Handwerksmann, der etwas ernſt und bekümmert ausſahe, beim Ermel. „Lieber Herr,“ ſagte der Handwerksmann zum Kanzelredner, „ihr habt heute in der Kirche wohl viele feinlautende Worte geſagt und euere Predigt mag hochſtudirt geweſen ſeyn. Aber für uns arme Leute, die wir hineingegangen waren, um Gottes Wort zu hören, iſt ſie gar zu hoch geweſen; für uns war kein Troſt und keine Kraft darin. Wenn ihr ein andermal hier predigt, ſo denkt doch auch an uns und ſagt uns ein tröſtliches Wort vom Kreuz, ſprecht uns von Jeſu Chriſto.“

Ob nun der große Kanzelredner ſo beſcheiden von ſich und ſeiner Arbeit mag gedacht haben, wie der berühmte Comödiendichter Molière, der ſeine Stücke jedesmal, ehe ſie gegeben werden ſollten, ſeiner alten Magd vorlas und dann alle die Stellen ſtrich, welche auf die Alte keinen Eindruck machten, verſichert, daß dieſe auch dem Publicum nicht gefallen würden; ob, ſage ich, der berühmte Kanzelredner die gute Lehre ſo gut aufgenommen haben mag, wie Molière das gleichgültige Stillſchweigen ſeiner alten Magd, das weiß ich nicht. Denn nicht alle Kanzelredner nehmen es gut auf, wenn man etwas an ihren Predigten tadelt.

Dieß erfuhr einmal der ſelige Michael Fenneberg, deſſen Leben von Johann Michael Sailer wohl Jeder, der Freude und Genuß an guten, recht lebendig ins Herz greifenden, chriſtlichen Schriften hat, geleſen haben oder noch leſen ſollte. Denn der Verfaſſer dieſer Mittheilungen geſteht aufrichtig, daß kein Buch von einem jetzt lebenden Schriftſteller ſo tief und heilſam auf ihn gewirkt habe, als dieſes.

Als Fenneberg noch im Jeſuitencollegio zu Ingolſtadt ſtudirte, traf ihn einmal die Ehre, einem ſeiner Mitſchüler das geiſtliche Almoſen geben zu dürfen. Mit dieſem Almoſen verhielt ſichs aber alſo. Wenn einer von den künftigen jungen Geiſtlichen, etwa auf dem Lande oder in der Vorſtadt predigte, ſo wurde ihm einer ſeiner Mitſtudirenden zum Begleiter gegeben, welcher den Auftrag hatte, die Predigt aufmerkſam zu hören und dann dem jungen Prediger ſein aufrichtiges Urtheil — dieſes eben wurde das geiſtliche Almoſen genannt — darüber zu ſagen.

Der junge Prediger predigte denn; Fenneberg hörte zu. Da nun Beide auf dem Nachhauſewege waren, bat (wie es gewöhnlich war) Jener ſeinen gelehrten Zuhörer und Kritikus um das geiſtliche Almoſen. Unſer ehrlicher Michael ſagte dann auch ſeine Meinung über die Predigt mit ganzer, chriſtlicher Offenheit. Der erſte Theil ſey nicht übel geweſen, den zweiten werde aber wohl Niemand verſtanden noch weniger zu Herzen genommen haben. Der habe gar zu ſehr nach dem dürren Holze des Schulcatheders geſchmeckt.

Ueber dieſes Urtheil wird der junge, künftige Kanzelmeiſter ganz zornig und ergrimmt. Anfangs vertheidigt er ſeine Predigt, da es aber damit nicht recht fortgewollt, fängt er an, ſich über Härte und Unbeſcheidenheit zu beklagen, und da der gute Michael dazu geduldig ſtill ſchweigt, ſteigt der Grimm bei Jenem immer höher, und ſchon in den letzten Gaſſen, ehe ſie ans Jeſuitencollegium kommen, fängt er an, zwiſchen den Klagen, halblaut in Fenneberg hinein zu ſchimpfen. Als ſie aber ins Haus und an die hohe ſteinerne Treppe gekommen, welche zu den Zellen hinaufführt, bricht der verhaltene Zorn in ganz laute Worte aus. Faſt auf jeder Stufe hält der ergrimmte Frühprediger ſeinen geiſtlichen Almoſenier jetzt beim Aermel, dann beim Zipfel des Rockes, oder bei den Knöpfen feſt, und wenn er auch nicht auf jeder Stufe ein neues Schimpfwort findet, ſo wiederholt er doch mit immer größerem Grimme die alten, bis der arme Fenneberg endlich in ſeine Zelle hineinſchlüpft.

In jenem Collegio war der Gebrauch, daß am Abend Jeder, der ſich an dieſem Tage eines Fehltrittes oder Verſäumniſſes bewußt war, dieſe vor dem Abendgebete öffentlich den Lehrern und Mitſchülern bekannte; ein Gebrauch, der unter aufrichtigen Chriſten allerdings ein ſehr ſchöner und löblicher wäre. Zugleich wurden dann auch Streitigkeiten und Mißverſtändniſſe der jungen Leute unter einander zu den Ohren der Lehrer gebracht und von dieſen geſchlichtet. Der junge Frühprediger, deſſen Zorn indeß etwas verraucht war, hatte am Nachmittage alle die Schimpfworte, die er ſeinem Begleiter ertheilt, überlegt und abgewogen und erkannte wohl, daß wenn dieſer, mit gewohnter Aufrichtigkeit, ihre Verhandlung den Lehrern erzählte, dieſe ſeine Scheltworte nicht zu leicht, ſondern zu ſchwer und ſtrafbar finden möchten. Er trat alſo am Abend, nachdem der Lehrer gefragt, ob Jemand etwas auf dem Herzen habe, was er ſagen oder bekennen wolle, zuerſt hervor und bekannte — freilich nicht aus Aufrichtigkeit oder Reue, ſondern aus Menſchenfurcht — „er habe heute das geiſtliche Almoſen, das ihm ſein Freund über ſeine Predigt gereicht, mit großer Ungeduld aufgenommen.“

Da tritt der ehrliche Michael Fenneberg mit heiterem Angeſicht und ſeinen von Liebe leuchtenden Augen hervor und ſagt: Und ich meines Theiles bekenne mich ſchuldig, daß ich das geiſtliche Almoſen mit großem Unverſtand ausgetheilt habe.

Der Lehrer lächelt, die Mitſchüler lachen, die Schuld des Andern iſt durch Fennebergs heiteres, liebevolles Wort bedeckt und hinweggenommen, man ſpricht das Abendgebet.

Dem zornmüthigen Frühprediger aber kommt zuerſt eine Röthe menſchlicher Scham auf die Wangen, dann ein Gefühl edlerer Scham ins Herz. Beim Hinaufgehen nach der Zelle drückt er dem edlen Almoſenier dankbar und gerührt die Hand, in der Zelle ſelber drückt er ihn mit Thränen an ſein Herz.

Zwar jener junge Prediger iſt, ſo viel Menſchen urtheilen können, nie ein Fenneberg geworden, ſondern er ſchien auch in ſeinem ſpäteren Leben und Wirken — als Herausgeber der S....er Litteraturzeitung — die Ehre bei den Menſchen viel lieber und mehr vor Augen gehabt zu haben, als die viel höhere, beſſere Ehre bei Gott; aber er iſt, ſo lange er lebte, ein inniger, warmer Freund von Fenneberg geblieben, und jene Abendſtunde nach ſeiner erſten Predigt wird ihn wohl oft auch ſpäter als ein guter Engel gewarnt, gelockt und nach oben gezogen haben.

8) Lob und Gegenlob.

Ein junger Gelehrter, welchen Gott ſeit einiger Zeit zu Chriſto gezogen und welcher nun in dieſem Vergebung gefunden und Frieden, kam einſt, in dieſer Zeit und Kraft der erſten Liebe, zu dem alten, ſeligen Pfarrer **Schöner** in Nürnberg. Voll Freuden erzählte er dieſem, wie ihm jetzt alles Gute ſo leicht werde, das Beten ſo leicht, Gottes Wort ſo innig werth, daß er jedes Wort mit inniger Erhebung des Herzens läſe; der Kampf mit allen böſen Gewohnheiten und ehemaligen verkehrten Neigungen ſo leicht, ſo gar leicht, daß er gar nicht begreifen könne, wie er vor dem nur einen Augenblick durch ſolche Sachen ſich habe mögen anziehen und hinreißen laſſen. Dieß Alles erzählte der junge Gelehrte und lobte Gott dafür.

Der ſelige **Schöner** hörte ſeinen jungen Freund theilnehmend und voll Freude an und lobte mit ihm Gott für dieſe Gnadengabe. Darauf aber erzählte und bekannte er, der ergraute, vollendete Mann in Chriſto, wie er ſich ſo arm, ſo ſchwach, ſo ohnmächtig zu allem Guten fühle, beim Beten, beim Leſen in Gottes Wort öfter ſo kalt, ſo matt, wie der Kampf mit den böſen Neigungen, mit der Sünde täglich ſo ſauer, ſo ſchwer ſey. Er erzählte dieſes, lobte aber Gott für alle ſeine gnädigen Führungen. Dann ſagte er: „Je ohnmächtiger, ja kraftloſer der alte **Schöner** wird, deſto mächtiger und gewaltiger wird in ihm Jeſus Chriſtus. Je ärmer ich bin, deſto reicher iſt mein Herr, je ſaurer und ſchwerer der Kampf, deſto ſüßer ſein Troſt, deſto mächtiger ſein Beiſtand.“

Ein anderes Mal erzählte der junge Gelehrte, wie es ihm jetzt, nach einigen Leiden, ſo wohl gienge. Ueberall, auch im Aeußeren, Gottes Segen, unverdiente Freude und Erquickung. Er erzählte dieß und lobte Gott dafür. Der liebe Vater Schöner freute ſich recht innig mit ſeinem Freunde und lobte mit ihm Gott.

Darauf erzählte er, der in den Wegen Gottes vielerfahrene, wohlgeübte Kämpfer, Einiges von ſeinen früheren und dermaligen Leiden. Schöner hatte eine innig geliebte, jüngere Tochter, eine Jungfrau etwa von 18 Jahren, in deren Herzen der Himmel wohnte und aus dem ſtillen Auge ſprach. Dieſes liebe Kind litt ſeit Jahren an epileptiſchen Anfällen und war um jene Zeit dem Tode nahe. Der alte, kränkliche Mann mußte die zuckenden, gewaltſamen Bewegungen, die Kämpfe des jungen Lebens mit dem unheilbaren Uebel bei dem geliebten Kinde täglich anſehen, die Jammertöne, die ſie bewußtlos ausſtieß, anhören. In dieſes häusliche Elend und in andere Theile der langen Leidensgeſchichte ſeines Lebens ließ der alte Vater ſeinen jungen Freund einen Blick thun. Thränen floſſen an dem zitternden Angeſicht herunter, aber unter den Thränen erhub er die Hände und die Augen freudig und lobte Gott ſo inbrünſtig, ſo innig, wie einer, der Gott für große Freuden, für einen Vorgeſchmack der Seligkeit dankt. „Denn,“ ſagte er, „ehe ich gezüchtigt wurde, kannte ich ihn nicht. Je größer der Schmerz, deſto inniger die Nähe ſeiner Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht und hebt. Darum heißt es: Wir müſſen durch viel Trübſal in das Reich Gottes eingehen.“

Eben jener junge Gelehrte war einige Zeit nach ſeiner Bekehrung in Bekanntſchaft mit Leuten gerathen, welche in allerhand magiſchen Künſten und geheimen Lehren*) einer, wie ſie glaubten, höheren und verborgeneren Weisheit nachtrachteten. Er ſelber, anfangs mit einem innern Widerſtreben, begab ſich in Geſellſchaft und Dienſt ſolcher Bemühungen, las beſonders Bücher, welche ſolche außerordentliche Wege und Lehren darſtellten, mit groſem Intereſſe. Er erzählte davon dem ſeligen Vater Schöner und lobte Gott, daß er die Menſchen durch die Lehren des Chriſtenthums zu ſolcher höheren Weisheit, zu ſolchen Tiefen des Erkenntniſſes vorbereite und führe.

Schöner freute ſich nicht über das, was ſein junger Freund ihm erzählte, und lobte nicht

---

*) Sie hatten einen Erdſpiegel, den ſie über allerhand Dinge um Rath fragten. Uebrigens hatten ihre Lehren viel Verwandtes mit denen einer fälſchlich ſogenannten theoſophiſchen Sekte des 17. Jahrhunderts, (mit jener der Gichtelianer) welche ihr tägliches Brod nicht auf dem von Gott vorgeſchriebenen Wege der Arbeit dahin nehmen, ſondern auf anderm, unordentlichem Wege empfangen wollte.

Gott mit ihm. Sein Auge war anders, ſeine Stimme war anders als ſonſt; es war als wandelte den lieben Greis eine an ihm nie bemerkte Ungeduld oder Unmuth an. — Das iſt nicht (ſo ungefähr, wenn ich ihn anders recht verſtanden, wär wohl ſeine Meinung über ſolche „Tiefen") der demüthige, ein armer Menſch gewordene und als ſolcher überall erfundene Chriſtus-Meſſias, das iſt nicht Gottes und der armen Maria Sohn, hochgelobt in Ewigkeit, den ſolche Theoſophen verehren. Die Stimme unſeres Heilandes, auf die wir doch ja merken, die wir kennen lernen ſollen (nach Joh. 10, 4.) lautet demüthig, einfältig und iſt auch den einfältigſten Seelen verſtändlich; die Stimme aber des ſogenannten Chriſtus, der jene zu ihren „Tiefen" führt, lautet hochmüthig, hochtrabend, hochgekünſtelt; einfältige Seelen verſtehen ſie nicht. Dieſer falſche Chriſtus iſt der Vater des Hochmuthes und der Lüge ſelber. Und wenn auch die, welche ihn anbeten, in ſeiner Kraft Wunder thäten, ſcheinbar ähnlich jenen der Allmacht, wenn ſie in dieſer Kraft einhergiengen in ſelbſterwählter Selbſtverläugnung und Heiligkeit der Engel, ſo wäre das Alles nicht wohlgethan, ſondern geſündigt; denn es iſt nicht in Gott, ſondern in dem Teufel gethan.

Darauf lobte der Greis Gott, daß er, je länger je mehr, ſeine armen Sünder und Kinder einführe in das einfältige Betrachten und Genießen der Höhe und Breite und Tiefe der einen ewigen Wahrheit: daß Jeſus Chriſtus kommen ſey, die Sünder ſelig zu machen. Wie aber nur der, welcher nicht durch ſelbſtangemachtes Feuer äußerlich, oder durch Fiebergluth innerlich erhitzt iſt, die wohlthätige Erwarmung durch die Sonnenſtrahlen fühlt; ſo kann nur der Gottes Erbarmen erkennen und die Kraft Gottes in Chriſto fühlen und erfahren, der in der Demuth bleibet.

9) Die Blätter vom Holz des Lebens.

Stephan Schultz, in ſeinen Leitungen des Höchſten auf den Reiſen durch Europa, Aſia und Africa, im 5. Theile, führt aus ſeinem Tagebuch, das er zu Ptolemais im Jahr 1751 geſchrieben, nachſtehende kleine Geſchichte an:

„Den 7. October. Geſtern kam Nachricht, daß drei Schiffe zwiſchen hier und Tyrus zu Grunde gegangen wären; heute Vormittags wurde ſie beſtättigt. Ein hieſiger vornehmer Kaufmann, der zwar ein Janitſchar iſt, aber keine Dienſte leiſtet, ſondern ſeinen Sold einem andern giebt, beſuchte früh unſern Conſul und erhielt die Nachricht: daß ſeine zwei Schiffe, die nach Sidon und Tripolis gehen ſollten, zu Grunde gegangen wären. Dem Boten rief er nach: volakin el-naas? d. h. wie ſtehet es um die Menſchen? — Der Bote antwortete: Viele ſind zu Grunde gegangen, aber einige ſind errettet. Der Kaufmann ſagte: O Herr, erbarme Dich des armen Volkes! — Bald darauf kam ein anderer (nicht ſo reicher) Kaufmann, beſuchte unſern Conſul und erhielt in etwa einer Viertelſtunde auch die Nachricht, daß ſein Schiff wäre zu Grunde gegangen. Er bewieß ſich eben ſo gelaſſen, als der vorige und fragte nur nach der Schiffsmannſchaft. Da es nun hieß, das Schiffsvolk ſey gerettet, erfreute er ſich und mit ihm zugleich der erſterwähnte (reichere) Kaufmann. Doch dieſer letztere ließ es bei ſolcher Theilnahme an dem Schickſal der Schiffsmannſchaft ſeines Freundes nicht bewenden. Zwar hatte er, durch den Untergang ſeiner beiden Schiffe gegen 400,000 Thaler verloren, aber dieſer Verluſt traf ihn nicht ſo hart, wie den anderen (minder reicheren) Kaufmann, der ohngefähr nur 150,000 Thaler verloren hatte. Er zog deßhalb ſein Schreibzeug (aus der Gegend des Gürtels unter dem Gewand). heraus und ſchrieb: für den N. N. zehntauſend Thaler auf meinen Namen. Dieſen Zettel gab er ſeinem Freunde und ſagte: O Bruder! nimm das an. — Dieſer nahm das Aviſo mit Dankbarkeit an. Der erſtere Kaufmann hieß Hadſchi Aly, des andern ſeinen Namen habe ich vergeſſen aufzuſchreiben. Ich habe die Geſchichte mit Augen angeſehen; ob aber in der Chriſtenheit auch dergleichen gebräuchlich iſt, das weiß ich nicht.“

So weit Stephan Schultz. Dem Schreiber dieſer Mittheilungen fiel hierbei ein, was er oft geleſen und gehört hat: daß die Türken ihren Koran, in welchem viele Stellen aus der heiligen Schrift alten und neuen Bundes mit faſt wörtlicher Treue aufgenommen ſind, ſo gar hoch halten, daß ſie ganze Capitel, ja ganze größere Abſchnitte deſſelben, auswendig wiſſen und oft mit Andacht wiederholen. Die kräftigſten Stellen ihres Korans, der von ihnen täglich geleſen und gehört wird, ſind aber Blätter des Baumes der Offenbarung, welche nach Gottes Rath, zur Geſundheit der Heiden, auch in dieſe geiſtige Vorrathskammer des Morgenlandes, welche übrigens des Unrathes ſo viel enthält, aufgenommen wurden. Und welchen Segen legt der treue Herr und Vater der Völker (dieß zeigt die vorſtehende Geſchichte) auf den treuen Gebrauch nur dieſer einzelnen Blätter des Lebensbaumes; welche Kraft wird erſt in der rechten, täglichen Anwendung aller ſeiner Früchte und Blätter ſeyn? — O mein Gott! ich weiß, daß alle gute Gabe, daß alle Kraft zum Leben des inneren Menſchen nur von Dir, nur aus dem Quell deines heiligen, geoffenbarten Wortes kommt. Gieb mir doch rechte Treue, daß ich den vollen, lautern Strom dieſes Quells ſo oft, ſo gern und mit ſolchem Durſt, zu meinem ewigen Heil in mich aufnehme, als jene Türken, die Dich ja auch als den Gott Jacobs ehren, als den Gott, welcher das Gebet der Menſchen erhöret, die einzelnen, abgeleiteten Tröpflein in ſich aufnehmen, welche Dein wohlthätiges Aufſehen ihnen zufließen ließ!

10) Der zudringliche Krankenwärter.

Als in den letzten Jahren des Krieges zwiſchen Frankreich und den nordiſchen Mächten, beſonders durch die aus Rußland zurückkehrenden Truppen ſehr bösartige Fieber mitgebracht und verbreitet wurden, herrſchte auch in Nürnberg die anſteckende Seuche in vielen Familien und Häuſern. Man konnte zuletzt für die weniger bemittelten Kranken gar keine Wärter mehr haben, denn Jeder fürchtete ſich vor der Anſteckung.

In dieſer Zeit war auch das böſe Nervenfieber in das Haus eines ſehr arbeitſamen Tiſchlermeiſters hineingekommen, und hatte den Vater und die Mutter, die Magd und die Kinder alle aufs Krankenlager geſtreckt. Anfangs hatte noch die Mutter und dann die treue Magd ſich aufgerafft, und für die Kranken den Thee und andere Erquickungen bereitet, jetzt aber konnten auch die nicht mehr, und die armen Kranken lagen hülflos, ohne alle Wartung und Bedienung, frierend im ungeheizten Zimmer, neben einander auf ihren Lagern. Da läutet es gegen Abend an der Hausthür, die Mutter rafft ſich mühſam auf und zieht die Thüre auf. Es kommt ein Mann herein, ſehr freundlich ausſehend und erbietet ſich die Kranken zu warten und zu pflegen, und ehe man ihm noch geantwortet, hat er ſich ſchon daran gemacht, an dem Licht ſeiner Laterne ein Feuer anzumachen und in dem Ofen zu ſchüren, ſetzt auch Waſſer zum Thee zu. —

Die lieben Leute wiſſen indeß nicht, was ſie von dem Manne denken ſollen. Wie ein gewöhnlicher Krankenwärter ſahe er doch gar nicht aus und es war nur damals gerade ſo ſchlimm mit den vielen Diebſtählen, die in den Häuſern geſchahen. Wem durfte man da trauen, beſonders, wenn Niemand nachgehen und nachſehen kann? Indeß kam der Mann mit dem Thee, auch mit einer Suppe und anderen Erquickungen herein, die er ſelber unter ſeinem Mantel mitgebracht hatte. Jetzt klarte ſich die Urſache ſeiner Zudringlichkeit auf. Es war nämlich der ſelige Tobias Kießling, der Kaufmann, der immer und überall, wo es Arme, Nothleidende und Kranke zu laben oder Seelen für Gott zu werben galt, ſo gar zudringlich war, weil die Liebe zu Chriſto und den Brüdern ihn ſelber ſo heftig drang. Kießling kam jetzt, ſo lange das große Hauskreuz des armen Schreinermeiſters dauerte, täglich mehrere Male, und ſchon früh Morgens, ehe er auf ſein Comtoir gieng, ſchlich er ſich heimlich in das Krankenhaus, ſchürte ganz ſtill (um die ſchlafenden Kinder nicht etwa zu wecken) das Feuer in dem Ofen an, kochte den Thee und brachte ihn dann mit einem chriſtlichen Friedens- und Segenswunſch ins Krankenzimmer hinein. Er ſelber, als wollte er das Vergnügen mit Niemand theilen, holte die nöthigen Arzneien, brachte ſpäter den Wiedergeneſenden Speiſe, Wein und andere Erquickungen. Weder ſeine ſorgſame Schweſter noch die anderen Verwandten erfuhren etwas von ſeinem Geſchäft als Krankenwärter, das er damals wahrſcheinlich in mehr als einem Hauſe verſehen haben mag, ſie würdens ihm auch wohl ſonſt ſchwerlich zugelaſſen haben, ſich in eine ſolche Gefahr der Anſteckung zu begeben.

Vor allen Dingen brachte damals der gute Krankenwärter in das Haus des Schreinermeiſters noch ein anderes Heilmittel hinein, das vorher, wenigſtens in dieſer ſeiner ganzen Kraft, da nicht bekannt geweſen war — das Heil in Chriſto.

Der eine Sohn aus der krankgeweſenen Familie iſt jetzt Profeſſor der Mathematik in A. und hat mir die Geſchichte ſelber erzählt. Auch er, der liebe Mann und Freund, hat mit dem leiblichen Heil- und Erquickungsmittel das geiſtige überkommen und danket dafür Gott von ganzem Herzen.

11) Der armen Wittwe reicher Troſt.

So hieß in alten Zeiten eine reiche Fundgrube, — ein Silberbergwerk — bei Schneeberg im Sächſiſchen Erzgebirge. Dieſer Bergſchacht war nämlich das Haupteigenthum der Wittwe eines gewiſſen Schütz geweſen, eines von den acht Söhnen des berühmten damaligen Bergmannes Schütz. Nach dem Tode ihres Mannes mußte dieſe Wittwe mit ihren Kindern ſich kümmerlich nähren, bis Gott auf einmal ihr in dem Bergſchachte, das auf ihr Erbtheil gefallen war, gar ſehr reiche Anbrüche — große Vorräthe von Silber — beſcheerte. Daher nannte ſie die Fundgrube: „Der armen Wittwe reicher Troſt.“ Doch hat ſich der Bergſchacht nachher bald ausgebaut, ſeine Vorräthe ſind erſchöpft worden; die Wittwe hatte indeß immer ſchon ſo viel daraus gewonnen, daß ſie ihr Leben lang vor Mangel geſchützt war.

Nicht alle Wittwen haben auf ihr Erbe eine ſolche Fundgrube. Alle aber, welche Gott fürchten, haben auf ihr Erbe einen anderen Troſt, deſſen Segen und Gnade nie erſchöpft wird, nie aufhört, Jeſum Chriſtum.

Von einer ſolchen Wittwe, welche dieſen reichen Troſt in ihrem Herzen hatte, wollen wir hier Einiges erzählen.

Dieſe Wittwe, welche von Jugend an ſehr fromm war, Gott von Herzen fürchtete, den Armen und Verlaſſenen eine gute Mutter und Tröſterin war und dabei ihre größte Freude und Herzensluſt am Gebet und Gottes Wort hatte, mußte ſchon in ihrem Eheſtande vielen Kummer erfahren. Denn ihre lieben Kinder, die ſie in der Furcht Gottes nach beſten Kräften erzog, ſtarben ihr alle bis auf einen Sohn, und dann ſtarb auch der ſehr gute und geliebte Mann, in Folge des Eifers, womit er als Arzt ſich in damaliger Kriegszeit der armen Lazarethkranken angenommen. Der Sohn aber wuchs zu ſeiner Mutter Freude und Troſt heran, denn er war ein ſehr hoffnungsvoller Jüngling.

Als dieſer Sohn auf der Schule in A. war, hatte

hatte ſeine fromme Mutter eines Sonntages früh das heilige Abendmahl genoſſen. Sie fühlte ſich an dieſem Tage in Gott ſo freudig und zum Gebet geſtärkt, daß ſie auch mit ganz beſonderer Inbrunſt für dieſen ihres Herzens Troſt und Freude, für ihren einzigen Sohn betete. Mitten im Gebet fällt ihr ein: Wie aber nun, wenn Gott dir auch dieſen einzigen Sohn nähme? Da betet ſie: „O mein Herr Jeſus, laß du ihn nur ganz dein ſeyn und bleiben und ganz zu dir kommen. Und wenn es dein heiliger Rath und Wille ſo iſt: ſo nimm ihn lieber durch einen frühen Tod zu dir, als daß er durch die Gefahren und Verführungen der Welt von dir wegkommen ſollte.“

An demſelben Tage, wo die Mutter ſo gebetet hatte, war der Sohn mit einigen jungen Freunden auf dem Lande geweſen. Er hatte ſich erhitzt, vielleicht etwas jäh in der Hitze getrunken und erkrankte plötzlich lebensgefährlich. Die Mutter erhielt die Nachricht von ſeiner Krankheit erſt mehrere Tage nachher, und da ſie an das Bette des geliebten Kindes kam, fand ſie es ſchon verſchieden. Aber ihr wurde, mitten unter den Thränen des heißen Schmerzes, in denen ſie hinter dem Sarge herwankte, Kraft und Glaubensmuth gegeben, eben ſo freudig wieder zu beten, wie am Tage, wo ſie das Abendmahl genoſſen.

Die arme Wittwe hatte nach dem Tode ihres Sohnes noch faſt funfzehn Jahre auf Erden zu wallen. In dieſer Zeit hat ſie leiblich und geiſtig manches Leid erfahren und das Brod ihrer Pilgerwallfahrt oft mit Thränen genetzt. Sie aber war ſtill und froh und ſelig in dem Herrn; ihr reicher Troſt war Jeſus Chriſtus. Als ſie ſtarb, hatte ihr Auge noch Kraft eine Thräne des freudigen Dankes gegen Jeſus Chriſtus zu weinen.

Der Schreiber dieſer Mittheilungen könnte Vieles und Genaues von jener Wittwe erzählen, denn ſie war ſeine leibliche Schweſter.

12) Die Stundenuhr.

Der ſelige Pfarrer Schöner in Nürnberg pflegte oft zu ſagen: „Wohl dem, der ſich jedesmal freut, wenn er, nachdem er aus geweſen, die Klinke ſeiner Hausthüre in die Hand nimmt.“ Ja, und noch wohler dem, der gern in ſein eigenes Herz einkehrt und dem es da heimathlich zu Muthe wird. Selig aber iſt der, der ſich jeden Morgen ſchon auf den Augenblick freut und nach ihm ſehnt, wo er mit den Seinigen zu ſeinem Gott beten und Gottes theures Wort leſen oder hören kann; dem das Gebet ſo zum Bedürfniß geworden, wie dem leiblichen, geſunden Menſchen das Frühſtück oder Mittagsbrod.

Freilich kommen auch im Leben des geübteren Chriſten ſolche Stunden vor, wo ſich der ſonſt ſo freudige Beter zum Gebet matt und kalt und ungeſchickt fühlt, wo ihm das Leſen und Hören von Gottes Wort keinen Genuß mehr giebt. Aber das ſind gerade die Stunden, in denen er am eifrigſten das Angeſicht deſſen ſucht, der ihn ja von Kindesgebeinen an getragen und welcher ihn auch im Alter nicht verwerfen noch verlaſſen wird; das ſind die Stunden, wo er am inbrünſtigſten die Worte ſpricht und übt: Herr ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn.

Damit es aber dahin mit unſerem Herzen komme, daß ihm das Gebet ſo theuer und werth ſey, wie das Leben ſelber, müſſen wir erſt recht und eigentlich beten und das Beten üben lernen. Das neugeborene Kind wird von der äußeren Luft, in die es jetzt zuerſt tritt, ſo gewaltig angegriffen und gereizt, daß ihm der Schmerz die erſten Töne des Schreiens auspreßt. Aber eben durch dieſes Schreien lernt es athmen. So lernt auch der Menſch meiſtens durch das innere Geſchrei, das ihm Schmerz und Leid auspreſſen, das eigentliche Beten aus dem Herzen. Wenn aber dann die Noth und der Schmerz vorüber ſind, da vergißt es gar oft wieder in dem langen Winterſchlaf, in den ihn die kalten Sorgen der Welt verſenken, das innere geiſtige Athmen des Betens. Darum iſt es gut, man macht es ſo, wie der liebe Pfarrer Matthias C....r, ein frommer Katholiſcher Geiſtlicher aus M...r, es einen ſeiner Freunde in Nürnberg lehrte, bei welchem er einige Tage zu Beſuch war.

Dieſer damals noch ziemlich junge Freund, welcher ſich ſchon ſehr chriſtlich zu [illegible] hatte zwar die Gewohnheit, mit den Seinigen am Morgen und Abend zu beten und etwas aus der heiligen Schrift zu leſen, übrigens wurde aber in ſeinem Hauſe den ganzen Tag ohne beſondere Veranlaſſung nicht weiter ans Gebet gedacht.

Da lehrte zuerſt der liebe Pfarrer C....s ſeine Freunde, Speiſe und Trank mit Dankſagung genießen; ermahnte ſie, bei Tiſche zu beten. „Singt doch ſelbſt die Lerche,“ ſagte er, „ihrem Schöpfer Dank, für jedes Würmchen, das ſie findet. Und die Speiſe iſt ja nicht bloß durch Gottes Kraft geſchaffen zur Ernahrung und Stärkung des leiblichen Menſchen, ſondern Gottes Kraft und Segen muß ſie heiligen, daß ſie dem inwendigen Menſchen nicht zur Hemmung und Hinderniß werde, wie einſt dem erſten Aelternpaar die Speiſe, welche es in Abgekehrtheit von Gott genoſſen; Gottes Kraft und Segen muß ſie heiligen, daß auch ſie für den Tempel Gottes, welches der Leib des Chriſten ſeyn ſoll, tauglich und geweiht werde.“

Nachdem auf ſolche Weiſe C....s das Tiſchgebet bei ſeinen Freunden eingeführt und in Uebung ſahe, gieng er noch weiter. Er ſelber, das merkte man ihm gar leicht an, wandelte den ganzen Tag im Gebet vor Gottes Angeſicht. „Der Menſch aber,“ ſo ſagte er, „will im Anfang durch etwas Aeußerliches an das Inwendige erinnert werden. Darum gewöhnt euch doch, ihr jungen Freunde, ſo oft ihr die Stundenglocke ſchlagen hört, an Gott und ſeine Ewigkeit, welcher ihr ja ſchon wieder um eine Stunde näher gekommen ſeyd, zu denken und Gottes liebe Hand, die euch in Allem leiten und tragen muß, im Gebet zu faſſen. Dann gewöhnt euch doch auch weiter, ſo oft ihr die Viertelſtunde ſchlagen hört, an Gott zu denken, zu ihm zu ſeufzen. So bekommt ihr denn nach und nach eine Stundenuhr des Geiſtes in euer Herz, welche beſſer und richtiger geht, den Weg durch die Zeit zur Ewigkeit beſſer abmißt, als jede äußerliche Uhr: ein aufmerkſames Ohr für die Stimme des Geiſtes in euerem Innern, welche ohne Aufhören rufet: Abba lieber Vater!“

13) Die Kinder wollen in den Mond greifen.

Der Pfarrer C. beſuchte einen jungen Freund, welcher ſich ſeit Kurzem mit den Seinen zu dem Herrn gewendet hatte. Dieſer junge Bruder pflegte in jener erſten Zeit ſeines Chriſtenlaufes zu ſeinen Gebetübungen vorzüglich ſolche Gebete und Betrachtungen zu wählen, in denen die Pflichten des Chriſten aufs Ernſteſte und Eindringlichſte dargeſtellt werden, und auch aus den Pſalmen und Liedern wählte er hauptſächlich die von ähnlichem Inhalt zu ſeinen Gebeten. Der Pfarrer C. war einſt bei einem ſolchen Gebet und Vorleſen eines ſolchen Liedes gegenwärtig und als der junge Freund nachher ſich in ein Lob des ſchönen Liedes ergoß, ſchwieg C. ſtill. Da fragte ihn Jener verwundert, ob ihm dieſe Gebete und das Lied vielleicht nicht gefielen? C. antwortete, das Lied und die Betrachtungen wären wohl ſchön und gut, aber er würde ſie nicht zu ſeinen Gebeten wählen. Da fragte der jüngere Freund, ob er denn glaube, daß ein ſolches Gebet Gott mißfallig ſey? Keineswegs, antwortete C., und eben ſo wenig als es einer Mutter mißfällig iſt, wenn ihr kleiner, ſchwacher Säugling mit ſeinen Handen nach dem Monde hintappt und den greifen will. Denn das Kind hat noch keine Erfahrung von der Entfernung der Körper, und wenn es einen ſieht, der ihm ins Auge glänzt, meint es, ihn auch gleich mit den Händen haben zu müſſen. So geht es uns auch im Anfange unſers Chriſtenlaufes. Wir haben da die natürliche Ohnmacht unſeres-Herzens zur Vollbringung des göttlichen Willens noch immer nicht genug erfahren, wiſſen auch die neuen Hände, die uns in Chriſto gegeben worden — den Beiſtand ſeines heiligen Geiſtes — noch nicht recht zu brauchen. Darum meinen wir denn, wie müſſen die Sonne und den Mond ſelber in unſeren eigenen Händen haben, damit wir ſie genießen und ſie uns und Anderen leuchten, da doch dieſe Geſtirne bloß in Gottes Hand ihren Lauf verrichten und ſo uns ſchön leuchten und wärmen. In meinen jüngeren Jahren liebte ich auch derlei Gebete und Betrachtungen vor anderen. Später habe ich aber öfters erfahren, daß mir ſelbſt das bloße Herſagen des apoſtoliſchen Glaubens tröſtlicher geweſen und mir mehr Kraft zum Guten gegeben, als jene Gebete. Seitdem ſind denn auch meine liebſten Gebete und Gebetlieder gerade jene einfältigſten, alten der Chriſtenheit, deren Inhalt entweder ein Lob Gottes in Jeſu Chriſto oder ein Bekenntniß der eigenen Ohnmacht und Sünden, wie die Bußpſalmen, oder das Flehen, das innige Flehen iſt: daß Gott an ſeiner Hand uns halten, uns Kraft geben möge, ihn über Alles zu lieben und ſeinen Willen recht von Herzen zu thun. Denn je älter wir werden in Chriſto, deſto mehr lernen wir auch, daß *wir* nicht ſelber ſcheinen und leuchten und wärmen, ſondern die Sonne iſt es, welche leuchtet und ſcheint und wärmt ohne unſer Zuthun. Denn wir dürfen uns nur dem Tageslichte nähern und ausſetzen, ſo werden wir immer Licht und Wärme zu unſerem Leben und Tagesgeſchäft genug haben.

14) Der ungebetene Gaſt.

Ein alter chriſtlicher Freund von mir, welcher ein Bäcker war, pflegte, wenn in regnichten Sommer- oder Herbſtzeiten einmal dazwiſchen ein heiterer, warmer Tag kam, mit einer Art von Rührung zu ſagen: „Seht ihr Leute, immer klagt ihr und fürchtet theure Zeit, und heut hat Gottes Sonne wieder ſo warm geſchienen, daß in den wenigen Stunden gewiß viele tauſend Simmer Getreides ſind hineingeſchafft worden.“

Uns ergeht es im Geiſtigen oft auch ſo wie den Freunden des alten Bäckermeiſters im Leiblichen. Wenn ſich einmal im Menſchenherzen einige Zeit lang keine Frucht zeigt und Alles ſo umnebelt und umwölkt ſcheint, als könnte kein gutes Wort dahin durchdringen, zweifeln wir gleich ganz am guten Erfolg; und Gottes warme, geiſtige Sonne kann doch oft in einem einzigen guten Augenblick zum Herzen dringen und da eine ganze Erndte der Ewigkeit wecken und zur Reife bringen.

Ein junger chriſtlicher Freund hatte einſt den ſeligen Pfarrer Schöner und einige andere Männer von derſelben Geſinnung zu ſich zum Abendeſſen eingeladen, damit er ſich an ihrem frommen Geſpräch tröſten, ſtärken, erbauen und chriſtlich belehren möge. Denn zu anderen Stunden des Tages blieb ihm und ſeinen Gäſten unter dem Drange vieler Geſchäfte nur ſelten Zeit, ſich zu ſehen und zu ſprechen. Auch an dieſem Abende fürchtete unſer junger Hauswirth, der ſich von ganzem Herzen auf ein ungeſtörtes Zuſammenſeyn und Zuſammenſprechen mit jenen Männern gefreut hatte, es möchte ein oder der andere Beſuch hinzukommen, der nicht zu ſolchen Gäſten paſſe, und ſie ſtören. Er hatte deßhalb in ſeinem Herzen Gott recht darum gebeten, er ſolle doch heute keinen ſtörenden Beſuch kommen laſſen.

Aber ſiehe da, als man ſich eben geſetzt und der alte ſelige Schöner ein gar herrliches Geſpräch begonnen hatte, trat ein Fremder hinein und noch dazu ein Profeſſor von einer Norddeutſchen Univerſität, der mit dem Hauswirth in L. ſtudiert hatte und dieſen von dorther kannte. Dem Wirthe wäre dieſer ungebetene Gaſt zu jeder anderen Zeit von Herzen lieb und werth geweſen, nur heute nicht; denn ſo wie er ihn von ſonſt her kannte, ſchien er ſich eben nicht zu den anderen Gäſten zu paſſen, und was er ſprach, mußte Jene, was Jene ſprachen, mußte ihn ärgern. Indeß der Ungebetene ſetzte ſich zu dem alten **Schöner** und dieſer redete ihn gleich mit ſo eindringlicher, väterlicher Freundlichkeit an, daß Jener gar bald ſehr aufmerkſam und bei der Sache war. Nun hätte der Hauswirth gewünſcht, daß wenigſtens im Geſpräch einige Zweifel oder einige der gewöhnlichen Einwürfe gegen die göttliche Wahrheit des Chriſtenthums berührt und vom Pfarrer **Schöner**, der hierinnen ſehr gewandt war, beantwortet und widerlegt würden; denn das, ſo meinte er, könnte für ſeinen Fremden von großem Nutzen ſeyn. Aber der alte Lehrer ſchien heute nicht fertig werden zu können, dem jungen Lehrer, der auch Theologe war, **Erfahrungen** zu erzählen, die er an ſeinem eigenen Herzen und an den Herzen ſeiner Zuhörer gemacht hatte. — An ſeinem eigenen Herzen, denn er habe innig und ernſt geſucht und gerungen nach Erkenntniß und Wahrheit, und vor Allem nach innern Frieden und nach Kraft zum Guten. Er habe dieſes und dann noch jene philoſophiſchen Syſteme ſich zu eigen gemacht, bei dieſem, bei jenem und dann noch bei anderen berühmten Schriftſtellern Rath und Befriedigung geſucht, mit ſeinem Herzen dieß und jenes angefangen, aber nirgends das gefunden und erlangt, was er geſucht hätte; bis er zuletzt zum einfältigen Wort Gottes und dem Kinderglauben daran gekommen. Eben ſo habe er es bei ſeinen Zuhörern ſo und anders verſucht, um etwas an ihrem Herzen auszurichten, es ſey aber immer nur höchſtens eine gemalte Blume oder eine Scheinfrucht aus dem Boden hervorgegangen, bis er am Ende angefangen, ſich an die einfältige Predigt vom Kreuz zu begeben und an dieſer eine wahrhaft göttliche Macht erprobt habe, die Menſchenherzen umzuwandeln und mit Gotteskraft zu erfüllen.

Der alte ſelige Schöner hatte in ſeinen letzten Lebensjahren durch einen heftigen Schrecken ein beſtandiges Zittern an allen Gliedern bekommen. Wenn er nun ſo erzählte und ſprach, da zitterte das graue Haupt und der alte Mann war dabei ſo weich, daß ihm, wenn er jetzt eine oder die andere freudige Erfahrung an ſeinem und andern Herzen erwähnte, die Freudenthränen die Wangen herunterliefen. Dazu hob er dann die zitternden Hände dankend gen Himmel.

Wir mußten an jenem Abende Alle mit weinen. Der fremde Profeſſor aber, der ungebetene Gaſt, ſchien zwar tief gerührt, ſtund jedoch nach einiger Zeit vom Tiſche auf und ließ ſich durchaus nicht länger halten. Der Hauswirth dachte in ſeinem Herzen: Dieſem iſt gewiß das nicht recht und anſtändig geweſen, was Pfarrer Schöner da erzählte. Der alte Pfarrer aber ſprach beim Abſchied ein liebend ſegnendes Wort zu dem edlen, guten Fremden, den er beſſer erkannt hatte, als alle Andere.

Dieſes Wort iſt auch denn in Erfüllung gegangen. Der fremde Profeſſor hörte den alten Schöner auf ſeiner Rückreiſe noch einmal predigen. Seitdem war er ganz für den einfältigen Chriſtenglauben gewonnen und bezeugte dieß bis zu ſeinem Tode (denn leider ſtarb er frühe) durch Wort und Lehre und That. Noch von ſeinem Todtenbette aus ließ er dem alten Vater Schöner danken für das, was er mit Gott an ſeinem Herzen gethan.

Der junge Hauswirth aber lernte von nun an, daß man auch für die ſcheinbar ungelegenſten Gäſte und Ereigniſſe, ſelbſt wenn ſie uns nach unſerer Meinung in irgend etwas Gutem ſtören und hindern, ſobald ſie uns von Gottes Hand, ſo ohne unſer Zuthun geſendet werden, Gott danken müſſe. Denn der ſie ſendet, der wird wohl wiſſen, warum er ſie gerade zu dieſer Stunde und zu keiner „gelegneren" zu uns hat kommen laſſen. Wäre der fremde Profeſſor am andern Tage, wo der Pfarrer Schöner nicht da war, zu dem Hauswirth gekommen, ſo hätte er bei dieſem zwar gleich eine freudigere, freundlichere Aufnahme gefunden, nicht aber ſolche Erzählungen aus dem Leben, die ihm ſo tief ans Leben giengen.

15) Der Wachtelruf.

Das Gewiſſen iſt die Sprache jenes ſchaffenden Geiſtes, der über der chaotiſchen Tiefe des Menſchenherzens ſchwebt und ſeine inneren Waſſer bewegt, damit in ihm der künftige Menſch des

Jenſeits ſich bilde und Geſtalt gewinne. Eines prophetiſchen Geiſtes mithin, welcher mitten im Jetzigen das Künftige ſieht und will.

Auch über der Natur ſchwebt und waltet dieſer prophetiſche, das Künftige ſuchende Geiſt. Er iſt das Seufzen der Creatur, die ſich ſehnet nach der Freiheit der Kinder Gottes.

Das Gewiſſen im Menſchen ſpricht mithin mit dem „Seufzen der Creatur“ dieſelbe Sprache und verſtehet den Geiſt, der mit ihm öfters auch aus der Natur ſpricht.

Jener geweſene Soldat wurde durch den Anblick eines vom Winterfroſt entlaubten, ſcheinbar erſtorbenen Baumes innerlich erweckt; jener Raubmörder durch den Anblick einer zerhauenen Otter, ein anderer durch das Geſchrei der gegen den Boden fliegenden Raben innerlich erſchreckt und aufgeſcheucht. Eben ſo ein Landmann in der Schweiz durch den nächtlichen Ruf einer Wachtel im Korne.

Dieſer Landmann, in deſſen Dorfkirche das Wort der Buße und Vergebung reichlich durch einen frommen Pfarrer gepredigt wurde, wollte dennoch dieſer warnend weckenden Stimme des Geiſtes entlaufen, und war eines Nachts auf dem Wege zum Ehebruch — mithin zum Tode. Da hört er im jungen Getreide, auf welches die Sterne ſo ernſt herunterglänzen, den Ruf einer Wachtel: wack de wack. Wache, ſagt zu ihm die Stimme in ſeinem Herzen, wache, ſpricht der Vogel, wache und bete.

Da hält er einen Augenblick ſtill, im zweiten fällt er auf ſeine Kniee, im dritten ergießen ſich die Thränen inniger Reue. Weinend und trauernd, aber Gott dankend, kehrt er um in ſein Haus, zu den Seinen. Und ſo oft die böſe Luſt ſich regen wollte, tönte auch der Wachtelruf im Innern: „Wache und bete,“ und er ſchrie zu Gott in Jeſu Chriſto um Vergebung und Beiſtand, und dieſer half.

Glücklicher Landmann! Daß du nicht in einer Gemeinde wohnteſt, wo ein Pfarrer, ſtatt Chriſtum den Heiland und Retter mit Kraft und Ueberzeugung, Meiſter Greife-Niemands, des großen Kanzelredners, moraliſche Aeſthetik predigte. Die Wachtel hätte dir dann vergebens gerufen!

16) Das Herz der Väter, bekehrt durch die Kinder.

In einer Gemeinde in der Schweiz, welche Gott mit einem frommen, in ſeiner Zucht und Gnade ſtehenden Pfarrer geſegnet hat, war, als der Pfarrer im Gebet und Vertrauen zu Gott ſein Amt antrat, das Fluchen und Schwören und der Mißbrauch des Namens Gottes gar ſehr eingeriſſen. Der Pfarrer ſprach dagegen mit Nachdruck und Ernſt auf der Kanzel. „In dieſem heiligen Namen,“ ſo ſprach er, „liegen Kräfte, daß, wenn wir ihn auf rechte Weiſe im Gebet brauchen, Himmel und Erde durch ihn bewegt, Herzen durch ihn ergriffen und die ſchon im Tode Entſchlafenen neu belebt werden. Mißbraucht ihr dieſen großen Namen, ſo raubt ihr ihm für euere Herzen und euere Zunge die Himmelskräfte, die er für euch haben könnte; ja den einzigen Quell und Brunnen des Lebens, der euch hienieden gegeben iſt, vergiftet ihr euch. Denn dieſes, wenn es wohl gebraucht wird, wohlthätige, allbelebende Feuer, wird durch den Mißbrauch für euch zur allverheerenden, furchtbaren Flamme, welche ewig nicht verlöſchet."

Bei jeder Gelegenheit ſprach denn bald ſo, bald anders, der liebe, fromme Pfarrer gegen jene eingewurzelte Gewohnheitsſünde. Alle ſeine Worte ſchienen nicht zu fruchten. Da gieng er in die Schule zu den kleinen, unſchuldigen Kindern. Dieſen ſtellte er die große Sünde des Fluchens, des Schwörens, des Mißbrauches des Namens Gottes in ihrer ganzen Abſcheulichkeit ſo klar, ſo eindringend, ſo einfach dar, daß die Kinder ganz ernſt und bewegt wurden. Und was geſchah nun? Wenn zu Hauſe die Kinder ihren Vater oder Großvater oder gar die Mutter den großen Namen mißbrauchen hörten, erſchracken ſie und ſagten bittend: „O Vater, o Mutter, thut das nicht, denn das iſt große Sünde und Gott wird es ſtrafen." — Das half. Einige Alten ſagten: „ſie wären wie vom Donner gerührt geweſen, da ſie einen ſolchen Verweis, eindringlicher und beweglicher, noch, als der Pfarrer ihn gegeben hätte, aus dem Munde ihrer unſchuldigen Kinder vernommen." Von nun an war in Kurzem das Fluchen und der Mißbrauch des Namens aus dieſer Gemeinde ganz ausgerottet. So auffallend, daß wenn die Bauern aus jenem Dorfe in der Stadt zu Markte ſtunden, die Bauern aus anderen Gemeinden ihren Spott mit ihnen, als mit Klausnern und Zausnern trieben, weil ſie nie, nach der leidigen Gewohnheit jener Gegenden, mehr fluchten. Es war dieß übrigens der erſte Anfang jener höheren, alldurchdringenden Lebensbewegung, die ſich bald hernach dieſer ganzen Gemeinde bemächtigte.

Hiebei fällt dem Schreiber dieſer Erzählung ein: daß ein gewiſſer Pfarrer, den er auch von Perſon kennt, in ſeiner Gemeinde auf eine ähnliche Weiſe Aufklärung, womit er den Alten nicht ſo geradezu zu kommen ſich getraute, zu verbreiten ſuchte, indem er in der Schule den Kindern den Glauben an Gottes Wort und heilige Schrift benahm und lächerlich machte. Die Gemeinde iſt zwar, ſeitdem er und Seinesgleichen in ihr wirken, mit Rieſenſchritten dem Verderben und inneren Tode entgegengegangen; die Kinder hatten aber immer das, was der Pfarrer ihnen ſagte, wieder vergeſſen und überhaupt aus ſeinem Unterricht nichts mit nach Hauſe genommen, als den Widerwillen gegen allen Ernſt und alle Wahrheit. Sagt man dagegen den Kindern ein eigentliches göttliches Wort, erzählt man ihnen Gottes große Thaten unter den Menſchen, ſo bleibt das in ihnen ſtehen, ſo lange ſie leben. Und wenn es auch verſchüttet und von vielem Anderen überſtrömt wird, ſo kann es doch nicht zerſtört werden, denn es iſt Gold, das roſtet nicht.

17) Die gute Taſſe.

Jene ſterbende alte Frau in Würtemberg, als der Pfarrer ſie fragte, ob ſie wohl etwas auf dem Herzen habe, weßhalb ſie ihn rufen laſſen, antwortete freudig und freundlich: „Nein Herr Pfarrer, gar nichts.“ Und als der Pfarrer, der ſie als eine gute, chriſtlichgeſinnte und chriſtlich unterrichtete Frau kannte, ſie nochmals fragte, ob ſie nichts, gar nichts auf dem Herzen habe, antwortete ſie abermals freundlich: „Nein Herr Pfarrer, gar nichts, außer meine Sünden, die ſind wie der Sand am Meer.“

Ein ſolches faſt thöricht lautendes Wort einer einfältig frommen Seele, wird ein erfahrener Seelſorger wohl zu deuten wiſſen und nicht mißverſtehen. Das einfältig gute Bauernweib, das während ſeines Lebens in der Furcht des Herrn nach Kräften gewandelt, ſeine Sünden bekannt und Vergebung dafür erhalten hatte von dem Herrn, meinte mit ſeiner Antwort nichts Anderes als: „Ich weiß zwar, wie ich von Jugend an bisher geweſen und was ich gethan, ich weiß, daß vor Gott das nicht genug gilt, daß ich mein Hausweſen wohl und treu verſorgt, meine Kinder in der Furcht des Herrn erzogen habe, aber ich hoffe und weiß es freudig, daß ich durch Chriſtum in Gott einen lieben verſöhnten Vater habe.“

Daß dieß die eigentliche Meinung des frommen alten Mütterchens mit ihrer freundlich freudigen Antwort war, das erfuhr der Pfarrer aus ihren weiteren Antworten und hatte an dieſem Sterbebette nur Urſache, ſich zu freuen über den kindlich feſten Glauben der Sterbenden.

Anders aber ſind ſolche Seelen von dem Seelſorger zu behandeln, welche ſo von ſich und ihrem Zuſtande halten, wie die, von welcher die nachfolgende Geſchichte erzählen ſoll.

Der ſelige Pfarrer Schöner wurde einſt zu einer kranken Frau gerufen, welche dem nahen Tode entgegen gieng, ohne dieſen (ihre Krankheit brachte es ſo mit ſich) zu fühlen. Die Frau hatte in ihrem Leben zu den Selbſtgerechten gehört, hatte ſich zwar, nach damaliger Gewohnheit, faſt täglich zum Gottesdienſt und ſehr oft zur Beichte und Abendmahl eingefunden, hiemit aber auch, nach ihrer Meinung, Alles gethan, was nöthig ſey zum Seligwerden. Darum hatte ſie auch die Predigten des ſeligen Schöner, zu denen ſich ihr Mann eifrig hielt, niemals gerne hören mögen, denn dieſer, ſagte ſie, predige eigentlich nur für Sünder und nicht für fromme Menſchen, und ſie wiſſe auch von Vielen, die in ſeine Predigt giengen, daß ſie es, ſonſt wenigſtens, eben nicht genau genommen hätten mit der Tugend, beſonders die ***, welche immer ſo weine in Schöner's Predigten und jetzt ſo eingezogen und fromm thue, denn die ſey ja, wie die ganze Stadt wiſſe, vor ihrer Ehe zu Falle gekommen. Und ſo traue ſie auch den meiſten Andern nicht recht, die da hineingiengen, denn ſie dächte immer, wer ſich in jeder Predigt ſo einen Sünder könne nennen und zur

Buße ermahnen laſſen, der müſſe auch eine große Sünde begangen haben.

Da denn der ſelige Schöner zur Kranken kam, redete ihn dieſe gleich ſo an: „Vor allen Dingen, Herr Pfarrer, muß ich Sie bitten, daß Sie mich nicht etwa als eine Sünderin anſehen und mir, wie Sie es gewohnt ſind, ſo viel von Sünde und Buße ſprechen möchten. Denn deßwegen habe ich Sie nicht rufen laſſen. Ich habe in meinem Leben keine Sünde gethan und bin von gottesfürchtigen Aeltern ſo gottesfürchtig erzogen, daß ich faſt niemals, wenn ich nicht krank war, einen Gottesdienſt verſäumt habe; bin auch immer gutthätig gegen die Armen geweſen. Sagen Sie mir lieber ſonſt was Tröſtliches in meiner Krankheit.“

„Glückliche Frau,“ ſagte der ſelige Schöner, „die niemals keine Sünde gethan hat! Bisher kannte ich nur Einen, der von keiner Sünde wußte, der war unſer Heiland Jeſus Chriſtus. Ich ſehe wohl, daß ihr da auch meinen Zuſpruch nicht gern annehmen werdet. Denn ich muß euch vor Gott geſtehen, daß ich ein armer Sünder bin, unter allen armen Sündern der größte; daß ich, ſo lange ich mich zurückerinnern kann, nichts Gutes, nichts Gottgefälliges an mir ſelber zu rühmen weiß, wohl aber an Gott, deſſen Kraft in den Schwachen mächtig iſt.“

Die Frau wurde über dieſe Rede, welche ihr einen Tadel gegen das, was ſie vorhin von ſich geſagt hatte, zu enthalten ſchien, ein wenig betroffen, brachte aber das Geſpräch auf etwas Anderes.

Indeß befahl ſie ihrem kleinen Pflegetöchterchen, ein Tuch zu bringen und auf den Tiſch zu breiten, an welchem der Herr Pfarrer Kaffee trinken ſollte. Das Kind aber wollte aus Fürwitz auch die Taſſe vom Schränkchen herunterlangen und ließ ſie fallen, daß ſie zerbrach. Darüber wurde die kranke Frau ſo zornig, daß ſich ihr Geſicht entſtellte und daß ſie gegen das Kind in ſehr unziemliche Schimpfreden ausbrach. „Alles,“ ſagte ſie zuletzt, „macht ſie ungeſchickt und richtet einen Schaden nach dem andern an.“

Das Kind aber wollte ſich in Gegenwart des Herrn Pfarrers nicht ſo demüthigen laſſen und ſagte, es ſey doch nicht ſo, es mache ſonſt Alles geſchickt und habe noch niemals einen Schaden angerichtet.

„Sehet die Lügnerin,“ ſagte die Frau, „will ſich auch noch weiß brennen. Alles geſchickt und niemals Schaden gethan, das ſieht dem vorwitzigen Dinge Jedermann an, wie wahr das geſprochen iſt. Hätteſt du nicht gelogen, ſo war dirs verziehen, ſo aber geh gleich hinaus, geh mir aus den Augen. Der Herr Pfarrer halten mir zu gut, daß michs ſo böſe macht. Es war die gute Taſſe. Hätte es denn das böſe Kind, da es weiß, daß die Kraft nicht ſo weit geht, nicht Jemand ſagen und bitten können, daß der ſie ihm herunter hole. Immer aber denkt der Fürwitz, er ſey gut genug.“

„Liebe Frau,“ ſagte der Pfarrer, „ſollte das wohl auch recht vor Gottes Augen und keine Sünde geweſen ſeyn, daß ihr euch ſo gar erzürntet wegen der guten Taſſe. Ich wenigſtens hielte das für eine große Sünde, wenn ich im Zorn die und die Worte (er erinnerte ſie dabei an ihre unziemlichen Schimpfreden gegen das Kind) herausſtieße.“

„Herr Pfarrer,“ ſagte die Frau, „ſind wir doch ſchwache Menſchen. Und ich erzürne mich ſonſt gar nicht, aber daß die fürwitzige Perſon da mich anlügen will und ſagen, ſie mache ſonſt Alles geſchickt und thäte niemals Schaden, und daß ſie ſich zu Allem ſelber gut hält, keinem Erwachſenen um einen Dienſt das Ehrenwort anthun will, das ärgert mich gar zu ſehr.“

„Und ihr liebe Frau,“ ſagte der Pfarrer, „habt ihr denn nicht vorhin eben ſo den Geiſt Gottes angelogen, als ihr ſagtet, ihr hättet niemals eine Sünde gethan, wie das Kind eben euch. Oder wer iſt denn wohl ein Lügner, Gott, der da ſagt, daß das Menſchenherz böſe von Jugend auf ſey, daß aus ihm kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, daß Keiner vor ihm gerecht und ohne Tadel ſey, oder ihr, die ihr das Gegentheil von euch vorgebt? Und wie das Kind Alles ſeiner eigenen Kraft zutraute, ſeyd ihr nicht, die ihr doch eben zugabt, daß wir ſchwache Menſchen ſind, eben ſo fürwitzig als euer Pflegetöchterchen, da ihr euch ſelber für ſchon gänzlich gut haltet und alſo keinen Gott Vater, der ſeinen eingebornen Sohn in die Welt ſandte, die Sünder zu erlöſen, keinen Heiland und Sündenvergeber nöthig habt, keinen heiligen Geiſt braucht, der euch zu allem Guten leite und ſtärke? Darum heißt es: „So wir ihm unſere Sünden bekennen, ſo iſt er treu und gerecht, daß er uns unſere Sünden vergiebt und reiniget uns von unſerer Untugend.“ Denn wer ſeine Sünden erkennt und bekennt, der weiß auch, daß er ſich durch eigene Kraft nicht davon reinigen kann, der fleht den Heiland täglich an, daß er ihn durch die Kraft ſeines heiligen Geiſtes reinige und heilige. Ihr wollt, ſo wie ihr ſagtet, einmal nicht unter die gehören, die vor ſeinem Throne Loblieder ſingen, weil er ſie erkauft und erlöſt hat aus allerlei Volk, nicht unter die, welche ihre Kleider rein gewaſchen und helle gemacht haben im Blute des Lammes. Denn für euch, die ihr ohne Sünde ſeyd, iſt kein Opferlamm geſchlachtet, kein Blut der Verſöhnung gefloſſen, für euch haben die Engel am heiligen Weihnachtsfeſte nicht mit „ein Wohlgefallen“ geſungen. Ihr wollt nicht durch Gott und ſeinen Geſalbten, ſondern durch den Vater der Lügen und des Hochmuths in den Himmel kommen und ſelig werden.“

Die Frau weinte und reichte dem Pfarrer die Hand. Sie ſähe ihre Sünde wohl ein, er ſolle ſie nur nicht verlaſſen, ſondern ihr beten helfen, daß Gott ihr doch vergeben und ihr noch gnädig ſeyn möchte. Der Pfarrer betete mit ihr die von ihr vorhin ſo verachteten Kinderſprüchlein, die unſchuldigen Kindlein ein ſüßer Ton, kräftigen Jünglingen in Chriſto ein Sporn zum Kampf gegen das Böſe, erſtarkten Männern noch ein feſter Ankergrund des Glaubens und der Hoffnung ſind. Die Frau lebte noch acht Tage. Der Pfarrer pflegte ihres kranken Herzens mit unbeſchreiblicher Liebe und Geduld. Und dieſe beiden ſiegten mit Gottes Beiſtand über das ſtarre Herz. Die Frau ward gründlich zur Selbſterkenntniß und Buße geführt, zugleich aber der Vergebung ihrer Sünden in Chriſto gewiß. Sie ſtarb mit zerkniſchtem, zugleich aber auch freudig und feſtgläubigem Sinne.

18) Der Neumond..

Jemand klagte gegen einen älteren Bruder, daß er öfters an ſolchen Tagen, an denen er die größten Gnaden von Gott empfangen, das innigſte, lebendigſte Gefühl ſeiner Nähe empfunden habe, ganz beſonders und am meiſten den ſündlichen Aufwallungen zum Zorn, zur Empfindlichkeit gegen Beleidigungen, zur Sinnlichkeit ausgeſetzt ſey. Namentlich an den Tagen, wo er zum Tiſche des Herrn gegangen.

„Das darf dich,“ ſagte der Alte, „nicht zu ſehr verwundern und betrüben. Der Mond läuft öfters Wochen lang am Himmel, ohne die Witterung zu ändern und zu ſtören. Wenn er aber zur Zeit des Neumondes der Richtung nahe kommt, in welcher eben jetzt die Sonnenſtrahlen zur Erde niedergehen, ſo findet ſein ſchwächerer Einfluß da ſchon einen offenen Zugang und gebahnten Weg zur Erde und bringt uns dann öfters anderes Wetter. So ſäet auch der Feind am liebſten und leichteſten ſein Unkraut in ein Herz, das ſo eben vom Wort Gottes umgepflügt und zur Ausſaat urbar gemacht iſt. Darum muß der Chriſt bei ſolchen Neumondsfeſten in ſeinem Innern am nüchternſten ſeyn, am anhaltendſten wachen und beten. Denn, wie man ſagt, daß die Witterung zur Zeit des Neumondes Einfluß oder Bedeutung habe für die Zeit des ganzen darauf folgenden Mondlaufes; ſo hat die rechte, wachſame, oder die ſchlechte Benutzung ſolcher Tage der Gnadenheimſuchungen unſeres Herrn einen geſegneten, guten, oder im anderen Falle auch einen gar nachtheiligen Einfluß auf eine längere Zeit des Lebens, ja auf die Ewigkeit hinaus. Uebrigens will uns wohl auch Gott durch derlei Erfahrungen zuweilen lehren: daß Gehorſam beſſer ſey den Opfer, das heißt hier, der ſtille, einfältige Wandel vor Gottes Angeſicht, aus bloßem Gehorſam, nicht nur in lebhaft aufwallendem Gefühl und um dieſes Gefühles willen, beſſer, als die auf Flügeln der Flamme gen Himmel lodernde Wonne der innern Empfindung, welche uns ja wohl auch von Zeit zu Zeit zur Stärkung auf unſerem Pilgerlaufe gewährt wird. Denn bei allen unſern, auch den beſten Empfindungen, iſt, ſo lange wir hienieden wallen, das Fleiſch mit dabei und geſchäftig, bei dem Gehorſam aber der Geiſt.“

19) Die hölzernen Glocken.

Gott war es ja auch, welcher jenen alten Künſtler Bezaleel, den Sohn Uri, mit Namen zu ſeinem Werk berufen, welcher ihn erfüllt hatte mit dem Geiſt Gottes, mit Weisheit und Verſtand und Erkenntniß, und welcher auch den andern Arbeitern, welche ihm mit halfen an der Stiftshütte bauen, die Weisheit ins Herz gab. Und ſo haben es immer alle wahre und ächte Künſtler, welche durch ihre Werke wahrhaft veredelnd und erhebend auf das Menſchenherz und Menſchengeſchlecht gewirkt haben, mit Herz und Mund anerkannt: daß ihre Kunſt von Gott ihnen gegeben werde und ſeines ſteten Beiſtandes bedürfe zu ihrem Gedeihen. Die anderen ſogenannten Künſtler, welche dieſen Born, aus welchem Alles kommt, was Geiſt und Leben und von ewiger Natur iſt, nicht kannten oder benutzten, haben bloß für Augen und Ohren und den Sinnenmenſchen, nicht für Geiſt und Gemüth gearbeitet und ihr Wirken geht gar bald ſpurlos an der Zeit verbei.

Einer unter jenen Künſtlern, welche die Nothwendigkeit des göttlichen Beiſtandes zum Gelingen ihrer Werke dringend feſt anerkannten, war der große, treffliche Joſeph Haidn. Dieſen hatte ja auch Gott wundervoll aus der Hütte ſeines armen Vaters und ſeinem kleinen Dorfe nach Wien und zu ſeiner Kunſt berufen. Haidn war ſein ganzes Leben hindurch ein eifriger Beter, ein innig treuer Bekenner der Wahrheit des

Chriſtenthums mit Wort und That. Selbſt in Gegenwart einiger der berühmteſten Componiſten, die aber nicht alle ſo geſinnt und ſo wahre Künſtler wie Haidn waren und deren Wirken jetzt faſt ſchon vergeſſen iſt, ſchämte er ſich nicht zu bekennen: daß er, ſo oft er ſich müde vom Arbeiten, oder unfähig dazu fühle, ſich neue Kraft im Gebet, im Gebet zu Gott in Chriſto ſchöpfe. Denn in ſeinem Hauſe hatte er eine kleine Hauscapelle, in welche er ſich täglich öfters zurückzog und da im Stillen betete.

Auch der ſelige Gretry, ein mit Recht berühmter Componiſt aus Lüttich, hatte ſich in ſeiner Jugend ſeine Kunſt von Gott erbeten, zugleich aber auch, was die größte Kunſt auf Erden iſt, die Gnade, ein guter, frommer Menſch zu werden. Als er nämlich zum erſtmaligen Genuß des heiligen Abendmahles zugelaſſen werden ſollte, hatte er am Morgen dieſes Tages, nach jenem frommen Glauben, daß, was junge Chriſten an dieſem Tage ſich von Gott erbäten, ihnen gewiß gewährt würde, Gott inbrünſtig auf ſeinen Knieen angefleht, er möge ihn doch entweder an dem heutigen Tage ſelig ſterben oder ganz gewiß einen recht tüchtigen Künſtler und vor Allem einen recht frommen, rechtſchaffenen Mann aus ihm werden laſſen.

Es war eben Charfreitag. An dieſem Tage werden dort zu Lande nicht die eigentlichen Glocken geläutet, ſondern die Zeichen zum Gottesdienſt durch hölzerne Glocken oder vielmehr Bretter gegeben. Der junge Gretry wollte gern einmal dieſe hölzernen Glocken in der Nähe ſehen und hören und ſtieg deßhalb auf einen Thurm. Da fiel ein ſchweres Stück Holz im Schwunge zum Boden nieder und traf den Knaben ſo hart an den Kopf, daß dieſer betäubt niederſank und von den Umſtehenden für todt gehalten wurde. Als er aber aus ſeiner Ohnmacht wieder erwachte, war ſein erſtes Wort: „Nun weiß ich, daß ich ganz gewiß werde ein frommer und rechtſchaffener Mann und ein rechtſchaffener Tonkünſtler werden, weil mich Gott heute nicht hat ſterben laſſen, ſondern mich beim Leben erhalten hat.“ — So viel man urtheilen kann, hat auch das Leben und Wirken des Mannes gezeigt, daß das fromme Gebet des Knaben erhört worden.

20) Daniel und die Löwen.

In Gegenwart eines älteren Bruders beklagte ſich ein junger Freund, welcher etwas raſchen Sinnes war, über die Läſterungen, welche er von einigen Spöttern und Chriſtusfeinden anhören müſſen. Bei nächſter Gelegenheit, ſagte der junge Freund, wolle er Jenen ſchon anders antworten, „denn ſolchem frechen Spotte muß man wieder mit Spotte, ſolchem Otterngezücht mit dem Schwerdte begegnen.“ Dabei verglich er ſich mit einem ſchlafenden Löwen, über welchen die Feinde, wenn er erwachen würde, wohl erſchrecken ſollten.

Der Alte hatte bis dahin geſchwiegen und dem jungen Eiferer ſtille zugehört, hier aber fiel er dieſem ins Wort. „Dein Vergleich,“ ſagte er, „mit dem ſchlafenden Löwen, ſcheint mir etwas unſchicklich und unbibliſch. Wir leſen nicht, daß die Löwen dem Daniel wären vorgeworfen worden und daß Daniel ſie habe freſſen wollen; ſondern umgekehrt, er wurde den Löwen vorgeworfen und dieſe wollten ihn freſſen. Wir leſen nicht, daß der Apoſtel Paulus, in welchem ja, wie ſchon die Geſchichte mit dem Zauberer Elymas bezeuget, ſtrafende, ſchlagende Gewalt des Geiſtes genug war, ſich, dem Römiſchen Kaiſer gegenüber, mit einem Löwen verglichen hätte, ſondern vielmehr umgekehrt. Auch wird der Chriſt, in welchem doch der wohnet, der den Teufel und die Hölle überwunden hat, in Beziehung auf den Satan niemals, wohl aber dieſer in Beziehung auf den Chriſten als ein brüllender Löwe beſchrieben, der umhergehet und ſuchet, welchen er verſchlinge. Ein Löwe iſt allerdings, von deſſen Kraft auch der Chriſt rühmen kann, das iſt der Löwe aus Juda, dieſer ſchläfet jedoch noch ſchlummert niemals. Die Chriſten aber ſelber werden mit Lämmern, mit Schaafen verglichen, welche unter die reißenden Wölfe hineingeſendet werden. Selber Niemand zerreißend werden nur ſie zerriſſen, und dabei wird es wohl auch bis zum großen Siegestage unverändert ſein Verbleiben haben.“

„Was deine andere Rede betrifft, daß man dem Spott der Feinde mit Spotte begegnen müſſe, ſo finde ich ſolche ebenfalls unſchicklich und unbibliſch. Wir leſen zwar, daß er, der Herr, der Freund der Menſchenkinder, von Herodes und ſeinem Hofgeſinde, von Pilatus Kriegsvolke, ja ſelbſt noch in der Stunde des großen Opfers von dem Mörder zu ſeiner Seite verſpottet worden, wir leſen aber nirgends, daß dieſe holdſeligen Lippen, über welche niemals ein falſches Wort gekommen, auch über den frechſten, armſeligſten Sünder geſpottet hätten; vielmehr hat er über Jeruſalem geweint. Eben ſo leſen wir zwar wohl, daß die klugen Athener mit dem Apoſtel Paulo ihren Spott hatten, nicht aber, daß Paulus über die Athener geſpottet habe. Der abgöttiſche Ungehorſam der Kinder des Unglaubens gegen die Zucht des Geiſtes hat eben ſo wie Saul, als er des Königs der Amalekiter, des Agag und der wohlgemäſteten Schaafe und Rinder verſchonete, den ganzen Anſchein von Vernünftigkeit, Billigkeit, Liberalität und äußerer Anſtändigkeit für ſich. Dagegen hat das ernſte, ungeſchminkte Wort, das der Geiſt zu dem natürlichen Menſchen ſpricht: Du mußt ſterben, oder: Du wirſt leben, nicht durch eigenes Laufen und Wirken, nicht durch die Waſſer Amana und Pharphar zu Damascus, ſondern durch das Waſchen in dieſem verachteten Waſſer des Jordan — im Blute der Verſöhnung, es hat, ſage ich, das Wort des Geiſtes in den Augen des natürlichen Menſchen den Anſchein von Härte, Unbilligkeit, ja Unverſtändigkeit und Unvernunft. Denn der Geiſt ſiehet das Innere, Künftige, Göttliche, das der Vernunft des natürlichen Menſchen verborgen, wohl aber dem erleuchteten Verſtande des Wiedergeborenen offenbar iſt. Die Kinder des Unglaubens haben mithin die Vernunft und mit ihr den Witz für ſich und das Lachen, das Spotten iſt hienieden auf ihrer Seite. Dieſe Waffen müſſen wir ihnen allein laſſen, wenn wir nicht wollen erfunden werden als ſolche, welche Fleiſch für ihren Arm halten. Was du aber vom Schwerdte ſagteſt; ſo iſt das Schwerdt, das der Chriſt hienieden führen ſoll, das einfältige, lautere Wort, das er allerdings fleißig gegen die Feinde gebrauchen muß, außer dieſem aber Geduld, Liebe, inbrünſtiges Gebet für die Widerſacher. Kein anderes Wunder wirkt mächtiger mit Ueberzeugung für die Göttlichkeit des Evangeliums, als das große, innere, daß der Menſch durch Chriſti Kraft ein ganz Anderer wird, daß er, der Natur entgegen, lieben kann, die ihn haſſen, ſegnen denen, die ihm fluchen. Liebe und Geduld ſind unter allen Beten Gottes die beſten Heidenbekehrer.“

21) Der Bruder Redner *).

Auch in das Steinthal im Elſaß, wo damals der ſelige Oberlin als Pfarrer in vollem Segen wirkte, kam in den Schreckenszeiten der Franzöſiſchen Revolution der Befehl der Regie-

---

*) Man vergl. Züge aus Oberlins Leben, herausg. v. G. H. Schubert, Nürnberg, in der Raw'ſchen Buchhandlg. 4te Aufl. 1831.

rung: Die gewöhnliche gottesdienſtliche Feier ſolle aufhören, die Steinthaler ſollten ſich einen Präſidenten wählen, dieſer einen Bruder Redner ernennen und dann ſollten zu gewiſſen Tagen Verſammlungen gehalten werden, bei denen der Bruder Redner gegen die Tyrannen ſprechen und mit der Gemeinde ſich über die Mittel berathen ſolle, die Tyrannen abzuſchaffen. Selbſt im Steinthale fehlte es nun wohl damals nicht an einzelnen ſolchen, denen dieſe neue Sache gar verführeriſch, neu und anlockend vorkam und die auch gerne das mit und nachgemacht hätten, was die große Nation ihnen vormachte.

Der Pfarrer **Oberlin** ließ mithin ſeine Gemeinde unter der Linde zuſammenkommen. Er las ihr das eingegangene Schreiben vor und fügte hinzu, das ſey Befehl ihrer Welſchen (ſo nannte man im Steinthal die Franzoſen) Regierung, und da es die Obrigkeit geböte, müſſe man auch gehorchen. Er hielte es für gut, noch heute gleich zu den nöthigen, vorläufigen Berathungen zu ſchreiten. Zuerſt müſſe ein Präſident erwählt werden, und da er als der bisherige geweſene Pfarrer des Ortes für heute wohl noch einmal ſich das Recht nehmen dürfe, ſeine Meinung zuerſt zu ſagen, ſo gäbe er ſeine Stimme dem bisherigen Schulmeiſter des Ortes und ſchlage dieſen zum Präſidenten vor. Der Schulmeiſter ſträubte ſich zwar etwas gegen dieſe Wahl, aber **Oberlin** beſtimmte ihn bald, ſie anzunehmen, und ſo wurde denn die Wahl des Bruder Schulmeiſters zum Bruder Präſidenten einſtimmig von den Bauern beſtätigt. Jetzt war nun die Reihe an dem Präſidenten, aus der Mitte der Verſammlung Jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Wer paßte ſich aber dazu beſſer, als der bisherige Pfarrer Oberlin! Die Wahl wurde mit lautem Beifallrufen der Verſammlung beſtätigt.

„Jetzt iſt nun die Frage,“ ſagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unſeren Verſammlungen (Clubbs) wählen wollen? Das Haus des Bruder Präſidenten hat nur eine große Stube: die Schulſtube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, beſonders da auch die Weiber gern werden zuhören wollen; im bisherigen Pfarrhauſe iſt auch der Raum gering, und ſo wüßte ich eben doch im ganzen Steinthal kein ſchicklicheres Haus zu unſeren Clubbs, als die bisherige, geweſene Kirche.“ — Die Bauern gaben hiezu allgemein ihren Beifall. — „Was nun den Tag der Verſammlungen betrifft,“ ſagte Oberlin, „ſo iſt der Montag unſchicklich, weil da Viele nach Straßburg zu Markte fahren, eben ſo Mittwoch und Freitag. Ich dächte aber doch, der ſchicklichſte und bequemſte Tag zu unſeren Verſammlungen wäre der bisherige und geweſene Sonntag und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von 9 Uhr an.“ — Die Bauern gaben auch hiezu ihren allgemeinen Beifall.

Als nun die Bauern am Sonntage in die Kirche kamen, ſtand der Bruder Redner in der Nähe des Altars auf der ebenen Erde. „Was dünkt euch,“ ſagte er zu den ſich Verſammelnden, „ſollte es nicht beſſer ſeyn, ich ſtellte mich auf die bisherige Kanzel; wir ſind hier zu arm, uns einen beſonderen Rednerſtuhl machen zu laſſen und da oben könnt ihr mich beſſer ſehen und hören.“ Die Bauern billigten das.

Der neue Bruder Redner trat jetzt auf die Kanzel. Er zog abermals den Befehl der Regierung aus der Taſche und las ihn vor. „Die Welſchen,“ ſagte er, „wollen alſo, wir ſollen gegen die Tyrannen reden und über ihre Abſchaffung uns berathen. Tyrannen ſind nun in der alten Zeit ſolche und ſolche geweſen und die haben dieß und dieß gethan. Hier in unſerem ſtillen Steinthal haben wir nun freilich keinen ſolchen Tyrannen, es wäre alſo vergeblich, gegen einen ſolchen zu ſprechen. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen und zu beſchreiben, die nicht bloß im Steinthal und in euern Häuſern, ſondern ſogar in eueren Herzen wohnen. Und gegen dieſe Tyrannen (Mord, Ehebruch, Hurerei, Fleiſchesluſt und alles gottloſe Weſen) will ich alſo hier reden, ſo wie ich euch denn auch das beſte Mittel nennen und beſchreiben will, dieſe Tyrannen abzuſchaffen, welches kein anderes, ewig kein anderes iſt, als das dargebotene Heil in Jeſu Chriſto.“

Als der Pfarrer eine Zeit lang fortgeſprochen hatte, ſagte er: „Sollte es nicht beſſer ſeyn für mich und euch, dazwiſchen auch Eins zu ſingen. Und zwar, da wir keine anderen Lieder können, aus unſerem bisherigen Geſangbuch den und den euch Allen wohlbekannten Pſalm?“

So ſangen und beteten die Bauern friedlich

und

und in Gott vergnügt mit ihrem Pfarrer, und viele gute Seelen aus der Umgegend, denen dieſe Art der Verſammlungen und das, was da geſprochen wurde, beſſer gefiel, als jene Clubbs, die man an anderen Orten hielt, ſammelten ſich um **Oberlin** und ſeine Steinthaler und fanden da Erquickung und Troſt in der Zeit jener großen äußeren und inneren Noth.

22) Die Seelenkäufer.

Seelen hat im wahrſten und engſten Sinne des Wortes nur der erkauft, der uns, wie es in der alten Erläuterung zum zweiten Artikel heißt, „erworben und gewonnen hat von allen Sünden, vom Tode oder von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, ſondern mit ſeinem heiligen, theuern Blute und mit ſeinem unſchuldigen Leiden und Sterben, auf daß wir ſein eigen ſeyen.“ Man braucht aber auch das Wort „Seelen“ bekanntlich in einem anderen Sinne, wo es überhaupt Perſonen bezeichnet, und ſelbſt die heilige Schrift braucht es öfters ſo. Es giebt dann Seelenverkäufer, deren furchtbar finſteres Geſchäft es iſt, Menſchen, die ſie mit Liſt in ihre Gewalt bekommen, als Sclaven auf Schiffe oder in fremde Welttheile zu verkaufen, und in ähnlichem Sinne Seelenkäufer, worunter zuweilen auch gute und edle waren, die es ſich zum ſegensreichen Geſchäft machten, arme Sclaven, beſonders junge Neger, zu kaufen, um ſie zu unterrichten und ihre Seele für Gott zu werden. Das war dann wirklich eine Art Seelenkauf in mehr als einem Sinne, denn man gab das Geld nicht bloß aus um den leiblichen Menſchen, ſondern um ſeine Seele zu gewinnen.

Auf dieſe Weiſe wurde denn auch einmal in Amſterdam, wo es ſo viele Seelenverkäufer giebt, eine Seele gekauft. Und zwar von ſehr armen Leuten, die gar nicht einmal wußten, daß ſie Etwas kauften, eine Seele, die gar nicht wußte, daß ſie nicht frei — daß ſie gebunden und in Sclaverei wäre. Die ganze Summe, womit der Kauf geſchahe, mag nicht viel über fünf Holländiſche Gulden betragen haben, die Seele aber, die gekauft wurde, war die eines kräftigen, hübſchen, jungen Heſſen, des Jacob Häuſer, des Bilderhändlers, den wir in Nr. 6 dieſer Mittheilungen kennen lernten.

Dieſer Jacob Häuſer war damals Stallknecht bei einem General. Er verrichtete wohl in Haus und Stall Alles, was ihm aufgetragen worden, zur Zufriedenheit ſeines Herrn, denn er war ein handfeſter, rühriger und gewandter Burſche; außer dieſem kannte er aber auf der Welt keine beſſere, liebere Unterhaltung als das Kartenſpiel, keine größere Luſt als den Trunk und andere hiemit unvermeidlich verbundene Laſter. Er verglich ſpäterhin ſelber ſeinen damaligen Zuſtand mit dem eines wilden Waldeſels, der ſchreiend und tobend in der Kraft ſeiner Hüften den Weg durch ſeine Wüſte läuft.

Während Jacob in Amſterdam als Stallknecht diente, pflegte er wöchentlich einmal (gewöhnlich am Sonnabend) ſeine Wäſche zu einer armen Frau zu bringen, die ſie ihm ſehr billig und gut beſorgte. Wenn er zu dieſem armen Weibe kam, fand er öfters bei ihr andere arme Leute, und die kleine Geſellſchaft unterhielt ſich da mit frommen Geſprächen, mit Gebet und Singen. Zuweilen ließ ihn bei ſolcher Gelegenheit die ſonſt ſehr pünktliche und raſche Wäſcherin, wenn ſie mit ihren Gäſten mitten im Geſpräch oder im Gebet und Singen war, einige Minuten warten, und der übrigens gutmüthige Jacob ſtellte ſich dann an den Ofen und ſchaute und hörte gähnend oder geduldig-gleichgültig zu, was die da machten und ſagten. Einmal, da er auch ſeine Wäſche bringt, ſind die Leute in einem gar angelegentlichen Geſpräch vertieft, ſo daß ſie ihn kaum bemerken. Morgen, heißt es, ſoll Herr Magiſter **Böckler** (ein bisheriger Landprediger) in der Stadt zur Wahl für die erledigte Stelle an der Petrikirche predigen. Die armen Leutlein ſind ganz außer ſich vor Entzücken. Sie verſprechen es und geben ſich die Hand darauf, daß, wenn Gott die Wahl ſegnen, und der Stadt jenen ernſten, apoſtoliſchen Mann zum Prediger ſchenken würde, ſo wollten ſie zum Beweis ihres armen, ſchwachen Dankes, der Eine ſo viel, der Andere ſo viel an die Armen geben. Die arme Wäſcherin will gar zwei Gulden geben.

Das fällt dem Jacob auf. Denn dieſe aufopfernde Liebe zu und Freude an dem Herrn bei den armen, gläubigen Chriſten hat immer für die Ungläubigen Etwas, das ihre Aufmerkſamkeit erregt und ſogar ihre Bewunderung. Der Unglaube, deſſen armſeliges Weſen keinen Chriſtus, und alſo keinen Gott kennt, würde ſchwerlich bloß zu dem Zweck, damit ſein Geiſt unter den Leuten verbreitet werde, das ganze Vermögen, Hab' und Gut, geſchweige Geſundheit und Leben aufopfern; der wahre Chriſtenglaube hat es, da wo es galt, den großen Namen zu bekennen und Seelen für ſein Reich zu werben, oft gethan und thut es noch. Und dieſe wunderliche Großmuth hat etwas ſo Beſonderes, daß ſie von jeher die Welt ſtutzen machte. Jacob ſtutzt auch. Was fällt dem armen Weibe ein, denkt er, zwei Gulden (ſo viel erſpart ſie ſich bei ihren vielen Kindern kaum in etlichen Monaten) will ſie dran geben, wenn Paſtor Böckler gewählt wird. Damit muß es doch eine beſondere Bewandniß haben. Die Predigt möcht ich auch hören.

Er bezahlt und verrechnet ſeine Wäſche und geht ſeines Weges. Am anderen Morgen ſchickt er ſich aber ſehr frühe mit ſeiner Arbeit und iſt zur rechten Zeit in der Kirche, wo Paſtor Böckler predigt. Es wird geſungen, der Pfarrer tritt auf die Kanzel. Ein Mann mit gar lieben aber ernſtem Geſicht. Er predigt vom Zuſtand des unbekehrten Sünders, der ohne Gott und Chriſtum in der Welt dahin lebt, ein Sclave der Sünde und der Hölle. Der Pfarrer hat noch gar nicht lange gepredigt, da merkt Jacob gleich, daß das Alles auf ihn geht. Keinen Anderen, denkt er, kann der meinen als mich, und wenn er auch nicht immer auf Jacob hinſieht, ſo ſagt es dieſem doch der durchdringende Blick, den er zuweilen auf ihn wirft, daß er es eigentlich ſey, dem dieſe harte Strafpredigt gilt. Der Pfarrer ſcheint doch auch Alles, Alles zu wiſſen, was Jacob gethan hat und noch treibt. Dieſer hätte ſich gerne, ſchamroth und erſchrocken wie er war, aus der Kirche hinausgeſchlichen; aber der Schuſter, der für den General und für ihn arbeitet, ſteht nicht weit davon. Dieſer Mann ſcheint es nicht zu merken, auf wen die Predigt geht, denn er ſieht immer nur den Pfarrer an, nicht den Jacob, und die Anderen wiſſen es auch nicht. Gienge er nun plötzlich hinaus, ſo fiele das auf und alle Leute würden merken, wer vom Pfarrer gemeint ſey. Er hält denn die Predigt mit erzwungener Ruhe aus, ſingt auch noch das Lied beim Ausgang mit. Da er aber erſt hinaus iſt und ſich allein ſieht, bricht der gewaltſam verbiſſene Grimm in ſeiner ganzen Stärke aus. Wer kann es, denkt er, dem Pfarrer anders geſagt haben, wer du biſt und wie du lebſt, als dieſes Geſindel da bei der Wäſcherin und die Wäſcherin ſelber. Wer weiß, woher die das Alles ſo genau wiſſen, aber das iſt ſicher, ſie und niemand Anders haben dieſe Strafpredigt für dich beſtellt. Wartet nur, denkt er, ihr Kopfhänger, nächſten Sonnabend, wenn ihr wieder beiſammen ſeyd, will ich euch ſchon auch einen Schrecken machen und euch die Fenſter mit Steinen einwerfen, daß die Steine euch an die Köpfe fliegen ſollen.

Aber vom Sonntag bis zum Sonnabend war es noch lange und in dieſer Zeit begegnete unſerem Jacob noch ſo viel Neues und Unerwartetes, daß er ſeinen Grimm gegen die arme Wäſcherin ganz darüber vergaß. Er hatte erfahren, was ſo viele Tauſende vor und nach ihm erfuhren: daß in dem Wort Gottes, wo es treu und lauter gepredigt wird, (Predigten anderen Inhalts wirken nur flüchtige Rührungen der feineren Sinnlichkeit) eine Kraft ſey, das verborgenſte Innere zu enthüllen und zu dieſem verborgenſten Innern zu ſprechen. Denn dieſes Wort hat nach Offenb. 19, 12. Augen wie Feuerflammen; Jacob hatte, wie Zachäus auf dem Maulbeerbaume, den Herrn Jeſum nur wollen (in Böckler's Predigt) vorüberziehen ſehen, der Herr aber hub ſeine durchdringenden Augen auf, ſahe unter dem ganzen verſammelten Haufen auf ihn, nur auf ihn, wollte bei ihm einkehren. Und ſo muß es ſeyn, wenn die Predigt nicht eine vorübergehende Erſcheinung bleiben ſoll. Wir müſſen es an uns erfahren, wie es in dem alten Adventsliede heißt: „Sein Gang iſt zu dir gekehret, heiß ihn nur willkommen ſeyn und bereite dich ihm zu.“

An dem „willkommen ſeyn heißen“ fehlte es freilich Anfangs bei unſerem Häuſer. Er hatte von der Predigt her zuerſt nur einen Stachel der Unruhe im Herzen behalten, den er nicht los werden konnte. Der Prediger hat doch recht, denkt er, ſo biſt du verloren. Er kann des Nachts nicht ſchlafen. Eine Verſündigung aus ſeiner Kindheit her fällt ihm vorzüglich ſchwer aufs Herz. Beim Läugnen einer Näſcherei, worüber ihn ſeine Mutter mit Recht im Verdacht hatte, war ihm, aufgereizt durch die Unvorſichtigkeit ſeiner Mutter ſelber, ein Schwur entfahren, womit er ſeine Seele der Hölle verſchworen. Für Andere, ſo denkt er, mag die Rettung möglich ſeyn, die der Pfarrer zu Ende ſeiner Predigt andeutete, für dich aber nicht. Du biſt ein ganz verlorener Menſch, denn du haſt deine Seele dem Satan verlobt. — So wächſt die innere Angſt einige Tage hindurch immer mehr. Zuletzt wird ſie unerträglich; Jacob will ſich das Leben nehmen. Da fällt ihm ein, er wolle noch einmal vorher zu der Wäſcherin gehen, welche die furchtbare Predigt gegen ihn beſtellt hatte, und dieſer wenigſtens ſagen, was dieſe Predigt in ihm angerichtet und was ſie nun für Folgen habe.

Das arme, fromme Weib muß vor Mitleid und Freude weinen, als Jacob ihr ſein Leid erzählt. Da kann er ſich nicht länger halten, er muß mitweinen und dem Herzen wird dabei zum erſten Male wieder leicht und wohl. Wohl und leicht, wie noch niemals in ſeinem Leben. Denn die arme Wäſcherin überzeugte ihn bald, daß nicht ſie, ſondern der allwiſſende, Aller ſich erbarmende Gott jene eindringende Predigt auf ihn beſtellt hätte, und zwar nicht, daß er verloren gehe, ſondern damit er ſich bekehre und lebe. Sie ſpricht ihm von dem Heil, von dem Leben in und aus Chriſto. Seine bekümmerte

Seele verſteht und erfaßt jedes Wort freudig und fruchtbar. Er wird bald ein anderer, neuer Menſch. Die Veränderung iſt ſo auffallend, alle ſeine früheren, ſchlechten Gewohnheiten und Lieblingsſünden werden von ihm mit ſolcher Kraft und Treue verläugnet und überwunden, die Verſuchungen dazu mit ſolchem Ernſt zurückgewieſen, daß ſeine Mitbedienten und ſein Herr das Urtheil über ihn fällen, er ſey melancholiſch geworden. Der Herr General hatte aber den Jacob lieb. Er wollte ihn von ſeiner Melancholie retten. Niemand, ſo denkt er, hat dem armen, ſonſt ſo friſchen Burſchen den Kopf verrückt, als der (ſeitdem wirklich zum Pfarrer gewählte) Schwärmer Böckler, zu dem er alle Sonntage in die Kirche läuft. — Daher muß denn von nun an in der Stunde, wo Böckler predigt, Jacob die Pferde ſatteln und mit dem Herrn General ausreiten. Das thut dem armen Jacob innig weh, daß er ſogar in der geſegneten, heiligen Zeit des Advents und Weihnachtsfeſtes ſeinen lieben Böckler nicht hören kann. Doch ſchweigt er noch. Aber am Neujahrsmorgen, da er, ſo wie die anderen Bedienten, dem Herrn General ſeine Glückwünſche ſagt, ſieht er dieſem ernſt ins Auge und fragt ihn, „ob er ſich getraue, bei Gott es zu verantworten, wenn er auch im neuen Jahre, ſo wie bisher, ſeiner armen Seele die nöthige Nahrung entziehe und ſie dadurch vielleicht ins ewige Verderben brächte. Ob er nicht wiſſe, was die heilige Schrift Gottes denen drohe, welche Menſchenſeelen in Gefahr bringen, und was ſie von ihnen ſage?" — So etwas, eine Strafpredigt von einem Bedienten, war dem General noch niemals vorgekommen. Alle frühere Zuneigung iſt vergeſſen. Zornig heißt er den unverſchämten Menſchen ſchweigen und ſogleich aus ſeinem Haus und Dienſt gehen. Einen Verrückten wolle er nicht um ſich leiden. Und ſo war denn unſer Jacob auf einmal außer Brod und Dienſt, aber voll Vertrauen: der werde ja wohl für ihn ſorgen, um deſſentwillen er ſo ſtill und willig allen Spott, alle Verachtung ſeiner Mitknechte und ſeines Herrn ertragen hatte.

23) Das Kälberbrüten.

Es war die Rede von einem Gelehrten, welcher auf des Pfarrer Ballenſtädt Weiſe den Menſchen und alle lebendige Weſen, ohne ein Wunder der Schöpfung, ohne einen Gott Jehovah, der das Urbild des Menſchenbildes iſt, aus der bloßen natürlichen Gährung eines Urſchlammes der Erde, durch electriſche, hin- und herwirkende Kräfte bewegt, hervorgehen und anfänglich entſtehen laſſen wollte. Einer der Anweſenden ſagte: dieſe Art von Geneſis ſey bei den neueren Völkern zuerſt unter den Franzoſen entſtanden und in Aufnahme gekommen. Ein Anderer aber ſagte hierauf: dem ſey nicht ſo, dieſe Quarkphiloſophie ſey viel früher bei den Deutſchen bekannt geweſen, und zwar erzähle ſchon Hans Sachs von einem ſolchen Philoſophen, der mitten in Deutſchland, in der Nähe von Nürnberg gelebt habe. Die Anderen verlangten zu wiſſen, wer dieß geweſen ſey? Jener antwortete: „Das ſey der Bauer Michel in Poppenreuth geweſen, der, da das Kalb durch ſeine Schuld in den Brunnen gefallen und erſoffen war, um den Keifreden ſeiner Frau zu entgehen, andere Kälber herbeizuſchaffen beſchloß, und zu dem Ende ſich ein Neſt von Stroh auf dem Oberboden baute, in welches er Kuhkäſe legte, dann ſich darauf ſetzte und brütete, in der Meinung, aus dem bebrüteten Quark würden ſchon ſeiner Zeit lebendige Kälber kommen. Da der Nachbar am Abend ihn vom Neſte hinwegriß, regten ſich auch allerdings Maden im Käſe, welche Michel für die erſten Keime der künftigen Kälber hielt.“

Das ſichtbar Lebendige geht, wie die Handlungen und Bewegungen eines Menſchen, aus einer oberen Welt des Lebens hervor, welche gleich den inneren Gedanken und Vorſätzen der Seele, immer vorhanden, aber unſichtbar und unerkennbar für unſere Sinne iſt, bis ſie zum leiblichen Leben wird. Das Küchlein im Ei wird beim Bebrüten nach dem unſichtbaren und unwägbaren Bilde geſtaltet, was ſeit der Befruchtung da hinein gelegt worden. Ohne dieſes ſchon vollendete Leben, das dem Ei die eigentlichen geſtaltenden Kräfte gab, würde die Wärme nur Fäulniß in ſeiner Maſſe wirken. So iſt auch der Menſch nach dem unſichtbaren Bilde Gottes geſchaffen, und ohne ein ſchon vorhandenes, vollkommenes, göttliches Urbild wäre nie ein ſolches Ebenbild entſtanden.

24) Der eigenſinnige Handelsmann.

Für einen ſolchen wurde einmal unſer in Nr. 6 und 22 erwähnte Bilderhändler, der Jacob Häuſer aus Heſſen, gehalten, da er in Caſſel auf der Meſſe war. Und doch war das, was alle Leute für einen ganz nach Willen leicht aufzugebenden Eigenſinn hielten, ein felſenfeſter Glaubensſinn, der unter Gebet und inneren Stürmen ſo feſtgewurzelt war.

Nachdem unſer Häuſer den Dienſt im Hauſe des Generals und hiemit ſein Brod verloren, fieng er auf den Rath ſeiner chriſtlichen Freunde einen kleinen Handel an, beſonders mit Brabanterſpitzen. Auf dieſen Handel legte Gott einen ſolchen Segen, daß Häuſer gut davon zu leben hatte und immer mehr neue Waare für den Erlös der alten kaufen und abſetzen konnte.

Einmal, als er auch von ſeiner Handelsreiſe nach Hauſe geht, alle Waaren abgeſetzt hat und dafür das baare Geld bei ſich trägt, womit er die Kaufleute, deren Spitzen das waren, zu bezahlen und noch viel übrig zu behalten hofft, wird ihm bei Nacht ſein Wanderbündel ſammt dem Gelde geſtohlen. Jetzt iſt er übler dran, als da er den Dienſt bei dem General verlor. Denn damals war er zwar auch ohne Brod, hatte aber dabei auch keine Schulden; jetzt iſt er auch brodlos, aber zugleich voller Schulden.

Traurig zieht er in dem großen Amſterdam ein. Dennoch wagt er es, er geht in ſeine alte Wohnung, im Hauſe des reichen Kaufmanns, der ſein Hauptcreditor iſt, weil aus ſeinem Waarenlager die meiſten Spitzen für ſeine letzte Handelsreiſe genommen waren. Da will er ruhig einige Tage warten. Bietet der Kaufmann ihm von ſelber, ohne darum gebeten zu ſeyn, neue Waaren an, ſo iſt es Gottes Wille, daß er ſein Geſchäft forttreibt wie bisher; wo nicht, ſo will er ſich als Krankenwärter auf ein Holländiſches Schiff verdingen, um im Dienſte des Nächſten ſein eigenes, ehrliches Brod zu eſſen.

Nach einigen Tagen redet der Kaufmann ihn an, fragt ihn, warum er nicht ſchon, wie er das früher gethan, gekommen ſey, und ſich neue Waare ausgeſucht habe? Jacob klagt ihm nun ſeine Noth: erzählt ihm, daß ſein kleines, mühſam erworbenes Vermögen ihm geſtohlen und daß er jetzt ſogar außer Stand ſey, ſeine Schuld zu zahlen, geſchweige einen neuen Handel anzufangen, denn er könne keinen Bürgen noch ſonſt eine äußere Sicherheit ſtellen.

„Wenn es nur das iſt,“ ſagt der Kaufmann, „ſo iſt mir Euere Ehrlichkeit Bürge und Sicherheit genug. Kommt nur getroſt und wählt Euch Waaren aus, ſo viel Ihr wollt.“ Jacob kam denn und nahm ſich von Neuem Spitzen. Andere Kaufleute, welche den Unfall des ehrlichen Mannes vernommen hatten, machten ihm daſſelbe Anerbieten und drangen ihm die beſten, ausgeſuchteſten Waaren, wie er ſie ſich nur auswählen wollte, faſt auf. Noch niemals hatte er ſo viel, ſo ſchöne Güter beiſammen gehabt. Die ſind es wohl werth, daß er, nach dem Rathe eines Freundes, ſich damit auf die Meſſe nach Caſſel begiebt. Freilich ſind die Koſten der Reiſe dahin größer, dagegen auch die Preiſe der Waaren, auch wenn man ſie verhältnißmäßig aufs Billigſte ſetzt, viel höher.

Er reiſt ab. Auf der Reiſe fällt es ihm wie eine Felſenlaſt aufs Herz: „Du haſt bisher bei deinen Preiſen immer eine etwas höhere Summe angeſetzt, als die war, für welche du die Waaren laſſen konnteſt und auch wirklich ließeſt, wenn Leute da waren, die das Handeln verſtunden. Manche haben aber doch nicht gehandelt und den geforderten Preis bezahlt. War das auch recht von dir, daß du die Forderung machteſt und eine ſolche Bezahlung nahmſt? Ein Chriſt ſoll nicht lügen noch betrügen, das war aber beides. Wohlan, mein Gott, vor deinem heiligen Angeſicht gelobe ichs, es ſoll nicht mehr geſchehen, gieb du mir Kraft, meinem Vorſatz treu zu bleiben.“

Er kommt nach Caſſel. Das Logis ſo theuer, das Eſſen auch. Doch der Abſatz ſolcher Waaren ſoll ja hier ſonſt ſo groß ſeyn. Er bezieht die gemiethete Bude. Gleich am erſten Tage kommen viele Leute, die ſeine Waare beſehen, nach dem Preiſe fragen und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, das ſey wirklich der äußerſte Preiß, um welchen er die Spitzen laſſen könnte*), und habe keinen Heller vorgeſchlagen, mag Niemand mit dieſem eigenſinnigen Menſchen Etwas zu thun haben, ſie wenden ihm den Rücken und er verkauft an dieſem Tage auch nicht eine Elle.

Abends, im Wirthshaus, kann er vor Traurigkeit nicht eſſen. „Das iſt alſo," denkt er, „der Lohn chriſtlicher Treue und chriſtlichen Ernſtes in der Welt: Spott und Noth, ja Hungertod. So iſt dir's doch nicht gegangen, da du noch, wie man ſagt, bei der Welt warſt. Gott will ja nicht, daß wir verhungern, ſondern eſſen und leben wie jede Creatur; dein Weg iſt am Ende doch ein verkehrter, weil dir's dabei ſo ſchlimm geht." — „Ein verkehrter?" ſagt die beſſere Stimme, „ein verkehrter Weg kann das nicht ſeyn, der ſo ganz mit Gottes Wort und Gebot übereinſtimmt. Sey getroſt mein Herz, Gott, vor deſſen Angeſicht du ſo gerne wandeln möchteſt; Gott, deſſen Geiſt dir im ernſteſten Gebet den Vorſatz ſelber in's Herz gab, wahr zu ſeyn, wie er will, daß wir es ſeyn ſollen, kann helfen und wird helfen." — Er ſchläft ruhig und erwacht getroſten Muthes.

Aber es geht an den beiden folgenden Tagen wieder eben ſo. Abends, wenn die anderen in ſeinem Wirthshaus wohnenden Kaufleute fröhlich ſind, eſſen und trinken und zählen das eingenommene Geld, hat der arme Jacob auch nicht einen

---

*) Der Leſer muß bedenken, daß die Waare nicht Jacob's Eigenthum war, daß er ſie noch zu bezahlen hatte.

Heller gelöſt, er ißt ſein Stückchen trocken Brod heimlich, — mit Seufzen.

Noch iſt Hoffnung auf eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelt, die Jacob's ſchöne Waare und Billigkeit wohl anerkennen wird. Sie war bisher noch nicht auf dem Markt. Endlich, am vierten Tage, kommt die Frau Landgräfin wirklich und kommt unter allen Spitzenbuden zuerſt an Jacob's. Dieſem klopft das Herz hoch auf vor Freude und Erwartung, da die Frau Landgräfin jetzt eine Menge Spitzen ausſucht und zur Seite legt. Sie fragt nach ihrer Rechnung, will ein Mäßiges abhandeln. Jacob erklärt traurig, er habe ſchon das äußerſte Gebot gethan, keinen Heller könne er davon zurückgehen. Die Frau Landgräfin, welcher dieſes Benehmen neu war, geht ſchweigend hinweg, ohne nur ein einziges Stück zu nehmen.

In dieſem Augenblick, da die Noth auf's Höchſte geſtiegen, iſt auch Gottes Kraft und Gnade am Mächtigſten in ihm. „Wohl," denkt er, „ich ergebe mich ganz in deinen Willen, du getreuer Gott. Ich weiß jetzt keine Hülfe mehr; mit meinem Handel iſt es aus. Nun ſorge Du nach deinem Rath und auf deine Weiſe." Da wird das Herz ſo ruhig und fröhlich, wie es in dieſen ganzen Tagen nicht geweſen. Er weiß es, Gott wird ſorgen und helfen.

Die Frau Landgräfin hatte ſich indeß auch bei den anderen Spitzenhändlern umgeſehen. Die Waare, die ſie da fand, war viel ſchlechter, die Preiſe unverſchämt viel höher geſtellt als bei

Jacob. Sie, als Kennerin, bemerkt dieß gegen ihre Damen und beſchließt, zur erſten Bude zurückzukehren. Hier kauft ſie denn nun mehr noch, als ſie erſt gewollt hatte und lobt gegen ihre Damen das Benehmen des ehrlichen Mannes, der wirklich nichts vorſchlage; nennt das löblich. Alle Damen des Hofes und der Stadt wollen nun auch bei Jacob kaufen. Am Abend hat er auch nicht eine Viertelelle mehr. Alles iſt verkauft.

„Konnte ich“, erzählt er, „an den erſten drei Abenden der Meſſe vor Kummer und Sorge nicht eſſen, ſo konnte ich nun vor Freude nicht eſſen. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott.“

Ja, der Treue und Wahrhaftige lohnt jede Treue, ſey ſie im Geringſten oder Größeſten geübt.

25) Die Controversprediger.

Ein gewiſſer junger Reiſender aus dem nördlichen Deutſchland kam zu dem alten Schöner in Nürnberg und fragte ihn, ob er nicht zuweilen auch Controverspredigten hielte, die ihm, bei der jetzigen großen Hinneigung zum Katholicismus, ſo an der Zeit ſchienen und beſonders im ſüdlichen Deutſchland, wo Alles ſo voller Katholiken ſey? ** in ** halte ſehr oft ſolche Predigten, obgleich er in einem Proteſtantiſchen Lande lebe. Der alte Schöner lächelte und ſagte, er habe nie eine Controverspredigt gehalten, werde auch nie eine halten, weil er aus Erfahrung wiſſe, daß eine ſolche niemals Erbauung ſtifte. Die Aecker

und

und Felder, ſo wie die Städte, würden in Friedenszeiten, im Wohlſtand angebaut; die Kriegesnoth baue nicht an, ſondern reiße nur nieder und zerſtöre. Nun habe es allerdings Kriege gegeben, die um Heerd und Vaterland geführt worden wären, und da wäre das Streiten nothwendig geweſen. Die ſpäteren Kriege wären oft aus Ehrgeiz und um der Handelsvortheile willen, aus Eigennutz entſtanden, und an dieſen könne man mit gutem Gewiſſen nicht Theil nehmen. Vielmehr fände man in der Welt, wie im Reiche Gottes nicht ſelten, daß die Bürgersſöhne, welche nicht arbeiten wollten, welche ſich in die Heilsordnung des Staates Gottes: Buße von ganzem Herzen, Demüthigung vor Gott, Heiligung des Herzens durch Chriſtum, nicht fügen mochten, ſich freiwillig dem Soldatenſtande — zu Controverspredigern hergäben. Er habe nie in einer Gemeinde, wo ſolche Prediger ſtünden, ächte haltbare Früchte der Bekehrung zu Gott geſehen. „**Uebrigens**," fügte er hinzu, „mag es nothwendig ſeyn, daß jeder Staat ſeine Soldaten habe. Wir hier im Reiche loben uns aber noch den Stand der Reichsbürger, darin es unter beiden Confeſſionen, Gott lob! noch Viele giebt der ſtillen Reichsbürger, die das Wort des Herrn ausſäen und ſeine Strahlen, ſeinen Thau auf die Saat fallen laſſen, Bürger, die einander friedlich tragen und lieben im Namen deſſen, der ſie Alle liebt."

26) Ein geflügeltes Wort an einen Separatiſten.

Homer nennt öfters die Worte geflügelt. Und in der That, wenn man bemerkt, wie ſo oft das Wort mit Sturmesſchnelle der langſam hinter ihm bleibenden That vorauseilt, wie ein einziges Wort, gleich einem gefiederten Pfeile, das Herz treffend, da ein lang fortwährendes, entweder wohlthätig erleuchtendes und wärmendes, oder allverheerendes Feuer entzündet, ſo findet man den Vergleich der Worte mit der gefiederten Welt der Vögel ſehr paſſend; denn wie ſich dieſe verhält zu nicht fliegenden, lebendigen Weſen; ſo verhält ſich das Wort zu den anderen äußerlichen Handlungen des Menſchen.

Das Wort aber, das hier an einen Separatiſten ergieng, war noch in anderem Sinne geflügelt und gefiedert, und überhaupt gehörte es, ſo wie ein neuerer Schriftſteller die ſichtbaren Geſchöpfe nennt, unter die in Zeichenſprache überſetzten Worte der Wahrheit.

Der Separatiſt war kein Anderer, als unſer Heſſe und Bilderhändler, der mehrmalen erwähnte Jacob Häuſer. Einſt auf einer ſeiner Handelsreiſen, iſt er an einem Sonntagmorgen in einem Dorfe, deſſen Prediger er aus Erfahrung als einen Meiſter Strohfeuer kannte. Es war ein ſolcher, der ſelbſt an Weihnachten und Oſtern, ſtatt der Worte voll Kraft des ewigen Lebens, welche eine bloße, einfache Betrachtung der großen Feſtbegebenheit in den Mund legt: „von den in dieſem Jahre hingeſchiedenen lieben Verwandten, die ſich ſo auf das Weihnachtsfeſt gefreuet und es nun doch nicht mit erlebt hätten," oder: „von den Gründen für die Unſterblichkeit der Seele," wie man ſie in manchem modernen Roman oder Schulmeiſter-Catechismus findet, oder: „von den Freuden des Winters, des Frühlings" und an Pfingſten: „von den Freuden des Sommers" redete, wobei die Bauern theils ſchliefen, theils auch, beſonders die Frauen, wenn der Pfarrer ſo gar rührend von „ihren Todten" (Matth. 8, 22.) ſprach, weinten. „Da geheſt du einmal nicht hinein," denkt er; „daß es im Sommer gewöhnlich wärmer iſt als im Winter, daß der Schnee ſchön weiß und glatt das Eis, daß der Miſt ſtinkt und doch düngt, haſt du ſchon zu Hauſe in Heſſen gewußt. Lieber bleibſt du da vor der Wirthshausthür in der freien Luft."

Indeß ſingt man in der Kirche das: „Komm heiliger Geiſt" und ſchon den erſten Vers von: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr." „Wärſt du doch," denkt Jacob voll Sehnſucht, „in Vellahn bei deinem lieben Pfarrer Koch, oder ſonſt in einer Kirche, wo du ein chriſtliches Wort hören und dich mit einer Gemeinde erbauen könnteſt." Während er, ſo denkend, da auf dem Steinpflaſter, ſo weit dieß trocken war, (es hatte in der Nacht geregnet) auf und niedergeht, kommt auch eine Henne neben ihm hergegangen. Dieſe geht aber nicht bloß mit ihm auf dem Steinpflaſter, ſo weit dieß trocken iſt, ſondern über daſſelbe hinaus; geradezu in den Schmutz hinein und da ſcharrt ſie, bückt ſich und frißt auch von Zeit zu Zeit Etwas. Der Bilderhändler ſieht ihr aus langer Weile zu. „Frißt denn,“ denkt er, „das dumme Thier da Koth, oder was thut es ſonſt im Schmutze?“ Er ſieht genauer hin und bemerkt, daß die Henne immer von Zeit zu Zeit im Schmutze ein Waizenkörnlein findet, das ſie dann begierig frißt. „Blinder Heſſe,“ denkt er, und du ſieheſt nicht und bedenkſt nicht, daß in dem Schutt und wäßrigem Zeuge, das der Prediger da drüben vorbringt, auch Waizenkörnlein ſeyn können, die du deiner armen, hungernden Seele durch dein Wegbleiben entzieheſt?“ Das geflügelte Wort trifft ihn. In einigen Minuten iſt er in der Kirche und ſingt noch mit der Gemeinde aus Herzensgrund: „Nimm an die Bitt von unſerer Noth, erbarm dich unſer Aller.“ Er könne ſich, ſo erzählte er ſpäter, nicht erinnern, daß er ſich jemals in einem Gottesdienſt mehr und inniger erbaut habe, als in dieſem. Seine ganze Seele war voll Andacht und Gebet. Was er Unpaſſendes in der Predigt hörte, das ſtörte ihn nicht im Gebet, denn Gott ſegnete den frommen Wunſch und Vorſatz, mit welchem er in die Kirche gegangen war. Aber er fand auch, wenigſtens doch in den alten Liedern und Kirchengebeten, die man damals noch brauchte, Gottes Kraft und Stärkung, und ſelbſt in der Predigt einzelne nahrhafte Waizenkörnlein, die er nur vorhin, da er noch ein „blinder Heſſe“ geweſen, nicht bemerkt hatte.

Unſer Jacob Häuſer pflegte ſpäter, bei vielen Gelegenheiten, wo er mit Separatiſten des erſten Grades, d. h. mit ſolchen, die ſich zwar nicht von ihrer Kirche und Confeſſion „als einem Babel" losſagten, doch aber den öffentlichen Gottesdienſt verſäumten, weil der Prediger ihnen nicht anſtändig war, von dieſem geflügelten Wort einen guten Gebrauch zu machen. „Gott," ſagte er, „ſiehet das Herz an, nicht die hörenden Ohren." Gehe ich mit dem Gedanken hinein: „lieber Gott, du kennſt mein Sehnen. Von dir kommt ja alle Kraft zum Guten, aller Segen im Leiblichen und Geiſtigen. Ich gehe da hinein in dein Haus, wie du es verordnet haſt, um mit deiner Gemeinde anzubeten und dich zu loben. Gieb mir Kräfte des ewigen Lebens in mein Herz und laß mich einen Segen mit hinaus nehmen." „Wenn ich," ſagte er, „mit ſolchen Gedanken hineingehe ins Haus des Herrn, ſo mag der Prediger ſeyn, wie er wolle, er ſtört mein Herz nicht in ſeinem Seufzen zu dem lebendigen Gott, nicht in ſeiner Liebe und ſeinem Gebet für die arme Chriſtengemeinde, in deren Mitte ich da, nach Gottes Willen bin."

27) Das letzte Wort.

Ein vornehmer Herr, welcher mit dem ſel. Pfarrer Schöner in Nürnberg in einer Geſellſchaft zuſammentraf, erzählte dem Pfarrer, daß er ſelber, wenn er Zeit hätte, auch zuweilen in ſeine Predigten käme. An dieſen ſey ihm aber Eines beſonders auffallend, daß nämlich dieſe Predigten ſo viele Jahre hin immer nur einen Hauptinhalt hätten, immer und in jeder ſpräche er von der Sündhaftigkeit und dem natürlichen Elend des Menſchen und von der Erlöſung durch Chriſtum. Da die Evangelien und Epiſteln ſo ſchönen Stoff zur Abwechſelung und ſo mannichfaltige Themata an die Hand gäben, wundere er ſich oft im Stillen, wie ers doch anfange, daß er in jeder Predigt, und wäre es auch nur erſt am Schluß, auf dieſen ſeinen Lieblingsgegenſtand hingerathen könne, und wie es ihm gelingen könne, das immer, auch wo man es kaum vermuthet hätte, anzuknüpfen.

Hierauf antwortete Schöner: „Er erinnere ſich einmal von einem Pfarrer geleſen zu haben, welcher auch in jeder Predigt, deren er viele hielt, den Weg des Lebens, das den Sündern in Chriſto dargebotene Heil verkündete und vor dem Wege des Todes und der Hölle warnte. „„Denn,““ ſagte jener Pfarrer, „„dieſe Predigt könnte die letzte ſeyn, die entweder ich halte, oder der eine und der andere, vielleicht ſeinem Abſcheiden nahe Menſch aus meiner Gemeinde hörte. Da will ich denn nicht die letzte Gelegenheit verſäumen, den Sünder zur Buße zu wecken und auf Jeſum Chriſtum hinzuweiſen, damit nicht eine der mir von Gott befohlenen Seelen mich dereinſt vor ſeinem Richterſtuhle verklagen und ſagen könnte, ich war einſt, ich war das letzte Mal in deiner Predigt, mit der ſtillen Frage in meinem Herzen: was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde? Aber du haſt mir dieſe Frage nicht beantwortet.““ „Dieſe Worte,“ fuhr der alte Schöner fort, „habe ich mir zu Herzen genommen und thue auch nach ihnen: ich knüpfe nicht, wie Sie ſagten, an jede meiner Predigten den Grundſtein des Chriſtenglaubens nur gelegentlich an, ſondern auf ihm ſind alle meine Ermahnungen und Belehrungen an die Gemeinde gegründet und auferbauet. Man ſagt von manchen Menſchen, die immer Recht haben wollen: ſie müßten immer das letzte Wort behalten. Ich aber will wenigſtens thun, was in meinen Kräften ſteht, um zu bewirken, daß der, welcher allein Recht hat, während alle Menſchen Lügner ſind, noch das letzte Wort an das Herz und Ohr des ſterbenden Sünders behalte. Denn man darf nur ans Sterbebette gehen, da wird man lernen, was am Ende der letzte Stachel und der letzte Troſt ſey.“

Der vornehme Herr ſchwieg nachdenkend und wurde ſeitdem öfter und viel aufmerkſamer in Schöner's Predigten geſehen.

28) „Seyd unverzagt, ihr habet Die Hülfe vor der Thür.“

Die Wahrheit dieſer Stelle eines alten Adventsliedes von Paul Gerhard erfuhr einmal der öfter erwähnte Jacob Häuſer im engſten Sinne der Worte, da er in einer nahen Todesgefahr war. Dem Anſcheine nach gehört zwar dieſe Geſchichte nicht zu den wichtigſten Zügen aus der innern Lebensführung unſeres alten Heſſen, wirklich aber ward ſie ihm für ſein ganzes Leben ein unvergeßlicher, felſenfeſter Beweis der Wahrheit: daß Gott in Chriſto immer bei den Seinen ſey, bis an der Welt Ende, daß er ſie, wie hülfloſe Kinder, auf ſeinen unſichtbaren Vaterarmen trägt, daß er alle Worte ihres Gebetes zu ihm höre, und daß dann nicht ſelten die unſichtbare Hand, welche das Kind hält, aus der Verborgenheit hervorlange, und recht ſichtlich in die Gegenwart eingreife. Häuſer hatte ſeit jener Nacht ein viel lebendigeres Gefühl von der Gegenwart und Nähe Gottes, ein Gefühl, das auch ſeinem Gebete zu Gott von nun an noch mehr Kraft, Beugung und Ehrfurcht, und doch auch zugleich kindliches Zutrauen gab. Dem Leſer kann dieſe Geſchichte wenigſtens dadurch lehrreich werden, daß ſie ihm zeigt, was auch in äußerer Noth am Meiſten unverzagt mache und Heldenmuth gebe.

Häuſer kam auf einer ſeiner Handelsreiſen ſpät Abends in ein Wirthshaus, das mitten im waldigen Gebirge (vermuthlich dem Speſſart) lag. Es war damals, bei eben beendigtem Kriege, faſt allgemein ſehr unſicher auf den Landſtraßen, am Meiſten aber gerade in jener Gegend, welche ein Sammelplatz von verdächtigem Geſindel und Räuberbanden war. Häuſer reiſte in Geſellſchaft von noch zwei anderen Männern, und ſo zu dreien, am Meiſten aber im Vertrauen auf

Gottes Schutz und Beiſtand, wollten ſie es doch lieber wagen, die Nacht in dieſem freilich ſehr unheimlich gelegenen Hauſe zuzubringen, als bei ſpätem Abende dem kalten Herbſtregen mitten im wüſten Walde entgegen gehen. Ohnehin hatte ſie der ſchlechte Weg ſo aufgehalten und ermüdet, daß die Füße nicht mehr weiter wollten.

Gleich beim Hineintreten in das Haus bemerkten unſere drei Reiſenden, daß ſie hier alle Urſache hätten, Schlimmes zu befürchten, und deßhalb ſehr auf ihrer Hut zu ſeyn. Wo in einem Hauſe überall aus jeder Ecke und Stelle des Zimmers, ſo wie aus dem Anzuge, dem zerzauſten Haar und ſchmutzigen Geſicht der Bewohner ſolche wüſte Unordnung, ſolche Unſauberkeit hervorblickt, da können dieſe Bewohner keine Chriſten ſeyn; denn das Chriſtenthum veredelt auch den äußerlichen Menſchen, gibt ihm jenen wahren Schönheitsſinn, welcher nicht bloß an der Reinlichkeit des, wenn auch noch ſo dürftig bekleideten Leibes, ſondern auch an der Sauberkeit und Ordnung der Wohnung und nächſten Umgebung es bemerkbar macht, daß hier ein Tempel Gottes ſey. Wenn aber nun vollends gar aus jeder Miene mürriſches, gehäſſiges Weſen ſichtbar wird, wenn faſt jedes Wort, das der Mann zur Frau, dieſe zum Manne oder zu den Mägden ſagt, von einer beleidigenden Härte zeugt und mit Flüchen und Scheltreden untermiſcht iſt, da erkennt der eintretende Chriſt bald, daß hier nicht bloß keine Wohnſtätte des Geiſtes Gottes, ſondern vielmehr eine Wohnung des Geiſtes ſey, welcher ein Mörder von Anfang genannt wird.

Und ſo war es da in dieſem Wirthshauſe, worin Häuſer und ſeine beiden Gefährten die Nacht zubringen wollten. Mürriſch und mit der widerwärtigſten Grobheit bringt man ihnen in halbzerſchlagenem, ungeſäubertem Gefäß das verlangte Getränk und etwas Brod, weiſt ihnen einen Sitz, am ſchmutzigen Tiſche, in der Nähe der zerbrochenen Fenſter an, auf Stühlen, in ihrer Form ſo geartet, als hätten ſie ehedem zu dem Hausgeräthe eines Wohlhabenden gehört, jetzt aber ſo zerriſſen und zerſtört, als wollten ſie an blutige Schlägereien erinnern, welche öfters, in ihrer Wuth, auch der lebloſen Geräthe nicht verſchonen.

Die müden Fußgänger begehren, daß man ihnen ein Schlafzimmer anweiſe. Man führt ſie in eine Dachkammer, ſo verfallen, ſo unreinlich, als ſey ſie nicht zum Aufenthalt für lebende Menſchen beſtimmt. Da liegt Stroh, auf das mögen die Reiſenden ſich legen. Jetzt, da die drei allein ſind, theilt Häuſer den beiden Gefährten alle ſeine Beſorgniſſe mit, und befeſtiget mit ihrer Hülfe, ſo gut es gehen will, von innen die ſchlecht verwahrte Thüre. Die beiden Gefährten meinen, hinter einer ſo feſt verrammelten Thüre ſey jetzt Sicherheit genug, legen ſich ruhig auf das Lager von Stroh, und ſchlafen, müde wie ſie ſind, faſt augenblicklich ein. Jacob Häuſer aber wendet Angeſicht und Herz aus der Dunkelheit und Unſicherheit der Nacht zu dem, in welchem keine Finſterniß iſt, zu Iſraels Schutz und Troſt. Um ſeine Bewahrung und Hülfe, um ſeine gnadenreiche Aufſicht in dieſer Nacht bittet er inbrünſtig, unter ſeinem Schirm legt er ſich endlich zu ſeinen beiden Gefährten auf's Strohlager. Aber er kann nicht einſchlafen, und jede Neigung zum Schlafe vergeht ihm vollends, da er um Mitternacht das Getümmel von neuankommenden Gäſten hört, deren wüſtes Geſchrei und Toben beim Zechen des Branntweins gar bald verräth, daß ſie keine Reiſenden ſind, welche die Nacht zur Ruhe gebrauchen, ſondern Menſchen, deren Thun und Treiben mit der Finſterniß befreundet iſt, welche daher erſt bei Nacht das Lager verlaſſen, wenn Andere es ſuchen. Es kommen immer Mehrere, das Toben wird immer wilder. Da ſteht Jacob, dem jetzt die Ueberzeugung immer feſter wird, das ſey keine eingebildete, ſondern wirkliche Gefahr, vom Lager wieder auf, und knieet neben demſelben hin. „Soll ich hier," ſo betet er, „von Mörderhänden ſterben, ſo geſchehe dein Wille. Ich habe alle Schmerzen des Leibes mit meinen Sünden verdient. Sey und bleibe du mir nur ein gnädiger Gott, und nimm meine Seele mit Erbarmen an." Nachdem er ſich ſo mit Leib und Seele ganz in Gottes Willen ergeben, ſich in Gottes treue Hand gelegt und nun auf Alles gefaßt iſt, wird, ſo erzählt er von ſich ſelber, „ſein Muth wie der Muth eines jungen Löwen." Hier ſind noch andere Leute zu retten außer dir, denkt er. „Auf, ihr

Männer!" ſo ruft er ſeinen Reiſegefährten zu, „es iſt jetzt nicht Zeit zu ſchlafen, ſondern zu wachen, die Angſt und Gefahr ſind da." Die Beiden fahren auf, und erkennen bald, daß die Gefahr wirklich da ſey. Aus dem unteren Zimmer und der Hausflur kommt die wüſte Schaar zur Treppe herauf und gerade auf ihre Kammer zu. Der Wirth, den die rohe Stimme und Rede kenntlich machten, will die Thüre aufreißen, findet ſie aber von innen verrammelt. Mit furchtbarem Drohen und Fluchen verlangt er, man ſolle aufthun; Häuſer mit feſter, männlicher Stimme antwortet: Für dieſe Nacht gehöret das Zimmer ihm und ſeinen Gefährten, ſie würden nicht eher aufthun, als am Morgen. Da verdoppeln die von außen ihre Anſtrengungen, die Thüre aufzureißen, den dreien aber ſtärkt Gott die Kräfte, daß ſie alle jene Mühe vereiteln. Endlich bricht der Wirth in unbändige Wuth aus, er ſchreit, man ſolle die Holzaxt bringen, da wolle er mit dieſen armſeligen Kerlen bald fertig ſeyn. Nun iſt Menſchenhülfe aus, denn ſchon hört man die Füße deſſen, der die Axt bringt, auf der Treppe. Jacob betet noch einmal ſeinen Gefährten das Gebet des Glaubens und des Heldenmuthes, der nichts mehr will, als was Gott will, vor, das Gebet der gänzlichen, freudigen Ergebung in den Willen des Herrn, wobei das Menſchliche im Menſchen ganz zurücktritt, und das Göttliche, wunderbar und allmächtig, tritt ſtatt ſeiner hervor: eine Hülfe in der Noth.

Und dieſe Hülfe war ſchon vor der Thür. Die hellen Töne eines Poſthorns und das Klatſchen der Peitſche kündigen eine Extrapoſt an, welche ſich von der Hauptſtraße verirrt hat, und den von dem ſchlechten Wege ermüdeten Pferden hier einige Stunden Ruhe verſchaffen will. Ein böſes Gewiſſen iſt leicht erſchreckt. Der mit dem Beile kehrte ſchnell auf halber Treppe um, der laut tobende Wirth verſtummt, ſpricht einige halblaute Worte zu ſeinen Geſellen, und geht dann auch hinunter; das wilde Geſindel ſchleicht ſich nach einiger Zeit dem Wirthe nach, zur Treppe hinab und zur Hinterthür hinaus. Die drei geängſteten Männer waren durch die Ankunft der wohlbewaffneten Fremden gerettet, und eilten mit Tagesgrauen, Herz und Mund voll Lob und Dankgebete, zu dem verdächtigen Hauſe und Walde hinaus.

Nichts Anderes, dieß lehrt euch dieſe kleine Erzählung, gibt dem Gebete eine ſolche Gotteskraft, dem Glauben ein ſolches wahrhaftes Leben, ſolche Zuverſicht und Gewißheit, als das eine, von ganzem Herzen ausgeſprochene Wort: „Herr nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“ Erſt in dem Augenblick, wo wir, mitten im Ofen der Trübſal, mit ſolcher Geſinnung der innigen Ergebung in Gottes Willen beten, betet nicht mehr das ſchwache Fleiſch, das ja überall ſonſt mitwirkt, ſondern der Geiſt aus uns; die Schlacken ſind verbrannt, der Schmelzer hat ſeine Abſicht mit uns erreicht und nimmt jetzt das geläuterte Metall aus dem Feuer heraus: die Stunde der Hülfe und

Erhörung ſind da. Denn wie könnte ein Gebet, das nicht mehr der Menſch, ſondern der Geiſt der Gnade ſelber betet, ohne Erhörung bleiben? Und dieſe Sicherheit des Glaubensgrundes, auf welchem ſie dann ſteht, fühlt auch die Menſchenſeele gar wohl. Darum bekam auch unſer Jacob Häuſer von dem Augenblicke an, wo er beten konnte: „So geſchehe dein Wille," Muth „wie ein junger Löwe."

29) „Es geh' mir wie Gott will."

Der Schreiber dieſer kleinen Mittheilungen führt dießmal ſeine Leſer in die arme, enge Wohnung des Subſtituten eines Pfarrers, bei dem ſich wo[illegible] gut und gern auch hätte Knecht ſeyn laſſen. Denn wer den alten, damals achtzigjährigen Pfarrer, Gotthilf Werner genannnt, nur öfter beten hörte mit den Seinen, und wer den Frieden ſeines Hauſes nur einmal recht erfuhr, der nahm wohl aus dieſem Pfarrhauſe einen Segen mit ſich, der eines eben ſo langjährigen Dienſtes werth war, als der Dienſt um die geliebte Rahel.

Der alte Pfarrer war zwar in vielen leiblichen wie geiſtlichen Schmerzen, zugleich und vor Allem aber auch im Dienſte ſeines Herrn, welcher Jeſus, ein Herr aller Herren heißt und ewig ſo heißen wird, grau geworden. Seine leiblichen Schmerzen waren ſo groß, daß er, als ſie ihn einſt auf der Kanzel überfielen, und er dennoch in Gottes Namen fortpredigte, im eigentlichen Sinne blutigen Schweiß ſchwitzte; von vierzehn Kindern, welche ſein treues Weib ihm gebar, waren ſchon die meiſten, und zwar im reiferen Alter, geſtorben. Da ſtarb auch der Stolz, die Freude des ganzen Hauſes, Gabriel Werner, ein Jüngling, der durch ſeine tiefgründende Gelehrſamkeit (beſonders in den Orientaliſchen Sprachen) die Achtung der Gelehrteſten, durch ſeine Gottergebenheit und Demuth die Liebe der Ungelehrteſten gewonnen hatte, der aber, wie er dieß bis zum letzten Hauch bezeugte, nichts für wahren Gewinn achtete, als die Gnade ſeines Herrn Jeſu Chriſti. Gabriel Werner war ſeit etlichen Monaten Subſtitut bei dem Vater geweſen, nun war der alte, kranke Mann wieder allein. Dennoch ſagte er, da der Sohn ſtarb, wie bei dem Tode der anderen, hoffnungsvollen Kinder, nur die Worte, mit entblößtem Haupte und gefaltenen Händen laut: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſey gelobt.“ Die anderen Worte ſeines Schmerzes betete er mit heiterem Angeſicht und Auge im Stillen, daß nur Gott ſie hörte.

Damals, nach dem Tode des Gabriel Werner, entſchloß ſich der Schwiegerſohn des alten Pfarrers, die Subſtitutenſtelle beim Vater zu übernehmen, obgleich ihm eben jetzt, nach langem Harren auf einer kleinen armen Diaconats- und Schulgehülfenſtelle, eine ſehr einträgliche Pfarrei angetragen worden. Der Menſch thut, wenn Gottes Geiſt ihn regt, leicht und gern, was der gute Geiſt von ihm fordert; aber wenn er nun die That angetreten, da wird ſie ſo ſchwer, ſo ſauer, daß, ſtünde der nicht bei, der das anfängliche gute Wollen gegeben, der Laſtträger ſeine Bürde gar bald wieder abwerfen würde. Und das iſt ja ganz in guter Ordnung. Denn nur der, welcher das Wollen gegeben, kann auch das Vollbringen ſchaffen, und wenn der Menſch dieß vergißt und meint, er ſelber könne das Vollbringen geben, da drückt freilich die Laſt. Sonſt iſt die Sache ſo ſchwer nicht. Denn es iſt nur Einer, der das Wollen, der die Kraft zur That und der den Lohn gibt: Einer, hochgelobt in Allem.

Sechzehn Jahre lang mit einer großen Kinderſchaar ſo im engen Zimmer wohnen, deſſen Fenſter nach Norden gehen, bei Nacht oben unter dem Dache mit den Kindern ſchlafen, das ſchmale Brod des Subſtituten eſſen, das iſt nicht leicht. Das jüngſte Töchterlein des Subſtituten, das, kaum vier Jahre alt, ſeine höchſte Freude am Gebet zu Gott und am Geſang der Lieder, welche Jeſum ſingen, hatte, war geſtorben. Der Subſtitut hatte nun ſelber ſchon ein ergrautes Haar und dachte, bei öfteren Anwandlungen von Krankheit, gegen die Seinen an das letzte „Beſtellen des Hauſes,“ die älteſten Töchter waren ſchon erwachſene Jungfrauen, das jüngſte noch lebende Kind ſchon im achten Jahre des Alters. Da gab Gott zu den bisher geweinten Thränen andere Thränen, von denen nur er wußte, ob es blos Thränen des Schmerzes

oder

oder auch der Freude waren. Die Frau des armen Subſtituten ſollte wieder Mutter werden. So ſpät, beide Eheleute ſchon ſo alt, der Mann ſo oft von ſeinem nahen Tode ſprechend! Die Arme ſchloß ſich ein, wenn ſie die Hemdlein für das Kind nähte, man ſahe ſie täglich oft mit rothgeweinten Augen, ihre Nahrung war mehr das Gebet und Flehen zu Gott als die Speiſe des Hauſes. Einmal ſaß ſie auch, eingeſchloſſen im Kämmerlein und ſang das Kreuz- und Troſtlied: „Es geh mir wie Gott will,“ mit ſeiner ſchönen, zuverſichtlichen Melodie, da klopfte die eine, ältere Tochter an die Thür. Die Mutter öffnet. „Liebe Mutter, warum weinen Sie aber ſo viel?“ — „Meine Tochter, ſieh, der Vater iſt ſchon ſo alt und oft ſo krank, und ich bin alt, wer wird das arme Kind erziehen?“ —

Die Stunde, mehr als jemals eine frühere, der Mutter Gefahr des Todes drohend, kam. Es wurde ein Sohn geboren, dem das Gebet des alten Großvaters noch einen unvergeßlichen Eindruck auf das ganze Leben gab; ein Sohn, der durch ſein vielfältiges ungläubiges Irren und Abweichen von dem Wege der frommen Aeltern, dieſen manche ſorgenvolle Stunde, auch wohl Thränen des Kummers koſtete, an welchem ſie aber dennoch auch noch erfuhren, daß das Gebet und der Segen eines treuen Vaters, daß die Thränen der Mutter, im gläubigen Aufblick zu Gott geweint, nicht ohne Frucht bleiben: der Schreiber dieſer Mittheilungen*).

---

*) Beide Aeltern lebten noch ſo lange, daß ſie den ſpät geborenen Sohn zum Manne gereift ſahen.

30) Das Bekennen.

Der alte Schöner in Nürnberg erzählte ſeinen jüngeren Freunden öfters, wie ſauer ihm das freie und einfältige Bekennen zu dem Herrn und ſeinem Kreuz öffentlich, vor den Leuten, angekommen ſey. Zu der Zeit, ſo etwa drückte er ſich aus, da ich in meinen Predigten gerne „ſchöner“ noch als ſchön hätte erſcheinen mögen, da ich, ohne das zu erkennen, ſtatt Jeſum den Herrn, zunächſt nur mich, den Schöner, predigte, und mehr auf den Effect bei meinen Zuhörern aufſchauete, als auf den Beiſtand deſſen, welcher dem armen Menſchen Worte des Lebens in den Mund legen kann, da hatte ich am hieſigen Orte gar vielen Beifall. Ich war der Liebling der vornehmen und gebildeten Stände und meine Kirche war voll von ſolchen, die ſich auch von der Kanzel herunter gern etwas Schönes ſagen laſſen. Faſt niemals fehlte es an Thränen der Rührung auch aus ſolchen Augen, welche vielleicht noch nie in ihrem Leben über eine wahrhafte äußere oder innere Noth, oder aus innigem Mitleid geweint hatten, und wo ich in Geſellſchaft kam, da konnte ich von Damen und Herren mein Lob hören. Da gefiel es meinem Gott, mich aus dem Dienſte der eitlen Creatur loszumachen und mich erſt recht zur treuen, einfältigen Verkündigung ſeines Evangeliums zu berufen. Mir geſchahe wie einem unerfahrenen oder ungeſchickten Kinde, das mit einem ſcharfen, zweiſchneidigen Schwerdte ſpielt und Anderen damit Wunden droht, bis es ſich auf einmal ſelber unverſehens mit demſelben verwundet. Ich erfuhr endlich die Mark und Bein durchdringende, auch Seele und Leib ſcheidende Kraft des Wortes, das ich ſo lange im Munde geführt, auf eine ganz entſcheidende Weiſe *). Von da an konnte ich nicht mehr anders, ich mußte in jeder Predigt frei und unumwunden bekennen, was das Menſchenherz ohne und außer Chriſtus ſey, was außer ihm mein eigenes Herz geweſen und noch werden mußte, aber auch zugleich mit freudigem Aufthun meines Mundes es bekennen: welche Hülfe, welche Kraft und welcher Troſt in ihm, meinem Herrn, für alle Sünder, alle Menſchenkinder zu finden ſey. Aber dieſes Bekenntniß gieng mir Anfangs gar hart ein. Ich glaube wohl, daß meine damalige Noth hauptſächlich daher kam, daß ich mich noch zu ſehr um Lob und Tadel der Menſchen bekümmerte, daß ich ihren Spott noch viel zu ſehr fürchtete. Das arme, ſchwache Herz hätte ſich gar zu gerne getheilt, hätte mögen neben und mit dem Beifall ſeines Herrn, auch den Beifall der Welt behalten. Da ich aber fand, daß dieſes nicht angienge, ward meine Natur ſo verzagt und verdroſſen, daß ich, ſo oft mich mein Amt zur Kanzel führte, mit einer Angſt dahingieng, die bei einem Miſſethäter, der zum Tode geführt wird, kaum größer ſeyn kann. Meine ehemaligen Zuhörer verloren ſich jetzt meiſt aus mei-

---

*) Man vergleiche über dieſen Zug aus Schöners Leben den zweiten Band dieſes Buches.

ner Kirche; man ſtreute öffentlich das Gerücht aus, ich ſey verrückt geworden und verläſterte mich auch noch auf andere Weiſe ſehr. Doch er, zu dem mich meine Noth immer mehr und näher hindrängte, hielt mich, tröſtete und ſtärkte mich überſchwenglich. Bald gab es denn auch aus allen Ständen Leute um mich her, denen das Wort vom Heil und Leben der Sünder, gerade ſo, in ſeiner einfältigen Geſtalt, lieb und recht war, und die es willig aufnahmen. Da kam es mir nun vor, als hätte ich früherhin in meinen Predigten, die ich in Menſchenkraft und um Menſchengunſt gehalten, nur glänzende Steine ausgeſäet, aus denen niemals ein grüner Halm aufgehet, ſondern welche das Feld nur immer unfruchtbarer und wüſter machen. Jetzt war es zwar nur ein leicht ſcheinendes Korn, das nicht glänzte und nicht mit bunter Farbe prangte, aber es gieng daraus unter Sonnenſchein und Regen eine Saat auf, welche Früchte des ewigen Lebens trägt. Ich mußte oft ſelber erſtaunen, wenn ich ſahe, welche Kraft in dieſem Samenkörnlein des Wortes Gottes ſey, wenn es der Menſch ganz ſo giebt und walten läſſet, wie es iſt, nicht durch fremden, falſchen Ueberzug unwirkſam machet oder ihm gar durch zierliches Zuſchneiden und Beſtutzen ſeine ganze Keimkraft nimmt. Dieſe ſelige Erfahrung gereichte mir oft zur Erquickung auf meinem Wege, denn von hier an gab es auch noch ſonſt gar viel für mich zu leiden. „Doch, mein lieber Herr, was ſoll ich hierüber ſagen? Ich ſehe jetzt wohl ein, daß du mir die mannichfache äußere und innere Noth, das vielfältige, nur dir bekannte Kreuz, das ich etwa getragen, ſeitdem ich mich treuer zu deinem Dienſt bekannte, nur deßhalb zugeſendet haſt, damit ich den Menſchen deſto mehr und freudiger von deinem lieben Kreuz erzählen könnte. Denn in dieſem, deinem Kreuze iſt ja allein, nach kurzem Leide, ewiger Troſt und ewige Ruhe. Freilich weißt du es auch am Beſten, wie oft ich, gleich einem böſen und trägen Kinde, verſucht habe, um deine liebe Kreuzesſchule herumzugehen und ſie zu verſäumen, aber du haſt mich faulen Knecht mit allen meinen vielfältigen Unlauterkeiten getragen und nach deiner Hand gezogen. Trage du mich denn auch ferner, o mein Gott, in meinem Alter, da das Haar grau geworden, das Herz aber noch immer, wie ſonſt, ein trotzig und verzagtes Ding iſt. Gieb du in dieſes alte, träge Herz eine Liebe zu dir, meinem Jeſus, eine Liebe, welche ſtärker und mächtiger ſey, als die Sünde und als der Tod und die Hölle, dann will ich dich bis zu meinem letzten Hauche immer freudiger und treuer bekennen vor deinen Menſchen und die Sünder deine Wege lehren."

31) Siehe ich will ſie in eine Wüſte führen und freundlich mit ihr reden.

Der Menſch, — der eigentliche, innere Menſch der Ewigkeit, — iſt öfter mit einer Alpenpflanze verglichen worden, welche weniger und ſchwerer auf dem fetten Grunde der warmen, fruchtbaren Ebene, als da oben am nackten, armen Felſenabhange, in der Nähe des Gletſchereiſes gedeiht, wo den größten Theil des Jahres der Schnee und ein kalter Nebel die einſame Pflanze zudeckt und auch während des kurzen Sommers öfters ein rauher Wind des Gebirges und Schneegeſtöber mit dem mäßig wärmenden Sonnenſchein abwechſeln. Hier oben, wo die mehr ins Auge fallende Fülle der Güter, die Fluren des üppig nährenden Waizens und die Hügel voll Weines nicht mehr gefunden werden, öffnet die Erde ihre verborgenen Schatzkammern der Tiefe; ein Dom voll ſinnvoller Geſtalten wölbt ſich da der Keller der Bergkryſtalle; der gemeine Feldſpath der Ebene iſt zu dem mit Mondesglanze leuchtenden Adular, der Glimmer zum grünen Chlorit veredelt; überall aus Gewänd und Klüften blicket ein edles Geſtein hervor. Aber auch die Blumen und Kräuter der Höhe, ſchimmernd in dem tiefen Blau des Himmels oder in der Gluthfarbe der Abendröthe, haben ſtatt des nährenden Mehles oder des gährenden Zuckerſaftes ein gewürzhaftes Weſen und eine das Leben ſtärkende, heilſame Kraft, welche ſich dem Nahenden ſchon durch den erquickenden Duft verräth, lieblich und nicht betäubend. Das trunkene Jauchzen der Erndte und der Weinleſe, das Getöſe der Städte wird auf dieſen Höhen, da der einſame Adler weilet, nicht vernommen; dagegen ſpricht aus der hehren Sabbathsſtille der

Natur, ſtatt der Stimmen der unruhig Suchenden und nach der Befriedigung des inneren Sehnens Fragenden, die Stimme des Geſuchten und Antwortenden: der Vorſchmack und das Abbild jenes Friedens, nach welchem das Heer der Lebendigen, mitten im Genuß der Ebene ſich abmühet und abringet und kann ihn nicht ergreifen.

Der Herr des Gartens weiß es wohl, welche Art des Bodens und welcher Standort ſeinen Blumen und Gewürzpflanzen am zuträglichſten ſey; darum läßt er auch die meiſten Menſchen nicht in der Fülle des Reichthums und im Mittagsglanze der hohen Ehrenſtellen aufwachſen, ſondern in der mäßigen Begabung des Mittelſtandes oder auf der Alpenhöhe der Armuth und äußeren Verlaſſenheit: damit die heilbringenden Kräfte hier reicher ſich entfalten, damit das Giftige und Verderbende nicht zu ſehr genährt werden und wuchern möge. Zwar auch in der reichen Ebene iſt heilbringendes Leben und es wächſet da mit himmelanſtrebendem Wipfel der edle Palmbaum; auch in den Palläſten der Hohen und Reichen leben, zum Segen für Tauſende, Seelen, die nach dem Herrn fragen und ſein Angeſicht mit Ernſt ſuchen; aber er, der Herr ſelber, hat es doch in den Tagen ſeines Fleiſches vorgezogen, in armer Hütte geboren zu werden und ſeine Frieden verkündende Stimme wurde am öfterſten, am freundlichſten und lieblichſten in der Geſellſchaft der Armen, der Verlaſſenen, der Leidenden gehört. Und auch jetzt iſt es noch alſo ſein heiliges Wohlgefallen, daß er die dem

Leibe nach Hungernden ſatt machet mit den unſichtbaren Gütern ſeines Hauſes und dann auch ihre leibliche Noth ſtillet; daß er den Geringen und von der Welt Verſtoßenen, den Betrübten und nach Troſte Bangen ſich nahet und freundlich mit ihnen redet; „ſo daß eine Seele, die gebückt einhergehet und ihre Augen ſchier ausgeweinet hat und hungrig iſt, freudig und laut die Herrlichkeit und Gerechtigkeit des Herrn rühmet.“

Eine ſolche Seele, die mitten unter den vielen Thränen, welche Noth und Schmerz ihr Leben lang ihr auspreßten, immer voll innerer Seligkeit und Frieden war, voll Liebe und Dank gegen Gott und die in dieſer Liebe treu blieb bis ans Ende, war die Anna Paliſch. Sie war eine arme Wittwe, welche in dem oben (Nr. 2.) erwähnten Dörflein Rickern in der Dachkammer einer kleinen, abgelegenen Hütte einſam wohnte, denn ihr einziger, ſehr guter Sohn war bei einem Bauer des benachbarten Dorfes in Dienſten. Die Kindheit und erſte Jugend dieſes armen Weibes fiel in die Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges; ſie hatte nie Schulunterricht, noch in der damaligen Noth des Landes, da Kirchen und Schulen weit und breit faſt ganz ohne Lehrer ſtunden, einen eigentlichen Religionsunterricht empfangen, hatte nie leſen gelernt. Dennoch war in ihr — ein Segen der Taufgnade — von Kindheit an ein Sehnen nach dem lebendigen Gott, und jedes Wort von göttlichen Dingen, das ſie von ihren armen, — wahrſcheinlich ſelber ſehr unwiſſenden — Verwandten (ſie war frühzeitig Waiſe geworden) oder anderen wohlmeinenden Menſchen hörte, entzündete in ihr eine innige Liebe zu Jeſu Chriſto, der aus Liebe zu uns Menſch geworden, gelitten und geſtorben: eine Liebe, die mächtiger war als der Reiz zur Sünde, mächtiger als Hölle und Tod. Sie hatte gehört, Gott in Chriſto ſey uns immer nahe, wir könnten zu ihm beten, ihm ſagen, was uns fehle, er erhöre Gebet gern. Aber ſie hatte kein Gebet gelernt, konnte keines leſen; da trieb ſie Liebe zu Gott und innere und äußere Noth aus dem Herzen, mit ihren eigenen Worten zu Gott zu beten und ſo wurde ſie eine Seele, welche Gott im Geiſt und in der Wahrheit, im lebendigen Gefühl ſeiner Nähe und im Erfahren derſelben anbetete. Als Gott dem vielfach elenden Lande wieder half, und es kamen allmählig wieder Prediger in die verödeten Kirchen und verarmten Gemeinden, da hörte ſie begierig jedes Wort der Predigt und im Gebet und Umgang mit ihm machte ihr der Geiſt der Wahrheit helle, was noch dunkel war. So wuchs ſie an innerer Erkenntniß, an Erfahrung; nahm zu, von Kraft zu Kraft.

Der Sinnenmenſch ſiehet nur das, was ſeines Gleichen iſt; er erkennt an Anderen mit ſeinen äußeren Augen nur das Daſeyn und Weſen jener ſogenannten Bildung, welche von Außen, auf ſinnliche Weiſe in den Menſchen kommt. Das innere Werk und Geſchäft der Gnade, das Weſen des Menſchen der Ewigkeit, wo dieſer in Andern lebt, iſt unſern äußeren Augen geheim und verborgen. Daher erſchien die Anna Paliſch ſelbſt dem gutgeſinnten Pfarrer Gerber, von welchem in Nr. 2. die Rede war, da ſie zum erſten Male zu ihm in den Beichtſtuhl kam, als ein ſo einfältiges, unwiſſendes altes Weib, daß er ſie erſuchte, nach der Beichte zu ihm in ſein Haus zu kommen; denn er hielt ſich gewiſſenshalber verpflichtet zu erforſchen, ob dieſes einfältige Weib wohl auch wiſſe, was das heiße, dem Herrn im heiligen Sacramente zu nahen, damit ſie daſſelbe nicht unwürdig, zu der Seele Verderben, empfange.

Die arme Wittwe kam willig. Der Pfarrer fragte ſie, wie man ein Kind fragt. Ihre Antworten aber zeigten, daß ſie kein Kind an innerem Verſtändniß ſey. Denn ſie wußte: „daß ein gerechter, heiliger Gott iſt, der Menſch aber von Natur verdorben und ein Sünder. Da habe ſich Gott in Chriſto dem Sünder, im Fleiſch, als Menſch genaht, um dem elenden Fleiſche Kraft zu geben, die Sünde zu überwinden. Es iſt ein Anfänger des Böſen, welcher die Seele des Menſchen beſtändig zum Böſen lockt und verführt, ein Fürſt der Finſterniß. Die Seele aber, wenn ſie ſich in wahrhafter Buße als Sünder, und ohne Gott als verloren bekennet, bekennet ſich hiedurch als Unterthan und Eigenthum deſſen, der für die Sünde der Menſchen genug gethan. Alsbald wirkt dann in dem neuen Reich der Gnade der Geiſt den Glauben, der vor Gott gilt. Sie wußte auch gar wohl, daß er es ſey, der Herr, deſſen heilige Gemeinſchaft wir im Abendmahl empfangen. Sie wußte, mit einem Worte, was es heiße und was der Menſch thun müſſe, daß er ſelig werde.

Kurze Zeit hernach wurde der Pfarrer zu einem Kranken nach Nickern gerufen. Es war Nacht und ein ſchweres Gewitter ſtieg auf, mit heftigem Donner und Blitzen. Da hört er an der erſten Hütte des Dorfes, die er erreicht, die Stimme einer laut Betenden. Es war ein Gebet, ſo eindringend, ſo zum Herzen ſprechend, wie die bittenden Worte eines guten Kindes, das in anſchmiegender, demüthiger Liebe zu ſeinem gegenwärtigen Vater ſpricht. So „in ſolchem Glauben und ſolcher Andacht“ hatte der alte Pfarrer wohl noch niemals beten hören. Er fragt den Boten, der ihn zum Kranken abholte, wer das ſey, der ſo bete? Der Bote antwortet: Das ſey die alte Anna Paliſch, die bete immer ſo laut, ehe ſie des Abends zur Ruhe gienge: „für eigene und allgemeine Noth und für die Obrigkeit.“

Der Pfarrer, „aufs Höchſte verwandert und erfreut,“ geht weiter und von nun an erkannte er auch, denn die Augen waren ihm jetzt geöffnet, zu ſeiner Stärkung und Erbauung das innere Werk und Geſchäft der Gnade Gottes, das in dieſem armen, alten Weibe war.

32) „Betet ohne Unterlaß“ — „Wer beten kann Iſt ſelig dran.“

Ein ehemaliger Vorſteher der Eiſenſtuckiſchen Handlung in Annaberg, der nun längſt ſelig verſtorbene Kaufmann Hähnel, ließ in ſeinen letzten Stunden alle ſeine Kinder noch einmal an ſein Sterbebette kommen. Er erzählte ihnen, daß er einſt, in ſeinen jüngeren Jahren auf einer Handlungsreiſe, die Augenblicke des Verweilens ſeines Fuhrwerkes benutzt habe und in eine Kirche getreten ſey, in welcher eben Gottesdienſt gehalten worden. Da hätte der Prediger über die Seligkeit und den Segen des Gebetes geſprochen und mehrmalen die Worte wiederholt: „Ein Tag ohne Gebet iſt ein Tag ohne Segen.“ Dieſe Worte wären ihm ſeitdem nie wieder aus dem Sinn und Herzen gekommen. Er habe es mitten in den Mühen und Sorgen ſeines ganzen ſpäteren Lebens erfahren, daß allein aus dem Gebet die rechte innere Ruhe und Freudigkeit, Muth und Kraft, daß allein aus dem Gebete Segen und Gedeihen auf unſere Worte und Werke komme. Das Gebet gebe aber nicht allein die rechte Kraft und Muth im Leben, ſondern auch im Sterben. Denn der Gott, zu welchem ſein Geiſt nun gehe, ſey ihm durch das Gebet ſchon längſt ein lieber, nahe bekannter Freund geworden, deſſen Angeſicht er täglich in der Schwachheit des Fleiſches geſucht habe und nun freue er ſich, mitten in des Todes Schmerzen, mit großer Freude, daß er dieſes liebe, oft geſuchte Angeſicht endlich im Geiſte finden und ſchauen ſolle. Darum wiſſe er auch jetzt, beim letzten Abſchied, den lieben Seinigen nichts Beſſeres und Lieberes zu hinterlaſſen, als die Ermahnung zum Gebet, denn mit und in dem Gebet würden ſie Alles haben, was der Menſch in Zeit und Ewigkeit ſich Gutes wünſchen könne. — „Mein Herr und mein Gott, du haſt mich zuerſt geliebt und ich habe dich auch, in allen meinen Schwachheiten und Sünden, geliebt. Laß mich noch einmal, ehe denn ich von hinnen ſcheide, vor allen den Meinigen und in ihrem Namen die Worte ſagen: ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Laß du es noch zuletzt mein Gebet ſeyn, daß der ſüße Name Jeſus und ſeine Gotteskraft niemals aus dem Herzen und von den Lippen meiner Kinder und Kindeskinder weichen möge. Gieb du in dieſem Hauſe aufgehobene Hände und Herzen im Gebet zu dir, täglich und ſtündlich, und einen Mund, dein Lob zu verkünden. Dann wirſt du der Meinigen Gott ſeyn und ſie werden dein Volk ſeyn.“

So zeigte ſich es auch in dieſem, eben erwähnten Falle, daß die Worte der Predigt, wenn ſie aus dem rechten, guten Grund des Chriſtenlebens hervorkommen und auf dieſen hingerichtet ſind, niemals ohne Frucht bleiben. Der fromme Prediger, welcher dem fremden, vorüberreiſenden Jüngling die Ermahnung zum Gebet gab, hatte es gewiß ſelber in ſeinem Herzen erfahren, daß das Gebet im Namen Jeſu des

Chriſtenlebens Anfang, Mittel und Ende ſey und eben darum, weil er es ſelber an ſeinem Herzen erfahren, gieng ſein Wort ſo tief, ſo kräftig in das Herz des fremden Jünglings ein, und blieb dieſem ſein ganzes Leben hindurch ſeines Fußes Leuchte und ſein Troſt im Tode.

Der alte, ſelige Schöner in Nürnberg wußte es auch und hatte es an ſich ſelber erfahren, daß daß Gebet in Chriſto des Chriſtenlebens Anfang, Mittel und Ende ſey. Darum ermahnte er auch immer ſo dringend und ſo oft in ſeinen Geſprächen, wie in ſeinen Predigten, zum Gebet. Die Worte, welche oben als Ueberſchrift gebraucht worden: „Betet ohne Unterlaß“ — „Wer beten kann, iſt ſelig dran“ ſchrieb er, nicht lange vor ſeinem Tode, mit ſeiner zitternden Hand in das Stammbuch einer Freundin, welche damals eben im Begriff ſtand, Nürnberg zu verlaſſen, und einen ſehr ſauren Weg ihres Lebens anzutreten. Der Greis hatte mit jenen Worten das Bild ſeines eigenen, inneren Weſens in das Stammbuch der Freundin verzeichnet, denn der Schreiber dieſer Mittheilungen hat, ſeinem Urtheil nach, kaum einen anderen Menſchen kennen gelernt, welcher das Beten ohne Unterlaß ſo vermochte und übte als der ſelige Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beſtändiges Gebet giebt, ſo durch und durch anmerken können als ihm. Dieſe Ruhe und Seligkeit ergriff auch andere Seelen, wenn ſie beunruhigt und gebeugt von allerhand Schmerz und Noth zu dem Greiſe kamen, wie dieß der Schreiber dieſer Mittheilungen aus eigener Erfahrung bezeugen kann.

Die Geſpräche des alten Schöner mit vertrauten Freunden wurden faſt immer zum Gebet, denn er redete nicht mit dem leiblich ſichtbaren und gegenwärtigen Freunde allein, ſondern hiebei auch zugleich mit dem unſichtbar gegenwärtigen Freund ſeiner Seele, der ſeines Herzens Troſt war und ſein Theil. Eine ſeiner Lieblingsunterhaltungen war das Erzählen von Gebetserhörungen, die er an ſich und von Anderen erfahren. Möchte ich doch in demſelben Geiſt und Sinne, der in Schöner war, einige dieſer ſeligen Erfahrungen erzählen können. Was ich dießmal gebe, das ſind einige Züge aus dem Leben eines noch jetzt lebenden Mannes, der ein Freund des ſel. Schöner war, und der auch oft zum alten Burger kam. Ich laſſe den Mann hier ganz mit ſeinen eigenen Worten reden.

„Gott hatte mir fromme Aeltern gegeben, welche Chriſtum von Herzen lieb hatten, und welche oft und fleißig zu ihm beteten. Auch in der Schule, zu welcher ich treulich angehalten wurde, war damals noch das Gebet und das tägliche Leſen von Gottes Wort in Uebung, und ich erinnere mich wohl, daß jenes alte Lied: „„Fang dein Werk mit Jeſu an, Jeſus hats in Händen,““ obwohl es durch den täglichen Gebrauch viel von ſeiner Kraft verloren, manchmal mich innerlich bewegte, ſo wie auch das Singen der anderen ſchönen Lieder, mit welchem jedesmal, beim Eintritt des Lehrers, die Schule begonnen und am Abend geſchloſſen wurde. Dennoch, ſo viel ich über mich ſelber urtheilen kann, betete ich die Gebetlein, die ich am Morgen und am Abend im älterlichen Hauſe ſo wie in der Schule zu beten gelehrt war, ganz mechaniſch und ohne eigentliche Andacht nach, ich ſang in den wöchentlichen Betſtunden ſo wie an Sonntagen, wo ich am Vormittag ſo wie am Nachmittag den Gottesdienſt beſuchen mußte, nur mit, weil ich Freude am Singen hatte, ohne auf den Sinn der Lieder zu merken und während der Predigt unſeres ſehr chriſtlichen und ernſten Pfarrers, ſchweiften meine Augen wie meine Gedanken an dem Gebäu der Orgel oder an den Bildern am Altar umher, ohne meiſt nur im Mindeſten auf das zu merken, was der Prediger ſagte. Dennoch erinnere ich mich ſchon aus dieſer Zeit, daß das Singen ſolcher Lieder, wie die von Luther ſind, und daß auch das Anhören ſolcher Predigten, welche von der Geburt und den Leiden, ſo wie von der Himmelfahrt unſeres Herrn und von der Ausgießung ſeines Geiſtes recht einfältig handelten, in mir ein mehreres Aufmerken weckten, und daß die Begleitung der Leichen, zu welcher damals die Schulkinder in meiner Vaterſtadt öfters angehalten wurden, bei dem Singen ſchöner, chriſtlicher Geſänge und dem Anhören der Worte, welche unſer Pfarrer ſprach, mein unachtſames, leichtſinniges Herz rührten. Aber bei dieſem Allen gerieth ich, weil ich einen Bund geſchloſſen mit dem närriſchen Lachen, und, bei meiner von Natur munteren Gemüthsart, Freude fand an dem kindiſch thörichten Thun, in den Umgang gerade der leichtſinnigen und wilden Knaben unſerer Schule, welche, ohne deßhalb die boshafteſten oder innerlich verdorbenſten zu ſeyn, dennoch am öfterſten von dem Lehrer gezüchtigt wurden, weil ſie ihre Streiche, Muthwillens halber, ohne allen Hehl verübten und damit am Meiſten in die Augen fielen. Da fügte es Gott, daß mein lieber, frommer und ſehr ſtrenger Vater, einige jener Streiche, bei denen ich mich von anderen Knaben zum Vormann brauchen laſſen, erfuhr, und zwar, wie ich faſt urtheilen möchte, in einem noch übertreibenden Berichte, und daß er deßhalb beſchloß, mich aus dieſer Stadtſchule hinwegzunehmen und mich einem nahen Verwandten, damals Rector in L., in unmittelbare Aufſicht und Schulunterricht zu geben. Dieſes geſchahe im neunten Jahre meines Alters. Obwohl nun L. nur etliche Stündlein von meiner Vaterſtadt entfernt liegt und ich ſehr oft zu meinen lieben Aeltern kam, verzehrte mich doch ein beſtändiges Heimweh. Denn ich hieng ſo mit ganzem Herzen an meinen Aeltern, beſonders aber an meiner liebevollen Mutter, daß mir es war, als könnte ich ohne die nicht leben. So oft ich auch nur einige Augenblicke in L. allein war, brach ich vor Sehnſucht in lautes Weinen aus; ich konnte des Abends, wenn ich in mein einſames Bett kam, nicht einſchlafen vor Jammer und auch am Morgen erwachte ich oft mit Thränen. Aber eben dieſe

Zeit der Thränen meiner Kindheit betrachte ich, mit innigem Dank gegen meinen Herrn, als die Zeit der erſten Ausſaat der Bezeugungen der Gnade und der Kraft meines Gottes, als den erſten Beſuch des Aufgangs aus der Höhe. Denn damals habe ich zuerſt aus dem Herzen beten lernen; habe, dieß bekennt meine Seele noch jetzt mit Dank und Freude, zuerſt meinen Herrn Jeſum mit inniger Liebe zu rufen vermocht. Wie iſt mir doch da jedes Wort der Ermahnung meiner lieben Aeltern erſt recht theuer und werth geworden; mit wie ganz anderem Sinn habe ich da auch zuweilen die Gebetlein gebetet, die ich von ihnen gelernt. Aber ſehr oft gab mir die Bewegung meines Herzens, und, ich darf wohl ſagen, der Geiſt meines Erbarmers, welcher die Herzen früh zu ſich ziehet, ganz neue, niemals gebrauchte Worte ein, über denen ich die auswendig gelernten vergaß: meine Seele ſeufzte zu ihm auf und bat bat ihn, ich wußte ſelbſt noch nicht recht, um was? — „„Nun, mein Gott! habe noch einmal Dank für deine treue Führung und für alle jene heilſamen Thränen, die du mir geſchenkt haſt. Damals haſt du mir ſchon die Stätte gezeigt und mich ſelber dahin geleitet, wo ein betrübtes und ſorgſames Gemüth den rechten Troſt und Frieden finden kann, und ich bin dann dieſen Weg öfters gegangen. Ehe ich noch verſtanden, was der Geiſt des Sehnens nach dem lebendigen Gott in mir ſeufzte und betete, haſt du das Seufzen erhört und zu meiner Seele geſagt: Du ſollſt leben.““

Man kann wohl ſagen, daß unſer Gebet eine Saat ſey, welche oftmals recht ſpät und langſam aufgehet und erſt nach und nach aus einem Senfkörnlein zu einem Baume wird, in deſſen Schatten die Vögel unter dem Himmel wohnen. Der Säemann läßt das Körnlein mit und unter der anderen Saat in den Boden fallen und vergiſſet bald hernach, was er gethan, das Saamenkorn aber keimt im Verborgenen und wächſt zu ſeiner Zeit groß. Mir ergieng es in der erwähnten Zeit meiner Kindheit auch wie dem Säemann, ich vergaß das, was in den einzelnen, einſamen Augenblicken des Gebetes geſäet worden, alsbald wieder, wenn ich unter meinen Geſpielen war, und da ich vollends, nach kaum zwei Jahren, wieder in das Haus meiner Aeltern kam, war auch der alte Muthwillen und Leichtſinn wieder da. Dennoch, wenn ich öfters, nach einem ganz beſonderen Hange, einſam in Wäldern und Feldern herumſchweifte, und, ich weiß ſelber nicht, nach was alles für Gegenſtänden meiner kindiſchen Neigungen ſuchte, da nahte ſich der zu meinem Herzen, der mich gelehrt hatte, im Gebet mich zu ihm zu nahen.

Als unſer frommer Pfarrer mich und andere Kinder meines Alters auf den erſtmaligen Genuß des Abendmahls vorbereitete, hatte ich mich, denn ich war wie ein ſchwaches, elendes Rohr, das jeder Windhauch bewegte, durch andere Knaben gar oft zur Unachtſamkeit und allerhand leichtſinnigem Bezeugen verführen laſſen. Als aber der treumeinende Seelſorger in der letzten Stunde ſeines Unterrichts mit uns Kindern allen auf ſeine Kniee fiel und ein Gebet aus dem Herzen ſprach, in welchem er unter Anderem auch den Inhalt des fünfzehnten und ſiebenzehnten Capitels des Evangeliums Johannis recht lebendig auf unſere Seelen anwendete und uns ermahnte, unter allen Verführungen und Leiden der Welt treu und feſt an unſerem Weinſtock zu bleiben, da drangen mir die Worte ſeines Gebetes, mitten unter meinem leichtſinnigen Bezeugen, tief ins Herz und giengen mir nach, ja ich kann ſagen, daß ſie mir noch jetzt, nach faſt 36 ſeitdem verfloſſenen Jahren, nachgehen und an meiner Seele fortwirken. Ich begab mich, bald nach jener Stunde, in die Einſamkeit, in meines Vaters Garten, wo ich auf meinen Knieen, und, ſo viel ich urtheilen kann, mit Ernſt, Gott um Vergebung für meine Sünden bat und ihn anflehte, daß er mich doch ja ſein heiliges Abendmahl nicht unwürdig möge genießen laſſen. Ein Jahr hernach, in welchem ich noch, zu meinem großen Segen, den Unterricht und die liebevolle Leitung eines ſehr frommen Lehrers genoſſen, kam ich in die Fremde. Ach ja, in eine rechte Fremde, in welcher ich nicht nur von meinen treuen lieben Aeltern und Freunden, ſondern auch von meinem Herrn Jeſus weit entfernt wurde. Schon in meinem zwölften Jahre waren mir, aller ſorgfältigen Aufſicht der Meinen ungeachtet, einige Schriften von Religionsſpöttern und Feinden der Offenbarung Gottes in Chriſto in die Hände gefallen, und ihr Leſen hatte ſchon damals einige Funken in mein Herz geworfen, welche lange fortwirkten. In der Fremde aber, wohin ich ſpäter kam, wurde ich gar bald mit allen Zweifeln an der Wahrheit des Evangeliums und an der Göttlichkeit der Offenbarung; ich wurde mit allen Zweifeln und Widerſtrebungen des hochmüthigen Verſtandes gegen das, was allein heilig und gewiß iſt, bekannt gemacht. Und was dieſes Gift meinem unbewahrten Herzen um ſo gefährlicher machte, war der Umſtand, daß es mir aus dem Munde der Männer dargereicht wurde, welche ich angewieſen war zu ehren und ihren Worten zu gehorchen, und die ich auch wirklich liebte und ehrte, von meinen Lehrern ſelber. Doch warum ſollte ich hier alle die Irren eines Herzens beſchreiben, das an ſeinem Glauben Schiffbruch gelitten, das ohne Gott und Chriſtus lebte. Iſt doch die Art und Geſtalt dieſes Irrens, als eine Art, die ſich gegen alle göttliche Zucht und menſchliche Ordnung empört, in unſeren Tagen, nur zu ſehr aus Erfahrung bekannt. Ich verſäumte von hier an lange das Gebet; es war mir durch meine Vernunft verleidet. Ich kannte keinen Gott mehr, zu welchem ſich der Menſch wie zu ſeinem Freunde zu nahen vermag, weil Gott zu ihm ſich nahet; für mich war der, den die Engel ſangen, nicht geboren, für mich war Chriſtus nicht geſtorben, für mich war „der aus dem Scheintod erwachte" nur am Berge aus den Augen der Jünger entſchwunden, nicht gen Himmel aufgefahren, da er ſitzet zur Rechten Gottes; für mich war er kein Richter der Lebendigen und der Todten: denn der Gott, den ich kannte, ein allmächtig ſchaffendes und weislich ordnendes Princip der Natur, war kein richtender Gott, vor ihm, ſo wähnte ich, ſey das, was wir an den Menſchen gut oder böſe nennen, gleich wie das zufällige Krumm oder Geradewachſen der Bäume unſerer Gärten oder Wälder. Dennoch hat er, von welchem ich ſo weit hinweggewichen, er, der ſchon frühe zu meiner Seele geſagt: „„Ja du ſollſt leben““ ſeine Treue und ſeinen Bund mit mir nicht gelaſſen, er hat mich mit ſtarker Hand errettet aus mächtigen Verführungen, hat mich behütet vor vielfältigen Laſtern der Jugend. Sein Erbarmen war es auch, das mich bald, im Anfange meiner männlichen Jahre, einen Weg der Sorgen und der inneren wie der äußeren Noth führte. Und ſiehe, obgleich der Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs, obgleich er, meiner Väter Troſt, im Leben und im Sterben, meinen Augen fremd, meinem Herzen unbekannt geworden, ergieng mirs dennoch wie dem Vogel, der, wenn er einmal in ſeiner Jugend fliegen gelernt, ſeitdem aber lange, im engen Käſicht es nicht mehr geübt, wenn das Gitter des Gebäuers hinweggethan wird, dem alten, vormals gewohnten Drange zum Ausfluge wieder folgt und ſich hoch in die Luft zu heben verſucht. So oft die Noth und Angſt das Fanggarn der Eitelkeit, das mich umſponnen hielt, ein wenig lüfteten, erhub ſich mein Geiſt jenes Weges, den ihn ein Drang der Noth ſchon in der frühen Kindheit gelehrt; ich vergaß die künſtlichen Hymnen an die Gottheit, die ich als Jüngling, meiſt um ihrer ſchönen Tonweiſen halber gelernt, vergaß alle vornehmen Einwendungen der Weisheit des Tages gegen die Kraft des Gebetes und betete einfältiglich, aus Grund meines Herzens, zu dem ewig treuen, nahen Gott: Herr erbarme dich meiner, hilf du mir, hilf mir jetzt, hilf mir heute. Ich könnte den Freunden tagelang erzählen von den Erfahrungen, die ich auf dieſen Wegen gemacht. Gebet hat mich erfahren laſſen, daß, ſo gewiß mein Leib, wenn er ſich aus dem Schatten und Dunkel heraus in die Strahlen der helle ſcheinenden Frühlingsſonne ſtellet, dieſe wärmenden Strahlen empfindet, ſo gewiß ein Gott ſey, der ſich dem Geiſt des Menſchen, wenn dieſer ſein Angeſicht von Herzen ſuchet, nahet, wie ſich ein Freund ſeinem Freunde nahet, — hat mich erfahren laſſen, mit felſenfeſter Gewißheit, daß wir einen Herrn haben, der da hilft und der vom Tode errettet. Wenn die Noth von allen Seiten drängte und ich machte mich auf im Gebet und gieng hinaus aus dem Hauſe meiner Angſt, da begegnete mir alsbald vor meiner Thür die Hülfe, eine Hülfe, die vom Herrn kömmt; die Stunde des ernſtlichen Gebetes war ſtets auch die Stunde der Errettung. Was den jungen Raben widerfährt, wenn ſie auffliegen zur Morgenröthe und zu Gott um ihr Futter ſchreien, das iſt mir oft widerfahren; mit Gebet habe ich einſt in der Zeit meiner Fremdlingsſchaft ſeine Hand erfaßt und er hat mich ergriffen und in eine Heimath geführt zu dieſen Seelen, welche ihn von Herzen fürchten und lieben und ſeinen Namen preiſen; ein Gebet der ernſteſten und geſegnetſten Stunden meines Lebens hat mich zur rechten Erkenntniß meiner ſelbſt und meiner innern Noth und hiemit zugleich zur rechten Erkenntniß meines Heilandes und Arztes geführt, zur Erkenntniß meines Gottes, der mir von jener Zeit an wieder war: Chriſtus mein Heiland und Erlöſer, ewig Vater, Friedefürſt; er hat mich an ſeiner Hand geleitet, wie ein Mann ſeinen Sohn leitet. Hätte ich nur dieſe treue Hand, hätte ich nur das ernſtliche Gebet nicht ſelber oft verlaſſen. Aber ſiehe, auch ich mußte erfahren von mir, was dort Iſrael, als er fett und ſtark ward und nun, in ſeinem Wohlergehen, den Felſen verließ, der ihn gezeugt hatte. Ich bin ſelbſt noch in den ſpäteren Jahren meines Chriſtenlaufes gar oft, zur Rechten und zur Linken von ſeiner Bahn gewichen, habe geſtrauchelt und bin in ſchwere Verſuchungen zur Sünde gerathen. Dieß ſind die größten Leiden, welche der Chriſt kennt, dieß ſind die bitterſten und heißeſten Thränen, welche ich geweint habe, wenn ich mich ſo nahe der Gefahr eines geiſtigen Elendes, ja des geiſtigen Todes ſahe. Aber ich kannte einen Helfer aus des Todes Stricken, ich ließ nicht ab, elend und unwerth wie ich mich auch fühlte, ich ließ nicht ab von ihm, bis daß er half. Und er ſtärkte die ſtrauchelnden Kniee und richtete mich wieder auf. Siehe der Lahme ſtehet auf ſeinen Knöcheln feſt, wandelt und rühmet in der Kraft ſeines Herrn. So hat meine Seele in aller Noth des äußeren wie des inneren Menſchen unzählbar oft die Wahrheit jener Verſicherung erfahren: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob ſie ſein vergäße, ſo will ich doch deiner nicht vergeſſen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet. — Bei dieſem Troſtſpruche der heiligen Schrift fällt mir eine Erfahrung von Gebetserhörung ein, welche ich aus vielen anderen heute erzählen will. Ich war, vor nun mehreren Jahren, an einem fremden Ort in ſehr drückende Verhältniſſe gerathen, aus denen ich, nach menſchlicher Anſicht, keine andere Erlöſung ſahe, als den Tod, denn jeder andere Ausweg aus dem ängſtlichen Labyrinth, in welchem ich mich befangen ſahe, erſchien meinem verzagten Herzen undenkbar. Ob das ſehnlich heiße Verlangen, das ich damals bei Tag und Nacht hatte, aufgelöſt und bei Chriſto zu ſeyn, aus einem guten Grund der Liebe zu meinem Herrn oder ob es nicht vielmehr aus einem ſehr tadelnswerthen der Ungeduld gekommen, das will ich hier nicht näher unterſuchen; dennoch, ſo ſehr ich hiebei in der Schwachheit des Fleiſches gefehlt, muß ich doch zugleich bekennen, daß mir damals das Wort meines Gottes ſehr theuer geweſen, und daß mir ſeitdem der Gedanke an jene Welt viel befreundeter und vertrauter geworden als vorher. Einſtmals, in einer Herbſtnacht, lag ich auch, wie damals ſehr oft, ſchlaflos auf meinem Bette, vergrub mich und verſenkte mich, nach der Unart des Menſchenherzens, ſo tief in die Gedanken an alle meine wahre oder vermeintliche Noth, als ob da gar keine Aenderung möglich wäre, und dachte zugleich mit innigem Heimweh an die ſelige, künftige Ruhe, die auch für mich noch vorhanden ſeyn ſollte; an die Stunde, da Gott abwiſchen wird alle Thränen von unſeren Augen. Da fiel mir eben jener Spruch Jeſ. 49, 15. ein: „„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes. Und ob ſie deſſelben vergergäße, ſo will ich doch dein nicht vergeſſen."" Ich bewegte dieſen Spruch lange und mit inniger Rührung in meinem Herzen. Mir fiel meine zärtlich liebende Mutter ein, und wie mir dieſe von Kindheit an alle meine kleinen Sorgen und Noth, wo ſie es nur gekonnt, ſo gern erleichtert, meine Bitten mir ſo gern gewährt hatte. Wüßte, ſo dachte ich, deine ſelige Mutter, wie dirs hier geht, wie würde ſie an deiner Angſt und deinem Leide ſo herzinnigen Antheil nehmen, wie würde ſie dir, wenn ſies vermöchte, ſo gern heraushelfen. Aber, ſo dachte ich weiter, die Liebe meines Herrn zu mir armen Menſchen iſt ja noch inniger und treuer als alle Mutterliebe, er hört auch mit Erbarmen meine Seufzer, ſieht meine Thränen, ich darf ihn getroſt, wie ein Kind ſeine Mutter, um Hülfe, um Troſt bitten. Da wurde mein Herz ſo weich und doch zugleich ſo zuverſichtlich feſt, als es nur wenige Male in meinem Leben geweſen. Ich betete ſo dringend und getroſt zu meinem Herrn, wie ein Kind zu ſeiner lieben Mutter redet. Da wurde mir ſehr freudig zu Muthe. Ich war in meinem Herzen überzeugt, es werde heute noch Hülfe kommen, heute noch ſich ein unerwarteter Ausweg zeigen. Der übrige Theil der Nacht vergieng mir vollends unter einem Gebet, deſſen Inhalt nicht mehr ein Schreien der Noth, ſondern nur Lob und Dank war. Ich ſtund nun mit den Meinigen auf, betete mit ihnen und war ſehr getroſt. Ich meinte immer, es müßte ein Brief kommen, der mir etwas Wichtiges zu ſagen hätte. Endlich, da ich ſchon aus, an mein Geſchäft gehen wollte, ohne Hoffnung, daß dießmal die Poſt Etwas für mich bringen werde, kam auch ein Brief. An der Aufſchrift erkannte ich, daß er von meinem lieben, faſt ſiebenzig Meilen von mir entfernten T. N. war. Was ſollte aber, ſo dachte ich, gerade dieſer liebe Freund, ſo gern ers wohl möchte, mir für Troſt bringen, mir für einen Ausweg zeigen können? Ich las, und ſiehe, gerade dieſer Brief zeigte mir nicht bloß einen unerwarteten Ausweg aus meinem Labyrinth, ſondern drang auch, mit aller Beredſamkeit der wärmſten Bruderliebe in mich, dieſen Weg einzuſchlagen. Zwar die Ausſicht, welche mir damals mein Freund eröffnete, mußte noch ein ganzes Jahr lang durch gar viele Ungewißheiten und Prüfungen gehen. Gerade ein halbes Jahr nachher, an meinem Geburtstag, als ich eben in die Kirche zum Genuß des heiligen

Abendmahls gehen wollte, kam der längſterſehnte Brief an, der die Entſcheidung bringen ſollte. Um mich nicht zu zerſtreuen, öffnete ich ihn erſt, nachdem ſich mein Geiſt geſtärkt hatte am Tiſche meines Herrn und an den Lobgeſängen ſeines Hauſes. Der Inhalt des Briefes war unerwartet genug — er benahm mir geradezu alle meine gehabten Hoffnungen. Aber die Kraft, welche ich an jenem Tage empfangen, ließ den Schmerz und die Sorgen nicht aufkommen, ich habe wohl nie in meinem Leben mit innigerer Andacht das Lied geſungen: „„Wie wohl iſt mir o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh"" und dem Inhalt des Liedes gemäß gebetet. Aber ach, wie bald vergaß ich alle dieſe Tröſtungen wieder, wie bald vergaß und verleugnete ich alle die Gottergebenheit, die ich an jenem Tage empfangen. „„Mein Gott, du allein weißt, durch welchen ſtrafbaren Unglauben, durch welche Ungeduld, welches Murren gegen deinen heiligen Rath ich mich damals an dir vergangen habe. O möchte dieſer Sünden vor dir einſt als ſolcher gedacht werden, welche du mir um Jeſu willen vergeben und erlaſſen haſt."" Mein Unglaube nahm mir jetzt einige Zeit faſt alle Kraft zum Gebet und lähmte mich innerlich ſo ſehr, daß ich mich ſelber kaum mehr erkannte. Doch dauerte Gott Lob! dieſer traurige Zuſtand nicht ſehr lange. Es keimte neben dem böſen Unkraute der Ungeduld auch wieder die Glaubenszuverſicht hervor, ich ſang Lob- und Danklieder, als wäre die Hülfe ſchon da und doch war um mich und vor mir Alles ſo dunkel, daß ich keinen Schritt weit in die Zukunft ſahe. Endlich, als ich gar nicht mehr daran dachte, öffnete ſich mir von ſelber die Thür, welche ſich mir, gerade an meinem Geburtstag, auf immer verſchloſſen zu haben ſchien, und ich wurde nun ſogar von denſelben Händen, welche mir vorhin die Thür zugeſchloſſen, recht dringend genöthigt, einzutreten. — Was war es nun damals, was das Gebet eines armen gepreßten Menſchenherzens und die Erhörung, welche dennoch Erhörung und Hülfe war, wenn ſie ſich auch nicht ſogleich, in ihrem ganzen Umfange als ſolche zeigte und bewährte, ſo in demſelben Augenblick zuſammenführte. War es der mächtige Baal Grundlos, genannt Zufall? Ich weiß gar wohl, daß der Brief meines Freundes T. N. nicht bloß ſchon unterwegs, ſondern ſogar mit mir an einem Orte war, als ich ſo dringend, ſo innig um Rettung, um Hülfe bat, und zutraulich, wie ein Kind zu ſeiner Mutter, mein heute, ja noch heute, rief. Aber mein Mitchriſt, ich kenne ſelbſt in der äußeren Natur eine Gottesweisheit und Liebe, welche das Inſect gerade dann, gerade in der Stunde von ſeinem Schlafe in der Puppenhülle oder im Ei aufweckt, wenn oben auf der Erdoberfläche für daſſelbe ſchon die Speiſe bereitet, ſchon der Tiſch gedeckt iſt, eine Liebe, welche dann, wenn ſie das, was da lebet, ſättigen will mit Wohlgefallen, dem Leben einen Mund giebt, und dieſen öffnet zur Aufnahme der Speiſe. Der Arm und der Mund, womit der Geiſt des Chriſten die Speiſe nimmt, die ihn ſtärkt und erhebt zum ewigen Leben, womit er die Hülfe, die vom Herrn kommt, erfaſſet, iſt das Gebet. Der lebendige Arm und der begehrende Mund werden in demſelben Augenblick gegeben, wenn die Speiſe da iſt; die Kraft des Seufzens zu dem Gott in Chriſto, mit der nahen Erhörung zugleich. — So hat mich aber nicht bloß dieſes eine, hier hervorgehobene Beiſpiel, ſondern es hat mich in aller meiner großen Schwachheit, mein ganzer bisheriger Chriſtenlauf gelehrt: welche Kraft und Stärke in dem Gebet ſey, wenn es in dem Namen geſchieht, in welchem Gott zu dem Menſchen und der Menſch zu Gott ſich nahet, wie ein Freund zu ſeinem Freunde. Wäre ich ein Prediger des Wortes, ſo würde ich in jeder Predigt mehrmalen die Worte meines Herrn vernehmen laſſen: darum wachet und betet, würde, ſo gut ichs vermöchte, bei jedem Abſatz meiner Predigt Herz und Hände zu dem erheben, in welchem allein das Wort der Lippen zum Geiſt des Lebens wird. Seufzen wollte ich dann täglich, „o mein Gott, gieb mir rechte Kraft, auf die Seelen der Menſchen zu wirken, die du erlöſt haſt. mit der Kraft aber zugleich den recht ernſten Willen, mich ſelber und Alles vergeſſend, das dahinten iſt, dieſe Seelen nur emporwärts zu führen zu dir!“ — —

So, und noch vieles Andere, erzählte der Freund des ſel. Schöner von ſeinen Erfahrungen, welche er über die Kraft des Gebetes gemacht. Bei einer anderen Gelegenheit geben wir dann noch Einiges und Anderes, was derſelbe Mann und was der ſel. Schöner, ſo wie mehrere ſeiner Freunde über denſelben großen, guten Gegenſtand des Chriſtenglaubens geſagt und aus eigener Erfahrung erzählt haben.

33) Ein Brief.

Ein Brief, zwar von Menſchenhand, von armer, ſchwacher Menſchenhand, aber aus einer anderen Welt. Denn die Worte hat nicht das betrübte Menſchenherz — dieß ſpricht aus eigener Kraft in ſolchen Fällen eine ganz andere Sprache — ſondern der ewig freudige Geiſt der Gnade gegeben, der in den Schwachen mächtig iſt. Möge doch jeder Leſer die Sprache dieſes Geiſtes ſelber in ſeinem, ernſtlich im Gebete ringenden Herzen vernommen haben und noch vernehmen. Sie iſt nicht die unſere, ſie iſt die ſeinige, darum mag auch hier dieſe im Verborgenen geweinte Thräne des Schmerzes und der treuen Liebe zu Chriſto von Vielen geſehen werden.

Dieſen Brief, der im Original vor mir liegt, ſchrieb wörtlich ſo eine Chriſtin etliche Wochen nachher, nachdem der theure, innig liebe, fromme, die Seinen zärtlich liebende Gemahl von Mörderhand erſchlagen war. Bloß einige Stellen blieben hinweg, die ſich auf perſönliche Verhältniſſe beziehen.

D** den 15. April 1820.

„Haben Sie Dank, mein Freund und Bruder, für Ihren ſegenvollen Brief, den ich geſtern mit Freudenthränen empfangen und geleſen habe. — Ja ich bin ſchwach und zerſchlagen, traurig und jammernd, doch habe ich früher nie ſo lebendig die zwei verſchiedenen Naturen in mir empfunden, wie eben jetzt. Der Menſch in mir fühlt ſich in den Staub getreten, zerbrochen, aufgelöſet, oft wie vernichtet in bitterem Schmerz — der künftige Himmelsbewohner aber ſieht ſich von ſtarker Hand erhoben, erlöſet — jauchzt, lobet Gott und ſchwingt mit doppelter Kraft die Fittige zum Emporflug, weil er des Herrn Nähe empfindet.

Ach, mein Freund und ſein Freund, — was habe ich gelitten und was leide ich noch! — Anfangs fühlte ich nur den tödtenden Schmerz der Trennung, nachdem die Angſt des Suchens vorüber war, die wohl beſſer Qual heißen kann. Doch glaubte ich ihn ſanft, wie an Gottes Munde mir entnommen, abgeholt von ſeinen Brüdern, den ſeligen Engeln, ohne ſorgenden Rückblick auf uns — da ich aber das Gräßliche erfuhr, da ich die Hand des Mörders zwiſchen ihn und ſeinen Gott treten ſah — da ich mir ihn die lange, kalte Nacht hindurch entkleidet, im Regen, vielleicht noch athmend und ſeufzend nach uns dachte — ach! da — ja da brach die Kraft meines Lebens, ich wollte beten und konnte nichts hervorbringen als: Erbarme dich meiner Herr, erbarme dich deines Kindes! Ich ſank bewußtlos nieder und erwachte nur, um irre zu reden und ſcheinbar

dem

dem Tode nahe zu ſeyn. Aber knieend danke ich meinem Gott, daß er ſich meiner erbarmte und nicht zuließ, daß ich meinen Verſtand verlor, oder mich gegen meinen Vater im Himmel empörte. Nein, mein Freund, ſo ließ er mich nicht ſinken in meinem Jammer! Mit brennenden Thränen vermochte ich nur die Füße deſſen zu umklammern, der einſt ſagte: Könnt ihr auch den Kelch trinken, den mir mein Vater zu trinken reicht? — und gelobte auch den mir dargereichten bittern Kelch zu trinken und, nur dein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden! Doch — o Himmelsmilde — das ſchwer drückende Kreuz, da ich es willig aufnahm, ſchien mir plötzlich leicht und ſanft, es ſchien nun mich zu tragen und eine heilende Hand legte ſich um mein brennendes Herz und linderte ſein unausſprechliches Weh. Ja ich weiß es, mein Vater, mein Schöpfer, mein Heiland und Erlöſer trägt mich nun in ſeiner Hand, wie eine liebende Mutter ihr krankes Kind, und ſo weiß ich auch jetzt — der Mörder trat nicht zwiſchen ihn und ſeinen Gott — ungeſehen von ihm, der nur den Himmel ſah — trieb er ihn ſchneller und qualloſer in die Arme ſeines Gottes, wie der heftige böſe Sturm — freilich willenlos — die verhaltene Knoſpe zur plötzlichen Blüthe treibt. Das Verwaiſete der Kinder iſt nicht, was mich betrübt, denn ſeit ihrem erſten Entſtehen waren ſie ihrem himmliſchen Vater zur Leitung und Erziehung übergeben, und wohl mir, daß ich nicht jetzt erſt mich an ihn wende, da der irdiſche, ſo treue Verſorger mir entnommen iſt, der mir nur, von ſeiner Hand empfangen, als Organ ſeiner Liebe — auf Erden mein Liebſtes wurde. Ach nein! nicht als irdiſchen Verſorger beweine ich ihn, ſondern als den Freund, Bruder und Gefährten, an deſſen Hand ich ſo gerne wandelte, der mein anderes Ich, mein Leben, Schmerz und Freude ſo treulich mit mir theilte — ich beweine alſo nur mich, nur mich allein. Das aber iſt jetzt ſchon meine Seligkeit, daß der Schlag ihn nicht unvorbereitet traf, daß ſein Geiſt ſchon hier ſich verklärte, daß ſeine kindlich glückliche Seele ſich ſchon hier frei machte von aller ſtörenden Erdentäuſchung und daß er im reinſten Chriſtenthum aller bangen Sorgen enthoben wurde. Seine Seele war ganz Liebe, ſein Herz ganz Heiterkeit und ſeine letzten Arbeiten athmen ſichtlich die Nähe des Herrn, an deſſen Seite wandelnd der Schlag ihn traf, der ihm Seligkeit und uns Thränen, Angſt und Jammer gab — er aber hat den Tod nicht geſehen!

Ja — in meinen Schmerz miſcht ſich oft die Seligkeit des Himmels; der Friede iſt meinem Herzen wiedergegeben und die Grabſchrift, die ich für ihn wählte, drückt dieß erſte Bedürfniß meiner Seele, ſchon in den erſten Tagen, am deutlichſten aus:

> „Den Frieden laſſe ich euch, — meinen Frieden gebe ich euch: nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht!“
>
> Ev. Joh. 14, 27.

Meine Kinder und ich, wir legen uns Ihnen und den Ihren in die liebenden Arme, und bitten Sie — beten Sie für uns, denn der Stunden giebt es mancherlei und Rückfälle ſind zu beſorgen. Meine Seele iſt erſtarkt und freudig, aber mein Herz jammert noch laut und will ſich nicht bedeuten laſſen, und weint untröſtlich, wie Rahel um ihre Kinder. — Doch nein, an deiner Hand, mein ſtarker Gott! wird mein Fuß nicht ſtraucheln, auch nicht rückwärts ſchreiten. — Vorwärts und hinauf! ruft die frohlockende erlöſete Seele, und Erde und Welt muß ſchweigen und anbeten. Sie ſehen, daß der Same, den Gott ins Herz gab, Sonnenſchein und Regen von Oben erhalten hat und ſterbend, fröhlich emporkeimt. Gott ſegne uns Alle mit ſeinem Frieden, dem reinen Vorſchmack des Himmels; der Geiſt, der verheißene heilige Tröſter weiche nie von Ihrer armen Freundin.

Segne der Herr Sie und Ihr Haus — ich wollte hinzuſetzen, mit milderer, ſanfterer Hand — doch ich kann es nicht vollenden. — Er ſegne Sie nach ſeiner Weisheit und ſein heiliger Wille ſey auch immerdar unſer Aller Wille.

Meine Kinder ſind mir ein großer Segen — ein höherer Geiſt leitet und regiert ſie, die in ſeine Hand gezeichnet ſind und bleiben ſollen. O du treuer Hirt, deine Schaafe, ſie kennen deine rufende Stimme und willig folgen ſie dir!

Unſer G. ward den Palmſonntag in L. vom Paſtor R. und ſeinem verewigten Vater eingeſegnet. Den Montag war die ſchreckensvolle Nacht und am grünen Donnerſtag gieng der arme G. Mittags zum heiligen Abendmahl und trank zum erſten Mal den Kelch des Herrn, er aß aber auch das Brod des Lebens — und Abends geleiteten die ſo geſtärkten Kinder die mißhandelte Hülle ihres nun verklärten Vaters, begleitet von der ganzen Stadt, zu Grabe.“

Ja, ſo lehrt Chriſti Geiſt und Sinn die Seelen, welche auf ſein Heil warten und ihn lieben, mitten unter den heißen Thränen, die der äußere Menſch in ſeinen Schmerzen weint, ſprechen und ſchreiben.

34) Ewig, immer derſelbe.

Die Menſchenſeele in ihrem unruhigen Umhertreiben durch das Leben, ſie findet ein Ausruhen in dem Gedanken an das Göttliche, an Gott; jeder Gedanke an die Welt des Obern iſt ein Anker, der das umhergeworfene Schifflein ruhen machet im ſicheren Grunde. Denn da allein iſt ein ewig ſich gleich Bleibendes, an Liebe, an Treue, an Erbarmung und ein ewig derſelbe.

Ewig. — Das Wort Ewigkeit iſt vielen Seelen, wenn ſie es bedachten und ins Herz faßten, ein Meer geweſen — unüberſehbar, grenzenlos, — bei deſſen Anblick der Seele zwar ſtill und feierlich ernſt zu Muthe wird, aber auch grauſend, ſchwindelnd vor der unergründlichen Tiefe, die da ſich zeigt. Man weiß, daß mehrere im Reiche des Herrn auf Erden ſehr wirkſam gewordene, weit geförderte Seelen, namentlich die Thereſe von Ahumada, durch das Bedenken und Ausſprechen des Wortes Ewigkeit eine große Kraft im Innern empfiengen; eine Kraft, welche für das ganze folgende Leben als göttlich wirkſam und fruchtbar ſich bewährte. Anderen war der Gedanke an das Ewig ein Abgrund des Geiſtigen, der ſie lange beben oder zweifeln machte, bis ſie erkannt, daß dieſer ſcheinbare Abgrund der eigentliche, überall nahe, liebe, heimathliche Grund ſey, an welchem die ſtrebende, verlangende Menſchenſeele einzig und allein Ruhe findet und ſtilles, feſtes Bleiben.

Der Schreiber dieſer Mittheilungen kennt eine ſehr ſchöne, alte Dichtung über das Wort Ewig und ſeinen Begriff. Sie findet ſich unter andern in einem Ruſſiſchen, und wenig verändert auch in einem Schwediſchen Volksliede. Ein edler, lieber Schwede, in Abo wohnend, theilte ihm den Inhalt des Liedes mit. Vielleicht iſt die Sage ſchon manchem Leſer dieſes Büchleins bekannt *). Wäre ſie aber auch nur einem oder etlichen davon noch unbekannt; ſo erzählt er ſie doch hier, um des ſchönen, tiefen Sinnes willen, dieſem einen oder etlichen.

„In alter Zeit,“ ſo berichtet die Sage, „lebte in einem Kloſter des hohen Nordens ein Mönch, von ſehr frommem Gemüth und dabei tief forſchenden Geiſtes. Es war ihm der Lauf

---

*) Jene ſchöne, alte Dichtung iſt nämlich auch in anderen Ländern, namentlich in Süddeutſchland, im Munde des erzählenden Volkes.

der Geſtirne und die Sprache der Lebendigen im ganzen Reiche der Sichtbarkeit verſtändlich; er erkannte den Sinn und die Eigenſchaften der Dinge an ihrer Geſtalt. Bei einem ſolchen weit und tief gründendem Sinne ſtellte ſich nicht ſelten auch die Unruhe des Weiterfragens und Forſchens ein. Der Geiſt hatte den feſten Ankergrund gefunden; die menſchliche Vernunft warf Blaſen auf und Schaum um den zu Boden geſunkenen Anker.

Einſt, an einem Morgen, geht er, betend und ſinnend aus dem Kloſter, in einen benachbarten Wald. Es war Frühling und die Bäume blühten. Er betet voll Liebe und Andacht. Als aber das Gebet geendet, denkt er: „„O mein Gott! es iſt nun Frühling und bald folgt der Sommer und dann der Herbſt. Da iſt Abwechslung von Monat zu Monat. Deine Ewigkeit aber, ſie iſt unveränderlich dieſelbe — wie mag auch ein dich liebender Geiſt dieſes „ewig daſſelbe" ertragen und nicht vergehen!""

Er geht, ſinnend über dem Gedanken, der ihn ſchon ſonſt oft und viel beſchäftiget, weiter und weiter in den Wald hinein. „„Ja, ſterben wollte ich gern, wäre nur noch, ſo lange ich im Fleiſche walle, der Gedanke deiner Ewigkeit klar und verſtändlich. Dein Anſchauen iſt ſüß, aber ewig, ohne Wechſel — wer erträgt den Gedanken; welches Seyn erträgt ein ſolches unwandelbares Hinblicken nach Einem Mittelpunkt des Lebens und immer demſelben, ohne die Zwiſchenſpiele des Schlafens und Wachens, des Irrens und Wiederzurechtfindens, der Zerſtreuung und Sammlung!‟‟‟

Er geht ſinnend und betend weiter. Und ſiehe der Wald wird immer fremdartiger und veränderter. Statt der alten Eichen und Tannen kommt da ein Gebüſch von Myrthen, bald hernach ein Wald von Cedern, dann von Palmen. Der Mönch will ſtehen bleiben, ſich fragen, ob Alles nur ein Traum ſey; aber ein Geſang zieht den zögernden Fuß weiter. Es iſt der Geſang eines Vogels. Aus dem Wipfel einer Palme ertönt er und zu ihrem Fuße ſteht der Mönch endlich ſtill, hinanſtaunend nach dem Vogel mit prächtigem Gefieder, dem ſingenden Paradiesvogel. Die Töne ſind ſo trauernd, als klagten ſie um ein Vergangenes und Verlorenes; dazwiſchen aber wieder ſo freudig, ſo ſelig, als ſprächen ſie von einer nun bald kommenden unvergänglichen Herrlichkeit der Creaturen. Der Mönch horcht entzückt; es fließen ihm Thränen der Trauer und der Himmelsſehnſucht von den Wangen.

Aber bald hat das Auge keine irdiſche Thräne mehr. Denn immer lieblicher, immer lebendiger weht eine Luft des Paradieſes, immer lauter werden die Töne des Geſanges, welche von einer künftigen, ewig bleibenden Herrlichkeit der Creaturen ſprechen. Der Mönch horcht und ſchaut unverwandt nach dem Paradiesvogel hin.

Endlich, ſich ſelber gewaltſam aufraffend, denkt er: „„„Siehe es wird wohl ſchon einige Stunden ſeyn, ſeitdem du da ſteheſt und horcheſt.

Der Weg iſt noch weit: wohlauf, du willſt für heute heimkehren nach deinem Kloſter. Morgen wird ja der Vogel wieder ſingen und du kommſt dann und hörſt ihn.““

Er geht, vertieft in ein ſüßes Schmecken der Freuden der Ewigkeit, von denen der Paradiesvogel geſungen, heimwärts, den Weg nach dem Kloſter. Der Wald wird bald wieder der heimathliche, nordiſche und ſtatt der Palmen und Cedern kommen Eichen und Tannen.

Da iſt denn der Rand des Waldes. Die Hügel ſind noch dieſelben, die Waſſer der Erde haben noch denſelben Lauf, das Kloſter aber — nach ſo wenigen Stunden — es ſcheint ein ganz anderes. Täuſchen ſich die Augen, oder ſind jetzt wirklich da Thürme, wo heute am Morgen noch keine waren? Das Dach und der Giebel, das Thor und die Fenſter ſo ganz anders, als ſie noch heute früh geweſen!

Er tritt nun ins Kloſter. Lauter fremde Geſichter, die ſtumm ihn anſehen; er glaubt einen unheimlichen, ſpukhaften Traum zu träumen, eilt hinauf nach ſeiner Zelle, um da ſich zu ſammeln und zu beruhigen. Aber wo dieſe Zelle einſt war, da iſt jetzt Gemäuer, keine Thür mehr hinein, noch Fenſter. Erſchrocken und faſt unwillig kehrt er um. Er fragt die Mönche, die ihm nachgegangen wie einer fremden, bedenklichen Erſcheinung: „„Wo iſt der Archimandrit Johannes?““ — „„Johannes,““ ſagen die Mönche, „„heißet unſer Archimandrit nicht, er heißet Paulus Chryſoſtomus. Aber wer biſt denn du, der hier in unſer Kloſter eingegangen, ſo vertraut, als ſey er da zu Hauſe?""

„„Wer ich bin,"" ſagt der Mönch, „„kennt ihr mich denn nicht? Erſt heute Morgen gieng ich ja von hier aus in den Wald; ich bin Petrus*) Forſchegrund, euer Bruder."" — „„Petrus Forſchegrund,"" ſagt ein alter Mönch, „„biſt du der? Ich las in den alten Chroniken von einem Peter Forſchegrund, der lebte vor tauſend Jahren hier in unſerem Kloſter. Er kam aus fernem, ſüdlichen Lande hieher. Er betete und forſchte viel. Eines Morgens gieng er aus in den Wald und kam nie wieder. Wäreſt du der — ſiehe die Zeit ward ſeitdem eine andere, nur Gottes Erbarmen iſt daſſelbe.""

Da hebt Petrus ſeine Hände betend empor: „„O mein Gott!"" betet er, „„ich bebte in den Tagen meines Zweifels vor dem Gedanken deines ewigen Anſchauens, ewigen, wechſelloſen Genießens. Nun habe ich tauſend Jahre nur den Geſang eines Vogels deines Paradieſes gehört, welcher klagte, wie um etwas Verlorenes, und eine zukünftige Herrlichkeit verkündete. Und dieſe tauſend Jahre ſind mir vergangen wie etliche Stunden. Wie wird denn erſt das Entzücken in dem Anſchauen deines Angeſichts ſelber, in dem Vernehmen deiner Nähe ſeyn! O Ewigkeit, o Ewigkeit, dein Gedanke ſo ſüß, dem erwachten Geiſt ſo leicht! — Wohlan, ich habe hier nichts mehr zu ſchaffen mit dem Geſchäft des Sehnens und Hoffens und Zweifelns. Denn mein Ohr hat ſchon gehört, mein Herz erfahren. Ich kehre zurück in den Wald zum Geſange des Vogels, der um das Verlorene klagt, aber auch von einer künftigen, ewigen Herrlichkeit ſinget!''''

---

*) In der Deutſchen Volksſage heißt er Bruno.

Da Petrus dieß geſagt, ſinken die Hände und die Augen. Die Füße wollen ſich noch bewegen, als möchten ſie ihren Leib wieder hinaustragen durch den Wald der Eichen und Tannen in den der Cedern und Palmen, zum klagenden und dann freudig ſeligen Geſange des Paradiesvogels. Aber mit dieſer letzten Bewegung ſinkt auch der Leib, der nur noch im Traume des alt und längſtvergangenen Lebens beſtanden, zu Aſche und in den hörenden Allen tönen die Worte: ,,,,O Ewigkeit, Ewigkeit,'''' unvergeßlich nach.''

Ja, es iſt noch eine Ruhe vorhanden, dem Volke Gottes, ein Sabbath, hehr und heilig und ohne Aufhören.

35) Ein lehrreicher Reiſebericht*).

Ein vor Kurzem verſtorbener Lehrer der Katholiſchen Kirche, ein Gottesgelehrter im rechten Sinne des Wortes, denn er war von Gott gelehrt, ein Mann, deſſen treues Wirken in allen chriſtlichen Confeſſionen gar viele Herzen an ſich kennen lernten und dankbar ſegnen, wurde zu ſeiner felſenfeſten Ueberzeugung von der Wahrheit des Chriſtenglaubens und der Göttlichkeit der heiligen Schrift durch einen einfachen Reiſebericht geführt. Dieß geſchah ſo.

---

*) Nach einer mündlichen Erzählung des ſeligen Biſchoff J. M. Sailer.

In ſeinen Jünglingsjahren war er, entweder durch die Widerſpenſtigkeit des eigenen, jungen Herzens, oder durch fremde, von außen eingegebene Zweifel, von dem einfältigen Kinderglauben an Gottes Wort und Wahrheit hinweg, auf allerhand menſchlich falſches Dichten und Mißtrauen geführt worden. Sollte, ſo dachte er, was dir die Evangeliſten von Jeſu Chriſto erzählen, wohl wirklich wahr ſeyn? Und wenn auch der Hauptinhalt der Erzählung wahr wäre, ſollte dieſelbe nicht vielfach ausgeſchmückt, verſchönert und hiedurch verändert ſeyn?

Dieſer Zweifel gieng ihm nach in die Kirche, in die chriſtlichen Vorträge der Lehrer, in die einſame Kammer. Wenn er da beten wollte, wie ſonſt, und die Kniee auch beugte, die Lippen bewegte, kam das kalte, bittere Mißtrauen und ſtellte ſich zwiſchen ihn und Gott. Sein Herz konnte nicht mehr beten, nicht mehr Nahrung nehmen aus Gott, nicht mehr an ſeiner ewigen Sonne ſich wärmen; das arme Herz ſiechte, bangte, verſchmachtete. Auf den Lippen, die ſonſt von Liebe zu Gott und den Brüdern überſtrömten, ſchwebten jetzt die kalten, todten, öfters vielleicht ſelbſt bitteren Worte eines ſich ſelber überlaſſenen, verarmten, von Unmuth und Zweifel bewegten Menſchenherzens. Die ehemalige Heiterkeit war von dem Geſicht des Jünglings wie aus ſeinem Innern entwichen, er fühlte ſich ſo leer, ſo beengt; ſeine Zukunft, der von ihm erwählte Stand ohne den einzigen Troſt von oben ſo troſtlos, ſo ganz arm und öde. Dabei ein beſtändiges inneres Ringen nach Licht und Gewißheit, das ihn bei Tag und Nacht nicht ruhen läßt. Aber wer ſoll die Zweifel löſen? Armes Herz, dem Gottes Wort und Wahrheit nicht genügt, wie ſoll das ein Menſchenwort überzeugen können?

Da kommt in die Stadt, wo der Jüngling lebte, ein alter, ehrwürdiger Ordensgeiſtlicher, der viele Jahre den Heiden in Indien das Wort vom Kreuz verkündigt hatte. Um den merkwürdigen Miſſionar ſammelt ſich Jung und Alt, neugierig und aus tieferem Antrieb der Liebe, ihn zu ſehen und zu hören. Unſer trauriger, zweifelkranker Jüngling kommt auch zu dem Alten. Deſſen freudig kindliches Geſicht, deſſen einfältig gläubiges Wort wecken Liebe, wecken Vertrauen.

Einſt iſt der Jüngling mit dem Greiſe allein. „Ehrwürdiger Vater! wie ſelig biſt du, daß du eine Liebe in deinem Herzen trägſt, die dir Kraft gab, für ſie Alles zu thun und zu leiden, für ſie zu leben und zu ſterben; daß du Etwas haſt und kennſt, was du freudig und zuverſichtlich für Wahrheit, für ewige, göttliche Wahrheit halten kannſt. Mit mir, in mir iſt es nicht ſo. Seit etlichen Jahren quälte mich der bittere Zweifel, ob wohl das, was die Apoſtel uns von Jeſu Chriſto erzählten, auch wirklich wahr ſey, und wenn es dieß auch zum zum großen Theil iſt, ob nicht die Erzähler manches Eigene zu dem Geſehenen und Gehörten hinzugeſetzt, Manches ausgeſchmückt und verſchönert haben. Seitdem kann ich nicht mehr lieben und beten. — Was ſoll ich thun, um der inneren Bitterkeit der Zweifel zu entrinnen, was ſoll ich thun, um wieder Kraft und Muth zum Glauben, zum Beten, zum Lieben zu finden?“

Der Greis, mit väterlicher eindringender Freundlichkeit und Milde, ermahnt den Jüngling, elend und wortlos, wie er ſich auch immer fühle, doch nur öfter zu beten, nur ernſtlicher zu ringen. Gott laſſe das noch unbefeſtigte Menſchenherz auf Zweifelwogen gerathen, damit es zuletzt den ewig feſten Ankergrund ſuchen und finden lerne, von welchem dann keine Woge mehr es hinwegreißen kann. Darauf erzählt der Alte, wie er in Indien die Zweifel ſcharfſinniger Heiden an der Wahrheit des Chriſtenthums begegnet und beſiegt. Hier aber, wie es den geſprächigen Greiſen zu ergehen pflegt, geräth er unvermerkt in das Erzählen ſeiner merkwürdigen Erfahrungen und Schickſale auf ſeinen Reiſen zu Waſſer und zu Lande, unter Chriſten und Heiden, geht dabei, bald heitere, fröhliche Theilnahme, bald Furcht und Trauer des Mitleides erregend, ſo ſehr ins Genaue und Einzelne ein, daß der Jüngling Alles ſelber mitzuſehen und mitzuerleben glaubt und ſein eigenes, inneres Leid ebenſo — auf dieſe Augenblicke — vergißt, wie der Alte es gänzlich vergeſſen zu haben ſcheint, wodurch und wie wie er zu ſeiner ausführlichen Erzählung gekommen. Auf einmal jedoch, als ob ein nothwendiges Geſchäft ihn abriefe, bricht der Greis in ſeinem Reiſeberichte ab, entläßt den Jüngling freundlich und beſcheidet ihn nach etlichen Tagen, zur gelegenen Stunde wieder zu ſich.

Der Jüngling, welchem der Arzt, dem er ſich vertraut, bald eben ſo räthſelhaft geworden wie ſeine Krankheit ſelber, findet ſich zur beſtimmten Stunde wieder ein. „Nun,“ ſagt der Greis freundlich, „ich habe dir eben letzthin lauter Reiſeabentheuer und Schickſale erzählt?“—

„Deine Erzählungen,“ erwiederte der Jüngling, „haben mich erfreut, erquickt, erbaut.“

„Wie aber,“ ſagte der Alte, „glaubſt du denn auch, daß ich dir Wahrheit erzählt habe?“

„Dein frommes, ernſtes Geſicht, dein klares Auge ſehen nicht ſo aus, als ob deine Zunge lügen könnte; ich glaube, daß, was du mir erzählteſt, Wahrheit ſey.“

„Sollte ich aber,“ fährt der Alte fort, „wenigſtens nicht manches eigens Erdachte dem wirklich Erfahrenen hinzufügt, ſollte ich das wirklich Geſehene nicht vergrößert, ausgeſchmückt, verſchönert haben?“

„Deine Worte,“ ſagte der Jüngling, „lauten ſo einfältig, ſo kunſtlos, ſo treu, daß ich glaube, du haſt nichts Eigenes hinzugefügt, nichts vergrößert und falſch ausgeſchmückt, ſondern mir Alles ſo wahr und treu erzählt, wie es geweſen und geſchehen.“

„Und wie nun, mein Sohn,“ ſpricht der Greis, „mir, der ich ein armer, ſündiger, dem Irrthum unterworfener Menſch bin, willſt du trauen, meine Worte, mein Erzählen, hältſt du für wahr, den Jüngern aber des Herrn, welche ſein heiliges Angeſicht ſelber geſehen, ſeine Worte gehört, ſeine heiligen Hände berührt haben, welche ſein Geiſt erfüllt und durchdrungen und ihnen Worte in den Mund gegeben, ſo einfältig, ſo treu, ſo wahr, denen willſt du nicht glauben? Wirſt du nicht erfunden als einer der nicht der Stimme der Menſchen, ſondern des heiligen Geiſtes widerſtrebt?“

Da fühlt der Jüngling durch die Kraft, welche für ihn in dieſen Worten gelegen, alle Heere der inneren Zweifel und irren Gedanken auf einmal geſchlagen und vernichtet. Aus den Augen brechen Thränen der innigen Reue und Rührung. Er eilt nach Hauſe in ſein ſtilles Kämmerlein. Hier auf ſeinen Knieen, auf ſeinem Angeſicht ſich vor Gott als armen, irrenden, ſeinem Wort widerſpenſtigen Sünder erkennend, hat er Vergebung in Chriſto gefunden. Mit der Vergebung aber Frieden, Freudigkeit, inbrünſtige Liebe und jene Kraft des Glaubens, wodurch er als Lehrer und Schriftſteller, ſo wie mit dem Anblick ſeines ſtillen, in Gott verborgenen und geweihten Lebens Tauſenden zum Segen und wirkenden Vorbilde geworden.

36) Die Viſion.

Der Schreiber dieſer kleinen Erzählung bekennt, daß er nur an einen Revenant, an einen aus dem Tode und Grabe Wiedergekommenen und Wiedererſtandenen mit felſenfeſter Gewißheit glaubt. Das iſt der, welcher ſein Leben von ihm ſelber, aus eigener Kraft laſſen und wiedernehmen konnte: der Sieger, welcher Tod und Grab unter ſeine Füße getreten.

Es giebt indeß Vieles unter dem Monde, wovon der Verſtand „der Verſtändigen" nichts weiß, ſich nichts träumen läßt, Vieles, das wahr iſt und der Vernunft dennoch nicht wahr ſcheint. Gott kennt dieſes Verborgene allein, der Menſch kann nur nach ſeiner Erkenntniß ſchweigen und des Urtheiles ſich enthalten über Dinge, die er nicht ſelber erfahren und nicht verſteht.

Man ſollte wohl, am Meiſten mit allen Mittheilungen von „neuen Wundern, von Geiſtererſcheinungen und übernatürlichen Dingen" in unſeren wunderſüchtigen und zugleich ganz ungläubigen Tagen*) vorſichtiger als jemals ſeyn, obgleich Gott mannichfache Wege, den groben Unglauben unſerer Tage zu beſchämen, auch von dieſer Seite her haben kann.

Das, was wir von dieſer Art hier aus dem Leben der alten Anna Paliſch erzählen, das mag zugleich zeigen, wie ein rechter Seelſorger und Vater ſeiner Gemeinde in ſolchen Fällen ſich zu verhalten habe. Denn der Pfarrer Gerber, ſo ſcheint es mir, handelte damals weislich.

---

*) Luc. 23, 8.

Unſere arme Wittwe Paliſch hatte auf der Welt noch einen Troſt, eine Hoffnung; das war ihr 24jähriger Sohn, der noch bei einem Bauer im benachbarten Dorfe diente, der aber nun bald einen eigenen Hausſtand übernehmen und heirathen, und dann die alte Mutter, — er war ja immer ein ſo guter Sohn gegen ſie, — bei ſich verſorgen und pflegen ſollte. Dieſer Sohn aber bekommt ein Fieber und ſtirbt. Das Herz der alten Anna hatte ſehr an dem einigen Sohne gehangen. Sie weint und kann nicht aufhören zu weinen. Zwar alle Tröſtungen aus Gottes Wort und gutem Herzen, die ihr der treue Seelſorger giebt, nimmt ſie willig und gern an, ſie bekennt mit dem Munde: Gott ſey gut und meine es gut mit ihr; aber die Thränen des Schmerzes und Leides fließen dennoch unaufhaltſam aus den Augen, denn der liebe Sohn, der einige Sohn und Freund, der fromme, treue, ſo liebevolle Jüngling iſt nun geſtorben.

Eines Nachts, da ſie auch ſo in ihrem Bette betend und an den lieben Sohn denkend, aufſitzt und die Thränen des Leides und Schmerzens wollen gar nicht aufhören zu fließen, glaubt ſie eine glänzende Erſcheinung zu ſehen. Es iſt ihr, als erkännte ſie in dem ſchönen verklärten Angeſicht die Züge ihres geliebten Sohnes, als hörte ſie ſeine Stimme, welche tröſtend ſagt: „Liebe Mutter, warum weinet ihr ſo lange um mich? Laſſet nun ab von eueren Thränen, mir geht es ſo wohl und ich bin an einem ſo guten Orte!“ — Die Wittwe, freudig erſchrocken, fragt: „Biſt du es mein Sohn?“ und glaubt hierauf ein Ja, als Antwort zu vernehmen.

Das war denn eine Tröſtung in Kinder Art und Weiſe für eine Kinderſeele. Sey das, was die arme Wittwe da zu ſehen glaubte, etwas Innerliches geweſen oder Aeußerliches, es lag für ſie eine Gotteskraft in dem Ereigniß. Das Leid war auf einmal hinweg genommen von ihrem Herzen, die Thränen alle geſtillt; wenn ſie an den Sohn dachte, war ihr gar nicht mehr wehe, ſondern innig wohl: „Denn er iſt ja in Gott und Gott iſt überall bei mir. Ich hatte und habe ja meinen Gott und Herrn, und in ihm auch meinen Sohn.“

Sie kommt am anderen Morgen zum Pfarrer. So freudig, ſo ſelig hatte er ſie noch niemals geſehen. Und geſtern noch ſo voll Thränen und Leid. Sie erzählt ihm, was ihr geſchehen ſey. Er freut ſich, daß ſie ſo getröſtet ſey, obgleich er glaube, die vermeintliche Erſcheinung ſey Täuſchung geweſen. „Wie könnte,“ antwortet die Wittwe ſehr zuverſichtlich und feſt, „eine bloße Täuſchung ſolche Kraft haben, alles Leid aus dem Herzen wegzunehmen und es ſo froh und ſtark zu machen?“ — Der Pfarrer warnt ſie noch beim Abſchiede: ſie möge vor der Lüſternheit nach ſolchen ferneren wunderbaren Tröſtungen und Erſcheinungen ſich hüten und das Herz wachſam im Gebet erhalten, denn hier ſey oft Gefahr der Seele. Wenn ihr wieder etwas

Aehnliches widerführe, ſolle ſie nur zuerſt zu ihm kommen, es ihm vertrauen.

Sie erfuhr ſeitdem nie wieder etwas Aehnliches. Aber ihr Herz blieb getroſt und freudig, ihr Angeſicht war immer ſo voll Zuverſicht, wie das eines Pilgrims, der geraden Weges zur theueren Heimath geht und ſieht dieſe ſchon ganz nahe vor ſich.

37) Mahanaim.

Jacob aber zog ſeinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er ſie ſahe, ſprach er: Es ſind Gottes Heere; und hieß dieſelbige Stätte „Mahanaim.“ —

Welches Herz ſollte ſich nicht in die liebliche Morgenzeit der Geſchichte unſeres Geſchlechts zurück- und hineinſehnen, in die Zeit, da die Boten Gottes, dem Auge ſichtbar, an den Menſchen vorüberwandelten und ihnen begegneten. Und dennoch iſt die Zeit der reifenden Früchte, welche durch Chriſtum auf Erden kam, eine noch reichere und herrlichere, als die liebliche Frühlingszeit, da der Feigenbaum Knoſpen gewinnt und der Weinſtock ſeine Augen. Es kommt in der ſichtbaren Natur öfters vor, daß auf einer anfänglicheren Entwicklungsſtufe, irgend ein Organ als etwas Aeußerliches, Abgetrenntes ins Auge fällt, was bald hernach, auf einer ſpäteren Stufe, ein zwar ſehr weſentliches, dem Leben nothwendiges, aber zugleich ein innerlich verborgenes wird. Iſt doch ſogar bei dem Küchlein im Ei, in den erſten Tagen des Bebrütens, der Weg des Blutes, der bald hernach an ein im Innerſten des Leibes ſich bewegendes Herz übergeht, ein außerhalb dem Leibe, nur an dem Umfang deſſelben Gelegenes und das augenfällige, wundervolle Geſchäft des Neſterbauens, des Brütens und Fütterns der Jungen, bei dem Vogel wird im Säugethiere zu einem ſtillen, innerlich verborgenen Werk des Bildens und Geſtaltens. So erſchienen auch dem Menſchen in der kindlichſeligen Morgenzeit ſeines Geſchlechts jene Kräfte der andern Welt, jene Heere Gottes, als etwas Aeußerliches, dem Auge Sichtbares, welche, ſeitdem Chriſtus ins Fleiſch gekommen, in dem verborgenen Innern des Menſchenherzens ſelber Wohnung genommen haben. Aber wenn es uns auch mehr oder minder mit jenen wundervoll helfenden Kräften und Heeren Gottes ſo ergeht, wie mit der Speiſe, welche, wenn ſie erſt in das Innere unſers Leibes aufgenommen worden, nicht mehr geſchmeckt und von unſern Sinnen wahrgenommen wird; wohl aber und nur deſto mehr durch ihre nährende, ſtärkende Wirkung ſich kund giebt, ſo ſind dieſelben noch immer nicht minder zu unſerm Dienſt und Heil geſchäftig, als damals, wo ſie ihr Angeſicht wandten vom Hain zu Mamre, um ein in Gottes Augen werth geachtetes Menſchenleben aus dem Tod der Flammen zu retten (Geneſ. 18.). Die Mahanaim begegnen uns nur näher und auf eine unſerm Weſen verähnlichtere Weiſe, entweder als unwiderſtehlicher Zug in unſerm Innern oder in der Geſtalt und in den Handlungen ſterblicher Menſchen.

Ich will hier einige ſolche Begegnungen der hilfreichen Heere Gottes: einige Rettungen der Menſchenſeele aus der Gefahr des ewigen Unterganges aus einem Buche erzählen, von welchem ich von Herzen wünſche, daß es allen chriſtlichen Leſern dieſes Büchleins bekannt ſeyn oder werden möge: aus dem „Leben und Wirken von Johann Newton, evangeliſchen Prediger in London (Baſel, bei Schneider 1831). Denn ich darf es aus Erfahrung bezeugen, daß in wenig Büchern dieſer Art eine ſo erweckende, ſtärkende, geiſtig nährende Kraft ſey, als in dieſem lieben Buche.

Newton hatte als Seecadet durch jugendliche Unbeſonnenheit und den unverantwortlichſten Leichtſinn ſich in eine Lage geſtürzt, welche eigentlich für ihn, bei ſeinem damaligen Gemüthszuſtand, der Rand eines Abgrundes war, aus welchem keine Rettung möglich ſchien. Zuletzt, da er, freilich durch eigene Schuld, den Unwillen und den Haß ſeines Capitäns auf ſich gezogen, um Rang und Ehre ſich gebracht hatte, und nun der Gegenſtand der allgemeinen Verachtung der rohen Seeleute ſeines Schiffes geworden war, ſchwankte ſein verwildertes, von Gott entfremdetes Gemüth nur zwiſchen den beiden Entſchlüſſen: der Ermordung des Capitäns oder des Selbſtmordes, und der einzige ſchwache Stab, der ihn noch — wer weiß, auf wie kurze Zeit — aufrecht hielt, war eine Liebe, deren Hoffnungen nur einem Phantaſiegebilde glichen. Schon waren die Geſchäfte der Flotte auf Madeira beendigt, das Schiff, worauf Newton ſich befand, ſollte jetzt — auf fünf Jahre lang — nach Indien gehen; nur noch wenige Stunden und der unſelige Jüngling wäre mit dem böſen Geiſt des Haſſes und der Mordluſt in ſeinem Innern allein gelaſſen, hinausgeführt worden auf den langen Weg des Meeres, wo in Kurzem vielleicht der Tod eines Verbrechers, durch eigne oder fremde Hand, ihn erwartet hätte; da ſendet Gott unerwartet „einen Boten ſeiner Vorſehung.“ Newton wollte an dem merkwürdigen Morgen, an welchem ſein Schickſal der Entſcheidung nahete, noch länger in ſeiner Hängematte bleiben und ſchlafen; da nöthigt ihn einer der Schiffs-Cadeten, einer ſeiner frühern Ranges-Genoſſen, ohne einen eigentlichen Grund dazu zu haben, zuletzt ſogar gewaltſam, zum Aufſtehen. Mit verbiſſenem Zorn hierüber kleidet ſich Newton an, und geht ſchweigend aufs Verdeck, wo er in demſelben Augenblick anlangt, da ein Mann ſeine Kleider in ein Boot wirft, um nach einem in der Nachbarſchaft vor Anker liegenden Guineaſchiff hinüber zu fahren. Aus dieſem Schiff waren nämlich zwei Mann herüber gekommen auf das Schiff Harwich, worauf Newton ſich befand, und es ſollten dafür zwei andre vom Harwich auf Befehl des Admirals Pocock an den Guineafahrer abgegeben werden. Nun war es ſchon in England Newtons ſehnlicher Wunſch geweſen, nicht nach Indien, ſondern nach Guinea zu gehen. Sein Herz entbrannte deßhalb, da er dieſe Gelegenheit zur Erfüllung ſeines Sehnens bemerkte, wie Feuer; er bat, das Fahrzeug möge ein wenig warten, lief zu den Unteroffizieren, und erſuchte dieſe, ſich beim Capitän für ſeine Entlaſſung zu verwenden, und dieſe, welche dem ausgelaſſenen Jüngling ſonſt wenig geneigt waren, ja der Capitän ſelber, der ſich in Plymouth nicht einmal durch die Fürbitte eines Admirals hatte bewegen laſſen, den jungen, talentvollen Verbrecher auszuliefern, fanden ſich dießmal zur Gewährung ſeines Wunſches bereit; ſchon in einer halben Stunde nach ſeinem gewaltſam erzwungenen Aufſtehn vom Lager ſieht er ſich aus dem für ihn doppelt todesgefährlichen Schiffe entlaſſen und in ein anderes verſetzt. „Dieß war,“ fügt er in der Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte hinzu, „einer der vielen, wichtigen Wendepunkte meines Lebens, in welchen der Herr ſeine weiſe, väterliche Vorſorge für mich aus Gnaden offenbarte, indem er manche unerwartete Umſtände beinahe in einem Augenblicke zuſammentreffen ließ. Dieſe plötzlichen Schickungen wurden zu verſchiedenen Malen wiederholt; jede derſelben brachte mich in einen ganz neuen Lebenskreis, und ſie wurden gewöhnlich bis beinahe zu der letzten Minute aufgeſchoben, in der ſie ſtatt finden konnten.“

Ein zweiter ſolcher „Bote der Vorſehung“ begegnete dem verirrten Jüngling, den ſich Gott zu einem ſo kräftigen Rüſtzeug für die Zukunft auserſehen hatte, fünfzehn Monate nachher, als er ſich in Guinea ſelber niedergelaſſen hatte, und hier Anfangs in furchtbarer Verlaſſenheit und Noth, ein „Sklave der Sklaven“ geweſen, dann aber in eine etwas glücklichere Lage gekommen war, welche ſein durch die vorhergegangene elende Knechtſchaft vollends ganz entmenſchtes Gemüth in einen thieriſchen Sinnentaumel verſenkt hatte, worin er der Rückkehr nach ſeiner chriſtlichen Heimath faſt vergeſſen hätte. Er war ſchon ganz nahe an jenem dumpfen Zuſtand, worein viele Europäer in Africa gerathen, welche verſtrickt in die Netze der wilden Sinnlichkeit des Landes und ſeiner Eingebornen, allmälig die Geſinnungen und Sitten der Neger, ja ſogar den heidniſchen Aberglauben derſelben, an Zaubereien, Amulete u. ſ. w. annehmen, ſo daß ſie dann hierin ärger und verblendeter ſind, als die Neger ſelber. Da naht ſich ein Schiff der Küſte von Africa, deſſen Capitän mittelbar durch Newtons Vater den Auftrag hatte, den verlorenen Sohn mit nach Hauſe zu bringen. Aber eben dieſes Schiff landet bei Sierra Leona und der Capitän läßt ſich zwar hier und auf den Bananoes-Inſeln eifrig und angelegentlich nach Newton erkundigen, da er aber erfährt, daß der Aufenthalt deſſelben tief im Lande ſey, giebt er ſeine Nachforſchungen auf und will wieder abſegeln. Indeß hatte es Gott wirklich ſo gefügt, daß der Jüngling eben in dieſem Augenblick in Kittam war, an einem Puncte, welcher nur eine Stunde weit von der Seeküſte abliegt. Scheinbar nur ein Zufall hatte ihn abgehalten, ſchon vor etlichen Tagen wieder eine Handelsreiſe, in eine von der Küſte abgelegene Gegend anzutreten. Da geſchieht es, daß einer der Gefährten einmal an den Strand geht, und da er in einiger Entfernung ein Schiff vorbeiſegeln ſieht, ein Feuer anzündet, um durch den Rauch deſſelben dem Schiff ein Zeichen zu geben, daß er Luſt habe, mit ihm Handelsgeſchäfte zu machen. Das Schiff war zwar ſchon jenſeits der Stelle, an welcher jener das Feuer angezündet hatte, und ein eben wehender günſtiger Wind würde es in Kurzem ganz aus dem Angeſicht dieſer Küſtengegend entfernt haben; dennoch ließ der Capitän Anker werfen, und ſiehe da, das Geſchäft, das er hier (ohne es zu wollen und zu wiſſen) für den Herrn aller Herrn ausrichtet, iſt die Rettung einer Seele. Es war nämlich daſſelbe Schiff, welches unſern Newton mitnehmen ſollte, und der Capitän, da er die Nähe des Jünglings erfährt, läßt dieſem, welcher jedem wohlthätigen Anerbieten ſolcher Art faſt abgeneigt war, keine Ruhe, bis er (am Meiſten bewogen durch die oben erwähnte ſchwärmeriſche Liebe, die in ſeinem Herzen war) in den Vorſchlag eingeht und ſich zur Reiſe nach England einſchifft. Und ſo war der verwilderte Jüngling gerade noch im letzten Augenblick, wo dieß möglich ſchien, wie ein Brand aus dem Feuer gerettet; denn da bald hernach ſein Vater ſtarb, welcher dieſe letzte Vorſorge für ihn getroffen hatte, würde Niemand weiter, ſo wie jener Capitän, ſich um ihn bekümmert haben, er hätte unter den Negern gelebt und unter ihnen ſein Ende gefunden, ärmer und entfremdeter von Gott, als ein geborner Heide.

Der dritte und wichtigſte „Bote der Vorſehung,“ welcher Newton in jener Zeit ſeiner Verirrungen zu ſeinem Herrn, der ihm ſo treu nachgegangen war, zurückrief, war ein Meeresſturm und die bei dieſer Gelegenheit ihm gekommene Rettung aus Lebensgefahr. Doch ehe wir das Geſchäft dieſes dritten Boten beſchreiben, iſt es nöthig, einen Blick zurückzukehren auf die Geſchichte ſeiner Kindheit.

Auch an Newton bewährte ſich jenes alte Sprüchlein als wahr:

Frommer Mütter Flehn und ſanfte Zucht,
Trug noch immer gute Frucht.

Seine Mutter war eine fromme, erfahrene Chriſtin, welche dieſes ihr einziges Kind oftmals mit viel Gebet und Thränen dem Herrn empfahl. Sie ſelber hatte ihn in ſeinem dritten Jahre engliſch leſen gelehrt, und ſeinem trefflichen Gedächtniß einen köſtlichen Vorrath von Bibelſprüchen, ja von ganzen Capiteln und größeren Abſchnitten der heiligen Schrift eingeprägt, ſo wie Stellen aus Katechismen und fromme Lieder. Ihr ſtiller, ſehnlicher Wunſch war es, daß ihr Sohn die Gaben, welche ihm Gott verliehen, einſt ganz dem Dienſt des Evangeliums widmen möchte. Aber welch ein Leben voller Gräuel und Verirrungen, welche Führungen und Heimſuchungen zu Waſſer und zu Land mußte dieſer Sohn noch hindurchlaufen, bis endlich wirklich der Wunſch ſeiner frommen Mutter in Erfüllung gehen konnte. Denn dieſe ſtarb, als der Knabe noch nicht ſieben Jahre alt war, und nach ihrem Tode war Niemand da, der ſich ſeiner mit einer wahrhaft chriſtlichen Weisheit und Liebe angenommen hätte. Er gerieth in böſe Geſellſchaft, deren Geſinnung und Sitten er annahm, und obgleich er in Gegenwart ſeines ſtrengen Vaters, der ihn ſchon in ſeinem 11. Jahre mit ſich zu Schiffe nahm, ſehr zurückhaltend und äußerlich ehrbar ſich betrug, ſo war er doch, wo er es unbemerkt vom väterlichen Auge konnte, um deſto ausgelaſſener. Dennoch war es ſchon in dieſer Zeit ſehr bemerklich, wie Gottes Erbarmen und ſeiner frommen Mutter Zucht und Lehren, ja wie ſogar die ſtillen Wünſche ihres Herzens ihm nachgiengen, und ohne daß er es ſelbſt bemerkte, an ihm zur Erfüllung kamen. Zweimal ließ ihn Gott die Wahrheit des alten Liederverſes erkennen: „Mitten wir im Leben ſind mit dem Tod umfangen.“ Damit ſein Herz zu dem zurückkehren möge, welcher allein „Hilfe thut, daß wir Gnad erlangen.“ Einmal, als er vom Pferde ſtürzend, nur wenige Zoll neben den ſpitzigen Stummeln einer friſch abgehauenen Hecke niederfiel, ein anderes Mal, als er mit einem ſeiner vertrautern Bekannten eine Fahrt nach einem Kriegsſchiffe verabredet hatte, und zu ſeinem großen Verdruſſe zu ſpät kam, gleich darauf aber erfuhr, daß das Boot umgeſchlagen und ſein Freund mit mehrern Andern ertrunken ſey. Beide Fälle wirkten indeß in ſeiner Seele nur eine vorübergehende Rührung. So war es auch eine Nachwirkung des Einfluſſes ſeiner frommen, treuen Mutter, was ihn von ſeinem Knabenalter an bis zu ſeinem Jünglingsalter, mehre Male zu einem Stilleſtehn auf dem Wege ſeines Leichtſinns, zu einer Einkehr in ſein eignes Innres brachte. Und obgleich er hierbei mit all ſeinem Beten und Faſten, mit dem viele Stunden des Tages dauernden Leſen der heiligen Schrift und dem Betrachten ihres Inhaltes immer nur auf die Weiſe der Phariſäer ſeine eigene Gerechtigkeit aufrichten wollte, jene Gerechtigkeit aber, welche allein vor Gott gilt, nicht erkannte; ſo war doch jede Periode einer ſolchen Einkehr für ihn eine wohlthätige Hemmung, ein Zurückhalten auf dem Wege des Hinabſtürzens in den Abgrund des zerſtörenden Laſters. Und auch dann, als in ſeinem Jünglingsalter das öfter wiederholte Leſen von Lord Schaftesbury Rhapſodien wie ein feines Gift alle noch übrigen Keime des Guten, wie es ſchien, auf immer, erſtickt hatte, ward für ihn die unvermuthete Erfüllung eines der ſtillen Wünſche ſeiner ſeligen Mutter ein neues Seil der Rettung, das ihn aus den Wellen der innern Todesgefahr nach dem Hafen zog.

Dieſe fromme Mutter war nämlich in genauer Freundſchaft geſtanden mit einer gleichgeſinnten, weitläufig mit ihr verwandten Familie in Kent, in deren Hauſe ſie auch (denn Newtons Vater befand ſich damals auf einer Seereiſe) geſtorben war. Die älteſte Tochter dieſer Familie hatte der Wunſch beider Mütter zur künftigen Gemahlin für unſern Newton auserſehen, welcher hievon nichts wiſſend noch ahnend, mehr durch Zufall, als durch irgend einen Zug des eignen Willens, in das Haus dieſer weitläufigen Verwandten geführt, ſogleich, beim erſten Erblicken jener damals vierzehnjährigen Jungfrau, eine ſo innige, feſte Zuneigung zu ihr faßte, daß dieſe Neigung mitten unter allen ſpätern Verirrungen für ihn das Band ward und blieb, was ihn, wenn auch nicht unmittelbar an Chriſtus, doch an die äußerlich ſichtbare Chriſtenheit feſtknüpfte und zuletzt in dieſe und in ſeinen künftigen Lehrerberuf leitete. Wie indeß Newton bei allen dieſen Lichtblicken aus einer obern Welt, welche in ſein Dunkel hineinfielen, ſich benommen, und wohin er gerathen, das haben wir ſchon im Vorhergehenden geſehen, und wollen es noch mehr, bei Gelegenheit der dritten Anfaſſung ſeines ſtarr gewordenen Herzens, durch Gottes rettende Hand aus der Gefahr des Seeſturms erkennen.

Auf jenem Schiff, das ihn von Guinea freundlich nach England geleiten ſollte, hatte Newton kein eigentliches Geſchäft, ſondern war zunächſt nur ein Gaſt und Gefährte des Capitäns, in deſſen Cajüte er wohnte, an deſſen Tiſch er ſpeiſte. Dieſe Geſchäftsloſigkeit, zuſammen mit dem ein ganzes Jahr dauernden Aufenthalt des Schiffes an den Küſten von Africa, führte einen Ausbruch des innern Verderbens des elenden Jünglinges herbei, dergleichen noch keiner, von ſolcher ſchauderhafter Macht, in ſeinem Leben vorgekommen war. Spott und Läſterungen über Alles, was dem Chriſten, ja, was jedem feinfühlenden Menſchen heilig iſt, eine ununterbrochene Reihe von Ruchloſigkeiten und Laſtern aller Art: das war jetzt das Geſchäft und Tagwerk des durch Schaftesbury's Schriften auf den Weg einer höhern Bildung geführten Geiſtes. Selbſt der rohe und eben nicht gewiſſenhafte Capitän des Schiffes erſchrack und entſetzte ſich über das noch nie bemerkte Maß der Ruchloſigkeit, bei ſo jugendlichem Alter und ſagte ſpäter, als dem Schiff mannigfache Unfälle zuſtießen, öfters, all dieß Unglück komme ihm daher, weil er einen Jonas, einen Sünder, welchem der Fluch überall auf dem Fuße nachfolge, in ſein Fahrzeug aufgenommen habe. Am Tage vorher, ehe der „dritte Bote der Bekehrung" zu dem verirrten Herzen des Jünglings kam, durchzog dieſes, wie das Leuchten eines fernen Blitzes, ein Gedanke, dergleichen lange nicht in daſſelbe gekommen war. Unter den wenigen Büchern am Bord des Schiffes, befand ſich Thomas a Kempis. Newton nimmt das Buch, lieſt in ihm gleichgiltig, wie etwa in einem Roman, da fällt ihm ein: „Wie nun, wenn dieſe Dinge wahr wären?" Die Kraft der hieraus hervorgehenden Folgerungen fällt ihm unerträglich; er miſcht ſich in ein eitles Geſpräch ſeiner Schiffsgefährten, und geht am Abend ſo ſorglos zu Bett, als gewöhnlich. Da weckt ihn in der

Nacht der Stoß der Meereswogen, deren Gewäſſer ſchon die Cajüte erfüllt, darin er ſchläft, zugleich das Geſchrei vom Verdeck: „Das Schiff verſinkt.“ Er eilt hinauf zum Verdeck, auf der Treppe begegnet ihm der Capitän, der ihn bittet, ein Meſſer mitzubringen. Während er dieſes holen will, geht ein Anderer an ſeiner Stelle hinauf, und wird rettungslos von einer Welle ins Meer hinabgeriſſen. Die eine Seite des Schiffes war ſchon zertrümmert, das ganze Fahrzeug voll Waſſer, wurde nur noch durch die ſpecifiſche Leichtigkeit ſeiner meiſt aus Wachs und Holz beſtehenden Ladung über dem Meere erhalten. Dennoch, in all dieſer Gefahr, ſagt der Jüngling zu einem ſeiner Gefährten leichtſinnig: „in einigen Tagen wird uns dieſe Noth den Stoff zu einer guten Unterhaltung bei einem Glas Wein geben.“ Der andere aber, minder verhärtet als Newton, antwortet hierauf mit Thränen: „Nein, jetzt iſt es zu ſpät.“ Um neun Uhr, als er indeß rüſtig an den Pumpen gearbeitet hatte, und nun ganz erſchöpft war, geht er zum Capitän, um mit dieſem zu ſprechen, und beim Zurückkehren entfahren ihm unwillkürlich die Worte: „Wenn dieß nicht hilft, ſo helfe uns Gott.“ — Dieß war das erſte Verlangen nach Gnade, das ſeit Jahren in ſein Herz und über ſeine Lippen kam. Aber er fühlt ſich durch ſein eigenes Wort geſchlagen. Was geht, ſagt eine Stimme in ſeinem Innern, dich die Gnade an? — in dumpfer Gleichgültigkeit geht er, und arbeitet, ſo lang die Kräfte ausreichen, an der Pumpe, dann, nach der Ruhe einer einzigen Stunde, am Steuerruder. Hier, den Tod der Wellen, in welche und durch welche er das Fahrzeug führt, vor Augen, bedenkt er ſein ganzes vergangenes Leben mit allen Rettungen und Gnadenführungen Gottes, mit allen ſeinen eigenen Untreuen. Er gedenkt der „beiſpielloſen Frechheit, womit er die evangeliſche Geſchichte, deren Falſchheit er nicht beweiſen kann, obgleich er von ihrer Wahrheit nicht überzeugt iſt, bisher zum Gegenſtand ſeines Geſpöttes machte.“ Für einen ſolchen Sünder, wie er iſt, ſcheint keine Rettung. Dieß ſagen ihm die Sprüche, welche ihm aus der frühern Zeit noch in Erinnerung geblieben, wie Sprüchw. 1. v. 24 — 31; Hebr. 6. v. 4 — 6. 2 Petr. 2. v. 20. Als er jedoch um 6 Uhr Abends die Nachricht hört, daß das Schiff nun vom Waſſer befreit, und noch Hoffnung zur Rettung ſey, da beginnt in ihm ein Gebet, wie das Rufen der Raben, wenn ſie um Futter ſchreien: ein Gebet, das, ſo wenig daſſelbe auch noch aus einem eigentlichen, kindlichen Herzen kommt, dennoch von dem Vater der Barmherzigkeit nicht verſchmäht wird. Es entſteht in ihm der Wunſch, daß doch das, was er von Jeſu, von ſeinem Tod für die Sünder gehört und geleſen hat, wahr ſeyn möge, glauben jedoch, daß es wahr ſey, kann er noch nicht. Da wagt er es, auf Gottes Verheißungen hin, dieſen um Glauben zu bitten, und dieß war der Anfang des neuen, innern Lebens aus Gott, das von nun an in ihm begann, und durch göttlichen Beiſtand niemals wieder in ihm erloſch. Aber dieſes neuerwachte Leben mußte ſelbſt in der dießmaligen Noth noch länger bekräftigt werden. Die Todesgefahr, zuerſt des Unterganges in den Wellen, dann des Verhungerns, hielt noch Wochen lang an, und ohne Aufhören wiederholte es der Capitän vor Newtons Ohren: daß nur dieſer die Urſache alles Unglücks ſey, und daß die Wuth des Oceans ſich legen würde, wenn man dieſen fluchbeladenen Sünder ins Meer würfe. So wenig es mit dieſer letztern Aeußerung dem Capitän Ernſt war, ſo ſehr, ſo tief traf jedes Wort der Art des Jünglings Seele, denn er fühlte, er habe Gottes und der Menſchen Zorn verſchuldet. So diente ihm jeder Tag, jede Stunde des längern Ausharrens in ſolcher Noth, wie einem Kinde, das zu lernen anfängt, zu einem ſegensreichen Wiederholen der Wahrheit: daß er ein großer Sünder ſey, Gottes Erbarmen in Chriſto aber noch größer als ſeine Sünde. Und dieſe Lehre war es, in welcher ſein Glück den rechten Ankergrund faßte, und bei welcher er nachher, bis zu ſeinem letzten Hauche, unverrückbar feſt verblieb.

38) Simon Johanna, haſt du mich lieb?

Die Liebe des Chriſten zu ſeinem Herrn wir oft im Leben auf gar merkwürdige Kreuzweg geſtellt, wo der Menſch für ſich allein nicht wiſſen würde, ſollte er den Weg zur Rechten ode zur Linken wählen, leitete ihn dann nicht ſelbe der Geiſt deſſen an ſeiner Hand, der geſagt hat: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Da gilt es oft, das Liebſte, das Beſte, das der Menſch auf Erden hat, aufzugeben, um das noch Liebere, das noch Beſſere, das Kreuz des Herrn Jeſu zu erfaſſen.

Ein Gelehrter, beſonders wenn er ſo einſam in der Welt daſteht, wie der ehrwürdige Regens W. zu R. (nunmehriger Biſchof), hat wohl ſchwerlich etwas Anderes, an dem ſein Herz, unter allen irdiſchen Beſitzungen, ſo innig hängt, als ein Manuſcript, deſſen Ausarbeitung die ſchönſte Zeit der Jugend, die kräftigſten Jahre des Mannsalters gekoſtet hat. Unſer ehrwürdiger Regens hatte (im Jahre 1809) ein ſolches, ſehr gelehrtes, geſchriebenes Werk über die Propheten, in ſeinem Kloſter liegen und dabei viele koſtbare Bücher, die er durch die Mühe und Opfer faſt eines ganzen Menſchenlebens ſich erworben. In einem anderen Theile der Stadt lagen aber, nach der kurz vorher geſchehenen Schlacht, viele Schwerverwundete und Sterbende, denen der Regens göttlichen Troſt und Erquickung des Geiſtes wie des Leibes gereicht hatte. Da nun durch das heftige Bombardement die Stadt an mehreren Seiten ſich entzündete und das Kloſtergebäu, worin das Manuſcript und die Bücher waren, faſt zugleich mit dem Gebäude in Flammen ſtund, worinnen die armen kranken und ſterbenden Brüder lagen und jeder Andere nur an ſeine und an ſeines Eigenthums Rettung dachte, da war der theure, edle

Chriſtusjünger bald darüber entſchieden, was er thun ſollte: er ließ das Manuſcript, dieſe Arbeit vieler Lebensjahre, und die koſtbaren Bücher verbrennen und trug die Kranken und Sterbenden auf ſeinen eigenen Schultern aus der Feuersgefahr hervor. — Ja, du treuer Glaubensheld! er, der Wahrhaftige und Getreue, wird deine Treue lohnen.

39) Und der Herr wandte ſich und ſahe Petrum an.

Es iſt ſchon eine große Kraft in dem Blick eines Menſchen, der Gottes Ernſt und Gottes Liebe an ſeinem Herzen erfahren hat und der den Segen dieſer Erfahrung in ſeinem Herzen bewahrt; wie groß muß dann erſt die Kraft eines Blickes von dem ſeyn, deſſen Augen Seele und Geiſt in ihren innerſten Tiefen durchdringen, und vor welchem alle Gedanken und Anſchläge des Menſchenherzens bloß und offenkundig daliegen!

Zu Berg, bei Stuttgardt, lag ein alter, vom Schlagfluß gelähmter Mann, Johann Georg Boley, Jahre lang auf dem Krankenbette und wartete mit innigſter Sehnſucht, doch ohne Ungeduld, der lieben Stunde, die ihn heimführen ſollte zu ſeinem Herrn. Die Geſtalt war verfallen, die Kräfte der Glieder waren geſchwunden, aus den Augen aber blickten deſto mächtiger die Kräfte eines Lebens hervor, welches nicht mit dem Leibe vergeht. Seelen, die durch

Gottes Gnade lauter und ohne Falſch waren, erquickte dieſer Blick und die einfache Rede des Mundes, welche göttlicher Gedanken voll war. So machten die Worte und der Anblick des kranken, damals ſechs und ſechszigjährigen Boley, auf das fromme, etwa ſechsjährige Kind eines Kaufmanns in Stuttgardt, das den Unterricht des ehrwürdigen Flatt genoß, einen Eindruck, von welchem am Abende beim Nachhauſekommen der Mund kindlich lobend übergieng. Arme, einfältige Seelen, gedrückt durch mannichfache äußere Noth, fanden an dieſem Krankenbette einen Troſt, den die Welt nicht giebt. Dagegen fühlten ſich Andere, an deren Herzen etwa der Wurm nagte, der nie ſtirbt: Gotteshaß, oder eine geheime Todesſchuld, welche Niemand kannte als der innere Rächer; Menſchen mit einem Herzen voll Trug und Falſch, in Boleys Nähe und ſeinem ernſten, durchdringenden Blick gegenüber, ſo beängſtigt, ſo unwohl, daß ſie entweder in feindſelige Regungen des Haſſes verſanken, oder daß es ihnen ſo ergieng wie der Blutſchuldnerin, von welcher wir hier erzählen wollen.

Der alte Boley war eines Tages allein im Zimmer. Ein fremdes Bauernweib tritt herein mit einem Fäßchen, und bietet ihm Brandtwein zum Kauf an. Boley braucht keinen, er weiſet den Antrag ab. Das Weib wiederholt, ungeachtet ſeines mehrmaligen Abweiſens, den Antrag, wird zuletzt frech zudringlich und will nicht von der Stelle gehen. Boley ſchweigt jetzt und blickt die Brandtweinverkäuferin nur ernſt an. Ihre Blicke begegnen den ſeinen und können dieſen nicht mehr ausweichen. Sie hört auf zu markten und zu ſchelten und ſchaut, mit immer ſteigender Unruhe, unverwandt den alten Boley an. Endlich fragt ſie und wiederholt mehrmalen die Frage: „Was ſieht Er mich denn ſo an?“ Boley ſchweigt und blickt nur ruhig ernſt dieſe unruhigen Augen und bewegten Mienen an. Da ruft die Verkäuferin heftig bewegt aus: „Er braucht mich nicht ſo anzuſehen, ich habe nichts Böſes gethan.“ Der Greis, noch immer ſchweigend, blickt ſie ernſter an. — Da ruft jene wieder: „Ich habe gewiß nichts Böſes gethan! Sehe Er doch einmal weg! man meint ja, Er wolle einen erſtechen?“ — Boley ſchweigt. — „Ach lieber Gott, laß Er mich doch gehen! was will Er denn von mir? — Ach, ich ſeh' ſchon, Er weiß es, ich wills Ihm ja gerne geſtehen! Eins habe ich gehabt!“ — Der Greis ſpricht bloß: „So? Eines? ich habe Sie nicht gefragt.“ — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr.“ — Boley ſchaut ſie durchdringend an und fragt: „So? nur Eins?“ — „Ach,“ ſpricht die Verkäuferin, „woher weiß Er denn Alles? Ja freilich hab ich zwei gehabt, aber ſag Er's um Gotteswillen Niemand! Ich hab ihnen gewiß nichts zu leid gethan, gewiß nicht.“ — Da fragt der Greis, immer ernſter blickend: „So? nichts zu leid gethan?“ — Jene ſchreit heftig auf: „Ach Gott im Himmel, nein, ich habe eines davon erſtochen! was iſt das für ein Mann. Gott behüt einen vor dieſem Manne,“ und ſo ſchreiend läuft ſie eilig zum Hauſe hinaus und iſt dem kranken Alten ſchnell aus den Augen, ehe dieſer ſich nur beſinnen kann, was zu thun ſey.

Einen ähnlichen Fall, bei welchem ſich auch zeigte, was der Blick eines Menſchenauges vermag, das gewohnt iſt, oft und unverwandt zu Gott emporzublicken, erzählt der ſelige Stilling, wenn ich nicht irre, in ſeinem Taſchenbuche. Ein Soldat, wie von der Wuth eines wilden Thieres ergriffen, Gottesläſterungen ausſchäumend, ſteht da auf dem Markte und haut mit gezogenem Säbel um ſich, als wollte er nicht bloß die Feinde „der großen Nation,“ ſondern alle wehrloſe, am Kriege unſchuldige Bewohner der Stadt, in welcher ſein Regiment einquartirt worden, umbringen. Ein ehrwürdiger Diener des Wortes hört dieſes Fluchen, dieſe Gottesläſterungen. Er kann es nicht länger dulden. Allein und ganz wehrlos geht er zu dem Wüthenden heran, klopft ihn unverſehens ſtark auf die Schulter und gebietet ihm im Namen Jeſu Chriſti Ruhe. Der Wüthende wendet ſich um nach dem, der ihn ſo geſchlagen, begegnet dem Auge, hört den großen Namen und ſinkt gedemüthigt und voll Reue — auf eine den meiſten Zuhörern unbegreifliche Weiſe — vor dem Manne des Wortes nieder. Hier wirkte der große Name und das ernſte Menſchenauge ganz ſo wie in jenen Sagen, nach welchen, durch Leide, Löwen und wilde Thiere gebändigt und ihre Rachen ihnen gehalten wurden.

Solche Kraft wohnt ſchon in einem Menſchenauge, welches mit ganzem Ernſte Gott, den lebendigen Gott, in Chriſto ſuchet und täglich findet. Jenes Aufſehen aber, welches des Menſchen Odem bewahret, iſt, heilbringend und ſtrafend, noch kräftiger als der Menſchenblick. —

Der ſelige Johann Jacob Stöckle, Weingärtner zu Gablenberg in der Pfarrei Gaisburg bei Stuttgardt, eine Seele, in welcher zuletzt auch nicht mehr das Weſen des alten Stöckle, ſondern Jeſu Chriſti Kraft und Geiſt lebten, erzählt in ſeinem ſchriftlich hinterlaſſenen Lebenslauf, daß er zwar ſchon frühe in ſeiner Jugend den Zug des Vaters zum Sohne empfunden, durch zügelloſen Leichtſinn ihn aber jederzeit von ſich geſtoßen habe. Einmal, in ſeinen Jünglingsjahren, da er eine ganze Woche hindurch jede Nacht mit Tanzen und Spielen wild hingebracht und gegen die Stimme des Geiſtes im Innern ſein Ohr verſtockt hätte, da begegnet ihm auf ſeinem Lager der Blick deſſen, welcher nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß dieſer ſich bekehre und lebe. Der Jüngling netzet ſein Lager mit Thränen einer innigen, tiefen Bewegung, deren Zug und Ende er erſt ſpäter ganz verſtehen lernt.

Die Kinder Iſrael konnten den Anblick Moſis, da er vom Berge kam, aus der unmittelbaren Nähe deſſen, der ohne Anfang iſt, nicht ertragen; Moſes, wenn jene zu ihm traten, mußte ſein Angeſicht verdecken. Wie ſollte denn ein Herz, das nicht rein iſt, das Anſchauen, den Blick des ewigen Gottes, des Richters aller verborgenen Gedanken, aller Worte und Thaten ertragen, des Gottes, vor welchem nichts beſtehet, das nicht hienieden in ſeiner Kraft geläutert war. Wohl dem Menſchen, der, wenn ihm dieſer Blick noch im Kampfe des leiblichen Lebens begegnet, ſich wendet, wie einſt Petrus, und Thränen der innern, lebendigen Bewegung und Reue weint. Einem ſolchen weinenden Auge begegnet dann der, welcher die Thränen der Reue gab, allmählig, wenn die Saat der Schmerzen genug bekräftigt iſt, auch in anderer Geſtalt: als milde leuchtende, wärmende Sonne, welche die Saat ſo zu ſich hinaufzieht, daß dieſer der Strahlenblick nicht mehr Schmerzen macht, ſondern ſie ſtärkt und bekräftiget zum beſſeren Wachſen und Gedeihen.

40) Eine Desperationskur.

Zu dem alten Pfarrer Flattich in Würtemberg, der als ganz beſonders glücklicher Erzieher und Lehrer bekannt war, brachte einſtmalen ein Oberamtmann ſeinen Sohn, mit der Bitte, denſelben in Zucht und Unterricht zu nehmen. „Ich muß Ihnen geſtehen,“ ſagte der Beamtete, da er mit dem Pfarrer allein war, „daß mein Sohn ein ganz desperater Menſch iſt, an dem bisher alle Lehren, alle Zucht und Strafe verloren waren. Ich habe den Buben im Guten ermahnt, ich habe ihn geſchlagen, habe ihn hungern laſſen, habe ihn vor anderen Leuten beſchämt, aber er blieb eben ein desperater Menſch, dem Lob und Tadel Alles einerlei iſt, bei dem weder Schläge noch die Hungerkur Etwas helfen.“ — Der Pfarrer fragte den Beamteten, ob er denn in einem ſolchen Falle keine andere Desperationskur verſucht habe, als die Hungerkur und die Schläge. — „Ja,“ ſagte der Vater, „ich habe den Jungen eingeſperrt bei Waſſer und Brod, einmal zwei ganze Tage lang.“ — Der Pfarrer fragte noch immer, ob er nicht noch etwas Anderes verſucht hätte. — „Frieren laſſen,“ ſagte der Amtmann, „habe ich den Buben auch.“ — So, auf noch mehrmaliges Befragen, nannte er noch etliche Hausmittel dieſer Art, welche er bisher ohne allen guten Erfolg bei ſeinem Sohne angewendet habe, unter Anderen habe er auch vergeblich die gelinderen Wege verſucht, ihn zur Raiſon zu bringen, er habe ihn zum Beiſpiel in die Geſellſchaft wohlgezogener Kinder gehen laſſen, aber der Bube ſey von da ſobald als möglich fortgelaufen zu den Gaſſenbuben hinaus, oder habe in der guten Geſellſchaft lauter böſe Streiche gemacht. — Darauf ſagte der alte Pfarrer, das ſeyen Alles noch immer nicht die rechten Mittel, er ſeiner Seits wiſſe eine beſſere Desperationskur für ſolche desperate Leute, wie der Amtmann ſeinen Sohn nenne, nämlich das Gebet. Er ſolle ihm doch ſagen, ob er denn auch recht fleißig und ernſtlich für ſeinen Sohn und mit dieſem gebetet habe? — Der Amtmann ſagte, er müſſe geſtehen, das hätte er eben nicht gethan. — Der alte Flattich erwiederte hierauf: Dann dürfe es ihn freilich nicht befremden, daß alle die Mühe, die man auf die Haut des Jungen gewendet habe, ſo umſonſt geweſen ſey. Man habe eben verſäumt, der Haut erſt ein Leben und das natürliche Gefühl zu geben, und das bloße Gerben auf ein todtes Fell könne dieſem freilich nichts nutzen. Flattig verſuchte nun ſeine Kur an dem Knaben, und ſie ſchlug ſo vertrefflich an, daß, ſo viel der Schreiber dieſer Mittheilungen weiß, aus dem desperaten Menſchen ein ganz trefflicher, kräftig wirkender Mann wurde.

Als Stephan Schultz in Aleppo war, beſuchte er eine dortige Kirche der Neſtorianer. Der ehrwürdige Biſchof wollte, nach Vollendung der Ceremonien, welche auf das Kirchenfeſt ſich bezogen, das man gerade feierte, eine Rede halten über die Worte: „Dieß iſt der Tag, den der Herr gemacht hat,“ und zwar in arabiſcher Sprache, welche ihm ſo geläufig war, als ſeine Mutterſprache. Aber er blieb gleich Anfangs in ſeiner Rede ſtecken, wiederholte zwar die Textesworte mehrere Male, konnte aber immer mit dem Vortrage nicht weiter kommen, daher ihm ein Wink gegeben wurde, er möge abbrechen und das Volk ſegnen, welches er auch that. Hierauf, nachdem er zur Sacriſtei geeilet war und dann beim Hochaltar die Conſecration verrichtet hatte, hielt er am Pulpet, wo das Evangelienbuch lag, noch eine andere Rede über Maleachi 3, 17. und zwar mit ſolcher Freudigkeit und Salbung, daß Schulz ein rechtes Zutrauen zu dem Manne bekam. Nach einiger Zeit beſuchte Schulz den Biſchof und nachdem er dieſem recht von Herzen Kraft und Segen zu ſeinem Unterricht, den Zuhörern aber ein gehorſames, folgſames Herz zur Seligkeit gewünſcht hatte, fragte er ihn, warum er wohl neulich, am Epiphaniasfeſt, mit ſeinem erſten Vortrage nicht recht habe fortkommen können? — Da antwortete der Biſchof ganz demüthig: La Salaitu (ich hatte nicht gebetet).

So iſt denn das Mittel, welches der alte Flattich als Hauptmittel in allen desperaten Fällen empfohlen, in ſeiner göttlichen Kraft und Wirkſamkeit den Biſchöfen zu Aleppo eben ſo gut bekannt als den chriſtlichen Pfarrherren in Würtemberg. Ein Mittel, das ſich von Anbeginn an allen den Seinen wundervoll und herrlich bewährt hat und noch bewährt und ſich ferner ſo bewähren wird bis an der Tage Ende. Sein Name ſey gelobt!

41) Ein Zuchthausprediger.

Wer an ſich und an Anderen das trotzige und verzagte Ding, wie die heilige Schrift es nennt, — das Menſchenherz, — recht ins Auge gefaßt und verſucht hat, es zum Stillſtehen zu bringen, um etwa einmal ein ernſtes, eindringliches Wort mit ihm zu reden, der kennt die

Gewandtheit und Betrügereien, die Verſtellungskunſt und die Frechheit dieſes ſeltſamen Dinges wohl. Es weiß, wie ein ſchlechter Dichter, jede Felddieberei, am Nächſten verübt, unter den Einfluß eines ſchützenden und rathenden Mercur oder Apoll und ſo in ein gar feines, anſtändiges Licht zu ſtellen; der frechſte, Alles, außer ſich ſelber, verachtende jugendliche Hochmuth, giebt ſich den Namen Wahrheitsliebe, welche es nicht gekonnt habe zu heucheln und zu ſchmeicheln; die Verläumdung und Zungentodtſchlägerei meldet ſich als Pallas Athene ſelber, das vergiftende Laſter als Zuneigung und unwiderſtehliche Sympathie der Seelen. Ja, dieſer ſchlechte Koch weiß über den Tod in ſeinen Töpfen, über das faule Fleiſch, das er auftiſcht, immer eine Sauce zu ſchütten, welche wohlriecht und den unerfahrnen Gaumen täuſcht.

Ein gewiſſer Reiſender, gerade keiner von ſonderlich ſcharfem Verſtand und Sinnen (es war der Schreiber dieſer Mittheilung ſelber) fand in Toulon unter den Galeerenſclaven, welche da meiſt ſchwere Verbrechen abbüßen, mehrere Deutſche. Er fragte den einen, der ihn durch etliche Säle begleitete, und der ſeiner Abzeichnung (in den Ketten u. ſ. w.) nach, nicht zu den ſchwerſten Verbrechern zu gehören ſchien, wie er denn hieher gekommen ſey? Der Menſch antwortete: „Ja, mein Herr, ſo geht es einem, wenn man zu gut, gar zu gut iſt.“ Ich fragte ihn weiter: „Wie ſo?“ Er antwortete: „Mein Herr, ich hatte einen ſehr armen Kameraden, der immer Geld brauchte, und ich hatte auch immer kein Geld. Da lieh ich einmal für meinen armen Kameraden bei einem reichen Manne Geld, ohne es diesem zu ſagen.“ Ich, der ich die Spitzbüberei noch immer nicht recht verſtund, fragte noch einmal: „Wie ſo?“ und begriff nicht, warum ein anderer Galeerenſclave, auch ein Deutſcher, der dabei ſtund, über meine Frage lachte. Der Andere ſchlug die Augen etwas beſchämt nieder, und ſagte zögernd und halblaut: „Sehen Sie, mein Herr, der reiche Freund, bei welchem ich das Geld lieh, war eben ausgegangen und ſeine Zimmerthür verſchloſſen, da ſtieg ich durch ein Fenſter vom Gange her hinein und holte mir das Geld.“

Ein anderer Räuber, der in einem Zuchthaus in Deutſchland gefangen ſaß, antwortete auf die Frage, aus welcher Urſache er hieher gekommen: „Er ſey einige Male in Geſellſchaft geweſen,“ meinte aber damit, er ſey Mitglied einer Räuberbande bei mehreren verübten Einbrüchen geweſen.

Weiß ja unſer eigenes Herz über ſeine ſchlimmſten Tiefen, auf ernſtes Befragen, die ſchönſten Vorhänge und Teppiche zu ziehen, die unehrlichſten Glieder ſeines Weſens am herrlichſten herauszuſchmücken, und es iſt immer eine gefährliche und ganz beſonders bedenkliche Sache um die „guten Eigenſchaften und Vorzüge,“ auf die wir uns bei uns ſelber und Anderen am Meiſten zu gute thun.

Der innerlich noch unerwachte, ſich ſelber noch unbekannte Menſch weiß, dem bloßen Menſchenauge und Menſchenurtheil gegenüber, allezeit Alles das aufs Beſte zu beſchönigen, was ein Anderer an ihm tadeln und richten will, und behält — Lügner dem Lügner gegenüber — auch immer Recht. Darum muß man es, wenn man vom Herrn der Gemeinde das Amt des Suchens und Umherlaufens nach den Verirrten überkommen hat, ſo machen, wie es der ſelige Möller, Zuchthausprediger in Dömitz, mit ſeinen armen Sündern machte: man muß dem lügenhaften Menſchenauge und Menſchenherzen nicht ein anderes, äußerlich auch noch ſo ehrbares und kluges Menſchenauge und Menſchenherz gegenüberſtellen, ſondern das Angeſicht und zweiſchneidige Wort deſſen, der Augen hat wie Feuerflammen, und welcher Herzen und Nieren prüft, das Angeſicht deſſen, welcher allein treu iſt und wahr, vor welchem aber kein Lebendiger gerecht iſt.

Den theuern Pfarrer Möller zu Dömitz im Mecklenburgiſchen, von deſſen Lebensführung Vieles, das den Glauben ſtärkt, erzählt werden könnte, hörte ich ſelber vor ſeiner (in Ketten) geſchloſſenen Geſellſchaft mehrmalen predigen. Er ſprach in ſeinen Predigten nicht (wie ich dieß da von anderen Zuchthauspredigern gehört) von den Verbrechern, die da unter ſeinem hölzernen Bollwerk ſaßen, und von der Scheußlichkeit ihrer Sünden. Er ſprach nicht den Gedanken aus, der uns zuerſt einfiel, da wir von unſerer herrſchaftlichen Glascapelle hinunterſahen in die geſchloſſene Geſellſchaft: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht ſo bin, wie dieſe da,“ ſondern er ſprach von einem Gott, heilig und gerecht, aber erbarmend und liebend, von einem Gott, der nicht den Tod des Sünders will. Er zeigte uns, was der Menſch ohne Gott ſey und werden müſſe. Da wurde das Herz weich und gedachte: Wer ſind denn doch dieſe an Ketten Geſchloſſene und dieſe nicht an Ketten Geſchloſſene da in Gottes Augen? Iſt denn die grob ins Menſchenauge fallende und vom ſichtbaren Menſchengericht beſtrafte Abirrung von Gott allein Sünde, oder iſt es nicht eben ſo ſehr die tägliche, innere des Herzens, welche das Auge von Fleiſch nicht ſiehet, nur der Geiſt weiß, der im Menſchen wohnet, und der unſere Thaten einſt bezeuget? Wäre denn ich ein Anderer, auch äußerlich, als dieſe da, wenn Gott mich nicht dort und dann im Leben wunderbar aus der Todesgefahr der Sünde errettet und bewahrt hätte? Da nun der Prediger noch weiter fortfuhr in ſeiner Geſchichte der „Menſchenſeele“ und zeigte, was Gott für dieſe Seele (die von ihm nichts wiſſen wollte) gethan, wie ſehr er uns Sünder Alle liebt, uns ſuchet, was er aus uns machen wolle und könne, da wurde das Herz noch weicher, und nahm aus dieſen Stunden des Beiſammenſeyns mit der geſchloſſenen Geſellſchaft den Frieden Gottes und Kräfte des ewigen Lebens mit nach Hauſe.

Der Pfarrer Möller hatte noch nicht lange als Zuchthausprediger zu Dömitz ſo geprediget, da ließ ihn Gott die Früchte des Evangeliums ſehen. Einſt, nach der Predigt, ließ ſich eine arme Verbrecherin bei ihm melden. Sie trat mit freudigem Angeſicht ins Zimmer. „Herr Pfarrer,“ ſagte ſie, „mir iſt es eben heute, als habe mir Gott alle meine Sünden um Chriſti willen vergeben, und ich will nun mit allen Kräften ihm, meinen Heiland, leben.“ Möller, fürchtend es ſey eine plötzliche, ſchnell vorbeiſchwirrende Aufwallung des Gefühls, vielleicht ein ſchwärmeriſcher Wahn, ermahnte das Weib nun zu ernſtlichem Gebet, zu Nüchternheit und Wachen, und entließ ſie, ſcheinbar ohne beſondere Theilnahme an der Freude, die ſie empfand, wieder zu ihren Mitgefangenen.

Aber die Kraft dieſer Stunde war für das arme Weib eine göttliche und bleibende. Sie wurde von da an in ihrem ganzen Bezeigen eine Andere, als ſie vorhin war; ſtill und freudig, arbeitſam und ſittſam, gehorſam und von Herzen demüthig; ihre Erquickung war Gebet und Umgang mit Gott in ſeinem Wort, ihr Mund floß von ſeinem Angedenken über, zur Zeit und zur Unzeit. Sie war (vorhin zänkiſch und ſtörriſch) nun gegen Alle nachgiebig, dienſtfertig und voll Liebe. Demuth und Liebe kann aber der Menſch nicht nachmachen, nicht künſtlich äffen. Ein Herz, in welchem wahre Demuth und Liebe ſind, in dem muß Gott ſeyn. Möller überzeugte ſich bald, es ſey kein ſchnell aufwallendes Gefühl, das bald verſchwindet, kein ſchwärmeriſcher Wahn geweſen, der das Weib angefochten, ſondern eine

Kraft

Kraft Gottes, welche das Herz neu belebt und beſſert, eine Kraft, welche ſtets der Seele, die es erkennt und bekennt, wer ſie ſey, und wer Gott ſey, mit väterlicher Liebe entgegen geht, ſie reiniget und erneuert nach ſeinem Ebenbilde. — Bald kamen mehrere und viele dieſer Verbrecher zu derſelben Selbſt- und Gotteserkenntniß. Wie Mancher, der aus dieſem Zuchthauſe entlaſſen wurde, bekannte mit Wort und Händedruck, daß er hier in den Ketten erſt durch Chriſtum die Freiheit des Geiſtes, die Befreiung aus der Gefangenſchaft der Sünde gefunden.

Möge man doch, im Vergleich mit dieſem, dem Schreiber dieſer Zeilen ſehr wohl und genau bekannten Fall einmal prüfen, was dagegen wohl ſolche Zuchthausprediger an ihrer geſchloſſenen Geſellſchaft ausrichten, welche dieſer, auf Weiſe unſerer äſthetiſchen Moralprediger, immer nur ſagen: „Ihr Kranken, ihr ſeyd ſehr krank, aber ihr müßt euch zuſammennehmen und geſund ſeyn, denn das Krankſeyn iſt eine ſchlechte Sache.“ Vom „Wie?“ des Geſundwerdens wiſſen und ſagen ſie aber nichts.

42) „Wie wohl iſt mir, o Freund der Seelen, Wenn ich in deiner Liebe ruh'.“

Das Lied, welches ſo anfängt, war eines der Lieblingslieder des alten, frommen Bäckermeiſters Burger in Nürnberg, von dem der ſel. Kanne in ſeiner Lebensbeſchreibung erzählt und deſſen auch der Schreiber dieſer Mittheilungen ſchon erwähnt hat. Der ſelige Burger hatte jenes Lied zuerſt in Regensburg, wo er als Handwerksburſche einige Zeit ſtund, ſingen hören und es war ihm dabei ſo zu Muthe geworden, als ſpräche jenes Lied die tiefſte, innigſte, ſeligſte Bewegung und Geſinnung ſeiner Seele aus. Denn in weniger Menſchen Angeſicht, in weniger Menſchen ganzem Weſen und Wandel war es ſo unverkennbar deutlich zu ſehen, wie wohl es einem Herzen ſey, das in ſeiner Liebe, ja ganz in ſeiner Liebe ruht.

Wir erwähnten in einer Mittheilung (Nr. 39.) des mächtigen Eindruckes, den ein innerer Blick der erbarmenden Liebe des Herrn auf einen, in wildem Sinnenrauſch verlorenen Jüngling machte. Wo aber dieſes Auge voll Liebe in das Herz eines unſchuldigen Kindes fällt, da wirkt es, wie der Blick des alten Boley, nicht Schmerz erregend, ſondern nur lieblich erquickend. Wird doch ſelbſt das Licht der irdiſchen Sonne erſt ſo ſengend und ſchmelzend heiß, wo es auf die finſtern und ſtarren Maſſen der Erde fällt; ſonſt wäre es weder heiß noch zerſtörend.

In das Herz des nachmals für Viele ſo ſegensreich gewordenen alten Burger's fielen auch ſchon in früher, ſtiller Zeit der Kindheit die Blicke der Liebe des Auges, das treulich über alle Seelen wachet. Weder im Hauſe der Aeltern, noch in der Kirche oder Schule des kleinen, einſamen Dörfleins (bei Gunzenhauſen), in welchem Burger geboren war, ließ ſich damals eine Stimme vernehmen, welche zum Gebet aus dem Herzen, zum lebendigen Gebet zu Gott hingewieſen und ermahnt hätte. Es war zwar zu jener Zeit in jedem wohlgeordneten Haushalt noch die Gewohnheit des lauten Betens am Morgen wie am Abend und bei Tiſche, in den Schulen wie in der Kirche wurde zunächſt und am Meiſten der wörtliche Inhalt des Evangeliums verleſen, gelehrt und gelernt, aber eine Seele, in welcher dieſer Inhalt ſelber recht zum Leben und zur That geworden, eine Seele voll ganz ernſten, innigen Sehnens nach Gottes Heil und Gnade, konnte oder fand der Knabe und auch ſpäterhin der angehende Jüngling in ſeiner ganzen Umgebung nicht. Gott wollte hier zeigen, wie ſein Geiſt auch ohne den Mund eines menſchlichen Lehrers das Menſchenherz unterweiſen und geſtalten könne, nach ſeinem Wohlgefallen. Burger fühlte ſich ſchon als Kind ſo zum innigen Gebet aus dem Herzen gezogen, daß er ſich ſchon damals, öfters in dem einſamen Winkel neben dem Bauernhauſe und der Scheune ſeines Vaters, oder in einſamer Kammer knieend, jene Luſt an Gottes Geboten und jene „Ruhe in Seiner Liebe“ erbetet hat, worinnen es ſpäter nicht bloß ihm ſelber, ſondern Jedem, der in die rechte äußere und innere Nähe des alten Mannes kam, ſo wohl, ſo innig wohl war.

43) Der vermeintliche Spion.

Dem alten Bäckermeiſter **Burger** in Nürnberg erzählte Jemand, daß man jetzt die Bekenner und Freunde der heilſamen Lehre, daß Chriſtus Gott ſey und der Sünder Heil, daß man die Anhänger des nun altmodiſchen apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, die jetzt ſogenannten Myſtiker, welche man ſonſt als blöde Schaafe verachtet, für Volksaufwiegler, für ſogenannte Demagogen ausgeben und ausſchreien wolle. Er, als Myſtiker, müſſe ſich es deßhalb auch gefallen laſſen, wenn man ihn etwa gelegentlich für einen ſolchen Demagogen hielte. Hierüber lachte er und ſagte, das würde ihm nichts Neues ſeyn, denn er wäre auch einmal in ſeinen jüngeren Jahren für einen Spion gehalten und faſt gehangen worden, weil ſich die Leute in das, was er aus guter Treue und einfältigem Glauben gethan, nicht zu finden gewußt. Wir erzählen den Vorfall, aus welchem man übrigens den alten **Burger** ſelber, ſo wie er ſchon als Jüngling war, kennen lernt, vorzüglich auch um ſeiner Anwendung willen und laſſen dabei den heiteren Greis ſelber reden.

„Im ſogenannten einjährigen oder Kartoffelkriege war ich auch unter dem Militär und zwar als Feldbäcker. Wir ſtunden an der Böhmiſchen Grenze, und die üble Witterung ſo wie die Nahrungsmittel, die wir dort genoſſen, hatten mancherlei Krankheiten unter uns erzeugt. Auch ich lag krank an der Ruhr in einem Bauernhauſe und mir war ſehr elend zu Muthe. Da wurden wir auf einmal von einem Commando Oeſtreicher überfallen und Viele von uns, unter denen ich auch war, zu Gefangenen gemacht. Die erſten Reiter, die hereinkamen in meine Krankenſtube, nahmen mir den Rock und meine Uhr, die ich mir in meinem Geſellenſtande erworben hatte, ſo wie meine Stiefeln, und ließen mir nichts als die Weſte, das Hemde und die Unterkleider. Darauf kam ein Unterofficier, der ſagte, ich müßte aufſtehen und mit den andern Gefangenen fortmarſchiren. Ich ſagte: Ihr Leute, ihr ſeht, daß ich kaum den Kopf in die Höhe heben kann, denn ich habe die Ruhr, und nun wollt ihr, ich ſoll marſchiren und noch dazu ohne Stiefeln und ohne Rock. Laßt ihr mich lieber in meinem Bette liegen. Der Unterofficier wollte aber nicht, ſondern drohte mir mit dem Stocke, wenn ich nicht aufſtehen möchte, und ein Soldat nahm mir das Kopfkiſſen unter dem Haupte weg. So mußte ich denn in Strümpfen und in der Weſte hinter den anderen Gefangenen drein wanken, und ſo oft ich zurückblieb, drohte mir der Unterofficier mit dem Stocke. Ich weiß nicht, wie ich das ausgehalten, da ich vorher ſo ſchwach war und glaube, der liebe Gott, zu dem ich mit jedem Odemzug aufſeufzte, hat mir Lebensbalſam mit der Luft eingeflößt. — Am Abend, bei guter Zeit, wurden wir Gefangene in eine Scheune eingeſperrt, wo wir ſo enge zuſammengedrängt lagen, daß es einem faſt den Odem nahm. Ich betete die ganze Nacht zu Gott, denn ich dachte, das könnte wohl meine letzte Nacht ſeyn, ſo matt war ich und konnte doch nicht ſchlafen. Am andern Morgen kamen wir ins Kaiſerliche. Da wir da eine oder etliche Stunden Weges hinein waren, bat ich den Unterofficier, mit dem ich ſeit der Zeit des Marſches etwas bekannter geworden war, er ſolle mich doch zurücklaſſen, ich verſpräche es ihm und gab ihm die Hand darauf, ich wollte nicht ausreißen, ſondern ich wollte ihm und den anderen Gefangenen ſachte nachkommen, ſo gut es eben die Leibeskräfte erlaubten, denn er ſehe wohl, daß ich, wenn man mich weiter zum Marſchiren nöthigte, am Ende müßte liegen bleiben. Der Unterofficier lachte anfänglich und ſagte: Du Feldbäcker wirſt dich ſchön bedanken, und uns den weiten Weg nach Prag nachlaufen, ſondern du wirſt fein wieder umkehren nach Nürnberg. Ich aber verſprachs ihm, ich wollte ganz gewiß nachkommen, da ließ er mich zurück. Ich ruhte jetzt ein Weilchen aus im warmen Sonnenſchein am Wege, und ein Bauer, der im Felde arbeitete, ließ mich ein wenig mit ſeinem alten Rocke zudecken, ſo daß ich ganz ſanfte einſchlief. Da ich wieder aufwachte, fühlte ich wieder Hunger und kein trocken Brod konnte ich doch nicht hinter bringen. Da gieng ich auf ein großes Haus zu, das nicht weit vom Wege lag, ich meine wohl, es wird ein Schloß geweſen ſeyn. Dort bat ich eine Jungfer, die in der Küche war, ſie möchte mir doch ein wenig Waſſerſuppe reichen, denn ich ſey krank geweſen und könne das trockene Brod nicht hineinbringen. Die Herrſchaft aber, die in dem Hauſe wohnte, ließ mich in ein Zimmer ſetzen und mir eine gar gute Suppe nebſt anderen Speiſen geben. Da ich nun fort wollte und noch beim Abſchiede den guten Leuten mit Hand und Mund für die Bewirthung dankte und Gottes Segen wünſchte, wobei ich mich des Weinens nicht enthalten konnte, gab ein Wort das andere. Der Herr fragte mich, wo ich her ſey? und noch ſonſt Verſchiedenes, ließ mir darauf ein Paar Stiefeln bringen, die leicht beſſer waren als die, welche mir die Reiter genommen hatten, dazu einen Hut und einen grünen Rock, er beſchenkte mich auch mit Gelde. „In Prag,“ ſo ſagte er noch zu mir, „wird man euch freilich nicht erwarten, und ihr dürft euch vorſehen, daß ihr nicht, ſo ohne allen Paß und Ausweis, manche Unannehmlichkeit unterweges habt.“ Ich aber marſchirte doch in Gottes Namen weiter auf Prag zu, denn dem Unterofficier hatte ich einmal die Hand darauf gegeben, ich wollte nachkommen. Dieſe Nacht blieb ich bei einem Bauer, mit dem ich auch am anderen Tage, ganz umſonſt, ein Stückchen Weges fuhr. Ich fühlte mich jetzt zwar wieder beſſer, konnte aber doch immer nur eine oder etliche Stunden gehen, dann ruhte ich wieder aus und ſchlief beſonders viel, denn vorhin, in meiner Krankheit, hatte ich lange nicht ordentlich ſchlafen können. So ließ ich mir Zeit, gieng und ruhete und war ganz in meinem Gott vergnügt, ſang unterweges manches ſchöne Lied und tröſtete mich mit manchem ſchönen Spruche. Die Leute in Böhmen waren auch zum Theil gegen mich ſehr mildthätig und überall, wo ich mich bei Handwerksgenoſſen kund gab, hatte ich freie Bewirthung, hatte auch nirgends eine Ungelegenheit, wobei ich glaube, daß mir der ſchöne grüne Rock, den mir jener gute Herr geſchenkt hatte, ſtatt eines Paſſes diente, ſo wie der Umſtand, daß ich weder einen Stock noch ein Bündel mit mir trug. Denn ich kam überhandsweilen an Soldaten vorbei, die mich doch nicht anhielten. Da ich aber vor Prag kam, und mir noch am Thore das Mauerwerk und die ſchönen Thürme betrachtete, fragten mich die Soldaten nach meinem Paſſe. Ich aber ſagte ihnen, daß ich keinen Paß hätte, ſondern ich ſey ein Gefangener, der mit den anderen Gefangenen nicht fortgekonnt habe, darum käme ich jetzt nach. Die Soldaten gaben mir Einen mit, der mich zur Hauptwache führen mußte. Dort wollte man gar nichts davon wiſſen, daß ich ein Gefangener wäre und von dem Unterofficiere, der mich transportirt hatte, konnte ich auch nichts erfahren; etliche Herren Officiere examinirten mich ſehr ſtrenge aus und ließen mich ganz ausſuchen, ob ich keine Papiere oder ſonſt nichts Verdächtiges bei mir trüge. Sie ſagten mir auch, ich möchte wohl des Spionirens halber herein gekommen ſeyn? Ich lachte und ſagte, vor ſo Etwas, hoffte ich, würde mich wohl der liebe Gott bis an mein Ende bewahren. Nachdem ſie mich noch Verſchiedenes ausgefragt, gaben ſie mir Erlaubniß, aus der Hauptwache herauszugehen und mir ein wenig Eſſen zu verſchaffen, denn ich war ſehr hungrig. Gott gab mir damals eine ganz beſondere Gnade bei den Leuten in Prag, denn ich war ganz ohne Geld in die Stadt gekommen, und fand doch ſchon bei guten Bürgersleuten einen Tiſch für mich gedeckt, wurde auch von Mehreren mit Geld beſchenkt, ſo daß ich wohl etliche Gulden zuſammenbrachte. Darauf gieng ich wieder zur Hauptwache, wo man mir eine Art von Laufpaß gab, worauf alle die Ortſchaften, durch die ich auf dem nächſten Wege nach dem Baireuther Lande gehen ſollte, verzeichnet ſtunden. Da ich hinaus vor die Stadt kam und eine oder etliche Stunden auf der Straße fortgegangen war, kam mir ein Bauer auf einem Wagen nach. Den fragte ich, ob er mich wohl auf ſeinem Wagen ein Stück Weges mitnehmen möchte, denn ich ſey ſehr müde, ich vergaß aber den Mann zu fragen, wohin er führe. Der Bauer ließ mich zu ſich hineinſetzen, wo ich denn alsbald einſchlief und nicht eher wieder aufwachte, bis wir bei finſterem Abend zu dem Thore einer kleinen Stadt kamen, welche, meines Bedünkens, eine Art von Feſtung geweſen, wenigſtens war viel Militär darinnen. Da ich mich nun bei dem Bauer bedankte und vom Wagen abſteigen wollte, fragten mich die Soldaten nach meinem Paſſe, denen ich denn mein Papier vorzeigte. Darauf wurde ich gleich in die Wachtſtube hineingefordert, wo man mich ſehr hart anredete und mich fragte, weßhalb ich von dem mir vorgeſchriebenen Wege abgewichen und hieher gekommen ſey. Ich erzählte den Leuten, wie das gekommen ſey, ſie aber wollten mich auch gar nicht viel anhören, ſondern ließen mich in ein Loch ſetzen, das auf einem Thurme war, wo verſchiedenes verdächtiges Geſindel gefangen ſaß. Hier wurde ich, bei Waſſer und Brod, wie ein Dieb oder Mörder behandelt, und ich merkte jetzt wohl, daß man mich für nichts weiter, als für einen ſchlechten Spion halten wollte. Nach etlichen Tagen wurde ich nebſt einigen Anderen, die mit Ketten und Banden geſchloſſen waren, auf einen Wagen geſetzt und wieder nach Prag gefahren. Da wurde ich aber dasmal viel härter gehalten als das erſte Mal. Ich kam in ein Gefängniß, worinnen Mehrere ſaßen, die das Leben verwirkt hatten, und einer von den Soldaten, die den Wagen begleitet hatten, ſagte mir, ich würde wohl ſchwerlich mit dem Leben davon kommen, denn ich müſſe ſchlechte Geſchäfte getrieben haben in dieſem Lande. Da ich nun ſo im Finſtern ſaß, ſeufzte ich aus aller Macht zu Gott auf: „„Lieber Herr, du haſt dich in deinem Worte einen Schützer und Troſt der Waiſen und der verlaſſenen Fremdlinge im Lande genannt. Nun bin ich ſchon lange ein armer Waiſe und du biſt mir von meiner Kindheit her ein lieber Vater und Verſorger geweſen; in der Welt habe ich keinen lieberen Freund und Troſt als dich. Jetzt bin ich hier ein armer Fremdling in dem Lande, wo ich keinen Bekannten und Schutzherrn habe als dich. Du weißt, lieber Herr, daß ich nicht Muthwillens halber hereingegangen bin, ſondern ſie haben mich gefangen genommen und ich hatte das Verſprechen gegeben, daß ich nach Prag nachkommen wollte und du willſt ja, daß deine Chriſten ihr Verſprechen halten ſollen. O lieber Herr Jeſus, ich berufe mich auf dich, meinen Schutzherrn. Laß du mich nicht hängen, denn du weißt, daß ich kein Spion bin. Ich habe dich oft gebeten, daß du mich mit Leib und Seele ganz in deine Dienſte nehmen ſollſt. Und du erhörſt ja Gebet, darum bin ich armer Menſch dein Diener, dem du nichts wirſt thun laſſen von ungerechten Leuten. Ich will denn hier im Gefängniß ſitzen im Vertrauen auf dich, will ins Verhör gehen im Vertrauen auf dich. Willſt du mich einige Tage mit Thränenbrod ſpeiſen, nun ſo weiß ich, daß ich das vielfältig verdient habe, aber du wirſt darum mein Angeſicht nicht beſchämen, das nur auf dich aufſieht, und wenn alle Menſchenhülfe aufhört, ſo biſt doch du meine Hülfe und meines Herzens lieber Troſt.““ Da ich auf ſolche Art eine Zeit lang gebetet hatte, wurde ich ganz freudig und getroſt. Die Thränen, die mir vorher häufig über die Wangen gefloſſen waren, hörten auf, ich hätte mögen ſingen, ſo wohl war mir und mich däucht, mir hat mein Lebetage kein anderes Gebackenes ſo gut geſchmeckt, als das Brod, das ich ſelbigen Abend im Gefängniß zu Prag aß. Am Morgen wurde ich ſcharf verhört. Ich ſollte und mußte der Spion geweſen ſeyn. Aber ich war deßhalb doch keiner und da ich auf alle Fragen freudig und getroſt antwortete, denn mir war immer, als wenn mein Schutzherr neben mir ſtünde und ſie dürften mir doch kein Haar krümmen, ſagte ein alter Officier, der mir der Vornehmſte ſchien, er ſeines Theils hielte mich für unſchuldig und glaube, man könne mich ohne Bedenken entlaſſen. Hierauf wurde ich denn freigegeben, die Herren ſagten mir aber, wenn ich mich jetzt wieder unterſtünde, vom geraden Wege abzuweichen, oder mich länger als nöthig wäre, im Lande aufhielte, dann ſtünden ſie mir für nichts mehr, ſondern ich würde ohne weiteres Fragen ſogleich als Spion behandelt und gehangen werden. O wie klopfte mir mein Herz voll Freude und Dankbarkeit gegen Gott, da ich jetzt wieder zum Thore draußen war, und hörte wieder die Vögel ſingen. Ich getraute mich auch gar nicht, mich noch einmal nach der ſchönen Stadt umzuſehen, ſondern lief nur, was ich konnte, meine Straße fort. Und Jeden, der mir nun begegnete, den fragte ich nach dem Wege nach den Ortſchaften, die auf meinem Papier verzeichnet ſtünden und hätte mich um vieles Geld nicht wieder auf einen Wagen ſetzen mögen. Und da ich über die Grenze war, faſt einen ganzen Tag eher, als ſie es mir in Prag beſtimmt hatten, da fiel ich noch einmal auf meine Kniee und dankte meinem lieben Schutzherrn, der mich von Kindheit an ſo gut geführet und geleitet hat, und der mich auch nach Böhmen ins Gefängniß geführt hat und wieder heraus. Seht, ſo bin ich in meiner Jugend für einen Spion gehalten worden, weil ſich die Leute nicht darin finden konnten, daß ich von ſelber, von der Grenze her, über die ich leichtlich wieder hätte entwiſchen können, nach Prag in die Gefangenſchaft gekommen. Wenn etwa Leute, die gar nichts von derlei Sachen verſtünden, auf ein Schiff kämen, das von ſeiner vaterländiſchen Küſte weg in ein fernes Land fährt, von welchem das Auge gar nichts gewahr wird; ſo müßte ihnen der Steuermann, der das Schiff lenkt, oftmals gar ſonderbar und ungeſcheut vorkommen. Denn er führt mitten aus dem ſicheren Hafen hinaus ins weite, blaue Meer. Die Fiſcherkähne liegen rings umher und ſind auf guten Fang bedacht; um ſein Schiff her ſchwimmen auch Fiſche genug, die er leicht haben könnte; er aber verweilt nicht, ſondern fährt immer fort. Er kommt an ſchönen Inſeln vorbei und an Ländern, wo Bäume ſtehen mit vielen Früchten; er aber hält da nicht auf, ſondern fährt an dem ſichtbar vor Augen Liegenden vorbei, immer, auf Hoffnung, nach einem Lande hin, das kein Auge ſieht. So iſt der Chriſt, der durch das ſichtbare Weſen hindurch nach einem Ziele trachtet, das nur der Glaube kennt und auf welchen das feſte, prophetiſche Wort hinweiſet, das aber kein Menſchenauge ſiehet. Wenn er ſo mitten durch das Treiben der Leute hindurchgehet, und dieſe wiſſen nicht wonach und wohin, da erſcheint er wohl je zuweilen der Welt als ein Narr oder ſelber als ein Böſewicht, der verkehrte und verbotene Wege geht. Du lieber Herr, du biſt unſert-, du biſt meinetwegen hier auf der Welt wie ein Narr, ja wie ein Miſſethäter worden. O gieb mir doch Geduld und Muth, wenn ich etwa auf meinem Wege auch ſo Etwas leiden und erfahren muß. Steh mir bei und ſey mir in allen Stürmen eine feſte Burg. Und laß mich doch immer freudig und getroſt bleiben, denn du biſt und bleibſt ja bei mir. Führ du all meine Sorge ſelber wohl hinaus und nimm mich endlich mit Ehren an. Nun wohlan, ſehe ich auf mich ſelber und all mein Elend und auf die Gefahren, die meiner Seele drohen, ſo wird mir ſehr Angſt; ſehe ich aber auf dich, ſo bin ich ſehr getroſt. Verlaß du mich nicht, o mein Gott; verzeuch nicht, mir zu helfen.“

Als Anhang zu dieſer Erzählung führen wir hier nur noch aus der ſpäteren Lebensgeſchichte des ſeligen Burger an, daß der liebe Mann noch im hohen Greiſenalter das Schickſal hatte, ins Gefängniß geſetzt zu werden. Als nämlich im Jahr 1817 die bekannte Theurung mit ganz beſonderer Schwere über Süddeutſchland laſtete, hatte Burger, der hierbei als einer der Aelteſten und Obermeiſter ſeines Handwerkes ſprach, durch ſeine Freimüthigkeit und Derbheit der Worte einen gewiſſen Beamteten höchlich beleidigt, der bei aller ſeiner Klugheit in der Geſchäftsführung, viele Härte ſich zu Schulden kommen ließ. Zu Burgers Laden war um dieſe

Zeit ein ganz ungemäßigter Andrang der Käufer, denn es war bekannt, daß man hier beſtändig ein vorzüglich gut bereitetes, wohl ausgebackenes und vollwichtiges Brod verkaufte, und viele Bäcker hatten ganz aufgehört zu backen, weil dieſes zuletzt ſogar mit Verluſt verbunden war. Doch durch einen ſolchen, bei ſeinem großen Geſchäft nicht unbedeutenden Verluſt, ließ Burger ſich nicht von ſeiner gewohnten Art abbringen; er ſagte es nach wie vor ſeinen Geſellen an, daß es die Sitte ſeines Hauſes ſey, das Brod lieber etwas größer und ſchwerer zu machen, als es die obrigkeitliche Verordnung geböte. (Er ſelber konnte, wegen ſeines hohen Alters und ſeiner Geſundheitsumſtände, nicht mehr beim nächtlichen Geſchäft des Backens thätig ſeyn, ſondern beſorgte bloß die Einkäufe des Getreides.) Doch was ließe ſich nicht Alles finden, wenn man nur recht aufs Suchen ausgeht. Unter den vielen Hunderten von mehr als vollwichtigen Broden und Brödlein, die aus Burgers Laden ausgegangen waren, hatte ſich wirklich eines oder hatten ſich ſogar etliche gefunden, welche um ein halb oder ein ganzes Loth zu leicht waren. Da wurde der alte, ehrenwerthe Bürgersmann auf Befehl des oben erwähnten Beamteten (der übrigens kein geborner Nürnberger war, mithin wahrſcheinlich Burger nur wenig kannte) als ein Betrüger auf den Thurm geführt und eingeſperrt. Der ſelige Profeſſor J. A. Kanne, da er den ganzen Hergang der Sache genau erforſcht hatte, gieng ſogleich ſelber zu dem Beamteten, ſprach zu dieſem auf ſeine gewohnte Weiſe, in Ernſt und Liebe, eindringend und kräftig. Der Alte wurde ſehr bald wieder herausgelaſſen aus dem Thurm. Kanne und noch einige andere achtbare Männer holten ihn ab aus dem Gefängniß. Der Greis weinte vor Liebe, da er ſeine Freunde ſahe. — „Ihr wollt euch ſelber in die Schande bringen, mit einem alten, öffentlich beſchimpften Manne.“ — Der ſelige **Kanne** lachte und ſagte: wenn man ſich auch nicht manchmal freiwillig, bis etwa an die Fußknöchel, in eine ſolche Schande hineinbegäbe, ſo brächten einen doch Andere bis an den Hals hinein. Uebrigens hat es, ſo lange wir auf unſerm Wege bleiben, mit der Schande, welche „die Leute“ uns anthun, ſo wenig auf ſich, als mit dem Gebell der Kettenhunde, während man ruhig an einem Bauernhof vorbeigeht. Laß ſich ſolcher unverſchuldeter Schande ſchämen, Jeden, der ſich vor der Welt ſchämen mag, wir achten derſelben nicht, wenn nur Er uns endlich mit Ehren annimmt, zu Deſſen lieben Anſchauen unſer Gang hingerichtet iſt.

44) Die Adſtanten oder Schulhaltergehülfen.

Unſere armen Schullehrer auf dem Lande oder in kleinen Städten klagen mit Recht oftmals bitterlich darüber, daß ſie bei ihrem ſauren Amt des Schulhaltens mit hundert und mehr als hundert munteren Kindern ſo gar keinen Gehülfen haben; daß ſie ſelber, ganz allein und zu gleicher Zeit, die Größeren unterrichten, die Mittleren beſchäftigen, die Kleinſten in Ordnung halten ſollen. Das meiſterlich waltende Auge und der ſtrafende Arm reichen wohl etwa über die eine Bank und die hier ſitzende Herde von Kindern

dern und erhalten da Gerechtigkeit und Gericht; indeß aber walten zur Linken Rippenſtöße und zornmüthige Geſichter, zur Rechten aber Narrentheidinge und leiſe grinſendes Gelächter. Der Schreiber dieſes kann hierbei in Etwas aus Erfahrung mitſprechen, denn er war auch einmal Schulmeiſter in ſeinen jüngeren Jahren, und iſt es gewiſſermaßen noch. Da muß er nun freilich bekennen, daß er viel lieber und leichter die ſauerſten Taglöhnerarbeiten verrichten wollte, als ſo ohne allen Beiſtand und allein Lehrer und Zuchthalter der Kinder ſeyn.

Dagegen hatte ſich es nun der chriſtliche Schulmeiſter zu Cairo in Aegypten, von welchem Stephan Schulze in ſeinen „Leitungen des Höchſten" erzählt, freilich leichter gemacht, und bei ihm war es keine Kunſt, wenn er ſeine vielen Schulkinder immer in der beſten Zucht und Ordnung hielt. Denn derſelbe hatte ſich gar drei Gehülfen für einen angeſchafft, nämlich Glauben, Gebet und Geduld. Ein ſolcher bequemer Schulmeiſter, wie der zu Cairo, der ohne jene drei Gehülfen ſchlechterdings keinen einzigen Tag ſeine Schule verſehen wollte, war auch der ſel. Privatlehrer Jeremias Flatt zu Stuttgardt, an welchen noch jetzt manches Herz mit treuer, dankbarer Liebe gedenkt. Darum war auch dieſer liebe Mann bei ſeinem ſauren Amte immer ſo freundlich, ſo heiter; darum behielt er noch immer ſo viel Zeit übrig, nicht bloß Lehrer, ſondern auch außer der Zeit der Lehrſtunden ein Vater der armen Kinder zu ſeyn, und ſo mander Familie ein weiſer Rathgeber und Friedensſtifter, Hausfreund und Führer zu Gott zu werden. Denn wenn Flatt mit ſeinen drei Gehülfen kam — und ohne dieſe war er nirgends — da kamen auch mit ihm der Frieden Gottes, und Liebe und Kraft des Geiſtes. Das bezeugt wohl, wenn es dieß lieſt, noch manches alte Auge mit einer Thräne.

Was der alte Flatt, ohne zuweilen nur eine Hand anzulegen, ja ohne nur einen Finger zu rühren, durch ſeine drei Gehülfen in ſeiner Schule ausgerichtet, davon zeugen gar viele Thatſachen, von denen wir dießmal nur eine anführen wollen.

„Ich war," ſo erzählte er ſelber in ſeinem hohen Alter, „ich war, vor nun mehr als funfzig Jahren Proviſor am Waiſenhaus, und hatte einen Saal voll Kinder zu unterrichten. Jeden Morgen pflegte ich um Geduld und Sanftmuth zu beten. Einſt bemerkte ich, während des Auf- und Abgehens unter meinen Schulkindern, einen Knaben von zwölf Jahren, der mit beiden Ellenbogen ſich breit über den Tiſch legte. Ich verwies es ihm als unſchicklich, und gieng weiter. Als ich wieder an ihm vorüberkam, hatte er ſich wieder eben ſo über den Tiſch hinübergelegt, was ich ihm zum zweitenmal unterſagte. Er gehorchte zwar auch dießmal für den Augenblick, da ich aber zum drittenmal zu ihm hinkam, fand ich ihn trotzig aufgeſtemmt und las in ſeinem Geſicht die Verachtung meines Verweiſes. Nun regte ſich die Galle heftig in mir; ich faßte mich jedoch und betete zu Ihm: „„Gieb mir nun gegen dieſes Kind Geduld, wie du ſie gegen mich altes Kind haſt.““ Mein Unwille legte ſich ſogleich, ich wurde ſanft, ſchwieg ſtille und fuhr in meinem Unterricht fort. Der Knabe blieb in ſeiner alten, trotzigen Lage, ich aber achtete nicht auf ihn. Nach der Schule ließ ich ihn zu mir rufen und flehte indeß, ehe er kam, um Weisheit und Gelaſſenheit. Er ſtürmte herauf, trat barſch herein und ſchlug die Thüre heftig hinter ſich zu. — „„Warum wirfſt du die Thüre ſo wild zu?““ fragte ich. — „„Hab ſie nicht zugeworfen,““ antwortete er trotzig. — „„Allerdings ſchlugſt du ſie zu.““ — „„Nein, hab ſie nicht zugeſchlagen,““ war wieder die Antwort. — Nun gieng ich auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und fragte ihn im weichen Tone: „„Weißt du auch, mein Sohn, wen du beleidigeſt, an wem du ſündigeſt? Nicht an mir ſündigſt du, ſondern an deinem Heiland, der dir nichts zu Leide gethan hat! Prüfe dich, warum du das thuſt!““ —. Nun brach dem Knaben das Herz; er fieng an zu weinen, und bat mich ſchluchzend um Verzeihung wegen ſeines gottloſen Betragens. — „„Ich hatte,““ fuhr er fort, „„mir heute vorgenommen, Sie mit Fleiß ſo lange zu reizen durch Unbothmäßigkeit, bis Sie mir Schläge geben würden. Damit, glaubte ich, würden Sie weit mehr geärgert und mehr Unluſt davon haben als ich. Verzeihen Sie mirs doch um Gottes willen; ich wills Zeitlebens nicht mehr thun,““ und ſo flehte er noch weiter. — Ich hielt es ihm nun vor, welcher argen Verſuchung er ausgeſetzt geweſen ſey, und entließ ihn mit der Verſicherung, daß ichs ihm längſt verziehen habe. Er gieng aber untröſtlich fort.“

„Als ich am Nachmittag meinen Unterricht in den anderen Claſſen geendigt hatte, und nun am Abend allein auf meinem Stübchen war, klopfte es an meiner Thüre. Der Knabe trat mit rothgeweinten Augen herein. „„Es ſey nicht möglich,““ ſagte er ſchluchzend, „„daß ich ihm verzeihen könne, er habe an mir wie ein Teufel gehandelt, und habe darum gar keine Ruhe. Ich ſolle es ihm doch noch einmal ſagen, daß ich ihm vergebe, er wolle mich gewiß niemals auch nicht mehr mit einer Miene beleidigen.““ — Wie am Mittage bezeugte ich ihm jetzt wieder, daß er meiner Verzeihung verſichert ſeyn dürfe: aber er ſolle den Heiland noch um Vergebung bitten; denn dieſer ſey am Meiſten von ihm beleidigt, und werde es ihm, wenns ihm leid ſey, auch vergeben. Der Knabe entfernte ſich abermals weinend.“ —

„Am anderen Morgen war ich kaum aufgeſtanden, da kam mein kleiner Beleidiger ſchon wieder, ſo innig weinend, daß ich mich ganz verwundern mußte. Er habe nicht ſchlafen können, erzählte er, der geſtrige Tag brenne ihm auf der Seele und er bitte mich noch einmal von ganzem Herzen, ihm die vorige Liebe nicht zu entziehen. Er begreife nicht, wie er geſtern zu einem ſo ſchändlichen Vorſatz gekommen ſey, aber er könne mich verſichern, daß er ſich, ſeinem Entſchluß nach, durch keine Strafe von ſeinem Starrſinn würde haben abbringen laſſen. Meine Liebe und Sanftmuth hätten ihn jedoch ſo erſchüttert, daß er nicht habe widerſtehen können, ich ſollte ihm nur ſagen, wie mir das möglich geweſen ſey, eine ſolche Frechheit mit ſolcher Geduld zu ertragen? — Darauf antwortete ich ihm: „„Liebes Kind, das kann ich dir nicht gerade ſagen, ſoll ichs aber kurz ausdrücken: Ich habe Gnade bei dem Herrn gehabt, darum habe ich die Gnade geben können.““ —

So erzählte der alte Jeremias Flatt und fügte ſeiner Erzählung noch hinzu: Der Knabe ſey von jener Zeit an ſein beſter Schüler geweſen, und lebe noch in Stuttgardt als ein rechtſchaffener Bürger.

Dieß und vieles Andere richtete unſer Proviſor am Waiſenhaus in ſeinem Saal voll Kinder und hernach als Privatlehrer in ſeiner zahlreich beſuchten Schule aus: weil er nicht allein Schule halten durfte, ſondern immer ſeine drei Adſtanten: Glaube, Gebet und Geduld zur Seite hatte.

45) Ihre Engel im Himmel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel.

Das Haus des ehrbaren Bürgers und Metzgermeiſters Hufeland zu Erfurt mußte vor menſchlichen Augen als eine rechte Wohnſtätte der Schmerzen und Leiden, als ein Haus der Thränen und des Jammers erſcheinen. Denn Gott hatte den frommen Hausvater, Michael Hufeland, gebürtig aus Tennſtädt in Thüringen, ſchon ſeit mehreren Jahren auf ein hartes Krankenlager gebettet, und die treffliche Hausfrau, eine geborne Fiſcher aus Langenſalza, hatte die ganze Mühe und Sorge des Hausweſens auf ſich ruhen, dabei aber noch ganz andere Sorgen und Kümmerniſſe von einer Art, in welche ſich ſelbſt der geübte Chriſt anfänglich nur ſchwer finden kann. Denn um jene Zeit (es war im letzten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts) war durch einige treue Verkündiger des Heils in Chriſto, beſonders aber durch den ſel. Auguſt Hermann Francke in Halle, auch in Thüringen eine große Zahl von Seelen zu innigerem Ernſt und beſſerer Treue in ihrem Chriſtenlaufe erweckt worden. Dieſe Seelen, welche von nun an durch ihren ganzen Wandel bezeugten, daß die Frucht des Evangeliums im Menſchen nicht in Worten, ſondern in der That und in der Kraft beſtehe, ermunterten ſich gegenſeitig zum Anhalten im Gebet und Wachen und hatten nicht ſelten Zuſammenkünfte, bei denen ſie ſich durch gemeinſames Gebet und das Singen chriſtlicher Lieder zu ſtärken und zu erquicken ſuchten. Dieſes gab die nähere Veranlaſſung zu der heftigen Verfolgung und feindſeligen Behandlung jener ſogenannten Pietiſten durch die Orthodoxen der damaligen Zeit, welche zum großen Theil die eigentliche belebende, den Menſchen durch und durch heiligende Kraft des Evangeliums noch niemals an ihrem Herzen erfahren hatten, und welche deßhalb durch das Licht, das hier aus dem verborgenen und verachteten Boden hervorbrach, beſchämt und beſtraft wurden. In den Kirchen und öffentlichen Verſammlungen zum Gottesdienſt fanden von nun an jene Seelen, in denen ein rechter Hunger nach dem Wort und dem Troſt des Evangeliums erwacht war, ſtatt der gehofften Geiſtesnahrung nur Aergerniß. Denn faſt auf allen Kanzeln und bei jeder Gelegenheit wurde von den verblendeten Lehrern über die „Pietiſten" geſchimpft und geläſtert, und das Volk gewarnt vor denen, auf deren Wandel und Beiſpiel es vielmehr hätte hingewieſen werden ſollen. Ja, die Orthodoxen giengen zum Theil in ihrem Eifer ſo weit, daß ſie während des Lebens und ſogar noch im Tode den Anhängern der neuen Secte die gemeinſamen Heilsgüter und gewöhnlichen Rechte der Chriſten verſagten. Daher Viele auf gewaltſame Weiſe zu einer Art von äußerer Zurückgezogenheit von ihrer Kirche getrieben wurden. — Auch die beiden Hufelandſchen Eheleute wurden mit in die heftige Verfolgung verflochten, und waren anfänglich nicht wenig erſchrocken und erſtaunt, da ſie ſich gerade von denen angefeindet und beſtraft ſahen, denen ſie ſich, ſeitdem dieß neue Leben in ihnen war, ſo gern mit innigerer Liebe als jemals genaht hätten, und deren aufmunternden Beifall ſie verdient zu haben ſich bewußt waren: von den Lehrern des Evangeliums ſelber.

Zu dieſem und manchem anderen häuslichen Leid und Wehe kam noch ein anderes, das beſonders der Mutter Hufeland ſehr zu Herzen gieng. Sie hatte ihrem lieben Mann im Jahre 1693 ein Söhnlein geboren, das von ſeiner Geburt an beſtimmt ſchien, ein Bild des bitterſten, ſchmerzlichſten Leidens zu ſeyn. Denn das Kind war mit der Steinkrankheit geboren und durch die faſt ohne Unterlaß anhaltenden Schmerzen ſo entkräftet, daß es ſeine armen Glieder nie zum Gehen oder Stehen benutzen konnte, ſondern beſtändig liegen oder auf einem kleinen Stuhl angelehnt ſitzen mußte. Oefters wurden die Leiden ſo heftig, daß ſie dem Kinde nicht bloß mehrere Tage lang gar keine Ruhe ließen, ſondern es ihm auch unmöglich machten, irgend eine Speiſe zu ſich zu nehmen. So erhielt ſich dieſer kleine Menſch des Jammers zuweilen neun ganze Tage lang durch nichts, als durch einiges ihm dargebotenes Getränk. — Aber bei dieſem Allen hatte Gott den vielgeprüften Aeltern dieſen Sohn der Schmerzen zugleich zu einem Sohn des Troſtes beſtimmt und geſchenkt. Als, wie ſchon vorhin erwähnt, zu jener Zeit die Schaar der näher verbundenen Gläubigen öfters in den Häuſern zuſammenkam, um ſich in gemeinſamem Gebet und gegenſeitiger Belehrung zu ſtärken, wobei auch zuweilen ein chriſtliches Lied geſungen wurde; da hat das kranke Kind ſchon im zweiten Jahre ſeines Lebens nicht bloß Allem aufmerkſam zugehört, ſondern das Gehörte auch ſo feſt in ſein Herz geprägt, daß es, wenn es einen Spruch oder ein Lied nur zwei⸗ oder dreimal vernommen hatte, bei Gelegenheit dieſelben ohne Anſtoß herſagen oder ſingen konnte. So wurde einſt ſeine Mutter (weil der bettlägerige Vater nicht ſelbſt erſcheinen konnte), vor die Commiſſion der Regierung citirt, um da Rechenſchaft zu geben über ihren Glauben. Da ſie nun wieder nach Hauſe kommt, in der Stube auf und ab gehet, und recht mit bekümmertem Herzen darüber nachdenkt, wie ſie es wohl anfangen ſolle, vor Gott rechtſchaffen zu leben, und ihm nach ſeinem heiligen Wohlgefallen zu dienen, fängt das Kind an zu ſingen: „Wer mir wird nachgehen und auf mich ſtets ſehen, thut richtige Schritte; und ob er gleich glitte, ſo irret er nicht, ich bin ja ſein Licht,“ und ſchweiget darauf wieder ſtill. Die Mutter wundert ſich darüber, daß das Kind ihre Gedanken weiß, und ihr wird ſo zu Muthe, als ob Gott ihr durch den Mund des Knäbleins auf ihre Kümmerniſſe geantwortet hätte. — Ein anderes Mal war die Mutter aufs Rathhaus vor eine Verſammlung geiſtlicher und weltlicher Herren gefordert und daſelbſt ſehr geängſtet worden. Als ſie wieder zu Hauſe war am Abend, fängt der Kleine, ohne daß Jemand Etwas von der Sache geſprochen hatte, an zu ſingen: „Armes Zion! Gott iſt dein Lohn. Bleibe du ihm nur getreu; ſey geduldig, leb unſchuldig vor der Welt und rede frei.“ — Darauf ſpricht die Mutter, um ihn zu verſuchen: Cäſperchen, was ſollen wir denn frei reden? — Der Knabe antwortet:

„Das Wort.“ Die Mutter ſpricht: „Was denn für ein Wort?“ Er antwortet: „Chriſtus iſt das Wort.“ Die Mutter ſagt: „Da ſollten wir ſchön ankommen, dann würden ſie uns in den Bann thun; wie ſollen wirs denn machen?“ — Das Kind beſinnt ſich und antwortet darauf: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen.“

Auf eine wahrhaft rührende Weiſe zeigte ſich bei dieſem Kinde die Liebe zu ſolchen Menſchen, welche Chriſtum recht von Herzen liebten und es ſchien ihm hierin eine Gabe der Unterſcheidung der Geiſter verliehen, ſo daß es ſich immer zu denen am Meiſten geneigt fühlte, welche die aufrichtigſten waren. Wenn dann in dem kleinen Zimmer, beim Krankenbette des Vaters, dergleichen Seelen verſammelt waren, da leuchteten die Augen des Kindes von einer ſo ſeligen Freude, „daß es wie ein Engel anzuſehen war.“ Unter Anderen kam auch ein Schuhmachers-Geſell, Johannes, bei ſolchen Gelegenheiten in das Hufelandſche Haus; ein Menſch von innig tiefer Frömmigkeit und ſehr ſtillem Weſen. Auf dieſen hatte der Kleine ganz beſonders ſeine Augen voll Liebe gerichtet, und Johannes die ſeinen wieder auf das Kind, ohne jedoch ein Wort zu dieſem zu ſagen. Einſt, als Johannes wieder heimgegangen war, ſagte das Kind: „Nicht wahr Vater, Johannes iſt mein Bruder und Ihr ſeyd auch mein Bruder?“ Jener junge Schuhmacher ſtarb bald hernach, da äußerte ſich der Haß der ſogenannten „geiſtlichen“ Polizei gegen den vermeintlichen Gottesverächter ſelbſt noch nach dem Tode. Man ließ den Leichnam lange unbeerdigt ſtehen; dann wurde der Sarg durch die Bettelvögte auf drei Stangen gebunden und an einem beſonderen Ort außer der Stadt, dahin man die Vagabunden zu begraben pflegte, eingeſcharrt. Niemand durfte hierbei der Leiche folgen; nur der fromme Meiſter des Jünglings gieng aus der Ferne dem Sarge nach.

Der Kleine indeß fuhr auch in dieſer Zeit fort, ſeinen tiefbetrübten Aeltern und ihren Freunden ein Engel des Troſtes zu ſeyn. Er war eben einmal wieder ſehr krank geweſen, und hatte in vielen Tagen gar nichts gegeſſen, als ein Freund kam, ſeinen ebenfalls (ſeit mehreren Jahren) krank darniederliegenden Vater zu beſuchen. Indem dieſe beiden mit einander ſprechen, richtet ſich das Kind, von welchem man eher geglaubt hätte, daß es ſterben würde, von ſeinem Lager auf und fängt mit ſo heller, ſtarker Stimme an zu ſingen, daß die Mutter, die eben bei dem Heerde ſtund, hereinkommt ins Zimmer, um zu ſehen, wer denn ſo laut ſinge? Das Lied des Kleinen lautete ſo:

Gottes Kinder ſäen zwar
Traurig und mit Thränen;
Aber endlich bringt das Jahr,
Wornach ſie ſich ſehnen.
Denn es kommt die Erndtezeit,
Da ſie Garben machen:
Da wird all ihr Gram und Leid
Lauter Freud und Lachen.
Ei ſo faß, o Chriſtenherz,

Alle deine Schmerzen,
Wirf ſie fröhlich hinterwärts;
Laß des Troſtes Kerzen
Dich entzünden mehr und mehr,
Gieb dem großen Namen
Deines Gottes Preis und Ehr,
Er wird helfen, Amen. —

Nachdem er dieſe Worte geſungen hatte, ſprach er noch: „Er kann helfen, er wird helfen, er muß helfen," ſchwieg dann ſtill und legte ſich wieder nieder.

Ein anderes Mal, als er wieder ſehr krank war, und einige Freunde ſeine Aeltern beſucht hatten, ſingt der Kleine: „Halleluja, Gloria! auf, des Herren Tag iſt nah; wachet, haltet euch bereit; bald kommt die Erquickungszeit." — Ueberhaupt war es oft, als wenn mit dieſem gebrechlichen, ſchwachen Leibe eines ſterbenden Kindes Kräfte und Gewalten der ſeligen Ewigkeit ſpielten, welche das arme, fallende Laub erhuben und daſſelbe bewegten nach ihrem Wohlgefallen. Solche Kräfte des Gebetes und des Preiſens deſſen, den dieſe junge Seele aus allen ihrem Vermögen liebte, ergoſſen ſich ganz beſonders oft in die Lieblingslieder des Kindes: „Auf, hinauf zu deiner Freude, meine Seele, Herz und Sinn," oder „Jeſu voller Süßigkeit" und „Triumph, Triumph, es kommt mit Pracht, der Sieges-Fürſt heut aus der Schlacht," welches zuletzt erwähnte Lied das Kind mit noch viel größerem Intereſſe ſang, ſeitdem die Mutter auf ſein Befragen ihm die Worte: „Das ſtille Lamm jetzt nicht mehr ſchweigt; ſich muthig als ein Löw erzeigt," erklärt hatte. — Aber wenn auch der Mund ſchwieg, konnte man aus den Geberden und dem ganzen Benehmen, ja ſogar aus den Spielen, denen ſich die kleinen Hände zuweilen hingaben, deutlich bemerken, daß das Herz ohne Aufhören mit dem Gedanken an Gott und göttliche Dinge beſchäftigt war. Der Kleine verlangte niemals nach den geſelligen, lauten Spielen der anderen Kinder, ſondern verlangte lieber nach Einſamkeit und Stille; ſetzte man ihn auf den Hof in die freie Luft, da grub er kleine Oeffnungen in die Erde, und wenn man ihn fragte, was das bedeute? antwortete er: Ich begrabe, ich begrabe den alten Adam. Oder wenn er im Zimmer auf ſeinem Bettchen ſpielte, ſchnitt er mit einer kleinen Scheere die Geſtalt von einem Altar oder von Leuchtern und anderen zum Altardienſt gehörigen Dingen aus. Und wenn er eine Zeitlang ſo geſpielt hatte, pflegte er insgemein mit einer Art von Angſt, wie vor unnützer Zerſtreuung, die Spielgeräthe wegzugeben und verlangte nach einem Buche. In dem ganzen Benehmen dieſes Kindes, das doch ſein Leben nur auf fünf Jahre brachte, ſoll ſich nie ein kindiſches Weſen gezeigt haben, aus ſeinem Munde ſoll, nach dem Zeugniß derer, die es täglich beobachten konnten, nie ein eitles Wort hervorgegangen ſeyn, ſondern es ſprach überhaupt nur zur Nothdurft, und was es ſprach, das diente denen, die es hörten, zur Erbauung oder Erinnerung. Denn welcher Erwachſene hätte nicht in der Geduld und Selbſtverläugnung dieſes Unmündigen ein Muſter finden können, hinter dem ſelbſt ein alter Jünger meiſt ſo weit zurückbleibt! — Ein Krümlein Käſe zu dem Biſſen trocknen Brodes, der ihm dadurch genießbarer zu werden ſchien, war, nach langem Faſten, öfters die einzige Speiſe, wonach der Kleine verlangte. Die Mutter verſagte ihm einſt, aus Beſorgniß die Krankheit zu vermehren, dieſe kleine Erquickung, da lächelte das Kind, weinte aber zugleich leiſe bei dem Lächeln. Ei, ſagte die Mutter, will etwa der alte Adam in Dir Herr werden? — Ich wollte ihm bald die Beine zerbrechen und nicht laſſen aufkommen. — Das Kind ſeufzt und ſchweigt dann ein Weilchen. Darauf ſagt es: Ach Mutter, er iſt wieder weg; wenn er nur nicht wiederkommt. — Wenn zuweilen die Schmerzen, wie ſchon oben erwähnt, ſo heftig und anhaltend waren, daß ſie den zarten Leib zu zerreißen ſchienen, und neun Tage lang alle Ruhe und alle Neigung zur Speiſe hinwegnahmen, hörte man doch von dem Knaben kein Wort der Klage, noch weniger der Ungeduld, ſondern nur Seufzer, und, wenn man z. B. mit Nöthigen zum Eſſen in ihn drang, nur irgend ein Wort des Ernſtes und der frommen Faſſung.

Aber Gott eilte mit dieſem frühe im Leiden bewährten und erſtarkten Geiſte zur Vollendung. In ſeinem fünften Jahre (1697) befiel den Knaben ſeine gewöhnliche Krankheit heftiger als jemals, und vier ganzer Wochen gab er noch auf ſeinem Siechbette Allen, die ihn ſahen, ein Beiſpiel der engelartigen Geduld. Als die Sterbeſtunde mit der Angſt des Todes herbeikam, verlangte der Kleine bald in dieſem, bald in jenem Bette, bald in den Armen ſeiner Schweſter, bald der Mutter zu ruhen. Auf einmal ſpricht er: „Nun will ich zum Vater.“ — Die Mutter fragt: „Dorthin zum kranken Vater?“ — „Zu meinem himmliſchen Vater,“ antwortet das Kind. — Zuletzt begehrt er Brod und Wein und nachdem die Mutter ihm einen Biſſen Brodes, in Wein getaucht, an den Mund gehalten, ſaugt er dreimal daran und entſchläft dann fröhlich.

Dem vielgeprüften Hauſe ſeiner Aeltern, am Meiſten aber ſeiner Mutter, welche noch bis 1728 lebte, war das Andenken an dieſen Sohn der Schmerzen und des Troſtes auch noch in ihren ſpäteren Leiden und Freuden ein Gedanke voll Gotteskraft und Stärkung, und die Mutter Hufeland erzählte die Geſchichte des ſeligen Kindes öfters anderen Kindern als ein Beiſpiel jener Gotteskraft, die in den Schwachen mächtig iſt. Aber auch uns Alten, ſo dünkt mich, kann wohl dieſe Geſchichte zu einem ähnlichen belehrenden Beiſpiele dienen.

46) Die Afterärzte.

Jemand rühmte, vor den Ohren eines alten Freundes, das Thun der jetzigen ſogenannten Volksvertreter, und ihrer Verbündeten, der „liberalen“ Blätter. Dieſelben brächten, ſo behauptete er, die Mängel der Verfaſſungen und die Noth, welche das Volk drückt, zur Sprache, und ſuchten dieſer abzuhelfen; ſeyen alſo wirkliche Freunde und Wohlthäter des Volks. Der Alte erwiederte hierauf, ſolche Wohlthäter kämen ihm freilich vor wie Aerzte, welche einem Landmanne, der an allerhand Stockungen und Beſchwerden des Unterleibes litte, zu ſeiner Heilung die Cholera einimpfen wollten. Dieſes Heilmittel wird zwar die Stockungen angreifen und löſen, zugleich aber auch die Bande, welche die Seele am Leibe halten. Es mag ſeyn, daß in dieſer Zeit einer allgemeinen Verrückung alles Beſtehenden von dem rechten Grund und Boden ſo Manches bald hie bald da, bald auf dieſen bald auf jenen, ja auf Allen drückt und laſtet, und daß die „Volksvertreter“ wirklich hie und da dieſe Laſten erkennen und beim rechten Namen nennen. Der Geiſt der Frechheit aber und der Empörung gegen alle göttliche und menſchliche Ordnung, der Ausſchaum der Läſterung gegen Alles, was hoch iſt im Himmel und auf Erden, dieſer Geiſt, welchen „jene Männer des Volks“ mit der Zunge, wie mit der Feder unter dem Volke verbreiten, iſt ein Gift, welches nicht nur, wie die Cholera, den zeitlichen und leiblichen, ſondern den ewigen Tod wirket.

47) J. Fr. Oberlin's Verheirathung.

Oberlin's Vermählungsgeſchichte iſt in des Verf. kleiner Schrift: Züge aus dem Leben des J. Fr. **Oberlin**, vierte Auflage (Nürnberg bei Naw, 1831), nicht ſo ausführlich und wörtlich aus dem Munde des merkwürdigen Mannes nacherzählt, als ſie es zu ſeyn verdiente. Der Schreiber dieſer Mittheilungen ſieht ſich ſeit einiger Zeit im Beſitz einer ihm unſchätzbaren Sammlung von ſchriftlichen Aufſätzen, welche zum großen Theil Erzählungen, Geſpräche, Predigten und Predigtauszüge enthalten, die von einer treu auffaſſenden Seele wörtlich treu aus dem Munde des verehrten Greiſes aufgezeichnet wurden. Aus dieſer Sammlung von Aufſätzen (meiſt in Franzöſiſcher Sprache, wobei jedoch öfters die originellſten und bedeutungsvollſten Ausdrücke Oberlin's Deutſch hinzugefügt oder gelaſſen worden ſind) gebe ich hier dem Leſer die nachſtehende Geſchichte, aus welcher der Chriſt lernen kann, wie die Hand der Gnade den, der ſich derſelben vertraute, ſo oft gerade ſolche Wege führe, die der Natur am widerwärtigſten und ſauerſten vorkommen und wie dann das, was dem Menſchen des Fleiſches bitter war, dem Menſchen des Geiſtes ſüß und theuer werden könne.

„Er (der Papa Oberlin) ſagte uns, daß er und ſeine Frau gar harte Prüfungen mit einander überſtanden hätten; Hauskreuz und Sorge von vielfacher Art hätten ihnen manche Thräne ausgepreßt. Denn, ſo fügte er hinzu, dieſes Feuer, dieſe Lebhaftigkeit, dieſe Neigung zur Satire, auch wenn ſie dem Nächſten wehe that, welche bei mir ſämmtlich aus einem Uebermaaß von Leichtſinn entſprangen, konnten durch nichts

Anderes als durch Thränen ausgelöſcht und gedämpft werden; darum hat mir Gott auch meine Frau genommen. Bei dieſer Gelegenheit erzählte er uns denn auch die Geſchichte ſeiner Bekanntſchaft und Verbindung mit ſeiner ſeligen Frau. Dieſe, eine Jungfer Witter, war auf eine ſehr ſorgfältige Weiſe bei einer Tante erzogen worden, welche in freundſchaftlichem Verhältniß und beſtändigem Umgang mit den vornehmſten Proteſtantiſchen Familien der Stadt (Straßburg) ſtund. Jungfer Witter hatte auch eine Zeitlang dem Hausweſen des älteren Bruders unſers Oberlin's, des Profeſſors, vorgeſtanden, deſſen Schwägerin und Nichte nach der Mode von Bretagne (Geſchwiſter-Kinds-Tochter) ſie war. Hier hatte Fritz Oberlin ſie geſehen und eben hier hatte ſie auch ein junger Arzt, ein Mann von den trefflichſten äußeren und inneren Gaben, kennen gelernt und um ihre Hand geworben. Jungfer Witter war aber gewohnt, Alles das, was ſie that, im Gebet geſchehen zu laſſen. Sie fragte daher den Herrn in kindlichem Gebet um ſeinen Rath, und ihr ward die Antwort: „„„Ich will dir mein Heil zeigen.“““ — Sie nahm dieß als einen deutlichen Wink an, daß ſie ihr Jawort noch zurückhalten und auf eine andere Führung ihres Herrn warten ſolle. So oft von jetzt an der Doctor mit ihr beſonders reden wollte, ſagte ſie: Ich will nur meinen Herrn Oncle rufen.“

„Sie ward bald hernach von einer ſehr gefährlichen Krankheit ergriffen, und nach ihrer

Wiedergeneſung wollte der Arzt ſie in ein Bad ſenden. Da fragte ſie: Ob ſie nicht lieber, ſtatt in ein Bad, ins Steinthal zu ihren Verwandten reiſen dürfe? Der Doctor ſagte: So gehen Sie hin; Sie wiſſen ja, daß, wenn wir unſere Kranken in die Bäder ſenden, dieß öfters nur deßhalb geſchieht, damit wir ihrer los werden. So kam ſie denn ins Steinthal, wo damals Oberlin's jüngere Schweſter das Hausweſen des Bruders führte, welches nicht ohne Beſchwerde war, denn außer zwei jungen Ruſſen, die ſchon in Straßburg unter Oberlin's näherer Aufſicht geſtanden hatten, hielten ſich noch mehrere andere Perſonen bei dem Pfarrer auf. Bei Tiſche kam es oft zu lebhaften Streitigkeiten zwiſchen Papa Oberlin und der Jungfer Witter, welche in ihren Anſichten und Neigungen in großem Widerſpruch mit einander ſtanden. Hiebei war die Jungfrau mit ihren Antworten und Einwürfen ſo ſchnell bei der Hand und was ſie ſagte, war ſo geiſtreich, daß die Anweſenden alle mit Vergnügen den Geſprächen zuhörten."

„Um dieſe Zeit beſuchten den Papa einmal ſeine Mutter, ſein Vater und noch einige andere Verwandte im Steinthal. Seine Mutter, da ſie alle die vielen Leute ſahe, die beim Papa waren, ſagte zu ihm: Mein lieber Fritz, das geht ſo nicht länger an, Du mußt Dich verheirathen, nimm Dir doch die Jungfer Witter. — Er antwortet: Liebe Mutter, die Jungfer Witter möchte ich nicht auf eine Meile weit um mich leiden, ſo zuwider iſt ſie mir. — Aber warum behandelſt Du ſie dann mit ſolcher Artigkeit und Zuvorkommenheit? — Mich dauert das arme Kind, denn ſie kann nicht dafür, daß ſie mir ſo widerwärtig iſt, darum ſuch' ich ihr meine Abneigung zu verbergen.“

„Die Mutter ſchweigt denn über dieſe Sache und reiſt bald darauf mit ihrer Geſellſchaft wieder nach Straßburg ab. Den Tag darauf kommt eine Dame aus Barr, eine Verwandte des Pfarrers, zu dieſem nach Waldbach, und macht ihm denſelben Vorſchlag, den ihm ſeine Mutter gemacht hatte. Er weiſt ihn auch dießmal ab, obwohl er dabei nicht dieſelben Gründe angiebt, die er ſeiner Mutter geſtanden hatte. Gerade in jener Woche hatte der Papa in Schöneberg bei der dortigen Deutſchen Gemeinde zu predigen. Nun pflegte derſelbe ſeine Predigten immer unter vielem Gebet auszuarbeiten, im Gebet ſich einen Text zu wählen, dann die Predigt zu entwerfen, dann ſie ins Reine zu ſchreiben, dann den Inhalt ſich einzuprägen, auch pflegte er immer die Hauptpunkte dieſes Inhalts auf ein Blättchen Papier zu ſchreiben, und dieſes mit ſich auf die Kanzel zu nehmen. Dieſer Sorgfalt verdanken es ſeine Freunde und Gemeindeglieder, daß ſie die Predigten auch geſchrieben noch einmal durchleſen, ſie für ſich ſelber abſchreiben, an Krankenbetten vorleſen und ſie ihren Kindern hinterlaſſen konnten. Auch dießmal (es war ſchon Freitag) ſuchte ſich der Papa zu ſeiner Predigt einen Text. Er ſucht in den

Evangelien, aber er findet keinen; ſtatt des geſuchten Textes iſts ihm vielmehr, als würden ihm immer in ſeinem Innern die Worte geſagt: „„Nimm die Jungfer Witter.““ Er ſucht in den Epiſteln, aber es bleibt immer und immer nur bei den Worten: „„Nimm die Jungfer Witter.““ Er ſetzt ſich zu Pferde und reitet aus, um den Gedanken los zu werden, er will auch da immer über einen Text nachſinnen. Aber es fällt ihm keiner ein, ſondern immer nur ſtatt des Textes die fatalen Worte: Nimm u. ſ. w. Er kehrt wieder heim, führt das Pferd in den Stall und läuft und klettert nun zu Fuß, kreuz und queer, durchs Gebirge, ſeine Füße ſind zuletzt ganz müde, aber die Stimme in ſeinem Innern wird nicht müde, ihm ihr ewiges „„Nimm““ zu wiederholen. So vergeht der Freitag und dann auch der größte Theil des Samſtags; der Gedanke aber in ſeinem Innern vergeht nicht. Endlich wirft er ſich auf ſeine Kniee, um in ſeiner gewöhnlichen kräftigen, dringenden Art Gott zu bitten: Er möge doch dieſen thörichten, unerträglichen und abſcheulichen Gedanken aus ſeinem Herzen nehmen. Aber jedesmal, wenn er dieſe Worte ausſprechen will, iſt es ihm, als würde er daran gehindert. Mehrere Male fällt er ſo, an ſeinem einſamen Plätzchen hinter dem Ofen auf die Kniee und will den quälenden Gedanken wegbeten; endlich fällt ihm ein: Sollte wohl auch der Gedanke von Gott ſelber ſeyn? Da betet er: „„Mein lieber Heiland! ſollte es dein Wille ſeyn, ſo gieb mir Unterwürfigkeit."" Darauf wird er ruhiger und findet nun auch einen Text zu ſeiner Predigt. Aber der Gedanke in ſeinem Innern, der gar nicht nachlaſſen will, iſt ihm noch immer ſo quälend und ſtörend, daß auch der Sonntag kommt, und er hat noch immer ſeine Predigt nicht inne. Da betet er von Neuem und ernſtlicher: „„Mein Herr! wenn dieſer Gedanke von dir kommt, ſo gieb mir doch die rechte Unterwürfigkeit."" Jetzt wird er ganz ruhig und kann nun ſeine Predigt vollkommen einſtudiren. Er ſteigt hierauf zu Pferde, läßt ſeiner Schweſter auch ein Pferd, das ſanfteſte von allen bringen, und der Jungfer *Witter* ein anderes, und ſo machen ſie ſich zuſammen auf nach Schöneberg. Unterwegs betete er weiter: „„Lieber Herr, du haſt mein Gebet erhört, mir Ruhe gegeben; du haſt mir Unterwerfung gegeben, jetzt gieb mir auch freudige Unterwerfung."" Kaum hat er ſo in ſeinem Herzen gebetet, da fühlte er ſich von einer ungewöhnlichen Freudigkeit und Zufriedenheit durchdrungen; er giebt ſeinem Pferde die Sporen und ſagt halblaut (in ſeiner damaligen ſoldatesken Manier): „„Nun in Gottes Namen an den Galgen."" Sie kommen in Schöneberg an. Da iſt ein Bekannter von ihm aus Barr, der ſein Töchterlein zu dem Herrn Pfarrer in Penſion und Unterricht bringen möchte. Dieſer Mann fragt ihn, wer denn ſeine beiden Begleiterinnen ſeyen? *Oberlin* antwortet: Die eine iſt meine Schweſter, die andere iſt die Jungfer *Witter*, meine Schwägerin und Nichte à la mode de Bretagne, mein „„Geſchwal““ (?) und wer weiß noch was. — So iſts recht, ſagt der Andere, jetzt gebe ich Ihnen meine Tochter noch lieber in Penſion. — Darüber erröthet Jungfer Witter ſehr. — Der Pfarrer indeß, nachdem der Gottesdienſt vorüber iſt, läßt die beiden Frauenzimmer bei dem Begleiter, und reitet allein voraus nach Hauſe. Hier fährt er fort zu beten: „„Mein Herr! Bis hieher haſt du nun geholfen; ich habe dich um Unterwürfigkeit gebeten, und habe dieſelbe empfangen. Ich habe dich um freudige Unterwürfigkeit angefleht, und ſie iſt mir gewährt worden. Nun ſchenke du mir noch ein anderes Zeichen deines Wohlgefallens an meinem jetzigen Thun; gieb du, daß dieſe Jungfrau, die ſo annehmliche Heirathsanträge: den des jungen Arztes, den meines anderen Bruders (eines reichen und geſchickten Künſtlers in Straßburg) ausgeſchlagen hat, und die überdieß ſich unumwunden erklärt hat, einen Pfarrer würde ſie nie heirathen, dieſe Jungfrau, die in allem Wohlleben und Annehmlichkeiten der großen Welt erzogen iſt, zu meinem Antrage, wenn dieſer anders nach deinem heiligen Willen iſt, ſogleich und ohne mich lange hinzuhalten, Ja ſage.““ — Die beiden jungen Damen ſind indeß auch angekommen. Der Pfarrer führt ſie hinaus in den Garten, wo im Schatten des Haſelnußgeſträuches ein Tiſch und eine Bank in Hufeiſenform aufgeſchlagen waren. Er ſetzt ſich an das eine, die beiden Frauenzimmer an das andere Ende. Darauf ſagt er:

Ich habe Ihnen, Jungfrau Witter! ſchon mehrmalen eine Röthe in die Wangen gejagt. So einmal in der Kirche, da ich über den Kleiderſtaat ſprach (ſie trug ſich nämlich damals ſehr nach der vornehmen Franzöſiſchen Mode), ſo auch heute in Schöneberg. Aber das iſt Alles noch nicht genug; Sie ſollen mir jetzt noch mehr erröthen. Sagen Sie mir, wollen Sie wohl ganz hier bei mir im Steinthal bleiben, ohne es jemals zu verſuchen, mich durch Ihre Verwandten und anſehnlichen Bekanntſchaften aus dem Garten Gottes, den mir hier mein Herr anvertraut hat, hinwegzuziehen? Wollen Sie das, wollen Sie meine Lebensgefährtin ſeyn, ſo legen Sie Ihre Hand in die meine. — Jungfer Witter erröther höchlich, hält ihre linke Hand vor die Augen, ſteht aber auf, nähert ſich einige Schritte und legt dann ihre rechte Hand in die des Papa und ſo iſt die Verlobung geſchehen. — „„Wohlan,““ ſagt er, „„jetzt begleite ich Sie nach Barr, dort nehmen Sie Poſt und fahren nach Straßburg, um meinen und Ihren Verwandten unſere Verbindung zu verkünden. Sie laſſen dort den Ehecontrakt aufſetzen (denn Sie verſtehen das beſſer anzuordnen als ich) und wenn alles Nöthige geſchehen iſt, will ich nach Straßburg kommen.““ — In Barr ſteigen ſie bei dem Hauſe einer Verwandtin ab. Oberlin ſtellt dieſer ſeine Braut vor. — Wie? ſagt dieſe, Jungfer Witter Ihre Braut, von der man ſich erzählt, daß Sie von Ihnen mit ſolcher unduldſamen Härte behandelt und ſo oft gekränkt worden ſey? (Durch ein Mißverſtändniß war wirklich dieſes Gerücht überall verbreitet worden.) —

„Als Jungfer Witter nach Straßburg kommt, findet ſie bei der Mutter Oberlin eine Geſellſchaft von Freundinnen. Wie, fragt ſie die Mutter ganz verlegen, Du biſt da? Gewiß habt ihr beiden, Fritz und Du, einen Verdruß mit einander gehabt? — Nein, liebe Tante, antwortet die Jungfrau, kommen Sie nur mit mir, ich habe Ihnen Etwas zu ſagen. — Darauf, als ſie Beide allein ſind, ſagt die Jungfrau: Darf ich Sie dann wohl meine liebe Mutter nennen? werden Sie mich gern als Ihre Tochter anerkennen? — Was? ſagt Mama Oberlin, iſt das wohl möglich? und eilt dann ſogleich, um die künftige Schwiegertochter ihrem Manne vorzuſtellen. — Indeß hatte einer der Verwandten der Jungfer Witter für dieſe eine andere Parthie im Sinne und machte, als er den Ehecontrakt unterzeichnen ſollte, allerhand Schwierigkeiten. Der Pfarrer ſagte zu ihm: Wenn Sie ſich weigern zu unterzeichnen, ſo werde ich zwei Bürger der Stadt als Zeugen nehmen, das koſtet mich ſechzehn Sous und die ganze Sache iſt im Reinen. Der Herr Vetter mußte darüber lachen und unterzeichnete den Vertrag.“

So weit die treue Geſchichte der Verlobung unſers Johann Friedrich Oberlin. Wir wollen nun in einer ſpäteren Mittheilung auch die Geſchichte des Todes der treuen Lebensgefährtin erzählen, die der merkwürdige Mann ſo ganz aus Gottes Hand bekommen und angenommen hatte.

48) „Die Tauben hören.“

Laut und mächtig zeugten für die Gottes Kraft unſeres Herrn alle die Wunder, welche ſein heiliges Lehren begleiteten: die Blinden ſahen, die Lahmen giengen, die Ausſätzigen wurden rein, die Tauben hörten, die Todten ſtunden auf, und vor Allem, was er, der Herr ſelber, als das Höchſte zuletzt nennt, den Armen wurde das Evangelium gepredigt. Was damals, als der Herr ſelber, leiblich ſichtbar auf Erden wandelte und als ſeine heiligen Zeugen lebten, welche mit ihren Augen ihn geſehen, mit ihren Händen ihn berührt hatten, auch ein äußerlich ſichtbares Wunderwirken war, daſſelbe iſt nun, da er innerlich bei den Seinen wohnet, in derſelben Gotteskraft als damals, ein inneres, dem Sinnenmenſchen meiſt verborgenes Wunderwirken geworden. Denn in der That iſt es ein göttliches Wunder, wenn durch die Predigt des Evangeliums die geiſtlich Blinden plötzlich ſehen, die geiſtig Todten aufſtehen. Ein ſolches Wunder der großen Gottesgnade, welches an einem armen Kinde geſchahe, wollen wir hier betrachten. Jacob Janneway erzählt die Geſchichte in ſeinem Exempelbuch für Kinder.

Ein frommer Prediger bei der Gemeinde zu

Rowington-Butts in London ſteht bei ſeiner Thür, da kommt ein Bettelknabe zu ihm hin, an welchem, mitten durch den äußeren Schmutz und das leibliche Elend, furchtbar die innere Rohheit und Verworfenheit hervorblickt. Da fühlt ſich der Prediger plötzlich in ſeinem Herzen bewogen, dieſes elenden Kindes ſich anzunehmen; daſſelbe ganz bei ſich zu behalten. Ein Entſchluß, der Jedes der Seinigen, das den gräßlich entſtellten Gaſſenbuben erblickte, und ihn ſelber ſchon in der nächſten Stunde in Schrecken hätte ſetzen müſſen; hätte nicht der ihn ſelber bei der Ausführung geſtärkt, welcher den Entſchluß zuerſt ins Herz legte. Denn man konnte dieſes gräßlich entſtellte, unfläthige Kind nicht ohne Ekel anſehen, und wenn daſſelbe bei allen ſeinen Reden in die furchtbarſten Flüche, Verwünſchungen und gräuelvolle Worte, aus der Schule des Laſters, ausbrach, konnte man es auch nicht ohne Ekel und Entſetzen anhören. Der gute Pfarrer hatte in ſein Haus ein Weſen aufgenommen, das ſchlimmer war als das ſchlimmſte und wildeſte Thier. Und allem Anſcheine nach auch ſchwerer zu bändigen, als jede ſolche Kreatur. Denn alle Worte der Ermahnung, alle Zucht und Strafe, alles Gebet ſchienen an dieſem kleinen, noch nicht neunjährigen Ungeheuer verloren; den ganzen Tag hindurch übt er, ſo weit nur ſeine Kräfte und Fähigkeiten dieß erlauben, Bosheiten aus oder ſinnt auf welche, jedes Wort von ihm beleidigt Anſtand und Gefühl, für jede chriſtliche Einſprache iſt er wie gänzlich taub und verſchloſſen, in aller chriſtlichen Erkenntniß iſt er unwiſſender als ein Heide.

Der Pfarrer betet immer ernſtlicher und dringender, vorerſt um Gnade, Geduld und Weisheit für ſich ſelber, auf deſſen Seele jetzt die Seele dieſes Kindes gelegt iſt, dann um Gnade und Erbarmen für das arme Kind. Und ſein Gebet iſt nicht vergebens. Schon nach etlichen Wochen wird plötzlich eine augenfällige Umkehr und Veränderung an dem Knaben bemerkt. Er wird ſtill, in ſich gekehrt, folgſam, demüthig, dienſtfertig, auch wo man ihm den Dienſt nicht geheißen hat und Niemand denſelben ſieht. Er betet häufig im verborgenen Winkel, wo ihn nur das ſorgſam ihm nachgehende Auge ſeines Pflegevaters erſpäht; er betet unter tauſend heißen Thränen. Das wilde Herz iſt gebrochen und wird hinweggenommen; ein neues Herz wird der elenden Kreatur gegeben; der Mund ſpricht Worte, die nur der Lehrer im Innern, der unſere Seele für das ewige Leben erzieht, dieſer eingeben kann. Jetzt iſt nur der einzige Kummer, die einzige Noth des armen Knaben der Gedanke: daß er ſeinen Herrn und Heiland, der für ihn aus Liebe ſtarb, ſo oft, ſo ſchwer, ach auf eine vielleicht ewig unverzeihbare Weiſe, durch ſeine Gräuel und Sünden beleidigt habe. Doch mitten in dieſen Kämpfen des Zweifels wächſt auch der Glaube, und in der Kraft dieſes Glaubens wird er ſchon jetzt allen Bewohnern des frommen Predigerhauſes zu einem laut von Jeſu Chriſti Macht an den Menſchenſeelen zeugenden Wunder.

Nur kurze Zeit war der Knabe auf dieſe Weiſe dem Herzen des Mannes, der ſeine Seele im Gebet errungen hatte, geſchenkt worden, da verwandelte eine anſteckende Seuche das Pfarrhaus in ein Kranken- und Trauerhaus. Auch der arme Knabe wurde ergriffen und fühlte das Nahen ſeines Todes. Da wollte ſich Gottes Geiſt noch einmal an dieſer elenden Kreatur in ſeiner ganzen Kraft herrlich erweiſen und den Menſchen zeigen, daß er es in ſeiner Macht habe, die Seelen der Verſtoßenen und von der Welt Verworfenen, ja die Seelen der weit von ihm Abgewichenen und Verirrten, von den Zäunen und Straßen, wo ſie in ihrem Blute lagen, hereinzuführen in ſein Haus und daſelbſt ſie ſatt und trunken zu machen von den Gütern ſeines Hauſes. Als durch den kräftigen Zuſpruch des Pflegevaters in der Seele des Knaben der bange Zweifel: ob ſich wohl Gott einer ſo gräuelvollen, ſündigen Kinderſeele erbarmen werde, vollends ganz überwunden war, da ward ſein Mund voll Lobes und Jauchzens, ſo daß der Pfarrer öfter ſagte, ſein Haus, bei aller äußeren Noth, die eben in ihm herrſchte, ſey damals wie ein kleiner Himmel geweſen, wo die Stimme der Seligen und Engel Gott lobet ohne Aufhören. Und ſo entſchlief der Knabe ſelig, im Glauben an ſeinen Herrn, ſeines Alters noch nicht neun Jahre. Er hatte den Tag ſeines

Todes (den Freitag) vorausgeſagt und mit ſtiller Freude der letzten Stunde entgegengeſehen.

Wie weiß doch der gute Gärtner und Hausvater jede Frucht, welche er für ſeinen Haushalt brauchbar machen will, und wenn ſie auch noch ſo ſehr unter dem Schutt verſteckt emporkeimte, zur rechten Stunde, — wenn die Zeit der Reiſe nahet, hinzuſtellen an die Strahlen der ſie zeitigenden Sonne. Er führte den Knaben zum Haus des mildthätigen Pfarrers, weil er dieſem, der ſchon ſo manchem Armen Gaben gereicht hatte, ſelber eine Gabe ſchenken wollte, deren Herrlichkeit und Schönheit ihren Empfänger freuen wird und beſeligen ohne Aufhören, und vor Allem gab er dem jungen Weinſtock, den er noch auf Erden aus der Seele dieſes Kindes ziehen wollte, an jenem väterlich geſinnten Greiſe eine feſte Stütze, an welcher er ſich emporranken konnte.

49) Schlagende Gewalt einer Frage.

Wer, ſo erzählt mir ein Freund, den alten, ſiebzigjährigen Garniſonprediger Moſer neben dem alten Privatlehrer Jeremias Flatt (man vgl. Nr. 1. und 44 dieſer Mittheilungen) zum erſten Male ſah und hörte, der mochte es, bei dem gar großen äußeren Contraſt, der zwiſchen dieſen beiden Männern war, wohl kaum für möglich halten, daß beide ſo innig, ſo gänzlich übereinſtimmend wären in ihrer Lehre, in ihren Urtheilen, in ihrem Leben; beide ſo ein Herz und eine Seele. Und, in der That, hätte nicht in ihnen der gemeinſame Geiſt der Liebe Jeſu Chriſti gelebt und gewaltet, der alle verſchiedenartige Glieder ſeiner Gemeinde zu einem Leibe vereint, eine ſolche Freundſchaft unter ſo ſehr verſchiedenartigen Naturen wäre unmöglich geweſen. Das war der Gedanke, der wohl Manchem einfiel, welcher einer jener Erbauungsſtunden beiwohnte, dergleichen jene beiden Greiſe gemeinſam für eine Anzahl gleichgeſinnter Männer leiteten. Wenn Moſer mit ſeiner eigenthümlichen, treuherzigen Gravität und mit ſeinem tiefen Baß irgend einen Satz ausgeſprochen hatte, deſſen Ausdruck und Form man die Schule anmerken konnte, durch welche der grundgelehrte, tiefdenkende Mann gebildet worden war (die Schule Bengel's und Oetinger's), und wenn nun der heiter lächelnde alte Flatt, mit ſeiner kindlich hellen Stimme und Einfalt, den Satz aufnahm und auf eine ſolche Weiſe wendete, daß man anfangs hätte meinen mögen, dieſer verſtehe gar nicht, was Moſer ſagen wollte, wenn ſich dann ſcheinbar ein Streit zwiſchen beiden entſpann, wie zwiſchen einer Mutter und ihrem mit ihr ſpielenden Säugling, wobei man übrigens kaum wußte, welchen von beiden mit der Mutter und welchen mit dem Säugling man vergleichen ſollte; wenn ſich ein Streit entſpann, wobei jedes Wort voll Salbung und Kraft war, jedes Wort, aus Liebe entſprungen, nur Liebe wecken mußte, dann kamen den Zuhörern öfters, mitten unter dem Lächeln, Thränen der Rührung in die Augen, und niemals drang ihnen die Wahrheit der Sprüche tiefer ans Herz: „Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt ein Geiſt; und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt ein Gott, der da wirket Alles in Allem.“ Und jener: „Es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt ein Herr.“

In der That, mancherlei Aemter, zu deren jedem Gott allein dem Menſchen das geben kann und giebt, was gerade hier die rechte, bleibende Frucht zu ſchaffen dient. Dem Jeremias Flatt war für ſeine Kinder, denen ihn Gott zum Lehrer ſchenkte, eine ſanfte, geduldige, weiche Kinderſeele gegeben; Moſer's Feld war in dem Gebirge Edom, ihm war zu ſeinem Berufe die Geſtalt und Kraft eines Kriegsmannes nöthig. Der Anblick und die Weiſe des alten Flatt weckte in kindlichen und demüthig gebeugten Seelen Vertrauen und Liebe; Moſer konnte, ſo oft er wollte, bei den Stolzen eine unwillführliche, wenn auch zuweilen nur vorübergehende Beugung, in ſichern Sündern Furcht und Schrecken erregen, und häufig gelang es ihm dann auch, durch Gottes Kraft und Beiſtand, einen ſolchen Sünder zur Buße und zum Empfahen der ewigen Seligkeit, die in Chriſto Jeſu iſt, zu führen. Ein Beiſpiel der Art, wo von Moſer's Wirkſamkeit Schrecken, aber auch Gnadengaben der Ewigkeit ausgiengen, will ich hier erzählen.

Man rief ihn zu einem hochadeligen Herrn, einem Mann des Todes in doppeltem Sinne.

Denn

Denn dieſer erſt fünf und dreißigjährige Mann lag nicht bloß todtkrank und abgezehrt bis auf Haut und Knochen darnieder, ſondern auf ihm laſtete, das wußte man im ganzen Lande, der Fluch vieler durch ihn verführter Seelen, vor Allem Einer, welcher er ein Geſelle und Gehülfe auf ihrem für Tauſende furchtbar einflußreichen Wege der Sünden geweſen war; der Fluch eines ſchändlich vergeudeten Lebens, einer durch das Laſter gemordeten Leiblichkeit. Der Kranke ſchien ſich, gegen Moſer's allbekannten, zerſchmetternden Ernſt, nach einem Gehülfen und Sekundanten umgeſehen zu haben, welcher etwa die gar zu heftigen Streiche des Bußpredigers abwehren oder doch mäßigen ſollte. Ein hoher Stabsoffizier ſaß, als Moſer ins Zimmer trat, am Bette des Kranken, ein Stabsoffizier, vor welchem, ſo ſollte man meinen, der Garniſonprediger wohl Reſpekt haben mußte. Moſer kehrt ſich daran nicht, ſondern dringt, als ſey er mit Gott und der Seele des Kranken allein, in und an dieſe mit Fragen ein, in denen ein Ernſt der Ewigkeit liegt. Da unterbricht ihn der hohe Stabsoffizier und ſagt: „Das ſey Alles Firlefanz, nach dem Tode ſey Alles aus" — Da ſchaut Moſer mit ſeinem gewohnten Ernſt dem Herrn ins Auge und fragt mit ſeiner Donnerſtimme: Wiſſen Sie das gewiß? Und ſiehe, der Kriegsmann verſtummt und wird bleich, nach einigen Minuten ſteht er auf und entfernt ſich ſchweigend.

Moſer ſpricht nun weiter mit dem Kranken, der zwar durch die ſonderbare Gewalt, welche in der einfachen Frage lag, nicht minder erſchrocken ſchien als der Stabsoffizier, zugleich aber auch verſtockt und verſchloſſen; er antwortet kaum auf eine von Moſer's Fragen. Da erhebt ſich der Garniſonprediger. Er bezeugt dem Mann des Todes Vergebung oder Verdammniß; die Nähe von Himmel oder Hölle; er bezeugt ihm den Namen und die Kraft deſſen, welcher den Schlüſſel hat zum Himmel und zur Hölle, er legt ihm zur Wahl vor: Segen oder Fluch. Darauf verläßt er den Kranken.

Schon am anderen Morgen ruft man ihn wieder zu dieſem. Wie hat ſich da, in einer einzigen Nacht, Alles ſo verändert! Der Kranke weint, ſo ſehr die erſtorbenen Augen dieß noch können, ringt die Hände, nennt ſich voll Verzweiflung einen verlorenen, verworfenen Sünder; er winſelt laut vor dem Prediger, welchen er noch geſtern kaum einer Antwort würdigen mögen. Da zeigt ſich Moſer's Kraft von einer anderen Seite. Mit ſtarker Stimme, vor welcher das Winſeln der Verzweiflung unhörbar wird, betet er dem Manne des Jammers ein Gebet der Zuverſicht und des felſenfeſteſten Glaubens an den vor, welcher nicht will den Tod des Sünders, welcher Keinen, der zu ihm nahet, will hinausſtoßen, ſondern welcher gekommen iſt, die Sünder zu retten; ſelig zu machen, welche ſeinen Namen anrufen. — Der Kranke, überwunden von dieſer Kraft, betet anfangs mit angſtvoller, dann mit zuverſichtlicher Stimme die Worte nach, wobei freilich öfters heiße Thränen und die Worte ſein Gebet unterbrechen: „O Gott, o Gott! gilt das auch für mich? Iſt für mich verlorenen Sünder wirklich auch noch Gnade im Himmel?“ **Moſer** antwortet im Sinne jenes alten Liedes:

Ob bei uns iſt der Sünden viel,
Bei Gott iſt viel mehr Gnade;
Seine Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch ſey der Schade. —

Er reißet, mit der Kraft des Chriſtenglaubens, dieſe verſunkene Seele herauf zum Kreuz, in welchem Sieg iſt über Hölle und Tod. Der Kranke lebte noch einige Zeit, er ſtarb in tiefſter Reue und Zerknirſchung, ſtarb aber zugleich auch freudig, mit dem Namen deſſen auf ſeiner Zunge und in ſeinem Herzen, der den Sünder gerecht machet.

Was wäre wohl aus dieſem Kranken, aus dieſem Manne der Verzweiflung geworden, wenn **Moſer** ſich von dem Anſehen und der Einrede des hohen Stabsoffiziers hätte ſchrecken laſſen; wenn nicht vielmehr er über den Stabsoffizier und den vornehmen Kranken ein Schrecken von Gott ausgegoſſen hätte, durch ſeine **einfache, aber ſchlagende Frage.**

50) Die Weinproben.

Ein Gutsbeſitzer in Frankreich, der ſich viel mit dem Anbau und der Pflege des Weines beſchäftigt hatte, ließ einige Zeit vor ſeinem Tode drei Flaſchen, welche mit den drei berühmteſten Arten der franzöſiſchen Weine gefüllt waren, am Grundgemäuer ſeines Hauſes unter einem Steine vergraben und machte zugleich in ſeinem Teſtamente die Verordnung: daß die Erben und künftigen Beſitzer ſeines Hauſes nach hundert Jahren den Stein herausheben und die drei Weinproben verſuchen ſollten, um zu erkennen, welche von jenen drei Arten in ſo langer Zeit ſich am Beſten erhalten habe. Die Erben im dritten Glied kamen der Verordnung ihres Ahnherrn nach: der Stein wurde in Gegenwart von Zeugen herausgehoben, der Wein verſucht. Da fand man, was die Meiſten der Anweſenden nicht erwartet hatten, daß gerade der Wein, welcher durch ſeinen lieblichen, ſüßen Geſchmack und durch ſein jugendlich aufſchäumendes Feuer der Jugend wie dem Alter, dem Schwachen wie dem Starken gleich angenehm iſt, ſich am Beſten erhalten, ja ſogar veredelt habe; von den beiden übrigen, ſonſt als ſehr ſtark geprieſenen Weinen war nur der eine von Geſchmack noch kenntlich geblieben, der andere aber ſo ganz zu Grunde gegangen, daß er nur zum Wegwerfen tauglich erſchien.

Dieſe kleine Erzählung erweckte in mir verſchiedene Gedanken. Der Mann in der Champagne, der für ſo lange Jahre, und noch weit über die Zeit ſeines Lebens hinaus, auf die Würdigung eines bloß leiblichen Nahrungsmittels Bedacht genommen hatte, verdankte ſeiner Beſchäftigung mit dem Weine nicht bloß von Jugend an ſein tägliches Brod und Auskommen, ſondern den guten Wohlſtand ſeines Hauſes und überdieß dem Genuß des von ihm gepflegten Getränkes auch manche fröhliche Stunde. Es war daher eine Art von dankbarer Anhänglichkeit an die ſeinem Lande durch Gottes Güte verliehene Gabe, welche ihm den Gedanken eingab, für die Ehre ſeines Weines auch lange nach ſeinem Tode noch Etwas zu thun.

Ich nun meines Theiles kenne auch ein Nahrungsmittel, zwar nicht des Leibes, aber des Geiſtes, welchem ich nicht nur von Jugend an alle wahrhaft fröhliche Stunden meines Lebens, ſondern auch alle Kraft zum Guten und die ganze Ruhe, den Frieden meines Herzens verdanke. Dieſes Nahrungsmittel iſt Gottes geoffenbarte Wahrheit und lauteres Evangelium: der Glaube an Chriſtum, Gottes eingebornen Sohn, meinen Herrn; die Lehre vom Kreuz. Da wünſchte ich denn, ich könnte auch bei dem Eckſtein am Tempel meines Gottes dreierlei Proben der berühmteſten Lehren meiner Zeit und meines Landes niederlegen, und nach hundert Jahren käme ein dann lebendes, geſundes Auge und prüfte, welche der drei Proben ſich bis zu dieſer Zeit am Meiſten in gleichem Werth erhalten habe, ja dem Menſchengeiſt noch werther geworden ſey? Ich möchte da, im Angeſichte des Eckſteines, niederlegen vor Allem die Lehre der Väter ſeit der Apoſtel-Zeiten, welche auch meines Lebens Troſt und Kraft war, die Lehre: daß in keinem Andern Heil, und daß auch kein anderer Name den Menſchen gegeben ſey, darinnen ſie ſollen ſelig werden, als der Name Jeſu Chriſti; die ſüße lautere Lehre des Evangeliums, welche ſchon den Kindern eine liebliche Engelsbotſchaft, den Jünglingen und Männern eine Kraft Gottes, den Greiſen eine Seligkeit iſt. Dazu möchte ich zweitens legen die Lehre der offnen, unverhohlenen Feinde des einfältigen Chriſtenglaubens: der Feinde, unter denen auch mancher redliche Forſcher auf dem Wege der Vernunft war, mancher, welcher nicht wußte, was er that. Endlich drittens, möchte ich dazu legen die Modelehre unſers Tages, die jüngſte unter allen dreien, die Lehre genannt juste milieu oder Denkglaube, die Lehre jener nicht offenen Gegner, welche die Werke und Ausdrücke des Chriſtenglaubens im Munde führen, aber hiermit heucheln, denn ſie meinen damit, was ihres Dünkels, nicht das, was Gottes iſt. Die Lehre jener blinden Männer, welche von ſich ſelber ſagen: daß ſie auf den Schultern Chriſti und ſeiner Apoſtel ſtehen und darum weiter blicken als dieſe; jener Männer, welche an dem theuren, geoffenbarten Worte Gottes deuteln und mäckeln und davon ſtehen laſſen oder hinwegthun, was ihnen gut däucht ohne Kraft und ernſten Willen, zu prüfen durch die That, ob dieſe Lehre von Gott ſey?

Welche von dieſen dreien, jetzt neben einander beſtehenden Lehren wird wohl nach hundert Jahren ſich als die haltbarſte, als die durch keine Zeit wandelbare erweiſen? — Ich meine wohl die, welche ſich in ihrer ganzen Gotteskraft und Herrlichkeit ſeit faſt zwei tauſend Jahren unwandelbar als dieſelbe erwieſen hat; denn ſie wird dauern, ſo lange ein Gott und der Menſch iſt. Der Enkel im dritten Gliede, der etwa nach hundert Jahren dieſe Titel und Namen der drei Lehren läſe, würde ſagen: „Was der alte, einfältige Chriſtenglaube ſey, das weiß ich wohl, denn derſelbe beſteht noch jetzt, wie er zu der Apoſtel Zeiten beſtanden und der Mund der Wahrheit hat von ihm geſagt: daß die Pforten der Hölle ihn nicht werden überwältigen. Was die Lehre der offenen Feinde und Gegner war und iſt, das weiß ich auch. Viele dieſer Feinde ſind zu Freunden des Evangeliums geworden; ihre Angriffe und Forſchungen haben vielfältig die Wahrheit beſſer zu Tage gefördert und ihr den Weg durch das Wüſte gebahnt. Was aber die Lehre des Denkglaubens geweſen ſey, das weiß ich nicht, auch erwähnen die Bücher der gründlichen Wiſſenſchaft ihrer nirgends. Sollte es wirklich zu Ende des Jahres 1832 eine ſolche Lehre gegeben haben, oder hat der alte Schreiber dieſer Zeilen, die ich hier unter einem Steine vergraben fand, jenen Namen nur im Scherz erfunden?“

Anhang.

Die Leſer dieſer Schrift, welche oben an Gardiner die Freudigkeit und den wahren Frieden des Geiſtes erkannt haben, womit ein Chriſt lebt und ſtirbt; die Emſigkeit, mit welcher ein Mann wie dieſer, noch jeden Augenblick des ſeinem Ende nahenden Lebens zuſammennimmt, um die eigene Seele und die Seelen der Brüder zu retten und in Gott zu ſtärken, mögen hier als Seitenſtück auch noch das Lebensende eines vornehmen Landsmannes unſers Gardiner betrachten. Sie mögen ſich dann, wie vor dem Angeſicht der ernſten Ewigkeit die Frage vorlegen und beantworten, welches Lebensende war wohl das beſſere, wünſchenswerthere: jenes des Gardiner oder das ſeines vornehmen Landsmannes: Cheſterfield.

Wir entnehmen übrigens die nachſtehende Erzählung aus den trefflichen Dorpater Evangeliſchen Blättern:

Graf Cheſterfield und der Apoſtel Paulus.

Philipp Dormer Stanhope, Graf von Cheſterfield, ward 1794 zu London geboren. Nachdem er ſeine Univerſitätsſtudien zu Cambridge gemacht, ſtudirte er auf einer Reiſe durch

Europa

Europa, beſonders in Paris, die feine Abgeſchliffenheit des äußeren Anſtandes, in die er allein Alles ſetzte. Unter Georg I. wurde er noch vor Erreichung des geſetzlichen Alters Mitglied des Unterhauſes, wo er bald durch ſeine glänzende Rednergabe entzückte, und trat nach dem Tode ſeines Vaters in das Oberhaus, auch hier durch Talent hervorragend. Darauf ward er nach der Reihe: Geſandter bei den Generalſtaaten, Vicekönig von Irland und Staatsſekretär. Im Jahr 1748 beſchloß er freiwillig ſeine politiſche Laufbahn, um den Reſt ſeiner Tage in einer, wir werden ſehen, wie wenig glücklichen Ruhe zuzubringen. Er ſtarb, nachdem er lange auch körperlich viel gelitten, 1773 in ſeinem 79. Jahre.

Unter Cheſterfields Schriften characteriſiren ihn beſonders nachtheilig ſeine berüchtigten Briefe an ſeinen Sohn, von denen ſein Landsmann und Zeitgenoſſe Johnſon, der ihn einen ſchönen Geiſt unter den Lords, und einen Lord unter den ſchönen Geiſtern nannte, urtheilte: „daß ſie die Moral einer Buhlerin, und die Sitten eines Tanzmeiſters lehrten.“ (Dennoch war ein deutſcher Erzieher, Campe, verkehrt genug, einen freilich nach ſeiner Weiſe und nicht ohne alle Mißbilligung des Originals umgeſtalteten Anhang von dieſen Briefen ſeinem Theophron, oder erfahrenen Rathgeber für die unerfahrene Jugend, einzuverleiben, woraus er ihn nachher unter dem Titel: „Klugheitslehren“ ſelbſtſtändig herausgab.) In ſeiner „Chronik der Könige von England“ ſoll der Graf durch profane Nachahmung der Sprache jener ähnlich benannten Bücher des alten Teſtamentes die Bibel lächerlich zu machen geſucht haben.

Dieſer Mann, ausgezeichnet durch Geburt, Talent und Erziehung, einer der gebildetſten in Europa, hervorragend in der politiſchen, wie in der eleganten Welt, ſchreibt am Ende ſeines Lebens, nachdem er jeden Kelch der Luſt, den dieſe Welt darbietet, ausgeleert hatte:

„Ich habe das langweilige Einerlei der Geſchäfte und Vergnügungen durchgemacht, ich habe alle Freuden dieſer Welt genoſſen, und ihre Nichtigkeit erkannt; ich wünſche mir ſie nicht zurück. Ich ſchätze ſie nach ihrem wahren Werthe, d. h. ſehr niedrig. Wer ſie nicht kennt, der pflegt ſie zu hoch anzuſchlagen. Man ſieht nur die liebliche Außenſeite und läßt ſich durch deren Glanz verblenden. Ich bin hinter den Couliſſen geweſen. Da habe ich die ſtaubigen Stricke und hölzernen Winden geſehen, welche die prächtige Maſchinerie in Bewegung ſetzen; ich habe die Talglichter geſehen und gerochen, welche die Decoration illuminiren und Bewunderung und Staunen der unwiſſenden, gaffenden Menge erregen. Wenn ich jetzt zurückdenke an Alles, was ich gehört, geſehen und gethan habe, ſo kann ich mir kaum vorſtellen, daß dieſer ganze, leere Wirrwarr von weltlichem Treiben und weltlicher Luſt wirklich vorhanden geweſen; es iſt mir, als hätte ich Opium genommen, und das Alles geträumt, und mich gelüſtet keineswegs, das ekele Tränkchen noch einmal zu nehmen und den weſenloſen Traum noch einmal durchzumachen. Soll ich nun ſagen, daß ich dieſe trübſelige Lage mit der verdienſtlichen Standhaftigkeit und Selbſtverläugnung trage, deren die Meiſten ſich rühmen? Nein, da müßte ich lügen; ich trage ſie, weil ich ſie eben tragen muß, ich mag wollen oder nicht. Mein Dichten und Trachten geht nun dahin, die Zeit, nun da ſie meine Feindin geworden iſt, zu tödten, ſo gut ich kann; ich habe mich entſchloſſen, den noch übrigen Theil der Reiſe im Wagen ſchlafend zuzubringen.“

Der Apoſtel Paulus dagegen, der ſein Leben verbracht in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durſt, in viel Faſten, in Froſt und Blöße, gefangen, oft in Todesnöthen, geſtäupt, geſteinigt, Schiffbruch erlitten, in Fährlichkeiten zu Waſſer, unter den Mördern und den Juden und den Heiden und falſchen Brüdern, der mit ſchwach wurde und brannte, ſobald ein Glied ſchwach oder geärgert wurde, der da täglich ſtarb, ſchreibt am Ende ſeines Lebens: Ich werde ſchon geopfert und die Zeit meines Abſcheidens iſt vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage als der gerechte Richter geben wird, nicht mir aber allein, ſondern auch Allen, die ſeine Erſcheinung lieb haben.

Altes und Neues

aus dem Gebiet

der

innren Seelenkunde

herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Vierter Band. Erſte Abtheilung.

Zweite Auflage.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1841.

[illegible]

Seinem treuen, brüderlichen

Freunde und Schwager,

Herrn Juſtizamtmann Reichel,

Fürſtlich Schönburgiſchem Rathe, zu Lößnitz im
ſächſiſchen Erzgebirge,

widmet

dieſes Büchlein

in inniger Liebe

der Verfaſſer.

Vorrede zur erſten Auflage.

Nur damit das länger gegebene Verſprechen eines vierten Bandes meines Alten und Neuen nicht unerfüllt bleibe, gebe ich hiemit einige Bögen, deren Inhalt ſchon, großentheils in mehreren Zeitſchriften zerſtreut, abgedruckt war. Die Erzählungen von Liedern ſchloſſen ſich an Erzählungen von Reiſen an, von denen ich einige in einen ſpäteren Band dieſes Buches aufzunehmen gedenke; vermehrt vielleicht durch neue Mittheilungen von innern und äußern Begegniſſen einer Reiſe nach dem Lande des Aufgangs, deren erſte Schritte ich in dieſem Augenblicke ſchon zurückgelegt habe.

Ueber den Zweck der Erzählungen von Liedern habe ich mich in dem nachſtehenden Eingange erklärt. Für jene guten alten Lieder unſerer Kirche, welche namentlich C. von Raumer in ſeiner Sammlung geiſtlicher Lieder, Baſel bei Spittler 1831, ſo wie in ſeinen neuerdings erſchienenen „geiſtlichen Liedern“ (Nürnberg 1836) mit ſo gewiſſenhafter Treue aufgenommen hat, ſollten auch jene Erzählungen eine erneute Theilnahme erwecken helfen. Denn dringender, als jemals an eine andere Zeit der Kirche Chriſti, ergehet von allen Seiten an die gegenwärtige die Aufforderung: „Halte, was du haſt.“

Wohlan denn, das Angeſicht gewendet nach Oſten, wollen wir treu und unverrückt auf dem Wege bleiben, der zu dem Jeruſalem führet, das droben iſt: zu der Stätte eines ewigen Friedens.

Geſchrieben auf der Reiſe, zu Wien
am 13. September 1836.

Der Verfaſſer.

Dieſer Vorrede zur erſten Auflage des Büchleins, welche der Verfaſſer deſſelben beim Antritt einer größeren Reiſe und bereits auf dem Wege zu ihr ſchrieb, möge nur die Bemerkung beigefügt werden, daß die andre Hälfte des Bandes, deſſen Anfang die Erzählungen von Liedern bilden, ſo eben unter der Preſſe iſt und in wenig Wochen der Vorgängerin folgen wird. Dieſe zweite Hälfte ſoll namentlich einige „Erzählungen von Reiſen" enthalten.

München am 8. Mai 1841.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erzählungen von Liedern und Reiſen.

Erſte Abtheilung

1) Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr! . S. 5
2) Es iſt das Heil uns kommen her . . 7
3) Meinen Jeſum laß ich nicht . . . 10
4) Warum betrübſt du dich, mein Herz . . 27
5) Was mein Gott will geſcheh allzeit . . 34
6) Wie wohl iſt mir o Freund der Seelen . 38
7) Das lange Kleid 41
8) Die erzwungene Predigt 47
9) Der Fehdehandſchuh 52
10) Ich habe nun den Grund gefunden . . 55
11) Durch Adams Fall iſt ganz verderbt . . 67
12) Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin . 71
13) Hilf Herr, laß es gelingen . . . 74
14) Lobe den Herrn o meine Seele . . . 76
15) Der Herr hat überwunden . . . 79
16) Mitten wir im Leben ſind . . . 85
17) So gehſt du nun mein Jeſu hin . . 89
18) Jeſus, meine Zuverſicht 91
19) Joſeph und Johannes 102
20) So ruheſt du 110
21) Gott iſt gegenwärtig! 118

22) Wach auf mein Herz und ſinge . . S. 124
23) Nun lob meine Seel den Herrn . . 125
24) Wer Gott vertraut 127
25) In allen meinen Thaten 129
26) Warum ſollt ich mich denn grämen? . . 136
27) Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern . . 139
28) Ach bleib bei uns Herr Jeſu Chriſt . . 152
29) Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir . . 156
30) Mir nach ſpricht Chriſtus unſer Held . 158
31) Von Gott will ich nicht laſſen . . . 161
32) Nicht mehr hienieden, heißt nicht geſchieden. 168
33) Wachet auf, ruft uns die Stimme . . 174
34) Was Gott thut, das iſt wohlgethan . . 180
35) Allein Gott in der Höh' ſey Ehr' . . 181
36) Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen . . 196
37) Eins iſt Noth, ach Herr! dieß Eine . . 201
38) Du biſt ein Menſch, das weißt du wohl . 203
39) O Ewigkeit, du Donnerwort . . . 204
40) Gott iſt und bleibt getreu 205

Erzählungen

von

Liedern und Reiſen.

Erſte Abtheilung.

Der größeſte Theil der hier zuerſt nachſtehenden kleinen Geſchichten fand ſich unter der Aufſchrift: Erzählungen von Liedern und Reiſen, in eine vaterländiſche Volksſchrift (das Nördlinger Sonntagsblatt) eingerückt. Meine Abſicht, bei Abfaſſung dieſer kleinen Erzählungen, war keine andre, als das Zurückrufen unſrer alten, wahrhaft geiſtvollen Kirchenlieder in das Andenken meiner Landsleute. Wenn, etwa am Sonntag Nachmittag, der Hausvater mit den Seinigen eine meiner kleinen Erzählungen läſe, da meinte ich könnte ihm das Veranlaſſung geben, ſein altes, von den Vätern ererbtes Geſangbuch wieder hervorzunehmen und eines der bezeichneten Lieder in ſeiner urſprünglichen, kräftigen Form zu betrachten; die beigefügte Erzählung ſollte dann zugleich nach ihrem Maaße dazu beitragen, den Inhalt des Liedes dem Herzen etwas näher zu bringen.

Auch Erzählungen von Reiſen, welche Selbſterfahrenes und Empfundenes enthielten, hatte ich in dem erwähnten Blatte mitgetheilt. Dieſe hoffe ich, mit vielen andren, noch ungedruckten, vermehrt den Leſern meines Alten und Neuen in einem nächſten Bande dieſes Buches, als eine zweite Abtheilung der „Erzählungen von Liedern und Reiſen" geben zu können.

Mögen denn vor der Hand die hier mitgetheilten kleinen Geſchichten auch in dem etwas weitern Kreiſe der Leſer, den ſie ſich nun aufſuchen, dazu beitragen, das Andenken an ein großentheils noch vergrabenes Erbgut unſrer Väter: an den Schatz unſrer alten, gotteskräftigen Kirchenlieder zu erneuern.

1) „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr!"

In der ſchönen, alten Stadt Lübeck bin ich auch einmal geweſen. Ich habe da gefeiert das Feſt der Auferſtehung unſers Herrn, und von dem theuern Geibel eine Predigt gehört, welche von Kräften der Auferſtehung unſers Herrn voll war. Ich habe dort auch einen lieben, chriſtlichen Bruder kennen gelernt, und für alle Zeit, ja mit Gottes Hülfe für die Ewigkeit lieb gewonnen, welcher Pauli hieß. Vielleicht war dies ein Nachkomme von dem gelehrten Oliger Pauli in Lübeck, welchem ich heute aus ſeinem Buche: „Noahs Taube" genannt, zwei Geſchichten von dem Liede: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr" nacherzählen will.

Der Vater dieſes Oliger Pauli, ein nachmals berühmter Arzt, befand ſich einſt in ſeinen Jugendjahren als beſuchender Freund am Sterbebette eines anſehnlichen Kaufmanns in Lübeck, welcher bereits, als gänzlich hülflos, von allen Aerzten aufgegeben und verlaſſen war. Da begehrte der Sterbende, man ſolle die Stadtmuſikanten zu ihm kommen und ſie vor ihm auf ihren Inſtrumenten ſpielen laſſen, damit er nun erführe, wie David rühmet: Du haſt meine Klage verwandelt in einen Reigen (Lobgeſang). Seine Hausfrau aber und Freunde wollten dieſes nicht zulaſſen, weil ſie fürchteten, es möge ihm einen üblen Nachruf vor der Welt geben. Als er jedoch auf ſeiner Bitte beſtund, wurde ihm dieſelbe mit Bewilligung ſeines Beichtvaters verſtattet, um ſo mehr, da er ja nur einen Reigen (Lobgeſang) in Davids Weiſe begehrte. Da nun die Muſikanten zu ihm in die Kammer gekommen waren, verlangte er, daß man ihm das Lied: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr“ vorſingen und dazu auf Inſtrumenten ſpielen ſollte. Hierauf ſtimmten die Sänger und Muſikanten den Geſang an, wobei der Sterbende, um der Andacht ungeſtört zu pflegen, ſein Angeſicht zur Wand kehrte. Als nun jene das Lied geendet hatten, fragte ihn ſeine Hausfrau, ob er noch Eins begehre? er aber war in dem Lobgeſang verſchieden.

Ebenderſelbe Arzt, der Vater des Oliger Pauli, iſt auch dabei geweſen, da man am Sterbebette einer edlen frommen Jungfrau in dem Augenblicke, als dieſelbe verſchied, das Lied: Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr! von zwei Stimmen ſingen hörte. Man hat den Geſang ſo deutlich Wort für Wort vernommen, als wären die Sänger im Zimmer; dieſe aber, die Sänger, hat Niemand geſehen, noch gefunden.

Ja mein Chriſt, dieſes Lied: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr,“ das du noch in alten Geſangbüchern unverändert finden wirſt, ſowie ſein Inhalt auch Gottlob! noch immer unverändert in Gottes hl. Schrift (Pſ. 18, V. 2. Pſ. 73. V. 25. 26.) enthalten iſt, möge dir und mir ein beſtändig werthes Lob- und Gebetlied ſeyn. Und gebe Gott, daß wenigſtens ſein Inhalt in unſerm Herzen töne, wenn es einmal mit uns zum Scheiden kommt. Der ſelige, fromme Spener ſang dieſes ſchöne Lied jedesmal am Sonntag Abends, und Gellert ſagt, der zweite Vers des Liedes ſey allein mehr werth, als ganze Bände unſerer gewöhnlichen neuen Geſänge. Der Mann, welcher das gotteskräftige Lied: Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr! gedichtet hat, hieß Martin Schalling. Er war im Jahr 1532 zu Straßburg geboren, ſtudierte in Wittenberg, wurde nachmals bey uns in Bayern, zu Amberg, Superintendent, und als ihn von dort die Eiferer für die unbedingte Annahme der Concordienformel vertrieben, wurde er Pfarrer in Nürnberg, wo er im Jahre 1608 ſtarb. Das Lied iſt im Jahr 1594 zuerſt gedruckt worden. (Siehe hierüber Bunſens Geſang- und Gebetbuch.)

---

2) Es iſt das Heil uns kommen her,
Von Gnad und lauter Güte;
Die Werke helfen nimmermehr,
Und ſchaffen nimmer Friede;
Der Glaub ſieht Jeſum Chriſtum an,
Der hat gnug für uns All gethan,
Er iſt der Mittler worden.

Das ſchöne Lied des Paul Speratus (Paul von Spretten), von welchem wir hier den erſten Vers voranſetzten, iſt ohngefähr im Jahr 1523 gedichtet. Daſſelbe machte auf Luther, der es zuerſt von einem Bettler unter ſeinem Fenſter ſingen hörte, einen ſo tiefen Eindruck, daß er „durch dieſen neuen, ſchönen Klang vom Evangelium bis zu Thränen gerührt ward,“ und das Lied, in welchem ein ſo lebendiges und klares Bekenntniß vom Grunde und der Natur des evangeliſchen Glaubens enthalten iſt, ward alsbald in allen evangeliſchen Kirchen, durch ganz Deutſchland, mit innigſter Freude aufgenommen. Daß indeß der Inhalt jenes troſtreichen Geſanges ſchon vor der Reformation, ja zu allen Zeiten des Chriſtenthumes ein Troſt der von Chriſti Geiſt ergriffenen und gerührten Menſchenſeele geweſen ſey, ließe ſich durch viele Geſchichten beweiſen, von denen wir diesmal nur eine, aus der Leipziger Chronik, anführen wollen.

„Anno 1463 iſt in Leipzig ein erſchreckliches Sterben geweſen, daran in und außer der Stadt über 8000 Menſchen, und unter denſelbigen allein im Pauliner Kloſter neun und zwanzig Mönche geſtorben. Da denn ein alter Mönch, mit Namen Martinus Drentzigk geweſen, welcher den Tag und die Stunde ſeines Ableibens zuvor gewußt, und als er vom Abt gefragt worden, wodurch er vermeinete einen gnädigen Gott zu haben, geantwortet: Lieber Vater, ich weiß die Schrift nicht, ſondern bin ſehr ungelehrt: doch habe ich eine Gewohnheit gehabt, daß wenn die andern Brüder geſungen, ich unterdeß einen Theil vom Leiden und Sterben Chriſti für mich genommen, daſſelbige herzlich betrachtet, und meinem Erlöſer und Seligmacher für ſein theures Verdienſt inbrünſtiglich Dank geſaget. An deſſelbigen Gerechtigkeit und Genugthuung für der ganzen Welt Sünde will ich allein gedenken. Ich halte alle meine Gerechtigkeit und guten Werke, für Koth auf der Gaſſen, gegen dem ewigen Schatz, den mir mein Herr Chriſtus durch ſeinen Tod erworben hat. Dem Abt ſind die Augen übergegangen, als er ſolches Bekenntniß und Troſt von dem Mönche gehört, hat ihn darauf ferner getröſtet und geſagt: Lieber Bruder, du haſt einen guten Grund deiner Seligkeit, und weil du auf die Gerechtigkeit deines Heilandes dich inniglich verläſſeſt, wird deine Hoffnung gewiß nicht zu Schanden werden. Und darauf iſt gedachter Mönch, als die von ihm zuvor verkündigte Stunde herbey kommen, in Gott ſanft und ſelig verſchieden."

Wir wollen nun auch noch einige Worte von dem Paul Speratus, dem Dichter des Liedes: „Es iſt das Heil uns kommen her" hinzufügen. Dieſer ſtammte aus dem edlen, ſchwäbiſchen Geſchlechte der Herrn von Spretten her, und war im Jahr 1484 geboren. Gegen 1522 predigte er zu Wien in der Stephanskirche mit großer Kraft und Freimüthigkeit das Evangelium, dann eben ſo zu Ofen in Ungarn und in Mähren. Nach manchen Verfolgungen kam er 1523 nach Wittenberg zu Luther, welcher ihn dem Herzog Albrecht von Preußen empfahl, deſſen Hofprediger er im Jahr 1524, dann ſeit 1525 Biſchoff zu Liebmühl im pomeſaniſchen Kreiſe wurde.

M. ſ. über das Lied, ſo wie über die Lebensumſtände des Paul Speratus, Bunſens allgem. Geſangbuch.

3) Meinen Jeſum laß ich nicht;
Weil er ſich für mich gegeben,
So erforderts meine Pflicht,
Klettenweis an ihm zu kleben.
Er iſt meines Lebens Licht;
Meinen Jeſum laß ich nicht.

Wer das ſchöne alte Lied, deſſen erſten Vers ich hier anführte, lieb hat und daſſelbe gerne ſingt, dem wird gewiß auch die Geſchichte desſelben lieb und rührend däuchten, die mir wie ein Theil des Liedes ſelber vorkommt. Churfürſt Johann Georg I. von Sachſen, glorreichen Andenkens, hat daſſelbe in ſeiner Todesſtunde zwar nicht in Verſen gedichtet, aber dennoch ſeinem Inhalte nach in Wahrheit erfahren und in deutlichen Worten ausgeſprochen. Denn das Lied iſt von Chriſtian Keymann auf die Worte des ſterbenden Fürſten gemacht, welche dieſer ſeinem Oberhofprediger, dem frommen Jacob Weller zur Antwort gab: „Meinen Jeſum laß ich nicht; Jeſum laß ich nicht!“ — Damit man aber ſehen möge, daß Johann Georg I. dieſe Worte nicht blos auf ſeinem Sterbebette, ſondern auch ſchon während ſeines ganzen Lebens in Mund und Herzen führte, wollen wir, ehe wir ſein letztes Stündlein beſchreiben, vorher Einiges von ſeinem Leben und von ſeinem, noch bei friſchen, geſunden Tagen aufgeſetzten Teſtamente an ſeine Söhne und Nachfolger erzählen.

Johann Georg I. war im Jahr 1585 geboren und da ſein Bruder Chriſtian II. ohne Leibeserben verſtorben, iſt er im Jahr 1611 zum Regiment gekommen. Seine 45 Jahre währende Regierung iſt in die trübſeligen Zeiten des 30jährigen Krieges gefallen, deſſen härteſte Kämpfe meiſtens in Sachſen und an ſeinen Gränzen ausgegangen ſind, ſo daß damals ein mannhafter Herr dazu gehörte, um den gänzlichen Ruin des Landes zu verhüten, den Schaden abzuwehren und der großen Noth der Unterthanen ſo bald wieder aufzuhelfen, als dies Johann Georg I. gethan. Wir dürfen, wenn wir das damalige Verfahren dieſes Fürſten betrachten, welches von vielen Neueren gemeiſtert worden iſt, nicht vergeſſen, daß derſelbe in ſeinem Gewiſſen ſich zur Erfüllung zweier verſchiedenen Pflichten verbunden geachtet habe. Die eine dieſer Pflichten war ihm vor allem die Aufrechthaltung der reinen evangeliſchen Lehre. Wie ſehr es ihm hiermit Ernſt geweſen, das bewies er nicht blos durch die eifrige Anhänglichkeit ſeiner eignen Perſon an Gottes Wort und Evangelium, ſondern durch alle ſeine getroffenen Anordnungen; durch ſeine hülfreiche Verwendung für evangeliſche Glaubensgenoſſen und die Aufnahme und Unterſtützung, die er den aus andern Ländern vertriebenen evangeliſchen Chriſten in ſeinen eigenen Landen angedeihen ließ; ſondern er bewies es mit dem Schwert in der Hand und mit Darangabe ſeines eigenen Lebens in die Gefahr der Schlachten, als er vom Jahr 1631 bis 1635 den Kampf gegen die katholiſche Ligue führte, und ohne der Schonung des eigenen Leibes zu gedenken, an dem heißen Gefecht vor Leipzig, bei Breitenfeld, wie noch an vielen andern, Theil nahm. Ja den groſſen Ernſt in Erfüllung dieſer Hauptpflicht beweiſet noch ſein Teſtament und die Geſchichte ſeiner letzten Stunden. Aber Johann Georg I. war ſeinem äußern Stande nach von Gott zum Amte eines Churfürſten, ſo wie Erzmarſchall des Reiches beſtellt, und als ſolchem däuchtete es ihm auch Pflicht zu ſeyn, dem Kaiſer und deutſchem Reiche die gebührende Treue und Gehorſam zu leiſten; das Beſte von beiden zu befördern und aufrecht zu erhalten. Drei römiſchen Kaiſern, Matthias, Ferdinand II. und Ferdinand III., ſo wie dem römiſchen König Ferdinand IV. hatte Johann Georg I. in ſeiner Würde als Churfürſt zur Seite geſtanden und ſie mit erwählen helfen; zweimal hatte er ſelber bei Erledigung des kaiſerlichen Thrones das Amt eines Verweſers der Kaiſerlichen Macht verwaltet. Bei all den genannten Kaiſern ſtund dieſer Churfürſt in ſolcher Hochachtung, daß ihm nicht blos Ferdinand II., zur Bezeugung ſeiner Anerkennung, den Titel eines „Durchlauchtigen“ beigelegt, welchen vorher nur Könige und Kaiſer geführt, ſondern daß ihn Kaiſer Matthias ſelber in Dresden beſuchte, Ferdinand III. aber ihn 1638 nach Leutmeritz, 1652 nach Prag zu ſich einladen laſſen, um daſelbſt ſeines Rathes und Umganges ſich zu bedienen. Welche Bedeutung dieſem Manne im damaligen römiſchen Reiche zugekommen, das haben ſelbſt die auswärtigen Staaten anerkannt, und Spanien wie Frankreich, England, Holland, Dänemark, Schweden, Polen, Moskau, Siebenbürgen, Florenz, Savoyen, Mantua und Modena gaben ihm ihre Achtung durch eigene Geſandten zu erkennen, welche ſie an ſeinem Hof erhielten. Mit dieſen Geſandten pflegte der Churfürſt insgemein perſönlich und mündlich die Hauptgeſchäfte abzumachen.

Ueberhaupt war an dieſem Herrn die Munterkeit und eifrige Thätigkeit, womit er ſeinen Berufsgeſchäften nachgekommen, höchſt bewundernswerth. Daß er, ſo oft er gezwungen worden an den damaligen Kriegen Theil zu nehmen, in eigner Perſon mit den Seinigen zu Felde gelegen, iſt ſchon oben erwähnt worden. Durch perſönliche Tapferkeit und Feldherrn-Thätigkeit hatte er die Empörung geſtillt, welche ſich von Böhmen aus durch die Oberlauſitz gegen Kaiſer und Reich erhoben, ſo wie ſpäterhin den Kaiſerlichen ſelber einen für ſein Land vortheilhaften Frieden abgenöthigt. Perſönliche Thätigkeit war es, womit er die Angelegenheiten ſeines Landes und den Wohlſtand der Unterthanen in beſtändig guter Ordnung erhielt. Denn alle wichtigen Verhandlungen, Vorſtellungen und Bittſchriften mußten vor ihn gebracht werden; er pflegte öfters, mit Durchleſung derſelben die halbe Nacht hinzubringen, und wenn darunter etwas war, das ihm vorzüglich wichtig ſchien, ſagte er zu ſeinem Geheim-Sekretär: „Die Sache iſt ſpitzig; legt mirs hieher, ich muß es für mich noch einmal leſen, alsdann will ich mich reſolviren.“ Perſönliche Aufſicht über das Vermögen des Staates und ſeines Fürſtenhauſes war es, was dieſen Herrn, bei ſeiner weiſen Sparſamkeit in den Stand ſetzte, nicht blos jene 72 Tonnen Goldes aufzubringen, welche die Kriege für Kaiſer und Reich ihm koſteten und wofür er die Ober- und Nieder-Lauſitz erblich an ſein

Haus brachte, ſondern auch eine Menge Aemter, Städte, Graf- und Herrſchaften an ſich zu kaufen, welche meiſt wegen übel geführter Wirthſchaft von ihren bisherigen Beſitzern aufgegeben waren. Hierbei hat dieſer Herr für die armen, um der Religion willen Vertriebenen, an der böhmiſchen Gränze eine ganz neue Stadt erbauen und zum bequemen Wohnort einrichten laſſen, welche nach dem Namen ihres Erbauers Johann Georgenſtadt heißet. Denn ſolcher Verfolgten nahm ſich der Churfürſt nicht blos mit dringender, ernſtlicher Fürſprache bei dem Kaiſer an, wiewohl hiermit nur ſelten viel ausgerichtet war, ſondern ſie fanden an ihm, ſobald ſie in ſein Land kamen, einen treuen, väterlichen Verſorger, wie denn dieſer chriſtliche Fürſt gegen alle Verlaſſene, Wittwen und Waiſen eine ganz beſondere zärtliche Vorſorge trug.

Es wird ſchon aus den bisher beſchriebenen Eigenſchaften die Kraft erkannt, welche den Churfürſten Johann Georg zu ſeinem Thun und Wirken ſtärkte; unmittelbar jedoch macht ſich dieſe Kraft: die Kraft des Chriſtenthums, an ſeiner Demuth und Gottesfurcht kund. Er war von Natur und durch ſeine Erziehung zum Kriegshandwerk in etwas zum raſchen, auffahreriſchen Weſen geneigt. So oft er jedoch vermeinte, er hätte einem ſeiner Leute im Zorn oder mit barſchen Worten zu viel gethan, reuete es ihn bald und er ſuchte ſeine Uebereilung durch eine gnädige Anrede und freundliches Bezeigen wieder gut zu machen. Seinem Beichtvater, welcher ihm einſtmals ein ſolches Vergehen verwies, antwortete er: „Ihr meinet es gut, und thut was eures Amtes iſt. Ich möchte dieſes ungeſchehen wiſſen, und weiß es Gott, daß ich mich die Nacht über darob bekümmert habe. Bittet Gott für mich, und gebt mir euren Segen mit auf die Reiſe." Als nun der Beichtvater ihn hierauf aus Gottes Wort im Guten beſtärkt und getröſtet, hat er, faſt vor Freuden weinend, ihm die Hand gedrückt und gerüttelt und ſich fröhlich auf die Reiſe begeben, auf welcher er, ſeiner Gewohnheit gemäß, kräftige geiſtliche Lieder ſang. Und nicht blos bei dieſer, ſondern bei jeder andern Gelegenheit, zeigte der Churfürſt, daß er Gott auch in ſeinem treuen Diener und Prediger des Evangeliums ehre, wie er denn ſolche Männer immer mit entblöſtem Haupte in ſeinem Gemach empfieng, gerne mit ihnen von erbaulichen Dingen redete und nachdrücklich ſich der Rechte ihres Amtes annahm. Unter andern pflegte er, gegen das damals überhand nehmende Streben des Adels, den geiſtlichen Stand in ſeinen Rechten und Vermögen überall zu beeinträchtigen, zu ſagen: „Wer Unglück haben will, der fange nur da an. Meine ſelige Frau Mutter hat mich allezeit treulich dafür gewarnt, und ich habe es auch an Vielen erfahren, daß Unglück darauf folge." — Es iſt auch jenesmals in Sachſen nirgends das durch wohlthätige Stiftungen der Vorfahren zuſammengebrachte Gut zum Privatvermögen des Fürſten gezogen worden.

An der Feier des gewöhnlichen Gottesdienſtes wie aller chriſtlichen Feſte, pflegte Johann Georg mit kindlicher Freude Antheil zu nehmen, und es verdient bemerkt zu werden, daß dieſer Fürſt, welcher zu ſeinen Zeiten drei Jahrzehende der Kriegslaſten ertragen hatte, gleichſam zum Erſatz dafür gewürdigt wurde, drei Jubelfeiern zu begehen, nämlich am 31. Oct. 1617 das Jubiläum bei Beginn der Reformation, den 25., 26. und 27. Juni 1630 das Jubelfeſt der Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion und am 25. Septbr. 1655 das hundertjährige Gedächtniß des Paſſauer Friedensvertrags.

Wir wollen nun einige wenige Züge aus dem Teſtament des ſeligen Churfürſten anführen. In demſelben befiehlt derſelbe unter anderm ſeinen Herren Söhnen: „ſie ſollten den Ihrigen und männiglich (jedermann) mit gutem Exempel vorleuchten; die Religion, wie ſie bisher nach den prophetiſchen und und apoſtoliſchen Schriften und in der hierauf gegründeten Augsburgiſchen Confeſſion, ſo wie Catechismo Lutheri gehalten worden, unverfälſcht laſſen und ſorgfältig bewahren. Ihre edlen Söhne und Fräulein (Prinzeſſinnen) ſollten ſie in der wahren Gottesfurcht, in unſrer evangeliſchen Religion und allen fürſtlichen Tugenden wohlauferziehen; in Kirchen und Conſiſtorial-Sachen keine Neuerung verſtatten. Nachdem auch die unvermeidliche Nothwendigkeit es erfordere, getreue Theologen auf den Univerſitäten und ſonſt auf dem Lande und in den Städten reine, gewiſſenhafte Prediger, Seelſorger und Lehrer zu haben, ſoll anders die reine Lehre erhalten und das Volk zur Seligkeit unterrichtet werden: ſo wollen wir unſre lieben Söhne treulich ermahnet und ihnen hiermit befohlen haben, die Tage ihres Lebens nach gottesfürchtigen, frommen, gelehrten, rechtſchaffenen Theologen, Profeſſoren, Predigern und Seelſorgern ſo wie Schullehrern zu trachten, und dieſelben allwege in ſonderlichen guten Schutz, Schirm und Obacht zu nehmen. Ingleichen ſollen ſie, als gottſelige, chriſtliche Regenten, ob dem heiligen Evangelio eifrig halten, unſere Ordnungen, als Hof-Kammer-Kanzlei-Landes-Polizey-Appellation- und andere obſerviren, den gemeinen Nutz treulich befördern, gute Juſtiz pflegen, der Unterthanen und Landes Nothdurft ihren eignen Lüſten und Belieben vorziehen, denenſelben keine unziemlichen Beſchwerden aufdringen, jedermann Recht und Gerechtigkeit mittheilen, der armen Wittwen und Waiſen ſich fleißig annehmen, die Straßen rein und die Münzen unverfälſcht halten; die Frommen lieben und ſchützen, die Böſen beſtrafen; vor Schmeichlern und Ohrenbläſern ſich wohl fürſehen, die Angeſchuldigten hören, und alle ihre Verrichtungen alſo bedenken und anſtellen, wie ſie es an jenem großen Tage vor dem Herrn aller Herrn, der ihnen das Regenten-Amt anvertrauet, zu verantworten getrauen: Auch bedenken, wie der Fürſten ihre Hoheit, Anſehen und Reputation nicht in großen Speſen, Pracht, Aufgang und Ausrichtungen, ſondern vielmehr in Treu, Glauben, richtiger Bezahlung und exemplariſchem Leben beſtehe. Was hingegen vor ein ſchädliches Ding ſey um die Verſchwendung und übermäßige Pracht, auch wie der getreuen Vaſallen, Diener und Unterthanen Devotion und gutes Vertrauen geſchwächet und wohl gar verloren werde, wenn ausländiſche Bediente, welche zumal der ungeänderten Augsburgiſchen Confeſſion nicht zugethan ſeyn, vor den Einheimiſchen angenommen und befördert werden. Wollen derowegen unſern freundlichen lieben Söhnen ſammt und ſonders väterlich einbinden, und zum treulichen dafür gewarnt, auch erſucht haben, daß ſie allerſeits chriſtlichen, tapfern Potentaten, wie auch unſerer geehrten und in Gott ſelig ruhenden löblichen Vorfahren Exempel jederzeit vor Augen haben, vorſichtig und wohl regieren und in allwege darauf ſehen ſollen, wie ſie dasjenige, ſo wir verlaſſen, und ihnen verordnet, auch das, was der leidige Krieg verderbet hat, mit Gott und der Zeit beſſern und beiſammen halten, vor neuen Schulden und jährlichen Penſionen, die nichts anders als immerzehrende, freſſende Würmer ſeyn, ſich hüten, auch zu Vorkommung deſſen überflüſſige Hofhaltung, viele und langwierige Gaſtereien, fremde, koſtbare Spiele und Sachen, Austheilung großer Geſchenke, unnöthige Unkoſten, übermäßige Pracht und was dergleichen mehr ſeyn mag, einſtellen, und hingegen ſelbſt fleißig mit zuſehen, daß bei Hofe und auf dem Lande allenthalben wohl hausgehalten und die Hofhaltung ſo viel als thunlich eingezogen werde.“ — Schon aus dieſem Wenigen, was wir hier von dem Teſtament des ſeligen Churfürſten Johann Georg I. erwähnten, zeigt ſich, daß derſelbe jene göttlichen Weiſungen an Regenten, die ihrer Sache wohl verſtehen wollen, ſo wie dieſelben im 15. und 101. Pſalm ſtehen, treulich vor Augen und im Herzen getragen habe.

Wir erzählen nun auch noch einiges von dem Ende dieſes Fürſten.

Auf ſeinem letzten Krankenlager hatte ſich derſelbe ſehr geduldig betragen. Da nun die Schwachheit zunahm, kam ſein Oberhofprediger D. Weller zu ihm und tröſtete den todtkranken Herrn gar kräftig aus Gottes Wort. Und als er unter anderm des alten Jacobs Seufzer anführte: Herr, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn; antwortete der theure Churfürſt ganz freudig: „Meinen Jeſum laß ich nicht.“ Nach dieſem ſprach er zum Oberhofprediger: Ich bin ſehr ſchwach. Unter fernerem Zuſpruch aber fing er an zu ſchlummern und ſchlief eine feine Weile. Als er aber wieder erwachte, rief er laut: Ach Jeſu, erbarme dich meiner; Jeſus, ich laſſe dich nicht! Und dieſen Seufzer wiederholte er noch oft. Um 4 Uhr Nachmittags rief er ſeiner Wartfrau, welche ſeiner während der ganzen Krankheit gepfleget hatte, und begehrte, daß ſie ſein Bette etwas anders machte, welches dieſelbe auch nebſt den Leib-Barbierern und dem Reiſeapotheker mit Fleiß verrichtete, da unterdeſſen die Churfürſtliche Frau Gemahlin mit D. Weller von dem Bette abgetreten. Als nun der Churfürſt wieder in das Bette gebracht worden, hat er ein Tränklein Wein von ſeinem Weine begehret, und als er ſolchen bekommen, ein weniges davon getrunken. Hierauf ſahe er den Oberhofprediger gar ſehnlich an, und als dieſer nichts ſagte, legte er ſeine Hand auf des Oberhofpredigers Hand, drückte dieſelbe und ſagte: „ich ſterbe.“ Dieſer vernimmts nicht recht und fragt die Wärterin: Was ſagte mein Herr? Ihro Durchlaucht aber antwortete ſelbſt: „Ich ſage, ich ſterbe. Jeſu, in deine Hände befehle ich mich.“ Der Oberhofprediger führt den Spruch an:

„Jeſus iſt kommen, die Sünder ſelig zu machen.“, und will ſolchen erklären; der Churfürſt aber ſagte: Machts nur nicht lange, denn mein Gott eilet. Hierauf iſt die Churfürſtin gar nahe zu ihrem lieben Herrn getreten, und als er ſie ſiehet, legt er ſeine rechte Hand auf ihre linke. Darauf neigte ſie ihr Haupt zu ihm aufs Bette, da denn der kranke Herr ſo leiſe mit ihr geredet, daß niemand der Umſtehenden, auch nicht der Oberhofprediger, der zur andern Seite des Hauptes geſtanden, etwas Weiters hören können, als die Worte „Ach nein.“ Es haben aber die Durchlauchtigſte Churfürſtin dem D. Weller hernach berichtet, der ſelige Herr habe Abſchied von ihr genommen und geſagt: er ſterbe und befehle ſie hiermit Gott dem Herrn. Sie habe geantwortet: ſie hoffe ein anderes durch die Gnade Jeſu Chriſti, der werde helfen. Er aber habe angefangen zu beten: „Jeſu dir leb' ich, dir ſterb ich, dein bin ich todt und lebendig, Amen.“ Und weil er bei dem Namen Jeſu, ſeinem Gebrauche nach ſein Mützchen bei dem Knopfe ergreifen und abnehmen wollen, mit der Hand aber ein wenig zitternd an der Stirn blieben, und Ihro Durchlaucht die Churfürſtin gefragt: Ob Ihrer Liebden das Haupt weh thäte, haben ſie laut geantwortet: „Ach nein.“ — Weil nun der Oberhofprediger ſich erinnert, daß Ihro Durchlaucht das Lied: „Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir“ im Feldlager und ſonſt allezeit gern geſungen, fängt er an daſſelbe anjetzt zu beten. Da faltet der ſterbende Landesvater beide Hände und betet ſehr andächtig mit, bis auf die Worte des letzten Verſes: „Er iſt allein der gute Hirt, der Iſrael erlöſen wird“, da legt er die Hände ſanft auseinander und zu den Seiten nieder. Die Umſtehenden meinen all, der Churfürſt ſey über dem Gebet eingeſchlafen, daher auch der Oberhofprediger zu dem Leib-Barbier ſpricht: Mein Herr ſchläft, Gott Lob! fein natürlich. Dieſer aber antwortet: „Ja, Gott und die Natur ſpielen wunderlich mit dem Herrn.“ Die bekümmerte Churfürſtin aber winket, daß man doch den Churfürſten recht anſehen ſolle, und da werden ſie gewahr, daß er die Augen offen hat, der Odem aber noch warm ausgehet. Die Churfürſtin wehet ſelbſt ihrem Herrn mit der Hand vor den Augen, um zu erfahren, ob er noch etwas ſehe; er merkte es aber nicht. Der Leib-Medicus D. Suevius fühlte den Puls und ſagte: der Puls iſt weg. Darauf ſegnete der Oberhofprediger den ſterbenden Fürſten mit dem Kirchenſegen zum Tode ein und alsbald blieb auch der Odem aus. So ſtarb Churfürſt Johann Georg I. am 8. October 1656, in ſeinem 72. Jahre, als ein Mann, deſſen Thun und Wirken ein geſegnetes für Land und Unterthanen und in ſeines Gottes Augen recht geweſen, obgleich er es hiermit manchen richterlichen Schreibfedern unſerer Tage nicht recht machen können, weil er es für Pflicht gehalten, den natürlichen und chriſt-rechtlichen Verband mit ſeinem Kaiſer und dem deutſchen Reich dem Bündniß mit einem Fremden, zur Auflößung beider hinwirkenden Volke, vorzuziehen. Bei ſeinem Leichenbegängniß ließ Jacob Weller das Lied des Erhard Hegewald ſingen, das ſchon Luther in ſein Geſangbuch aufgenommen: „Erbarm dich mein, o Herre Gott,“ ein Lied, welches den Tag einer allgemeinen Trauer des Volkes zu einem Tag der reuigen Umkehr zu dem Herrn machen ſollte.

Auf die Worte des ſterbenden Churfürſten machte, wie ſchon oben erwähnt iſt, Chriſtian Keymann das Lied: „Meinen Jeſum laß ich nicht.“ Dieſer Chr. Keymann, gebohren zu Pancratz in Böhmen im Jahr 1607, war Rector am Gymnaſio in Zittau, wo er im Jahr 1662 ſtarb, nachdem er am Tage zuvor, ehe er ſich aufs Sterbebette gelegt, noch eine deutſche Ode: „Die Rede eines Gelehrten aus dem Grabe“ ſeinen Schülern in die Federn diktirt hatte.

Die hier angeführten Nachrichten über das Leben und Ende Johann Georg I. finden ſich zuſammengeſtellt in Gerbers Geſchichte der Wiedergebohrnen, B. I, Hiſt. 6.

---

4) Warum betrubſt du dich, mein Herz,
Bekummerſt dich und trägeſt Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau du deinem Herren Gott,
Der alle Ding erſchaffen hat.

Das kindlich kräftige Lied von Hans Sachs, welches dieſen Anfang hat, iſt in Zeiten der Noth und Trübſal ein Troſtlied ſchon für Tauſende von bekümmerten Seelen geweſen. Wie manche arme

Mutter, welche in theurer Zeit nicht wußte, wo ſie am andern Morgen Brod hernehmen ſollte für ihre hungernden Kinder, hat nach halbdurchwachter Nacht endlich ihre Sorgen mit jenem Liede eingeſungen, daß die rothgeweinten Augen ſich ſchloßen zum erquickenden Schlafe. Geſungen haben dies Lied die armen Wanderer im Fremdlingslande, wenn ſie nicht wußten, wo heute Abend ihr ermatteter Leib ſeine Ruheſtätte und Erquickung finden werde; in Zeiten der Todesnoth und des Krieges hat man öfters mit dem Todtenglöcklein zugleich die Töne dieſes Liedes in den Kirchen und Häuſern gehört. Ja wenn daſſelbe der fromme Herzog Johann Wilhelm zu Sachſen ein Engelslied nannte, weil es ihm kurz vor ſeinem Tode im Traume vorkam, als ſängen es die Engel, ſo hatte er wohl recht, denn man empfindet in dieſem einfältigen Liede, wenn man es andächtig ſingt, Kräfte der Engel, welche emporſteigen zu Gottes Thron und mit kindlich unwiderſtehlicher Gewalt Gottes Vaterherz bewegen.

Ein armer Wanderer im fremden Lande, welcher oft nicht wußte, wo er heut ruhen und morgen ſich ſättigen werde, war in ſeinen jüngern Jahren der ſchon früher erwähnte Hofprediger Churfürſt Johann Georgs I., Jacob Weller. Wenige Menſchen haben aber auch in ihrem Leben ſo ſehr die Wahrheit und Erfüllung der Gebetesworte des 10. Verſes unſeres Liedes erfahren:

Ach Gott du biſt noch heut ſo reich,
Als du biſt geweſen ewiglich,
Mein Vertrauen ſteht ganz zu dir:

Mach mich an meiner Seelen reich,
So hab' ich gnug hier und ewiglich.

Jacob Weller war am 5. December 1602 geboren. Er war ein Kind wenig bemittelter Eltern: ſein Vater war Bäckermeiſter zu Neukirch, einem kleinen Städtlein im Voigtlande. Da der Knabe große Fähigkeit und Neigung zum Predigtamt zeigte, ſchafften ſeine Eltern Rath, daß er zu Schlackenwalde in Böhmen die lateiniſche Schule beſuchen konnte. Darauf genoß er zwei Jahre lang in Nürnberg den Unterricht und die Wohlthaten einer dortigen Schule und ſahe ſich ſogar in den Stand geſetzt, auch noch auf ein Jahr lang das damals ſehr berühmte Gymnaſium in Schleuſingen zu beſuchen. Als er aber nun im Jahr 1623 die Univerſität Wittenberg beziehen ſollte, da war er ſo arm, daß er nicht mehr als einen Groſchen von der Reiſe übrig hatte, als er zum Thor der berühmten Univerſitätsſtadt hineinwanderte. Er hat ſpäter oft geſagt: „Wo nun da (in dieſem Groſchen) die Mittel geſteckt haben, zur Erlangung der Magiſter- Licentiaten- und Doctorwürde, und zur Anſchaffung der vielen ſchönen Bücher, ſo mir Gott beſcheret hat, das weiß ich nicht: Gott hat es gethan, deſſen ſich arme Geſellen, die Ihm vertrauen, getröſten können.“ Und ſiehe, der ewig reiche Gott hat dieſen armen Studenten während ſeiner Univerſitätsjahre nicht blos ernährt und mit allem zur Leibesnahrung und Nothdurft Gehörigen wohl verſorgt, ſondern auch auf ſein fleißiges Studiren einen ſolchen Segen gelegt, daß man ihm nach wenig Jahren eine Profeſſur der Theologie übertragen konnte. Im Jahr

1635 hatte er die Doctorwürde der Theologie erlangt; im Jahr 1640 führte ihn die väterlich leitende Hand ſeines Gottes nach Braunſchweig, wo er zuerſt als Kirchen-Coadjutor, dann als Superintendent treue Dienſte leiſtete. Aber ſchon im Jahr 1646 wurde er von Churfürſt Johann Georg I. zur Oberhofpredigerſtelle nach Dresden berufen, und hielt es für ſeine Pflicht, dem Befehl und Rufe ſeines Landesherrn zu folgen. Dem alten Churfürſten iſt Jacob Weller, wie wir dies in einer andern Erzählung (bei dem Liede: „Meinen Jeſum laß ich nicht“) geſehen haben, ein unermüdet treuer Seelſorger bis zu ſeinem Tode geweſen, und der alte Herr hielt auf ſeinen Jacob Weller gar große Stücke. Als aber Johann Georg I. geſtorben war, und nun Johann Georg II. zur Regierung kam, da mußte der Oberhofprediger auch eine Zeit lang die Laſt und Schwierigkeit ſeines Amtes erfahren.

Der junge Churfürſt Johann Georg II. war ein Herr von milder Gemüthsart und von ungeheuchelter Gottesfurcht. Er hat es durch ſeine ganze ſpätere Regierung bewieſen, daß ihm die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen ſo ſehr als ſeine eigne am Herzen lag, und daß es ihm ein rechter Ernſt war, Glauben, Zucht und Ordnung in ſeinem Lande herzuſtellen und aufrecht zu erhalten. Schon als Churprinz hatte er ſolches Zutrauen und ſolche Liebe zu Jacob Weller gefaßt, daß er dieſen, nach dem Tode des Ober-Conſiſtorial-Präſidenten von Metzſch, durchaus durch Verwendung bei ſeinem Vater, zu jener Präſidentenſtelle befördern wollte; Weller aber hatte ſich dieſe mit ſeinem äußern Stande, wie mit ſeinem innern Beruf zum Amt des Seelſorgers und Predigers unverträgliche Stelle auf das Nachdrücklichſte verbeten. Als daher Johann Georg II. zur Regierung kam, da konnten ſich die Freunde wie die Feinde Wellers nichts Anderes denken, als daß von nun an der Einfluß und das Anſehen des Oberhofpredigers bei dem regierenden Herrn noch viel größer und mächtiger werden müſſen, als ſie vorher geweſen waren. Und im beſſern Sinne der Worte zeigte ſich auch in der Folge dieſe Erwartung als wohlbegründet, obgleich es im Anfang keinesweges hierzu den Anſchein hatte. Denn neben den vielen wohlgeordneten und löblichen Neigungen und Gewohnheiten des jungen Fürſten war eine, welche, wenn ſie Gott nicht bald ausgereutet hätte, vermögend genug geweſen wäre, alle die andern guten zu erſticken oder zu entſtellen. Es herrſchte nämlich um jene Zeit beſonders an unſern deutſchen Höfen die leidige Gewohnheit, im übermäßigen Trinken geiſtiger Getränke eine Art von ritterlicher Ehre zu ſuchen, und einem Gaſt glaubte man nur dann rechte Gaſtfreundſchaft erwieſen zu haben, wenn man ihn, ſo wie ſich ſelber mit ihm recht trunken gemacht hatte. Dieſem Ritterthum des Zechens war auch der junge Churfürſt nicht abgeneigt, und pflegte daſſelbe zuweilen über Gebühr zu üben, obgleich er auch trunkener Weiſe vor Vergehungen anderer Art ſtets bewahrt blieb und ſelbſt in Worten niemals den Anſtand zu verletzen pflegte. Jacob Weller aber, der als Oberhofprediger zu einem Wächter der Sitten auch des Hofes von Gott beſtellt und verordnet zu ſeyn glaubte, eiferte mit großem Ernſt und bei jeder Gelegenheit in ſeinen Predigten gegen das Laſter der Trunkenheit und Schwelgerei der Tafeln. Hiermit entzündete er gegen ſich den Haß der Hofleute, welche nicht verſäumten auch dem Churfürſten die Meinung beizubringen: Weller ſey von feindſeliger Geſinnung ſelbſt gegen ſeine Durchlaucht erfüllt, und bemühe ſich in ſeinen Predigten, die Verdienſte und den Werth des Landesherrn herabzuſetzen. Und es währte nicht lang, da bemerkte der Oberhofprediger, daß das Angeſicht des ihm ſonſt ſo wohlgewogenen Herrn nicht mehr gegen ihn war, wie geſtern und ehegeſtern, und daß ſogar Zeichen der Ungnade ſich ſpüren ließen. Da ſchien es ihm Pflicht, nicht abzuwarten, bis der Fürſt ſich wieder gegen ihn umkehre; ſondern vielmehr der Seele ſeines von ihm abgewendeten Landesherrn bittend nachzugehen: er betete mit ſeiner Hausfrau und ſeinen Kindern inbrünſtig, daß Gott ihm Weisheit und Gnade zu ſeinem Vorhaben verleihen wolle und gieng dann getroſt nach dem Hof ſeines Churfürſten hin. In ſeiner Vocation, welche er zu ſich in die Taſche ſteckte, war ihm verſprochen, daß er ſollte die Freiheit haben, unangemeldet zu ſeinem gnädigſten Herrn zu kommen, hierauf verließ er ſich und trat ohne Weiteres in das Vorgemach ein. Er wurde auch ohne Bedenken von den Dienern hier eingelaſſen; der junge Churfürſt aber ſtutzte über des Oberhofpredigers unvermuthete Ankunft. Dieſer aber nach geſchehenem Gruß, gutem Wunſch und bezeugter unterthäniger Ehrerbietung, fragte, — ob auch Ihro Durchlaucht mit Verwaltung ſeines Amts zufrieden wären? — Ihro Durchlaucht antworteten: Ja, wenn nur der Herr Oberhofprediger nicht gar ſo hart und ſo oft wider den Trunk eiferte; es könne bei Hofe, wo der Leute viel zuſammen kommen, nicht allemal ſo gerade zugehen; er mache ſich damit alle Hofleute zu Feinden. Jacob Weller antwortete: „Wenn ich nur Gott zum Freunde habe, ſo kann mir aller Hofleute, ja des Fürſten Ungnade ſelbſt nicht ſchaden. Er berufte ſich dabei auf Ezech. 33, da Gott ſpricht: Du Menſchenkind, ich habe dich über des Hauß Iſrael zum Wächter geſetzt; wirſt du den Gottloſen nicht warnen, ſo wird er wohl in ſeinen Sünden ſterben, aber ſein Blut will ich von deiner Hand fordern.“ Es war aber damals eben ein Miniſter bei dem Churfürſten anweſend, welchen dieſe Rede verdroß, ſo daß er ſuchte den Fürſten gegen Weller aufzureizen, als ob dieſer ihn einen Gottloſen geſchimpfet hätte. Da zog der Oberhofprediger ſeine Vocation hervor, legte dieſelbige dem Churfürſten auf den Tiſch und ſprach: „In dieſem Brief ſtehet geſchrieben, ich ſollte mein Amt mir treulich laſſen angelegen ſeyn, für Ihre Durchlaucht und Dero hohen Angehörigen theure Seelen ſorgen und wachen, und nichts unterlaſſen, was zu ihrem Heil und Seligkeit nöthig iſt. Nun habe ich daſſelbe bisher treulich gethan, und werde es noch thun; wenn mir aber dieſes nicht mehr frei ſtehen ſoll, ſo kann ich auch mit gutem Gewiſſen mein Amt nicht verwalten, bitte vielmehr unterthänigſt, Ew. Churfürſtliche Durchl. wollen dieſe Vocation wieder von mir nehmen und mich meiner Pflicht und Amts gnädigſt entlaſſen. Worauf der

Churfürſt geantwortet: Herr Doctor, ihr ſeyd ein redlicher und gewiſſenhafter Theolog, und meinet es beſſer mit mir, als alle meine Hofleute. Prediget ihr nur ferner, wie es euer Amt erfordert; wir haben freilich der Sachen zu viel gethan, wir können uns nicht rechtfertigen, brauchen wohl Strafe und Vermahnung; wir bleiben euch mit Gnaden gewogen. — So wohl lief es mit unſers Jacob Wellers ſelbſt geſuchter Audienz ab, und die Hofleute hatten von derſelben Stunde an eine große Furcht und Scheu vor ihm.

Gott kam aber auch dem guten Eindruck, welchen ohnfehlbar Wellers Rede auf den jungen Fürſten gemacht hatte, noch auf eine andere Weiſe zu Hülfe. Der Churfürſt befand ſich ohngefähr um dieſe Zeit mit ſeinem Hofſtaat zu Frankfurt am Main. Da geſchahe es, daß des Churfürſten von Mainz Kanzler bei ihm zur Tafel geladen war. Als nun auch ziemlich getrunken worden und man den Herrn Kanzler in ſeinem Wagen nach Hauſe fahren laſſen, da hat man ihn bei Eröffnung des Kutſchenſchlages todt im Wagen gefunden. Hierüber iſt der Churfürſt herzlich erſchrocken und hat ſich gefürchtet, es werde ſein Oberhofprediger, Dr. Weller, den er bei ſich gehabt, auf den nächſten Sonntag deswegen eine ſcharfe Strafpredigt thun. Weller aber hielt damals eine Predigt, welche nur von chriſtlichem Mitleid und Erbarmung gegen eine ſolche verirrte und gefallene Seele zeugte. Von derſelben Zeit an hat ſich aber der Churfürſt ſehr vor dem Trunke gehütet, auch nicht mehr verſtattet, daß ſeine Cavaliers bei ſeiner Tafel einander zum Trunke nöthigen dürfen.

Das was fernerhin aus dieſem Churfürſten geworden, iſt zwar nicht ſowohl oder doch nicht zumeiſt Jacob Wellers Lehre und Predigt, als vielmehr Gottes Zucht und Feile zuzuſchreiben. Denn der Fürſten Hoheit entwächſet, wie das ſchlanke Rohr, gar bald der Umgebung des ſchirmenden Gebüſches und wird alsdann von des Himmels Sonne, Thau und Stürmen geſtaltet und gezogen, ja dieſe Art der Gewächſe ſtehet zuletzt unmittelbarer als andere unter Gottes ſchneidendem Meſſer und leitender Hand. Freuen durfte ſich aber wenigſtens der treue Seelſorger an dem lieblichen Gedeihen des Mannes, für welchen er täglich ſo herzlich zu Gott betete und nach menſchlicher Kraft beſorgt und bemüht war. Denn es wird von dem Churfürſten Johann Georg II. angemerkt, daß er „ein großer und eifriger Liebhaber des göttlichen Wortes geweſen, und daß er deßhalb unausgeſetzt dem öffentlichen Gottesdienſt mit der größten Andacht beigewohnt habe.“ Es hat dieſer Herr, aus Freude an der Weiſe der evangeliſchen Gottesverehrung, nicht blos ein ſeiner Zeit vor allen andern reichhaltiges Geſangbuch mit Noten, ſondern auch eine Bibel mit fürſtlicher Freigebigkeit und Pracht, zur unentgeldlichen Vertheilung drucken laſſen. Ueberhaupt hatte derſelbe an Gottes theurem Worte ſolche Freude, daß er ſich täglich, Morgens und Abends mehrere Capitel aus der Bibel von ſeinen Edelknaben (denen hiermit zuweilen wenig gedient war) vorleſen ließ. Ja, um Gottes Wort vielleicht beſſer verſtehen zu können, erlernte er noch als Churfürſt von dem Rector der Kreuzſchule in Dresden, Mag. Joh. Bohemus, die hebräiſche Sprache. Als ein Beweis der Fürſorge dieſes Fürſten für Religion und Gottesgelahrtheit in ſeinem Lande, erſcheinet auch die kräftige Art, in welcher er dem rohen Weſen (dem ſogenannten Pennalismus) der damaligen Univerſitäten ſteuerte. Seinem deutſchen Vaterlande iſt dieſer Churfürſt auch, wie ſeine Vorfahren, recht treu ergeben geweſen, daher er auch, als ihn einſtens die franzöſiſchen und ſchwediſchen Geſandten auf ihre Seite lenken wollten, zur Antwort gab: „Es wird uns niemand abhalten, Gott, dem Kaiſer und heiligen römiſchen Reiche auch bis zum letzten Blutstropfen treu zu bleiben.“

Bemerkenswerth erſcheinet auch noch das Ende dieſes frommen Fürſten, obwohl dasſelbe erſt lange nach Wellers Tode erfolgt iſt. Ein krebsartiger Schaden an der Lippe war die Veranlaſſung zu der tödtlichen Krankheit Johann Georg II. geweſen. Derſelbe ertrug ſeine Schmerzen mit der größten Geduld und ſagte dabei: Wir haben ein weit Mehreres verdient. Der Schmerz iſt groß; aber die Freude des ewigen Lebens, die ich ſchon oft in meinem Herzen geſchmecket habe, iſt viel größer. Um ſolcher Herrlichkeit willen, getraue ich mich, wenn es Gottes Wille iſt, noch dreimal ſo viel Schmerzen auszuſtehen, denn ich weiß, er wird neue Kraft dazu geben. Und in dieſer gläubig-chriſtlichen Geſinnung verblieb dieſer Herr bis zu ſeinem letzten Odemzug.

Jacob Weller aber war ſchon geraume Zeit vor Johann Georg II. zu ſeiner Ruhe eingegangen. Als dieſer treue Seelſorger und Prediger des Evangeliums auf ſein Sterbebette gekommen, hat man eine ſolche Freudigkeit an ihm bemerkt, daß man wohl geſehen, er empfinde das wirklich, was Pſ. 34. geſagt wird: „Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt.“ Wenn man ihn fragte, wie er ſich befände, antwortete er: „Gott Lob und Dank, mit mir ſtehets ſein und wohl.“ Als er von ſeinen beiden Collegen Abſchied nahm, erklärte er ſich, „daß er bei der Lehre, ſo er aus Gottes Wort öffentlich getrieben, verharren wolle, bis an ſein ſelig Ende, und mit derſelben mit Freuden vor dem Richterſtuhl Jeſu Chriſti erſcheine. Er habe ſeine Seele der ganzen heiligen Dreifaltigkeit anbefohlen und wolle im wahren Glauben an Jeſum Chriſtum alſo ſelig abſcheiden.“ Als ihm ſeine Liebſte wünſchte, daß er wohl ſchlafen möchte, hat er geſagt: „Ich werde wohl ſanft ſchlafen bis an den jüngſten Tag, aber wie es mit der armen Kirche ergehen wird, weiß ich nicht.“ — Kurz vor ſeinem Ende ſang er noch mit den Seinigen das Lied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“ und fieng es ſelbſt an. Darauf ſtieg er in das Bette, denn er hatte noch ſo viel Kräfte, und ſeufzete dabei: „Das walt Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt, die heilige, hochgelobte Dreieinigkeit;“ und da er das geſagt, verſchied er ſanft, ohne alle Bitterkeit des Todes, welches geſchahe den 6. Juli 1664, da er ſein Leben gebracht auf 61 und ein halb Jahr.

Dieſes iſt Jacob Weller geweſen, welcher jedoch nicht zu verwechſeln ſtehet mit Hieronymo

Weller, der geboren zu Freiburg im Jahr 1499 noch ein Zeitgenoſſe und treuer Schüler Luthers und Melanchthons war. Dieſer Hieronymus Weller iſt in ſeiner Jugend ein leichtſinniger Geſelle geweſen, nachmals aber ſo gründlich bekehrt worden, daß Luther ihn Andern zum Muſter eines gottſeligen Wandels vorzuſtellen pflegte. Denn dieſer Hieronymus Weller, der nachmals in Freiberg Lehrer am dortigen Gymnaſio geworden, wo öfters ſo viele Menſchen ſeinen Vorträgen zugelaufen, daß man die Zahl der Zuhörer aus allen Ständen auf tauſend und mehr geſchätzt hat, war von ſolchem göttlich-kindlichem Leben und Wandel, daß ſeine Hausleute gemeinet, ſie hätten ſelbſt noch am Bette des ſchlafenden Mannes, noch mehr aber bei dem wachenden, die Nähe der waltenden und begleitenden Engel aus gewiſſen Zeichen bemerkt und empfunden. Hieronymus Weller iſt ſchon im Jahr 1573 geſtorben, und der vorhin erwähnte Jacob Weller ſoll mit ihm verwandt geweſen ſeyn, beide aber leiteten ihr Herkommen von einer alten, vormals an der böhmiſchen Grenze wohnhaften, adlichen Familie: derer „von Mohlsdorf“ her.

Ich will nun blos noch einige Worte über den Verfaſſer des ſchönen Liedes hinzufügen, das zu dieſer Erzählung von Jacob Weller Veranlaſſung gegeben hat.

Hans Sachs, der wackere Nürnberger, war im Jahr 1494 geboren. Er hatte in ſeiner Jugend das Schuſterhandwerk erlernt und betrieben, und hiebei, in freien Stunden, die damals noch blühende Kunſt der Meiſterſängerei geübt. Dieſe alte Reimkunſt wurde jedoch von ihm zur wahren Dichtkunſt ausgebildet und erhoben. Das Lied: „Warum betrübſt du dich mein Herz“ hat er im Jahr 1552 bei der damaligen großen Theurung gedichtet. Man nannte dieſes Lied ſonſt „der alten Leute Troſtpredigt“, welche jedoch für Jung und Alt heilſam ſey. — In ſeinem ſpätern Alter war Hans Sachs Schul- oder Singmeiſter in ſeiner Vaterſtadt Nürnberg, wo er 1576 ſtarb.

5) „Was mein Gott will geſcheh allzeit, Sein Wille iſt der beſte.“

Die Reiſe, von welcher ich heute erzählen will, habe ich zwar nicht ſelber gemacht, ſondern der Reiſende war ein Herr, vornehm durch ſeinen Stand, vornehmer aber noch durch die chriſtliche Geſinnung, welche ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens beherrſchte; ich kann mich aber ganz in die Schickſale dieſer Reiſe hineindenken und habe ſie wenigſtens im Geiſte mitgemacht. Der Reiſende, von welchem ich erzählen will, war der von Land und Leuten vertriebene (geächtete) Albrecht der Jüngere, Markgraf zu Brandenburg Kulmbach, geboren im Jahr 1522, der wegen ſeiner Eigenſchaften der deutſche Alcibiades genannt wurde. Dieſer Herr mochte zwar ſeiner Naturanlage nach als ein wahrhaft Edelgeborener erſcheinen, dennoch konnte man nicht ſagen, daß er mit Unrecht von Kaiſer und Reich geächtet worden ſey. Bei ſolchen vornehm gebornen Herren mangelt es gar oft in der Kindheit an einem Menſchen, der für das Kindlein und mit demſelben herzlich betet; es mangelt mitten in der Fülle des angeborenen Glückes an Menſchen oder an äußeren Veranlaſſungen, welche den Eigenwillen beugen, demüthigen und brechen könnten. So wächſt dann mit und neben dem guten Keim und in ſo üppigem Boden gewöhnlich noch mächtiger als dieſer, der angeborne giftige Keim ſehr groß und ſtark heran, und unſer lieber Herr, wenn er eine ſolche Seele lieb hat und ſie retten will, muß dann oft mit der groben, ſchweren Feile nachhelfen, um das wieder gut und glatt zu machen, was man in der Kindheit daran hat krumm und höckerig werden laſſen.

In unſerm Reiſenden, dem Markgrafen Albrecht, hatte ſich neben dem guten Saamenkorn der chriſtlichen Geſinnung, das Gott frühe in ihn hatte legen laſſen, der giftige Keim zwar nicht zu entnervenden Laſtern, wohl aber zu einer unbändigen Hitze und Jähzorn ausgebildet, welche den jungen Herrn beſtändig zu Unruhen und Streitigkeiten hinriſſen. Doch wuchs daneben, freilich faſt erſtickt, wie unter den Dornen, das gute Saamenkörnlein auf, und man erzählt von dieſem jungen, kriegsluſtigen Fürſten, daß er ſein Streitroß nie ohne ein Gebet zum Herrn beſtiegen habe, welchem er gewöhnlich die Worte hinzufügte: „Wer ſtärker iſt, als dieſer Mann, der komm und thu ein Leid mir an.“ Weil aber der junge Markgraf für ſeine Nachbarn ein gar ſo unruhiger Nachbar war und beſtändig Händel anfieng, die in keinem einzigen Handelsvertrag freigegeben ſind, ſteckten ihm endlich Kaiſer und Reich ſein Schwert gewaltſam in die Scheide, indem ſie ihn der fürſtlichen Macht und Gewalt beraubten. Jetzt war nun unſer lieber Herr, der dieſe Seele lieb hatte und retten wollte, mit ſeiner Feile und ſeiner Hacke geſchäftig, das Höckrige daran zu glätten und die Dornen auszureuten. Da die Dornen mit all' ihren vornehmen, ſchönfarbigen Roſen hinwegwaren, bekam das arme Saamenkörnlein Luft, um aufzuwachſen. Der geächtete Prinz wurde in ſeinem Elende ein ächter, wahrhafter Chriſt, und auf dem ſauern Reiſepfade ſeiner Verbannung, der ihn durch Lothringen und Frankreich führte, dichtete er das ſchöne Lied:

Was mein Gott will geſcheh allzeit
Sein Wille iſt der beſte.

Zuletzt beſchloß der Prinz Albrecht ſeine Lebens- und Fremdlingsreiſe bei ſeinem Schwager, dem Markgrafen Carl von Baden in Pforzheim, bei welchem er durch Gottes vollbereitende Kraft und Gnade als ein reuiger und gläubiger Chriſt ſtarb, im Jahr 1557. (M. ſ. Bunſens allgem. Geſangbuch.)

Dieß iſt die Geſchichte der Reiſe; aber von der Wirkſamkeit und Kraft des Liedes des frommen Markgrafen laſſen ſich noch verſchiedene Geſchichtlein anführen, von denen wir heute nur eine erzählen wollen.

Johann Ernſt Kühze, erſter Diaconus der Nikolaikirche und Senior des Miniſteriums zu Berlin, (geboren 1706) ward im Jahr 1760 von einer Entzündung des linken Auges befallen, welche, weil er ſich nicht ſchonen konnte, ſo heftig wurde, daß der Chirurg erklärte, das ganze Auge ſey in den Zuſtand der Eiterung übergegangen. Täglich hatte man nach vergeblicher Anwendung aller andern Mittel, das Auge ſcarifizirt und auf andere Weiſe in ihm operirt, mehrmalen war es aufgeriſſen worden, ſo daß die innern Feuchtigkeiten weggefloſſen waren, endlich erklärten die Aerzte: das Auge ſey unheilbar verloren, man müße, um gröſſere Gefahr zu verhüten, es ganz herausſchneiden. Darüber wurde der Kranke ſo traurig, daß man ihn durch keine gemachte Vorſtellung beruhigen konnte. Da kamen, als ſeine innere Unruhe aufs Höchſte geſtiegen war, die Currend-Knaben vor ſeine Thür und ſangen, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, langſam und andächtig das Lied: „Was mein Gott will geſcheh allzeit.“ Der Kranke wird durch den Geſang ſo bewegt, daß er ſelber freudig und andächtig mitſingt. Und ſiehe, während des Geſanges klärt ſich Alles in ſeinem Gemüthe auf; er kann ſich gelaſſen dem Willen Gottes ergeben, zu deſſen Hülfe er ein ſtarkes Vertrauen faſſet, er wird fröhlich in Hoffnung, daß ja der liebe Herr auch dieſes Leiden zu ſeinem Beſten über ihn verhängt habe, bleibt den ganzen Tag ruhig und vergnügt, und ſchläft die Nacht darauf ſanft und wohl. Als am folgenden Morgen die Aerzte kommen, vielleicht ſchon in der Abſicht, ihm das Auge herauszuſchneiden, ſind ſie ganz erſtaunt bei ſeinem Anblick. In dem von ihnen für unheilbar gehaltenen Auge war eine ſolche Veränderung vorgegangen, daß ſie erklären, es ſey jetzt alle Hoffnung da, daß es könne gerettet werden. Man wendet dann noch einige zweckmäßig ſcheinende Mittel an, und durch Gottes Beiſtand und Segen ſchreitet die Beſſerung des Auges ſo ſchnell vorwärts, daß der Kranke ſchon nach acht Tagen wieder etwas ſehen kann. Das Auge genaß in Kurzem äußerlich ganz, und Kühze erlangte ſeinen Gebrauch faſt vollkommen wieder. — So linderte und heilte die Kraft eines chriſtlichen Liedes, das Markgraf Albrecht in Noth und Elend geſungen, zweihundert Jahre nachher die Noth und das Elend eines armen Pfarrers zu Berlin.

6) „Wie wohl iſt mir o Freund der Seelen! Wenn ich in Deiner Liebe ruh.“

Dieſes Lied war ein Lieblingslied meines unvergeßlichen, theuren Freundes und geiſtlichen Vaters: des ſeligen Bäckermeiſters J. Burger in Nürnberg. Von dieſem lieben Mann könnte ich bei Gelegenheit des ganzen Liedes manchen lieblichen Zug ſeiner Lebensführungen erzählen; ich beſchränke mich aber diesmal darauf nur zu dem 2. Vers deſſelben einige merkwürdige Erfahrungen aus dem Chriſtenlaufe des frommen, ehrwürdigen engliſchen Predigers: Samuel Kilpin mitzutheilen. Jener Vers heißt:

„Die Welt mag meine Feindin heißen,
Es ſey alſo, ich trau ihr nicht;

Wenn ſie mir gleich will Lieb erweiſen
Bei einem freundlichen Geſicht.“

Eines Tages geht Kilpin durch eine Gaſſe; da hört er einige Leute ſagen: „ſehet, da geht ein guter Mann! Wenn der Weg irgend eines Menſchen zum Himmel führt, ſo iſt es der ſeinige.“ — Da wandelt ſeine Seele ein Gefühl von Selbſtgefälligkeit an; er denkt ſchon daran etliche ſeiner Nachbarn einmal mit ſich zu nehmen, wenn er wieder durch die Gaſſe geht. Jetzt tritt er aber in eine andere Straße ein. Da ſtehen auch Leute, die ihn aufmerkſam anſchauen. Er macht ſich ſchon wieder auf einen Lobſpruch gefaßt; ſtatt deſſen aber hört er ſagen: „Wenn irgend einer verdiente gehangen zu werden, ſo iſt's dieſer Menſch da, der alle Leute verrückt zu machen ſucht.“ — Hinweg war jetzt jede Aufwallung der Selbſtgefälligkeit, Kilpin kommt ohngefähr in derſelben Stimmung in ſein Haus zurück, in welcher er es verlaſſen hatte.

Das: „ich trau' ihr nicht“ — „bei einem freundlichen Geſicht“ wurde dem nämlichen frommen Mann noch durch mannigfache andere Erfahrungen eingelernt. Einſt, da er an einem Sonntag Vormittag eben von der Kanzel herunterkommt, naht ſich ihm ein vornehmer Fremder und lädt ihn ſehr höflich ein, mit ihm heute Mittag im Wirthshaus zu ſpeiſen. — „An einem Sonntag!“ antwortete Kilpin, „und in einem Wirthshaus zu Exeter mit Ihnen ſpeiſen? — Nein mein Herr, das kann ich nicht und wenn Sie mir die ganze Stadt ſchenken wollten. Ein Prediger, deſſen Amt es iſt zu den Seelen von den Angelegenheiten der

Ewigkeit zu reden, der darf nicht an einem Sabbathtag in öffentlicher Geſellſchaft an einer Wirthstafel eſſen. Am Sonntag pflege ich nur in Geſellſchaft der Meinigen ein ſehr frugales Mahl einzunehmen. Ich habe da auch mir ſelber, nicht blos Andern zu predigen. Entſchuldigen ſie meine entſchiedene Ablehnung, ich bin Ihnen für ihre Güte ſehr verbunden.“

Draußen auf dem Dorfe hatten bei einer gewiſſen Gelegenheit andere „vornehme“ Leute zwar auch von Kilpins wöchentlichen Predigten und Vorträgen, die der eifrige Mann dem armen Landvolk hielt, Notiz genommen, ſie wollten ihn aber deßhalb nicht an eine Wirthstafel locken, ſondern hetzten einen großen, ſehr böſen Kettenhund, den ſie von ſeiner Kette losgemacht hatten, auf ihn an, als er eben, Worte des Heils ſprechend, auf der Hausflur eines Bauernhofes ſtund. Der Hund ſpringt wüthend hinein, will den Prediger packen; auf einmal aber, als hatte ihm die feierliche Stille und Andacht der Verſammelten und die ſanfte Rede des Mannes Achtung eingeflößt, bleibt er ſtehen, legt ſich dann, auf das Gebot des Pfarrers, ſtill zu liegen, zu ſeinen Füßen, und bleibt hier, auf keinen Ruf noch Lockung achtend, liegen, bis der Gottesdienſt geendet iſt. — So wären aus dem Leben jenes Mannes noch viele Züge zu erzählen, welche ſein „ich trau ihr nicht“ rechtfertigen könnten.

Was übrigens die Entſtehung des ſchönen Liedes „Wie wohl iſt mir“ betrifft, ſo erwähnen wir noch, daß es den Wolfgang Chriſtoph Deßler, (geb. 1660, geſt. als Conrector in ſeiner

Vaterſtadt Nürnberg im Jahr 1722) zum Verfaſſer hat, einen gründlich gelehrten und zugleich kindlich gläubigen Mann.

Mehr noch als der liebe Kilpin, von welchem wir eben erzählten, hat ein Landsmann von dieſem, deſſen Name faſt ähnlich lautet, der edle Kämpfer Gilpinus die Feindſchaft der Welt und das ſichre, ſelige Ausruhen von dem Kampfe mit dieſen Feindſeligkeiten in der Liebe des Herrn erfahren. Wir wollen deshalb auch aus dem Leben von dieſem einige Züge hier anführen.

7) Das lange Kleid.

Angelegentlicher hat wohl kaum ein Andrer die Beſtellung und eilige Verfertigung eines neuen Kleides betrieben, als Bernard Gilpin, damals Decan zu Haughton, im Jahr 1558, die Anſchaffung eines langen, ſtattlichen Gewandes, zu einer Reiſe, die er eben vor ſich hatte. Eine ſolche Kleiderluſt mußte doppelt auffallend erſcheinen an dieſem Manne, der ſonſt ſein ganzes Leben hindurch weder vorher noch nachher aus dem Kleid, das ihn deckte, ſich etwas Sonderliches machte; an dem Manne, welcher ſonſt immer einhergieng als einer der Geringſten ſeines Standes: ſchlecht und recht in Sitte und Art.

Freilich war auch die Veranlaſſung, welche den Bernard Gilpin im Jahre 1558 anwies, ſich ein ſtattlich langes Gewand zu beſtellen, von ſo ganz beſonderer Art, daß den Mann wohl dabei ein Gefühl anwandeln mochte, gleich jenem, mit welchem die liebende Braut wenig Tage vor der unvermuthet beſchleunigten Hochzeit ſich ihr Hochzeitsgewand beſtellt. Gilpin war endlich, nach langem Ringen im Gebet, um das, was Wahrheit ſey, nach langem Forſchen in der heiligen Schrift und in den Werken der Väter der Kirche zu der felſenfeſten Ueberzeugung gelangt „daß der Menſch nicht durch die Werke, nicht durch irgend etwas, das die Creatur, je das die ganze Welt der Creaturen hat und giebt, vor Gott gerecht, geheiligt und ſelig werden könne, ſondern lauter und allein aus Gnaden, durch die Gerechtigkeit und das Verdienſt Deſſen, der gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen.“ Dieſen Glauben predigte dann Gilpin in Worten, noch mehr aber in den Werken ſeines reinen, ja, wie man zu ſagen pflegt, heiligen Wandels. Aber das iſt die Lehre, die nicht blos in unſerer Zeit, ſondern die zu allen Zeiten der tugendlich-laſterhaften Welt ein Gräuel und Anſtoß geweſen iſt. Darum erregte ſie auch bei Gilpin nicht blos Aufmerken, ſondern Zorn, Haß und Wuth der Feinde Deſſen, der es den Seinigen voraus verkündigt hat, daß es ihnen zu allen Zeiten beſchieden ſey, daß die Welt ſie werde haſſen und verfolgen. Um jene Zeit ließ der Herr auch in England von neuem ſeine Kirche allein auf den Felſen ſeines Wortes begründen und verſiegelte dieſe neue Reinigung des alten, ewig feſtſtehenden Grundes durch das Blut und den Tod vieler freudigen Bekenner. Daß auf der Seite dieſer einfältigen Bekenner und nicht auf der Seite ihrer Mörder die Wahrheit ſey, das zeigten und bewieſen die letztern durch ihre Werke, (Joh. 8. v. 44.) welche dieſelben waren, wodurch ſich von Alters her der Feind der Wahrheit kund gethan. Trunken vom Blute der Heiligen, ſaß in London unter der Herrſchaft der ſpaniſchen Maria, Biſchoff Bonner zu Gericht, über die Wahrheit und ihre Bekenner; in ſeine Hand hatte die Macht der Finſterniß, ſo lange ihre Stunde währte, die Kraft gelegt, zu morden und zu verderben, welche er wollte.

Auf Gilpin beſonders waren jetzt die Augen der Feinde gerichtet. Welches Glaubens dieſer ſey, das bezeugten die Reinheit und die Kraft ſeiner Lehre, wie ſeine Werke. Gerne hätte man in der Provinz ſelber, in der er lebte, gerne hätte man zu Durham ihn vor Gericht gezogen und hier vor den Augen des Volkes, unter dem ſeine Lehre ſo wirkſam geweſen, ihm den Scheiterhaufen bereitet; aber der Ausführung dieſer Abſicht ſtund zu Viel entgegen. Gilpin war nicht blos als Lehrer; er war als Vater und Pfleger, als Freund und Tröſter aller derer, die Hülfe, Rath und Troſt bedurften, dem ganzen Lande bekannt. In ſeinen Worten betrug ſich der ſanfte Mann, der ſelber erſt mit ſo unbeſchreiblicher Anſtrengung und Mühe zur Erkenntniß gekommen, ſo überaus vorſichtig, daß er ſpäter öfters ſich ſelber darüber tadelte und ſein damaliges Benehmen Schwäche und Feigheit nannte.

Was aber den Feinden als das größte Hinderniß ihrer Abſicht entgegenſtund, das war die Achtung und perſönliche Zuneigung, welche Cuthbert Tomſtal, der Biſchoff zu Durham, gegen Gilpin hegte, und, ohne ſich durch feindliches Einreden irren zu laſſen, bei jeder Gelegenheit bewies. An Tomſtal war dieſe Zuneigung (wenn nicht die leibliche Verwandtſchaft mit Gilpin hierbei Alles that) um ſo unbegreiflicher und zugleich wirkſamer, da der Biſchoff von Durham ſonſt zu den entſchiedenſten Vertheidigern und Häuptern der unter Mariens Regierung herrſchenden Parthei gehörte und eben deshalb unter Eduards Regierung lange Zeit ſeines Amtes entſetzt, ja im Gefängniß geweſen war.

Was jedoch in Durham, bei Biſchoff Tomſtal, nicht gelingen wollte, den Gilpin wegen ſeiner Lehre verdächtig zu machen, das gelang den Feinden deſto beſſer in London vor Biſchoff Bonner. Zwei und dreißig Artikel, voll der ſchwerſten Beſchuldigungen, hatten ſie aufgeſetzt und dem Blutgericht zu London übergeben; hier war es leicht geweſen, den Verdacht zu wecken und den Grimm der Verfolger zu entflammen. Gilpins Freunde in London erfuhren, was im Gericht beſchloſſen ſey und der Ausführung entgegenreife; ſie ſendeten unverzüglich einen Boten an ihren Freund, mit der dringenden Ermahnung: er ſolle eilig an ſeine Sicherheit denken; er habe keinen Augenblick Zeit zu verlieren.

Dieſe Botſchaft überraſchte den Gilpinus keineswegs. „Er hatte ſich längſt mit dem Gedanken vertraut gemacht: um der Wahrheit willen zu leiden, und war entſchloſſen ſich deſſen jetzt nicht zu weigern. Ihm erſchien es wie eine Verläugnung ſeines Glaubens, wenn er bei einer Gelegenheit zurückweichen ſollte, wo er für dieſen das kräftigſte Zeugniß ablegen könne. Von der Welt hatte er ſich ſchon lange in einem hohen Maße entwöhnt, täglich mehr von ihrer Eitelkeit ſich überzeugt und in der Erkenntniß beſtärkt, daß dieſelbe nur ein vorbereitender Durchgang zur Ewigkeit ſey. Es war ja das Hauptwerk ſeines Lebens, den Glauben an Jeſum zu verkünden und zu bezeugen. Konnte dieſes nun beſſer durch ſeinen Tod geſchehen; wohlan, ſo wollte er gerne ſterben.“

Gleich nachdem er die Botſchaft aus London mit großer Ruhe vernommen, ließ er den Wilhelm Airley rufen, einen alten vertrauten Diener, dem er das Geſchäft des Almoſengebens und des Rechnungsführens übertragen hatte. Dieſem ſagte er, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte: „Endlich iſt ihnen der Anſchlag gegen mich gelungen, ich bin verklagt vor dem Biſchoff von London, aus deſſen Hand kein Entfliehen möglich iſt. Gott vergebe ihnen ihre Bosheit und verleihe mir Kraft, den Kampf zu beſtehen.“ Hierauf befahl er dem treuen Diener, er ſolle ihm alsbald ein langes Gewand machen laſſen, in welchem er mit Anſtand vor den Schranken erſcheinen könne, und äußerte den Wunſch, daß man ſich mit der Fertigung des Kleides auf alle Weiſe beeilen möge. „Denn,“ fügte er hinzu, „ich weiß nicht, wie bald ich ſeiner bedürfen werde.“

Indeſſen fuhren die Freunde nahe und ferne eifrig fort, in ihn zu dringen, daß er eiligſt ſich retten ſolle. Er aber bat, ſie ſollten ihm wegen dieſer Sache weiter keine Unruhe machen. Denn, wenn ihm auch wirklich ein Gedanke an's Entfliehn einkommen könne, ſo zweifle er, daß eines möglich ſey; überdieß begreife er nicht, wie man ihm zumuthen könne, das traurige Loos der Verbannung dem fröhlichen Tod des Bekenners vorzuziehen. „Seyd verſichert," ſetzte er hinzu, „ich würde mich nie freiwillig in die Gewalt meiner Gegner begeben haben, aber mir liegt ob, bei Amt und Pflicht ruhig auszuhalten und mit keinem Schritt den Feinden auszuweichen."

Indeß war das lange Kleid fertig geworden. Gilpin legte es ſogleich an, und in ihm erwartete er jetzt täglich die Leute des Biſchoffs Bonner, die ihn nach London abholen ſollten. Er brauchte nicht lang zu warten; nach wenig Tagen kamen die Häſcher und ergriffen ihm.

„Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen." — Das war der Wahlſpruch, womit Gilpinus ſchon oft ſich und andere getröſtet und geſtärkt hatte; der Wahlſpruch, womit er auch jetzt, beim Scheiden, ſein Haus ſegnete und ſich und ſeine weinenden Diener aufrichtete. Die Häſcher, die ihn bewachten, hatten den Spruch gehört. — Die Reiſe gehet eiligſt gegen London zu, aber das Eilen verbietet ſich bald von ſelber; der arme Gilpin hat „auf dem Wege zum Martertode" auch noch das Loos, einen Schenkel zu brechen. Mitten in ſeinen Schmerzen ruft ihm einer der Häſcher zu, „ob denn auch dieſe Zugabe von Leiden ihm zum Beſten dienen müſſe?" —

„Wie ſollte ich daran zweifeln?" antwortete der Kranke. Und dieſe Hoffnung des Glaubens gieng auf eine unvermuthete Weiſe wörtlich in Erfüllung. Während Gilpin da in der fremden Herberge noch an ſeinem Beinbruche darniederlag, ſtarb die Königin Maria, und die Gefangenen um des Glaubens willen, unter ihnen auch Bernhard Gilpin, waren frei.

8) Die erzwungene Predigt.

Unter der Regierung der Königin Eliſabeth bekam das Wort des Herrn in England wieder freien Lauf; von außen ward dem Wachsthum des Glaubens und rechtſchaffenen Weſens in Chriſto kein Hinderniß in den Weg gelegt. Aber das vornehmlichſte Hinderniß iſt überhaupt nirgends und zu keiner Zeit ein äußeres, ſondern immer zunächſt ein inneres geweſen: das Verderbniß und die natürliche Feindſchaft des Menſchenherzens gegen Gott und ſeinen Geſalbten. Der größere Theil der Lehrer, welche jetzt im Lande waren, nannte ſich freilich „evangeliſch", aber bei ſehr Vielen von ihnen waren weder Geſinnung noch Wandel dem Evangelio gemäß; es bedurfte nur der Gelegenheit, damit an ihnen offenbar werde: daß mit der äußern Unterwerfung in die herrſchend gewordene Wahrheit der natürliche Haß gegen eben dieſe Wahrheit noch nicht gebrochen, nicht ausgetilgt ſey.

In Durham regierte jezt an Tomſtal ſtatt, ein andrer Biſchoff, ein Doctor Barns; wie man zu ſagen pflegt „ein wohlmeinender Mann,“ aber ſchwach, unentſchloſſen und ſo wenig ſelbſtſtändig, daß er und die Angelegenheiten ſeines Bisthums ganz unter der Herrſchaft anderer Leute ſtunden. Dieſer Herrſchaft hatte ſich vor allem der biſchöfliche Kanzler bemächtigt, der auch Barns hieß und ein Verwandter des Biſchoffs war; ein Menſch von ſo gräulicher Habſucht, daß er durch Geſchenke das Recht beugen ließ und um Geld Alles: Aemter wie Würden, Befreiung von wohlverdienter Beſtrafung und unverdiente Begünſtigung verkaufte. Die Unordnungen, welche hieraus entſtunden; das öffentliche Aergerniß, das ſie gaben, waren bei allen Beſſergeſinnten ein Gegenſtand inniger Betrübniß.

Eines Tages ſendet Dr. Barns, der Biſchoff, zu Gilpinus und läßt ihm ſagen, er ſolle nächſten Sonntag die Kirchenviſitations-Predigt halten. Gilpin, welcher ſich ſchon ſeit längerer Zeit der Seelenpflege der halbwilden Northumberländer angenommen hatte, ſollte eben um dieſe Zeit eine dringend nöthige Pflichtsreiſe in Reads-Dale und Tine-Dale machen; er benachrichtigte deßhalb den Biſchoff von den Gründen, die ihn unverzüglich zu dieſer Reiſe nöthigten, und bat, daß Seine Herrlichkeit für dießmal ihn entſchuldigen möchten. — Der Bediente, der dieſe Bitte dem Biſchof überbrachte, ſagte bei ſeiner

Rückkehr: der Biſchoff habe ihn angehört und nichts darauf entgegnet. Gilpin nimmt dieß als ſtillſchweigende Zuſtimmung und begiebt ſich auf ſeine Reiſe. Da er aber von dieſer wieder zu Hauſe kommt, hört er zu ſeinem Staunen: er ſey von ſeinem Amte ſuspendirt, denn einige perſönliche Widerſacher hätten ihm ſeine eilige Reiſe beim Biſchoff als Subordinations-Verletzung, zum ſtrafwürdigen Verbrechen gemacht. Wenige Tage nachher wird er aufgefordert, nach Cheſter-le-Kront, dem alten Wohnſitze der Biſchöffe von Durham, zu kommen. Er findet hier bei dem Biſchoff die Geiſtlichkeit des Landes verſammelt, und jener fordert ihn auf, er ſolle noch heute vor ihnen predigen. Gilpin entſchuldigte ſich: er ſey hierher ganz unvorbereitet gekommen, und überdieß ſey er ja jetzt eben von ſeinem Amt ſuspendirt. — So hebe ich, ſagte der Biſchoff, dieſe Suspenſion wieder auf. — Gilpin fährt fort, ſich zu entſchuldigen, und zu bitten, man möge ſeiner, der auf gar keine Predigt gefaßt ſey, dießmal verſchonen. — Der Biſchoff erwiedert ihm: ein Mann, der ſo lange das Amt eines Predigers verſehen hat, der muß immer in der Faſſung ſeyn zu predigen. — Noch einmal verſucht Gilpin eine beſcheidene Gegenvorſtellung; da wird der Biſchoff heftig und gebietet ihm bei der Pflicht des kirchlichen Gehorſams, er ſolle ſogleich auf die Kanzel gehen. Nachdem Gilpin nun noch einige Augenblicke ſich geſammelt hat, beſteigt er die Kanzel, und obgleich er gewahr wird, daß Mehrere ſeinen Vortrag nachſchreiben, läßt er ſich darinnen nicht irre machen.

Die Predigt wird ernſt und nimmt eine immer ernſtere Wendung an die hochgelehrte und hochwürdige Schaar der dießmaligen Zuhörer. Denn Gilpinus war mitten unter dem Sprechen der Gedanke gekommen: er wolle dieſe Gelegenheit benützen, um den Biſchoff, bei welchem bisher alle Vorſtellungen unter vier Augen ohne Frucht geblieben waren, öffentlich an die Bedeutung ſeiner Pflicht und an die hohe Verantwortlichkeit zu mahnen, welche er durch die Verwahrloſung derſelben auf ſich lüde. Vor dem Schluſſe ſeiner Predigt wendet er ſich deßhalb an dieſen Herrn und Vorſtand der Verſammlung und redet ihn ſo an:

„Ich muß nun, verehrungswürdiger Vater, meine Rede an Sie richten. Gott hat Sie erhöht und zum Biſchoff über dieſes Land geſetzt; dereinſt wird Er Rechenſchaft darüber fordern, wie Sie dieſes Amt verwaltet haben. Von Ihnen erwartet man eine Abſtellung, eine Heilung jener Mißbräuche und jener Schäden, an denen die Kirche bisher gelitten; ſtatt deſſen aber ereignen ſich unter Ihrem Regiment Unordnungen der vielfachſten Art. Damit nun Eure Herrlichkeit ferner nicht ſagen können, Sie hätten von allen dieſen Dingen nichts gewußt (dieß, ſcheint es, war die gewöhnliche Entſchuldigung, die der Biſchoff bei Privatvorſtellungen gebrauchte), ſo bringe ich dieſelben heute zu Ihren Ohren. — — — Sagen Sie nun ferner nicht, daß dieſe Verbrechen nur durch die Schuld von Andern, ohne Ihr Wiſſen ſeyen begangen worden; denn Alles das, was unter Ihrer Zulaſſung durch Andere verübt wird, das iſt eben ſo ſehr Ihre

Schuld, als dasjenige, was Sie ſelber verüben. Deßhalb bezeuge ich in der Gegenwart Gottes und Seiner Engel, ſo wie in Gegenwart der Menſchen, daß Sie der Urheber aller dieſer Uebel ſind. Ja, an dem großen Tage des Gerichts werde ich gegen Sie als Zeuge auftreten und es ſagen, daß ich ſelber alle jene Dinge zu Ihrer Kenntniß gebracht habe, und alle die Männer, welche heute mich reden hörten, ſollen dann zugleich mit mir Zeugniß gegen Sie ablegen.“

Dieſe unerhörte Freimüthigkeit ſetzte Alle in Bewegung. Als Gilpinus aus der Kirche gieng, verſammelten ſich ſeine Freunde (denn auch zu dieſen gehörten Manche unter den heutigen Zuhörern) um ihn her und ſetzten ihn ſanft, und zum Theil mit Thränen der Theilnahme darüber zur Rede: daß er nun ſelber den Biſchoff herausgefordert und ihm die lang gewünſchte Gelegenheit in die Hand gegeben habe, ihn zu ſtürzen. Gilpinus trat freundlich zu jedem von ihnen hin, drückte ihnen die Hand für ihre Liebe, verſicherte ſie aber zugleich, daß, wenn nur ſeine Rede die Wirkung thue, welche er bei derſelben beabſichtigt habe, er ſich gar nicht um die Folgen bekümmern wolle, welche dieſelbe etwa für ihn haben könne.

Den ganzen übrigen Tag hörte man von nichts ſprechen, als von der heutigen Predigt. Die Meiſten rühmten dieſelbe, waren aber beſorgt um den Prediger; das Hofgeſinde des Biſchoffs wartete ſchweigend auf den Ausbruch der Rache ihres Herrn.

Nach Tiſche gieng Gilpinus hin zu Hofe, um dem Biſchoff vor der Heimreiſe ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen. „Mein Herr,“ ſagte der Biſchoff, „ich ſelbſt gedenke Sie in Ihrem Hauſe zu beſuchen.“ — Und ſo that er auch. Er kam zu Gilpin, und kaum hatte dieſer ihn in das Beſuchszimmer geführt, da wendete er ſich zu ihm herum, ergriff ihn mit Heftigkeit bei der Hand und ſagte zu ihm: „Vater Gilpin, ich erkenne es, daß Ihr viel würdiger wäret, Biſchoff von Durham zu ſeyn, als ich Pfarrer in Eurer Gemeinde. Ich bitte, vergebt mir mein begangenes Unrecht. Ich weiß, Ihr habt Feinde, aber ſeyd verſichert, daß, ſo lang ich Biſchoff von Durham bin, keiner von ihnen Euch ferner Unruhe machen ſoll.“

Die erzwungene Predigt hatte, dieß zeigten die Folgen, ihre Wirkung gethan.

9) Der Fehdehandſchuh.

Schon oben wurde erwähnt, daß ſich Gilpinus den geiſtlichen Unterricht und die Knabenpflege der armen, unwiſſenden, halbwilden Bewohner des Northumbiſchen Gebirges annahm, die bei der Zerſtreutheit ihrer Wohnungen und wegen der großen Armuth des Landes noch keinen ordentlichen Lehrer hatten. Er beſuchte dieſes verlaſſene Volk gewöhnlich um Weihnachten, weil dieß die günſtigſte Jahreszeit war, viele von ihnen zu Hauſe zu treffen.

Es gab dann beſtimmte Orte zur Verſammlung; war da eine Kirche, ſo wurde in dieſer, war keine vorhanden, dann wurde auch wohl in einer Scheuer gepredigt. Schaaren ſtrömten herzu, um ſeinen Unterricht, Einige auch, um ſeine Wohlthaten zu genießen; denn man erzählt vom Vater Gilpinus, daß er gewöhnlich, wenn er eine Reiſe antrat, 10 Pfund mit ſich genommen, wenn er zurück kam, aber noch über die Ausgabe ſeines Geldes 20 Nobles Schulden gehabt habe, die er dann in Zeit von 14 Tagen zurückzahlte. — Bei jenem wandernden Predigtamte geſchah es ihm oft, daß ihn die Nacht mitten in der einſamen Winterlandſchaft überfiel. Er ließ dann den Knecht mit den Pferden zureiten, um eine Herberge zu ſuchen; er ſelber ſuchte, ſo viel die Kräfte es erlaubten, indeß den lähmenden Einfluß der Kälte durch Bewegung der Glieder zu verhindern. Ward dann auch eine Herberge gefunden, da konnte oft nur der äußerſte Grad des Hungers die Nahrungsmittel jenes armen Gebirges genießbar machen. Dennoch ertrug Gilpinus alle dieſe Beſchwerden gerne; denn die ſeligen Früchte ſeiner Arbeit waren an ſolchen „Kindern der Natur,“ die ihren geiſtlichen Vater und Wohlthäter faſt vergötterten, aufs Rührendſte ſichtbar.

Ein Laſter war es, mit welchem Gilpin bei dieſem rohen Volk am längſten zu kämpfen hatte: das Laſter der Kampfluſt und Rauferei. Nicht blos wie ihre alten angelſächſiſchen Vorfahren, führten ſie unter ſich, Mann gegen Mann, Zweikämpfe; ſondern Schaaren rückten bewaffnet, ſogar in der Kirche, gegen andere Schaaren heran; ſo daß der

Prediger wohl eher die Kanzel verlaſſen und die Kämpfer trennen mußte. Einſt, an einem Sonntag Morgen, fand er in der Kirche, wo er predigen wollte, einen Handſchuh aufgehängt, und auf Befragen ſagte der Sakriſtan: dieß bedeute, daß der, welcher den Handſchuh aufhieng, Jeden, der ihn herabzunehmen wage, zum Zweikampf herausfordere. Gilpinus hieß den Sakriſtan den Handſchuh herabthun und ihm denſelben reichen; und da jener aus Furcht ſich deſſen weigerte, that er ihn ſelber herab und ſteckte ihn zu ſich. Am Schluſſe der ſehr eindringlichen Predigt, worin Gilpin gezeigt hatte, daß die Hauptpflicht des Chriſten, das Hauptkennzeichen, woran man ihn erkenne, die Liebe zu Gott und dem Nächſten ſey, zog er auf einmal den eingeſteckten Handſchuh hervor und ſagte: ich höre, daß einer von euch dieſen Handſchuh da als Herausforderungszeichen zum Kampfe aufgeſteckt habe. Ich nahm den Handſchuh auf; fordere aber meinerſeits meinen Gegner heraus, mir zu ſagen, wie ſich ſein Benehmen mit dem Glauben des Chriſten vertrage, zu welchem er ſich bekennt? — Er fügte dieſen Worten noch einige eindringende Ermahnungen hinzu, welche das Herz des zum Zweikampf Herausfordernden und Herausgeforderten ſichrer und tiefer getroffen haben, als alle Waidmeſſer und Schwerdter des Tinedales es gekonnt hätten.

10) Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält;
Wo anders, als in Jeſu Wunden?
Da lag er vor der Zeit der Welt,
Der Grund, der unbeweglich ſteht,
Wenn Erd und Himmel untergeht.

Bei dieſem ſchönen Liede des ſeligen Johann Andreas Rothe*), beſonders aber bei dem 6. Vers deſſelben: „Bei dieſem Grunde will ich bleiben,“ fällt mir die Geſchichte eines der glücklichſten und bedeutungsvolleſten Reiſenden der neueren Zeit ein, eines Pilgrims im Thale der Thränen: die Geſchichte des ſeligen Ludwig Hofacker, geweſenen Predigers zu Rielingshauſen in Würtemberg, welchem, als ihn — den ſchmerzlich Kranken — die Aerzte zuerſt ins Bad nach Deinach, dann nach Gais im Appenzeller Land, dann nach St. Moritz in Graubündten geſendet hatten, in ſeinem Elend der Spruch zum großen Troſt wurde, den der Herr zu den Kindern Iſrael ſagt: „ich habe dein Reiſen zu Herzen genommen.“ Ich nannte vorhin den ſeligen Hofacker einen der glücklichſten Reiſenden der neuern Zeit. — Was Columbus, was Cook und manche andere wackere Männer durch ihre mühſeligen Reiſen endlich für ſich ſelber gewonnen und für Lohn gehabt, das iſt bekannt. Wären ſie aber auch für ihre großen

---

*) Geboren zu Liſſa bei Görlitz 1688, geſtorben als Pfarrer zu Thannendorf in der Oberlauſitz 1758. War ein Freund des ſeligen Zinzendorf. M. ſ. Bunſens und von Raumers Geſangbuch.

Entdeckungen mit aller Welt Ehren und Lobesbezeigungen überhäuſt worden, hätten ſie auch ganze Schiffe voll Gold und Edelſteine mit ſich gebracht, und hätte man ſie noch als Leichnam im Sarge mit Lorbeerkränzen angeputzt, ſo würde mir ihr armſeliges Glück wie nichts dünken, gegen das Glück des mühſelig Reiſenden, Ludwig Hofacker, in jenem Augenblick, wo er, nahe an ſeinem ewigen Ziele, die Anrede an ſeine Gemeinde in Rielingshauſen mit den Worten endet, welche den Fund, den er auf ſeinen mannigfachen Reiſen, die der Herr „zu Herzen genommen“ hatte, beſchrieben; mit den Worten: „Der Grund, auf den ich gründe, iſt Chriſtus und ſein Blut“, zu welchen er den 6. Vers des oben erwähnten Liedes hinzufügte:

Bei dieſem Grunde will ich bleiben,
So lange mich die Erde trägt;
Das will ich denken, thun und treiben,
So lange ſich ein Glied bewegt;
Dann ſing ich einſtens hoch erfreut:
O Abgrund der Barmherzigkeit!

Ich nannte aber auch den lieben, ſeligen Hofacker einen der bedeutungsvolleſten Reiſenden der neuern Zeit; dieſen Ausdruck muß ich mit einigen Worten rechtfertigen.

Wir rühmen irgend eine Reiſe-Expedition als eine recht folgen- und ſegensreiche, wenn durch ſie etwas gewonnen und erbeutet worden, das einem längſt gefühlten Bedürfniß, einem augenfälligen Mangel der Völker abhilft, aus deren Mitte der Reiſende ausgegangen war. So wird das Andenken des edlen Columbus ſchon dadurch ein geſegnetes, daß er der öfters wiederkehrenden Hungersnoth und den aus ihr entſtehenden, verheerenden Seuchen durch die Begründung des Kartoffelbaues geſteuert. Unſere Zeit leidet vornämlich an einem andern Mangel, welcher, weil er ein geiſtiger iſt, gefährlicher noch erſcheint als Hungersnoth und Seuchen: an dem Mangel der Liebe und Wärme des Herzens; an Erkaltung und Todtenſtarre aller beſſern Gefühle, alles geiſtigen Lebens. Was Hofacker von ſeinen „Reiſen“ mit ſich gebracht, das iſt für Tauſende der jetzt lebenden Chriſten in ſeinen „Predigten“ enthalten, deren Flammen ſchon beim mündlichen Vortrag auch die kälteſten Herzen entzündet haben und welche nun, ſeitdem ſie durch den Druck, wie durch Sturmwindes Gewalt, im Lande umhergeſtreut worden, noch weiter zünden. Der Schreiber dieſer kleinen Erzählungen bezeuget aus eigner Erfahrung, daß er unter allen ihm bekannt gewordenen Predigten und bibliſch-belehrenden Erbauungsſchriften unſerer Tage keine kennet, in denen ein ſo mächtig, ſo ſchnell, auch das Kalte und Erſtorbene entzündendes Element läge, als in den Predigten des Ludwig Hofacker. Wer, bei ſonſt gutem Willen, an Kälte und Starrheit des Herzens leidet, der verſuche die geiſtvolle Koſt dieſer Predigten und er wird — wenigſtens von dem größten Theil derſelben — ſich innig tief bewegt und lebendig angeregt fühlen. Wenn wir aber nun fragen: durch welche Mittel wurde dem ſeligen Ludwig Hofacker dieſe mächtige Glut der Liebe zu ſeinem Herrn und Heiland und zu den Brüdern gegeben, welche auch in andern Seelen mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt zündet, ſo wird uns auf dieſe Frage eine kurze Geſchichte des Pilgerlaufes des ſeligen Mannes antworten. — In der leiblichen Natur wird die Wärme, auch im kalten Stein oder Holze erregt, wenn man dieſe Körper recht heftig reibt oder preßt, oder den Stein recht heftig gegen den harten Stahl ſchlägt, und die Indianer locken Feuerflammen aus dem kalten, dürren Holze hervor, indem ſie es recht heftig reiben. So hat unſer lieber Herr auch aus der theuren Seele, von welcher wir hier reden, die weiter zündenden Flammen dadurch hervorgelockt, daß er ſie — es war ja am meiſten zu ihrem eignen Heil — durch heftige Leiden und Schmerzen drückte und rieb, denn das Gebet und Wort einer von Noth gepreßten Seele wird zur heißen Flamme!

Ludwig Hofacker war am 15. April 1798 zu Wildbad geboren, wo damals ſein Vater Diaconus war. Sein Vater hatte ihn, den dritten unter ſeinen ſieben Söhnen, zum Geſchäft eines Schreibers beſtimmt; am Tage aber der Confirmation des Sohnes, da dieſer von der heiligen Handlung nach Hauſe kam, da ließ Gott beiden es klar werden, daß Ludwigs eigentlicher, innrer Beruf der geiſtliche Stand ſey. Freilich war nun Vieles mit großer Anſtrengung nachzuholen, was an der bisherigen Bildung verſäumt worden; aber, Der das Wollen gegeben, Der gab auch das Vollbringen, ſchenkte dem Jüngling einen ausdauernden Fleiß und zur Leitung deſſelben einen ausgezeichnet begabten, trefflichen Lehrer, den M. Reuß, damaligen Rektor in Eßlingen, jetzigen Ephorus in Blaubenren, welchem Gott die treue, liebevolle Mühe, die er an den jungen Hofacker gewendet, in Zeit und Ewigkeit ſegnen wolle. Schon am 18. October 1813 konnte Ludwig in die niedere Kloſterſchule zu Schönthal eintreten; im Herbſt 1814 wurde er in die höhere Schule nach Maulbronn, 1816 nach Tübingen befördert. Aber obgleich der Jüngling in den nöthigen Schulkenntniſſen mit dem Haufen der andern Alters- und Studiengenoſſen zunahm und fortrückte, war er dennoch in der Hauptſache: in jener eigentlichen göttlichen Erkenntniß, welche allein dem Herzen Frieden und volles, ſeliges Genügen, ſo wie Kraft zu allem wahrhaft Guten giebt, nicht blos nicht vorwärts gekommen, ſondern ſogar zurückgewichen. Er erzählt von ſich ſelber: „Ich ſchäme mich dieſer Zeit. Ich war weit von Gott weggekommen und ſteckte in gräulicher Sündenfinſterniß. Ich wandelte in einem beſtändigen Traume. Die Weisheit dieſer Welt, die ich begierig in mich ſog, hatte mir den Kopf vollends verrückt.“ — Es war jedoch um dieſe Zeit noch immer ein Zeichen der um ihn bemüheten, züchtigenden Gnade ſehr deutlich bei ihm geblieben: jene innere Unruhe über ſolch' verlornen Zuſtand, welche, da er nun im Jahr 1818 zum Studium der Theologie übergehen ſollte, immer heftiger wurde. Er verſuchte freilich gegen dieſe innere Pein ſeltſame Heilmittel. Da er „in den Syſtemen der Weiſen dieſer Welt, die er, ſo gut ers konnte, durchgegangen,“ nirgends den geſuchten, unbezweifelbar feſten Grund gefunden, begab er ſich ſelber ans Bauen, er nahm ſich vor „diejenigen Sätze niederzuſchreiben, die er für ganz gewiß annahm, dieſe ſollten dann die Richtſchnur ſeines Wiſſens und Wandels ſeyn; er fieng die Sache auch an, kam aber nicht weit, weil in der Vernunft der Glaube nicht liegt.“ Ein kleines Büchlein, das Jung Stillings ſeliges Ende beſchreibt, regte in ihm, um dieſe Zeit die Ahndung auf, daß wohl der von ihm erſehnte, feſte Grund der Seligkeit in dem einfältigen Chriſtenglauben enthalten ſeyn möge, und hierin beſtärkte ihn ſein jüngerer Bruder, welcher ſchon einen Anfang im Chriſtenthum gemacht hatte, und der um dieſe Zeit nach Tübingen kam. Endlich ward nach wiederholtem Straucheln und nach eben ſo oft ſich wiederholenden innern Züchtigungen, der Entſchluß in ihm geboren: Chriſto, der allein vom ewigen Untergange retten kann, mit ganzem Ernſte nachzufolgen, ſein treuer Diener zu werden. Jetzt begab er ſich an das Forſchen in der Schrift. Anfangs widerſtrebte dabei die Vernunft aus allen Kräften; er konnte nicht glauben, daß das wahr ſey, was da geſchrieben ſtund. Endlich, nach anhaltendem Ringen im Gebet, gab Gott die Gnade des einfältigen Glaubens an ſein geoffenbartes Wort und hiermit ſeinen Frieden in das vielbeängſtete Herz. — Aber auch der beſſre Weg, den Hofacker jetzt begann, gieng anfangs an dem Abgrund der Schwärmerei und eines ängſtlich-geſetzlichen Weſens vorüber. Gott bewahrte dieſe ihm theure Seele vor beiden, begann aber nun ſelber ſie in eine Schule der Läuterungen zu nehmen, welche freilich ſchwerer, zugleich aber auch ewig förderlicher war, als alle ſelbſt erwählte Uebungen.

Im Auguſt 1820, wenige Wochen vor Vollendung der Studienzeit in Tübingen, gehet Hofacker einmal, an einem warmen Tage Mittags 12 Uhr über die Straße; innerlich vergnügt über die Treue des Heilandes, an deſſen Hand das Leben mit jedem Tage ihm herrlicher und ſeliger wird: da verliert er plötzlich das Bewußtſeyn und ſtürzt nieder. Ein heftiges Nervenfieber, aufgeregt durch die Sonnenhitze, hatte ihn befallen; vier Wochen lag er zu Bette, dann wurde er nach Stuttgart gebracht, wo ſein Vater (ſchon ſeit 1812) erſter Prediger bei St. Leonhard war. Die Wiederherſtellung gieng ſehr langſam von ſtatten. Das fiel dem feurigen Jüngling, der ſo voll Eifers war für das Reich ſeines Herrn zu wirken, unbeſchreiblich ſchwer. Endlich iſt er ſo weit erſtarkt, daß er ein Vikariat in Stetten und gleich darauf in Plieningen bei Stuttgart annehmen kann. Aber nur ein Vierteljahr lang hat er das Wort vom Heil verkündet, da ergreift ihn (im Februar 1821) ſein Nervenfieber von neuem. Obgleich dieſer zweite Anfall der Krankheit nicht ſo heftig war, als der erſte, machte er ihn doch untüchtig zu jeder Arbeit. „Dies wollte mir,“ ſo erzählt er, „gar nicht gefallen. Ich probirte alles Mögliche; ich betete und flehte, daß doch die Krankheit weichen möchte; ich murrte; aber der Heiland ließ mich, trotz allem Sträuben und Schreien nicht aus meinem Gefängniſſe. Ich mußte in das väterliche Haus zurückkehren, um mich kuriren zu laſſen. Dieß gieng aber nicht ſo ſchnell, als ich mirs eingebildet hatte. Ich wartete von Woche zu Woche und von Monat zu Monat, und mußte zwei ganze Jahre warten. Wie viel Arbeit koſtete es dem Geiſte Gottes, bis er mir nur begreiflich machte, daß ich ein entbehrliches Werkzeug und daß es Gnade ſey, wenn er mich brauche.“ — Endlich, nach zwei Jahren, hatte ſein damaliges Leiden, das in einer ungemeinen Schwäche des Hauptes und Unfähigkeit ſelbſt zum Leſen und Schreiben beſtund, ſo weit nachgelaſſen, daß er wieder kleinere Geſchäfte verrichten konnte. Er wurde (im März 1823) ſeinem Vater als Vikar beigegeben und predigte nun zwei Jahre an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart. Obgleich dies oft unter großer leiblicher Schwachheit geſchahe, war dennoch der geiſtige Segen, der auf dieſer Saat der Mühe und Schmerzen ruhete, ein unſchätzbar großer. Einer meiner liebſten Freunde hörte ihn dort predigen. Er bezeugte mir: in ſolcher Gewalt und unwiderſtehlich anlockender Einfalt habe er das Wort noch nie vernommen. — Gegen Ende des Jahres 1824 ſtarb der treue Vater unſers Ludwig Hofacker. Er endete in freudigem Vertrauen auf die freie Gnade, die uns in Chriſto geſchenkt iſt. (Man leſe die innig zu Herzen dringende Beſchreibung dieſes Endes, in der Predigt am Sonntag nach Neujahr, Ausgabe von 1833, S. 99. u. f.) Nur kurze Zeit verwaltete jedoch Ludwig noch das Amt eines Pfarrvikars bei St. Leonhard. Schon im Februar 1825 machte ihn ſein altes Nervenleiden zu jedem Geſchäft untüchtig. Damals war es, wo ihn, wie oben erwähnt, die Aerzte zuerſt nach Deinach, dann nach Gais; zuletzt an die Gränze Italiens: nach St. Moritz ſendeten. Seine treue, zärtliche Mutter begleitete ihn. Vor ſeiner Reiſe hatte er ſich um das Diaconat bei St. Leonhard gemeldet; in St. Moritz erfuhr er, daß dieſe Stelle ein Anderer erhalten werde. Er meldete ſich um eine andere Pfarrei; ehe aber über dieſes Geſuch entſchieden wurde, ſuchte ihn der Herr abermals mit einem Nervenfieber heim, ſo heftig, daß er einen ganzen Monat ohne Beſinnung lag. Aber durch dieſe Krankheit ſchien zugleich ſein altes Leiden: die Schwäche des Hauptes, gehoben zu ſeyn; er fühlte ſich, bei endlicher Wiedergeneſung, freier davon als jemals ſeit ſeiner erſten Krankheit. Da kam, als er nun voll Sehnſucht der neuen Berufung zu dem ihm ſo theuren Amt des Wortes entgegenſahe, abermals eine abſchlägige Antwort auf ſein Geſuch.

Faſt ein Jahr mußte er müſſig ſtehen, weil niemand ihn gedungen. Endlich, im Herbſt 1826, ward er, unter Umſtänden, wobei augenſcheinlich Gottes leitende Hand geſchäftig war, als Pfarrer nach Rielingshauſen verordnet. Es war nun das erſehnte Feld der Arbeit für die ſo gern für das Reich des Herrn geſchäftige Seele und zugleich die Hütte gefunden, welche ſeinen müden Leib und ſeine ihn begleitende genügſame Mutter herbergen konnte; die Hütte aber, welche die vielthätige Seele bewohnte: der zarte, ſterbliche Leib, wurde immer baufälliger und gebrechlicher. Ein bösartiges Uebel hatte ſich an einem Finger der linken Hand angeſetzt; im Februar 1827 mußte der Finger abgenommen werden. Der beſtändige Schmerz, mit verzehrendem Fieber verbunden, hatte die Kräfte ſo gelähmt, daß mehrere Monate vergiengen, ehe der Mann, welchen der Eifer um die Förderung des Reiches ſeines Herrn faſt verzehrte, wieder ſein ganzes Amt verſehen konnte. Da nahm ihm, als er nun eben wieder Kraft hatte, außer den Kinderlehren und dem Confirmanden-Unterricht auch die Predigten zu halten, Gott die treue Mutter: ſeine Pflegerin und Leidensgenoſſin, die mit ihm durch die innigſten Bande der gemeinſamen, gleichen Liebe zu dem Herrn verbunden war, von ſeiner Seite hinweg. Aber die Glut der Leiden mehrte nur noch mehr das Feuer der innigen Liebe zu ſeinem Herrn, und den Eifer etwas zu thun zur Ehre ſeines Namens. Ahnend vielleicht, daß es ihm nicht lange mehr vergönnt ſeyn werde das Evangelium mündlich zu predigen, machte er den Anfang zur Herausgabe ſeiner gedruckten Predigten. Aber auch die mündlichen Predigten, welche er im Herbſt und im Winter 1827 — 1828 vor ſeiner Gemeinde hielt, waren voll ungewöhnlicher Kraft und Nachdruck. Er wollte wirken, ſo lange es für ihn noch Tag war, denn die ermattenden Schweiße, die ihn jede Nacht heimſuchten, und andere Anzeichen, ließen ihn merken, daß ſeiner Wallfahrt Ende nicht mehr fern ſey. Mit einem faſt zum Tode ermatteten Leibe, welchem der eifrig liebende Geiſt noch Kräfte zum Lobe ſeines Gottes gab, verkündete er am Palmſonntag, Charfreitag und Oſtertag 1828, Chriſtum, der für uns geſtorben und ſiegreich, als Ueberwinder des Todes, auferſtanden iſt. Da gefiel es dem Herrn, dieſen Erwählten aus Tauſenden zu einem lebendigen Zeugniß ſeiner, den Todesſchmerz und die

Leiden der Zeit überwindenden Kraft zu machen, damit dieſer Kämpfer im Glauben zum Sieger werde, dem einſt ein Sitzen neben dem Herrn der Ueberwinder und Streiter zu Theil würde (nach Offenb. 3, v. 21.). Eine heftige Bruſtentzündung warf ihn aufs Krankenbett; aus der Entzündung wurde Bruſtwaſſerſucht. Man ſuchte dem Waſſer einen Ausweg durch die Füße zu öffnen; da ſchlug in dieſen der heftigſte Schmerz ſeinen Sitz auf, ſie wurden durch den Abfluß der ſcharfen, ätzenden Feuchtigkeiten, die ſich immer wieder erſetzten, im Innerſten angegriffen; jede, auch die leichteſte Hülle wurde unerträglich; jedes Verweilen und Ruhen in Betten wurde unmöglich. Da ſaß er nun in den letzten acht Wochen vor ſeinem Tode Tag für Tag, Nacht für Nacht in ſeinem Seſſel, ſelten nur ließen der Schmerz und der hartnäckige Huſten einen kurzen Schlummer zu. Dabei noch immer die innern Demüthigungen und Beugungen, welche ja das einzige Zeichen ſind, daß der Menſch ein wahres und ächtes Kind Gottes und in der Zucht ſeines Geiſtes ſey, denn nur der Demüthige kann Gott gefallen. Mit jedem Tage wurde er ſelber in ſeinen Augen niedriger und kleiner, Gott aber höher und größer. „Dies iſt mein Mann“ ſagte er, indem er auf ein Bild des mit Dornen gekrönten Heilandes, das neben ihm an der Wand hieng, hinwies. Verzagen müſſe er, dies wiederholte er oft, wenn er nicht gewiß wüßte, daß die Liebe Chriſti zu den Menſchenkindern eine unendliche ſey; nur auf Ihn verlaſſe er ſich; zu Ihm wolle er, da jenſeits ſeine Zuflucht nehmen; knieend wolle er ſich Ihm nahen. Neben und mit dieſer innigen Beugung ward ihm aber auch eine freudige Zuverſicht und Empfindung der Liebe und Erbarmung ſeines Herrn. — In den letzten Tagen ſeines Lebens ſchlugen die Fluthen des Schmerzens faſt über dem ſterbenden Haupt zuſammen. Die wunden Füße verſtatteten keine Ruhe; ſitzend, wie angekettet in ſeinem Seſſel, mußte er ausharren. Der Tag brachte keine Linderung, die Nacht kein Ende. Da vernahm man denn oft aus ſeinem liſpelnden Munde (laut konnte er nicht mehr reden) Worte der Sehnſucht nach ſeinem Heilande, daß Er doch bald kommen und ſein Elend enden möchte. Als man ihm am Morgen des 18. Novembers, den er nicht mehr anbrechen zu ſehen gehofft hatte, tröſtend verſicherte, daß ſein Ende nicht mehr ferne ſey und er den Abend des Tages wahrſcheinlich im Himmel feiern dürfe, da war er voll innigſter Freude, aber auch voll ausharrender Geduld. Er fragte z. B. ob er noch mehr kaltes Waſſer trinken dürfe? — er wolle und dürfe ſich, wenn es ſchädlich ſey, das Ende um keine Minute beſchleunigen. Gegen Mittag trat mehr Ruhe ein: es war ein Vorſchmack der annähernden Ruhe des Todes. Nach 2 Uhr ſprach er: „ich wandle im Thal des Todes“ — „aber“ fügte er freundlich hinzu: „ich fürchte mich nicht.“ Darauf arbeitete er ſeine längſt kalten ſtarren Hände unter der Bedeckung hervor, faltete ſie und liſpelte: „betet.“ Mit Handauflegung ſprach der treue Bruder über ihn den Segen, dann die beiden letzten Verſe des Liedes:

„Warum ſollt ich mich denn grämen." „Herr mein Hirt" und „Du biſt mein." Da bewegten ſich noch die Lippen des ſelig Entſchlafenden zu dem ſüßeſten Wort ſeines Lebens: „Heiland! Heiland!" und als nun der Athem ausblieb, da ſprachen die Mienen des erkalteten, bleichen Angeſichtes von einem Frieden Gottes. Er ſtarb am 18. November 1828, Nachmittags 2½ Uhr, in einem Alter von 30 Jahren 7 Monaten. Ein einfacher Denkſtein bezeichnet, neben dem Grabe der Mutter, die Ruheſtätte des in vielen Schmerzen ſchon hienieden zum Tempel Gottes verklärten Leibes. Das Denkmal aber, das ſich der Selige in ſeinen Predigten für alle Sonn- und Feiertage, (Stuttgart bei Steinkopf, 1833) geſetzt hat, wird mit Flammenſchrift der Ewigkeit für die Kraft und Gnade Gottes, die in ihm war, zeugen, wenn der Denkſtein auf dem Grabe längſt zu Staub verfallen iſt.

11) „Durch Adams Fall iſt ganz verderbt Menſchlich Natur und Weſen."

Jener Mann in London, welcher tief gebeugt durch ſeine eingebildete Noth, ſein Leben durch Selbſtmord in der Themſe endigen wollte, wurde in dem Augenblick, da er ſich von der Brücke hinab ins Waſſer zu ſtürzen ſuchte, von einem Raubmörder überfallen. Der Anblick einer ſolchen unerwarteten Gefahr regt auch in ihm eine unvermuthete Kraft des Widerſtandes auf; er kämpft und ringt heftig mit dem Raubmörder, dieſer entflieht, zugleich mit ihm entflieht aber auch die eingebildete Noth; der armſelige Mann, der kurz vorher noch meinte, ſein Gram könne nur mit dem Tode enden, fühlt ſich von dieſem Gram geneſen; er geht nach Hauſe und trägt von nun an das ihm von Gott auferlegte Loos mit Ruhe, ohne jemals wieder in den frevelhaften Gedanken des Selbſtmordes zu verfallen.

Die heilige Schrift redet von einer göttlichen Traurigkeit, welche zur Seligkeit eine Reue wirket, die niemand gereuet (2 Cor. 7, V. 10.) und welche vom Tode zum Leben führt. Dieſe heilſame, göttliche Traurigkeit iſt der Art nach nur eine und dieſelbe: die Traurigkeit über die Sünde, über die Entfernung des Herzens von Gott. Es gibt aber auch nach den Worten der Schrift eine Traurigkeit der Welt, welche den Tod wirket, (2 Cor. 7, V. 10.) und doch zu gar nichts dienet, noch taugt (Sir. 30, V. 25.). Dieſe Traurigkeit der Welt iſt nicht von einerlei, ſondern ſie iſt von zehnerlei, ja von tauſenderlei Art. Traurigkeit über leiblichen Schmerz und Krankheit, über gekränkte Ehre bei der Welt, über den Tod der Verwandten, über beeinträchtigten Broderwerb oder äußern Druck und Mangel; Traurigkeit über ſchlechte Kleider und Schuh, über ſchlimmes Wetter oder böſe Nachbarn, über ſchlechtgerathenen Moſt oder Korn, über Betrug und Verluſt im Spiel oder Handel, zerbrochene Taſſe oder geſtochenen Kürbis, (Jon. 4, V. 8. u. 9.) und was dergleichen Traurigkeiten in der Welt mehr ſind. Unter dieſen Arten der Traurigkeit der Welt erſcheinet freilich die eine von edlerer, beſſerer Natur als die andere, auch benutzt Gott öfters die irdiſche Betrübniß, um mitten in ſie hinein den Saamen der himmliſchen zu legen, und die Thräne des Chriſten, auch wenn ſie ihm ein vergänglicher Schmerz entpreßte, wird immer durch einen Strahl des ewigen Troſtes verklärt; für den natürlichen Menſchen aber, in welchem der Sinn der Welt vorherrſcht, iſt die Traurigkeit der Welt, ſie ſey von welcherlei Art ſie wolle, immer ein Zug des Todes zum Tode. Denn die ſtille, gottergebene Thräne, welche der Chriſt über dem Grabe der Seinen weinet, und welche Gott zählt und lohnet, wird bei jenem zu einer Stimme des Murrens und der Verzweiſlung, welche Strafe auf ſich herabzieht. Darum wird der Menſch öfters von ſeiner Natur getrieben, den Zug des Todes, der ſchon ohnehin in der weltartigen Traurigkeit liegt, noch zu beſchleunigen und Hand an ſein eignes Leben zu legen, und es iſt überhaupt aus der innern Todesgefahr der ſündhaften Traurigkeit keine andere Rettung, als die, daß das Niedere in ein Höheres, der irdiſche Schmerz in einen himmliſchen verwandelt werde. Und dieſen Weg der Rettung haben einige Seelen, durch Gottes Beiſtand, ſehr ſchnell eingeſchlagen. So unter andern jener Mann, dem es bei ſeinem Gewerbe und ſeinem Brodverdienſt etwas hinderlich gieng, und der darüber in ſolche unmäßige Traurigkeit gerieth, daß er ſich ſelber ums Leben bringen wollte. Indem er aber eben mit dieſem böſen Gedanken umgieng, fügte es Gott, daß des Mannes Schweſter das Lied ſang: „Durch

Adams Fall iſt ganz verderbt.“ Da ward ihm ſein Herz für den guten Inhalt des Geſanges aufgethan und ſeine ganze Betrübniß entwich, als er ſie mit fröhlicher Stimme den Vers ſingen hörte: „Wer hofft in Gott und dem vertraut, der wird nimmer zu Schanden: Denn wer auf dieſen Felſen baut, ob ihm gleich geht zu handen, viel Unfall hie, hab ich doch nie den Menſchen ſehen fallen, der ſich verläßt auf Gottes Troſt: Er hilft ſeinen Gläubigen allen.“ Von Herzen beſchämt und voll Reue bat er Gott ſeine große Sünde ab, ward von nun an in ſeinem Herzen getroſt und ruhig, und erfuhr dann bald auch in ſeinem Gewerbe den Beiſtand, den Gott allen verheißen hat, die ſich auf Ihn verlaſſen.

Wir wollen nun bloß noch zu dem angeführten Liede erwähnen, daß der Mann, der es gedichtet hat, Lazarus Spengler, im Jahr 1479 zu Nürnberg geboren, war, wo er 1534 als vorderſter Rathsſchreiber ſtarb. Er hat durch ſeine große Einſicht und Rechtſchaffenheit ſeiner Vaterſtadt gar viel genützt, unter anderm iſt er auch der Stifter der St. Aegidienſchule geweſen. (M. ſ. Bunſens allgem. evangel. Geſangbuch).

12) „Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin,
In Gottes Willen;
Getroſt iſt mir mein Herz und Sinn,
Sanft und ſtille;
Wie Gott mir verheißen hat,
Der Tod iſt mein Schlaf worden.
Das macht Chriſtus, wahrer Gottes Sohn,
Der treue Heiland,
Den du mich Herr haſt ſehen lan
Und machſt bekannt:
Daß er ſey das Leben und Heil
In Noth und auch im Sterben."

Das ſchöne alte Lied von Luther, zu welchem dieſe beiden Verſe gehören, iſt eigentlich nur eine Verdeutſchung und weitere Ausführung des Dankgebets des alten Simeons (Luc. 2, V. 29 — 32.): „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du geſagt haſt. Denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen, welchen du bereitet haſt vor allen Völkern; ein Licht zu erleuchten die Völker und zum Preis deines Volkes Iſrael."

Dieſer Schwanengeſang des ſterbenden Chriſten iſt mithin ſo alt auf Erden, als das Bekenntniß eines ins Fleiſch gekommenen Heilands der Völker iſt; denn jener freudige Glaube, der Jeſum Chriſtum Gottes Sohn als ſeinen Heiland und Seligmacher bekennt, der erfährt auch bald die Gotteskraft deſſelben in ſeinem Herzen und kann dann mit derſelben Zuverſicht ſagen, wie die Apoſtel: „Wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater.“ Ja er kann ſagen: „Das wir gehört haben, das wir geſehen haben mit unſern Augen, das wir beſchaut haben und unſre Hände betaſtet haben.“ Denn ein ſolcher freudiger Glaube ſchmeckt und ſiehet täglich, wie freundlich der Herr ſey.

Der Glaube, der Jeſum Chriſtum bekannt und ſeine liebe Nähe während des Lebens erfahren hat, wie ein Freund die tröſtliche, hülfreiche Nähe ſeines Freundes erfährt und empfindet, ſtimmt fröhlich in das Schwanenlied des alten Simeon ein, wenn nun die Seele dahin fährt, da des Lebens Kampf und Unruhe auf ewig ein Ende hat und die Hoffnung zur Erfüllung wird. Am fröhlichſten und lauteſten ſtimmt aber der ſterbende Chriſt dann in jenes Lob- und Danklied ein, wenn er mitten in einer Zeit gelebt und ſeinen Herrn bekannt hat, in welcher der Glaube an Jeſum Chriſtum bei dem größten Theil der ſogenannten Chriſtenheit verloſchen und verſchwunden und ſtatt deſſen Hohn und Spott herrſchend geworden iſt. Denn dann freut es noch doppelt ſo ſehr: dahin zu fahren in Frieden und das ſüße, theure Gut der Erkenntniß des Herrn als eine Beute mit ſich hinaus zu nehmen aus dem armen Leben.

Jene achtzig treuen Bekenner, welche unter der Regierung des Kaiſers Valens auf einem Schiffe lebendig verbrannt worden, hatten in einer ſolchen Zeit gelebt, in welcher der herrſchende Wahn der Irrlehrer Jeſum Chriſtum nicht mehr als Gott aus Gott geboren, ſondern nur noch als ein Geſchöpf Gottes betrachten wollte, welches freilich vor allen andern Geſchöpfen mit hohen Kräften und Vorzügen ausgerüſtet geweſen ſey. Wäre aber Chriſtus nicht ſelber Gott, ſo könnte er auch nicht Heiland und Seligmacher der Welt ſeyn, mein Geſchrei und Gebet zu Ihm wäre vergeblich, der Chriſtenglaube eitel und thöricht. Denn wem Chriſtus nur ein Geſchöpf iſt, wie irgend ein Engel oder Menſch, für den haben die Engel in der Chriſtnacht nicht mitgeſungen: und den Menſchen ein Wohlgefallen; für den iſt Chriſtus nicht als Tilger der Sünde am Kreuz geſtorben, nicht auferſtanden. Darum ließ ſich das Häuflein der damaligen treuen Bekenner weder durch das Gebot und die Drohungen des Kaiſers Valens oder anderer dieſem gleichgeſinnten Herrn, noch durch die Schreckniſſe des Todes davon abhalten, Jeſum Chriſtum als Gottes eingebornen Sohn, ihren Herrn und Seligmacher zu bekennen. Und ſie blieben hierbei ſo beſtändig und freudig, daß jene achtzig, als nun das Schiff, worauf ſie gefangen ſaßen, in Flammen aufgieng, mit lauter Stimme den Lob- und Schwanengeſang des alten Simeon anſtimmten: Herr nun läſſeſt du deine Diener in Frieden fahren, denn unſre Augen haben deinen Heiland geſehen. Die Zuſchauer am Hafen, wohin das brennende Schiff getrieben ward, hörten den Geſang, ſahen die Freudigkeit der achtzig Bekenner und viele von ihnen ſtaunten darüber, denn eine ſolche Freudigkeit hatten ſie noch niemals mitten in ihrem Wohlleben und Wollüſten empfunden, als dieſe Männer in den Schmerzen der heißen Flammen und im Anblick des nahen Todes fühlten.

---

13) Hilf Herr, laß es gelingen,
Gieb Glauben, Muth und Fleiß,
Dir viele Frucht zu bringen,
Zu deines Namens Preiß.
Laß mich ſtets brünſtig flehen
Und „auf die Ewigkeit“
Den guten Saamen ſäen,
Deß ſich die Erndte freut.

Dieſe Stelle aus dem herrlichen Neujahrslied des ſeligen Andreas Rehberger in Nürnberg, erinnert uns an einen Zug aus der Geſchichte des trefflichen Bildhauers Bacon, von dem wir hier erzählen wollen. Dieſer geſchickte Künſtler arbeitete in der Weſtmünſterabtei zu London an der Bildſäule des berühmten Chatam; ein Geiſtlicher ſtand hinter ihm, klopfte ihn auf die Schultern und ſagte: Bedenken Sie wohl, daß Sie für die Ewigkeit arbeiten. Darauf beſtieg der nämliche Geiſtliche die Kanzel und hielt die Wochenpredigt. Als dieſe geendigt war, ſtellte ſich der Bildhauer dem Geiſtlichen in den Weg, nahm ihn beim Arme und ſprach: „Bedenken Sie, daß Sie für die Ewigkeit arbeiten.“

Wer von beiden, mein Leſer, hat wohl hier beſſer verſtanden, was das heiße: „für die Ewigkeit arbeiten" der Bildhauer oder der Pfarrer? — Ich meine wohl der Bildhauer. — Ich bin auf einer meiner Reiſen bei der verſchütteten, aber wieder ausgegrabenen Stadt Pompeji in Italien geweſen und habe auch nicht weit davon die Stätte beſucht, da der heilige Apoſtel Paulus wandelte, als er bei Puteolen aus dem Schiff geſtiegen war und nun nach Rom reiſte. In Pompeji habe ich ſteinerne Badwannen und allerhand Gefäße zu Ehren und Unehren geſehen, welche doch nun gewiß über 1700 Jahre alt ſind, und ſie ſind noch ganz friſch und ſchön, und wenn ſie niemand zerſchlägt, können ſie noch tauſend Jahre halten. Dennoch möchte ich nicht ſagen, daß der Werkmeiſter, der ſolche Gefäße und Sachen machte, damit eine That für die Ewigkeit gethan hätte. Die Worte dagegen, welche der Apoſtel Paulus auf ſeinem Wege nach Rom zu mancher ihm begegnenden Menſchenſeele ſprach und womit er dieſe zu Gott und ſeinem Chriſtus zog, ſind freilich längſt verhallt; aber ich meine, was Paulus hierbei mit ſeinen Reden that, das war doch für die Ewigkeit gethan. Der Demant, den der arme Sclave für das Diadem eines Königs ſchleift, wird keinen ewig bleibenden Schmuck abgeben, wohl aber die ſtille Thräne, die der arme Sclave bei ſeiner Arbeit vor Liebe und Freude darüber weint, daß ihm Gott das Evangelium von Chriſto hat bekannt werden laſſen.

Jener engliſche Bildhauer, von welchem wir eben erzählten, pflegte, wenn man ihn ſeiner groſſen Kunſt wegen lobte, zu ſagen: „Vor Gottes Augen bin ich nichts, als ein armer Steinmetze."

Das Neujahrslied aber, aus welchem ich oben eine Stelle ausgeſchrieben habe, ſollte in alle reichhaltige und beſſere evangeliſche Liederſammlungen aufgenommen werden. Es ſteht im Nürnberger Geſangbuch von 1792 und daraus auch im 2. Band meines „Alten und Neuen aus dem Gebiet der innern Seelenkunde.“

14) „Lobe den Herrn, o meine Seele, Ich will ihn loben bis in Tod.“

Die Erfüllung dieſer Worte des wunderſchönen Liedes: „ich will ihn loben bis in Tod“ konnte man an jenem frommen Kaufmann ſehen, der des für ſo viele Seelen geſegneten, treuen Lehrers Schaffius Schüler war. Als jener junge Kaufmann zu Copenhagen auf dem Siechbette lag, und es nun mit ihm zum Ende gehen wollte, ſtimmte er aus allen Kräften Lobgeſänge, vor allem aber das „Heilig, heilig, heilig iſt unſer Gott“ an. Dieſer Drang, Gott mit lauter Stimme zu preiſen und zu danken, war in ihm ſo heftig, daß er kaum noch auf das hörte und achtete, was die Umſtehenden zu ihm ſagten, alſo daß einige meinten, er ſey von Sinnen kommen. Er aber, in einem Gefühl der Seligkeit, als ob er ſchon vor Gottes Thron ſtünde und mit den Engeln den großen Namen lobete, fuhr fort zu ſingen, bis er über dem Singen den Geiſt aufgab. Eben ſo ſang auch der ſelige Philipp Adolph Fabricius, der als Profeſſor zu Roſtock ſtarb, in ſeiner Todesſtunde, welche er genau voraus verkündet hatte, einen Lobgeſang, und ſagte zugleich, daß er (im Geiſte) unzählige Engel das „Heilig, heilig, heilig iſt unſer Gott“ ſingen höre.

Das herrliche Loblied: „Lobe den Herrn o meine Seele,“ welches dem 146. Pſalm nachgebildet iſt, gehört überhaupt zu meinen liebſten Morgenliedern auf Reiſen, welches ich beſonders gern in der lieblichen Melodie von der ſeligen Luiſe Reichard ſinge. Aber einmal, beſonders auf einer meiner Reiſen, iſt mir dieſes Lied zur großen Stärkung und Aufmunterung geweſen. Dies war in der berühmten Stadt Bologna in Welſchland, wo ich mich in großen Sorgen befand. Denn ich hatte in Neapel mit einem Lohnkutſcher (Vetturino) einen Vertrag geſchloſſen, daß er mich und meine Frau um einen beſtimmten Lohn nach Mailand führen, und dabei, wie es dort gewöhnlich iſt, die Mahlzeit und das Nachtlager für uns bezahlen ſolle. Da mich nun der Mann unterwegens darum bat, hatte ich ihm nach und nach, und ehe wir noch halben Weges waren, die ganze ausbedungene Summe für uns beide vorausbezahlt. Da verließ uns auf einmal, zu Fano am adriatiſchen Meere, jener Fuhrmann und übergab uns einem andern Lohnfuhrmann, mit dem Verſprechen, daß dieſer uns vollends bis Mailand führen werde. Vor Bologna aber erfuhren wir von dieſem zweiten Vetturino, daß er uns nur bis zu dieſer Stadt bringen könne, wie wir dann weiter kommen würden, wiſſe er nicht. Da ſagte ein Reiſegefährte, welcher aus Neapel war, zu uns, jetzt würden wir wohl um unſer vorausbezahltes Koſt- und Reiſegeld gebracht ſeyn, und beides von Bologna nach Mailand, welche 133 italieniſche Meilen von einander entfernt ſind, noch einmal bezahlen müſſen. Wir aber hatten im gegenwärtigen Augenblick, weil wir durch einen Diebſtahl um einen Theil unſrer Baarſchaft gekommen waren, kaum noch ſo viel Geld, um nur die kleinen Nebenausgaben, für Frühſtück u. ſ. w. bis Mailand zu beſtreiten. In Bologna hatte ich aber keinen bekannten Menſchen, beſchloß jedoch irgend einen unbekannten Collegen, wo möglich einen Juriſten, aufzuſuchen, der mich gegen den zu fürchtenden Betrug der Lohnkutſcher ſchützen könne. — Bei dem Thor der Stadt ſtieg ich aus und gieng dann in einer der Hauptſtraßen ganz traurig unter den Säulenhallen hin, bedenkend, daß ich hier in dieſer Stadt ein verlaſſener Fremdling ſey. Endlich trat ich am Wege in eine Kirche hinein. Da ich nun hier die Leute ſo beten ſahe, fiel mir der Vers aus dem Liede: „Lobe den Herrn o meine Seele“ ein, welcher endet:

„Sein Aufſicht iſt der Fremden Trutz,
Wittwen und Waiſen hält er im Schutz.“

Du biſt hier, dachte ich, freilich ein verlaſſener Fremdling, aber ſey getroſt: Seine Aufſicht iſt ja der Fremden Trutz. Da wurde ich wieder ganz freudig. Und bald wurde auch, durch eine Fügung, wozu wir keine Menſchenhülfe gebraucht hatten, die Sorge gehoben. Es fand ſich ein Vetturino, welcher ohnehin eine Herrſchaft nach Mailand zu führen hatte, und welcher uns für das Wenige, das ihm unſer Vetturino etwa noch gab, und für eine Kleinigkeit, die wir ihm noch verſprachen, mitnahm. So hat mich gar oft ein Vers aus Gottes Worte oder aus einem chriſtlichen Liede, der mir zur rechten Zeit einfiel, getröſtet und ermuntert.

Das ſchöne Lied: Lobe den Herrn o meine Seele, hat übrigens einen frommen Würtemberger zum Verfaſſer, nämlich den Johann Daniel Herrnſchmidt, der im Jahr 1675 zu Bopfingen in Schwaben geboren war und 1723 zu Halle, als Profeſſor der Theologie, ſtarb. M. ſ. das liebliche Buch, genannt: Sammlung geiſtlicher Lieder (von C. von Raumer) Baſel 1831.

---

15) Der Herr hat überwunden, Gott ſey gelobt, nun bin ich frei.

Das herrliche, kräftige Oſterlied des ſeligen Andreas Rehberger in Nürnberg, deſſen Anfangsworte wir hier zur Ueberſchrift wählten, findet ſich freilich kaum in einem andern, als in dem ältern Nürnberger Geſangbuche. Es ſollte aber in alle gute, chriſtliche Liederſammlungen aufgenommen werden, denn es iſt eines der ſchönſten Oſterlieder der evangeliſchen Kirche; ein rechter Triumphgeſang des Chriſtenglaubens. Sein Inhalt vereint die ganze Fülle der Friedensbotſchaft von der Auferſtehung des Herrn, und aller hierauf gegründeten, troſtvollen Ausſprüche der heiligen Schrift zu einem Labſal der troſtbedürftigen Seelen, zu einem Heilmittel gegen den Schrecken des Todes. Denn in jenen Ausſprüchen und in dem Evangelio des Oſterſonntages liegt eine ſolche Kraft, daß dieſelben ſchon bei Tauſenden von ſterbenden Chriſten, wenn auch nicht dem Worte, doch dem Weſen nach zu einem Siegesgeſang und Triumphlied, mitten in der Angſt des Todes geworden ſind. Wir wollen dieſes heute nun an einem Beiſpiel, an dem des ſterbenden Philipp Melanchthon, des treuen Gefährten Martin Luthers, betrachten.

Schon ſeit 14 Jahren hatte ſich Philippus ſeiner ſtarken Säule, an welcher er ſich im Leben wie der Weinſtock an den feſten Oelbaum angeſchloſſen und hinangerankt hatte: ſeines Luther beraubt geſehen. Er ſelber war nun alt und grau geworden, und hatte jenes Lebensjahr erreicht, in welchem auch Luther abgeſchieden war aus der Welt (das 63ſte). Es war im Jahr 1560, kurz vor Oſtern, als ſich bei Melanchthon der erſte Bote einſtellte, welcher ihm den nahen Tod ankündigte: ein heftiges Fieber, das er ſich durch Erkältung auf einer Berufsreiſe zugezogen hatte. Am 7. April hatte er eine ſchlafloſe Nacht in Fieberfroſt und Hitze zugebracht, und fühlte ſich deſſelbigen Tages ungemein matt. Aber ſchon am darauf folgenden Tage raffte er ſich wieder auf und hielt ſeine gewöhnlichen Vorleſungen. Es pflegte nämlich Philippus, nach ſeiner großen Treue im Lehreramte, ſelbſt während der Tage der hohen Feſte, beſonders an Oſtern, früh um 6, vor einer großen Zahl von Zuhörern, welche nicht blos Studenten, ſondern auch Leute aus andern Ständen waren, das Feſttagsevangelium oder eine andere hierauf bezügliche Stelle der heiligen Schrift zu erläutern. So that er auch jetzt in ſeiner Krankheit, und erklärte am 11. April, als am grünen Donnerſtag, das 17. Capitel des Evangeliums Johannis; am darauf folgenden Tage, als am Charfreitag, das 53. Capitel des Jeſaias. Und dieſes iſt ſeine letzte Vorleſung im Leben geweſen. Denn als er in der darauf folgenden Nacht durch einen ſanften Schlaf erquicket ward, da nahete ihm ein zweiter Vorbote der nahen Auflöſung: ein lieblicher Traum, in welchem es ihm dünkte, er ſänge die Worte: „Mich hat herzlich verlangt, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen.“ Hierüber war er ſehr erfreut und innerlich erquickt, obgleich der Leib an dieſem Tage durch einen heftigeren Anfall des Fiebers und durch eine darauf folgende ſchlafloſe Nacht ſehr ermattet ward. Dem ohngeachtet ſtund der eifrige Mann am erſten Oſtertage früh um 5 Uhr vom Krankenlager auf, damit er um 6 ſeiner Gewohnheit nach das Feſttagsevangelium erläutern möchte, obgleich er ſo ſchwach war, daß er kaum zu ſtehen vermochte. Da kommt ſein Sohn und ſagt ihm: „Vater, es iſt niemand im Collegio“, worüber Philippus unmuthig wird, weil er meinet, die Seinen hätten die Zuhörer wieder nach Hauſe geſchickt. Auch am 2. Oſtertage des Morgens will er wieder ſein Lehreramt verſehen, läßt ſich aber durch Zureden der Seinigen endlich bewegen, auf ſeinem Lager zu bleiben. Alſo war das Herz des Mannes und ſein ganzer Sinn ſo erfüllt und bewegt von den

Gedanken an die ſiegreiche Auferſtehung ſeines Herrn, daß ſelbſt der zum Tod ermattete Mund noch immer davon übergehen und auch Andern verkünden wollte, welcher Troſt für den ſterbenden Chriſten in dem ſüßen Oſterevangelio liege. Denn dieſe hehren Auferſtehungsgedanken verließen ihn ſelbſt des Nachts im Schlafe nicht, und am dritten Oſtertage erquickte ihn abermals ein Traum, darinnen ihm däuchtete, es ſtünde ein Mann bei ihm, welcher den Spruch Röm. 8, v. 31. ſagte: „Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſeyn?“ Dazwiſchen ſprach er wiederholt ſeine Hoffnung und ſein Sehnen aus, bald aufgelöſt und bei Chriſto zu ſeyn; und wie er ſchon vor dem Feſt, als er noch die Correktur der Leichenrede des verſtorbenen Herzog Philipp von Pommern beſorgte, zu den Seinigen ſagte: „Dieſer löbliche Fürſt hat Philippus geheißen, vielleicht werde ich der nächſte Philippus ſeyn, der dem frommen Herrn folgen wird,“ ſo prach er vom 2. Oſtertage an ſeine Erwartung des nahen Todes noch viel beſtimmter aus. Am 16. April, als er gerade einen fieberfreien Tag hatte, nahm er Abſchied von Joachim Camerarius, mit welchem er ſeit 40 Jahren eines vertrauten Umganges gepflogen, und der ihn, zur großen Freude des Sterbenden, von Leipzig aus beſucht hatte. Er ſegnete den hinwegreiſenden Freund mit den Worten: „Der Sohn Gottes, der da ſitzet zur Rechten ſeines himmliſchen Vaters, und den Menſchen Gaben giebet, der erhalte Euch und die Euren und uns Alle mit einander in ſeiner Gnade.“ Als auch an demſelben Tag ein Abgeordneter des

Fürſten von Anhalt kam, welcher ſich nach dem Befinden des Kranken erkundigte, entließ er denſelben mit ſo kräftigen und rührenden Worten der dankbaren Liebe und Segens, daß Alle, welche es hörten, ſich der Thränen nicht enthalten konnten. — Die Worte des Sehnens, die ſogar während des Traumes in ſeinem Munde zu einem lieblichen Geſange geworden waren: „Mich hat herzlich verlangt, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen,“ blieben ohne Aufhören in ſeinem Herzen. Er ſprach mehrere Tage nachher noch mit beſonderer Freude von dieſem Traume, und fügte hinzu: er könne gar nicht genug beſchreiben, wie lieblich jener Geſang gelautet habe. In der Nacht vor ſeinem Ende däuchtete ihm abermals in einem Traum, er höre die auf Chriſti Tod und Auferſtehung gegründeten Troſt- und Glaubensſprüche aus Röm. 8, (vom 31. Vers an) worüber er ſehr geſtärkt wurde.

Am Freitag aber nach Oſtern, den 18. April, ſahe man ſein Ende mit ſchnellem Schritte nahen. Dennoch ſprach er mit einigen ihn beſuchenden Freunden bei einer Stunde lang ſehr troſtreich und freudig. Hierauf fiel er in einen Schlaf oder Ohnmacht und als er daraus erwachte, ſagte er: „ich bin eben im Tode geweſen, aber mein Gott hat mich gnädiglich herausgeriſſen.“ Womit er auf einen ſchweren, innern Kampf, welchen er beſtanden, und auf den hernach empfangenen Troſt hinzudeuten ſchien. Gegen ein Uhr überfiel ihn abermals eine Ohnmacht, aus welcher man ihn durch Anſtreichen mit ſtarken Waſſern wieder erweckte. Da ſagte er beim Erwachen: „Ach was machet ihr? —

laſſet mich doch ruhen.“ Und als er wieder eine Zeit lang ſtill gelegen, fragte ihn ſein Eidam, der Doctor Caspar Peucer, ob er etwas begehre? worauf der Sterbende antwortete: „Nichts, als den Himmel.“ Als man ihn um drei Uhr abermals aus einer Ohnmacht erweckte, fragte er wieder: „was thut ihr doch? warum ſtört ihr mich in meiner ſanften Ruhe!“ Bald fiengen nun Hände und Füße an zu erkalten, der Puls blieb außen und das Angeſicht erblaſſete; da betete Philippus mit dem anweſenden Geiſtlichen, der ihn zum Tode mit dem Segen der Kirche eingeſegnet hatte, noch die Worte: „Herr Jeſu Chriſte, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöst, du getreuer Gott.“ Und als dieſe Worte zum dritten Male wiederholt wurden, da entſchlief er ſanft und ſelig.

So iſt der Tod des Philippus Melanchthon ſelber zu einer Auslegung des Oſterevangeliums und der zu ihm gehörigen Troſtſprüche geworden; zu einem Beweis für die Kraft der großen Gotteswahrheiten, welche das Lied: „Der Herr hat überwunden“ zuſammenfaßt, an dem Herzen der Sterbenden.

Von dem Verfaſſer dieſes Oſtergeſanges habe ich ſchon im 2. Bande meines Alten und Neuen aus dem Gebiet der innren Seelenkunde ausführlicher geſprochen.

16) „Mitten wir im Leben ſind
Mit dem Tod umfangen.“

Auf einer meiner Fußreißen durch Franken kam ich durch ein ſchönes Thal, da ein klares, friſches Waſſer durch grüne Auen und fruchtbare Felder hinabfleußt. An einem der Orte, welche in dieſen Auen liegen, lebte noch vor wenig Jahren und lebt vielleicht noch ein wackrer Schulmann, der durch Gottes wunderbare Fügung ſeine Anſtellung im Amt und hiermit ſeine Rettung aus einem Meer der bittern Noth und Sorgen dem ſchauerlich ſchönen, erhabenen Liede des Doctor Luther: „Mitten wir im Leben“ zu danken hatte. Dieß iſt ſo zugegangen.

Ein armer Nürnberger Bürgersſohn, meines Wiſſens ein vaterloſer Waiſe von früher Kindheit an, hatte ſich, aus beſonderer Neigung, dem Schullehrerſtand beſtimmt. In der damaligen freien Reichsſtadt Nürnberg gab es aber, bei der großen Zahl der Schüler, welche durch die Wohlthätigkeit der reichen Stiftungen angelockt und erhalten, die ſogenannten lateiniſchen Schulen beſuchten, eine Menge Solcher, welche dem Studiren, das ihnen ſo leicht gemacht war, Geſchmack abgewannen, und die ſich meiſt dem geiſtlichen oder doch dem Schullehrer-Stande widmeten. Daher war die Zahl der Candidaten und der Bewerber um jedes kleine Pfarr- oder Schulmeiſteramt ſo groß, daß gar Viele von ihnen, mit ſchon ergrauendem Haar, noch ohne Amt und Verſorgung herumgiengen, welche ſich dann den nöthigen Lebensunterhalt mühſam durch Privatunterricht oder Correcturen verdienen mußten. Auch unſer armer, junger Schullehrer hatte lange genug ein ſolches ſpärliches Brod der Sorgen und der Thränen gegeſſen, und es ſchien für ihn faſt unabſehlich weit hinaus gar keine Hoffnung und Ausſicht auf eine Verbeſſerung ſeiner Lage, als er unverſehens veranlaßt wurde, ſich um eine Schullehrerſtelle in Franken zu melden. Die Stelle war aber gut und einträglich, ein Haufen von Bewerbern um dieſelbe hatte ſich eingefunden. Da unſer armer Schullehrer dieſen Haufen ſahe, wäre er gern zurückgetreten, um ſich die Kränkung einer abermaligen Verſagung ſeines Geſuches zu erſparen, er beſchloß aber zuletzt dennoch in Gottes Namen die Prüfung abzuwarten und auszuhalten. Nun fieng zwar ſchon damals hie und da der Unſinn an, daß manche jüngere Schullehrer den ihnen zur Zucht und Lehre vertrauten Kindern, ſtatt geſunder Seelennahrung aus Gottes Wort und Schrift, allerhand eitles und unnützes Flitterwerk vorbrachten, und auch unter den Bewerbern um jene gute Stelle gab es viele nach der neuen Mode gebildete Lehramtscandidaten, welche recht gut zu ſagen wußten, auf welchem Grund und Boden Tobolsk oder Dudley lägen, wohin doch ein Bauernkind aus Franken ſein Lebtag nicht kommt, welche aber, wenn man ſie gefragt hätte, auf welchem Grunde unſre Hoffnung und unſer Troſt, ſo wie all' unſer Heil in Zeit und Ewigkeit beruhen, bei der Prüfung ſehr ſchlecht beſtanden wären. Viele, welche ſogar den Wieland geleſen hatten und manches Modeliedlein auswendig wußten mit ſeiner Melodie; Gottes hochtheures Wort hatten ſie aber wenig und faſt nicht geleſen und von guten, alten Kirchenliedern war ihnen kaum ein einziges im Sinn und Gedächtniß. Jener vornehme Herr aber, welcher bei der Beſetzung der Stelle das Hauptwort zu reden hatte, war noch ein ſolcher „altmodiſcher“ und altgläubiger, daß er dafür hielt, ein Schulmeiſter auf dem Lande ſolle außer dem Leſen, Schreiben und Rechnen, den Kindern vor allen Dingen und zuerſt ſo wie zuletzt, Gottes werthes, theures Wort und Evangelium, ſo wie einen Schatz der beſten chriſtlichen Lieder kennen lehren und einprägen, damit ſie frühzeitig einen feſten Grund des Glaubens und der Hoffnung, eine Schutzwehr gegen die Verſuchungen zur Sünde und einen Troſt in Noth und Tod ins Herz bekämen. Dazu verlangte er nun, daß der Schullehrer ſelber in der Kenntniß der heiligen Schrift wohlbegründet und mit dem beſten Schatz der evangeliſchen Kernlieder gut bekannt ſey. Da fiel nun freilich die Prüfung anders aus, als der größere Theil der Candidaten ſichs gedacht hatte. Gerade die Aufgeblaſenſten und Hochmüthigſten, die ſich auf ihr neumodiſches Wiſſen am meiſten zu gute thaten, wußten die vorgelegten Fragen am ſchlechteſten zu beantworten; die von ihnen verachteten, altmodiſchen Schulmeiſter am beſten. Unſer armer Nürnberger war zu ſeinem (zeitlichen wie ewigen) Glück noch von einer ſolchen Art und Bildung, wie man es hier verlangte. Schon bei den mündlichen Fragen zeigte er ſich als einen der beſten. Doch war die Entſcheidung über ſeinen Vorzug vor allen andern Mitbewerbern noch zweifelhaſt, bis man jetzt ſie Alle zum Singen einiger der beſten Kernlieder aufforderte. Es ward ihnen auferlegt, das Lied von Luther: „Mitten wir im Leben“ zu ſingen. Davon konnte kein einziger der neumodiſch verbildeten jungen Männer auch nur einen Ton hervorbringen, keiner wußte auch nur, wie die zweite Zeile des Liedes heiße. Aber auch die wenigen beſſer Unterrichteten ſtrauchelten und ſtockten beim Abſingen der ſchweren Melodie. Unſer Nürnberger aber, der dieſes ſchöne, ernſte Lied gar oft geſungen hatte, ſang dasſelbe auch jetzt ohne allen Anſtoß, vollkommen richtig ab. Dies entſchied für ihn, er bekam die Stelle und konnte nun nach ſo manchem Jahre, das er in Hunger und Kummer hingebracht hatte, fröhlich, mit David rühmen: „Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum friſchen Waſſer.“ (Pſ. 23.)

Ich hätte noch einige merkwürdige Sachen von jenem Lied zu erzählen. Für heute aber will ich blos erwähnen, daß der erſte Vers des Liedes, ſeinem Inhalte nach ſchon von dem Benediktinermönche Notker dem Aelteren in St. Gallen, der im Jahre 912 ſtarb, in lateiniſcher Sprache gedichtet war. Der fromme Notker machte dieſen Vers, als er einſt beim Martinstobel zuſahe, wie die Leute mit großer Lebensgefahr eine Brücke über einen tiefen Abgrund bauten. Der Vers wurde darauf oft, namentlich in Gefahr der Schlachten, ſpäter aber nur bei Todtenfeiern geſungen. Luther machte daraus den Anfang ſeines Liedes, dichtete aber noch zwei innig erſchütternde Verſe dazu, deren letzter die ſchönen Stellen enthält: Wo ſollen wir denn fliehen hin, Da wir mögen bleiben? — Zu dir Herr Chriſt allein. — Vergoſſen iſt dein theures Blut, Das gnug für unſre Sünde thut. — — Du ewiger Gott, Laß uns nicht entfallen Von des rechten Glaubens Troſt. (M. ſ. Bunſens allgem. Geſangbuch).

---

17) „So gehſt du nun mein Jeſu hin,
Den Tod für mich zu leiden;
Für mich, der ich ein Sünder bin,
Der dich betrübt mit Freuden.“

Nicht blos dem Schullehrer, von welchem ich in der vorhergehenden Nummer erzählte, ſondern auch mir ſelber iſt in dem guten, alten Nürnberg wieder manches ſchöne, chriſtliche, Kirchenlied, das ich ſeit meiner Kindheit an keinem Orte mehr vernommen hatte, mit ſammt ſeiner lieblichen Tonweiſe im Herzen aufgeweckt und von neuem theuer geworden. Da ich zuerſt am Vormittage eines milden Frühlingstages, kurz vor dem lieben Oſterfeſte nach Nürnberg kam, hörte ich den Thürmer vom Laufer Schlagthurme die Melodie eines Paſſionsliedes blaſen, die mir, aus alter Erinnerung, noch ſehr bekannt vorkam, ohne daß ich mich auf den Text des Liedes beſinnen konnte. Ich hörte dann die Melodie während der noch übrigen Zeit der Charwoche noch öfters und ſie wurde mir immer lieber. Es war das Lied des ſeligen C. Fr. Nachtenhöfer: „So gehſt du nun mein Jeſu hin.“ Etliche Jahre nachher traf mich, gerade bei Anfang der Paſſionszeit, ein ſehr ſchweres Leiden. Da habe ich dann jenes Lied mit noch viel größerer Rührung angehört und geſungen; denn wenn das Herz durch das Kreuz aufgepflügt und durch die Hitze der Leiden erweicht iſt, da findet der Saame der Liebe und des kindlichen Vertrauens zu unſerem Herrn viel leichter Eingang und Gedeihen. Und in welchen Betrachtungen könnte wohl der Saame der Liebe zu Jeſu reichlicher liegen, als in den Betrachtungen des ſauern Weges, den er machte, als er hingieng, den Tod für uns zu leiden. Ja, ſo heißt es im 4. Verſe des alten, rührenden Liedes: „Ja, liebe Seel', ich büß die Schuld, Die du hättſt ſollen büßen.“ — — „Denk meine Lieb, durch deren Trieb, Die Segen dir gediehen.“

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſich ſolche ſchöne, chriſtliche Gebräuche, durch welche manche Seele getröſtet und zu Gott erhoben worden iſt, noch jetzt in dem guten Nürnberg erhalten haben?

18) Jeſus, meine Zuverſicht,
Er, mein Heiland, iſt am Leben!
Dieſes weiß ich, ſollt ich mich
Darum nicht zufrieden geben:
Was des Grabes lange Nacht
Mir auch für Bedenken macht!

Dieſes kräftige Oſterlied mit jener innig zuverſichtlichen Melodie hat ſchon in manche tief betrübte und verwundete Seele ſeinen lindernden Balſam ergoſſen, hat ſchon oft die bittern Thränen des Schmerzens von irdiſcher Art, in ſelige Thränen eines himmliſchen Sehnens verwandelt. Denn außerdem, daß es die evangeliſchen Gemeinden in allen deutſchen Landen als lieblichen Oſtergeſang gebrauchen, wird es auch an vielen Orten als chriſtliches Begräbnißlied geſungen, deſſen ſanfte Töne die Seufzer und das Weinen der Wittwen und Waiſen auf ihre Schwingen nehmen und empor tragen zum Throne des Erbarmers der Verlaſſenen. Dieſes Lied hat man geſungen, als mein ſeliger Vater begraben wurde; es war das Begräbnißlied meiner theuren Mutter, und als man die Hülle meiner ſeligen Frau ins Grab ſenkte, da ſang man es auch. Darum iſt es mir ein liebes Lied, das ich ſchon oft mit Thränen der Sehnſucht und Liebe geſungen habe.

Die Seele, welcher der Geiſt der Gnade dieſes Lied voll Zuverſicht in das Herz legte und ſingen lehrte, war Luiſe Henriette Churfürſtin von Brandenburg (geboren 1627 geſtorben 1667) die Gemalin Friedrich Wilhelm des Großen, die Tochter Friedrich Heinrichs, des Prinzen von Oranien, eine Fürſtin, ausgezeichnet durch Gelaſſenheit und Mildthätigkeit; die Stifterin des Oranienburger Waiſenhauſes. Wir erzählen diesmal aus vielen nur zwei Geſchichten, an die uns der Inhalt und bei der erſten die liebliche Anwendung des Liedes erinnert. Jene erſte iſt die eines Erſtlinges unter den evangeliſchen Friedensboten, welche ausgiengen, den Heiden unſerer Tage das Heil in Chriſto zu verkünden: die Geſchichte des ſeligen Miſſionars Bartholomäus Ziegenbalg in Tranquebar. Mit Recht hat „dieſer Erſtling“, als ihn Gott einſammelte zu den andern Garben in die ewigen Scheuern, in der letzten Stunde ſeines Lebens ſich das Oſterlied: „Jeſus meine Zuverſicht“ verſingen und auf dem Clavier ſpielen laſſen und iſt bei den ſüßen Tönen des Geſanges ſelig entſchlafen; denn den Inhalt des Liedes hatte er in ſeinem ganzen Leben und ſchweren Pilgerlauf, von ſeiner früheſten Kindheit an bis an ſein Ende, an ſich ſelber als wahr erprobt und praktizirt. Wie ſehr dieſes der Fall geweſen, das mögen uns die nachſtehenden kurzen Züge aus dem Leben jenes ſeligen Miſſionars lehren.

Bartholomäus Ziegenbalg war geboren am 21. Juni 1683 zu Pulſnitz in der Oberlauſitz, wo ſein Vater ein Handelsmann war. Frühe aber ſollte dieſe zum Lohn eines Erſtlinges berufene Seele es erfahren und lernen, was das heiße: Du biſt meine Hoffnung, Herr, Herr, meine Zuverſicht von meiner Jugend an. Auf dich habe ich mich verlaſſen von Mutterleibe an. (Pſ. 71, V. 5 u. 6.) Denn das erſte, woran der Selige aus ſeiner früheſten Kindheit ſich erinnern konnte, das war der Tod ſeiner beiden Eltern, ſo daß man wohl ſagen kann, derſelbige hatte früher weinen gelernt als lachen. Das Städtlein war in Brand gerathen, die Flammen ſchlugen ſchon über dem älterlichen Haus zuſammen; der Vater aber lag an einer Krankheit ſchwer darnieder. Da legten die Träger, welche zur Rettung des Hausgeräthes herbeigekommen waren, den todtkranken Mann in den Sarg hinein, den ſich derſelbe, nach damaliger frommer Sitte, ſchon in geſunden Tagen zur Erinnerung an ſeinen Tod hatte fertigen laſſen und trugen ihn auf den offenen Markt hinaus. Und als nun die Angſt vor der Feuersbrunſt faſt vorbei war, da ſtarb der Vater. Da nun auch die Mutter zum Tode ſich gelegt und jetzt ſchon am Sterben war, hat ſie alle ihre Kinder, und unter ihnen auch den jüngſtgebornen Bartholomäus, welcher damals noch kaum die Menſchenrede verſtanden, an ihr Bette kommen laſſen und zu ihnen geſagt: „Lieben Kinder! ich habe euch einen großen Schatz geſammelt; einen ſehr großen Schatz habe ich euch geſammelt. Die älteſte Tochter fragte hierauf: „Liebe Mutter! wo habt ihr doch denſelbigen Schatz?“ Da antwortete die ſterbende Mutter: „Suchet in der Bibel, meine lieben Kinder! dort werdet ihr ihn finden; denn ich habe ein jedes Blatt mit meinen Thränen genetzt.“

Als nun die gute Mutter geſtorben und begraben war, da übernahm die älteſte Tochter nach ihrem Vermögen die Zucht und Pflege der jüngern Geſchwiſter und dieſelbe hielt auch ihren jüngſtgebornen Bruder Bartholomäus fleißig zur Schule und zur Leſung des göttlichen Wortes an. Wenn dann dieſes Waislein auch nicht äußerlich, durch Geſchenke, welche etwa begüterte Eltern ihren Kindern am Weinachtsfeſte gaben, zur Freude an der Geburt ſeines Herrn iſt aufgeregt worden, ſo hat ihm Gott dieſen Mangel durch innerliche Gaben erſetzt. Denn er hat frühe, und ſobald er zu denken angefangen, Gedanken und Freuden des Himmels in ſeinem Herzen getragen und der Geiſt der Gnade hat Mutterſtelle bei ihm vertreten, indem er ihn immer, wo er etwas gefehlt, an ſein Vergehen erinnerte und darob ſtrafte. Auch hatte ihm Gott, durch die Begebenheiten ſeiner Kindheit frühe ein ernſtes Andenken an Tod und Ewigkeit beſcheert, ſo daß er jedesmal, wenn im Städtlein wieder jemand geſtorben war, in ſeinem Herzen fragte: „Wo mag dieſe Seele jetzt hingekommen und was mag ihr Schickſal ſeyn?"

Als er nun kaum zum Knabenalter herangewachſen war, da entſchloß er ſich, mit Gottes Hülfe beim Studiren zu bleiben. In dieſer Zeit gieng er öfters ins Feld hinaus oder auf die benachbarten Berge, fiel da in der Einſamkeit auf ſeine Kniee und bat Gott um die rechte Weisheit. Und dieſe mütterlich führende, züchtigende Weisheit iſt es geweſen, die ihn auf der Schule zu Camenz, wohin ſeine Verwandten ihn zuerſt gebracht hatten, vor den Gefahren ſündlicher Verſuchungen bewahrte, ſie iſt es geweſen, die ihn, als er in ſeinem 16. Jahre das Gymnaſium zu Görlitz beſuchte und hier eifrig der Muſik oblag, in Bekanntſchaft und brüderliche Verbindung mit einem frommen Jüngling führte, welcher ihm lehrte, daß die Muſik zwar eine herrliche Kunſt ſey, daß ſie aber von keinem Andern könne recht geübt werden, als von einem Solchen, der mit Gott und mit ſich ſelber in geiſtlicher Harmonie ſtünde. Der natürliche Menſch, ſo wie derſelbe nach dem Sündenfall beſchaffen ſey, wäre fern aus dieſer Harmonie herausgerathen; Jeſus, der Erlöſer allein, könne das Gemüth wieder zum göttlichen Einklang ordnen. Hierüber gewann unſer ſeliger Bartholomäus ſeinen frommen Mitſchüler ſehr lieb und nahm ihn zu einem lieben Gefährten und erfahrneren Vorgänger auf dem Weg des Lebens, willig an. Jener Mitſchüler aber, welchem der treue Gott auch eine wahrhaft mütterliche zärtliche Liebe zu dem verlaſſenen und verwaisten Knaben ins Herz gab, betete täglich mit ihm, handelte mit ihm aus Gottes Wort und führte ihn dabei „auf das Buch der Natur.“ Als nun Bartholomäus mit redlichem Eifer ſich zu Gott wendete, mußte er ſchon damals den herben Spott ſeiner Mitſchüler erfahren. Sein frommer Freund fürchtete, der Knabe möchte hierdurch ſich irre machen laſſen und nahm denſelben deshalb mit ſich auf eine Reiſe, auf welcher Bartholomäus ſo viel innerliche Freudigkeit und Stärkung empfieng, daß er nun auch, da ſein Freund die Schule verlaſſen hatte, ſeinen angefangenen guten Weg in der Einſamkeit getroſt fortwandelte. In ſeiner Armuth und Verlaſſenheit gewährten ihm das Gebet und das liebe Bibelbuch mehr Freude und Erquickung als den Andern, welche „viel Korn und Moſt haben," alle ihre Güter geben können. Oefters gedachte er jetzt an die Worte ſeiner ſterbenden Mutter und ermahnte auch in allen Briefen ſeine Schweſtern: ſie möchten doch mit ihm ſich befleißigen, die im Worte Gottes befindlichen Schätze zu ſuchen. — Eben dieſe Schätze des Erkenntniſſes der geoffenbarten Wahrheit waren es auch, die ihn jetzt aufrichteten und erquickten, als Gott ihn zuerſt in eine Schule der innern Leiden und Schwermuth führte, wo ihm jedes Gefühl von Freudigkeit entzogen war und nur noch das feſte Anhalten des Verſtändniſſes am Wort ihm zurück blieb, und als darauf bei dem Tod einer ſeiner Schweſtern auch eine ſchwere, langwierige Krankheit des Leibes über ihn verhängt wurde, deren Folgen von nun an ihn niemals wieder ganz verließen. Denn als er, nach ſeiner Wiedergeneſung, gen Berlin gekommen war, wo der Freund des ſeligen Auguſt Hermann Franke, Baron Canſtein, ihn mit einem Stipendium unterſtützte, und als er hier kaum angefangen hatte, ſich des geſegneten Unterrichts und Umganges des ſeligen Spener, ſo wie Joachim Lange's zu erfreuen, nöthigte ihn ein neuer Anfall ſeiner Krankheit, abermals von den Studien abzuſtehen und zu ſeinen Verwandten zurück zu kehren. Und ſo kam dieſelbe Prüfung des Glaubens mehrere Male wieder. Wenn der eifrige Jüngling einige Monate mit aller Kraft und allem Ernſt den Studien obgelegen und auf den lieben, ernſten Beruf ſeines Lebens ſich vorbereitet hatte, da rief ihn Gott wieder von der Arbeit ab und verſetzte ihn auf mehrere Monate aus der hohen Schule der Wiſſenſchaften in die für ihn vielleicht noch höhere und geſegnetere der Krankheit. Je ſparſamer ihm aber die geſunden Tage zugezählt waren, deſto treuer hielt er mit ihnen Haus, und Auguſt Hermann Francke's, ſo wie der andern mit dieſem gleichgeſinnten Lehrer der Theologie in Halle Vorträge und Umgang waren an ſeiner Seele ſo geſegnet und fruchtbar, wie an wenig andern Seelen. Auch von Merſeburg und Erfurt, wo er als Lehrer für das Reich ſeines lieben Herrn geſchäftig war, rief ihn Gott durch Krankheit ab. Es war jetzt auch ſeine jüngſte Schweſter geſtorben, und die älteſte Schweſter, die nur noch allein von ſeinen Geſchwiſtern lebte und welche einſt Mutterſtelle bei ihm vertreten hatte, bat ihn, bei ihr in Pulßnitz zu bleiben. Da wäre denn der Vorſatz, der aus dem Kleinmuth über die beſtändige Kränklichkeit in ihm ſchon einmal aufgekeimt war, vom Studiren ganz abzugehen, vielleicht zur That geworden, hätte Gott nicht, durch die chriſtlichen Freunde in Halle den Ruf zum Miſſionswerk in Oſtindien an ihn ergehen laſſen und zu gleicher Zeit in ſeinem Herzen es ihm gewiß gemacht, daß dieß das Tagwerk ſey, wozu er von Mutterleibe an von dem Herrn der Gemeinde verordnet und vorbereitet worden ſey. Am 15. October 1705 kam Ziegenbalg ſammt dem mit ihm zugleich zum Werke der Miſſionen berufenen Heinrich Pluſchau nach Copenhagen, wo dieſe beiden Jünglinge die Ordination empfiengen, hierauf in däniſche Dienſte aufgenommen wurden und am 29. November freudig, in einem Schiffe, welches Sophia Hedwig hieß, ihre Seereiſe antraten. Schon auf dieſer Reiſe erfuhren die beiden öfters Gottes gnädige Hülfe und reiche Tröſtungen; noch auf dem Schiffe war ein Buch: Schule der wahren Weisheit betitelt, die Frucht ihres gemeinſamen Gebetes und Fleißes, geſund und fröhlich kamen ſie am 9. July 1706 in Tranquebar an. Hier war ihr erſtes Werk das Erlernen und die Uebung der portugieſiſchen und malabariſchen Sprache, in deren beiden ſie es durch Gottes Beiſtand bald ſo weit brachten, daß ſie nun ſelber im Stande waren, in ihnen das Evangelium zu verkünden. Darauf bauten ſie, ſchon im Sommer 1707, ein kleines Kirchlein, welches Jeruſalem genannt wurde, und worinnen jene armen Heiden ſich verſammelten, denen Gott das Herz aufthat zum Hören und Aufnehmen des Evangeliums. Ein Jahr ſpäter, am 17. October 1708, fühlte ſich unſer Bartholomäus ſchon weit genug gefördert in der Kenntniß der malabariſchen Sprache und ſtark genug im Glauben, um den Grund zu einem Werk zu legen, auf welches ſeine ganze Seele ſchon längſt ſich gefreut hatte: er fieng an, das neue Teſtament ins Malabariſche zu überſetzen. Er griff dieſe Arbeit mit ſolcher Liebe und ſo brennendem Eifer an, daß er am 19. October ſchon bis zum 23. Capitel des Matthäus vorgeſchritten war, als ihn Gott abermals, nicht nur wie vormals durch Krankheit, ſondern durch eine noch ſchwerere Prüfung von ſeinem Werke abrief. Er wurde an dieſem Tage als Gefangener in das Caſtell abgeführt und daſelbſt eingeſperrt. Es hatten nämlich ſchon längſt die beiden treuen Verkündiger des Evangeliums durch ihren Ernſt und ihren Eifer in dem Beruf, den Gott ihnen aufgetragen, den Widerwillen und Haß jener vornehmen, in Oſtindien lebenden Chriſten auf ſich gezogen, deren Standes- und Chriſtenpflicht es geweſen wäre, die Friedensboten auf alle Weiſe zu ſchützen und in ihrer Arbeit zu fördern. Dieſer Haß hatte jetzt alle Scheu vor Gott und Menſchen abgelegt und ſeine Hand an den unſchuldigen Bartholomäus gelegt, welcher vergeblich bat, daß man ihm wenigſtens verſtatten möchte, an ſeiner Ueberſetzung der heiligen Schrift im Gefängniß fortzuarbeiten. Wenn man aber auch dieſem armen Gefangenen Jeſu Chriſti die Möglichkeit benommen hatte, das Werk und Wort des Herrn mit Feder und Tinte zu betreiben; ſo konnte man ihm wenigſtens nicht verwehren, dieſes Wort und Werk unter Thränen und mit heißem Sehnen in ſeinem Herzen und mit ſeiner Zunge zu betreiben. Er hielt hier in ſeinem ſtillen Gefängniß ohne Aufhören an, im Gebet und in Betrachtung des Wortes, und empfieng dadurch nur um ſo größere innere Kraft zur nachmaligen äußeren Fortſetzung ſeines Werks. Auch ſchrieb er im Gefängniß zwei kleine deutſche Büchlein.

Nach ſeiner Befreiung begab er ſich dann mit geſteigertem und durch Trübſal geläutertem Vermögen an die Fortſetzung ſeiner Bibelarbeit und ſeines Lehrergeſchäftes. Die Ueberſetzung des neuen Teſtaments war vollendet, auch der mündliche Unterricht ſchien einige weitere Früchte zu verſprechen, da ſahe ſich Bruder Bartholomäus genöthigt, am 14. October 1714 nach Europa zu reiſen, um ſeinen dortigen obern Behörden die großen, äußerlichen Hinderniſſe, welche dem Miſſionswerk in Oſtindien entgegenſtunden, deutlich anzuzeigen und um Abhülſe zu bitten. Am 1. Juny 1715 landete er zu Bergen in Norwegen. Gott ließ ihn bei dem König und allen ſeinen Vorgeſetzten ein geneigtes Gehör finden und ſeine Reiſe in jeder Hinſicht für das Werk der Miſſionen geſegnet ſeyn. Auch ließ er ihn eine treue Lebensgefährtin und Gehülfin am Werk finden; denn die Tochter eines verſtorbenen Freundes, des Licentiaten Salzmann in Merſeburg, welche er in ihrer Kindheit mit andern Kindern zugleich unterrichtet hatte, entſchloß ſich, ihn als Hausfrau nach Oſtindien zu begleiten. Die Seereiſe dahin, auf einem engliſchen Schiffe, dauerte vom 4. März bis zum 10. Auguſt 1716 und glich nach einem Brief, den die Neuvermählte an ihre Freunde in Europa ſchrieb, einer fröhlichen Spazierfahrt. Mit Freudenthränen und Lobgeſängen wurde das Land der ſchönen Berufung begrüßt, aus deſſen Zimmetwäldern der Duft von weither den Schiffenden entgegen kam. Bartholomäus begab ſich von neuem an ſein Werk der Bibelüberſetzung und vollendete unter Gottes Beiſtand einen Theil der hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtamentes. Auch ließ ihn Gott nicht blos vielfache Rettungen aus Gefahren und ſeine gnädige Durchhülfe in mancher Noth erfahren, ſondern auch an mancher Frucht ſeiner Arbeiten ſich erfreuen. Im Jahr 1718 war der Bau einer neuen Kirche beendigt worden, darinnen er am 11. October die

Einweihungspredigt über Jerem. 16, 19. 20. 21. hielt. Ja der Herr, der von Kindheit an ſeine Stärke und ſeine Kraft und ſeine Zuflucht in der Noth geweſen, hatte ſich in allen Trübſalen ſeines bisherigen Lebens als ſein treuer Helfer bewährt, und wollte auch nun in der letzten und größeſten: in der Trübſal des Todes ſein Troſt ſeyn und bleiben. Schon ſeit mehreren Monaten hatte er ſich kränklich gefühlt, doch hatte er noch am Weihnachtsfeſte 1718 und am Neujahrstag 1719 ſein Amt als Prediger mit freudigem Geiſt, wenn auch mit ſchwachem Leibe verſehen. Im Februar dieſes Jahres aber legte er ſich auf das Lager ſeines letzten Kampfes. Er hatte ſich zu dieſem durch den Genuß des heiligen Abendmahls geſtärkt und noch einmal von den Gliedern ſeiner kleinen Gemeinde einen innig liebevollen Abſchied genommen, da nahte am 23. Februar 1719 des Morgens frühe ſein letztes Stündlein. Um ſein Bette ſtunden und weinten die Freunde, welche hier im Lande der Fremdlingsſchaft die innigſte Liebe mit ihm verband; am heiſſeſten aber weinte die Arme, die nun hier im fernen Lande als Wittwe und einſame Mutter mehrerer Waislein zurückbleiben ſollte. Er aber tröſtete ſich und jene mit der Krone des Lebens, welche unſer nach dem vollbrachten, gutem Kampf des Glaubens wartet, mit der Hoffnung, daß wir ja bald da ſind, wo Er iſt, Jeſus, unſre Liebe. Auf einmal, als die Augen ſchon zu brechen ſchienen, rief er aus: „Wie iſt mir doch ſo hell vor den Augen, als ob mir die Klarheit der Sonne hineinleuchtete.“ Hierauf begehrte er, daß man ihm das

Lied: „Jeſus, meine Zuverſicht,“ ſingen und dazu auf dem Clavier ſpielen ſollte, und als das Lied geendet war und man ihn ſeinem Verlangen zu Folge aufrecht geſetzt hatte, da gab er unter dem Thränengebet der Seinigen den Geiſt auf. Ja, er hatte genug die Worte des 7. Verſes jenes Oſterliedes erfahren: „Was hier kränkelt, ſeufzt und fleht“; er ſollte nun auch erfahren, was das heiße „wird dort friſch und herrlich gehen.“

Dies war das Ende eines Friedensboten der neuern Zeit. Wir fügen nun auch noch aus „dem Leben der Altväter“ (vitae patrum) eine andere Geſchichte hinzu, von dem Lebensende Baſilius des Großen, bei welchem ſich in der That der Inhalt unſres ſchönen Liedes, mit allen den Kräften der Unſterblichkeit und des ewigen Lebens, die in dieſem Inhalte liegen, ausgeſprochen hat.

19) Joſeph und Johannes,

der Hebräer und der Chriſt.

Mit beſonderer Theilnahme pflegt man in den Schriften der Aerzte und Geſchichtsforſcher die Erzählung ſolcher Beobachtungen zu leſen, durch welche die alte Lehre beſtätiget wird: daß das Leben nicht von unten her aus den Elementen des Fleiſches komme, ſondern aus dem Geiſte, von oben her —; die Erzählung ſolcher an ſchwer Kranken und Sterbenden gemachten Wahrnehmungen, aus denen hervorgeht, daß allerdings in der Seele eine Macht liege, zuweilen die von der Krankheit oder Todesſchwäche gelähmten Glieder neu zu beleben und noch einmal zur ungewöhnlichen That aufzuregen, ja durch die Macht des Sehnens den Augenblick des Scheidens hinauszuſchieben. Dieſe Macht der Seele iſt es, welche namentlich an dem Sieger vom Todtenbette aus, an dem Sultan Muley Maluck, bewundert wird, deſſen letzte Stunden Vertot in ſeiner Revolution von Portugal beſchrieben hat. Dieſer Sultan Muley Maluck lag an einer tödlichen Krankheit darnieder, als ein feindliches Heer den Mauern ſeines Fürſtenſitzes nahte, welches ſeinem Regentenhauſe und der ganzen beſtehenden Ordnung des Landes den Untergang drohte. Vom Sterbebette aus ſetzt der Sultan alle dem Lande zu Gebote ſtehenden Mittel zur kräftigſten Gegenwehr in Bewegung, ordnet Alles zur Schlacht an. Als aber nun der Tag der entſcheidenden Schlacht anbricht, da naht ſich dem Kranken außer dem Feind, der vor den Mauern droht, ein anderer, gefährlicherer Feind, der Tod. Denn mit allen ſeinen Zeichen war ſchon der Todeskampf eingetreten und es hatte den Anſchein, als wenn dieſer Kampf mit einem ſo abgezehrten Leibe früher noch enden werde, als der Kampf mit dem wohlgerüſteten Feindesheer nur begänne. Dennoch läßt der Sterbende ſich in eine Sänfte legen, läßt ſich ſo durch die Reihen ſeines in Schlachtordnung ſtehenden Heeres führen und giebt der Stimme noch einmal Kraft, die Krieger zum heldenmüthigen Kampf zu ermahnen, an deſſen Ausgang der Ihrigen und des ganzen Landes Schickſal hängt. Hierauf giebt er den Heerführern die nöthigen Befehle und gebeut ihnen zugleich, ſeinen Tod dem Volke zu verheimlichen, bis die Schlacht geendet ſey. — Aber noch wird ihm keine Zeit gelaſſen zu ſterben. Die Heere ſtoßen zuſammen und Muley Malucks Heer fängt ſchon an, dem ungeſtümen Angriff des Feindes zu weichen; wenige Augenblicke noch, und die Schlacht iſt verloren. Da wirft ſich der Sterbende, wie von einer fremden Kraft gehoben, aus der Sänfte: er ſelber bringt das zerſchreckte Heer wieder in Ordnung; er ſelber, an der Spitze ſeiner Krieger, erneut den Angriff. Da iſt es, als wenn eine ſolche außerordentliche That in dem Heer der Seinen außerordentliche Kräfte geweckt hätte; ein Theil der Angſt und der Schrecken des Todes wird von des ſterbenden Muley Maluck Bruſt hinweggehoben und mit geiſterhafter Gewalt hinübergeſchleudert in die Schaaren der Feinde; dieſe weichen zurück und erliegen dem Schwert der Marokkaner. Indeß hatte ſich der Sultan zurückbringen laſſen in die Sänfte. Jetzt erſt hat er Zeit zum Sterben; nur noch durch eine Bewegung des Fingers nach dem Mund erneut er den Befehl des Schweigens über ſeinen Tod und er hat geendet.

Die Geſchichte von Baſilius des Großen letzten Stunden und der Taufe Joſephs des Hebräers, durch die Hand des Sterbenden, hat zwar kein Vertot erzählt, ſie ſcheint aber, ſo wie ſie erzählt iſt, auf dieſelbe, ja wohl noch auf eine höhere Theilnahme Anſpruch machen zu können, als des ſterbenden Muley Maluck's Heldenthat.

Zu Cäſarea lebte zu der Zeit, als Baſilius der Große in jener Stadt ein Lehrer und treuer Pfleger der Gemeinde des Herrn war, ein Jude, mit Namen Joſeph, welcher in der Natur- und Arzneikunde ſo tiefe Einſicht und große Erfahrenheit beſaß, daß ihm hierinnen kein anderer Arzt des Landes zu vergleichen war. Unter Anderem hatte dieſer Joſeph eine ſo ſichere Vorausſicht des Ausganges der Krankheiten, daß er, wenn er zu unheilbaren Kranken gerufen wurde, die Zeit des Todes denſelben auf eine unfehlbare Weiſe, aus den Bewegungen des Pulſes und anderen Zeichen, drei, ja ſogar fünf Tage vorher beſtimmte. Mit dieſem naturkundigen Arzte, welcher ein Gegenſtand des Neides und des Haſſes aller andern Aerzte und ihres Anhanges war, pflegte Baſilius der Große, welcher ſelber in ſeinen jüngern Jahren fünfzehn Jahre zu Athen der Philoſophie und Naturkunde fleißig obgelegen, öfters Geſpräch und Umgang zu halten. Ja die Beiden, obwohl von verſchiedenem Glauben liebten ſich als Freunde und auf dieſer Liebe ruhte der Wunſch und die gläubig feſte Hoffnung, welche Baſilius öfters gegen Joſeph den Hebräer ausſprach: daß, noch ehe Gott einen von ihnen aus dem Leben abfordere, es geſchehen ſollte, daß Joſeph Jeſum den Geſalbten als ſeinen Herrn und Heiland erkenne und auf Seinen Namen getauft werde. So oft aber auch Baſilius dieſe ſeine Hoffnung äußerte, erwiederte hierauf jedesmal der Hebräer, dies werde nie in Erfüllung gehen, denn er gedenke bei dem Glauben ſeiner Väter zu leben und zu ſterben. Und wenn dann Baſilius, welcher nicht blos in der menſchlichen Kunſt der Rede wohlgeübt, ſondern ein Mann voll göttlicher Beredſamkeit war, ſich auf jede Weiſe bemühte, ſeinem Freund zu beweiſen: daß Chriſtus der Geſchichten Anfang und Ende, der Völker Sehnen und Hoffnung, ſo wie des Geſetzes Erfüllung ſey, Chriſtus die Wolke, unter welcher das Volk des alten Bundes dort in der Wüſte getauft, der Fels, aus welchem es getränkt worden, ſo blieb dennoch Joſeph unbewegt bei ſeiner Meinung und ſein Ohr war allen ſolchen Reden verſchloſſen.

Nach dieſem geſchahe es, daß es mit Baſilius zum Sterben kam. Da nun derſelbe ſein Ende ganz nahe fühlte, ſendete er zu Joſeph dem Arzt, mit dem Vorgeben, er wolle ihn wegen ſeiner Leibesſchwachheit um Rath fragen. Der Hebräer kam, betrachtete den Sterbenden und fühlte ſeinen Puls. Da fragte Baſilius lächelnd: ſage, was meinſt du wohl zu meiner Krankheit? — Joſeph aber, bewegt, wendete ſich zu den umſtehenden Freunden und ſagte: Bereitet euch und ſchaffet herbei, was euch noth ſcheinet, denn ſein Ende iſt vorhanden. Da ſagte Baſilius: „wie? ſollte ich nicht am Leben erhalten werden können bis morgen?“ — Der Hebräer erwiederte: „Mein Herr! dieſes kann nicht geſchehen; es wird heute eine Sonne mit der andern untergehen, — Baſilius der Große wird den künftigen Morgen nicht mehr ſehen. Darum, wenn mein Herr noch irgend eine Anordnung für ſeine Kirche oder für die Seinen zu treffen hat, ſo möge er eilen, denn über eine Stunde wird er nicht mehr lebend ſeyn.“ — Darauf ſprach der Sterbende: „wie aber, wenn ich nun bis morgen Mittag lebte?“ — Joſeph, in der

Sicherheit ſeiner Kunſt, antwortete: „Dann wollte ich ſterben.“ — Wohl, ſagte Baſilius; ſterben ab der Sünde des Unglaubens und leben dem Herrn Jeſus, der zur Rettung auch deiner Seele ein Menſch geworden und am Kreuz geſtorben iſt.“ — Der Hebräer, welcher die gute Meinung ſeines ſterbenden Freundes erkannte, erwiederte hierauf: „nun wohl, mein Herr! wenn dieſes zu deiner Ruhe dient, ſo gelobe ich dir: daß, wenn dir dein Leben bis morgen verlängert wird, ich mich will taufen laſſen auf den Namen deſſen, welcher nur durch ein Wunder der Gottes-Allmacht dem ſchon faſt ſtille ſtehenden Herzen neue Bewegung und den gebrochenen Augen den Anblick des Lichtes wieder ſchenken kann.“ Hierauf entfernte ſich Joſeph. Baſilius aber faltete die erkaltenden Hände und betete: Herr Jeſu! der du dieſem elenden Leibe Leben und Odem geſchenkt und mir Kräfte gegeben haſt, dieſen Odem ſo manches Jahr zu deinem Dienſte und zum Werben der Menſchenſeelen für dein heiliges Reich zu gebrauchen, ſchenke du den ſterbenden Gliedern noch auf etliche Stunden Leben und Odem, damit die Seele dieſes Mannes deines Heiles, o du mein Gott, und deiner Seligkeit theilhaftig werde.“ — Als nun der Morgen gekommen war, da befahl Baſilius, man ſolle den Arzt rufen. Joſeph wollte den Boten nicht glauben, was ſie ihm ſagten, und obgleich die vieljährige Freundſchaft, die er zu dem Manne getragen, ihn zuletzt bewog, jenen zu folgen, ſo gieng er doch nur mit, in der feſten Meinung, man wolle ihn etwa nur durch den Anblick eines geliebten Todten zu bewegen ſuchen. Da er aber in's Zimmer tritt und Baſilius, noch lebend, mit der gewohnten Freundlichkeit ihn begrüßt, da wird der Mann von Verwunderung ſo bewegt, daß er neben dem Bette des Kranken auf ſeine Kniee ſinkt und ausruft: „Nun erkenne ich wahrlich, daß dein Gott, o Baſilius, der wahre Gott, der Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs, der Väter Troſt und Hoffnung ſey, denn Er nur, der Gott der Götter, konnte dies Wunder ſchaffen. Wohlan, ich thue, was ich geſtern gelobte, ich gehe hin, daß ich mich taufen laſſe auf den Namen Jeſu, mit meinem ganzen Hauſe." „Harre noch," ſagte Baſilius, „mein Freund! Ich ſelber werde dich taufen." Da fühlte Joſeph den Puls des Kranken und ſagte: „Mein Herr! der Kräfte ſind nur noch ſehr wenige in dir, es wird dir unmöglich ſeyn, vom Lager dich zu erheben und etliche Worte zu reden." Baſilius aber ſagte hierauf: „Wir haben einen Herrn, welcher das Nichts zum Seyn gerufen und der Kreatur ihr Weſen gegeben. Er, Jeſus Chriſtus, iſt von Jugend an meiner Schwachheit Stärke und mein großer Troſt geweſen. Ihm iſt es ein Leichtes, mir auch noch zu dieſer Sache die nöthige Kraft zu geben." Hierauf geht Joſeph der Hebräer, ſich und die Seinen zu dieſem Werk zu bereiten. Da nun die Stunde der heiligen Handlung gekommen, ſiehe, da iſt es Baſilius, der vor dem Altare des Herrn ſtehet, Baſilius, der vermeintlich ſchon Verſtorbene, welcher die verſammelte Gemeinde der Chriſten zum Lobe Gottes und zu gemeinſamer Fürbitte aufruft, welcher dann den Hebräer und ſein ganzes Haus auf den Namen des Herrn Jeſu taufet und ihnen allen noch das

Brod der Gnade bricht, — das heilige Mahl reichet. Ueber dieſe große Sache hatten ſich alle Hauptleute und Vornehmſten der Stadt in dem Tempel Gottes verſammelt. Ihnen allen, noch einmal, bezeuget Baſilius, daß in keinem Andern Seligkeit ſey und Heil, als in Jeſu, und daß wir Ihm treu bleiben ſollen in Liebe, in Glauben, in Geduld, bis ans Ende. Da nun Baſilius ſo das Amt des Wortes bis zur dritten Stunde nach Mittag verzogen, da war es, als würde ſein Angeſicht von der Kraft einer Freundlichkeit und Liebe beſtrahlet, welche nicht von menſchlicher, ſondern von göttlicher Art iſt, und über dieſem war der Mann verſchieden. Solches iſt geſchehen am erſten Januar des Jahres 379 nach der Geburt unſers Herrn.

Joſeph der Hebräer hat bei ſeiner Taufe den Namen Johannes empfangen. Und dieſer Johannes iſt, ſo lange ihm Gott noch das Leben erhalten, Allen, die ihn gekannt, ein Fürbild der treuen Liebe zu dem Herrn und den Brüdern geworden. Denn alle ſeine Kräfte und Güter hat er ſo angewendet, daß er hiermit bezeuget, daß nicht er hinfort es ſey, welcher den elenden Leib und des Lebens Güter für ſich gebrauche, ſondern daß Chriſtus es ſey, der ſich dieſen Leib zu einem ſeligen Tempel geſchaffen und der denſelben zu Seinem Lobe und zu der Menſchen Dienſt und Heil geweihet habe.

20) So ruheſt du
O meine Ruh!
In deiner Grabeshöhle.

Wenn der Chriſt zu ſeinem eigenen oder zu der lieben Seinigen Grabe nahet, und ihn der natürliche Schauder vor des Grabes „langer Nacht“ anwandeln will, da giebt ihm der Gedanke: daß ja ſein Herr auch in der Felſengruft geruhet und hier des Todesſchlummers Schwere erfahren, bald aber auch ſiegreich überwunden habe, einen unbeſchreiblichen Troſt und große Freudigkeit, ſo daß er glaubensfroh in die Worte des 4. und 5. Verſes des oben angeführten Liedes einſtimmen kann:

O Lebensfürſt!
Ich weiß, du wirſt
Mich wieder auferwecken;
Sollte denn mein gläubig Herz
Vor der Gruft erſchrecken? —
Sie wird mir ſeyn
Ein Kämmerlein,
Drin ich auf Roſen liege,
Weil ich nun durch deinen Tod
Tod und Grab beſiege.

Aehnliche Gedanken, wie ſie in dieſen Verſen ausgedrückt ſtehen, hatte der ſelige Prälat **Joh. Andreas Hochſtetter** zu Bebenhauſen im Würtemberger Lande, als er die merkwürdige Reiſe machte, von welcher ich heute Einiges erzählen will. Dieſe Reiſe gieng nicht etwa nur bis an die Gränze eines benachbarten Landes, oder bis an die Gränze eines andern Welttheiles, wie etwa Aſiens oder Afrika's, ſondern ſie gieng bis an die ſichtbaren Gränzſteine und Merkzeichen, bei denen ſich die vergängliche Welt des Dieſſeits von der unſichtbaren Welt eines ewigen Jenſeits ſcheidet. Der alte, damals 82jährige Prälat hatte ſich im July 1719 in Begleitung ſeiner treuen Hausfrau, ſo wie ſeiner Kinder und Enkel, in die Kirche zu Bebenhauſen bringen laſſen, um ſich die Stätte ſeines Grabes und Leichenſteines ſelber auszuerſehen, nach dem Spruche Eſai. 38, v. 1.: „Beſtelle dein Haus, denn du wirſt ſterben.“ Er bezeichnete den Platz ſeines Grabes und bat die Umſtehenden, daß ſie ihm nun helfen möchten, denſelben mit Geſang und Gebet einzuſegnen und zu heiligen. „Sehet“ ſprach er darauf zu ſeinen anweſenden Kindern, Enkeln und Hausgenoſſen, „wie ich mich freue in die Kammer meines Grabes zu kommen, denn ſie iſt mir eine Brautkammer, daraus mich mein Heiland mit unausſprechlicher Freude ausführen wird. Ach glaubet und lebet alſo, daß ihr mit Freuden vor euer Grab treten und daſſelbe mit Freuden anſehen dürfet, als das Haus, daraus euch der Bräutigam zu ſeiner Zeit heimholen werde; lebet doch ſo, daß ihr in eure Gräber nicht kommet als in Gefängniſſe, darinnen mit Schrecken verwahret zu werden zum großen Gerichtstage.“ Er äußerte hierauf ſeine herzliche Freude, daß ihm hier ſeine letzte Ruheſtätte neben der der theuren Seinigen bereitet ſeyn ſolle; ſprach von der lebendigen Hoffnung der Auferſtehung: daß Chriſtus unſer Leben, Sterben unſer Gewinn ſey, und forderte dann die Anweſenden auf, mit ihm in Hinblick auf die Gräber ſeiner

Verwandten das Lied des ſeligen **Simon Dach** zu ſingen:

O wie ſelig ſeyd ihr doch ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr ſeyd entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Der letzte Vers dieſes Liedes heißt:

Komm o Chriſte, komm uns auszuſpannen,
Lös uns auf, und führ uns bald von dannen!
Bei dir, o Sonne,
Iſt der frommen Seelen Freud und Wonne.

Dieſer letzte Vers ſprach ja nur die lang gehegte, innige Sehnſucht des Greiſes aus, daheim zu ſeyn bei Chriſto. Er hatte auch von hier an nur noch 16 Monate auf die Erfüllung ſeines Wunſches zu warten. Am 7. November 1720 nahm eine vorher leicht anfangende Kränklichkeit auf einmal eine ſo bedenkliche Wendung, daß man wohl bemerken konnte, es gehe dem Ende zu. Aber mit der Abnahme der Kräfte des Leibes ſahe man auch zugleich bei dem Kranken die Kräfte des Geiſtes und die Freudigkeit des Gemüthes zunehmen. Als die um das Sterbebette verſammelten Söhne ihn fragten: Ob er auch lebendige Hoffnung zu Gott habe? — Ob der Geiſt Gottes, der da in uns rufet: Abba lieber Vater! auch nun ihm bezeuge, daß er Gottes Kind ſey und ſein Herz erfülle mit überſchwänglichem Troſte? — Da ward der Geiſt dieſes alten Iſraels, ihres Vaters, in ihm lebendig. Er nahm ſeine Kräfte zuſammen, um deutlich und freudig bezeugen zu können das Werk des Geiſtes und ſeiner Tröſtungen, die mächtig ausgegoſſen ſeyen in ſeiner Seele. — War es doch, als ſollten auch die um das Sterbelager anweſenden traurenden Freunde an dieſen Tröſtungen ihren Theil haben. In der Nacht vor dem Todestage des ſeligen Greiſes, zuerſt Abends um 9 Uhr, dann früh um 3 Uhr, vernahmen ſie Alle, gleich als ob dieſelbe außen vor den Fenſtern des Zimmers ertönte, eine lieblich und ſanft lautende Muſik, zu deren Harmonieen eine helltönende Stimme ſang. Das ſanfte Lächeln auf dem Angeſicht des Sterbenden, der Ausdruck der Freude, ja der Himmelswonne in allen ſeinen Zügen, verrieth den Anweſenden, welche ſelber von den unbeſchreiblich rührenden Tönen der Stimme innig ergriffen waren, daß der Greis dieſelben Töne nicht blos wie ſie, ſondern vielleicht noch viel beſſer als ſie gehört habe. Es giengen hier, ſo urtheilten die Freunde, jene Verheißungen in Erfüllung, nach denen der Chriſt, wenn die eigenen zur Erde geborenen Kräfte ihn verlaſſen und verlöſchen, in ſeinem Gebet zu Gott durch andere, höhere Kräfte vertreten wird, welche niemals ermatten noch verlöſchen. Der ſelige Prälat hatte in geſunden Tagen ſeine größte Luſt an der geiſtlichen Muſik gehabt, und hatte noch zwei Tage vor ſeinem Tode mit der ſchon erſterbenden Zunge und gebrochenen Stimme Gottes Lob geſungen. Jetzt konnte die Zunge nicht mehr ſprechen, die Stimme keinen Ton mehr hervorbringen, das Sehnen aber ſeinem Gott zu ſingen (nach Pſ. 104, v. 33.) war noch immer in ihm lebendig. Da regte dann das Sehnen des Geiſtes andere Kräfte auf: Engelſtimmen thaten das, was die Menſchenſtimme nicht mehr vermochte. So drangen, wie die Kräfte der unteren Natur den zum Tempel Gottes geweiheten Leib verließen, mehr und mehr die der oberen, himmliſchen Natur mit ihren Erquickungen durch das zerbrechende Gebäu herein, bis ſie den nach Befreiung verlangenden Geiſt ſelber mit ſich hinaufzogen, am 8. Nov. Mittags um 12 Uhr.

Dieſes war der Johann Andreas Hochſtetter, deſſen Vater, Conrad Hochſtetter, in der Peſtzeit, da ihm, in Folge der ihm geleiſteten Unterſtützung beim Beſuch der Kranken und Sterbenden, in kurzer Zeit drei Helfer (Vicare) nach einander wegſtarben, an das Stift zu Tübingen ſchrieb: „Schickt mir nur keinen Helfer mehr, mich dauern die jungen Menſchen; mit Gottes Hülfe will ich, bis beſſere Zeiten kommen, gerne alles ganz allein verſehen.“ Und wie der Vater ein Glaubensheld geweſen, welcher des eigenen Lebens nicht achtete, wo es galt ſeinem Herrn Seelen zu gewinnen und zu erhalten; ſo war und blieb es auch bis an ſein Ende der Sohn. Alle ſeine Kräfte, all' ſein Vermögen gehörten, wo es Gottes Sache und das Wohl der Brüder galt, nicht ſein, ſondern er war immer bereit, dieſelben, wie es in dem ſchönen Lied: „Herzlich lieb hab' ich dich o Herr“ heißt, „zum Lobe Gottes und zu Nutz und Dienſt dem Nächſten ſein“ zu gebrauchen. Er führte namentlich den Spruch Gal. 6, v. 10: „Als wir denn Zeit haben, ſo laſſet uns Gutes thun“ nicht blos im Munde, ſondern im Herzen. Nach dem Beiſpiel der beiden großen und chriſtlich geſinnten

Rechtsgelehrten: D. Stryk und Brunnemann, die den zehnten Theil ihrer Einnahme Gott geheiligt hatten, und nach den Worten Auguſtins: „So die Phariſäer und Schriftgelehrten den Zehenten geben, ſollen wir uns nicht ſchämen, wenn wir nichts geben!“ legte Hochſtetter nicht blos den zehnten Theil von allen Zinſen und Beſoldungen zurück, um dadurch Gottes Ehre und der Armuth Beſtes zu befördern, ſondern er fügte zu dieſer Summe auch noch alle die ihm gegen ſeinen Willen zugekommenen Einnahmen und Beſoldungserhöhungen. Wenn er ſo, bis zu ſeinem Ende, wie dieß die von ihm den Wittwen, den Waiſen, den armen Studierenden und den Miſſionen vermachten, ſehr bedeutenden Summen bezeugen, Ungewöhnliches für ſolche wohlthätige Zwecke that, pflegte er auch Andere zu gleicher Wohlthätigkeit durch Auguſtins Worte aufzureizen: „Viele ſagen, ſie haben Kinder und könnten alſo Gott nichts geben. Dieſe trifft das Wort Chriſti: Wer ſeine Kinder mehr liebet als mich, der iſt mein nicht werth. Du aber räume dem Herrn Chriſtus auch einen Platz und eine Zahl ein unter deinen Kindern. Siehe zu, daß dein Herr auch zu deiner Familie gehören möge. Haſt du zwei Söhne, ſo halte den Herrn Chriſtum für den dritten; haſt du drei Kinder, zähle deinen Heiland als das vierte; haſt du zehn, ſey er das elfte. Gott hat dir Söhne gegeben, nicht daß du geizig, ſondern daß du gutthätig werdeſt. Willſt du deinen Kindern eine gute Erbſchaft hinterlaſſen, ſo ſetze Chriſtum, in den Armen, mit ihnen zum Erben ein.“ Darum, weil es ja nicht ſein allein, ſondern des Herrn war, der daſſelbe ja behüten konnte, war er ſo glaubensfroh und ruhig, wenn ſein Hab und Gut in Gefahr ſchwebte. Und dies Vertrauen wurde nie beſchämt. So, als im Jahr 1688 die feindlichen, franzöſiſchen Soldaten Stuttgart plünderten, waren in dem Haus, wohin er ſeine Habſeligkeiten geflüchtet hatte, alle die im untern Hausplatz befindlichen Güter geraubt worden, all das Seinige aber, das nur eine kleine Treppe höher ſtand, war unangetaſtet geblieben. Darum, als ihm ſpäter, im Jahr 1689 und auch 1693, die Nachricht kam, der Feind habe all ſein Hab und Gut geraubt, „wollte er es nicht glauben, denn, ſagte er, das für die Armen beſtimmte Gut liegt auch dabei; Gott wird es ſchon behüten.“ Zu ſeinem oben erwähnten Vermächtniß von mehreren tauſend Gulden ſchrieb er hinzu: „O lieber Gott! laß dir dieſes geringe Dankopfer nicht mißfallen; von deiner Hand habe ich es empfangen, ach! nimm es wieder in Gnaden an.“

Zu der unverbrüchlichen Treue, womit dieſer Mann alle ſeine Kraft und leibliches, wie geiſtiges Vermögen nur zum Dienſt ſeines Herrn und des Nächſten verwendete, holte er ſich täglich das Können aus der einzig hinreichenden, rechten Quelle: aus Gott ſelber. Von Jugend an, bis auf die letzten 3 Jahre ſeines Lebens, pflegte Hochſtetter jeden Morgen um 4 Uhr aufzuſtehen, und etliche Morgenſtunden auf Singen, Beten und Gottes Lob zu verwenden. Keinen Wechſel der Zeiten, wie der Wochen, Monate, Viertel- und Halbjahre ließ er dahin gehen, ohne ihn mit dem Lob Gottes geheiligt und geſegnet zu haben; im Beſuchen des öffentlichen Gottesdienſtes, ſelbſt der Betſtunden, war er muſterhaft treu; jeden Abend (ſelbſt noch in der letzten Nacht ſeines Lebens geſchah dies) blieb er mit den Seinigen bis 11 auch 12 Uhr im Geſang vereinigt. Bei ſeinem Gebet im einſamen Kämmerlein, pflegte er immer zu knieen. Was er hier vor Gottes Angeſicht ſich erbeten, das zeigten die Früchte der Beſſerung und Heiligung, an den ſeiner Pflege befohlenen Seelen; das zeigt noch jetzt der reiche Segen an geiſtigen Gütern, welcher ſichtbarlich auf einem Theil der Nachkommen dieſes Mannes ruhet. — —

Um übrigens nur noch einige Worte von dem oben angeführten Liede zu ſagen, ſo erwähnen wir, daß ſein Verfaſſer Salomon Franck war, geb. 1659 zu Weimar, wo er ſpäter Ober-Conſiſtorial-Secretär ward und 1725 ſtarb. Das Leben des ſeligen Hochſtetter iſt ausführlicher beſchrieben in den kleinen Schriften der Eßlinger evangeliſchen Geſellſchaft.

21) „Gott iſt gegenwärtig! Laſſet uns anbeten, Und in Ehrfurcht vor ihn treten.“

Wenn die hohen, alten Eichen, welche auf der Inſel Rügen ſtehen, und die Meeresufer eines Erkennens und einer Erinnerung an unſer armes, menſchliches Thun fähig wären, ſo würden ſie von Altenfähr an bis gen Stubbenkammer und von Sagard an bis gen Arkona an einer und der andern Stelle daran gedenken, daß hier einmal ein vorüberziehender Fremdling die ſchönen Lieder von Gerhard Terſtegen geſungen habe. Denn damals, wo ich auf Rügen war, hatte ich die Liederſammlung des ſeligen Terſtegen (Blumengärtlein betitelt) erſt ſeit kurzem kennen gelernt, aber ſchon ſo lieb gewonnen, daß ich das Büchlein überall mit mir trug. Das Lied „Herr Jeſu meines Lebens Licht, Nun iſt die Nacht vergangen“ war mein Morgenlied; das Danklied nach dem Eſſen: „Danke dem Herrn, o Seele, dem Urſprung der Güter,“ ſang ich nach Mittag, im Angeſicht des Meeres, mit den Vögeln des Waldes; das Abendlied, „Der Abend kommt, die Sonne ſich bedecket,“ war meine Erquickung am Abend. Es ſind in den meiſten Liedern und Gedichten des ſeligen Terſtegen ſo ſchöne Naturbilder, daß mir jenes liebe Buch, gerade auf dieſer Fußreiſe durch eine der anmuthigſten und herrlichſten Gegenden, die ich jemals ſahe, ein ſehr paſſender Begleiter war. Namentlich habe ich auch das ſchöne Lied: „Gott iſt gegenwärtig“ ſehr lieb gewonnen, und eben zu dieſem Liede will ich hier auch die Geſchichte von einem lieben, ſeligen Kinde erzählen.

Das Kind war ein Töchterlein des ſeligen Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, genannt Theodora Caritas, geboren am 23. October 1730 und ſchon heimgegangen zur ſeligen Ewigkeit am 2. December 1732. Das iſt dasſelbe Kind, von welchem der ſelige Biſchoff A. G. Spangenberg erzählt, daß es, da ein älteres Brüderlein von ihm, mit Namen Johann Ernſt am Tode lag und den Tag vor ſeinem Ende viel auszuſtehen hatte, um die Wiege des Kranken herumgieng und ganz anmuthig und vernehmlich die Worte ſang: „Stilles Lämmlein, frommes Schäflein, anders kanns nicht ſeyn auf Erden, morgen wird es beſſer werden.“ Damals war die kleine Caritas erſt anderthalb Jahre alt. Aber ſchon vorher hatte der Geiſt Deſſen, welcher die Kinder ſo herzlich liebte und ſo gern wollte zu ſich kommen laſſen, ſein Werk an dieſer jungen Seele ſichtbar werden laſſen. Denn die Eltern, welche das Kind ſeit, ja von ſeiner Geburt im innigen Gebet dem Herrn geweiht hatten, waren aufs zärtlichſte dafür beſorgt geweſen, ſie auch für Ihn zu bewahren und zu verhüten, daß ſie doch von zarteſter Kindheit an nichts ſehen und hören möchte, als was aus der Liebe Jeſu floß und zu ihr hinführte. Man hatte daher ſchon zur erſten Wartung und Pflege der kleinen Gräfin ſolche Dienerinnen gewählt, welche in einem kindlichen Umgange mit dem Heilande ſtunden, und deren Freude es war, Ihn oft mit herzlichen und lieblichen Liedern zu loben und zu preiſen. So ward dem Kinde unter den Lobgeſängen das Ohr und der Mund frühe aufgethan; ehe es noch ein Jahr alt war, lernte es ſchon Einiges reden und bald nachher war ihm nichts lieber, als Verſe von Jeſu zu ſingen, und zwar immer aus eignem Triebe. Viele Verſe und ſogar ganze Lieder hatte die Kleine von ſelbſt und blos durch Zuhören des Geſanges ihrer frommen Dienerinnen gelernt; nicht nur leichte, ſondern auch die ſchweren Liedermelodieen waren ihr ſo geläufig, daß man ſich darüber wundern mußte. So ſang ſie den Vers „Du biſt ja mein Licht und Stern, der mir bald iſt aufgegangen" ohne einen Ton darinnen zu verfehlen, ganz allein. Eine beſondere Neigung hatte aber das Kind zu gewiſſen Verſen und Liedern. So zu dem Vers: „Halte, halte meine Augen, holder Freund in dieſer Zeit; daß ſie nichts zu ſehen taugen, als den Tag der Ewigkeit," und zu dem Liede des ſeligen Terſtegens, welches die Veranlaſſung zu dieſer kleinen Erzählung gab: „Gott iſt gegenwärtig, laſſet uns anbeten und mit Ehrfurcht vor ihn treten." Dieſes Lied bat ſie ihren Papa, den ſie ſehr liebte, oft mit ihr zu ſingen, wenn ſie zu ihm kam, und ſie hatte hierbei ein ſo kindliches Gefühl der Gegenwart des Herrn, daß ſie einmal ihrer Mutter, als dieſe ſie fragte, wo ſie geweſen ſey? antwortete: „bei dem Heiland und bei dem Papa." Ey, ſagte die Mutter, biſt du bei dem Heiland geweſen? — Ja, antwortete die Kleine, der Papa hat mit ihm geredet. Dieſes kindliche Empfinden der Allgegenwart Gottes trieb ſie auch an, dem Heiland auf ihren Knieen es abzubitten, wenn ſie etwas verſehen hatte, eben ſo, wie ſie aus eigner Bewegung des Gemüthes ihren Eltern, ſo wie andern Perſonen, die ſie umgaben, es abzubitten pflegte, wenn ſie von einem Fehler war übereilt worden. Aus demſelben Gefühl der Gegenwart Gottes kam auch der Trieb, für Andere, die ihre Brüder und Schweſtern in dem Herrn waren, zu beten. Denn mitten in ihren kleinen Beſchäftigungen und Spielen pflegte ſie öfters niederzuknien und zu beten: „lieber Heiland, du ſieheſt dieſen Bruder (oder dieſe Schweſter) N., ſegne ihn um deiner Liebe willen.“ Hierauf ſtund ſie auf, gieng wieder an ihre kleinen Beſchäftigungen bis ihr etwa ein anderer einfiel, den ſie dann auch namentlich ihrem Heiland im Gebet empfahl. Ueberhaupt war die herzliche Liebe und Freundlichkeit, welche dieſes Kind gegen alle Menſchen, vorzüglich aber gegen Solche hegte, von denen es wußte, daß ſie Jeſum herzlich liebten, ein beſonderes Kennzeichen der Gnade, welche in und mit ihm war. Einem alten, treugeſinnten Knecht des Herrn, der unter ihrem Fenſter hingieng und ſie fragte, ob ſie ihn lieb habe? antwortete ſie: „Ich habe alle meine Brüder lieb.“

Außer einer Unpäßlichkeit, im Sommer vor ihrer Vollendung, war die kleine Caritas immer geſund geweſen, auch achtete ſie äußere Zufälle ſo wenig, daß ſie ſelbſt beim härteſten Fallen nie zu weinen pflegte. Als ſie aber zu ihrer letzten Krankheit ſich legte, ſang ſie: „Mein Heiland, nimm mich ein zur Ruh, und mich in dich recht füge, ſchließ du mir ſelbſt die Sinnen zu, und ſey du meine Wiege;“ welcher Vers damals gewöhnlich bei der Einſenkung kleiner Kinder ins Grab geſungen wurde. Sie konnte hernach wenig mehr reden, weil die Krankheit ſehr heftig war; lag aber geduldig wie ein Lamm, zu inniger Bewegung Aller, die um ſie waren, und gab Denen, welche ſie beſuchten, recht freundliche Blicke. Am 26. November ſchien ihr Abſchied ganz nahe zu ſeyn. Ihr Vater ſang deshalb die Worte über ſie: „Gieb daß ſie in Lieb und Treu, als ein Lamm, gehorſam ſey.“ — — „Wenn du wirſt auf Zion ſtehn, möge man ſie um dich ſehn.“ Da er aber ſahe, daß die Bedienten ſehr ängſtlich waren, weil ihre Mama abweſend war; ſo bat er den Herrn um ihre Erhaltung, doch, fügte er hinzu, er wiſſe nicht, was er bitte. Die Heftigkeit der Zufälle ließ auch von jetzt an nach, und ſie lag in einem Zuſtande, den man nicht mehr für gefährlich erkannte, bis zum 1. December. An dieſem Tage, wo ihre Mutter wieder nach Hauſe gekommen war, ſtellten ſich die vorigen heftigen Zufälle wieder ein. Am 2. December ſehr frühe, trat ihr Papa zu ihr an die Wiege, da hub ſie von ſelber ihre rechte Hand auf und legte ſich dieſelbe, ſo wie ſie ſonſt zu thun pflegte, wenn ſie einſchlafen wollte, aufs Angeſicht. Ihr Papa legte dann auch ſeine Hand darauf und betete den Vers: „Herz der göttlichen Natur“ u. ſ. w. Als er aber die Worte ausſprach: „Meine Seele opfert dir, dieſe hier; und im brennenden Verlangen, deine Salbung zu empfangen, öffnet ſich des Geiſtes Thür!“ gab ſie ihren Geiſt auf, nachdem er in ſeiner Hülle zwei Jahre und ſechs Wochen gewallet hatte.

So lernten wir hier ein zartes Kind kennen, deſſen kurzer Wandel auf Erden ſchon ganz und gar ein Wandel in der Gegenwart Gottes war, wie Terſtegen ihn in dem Lied: „Gott iſt gegenwärtig" andeutet. Der ſelige Terſtegen hat aber außer jenem Liede noch in einem andern, geiſtreichen Buche, genannt das **Leben heiliger Seelen**, den Wandel eines Menſchen beſchrieben, bei welchem die Triebfeder alles Weſens und Wirkens das immerwährende, ſtetige Gefühl der Gegenwart Gottes war. Dieſer Menſch war der Bruder **Lorenz von der Auferſtehung**, welcher, nachdem Gott ihm die Nichtigkeit unſrer ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen menſchlichen Plane und Hoffnungen, in dem Mislingen ſeiner Laufbahn als Soldat gezeigt hatte, zuerſt in ſeinem 18. Jahre, als er mitten im Winter einen entlaubten Baum betrachtete und hierbei bedachte, wie auch ſchon um und in dieſem entlaubten Baume eine Kraft geſchäftig ſey, welche in wenig Wochen aus dem dürren Holze Blüthen und Blätter hervortreiben werde, von einem innig tiefen und lebendigen Gefühl der Allgegenwart Gottes ergriffen ward, das ihn ſeitdem nie wieder verließ.

Ueber den Dichter des Liedes: Gott iſt gegenwärtig, ſetzen wir übrigens hier noch die Worte aus Bunſens allgem. Geſangbuche her: „**Gerhard Terſtegen**, geb. 1697, geſt. 1769, aus Mörs, lebte in Mühlheim an der Ruhr als Bandmacher. Er war ein Myſtiker der reformirten Kirche, eine ſtille, gottbegeiſterte Seele, deren Geſänge vom himmliſchen, ſeligen Leben rein wiederklingen, weil ihre

Erkenntniß voll kindlicher Demuth blieb. Obwohl kunſtlos, iſt er der erſte Meiſter des geiſtlichen Geſanges und der tiefſte Andachtsſchriftſteller ſeiner Zeit. Seine 111 Lieder erſchienen von 1731, vielleicht ſchon früher.“

Der ſelige Jung Stilling, welcher Terſtegens Wirkſamkeit noch in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, urtheilte von ihm, daß nur wenig Menſchen, ſeit der Apoſtel Zeit, in ſolcher Einfalt und in ſolcher Kraft des Geiſtes Chriſti Menſchenſeelen geworben hätten für das Reich des Herrn, als Terſtegen.

22) Wach auf mein Herz und ſinge
Dem Schöpfer aller Dinge.

Das kindlich ſchöne, liebliche Lied des ſeligen Paul Gerhard, deſſen erſte Zeilen hier als Ueberſchrift gebraucht ſind, hat wohl noch mancher Leſer dieſes Buches in ſeiner Kindheit als Morgenlied beim öffentlichen Gottesdienſte, ſo wie im Hauſe ſingen hören und ſelbſt geſungen, wenn es auch jetzt nicht mehr viel gehört wird. Es war unter anderm das letzte Morgengebet der treuen Hausfrau und Jugendgefährtin des ſeligen Prälaten Hochſtetter, von welchem wir bei dem Liede: „So ruheſt du o meine Ruh“ geſprochen haben: der ſeligen Eliſabeth Barbara, einer geborenen Kuhhorſt. Als dieſe, im Sommer 1663, einſtmals dieſes Lied betete, und ſo eben die Worte des letzten Verſes ausſprach: Mit Segen mich beſchütte, Mein Herz ſey deine Hütte; Dein Wort ſey meine Speiſe, Bis ich gen Himmel reiſe," wurde das im Schluſſe des Verſes enthaltene Gebet, noch ehe ſie es ganz ausgeſprochen hatte, auf eine liebliche Weiſe erhört, denn ſie, deren beſter Troſt und Geiſtesnahrung ſtets Gottes Wort geweſen, verſchied, mit dem Zeugniß davon in ihrem Munde, plötzlich und ſanft, von einem Schlagfluß getroffen. Von dem Dichter des Liedes, dem frommen Paul Gerhard, reden wir noch in einer beſondern Erzählung.

23) Nun lob meine Seel den Herrn,
Was in mir iſt den Namen ſein.

Wenn die Vögel von ihrer Wanderung im Frühling wieder zu uns kommen, da ſingen ſie mit lieblichen Tönen Gottes Lob, und wenn ſie im Herbſt wieder fortziehen, da hört man abermals von vielen die Töne der Freude und des Lobes. So ſollte auch die Menſchenſeele, nicht blos dann, wenn ſie aus vielen Irrſalen endlich die Stätte ihres Bleibens in Chriſto fand, Lieder des Lobens und Dankens anſtimmen, ſondern ſie ſollte dieſe Loblieder auch vernehmen laſſen, wenn endlich die Stunde nahet, da ſie, vom Leibe befreit, hinüber ziehen ſoll in ein Land des ewigen Friedens. Und dieſes „Aufwachen der Harfe und des Pſalters" des Herzens, zum Lobe Gottes, hat man auch an vielen ſterbenden Chriſten bemerkt. Der fromme König Chriſtian III. von Dänemark, welcher den Namen Chriſtianus, ein Chriſt, mit Recht führte, und bei ſeinen Unterthanen den Abſcheu, welchen einer ſeiner Vorgänger, der Tyrann Chriſtian II. auf dieſen Namen gehäuft hatte, wieder ausgetilgt hat, war auch eine ſolche Seele, die unter Lobgeſängen heim gieng zu Dem, der ſie erlöst hatte. Denn als er im Jahr 1559 ſtarb, ſang er in ſeinem letzten Kampfe mit lauter Stimme das ſchöne Lied: „Nun lob meine Seel' den Herrn," und verſchied über den Worten des 2. Verſes: „Wie ſich ein Vater erbarmt über ſeine jungen Kindlein klein, So thut der Herr uns Armen." Auch Friedrich II., König von Dänemark, ſoll unter demſelben Geſange verſchieden ſeyn. — Auf dieſelbe Weiſe ſtarb der große Rechtsgelehrte Samuel Stryk in Halle, im Vorſchmack der Seligkeit, unter Lobgeſängen (im Jahr 1710). Von dieſem redlichen, frommen Manne iſt es bemerkenswerth, daß er anfangs mit ſolchen Vorurtheilen gegen die ſogenannten Pietiſten, die er nur aus dem Urtheil der Läſterer kannte, eingenommen war, daß er die Profeſſur in Halle nicht eher annehmen wollte, bis man den Erzpietiſten Auguſt Hermann Francke von dort entfernt habe. Als aber dieſes nicht ohne die offenbarſte Ungerechtigkeit hätte geſchehen können, mußte ſich Stryk zuletzt bequemen, an einem Ort mit dem Pietiſten zuſammen zu leben. Aber was geſchieht? — Stryk iſt kaum in Halle angekommen und hat Francke kennen gelernt, da ändert ſich ſein Urtheil ſo ganz, daß er ein inniger, treuergebener Freund des pietiſtiſchen Mannes wird und dies bis zu ſeinem Ende bleibt.

Der Dichter des ſchönen, dem 103. Pſalm nachgebildeten Liedes: „Nun lob meine Seel' den Herrn“ war Joh. Gramann, (Poliander) geboren 1487 zu Neuſtadt in Bayern, geſtorben 1541. Er war nebſt Speratus ein Reformator in Preußen. (M. ſ. Bunſens Geſangbuch).

24) „Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden;
Wer ſich verläßt auf Jeſum Chriſt,
Dem muß der Himmel werden.
Darum auf dich
All' Hoffnung ich
Ganz ſicherlich thu' ſetzen.
Herr Jeſu Chriſt!
Mein Troſt du biſt
In Todesnoth und Schmerzen.“

Ein junger Steinbrecher, von welchem ich bei einer anderen Gelegenheit erzählt habe, ſang an dem Morgen ſeines Todestages, ehe er hinausgieng an das Losarbeiten der Sandſteinmaſſe, die ihn zerſchmetterte, mit großer Rührung das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ Dergleichen Geſchichten von Bergleuten, Schieferdeckern und andern ſolchen Menſchen, welche nicht der Vorwitz, ſondern der ihnen von Gott verliehene Beruf in Todesgefahr führte, wüßte ich mehrere anzuführen. Gar oft iſt es geſchehen, daß der Geiſt, welcher uns vertritt in unſerer Schwachheit mit unausſprechlichem Seufzen, dergleichen Leute, wenn ſich ihnen der Tod auf ihrem Berufsweg nahete, und wenn ſie nur ſonſt nach dem Maaß ihres Erkenntniſſes Gott gefürchtet hatten, zu inbrünſtigem Gebet und Flehen um Gnade und Erbarmung, oder zum Singen ſolcher Lieder antrieb, womit der Chriſt ſich auf ſein Ende bereitet. Und ſolche Erfahrungen haben beſonders für die Hinterbliebenen etwas ſehr Tröſtliches; denn dieſe erkennen daraus, daß Gott es war, der eine ſolche Seele, die er während ihres Lebens an ſeiner Hand geführt und geleitet, verſorgt und ernährt hatte, auch hinein und hindurch begleitete durch das Thal des Todes und ſeine Schreckniſſe.

Eine tröſtliche Geſchichte dieſer Art iſt unter andern die von der Maria Stuzin, einer Bäckersfrau zu Frankenberg. Als dieſe am Abend vor ihrem Ende das ſchöne Lied: „Wer Gott vertraut“ mit inniger Rührung ihres Herzens und vielen Thränen ſang, da wußte ſie nicht, daß ihr noch heute Nacht ein grauſamer Tod von Mördershand bevorſtände. Der Geiſt aber, welcher in und für uns ſeufzt und betet, und welcher Alles, auch das Verborgene, Künftige weiß, der trieb dieſe Seele an, daß ſie noch, ehe der Sturm der Todesnoth losbrach, den Anker ihrer Hoffnung und ihres Sehnens auswarf in den Grund, da derſelbe ewig feſthält: auf Jeſum, ihrem Seligmacher und Retter. Und wenn dieſer Anker einmal Grund gefaßt hatte, da konnte freilich der Sturm nichts ſchaden.

Jenes ſchöne Lied, beſonders der erſte Vers, war auch des Herzog Ernſt Ludwig von Pommern Lieblingsgeſang und Sprüchwort.

Der Mann, welcher wahrſcheinlich das Lied verfertigt hat, hieß Joachim Magdeburg, war, wie man glaubt, aus der Mark gebürtig und anfangs (um 1552) Prediger in Hamburg, dann ſeit 1558 in Magdeburg, wo er 1560 ſtarb. Andere ſchreiben übrigens dieſes Lied dem Joh. Mühlmann zu, geboren 1572 zu Pegau, geſtorben 1613 als Prediger bei St. Nicolai zu Leipzig. M. ſ. Bunſens allgem. Geſangbuch und Schamelius evangel. Lieder-Commentar.

25) In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen
Solls anders wohl gelingen,
Selbſt geben Segen, Rath und That.

Bei dem ſchönen Liede, das ſo anfängt, ließe ſich gar eine lange und ſehr unterhaltende Reiſehiſtorie erzählen. Denn Paul Flemming hat es als Reiſelied gemacht und gebraucht, als er in ſeinem Beruf, den ihm Gott bei der Holſteiniſchen Geſandtſchaft gegeben hatte, viele hundert Meilen weit durch Europa und Aſien bis nach Perſien zog. Es iſt jedoch jenes ſchöne Lied ein Reiſelied, nicht blos für leibliche Wanderungen über Berg und Thal, ſondern auch im geiſtigen Sinn ein erquickender Geſang auf dem Pilgerpfad des Chriſten, der durch Leid und Freud zur Ewigkeit gehet. Daher iſt es auch in den meiſten Geſangbüchern nur zu einem allgemeinen Pilgerlied, zu einem Kreuz- und Troſtliede der Chriſtenſeelen eingerichtet, indem man die Verſe weggelaſſen hat, die ſich auf das leibliche Wandern und Reiſen beziehen. Denn den Weg des Glaubens, auf ſteiler und gefahrvoller Bahn, gehen alle Chriſten, ohne daß ihnen hierbei Wind oder Wetter hinderlich oder förderlich ſind: hinaus aber in ferne Länder durch Wüſten und über Abgründe reiſen nur Wenige.

Als ein ſolcher Chriſtenpilgergeſang iſt namentlich auch mir jenes Lied gar werth und theuer; denn als man mich mit meiner lieben Hausfrau traute, da warde es in der Kirche geſungen und wir haben ſeitdem nicht blos manchen ſchweren wie leichten, ſüßen wie ſauern Gang in unſerm Chriſtenpilgerlauf mit einander gemacht, ſondern ſind auch leiblich ſchon manche Strecke über Berg und Thal, Waſſer und Land, wüſtes wie angebautes Feld mit einander gereist.

Die Gefahren des Lebens und Gottes treue Durchhülfe haben aber nur wenig Menſchen auf leiblichen Reiſen ſo wie auf dem geiſtigen Pilgerlauf in ſolchem Maaße erfahren, als eben der Paul

Flemming, der das Lied: „In allen meinen Thaten“ aus eigner Erfahrung ſeines Lebens und darum ſo kräftig ſchön gemacht hat. Er war, wie ſchon geſagt, in den Jahren 1633 bis 1639, von ſeinem 24. bis 30. Lebensjahre, bei der Geſandtſchaft, welche Herzog Friedrich zu Holſtein = Gottorp nach Moskau an den damaligen Czar und von dort nach Ispahan an den Schach oder König von Perſien abſchickte. Darum ſagt er im 6. Vers des Liedes: „Ich zieh' in ferne Lande, zu dienen einem Stande, zu dem er mich beſtellt. Sein Segen wird mich laſſen, was gut und recht iſt, faſſen, zu dienen ihm in ſeiner Welt.“ Und wie hat er das erfahren, was im 7. Vers ſteht: „Bin ich in wilder Wüſten, ſo bin ich doch bei Chriſten, und Chriſtus iſt bei mir; der Helfer in Gefahren, der kann mich doch bewahren, wie in der Heimath ſo auch hier.“ — Denn zweimal hat er auf dem Meer Schiffbruch erlitten, einmal in der Oſtſee, das andere Mal im Caspiſchen Meer. Als zum erſten Mal (am 29. Oktober 1635) das Grauſen des Todes das Schiff und ſeine Bewohner in dunkle Nacht umfieng, da erſchien vielen der Begleiter des Paul Flemming und ihm ſelber das inbrünſtige Gebet eines neunjährigen Knaben (J. Philipp Cruſius), der mit auf dem Schiffe war, wie ein Hoffnungsſtern; der Geſandtſchaftsprediger Petri ſagte: „Gott wird das kindlich glaubige Gebet dieſes Knaben, der zu Jeſu, dem Sohne Davids, um Rettung ſchreit, nicht unerhört laſſen;“ und dieſe Hoffnung wurde nicht zu Schanden, nach angſtvoller Nacht kam mit dem Morgen zugleich die Rettung. Als aber nun von der Inſel, welche auf etliche Tage Ruhe gab, hinweg, das ſchadhafte Schiff von neuem aufs Meer hinausmußte; da zog auch gleich die Todesgefahr wieder mit, und nach manchem ſchreckensvollen Tage, nach mancher in Todesfurcht verbrachten Nacht, kam endlich der Schiffbruch am 9. November, zugleich aber auch mit ihm die Rettung, die der Vater des vorhin erwähnten Knaben, der alte Cruſius, vorausempfunden hatte, als er ſagte: Haltet an im Gebet, ich weiß (glaube) Gott wird uns helfen. Denn das Schiff ſtrandete nicht blos in der Nähe einer Inſel (Hochland), ſondern auch an einem Theile dieſer Inſel, auf welchem es etliche Fiſcherhütten gab, die bei aller ihrer Armuth den Schiffbrüchigen doch Gelegenheit darboten, mit ihren naſſen Kleidern und in der kalten Nacht ſich am Feuer zu wärmen. — Es war ſeit dem erſten Schiffbruch ein Jahr in ziemlicher Ruhe vergangen, und das liebliche Weihnachtsfeſt kam wieder nahe heran, da litt das Schiff zum zweiten Male Schiffbruch im Caspiſchen Meere, an der perſiſchen Küſte, nicht gar fern von der Stadt Derbent. Da an der Küſte, wo die armen Geſtrandeten ſich hinretteten, grünte freilich noch Alles; der Weinſtock wie die fruchtbare Aue, dennoch aber wurden ſie eine Zeit lang, während ſich ja ſonſt jeder von ihnen in der Heimath um Weihnachten fröhlich befunden, mit trübem Waſſer und mit dem Brod der Trübſal geſpeist. — Die „wilde Wüſte“, von welcher das Lied redet, hat ſich auch ſpäterhin, unter andern am Gebirge Taurus, wieder eingeſtellt, wo die ganze Geſellſchaft, in dunkler Nacht, an Abgründen der Felſen ſchwebte und herumirrte, da ſchon manch Lebendiges, beim Hinabſtürzen in die Tiefe, ſeinen Tod gefunden. Eben ſo war die wilde Wüſte da, als die Reiſenden im Lande der Tartaren, bei Terki, das Pfingſtfeſt in Elend und Mangel zugebracht; da wo Brod mit Waſſer und Eſſig ihre einzige Feſtſpeiſe war, und Thränen der Sehnſucht nach der lieben Heimath mit dem, ebenfalls nur aus Eſſig und Waſſer beſtehenden Trank ſich miſchten. Bald hernach war ihre Schlafſtätte die dürre Haide, wo jeder Fußbreit Landes von den Höhlen der großen, grünen Schlangen durchlöchert war, von denen dieſe „wilde Wüſte“ wimmelt. Dennoch wurde durch Gottes Obhut die Gefahr abgewendet, ſo daß kein einziger Menſch aus der Reiſegeſellſchaft in dieſer Nacht von den Schlangen beſchädigt ward. Eben ſo traf das ein, was in dem 8. Vers des Reiſeliedes ſteht: „Sein Engel der getreue, macht meine Feinde ſcheue, tritt zwiſchen mich und ſie.“ Denn die ganzen fünf Wochen, welche Paul Flemming mit ſeinen Reiſegefährten im Lande der Tagheſtaniſchen Tartaren zubrachte, ſchwebten ſie insgeſammt in jeder Nacht, ja in jeder Stunde des Tages, in unabläſſiger Gefahr, von dem feindſeligen, gegen ſie alle ſehr aufgebrachten Volk überfallen und ermordet zu werden; Gott hielt jedoch den Rachen dieſer Löwen zu, daß nur einer von dem Gefolge gefangen genommen und hinweggefühet wurde.

Bei all' dieſem erfuhr jedoch Flemming auch auf ſeiner Reiſe, was die Worte zu bedeuten haben: „ſo bin ich doch b[illegible]hriſten.“ Denn welche

Gnade von Gott das ſey, unter und mit Chriſten zuſammen zu leben, und mit ihnen ſo wie durch ſie im gemeinſamen Glauben ſich zu ſtärken, das mochte ihm recht aufs Herz fallen, als er mitten unter den Tartaren den alten Mann antraf, der von Geburt ein Deutſcher, aus Oettingen an der Wernitz, im jetzigen Bayerlande, war, und Matthias Machmar hieß. Dieſer war in ſeiner Jugend ein Parchentweber geweſen, war aber dann Soldat geworden und als ſolcher im Türkenkriege in Gefangenſchaft gerathen, während welcher man ihn zuletzt hieher unter die Tartaren geſchleppt hatte. Da lebte nun der alte Mann ſelber wie ein Türke und Heide, konnte nur noch wenige Worte deutſch reden, erinnerte ſich noch allenfalls, daß ein dreieiniger Gott und ein Chriſtus ſey, konnte auch, wiewohl mit vieler Mühe, ein Vaterunſer beten, im Ganzen aber war er doch nicht viel verſtändiger, als ſeine heidniſchen Nachbarn. — Ja Gott gewähre uns Allen bis an unſer Ende den Troſt einer Zuſammengeſellung mit Chriſten. — Unter allem andern jedoch, was der gute Paul Flemming auf dieſer ſeiner großen Reiſe erfahren, wird ihm nichts „den Retter in Gefahren“ ſo anbetungswürdig und herrlich dargeſtellt haben, als das Schickſal des Geſandten Brüggemann aus Hamburg, den ſein ungebundener hoher Stand, welchen ja die wenigſten Menſchenſeelen ohne Schaden zu leiden ertragen können, anfangs übermüthig, dann zu einem gottloſen Lügner, Treubrüchigen, Ehebrecher, Dieb und Mörder werden ließ, ſo daß er nach ſeiner Zurückkehr ſein Leben auf dem Schafſot, durch Henkershand endigte. Ja, mein Gott, bewahre uns vor der falſchen Freiheit!

Um übrigens nur noch einige Worte über den Dichter des Liedes zu ſagen, ſo bemerken wir, daß Paul Flemming im Jahr 1609 in dem gar romantiſch gelegenen, fürſtlich ſchönburgiſchen Städtlein Hartenſtein, im ſächſiſchen Erzgebirge, geboren iſt, und daß er ſich der Arzneikunde gewidmet hatte, obgleich er bei der Geſandtſchaftsreiſe unter dem Titel eines Hofjunkers und Truchſeß mit war. Er hatte ſich frühzeitig ſchon den Lorbeer eines kaiſerlichen gekrönten Poeten erworben, aber auch der Lorbeer oder Kampfpreis der höhern Art wurde ihm bald zu Theil, denn er endete ſeinen Chriſten- und Lebenslauf ſchon ein Jahr nach ſeiner Zurückkunft von der großen Reiſe: im Jahr 1640, zu Hamburg, ſeines Alters erſt 31 Jahre. M. ſ. das vollſtändige Lied in von Raumer's Sammlung geiſtlicher Lieder.

26) Warum ſollt ich mich denn grämen?
Hab ich doch
Chriſtum noch;
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir ſchon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben.

Die Taucher, die ſich öfters in die Meeresfluth hinabſenken, um von dem Boden Perlen und Korallen oder auch untergeſunkene menſchliche Geräthſchaften herauf zu holen, erzählen immer, daß, wenn auch oben auf der Meeresfläche der Sturm tobe, und hohe Wellen ſchlage, dennoch unten alles ruhig ſey. Auch aus andern Verſuchen und Beobachtungen weiß man, daß in einer Tiefe von 80 oder höchſtens 100 Fuß der ſtärkſte Orkan, der oben an der Fläche die Wogen Hauſes hoch emporwirbelt, gar keine Unruhe mache: die Fiſchlein, die in dieſer Tiefe wohnen, ſind da ſo ſicher vor den Ungewittern der Erde, als wohnten ſie in einer feſtverſchloſſenen Burg. Eben ſo iſt auch auf dem Gipfel der hohen Gebirge und in jenen Höhen des Luftkreiſes, wohin der ſtarke Adler mit Leichtigkeit ſich erhebt, alles ruhig und ſtill, und die Sonne ſteht daſelbſt öfters hellſcheinend am klaren Himmel, während tiefer unten, wo die Wolken ſind, das furchtbarſte Ungewitter tobt. Man ſieht in dieſen ſtillen Höhen unter ſich aus dem ſchwarzen Gewölk die Blitze herausleuchten und hört aus der Ferne das Rollen des Donners, man ſieht wie dort im Thale oder auf den niedern Bergen ein Waldbrand aufflammt, den das Wetter entzündet hat und da oben iſt eine beſtändige Sabbathsſtille; da oben bewegt ſich nur leiſe von der Morgenluft der Grashalm, während der Sturmwind unten ganze Wälder entwurzelt.

Der Leib des Menſchen kann ſich freilich, wenn um ihn her die ſchwüle Luft ein nahendes Wetter verkündet, oder wenn dieſes mit all ſeinen Schreckniſſen ſchon ausbricht, nicht ſo wie der Adler hinaufſchwingen über die Wolken, zu einer Stätte der beſtändigen Stille und Ruhe: auf die Zinne der hohen Felſenwarten; ſein Geiſt aber kann dies, ſo oft er ernſtlich will. Es iſt ein kindlich froher Gedanke, der in aller Noth, in allen Stürmen des Lebens, wie eine feſte Felſenburg unſrem Geiſt Frieden gewährt und ſelige Stille, der in Noth und Mangel, in Verfolgungen und Schmach, irdiſchem Unglück und Todesangſt, wie mit Taubenflügeln uns emporträgt in eine Stätte der lieblichen Ruhe; dieſer Gedanke iſt ausgedrückt in den beiden letzten Verſen des oben angeführten ſchönen Liedes:

Herr mein Hirt, Brunn aller Freuden,
Du biſt mein,
Ich bin dein,
Niemand kann uns ſcheiden.
Ich bin dein, weil du dein Leben
Und dein Blut
Mir zu gut
In den Tod gegeben.

Du biſt mein, weil ich dich faſſe
Und dich nicht,
O mein Licht,
Aus dem Herzen laſſe.
Laß mich, laß mich hingelangen,
Da du mich
Und ich dich
Lieblich werd' umfangen.

Jener junge Tübingiſche Theolog, welcher im Jahr 1704 ſeine Pfingſtpredigt, die er in einer Dorfkirche hielt, mit dieſen Verſen beſchloß, hatte wahrſcheinlich auch erfahren, welcher ſichere Ankergrund in dieſen Troſtworten liege und hatte ſich öfters aus der Schwüle und den Sturmen der Erdennoth emporgeſchwungen in jene ſelige Stille des Glaubens, in welcher die Worte gehört werden: „Du biſt mein, Ich bin dein, Niemand kann uns ſcheiden.“ Als er aber am andern Tage bei ſchwüler, heißer Witterung, aus der ſich ein Ungewitter entſpann, nach Hauſe gieng, da wurde ſeine Seele ſchnell und unverſehens hinweggerückt aus der Heimath der Ungewitter in die ſtille, ſelige Ewigkeit, denn ein Bliz traf und tödtete ihn. — Auch der Hofgärtner Schmidtgens zu Soriſch Conzendorf in der Ober-Lauſiz ward, als er im Sommer 1702 bei einem Gewitter unter einer Eiche ſtund, vom Bliz getödtet, in demſelben Augenblick, da er die lezten Worte des Liedes: „Es iſt gewißlich an der Zeit“ ſang; die Worte: „Komm komm und mach uns in Genaden los, von allem Uebel, Amen.“

Der Chriſt betet mit Recht, Gott ſolle ihn behüten vor einem böſen ſchnellen Tod, und wünſcht ſich ein ſanftes, wohlvorhergeſehenes Ende; ein ſolcher Tod aber, wie dieſe beiden hatten, war zwar ſchnell, doch nicht böſe, denn ſie waren Knechte, die ihres Herrn beſtändig warteten. Man ſehe über dieſe Geſchichten Schamelius evangel. Lieder-Commentarius.

Von dem Dichter des ſchönen Liedes: Warum ſollt ich mich denn grämen, dem ſeligen Paul Gerhard, geboren zu Gräfenhaynichen in Sachſen, geſtorben 1776 als Archidiaconus zu Lübben in der Nieder-Lauſitz, erzählen wir bei einer andern Gelegenheit Mehreres.

27) „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern, Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn.“

Wenige Lieder der alten Geſangbücher ſind wohl unſerer an Abzehrung und Abnahme der Kraft der Liebe zu Gott und den Brüdern leidenden Zeit, ſo zum Anſtoß und zur Aergerniß geweſen, als das erhabene ſchöne Lied der Himmelsminne, deſſen Anfangszeilen wir zur Ueberſchrift über dieſe Erzählung wählten. Man hat die Ausdrücke derſelben, welche übrigens Wort für Wort (wie dies Schamelius nachweiſt) aus der heiligen Schrift genommen ſind, kindiſch tändelnd gefunden, hat ſie verändert und verhudelt, hat ſie mißverſtanden. Kein Wunder! — denn nur die Liebe verſteht die Sprache der Liebe; einem kalten Zuhörer wird nicht bloß die Sprache der Zärtlichkeit des Kindes zu ſeiner Mutter, ſondern auch die der Mutter zu ihrem Säugling kindiſch tändelnd und abgeſchmackt vorkommen.

Von dem Dichter jenes herrlichen Liedes der Himmelsliebe und Himmelswonne, von Philipp Nicolai, erzählt man, daß er, als er mitten unter dem Drange der Schmerzen und Bekümmerniſſe das Lied an einem Vormittag zu dichten begonnen, er ſo ganz in ſelige Begeiſterung verſunken ſey, daß er ſein Mittagseſſen vergaß und erſt um 3 Uhr, nach Vollendung des Liedes aufſtand und zu den Seinigen gieng. Und in der That, dieſe aus Noth und Tod des äußern Menſchen geborne Himmelswonne der Liebe zu dem Erlöſer Jeſus Chriſtus merkt und fühlt man dem Liede an, wenn man es mit der rechten Faſſung des Herzens lieſt und ſingt. Das haben unſere Väter wohl erkannt, darum war das Lied in Freud wie in Leid einer der Lieblingsgeſänge der deutſchen Gemeinden des 17., wie des angehenden 18. Jahrhunderts. Ganz beſonders gern pflegte man es am Sterbebette ſolcher Menſchen zu ſingen, welche in gläubiger Liebe zu dem Erlöſer von hinnen ſchieden, und ſehr oft pflegten die Sterbenden ſelber in ihrem letzten Stündlein das Anſtimmen jenes Geſanges der Liebe zu begehren. Darum ſagt Krull, in ſeiner Erklärung des Liedes (im Jahre 1659) namentlich von dem letzten Vers deſſelben: „Wie manch himmeldurſtig Herz ſchließt mit dieſem Vers ſein Leben und ſeufzet alſo in ſeiner letzten Todesſtunde nach ſeinem Jeſus und wird auch bald darauf heimgeholet.“ — Aus dieſem Grunde geſchieht dieſes Liedes in den Lebensbeſchreibungen der ſelig Vollendeten aus den beiden letzt vergangenen Jahrhunderten ſo oft Erwähnung, daß nur zu wenig andern Liedern ſo viele Geſchichten zu erzählen wären, als zu dieſem. Aus dieſen vielen wollen wir für heute nur eine herausheben: die einer hochbejahrten Wittwe, der Maria Eliſabeth von Schönberg, gebornen von Erda. Man nannte dieſe nur die „Mutter von Schönberg,“ und mit Recht, denn ſie war eine Mutter der Waiſen und Verlaßnen, eine Pflegerin der Kranken, ein Troſt und Zuflucht aller Betrübten. Höher jedoch und wichtiger noch als der ſchöne Beruf, Arzneien und Erquickungen zu reichen den leiblich Kranken, Kleider und Erwärmung den Elenden, Geld und Brod den Armen und Darbenden, war in ihren Augen der noch ſchönere: zu ſorgen, daß den Seelen, welche Gott ihrer Obhut anvertraute, das rechte Brod des Lebens gegeben, daß ihnen das Evangelium von Chriſto lauter und rein, mit eindringender Kraft gepredigt werde. Ja, die alte, gute Mutter von Schönberg, obgleich ſie durch Gottes Segen und durch weiſe Sparſamkeit auch an leiblichen Gütern ſehr reich geworden, kannte doch keinen lieberen Schatz auf Erden, als das Evangelium von unſerem Herrn Jeſu Chriſto, deſſen heilende, tröſtende Gotteskraft ſie von ihrer Kindheit an in mancher Noth und Bekümmerniß erfahren hatte. Ja, ſo viel haben wohl wenig Menſchen in ihrem Leben, mit Sorgen und Gefahren gerungen, ſo viel gearbeitet und gebetet, ſo viel verloren und gewonnen, ſo viel Thränen des Kummers und des innigen Dankes zu Gott geweint, als jene chriſtliche Matrone. Gott hatte ſie ſchon in ihrer Kindheit mit Brod der Trübſal geſpeist und auf den Weg des Elendes und der Verlaſſenheit geleitet, als im damals begonnenen dreißigjährigen Kriege ihre Eltern mehrmalen geplündert und beraubt worden, zuletzt aber alles das, was ihnen noch von Gütern geblieben, in den Flammen verloren hatten; welche das herrſchaftliche Wohngebäude ſammt der Kirche in Aſche legten, ſo daß ſpäter die Mutter Schönberg, da alle Dokumente mit verbrannt waren, nicht einmal den Tag oder Monat ihrer Geburt wußte. Denn die, welche ſich an dem Tage der Geburt des armen Kindes gefreut hatten, und das Andenken daran würden in ihren Herzen bewahrt haben: die lieben treuen Eltern, waren an den Folgen der vielen ausgeſtandenen Schreckniſſe und Plagen geſtorben und hatten dieſe Tochter in ihrer zarten Kindheit und in einer ſolchen Zeit der Gefahr und großen Noth, ganz allein und einſam zurückgelaſſen. Aber ſie hatten dem verarmten Waislein dennoch ein Erbtheil hinterlaſſen, das beſſer war als Geld und Güter: ſie hatten ihm ſeinen Herrn Jeſum kennen und zu ihm beten gelehrt, wie zu einem lieben Freund und Vater. Und ſiehe, er, der Freund und Vater der Waiſen, deſſen Aufſehen iſt auf die Hülfloſen und Verlaſſnen, beſchützte die Vereinſamte vor Gefahren, leitete ſie gnädig auf den Wegen ihrer Fremdlingsſchaft und verſorgte ſie über Erwarten und Verſtehen. Denn der Gut- und Heimathloſen Jungfrau reichte, als ſie kaum achtzehn Jahre alt war, ein edler, im Leiblichen wie im

Geiſtigen reichbegabter Mann: Herr Hans von Döhling auf Hirſchfeld, Cunersdorf und Wildberg ſeine Hand. In dieſem ihrem häuslichen Glück und Frieden, da ihr Gott auf einmal einen Schützer und Verſorger, einen treuen Freund und Rathgeber, Wohlſtand, ja Ueberfluß ſtatt Mangel gegeben, erhub ſich jedoch ihr in der Schule des Kreuzes erzogenes und gedemüthigtes Herz nicht zu ſehr. Die Thränen des Kummers waren abgewiſcht von ihren Augen, aber oft, wenn ſie allein war, da vergoß ſie betend auf ihren Knieen, heiße Thränen des Dankes vor Gott, und der Inhalt ihres Dankgebets war: „Vater und Mutter hatten mich verlaſſen, aber ſiehe, der Herr nimmt mich auf. — Ach ich bin viel zu geringe aller der Barmherzigkeit und Treue, die du, mein lieber Vater, an deiner armen Magd gethan haſt.“ Aber der Herr, deſſen Weg an der Seele des Menſchen, eben ſo wie ſein hehrer Name, Wunderbar heißet, zugleich aber auch Rath und Kraft und Herrlich, wollte dieſe Ihm ſehr theure Seele noch in eine höhere Schule der Leiden und der Läuterung führen. Nachdem kaum ein Jahr ihrer glücklichen Ehe vergangen war, wurde ihre Krone von ihr genommen; die Worte des Dankgebets verwandelten ſich in die Klage: „Siehe, ich bin eine Verlaſſene und mein Mann iſt mir geſtorben.“ — „Du aber mein Gott,“ ſo ſprach bald nach den Stunden des erſten Schmerzens der Glaube in der tief Betrübten, „biſt und bleibeſt dennoch meines Herzens Troſt und mein Theil.“ — Ihr lieber Eheherr ſtarb ihr, und da ſeine Beſitzungen ein Mannslehen waren und ſie ihm keinen Erben geboren, mußte ſie bald nach dem Tod des Gemahls von neuem den Pilgerſtab ergreifen und wieder an einen fremden Ort ziehen. Bei dem noch immer, bald näher, bald ferner wüthenden dreißigjährigen Kriege, wählte ſie zu ihrem Wittwenſitz die Stadt Dresden, wo ſie, als eine rechte Wittwe, ein vor Menſchen verborgenes, ſtilles Leben führte, deſſen einzige Luſt und Freude der Umgang mit Gott im Gebet war. Aber Er, der ins Verborgene ſiehet, wußte ſie zu ſeiner Zeit aus dem Dunkel, in das ſie ſich ſelber geſtellt, wieder hervorzuziehen und ſie zu Ehren zu machen. Der Ruf von dem großen Verſtand und dem chriſtlichen Sinne, welchen die edle Frau während ihres Eheſtandes und ihrer Gutsverwaltung in Hirſchfeld bewieſen, gelangte zu einem Manne, der ſelber nicht nur chriſtlich erzogen, ſondern auch innig chriſtlich geſinnt, keine andere Gemahlin ſuchte, als eine ſolche, die mit ihm gemeinſam, treulich den Herrn liebte und den Unterthanen eine rechte Mutter wäre. Herr Dietrich von Schönberg ſuchte nach vier Jahren die junge, fromme Wittwe auf, erbat ſich und erhielt bald ihre Hand und ihr Herz. Es iſt ja eigentlich nicht der vergängliche Menſch ſelber, es iſt das Ebenbild Deſſen, der, wie ſeine Liebe zu uns, ohne Anfang und Ende iſt, was die rechte, ächte Liebe, die ewig bleibt, ſo heiß und innig an dem Bruder liebt. Dies lernte auch die Mutter von Schönberg in ihrer zweiten Ehe, in welcher ihr Gott zwar nicht das erſte Aufflammen der jugendlichen Neigung, wohl aber eine viel tiefere, innigere, alles mehr überwindende

Liebe zu dem Gemahl ins Herz gab, als die der erſten Ehe geweſen. Der dreißigjährige Krieg gieng jetzt bald zu Ende. Nach dem großen, vieljährigen Elend, das ganz beſonders das deutſche Volk getroffen, ließ Gott über das arme Land eine Zeit des großen Segens und der Erquickung kommen. Die Aecker, welche lange brach gelegen, trugen dreißig- ja ſechzigfältig; es war Ueberfluß an allen den nothwendigſten Gütern des Lebens; der Wohlſtand kehrte in verdoppeltem Maaße wieder. Aber ein Theil des deutſchen damaligen Adels, ſtatt durch das lange Unglück gebeſſert worden zu ſeyn, machte gar bald von den ihm verliehenen Gaben zu ſeinem und nachmals des ganzen Volkes Verderben eine gar unſelige Anwendung. Der Segen des Landes wurde, ſo gebot es die Sitte der Zeit, wenig Jahrzehende nachher, nachdem die tiefſten Wunden des Krieges geheilt waren, in Paris vergeudet, wo die Edlen des Landes mit der geſegneten Sprache der Väter zugleich die alte Treue gegen Gott und die Brüder, wo ſie Gehorſam und Demuth verachten und verläugnen gelernt; es drang in die einſt ehr- und tugendſamen Herrſchaftshäuſer die Peſt des Landes: das damalige franzöſiſche Gouvernantenweſen ein, welches öfters die alte Zucht und Schaam hinwegnahm und ſtatt ihrer Coquetterie und Zierſchein brachte; ſtatt der Furcht vor Gott und der Stimme des innern Richters nur Scheu vor dem Affenurtheil der verkehrten, vornehm gebildeten Welt. Ein großer Theil des Adels verpachtete die reich eintragenden Güter, um ungeſtört den eigenen

Lüſten und den Forderungen der franzöſiſchen Vornehmheit leben zu können, denn nicht mehr der edle deutſche, Gott und den Brüdern lebende Mann, ſondern der vornehm franzöſiſche Gecke galt häufig bei der ſogenannt gebildeten und großen Welt am meiſten. Auf die Mutter von Schönberg und ihren Gemahl hatten die Sonnenblicke des neu beginnenden Wohlſtandes keinen ſolchen geiſtig krank machenden Einfluß. Sie verpachtete ihre Güter Schönberg und Limbach, zu denen bald durch Gottes Segen und weiſe Genügſamkeit noch zwei andere angekauft werden konnten, niemals, auch dann nicht, als nach dem Tod des zweiten Gemahls alle Sorgenlaſt auf die Mutter allein gefallen war. „Denn,“ ſo pflegte dieſe zu ſagen, „ein Pachter iſt und bleibt immer ein fremder Miethling, zu welchem die Unterthanen in keinem ſo nahen, natürlichen Kindesverhältniß ſtehen, wie zu dem rechtmäßigen Herrn.“ Sie ſelber war dann bei der Bewirthſchaftung ihrer Güter, bei der Einrichtung ihres weitläufigen Haushaltes, bei der Bedienung und Beköſtigung der vielen vornehmen und geringen Gäſte, die ſie faſt täglich zu verſorgen hatte, die leitende und ordnende Seele des Ganzen. Wer gern lernen will, welchen verklärenden und veredlenden Einfluß das ächte und lebendige Chriſtenthum auch auf dieſen Theil der menſchlichen Beſtimmung habe, der mag die ausführliche Lebensbeſchreibung der Mutter von Schönberg in des Chriſtian Gerbers Geſchichte der Wiedergebornen (Band III, 5. Hiſtorie) leſen, er wird finden, wie weislich dieſe fromme Matrone in wohlfeilen wie in theuren Jahren mit allem dem, was Gott ihr beſcherte, Haus zu halten wußte, ſo daß ſie zugleich immer den Nutz und Dienſt des Nächſten vor Augen hatte. Er wird finden, wie dieſe Frau ſelbſt, als eine Mutter in Iſrael über das Recht ihrer Unterthanen wachte, ſo daß ſie nie duldete, daß ein Unterthan, der eine Sache vor dem Herrſchaftsrichter anzubringen hatte, auch nur einen Augenblick über Gebühr aufgehalten würde, die nöthigen Strafen mit Milde und zur Beſſerung der Fehlenden einrichten, jedem aber widerfahren ließ, was billig war. Vor allem jedoch ſahe ſie darauf, daß ihre Unterthanen treue, chriſtgläubige, fromme Lehrer hätten. Sie ſelber hatte, mit ernſter Prüfung unter den vielen ältern und jüngern Predigern, welche ſich um die erledigte Pfarrſtelle in Schönberg gemeldet hatten, den damals 26jährigen Chriſtian Gerber ſich ausgewählt, und in der That, eine beſſere und weiſere Wahl hätte ſie nicht treffen, an einen Würdigeren hätte ſie die viele mütterliche Sorge und Wohlthat, welche ſie ihm und ſeiner Familie erzeigte, nicht wenden können. — Bei all dieſer vielfältigen Geſchäftigkeit, ſo ſollte man meinen, konnte der Mutter von Schönberg unmöglich die nöthige Zeit bleiben, um eine Hauptpflicht ihres Lebens zu erfüllen: die Sorge und Pflege der eigenen Seele, ſo wie die Erziehung ihrer Kinder und Enkel. Und dennoch haben wenig Hausfrauen ſo viel Zeit übrig gehabt zum Gebet und Betrachtung göttlichen Wortes, zur häuslichen Andacht und Erbauung, ſo wie zum treuen, unabläſſigen Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes, als die Mutter von Schönberg. Was aber die Erziehung ihrer Kinder und Enkel betrifft, ſo war ſie darinnen ſo eifrig, daß ſie, ohne Hilfe einer Gouvernante, ganz allein, das Hauptwerk der Erziehung führte. Denn jene drei Mägdlein ihrer verſtorbenen Tochter, welche die Freude ihres Alters waren, hatte ſie bei Tag wie bei Nacht um ſich; ſie unterwies dieſelben im Chriſtenthum, übte ſie im Leſen und Betrachten des göttlichen Wortes, und gab ihnen Anleitung zu allen löblichen weiblichen Geſchicklichkeiten.

Es fehlt uns hier die Gelegenheit, das Leben und Wirken der Mutter von Schönberg ausführlicher zu beſchreiben, darum wenden wir uns zur Betrachtung ihrer letzten Stunden, um an ihrem Beiſpiel zu zeigen, wie eine ſolche Seele beſchaffen ſeyn müſſe, welche freudig unter dem Geſang des Liedes „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ dahinſcheiden ſoll.

Mit ihrem zweiten Gemahl, Caſpar **Dietrich von Schönberg**, hatte ſie 29 Jahre in ſeelenvergnügter Ehe gelebt. Seit dem theuren Gemahl waren ihr auch mehrere der lieben Kinder und Enkel vorangegangen in die Ewigkeit; ja man konnte von ihr ſagen, daß ſchon ihr ganzes Herz hinübergezogen und hinübergewöhnt ſey in das ſelige Jenſeits, da ſein Schatz war. Im Jahr 1689 fühlte ſie, daß das Ende ihres Pilgerlaufes nicht mehr fern ſey. Sie hat daher ihren Beichtvater und lieben Gevatter Gerber, als dieſer ihr im Februar erzählte, daß er nach Freiberg befördert werden ſollte, er möge doch vollends bei ihr bleiben, ſie werde kein Jahr mehr leben, Gott werde ſeine Treue belohnen. (Und dieſer fügte es auch, daß der treue Seelſorger, der aus Liebe zu ſeiner alten Wohlthäterin jenen vortheilhaften Ruf ausgeſchlagen, noch an demſelben Tage, da die Mutter von Schönberg geſtorben war, die unerwartete Vocation nach dem Ort ſeiner nachmaligen Beſtimmung, nach Lockwitz, empfieng). Im Oktober mußte die vorhin ſo muntere, thätige Frau, welche durch ihre unermüdliche Thätigkeit noch jüngere beſchämte, ſich, vielleicht zum erſten Mal in ihrem Leben, auf ein langwieriges Siechbett legen. Denn die ganzen übrigen 18 Wochen ihres Lebens konnte ſie es nicht mehr verlaſſen. Hier nun zeigte ſich, daß ſie im Geiſtlichen eine eben ſo kluge und gute Haushälterin geweſen ſey, und daß ſie während des ganzen Lebens darauf bedacht geweſen ſey, Vorräthe für die Tage der Noth zu ſammeln. Auf ihrem Lager der Schmerzen hörte man ohne Aufhören aus ihrem Munde die kraft- und troſtvollſten Sprüche der heiligen Schrift und andere tröſtliche Lehren, die ſie als eine aufmerkſame Hörerin in Predigten aufgefaßt hatte. Als ihre Kinder und Enkel über den herannahenden Abſchied der guten Mutter ſehr betrübt waren, ſprach ſie: „Ihr wolltet mich gern noch länger bei euch behalten. Ihr habt mich aber lange genug gehabt. Wenn es gleich in eurem Vermögen ſtünde, ſolltet ihr mich doch nicht von etwas Beſſerem abhalten. Im Himmel habe ich eine größere Freundſchaft, als hier: dort habe ich meinen lieben Mann, ſo viel liebe Kinder, ja Vater und Mutter und alle heiligen Engel und auserwählte Seelen, über alle dieſe aber

Jeſum, meinen lieben Heiland. Mein ſeliger Mann wird ſagen: Ei Mutter, Mutter, wie ſeyd ihr ſo lange außen geblieben? Sie wollte aber antworten: Ja lieber Herr Vater, ich konnte ja nicht eher kommen, bis der liebe Gott wollte.“ — Darauf bat ſie nach einiger Zeit, man ſolle doch wieder einmal ſingen: ſie möchte gern Oſterlieder hören. Und da man ihr einige geſungen hatte, ſprach ſie: es iſt mir doch gar zu wohl, wenn ihr ſinget, es war auch nicht anders, als ob Engel mitgeſungen hätten. Ich werde gewiß nun bald mit ihnen ſingen ſollen: o wie will ich fröhlich ſeyn, wenn ich das Lamm ſoll helfen anſingen.

In der letzten Nacht vor ihrem Ende wurde ſie von großer leiblicher Beängſtigung befallen; ſie ließ ſich von einem Bett ins andere bringen. Ach, ſagte ſie, ich ſuche hier Ruhe und es iſt doch keine mehr zu finden in der Welt. Als ſie der Beichtvater an die Ruhe, die bei Jeſu iſt, erinnerte, da ward ſie ſtiller. Hierauf ſangen die Anweſenden einige Lieder und die Kranke verſank in einen Schlummer, der bei einer halben Stunde währte. Im Schlafe bewegte ſie ſtets den Mund, als ob ſie mit Jemand freundlich rede. Als ſie erwachte, ſagte ſie: wie wohl, wie wohl iſt mir doch! ich kann es euch nicht beſchreiben. Der Beichtvater fragte ſie: was ſie geſehen oder geträumt habe? Ach, ſchöne Dinge, ſprach ſie. Jener fragte weiter: Welche? und wie waren ſie? — Ja, antwortete ſie, das kann ich euch nicht ſagen, mein lieber Herr Gevatter, es iſt zu viel und zu hoch für mich. — Als es nun des Morgens um 4 Uhr war, ſprach ſie zu ihrem Beichtvater: Er gehe nun nach Hauſe, ſchlafe ein paar Stunden, um 8 Uhr komme er wieder zu mir, ich will noch einmal das heilige Nachtmahl auf Erden genießen, und das wird das letzte Mal ſeyn, heute werde ichs auch noch neu trinken in meines Herrn Jeſu Reich. Um 8 Uhr ſchickte ſie ſchon einen Boten und ließ ihm ſagen, er möge eilend kommen. Als nun Gerber kam, ſprach ſie: „kommet, kommet, ihr lieber Mann, es iſt hohe Zeit.“ Sie hatte ſich laſſen jene feſtlichen Kleider anlegen, womit ſie auch ſonſt pflegte zum Abendmahl zu gehen. Als nun der Prediger mit ihr gebetet und geſungen hatte, ſprach er ihr ſelbſt eine Beichte vor, abſolvirte ſie dann und reichte ihr das heilige Nachtmahl. Darauf ſprach ſie: Glaubet mir, lieber Gevatter! Zeit Lebens habe ich keine ſolche Erquickung bei Empfahung des heiligen Nachtmahls empfunden, als diesmal. — Nun gebt acht, ſagte ſie weiter mit leiſer Stimme zu ihm, mein Heiland wird bald da ſeyn und ſeine alte Marie Liſe heimholen, ſagt nur nichts.“ Darauf bat ſie ihn, er möge ihr das Lied ſingen: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ und als nach Beendigung desſelben der Beichtvater noch einige Worte ſprach, wobei ſie ſich, wie bei dem Geſange, innig fröhlich und vergnügt bezeugte, da war ſie unerwartet ſchnell und ſanft verſchieden.

So war der Heimgang einer Seele, welche fröhlich und ſelig mit jenem Geſang der innigen Liebe zu Jeſu auf dem Mund und in dem Herzen verſcheiden durfte.

Ueber den Verfaſſer des Liedes werde ich noch unten, bei einem andern Liede deſſelben: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ ſprechen. Die wunderherrliche Melodie deſſelben rührt von dem großen Hamburger Organiſten des 17. Jahrhunderts, von **Scheidemann**, her.

---

28) Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
Weil es nun Abend worden iſt:
Dein Wort, o Herr! das ew'ge Licht,
Laß ja bei uns verlöſchen nicht.
In dieſer letzten betrübten Zeit
Verleih' uns, Herr, Beſtändigkeit,
Daß wir dein Wort und Sakrament,
Rein behalten bis an unſer End.

Dieſes gute Lied des ſeligen **Nicolaus Selnecker** wurde in der Kinderſchule, die ich in meiner kleinen, lieben Vaterſtadt beſuchte, jedesmal am Nachmittag beim Beſchluß der Schulſtunden, von den Kindern und dem Lehrer geſungen, und darum hat es ſich mir mit ſeinem Inhalt und ſeiner Melodie ſo tief und kräftig eingeprägt, daß ich es ſpäterhin bei unzähligen Gelegenheiten in meinem Herzen habe klingen und wiedertönen hören. Am eheſten fällt einem ein Lied dieſes Inhaltes bei Gelegenheit eines ſolchen Anblickes ein, wie ich auf meinen Reiſen hatte, als ich zum erſten Male in Straßburg war, und dort den herrlichen, mächtigen Münſterthurm mit ſeiner Kirche beſahe. Damals wenigſtens, als ich zum erſten Mal dort war, (es war im Jahr 1820) ſahe man an den Bilderwerken oberhalb der Thüren, noch allenthalben die Spuren der ſchädlichen Verwüſtungen, welche die Männer der Revolution hier, wie überall an dem Schmuck und Bauwerk der Tempel Gottes, angerichtet hatten. Denn der Geiſt und Grund ſolcher Revolutionen ruhet in einem Haß gegen Alles, was heilig iſt. Es iſt nicht etwa nur ein mörderiſcher Widerwille gegen die von Gott geheiligte Perſon des Fürſten und gegen bürgerliches Geſetz und Ordnung, ſondern es iſt der natürliche Widerwille der von Gott entfremdeten Menſchennatur gegen Gottes ewigen Geſalbten, gegen Chriſtus, was die Hand der Empörer, welche ſagen, ſie wollen Freiheit und Gleichheit für Alle, bei ihren Zerſtörungen bewegt und leitet. Darum hätten die Revolutionsmänner in Frankreich wie anderwärts, wenn es die armſeligen Schwächlinge nur vermögend geweſen wären, gar gern alle Kirchen und Thürme zerſtört; denn ſie konnten überhaupt nicht leiden, was hoch iſt; die Thürme, wie die alten Kirchen, ſind aber dennoch ſtehen geblieben, und werden auch wohl noch länger ſtehen bleiben. Noch länger aber wird, mögen auch die Feinde dagegen wüthen, wie ſie wollen, Gottes Wort „das ewige Licht“ — „Gottes Wort und Sakrament“ auf Erden beſtehen; der Chriſt ſoll nur beten, daß es doch auch „bei uns,“ ſo ſehr unſre Väter und wir es auch von uns geſtoßen und verkannt haben, nie verlöſchen möge. Dieſer innere Kern des Chriſtenthums iſt freilich die Hauptſache, es hat indeß auch das Gehäuſe: ich meine das, was unſere frommen Väter in chriſtlichem Sinne erbaut und ſichtbarlich ins Werk geſtellt haben, ſeine hohe Bedeutung. Namentlich gilt dies von den alten chriſtlichen Kirchengebäuden, welche man die altgothiſchen nennt und dergleichen noch in Nürnberg, Augsburg, Regensburg und in gar vielen andern Stätten, ja ſogar hie und da (im Kleinen) auf dem Lande gefunden werden. Damit der Leſer erkennen möge, in was für Verſtand und Sinn unſere chriſtlichen Alten auch ihre Kirchen erbaut haben, will ich einmal heute hierüber Einiges ſagen.

Es ſind drei Gnadengaben der Kirche, welche den Menſchen zum Chriſten machen: Taufe, Predigt und das heilige Geheimniß der Vereinigung der göttlichen mit der menſchlichen Natur, oder das Abendmahl. So ſind auch alle ſolche alte Kirchen ihrer Länge nach in drei Theile getheilt. Denn wenn man zum Haupteingang, der jedesmal gegen Abend hin gerichtet iſt, damit der Eintretende zur Erinnerung an den ewigen Auſgang, den Hauptaltar gegen Sonnenaufgang hier vor Augen habe, hineingeht, kommt man zuerſt zu dem Taufſtein, und überhaupt in den Theil der Kirche, welcher der heiligen Taufhandlung und der Erinnerung an den Bund der Taufe mit Gott, durch manche äußere Zeichen, gewidmet war. In dem zweiten Theil der Kirche ſteht (rechts) die Kanzel; denn dieſer Theil iſt der Verkündigung des Evangeliums, der Predigt, beſtimmt. Weiter nach Oſten iſt das letzte Drittel des innern Kirchengebäudes meiſt durch Stufen, welche in die Höhe führen, öfters auch durch ein metallenes Gitterwerk von dem zweiten Theil abgeſchieden, und es ſteht am Eingang von dieſem zu jenem das hehre Bild des Gekreuzigten. Jenes letzte, öſtliche Drittel, enthält in ſich den Hochaltar, bei welchem das Sakrament des Abendmahles gefeiert wird. Wenn nun ſolche ſogenannte altgothiſche Kirchen vollſtändiger und ins Große ausgebaut ſind, da ſieht man das innere durch zwölf Säulen, erinnernd an die zwölf Apoſtel des Herrn, geſtützt und getragen; über dem Haupteingange ſieht man drei Halbkreiſe von Figuren, wovon der eine Geſchichten aus dem alten, der zweite Geſchichten aus dem neuen Teſtament, der dritte aber das zukünftige Gericht darſtellt. Es iſt wohl auch, über dieſen Halbkreiſen, ein rundes Fenſter mit bunten Gläſern zu ſehen, und dieſe vielfarbigen Gläſer, ſo ſagt man, hätten ſollen die verſchiedenen Gaben des Geiſtes, die verſchiedenen Wirkungen eines und deſſelben ewigen Lichtes verſchiedenen Menſchenſeelen darſtellen, ſo wie die ſechs Altäre, welche ſich je drei und drei, außer dem Hauptaltar, an den Seiten ſolcher alten Kirchen finden, und welche alſo mit dem Hochaltar die Siebenzahl darſtellen, auf die ſieben Gemeinden oder Zeiten der Kirche hätten hindeuten ſollen, von denen in der Offenbarung Johannis die Rede iſt. Auch der Höhe nach, ſagt man, ſollten dieſe alten Kirchengebäude mit Abſicht in drei Theile getheilt ſeyn, denn der oberſte, in welchem ſich die (meiſt mit Gittern verdeckten) Chöre für die Sänger befinden, hätte die obere, die triumphirende; der eigentliche Kirchenboden die ſtreitende; die Grabgewölbe und Grüfte aber, ſo unter dem Boden waren, die leidende Kirche andeuten ſollen, ſo wie man auch ſagt, die beiden Thürme am Haupteingang, hätten, der eine die ſichtbar = weltliche, geſetzgebende Macht, der andere die geiſtliche Macht vorgeſtellt. Mag nun auch eine und die andere dieſer Auslegungen nicht ganz gewiß erſcheinen, ſo ſind die meiſten doch ſehr wahrſcheinlich, und ſo viel iſt ſogar gewiß, daß unſere frommen Alten bei Allem, was ſie thaten und begründeten, an Gott dachten, am allermeiſten aber dann, wenn ſie eine Kirche bauten; während es einem, wenn man manches neumodiſche Kirchengebäude unſerer Tage betrachtet, ſo vorkommt, als hätten die Baumeiſter mehr ans Theater oder an Tanz und Concerte gedacht, denn an Gott, an die Predigt ſeines Wortes und an die Feier ſeines Sakramentes.

Was nun den Dichter des kleinen, kräftigen Liedes: „Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt,“ was den Nicolaus Selnecker betrifft; ſo war dieſer im Jahr 1532 zu Hersbruck bei Nürnberg geboren, war dann in Wittenberg Melanchthons Schüler und wurde hernach Profeſſor in Jena, ſowie zuletzt Superintendent in Leipzig. Sein Wahlſpruch war: „Mein Heil ſteht allein bei dir.“ Er ſtarb 1592.

29) Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir, Ach Gott, erhör mein Rufen!

Das hehre, gotteskräftige, tief aus der gläubigen Seele hervorgegangene und eben ſo tief wieder auf dieſelbe einwirkende Lied des ſeligen Luther, deſſen Anfang wir eben anführten, iſt nicht blos ein Lieblingslied des ſeligen Johann Georg I. von Sachſen geweſen, das dieſer Churfürſt zu Hauſe, ſowie im Feldlager, oft geſungen, und mit welchem er zuletzt ſanft und ſelig entſchlafen iſt, (nach Nr. 3.) ſondern dieſes Lied hat ſich zu allen Zeiten der evangeliſchen Kirche und an allen Orten, in Noth und Tod als ein Erquickungs- und Heilmittel der von göttlicher Traurigkeit erfüllten Herzen gezeigt und bewährt. Sollten wir alle die Fälle erzählen, welche dieſes bewieſen, ſo würden ſie allein ſchon ein kleines Büchlein ausmachen. Wir heben diesmal nur einen heraus, der zwar vielen, aber doch nicht allen Leſern bekannt ſeyn mag, und der als Seitenſtück zu der früher erzählten Geſchichte des Pfarrer Kühze zeigen mag, daß in vielen Fällen ſolche geiſtige Stärkungsmittel, dergleichen ein gutes chriſtliches Lied darbeut, auch ein leibliches Heilungsmittel werden können.

„Nicht weit von Joachimsthal,“ ſo erzählt der fromme Mattheſius, „hörte eine adlige Frau zur Zeit ihrer ſchweren Geburt und etliche Tage anhaltender Noth und Gefahr, da faſt alle Anweſende den Muth fallen ließen, des Abends ein armes Schülerlein vor dem Hauſe den Vers des Liedes „Aus tiefer Noth“ ſingen: Und ob es währt bis in die Nacht, und wieder an den Morgen, doch ſoll mein Herz an Gottes Macht verzagen nicht noch ſorgen. — Solche Stimme ließ Gott der betrübten Frauen in ihre Ohren und Herz ſchallen, und wirkte dadurch der heilige Geiſt, daß ſie aus des Knaben Geſang wieder Herz, Muth und Troſt faſſete und ſagte: Laßt uns nicht verzweifeln noch ſorgen! Gott ſchickt uns ſein getauftes Schülerlein zu und vermahnt uns, wir ſollen nicht ablaſſen, auf Gott zu warten, ob er ſchon jetzt verzeucht. Laßt uns noch einmal anklopfen, und auf ſein Wort, Blut und theuren Eid zu ihm ſchreien; er wird helfen, das wollen wir in der Kürze erfahren. Darauf ſprachen ſie ihr Vaterunſer in ſtarker Hoffnung und tröſtlicher Andacht; ehe ihr Gebet gar aus war, half Gott gnädiglich, daß Jedermann dieſen Nothhelfer lobete und preiſete.“ (S. Bunſens allgem. Geſangbuch.)

Wir erwähnen nur noch zu jenem ſchönen Liede, daß es (nach Seckendorfs Erzählung) das erſte Lied ſeyn ſoll, welches Luther gemacht hat.

30) „Mir nach ſpricht Chriſtus unſer Held.“

Das ſchöne Lied von Angelus Sileſius: „Mir nach ſpricht Chriſtus unſer Held“ iſt in meinen jüngeren Jahren ein Lieblingslied von mir geweſen. Es iſt mir auch jetzt noch ein liebes Lied, obgleich ich nun, in meinen älteren Tagen, in Freud wie in Leid andere chriſtliche Lieder öfter zu meinem Hausgebrauch wähle, als gerade dieſes. Niemals aber iſt mir der Inhalt des Liedes: „Mir nach ſpricht Chriſtus unſer Held“ eindrücklicher geworden, als am Johannisfeſte 1826, in der weltberühmten Sadt Rom, auf der ſogenannten Gräberſtraße.

Unſer lieber Herr, das lehrt uns ſchon die heilige Schrift, iſt auch nach ſeiner Auffahrt noch öfter ſeinen Apoſteln und auserwählten Rüſtzeugen erſchienen, und hat ſich ihnen, wie ein Freund ſeinem Freunde, von Angeſicht zu Angeſicht gezeigt, als „eines Menſchen Sohn.“ Vieles, was den Jüngern unſres Herrn in ihren ſpätern Jahren widerfahren iſt, ſo wie das Lebensende der meiſten von ihnen, erzählt uns aber nicht mehr die Geſchichte der Apoſtel, welche in der heiligen Schrift ſteht, ſondern die Kunde davon hat ſich auf andrem Wege und in andren Schriften aus den erſten Jahrhunderten erhalten. So auch die liebliche Erzählung, deren ich hier erwähnen will.

Vor einem Thore der großen, alten Stadt Rom, an der ſogenannten Gräberſtraße, welche nach der Gegend von Albano hinausführt, ſtehet ein kleines Kirchlein, genannt Domine quo vadis, das heißt: „Herr, wohin geheſt du?“ Dabei wird Folgendes erzählt.

Der Apoſtel Petrus, da er nun alt war und die Stunde war ihm gekommen, von welcher ihm unſer Herr verkündet hatte: „wenn du aber alt wirſt, wirſt du deine Hände ausſtrecken, und ein Anderer wird dich gürten, und führen, wo du nicht hin willſt,“ ſaß, von dem heidniſchen und grauſamen Kaiſer Nero zum Tode verurtheilt, zu Rom im Gefängniß. Da wollten die Freunde, da wollten die, welche durch ſeine Predigt zu Chriſto bekehrt waren, das theure Leben des Greiſes retten, ſie erkauften die Begünſtigung des Gefängnißwärters, und drangen dann mit ihren Bitten ſo lange in den alten Jünger, bis er ihnen nachgab und bei Nacht aus dem Gefängniß entwich. Da er nun hinausgekommen vor das Thor der Stadt, auf dem Wege, der ihn ans Meer und in Sicherheit bringen ſollte, ſiehe, da begegnet ihm, draußen vor dem Thor, unſer lieber Herr, der trägt ein Kreuz auf ſeinen Schultern, gleich wie damals, wo er von Jeruſalem hinausgieng gen Golgatha, um da für uns Menſchen zu ſterben. Diesmal ſind aber ſeine Schritte nicht zur Stadt hinaus gekehrt, ſondern er geht vielmehr mit ſeiner Kreuzeslaſt hineinwärts, nach der Stadt zu. Da der alte Jünger ſeinen Herrn wieder ſieht, da wallt ihm ſein Herz vor Liebe. Er bleibt ſtehen und fragt nur: „Herr, wohin geheſt du?“ Der Herr aber antwortet dem Jünger: „Ich gehe nach der Stadt, damit ich da von neuem gekreuziget werde.“ Da verſtehet Petrus, der ja auch ſonſt unſrem Herrn auf manchem Tritt und Schritt nachgefolgt war, was ſein Heiland mit den Worten meine; er kehrt wieder um und ſtellt ſich freiwillig wieder in ſeinem Gefängniß ein. Am andren Tage führt man ihn hinaus zum Richtplatz, wo er mit ſeinem Tode Gott preiſen ſoll; ſiehe da ſteht ein Kreuz, daran ſoll der Jünger des Gekreuzigten genagelt werden. Petrus ſieht das freudig, und, wie er ſichs erbeten, weil er dieſer Aehnlichkeit mit ſeinem Herrn nicht werth ſey: mit dem Haupte zum Boden gekehrt, ſtirbt er den Tod am Kreuze. — Darum, ſo lehrt uns dieſe

Geſchichte, heißt es in dem ſchönen Liede: „Mir nach“ u. ſ. mit Recht:

Fällts euch zu ſchwer, ich geh' voran,
Ich ſteh' euch an der Seite;
Ich kämpfe ſelbſt, ich brech die Bahn,
Bin Alles in dem Streite.
Ein böſer Knecht, der ſtill darf ſtehn,
Wenn er den Feldherrn ſieht angehn.

Und dann weiter, im letzten Vers:

So laßt uns nun dem lieben Herrn
Mit Leib und Seel nachgehen,
Und wohlgemuth, getroſt und gern
Bei ihm in Leiden ſtehen:
Denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron
Des ewgen Lebens nicht davon.

31) Von Gott will ich nicht laſſen.

In einem Buche, welches allerhand Merkwürdiges von den Kräften der menſchlichen Seele erzählt: in Moritz Magazin für die Erfahrungsſeelenkunde, ſteht eine kleine Geſchichte von dem alten Liede „Von Gott will ich nicht laſſen,“ welche ich heute den Leſern dieſes Buches erzählen will, obgleich ich von jenem ſchönen, alten Liede auch noch ganz andere Geſchichtlein wüßte, die ich mir für ein anderes Mal aufſpare.

Zu Apolda, in der Nähe von Weimar, lebte im vorigen Jahrhundert ein wackrer Bürgersmann, ſeiner Profeſſion nach ein Seiler. Dieſer Mann litt zuweilen an einem beſondern Zuſtande, den man zwar keine eigentliche Krankheit nennen kann, aus welchem aber gar leicht eine Krankheit werden kann. Er fiel nämlich zuweilen noch mitten am Tage, ja mitten in ſeinen Geſchäften oder im Geſpräch mit Andern, in eine Art von Schlaf, wobei er ſprach, und, wie die ſogenannten Mondſüchtigen oder Nachtwandler, allerhand Bewegungen machte. Das Merkwürdigſte bei dieſem Umſtande war, daß der Mann dabei Alles Wort für Wort wiederholte, was er den Tag über geſprochen und durch Geberden das ausdrückte, was er zu gleicher Zeit gethan hatte. Einmal, da er in Geſchäften nach Weimar geritten war und dort in einem Hauſe, wohin ſein Berufsweg ihn geführt hatte, ſich mit den Leuten unterredete, überfiel ihn auch ſein Zuſtand des Schlafwandelns. Da machte er erſt alle die Bewegungen, die er heute Morgen beim Aufſtehen gemacht hatte, hielt nach der guten chriſtlichen Ordnung, die in ſeinem Hauſe war, und welche er auch heute geübt hatte, ſeine gute, fromme Morgenandacht, nahm dann von den Seinigen Abſchied und machte die Bewegungen eines Menſchen, welcher zu Pferde ſteigt und ſeines Weges reitet. Jetzt kam nun auch das aus ſeinem Herzen zum Vorſchein, was er auf dem Wege über gethan hatte. Er wiederholte nämlich nicht blos jeden Gruß und jedes Wort, das er zu den ihm unterwegens Begegnenden geſprochen hatte, ſondern auch das ſchöne Lied „Von Gott will ich nicht laſſen,“ das er auf ſeiner kleinen Reiſe geſungen hatte, und das er jetzt, wo die Gedanken ſeines Herzens offenbar wurden, bis zu Ende ausſang, wobei aber auch alle die kleinen Unterbrechungen und Zerſtreuungen wieder bemerkbar wurden, welche ihm bei ſeinem Geſange heute früh zugeſtoßen waren.

Da fällt mir nun bei dieſem Geſchichtlein ein: wenn nun auch bei uns andern Menſchen des Herzens verborgene Gedanken und unſere Handlungen, die Keiner weiß als Gott, offenbar würden, was ja, wenn auch nicht auf die krankhafte Art des Schlafwachens, und im jetzigen Leben, doch einmal ganz gewiß künftig, am großen Tage des Gerichts, vor Gottes Angeſicht geſchehen wird (nach 1 Cor. 4, V. 5. Matth. 12, V. 36.), wie würde es dann mit uns ſtehen? Wenn der arme Menſch auch nur einen einzigen Tag hindurch das wiederholen ſollte, vor den Augen der Welt, was er heute im Verborgenen gethan und geſprochen, ſollte das nicht gar oft viel beſchämender für ihn ausfallen, als bei jenem chriſtlichen Handwerksmann, der da in Weimar, vor den Augen vieler neugieriger Menſchen, all' ſein menſchliches, doch von Chriſti Zucht und Ordnung beherrſchtes Thun kund geben mußte? Würden da auch ſolche gute Gebete und ſo ſchöne Lieder zum Vorſchein kommen, wie bei dem guten Seiler aus Apolda?

Und doch ja, ich meine, daß noch bei manchem guten Leſer dieſes Buches, wenn er von einer kleinen oder großen Reiſe ermüdet ankäme, und nun wiederholen müßte, was er unterwegens gemacht hat, auch wohl das Lied, das man in alten, chriſtlichen Geſangbüchern noch in ſeiner ganzen

Schönheit und Kraft unverändert finden kann: das Lied „Von Gott will ich nicht laſſen,“ aus Mund und Herz erklingen würde, weil er es ja auch auf dem Wege geſungen hätte. Denn dieſes Lied, das unſere frommen Alten „der wahren Chriſten Wegeleit“ nannten, und welches des Churfürſten Johann Georg I. zu Sachſen Leiblied war, iſt ein rechtes Reiſelied. Ich habe es aus recht innig bewegtem Herzen ſingen lernen, da ich einmal in meinen frühern Lebensjahren einen vor meinen Augen dunkeln Weg der Angſt und Sorgen gieng, den mein Gott zu einem Weg des großen Segens hat werden laſſen; ich habe es ſingen lernen, da ich auf meinem elenden, durch ſo vielfache Irren gehenden Pilgerpfade ein Brod der Thränen aß. Seit dieſer Zeit ſinge ich das Lied oft und gern, und beſonders wenn ich auf Reiſen gehe und meines Weges wandre oder fahre, da kommt mir das Lied oft und immer in den Sinn und Mund, daß ich es laut ſingen muß. Und wie könnte ich doch anders. Hab' ich ja in meinem ganzen Leben und auf meinem ganzen Laufe die Wahrheit des erſten Verſes erfahren:

Von Gott will ich nicht laſſen;
Denn er läßt nicht von mir,
Führt mich auf rechter Straßen,
Da ich ſonſt irret ſehr:
Reichet mir ſeine Hand;
Den Abend wie den Morgen
Thut er mich wohl verſorgen,
Sey wo ich woll im Land.

Ja, wenn ich auch zuweilen Wege gieng, die meinen Augen dunkel waren, und die mir etwas ſauer ankamen, es hat ſich immer gezeigt, daß Er es war, der mich führte. Und wo ich auch war im Land, hat er mich, der getreue Vater, immer wohl verſorgt.

Aber auch den Anfang des zweiten Verſes habe ich in meinem Leben gar oft erfahren:

Wenn ſich der Menſchen Hulde
Und Wohlthun all' verkehrt,
So find't ſich Gott gar balde
Mit Macht und Kraft bewährt.

Mein lieber Chriſt, der Menſchen, auch der beſten und klügſten Menſchen, welche deine Freunde ſind oder waren, Huld und Gunſt iſt ein gar wandelbares Ding. Du verſiehſt etwas in ihren Augen oder ein Neider und Verläumder ſtellt ſich zwiſchen dich und deinen vornehmen Freund, und die Gunſt des Mannes, mit welcher dein Herz vielleicht Abgötterei trieb, iſt dahin. Wenn du aber dann vielleicht meineſt, die Freundſchaft eines ordinär chriſtlichen Menſchen, der deines Gleichen iſt, ſey dauerhafter und ſicherer, ſo wirſt du doch auch da oft erfahren müſſen, wie der Menſchen Gunſt und Huld durch unſere eigne Schwäche und des Teufels Liſt, der keine rechte Liebe leiden mag, zerſtört werden. Indeß, wenn du auch an deinem liebſten und beſten Freunde die Wahrheit der Verſe erfahren mußt: „Wenn ſich der Menſchen Hulde und Wohlthun all' verkehrt,“ ſo liebe nur fort, ſchweige und bete, dann wirſt du auch die Wahrheit der darauf folgenden Zeilen erfahren: „So find't ſich Gott gar balde, mit Macht und Kraft ſeiner Profeſſion nach ein Seiler. Dieſer Mann litt zuweilen an einem beſondern Zuſtande, den man zwar keine eigentliche Krankheit nennen kann, aus welchem aber gar leicht eine Krankheit werden kann. Er fiel nämlich zuweilen noch mitten am Tage, ja mitten in ſeinen Geſchäften oder im Geſpräch mit Andern, in eine Art von Schlaf, wobei er ſprach, und, wie die ſogenannten Mondſüchtigen oder Nachtwandler, allerhand Bewegungen machte. Das Merkwürdigſte bei dieſem Umſtande war, daß der Mann dabei Alles Wort für Wort wiederholte, was er den Tag über geſprochen und durch Geberden das ausdrückte, was er zu gleicher Zeit gethan hatte. Einmal, da er in Geſchäften nach Weimar geritten war und dort in einem Hauſe, wohin ſein Berufsweg ihn geführt hatte, ſich mit den Leuten unterredete, überfiel ihn auch ſein Zuſtand des Schlafwandelns. Da machte er erſt alle die Bewegungen, die er heute Morgen beim Aufſtehen gemacht hatte, hielt nach der guten chriſtlichen Ordnung, die in ſeinem Hauſe war, und welche er auch heute geübt hatte, ſeine gute, fromme Morgenandacht, nahm dann von den Seinigen Abſchied und machte die Bewegungen eines Menſchen, welcher zu Pferde ſteigt und ſeines Weges reitet. Jetzt kam nun auch das aus ſeinem Herzen zum Vorſchein, was er auf dem Wege über gethan hatte. Er wiederholte nämlich nicht blos jeden Gruß und jedes Wort, das er zu den ihm unterwegens Begegnenden geſprochen hatte, ſondern auch das ſchöne Lied „Von Gott will ich nicht laſſen," das er auf ſeiner kleinen Reiſe geſungen hatte, und das er jetzt, wo die Gedanken ſeines Herzens offenbar wurden, bis zu Ende ausſang, wobei aber auch alle die kleinen Unterbrechungen und Zerſtreuungen wieder bemerkbar wurden, welche ihm bei ſeinem Geſange heute früh zugeſtoßen waren.

Da fällt mir nun bei dieſem Geſchichtlein ein: wenn nun auch bei uns andern Menſchen des Herzens verborgene Gedanken und unſere Handlungen, die Keiner weiß als Gott, offenbar würden, was ja, wenn auch nicht auf die krankhafte Art des Schlafwachens, und im jetzigen Leben, doch einmal ganz gewiß künftig, am großen Tage des Gerichts, vor Gottes Angeſicht geſchehen wird (nach 1 Cor. 4, V. 5. Matth. 12, V. 36.), wie würde es dann mit uns ſtehen? Wenn der arme Menſch auch nur einen einzigen Tag hindurch das wiederholen ſollte, vor den Augen der Welt, was er heute im Verborgenen gethan und geſprochen, ſollte das nicht gar oft viel beſchämender für ihn ausfallen, als bei jenem chriſtlichen Handwerksmann, der da in Weimar, vor den Augen vieler neugieriger Menſchen, all' ſein menſchliches, doch von Chriſti Zucht und Ordnung beherrſchtes Thun kund geben mußte? Würden da auch ſolche gute Gebete und ſo ſchöne Lieder zum Vorſchein kommen, wie bei dem guten Seiler aus Apolda?

Und doch ja, ich meine, daß noch bei manchem guten Leſer dieſes Buches, wenn er von einer kleinen oder großen Reiſe ermüdet ankäme, und nun wiederholen müßte, was er unterwegens gemacht hat, auch wohl das Lied, das man in alten, chriſtlichen Geſangbüchern noch in ſeiner ganzen

Schönheit und Kraft unverändert finden kann: das Lied „Von Gott will ich nicht laſſen,“ aus Mund und Herz erklingen würde, weil er es ja auch auf dem Wege geſungen hätte. Denn dieſes Lied, das unſere frommen Alten „der wahren Chriſten Weggeleit“ nannten, und welches des Churfürſten Johann Georg I. zu Sachſen Leiblied war, iſt ein rechtes Reiſelied. Ich habe es aus recht innig bewegtem Herzen ſingen lernen, da ich einmal in meinen frühern Lebensjahren einen vor meinen Augen dunkeln Weg der Angſt und Sorgen gieng, den mein Gott zu einem Weg des großen Segens hat werden laſſen; ich habe es ſingen lernen, da ich auf meinem elenden, durch ſo vielfache Irren gehenden Pilgerpfade ein Brod der Thränen aß. Seit dieſer Zeit ſinge ich das Lied oft und gern, und beſonders wenn ich auf Reiſen gehe und meines Weges wandre oder fahre, da kommt mir das Lied oft und immer in den Sinn und Mund, daß ich es laut ſingen muß. Und wie könnte ich doch anders. Hab' ich ja in meinem ganzen Leben und auf meinem ganzen Laufe die Wahrheit des erſten Verſes erfahren:

Von Gott will ich nicht laſſen;
Denn er läßt nicht von mir,
Führt mich auf rechter Straßen,
Da ich ſonſt irret ſehr:
Reichet mir ſeine Hand;
Den Abend wie den Morgen
Thut er mich wohl verſorgen,
Sey wo ich woll im Land.

Ja, wenn ich auch zuweilen Wege gieng, die meinen Augen dunkel waren, und die mir etwa ſauer ankamen, es hat ſich immer gezeigt, daß E es war, der mich führte. Und wo ich auch wa im Land, hat er mich, der getreue Vater, imme wohl verſorgt.

Aber auch den Anfang des zweiten Verſe habe ich in meinem Leben gar oft erfahren:

Wenn ſich der Menſchen Hulde
Und Wohlthun all' verkehrt,
So find't ſich Gott gar balde
Mit Macht und Kraft bewährt.

Mein lieber Chriſt, der Menſchen, auch de beſten und klügſten Menſchen, welche deine Freund ſind oder waren, Huld und Gunſt iſt ein gar wandelbares Ding. Du verſiehſt etwas in ihren Augen oder ein Neider und Verläumder ſtellt ſich zwiſchen dich und deinen vornehmen Freund, und di Gunſt des Mannes, mit welcher dein Herz vielleicht Abgötterei trieb, iſt dahin. Wenn du aber dann vielleicht meineſt, die Freundſchaft eines ordinär chriſtlichen Menſchen, der deines Gleichen iſt, ſey dauerhafter und ſicherer, ſo wirſt du doch auch da oft erfahren müſſen, wie der Menſchen Gunſt und Huld durch unſere eigne Schwäche und des Teufels Liſt, der keine rechte Liebe leiden mag, zerſtört werden. Indeß, wenn du auch an deinem liebſten und beſten Freunde die Wahrheit der Verſe erfahren mußt: „Wenn ſich der Menſchen Hulde und Wohlthun all' verkehrt,“ ſo liebe nur fort, ſchweige und bete, dann wirſt du auch die Wahrheit der darauf folgenden Zeilen erfahren: „So find't ſich Gott gar balde, mit Macht und Kraft bewährt.“ Denn für jeden Freund, den du auf der Erde verlorſt, wirſt du einen beſſern Freund im Himmel finden.

Der zweite Vers des guten, alten Liedes fährt darauf fort:

Er hilft aus aller Noth,
Errett't von Sünd und Schanden,
Von Ketten und von Banden,
Und wenn's gar wär der Tod.

Ja, Er allein iſt es, der dich und mich von Sünden und von Schanden, von Ketten und von Banden, bewahrt und errettet hat. Dazu will ich auch noch ein Geſchichtlein erzählen. In Holland lebte vor etwa hundert Jahren ein berühmter und anſehnlicher Arzt, deſſen Gleichen wohl weinige geweſen ſind, der hieß Herrmann Boerhave. Dieſer war ſo weltbekannt, daß Leute aus andern Welttheilen, z. B. aus Oſtindien, welche von ſeiner großen Geſchicklichkeit gehört hatten, das Land aber, in welchem er wohnte, nicht wußten, nur an ihn ſchrieben: dem berühmten Boerhave in Europa, und der Brief fand ihn glücklich auf. Dieſer gelehrte Mann aber, der in der Welt Augen ſo groß und anſehnlich war, erſchien ſich ſelber (denn er war von ganzem Herzen ein gläubiger Chriſt) ſo klein und gering, daß man ihn, als eben ein Miſſethäter hinausgeführt wurde zu ſeiner Hinrichtung, in Thränen fand, und als man in ihn drang, zu ſagen, warum er weine, ſagte er: er habe eben bedacht, daß wenn nicht Gottes beſondere Gnade und Erbarmung ihn feſt gehalten, mit ihrer Vaterhand ihn geführt und aus Gefahren gerettet hätte, er wohl jetzt eben ſo hinausgeführt werden müßte zur Hinrichtung, wie dieſer arme Sünder, denn er ſey von Natur eben ſo böſe und geneigt zur Sünde, wie dieſer, und nur Gottes beſondres Aufſehen habe ihn errettet, von Sünden und von Schanden, von Ketten und von Banden. Weil Boerhave ſo demüthig von ſich dachte, war er auch ſo liebevoll gegen ſeine Beleidiger, daß er ihnen immer, und zwar ſo viel als möglich im Verborgenen, ohne daß die Leute es merkten, ihre Bosheiten mit Gutthaten, ihr Fluchen mit Segen vergalt. So daß die Leute ſagten, wenn man von Boerhave wolle mit Wohlthaten überhäuft werden, müſſe man ihn nur recht bitterlich kränken und beleidigen.

Ueber die andern Verſe, beſonders über den fünften:

Lobt ihn mit Herz und Munde,
Was er uns leibes ſchenkt;
Das iſt eine ſelige Stunde,
Darin man Sein gedenkt.

will ich dem Leſer wohl noch bei andrer Gelegenheit Manches erzählen; für dieſes Mal möchte es zu viel werden. Ich will nur noch erwähnen, daß der Mann, welcher das ſchöne Lied gedichtet hat, Ludwig Helmbold hieß. Er war im Jahr 1532 zu Mülhauſen in Thüringen geboren, wurde aber daſelbſt Superintendent und ſtarb im Jahr 1598. Von ihm iſt auch das ſchöne Tiſchlied, das der fromme Churfürſt Johann Friedrich II. von Sachſen und ſo noch mancher gute Chriſt der ältern Zeit, immer als Danklied nach dem Eſſen ſang:

Nun laßt uns Gott dem Herrn
Dankſagen und ihn ehren
Für alle ſeine Gaben.

Von dieſem Tiſchliede heißt der letzte Vers:

Erhalt uns in der Wahrheit,
Gieb ewigliche Freiheit,
Zu preiſen deinen Namen
Durch Jeſum Chriſtum, Amen.

Siehe Bunſens Geſangbuch S. 861.

Wir erzählten in der vorſtehenden Geſchichte von einem Traumzuſtand, der für die Wachenden gar ſehr lehrreich war. Dabei fällt mir der Traum des ſeligen Major-General Burn ein, der zwar zunächſt für dieſen eine Lehre war, des Geiſtes, der auch des Nachts, der auch im Traume die Seelen ſeiner Menſchen heimſucht und züchtiget, der aber auch für uns eine gar kräftige Belehrung enthält.

32) Nicht mehr hienieden,
Heißt nicht geſchieden.

Jener Mutter, die ſo gar untröſtlich und unmäßig weinte um das liebliche, dreijährige Knäblein, das ihr der Tod entriſſen, erſchien — ſo erzählte man uns ja oft in unſerer Kindheit — das Knäblein einſtmals des Nachts im Traume, in einem ganz naſſen Hemdlein, und ſagte: ſiehe Mutter, ſo naß machſt du mir mein Hemdlein mit deinem gar vielen Weinen, und ſtöreſt mich immer in meinem ſanften Schlafe! — Einer andern Mutter, die eine arme, alte Wittwe war, welcher der liebe Gott in ihrem einzigen, etlich und zwanzigjährigen Sohne die letzte Stütze und menſchliche Hoffnung ihres Alters genommen hatte (ſie hieß Anna Paliſch), erſchien auch eines Abends, da ſie wieder mitten im Gebet, aus herzlichem Verlangen nach ihrem lieben Sohne gar innig weinen mußte, eine Geſtalt, mit ſchönem, glänzendem Angeſicht, und ſagte zu ihr: „Liebe Mutter, was weinet Ihr denn ſo lange? Ich bin an einem guten Orte und gehet mir wohl; höret auf und betrübet Euch nicht mehr!“ Und der armen, alten Mutter ihr Herz wurde von Stund an ſo ruhig und zufrieden, daß ſie aufhörte zu weinen, und ſich, ohne ſich weiter zu grämen, Dem überließ, der ſie ja von Kindesbeinen an in all' ihrer vielen Noth erhalten und getröſtet hatte, und der ſie auch vollends wohl verſorgt hat bis an ihr Ende. Dergleichen Geſchichten, aus denen hervor zu gehen ſcheint, daß unſere Lieben, wenn ſie auch nicht mehr bei uns hienieden wohnen, in der Heimath des vielfachen Jammers, dennoch nicht ſo ganz von uns geſchieden ſind, als wir in unſerem Schmerze meinen, könnte ich mehrere erzählen, beſonders eine, die mich ſelber nahe angeht; ich will aber diesmal bloß den Traum von meinem lieben Major-General Burn erzählen, den dieſer nach dem Tode ſeines einzigen Bruders gehabt hat.

Andreas Burn, nachmals Major-General bei der engliſchen Armee, hatte einen einzigen Bruder, den er wie ſeine eigene Seele liebte. Eben war Andreas nach einer längeren Abweſenheit in Frankreich wieder in ſein Vaterland zurückgekehrt. Er hatte in Paris tagtäglich mitten unter den Zerſtreuungen und in manchen ſogenannten Freuden der „großen Welt“ gelebt, und hatte da, ſtatt des frommen, treuen Ernſtes, mit welchem er früher ſeinen Chriſtenlauf führte, jenes „heitere Chriſtenthum“ vorgezogen, das der Welt als ein ſehr wohlanſtändiges erſcheint, weil ſie durch daſſelbe niemals geſtraft, freilich aber auch nicht gebeſſert wird; er war, mit einem Wort, in Frankreich zurückgekommen, war erkaltet in ſeiner Treue und Liebe zu dem Herrn. Da erfährt er in London, und zwar faſt an der nämlichen Stelle dieſer großen Stadt, in welcher er einige Jahre vorher von ſeinem geliebten Bruder Abſchied genommen hatte, die Nachricht: dieſer theure Bruder ſey ihm geſtorben. Sein Herz, dem ohnehin der innere Friede genommen iſt, wird darüber auf faſt troſtloſe Weiſe betrübt; die Welt mit ihrem nichtigen Tand und ihren Vergnügungen iſt ihm zwar verbittert und zum Eckel, aber er hat nichts Beſſeres in und außer ſich, das die jammervoll ſchmerzliche Leere ausfüllen könnte, die ſein verwaistes Herz fühlt. Er ſehnt ſich wieder zurück nach dem verlorenen Frieden mit Gott, ſehnt ſich dahin, wo nun ſein frommer, treuer Bruder iſt, aber all' ſein Grämen und Weinen iſt umſonſt: ſein kaltes Herz iſt und bleibt ohne Leben, ohne rechte Liebe zu dem Herrn, der ihm fremd geworden iſt. Da, mitten in ſeinem Schmerz und in ſeinem Sehnen, träumt ihm einmal des Nachts: ſein geliebter Bruder iſt wieder bei ihm. Es iſt, ſo däucht es ihm, eben vor Tagesanbruch, und ſie ſitzen mit einander auf der Mauer des Kirchhofes, in deſſen Nähe ſie ſo manches Jahr mit einander gelebt hatten. Vor Freude kann er nicht ſprechen; da fragt ihn der Bruder: ob er nicht mit ihm in die Kirche gehen wolle? Andreas iſt hierzu bereit, ſteht ſogleich au, und folgt dem geliebten Bruder. Sie kommen zur Vorhalle; die iſt groß und weit. Schon nähern ſie ſich der zweiten Thüre, welche in das eigentliche Innere der Kirche führt, da iſt der Bruder auf einmal, mit geiſterhafter Eile, voraus und hinein; als aber Andreas ihm nach will, da ſinkt ein Fallgitter herunter, das die Thür bis zur halben Höhe eines Menſchen verſperrt. Er beugt ſich nieder, und meint wenigſtens ſo gebückt hinein gehen zu können, aber die Thüre fällt immer tiefer; auch in halbgebeugter Stellung iſt es nicht möglich, da hindurch zu kommen. Innig betrübt darüber, daß er draußen bleiben ſoll, und feſt entſchloſſen, Alles aufzubieten, was in ſeinen Kräften ſtehe, um hinein zu kommen in die Kirche, fällt er nieder auf ſeine Hände, und will auf allen Vieren durch die niedrige Oeffnung hineinkriechen. Aber auch ſo geht es noch nicht; er legt ſich platt auf den Boden nieder, um ſich zwiſchen Thür und Schwelle durch zu arbeiten, es iſt aber Alles vergebens, auch jetzt iſt er noch immer zu hoch und groß für ſolch' eine kleine Spalte. Da bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als die Kleider abzulegen; vielleicht, daß er ſich dann hineinpreſſen kann. Doch unter dieſen Kleidern iſt auch eine ſeidene, ſchön geſtickte Weſte, die er mit aus Frankreich gebracht hat; die mag er nicht ausziehen, er will's verſuchen, ob er vielleicht doch, wenigſtens mit ſammt der ſchönen Weſte, hindurch kriechen kann. Er legt ſich wieder auf den Boden, kriecht und kriecht, zum großen Nachtheil ſeiner ſchönen Weſte, die ihm darüber ganz zu Grunde geht; umſonſt iſt aber alle Anſtrengung, — auch ſo kommt er noch nicht in die Kirche zu ſeinem lieben Bruder. Da bleibt ihm dann nichts mehr übrig, als auch die ſchöne Weſte noch dran zu geben. Er zieht ſie aus, und nun zwängt er ſich ſo gewaltſam hinein, daß es ihm iſt, als wenn die rauhen Steine die Haut und das Fleiſch von ſeiner Bruſt hinwegriſſen, und als ob er ganz von Blut überfloſſen wäre. Aber darauf achtet er nicht; bemerkt er doch, zu ſeiner großen Freude, daß er wirklich ein wenig vorwärts kommt, und ſiehe, je tiefer er hineindringt, deſto leichter wird das Kriechen, und bald iſt's ganz überſtanden, — er iſt hindurch, und erhebt ſich fröhlich auf ſeine Füße. Da überkleidet ihn eine unſichtbare Hand mit einem langen, weißen Gewande. Er ſieht ſich um, und erblickt eine liebliche Verſammlung der Heiligen — unter ihnen auch ſeinen Bruder; — ſieht alle angethan mit eben ſolchen weißen Kleidern, wie das iſt, das er empfangen hat, und bereit, das Abendmahl des Herrn zu genießen. Er geſellt ſich mitten unter ſie, und da nun auch ihm das geſegnete Brod und der geſegnete Wein dargereicht wird, da empfindet er eine ſolch' ſeraphiſche Freude, ein ſolches himmliſches Entzücken, als der Mund eines Sterblichen nicht ausſprechen kann. Jetzt iſt es ihm, als riefe eine Stimme ihn dreimal bei ſeinem Namen und ſage ihm: „daheim begehre man ſeiner.“ Da wird die Freude ſeiner Seele ſo laut und mächtig, daß ſie den Schlaf verdrängt, — er erwachet, ſetzt ſich auf in ſeinem Bette, und erhebt ſeine Stimme zu Geſängen des Lobes und der Anbetung, Gott und dem Lamm.

So hatte der Major-General Burn die Nähe und die lieblich-kräftige Einwirkung ſeines abgeſchiedenen Bruders wenigſtens im Traume erfahren. Und wie ſchon die Ermahnungen und aufmunternden Reden eines Menſchen, der noch im ſterblichen, gebrechlichen Leibe lebt und mit aller hemmenden Schwachheit umfangen iſt, öfters einen ſo tiefen, geſegneten Eindruck machen, daß die vom rechten Wege nach der Heimath abgekommene Seele wieder aufwachet aus ihrem Schlummer und ſich zu einem neuen, beſſern Anlauf erhebt; ſo hatte noch vielmehr in der Ermahnung des ſeligen Bruders, ihm zu folgen, ſo hatte in dem von ihm aufgeregten Zuge des Sohnes: einzugehen zu der engen Pforte und mit zu genieſſen das Abendmahl des Herrn, eine Kraft gelegen, welche dem weit verirrten Andreas es möglich machte, wieder feſte und ſichere Tritte zu thun, und zu laufen mit allem Ernſte auf dem Wege des Heiles. Es war, als hätte auch dieſer Traum die Wahrheit bezeugen ſollen: daß zu der armen Behauſung der irdiſchen Schwachheit und Noth zuweilen ſich Stimmen nahen können, die nicht mehr von ſterblicher Art, ſondern von himmliſcher Natur ſind. Doch unſer Andreas Burn blieb nicht bloß, — denn das würde ihm nicht für lange Zeit geholfen haben — bei dieſer geiſterhaften Stimme eines lieblichen Traumes ſtehen, ſondern öffnete vor allem und mit einem innigern, anhaltendern Ernſte als jemals, ſein Ohr und Herz einer andern Stimme, welche ohne Aufhören bereit iſt, zu uns von dem zu reden, was zu unſerer Rettung dient. Er las, mit tiefer Bewegung und täglich, das Wort der Offenbarung, rang unabläßig im Gebet, und empfieng bald in ſeiner Seele die ganze Fülle jenes ſeligen Friedens, welcher der Seele, noch mitten in der Zeit, Kräfte der Ewigkeit verleihet.

33) „*Wachet auf, ruft uns die Stimme.*"

Dießmal erzähle ich von einem Reiſenden, welcher nicht blos in den wüſten Gebirgen der Mitte von Oſtindien ein Häuflein der ſyriſchen Chriſten, ſondern welcher in der Wüſte der Welt und mitten in ſeinem Herzen, *Chriſtum ſelber* aufgeſucht und gefunden hatte. —

Der ſelige *Buchanan*, geweſener Vicerektor des Fort William Collegiums in Bengalen, welcher ein ſehr lehrreiches und erbauliches, hiebei auch lieblich unterhaltendes Buch über den Zuſtand des Chriſtenthums in Aſien geſchrieben hat*), beſchloß ſeinen weiten, ſegensreichen Pilgerlauf in ſeinem Vaterlande, in England. Die Umſtände, welche ſeiner letzten Krankheit und ſeiner ſeligen Vollendung vorausgiengen, ſind mir immer ſehr erwecklich geweſen. Buchanan war bei dem Leichenbegängniß eines ſeiner Freunde, eines edlen Lords. Da lehnte er, wie von einer tiefen Bewegung hingenommen, ſeine Stirn an die Mauer des Kirchhofes. Einer der Begleiter, der dies ſahe, fragte ihn, ob er vielleicht übel auf ſey? Buchanan aber antwortete: „mir iſt wohl, ſehr wohl. Denn noch niemals, mein Freund! habe ich ſo die Nähe des Herrn, noch nie die Kräfte und den Vorſchmack einer ewig ſeligen Herrlichkeit ſo innig tief als jetzt empfunden, welche kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat und welche in keines Menſchen Herz gekommen iſt.“ — Es war dies der letzte Ausgang des ſeligen Buchanan geweſen. Auf ſeinem Sterbelager blieb ihm das freudige Gefühl der Nähe ſeines Herrn, welcher die Seele durch Leid und Schmerz vorbereitet zur Freude ohne Aufhören. Bald trug man auch ſeine Hülle hinaus zu der Stätte, da ihn jenes mächtige Vorgefühl der Befreiung von der Erde Laſt und Wehe zuerſt angewandelt hatte.

---

*) Die deutſche Ueberſetzung von Blumhard iſt in Baſel erſchienen.

Der ſelige Johann Arndt, Verfaſſer der Bücher „vom wahren Chriſtenthum,“ welcher während ſeines Lebens nicht nur von einzelnen Gelehrten, ſondern von ganzen Ländern und Univerſitäten als ein Enthuſiaſt und Phantaſt (Myſtiker), Weigelianer und heimlicher Papiſt verläſtert worden, der nicht recht von der Perſon Chriſti, vom Glauben und von dem Wort Gottes lehre, ja welchen viele ſeiner Zeitgenoſſen als eine Peſtilenz des Erdbodens behandelten, angeblich deshalb, weil er aus des verſchrieenen Weigels Schriften zwölf Capitel vom Gebet in das 34. Capitel des 2. Buches ſeines Werkes vom wahren Chriſtenthum aufgenommen hatte, und weil er öfters nach Pſ. 34, v. 5. Röm. 8, v. 16. u. fg. von einem innern Werke des Geiſtes Gottes in der Seele des Menſchen handelte, hielt am dritten Mai 1621 eine Predigt über die Worte des 126. Pſalms: „Wann der Herr die Gefangenen Zions erlöſen wird, da werden wir ſeyn wie die Träumenden.“ Als der Gottesdienſt zu Ende war, ſagte er zu ſeiner Hausfrau: heute habe ich meine Leichenpredigt gehalten, und legte ſich darauf krank zu Bette. In ſeiner Krankheit, welche ihn nach wenig Tagen zum Ende führte, ſtärkete und erquickte ſich der ſelige Greis mit troſtvollen Sprüchen der hl. Schrift und mit kindlich gläubigen Gebeten. Am letzten Abend ſeines Lebens, als ſein Ende ſchon ganz nahe war, betete er die Worte des 143. Pſalms: „Herr gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte, denn vor dir iſt kein Lebendiger gerecht,“ worauf man ihm antwortete, es ſtünde Joh. 5. geſchrieben: Wer Chriſti Wort hörete und glaubete dem, der ihn geſandt hat, der hätte das ewige Leben und käme nicht ins Gericht. Bald nach dieſem ſchlief er ein wenig ein, und als er wieder erwachete, hub er ſeine Augen auf und ſprach aus dem 1. Cap. Johannis: „Wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit!“ Seine Hausfrau fragte ihn: wann er ſolche Herrlichkeit geſehen hätte? Da antwortete er: „Jetzt habe ich ſie geſehen! Ey, welch eine Herrlichkeit iſt das! die kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat und die in keines Menſchen Herz gekommen iſt. Dieſe Herrlichkeit habe ich geſehen.“ Später am Abend fragte er, welche Zeit es wäre? und eine Stunde nachher wiederholte er dieſelbe Frage noch einmal. Und als man ihm die Zeit geſaget, ſprach er: „nun habe ich überwunden.“ Dies war das letzte Wort, das er geſprochen. Denn von nun an lag er ſtill, und um halb zwölf Uhr entſchlief er ſanft. Es geſchah dies am 11. Mai 1621, an demſelben Tage, welcher durch eine große Sonnenfinſterniß ausgezeichnet war*), im 66. Jahre ſeines Alters. (M. ſ. J. H. Reitz, Geſchichte der Wiedergebohrnen, Th. II, Ziff. 8.)

Ein Lied, welches das Wonnegefühl der durch Chriſtum begnadigten Seele, wenn ihr mitten in des Todes Schmerz und Wehe ein Vorſchmack der ewigen Herrlichkeit verliehen wird, ganz beſonders kräftig ausſpricht, iſt das ſchon einmal erwähnte Himmelslied des ſeligen Philipp Nicolai: „Wachet auf, ruft uns die Stimme,“ beſonders in ſeinem dritten Verſe: „Kein Aug hat je geſpürt, Kein Ohr hat je gehört, Solche Freude!“ — — Dieſer Philipp Nicolai war im Jahr 1556 zu Mengelringhauſen, im Waldeckiſchen, geboren, und ſtarb als Pfarrer zu Hamburg, im Jahr 1608. Die beiden herrlichen, aus einer wahrhaft göttlichen Begeiſterung gefloſſenen Lieder: „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ und „Wachet auf ruft uns die Stimme,“ welche man von ihm noch in ältern Geſangbüchern findet, dichtete er unter großen Schmerzen und Bekümmerniſſen. *) Und eben deshalb ſind dieſelben beide ſo voll vom Jubel und vom Dank der ihres Erlöſers frohen Seele. Denn wenn in uns hienieden, mitten in der Niedrigkeit der Erdennoth, der Keim und Anfang der ewigen Seligkeit gebohren wird, da ertönet um und über uns der Jubel- und Triumpfgeſang der Engel, deren geiſtiges Auge mitten im Schmelzofen der Trübſalen ſchon das geläuterte Gold, mitten im Kampf der Thränen die ewige Herrlichkeit des Sieges erblickt und vorausempfindet. Der von der Liebe zu ſeinem Herrn erfüllte, begeiſterte Chriſt hört dann öfters mitten unter ſeinen Thränen mit dem Ohr des Geiſtes den Jubelgeſang der Engel, und kann ſich nicht enthalten, aus Herzensgrunde mitzuſingen. — Der Organiſt, welcher die unvergleichlich ſchönen, erhabenen Melodieen zu den beiden Liedern des ſeligen Nicolai gemacht hat, hieß David Scheidemann. Nach dieſem hatte die Stadt Hamburg an Reinke einen Orgelſpieler, in welchem nicht blos Scheidemanns, ſondern der chriſtlichen Andacht Geiſt und Kraft lebte. Der berühmte Sebaſtian Bach war, während er in Lüneburg das Gymnaſium beſuchte, öfters nach

---

*) Merkwürdig iſt es, daß auch Paul Gerhard's Todesſtunde am 21. Mai 1676, Mittags um 11, mit einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß zuſammentraf.

---

*) M. ſ. Bunſens allgem. Geſangbuch.

Hamburg gereiſt, und hatte da dem gewaltigen, meiſterhaften Orgelſpiel des alten Reinke mit Staunen und Freude zugehört, ohne ſich's merken zu laſſen, daß er auch die Orgel zu ſpielen verſtehe. Als aber Bach im Jahr 1705 als Hoforganiſt nach Weimar berufen war, und bald hernach ſein großer Ruf über ganz Deutſchland ſich verbreitet hatte, kam er wieder einmal zu Beſuch nach Hamburg und gab hier dem Zureden der Muſikfreunde nach, ſich einmal auf der Orgel hören zu laſſen. Der alte, damals faſt hundertjährige Reinke*) hörte dabei auch zu, und als Bach ſein Spiel geendet hatte, ergriff der Greis ſeine Hand, ſchüttelte ſie ihm und ſagte mit Rührung: „ich meinte immer, das ächte, ernſthafte Orgelſpiel werde mit mir und meines Gleichen vollends ausſterben, nun aber vernehme ich, daß Gott ſich auch unter dem jüngern Geſchlecht Solche erweckt hat und heranzieht, welche es verſtehen, Ihm zu ſingen und zu ſpielen.“ — Dieſelbe Freude, wie der alte Reinke empfindet auch heut zu Tage der betagte Chriſt, der ſich mitten in ſeiner ungläubigen Zeit wie in einer Wüſte ſtehend vorkam, wenn er bemerkt, daß unter dem jüngern Geſchlecht ſo Viele heranwachſen, welche Gott zu dem Werk ſeines Lobes und Preiſes erweckt und reichlich ausgerüſtet hat.

---

*) Reinke war geboren 1623 und ſtarb 1722.

34) Was Gott thut das iſt wohlgethan,
Es bleibt gerecht ſein Wille.
Wie er fängt meine Sachen an
Will ich ihm halten ſtille:
Er iſt mein Gott,
Der in der Noth
Mich wohl weiß zu erhalten,
Drum laß ich ihn nur walten.

Jener Schulmann, dem ſein ganzes kleines Habe und Gut, Kleider und Schuhe, bei der plötzlich ausgebrochenen Feuersbrunſt mit verbrannt waren, wurde durch dieſen Vers ganz inniglich getröſtet, nachdem er durch Gottes Gnade das Widerſtreben ſeines anfangs murrenden Herzens überwunden hatte, welches ihn verhindern wollte die Worte: „Er iſt mein Gott" im Glauben auszuſprechen.

Anders aber als auf den frommen Schulmann wirkte der Gedanke, der dem ſchönen Lied „Was Gott thut das iſt wohlgethan" zu Grunde liegt, auf eine unglückliche Mutter, von welcher der ſelige Samuel Kilpin erzählt. Ihr Söhnlein lag todtkrank darnieder; der Prediger betete über dem, wie es ſchien, ſchon im Sterben begriffenen Kind: „Herr, wenn es dein Wille iſt ſo erhalte" — — Da ſchrie die Mutter in unbändigem Schmerz: „Es muß ſein Wille ſeyn; ſolches „Wenn" kann ich nicht leiden" — Der Prieſter hält inne in ſeinem Gebet. Was geſchicht? Das Kind, zum Erſtaunen vieler Menſchen, geneſet wieder und die

Mutter, welcher dieſer Sohn ſchon als Knabe tauſendfältigen Verdruß und Kummer gemacht hatte, muß zuletzt noch das Herzleid erleben, ihn in ſeinem 22. Jahre als Verbrecher an den Galgen hängen zu ſehen. O es iſt gut zu ſagen: nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Ja, „was Gott thut das iſt wohlgethan!“

Um übrigens auch noch über die Geſchichte des ſchönen Liedes, voll Gottergebenheit, Einiges zu ſagen, ſo iſt ſein Verfaſſer Samuel Rodigaſt geweſen, (geb. 1649 zu Gröben bei Jena, geſt. 1708 als Rector zu Berlin). Rodigaſt hatte das Lied im Jahr 1675 für den kranken Cantor Gaſtorius zu Jena gemacht, und dieſer componirte die Melodie dazu, damit man es bei ſeinem Leichenbegängniß ſingen könne. Als ihm aber Gott unvermuthet Leben und Geſundheit wieder ſchenkte, da ließ er es von nun an wöchentlich vor ſeiner Hausthüre ſingen. M. ſ. von Bunſens Hausbuch und Schamelius Lieder-Commentarius.

35) „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'.“

Das hehre, ſchöne Lied: Allein Gott in der Höh' ſey Ehr', deſſen Anfang ſchon die Engel anſtimmten, in der Nacht, da Chriſtus geboren ward, erhebt wohl Jeden, der durch Chriſtum Frieden empfangen hat, zur freudigen Andacht, wenn er es an einem Sonntag Morgen mit der Gemeinde ſingt. Mir iſt dieſer Lobgeſang der Engel oft eingefallen, wenn neben mir das Meer an die Felſen brauſte, oder wenn mich der Weg der Gebirge hoch über die grünen Gletſcher hinführte; ich habe es auf meinen Reiſen oft angeſtimmt, wenn Gottes ſchöne Sonne über die Wände der Alpen, an denen mein Weg vorübergieng, hereinſchien, oder wenn die Vögel des Waldes mit lautem Geſchrei der Morgenröthe entgegenflogen, und die Lerche ſingend über das grüne Feld emporſtieg. Mein ſeliger Freund Tobias Kießling in Nürnberg ſang dieſes Lied auch vorzüglich gerne und oft, und ſtimmte noch herzinnig in daſſelbe ein, als er ſchon auf dem Krankenbette lag. Und in der That, das iſt auch das ſeligſte Geſchäft, das kräftigſte Labſal des ſterbenden, mit Noth und Tod kämpfenden Chriſten, wenn er noch mit ſeinem letzten Hauche Chriſtum als ſeinen Herrn bekennen und ſeinem Namen lobſingen kann; denn jedes Bekenntniß dieſer Art, im Glauben dargebracht, giebt dem Geiſte, und durch dieſen ſelbſt der ſterblichen Natur Kräfte der Ewigkeit. Dieſe Kraft, die das freudige Bekenntniß des großen Namens hat, den bekennenden Mund ſelber zu ſtärken, und Tauſende von Seelen zur gleichen That des Bekenntniſſes zu erwecken, iſt mir immer von neuem recht anſchaulich geworden, wenn ich auf meinen Reiſen jene Orte betrat, welche das Blut der heiligen Zeugen oder Martyrer zu Stätten einer ſeligen Erinnerung geweiht hat. Zu Marſeille, der berühmten Handelsſtadt, habe ich an der Küſte des Meeres jene Höhlen beſucht, in denen die erſten Chriſten, welche da mitten unter den Heiden, wie ein Häuflein Lämmer unter einer Schaar von Wölfen lebten, heimlich ſich verſammelten, um hier ihren Gott zu loben und das Abendmahl ihres Herrn zu feiern. Bei ſtiller Nacht fuhren ſie in kleinen Kähnen durch die Felſenriſſe hindurch an dieſen abgelegenen Theil der Seeküſte, oder kletterten von oben durch das Tamarisken-Gebüſch des Bergabhanges herunter, bis ſie zu dem Orte der lieblichen Zuſammenkünfte der Brüder gelangten. Wenn dann, am Tage des Herrn, der Strahl des Morgens über das Meer herfürbrach, da ertönte in dieſen armen Chriſtenkirchlein der Wüſte, welche durch keine Gaben der Kunſt, wohl aber durch die Gaben des Geiſtes Gottes geziert waren, das ſchöne Loblied auf den dreieinigen Gott, das wir noch jetzt ſeinem Hauptinhalte nach in unſerm „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'“ ſingen. Denn, damit du es weißt, mein lieber Leſer! dieſes ſchöne Lied, das wir ſo manchmal in der Kirche, wohin wir ganz bequem, ohne allen Spott und Lebensgefahr, uns begeben, leider nicht mit der rechten Andacht ſingen; dieſes ſchöne Lied: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'“ iſt eigentlich noch daſſelbe, das die Chriſten der erſten Jahrhunderte an jedem Sonntag Morgen ſangen, wenn es ihnen gelang, unbemerkt von ihren blutdürſtigen Feinden und Verfolgern ein heimliches Oertlein zu finden für ihre ſchönen Gottesdienſte *).

---

*) Schon ein alter römiſcher Schriftſteller: Plinius der Jüngere, erwähnt in ſeinem Bericht an den Kaiſer Trajan, vom Jahr 110 nach Chriſto, dieſes Lobgeſanges, den die Gläubigen in Kleinaſien

Ja, bei uns iſt es nun freilich anders. Wir können am Sonntag Morgen und wohl auch in der Woche mehrere Male, wenn wir dem Rufe der Gnade, der mit der Stimme der Glocke tönt, folgen, in unſre ſchönen, bequemen Kirchen hineingehen und da mit der Gemeinde dem Namen des Herrn lobſingen. Damals aber, als der heilige ſelige Photinus den Zeugentod ſtarb, da koſtete es öfters Blut und Leben, wenn man nur einmal mit der Gemeinde ein „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'" oder das „O Jeſu Chriſt' Sohn eingeborn, deines himmliſchen Vaters" anſtimmen wollte.

Ich danke Gott für dieſe Erquickung: ich habe die Stätte oder doch die Gegend mit meinen Augen geſehen, wo der alte, mehr als neunzigjährige Knecht und Zeuge des Herrn: Photinus, den Martertod erlitt, weil er Jeſum, als ſeinen Herrn und ſeinen Gott, vor der Welt bekannte. Dieſe Gegend iſt bei der ſchönen, großen Stadt Lyon, auf einer Anhöhe, an deren Fuße die beiden anſehnlichen Ströme: Rhone und Saon genannt, ihre Waſſer zuſammenmiſchen. Da auf dieſer Anhöhe, im Angeſicht der mächtigen, von ewigem

---

jeden Sonntag Morgen Chriſto als Gott darbrachten. Unſer deutſches Lied hat der alte Braunſchweigiſche Dichter Decius, im Jahr 1529, gedichtet. Man ſehe die ganze Geſchichte des ſchönen Liedes in den erbaulichen Nachrichten, welche Bunſen ſeinem trefflichen Geſang- und Gebetbuche beigefügt hat.

Schnee bedeckten Alpengipfel der Schweitz und Piemonts, mag wohl damals auch öfters die Verſammlungsſtätte der Chriſten geweſen ſeyn, deren ſchöne Gottesdienſte anfänglich von den Heiden nur wenig bemerkt, oder doch nicht ſo gar heftig angefeindet waren. Plötzlich aber erhub die Menſchenweisheit ihr Haupt und ihre Stimme und rief aus: die göttliche Weisheit des Chriſtenglaubens iſt eine Thorheit, ja dieſe Geheimlehre (Myſtik) des Chriſtenthums iſt eine Gottloſigkeit und Sünde, welche ausgerottet werden muß von der Welt. Ein Kaiſer in dem damals noch heidniſchen Rom, Marcus Aurelius genannt, ließ im Jahr 177 nach Chriſti Geburt das Gebot: „hinweg mit den Chriſten“ durch alle Länder ſeines Reiches ergehen. Da wurde den armen Chriſten zu Lyon und in dem benachbarten Vienne zuerſt unterſagt, in Häuſern zu wohnen und an der Erquickung der warmen Bäder Theil zu nehmen, in denen damals jeder arme Bürger, ſo oft ihn fror, ſich wieder erwärmen, oder im Sommer reinigen konnte. Darauf wurde bekannt gemacht: kein Chriſt ſolle ſich in einer der Gaſſen der Stadt betreten laſſen, ja bald nachher wurde dieſes Verbot noch mehr geſchärft, und es hieß nun: die Chriſten ſollten ſich nirgends, weder in einer Wohnſtätte noch im Freien, weder öffentlich noch im Verborgenen blicken laſſen. Da ſtärkte Gott die Seele mehrerer Chriſten, damit ſie der Welt durch ihren freudigen Tod bezeugten, daß die Leiden dieſer Zeit nicht werth ſeyen der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden. So, als einſtmals ein Häuflein der Gläubigen ergriffen und von dem Volk mit allen beliebigen Mißhandlungen gepeinigt war, und nun die armen Unſchuldigen mit Sehnſucht die Ankunft der Obrigkeit erwarteten, der es zugekommen wäre, die Unſchuld gegen die Gewalt des Pöbels zu ſchützen, mußten ſie mit wehmüthigem Staunen es anhören, daß der Richter Befehl gab, ſie nur noch mehr und ſtärker zu martern, als ſchon geſchehen war. Da trat ein Jüngling aus dem Haufen der Zuſchauer hervor, Vettius Ezagathus genannt, welcher unter ſeinen Mitbürgern hochangeſehen war, wegen ſeines Standes und ſeiner Gelehrſamkeit. Dieſer rief laut aus: es ſey ungerecht, dieſe unſchuldigen, ja beſten Bürger der Stadt auf ſolche Weiſe zu mißhandeln. Als er nun fortfuhr, das Recht der Brüder zu vertheidigen, fragte ihn der heidniſche Richter: ob er etwa ein Chriſt ſey? — Da er nun frei und feierlich bekannte: ja, er ſey ein Chriſt, befahl der Richter, man ſolle dieſen Advokaten der Verworfenen zu der Schaar der Andern in den Kerker werfen. Dieſer hat nachher freudig, dem Beiſpiel ſeines treuen Herrn folgend, den Martertod für ſeine Freunde und Brüder erlitten.

Unter den gefangenen Chriſten waren aber etliche, etwa zehn an der Zahl, welche ſich durch die Martern ſchrecken ließen, und welche den Namen und die Liebe ihres Herrn, der doch für ſie ſein Leben dargegeben hat, vor der Welt verläugneten. Dieſe Abtrünnigen wurden frei gelaſſen; man konnte aber von ihnen nichts erfragen, was auf die Chriſten eine Blutſchuld gebracht hätte. Da erfand der Satan eine andere Liſt. Es hatten bei manchen der geſangenen Chriſten Knechte[*] gedient, die noch Heiden waren. Dieſe heidniſchen Knechte wurden durch Androhung von Martern und durch Aufhetzung der feindlichen Soldaten zu der öffentlichen, lügenhaften Ausſage verleitet: die Chriſten trieben bei ihren heiligen Mahlzeiten (bei der Feier des Abendmahles) Blutſchande unter einander, ſie äßen dabei das Fleiſch von ermordeten Kindern; ja, ſie begiengen dabei andere Gräuel, welche man gar nicht nachſagen noch denken mag. Da nun das heidniſche Volk dieſen Läſterungen glaubte, wurde der Grimm gegen die Chriſten ſo heftig, daß, wie unſer lieber Herr es vorausgeſagt hat, jeder, der einen Chriſten tödtete, meinte, er thäte Gott einen Dienſt daran. Man that nun den Zeugen des heiligen Namens Jeſu Martern an, die ſich gar nicht beſchreiben laſſen, weil man meinte, durch ſolche Martern wollte man von ihnen ein Bekenntniß jener Gräuel erpreſſen, welche ihre heidniſchen Knechte ihnen Schuld gegeben hatten. Alle, die Obrigkeit, ſo wie die Soldaten und das Volk, wütheten und tobten damals vorzüglich gegen einen chriſtlichen Diaconus, genannt Sanctus aus Vienne, ſo wie gegen den Attalus, aus Pergamo gebürtig und gegen einen, Namens Maturus, welcher erſt vor Kurzem zum Chriſtenthum bekehrt, aber an Liebe und Glauben, wie an Geduld ſchon ein reifer Mann in Chriſto war. Dieſe Männer ſtunden jedoch, zur Stärkung der Brüder, feſt wie Säulen. Da wurde unter andern auch ein zartes Weib, Namens Blandina, ergriffen, und, weil die Feinde meineten, dieſes ſchwache Gewächs werde der Marter nicht widerſtehen, den heftigſten Arten der Pein unterworfen, damit ſie die Verbrechen der Chriſten bekennen ſollte. Als aber alle Chriſten, vornämlich die Herrin der Blandina voll Sorgen waren, dieſe möchte in der Marter abfallen, da geſchahe etwas, das ſelbſt die Peiniger in Staunen ſetzte: Blandina, je mehr man ſie quälte, rief nur deſto freudiger aus: „ich bin eine Chriſtin,“ und „bei uns geſchieht nichts Böſes.“ Und wenn jetzt die immer grimmiger werdenden Henkersbuben meineten, in dem durch die Martern faſt ganz zerſtörten Fleiſche ſey gar kein Odem mehr, da rief Blandina immer wieder laut: „Ich bin eine Chriſtin“ und, wie ſie nachher ſelber erzählte, es war ihr jedesmal bei dieſem Bekenntniſſe, als würden ihre Schmerzen von ihr genommen und ihr Leib empfienge neue Kraft. Auch der Diaconus Sanctus wurde jetzt mit unerhörten Martern belegt und zuletzt, als der Leib nur wie eine große Wunde war, brannte man ihm mit glühenden Blechen von Eiſen und Erz, ſo daß man zuletzt kaum noch die Menſchengeſtalt an ihm erkannte. Er aber, der wahrhaft dem Herrn zum Opfer geheiligte Sanctus, bewies durch ſeine ſtille Geduld, daß die Liebe zu ſeinem Herrn und der Glaube an Chriſtum alle Schmerzen des Leibes überwinde. Als man nun die beiden Gemarterten, mit ihrem faſt erſtorbenen Leibe wieder in den Kerker geworfen hatte, gedachten die Heiden, daß, wenn ſie jetzt die friſchen Wunden, denen jede Berührung faſt unerträglich fallen müſſe, von neuem mit den Marterwerkzeugen angriffen, die Bekenner entweder ſterben oder vom Glauben abfallen würden. Da holten ſie zuerſt den Sanctus herein und peinigten ihn von neuem. Aber zur Verwunderung Aller ſchien dieſes zweite Feuer der Martern dem faſt vernichteten Leib des Sanctus eher heilſam, als ſchädlich geweſen zu ſeyn, indem es ihm die in der erſten Peinigung verlorne Menſchengeſtalt zurückgab. Auch Blandina, die ſchon im Sterben ſchien, ward zur zweiten Marter gebracht. Da ſchien ſie wie aus einem Schlaf zu erwachen, behauptete kräftig vor allem Volk den Glauben an Chriſtus und rief aus: Ihr irret ſehr, ihr Leute, die ihr meinet, diejenigen fräßen ihre Kinder, welche nicht einmal das Fleiſch ſtummer Thiere eſſen.

Die Heiden erfanden jetzt wieder eine neue Art der Qualen. Man ſpannte die Füße der Chriſten in einem Stocke ſo weit von einander aus, daß dies kaum möglich ſchien, und ließ ſie hierbei an ſehr unreinlichen, ſtinkenden Orten liegen, in welchen man kaum zu athmen vermochte. Hierbei ſuchte man noch die Unſchuldigen auf vielfältige Weiſe zu martern. Da ſtarben Viele, welche bis zu ihrem letzten Hauche den Namen des Herrn bekannten, im Kerker, beſonders Solche, deren Leib noch durch keine andern Peinigungen und durch das laute Zeugniß, mitten in der Marter geſtärkt war. Die Bekenner aber in der vorhergegangenen Pein, wurden auch in dieſen Oertern des Unflathes und Elendes von Freudigkeit ergriffen, und ihnen war es, als athmeten ſie den Balſam einer Apotheke.

Da ward aber auch der Biſchoff und geiſtliche Vater der Gemeinde, der mehr als 90 jährige Photinus ergriffen, und, weil er zum Gehen zu ſchwach war, zur Marter hingetragen. Als das heidniſche Volk dieſen heiligen Greis erblickte, da erhub ſich ein Murmeln: dieſer ſey Chriſtus ſelber. Und in der That, in Photinus lebte nicht mehr er ſelber, ſondern es lebte allein Chriſtus in ihm. Als nun der Richter den Greis fragte, wer denn der Gott der Chriſten ſey, da antwortete der Alte: wenn du es würdig ſeyn wirſt, ſollſt du es erfahren. Hierauf erhub ſich die Wuth des Volkes wie ein lauter Sturm. Die, welche näher ſtunden, ſchlugen und ſtießen und traten, die ferner Stehenden warfen den Photinus, bis der ſelige Greis einem Todten gleich hinweggetragen wurde zum Kerker, wo er bald nachher den Geiſt aufgab in die Hände ſeines Herrn.

Um dieſe Zeit erwies der Herr, welcher nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß derſelbe ſich bekehre und lebe, auch an Denen, welche vorhin als Abtrünnige den Namen verläugnet hatten, ſein großes Erbarmen auf eine unerwartete Weiſe. Dieſelben wurden, was vorhin nie geſchehen war, von neuem von den Feinden aufgeſucht, und jetzt, nicht weil ſie Chriſten geweſen waren, ſondern weil ſie mit dieſen Blutſchande und den Mord der Kinder verübt haben ſollten, in den Kerker geworfen. Hier iſt anfänglich ihre Pein unvergleichbar viel größer geweſen als die der Andern. Denn dieſe, welche im Bekenntniß treu geblieben waren, erzeigten ſich mitten in dem Moder des Gefängniſſes und in den Martern, durch die Liebe Chriſti und die Gnade des heiligen Geiſtes, getroſt und unverzagt, weil ſie wußten, daß nun bald die Krone des

Lebens ihrer wartete; wenn ſie zur Todespein geführt wurden, da trugen ſie ihre Ketten mit ſo fröhlichen Geberden, als wären es koſtbare Geſchmeide, und in ihrem Angeſicht erſchien etwas Göttliches. Dagegen war der Anblick derer, welche verläugnet hatten, die man aber dennoch wieder in Banden geworfen, ſelbſt den Heiden widerwärtig und ſcheußlich. Denn das Angeſicht dieſer Elenden war von Furcht und innerer Angſt ganz entſtellt, ſie giengen neben den Bekennern einher wie feige Ausreiſſer neben den Helden eines Schlachtfeldes. Aber Ihm, dem treuen und gnädigen Gott waren ſelbſt dieſe Elenden nicht zu elend, und ſie, welche von allen Menſchen verworfen waren, wollte doch Er nicht verwerfen. Denn ſiehe, als bei den öffentlichen Spielen und Volksfeſten viele Tauſende von Zuſchauern im Lager verſammelt waren, da gaben die heidniſchen Richter abermals ein Schauſpiel, von welchem ſie nicht wußten, daß es zugleich ein Schauſpiel der Engel ſey. Sie ließen die Helden im Bekenntniß: Marturus und Sanctus, Blandina und Attalus von neuem aus den Kerkern hervorbringen, und vor dem Volk mit unerhörten Martern belegen, da man zuletzt die Blandina an einen Pfahl band und in Form eines Kreuzes ausdehnte, die andern aber, mit ihrem von der Marter und den Schlägen zerfleiſchten Leibe auf glühend heiße eiſerne Stühle ſetzte. Jene aber blieben bei allen Martern freudig und getroſt, denn ſiehe, ſie fühlten die Nähe des Herrn und ſeine Herrlichkeit, und dieſes Gefühl war ſo mächtig, daß ſie neben ihm den Schmerz der Marter nicht mehr empfanden. Blandina, am Pfahle hängend, betete laut zu Gott um Beſtändigkeit für ſich und die Brüder, und rief dieſen zu, daß die, welche mit Chriſto leiden, auch Theil haben ſollen an ſeiner Herrlichkeit. Als nun die wilden Thiere, die man hineingelaſſen, damit ſie die Angebundenen zerfleiſchen ſollten, ihren Leib nicht anrührten, band man ſie los und ſchleppte ſie, um neue Qualen an ihr zu verſuchen, wieder in den Kerker.

Indeß ſchriee das Volk nach Attalus, weil dieſer wegen ſeines vornehmen Standes der Menge am meiſten bekannt war. Als man dieſen nun dem Volke zeigte und ſtatt ſeiner andern Titel nur der größte von allen: „Attalus ein Chriſt“ bei ihm geſchrieben geſehen wurde, erhob der wüthende Haufen ein lautes Toben. Der Oberrichter aber, weil Attalus ein römiſcher Bürger war, konnte dieſen nicht hinrichten laſſen, ohne zuvor beim Kaiſer anzufragen. Darum ließ er ihn, bis zur Entſcheidung, in den Kerker ſetzen. Attalus aber wollte die kurze Zeit, welche ihm noch zu ſolchem Werk geſchenkt war, nicht vergeblich verſtreichen laſſen, ſondern nach der Gnade und Kraft, welche ihm verliehen waren, ermahnte er ſeine Mitgefangenen zur Treue und Beſtändigkeit. Da erweckte der Geiſt der Gnade jenen Elenden das Herz wieder zur Buße und zur Rückkehr zu ihrem Herrn, welche Seinen Namen vorhin aus Furcht vor der leiblichen Pein verläugnet hatten, und als am Jahrmarktsfeſte der Stadt die Gefangenen hervorgeführt und die Bekenner unter ihnen, welche das römiſche Bürgerrecht hatten, mit dem Schwerte hingerichtet, die andern aber den wilden Thieren vorgeworfen wurden; da vernahmen die heidniſchen Richter mit Staunen, daß nun auch die, welche vorhin Chriſtum verläugnet hatten, und welche man jetzt freilaſſen wollte, Chriſtum wieder freudig bekannten, und die ihnen von Menſchen angebotene Gnade verſchmähten, damit ſie Gottes Gnade erlangten. Als man nun dieſe Menſchen vor den Richterſtuhl führte, und ſie durch Drohungen und Gewaltthaten von neuem zum Abfall bewegen wollte, da ſahe man, daß ein vornehmer und in der Stadt hochgeachteter Arzt, Alexander der Phrygier, dieſe ſchwachen Brüder durch Zuwinken zum Beſtändigſeyn ermahnte. Da wurde derſelbe, auf Anregung des Volkes, ergriffen, und als er freudig bekannte, auch er ſey ein Chriſt, wurde er von dem Richter zum Tod durch die wilden Thiere verdammt. Ihn aber und Attalus, der nun auch die Siegerkrone empfangen ſollte, rührten die wilden Thiere nicht an. Da ließ der Richter die beiden mit andern Martern belegen, wobei Attalus, als man ihn zuletzt auf einen eiſernen, glühenden Stuhl ſetzte und ſein Fleiſch braten ließ, mit ſtarker Stimme den umſtehenden Volke zurief: „ſiehe, dieſes, was ihr jetzt thut, daß heißt Menſchen freſſen. Warum fraget ihr uns nach einer Miſſethat, welche wir nie verübt haben, welche aber ihr bei hellem Mittage begehet?“ Alexander, der Arzt aber, brachte bei allen dieſen Martern kein Wort vor, ſondern ſchien beſtändig, mit freudigem Gemüthe, eingekehrt in ſich ſelber, im Gebet zu Gott. Endlich wurden dieſe beiden in die Mitte des öffentlichen Kampfplatzes gebracht und hier vor den Augen des Volkes erſtochen.

Unter den gefangenen Chriſten war auch ein Knabe, mit Namen Ponticus, welchen man ſammt der Blandina bei allen Hinrichtungen und Martern der Bekenner hatte zuſehen laſſen, um, wenn es möglich, die beiden noch vom Bekenntniß abzuſchrecken. Der Knabe aber wurde, vornähmlich durch das Zureden der Blandina, ſo geſtärkt, daß er, als nun die Reihe der Peinigungen auch an ihn kam, freudig ſich durch den ganzen Kreis der Martern hindurchtreiben ließ, bis er zuletzt, wie ein frühe gejagtes Reh, den Geiſt aufgab.

Zuletzt denn von Allen wurde die, welche eine Vorgängerin und geiſtliche Mutter ſo Vieler geweſen war: Blandina zur Todesmarter geführt. Hierbei triumphirte die Selige vor Freuden, als wenn eine Braut zur Hochzeit geführt wird; ja unter den Schlägen ſprang und hüpfte ſie, und das Lob Gottes in ihrem Munde war zu einem lauten Jauchzen geworden. Als man ſie über das Feuer auf den Roſt gelegt hatte, da ſahe ſie freudig aus, als ob ſie an der Tafel eines großen Königes ſäße, und es ſchien, als ob ſie vor großen Freuden nicht ſterben könnte, ſo daß man endlich den faſt vom langſamen Feuer verzehrten Leib den wilden Thieren vorwarf. Als aber auch dieſe ihn nicht zerriſſen, ſteckte man die ſchon in ſo manchem Todeskampf beſtandene Heldin in ein Netz und warf ſie einem wüthend gemachten Büffel vor, welcher unzählige Male mit ſeinen Hörnern auf ſie ſtieß und ſie im Kampfplatz herumwarf, wobei Blandina, welche die Freude, daß der Tag ihres Triumphes endlich gekommen war, noch immer am Leben erhielt, mit fröhlicher Miene umherblickte, als ob ſie das Lied der Chriſten: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'“ wenn auch nicht mehr mit dem erbleichenden Munde, dennoch noch in ihrem Herzen ſänge. Bis zuletzt die Heiden ſelber des grauſamen Spieles müde wurden und die Selige vollends mit dem Schwerte tödteten, indem ſie laut bekannten: eine ſolche Kraft des heldenmüthigen Ausdauerns ſey noch niemals bei einem Weibe gefunden worden.

Die Wuth der Feinde ſchien von all' dieſen Hinrichtungen noch nicht geſtillt, ſondern erdachte ſelbſt gegen die Leichname der unſchuldig Gemordeten noch allerhand Schmach. Zuletzt verbrannte man dieſelben und warf die Aſche in den Rhonefluß, indem die Feinde ſpottweiſe ſagten: dieſe Menſchen haben in Hoffnung der Auferſtehung des Leibes ſolche Martern erduldet, nun möge man erkennen, ob Aſche von neuem leben und auferſtehen könne? Die Hoffnung aber der ſeligen Bekenner war nicht auf Staub und Aſche, ſondern auf eine Kraft der neuen Verleiblichung gegründet, welche von wunderbarer Art, wie das Geheimniß des Abendmahles, vom Feuer und von der Verweſung nicht zerſtört werden kann. Und in den Höhlen der Berge und der Thäler, ſo wie in der Einſamkeit der Wälder und Wüſten ertönte ohne Aufhören, an jedem Sonntag Morgen der Lobgeſang der verſammelten Chriſtenhäuflein: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'“ und mit jedem neuen

Bekenntniß Gottes ihres Herrn und mit jedem lauten Lobgeſange ihres Chriſtus kam dem armen Häuflein eine Gotteskraft zur Ausdauer und ein Vermögen der Geduld und Liebe, welches immer neue Schaaren herbeizog zu dem Kreuze unſers lieben Herrn.

Siehe, mein Chriſt, wenn du nun am Sonntag Morgen in der Kirche das ſchöne Lied ſingſt „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'“ ſo denke daran, daß dieſes Lied Tauſenden der Bekenner, welche jetzt bei dem Herrn ſind und „dem Lamme folgen, wohin es geht,“ ſchon eine Kraft Gottes zur ewigen Seligkeit geweſen iſt. Und wenn du es mit rechter Andacht ſingſt, ſo ſingſt du es mit den Seligen und Engeln, und das Lied wird auch dir eine große Gotteskraft geben zu überwinden die Lüſte der Welt und Tod und Hölle.

---

36) Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen,
Sollt' ich ihm nicht dankbar ſeyn;
Denn ich ſeh' in allen Dingen
Wie ſo gut ers mit mir meynt.

Bei dieſem herrlichen Lied von Paul Gerhard erinnert mich zwar faſt jeder einzelne Vers an einen und den andern merkwürdigen Zug aus dem Leben ſolcher Seelen, denen Gott offne Augen für ſeine Wohlthaten und ein dankbares, erkenntliches Herz geſchenkt hatte, ich will aber diesmal bloß zu den Anfangsworten des fünften Verſes zwei Geſchichtlein erzählen; zu den Worten:

„Meiner Seelen Wohlergehen
Hat er ja recht wohl bedacht;
Will dem Leibe Noth zuſtehen
Nimmt ers gleichfalls wohl in Acht.“

Von den vielen tauſend Erfahrungen, aus denen hervorgeht, daß Gott als ein guter Vater auch die leibliche Noth ſeiner Kinder bedenke, wählen wir für heute eine heraus, welche mehr nur wegen der Perſon, die ſie betraf, als wegen ihrer ſelbſt merkwürdig iſt.

Der Major-General Andreas Burn, deſſen Leben wir einmal ausführlicher betrachten wollen, befand ſich einſt, in ſeinen jüngeren Jahren, auf einem Wege, da jeder Schritt mit Proben der göttlichen Durchhülfe bezeichnet war. Einer Freundin ſeines Vaters giebt es Gott ins Herz, daß ſie den von allen äußern Hülfsmitteln entblößten, ſchüchternen Jüngling mit Geld und den nöthigen Kleidungen verſorgt, als er auf der Reiſe nach der Küſte, wo er auf dem Schiff „Royal George“ eine Anſtellung finden ſoll, ſie beſucht. Er kommt, nachdem er vorher noch eine denkwürdige Errettung aus Lebensgefahr erfahren hat, in Portsmouth, mit der feſten Erwartung an, jenes Schiff hier zu finden; es iſt jedoch nicht da, ſein Reiſegeld aber faſt ganz zu Ende. Da bewegt Gott abermals das Herz eines Reiſegefährten, daß derſelbe unaufgefordert drei Wochen lang auf einem eben vor Anker liegenden Schiffe für das Unterkommen und für den Unterhalt des armen Jünglinges ſorgt. Dieſer, um den „Royal George“ früher und ſichrer zu erreichen, reiſt endlich nach der Inſel Wight ab. Von neuem ſieht er hier ſeine Hoffnung durch den ungünſtigen Wind, der das Kriegsſchiff in Breſt zurückhält, vereitelt; es fehlen ihm die Mittel, auch nur auf wenige Tage ſeinen Unterhalt zu bezahlen. Da kommt ihm abermals Hülfe, durch einen Brief, den ihm der Wundarzt des Schiffes, das ihm bisher Aufnahme gewährte, an den Capitän des Cormorant mitgegeben hat, denn der Capitän läßt ihn nicht bloß einen oder etliche Tage, ſondern einen ganzen Monat (ſo lange wird das Schiff vom widrigen Wind aufgehalten) mit ſich an ſeinem Tiſche ſpeiſen. Endlich wird dem Jüngling die Zeit gar zu lang; er läßt ſich eines Morgens bei ſchönem Wetter, um Erkundigung noch dem längſterwarteten Schiffe einzuziehen, nach Portsmouth überſetzen, in der Hoffnung, noch an demſelben Tage wieder zurück zu kehren. Aber kaum iſt das Boot in Portsmouth angelangt, da erhebt ſich ein ſo heftiger Wind, daß in mehrern Tagen kein Fahrzeug auslaufen kann. Da war nun guter Rath theuer. Nur wenige Pfennige in der Taſche; dabei in einer ganz fremden Stadt! Er läuft faſt den ganzen Tag auf den Stadtwällen hin und her, und wird zuletzt ſo matt von Hunger und von der Anſtrengung, daß er ſich kaum mehr gegen den Wind aufrecht halten kann. Da kommt auf einmal, als die Noth aufs Höchſte ſteigen will, ein alter Bekannter auf ihn zu, ſchüttelt ihm freundlich die Hand, und fragt ihn: ob er ſchon zu Mittag gegeſſen habe? Der Jüngling antwortet mit „Nein“, da ſagt der Freund: „ſo kommt denn mit mir, es iſt gerade Zeit zu Tiſche zu gehen.“ So hatte der treue Herr, der das Schreien der jungen Raben um ihr Futter höret, auch für dieſen Hungernden ſchon den Tiſch decken laſſen, als dieſer in ſeiner Noth ſich fern von Menſchenhülfe wähnte.

Nun auch eine kleine Erzählung zu den Worten des oben erwähnten Verſes:

„Meiner Seele Wohlergehen
Hat er ewig ja bedacht.“

Ein gewiſſer Luke Short, aus Dortmouth in England, ein junger Menſch von 15 Jahren, beſuchte einſtmals den Gottesdienſt, als gerade der durch ſeinen Feuereifer für die Sache ſeines Herrn und für die Rettung der Menſchenſeelen unter Feinden und Freunden ſo vielfach bekannte John Flavel (der im Jahr 1691 ſtarb) die Predigt hält. Flavel hat aber eben heut ein ſonderliches Thema gewählt: er predigt über den Spruch: „So jemand den Herrn Jeſum Chriſtum nicht lieb hat, der ſey Anathema, Maharam Motha“ (1. Cor. 16, v. 22). Mit eindringend feierlichem Ernſte ſpricht der Prediger über die Bedeutung der letztern Worte: „verflucht von Gott mit dem ſchwerſten, furchtbarſten Fluche.“ — Nach Beendigung des Gottesdienſtes, da er vortritt, um den Segen zu ſprechen, ſchweigt er einige Augenblicke, dann ſagt er: „wie ſoll ich über dieſe ganze Verſammlung den Segen ſprechen, wenn unter ihr irgend eine Seele ſich findet, die da iſt Anathema Maharam Motha, weil ſie nicht liebet den Herrn Jeſum Chriſtum!“ Von der Macht dieſer unerwarteten Worte fühlt die anweſende Menge ſich tief getroffen; ein vornehmer Herr, der unter ihr zugegen iſt, fällt, von ſeinem Gefühl übermannt, ohnmächtig zu Boden. Auch der junge Luke Short fühlt ſich von dem zweiſchneidigen Schwert des Wortes verwundet, da er aber kurz nachher Dienſte zur See nimmt und in ſolchen nach America geht, heilt die Wunde, unter den tauſendfältigen Zerſtreuungen und Verführungen der Welt bald wieder zu; der Eindruck iſt zuletzt ganz vergeſſen. Short bleibt in America und Gott verlängert ſein Leben weit über das gewöhnliche Ziel der Menſchenzeit. Und ſiehe, ſchon iſt er „ein Sünder von hundert Jahren“, als er einſt, auf ſeinem Felde ſitzend, über ſein vergangenes Leben nachdenkt. Da bringt ihm der Geiſt Gottes Flavels eindringende Worte wieder ins Gedächtniß. Er fühlt, er weiß es, daß er den Herrn Jeſum Chriſtum nicht liebt; ihn trifft alſo ſicher das Anathema-Maharam Motha. Reuig beuget er ſich vor dem Erbarmer, der keinen hinausſtößet, welcher zu ihm kommt und findet Gnade. Von nun an hält er ſich treulich zu den Verſammlungen der Gläubigen in Middleborough, und bis an ſein Ende, das erſt in ſeinem 116. Jahre eintrat, bezeugte er durch Wort und Wandel ſein dankbares Feſthalten an jener Gnade, welche nicht bloß 85 Jahre vor ſeiner Auferweckung vom Tod der Sünde, ſondern von Ewigkeit her ſein Heil bedacht hatte.

Das ſchöne Lied, das mir zu dieſen 2 Erzählungen Veranlaſſung gab, iſt von dem theuern Paul Gerhard, von deſſen Leben ich ſpäter einmal mehr erzählen will.

37) „Eins iſt Noth, ach Herr! dieß Eine Lehre mich erkennen doch.“

Das gotteskräftige, herrliche Lied, deſſen Anfangsworte wir hier zur Ueberſchrift wählten, ruft wohl jedes, noch nicht ganz erſtorbene Herz zu einem ernſten Trachten und Ringen nach dem, was Noth thut, auf, aber wie oft wird der fromme Vorſatz, den der letzte Vers ausſpricht:

„Gieb, daß ich hier Alles nur achte für
Noth,
Und Jeſum gewinne, dies Eine iſt Noth“

nur zu bald wieder vergeſſen; wie oft verhallet das ernſte Wort: „eile und errette deine Seele“ wieder an unſern Ohren! — So war es nicht an den Seelen der beiden glückſeligen Kinder, von denen ich heute erzählen will.

Der ehrwürdige Samuel Kilpin, der am 17. Sept. 1830 in England verſtorben iſt, hatte zu ſeiner großen Betrübniß alle ſeine lieben Kinder (vier an der Zahl) durch einen frühen Tod verloren. Er trug dieſen Schmerz in Gottergebenheit, und der treue Herr der Gemeinde ſchenkte ihm ſo reichlich als nur wenigen Predigern ſeiner Zeit, für die verlorene Vaterfreude jene noch höhere und ſeligere, daß durch ſein Gebet und Wort ganze Schaaren von armen, verwilderten Kindern zu Jeſu geführt und geiſtig für Gottes Reich geboren wurden. Ein ſolches heißes, inniges Sehnen nach der Uebung des Gebetes und dem Umgang mit Gott hat ſich wohl ſelten bei den Kleinen gezeigt, als in Kilpins Gemeinde. —

Ein armes Knäblein, das bald nachher ſelig ſtarb, wollte ſeine Mutter einmal an einem Sonntage nicht in die Betſtunde gehen laſſen, weil ſeine Schuhe ganz zerriſſen waren. „Ei,“ ſagte das Kind, „Gott ſieht ja nicht auf die Schuhe, ſondern, wie Herr Kilpin ſagt, auf das Herz. Laß mich nur gehen, liebe Mutter!“ Und eilig kam das Kind, als gelte es „die Seele zu retten“ in ſeinen zerriſſenen Schuhen zur Verſammlung. — Ein anderes armes Kind lag an den Blattern darnieder und läßt dem Pfarrer ſagen, es könne nicht zu dem Morgengebet kommen. „Ach,“ ſpricht es weinend, „die Glocke läutet und ich kann nicht gehen.“ Der freundliche Kilpin läßt ihm ſagen, er würde es beſuchen. Da er aber in der Meinung war, die Blattern ſeyen eben im Ausbruch, ſchiebt er ſeinen Beſuch auf morgen auf. Am andern Tage, da er aber vom Tiſche aufſteht und nun zu dem kranken Kinde gehen will, begegnet ihm dieſes, auf den Armen ſeiner Mutter, in einen Mantel eingehüllt. Der Kleine, in ſeinem innigen Sehnen mit dem Pfarrer zu beten, hatte ſeiner Mutter keine Ruhe gelaſſen, bis die ſonſt ganz rohe Frau ihn auf ihre Arme nimmt und in Kilpins Haus trägt. Dieſer, gerührt von dem Sehnen des Kindes, knieet mit ihm nieder und auch die thieriſch verwilderte Mutter ſinkt auf ihre Kniee. Kilpin betet in ſeiner gewohnten Kraft. Und die Freude am Gebet wirkt auch leiblich ſo heilſam auf das arme Kind, daß es ſchon am andern Tag wieder fähig iſt, zu den Verſammlungen zu kommen und bald ganz geſund wird. In der That, an dem Beyſpiel dieſer Kinder lernt man, was der Spruch ſagen wollte: „eile und errette deine Seele.“ —

Der Verfaſſer des herrlichen Liedes, zu dem wir dieſe Geſchichtlein erzählten, war der ſelige **Johann Heinrich Schröter**, gebürtig aus dem Calenbergiſchen und um 1696 Prediger im Magdeburgiſchen.

38) „Du biſt ein Menſch, das weißt du wohl.“

Ein berühmter Arzt (Marcus Herz) wurde an das Krankenbett eines Jünglings gerufen, der eine ganz außerordentliche Furcht vor dem Tode hatte. Die Krankheit war allerdings ſchwer, auch ſogar bedenklich, doch benahm ſie ſchlechterdings nicht die Hoffnung zur Wiedergeneſung. Die Furcht und Angſt des todesſcheuen Jünglinges waren aber ſo entſetzlich groß, daß ſie ihm bei Tag und bei Nacht keinen Augenblick Ruhe ließen, und wenn das ſo fort gegangen wäre, da hätten allerdings in Kurzem alle Kräfte der leidenden Natur ſich vollends verzehren und auflöſen müſſen — der Kranke wäre ſicherlich geſtorben. Da ergreift der Arzt einen ſonderbaren Ausweg: er kündigt dem Kranken, den er bis dahin vergeblich zu tröſten geſucht hatte, ſeinen Tod als unvermeidlich an, ſagt ihm: du mußt ſterben. Anfangs bewirkt dieſes eine ganz gewaltige Erſchütterung, bald aber wird der Kranke, der ſich nun an den Gedanken des unvermeidlichen Todes gewöhnt, ruhig, und mit dieſer Ruhe zugleich beginnt ſeine Geneſung.

Jenem Prediger, von welchem Cramer erzählt, daß er an einer ſchweren Krankheit darniederlag, welche wahrſcheinlich durch die Sorgen und Angſt ſeines Herzens noch ſchwerer wurde, brauchte nicht der Ausſpruch des Arztes, auf gewaltthätigere Weiſe, ſeine Ruhe wieder zu geben; ſondern er fand ſie auf eine ſanftere Weiſe, als er das oben angeführte Lied von Paul Gerhard, welches gar köſtliche Heilkräfte gegen die eitlen Sorgen in ſich faſſet, ſich vorſingen ließ. Dieſer Geſang beruhigte und ſtärkte ihn ſo mächtig, daß er am darauf folgenden Sonntag ſchon als vollkommen Geneſener wieder predigen konnte. (M. ſ. Schamelius Lieder-Commentar.)

39) „O Ewigkeit, du Donnerwort,
O Schwert, das durch die Seele bohrt,
O Anfang ſonder Ende.“

Der Gedanke an die Ewigkeit iſt ſchon mancher Seele ein ernſter Weckruf aus dem Schlaf der Sünde, ein Sporn zum Anlauf nach dem Ziel der Rettung geweſen. Auch das Lied, deſſen Anfangsworte wir hier anführten, ſpricht den Gedanken an die Ewigkeit mit einem ſo eindringenden, gewaltigen Ernſte aus, daß ſein Anhören oder ſein Abſingen auch ſchon die verſtockteſten Sünder und ſchwerſten Verbrecher erſchüttert und zur Buße geleitet hat. Dieſe Kraft des Liedes kannte der theure, ſehr erfahrene Prediger des Wortes: Scriver und ließ deshalb daſſelbe bei der Leiche eines frechen, gottloſen Menſchen, der über alles Heilige geſpottet hatte, ſingen, als dieſer im Jahr 1686 bei einem heftigen Donnerwetter vom Blitz erſchlagen war. Dabei hielt der treffliche Mann eine Predigt, welche viele Seelen der Anweſenden wie die Stimme eines mächtigen Donners erſchüttert. (M. ſ. Schamelius Commentar.)

Der Verfaſſer des Liedes war Johann Riſt, geb. zu Ottenſen bei Altona, geſt. als Kirchenrath und Prediger zu Wedel im Holſteiniſchen. Dieſer hatte in ſeinen jüngern Jahren viel an innern Anfechtungen und Bekümmerniſſen, ſpäter durch äußere Noth gelitten, ſo daß er mit Recht ſagen konnte, viele meiner Lieder hat mir das liebe Kreuz ausgepreßt. Er dachte übrigens ſelber ſo beſcheiden über ſeine zahlreichen (685) Lieder, daß, obgleich viele davon ſchon in andern Kirchen aufgenommen waren, er niemals eines in ſeiner eigenen Gemeinde ſingen ließ, mit Ausnahme der Schlußverſe eines Weihnachts- und Neujahrsliedes, die er von den Schulknaben einüben und dann an jenen Feſttagen ſingen ließ, „wenn das Volk aus der Kirche zu gehen beginnt.“ An den orthodoxen Streitigkeiten ſeiner Zeit nahm er keinen Theil, ſondern predigte einfältig und lauter nur Chriſtum den Gekreuzigten und ſein Heil.

---

40) Gott iſt und bleibt getreu;
Sein Herze bricht von Lieben,
Pflegt er gleich öftermal
Die Seinen zu betrüben;

Er prüfet durch das Kreuz,
Wie rein der Glaube ſey,
Wie ſtandhaft die Geduld;
Gott iſt und bleibt getreu.

Jene arme Wittwe, welche mit naßgeweinten Augen und Wangen einem Prieſter begegnete, antwortete dieſem, als er ſie fragte, warum ſie denn gar ſo heſtig weine? „ſie habe in ihrer großen Noth gemeinet, ſie ſei von Gott und Menſchen verlaſſen und habe ſich deshalb in die Tauber ſtürzen und erſäufen wollen. Da habe ſie aber das Lied ſingen hören: „„Gott iſt und bleibt getreu,““ worüber es als ein Wolkenbruch ihr aufs Herz gefallen und als ein Bach von Thränen nach den Augen und Wangen gelaufen ſey.“

Dieſes arme Weib hat damals, als ihr der Helfer aus der Noth erſchienen, die Wahrheit des Liedes, deſſen erſten Vers wir der Erzählung vorſetzten, beſonders aber die des vierten Verſes erfahren:

Gott iſt und bleibt getreu!
Er tröſtet nach dem Weinen,
Er läßt nach trüber Nacht
Die Freudenſonne ſcheinen;
Der Sturm, der Kreuzes-Sturm
Geht augenblicks vorbei,
Sey, Seele, nur getroſt;
Gott iſt und bleibt getreu.

Und wie das arme Weib, ſo hat wohl jeder wahrhafte Chriſt es erfahren, daß wir zwar durch viel Trübſal müſſen zum Reich Gottes eingehen (denn nicht umſonſt predigt uns die Offenbarung und das Wort Gottes, auf jedem ſeiner Blätter, vom Anfang bis zum Ende, Demüthigung und Buße), daß aber auch Er getreu ſey, der uns (nach dem Inhalte des dritten Verſes des erwähnten Liedes und der ihm zu Grunde liegenden Ausſprüche der heiligen Schrift) nicht läſſet verſucht werden über unſer Vermögen.

An wenig Menſchen jedoch iſt es auch vor den Augen der Welt ſo offenbarlich geworden, was das heiße, wenn der 5te Vers des Liedes, nach Jeſai: 48, v. 10. u. 1 Petr. 1, v. 7. ſagt: „Er will dein Glaubensgold in Trübſalsglut bewähren,“ als an Herzog Chriſtoph von Würtemberg, den man mit Recht den Vielgeliebten nennt, weil er ſeinem Herrn und Heiland eine ſo vielgeliebte Seele war, daß dieſer ihn von ſeiner Geburt an bis zum Tode in ſeine liebe, treue Schule des äußerlichen Kreuzes und der innern Tröſtungen nahm. Schon an dem Vater dieſes Chriſtoph, an dem Herzog Ulrich, hat unſer lieber Herr es bewieſen, daß ihm auch ein ſo vornehm großer Sünder, deſſen Sünden tauſendfach ſchwerer ſind, als die der andern Leute, weil ſie Tauſenden von Seelen zum Verderben gereichen, nicht zu ſchlecht ſey; denn Er hat die Seele dieſes Ulrich, kurz vor ſeinem Ende, wie einen Brand aus dem Feuer gerettet. Damals aber, wo der Chriſtoph geboren wurde (es war am 7ten Mai 1515), da ſtund der Brand noch in ſo hellen Flammen, daß niemand gemeint hätte, daß dieſe Flammen jemals, ehe ſie das arme, dürre Holz ganz vernichtigt hätten, wieder ausgelöſcht werden könnten. Der Herzog Ulrich, durch ſeine wilde Leidenſchaftlichkeit, hatte ſich nicht blos gegen Gott, ſondern auch gegen die Unterthanen und Edlen ſeines Landes als ein Feind bewieſen; darum betrachteten und behandelten ihn auch dieſe Letztern als einen Feind, und ſeine Gemalin Sabina, eine Schweſtertochter des großen Kaiſer Maximilian, verließ ihn voll Unmuthes und trat ihm von nun an als öffentliche Anklägerin entgegen; der Adel des Landes ſtand gegen ihn auf und der gewaltthätige Herr wurde, nachdem ſein Heer in der Schlacht am 16. October 1519 gänzlich unterlegen war, von ſeinem aufrühreriſchen Adel aus dem Lande vertrieben. Bald nach ſeinem Vater hatte denn auch das fürſtliche Knäblein Chriſtoph das Land, und, wie es ſchien, alle Hoffnung auf den Stuhl ſeiner Väter verlaſſen müſſen. Denn die herzoglichen Kinder wurden zwar bis gegen Oſtern 1519 auf der Veſte Hohen-Tübingen verwahrt, dieſe aber um jene Zeit dem Feinde übergeben, und obgleich bei der Uebergabe der Feſtung dem Prinzen ein freier Aufenthalt in Würtemberg verheißen war, mußte dennoch der ohne Urſache Gehaßte am 6. März 1520, bei noch rauher Witterung den Weg der vielfachen Prüfungen nach einem fremden Lande antreten. Vater und Mutter hatten ihn verlaſſen, aber jene Liebe, welche treuer iſt denn Mutterliebe (Jeſai. 49, v. 15.) verließ ihn nicht; ſie war bei ihm, begleitete ihn ſichtbarlich, als er, der arme Flüchtling, im Nachtlager zu Weißenhorn, für das Lämmlein, mit welchem er lieblich geſpielt hatte, in kindlich-zärtlicher Großmuth ſorgte; ſie begleitete ihn, mit ihrer Herzen gewinnenden Macht, als er zu Insbruck in das Haus des Wilhelm von Reichenbach eintrat. Dieſer edle Mann that an dem verlaſſenen Kleinen, was dieſer, in ſeiner liebevollen Weiſe, an dem Lämmlein zu Weiſſenhorn hatte thun wollen: er nahm ihn zu ſich, pflegte des zarten Gewächſes mit väterlicher Sorgfalt, erzog ihn, in chriſtlicher Demuth und Stille, mit ſeinen eignen Kindern. Neun Jahre war der Prinz in Reichenbachs Hauſe geborgen geweſen, als ihn die Anſprüche ſeines Standes und die hohe Verwandtſchaft von mütterlicher Seite, aus dieſer glückſeligen Abgeſchiedenheit hervortrieben und an den Kaiſerhof nach Wien führten. Hier war denn, mitten unter den Gefahren eines glänzenden Hofſtaates, der fürſtliche Jüngling ſcheinbar wieder ſo einſam und verlaſſen, wie ehemals, wo er als verwaistes Kind nach Insbruck kam. Aber in allen Fällen und zu aller Zeit hat ſich das Sprichwort bewährt: wo die Gefahr und Noth am größten, da iſt Gottes Hülfe am nächſten und mächtigſten. Denn ſo iſt es zwar allerdings wahr, es iſt der Stand der Fürſten ganz vorzüglichen Gefahren der Verführung ausgeſetzt, aber eben ſo wahr iſt es auch, daß kaum ein andrer Stand ſo viele Mittel hat das Schlechte und Böſe, ſobald er nur will, von ſich entfernt zu halten, dabei ſo viele Auffoderungen und Antriebe zu einem rechtſchaffnen, edlen Thun und Leben. Darum zeigt uns auch ſo manches Beiſpiel der Könige und Fürſten der alten Zeit, beſonders aber das von mehreren chriſtlichen Regenten unſers deutſchen Vaterlandes, wie ein Fürſt, wenn er dieſe mächtigeren Antriebe zum Guten, welche ihm vor Andren zu Gebote ſtehen, recht benutzt, ein vor Andren reich Geſegneter des Herrn, ein ſtarker Führer und Vorgänger auf der Bahn des Lebens für Tauſende werden könne. Gewöhnlich wird ſonſt durch die fürſtlichen Eltern oder durch die Weiſen des Landes irgend ein ausgezeichneter, edler Führer für die jungen Prinzen auserleſen und beſtellt; bei unſrem armen Prinzen Chriſtoph fand ſich aber niemand, der für ihn den edlen Führer hätte ausleſen können. Was aber die Menſchen nicht thaten, das hatte Gott gethan; dieſer hatte nicht bloß für den Prinzen Chriſtoph einen Führer auserleſen, ſondern hatte dieſen Führer durch ganz beſondre Wege der Leiden und Gnadenerweiſungen zu ſeinem großen Beruf vorbereiten laſſen. Der Mann, den Gott für den Prinzen ſelber erzogen und zubereitet hatte, war der edle Michael Tiferni. Wenig Menſchen konnten das ſo aus Erfahrung wiſſen, was es heiße, verwaist und verlaſſen von aller menſchlichen Hülfe zu ſeyn, wenige nur konnten ſo lebendig es bezeugen, wie mächtig Gott des Verlaſſenen und Verſtoßenen ſich erbarme und welchen Segen er auf das Wohlthun lege, das ein Menſch ſolch' einem Verlaſſenen erweist. Tiferni war als kleines Kind von den Türken, auf einem ihrer Streifzüge, geraubt worden; die Feinde hatten aber bei ihrem Rückzuge das ächzende Kindlein auf den Boden hingeworfen und verlaſſen. Da lag es nun, fern von den Seinigen, die vielleicht längſt unter den Todten waren, in ganz fremdem Lande, dem Verſchmachten Preis gegeben.

Aber ein Bürgersmann aus Tybrin bei Trieſt, mit Namen Erasmus Stitz, ſieht das arme Würmlein liegen und erbarmt ſich ſeiner. Er nimmt es auf, läßt es ſorgfältig erziehen und aus dem Findling wird bald ein fleißiger, frommer Knabe, dann ein ausgezeichneter Jüngling, zuletzt ein ſehr gelehrter, frommer, hochachtbarer Mann. Dieſen Tiferni geſellte Gott dem verlaßnen Prinzen zu, und da ſich der Jüngling mit ſolcher Liebe an ſeinen Lehrer und Führer anſchloß, da that ſich auch das Herz des Lehrers in ganz beſondrer, inniger Liebe gegen den Schüler auf, ſo daß er ihm bald, als Chriſtoph bei einem Scharmützel mit den Türken in Gefahr gerieth, von dieſen gefangen zu werden, durch die tapfre That der Rettung bezeugte, daß er ihn lieber habe als ſein eignes Leben.

Der Prinz war noch nicht 15 Jahre alt, als Kaiſer Carl V. ihn kennen lernte, ihn in ſeine nähere Umgebung und Dienſte aufnahm und ſeines ganz beſondren Vertrauens würdigte. Dies war allerdings eine nützliche Schule für den künftigen Fürſten; denn jener Kaiſer war vor vielen Andren ein geiſtreicher, einſichtsvoller, beſonnener Fürſt und Chriſtoph hatte, beſonders wenn er dem Herrn wichtige Berichte und Rechtsfälle verlas und ſeine bündigen, klaren Entſcheidungen darüber vernahm, mannichfache Gelegenheit an einem ſolchen Vorbild Regentenweisheit zu lernen. Der Kaiſer hatte auch zu dem Prinzen Chriſtoph wirklich eine Zuneigung gefaßt, aber dennoch ſollte dieſer bald in der weitren Schule ſeiner Prüfungen inne werden, wie wahr der Spruch ſey: „verlaſſet euch nicht auf Fürſten“. Es ergieng jenem ſonſt löblichen Kaiſer in ſeinem Benehmen gegen den armen Fürſtenſohn nach dem Sprichworte des Markgrafen Georg von Ansbach: „Gottes Wort wär' nicht ſo ſchwer, wenn der Eigennutz nicht wär.“ Eigennutz, verhüllt in das Gewand der Staatsklugheit und einer nothwendigen Staats-Maxime war es, was den Kaiſer aus einem Freunde des jungen Herzogs bald zu einen Feind deſſelben umſchuf. Es ſchien politiſch gut zu ſeyn, wenn Würtemberg mit den öſterreichiſchen Erbſtaaten vereint würde. Da ließ es der Kaiſer geſchehen, daß auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahr 1530 ſein Bruder mit der Fürſtengewalt jenes Landes belehnt würde. Dieſes geſchahe vor den Augen des rechtmäßigen Erben und Stammfürſten: vor Chriſtophs Augen. Aber obgleich der junge Herzog ſelber dieſes kränkende Unrecht in großer Demuth ertrug, ward dieſes dennoch von vielen der anweſenden Fürſten und Herrn nicht mit gleicher Ruhe ertragen; bei dieſen regte ſich unverkennbare Theilnahme an den Schickſalen des unſchuldig ſeiner Stammländer beraubten Prinzen. Hierüber erwachte in Carl V. ein Argwohn gegen Chriſtoph; es ward zuletzt im geheimen Cabinet beſchloſſen, den Prinzen ſchleunigſt nach Spanien zu bringen, wahrſcheinlich um ihn dort auf Lebenszeit in ein Kloſter zu verſchließen. Den ſo geheim und fein geſponnenen Plan hatte dennoch der treue Tiferni erfahren. Schon waren ſie, in der Mitte des kaiſerlichen Gefolges in den Tridentiner Alpen und nicht mehr fern von den Küſten des adriatiſchen Meeres, wo der Weg zur See, nach Spanien, ein unaufhaltbarer geweſen wäre. Nur die ſchleunigſte Flucht konnte jetzt noch den Prinzen retten. Zu Pferd entfliehen die beiden; der Kaiſer, ſobald er die That erfährt, läßt ihnen durch ſpaniſche Reuter nachſetzen. Da kann plötzlich das Roß des Prinzen nicht weiter; Tiferni giebt ihm das ſeine, ſtürzt das Pferd des Prinzen, damit es den Verfolgern ihren genommenen Weg nicht verrathe, in einen tiefen Weiher und verbirgt ſich ſelber, einen Tag und eine Nacht lang unter dem Schilf des Sumpfes. Und Gott war mit dem von neuem vereinſamten Prinzen, rettete ihn aus den Händen der Verfolger und führte ihm auch nach wenig Tagen ſeinen treuen

Tiferni, der ihm auf den beſchwerlichen Fußpfaden übers Gebirge nachgezogen war, wieder zu.

Aus der einen, ſehr ſchweren Schule der Demüthigungen und Läuterungen war nun zwar Herzog Chriſtoph entlaſſen; er hatte in ihr gelernet wie eitel und wandelbar der Welt Freundſchaft, wie beſtändig dagegen und unwandelbar Gottes Treue ſey, aber der Herr der Herren, welcher dieſe Seele lieb hatte und ſie bereiten wollte zu einem Gefäß hoher Ehren, ſendete ihn ſogleich von da in eine zweite, noch ſchwerere Schule der Leiden, in welcher er abermals tief und ſchmerzlich in die Wahrheit des Spruches eingeführt wurde: Vater und Mutter verlaſſen mich, aber der Herr nimmt ſich meiner an. Der Prinz hatte ſeit ſeiner Rückkehr nach Deutſchland (im Jahr 1532) öffentlich, mit den ſiegreich beredten Gründen der Wahrheit, das Recht ſeiner Väter an dem alten Stammlande geltend zu machen geſucht; da gelang es, während die langwierigen Unterhandlungen noch fortdauerten, dem alten Herzog Ulrich, mit gewaffneter Hand in ſein Fürſtenthum wieder einzudringen. Freudig eilte der liebende Sohn ſeinem Vater entgegen, aber die Freude des Wiederſehens war von kurzer Dauer. Es wünſchten nämlich viele der Mächtigen des Landes, es wünſchte das Fürſtenhaus Bayern *), daß Chriſtoph, zur baldigeren Beſchwichtigung der Unruhen die Regierung übernehmen möchte; Herzog Ulrich wähnte fälſchlich, dies ſey auch der Wunſch ſeines ihm treu ergebnen Sohnes, darum befahl er dieſem, nach wenig Monaten, er ſolle ungeſäumt das Land verlaſſen. Schon angelangt, wie es ſchien, in dem ſichren Hafen, mochte ein ſolches, von dem eignen Vater ausgehendes Gebot des Hinausgehens in neues Elend, dem jungen Glaubenshelden doppelt wehe thun; er gieng aber im Vertrauen auf Gott, und,

---

*) Chriſtophs Mutter: Sabina, war die Schweſter des Herzogs von Bayern.

um den Argwohn des Vaters nicht noch mehr aufzureizen, gieng er nicht nach Bayern, ſondern nach Frankreich. Franz I. nahm den vielbegabten Jüngling freundlich auf und es war nicht der hohe Stand; es waren die kräftigen, tapfren Thaten deſſelben, die ihm bald das Vertrauen des Königes in ſolchem Maaße gewannen, daß dieſer ihn zu einem der Befehlshaber ſeiner Truppen in Italien machte. Dagegen empörte ſich alsbald der Neid, mit allen Kräften der Hölle. Als der mehr als wahrſcheinliche Verſuch der Vergiftung ſtatt des Todes nur eine ſchwere Krankheit erregt hatte, als auch der Anſchlag eines italiäniſchen Oberſten, den kranken Prinzen zu erdroſſeln, vereitelt war, wagte man es, den Wiedergeneſenen durch eine Schaar von faſt hundert Mördern angreifen zu laſſen, als derſelbe, mit nur wenigem Gefolge, bei Nacht von der Begleitung des Königes nach Hauſe kehrte. Aber Gott ſtählte den Arm des unſchuldig Gehaßten; die überlegne Schaar der Feinde wurde geſchlagen und mehr noch als durchs Schwert durch die alles vergebende Großmuth des jungen Fürſten beſiegt. Auch ein Mordanſchlag auf ihn, in Paris, wurde durch ſeine perſönliche Tapferkeit zu nichte gemacht. So gieng endlich Chriſtoph, aus vielen Gefahren des Leibes, und, was noch mehr iſt, aus vielen Gefahren der Seele, die ihm an dem wollüſtigen franzöſiſchen Hofe gedroht hatten, gerettet, im Jahr 1542 zurück an den väterlichen Hof. Hier regierte leider noch immer mit und über den Herzog Ulrich, Sauls Dämon des finſtren Argwohns und machte auch dem Sohn das Leben ſchwer. Aber es ſchien jetzt als wolle ihm Gott einen andren, liebevolleren Vater ſchenken. Herzog Ulrich gebot ſeinem Sohn, daß er um die Hand der Tochter des frommen Markgraf Georg von Ansbach werben ſolle. Dieſes Gebot des Vaters wurde aber bald auch zu einem Herzenswunſch des Sohnes, denn des edlen Markgrafen Tochter war eine von Gott lieblich begabte Jungfrau.

Unverzüglich, ohne ſich nur Zeit zu laſſen, die zu dem Schutz gegen den diesmal ungewöhnlich frühen und rauhen, deutſchen Winter nöthigen Kleidungen anzuſchaffen, reiste er, am 9ten Nov. 1543 nach Ansbach ab. Zum erſten Male ward ihm jetzt die Wonne zu Theil, an dem Herzen eines wahrhaft liebevollen Vaters, des trefflichen Georg auszuruhen. Aber wie kurz war auch dieſe Zeit der Erquickung. Der Markgraf Georg ſtarb unerwartet ſchnell und die Vermählungsfeier des jungen Herzogs (am 24ten Febr. 1544) ward zugleich mit den Thränen der Freude, mit Thränen der Wehmuth begangen. — Auch jetzt duldete Sauls Dämon, der über Ulrich, den vermeintlichen Selbſtherrſcher, tiranniſch regierte, den edlen Chriſtoph nicht in Würtemberg. Das kleine Fürſtenthum Mömpelgard wurde ihm zum Aufenthalt angewieſen. Hier waren aber der an den Vater zu entrichtenden Abgaben ſo viele und deſſen, was von den Einkünften, zum Haushalt des jungen Fürſten übrig blieb, ſo wenig, daß nur die langgewohnte, in der Schule der Noth gelernte, weiſe Sparſamkeit, ein ehrbares Durchkommen möglich machte. Der junge Herzog lernte aber, auſſer den Pflichten des weiſen Hausvaters, in kleinerem Kreiſe die Pflichten des weiſen, väterlichen Regenten üben und behielt noch immer Zeit genug, um mit dem eindringendſten Ernſte, indem er Gottes Wort und die Schriften der Väter der Kirche prüfend las, über die große Angelegenheit und Frage der damaligen Zeit: über die der Reformation, ins Klare zu kommen. Der einmal erkannten Wahrheit folgte er ohne Rückhalt und treu; er erklärte ſich öffentlich für die lautere Lehre des Evangeliums.

Herzog Ulrich ſtarb im Jahr 1550. Der unbändige, ſtarre Eigenwille dieſes Mannes, in deſſen Herzen das Werk des Geiſtes Gottes allerdings ſchon ſeit längerer Zeit, wie Frühlingsblumen, die der Schnee bedeckt, einige Keime mochte getrieben haben, brach zuletzt gänzlich, als ihm der König der Schrecken: der Tod nahete. Ulrich ſtarb als ein wahrhaft reuiger und begnadigter Sünder.

Was Herzog Chriſtoph in der kurzen (fünfzehnjährigen) Zeit der Regierung durch Gottes Beiſtand und Gnade für ſein Land gethan, das bezeugt noch jetzt der geiſtig geſegnete Zuſtand von Würtemberg. Alle Einrichtungen in Kirche und Schulen, welche nun bereits zehn Menſchenaltern zu Nutz und Heil der Seelen gedient haben, die hat Herzog Chriſtoph begründet; alles das eigenthümlich Gute und Beſſere, was Würtemberg noch jetzt auszeichnet, das dankt es, nächſt Gott, ſeinem Herzog Chriſtoph. Er aber, der edle Fürſt, ſtarb in ſeliger Hoffnung der nahen, nicht mehr endenden Vereinigung mit ſeinem Herrn und Heiland, der ihn von Kindesgebeinen an mit der Liebe eines Vaters und einer zärtlichen Mutter gepflegt, behütet und durch die heilſame, wohlgemeinte Schule der Trübſale zu ſeiner ewigen Seligkeit vollbereitet hatte.

Von dem Liede, zu welchem wir hier dieſe Geſchichten erzählt haben, erwähnen wir nur noch, daß es im v. Raumerſchen Geſangbuch und auch ſonſt in manchem alten Geſangbuche zu finden, daß aber ſein Verfaſſer unbekannt iſt. Es wird wohl auch ein Mann geweſen ſeyn, der in ſeinem Leben, durch Leid und Freud erfahren hatte, wie gar getreu der Herr iſt.

Altes und Neues

aus dem Gebiet

der

innren Seelenkunde

herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Vierter Band. Zweite Abtheilung.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1841.

Seinem geliebten Schwiegervater

dem Herrn

Gottlob Friedrich Mühlmann,

Kaufmann zu Bärenwalde bei Schneeberg im
ſächſiſchen Erzgebirge,

widmet

dieſes Büchlein

in dankbarer Liebe

der Verfaſſer.

Vorrede.

„Erzählungen von Liedern“ ſo war die erſte Abtheilung dieſes Bandes meines Alten und Neuen überſchrieben. Die hier vorliegende zweite Abtheilung deſſelben können wir als Erzählungen und als Briefe von Reiſen bezeichnen. Die erſteren wurden ſchon vor 10 Jahren in dem Nördlinger Sonntagsblatte mitgetheilt, auch von den Letzteren iſt ſchon Ein und das Andre in die Hände und vor die Augen der Freunde gekommen. Der Wandersmann, welcher beide ſchrieb, hatte Eile, denn er muß vor dem nahen Sonnenuntergang noch Mancherlei beſorgen, darum blieb ihm zum Geben des Neuen nur wenig Zeit und Gelegenheit.

München, den 25. July 1841.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erzählungen von Reiſen.

Seite
Einführung 3
Die erſte Erzählung 7
Zweite Erzählung 12
Dritte Erzählung 20
Die vierte Erzählung 22
Fünfte Erzählung 23
Sechſte Erzählung 27
Siebente Reiſe 35
Achte Erzählung 41
Neunte Erzählung 49
Zehnte Erzählung 57
Elfte Reiſe 63
Zwölfte Erzählung 71

Briefe von Reiſen.

1) Aus dem Briefe eines Vaters an ſeine Kinder 81
2) Aus dem Briefe einer deutſchen Hausfrau an ihre Freundin in M. . . . 83
3) Brief des Vaters an ſeine Kinder . . 97
4) Ein Brief von demſelben 100
5) Aus einem Briefe von demſelben an ſeine Schweſter 103

Seite

6) Aus einem Briefe des Vaters an ſeine Kinder 110
7) Ein Brief der Hausfrau an ihren Vater und ihre Geſchwiſter . . 115
8) Aus einem Briefe der Nämlichen an ihre Freundin 121
9) Ein Brief Derſelben an Dieſelbe . . 123
10) Ein Brief des Vaters an ſeine Kinder . 135
11) Ein Brief des Großvaters an ſeine Enkelin 141
12) Ein Brief des Bruders an ſeine Schweſter 144
13) Brief des Vaters an ſeine Kinder . . 146
14) Ein Brief des Großvaters an ſeinen Enkel 150
15) Aus einem Briefe der Hausfrau an ihren Vater 153
16) Brief der Hausfrau an ihre Freundin . 161
17) Brief des Vaters an ſeine Kinder . . 170
18) Brief der Hausfrau an ihren Vater . 181
19) Brief der Nämlichen an ihre Freundin . 185

Erzählungen von Reiſen.

Der Schreiber der nachſtehenden Erzählungen iſt von ſeiner früheſten Kindheit an ſehr reiſeluſtig geweſen. Er iſt an einem Orte geboren, der auf einem hohen Berge liegt; gen Süden und Oſt und Weſten erhebt ſich, zum Theil in einem Abſtand von mehreren Tagereiſen, das erzreiche Urgebirge hoch über den Horizont; nach Norden hin blickt das Auge in eine Ebene groß und fern, deren äußerſte gegen drei Tagereiſen weit abgelegene Höhen des Porphyrgebirges mit dem blauen Himmelsrand zuſammenfließen. Da mag denn wohl der beſtändige Hinausblick in dieſe weit abgelegenen Berge und Ebenen ſchon von dem Garten und ſelbſt von den Fenſtern des väterlichen Hauſes aus in einer ſo neugierigen Kinderſeele das Verlangen aufgeweckt haben: zu ſehen und zu wiſſen, was auf, was hinter dieſen blauen Bergen ſey.

Es war aber von früheſter Kindheit an in meiner unruhigen Seele noch ein anderer Zug nach der Ferne, ein Zug von ſolcher

Art, wie der geweſen, der die Mutter aller Mutter zum Genuß des verbotenen Apfels verführte. Gott hatte mich auch in geiſtiger Art laſſen auf einem Berge geboren werden, deſſen Ausſicht groß und unermeßbar, und deſſen Luft lieblich iſt und lebensſtärkend. Meine Großeltern und meine Eltern waren Menſchen, welche Gott in Chriſto von ganzem Herzen liebten und in ſeinen Geboten wandelten untadelich; meines Vaters Haus war ein Haus, da, ſo lange die Alten lebten, die lauten oder die im Herzen verborgenen Lobgeſänge und Gebete nie verſtummten weder bei Tag noch bei Nacht. Ich aber, o du mein Gott weißt es, war dem Alter nach und auch an Geſinnung der Letzte in dieſem Hauſe. Ich gedachte anders, als meine frommen Eltern von ihrem, ihnen noch im Alter geborenen, jungſten Sohne es wünſchten und von Gott erflehten. Ich gedachte von dem Augenblick an, wo ich von meinem Denken weiß, an alles andere lieber und öfter als an dich und deine Gebote. Und wenn du mich hätteſt laſſen in dem Paradies geboren werden, wo mit den Eltern meines Geſchlechtes nichts als Gutes war und immer nur Gutes, ich hätte von da hinausverlangt über die blauen Berge, um zu wiſſen nicht blos was gut, ſondern noch vielmehr das, was böſe ſey. Mein Gott, was bin ich, oder was habe ich dir zuvorgethan, daß du mir nachgiengeſt, gnädig und barmherzig in meine Abwege und Irren. Ich habe mich frühe aufgemacht in ein Land der Zweifel, das die Sprache des Spottes redet, welches ſagt, es ſey kein Gott, und welches zu ſeiner Rechten wie zu ſeiner Linken nur den Tod ſiehet. Du aber haſt mich auch auf dem Wege meiner Verirrungen an den Seilen deiner Liebe geleitet; ich hatte dich verlaſſen, du aber haſt mich nicht verlaſſen und als ich hinausgekommen war in die Fremde, die am weiteſten abgelegen iſt von dem Vaterhauſe, da wachte die Mitgabe auf, die du mir von meinem erſten Lebensalter an ins Herz gelegt haſt: die Stimme eines Sehnens, welches ſagte: ich will wieder umkehren zu meinem Vater!

So bin ich denn ein Reiſender, welcher viele vergebliche Wege und zuletzt einen Weg gemacht hat, der, wenn Gott Beſtändigkeit giebt und Treue, ein guter Weg iſt; denn er führt zur Ruhe. Ich kann hier, und wenn ich auch, wie es in einem alten Liede heißt, tauſend Zungen hätte und einen tauſendfachen Mund, nicht Alles erzählen, was ich auf meinen Pilgerreiſen erfahren habe, denn Gottes Erbarmen iſt ja unendlich und unausſprechlich. Darum will ich beiſpielweiſe nur ſolche Erfahrungen erwähnen, die ich auf wirklichen, leiblichen Reiſen gemacht habe: Erfahrungen von der Güte und Erbarmung meines Gottes, und zwiſchen den eigenen auch andre, fremde Reiſegeſchichten erzählen, welche eben ſo wie die eigenen Erfahrungen bezeugen: daß wir einen Herrn haben, der überall uns nachgehet und begegnet auf unſern Wegen, weil er ein mitleidiger Herr iſt, der des Verirrten ſich annimmt und erbarmet.

Die erſte Erzählung.

Die erſte Reiſe, deren ich mich, ſoviel ich weiß, erinnern kann, war wohl die kleinſte, die ich gemacht habe, für mein Leben aber nicht die unbedeutendſte. Ich machte ſie, etwa in meinem vierten Jahre, auf den Armen meines Vaters. Denn ich war eben erſt von einer Kinderkrankheit geneſen, und zum Gehen wie zum Stehen noch ſehr ſchwach.

Es war Frühling; die Bäume blüheten, aus dem Gebüſch ertönte der Geſang der Vögel. Mein Vater ſtellte ſich mit mir unter einen blühenden Kirſchbaum. Die Worte, die er zu mir ſagte, weiß ich nicht mehr, dem Eindruck nach, den ſie bei mir hinterlaſſen haben, mögen ſie aber etwa folgende geweſen ſeyn:

„Siehe, mein Kind, da die weißen Blumen am Baume. Aus den weißen Blumen werden nun bald recht ſchöne rothe ſüße Kirſchen; die wird mein Kind eſſen und die werden ihm ſehr wohl ſchmecken. Jetzt aber ſitzen in den weißen Blüthen da die kleinen braunen Vögelein, die Bienen,*) und eſſen ſich ſatt an dem ſüßen Honig, der in den Blüthen drinnen iſt. Die armen Bienen waren recht hungrig, denn ſie hatten gar keinen Honig mehr in ihrem Hauſe; nun haben ſie Honig genug in allen Blüthen. Da du krank wurdeſt, da lag hier überall im Garten ein kalter Schnee. Nun iſt alles grün, und ſieh nur da im Gärtlein deiner Schweſter die ſchönen Blumen! Wer mag wohl die Blumen gemacht haben? Ich habe ſie nicht gemacht und die Mama auch nicht. Da oben am ſchönen blauen Himmel ſingt ein Vögelein, eine Lerche. Sieh nur, wie ſchön blau der Himmel iſt. Das Vögelein ſingt: Der liebe Gott hat das Alles gemacht, die Blumen auf dem Felde und die Bienen und uns Menſchen und die Lerche auch. Er hat alles gemacht.

---

*) Mein ſeliger Vater war ein großer Freund und zärtlicher Pfleger der Bienen, von denen er viele Stöcke beſaß.

Du biſt ein armes Kind und warſt recht krank. Sieh, du kannſt nicht im Garten herumlaufen, denn du ſagſt, es thun dir die Beine weh. Dein Vater trägt dich auf ſeinen Armen, denn dein Vater hat dich lieb. Aber deinen Vater und die Mama und die Schweſtern und dich, uns alle trägt der liebe Gott auf ſeinen Armen. Deinen Vater ſiehſt du und die Mama auch, aber den lieben Gott nicht. Er iſt aber immer bei uns und hört zu, was wir miteinander reden und ſieht zu, was mein Kind thut und was ich thue. Einmal aber iſt Gott von recht vielen Menſchen geſehen worden. Da iſt er [in ſeinem Sohne] geboren worden als ein kleines Kind; da ſchlief er mit ſeiner Mutter in einem finſtern Stalle, drauſſen aber vor dem Stalle war ein helles Licht und da ſangen die Engelein ein Lied auf das kleine Jeſuskind: „Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen,“ und die Hirten, die bei den Schäflein auf dem Felde wachten, hörten zu, was die Engelein ſangen. Dann hat der liebe Herr Jeſus, der doch Gott ſelber war, der alle Menſchen und Blumen und Thiere gemacht hat, als ein kleiner Knabe, gar nicht größer als du biſt, mit andern Kindern geſpielt. Seinen Eltern war er recht gehorſam, der liebe Herr Jeſus, er that ihnen alles zu Liebe. Er war auch den ganzen Tag hindurch immer recht fleißig und geſchäftig. Und weißt du auch, was der liebe Herr Jeſus den ganzen Tag that? — Wenn er ſo ſeinen Eltern half an ihrer Arbeit, da betete er immer zu ſeinem eigentlichen Vater, zu Gott im Himmel: ach, bleibe du bei mir, mein Vater, und laße mich immer recht feſt in und an dir bleiben. Ja ich will bei dir bleiben, mein Gott, und will in Allem dir folgen, will deinen Willen thun. Und da der liebe Herr Jeſus größer geworden war, da that er den ganzen Tag nichts als ſuchen. Und was meinſt du wohl, was er geſucht hat? — Er hat nach uns armen Menſchen geſucht; auch nach dir und mir, obgleich wir beide damals noch nicht auf der Welt waren. Denn ſieh, die Menſchen alle, die doch der liebe Gott geſchaffen und ernährt hatte, und denen er ſo viel tauſend Gutes gethan hatte, waren von ihm fortgelaufen; ſie hatten in ihrem Herzen geſagt: Lieber Gott, wir mögen nicht mehr bei dir bleiben, wir wollen nicht mehr thun, was du geſagt haſt, ſondern blos thun, was uns gefällt, wir wollen gar nicht mehr auf deine Gebote merken. Weißt du noch, auf dem Bilde, das dir die Mama ſo oft erzählt hat, da ſagt die Schlange zur

Eva: ſie ſoll nur von dem Apfel eſſen, obgleich es ihr der liebe Gott verboten hatte. Gott hatte geſagt: du ſollſt nicht vom Apfel eſſen, die Schlange ſagte: iß du nur von dem Apfel, — und die Eva that nicht, was Gott geſagt hatte, ſondern was die Schlange wollte, und ihr Mann machte es auch ſo. Sieh, war das nicht recht bös von der Eva und dem Adam? Darum mußten ſie auch hinaus aus dem ſchönen Paradieſe; denn ſolche Menſchen, die der böſen Schlange mehr folgen als dem lieben Gott, die können nicht in ſeinem Paradieſesgarten bei ihm bleiben. Da nun die Menſchen aus dem Garten Eden hinaus waren, da blieben ſie nicht in der Nähe ſtehen und baten den lieben Gott: Ach laß uns wieder hinein, wir wollen niemals wieder thun, was uns die Schlange ſagt; ſondern ſie lieſen immer weiter vom lieben Gott hinweg, dahin, wohin die böſe Schlange ſie führte; ſie thaten faſt immer nur, was die Schlange wollte, nicht was der liebe Gott wollte. Dieſer hatte geſagt: du ſollſt deinen Bruder recht lieb haben; die Schlange aber ſagte zu Kain: ſchlage deinen Bruder todt, — und Kain that dieß. Da nun die Menſchen immer weiter vom lieben Gott hinweglieſen und zuletzt zur Schlange geſagt hatten: du ſollſt unſer Gott ſeyn, wir wollen dich anbeten, — da waren ſie in ein rechtes Elend gerathen. Denn die böſe Schlange konnte den Menſchen nichts Gutes geben; ſie kann keinen Paradieſesgarten machen, ſondern ſie iſt ſehr giftig und jeder, der ſie anrührt, der muß ſterben. Da hatte denn der liebe Gott ſeine Menſchen verloren, die er doch ſo lieb hatte, denn die waren weit weg von ihm, waren bei der Schlange und mußten ſterben.

Darum kam der liebe Herr Jeſus vom Himmel herunter, damit er uns verlorene Menſchen wieder ſuchen möchte. Er that zuletzt gar nichts andres mehr als immer nur ſuchen nach den armen von Gott weggelaufenen Menſchen. Aber wo fand er denn die armen verlorenen Menſchen? Er fand ſie bei der giftigen Schlange, der mußte er ſie abgewinnen und aus dem Rachen reißen. Er wußte wohl, wenn er das thäte, da müßte er ſterben, er ſagte aber: ich will lieber ſterben, wenn ich nur die armen Menſchen aus dem Rachen der Schlange erlöſen und zu dir, Gott, mein Vater, in den Himmel bringen kann. Darum, als unſer Herr Jeſus für die Menſchen, für uns alle, auch für dich und mich ſtarb, da war er geduldig wie ein Lamm. Weißt du, ſie nagelten ihn ans Kreuz, ſie ſtachen ihm eine Dornenkrone in ſein Haupt, ſie ſtießen ihn mit einem ſcharfen Spieß in ſein Herz. Da floß das Blut an dem Geſicht und an den Händen und Füßen des lieben Herrn Jeſus herunter. Er aber nahm die armen verlorenen Menſchen in ſeine blutenden Hände und trug ſie zu ſeinem Vater und ſagte: nimm du ſie nun wieder zu dir, mein lieber Vater, und ſey ihnen gnädig. Siehe, das Blut, das hier an ihnen iſt, das iſt mein Blut, das habe ich für ſie vergoſſen; ſiehe ſie um meinetwillen gnädig an, denn ich habe dieſe armen Menſchen bis an den Tod geliebt und ſie dir wieder gebracht. So kommt denn der liebe Herr Jeſus noch heutzutage mit ſeinen blutenden Füßen zu uns Menſchen gegangen und trägt uns mit ſeinen blutenden Händen zu Gott ſeinem Vater. Und Gott nimmt uns dann an und hat uns lieb und lehrt uns thun nach ſeinem Wohlgefallen, und wenn wir ſo thun und ihm folgen, da kommen wir, wenn wir einmal geſtorben ſind, zu ihm in den Himmel und bleiben dann beſtändig bei unſerm Herrn Jeſus. —

Siehe, mein liebes Kind, du biſt jetzt noch ſo ſchwach auf deinen Füßen; du wirſt aber bald wieder geſund und ſtark werden, dann wirſt du wieder allein gehen und viel im Garten herumlaufen können. Wenn du aber ſo gehſt und läufſt, da bitte den lieben Gott: O lieber Gott, lehre mich laufen den Weg deiner Gebote; lehre mich doch immer thun nach deinem heiligen Wohlgefallen, damit ich bei dir bleibe hier auf Erden und einmal ewig zu dir komme in deinen Himmel!

Zweite Erzählung.

Die Mutter, welche unſern armen Reiſenden gebahr, war ein Bild der Liebe, der Demuth und der ſtillen Gottergebenheit, wie kaum eine andere Frau, welche der Reiſende auf allen ſeinen Pilgerfahrten geſehen hat. Das war eine Liebe, welche wenig Worte machte, ſondern immer nur in ihrem Herzen ſprach: Herr Jeſu! ich deine arme Magd will ganz dein ſeyn; hier bin ich, leite du mich nach deinem Wohlgefallen. Dieſer ſtillen Seele ſchien alles das, was dem Zorn, dem Haß, ja nur dem heftigen Unwillen gleichet, gänzlich fremd, ja unmöglich zu ſeyn und der Schreiber dieſer Reiſen hat nie ein hartes Wort über ihre Lippen gehen hören; wenn der Vater, in deſſen Natur eine ſtarke Anlage zu heftigen Aufwallungen lag, je zuweilen aus menſchlicher Schwäche auch ein heftiges Wort gegen ſie ſprach, da ſchwieg ſie wie ein Lamm und that ihren Mund nicht auf; mit den Dienſtboten und Arbeitern zankte ſie nie, ſondern verwies ihnen das, was Unrecht war, mit ſanftem Ernſt; ſie urtheilte nie hart über einen abweſenden Menſchen und mochte dieß Urtheilen auch an andern nicht leiden. Und dennoch hat wohl ſelten eine Frau in ihrer ganzen Umgebung ſo viel willige Unterwürfigkeit und Gehorſam, ſo viel Ehrfurcht und Liebe gefunden, als dieſe. Viele rohe Dienſtboten wurden in ihrem Haushalt gar bald ſanft und gut und von dem Geiſt der Gottesfurcht, des Fleißes und der Ordnung ergriffen, der von der Frau des Hauſes ausgieng. Unſer lieber Herr hat unter ſeinen Menſchen zuweilen Gefäße bereitet, durch welche er nur wohlthun und ſegnen, gar nicht ſtrafen will; ein ſolches Gefäß der Liebe und des Segens war dieſe Mutter. Sie vermochte ſelbſt uns Kinder nicht auf die gewöhnliche Art zu ſtrafen; ſondern dieſes Strafamt übte der Vater ſtark und kräftig; die Mutter aber ward durch unſere Unarten nur betrübt und in ſich gekehrt, und wenn wir Kinder dieſes bemerkten, that es uns weher als des Vaters Zucht und Strafe, denn wir hatten dieſe Mutter gar lieb.

Zuweilen aber, als die Kinder größer und den gewöhnlichen Strafen entwachſen waren, ſprach bei ihren Fehltritten die Mutter ein Wort von ſo nachdrücklicher, tief eindringender Art, daß der Eindruck davon noch jetzt feſt ſtehet, wo dieſe alten Kinder ſchon mit grauen Haaren einhergehen; oder aber ſie ſah uns mit einem Blick an, in welchem eine Kraft lag, die uns wie ein treuer Wächter nachgieng auf allen unſern Wegen und wie mit einem ſtarken Arm zurückhielt vom Böſen.

Der Schreiber dieſer Erzählungen weiß ſich noch jetzt eines ſolchen Blickes zu erinnern, der ihn tiefer beſchämt hat und in dieſem Augenblick noch tiefer und inniger beſchämt, als Alles, was ihn jemals vor dem Angeſicht der Menſchen beſchämt und gedemüthigt hat. Und was war es denn, was dieſen Augen eine ſolche Kraft gab? — Das was, ohne es vielleicht ſelber zu wiſſen, Andere ſo beſchämte, war der Geiſt der Reinheit und Lauterkeit, welche Gott in einem ſeltnen Maaße dieſer Seele gegeben hatte, die aus den Augen ſprach; und jene andere Kraft, welche wie der Arm eines Wächters die Kinder erfaßte und auf ihren Wegen begleitete, das war die Kraft des inbrünſtigen Gebetes und der ernſtlichen Fürbitte bei Gott für dieſe Kinder.

So wenig geſprochen und ſo viel gethan haben wohl wenige Frauen, als die Mutter unſers Reiſenden. In ihren jüngern Jahren, als der Vater ein ſehr dürftiges Einkommen und dabei ein ſaures Amt (als Diaconus und Schullehrer) hatte, erwarb die Mutter öfters mit der Arbeit der künſtlichen Nadel bei nächtlicher Lampe, wenn die ſechs Kinder und auch der ermüdete Vater ſchon längſt ſchliefen, das, was dieſe Sieben am Tage erquicken und bekleiden ſollte. Ihre eigene, liebſte Erquickung bei der Arbeit waren die Loblieder, die ſie ihrem Herrn mit ſanfter Stimme ſang, und dieſe Loblieder waren auch, beſonders in den Morgen- und Abendſtunden, faſt ihre einzige Unterhaltung wenn ſie mit ihren, frühe zum Fleiß gewöhnten Töchtern beim Arbeitstiſche ſaß. Wenn dann ein ſolches Lied geendigt war, da ſchwieg ſie meiſt gern und lang, denn ihr Herz und ihre Gedanken waren und blieben am liebſten bei dem, der ihr ihres Lebens Troſt und Luſt und ihr Theil war. Darum lag ein ſolcher Segen auf alle dem, was dieſe fleißigen Hände thaten, denn es geſchahe Alles im Gebet und Glauben; Gottes und der Menſchen Wohlgefallen weilte gern an dem Anblick des Friedens, der Ordnung und muſterhaften Reinlichkeit, welche allenthalben in dem Hauſe wohnten.

In ihrer frühern Armuth, ſo wie in dem nachmaligen, mäßigen Wohlſtand war ſie eine Mutter der Armen und Verlaßnen; weder Armuth noch Reichthum konnten ſie hindern, wohlthätig zu ſeyn gegen Jedermann. Als ſie in ihren letzten Lebensjahren Wittwe geworden, da blieb ſie faſt ohne Aufhören im Gebet.*) Sie ſtarb an einer Krankheit der Bruſthöhle (an einer Art Bruſtwaſſerſucht), welche öfters mit großen Beängſtigungen und Bangigkeiten verbunden iſt; dieſe Seele ſchien aber nicht fühlen zu können, was Angſt und Bangigkeit ſey, ſie blieb bis zu ihrem letzten Augenblick heitern und fröhlichen Angeſichts; ihre letzten Worte waren Worte der zärtlichen Liebe gegen Gott und gegen die Ihrigen. Bei ihrem Tode, ſo wie bei ihrem Leben bezeugten Alle, die ſie gekannt hatten (und bezeugen dieß noch jetzt), dieſe Frau habe keinen Feind auf der Welt gehabt, denn ſie habe nie gekonnt, jemand wehe thun oder jemand beleidigen.

---

*) Nächſt der heiligen Schrift und dem Singen ihrer Lieblingslieder beſchäftigte ſie ſich zuletzt vorzüglich mit dem Leſen des Thomas von Kempis.

Mein Leſer, ich habe dir dieſes Alles nach beſtem Wiſſen in treuer Wahrheit vor dem Angeſicht Gottes erzählt, der mich und dich ſiehet und hört. Könnteſt du Andere nach dieſer Magdalena Sophia S. fragen, ſie würden dir es ſagen, daß ich nichts übertrieben habe. Was hatte aber nun dieſer armen Adamstochter, welche dem Fleiſche nach vor Gottes Augen eben ſo wenig rein und untadelich war, als ich und du, dieſen, in unſern Tagen ſo ſeltenen Johannes=Sinn der Liebe, der Demuth, der Lauterkeit in ſolchem Maaße gegeben und erhalten? So viel ich verſtehe, war es die Treue, welche dieß that und das beſtändige Bleiben vor dem Angeſicht des Herrn. Denn ſo weit dieß in Menſchenkräften ſteht und von Menſchen geſagt werden kann, war dieſe Seele auch im Geringſten wie im Größeſten treu, und der Name, welchen niemand weiß, als der ihn empfangt, wird bei ihr heißen: „Treu.“ Sie hatte im Hauſe der frommen Eltern und nachmals im ganzen Leben ihren Taufbund treu bewahrt und ihres Gelübdes, das ſie dem

Herrn gebracht, als ſie zum Erſtenmale ſeinem Altar genahet, nie vergeſſen; ſie war ihr Lebelang ein ſolches unſchuldig liebendes Kind geblieben, wie auch wir es werden müßen, wenn wir eingehen wollen in's Reich Gottes. Sie war nicht ſo reiſeluſtig, wie ihr reiſeluſtiger Herr Sohn, welcher durchaus wiſſen wollte, was hinter den blauen Bergen ſey, und von Jugend an neugieriger war nach dem Böſen als begierig nach dem Guten; ſondern ſie blieb im beſtändigen Gebet im Hauſe ihres Gottes und Vaters, und hielt feſt, was ſie hatte, und wenn ihr die Schlange etwas Neues und glänzend Andres anbot, da ſagte ſie: ich will es nicht.

Mein lieber Leſer! du wirſt mich fragen: was ſoll aber dieß alles in einer Reiſegeſchichte? Reiſen möchte ich und du ſtellſt mich da in ein Pfarrhaus und unterhältſt mich von einer Pfarrersfrau. Mein Leſer! habe nur Geduld. Ich will dich in den ſpätern Erzählungen noch ſo weit herumführen, auf Berge und Inſeln, an's Weltmeer und in weit abgelegene Wirthshäuſer, daß du ſagen ſollſt: das hätte ich nicht gedacht, daß ich noch ſo weit käme. Heute aber wirſt du nicht weit kommen.

Die zweite Reiſe, welche ich mich erinnern kann gemacht zu haben, die habe ich in einem Korbe gemacht, den eine Taglöhnersfrau auf ihrem Rücken trug. Denn der Weg war über zwei Stunden weit, und den kann ein Kind von vier Jahren noch nicht zu Fuß machen. Die Reiſe gieng zu einer gar lieben ältern Schweſter, welche ſich vor kurzem [noch gar jung] verheirathet hatte und welche nun die Mutter zum erſtenmal beſuchte und dabei den jüngſt- und ſpätnachgebornen Sohn, ohne den ſie nicht gern ſeyn mochte, mit ſich nahm.

Da im Hauſe, das die Schweſter Chriſtel bewohnte, gieng es gar reich und anſehnlich her. Das gefiel dem Söhnlein meiner Mutter wohl; es begehrte vielerlei und empfieng alles, was es begehrte, und da es nun alles empfangen, wurde es zum Dank dafür übellaunig, ſtörriſch und ungehorſam, und ſchlief zuletzt in übler Laune ein. Als ich aber wieder erwachte, ſiehe da war nicht mehr die Apotheke meines reichen Schwagers um mich mit all' ihren überzuckerten Mandeln und Chokolade-Plätzchen und andern ſeltſamen Süßigkeiten, ſondern die gewöhnliche Schlafkammer der armen Subſtitutenwohnung meines Vaters. Denn man hatte mich ſchlafend in den Tragkorb gelegt und ſchlafend in's Bette gebracht. In dieſer Subſtitutenwohnung, ſo däuchte mich vielleicht ſchon damals, hatte ich mich nun hinlänglich ſatt geſehen; ich wollte nicht mehr da ſeyn, ſondern weit, weit von hier, in dem ſchönen reichen Apothekerhaus meines Schwagers. Ich fieng an zu weinen, und als mir dieß nicht genug ſchien, auch zu ſchreien: „ich wollte zu meiner Chriſtel!“ Da trat meine ſanfte Mutter an mein Bette, nahm mich heraus auf ihre Arme und ſagte, dem zurückgebliebenen Eindrucke nach, etwa ſo zu mir: „Deine Chriſtel, mein Heinrich, die wird jetzt mit ihrem Mann am Tiſche ſitzen und viel zum lieben Gott beten und ein ſchönes Lied ſingen, denn deine Chriſtel iſt fromm und kommt gewiß einmal zum lieben Gott. Mein Heinrich war aber geſtern in Waldenburg in der Apotheke nicht fromm. In dem

Hauſe und in dem Garten deiner Chriſtel da iſt es wohl recht ſchön, aber in dem Himmel beim lieben Gott, da iſt es noch viel tauſendmal ſchöner. Deine Chriſtel will auch nicht immer in der Apotheke bleiben, ſondern ſie will lieber einmal zum lieben Gott in den Himmel, wo es viel ſchöner iſt. Sieh nur, wie die Sonne auf das Kirchendach ſcheint und auf den Thurm. Und die Leute ſingen und beten in der Kirche, denn dein Papa hält eben Betſtunde. Sie wollen alle gern in den Himmel kommen zum lieben Gott. Ich und mein Heinrich wollen aber auch in den Himmel kommen. Darum wollen wir fromm ſeyn und beten, und dann trinkſt du deine Milch und dann geht das Kind zu der großen Blume in den Garten.“ — Verzeih, mein Leſer! daß ich dir da das Geſpräch einer Mutter mit einem kleinen Kind erzähle. Ich habe einmal gehört: ſogar die Engel ſähen und hörten dem gerne zu, was fromme Mütter mit ihren Kindern thun und zu ihnen ſagen. Und bei allem, was die rechte Liebe thut und ſagt, kann man etwas lernen; denn es iſt nur die Liebe, welche den Menſchen gelehrt macht zum Reiche Gottes.

Dritte Erzählung.

Die dritte Reiſe, welche ich machte, ſollte gar weit gehen und lang dauern, aber ſie war nahe und bald vorbei. Denn ich habe von Kindheit an gern weit und hoch fliegen mögen und hatte doch keine rechte Flügel dazu.

Als ich etwa fünf Jahre alt war, da ſahe ich mehrmalen von dem Berge, auf welchem unſere Kirche ſteht, und von meines Vaters Garten der Abendröthe zu, wie ſie, gleich einem Himmelsgarten voller Roſen, hinter den Tannenwäldern der weſtlichen Gebirge ſtund. Mir war es, als müßten dort die Engel ſeyn, welche ſingen: „Ehre ſey Gott in der Höhe,“ und wenn man bis an den Tannenwald und in die Abendröthe hineingienge, da müßte man die Engel ſingen hören. Darum beſchloß ich eines Abends, ich wollte in die Abendröthe und in die untergehende Sonne hineingehen. Ich mochte aber die Reiſe nicht allein machen, ſondern ich bewog das Söhnlein unſers Hausnachbars, eines armen Perüquenmachers, daß es mit mir gieng, indem ich ihm mein ganzes Abendbrod zum Lohne gab. So lang der Kleine an dem Butterbrod zu eſſen hatte, gieng er willig hinter mir drein; als aber das Brod verzehrt war, und je weiter wir auf dem Weg zwiſchen den Gärten am Berg hinabkamen, deſto höher und weiter die Abendröthe von uns weg ſchien, da fieng mein Reiſegefährte an zu zagen und wollte durchaus nicht weiter, ſondern nach Hauſe zu ſeiner Mutter. Ich aber warf noch einen ſehnſuchtsvollen Blick in die Abendröthe hinein, die mir noch immer ſo nahe und leicht erreichbar ſchien, „wenn nur der kleine Karl hätte weiter mitgemocht,“ und kehrte dann mit ihm um. Eben läutete die Abendglocke, als ich zum Hauſe meiner Eltern kam, die Abendglocke, die uns Kindern immer ein Zeichen war, daß wir uns zum gemeinſamen Gebet mit den Eltern und andern Hausgenoſſen verſammeln ſollten. Da betete ich, bei den Knieen meines Vaters ſtehend, auſſer andern Gebeten jene Gebetlein, die ich jetzt noch gerne beim Laut der Abendglocke bete:

So oft ich hör' den Glockenſchlag,
Hilf, Gott, daß ich bedenken mag,
Daß wieder meines Lebens Friſt
Ein Stündlein kürzer worden iſt.

Dann weiter:

Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden. — Schaff in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewiſſen Geiſt; verwirf mich nicht von deinem Angeſicht und nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir.

Und zuletzt das Vater Unſer. Mir war wieder ſtill und ruhig zu Muthe; nur der Mutter erzählte ich, daß ich ſo gern in die Abendröthe gegangen wäre. Die Mutter lächelte und ſagte: Ich und mein Heinrich wollen nicht in die Abendröthe gehen, wohin gar kein Weg geht, ſondern in das ſchöne Morgenroth; in das Morgenroth der Ewigkeit. Dahin tragen uns einmal die Engel, wenn wir fromm ſind.

Die vierte Erzählung.

Meine vierte Reiſe gieng freilich nicht weit; ſie gieng nur aus dem kleinen, engen Subſtituten-Zimmer in das große Zimmer der Pfarrwohnung, deſſen lieber frommer Bewohner, mein Großvater mütterlicher Seite, ſelig und ſanft in ſeinem Herrn entſchlafen war; aber dieſe Reiſe iſt mir dennoch unvergeßlich in der Erinnerung geblieben. Die Morgenſonne ſchien ſo hell in das große Zimmer herein, das Schränklein meiner Schweſter, ſo wie mein kleiner Tiſch waren herübergeſetzt aus dem kleinen Subſtituten-Zimmer, ich ſaß auf dem Fußtritt des großen Familientiſches, wo, wie man mir erzählt hatte, mein ſeliges jüngſtes Schweſterlein, das etliche Jahre vorher, ehe ich geboren wurde geſtorben war, zu den Füßen des ſeligen Großvaters das Lied geſungen hatte: „Herr Jeſu, Gnadenſonne ꝛc.“ — Die Mutter war in Trauerkleidern und die Thränen ſtunden ihr in den Augen. Sie ſagte: „Seht, ihr Kinder, hier hat euer ſeliger frommer Großvater geſeſſen. Hier hat er oft zum lieben Gott gebetet für uns und euch und uns geſegnet. Nun hat ihm der liebe Gott hinübergeholfen in ſeinen Himmel. Wir wollen hier in dieſem Zimmer und überall, wo wir ſind, auch recht oft zum lieben Gott beten, damit er uns auch einmal bei ſich ewig ſelig macht.“ — Drauf ſang ſie mit ihrer ſanften Stimme: „Herzlich lieb' hab' ich dich, o Herr ꝛc.“ — Ja es tönt noch vom Munde der frommen lieben Mutter in dem nun alten Herzen des Sohnes nach: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr!“

Fünfte Erzählung.

Der Erzähler dieſer kleinen Reiſen hat auch einmal in ſeiner frühen Kindheit eine Reiſe gemacht, die ihm im Anfang ſehr leicht und luſtig vorkam, nachher aber ſehr ſchwer und ſauer wurde. Eines Sonntags Nachmittags ſtand er, etwa gegen das Ende ſeines ſechſten Jahres, auf dem kleinen Berge vor der Kirche; da zog ein Schwarm fröhlich ſchwatzender Buben an ihm vorüber, welche ſagten: „Komm, Pfarr-Heinrich, geh mit uns, wir holen uns Narziſſen.“ Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen, ich lief, von einem der größern an der Hand geführt, mit den Buben fort. Wir zogen von einem Garten in den andern; endlich, durch eine Oeffnung im Zaune kriechend, gelangte der ſchreiende Zug in den Garten des Seilers, worinnen hie und da unter den Aepfelbäumen die ſchöne gelbe Narziſſe in Menge wuchs. Wir pflückten uns ab nach Herzensluſt, und da einige der Buben mit für mich abpflückten, andere mir von ihrem Strauße ſchenkten, kam ich, fröhlich wie ein Sieger über Zehntauſend, gegen Abend mit einem Büſchel Blumen, den ich kaum tragen konnte, wieder im Pfarrhauſe an.

Die Mutter ſahe mich ernſt an: „Wo haſt du die Blumen her, Heinrich!“ — „Wir haben ſie uns in Seilers Garten geholt.“ Sie ſchwieg und ſchien ſich gar nicht über die Blumen zu freuen.

Etwas betroffen gieng ich in's Zimmer; da ſaß der Vater und las. Er ſahe vom Buch hinweg, mich und meine Narziſſen ernſthaft an. Mir war auf einmal mein ganzer Strauß verleidet; er roch mich an wie Sünde, gern hätte ich ihn weggeworfen, ich wagte das aber nicht vor ſolchen Blicken des Vaters. Ich legte die Blumen auf meinen kleinen Tiſch, ganz in die Ecke hinein. Der Vater ſah' mir zu. — „Komm zu mir her, Heinrich!" — Ich kam. „Wo haſt du die Narziſſen her!" — Ich ſchwieg, hocherröthend. Endlich ſtotterte ich die Antwort her: „Aus unſerm Garten." — „In unſerm Garten wachſen keine Narziſſen," ſagte der Vater ſehr ernſt, „wo haſt du ſie her?" — „Der Herr Nachbar Bahrd hat ſie mir gegeben." — Der Vater erfaßte mich bei der Hand, womit ich verlegen mit einem Meſſer oder Löffel ſpielte, die auf dem Tiſche lagen, zog mich näher an ſich hin, ſahe mir ſehr ernſt ins Geſicht und ſagte: „Nachbar Bahrd hat keine Norziſſen; ſage die Wahrheit Heinrich, wo haſt du die Blumen her!" — Ich geſtand nun ein, mit verhaltenen Thränen. — „Als dir neulich der Nachbars Karl deinen Ball weggetragen hatte, war dir das recht?" — „Nein." — „Als er, da du ihn darum fragteſt, es läugnete, daß er ihn habe, und dir einreden wollte, du habeſt ihn in den Teich fallen laſſen, und du dann doch am andern Tage den Ball bei ihm ſaheſt, gefiel dir das!" — „Nein." — „Nein, (ſagte der Vater weiter) es gefiel dir ſo übel, daß du ganz roth im Geſichte zu mir kamſt und mir ſagteſt, ich ſolle den Nachbars Karl mit dem Stocke ſchlagen, denn er ſey ein ſehr gottloſer Junge und habe gelogen. Ich aber ſagte zu dir: Heinrich! nimm dich in Acht und bitte Gott, daß du nicht ſelber in eine ſolche Sünde fällſt. — Du haſt mir ja erſt vorgeſtern erzählt, der Herr Kantor habe geſagt, du hätteſt die zehn Gebote recht ſchön gelernt, bete mir doch einmal das ſiebente.“ — Ich betete mein: „Du ſollſt nicht ſtehlen“ ſammt der lutheriſchen Auslegung ohne Anſtoß her. Der Vater wiederholte mir noch einmal das Gebot ſammt der Auslegung, welche er mir mit andern für dieſen Augenblick noch leichter anzueignenden Worten umſchrieb; dann ſprach er weiter: „Der Ball, den dir des Nachbars Karl nahm, der gehörte dein und nicht dem Karl; als er dir ihn heimlich nahm, ſag', was hat er da gethan? — „Ich antwortete ziemlich kleinlaut: „Er hat geſtohlen.“ — „Die Narziſſen in des Seilers Garten gehörten dem Seiler und nicht dein, als du ſie heimlich, ohne des Seilers Wiſſen und Willen nahmſt, was haſt du da gethan?“ — Ich erſchrack über des Vaters Art, vom Fernen aufs Nahe zu ſchließen, und mit Mühe ſtotterte ich die Antwort: „ich habe geſtohlen.“ — Als neulich des Nachbars Karl ſagte, er hätte deinen Ball nicht, du habeſt ihn in den Teich fallen laſſen, und er hatte ihn doch, da war das gelogen. Du warſt ſehr böſe darüber und du hatteſt recht, denn das Lügen iſt eine große Sünde und Schande. Unſer Herr Jeſus nennt auch den Teufel einen Vater der Lügen. Der kleine Karl hat gegen dich, ſeinen kleinen ungezogenen Kameraden eine Lüge geſagt, das war ſehr böſe; aber ich weiß nicht, ob er nicht, wenn ihn ſein Vater darum gefragt hätte, würde geſagt haben: ja, Vater, ich habe den Ball genommen. Als du vorhin, da ich dich wegen der Narziſſen fragte, zu mir ſagteſt: du hätteſt ſie aus unſerm Garten, dann: der Nachbar Wahrd habe ſie dir gegeben, was haſt du da geſagt?“ — Ich wollte nicht gerne mit dem rechten Worte heraus. Ich hätte ſo gerne in meinem kindiſchen Sinn ein wohllautenderes gefunden, aber der Vater drang und die Antwort mußte heraus: „Eine Lüge.“ — Der Vater ſprach weiter: „Du haſt vor mir, deinem Vater, der dich ſo lieb hat, gelogen, aber weißt du nicht, wo wir auch ſind und was wir auch thun, da iſt Gott um uns und ſiehet uns und die Augen ſeiner heiligen Engel ſind auf mich und dich gerichtet. Du haſt alſo nicht nur vor mir, deinem Vater, ſondern auch vor Gott und ſeinen heiligen Engeln geſtohlen und gelogen. Darum ehe du heute Abend dich zu Bette legſt und morgen früh, und gebe Gott noch manchen Tag, bete zum Herrn Jeſus: Ach lieber Herr Jeſus, ich habe ſehr an dir geſündigt. Ich habe geſtohlen und meinen Vater belogen. Vergieb du mir meine Sünde und ſchaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewiſſen Geiſt, damit ich nicht mehr ſolche Sünde thue.“ — Ich weinte nun ſehr. —

Der Vater ſagte: „Siehe du weinſt nun bitterlich. Du thuſt recht daran. Die Sünde iſt bitter; das zeigt uns Gott durch die Strafe, welche er auf die Sünde gelegt hat. Junge Kinder, wenn ſie geſündigt haben, ſtraft Gott durch den Arm ihrer Väter, damit ſie daran gedenken, wie bitter die Sünde ſey. Dort bei der Wanduhr ſteht mein Stock, geh und bring mir ihn.“ Ich brachte ihn und empfieng von der Hand meines Vaters die wohlverdiente Züchtigung. Ob dieſe ſonſt ſo ſchwere und ſtarke Hand mich wenig züchtigte oder viel, das weiß ich nicht mehr. Das weiß ich aber, daß mir die Strafe von des Vaters Hand nicht ſo wehe that, als das Gefühl, daß ich Gott und meinen Vater betrübt und belogen habe.

Dieſes Katechismus-Examen wirkte tief und lange in meiner jungen Seele nach. Das Lügen war mir ſchändlich erſchienen. Gott gab auf viele Jahre meinem jungen Herzen eine Aufrichtigkeit, welche oftmals, wenn ich gefehlt hatte, die liebe ſchwere Hand des züchtigenden Vaters entkräftete, ſo daß er den Stab „Wehe“ aus der Hand legte und zu mir ſagte: „Weil du ſo aufrichtig biſt und deinen Fehler treulich bekennſt und bereueſt, ſo will ich dir für dießmal noch die Strafe erlaſſen.“

Sechſte Erzählung.

Etwa gegen Ende meines ſiebenten Jahres wurde denn mein großes Verlangen, die Welt zu ſehen und große Reiſen zu machen, in etwas geſtillt: ich durfte zuerſt zu Fuße eine Reiſe mit der Botenfrau und dann ſogar eine in der Kutſche mit meinen lieben Eltern machen. Die Reiſe an der Seite der Botenfrau gieng zwei ganze Stunden weit, nach Waldenburg in die Apotheke, zu meiner Schweſter Chriſtel.

Es war gleich nach den Weihnachtsfeiertagen, als ich an einem ſchönen, hellen, ſehr mäßig kalten Wintertage mit der alten Botenfrau, der meine liebe Mama noch viel gute Lehren in Bezug auf mich und hinlängliche Lebensmittel für uns Beide mitgegeben hatte, aus dem Pfarrhaus hinaustrat ins Freie. Meine alte Reiſegefährtin, mit ihrem ſchweren Tragkorbe, gieng ziemlich langſam, ich hatte daher Zeit genug, an der Seite des Weges, wo der Schnee am tiefſten lag, mit meinen neuen Stiefeln, welche der Schuſter auf Zuwachs eingerichtet hatte, Fußtapfen in den Schnee zu machen und mich daran zu freuen, daß ich jetzt auf einmal viel größere Füße hätte als vor Weihnachten; auch hatte ich hinlänglich Gelegenheit, es zu probiren, ob nicht der friſch gefallene Schnee, wenn ich mich in ihm wälzte, eben ſo gut an meinem neuen Friesrock hängen bliebe, als an den ſo ſchön weiß überzognen Bäumen. Dazwiſchen aber ſang ich auch das ſchöne Weihnachtslied, das ich gelernt hatte: „Gelobet ſeyſt du Jeſus Chriſt" mit heller Stimme und ein und den andern, mir in der Erinnerung gebliebenen Vers aus dem Lied, das die liebe Mutter in der Weihnachtszeit, beſonders aber am heiligen Abend vor dem Beſcheeren ſo gerne ſang: „Ich ſteh' an deiner Krippe hier, o Jeſulein, mein Leben." Dann ſtreute ich den armen, hungrigen Goldammern am Wege Krümlein von meinem weißen Weihnachtsbrod hin und warf auch den Krähen, deren Geſchrei ich zur großen Beluſtigung der alten Botenfrau ſehr geſchickt dabei nachahmte, ein reichliches Stück zur Seite hin. —

„Mein Gott! wie iſt doch der Menſch ſo von ſeiner Kindheit an ein tönendes Inſtrument, das alle mögliche, einander auch noch ſo widerwärtige Stimmen und Laute nachhallen kann. Hätte es dir nicht gefallen, ſo frühe die Stimme deines eigenen Wortes durch die Hand meiner treuen Eltern mir in das Herz und in den Mund zu legen und nachmals durch deinen Geiſt lebendig zu machen, ich würde meinem natürlichen Hange nach ein hallend Erz geworden ſeyn, welches am liebſten und meiſten nur die widerwärtigen Töne in ſich aufgenommen und nachgemacht hätte.“ —

So kam ich denn unter Geſang und dem je zuweilen untermiſchten Krähengeſchrei erſt in den dichten, ſchönen Tannenwald, über deſſen dunkles Grün der weiße Schnee ſeine mannigfach geformten Teppiche hinüber gebreitet hatte, dann in die Ebene bei dem Dörflein Langenberg und Kahlenberg. Als ich aber vom Altſtädter Berg herab das ſchöne Waldenburg mit ſeinem Herrſchafts-Schloſſe vor mir liegen ſahe, da jauchzte ich laut, und die alte Botenfrau mußte mehrmalen, wenn ich ſo durch alle Windwehen wadete, die Drohung wiederholen: „Heinrich, wenn du nicht aufhörſt, ſag' ich's deinem Papa.“

Neben der Feſtfreude, die mir bei meiner lieben Schweſter Chriſtel in der reichen Apotheke bereitet war, hatte mir Gott hier etwas Andres bereitet: einen Eindruck ernſter Art, der mich eben veranlaßt hat, dieſe Reiſegeſchichte eines Kindes zu erzählen. Denn es ſoll ja auch hier immer nur zunächſt mein Bemühen ſeyn, die Wunder meines Gottes zu erzählen und die Gedanken ſeiner Erbarmungen zu preiſen, mit welchen er von Kindesbeinen an meiner Seele gedacht hat. Eines Morgens, da ich nach dem Morgengebet am Fenſter ſaß und in einem Buche blätterte, das Bilder enthielt, kam jemand eilig herein in's Zimmer und erzählte, was eben geſchehen ſey. Ein Jüngling, der dem Hauſe meiner Schweſter wohl bekannt war, der Sohn eines in der Nachbarſchaft wohnenden Bürgers, war bei ſeiner Arbeit von der einſtürzenden Wand einer tiefen Sandgrube erſchlagen worden, und man trug den Leichnam eben zum Thor herein, nach dem Hauſe ſeiner Eltern. Schon ſeit etlichen Tagen hatte man an dem Jüngling bemerkt, daß er ſehr ernſt und in ſich gekehrt war. Er hatte immer von Tod und Ewigkeit geſprochen, und mit rechter Sehnſucht die Seligkeit des Himmels gerühmt, da man Gott preiſen wird ohn' Aufhören. Heute, am Morgen ſeines Todestages war er früh auf geweſen, hatte ſehr andächtig und mit Thränen ſein Morgengebet verrichtet und dann das Lied geſungen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ Die Mutter hatte ihn wollen zu Hauſe behalten von der Arbeit, er aber hatte ſich nicht laſſen abwendig machen, mit ſeinem Vater zu gehen und dieſem zu helfen. Wie war doch der Vers des Liedes an ihm ſo eingetroffen: „Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war; denn weil ich leb' auf dieſer Erden, leb' ich in ſteter Todsgefahr.“ Aber der kluge Jüngling hatte ſein Haus zur rechten Zeit und auf die rechte Weiſe beſtellt. — —

Dieß und Aehnliches wurde über den Todten im Hauſe meiner Schweſter geſprochen und erzählt; unter andern rühmte man auch an ihm, wie gehorſam gegen ſeine Eltern und wie fromm er ſchon als Knabe geweſen ſey. Ich hörte aufmerkſam und mit Bewegung meines jungen Herzens zu. Der alte Schwiegervater meiner Schweſter, ein frommer Greis, der das Gebet mit Kindern liebte, richtete am Abend, als ich mit ihm, wie gewöhnlich, in ſeinem Zimmer ſchlafen gieng, das Abendgebet auf dieſen Vorfall ein. Sein Gebet war der Inhalt des Liedes: „Alle Menſchen müſſen ſterben“ — — „Dieſer Leib der muß verweſen, wenn er anders ſoll geneſen der ſo großen Herrlichkeit, die dem Frommen iſt bereit.“ — — Und dann die ſchönen Verſe: „Da wird ſeyn das Freudenleben, da viel tauſend Seelen ſchon ſind mit Himmelsglanz umgeben, ſtehen da vor Gottes Thron; da die Seraphinen prangen, und das hohe Lied anfangen: Heilig, heilig, heilig heißt, Gott der Vater, Sohn und Geiſt.“ Und „O Jeruſalem, du Schöne, wie ſo helle glänzeſt du!“ — —

Ich war noch niemals ſo mit dem Gedanken der Ewigkeit, ſo weit ihn meine Seele damals faſſen konnte, eingeſchlafen, als an dieſem Abend. Am andern Vormittag kam denn auch die alte Botenfrau wieder, die mich abholen ſollte zu den lieben Eltern, denn die Feſtfreude in Waldenburg hatte diesmal nur wenig Tage gedauert. Auf dem Heimweg ſprang ich wohl nicht ſo muthwillig zur Seite als auf dem Herwege. Denn ich gieng immer mit ſchwerem Herzen von meiner Schweſter Chriſtel hinweg, und dann lag mir auch immer die Geſchichte von dem erſchlagenen Jüngling im Herzen und auf der kindiſch beredten Zunge, ſo daß ich die alte Botenfrau ohne Aufhören damit unterhielt und auch gleich beim Eintreten in das liebe ſtille Haus der Eltern dieſen meine Geſchichte erzählte von dem Bürgersſohn in Waldenburg, der in der Sandgrube war verſchüttet worden und ſo fromm ſich auf ſein Ende bereitet hatte.

Gott fügt, wenn er unſer Herz erziehen und zu ſich leiten will, ein Wort deſſelben Inhalts an das andre; denn wir ſind von Natur gar harthörig und wenn wir ihn recht verſtehen ſollen, iſt es öfters nöthig, daß Er uns daſſelbe Wort zwei und drei und vielmal wiederholt.

In dem Hauſe meiner lieben Eltern lebte noch eine alte, fromme Großmutter, die Wittwe des theuern, ſeligen Vaters meiner lieben Mutter, des Gotthilf Werner. Sie hatte in ihrer Jugend als elternloſe Waiſe, als Kammerjungfrau bei einer edeln, wahrhaft gottesfürchtigen Herrſchaft gedient. Dieſe liebe Großmutter wußte daher aus ihrer eigenen und aus fremder Erfahrung ſo viel zu erzählen, ſogar von der großen Welt und wie es darinnen zugeht, daß wir Kinder alle ihr immer mit unbeſchreiblichem Vergnügen zuhörten. Denn ſie hatte von Gott die Gabe einer ſeltnen Lebendigkeit und Heiterkeit empfangen und das Meiſte, was ſie erzählte, das war, (ohne daß ſie vielleicht das liebe Buch kannte,) in der Art des Wandsbecker Boten erzählt; eine Menge Geſchichten von ihr, welche harmloſe Fröhlichkeit wecken, ſind ſelbſt mir jüngſtgeborenem Sohne des

Hauſes noch friſch im Gedächtniß. Ihre Lebendigkeit, welche einen edlen Sinn der Martha gebar, und in frühern Jahren wohl zuweilen an Heftigkeit gränzen mochte, war durch ihren ſeligen Eheherrn, den alten Gotthilf Werner, ganz zu Gott geführt und für dieſen gewonnen worden. Denn der ſanfte, ſtille Geiſt dieſes alten, treuen Predigers des Evangeliums war nicht blos auf menſchliche Weiſe, in der Schule des A. H. Franke und des ſeligen Spener, ſondern auf unmittelbare, göttliche Weiſe, in Freud und Leid, durch den Geiſt der Gnade ſelber für den Beruf: Seelen für ſeinen Herrn zu werben, gebildet. Dieſe Großmutter denn hatte eine ganz beſondere Liebe zu mir, ihrem jüngſten Enkelſohn. Sie brachte mich jederzeit des Abends zur Ruhe und betete dann immer mit mir mit beredtem Munde eine Menge Kindergebetlein, deren Andenken mir jetzt noch ſüß und lieblich iſt, obwohl ich den wörtlichen Inhalt der meiſten nicht mehr weiß. Sie wurde aber nun krank. Einſt, da ich aus der Nachmittagsſchule nach Hauſe kam, rief mich meine liebe Mutter mit Thränen in den Augen herbei, „ich ſolle kommen, die Großmutter wolle mich noch einmal ſehen.“ — Ich trat ans Bette der lieben Kranken, die mit ihren Händen das Flockengewebe von der Bettdecke las, welches das halbgebrochene Auge ihr darauf vorbildete. Sie kannte mich doch noch, lächelte auf mich und ſagte: „Mein Heinrich, Gott ſegne dich und mache einen recht frommen Menſchen aus dir, der den Herrn Jeſum von Herzen lieb hat und ſeinen Namen hier auf Erden verkündigt. Bei dem Herrn Jeſus, das hoff ich, das weiß ich, ſehen wir uns einmal wieder.“

Mein lieber Vater ſaß am Bette. Er betete der Sterbenden das Lied vor: „Wenn mein Stündlein vorhanden iſt“ — und als der Vers kam: „Ich bin ein Glied an deinem Leib, des tröſt' ich mich von Herzen,“ — da faltete ſie ihre Hände recht feſt und blickte recht fröhlich mit den faſt gebrochenen Augen empor. Sie begehrte mit Wink und leiſem Wort noch das Sterbelied ihres ſeligen Eheherrn, das Lied von Luther: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin, nach Gottes Willen“ — und als der zweite Vers kam: „Das macht Chriſtus, wahrer Gottesſohn, der treue Heiland, den du mich, Herr, haſt ſehen laſſen,“ — da fieng ſie an ſanft einzuſchlafen zum Tod, der ihr durch Chriſtum ein ſüßer Schlaf der Ruhe geworden war. — Die Mutter weinte noch ſanft über die kalte bleiche Hand und über das Angeſicht der Todten und wir Kinder weinten auch. Der Vater drückte die Augen des theuern Leichnams zu und ſprach mit gerührter Stimme über das Saamenkorn der Ewigkeit einen Segen. Am Abend wurde das ſchöne Lied von Eltern und Kindern geſungen: „Wer iſt wohl wie du, Jeſu ſüße Ruh“ — und an dem letzten Vers: „Soll's zum Sterben gehn, wollſt du bei mir ſtehn“ — ſchloß der liebe Vater ein Gebet an, das die ſanften, frommen Thränen der guten Mutter noch ſanfter und ſtiller machte, denn es war uns, als ſey die theure Großmutter und viele gute Engel mitten unter uns. Und als beim Leichenbegängniß der Vater über den Spruch predigte: „Sey getreu bis an den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben,“ — da fieng ich an auf meine Weiſe zu verſtehen, was der Tod dem ſey, deſſen Leben ein Leben des Chriſten war und pflegte von nun an lange Zeit gern an den Tod und an die ſelige Ewigkeit zu denken.

Siebente Reiſe.

Als der Frühling wiederkam, da nahm mich mein Vater mit ſich auf eine fern vom Städtlein abgelegene, lieblich grünende Wieſe. Mir war ſo wohl, daß mir noch jetzt mein Herz davon warm wird, wenn ich daran denke. Mir hat es oft geſchienen, auch wenn ich ſpäter mit unſchuldigen Kindern ſpielte, denen Gott Eltern gegeben hatte, welche die Unſchuld nicht durch ihre große Kunſt verdarben, als wenn in der Seele der Kinder noch eine recht nahe Erinnerung an einen ſeligen Zuſtand des Himmels, aus welchem ſie ſelber gekommen ſind, oder eine nahe innere Verwandſchaft mit der Natur der Engel ſey, die im Himmel wohnen. Denn dieſe innere Seligkeit, die ein geiſtig unverdorbenes Kind unter den Blumen und Bäumen und beim Geſang der Vögel fühlt, die wird durch alle Luſtbarkeiten der großen Welt zwar hinweggenommen und zerſtört, niemals aber erſetzt. Ich baute mir auf der grünen Wieſe Hütten aus den Reiſigbüſchlein, welche unſre Taglöhner aus dem am Rande der Wieſe gefällten Erlengeſträuch zuſammengebunden hatten. Da ſaß ich und lauſchte auf den Geſang der Vögel, vor allem aber auf den lauten Ruf des Spechtes. Was iſt das, ſo fragte ich meinen Vater, für ein Vogel, der ſo ſchön ſchreit? — „Das iſt der Specht, ſagte der Vater, der war im Winter, als bei uns der Schnee lag, weit weg über die Berge hinübergeflogen nach einem warmen Land, wo er ſich an den Bäumen, auf die es gar nicht geſchneit hatte, ſein Futter ſuchte. Nun, da es bei uns auch warm geworden iſt, kommt er wieder und ſucht ſich ſein Neſtchen auf und ſchreit vor Freude, daß er wieder daheim iſt. Siehſt du, mein Heinrich, daheim bei der Mama iſt es wohl auch ſchön, da haben wir unſer Eſſen und Abends unſer weiches Bett; wenn wir aber einmal zum lieben Gott in den Himmel kommen, da ſind wir erſt recht daheim, dann ſingen und auch jauchzen wir alle vor Freude, wie der Specht, wenn er wieder in ſeinem Walde iſt. Siehe, Heinrich, in etlichen Tagen ſetzen wir uns in die Kutſche und fahren auch da hinüber nach den blauen Bergen über die der Specht geflogen und über die er wieder herübergekommen iſt, nach Schwarzenberg zu deinem lieben Oheim.“

Die alte Pfarrerskutſche war herausgezogen aus dem Schuppen, die Räder, welche vielleicht ſeit mehreren Jahren nicht im Gang geweſen waren, wurden eingeſchmiert; ich aber ſaß ſchon in der Kutſche, als ſie noch im Schuppen ſtand, ließ mich mit herausziehen und ſahe all den Vorbereitungen zur Abreiſe zu. Endlich ſetzten ſich denn die Eltern und meine liebe Schweſter zu mir hinein in den Wagen, und das ſchwere Fahrzeug, von zwei ſchweren aber kräftigen Pferden gezogen, fuhr ab. Wie ſchön tönt da, von lieben Eltern geſungen, über allen Geſang der Vögel aus grünem Gebüſch, das Morgenlied:

„Gott des Himmels und der Erden,“ und dann etwa das alte, gute Lebensreiſelied: „Von Gott will ich nicht laſſen, denn er läßt nicht von mir.“

Ich kann nicht beſchreiben, mit welcher Neugier ich auf dieſer erſten großen Entdeckungsreiſe alle fremden Dörfer, Städtlein, Kühheerden und Berge betrachtete. Die Reiſe gieng über ſechs Stunden weit, bergan, bergab, und es kam ſogar ein Gewitter. Da wir aber nun, als der Frühlingsregen vorüber war und die waldigen Höhen noch dampften vom aufſteigenden Waſſerdampf, an das Städtlein Schwarzenberg kamen, in welchem mein lieber Vater geboren war, und als dieſer uns das Haus zeigte, in welchem ſeine ſeligen Eltern gewohnt hatten, da war mir es, als müßte ich dort die fromme, ſelige Großmutter väterlicher Seits ſehen, von welcher der Vater ſo oft und ſo gern erzählte. Die ſelige Großmutter, die das Schickſal unſres ganzen Hauſes und auch das meinige, ehe ich noch geboren war, durch ihr treues herzliches Gebet zu Gott, unter andern aber auch durch einen Traum entſchied. Ja, mein lieber Leſer, durch einen Traum, den ich zwar ſchon auch vielen andern Leuten erzählt habe, den ich aber auch dir erzählen will, damit du auch daraus lerneſt, daß der Gott, der den Specht und andere Vögel, wenn der Frühling kommt, über Land und Meer herüberführt in ihren Wald, dahin er ſie beſtimmt hat, auch den Menſchen führen und lenken könne, wohin er will, und ſollte es, wie bei den Vögeln, die in der Zeit ihres Zuges meiſtens bei Nacht unruhig in ihrem Käfig auf und niederfliegen, auch des Nachts im Traum geſchehen.

Mein Großvater von väterlicher Seite war ein weidlicher Handels- und Bürgersmann zu Schwarzenberg. Als mein lieber Vater mit zum heiligen Abendmahl gegangen und nun aus der Schule gekommen war, ſollte er nach dem Willen ſeines Vaters auch ein Handelsmann werden und den beiden Eltern bei ihrem Geſchäfte helfen. Er hatte aber freilich viel mehr Luſt und Freude an den Büchern als an der Kaufmannswaare und Elle und hatte von Kindheit an ein großes Verlangen gehabt, einmal zu ſtudieren und mit Gottes Hilfe ein Pfarrherr zu werden. Früh vor Tage und Abends nach vollbrachtem Geſchäfte im Laden, wenn andere junge Leute ruhten oder ſich vergnügten, ſaß mein Vater bei ſeinen Büchern und lernte noch immer fort in ihnen, obgleich der Großvater meinte, dieſe Art von Büchern hälfe nichts zum Kaufmannsſtand. Auch hatte er immer ein gutes Buch bei ſich im Laden. Die Eltern ließen es geſchehen, denn ſie dachten, die Luſt zum Kaufmannsſtande würde ſchon noch kommen; denn ſtudieren könnten ſie ihren Chriſtian Gottlob [ſo hieß mein Vater mit ſeinem Vornamen] doch nicht laſſen, weil das zuviel Geld koſtete. Einmal aber in der Nacht träumte meiner ſeligen Großmutter, es käme ein ernſter Mann, „ſo wie man den Doktor Luther abbildet,“ zu ihr und fragte ſie, ob ſie auch wiſſe, was für eine ſchwere Verantwortung vor Gott ſolche Eltern auf ſich lüden, die ihre Söhne, denen Gott eine wahre Luſt und Kraft in's Herz gegeben hätte, Prediger ſeines Wortes und Evangeliums zu werden von ihrem Berufe abhielten? Ob ſie denn nicht das geleſen habe, was darüber in der Vorrede zu

Luthers kleinem Katechismus ſtünde? — — Sie erwacht, kann aber das Angeſicht des ernſten Mannes und ſeine Worte nicht aus dem Herzen bringen. Nun hatte ſie, wie überhaupt wohl Frauenzimmer ſelten eine Vorrede leſen, ſoviel ſie wenigſtens wußte, gar niemals die Vorrede zu Luthers kleinem Katechismus geleſen, ſie wollte aber doch gern wiſſen, ob es wirklich darin ſtünde, was der ernſte Mann im Traume ihr daraus vorgehalten hatte. Da ſagt ſie beim Frühſtück zu meinem Vater: „Chriſtian Gottlob, lang mir doch einmal den kleinen luther'ſchen Katechismus her.“ Der nimmt ihn vom Schrank herunter und giebt ihn ſeiner Mutter. Sie ſchlägt die Vorrede auf und liest zu ihrer Verwunderung die Stelle: — „und ſtreich wohl aus, was für greulichen Schaden ſie [die Obrigkeit und Eltern] thun, wo ſie nicht helfen Kinder ziehen zu Pfarrherren, Predigern, Schreibern ꝛc. daß Gott ſie ſchrecklich darum ſtrafen werde ꝛc.“ Sie liest noch einmal, giebt dann das Büchlein zurück und ſchweigt nachdenklich. Darauf, als der Sohn hinausgegangen iſt in den Laden, ſpricht ſie mit dem Großvater. Und wenig Stunden hernach ſagt ſie zu meinem lieben Vater: Chriſtian Gottlob, ſuch' deine Bücher und andere Sachen herbei; ich will deine Wäſche und Kleider zurechte machen. Nächſten Donnerſtag fährt der Bote nach Schneeberg ab, da ſollſt du mit ihm gehen, denn du ſollſt nun ſtudieren. Dein Vater erlaubt es und ich erlaube es auch und der liebe Gott wird für das Nöthige ſorgen. — Wer war da froher als mein guter Vater! Die Zeit bis zum Donnerſtag vergieng ſchnell, und eben ſo ſchnell und froh und ſchön vergiengen die Jahre auf der Schule, da er ſich ſo nach Herzensluſt und aus allen Kräften vorbereiten durfte zu dem lieben ſeligen Geſchäft, das er nachher ſo gut verſtanden und geübt hat, Seelen zu gewinnen für ſeinen Gott und Herrn. —

Da war ich nun in dem lieben Schwarzenberg und ſahe das Haus, wo meine ſelige Großmutter gelebt hatte. Da floß im Thal das rauſchende Waſſer an manchem großen Stein vorbei und manches Bächlein von den Bergen in das Schwarzwaſſer hinein, und ich konnte mir's recht gut vorſtellen, wie unmöglich das nach dem Tode der frommen ſeligen Großmutter geweſen war, die armen Schuldnerinnen zu erkennen, deren Schuld ſie abſichtlich in ein beſonderes Büchlein eingeſchrieben hatte, wenn dabei weiter nichts ſtand, als [ſtatt des Namens] die Worte: „die über dem Bächlein," — „die am großen Stein beim Waſſer," u. ſ. w. Wenn aber auch manche arme Wittwe und manche dürftige Mutter und Ernährerin von hungernden kleinen Kindern die Schuld, die in dem rothen Büchlein ſtand, nicht wieder an die ſelige Großmutter oder an uns, ihre Erben, bezahlt hat; ſo hat ſie der liebe Gott reichlich und mit Zinſen an uns für die armen Leute zurückerſtattet. Wir alle, wenn's auch manchmal ein wenig ſauer hergieng, haben bekommen, wir wußten ſelber nicht wie und woher, und konnten nichts dafür geben, als aus vollem dankbaren Herzen die Worte: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir, deinem Knechte, gethan haſt." —

Achte Erzählung.

Die achte Reiſe, deren ich mich in beſondrer Deutlichkeit erinnere, mag wohl vor den Augen der Menſchen als eine ſehr unbedeutende erſcheinen. Vor den Augen meines Gottes aber war ſie es nicht, und ich darf wohl ſagen, daß ich in meinem ganzen Leben keine Reiſe gemacht habe, welche für mich wichtiger, reicher, bedeutender geweſen wäre und auf welcher ich ſo viel und ſo Großes gelernt und gewonnen hätte, als auf dieſer.

Die Jahre des Leichtſinns und des kindiſchen Muthwillens ſtellten ſich bei mir frühe ein. Ich war ſchon gegen das Ende meines achten Jahres nur zu oft und zu gerne ein Geſell und Gehülfe ſolcher Knaben, deren Streiche des Muthwillens die augenfälligſten und lauteſten waren, obwohl ich mich, dies darf ich aus Liebe zur Wahrheit nicht verſchweigen, immer am wohlſten fühlte, wenn ich mit meinen Träumen oder mit meiner kleinen, kindiſchen Geſchäftigkeit draußen auf dem Berge und im Walde, oder im Winter bei einem mir verſtändlichen und lieben Buche allein war.

Mein lieber Vater hatte wie Andre damals meinten, in einem übertreibenden Maaße von meinem Muthwillen gehört. Gott gab es ihm ins Herz, mich auf etliche Jahre in das Haus meines Schwagers, der ein wackrer Schulmann in L. war, und in die dortige Schule zu bringen denn die niedere Schule meiner kleinen Vaterſtadt war ziemlich ſchlecht beſtellt und gewiß mit vielem Rechte ſahe mein Vater einen Grund des Ueberhandnehmens meiner Unarten in dem Mangel einer rechten, guten Beſchäftigung. So wendete denn der gute Gärtner, in deſſen Garten wir Alle Gewächſe ſind, zum erſten Male die Mühe auf mich, mich aus meinem anfänglichen Boden, in den ich meine jungen Wurzeln ſo tief und feſt hineingetrieben hatte, heraus zu nehmen und mich in ein andres Beet zu verſetzen. Er weiß am beſten, welche Pflanzen einer öftern Verſetzung aus einem Erdreich in das andre nöthig haben, damit ſie nach und nach ihre wilden und giftigen Eigenſchaften ablegen und einige genießbare Früchte bringen, oder damit die ungeſtaltete Blume geſtaltet und farbig und ſo dem Auge des Gärtners wohlgefällig werde. Mich hat er von Kindheit an ſehr oft verſetzt und auch in den ſpätern Jahren den unfruchtbaren Stamm oft noch umgraben und verpflanzt.

Die Trennung von meinen theuren Eltern, beſonders aber von meiner Mutter, an der mein ganzes Herz hieng, that mir ſo wehe, daß ich wohl in meinem ganzen Leben niemals tiefer und anhaltender traurig geweſen bin, als, beſonders während des erſten Jahres meines Aufenthaltes, in L. Mit Thränen erwachte ich am Morgen, mit Thränen entſchlief ich am Abend, ich überließ mich meiner Wehmuth, ſo oft ich allein war. Freilich war dieſe Traurigkeit nur eine ſolche natürliche und fleiſchliche, wie etwa die eines jungen, muthwilligen Füllens, das man von ſeiner Mutter hinwegnimmt, aber Gott hat jenen fleiſchlichen Anfang zu etwas Geiſtigem gewendet. Wie das Füllen, das man weit von ſeiner Mutter hinwegführt, es nun lernet ſeine Nahrung unmittelbar von der allgemeinern Mutter, von der grünenden Erde, zu nehmen; ſo lernte meine Seele in der Trennung von dem, was mir das Liebſte und Theuerſte war, ſich an eine andre, ewige Mutterliebe halten, die uns näher ſtehet als alle Liebe einer irdiſchen Mutter. Ich lernte damals zuerſt und mit Kraft aus dem Herzen beten und ſo den Weg zu dem Quell alles Troſtes und aller geiſtigen Belebung kennen, den Weg, den ich dann freilich anfangs nur, wenn eine ſeltne äußere Noth, ſpäter aber auch, wenn die tägliche, innere Noth mich trieb, gern gegangen bin. —

Mein Aufenthalt in L. dauerte gegen zwei Jahre. Dieſe brachten auch außer jener Hauptübung des innern Lebens, deren ich ſchon erwähnte, mir vielfachen Gewinn für mein ganzes äußeres Leben. Der Haushalt meiner theuern, durch vielfache Noth und Schmerzen geprüften und vollendeten älteſten Schweſter Wilhemine und ihres Gatten, war ein wahrhaft chriſtlicher; die Auferziehung der Kinder geſchahe in der Furcht Gottes, wie dies jetzt noch, nach dem Tode der treuen, ſeligen Eltern, der Sinn dieſer Kinder bezeuget und mit Gottes Hülfe bis an ihr Ende bezeugen wird. Dabei war mein lieber Schwager, deſſen Andenken ich mit Thränen der Liebe und der Dankbarkeit ſegne, ein trefflicher Schulmann, der die Werke ſeines Amtes mit Luſt und Freudigkeit trieb und auch meinem jungen Herzen eine Luſt am Lernen einpflanzte. Ich legte, für mein Alter, bei ihm einen guten Grund in den alten Sprachen. In den freien heitern Stunden, welche mir bei meinen kleinen Schularbeiten und bei meinem Heimweh nach den lieben Eltern übrig blieben, las ich mit ganz beſondrer Freude ſolche Bücher, in denen von größern Reiſen, von fernen Ländern und Inſeln geſchrieben war, und mein lieber Schwager, der dieſe Neigung an mir bemerkte und begünſtigte, erzählte dann auch nicht ſelten in den freien Abendſtunden Geſchichten von Reiſen, beſonders von ſolchen, in denen Gottes rettende, ſchützende Hand ſichtbarlich mit den Reiſenden war. Eine ſolche Geſchichte will ich hier als Zugabe zu meiner vorſtehenden eigenen kleinen Reiſegeſchichte noch erzählen.*)

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts reiſte eine kleine Geſellſchaft von Studenten von Halle aus über Jena, wo ſich noch einige daſelbſt Studirende ihnen anſchloßen, und dann weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. Unter der, aus acht rüſtigen Jünglingen beſtehenden Geſellſchaft war auch der Großoncle meines Schwagers. Die Jünglinge übernachteten, nach kurzer Tagreiſe, in einem vor dem Eingang des Thüringer Waldes gelegnen Oertchen. In der Nacht und am andern Morgen regnete es heftig, erſt gegen Mittag heiterte ſich der Himmel auf; da rüſteten ſich die jungen Reiſenden zum Abmarſch. Als dies der Wirth, ſo wie der eben anweſende Stadtſchreiber des Oertchens ſahen, redeten ſie ihnen dringend zu, doch heute noch zu bleiden und lieber erſt am andern Morgen recht früh aufzubrechen, denn in einem halben Tage könnten ſie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuſer ſtünden, welche aber mit Recht ſehr verrufen, und wegen mehrerer ſeither geſchehener Mordthaten in großem Verdacht wären.

---

*) Ich habe ſie freilich auch, jedoch ſehr verkürzt, in meinen vor kurzem erſchienenen Erzählungen mitgetheilt; einem Buche, wo in den Faden der Dichtung viele von mir gehörte und geleſene, auch auch ſelber erlebte Geſchichten eingewebt ſind.

Die jungen Leute waren ſämmtlich, nach damaliger Sitte, mit Seitengewehr verſehen und dabei leichten, guten Muthes. Einer von ihnen war erſt im vorigen Frühling von ſeiner Heimath in Franken her durch den Wald gereist, und es war ihm nichts paſſirt, die acht Starken lachten daher der Bedenklichkeiten des guten Stadtſchreibers und des Wirths und äußerten: ſie hätten Eile, und was das Räubergeſindel beträfe, ſo meinten ſie, ſolle dies eher Urſache finden, ſich vor ihnen zu fürchten, als ſie ſich vor ihm. Sie nahmen denn kurzen Abſchied von den beiden ängſtlichen Leuten und machten ſich mit rüſtigem Schritte auf den Weg, über die Höhen der Kalkberge hinauf nach dem waldbewachsnen Gebirge. Den mühſeligen Gang, auf ſchlüpfrigem Boden und durch den düſtern Wald der hohen Tannen, kürzte der Geſang manches frohen Liedes und muntres Geſpräch ab. Als gegen Abend die Schatten der Tannen immer dunkler wurden, ſahen ſie, beim Hinabſteigen in eine Thalſchlucht das Wirthshaus vor ſich, einſam, an einem über Granitgeſtein rauſchenden Bach gelegen.

Der Großoheim meines ſeligen Schwagers hat oft erzählt, ihm hätte geſchaudert, da er in das Haus eingetreten ſey und die beiden Wirthsleute, die ſo ganz beſonders auf die Reiſenden blickten, geſehen habe, beſonders da der Hund, welchen einer der Reiſegefährten bei ſich hatte, nicht habe wollen über die Schwelle gehen, ſondern winſelnd und ſcheu vor der Thüre herumgelaufen ſey, bis ihn der Wirth mit den Worten: „das kleine Hündlein fürchtet ſich vor unſerm großem Hunde, der thut ihm aber nichts“ auf den Arm genommen und hineingetragen habe. Wahrſcheinlich gieng es den ſieben andern jungen Starken auch nicht viel anders als dem Großoheim meines Schwagers. Sie waren ſo ziemlich ſtill, bis das Abendeſſen kam und hernach beim Rauch des Tabacks und einem Glas Bier die Geſpräche der jugendlichen Redſeligkeit wieder angeſponnen wurden.

In der Mitte des Zimmers ſtund eine dicke, hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufragte und dieſe zu ſtützen ſchien. Um dieſe Säule herum ordnete jezt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reiſenden ſo an, daß die Kopfkiſſen, die man auf die Lehnen der umgeſtürzten hölzernen Stühle gelegt hatte, an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten ſich über dieſe Einrichtung ihres Nachtlagers und fragten nach der Urſache derſelben; die Hausmagd antwortete ſcherzend: „es geſchehe deshalb, damit die jungen Herrn mit Händen und Füßen hübſch weit und bequem aus einander lägen, und bei Nacht einen Streit anfangen könnten. Die Jünglinge lachen, und ließen die Anordnung ſich gefallen.

Sie waren alle von dem ſchlechten Weg ziemlich ermüdet; als daher in dem Wirthshaus, wo außer ihnen heute kein einziger Gaſt übernachtete, alles ſtill geworden war, beſchloßen ſie ſich zur Ruhe zu begeben. Vorher aber verriegelten ſie die Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand. Die Jünglinge der damaligen Zeit pflegten aber ſtets auf mehr als eine Weiſe gewaffnet zu gehen. Man ſchämte ſich, weder zu Hauſe noch auf Reiſen, des lauten, gemeinſamen Gebetes am Morgen und bei Tiſche oder des Abends vor Schlafengehen, und ſelbſt die Fuhrleute jener Zeit ſahe man niemals ſich der erſehnten Ruhe überlaſſen, bevor ſie nicht aus ihrem Reiſegebetbuch oder aus dem Gedächtniß und Herzen ein chriſtliches Gebet geſprochen hatten. Unter jenen acht Jünglingen waren überdies einige, welche die Lehren der damaligen ernſten Gottesgelehrten in Halle und in Jena nicht blos mit den Ohren, ſondern mit den Herzen erfaßt hatten. Unſere Jünglinge beteten daher mit einander das kindlich kräftige, herrliche Abendgebet aus Arndts Paradiesgärtlein, das Gebet das an Ernſt und Innigkeit nie von einem andern Abendgebet übertroffen worden iſt, und dann das gute alte Lied: „Herr es iſt von meinem Leben wiederum ein Tag dahin.“ Der Großoheim erzählte: da der Vers gebetet worden ſey: „Steure den gottloſen Leuten, die im Finſtern Böſes thun“ da habe ihn ein Schauer, aber auch ein Gefühl des feſten Vertrauens auf Gottes Schutz ergriffen. —

So, mit den Waffen an der Hand und im Herzen, legten ſich denn unſre acht Reiſenden nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angſt nicht einſchlafen. Ihm gieng es wie dem kleinen Hund, den ſie bei ſich hatten, welcher auch, als ſein Herr ſich niederlegte, ein Gewinſel erhub und, obgleich er geſtraft worden war, durchaus keine Ruhe hatte, ſondern immer an der Seite ſeines Herrn herum lief und winſelte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reiſenden ſo groß, daß er ſelber eilig vom Lager aufſprang und auch nicht abließ ſeine andern ſieben Gefährten zu rütteln und zu ſchütteln, bis er ſie endlich bewogen hatte, von der Streu aufzuſtehen und, ſo ſehr ſie auch über dieſe Zudringlichkeit murrten, ſich zu ihm an den Tiſch zu ſetzen. Sie hatten ſich ein Licht wieder angezündet, einige ſuchten ſich durch den Rauch der von neuem in Feuer geſetzten Tabackpfeife und durch das noch vom Abendeſſen zurückgebliebene Bier munter zu erhalten. Die Andern ſchliefen, mit dem Haupt auf den Tiſch gelehnt. Da auf einmal geſchah ein furchtbarer Schlag. Von der Decke war eine ſchwere Maſchine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgeſtürzt und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle auf denen vorhin die Köpfe der Reiſenden ruheten in Splitter zermalmt.

Die Reiſenden ſprangen erſchrocken auf und ſtellten ſich mit ihren gezückten Hirſchfängern an die Thür hin, denn mit Recht erwarteten ſie von hier herein eine Fortſetzung des verſuchten Mordanſchlages. Sie hatten ſich nicht geirrt. Man hörte von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel war ſo eingerichtet, daß man ihn von außen zurückziehen konnte. Die Thüre geht auf, der Wirth und noch zwei Geſellen mit ihm treten ein in der

Meinung, hier nur noch Leichname oder tödtlich Verwundete zu treffen. Die acht Jünglinge empfangen aber die Mörder mit ſo kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden ſinkt, die andern beiden ſtark verwundet ſich zurückziehen.

Die jungen Kämpfer verrammeln nun, ſo gut es gehen will, die Thür und erwarten in beſtändiger Furcht eines neuen Angriffes den Morgen. Die Nacht geht aber ohne weitern Schrecken vorüber. Bei Tagesanbruch machen ſich dann unſre Reiſenden eng an einander geſchloſſen und die Waffen in der Rechten auf den Weg, und die Furcht beflügelt ſo ihre Schritte, daß ſie ſchon vor 10 Uhr im nächſten herzoglich Sächſiſch-Meiningiſchen Orte ſind, wo ſie den Vorfall den Gerichten anzeigen. „Bei ſolcher Gelegenheit lernt man beten,“ fügte der alte Großoheim ſeiner Erzählung hinzu.

Neunte Erzählung.

Die Kindheit iſt auch ſchon ein Anfang der großen Reiſe, die wir unter Lieb und Leid zur Heimath zu machen haben, wenn auch unſer eignes Auge eben ſo wenig als ein fremdes Menſchenauge ein Weiterkommen bemerkt. Auf dieſes äußerliche Bemerktwerden kommt wohl auch ſo gar viel nicht an. Denn gerade bei ihrem eiligſten Laufe, der am meiſten in die Augen fällt, ergeht es unſrer Seele am öfteſten ſo wie dem Vogel Strauß, der wenn er gejagt wird, ſich zwar in mächtiger Eile aufmacht und mit ſeinen langen Beinen ſo ſchnell läuft, als wollte er in kurzer Zeit die ganze, weite Wüſte durchmeſſen, aber wenn er kaum etliche Feldweges weit ſo hinaus gelaufen iſt, da fängt er an ſich allmählig wieder links herum zu wenden und je weiter er kommt, je größer die Eile war, deſto mehr zieht ſich der Weg wieder links herum, und nach nicht gar langer Zeit iſt er wieder da, von wo er auslief; denn das dumme Thier hat die Unart an ſich, bei ſolcher Gelegenheit immer in einem Kreiſe zu rennen. Wenn daher der Feind, der dem Strauß wegen ſeiner ſchönen weißen Federn, ſo wie wegen ſeines Blutes und Fettes nachſtellt, der ſchlaue Araber, den großen Vogel aufgejagt und ein Stücklein Weges zu Pferd ihn verfolgt hat, und er ſieht nun, daß der Strauß, ſeinen ſchnellen Füßen vertrauend, und dabei mit den kurzen Flügeln rudernd, den Kopf hoch in die Höhe hält, und mit Sturmwindseile dahin fährt, giebt er ſich weiter keine Mühe den Vogel einzuholen, ſondern verſteckt ſich, etwa hinter einen Felſen, ganz in der Nähe des Weges, auf welchem der Strauß noch eben vorbei rannte. Er kann ſicher darauf bauen, daß je größer der Braſt, je lärmender und augenfälliger der Lauf des Vogels war, deſto eher kommt er wieder zu dem Punkt des Kreiſes, wo der Feind auf ihn lauert und geräth dieſem nur deſto leichter in die Hände.

Auch an unſern Seelen fällt weniger und ſeltner das Werk, das der Geiſt Gottes in ihrem Innern treibt, in die Augen, als das, was mehr in der Kraft und Stärke des eignen Gebeins und Fleiſches geſchieht. Und käme es dann nur auf dieſes eigne, arme Gebein an, ſo würden wir immer, bei aller anſcheinender Eile, dem Verderben zu entfliehen, in einem ſolchen Kreiſe laufen und uns abmatten, welcher immer wieder ſich hinziehet, von wo er anhub. Wir legen die Unarten der frühern Kindheit ab und gerathen in den frechen Muthwillen und Leichtſinn der Jugend; wir laſſen den Muthwillen oder er verläßt uns, und ſiehe der Stolz und die Selbſtſucht des ſpätern Alters beſchleichen uns.

Der Erzähler dieſer Reiſen iſt von Kindheit an viel und oft gelaufen in der Kraft der eignen Beine und hat daher das unſelige Loos des Vogel Straußes oft an ſich erfahren, ja er wäre vorlängſt dem feindlichen Geſchoß erlegen, hätte nicht eine Geduld und Langmuth, welche nie ermüdet, eine Liebe, die uns inniger liebt als eine Mutter ihren Säugling, (Jeſ. 49, 15.) ihn geführt und gehalten und mit Sturmwindes Gewalt ihn öfters aus dem gefährlichen Kreis hinaus geriſſen.

Ein Lauf im Kreiſe herum, durch die Unarten und Bosheiten der Kindheit, war beendigt, der andere Lauf im Kreiſe, in den Muthwillen des Jünglingsalters, ſollte beginnen, da griff die gute, rettende Hand einmal mit recht fühlbarer Kraft ein und richtete die Füße des Wanderers auf den geraden Weg. Der erſtmalige Genuß des heiligen Abendmahles verfehlte nicht, ſelbſt an dem leichtſinnigen, mannigfach verunreinigten Herzen unſers Reiſenden ſeine göttliche Kraft zu äußern: geſegnet fürs ganze Leben war ſchon die gründliche und ernſte Vorbereitung, die der gute Vater und Seelſorger bei mir und allen jungen Erſtlingen dem Zutritt zu dem Altar des Herrn vorausgehen ließ, und ich kann wohl ſagen, daß mir die Ermahnungen und Belehrungen, vor allem aber die Gebete des ehrwürdigen Mannes aus tiefbewegtem Herzen, namentlich das letzte, das er knieend mitten unter den knieenden Kindern ſprach, noch jetzt auf meinem Pilgerwege wie gute Engel nachgehen und daß die Töne und Kräfte des lieblichen Geſanges, womit jedesmal der Unterricht beſchloſſen wurde, noch jetzt in meinem Herzen lebendig ſind. Dieſem Pfarrer merkte man es an, daß er die Gnade, den Frieden und die Kraft Jeſu Chriſti, davon er zu uns ſprach, ſelber an ſich erfahren und genoſſen hatte: er ſprach nicht wie ein ſolcher, welcher das nur aus Hörenſagen weiß, noch weniger als ein ſolcher, der nur ſeine Worte und Rede dem herrſchenden Glauben anpaßt, von welchem ſein Herz nichts weiß.

Ich will es verſuchen, die Wirkung, welche jene Vorbereitungen auf einige junge Herzen ſchon zeitig hatten, auf andere aber erſt viel ſpäter hernach äußerten, durch ein Geſpräch anſchaulich zu machen, das man ſich beiläufig, ohne daß ich für die wörtliche Wahrheit bürgen kann, als zwiſchen zwei jungen Confirmanden gehalten denken kann, welche ſich einige Tage nach der Vollendung des Unterrichts, in einem ſchönen Garten, in einer Geſellſchaft anderer Kinder ſahen.

Heinrich. Warum gehſt du immer ſo allein und bleibſt hinter den andren Kindern ſo zurück, du arme Caroline? Du ſiehſt ſo blaß und traurig aus. Biſt du etwa betrübt darüber, daß deine Baſe dich ſo hart hält?

Caroline. Ich bin nicht betrübt, Heinrich, meine Frau Baſe iſt gut gegen mich, ſie giebt mir immer ſatt zu eſſen und auch Kleider, und daß ſie mich rechtſchaffen zur Arbeit anhalt, das iſt ſchon gut. Ich bin es ja auch von Kindheit an bei meiner ſeligen Mutter nicht anders gewohnt geweſen.

H. Aber warum weinteſt du denn neulich beim letzten Confirmanden-Unterricht ſo gar bitterlich, und auch beim Nachhauſegehen weinteſt du noch immer fort, und geſtern in der Kirche unter dem Liede wieder. Dachteſt du etwa an deine ſelige Mutter? das ſoll eine gar ſo gute Frau geweſen ſeyn.

C. Ich dachte wohl auch an meine liebe Mutter und dachte: wie wird die jetzt ſo ewig ſelig ſeyn bei dem Herrn Jeſus, aber darüber habe ich doch nicht eigentlich ſo geweint.

H. Ey ſag mir doch, warum thateſt du es dann?

C. Sieh' ich weinte darum, weil ich immer das Gebet gar nicht vergeſſen konnte, das der Herr Pfarrer hielt, da er mit uns niederknieete. Er bat den lieben Gott ſo gar inſtändig, daß er uns doch alle in Seinem Namen erhalten möchte und keines von uns laſſen verloren gehen, und da bat ich immer in meinem Herzen fort: ach lieber Herr, erhalte doch auch mich in deinem Namen, laß doch auch mich armes Kind nicht verloren gehen; ach mach mich doch fromm und bei dir ewig ſelig. Ich dachte auch daran, daß der Herr Pfarrer geſagt hat, daß es in der Welt ſo gar gefährlich ſey für junge Seelen und daß es ſo leicht ſey, den Frieden mit Gott aus ſeinem Herzen zu verlieren.

H. Aber wenn man immer brav und rechtſchaffen bleibt, kann man ja nicht verloren gehen. Darum könnte ich mir doch keine ſo große Sorge machen.

C. Sieh', ich meine doch, du verſtehſt das noch nicht recht. Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und keine Mutter mehr hat und gar keinen nahen Verwandten mehr auf der Welt. Ich habe wohl niemand auf der Welt als den Herrn Jeſum, zu welchen mich ſchon meine ſelige Mutter herzlich hat beten lehren. Ich habe auch eben keine Freude an dem Lärmen und dem Vergnügen, dem die meiſten Leute ſo nachlaufen, und wenn ichs auch haben könnte, gieng ich nicht darnach hin.

Meine liebſte Freude iſt es, wenn mich meine Baſe am Sonntag Nachmittag allein zu Hauſe läßt, da leſe ich und ſinge die ſchönen Lieder, die meine ſelige Mutter ſo oft in ihrer Noth und Krankheit geſungen hat, und da fallen mir öfters die ſchönen Sprüche und die Erzählungen von frommen Menſchen ein, die unſer Herr Pfarrer meiner ſeligen Mutter erzählt hat, wenn er ſie in ihrer letzten Krankheit beſuchte. Auch bete ich alle Tage, ſo bald ich früh aufwache und ſo oft ich Abends zu Bette gehe zum Herrn Jeſus, daß er mich doch fromm machen ſoll. Und doch, obgleich das alles ſo iſt, fühle ich am Abend, wenn ich beten will, gar oft, daß der Frieden mit dem lieben Gott in meinem Herzen geſtört iſt und ich muß darüber weinen, daß ich meinen Heiland durch meinen Ungehorſam und ſtörriſches Weſen und durch andere Sünden betrübt habe. Da bin ich dann nicht im Stande, die ſchönen Verſe in meinem Herzen zu ſprechen, die mir meine ſelige Mutter Abends vor dem Einſchlafen vorbetete: „Da wird ſeyn das Freudenleben“ — und „o Jeruſalem du ſchöne“ — denn ich muß dann nur denken, ach wie weit iſt mein Herz vom Himmel weg.

H. Ich weiß doch nicht, wie du das ſo von dir ſagen kannſt. Da deine Frau Baſe neulich bei meiner Mutter war, ſagte ſie, du ſeyſt ein ganz beſonders gehorſames, gutes Kind und immer ſtill und geduldig.

C. Das bin ich dann wohl nur vor Menſchenaugen, weil ich mich vor meiner Baſe und meinem Vetter fürchte; oder meine Baſe hat deiner Mutter eben nicht alles erzählen wollen. Ich weiß ja am beſten, daß ich manchmal den ganzen Abend, ja faſt ganze Tage in meinem Herzen gezürnt und gegrollt habe, wenn ich meinte, mein Vetter oder meine Baſe hätten mir etwas zu hart und zu viel gethan. Doch thue ich das jetzt nicht mehr ſo oft als ſonſt, ſeitdem uns der Herr Pfarrer gleich beim Anfang des Confirmanden-Unterrichts bei der Frage: „Glaubeſt du, daß du ein Sünder ſeyſt“ gezeigt hat, was alles für Sünde in unſern Herzen iſt und wie gottlos es ſey, wenn man gegen einen Menſchen, geſchweige gegen ſeine Verwandten und Wohlthäter einen Groll und Haß im Herzen trage.

H. Aber wenn man älter wird, wird man ja auch immer verſtändiger und beſſer.

C. O ſag doch das nicht, Heinrich. Wenn ich die jungen Burſchen im Hauſe meiner Baſe ſo fluchen höre und böſe Dinge reden, wenn ich ſo viele erwachſene Menſchen ſo reden höre und ſo thun ſehe, als ob ſie ganz vergeſſen hätten, daß ſie auf den Herrn Jeſum getauft ſind und daß ſie ihm Treue und Gehorſam gelobt haben am Altar, beim heiligen Abendmahl, da giebt mirs ordentlich einen Stich in's Herz und ich denke: ach Herr Jeſus, laß mich doch niemals vergeſſen, daß du mich mit deinem Blute erworben und gewonnen haſt, damit ich dein eigen ſey und bleibe. Nimm doch deinen heiligen Geiſt nicht von mir. —

So ſprachen die beiden Kinder noch Mehreres der Art. Heinrich hatte noch kein anders Kind ſo reden hören und in ſeiner jungen Seele ſtieg die Ahndung auf, daß es einen Lehrer im Menſchenherzen gebe, der den Seelen der Kleinen und Armen Dinge ſprechen lehrt und ins Herz giebt, welche die Menſchenweisheit ihnen nicht geben kann. —

Und als bald nachher die arme Caroline, nach kurzer Krankheit, ſelig und innig-gläubig in ihrem Herrn entſchlafen und vollendet war, als man ſich erzählte, wie freudig die ſelige Jungfrau ihrem Abſchied entgegen geſehen habe, wie Mund und Herz ſo voll Liebe und Lob ihres Herrn waren, da erhielten die Worte des frommen Kindes für den, welcher ſie vernommen hatte, noch eine größere Kraft. —

So hatte ſchon der Confirmanden-Unterricht, den ein guter frommer Mann ertheilte, vielleicht mehr als Menſchen es jemals erfahren, auf junge Herzen geſegnet gewirkt; das aber, was hier im Glauben begonnen war, das vollendete die Kraft und Gnade Gottes, in der Stunde des heiligen Mahles, am Altar des Herrn.

Junger Chriſt, du weißeſt nicht, welchen ſtarken Engel der Hülfe, aber zugleich auch welchen mächtigen Zeugen vor Gott gegen all' deine Untreuen du in dein Herz und in deinen Geiſt aufnimmſt, wenn du mit Fleiſch und Seele und Geiſt weſentlicher und inniger, als die Vernunft es begreift, dem Geiſte (Joh. 4, V. 24.) dich naheſt, der aus Erbarmen für dich Fleiſch und Blut geworden.

Zehnte Erzählung.

Der Erzähler dieſer Reiſen hat auch ſchon in ſeiner frühen Jugend einmal einſehen lernen, warum der liebe Gott es ſo eingerichtet hat, daß ſo viele Menſchen in der Welt, auch die ärmſten, Brod haben, den ſüßen Butterkuchen aber nur wenige. Weil nämlich im gewöhnlichen Brod eine gar viel ſtärkere, beſſere Kraft iſt, als im Roſinkuchen und der liebe Gott ſo gern allen Menſchen das geben möchte, was ihnen gut und am beſten iſt, hat er den Kuchen rar und theuer, das Brod aber gar gemein gemacht. Wie er denn auch das Vornehm- und Reichſeyn rar und ſelten gemacht hat, dagegen das Arm und Geringſeyn zu etwas ganz Alltäglichem; weil nämlich das Arm- und Gemeinſeyn unſerer Seele insgemein viel nützlicher und auf dem Wege zur ewigen Seligkeit viel ſtärkender und förderlicher iſt, als das Hoch- und Reichſeyn, und Gott gerne allen Menſchen den Weg zu ſeiner lieben, ſüßen, ewigen Seligkeit ſo leicht als möglich machen möchte.

Da ich etwas über vierzehn Jahre alt war, gefiel mirs auf einmal gar nicht mehr auf der kleinen Schule, wohin mein guter Vater mich gebracht hatte. Und ſo ganz Unrecht war dieſes Mißfallen nicht. Der Herr Rector an jener kleinen Schule war der Lehre ergeben, welche man heutzutag den „Denkglauben“ nennt, eine Lehre, die man wohl deswegen ſo (im Scherz) mag geheißen haben, weil ſich zwar kein Menſch etwas Geſcheutes dabei denken, noch weniger aber daran glauben kann; ſo daß dieſe Lehre noch niemals weder einem Gläubigen, noch einem gründlichen Denker hat zuſagen wollen. Dabei war denn auch der Schulunterricht, der auf ſolch einen ſeichten Grund gebaut war, höchſt unvollkommen und ſchlecht; die Sitten der Zöglinge gar übelbeſchaffen und verdorben. Ich ſelber war hier in großer Gefahr ganz zu misrathen. Und dennoch habe ich es ſpäter eingeſehen, warum der liebe Gott mich auf dieſe ſchlecht beſtellte Schule gerathen ließ. Der erwähnte Rector derſelben war nämlich, mit einer Art von Lieblingsneigung, einem wiſſenſchaftlichen Fach ergeben, welches freilich auf Schulen eigentlich nur Nebenſache ſeyn ſollte. Dadurch begründete er aber, wofür ich ihm herzlich danke, auch in mir eine Zuneigung zu jenem Fach, worinnen ich in der Folge den Hauptberuf meines Lebens gefunden habe. Ueberdieß, wäre ich nicht zuerſt in dieſe ſchlechte Schule gekommen, ſo würde ich auch nimmermehr an die beſte gekommen ſeyn, die es damals im Lande gab. Dieſe Sache gieng ſo zu.

Ich ſtund mit meinem großen Stocke, der faſt ſo groß war als ich ſelber, auf der Brücke zu G., ſahe dem Waſſer und den Fiſchlein darinnen zu, und freute mich, daß ich nun bald (denn die Schulferien ſollten eben anfangen) wieder zu meinen lieben Eltern kommen würde. Da kam einer meiner Schulkameraden auf mich zu und rief mich an: Du, S. . ., magſt du nicht mit eine Reiſe nach W. machen? Die Schule iſt hier ſo ſchlecht, da will mich mein Vater nach W. . . bringen, wo eine gar vortreffliche Schule iſt.“ — Ich, der ich ſtets und jeden Tag vom Morgen bis zum Abend reiſeluſtig und reiſefertig war, ſagte ohne Bedenken (obgleich ich in meinem Leben noch nicht an W. . gedacht hatte) ich reiſe ſchon mit dir und hoffentlich läßt mirs mein Vater auch zu, daß ich auf die Schule nach W. . . gehe.“ So habe ich auf der Brücke zu G. . . ., mit dem langen Stocke in der Hand, mein Glück gemacht; denn daß ich von G. . . weg, nach W. . . kam, halte ich für eins der folgenreichſten, glückſeligſten Ereigniſſe meines ganzen Lebens und ich weiß, daß Gott ſelber es war, der mich durch meinen Schulfreund rufen ließ, auf einen Weg, den ſeine Treue und Gnade mir zuvor verſehen hatte.

Gleich am andern Morgen, ſobald der Tag graute, wurde denn die ſchöne Reiſe angetreten. Mit leichtem Blut und leichter Taſche. Denn meine ganze Baarſchaft beſtund nur in etlichen wenigen

Groſchen und mein Reiſegefährte hatte auch nicht viel mehr aufzuweiſen, weil er der Sohn einer zwar mit vielen Kindern, nicht aber mit andern Gütern reich geſegneten Familie war. Durch das ſchöne Thal hinauf, neben den Schnittern vorbei, welche das Korn mähten, wurde mir zwar die Zeit nicht lang, wohl aber der Magen, denn ich war heute noch ganz nüchtern und hatte geſtern Abend auch nicht ſonderlich viel gegeſſen. Ich klagte meine Noth meinem Reiſegefährten, der ſich klüglicher Weiſe zu Hauſe ſatt gegeſſen und vor kurzem erſt die letzten Brocken eines noch auf den Weg mitgenommenen Brodvorrathes verzehrt hatte. Er deutete auf die Thürme eines vor uns liegenden kleinen Städtleins hin und ſagte tröſtend zu mir: „Hier kannſt du das Beſte haben, was du nur verlangen magſt“ — Ich fragte: „was iſt wohl das Beſte?“ — Mein Kamerad ſagte: „das Beſte iſt ein guter, ſüßer Zwetſchenkuchen, mit Roſinen, den man hier ſo gut bäckt wie wohl nirgends in der Welt.“ Da wir ins Städtlein hineinkamen, folgte ich der Weiſung meines Gefährten, kaufte und aß für mehrere Dreier ſüßen Zwetſchenkuchen. Wir ſetzten unſere Reiſe fort über einen ſchönen Berg hinüber. Da wir oben zum Buchenwald heraustraten, öffnete ſich die Ausſicht weit und hehr gegen Weſten über das fruchtbare Voigtland hinüber; die Augen wollten weiter und weiter, die Füße wollten aber nicht weiter; mir war es auf den ſüßen Kuchen ſo weh zu Muthe geworden, als hätte ich gar nichts, ja noch weniger als nichts gegeſſen, denn ich hätte lieber wollen nüchtern ſeyn, als ſo zum Schein geſättigt. Als wir jenſeits des Berges wieder ins Thal kamen, ſchien die Mittagsſonne gar heiß. Ich fühlte mich immer ermatteter und eben da ſich der Fußſteig nach einem kleinen Bächlein hinlenkte, konnte ich nicht weiter. Ich blieb vor dem hölzernen Stege, der über den Bach führte, ſtehen und mein Reiſegefährte ſagte, ich ſähe ſehr blaß aus. Da kam ein alter Bauersmann über den Steg herüber, ſahe mich ſo ſtehen und fragte, was dem Bürſchlein fehle? Ich wußte ihm nichts zu ſagen, als daß ich ganz matt ſey und nicht weiter könne; denn Hunger fühlte ich auf den ſüßen Zwetſchenkuchen nicht mehr. Der Bauer ſagte: ich weiß ſchon was ihm fehlt. Das Bürſchlein iſt gerade im ſtärkſten Wachsthum und hat vermuthlich heute noch nichts ordentliches gegeſſen, es hat Heißhunger. Darauf langte der alte Mann in ſeinen Sack und reichte mir ein Stücklein ziemlich altbackenes ſchwarzes Commißbrod. Ich aß das und fand mich mit jedem Biſſen ſo zuſehends geſtärkt und erquickt, daß ich bald gar nichts mehr von meiner Mattigkeit verſpürte. Der Bauer hatte ſich indeß erkundigt, von was für Gewerbe wir wären, und da er vernommen, daß wir ſtudieren, ſagte er zu mir beim Abſchied: Junkherrlein, jetzt ſieht er, was im Schwarzbrod für Kraft liegt: Geh' er künftighin niemals wieder wandern ohne einen Biſſen Schwarzbrod in der Taſche. Zum Abſchied und zum Andenken will ich ihm aber noch einen Liedervers mit auf den Weg geben, den merk' er ſich, beſonders wenn er einmal ein Pfarrherr wird. Das Verslein heißt:

„Dein Wort meine Speis laß allweg ſeyn,

Damit meine Seel' zu nähren,
Mich zu wehren,
Wenn Unglück geht daher,
Das mich bald möcht abkehren.“

Ich dankte dem alten Bauersmann und gieng, von ſeinem Schwarzbrod geſtärkt, munter meines Weges. Späterhin lernte ich aber auch das Liederverslein recht verſtehen und ſchätzen, welches aus dem alten Lied iſt: „Ich ruf' zu dir Herr Jeſu Chriſt.“ Beſonders iſt in dieſem ganz ſchönen Lied auch der Vers ſehr ſchön, der auf den oben angeführten folgt. Er heißt:

„Laß mich kein' Luſt noch Furcht von dir
In dieſer Welt abwenden;
Beſtändig ſeyn ans End gieb mir,
Du haſts allein in Händen.“

Ja, mein lieber Herr! dein Wort hat mich nun ſchon manches Jahr auf meinem Wege genährt und geſtärkt, hat mich in Noth und Leid getröſtet, in Freud aus den Gefahren der Seele errettet. So ſchenke mir denn ein noch immer größeres Verlangen nach dieſem deinem lieben Brod des Lebens und gieb mir rechte Liebe zu dir, Treue und Beſtändigkeit bis an mein Ende.

Elfte Reiſe.

Die berühmte Schule in W. hatte mir ausnehmend wohl gefallen. Denn es war in mir wirklich Luſt und Verlangen, etwas Rechtſchaffenes zu lernen, und da ich nun in W. mit meinem Reiſegefährten einigen Unterrichtsſtunden an der dortigen Schule beiwohnte und bemerkte, wie viel mehr da die Schüler, die mit uns von einem Alter waren, im Vergleich mit uns wußten, mit welchem Fleiß und welcher Liebe der dortige Rector ſich des Unterrichtes annahm und welch ſchöne Ordnung in Allem herrſche, da mochte ich niemals wieder an eine ſolche Schule zurück, wie die in G. war, ſondern wollte lieber in W. bei Tag und bei Nacht ſtudieren, als in G. auf der Gaſſe oder im Grünen herumſchlendern. Ich bat daher, als ich nach Hauſe kam, meinen lieben Vater recht inſtändig, er möge mich von G. hinwegnehmen und an die Schule nach W. gehen laſſen, und obgleich dieſe Stadt gegen 24 Stunden Weges von meiner Heimath entfernt liegt, auch die Koſten des Aufenthaltes viel beträchtlicher waren als in G., gab der gute Vater endlich doch meinen Bitten nach, meldete dem Rector in G. ſeinen gefaßten Entſchluß, und behielt mich einige Monate, bis zum neuen Jahre bei ſich, damit ich unter ſeiner Leitung mich zum Eintritt in die neue Schule, wo mehr von mir verlangt wurde als in G., beſſer vorbereiten ſollte.

Damals habe ich wohl den lieben Meinigen mit meinem frechen Leichtſinn undt augenichtigen Weſen ſo viel Sorge und Kummer gemacht, daß ich ihnen niemals in meinem Leben die mit mir getragene Nachſicht und Geduld verdanken kann. Denn ich war nicht bloß voll Hochmuthes wie eine leere Seifenblaſe, welche darum ſo hoch ſteigt, weil ſie leer iſt, ſondern in meinem Herzen regten ſich und keimten alle Arten der jugendlichen Bosheit. Da nahm mich unſer lieber, treuer Herr in eine Schule der Thränen und des Leides, die mir eine beſſere Vorbereitung nicht bloß für die Schule zu W., ſondern für mein ganzes Leben war, als alles Andere, was damals an mir geſchahe.

Am Weihnachts-Heiligabend des Morgens rührte meinen guten Vater der Schlag, ſo daß er in ſeinem Studierzimmer bewußtlos zum Boden ſank. Von dieſem Anfall erholte er ſich zwar ſo bald wieder, daß er noch am Abend deſſelbigen Tages ſeinen Kindern und Dienſtboten mit der nicht gelähmten (linken) Hand die Weihnachtsgaben austheilen und dabei manches tief zu Herzen gehende Wort ſprechen konnte; aber etliche Tage nachher beugte den Vater, ſo wie uns alle, ein neues Leid darnieder. Das Kind meiner geliebten Schweſter, das Enkelein, das meines Vaters Luſt und auch mir gar lieb war, ſtarb plötzlich in einer Nacht, nachdem ich etliche Stunden vorher mit dem noch ganz munteren Kinde geſpielt hatte. Gerade in dieſen Tagen, wo Alles ſo traurig und betrübt im Hauſe war, mußte ich die Reiſe nach W. antreten.

Es war am Neu-Jahrstag, ſchon gegen Abend, als ich von meinem theuren Vater Abſchied nahm, um an dem Tage noch zwei Stunden weit, bis zu meinem Schwager nach L. zu gehen. Der Vater entließ mich mit liebevollem Ernſte, als wenn es vielleicht das letzte Mal ſeyn könnte, daß wir uns ſähen. Er bat Gott, „daß Er mich doch Seine heiligen Wege führen, meine eigenen, fleiſchlichen Wege mir mit Dornen vermachen ſolle.“

Die Sterne leuchteten ſchon über dem Schnee, da ich vom Berg hinab nach dem Thal gieng. Das Rauſchen des Baches war verſtummt, denn ihn bedeckte eine dicke Eisrinde und tiefer Schnee. Die Eisrinde an meinem jungen Herzen war aber zerbrochen, ein Licht der Erbarmung, welche das Menſchenherz immer zu ſich ziehen und locken will, fiel auf meine Thränen. Das liebe kleine Carlinchen (ſo hieß das Töchterlein meiner Schweſter) iſt nun ſchon ein Engel geworden und ſein zarter Leib ſchläft im Grabe; bald wird mein guter Vater auch geſtorben ſeyn, dann bin ich ein armer verlaſſener Waiſe, o lieber Gott, nimm dich meiner an.“ — Das waren etwa die Gedanken, unter denen ich meine Schritte über den tiefen Schnee des Thales hin beflügelte, damit ich zur lieben Schweſter käme.

Dieſe, meine älteſte Schweſter, war von ſo zärtlichem Gemüth und hatte ihre Eltern ſo unbeſchreiblich lieb, daß ihr ſchon der Gedanke an den möglichen Verluſt des Vaters ſehr ſchwer zu ertragen war. Gott hat ſie denſelben auch nicht erleben laſſen, ſondern hat ſie aus allem Leid und Elend wenige Jahre nachher hinweggenommen; den Vater aber hat er uns noch acht Jahre erhalten, bis dahin, wo auch ich Sohn der Sorgen ausſtudirt hatte. Dieſen Abend aber am Neujahrstage, wo ich bei meiner Schweſter war, hielten wir das beide nicht für möglich, ſondern beweinten ſchon den uns unvermeidlich ſcheinenden, nahen Tod des Vaters.

Ich mußte wieder über G. reiſen, theils um (nach dem ausdrücklichen Begehren meines Vaters) bei meinen bisherigen Lehrern mich zu beurlauben und ihnen für den genoſſenen Unterricht zu danken, theils aber auch um meinen geweſenen Reiſegefährten abzuholen, der mich veranlaßt hatte, nach W. zu gehen, und mit welchem ich jetzt abermals die Reiſe gemeinſchaftlich machen wollte. Der Vater deſſelben hatte ein Fuhrwerk für uns und unſere Sachen beſorgt, auf welchem wir gleich am andern Tag nach meiner Ankunft bei ihm, am Mittag, aus dem Städtlein Z., wo mein Freund wohnte, hinwegreiſten.

Es war Sonntag und ein ſchöner, heiterer Wintertag; auf die mit Schneeſternlein überzogenen Zweige der Waldbäume ſchien die Sonne, und über die ſtillen Auen hörte man die Glocken der Dörflein zum nachmittäglichen Gottesdienſte läuten. Eine Zeit lang gefiel mir das, dann aber ergriff mich Ungeduld, und aus der Ungeduld kam böſe Laune. Denn unſer Fuhrmann, der zu Fuß neben ſeinem Wagen hergieng, fuhr uns ſo langſamen Schrittes, als ob er Steine oder Sand geladen hätte und ſeine Pferde ſahen nicht ſo aus, als ob ſie auf der ganzen übrigen Reiſe jemals anders gehen wollten, als jetzt zu Anfang derſelben. Da ſchmollte ich zuerſt mit meinem Reiſegefährten über das ſchlechte Fuhrwerk und ſagte dann ungeduldig: „ein ſolches Dahinſchleichen auf einem Karren könne ich nicht leiden; lieber wolle ich zu Fuße vorausgehen bis zur

Nachtherberge und dann im warmen Zimmer auf unſern Sandfuhrmann warten.“

Ich ſtieg ab und ſprang unmuthig voraus. Im nächſten Ort fragte ich nach der Straße nach W. Da wieſen mich die Leute auf die Poſtſtraße, welche einen Umweg über Neuſtadt macht, während der gewöhnliche Fuhrweg gerade aus über Roda führt. Ich, ohne weiter auf den Wagen zu warten, zog mit raſchem Schritt im Orlathal hinunter, bis zum Städtlein N., wo ich bei Sonnenuntergang ankam. In der dreuſten Vorausſetzung, dieß müſſe wohl der Ort ſeyn, wo auch unſer Fuhrmann übernachten werde, (ich hatte verſäumt mich bei ihm deshalb zu erkundigen) kehrte ich hier im Gaſthof ein, aß ein Abendbrod, in welchem ich zum Glück eine in die Brühe hineingerathene Nadel bemerkte, noch ehe ich den Löffel in den Mund geführt hatte, und wartete nun von einer Abendſtunde zur andern auf die Ankunft meines Reiſegefährten, bis mir endlich der Wirth, dem ich mein Anliegen mittheilte, es ſagte, daß ich da wohl vergebens warten werde. Denn mein Fuhrwerk habe in jedem Falle den näheren und bequemern Weg über Roda eingeſchlagen, und um zu ihm zu kommen, müſſe ich wieder zurückkehren zu dem letzten Ort, an welchem ich den geraden Weg verlaſſen hatte. Im nächſten Dorfe von dort aus werde ich wohl die Fuhre finden.“

Um die etlichen Stündlein, die ich wieder zurückgemußt hätte, war mirs nicht zu thun. Aber mein Hochmuth ließ mir das Umkehren auf den geraden Weg nicht zu. „Wie? ſagte ich bei mir ſelber, ſollte ich mich von meinem Kameraden und unſerm alten Karrenſchieber auslachen laſſen, daß ich da das Verſehen gemacht habe und bin die Poſtſtraße gegangen? Nein, das thu ich nicht, ich bleibe jetzt, wo ich bin, und gehe meinen eignen Weg.“

Nun dieſes „den eignen Weg Gehen“ wurde mir gleich noch in dieſer Nacht und noch mehr am andern Tag ſehr ſchwer gemacht. Es hatten ſich nämlich gerade damals einzelne Spuren von einer ſehr gefährlich erſcheinenden Seuche unter dem Rindvieh im Orlathal gezeigt. Die Regierung hatte eine Commiſſion abgeſendet, um die Sache zu unterſuchen. Die Herren, denen dieſer Auftrag ertheilt war, hatten, vielleicht um Aufſehen zu vermeiden, vielleicht auch aus ſchonender Rückſicht auf das Geſchäft des Wirthes, in deſſen Hauſe ein Stück Vieh gefallen war, die Nacht zu ihrer Unterſuchung gewählt und unglücklicher Weiſe wurde das eckelhafte Geſchäft der Zergliederung, der Kälte halber, welche die Herren ſcheuten, großentheils in dem großen Zimmer vorgenommen, in welchem man mir meine Streu zum Nachtlager angewieſen hatte. Da war denn freilich an kein Einſchlafen zu denken. Bald hielt mich der Lärmen und der mit dem Tabacksqualm vermiſchte, übelriechende Brodem munter, der aus den Eingeweiden des todten Thieres hervordrang, bald die Kälte, die mit der friſchen Luft zugleich durch die offen gebliebene Thüre hereinkam. Endlich, da es etwa in der zweiten Stunde nach Mitternacht im Zimmer ruhig wurde, ließ mich der Froſt nicht ſchlafen. Denn ich war nur mit meinem leichten Tuchrock zugedeckt, die wärmere Kleidung hatte ich im Wagen gelaſſen. Ich war daher nicht wenig froh, da gegen drei Uhr der Hausknecht mit ſeiner Leuchte kam und mir bald nachher einen Taglöhner des Hauſes zuführte, der mich einen nähern Weg durch den Wald, hinab nach dem Saalthal geleiten ſollte. Mein Begleiter mußte bald wieder zu Hauſe bei ſeinem Geſchäfte ſeyn, auch mir war am baldigen Fortkommen gelegen, ſo zogen wir denn noch bei dunkler Nacht unſers Weges.

Es war ein ungewöhnlich kalter Morgen und dabei der Himmel mit Nebelgewölk überzogen. Der Steig zog ſich neben einem engen Thale, am ſteilen Berggelände hin; das Kreiſchen einer zerborſtenen Tanne, mit welcher der Nordwind ſpielte, wurde weither durch die Stille gehört. Bei Tagesanbruch, als die Krähen aufwachten und nach Futter flogen, kamen wir an das kleine Städtlein, bis zu welchem mein Begleiter mich führen wollte. Hier nahm ich für die wenigen Pfennige, welche mir nach Abzug des Botenlohnes noch übrig geblieben, (denn auch mein Reiſegeld hatte ich größtentheils bei meinen Sachen im Wagen gelaſſen) ein Stücklein Semmel und ging dann nachdenklich „meinen eignen Weg" im ſchönen Saalthal hinunter.

Ich weiß nicht mehr, welche lächerliche Scheu oder was für ein andrer Grund mich auf den Einfall brachte, nicht durch die Univerſitätsſtadt J., ſondern um dieſelbe herum zu gehen. Da mußte ich, ohnehin ſchon matt vom Hunger und von der vorhergegangenen Entbehrung der Nachtruhe, wie ich war, auch noch über Felder und durch Gärten mir meinen eignen Weg im Schnee bahnen und kam denn ſo mit verdoppelter Ermüdung im Mühlthale an. Da ich, gegen Abend, etwa noch eine Stunde Weges nach Weimar zu gehen hatte, ſetzten mir die Ermüdung, der Hunger und die große Kälte ſo zu, daß ich vor Schläfrigkeit nicht mehr weiter konnte. Ich ſetzte mich auf eine beſchneite ſteinerne Bank am Wege nieder, lehnte mich an einen Baum und war eben am Einſchlafen, welches wohl mein letzter Schlaf hätte werden können, da ſandte mir Gott als gute Engel zwei brave Handwerksburſchen zu, die mich ſitzen ſahen, mich mit Gewalt ermunterten und eine Zeit lang mit ſich fortführten. Die Leute hatten auch Geduld mit mir, giengen mir zu Liebe ganz langſam und ließen mich nicht mehr von ſich, bis wir an's Städtchen kamen. In der Stadt ging ich in das für mich gemiethete Quartier. Mein Wagen war noch nicht da (er kam erſt am andern Tage) meine jungen Bekannten, die hier im Hauſe wohnten, waren ausgegangen. So müde und hungrig ich auch war, hielt mich dennoch Schüchternheit oder was es nun ſonſt war, davon ab, dem mir noch ganz unbekannten Herrn des Hauſes, in welches ich ziehen wollte, meine Verlegenheit zu entdecken; ich ging denn fort, um meine Bekannten aufzuſuchen. Da ſpeiste und wärmte mich, als ich nun endlich vor Müdigkeit nicht würde weiter gekonnt haben, eine alte arme Wittwe, bei welcher ich nach meinen jungen Freunden mich erkundigte. —

So hat mir denn der liebe Gott ſchon in meiner frühen Jugend „meine eignen Wege“ manchmal mit Dornen vermacht, damit ich lernte ſeine geraden Wege lieber gewinnen und gerne gehen. Er hat mich durch ſeine guten Engel: durch

Krankheit, durch Leiden, durch Arbeit und Mühe aufwecken laſſen, wenn ich auf geiſtige Weiſe im Begriff war, den Schlaf des Todes zu entſchlafen, hat mir aber auch immer zur rechten Zeit auf meinem Wege Erquickungen bereitet und mir einen Tiſch gedeckt, da wo keine Hoffnung zur Sättigung ſchien. Ihm ſey Lob und Dank, dem treuen, barmherzigen Herrn, der mich ſo gütig geführet hat, Ihm, der mich ja wohl auch in meinem Alter nicht verlaſſen, ſondern nach ſeinem Rathe weiter leiten und endlich mit Ehren annehmen wird. (Pſ. 73, V. 24.)

Zwölfte Erzählung.

Während meiner Schuljahre in W. hatte ich einmal eine Reiſe zu meinen lieben Aeltern gemacht und bei ihnen die Oſterferien ſehr vergnügt zugebracht. Ich war jetzt wieder auf der Rückreiſe nach W.; da traf ich in einem Dorfe zwiſchen dem Städtlein Meerane und Ronneburg, im dortigen Gaſthauſe, wo ich mich am Mittag mit Brod und Milch erquickte, mit einem Mann zuſammen, der ſehr blaß und krank ausſah. Der Wirth fragte ihn, ob ihm etwas fehle? — „Ach nein“ — ſagte der blaſſe Mann — „mir fehlt gar nichts Beſonderes mehr, ſeitdem ich Gottes liebe Sonne ſehe und friſche Luft athme, und gehen kann wohin ich will.“ Der Wirth fragte ihn hierauf: ob er das etwa nicht immer gekonnt hätte? — „Freilich nicht immer“ ſagte der Mann, und erzählte darauf, daß er vor etwa ſechs Jahren gerade in der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution in einer kleinen Stadt in Frankreich als Handwerksgeſelle bei einem alten gar wackern Meiſter gearbeitet und gewohnt habe. Dieſer wurde auf einmal, als er des Mittags zu Tiſche ſaß, vor die Behörde der damals regierenden Schreckensmänner ſeiner Stadt gefordert, und da ſich der Mann nichts Uebels bewußt war, gieng er ganz ruhig. Kaum eine Viertelſtunde nachher, als die Frau noch ihres Mannes mit dem Eſſen wartete, klopft eine nebenan wohnende Bäckersfrau an's Fenſter, und fragte ſie: ob ſie denn ſchon wiſſe, daß ihr Mann eben guillotinirt worden ſey? Die Frau bleibt einige Augenblicke wie erſtarrt, dann, ganz außer ſich, läuft ſie hin vor Gericht, und mag da wohl den Schreckensmännern Dinge geſagt haben, die ſie ſehr erzürnten, denn noch in derſelben Stunde floß auch ihr Blut auf der Guillotine.

Als der deutſche Geſell das Schickſal ſeines alten Meiſters und ſeiner ebenfalls wohlbetagten Ehefrau erfuhr, die man Beide, wie die Nachbarin ſagte, blos deßhalb hingerichtet habe, weil ſie vor Kurzem einige Schweizer (ihre Verwandten) beherbergt hatten, die den Schreckensmännern verdächtig vorgekommen waren, ergriff ihn große Angſt. Er wußte wohl, daß bei dieſen Volksherrſchern, welche das viele unſchuldig vergoſſene Blut in eine wahnſinnige Trunkenheit verſetzt hatte, jede Kleinigkeit, ſelbſt ſchon ſeine fremde Sprache und Herkunft, Verdacht erregen, und ohne alles Weitere ihn zur Guillotine führen könne. Er ſchnürte deßhalb ſeinen Bündel, und wollte bei Nacht aus der bluttrunkenen Stadt entfliehen; da wurde er von zwei Männern, deren einer früherhin im Hauſe ſeines alten Meiſters umſonſt geſpeiſt und bekleidet worden war, noch an der Thüre des Hauſes ergriffen und ſogleich vor Gericht geſchleppt. Seine arme Vertheidigung, in gebrochnem Franzöſiſch, wurde kaum angehört; wäre es nicht ſo ſpät in der Nacht geweſen, er hätte noch Heute ſterben müſſen; ſo aber führte man ihn zum Kerker. Dieſer Kerker jedoch war ſchon ſo voll, daß ſich für einen neuen Ankömmling kein Raum mehr in ihm fand, darum ſtieß ihn einer der Helfershelfer des Kerkermeiſters in ein kleines finſtres Nebenbehältniß hinein, welches in der Nähe eines ekelhaften Ortes, ganz feucht und von üblem Geruche durchdrungen war, zugleich auch ſo niedrig, daß man nicht aufrecht darin ſtehen konnte. Da findet der Arme zuletzt im Herumkriechen einen etwas vorragenden Stein an der Mauer aus; auf dieſen ſetzt er ſich und lehnt ſich mit dem Rücken an. Die ganze Nacht bringt er ſchlaflos, in tiefer Betrübniß und Todesfurcht zu, am Morgen hört er, wie die Gefangnen neben ihm zum großen Theil abgerufen werden zur Guillotine, er hört es wie mehrere unter ihnen laut jammern, und vor Gott und Menſchen über das grauſame an ihnen begangene Unrecht ſich beklagen, oder wie Andre Abſchied nehmen von den Zurückbleibenden. , In jedem Augenblicke erwartet er jetzt, daß man auch die Thüre zu ſeinem niedrigen Winkel öffnen, und ihn abführen werde zum Schaffot. Aber es geſchieht nicht; die Mörder, welche zu Gericht ſaßen, wenn ſie anders an den zum Tode verurtheilten Ausländer gedachten, mochten meinen, ſein Leichnam liege auch ſchon da unter den Leichnamen der andern Hingemordeten.

Kein Lichtſtrahl konnte in das dumpfige Gewölbe hineinfallen, in welchem der arme Gefangne ſaß; nur an dem Geräuſch der Gaſſen, und des benachbarten Hofes wußte er, daß es Tag ſey. Es meldete ſich nun auch der Hunger mit unwiderſtehlicher Gewalt; doch für ſeinen erſten Anlauf war geſorgt: denn der Gefangne hatte vor dem eiligen Antritt ſeiner vorgehabten Flucht etwas Fleiſch und Brod, auch ein Fläſchlein mit Wein, in ſeine Taſchen geſteckt. Da ißt er dann ſeinen Biſſen mit innigem Seufzen und mit Thränen. Endlich, da es draußen ſtiller wird, weil die Nacht einbricht, übermannt auch ihn der Schlaf; er ruht auf dem feuchten modrigen Boden von ſeinen Sorgen aus. Wie lange er ſo geſchlafen, das konnte er nicht wiſſen; da er erwachte, bemerkte er an dem lauten Geräuſch der oben am Licht der Sonne lebenden Menſchen, daß es Tag ſey. Er fühlt ſich geſtärkt; der erſte Gedanke, mit dem er aufwachte, war der an ſeine liebe, treue, ſchon vor ſeiner Abreiſe aus Deutſchland verſtorbene Mutter. „Wenn deine liebe Mutter das hätte wiſſen können, oder wenn ſie's noch wiſſen könnte, wie dir's hier geht, wie würde ſie das erbarmt haben.“

Es muß doch eine ganz eigne Kraft in der kindlich dankbaren Erinnerung an die Liebe einer guten frommen Mutter liegen; eine Kraft, die ſchon viele Seelen in ähnlicher Lage wie die unſers Gefangenen war, an ſich erfahren haben. Jene Erinnerung weckt nämlich gar leicht in einem tiefbekümmerkten Herzen den Gedanken an eine andre, höhere Liebe auf, deren Abbild auf Erden die Liebe der Mütter zu ihren Kindern iſt. An eine Liebe, welche geſagt hat, daß wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergeſſen könne, ſie doch unſrer nicht vergeſſen wolle.

Vielleicht war es der Spruch, der dieſe Tröſtungen in ſich faſſet, welcher jetzt auf einmal dem armen Verlaſſenen ſo zur rechten Stunde in den Sinn kam. „Er der Alles ſieht und weiß, der ſich ſo gern der Armen und Elenden erbarmt, wird,“ ruft er laut aus, „auch meiner nicht vergeſſen hier in dem dunklen Kerker! Ich bin ja auch ſein Kind und Er mein Vater. Er weiß ja, daß ich nichts gethan habe, das des Todes werth iſt, und daß ich ohne meine Schuld in dieſe Noth gekommen bin. Aber wenn auch die Noth groß iſt, Er hat ja geſagt: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, und du ſollſt mich preiſen!“ Indem der arme Menſch ſo tröſtend und aufmunternd mit ſeinem eignen betrübten Herzen redet, wird er ganz freudig; er faßt ſich einen Muth, zu beten um ſeine Errettung, und ſo heiß, ſo herzinnig hatte er, wie er uns erzählte, noch niemals gebetet. Er betete unter Anderm: Gott ſolle ihn doch wieder hinausführen aus dieſer Grabesnacht an's Licht, aber nicht blos an's Licht des Tages, ſondern auch an das Licht Seiner Gnade. Er ſolle ihm doch von nun an die rechte Kraft und Treue geben, das Dunkel zu verlaſſen und im Licht zu wandeln, auch ein dankbares Herz, um damit den ſein Leben lang zu preiſen, der ihn errettet habe aus der Noth.

Das Gebet gab Kraft für Leib und Seele; der Gefangene ward sehr ruhig. Aber er mußte noch lange (wie er ſpäter erfuhr, bis an den fünften Tag) auf ſeine Befreiung harren, in Hunger und Durſt und im Schmachten nach dem lieben Tageslicht und nach friſcher Luft. Er hatte oft an ſeine Thüre gepocht, und um Hilfe geſchrieen: denn wenn es Gottes Wille wäre, ſchien es ihm leichter, unter der Guillotine zu enden, als ſo langſam hinzuſterben wie ein Lebendig-Begrabener. Aber niemand hatte ſeine Stimme gehört. Denn ſchon am zweiten oder dritten Tage nach ſeiner Einkerkerung hatte Gottes Gericht die Mörder erreicht; eines ihrer mächtigſten Häupter in Paris war geſtürzt; ſein Sturz zog den ſeiner ganzen blutigen Rotte in allen Gegenden von Frankreich und die Befreiung vieler unſchuldig Gefangenen nach ſich. Der größere Kerker, neben dem Loch, in dem unſer Deutſcher ſaß, war daher leer, denn die Wenigen, die noch nicht guillotinirt waren, hatte man herausgelaſſen. Das Alles aber wußte der arme, von aller Welt vergeſſene Fremdling da unten in ſeiner Gruft nicht; ihm ſchauerte ein beſtändiger Fieberfroſt durch die armen, von Hunger und Kummer entkräfteten Glieder; nur die Hoffnung auf Gottes Hilfe erhielt ihm noch am Leben. Und obgleich die Menſchen ihn vergeſſen hatten, Gott hatte ihn nicht vergeſſen. Am fünften Tage nach der Einkerkerung kam der Gefängnißwärter auch einmal bis zu dieſem Theil der unterirdiſchen Kerker herunter, um die jetzt nicht mehr nöthigen Ketten und Vorlegeſchlöſſer herauf zu holen. Da hört er das Wimmern und das matte Rufen um Hilfe, öffnet das Gewölbe, und ſieht da den armen Fremden, der nicht mehr allein zu gehen im Stande war, ſondern hinauf geführt und getragen werden mußte. An der friſchen Luft wird er ohnmächtig; man legt ihn auf ein Soldatenbette; mitleidige Menſchen bringen ihm, da er wieder zu ſich kommt, Erquickungen. Seine Jugend und die Sehnſucht, aus dieſem mit ſo vielem unſchuldigen Blute begoſſenen Lande hinauszukommen, geben ihm bald wieder die Kraft, das Lager zu verlaſſen. Er wankt zum Thore hinaus, nach etlichen Tagen iſt er wieder auf deutſchem Boden. „Aber" — ſo endigte der Mann ſeine Erzählung — „obgleich nun ſchon ſechs Jahre vergangen ſind, ſeitdem ich aus dem dumpfigen Kerker wieder herausgeführt bin an's Licht, kann ich die Stunden der Angſt doch noch nicht vergeſſen, wie ſie denn auch, wie ihr ſelber ſeht, immer noch meinen Gliedern anhängen. So oft ich am Morgen das liebe Tageslicht wieder ſehe, danke ich Gott recht inniglich dafür; noch mehr aber danke ich ihm an jedem Tage — vor Allem aber an den Sonn- und Feiertagen, wenn der arme Handwerksmann Ruhe hat von ſeiner Arbeit, und wenn ich mit der Gemeinde beten und ſingen und Gottes Wort hören kann — recht inbrünſtiglich dafür, daß er mich ſeit jenen Stunden der Angſt und Pein herausgeführt hat aus dem Dunkel, in dem vorher mein Herz wohnte, in das ſchöne, fröhliche, ſelige Licht Seines Glaubens und Seiner Gnade. Denn ich denke immer, daß ich erſt ſeit jener Zeit meinen Heiland und Erretter recht von Herzen lieb habe, und recht, wie ein Kind mit ſeiner Mutter und ſeinem Vater, mit ihm reden kann. Und ſo mag das, was mir meine Angſtſtunden in Frankreich gebracht haben, immerſort den äußerlichen Gliedern anhangen, wenn nur auch das Gute, was ſie mit ſich gebracht haben, dem inwendigen Menſchen recht feſt und bis an's Ende anhaften bleibt.“

Briefe von Reiſen.

1) Aus dem Briefe eines Vaters an ſeine Kinder.

Wien, den 14. Sept. 1836.

Meine herzlieben Kinder.

Was es heiße, ſchon im armen Vorbilde auf Erden, das Angeſicht nach dem Lande des Aufganges, nach Jeruſalem gewendet, zu wandeln, das habe ich im reichlichen Maaße bereits auf den jetzt zurückgelegten, erſten Schritten dieſer Reiſe erfahren. Auf andern Reiſen habe ich, wenn ich aus der vielen Arbeit heraus in den Wagen ſtieg, ein angenehmes Gefühl des Ausruhens empfunden; bei dem Antritt der diesmaligen war es ein Gefühl des Friedens Gottes und der Nähe meines lieben Herrn. Als ich, beſonders am erſten Tage, die geſammten Führungen Gottes zu und bei dieſer Reiſe überlegte, da konnte ich in meinem Herzen nur ausrufen: der Herr hat Alles wohl gemacht. Zum Lob und Dank für das Vergangene, geſellte ſich dann aber auch bald das Jauchzen des freudigen Glaubens und Vertrauens: „Ja, und er wird ferner Alles wohl machen.“

Meine lieben Kinder! ich ſehe immer mehr ein, daß es eine Untreue, eine große Untreue an einem inneren, von Gott gegebenen Berufe geweſen wäre, wenn ich dieſe Reiſe nicht gemacht hätte. Der Vogel hat ſich, als er in der Zeit ſeines Wanderns den Flug antrat über Berg und Thal, nicht der Luft: er hat ſich dem Walten einer ewigen Weisheit überlaſſen, deren Wille es iſt, daß er über das Meer ziehe, darum iſt es der armen Creatur ſo innig wohl: ſie thut jetzt ihres Schöpfers Wohlgefallen und Willen. — Ja, meine Seele lobet den Herrn, mein Geiſt freuet ſich Gottes, meines Heilandes; am Tage erfreut er mich mit den Gütern Seines Hauſes und ſelbſt des Nachts im Traume gießet Er die Kraft eines inbrünſtigen Gebetes, zu Ihm, meinem Erbarmer, in das Herz aus.

Erſt am Dienſtag, den 6ten, früh halb ſieben Uhr fuhren wir aus M. weg. Bei dem herrlichſten Wetter brachten wir einen halben Tag in Salzburg zu. Der Weg, durch die Nachbarſchaft von Linz nach Wien führt über eine gar fruchtbare Hochebene, zu deren Rechten man faſt ohne Unterbrechung die Alpenkette, ſpäter hierzu im Norden das böhmiſch - mähriſche Gebirge ſieht. — Die ehrwürdige Kaiſerſtadt, mit ihrer herrlichen Natur, wird mir in der Erinnerung immer lieb und theuer bleiben.

Nun, meine liebſten Kinder, dies ſind wohl die letzten Zeilen aus einem guten, deutſchen Lande, welche ihr auf lange Zeit von uns bekommt. Morgen Nachmittags um 3 Uhr ſchiffen wir uns ein auf der Donau. — — Der treue Gott ſegne und behüte euch ihr lieben Kinder und Enkel. Ich fühle es gar wohl daß euer Gebet bei mir iſt, und mir ſelber beten hilft. Gott vergelte es euch.

Ich freue mich, im Vertrauen auf Ihn, des fröhlichen Wiederſehens.

Euer treuer Vater * *

2) Aus dem Briefe einer deutſchen Hausfrau an ihre Freundin in M.

Auf dem Schiffe unweit Siliſtria
den 27ſten Sept. 1836.

Ich möchte ſo gerne ein Paar Zeilen an Sie ſchreiben, aber ich fühle wohl, daß ich durch die ſchlechten Nächte und die ungewohnte Lebensweiſe auf dem Schiffe dazu nur wenig aufgelegt bin, darum bitte ich ſchon im voraus, mit einem kleinen, unvollkommenen Reiſebericht vorlieb zu nehmen.

Von Wien aus hat Ihnen der liebe Johannes geſchrieben und ich füge nur noch das hinzu, daß uns dort die Gefälligkeit und Liebe einiger Freunde ſehr wohl that. Herr E., ein Freund des Profeſſor O. hat meinem Manne große Dienſte geleiſtet und am Ende noch ſo väterlich für uns auf die Reiſe geſorgt, daß wir es ihm nicht genug danken können. So iſt auch der amerikaniſche Conſul, an den mein Mann durch Herrn R. empfohlen war, ein gar lieber und gefälliger Mann, der uns noch zuletzt in ſeinem Wagen an das Dampfſchiff brachte. Dort trafen wir am Ufer mehrere hundert Menchen, davon die meiſten wohl aus Neugierde gekommen waren, viele aber auch die Ihrigen an das Schiff begleitet hatten, um ihnen noch ein Lebewohl zu ſagen. Mir wurde das Herz ein wenig ſchwer; aber die vielen unbekannten Geſichter auf dem Schiffe zerſtreuten mich gar bald und ſo kamen wir in der Dämmerung in Preßburg an. Es war uns ein guter Gaſthof empfohlen, da wir aber auf dem Wege nach ihm mehr denn 30 Pferde trafen, welche ein Schiff zogen, konnten wir nicht vorwärts, und wurden dadurch ſo lange aufgehalten, daß wir am Ende froh ſeyn mußten in einem aufgenommen zu werden der ſeinem Range nach zu Nr. 5 gehörte. Es waren freundliche Wirthsleute; ſie thaten was ſie konnten, aber die Betten waren ſehr übel beſtellt. Wir ſchliefen ſehr wenig und waren ſchon um 3 Uhr wieder auf und um 4 Uhr wieder am Schiffe. Dort war ſchon Alles voll von Menſchen, ſowohl oben (auf dem Verdecke) als unten in der Kajüte. Mein Mann ſagte mehrmalen: wenn uns nur der liebe Gott ein Paar gute Tage gäbe, bis wir eine Strecke vorwärts wären; aber es ſollte nicht ſo werden. Bald zogen ſchwere, dicke Regenwolken über die Berge hin und benahmen uns alle Ausſicht und nur zu ſchnell darauf entluden ſie ſich in ſolchem Platzregen, daß es wie mit Kannen goß. Alles drängte ſich in die Kajüte, dieſe aber hatte für ſo viele Menſchen keinen Raum; befand man ſich nun unten, dann war man ſo eingekerkert, daß man kein Glied rühren konnte und die Luft war zum Ohnmächtigwerden, oben aber goß der Regen. So wechſelte es dieſen Tag ab, und Sie können wohl denken, wie ſehr wir uns nach unſerm Nachtlager ſehnten. Um 6 Uhr, hieß es, würden wir in Peſth ſeyn, die Fahrt dauerte aber bis 8 Uhr und nun mußte erſt noch das ganze Gepäck der vielen Paſſagiere an dieſe abgegeben oder, wenn ſie weiter als Peſth giengen, in ein anderes Dampfſchiff: den Zriny, transportirt werden. Das Magazin wurde aufgemacht, man langte die Sachen heraus, aber ein ſtarker Gewitterregen, mit Blitz und Donner unterbrach mehrere Male dieſe Arbeit. Endlich war eine Kiſte und ein Koffer nach dem andern abgegeben worden, und unſere Sachen kamen nicht. Schon meinten wir, ſie wären gar nicht im Schiffe, da langte man ſie aus dem unterſten Magazin hervor. Es war jetzt 9½ Uhr und eben fiel wieder ein recht ſtarker Regenguß; bis wir Alles beiſammen hatten und in den Gaſthof kamen, wurde es 10 Uhr. Dieſer Gaſthof war freilich anders als der in Preßburg; wir bekamen prächtige Zimmer und Betten, aßen ein wenig Kaltes, tranken guten Ofner Wein und ſchliefen dann ſanft und glücklich bis Morgens 4 Uhr.

Von Gallacz, am 29ſten Sept.

Geſtern mußte ich aufhören zu ſchreiben. Johannes packte ſeinen Koffer um, worinnen die Geſchenke für die Beduinenkinder liegen, da kamen alle mögliche Sachen zum Vorſchein; Eines beſahe Dies, das Andre Jenes; Eines nahm und ſpielte eine Maultrommel, das Andre eine Harmonika, bei ſolcher rührender Muſik legte ich gern meine Feder aus der Hand. —

Wie Peſth und Ofen ausſehen, wiſſen wir nicht recht, denn es war noch ganz finſter als wir wegfuhren, und nach etwa ¼ Stunde kam ein ſolcher Nebel, daß wir 5 Stunden mit dem Schiffe ſtill liegen mußten.

Jetzt macht meine Reiſebeſchreibung einen großen Sprung. Die Gegend wurde ſehr langweilig; die Ufer mit Weiden bewachſen; kein Dorf in der Nähe; die Witterung kalt und unfreundlich; auf dem Dampfſchiff (wenigſtens auf unſerm zweiten Platze) wars bei Tag und Nacht ſchlecht; wir kamen mehrere Tage nicht aus unſern Kleidern und ans Schlafen war auch nicht zu denken. Ich verwünſchte den Zeitungsſchreiber, der dieſe Fahrt ſo gar anmuthig beſchrieben hatte. Dazu kam noch, daß wir Alle unwohl wurden. Fräulein von W. bekam Zahnſchmerzen und einen geſchwollenen Backen; wir andern Alle Schnupfen und Huſten und mein Mann iſt noch nicht ganz davon befreit. So kamen wir endlich in Semlin, Belgrad gegenüber, an. Dort wurden wir wieder an's Land geſetzt und wir kamen in einen Gaſthof, wo wir gute Betten, und beim Abendeſſen gute Geſellſchaft fanden. Leider hörte ich zu ſpät daß auch ein Landsmann von mir mit am Tiſch geweſen war. Wir kauften uns in Semlin Matratzen und ſchaafwollene Decken, Laternen und viele Trauben; denn nun waren wir der Cholera entwichen und aßen Trauben, ſo ſüß und ſchön, wie man ſie bei uns gar nicht hat.

Von da an fuhren wir mit unſerm Dampfſchiff Zriny noch einen Tag; nicht weit von Drenkova blieb es liegen, und am andern Morgen bekamen wir, zuſammen mit den Engländern, welche mit auf dem Schiffe waren und die bis Conſtantinopel reiſen, ein Boot mit 8 Ruderern. Mir wurde ſchon ein wenig bange, weil ich wußte, daß nun die Donaufälle kämen. Schon vor dieſen fuhren wir auf einen Felſen auf; das Boot bekam einen tüchtigen Stoß und ſenkte ſich tief auf eine Seite; ich dachte ſchon, es wäre um mein junges Leben geſchehen, aber die Mannſchaft mußte in den vordern Theil, und die Schiffer ſtiegen in das Waſſer und hoben den hintern Theil über den Felſen hinüber und ſo wurden wir glücklich wieder flott. Die Gegend wurde nun ſehr ſchön; die Donau fließt zuſammengedrängt durch hohe Felſen und wir kamen auch glücklich durch die Strudel und Wirbel hindurch. Ich möchte aber doch dieſe Fahrt nicht mehr machen, für das Auge bleibt ſie immer ſchauerlich. Aber bei alle dem war es eine ſchöne Tagreiſe, die wir um nichts hingeben möchten, wenn beſonders eine Geſellſchaft von Fremden nicht dabei geweſen wäre, die ſich roh und unhöflich benahm. So kamen wir Abends um 8 Uhr nach Orſowa, wo wir 2 Tage ausruhen durften. Fr. v. W. ſtieg gleich aus, gieng nach dem beſten Gaſthof und nahm die drei für uns bequemſten Zimmer in Beſchlag, worüber die vornehmen Fremden ſo entrüſtet waren, daß ſie bei Tiſche ſehr über uns ſchimpften; wir aber thaten als hörten wir es nicht und triumphirten über unſer Glück.

In Orſowa ſahen wir am andern Tage Türken und Serbier und die wunderlichſten Trachten; wir waren ſehr vergnügt und heiter. Wir giengen auch vor die Stadt zu dem Türkenmarkt (Skella)

Es war ein Dach aufgebaut und außen herum ein Verſchlag, in der Mitte iſt eine Abtheilung mit Schranken; auf der einen Seite ſtehen die Leute vom rechten Ufer: die Serbier und Türken, auf der andern die vom linken, ungariſchen Ufer. Ein Quarantäneaufſeher iſt da, welcher, wegen der Peſtgefahr die Berührung zwiſchen beiden verhindern muß; kauft man von einem Türken etwas, ſo wiegt es der ab und legt es auf den Tiſch, der Aufſeher nimmt es, räuchert oder wäſcht es und reicht es dann dem Käufer, das Geld dafür wirft er, um die Türken nicht zu berühren, vor ſich hin auf die Erde. Kauft der Türk etwas, da muß er ſein Geld in eine Art von Schöpfeimer, den ihm der Aufſeher hinaushält, ins Waſſer werfen, aus dieſem wird es dem Verkäufer übergeben.

Wir ſahen unter den Leuten, die vom andern Ufer kamen, ſehr ſchöne Geſichter, von Männern wie von Frauen, beſonders ein Mädchen war da, die Tochter eines ſerbiſchen Hauptmannes, dieſe hatte ein ſo feines, edles und ſchönes Geſicht, daß unſre M . . . . ner Schönheiten nicht in Vergleich mit ihr kommen. Freilich ſtunden neben jenen ſchönen Leuten auch häßliche Zigeuner, die zur Unterhaltung Muſik machten und dabei ganz erſchrecklich ſangen. Gegen Abend fuhren ſie dann Alle in ihren Kähnen wieder an das andre Ufer hinüber.

Den Tag darauf fuhren wir auf einer Art von Leiterwagen (ungariſchem Bauernfuhrwerk) nach Mehadia zu den Herculesbädern. Die Gegend iſt ſehr gebirgig und ſchön. Hinwärts ſahen wir eine Zigeunertruppe in ihren Strohzelten oder Hütten;

ſie ſahen ſo ſchwarz aus wie die Mohren und mehrere Kinder bettelten uns an; auf dem Rückweg fanden wir ſie nicht mehr; ſie waren ſchon weiter gezogen. In Mehadia beſahen wir uns die Quellen und verſuchten das Waſſer; mir kam es viel ſchwächer vor als das in Karlsbad.

Die Paſſagiere im Dampfſchiff haben die freie Wahl ob ſie von Orſowa aus zu Waſſer durch den eiſernen Thorpaß oder außen hin, auf einem Wagen nach Kladowa fahren wollen, wo das nächſte Dampfſchiff auf ſie wartet. Aus Rückſicht auf meine Angſt vor dem eiſernen Thorpaſſe bekamen wir einen Wagen, nur wegen der Reiſebarometer giengen zwei von unſern jungen Herrn in der Geſellſchaft der Fremden zu Waſſer. Die Fahrt auf einem Geſellſchaftswagen, mit 5 wilden Pferden, welche immer an dem meiſt hohem Ufer bergauf und bergab in Gallopp liefen, war freilich etwas gefährlich; doch war mirs merkwürdig zu ſehen, wie dort an der Gränze die Contumaz (Peſtquarantäne) gehalten wird. Wir hatten zwei Herrn aus Orſowa mit auf unſerm Wagen, einen von der Mauth und einen von der Quarantäne. Kam ein fremder Wagen, dann wurde ſchon aus der Ferne geſchrieen er ſolle ausweichen, daſſelbe that man mit einzelnen Menſchen, die zu Fuße kamen. Es waren Ziegen auf dem Wege, dieſe wurden mit Steinen geworfen, bis ſie zur Seite wichen; man darf keinen Menſchen und kein Thier anrühren. Mir kam dies Alles ſo ſchrecklich und heidniſch vor, daß ich ganz traurig wurde, und doch muß es ſo ſeyn. Wir ſahen da auch türkiſche (und wallachiſche) Dörfer; aber wie elend ſind dieſe! Die meiſten Häuſer ſind nur von Weiden geflochten und von Lehm gebaut, die meiſten Leute wie in Lumpen gewickelt. Auch die türkiſchen Städte die wir bis jetzt geſehen und welche auf der Landkarte mit ſo großen Buchſtaben gedruckt ſtehen, daß man wunder denkt, was das für Städte ſeyn müſſen, ſehen, wenn man in ſie hineinkommt wie Raubneſter aus: unrein, ärmlich und verfallen. Ich muß dabei immer denken: welcher Unſegen und welche Verlaſſenheit von Gott mag da drinnen ſeyn, und ich preiſe dann mich und alle die glücklich, welche Chriſten ſind und in dem lieben Deutſchland wohnen. Ich kann es nicht läugnen, oft überfällt mich ein großes Heimweh.

Nun wieder zu unſerer Fahrt. Ich hatte mir den eiſernen Thorpaß viel enger vorgeſtellt als er iſt. Aber die Donau hat dort einen ſehr ſtarken Fall, und die Fahrzeuge, obgleich ſie ſo breit gebaut ſind wie die Fähren über den Main und Rhein und deshalb gar nicht tief im Waſſer gehen, raſſeln doch, wie uns Johannes erzählte, beſtändig auf den Felſen auf.

In Kladowa fanden wir ſchon unſer neues Dampfſchiff: die Pannonia, auf welcher wir geblieben ſind bis heute, und von welcher wir uns ungern trennen. Es iſt uns da recht gut gegangen und obgleich auch in dieſem Schiffe das im Holzwerk lebende Ungeziefer die Nachtruhe ſtört und wir nun ſchon wieder 4 Nächte in Kleidern zugebracht haben, waren wir doch recht vergnügt. Das Eſſen, welches wir bekommen, iſt überflüſſig reichlich (des Morgens Kaffee, um 9 Uhr ein Frühſtück von Fleiſchſpeiſen und Wein, zum Mittagseſſen, um 4 Uhr, 5 Schüſſeln) nur darf man den Koch, Küchenjungen und die Küche nicht anſehen, ſonſt vergeht einem der Appetit. Der Kellner des Schiffes iſt ein Bamberger, der Maſchiniſt ein Frankfurter, und ſo wird immer noch viel Deutſch auf dieſem Schiff geſprochen.

Von Kladowa bis hieher nach Gallacz (Galladſch) wo wir ſeit geſtern Nachmittags ſind, aber nicht in die Stadt dürfen, weil wir uns nun ſchon mit den peſtverdächtigen Leuten des rechten Ufers gemein gemacht haben, und deshalb erſt Quarantäne halten müßten, haben wir nichts Beſonders geſehen. Die Donau iſt ſehr breit; zur Linken ſind wir an der Wallachei vorbeipaſſirt, und vor Gallacz geht die Moldau an. Johannes, Dr. E., B. und mein Mann ſind dieſen Morgen hinübergefahren nach der türkiſchen Seite um ſich dort etwas umzuſehen. Es iſt heute das ſchöne Michaëlisfeſt und des Dr. E. Namenstag. Morgen früh fahren wir auf dem Dampfſchiff Ferdinand ab nach Conſtantinopel. Es gab bisher öfters ſchlechtes Wetter und die Leute alle ſprechen von der Tücke des ſchwarzen Meeres. Gebe Gott, daß wir glücklich hinüber kommen.

Conſtantinopel den 6ſten October.

Ich fahre vorerſt in meiner kleinen Reiſebeſchreibung fort. — Unſere Herren kamen erſt am Abend von ihrer Landreiſe in das türkiſche Gebiet zurück. Die beiden Jäger, (Johannes und E.) hatten mehrmalen geſchoſſen, aber nichts getroffen. Der Maler

B. hatte eine Anſicht von Gallacz aufgenommen, die recht hübſch iſt; mein Mann hatte ſich durch das lange Sitzen in der ſumpfigen Gegend wieder einen ſtarken Schnupfen geholt, den er heute noch nicht los iſt. Wir zogen nun ein in unſer Dampfſchiff Ferdinand und begaben uns bald in unſerm Vogelbauer zur Ruhe. Denn die Schlafſtübchen, in denen 6 Betten, auf jeder Seite 3 übereinander angebracht ſind, haben nur 7 Fuß Höhe, 5 Fuß Länge und 6 Fuß Breite (H. E. hat es ausgemeſſen) da können Sie wohl denken, wie ſchwer es iſt, in ein ſolches Bett hineinzukommen.

Am andern Morgen (den 30ſten Sept.) fuhren wir ſchon um 2 Uhr früh aus, aber bald kam ein Nebel und wir blieben mehrere Stunden liegen. Gegen 6 Uhr fuhren wir wieder ab und kamen nun ganz unvermerkt in einen kleineren Arm der Donau. — Rechts und links eine unüberſehbare Ebene, mit Schilf bewachſen, und vielleicht alle halbe Stunden auf der linken Seite eine armſelige Hütte von Koſaken bewohnt, welche Wache hielten. Auf dieſem Schilf flogen Millionen von Heuſchrecken, von denen auch welche auf unſer Schiff kamen, die dann im Spiritus ihren Tod fanden. Nachmittags hieß es: nun werden wir bald ans Meer kommen und es dauerte auch gar nicht lange da ſahen wir es und waren darauf. Mir war es ſehr bange; denn das Meer ſchlug große Wellen, obgleich es windſtill war, und unſer Schiff die Wellen ohne große Bewegung durchſchnitt. Es wurde dunkel und noch einmal zum Abendeſſen ſich geſetzt. Ich hatte ſchon am Mittag wenig zu mir genommen und am Abend aß ich gar nichts. Jedes von uns eilte nun in ſein Bette um nicht ſeekrank zu werden. Mein Mann ſchlief die ganze Nacht vortrefflich und er erzählte am Morgen, es ſey ihm geweſen, als wiege ihn ſeine ſelige Mutter. Fräulein von W. die vorher immer gemeint hatte, ſie werde nicht ſeekrank, wurde es ſchon in der erſten Nacht. Dann am Morgen wurde es D. E., dann Johannes, und nun auch mein Mann und zwar dieſer am allerärgſten; wenn er nur aufſtehen wollte, ward er ſchwindelnd und es vergiengen ihm die Kräfte, ſo daß er ſich wieder zu Bett legen mußte. Ich wurde nicht eigentlich ſeekrank, aber es war mir miſerabel und doch auch etwas drehend, wie es etwa einem Betrunkenen ſeyn mag; keinen Schritt konnte man gehen ohne ſich anzuhalten. Dieß waren zwei Nächte und ein Tag dazwiſchen, von wirklich ſchrecklicher Art. Es hatte ſich nun auch noch ein etwas günſtiger Wind erhoben, die Segel wurden aufgeſpannt und dieß vermehrte das Schwanken des Schiffes außerordentlich. Herr B. der auf dem Verdeck ſchlief, ſagte mir: ſo arg hätte er ſichs doch nicht vorgeſtellt.

Den andern Nachmittag kamen wir nach Varna, weil aber das Meer ſehr unruhig war und das Ausſteigen in einen kleinen Kahn ſo gefährlich iſt, hatte Niemand Luſt ans Land zu gehen, ſo ſehr wir uns vorher darauf gefreut hatten. Als aber nun am darauf folgenden Vormittag die Nachricht in unſre Kajüte kam: binnen einer Stunde wären wir im Bosporus, da ermannten ſich Alle und ſtiegen aufs Verdeck. Und was war dies eine Freude: zur Rechten ſahen wir die Küſte, ſo weiß glänzend gegen das dunkle Waſſer wie Marmor, und recht bald waren wir im Bosporus. Nun möchte ich freilich dieſe Anſichten, längs der Ufer hinauf Ihnen und allen meinen Verwandten und Bekannten ſelber zu ſehen wünſchen. Rechts und links ſchöne Paläſte mit Gärten, viele Landhäuſer und nette Dörfer mit den Wohnungen der Geſandten, und nach etlichen Stunden Conſtantinopel vor uns.

Unſer Schiff hielt; Fräulein v. W. und D. E. ließen ſich ans Land fahren und gingen über Galata nach Pera um eine Wohnung für uns zu ſuchen. Wir mußten jetzt noch lange auf unſerm Schiffe warten; endlich kam Herr E. und wir giengen nun auch ans Land und kamen hieher zu unſrer Wohnung, welche ſehr hoch auf dem Berge liegt. Die Hausfrau, eine Würtembergerin, iſt ſehr freundlich gegen uns und hat uns unter ſehr billigen Bedingungen in Koſt und Wohnung genommen; die Ausſicht, über den Hafen hinüber nach Conſtantinopel iſt aus unſern Fenſtern ſehr ſchön. Die Maſſe von kleinen Häuſern mit rothen Dachern und auch meiſt mit rothen Wänden, dazwiſchen die hohen, weißen Moſcheen mit ihren Minarets, gewähren einen impoſanten Anblick. Wenn man aber in der Stadt ſelbſt iſt, da ſieht es ganz anders aus und man kommt jedesmal traurig nach Hauſe. Die Menſchen ſind meiſt in Lumpen gehüllt, die Häuſer verfallen, die Straßen eng und unreinlich; mit einem Wort: es wird Einem unheimlich zu Muthe und ich danke Gott, daß ich nicht da wohnen muß und keine Türkin bin.

Den 7ten October.

Mein Mann, Johannes und D. E. ſind heute nach Bujukdereh gegangen um den Herren Geſandten einen Beſuch abzuſtatten und wir Andern haben ſo eben die Derwiſche tanzen ſehen. Das iſt auch eine Erſcheinung zum Erbarmen! Männer in einem weißen Rock und in einer hohen Filzmütze, ſich da herumdrehen zu ſehen wie Verrückte, weil ſie meinen damit Gott einen Dienſt zu thun — man könnte weinen über eine ſolche Verirrung!

Was mein Mann mit den jungen Leuten Alles geſehen hat, und was die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt betrifft, darüber wird Johannes ausführlich berichten. Die Peſt iſt hier ſehr arg und noch immer im Zunehmen; man darf nie in ein Haus treten, ohne ſich in einem hohen Kaſten räuchern zu laſſen, auch weicht man ſich auf der Straße aus ſo viel wie möglich, und greift nichts an; alle Nahrungsmittel, wo dies geht, werden erſt ins Waſſer gelegt und die Leute haben hier eine große Furcht vor der Anſteckung. Der hieſige Aufenthalt wird einem dadurch ſehr verleidet. Nächſten Montag werden wir mit dem Dampfſchiff nach Smyrna reiſen.

Ein Miſſionär, der uns hier beſucht hat, ſagte: daß vielleicht nächſten Sonntag deutſcher Gottesdienſt in Pera gehalten wird. Sie können denken, wie ich mich darauf freue.

Theuerſte Frau ***, ich möchte Ihnen noch Vieles ſchreiben, da es auch meinem Herzen ſo wohl thut, mich mit Ihnen zu unterhalten; mir iſt es als ſäße ich in meinem lieben M. vor Ihnen und müßte

Ihnen Alles, auch das Unbedeutendſte erzählen. Ich habe ohnehin um recht viel Nachſicht in aller Art wegen meines Geſchreibſels zu bitten, denn dieſer Brief iſt in gar zu verſchiedenen Stimmungen geſchrieben worden.

Den 9ten October.

Heute Morgens waren wir Alle in einer deutſchen Predigt und haben uns recht erbaut. Ein junger Schweizer, welcher Hofmeiſter iſt in einer engliſchen Familie, hielt den ganzen Gottesdienſt. Es wurde erſt gebetet, dann geſungen, dann wieder gebetet und darauf gepredigt über 1. Ep. Pauli an die Corinth. 1. Cap. V. 18.

Die Heimfahrt auf dem Waſſer von Bujukdereh, am ſpäten Abend iſt meinem Mann ſehr übel bekommen. Er hatte eine ganz ſchlechte Nacht darauf und einen eben ſo üblen Tag. Sie können ſich wohl meine Angſt und Sorge denken. Heute geht es wieder beſſer, doch haben wir, außer dem Kirchenbeſuch das Zimmer mit einander gehütet, damit wir morgen abreiſen können. Die Herren Geſandten von Oeſterreich und Preußen ſind überaus gütig und freundlich gegen meinen Mann geweſen.

Nun ſoll es ernſtlich an die Vorbereitungen zur morgenden Abreiſe gehen. Der Herr ſey mit Ihnen Allen und mit uns. Ihre treue Freundin

Julie ***

3) Brief des Vaters an ſeine Kinder.

Smyrna, am 14. Oktober 1836.

Looſung des Tages: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöſet, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du biſt mein. Jeſ. 43, v. 1.

Meine herzlieben Kinder.

Bis hieher, wo wir bereits den 3ten Theil unſers Weges zurückgelegt haben, hat der treue Gott geholfen; er hat uns bewahrt, errettet aus viel Noth und Gefahr; hat, wie eine Henne ihr Küchlein, das Herz des Pilgers, wenn es hinaus wollte zur Rechten oder zur Linken, verſammelt unter ſeine Fittige, daß es bei Ihm blieb; die blöden Augen geſalbet mit Augenſalbe, daß ſie ſeine Wege ſahen; hat die ſtrauchlenden Kniee geſtärkt.

Als wir ſchon am 30. Sept., kurz vor Sonnenuntergang das ſchwarze Meer erreichten, da wurde die Looſung des Tages Pſ. 93, v. 4 an uns wahr; das Gebet, das ich am Tag vorher, an dem einſamen Ufer, Gallacz gegenüber zu meinem Herrn, vornämlich um der lieben ängſtlichen Mutter willen gebetet hatte, wurde erfüllt: wir kamen, was in dieſer Jahreszeit ein ſeltner Fall iſt, ohne Sturm über jenes böſe Meer; ich ſchlief in der erſten Nacht ſehr ſanft, am andern Morgen aber wurde ich krank, und blieb es, bis wir in den wunderherrlichen, thraziſchen Bosporus einfuhren.

Wir kamen nach Conſtantinopel in den Tagen, da dort eben die neuerdings ausgebrochene Peſt in ihrer größeſten Heftigkeit wüthete. Es iſt ja ohnehin dieſe ganze Wohnſtätte des machtigen Beinbrechers (Osmanen) ein großer Todtenacker; ſeine ganze Pracht und Herrlichkeit iſt nur ein mit Flittern behangener und überkleideter Moderhaufen. Wo wir, von unſerer Wohnung in Pera aus hinſahen, da traf das Auge hier und traf es dort auf Steinbezeichnete Gräber. Und nun hatte ſich der Graus dieſer Gräber aufgethan; Furcht und Schreckniſſe des Todes gingen auf den Gaſſen umher; Jeder ſuchte die Berührung des Andern zu vermeiden; türkiſche Laſtträger, mit Leichnamen, nur in härene Decken geſchlagen, auf ihren Schultern begegnen dem Wanderer unmittelbar neben dem Prunkmarkt des modernen Morgenlandes. Dazu kam, während unſers faſt 9tägigen Aufenthaltes in Conſtantinopel eine Feuersbrunſt in unſerer Nähe, welche ganz Pera hätte können in Aſche legen, und eine nun ſeit 6 Monaten auf dem armſeligen Lande laſtende Dürre, welche Alles in Staub verwandelt hat.

Meine theuern Kinder! mich hat Edoms, mich hat Osmans, des Beinzerbrechers übermüthige Herrlichkeit nicht geblendet noch ergötzt. Ein Volk und Land, das ſich ganz von dem Herrn gewendet, das kann dem Pilger, der das Kreuz ſeines lieben Herrn an und in ſich trägt, keine Stätte des lieblichen Verweilens werden. Als ich an der hehren Sophia vorüber ging, da war meine Seele tief gebeugt; der Anblick der verödeten, zum Theil von Zigeunern bewohnten Landſeite der Stadt, von den Cypreſſenhainen von Ejub, bis zu dem von den Wogen des Propontis umrauſchten Schloſſe der ſieben Thürme, war mir ein Erinnern an Worte der Propheten über alle jene Völker und Heiden, die ſich auflehnen gegen den Herrn und ſeinen Geſalbten. Die Epheuumſtrickten Mauern, ſind von Feuersgluth geſchwärzt, vom Erdbeben zerriſſen.

„Welcher Feind, ſo frug die Stimme, hat deine Mauern zerriſſen, deine Gaſſen verödet, du Beinbrecher!“ — „Meine Mauern, o Chriſt, hat kein feindlicher Menſchenarm verletzt, meine Gaſſen hat nicht das Schwert der Deinen verödet; das Geſtein iſt zerborſten vom Zorne des Herrn, die Thürme ſind danieder geſtürzt von dem Schrecken deines Gottes; die auf dieſen Straſſen wohnten, hat die Peſt dahin gerafft; und was die Peſt übrig ließ, das nahm der Hunger, und was dem Hunger entrann, das verzehrte das Feuer, welches wie ein Mord ſchleicht in meinen Gebeinen. Chriſt, der du noch ſteheſt an der Wahl zwiſchen Leben und Tod, Licht und Finſterniß, halte deine Leuchte feſt, daß die Nacht des Todes dich nicht überfalle wie mich.“

Meine, mir nicht nur in der Liebe von Fleiſch und Blut, ſondern in der Liebe des Herrn ewig theuren Kinder und Enkel! was ich auf den ſtaubigen, verödeten Höhen nordwärts von Pera mit meinem Herrn geredet und im Gebet errungen, das kann ich nur dann in tiefer Beugung ſagen, wenn nach vollendeter Reiſe noch auf Erden, oder dort im Friedenslande, mein ganzes Leben und Weſen ein Lobgeſang geworden ſeyn wird. Seine liebe Hand ſtimmt jetzt die Saiten, aber das Stimmen thut wehe.

Seit vorgeſtern ſind wir nun nach einer ſehr glücklichen Fahrt auf ſpiegelglattem Meer an der alten trojaniſchen Küſte, dann an dem herrlichen Lesbos vorüber hieher gekommen, in die noch immer nicht ganz erſtorbene zweite der ſieben Gemeinden; in das großentheils wenigſtens dem Namen, zum kleinen Theile auch dem Weſen nach chriſtliche Smyrna. Mir iſt hier ſehr wohl. Vielleicht beſuche ich Epheſus.

Nun meine theuren Kinder und Enkel, das Herz in die Höhe! Er, der Erſte und der Letzte, der todt war und iſt lebendig worden, gebe es euch und uns, getreu zu ſeyn bis an den Tod, damit Er euch und uns geben könne, Er, der Treue und Wahrhaftige, nach dem reichen Maaße ſeiner Gnade, die Krone des Lebens. Die liebe Mutter, die mir, der Herr vergelte es ihr in Zeit und Ewigkeit, viele aufopfernde Treue erwieſen hat auf dieſer Reiſe, grüßt und ſegnet euch. Euer treuer Vater und Großvater

* *

4) Ein Brief von demſelben.

Angefangen in Budjah am 26ten Okt. Abends ſpät, vollendet in Smyrna am 2ten Nov. 1836.

Meine theuern Kinder.

Es iſt nicht der Duft der Cypreſſenwälder aus dem benachbarten noch jetzt „Paradies" genannten

Thale, in welchem, einer Sage nach, Homer ſeine Ilias gedichtet haben ſollte; es iſt nicht der kühle Hauch vom Gebirge her, was mich ſeit etlichen Tagen ſo wundervoll geſtärkt hat, ſondern es iſt ein Hauch des Lebens, der von dem Herrn kam, welcher mein Arzt iſt und mein Heiland. Meine Seele erhebet den Herrn und freuet ſich des erwärmenden Lichtes, in deſſen Strahlen Er mich geſtellt hat, denn Er hat mich hier ſehen laſſen den Leuchter, den Er auch dem neuen jetzigen Smyrna noch erhalten will. Ich wohne in dem Hauſe der beiden treuen Diener und Verkündiger des Wortes: Fielſtädt und Jetter, und erquicke mich an ihrem Glauben, ihrem Gebet.

In Epheſus und in Sardis, welche ich indeß beſuchte, iſt es nicht mehr ſo. Von Epheſus, die eine Fürſtin war unter Aſiens Städten, iſt der Leuchter längſt hinweggenommen, nur noch auf dem unfruchtbaren Berge über den Trümmern, wohnen arme griechiſche Chriſten, welche bei uns bettelten; im Thale des Kayſtros haben Turkomanen und Jurucken ihre Hütten aufgeſchlagen. Dennoch war es ein unbeſchreiblich liebliches Gefühl, mit welchem wir die Stätte betraten, da die Füße des Lieblingsjüngers des Herrn, und des Timotheus gewandelt haben. Denn hier in Epheſus hat Johannes ſein Leben beſchloſſen, und lange vor ihm Timotheus. In dem alten Theater von Epheſus, das einſt von der Stimme der Tauſende ertönte, welche riefen: „Groß iſt die Diana der Epheſer,“ gegenüber dem geſtürzten Gemäuer des Tempels, der einſt ein Wunder war der Welt, beugten wir, zwiſchen den zerbrochnen Marmorſäulen unſre Kniee und Jetter ſprach ein Gebet. Es war, als der kühlende Wind vom Meere und von dem Thale des Mäanders her am Rundgewölbe des alten Schauplatzes ſeinen Hauch brach, als ob aus den Marmortrümmern Tauſende von leiſen Stimmen zu dem Gebet ihr „Amen" ſprächen.

Was ſoll ich aber von dem alten Sardis ſagen und von dem unvergleichlich ſchönen Thale des Hermos? Die Trümmer von Sardis, theils unter dem Schutt des Sandes begraben, theils mit grauſenhaft vom Erdbeben zerriſſnen Wänden, bezeugen es, daß Er, der die Geiſter Gottes hat und die ſieben Sterne, über dieſe Gemeinde, welche den Namen hatte, daß ſie lebte und war doch todt, gekommen ſey als ein Dieb. Nur noch 2 chriſtliche Müller, die aber bloß türkiſch ſprechen, leben unter den Türkomanen und Jurucken; deren ſchwarze Zelte im Thal zerſtreut ſind; vom Pallaſt des Crösus her ertönt die Pfeife des Cameeltreibers, aus dem Gemäuer der alten Chriſtenkirche der Geſang der einſamen Steindroſſel. Eine ſolche majeſtätiſche Natur aber wie die um Sardis habe ich noch nie geſehen. Ueber den hohen Säulen des Cybeletempels erheben ſich die Säulenfelſen der Sandſteinberge, über dieſen, ſchon mit Schnee bedeckt, der hohe Tmolus; im Thale der wilden Myrten und Granaten ſtrömt der Pactolus, deſſen Geſchiebe zum Theil ein edles Geſtein (der lapis Sardius oder Carneol) ſind.

Sobald nun der Oſtwind ſich erhebt, vielleicht ſchon morgen, verlaſſen wir mit einem türkiſchen Schiffe den Hafen von Smyrna, und ſegeln nach Alexandria ab. Er der treue Gott ſegne unſern

Ein- und Ausgang (nach der heutigen Loſung.) Er ſey Euch und uns ein gnädiger Gott.

In ſeiner Liebe euer treuer Vater und Großvater

* *

5) Aus einem Briefe von Demſelben an ſeine Schweſter.

Symi am 14ten November 1836.

Meine herzliebe, theure Schweſter!

Hier ſitze ich neben der lieben, treuen Hausfrau in der Kajüte eines großen, türkiſchen Schiffs, das neben und mit etwa 130 türkiſchen Pilgrimen oder Hadſchis, welche nach Mecka wallfahrten, auch uns Pilgrimme nach Alexandrien bringen ſoll. Ein herannahender Sturm, der heute Nacht ausgebrochen iſt, hatte unſern vorſichtigen Capitän, einen Griechen von Geburt, geſtern hier herein in dieſe Felſenbucht geſcheucht, unter und zwiſchen deren grauſig ſchönen Geſteinwänden wir ſo ſicher ruhen wie unter den Fittigen eines Adlers, ſo daß wir in der vorigen Nacht nur hoch über uns das Toſen des Sturmes hörten und heute nur aus weiter Ferne am Ende der Bucht, die hohen, mit Schaum bedeckten Wogen erblicken.

Bis hieher hat der treue, der gnädige Gott, der uns Sünder ſo mit Geduld und Erbarmen trägt, geholfen, uns vor allem Unfall bewahrt, und uns unzählig viel Gutes erwieſen.

Die Reiſe von München bis Wien und der Aufenthalt in dieſer ſchönen Kaiſerſtadt waren uns eine Zeit des lieblichſten Ausruhens und der geiſtigen wie der leiblichen Erquickung. Die Fahrt auf der Donau hinab nach dem ſchwarzen Meere und durch den Bosporus nach Conſtantinopel hatte wenigſtens eben ſo viel Erquickliches und Erfreuendes als Beſchwerliches. Unvergeßlich wird mir der Abend und das Nachtlager in Semlin bleiben. Aus den Fenſtern unſers Zimmers ſahe ich das nahe gegenüber gelegene Belgrad mit ſeinen vielen Minarets; von den Thürmen von Semlin hallte das Abendgeläute herein; das hieſige Gaſthaus war das letzte, auf gute, deutſche Weiſe eingerichtete, welches wir auf dieſer Donaureiſe fanden. Orſowa, wo wir uns etliche Tage aufhielten, weil der Wechſel der Dampfſchiffe das ſo mit ſich brachte; Orſowa, in einer wahrhaft erhaben ſchönen Gegend gelegen, und das nachbarliche Mehadia mit den Bädern des Hercules, waren die letzten ganz chriſtlichen Orte, darin wir auf dieſem Wege Obdach fanden; mit Wehmuth und doch auch mit Freude darüber, daß jetzt ein Schritt weiter geſchehen, verließen wir die guten öſterreichiſchen Lande, in denen wir ſo viel freundliche Begegnung und Liebe erfahren hatten. —

Gallacz gegenüber lebte ich zum erſten Male einen Tag unter Türken, oder richtiger geſagt in der Nähe ihrer Hütten in einer grünenden Wüſte der Donauebene. Ich erbat mir hier, vorzüglich um meiner lieben, vor dem Waſſer ſehr furchtſamen Hausfrau willen, eine glückliche Fahrt über das ſchwarze Meer und Gott gewährte meine Bitte;

dieſes ſonſt ſo böſe, gefährliche Meer war, als wir es beſchifften, ſo ſtill und ſanft als man es in ſolcher Jahreszeit nur ſelten findet. Wir hatten die Mündung der ſtillen Donau bei Sonnenuntergang verlaſſen; in der Nacht fing das ſchaukelnde Bewegen des Schiffes, das Anſchlagen der Wellen und das Krachen der Wände unſrer Kajüte an. Die liebe Hausfrau, die ſich (wie auch ich eigentlich) zum erſten Male auf ſo weitem, wilden Meere befand, hatte die ganze Nacht keine Ruhe; einmal über das andere kroch ſie aus ihrem Lager an der ſteilen Kajütentreppe hinauf und blickte vom Verdeck aus in die ſternhelle, gar nicht ſtürmiſch bewegte Nacht. Ich dagegen ſchlief dieſe ganze Nacht ſehr ruhig: mir war bei dem ungewohnten Schaukeln ſo zu Muthe, als wäre ich in meine früheſte Kindheit zurück verſetzt, wo ich in der Wiege lag und eine treue, liebende Mutter mich wiegte. Lag ich ja doch auch hier in den ſchützenden Armen eines ewigen Erbarmers, einer ewigen Mutterliebe, wofür ſollte mir grauen! Aber obgleich ich von Grauen und Furcht frei war, ſtellte ſich dennoch am Morgen die Seekrankheit ein, die mich erſt verließ als das ſchnell fahrende Dampfſchiff den Eingang des ruhigeren Bosporus erreichte. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß die Ufer des Bosporus zu den ſchönſten Gegenden unſrer Erde gehören; wenigſtens ich habe in meinem Leben niemals etwas ſo Reiches, Liebliches und mächtig Schönes geſehen, als die Umgegenden des Bosporus.

Es war mir, wenn ich die luſtigen, glänzenden Gebäude zwiſchen den Feigenbäumen, Platanen und

Cypreſſen ſahe, als wären die Träume meiner Kindheit von Gold- und Marmor-Palläſten der Feen und von der ganzen zaubriſch ſchönen Welt von tauſend und eine Nacht in Erfüllung gegangen; die noch nie geſehene Pracht des Orients nahm meine Augen gefangen. Aus unſerm Wohnzimmer in dem hochgelegenen Pera, wo wir vor Sonnenuntergang unſern Einzug hielten, genoſſen wir eine unbeſchreiblich herrliche Ausſicht über den Hafen und über einen großen Theil der Stadt Conſtantinopel. Den näheren Vordergrund der Ausſicht bildet ein Cypreſſenhain, in welchem die Begräbnißſtätten der Türken angelegt ſind. Unſre Wirthin, Madame Balbiani, war eine liebe Deutſche; eine Würtenbergerin von Geburt, welche die glücklichſte Zeit ihres Lebens, die Zeit ihrer erſten Ehe in Bayern (Kempten) zugebracht hat. Sie iſt eine Freundin meines Freundes Geßner in Berlin und gleicht dieſem an Geſinnung und innrer Ueberzeugung. Gott ließ ſie zum zweiten Male Wittwe werden, in Odeſſa, wo ſie mit ihrem zweiten Manne, H. Balbiani lebte. Daß es uns in dem Hauſe dieſer vielgeprüften Frau, die uns gleich in den erſten Tagen eine wahre Freundin wurde, ſehr wohl erging, kannſt Du Dir leicht vorſtellen. Dennoch iſt das Gefühl, womit ein Chriſt das überprächtige, zum Theil phantaſtiſch-ſchöngebaute Conſtantinopel betrachtet, aus Schmerz und Luſt in gleichem Maaße gemiſcht. Es gelang uns, was Wenigen gelingt, ſelbſt das Innere des Serails zu ſehen und die Prunkpaläſte des Großſultans — ich dachte dabei an die alte Herrlichkeit der Herrſcher des chriſtlichen Byzanz, die hier thronten. Bei dem Anblick der Aja Sophia, des hehren Chriſtentempels des vormaligen morgenländiſchen Kaiſerthums war es mir, als ob mein ganzes Herz in Thränen ſich auflöſen wollte. —

Nachdem wir die Pracht der türkiſchen Kaiſerſtadt 9 Tage lang angeſtaunt hatten, führte uns das Dampfſchiff an einem unvergleichlich ſchönen Nachmittag in das ſtille, ſpiegelhelle Marmora-Meer. Beim Tagesgrauen nahten wir uns ſeinem ſüdlichen Ende und die Morgenſonne beleuchtete uns die Nachbarſtadt der Dardanellen und die Küſtengegend des alten Trojas, der wir ſo nahe kamen, daß wir an der ſumpfigen Mündung des Scamanders jeden Rohrhalm unterſcheiden konnten. Gegen Abend und ſchon am Nachmittag erfreuten wir uns herzlich an dem Anblick des ſchönen Lesbos; als der Morgen wieder graute, waren wir im Hafen von Smyrna. Hier wurde ich ſogleich von Freundeshand empfangen; der holländiſche Conſul van Lennep, an den ich ſchon durch theure Freunde in Amſterdam ſehr liebevoll empfohlen war, hatte ein Privatlogis für uns gemiethet; die theuren Freunde Jetter und Fielſtädt entführten uns daraus nach ihrem Landaufenthalt, dem unter Cypreſſen gelegenen Budjah (Budſchah) und wir mußten nun auch in der Stadt in ihrem Hauſe wohnen.

Von Smyrna aus haben wir mehrere der ſieben Kirchen beſucht, an welche die Sendſchreiben Offenbarung 2 — 3 gerichtet ſind. Ich kann Dir kaum, meine theure Schweſter, das Gefühl beſchreiben, mit welchem ich mich durch das Thal des Kayſtros dem alten Ephesus näherte. In dieſer Stadt in welcher Paulus mehrere Jahre verweilte, war Timotheus Biſchoff; St. Johannes, der geliebte Jünger und Evangeliſt, hat hier eine Reihe von Jahren, vor und nach ſeiner Verbannung nach Pathmos, gelebt und iſt als mehr denn 90jähriger Greis zu Epheſus entſchlafen. Da wo ich unter den goldfarbigen Amaryllen eines türkiſchen Todtenackers, in deſſen Nähe unſer Kaffeehaus ſtund, ausruhte, da hatte vielleicht oftmals der Fuß jener dem Herrn geheiligten Seelen gewandelt; die Lage der gegenüberſtehenden (ſpäter zur Moſchee, dann zu Trümmern gewordenen) Kirche des heiligen Johannes läßt vermuthen, daß in dieſer ehemaligen Vorſtadt der alten, prachtvollen Stadt die Wohnung des ſeligen Apoſtels geweſen ſey. In dem alten, zertrümmerten Theater von Epheſus, das einſt von dem Rufe der Tauſende „groß iſt die Diana der Epheſer“ wiederhallte, ſprach mein theurer Jetter ein innig rührendes Gebet.

Auf einer andern Reiſe von Smyrna aus beſuchten wir auch das alte Sardes. — Bei dieſen Reiſen, welche immer zu Pferde gemacht werden mußten, dachte ich oft mit herzlicher Dankbarkeit an Deinen lieben theuern Mann. Daß er mir das Reiten ein wenig gelehrt hatte, kam mir nun, wo mich der ſogenannte Tartarentrapp der türkiſchen Poſtpferde, welche in einer Stunde 3 unſrer Stunden zurücklegen, oft ſehr ermüdete, recht gut zu ſtatten. Ich durfte es wagen, das langſamere Maulthier, das ich anfangs ritt, mit einem der edelſten Roſſe zu vertauſchen, das ich vielleicht jemals geſehen hatte.

Von Smyrna bis hieher hat uns der böſe Sirocco oft aufgehalten. Wir leiden noch immer ſehr von der großen Hitze, an die ſich der nordiſche Leib nicht gewöhnen kann; denn gegen die Sonnengluth, die mich heute am 16ten November im Schweiße faſt zerfließen machte, als ich unter den blühenden Safranfeldern emporſtieg, iſt die Hitze unſrer Erndtetage ein kühler Maitag. Doch ich ende für heute (am 16ten Nov.), um Dir, ſo Gott will, von Alexandrien unſre glückliche Ankunft im 3ten der Welttheile zu melden.

Alexandrien den 29ſten November 1836.

Gott Lob! ſeit vorgeſtern ſind wir, nach vielem Ungemach hier im Hafen eingelaufen. Fünf Tage der Erquickung hatten wir an und auf dem unvergeßlich ſchönen Rhodos zugebracht, auf welchem eben nach dem vorübergegangenen Frühregen der Frühling erwachte, die Hügel mit blühenden duftenden Tapeten ſich bedeckten; während in den Orangengärten und in der ganzen Umgegend der Stadt an den hohen Bäumen die reifen Orangen wie Gold unter Smaragden erglänzten, und an den hohen Palmbäumen die Datteln ſich gelblich färbten. Hier ſitzen wir nun allerdings wieder an und unter den Fleiſchtöpfen Aegyptens, neben uns Teller voll reifer Datteln, ganze Körbe voll Apfelſinen und Pompelmuſen; ſogar an gutem Bier aus Trieſt fehlt es nicht. Von den verſchiedenen europäiſchen Conſuln, vor allen von dem ruſſiſchen, däniſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen ſind wir mit wahrer Auszeichnung und Liebe empfangen worden. Der hieſige amerikaniſche

Conſul, ein Mann von ſehr treuer, ernſtlich chriſtlicher Geſinnung hat ſich ſchon vor meiner Ankunft meiner Angelegenheiten angenommen. Eine große Freude für meine Frau iſt es, daß einige dieſer Herren, beſonders der edle treffliche däniſche Conſul, v. Dumreicher, deutſch ſprechen. — Wir werden nun wohl das heilige Weihnachtsfeſt hier zubringen, dann wenn es ſeyn kann, über Cairo in die alte Thebais, den Sitz der „Altväter“ des Athanaſiſchen Zeitalters ziehen. Auf dem Rückwege beſuchen wir dann von Cairo aus den Sinai, und nach vorübergegangenem Spatregen ſind wir mit Gottes Hülfe im gelobten Lande. Was freuen wir uns doch ſo unausſprechlich auf den Herbſt, wo uns Gott, das wiſſen wir im Vertrauen auf ſeine Barmherzigkeit gewiß, ein fröhliches Wiederſehen beſcheeren wird, u. ſ. w.

6) Aus einem Briefe des Vaters an ſeine Kinder.

Alexandria am 29. Nov. 1836.

Meine Herzenskinder!

Gott Lob! ein ſaurer Schritt der Pilgrimſchaft iſt abermals vollendet; ein Schritt der, beſonders für die arme Mutter, durch ein dunkles Thal der Beängſtigungen und Sorgen ging. Statt 5 bis 7 Tagen, welche wir, nach gewöhnlichem Maaßſtab, auf die Reiſe von Smyrna hieher gerechnet hatten, brachte unſer Segelſchiff 22 Tage darauf zu. Doch, zu unſerer großen Erquickung verlebten wir von dieſen 22 Tagen gerade die Hälfte auf dem Lande, denn 3 Tage hielt uns der ungünſtige Wind Chios gegenüber zwiſchen 2 kleinen Felſeninſeln gefangen, deren nach dem Frühregen friſch aufblühende Hügel und Thäler wir von früh bis gegen Abend durchwanderten; 3 Tage verweilten wir, bei heftigem Sturme, vor dem wir dort ganz geſichert ruheten, zwiſchen und auf den Felſenwänden und bunt blühenden Safranfeldern von Symi (Rhodos gegenüber); nach 3 tägigem vergeblichen Herumſchweben auf den Wellen, wozu die Türken, die mit uns fuhren, in ihrer brutalen Unwiſſenheit den Capitän genöthigt hatten, liefen wir im Hafen von Rhodos ein und genoſſen die reiche Natur dieſer überaus ſchönen Inſel 5 Tage lang. Dann aber kam freilich noch eine ſchwere, Gott ſey Dank aber nur 3 Tage dauernde Fahrt, bei bewegtem Meere und heftigem Sturmwind, der das Schiff beſtändig auf die eine Seite legte, von Rhodos bis hieher. Dabei iſt es wahrlich keine leichte Sache mit 134 türkiſchen, nach Mekka wallfahrtenden Hadſchi's, die den ganzen Tag das Verdeck mit dem Rauch und dem widerwärtigen Geruch ihrer Zwiebelngerichte, welche ſich Jeder ſelber kocht, erfüllen, ſo lange zuſammen geſperrt zu bleiben, ſo innerlich lehrreich mir übrigens auch die Betrachtung dieſer Hadſchi's geweſen iſt. Ich habe zwiſchen Symi und Rhodos, ſo wie 2 Tage zwiſchen Rhodos und hier ſehr an der Seekrankheit gelitten, wobei es einem zu Muthe iſt, als müßte man ſogleich ſterben; die arme Mutter brachte die meiſten Nächte unſrer Seefahrt aus Furcht vor dem grauſigherrlichem Elemente ſchlaflos zu. Dennoch habe ich auf meinem ganzen Lebenswege keine Führung Gottes kennen gelernt, durch welche die Geduld eines armen Erdenpilgrims ſo gut geübt werden könnte, als durch die Fahrt auf einem Segelſchiffe, wenn man ſo, nach menſchlicher Art, ſeine Zeit berechnet hat und gern jede Stunde auskaufen möchte. Sehr merkwürdig war mir daher am 7ten November, wo wir auf Patmos zu landen gehofft hatten und nun auf einmal, gegen all' unſer Erwarten vom widrigen Winde am Agoniſſ uns feſtgehalten ſahen, die Looſung des Tages: Klagl. 3. V. 26. „Es iſt ein köſtlich Ding geduldig ſeyn und auf die Hülfe des Herrn hoffen." Und eben ſo, am darauf folgenden Sonntage am 13ten, wo bei dem, wie uns ſchien hoffnungsloſen Zurückſchweben des vom S. O. Wind angegriffenen Schiffes, von dem ſchon am Morgen ganz nahe erblickten Rhodos gegen die bereits geſtern verlaſſene Küſte von Kleinaſien, mich und die liebe Mutter eine ſchwere Kleinmüthigkeit ergriff. die Looſung des Tages: „Es iſt das Herz ein trotzig und verzagt Ding, wer kann es ergründen." Ach ihr lieben Kinder, wie oft hat ſich in dieſer Zeit mein undankbares, ungläubiges Herz durch Ungeduld, ja durch Murren gegen meines Gottes dunklen und doch ſo väterlich wohlgemeinten Weg verſündigt. Er möge mir in Gnaden mein Sündigen vergeben und meine ſtrauchlenden Kniee wieder feſt machen.

Hier in Alexandria, wo wir, wegen der unangenehmen Geſellſchaft unſerer Hadſchi's Quarantäne, wir wiſſen noch nicht genau auf wie viele Tage!

halten müſſen, haben mir die vielen, trefflichen Empfehlungen, die ich von Wien, Berlin, St. Petersburg und Conſtantinopel aus hatte, eine ſehr liebevolle Aufnahme verſchafft und wir können doch auf die langen Beſchwerden wieder ausruhen. Wenn ich um uns her die uns zugehörigen Körbchen voller goldner, ſaftreicher Orangen; die Teller voller reifer, dunkelpurpurfarbiger Datteln und andre Güter des Landes erblicke, wünſchte ich oft, ich hätte meine lieben Enkelchen bei mir und ſie könnten ſtatt meiner eſſen von den Süßigkeiten der africaniſchen Küſte und dem lieblichen Honig von Symi. Doch meine lieben Kinder haben ja im reichſten Maaße was beſſer iſt denn Honig und Honigſeim, während wir armen Pilgrime hier in der Wüſte der Völker, fern von einer chriſtlichen Gemeinde, aber, Gott Lob! nicht fern von Chriſto, ein wehmüthig ſtilles Weihnachtsfeſt feiern werden. Doch Er, der Treue, der Barmherzige, wird ja ferner unſer Troſt, unſre Kraft, unſre Erquickung ſeyn!

Ihr theuren, lieben Kinder! ſegne euch Gott und laſſe euch das neue, künftige Jahr hindurch, ſo wie uns, ſein tägliches Naheſeyn, ſeine beſtändige Vatertreue erfahren und empfinden. Er führe uns, nach der Kraft ſeiner Gnade, auf Adlersfittigen und mit ſtarker Hand den Weg unſrer Pilgrimſchaft und zu euch zurück, damit wir, ſo lange wir leben, ſeinen Namen preiſen und ſeiner Güte uns freuen können. — —

Ich bin im Kopf noch immer ſehr ſchwach von der Seekrankheit; ſo Gott will, ſchreibe ich euch aber bald einen ruhigern Brief. — Unſre liebe Freundin und Mitpilgerin, die Fräulein v. W. hat uns in dieſer Zeit öfters durch ihre Glaubensfreudigkeit geſtärkt, und iſt, beſonders der guten Mutter, zum großen Troſt geweſen. Gott vergelte es ihr reichlich.

Nun, Gott breite über euch die Flügel ſeiner Gnade und Liebe und behüte uns und euch auf unſern Wegen. Euer treuer Vater

**

N. S. Noch an dem nämlichen Tage, an welchem ich dieſen Brief geſchrieben hatte, erhielt ich eure lieben Briefe, ihr Herzenskinder. Ich kann nicht ſagen, wie innig ſie uns erquickt haben. Heute iſt nun ſchon der 10te December und unſere Quarantäne iſt noch nicht zu Ende. Aber ich habe mich während dieſer Zeit recht erholt und geſtärkt und habe eine große Menge von Briefen geſchrieben. Auch euch, meine theuern Kinder! werde ich, will's Gott, noch einmal von Aegypten aus ſchreiben und auch ihr könnt uns mehrere Male hieher ſchreiben, da von Alexandrien aus uns die Briefe nach Paläſtina nachgeſchickt werden.

7) Ein Brief der Hausfrau an ihren Vater und ihre Geſchwiſter.

Alexandria auf dem Schiffe,
den 4ten December 1836.

Mein lieber, theurer Vater und meine lieben Geſchwiſter!

Voll Lobes und Dankens gegen Gott, der uns ſo glücklich hieher gebracht hat, möchte ich es allen den Meinigen auch gönnen recht bald zu erfahren, daß wir hier ſind. Aber freilich bleibt es leider nur beim Wunſche; denn uns trennen jetzt Land und Meer, und nur im Gebet bleiben wir dem Geiſte nach verbunden.

Ach Ihr Alle, meine Lieben, wie oft denke ich an euch, und wie gerne möchte ich mich nur ¼ Stündchen gegen euch ausſprechen, um mit euch die wunderbaren Wege zu bedenken, die der Herr mich geführt hat. Wenn mir Jemand vor 23 Jahren, als ich mich verheirathete, es hätte vorausſagen können, daß ich noch einmal ſo weit in der Welt herumreiſen müßte, ich glaube nicht, daß ich das ertragen hätte, denn damals kam mir ſchon der Weg aus dem Aelternhauſe nach N… viel zu weit vor. Und nun iſt mir's doch ſo geſchehen; ich habe ſchon in zwei fremde Welttheile hineingeguckt, und, ich weiß ſelber gar nicht, wie vieler Landesherren Brod gegeſſen und bin ganz froh darüber.

Bis Smyrna, mein lieber Vater! haben Sie meinen, wenn auch unvollkommenen Reiſebericht erhalten, und ich erzähle Ihnen nun noch, ſo gut ich es kann, die Weiterreiſe bis hieher. Am 5ten November hieß es, am Abend gienge unſer Schiff ab; wir packten unſre Sachen und kauften noch Lebensmittel auf ohngefähr 20 Tage, denn ſo hatte es uns der Kapitän angeſagt. Sie können denken, daß dieſes viel Laufens gemacht hat. Um 4 Uhr, Nachmittags, fuhren wir an's Schiff, da war ſchon Alles voll von Hadſchi's oder türkiſchen Pilgrimen, die nach Mekka wallfahrten gehen; es waren, wie wir ſpäter erfuhren, an der Zahl über 130. Ich ſchauderte vor dieſen Türken; doch der Gedanke endlich einmal weiter zu kommen, und die Hoffnung, die man uns gemacht hatte: daß wir bei günſtigem Winde vielleicht ſchon in 6 Tagen hieher kommen würden, machten Alles vergeſſen.

Erſt um 2 Uhr des Morgens (am 6ten Nov.) fuhren wir mit günſtigem Winde ab, und die Fahrt ging ſehr gut; wir ſahen immer zu beiden Seiten Land und Inſeln. Am Abend legten wir uns ſchlafen und gegen Mitternacht fiel auf einmal der Anker; wir glaubten an Patmos zu ſeyn, wohin uns der Capitän, auf einige Stunden bringen ſollte. Da wir uns aber erkundigten, erfuhren wir daß wir in der Nacht gar nicht weiter gekommen und wegen ſchlechtem Wind zwiſchen einigen kleinen Inſeln eingelaufen wären. Nicht lange nach uns kamen noch zwei Schiffe an, die auch nicht weiter kommen konnten. Drei Tage blieben wir dort, ließen uns täglich ans Ufer fahren, wo es uns ganz wohl war; die jüngeren Herren fanden ſchöne Steine und wir Alle ſchöne Blumen und Seethiere. Die Myrte ſtand mit ihren Früchten da, und es blüheten Hyazinthen, Narziſſen und ein nettes Arum.

Am zehnten erhub ſich ein guter Wind; wir fuhren an Chios und manchen andern Inſeln vorbei und glaubten nun bald nach Rhodus zu kommen: die letzte große Inſel vor der weiten Meeresſtrecke, die man von dort an noch bis Aegypten zu paſſiren hat. In der Nacht erhob ſich ein großer Sturm; die Segel wurden eingezogen und der Capitän kam zu uns herunter in die Cajüte und ſagte: nur mit großer Gefahr könne er uns nach Patmos bringen. Mein Mann gab nun dieſes auf, und der Sturm legte ſich, ſobald wir aus den kleinen Inſeln heraus waren. Wir fuhren langſam vorwärts und ſahen am 13ten Rhodus. Alle freuten ſich darauf noch einmal ans Land zu ſteigen, ehe es auf das hohe Meer ging. Die Strömung war aber ſo groß und der Wind ſo wenig, daß wir immer mehr zurückgiengen und endlich in der Nacht in einen kleinen Hafen der Inſel Symi einlaufen mußten, bei welchem das Städtlein am Berge liegt. Da hörten wir denn auch gar bald, daß wir Quarantäne halten müßten und nicht in die Stadt dürften, wir ließen uns aber doch an einer unbewohnten Stelle ans Land fahren und trieben es da wie auf der kleinen Inſel, bei der wir vorher gelandet hatten. Da fanden wir auch den Crocus in ſchönſter Blüthe, aus dem der Safran gewonnen wird. Drei Tage vergiengen uns da wieder, aber wir dankten doch Gott dafür, denn es hatte ſich ein ſolcher Sturm erhoben, daß ſelbſt in unſrer ſehr geſchützten Bucht das Schiff heftig bewegt wurde; dabei blitzte es am ganzen Horizont.

Nun erhob ſich wieder der Nordwind und es gieng abermals auf Rhodus zu, ja ſogar über Rhodus hinaus. Aber jezt hatte das auch wieder ein Ende; wir kreuzten hin und her, ſahen Rhodus von allen Seiten und konnten doch in keinen Hafen kommen. Die Brandung war ſo ſtark, daß die Wellen an unſer Schiff anſchlugen, als wenn es donnerte. Alle waren krank und mein armer Mann ſo elend, daß ich in meiner Noth ſelber nicht mehr wußte, was ich thun ſollte. Da lernt man, was beten heißt; dieſe Tage will ich niemals vergeſſen. In 14 Tagen kaum viermal aus den Kleidern gekommen, wenig geſchlafen und gegeſſen und die Sorge um meinen Mann — dieß Alles hatte mich ſo müde gemacht, daß ich in der einen Nacht etliche Stunden ſchlief. Da kam die gute Fräulein v. W. und ſagte uns, daß wir ſo eben im Hafen von Rhodus einliefen. Wir dankten Alle Gott dafür, der unſer Gebet erhört hatte.

Abermals mußten hier 3 Tage Quarantäne gehalten werden, aber die Conſuln waren ſo freundlich, daß wir doch unter Ausſicht an's Land und ſelbſt in die Stadt durften. Wir beſahen uns die Ueberreſte von ehemaligen chriſtlichen Kirchen, und von den Paläſten der alten Ritter die hier gewohnt haben, bis die Türken ſie vertrieben. Es ſind noch viele Wappen von Fürſten und adligen Herrn aus allen europäiſchen Ländern zu ſehen. Wir kauften uns Mancherlei ein, unter anderm viele Orangen, die hier häufig wachſen. Rhodus iſt eine ſehr ſchöne und fruchtbare Inſel und wir wären Alle gerne noch einige Tage geblieben.

Zwiſchen dem 22ſten und 23ſten October in der Nacht gabs einen argen Sturm, welcher unſer Schiff ſo bewegte, daß an keinen Schlaf zu denken war, und am Morgen fuhren wir an's Land, wobei ich, als ich vom ſchwankenden Schiff in das auf und niederſchwebende Boot hinunterſteigen mußte, ſehr furchtſam und ängſtlich war. Wir blieben dieſen ganzen Tag am Lande und ſchliefen auch in der darauf folgenden, letzten Nacht dort. Welche Seligkeit dieß war, wieder einmal in einem Bette zu ſchlafen, welches ruhig und feſt ſteht, läßt ſich mit Worten kaum beſchreiben. Am 24ſten reiſten wir mit ſchwerem Herzen ab; es dauerte nicht lange, da bekamen wir Seitenwind, wobei das Schiff ganz ſchief gieng. Wir wurden alle ſeekrank und mein armer Mann wieder ganz elend. Der Wind brauſte gewaltig und das Meer gieng ſo hoch, daß oft Wellen in unſer Schiff kamen. Die Sorge um meinen Mann, ſo wie Furcht und Angſt quälten mein Herz, dabei war ich ſelbſt ſo ſchwach, daß ich meinen Kopf nicht erheben konnte. Ich betete unaufhörlich zum Herrn, daß er Alles wohl machen ſollte. Ich kam faſt nicht aus der Kajüte; denn wenn ich das eine und andere Mal die Treppe hinaufſteigen wollte, und der Schaum der anſchlagenden Wellen ſpritzte mir ins Geſicht, oder wenn ich ſo hoch hinaufkam, daß ich die erſchrecklich großen Wogen ſahe, da kehrte ich immer gleich wieder um, ich kann alſo nicht ſagen daß ich bloß Himmel und Waſſer geſehen habe. Da man am Sonntag früh die Küſte ſchon ganz deutlich ſahe, gieng ich einen Augenblick hinauf, begab mich aber auch ſogleich wieder auf mein Ruhelager, bis wir in den Hafen einliefen.

Noch habe ich vergeſſen zu ſchreiben, daß wir ſchon in Rhodus hörten, die Peſt ſey hier in Alexandria im Lazareth ausgebrochen, darum war es ſchon dort mit dem Capitän ausgemacht worden, daß wir die Quarantäne auf dem Schiffe halten dürften; aber die Angſt, daß jeden Augenblick auch auf unſerm Schiffe die Peſt unter den Türken ausbrechen könnte, machte uns, ſo lange wir im erſten Hafen der Stadt lagen, das Herz recht ſchwer.

Dennoch dankten wir Gott inbrünſtig, daß er uns glücklich hieher gebracht habe, und da nun die Hadſchi's ausgeladen und wir im zweiten Hafen eingelaufen waren, da jubelten wir vor Freude und wir dankten dem Herrn, der ſo große Barmherzigkeit an uns gethan hatte.

Schon acht Tage ſind wir nun hier in dieſem Hafen und es war in den erſten Tagen ſo warm, daß man es faſt auf dem Verdeck nicht aushalten konnte vor Hitze; ſeit drei Tagen iſt ſtarker Sturm und zuweilen etwas Regen; wir hörten das Brauſen des Meeres, welches ſelbſt im Hafen große Wellen macht. Aber wir ſind nur 300 bis 400 Schritte weit vom Lande und ganz ſicher; wir ſitzen hier und ſchreiben, obgleich ſich unſer Schiff ziemlich bewegt. Nun iſt es auch kalt und mich friert immer; mein Mann ſitzt auch im Mantel neben mir.

Am 29ſten bekamen wir Briefe aus M., auch mit der Nachricht, daß Sie, lieber Vater, wohl wären. Welcher Feſttag das für uns war, können Sie ſich wohl denken, da wir ſeit 3 Monaten nichts mehr von unſern Lieben gehört hatten. Die Nachricht, daß die Cholera in M. iſt, hat mich ſehr erſchreckt. Gott behüte alle unſere Freunde vor dieſer Seuche.

Jetzt ſind wir nun noch etwa 14 Tage auf dem Schiffe, dann bleiben wir Weihnachten über in Alexandria. Wie oft werden da meine Gedanken bei Ihnen und bei all den Unſrigen ſeyn, die an ſo verſchiedenen Orten leben.

Mein lieber, theurer Vater! da wahrſcheinlich dieſer Brief erſt am Ende dieſes Jahres oder gar im neuen Jahre in Ihre Hände kommen wird, ſo ſpreche ich noch den Wunſch aus: daß der Herr Sie mit ſeiner Gnade und ſeinem Frieden vom alten in das neue Jahr hinüberführen und Ihnen Geſundheit ſchenken möge, damit Sie uns noch erhalten werden zum Preiſe Gottes und uns zum Seegen. Ja, das wolle Er thun, um ſeiner Liebe willen. Lieber Vater! leben Sie recht wohl, und gedenken Sie in Ihrem Gebet vor dem Herrn Ihrer

Kinder ***

8) Aus einem Briefe der Nämlichen an ihre Freundin.

Alexandria, im Hafen,
am 9ten December 1836.

Theuerſte Frau ***!

Ich kann mit Worten nicht beſchreiben, welche Freude die lieben Briefe* aus M.. gemacht haben. Sie kamen gerade zur rechten Zeit, wie vom lieben Gott geſchickt, und Ihm dankten wir von ganzem

Herzen dafür. Nehmen auch Sie nun von mir den innigſten Dank, für den Brief an mich.

Noch ſehr aufgeregt von der Reiſe, lagen wir ſchon zwei Tage im erſten Hafen, und noch war keine Ausſicht die Türken los zu werden. Am dritten Tage wurden zwei Kähne ausgeladen und die armen Menſchen mußten den ganzen Tag in der größten Sonnenhitze neben unſerm Schiff auf dem Waſſer ſchwimmen, ohne daß die Erlaubniß kam, daß ſie in die Quarantäne (am Lande) gehen dürften. Die Angſt, daß jede Stunde die Peſt ausbrechen könnte, und daß wir dann 40 Tage Quarantäne halten müßten, machte uns, zuſammen mit den andern vielen Unbequemlichkeiten, ſehr kleinmüthig und ungeduldig, und ich weinte viel. Da kamen die lieben Briefe und alles Elend war vergeſſen; wir freuten uns der vielen Nachrichten, beſonders in Ihrem Briefe und fiengen immer wieder von vornen an zu leſen bis zum Abend, und noch werden die Briefe fort geleſen, bis neue kommen. Ach möchten bald welche kommen; denn die Nachricht, daß die Cholera in M. iſt, macht uns doch Sorge und ängſtigt mich manchmal. Ich denke wohl viel an den 91ſten Pſalm und tröſte mich damit, aber oft will ſich das ungläubige Herz nicht ſtillen laſſen. Gott gebe, daß Ihr liebes Haus bewahrt werde und alle liebe Bekannten. — — — Denken Sie Alle in Ihrem Gebet unſerer, die wir ſo weit von Ihnen entfernt ſind und Ihre Fürbitte recht nöthig haben. Der Herr ſey mit Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe. — Ewig Ihre im Herrn verbundene

Julie ***

9) Brief Derſelben an Dieſelbe.

Cairo, den 11. Januar 1837.

Theuerſte Frau ***!

Meinen Brief aus dem Hafen von Alexandria werden Sie nun erhalten haben und ich ſchreibe Ihnen von unſerer weitern Reiſe. Die letzten Tage auf dem Schiffe waren für uns recht ſchwer; meinem Mann war nicht ganz wohl und da er nun ſah, daß ſeine ſchriftlichen und mündlichen Bemühungen ohne Erfolg waren und wir ſelbſt vom 2ten Hafen aus noch 20 Tage Quarantäne halten mußten, wurde ihm und uns die Zeit recht lang. Endlich war der glückliche Dienſtag (der 20ſte) da, und ſchon am frühen Morgen kamen Herr Conſul Dumreicher und Herr D. Koch, um uns abzuholen. — Unſer Capitän nahm es erſchrecklich übel, daß er uns nicht ans Land bringen ſollte und uns that es ſelber Leid, da wurde es am Ende noch ſo beſchloſſen, daß mein Mann mit den zwei Herrn abfahren, uns Andere aber der Kapitän begleiten ſollte. So brachte uns das grüne Schifflein, was uns ſo oft bei ſchönem und ſtürmiſchem Wetter ans Land geſetzt hatte, mit ſeinen freundlichen Matroſen nun auch aus dem Hafen. Die guten Seeleute hatten uns auch noch an den letzten Abenden die Zeit vertreiben wollen; da mußte der Koch (der ganz unfläthig kochte) auf der Geige ſpielen, und die Matroſen tanzten mit großer Grazie ihre griechiſchen Tänze. Am letzten Abend bekamen ſie noch von meinem Mann 2 Flaſchen Rum, da wurden ſie ſehr luſtig und ließen uns mehrmalen hoch leben.

Die zwei vorhin genannten Herrn erwarteten uns am Land, und führten uns in unſern Gaſthof zum „ſchwarzen Adler.“ Das Gefühl läßt ſich nicht beſchreiben, aus der engen Kajüte, wo man nicht aufrecht ſtehen konnte, in ein Zimmer einzutreten, worin ein Bett ſteht, und Tiſch und Stühle, und wo wir unſere Bequemlichkeiten wieder haben konnten. Bald wurden wir auch ins Speiſezimmer gebracht, wo wir an einem gedeckten Tiſch und auf Stühlen mit Appetit eſſen konnten. Wir waren ganz glücklich und vergnügt. Wir gingen noch an demſelben Nachmittag zu den Obelisken (Nadeln) der Kleopatra, von ſchönem roth geſprenkelten Granit; die eine ſteht erhaben und majeſtätiſch da, die andere liegt ſchon halb in Schutt; man geht darüber, und ſchon manches Stücklein iſt davon abgehauen worden. Mein erſter Gedanke war, könnte ich dieſen Obelisk unſerm guten König hin wünſchen, welche Zierde wäre dieß für M. Einige Tage ſpäter ſahen wir auch die Pompejus-Säule, die ſteht als ein großartiges Werk da, iſt aber nicht ſchön.

Sonſt iſt in Alexandria nichts zu ſehen, und es war darinnen eine rechte Ausruhezeit für uns. Unſer Gaſthof lag am Ende der Frankenſtraße, welche, künftig einmal beendigt, an Breite und Länge der Ludwigsſtraße ähnlich ſeyn wird. Ich und die Fräulein v. W. gingen oft ganz allein aus, und machten verſchiedene Einkäufe. Herr D. Koch und Herr Dumreicher beſuchten uns täglich, auch waren wir einmal zu dem Letzteren eingeladen zu

Mittag, wo es hoch herging und wir recht vergnügt waren.

So nahte das ſchöne Weihnachtsfeſt heran; ich war recht traurig, denn ich dachte mir, wie ganz anders ich es in M. feiern würde, wenn ich am Morgen das ſchöne Glockengeläute hörte, und ich in meine Kirche gehen, und mich mit der Gemeinde erbauen könnte. Auf alles dieß mußten wir verzichten. Am heiligen Abend konnten wir es doch nicht laſſen, und ich ſchlug der Fräulein vor, meinem Mann und den jungen Leuten eine Weihnachtsfreude zu machen. Wir kauften 4 große Dattel-Palmenblätter, die wir an die vier Ecken des Tiſches banden, von wo ſie bis an die Decke des Zimmers reichten, dieſe behingen wir mit kleinen Citronen und zündeten dann auf dem Tiſche viele kleine Lichtchen an. Ich hatte nun Orangen, Roſinen und Mandeln gekauft, die Fräulein für Jedes noch eine Kleinigkeit: dem Johannes eine Papierlaterne, B. eine Gabel, E. eine Doſe. Ich hatte meinem Manne auch eine Doſe gekauft, denn die ſeinige war zerbrochen. So waren wir doch auch vergnügt. Am andern Morgen bekam mein Mann ſo viel Beſuch, daß es uns gar nicht mehr wie Feiertag war. Nun wurde ſchon wieder von der Abreiſe geſprochen, und dazu das Nöthige beſorgt, auch bekamen wir einen Araber, der uns einige Monate lang begleiten, für uns kochen und uns bedienen ſoll. Wir verließen Alexandria mit ſeinen Palmengärten ungern, waren aber doch froh, daß es weiter gieng.

Am 27ſten December giengen wir an den Canal, fanden da unſer Schiff, und richteten uns mit unſern Sachen ein. Wir hatten die ganze Kajüte inne, und alſo Platz genug. Nach Sonnenuntergang ſegelten wir ſchon mit ſchlechtem Wind ab, und die Matroſen mußten ans Land um unſer Schiff zu ziehen. Anſtatt daß man gewöhnlich den Canal in 8 bis 10 Stunden durchfährt, brauchten wir die Nacht und den ganzen nächſten Tag und konnten erſt am zweiten Morgen ausgeſchifft werden. Wir freuten uns alle als wir den Nil ſahen, ſo breit wie die Donau, und ſeine Ufer ſchön grün und angebaut. Unſer Schiff wurde mit Waaren beladen, und wir hatten noch Zeit uns in Atfu umzuſehen. Auch kauften wir Orangen und Datteln zu unſerer Reiſe. Die Hoffnung am Neujahrsabend in Cairo zu ſeyn, mußte nun ſchon aufgegeben werden. Der Nil iſt durch die vielen Schiffe ſehr belebt, die Ortſchaften an beiden Ufern nehmen ſich von ferne ſehr romantiſch aus, wenn man aber hinaus kommt, ſehen die Häuſer wie zerſtörte Lehmhütten aus, worinnen Armuth und Elend zu Hauſe ſind. Es begegnen einem da halb nackte und in Lumpen gehüllte Menſchen, worunter der eine ganz blind iſt, der andere nur ein Auge hat, und die meiſten, Kinder wie auch Erwachſene, triefende Augen haben. Stiegen wir ans Land, ſo ſahen wir große Anpflanzungen von Baumwolle; an einer und derſelben Staude ſchöne gelbe Blüthen, reife und unreife Kapſeln, ſo daß die Ernte mehrere Monate dauert; dann die ſchönſten Kleefelder, Saatfelder, und große Strecken mit ägyptiſchen Bohnen, die in voller Blüthe ſtanden, wie auch kleine Waldungen von Palmen, Orangen und Mandeln. Das dunkle Grün auf den Fluren, das mir ſchöner vorkömmt als im Vaterlande, thut dem Auge überaus wohl, und ich möchte alle die lieben Freunde und Verwandten hieher wünſchen, um den Genuß des ſchönen wolkenloſen, blauen Himmels, der reinen Luft, und des ſchönen Grünes der Fluren mit uns zu theilen. Am Sylveſter-Abend tranken wir Punſch und ließen mehrmalen unſere Lieben im Vaterlande hoch leben. Am Ende wurden wir noch erſchreckt durch unſern arabiſchen Schiffskapitän (Reis), welcher Pulver verlangte um ſein Gewehr zu laden, da es hier ſehr ſchlechte Leute gebe. Die Flinten der jungen Leute waren ſchon geladen, und wir verwahrten unſer Geld ſo gut es ging, und legten uns ruhig ſchlafen.

Der Neujahrtag fing ſehr tragiſch an; wir mußten wegen ſtarkem Gegenwind liegen bleiben. Die Herrn gingen mit ihren Flinten auf die Jagd, ich mit meinem Mann ſpazieren. Da verlor ich durch den ſtarken Wind mein ſeidenes Halstuch; ich erzählte es der Fräulein v. W., die im Schiff geblieben war, ſie meinte, wir wollten gehen und es ſuchen, fanden es aber nicht, kehrten deßhalb wieder um und giengen an einem Orangenwäldchen vorbei, auf das Dorf zu. Seitwärts waren vielleicht 6 Männer, welche Aeſte abhieben; einer davon kam querfeld ein, ſein großes Meſſer nieder haltend, auf uns zu, grüßte mich und dann die Fräulein, die 10 Schritte hinter mir war. Ich kehre mich wieder um, und ſehe auf einmal den Menſchen mit aufgehobenem Meſſer hinter der Fräulein ſtehen, als wenn er ihr in dem Augenblick den Kopf zerſpalten wollte und die Männer auf der andern Seite fiengen heftig an zu reden. Er kehrte ſich ſchnell um und ging in das Wäldchen hinein. Ich ſtand blaß und wie verſteinert da und ſagte geſchwind was ich geſehen hatte. Mit raſchen Schritten eilten wir nun auf unſer Schiff und erzählten es da unſern Freunden. Ob das, was der Araber that, Ernſt oder Spaß war, wiſſen wir nicht, doch denke ich immer noch mit Entſetzen an dieſen Moment.

Am andern Tag hielten wir an einem Dorf an; unſer Koch und die Matroſen gingen ans Land um Lebensmittel zu kaufen. Beim Abfahren war unſer Koch nicht da, und die Matroſen kamen eilends, holten ſich Stangen und ſtarke Prügel aus dem Schiff und gingen dann eben ſo ſchnell wieder davon. Wir glaubten das ganze Dorf wäre im Aufruhr. Nach kurzer Zeit kamen ſie alle wieder und wir hörten nun, daß unſer Koch eingeſperrt geweſen war, weil man ihn zum Soldaten behalten wollte. Eine Frau hatte es verrathen.

Am 3ten Jan. mußten wir ſchon wieder wegen ungünſtigem Wind liegen bleiben, da, wo die Wüſte bis ans Ufer geht. Wir ſtiegen ſogleich ans Land und hatten nun einen Vorſchmack von unſerer baldigen Wüſtenreiſe. Wellenartig, wie bei uns der Schnee, bildet der Sand kleine Hügel und wieder große Ebenen, und der Sand iſt an vielen Stellen feſt, daß man ganz gut darüber weggehen kann. Wir ſahen hier die Pyramiden, und freuten uns ſchon auf die Zeit, wo wir ſie ganz nahe ſehen würden. Gegen Mittag wurden wir gerufen, weil der Wind günſtig war. Wir fuhren ſchnell, und am Nachmittag hieß es, wir kämen heute noch nach Boulack, dem Hafen von Cairo. Wer war froher als wir, die wir ſchon wieder 8 Tage auf dem Schiffe waren, anſtatt daß andere Leute nur 3 — 4 Tage brauchen; auch befand ſich mein Mann nicht ganz wohl mehr. Wie denn wir berühmten Waſſerfahrer alles verſuchen müſſen, ſo geſchah es auch diesmal. In der letzten Stunde kam Regen und ein ſolcher Sturm, daß wir ſchneller als ein Dampfſchiff dahin fuhren; unſer Schiff gieng aber dabei ſo ſchief, daß auf einer Seite immer das Waſſer hinein lief, und wir uns auf der andern Seite mit aller Kraft an die Taue anhalten mußten. Mir war ſchrecklich angſt, weil ich gehört hatte, daß wegen der Einrichtung der Segel ſo oft Schiffe auf dem Nil umſchlagen und zu Grunde gehen; dabei war es ziemlich kalt. Doch half der liebe Gott, daß wir glücklich ankamen, wofür wir recht dankbar waren, denn es fing nun ſo arg an zu regnen, wie ich mir es gar nicht gedacht hätte, daß es hier regnen könnte. Die ganze Nacht dauerte dies fort und am Morgen war ein großer Schmutz auf den Straßen. Unſere Sachen wurden auf Eſel gepackt, und wir giengen nun auf unſere Wohnung zu, die einem Miſſionär der engliſchen Bibelgeſellſchaft gehört, Herrn Lieder aus Erfurt, der ein lieber vortrefflicher Mann iſt.

Hier ſind wir nun ſchon ſeit dem 4ten Januar; heute iſt der 20ſte, und es iſt uns ſo ganz wohl, als wenn wir zu Hauſe wären. Die erſten 8 Tage hatten wir es ſehr kalt, denn von dem Regen an, trat ein kurzer Winter ein, wo bei Nord- und Nord-Weſt-Wind, in den Morgenſtunden blos 8 — 10

Grad Wärme im Schatten waren. Wir haben dabei manchmal ſehr geſroren bei Tag und bei Nacht, denn unſer großes ſehr hohes Zimmer hat 9 große Fenſter, und darüber 12 kleine, die aber ſo groß ſind, wie die in meinem Hauſe in M.; der Fußboden iſt mit Steinen gepflaſtert, und kein Ofen vorhanden.

Cairo iſt eine große, ſchöne Stadt und viel Leben darinnen. Oft kann man nicht weiter vor Gedränge. In der Umgegend haben wir uns auch ſchon umgeſehen. Wir waren zuerſt in Heliopolis, dem alten On, wo Joſephs, des Erzvaters Frau gewohnt hatte. Der Obelisk, der da ſteht, iſt ſehr ſchön, und in einem Garten zeigt man einen ganz alten Baum, wo Maria mit dem Jeſus Kind geruht haben ſoll. Dann waren wir in Abuſabel, 4 Stunden von hier, wo ein botaniſcher Garten, ein Kabinet von naturhiſtoriſchen Sachen, ein Hospital, eine chirurgiſche und eine Veterinär-Schule, ſo wie eine Hebammen-Schule iſt, freilich alles erſt im Entſtehen, aber gewiß wird bald viel da geleiſtet werden.

In Alt-Cairo, eine Stunde von hier, wurde uns auch eine kleine Kirche gezeigt, an die Stätte des Hauſes gebaut, darinnen Maria ſich aufgehalten haben ſoll. Die Gräberſtadt, worinnen die Grabmähler der Großen (Kaliphen) ſind, haben wir auch beſucht. Es ſind da merkwürdige alte Bauwerke zu ſehen. Frauen dürfen auch hinabſteigen zu den Särgen, weil die Araber ſagen: ſie haben keine Seele. — Wir hörten dieß erſt ſpäter, ſonſt hätten wir wohl dieſes Vorrecht benutzt. Von da aus reiſten wir auf den Mockatamberg, wo man eine herrliche

Ausſicht hat, über die ganze Umgegend, auch iſt der Palaſt des Paſcha daran gebaut.

25ſter Januar. Nun waren wir auch vorige Woche in Sakhara und Ghize, bei den Pyramiden. Da haben wir freilich Wunderwerke geſehen, die unſere menſchlichen Kräfte jetzt überſteigen. Es iſt ſo etwas Gewaltiges und Rieſenhaftes, daß man in dem Moment, wo man vor ihnen ſteht, erſchrickt, ſich aber auch freut, daß der Menſch zu ſo etwas fähig war. Es fanden ſich viele Beduinen ſogleich ein, die uns hinaufziehen ſollten. Die Steine bis zur Hälfte ſind meiſt ſo hoch wie ein Tiſch, ſo daß man ohne Hülfe ſchwer hinauf kommt. Oben war es köſtlich, die Luft ſo kühl und rein, und eine ungeheure Ausſicht. Das Herabſteigen, und auch das Hineinſteigen ins Innre, war viel beſchwerlicher, und mehrere Tage nachher fühlten wir erſt an unſeren Gliedern die Folgen unſers kühnen Unternehmens. Wir werden noch einmal dahin reiten, und freuen uns, wie wir dann, ruhig am Fuße der Pyramiden ſtehend, unſere jungen Herrn, die ſie noch nicht beſtiegen haben, werden hinauf klettern ſehen.

Sie werden nun auch wiſſen wollen, wie es mit Theben wird? Schon in Alexandria wo mein Mann hörte, daß man zwei Monate zu dieſer Reiſe brauchte, wurde der Plan zweifelhaft, hier aber, wo wir daſſelbe beſtätigen hörten, wurde er ganz aufgegeben. Unſere jungen Herren, denen es zwar leid that, fanden ſich bald darein. Ich bin froh darüber, mein Mann hätte vielleicht ſeine Geſundheit auf's Spiel geſetzt, und für die Sammlung wäre das nicht geſchehen, was hier wirklich ſchon geſchehen iſt, auch für das gelobte Land wäre zu wenig Zeit übrig geblieben. Der Aufenthalt in Cairo iſt nun eine rechte Ausruhezeit für uns. Wir und die Fräulein haben zwei Zimmer in Herrn Lieders Haus; unſern jungen Herrn iſt ein ganzes Haus nicht weit von uns gemiethet worden, monatlich für 6 fl., was ein rechtes Glück war, ich hätte ſonſt nicht gewußt, wie ſie mit ihren Arbeiten zu Stande gekommen wären; es ſieht dort aus, ſchlimmer als bei einem Metzger. Jetzt haben ſie unten ein todtes Kameel liegen, oben eine Büffelhaut, dann Schlangen und Vögel, Fiſche u. ſ. w. Herr F*** arbeitet den ganzen Tag mit und ſie haben nun ſo viel zu thun, daß wir wahrſcheinlich unſern Aufenthalt verlängern müſſen; den 31ſten wollten wir eigentlich von hier fort, nun aber wiſſen wir noch nicht, ob es einige Tage, oder eine ganze Woche ſpäter wird. Herr F***, der zu wenig Arabiſch ſpricht, kann zwar nicht unſer Dragoman werden, aber wir haben einen jungen Weſtphalen gefunden, der ſchon mehrere Jahre in Aegypten wohnt und fertig arabiſch ſpricht. Er hat uns ſchon hier viele Dienſte geleiſtet. Es iſt ihm vor allem daran gelegen, mit uns wieder in ſein Vaterland zu kommen, und wir werden Alles thun, was wir können, um ihm ſeine Heimreiſe möglich zu machen. Er iſt auch ſchon mehrere Male in Syrien geweſen, und wir ſehen die Nothwendigkeit ein, auf der Reiſe einen Menſchen zu haben, der das Land und ſeine Sprache kennt. Können wir ja ſchon hier nichts kaufen ohne ihn, wie ſollte es uns erſt unter den Beduinen gehen?

O könnten Sie nur an einem Abend bei uns ſeyn, es würde Ihnen wohl gefallen. Wenn gegen 6 Uhr unſere jungen Leute kommen und wir alle acht im Vorſaal an einem großen Tiſche ſitzen, unſern Thee trinken und Butterbrod eſſen; wenn dann von den Geſchäften und Neuigkeiten des Tages geſprochen wird, da ſind wir immer ſehr vergnügt. Etwas ſpäter kommt dann auch Herr Lieder, ſetzt ſich zu uns auf den Divan und erzählt uns ſehr intereſſante Dinge von den Sitten und Gebräuchen der Araber. Gegen 9 Uhr geht derſelbe mit uns Allen in unſer Zimmer, liest uns ein Kapitel aus der Bibel vor und hält dann-knieend ein Gebet, worinnen auch der lieben Verwandten und Freunde im Vaterlande gedacht wird. In dieſen Augenblicken zieht mich freilich zu vielen eine große Sehnſucht hin, nach Vatėr, Kindern, Geſchwiſtern und Freunden, beſonders jetzt, wo es in wenig Tagen 5 Monate werden, daß wir von M. fort ſind.

Vergeſſen habe ich, Ihnen zu ſchreiben, daß wir ſchon mehrmalen auf dem Sclavenmarkt waren und geſehen haben, wie da die armen Menſchen von 6 — 20 Jahren, wie das liebe Vieh verhandelt wurden. Sie ſind ſchon abgerichtet immer zu lachen, dann müſſen ſie hin und hergehen, werden betrachtet, ob ſie keinen Fehler an ſich haben, und dann wird der Handel geſchloſſen. Der Preis für ſo einen armen Menſchen iſt 60 bis 240 Gulden; die theuerſten ſind meiſt weiße und zum Theil ſehr ſchöne Mädchen. Ich mußte weinen und ſchnell wieder fortgehen, als ich zum erſten Male dort war, es war mir zu ſchrecklich und ich pries in meinem Herzen mein liebes Deutſchland glücklich, wo dieſe Schandthaten nicht vorkommen.

Die guten Gobats haben kurz vor ihrer Ankunft in Cairo, ihr Kind verloren, welches ſchon auf dem rothen Meer ſehr krank wurde. Hier hat ſie nun einen geſunden Knaben geboren und mein Mann und ich waren Vicepathen. Herr Lieder hat getauft. Sie reiſen im Februar von hier ab, nach der Schweiz, und wenn es ihm wegen ſeiner Geſundheit erlaubt wird, ſchon im Herbſt wieder nach Abyſſinien.

So bald die Arbeiten für die Sammlung beendigt ſind, reiſen wir von hier ab über Suez und Tor nach dem Sinai, und dann nach Jeruſalem, wo wir, ſo Gott will, einige Tage vor Oſtern anzukommen gedenken. Mir und der Fräulein von W. iſt ſehr bange vor der Weiterreiſe; das Kameelreiten iſt entſetzlich unbequem, und ich will ſehen, wie wir es aushalten werden; dann iſt auch überhaupt die Wüſtenreiſe nichts Leichtes, wenn auch Alles gut geht. Doch wir hoffen feſt, der Herr wird über Alles hinüber helfen. — Er ſey mit Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe. Ihre treuergebene

Julie * * *

10) Ein Brief des Vaters an ſeine Kinder.

Cairo, 20. Januar 1837.

Meine herzlieben Kinder!

Der erſte Brief im neuen Jahre kann, Gott ſey Lob und Dank dafür, ein ſehr fröhlicher ſeyn. Ich kann ihn mit der Verſicherung anfangen, daß ich mich wieder geſund, und eben ſo leiblich geſtärkt fühle, als bei dem Antritt meiner Reiſe in M. oder in Wien. Dabei iſt mein Herz fröhlich, mein Geiſt in Gott vergnügt und glaubensfroh. Ich bin nun, Gott Lob! an dem Anfangspunkt unſrer eigentlichen Reiſe angelangt; an dem Schauplatz, auf dem ſich die Wunderwege unſres Gottes mit ſeinem auserwählten Volke anhuben; in der Nähe der Gegend, da unſer lieber Herr als Kind mit ſeinen Eltern einen Bergungsort gefunden. Das Gefühl läßt ſich nicht beſchreiben, meine theuren Kinder, welches mich bei meiner Ankunft in dieſer Gegend ergriff. Ich habe die Geſchichte von der Rettung des Moſes durch Pharao's Tochter oft geleſen; als ich ſie am erſten Morgen hier aufſchlug, da durchdrang mich eine Rührung bis zu Thränen. Der liebliche Tag, an dem ich Heliopolis (das alte On) und den Palmengarten beſuchte, in welchem, nach einer ſehr alten Sage, unter einem Sykomorenbaum, — aus deſſen mehrhundert, oder wohl mehr als tauſendjährigen Wurzeln noch immer junge Sproſſen hervortreiben, — die heilige Familie einen Ausruheort gefunden hatte, wird mir unvergeßlich bleiben. Die gewaltigen Pyramiden habe ich nicht blos nebenbei geſehen, ſondern ich alter Jüngling bin an der höchſten von ihnen hinangeſtiegen, bis auf den Gipfel und die liebe Mutter iſt nachgeſtiegen, und dieſes war nicht ſo beſchwerlich, als das Hineinkriechen in das dumpfigſtaubige Innre. Auch die Mumienfelder bei Sakkarah ſammt den dortigen Pyramiden und die Ruinen des alten Memphis, ſo wie die Katakomben der Nachbarſchaft haben wir beſchauet, und ſind auf jedem Schritte an die unverbrüchlich treue Erfüllung der Worte und Weiſſagungen der heiligen Schrift erinnert worden.

Meine lieben Kinder! in Cairo iſt es ſchön! Ich wohne bei dem theuren Miſſionar Lieder, einem ſo liebevollen, brüderlichen Wirthe, wie es wohl wenige in der Welt geben mag. Jeden Abend erquicken wir uns an ſeinem Umgange und an ſeinem kindlich kräftigen Gebet. Wir bewohnen ein prächtiges, hohes, großes Zimmer, an welches ein noch größerer Saal ſtößt, der mit ſeinem Divan auch zu unſrer Diſpoſition ſtehet. Der liebſte Theil des Hauſes iſt mir aber das platte Dach, auf welchem ich oft mit der lieben Mutter verweile. Da ſieht man hinaus über die Palmenhayne und grünenden Auen des Nilthales auf die hohen Pyramiden; nach der andern Seite hat man die mächtige Stadt mit ihren vielen Minarets und mit dem alten Schloſſe vor und unter ſich.

Es iſt aber auch gerade jetzt die allerſchönſte und lieblichſte Zeit für einen deutſchen Reiſenden in Aegypten. Als ich, ſchon auf der Hieherreiſe von

Alexandrien, zum erſten Male aus der Nilbarke ans Land ſtieg und zwiſchen den vollwüchſigen Kleefeldern unter den Heerden der Schafe und Lämmer hingieng, glaubte ich in einen ſchönen Maiabend meines Vaterlandes entrückt zu ſeyn. Zwei Tage darauf wandelte ich mit der lieben Mutter, nicht fern von der Trümmerſtätte des alten Sais unter Mimoſenbäumen, welche eben im Aufblühen ſtunden, während die Baumwollen-Geſträuche zugleich ihre großen Blüthen und Früchte trugen und die Orangenhayne mit dem Gold ihrer Aepfel prangten. Eben dieſe — die Orangen — deren Zeit der Reife jetzt iſt, ſind hier ſo wohlfeil, daß man um etwa 7 Kreuzer (einen hieſigen Piaſter, davon 46 auf einen unſrer Ducaten gehen) 24 bekommt, und noch viel wohlfeiler ſind die Datteln, von denen es eine Menge von Arten giebt, die man bei uns gar nicht kennt. So namentlich die goldgelbe, die von der Form und Größe eines großen Hühner- oder (faſt) Enteneies iſt, dann eine ſcharlachrothe von der gewöhnlichen Größe unſrer getrockneten Datteln und eine ſehr kleine, braune, die von ganz beſonders lieblichem Geſchmack iſt.

Man reitet hier faſt immer auf Eſeln, und ich wollte nur, ihr Alle, Kinder und Enkel, könntet einmal einen ſolchen Ritt mit uns machen, durch die ſchattigen Waldungen der Palmen, durch die ſüß duftenden Gebüſche der blühenden Mimoſen und Bohnenfelder. Mein kleiner Heinrich der ſollte dann auf einem recht ſchönen, faſt iſabellfarbenen, oder wie ein Apfelſchimmel gefleckten Eſel reiten; ich gäbe ihm eine Reitgerte von Nilpferdhaut in ſeine Hand und dann ritten wir zuſammen in einen Garten, worinnen es recht viele und gute reiſe Datteln und Apfelſinen gäbe, und äßen uns recht ſatt. Agneschen und Malchen und auch wohl ſchon Paulinchen könnten jede auf einem ſchönen, braunen Eſel reiten und es geht dann ein Araber daneben her, der die jungen Frauenzimmer hält; das kleine Julchen nimmt die Mama oder die Großmama vor ſich auf den Schooß, der Papa reitet auf dem ſchönen Maulthier von Herrn Lieder, und das kleine Brüderchen nimmt ſchon auch Einer von uns mit. — Ei wie hübſch iſt das in einem Lande, wo es gar keinen Winter giebt, ſondern wo mitten im Januar die Wieſen ſo voll bunter, wohlriechender Blumen ſtehen, wie wir dies vorgeſtern fanden, und die Schwalben zwitſchern in der Luft; die Bienlein ſummen in den blühenden Bäumen.

Der Nil iſt doch ein gar ſchöner, mächtiger Strom; jetzt noch, da er wieder ganz in ſein gewöhnliches Bette zurückgetreten iſt, viel breiter als der Rhein an ſeinen breiteſten Stellen; faſt ſo breit als die Donau bei Gallacz, und ſeine Ufer von reicherem Grün bedeckt, als das irgend einer Landſchaft iſt, durch welche ich bisher gereist bin. Aber freilich, unmittelbar an das ſchöne, reiche Grün gränzt die traurige Wüſte an, zu welcher ich, von unſrer Wohnung aus, nur etwa eine Stunde weit hinzureiten habe. Hier von dem platten Dache, auf welchem ich den größern Theil meines Briefes ſo eben ſchreibe, ſehe ich freilich, unmittelbar vor mir, gegen Norden hin, nichts als das ſmaragdgrüne Nildelta, wenn ich aber meine Augen links, über Alt-Cairo und die Gemäuer des ägyptiſchen (Klein-) Babylon, nach den Pyramiden hinwende, da blickt mich, jenſeits der vielen Gärten und Häuſer, die kahle Wüſte; rechts hinüber, jenſeits der weit ausgedehnten Hauptſtadt der kahle Dſchebel-Mokkatam an. Doch hat auch hier ſelbſt die Wüſte für mich ein naturhiſtoriſches Intereſſe: ſie iſt ganz unbeſchreiblich reich an ſchönen, ſchätzbaren Steinen, beſonders an braunem Jaspis, Carniol, Onyx und Chalcedon.

Die Leute ſind hier gegen mich ganz überaus gütig und freundlich. Ich habe mit dem Vizekönig (Paſcha), neben ihm ſitzend auf dem Divan, Kaffee getrunken und dazu Tabak geraucht aus einer Pfeife, für deren Werth man bei euch das ſchönſte Haus ſammt Garten und Feld kaufen könnte. Denn ſie war unten am großen, bernſteinenen Mundſtück reich mit Demanten beſetzt, und wie mir meine Begleiter ſagten, gegen 8 bis 9000 Dollars werth. Auch bei dem erſten Miniſter, dem Habib-Effendi, iſt mir eine gleiche Ehre widerfahren, und dieſer alte Herr hat mir manche orientaliſch übertreibende Höflichkeit geſagt. Wir haben viele ſchöne Thiere für die Königl. Sammlung in M. geſchenkt bekommen, und auch in andrer Hinſicht war uns der Aufenthalt in Cairo für das Geſchäft des naturhiſtoriſchen Sammlens ganz beſonders vortheilhaft und verſpricht dieſes noch ferner zu ſeyn. Schon aus dieſem Grunde, noch mehr aber aus dem für mich wichtigeren: meine koſtbare Zeit für das gelobte Land zu ſparen, habe ich beſchloſſen, die Reiſe nach Oberägypten ganz aufzugeben und noch etwa 10 Tage hier zu bleiben, dann aber unter Gottes gutem Geleite nach dem Sinai, und von dort aus über Hebron nach Jeruſalem abzureiſen. Schon haben wir ein Zelt für den Aufenthalt in der Wüſte gekauft. Die Väter des Berges Sinai, deren hieſigen Vorſtand ich beſucht habe, werden uns ſelber Kameele für die Reiſe verſchaffen und ſicheres Geleite; auch bekomme ich einen guten Firman vom Paſcha.

So viel von uns, ihr lieben Kinder. Du aber, meine geliebte Tochter, haſt nun in wenig Tagen (am nächſten Mittwoch) deinen Geburtstag. Der ewig treue Gott, der Hüter und Verſorger Iſraels, möge dich auch durch dieſes neue Lebensjahr an ſeiner Vaterhand geleiten, deine Füße und Hände ſtärken zum Lauf und Werke deiner Pilgrimſchaft nach der ſeligen Ewigkeit. Er laſſe dich öfter ruhen und dich erquicken unter dem Schatten ſeiner Flügel, am Quell des Lebens, der ſich mitten durch die Wüſte ergießt. Wie gerne, du liebes Kind! möchte ich dir zu deinem Lebensfeſttage etwas ſchicken, von der Fülle der Blüthen und Früchte dieſes Landes; Er aber, der beſſere, der treuere Vater ſeiner Menſchen, wird dir ſtatt meiner ſchenken, was lieblicher und köſtlicher iſt denn Alles, was Menſchen ſich geben können. — —

Nun, ihr Herzenskinder, jenſeits der großen Wüſte, ſo Gott will aus Jeruſalem, ſchreib ich euch wieder. Gott laſſe euch und uns Seiner Treue und Gnade befohlen ſeyn. Mit inniger Liebe

Euer treuer Vater ***

11) Ein Brief des Großvaters an ſeine Enkelin.

Cairo, am 20. Januar 1837.

Meine herzliebe Agnes!

Wenn mein Brief von Aegypten zu euch nach Thurnau kommen wird, dann mag meines Agneschens Geburtstag wohl nicht weit entfernt ſeyn. Darum ſchreibe ich ſchon mit dieſem ägyptiſchen Brief-Paquet ein paar Zeilen an dich, um dir meinen herzlichen Glückwunſch zu deinem Geburtstage zu ſagen. Aber zuerſt erzähle ich dir etwas von dem ſchönen Aegyptenlande.

Zwei Stunden von hier ſteht mitten in einem Felde voll blühender Bohnen ein hoher Obelisk von Syenit, in welchem Hieroglyphen eingegraben ſind. Dieſe Schrift der Hieroglyphen ſagt, daß jenen Obelisken Pharao Oſirteſen II geſetzt habe, das iſt aber der nämliche gute Pharao, unter welchem Joſeph in Aegypten zu hohen Ehren kam, und der den alten Jacob und ſeine Söhne im Lande Goſen aufnahm. Da wo jetzt um den Obelisken die Bohnenfelder grünen und blühen, da ſtund zu Joſephs Zeit ein prächtiger Tempel der Sonne, denn hier war On, die Stadt, in welcher der Vater von Joſephs Gemahlin, der Vater der Potiphera Prieſter war. Nun ſiehe, gar nicht weit von dem Obelisken weg liegt unter den Gärten der hohen Dattelpalmen das Dorf Matarich und bei ihm fließt der Quell, der das ſüßeſte, friſcheſte Waſſer in ganz Aegypten hat, und der vor alten Zeiten als Quell der Sonne gar hoch in Ehren war. Da iſt denn ein Garten, den habe ich beſucht und mir iſt in ihm ganz beſonders wohl geweſen. Nicht wegen des kühlenden Schattens der hohen Palmen, oder des uralten Sykomorusſtammes, bei dem ich lange ſtehen blieb; nicht wegen des balſamiſchen Geruches, der mir noch immer aus dieſem ehedem an Balſamſtauden ſehr reichen Hayne aufzuſteigen ſchien, nicht wegen der Aprikoſenbäume, die damals, am 9ten Januar, ſchon voller Blüthen ſtunden, in denen die Bienlein ſummten, ſondern aus einer andern Urſache, die mein Agneschen ſchon wiſſen wird. Denn ſiehe, dort auf der grünen Aue an dem Quell der friſchen Waſſer, wie man ſagt im Schatten des alten Sykomorusbaumes hat, ſo erzählt man ſeit alter Zeit, mein Heiland als Kind in den Armen ſeiner heiligen Mutter geruht, als er auf der Flucht nach Aegypten da vorüber kam. Es war mir, als hörte ich Lobgeſänge der Engel, da ich in dem Garten ſtund, und als ich nach Hauſe ritt, dachte ich immer: hier wird wohl die heilige Mutter Maria auch ſo wie ich die hohen Pyramiden und dort den Obelisken mit dem damals noch ſtehenden Sonnentempel erblickt haben, ſie hat zugehört, dem, was ihr der treue Vater Joſeph von den Pyramiden erzählte, ſie iſt hingeritten durch die grünenden Auen und iſt froh geweſen, daß ſie zu dem diesmaligen Ziel der Reiſe, das bei Alt-Cairo oder Babylon war, nun noch wenige Stunden hatte. Das liebe Jeſuskind hat auch dabei fröhlich in die blühenden Felder hineingeblickt und dann ruhig geſchlafen in den Armen ſeiner Mutter.

Nach Alt-Cairo ſind wir dann auch hinausgeritten, und haben die ſehr alte, zum Theil unterirdiſche Chriſtenkirche des Landes geſehen. Hier ſoll nach der Sage des Landes das Haus geſtanden ſeyn, in welchem die Aeltern Jeſu mit dem Kinde während ihres Aufenthaltes in Aegypten gewohnt haben. Die Küche, die in eine Felſenwand eingehauen iſt, wird da noch als die alte gezeigt und noch manches Andre ſonſt. Doch klingt da ſehr vieles daran, als ſey es ein Mährlein. Aber wenn auch das liebe Jeſuskind nicht gerade hier, in der Vertiefung der Felſenwand, die allerdings der Theil eines alten Hauſes geweſen ſeyn mag, ſein Ruhebettlein ſtehen hatte, ſo iſt und bleibt doch gewiß, daß es um meinet- und deinetwillen ſchon als zartes Knäblein ein armer Flüchtling geworden iſt, der hieher nach Aegypten kam und aus Aegypten den noch ſchwereren Weg der Leiden, bis zum Tode am Kreuze antrat.

Ich bin auch in der vermuthlichen Gegend geweſen, da Moſes als Knäblein im Rohrkäſtlein lag und von der Tochter Pharao's aus dem Waſſer gezogen wurde; ich habe die Gemäuer, gar manches uralten, aus Ziegelſteinen errichteten Gebäudes geſehen, bei deſſen Erbauung die Kinder Iſrael unter der Laſt ihres Frohndienſtes mögen geſeufzt haben. Da ich am Morgen früh von Sakkara aufbrach und über die Todtenfelder des alten Memphis hinritt und ein dichter Nebel die ganze Gegend verdunkelte, da dachte ich recht an die Zeit der Wunder, in welcher Gott mit mächtiger Hand ſein gefangnes Volk erlöſte. In wenigen Tagen reiſe ich nun über den Sinai zu der Gegend des Golgatha.

Nun meine theure Agnes, Gott ſey dir, dein ganzes Leben hindurch, wie in dieſem neuen Lebensjahre ein Führer, als Wolken- und Feuerſäule, ein Verſorger in der Wüſte; ſein Name, der Name deſſen, der ſein Blut für dich auf Golgatha vergoß, ſey deinen Lippen und Herzen ſüßer und theurer als alle Süßigkeit und Luſt der Welt und ihrer Herrlichkeit. Mit inniglicher Liebe

dein treuer Großvater * *

12) Ein Brief des Bruders an ſeine Schweſter.

Cairo, den 12. Februar 1837.

Meine herzliebe Schweſter.

In den letzten Stunden meines Aufenthaltes in Aegypten ſchreibe ich noch einige Zeilen an dich, meine älteſte Freundin unter allen, die auf Erden leben. Hier in der Hauptſtadt Aegyptens im Anblick und in der Nachbarſchaft der alten Pyramiden, die ſchon Moſes ſahe; in dem Lande, über welches der Herr ſeine großen Wunder und Zeichen, wie ſeine Gnadenerweiſungen ergehen ließ, iſt es mir ſehr wohl ergangen. Ich fühle mich, Gott Lob!

wieder ſo geſund und ſtark, als an dem Tage, da ich von M . . ausgieng.

Morgen treten wir unſre Weiterreiſe nach dem Sinai und von da ſo Gott will nach Calaat-el-Akaba, Petra, Kerek, Taſyle, Jericho und nach Jeruſalem, mithin auf demſelben Wege an, den Iſraels Heere zogen; Gott möge uns geleiten. Wie bewegt ſich das Herz vor Rührung und Freude, wenn ich denke, daß ich nun bald, ich ſelber die Stätten betreten ſoll, da ſo heilig iſt der Boden, daß man, wenigſtens im Geiſte, nur mit ausgezognen Schuhen ſich nahen ſollte. Möge Er ſelber unſre Herzen ſich bereiten zur Aufnahme der Segnungen und Freuden, welche eine ſolche Reiſe gewähren kann.

Die liebe Hausfrau iſt heiter und geſund; ihr war es in Cairo, hier in unſrem ſchönen Zimmer, auf welches die Palme, (3 ſtehen vor uns da) ihren Schatten wirft, die blühende Mimoſe ihren Duft ausgießt, ſo wohl, daß ſie ſagte, hier könne ſie ſich, in Geſellſchaft ihres Mannes, leicht ganz eingewöhnen.

Nun meine theure Schweſter! Gott ſegne dich und deinen lieben Mann, Er, der Herr, ſey deine Kraft, deine Luſt, dein Fels des Anhaltens in allen Trübſalen, bis Er, dein Erretter, durch die ſiebente der Trübſale hindurch dich einführet dahin, wo Er allein uns ſeyn wird Alles in Allem. In ihm verbunden dein treuer Bruder * *

13) Brief des Vaters an ſeine Kinder.

Jeruſalem, den 4ten April 1837.

Meine herzlich geliebten Kinder!

„O Jeruſalem du ſchöne“ das iſt das Saitenſpiel, welches ſeit 8 Tagen (denn ſo lange iſt es, ſeit ich das Ziel meines vieljährigen Sehnens: das arme, irdiſche Schattenbild der himmliſchen Stadt erreichte) faſt ohne Aufhören in meinem Herzen ertönt. Ja, Gott ſey gelobt, die Gefahren und Entbehrungen der Wüſte ſind überwunden; wir ſind in dem heiligen Lande, da wenigſtens dem Geiſte noch jezt aus jedem Felſen Milch und Honig fleußt. Hier ſind die Fußtapfen der Wunderwege meines Herrn und unter ſeinen Menſchenkindern, wenn auch dem Auge nicht mehr ſichtbar, doch dem Herzen unbeſchreiblich innig fühlbar, jedem Thale, jedem Berge eingeprägt: den Fuß des hehren Oelberges, da der Herr gen Himmel fuhr, umſchlingen noch Gethſemanes Garten und Joſaphats Thal, mit ihren Schreckniſſen der Ewigkeit; den Zion, auf deſſen Stirne noch jezt das unzerſtörbar feſte Gemäuer von Davids Burg, wie eine Krone pranget, umgürtet Ben Hinnoms Leichenthal; an dem Hügel, auf welchem die Engel ihr „Ehre ſey Gott in der Höhe“ ſangen, rauſchet noch jezt das klare Waſſer aus Salomos verſiegeltem Brunnen vorüber; auf Gibea-Sauls Trümmer ſchauet Rama Samuelis Höhe in lieblicher Majeſtät herunter.

Wo ſoll ich anfangen zu erzählen, meine geliebten Kinder, und wo aufhören? — Durch die Wüſte von Cairo bis zum Sinai, von da über Akaba zum Hor (und Petra), dann über Hebron und Bethlehem hat uns Gott auf Adlers Fittigen getragen. Iſraels Heere, geführt von der Wolken- und Feuerſäule, waren bei Tag wie bei Nacht meine lieblichſten Begleiter; Moſis Lied, ſeit dem Sonntagsmorgen am rothen Meere, dem Ataka gegenüber, jenſeits der Brunnen Moſis und ihren Palmen, ſchwebte auf den Lippen meines Herzens; die Worte: „das iſt mein Gott, ich will ihn preiſen; Er iſt meines Vaters Gott, ich will ihn erheben,“ quollen beſtändig, wie ein lebendiger Brunnen, aus meinem Geiſte. Als ſich, vom Dſchebel Pharaun aufwärts, der Gebirgsrücken zeigte, auf welchem und innerhalb welchem Sinai's und des Berges Gottes, Horebs Majeſtät thronet, da ward das Lied: „Mache dich mein Geiſt bereit, wache, fleh' und bete“ meiner Seelen Nahrung und Stärkung, und dieſes iſt noch hier, an jedem Morgen, ehe ich hinausgehe zur **via dolorosa**, mein Geſang.

Ermattet an Leib und Seele, faſt wie zum Tode, nahmen mich des Sinai blühende Gärten auf: ein Tempel Gottes, erbaut in der Mitte der wilden Felſen, über der Stätte, da der Herr einſt im feurigen Buſche erſchien. Wer bin ich, ſo ſprach mein Herz unter den heißen Thränen des Auges, als ich, gleich in der erſten Stunde nach meiner Ankunft in der ſtillen Kirche des St. Katharinenkloſters vor dem Orte knieete, welcher nach der frommen Sage jener iſt, den der Herr (2 Moſ. 3 V. 5) ein heiliges Land nannte, „wer bin ich, daß du hieher mich haſt kommen laſſen.“ — Ueber die Gärten der blühenden Pfirſichen und Aprikoſen ſahe der Horeb herunter; bald ſtund ich da, wo Elias von dem Herrn Frage und Antwort vernommen; wo Moſes in der Schlacht mit Amalek heilige Hände zum Herrn erhoben; wo, wie ein Tönen der Poſaune, Gottes Stimme zu den Ohren Iſraels ſprach.

Auf dem Gipfel des Hor, den ich in Geſellſchaft eines einzigen jungen Freundes, geleitet von 4 Beduinen beſtieg, ſchaute ich, jenſeit des Gehäuſes von Edoms Felſenthälern, in Hiobs Vaterland hinüber, deſſen lebendige Waſſer im Thal von Petra ich koſtete.

Am Oſterheiligenabend, noch vor Mittag, ruhten wir am Saume von Mamres Haine: in Hebron aus, wo wir das Oſterfeſt zubrachten; am 3ten Feiertage, des Nachmittags, knieete ich ſchon vor der Höhle, da nach der heiligen Sage Chriſtus geboren ward, und die untergehende Sonne beleuchtete mir Davids Burg und Zions Berg; in der Stadt, da unſer Herr keine Stätte gehabt, auf welcher ſein Haupt ruhen konnte; da er für mich, als ein frühe gejagtes Rehe, Mattigkeiten und Durſt des Todes ertragen, fand ich die freundlichſte Herberge und reichlichſte Bewirthung. Am andern Tage ſahen wir die Kirche des heiligen Grabes und Golgathas Berg. Der Leib fand Thränen, die Seele Worte, doch noch anders war das Unausſprechliche, welches der Geiſt gab. — — Mögen dieſe Stunden Kräfte und Saamen der Ewigkeit in ſich getragen haben. Der Geiſt allein weiß, was er mit dem kalten Herzen und für daſſelbe geſprochen hat. — —

Seitdem habe ich nun Gethſemane und die Höhen des Oelberges, Joſaphats Thal und Bethanien, Siloah und alle andre bibliſch wichtige Gegenden in der Nähe von Jeruſalem geſehen; bin noch einmal in Bethlehem und im Thale der Hirten, in Thekoa, dann bei Salomo's verſiegeltem Brunnen und verſchloſſenem Garten geweſen; über die Gegend, da Sanheribs Heer der Macht Jehovahs erlag, nach St. Philippus-Brunnen und nach Zacharias und der Eliſabeth (die in den Geboten des Herrn wandelten, untadelich) Wohnort gegangen; habe die Stätte beſucht, da Gibea war, und bin auf dem Gefilde der vormaligen und künftigen ſiegreichen Schlachten geſtanden. Von hier ſoll nun die Reiſe, ſo Gott will, über Sichem und Nazareth zum Karmel und Thabor nach den Ufergegenden des Sees Genezareth, dann entweder zurück nach dem Meer und an ſeinen Ufern hin nach Beirut, oder über Damaskus und Baalbek nach Beirut gehen, wo wir uns einzuſchiffen gedenken. Gott helfe uns ferner!

Liebe Kinder! ich ſchreibe dieſe Zeilen in großer Müdigkeit und Zerſtreuung. Künftig will ich euch mehr und beſſer erzählen. Einſtweilen ſollen euch dieſe wenige Zeilen nur unſere glückliche Ankunft bei dem ſo lang erſehnten Ziele melden. Gott ſegne und behüte euch, ihr theuren Seelen! An Golgathas Hügel habe ich oft für euch Alle gebetet. Wenn dieſer Brief zu euch kommt, dann ſind wir, wills Gott auch nicht mehr ſo fern von euch und bald hernach bei euch.

Ich war ſeit Cairo, Gott Lob! immer geſund; die gute Mutter auch, bis auf ein kleines, äußeres Leiden am Ohre.

Mit herzlicher Liebe euer treuer Vater

14) Ein Brief des Großvaters an ſeinen Enkel.

Jeruſalem, den 8. April 1837.

Mein herzlieber Heinrich!

Von Jeruſalem aus ſchreibe ich dir diesmal meinen Segenswunſch zu deinem Geburtstage, du liebes, liebes Kind. Es iſt die Stadt eines groſſen Königs, ja des Fürſten aller Könige auf Erden; in welche du, mein lieber Enkelſohn, wenn dich Gott am Leben erhält, künftig einmal eben ſo gewiß, auch dem Leibe nach eingehen wirſt, als dein Großvater jetzt darinnen iſt. Die Stadt unſres lieben Königes, in und bei welcher er einſt verſchmäht und verherrlicht ward, iſt jetzt ein Trümmerhaufen, voller Steine, welche die bauenden Leute bald zu neuen, ſchönen Häuſern zuſammenlegen, bald wieder auseinander werfen. Wenn du einmal hieher kommſt, dann wird, das hoffe ich, die Herrlichkeit einer neuen Zeit aus den Trümmern auferſtanden ſeyn, oder auch, es wird, wenn etwa der Winterſturm noch länger anhalten ſollte, als wir Menſchen es vermuthen, viele neue Trümmer geben, die zu den alten hinzugekommen ſind. Aber die Stadt, die noch immer wie eine Königin daſitzt auf ihren Bergen, mag dann immer, wenn mein lieber Heinrich herkommt, ausſehen wie ſie wolle, dennoch wirſt du Vieles und das Meiſte noch ebenſo wiederfinden, wie dein Großvater es jetzt vor Augen ſieht.

Da ging ich oft und gern vom Stephansthore hinunter, den ſteilen Weg, in ein tiefes Thal, auf deſſen Grunde der Herr des Lebens ſelber mit dem Tode gerungen hat. Steigen wir auf der andern Seite den Berg hinan, da ſind wir bald auf der Höhe, wo dieſer Herr durch ſeine Himmelfahrt es gezeigt hat, daß ſein Kommen von oben, vom Himmel war, wohin ſein Gehen, ſein Ausgang ſich gerichtet hat.

Oefter aber als auf der Stätte des Triumphes war dein Großvater, weil ihm das Bergſteigen ſchon beſchwerlich wird, in dem Thale, das von Gethſemane abwärts liegt: in dem Thale Joſaphat: da iſt am Morgen wie am Abend ein dunkler Schatten der Berge: der Morgen wartet auf die Stunde des Mittages, der Abend wartet lange, bis der Morgenſtern über ſein Grauen hervorleuchtet; der einſame Vogel (eine Art von Droſſel) ſingt auf dem Dache von Joſaphats Grabmal ſeinen tiefrührenden Geſang. Wenn dein Großvater da ſtund, unter den Grabſteinen der Juden, oder an der andern Seite am Abhang des Moriah, da war es ihm, als könnte er nicht fortkommen, denn in dieſem

Thale iſt ein Warten Deſſen, der künftig iſt. Dort oben gleich vor meinen Augen iſt die Stelle, da die Männer ſtunden in weißen Kleidern, die zu den Jüngern, die dem Herrn, der gen Himmel fuhr, nachſchauten, ſagten: Ihr Männer von Galiläa, was ſtehet ihr, und ſehet gen Himmel? Dieſer Jeſus, welcher von euch iſt aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn habet geſehen gen Himmel fahren.

Nun mein herzlieber Heinrich, ich hätte dir noch gar ſehr Vieles zu erzählen, was ich, wills Gott, bald mündlich thun werde, ich will dir aber heute nur zu deinem Geburtstage wünſchen, daß dir der liebe Gott in dein Herz die tägliche, ſüße Hoffnung feſte hineinlegen möge, daß der Herr Jeſus wiederkommt, (täglich zwar im Glauben, aber herrlich dereinſt im Schauen) wie er gen Himmel fuhr, und daß dir Gott auch, wie den beiden Männern, weiße, reine Kleider alsdann beſcheren möge. In treuer ewiger Liebe, dein alter dir veſtverbundener Großvater

• • •

15) Aus einem Briefe der Hausfrau an ihren Vater.

Jeruſalem, den 11. April 1837.

Mein theurer, lieber Vater!

Der Herr ſey gelobt und geprieſen, der uns nach einer langen und beſchwerlichen Wüſtenreiſe am 28. März glücklich und geſund hieher gebracht hat. In dieſer heiligen Stadt iſt es uns recht wohl geworden; wir haben nun die Orte geſehen, wo der Herr einſt gewandelt und ſein großes Werk vollbracht hat, und ich könnte Ihnen ſoviel davon ſagen; aber das Meiſte möchte ich Ihnen, ſo der Herr will, mündlich erzählen, In der Vorausſetzung, daß unſere Briefe alle angekommen ſind, und Sie meinen letzten aus Cairo auch geleſen haben, fahre ich fort, ſo gut ich es kann und die Zeit es erlaubt, Ihnen von unſerer Wüſtenreiſe Einiges zu ſchreiben.

Die letzte Zeit gab es noch viel zu thun; die Herren bekamen noch Arbeit für die Sammlung und wir Frauen mußten alle die Einkäufe beſorgen. Endlich am 13. Februar reiſten wir nur 2 Stunden weit hinaus, mehrere liebe Freunde begleiteten uns bis nach Beſſatin (ſo heißt das Dorf, wo wir übernachteten). Dieſer kleine Ritt wurde noch auf Eſeln gemacht und erſt am andern Morgen ſetzten wir uns auf unſere Kameele. Es ging beſſer, als wir es uns gedacht hatten, und nur das Auf- und Abſteigen iſt das Schlimmſte dabei. Da das Kameel nicht auf einmal aufſteht oder ſich legt, ſo muß man die Bewegung mitmachen und ſich zur rechten Zeit vor und rückwärts halten; verſäumt man dies und hält ſich nicht ganz feſt an, ſo fällt man herunter und das iſt kein Spaß. Mir und der Fräulein mußte man immer dabei zu Hülfe kommen.

Wir hatten 16 Kameele und keines legt ſich ohne Gebrüll; da können Sie ſich dieſen Lärm denken, der jeden Morgen war; man kommt ganz in Verzweiflung. Iſt aufgepackt und man will ſich aufſetzen, ſo muß der Beduine auf das Knie des Kameels treten, damit es liegen bleibt, bis man ordentlich darauf ſitzt. Geſchieht das nicht, ſo ſteht es ganz ſchnell auf, ehe der Reiter ſitzt, und man fällt herunter. Die Beduinen verſtehen es aber ſo gut, ſich in einem Moment hinaufzuſchwingen, daß es eine Freude iſt.

Laſſen Sie mich nun auch die Lebensweiſe eines ſolchen Tages erzählen. Morgens 4 oder 5 Uhr ſteht man auf; der Knecht, ein Araber, muß gleich Feuer machen zum Kaffee. Man kleidet ſich an, packt ſeine Sachen ein, trinkt dann ſeinen Becher ſchwarzen Kaffee und ißt Schiffszwieback oder arabiſches Brod, was, wie ein kleiner Kuchen, ganz flach, inwendig meiſt hohl iſt und oft nach Kameelsmiſt ſchmeckt, weil es aus Holzmangel damit gebacken wird. Zeit zum Waſchen und Kämmen war ſelten, da wir Frauen auch noch jeden Morgen die Vorrathskörbe zuzunähen hatten und der Kavaſch (eine Art Kiſte aus Palmenblattſtielen zuſammen gemacht) mit den Blechſachen eingepackt werden mußte. Jeder der Reiſenden bekommt etwas Brod mit auf ſein Kameel, was er übertags ißt, und die Feldflaſche wird jeden Morgen gefüllt mit dem Waſſer aus den Schläuchen. Einmal aber iſt dieſes Waſſer geſalzen, oft bitter und meiſt ſo trüb und ſandig, daß die Zähne knirſchen. So reitet man fort bis Nachmittags 4 oder 5 Uhr, wo eben die Beduinen einen guten Platz finden zum Weiden ihrer Kameele. Sie müſſen ſich aber ja keine grünen Plätze denken, ſondern blos einzelne kleine Geſträuche, welche jedoch die Kameele freſſen. Man ſteigt ab, das Zelt wird aufgeſchlagen und Jeder bringt ſeine Sachen in Ordnung. Dann wird Feuer gemacht und Waſſer aufgeſetzt zum Reis. Die Herren gehen mit ihren Flinten und wir botaniſiren. Der Reis mit heißer Butter übergoſſen iſt fertig, man ſetzt ſich auf den Boden, nimmt ſeinen Teller in die Hand, ißt, und trinkt dann Kaffee: dabei giebt es eine allgemeine Converſation. Gegen Abend 8 Uhr legt man ſich ſchlafen. Da haben Sie das Leben der Wüſte und nun laſſen Sie mich noch Einiges von unſerer Reiſe erzählen.

Von Cairo aus kamen wir den 2ten Tag in eine Gegend, wo ein verſteinerter Wald war und wo noch ganze Stämme dalagen; am 3ten Tage lagerten wir uns in einer Gegend, wo die Iſraeliten den Weg durchs Gebirge gingen und dann beim rothen Meere herauskamen. Mir wird dieſes Nachtlager unvergeßlich bleiben, weil wir da angſtvolle Stunden zugebracht haben. Nachdem die Sonne untergegangen, der Reis fertig war, kam Einer nach dem

Andern, nur Herr v. * * * nicht; man ſetzte Reis für ihn zurück, und da man am Ende glaubte, er könnte ſich verirrt haben, giengen alle Herren fort, um ihn zu ſuchen, fanden ihn aber nicht; man unterhielt nun die ganze Nacht Feuer auf der Anhöhe. Am andern Morgen reiſten wir ab ohne ihn, weil wir nach der Richtung ſeines Weges glaubten, er ſey ſchon voraus. Herr M * * * ritt mit einem Beduinen zurück und fand ihn auch nicht. Endlich die zweite Nacht um 12 Uhr kam er. Die Freude läßt ſich nicht beſchreiben, die wir hatten, und er war auch froh. Man gab ihm zu eſſen und zu trinken und Alle waren wir froh und dankten und prieſen Gott dafür.

Den 4ten Tag kamen wir nach Suez, was ſchon am rothen Meere liegt. Da bekamen wir Hühner und Fiſche zu eſſen und freuten uns des Meeres. Unſere Kameele mußten einen großen Umweg machen, wir hingegen brauchten blos überzufahren, etwa ½ Stunde weit, da waren wir ſchon wieder in Aſien. Von Suez aus gieng es nach dem Sinai über Tor. Den erſten Tag wurde uns die Stelle gezeigt, wo die Iſraeliten durch das rothe Meer gegangen waren, am andern Tag kamen wir an die 7 Brunnen Moſis, den 4ten Tag kamen wir an die bittern Waſſer zu Mara und dann nach 12 anſtrengenden und mühevollen Tagereiſen auf den Sinai.

Alle freuten ſich, als wir das Kloſter ſahen; unſere Sachen und einige Herren wurden mit einem Strick hoch hinauf gezogen in das Kloſter; ich und mein Mann und noch Einige ſtiegen auf einer Leiter hinauf in den Garten und mußten dann erſt noch durch einen unterirdiſchen, finſteren Gang in das Kloſter gehen. Wie wohl uns in dieſem zu Muthe war, läßt ſich nicht beſchreiben; wir hatten nun unſer gutes Eſſen und Trinken wieder, beſonders vortreffliches Waſſer; das Ausruhen war uns ſo nöthig und die Geiſtlichen thaten uns Alles zu Liebe. Die meiſte Zeit brachte ich im Garten zu, wo Alles in voller Blüthe ſtand; die Aprikoſen-, Pfirſich-, Birn- und Aepfelbäume waren in Blüthe. Dieſen ſeligen Aufenthalt dort werde ich nicht vergeſſen, und auf dem Horeb und Sinai, ſo beſchwerlich auch der Weg dahin war, war es auch herrlich. Acht Tage waren wir in dem lieben Katharinenkloſter, ich aber wäre gern 4 Wochen da geblieben.

Von dort gieng es nach Akaba; wir kamen auf dieſem Wege öfters an das rothe Meer und ſuchten dann immer Muſcheln. In Akaba kam es uns vor, als wenn wir unter lauter Räubern und Mördern wären. Akaba iſt ein bloſes Caſtell und der Gouverneur, ein Türke, gab uns 12 Mann Wache, denn weil es im Caſtell ſo unrein war, und wir es vorzogen, lieber am Meer unſer Zelt aufzuſchlagen, gab er vor, es ſey da für uns, wenn wir keine Wache hätten, zu unſicher; es war aber blos Geldſchneiderei. Dort hätten ſie uns unſer weniges Geld ganz abgenommen, wenn nicht der Dragoman * * * ſo entſchloſſen wäre und ſich allen ihren unverſchämten Forderungen entgegengeſetzt hätte, und wenn ſie nicht meinen Mann für einen Conſul gehalten hätten. Wir waren froh, als wir dieſes Neſt hinter uns hatten.

Nun kamen wir aber des andern Tags in das

Beduinendorf, wo unſere Kameele her waren; da hätte der Scheikh, dem man doch für alle ſeine Kameele auf die ganze Reiſe ſchon voraus bezahlt hatte, gerne wieder Geld von uns gehabt und zwar eine ordentliche Summe, aber man fand ſich bei ihm ab mit Wenigem. Die Leute brachten uns Milch und Buttermilch und waren freundlich gegen uns.

Von da kamen wir nach Petra, einer alten Felſenſtadt, wo in den Felſen Gräber und auch Wohnungen eingehauen ſind und wo vielleicht die Iſraeliten auch verweilt haben. Säulen und ſchöne Verzierungen ſind eingehauen, und da ſieht es aus wie die Außenſeite eines Tempels. Durch das Thal fließt Waſſer und wir [illegible] wieder [illegible] ſchöne Grasplätze ſo [illegible].

Noch ehe wir hieher kamen, [illegible] bei dem Beduinendorf, bekamen wir einen heftigen Samum, das iſt hier etwas Fürchterliches. Nicht zehn Schritte weit konnte man vor Sand und Staub ſehen. Selbſt im Zelte waren wir mit Staub überdeckt und unſer Reis war halb Sand. Wir dankten Gott, als es bei Sonnenuntergang ſtill wurde und wir am andern Tage wieder weiter reiten konnten. —

Von Petra kamen wir nach Hebron und freuten uns, ſchon einen Tag vorher der Wüſte Adieu ſagen zu können. Wir ſahen Felder mit Getreide beſäet, kleine Wieſen und große Oelbaumpflanzungen und fanden ſchöne Blumen; es kam uns da die Gegend vor, wie um Muggendorf (in der fränkiſchen Schweiz zwiſchen Erlangen und Baireuth). Und wie ſchön liegt Hebron, den Hügel hinauf! Wir warden bei Juden einlogirt, die ein wenig deutſch ſprachen. Die Frau war gar lieb und ſagte, ſie wäre aus Beulen (ſie wollte ſagen Polen) und wir verſtanden Bayern und hatten eine große Freude; doch löſte ſich bald dieſes Mißverſtändniß, da in Bayern nirgends ſo geſprochen wird, wie dieſe Leute ſprachen. Da gab es zum erſten Male wieder Wein, den wir uns gut ſchmecken ließen.

Es that uns ſehr leid, das Grab Abrahams nicht ſehen zu dürfen; es iſt in einer Moſchee, wohinein einen die Türken nicht laſſen, und wir ſollten ſchon 200 Piaſter (24 Gulden) geben, um nur außen um die Moſchee herumgehen zu dürfen. Dann wurde uns auch Abners und Jeſſes Grab gezeigt. Wir brachten den Oſterſonntag und Montag da zu und am Dienſtag reiſten wir hieher. Ich hatte das Kameelreiten ſo ſatt, daß ich mich nicht mehr entſchlieſſen konnte, aufzuſitzen. Ich ging die 8 Stunden zu Fuß; in Hebron verkauften wir auch unſer Zelt und die Waſſerſchläuche. Zwei Stunden vor Jeruſalem liegt Bethlehem ſo ſchön da auf einem Berg, und uns alle hätte es dahingezogen, wenn nicht hier gleich nach Sonnenuntergang die Thore geſchloſſen würden und wir eilen mußten. Mein Mann aber und noch zwei junge Leute waren vorausgeeilt und ſind über Bethlehem gegangen, und es wurde ihnen dort im Kloſter die Stelle gezeigt, wo der Herr geboren wurde, und auch, wo die Krippe war. Jetzt iſt eine Kirche darauf gebaut und zwei ſchöne Niſchen, mit Marmor ausgelegt und darüber viele brennende Lampen bezeichnen jene Orte. Wir ſahen Bethlehem ſpäter von hier aus, und auf dem Weg dahin ſieht man einen Brunnen, wo die Weiſen den Stern wieder geſehen haben ſollen. Von Bethlehem links hinunter iſt der Ort, wo die Hirten geweſen ſind und er iſt jetzt der grünſte Platz der ganzen Umgegend. Ganz unten im Thale zeigt man noch Gärten von Salomo und 3 große Teiche und über dieſen den Brunnen. Von da gingen wir nach St. Johann, einem Kloſter, und daran ein Dorf. Da zeigt man noch Zacharias Haus und den Ort, wo Johannes geboren ſeyn ſoll, und dann den Eichgrund, wo David den Goliath erſchlug, und eine Stunde davon die Stelle, wo Johannes zuerſt zum Volke gepredigt hat. Von da gingen wir wieder nach Jeruſalem zurück.

Hier wohnen wir im lateiniſchen Kloſter und die Mönche ſind ſehr freundlich. Aber alles von Jeruſalem erzähle ich Ihnen mündlich, ſo Gott will. Heute gehen unſere Sachen fort nach Jaffa und von dort zu Waſſer nach Beirut. Wir gehen morgen nach Jericho und an das todte Meer und kommen wieder am Freitag zurück, und am Samſtag gehen wir ganz von hier weg nach Nazareth. Wie wir dann weiter reiſen, wiſſen wir noch nicht. Die Hitze nimmt gewaltig zu, die Meiſten unter uns können ſie nicht gut vertragen, und die Sehnſucht bei mir und meinem Mann nach dem lieben Vaterland iſt faſt größer noch als die Hitze; auch hat die Fräulein v. W. einen böſen Fuß. Darum ſtellen wir unſere weitere Reiſe Gott anheim und überlaſſen ihm, was er uns noch ſchenken will. Von Beirut aus ſchreibe ich noch einmal u. ſ. w.

Ihre ewig dankbare Tochter

Julie ***

16) Brief der Hausfrau an ihre Freundin.

Beirut den 8ten Mai 1837.

Schon vorgeſtern Mittag ſind wir geſund hier angekommen, und danken und preiſen Gott, daß der Hauptzweck unſrer Reiſe erreicht, mein lieber Mann geſund iſt, und wir nun der lieben Heimath zueilen können. Einige Stunden nach unſrer Ankunft erhielten wir auch die lieben Briefe vom Januar und März; welche Freude machten uns dieſe, nachdem wir länger als 4 Monate gar keine Nachricht von unſern Freunden in der Heimath empfangen hatten! Ihnen ganz beſonders danken wir recht von Herzen für die langen und ausführlichen Briefe.

Obgleich ich heute ſtarken Schwindel, dazu auch ſchlechte Feder und Tinte habe, ſo beeile ich mich dennoch, Ihnen dieſſeits des Meeres noch etwas von unſrer Reiſe zu ſchreiben. Meinen Brief an meinen lieben Vater von Jeruſalem aus werden Sie geleſen haben; er war in großer Zerſtreuung geſchrieben, und ſpäter dauerte es mich faſt, ihn fortgeſchickt zu haben. Doch es war nicht das erſte Mal, daß ich auf Ihre und der Freunde Nachſicht rechnete. Ich fahre mit meinem Reiſeberichte fort:

Am 12ten April machten wir noch die kleine Reiſe nach Jericho, auf Maulthieren. Mein Mann, ungeduldig über das lange Aufpacken gieng voraus; wir ritten nun eine Stunde weit und trafen ihn nicht; mir wurde ſehr bange und ich bat Einige aus unſrer Geſellſchaft mit mir zurückzubleiben. Nach langem Warten kam mein Mann endlich geritten. Er war zum falſchen Thor hinaus eine Stunde weit gegangen, mußte dann wieder umkehren, im Kloſter ein Pferd nehmen und uns nachreiten. Wer war froher als ich! Wir holten die Andern, die oben bei Bethanien auch gewartet hatten, bald wieder ein, und es gieng nun über einen Hügel nach dem andern hinüber. Je näher wir an Jericho kamen, deſto öder und kahler wurden die Berge, mir kam es vor, als hätten dieſe mit Sodom und Gomorrha auch etwas mit wegbekommen. Auf dem letzten Hügel vor Jericho erhob ſich ein ſtarker Wind, der weiter nach dem Thale hin immer heftiger wurde. Wir ſtiegen ab, denn die Thiere waren ſcheu geworden, wir konnten aber kaum vor Wind und Staub vorwärts kommen. Endlich langten wir bei einem alten Gemäuer (einem Kaſtell) an; nicht weit davon ſtund ein Baum unter dem wir unſer Nachtlager aufſchlugen. In der Nähe iſt ein elendes Dorf, wo wir nur mit großer Mühe ein wenig Milch bekommen konnten. Der Wind legte ſich etwas und wir ſchliefen recht gut.

Am andern Morgen bekamen wir zwei Soldaten mit zur Bedeckung; da wir aber auf unſerm Wege weder ein Dorf noch einen einzigen Menſchen ſahen, merkten wir wohl, daß es mit jener Bedeckung nur auf eine Abgabe abgeſehen ſey, die der Fremde an den ſogenannten Commandanten des Kaſtells entrichten ſoll. Wir ritten nun eine Stunde weit an den Jordan. Von Jericho aus iſt es öde und ſandig, aber die Ufer des Jordans ſind mit Bäumen und Gebüſchen ganz verwachſen. Wir ſtiegen ab und hielten uns über eine Stunde am Fluße auf. Einige wuſchen ſich, Andre badeten, noch Andre füllten Flaſchen mit Waſſer.

Nun gieng es zwei Stunden weiter, bis ans todte Meer. Dieſes geht rechts und links bis an die ſteilen Gebirge, und füllt das Thal aus, in welchem Sodom und Gomorra gelegen ſind. An Farbe und Wellenſchlag zeigte ſich das Waſſer wie andres Meereswaſſer, aber es iſt über alle Maaßen geſalzen. Wir fanden am Ufer vielen Asphalt. Von da aus ritten und giengen wir nach Saba, einem ſehr ſchön gelegenen griechiſchen Kloſter, welches ganz mit Bergen umgeben iſt. Wir wurden ſehr freundlich von den Mönchen aufgenommen und übernachteten da. Am andern Morgen reiſten wir wieder ab, und waren ſchon am Mittag wieder in Jeruſalem. Der Gedanke, daß wir nun in ganz kurzer Zeit die heilige Stadt, den Oelberg und die ganze merkwürdige Umgebung verlaſſen müßten, machte mich ſehr wehmüthig; doch konnte das nicht anders ſeyn.

Am 15ten April, des Vormittags reiſten wir von Jeruſalem ab. Wir hatten auf der Höhe mehrmalen ſehr ſchöne Anſichten von der Stadt und vom Oelberg. Es gieng nun der Weg bei Gibea vorbei über Sichem und Samaria nach Nazareth. Da das gelobte Land eine Hügelkette iſt, ſo geht bald der Weg über ſchroffe Abhänge hinauf und dann wieder in ein tiefes Thal hinunter; die Wege ſind meiſt ſo ſteinig, daß die lieben Freunde keinen Begriff von dieſer Art zu reiſen ſich machen können; man wird ſo müde, daß man wie geradert vom Maulthiere ſteigt.

Schon vor Sichem iſt die Gegend ſehr fruchtbar; viele Berge ſind faſt bis an den Gipfel mit Feigenbäumen bepflanzt und Sichem, (welches jetzt Nablus heißt) liegt gar ſchön, nur hat die Stadt ſehr durchs Erdbeben gelitten. Joſeph iſt dort begraben. Samaria liegt auf einem hohen Berge, wo noch die ſehr ſchöne Ruine einer chriſtlichen Kirche ſteht; daneben eine Moſchee, worunter das Gefängniß Johannes des Täufers gezeigt wird.

Nazareth hat eine gar ſchöne und freundliche Lage und wir waren recht gern da. Das Kloſter hatte auch gelitten durchs Erdbeben, und der eine Flugel, wo die fremden Pilgrime und auch die Frauen beherberget werden, wurde eben erſt wieder aufgebaut, doch bekamen wir beiden Frauen zuletzt noch ein Zimmerchen. Das Haus des Pflegevaters Joſeph wurde uns auch gezeigt und in der Kirche des Kloſters eine Felſenhöhle, worinnen Maria gewohnt haben ſoll, als der Engel ihr erſchien. Von da aus giengen wir nach dem Thabor; auf dieſem haben wir unvergeßliche Stunden zugebracht. Der Berg ſchon hat etwas Erhabenes; er ſteht abgeſondert da und iſt ganz bewachſen; oben ſtehen noch alte Mauern, wahrſcheinlich von den Klöſtern und der Feſtung. Einen Mann trafen wir eben an, der ſchon 35 Tage dort war und noch 5 Tage bleiben wollte, um in der Einſamkeit zu beten. Nur dann und wann bekommt er etwas Eſſen unten aus den Dörfern.

Noch machten wir von Nazareth aus einen Abſtecher nach Kaipha, das am Meere liegt und dann auf den Carmel, wo ein prächtiges Carmeliterkloſter ſteht. Sie müſſen ſich dieſes denken wie eins der ſchönſten Häuſer in M . . . Wir wurden eine Treppe hinaufgeführt in ein Fremdenzimmer, wo uns alte Mönche mit weißen Bärten ganz freundlich und kindlich liebreich empfingen. Dann brachten ſie einen Liqueur, den ſie ſelber mit den gewürzhaften Kräutern ihres Berges bereiten, dann Kaffee, und am Abend ein ſehr gutes Eſſen und dazu einen vortrefflichen Wein. Unſer Schlafzimmer war ganz europäiſch eingerichtet, mit Tiſch und Stühlen, Spiegel, franzöſiſchen Betten und ſchönen Vorhängen verſehen, und die Ausſicht aufs Meer war entzückend ſchön. Uns kam es hier Allen ſo heimathlich vor, daß wir gern längere Zeit geblieben wären, aber leider mußten wir am andern Tage ſchon wieder nach Nazareth zurückkehren. Hier ruheten wir noch einen Tag aus, und dann traten wir die Weiterreiſe an über Cana nach dem See und der Stadt Tiberias.

Wäre die Stadt nicht ſo gar ſehr durchs Erdbeben verwüſtet geweſen, daß ſie faſt nur einem Schutthaufen glich, unter welchem ein großer Theil der geweſenen Einwohner begraben lag, und hätte ſie nicht deshalb einen gar traurigen Eindruck gemacht, ſo wäre es uns gewiß da ſehr wohl geworden. Der See lag ſo ruhig da, und wenn wir uns dachten, was einſt hier geſchehen, da wurde es uns ganz feierlich und andächtig zu Muthe. Wir ſchliefen am See und giengen dann am andern Morgen an ſeinem Ufer hin, bis faſt ans Ende, hernach ſtiegen wir hoch, einen Hügel über den andern hinauf und hatten zur Linken immer den mit Schnee bedeckten, großen Hermon (der kleine iſt bei Nazareth); wir fühlten auch die Kälte davon.

Noch einmal kamen wir an den Jordan, der dort als ein großer, ſchnell fließender Bach vorbeiläuft; wir übernachteten an ſeinem Ufer. Aber das Geſchrei der Fröſche und das Rauſchen des Waſſers ließen uns faſt nicht ſchlafen. Oben auf dem Gebirge ſahen wir noch einmal den See Tiberias zur Rechten und zur Linken den See Merom. Die Nachtlager, (ſo ganz ohne Zelt, im Freien) fiengen nun an recht kalt zu werden; bei dem erſten erhob ſich ein ſolcher kalter Wind, daß es uns nur ſo beutelte; dann gegen Morgen fiel der Thau wie ein feiner Regen, ſo daß alle unſre Sachen ganz naß waren, und dabei blieb immer noch der kalte Wind. Das zweite Nachtlager mußten wir an einem muntern Bache aufſchlagen, neben welchem viele Baumpflanzungen ſtunden, und wo es auch wieder ſo feucht und kalt war. Darauf wurden wir Alle mehr oder weniger unwohl, und wir Alten meinten, es wäre in der Wüſte beſſer und leichter zu reiſen geweſen als hier. Je näher wir an Damaskus kamen, deſto fruchtbarer wurde die Gegend, und mehrere Stunden vor der Stadt gehen ſchon die Obſtgärten und Oelbaumpflanzungen an, und ſo iſt es um die ganze Stadt herum. Es gewährt wirklich einen herrlichen Anblick von einem Berg herab, wenn man in einem ſo großen Umkreis das friſche Grün der Bäume und in der Mitte die Stadt liegen ſieht.

Am 28ten April kamen wir nach Damaſkus. Wir Frauen durften gleich gar nicht in das Kloſter hinein, ſondern wir bekamen ein Zimmer in einem andern Haus. Hier gab es aber ſo viele Wanzen, daß wir in der nächſten Stunde ſchon wieder auszogen zu einem verheiratheten griechiſchen Geiſtlichen, wo es recht reinlich war. Eſſen und Trinken bekamen wir aus dem Kloſter ſehr reichlich. Die Stadt hat mir nicht beſonders gefallen, aber der Fleiß und die Thätigkeit der Leute thaten mir ganz wohl. Mir war es, als befände ich mich in einer deutſchen Fabrikſtadt, wo Alt und Jung an Fleiß gewöhnt ſind. Hier ſahe man in Seide, dort in Baumwolle arbeiten; Kinder und Erwachſene ſitzen hinter dem Weberſtuhl und verfertigen die ſchönſten Zeuge, wovon Sie ſpäter einige bei uns ſehen werden.

Von Damaſkus aus reiſten wir über Baalbek und beſahen uns die ſchönen und rieſenhaften Ruinen alter Herrlichkeit; ich habe nie etwas ſo Großartiges geſehen. In Baalbek ſahen wir ganz nahe den weiß beſchneiten Libanon und die Kälte davon fühlten wir bedeutend. Der Gedanke, da oben bei dem Schnee übernachten zu müßen, fiel mir um meines Mannes willen ſehr ſchwer, wir dachten an die weite Seereiſe, und wie traurig das wäre, wenn mein Mann krank aufs Schiff müßte. Ohnehin waren Herr F*** und Fräulein von W*** krank und nicht im Stande, die beſchwerliche Reiſe nach den Cedern mitzumachen. So wurde denn endlich beſchloſſen, daß blos Johannes und Dr. E. mit Herrn M * * * nach den Cedern hinauf gehen ſollten und wir Andern den nächſten Weg hieher, und ſo geſchahe es denn auch. Die 3 jungen Herrn kamen etliche Tage nach uns ſehr vergnügt hier an; ſie waren bei dem Fürſten der (maronitiſchen) Druſen ſehr freundlich aufgenommen und bewirthet worden.

Wir Andern ſchliefen noch einmal von Baalbek aus in einem ſehr ſchönen Orte (Sachile) in einem Maronitenkloſter, wo wir recht freundlich aufgenommen wurden und der Gedanke, daß da, in dieſem Städtchen blos Chriſten wohnen, rührte mich bis zu Thränen. Ich dankte Gott in meinem Herzen, daß der Herr auch da ſein Häuflein von Gläubigen hat, die ihre Kniee beugen vor Ihm; wie wird es einſt herrlich ſeyn, wenn der ganze Erdkreis Ihm das Hallelujah bringen wird. Noch über die ganze Gegend hat der Herr ſeinen Segen ausgebreitet; auf den Bergen wächſt Wein von vorzüglicher Güte und das Thal iſt ein Saatfeld; wilde Roſen, die ich auf der ganzen Reiſe vergeblich blühend geſucht, fanden ſich hier in großen Hecken und in voller Blüthe, und ich freute mich wie ein Kind darüber.

Um Mitternacht hatten wir noch einen Schrecken. Herr F*** hatte noch einmal die Lampe, die neben uns in einer Wandniſche ſtund, angezündet und ſie nicht wieder ausgelöſcht; in der Nacht fiel eine Lichtſchnuppe auf unſre mit Baumwolle ausgenähte Decke herunter, brannte mehrere Löcher hinein und meinen Mann auf den Fuß. Er wachte auf und weckte mich ganz ängſtlich; ich löſchte gleich mit Waſſer, (das in einem Kruge daſtund) und machte dann Thüre und Fenſter auf, daß der Dampf hinauszog. Da Alles mit Teppichen ausgelegt war und ich auch in meinen Kleidern daneben lag, hätte es können arg werden; ſo gieng es, Gott Lob! glücklich vorüber.

Die letzte Nacht mußten wir noch einmal im Freien zubringen; es war aber eine ſchöne, warme Nacht. Nun hatten wir bloß noch 6 Stunden bis hieher, aber der Weg war ſo gräßlich, daß Herr F*** (der ſich wieder beſſer befand), B . . . und ich meiſt zu Fuße giengen. Das Maulthier, auf welchem mein Mann ritt, und das ſonſt ſehr ſicher gieng, ſtürzte auch zu guter Letzt noch, und mein Mann fiel hinten herab zwiſchen große Steine. Er hätte ſich können den Kopf zerſchmettern; aber unſichtbare Hände hielten ihn, daß er ſich gar nicht wehe that. So kamen wir ganz glücklich hier an.

Theuerſte Frau * * *, könnte ich Ihnen nur mit Worten ſagen, welche Sehnſucht mich nach dem lieben Vaterlande und nach den theuern Freunden hinzieht. Ich möchte mit Adlersflügeln reiſen können. Aber leider hört nun alle Berechnung auf. Wir haben ein griechiſches Schiff, für die Fahrt von hier nach Athen gemiethet und gedenken, wenn der Wind nicht ſchlecht iſt, am Montag damit abzufahren. Ach möchte doch der liebe Gott uns diesmal guten Wind geben. Bei Athen müſſen wir 14 oder 20 Tage Quarantäne halten; von dort aus ſchreiben wir wieder. — —

Der Herr ſey mit Ihnen Allen. In treuer Verehrung Ihre * * *

17) Brief des Vaters an ſeine Kinder.

Mittelmeer zwiſchen Patara und
Rhodus am 1. Juny 1837.

Meine herzlieben Kinder!

In Beirut kam ich nicht mehr dazu euch zu ſchreiben, und in der That, mir kam es auch, ſchon da ich vom Carmel herab, noch mehr aber da ich vom Libanon aus das Mittelmeer erblickte, ſo nahe zu euch vor, daß ich meinte, ich ſey ſchon zu Hauſe und es verlohne ſich kaum der Mühe euch erſt von Trieſt zu ſchreiben. Seitdem wir aber von Beirut aus abermals mit unſerem gewohnten Seeglück ſchon bis zum 16. Tage auf einer Strecke des Meeres herumſchaukeln, welche man mit gutem Winde in 2 Tagen zurückzulegen pflegt, ſehe ich dennoch ein, daß mich noch eine weite Strecke von meinen lieben Kindern ſcheidet. Ich fange deshalb, ſo gut das gehen will, meinen Brief an euch ſchon auf dem Meere an, ſitzend in der niedern, unbequemen Cajüte eines griechiſchen Kauffartheiſchiffes, das uns bei Nacht wie bei Tage alles Ungemach des armen Schifferlebens fühlen läſſet.

Fürs erſte bin ich euch noch eine Fortſetzung meines kleinen, kurzen Reiſeberichtes ſchuldig. Der 12te April war für mich und die gute Mutter einer der ſchwerſten Tage der ganzen Reiſe. Wir traten am Morgen die Reiſe nach dem todten Meere und nach Jericho an, und da es mir etwas zu lang dauerte, bis die kleine Carawane in Bewegung kam, wollte ich ein wenig vorausgehen. Ich ſchlug getroſt den Weg ein den mir einige Tage vorher der gute Pater Secretario als den Weg nach dem todten Meere und dem Jordan bezeichnet hatte, gieng durch das Thal Ben-Hinnom hinab nach dem Kidronthale und in dieſem weit hinunter. Leute, die ich fragte, ob dies der Weg nach Jericho ſey, wußten mich nicht zu berichten, denn der Name Jericho iſt wie die Stadt aus den Augen, ſo aus dem Munde des gemeinen Volkes verſchwunden und mir war in dem Augenblick das arme, auch nur Wenigen bekannte Dörflein Richi nicht eingefallen. Endlich fand ich einen alten Eſeltreiber, der von Jericho wußte und mir ſagte, daß ich irre gegangen ſey. Mein Irrweg und mein langes Warten auf die Reiſegeſellſchaft, die ich immer hinter mir glaubte, hatte mich faſt 2 Stunden gekoſtet, und nun mußte ich den weiten Weg und den hohen Berg noch einmal hinauf zur Zionsburg und zum Kloſter St. Salvador. Auch hier mußte ich noch eine peinlich lange Stunde warten, bis ich ein Pferd bekam, worauf ich meinen längſt vorausgegangnen Gefährten nachreiten wollte. Nun ſahe ich erſt, geführt von einem türkiſchen Wegweiſer, daß mein Weg nicht zum Bethlehems ſondern zum Stephansthor hinausgienge, vorüber am Joſaphatsthale, gegen Bethanien hin. In Schweiß gebadet (denn es wehete der heiße Wind der Wüſte) und faſt bis zur Ohnmacht ermüdet, kam ich endlich in das liebliche Thal, das ſich von dem Bergſattel, auf welchem einſt Bethphage lag, herunterzieht. Hier fand ich die gute Mutter in Thränen der Angſt und Sorgen auf mich wartend. Mir ward beim Weiterreiten ſehr wehe, denn ich war auf dem Rückweg vom Kidronthale nach dem Kloſter ganz unmäßig ſchnell gelaufen. Das klare Waſſer eines Brunnens, vermiſcht mit etwas mitgenommenem Wein, erquickte mich zwar wunderbar, dennoch dachte ich nicht, daß ich die Anſtrengung dieſer mühſamen Tagereiſe, durch eine der furchtbarſten Gebirgsöden, die ich jemals geſehen, ohne krank zu werden aushalten könnte, beſonders da uns gegen Abend, auf dem ſteinigen Gebirge über dem Bache Crith der heftige Sturmwind in Wolken von feinem Flugſand einhüllte und uns faſt den Odem nahm. [illegible] an der Stätte des alten Jericho, unter einem [illegible]baum ſchlugen wir unſre Nachtherberge auf. Nicht einmal Brod war in dem Dörflein Richa zu bekommen; doch labte uns der mitgenommene Reis in Waſſer gekocht und etwas Buttermilch. Am andern Morgen fühlte ich mich dennoch wieder wohl. Vergeblich blickte ich aber nach Trümmern des alten Gilgal umher; ſie mag wohl der Flugſand tief begraben haben. Aus dem dichten Gebüſch und Gehölz am Jordan ſangen uns die Nachtigallen gar lieblich entgegen; hier hätte ich einen ganzen Tag bleiben mögen. Dagegen liegen über das todte Meer und über die Majeſtät der Gebirge an ſeinen Ufern ſolche Schauder und Schreckniſſe der großen Gerichte Gottes verbreitet, daß nur die Wißbegier, nicht die Liebe und Freude hier verweilen möchten. Wunderherrlich aber erſchien uns das Thal der Höhlen und Felſenwohnungen der Einſiedler mit dem mächtigen Kloſtergebäude von St. Saba. Von hier aus durch das Kidronthal hinan, gelangten wir am dritten Tage ſchon vor Mittag wieder in die theure, hochgebaute Stadt. Die letzte Stunde dieſes Tages brachte ich noch einmal an meinem Lieblingsplatze in der Nähe des Stephansthores zu, nahe am Saume des Morija, auf dem Trümmerhügel der einſam ſtehenden Palme. Dort gegen Weſten, von der untergehenden Sonne beleuchtet, glänzte die Zinne der Kirche des heiligen Grabes; das Thal Joſaphat deckte ſchon nächtlicher Schatten; heller vom Abend beſtrahlt erſchien der hehre Oelberg. Dort, am großen Tage des Gerichtes, werden auch meine Augen Ihn ſehen wiederkommen, ſo wie Er gen Himmel gefahren iſt. — Der ſtille Heimweg gieng noch einmal durch die via dolorosa. Die erſte Nacht, auf unſrer Reiſe von Jeruſalem nach Nazareth brachten wir auf einer unbeſchreiblich ſchönen Anhöhe, welche die Ausſicht nach dem erhabenen Siloh und vielleicht nach der nahen Thalesſtätte von Bethel hat, bei Singil zu. Merkwürdig war es, daß auf den Sonntagmorgen, an welchem wir hier unweit Bethel erwachten, die Looſung fiel: „Gewißlich iſt der Herr an dieſem Orte.“ Als wir jenſeit des Thales von Libna in die grünenden und blühenden Auen von Sichem kamen, ergriff mich in meinem Innern eine liebliche, feierliche Stille des Sabbaths. Noch in der heißen Stunde des Mittags labten wir uns an dem friſchen Waſſer des Brunnens, da der Herr mit der Samaritanerin ſprach; ſahen Joſephs Grab, am Fuße des Garizim, beſchattet von hohen

Feigenbäumen, und ruheten bald darauf im griechiſchen Kloſter, das ganz voller Pilgrime war, auf. Sichem iſt eine Stätte der reichlich quellenden Waſſer, die aus den Wänden des Garizim hervorbrechen und die Gärten, deren Orangenbäume eben damals den Duft ihrer tauſendfältigen Blüthen aushauchten, befruchten. Wir ſahen auch noch das angebliche Grab Elieſers, von welchem mein unwiſſender Führer, ein griechiſcher Mönch, behauptete, er ſey Joſephs und Jacobs Vater geweſen. Den paläſtinenſiſch-ſchönen Maiabend brachte ich noch faſt einſam (nur von unſerm wackern Maler begleitet) am Fuße des ſegenſtrömenden Garizim, bei Joſephs Grabe und am Brunnen der ewigen Segnungen zu, welche Chriſtus dem ſamaritiſchen Weibe verhieß. Am darauf folgenden Tage ſahen wir Samaria, die iſraelitiſche Königsſtadt, und übernachteten unter dem Schatten der Bäume vor Ginäa (Dſchennin). Wer aber das gelobte Land auch noch jetzt als ein Land der überſtrömenden irdiſchen Segnungen erkennen wollte, der hatte mit uns von hier an die nächſten 10 Tage reiſen müſſen. Die Ebene Jeſreel oder Esdrelom war in dieſer Jahreszeit ein überwallendes Feld des blühenden Getraides und Weidekrautes, deſſen Halme und Früchte nur die Thiere des Feldes genießen, weil der Menſch fehlt, der dieſes Gefilde bauen und ſeine Gaben benutzen könnte. In einem Beduinendorfe, das nun etwa die Stätte des alten Jeſreels einnimmt, erquickten wir uns an der Milch einer der Schafheerden, die vom Fett dieſes Landes ſich nähren. Meine Seele ſang am Morgen dieſes Tages beim Anblick der Berge von Gilboa den Klaggeſang 2 Sam. 17, 27, und dort in der Ebene nach dem Thabor hin lag einſt Endor wie Nain. Wir lenkten wieder um nach der rechten Straße: vor uns der Thabor und der kleine Hermon; jetzt über das Gebirge hinüber in das Thal, über welches alle Fülle der lieblichſten Kindheit ſich ergeußt: in das Thal von Nazareth. Noch heute beſuchten wir die Stätte, am Abhange des reichlich grünenden Hügels, da das Haus des Pflegvaters Joſeph ſtund. Hier in dieſer Gegend hat unſer Heiland die einzigen kurzen Erquickungstage ſeines Erdenlebens: die Zeit der Kindheit zugebracht, vielleicht am liebſten dort gegenüber dem Hauſe ſeines Pflegevaters, bei den Gräbern verweilt, deren Gewölbe noch jetzt die blühenden Granatbäume der Gärten beſchatten, und wo auch uns es ſo unbeſchreiblich wohl ward. Wer den Thabor ſahe, wer ſich in der reichen Blumenwildniß ſeines Gipfels ergieng und im Schatten der Piſtazien und immer grünenden Eichen die weite Ausſicht über ein freilich nun verwildertes Paradies der Erde genoß, der darf wohl ſagen, er hat den ſchönſten Berg der Erde geſehen. Mir war es auf der kleinen Reiſe nach dem Thabor, die ich faſt ganz zu Fuße machte, als gienge ich als ein armes Zuſchauerlein hinter den Jüngern und unſerm lieben Herrn drein, die ohnfehlbar von Nazareth aus denſelben Weg gehen mußten, den ich jetzt gieng. Am darauf folgenden Tage traten wir die Reiſe nach dem Carmel an, zu welcher wir zwei Tage beſtimmt hatten. Zuerſt, wenn man jenſeits Nazareth die erſte Anhöhe erſtiegen hat, kommt man in das herrliche, ſtille Thal, in welchem Jacobus, der Bruder des Herrn, ſeine Wohnung hatte. Nun noch einmal die Anhöhe hinauf, zum entgegengeſetzten Rande des Keſſelthales; dann geht es durch eine enge Thalſchlucht, welche aller Blumenſchmuck von Saron bekleidet, hinab in das Hügelland von Megiddo, deſſen fruchtbare Felder der Kiſon mit ſeinen kleinen Nebenbächlein durchſchneidet. Von der Höhe einer von Süden herkommenden, ganz mit Eichenwald bedeckten Hügelkette erblickten wir das Meer ſchon ganz nahe. Jetzt gieng der Weg über den Kiſon hinüber nach dem Abhang des Carmel. Dort, wo der Bach mit klarem Waſſer aus dem Fuß des Gebirges entſpringt und in den Kiſon ſich ergießt, ſchlachtete Elias die Pfaffen Baals; in jener majeſtätiſch-ſchönen Schlucht, wo ſich der zerborſtene Felſen mit dichterem Buſchwerk überkleidet, hat ſich die Macht des Gottes Abrahams, Iſaaks und Jacobs, als verzehrendes Feuer zu dem Gebet des Propheten geneigt. Wir brachten die Nacht neben der Grotte des Elias in dem prachtvoll und bequem eingerichteten neuen Kloſtergebäude der Carmeliter zu. Der geiſtvolle, heitre, freundliche Fra Matteo hat Aehnlichkeit mit unſerem theuren Leopold. Die Ausſicht vom Carmel, beſonders nach der Meeresſeite hin iſt ſo ſchön als gewaltig.

Den letzten Tag in Nazareth brachte ich, meiſt mit der lieben Mutter allein umherſtreifend, noch recht lieblich zu. Dann zogen wir unſres Weges über Cana in Galiläa, (am Berge der Seligkeiten und am Schlachtfeld von Hittin vorüber), hinab nach dem See Tiberias. Der Abend, den wir in der

Nähe der ganz vom Erdbeben zerſtörten Stadt zubrachten, noch mehr aber der darauf folgende Morgen, wo ich ganz allein unter dem blühenden Oleander-Gebüſch hinausgieng von Tiberias nach Magdala, werden mir unter die theuerſten, liebſten Erinnerungen dieſer ganzen Reiſe gehören. Dieſer Morgen war mir eine Nachfeier des Oſterfeſtes. — Ueber Magdala (El-Medſchel) und die Stätte des alten Capernaum gieng es nun weiter bis zur Jacobsbrücke. Ach wie ſchön iſt der See Merom; wie ſchön der Theil des alten Baſan, den wir an dem darauf folgenden Tage ſahen; wie ſchön die Hochebene am Fuße des majeſtätiſchen, damals noch dicht beſchneiten, großen Hermon. In den beiden letzten Nachtlagern, die wir, wie die meiſten auf unſerer Reiſe durch Syrien im freien Felde, ohne Zelt oder Obdach eines Baumes zubrachten, fror es uns freilich recht an unſre vom Thau ganz durchnäßten Glieder, und Alle, außer mir, hatten an Folgen der Erkältung zu leiden. Deſto wohler that aber auch dann die Erquickung und Ruhe in dem ſchönen „Garten Gottes“ — in Damascus. Auch der Tag, den wir unter den Rieſentrümmern von Balbek zubrachten, iſt der dankbarſten Erinnerung werth. — Das Gefühl iſt unbeſchreiblich, mit welchem ich in der ganz chriſtlichen Maronitenſtadt Sachile am Libanon am Abend des Himmelfahrtsfeſtes und am darauf folgenden Morgen das Läuten der Gebetsglocken vernahm. Die Mönche im Maronitenkloſter bewirtheten uns königlich, und ich trank hier den köſtlichſten Wein, den ich vielleicht in meinem Leben genoſſen habe (ſüß wie die Traube an der Felſenwand und feurig wie die Sonne Syriens). Von hier an über den Libanon fanden wir uns meiſt unter Chriſtengemeinden, welche alle eine gar große Liebe und Freude bezeugen, wenn ſie fremde Chriſten zu ſehen bekommen. Und nun vollends in Beirut trafen wir liebe Geiſtesverwandte und Brüder unter den americaniſchen Miſſionarien an, unter denen der theure Smith mir ſchon von Smyrna aus perſönlich bekannt war. Hier feierten wir noch das Pfingſtfeſt und begaben uns dann, wie ihr ſchon aus dem Anfang dieſes Briefes wißt, in der Abſicht auf ein griechiſches Segelſchiff, daß ich meinen lieben König Otto auf der Heimreiſe beſuchen möchte. Das iſt nun freilich für mich und für die liebe Mutter, die ſo ungern auf dem Waſſer iſt, noch eine ſchwere Aufgabe. Denn aus dem Ton und der Weiſe meines heutigen Briefes könnt ihr ſehen, wie gedankenlos und elend es dem Menſchen zu Muthe iſt, wenn er ſo wochenlang auf einem unbequemen Schiff herumgeſchaukelt wird. Wollte Gott man könnte nur immer recht beten.

Sonntag am 4ten Juny Nachm. 3 Uhr. Auch noch heute finden wir uns, aufgehalten von Windſtille und widrigem Winde vor Knidos und in der Fernanſicht von Cos, der Geburtsinſel des großen Hippokrates. Wir haben ſchon ſeit 1½ Tagen nicht hinlänglich mehr zu eſſen, doch hoffen wir noch heute Abend an Cos (Stanchio) zu landen.

Syra am 12ten Juny. Nun, Gott ſey Lob und Dank, ihr lieben Kinder, ſind wir ſeit geſtern Abend, zuletzt noch mit ſtarkem Sturmwind in den hieſigen ſichren Hafen eingelaufen, wo wir auch ſogleich die Quarantäne für Griechenland machen werden. Geſtern vor 8 Tagen, als ich kaum die letzten Worte der vorſtehenden, vom 4ten Juny datirten Zeilen geſchrieben hatte, ſendete uns der liebe Gott einen ſeiner Engel, einen ſtarken günſtigen Wind, der uns mit Dampfſchiffseile in wenig Stunden an Cos vorüberführte. Unſer Capitän hoffte, wenn der Wind nur dieſe Nacht anhielte, uns, ohne weiter anzuhalten, bis zum andern Morgen nach Syra fördern zu können, worüber wir armen, heimwehkranken Reiſenden uns ſehr freuten. Aber noch vor Mitternacht wurde der ſtarke Wind zum Sturm und ſchlug noch dazu aus dem S. O. zuerſt in S. dann S. W. zuletzt in den uns ganz widrigen N. W. um. Mit Mühe, aber dennoch zu meiner ganz beſondern Freude und Erquickung (denn es war der ſehnliche, ſtille Wunſch meines Herzens) liefen wir endlich am Montag (den 5ten) gegen Mittag im Hafen von Patmos ein. Das liebe, liebe Patmos bewirthete uns 4 Tage lang. Gebe mir Gott einmal künftig Kräfte auch andren empfänglichen Seelen, etwa den Leſern meiner Reiſebeſchreibung, etwas von den ſüßen Himmelsgaben mitzutheilen, die ich, beſonders in der ſtillen Grotte des heiligen Johannes, welche ich täglich beſuchte, empfing. Abgeſehen von dem tieferen Intereſſe, welches Patmos für den Chriſten hat, beſitzt auch die ganze Natur dieſer Felſeninſel für jeden Menſchen mit empfänglichen Sinnen etwas ſo Erhabenes und Erhebendes, daß mirs immer war, wenn ich bald da bald dort von den Bergwarten hinabblickte, als läſe ich einen Lob-Pſalm oder hörte einen armen

Nachklang von dem ewigen Loblied, das die 24 Aelteſten am Throne ſangen. Vorigen Freitag am Mittag verließen wir dann Patmos, hatten aber ſogleich wieder ungünſtigen Wind. Doch half der liebe Gott, daß wir, wie geſagt, zuletzt auf Sturmesflügeln hieher gebracht wurden. Hier, im Anblick der auf M * * Art gebauten Stadt iſt es uns ſchon ſo heimathlich zu Muthe, als wären wir an der bayeriſchen Gränze. Das liebe Th * * und die theuren Kinder und Enkelchen rücken uns wie vor die Thüre heran. Nur 8 Tage bleiben wir in Athen, hier dauert die Quarantäne 14 Tage und eben ſo lang in Ancona, wohin wir, Gott Lob, alle gute Hoffnung haben mit einem Dampfſchiffe in wenig Tagen von Athen aus zu gehen. Und dann eilen wir ohne Aufenthalt zuerſt nach der lang erſehnten Heimath M * *, und mit Anfang Septembers ſind wir, ſo Gott will, bei euch in Th * *. Die liebe Mutter und ich grüßen und küſſen euch innig und ſegnen euer ganzes liebes Haus. Lebt wohl ihr Herzenskinder und hört nicht auf, für uns und die weitere Förderung unſrer Pilgerreiſe, bis zur Heimath, zu beten. Mit treuer Liebe euer alter Vater

* *

Athen am 5ten July. Lieben Kinder, die Quarantäne in Syra iſt längſt vorbei, wir ſind ſchon ſeit faſt 8 Tagen hier in Athen und warten nur auf ein öſterreichiſches Dampfſchiff, um nach Ancona abzugehen.

18) Brief der Hausfrau an ihren Vater.

Livorno, den 3. Aug. 1837.

Lieber theurer Vater und meine lieben Geſchwiſter!

Endlich ſind wir nun glücklich hier angekommen, haben das große Meer hinter uns und ſtehen mit unſern Füßen auf feſtem Boden; wir loben und preiſen Gott dafür, der bis hieher Alles herrlich hinausgeführt hat. Dieſe Rückreiſe hat freilich manchen Seufzer herausgepreßt, und wir ſind oft an den Spruch erinnert worden: „Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken und meine Wege ſind nicht eure Wege.“ Nun aber iſt unſer Herz fröhlich und voll Dankens gegen den Herrn, der am Ende Alles wohl macht.

Sie werden wahrſcheinlich ſchon durch R. erfahren haben, daß wir in Beirut noch einmal auf ein Segelſchiff gehen und anſtatt 10 Tage 4 Wochen unterwegs bleiben mußten. Wir kamen bei Cypern vorbei, waren dann 5 Tage auf der lieblichen Inſel Patmos, und lieſen endlich mit lauter ungünſtigem Wind und mitunter Sturm in den Haſen von Syra ein. Dort mußten wir 14 Tage Quarantäne machen; ſo ſchlecht auch die ganze Anſtalt iſt, ſo waren wir doch vergnügt. Unſerer 10 Perſonen bekamen eine kleine hölzerne Bude, wo wir unſre ganzen Sachen hineinſtellen mußten; ein eben ſo groſſer freier Platz vor der Bude, den wir mit einem Segeltuch überſpannen ließen, war unſer Tummelplatz am Tage, und unſre Schlafſtätte für die Nacht. Der Thau fiel oft ſo ſtark, daß wir am Morgen ganz naß waren, doch hat uns der liebe Gott geſund erhalten. Gegen Abend kamen meiſt deutſche chriſtliche Freunde, was uns immer ein Labſal war, und wir freuten uns den ganzen Tag auf dieſes Stündchen. Sie ſorgten auch für das Leibliche aufs Beſte, brachten uns Wein, Gemüſe und ſogar einen Aſchkuchen, den wir ſo lange nicht mehr gegeſſen hatten. Da die 14 Tage um waren, wurden wir bei den Freunden einquartirt und blieben noch 3 Tage dort. Vergebens hofften wir auf ein Dampfſchiff, was uns nach Athen bringen ſollte, wir mußten abermals ein kleines Schifflein miethen, das wir Alle ungern beſtiegen. Der erſte halbe Tag war auch ſehr unangenehm, der Wind war ſehr ſtark und die Wellen haben mit unſerm Schiffe nur geſpielt. Alle mußten liegen und Einige wurden ſeekrank, aber ſchon Abends 8 Uhr milderte ſich der Wind und wir kamen am andern Morgen nach dem Piräus und fuhren dann gegen Abend nach Athen, ſtiegen bei Herrn Profeſſor Brandis aus Bonn ab, wurden aber ſchon den andern Tag wieder ausquartirt ins **Hôtel de France** auf Koſten des guten Königes, der meinen Mann mit großer Liebe empfangen hat. Ich bin auch der Königin vorgeſtellt worden, die ſehr freundlich und herablaſſend war.

Athen liegt am Abhange eines Berges, worauf die Akropolis ſteht, und wo man noch die großartigen griechiſchen Ruinen von einem Minervatempel ſieht. Die Stadt macht bis jetzt noch keinen angenehmen Eindruck, weil noch unter den neugebauten ſchönen Häuſern vieles alte Gemäuer vorkommt, welches noch an die Zerſtörungen durch den Türkenkrieg erinnert.“ Mir war es aber immer, als wäre ich in einer deutſchen Stadt; überall hörte ich hinter mir und vor mir deutſch ſprechen. Athen wird uns einen doppelten Eindruck hinterlaſſen, einen angenehmen, durch die unbeſchreibliche Liebe, mit der uns die Menſchen dort aufgenommen haben; einen unangenehmen, durch das 3 wöchentliche Warten auf das öſterreichiſche Dampfſchiff, das uns nach Trieſt bringen ſollte, und doch nicht kam, und dann durch die große Hitze, wie wir ſie noch nie erlebt hatten und die meinem lieben Mann, der ſich wegen der vielen Beſuche gar nicht ſchonen konnte, ſehr zuſetzte, ſo daß er einen heftigen Fieberanfall bekam. Auch die andern Herrn wurden krank. Bei meinem Mann kam auch ein arges Heimweh nach dem lieben Vaterlande, was ihn nun zu dem Entſchluſſe brachte, nicht länger zu warten und mit dem nächſten franzöſiſchen Dampfſchiffe zu gehen. Wir mußten noch einmal mit einem Segelſchiff nach Syra, wobei es aber ſehr gut gieng und dort beſtiegen wir das Dampfſchiff und fuhren nach Malta. Wir waren alle ſo froh, und glaubten, nun könne es uns nicht mehr fehlen; aber der liebe Gott wollte es anders. Kaum in Malta angekommen, hörten wir, daß ein franzöſiſcher Geſandter mit einem Dampfſchiff, woran die Maſchine zerbrochen war, da ſey, und mit unſerm Dampfſchiff weiter nach Conſtantinopel reiſen wolle. Alle proteſtirten dagegen, es half aber nichts, wir mußten tauſchen, und fuhren nun mit großer Sorge von Malta ab. Zum Glück hatten wir meiſt wenig Wind, viel Windſtille und hatten darum einen großen Genuß, als wir auf der einen Seite die ſicilianiſche Küſte und auf der andern Calabrien ſahen, ſo nahe; man kann ſich keine ſchönere Gegend denken. Wir fuhren nun durch die Meerenge von Meſſina und ſahen dann ſpäter Elba und Corſika. Bald dachten wir uns in Livorno, aber es ſollte nicht ſo ſchnell und leicht gehen. In der Nacht wurde es trüb, und am andern Morgen gegen 10 Uhr wurde ein heftiger Sturm daraus, der unſer ungeheuer großes Dampfſchiff nur wie eine Nußſchaale auf und ab bewegte; Alles ſtürzte hin und her, die Wellen ſchlugen über das Schiff herein, und mehrere von unſern jungen Leuten wurden bis auf die Haut naß. Die Maſchine griff nicht mehr ein, Segel konnten nicht aufgezogen werden, und unſre Seeleute fürchteten, ans Land getrieben zu werden. Deshalb wendeten ſie um und wir liefen in einen Hafen auf Elba ein. Wer war froher als wir; aber meine Angſt werde ich nicht vergeſſen. Wie oft dachte ich in dieſen angſtvollen Augenblicken an die liebe ſelige Mutter, und an Sie lieber Vater; dachte mir, wenn Ihr jetzt ſehen ſolltet, wie wir auf dieſem tobenden Meere herumſchwimmen und ſcheinbar preisgegeben ſind; aber der Herr war dann in der größten Noth meine Zuverſicht, und er hat auch geholfen. In der Nacht hatte ſich der Sturm gelegt und am andern Tag 1 Aug. Abends 6 Uhr waren wir hier im Hafen. Tags darauf wurden wir ausgeſchifft hieher in die Quarantäne, wo wir 35 Tage, ich ſage fünf und dreißig Tage bleiben müſſen. Unſer 18 Perſonen ſind in ein großes Behältniß (Stube kann ich's nicht nennen) wie ein Magazin, oben Alles mit Bögen gemauert, eingekerkert. Zum Glück haben wir an unſerer Seite einen Grasplatz, wo wir ſpazieren gehen können. Von dieſem Quarantäneleben will ich mündlich mehr erzählen. Gott gebe nur, daß wir geſund bleiben und recht geduldig ausharren. Denkt Alle in dieſer Zeit recht oft an uns. Dann brauchen wir vielleicht noch 14 Tage, bis wir nach M . . . kommen u. ſ. f.

19) Brief der Nämlichen an ihre Freundin.

Livorno, den 7 Aug. 1837.

Theuerſte Frau * *

Sie werden ſich darüber wundern, wenn der Brief vom H. Dr. R . . ankommt, was dieſer für ein fleißiger Briefſchreiber geworden iſt. Leider hat er mir nun auch allen Briefſtoff weggenommen und ich finde mein Geſchreibſel ganz überflüßig.

Wenn ich Ihnen aber auch nichts zu ſchreiben brauche von dem Glück und Unglück unſrer Rückreiſe, ſo muß ich Ihnen doch von ganzem Herzen danken für Ihren lieben Brief, den wir in Athen erhielten und der uns recht zur Freude und zum Troſte war. Der lange Aufenthalt in Athen wurde uns durch die gar große Liebe der dortigen Freunde, worunter das Brandis'ſche Ehepaar obenan ſteht, ſehr erleichtert; aber unſer Heimweh nach dem lieben M** ließ ſich doch durch nichts ſtillen; dazu kam noch, daß die Hitze unerträglich war, und mein Mann ſo wie die andern Herrn unwohl wurden. Da kam als ein wohlthuender Balſam Ihr Brief. Nochmals herzlichen Dank dafür!

Wir ſind nun, Gott ſey Dank! hier auf feſtem Boden, und habe das große Waſſer zwar noch ganz nahe, brauchen aber doch nicht mehr darauf herumzuſchwimmen. Ach theuerſte Freundin! was war das für eine ſchwere Rückreiſe! Wenn ſo ein Hinderniß über das andre kam, dachte ich oft, unſre Freunde zu Hauſe müßten nicht mehr für uns beten; denn bis zum Eintreten hier in unſre Frohnfeſte hörten die Unannehmlichkeiten nicht auf. Wir fuhren bei dem ſchönſten Wetter (das auf den großen Sturm gefolgt war) von Elba weg, in der Hoffnung, nur 21 bis 25 Tage Quarantäne hier machen zu dürfen. Aber noch waren wir nicht im Hafen, da hörten wir ſchon, daß wir 35 Tage aushalten müßten. Ein Schreck übergoß alle Geſichter, mein armer Mann wollte es gar nicht glauben. Später hörten wir auch, daß wir in die dritte und ſchlechteſte

Quarantäne-Anſtalt kämen. Beim Ausſteigen mußten wir auch noch alle unſre Vögel, die wir aus Syrien mitgenommen und die uns viele Mühe gemacht hatten, zurücklaſſen. Meinem Mann that das ſehr weh, doch tröſtet er ſich damit, daß er doch mich wieder mitgebracht hat.

Nun ſind wir hier und danken Gott, wenn nur wieder ein Tag vergangen iſt. Könnten Sie nur einmal einen Blick hieherwerfen und unſer tägliches Treiben ſehen, Sie und beſonders der Herr * * würden uns doch ein wenig bedauern.

Wenn uns aber auch hier hohe Mauern umſchließen, ſind wir doch im Herrn vergnügt, und danken und preiſen Ihn, daß Er uns bis hieher gebracht hat; Er wird uns auch vollends nach Hauſe bringen.

Freilich ſind wir noch nicht ohne Sorge; die Cholera iſt ſehr heftig in Neapel und nun auch in Rom ausgebrochen, wie bald kann ſie hieher oder in die Gegend kommen, wo wir dann abermals Quarantäne halten müßten. Wir wollen aber dem Herrn vertrauen und uns nicht voraus ſorgen. Hatten wir ja bei unſerm Eintritt hier die ſchöne Looſung: Von deines Vaters Gott iſt dir geholfen und von dem Allmächtigen biſt du geſegnet. 1 Moſ. 49. v. 25. und darunter den Vers: „Unſern Ausgang ſegne Gott, unſern Eingang gleicher Maßen; ſegne unſer täglich Brod, ſegne unſer Thun und Laſſen.“ An dieſe Verheißung wollen wir uns halten: Er wird Alles wohl machen.

Theuerſte Freundin! beten Sie für uns, daß der Herr uns Geſundheit und ein baldiges Wiederſehen ſchenken möge, und leben Sie Alle recht wohl. Ihre

* *

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Altes und Neues

aus dem Gebiet

der

innren Seelenkunde

herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Fünfter Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1844.

BIBL.
REGIA
MONACENSIS

Seinem theuren, lieben Schwiegerſohne

und brüderlichen Freunde

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,

Conſiſtorialrath in Bayreuth

der Verfaſſer.

Robert Moffat.

Wir begleiten in den nachſtehenden Blättern einen jener Boten, welche Frieden verkündigen, (Jeſ. 52 v. 7) auf ſeinem mühevollen Wege durch dürre Wüſten der Länder und Völker. Die Thaten ſolcher Sendboten ſind es vor Allem, welche zu Zion ſagen: dein Gott iſt König, und welche tröſtlich reden mit den Trümmern Jeruſalems. Denn ſie laſſen es uns mit Augen ſehen, wie der Herr Zion wiederbringe auf Erden; wie Er ſeine Herrlichkeit ausgehen laſſe aus dem Dunkel, das die Völker bedecket, daß die Heiden in Seinem Lichte wandeln. Ja, Sein Reich hat kein Ende, Seine Macht währet für und für; Er, unſer Chriſtus geſtern und heute und Derſelbe auch in Ewigkeit!

Robert Moffat, deſſen Tagwerk: „die alten Wüſtungen zu bauen, und was vor Zeiten zerſtört iſt, aufzurichten“ wir hier betrachten wollen, wird mit Recht, ſeitdem ſein Werk: „Miſſionsarbeiten und Auftritte im ſüdlichen Afrika“ *) erſchienen iſt, als

---

*) Der ganze Titel des englichen Werkes heißt: Missionary Labours and Scenes in southern Africa, by Robert Moffat, twenty three years an agent

einer der ausgezeichnetſten Reiſenden anerkannt, welche dieſe Weltgegend beſchrieben. Sein Buch hat für die Geſchichte der Natur wie für die Völkerkunde einen bleibenden Werth. Faſſen wir jedoch hier zunächſt in's Auge, was gerade dieſen Reiſenden von den meiſten andern Touriſten unſrer Tage unterſcheidet.

Wenn der Weg, den wir uns erwählten, durch Gegenden der Erde führt, da uns jeder Berg und Hügel, da uns jeder Bach, jeder Haufen der Trümmer an Zeiten der Geſchichte erinnern, auf welche die Herrlichkeit des Herrn ſelber ihren verklärenden Strahl fallen läßet, weil hier ein Volk unter dem Schatten des Allmächtigen wohnte, an welchem Gott durch mächtige Wunder ſich kund gab, dann bringt uns jeder Schritt einen Genuß für das Herz, eine Erhebung für den Geiſt. Der Pilgrim möchte dort gern ſeine Hütte bauen, denn im Anblick dieſer Denkzeichen der Erbarmungen ſeines Gottes iſt gut ſeyn. Aber auch jenem Reiſenden, den ſein Weg an großen Werken der kunſtreichen Menſchenhand vorüberführt, in Ländern, da einſt Völker lebten, deren Thaten im Buch der Geſchichte glänzen, gewährt jeder Tag, jede Stunde eine wohlgefällige Nahrung für den innren Sinn, eine neue Luſt für das Menſchenauge, welches des Sehens niemals ſatt wird. In beiden Fällen, ſo

---

of the London Missionary Society in that continent. With engravings by G. Baxter. London, John Snow. 1842. An der Spitze des Werkes ſtehet eine ſehr leſenswerthe Zueignung an den Gemahl der Königin, den Prinzen Albert von Sachſen Coburg.

kann man ſagen, hat der Wandrer, auch wenn er den Genuß durch manches Opfer erkaufen, manche Entbehrung erdulden mußte, den Lohn ſeiner Mühe ſchon dahin. Er hat, im Anblick von Jeruſalems Mauern, er hat, ſtehend auf des Sinai Höhen, ſich ſelber geiſtig geſtärkt und erbaut, und wohl ihm, wenn es ihm gelang, bei ſeiner Heimkehr irgend einer andren Seele etwas von der Stärkung mitzutheilen, welche er empfangen. Wie der wandernde Vogel, den eine allwaltende Vorſicht weit über das Meer in ein Land führt, das ihn mit Futter verſorgt, war er ſich kaum eines Zweckes für Andre bewußt; er ſelber zunächſt war der Zweck des Zuges, bei welchem eine höhere Hand ihn geleitete, damit er das Walten dieſer Hand an ſeinem eignen Seyn und Weſen kräftig erfahren, lebendig erkennen möge.

In einem ganz andern, höheren Lichte muß uns deshalb ein ſolcher Reiſender erſcheinen, wie der war, deſſen Schritten durch eine bahnloſe Einöde wir hier zu folgen gedenken. Sein Weg führte ihn nicht, wie etwa einen der vorhin erwähnten Wanderer, zu den Luſtgelagen der äußren und innren Sinnen, ſondern in ein Land und zu einem Volke, von welchem die Geſchichte nichts weiß; bei welchem der Lauf der vergangenen Jahrhunderte keine anderen Spuren zurückgelaſſen hat, als die tiefgegrabenen Betten der vertrockneten Gießbäche; in ein Land und zu einem Volke, denen die Engel der Künſte und Wiſſenſchaften niemals erſchienen ſind. Daſelbſt ſind vorlängſt, im Geiſtigen wie im Leiblichen die ernährenden Quellen verſiegt, nicht Güte und Eintracht, noch Gerechtigkeit und Frieden begegnen ſich in jener Wildniß, ſondern der Gewaltthätigkeit des Stärkeren kommt die Tücke des Schwächeren, dem Verlangen nach leiblicher Sättigung und träger Ruhe der aufſcheuchende Schrecken entgegen. Moffat achtete der Entbehrungen, welche auf ſeiner Laufbahn ihn begleiteten, nicht; mitten im Gedränge der täglichen Noth und Gefährlichkeit ſuchte er nur das, was ſeines Gottes war: die Rettung der Menſchenſeelen aus tiefem Verderben und ihr Heil. Ein ſolcher hat ſeinen Lohn auf Erden nicht dahin genommen; die Ausſaat ſeiner Mühen keimt nur langſam und im Verborgenen; ihre Früchte reifen einem künftigen Geſchlecht. Wir betrachten zuerſt das Land und ſeine Eingebornen, unter denen jene Ausſaat geſchah, etwas näher.

An der Südſpitze von Afrika, ſo weit der Anbau der Colonieen reichet, hat ſich der Fleiß der Menſchenhand einen Luſtgarten begründet, welcher Alles darbeut, was zur leiblichen Sättigung und zum Vergnügen der Sinnen begehrt werden mag. Da [illegible] Ernten des Getreides, Weiden für das Vieh, Waldungen und Weinbau. Ganz anders geſtaltet ſich die Scene, ſo wie man im Weſten des Südens von Afrika nur um wenige Grade nördlicher, bis in die Nachbarſchaft des Orangeflußes vordringt. Jenſeits des nördlichen Ufers jenes Flußes liegen das Groß-Namaqualand und die Wohnſtätten der Bechuana's, unter denen Robert Moffat am längſten verweilte. Wie der buntfarbige Regenbogen, der am Abend, auf wenig Augenblicke, über der dämmernden Landſchaft ſtehet und dann verſchwindet, ſo zeigt ſich auf jenem faſt immer durſtenden Erdſtrich die Fülle der Natur bald hier, bald da auf einzelne Tage oder Wochen, und ſpendet wie ein reicher, vorbeireiſender Fremdling, dem Bewohner ihre Gaben, während ihrem Zuge alsbald die hier einheimiſche Dürre und der Hunger auf der Ferſe folgen. Denn dort, am Saume der ſüdlichen Sahara oder der Kärru-Wüſte gibt es keine gewiſſe Zeit des jährlich wiederkehrenden Regens. Die Wolken, dem atlantiſchen Meere entſteigend, ziehen zwar, vornämlich im Spätfrühling, welcher dort mit der Zeit unſres Spätherbſtes zuſammen fällt, in dichten Maſſen am Horizont herauf, vor ihnen gehet der Sturm, dann der Wirbelwind her, welcher die noch hin und wieder vereinzelt ſtehenden Bäume mit ihren Wurzeln heraushebt und die leicht gebauten Wohnungen der Eingebornen darniederſchmettert; aus den eilig dahinfahrenden Wolken brechen Blitze hervor, deren Flammenſtreichen öfters Menſchen, ſo wie eine bedeutende Zahl der Heerdenthiere erliegen; ein Donner, ſo furchtbar, daß unter ſeinem Gange der Boden erzittert, läßt ſich vernehmen. Und dennoch können nach ſolchen ſchmerzhaften Wehen die Wolken nicht zum Gebären kommen; ſie laſſen dem erſchütterten Lande nur die Spuren ihrer Schreckniſſe zurück, die Segnungen des Regens, mit welchem ſie in Hoffnung gehen, tragen ſie zu jenen glücklicheren Gegenden im Oſten des Landes hin, wo der verwüſtende Unverſtand der Menſchen das wuchernde Grün der Waldungen, das die Gevirge bedeckt, noch nicht auszurotten vermocht hat. Wenn das arme Volk des Landes, das ſich vor dem Toben der Elemente in den Felſenklüften verbarg, alsdann, wenn die ſchrecklichen Heerſchaaren der Wetterwolken vorübergezogen ſind, aus ſeinen Schlupfwinkeln hervorkommt, da begegnet ſeinem Blicke überall nur die Dürre, wie ſie geſtern und ehegeſtern hier geweſen, zugleich aber iſt da und dort ein Baum geſtürzt, welcher in der kahlen Ebene noch Schatten gab; die Wohnungen der Heerdenbeſitzer ſind zertrümmert und unter den Trümmern liegen die zerſchmetterten Leichname einzelner Menſchen, ja ganzer Familien. Jenes Höhlenvolk gehet dann, vom Hunger getrieben dem Zuge der Gazellenheerden nach, welche, geſchreckt vom Ungewitter über die Ebene dahinflohen, um die Leichname der vom Blitz erſchlagenen, oder das Fleiſch der Jungen zu verzehren, welche die geängſteten Mütter (nach Pſ. 29, V. 9) vielleicht vor der Zeit gebaren und in eiliger Flucht zurückließen.

Wenn aber auch in ſolcher Zeit, bald hier, bald da eine vereinzelte Wetterwolke über dem unheimlichen Lande zur Entladung kam, und die Ströme ihres Gewäſſers ergoß, dann nimmt dennoch ſelten der Bewohner der einen Gegend an dem Glück ſeines Nachbars Theil. Der Regen hat nur einzelne Striche benetzt, und, obgleich er wie eine Fluth herabfiel, iſt er kaum 6 Zoll tief in das dürſtende Erdreich eingedrungen. Hier aber hat er alle Keime des vormaligen Pflanzenlebens geweckt, die Wüſte iſt zur blühenden Aue geworden, von deren Grün ein Duft aufſteiget, welchen der von dem abgekühlten Boden ausgehende Windhauch weit umher verbreitet. Die vom Hunger gepeinigten Heerden der grasfreſſenden Thiere machen alsdann in Schaaren von ihrem Orte ſich auf; Gazellen und Zebra's, zu vielen Tauſenden, ſo daß der Ton ihrer Hufen dem Getös eines vorbeiziehenden Heeres der Reuter gleichet, jagen über die Ebene hin, mitten unter ihnen wüthet der hungernde Löwe; ihre enggedrängten Reihen, wo ſie auf Heerden des zahmen Viehes treffen, reißen dieſe unaufhaltſam mit ſich fort, zum Ziel der Wanderung, an den beglückten Ort, auf welchen einmal, nach langer Zeit, ein befruchtender Regen fiel. Aber auch ſelbſt ohne dieſe gewaltſame Nöthigung weiß das Hornvieh der Namaquas Hottentotten und der Bechuanas die Gegenden zu finden, wo etwa Sättigung für den Hunger ſich darbeut. Man ſieht die Thiere nach einer Stelle hin, von welcher der Duft des jungen Grünes herkam, ihre Häupter richten; plötzlich entziehen ſie ſich der Obhut des Hirten, und eilen im unaufhaltſamen Laufe, zuweilen Hunderte von (engliſchen) Meilen weit, etwa im Vorüberlauf am dürren Heu oder halb vertrocknetem Gebüſch ſich weidend, nach dem lang erſehnten friſchen Futter. Nur jene ſeltenen Regenwetter, meiſt ohne Donner und Sturm, welche die oſtwärts gelegenen Gebirge aus ihrer Ueberfülle des Gewölkes herabſenden, gehen in weiterer und allgemeinerer Verbreitung über das Niederland der Weſtſeite hin und bringen dieſer ein längeres Gedeihen.

Ungleich ſchwerer als die Schaaren der grasfreſſenden Thiere, kann ſich das mächtige Raubthier des Landes, vor Allen der Löwe zum Hinwegziehen aus ſeinem Revier entſchließen. Wenn das Wild aus der vertrockneten Landſchaft entflohen iſt, dann ſucht er ſeine Nahrung an dem Fleiſch der zahmen Heerden und ihrer Hirten und mit ihm zugleich gehet die Hyäne zwiſchen den Wohnſtätten der Menſchen umher, würget, zuweilen ſelbſt am Tage, Kinder und wehrloſe

Frauen ungeſtraft, weil das abergläubiſche Volk dieſe Verderber nicht zu tödten, kaum zu verſcheuchen wagt.

Furchtbarer jedoch und verderblicher als Zahn und Klaue der wilden Thiere iſt und bleibt den Bewohnern jenes Erdſtriches die faſt immerwährende Dürre.

Die Natur dieſer Gegenden am nördlichen und weſtlichen Verlauf des Orangefluſſes war nicht immer dieſelbe, welche ſie jetzt iſt. Ihre Bewohner wiſſen es noch aus der Sage ihrer Väter zu erzählen, daß vormals die Segnungen der Quellen, daß Bäche und Flüſſe das warme Land durchſtrömten, daß die Wolken alljährlich ihren Regen über Thäler und Hügel ergoßen und daß da, wo nun der nackte, weiße Kiesboden im Widerſchein der hochſtehenden Sonne das Auge blendet, ein Grün der Auen ſich ausbreitete, in welchem zahlreiche Viehheerden ihre Weide fanden. Der verſtändige Reiſende, welcher durch dieſe dürren Steppen der Quarzgeſchiebe oder des röthlichen Sandes hindurchziehet, kann die Beweiſe für die Wahrheit jener Ausſagen noch am Boden auffinden. Da ſtehen die uralten Stöcke des ſüdafrikaniſchen Milchholzes (Sideroxylon inerme), von einem Umfange, welcher, bei dem langſamen Wachsthum dieſes Baumes auf ein mehr als tauſendjähriges Alter der vormals hier vorhandenen Stämme ſchließen läßt; neben ihnen zeigen ſich die Wurzeln oder Stumpfe vieler anderer Gewächſe des Waldes, den der menſchliche Unverſtand durch Feuer und Schärfe der Aexte ausgerottet hat. Denn der Menſch, in ſeinem thieriſch verwilderten Zuſtande, in ſeiner tiefen Entfremdung von Gott erweiſet ſich überall als ein

Feind des Lebens, nicht nur des geiſtigen, das von oben kommt, ſondern auch des natürlichen, dem die zerſtörende Hand ſich zu nahen vermag. „Der Osman,“ ſo bekennt ein Sprichwort der Türken, „iſt ein Feind jedes grünenden Wäldchens.“ Er hat dies leider allenthalben bewieſen, wo er Herrſcher der Länder geworden; die Folge ſolcher Barbarei war das Verſiegen der Quellen und Bäche, die Abnahme der Flüſſe in den vormals fruchtbarſten, blühendſten Ländern der Erde.

Ungleich wilder noch als die Türken, in denen ja immerhin ein Funke der höheren Bildung des Geiſtes lebt, haben das Werk der Zerſtörung des Gewächsreiches die Stämme der Namaquas und der Bechuanen betrieben, welche im Norden des Orangeflußes hauſen. Noch jetzt koſtet der Bau jeder ihrer zeltartigen Hütten, welche öfters nur einem kurzen Aufenthalt dienen, dann auf immer verlaſſen werden, einer vielfach größeren Zahl der ſchönſten, jungen Stämme das Leben, als zum Bau nöthig wäre, viel mehr als man von dem gefällten Holze hinwegſchafft, bleibt nutzlos am Boden liegen; das Feuer, welches das Dornengebüſch verzehren ſollte, ergreift die noch hin und wieder ſtehende Waldung. So ward ihr Land zur ſchattenloſen Einöde, welche den Niederſchlag des atmoſphäriſchen Gewäſſers nicht begünſtigen kann, ſondern nur jene des feinen Sandſtaubes, der im Frühling öfters Wochen und Monate lang den Himmel trübt.

So iſt, mit wenig Ausnahmen, die ſich unmittelbar am Ufer der Flüſſe oder an den ſeltnen noch rinnenden Quellen finden, die Beſchaffenheit des

Landes, und nur zu ſehr wird in ihr ein Abbild des verarmten Zuſtandes ſeiner Bewohner erkannt. Wir wenden uns jetzt zur Schilderung von dieſen.

Während die Bechuanas, wie dies ihre äußere Bildung und Sprache bezeugt, zum Stamme der Kaffern gehören, ſind dagegen die Namaquas, eben ſo wie die Corannas und Buſchmäner vom Geſchlecht der Hottentotten, welche noch fortwährend, eben ſo wie zur Zeit der erſten Niederlaſſung der Europäer in dieſem Lande, die ſüdlichſte Spitze von Afrika von der Pequennabay in Weſten, bis zum großen Fiſchfluß in Oſten bewohnen. Die Hottentotten unterſcheiden ſich auffallend, als ein ganz beſonderer Völkerſtamm, von allen ihren Gränznachbaren in Norden und Oſten. In der Bildung des Angeſichtes, an Geſtalt des Leibes und Hautfarbe nähern ſie ſich mehr der mongoliſchen als der äthiopiſchen Völkerform. Moffat ſo wie ſchon vor ihm Barrow wollten eine ſo große äußerliche Aehnlichkeit der Hottentotten mit den Chineſen bemerkt haben, daß ſie daraus auf eine gleiche Abſtammung beider ſchloſſen. Dennoch äußert Moffat die wohlbegründete Vermuthung, daß die Hottentotten nicht von Oſten, über das Meer, ſondern von Norden her in ihre jetzigen Wohnſitze eingewandert ſeyen, herabgedrängt, aus der Nähe der älteren Heimath, durch kriegeriſch ſtärkere Völker.

Die ſonderbare Anſicht, daß die armſeligen Buſchmänner, dieſer Auswurf des Volkes, die Stammväter der anderen, geiſtig höher ſtehenden Hottentotten ſeyn ſollten, bedarf für den, welcher beide genauer beobachtet hat, keiner Widerlegung. Moffat zeigt es an dem Beiſpiele der Balalas, einem armen Pöbelvolk der Bechuanas, das ſich zu dieſen eben ſo verhält, wie die Buſchmänner zu den eigentlichen Hottentotten, wie dergleichen ausgeartete Zweige der Völker, welche ſelber ohne Verfaſſung und feſtſtehende bürgerliche Ordnung leben, zum Entſtehen kommen. Es ſind ihrem erſten Urſprunge nach Zuſammengeſellungen von ſolchen, durch eigne oder fremde Schuld verarmten Familien, welche in ihrer Lage den ungebundenen Müſſiggang lieber gewonnen haben, als die Arbeit und die hauswirthliche Sorge für ein Eigenthum. Während bei gebildeteren Völkern ſolch armes Geſinde ſich durch Betteln hinfriſtet, ſieht es ſich dann zum Leben der Räuber und Diebe genöthigt, zum Ausraufen der eßbaren Wurzeln wie zum Fang der Thiere, mehr durch Liſt, in Fallgruben oder an vergifteten Tränkplätzen, als durch die gerade Gewalt der Waffen.

Moffat hatte, bei ſeinem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalte unter den Bechuanas, Gelegenheit genug, die Buſchmänner dieſes Stammes: die Balalas zu beobachten. Dieſes arme Volk, das dem beſtändigen Kampf mit dem Hunger und allem äußern Mangel unterliegt, iſt dabei ſo arbeitsſcheu, daß es gerade zur Zeit der Ernte aus jenen wenigen Gegenden, in denen das Säen und Ernten nicht ohne guten Ertrag iſt, entfliehet, und ſich hinter den dürren Sandhügeln der Kärruwüſte der Gefahr des Verdurſtens und Verhungerns Preis gibt, nur damit es nicht zur Theilnahme an der Arbeit des Erntens gezwungen werden möge, obgleich ſolchen Mitarbeitern der tägliche Unterhalt für ſich und die Ihrigen reichlicher dann als gewöhnlich zufließen würde. Wie ein ſcheues Reh flieht übrigens auch zu andern Zeiten der Balala die Bechuanen, von denen er, wie der Bettler vom hochmüthigen Reichen, nur Uebermuth zu erfahren hat. Seine wortarme Sprache hat ſich durch Rauhheit und Umbildung der Töne ſo weit von der gewöhnlichen Sprache des Urſtammes, dem „Sechuanadialekt“ entfernt, daß auch der unter ſeinem Volke wohnende Bechuane ohne Dolmetſcher ſie nicht zu verſtehen vermag und ſie zerfällt unter ſich, wie die Sprache der amerikaniſchen Wilden, in mannichfache Verſchiedenheiten.

Daſſelbe gilt auch von dem verwilderten Pöbelvolke der Hottentotten, den ſogenannten Buſchmännern. Daß ſie von demſelben Stamme ſind wie jene, bezeugt die Geſichtsbildung, die Hautfarbe und Eigenthümlichkeit der Sprache, in welcher ſich außer einzelnen Worten die ſonderbaren Schnalz- und Klatſchlaute der Zunge und des Gaumens erhalten haben, durch die ſich die Sprache der Hottentotten vor der aller anderen Völker unterſcheidet. Aber neben dieſem unweſentlicheren und doch bezeichnenden Zuge der Aehnlichkeit hat ſich die in verſchiedenen Gegenden des Landes ſehr verſchieden lautende Sprache der Buſchmänner ſo weit von der des Urſtammes entfernt, daß ſelbſt der Namaqua ſie ohne einen vermittlenden Dolmetſcher nicht verſteht. Die Abweichung iſt noch größer als jene des ſogenannten Zigeunerdeutſch von dem eigentlichen Deutſchen.

Moffat ſchreibt dieſe Verkümmerung der Sprache jener Sitte der Buſchmänner zu, nach welcher ſie, wenn ſie nach Raub und Nahrung, auf Jagd und Sammeln der eßbaren Wurzeln ausziehen, ihre kleinen Kinder, etwa unter der Aufſicht einiger durch Alter oder körperliche Schwäche unvermögender Perſonen allein zurücklaſſen; dieſe Schaar der Kleinen dann, von welcher etliche kaum ſtammeln, andere nur unvollkommen zu ſchwätzen vermögen, bildet ſich im gegenſeitigen Verkehr eine Sprache, welche ſpäterhin niemals wieder ganz abgelegt wird. Ueberhaupt aber läßt ſich wohl annehmen, daß mit dem Kreis der Gedanken auch zugleich jener der Sprache ſich verengere, welche nur im geſelligen Verkehr der Menſchen mit ihres Gleichen ſich fortbilden und erhalten kann. Namentlich hält ſich der wortkarge Jäger der Wüſte, bei ſeinem die Einſamkeit verlangenden Geſchäft zuletzt nur noch an einige Naturlaute, welche die Gegenſtände ſeiner dringendſten Bedürfniſſe bezeichnen. Daß übrigens in den Buſchmännern und Balalas, eben ſo wie in den niedern Pöbelkaſten der Hindus, die geiſtige Bildungsfähigkeit dieſelbe ſey, als in andern Völkerſchaften der Erde, dies bezeugt das Beiſpiel jener Einzelnen aus ihrer Mitte, welche mit der Bekehrung zum Chriſtenthum zugleich alle Vorzüge unſrer bürgerlichen Ordnung, Geſittung und Arbeitſamkeit in ſich aufnahmen.

Wir haben es indeß hier weniger mit jenen verunſtalteten und verkümmerten Nebenzweigen der Hottentotten und Kaffernſtämme, als mit dieſen kräftigeren Stämmen ſelber zu thun und betrachten dieſe zuvörderſt in einer Beziehung, welche für die Natur des Menſchen überhaupt die höchſte und weſentlichſte, zugleich aber auch für das Werk eines Sendboten des Evangeliums die folgenreichſte iſt: in Beziehung auf ihr religiöſes Erkennen. Mehr denn irgend eine andere Betrachtung vermag uns dieſe den tiefen Sinn und die Wahrheit der Worte ans Herz zu legen: „Denn bei Dir iſt die lebendige Quelle und in Deinem Lichte ſehen wir das Licht.“ (Pſ. 36, V. 10).

Allerdings iſt, wie der Dichter ſagt, unſer Auge ſelber von Sonnennatur und darum befähigt, das Licht der Sonne und ſeinen Wiederſchein von der uns umgebenden Körperwelt zu ſehen, was wäre jedoch die bloße Empfänglichkeit des Auges, wenn dieſer nirgends in der Natur ein Licht entgegenträte und ſich ihr zu empfangen gäbe! Hört doch alsbald, wenn wir vom hellen Tageslicht hinein in eine dunkle Tiefe treten, und wenn das Verſchließen der Thüre auch dem letzten Strahl des Lichtes den Zugang wehret, das Sehen auf. So iſt auch die Idee eines göttlichen Weſens keine der menſchlichen Seele ſelbſtſtändig eingeborne, kein urſprüngliches Eigenthum derſelben, ſondern der Menſch mußte ſie durch Offenbarung empfangen, und kann ſie nur durch ein Fortwirken jenes Lebens von oben, welches „das Licht der Menſchen“ iſt, ſich erhalten.

So wie Moffat und andere Miſſionare, welche längere Zeit mit den Eingebornen des ſüdlichen Afrika's lebten, es erkannten, fand ſich bei dieſem geiſtig verarmten Volke keine, oder doch nur noch eine ſchwache, kraftlos gewordene Spur von dem Glauben an einen Gott und an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode; die Stämme der Hottentotten, der Kaffern und der von Nord und Weſten her ſich nach der Südſpitze des Welttheiles herzudrängenden, negerartigen Damaras erſchienen als abſolute Atheiſten und Materialiſten. Wenn zuweilen europäiſche Reiſende und ſelbſt Miſſionare durch einzelne Antworten der Hottentotten auf ihre Fragen zu einem beſſern Vorurtheil für die religiöſen Erkenntniſſe derſelben verleitet wurden, ergab es ſich doch ſehr bald, daß jene Antworten auf ein Hörenſagen ſich gründeten, das jenen Leuten aus dem Verkehr mit den chriſtlichen Einwanderern gekommen war. *)

Aber bei alle dem ſind ſelbſt jene ſchwache Spuren einer höheren Erkenntniß, von welchen wir vorhin ſprachen; jene Spuren, die ſich wie kraftloſe Schattenbilder namentlich in der Erinnerung der Bechuanas fanden, einer aufmerkſamen Beachtung werth. Wie die Geſänge Oſſians in dem Gedächtniß und im Munde des Volkes, deſſen Erbgut ſie geweſen, ſchon nahe am Verſchwinden waren, als Macpherſon durch Niederſchreiben derſelben ſie für die nachkommenden Geſchlechter erhielt, ſo war auch der ſchwache Schimmer von einer Erkenntnß des Göttlichen, welchen die Eingebornen von Südafrika aus alter Ueberlieferung noch beſaßen, dem gänzlichen Erlöſchen nahe, als Männer wie Moffat ihre Forſchungen

---

*) Zuweilen auch mit den nur Chriſten genannten, ſehr unchriſtlichen Europäern, namentlich den Sklavenhändlern, von denen ſie das Wort diable oder devil (Teufel) öfter hörten, als den Namen Gottes, daher manche dieſer Heiden glaubten, da wo die Leute über dem Meere (die Europäer) wohnten, ſey die Heimath des Teufels, eines böſen Weſens, zu dem die Menſchen kommen, wenn ſie todt ſind.

über dieſen Gegenſtand begannen. In der Sprache der Bechuanen hatte ſich noch das Wort Morimo erhalten, welches ſeiner Grundbedeutung nach Den, welcher oben iſt, (den Oberen) bezeichnen konnte. Denn die erſte Sylbe des Wortes Mo iſt der Artikel, rimo findet ſich noch in legorimo „Himmel“ und in Gorimo „oben“ ſo wie „drüben.“ Auch des Wortes Barimo, welches der Plural von Morimo iſt, bedienen ſich die Bechuanen, wenn ſie die Frage beantworten wollen: „wohin die Menſchen gehen, wenn ſie ſterben?“ Aber obgleich ſich die Züge eines Namens von uralter Majeſtät noch in das Reich der Sprache hinüber gerettet und darin erhalten haben, ſo ſtehen ſie dennoch hier vor dem jetzt lebenden Geſchlecht eben ſo unverſtanden da, als die Runenſchriften auf den Felſenſteinen des hohen Nordens. Was Morimo eigentlich ſey und bedeute, darüber weiß faſt Keiner mehr Beſcheid zu geben; dem Robert Moffat begegnete es, daß, als er einſt über dieſen Gegenſtand Nachfrage hielt, nur ein hochbetagtes Mütterchen ſich erinnerte, daß ſie in ihrer früheſten Kindheit einmal von Morimo gehört habe, was jedoch dieſes Gehörte eigentlich geweſen, das wurde nicht klar. Die ſogenannten Regenmacher, dieſe vermeintlichen Zauberer und Aerzte des Landes, bilden nach ihrem armſeligen Maaße eine Art von Gelehrtenſtand ihres Volkes. Dieſe Leute, welche ehrenhalber ſich den Anſchein erhalten müſſen, als wüßten ſie etwas, ſind freilich insgemein auf Fragen jener Art mit einer Antwort bei der Hand, aber das, was ſie von Morimo fabeln, weicht in der Ausſage verſchiedener Männer ihres Standes ſo ſehr von einander ab, daß die willkürliche Erdichtung nicht zu verkennen iſt. Dennoch geht als Reſultat ſolcher Forſchungen die ſichere Ueberzeugung hervor, daß die Idee eines Gottes und Schöpfers aller Dinge dem jetzt lebenden Geſchlecht der Eingebornen verloren gegangen war, Morimo erſcheint in dem letzten, kindiſch entſtellten Nachhall ihrer Sagen höchſtens als ein ſpukhaftes Weſen, welches Kräfte hat zu ſchaden, das übrigens mit dem erſten Menſchen zugleich und mit den Thieren der Erde aus einer Höhle in dem nördlich gelegenen Diſtrikt des Bakomlandes hervorkam. Morimo, wenn er anders noch exiſtirt, verhält ſich in der That gegen die Menſchen im Ganzen gleichgültig, eher aber böſe als gut. Auch das Wort „Utiko", welches in der Sprache der Hottentotten ſich vorfand und welches jetzt von den chriſtlichen Lehrern derſelben als der Name für Gott gebraucht wird, bezeichnet urſprünglich Einen, welcher Pein oder Unruhe verurſacht und der Nachhall der alten Sage über Utiko oder über Tſui-knap (den mit dem verwundeten Knie) *), wie er noch bei einzelnen Alten des Volkes gefunden ward, läßt in dieſem Weſen nur menſchliche Eigenſchaften und Kräfte, etwa die eines unbeſiegbar ſtarken Kämpfers erkennen. Utiko oder Thiko der Wehethuende, und Morimo, der eher bös als gut Geſinnte, ſie erinnern beide in ihrer Nebenbedeutung an das natürliche Gefühl eines Kindes, das in wilder Aufwal-

---

*) Vielleicht eine andere Form des Kriſhna, mit der verwundeten Ferſe.

lung des Ungehorſams der Pflege ſeines Vaters entlief, wenn in ihm einmal das dunkle Andenken an den faſt ganz vergeſſenen, hart beleidigten Vater aufſteigt.

Wenn die vorhin erwähnten Regenmacher bei gewiſſen Gelegenheiten, wie etwa nach Furcht erregenden Naturereigniſſen, oder in Fällen, wobei man ihre ärztliche Hülfe begehrt, ein Thier ſchlachten und zuweilen mit dem Blut deſſelben den Kranken beſprengen, oder irgend andere Gebräuche mit demſelben verrichten, dann erinnert dieſes allerdings an die uralten Sühnopfer, welche bei vielen Völkern gefunden werden, obgleich bei dem jetzt lebenden Geſchlecht ſolche Opfer eigentlich nur dem Regenmacher und ſeiner Familie, wie eine Bezahlung dargebracht werden. Eben ſo erſcheint das Schlachten der Thiere, wenn die Häuptlinge verſchiedener Gemeinſchaften ein Bündniß mit einander ſchließen, ſo ſehr die Form dieſes Gebrauches den patriarchaliſchen Sitten der altteſtamentlichen Zeit ähnlich iſt, den jetzigen Opferern nur noch als Handlung der Gaſtfreundſchaft, durch welche dem Wirth wie ſeinen Gäſten das gemeinſame Mahl bereitet wird. Auch die Zoolus, ein den Kaffern verwandter Stamm, wenn ſie ihre Todtenopfer ſchlachten, eben ſo wie die Bechuanen, wenn ſie das Angeſicht der mit Feierlichkeit beſtatteten Todten nach Norden, nach dem räumlichen Ausgangspunkt nicht nur der Abkunft ihres leiblichen, ſondern auch ihres geiſtigen, dem Erlöſchen ſo nahen Lebens kehren, wiſſen nicht mehr, was ſie hiermit wollen oder thun, denn von dem Glauben an eine Fortdauer der Seele, nach der vor Sinnen liegenden Auflöſung des Leibes, findet ſich bei ihnen keine Spur mehr.

So pflegt der ſeiner fleiſchlichen Natur nach auf das Sinnliche, leiblich Genießbare und Erfaßbare gerichtete Menſch zuletzt nur noch die Schaale des geiſtigen Erbgutes der Altväter, welche in einem Lichte der uranfänglichen Offenbarung wandelten, feſtzuhalten, während ihm der eigentliche, geiſtig kräftige Kern verloren ging und einem ewigen Erbarmen hat es deshalb gefallen, das Gegengewicht gegen den allgemeinen Zug des Hinabfallens unſres Geſchlechtes, in eine leibliche, den Sinnen erfaßbare That der Liebe zu legen, welche ohne Anfang und ohne Ende iſt. Ohne dieſe That des göttlichen Erbarmens wären auch wir und wären ſchon unſre Väter geworden, was anjetzt die Völker Südafrika's ſind. Denn mit Recht ſtellt Moffat den für die Entwicklungsgeſchichte unſres Geſchlechtes allgemein gültigen Satz auf: daß vornämlich ſolche Völker dem Loos einer völligen Beraubung des vormals auch ihren Vätern verliehenen Lichtes ausgeſetzt waren, welche ſich durch viele, lang fortwährende Auswanderungen am weiteſten von dem Urſitze unſres Geſchlechtes, von der Stätte der Denkmale, von dem Schauplatze der großen Thaten Gottes an ſeinen Menſchen entfernt und ſo dem Verkehr mit den näher am Stamme gebliebenen Zweigen entzogen haben. Auch über dieſen Einöden des abgelegenen Südens hat der Geſang der Engel ertönt: „an den Menſchen ein Wohlgefallen“, aber nur das aus dem tiefen Schlafe der Mitternacht erwachende Volk wird die Kunde davon vernehmen.

Mit der Erkenntniß des Göttlichen zugleich iſt aus dem Weſen jener tief, zur Thierheit hinabgeſunkenen Völker die Verähnlichung mit dem göttlichen Vorbild verſchwunden, durch welche allein der Menſch das iſt, was er ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach ſeyn ſollte. Das rechte, fruchtbare Erkennen iſt überall ein Werk der Aſſimilation: das Erkennende wird dadurch nach ſeinem Maaße dem Erkannten gleich. Der berühmte Maler des Todentanzes: Holbein, früher ein Menſch von zügelloſer Natur und höchſt zweideutigem Wandel, ward durch den vertrauten, längeren Umgang mit Thomas More ein Anderer, Beſſerer, als er vorhin war, und dieſe Beſſerung war und blieb von Beſtand; ſo lehrt es ein Tag dem andren, nicht an einem, ſondern an tauſend Beiſpielen, daß der moraliſch tief geſunkene Menſch ſchon durch den Umgang mit einem moraliſch edleren beſſeren Menſchen, wenn der Zug der Liebe und Freundſchaft an dieſen ihn kettet, heraufgehoben, gebeſſert werden könne. Mit unvergleichbar viel höherer, alldurchdringenderer Gewalt wirkt, zur Veredlung und Erneuerung der geſunkenen Menſchennatur die Erkenntniß des Göttlichen; der Umgang des liebenden Herzens mit Gott. Darum iſt vorzugsweiſe dieſer Eingang des belebenden Lichtes zum Innren des Menſchen offen gelaſſen: die Region ſeines Erkenntnißvermögens iſt noch immer für den bildenden Einfluß die empfänglichſte, weil ſie weniger als die Region des Begehrungsvermögens durch Leidenſchaften getrübt wird.

Was iſt das Gewiſſen des Menſchen? — Giebt es in ſeiner Natur ein angebornes Gefühl und Ahnungsvermögen für das, was wahrhaft gut und böſe, recht oder unrecht iſt? Haben wohl der Hund oder der nicht minder als dieſer ſinnige Elephant, ſo lange ſie fern vom Umgang mit dem Menſchen, draußen in der wilden Freiheit leben, ein thieriſch-vernünftiges Anerkennen Deſſen, was in ihren Handlungen des Beifalles des Herrn der Natur würdig oder der Ahndung derſelben ſchuldig ſey? Dennoch fühlen beide, wenn ſie längere Zeit im Umgang mit dem Menſchen lebten, daß dieſer oder jener Ausbruch ihrer thieriſchen Natur in den Augen ihres Herrn ſtrafbar geweſen ſey, auch wenn ſie noch niemals gerade in dieſer Art gegen die Hausordnung und Zucht des Gebieters gefehlt haben. Ein junger Pudel, der noch niemals ein am Stuhle hängendes Gewand zerriſſen hatte, noch niemals mithin für ein ſolches Vergehen beſtraft worden war, fühlte dennoch, als er einſt im Zimmer des abweſenden Herrn dieſen Muthwillen verübt hatte, das Unrecht deſſelben, und verkroch ſich, beim Eintritt des Gebieters, wehmüthig winſelnd unter dem Bette. Dieſe Züge eines thieriſchen (gleichſam) Gewiſſens, gründen ſich auf ein Mitwiſſen der thieriſchen Seele mit der menſchlichen. Eben ſo iſt das menſchliche Gewiſſen in allen ſeinen Aeußerungen ein Mitwiſſen mit dem göttlichen Wiſſen, welches nur im Umgang mit Gott geboren, genährt und erzogen werden kann.

Daß dieſes ſo ſey, das beſtätiget uns die Beobachtung aller ſolcher Völker, welche ohne Gott, entfremdet von ſeiner Erkenntniß, in der Welt leben. Auch an den verwilderten Eingebornen von Südafrika beſchreiben uns Moffat und andere Miſſionare

Züge, vor denen jedes veredelte menſchliche Gefühl ſich entſetzt. Der Mord der eigenen Kinder, ſobald die Pflege derſelben unbequem fällt, der Mord des eigenen Weibes und das Dahinwerfen ihres Leichnams zum Futter der Hyänen in Folge eines kleinen Zwiſtes werden verübt, ohne daß der Thäter oder irgend ein Zeuge ſolcher Handlung etwas Befremdendes daran fände; die Eltern, wenn ſie das Alter unfähig macht, für den eigenen Unterhalt zu ſorgen, werden von ihren Kindern hingeſetzt in die brennend heiße Wüſte, damit ſie hier verſchmachten. „Dieſe Namaquas,“ ſo ſprach Moffat, als ihn einſt ſein Weg an einer alten, dem Hungertod Preis gegebenen Mutter vorbeiführte, „ſind ſo grauſam als die Löwen.“ — „Nein,“ ſagte ein zum Chriſtenthum bekehrter Häuptling, der ihn begleitete, „ſie ſind noch grauſamer als die Löwen, denn an dieſen hat man bemerkt, daß die jüngeren den Alten zuerſt von der thieriſchen Beute freſſen laſſen, deren weichſte Theile er langſam verzehrt; erſt dann, wenn der Alte geſättigt iſt und ſich entfernt hat, fallen die jüngeren über das zerriſſene Thier her, deſſen Fleiſch in wenig Augenblicken von ihnen verſchlungen wird.“

Sinnlos wie grauſam zugleich, iſt die Behandlung der Verwundeten bei den heidniſchen Bechuanen. Mag nun die Wunde im Kampf eines Menſchen oder durch Thiere oder durch irgend eine andere Veranlaſſung geſchlagen worden ſeyn, in allen dieſen Fällen wird der Leidende in einer Entfernung von den Wohnſtätten der Seinigen ausgeſetzt, nur etwa durch das Flechtwerk einer elenden Hütte gegen den Sonnenbrand nothdürftig geſchützt, ſonſt aber ſo wenig bewahrt, daß er häufig eine Beute der wilden Thiere wird. Auf ſein Jammergeſchrei, wenn dieſe ihn überfallen, achtet keiner ſeiner Freunde und Genoſſen.

Furchtbarer als Tiger und alle andere reißende Thiere, erſcheinen jene Wilden, wenn ſie gegen einander Krieg führen. Ein ſolcher Krieg geht nur auf mörderiſche Vertilgung des überfallenen Volkes aus; den wehrloſen Bewohner der Hütte ſchützet dann weder Alter noch Geſchlecht, noch ein früheres freundliches Benehmen gegen ſeine Mörder vor der grauſamen Hinrichtung; dieſes Volk, mit den Waffen in der Hand, kennt weder Maaß noch Ziel ſeines Würgens; es hat ſeine Luſt an der frevelhaft entzündeten Flamme der ~~Hütten~~ wie an den Strömen des Menſchenblutes. [illegible]

Faſt unbezwingbar iſt bei dieſen Leuten die Neigung zur Lüge; ſie überlaſſen ſich dieſer auch dann, wenn die, wie unwillkührlich ausgeſprochene Täuſchung ihnen ſelber eher Nachtheil als Gewinn bringt. Eine Art der Lüge iſt es vor Allem, welche hier wie anderwärts es erkennen läßet, daß kein Laut von der Stimme des Gewiſſens zum innren Ohre gedrungen ſey; dies iſt die Behauptung, daß ſie ohne Sünde, daß alle ihre Handlungen ohne Schuld ſeyen.

Was die Verfaſſung des Volkes betrifft, ſo giebt es bei ihm nur zwei Stände: jenen der Begüterten, deren Reichthum, wenn nicht ein äußrer Unfall ihn vernichtet, auf die Kinder ſich forterbt, und den der Armen, welche wenig oder nichts beſitzen. Dieſe dem Dienſte ſo wie der tyranniſchen Laune der Reichen unterworfen, führen, wie Moſſat ſich ausdrückt, gleich ihren Hunden ein Leben, das zwiſchen Müßiggang und Hunger getheilt iſt; ſo lange der letztere ſie peinigt, ſind ſie geneigt etwas für ſeine Stillung zu thun, wenn ſie, auch nur zur höchſten Noth, ſich geſättigt fühlen, dann pflegen ſie, am Boden liegend, der trägen Ruhe.

Mit dem Stamme des geiſtigen Erkennens ſind auch die Zweige verdorrt und verkümmert; mit der Furcht Gottes iſt zugleich die letzte Spur einer menſchlichen Weisheit verſchwunden. Dieſes Volk ſiehet die aufgehende Sonne, ſiehet alle Herrlichkeit der Natur mit der Gleichgültigkeit eines Thieres an, ohne jemals dabei an einen Grund dieſer hehren Ordnung zu gedenken *). Wie aus einer alten Ueberlieferung iſt ihnen jedoch die Kenntniß der Plejaden geblieben, welche ſie selemèla nennen. Wenn dieſes Geſtirn bei Abend, bald nach Sonnenuntergang, eine gewiſſe Stellung am Himmel hat, dann wiſſen ſie, daß jetzt jene Zeit des Jahres gekommen ſey, in welcher gewiſſe eßbare Wurzeln gegraben werden können. Gedankenlos wie Alles, betreiben ſie den Bau ihrer armſeligen Hütten, welche mit wenig Mühe viel zweckmäßiger ſich würden einrichten laſſen; eben ſo den Bau des Feldes, und noch mehr die verderbliche

---

*) Doch hatten die Hottentotten, welche näher gegen das Meeresufer wohnen, die Sage unter ſich, daß wenn die Sonne Abends, bei ihrem Untergang ins Meer ſänke, die Leute, welche jenſeits des Meeres wohnen, ſie zerſchnitten und in einen Topf thäten. Am Morgen werde ſie wieder ganz und ſie ließen ſie dann an der andren Seite wieder heraufſteigen.

Ausrottung des Gewächsreiches. Nur bei der Jagd der wilden Thiere giebt ſich, ſelbſt bei den Buſchmännern eine Erfindungsgabe kund, durch welche auch der verwilderte Menſch das ſchnellſte ſo wie das klügſte Thier überliſtet. Der Buſchmann in ein abgezogenes Straußenfell verhüllt, aus welchem vorn der ausgeſtopfte Hals und Kopf des Thieres hervorragt, ſchleicht ſich hinter dem Wind an die Heerden der ſchnellfüßigen, ſcheuen Straußen heran, bis er die Gelegenheit erſieht, einen derſelben mit ſeinem vergifteten Geſchoß zu erlegen. Von einer ähnlichen menſchlichen Ueberliſtungsgabe zeugt die Einrichtung der Fallgruben ſo wie der vergifteten Tränkplätze. Von Metallen wiſſen die Hottentotten und Kaffern das Kupfer, welches ſich gediegen in ihrem Lande findet, mit ziemlicher Geſchicklichkeit, das Eiſen aber nur ſehr unvollkommen zu bearbeiten. Der große Häuptling der Zoolus, Moſelekats, als er einige Eiſenarbeiten, welche Moffat ſelber gefertigt hatte, an dem Wagen deſſelben ſahe, fragte voll Erſtaunen ſeine Geſandten, die bei der Arbeit zugeſehen, „hat er dem Eiſen etwas eingegeben, daß es ſo geſchmeidig geworden?“

Kleidung wie Verzierung des Leibes ſind bei dieſem Volk meiſt ſo geſchmacklos als zweckwidrig; ſie bedecken und ſchützen die Blöße des Körpers ſehr unvollkommen. Nur etwa bei Verzierung der Waffengeräthe wird einige Künſtelei geübt, was eigentliche Kunſt der Menſchenhand vermöge, das haben jene Wilden niemals, an irgend einem Bau oder andren Werk ſich vor Augen geſtellt. Die Vögel im Dornengebüſch ihrer Thäler bauen ſorgfältiger und kunſtreicher, als die Namaquas und Bechnanen, oder vielmehr deren Frauen; denn wie bei allen auf dieſer Tiefe der Bildung ſtehenden Völkern liegt auch bei ihnen alle Mühe und Laſt der ſchweren Arbeit, alle Sorge des Haushaltes auf den Frauen. Dieſe allein müſſen die Häuſer erbauen, das Holz wie das Waſſer herbeiſchleppen, den Feldbau wie die Benuzzung des Herdenviehes betreiben und hierbei noch die Pflege der Kinder, während der Mann höchſtens der Jagd gedenket, ſonſt aber müßig im Schatten ſeiner Hütte ruhet.

Es war im Jahre 1817, als Moffat ſeine erſte Miſſionsreiſe von Capſtadt aus zunächſt zu dem Stamme der Namaquas-Hottentotten antrat. Sein Unternehmen erſchien damals als ein ſehr gewagtes und gefahrvolles. Noch kurz vorher hatte ein Häuptling jenes Stammes, welcher unter dem Namen Christian Afrikaner in der Geſchichte der damaligen Unruhen ſehr bekannt geworden iſt, aufgereizt durch manche barbariſche Härte der Coloniſten die Waffen gegen dieſe, ſo wie gegen einen Theil ſeiner eignen Stammverwandten ergriffen und nach allen Seiten durch Feuer und Schwert Schrecken wie Vernichtung verbreitet. Je näher unſer Reiſender den Gränzen des Gebietes kam, in welchem jener furchtbare Krieger hauste, deſto angelegentlicher ſuchten ihn die Coloniſten, in deren Wohnungen er überall gaſtliche Aufnahme und freundliche Bewirthung fand, von ſeinem Vorhaben abwendig zu machen. Sie hielten Alle die Reiſe eines chriſtlichen Europäers zu einem Unmenſchen, wie der Häuptling Afrikaner war, für einen tollkühnen Gang zum ſichren Tode. „Und wäre dieſes,“ ſo ſprachen Mehrere, „nur noch ein leichter Tod, durch Schwert oder Spieße. Aber der Barbar wird Sie an einen Pfahl feſt binden und dann ſeine Kinder mit Pfeilen nach Ihnen ſchießen laſſen, bis endlich ein Geſchoß Ihr Herz trifft, und ſo die lange Qual endet. Auch dann aber iſt die Wuth noch nicht geſtillt; Ihre Haut, vielleicht dem noch lebenden Leibe entriſſen, wird man über eine jener Trommeln ſpannen, nach deren dumpfen Hall die Wilden tanzen; Ihren Schädel wird man zu einem Trinkgefäß zurichten, aus welchem der blutdürſtige Häuptling das berauſchende Getränk zu ſich nimmt, durch welches er ſeine Wuth gegen uns noch feuriger entflammt.“ Eine gute, wohlwollende Dame, in deren Hauſe der Reiſende wie ein eignes Kind war gepflegt worden, konnte, als ſie dieſen auf ſeinem Entſchluß, weiter zu reiſen, feſt beharren ſah, ihre Thränen nicht zurückhalten. „Wären Sie,“ ſo ſprach ſie beim Abſchied, „ſchon ein bejahrter Mann, welchem ohnehin das Ende des Lebens auf einem oder dem andern Wege nahe ſtünde, dann möchte etwa das Scheiden noch leichter ſeyn; ſo aber wollen Sie die friſche Blüthe Ihres Lebens abbrechen und einem Barbaren zur Vernichtung hinwerfen!“

Der junge Wanderer, im Vertrauen auf Gottes Schutz und Schirm, zog dennoch getroſt ſeinen einſamen Weg. Sein Vertrauen ward nicht zu Schanden; mit Afrikaner war ſeit einiger Zeit eine Veränderung vorgegangen, welche ſein Herz von neuem für die Lehren des Evangeliums empfänglich machte, denen er ſchon früher einmal nicht abgeneigt geweſen. Es kann für den Verkündiger der heilſamen Lehre von Chriſto, dem Retter der Seelen nicht ohne beſondres Intereſſe ſeyn, an der Geſchichte dieſer Menſchenſeele zu ſehen wie jene Seile der ewigen Liebe, an denen das Menſchenherz öfters noch auf ſeinen Irrwegen feſt gehalten wird, zuletzt dennoch ihren Zweck erreichen, und den weit Abgewichenen zur rechten Heimath zurückführen. Wir geben deshalb hier einige Züge aus dem Leben jenes berüchtigten Häuptlinges.

Afrikaner und ſeine Brüder waren Beſitzer reicher Heerden geweſen, die ſie auf einem fruchtbaren Landſtrich, der Heimath ihrer Voreltern, weideten und hierbei noch vom Ertrag der Jagd ſich nährten. Dieſer Landſtrich lag jedoch nur wenige Tagreiſen vom Cap entfernt; er ſchien den Coloniſten ſo bequem für die Zwecke ihres Anbaues, daß ſie unbedenklich ein Stück deſſelben nach dem andern hinwegnahmen und die urſprünglichen Einwohner entweder ganz verdrängten oder ſich dienſtbar machten. Auch Afrikaner, mit einem kleinen, bei ihm zurückgebliebenen Reſte ſeines Volksſtammes war anfangs in freundſchaftlicher Verbindung, bald nachher aber in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu einem holländiſchen Coloniſten getreten, den Moffat nur mit ſeinem Anfangsbuchſtaben P. bezeichnet. Dieſem Manne diente der geweſene Häuptling Jahre lang als Schäfer, mit unermüdeter Treue, vertheidigte die ihm anvertraute Heerde bei Tag und bei Nacht gegen Räuber und wilde Thiere, und war überall nur auf den Nutzen ſeines Herrn bedacht. Hätte dieſer nur einigermaßen menſchlich ſich gegen ſeine dienenden Hottentotten benommen, das friedliche Verhältniß wäre durch Nichts geſtört worden. Aber jener P. gehörte zu den roheſten, gefühlloſeſten Menſchen ſeines Standes; er behandelte jenes arme Volk, das ſich ihm mit Vertrauen hingegeben und das in ſeiner Abhängigkeit von ihm allmälig alles Eigenthum eingebüßt hatte, viel grauſamer als der Menſch ſelbſt ein ſchädliches Thier behandeln ſollte. Nicht genug, daß Afrikaner und ſeine Kinder für all ihre treuen Dienſte kaum ſo viel zu ihrem Unterhalt empfiengen, als ſie vormals, in den Tagen ihrer Wohlhabenheit einem einzelnen Armen gereicht hatten, waren ſie auch täglich den empörendſten Mißhandlungen ausgeſetzt; Afrikaner mußte ſehen, wie ſein Volk zu einer Handvoll elender Leute zuſammenſchmolz, deren Kinder man gleich wilden Thieren mordete, deren Töchter und Frauen man zur Befriedigung ſchnöder Lüſte misbrauchte. Noch immer abgeneigt, der Gewaltthätigkeit mit Gewalt zu begegnen, verlangt Afrikaner mit den Seinen einen kleinen Lohn für ihre mehrjährigen Mühen, und dann friedliche Entlaſſung, weil ſie an einem fernen Ort ſich eine andre Heimath ſuchen wollen. Der harte Dienſtherr beſtellt ſie auf heute Abend vor ſeine Thür, da wolle er ihnen Beſcheid ſagen. Die Hottentotten, auf alles Schlimme gefaßt, erſcheinen; der Häuptling geht die kleine Treppe zur Hausthür des Coloniſten hinan. Da ſtürzt dieſer wüthend hervor und wirft jenen mit einem Schlag zur Stiege hinab. Dies war die letzte Gewaltthat des unglücklichen P.; Titus Afrikaner, der Bruder des Häuptlings, feuert auf den wüthenden Holländer ſein Gewehr ab; dieſer fällt. Durch dieſe Handlung der Selbſtrache ſahen ſich Afrikaner und die Seinigen in einen Krieg mit den Coloniſten verſetzt, der mehrere Jahre dauerte und von beiden Seiten mit vieler Grauſamkeit geführt wurde. Das Häuflein der Hottentotten hatte ſich an den Orangefluß, in das Land der ſtammverwandten Namaquas zurückgezogen, wo ſich bald andre Schaaren ihres Volkes an ſie anſchloſſen; ſie würden des Kampfes bald ſatt geworden und zum friedlichen Hirtenleben zurückgekehrt ſeyn, wenn nicht ihrerſeits die Coloniſten durch hinterliſtiges Aufreizen der Nachbarn gegen Afrikaner und ſein Volk, die Flamme immer von neuem angefacht hätten. Oeſters ſahe ſich Afrikaner durch feindliche Ueberfälle all ſeines Viehes und Eigenthumes beraubt; dies regte ihn immer von neuem zu ähnlichen Raubzügen und wilden Ueberfällen auf, in denen er zuletzt eine furchtbare Fertigkeit zugleich mit unbeſiegbarer Uebergewalt erlangte.

In dieſer Zeit kam der ehrwürdige Miſſionar J. Campbell in die Nähe des Schauplatzes von Afrikaners Kriegsthaten. Der Name von dieſem wurde an allen Orten, durch welche der Weg führte, mit Schauder und Entſetzen genannt; die Furcht vor ſeinem Waffenglück war ſo groß, daß man ſich faſt nirgends im Lande vor ſeinem Ueberfall ſicher hielt. Da kam dem guten Campbell ein Gedanke, über welchen wohl Mancher, der ihn hörte, mag die Achſeln gezuckt und gelächelt haben. Er ſchrieb einen Brief voller Worte des Friedens und der Verſöhnung an den furchtbaren Häuptling, welcher durch ſeinen vieljährigen Umgang mit den Pflanzern mit der Sprache der Holländer vertraut geworden und ſelbſt des Leſens ihrer Schriftzeichen nicht ganz unkundig war. Von dem Miſſionsplatze Pella aus ſchrieb er dieſen Brief; ein gewiſſer Herr Saß unterzog ſich willig der ſchweren Aufgabe, ihn zu überbringen. Aber die Gegend, durch welche dieſer Friedensbote hindurch mußte, war zum Theil ſchon von Natur, noch mehr aber durch die Verheerungen des Krieges zu einer Wüſte geworden; nachdem Herr Saß eine Zeit lang vergeblich nach Afrikaner geſucht hatte, nöthigten ihn und ſeine Begleiter der Hunger und Durſt zur Umkehr; ſeinen Brief hatte er einem Manne, der ihm begegnet war, übergeben, welcher den Afrikaner gut kannte. Nur nach großer Beſchwerde erreichte Herr Saß ſein Pella wieder; einmal waren er und ſeine Begleiter dem Tode des Verdurſtens nahe geweſen; da kamen ſie zu einer engen Felſenhöhle, in welcher etwas Waſſer ſtund. Aber eine Hyäne hatte ſich da hineingedrängt und die Umkehr nicht finden können; ſie war in dem zu begierig aufgeſuchten Waſſer ertrunken. Ihr Aas verbreitete einen entſetzlichen Geſtank; ſeine Auflöſung durch Fäulniß war ſo weit vorgeſchritten, daß die Glieder, als man das todte Thier herauszog, in einzelnen Stücken auseinander fielen; das Waſſer war von ſeinem peſtilenzialiſchen Ausfluß ſo durchdrungen, daß die grasfreſſenden Laſtthiere, ſo ſehr ſie nach einem Trunke ſchmachteten, es verabſcheuten. Dennoch war die Pein des Durſtes, welche die Menſchen fühlten, größer als der Eckel; Herr Saß und ſeine Begleiter genoßen die jauchenartige Flüſſigkeit und fühlten ſich gerettet.

Aber der Einfall des guten, redlichen Campbell, — — zeigte nicht ſchon dieſer Erfolg, daß er mehr „kindiſch“ als „kindlich gläubig“ geweſen? Dennoch „kindlich“, und was das Kind in liebendem Vertrauen von dem Vater begehrt, das wird ihm dieſer nach ſeiner Liebe gewähren. Der Brief war wirklich beſtellt worden, und ſey es nun, daß mit dem Sehnen nach äußren Frieden in dem alternden Afrikaner auch ein Verlangen nach innrem Frieden, ihm ſelber noch undeutlich und dunkel erwacht war, oder daß derſelbe, durch ſeinen früheren Verkehr mit Chriſten, neben dem Abſcheu vor den Meiſten, welche ſo ſich nannten, dennoch einer Achtung vor dem Chriſtenthum in ſeinem Herzen Raum gelaſſen hatte; er ließ dem guten J. Campbell eine Antwort wiſſen, in welcher er ſich bereit erklärte zu der Aufnahme eines Miſſionars bei ſich und den Seinen.

Damals war in Südafrika an tüchtigen Werkzeugen zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden gar kein Ueberfluß. Der Mann, den man zu dieſem Zweck für den noch unſichren Vorpoſten auswählte, war der großen Aufgabe nicht zureichend gewachſen. Obgleich deshalb Afrikaner und ein Theil der Seinen nach einiger Zeit der Taufe, in den Namen Chriſti begehrten, und dieſe empfiengen, hatten ſie dennoch mit dem äußren Bekenntniß keineswegs noch die Kraft zum innren, durch die That erlangt. Allerhand Mißverſtändniſſe und Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen und ihrem Lehrer, davon die

Schuld wahrſcheinlich nicht auf einer Seite allein lag, waren, aus kleinem Anfang zu mächtiger Größe angewachſen; der Lehrer mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, ſchien ſich unter dieſen getauften und ungetauften Feinden der Holländer kaum noch des Lebens ſicher.

So ſtund die Sache, als Moffat ihm zu Hülfe geſendet in Afrikaners Niederlaſſung ankam. Es war höchſte Zeit, daß er kam; er mußte an einem der erſten Tage nach ſeiner Ankunft Zeuge ſeyn von einem furchtbaren Aufſtand gegen die Perſon des Miſſionars; der noch ungetaufte Bruder des Häuptlings: Titus Afrikaner, ein Menſch von eiſerner, unbeugſamer Kraft und Unerſchrockenheit, ſtund an der Spitze der Aufrührer, gegen eine, vielleicht nicht ganz weislich gebrauchte, geiſtliche Obergewalt; Chriſtian Afrikaner ſelber, obgleich er getauft war, fand ſich in ſeiner anfänglichen Liebe gegen den Lehrer ſo erkaltet, daß er jeder Vermittlung ſich entzog. Es bleibt dabei: nur eine Liebe, welche in der Liebe zu dem Herrn ihre Wurzeln ſchlägt, nicht die Strenge, welche das Geſetz erzeugt, wirket eine feſte, bleibende Gegenliebe, die in Freud und Leid die Probe hält, und der Unterſchied zwiſchen evangeliſcher Liebe und geſetzlicher Strenge wird in den Folgen beider dann am meiſten fühlbar, wenn die letztere von einem Beigeſchmack der Selbſtſucht nicht frei iſt, während die Liebe durch die That zu jeder Selbſtverläugnung, zu jedem Opfer für das Wohl der Brüder ſich bereit zeigt.

Moffat, begünſtigt durch das natürliche Wohlwollen ſeines Weſens und durch ſeine jugendliche Gewandheit, außer dieſem auch dadurch, daß er nicht zu der verdächtigen Nation der Unterdrücker: der Holländer gehörte, ſondern ein Engländer war, fand Vertrauen; ſchon ſeine bloße Anweſenheit wirkte Frieden bringend; dem bisherigen Lehrer wurde ein ruhiger Abzug verſtattet; Moffat blieb allein zurück. Freilich nicht ohne vielfache Anwandlung eines ſchmerzlichen Heimwehes, zunächſt zwar nach den gewohnten innren, hiermit zugleich aber auch nach den äußeren Erquickungen. Dennoch fand derſelbe bald auch hier jenen Frieden, welchen die Welt, ſey ſie wie und welche ſie wolle, weder zu geben noch zu nehmen vermag, und aus dem Genuß aller europäiſchen Bequemlichkeiten gewöhnte er ſich dann gern auch, in ſeiner Zellenhütte, welche mehr einem durchbrochenen Netze als einem feſten Obdache glich, an das Ertragen der Hitze, der nächtlichen Kälte und des je zuweilen hereinfluthenden Regens; er begnügte ſich an der ärmlichen Koſt der Namaquas, ward unter ihnen und mit ihnen Jäger, Handwerker, Arzt und Landbauer. Hierbei kam ihm die Geſchicklichkeit ſeiner Hände ſehr zu ſtatten. Namentlich zeigte ſich dieſe bei der Uebung einer von Moffat niemals eigentlich erlernten, europäiſchen Kunſt: bei jener des Eiſenſchmiedens, welche bei den Namaquas, als die ihnen nöthigſte, im höchſten Anſehen ſtand. Der erfindungsreiche junge Mann fertigte ſich, nach mehreren mißlungenen Verſuchen, einen Blaſebalg aus Ziegenfell; ein Granitblock vertrat die Stelle des Ambos, ſo wurde bei einer gewiſſen Gelegenheit das abgängig gewordene Eiſenwerk an dem einzigen Wagen, welcher der Niederlaſſung gehörte, wieder ergänzt und die Ausbeſſerung der ſchadhaften Schießgewehre glücklich in Stand geſetzt. Doch fahren wir hier vors Erſte fort, einen kurzen Bericht über Chriſtian Afrikaner und ſeine weitre geiſtige Entwicklung zu geben.

Nach der damaligen Einrichtung des ſüdafrikaniſchen Miſſionsdienſtes hielt Moffat außer der Sonntagsfeier jeden Tag am Morgen und am Abend Gottesdienſt, überdies aber noch 3 bis 4 Stunden lang Schule. All dieſen Verſammlungen wohnte Afrikaner mit unausgeſetztem Fleiße bei; mit dem Eifer eines wißbegierigen Jünglinges oder Knaben vervollkommnete er ſich in der ihm nach ungewohnteren Uebung des Leſens und von nun an ſah man ihn faſt immer mit ſeinem neuen Teſtament in der Hand, den Tag über bald im Schatten eines Felſens, bald in ſeiner Hütte ſitzen, wo er dann alles Andere vergeſſend, das theure, werthe Wort ſeines Herrn betrachtete und zu Herzen faßte. Die Zeit des Tages genügte ihm nicht zu dieſer ſeligen Beſchäftigung; gar manche Nacht hindurch ſaß er mit Moffat auf einem großen Stein, der vor der Zeltenhütte deſſelben lag und befragte ſich mit ihm, bis der Tag graute, über die Schöpfung, Vorſehung, das Werk der Erlöſung und die Herrlichkeiten einer künftigen Welt.

Laß nur erſt das Licht, für welches ihr Weſen gemacht iſt, vor die Menſchenſeele treten; es ergeht ihr wie Cheſeldens Blindgebornem, als ihm der aus dem Mutterleibe mitgebrachte, graue Staar geſtochen war; ſie drängt ſich, wie ein von nächtlichem Froſte ſtarrender Körper, zum wärmenden Strahle hin; ſie kann ſich nicht ſatt ſehen an den Herrlichkeiten, welche das neugeſchenkte Licht ihr offenbar machet; jeder Blick, der uns mitten im Genuß des Tageslichtes Erwachſene gleichgültig läßet, erfüllt ſie mit überfließender Wonne.

Das lebenskräftige Beiſpiel des Häuptlinges blieb nicht ohne Wirkung auf die Seinen. Bald fanden ſich Etliche, dann Viele, welche an dem täglichen, zuletzt ſelbſt an dem nächtlichen Unterricht des Lehrers, der nicht zunächſt an ſein, ſondern an Anderer Wohlergehen dachte, Theil nahmen. Selbſt des Afrikaners Bruder Titus, dieſer eiſerne Hammer, der bis dahin nur dem Werke des Zerſchlagens und Zerſchmetterns gedient hatte, wurde erweicht; er demüthigte ſich unter die Hand des Herrn und ward Chriſt, nicht nur dem Namen, ſondern der That nach.

Doch die lieblichſte Frucht der Mühen des ernſtlich arbeitenden Moffat war und blieb immer der alte Chriſtian Afrikaner ſelber. Während der ganzen Zeit des Zuſammenlebens Beider konnte der Lehrer nichts Anderes als ſich freuen an dieſem Erſtling der Gemeinde, aus welchem übrigens das innre Leben nur ſelten durch Worte ſich ausſprach. Wo die That bei ihm nicht redete, da vermochten dieſes zuweilen nur die Thränen. So einſtmals, als beide beiſammen ſaßen, und Moffat, mehr aus gedankenloſer Zerſtreuung als mit Abſicht den alten Häuptling unverwandt anſah, und als dieſer, auf die Frage des Warum? eine Antwort erhielt, die ihn an einen Vergleich ſeines jetzigen Zuſtandes mit dem früheren mahnte, da fand er keine Worte, ſondern nur einen Strom von Thränen zur Erwiederung; Thränen, aus dieſen Augen, welche ſonſt niemals, weder bei eignem noch bei fremdem Weh feucht geworden waren.

Bei ſolcher oder bei andren ähnlichen Gelegenheiten mag es auch geſchehen ſeyn, daß Afrikaner ſeinem Lehrer und Freund von jenen Erfahrungen erzählte, welche er bei ſeiner erſten Bekanntſchaft mit dem Chriſtenthum, während ſeines Aufenthaltes in der Colonie an ſeinem Herzen gemacht hatte. Der Unterricht des Miſſionars Chriſtian Albrecht, welchem der Häuptling zuweilen beiwohnte, legte in dieſem den erſten Grund zu einer höheren, göttlichen Erkenntniß. Da erwachten in ihm zuvörderſt mancherlei Fragen und Zweifel. „Wenn dieſe ſichtbare Welt,“ ſo dachte er, „das Werk eines großen Weſens iſt, wie kommt es, daß die Namaquas gar nichts, und daß überhaupt nur dieſe wenigen Weiſen etwas von ihm wiſſen? Sollte dieſe große Sache erſt vor Kurzem bekannt geworden ſeyn? Und wenn ein allgegenwärtiger Gott iſt, warum ſpricht er nicht mit mir und allen Menſchen, daß ich ihn hören kann? Sollen doch jenesmal die Engel geſungen haben: an den Menſchen, an allen Menſchen, alſo auch an den Namaquas ein Wohlgefallen. Und dieſe Pflanzer da haben auch ein Buch. Sollte dieſes auch von einem ſo großen Weſen reden? Wenn dies ſo iſt, dann muß es wenigſtens ein andres ſeyn, als der Gott der Liebe von dem der Lehrer ſprach.“

Wie ſehr indeß damals in Afrikaner noch die wilde, kriegeriſche Natur vorwaltete, dies zeigte ſich kurz nachher, als er ſich durch lügenhafte Gerüchte gegen die Miſſionen zu Warm-Bad, wo Albrecht mit ſeiner Gemahlin lebte, ſo ſehr anfreizen ließ, daß er dieſe erſt neugegründete Station mit ſeinen gleich ihm verwilderten Schaaren überfiel. Albrecht mit den Seinen hatte ſich gerettet; die Barbaren nahmen, was ſie noch fanden; ſie zertheilten ſogar unter ſich das ſchöne Pianoforte, welches auf dem Gottesacker vergraben war und ſich dort unter dem Fußtritt der Krieger wie eine lieblich tönende Stimme aus den Gräbern verrathen hatte. Einer aus der Barbarenhorde warf zuletzt noch einen Brand in die Gebäude und entzündete ein Feuer, welches die kleine Kirche und das Miſſionshaus verzehrte.

Hierbei ging es in Afrikaners Herzen nicht ohne Regungen des Gewiſſens ab. Er konnte dieſe inneren Mahnungen nicht los werden; ſie verfolgten ihn am Tage, ſie peinigten ihn des Nachts. Namentlich hatte er um jene Zeit einen Traum, der einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck in ſeinem Herzen zurückließ. Ihm däuchtete es, er ſtünde am Fuße eines hohen Berges und ſollte über dieſen hinaufſteigen. Aber nur ein einziger, ſchmaler Pfad führte hinauf, welcher an der ſteil abſtürzenden Felſenwand hinanlief. Zur Rechten des Pfades war der glatt abgeſchnittene Fels, zur Linken ein ungeheurer Abgrund, der wie ein Ofen voller Flammen und Rauch, untermiſcht mit Blitzen war. Zittern und Entſetzen ergriff den Träumenden bei dieſem Anblick, er wollte entfliehen, da ſtieg Einer aus der Tiefe herauf, welcher mit der Stimme der Donner ihm zurief: „es iſt hier kein Entrinnen außer durch den engen Pfad.“ Da träumt ihm weiter, er ſtiege an dem ſteilen Abſturz hinan. Aber die Hitze, welche die Gluth der Sonne, von der Felſenwand zurückprallend, über ihn ausſtrömt, dünkt ihm jetzt noch furchtbarer als die Lohe, die aus der Tiefe ſteigt. Schon wollen die Sinne ihm vergehen, die Kräfte in Ohnmacht ſchwinden, da hebt er ſeine Augen auf und erblicket, jenſeits der flammenden Tiefe Einen, der auf einer grünen, von unungewöhnlichem Glanz beſtrahlten Höhe ſtehet. Die hehre Geſtalt tritt näher an den Rand des gähen Abſturzes, ſie winkt ihm zu kommen; er hält die Hand an die Seite des Geſichtes und ſteigt hinan durch Feuergluth und Rauchdampf, dergleichen kein lebender Menſch zu erdulden vermöchte. Endlich iſt die langerſehnte Höhe, die, je näher er kommt, in immer herrlicherem Lichte glänzt, erreicht, er will den Fremden anreden, da erwacht er.

Dieſer Traum, in deſſen Bildern Afrikaner jene Lehren erkannte, welche er in dem früher angehörten chriſtlichen Unterricht vernommen hatte, war nach dem Rathe des göttlichen Erbarmens eines von jenen Mitteln der Vorbereitung geworden, welche dem kindlich gläubigen Briefe des guten J. Campbell ſeinen ſonſt unbegreiflich ſchnellen Eingang verſchafften. Doch wir berichten weiter, was Chriſtian Afrikaner in jener beſſeren Zeit war, welche Moffat mit ihm verlebte; in jener Zeit, da der Umgang mit ſeinem Gott, im Wort und Gebet ſeines Herzens Freude und ſein Troſt war.

Daß auch Andre, daß ſein armes Volk mit ihm das unausſprechliche Glück theilen möchten, das ihm zu Theil worden, dieſes war ſein beſtändiges, ſein inniges Anliegen. Er half dem Lehrer bei all' ſeinen Geſchäften, namentlich auch in der Schule, welche von 120 Kindern beſucht war. Dem Chriſten, deſſen Herz ein Tempel des Geiſtes Gottes geworden iſt, drängt ſich von ſelber das Gefühl auf, daß auch ſeinem Leibe die Unreinlichkeit und Unſauberkeit nicht zieme: Moffat und Afrikaner übernahmen gemeinſam das ſchwere Geſchäft, die höchſt vernachläßigten Hottentottenkinder an die Reinigung ihres Leibes und ihrer Kleider, welche vorher nie gewaſchen worden, zu gewöhnen; der vorhin ſo hochfahrende Häuptling war jetzt ganz dem Dienſte der Kleinen und Geringſten hingegeben. War doch überhaupt durch die Gotteskraft des Evangeliums eine Veränderung mit dieſem Manne vorgegangen, die ihn zu dem ganz Entgegengeſetzten von dem machte, was er früher geweſen. Dieſer Krieger, deſſen liebſte Unterhaltung ſonſt die blutigen Thaten des Schwertes waren, konnte es jetzt nicht ohne tiefen Schmerz anhören, wenn man von thätlichen Zwiſtigkeiten ſprach, die zwiſchen einzelnen Menſchen oder ganzen Volksgemeinſchaften ausgebrochen waren; mit Bitten und Ermahnungen, oft mit eigner Gefahr ſuchte er ſolche Ausbrüche der Feindſeligkeit zu ſchlichten. Er, der vormals unerſättlich habſüchtige Räuber, zeigte ſich jetzt in jedem Augenblick bereit von ſeiner, durch ſolche Freigebigkeit ſchon ſehr verringerten Habe den Bedürftigen, den Wittwen und Waiſen mitzutheilen und für dieſe väterlich zu ſorgen. Eine von dieſen alten Wittwen, welche zu Chriſto bekehrt worden, lag am Sterben; Moffat beſuchte ſie. „Ich ſehe,“ ſprach ſie, „dem Kommen meines Herrn Jeſus entgegen.“ Ihre Töchter, die noch Heidinnen waren, ſtunden um das Sterbelager und weinten. „Ich habe ſie rufen laſſen,“ ſagte die Alte, „damit ſie ſähen, wie ein Chriſt ſtirbt.“

Nicht nur das Vertrauen auf die Treue ſeines

Freundes Moffat, ſondern noch mehr der Glaube an Gott wurde bei Afrikaner auf eine ſchwere Probe geſtellt, als der Miſſionar ihn erſuchte, er möge ihn auf einer Reiſe nach Capſtadt, die er in Angelegenheiten der Station zu machen hatte, begleiten. Anfangs hielt der Häuptling das Anſuchen ſeines Freundes für Scherz, als er aber erkannt hatte, daß es Ernſt ſey, rief er tief bewegt aus: „Wie? ich meinte, Sie hätten mich lieb, und nun wollen Sie mich der öffentlichen Gerechtigkeit ausliefern, damit ich, zum warnenden Beiſpiel für Andre, gehangen werde? Wiſſen Sie nicht, daß die Regierung auf meinen Kopf eine Prämie von 1000 Reichsthalern geſetzt hat?“ — Moffat gab ihm die feſte Verſicherung, daß ihm nichts Uebles wiederfahren werde, und Afrikaner verſprach die Sache mit Gott zu überlegen. Die Seinigen gaben ſich vergeblich Mühe, ihn von dem Gedanken abzubringen; als am dritten Tage Moffat abreiste, da ſtellte ſich Afrikaner als Reiſegefährte bei ihm ein. Der alte, weiße Filzhut, den Moffat ihm nebſt einigen anderen Stücken der europäiſchen Kleidung gab, mochten wenigſtens dazu dienen, ihn für den erſten Blick etwas unkenntlich zu machen.

Die Reiſenden waren jetzt über die Gränze der Colonie gekommen; der Mangel an Waſſer nöthigte ſie von Zeit zu Zeit, bei den Wohnungen der Pflanzer, dieſer alten Feinde Afrikaners, zuzuſprechen. Einſt kamen ſie zu der Wohnung eines jener Coloniſten, bei welchem Moffat auf ſeiner Herreiſe die gaſtfreundlichſte Aufnahme gefunden, und welchen er als einen durchaus gutmüthigen Mann kannte. Die gleiche gute Geſinnung theilte mit dem Hausherrn ſeine Familie. Da das Haus auf einem kleinen Hügel lag, befahl Moffat ſeinen Leuten, ſie ſollten mit dem Ochſenwagen unten halten, während er ſelber gegen das Haus hinanging. Der Pflanzer kam dem Fremden langſam entgegen, dieſer, als er noch einige Schritte von ihm iſt, ſtreckt die Hand zur herzlichen Begrüßung aus und ſagt, wie ſehr es ihn erfreue, den Gaſtfreund wieder zu ſehen. Der Andere verſteckt die Hand ängſtlich hinter den Rücken und fragt den Fremden ganz beſtürzt, wer er ſey? — „Wie?“ erwiedert dieſer verwundert, „kennet Ihr Moffat nicht mehr?“ — Moffat, ſagt der Pflanzer mit ſtotternder Stimme, „es iſt Euer Geiſt,“ und zugleich weicht er mehrere Schritte zurück. — „Ich bin kein Geiſt,“ ſagt Jener. „Kommt mir nicht zu nahe,“ ruft der Erſchrockene, „Ihr ſeyd ja längſt von Afrikaner umgebracht.“ Vergeblich ſucht ihn Moffat eines Andern zu überzeugen, Jener kann ſich nicht von ſeinem Schrecken erholen; „Jedermann ſagt mir, Ihr ſeyd ermordet; Einer, der Eure Gebeine ſah, hat mir dies ſelber bezeugt.“ So ſtarrt er noch einige Minuten den fremden Gaſt an, zum Schrecken ſeiner Frau und ſeiner Kinder, die unter der Thüre, und zur Verwunderung von Moffats Leuten, welche unten beim Wagen ſtunden. Endlich faßt er ſich, ſtreckt die Hand aus und fragt: „Wie ſeyd Ihr von den Todten auferſtanden?“

Die beiden waren jetzt, um dem Schrecken der Pflanzerin ein Ende zu machen, hinabgegangen nach dem Wagen; Afrikaner war der Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Moffat ſprach in wenig Worten von der großen Veränderung, welche mit jenem vormaligen Barbaren vorgegangen ſey. — Alles, ſagte der Pflanzer, könnte ich glauben, nur dieſes nicht; es giebt ſieben Wunderwerke der Welt; Afrikaners Bekehrung wäre das achte. Moffat berief ſich auf die Beiſpiele eines Saulus, eines Manaſſe. „Dieſe gehörten,“ ſo ſprach der Pflanzer, „zu einem andern Menſchenſtamme, nicht zu dem verfluchten Geſchlecht von Ham.“ Zugleich erzählte er mehrere Gräuel, welche Afrikaner verübt habe.

Bei dieſem ganzen Geſpräch war Afrikaner zugegen geweſen, hatte Alles gehört und verſtanden. Sein Mund verzog ſich zu einem ſanften Lächeln; er kannte dieſe Vorurtheile mehrerer Pflanzer gegen ſein Volk. Der Pflanzer beſchloß ſeine Rede gegen den vermeintlich abweſenden Sohn Hams mit den Worten: „Nun wohl, wenn das, was Ihr mir von jenem Manne erzählet, Wahrheit iſt, dann habe ich nur den einzigen Wunſch, ihn zu ſehen, ehe ich ſterbe, und wenn Ihr wieder über hier zurückkehrt, dann will ich, ſo wahr die Sonne über unſren Häuptern iſt, Euch begleiten und den Mann beſuchen, obgleich er meinen eignen Onkel getödtet hat.

Dieſer letztere Umſtand war dem Herrn Moffat unbekannt geweſen, er ſtund einige Augenblicke an, was er thun ſolle, da ihm jedoch die Redlichkeit und der wohlwollende Charakter des Pflanzers ſo genau bekannt waren, ſagte er: „Sehet da, hier dieſer iſt Afrikaner.“ Der Mann trat einen Schritt zurück und ſtaunte dann den Häuptling wie einen, der aus den Wolken gefallen, an. „Ihr ſeyd wirklich der Afrikaner?“ fragte er. „Ich bin es,“ ſagte dieſer, indem er ſeinen alten Hut abzog und ſich höflich verbeugte. Der Pflanzer konnte ſein abermaliges Erſchrecken nicht verbergen, als er jedoch durch wenige Fragen und Antworten ſich überzeugt hatte' daß jener grimmige Wehrwolf, der einſt über dieſe Gegenden Furcht und Schrecken verbreitete, jetzt vor ihm ſtehe ſanft und mild wie ein Lamm, hub er ſeine Augen auf und rief: „O Gott, welches Wunder Deiner Macht, Deiner Gnade läſſeſt Du mich ſehen.“ Der gutmüthige Pflanzer und ſeine eben ſo gutmüthige Hausfrau konnten jetzt nicht ſatt werden, ihren beiden Gäſten Beweiſe von Gaſtfreundlichkeit zu geben; dieſe jedoch ließen ſich nicht länger halten, als zu ihrer und ihres Zugviehes Erquickung es nöthig war, weil ſie, wenn das Gerücht von Afrikaners Hierſeyn ſich verbreitete, einen Zudrang von vielleicht nicht immer ſo freundlich geſtimmten Beſuchenden befürchteten.

Auch in Capſtadt war das Staunen über das gezähmte Unthier, den berüchtigten Afrikaner, ein Allgemeines. Der Gouverneur, Lord Carl Sommerſet, wollte anfangs der Nachricht, daß ein Miſſionar jenen furchtbaren Häuptling mit ſich bringe, keinen Glauben ſchenken, als jedoch Moffat zuerſt mit Sr. Excellenz eine Unterredung gehabt hatte, beſtellte er ihn und ſeinen Begleiter auf den andern Tag wieder. Er empfieng Afrikaner mit großer Freundlichkeit und Güte, ſprach lange mit ihm und bezeugte dann ſeine herzliche Freude darüber, daß ein Mann, der einſt eine Geißel des Landes und ein Schrecken der Gränzbewohner der Colonie geweſen ſey, jetzt ſo, als ein Mann des Friedens, vor ihm ſtehe. Bei dieſer Gelegenheit bekam auch der Gouverneur eine günſtigere Vorſtellung von der Wirkſamkeit der Miſſionen auf die heidniſchen Eingebornen, als er wohl früher gehabt hatte. Dem Chriſtian Afrikaner gab er noch dadurch einen Beweis ſeines Wohlwollens, daß er ihm einen trefflich eingerichteten Wagen ſchenkte, deſſen Werth auf 960 Gulden (80 Pfd. St.) geſchätzt wurde.

Kurz vor Moffat und ſeinem Begleiter war auch der ehrwürdige J. Campbell und mit ihm D. Philipps wieder in Capſtadt angekommen mit dem Auftrag der Londoner Societät: den Zuſtand der ſüdafrikaniſchen Miſſionen zu unterſuchen. So wurde denn dem guten Campbell die Freude zu Theil, den Mann zu ſehen und zu ſprechen, deſſen bloßer Name ihm, bei ſeinem erſten Beſuche im Lande der Namaquas Entſetzen eingeflößt hatte, der aber zugleich auch der Gegenſtand ſo manches kindlich innigen Gebetes geweſen war, und ſiehe, dieſe Gebete waren nun erhört; aus einem Feind oder Verfolger der Gemeinde war Afrikaner ein lebenswarmes Glied derſelben, ein lieber, treuer Bruder aller derer geworden, welche den Herrn Jeſum lieb haben. Während Moffat bei den Unterredungen der beiden Männer den Dolmetſcher machte, war er oft tief bewegt und erſtaunte über die Uebereinſtimmung der innren Erfahrungen, welche beide, obgleich von ſo verſchiedner Bildung, auf dem Wege des Lebens gemacht hatten. Auch andre, gleichgeſinnte Freunde ſuchten Afrikaners Bekanntſchaft. Das Zartgefühl wie das edle (adelige) Benehmen im Umgang mit Andren, war Vielen an dieſem Wilden unbegreiflich, welche nicht bedachten, daß der Umgang mit Dem, deſſen Liebe zu uns am zarteſten fühlt, was wir bedürfen, deſſen Majeſtät höher iſt, als alle Majeſtät der Erde, der Menſchennatur einen Abglanz mittheile, der ſich in ſeiner Stärke nach keinem höheren oder niedreren Grad unſerer ſogenannt geſellſchaftlichen Bildung richtet. Eben ſo wunderte man ſich über die Klarheit und treffende Wahrheit, mit welcher dieſer Mann alle Fragen über die Lehren des Evangeliums beantwortete, da er ja niemals einen Katechismus in ſeine Hände genommen hatte; er aber dankte dieſe Erkenntniß dem beſtändigen Leſen in Gottes theurem, werthen Worte und der Belehrung des Geiſtes, die ihm zugleich hierbei im Gebet geworden war.

Noch ein großes Leid kam über Afrikaner während ſeines Aufenthaltes in Capſtadt: dies war die unerwartete Trennung von ſeinem theuren Lehrer und Freunde Moffat. Ueber dieſen und ſeine weitre Verwendung zum Dienſt des Herrn hatte die Direction der Miſſionsgeſellſchaft einen andren Beſchluß gefaßt: er ſollte vorerſt Campbell und Philipps auf ihrer Inſpektionsreiſe zu den Miſſionsſtationen von Südafrika begleiten, dann als Sendbote zu den Bechuanen gehen. Auch für Moffat war dies ein harter Schlag. Er hatte ſeine kleine Namaquasgemeinde herzlich lieb gewonnen und war von ihr wieder inniglich geliebt und geehrt. Dort in Afrikaners kraal fühlte er ſich heimathlich; er hatte ſich an das Entbehren des Brodes und aller vegetabiliſchen Speiſen, an den ausſchließenden Genuß der Milch und des Fleiſches gewöhnt; ſelbſt der Mangel an dieſen beiden, der nicht ſelten eintrat, wurde durch die Liebe der Freunde, welche Alles zu ſeiner Erleichterung aufbot, erträglicher. Dazu kam noch, daß Moffat auf ſeiner Herreiſe, in ſicherer Vorausſetzung, daß er auch auf ſeiner Rückreiſe denſelben Weg kommen werde, ſo Mancherlei zu ſeiner beſſeren Einrichtung angeſchafft, und daß er eben jetzt in Capſtadt mit einer gleichgeſinnten, treuen Gehülfin für ſein Amt als Lehrer und Erzieher ſich vermählt hatte. Er konnte nicht eher die rechte Freudigkeit zu der Veränderung ſeiner Lage finden, bis er die Sache mit ſeinem Freund Afrikaner beſprochen, und dieſer ſeine Zuſtimmung dazu gegeben hatte, weil er ſelber ſchon ſeit längerer Zeit mit dem Plane umging, ſich mit ſeinen Leuten in dem Lande der Bechuanen anzuſiedeln und dann von neuem in die Nähe ſeines Freundes und Lehrers zu kommen.

So trennten ſich die beiden für Zeit und Ewigkeit verbundenen Männer, dem Raume nach: Afrikaner, vom Gouverneur mit einem Paßport verſehen, der ihn der freundlichen Aufnahme aller Coloniſten empfahl, kehrte allein zurück, nahm aber die Bücher und andre Habſeligkeiten ſeines Freundes mit ſich in ſeinen Wagen, mit dem Verſprechen, ihm dieſelben in das Land ſeiner künftigen Miſſionsthätigkeit nachzuführen. Moffat indeß begleitete den J. Campbell auf ſeiner Beſuchsreiſe zu den Miſſionspoſten jenſeits des Orangeflußes.

Ein Jahr war vergangen; Afrikaner hatte indeß in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern David und Jacobus das Amt eines Lehrers der Gemeinde verſehen, die gemeinſamen Andachts- und Erbauungsſtunden gehalten, den Unterricht in den Schulen ertheilt. Denn dieſer Mann, der einſt ſo Großes von ſich hielt, geſellte ſich jetzt gern zu den Kleinen, ſeitdem er ſelber in ſeinen Augen täglich kleiner, Chriſtus aber und ſein Erbarmen ihm immer größer wurde. Da traf der alte Häuptling noch einmal mit Moffat und Campbell in Lattaku zuſammen, wohin er verſprochnermaßen die Effekten ſeines Freundes geführt hatte. Es war ein ſeliges Wiederſehen; ſchon hienieden ein Vorſchmack von Freuden der Ewigkeit. In Daniels Kuil, wohin Afrikaner in Geſellſchaft jener Freunde gereiſt war, traf derſelbe mit ſeinem vormals erbittertſten, furchtbarſten Feinde, dem Griqua-Häuptling Berend zuſammen. Auch mit dieſem war indeß eine große Verwandlung vorgegangen: er war von Herzen gläubiger Chriſt geworden. Die beiden Krieger, deren Auge vormals vor Zorn funkelte, deren Angeſicht ſich entſtellte, wenn ſie nur Einer den Namen des Andren nennen hörten, betrachteten ſich jetzt mit tiefer Bewegung der Liebe; das Alte war vergeſſen; es war Alles neu worden, in brüderlicher Eintracht ſangen ſie mit einander Loblieder, zum Preiſe des Herrn, beteten nebeneinander knieend für ihr und ihres Volkes Heil. Es mag für Afrikaner noch ein reicher Gewinn geweſen ſeyn, daß er die innige Liebe zu ſeinem geweſenen Feinde als eine Beute in ſeinem Herzen mitnahm; eine ſolche Liebe kommt nicht aus dem vergänglichen Fleiſche, ſondern ſie iſt ein Werk und ein Wahrzeichen der Gnade.

Beim Abſchied von ſeinem Freunde Moffat ſprach Afrikaner die Hoffnung des Wiederſehens aus; dieſe Hoffnung ſollte aber nicht mehr auf Erden erfüllt werden. „Still und klein, ſtets mit Gott gemein“

führte der alte Häuptling ſein Leben noch einige Zeit fort; er war, wie eine gute Frucht, auf welche der Gärtner ſeine beſondre Aufſicht wendet, mit jedem Tage immer milder und reifer geworden. Der treue Diener am Wort, J. Archbell, ein Wesleianiſcher Miſſionar, war Zeuge ſeines Endes. Wie Joſua verſammelte der Sterbende noch einmal ſein Volk um ſich her. Er erinnerte daſſelbe an die großen Thaten der Erbarmung, welche Gott unter ihnen und an ihnen gethan habe, wie er ſie erwählt und von der Finſterniß des Heidenthums zu ſich gezogen habe aus lauter Gnaden. Er ermahnte ſie, dem Herrn treu zu dienen und ſeines Evangeliums würdiglich zu wandeln, ihre Lehrer in Ehren zu halten, die Liebe und Eintracht unter einander, den Frieden mit Gott und den Brüdern feſt zu bewahren, den Willen und das Gebot der Obrigkeit vor Augen zu haben. Ich fühle, ſo ſprach er, daß ich Gott liebe, denn mir iſt Viel vergeben worden. Meine Mörderhand (o möge Keiner von Euch in gleiche Schuld verfallen) war oft befleckt mit Menſchenblut, aber das Blut Jeſu Chriſti macht mich rein von meiner Miſſethat und durch Ihn iſt auch mir Unwürdigem Heil wiederfahren. Ja, ſuchet ohne Aufhören Sein Angeſicht und Er wird ſich von euch finden laſſen und euch in alle Wahrheit leiten.

So endigte dieſer große Kämpfer um den Siegespreis des Glaubens ſeinen irdiſchen Lauf und gieng ein zu den Wohnungen des ewigen Friedens am 12. März 1823.

Wir begleiten nun Moffat zu ſeinem neuen Arbeitsfeld unter den Bechuanen, wo derſelbe am längſten gewirkt hat. Es kommt uns hierbei viel darauf an, unſern Leſern zuerſt ein recht deutliches Bild von der Naturbeſchaffenheit des Landes im Norden des Orangeflußes zu geben, weil aus dieſer nicht nur die Lage des Miſſionars, ſondern auch die des Volkes, unter welchem er lebte und jene furchtbaren, allverheerenden Kriegszüge ganzer Völkermaſſen verſtändlicher werden, welche in der damaligen Zeit die Ruhe der ſüdafrikaniſchen Länder ſtörten. Denn wie die hungernden Lemminge und andre ſolche in Schaaren hereinbrechende Thiere ihre verheerenden Züge antreten, wenn ihrer überhäuften Menge am bisherigen Wohnort das Futter mangelt, ſo werden auch die verwilderten Völker aus dem Innren des Landes durch Dürre und Hungersnoth zu ihren Raubzügen getrieben.

Wie ſchwer namentlich die ſüdafrikaniſche Dürre und der Waſſermangel auf den dortigen Ländern und ihren Bewohnern laſten müſſe, das ſollen uns hier nachträglich einige Züge aus der Beſchreibung zweier Reiſen lehren, welche Moffat machte, während er ſich noch bei Afrikaner aufhielt. Wie die Beſchwerden dieſer Reiſen die jugendliche Kraft des Miſſionars foderten, ſo zeugt auch ihre Beſchreibung von jugendlicher Lebendigkeit der Auffaſſung, der damals für ihn noch ziemlich neuen Eindrücke.

Der Zweck des erſten, wie auch zunächſt des zweiten Ausfluges war das Aufſuchen eines vortheilhafteren, fruchtbareren Ortes zu einem Wohnſitz für Afrikaner und ſeine Horde. Der Wandrer durch das verödete Gebiet im Norden des Orangeflußes muß großentheils ſein eigner Wirth und Lieferant der Lebensbedürfniſſe ſeyn. Denn wenn auch das hin und wieder auf der Oberfläche des Sandes liegende gediegene Eiſen, ja wenn die häufigen gemeineren Eiſenſteine und ſelbſt alle Granitblöcke zu lauterem Golde würden, was hälfe ihm all dieſer Schatz; er könnte ihn durch ſeine Verwerthung nicht vom Hungertode retten, in einer menſchenleeren Wüſte, da nichts zu kaufen, noch zu verkaufen iſt. Auch der Wagen mit Ochſen beſpannt, der die kleine Geſellſchaft auf ihrer erſten Reiſe begleitete (es war damals der einzige in der Niederlaſſung vorhandene, jener den Moffat bei ſeiner Herkunft mit ſich gebracht hatte) enthielt nicht etwa, wie einer der Wägen des Capitän Harris Schiffszwieback oder andre lang ausdauernde Lebensmittel, denn ſolche gab es nicht in Afrikaners-Kraal, ſondern nur allerhand Reiſegeräthſchaften und Fleiſch für das Bedürfniß eines oder etlicher Tage. Weiterhin ſahen ſich die Reiſenden lediglich auf den Ertrag ihrer Jagd angewieſen: das Fleiſch, vor allem der Zebras und der Giraffen, war ihre alltägliche Speiſe, an welcher ſogar die uns ſo unentbehrlich ſcheinende Würze des Salzes fehlte. Wenn die beſten Stücke verſpeiſt waren, dann mußten die übrigen, an der Sonne gedörrten Theile, ſo hart wie Sohlenleder, zuerſt in heißer Aſche und zwiſchen heißen Steinen gebraten, dann mit Steinen zerklopft werden und auch ſo noch koſteten ſie den Zähnen der hungernden Wanderer eine ſo harte Arbeit, daß nach beendigter Mahlzeit die Kinnladen ſchmerzten, der Mund zum Sprechen faſt unfähig war. Das Getränk hierzu, ſparſam genung zugemeſſen, war ein trübes, ſumpfiges Waſſer. An eine Erquickung des Gaumens von andrer Art war entweder gar nicht zu denken, oder der Genuß war von bedenklichen Folgen, wie das eine Mal wo die Reiſenden mit Entzücken eine üppig grünende Fläche vor ſich ſahen und bei ihrem Dahinkommen eine ſolche Menge des Bienenhoniges fanden, daß er aus den Felſenritzen herausfloß. Die Laſtthiere hatten ſich, gewarnt von ihrem Inſtinkt, der Täuſchung nicht hingegeben, ſie rührten das ſo anlockend ausſehende Grün nicht an — denn es war Euphorbiengeſträuch, voll ätzend giftiger Säfte; die Menſchen dagegen hatten, bis zu ihrem Glück ein Eingeborner ſie vor dem Genuß warnte, von dem Honig, zu welchem die Bienen den Saft aus der Wolfsmilch genommen, unbedenklich gegeſſen und mußten in Folge davon die heftig brennenden Schmerzen im Halſe und ein mehrtägiges Kopfweh erdulden.

Auf dieſer erſten Reiſe hatte Moffat auch Gelegenheit einen jener Fälle zu beobachten, an welchen die weiter oben erwähnte Grauſamkeit der Kinder gegen ihre Eltern ſich kund giebt. Er kam an eine Stelle der brennend heiſſen Wüſte, wo eine alte Frau lag, deren abgezehrter Körper einem mit zuſammengeſchrumpfter Haut bedecktem Skelet glich. Es war eine alte Mutter, welche ihre eignen Kinder ſchon vor 4 Tagen hieher gelegt hatten, damit ſie langſam verſchmachten oder von wilden Thieren gefreſſen werden ſollte. Unſer mitleidiger Reiſender wollte ſie auf ſeinen Ochſenwagen nehmen um für ſie zu ſorgen; ſie wies den Antrag mit Entſetzen von ſich: der Anblick eines Wagens war ihr noch etwas ganz Neues; ſie hielt denſelben für ein wildes Thier, furchtbarer als Löwen und Hyänen ſind. Man mußte fürchten, daß ſie an Convulſionen ſtürbe, wenn man ſie mit Gewalt auf das Fuhrwerk bringen wollte, darum gab man ihr, was man hatte: gedörrtes Fleiſch ſammt dem Lieblingsmittel, wodurch jenes Volk das Gefühl des Hungers betäubt und den Mund zu neuer Lebensthätigkeit aufregt: Taback, mit einer Tabackspfeife; in etlichen Tagen hoffte man, auf dem Rückweg wieder hier vorbei zu kommen, und dann weiter für die arme Verlaſſene ſorgen zu können. Als jedoch die Reiſenden auf ihrem Rückweg abermals dort vorüberzogen, fanden ſie keine Spur mehr, weder von der Alten noch von den Gaben, die man bei ihr zurückgelaſſen hatte. Wie man ſpäter erfuhr, hatten ihre unnatürlichen Kinder, von dem Hügel aus, den ſie bewohnten, den Wagen bei der Mutter halten ſehen, waren neugierig herabgekommen und als die verlaſſene Alte ihnen erzählte und zeigte, was der Fremde an ihr gethan, hatten ſie dieſelbe aus Furcht oder aus Schaam vor dem großen Häuptling, für den ſie Herrn Moffat hielten, ſammt den Gaben, durch die ſie jetzt reich war, wieder zu ſich genommen.

Die zweite Reiſe, nach dem Lande der Griquas, wo man ſich auch nach einem bequemen Ort für die anderweitige Niederlaſſung umſehen wollte, machte Moffat in Geſellſchaft einer geringeren Zahl von Leuten aus Afrikaners-Kraal, ohne den Wagen mitzunehmen, zu Pferde. Nur eine Decke von Schaaffellen hatte er, zum einfachen Nachtlager bei ſich; es hätte ſelbſt dieſer Vorſorge kaum bedurft, denn dem Beiſpiele des Miſſionar Hänſel auf den Nikobar-In ſeln folgend, grub ſich unſer Reiſender, um ſich gegen die Kühle der Nacht zu ſchützen, beim Schlafengehen bis an den Hals in den feinen Sand ein. Indem ſeine Reiſegefährten daſſelbe thaten, fragten ſie: „Was wird aber aus uns, wenn Löwen kommen?“ — „Davor ſind wir ſicher, ſprach Moffat; die Löwen werden nicht bloße Menſchenköpfe angreifen, wenn ſie ganze Thierkörper haben können.“ — Und er hatte ſich nicht geirrt.

Eine Gegend am Ufer des Orangefluſſes, durch welche der Weg an einem der erſten Tage der Reiſe führte, gewährte den ſo lang, vom Anblick des dürren Sandes ermüdetem Auge wieder einmal ein Ausruhen auf dem üppigen Grün der Pflanzenwelt. Es war eine jener kleinen Oaſen, die ſich, wo Waſſer iſt, hin und wieder in jenem Lande, mitten in der traurigen Oede finden. Bäume und Gebüſche der verſchiedenſten Arten, ſüdafrikaniſche Mimoſen neben der allbekannten Form der Weiden beſchatten den Strom; in ihren Zweigen wiegt ſich die Schaar der buntfarbigen, jedoch geſangloſen Vögel; am Ufer wie auf den grünen Inſeln ſchreitet der hohe Flamingo zwiſchen den andern Waſſervögeln umher, während der Rabe unter den Schaalthieren des Gewäſſers eine reiche Mahlzeit hält, und eine Truppe von Perlhühnern, geſättigt von den Körnern des Graſes, mit ſchrillendem Geſchrei an dem Wanderer vorüberfliegt. Mit dieſen Zügen eines behaglichen Friedens der Thierwelt bildet die plötzlich hereinbrechende Gefahr einen auffallenden Contraſt. Eine grüne Cobraſchlange windet ſich an dem Stamm und an den Zweigen der Bäume hinauf und beraubt, mitten unter dem lauten

Geſchrei der Vögel, die Neſter derſelben; wie ein Pfeil ſtürzt ſich ein Raubvogel unverſehens auf den ruhig weidenden Haſen, oder auf das Junge des Perlhuhnes herab, während die andren, die ſich ins Gebüſch zerſtreuen, der Fuchs beſchleicht; daneben würgt die Hyäne das junge Zicklein der Antilope, oder das neugeborne Füllen des Zebras, deren Mutter der im Gebüſch lauernde Löwe in ſchnellem Sprunge erhaſchet. Gegen dieſe Zerſtörer des Friedens gewährt weder das Dunkel der Nacht, noch das Hinaufflüchten auf Bäume eine vollkommene Sicherheit, denn auch in den Zweigen der hohen Akazien ergreift bei Nacht der kleine afrikaniſche Tiger, welcher zu klettern vermag wie eine Katze, das ſchlafende Perlhuhn. Selbſt die Inſeln des Flußes ſind kein geſicherter Bergungsort, denn da drohen das Krokodil und der zornmüthige Hippopotamus Lebensgefahr.

Doch nicht die Gefahr von wilden Thieren, welche die bewaffneten Gefährten des Moffat, unter denen einige ſehr kühne Jäger waren, nur wenig achteten, iſt das Einzige, was man hier zu fürchten hat; dem Wandrer durch dieſe Landſchaft nahet ſich der Tod in ſehr verſchiedner Geſtalt. Dieſes erfuhr Moffat, als er eines Nachmittages nach einem furchtbar anſtrengenden Ritt durch die Sandwüſte, wodurch eine groſſe Krümmung des Stromes abgeſchnitten wurde, das Ufer von dieſem wieder erreichte. Er war um einige hundert Schritte hinter den Gefährten zurückgeblieben; dieſe ritten gegen eine Niederlaſſung der Buſchmänner hinan, welche nahe bei dem Fluß auf einer kleinen Anhöhe lag, während Moffat, weil ſein

Pferd ſo wollte, ſeine Richtung nach einem Waſſerpfuhl hinnahm, der ſich in dem jetzt trocken liegenden Bette eines Nebenarmes des Stromes fand. Er ſtieg ab, gieng durch eine Oeffnung des Gebüſches nach der Lache hin und that aus derſelben einen herzhaften Trunk. Kaum war dieſes geſchehen, als der ungewöhnliche Geſchmack, den er im Mund empfand, zugleich mit der Geſtalt des Geheges, das um den Pfuhl herumgezogen war, den Gedanken in ihm erregte, daß dieſes Waſſer vergiftet ſey. Seine Vermuthung war nur zu richtig; in athemloſer Eile kam ein armer Buſchmann gelaufen, ergriff den Fremden ängſtlich bei der Hand und wollte ihn vom Waſſer wegziehen als aber dieſer durch Zeichen, denn die Sprache dieſer Buſchhottentotten war ihm, wie ſeinen Reiſegefährten unverſtändlich, es andeutete, daß er bereits getrunken habe, da gerieth jener wie außer ſich vor Schrecken und rannte ſchnell nach ſeinem Dorfe zurück. Moffat folgte ihm dahin: er dachte an nichts, als an ſein nahes Ende. Mitleidig blickten ihn die Buſchmänner und ihre Frauen an; ſeine eignen Gefährten, in ſprachloſer Angſt, erwarteten in jedem Augenblick, daß er todt vor ihnen niederfallen werde. Mitten in ſeinen Schmerzen mußte der Kranke lächeln. Dies wirkte, wie ein elektriſcher Schlag durch die ganze Schaar der wilden Dorfbewohner; ſie drückten ihre Freude durch ein lautes Geſchwätz und Geſang aus, während ſich hierbei die Frauen, wie bei ihren Freudentänzen, mit den Elnbogen in die nackten Seiten ſtießen. Der Zuſtand des Reiſenden ward indeß ein höchſt peinlicher. Er lag matt am Boden; ihm war es als wollte der innre Aufruhr des Blutes ihm die Adern zerſprengen; der Puls ſchlug furchtbar ſchnell und heftig, das Haupt war vom Schwindel ergriffen. Man hatte den Buſchmännern es begreiflich gemacht, daß der Kranke die Frucht eines in jenem Lande wachſenden Solanum von der Größe eines Eies zu haben wünſche, weil dieſe Erbrechen erregt; das gutwillige Volk lief ſogleich nach allen Seiten umher, konnte jedoch keine ſolche Frucht auffinden; die jugendlich kräftige Natur unſres Europäers half ſich, indem er hierbei eine Menge von friſchem Waſſer trank, durch einen überaus ſtarken Schweiß. Das Uebelbefinden verlor ſich allmälig, zum großen Jubel der armen Buſchhottentotten, welche die Fremden reichlich mit dem einzigen Gericht, das ſie ſelber hatten: mit dem ſchwärzlichen Fleiſche der Zebras bewirtheten, die von ihnen durch die Vergiftung des Waſſers ihres Tränkplatzes gelähmt und dann getödtet worden waren. Das Gift, welches die Buſchmänner zu dieſer Art des Fanges der Thiere verwenden, kommt vornämlich aus den großen Zwiebeln der Amaryllis toxicaria, welche ſie zerſtückt ins Waſſer werfen. Als man die Leutlein beim Abſchied mit einer guten Portion von Rauchtaback beſchenkte, äußerte ſich ihre Dankbarkeit durch gewaltige Sprünge, und durch die wunderlichſten Geberden des Entzückens.

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei dem Benehmen dieſer Buſchmänner gegen einen Fremden, den ſie in ihrem Leben noch nicht geſehen und welcher, wie ihnen dieſes ſeine Geſichtsfarbe und ſeine Kleidung lehrte, zu einem Menſchenſtamme gehörte, von dem ſie faſt immer nur Böſes zu erleiden gewohnt ſind. Gab nicht auch dieſes Benehmen einen deutlichen Beweiß dafür, daß der Menſchennatur ſelbſt im Zuſtand ihrer tiefeſten Verkümmerung noch jener eigenthümliche Charakterzug innewohne, wodurch ſie am weiteſten von der thieriſchen ſich ſcheidet: das Bedürfniß und die Fähigkeit ein über ihr ſtehendes Höheres zu bewundern und zu lieben. Oefters freilich, dies zeigt die Geſchichte aller gröberen wie feineren Abgötterei, iſt das mit Bewunderung Erfaßte nur ſcheinbar, nicht wahrhaft der höheren Stellung werth, welche der Geiſt des Menſchen in ſeinem Wahne ihm anweiſt, immerhin aber deutet dieſer Zug unſres Weſens, wie jener der Magnetnadel, auf einen Angelpunkt hin, der unſres innren Lebens Ausgang und Endziel iſt.

Im weitren Verlauf der Reiſe kam Moffat mit ſeinen Begleitern bei Kwis an, einem Punkte am Ufer des Orangefluſſes, bei welchem eine ſehr große Krümmung des Stromes beginnt. Der Weg, welcher von hier aus in gerader Linie nach Griquastown, der Hauptſtadt des Landes führt, ſchneidet freilich jene Krümmung ab und iſt daher um mehr als eine Tagreiſe kürzer, man findet aber auf ihm einen großen Theil des Jahres hindurch kein Waſſer. Moffat ſtimmte dennoch für den kürzeren Weg, er war noch zu ſehr Neuling in dieſen Gegenden, um ſich einen ſolchen gänzlichen Waſſermangel in einem Landſtrich als möglich denken zu können, der noch wenig Monate vorher ſeine Quellen und Bäche hatte. Die erſte Tagereiſe von Kwis aus ließ ſich noch ſehr erträglich an. Zwar war der kleine Mundvorrath ſchon beim Frühſtück aufgegangen und es hatte ſich kein Erſatz für ihn dargeboten, aber man fand doch

Waſſer. Deſto ſchwerer war ſchon die zweite Tagreiſe. Mit der Nähe des Flußgebietes, welches der geradeſte Weg jetzt verließ, hatte unſren Reiſenden zugleich der größere Theil ſeiner Gefährten verlaſſen, ohne wie es ſcheint dieſe Abſicht zu haben, weil dieſelben in dem Wahn ſtunden, Moffat mit ſeinem ſchnelleren Pferd habe die nämliche etwas ſüdlichere, dem Strom näher bleibende Richtung durch die bahnloſe Einöde eingeſchlagen, welchen jetzt ſie, langſamer folgend, zogen. Nur ein einziger Begleiter war bei Moffat geblieben, und beide hatten anfangs viel Zeit damit verloren, ihre zurückgebliebenen Gefährten durch allerhand Signale zu ſich hin zu rufen. Endlich entſchloſſen ſie ſich den Weg nach dem Langgebirge, durch welches der Paß nach Griquastown hindurchgeht, allein anzutreten. Sie hatten weder Waſſer noch Lebensmittel bei ſich; die Roſſe, von der glühenden Hitze des Tages faſt aufgerieben, hätten auch ſchwerlich es vermocht, außer der Laſt des Reuters noch andre Bürden zu tragen; und ſie ſelber, die Reuter, fühlten ſich von dem faſt zweitägigen Faſten ſo ermattet, daß ſie, als gegen Abend der Weg über einige ſteile Sandſteinhügel ſich hinan und hinabzog, wobei ſie genöthigt waren abzuſteigen, kaum noch gehen konnten.

Noch ein Schuß wurde bei Einbruch der Nacht als Signal für die zurückgebliebenen Gefährten abgefeuert; da antwortete, ganz in der Nähe, das laute Gebrüll eines Löwen. Nirgends war dort ein Holz zu finden um ein Feuer, zur Abwehr des kühnen Raubthieres anzumachen; die beiden Reiſenden warfen ſich auf ihre Pferde, um ſo der Gefahr zu entkommen. Aber die armen Roſſe, obgleich die Furcht ſie noch mächtiger antrieb als die Sporen ihrer Reuter, konnten vor Ermattung faſt nur noch im Schritte gehen; in dem Gebirge, durch das jetzt der Weg führte, wurde das Dunkel immer tiefer und nächtlicher; wenn die Reuter einmal ſtille hielten, um durch das Ohr zu vernehmen was das Auge nicht mehr ſahe, hörten ſie deutlich hinter ſich das Annahen des Löwen. Nur zwei Kugeln in Allem hatten ſie zu verſchießen, man durfte dieſe nicht aufs Unſichere hin verſchwenden; rathſamer ſchien es, in möglichſter Eile einen gähen Abhang zu erſteigen und von dort den annahenden Feind durch hinabrollende Steine abzuſchrecken. Aber der Abhang war zu ſteil um den Füßen eine feſte Stellung zu gewähren; nirgends fand ſich auch ein loſes Geſtein zum Hinabwälzen, und wenn man nun wieder hinunter wollte zum verlaſſenen Steige, auf welcher Seite fand ſich der Löwe, deſſen Klauen man zu vermeiden ſtrebte? Die ängſtlichen Bewegungen der Pferde verriethen es jetzt, daß der Feind ganz nahe bei ihnen auf der rechten Seite ſey; jeden Augenblick mußte man erwarten, daß er auf eines von ihnen und ſeinen Reuter ſich ſtürzen werde. Der Weg durch das in Zikzakwindungen verlaufende Engthal, durch Gebüſch und Sand oder über Sandſteinfelſenſtücke war ſo dunkel, daß nur noch die Pferde ihn erkannten; von Zeit zu Zeit vernahm man das Grunzen eines in ſeiner Nachtruhe geſtörten Pavians oder das Gekreiſch ſeiner Jungen; doch alle dieſe Töne übertäubte bald ein furchtbares Auſbrullen des nahen Löwen, welches ſo laut von Fels zu Felſen wiederhallte, daß es den Reiſenden vorkam, als wären ſie in einer Löwengrube. Doch gerade jetzt, wo die Gefahr am größeſten, war auch die Rettung am nächſten; der Engpaß mündete plötzlich hinaus in die freie Ebene, welche der abnehmende Mond, der ſich in Oſten erhub, beleuchtete, und mit ſeinen Strahlen in die Reuter wie in ihre Roſſe, neuen Lebensmuth ergoß. Die Reuter ſtiegen jetzt ab von ihren vor Müdigkeit wankenden Pferden; ſo erſchöpft jedoch Menſchen wie Thiere waren, ſchien es doch beſſer, noch etwas weiter zu gehen, um ſo vielleicht etwas früher ein Waſſer zur Stillung des quälenden Durſtes, und eine größere Sicherheit vor dem Angriff des etwa nachfolgenden Löwen zu finden.

Vier Stunden lang zog ſich, für die langſam ſchleichenden Thiere und Menſchen, der Weg durch die Ebene, bis ſie das Ziel des heutigen Tagmarſches, den ſogenannten Waſſerfall erreichten, einen Höhenpunkt, von welchem ſich zuweilen, wenn es regnet, etwas Waſſer hinabſtürzt. Vielleicht, ſo hoffte man, hatte ſich doch irgendwo auf oder an dem Felſen etwas Feuchtigkeit verhalten. Aber obgleich der Durſt ſo heftig brannte, daß die Reiſenden nur mit Mühe Zunge und Lippen zu einem einzelnen Wort bewegen konnten, fühlten ſie ſich dennoch unvermögend, den Felſen ſchon in dieſer Nacht zu beſteigen; ſie ließen ihre Pferde gehen wohin ſie mochten, zündeten ein kleines Feuer an und ſuchten durch das Rauchen einer Pfeife den Durſt ſo wie den Hunger zu übertäuben. In weiter Ferne hörte man noch das Brüllen des Löwen, doch der Drang nach dem Schlafe ließ keine Furcht mehr aufkommen;

die Reiſenden empfahlen ſich, im innigen Gebet dem Schutze Gottes und bald waren die Augen geſchloſſen, die Ohren hörten nichts mehr. Wonach man im Wachen ſich vergeblich geſehnt, das wurde jetzt durch den Traum im reichſten Maaße gewährt; unſer Reiſender ſahe ſich durch das nächtliche Spiel der Phantaſie weit über die dürre Wüſte hinaus in paradieſiſch fruchtbare Gefilde verſetzt; ihn führte ſein Traum von einem kryſtallhellen Strome zum andern, in deſſen kühlender Fluth er ſich badete und aus welchem er in vollen Zügen trank; das Säuſeln des Nachtwindes in der Felſenkluft verwandelte ſich in ſeinem träumenden Ohre zu einem lieblichen Getön der Harfen.

Deſto ſchmerzlicher war, nach ſolcher Täuſchung, die dürre Wahrheit, zu welcher das Erwachen zurückführte. Der ganze Leib von Fieberhitze durchglüht; die Augen entzündet, die Pein des Durſtes aufs Höchſte geſteigert. Abermals mußte das Rauchen von Tabak dem ſprachloſen Munde wieder Beweglichkeit geben; die andren Glieder fühlten ſich durch den feſten Schlaf wieder etwas geſtärkt. Während der Gefährte ſich nach den Pferden umſahe, von denen man nicht wußte, ob ſie nicht eine Beute des Löwen geworden ſeyen, machte ſich Meſſat auf um nach Waſſer zu ſuchen. Der Gefährte hatte ihn nach den Gipfel des Hügels, zu einem vorſpringenden Felſen hingewieſen, dort, meinte er, könne ſich noch am erſten etwas Waſſer finden. Doch in dieſer Hoffnung ſahe ſich unſer Reiſender getäuſcht; die Mühe des Hinankletterns war umſonſt geweſen; oben auf der Anhöhe war der Boden eben ſo dürr und trocken als unten in der ſandigen Ebene. Das unwillkührliche Huſten, welches Herrn Moffat beim Hinabſteigen anwandelte, wäre demſelben bald ſehr theuer zu ſtehn gekommen. Die in den Felſenklüften wohnenden Paviane mochten dieſen Ton der menſchlichen Kehle für eine herausfodernde Aeußerung des Zornes halten; gegen hundert Stück derſelben, unter ihnen mehrere rieſenhaft große, kamen herbeigeſprungen, umringten den Reiſenden von allen Seiten, indem ſie ihren Zorn durch lautes Grunzen, Zähneblecken und Verzerren der Stirnhaut zu erkennen gaben, und von Fels zu Felſen ſpringend jeden Augenblick einen wüthenden Angriff erwarten ließen. Moffat wußte nur zu gut, daß, wenn er unter die Schaar dieſer Beſtien feuerte und einen von ihnen verwundete, es um ihn geſchehen ſey, denn in dieſem Falle würden ſie alsbald ihn zerfleiſcht haben; er bediente ſich deshalb nur ſeines Flintenlaufes um die Zudringlichkeit jener Feinde, von denen mehrere mit ihren Händen ſchon ſeinen Hut berührten, in etwas abzuwehren. Endlich ſahe er ſich unten, am Fuße des Hügels, aus dem Defilee der Felſen und Gebüſche wieder in Freiheit und Sicherheit; eine Aufregung des Unwillens gegen die überläſtigen Thiere wollte ihn übereilen, er hatte ſchon die Flinte auf zwei der wüthendſten angelegt; da kam ihm der Gedanke: nicht Rache zu nehmen auch am thieriſchen Feinde, ſondern in Frieden von jenen Felſenbewohnern zu ſcheiden.

Der Gefährte kam und brachte die Pferde mit ſich. Moffats Blicke drückten mehr als Worte das Gefühl der getäuſchten Hoffnung aus; die Thiere wurden geſattelt, obgleich auch ſie dem Durſte faſt erlagen. Auf dem Wege durch die ſandige Ebene ſtellte eine Luftſpiegelung — dieſes Traumgebilde des Dunſtkreiſes, den Reiſenden das Bild von reichlich fluthenden Seen dar, in welchen anmuthige Inſeln lagen. Die Hitze wurde gegen Mittag ſo unerträglich, daß Moffat und ſein Gefährte von Zeit zu Zeit ſtill halten und ihre Köpfe in die Höhlen des Capſchen Erdſchweines oder Emſenſcharrers (Oryctoropus capensis) ſtecken mußten, um nur eine vorübergehende Linderung zu finden, denn dort gewährte weder ein Felſen noch das ſaft- und blätterlos daſtehende Geſträuch einen Schatten; kein lebendes Geſchöpf ward geſehen; nur eine Art von Grylle ließ ihre zirpenden Töne vernehmen.

Mehr noch als Moffat ſelber ſchien ſein Gefährte von der glühenden Hitze zu leiden. Zwar auch Jener hatte das Gefühl als ob feurige Kohlen auf ſeinem Scheidel lägen; Phantaſieen wie im heftigſten Fieber, beſchlichen von Zeit zu Zeit ſein Haupt, an dem Gefährten aber zeigten ſich Spuren von einer viel bedenklicheren Verwirrung der Sinnen, wie ſolche den Sonnenſtich begleiten. Die Pferde gingen nur noch im langſamſten Schritte und ſelbſt zu dieſer Bewegung mußten ſie getrieben werden; endlich, ſpät am Nachmittag, kam man in die Nähe eines Hügels zu einer Lache, „Wittewater“ genannt. An dem wenigen Waſſer derſelben ſchien ſich kurz vorher eine Truppe wilder Pferde oder Zebras gelabt zu haben; das was dieſe übrig gelaſſen, ſchlürften faſt ganz die beiden Pferde unſrer Reiſenden auf; der arme Reſt des Pfützenwaſſers, welcher an dieſe ſelber kam, war beſchmutzt und von unzähligen kleinen Inſektenlarven bewohnt, dennoch gewährte er den faſt ganz verdürſteten Wanderern eine unbeſchreibliche Erquickung. Aber dieſer Waſſerſchlamm hatte den Durſt nur getäuſcht, nicht geſtillt; kaum hatten ſich die Männer wieder in Bewegung geſetzt, als ſie die Pein des Sehnens nach Waſſer in verdoppeltem Maaße zurückkehren fühlten. Da ſie endlich, ſpät in der Nacht, zu Griquatown, in der gaſtfreien Wohnung des Herrn Anderſon ankamen, konnte keiner von ihnen ein lautes Wort ſprechen, nur durch Zeichen deuteten ſie den Wunſch an zu trinken.

Um das Gemälde der Beſchwerden einer ſolchen ſüdafrikaniſchen Reiſe in der Nähe der großen Kärru-Sandwüſte vollſtändig zu machen, fügen wir auch noch einige Züge aus Moffats Bericht über ſeine Rückreiſe nach Afrikaners Kraal bei.

Menſchen wie Pferde waren durch den mehrtägigen Aufenthalt bei den Gaſtfreunden, in einer Gegend, der es nicht an Waſſer, und mithin auch nicht an andren Lebensmitteln fehlte, wieder vollkommen geſtärkt worden, auch die zurückgebliebenen Reiſegefährten, welche auf ihrem Umwege niemals ſo großen Waſſermangel erlitten hatten, waren etliche Tage nach Herrn Moffat in Griquatown angekommen; man beſchloß deshalb abermals, mit Lebensmitteln und einem kleinen Waſſervorrath verſehen, den geraden Weg durch die Wüſte einzuſchlagen, welcher mit friſchen Pferden in ungleich kürzerer Zeit zurückgelegt werden kann, als man auf der Herreiſe für ihn gebraucht hatte. Als die Reiſegeſellſchaft an einem Nachmittage, in der Abſicht heute noch bis zu der Lache „Wittewater“

zu gehen, in Griquatown aufbrach, bemerkte Herr Anderſon, daß der Horizont gegen Weſten hin das Anſehen habe als ob ein Ungewitter ſich nahen wolle. In einem Lande, wo dergleichen Aſpekten ſo oft täuſchen, giebt man nur wenig auf ſie; auch Herr Moffat ließ ſich durch ſie von ſeiner Reiſe nicht abhalten. Doch lange vorher ehe man das Ziel der Tagreiſe erreicht hatte, entlud ſich das Gewitter mit ſo furchtbaren Donnern und Blitzen und in ſolchen Strömen eines mit Hagel untermiſchten Regens, daß kein trockner Faden am Leibe der Reiſenden blieb. Im Kampfe mit vier hungernden Hyänen ſammelte man zwar einige tief im Gebüſch ſtehende, verlaſſene Krähenneſter, um ein Feuer damit zu ernähren, der Regen jedoch ließ keinen Verſuch dieſer Art aufkommen; ganz durchnäßt und zitternd vor Froſt legten ſich die Reiſenden auf ihre dünne Unterlage von Fellen zur Ruhe und — ſo ſiegreich iſt die jugendliche Kraft über all dergleichen Ungemach — Moffat und ſeine Reiſegefährten ſchliefen mitten in dem kalten Bade, mit welchem die Wolken ſie überſtrömten, ein; die Bedeckung von Sand und Schmutz, womit der Regenſtrom ihre Körper überſchwemmt hatte, wurde am andern Morgen in der nahen Pfütze abgewaſchen, die erſtarrten Glieder durch Bewegung wieder erwärmt, und nun ſollte mit dem Frühſtück zugleich auch das geſtern verſäumte Abendeſſen nachgeholt werden. Aber ach, der treffliche Schiffszwieback, welchen Herr Anderſon ſeinen Gäſten mitgab, war mit dem Vorrath des Tabaks in einen und denſelben Sack gepackt worden; die Ströme des Regens hatten Alles durchdrungen, von der braunen Jauche mit der Baitze und dem ſcharfen

Geſchmack des Tabaks war der Zwieback durchweicht worden; keiner der hungernden Reiſenden, obgleich ſie Alle Tabakraucher waren, vermochte ein ſolches gemiſchtes Mahl zu genießen.

Auf das nächtliche, nur zu ſtark abkühlende Bad folgte am Tage eine brennende Hitze, denn es war jene Jahreszeit, welche für dieſe ſüdlichen Breitengrade durch Schnelle der Witterungswechſel unſerem Monat April entſpricht. Die hungernde Reiſegeſellſchaft wurde heute, zwar nicht durch Raben, wohl aber durch einen wilden Hund mit Speiſe verſehen, welcher einen Springbock (eine Art Gazelle) wahrſcheinlich nach ſchon lange andauerndem Herumhetzen in ihrer Nähe erhaſchte und zu Boden riß. Noch in der letzten Nacht vor der Zurückkunſt in Afrikaners Kraal bei dem Hinüberſetzen über den Orangefluß, ward Moffat mit einigen ſeiner Gefährten in große Lebensgefahr gebracht, durch die Angriffe eines zornwüthigen Hippopotamus.

Was wir zuletzt hier gaben, Züge aus Reiſebeſchreibungen, das ſollte nur ein Rahmen ſeyn für das Bild von düſtrerer Art, das wir hiernächſt in der Geſchichte der erſten Jahre der Miſſionsarbeiten unter den Bechuanen zu geben haben. Was ſind alle Mühſeligkeiten, aller Durſt, aller Hunger, alle Gefahren von Löwen und Hyänen, welche der Reiſende durch die brennend heißen Sandwüſten zu erfahren hat, gegen jene Jahre langen Kränkungen, Demüthigungen und innere Schmerzen, die ein ſolcher Beruf, wie der unſres Moffat und ſeiner treuen Lebensgefährtin in Lithaku war, unausgeſetzt mit ſich führt.

Wie wir dies ſchon früher erwähnten: ein Sendbote des Evangeliums an die Bechuanen, ſo wie ſie damals noch alle waren, als Hamilton und Moffat zu ihnen kamen. hatte nicht, wie die Miſſionare bei andren heidniſchen Völkern gegen Abgötterei zu kämpfen: da waren keine Götterbilder, noch Fetiſche, keine Opfer noch Altäre, unter denen vielleicht einer das Erinnern an den „unbekannten Gott“ zugelaſſen hätte, ſondern dieſes Volk war ſchon auf kürzerem Wege dahin gelangt, wohin die Kinder des Abfalles im Schooße der Chriſtenheit auf eine höher hinanſteigende, dafür aber auch deſto tiefer hinabſchmetternde Weiſe zu gelangen ſtreben. Es iſt eine Welt des Dunkels, welche nur, wie von den Wänden und der Decke eines dumpfigen, ſchmutzigen Zimmers, von dem eignen „ſterblichen“ Weſen des Fleiſches umfangen iſt. Den Bewohnern dieſer Welt, für welche nur das vorhanden iſt, was ſich mit Händen greifen, mit den Füßen treten läßet, iſt der erhebende Anblick des Himmels mit ſeinen Geſtirnen verſagt und unzugänglich, denn dieſe Geſtirne laſſen ſich nicht mit Händen greifen; die Sonne, um welche unſre Erde, wie der Menſch um dieſe wandelt, läßt ſich nicht, obgleich ſie das Tiefe iſt, mit Füßen treten; jene arme Welt kennet nichts Heiliges, nichts göttlich Wundervolles; ſie kennet nur das eigne arme Selbſt in ſeiner natürlichen Unvollkommenheit; Licht und Nacht, Leben und Tod, Neues wie Altes, läſſet den Menſchen in dem Zuſtand, in welchem Moffat die Bechuanen fand, gleichgültig, wenn nur der Bauch ſeine Sättigung hat. Munamiets, ein Oheim des Oberhäuptling oder Königes Mothibi, ein mehrmäliger Begleiter des J. Campbell auf ſeinen Beſuchsreiſen, mithin einer von Denen, welche im Voraus zu der meiſten Hoffnung berechtigten, ſagte ganz offen zu Moffat: „Na Mary d. h. Herr, eure Sitten und Gebräuche mögen für euch ſelber gut genug ſeyn, aber ich kann nicht finden, daß ſie den Magen füllen. Uebrigens würde ich gern mit euch leben, denn ihr ſeyd artig und wenn ich krank würde, könntet ihr mir Medizin geben. — — Ich gehöre zu den Vätern des Volkes, und obgleich ich noch ein Jüngling bin“ (er war 70 Jahre) „bemerke ich doch, daß meine Gedanken nicht mehr ſo ſchnell ſind als ſonſt. Vielleicht ſeyd ihr im Stande unſren Kindern eure Mekhuas (Gebräuche) zu lehren.“

So ſprach und dachte der ſcheinbar am weiteſten geförderte unter dem Volke; ein vieljähriger Freund der Chriſten; ein Mann, welchen der fromme Vater Campbell ſo oft in die Gemeinſchaft ſeines Gebetes aufgenommen und zum angelegentlichen Gegenſtande deſſelben gemacht hatte. Was ließ ſich dann erſt von der Stimmung der Andren erwarten?

In der That, der Contraſt zwiſchen dem Leben in Afrikanerskraal und hier auf dem neuen Poſten, in Lithaku, kann nicht greller gedacht werden als er wirklich war. Dort war der Miſſionar verehrt und geliebt, von ſeinem gläubigen oder dem Glauben nahe ſtehenden Häuflein, wie ein Vater oder Bruder; hier war er verachtet wie ein Narr. Dort theilten die armen Namaquas willig und gern ihren letzten Biſſen mit ihm; der Häuptling Afrikaner hatte ihm Kühe geſchenkt, deren Milch ihn labte; ſelbſt Titus Afrikaner, ein Mann von rauheren Sitten, kam öfters zu Moffat und ſahe nach, ob er verſorgt ſey und fand er da Mangel, dann lieh er ſich die Flinte und einige Schüſſe Pulver und Blei, gieng aufs Feld und kam (denn er war ein mächtiger Jäger) niemals ohne Beute zurück, die er dem Lehrer brachte. Bis herab ins Kleinſte ſuchten Afrikaners Leute Alles zu thun, was ihrem Freunde wohlgefallen, Alles zu vermeiden, was ihm anſtößig und unangenehm, ſelbſt an ihrer Kleidung ſeyn konnte. Half doch, wie wir oben ſahen, der alte Häuptling ſelber mit bei dem Geſchäft der Reinigung der armen, vernachläßigten Schulkinder. Afrikaner und viele ſeiner Leute hätten im Fall der Noth Leib und Leben für ihren geliebten Lehrer gelaſſen; er ſelber mit all' ſeinem Eigenthum war ihnen werth und von ihnen bewahrt wie der eigne Augapfel.

Wie ganz Anders ſahe, um zuerſt mit den mehr äußerlichen Zügen zu beginnen, dieſes Alles im Verkehr mit den Bechuanen aus! Dieſen war jede Schonung, jede billige Rückſicht auf die Perſon und das Eigenthum ihrer Lehrer fremd; unter ihnen war nichts ſicher, nicht einmal, wäre dieſes von ihnen allein, nicht von Gottes Schutz und Schirm abhängig geweſen, das Leben.

Herr **Hamilton**, früher Miſſionar zu Griquatown, war von der Direktion zu gleicher Zeit mit Moffat für die Station unter den Bechuanen beſtimmt worden; er kam auch einige Zeit früher als dieſer auf dem Poſten an. Das leibliche Leben verlangte ſeine Rechte; hier bot ihm keiner der Eingebornen einen Trunk Waſſer, geſchweige Milch oder ein andres Lebensmittel an. Eines Tages ſetzt ſich der von

Hunger und Mangel hartgeplagte Mann hin und zerreibt, mit mühſamer Anſtrengung zwiſchen 2 Steinen (denn es fehlte ihm an einer Handmühle) eine anſehnliche Portion von Moorhirskörnern zu Mehl, knetet dieſes mit Waſſer zu einem Teig, und bäckt ſich ein Brod daraus, das für mehrere Tage Sättigung verſprach. Er geht nach vollendeter Arbeit zu dem Haus, das zu den religiöſen Verſammlungen beſtimmt war und prediget hier den tauben Ohren; als er zu ſeiner Hütte zurückkehrt und nun ſein Gebäck anzuſchneiden und zu genießen hofft, findet er zwar die Thür noch verſchloſſen, aber das Brod iſt geſtohlen, obgleich der Dieb nur durch die enge, fenſterartige Oeffnung ſeinen Ein- und Ausgang genommen haben konnte. Dieſe, und gar manche ähnliche Erfahrung ihres Leidensgefährten mußten Moffat und ſeine treue Hausfrau gleich von ihrer Ankunft an in Lithaku faſt täglich ſelber machen, und ſie hätten ſich glücklich geprieſen, wenn nur dieſe nicht viel ſchmerzlichere Leiden und getäuſchte Hoffnungen ihnen hier begegnet wären. Doch wir wollen, weil ſie charakteriſtiſch für den damaligen Zuſtand des Volkes ſind, auch noch bei dieſen kleineren Vexationen verweilen.

Vor den Diebereien der Bechuanen war nichts ſicher. Nicht nur entwendeten ſie bei ihren täglichen zudringlichen Beſuchen in den Wohnungen der Miſſionare faſt jedesmal irgend eine Kleinigkeit — ein Meſſer, metallenen Löffel u. ſ. w., ſondern öfters wurden eigentliche Einbrüche in die Wohnungen, Schmiedewerkſtatt oder in die Gärten der Lehrer verübt, beſonders dann, wenn dieſe beim Gottesdienſt beſchäftigt, oder ſonſt auswärts ſeyn mußten, oder auch bei Nacht. Der Verluſt an Geräthſchaften, wie an Sägen, Aexten, Hacken und dergleichen war für die Miſſionare öfters ein ſehr empfindlicher, weil ſie in ihrer weiten Entfernung von der Capſtadt, mit welcher noch dazu gar kein Verkehr war, ſo äußerſt ſchwer ihn erſetzen konnten. Dabei waren die Diebe ſo unverſchämt, daß ſie ſolche Werkzeuge, wenn ſich das Metall derſelben nicht ſo gut zerſchmelzen ließ, als ſie erwartet hatten, in Stücke zertrümmerten und dieſe den Eigenthümern als Verkaufs- oder Tauſchartikel anboten. Seitdem Miſtreß Moffat ſich mit blechernen Löffeln verſorgt hatte, welche die Bechuanen nicht zu ſchmelzen vermochten, hielten ſie dieſe Art der Tiſchgeräthe für behext und daſſelbe urtheilten ſie über einen eiſernen Topf, den ſie geraubt und zerſchlagen hatten, als ſie bemerkten, daß ſich das Gußeiſen deſſelben nicht ſo ſchmieden ließ, wie andres Eiſen. Zuweilen ſahe ſich der Miſſionar genöthigt, wenn er niemand zur Aufſicht in ſeinem Hauſe hatte, von welchem ihn ſo eben ein nöthiges Geſchäft hinwegführte, das diebiſche Volk, das um den Lohn eines Stücklein Tabaks dazu willig war, mit ſich zu ſeinem Geſchäft zu nehmen, nur damit keiner ihn indeß beſtehlen möge.

Wenn einmal kein Diebſtahl im Haus, im Geräthe-Schuppen oder im Garten verübt war, dann fehlte es wenigſtens nicht an Entwendungen und Verluſt bei der Heerde. Statt daß die Leute in Afrikanerskraal auf das Vieh ihres Miſſionars eben ſo ſehr und manche noch mehr als auf ihr eignes Acht genommen hatten, ſchienen dagegen die Bechuanen nur darauf auszugehen auch dieſes Eigenthum ihrer Lehrer an ſich zu reiſſen. Bald brachen ſie in die Umzäunung, worin das Vieh bei Nacht ſtund und ſtahlen einen der beſten Zugochſen, den ſie ſogleich ſchlachteten, zerſtückten und etwa nur eine Schulter für den Beſitzer übrig ließen, bald trieben ſie die Rinder in der Nähe des Fluſſes in einen tiefen Sumpf, zeigten das angeblich zufällige Ereigniß den Miſſionaren erſt am Abend an, wenn es zu ſpät war die Thiere wieder herauszutreiben, und theilten dann bei Nacht mit den Hyänen, die ſich auch ein und das andre Stück holten, den Raub. Von den Schaafen, die man hier, wo es ſo ſehr an andren Lebensmitteln fehlte, als Schlachtvieh halten mußte, kam nur ſelten die Hälfte an den Haushalt der Miſſionare; die Bechuanen holten ſich die beſten Stücke ganz, andren ſchnitten ſie den Fettſchwanz ab oder zerbrachen auch zuweilen den armen Thieren aus boshaftem Muthwillen die Schenkel.

Nicht nur wie gewöhnliche Diebe, ſelbſt wie Raubmörder benahmen ſich zuweilen dieſe Leute. Als Moffat ſchon einige Zeit hier geweſen, wollte eines Tages ſeine Frau mit ihrem kleinen Kind auf dem Arm ihre freilich nur arm beſtellte Küche zuſchließen um zu der gottesdienſtlichen Verſammlung zu gehen, welche eben gehalten werden ſollte. Ein Bechuanenweib hatte ſich in die Küche eingedrängt und als Madame Moffat daſſelbe in den demüthigſten Ausdrücken bat es möge ſich entfernen, ergriff das Weib ein Stück Holz und wollte der Bittenden damit über den Kopf ſchlagen; dieſe flüchtete ſich in das Gotteshaus; das Weib ſtahl indeß aus der Küche, was ihr anſtund.

Was die Miſſionare bauten, das riſſen öfters die Bechuanen wieder ein; was jene ſäeten, das ſchnitten jene ſich ab. Der ſandige Boden und die Niederlaſſung bedurfte, wegen des faſt beſtändigen Mangels an Regen, einer Bewäſſerung, wenn auf ihm etwas gedeihen ſollte; die Miſſionare hatten ſich deshalb mit vieler Mühe einen Graben angelegt, welcher das Waſſer mehr als eine Wegſtunde weit vom Kurumanfluß nach ihren Gärten leitete, vorher aber ſeinen Lauf durch einen Theil der Gärten der Eingebornen nahm. Als dieſe, denen vorhin niemals der Gedanke an eine Wäſſerung ihrer Felder gekommen war, die vortheilhafte Wirkung davon in den Gärten der Miſſionare ſahen, durchſtachen die Frauen, denen dort mit der andren ſchweren Arbeit auch der Feldbau obliegt, den Graben und ließen ſein Waſſer in verſchwenderiſcher Weiſe durch ihre Felder herauslaufen, ſo daß Moffats Garten ſo wie ſelbſt ſein Haushalt öfters ohne einen Tropfen Waſſer geblieben wäre, wenn man nicht den nöthigſten Bedarf aus einer kleinen, weit abgelegenen Quelle herbeigeholt hätte. Als ſich die Miſſionare darüber beklagten, verſchütteten die Frauen den Ausfluß aus dem Kuruman ganz. Abwechſelnd giengen nun zwar Herr Moffat und Hamilton in der heißeſten Stunde des Tages (3 Uhr Nachmittags), da jedermann Ruhe hält und wo die Hitze öfters faſt 30 Grad R. erreicht, mit dem Spaten auf der Schulter zu dem 3 engliſche Meilen weit abgelegenen Anfangspunkt des Grabens, öffneten dieſen, verſchloſſen zugleich die Lücken nach den andren Feldern, um ſo viel Waſſer bei ſich zu ſammeln, daß ſie ihre kleinen Pflanzungen netzen könnten, die Bechuanenweiber kamen aber gewöhnlich bald hinterher und legten den Graben.

durch neues Aufreiſſen ſeiner Wände, wieder trocken. So mußte dann die Zeit der Nacht, welche den hart angeſtrengten Männern ſo noth gethan hätte zu ihrer Ruhe, zur Verſorgung der durſtenden Pflanzungen angewendet werden, und was half alle dieſe Mühe der ſchlafloſen Nächte, was half die Arbeit eines ganzen Jahres — die Bechuanen ſtahlen ſelbſt am hellen Tage die Früchte der nächtlichen Arbeiten.

Wenn in den erſten nicht nur Monaten ſondern wohl Jahren die beiden Verbündeten zum gemeinſamen Werk etwa am Abend zuſammen kamen, da hatten ſie für gewöhnlich ſich einen oder den andren äußren Verluſt zu erzählen. Der innre Gewinn aber war größer als der äußre Verluſt: der Gewinn an Geduld, welche die Erfahrung bringet, aus welcher jene Hoffnung erwächſet, die niemals zu ſchanden werden läſſet. Sie vertraueten auf Den, welcher gekommen iſt, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, denen verheiſſen iſt, daß auch ſie in Ihm ſollen geſegnet werden, und Sein ſich rühmen. Ja, dieß war die Looſung, mit der ſie am ſpäten Abend ſich die Ruhe wünſchten, unter Seinen Flügeln: „Er hat geſagt, ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden“, und Er wird es thun.

Neben ſolchen, das ſittliche Gefühl des Chriſten verletzenden Vergehungen eines ohne Gott, mithin auch ohne Gewiſſen, ohne Gefühl für Schicklichkeit und Recht dahin lebenden Volkes, giebt es auch an dieſem mancherlei Unſitten, die mit beſonderer Schwere auf der Hausfrau eines Miſſionars laſten mußten. Was wußten dieſe Leute von Reinlichkeit, von Schamhaftigkeit! Die Mädchen, von der Zeit ihrer Mann barkeit an, eben ſo wie die Männer, beſchmierten ihre Haut, wie ihre Haare mit einem Gemiſch von Fett oder Butter und von rothem Ocher; Alles, was ſie anrührten, ward von dieſer Ueberkleiſterung beſudelt. Ihr Gewand, welches meiſt nur vom Rücken hinabhing, während es den übrigen Körper nur ſehr unvollkommen bedeckte, beſtund zunächſt aus faſt rohen Fellen von Schafen oder Ziegen; deren Wollenhaar der Wohnſitz einer unzählbaren Menge von plagenden Inſekten war. Dieſe Körper, welche mit Willen niemals die wohlthätige Reinigung durch Waſſer erfahren hatten, überfließend von der ranzigen, übelriechenden Fettigkeit, konnten durch ihre Annäherung, ſelbſt im Freien, die Luft verpeſten, wie viel mehr erſt in dem engen, eingeſchloſſnen Raume des Zimmers einer Hüttenwohnung. Und dennoch war täglich das Zimmer des Herrn Moffat von ſolchen Gäſten angefüllt; ſie betaſteten und beſchmutzten hierbei zugleich Alles; nicht gewohnt auf Bänken oder Stühlen zu ſitzen, kauerten ſie zwar am Boden, ſtützten aber die Ferſen oder Fußſohlen, namentlich bei den gottesdienſtlichen Verſammlungen an die niedren Bänke, indem ſie zugleich das Kinn den Knieen näherten. Oefters ſchlief Einer in dieſer ſonderbaren Stellung ein und fiel, zur großen Beluſtigung der Andren auf den Rükken. Die aber, welche wachten, hörten auch nicht auf das, was der Lehrer zu ihnen ſprach, ſondern ſie waren, wenn kein andrer Gegenſtand ihre neugierig oder habſüchtig betaſtenden Hände in Anſpruch nahm, wenigſtens mit dem Fang der kleinen Thiere beſchäftigt, welche die Empfindung ihrer Haut bei Tag wie bei Nacht in Regung erhielten, indem ſie hierbei das.

was ſie erbeuteten, nicht umbrachten, ſondern ſchonend auf den Boden des Zimmers oder Betſaales warfen. Der armen Frau Moffat, einer Seele von zarter, feiner Bildung und Ordnungsliebe, wenn ſie ſich im eignen Zimmer ſo unter die Wilden eingeſchloßen ſahe, kam es ſchwer an, den Eckel zu überwinden; ſie ſchob öfters das Auftragen der einfachen Mahlzeit für ihren von der Arbeit müden Gemahl und für ſich, ſtundenlang auf, in der Hoffnung, daß jener Beſuch ſich entfernen, und die Luft wieder rein werden möchte, meiſt aber ward dieſe Erwartung getäuſcht; der Hunger mußte auf dem Kampfplatz mit dem Eckel treten, und es war ein Glück wenn dieſer jenen nicht beſiegte.

Am meiſten ward unter einem ſolchen Volk jedes ſittliche Gefühl durch das Benehmen und das bürgerliche Verhältniß der Frauen verletzt. Dieſe waren es aber ſo gewohnt; ſie wollten es nicht anders haben. Als einſt Moffat Zeuge ſeyn mußte, wie bei dem Bau einer Wohnung, der, wie wir oben erwähnten, nur von Weibern beſorgt wird, die Frau eines der Vornehmeren des Volkes in unſchicklicher Art von einem Baumaſt zum andern ſtieg, fragte er unwillig, warum ſolches Geſchäft nicht von Männern verrichtet werde? Darüber brach unter den Hörerinnen ein allgemeines Gelächter aus. „Wie gut wäre es“ ſagte die Königin, die Gemahlin des Mothibi, „wenn ihr unſren Männern etwas eingäbet, daß ſie mit uns ſo verführen, wie Ihr mit euren Frauen, welche nur das leichtere Geſchäft verrichten, während ihr Männer alle beſchwerliche Arbeit thun müßet.“

Die gute Frau, der es, wie die Folge gezeigt hat, weder an Gaben des Herzens noch des Geiſtes fehlte, ſprach damals jene Worte in ſpöttiſch gemeinter Weiſe aus und lange Zeit wurde, bei Wiederholung des Scherzes, die Einfalt des Miſſionars, der ſolche neue Sitten lehren wollte, verlacht: der Stand der Dinge hat ſeitdem ſich ſehr verändert; Mothibis Gemahlin, mit vielen hundert Andren, iſt eine gläubige Jüngerin des Herrn geworden und mit dem lebendigen Glauben kam ihr Sinn und Zartgefühl für göttliche wie für wohlanſtändige, menſchliche Ordnung und Sitte.

Wie wir ſchon ſagten, alle wi[illegible]rtige Erfahrungen, alle Vexationen der ſo eben beſchriebnen Art waren bei weitem nicht das Schwerſte von dem, was unſre Sendboten unter den noch unbekehrten Bechuaren zu erdulden hatten. Es gab Leiden von andrer Art, welche noch viel tiefer an das Leben des Glaubens griffen: Leiden, welche der Seele die Frage zurieſen: „wo iſt nun dein Gott?“

Die gottesdienſtlichen Verſammlungen wurden von den beiden Lehrern mit großer Treue gehalten; an Zuhörern waren hierbei zuweilen bis vierzig, andre Male nur einer vorhanden. Die Anweſenden, mochten es Viele oder Wenige ſeyn, betrugen ſich ein wie das andre Mal auf höchſt unziemliche Weiſe, denn während die Einen ſchnarchten, lachten und ſchwatzten die Andren, oder trieben irgend eine Handarbeit; auf die Worte, welche der Lehrer ſprach, achtete Keiner. Allerdings wurde der Eingang der Lehren des Evangeliums in die Herzen der Hörer (obwohl dieſes nur in der ganz erſten Zeit der Fall war) dadurch erſchwert, daß unſre Miſſionare, der Sprache der Bechuanen noch nicht hinlänglich mächtig, ſich eines Dolmetſchers bedienen mußten, dem mit der höheren Erkenntniß zugleich der gute Wille für den Fortgang des Miſſionswerkes fehlte; doch mußten, abgeſehen hiervon die Kennzeichen des natürlichen Widerwillens gegen die Predigt vom Heil der Sünder, nur zu ſtark in die Augen fallen. Ohne Scheu ſagten die Leute gleich anfangs es den Miſſionaren ins Geſicht, daß Keiner von ihnen ſeine Kniee jemals beugen werde vor ihrem Jeſus und Jehovah; zu derſelben Verſicherung fügten ſie ſpäter noch Worte des bittern Hohnes und der Läſterung hinzu. Wenn am Sonntag abwechſlend einer von den beiden Sendboten nach einem benachbarten Orte gieng um auch da dem Volke ein Wort des Lebens zu ſagen, da fand ſich kein Hörer für ſie, bis der Häuptling des Ortes einige, ſcheinbar befehlsweiſe zuſammengerufen hatte. Er ſelber der Häuptling, ſo wie ſeine Leute, konnten übrigens nur durch das Geſchenk von ein wenig Tabak zu ſolcher Gefälligkeit bewogen werden, und wenn der Miſſionar einmal zufällig vergeſſen hatte Tabak mitzubringen, ſagte man ihm, er ſollte erſt wieder nach Hauſe gehen und welchen holen. Aber wenn nun auch einige Leute zuſammengekommen waren, pflegten ſie dennoch meiſt, wenn der Miſſionar kaum angefangen hatte zu reden, wieder auseinander zu laufen. Auch gieng es bei ſolchen Gelegenheiten nicht ohne anderweitige Kränkungen ab. So hielt man gefliſſentlich den Miſſionar, welcher gerne in den Morgenſtunden wieder nach Hauſe gegangen wäre, ſo lange mit dem Zuſammenberufen einiger Zuhörer auf, bis die heißeſten Stunden des Tages kamen und lachte ihn dann aus, wenn er auf dem Heimwege mühſam und meiſt vergeblich nach einer kleinen Abkühlung der vom Gehen im glühend heißen Sande ſchmerzenden Fußſohlen umherſuchte. „Aber warum geht ihr nicht einmal wieder in euer Land?“ fragte einſt ganz unwillig ein Häuptling den Herrn Moffat, als dieſer ihn bat, er möge ihm zur Wiedererlangung ſeines Meſſers behülflich ſeyn, das ihm während der Anrede an das Volk geſtohlen worden war. „Wenn ihr nicht“, ſo ſagten Andre, „in eurer Heimath etwas begangen hättet, wofür ihr Strafe befürchten müßtet, ihr würdet euch nicht ſo hierher zu uns ſetzen.“

Das Maaß dieſer Leiden ſollte noch höher ſteigen. Eine lang anhaltende Dürre hatte die Felder wie die Viehweiden großentheils zu einer Wüſte gemacht; da beſchloß das Volk des Landes einen Regenmacher zu ſich zu rufen, welcher über 40 geographiſche Meilen von ihnen entfernt im Gebiet der Bahurutſis wohnte. Auf eitle Worte und leere Verheißungen kam es den damaligen Bechuanen nicht an, die Geſandten verſprachen dem Regenmacher ungemeine Reichthümer und große Ehren, wenn er nur mit ihnen bis zum Land der Batlapis (eine kleine Tagreiſe von Lithaku) kommen, und „die Brüſte“ des Himmels eröffnen wolle. Der Mann ließ lange auf ſich warten, und ſchon fieng das Gerücht an ſich zu verbreiten, die Geſandten, welche ohne ihn nicht zurückkehren durften, müßten ermordet ſeyn. Da entſtand auf einmal ein lauter Lärmen und gewaltiger Auflauf in der Stadt; der Regenmacher hatte einen Boten geſendet der ſeine nahe Ankunft verkündete und zugleich den Befehl des mächtigen Mannes überbrachte, daß

Jedermann ſich die Füße waſchen ſolle. Jetzt liefen Alle, Vornehme und Geringe, Alte wie Junge zum Fluß hin, um dem Gebot Folge zu leiſten; ſelbſt das Dienſtmädchen des Herrn Moffat rannte mit den Andren fort. Der witterungskundige Regenmacher hatte mit gutem Vorbedacht dieſen Augenblick für ſeine Ankunft erwählt. Ein Wind vom Meere her war immer ſtärker geworden; über den ſeit langer Zeit wolkenlos gebliebenen, gleichſam ehernen Himmel, ſtieg ein ſchweres Gewölk herauf, aus welchem furchtbare Blitze mit lautem Donner ſich entluden. Aber ſo laut auch dieſer Donner hallte, er konnte dennoch das Jubel und Triumphgeſchrei des Volkshaufens nicht übertäuben noch unhörbar machen, welcher ſo eben den an der oberen Seite der Stadt hereinziehenden allmächtigen Mann bewillkommnete, der gleich bei ſeiner Ankunft die Vorräthe von Regen am Himmel verſammlete.

Der Betrüger redete das Volk an: „Die Weiber, ſo ſagte er, müßten in dieſem Jahre ihre Felder auf den Hügeln anlegen und beſäen, denn der Regen ſolle ſo häufig fallen, daß er die Thäler unter Waſſer ſetzen werde.“ Wirklich fielen jetzt auch einige ſchwere Regentropfen aus den Wolken auf die laut jubelnde und tanzende Menge herab. Doch der erwartete Regen wollte für diesmal nicht kommen.

Als das Getöſe und der Auflauf ſich ein wenig gelegt hatten, kamen Mehrere zu den Wohnungen der Miſſionare. „Nun,“ ſo fragte einer höhnend, „wo iſt euer Gott“? — Jene ſchwiegen. — „Habt ihr“, ſo fuhr der Spötter fort, „unſren Mächtigen geſehen, wie er feurige Speere aus den Wolken ſchleuderke? Ihr ſchwatzet uns da vor von eurem Jeſus, von eurem Jehovah — was können dieſe thun?“ Während die Feinde ihre Läſterungen über die Lehrer ausgoſſen, bewegten dieſe in ihrem Innern jene Troſtworte aus dem 46. Pſalm: „Seyd ſtille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden.“ Sie hielten feſt an der Looſung ſolcher Stunden der Prüfung: „Der Herr Zebaoth iſt mit uns; der Gott Jacobs iſt unſer Schutz.“

Dieſes Feſthalten that jetzt ihren Seelen ganz beſonders Noth. Der Regenmacher, wie andre Leute, deren Geſchäft es iſt, das Volk zu betrügen, war ein Mann von großer Schlangenklugheit und Menſchenkenntniß. Er beſuchte die Miſſionare, wohnte ſogar mehrmalen den gottesdienſtlichen Verſammlungen bei, und ſuchte auf andre Weiſe den Fremden, deren Ueberlegenheit er fühlte, eine gute Meinung von ſich beizubringen. Als er aber zugleich auch bemerkte, in welch geringer Achtung dieſe Fremden bei dem Volk des Landes ſtünden, ſcheute er ſich nicht ſeinen Einfluß auf die Bechuanen insgeheim zum Verderben der Miſſionare anzuwenden.

Das Volk hatte von Tag zu Tage erwartet, der Regenmacher, dem man Alles gethan und gegeben hatte, was er nur verlangte, werde ſeine mehrmalen feierlich wiederholte Zuſage erfüllen und einen allbefruchtenden Regen herabfallen laſſen. Aber der witterungskundige Mann war diesmal durch ſeine Vorzeichen getäuſcht worden; die Wolken hatten ſich, wie dies in dem vom Pflanzenwuchs entblößten, ebenen Lande der Bechuanen häufig geſchieht, nach dem waldigen Gebirge in Oſten hingezogen, ohne über der weſtlichen Niederung ſich zu entladen; die Dürre wuchs fortwährend zu einem furchtbaren Grade an; der Himmel blieb verſchloſſen. Da erſann ſich der liſtige Betrüger eine nahe liegende Ausrede, durch welche er den gerechten Unwillen des getäuſchten Volkes von ſich hinweg auf Andre ablenkte. Die Miſſionare ſollten die Schuld haben, daß keine ſeiner mühſamen und zum Theil wenigſtens für das Volk überaus beſchwerlichen Operationen, zum Herbeiſchaffen des Regens den günſtigen Erfolg hätten. Das Geläute ihrer kleinen Betglocken, ja ihr Gebet ſelber, ſollte die Regenwolken vertrieben haben. Der Oberhäuptling wollte hierauf den Miſſionaren das Niederknieen und Beten ſogar in ihren Wohnungen verbieten; ſie fürchteten ſein Verbot nicht. Der Betrüger merkte indeß wohl, daß ſeine immer wiederholten Lügen, und die ungeheuren Zumuthungen, die er an das Volk machte, die Geduld deſſelben ermüdet hatten, und daß beſonders die Frauen anfiengen ſein Truggewebe zu durchſchauen. Vierzehn Tage lang zog er ſich in ſeine Hütte zurück, dann auf einmal, erſchien er wieder vor dem Volk. „Er habe endlich,“ ſo redete er die Verſammlung an, „den einfachen Grund entdeckt, aus welchem das Ausbleiben des Regens unvermeidlich ſey.“ — Jeder war begierig dieſen Grund zu erfahren. Er ſchien ungern damit hervortreten zu wollen, endlich, als er die Erwartung aufs Höchſte geſpannt ſahe, fragte er: „Habt ihr nicht geſehen, daß wenn Wolken über uns heranziehen, Moffat und ſein Gefährte nach ihnen hinaufblicken?“ — Allerdings hatte man dies geſehen, man konnte die Frage nicht anders als bejahen. — Nun dann, fuhr der Mann fort, ſo lange dieſe im Lande bleiben, werden wir niemals Regen haben, denn ihre weißen Angeſichter verſcheuchen die Wolken.

Nur auf wenig Augenblicke und auch nur bei einem Theil der Verſammlung ſchien dieſe grobe Lüge die gewünſchte Wirkung hervorbringen zu wollen. Der Mann hatte allen ſeinen Credit bei der Menge verloren; ſeine Worte waren in den Wind geredet. Ja noch mehr, er hatte die Gefahr, womit er das Haupt Andrer bedrohete, auf ſich ſelber hingelenkt; der Haß der Bechuanen gegen den Menſchen, der ihnen ſo viel Unruhe bereitet, ihre Leichtgläubigkeit ſo gemißbraucht hatte, war ſo hoch geſtiegen, daß in einer Berathung der Volkshäupter ſein Tod beſchloſſen wurde. Bei dieſer Gelegenheit gab Moffat dem Volke ein Beiſpiel von chriſtlicher Nächſten- und Feindesliebe, das auf Viele einen ganz beſondren Eindruck machte. Nachdem er von einer angeſehenen Frau, die er als Arzt behandelte, den Mordanſchlag, indem er ſich ſtellte als wiſſe er Alles, erforſcht hatte, verwendete er ſich bei Mothibi und andren Häuptlingen eindringend kräftig für das Leben des Regenmachers, und verſprach zugleich ein Löſegeld für denſelben. Man fragte ihn: ob er nicht wiſſe, daß der Regenmacher ſein Feind geweſen ſey, der ſeinen Tod geſucht habe? Er bejahte dies, blieb aber bei ſeiner vermittlenden Fürbitte. Seine Vorſtellungen drangen durch. Mothibi ſelber, um den Mann dem Haſſe des Volkes zu entziehen, gab dem Regenmacher und ſeinem Weib das Geleite bis über die Gränze.

Eine Gefahr war allerdings, durch die Entfernung dieſes feindſeligen Menſchen vorübergegangen, aber ein neues, noch viel ſchlimmeres Mißverhältniß zwiſchen den Bechuanen und ihren chriſtlichen Lehrern entſpann ſich bald hernach. Die Buſchmänner hatten einiges Vieh aus den Heerden der Bechuanen geſtohlen; dieſe wollten blutige Rache nehmen und einen Ausrottungskrieg gegen das arme Volk beginnen, die Miſſionare widerſetzten ſich und hielten auch ihre Leute von der Theilnahme an der harten That ab. Die Griquas, zum Theil Chriſten und Befreundete der Chriſten, hatten auch Händel mit den Bechuanen angefangen und zu gleicher Zeit hatten einige andre Jäger, welche dem Namen nach Chriſten waren, tadelnswürdige Thaten in ihrem Gebiet verübt. Dieſes alles hatte das durch die Noth ſeines Landes ohnehin ſehr aufgereizte Volk gegen ſeine Lehrer ſehr verſtimmt. Sie betrachteten dieſe als innre Feinde, welche mit den äußren Feinden wo nicht in offenbarem Einverſtändniß doch in einem unziemlich neutralem Verhältniß ſtünden. Namentlich ſchrieben ſie alles das, was in dieſen Fällen einzelne Chriſten gethan, dem Chriſtenthume überhaupt zu, ſagten öfters, die Miſſionare möchten zu andren Völkern gehen und ſie belehren, welche ſchlimmer wären als die Bechuanen. Wenn ein Miſſionar damals ein Wort der chriſtlichen Belehrung ſagen wollte, da ſchrieen jene laut auf „er lügt nur.“ Auch die Verläumdungen, welche der Regenmacher gegen die Lehrer ausgeſprochen hatte, waren nicht ganz ohne Folgen geblieben; ſie hatten doch einen Saamen des Argwohnes und des Widerwillens in vielen Herzen zurückgelaſſen, welcher jetzt keimte und aufgieng. Man hätte die Fremdlinge lieber heute als morgen fortgehen ſehen. Dieſe innre Gährung konnte nicht lange ohne einen heftigen Ausbruch bleiben.

Eines Tages, gegen Mittag, kam ein Häuptling mit zwölf ſeiner Krieger vor die Wohnung des Herrn Moffat, der ſo eben mit Reparaturen an ſeinem Wagen beſchäftigt war; die Leute ſetzten ſich in den Schatten eines großen Baumes in der Nähe des Hauſes. Sie waren Abgeſandte, welche dem Miſſionar das Reſultat einer öffentlichen Volksberathung, die ſo eben gehalten worden war, überbrachten. Moffat trat zu ihnen hin, auch Hamilton wurde herbeigerufen. Beide ſtunden da, um zu hören, was man ihnen zu ſagen hatte; ſie waren auf das Schlimmſte gefaßt. Der Hauptſprecher unter der Geſandtſchaft nahm das Wort; er berichtete den beiden Miſſionaren, daß es der Beſchluß der Häupter des Volkes ſey, daß ſie alsbald das Land verlaſſen ſollten, und thäten ſie dies nicht gutwillig, ſo müſſe man ſich gewaltſamer Mittel bedienen um ihrer los zu werden. Bei dieſen Worten geſtikulirte der Häuptling auf eine ziemlich ausdrucksvolle Weiſe mit ſeinem Speer in der Luft, während Frau Moffat mit ihrem Kind auf dem Arme unter der Thür der Wohnung ſtund, ängſtlich den Ausgang erwartend. Die Miſſionare antworteten: „Wir waren immer abgeneigt von euch fortzugehen, nun aber fühlen wir uns mehr als jemals entſchloſſen treulich auf unſrem Poſten auszuharren. Wir bemitleiden euch, denn ihr wiſſet nicht, was ihr thut. Wir haben allerdings ſchon viel unter euch erlitten und Er, deſſen Diener wir ſind, hat uns ſelbſt geſagt in ſeinem Wort: wenn ſie euch in der einen Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andre; aber alles das, was wir bisher erduldeten, war noch keine eigentliche Verfolgung, es waren Handlungen wie ſie euer Unverſtand nicht anders erwarten ließ. Wollt ihr uns los ſeyn, dann müßt ihr es noch viel ärger machen, denn unſre Herzen ſind mit euch. Ihr müßt Blut vergießen und Feuerbrände in unſre Wohnungen werfen, wobei, das wiſſen wir von euch, ihr unſrer Frauen und Kinder ſchonen werdet. Dann werden die, welche uns ſendeten, es erkennen, und Gott, welcher Alles ſieht und hört, was wir thun, wird erkennen, daß wir wahrhaft von euch verfolgt waren.“ Der Häuptling, als er dieſe Worte hörte, wendete ſich zu ſeinen Leuten; er ſchüttelte den Kopf und ſagte: „dieſe Menſchen müſſen zehn Leben haben, da ſie den Tod ſo wenig fürchten; es muß etwas Wahres an ihrer Sage von der Unſterblichkeit ſeyn.“ So gieng der drohende Sturm vorüber.

Unwetter jedoch von andrer, nicht minder furchtbarer Art ſtiegen auf, deren Schläge nicht die Miſſionare allein, ſondern das Volk der Bechuanen, ja mit dieſem zugleich alle Völker der Nachbarſchaft trafen. Wir beſchreiben das Ereigniß, durch welches ganze Länderſtriche entvölkert wurden, in einigen Zügen.

In dem abgelegenen Innren des ſüdlichen Afrikas hatte ſich, ſey es durch mächtige Feinde von außen gedrängt, oder durch Mangel und Hungersnoth genöthigt, eine Völkermaſſe in Bewegung geſetzt, welche mehr noch denn einſt Dſchengiskans und Timurlenks furchtbare Schaaren, überall wohin ſie kam, Verderben und Vernichtung verbreitete. Die Sage gieng ſchon ſeit längerer Zeit vor dieſer Völkerſchaar vorher, daß ein gewaltiges Weib, Namens Mantatie, an der

Spitze eines Heeres, unzählbar wie ein Schwarm der Heuſchrecken, ernährt von ihrer Milch, einherziehe, Hornissen vor ſich vorausſende, und alles Land, das ihr Zug berühre, in eine Einöde verwandle. Von ihrer Königin wurde das allverſchlingende Volk „die Mantaties“ genannt. Die Miſſionare hatten das Gerücht nur wenig beachtet; ſie hielten es für einen fernen Nachhall der verheerenden Kriegszüge des Tſchaka, des Tyrannen der Zulus. Wie durch ein innres Vorgefühl angeregt beſchloß jedoch, eben in dieſem Augenblick Moffat, eine Reiſe zu Makaba, dem König der Bawangetſi zu machen, der ihn hierzu dringend eingeladen hatte. Zwar der königliche Oberhäuptling der Bechuanen, Mothibi, wollte, aus einer Art von Eiferſucht, dieſe Reiſe nicht geſtatten, und verbot allen ſeinen Leuten den Miſſionar zu begleiten, dieſer aber mit dem kleinen Gefolge, das ihm zu Gebote ſtund, trat ſie dennoch an. Er war nur wenig kleine Tagmärſche weit gekommen, da traf er auf Flüchtlinge, welche kaum ſelber dem allgemeinen Verderben entronnen, ihm die ſichere Kunde brachten, daß die Verderber, die Mantaties ſchon in der Nähe, und, wie man glaube, auf dem geraden Wege nach Alt- von da aber nach Moffats Wohnſitz, nach Neu-Lithaku ſeyen. Dieſe Kunde wurde noch durch andre Flüchtlinge beſtätigt; Moffat hatte nichts Nöthigeres zu thun als ſeinem langſamen Ochſengeſpann voraus nach Neu-Lithaku zurück zu eilen. Die Nachricht, welche er den Bechuanen überbrachte, erregte bei dieſen Furcht und Schrecken; Viele zeigten ſich geneigt in die Kalegare Wüſte zu entfliehen, wo der Hungertod ihnen eben ſo nahe geweſen wäre, als hier die Streitäxte der Feinde. Die Einſicht der Miſſionare mußte dem Unverſtand des beſtürzten Volkes zu Hülfe kommen; Moffat eilte zu Pferde nach Griquatown um die dortige, meiſt chriſtliche Bevölkerung zur Abwehr des gemeinſamen Feindes aufzufodern, der wie eine Fluth auch über ſie bald hereinbrechen konnte. Dort, im Hauſe des Herrn Melville fand er den edlen Georg Thompſon Esqu., welcher von Capſtadt zu Beſuch gekommen war und auch nach Lithaku gehen wollte. Während ſich die Bewohner von Griquatown und Campbells-Station zum Kampfe rüſteten, kehrte Moffat noch einmal nach Neu-Lithaku zurück, um die Streitkräfte der Bechuanen in Bewegung zu ſetzen. Ein Trupp von mehr als tauſend Bewaffneten ſtellte ſich; nach mehreren Tagen kamen auch die Streiter von Griquatown, vor Allem gegen hundert Reiter, unter der Anführung ihres tapfren Hauptmannes Waterboer. Anſtalten zur Flucht der Frauen nach der Colonie, waren für den Fall der Noth getroffen worden; Herr Moffat beſchloß in eigner Perſon mit zu Felde zu gehen, um vielleicht, bei ſeiner Kenntniß in der Sechuanaſprache als Vermittler zu einem friedlichen Vergleich mit den Mantaties dienen zu können. Denn es lag den Miſſionaren Alles daran, ſo weit nur möglich das Vergießen von Menſchenblut zu verhindern.

Geſtärkt vor Allem durch ein gemeinſames, inbrünſtiges Gebet brachen die Bundesgenoſſen aus Griquatown zuerſt, in der Richtung gegen Alt-Lithaku auf, ihnen folgte langſamer das andre bewaffnete Fußvolk. Am Matluarinfluße hielt und ſammelte ſich das kleine Heer; Moffat aber in Begleitung des Waterboer und einiger Andren, ritt noch bei Nacht vier Stunden weiter, bis zu einem kleinen Wäldchen. Hier hielt man mit den Pferden bis nahe gegen Tagesanbruch, dann wendeten ſich die berittenen Kundſchafter gegen das nahe gelegene Alt-Lithaku hin. Dort beleuchtete ihnen die Morgendämmerung auf dem gegenüber gelegenen Abhang eine weit ausgedehnte ſchwarze Fläche, aus deren Mitte hie und da ein Rauch aufſtieg. Die Kundſchafter hielten dieſes Schwarz für Kohlen und Aſche, indem ſie glaubten, man habe geſtern das dürre Gras und Gebüſch angezündet und niedergebrannt, bei genauerem Hinblick bemerkten ſie jedoch, daß dies lebende menſchliche Körper ſeyen. Ein Theil des unzählbaren Heeres der Feinde hatte ſich auf jenem Abhang gelagert, ein andrer war in Alt-Lithaku eingedrungen und hatte ſchon einen Theil der Stadt wie ihrer Bewohner mit Feuer und Schwert vernichtet. Die wilden Krieger hatten die fremden Reuter entdeckt; man ſahe die geſchwungenen Streitäxte vom Licht der aufgehenden Sonne erglänzen.

Ein junges Weib aus dem Heer der Feinde, welches in der Nähe der Reuter ſeinen Hunger mit den Knoſpen der Akazienbäume zu ſtillen ſuchte, wurde mit einigen Lebensmitteln erquickt, mit Taback beſchenkt und mit dem Auftrag zu dem Feinde geſendet, daß einige ſeiner Führer zu einem friedlichen Zweigeſpräch ſich einſtellen ſollten. Moffat und ſeine Begleiter ritten bis auf 2 Büchſenſchüſſe weit zum Lager der Mantaties hin. Da wo ſie hielten, lag bei einem Felſen ein alter Mann mit ſeinem Sohne; der letztere ſchon verhungert, der Alte dem Tode nahe. Bei einem Quell fanden ſich die abgezehrten Leichname mehrerer Verhungerten, einer dieſer Körper lag zum Theil in dem Waſſer ſelber, aus welchem jetzt unſre Reuter ihren Durſt ſtillen mußten. Bis auf etwa hundert Schritte näherten ſich nun Moffat und einer ſeiner Begleiter den Feinden, in der Abſicht hier abzuſteigen und zwei Häuptlinge derſelben zum friedlichen Geſpräch aufzufodern, doch dies war vergeblich; die wilde Schaar achtete den Zuruf der Friedensworte nicht; plötzlich ſprang ein Haufe ihrer Bewaffneten wüthend gegen die Reuter, die ſo eben abſteigen wollten, an; Speere und vergiftete Pfeile flogen um die beiden Männer her, doch keiner traf dieſe; ſie hatten Zeit ſich auf einen nahen Hügel zu retten. Der Feind verfolgte ſie nicht, vor ſeinen Augen, nicht ohne Gefahr, tränkte man noch unten am Waſſer die Pferde.

Die Truppen der Verbündeten, gegen das Heer der Mantaties ein kleines Häuflein, waren indeß nahe gekommen; am andren Tage, als man noch vergeblich friedliche Unterhandlungen verſucht hatte, begann die Schlacht. Die Wilden, als ſie mehrere ihrer Häuptlinge und Krieger durch das ihnen unſichtbare Geſchoß, das aus den Flinten kam, darniedergeſtreckt ſahen, ſtutzten zwar auf einige Augenblicke, erneuerten aber alsbald den wüthenden Kampf; die Griquas wurden mehrmalen auf eine kurze Strecke zurückgeworfen, drangen aber immer mit ſiegreicher Gewalt wieder vor, während der Heerhaufe der Bechnanen, die vorher ſo großprahleriſch von ihren künftigen Thaten geſprochen hatten, ſich durch ein halbes Dutzend der wüthenden Mantaties in feige Flucht ſchlagen ließ. Noch immer vertheidigte der

Feind mit Löwengrimm ſeine Stellung, ſchon der Anblick dieſer vor Wuth raſenden Schwarzen hatte etwas Furchtbares, aber mit dem kleinen Häuflein der Chriſten war Gottes Kraft; als ſie jetzt den Sturm auf das Lager des Feindes wagten und in dieſes eindrangen, da bemächtigte ſich der Schwarzen ein wilder Schrecken, ſie flohen hinauf nach der Stadt. Hier ſo wie hinter der Stadt lag die andre, an Zahl und innrer Kraft ungleich furchtbarere Abtheilung ihres Heeres; hätten bei der Schlacht beide zuſammengeſtanden, dann wäre dieſe, nach menſchlicher Einſicht, wahrſcheinlich für die Chriſten verloren geweſen; die Fluth der Verderber hätte ſich bis über die Gränzen der Colonie ergoſſen, ſo aber geſchahe es, daß die noch gar nicht zum Kampf gekommene größere Hälfte ſich von dem Schrecken der Geſchlagenen anſtecken und mit zur Flucht fortreißen ließ. Mitten durch die vom Feind in Brand geſteckten Hütten der Stadt verfolgten die Griquas den Feind über drei Stunden weit, um es ihm zu verwehren, daß er die Richtung der Flucht, die er gegen Norden genommen hatte, verließe. Moffat nahm ſich indeß der Pflege der gefangenen Kinder und Frauen ſo wie des Schutzes der Verwundeten an. Denn eines ſolchen bedurften dieſelben gegen die Bechuanen, welche, ſo wie ſie bei der Schlacht gegen kämpfende Männer die niederträchtig Feigeſten geweſen, jetzt nach vollendeter Schlacht die Grauſamſten gegen die kraftlos daliegenden Verwundeten, ſo wie gegen die Frauen und Kinder des Feindes waren, welche ſie, hätte Moffat es nicht verhindert, zum größeſten Theil würden umgebracht haben. Auch hier ſahe man übrigens Beiſpiele, daß ein einziger minder ſchwer verwundeter Mantatie von 50 Bechuanen umringt und vielleicht mit 10 oder 12 Speeren und Pfeilen in ſeinem Leibe noch immer wüthend fortkämpfte, bis etwa einer ſeiner Feinde ihm den Kopf ſpaltete oder das Herz traf. Selbſt Moffat wurde durch die Streitäxte, welche manche der ſchon am Boden liegenden, hart verwundeten Schwarzen, mit Anſtrengung ihrer letzten Kräfte nach ſeinem Kopfe ſchleuderten, mehrmalen in Gefahr geſetzt. Von einigen der Gefangenen erfuhr man, daß das Heer der Mantaties an dem nämlichen Tage, an welchem es durch den „Donner und Blitz der Griqua's" (ſo nannten ſie das Musquetenfeuer) geſchlagen wurde, im Begriff geweſen war, gegen den Kurumanfluß zu ziehen und Neu-Lithaku zu überfallen. Nach Moffats Beobachtung ſchien jenes kriegeriſche Volk mit den Bechuanas von gleicher Geſtalt und Abkunft, auch war ſeine Sprache nur ein Dialect der Sechuanaſprache. Nur ſind die Mantaties größer, ſtärker, dunkelfarbiger als jene Stammverwandten und durch ihren langen Kriegszug waren ſie tapfrer und kampfluſtiger geworden als die Bechuanen.

Der blutige Völkerkrieg war übrigens mit jenem Schlage noch nicht beendigt. Das Heer der Mantaties, welches wenigſtens noch 40000 Mann zählte, hatte, ſchon durch den Hunger zu ſeinem Raubmord getrieben, noch manche Stadt überfallen und vernichtet, und wie auf allen ſeinen Zügen das Land, über welches es gekommen, mit Gebeinen der Erſchlagenen beſtreut. Gleich in den erſten Tagen nach der oben beſchriebenen Schlacht hatten ſie von neuem ſich nach

Süden gewendet um an den Bechuanas Rache zu nehmen; ſie hatten ſelbſt die Griquas bedroht. Doch mit all dieſen Ereigniſſen wollen wir uns hier nicht aufhalten, ſondern nur noch die Folgen betrachten, welche dieſelben für das Werk der Bekehrung der Bechuanen hatten.

Dieſes Volk, vor allem ſein König Mothibi und die meiſten andren Häuptlinge hatten bei dieſer Gelegenheit die Miſſionare als ihre Freunde und Schützer kennen gelernt, ohne deren treue, mit Lebensgefahr verbundene Hülfe ſie und all die Ihrigen ohne Rettung verloren geweſen wären. Die Thaten der Lehrer erwarben dieſen eine Achtung bei dem Volke, welche bald nachher auch eine beßre Achtung vor ihren Worten zur Folge hatte. Auf einer Reiſe nach Capſtadt hatte Moffat den älteſten Sohn des Mothibi, den künftigen Erben der Herrſchaft mit ſich genommen, welchem dort viele Freundſchaft und Liebe erwieſen wurde; auch dieſes diente dazu, das Band der Anhänglichkeit der königlichen Familie an den Miſſionar noch feſter zu knüpfen. So hatte der Herr, deſſen Wege zu den Menſchenherzen ſo verſchiedner Art ſind, zuerſt dem äußren Menſchen eine Bahn, zu jenen Seelen hin gebrochen, welche dem Volke die Kraft des Lebens aus Gott mittheilen ſollten und bald folgte der Richtung dieſer Bahn auch der innre Menſch.

Ein großer Beweiß für das Zutrauen, deſſen von jetzt an die Miſſionare genoſſen, war der, daß, als nach einem Beſchluß der Direction für ihre Station ein Flecklein Landes von den Eingebornen erkauft wurde, welches 3½ Stunden weit von Neu-Lithaku entfernt, näher an der Quelle des Kurumanflußes liegt, alsbald viele Familien der Bechuanen ſich geneigt bezeigten, den Lehrern nachzuziehen. Dieſem Zuge ward ein neuer, ihn fördernder Antrieb gegeben durch den unerwartet ſchnellen Tod des jugendlichen Freundes der Miſſionare, des Sohnes des Mothibi, des Prinzen Peclu. Nicht die Eltern und Verwandten allein, auch die Miſſionare hatten auf dieſen jungen Fürſten, jedes in ſeiner Weiſe, große Hoffnungen und Erwartungen geſtellt; ſie ſollten erfahren, daß die Hoffnung, auf ſterbliches Fleiſch geſetzt, nicht jener Hoffnung zu vergleichen iſt, die niemals zu Schanden werden läſſet. Den Eltern des Verſtorbenen war ſeitdem der bisherige Aufenthalt verleitet; auch ſie ließen ſich geneigter finden, in den Plan einer Verſetzung des bisherigen Aufenthaltsortes einzugehen.

Der unbedeutende Zug, von Neu-Lithaku nach der Kurumanſtation war kein Zug von Ur in Chaldäa nach Haran oder von Haran nach Canaan, aber nach ſeinem kleineren Maaße hatte er für die Ausziehenden einen ähnlichen Segen als Abrahams Auszug für dieſen und ſeine Nachkommen. Wie der Thau vom Himmel plötzlich auf den Blättern der durſtenden Gewächſe da iſt und dieſe erquickt, ohne daß wir ihn kommen und fallen ſehen, ſo zeigten ſich an den bisher unempfänglichen Herzen der Bechuanen Spuren einer Lebensbewegung, welche nur der Geiſt von oben zu wirken vermag, deſſen Ausgang und Ende dem Menſchen ein Geheimniß iſt, wie jene des ſauſenden Windes. Wer konnte das erklären, daß jetzt auf einmal, wenn der Miſſionar nur dieſelben Worte ausſprach, dieſelben Thaten des göttlichen Erbarmens über die Menſchen erzählte, welche er ſchon hundert ja tauſend Male geſprochen und erzählt hatte, zuerſt ganze Schaaren der Frauen von einer Rührung ergriffen wurden, die ſich durch Ströme von Thränen und bald auch durch unverkennbare Züge eines „neuen, gewiſſen Geiſtes“ zu erkennen gab und daß kurz nachher ſelbſt viele Männer, denen, nach ihrem Begriff von Ehre, das Weinen eine Schande war, von der gleichen äußerlichen wie innerlichen Bewegung hingeriſſen wurden. Selbſt den kleinſten Kindern theilte ſich die Rührung mit, die Kapelle der Verſammlungen war ein Bochim, ein Ort des Weinens geworden; des Weinens, nicht nur von Thränen einer Reue, welche niemand gereuet, ſondern zugleich einer ſeligen Freude und Liebe, wie ſie das verloren geweſene Kind an dem Herzen des entgegenkommenden Vaters weint. Wir halten uns hier nicht bei den Erſcheinungen auf, womit die erſte Erweckung der Bechuanen nach außen verbunden war; ſie möchten manchen, in dieſen Wegen Unerfahrenen ſo unbegreiflich vorkommen als einem völlig Gehörloſen, der in ſeinem verſchloſſenen Zimmer nichts vom Brauſen des Sturmes vernimmt, das ſtarke Bewegen der Bäume, das Zerſchmettern ihrer Aeſte, ohne eine Hand, welche daſſelbe verübt, oder das Emporwallen der ſchäumenden Meereswogen, das er durch die Fenſter ſiehet. Was uns hier noch beſchäftigen ſoll, das iſt eine kurze Betrachtung der Früchte des Miſſionswerkes unter den Bechuanen, nach einem fünf Jahre langen, ſo oft vergeblich ſcheinenden Harren und Hoffen.

Schon einige Monate vorher, ehe die Erweckung allgemeiner wurde, war ein gewiſſer Aaron Joſephs, mit ſeiner Frau und ſeinen 3 Kindern zur Kurumanſtation gekommen, weil er hier beſſre Gelegenheit für den Unterricht der letzteren haben konnte, als auf dem Maierhof, den er in der Colonie beſaß. Aaron Joſephs war Sklave geweſen und vormals ſeinem Herrn entlaufen, hatte ſich aber ſpäter durch das Sammlen und Verkaufen von Elfenbein ſo viel erworben, daß er nicht nur von ſeinem geweſenen Herrn die Freilaſſung ſondern auch ein kleines Beſitzthum in der Colonie erkaufen konnte. Er ſowohl als die Seinigen waren zwar noch ungetauft, hatten aber ſchon bisher jede Gelegenheit redlich benutzt, mit den Lehren des Chriſtenthumes bekannt zu werden. Ihr innres Wachsthum an Erkenntniß und an Kraft nahm einen raſchen Fortgang; nach wenig Wochen ſahen ſich die Miſſionare im Stande dem ſehnlichen Verlangen des Mannes nachzugeben und ihn ſammt ſeinen 3 Kindern zur Taufe der Chriſten zuzulaſſen. Die heilige Handlung geſchah in der kleinen Kapelle; mit dem Aaron Joſephs und ſeinen Kindern zugleich wurde das Kind des Herrn Moffat getauft, das ihm ſeit wenig Tagen geboren war.

Es liegt in dem Sacrament eine Kraft, die nicht nur in der vergänglichen Rührung des ſterblichen Weſens ſich kund giebt, ſondern die da bleibet in das ewige Leben. Obgleich bei dem Zudrang der Menge zu dem beengten Raum des Kirchleins es unmöglich war, die erwünſchte Ordnung und Stille zu erhalten, waltete dennoch bei den Verſammleten, während der heiligen Handlung ein Gefühl des Naheſeyns des Herrn vor; das vorhin ſo leichtſinnige Volk nahm einen tiefen Eindruck von dieſer Stunde mit ſich hinweg. Alles was man heut gehört hatte, das klang in den Seelen wieder; der Geiſt der Gnade hatte die Worte lebendig gemacht; wo man neben den Hütten vorübergieng, da hörte man den Ton der chriſtlichen Geſänge oder des lauten Gebetes. Schon mit Tagesgrauen verſammleten ſich einzelne Familien in irgend' einem Hauſe zum gemeinſamen Gebet und Geſang und ſo geſtärkt gieng der Einzelne an ſein Geſchäft; noch ſpät am Abend erhuben ſich dieſe Stimmen und Herzen zum Preiſe Gottes.

Der Glaube, überall wo er erwacht, giebt ſich durch Früchte der Liebe kund. Mehrere Männer aus der Station, unter ihnen Aaron Joſephs kamen zu den Miſſionaren und erboten ſich auf eigne Koſten und durch Arbeit der eignen Hände ein geräumigeres Haus zur chriſtlichen Schule, und, bis eine größere Kirche erbaut ſey, zu den gottesdienſtlichen Verſammlungen zu errichten. Dieſes Werk that noth, denn die Capelle faßte längſt nicht mehr die Menge Derer, welche in ihr anbeten wollten. Man gab jenen Männern was ſie einzig verlangt hatten: einen Plan zu dem Hauſe, das auf europäiſche Weiſe erbaut werden ſollte. Da wollte das ganze Volk an dem Baue Theil nehmen; Frauen und Kinder trugen das Material herbei, das die ſtärkeren Hände der Männer zuſammenfügten; im May 1829 konnte das Haus dem Dienſte des Herrn geweiht werden; am erſten Sonntag im July deſſelben Jahres wurden fünf Bechuanen ſammt ihren Kindern und der Frau des Aaron Joſephs getauft. Man hatte dieſer heiligen Handlung eine länger anhaltende, ernſte Prüfung vorausgehen laſſen; die Taufkandidaten waren nur Solche, in deren

Leben und Wandel ſich wahrhafte Beſſrung und Aendrung des Sinnes kund gegeben; bei den öfteren Prüfungen, welche die Lehrer mit ihnen anſtellten, fanden ſich dieſe oft tief bewegt von den kindlich gläubigen, treffend wahren Antworten, welche jene auf ihre Fragen gaben; die Seelen hatten die Hauptlehren des Evangeliums nicht nur erfaßt, ſondern die Kräfte derſelben an ihren Herzen erfahren.

Der Tag der Taufe dieſer Erſtlinge, aus einem Volke, das ſo lange widerſtrebt hatte, war für Viele ein reichgeſegneter. Fünfzig getaufte Griquas waren der Jagd wegen, Eingeborne aus verſchiednen Gegenden, des Handels wegen hergekommen, ſie alle wohnten dem Gottesdienſte bei, welcher ganz in der Sechuanaſprache (die Predigt über 1 Joh. V. 29) gehalten wurde. In den Griquas, unter denen Mehrere ſeyn mochten, in deren Herzen die erſte Liebe einer neuen Anfachung bedurfte, erwachte, als ſie die innig lebendige Theilnahme der Bechuanen bemerkten, ein heilſamer Geiſt der Nacheiferung, der ſeitdem gute Früchte trug; das Glaubensbekenntniß, welches die Täuflinge vor der heiligen Handlung ablegten, ließ wohl kaum eine Seele der Hörenden ungerührt. Als in einer ſpätren Stunde des Tages die Lehrer, mit mehreren ihrer Erſtlinge das heilige Gedächtnißmahl des Todes Jeſu feierten, als dann die kleine Geſellſchaft der Communicanten noch am Abend im Miſſionshauſe einfache Bewirthung empfieng, da war es ihnen Allen wie den Träumenden. Jene Worte des 126. Pſalmes ſahen ſie jetzt in Erfüllung gegangen: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Saamen; ſie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Die Saat der Thränen reiſte bald hernach in jenem ganzen Lande zur Ernte und es hat dem Herrn gefallen viele Arbeiter in dieſe Ernte zu ſenden, denn, als es bekannt wurde, daß die Bechuanen hätten das Wort Gottes angenommen, da kamen nicht nur noch mehrere Sendboten der engliſchen Kirche, ſondern auch franzöſiſche und Wesleyaniſche Miſſionare; das ganze Land, von den Winterbergen in Oſten bis zu der Kalegarewüſte in Weſten iſt jetzt erfüllt mit chriſtlichen Schulen und Capellen. Doch wir richten hier unſren Blick zunächſt nur auf den Fortgang des großen Werkes in der Kuruman-Station.

Die Miſſionare, mitten unter den außerordentlichen Erſcheinungen, welche die allgemeine Erweckung des Volkes mit ſich führte, hielten es für nöthig, mehr denn jemals im Wachen und Beten anzuhalten, damit nicht der Satan Unkraut auf das jetzt ſo leicht empfängliche Land ſäe. Sie verdoppelten ihre Vorſicht bei der Aufnahme der Candidaten zur Taufe; nicht das, was öfters in ganz merkwürdiger Begeiſterung die Lippen ſprachen, ſondern was die That des neuen Lebens bezeugte, das galt in ihren Augen etwas. Von dem Innerſten und Höchſten ſuchten ſie die Lebensthätigkeit des Glaubens auch auf das Aeußre und ſcheinbar Niedrere zu leiten; Madame Moffat eröffnete eine Näheſchule für die Frauen und Mädchen und bald ſahe man Alle, Männer wie Frauen, in reinlichem, anſtändigen Gewand einhergehen. Die eckelhafte Sitte des Einſchmierens der Haut mit Fett und Ocher, war jetzt verbannt, an ihre Stelle war ein ſorgfältiges Reinigen durchs Waſſer getreten. Zu gleicher Zeit ward auch in den Häuſern ein Geiſt der Reinlichkeit und beſſeren Anordnung ſichtbar, man fertigte ſich Tiſche, Stühle und Kiſten zur ordnungsgemäßen Aufbewahrung der Kleider; Lichter wurden gegoſſen, ſo daß auch in den Abendſtunden jedes Haus ſeine nothdürftige Beleuchtung hatte und ſo brach die Morgendämmerung ſelbſt einer äußren höheren Geſittung und geſellſchaftlichen Bildung an.

Ein Hauptaugenmerk mußte vor Allem die Nahrungsquelle des Volkes: der Feldbau ſeyn. Gott hatte das arme Land auch äußerlich mit den Strömen ſeines Segens erfüllt; ſtatt der vorhergehenden, vieljährigen Dürre waren fruchtbare Zeiten eingetreten; es hatte einen Ueberfluß an Regen gegeben. Zudem hatten auch die Eingebornen angefangen dem Beiſpiel ihrer Lehrer zu folgen und Gräben anzulegen, durch welche ſie das Fluß- und Quellwaſſer zu ihren Pflanzungen hinleiteten. Statt daß die Bechuanen vorher faſt nichts angebaut hatten, als Moorhirſe, Schminkbohnen und Waſſermelonen, verſchafften ihnen jetzt ihre Lehrer die Saamen von Mais, Weizen, Gerſte, Erbſen, Kartoffeln, gelben Rüben und Zwiebeln, leiteten ſie zum Bau des Tabaks an, welcher fortan einen einträglichen Gegenſtand zum Tauſch und Verkauf bildete; auch Obſtbaumpflanzungen ſahe man entſtehen. Die Werkzeuge und Geräthſchaften zur Arbeit wurden zuerſt von der Colonie und Capſtadt herbeigeſchafft, bald aber lernten die Bechuanen ſelber welche verfertigen. Ein Neues war hierbei geſchehen: die Männer hatten arbeiten gelernt, ja ſie freuten ſich der Arbeit des Feldbaues und der Handwerke; ein

Arbeitsgeräthe war ihnen lieber als vormals die prunkende Waffe oder der Schmuck der Krieger.

Was vor Allem das innre, geiſtige Leben betrifft, ſo hatten zwar jene außerordentlichen Bewegungen und Rührungen, von denen wir vorhin ſprachen, nachgelaſſen, dagegen bemerkte man deutlich ein zunehmendes Wachsthum im Erkenntniß und im Ernſt der Geſinnung. Der Eifer zum Lernen war ſo groß, daß man die Alten mit den Jungen an den Leſeübungen Theil nehmen ſahe; bald gab es Viele, welche ihre Mutterſprache zu leſen vermochten. Deshalb war ſchon damals Herr Moffat ernſtlich darauf bedacht, eine Ueberſetzung des Evangeliums Lukas in die Sechuanaſprache zu vollenden und zum Druck zu fördern.

Ein zweites Miſſionshaus war vollendet; es handelte ſich jetzt um den Aufbau eines Gotteshauſes, welches groß genug wäre, um die von Tag zu Tage mehr anwachſende Gemeinde zu faſſen. Die Miſſionare dachten daran, Beiträge zu dem Bau in der Colonie und Capſtadt zu ſammlen. Als die Leute ihrer Gemeinde dies vernahmen, wollten ſie auch an Freigebigkeit nicht zurückbleiben; dieſe nämlichen Leute, welche vormals kein größeres Vergnügen kannten, als den unter ihnen wohnenden Chriſten ihre Heerden zu ſtehlen, brachten jetzt als freiwillige Gabe, der eine Ochſen, der andre Ziegen oder etwas Geld (dieſes war noch eine große Seltenheit unter den Bechuanen) zum Aufbau einer chriſtlichen Kirche dar.

Noch niemals hatte ein Miſſionar im ſüdlichen Africa ſeiner Gemeinde ſo große Gaben von einer Reiſe mit nach Hauſe gebracht als Herr Moffat der ſeinigen, als er im Jahr 1831 von Capſtadt zurückkam. Eine große Zahl von gedruckten Exemplaren des Evangeliums Lukas und von Geſangbüchern in der Sechuanaſprache; reiche Beiträge zum Bau der neuen, großen Kirche; eine Druckerpreſſe mit allem Zubehör und einen Mann der auf ihre Benutzung ſich verſtund; eine große Kiſte voller Leinwand und andrem Material zu Kleidungsſtücken (dieſes Geſchenk war von einer Freundin in England gekommen), womit gar vielen Haushaltungen eine ungemein große Freude bereitet wurde. Die Zahl der Arbeiter am Werk des Herrn hatte ſich vermehrt; es waren die Miſſionare Edwards und Baillie zur Kurumanſtation gekommen; ihre Frauen halfen der Madame Moffat treulich bei dem Geſchäft der Bildung und des Unterrichts der Frauen, namentlich für weibliche Arbeiten, während die Männer nicht allein in Schulen und in der Kirche, ſondern auch im gewöhnlichen Werktagsleben für die Ausbildung des Volkes zur chriſtlichen Erkenntniß ſo wie zur bürgerlichen Tüchtigkeit und Gewerbthätigkeit bemüht waren.

Laß uns, ſprach David in die Hand des Herrn fallen, denn ſeine Barmherzigkeit iſt groß; ich will nicht in der Menſchen Hände fallen. — Von den vielfachen äußren und innren Gefahren, welche die Lehrer für ihre junge Gemeinde gefürchtet hatten, Krieg oder innre Rotten, nahte ſich keine ihrem ſtillen Bergungsort; aber eine Prüfung und Sichtung aus Gottes Hand kam über ſie: das war, zugleich mit einer bösartigen Blatternepidemie, die gefährliche, peſtartige Seuche „Kuatſi,“ an welcher viele Menſchen, unter ihnen auch ein Kind des Herrn Moffat ſtarben.

Doch auch dieſes Weh mußte zu einer Stärkung des Glaubens dienen. An den Sterbebetten der Neubekehrten wurde das Werk, welches der Geiſt des Herrn in den Seelen begonnen und für das Leben der ſeligen Ewigkeit vollbereitet hatte, ſo offenkundig, daß viele noch Unbekehrte, wenn ſie die Freudigkeit des Glaubens bei ſolchen Sterbenden ſahen, zu dem gleichen Glauben erwachten. Die Lehrer, bei dergleichen Beiſpielen eines Treuſeyns bis zum Tode, prießen Gott, daß Er ſie gewürdigt habe, die Früchte ſeines Wortes zu ſehen, deſſen Kraft auch die dürre Einöde zur blühenden Aue umſchaffen kann.

Die Druckerpreſſe, welche Moffat von Capſtadt gebracht hatte, und die ſeitdem durch eine neue Sendung von größeren Typen vervollſtändigt worden war, gewährte für den geiſtigen Auferbau der Gemeinden am Kuruman und in der ganzen Umgegend ungemeine Vortheile. Bibellectionen — einzelne Abſchnitte aus der heiligen Schrift — wurden gedruckt, und in einzelnen Lagen ausgegeben. Da konnte man öfters ſehen, wie ganze Schaaren, beſonders von Kindern, vor der Thür der Druckerei ſtunden und begierig auf die Austheilung einer ſolchen neuen Lage warteten, die ſie dann ſo eifrig und oft wiederholt laſen, daß ſie Worte und Inhalt feſt ſich einprägten. Denn [illegible] fehlte nicht an Beiſpielen, daß junge Leute (wie etwa in der Mosheus Gemeinde) eine ganze, lange Predigt des Miſſionars ſo treu ins Gedächtniß faßten, daß ſie dieſelbe wörtlich wieder Andren vortragen konnten.

Zachäus der Zöllner, als der Herr ihn ſeiner Gnadenheimſuchung gewürdigt hatte, entſchloß ſich alsbald die Hälfte ſeiner Güter den Armen zu geben und ſo er Jemand betrogen habe, dieſes vierfältig zu vergüten. Es giebt noch ſchwerere Opfer als dieſe, in denen der Chriſt willig das dahingeben muß, was ihm ſo lieb wie das eigne Leben iſt. Dieſe Opfer waren durch den früheren, jetzt auf einmal abzuſchaffenden Gebrauch der Vielweiberei nöthig geworden. Die Miſſionare beſtunden darauf, daß jeder Chriſt nur eine Frau zur Ehe behalten dürfe, und zwar, wenn ſie nicht ſelbſt auf dieſes Recht verzichtete, die (meiſt mittelſt Uebereinkunft der Eltern) zuerſt erwählte. Die andren müßten zwar von dem geweſenen Gatten ernährt, zugleich aber aus ſeiner Gemeinſchaft entlaſſen werden. Bei dieſer Gelegenheit mußte mancher Mann, von der Luſt ſeiner Augen, von dem liebſten Schatze ſeines Hauſes ſcheiden und dennoch beſtund der Glaube bei Vielen dieſen Kampf mit Fleiſch und Blut ſiegreich. Freilich fehlte es auch nicht an Solchen, denen dieſe, ſo wie manche ähnliche Anfoderungen, welche das Chriſtenthum an ſeine wahren Bekenner macht, zu hart dünkten und welche, nachdem ſie ſchon einen Anfang gemacht hatten im Erkenntniß, wieder zurückfielen, ins Heidenthum. Auch hatten viele der vornehmſten Männer, namentlich der alte König Mothibi, obgleich ſeine Gemahlin ſo wie mehrere ſeiner Kinder ſchon gläubig waren, ſich zu gar keiner Annäherung an den chriſtlichen Unterricht entſchließen können. Doch ſiegte zuletzt das heller aufbrechende Licht auch über dieſe nächtlichen Schatten; der alte Mothibi kam zur lebendigen Erkenntniß und wurde getauft. Dieſelbe heilſame Veränderung trug ſich mit mehreren alten

Frauen zu, welche ſich vorher als die erbittertſten Feindinnen des Chriſtenthumes erwieſen hatten, namentlich mit einer, welche, ſo lange ihr Volk noch heidniſch war, unter dieſen als ein Orakel galt und damals vom größeſten Einfluß auf alle jüngeren Frauen war. Dieſe haßte das Chriſtenthum ſo ſehr, daß ſie das Gotteshaus nicht einmal ſehen mochte; ihr Mund überſtrömte von Läſterungen. Einmal muß ſie doch, weil ſie eins ihrer Enkelchen ſucht, in die Kirche; ſie hat da kaum einige Sätze gehört, als ſie wie von Entſetzen ergriffen davon läuft. Am nächſten Sonntag kommt ſie wieder in die Kirche, zum Schrecken Aller die ſie ſahen, weil man laute Läſtrungen von ihr erwartet; aber ſie hört ſtill das Wort der Gnade an und geht ruhig nach Hauſe. Sie ward von nun an ein Wunder in den Augen Aller, die ſie vorher gekannt hatten; denn nach einem heftigen Bußkampf, der ſie an den Rand der Verzweiflung führte, drang ſie durch, zum demüthig kindlichen Glauben; wie jener Beſeſſene Luc. 8, V. 35 ſaß jetzt dieſe Wüthende, die man kurz vorher noch in ihrem alten, heidniſchen Schmutz hatte mit zornfunkelnden Augen herumwandeln ſehen, vernünftig und bekleidet zu den Füßen Jeſu. Ihr war viel vergeben, darum liebte ſie viel; ſie wollte von nichts mehr wiſſen und hören als von Chriſto und ſeinem Heil; mitten in den Schmerzen der leiblichen Krankheit, die ſie ſpäter betraf, floßen Herz und Lippen über, vom Preiſe Deſſen, der ſich dargegeben für uns zum Schuldopfer; der auf ſich lud unſre Schmerzen und um unſrer Miſſethat willen zerſchlagen wurde. Ueber dieſem innern Blick vergaß ſie gern ſich ſelbſt und all ihr Weh.

Alle Kräfte, die ihr noch blieben, wendete ſie nur zu Werken der Liebe zu dem Herrn und den Brüdern an.

Unter Denen, welche damals zur Gemeinde der Gläubigen hinzugethan wurden, fanden ſich auch Solche, welche als Kriegsgefangene aus fernen Ländern gekommen waren. Sie Alle prießen jetzt das Unglück, das ſie betroffen, als einen Weg zur Seligkeit und manche dieſer Seelen entbrannte von Verlangen, auch den in der Heimath zurückgebliebenen Landsleuten von den empfangenen Gaben des Heiles mitzutheilen.

So hat der Geiſt des Herrn über die vorhin dürre, durſtende Einöde ein Waſſer des Lebens ausgegoſſen, davon ihre Gefilde luſtig ſtehen und ihre Hügel grünen wie Carmel und Saron; Sein Name ſey gelobet!

Züge
aus dem Leben des William Grimſhaw,
geweſenen Predigers des Evangeliums zu Haworth
in England.

Für den Forſcher der Geſchichte einer Menſchenſeele iſt es von hoher Bedeutung, den Spuren jener früheſten tiefen Bewegungen im Innren des Herzens nachzugehen, durch welche das Kind zuerſt zu einem Denken über ſich ſelbſt und über das, was es im Leben ſoll, dahingeriſſen wird. Der Herbſtſturm, welcher den Wipfel und die Zweige einer Rothbuche bewegt und ihre Früchte herabſchüttelt auf den Boden, erregt etwa in dem einen Knaben den Gedanken an den nußartigen Geſchmack der Früchte und die Begierde, dieſelben zu ſammeln; ein andrer ſammelt wohl auch, aber er ſinnt dabei tiefer, und das Brauſen des Windes weckt in ihm das ſchlafende Wort auf, welches er von den Bewegungen der Elemente vernommen hat, die dem Tage der großen, endlichen Entſcheidung und dem Aufgange der Sonne der Ewigkeit vorausgehen werden, oder irgend ein andres Wort von gleicher Natur. Wenn die Seele in das leibliche Leben hineintritt, da iſt es als zeige ihr Der, welcher ſie hineingeführt hat, wie durch ein geöffnetes Fenſter die weite Ausſicht über das ganze Feld, das ſie während ihres Erdenlebens durchlaufen ſoll, bis dorthin, wo die Berge ſtehen, von denen uns Hülfe kommt und bis zu den Gränzen der Ewigkeit. Auch der Seele des Mannes iſt es ſo ergangen, aus deſſen Lebensgeſchichte wir hier einige Züge mittheilen wollen, die wir der Feder des ehrwürdigen John Newton verdanken.

William Grimſhaw war zu Brindle, unweit Preſton in Lancaſhire, am 3. Sept. 1708 geboren. Die erſten Gedanken, deren er ſich aus ſeiner früheſten Zeit mit beſondrer Lebendigkeit erinnerte, waren die an den Tod, an das künftige Gericht und an das ſelige oder unſelige Seyn in der Ewigkeit. Sie verließen ihn niemals ganz, während der Jahre, welche er in den Schulen zu Blackburn und Hasline zubrachte; die Zeit der innren Gefahren kam für ihn erſt dann, als er während ſeiner Studienjahre an der Univerſität Cambridge von dem Dünkel des Wiſſens ergriffen ward. Mit der Demuth zugleich ſind dem jugendlichen Gemüth die Ringmauern genommen, die daſſelbe vor den Verſuchungen zu allem Böſen bewahrten; ſtatt der Ehre bei Gott, ſucht es die Ehre bei den Menſchen und das Wohlgefallen derſelben; es iſt allen Wirkungen des böſen Beiſpieles dahingegeben. An gelehrtem Wiſſen, dies ſagen die Zeugniſſe, die er bei ſeinem Abgang von der Univerſität erhielt, hatte er in Cambridge viel gewonnen, deſſen aber, das er verloren hatte, war noch mehr; die erſte Liebe begann in ihm zu erkalten; er ſtund in Gefahr, am Glauben Schiffbruch zu leiden.

Doch der unſichtbare Steuermann war noch nicht aus dieſem, auf wilden Wellen ſchwebenden Schifflein gewichen, ſo ſchnell auch die Gedanken des Ernſtes und der guten Vorſätze, von denen ſich Grimſhaw bei ſeiner Ordination und bei dem Antritt ſeines Amtes als Diaconus, im Jahr 1731, bewegt fühlte, ihm wieder vergangen waren. Denn, obgleich er die Pflichten ſeines Amtes nur mit lauer Gleichgültigkeit erfüllte, und um das Heil der Seelen, welche ihm anvertraut waren, eben ſo wenig beſorgt war, als um ſein eignes, blieb er dennoch in den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen und Vergnügungen, denen er ohne Bedenken ſich hingab, vor ſchwererem Falle bewahrt. Und bald ſollte es ſich auch an dieſer Seele zeigen, daß, wenn auch die Sünde mächtig, dennoch die Gnade noch viel mächtiger ſey.

Wenn das Herz des Menſchen auf dem Weg der Sünde, wie die Kugel, welche von einem Berg hinabrollt, immer ſchneller, immer entzündeter zur Tiefe hinabſtürzt, dann iſt dieſes *Natur* des Fleiſches, deſſen Leidenſchaften und Begierden bei jedem Schritt auf jenem Wege immer ſtärker und heftiger werden. Wenn aber daſſelbe gegen den Lauf der Natur, mitten in ſeinem Falle aufgehalten, wenn es, nicht nur auf etliche Stunden oder Tage, ſondern für die ganze übrige Zeit des Lebens nicht mehr abwärts, zur Knechtſchaft der Sünde, ſondern aufwärts, zum Dienſt und Wandel der Gerechtigkeit gezogen wird, dann iſt dieſes *Gnade*; es iſt nicht Kraft des Fleiſches, ſondern des Geiſtes aus Gott, durch welche eine ſolche Umkehr bewirkt wird. Die große Veränderung, welche plötzlich, im 26. Jahre ſeines Alters mit Grimſhaw vorgieng, mußte Jedem auffallen, der ihn vorher gekannt hatte.

Ohne irgend eine bekannte äußere Veranlaſſung zog er ſich von ſeinen bisherigen Zerſtreuungen und

Vergnügungen zurück; ſeiner Amtsführung, wie ſeinem ganzen Weſen merkte man jenen tiefen Ernſt an, welcher durch unabläßigen Umgang mit Gott im Gebet erkämpft und erhalten wird; er enthielt ſich, gleich dem treuen Kämpfer um das Kleinod, nach 1 Cor. 9, V. 25, alles Dinges, das den Lauf zu hemmen ſchien; bei ſeinen Predigten wie beim Unterricht der Jugend war er eifrig bemüht, auch in andren Seelen das Sehnen zu wecken, das in ihm erwacht war. Aber, wie ſein Lebensbeſchreiber John Newton, ſagt: bei einem Bau, welcher feſt ſtehen und hoch emporſteigen ſoll, wird der Grund in große Tiefen gelegt; auch Grimſhaw mußte vorerſt in dieſe dunklen Tiefen hinabgeführt werden, ehe ſein Glaube hinaufſteigen konnte in die Region des Lichtes und des Friedens. Den äußren Verſuchungen war er glücklich entflohen, da kamen mit deſto furchtbarerer Gewalt die innren; je mehr er an ſich arbeitete, deſto mehr fühlte er ſeine Ohnmacht, ſein Elend; er wollte ſich aus dem tiefen Waſſer hinausarbeiten, da brach das Rohr, an dem er ſich hielt und gieng ihm durch die Hand; Gedanken des Unglaubens, des Murrens, ja der Gottesläſterungen verwundeten öfters, wie feurige Pfeile ſein Herz; er verabſcheute dieſe, er verabſcheute ſich ſelber; er rang mit Verzweiflung.

Seine Lage wurde dadurch noch trauriger, daß er keinen Freund hatte, dem er ſein ganzes Herz entdecken mochte; auch die Beſſeren, ſo fürchtete er, würden ihn, wenn er von ſeinem geheimen Schmerz ſpräche, für wahnſinnig oder melancholiſch halten. Die Tröſtungen lagen ihm ſo nahe, ſie kamen ihm überall entgegen; er vernahm ſie nicht, ja, er wies ſie von ſich. Endlich fiengen dieſe Samenkörner an, in ihm zu haften und Wurzel zu ſchlagen; er ſuchte die Hülſe und fand ſie, nicht mehr in der eignen Kraſt, in dem eignen Wollen und Laufen, ſondern da, wo ſie allein zu finden iſt, in der Gnade, die ſich uns von ſelber darbeut, und die Stimme jenes Blutes, welche beſſer redet, denn die von Abels Blute, ſprach für ihn, — er hatte Frieden mit Gott und mit ſich ſelber gefunden.

Aber bei dieſem Allem erging es ihm noch wie Einem, der aus einer ſchweren Krankheit geneſen iſt, er erholt ſich lanſam; der Muth und die Kraſt des innren Lebens finden ſich erſt allmählig ein. So war es mit ihm, als er im Jahr 1742, in ſeinem 34. Lebensjahre, zu dem Amt eines Seelſorgers an der Gemeinde zu Haworth, bei Bradfort in Yorkſhire berufen ward. An eine Gemeinde, welche in hohem Grade verwildert, unwiſſend, und verdorben war; zur Arbeit in ein verwüſtetes Feld, das doch nachmals ſo bald durch den Segen, den Gott dazu gab, zu einem reichen Gefilde voll lieblicher Blüthen und köſtlicher Früchte wurde.

Der Morgen eines neuen Tages war angebrochen in Grimſhaw's Seele, und die Stunde war nicht mehr fern, in welcher dieſem Tage die Sonne aufgehen ſollte in ihrem vollen Glanze, womit ſie das Herz erwärmt, erleuchtet und belebt; die Stunde, in welcher es heißt: das Alte iſt vergangen; ſiehe, es iſt Alles neu worden.

Das Ereigniß, von welchem wir hier reden wollen, läßt ſich allerdings von verſchiedenen Seiten betrachten; es erſcheint ſeinen Anfängen nach als ein leibliches, in ſeinem Fortgang aber, wie in ſeinen eligen Folgen, als ein ſolches, bei welchem ein Leben der Ewigkeit das dahinſterbende Fleiſch ergreift und für immer in demſelben Wohnung machet.

Es war an einem Sonntag, am 2. Sept. 1742, am Tage vor dem 37. Geburtstage des Grimſhaw, als derſelbe, wir wiſſen nicht, in welcher frühen Stunde, ſich zum Gebet erhub. Als man ihn um 5 Uhr des Morgens in dem gewöhnlichen Zimmer aufſuchen wollte, da hatte er ſich ſchon in das Nebenzimmer eingeſchloſſen, in welches er ſich immer zurückzog, wenn er einſam beten wollte. Bald hernach begab er ſich nach einem Hauſe in Haworth, wo er mit etlichen frommen, heilsbegierigen Seelen in gemeinſamem Gebet und Betrachtungen ſich erbaute. Von da kam er wieder nach Hauſe und gab ſich von neuem dem ſtillen Gebete hin, dann, ohne, ſo viel man weiß, an dieſem Morgen auch nur einen Trunk Waſſers zu ſich zu nehmen, gieng er, zur Verrichtung ſeines Amtes in die Kirche. Bei dem Vorleſen der zweiten Lection fiel er ohnmächtig zu Boden; man hub ihn auf und führte ihn aus der Kirche hinaus; er war vollkommen bei Beſinnung und ſagte noch zu den Verſammleten, ſie möchten ſich nicht zerſtreuen, er habe ihnen noch etwas Wichtiges zu ſagen.

Man brachte ihn in das benachbarte Haus, und dort auf ein Ruhebett, wo er in einem ſcheinbar bewußtloſen Zuſtande lag. Seine Glieder waren todtenkalt; man rieb ſie mit warmen Tüchern. Nach einiger Zeit kam er wieder zu ſich. Er war in einem Zuſtande der freudigſten Bewegung, ja des höchſten Entzückens. Aus dem, was er zuerſt ſprach, konnte man ſchließen, daß ihm mitten im ſcheinbaren Tode, bei vollem Bewußtſeyn ein neues Leben aufgegangen war; ihm war ein Vorgefühl, ja ein unmittelbares Erfahren und Empfinden Deſſen geworden, was die Seele im Glauben hoffet; ein freudiger Geiſt war über ihn gekommen, der ihn von nun an bis an ſein Ende nicht mehr verließ, und welcher dem Wort des Evangeliums, das ſein Mund verkündete, eine Kraft der innren Ueberzeugung und Gewißheit gab, der keine Macht der Finſterniß und des Unglaubens zu widerſtehen vermochte. Er erhub ſich vom Lager, gieng zur Kirche und begann den Nachmittags-Gottesdienſt. Um zwei Uhr begann er dieſen, aber der Mund war ihm aufgethan zur Verkündigung des Heiles in Chriſto, wie noch niemals; er predigte von dieſem Namen und ermahnte bis zum Abend um 7 Uhr, es waren nicht Worte, wie ſie aus dem Menſchenherzen kommen, ſondern wie ſie der Geiſt giebt; auch die Seelen der Hörer empfanden das Wehen des Sturmes, von welchem wir nicht wiſſen, woher er kommt, noch wohin er fähret; es ergriff ſie ein Gefühl des Naheſeyns der Freuden der Ewigkeit. Daß dieſes keine Trunkenheit des Fleiſches, keine Schwärmerei geweſen, das bezeugten die Früchte des Geiſtes (Gal. 5, V. 22), welche jene Nachmittagspredigt in vielen Seelen zurückgelaſſen hatte, und welche, freilich erſt nach mancher heißen Stunde, nach mancher Uebung der Geduld und des Glaubens, zur Reife kamen. Um dieſen Erfolg von Grimſhaw's Wirkſamkeit ganz würdigen zu können, iſt es nöthig, daß wir den Zuſtand, in welchem er ſeine Gemeinde fand, noch etwas näher in's Auge faſſen.

Die Umgegend, in welcher das unbedeutende Dorf Haworth liegt, hat ein ganz überaus verödetes, trauriges Ausſehen. Sumpf und Haideland, von dürftigem Gebüſch durchzogen, über welches hie und da ein kahler Felſen hervorragt, bilden die Hauptzüge der Landſchaft, und dieſe war ein Abbild der innren Natur ihrer Bewohner, welche in der That faſt ſo wenig Sinn für das Höhere und Göttliche hatten als ihr Vieh, und deren Herz ebenſo verödet und hart war, als die ſtarren Felſen, die ihren Wohnort umgaben. Und wie konnte dieſes anders ſeyn? Die heilige Stätte unter dieſem armen Volke war lange Zeit hindurch nur von geiſtig Todten gepflegt worden; wäre auch wirklich eine Seele mit dem Verlangen in die Kirche gekommen, ſich an den Strahlen einer Sonne von oben zu erwärmen, ſie hörte da nichts von der Kanzel als das Ableſen eines ſchriftlichen oder gedruckten Geſchwätzes über ſchaale, an ſich todte Moral; ſtatt erwärmt und innerlich belebt zu ſeyn, gieng ſie kälter und erſtorbner wieder hinaus, als ſie gekommen war. So war denn die Gemeinde zu Haworth zu einem ſittlichen Zuſtand herabgeſunken, der ſich nur dem äußren Namen nach von dem der alten heidniſchen Vorfahren unterſchied, welche einſt hier zwiſchen Sumpf und Felſen hauſten. Wir brauchen dieſen Zuſtand nicht näher zu beſchreiben; ein tiefer Kenner des ohne Gott dahinlebenden Menſchenherzens, Paulus, der Apoſtel hat es gethan in jener Schilderung, welche er uns in dem Brief an die Galater C. 5, V. 19—21 von den Werken des Fleiſches giebt.

Nicht die Bewohner von Haworth allein, ſondern auch jenes arme Volk, deſſen Hütten in der nachbarlichen Landſchaft zerſtreut ſtunden und viele der angränzenden kleinen Gemeinden fanden ſich auf gleiche Weiſe verwahrloſt und verlaſſen als Grimſhaw hier die Hand an den Pflug legte und durch Kraft des Wortes das wüſte Feld zu bauen anfieng. Wie ſie ihm ſelber gegolten hatte, ſo galt übrigens auch ſeiner Gemeinde in ihrem anfänglich langſamen Gange der innren Entwicklung, jene Lehre, welche John Newton bei dieſer Gelegenheit aus den Geſchichten des alten Bundes entnimmt, die uns auf unſerem Pilgerlaufe zum Vorbild gegeben ſind. Als Gott die Heere Iſraels aus Aegypten führte, da leitete er ſie nicht auf dem kürzeſten Wege nach Canaan, ſondern er ließ ſie auf langen Umwegen die Wüſte umziehen, damit er ſie demüthige und prüfe, und ihnen gründlich kennen lehre, was in ihrem Herzen ſey. Zugleich aber ſollten ſie auch mitten in ihrer Noth und in ihren Verſündigungen an ſich ſelber erfahren die Macht, Weisheit, Güte und langmüthige Erbarmung ihres Gottes.

So ergeht es auch uns auf unſrem Laufe nach dem Ziele und vorgeſteckten Kleinod der Berufung. Wir mühen uns auf vielfache Weiſe ab und ringen vorwärts, und ſtatt deſſen kommen wir rückwärts oder zur Seite, endlich erkennen wir, was von Anfang an der kürzeſte Weg geweſen wäre, er iſt in 4 Moſ. 21, V. 8. angedeutet und heißet: ſiehe und lebe, glaube und werde ſelig. Von nun an bemühen wir uns, andere Seelen auf dieſen kürzeſten Weg zum Ziel zu weiſen, aber in den meiſten Fällen mit geringem Erfolg. Auch ihnen iſt es nöthig, daß ſie ganz und gründlich erfahren, was in ihren Herzen iſt; die Schule des innren wie äußren, ſelbſt verſchuldeten Kreuzes macht ſie zum Himmelreich gelehrt, ſie müſſen erſt recht fühlen und erkennen, was der Fluch des Geſetzes ſey, ehe ſie den Segen des Evangeliums erfaſſen können; Sinai's Donner muß ſie zu Golgatha's Bergungsſtätte hintreiben.

Dem Volk, das im Finſtern ſaß, war durch Grimſhaw's Predigt des Evangeliums ein groſſes Licht aufgegangen, dieſes Licht wirkte alsbald in ſeiner gewöhnlichen Art: es ſtrafte die Werke der Finſterniß und erregte in manchen Seelen feindſeligen Widerſtand, während es in Andren jene heilſame demüthige Selbſterkenntniß weckte, die zur Erkenntniß des Heiles den Weg bahnt.

Eines jener Werke der Finſterniß, welche durch Grimſhaw gleich anfangs ernſt geſtraft wurden, war die Entheiligung des Sabbathes und ſeiner Feier. Die Mitglieder ſeiner Gemeinde hatten ſonſt öfters, wenn ſie anſcheinend ihren ſonntäglichen Weg nach der Kirche einſchlugen, die Zeit des Gottesdienſtes, wenigſtens zum Theil, in der Wirthsſtube zugebracht. Es gab nur Wenige, welche ſeit Grimſhaws Amtsführung in Haworth dieſe üble Gewohnheit noch beibehielten, denn ſeine Predigten waren von ſolcher anziehender Kraft, daß nicht blos die Mitglieder der Gemeinde, ſondern auch viele Andre, welche mehrere Stunden weit entfernt wohnten, ſich mit Begierde zu ihnen drängten. Aber auch jenen Wenigen wollte er ihre Verirrung nicht nachſehen; er hatte deßhalb die Gewohnheit, noch einmal vor der Predigt, während der Pſalm geſungen wurde, aus der Kirche herauszugehen und ſich auf dem Kirchhof, in den Straßen und bei den Bierhäuſern umzuſehen. Fand er dann Solche, welche die Zeit des Gottesdienſtes in müßigem Geſchwäz oder mit Trinken verſäumen wollten, da wies er ſie mit liebevollem, zugleich aber ſo nachdrücklichem Ernſte zur Pflicht des Kirchenbeſuches, daß man dieſe Ermahnungen mehr fürchtete und achtete, als alle Gebote und Strafen des Friedensrichters. Einen Freund des John Newton führte an einem Sonntagsmorgen ſein Weg bei einem Wirthshaus in Haworth vorüber. Hier ſah er, daß mehrere Leute in größeſter Eile zu entfliehen ſuchten, indem einige aus den untern Fenſtern des Hauſes hinaus, andere über eine niedrige Mauer ſprangen. Der Fremde konnte ſich nichts anderes denken, als daß plötzlich ein Feuer in dem Hauſe ausgebrochen ſey, und daß jene Leute der Lebensgefahr zu entkommen ſuchten; auf ſein Befragen erfuhr er jedoch, daß die Annäherung des Pfarrers ſie in dieſen Schrecken verſetzt habe.

Und nicht blos während der Stunden des öffentlichen Gottesdienſtes, ſondern auch außer demſelben drang Grimſhaw bei ſeiner Gemeinde auf eine würdige Feier des Tages des Herrn. Dieſe verwilderten Landleute waren nur zu ſehr daran gewöhnt, den Tag, welchen der Menſch ſtill im Umgang mit Gott und ſeinem Wort zubringen ſoll, in rauſchenden Vergnügungen und in ſinnlichen Beluſtigungen zu vergeuden, welche der Seele gefährlich ſind. Im Dorfe ſelber und in ſeiner unmittelbaren Nähe hatte der eifrige Seelſorger jenen Dingen bald ein Ende gemacht; da ſann ſich das junge Volk einen andren Weg aus, der gewohnten Vergnügung zu pflegen, man beſtellte ſich an einen vom Dorfe abgelegnen Ort; daſelbſt überließ man ſich dem lauten Jubel. Vergeblich hatte Grimſhaw, welchem dies nicht verborgen blieb, öfters von der Kanzel herab vor jenem Ungehorſam nicht gegen ſein, ſondern gegen Gottes Gebot gewarnt, die böſe Gewohnheit war zu mächtig, man ließ nicht von ihr. Da verkleidete er ſich eines Abends und täuſchte auf dieſe Weiſe die Wachſamkeit der jungen Leute; unvermuthet trat er in ihre luſtige Geſellſchaft ein. Wie angedonnert blieben alle ſtehen; er ſchrieb ihre Namen auf; er beſtellte ſie an einem gewiſſen Tage und zur beſtimmten Stunde zu ſich. Sie kamen alle ſo pünktlich, als ſey der Gerichtsdiener hinter ihnen her; da, im Zimmer, hieß er ſie einen Kreis um ihn ſchließen und dann niederknieen. Er ſelber knieete bei ihnen nieder und ſprach ein langes, kräftig zu Herzen dringendes Gebet für ſie und mit ihnen; dann hieß er ſie aufſtehen und hielt noch eine für dieſe Veranlaſſung geeignete Betrachtung. Von nun an war der üblen Gewohnheit ein Ende gemacht; man hörte nichts mehr von ſolchen Entweihungen des Sabbathes.

Ein Mann ritt an einem Sonntag durch Haworth; ſein Pferd hatte ein Eiſen verloren, er wollte es beim Hufſchmied beſchlagen laſſen. Dieſer wagte es nicht zu thun ohne Bewilligung des Pfarrers; ſie giengen beide zu dieſem. Der Fremde bezeugte, daß ſeine Reiſe Eile habe, denn er war im Begriff eine Hebamme nach ſeinem Ort zu holen, da befahl Grimſhaw dem Hufſchmied, das Pferd ſogleich zu beſchlagen.

Wenn aber auf ſolche Weiſe der ſanfte und doch ſo ernſte Mann mit unverbrüchlicher Strenge die Rechte ſeines Gottes auf die würdige Feier des Sabbathes aufrecht erhielt und verwahrte, ſo wußte er zugleich ſeine Gemeinde auf andre Weiſe für die vormaligen, jetzt aufgegebnen Vergnügungen zu entſchädigen. Es konnte nichts Andres geeigneter ſeyn, die höchſte Luſt, deren das Menſchenherz fähig iſt: die Luſt an dem Herrn und an ſeinem Geſetz zu erregen, als die ſchönen Gottesdienſte in der Kirche zu Haworth. Grimſhaws Predigten hatten etwas ſo Anziehendes für Alt und Jung und in all ihrer Einfalt, worinnen ſie auch dem Geringſten im Volke verſtändlich waren, ſelbſt für die Hochgebildeten einen ſo eigenthümlichen Reiz, daß, wer ihn einmal gehört hatte, gewiß keine Gelegenheit verſäumte, ihn wieder zu hören, und wem auch dieſer Genuß nur einmal zu Theil werden konnte, der wußte zeitlebens von der merkwürdigen Predigt zu erzählen, die er in Haworth vernommen hatte. Kein Meiſter der Kunſt konnte in lebendigeren Farben das natürliche Leben der Menſchen mit ſeinen kleinen und großen Gefahren und Verirrungen, ſo wie den Folgen dieſer Verirrungen abmalen; im edelſten Sinne des Wortes war da alles lebendig und dramatiſch; auch der gleichgültigſte Sünder fühlte ſich getroffen und erſchüttert; er hätte vielleicht gern ſein Ohr abgewendet, aber er konnte das nicht, die Sache gieng ihn zu nahe an. Und wenn er dann von der Seligkeit einer Seele ſprach, welche in Chriſto Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit und Frieden mit Gott gefunden, welche, wie ein Kind an der Hand ſeines Vaters, ſo vor dem Angeſicht ihres Gottes, den Weg durch die Zeit zur Ewigkeit wandelt, fröhlich im Hoffen, vergnügt in dem, was ſie im Glauben ſchon hat, genährt, wie mit Strömen der Luſt, im unabläſſigen Gebet: dann ergriff wohl alle Chriſtenſeelen, nach dem Maaß ihrer Empfänglichkeit, ein Vorgefühl Deſſen, das kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, das aber Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Wie ſich etwa ein kindliches Gemüth an dem Leſen von Bunyans Reiſe eines Chriſten nach dem himmliſchen Jeruſalem ergötzt, ſo erfreuten ſich Grimſhaws Zuhörer öfters an ſeinen lieblichen, durch Beiſpiele aus der heiligen Geſchichte belebten Vorträgen; aber das, was er ihnen gab, war mehr und noch etwas ganz Andres als ein liebliches Bild, es war Geiſt und Wahrheit, es zündete eine Flamme an, die in den meiſten Seelen nicht wieder verloſch.

Es war deßhalb nicht zu verwundern, daß von allen Seiten, weit und breit her, die Zuhörer zu Grimſhaws Predigten kamen. Wenn ſie aber auch nicht kamen, er gieng aus, ſie zu ſuchen. Kein Handelsmann kann ſo eifrig und begierig nach ſeinem Erwerb ſeyn, als er es nach dem Erwerben und Gewinnen der Menſchenſeelen war. Die Alten, die Kranken, nicht blos in den vier abgelegnen Weilern, welche zu ſeiner Gemeinde gehörten, ſondern auch in andren Orten wollten gerne das Wort des Lebens hören, oder waren noch deſſelben bedürftig; er kam dieſem Verlangen, ſo wie dem mancher andren heilsbegierigen Seelen, die ſich bei ſolcher Gelegenheit um ihn verſammelten, entgegen; er zog umher in den armen Hütten der fern im Walde und Gebirge wohnenden Leute, ſo wie ſelbſt in den Dörfern andrer Gemeinden und brachte ihnen die Segnungen des Evangeliums. Er hatte allmählich dieſe Beſchäftigung eines reiſenden Evangeliſten in zwei Umgänge getheilt, davon er den einen in dieſer, den andren, abwechſelnd, in der andren Woche machte. In der einen dieſer beiden Wochen hatte er 24 bis 30, in der andren, welche er ſeine müßige Woche nannte, nur 12 bis 14 Predigten zu halten. Und dieſe Predigten waren nicht kurz; eine einzige von ihnen dauerte zuweilen mehrere Stunden. Hierbei verſäumte er nicht im Mindeſten die Pflichten als Seelſorger ſeiner Gemeinde; ſein Eifer wie ſeine kräftige Geſundheit machten es ihm möglich, in den freien Stunden des Tages Wege hin und her zurückzulegen, die für Andre Tagereiſen geweſen wären; er hielt ſich nicht länger an einem Orte auf, als ſein Amtsgeſchäft dauerte, denn er bedurfte weder vor noch nachher eines Ausruhens, weil er ſeine Erquickung in dem Werk der Liebe ſelber fand. Er nahm etwa ein Stück Brodes in ſeine Hand und genoß es unterwegs, oder höchſtens ließ er in einer Hütte der Armen, bei denen er, wenn dieſelben Kinder Gottes waren, am liebſten verweilte, ſich eine Bewirthung mit Brod, und wenn es ſolche gab, mit etwas Butter oder einer Zwiebel gefallen.

Am eifrigſten war er im Beſuch der Kranken und Sterbenden; wenn es ſolche Pflichten galt, da hielten ihn weder die Nacht, noch der Schnee und die Stürme des Winters von ihrer Erfüllung ab, man ſah ihn bei einem Wetter, wo ſich kaum ein Andrer aus ſeiner Hausthüre herauswagte, über Berg und Thal, durch Wald und Haide wandern, ſo vergnügt als an einem Frühlingstage, weil ja in ſeinem Herzen ein beſtändiger Frühling war.

Er ſelber brachte durch die Botſchaft des ewigen Friedens den Leidenden und Sterbenden Troſt und Stärkung, nicht ſelten aber empfieng auch er am Sterbette der frommen, ſtillen Seelen ſeiner Gemeinde eine ganz unbeſchreibliche Erquickung und einen Lohn für ſeine Treue, der allen Lohn der Erde übertraf. Es war eine ſeiner Erfahrungen, welche uns der Lebensbeſchreiber John Newton mittheilt, daß in der Stunde des Todes weder das hohe Alter, noch große Erkenntniß oder lange Uebung in den Thaten des Glaubens, ſondern zunächſt nur das innige, demüthige Erkennen der eignen Unwürdigkeit und das feſte Vertrauen allein auf die Gnade, die uns in Chriſto dem Heiland dargeboten wird, der Seele jene Freudigkeit geben, in welcher ſie, mitten in den Schmerzen des Todes, die Seligkeiten des Himmels voraus empfindet. Selbſt ſolchen Sterbenden, die während des Lebens beſchränkt an Verſtändniß erſchienen, ja den Anfängern im Chriſtenlaufe und Kindern, wird zuweilen in der letzten Stunde das Auge und der Mund geöffnet, daß ſie ſehen und ausſprechen, Dinge, für welche der gewöhnliche Menſch weder Sinne noch Worte hat. Solche Erfahrungen an Sterbebetten waren dem treuen Seelſorger ein Handgeld auf den Lohn, der auch ſeiner einſt wartete.

So wie Grimſhaw die Treuen und die Armen im Lande gern und oft beſuchte, ſo erhielt auch er

Beſuche in ſolcher Menge, daß öfters ſein Pfarrhaus kaum groß genug war, um alle zu beherbergen. Bei ſolcher Gelegenheit trat er gern ſein Bett an die Gäſte ab, er ſelber aber, ohne daß die Fremden es bemerken konnten, nahm ſein Lager im Heuſchoppen. Ein Freund, der einſt bei ihm herbergte und welcher ſehr früh aufzuſtehen gewohnt war, überraſchte den gaſtfreundlichen Pfarrer bei dem heimlichen Geſchäft, die Stiefel und die Schuhe ſeiner Gäſte zu putzen.

Das Wort Gottes war zu jener Zeit theuer im Lande, darum kamen während des Sommers oftmals Tauſende zum Gottesdienſt nach Haworth, ſo daß die Kirche nicht Alle faſſen konnte, und daß zwar zuerſt in ihr, dann aber auch auf dem Kirchhof der verſammelten Menge Predigten gehalten wurden. Dieſes, namentlich die Tage der Communion, waren dann die eigentlichen Volksfeſte der Gemeinde, welche allmählig die gewohnte Feier der vormaligen Jahresfeſte des Ortes ganz in Schatten ſtellten.

Von dem, was ſich in den frühern Jahren von Grimſhaws Amtsführung bei dem einen dieſer Jahrmärkte zugetragen, wollen wir hier auch noch einige Worte erwähnen. Die Gaſtwirthe, ſowie einige andere Einwohner von Haworth pflegten vorher eine Subſcription zu einem Pferderennen zu eröffnen, welches mehrere Tage dauerte, und wobei viele Unſittlichkeiten und Unordnungen, ſowie rohe Gemeinheiten aller Art zum Ausbruch kamen. Vergebens hatte Grimſhaw ſich bemüht, dieſem Unweſen Einhalt zu thun; das Einzige, was die große Achtung, in welcher er bei ſeiner Gemeinde ſtund, bewirken konnte, war, daß man ſeine Vorſtellungen ruhig, ohne lauten Widerſpruch, anhörte, während kein Andrer, ohne ſich offenbaren Feindſeligkeiten auszuſetzen, es hätte wagen dürfen, dem Volk in dieſer Lieblingsſache ſo ans Herz zu greifen. Die Bauern thaten deshalb doch, ihr Pfarrer mochte ſagen was er wollte, was ihnen gefiel. — Die Anſtalten zu dem Pferderennen und allen damit verbundnen Beluſtigungen waren abermals getroffen. Da wendete ſich Grimſhaw zum Gebet, er rief Gott unabläſſig an, das Werk, das dem armen Volke ſo zum Schaden gereichte, und welchem kein Menſch Einhalt thun konnte, zu hindern. Man mag es dann immer für ein zufälliges Zuſammentreffen halten, daß in dem Augenblick, wo die Menge der Zuſchauer ſich verſammelt hatte und das Pferderennen beginnen ſollte, ein ſo heftiger Regenguß kam, daß Alle ſich unter ihre Dächer flüchten mußten, und daß dieſes Wetter die ganzen drei Tage anhielt, welche zu jener Volksbeluſtigung beſtimmt waren; ſo viel iſt gewiß, daß weder damals, noch von nun an, in einem der ſpätern Jahre das Wettrennen mehr zu Stande kam. Noch vierzig Jahre nachher (als John Newton ſeine biographiſchen Notizen niederſchrieb) war jenes Ereigniß den Bewohnern von Haworth in friſchem Andenken geblieben und ſie ſchrieben den damaligen, entſcheidenden Sieg der wohlmeinenden Wünſche ihres Seelſorgers über eine tief eingewurzelte Gewohnheit nicht einem Zufall, ſondern der Kraft des kindlich feſten Glaubens des Mannes zu.

Nicht nur bei der eben erwähnten Gelegenheit, bei welcher Grimſhaw den Lieblingsneigungen einer großen Menge und zwar den Angeſehenſten und Vermögendſten darunter mit ſeinen Vorſtellungen und

Ermahnungen ſo kühn entgegen trat, zeigte er, daß die Furcht vor Menſchen in ihm vollkommen durch die Furcht vor Gott überwunden ſey, ſondern auch in allen andren Fällen gab ſich an ihm dieſe Geſinnung kund. Er ſtrafte die frechen Sünder, wo ſie ihm begegneten, ins Angeſicht, ſo wie er Jedem, dem es ein Ernſt war mit ſeiner Bekehrung, als freundlicher Tröſter und Führer zu Hülfe kam. Eben ſo wußte er auch dem Unglauben und Spott der höhren Stände mit Entſchiedenheit entgegen zu treten.

Ein gewiſſer Herr von Adel, welcher ſein großes Talent und ſeine Kenntniſſe zur Vertheidigung des Unglaubens mißbrauchte, und welcher kurz vorher in einem langen Wortſtreit mit zwei berühmten Gottesgelehrten geſiegt zu haben meinte, wünſchte ſeine Kunſt auch an Grimſhaw zu verſuchen. Dieſer aber ſprach zu ihm mit mildem Ernſte: „Mein Herr, wenn Sie Belehrung in Glaubensſachen von mir begehrten, dann wollte ich gern mein Möglichſtes thun, um Ihren Wünſchen zu genügen; aber der Fehler ſitzt nicht in Ihrem Kopf, ſondern in Ihrem Herzen, welchem nicht menſchliche, ſondern nur eine göttliche Macht hülfreich beikommen kann; ich will für Sie beten, disputiren kann ich nicht mit Ihnen.“ Seine Erlaucht, der vornehme Herr, ſtatt von dieſen Worten beleidigt zu ſeyn, behandelte vielmehr den armen Pfarrer mit großer Hochachtung und äußerte ſpäter, daß er ſich durch den Freimuth, die Feſtigkeit und Einfalt der Antwort mehr getroffen gefühlt habe, als durch alle Einwürfe ſeiner andren gelehrten und gläubigen Gegner.

Am ernſteſten nahm es Grimſhaw mit Jenen, welche eine Profeſſion aus der Gottſeligkeit machten und das Heiligſte oft in dem Mund, ſeltner aber im Herzen führten. „Es iſt,“ ſagte er, „gar leicht zu ſagen, ich bin eine arme, unwürdige Creatur, daß aber dieſe Aeußerung der Demuth wirklich nicht nur Sprache der Lippen ſondern des Herzens ſey, das bezeugt ſich nur durch eine demüthige gänzliche Hingebung in Gottes Willen, und durch ein ſanftes, ſich ſelbſt verläugnendes Benehmen gegen unſre Mitmenſchen, vor allem gegen die Untergebnen und Geringen.“ In einigen Fällen pflegte er die Lauterkeit ſolcher Leute, die ſich ſelbſt für fromm hielten und auch Andre dasſelbe wollten glauben machen, auf eine Weiſe zu prüfen, welche wir eben ſo wenig als John Newton Jedem zur unmittelbaren Nachahmung empfehlen möchten. So gieng er einſt, verkleidet als ein armer Mann, zu der Wohnung eines Wohlhabenden, welcher viel Weſens von ſeinen guten Werken machte und bat um ein Nachtlager. Dieſer behandelte ihn mit Schimpf und bewies hierdurch mit der That jene Unlauterkeit, welche Grimſhaw längſt an ihm geahndet hatte. Er gieng zu einer andren Hütte, in der eine faſt gänzlich erblindete Frau wohnte, die ſich für ganz beſonders fromm hielt. Dieſe tippte er etliche Male ganz ſanft mit ſeinem Stock auf ihre Schulter und die Frau, welche das für eine Neckerei der Nachbarskinder hielt, brach alsbald in heftige Schmähreden, ja ſelbſt in Flüche aus. Beiden bewies er ernſt, daß von der Frömmigkeit derer nicht viel zu halten ſey, die nicht wenigſtens Freundlichkeit, wonicht Hülfe an den Armen erweiſen und die nicht ihre Zunge vom Böſen zu bewahren vermöchten.

Denn was Selbſtverläugnung und Milde gegen die Armen ſey, das zeigte ja Grimſhaw bei jeder Gelegenheit an ſeinem eignen Beiſpiele. Er ſelber war und blieb arm; er hatte ſich niemals um Gönnerſchaften und um Weiterbeförderung bemüht. Die Einkünfte eines Pfarrers in Haworth ſind ſehr gering; ſie beruhen auf Accidentien, um deren Einbringen Grimſhaw wenig bemüht war, ſondern ſich ſtill mit dem begnügte, was ſeine Bauern aus freiem Antrieb ihm brachten. „Ich ſuche nichts,“ ſagte er, „als eure Seelen für meinen Gott, und für mich ſelber nur das, was zur Erhaltung des Lebens nothdürftig hinreicht.“ In ſeinem Haushalt lebte er ſelber, wie ein armer Mann, nur ſehr ſelten ſchaffte er ſich ein neues Kleid an, öfters, weil er alles Entbehrliche an Arme weggab, beſaß er nur ein einziges Paar Schuhe. So ferne er aber auch davon war, für ſich ſelber etwas zu begehren, ſo wenig nahm er Anſtand bei Vermögendern etwas für ſeine Armen zu betteln und er ſchämte ſich nicht der Bitte um ein Paar alte Schuhe bei einem Freunde, wenn er ſelber keine zu geben hatte und ein Armer ihrer nöthig bedurfte.

So wie Grimſhaw gegen die poſitiven Verſündigungen, namentlich der frömmer ſcheinen wollenden Mitglieder ſeiner Gemeinde eiferte, eben ſo war er ſtreng gegen die Unterlaſſungsſünden derſelben. Er duldete es nicht, daß manche Leute unter dem Vorwand religiöſer Erbauung ihre Pflichten und Geſchäfte verſäumten: „bete und arbeite,“ das war die thatſächliche Loſung ſeines Lebens. Jeden Morgen, im Sommer um fünf, im Winter um ſechs Uhr hielt er einen öffentlichen Gottesdienſt mit Allen, die ſich dazu einfinden konnten; die Dauer dieſes Gottesdienſtes war kurz; er beſtund vor allem in einem herzlichen Gebet und in dem Leſen eines Abſchnittes aus der heiligen Schrift. Wenn dies vorüber war, dann konnte Jeder an ſein Tagesgeſchäft, im Felde oder im Hauſe, gehen.

Wie zu den häuslichen Pflichten und Geſchäften, ſo hielt Grimſhaw die ihm anvertrauten Seelen auch zur Erfüllung ihrer Pflichten als Unterthanen an. Er ſelber hielt ebenſo an der Conſtitution, an den Geſetzen und an der Regierung ſeines Vaterlandes; er fürchtete Gott und ehrte den König. Bei dem Ausbruch der Rebellion im Jahr 1745, wirkte er aus aller Kraft für die Rekrutirung, munterte die Offiziere auf und ermahnte das junge Volk, die Waffen für die Sache Gottes, ihres Königes und des Vaterlandes zu nehmen.

Grimſhaws Eifer und unabläſſiger Fleiß waren nicht wie bei Manchen, deren Thätigkeit im Hervorrufen bewunderter Werke wir anſtaunen, auf das hinausgegangen, was vor Menſchen ſcheint und glänzt, ſondern es war eine meiſt nur Gott bekannte verborgene Saat im Acker geweſen. Nicht ſich ſelber, ſondern ſeinem Herrn ſchrieb er das Gedeihen dieſer Saat zu, darum war ſeine Freude daran eine lautere und reinere; ſie war aber auch eben deshalb eine größere, als die Freude Andrer am eignen Werk. Das letzte Mal, als ihn John Newton beſuchte, ſtund er mit dieſem auf einem Hügel, nahe bei Haworth. Es war hier nicht die Schönheit oder Fruchtbarkeit der Landſchaft, welche Grimſhaw ſo freudig ſtimmten, denn jene kahlen Felſenhügel mit ihren Nachbarn, den

Sümpfen und Föhrenwäldern, ſparſam untermiſcht von Saatfeldern, haben wenig an ſich, was dem Menſchenauge wohlgefällt; das, was ihn ſo bewegte, war der Anblick eines andren Sinnbildes, denn des ſichtbar vor Augen liegenden.

„Als ich zuerſt in dieſe Gegend kam,“ ſagte er, „da hätte ich können eine halbe Tagereiſe weit zu Pferde nach Oſt wie nach Weſt, nach Nord und Süd reiſen, ohne einer einzigen Seele zu begegnen, der es ein wahrer Ernſt geweſen wäre mit ihrer Seligkeit. Und nun — abgeſehen von jenen ſchon ſelig vollendeten Seelen, welche wie Simeon freudig dahin ſchieden, weil ſie ihren Heiland im Glauben erfaßt und gefunden hatten; abgeſehen von fünf nicht zu uns gehörigen Gemeinden, deren Seelſorger, wie einzelne Glieder von dem neuerwachten Leben mit uns zugleich ergriffen worden ſind, was hat Gottes Segen hier an dieſem armen Lande gethan! Ich habe, ſo oft ich das Sacrament des Altars begehe, jedes Mal 300—500 Communicanten aus der Nähe und Ferne; über den größten Theil derſelben vermag ich, ſo weit das Menſchenauge in die Herzen blickt, Rechenſchaft zu geben wie über mich ſelber. Ich weiß ihren Anfang oder Fortgang auf dem Weg des Heiles. Durch meine öftern Beſuche; durch meine Geſpräche mit ihnen kenne ich die Verſuchungen und Gefahren, kenne ich die täglichen Uebungen, denen ſie für ihre Perſon, ſo wie in ihrem Hauſe, denen ſie in geiſtiger wie in leiblicher Hinſicht unterworfen ſind, ſo genau, als ob ich ſelber zu ihrer Familie gehörte.“

Wie wenig er ſeinem eignen Wirken, wie ſehr er allein Gott und ſeinem Worte die geiſtigen Segnungen zuſchrieb, deren ſeine Gemeinde ſich erfreute, dies bezeugt auch eine Aeußerung der Beſcheidenheit, welche ſein Lebensbeſchreiber John Newton faſt für eine übertriebene hält. Jede chriſtliche Predigt eines Andren, wenn ſie auch an Kraft und Geiſt unvergleichbar viel hinter der ſeinigen zurückſtund, erſchien ihm beſſer als ſeine eigne und er hörte dann lieber, als er ſelber ſprach. Darum forderte er auch Männer von den geringſten äußren Gaben, wenn es ihnen nur treuer Ernſt war, das Evangelium zu verkünden, auf, in ſeiner Gemeinde zu predigen und erbaute ſich ſo innig, als ſey er ein Anfänger, der bei dieſem lernen ſolle. Nur Eines konnte er auch bei hochbegabten Predigern nicht vertragen — wenn ſie Menſchenlob ausſprachen. So predigte einſt der berühmte Whitfield in Haworth, und nachdem derſelbe von den Miethlingen, im Vergleich mit dem guten Hirten geſprochen, pries er ſeine Zuhörer glücklich in der Hoffnung, daß ſie Alle durch ihren treuen Seelſorger den Weg zum Heil gefunden hätten. So groß die Achtung war, welche Grimſhaw vor Whitfield hatte, konnte er dennoch ſich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen. „O Herr,“ rief er laut, „ſprechen Sie nicht ſo, ſchmeicheln Sie Ihren Zuhörern nicht mit ſolchen Worten. Ich fürchte, es iſt viel anders mit ihnen, als Sie ſagen, denn auch mit offnen Augen kann man der Hölle zugehen.“ — —

Im Frühling 1763 kam ein ſehr bösartiges Faulfieber nach Haworth, an welchem manche Perſonen ſtarben, und welches in hohem Grade anſteckend war. Grimſhaw hatte die Ahndung, daß auch in ſeinem Hauſe dem Tod ein Opfer fallen ſolle; er ermahnte alle ſeine Leute, ſich wohl bereit zu machen denn ſie wüßten nicht, wen von ihnen der Herr abfordern werde. Er ſelber ohne die mindeſte Furcht, beſuchte die Kranken und Sterbenden und wurde von der Krankheit ergriffen. Gleich beim erſten Anfall des Fiebers war es ihm gewiß, daß er ſterben werde und er freute ſich darüber. Der Tod erſchien ihm nicht mehr als ein König der Schrecken, ſondern als ein Engel; denn er wußte, an wen er glaubte. Einmal ſagte er: „noch niemals, ſeit ich Ihn kenne, habe ich die Nähe Gottes ſo inniglich empfunden, als jetzt.“ — Wir wiſſen übrigens nur wenig von ſeiner letzten Krankheit, denn weil er die anſteckende Kraft derſelben kannte, ſuchte er den Beſuch der Freunde abzuwehren. Doch kamen etliche, deren einer fragte, wie es ihm gehe? — „So wohl,“ antwortete der Kranke, „als es nur dem Menſchen auf Erden gehen kann, und ſo verſichert eines wahren, ewigen Wohlſeyns, als genöſſe ich ſchon deſſelben.“ Bei einer andren Gelegenheit ſagte er zu ſeiner Haushälterin: O Marie, ich habe in der vergangenen Nacht etwas von dem gefühlt, was die heiligen Märtyrer empfanden; mir war, als würde mein Fleiſch auf einem glühenden Roſte gebrannt. Aber es iſt nun vorhanden, daß ich von dieſem Lager der Schmerzen in den Himmel gehe; mein Fuß ſtehet ſchon hier auf der Schwelle.“

Noch in geſunden Tagen hatte er gegen einen Freund geäußert, daß er einſt beim Sterben den größeſten Schmerz wie die größeſte Freude empfinden werde: den größeſten Schmerz darüber, daß er ſo wenig für Jeſus gethan; die größeſte Freude aber darüber, daß Jeſus ſo viel für ihn gethan habe. „Meine letzten Worte," ſo ſchloß er, „werden ſeyn: hier gehet ein unnützer Knecht dahin."

In dieſer Art und von dieſem Inhalt waren alle Geſpräche ſeiner letzten Tage. Gegen den Arzt, der ihn behandelte, ſprach er es in den ſtärkſten Ausdrücken aus, wie tief der Rückblick auf ſein vergangenes Leben ihn demüthige und beuge. Jetzt erkenne er erſt ganz, wie wenig er für ſeinen Heiland gethan, wie mangelhaft und unlauter auch ſeine beſten Handlungen geweſen, wie wenig entſprechend den heiligen Pflichten ſeines Berufes und der hohen Wichtigkeit deſſelben. „Wenn ihm," ſo fügte er hinzu, „Gott noch längeres Leben ſchenke, dann hoffe er fleißiger und eifriger zu werden, als bisher. — So ſchied dieſer treue Haushalter im vollen Gefühl ſeiner eignen, menſchlichen Unwürdigkeit dahin, zugleich aber auch im freudigen, ſeligen Vertrauen auf die Gnade Deſſen, durch und in welchem wir gerechtfertigt und vollkommen gemacht ſind. (Col. 2, V. 10).

Wir wiſſen nicht, wie lange er auf dem Krankenlager gehalten war; der Tag ſeiner Erlöſung von aller Krankheit, ſein Abſchied von dem Leid und den Freuden der Erde, ſo wie das Hinnahen zu Dem, den ſeine Seele geliebt und Dem er vertraut hatte, war der 7. April des Jahres 1763, im 55. Jahre ſeines Alters, im 21. ſeiner Amtsführung zu Haworth.

Eine Hülfe in der Noth.

Auch die kleine Lilie des Thales ergötzt, neben der hohen Ceder des Libanon, das Auge des aufmerkſamen Beobachters; Gottes Schöpfermacht zeigt ſich überall als dieſelbe: herrlich und bewundernswerth im Großen wie im Kleinen. Dieſelbe Macht und Gnade, welche einſt die Heere Iſraels durch Meer und Wüſte führte, wunderbar errettete und verſorgte, nimmt ſich auch der Noth des einzelnen Erdenpilgrims an, wird ſelbſt an den Bewahrungen und Errettungen eines kleinen Kindes in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit erkannt. Denn es iſt ja der nämliche Schöpfer und Erhalter aller Dinge, nach deſſen Rath und Vorſatz Reiche der Völker ſich erheben oder zu Grunde gehen und ohne deſſen Willen auch nicht ein Sperling vom Dache fällt.

Wir geben hier nachſtehend eine kleine Erzählung von einer ſolchen Hülfe in der Noth, welche einem armen, jungen Wandersmann wiederfuhr. Sie gehört zwar, ihrer äußren Geſtalt nach zu den ſcheinbar unbedeutenderen, gemeineren Ereigniſſen aus dem Menſchenleben, in ihrer Wirkung aber, auf das Gemüth Deſſen, dem ſie begegnete, in ihrem Zuſammenhange mit dem Verlauf und Gang des innren Lebens des armen Wandrers, der jene Hülfe erfuhr, war dieſelbe weder eine unbedeutende noch gemeine.

Das Büchlein, aus welchem die Erzählung entnommen iſt, führt den Titel:

Des ſächſiſchen Kapellmeiſters Naumann
Leben, in ſprechenden Zügen dargeſtellt.
Dresden bei Juſtus Naumann 1841.

Man darf es unbedenklich von dieſer kleinen, in ihrer Form anſpruchsloſen Biographie ausſagen: daß ſie dem Geiſt eine geſunde, dabei liebliche Nahrung darbiete, die wir dem Haushalt oder der näheren Bekanntſchaft jedes befreundeten Leſers empfehlen möchten. Welcher Roman, oder welche andre Dichtung könnte eine anmuthigere Unterhaltung gewähren, als die einfach wahre Jugendgeſchichte des frommen, hochbegabten Tonkünſtlers Naumann, was könnte lehrreicher ſeyn, als der treue Bericht, welchen derſelbe in der Beſchreibung ſeiner Reiſen und in der Geſchichte ſeiner ſpäteren Jahre, über den damaligen Zuſtand mehrerer europäiſcher Höfe, über manche der merkwürdigſten Zeit- und Kunſtgenoſſen, ſo wie über den Gang der eignen, äußren wie innren Entwicklung mittheilt. In Naumanns ganzer Lebensgeſchichte waltet der wohlthuende Geiſt der Liebe zu ſeinem Gott und zu den Brüdern; ein Geiſt der Demuth und der Milde, dabei ein Sinn, der durch die Augenſalbe von oben, hell und klar geworden iſt.

Naumann, anfangs für das Schloſſerhandwerk durch ſeine Eltern beſtimmt, hatte von dieſen die Erlaubniß erhalten, dem innigen, ihm angebornen Hange zur Tonkunſt, vor Allem zum Orgelſpiel zu folgen, um ſich etwa für das Geſchäft eines Organes väterlichen Grußes immer theilhaft geworden wäre, ſo ſah er ſich doch bald ganz außer Stand, die Vorſchriften ſeines Zwangsherrn pünktlich zu erfüllen.

Denn obgleich dem Kalender nach der Frühling ſchon angegangen war, ſo ließ die warme Witterung doch gerade damals lange auf ſich warten. Wahre Winterfröſte mit Schneegeſtöber fielen ein; kalte Regengüſſe wechſelten damit ab, die Wege wurden grundlos. Unſer armer Wanderer, durch ſeine einfache dünne Kleidung gegen die Rauhheit der äußren Luft nur ſehr wenig gedeckt, mit Schuh und Strümpfen ſo übel verſehen, daß er faſt barfuß einherging, litt unausſprechlich dabei; und die Unkunde der Wege, die er oft doppelt machen mußte, die Weite der Reiſe, die ihm mit jedem neuen Morgen unermeßlich dünkte, die Furcht vor ſeinem Gebieter, deſſen Verweiſe er oft gleichſam von ferne ſchon hörte, — beſchwerten ſein Drangſal noch beträchtlich.

Eines Tages, als er, von Froſt, Kummer und Müdigkeit belaſtet, nur nothdürftig ſich fortſchleppte, und im Herzen wahrſcheinlich ſchon oft bitter jenen erſten unſeligen Entſchluß, der ihn vom väterlichen Hauſe, und dieſen zweiten, der ihn von Hamburg weggetrieben, bereut haben mochte, hört er hinter ſich einen Wagen gerollt kommen, und ſah, daß es eine leichte, nette, mit vier Roſſen beſpannte Halbchaiſe ſey, in welcher blos eine einzelne Dame ſitze. Die Hoffnung, ſich hier eine kleine Erleichterung zu verſchaffen, bewog ihn, ſtill zu ſtehen. Schon von Weitem zog er demüthig ſeinen Hut ab, und mit Geberden, die noch flehender, als ſeine Worte waren, bat er um die Vergünſtigung, — hinten aufzuſitzen. Den Poſtillion auf dem Pferde und den Bedienten auf dem Kutſcherſitze ſchien ſein Anblick zu rühren; Erſterer machte Anſtalt, mit dem raſchen Trapp ſeiner Hengſte einzuhalten, aber die Dame rief mit unwilligem Tone: durchaus nicht! fahre zu! — Ihr Gebot ward erfüllt, und in wenigen Minuten war der Wagen aus Naumanns Augen verſchwunden, aber nicht das Gefühl dieſer Hartherzigkeit aus ſeinem Gedächtniſſe. Nie (verſicherte er noch nach vierzig Jahren Einem ſeiner Freunde) habe er die ſtolze Unbarmherzigkeit mancher Reichen ſchmerzlicher empfunden, als in dieſer Minute. Aeuſſerſt muthlos, oder vielmehr lebensſatt, habe er ſein Schleichen zwar fortgeſetzt, doch mehr als Ein Mal habe er ſich auf einen der Feldſteine am Wege niederlaſſen, und das Ende ſeiner Mühſeligkeiten da abwarten wollen. Zum Glück ſey ihm früher, als er ſelbſt vermuthete, ein Dorf etwas ſeitwärts liegend, von ferne ſichtbar geworden, und durch dieſen Anblick zur Sammlung ſeiner letzten Kräfte ermuntert, habe er zeitiger, als ſonſt, hier ein Nachtlager gefunden.

Doch bald wartete eine zweite Prüfung, härter noch als die Antwort jener hartherzigen Dame, auf unſren Pilgrim. Durch dieſe eigenmächtige Abkürzung ſeiner Tagreiſe war es ihm unmöglich geworden, Weeſtrömen am beſtimmten Orte zu treffen; und gleichwohl hing ein ſehr weſentlicher Umſtand von dieſer Zuſammenkunft ab. Naumanns knappes Reiſegeld war völlig aufgezehrt; ohne nur einen Pfennig weiter in ſeiner Taſche zu wiſſen, ſollt' er noch zwei Tage und eine Nacht auf der Straße zubringen, bevor er den nächſten Vereinigungsposten, (wo Weeſtröm ſeiner warten wollte, und der aller Wahrſcheinlichkeit nach Braunſchweig war,) erreichen konnte. Den Tag hindurch bezwang er nach Möglichkeit ſeinen Hunger, und ſchritt unausgeſetzt fort, ſo viel nur Zeit, Witterung, Kleidung und Nüchternheit es erlaubten. Aber nun brach der Abend an; ein ländliches Wirthshaus lag am Wege; dem ermüdeten Wanderer verſagten die Füße durchaus allen weitern Dienſt; er kehrte hier ein und beſtellte ſich — denn der Hunger kennt kein Gebot! — ein kleines warmes Nachtmahl, ohne freilich zu wiſſen, wovon es bezahlt werden ſolle. Es ſchmeckte dem Hungrigen, Halb-Erſtarrten vortrefflich. Aber mit dem letzten Biſſen kehrte ſtracks auch die Ueberlegung zurück, und der Gedanke: wie wird es dir dann ergehen, wenn nun dein Unvermögen an den Tag kommt? ſtand in ſeiner ganzen Furchtbarkeit ihm vor Augen. Bekümmert warf er ſich auf ein ziemlich hartes Strohlager, ſchlief ſpät ein, und erwachte vor Sonnen-Aufgang wieder. Vielleicht wäre es ihm möglich geweſen, jetzt in dieſer Frühe, und beim Mangel alles beſchwerenden Gepäcks, unbemerkt und unverfolgt ſich fortzuſchleichen! Aber ſein redlicher Sinn verabſcheute einen ſolchen Betrug. Er wollte lieber offenherzig bekennen, wozu die äußerſte Nothdurft ihn genöthigt habe; er wollte bitten, daß man als ein Almoſen ihm anrechne, was er freilich als Bewirthung nicht zu bezahlen vermöge.

Traurig ſchlich er ſich, dieſer Gedanken voll, zu einem Tiſche, der in der Nähe ſtand, und verrichtete mit heimlichem Bangen ſein Morgengebet zu dem allbarmherzigen allwaltenden Vater, der auch die Vögel unter dem Himmel ernährt. Er zog dann einen kleinen Taſchenkalender hervor, in welchem er ſtets diejenigen Vorfälle, die ihm am wichtigſten dünkten, aufzuzeichnen pflegte; wollte in ihm auch ſeine jetzige Noth eintragen, und dann zum mißlichſten Geſtändniß ſeines ganzen bisherigen Lebens ſchreiten. Plötzlich fiel aus dem Futteral des Almanachs ein kleines fremdes Silberſtück, das er ſchon vor mehreren Monaten von Einem ſeiner jungen Freunde zum Geſchenk bekommen und, als dort nicht gangbar, aufbewahrt hatte. Längſt war es von ihm ganz vergeſſen, oder wenigſtens nicht mehr bemerkt worden; aber jetzt! — der Anblick eines unermeßlichen, tief unter der Erde entdeckten Schatzes kann ſeinem Finder nicht überraſchender und erwünſchter kommen, als dieſe kleine Münze unſrem, ſich nun gerettet fühlenden, Jünglinge. Mit innigſtem Dankgefühl und mit thränendem Blick ſchaut' er ein paar Sekunden empor zu jenen Höhen, wo der allwiſſende und allgütige Retter thronet, der des Armen Gebet gnädig erhöret, und dem Bedrängten die erflehte Hülfe zur rechten Stunde ſendet. Schnell eilte er nun zum Wirthe, hielt ihm von Weitem ſchon das Geldſtück als Bürgſchaft für ſeine Redlichkeit entgegen, und entdeckte ihm jenes Wagſtück und die gewaltige Angſt, in welcher er noch vor wenigen Augenblicken geſchwebt habe. Sein offenes Geſtändniß und das Feuer ſeiner Erzählung rührten den Gaſtwirth; zwar verſtand er ſich gleichfalls nicht auf den eigentlichen Werth dieſer Münze; doch nahm er ſie nicht nur an Zahlungs-Statt an, ſondern er gab auch — wahrſcheinlich blos um ein gutes Werk auszuüben — noch einige Groſchen darauf heraus.

Sprüche der Väter.

Verwitterung und Verweſung.

Zu einem der Väter kam einſt ein hochbetagter Greis, ihn zu beſuchen. Sie waren beide an Lebensalter ſich gleich; als Kriegsgenoſſen hatten ſie vormals beide unter dem Heere des Kaiſers gedient. Wie männlich kräftig, ſo ſprach der beſuchende Gaſt zu ſeinem alten Freund, erſcheinſt du noch neben mir, und doch haſt du, bei harter Arbeit, ſeit vielen Jahren nur Waſſer und Brod genoſſen; mich aber erquickten in ungeſtörter Ruhe, täglich die auserleſenſten Speiſen und Getränke. Doch ſieh, deinem alten Jugendgenoſſen ſtirbt nun auch die Welt ab; das was mir ſonſt lecker und koſtbar erſchien, das ſchmeckt meiner Zunge kaum mehr, was meine höchſte Luſt war, das iſt mir zum Eckel.

Es iſt unſer gemeinſames Loos, zu ſterben, dahinzuſcheiden, antwortete der Vater; doch beſtehet zwiſchen den veraltenden Dingen der einen und der andren Art ein Unterſchied. Der alte Sandſtein zerſtäubt auch und ſeine Körnlein fallen zu Boden, bleiben hier aber regungslos und todt, wie der ganze Stein es war; das Saamenkorn ſtirbt und verweſt, aus ſeiner Verweſung jedoch geht ein neues Leben hervor. Es iſt ein andres, wenn die Welt mir und meinen vor Alter erſtarrten Sinnen abſtirbt und mich mir allein und verlaſſen leben läſſet, oder wenn meine Seele der Welt abſtirbt, damit ſie fortan nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Herrn lebe. In dieſer Art zu ſterben, dahin laßt uns trachten.

Das Glas.

„Du kannſt nichts Andres, ſprach ein Jüngerer zu einem Alten, als nur Gott preiſen und danken, dafür, daß er dich zu einem ſcheinenden Licht gemacht hat, das mit ſeinem Glanze viele erleuchtete.“ — Allerdings antwortete der Alte, danke ich Gott oft, daß er mich zu einem durchſichtigen Glaſe werden ließ, durch welches Seine Sonne hinaus auf manche Seelen ſcheint; noch öfter aber bitte ich ihn, daß er das Glas, durch welches Andre erwärmt und erleuchtet werden, nicht ſelber möge erkalten laſſen, damit mich die Finſterniß nicht möge überfallen; denn wir haben und geben Nichts, das wir nicht empfangen hätten.

Gehen und Fliegen.

Was ſoll ich thun, mein Vater, fragte ein erſt neulich angekommener Jünger ſeinen Meiſter, ſoll ich bei euch bleiben oder ſoll ich gehen? Ich fürchte ſehr, ich komme niemals vorwärts, nach dem Ziel des Friedens; das Loos, das meiner Seele beſchieden ward, iſt der Tod und nicht das Leben, denn mein Gang iſt ein oft und immer ſich wiederholendes Fallen, das mir nun erſt ſeitdem ich bei euch Vätern bin, einen Schmerz macht, den ich vorhin nicht empfand.

Das Todtengebein, antwortete der Alte, fällt zum Boden, von dem es nicht wieder aufſtehet, ohne bei ſeinem Fall einen Schmerz zu fühlen; der lebende Fuß, eben weil eine Kraft des Lebens in ihm iſt, ſinkt auch bei jedem Schritt zum Boden nieder, erhebt ſich aber von da zum neuen Schritte und kommt auf dieſe Weiſe ſinkend und ſich erhebend dennoch dem Ziele näher. So lange dein Fühlen des Sinkens dir treu und das Fortſtreben nach dem Ziele kräftig bleibt, wird dein Fuß, auch wenn dir es ſo erſchiene, dennoch nicht ſtille ſtehen, ſondern weiter ſchreiten, und zuweilen wird der Zug der Liebe, der die Seele zu dem Geliebten führet, ſo mächtig, daß er das Weſen derſelben, wie die Luft des Himmels den Leib des Vogels, mit ſeinen Kräften durchdringt und ſie frei machet von dem Zug zum Boden. Dann iſt das Fortſchreiten zu der Heimath des Friedens kein Gang der ſchweren Füße mehr, ſondern ein Flug; dann trägt die Seele nicht ihre eigene Laſt, ſondern die Laſt iſt hinweggenommen und vergangen; der geweſene Laſtträger fühlt ſich ſelber getragen und fortgeführt, dahin ſein Sehnen geht.

Züge

aus dem Leben des General-Majors Andreas Burn.

Die Lebensbeſchreibung des Andreas Burn, aus welcher die Sammler der Christian Biographie einen reichhaltigen Auszug mittheilen, verdankt ihr Entſtehen großentheils einem Tagebuche, welches der Verſtorbene mit großer Treue und Vollſtändigkeit bis zu ſeinem Todesjahr 1814 geführt hat.

Burn war mit den höchſten Vorzügen der Geburt begnadigt worden, deren ein Menſch auf Erden theilhaftig werden kann: er war in einer Familie geboren, welche den Herrn von Herzen liebte und ſeine Gebote treulich vor Augen hatte. Von ſeinem dritten Jahre an ward er im Hauſe ſeines Grosvaters, eines gottesfürchtigen, hochbegabten Prieſters der ſchottiſchen Kirche erzogen. Wenn er hier, noch als unverſtändiger Knabe, lauſchend vor der verſchloſſnen Thür ſeiner Grosmutter, jene inbrünſtigen Gebete hörte, welche dieſe fromme Frau für die Bewahrung und Rettung ſeiner Seele darbrachte, da war ihm der ängſtliche Eifer, mit dem ſie für ihn betete, unbegreiflich, denn er ſahe und wußte ſich ja nirgends in einer Gefahr. Bis zu ſeinem 14. Jahre, (bis 1756) hatte er, zugleich mit ſeinem älteren Bruder den ſeligen Frieden des großelterlichen Hauſes genoſſen, war in der lateiniſchen Schule des Ortes einer der beſten Schüler geworden, da ſchrieb ihm ſein Vater, der ſich in ſehr beſchränkten Vermögensumſtänden befand, und ermahnte ihn, ſich für einen äußren Beruf zu beſtimmen, bei welchem er, ohne fremde Unterſtützung ſein Brod finden könne. Drei Wege hierzu brachte der Vater in Vorſchlag: entweder ſolle Andreas ſeine Studien an der Univerſität fortſetzen und ſich für den geiſtlichen Stand ausbilden, oder er ſolle ſich zur Arzneikunde wenden, oder zu dem künftigen Geſchäft eines Rechtsgelehrten ſich geſchickt machen. Der zuletzt genannte Weg war am meiſten nach dem Sinne des Vaters, denn dieſer hatte einen Freund, der ein angeſehener Rechtsgelehrter war; bei dieſem konnte Andreas aufs Vortheilhafteſte untergebracht werden, und blieb dabei zugleich in der Nähe und Aufſicht ſeines Vaters. Der Jüngling war ſogleich zur Erfüllung des väterlichen Wunſches bereit, die innigen Gebete und Segenswünſche ſeiner Großeltern und Eltern begleiteten ihn zu dem neuen Beruf, welchem er mit ſolchem Fleiß und Eifer und mit ſo gutem Erfolg ſich hingab, daß er ſelber, ſo wie Andre in ihm ſchon den nahekünftigen großen, vielvermögenden Rechtsgelehrten zu erblicken glaubten.

Das, was damals ſeinen jugendlichen Eifer ſo anſpornte, war keineswegs ein guter, lautrer Beweggrund. Burn, welcher es ſpäterhin, ſelbſt bei ſeiner hohen Stellung als Offizier, als Vater von zehn Kindern, niemals dahin bringen konnte ſich ein Vermögen zu ſammlen, und der in ſeinen reiferen Jahren ſo gern mit Wenigem zufrieden war, hatte in ſeinen jüngeren Jahren einen großen Hang zu irdiſchen Beſitz; ſein Lieblingsplan und Gedanke war es: ſich [illegible] viel Geld zu erwerben und dann das Leben eines reichen, angeſehenen Mannes zu führen. Wie hätte dieſer in der Irre gehende Traum in ſeinem Herzen aufkommen können, wenn dieſes damals ſchon den wahren innren Reichthum, der allein glücklich macht, den Frieden aus Gott, durch Erfahrung gekannt hätte; aber ohngeachtet ſeiner frommen Erziehung war er von dieſer Erkenntniß ferne, er hatte nur die Sitten und frommen Gebräuche des Chriſtenthumes erlernt, ohne das Leben dieſes Glaubens und ſeine Kräfte an ſich ſelber zu erfahren; „wäre ich,“ ſo ſagt er von ſich ſelber, „zu Conſtantinopel geboren und erzogen geweſen, ich würde eben daſſelbe als Muſelmann, denn damals als Chriſt geweſen ſeyn.“

Bis zu ſeinem ſechszehnten Jahre war Burn in ſeiner Geſchäftigkeit für den künftigen Dienſt der Rechtspflege geblieben, da nahm ſeine Neigung und mit dieſer ſeine äußere Beſtimmung, eine andere Richtung. Sein Vater, der um jene Zeit in ſeinem Geſchäft als Kaufmann große Verluſte erlitten hatte, ſahe ſich, als hiezu noch das Verunglücken eines Schiffes kam, das nicht aſſecurirt war, genöthigt, den Handel ganz aufzugeben und die Stelle eines Caſſiers auf einem Kriegsſchiffe anzunehmen. Kaum war dieſes geſchehen, da wollte auch dem Andreas das bisherige Leben auf dem feſten Boden nicht mehr behagen, er ſehnte ſich ohne Aufhören, ſeinem Vater auf das Meer zu folgen.

Auch diesmal waren es nicht Gedanken einer guten, lautren Art, es war nicht der Zug der kindlichen Liebe, was ihn zu der eigentlichen, rechten Beſtimmung ſeines äußren Lebens — zum Seedienſt — hinführte, ſondern in ſeinem phantaſiereichen Kopfe war auf einmal die Erinnerung an alle die romanhaften Erzählungen erwacht, die er von glücklichen Abentheurern gehört und geleſen hatte, welche auf ihren Seereiſen zu unermeßlichen Reichthümern gelangt waren. Er wollte ja nur reich werden und wie viel leichter und angenehmer erſchien ihm hierzu der Weg des Seedienſtes, auf welchem man noch nebenbei ſo viel Neues zu ſehen bekommt, als der mühſelige, langſame Gelderdienſt durch die Schreiberfeder. Er meldete ſeinen Wunſch dem Vater, und dieſer zeigte ſich nicht abgeneigt darauf einzugehen, nur rieth er ihm ſich noch einige Monate lang durch mathematiſche und durch andre Studien vorzubereiten, welche beim höheren Seedienſt vorausgeſetzt werden; ein Rath, welchen der Jüngling ſehr willig und mit größeſtem Eifer befolgte.

Es war als ſollte jetzt dem künftigen Seemann jeder Schritt erleichtert werden, der ihn zur Beſtimmung ſeines Lebens führte. Denn das Schiff, auf welchem ſein Vater diente, welches vorher an ſehr abgelegenen Küſtengegenden verweilt hatte, ward auf einmal und unvermuthet an einen Hafen beordert, der nur wenige Meilen von Burns Geburts- und Aufenthaltsort entfernt liegt. Als ein Vorzeichen von freudiger Art und günſtiger Bedeutung erſchien es überdies dem Jüngling, daß es gerade der Tag ſeiner Geburt war, der Tag, an dem ſich ſein 16tes Lebensjahr vollendete, als er das Schiff beſtieg, in welchem ſein liebevoller Vater ihn mit offenen Armen empfieng.

Allerdings. ſollte für ihn mit dieſem Tage ein ganz neuer, wichtiger Abſchnitt des Lebens beginnen; dieſer Andreas Burn ſollte nachmals eben ſo wie der theure John Newton, der ein Vater ſo vieler Gläubigen in England geworden iſt, unter den Gefahren und Stürmen des Meeres beten und hiedurch erſt wahrhaft leben lernen, vor der Hand aber war ſchon dies für den äußerſt reizbaren, den Verführungen zur ſinnlichen Roheit ſo leicht zugänglichen Jüngling eine beſonders gnädige, göttliche Fügung, daß ihm für den Anfang ſeines Seelebens ſein frommer Vater als ſchützender Engel zur Seite gegeben wurde.

Sein erſtes Geſchäft auf dem Schiffe war es, dem Schreiber des Capitäns bei der Führung der Schiffsbücher, ſo wie ſeinem Vater, bei der Führung ſeiner Rechnungen an die Hand zu gehen. Jener, der Schreiber, ſo wie die Mehrzahl der übrigen Mannſchaft, gehörten zu ſolchen, durch das Zuſammenleben mit ihres Gleichen und durch den regelloſen Wechſel von Müßiggang mit unmäßiger Anſtrengung verwilderten Seeleuten, deren einzige tägliche Unterhaltung im berauſchenden Genuß des, Branntweins, im Spiel der Karten oder Würfel im Fluchen und Schwören ſo wie in andren ruchloſen Geſprächen beſtund. Wie bald würden ſie den noch ſo unbefeſtigten, gleich einem Rohre ſchwankenden Jüngling mit fortgeriſſen haben in ihren ſchlammigen Strudel, hätte dieſen nicht der tägliche Umgang und das Zuſammenwohnen mit ſeinem Vater, ſo wie die Ehrfurcht vor ihm von ſo tiefem Falle zurückgehalten. Blieb doch ſelbſt unter dieſen Umſtänden die moraliſche Gefahr für den jungen Seemann, der unter ſeinen Kameraden nicht als Finſterling gelten wollte, noch ſo groß, daß er bei einem nächtlichen Matroſenfeſte, welches bei Gelegenheit der Ankunft des Schiffes unter der Linie gegeben ward, ſich bis zur Sinnloſigkeit betrank und den zärtlich beſorgten Vater durch allerhand Lügen über den wahren Grund ſeines Uebelbefindens zu täuſchen ſuchte.

Uebrigens wurde Andreas zugleich auch mit einer andren Seite des Lebens zur See bekannt, welche in hohem Grade geeignet war, ihn über die geträumten Vorzüge und Annehmlichkeiten dieſes Lebens zu enttäuſchen und ihm den Anfang deſſelben ſchwer zu machen. Das Schiff hatte auf ſeinen erſten Fahrten, meiſt in ſehr öde, unintereſſante, nur für den Fiſchfang bedeutende Küſtengegenden, häufig mit ungünſtiger Witterung zu kämpfen; er ſelber faſt ohne Aufhören an Seekrankheit zu leiden. Dabei mußte er bemerken, daß auch ſein jetziger Erwerb nur ſehr langſam ja vielleicht nie zum Reichwerden führe, denn die ganze Summe ſeiner Erſparniſſe von der erſten Reiſe betrug nur 3 Schillinge und 6 Pence, (nach Reichsgeld nur gegen 2 Gulden.) Da konnte er ſich dann öfters der bittren Reue darüber nicht erwehren, daß er ſeine frühere ſo bequeme, gefahrloſe Lebensweiſe, mit ihren vortheilhafteren Ausſichten in die Zukunft, gegen dieſe ihm faſt unerträglich ſchwere, ſo viel hoffnungsloſere aufgegeben habe. Doch dieſe Reue kam jetzt zu ſpät; der Auslauf nach dem ihm unbekannten und doch vorher beſtimmten Ziele war geſchehen und ließ ſich nicht mehr rückgängig machen.

Indeß waren auch ſchon die erſten Seefahrten nicht ohne öftere Zwiſchenzeiten des Ausruhens an der vaterländiſchen Küſte, oder an verſchiedenen Orten des europäiſchen Feſtlandes vorübergegangen und bei ſolchen Gelegenheiten hatte unſer junger Seefahrer, wenn er getrennt von ſeinem anderwärts beſchäftigten Vater, in Geſellſchaft der Mannſchaft ſeines Schiffes in das Getümmel der Städte, namentlich der Hauptſtadt London ſich miſchte, die Bewahrung vor größeren Gefahren zu rühmen, als jene bloß leiblichen ſind, welche Sturm und Waſſerwogen herbeiführen.

Noch in Geſellſchaft ſeines trefflichen Vaters hatte Andreas ſeine erſte Seereiſe nach Weſtindien gemacht. Wie der Zuruf eines Schiffsgenoſſen ihn auf Barbados von dem Genuß der giftigen Mancinellenäpfel zurückhielt, welche der unerfahrene Jüngling für Limonen hielt, und von Durſt getrieben ihren Saft ſaugen wollte, ſo hielt der treue Vater ihn durch ſein beſtändiges Ermahnen von andren, noch viel verderblicheren Schritten zurück, denen, ohne dieſe Warnungen der leicht verführbare Jüngling wäre ausgeſetzt geweſen. Aber ein Unfall, welcher dem Schiffe zuſtieß, auf dem beide ſich befanden, machte an dieſem eine langwierige Ausbeſſerung, an einer ungeſunden Küſtengegend von Jamaika nöthig; der Vater wurde hier ſo krank, daß die einzige Möglichkeit zu ſeiner Lebensrettung in der Rückkehr nach dem vaterländiſchen Klima zu liegen ſchien, er kündigte deshalb für ſich und ſeinen Sohn das bisherige Geſchäft im Schiffe auf und ſegelte mit der nächſten Gelegenheit nach England ab, während Andreas auf Jamaika, als Schreiber bei einem königlichen Beamten in Kingston, zurückblieb.

Es war zum erſten Mal, daß er ſo ganz ſich ſelber überlaſſen blieb; dieſe Freiheit würde ihm bald zum Verderben gereicht ſeyn, er würde bald zu den erſten kleineren Abweichungen, denen er bereits ſich hingegeben, die größeren gefügt haben, wenn nicht aus Gnaden die züchtigende Hand Gottes ſchwer auf ihm geruht hätte. Eine furchtbare Epidemie war in Kingston ausgebrochen, welche, namentlich unter dem jüngeren Volk täglich eine Menge von Opfern dahinraffte, da fühlte ſich Burn von einer unwiderſtehlichen Furcht und Ahnung des Todes ergriffen; er erklärte ſeinen Entſchluß ſein bisheriges Amt und Kingston ſelber zu verlaſſen, ſein gütiger, geweſener Prinzipal verſchaffte ihm eine Buchhalterſtelle an einer, nur wenige Meilen von der Stadt abgelegenen Pflanzung. Die Furcht und Ahnung waren nicht grundlos geweſen; als Andreas einige Monate nachher in Geſchäften ſeines neuen Amtes die Stadt beſuchte und ſich nach ſeinen nächſten jungen Bekannten und Freunden erkundigte, da erfuhr er, daß ſie alle, der eine an dieſer, der andere an jener Form des bösartigen Fiebers geſtorben ſeyen, auch er würde, wenn er wie vorauszuſehen war, manche dieſer befreundeten Kranken auf ihrem Sterbelager beſucht hätte, der Anſteckung unterlegen ſeyn.

Wenn aber auch der neue Wohnort unſeres

Burn dieſen vor der Fieberepidemie ſchützte, war derſelbe dennoch dafür auf der einſam gelegenen Pflanzung anderen Gefahren und Mühſeligkeiten ausgeſetzt. Die Negerſklaven hatten ſich faſt in allen Gegenden der Inſel empört und gegen die Weißen manche Grauſamkeit verübt, und obgleich gerade jene Pflanzung, auf welcher Burn in Geſellſchaft nur noch eines einzigen Weißen mitten unter Negern lebte, von dem Aufſtand verſchont blieb, traf ihn demohnerachtet in jeder zweiten Nacht die Verpflichtung, außen im Freien auf der Wache zu ſtehen, was gerade damals, in der Regenzeit, keine leichte Aufgabe war. Dennoch blieb unter all dieſen ungünſtigen Umſtänden der 18jährige Jüngling geſund und wohlauf, ſeine äußere Lage war auch in äußerer Hinſicht ſo vortheilhaft, daß abermals in ſeiner Seele der Gedanke aufkeimte, er ſey jetzt auf dem beſten Wege zum Ziele ſeiner Wünſche: zum Beſitz von Reichthümern zu gelangen. Aber mitten in dieſen goldnen Träumen kam ihm, wie von Gott geſandt das mächtige, unwiderſtehliche Verlangen aus dieſem Lande und Stande der Gefahren, nicht nur des Leibes ſondern mehr noch der Seele zu entfliehen. Der Zug, hinweg aus Jamaika und zurück nach der Heimath ließ ſich durch keine Vernunftgründe unterdrücken; es war vergebens, daß ihm ſein bisheriger Prinzipal eine andere Stelle, mit einem jährlichen Einkommen von mehreren tauſend Gulden anbot; vergebens, daß Andreas ſelber ſich ſeine hoffnungsloſe Lage, wenn er als ganz armer Menſch wieder nach England käme und den Kummer zu Gemüthe führte, den ſein plötzliches Aufgeben des jetzigen, einträglichen Poſtens ſeinen

Eltern bereiten würde, der heftige Widerwille gegen Jamaika und das unſägliche Heimweh nach England und nach dem Vaterhauſe wuchſen zu einer ſolchen Höhe an, daß ſie zuletzt zur lebensgefährlichen Krankheit zu werden droheten.

Der Admiral der weſtindiſchen Flotte, der ſich damals zu Kingston befand, ließ ſich bereitwillig finden, dem geweſenen jungen Seemanne eine freie Ueberfahrt nach England zu verſchaffen; Burn wurde als Supernummerär in das Kriegsſchiff Edinburgh aufgenommen, welches ſo eben in Bereitſchaft ſtund, einer Flotte von Kauffartheiſchiffen das Geleite nach England zu geben. Dieſes Schiff, auf welchem ein Capitän kommandirte, welcher mit Anſon die Reiſe um die Welt gemacht hatte, fand ſich ſchon bei ſeiner Ausfahrt in einem ſehr üblem Zuſtand, denn ſein altes Holzwerk war an vielen Stellen von Bohrwürmern durchfreßen und ſchadhaft. Dennoch mußte der Befehl der Admiralität befolgt und die Fahrt auf ſolchem Schiffe, wie der Edinburgh war, mit 600 Mann an ſeinem Bord gewagt werden. Keiner von Allen ſahe die Gefahr ſo ſehr ein als der vielerfahrene Capitän, welcher deshalb auch ſo ernſter Stimmung war, daß er einem Offizier es verwies, als derſelbe lachte. Stoff zu ernſten Gedanken konnte der Zuſtand des Schiffes für Alle genug geben, denn als daſſelbe ins atlantiſche Meer kam, wurden die Lecke deſſelben ſo groß und ließen eine ſolche Menge des Waſſers hereindringen, daß man nach mäßigſter Berechnung täglich gegen 2000 Tonnen auspumpen mußte um das Fahrzeug über dem Meeresſpiegel zu erhalten. Dazu kam noch am 12. October ein Sturm von ſolcher Heftigkeit, daß ſich die älteſten und erfahrenſten Seeleute, die auf dem Schiffe waren, eines gleich ſtarken und ſo lang anhaltenden nicht erinnern konnten. Der erſte Ausbruch dieſes Orkanes, welcher alle aufgeſpannte Segel in kleine Stücke zerriß, ließ keine eigentlichen Wogen im Meere aufkommen, ſondern verwandelte die ganze Oberfläche deſſelben in einen weißen Schaum, der am Tage wie ein unüberſehliches Schneegeſtöber, bei Nacht, durch ſein phosphoriſches Leuchten, wie ein brennender Wald erſchien; dann aber erhub ſich das Gewäſſer in Wogen, welche Gebirgen glichen, und die mit furchtbarer Gewalt an die Seiten des Schiffes anſchlugen und über daſſelbe ſich hinſtürzten. Das Schiff, ohne Segel mußte der Gewalt des Orkanes dahingegeben werden, es hatte an ſeinem Verdeck und den Gallerien furchtbare Beſchädigungen erlitten, die lecken Stellen hatten ſich vergrößert, ſein Untergang war unvermeidlich, wenn der Sturm nur noch einige Stunden länger anhielt. Aber dieſe Gefahr, da ſie am höchſten geſtiegen war, gieng plötzlich vorüber, und nun erſt konnte man wieder an die Mittel zur Rettung, in einen ſichren Hafen denken. Doch wie fern war jetzt jede Ausſicht hiezu gerückt: der Sturm hatte das Schiff um mehrere hundert Meilen weiter vom Lande hinweggetrieben; von den 72 Fahrzeugen, die vorher in ſeiner Geſellſchaft ſegelten, und von denen man im Nothfall eine Hülfe erwarten konnte, war kein einziges mehr zu ſehen und von ſieben derſelben hat man ſpäter nie wieder etwas vernommen. Da zeigte ſich am Tage nach dem Sturm ein Kauffahrteiſchiff, welches in Virginien Tabak geladen hatte und nach Whitehaven ſegelte. Ein Boot mit einem Offizier wurde nach demſelben abgeſendet, um zu unterſuchen, ob es, im Fall der Edinburgh ſich nicht mehr über dem Waſſer halten könnte, Raum und Lebensmittel genug hätte, um die ganze Mannſchaft von jenem aufzunehmen und nach dem nächſten Hafen zu geleiten. Aber aufs Höchſte nur für 300 Mann, mithin kaum für die Hälfte der Mannſchaft des Edinburgh war jenes Schiff mit den nöthigen Mitteln verſehen, der anfängliche Plan wurde deshalb aufgegeben und nur die Paſſagiere, unter denen auch Burn war und deren Zahl ſich auf 7 belief, durften ſich auf das Kauffahrteiſchiff retten, während man beſchloß, mit der Fregatte nach der Region der Paſſatwinde und mit Hülfe von dieſen wieder zurück nach Weſtindien, zunächſt nach Antigua zu ſteuern. Jene ſieben, in ihren Gedanken glücklichen, nahmen ihrer Meinung nach von den zurückbleibenden Freunden und bisherigen Reiſegenoſſen einen Abſchied auf ewig.

Aber, welch unerwartet andren Erfolg dieſer Seefahrt mußte jetzt Burn erleben! Die lecke, durchaus untüchtig ſcheinende Fregatte begegnete einem engliſchen Kriegsſchiff von 74 Kanonen, dieſes brachte ihr auch zum Ausbeſſern der Lecke die nöthige Hülfe; die Rückkehr nach Weſtindien war jetzt nicht mehr nöthig, mit günſtigem Wind kam der lecke Edinburgh früher nach England als das guterhaltene Kauffahrteiſchiff. Und dennoch erkannte unſer junger Seemann ſpäter gerade in dieſem Umſtand eine jener weiſen und gütigen Führungen Gottes, wodurch er zu der eigentlichen äußren wie innren Beſtimmung ſeines Lebens — vor Allem zur Erkenntniß, des Einen, das Noth thut, geführt wurde.

Der Capitän des Weſtindienfahrers, an deſſen Bord er ſich jetzt befand, war ſeinerſeits ſchon zu dieſer Erkenntniß durchgedrungen; ſein gläubiges Herz hatte den rechten, feſten Grund des innren Friedens gefunden; er war Chriſt im vollem Sinne des Wortes. Burn bemerkte wohl, daß in dieſem Manne ein ganz andrer Geiſt ſey, als in dem Troß der andren rohen, leichtſinnigen Seeleute, der ihn umgab; aber ſein eigner Sinn neigte ſich vielmehr dieſer gedankenloſen, dem Sinnentaumel dahingegebenen Menge zu, als dem ernſten, einſam daſtehenden Manne; nur weil es die Schicklichkeit ſo erfoderte, wohnte er den Andachtsübungen bei, welche der wackre Capitän täglich mit ſeinen Leuten hielt. Aber es fand ſich bald eine Gelegenheit, bei welcher jener alte, ſeltne Seemann nicht nur durch Wort und ſtillen Wandel, ſondern durch die kräftige That, ſeiner Umgebung es zeigte, welche Macht im Chriſtenglauben liege und hierdurch einen tiefen Eindruck auf den leichtſinnigen Jüngling machte.

Ein ſtarker Gegenwind hatte das Schiff von ſeiner Richtung gegen Whitehaven hinweggetrieben und daſſelbe genöthigt am 9. November im Hafen von Lough-Swilly an der irländiſchen Küſte einzulaufen. Erſt nach mehreren Tagen war der Wind wieder ſo günſtig geworden, daß die Fahrt nach der Ramſay-bay auf der Inſel Man fortgeſetzt werden konnte, von wo aus man Whitehaven zur Zeit der Springfluth zu erreichen hoffte. Als aber endlich am Morgen des 21. Novembers Wetter und Wind eine glückliche Ueberfahrt zu verſprechen ſchienen und das Schiff ins Meer ausgelaufen war, da umzog ſich plötzlich der

Himmel, und ein Sturm brach aus, ſo gewaltſam, daß er es unmöglich machte ſowohl zurück, nach dem eben verlaſſenen Ankerplatz, als vorwärts nach Whitehaven zu ſteuern; an eine Benutzung der Segel war nicht zu denken. Als man um ein Uhr nach Mittag in der Kajüte etwas eſſen wollte, da war die Bewegung des Schiffes ſo heftig, daß niemand am Tiſche ſitzen konnte, man nahm ſtehend oder am Boden ſitzend die kleine Mahlzeit ein. Während jedoch dieſes geſchah, ſtieß das Schiff mit ſolcher Heftigkeit auf eine Sandbank auf, daß Alle, außer dem Capitän von der Gewalt des Stoßes niedergeſchmettert wurden. Eilig raffte man ſich jedoch wieder auf, Jeder wollte der erſte oben auf dem Verdeck ſeyn. Da kam ein zweiter, noch heftigerer Stoß und warf ſie alle von neuem zum Boden. Der Untergang des Schiffes ſchien jetzt unvermeidlich, ein Theil des kurz vorher noch ſo leichtſinnigen Schiffsvolkes brach in ein lautes Geheul, untermiſcht mit Klagen aus, ein anderer ſchien vor Schrecken ſtarr und unbeweglich. Zu den Erſteren, den laut Heulenden und Klagenden, gehörte namentlich ein Mann, der ſich in Jamaika ein anſehnliches Vermögen erworben hatte, und der ſich auf der ganzen Reiſe, gleich jenem reichen Manne bei Lukas C. 12, V 16 den Plänen hingegeben hatte, wie er ſein künftiges Glück genießen wolle. Dieſer Menſch bejammerte jetzt mit unmäßigem Schmerz ſein Loos, das ihn durch die mühevollen Anſtrengungen und Entbehrungen vieler in einem heißen, ungeſunden Klima verlebten Jahre ein Vermögen habe gewinnen, ja das ihn bis zum Anblick des Landes habe gelangen laſſen, wo er das Erworbene zu genießen hoffte, in deſſen Nähe er aber nun den Tod finden ſollte. Bei dieſer Gelegenheit kam es recht an den Tag, was in dem Herzen dieſes Reichen war; die Worte der Verzweiflung, welche er ſprach, zeugten mehr von einem bittren Haß und von einer innren Empörung gegen Gott als von einer Furcht und Beugung vor dem ewigen Richter.

Wie ganz anders zeigte ſich neben jenem Unglücklichen ſo wie neben Allen, die mit ihm in gleicher Gefahr waren, der treffliche Capitän. So wie, auf merkwürdige Weiſe, er der einzige geweſen war, den der Stoß des Schiffes auf die Sandbank in leiblicher Hinſicht nicht zu Boden geworfen hatte, ſo war er auch der Einzige, deſſen Gemüth ſich jetzt im Angeſicht des nahen Todes aufrecht und unbewegt erhielt. Er war, weil er zunächſt an der Kajutenthür ſaß, der erſte auf dem Verdeck geweſen; hier gab er die nöthigen Befehle mit ſolcher Ruhe und klaren Einſicht, als ſtünde er ſelber außen auf einem feſten, ſichren Felſen. Man konnte es ihm an ſeinem heitren Angeſicht anſehen, daß er dem Tod nicht mit Furcht und Angſt, ſondern mit Freudigkeit entgegen gieng; es war eine Majeſtät in dem Benehmen dieſes Mannes, welche Allen, die ihn jetzt ſahen, Ehrfurcht und gehorſame Unterwerfung gebot; Er, als Seele, leitete die Kräfte und Bemühungen der ohne ihn nichts vermögenden Menge, das Schiff, durch die meiſterhafte Anordnung des Capitäns kam unter Wind, ſein drittmaliges Aufſtoßen, durch welches es ohnfehlbar wäre in Trümmern gegangen, ward vermieden. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Die lange, dunkle Nacht nahete ſich, das Schiff zwiſchen Klippen und Sandbänken konnte in jedem Augenblick an einer derſelben ſcheitern. Da ergriff, im Vertrauen auf Deſſen Beiſtand, vor welchem die Nacht iſt wie der Tag, der Capitän ſelber das Steuerruder und lenkte das Schiff gegen den Haſendamm von Whitehaven hin. Hätte er hierbei die Merkzeichen der Pfeiler auf einer der beiden Seiten überſehen und nur um einige Fuß überſchritten, da wäre das Schiff verloren geweſen, aber Gott ließ es dem Mann gelingen; bis um zehn Uhr des Nachts war das Schiff im Haſen, und Alle, die auf ihm fuhren, am Land in Sicherheit.

Wir pflegen uns wohl öfters darüber zu wundern, wie es habe geſchehen können, daß Iſraels Heere, nachdem ſie doch bei ihrer Ausführung aus Aegypten, bei ihrer Errettung von Pharaos Heer, bei ihrer Speiſung durch das Manna und ihrer Tränkung aus dem Felſen die Wunderhand ihres Gottes erfahren, ja nachdem wenig Tage vorher die Donner und Blitze des Sinai ihre Seelen mit Furcht erfüllt hatten, ſobald von dem lebendigen Gott, der ſich durch ſolche Thaten unter ihnen bezeugt halte, hinwegwendeten und bei dem luſtigen Reigen und Singetanz um das goldne Kalb her, ſein vergaßen. Und dennoch wiederholt ſich noch immer und täglich in der Natur des Menſchen derſelbe Undank, dieſelbe Vergeßlichkeit gegen die empfangenen Wohlthaten ſeines Gottes, bis ihm die Gnade das Herz und die wahre Geſinnung eines Kindes gegeben und neugeſchaffen hat. Der damals 18jährige Burn gehörte weder zu den ganz verhärteten noch verwilderten Seelen; dennoch ſahe er ſich kaum aus der Gefahr gerettet, als auch alle Gedanken des Ernſtes ihn verließen und von neuem der gedankenloſe Leichtſinn ſo wie die Vergnügungsſucht ſich ſeines Herzens bemächtigten. Gab er ſich doch ſchon an einem der nächſten Tage nach ſeiner Rettung der Neigung zum Trunke ſo ſehr hin, daß er bis zur Sinnloſigkeit berauſcht, nach Hauſe geführt werden mußte. Auch die Nachricht von dem Tode ſeines frommen Grosvaters, der faſt 90 Jahre alt geworden war, ſo wie die ernſten Zurechtweiſungen, welche ihm der Brief ſeines Vaters über das unbeſonnene Hinweglaufen aus Jamaika ertheilte, bewirkten, ſo nahe ihm auch der Tod des ehrwürdigen Greiſes gieng, keine bleibend tiefe Rührung in ſeinem Herzen. Allerdings ſahe er jetzt ein, daß er unbedachtſam gehandelt habe, als er die guten, glänzenden Ausſichten, die er in Weſtindien hatte, aufgab, und ganz aufs Ungewiſſe hin nach England gieng, wo ihm der indeß noch ungünſtiger gewordene Vermögenszuſtand ſeines Vaters ſelbſt von dieſer Seite keine Hülfe erwarten ließ. Indeß hatte dennoch der gute Vater ihm ſo viel zur Lindrung ſeiner gegenwärtigen Noth geſendet, daß er die Koſten ſeines Aufenthaltes in Whitehaven beſtreiten und dann die Reiſe nach London, bald zu Fuße, bald in einer wohlfeilen Landkutſche unternehmen konnte.

Sein erſter Gang nach der Ankunft in der groſſen, für ſeine Sinnesart ſo gefahrvollen Hauptſtadt war zu einem ſeiner Reiſegefährten, einem Manne, der in Jamaika reiche Pflanzungen beſaß, und welcher Burn das Verſprechen gegeben hatte, ihn bei ſeiner Rückkehr nach Weſtindien, als Schreiber mit ſich zu nehmen. Bei dieſem angeblichen Freund fand der junge Seemann eine ſo kalte Aufnahme und ſo wenig Geneigtheit etwas Weitres für ihn zu thun, daß er ſich entſchloß, auf eigne Koſten mit der nächſten Schiffsgelegenheit den Rückweg nach der Inſel Jamaika anzutreten, auf welcher ihm noch vor Kurzem der Aufenthalt ganz unerträglich vorgekommen war. Während er mit der Ausführung dieſes Gedankens umgieng, erfuhr er erſt, welche Folgen ſein Hinweggehen von dem Edinburgh auf das Kauffahrteiſchiff aus Virginia außer den ſchon erwähnten auf ſein ganzes damaliges Lebensſchickſal gehabt hatte. Wäre er auf dem Edinburgh geblieben, dann würde er, wie bereits erwähnt, früher in England angekommen ſeyn, als auf dem Weſtindienfahrer, wäre aber dieſes geſchehen, ja, wäre er nur wenig Tage früher in London eingetroffen, dann würde er die Stelle eines Schiffscaſſiers, welche der hohe Gönner ſeines Vaters, Lord Erskine, dieſem angetragen hatte, ohne alle Schwierigkeit bekommen haben, ſo aber war dieſelbe kurz vorher vergeben worden. Ein Ereigniß, welches unſrem jungen Seemann damals als ein Unglück, ſpäter aber als eine gnadenreiche Führung ſeines Gottes erſchien, denn jenes Amt hätte ihn unausbleiblich und auf immer von jenem Lebensweg, von jenem äußren wie innren Beruf hinweggeführt, für den er beſtimmt war.

Der junge Abentheurer war nun einmal in London, er bedurfte der Hülfe, und wie ſein empfehlendes Aeußre dieß zu verſprechen ſchien, war derſelben würdig, darum thaten bei dieſer Gelegenheit die Freunde ſeines Vaters Alles, was ihnen möglich war, um dem jugendlichen Talent eine neue Laufbahn zu eröffnen. Vor Allen nahm ſich eine edle Dame, Miſtreß Hay ſeiner, mit wahrhaft mütterlicher Vorſorge an, deren

Gemahl auf dem Kriegsſchiff Royal George die Stelle eines Secretärs bekleidete. Sie meldete dieſem, in welcher Lage ſich der Sohn ſeines Freundes in London befände, und Herr Hay ſchrieb zurück, der junge Burn ſolle nur ſogleich zu ihm auf den Royal George kommen, er wolle ihn dort einſtweilen, bis ſich eine beßre Stelle für ihn fände, als Schreiber beſchäftigen. Voll freudiger Hoffnung machte ſich Burn auf den Weg, und erfuhr ſchon auf dieſem eine ſolche ihm entgegenkommende Hülfe in all ſeinen äußren Nöthen, daß ihm hieraus die Ueberzeugung werden mußte, daß dieſe Führung von Gott ſey.

Die Poſtkutſche, welche ihn nach Portsmouth führte, würde er gewiß nicht erwählt haben, wenn er den Unfall des Umwerfens, der ihr begegnete, voraus geahnet hätte und dennoch lernte er auf dieſer Kutſche einen Mann kennen, der für ihn in ſeiner damaligen Geldnoth mehrere Wochen lang ſorgte, indem er ihm zuerſt eine freie Station auf dem Hospitalſchiff Blenheim, dann durch ſeine Empfehlung eine ähnliche Vergünſtigung auf dem Brander Kormoran verſchaffte. Einen ganzen Monat hatte er auf dem zuletzt genannten Fahrzeug bei Cowes an der Inſel Wight verweilt, und hier immer auf die Ankunft des Royal George gewartet, da beſchloß er eines Tages mit einem Paſſagierboot nach Portsmouth überzufahren, um ſich dort bei der Admiralität nach dem Royal George und dem jetzigen Aufenthalt dieſes Kriegsſchiffes zu erkundigen. Er hatte noch eben ſo viel Geld, daß er die Hinüber- ſo wie die Rückfahrt, auf dem erſten, vom Lande abgehenden Boot damit beſtreiten konnte, denn es war ſeine Abſicht, ſogleich, nach eingezogener Erkundigung wieder ans Schiff zurückzukehren. Aber an dieſe ſchnelle Rückkehr war nicht zu denken, denn am Mittag erhub ſich ein ſo ſtarker Wind, daß für den heutigen, ſo wie allem Anſcheine nach für mehrere künftige Tage kein Boot auszulaufen vermochte. Was war da zu thun? Burn hatte nur wenige Pence in ſeiner Taſche und ſeines Wiſſens keinen bekannten Menſchen in ganz Portsmouth, dazu war er von dem Herumlaufen in der Stadt und auf den Hafendämmen ſo wie vom Hunger ſo müd und matt, daß er ſich gegen den ſtarken Wind kaum auf den Füßen erhalten konnte, über dies Alles war auch der Anbruch der Nacht ſchon nahe. Mitten in dieſer Noth ruft ihn ein alter Bekannter an, der ſich gerade damals in Portsmouth befand, dieſer fragt ihn, ob er ſchon zu Mittag geſpeiſt habe und als Burn dies verneint, nimmt er ihn mit ſich in ſeine Wohnung und ſorgt hier mehrere Tage für ihn, bis der Wind zur Rückfahrt nach dem Schiffe wieder günſtig ward.

Endlich, nach vielem Hin- und Herfahren von der Inſel Wight nach Plymouth und von da wieder nach Portsmouth, gelang es dem jungen Seemann, den Bord des Royal George zu erreichen. Er genoß hier zwei Monate lang, vom März bis zum Mai des Jahres 1761, welches ſein 19. Lebensjahr war, einer äußren Ruhe und Erholung, welche auch für den innren Menſchen hätte reichere Früchte tragen können, wenn dieſer ſchon zum rechten Leben erwacht geweſen wäre.

Doch dieſes Unterkommen auf dem Royal George war nur ein Anfang jener Segnungen, womit Gottes

Güte das noch in der Irre gehende Herz des Jünglings zu ſich locken wollte; die Freunde in London, denen er perſönlich war bekannt worden, vor Allem Lord Erskine, der vieljährige Gönner ſeines Vaters, waren nicht unthätig für ihn geweſen, ſie hatten für ihn eine Anſtellung bei den Truppen der königlichen Flotten ausgewirkt und ſo trat Burn in jene Dienſtverhältniſſe ein, die ihm von nun an nicht nur ein ſichres Auskommen, ſondern auch die beſte Gelegenheit zu einem geſegneten Wirken auf Viele gewährten, und in denen er 53 Jahre lang thätig geweſen iſt. Zum Hauptquartier war ihm Chatam angewieſen, und hier begann, auf der neuen Entwicklungsſtufe des äußren Lebens, zugleich eine Bewegung in ſeinem Innren, mit welcher auch für dieſes die Morgenröthe eines neuen Tages anbrach.

Während der vorhergehenden drei Jahre einer beſtändigen innren wie äußren Unruhe, hatte er weder Zeit noch Neigung gehabt, die Mittel der geiſtigen Erbauung zu benutzen; hier in Chatam lebten die faſt erſtickten Keime, welche eine fromme Erziehung in ſein Herz gelegt hatte, wieder auf, er fühlte ſich gedrungen den Umgang mit Menſchen aufzuſuchen, welche von entſchieden chriſtlicher Geſinnung waren und wendete auch einen großen Theil ſeiner Muſeſtunden zum Leſen ernſter, erbaulicher Bücher, vor Allem der Bibel an. Hierbei war er eifrig in Verrichtung aller gottesdienſtlichen Werke, namentlich genoß er jeden Monat das Sacrament des Altares. In den Augen vieler ſeiner Bekannten, am meiſten jedoch in ſeinen eignen, erſchien er jetzt als ein ſehr frommer Menſch, und dennoch war er, in ſeinem phariſäiſchen Dünke noch weit von wahrer Frömmigkeit entfernt; ſein Herz hatte ſich zwar aufgemacht zum Zuge nach dem Land der Verheißung, aber es führte noch, wie Rahel, die verſtohlenen Götzen bei ſich, in deren Dienſte es den Bund der Treue mit ſeinem Gott und Herrn ohne Aufhören brach. Unter andren Lieblingsſünden und böſen Gewohnheiten, denen er ſich im Umgang mit ſeinen Cameraden, den andren Offizieren hingab, hatte namentlich die Neigung zum Kartenſpiel von ſeinem Herzen Beſitz genommen. Wenn dann nach ſolchen Stunden, in denen er ſich mit dem Spiel zugleich auch der Gefahr des Trunkes, und andrer Ausbrüche der Leidenſchaften überlaſſen hatte, in ihm die ſtrafende Stimme des Gewiſſens laut wurde, dann erwachten freilich ernſtliche Vorſätze der Beſſerung, aber noch konnte er ſich nicht entſchließen, ganz von ſeinem Lieblingslaſter zu ſcheiden, ſondern nahm ſich nur vor, demſelben mehr nicht als eine gewiſſe beſtimmte Zeit zu widmen, dann, als dieſer Vorſatz bald gebrochen war, beſchloß er, um nicht mehr als eine gewiſſe Summe, ja zuletzt nur um des Vergnügens willen zu ſpielen. Aber alle dieſe innren Beſchlüſſe, ſo feierlich er auch dieſelben gefaßt hatte, hielten nicht Stand, er ſahe ſich nur in immer größre Untreuen gegen ſein beſſres Wiſſen und Gewiſſen verſtrickt. Endlich jedoch, an einem Sonntag, an welchem er das heilige Abendmahl genießen wollte, fühlte er ſich in ſeinem Herzen ungewöhnlich beängſtigt und es ward ihm deutlich, daß dieſe innre Unruhe ihren Grund in dem Bewußtſeyn ſeiner Untreue; ſeiner böſen, leidenſchaftlichen Neigung zum Kartenſpiel habe. Da eilt er hinaus ins Freie, hier, unter dem reinen

Blau des Himmels ergreift ihn der Gedanke an das Ende; der Gedanke an ein Seyn des ewigen Friedens oder der ewigen Pein und Unruhe. Er kann nicht länger mehr widerſtehen; knieend hinter einer Hecke gelobt er mit feierlichem Eide von nun an ſeiner Schooßſünde ganz und auf immer zu entſagen, und von dieſem Augenblick an wird ſein Herz ruhig, er vermag das Abendmahl des Herrn mit einer noch nie gefühlten Innigkeit und Erhebung des Herzens zu genießen.

Wäre nur dieſes Gelübde nicht von eben ſo vergänglicher Kraft und Wirkſamkeit geweſen als ſo manches andre, frühere; aber der Rückfall, den einige Jahre nachher Burn in die Tiefe ſeiner ſündlichen Gewohnheiten erlitt, war eine nothwendige Folge ſeines damaligen äußerlich ſo vollkommen erſcheinenden, innerlich aber noch ganz unbefeſtigten Zuſtandes. Durch den Umgang mit frommen Leuten, ſo wie durch das Leſen erbaulicher Bücher war allerdings ſein Verſtand erleuchtet, ſein Herz erwärmt worden, aber dieſe Wärme kam nicht, wie die eigene des Lebens, von innen, ſondern ſie war nur von außen mitgetheilt; ſie verminderte und verlor ſich wie bei einem an ſich kalten Körper mit der Entfernung von dem Herde, aus deſſen Flammen ſie ausgegangen war. Ueberdieß nagte, gleich einem zerſtörenden Wurm, an der Wurzel von Burns beſſren Beſtrebungen ein geiſtlicher Hochmuth, welcher unaufhaltſam zum Falle führt. Seitdem ihm mancher Schritt zur Beſſerung gelungen, manches wohlthuende, hohe Gefühl der Andacht geworden war, hielt er ſich für beſſer und heiliger als alle Andre. Bei ſolcher Geſinnung wäre ihm das längre Verweilen in ſeiner damaligen Umgebung, durch das erborgte Feuer, womit ſie ihm ſeine eigne Kälte unmerklich machte, gefährlich geworden, darum gefiel es dem göttlichen Erbarmen, ihn in einen neuen, fernen Kreis des Lebens zu verſetzen, in welchem er, ſich ſelber überlaſſen, erkennen ſollte, was in ſeinem eignen Herzen ſey und wie ſehr dieſes eines andren Beiſtandes bedürfe als jener der Menſchen iſt.

Als im Jahr 1763 der Krieg, in welchen damals England verwickelt war, ein Ende nahm, und mit dem eintretenden Frieden zugleich die Militärmacht vermindert wurde, traf auch Burn, mit vielen andren jungen Offizieren das Loos, bis zu ihrer Wiederverwendung im wirklichen Dienſt auf halben Sold geſetzt zu werden. In dieſer Zeit beſuchte Burn ſeine Verwandten in Schottland, doch ließ ihn ſein unruhiges Naturell hier nur wenig Monate verweilen, dann eilte er zurück nach London, um daſelbſt entweder eine neue Anſtellung beim Militär oder irgend ein andres Unterkommen zu ſuchen. Vergeblich waren, faſt ein Jahr lang, alle ſeine Bemühungen, er gieng deshalb mit Freuden auf einen Antrag ſeines Freundes, des Herrn Hay ein, in deſſen Hauſe er während dieſer Zeit gaſtfreie Aufnahme gefunden hatte. Dieſer Antrag: den Sohn ſeines Wohlthäters nach Paris zu begleiten, entſprach zugleich Burns eignen Neigungen im hohen Grade und ein Jahr lang fand er ſich im eifrigen Studium der franzöſiſchen Sprache, der Mathematik und im Erwerben andrer nützlichen Kenntniſſe ſehr befriedigt. Aber bei all dieſem Treiben fühlte er ſein Herz in der Liebe zu Gott und göttlichen Dingen ſehr erkalten, und da jetzt in Folge eines Mißverſtändniſſes, an deſſen Entſtehen Burn ſelber unſchuldig war, die Familie ſeines Wohlthäters ihre Hand von ihm abzog und er ſich nun mehrere Jahre hindurch, weil ihm die Mittel zur Abzahlung ſeiner Schulden und zur Beſtreitung der Reiſekoſten nach der Heimath fehlten, in Paris feſtgehunden fand, da unterlag er bald den Gefahren, mit denen dieſe große Hauptſtadt die Religion wie die Tugend eines leichtſinnigen Fremden bedroht. Wir entnehmen dem betrübenden Gemälde ſeines damaligen Zuſtandes nur einige wenige Züge. Dem Kartenſpiel hatte er für immer, durch ein feierliches Gelübde entſagt; allmälig aber wurde ſein feſter Vorſatz, den er gegen jenen, bei ihm zum Laſter gewordenen „Zeitvertreib“ gefaßt hatte, ſo unwirkſam, daß Burn ſich der leidenſchaftlichſten Spielſucht hingab, mit welcher er ſelbſt den von ihm früher ſo heilig gehaltenen Sabbath vom Morgen bis zum Abend entweihte. Nach wenig Jahren war er ganz ſo geworden, wie das leichtſinnige junge Volk ſeines Standes und Alters, das ſich in Menge auf den Gäſſen und öffentlichen Orten von Paris herumtreibt; ſein höchſtes Vergnügen beſtund in Karten- und Billardſpiel, im Tanzen, Beſuch des Theaters und ähnlichen geiſttödenden Zerſtreuungen. Statt der wahren Religion, hatte er ſich ein Gewebe von falſchen Beruhigungsgründen geſponnen, mit welchem er die Blöße ſeiner Verirrungen zu verdecken ſuchte; ſeine Bekanntſchaft und eifrige Beſchäftigung mit der franzöſiſchen Litteratur hatte ihm, leider ſelbſt aus den Schriften der Feinde der Wahrheit, den Stoff zu jenem Gewebe gegeben.

Traurig genug iſt das Loos eines ſolchen Pariſer Pflaſtertreters, wenn er, wie dies bei Burn der Fall war, mit äußrer Armuth zu kämpfen hat. Vergeblich verſuchte es der bedauernswürdige junge Mann, durch Einſetzen in die franzöſiſchen Lotterieen ſein Glück zu machen; auch ſeine Geſchicklichkeit im Karten- und Billardſpiele, womit er ſeinen vermögenden Landsleuten viel Geld abgewann, reichte nicht aus, um ſeine täglichen Bedürfniſſe zu befriedigen; er gerieth, mit der Laſt der innren zugleich, auch äußerlich in immer tiefere Schulden.

Zuletzt kam er noch auf einen Gedanken, der uns erkennen läßt, wie ſehr der vorhin ſo ernſte Engländer zu einem Pariſer, nicht der beſſeren, ſondern der alltäglicheren Art geworden war: er wollte durch das Theater ſein Glück machen und hatte zu dieſem Zweck ſich dem mühſamſten, gründlichſten Studium der franzöſiſchen Sprache dahingegeben und dann, mit der erworbenen Fertigkeit ein Theaterſtück geſchrieben, deſſen Stoff aus der ſchottländiſchen Geſchichte entnommen war. Schon träumte er ſich in dem ſichren Beſitz der Ehren und der Geldvortheile, welche die Aufführung ſeines Stückes auf einer Pariſer Bühne ihm bringen würde, da ward ihm von der Theaterdirection ſeine Arbeit mit der demüthigenden Bemerkung zurückgeſendet: „daß dieſelbe zwar einige wohlgelungene Scenen enthalte, übrigens aber wegen der Steifheit ihres Stiles ſo wie mancher andren Mängel ſich nicht für die Bühne eigne.“ Es war dies eine wohlverdiente und in ihren Folgen wohlthätige Demüthigung für den weit verirrten jungen Mann. Achtzehn Monate hatte er an ſeine mislungene Arbeit verſchwendet; jetzt waren alle Mittel, mit denen er ſich ſelber aus der Noth helfen wollte, erſchöpft; er ſtund mitten in der fremden Stadt da, hülflos und planlos.

Eine reiche Engländerin, welche damals in Paris lebte, ward, durch einen Freund, zur Theilnahme an Burns Schickſalen bewegt. Höchſtens eine Abhülfe ſeiner augenblicklichen Verlegenheiten hatte derſelbe von dieſer Freundin in der Noth erwartet; aber die edle Landsmännin that mehr; auf eine höchſt zarte Weiſe brachte ſie von Lyon aus eine Summe in ſeine Hände, welche zur Deckung, nicht nur aller ſeiner in Paris gemachten Schulden, ſondern auch der Koſten für eine Rückreiſe in die Heimath hinreichte. Es war in einer frühen Morgenſtunde des Maimonates 1770, als eben der anbrechende Tag Meer und Land beſtrahlte, da ſahe ſich Burn aus ſeiner 6jährigen Gefangenſchaft im Fremdlingslande erlöst, wieder am Saume der heimathlichen Küſte. Er kniete freilich hin auf den ſteinigen Boden und dankte Gott für ſeine Befreiung, aber nicht mit Geſinnungen der Ehrfurcht oder der Andacht, ſondern faſt in demſelben kindiſchen Leichtſinn, mit welchem ſeine Reiſegefährten ſeinen vermeintlichen Scherz belachten. Und leider war es ja ſo; alle Gedanken des höhern, göttlichen Ernſtes waren in Verlauf der zuletzt vergangenen Jahre aus ſeinem Herzen gewichen, dieſes arme, verödete Herz hatte, thörichter noch als jene Wilde, welche das Gold und das edle Geſtein ihres Landes um Glasperlen und andren Tand unſrer Pfennigbuden dahingeben, alles Das, was ſeines Lebens höchſter Schatz und Hoffnung war, gegen einen eitlen Wahn vertauſcht. Der bedauernswürdige Mann hatte ſich eine Philoſophie nach der damaligen Weltmode erſchaffen und in dieſer Philoſophie lag das, was er ſeine Religion nannte. Er dünkte ſich nicht wenig damit, daß er ſich in Frankreich von allen Vorurtheilen ſeiner Erziehung und der Mehrzahl ſeiner Landsleute losgemacht habe: unter dieſe Vorurtheile gehörte ihm vor Allem der einfältig kindliche Chriſtenglaube. Zwar, das gab er zu, die Leute, welche noch an dieſem Glauben feſt halten, ſind ein gutes, harmloſes Völkchen, das man mit Schonung behandeln und dem man ſeine Beſchränktheit nachſehen muß, aber — ſie ſind zu bedauern, daß ſie ſo wenig Einſicht haben. Wie könnte, ſo dachte er, ein höher gebildeter Verſtand den Gedanken ertragen, daß ein Gott, der nur das Glück ſeiner Geſchöpfe will, einer Verſöhnung derſelben, einer Stillung ſeines Zornes gegen ſie, durch den unverſchuldeten Tod eines Erlöſers bedürfte!

So dachte Burn, als er aus ſeiner geiſtigen Abgeſchiedenheit in Frankreich zurückkam, und eben ſo verkehrt, als ſeine ſogenannt religiöſen Grundſätze waren ſeine ſittlichen, war ſein äußrer Wandel geworden. Und dennoch war das Seil einer ewigen Liebe, das ihn von Kindheit an geführt und gehalten hatte, noch nicht zerriſſen. Noch immer züchtigte ihn, wenn er der Sünde ſich hingab, die Stimme des Gewiſſens; noch immer regte ſich in ihm, in beſſeren Stunden, ein ſtilles Hoffen, daß ſein Herz den wahren Frieden finden werde, den es, das konnte er ſich nicht läugnen, jetzt nicht beſaß.

Als er nach London kam, hielt er ſich eine Zeitlang ziemlich eingezogen und von den öffentlichen Vergnügungen entfernt. Nicht deshalb weil der Sinn für etwas Beßres in ihm erwacht war, ſondern weil er um dieſe Zeit von jenen Vergnügungen, die er während der letzten Wochen ſeines Aufenthalts in Paris, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten des Königes im Uebermaaß genoßen hatte, bis zum Eckel überſättigt war. Der äußre Schein der Ehrbarkeit, wäre derſelbe auch noch ein viel größrer geweſen, konnte die frommen Freunde in Chatam, mit denen er einſt in ſo inniger Gemeinſchaft der Herzen gelebt hatte, nicht täuſchen; ſie erkannten ihn kaum wieder, ſo verändert war er. In jeder Miene, jedem Wort ſprach ſich bei ihm Leichtſinn und Kälte, ja eine Geringſchätzung gegen das aus, was ihren Seelen das Heiligſte war. Die Liebe zu dem Herrn war in ihm durch die Liebe zu der Welt und ihren Freuden verdrängt, und wovon ſein Herz voll war, davon gieng der Mund über; ſein faules Geſchwätz, bekleidet vom Schimmer einer franzöſiſchen Modephiloſophie, ſein geckenhaftes Benehmen widerte die vormaligen Freunde noch mehr an, als ihn ſelber der ernſte Inhalt ihrer Geſpräche und ihr Achtung gebietender Wandel. Dennoch hielten ſie feſt an der Liebe und am Gebet für ihn.

Er kam nach Schottland zu ſeinen Eltern, nicht mit der reuigen Geſinnung des verlornen Sohnes, ſondern mit dem hochmüthigen Wahn eines Solchen, der Bewundrung und Ehre zu verdienen meint durch ſeine, ſeitdem ſo weit geförderte feinere Bildung. Wie erſchracken die frommen Eltern, über den ſichtlichen innern Verfall dieſes Sohnes! er war ihnen geſtorben, und nicht einen ſolchen leiblichen Tod, in deſſen Betrauern ſich Hoffnung und Himmelsfreude miſchet. So hoch auch die Meinung von ſeiner eignen Weisheit und der Feſtigkeit ſeiner philoſophiſchen Grundſätze war, womit der jetzt 28jährige Burn in das Haus ſeiner Eltern kam, mußte dennoch dieſes ſelbſtgeſchaffne Blendwerk vor jener kräftigen Weisheit von oben, die aus dem wahrhaft erleuchtetem Vater ſprach, gar bald entweichen. Wie das Flimmern eines Irrlichtes, wenn die Sonne aufgeht, verlor das Hirngeſpinnſt des jungen Mannes ſelbſt in ſeinen eignen Augen all den früheren Schein, wenn der Vater mit göttlicher Beredſamkeit und tiefem Ernſt, dabei in der Gluth einer Liebe, die alle Kälte des abgewendeten Herzens ſeines Kindes überwand, alle ſeine Härten auflöste, ihm bezeugte, was der eine, wahre Weg des Lebens ſey. In derſelben Weiſe ſprachen auch die Briefe der chriſtgläubigen Freunde aus England zu ſeinem Gemüthe. Er gab ſich, dem Verſtändniß nach, überwunden; aus Ueberzeugung, daß dieſes ihm nöthig ſey, kehrte er zu den täglichen Andachtsübungen, wie zu dem eifrigen Leſen der Bibel zurück. Aber wenn auch der erkennende Geiſt ſich wieder zur Wahrheit gewendet hatte, konnte doch das Herz den Weg zu der verlornen Ruhe noch nicht finden, dieſes mußte noch durch andre Stimmen, welche tiefer in ſein Innres drangen, aus ſeinem Schlafe geweckt werden und ſolche Stimmen ließen ſich bald vernehmen.

Nach einem Aufenthalt von etlichen Monaten, bei ſeinen Verwandten in Schottland, im December 1770 erhielt Burn ein königliches Decret, durch welches er wieder zum wirklichen Dienſt bei der Marine befördert ward. Er machte die Reiſe nach London zu Waſſer und erfuhr auf dieſer langwierigen Reiſe mehrere auffallende Rettungen aus Gefahren. Die erſte Nachricht aus der Heimath, welche er in London vorfand, das war die von dem Tode ſeines einzigen, von ihm innig geliebten Bruders. An derſelben Stelle der Stadt kam ihm dieſe Nachricht, an welcher er ſieben Jahre vorher von dem theuren Bruder den letzten Abſchied genommen hatte. Wie tief gieng ihm dieſer Tod zu Herzen, wie eitel und jämmerlich kam ihm jetzt all der Tand der falſchen Ehre und der Sinnenluſt vor, an welchem er ſeither mit ganzer Seele gehangen war. „Mein Bruder, ſo denkt, ſo weiß er, hat nun auf ewig den Frieden gefunden, in deſſen Hoffnung und Vorgenuß er ſchon hier auf Erden wandelte; wie fern aber bin ich noch von der feſten Hoffnung dieſes Friedens!“ — Er ſehnt ſich wieder zurück nach dem Genuß dieſer Hoffnung, die einſt auch ſeinem Herzen nicht fremd war, ſehnt ſich hinaus aus der Welt, dahin wo nun ſein treuer, frommer Bruder iſt, aber mitten in all ſeinem Grämen und Weinen fühlt er, daß in ſeinem kalten Herzen noch kein Anfang iſt eines Lebens der Ewigkeit, noch keine Regung der Liebe zu dem Herrn, der ihm fremd geworden iſt. Da, mitten in ſeinem Schmerz und in ſeinem Sehnen, träumt ihm einſtmals des Nachts: ſein geliebter Bruder iſt wieder bei ihm. Es iſt, ſo däuchtet es ihm, eben vor Tagesanbruch, und ſie ſitzen mit einander auf der Kirchhofmauer des Ortes, an welchem ſie mehrere glückliche Jahre ihrer Kindheit gemeinſam verlebt hatten. Vor Freude kann er nicht ſprechen, da fragt ihn der Bruder: ob er nicht mit ihm in die Kirche gehen wolle? Andreas iſt hierzu bereit, ſteht ſogleich auf und folgt dem Bruder. Sie kommen zur Vorhalle; dieſe iſt groß und weit. Schon nähern ſie ſich der zweiten Thüre, welche in das eigentliche Innre der Kirche führt, da iſt der Bruder auf einmal, mit geiſterhafter Eile voraus und hinein. Andreas will ihm nacheilen, aber da ſinkt ein Fallgitter herunter, welches die Thür bis zur halben Höhe eines Menſchen verſperrt. Er beugt ſich nieder, und meint wenigſtens ſo, gebückt hineingehen zu können, doch das Fallgitter fällt immer tiefer; auch in halbgebeugter Stellung iſt es nicht möglich unter ihm hindurch zu kommen. Innig betrübt darüber, daß er draußen bleiben ſoll, und feſt entſchloſſen, Alles aufzubieten, was in ſeinen Kräften ſteht, um hineinzukommen in die Kirche, fällt er nieder auf ſeine Hände, und will auf alle Vieren durch die niedrige Oeffnung hineinkriechen. Aber auch ſo geht es noch nicht; er legt ſich platt auf den Boden, um ſich zwiſchen Thür und Schwelle durchzuarbeiten, es iſt aber Alles vergebens; auch jetzt iſt ſein Körper noch immer zu hoch und zu groß für eine ſo enge Spalte. Da bleibt ihm kein andres Mittel übrig, als die Oberkleider abzulegen; vielleicht daß er ſich dann hineinpreſſen kann. Doch unter jenen Kleidern iſt auch eine ſeidne ſchöngeſtickte Weſte, die er mit aus Frankreich gebracht hat, dieſe mag er nicht ausziehen, er will es verſuchen, ob er vielleicht doch, mit ſammt der ſchönen Weſte, hindurch kommen kann. So nach abgelegtem Rocke, beginnt er die Arbeit von neuem, legt ſich abermals auf den Boden, kriecht und ſchiebt ſich am Boden hin, zum großen Nachtheil ſeiner ſchönen Weſte, welche darüber ganz zu Grunde geht, ohne daß es ihm gelingt, zu ſeinem geliebten Bruder in die Kirche hineinzukommen. Will er dieſes erreichen, da muß er auch das Letzte noch verſuchen; er muß die ihm ſo werthe Weſte daran geben. Er legt ſie dann ab und nun iſt es als habe er Kräfte empfangen der engen Pforte Gewalt anzuthun; er zwängt ſich mit ſolcher Macht unter ſie hinein, daß es ihm dünkt, als ob die rauhen Steine am Boden von ſeiner Bruſt die Haut und das Fleiſch hinweggriſſen und als ob er ganz von Blut übergoſſen ſey. Doch auf dieſes Alles achtet er nicht, bemerkt er doch, zu ſeiner großen Freude, daß er durch ſein Ringen etwas vorwärts kommt, und ſiehe, je tiefer er hineindringt, deſto leichter wird ihm das Kriechen, ja nach kurzem Bemühen iſt es jetzt ganz überſtanden; er iſt hindurch, und erhebt ſich fröhlich auf ſeine Füße. Kaum iſt dies geſchehen, da überkleidet ihn ein unſichtbarer Arm mit einem langen, weißen Gewand. Er ſchaut umher, und erblickt da vor ſich eine glänzende Verſammlung der Gott geheiligten Seelen, unter ihnen auch ſeinen Bruder; ſieht ſie Alle angethan mit eben ſolchen weißen Kleidern, als das iſt, welches er empfangen hat, und bereit das Abendmahl des Herrn zu genießen. Er geſellt ſich zu dieſen Verſammleten und als jetzt auch ihm das geſegnete Brod und der geſegnete Wein dargereicht wird, da empfindet er eine ſolche Geiſt und Leib durchdringende Freude, ein ſolches himmliſches Entzücken, als der Mund eines Sterblichen nicht ausſprechen kann. Jetzt iſt es ihm, als riefe eine Stimme ihn dreimal bei ſeinem Namen und ſage ihm: „daheim begehre man ſeiner.“ Da wird die freudige Bewegung ſeiner Seele ſo laut und mächtig, daß ſie den Schlaf verdrängt; — er erwacht, ſetzt ſich in ſeinem Bette auf und erhebet ſeine Stimme zu Geſängen des Lobes und der Anbetung, Gott und dem Lamme.

Es war allerdings nur ein Traum, der jetzt die Seele des traurenden Mannes mit einem Troſt erfüllt hatte, der höher und mächtiger war, denn alle Tröſtungen, die uns Menſchen gewähren können, aber Der, welcher zuweilen ſelbſt im Traume der Nächte den Leuten das Ohr eröffnet; der Engel aus Tauſenden, der dem Menſchen beiſtehet und ihm verkündigt die Verſöhnung, die Er gefunden hat, ſo daß er ſein Auge erheben kann mit Jauchzen, (Hiob 33, V. 15, 23, 24, 26) hatte in dieſen Traum eine Kraft gelegt, die dem Wankenden und Schwachen auf einmal es möglich machte, feſt auf ſeinen Füßen zu ſtehen und ſichre Schritte zu gehen. Die Freudigkeit, die jetzt in Burn erwacht war, glich einem Angeld, das man dem Streiter darreicht, der zum Kampf für das Reich ſeines Herrn angeworben werden ſoll. Es war dem Träumer als hätte er, wenn auch nur in einem trüben Spiegel, die Herrlichkeit jener Welt geſchaut, die an uns ſoll offenbaret werden, und einen Vorſchmack ihrer Freuden empfunden, für welche alle Selbſtverläugnungen, alle Entbehrungen, alle Mühen und Leiden des Lebens wie nichts zu achten ſind. Sein Herz war ihm aufgethan, mit Freuden nahm er alle Worte, alle Tröſtungen des Evangeliums auf, mit Leichtigkeit beſiegte er eine Zeit lang alle Neigungen, alle Verſuchungen zum Böſen.

Aber der Anſtoß, der ihn in dieſe erfreuliche Bewegung ſetzte, kam dennoch nur aus einem Traume; es that Noth, daß auch das wache Leben, in ſeinem ruhigen, alltäglichen Verlauf einen fortlaufenden Quell der Kraft zum Ueberwinden des Böſen, in ſich eröffnete. Darum wurde er in eine Schule, zuerſt der irdiſchen Freuden, dann der plötzlich hereinbrechenden Leiden geführt, in denen ihm die Hand des Schmelzers, der das Silber von den Schlacken reinigt, ganz beſonders nahe war.

Es ſchien damals nahe daran zu ſeyn, daß Burn zur Flotte nach Weſtindien beordert würde, doch wendete Gott dieſes anders; das was dem Wunſch ſeines Herzens am meiſten entſprach und zugleich für ſeine Seele am heilſamſten war, geſchahe: er wurde wieder nach Chatam verſetzt, in den Kreis ſeiner alten chriſtlichen Freunde. Schon bei ſeinem früheren Aufenthalt daſelbſt, vor 8 Jahren, hatte ein junges Mädchen, deſſen Haus zu jenem Kreiſe gehörte, einen tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht; er fand ſie noch unvermählt, warb um ihre Hand, und erhielt dieſe. Er war nun allerdings, bei ſeinem gut ausreichenden Einkommen im Stande — wie man zu ſagen pflegt — ein Haus zu machen und fühlte dabei auch durch ſein Familienverhältniß ſich im hohen Grade fröhlich und beglückt. Aber ein ſolch äußerliches Glück pflegt nur zu leicht zur Schläfrigkeit zu führen; wie der Genuß einer reichlichen Mahlzeit den Leib träge und ſchwerfällig macht zum Lauf der Füße und zum Beſteigen eines hohen, ſteilen Gebirges, ſo macht der reichliche Genuß des irdiſchen Glückes gar oft die Seele des Chriſten träge zum Kampfe und zu dem Laufe nach dem ihr vorgeſteckten Ziele; geneigter zur Ruhe und zur falſchen Nachgiebigkeit gegen ſein Fleiſch. Das leicht getäuſchte Herz meint in dem äußren Frieden, der kein Friede iſt, den innren, wahren Frieden zu beſitzen; es läßet ungeſtört die Bewohner Canaans, welche es austreiben und vertilgen ſollte, in ſeinem Innren wohnen und ſich vermehren; ehe es dieſes gewahr wird, ſieht es ſich von ihnen hingeriſſen, auf den Weg des Demas, welcher, aus Liebe zur Welt, den Kampf des Glaubens und das Bekenntniß deſſelben verließ. Auch Burn war wieder in dieſer Gefahr, und nahe daran zu erliegen, da gefiel es Gott, ſeine Hand nach dem Verirrten auszuſtrecken und ihn in ſeine väterliche Zucht zu nehmen. Eine kleine, anfangs ganz leicht erſcheinende leibliche Beſchwerde, eine Geſchwulſt am Nacken, die ſich allmälig nach innen und nach vornen, bis unter das Schlüſſelbein ausdehnte, brachte ihn, mit täglich zunehmenden Schmerzen in heilſame Furcht und Schrecken. Die öfter wiederkehrenden Anfälle eines heftigen Fiebers hatten ſeine Kräfte ſo verzehrt, ſeinen Leib ſo abgemagert, daß Jeder, der ihn ſahe, ſo wie er ſelber keinen andren Ausgang dieſes Leidens erwarteten, als den Tod. Der Anker, den ſein Herz vorher in einen unſichren, gefährlichen Grund geworfen hatte, war jetzt abgehauen; erwacht aus ſeinem Schlummer, ſuchte der Verirrte den ſichren Hafen, den Ankergrund einer Hoffnung, welche nie zu Schanden werden läſſet, und der Sturm der Leiden von außen ließ nicht eher nach, bis Burn alles Das, was ſein Innres beſchwerte, und an ſeinem Lauf ihn hinderte, abgethan und hinausgeworfen und den Grund gefunden hatte, der ſeinen Anker nicht nur in der ganzen übrigen Zeit ſeines Lebens, ſondern auf ewig feſthielt.

Die Erfahrung, welche ſo viele Chriſten an ſich gemacht haben, daß wenig andre Erziehungsmittel, deren uns ein ewiges Erbarmen würdiget, ſo geeignet ſind, ein Herz, das am Sinnlichen klebt und feſthält, von dieſen Banden los zu reißen, und demſelben, ſtatt der falſchen Tröſtungen der Welt, den wahren, rechten Troſt aus Gott theuer und werth zu machen, als langwierige leibliche Leiden, bewährte ſich auch an Burn. Mitten in ſeinen Schmerzen war er dahin gelangt, Gott für dieſe väterliche Züchtigung zu preiſen und zu danken und Seiner Gnade ſich zu freuen; die ſtille Wüſte der Krankheit, der Blick auf das ihm nahe ſcheinende Grab, hatten ihn zu dem beſtändigen, vertrauten Umgang mit ſeinem Gott, im Gebet, geführt und dieſer Umgang war ihm bald lieblicher geworden, als all die Geſellſchaften und glänzenden Zerſtreuungen der großen Welt, an denen er vorhin Gefallen gefunden; auch der Umgang mit dem verachteten Häuflein der kindlich gläubigen Seelen, ward ihm jetzt immer lieber und zuletzt zu einem unabweisbaren Bedürfniß; all ſeine Neigungen hatten jetzt eine andre Richtung genommen: dahin, wo der Schatz war, nach deſſen Beſitz ſein Herz von nun an aus allen Kräften ſtrebte und verlangte. Es war ihm ein Ernſt, ein wahrer, rechter Ernſt geworden, um das Suchen ſeiner Seligkeit, und wohl Dem, mit welchem es dahin gekommen iſt.

Das was dieſe Krankheit in ihm gewirkt hatte, das blieb ihm auch feſt ſtehen nach ſeiner Geneſung und bewährte ſich erſt jetzt recht in ſeiner ganzen Gotteskraft. Der kindliche Umgang ſeines Herzens mit ſeinem Gott, in anhaltendem Gebet, war und blieb ſeine liebſte Beſchäftigung, ſein beſter Troſt. Bald hatte er Gelegenheit auf dem Wege dieſes Umganges Erfahrungen zu machen, welche ſeinem Glauben ſehr zur Befeſtigung dienten. Wir erwähnen hier nur einige:

Es war zuerwarten, daß Burn bald in den Dienſt auf einem Kriegsſchiff werde eintreten müſſen. Da bat er Gott öfters mit inniglichem Anliegen, daß er ihn auf dem Schiffe, dahin Er ihn führen wolle, möge einen ernſtgeſinnten, chriſtgläubigen Mann finden laſſen, in deſſen Umgang und an deſſen Beiſpiel er ſich ſtärken und erbauen könne, mitten in den Gefahren der ſittlichen Verwilderung, welche der Aufenthalt auf ſolchen Schiffen bei ſich führt. Nach einiger Zeit hatte er von dieſer Bitte abgelaſſen, weil andre Sorgen ihn zum Gebet drängten, namentlich die, daß er ſchon jetzt, wo er noch ſo ſehr des Zuſammenſeyns mit einer chriſtlichen Gemeinde bedurfte, aus dem Kreiſe der Gläubigen möchte herausgeriſſen werden, der ihn in Chatam wie eine feurige Mauer, wohlthätig ſchützend und zugleich erwärmend umgab. Allerdings war damals eine größere Wahrſcheinlichkeit dafür, daß er, auch wenn jetzt der Dienſt auf einem Schiff ihn traf, in ganz nahem Verkehr mit Chatam bleiben werde, denn überhaupt waren es nur 3 Wachtſchiffe, auf deren eines er commandirt werden konnte, zwei von dieſen lagen ganz nahe an der Werfte und von ihnen aus konnte man zu jeder Zeit leicht ans Land und in die Stadt kommen, das dritte, die Reſolution genannt, ein Schiff von 74 Kanonen, lag in der Mitte zwiſchen Chatam und Sheerneß, in einer Gegend vor Anker, von wo es im Winter, ſo wie bei ſchlimmen Wetter wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſchwer war ans Land zu kommen. Jeder von den 3 Offizieren, welcher jetzt auf eines von dieſen Schiffen verſetzt werden ſollte, wünſchte lieber auf eines der beiden erſtren, bei Chatam gelegnen, als auf das abgelegnere zu kommen, jeder von ihnen, namentlich auch Burn, ſuchte deshalb bei dem commandirenden Offiziere um die Vergünſtigung nach, auf einem der Chatamſchiffe bleiben zu dürfen und damit keiner gegen die andren beiden zurückgeſetzt werde, ſollte am anderen Tag, bei der Parade, das Loos entſcheiden, für welches der 3 Schiffe der eine oder der andre beſtimmt ſey. Da begab ſich Burn ans Gebet; feuriger als bisher jemals in ſeinem Leben, flehete er den Herrn an, daß derſelbe das Loos ſo lenken möchte, daß er, der arme, der geiſtlichen Hülfe noch ſo bedürftige Anfänger bei Chatam bleiben dürfe, wo alle Mittel der Gnade ihm ſo reichlich zu Gebote ſtünden. Da er ſich bewußt war, daß die Abſicht ſeines Gebetes eine lautere und gute ſey, hielt er ſich der Erhörung deſſelben feſt verſichert und dennoch, als der entſcheidende Morgen kam, zog er das Loos für das gefürchtete Schiff, welches weiter im Strome abwärts lag. Ein Todesloos hätte ihn ſchwerlich mehr erſchrecken können als dieſes that; nicht um der Sache ſelber, ſondern um der Folgerung willen, welche der in ſolchen Wegen noch Unerfahrene aus der Nichterhörung ſeines innigen, vertrauensvollen Gebetes zog. Wäreſt du, ſo dachte er, bei Gott in Gnaden und hätteſt wahrhaften Glauben, dann würde deine Bitte gewährt worden ſeyn, nun aber erkenneſt du, daß dies Beides nicht iſt.

Und dennoch war es nur lauter Gnade und Erbarmen, was dieſen Weg ihn führte, auf welchem ſeine Bitten nicht in einfacher, ſondern in doppelter Weiſe ihm gewährt wurden.

Tief gebeugt und voll trauriger Gedanken trat er noch an demſelben Vormittag die Fahrt nach der Reſolution an und ſtieg eben in dem Augenblick an Bord, als ſich die Offiziere zur Mittagstafel verſammleten. Auch er ſetzte ſich mit zu Tiſche. Nach der löblichen Sitte, welche auf den königlich engliſchen Kriegsſchiffen beſtund, mußte einer der Offiziere, welcher für dieſe Woche das Geſchäft des Proviantmeiſters verſahe, das Tiſchgebet ſprechen. Die Reihe hierzu war heute an dem 3. Lieutenant des Schiffes, Herrn Tomlinſon und dieſer ſprach das Gebet mit ſolchem Ernſt und auf ſo eindrückliche Weiſe, daß man leicht erkennen mußte, ſein ganzes Herz ſey bei dem, was die Lippen ſprachen. Burn, welcher oft genug erfahren hatte, in welcher unandächtigen, leichtſinnigen Weiſe auf den königlichen Schiffen die fromme Vorſchrift des Tiſchgebetes insgemein befolgt werde, war nicht wenig über dieſe Ausnahme erſtaunt und lauſchte während der Mahlzeit auf jedes Wort des Herrn Tomlinſon, welches ihm über die Geſinnung deſſelben Aufſchluß geben könnte. Bald geſchah denn auch das, was er erwartet hatte: die andren Offiziere erlaubten ſich, als nach dem Eſſen der Wein aufgetragen wurde, allerhand Ausfälle auf Herrn Tomlinſons religiöſe Denkweiſe, welche dieſer mit ſo beſcheidenem Ernſt und ſo treffend beantwortete, daß man in ihm den erfahrenen, in ſeinen Erkenntniſſen wohlbegründeten Chriſten erkennen mußte. Wahrſcheinlich um zu erforſchen wes Geiſtes Kind der neue Ankömmling ſey, wendeten ſich die Gegner mit ihren Einwürfen ſehr oft an Burn, ihn fragend, ob er nicht auch mit ihren vernunftgemäßen Anſichten übereinſtimme; dieſer aber ſprach ſich ſo ganz im Sinne eines gläubigen Chriſten aus, daß der Schiffscaſſier, indem er die Tafel aufhub, mit einem Eid ausrief: „unſer neuer Camerad iſt ein eben ſo arger Pietiſt als Tomlinſon.“ Burn fühlte ſich geehrt durch dieſes Zeugniß; nach einem kurzen Geſpräch mit dem Manne, welchen mit ihm das gleiche Loos der Verſpottung traf, begleitete er dieſen hinab in ſeine Kajüte, wo ſie beide eine Stunde im vertraulichſten Geſpräch über das zubrachten, was ihnen Beiden das Theuerſte und Heiligſte war. Burns erſtes Gebet, daß ihn Gott auf dem Schiffe dahin er ihn ſenden wolle, möge einen chriſtgläubigen Gefährten finden laſſen, war auf herrliche Weiſe erhört worden, aber auch das zweite, daß ſein Verkehr mit den Freunden in Chatam nicht unterbrochen werden möge, ſollte nicht unerhört bleiben. Nur wenige Tage waren vergangen, da kam eine Ordre von der Admiralität, daß die Reſolution ihren bisherigen Poſten verlaſſen, und an der Werfte von Chatam vor Anker gehen ſollte, während eines der beiden andren Schiffe an ihre Stelle verſetzt wurde. Die Freude der ganzen am Bord befindlichen Mannſchaft über dieſen Tauſch war ſo groß, daß man gleich nach Empfang der Ordre die Anker lichtete und noch an demſelben Tag bei Chatam landete. So war Burns Unglaube beſchämt und namentlich erkannte er in Beziehung auf ſein zweites Gebet die Wahrheit jener Worte des Apoſtels (Röm. 8, V. 26), daß wir ſelber nicht wiſſen, was wir beten ſollen, daß aber der Geiſt im Flehen um Das, was zum Beſten unſrer Seele dient, uns vertritt. Denn wie leicht hätte ihm ſein Wunſch, bei Chatam zu bleiben, ſcheinbar erfüllt und dann doch vereitelt werden können!

Ein andres Mal hatte Burn einen ſeiner Mitoffiziere, welcher im hohen Grade der Sünde des Fluchens und Schwörens ergeben war, bewogen, mit ihm in die Kirche zu gehen. Ehe der Gottesdienſt begann, machte es Burn zu einem Gegenſtand des innigſten Gebetes, daß doch Gott das Herz des Predigers dahin lenken ſolle, daß er recht mit Ernſt gegen die Sünde des Fluchens und Schwörens ſpräche. Möchte er doch nur, ſo dachte er, das dritte Gebot recht auf würdige Weiſe und in feierlichem Tone herſagen, dieſes Wort, aus Gottes Munde könnte nicht ohne Wirkung auf die Seele deines Schiffsgenoſſen bleiben. Die Predigt begann und ihr Inhalt ſchien anfangs eine ganz andre Richtung zu nehmen als die war, welche Burn gewünſcht hatte. Aber auf einmal lenkte ſie um, nach der Betrachtung des rechten und unrechten Gebrauches unſrer Worte, vor Allen jener, welche das Heiligſte bezeichnen. Der Prediger ſprach mit feurigem Eifer und mit eindringender Beredſamkeit gegen das Laſter des Schwörens, zeigte wie ſtrafbar dies in Gottes Augen, wie ſchädlich es für die Menſchenſeele ſey, und wie daſſelbe von ſo niedrer, roher Sitte zeuge. Endlich ſchloß er damit, daß er das dritte Gebot mit ungemein feierlicher Stimme herſagte. Alle Zuhörer ſchienen tief bewegt und zum ernſten Nachdenken erweckt; Burns Gebet, für das Beſte ſeines verwilderten Mitoffiziers, war erhört.

Aehnliche Erfahrungen, zur Stärkung ſeines Glaubens durfte Burn noch viele machen. Das Ganze ſeiner innren Entwicklung führte durch Freud und Leid, aber dabei immer vorwärts, nach dem beſtimmten Ziele. Bald fühlte er ſich, erfüllt von feuriger Liebe zu ſeinem Herrn und mit allen Seligkeiten dieſer Liebe in ſeinem Chriſtenlaufe ſo gefördert, wie ein Schiff, deſſen Segel alle der günſtigſte Wind ſchwellt, bald wieder durch innre Kälte, Trägheit und tiefe Bekümmerniß gehemmt, oder durch die wieder erwachende Neigung nach den Zerſtreuungen und Lüſten der Welt, in Gefahr geſetzt. In ſolchen Zeiten der Verſuchung erkannte er es als eine Gabe der Liebe aus der Hand ſeines Gottes, wenn ihn ein leibliches Leiden, namentlich die mehrmalen wiederkehrenden Anfälle von Fieber aufs Krankenlager ſtreckten, denn er bemerkte, daß nach jeder dieſer Prüfungen die Banden der Zuneigung, welche ihn an die Welt und ihre Freuden feſſelten, aufgelößter und lockrer würden, ſeine Schritte aber auf der Bahn des Lebens um eben ſo viel leichter. Auch zum freien Bekenntniß ſeines Glaubens, durch Wort und That, fühlte er ſich allmälig immer muthiger und kräftiger, und öfters kam hierbei ein göttliches Erbarmen ſeiner Schwachheit entgegen, wie namentlich auf der Reiſe, die er im Jahre 1774 zu Schiffe, nach Schottland, zu ſeinen Verwandten machte. Er fühlte, daß es ſeine Pflicht ſey, ſo lange er hier, als der Vornehmſte unter der Mannſchaft, auf dem Schiffe ſey, das gemeinſame

Gebet anzuordnen, aber es ſehlte ihm der Muth, dem Capitän dies anzutragen. Da kam ihm dieſer, veranlaßt durch ſeine Frau, als hätten beide um die geheimen Gedanken ſeines Herzens gewußt, ſelber mit der Bitte entgegen, er möge doch das tägliche Gebet halten.

Als im Jahr 1775 der Krieg zwiſchen England und ſeinen nach Freiheit ſtrebenden Colonieen in Amerika ausbrach, wurde der damals 33jährige Burn auf der Fregatte Milford von 26 Kanonen dorthin beordert. Bald nach dem Auslaufen von Sheerneß wäre das Schiff einem unvermeidlichen Unglück entgegengegangen, wenn nicht noch gerade zur rechten Zeit das geübte Auge eines der Seeleute den ſehr gebrechlichen Zuſtand des Topmaſtes entdeckt hätte, welcher ein Zurückkehren nach Sheerneß und mehrtägiges Verweilen daſelbſt nöthig machte.

Seine Lebensweiſe während dieſer Expedition war folgende: In den Sommermonaten vom April bis September ſtund er um 5, im Vorfrühling und Spätherbſt um 6, im Winter um 7 Uhr auf, erhub beim Erwachen ſeine Seele zu Gott, kleidete ſich an, brachte dann in ſeinem Cabinet einige Zeit im Gebet, im Leſen der heiligen Schrift und mit dem Geſang eines geiſtlichen Liedes zu. Hierauf gieng er zum Frühſtück und nach demſelben, wenn er keine Dienſtgeſchäfte hatte, wieder in ſein Zimmer, um da zu leſen und zu ſchreiben. Am Mittag um 12 oder wenn er da gehindert war, ſo bald als möglich nachher, hatte er ſichs zur täglichen Pflicht geſetzt, für ſeine Frau und Kinder ſo wie für ſeine Verwandten und chriſtlichen Brüder zu beten. Vor dem Mittageſſen machte er ſich eine Bewegung durch Hin- und Hergehen auf dem Verdeck, und zog ſich nach dem Eſſen abermals in ſein Zimmer zurück um da zu beten und in der heiligen Schrift zu leſen. Gegen Abend, wenn ihm freie Zeit dazu blieb, ſuchte er wieder die freie Luft auf dem Verdeck und brachte dann einige Stunden im Geſpräch mit ſeinen Mitoffizieren oder mit Leſen und Schreiben zu; um 9 oder 10 hielt er ſeine ſtille Abendandacht und gieng dann zur Ruhe.

Der einförmige Verlauf der Seereiſe und des langen Herumkreuzens an der amerikaniſchen Küſte, wurde ihm, durch dieſe beſtändige Beſchäftigung des Geiſtes ſehr erträglich, ja angenehm gemacht, auch fand er öftere Gelegenheit, ſich an ſolchen Begegniſſen zu erfreuen, in denen ſich die rettende und bewahrende Hand ſeines Gottes auf deutliche Weiſe kund gab. So noch an der engliſchen Küſte, als der Steuermann bei Nacht in eine Bay gefahren war, welche durch ihre ſcharfen, untermeeriſchen Klippen ſchon manchem Schiff den Untergang gebracht hat, dann einen Monat ſpäter, als der Beſanmaſtbaum gerade in der Stunde, welche Burn ſonſt täglich an dieſer Stelle auf dem Verdeck zubrachte, umſtürzte, er aber, in Folge einer ſchlaflos zugebrachten Nacht, in ſeiner Hängematte ruhete, endlich aber bei mehrmaligen, großen Gefahren, aus denen die Fregatte an der amerikaniſchen Küſte gerettet wurde. Bei einer dieſer Gelegenheiten ſprach es der Capitän des Schiffes gegen mehrere Offiziere aus, „daß auf dieſer Seefahrt das Schiff ungewöhnlich oft in der größeſten, nächſten Gefahr des Unterganges geweſen ſey, und daß ohne eine ganz beſondre göttliche Bewahrung wohl keiner von ihnen noch am Leben ſeyn würde.“ Und dennoch, ſo fügt Burn hinzu, waren dieſe Gnadenerweiſungen Gottes nicht vermögend die meiſten von denen, welchen ſie widerfuhren, von ihren immer wiederkehrenden Ausbrüchen gottesläſterlicher Reden, namentlich des Fluchens und Schwörens abzuhalten.

Am 28. Februar 1778 kam Burn wohlbehalten wieder zu den Seinigen zurück. Wie theuer und werth war ihm jetzt jede Gelegenheit, ſich beim öffentlichen Gottesdienſt mit einer Gemeinde zu erbauen und die gotteskräftigen Prediger zu hören, mit denen gerade damals Chatam geſegnet war. Doch nur kurze Zeit durfte er dieſe leibliche wie geiſtige Stärkung genießen, bald nach Anfang des nächſten Jahres avancirte er zur Stelle eines Kapitän-Lieutenants und erhielt zugleich den Befehl mit der oſtindiſchen Flotte unter Segel zu gehen. Dieſelbe lief, unter dem Commando des Sir Edward Hughes am 7. März 1779 von Portsmouth aus. Das Schiff, auf welches Burn commandirt war, hatte das Panier des Adlers, und in der That auch während dieſer Expedition wurde derſelbe wie auf Adlers Fittigen gehalten und getragen.

Gleich von Anfang der Seereiſe machte ſich es Burn zur Aufgabe jede Gelegenheit zu ergreifen, wo er bald mit Dieſem bald mit Jenem von der Schiffsmannſchaft ein Wort zum Herzen ſprechen konnte. Und dieſes Geſchäft blieb ſpäter nicht ohne geſegneten Erfolg; der eifrige Werber für den Dienſt des Herrn aller Könige auf Erden, gewann mehrere Seelen für dieſen ſeligen, ſo reich ſich lohnenden Dienſt. Auch ein Mitoffizier, welcher ſich große Feindſeligkeiten gegen Burn erlaubt und den Charakter deſſelben auf ſehr hämiſche Weiſe verläumdet hatte, ward durch Sanftmuth beſiegt, ſo daß er dem beleidigten Manne öffentliche Ehrenerklärung und Abbitte that.

Seit dem 1. Januar 1780 war die Flotte in das heiße Clima der Molucken eingetreten; ſie hatte einige Zeit an der nordweſtlichſten Küſte von Sumatra verweilt, da wurde Burn von einem ſo bedenklichen Krankheitszuſtand ergriffen, daß eine Rückkehr in das vaterländiſche Clima zu ſeiner Rettung unumgänglich nöthig ſchien. Er bat den Admiral um Erlaubniß heimkehren zu dürfen, und Sir Hughes war nicht nur alsbald bereit dieſe Erlaubniß zu ertheilen, ſondern gab auch bei dieſer Gelegenheit dem allgemein geachteten Manne noch ein andres Zeichen ſeiner Anerkennung, indem er ihn zum Marinehauptmann auf einem der nach Europa zurückkehrenden Schiffe ernannte. Es war dies eine große Begünſtigung für Burn, welcher nichts Andres erwartet hatte, als daß er werde als dienſtloſer Paſſagier in eines der heimkehrenden Schiffe eintreten müſſen, was für ſeine künftige Weiterbeförderung nicht vortheilhaft ſeyn konnte, während er auf ſolche Weiſe nicht nur im Dienſte blieb, ſondern ſogar einen höheren Rang als den bisherigen bekleidete, welcher für ihn die nächſte Stufe zu der Stelle eines wirklichen Hauptmannes war. Auch in der Wahl des Schiffes, welche der Admiral für ihn getroffen hatte, gab ſich eine freundliche Vorſorge Gottes kund. Dieſe Wahl war anfangs ganz gegen Burns eignen, geheimen Wunſch, der ſich ein andres ſcheinbar beſſres Schiff auserſehen hatte; bald aber zeigte ſich, daß dieſes letztere nicht nur als ſchlechterer Segler, ſondern auch rückſichtlich der Schiffsgeſellſchaft hinter dem Rippon, auf den Burn verſetzt wurde, zurückſtund, vor Allem aber, daß auf dieſem ein guter Geſundheitszuſtand herrſchte, während auf dem andren das bösartige Fieber, welches durch den Aufenthalt an den aſiatiſchen Inſeln daſelbſt eingeriſſen war, große Verheerungen anrichtete.

Am 4. April hatte ſich Kapitän Burn auf dem Rippon nach Europa eingeſchifft; am 29. Oktober gieng die Flotte an der Inſel St. Helena vor Anker um hier friſches Waſſer einzunehmen, am 9. Januar 1781 lief dieſelbe im Crukhafen an der Küſte von Irland ein, am 9. Februar ankerte ſie an den Dünen. Hier erhielt Burn die betrübende Nachricht von dem Tode ſeines Vaters, zugleich aber auch die tröſtliche von dem Wohlbefinden ſeiner eignen Familie, welche er im März auf Urlaub beſuchte. Hier wurde ihm in den Kelch ſeiner Freude gar bald ein bittrer Schmerz gemiſcht, durch den Tod ſeines jüngſten Kindes, eines lieblich blühenden Knaben von 2¼ Jahren, der noch am 21. März fröhlich neben dem Vater im Garten geſpielt hatte und am Tage darnach ſchon auf der Todtenbahre lag.

Noch in demſelben Jahre erhielt Burn die Stelle eines wirklichen Hauptmannes und für ſeine noch immer ſehr geſchwächte Geſundheit war es ein wohlthätiges Ereigniß, daß ein andrer Offizier ihn bat, ſeine Stelle im Kriegsſchiff Sampſon gegen Tauſch ihm abzutreten, indem dieſes Schiff bald darauf nach dem für ſolche Leidende ungünſtigen Weſtindien beordert wurde.

Als im Jahre 1783 der Friede abgeſchloſſen war, traf auch den Capitän Burn das Loos wieder in Penſion, mit halbem Sold geſetzt zu werden. Er konnte nur mit dankbarem Herzen auf den 25 jährigen Verlauf ſeiner bisherigen Dienſtzeit zurückblicken; in wie vielen großen Gefahren zu Waſſer und zu Lande hatte ſich die helfende und rettende Hand ſeines Gottes an ihm verherrlicht und über dies Alles, aus welchen Verirrungen und Gefahren des Todes war während dieſer Zeit ſeine Seele herausgezogen worden! Er fühlte ſich jetzt im Aeußren wie am innren Menſchen auf einem Wege der Geneſung; Leib und Seele freuten ſich in dem lebendigen Gott.

Aber auch dieſe Freude ſollte bald hernach getrübt werden; der heilſame Kelch der Leiden wurde ihm abermals in ſeine Hand gereicht. Im Jahr 1785 ſtarb ſeine theure Gemahlin, die Geliebte ſeiner Jugend. Dieſe Trennung beugte ihn tief darnieder, aber mitten in ſeinen Schmerzen fühlte er auch inniger denn jemals die Nähe und den Frieden Deſſen, der da will, daß wir durch viele Leiden eingehen ſollen zu Seinem Reiche.

Die mehreren Jahre der Zurückgezogenheit und äußren Ruhe, welche ihm jetzt wurden, wendete er zum Heil für viele Männer ſeines Standes, ſo wie auch für andre Seelen, zur Ausarbeitung von Schriften, deren Inhalt ein ernſt chriſtlicher war. Jahre nachher dankte ihm noch mancher edle Waffengenoſſe mit Hand und Mund, daß er durch das Leſen dieſer Schriften aus dem troſtloſen Zuſtand des Unglaubens und des Sinnentaumels ſey gerettet und zum innren Frieden geführt worden. Dahin gehört namentlich die Schrift: „Vollſtändige Waffenrüſtung eines chriſtlichen Offizieres“ und noch mehr die kleinere: „Wer hat es beſſer: der Chriſt oder der Menſch nach dem Sinne der Welt?“ weil die letztre wegen ihrer Kürze und populäreren Faſſung einen allgemeineren Eingang fand. Beide Schriften ſind in Geſprächsform abgefaßt, wodurch dem Verfaſſer Gelegenheit gegeben wurde, alle Einwürfe der Gegner zu beleuchten und zu entkräften; namentlich die zweite hat in wenig Jahren mehrere Auflagen erfahren.

Im Verlauf dieſer Zeit hatte Kapitän Burn in einer zweiten Gemahlin eine treue Mutter ſeiner Kinder und eine Gefährtin auf dem Wege des Lebens gefunden und ſeine Familie hatte ſich ſehr vermehrt, ſo daß es für ihn ein erwünſchtes Ereigniß ſeyn mußte, daß er im Jahre 1788 wieder mit vollem Gehalt in Dienſt genommen wurde. Er war hierbei längere Zeit nur mit dem Geſchäft der Rekrutirung beauftragt, welches ihn fortwährend in der Nähe der Seinigen erhielt, wohnte dann im Jahre 1792 einer Expedition nach Neufoundland bei und wurde hierauf abermals in ſeiner Heimath für Rekrutirung der Flotte verwendet. Er hatte um dieſe Zeit mit manchen häuslichen Sorgen zu kämpfen. Der Unterhalt ſeiner zahlreichen Familie koſtete mehr als ſeine Einkünfte betrugen; er beſchloß deshalb den Aufenthalt in der Stadt mit dem wohlfeileren auf dem Lande zu vertauſchen, und miethete um ſehr billigen Preis nahe bei Strood ein Landhaus auf 14 Jahre. Aber die innere Einrichtung dieſes Hauſes erfoderte einen Aufwand, welcher Burns Mittel bei weitem überſtieg; da half ein reicher Graf aus der Noth, den er bei ſeinem Aufenthalt in Frankreich, während der Zeit großer Trübſale genauer kennen gelernt, dann aber ſeit 20 Jahren nicht mehr geſehen hatte.

Im Jahre 1795 ward Burn zum eigentlichen Seedienſt zurückgerufen. Das Schiff Goliath, auf welchem er unter Segel ging, hatte ſich während der Seeſchlacht mit den Spaniern am Kap St. Vincent im Februar 1797, im Kampfe mit zwei feindlichen Dreideckern durch die Tapferkeit und entſchloſſene Haltung ſeiner Mannſchaft ſo vortheilhaft ausgezeichnet, daß nach vollendetem Siege der engliſchen Flotte über die ſpaniſche Kapitän Burn, welcher durch Wort und muthige That die Seinen begeiſtert hatte, ein hohes Lob empfing. Nach ſeiner Rückkehr ward er zum Rang eines Oberſtlieutenants in der Armee befördert und hatte die Ehre jenes Detachement der Marinetruppen zu commandiren, welches an dem Tage des großen Dankfeſtes für die erhaltenen Siege der königlichen Prozeſſion nach der St. Paulskirche beiwohnte. Alle dieſe Ehrenbezeugungen hatten zur Verbeſſerung der Vermögensumſtände des Oberſtlieutenant Burn nichts beigetragen, und ſelbſt dann als im Jahre 1798 durch ſeine Weiterbeförderung zum Major auch ſein jährliches Einkommen um 100 Pfund St. ſich erhöhte, ſahe er ſich für den Anfang noch nicht ganz ſeiner häuslichen Sorgen überhoben. Durch den Verwalter, den er auf ſeinem kleinen Landgut gehalten hatte, war er in ſo großen Schaden gekommen, daß er jenes auf längere Zeit gemiethete Anweſen ganz aufgab und nach Strood zog. Obgleich die Veranlaſſung zu dieſem Schritt für ihn und ſeine Familie keine ſehr erfreuliche war, gewährte dieſer Umzug dennoch in ſeinen Folgen ihm wie den Seinigen mannichfache Freuden.

Burns perſönliche Wirkſamkeit auf ſeine Umgebung war noch niemals ſo groß, niemals ſo geſegnet geweſen als hier in Strood und noch jetzt erinnern ſich viele Bewohner des Ortes jener Zeit mit dankbarer Rührung, in welcher Burn ſie zur gemeinſamen Andacht und Förderung im Erkenntniß des Göttlichen, um ſich verſammlete und wie ein zärtlich liebender Vater ſie ermahnte und leitete.

Einen ſehr erhebenden Blick auf den Zuſtand ſeines Innren gewähren die ſchriftlichen Aufſätze, die wir aus dieſer Zeit von ihm haben. In ſeinem Tagebuch ſchreibt er unter andern am 8. Sept. 1800: Ich habe heute mein 58. Jahr vollendet und noch immer bin ich ein armes, in jedem Sturmwind bebendes Rohr, aufrecht gehalten nur durch Gottes beſonderes Erbarmen; noch immer muß ich in tiefer Beugung ausrufen: „ich glaube Herr; hilf meinem Unglauben.“

An ſeine Tochter in Plymouth ſchreibt er am 12. Dez. 1801

Meine theure R.!

„Ich ſende Dir hier als väterliche Gabe eine Bibel, mit dem innigen Wunſch und Gebet, daß Dir dieſes Buch als das koſtbarſte Kleinod erſcheinen möge, welches Du jemals empfangen konnteſt. Vor etwa 40 Jahren ſchenkte mir mein Grosvater eine Bibel, die ich noch immer als theures Andenken bewahre, und aus der ich, durch Gottes reiche Gnade mehr und höhere Freuden geſchöpft habe, als die Welt mit all' ihrer Pracht und Herrlichkeit gewähren kann. In dieſem heiligen Buche fand ich Linderung aller meiner Leiden, und Tröſtungen von ſo himmliſcher Art, daß eine Zunge von Staub dies nicht ausſprechen kann. Möge meine theure R. den gleichen Gewinn aus der Bibel ziehen, welche ich hier ihr ſende. Lies dieſes heilige Buch mit Ehrfurcht und ernſter Aufmerkſamkeit als das Wort und Geſetz Deines Herrn und Deines Gottes, bete bei dem Leſen und halte an am Gebet, bis Du einen Segen aus Deinem Leſen empfangen haſt; Gottes Wort gleicht einem Bergwerk voll reicher Schätze, das Volk Gottes muß oft tief graben bis es das Kleinod findet — aber keines ſeiner Gebete iſt umſonſt.

— — — Möchten wir, ich und Deine Mutter nicht in den frohen Erwartungen uns getäuſcht ſehen, welche Dein Eintritt in die neuen Verhältniſſe zu Plymouth in uns erregt hat; denn keine Freude auf Erden geht über die Freuden frommer Eltern, wenn ſie erkennen, daß ihr Kind durch göttliche Gnade zur Erkenntniß Deſſen gezogen wird, welcher der Heiland der Sünder iſt. Meine theure R. ſey doch ja wachſam darüber, daß der Geiſt aus Gott in Dir nicht verſcheucht werde durch den Geiſt der Welt, denn dieſe beiden können und wollen niemals neben einander beſtehen. Schließe niemals eine genaue Freundſchaft mit einer Perſon Deines Geſchlechts, die nicht in geiſtlichen Dingen weiter gefördert iſt als Du es biſt. Geſelle Dich oft zu denen, aus deren Geſpräch Du lernen kannſt, was zu Deinem ewigen Heil dienet; halte alle Mittel der Gnade in hohen Ehren, bitte vor Allem Gott täglich um einen demüthigen Sinn und um Liebe zu Ihm und Deinen Nächſten, damit die theuren Verwandten, bei denen Du jetzt biſt, ſich freuen können der Gnade, die in Dir wohnet. Nicht die äußre Geberde und Form der Frömmigkeit iſt das rechte Zeichen dieſer Gnade, ſondern die Kraft des göttlichen Lebens und des Thuns. O mein Kind, halte an im Gebet und laſſe nicht ab bis Du dieſe Kraft des neuen Lebens empfangen haſt.“ —

Wir deuteten ſchon weiter oben darauf hin, daß Burns Vermögenszuſtand kein ſehr günſtiger war. Seine öfteren Krankheiten und andre Unfälle hatten ihn ſchon früher in Schulden geſtürzt, aus denen er ſich, ohngeachtet ſeiner erhöhten Einkünfte, bei ſeiner zahlreichen Familie nicht wieder hatte heraushelfen können. Zu Anfang des Jahres 1803 belief ſich ſeine Schuld auf 60 Pfund und aus mehreren Gründen lag ihm damals die Sorge, dieſe Schuld abzuzahlen, in ganz vorzüglichem Maaße an. Da, eines Tages, als ihn gerade jene Sorge recht hart drückte, kam ein Offizier zu ihm auf Beſuch, welcher ſchon ſeit langer Zeit ſein vertrauter Freund war. Die beiden gingen, auf einen Wink des Fremden, mit einander in ein Nebenzimmer. Verſprechen Sie mir, ſagte der Freund, daß Sie keine Frage an mich richten wollen; Burn verſprach dies. — „Nun dann, ſagte der Offizier, habe ich Ihnen hier dieſe Gabe im Namen eines Anderen zu überreichen, welcher durchaus nicht genannt noch gekannt ſeyn will.“ Bei dieſen Worten legte er eine Banknote in Burns Hand, welche dieſer, ohne ſie näher zu betrachten, in ſeine Taſche ſteckte, indem er zugleich dem unbekannten Geber wie dem Ueberbringer ſeinen inniglichen Dank ſagte. Sie gingen wieder hinein in das Familienzimmer, wo man ſo eben ſich zum Mittagseſſen anſchickte; der Freund nahm die Einladung an und ſetzte ſich mit zu Tiſche.

Während des Eſſens machte Burn, der den hohen Betrag der Freundesgabe nicht vermuthen konnte, ſchon allerhand Pläne, wie er mit dem vermuthlichen Geſchenk von 10 oder höchſtens 20 Pfund ſeine dringendſten Schulden bezahlen wolle. Erſt nach der Mahlzeit fand er Gelegenheit die empfangene Gabe genauer zu betrachten. Es waren zwei Banknoten, die eine von fünf die andere von hundert Pfund; Burn war ſo tief bewegt von dieſer unerwarteten Errettung aus all ſeinen Sorgen, daß er beim Wiedereintreten ins Zimmer kaum ſprechen konnte und nur fürchten mußte, ſein Freund möchte dieſes Erſtaunen der Freude für Kälte des Undankes halten. Der Freund entfernte ſich, und nun erſt konnte Burn ſeiner Gemahlin es erzählen, was Gott an ihnen gethan habe. Die treue Lebensgefährtin weinte Thränen der Freude bei dem Gebet des Dankes, das beide aus voller Seele ſprachen.

Eine ganz beſondre Theilnahme wendete Burn der damals in England auflebenden ſogenannten Traktatengeſellſchaft zu. Er ſelbſt ſchrieb zum Beſten derſelben einen Traktat unter dem Titel „zwei Geſpräche eines Corporals mit einem gemeinen Soldaten.“ So anſpruchslos und kindlich einfach auch dieſes kleine Schriftchen war, gewährte es dennoch ſeinem Verfaſſer einen höheren Lohn als Geld und Gut der Erde ſind: mit Thränen der innigen Freude vernahm er die Nachricht, daß ein Soldat, der vorhin zu den verwildertſten ſeines Standes gehörte, durch das Leſen jenes Traktats zur ernſten Selbſterkenntniß und zur Umkehr des verlorenen Sohnes nach dem Vaterhaus bewegt worden ſey.

In der Führung jener Seelen, welche ſchon auf

Erden das Ziel des wahren Friedens erreichen, trägt es ſich öfters zu, daß die Lieblingsneigungen der Natur in einen fortwährenden Zwieſpalt gerathen mit den äußren Schickungen, ſo daß jene zuletzt dem Kampf unterliegen und von ſolchen Neigungen verdrängt werden, welche ihrer Natur nach von ganz entgegengeſetzter Richtung ſind. Burn, dies erwähnten wir oben, hatte in ſeiner früheſten Jugend keinen angelegentlicheren Wunſch als den: ein großes Vermögen zu beſitzen; Geld und Gut zu erwerben. Und nur wenig Männern von gleichem Stande iſt es ihr ganzes Leben hindurch ſo hinderlich gegangen mit dem Sammlen irdiſcher Schätze als unſerem Burn, welcher freilich im Verlaufe ſeines ſpätern Lebens es gelernt hatte, ſein Herz loszureißen von dem vergänglichen Gut, und ſein ganzes Sehnen nach dem Beſitz Deſſen hinzuwenden, was uns reich machet an Gütern der Ewigkeit. Eine Verſetzung von Chatam nach Cambridge und die neue häusliche Einrichtung an dieſem fremden Orte, mit einer ſo zahlreichen Familie, hatte, ſo anſehnlich die Einkünfte auf dieſem Poſten, durch die mit ihnen verbundenen Diäten waren, ſo viel gekoſtet, daß von dem Mehrbetrag der Einnahme, den Burn überhaupt nur kurze Zeit zu genießen hatte, nur wenig übrig geblieben war. Als daher, nur ſechs Monate ſpäter eine abermalige Verſetzung mit all den Koſten eines Umzuges, dem neuen Verluſt beim Verkauf der Möbeln, dem zweitmaligen Aufwand zur Einrichtung eines Hauſes ihn traf und hierbei zugleich der Umſtand eintrat, daß die einträglichen Diäten, die er in Cambridge genoſſen, hinwegfielen, da mußten nicht bloß die bisherigen Erſparniſſe zugeſetzt ſondern noch Schulden gemacht werden. Dennoch hatte dieſe zweite Verſetzung von Cambridge nach Chatam das Erfreuliche, daß ſie den vielgewanderten Mann wieder in den Kreis ſeiner alten, lieben Freunde und Bekannten einführte.

Hier, in Chatam, war er eifrig bemüht nach allen Richtungen hin den guten Saamen für den Tag der Ernte auszuſtreuen, insbeſondre nahm er ſich der Einrichtung der Sonntagsſchulen mit einem wahrhaft jugendlichen Feuer an und verſammelte öfters junge Leute um ſich, denen er die Erfahrungen ſeines äußren wie innren Lebens mittheilte, und welche er, mit Wärme zu der rechten, heilſamen Anwendung der Kräfte wie der Zeit der Jugend hinzuleiten ſuchte. Unter dieſen und ähnlichen, an vielen Seelen geſegneten, Bemühungen beſchloß er, am 8. Sept. 1808 ſein 66. Lebensjahr. Er ſchreibt an dieſem Tag unter andrem in ſeinem Tagebuch: „Ich bin jetzt noch der einzig Ueberlebende aus der zahlreichen Familie meines Vaterhauſes; Gott hat mich ein höheres Alter erreichen laſſen, als das meiner Eltern und Geſchwiſter war, und dies bei erträglicher Geſundheit; — iſt das nicht große Gnade? Er hat mir ein liebevolles Weib geſchenkt, das mit mir gemeinſam den ſchmalen Weg gehet, der zum ewigen Heile führt, hat meine Ehe mit vielen Kindern geſegnet, von denen noch zehn am Leben ſind und deren älteſte vier durch Gottes Gnade ſchon ganz entſchiedene Schritte thun auf dem Pfade des Lebens. Wo kann es eine glücklichere Familie geben, als die meinige! Wie ſollte denn mein Herz, neben der ſeligen Hoffnung eines ewigen Lebens noch die armſeligen Sorgen der vergänglichen Welt mit ſich herumtragen! — Ach mein Herr! entwöhne du mich von dem Anhangen an der Erde, die ich ja in Kurzem verlaſſen muß, ziehe mein Herz ganz nach oben, zu dir hin, damit ich hinfort mehr nur deiner Ehre leben und bereit werden möge, wenn du mich rufeſt, zu deiner ewigen Ruhe einzugehen. Ach ſtärke mir immer mehr jenen Glauben, der in Liebe thätig iſt, und welcher die Welt überwindet!"

Noch in demſelben Jahre wurde dem Obriſten Burn von der Admiralität das Commando über die in Woolwich gelegene Diviſion der Truppen übertragen, eine Stelle, mit welcher eine ſo anſehnliche Vermehrung des Gehaltes verbunden war, daß ſich der wackre Mann nach wenig Jahren all ſeiner Schulden und ängſtlichen Sorgen enthoben ſahe. Im Jahr 1810 erhielt er hierzu noch den Rang eines General-Majors bei der Armee, womit übrigens, außer der Ehre, kein weiterer äußrer Vortheil ihm zukam. Ein heftiges Fieber, das ihn im Herbſt des nämlichen Jahres ergriff, brachte ihn an den Rand des Grabes und führte ihn tiefer denn jemals zu einem demüthigen Erkennen Deſſen, das ihm noch zur Bereitſchaft für das Ende fehlte, ließ ihn aber auch zugleich es fühlen, auf welchem feſten Grunde das kindliche Vertrauen eines ſterbenden Chriſten ruhe. Obgleich er, nach ſeiner Wiedergeneſung von jener Krankheit mehr und mehr die Abnahme ſeiner Kräfte zu beklagen hatte, hinderte ihn dieſes dennoch nicht an der Geſchäftigkeit für ſeinen Beruf und an dem Wirken für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Zu dieſem Zweck ſchrieb er noch im Frühling 1812 ein erbauliches Büchlein unter dem Titel: „die Wiederauferſtehung der zweien Zeugen."

Auch ein Brief an eines ſeiner Kinder, der etwas früher geſchrieben war, liegt hier vor uns, und wir theilen denſelben als Zeugniß der damaligen Gemüthsſtimmung des frommen Vaters großentheils mit:

Meine theure C.

„Ich bin nun ein alter Mann, nahe am Ende meines Laufes; ich ſtehe da am Rand des Grabes und ſchaue mit tiefem Ernſt hinüber über die Gränzen einer ewigen Welt; Du dagegen, mein Kind, ſteheſt am Eingang einer vergänglichen Welt, die voller Trug und Täuſchung iſt. Auch ich habe meinen Weg durch dieſelbe, bisher durch Gottes Gnade wohl erhalten gemacht, deshalb bin ich, als ein alter erfahrener Pilgrim und zugleich als Vater und Freund im Stande Dir einige heilſame Weiſungen und treue Warnungen zu geben, welche, wenn Du ſie befolgſt, Dich unter göttlichem Beiſtand ſicher zu Deinem Ziele geleiten werden. Nur wenige Menſchen erreichen ein ſo hohes Lebensalter als ich erreicht habe, auch Du wirſt, der Wahrſcheinlichkeit nach, ſchwerlich dahin gelangen. Möge aber auch Dein Lauf durch das Leben kurz oder lang ſeyn, das Ende bleibt Dir in jedem Fall etwas Gewiſſes; und was wird dann, wenn der Tod vor Dich hintritt und nun alles Andere, was Dir lieb war, Dich verläßt, noch bei Dir bleiben, und dann Dir das Liebſte ſeyn? Sey dieſes bleibend Liebſte was es wolle — es iſt es werth, daß Du es ſucheſt. Und es läßt ſich, ſobald Du willſt, von Dir finden: es iſt die wohlbegründete Hoffnung, das Vertrauen auf Jeſum Chriſtum, welches allein der aus dem Leibesleben ſcheidenden Seele zum Anhalt dienen kann. — So will ich dann, meine theure C. Dich mit all der ängſtlichen Vorſorge, die nur ein zärtlich liebender Vater fühlen kann, bitten, daß Du vor Allem trachten mögeſt nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, dann, wie der Mund der Wahrheit Dirs ſelber verheißen hat, wird Dir alles Andre zufallen, was Dir auf Deinem Lebenswege, nicht nach Deinem, ſondern nach Gottes weiſem Rath das Heilſamſte iſt. — — Auch Du wirſt freilich von dem Kampfe mit Verſuchungen und mit Zweifeln nicht frei bleiben; aber Er wird die Verheißungen Seiner Gnade auch an Dir in Erfüllung gehen, und Dich in dem Allem weit überwinden laſſen.

Ich darf mich, nach dem was ich von Dir geſehen und gehört habe, der freudigen Hoffnung hingeben, daß der Geiſt Gottes bereits ſein Werk hat an Deiner jungen Seele. Mögeſt Du ſeine gnadenvollen Einflüſſe in einem feinen, guten Herzen aufnehmen und bewahren und auf jede Regung des Sehnens achten, das nach oben führt. Bitte Gott oft, in Deinem einſamen Gebet, daß Er Dich leiten möge an ſeiner Hand; erfaſſe mit Eifer jede Gelegenheit, welche Dich fördern kann im Erkenntniß göttlicher Dinge, und vergiß niemals, daß Du nur ein Pilgrim und Fremdling biſt in dieſer Welt, der durch dieſelbe hin durcheilet nach ſeiner ewigen Heimath. — Ich werde niemals ablaſſen für Dein zeitliches und ewiges Wohl zu beten.“ — —

Als im Jahr 1811 Bunn nebſt mehreren der älteſten Offiziere der Armee in Ruheſtand verſetzt wurde, zog er ſich von Woolwich in die Stille des Landlebens zurück. Er wählte zu ſeinem Aufenthalt Gillingham, unweit Chatam, und hier war es auch, wo er das Endziel ſeiner langen, mühevollen Pilgerſchaft auf Erden erreichte. Schon ſeit mehreren Jahren hatte ſein Gehör merklich abgenommen; in der letzten Zeit ſeines Lebens war ſeine Taubheit ſo groß geworden, daß er nur wenig von den Geſprächen vernahm, welche ſelbſt ganz in ſeiner Nähe geführt wurden. Doch war dieſes nicht der einzige Grund des tiefen Schweigens, das er in dieſer Zeit meiſt in Geſellſchaft der Menſchen beobachtete, ſondern mehr noch als ſeine Schwerhörigkeit machten ihn jene Gedanken ſchweigſam und in ſich gekehrt, welche ihn jetzt ohne Aufhören beſchäftigten. Aus den einzelnen Worten, die er zuweilen ſprach, am meiſten aber aus den Gebeten, welche er mit den Seinen hielt, konnte man erkennen, daß ſein Geiſt jetzt beſtändig an den ernſten Gränzen der Ewigkeit verweile, und daß ſein Blick ſich hinweggewendet habe von der Erde, hinauf nach der Morgendämmerung eines jenſeitigen Lebens. Baxters Sterbegedanken waren in dieſer Zeit eines ſeiner liebſten Bücher. Aber bei all ſeiner Verſchloſſenheit nach außen, konnte man bemerken, daß die Liebe zu den Seinigen nicht gealtert und an ihrer Stärke verloren habe, ſondern daß dieſelbe vielmehr zu einem Grade der Innigkeit erwachſen ſey, welcher nur ſchwerlich in den Gränzen der gewöhnlichen Menſchennatur gefunden wird. In der That, die Zärtlichkeit des ehrwürdigen Greiſes gegen die Seinigen hatte etwas Himmliſches in ihrem Weſen und Ausdruck. Dieſes empfand ſeine Familie mit ganz beſondrer Rührung, bei Gelegenheit einer Geburtstagsfeier, welche wenige Wochen vor ſeinem Tode im häuslichen Kreiſe ſtatt fand.

Aus dem Angeſicht des Altvaters ſtrahlte, aus jedem ſeiner Worte ſprach ein Geiſt der Freudigkeit und der theilnehmenden Liebe, welcher als ein Abglanz jener höheren, ewigen Vaterliebe erſchien, die an der Freude der Menſchenkinder ſo wie aller geſchaffnen Weſen ihre Luſt hat.

Ueberhaupt waren die letzten Tage des Generalmajor Burn einem Vorſabbath der Ewigkeit zu vergleichen. Seine häuslichen Sorgen waren, wie wir oben erwähnten, von ihm genommen, und wäre auch manche von ihnen noch da geweſen, ſie hatte ihn nicht mehr berührt; in ſeiner Seele wohnte der Friede mit Gott. Wer nur in ſeiner Nähe ſeyn durfte, wer ihn nur ſahe, dem theilte ſich nach ſeinem Maaße, ein Gefühl der Sabbathsruhe mit, welche der ſelige Greis ohne Aufhören genoß; das Geſchäft der Engel: Loblieder zu ſingen, war ſein höchſtes Vergnügen; im Kreiſe der Seinigen, wenn, wie etwa bei der erwähnten Geburtstagsfeier, die Herzen Aller freudig erhoben waren, ſtimmte er auf einmal einen Lobgeſang an, den die Andren mit herzlicher Theilnahme begleiteten. Sonſt im Uebrigen war die ganze Lebensweiſe des alten Kriegsmannes noch immer jene geblieben, die er in früherer Zeit, in den Tagen der ländlichen Ruhe gehabt hatte: er ſtand frühe auf, ſtärkte ſich zuerſt durch ein einſames Gebet in ſeiner Kammer, und gieng dann hinab zu den Seinigen um mit ihnen zu beten. Nach dem Frühſtücke las er ſeine, für jeden Tag zugemeſſenen Abſchnitte aus der heiligen Schrift und beſchäftigte ſich hierauf, etwa 3 Stunden lang, mit den Arbeiten für die Preſſe, deren letzte die Herausgabe der Lebensbeſchreibung und der

Tagebücher war, aus denen auch hier dieſe Züge entlehnt ſind. Bei gutem Wetter ſahe man ihn dann, vorzüglich in den Stunden vor dem Mittagseſſen an freier Luſt mit Gartenarbeiten beſchäftigt, an welchen er von jeher ganz beſondre Freude hatte. Die übrige Zeit des Tages brachte er entweder mit den Seinigen oder auch allein im Leſen und Betrachten, vor allem der neueſten Ereigniſſe im Werke der Ausbreitung des Reiches Gottes zu. Wenn er dann von der Bekehrung eines Sünders die frohe Kunde vernahm, oder es las wie die Predigt von Chriſto irgendwo einen neuen Eingang gefunden habe bei den heidniſchen Völkern, und wie die Bibel da und dort in den Ländern mit Freuden ſey aufgenommen worden, da ſahe man öfters Freudenthränen über ſeine ehrwürdigen Wangen rollen. Noch am letzten Abend vorher, ehe er ſich auf das Sterbebett legte, hatte er ſich an dem Leſen des 10. Berichtes der brittiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft erfreut und erquickt.

Ein Zuſtand der höheren Reife ſeines gottbegnadigten Herzens gab ſich an General Burn in den letzten Tagen ſeines Lebens auch darinnen kund, daß er mit gleich inniger, warmer Liebe alle die umfaßte, welche den Herrn Jeſum Chriſtum von Herzen lieb haben, auch wenn die Form ihres äußren Bekenntniſſes eine andere war als die Seinige. Sein innres Auge ſchien das nicht mehr zu bemerken, was ihm ſonſt als Grund der Abſcheidung der verſchiedenen chriſtlichen Gemeinſchaften, ja des Wiederſpruches der einen gegen die andre erſchienen war, und er ſahe überall nur auf die Hauptſache, auf den Glauben an Chriſtum, durch Liebe thätig. Was ſo, im weiteſten Umfange gegen die wahren Chriſten der verſchiedenſten Confeſſionen, vor allem gegen die treuen Diener ihrer Kirche und eifrigen Arbeiter am Weinberg des gemeinſamen Herrn galt, das fand noch viel leichter in Beziehung auf Solche ſtatt, deren Bekenntniß mit jenem der herrſchenden Kirche in näherer Uebereinſtimmung ſtund. So fand ſich in der Dorfgemeine Gillingham ein Häuflein frommer Seelen, welches mit den Methodiſten in Verbindung war. Obgleich Burn von dieſen in mehreren Punkten der Lehre wie der kirchlichen Ordnung abweichend dachte, beſuchte er dennoch, als er den wahren Geiſt des Chriſtenthums an ihnen erkannt hatte, mit freundlicher Theilnahme ihre Verſammlungen und wohnte zuweilen auch ihren Predigten bei. In ihren Privatverſammlungen gab er mehrmalen den Aufforderungen nach das Gebet zu ſprechen, und Alle, welche dieſes hörten, fühlten ſich inniglich bewegt durch den Geiſt jener himmliſchen Geſinnung, jener Worte eines Siegers über Tod und Grab, welcher in dieſen Gebeten waltete.

Die letzte Predigt, welche er in der kleinen Kapelle der Methodiſten hörte, war über die Worte: „Und der Geiſt und die Braut ſprechen: komm. Und wer es höret, der ſpreche: komm. Und wen dürſtet, der komme; und wer da will, der nehme das Waſſer des Lebens umſonſt.“ Eine heilige Freude ſtrahlte aus dem Angeſicht des Greiſes, während er dieſe Predigt vernahm, und er ſprach öfters noch mit Vergnügen von ihr. In der That, ſowohl der Text als die Art ſeiner Ausführung waren ganz beſonders geeignet ihn auf ſein nahes Abſcheiden vorzubereiten.

Im September ergriff ihn ein Anfall jenes Fiebers, welchem er ſchon öfters in dieſer Jahreszeit ausgeſetzt geweſen war, aber daſſelbe erſchien gleich anfangs heftiger denn jemals, mit Beängſtigungen und andern Leiden verbunden, welche die ganze Heiterkeit ſeines Geiſtes trübten. Am 2. Tage ſeiner Krankheit fragte ihn ſeine dritte Tochter nach ſeinem Befinden. „Ich hoffe“ ſagte er mit demüthigem Vertrauen, „wir werden uns im Himmel wiederfinden.“ Einige Tage nachher kam ſie wieder zu ſeinem Bett: „Biſt du es, meine Liebe,“ ſagte der Greis, „dir thut der Glaube noth; halte feſt am Glauben!“

Einmal, während ſeiner großen, leiblichen Beängſtigungen, mußte ſelbſt dieſer alte, treue Kämpfer von Anfechtungen durch einige jener vormaligen Zweifel leiden, welche ihn einſt in Frankreich beunruhigt hatten; ihn ſchreckte der Gedanke an Grab und Vernichtung des Leibes. Da ſprach eines ſeiner Kinder, das bei ſeinem Bette ſtund die Worte 2 Tim. 1, V. 10: „Der dem Tode die Macht hat genommen, und das Leben und ein unvergängliches Weſen an das Licht gebracht durch das Evangelium.“ Da neigte ſich der Greis gegen das Kiſſen ſeines Bettes und bald konnte man bemerken, daß die ganze Ruhe und Heiterkeit ſeiner Seele ihm wiedergekehrt war.

Den letzten Sonntag vor ſeinem Hinſcheiden, kam eines der Seinigen aus der Kirche und trat ſogleich in das Krankenzimmer hinein, um zu ſehen wie es dem theuren Vater gienge. Dieſer fragte worüber der Pfarrer gepredigt habe und erhielt die Antwort, über den Text: „Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jeſus Chriſtus iſt in die Welt gekommen die Sünder ſelig zu machen, unter welchen ich der Vornehmſte bin.“ Der Vater fragte jetzt nicht weiter nach der Predigt, ſondern in ſüßes Staunen über den großen Inhalt dieſes Spruches verloren ſchloß er die Augen, um ungeſtört ſeinen Gefühlen ſich hingeben zu können.

Donnerſtag den 12. September fühlte ſich der General von allen ſeinen leiblichen Beängſtigungen befreit und ſchien wieder ſo geſtärkt, daß die Seinigen neue Hoffnung zu ſeiner Wiedergeneſung ſchöpften. In dieſem Zuſtand traf er mehrere nöthige Anordnungen für die Zukunft ſeiner Wittwe und ſeiner Kinder. Mehr jedoch als das leibliche Fortkommen der Seinigen, die er der treuen Vorſorge ſeines Gottes empfohlen wußte, lag ihm das geiſtige Wohl derſelben am Herzen. Namentlich war er für einen ſeiner jüngeren Söhne in Sorgen, welcher damals eben in Begriff ſtund in die Welt einzutreten. Er hatte dieſem geliebten Kinde unmittelbar vor ſeinem Erkranken eine Bibel geſchenkt und dieſem Geſchenk die Ermahnung beigefügt, daſſelbe ernſtlich und anhaltend zu gebrauchen. Auf ſeinem Todtenbette ließ er den Knaben zu ſich kommen, ergriff ihn bei der Hand und erhub dann ſeine Augen zum Himmel, Gott bittend, daß er dieſe junge Seele wahrhaft bekehren; ein neues Herz, einen neuen, gewiſſen Geiſt ihr ſchenken möge. Darauf ſagte er zu ihm: „du theurer Knabe, ich habe für dich gebetet, daß du ein Kind Gottes werden mögeſt.“ Seine Gefühle waren zu mächtig, als daß er hätte mehr ſprechen können, aber jene wenigen Worte reichten hin; der Knabe wurde ſeitdem von einer Liebe zu Gott entzündet, in welcher er alle Verſuchungen der Welt überwand;

er wurde in Geſinnung und That ein gläubiger Chriſt. — „Ja, das Gebet des Gerechten vermag viel, zumal wenn es ernſtlich iſt.“

Während ſeiner Krankheit erhielt Burn einen Beſuch von dem ehrwürdigen Mr. Slatterie aus Chatam, zu deſſen Gemeinde und Predigten ſich der General während ſeines dortigen Verweilens beſtändig gehalten hatte, und welcher auch jetzt dem Sterbenden die tröſtlichen Gaben des prieſterlichen Amtes bringen wollte. Die beiden alten Freunde vereinten ſich zu inbrünſtigem Gebet und der Hauptgegenſtand ihrer Geſpräche war die Erlöſung durch Ihn, der für uns gekreuzigt iſt. Mit den lebendigſten Gefühlen ſprach der General es aus, daß nur Chriſti Blut und Gerechtigkeit der Grund ſeiner Hoffnung auf ein ewig ſeliges Leben ſey.

Am Mittwoch und Donnerſtag nach der kurzen ſcheinbaren Beſſerung verſchlimmerte ſich ſein leiblicher Zuſtand wieder ſehr auffallend; das Fieber wurde ſtärker, und ein heftiger, ſchmerzhaſt beängſtigender Huſten drohete unaufhörlich ihn zu erſticken. Da war alle Hoffnung des Wiederaufkommens dahin, und die Seinigen konnten nur Gott bitten, daß er den theuren Vater bald von ſeinen Leiden erlöſen möge. Er aber ertrug Alles in ſtiller Ergebung. Einmal hatte er den Wunſch ausgeſprochen, daß er, wenn es Gottes Wille wäre, doch am Sonntag ſterben und den Tag des Herrn in der Welt der Seligen feiern möge. Schon am Freitag, noch mehr am Sonnabend, ſchien ihm der Tod der Erſtickung nahe, da verließ ihn auf einmal am Sonntag Morgens um 9 Uhr der Huſten gänzlich. Die umſtehenden Freunde bemerkten an ihm die Zeichen des nahen Endes und fragten ihn, ob er noch irgend Jemand insbeſondere zu ſehen wünſche. „Niemand, niemand,“ ſprach der Sterbende mit Nachdruck, „als allein Jeſum Chriſtum. An Chriſtum den Gekreuzigten allein hält ſich meine arme Seele feſt.“ Es waren dies ſeine letzten Worte, gegen halb zehn Uhr entſchlief er ſanft, und ſein Wunſch, den Sabbath mit den Schaaren der Vollendeten zu feiern, war erfüllt.

Leſerfreuden.

Solcher Freuden des einſamen Wanderers, wobei dieſer inne wird, daß wir einen ganzen Haufen der Zeugen *) für das Wahre ſo wie der Theilnehmer an dem Laufe nach dem gemeinſamen Ziele um uns haben, gewährt uns die jetzige Zeit nicht ſelten und die meiſten davon ſind den Leſern dieſes Buches ſehr wohl bekannt. Weniger möchte dieſes der Fall mit 2 hier nachſtehend genannten Büchern ſeyn, welche die goldne Frucht einer wahrhaften Erbauung des Gemüthes in den ſilbernen Schalen des ſtrengren wiſſenſchaftlichen Forſchens tragen:

1) Karl Friedrich Göſchels zerſtreute Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juriſten, dritter Theil; auch unter dem Titel: zur theologiſch juriſtiſchen Biographie und Literatur. Dieſes Buch, vor Allem die 2te Abtheilung deſſelben, führt uns in einen Kreis von Rechtsgelehrten der verſchiednen chriſtlichen Jahrhunderte ein, welche, wie der Verfaſſer der zerſtreuten Blätter ſelber, für das Himmelreich gelehrt waren, und das Geſetz Gottes treu in ihrem Herzen trugen. Wie uns im lieblichen Ge-

---

*) Ebr. 12, V. 1.

mälde neben der Anbetung der Hirten jene der gekrönten Weiſen innig erfreut; ſo fühlt ſich der Chriſt tief bewegt, wenn er zuweilen auch den hohen Verſtand der Verſtändigen in der Demuth und Einfalt eines Kindes vor Dem ſich beugen ſieht, was der Welt ſo häufig nur als Aergerniß und Thorheit erſcheint.

2) Karl von Raumers Geſchichte der Pädagogik giebt uns nicht nur ernſte Winke für das Geſchäft der Erziehung unſrer Kinder und Jünglinge, ſondern auch für die fortwährend nöthige Erziehung unſres eignen, vielleicht ſchon ergrauenden Hauptes und alternden Herzens. Namentlich auch in Beziehung auf die ſo eben angedeutete Seltenheit des Zuſammenſeyns hoher wiſſenſchaftlicher Erkenntniſſe mit der Demuth des Glaubens, ſpricht Raumer in den biographiſchen Notizen über den großen Baco de Verulamio (im Bd. I, S. 331): „Zuweilen will es ſcheinen, als wenn durch Ueberſpannung der intellectuellen Kraft die ſittliche leide, vor aller geiſtiger Arbeit keine Zeit zu Heiligungsgedanken und Kämpfen, ja zuletzt keine Kraft und Fähigkeit dazu bleibe, weil eben jene Arbeit den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt.“ Maria, ſagt der Mund der Wahrheit, da er ſie mit der vielgeſchäftigen Martha vergleicht, hat das beſſere Theil erwählt und dieſes ſoll nicht von ihr genommen werden. Darum möge der Marthaſinn nie verſäumen mit Marias Sinne ſchweſterlich Hand in Hand zu gehen, ja ſelbſt ſolche Seelen, denen in Stunden der innren Erhebung ein ungewöhnliches Maaß der Kräfte zu Theil wird, ſollten doppelt wachſam ſeyn, damit ihnen nicht in jenen Stunden, da die Begeiſtrung ſie verläßt, der Fall des

Sehers aus Syrien zuſtoße (4. Moſe C. 23 u. 24; C. 31, V. 8).

Der uns Allen theure Johann Jacob Moſer erzählt von ſich (nach Göſchels zerſtr. Blättern III, Abth. 2, S. 489), daß die Heiterkeit ſeines Geiſtes mit der Gewißheit ſeines Glaubens gewachſen ſey. Eine ſolche Heiterkeit iſt freilich von unwandelbar bleibender, unveränderlicher Art. Dagegen erzählt ein Biograph von dem berühmten Montaigne, welcher neben vielen geiſtreichen Regeln für das Erziehungsgeſchäft dennoch auch das Studium von Epikurs Lehren den Schulen empfahl, daß die Gemüthsſtimmung deſſelben zwiſchen dem Jovialen und Melancholiſchen geſchwankt habe und mit treffenden Worten bemerkt hierzu Raumer S. 373: „muß nicht die Jovialität des zeitlichen Epikureismus durch die Melancholie der Ewigkeit geſtört werden?“

Die Predigten, gehalten von Dr. F. A. Wolf, Frühprediger an der Peterskirche in Leipzig (großentheils nach ſeinem Tode herausgegeben) ſind zwar den meiſten meiner Leſer ſchon ein wohlbekanntes, liebes Buch, dennoch mögen mir hier einige Worte der dankbaren Erinnerung an den theuren, ſeligen Wolf erlaubt ſeyn. Ich ſahe den lieben Mann nur einmal in meinem Leben vor nun 26 Jahren, und damals nur auf einige Augenblicke; aber noch ſo friſch, als ſey es erſt geſtern geſchehen; lebt mir, bei dem Andenken an jene Augenblicke das Gefühl der Liebe auf, das Wolf in mir erregte. Im ſtillen Händedruck beim Scheien lag das wechſelſeitige Verſprechen eines Treuſeyns is zum Tode. Der Eine von beiden hat dieſe Treue ehalten bis ans Ende, möge auch der Andre daſſelbe hun!

Wolf war, ſeinen ſeltnen Gaben nach vornämlich zu einem Prediger in der Wüſte der ſogenannt „gebildeten Welt“ berufen und er hat während ſeiner 25 jährigen Amtsthätigkeit in jener Wüſte gar viele balſamiſche Gewächſe und fruchttragende Bäume erwachſen ſehen. Es waltet in den nun gedruckt vorliegenden Predigten mitten unter der Schönheit und Fülle der Natur eine Salbung und Kraft der Gnade, welche jedes empfängliche Gemüth tief bewegen und erheben muß. Was die erſteren, die reichen Naturgaben betrifft, ſo war übrigens Wolf als Prediger mit ihnen ein ſehr gewiſſenhafter Haushalter, und er pflegte es den vertrauteren Freunden zu bekennen, „daß er öfters die (anſcheinenden) trefflichſten Stellen ſeiner geſchriebenen Predigten ſtreichen müſſe, weil ein ganz eigner Takt dazu gehöre, zu unterſcheiden, was nur für die Kanzel paſſend oder unpaſſend ſey, ſo ſchön es auch außerhalb der Kirche lauten möge“. So lag dieſem treuen Lehrer Alles daran, daß nur Chriſtus der Herr und ſein Evangelium, nicht das, was den Leuten ſchön dünkt und gefällt, oder Beifall und Ehre bringt, gepredigt werde.

Bei dieſer Gelegenheit theilen wir einige Zeilen aus dem letzten, kurz vor ſeinem Tode geſchriebenen Briefe des ſeligen Wolf an einen gleichgeſinnten werthen Freund, den Doctor M.. in Dresden mit:

Leipzig den 29. Juni 1841.

Mein alter theurer Freund!

Noch leb' ich — und gebe Dir dies Lebenszeichen. Schwach am Denken — ſchwach zum Reden — ſchwach zum Schreiben, — ſchwach zu Allem, ergreife ich dennoch die Feder, um Deinen l. Brief an meine Emilie ſelbſt zu beantworten, und Dir Nachricht aus der erſten Quelle zu geben. — Dein Brief war voll von dem, wovon Dein Herz immer gegen mich voll war. Die Fülle Deiner Liebe hat ſich ja über mein Leben, ſo lange wir uns kennen, in reichen Strömen ergoſſen; und im letzten Stadium meines Lebens immer reichlicher. Du haſt mehr Gutes von mir niedergeſchrieben als ich verdiene. Ein Jeglicher fühlt ſich ſelbſt am beſten, zumahl wenn die Waſſer der Trübſal, die über ſeine Seele gehen, ſo manche Farbe hinweggewaſchen. Mein Gebet iſt das des Zöllners; mein Troſtſpruch Röm. 8. „wer will verdammen" ꝛc. und mein Bekenntniß iſt der 103. Pſalm, in den ich immer mehr einſtimme, ſo lieb er mir immer geweſen. Ich darf nicht ſagen, daß der böſen Tage in meinem Leben mehr geweſen wären, als der guten. — Nein! die Menge der guten war ſo groß, und ihr Licht ſo ſtark, daß die böſen dagegen gar nicht in Betracht kommen. Mein Leben war nicht wie die diesjährigen Monate Juni und Juli, in welchen es allerdings der trüben Tage mehr gab, als der hellen und heitern, ſo daß die armen Badegäſte an allen Heilquellen Deutſchlands, die ihre Hoffnung auf einen oder den andern Monat geſetzt hatten, ſehr zu bedauern ſind. Mein Leben war wie der ſchöne May dieſes Jahres, oder wie der

Auguſt in spo, wenn es angemeſſen iſt, ein Bild aus der Zukunft zu anticipiren. Und ſelbſt bei meinem gegenwärtigen Zuſtande, in welchem ich mich nun 2 Jahr- und 4 Monate befinde, ſitze ich ſo warm im Schooße einer ſorgenden und pflegenden Liebe, und genieße täglich der Erquickungen und Erheiterungen ſo viele, daß ich jetzt füglich nur als Ehrenmitglied der leidenden Menſchheit angeführt werden kann. — — —

Ich nannte vorhin den theuren Johann Jakob Moſer wie einen mir und meinen Leſern wohl Bekannten. Aber wenn an mir auch dieſes ſchon ſeit vielen Jahren war, iſt mir das Bild des werthen Mannes dennoch in ganz neuer Friſche und Lebendigkeit vor die Seele getreten in dem lieben, anmuthigen Büchlein:

Züge aus dem Leben Johann Jakob Moſers; Heidelberg bei Karl Winter 1843.

Dieſe „Züge" ſind eine Gabe derſelben reichgeſegneten Hand des frommen Pfarrers zu St. Georgen auf dem Schwarzwald (K. Fr. Ledderhoſe) dem wir die rührend ſchönen:

Erinnerungen aus dem Leben Johann Georg Kaltenbachs (zweite Aufl. 1843 bei K. Winter)

verdanken. Wer hier in unſrem Büchlein die Engländer Grimſhaw und Burn liebgewann, der wird ſich auch inniglich zu Kaltenbach, dem lieben, ſeligen Landsmann hingezogen fühlen, und es wird ihm dabei ganz heimathlich wohl zu Muthe werden, wenn er die Geſchichte des armen, in Hunger und äußern Kümmerniſſen erwachſenen Hirtenknaben und nachmaligen freudigen Verkündigers des Evangeliums: Kaltenbach liest.

Inhalt.

Seite

Robert Moffat 1

Züge aus dem Leben des William Grimſhaw 108

Eine Hülfe in der Noth 134

Sprüche der Väter

Verwitterung und Verweſung . . 142

Das Glas 143

Gehen und Fliegen 143

Züge aus dem Leben des General-Majors Andreas Burn 145

Leſerfreuden 213

Erzählungen

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert

Hofrath und Profeſſor in München.

Erſter Band.

Zweite neu durchgeſehene Auflage.

Erlangen,
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
1843.

[illegible]
[illegible]NSIS.

Ihrer königlichen Hoheit

der Frau

Erbgroßherzogin Mathilde

von

Heſſen Darmſtadt,

gebornen Prinzeſſin von Bayern.

Wie ſich vormals die Kämpfer in den Schranken die Erlaubniß ausgebeten, das Namens- und Erinnrungszeichen einer edlen Dame an ihrem Helm oder Schilde zu führen, ſo habe ich mir es von Eurer königlichen Hoheit erbeten, daß ich Ihren mir hochtheuren Namen dieſem meinen unbedeutendem Buche vorſetzen dürfe. Jene Stunden, in denen ich ſo glücklich war, Höchſt-Ihnen und Seiner Majeſtät dem Könige Otto von Griechenland als Lehrer gegenüber zu ſitzen, gehören unter die reicheſten meines Lehrerberufes, denn ich habe in dieſen Stunden viel mehr empfangen als gegeben. So hat mir denn auch bei dem Niederſchreiben dieſer Erzählungen der Gedanke an eine Fürſtin, welche mit tief eindringendem

Verſtändniß zugleich eine ſchonende nachſichtsvolle Milde ſelbſt gegen das nur Wohlgemeinte verbindet, den Muth verliehen, mit ſolchen pſychologiſchen Genrebildern, welche vielleicht in Eurer königlichen Hoheit manche Erinnerungen an mündliche Mittheilungen wecken werden, auch öffentlich hervorzutreten.

Der Verfaſſer.

Vorrede

zur erſten Auflage.

Jener alte Schulmann, dem der Arzt die Bewegung des Reitens verordnet hatte, auf deſſen Regeln er nur wenig ſich verſtund, pflegte allen ſeinen Bekannten, welche bei dieſer Leibesübung ihm begegneten, ſchon aus der Ferne zuzurufen: ich reite nicht zum Staate, ſondern weil mir's befohlen iſt. Mit einem ähnlichen Gefühle als dieſer ungeſchickte Reiter, begegnet, mit den hier nachſtehenden Erzählungen, der Verfaſſer derſelben jenen Leſern, die ihn kennen, und welche wiſſen wie viel Andres, Nöthigeres und wohl auch Angelegentlicheres ihm noch für den Reſt ſeines Lebens obläge, als das Schreiben von ſolchen Erzählungen. Doch eben dieſe Leſer, welche ihn genauer und am genaueſten kennen, wiſſen es auch zugleich, daß er, mehr Lehrer als Gelehrter, von jeher im mündlichen Verkehr mit der ihm theuren, deutſchen Jugend vorzugsweiſe einer thatſächlichen Weiſe des Unterrichtes zugethan war, und daß ihm in ſeinen früheren Lehrerverhältniſſen zu Kindern von hoher

Stellung auf Erden, das Geſchäft, auch eines bloßen Erzählers, ein ſehr liebes, öfter wiederkehrendes geweſen. Das, was er damals in dieſem Geſchäft gefunden: ein wohlthuendes Bewegen wie im Grün der Wälder nach beengendem Sitzen im Arbeitszimmer, das ſollte ihm auch diesmal, im Kampfe mit einer gepreßten Stimmung des Gemüthes das Niederſchreiben von Erzählungen werden und iſt ihm dieſes auch wirklich geworden. Möge denn mein Buchlein einen Leſer finden, dem es daſſelbe gewähre, was es ſeinem Verfaſſer gewährt hat: ein nicht mißfälliges Ausruhen fur weiterſtrebendes Thun und Wirken.

München, den 23. Auguſt 1840.

Der Verfaſſer.

Conrad der Erzähler.

Auf einem Hügel am Saume des Odenwaldes, da wo die Ausſicht weithin über das breite Thal des Rheines und nach dem Neckargrunde ſich öffnet, lag vor etwa anderthalb hundert Jahren im Schatten der alten Wallnußbäume ein ſtattliches Landhaus, das in der Kunde der damaligen Reiſenden höher angeſchrieben und berühmter war als die Königsſchlöſſer zu Paris und zu London. Bei dem Volk des Landes hieß das Haus nur die freie Herberge;. ſeinen alten Beſitzer und Bewohner nannte man Ritter Conrad den Erzähler, obgleich ihm dieſer Name nur ſehr uneigentlich zukam, denn Ritter Conrad pflegte, ſo gern er dies auch in jüngeren Jahren gethan hatte, in ſeinen ſpäteren faſt niemals ſelber zu erzählen, ſondern nur Andre zum Erzählen aufzufordern. Und dieſe Forderung des alten Herrn war billig genug, denn wie er ſelber von ſeinen reichlich bewirtheten Gäſten im verſtändigen Geſpräch unterhalten ſeyn wollte, ſo gab er ſeinerſeits Jedem, der zu ihm kam, auch wenn derſelbe nur etliche Stunden ſein Gaſt war, ſo reichen Stoff zur nachmaligen Unterhaltung, daß der Reiſende, wenn er wieder nach Hauſe kam, lange Zeit von dem Herrn Conrad und ſeiner freien Herberge zu erzählen hatte. Darum fehlte es auch weder im Winter noch im Sommer an einem täglichen Zuſpruch von fremden Reiſenden und beſuchenden Gäſten, die ohne weitere Einladung zu dem alten Ritter kamen; denn in der ganzen Nachbarſchaft war damals, vielleicht noch in Folge der verheerenden Kriege, kein erträgliches Gaſthaus, geſchweige ein ſolches, wo man ſo vortrefflich und noch dazu umſonſt wäre bewirthet worden, und wen auch gerade nicht die Bewirthung hinaufgezogen hatte nach dem ſchönen, freundlich anlockenden Hauſe, den führte der Wunſch dahin, den Ritter Conrad, von dem man ſo manche ſonderbaren Dinge hörte, ſelber zu ſehen und kennen zu lernen. Und das war allerdings ſchon allein eines Umweges oder einer beſondren Reiſe werth; der alte Herr gehörte ſchon deshalb zu den größeſten Merkwürdigkeiten des Landes, weil es in dieſem ſchwerlich noch einen andren Menſchen gab, der ſo viel als er gehabt, und welchem dennoch auch zugleich ſo viel als ihm gefehlt hatte; er war einer der reichbegabteſten und doch auch wieder einer der ärmſten Männer ſeiner Gegend.

Wer freilich, ohne ſchon vorher genau Beſcheid zu wiſſen, den Herrn Conrad zum erſten Male ſahe, wie er, von der Jagd oder von einem Beſuche ſeiner Felder und neuen Anpflanzungen heimkehrend, ſo ſtattlich auf ſeinem Schimmel ritt; wer den ehrwürdig freundlichen Mann unten im großen Speiſeſaale zu ſeinen Gäſten hereintreten oder ihn mit muntren Schritten im Schloßhofe und Garten herumgehen ſahe, der konnte es ſchwerlich errathen, daß derſelbe ſeit ſeiner früheſten Kindheit ſo ſtockblind ſey, daß ſeine wohlgebildeten, dunkelfarbigen Augen nicht den mindeſten Schein vom hellen Tage empfanden; aber er ſelber, der Blinde, ſchien ja ebenfalls kaum zu bemerken oder daran zu denken, daß ihm ein Sinn abgehe, welcher mit Recht zu den höchſten der leiblichen Güter gezählt wird.

Freilich hatte dabei auch die Zeit mit ihrer an Vieles gewöhnenden; Alles lindernden Kraft das Ihre gewirkt. Denn der Ritter Conrad war jetzt ein ſtarker Sechsziger, damals aber, wo das Unglück des plötzlichen Erblindens ihn traf, war er noch nicht drei volle Jahre alt. Zu dem Unfall hatte, ſo erzählte man ſich, der Vater des Ritters ſelber die nächſte Veranlaſſung gegeben, welcher die kriegeriſch rauhe Erziehungsweiſe, die er ſelbſt in ſeiner Kindheit erdulten mußte, auch bei ſeinen beiden Söhnen in Anwendung bringen wollte. Namentlich pflegte er, wenn ein heftiges Ungewitter ausbrach, die Knäblein ganz unbekleidet hinabzuſetzen auf das Steinpflaſter des Hofes, wo ſie der Guß des Regens mit aller Kraft treffen und der Sturm mit volleſtem Athem anhauchen konnte; denn, ſo pflegte er zu ſagen, wer nicht frühzeitig Brüderſchaft macht mit Sturm und Wetter, der kann niemals ein wackrer Reitersmann werden. Bei dem Vater ſelber, ſo wie bei ſeinem älteſten Sohne, hatte auch jene Gewöhnung an Sturm und Wetter ganz gut gethan, denn der Vater war noch in ſeinen neunziger Jahren, wo er ſtarb, ein kräftiger Greis, der kurz vorher, ehe die böſe, damals im Lande herrſchende Seuche ihn hinraffte, ſein Roß ſo munter herumtummelte, wie ein Vierziger, und der ältere Bruder unſres Conrad war von ähnlicher eiſenfeſter Kraft und Geſundheit geweſen, obgleich dieſes ſeine Bruſt nicht hatte ſchützen können vor dem Eindringen der feindlichen Kugeln, die ihn in einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges tödtlich trafen.

Nicht ſo gut aber als dem Vater und Bruder war dem Ritter Conrad die „Brüderſchaft des Sturmes und Ungewitters“ bekommen, zu der ihn ſein Vater nöthigen wollte. Eines Tages, da wieder ein ſchweres Wetter ausbrach, hatte der Vater auch das Knablein ganz unbekleidet dem niederſtrömenden Regen preisgegeben und mag nun die unzeitige Anwendung des kalten Tuſchbades bei einem zarten, eben ſehr erhitzten Körper, oder der Blitz, der in der Nahe des ſitzenden Kindes in einen alten Baum ſchlug, die Urſache der Lahmung geweſen ſeyn, gewiß iſt, daß dieſe ſo plötzlich und gänzlich ſeine Sehenerven traf, daß der Kleine, als man ihn nach dem Gewitter wieder hinauftrug in ſein Zimmer und nun herumlaufen laſſen wollte, überall an Stühle und Tiſche ſich anſtieß und mit herumtappenden Händlein ſich bewegte, fragend, warum man denn bei ſo finſtrer Nacht kein Licht anzünde?

Die finſtre Nacht über den Augen des Kindes war geblieben; über ſeinem fröhlichen, lebensmuthigen Herzen war es aber bald wieder Tag geworden. Konnte das Knäblein doch ſchon wenige Monate nach ſeinem Unfalle in den Zimmern des väterlichen Hauſes eben ſo unangeſtoßen und fertig herumlaufen, wie ein ſehendes Kind von gleichem Alter, und nur dann, wenn etwa ein Bedienter einen Gegenſtand, der ſonſt ſeinen feſtbeſtimmten Ort hatte, von dieſem hinweg an einen andren ſetzte, ſtieß es ſich daran. Auch im Hof und im Garten, ja auf der ganzen Flache des Hügels wußte, bloß durch das Gefühl geleitet, der Kleine bald ſo vortrefflichen Beſcheid, daß er ſeinen Vater zu der ſtarkſten Buche des Luſtwaldes, die er oft mit ausgeſpannten Armen gemeſſen hatte, hinzuführen oder ihm ein hervorkeimendes Baumlein, das der Alte noch nicht bemerkt hatte, zu zeigen vermochte. Denn ſeit dem großen Ungluck, das den armen Conrad betroffen hatte, war der Vater, der ſich ja die Schuld davon ſelber zum großen Theil beimeſſen mußte, mit einer ſo beſondren Zärtlichkeit an den Knaben gebunden, daß er, gegen ſeine frühere Gewohnheit, ſtundenlang ſich mit ihm zu ſchaffen machte.

Wer hätte aber auch nicht ſollen mit einer ganz beſondern Theilnahme zu dem kleinen Conrad hingezogen werden. Gab es doch in der ganzen Schule, die der Knabe beſuchte, kein einziges Kind, das mit ſolcher Begierde, mit ſolchem Aufmerken die Worte des alten Lehrers, welcher ein mehr als alltäglicher war, erfaßt und im Herzen behalten hatte; auch das was die andern Kinder aus Büchern laſen, das konnte der Knabe nach nur ein- oder zweimaligem Anhören aus dem Gedächtniß herſagen und hatte auf dieſe Weiſe bald den ganzen Inhalt mancher kleiner Schulbücher ſich zu eigen gemacht. Dabei war es denn auch ganz beſonders auffallend und zugleich rührend, daß der junge Conrad gerade ſolche Sachen mit der feurigſten Lebendigkeit ergriff, die in das Reich jenes Sinnes gehörten, welcher ihm abging: des Geſichtes. Wer ihm von der Sonne, dem Mond und den Sternen, oder von der Farbenpracht der Blumen und Schmetterlinge erzählte, der konnte mehr als bei vielen andern Gegenſtänden auf ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit rechnen; bei jeder Baumblüthe oder Blume, zu der ſein Geruchsſinn ihn hinlenkte, war ſeine erſte Frage nach der Farbe derſelben, obwohl man guten Grund hatte zu vermuthen, daß ſchon wenig Jahre nach ſeinem Erblinden die deutliche Vorſtellung von dem Unterſchied der Farben aus ſeiner Erinnrung verſchwunden ſey. So war es auch ganz beſonders auffallend, mit welcher faſt leidenſchaftlichen Wisbegier dieſer Blinde ſchon als Knabe, noch mehr aber als Jüngling, bei Allen, die ihm Auskunft zu geben vermochten, nach der Geſtalt und Beſchaffenheit fremder Länder und Städte, ſowie nach der Art und Sitte ihrer Bewohner forſchte. Was er auf dieſem

Wege erfuhr, das nahm er ſo lebendig in ſeine Seele auf, daß, wenn von einem ſolchen Gegenſtande die Rede war, er davon ſprechen konnte, als hätte er ihn ſelber geſehen. Hatte ſich doch auch mit dieſer Theilnahme an fremden Berichten in ihm ſelber eine Reiſeluſt entzündet, die ſein Vater nur mit Mühe zu bändigen vermochte und die wenigſtens das erlangte, daß ihm erlaubt wurde, die Univerſität Heidelberg und darauf ſelbſt Padua zu beſuchen, wo er an der Hand eines treuen Führers die Vorleſungen aufs fleißigſte benutzte und dann von Padua aus noch durch mehrere Gegenden und Städte des oberen Italiens reiſte. Auf dieſen Wanderſchaften äußerte ſich bei ihm faſt noch eine größere Neugier als bei andren, ſehenden Reiſenden. In jeder bedeutenden Stadt, durch die ſein Weg ging, ließ er ſich durch alle Haupt-, ja durch die Nebenſtraßen führen; in den merkwürdigſten Gebäuden verweilte er Stunden lang und machte ſich, ſo weit dies reichte, mit ihren einzelnen Theilen durch das Gefühl der Hände bekannt; das Amphitheater zu Verona hatte er ſo oft beſtiegen und betaſtet, daß er noch in ſpäteren Jahren ſeine Hauptumriſſe, ſowie das Verhältniß ſeiner einzelnen Theile aufs Genaueſte in Thon oder Wachs nachzubilden vermochte, in welchen Arbeiten er von Jugend an Meiſter war; auch von dem Bauplan des Domes zu Mailand, deſſen Thurm er öfter beſtieg, hatte er ſich eine ziemlich vollſtändige Einſicht erworben, und mit welchem Verſtand er überhaupt die Gebäude und ihre Anordnung zu erforſchen verſtanden, das konnte jeder Sachverſtändige im Kleinen an jenen Gebäuden bemerken, welche der Ritter Conrad, gleich dem blinden engliſchen Baumeiſter John Matcalf, nach Modellen, die er ſelber gefertigt, auf ſeinem eignen Grund und Boden hatte aufführen laſſen.

Bei einer berühmten Blinden in Wien, die um ein Jahrhundert ſpäter lebte als unſer Ritter: bei der Fräulein Maria Thereſia von Paradies war jene erkennende Kraft der Seele, die ſonſt in dem Sinne des Geſichtes liegt, ganz in das Gefühl und Gehör übergegangen; jene Meiſterin der Töne fühlte es bei dem Eintreten in einen ihr fremden Saal, wie weit und wie hoch er ſey, ob viele oder wenige Menſchen in ihm verſammlet wären; ſie fühlte es, wenn ſie durch eine ihr neue Gegend kam, ob dieſelbe eine freie Ebene, oder ein mehr oder minder enges Thal ſey; ſie fühlte, auch wenn nicht der Schatten es ihr verrieth, die Nähe der Bäume und berührte, durch eine Allee gehend, mit derſelben Sicherheit jeden einzelnen Baum mit ihrem Stocke, als wenn ſie ihn geſehen hätte. Und noch tiefer als der Sinn des Gefühles reichte bei dieſer Blinden das Gehör; denn wenn ſie aus Stimme und Sprache über das Weſen und den Charakter ſolcher Menſchen urtheilte, die zum erſten Mal in ihre Nähe kamen, da verfehlte ſie faſt niemals die Wahrheit.

Auch der blinde Herr Conrad hatte ſein Gefühl und Gehör durch lange Uebung auf eine Weiſe geſchärft und ausgebildet, daß dieſe Sinnen bis zu einem gewiſſen Maße den Verluſt wie die Genüſſe des Geſichtes ihm erſetzten. In ſeinen Waldungen und Gärten, Feldern und Wieſen, Ställen und Wohngebäuden war er eben ſo gründlich zu Hauſe, denn ein Sehender; er zeigte ſeinen Bauleuten und Förſtern die Baumſtämme an, die ſie zu fällen hatten; war mit jedem ſeiner Roſſe vertraut; in jüngeren Jahren begleitete er ſogar ſeine Jäger zu dem Geſchäft des Waidwerkes, ließ zu dem erlegten Edelhirſch ſich hinführen und erforſchte wenigſtens durchs Betaſten die Geſtalt und Größe des ſchönen Thieres; aus dem Laut der Stimme oder des

Fußtrittes ſchloß er ganz richtig auf die Entfernung der jagdbaren Vögel und größeren Thiere. Bei ſeinen Wanderungen, die er zu Fuß und zu Roſſe durch ſein eignes Gebiet und durch die Nachbarſchaft deſſelben machte, pflegte allerdings ein treuer Diener ihn zu begleiten; es wäre übrigens kaum nöthig geweſen, denn der Herr wie ſein alter Schimmel gingen ſo ſichern Schrittes auf den bekannten Stegen, daß bei ſolcher Gelegenheit kein Unfall zu befürchten war.

Mit dem äußren Gefühle zugleich, und in einem noch höherem Maße als dieſes, hatte ſich jedoch bei unſrem blinden Ritter das innre Gefühl des Herzens entfaltet. Was äußrer Anſtand und ſchickliches Benehmen, was die rechte, würdige Haltung eines edlen Mannes ſey, das konnte niemand ſo fein fühlen, denn er: in ſeiner Kleidung wie in jeder Bewegung und Geberde, noch mehr in ſeinen Worten ſprach ſich das aus. Lieblicher aber noch und anziehender erſchien an Herrn Conrad jenes Gefühl, das nicht nur auf das eigne Weſen, ſondern welches auf das Bedürfniß Andrer gerichtet iſt: das Mitgefühl. Schon als Kind rührte ihn das Weinen andrer Kinder in ganz beſondrer Tiefe, das Mitleid mit fremder Noth wuchs mit ihm groß, und dergleichen kräftig thätige und zugleich verſtändige Helfer und Tröſter der Armen und Betrübten, wie Ritter Conrad einer war, mag es nur Wenige gegeben haben oder noch geben.

Als ein Zug dieſes theilnehmenden Gefühles, das an der Freude Andrer ſeine Luſt findet, kann jenes eifrige Bemühen betrachtet werden, womit er ſeinen Gäſten die Genüſſe des höchſten Sinnes, der gerade ihm fehlte, zu bereiten und zu erhöhen ſuchte. Bei der Anlage ſeines Landhauſes und ſeiner zahlreichen Gaſtzimmer, ſowie bei den Orten, wohin er im Garten und Gebüſch die Ruheſitze verlegt hatte, war überall zunächſt auf den Gewinn einer ſchönen, freien Ausſicht Bedacht genommen, deren ganzen Umfang er aus fremder Beſchreibung ſo gut kannte, daß er mit großer Sicherheit auf die Gegenſtände hindeutete, die ſeine Gäſte bei günſtiger Witterung an dem oder jenem Punkte zu ſehen hatten. War doch faſt ſein ganzes Haus mit Gemälden geziert, welche nur für Andre, nicht für ihn ein Gegenſtand der Beachtung ſeyn konnten, und an jedem Morgen, wenn nicht, wie in den meiſten Fällen, ſein Gefühl ihm den Zuſtand der Witterung verrieth, war es eine der erſten Fragen an den alten Diener: ob heute die Ausſicht nach dem Rheinthal und nach dem fernen Gebirge ungetrübt ſey?

So hoch aber auch der blinde Ritter den Werth und die Genüſſe des ihm verſagten Sinnes zu ſchätzen wußte, pflegte ihm dennoch das Unglück derer, die des Gehöres entbehrten, noch viel mehr zu Herzen zu gehen, als jenes der Blinden. Und wie konnte dieſes anders ſeyn, da ihm ja die Welt ſeiner höchſten und liebſten Freuden, ſeiner theuerſten Genüſſe durch das Ohr zugänglich und verliehen war. Er ſelber ſtund zwar ſeiner ſpäteren Leidensgefährtin, der ſchon erwähnten blinden Tonkünſtlerin in Wien, an Anlage zur ausübenden Tonkunſt bei weitem nach; denn er ſpielte nur wenige ſeiner Lieblingsmelodieen auf dem Clavier oder auf der Orgel, und hatte in jüngeren Jahren, aus beſondrer Liebhaberei, das Blaſen des Waldhornes erlernt; deſto größer aber war ſeine Luſt an fremden Tönen, vor Allen an denen der Menſchenſtimme. War es ihm doch von Jugend an ſchon ein unabweisbares Bedürfniß geweſen, Menſchen wenigſtens ſprechen zu hören, und als Knabe wie als Jüngling hatte er ſich öfters bei Volksfeſten wie bei Jahrmärkten und auf Reiſen mitten in das Gedränge der Menſchen geſetzt, nur um viele Stimmen zu vernehmen. Und es war mehr noch als die hörbare Stimme, was das feine, tief eindringende Mitgefühl unſres Blinden dann von der Seele des Sprechenden vernahm; die Phyſiognomik der Menſchenrede iſt freilich ein von Sehenden nur ſelten recht erkannter, aber unter allen andren der ſicherſte Weg zur Kunde des Menſchen und zum Verſtändniß ſeines Innren.

Ritter Conrad war zwar jetzt als alternder Mann in vielen Hauptzügen ſeines Weſens noch derſelbe, der er als Jüngling und Knabe geweſen, doch war in dem Grundton ſeiner Seelenſtimmung, ſowie in den Richtungen ſeiner Lieblingsneigungen eine Veränderung vorgegangen, die nur Denen recht augenfällig ſeyn konnte, welche ihn auch früher gekannt hatten. Wir ſprachen es ſchon aus: Herr Conrad war während ſeines Lebens eben ſo viel und oft durch Freude beglückt, als vom Leide gedrückt geweſen; „die Brüderſchaft mit Sturm und Wetter", in welche ſein ſeliger Vater ihn in ſeiner Kindheit auf leibliche Weiſe einführen wollte, die hatte er als Mann mit dem innerlichen Ungewitter der ſchweren Leiden geſchloſſen, und ſie war ihm beſſer bekommen, dieſe inwendige Regentaufe, als vormals der Abhärtungsverſuch ſeines Vaters. Der Wald mit ſeinen Felſen und mit all ſeinen gefiederten Bewohnern bleibt bei Sonnenaufgang derſelbe, der er in der vorhergehenden Nacht beim Mondſcheine, oder beim erſten Grauen des Morgens war, und dennoch, wie ganz anders wirkt er auf unſre lebenden Sinnen. Iſt er doch jetzt, wenn das Sonnenlicht in ſeine grünen Zweige fallt und von allen Seiten her der Geſang der vorher ſtummen Vögel, wie das Summen der Bienen laut wird, ſelber erſt recht zum Leben gekommen und der Wandrer, den ſein

Weg vorbeiführt, der athmet mit Luſt die ſtärkende Lebensluft ein, welche der mächtige Lichtſtrahl aus den friſchen Blättern hervorruft. So war auch der Seele unſres blinden Ritters, mitten in ihrer äußerlichen Nacht ein innres Licht aufgegangen, das ihr ein Leben von ganz neuer, fruchtbarerer Art gab; ein Gut, welches ihr freilich aus vielen Schmerzen geboren wurde.

Als der ältere Bruder in der Schlacht blieb, da war Conrad noch ein Knabe; auch die Mutter ſtarb ihm frühe. Der Vater, beſorgt um die Erhaltung ſeines edlen Stammes, wünſchte den einzigen Sohn, als ihm dieſer herangewachſen war, vermählt zu ſehen, und der männlich ſchöne Jüngling, wenn er auch Andre nicht ſahe, wurde dennoch von dieſen mit Theilnahme und gerne geſehen; vergaß man doch bald in der muntren, immer fröhlichen Unterhaltung mit ihm das, was er ſelber vergeſſen zu haben ſchien: den Mangel des bei ihm ſo vielfach erſetzten Sinnes. Ein adliches, dem Ritter weitläufig verwandtes Geſchlecht, das in der Nachbarſchaft wohnte, war reicher an Töchtern als an andren Glücksgütern, und dieſer Reichthum war kein geringer, denn dieſe Töchter waren eben ſo ſchön von Angeſicht und Geſtalt, als gut von Herzen und tüchtig an Verſtand; fleißig, ſowie geſchickt von Händen. Der junge Conrad, den ſein Vater öfters mit ſich zu Beſuche nahm nach jenem töchterreichen Hauſe, fühlte ſich bald mit beſondrer Theilnahme zu einer der Jungfrauen gezogen; es war die ſchönſte und lieblichſte, dazu auch die beſte unter ihren Schweſtern; er hatte ihr dieſes nicht an den Augen abgeſehen, wohl aber an ihrer Stimme und Rede abgehorcht; mit Emma, ſo hieß ſeine Erwählte, ſprach er am meiſten und liebſten; ihr erzählte er, denn damals konnte man ihn noch mit Recht den Erzähler nennen, ſeine ſchönſten Geſchichten. Dennoch, wenn ſein Vater im vertrauten Geſpräch ihn ermunterte, er ſolle um eine der jungen Verwandtinnen freien, ihre Eltern würden, das wiſſe er ſicher, ihr Jawort nicht verſagen, und wenn ihm dann der Alte, der die ſtille Neigung ſeines Sohnes nicht bemerkt zu haben ſchien, die lebhafte Friederike, eine der älteren Schweſtern, als die für ihn paſſendſte anpries, da ſchwieg der Jüngling in ſichtlicher Verlegenheit. Sein Schweigen dauerte manchen Monat, ja etliche Jahre; der zudringliche Vater fand jeden ſeiner Verſuche, eine Annäherung ſeines Sohnes zu bewirken, vergebens, doch konnte er nicht begreifen, aus welchem Grunde Conrad ſo oft und gern ſeine Beſuche in der Nachbarſchaft wiederholte, und wenn er in Begleitung ſeines treuen Jägers nach ganz andrer Richtung hin ausritt, dennoch immer wieder nach dem wohlbekannten Steg durch den Wald ſich hinlenkte, und ehe man ſich's verſahe bei ſeinen Nachbarinnen gefunden wurde. Unter dieſen hatte wenigſtens Emma, denn das Mitgefühl ſchaut noch tiefer und weiter als das Auge, die Neigung des jungen Nachbars verſtanden, und dieſe war ihr nicht zuwider geweſen; es ſchien ein unwiderſtehlicher Zug der innren Verwandtſchaft zu ſeyn, der die „blinde Liebe“ zu ihres Gleichen hinführte. Conrad war allmalig in dem Hauſe wie in dem Garten ſeiner Freundinnen ſo bekannt geworden, daß er eben ſo leicht und ohne Führer in demſelben herumgehen konnte, als in dem Haus und Garten ſeines Vaters. Einſt, an einem ſchönen Frühlingstage, da er wieder ſeinen gewohnlichen Beſuch machte, ſagte man ihm: die Mutter mit den andren Töchtern ſey nach Heidelberg verreiſt, nur Fräulein Emma befande ſich zu Hauſe und ſo eben im Garten, bei ihren Blumenbeeten. Mit einem ganz beſondren Gefühl von

Freude und von Bangen eilte der junge Ritter durch die wohlbekannten Gänge nach den Blumenbeeten, bei denen er ſo manchmal geſtanden. Er konnte das Erröthen in Emma's Geſicht, als er dieſer ſich nahete, nicht ſehen, wohl aber bemerkte er, da ſie ihn grüßte, eine ungewöhnliche Bewegung an ihrer Stimme. Das Geſpräch wollte lange Zeit keinen rechten Fortgang gewinnen, dem Herrn Conrad fiel heute keine ſeiner Erzählungen, dem Fräulein keine ihrer Fragen ein, mit denen ſie ſonſt ihm gern entgegenkam. Endlich fragte ſie dennoch, ohne ſich viel dabei zu denken, ob er heute ſo allein komme? Ihm klang die Frage wie ein Ton der Wehmuth und des Mitleides; er hatte noch nie in ſeinem Leben es ſo empfunden, wie ſehr er Mitleid bedürfe, ſeine dunklen Augen füllten ſich mit Thränen; „ja wohl allein komme ich und allein bin ich, liebe Emma, ſprach er tief bewegt". Auch Emma's Augen ſprachen den fremden Schmerz nach; aus ihrer Stimme, da ſie ihn tröſtete, bemerkte er, daß ſie weine. Er hatte ſie heute zum erſten Male „liebe Emma" genannt, unwillkürlich antwortete das Echo in ihrem Herzen „ihr müßt nicht allein ſeyn und ſollt ja niemals allein ſeyn, lieber Conrad". Da faßte ſich die ſtumme Liebe einen ungewohnten Muth, er fragte: „und wollt ihr denn bei mir ſeyn, liebe Emma", und das Mägdlein antwortete mit leiſer, zitternder Stimme „ja".

Zum erſten Male drückten die beiden Liebenden ſich die Hand; einige Stunden, in denen man ſich immer wieder in andren Worten wiederholte und ſagte, was dieſes liebe „Ja" bedeute, vergiengen unvermerkt; der überſelige Freund ſchlug die Einladung zu einem einfachen Mittagsbrode aus; ihm war es heute nicht wie eſſen und trinken; er hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich zu

Pferde zu ſetzen und nach Hauſe zu reiten, um ſeinem wackren Vater das zu ſagen, wovon ſein Herz voll war.

Die Verbindung von Conrad und Emma war den beiderſeitigen Eltern recht und angenehm, war ſie doch ſchon in dem Himmel geſchloſſen: in dem Himmel zweier unſchuldigen, menſchlich reinen Herzen. Der alte Vater eilte mit der Erfüllung ſeines langgehegten Lieblingswunſches; in wenig Monaten ward in Emma's Elternhauſe die Vermählung vollzogen und die liebliche Gefährtin zog als zärtliche Tochter und als treue, glückliche Hausfrau in der elterlichen Wohnung ihres Conrad ein. Sie brachte nicht viel Geld und Gut noch Geſchmeide mit ſich, aber etwas Andres, von welchem es heißt, daß es köſtlich ſey vor Gott: den verborgenen Schatz des Herzens, mit ſanftem und ſtillem Geiſte.

Wer könnte das Glück der beiden Vermählten ſich vorſtellen, der nicht ſelber etwas Aehnliches empfunden; Jedes von Beiden fand nur ſeine Luſt in der Freude des Andren, und dieſe Freude war leicht erreicht, denn ſie kam aus einer ſich ſelber in dem Andren vergeſſenden Liebe, daran das Herz ſo überreich war. Conrad war jetzt faſt nirgends zu ſehen als in ſeinem Hauſe, bei ſeiner Emma, oder in Geſellſchaft von dieſer in ihrem Elternhauſe. Nur ſelten begleitete er ſeinen Vater auf den Wanderungen durch die Felder und auf die Jagd; der Alte vergab ihm das gern, denn er hatte ſich verjüngt und erwärmt in dem Glück ſeiner Kinder; er war jetzt ſelber doch auch am liebſten daheim bei den Seinen.

Aber ſo vergnügt auch der alte Herr über den neuen Auferbau ſeines Hauſes durch eine ſolche Schwiegertochter war, ſo fehlte ihm doch noch ein Hauptſächliches zur Erfüllung ſeines Wunſches: ein künftiger Erbe ſeines Sohnes und ſeines Stammes. Die beiden Vermählten fühlten dieſen Mangel nicht; ſie waren und blieben eines dem Andren genug, und wenn der Vater zuweilen auf das hindeuten wollte, was dem Glück ihrer Ehe noch fehle, da wieſen ſie liebevoll ſeine Begehrlichkeit zurecht und Emma ſagte, daß ſie ja ohnehin ſchon an ihrem Conrad mehr habe als ſie verdiene, und Gott könne und werde, wenn es ihnen gut ſey, auch noch Andres gewahren. Und dieſes geſchahe denn auch; Emma gebar, im neunten Jahre nach ihrer Vermählung, ihrem Conrad einen kräftigen, ſchönen Knaben. Das glückliche Kind! welches andre war reicher an der Liebe der Eltern und an Gaben eines Herzens, das ſchon in der Wiege dieſe Liebe verſtund. Weniger denn jemals fühlte es jetzt ſein Vater, daß er die Ströme der Luſt und des Wohlgefallens, die ihn erquickten, nicht ſahe, ſondern nur empfand; denn ſein zärtliches Theilnehmen ſahe mit den Augen ſeines Kindes und freute ſich dieſes fremden Sehens mehr, denn ſich's des eignen hätte freuen können.

Die Ehe unſres Ritters, ſo ſagten wir vorhin, war in dem Himmel geſchloſſen, und ihr Glück ſelber glich einem Himmel auf Erden. Aber es iſt nur zu wahr, daß der Himmel ſeine Stätte nicht haben kann auch in dem beſten äußerlichen Gut der Erde, denn dieſes iſt vergänglich, er ſelber aber unvergänglich; er kann deshalb mit ſeinen Freuden nur etwa tief im Innren, an welches die Vergänglichkeit nicht rühret, ſeinen leiſen Anfang nehmen, das Aeußerliche zerfließt und zerſtreut ſich, wie der Nebel unter dem Flügelſchlag eines Adlers. Als der Knabe ſechs Jahre alt war, da kam eine Seuche ins Land und drang bis in die Friedenswohnung des Ritter Conrad; ſie ergriff ſeinen alten Vater, und an dem Tage, an dem man dieſem zu Grabe läutete, ſtarb ſein Söhnlein. „Scheide hin mein Liebſtes, in die Welt, da kein Schmerz und kein Leid mehr iſt“, ſo konnte der Kinderloſe erſt mehrere Wochen nachher ſagen, da die Thränen häufiger und milder wurden und der heiße Schmerz ſich wieder freier auszuathmen vermochte. Die Liebe des verarmten Mannes hielt ſich nun deſto feſter an ſeine treue Emma; er ſollte aber auch da erfahren, daß der beſte Schatz des Herzens hienieden in einem zerbrechlichen Gefäß wohne, welches unter der Hand zerſtäubt, ohne daß der Schatz ſelber, wenn er ächter Art war, dadurch verloren geht. Es war gerade wieder ein Jahr vergangen, ſeitdem das Söhnlein ſtarb, da erkrankte auch ſeine Mutter. Mehrere Wochen lang litt ſie hart. Conrad wich nicht von dem Kampfplatz dieſes Kranken- und Sterbebettes. Wie er ſelber es nicht ſahe, ob Tag oder Nacht ſey, ſo bemerkten auch Andre an ihm nicht, ob zuweilen, auf einzelne Minuten, ein aufdämmernder Schlaf, oder ob der Gram ihn ſo unbeweglich und ſtill mache. „Bald“, ſo ſprach eines Males die Sterbende, „werden wir uns nicht nur wieder haben, ſondern wir werden uns ſehen; wir werden Ihn ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, der dich mir und mich dir, und der uns beiden den Sohn gab und wieder nahm; ja, dieß Alles in Liebe und aus Liebe.“ Ihre letzten Reden in der Stunde da ſie hinſchied, lauteten wie der Inhalt eines Freuden- und Lobgeſanges. Conrad, als nun der Kampf ſeiner Emma geendigt war, wollte nur mit ſeinem Jammer reden, aber da antwortete ihm in ſeinem Innren eine Stimme jenes ſeligen Friedens, den die Vorangegangene ihm als Erbtheil nachgelaſſen hatte. Er glaubte damals bald folgen zu dürfen, wohin ſie voraus war; aber nur die Liebe fand den Hinausweg in die Heimath, und die

Liebe

Liebe war noch ſo ſtark und friſch geblieben, daß ſie mitten unter den Schmerzen des Heimwehs auch ihre Freuden gab.

Einen Freund hatte der vereinſamte Conrad nach dem Tode ſeiner Emma gefunden; es war der fromme Seelſorger, der mit ihm am Sterbebette der Seligen getrauert und getröſtet hatte. Es war aber als ſollte Alles zuſammenbrechen, worauf die warme Zuneigung ſich lehnte; jener Freund mußte, ſo führte ihn ſein Beruf, bald fern über den Rhein, in eine andre Gegend ziehen. Da nun Alle von ihm hinweg waren, da kam es dem Einſamen vor, als hörte er wieder in manchen Stunden, im Wachen wie im Traume, die tröſtlichen Worte, die ſeine Emma vor vielen Jahren an dem Gartenbeete zu ihm ſagte, wo ſie ſeine Braut wurde: „du mußt nicht allein ſeyn und ſollſt ja nicht allein ſeyn, lieber Conrad“. Dies waren ſeine ſeligſten Stunden und ihrer wurden immer mehrere, ſo daß ſie all den andren Stunden ſeines Lebens ihre Farbe und ihren Ton gaben; er fühlte ja wirklich, daß er nicht allein ſey, denn eine Liebe war bei und in ihm, die mit ihren Armen hinanreichte bis zur Heimath des Friedens und dort Alles erfaßte und empfieng, was des Lebens Mangel und ſeine Noth ausfüllt.

Als Emma ſtarb, da hatte ſie nicht nur ihren Gemahl als Waiſen gelaſſen, ſondern mit ihm zugleich die Armen und Kranken, die ſie verſorgte; die vater- und mutterloſen Kinder, deren ſie mit mütterlicher Treue und Liebe pflegte. Das Leid um die Mutter des Landes ſprach ſich nicht in ſtillen Thränen aus; es ſchrie mit lauter Stimme, ſo daß der am meiſten Verwaiſte auch ohne ſein von Natur ſo leiſes Ohr den Jammer hören mußte. Da machte er ſich auf, um auch dieſes äußerliche Erbtheil, das ſeine

Freundin ihm hinterlaſſen: das Verſorgungsamt der Nothleidenden, die Pflege der Verlaſſenen anzutreten. Das Elend, das er nicht ſahe, das fühlte er deſto mehr, und die Stelle des Auges vertrat ihm noch überdies ein redlicher Diener, der ein Freund der Armen war, weil er an ſich ſelber erfahren, was rechte Armuth ſey. Das alte, große und dennoch nicht zum Obdach für Viele eingerichtete Schloß wurde, bis auf jenen Flügel, den Emma mit ihrem Kinde und auch Conrads Vater bewohnten, abgetragen und an die Stätte deſſelben das ſchon erwähnte, große Landhaus „zur freien Herberge“ erbaut; zwei eben ſo große Gebäude, das eine zur Aufnahme und Wartung der Kranken, das andre zur Pflege und Erziehung der verlaſſenen und verwaiſten Kinder, ſtunden am ſüdlichen Abhange des Hügels; unten im Dörflein ſelber gab es noch mehrere Häuſer, in denen die Armen, wenn ihre Kräfte es erlaubten, Arbeit und durch dieſe ihr ausreichendes Brod, oder die Altersſchwachen und Entkräfteten ihre Verſorgung fanden. Ritter Conrad war, dies wußte die ganze Nachbarſchaft, der reichſte Mann im Lande und vermochte dies Alles wohl zu thun, er hätte es aber dennoch nicht gekonnt, wenn er nicht zugleich der Reichſte an Mitleid und Geduld geweſen wäre.

Eine geringe Arbeit war das in der That nicht, ſo vom Morgen bis zum Abend zuerſt die Anordnung und Einrichtung der Gebäude, dann, da dieſe fertig waren, die Pflege und Wartung ihrer Bewohner zu leiten und zu beſorgen. Der Hausvater wollte doch überall ſelbſt hören und vernehmen, wie ſein Werk beſtellt werde, und namentlich unter den Kindern des Waiſenhauſes hielt er ſich täglich, wenn es ſeyn konnte, mehrere Stunden auf, damit er vernehme, ob dieſe Heerde der Kleinen immer auch auf die rechte, geſunde Weiſe geführt werde. Unter den Kleinen blieb auch die Freude des Wohlthuns am ungetrübteſten, während bei den erwachſenen Armen und Nothleidenden gar oft der roheſte Undank nach dem Gutthäter ausſchlug; ſtatt Fleiß Faulheit, ſtatt Treue Betrug, ſtatt wahrer Bedürftigkeit unerſättliche Begehrlichkeit und Lüſternheit ſich zeigten. Kein Wunder, wenn der gute Herr dann, wenn zuweilen ſeine Rechnungsführer und Diener am Abend dergleichen Dinge ihm erzählten, das Geſpräch abbrach und von ſeinem eignen Thun auf das Thun eines andren Hausvaters hinlenkte, der uns Alle gar mildiglich zu ſeinem Gaſtmahle einlädt; und wenn er dann mit einer Art von Heimweh von ſeinem Lieblingsgegenſtande ſprach: von dem Lande, da kein Wechſel iſt von Licht und Finſterniß, und da wir Ihn ſehen werden, der ſelber das Licht iſt, von Angeſicht zu Angeſicht.

So trieb der blinde Ritter ſchon ſeit mehreren Jahren ſein Tagwerk, unter deſſen Laſt ſein Wahlſpruch blieb: „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich“. Wenn er jedoch in dem ſtehengebliebenen Flügel des alten Schloſſes, in dem Zimmer, das er mit Emma und dem kleinen Sohne bewohnt hatte, allein war, da muß ihm jede Ermüdung von des Tages Laſt und Hitze weggenommen worden ſeyn, denn er ging daraus hervor neugeſtärkt und friſch, mit einer Miene, die mehr noch ſelig als fröhlich zu nennen war; und wenn ſeine Augen zuweilen ausſahen als hätten ſie geweint, ſo ſchien es doch als müßten dieß eher Thränen des Entzückens, als des Schmerzes geweſen ſeyn. Der treue Armenfreund, von dem wir vorhin ſprachen, pflegte öfters gegen Andre zu ſagen, daß er es immer für ein beſondres Glück achte, wenn er dem Herrn Conrad dann begegne, wenn er aus ſeinen einſamen Zimmern komme, denn da ſey es, als brächte er Balſamkräfte einer andren Welt mit, die auch über andre Herzen ſich ergöſſen.

Bei all dieſem einfältig Gutem, das unſer Ritter hatte, und das Jedem, der für ſo etwas Sinn beſaß, bald in die Augen fiel, trug er ſich auch mit manchen Wunderlichkeiten und Eigenthümlichkeiten, die ſich auf den erſten Blick gar nicht mit den Hauptzügen ſeines Weſens zuſammenreimen ließen. Dahin gehörte vor allem das, was uns eigentlich zunächſt zu ihm herführte: die Einrichtung ſeines ſchönen, großen Landhauſes zur freien Herberge. Zwar den Spruch „gaſtfrei zu ſeyn vergeſſet nicht“ muß wohl Jeder, der von des Herrn Conrads Geſinnung iſt, in hohen Ehren halten und nach ihm handeln; wie konnte ſich aber das mit der Liebe zur innren Stille und Einſamkeit vertragen, wenn jene freie Herberge tagtäglich voll von Gäſten war, die, ehe man ſie kaum recht beim Namen gemerkt hatte, ſchon wieder von hinnen zogen?

Die erſte Veranlaſſung zu der ganzen Einrichtung hatte ein Vorfall gegeben, der freilich aufregend genug war. Wie wir ſchon oben ſagten, fand ſich damals, gerade in der Gegend der Landſtraße, an welche Conrads Beſitzungen gränzten, auf ziemliche Entfernung hin kein Gaſthaus oder bequemes Obdach für Reiſende. Einſt an einem kalten, neblichen Wintertage hatte ein fremdes Weib mit ihrem Knaben das ferne Nachtlager noch erreichen wollen, der Froſt und die Müdigkeit hatten ſie aber ereilt und gelähmt; man fand ſie am andren Morgen erfroren im Walde. Die Leichname wurden in das Dörflein gebracht; alle Wiederbelebungsverſuche erwieſen ſich vergebens; als man ſie auf dem Kirchhof begrub, da war der Mann und Vater der Beiden herzugekommen; ſein Jammer rührte den Ritter tief, denn hier in der Nähe hatte man auch ſeinen Sohn und Emma begraben. Von da an beſchloß er ſein eignes Haus zur Herberge der Fremdlinge zu machen, und zwar umſonſt dieſen zu geben, was er ſelber umſonſt empfangen.

Für Raum wie für Koſt war allerdings in dieſer freien Herberge auf eine Weiſe geſorgt, wie kaum in einem Gaſthaus der größeren Städte. Ganze Reihen der Schlafzimmer mit reinlichen Betten ſtunden zur Aufnahme der Ermüdeten bereit; im untern Stock des Gebäudes fand ſich ein gemeinſamer Speiſeſaal mit mächtig großen, in Hufeiſenform geſtellten Tiſchen, an denen wohl für hundert hungernde Menſchen Raum zum Sitzen war. In den Schlafzimmern fanden die Gäſte nichts Ungewöhnliches, ſo ſehr auch den Armen, die ſonſt nur auf hartem Strohlager ſchliefen, die wohlthuende Bequemlichkeit neu ſeyn mochte und Mancher Reiſende gern vor den an den Wänden hängenden Bildern verweilte, deren Gegenſtände ſämmtlich von einer Art waren, daß ſie Gedanken und Gefühle weckten, wie Herr Conrad und ſein Gehülfe, der ſchon erwähnte Armenfreund ſie liebten, denn der Letztere war es, der dieſen Theil der Zimmerausſtattung beſorgte. Das aber, was die Gäſte in dem Speiſezimmer fanden und erfuhren, das erſchien allerdings den Meiſten von ihnen neu und ſeltſam.

Der Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen lag hier nicht in den aufgetragenen Speiſen und Getränken; denn Herr Conrad liebte eine kräftige, dabei aber einfache Hausmannskoſt und dieſe bekamen ſeine Gäſte auch; der Wein war ſein eigner Tiſchwein, den ſeine vielen Weinberge ihm trugen. Auch die freilich bunt genug gemiſchte Geſellſchaft der Wirthstafel, ſo ungewohnt ſie vielen Gäſten erſcheinen mochte, war nicht das, was dieſen am meiſten auſfiel; denn wenn ſich zuweilen der Poſtillon, der eine fremde Herrſchaft des Weges geführt hatte, weil kein anderer Platz war, in die Nähe der Gräfin ſetzte, deren Wagen er bediente, oder der fremde Handwerksburſche neben den Domherrn, da ſchrieb man die Unſchicklichkeit dem Umſtande zu, daß der Herr des Hauſes es nicht ſahe. Und wenn bei ſolcher Gelegenheit in einem der Gäſte eine Stimme des Unfriedens ſich geregt hatten, da wagte ſie es dennoch nicht, laut zu werden. Denn wenn jetzt beim Tone des Speiſeglöckchens die Gäſte ſich verſammlet hatten, und wenn dann durch eine Thüre, die nach dem einſamen Flügel des vormaligen Schloſſes hinführte, der alternde Ritter Conrad hereintrat und die Anweſenden begrüßte, da konnte lange Zeit Keiner von Denen, die den merkwürdigen Wirth noch nicht geſehen hatten, ſein Auge von ihm verwenden. Es lag in ſeinem Angeſicht und ſeinem äußeren Weſen Etwas, das Frieden gebot; die Würde eines Herrſchers, deſſen Reich zwar ein andres, aber ein nicht minder hohes iſt als die Throne der Fürſten der Erde. „Der Mann muß viel bei Hofe geweſen ſeyn, äußerte zuweilen eine Dame der andren zu; ſieh nur dieſen Anſtand!“ — „Dieſer Ritter hat gewiß als gebietender Feldherr gekämpft und gedient“, ſo ſprachen zuweilen die Kriegsleute zu einander. „Herr Conrad iſt ein Selbſtbeherrſcher aus Gottes Gnaden“, ſo ſprach in ſeinem Herzen der tiefer blickende Menſchenkenner, und hätte dem trefflichen Wirth gern die Hand gedrückt.

Nach der frommen Sitte des Hauſes ſprach Herr Conrad ſelber ein Tiſchgebet, und die Gäſte ſetzten ſich, wie es ihnen gefiel. Bis dahin ging noch Alles mehr nach der gewöhnlichen Ordnung; aber nun begann ſchon das Ungewöhnlichere. Durch eine Nebenthür trat eine Geſellſchaft von Muſikanten herein, mit ſolchen mannichfachen Inſtrumenten, als ſich wohl ſchwerlich in einem unſrer größten Concertſäle beiſammenfinden. Da ſahe man die muſikaliſchen Inſtrumente der wilden wie der zahmen Völker; türkiſche wie chriſtliche, knarrende wie ſchnarrende durcheinander, ſogar ein mächtig großer Dudelſack fand ſich neben den Heerpauken, Trommeln, Baßgeigen und Trompeten.

„Mein Gott, ſagte zuweilen eine Dame zu der andern, iſt denn der Mann auch taub, ſowie er blind iſt; wie ſollen meine Ohren dieſen muſikaliſchen Lärmen ertragen?“

Gerade taub oder auch nur ſchwerhörig war aber der Ritter Conrad gar nicht, vielmehr war er ſo leiſe hörend, daß er jedes Geſpräch, das ſeine Gäſte auch an den entfernteſten Enden der Tafeln führten, ſobald er nur aufmerken wollte, vernahm, und nicht ſelten gab er dieſes auch durch Aeußerungen zu erkennen, welche gerade zu Dem oder Jenem, was die Anweſenden geſprochen, in nächſter Beziehung ſtunden. Auch konnte man gar bald bemerken, daß mitten unter den Geſprächen der Fremden ſein phyſiognomiſches Talent, das aus Stimme und Rede den Menſchen erkannte, in voller Thätigkeit war, und nicht ſelten redete er einen, namentlich der jüngeren Gäſte, ſo treffend und eindringend an, als ob er ihn und ſein ganzes Treiben ſchon ſeit Jahren gekannt hätte. Uebrigens war es auch bei dem Hereinbringen der muſikaliſchen Inſtrumente nicht zunächſt auf einen Ohrenſchmaus abgeſehen, denn da die Muſikanten, bis der Herr ihnen einen Wink gab, ſich ganz ſtill verhalten mußten, geſchahe es gar nicht ſelten, daß ſie auch nicht einmal zum Stimmen ihrer Inſtrumente, geſchweige gar zum Spiel derſelben kamen, ſondern die Tafel wurde aufgehoben, ohne daß weder die Trommel noch die Geige ſich gerührt hätten. Auch ließen ſich dann, wenn der alte Herr wirklich einmal auf muſikaliſche Unterhaltung ausging, nicht alle Inſtrumente zugleich, ſondern gewöhnlich nur ſolche von einer gewiſſen Art und Stimme vernehmen, und man kann ſagen, daß die Beſtimmung der Muſikart, welche dann laut wurde, von den Gäſten ſelber abhing.

Hiermit ging es auf folgende Weiſe zu. Wenn Herr Conrad durch einzelne, hingeworfene Aeußerungen und durch Fragen, wie nur er ſie zu fragen wußte, die Faden einer Unterhaltung anzuknüpfen verſucht hatte, die nach ſeinem guten Sinne war, und wenn dieſer Verſuch ihm gelang und guten Fortgang gewann, da wurde keine Muſik im Speiſeſaale gemacht, ſondern nur etwa in einem Nebenzimmer, oder während des Sommers im Garten ließen ſich lieblich ernſte Melodieen und Geſänge von Liedern hören, wie ſie der Ritter gern in dem einſamen Flügel ſeines alten Schloſſes ſang. Wenn dagegen der Verſuch nicht gelingen wollte, ſondern vielmehr Geſpräche unter den Gäſten um ſich griffen, wie Herr Conrad ſie nicht gern hörte; Läſterungen und Afterreden über den Nächſten, Prahlereien und Lügen, zornmüthige oder bittergallige Reden, Gewäſche der Damenzirkel, da gab der Wirth ſeinen Muſikanten einen Wink, nannte ihnen eine Zahl und einen Buchſtaben, und augenblicklich wußten die, was jetzt zu thun ſey. Die Zahl bedeutete den Platz des Tiſches, wo der Gaſt ſaß, der jetzt muſikaliſch bedient werden ſollte, denn der blinde Herr konnte ſich ſo ganz auf ſein Gehör verlaſſen, daß er jederzeit den Ort genau unterſchied, von welchem die Stimme, die er eben gehört hatte, herkam; der Buchſtabe bedeutete die Art der Inſtrumente, die gebraucht werden ſollten.

Wo nur der Ritter alle die Inſtrumente herhaben und wer ſie ihm gemacht haben mochte? Da waren manche drunter, die glichen einer gewöhnlichen Trommete, und doch war der Ton, den ſie beim Blaſen von ſich gaben, ein entſetzliches Eſelsgeſchrei; andre ſahen aus wie Geigen oder Pfeifen, und ließen Stimmen vernehmen, wie biſſige Katzen, oder wie ein zornmüthiges Schwein. Noch andre ſchrieen wie Gänſe, oder ſchnatterten wie Enten, blöckten wie Kälber, plärrten und lärmten wie Affen und Papageien. Und die Sache wäre noch immer erträglicher geweſen, wenn ſich die Muſikanten in einiger Entfernung gehalten hätten, ſie ſtellten ſich aber ſo an, daß ſie dem Gaſte, dem das Concert galt, gerade in das Ohr dröhnten, ſo daß namentlich der laute Ton der Trommeten, gepaart mit dem des Eſelsgeſchrei-Inſtrumentes und der Trommel gar bald auch die lauteſten Schreier zum Schweigen brachten. Am fürchterlich ſchönſten, ſo wird erzählt, und am vollſtändigſten ſoll das Concert im Saale des Ritters eines Tages ſich haben vernehmen laſſen, als eine große Geſellſchaft von Herren und Damen aus einer gewiſſen fürſtlichen Reſidenz aus bloßer Neugier einen Beſuch hier machte; damals hörte man faſt alle ſchreienden, brummenden, blöckenden, plärrenden und ſonſt unartig gearteten Inſtrumenten-Stimmen mitten unter dem Geſchmetter der eigentlichen Trommeten, und dem Getummel der Trommeln und Pauken; ſo daß ſelbſt die Stärkſten ſich die Ohren zuhalten, die Schwächeren aber von der Tafel entfliehen mußten.

Der Leſer wird dieſe Weiſe unſres Ritters eben nicht fein finden; ich auch nicht, und ich meine faſt, es war noch eine Nachwirkung der etwas barbariſchen Waſſerkur, die Herr Conrad als Kind von ſeinem Vater aushalten mußte, und davon etwas Aehnliches er auch Andren, aus unwillkürlicher Nacheiferung ſeines Vaters, wollte angedeihen laſſen. Denn eine Cur war jene Tafelmuſik wirklich für manche unverſtändige Schwätzer; eine laute und doch ſtillſchweigende Zurechtweiſung für Ungezogene; eine Strafpredigt für Böswillige und Schlechte. Man hielt es zuletzt, inſofern man mit der Einrichtung bekannt war, für eine Ehre, wenn man ohne Muſik vom Tiſche hinwegkam, und Solche, welche einmal durch die Muſikanten der freien Herberge recht bedient worden waren, die vermieden dieſe entweder, wenn ſie ihr Weg wieder daran vorüberführte, gänzlich, oder ſie verhielten ſich bei ihrem Wiederkommen ſo, daß für ſie keine Muſik mehr nöthig war, die ihnen ohnehin ſchon das erſte Mal würde entbehrlich geweſen ſeyn, wenn ſie die Sprüchlein vom „unnützen“ und vom „faulen“ Geſchwätz, ſowie von „ſchandbaren Worten“ geleſen und beachtet hätten, welche mit gar leſerlichen Buchſtaben außen über der Thüre des Speiſeſaales angeſchrieben ſtunden.

Wie wir ſchon erwähnten kam es oft vor, daß Geſpräche bei Tiſche vorherrſchend wurden, welche ganz nach Ritter Conrads Sinne waren, und an der Entſtehung ſowie an der Leitung derſelben hatte er ſelber den größeſten Antheil. Denn er wor ein Mann, der, wie es in einem alten Spruche heißt, Salz bei ſich trug, allezeit, und zwar nicht zunächſt um Andren die Schärfe dieſes Salzes fühlbar zu machen, ſondern um damit die Nahrung der Worte zu würzen. Gäſte, mit denen es ſich vernünftiglich reden ließ, wurden ihm bald ſo bekannt und vertraut, als ſahe er ſie von Angeſicht, und bei ſolchen geſchahe es dann auch öfters, daß er ſie zum längeren Bleiben nöthigte, oder, wenn ſie dies nicht annehmen konnten, ſie mit ſich in ein andres Zimmer nahm, wo man über Vieles noch weiter ſprechen konnte. Sonſt verweilte, ohne zum Bleiben eingeladen worden zu ſeyn, oder ohne durch große Müdigkeit, durch Uebelbefinden, durch Geſchäfte und andre triftige Gründe, zu denen auch das ſchlechte Wetter gehörte, zurückgehalten zu werden, nicht leicht ein Gaſt, der mit der Sitte des Hauſes bekannt war, länger als über Mittag oder über Nacht. Denn es gehörte zu den ſeltſamen Gewohnheiten des Wirthes, daß er die unnützigen Zogerer, Lungerer und Schmarozer am andren Tage, oder wenn ſie bei langen Sommertagen am Morgen gekommen waren, ſchon am Abend einem ſcharfen Examen, nicht zunächſt über das äußerliche, ſondern über das innerliche Woher und Wohin? unterwarf, wobei er das Salz nicht ſparte. Bei ſolchen Gelegenheiten wunderte ſich mancher fahrende Student und reiſende Gelehrte über die gründlichen Schulkenntniſſe des alten Herrn, und Viele machten, um keine weitre Fortſetzung des Examens beſtehen zu dürfen, alsbald, daß ſie weiter kamen. Andre aber, namentlich jüngere Leute, wenn ihre Prüfung erträglich ausgefallen, wurden von dem Ritter ſelber gebeten, doch noch länger ſeine Gäſte zu bleiben, und dieſe nahm er bei Gelegenheit auch gern mit ſich in das ſchon erwähnte Nebenzimmer.

Das, was am öfterſten in dieſem Nebenzimmer geſchahe, hatte dem Herrn Conrad eigentlich am meiſten den Beinamen des Erzählers erworben, unter dem wir ihn ſchon in der Ueberſchrift kennen lernten, obgleich, wie ſchon erwähnt, er ſelber nur äußerſt ſelten und wenig erzählte, ſondern vielmehr Andre dazu aufforderte und beſtimmte. Hier ſaß der gutmüthige alte Herr ganz auf ſeinem Steckenpferde, hier gab er ſeiner Lieblingsneigung nach, in dem lebendigen Buche der Führungen Gottes an den Menſchenſeelen zu leſen, denn das, was er ſich von ſeinen Gäſten erzählen ließ oder durch geſchickte Fragen aus ihnen herauszulocken wußte, waren nicht Neuigkeiten der Stadt und des Landes, ſondern die Lebensbeſchreibungen derſelben. Hätte man alle oder auch nur die ſchönſten und intereſſanteſten Lebensgeſchichten aufzeichnen und ſammlen wollen, welche in Ritter Conrads Nebenzimmer, oder auch, wenn es dazu kommen konnte, beim Abendeſſen, im gemeinſchaftlichen Speiſeſaal erzählt worden ſind, da wäre viel Papier dazu nöthig geweſen; einige haben ſich dennoch erhalten, davon wir hier in zufälliger Auswahl viere, ſammt einer fünften als Zugabe zu geben gedenken.

Die vier Wintergäſte.

Eines Males im Winter, gegen Anfang des Februars, hatte ſich ein ſo anhaltend ſchlimmes Wetter: Sturmwind und Regen, untermiſcht mit Schneegeſtöber, eingeſtellt, daß die Wege (denn Chauſſeen gab es damals noch nicht in der Gegend), wie man zu ſagen pflegt, ganz bodenlos geworden waren. Schon ſeit zwei Tagen waren die Tiſche in der freien Herberge faſt ganz leer geblieben, denn nur ein armer Studirender und ein junger Handwerker mit wund gelaufenen Füßen, welche Herr Conrad beide ſelber gebeten hatte, bei ihm zu bleiben, nahmen zwei Zimmer des großen Hauſes ein und erſchienen, wenn das Glöckchen lautete, bei der Tafel; neue beſuchende Gäſte hatten ſich nicht eingefunden; der Weg ſchien einmal ganz ohne Leute zu ſeyn.

Der dritte Tag ſeit dieſer ungewöhnlichen Entvölkerung des gaſtfreundlichen Hauſes ſchien der unbehaglichſte von allen. Das Morgenlicht verzog heute ungewöhnlich lang ſeine Ankunft, und da es endlich über das Dunkel geſiegt hatte, da ſchaute man hinaus auf einen graulich weißen Schleier der dicht niederfallenden, mit Regen untermiſchten Schneeflocken, die alſogleich, wenn ſie die Erde berührten, wieder ſchmelzen und den wäßrigen Schlamm vermehrten, von welchem überall der Boden überfloſſen war. Nicht einmal den benachbarten Forſt konnte man durch das Schneegewölk erkennen, ſondern man bemerkte nur ſeine Nähe an dem Heulen des Südwindes in ſeinen Baumwipfeln und Zweigen.

„Heute wird wohl“, ſprach der Küchenmeiſter zu Herrn Conrad, als dieſer aus dem einſamen Schloßflügel hervorkam, „das Feuer auf dem Heerde umſonſt brennen“. — „Bereite dennoch, antwortete der Herr, kräftige Speiſen, denn Gäſte, welche heute kommen, bedürfen derſelben; und wenn keine kommen, dann genießen ſie unſre Armen und Kranken“.

Der Ritter hatte ſeine Vorkehrungen nicht umſonſt getroffen. Noch vor Mittag kam ein ältlicher, ſauber bürgerlich gekleideter Mann am Hügel herauf, der ſein Pferd, das an einem Fuße hinkte, ganz bedächtig am Zügel führte; der Hausmeiſter trat ihm entgegen und beantwortete ſeine Frage, ob's wohl erlaubt ſey, hier ein wenig einzukehren? freundlich bejahend; der ſchwere Mantelſack wurde abgepackt, das müde Thier in den beſten, wärmſten Stall geführt, und dem Fremden ſowie ſeinem Gepäck ein Zimmer angewieſen, das aus Vorſorge für durchnäßte Gäſte ſchon geheizt war.

Das Mittagseſſen war bereit, der Ritter trat ein und auch der neue Gaſt, der ſich indeß ſehr ſorgfältig nach ſeinem lahmen Gaule umgeſehen, war herbeigekommen und nahm ſeinen Platz zur Seite des Wirthes ein, der gar bald mit ihm in freundliches Geſpräch gerieth; denn der Bürgersmann mit ſeinen treuherzigen Antworten und Reden war ein Mann nach ſeinem Sinne, er bat ihn auf's Dringendſte hier zu bleiben und mit der Bewirthung des Hauſes vorlieb zu nehmen, bis der Fuß ſeines Thieres wieder ganz geſund und Wetter wie Weg wieder günſtig zur Weiterreiſe ſeyen. Der Fremde, nach einigen höflichen Gegenreden, nahm die Einladung an und vertrieb ſich die Zeit am Nachmittag ſehr nützlich mit dem Beſehen aller Einrichtungen der freien Herberge, wie der zugehörigen Gebäude.

Er bekam indeß bald noch eine andre Unterhaltung. Noch vor der Abenddämmerung hielt ein Fuhrwerk vor der Thür, aus welchem zwei neue Gäſte ausſtiegen, davon man dem einen bald anſehen konnte, daß er ein Kriegsmann von höherem Range ſey, während der Hausmeiſter, der die beiden Fremden bediente, den andren, ich weiß nicht aus welchem Grunde, für einen Gelehrten hielt und hierinnen auch, wie wir hernach ſehen werden, ſich nicht geirrt hatte. Als der Abend ſchon zu dunklen anfing, da kam zu dieſen zwei letzteren noch ein dritter Gaſt; ein ſtattlicher, ältlicher Mann, der auf einem kräftigen Roſſe ritt; er bat beſcheiden um ein Nachtlager und genoß alsbald die gewöhnliche freundliche Aufnahme. Von dieſem zuletzt gekommnen Fremdling wußte der Hausmeiſter keinen Stand zu errathen und anzugeben; er äußerte nur gegen den Armenfreund: dieſer Mann müſſe etwas ganz Beſonders ſeyn, und der Armenfreund, da er den Gaſt geſehen und einige Worte mit ihm geſprochen hatte, dachte in ſeinem

Herzen, wenn auch in andren Ausdrücken, etwas Aehnliches von ihm.

Als das Glöcklein die Gäſte des Hauſes zum Abendeſſen rief, und der Ritter in den Saal hereintrat, ging der Armenfreund ihm entgegen und flüſterte ihm etwas ins Ohr. — Es kam heute kein einziger Muſikant herein, obgleich dreie von den Gäſten dem Hauswirth noch ganz unbekannt waren, und ich glaube beinahe, dieſe Abweichung von der gewöhnlichen Hausregel hatte vorzüglich der zuletzt gekommene, vierte Gaſt bewirkt, denn der Armenfreund, welcher, wenn ihm, ſowie heute, ſeine Geſchäfte es geſtatteten, ſelber mit an der großen Wirthstafel aß, betrachtete dieſen mit einer ganz beſondren Achtung. Und der Mann hatte auch etwas in ſeinem Weſen, das Achtung gebot, ſo ſchlicht bürgerlich übrigens ſein Aeußeres erſchien. Auffallend war an ihm eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Ritter Conrad; eine Aehnlichkeit, die weder in den Geſichtszügen, noch in der Geſtalt lag, ſondern, man wußte ſelber nicht worin? der Armenfreund dachte in ſeinem Herzen: dieſe beiden ſind Brüder. Auch der blinde Ritter wurde bald auf jenen Gaſt, obgleich derſelbe nur wenig ſprach, ganz beſonders aufmerkſam und beachtete jedes ſeiner Worte mit unverkennbarer Theilnahme, gab auch ſelber manches bedeutſame Wort dazu, welches auf den Fremden wie ein brüderlicher Händedruck wirkte, ſo daß Beide, obgleich ſie in ihrem Leben heute zum erſten Male zuſammentrafen, bald ſo glücklicher, innerlich heitrer Stimmung wurden, wie zwei alte, vieljährige Freunde, die nach langer Trennung ſich wiederfänden.

Dieſe Stimmung der beiden „Freunde“ wurde durch nichts geſtört, denn die Geſellſchaft, die an der diesmaligen Abendtafel theilnahm, war eine ſo wohl zuſammenſtimmende, als hätte der Hauswirth ſie ſelber nach ſeinem Sinne gewählt und eingeladen. Namentlich die vier heute angekommenen Gäſte mußten ſchon ſonſt den Inhalt der Sprüchlein, die über der Thüre des Speiſeſaales ſtunden, auswendig gelernt und zu Herzen gefaßt haben, denn Alles, was ſie redeten, das konnte ſich vor dem Herrn Conrad und noch vor einem höheren Richter, als dieſer war, zur Noth hören laſſen, und wenn man über jene viere ein beſondres Urtheil fällen wollte, konnte man von dem zuerſt angekommenen Gaſte ſagen: er ſpreche gut und treuherzig, der andre, der vornehme Kriegsmann, ſprach gut und kraftvoll, der dritte gut und einſichtsvoll; das aber, was der vierte, Unbekannte redete, das erſchien gut und weiſe.

Ein Krankenpfleger aus dem Krankenhauſe, unten im Dorfe, war hereingetreten und hatte dem Armenfreund berichtet, daß eine der Kranken von heftigen, ſchmerzhaften Zufällen befallen ſey; alsbald gab ſich der Gelehrte, der mit dem Offizier gekommen war, ſelber als Arzt kund und erbot ſich die Leidende zu beſuchen.

„Das iſt ein weitgereiſter Mann“, ſprach der Offizier, als Jener hinaus war, „welcher viel erfahren hat zu Waſſer und zu Lande, unter Indianern und Negern. Ich kenne ihn erſt ſeit wenig Tagen, denn wir fanden uns zwar ſchon in Cöln, wo der Doctor als Arzt lebt, reiſten aber bis Frankfurt in einem vollbeſetzten Wagen, in welchem man zu keinem vertrauten Geſpräche kommen konnte, und erſt dann geſellten wir uns in dem kleineren Fuhrwerk zuſammen. Ich kann wohl ſagen, daß ich den Mann in dieſer kurzen Zeit eben ſo liebgewonnen, als achten gelernt habe“.

Ei, ſprach der Bürgersmann, iſt der Herr Doctor aus meiner Vaterſtadt Cöln am Rheine, dann wird er mir

von

von dort, denn ich bin in vielen Jahren nicht mehr hingekommen, Mancherlei berichten können und wird mir wohl auch den Gefallen thun, mir Einiges von ſeinen großen Reiſen zu erzählen. Denn ſolche Sachen höre ich ſehr gerne.

Das Geſpräch der Tiſchgeſellſchaft hatte ſich wieder auf andre Gegenſtände gewendet; nach einiger Zeit kehrte der dienſtwillige Arzt zurück, der indeß die fremden Schmerzen durch einige glücklich gewählte Mittel gelindert und auch für die Zukunft durch ſeine wohlüberlegten Verordnungen ihnen vorgebaut hatte. Der treuherzige Bürgersmann aus Cöln konnte ſeine Neugier, die der Offizier ihm erregt hatte, nicht unterdrücken; in einer zutraulichen Weiſe, der man nicht leicht widerſtehen kann, bat er den Doctor, nachdem er vorher ſich als alten Landsmann zu erkennen gegeben, er möge doch ihm, ſowie der übrigen Geſellſchaft, Einiges von ſeinen Reiſen erzählen.

Halt, ſagte, in heitrer Laune, Ritter Conrad zu dem gutmüthigen Frager. Ihr, mein Freund, habt länger ausgeruht in meinem Hauſe, als der fremde Herr da. Zudem hat mich das, was ihr vorhin ſo richtig und wie mir's ſchien, aus Erfahrung über die Gefahren ſpracht, in die man geräth, wenn man reich werden will, neugierig gemacht, auch über eure Schickſale etwas zu erfahren; erzählt ihr uns, wenn es euch gefällt, zuerſt, wie's euch euer Leben lang ergangen iſt; wir ſind hier unter Freunden und eure Erzählung wird aufmerkſame Ohren wie dankbare Herzen finden.

Etwas überraſcht von der unvermutheten Wendung, beſann ſich der Bürgersmann ein wenig, dann aber ſagte er, nun meinetwegen, es iſt nichts Unrechtes; wenn ihr ihn anhören wollt, will ich euch meinen ganzen bisherigen Lebenslauf erzählen.

Joſeph, der Reichthumſucher.

Mein Name iſt Joſeph Pahler, derzeit bin ich Bürger und Tuchmacher zu Ortenberg an der Nidder, geboren bin ich jedoch in der anſehnlichen, ſchönen und reichen Stadt Cöln. Das Haus meiner Eltern aber, obwohl es zur Stadt Cöln gehörte, war weder anſehnlich, noch ſchön, noch reich, ſondern eine gar armſelige, elende Hütte, deren Decke ſchon meiner Mutter ſelig, da ſie mit mir in den Wochen lag, über den Kopf zuſammengebrochen wäre, wenn ſie nicht mein Vater mit etlichen hölzernen Pfeilern, die ihm unſer Nachbar, der Müller, ſchenkte, ſo gut geſtützt hatte, daß wir ſeitdem, ſo lange ich wenigſtens bei meinen Eltern war, ganz ſicher zwiſchen den Stützen wohnten und ſchliefen. Mein Vater war ein Keſſelflicker, der faſt die ganze Zeit in den Gaſſen der Stadt und in den Ortſchaften der Nachbarſchaft herumzog, und der, wenn er auch dazwiſchen einmal nach Hauſe kam, von ſeinem Verdienſt wenig oder nichts heim brachte, denn man ſagte ihm nach, daß er dem Trunk nachgehe. Die Mutter aber war ein braves, fleißiges Weib, die ſich ſelber und uns drei Kinder, denn ich hatte noch zwei ältere Schweſtern, durch ihrer Hände Arbeit nothdürftig ernährte und bekleidete, und uns von Klein auf zur Schule und zur Arbeit anhielt. Dabei war ſie gottesfürchtig, betete gern und ließ uns Kinder fleißig beten, ſahe uns auch nicht, wie manche andre Mütter, unſre Unarten nach, ſondern ſtrafte ſie hart. Mir hatte ſie es, da ich noch ganz klein war, gar oft geſagt, daß der liebe Gott, der den Menſchen täglich ihr Eſſen und Trinken giebt, Alles ſahe, was wir thun, auch wenn wir im tiefſten Keller oder unter dem

Dache ſind; da aber einmal des Müllers Bube, von den Weisbroden, die er in ſeinem Korbe trug, eins verloren hatte, hub ich's heimlich auf und verſteckte mich in unſrer Hütte, hinter einen Stützpfeiler, wo ich mein Brodlein eſſen wollte, obgleich ich bei mir ſelber dachte, es ſey nicht recht, daß ich's dem Müllersbuben nicht wiedergegeben hatte. Ich war der Meinung, dort hinter dem Pfeiler würde meine Mutter nicht merken und wohl auch der liebe Gott nicht ſehen, was ich thate; meine Mutter aber hatte mich doch bemerkt; ſie zog mich hervor aus meinem Winkel; ich mußte ihr Alles ſagen und ſie züchtigte mich derb, nöthigte mich auch, das Brod, das zum Glück noch unverſehrt war, hinüber zum Müller zu tragen, denn, ſo ſagte ſie:

Diebesbrod
Iſt Gift und Tod.

Es iſt aber doch etwas Hartes, ihr lieben Herren, wenn man immer Hunger hat und nicht genug Brod, ſich einmal recht ſatt zu eſſen, und das Ehrlichſeyn wie Ehrlichbleiben kommt die armen Leute manchmal wohl recht ſauer an; darum heißt es auch „Armuth und Reichthum gieb mir nicht“.

In unſrer Hütte war, wie man zu ſagen pflegt, hinten und vornen nichts; meine Eltern hatten nur zwei Töpfe, eine Schüſſel, einen alten, oftgeflickten Keſſel, den mein Vater von einem Cölner Funken gegen altes Eiſen eingetauſcht hatte, das er von armen Leuten manchmal ſtatt des Arbeitslohnes annehmen mußte; dazu zwei zinnerne Löffel, ein Meſſer und eine Gabel, die, weil ſie nur noch einen Zinken hatte, zugleich ſtatt des Pfriemens diente, wenn meine Mutter im Winter uns die Schuhe wieder zuſammenflickte. Wir Kinder ſchliefen am Boden auf Spreuerjäcken, die Eltern in einer Bettlade, darin aber keine Betten waren, ſondern nur Stroh und ein grobes Tuch; ſtatt der Zudecken hatten wir Matten von Lindenbaſt, die mein Vater, wenn's einmal gar keine Keſſel zu flicken gab, für andre Leute, ſowie beiläufig auch für uns ſelber, verfertigte. Dabei waren ich und meine beiden Schweſtern doch vergnügt, und wenn die liebe Sonne warm ſchien und die Blümlein kamen wieder heraus, da hüpften und ſprangen wir eben ſo wie andre Kinder, die viel zu eſſen hatten. Doch gab's freilich zu dem Hüpfen und Springen nicht viel Zeit, denn ich mußte, wenn ich nicht in der Schule bei den Carmelitern war, meiner Mutter den Sommer durch um's Tagelohn arbeiten helfen, im Winter aber für einen Kohlenhändler, der nicht weit von uns wohnte, die Kohlen vom Wagen abladen und in Körben oder Säcken in die Häuſer tragen, wobei mir's ziemlich wohl erging, denn ich bekam von den Leuten öfters ein Stück Brod oder ſonſt etwas zu eſſen. Bei der Gelegenheit beſahe ich mir denn auch die Stadt und was darinnen war, und hatte, wenn ich ſo die Kohlen zur Küche eines Bürgers trug, mein Bedenken darüber, daß es doch im Haushalt faſt aller andren Leute reichlicher herginge, als in dem meiner Eltern. Ich fragte einmal meine Mutter, wie das käme, daß die Nachbarn alle viel hatten, oder doch genug, und manche Bürger in der Stadt noch mehr als unſre Nachbarn, und wir hatten ſo wenig. Dieſe ſagte: „arm oder reich werden ſteht nicht bei uns, ſondern in Gottes Hand. Iſt's doch genug, daß wir nicht zu betteln brauchen, und wenn unſer Herrgott will und du biſt brav und fleißig, da kann er dich eben ſo reich machen wie die Nachbarn, oder wie die Bürger in der Stadt“. Da dachte ich in meinem Herzen, ich wünſchte wohl, daß unſer Herrgott mich reich machen wollte, und ſann manchmal darüber nach, wie das zugehen und geſchehen könne, bin auch überzeugt, daß, wenn mich damals Einer gefragt hätte, was ich werden möchte, und ich hätte mich nicht etwa geſchämt meine Meinung frei heraus zu ſagen, ich ihm würde geantwortet haben: „ein reicher Mann will ich werden“

Nun, wie mir's mit dieſem Wunſche, der mich Jahre lang geplagt hat, ergangen ſey, und was ich dabei erfahren, das will ich nun den Herren da der Ordnung nach berichten.

Eines Tages, in der Frühlingszeit, arbeitete ich mit meiner Mutter auf einem Felde, und, ſoviel ich mir's gedenken kann, mußten wir Unkraut ausraufen, da kam ein Fuhrwerk bei uns vorbei, das zwei Pferde in vollem Galopp querfeldein zogen. Die Roſſe waren über etwas ſcheu geworden, der Kutſcher war vom Bock geſtürzt, drinnen im Wagen ſaß ein alter Herr und eine dicke Frau, welche beide erbärmlich um Hülfe ſchrieen; wer konnte ihnen aber helfen, war doch der Wagen, ehe man ſich nur recht beſinnen konnte, in einem Augenblick an uns vorbei und im zweiten lag er umgeſtürzt in einem Graben, der Herr aber und ſeine Frau herausgeworfen darneben. Zum Glück ſtunden jetzt die Pferde ſtill; meine Mutter, die ſehr reſolut war, ſprang hinzu und hielt die Zügel, denn der Kutſcher, über den die Räder weggegangen waren, konnte ſich nicht rühren, und der alte Herr hielt ſich, da er ſich endlich aufgeſetzt hatte, mit Aechzen ſeine Seite, weil er meinte, er habe die Rippen gebrochen, ſeine Frau aber, welcher der Fall nicht viel gethan zu haben ſchien, war zu ſehr erſchrocken und dazu auch zu ſchwerfällig, als daß ſie eine Handleiſtung hätte thun können

„Ich bin der Kaufmann Kolker“, ſprach der Herr, nachdem er lange genug geachzt hatte, zu meiner Mutter, „mein Haus ſteht auf dem Jülich-Platze, und ſie wird wohl ſchon von mir gehört haben, liebe Frau. Wenn ſie ihren kleinen Jungen da ſchnell hineinlaufen ließe in die Stadt, zu meinen Leuten, daß er dieſen ſagte, ſie ſollten gleich herauskommen, ſollte es ihr gut belohnt werden“.

Die Mutter ſagte zu mir: „lauf Sepper, ſo geſchwind du kannſt, zu Herrn Kolkers Haus, nicht weit von dem Schmied, zu dem du die Kohlen hinſchaffeſt, und ruf' ſeine Leute heraus; du ſollſt heute ein recht großes Stück Brod haben“.

Ich lief, ſo ſchnell einer nur kann, richtete meine Botſchaft erträglich wohl aus und da ich auf dem Hinausweg wieder eben ſo ſchnell rennen wollte, lief mir in der Vorſtadt ein böſer Hund nach, der mich bellend in meinen bloßen Fuß biß, ſo daß ich blutend, und dazu, wie die Kinder ſagen, auch weinend wieder zu Herrn Kolker und zu meiner Mutter kam. Der Herr bedauerte mich, wollte aber kaum glauben, daß ich in der kurzen Zeit bei ſeinem Hauſe geweſen und ſchon zurück ſeyn könne, bis ſeine Leute mit einem andren Fuhrwerk ankamen, wo hinein ſie ihn und ſeine Frau, ſowie auch den kranken Kutſcher brachten. Vorher noch beſchenkte der Herr Kolker meine Mutter recht anſehnlich, zu mir aber ſagte er, du ſollſt noch einen beſondren Schmerzenslohn haben.

Auch das erſte Fuhrwerk, das beim Umfallen etwas ſchadhaft geworden, war jetzt mit ſeinen Pferden hinweggebracht worden, meine Mutter und ich arbeiteten noch bis gegen Abend und machten uns dann auf den Nachhauſeweg. Da wir über das Feld hinübergingen ſahe ich zuerſt etwas Glänzendes, dann etwas Weißes; das erſtere war die ſilberne Doſe des Herrn Kolker, das andre der Facher ſeiner Frau, zwar nicht eben von koſtbarem Werthe, doch verliert ja niemand etwas gern, das ſein gehört. Die trägſt du morgen mit dem Früheſten zu den Leuten hin, ſagte meine Mutter, für heute kämſt du vor Thorſchluß nicht wieder heim.

Heute ging es auch einmal in meiner Mutter Haushalt ſo reichlich wie bei manchen andern Leuten her; ſie wußte, daß der Vater nach Hauſe käme; wir hatten, wie an hohen Feſttagen, Fleiſch und Gemüſe, ſowie Brodes die Fülle; für den Vater aber gab es noch beſonders ein Kannlein Wein, denn das Geſchenk, das Herr Kolker meiner Mutter hatte zufließen laſſen, betrug mehr als das Taglohn für eine ganze Woche.

Am andren Morgen trug ich denn bei guter Zeit die geſtern aufgefundnen Sachen in die Stadt. Der Herr war noch nicht auf; man hieß mich warten. Etliche Stunden lang hatte ich indeß Gelegenheit zuzuſehen, wie die Leute Waaren abluden und andre wieder aufluden, wie ſie Geld zählten und in Sacke oder Rollen thaten, ſo viel als ich gar nicht gemeint hatte, daß Geld auf Erden zu finden ſey. Da kam mir wieder recht ſtark und ſehnlich mein Wunſch ein: ich möchte ein reicher Mann werden. Herr Kolker war indeß aufgeſtanden und hatte gefrühſtückt; ſein geſtriger Fall hatte ihm nichts geſchadet, er kam herunter in den Hof und ſahe mich da, auſſen vor der Schreibſtube, ſtehen. Ei biſt du da, Sepperle, ſagte er, iſt dein Fuß ſchon wieder geſund? — Ich gab dem Herrn die Doſe und den Fächer, er nahm ſie mir freundlich ab und fragte mich dann: möchteſt du wohl in mein Haus kommen, Sepperle? Ich könnte gerade einen Auslauferjungen und für meinen Hausknecht einen ehrlichen Gehülfen brauchen, und daß du flink biſt, habe ich geſtern geſehen: daß du ehrlich biſt, glaub' ich ſchon von vorn herein. Doch frage zuerſt deine Eltern, ob ſie dir's erlauben, daß du ganz zu mir hereinziehſt.

Wer war froher denn ich; zu dem reichen Herrn Kolker ſollte ich kommen, das war, ſo meinte ich, ſchon der Weg, um ſelber ein reicher Mann zu werden; ich lief, ſo eilig wie geſtern, durch die Gaſſen der Stadt zu meiner Mutter, um der mein Glück zu vermelden. Dieſe freute ſich wohl auch darüber, doch ſagte ſie ganz verſtändig: du ſiehſt mir nicht aus, als wenn du in ein ſolches Haus taugteſt, dazu biſt du nicht weltwitzig genug; doch gehe nur hin, bete fleißig, daß du ehrlich und brav bleibſt, der Nachbar Kohlenhändler nimmt dich allemal wieder in ſeine Dienſte. Ich gedachte bei mir ſelber, zu dem Kohlenhändler komme ich wohl ſo bald nicht wieder, dergleichen ruſige Arbeit möcht' ich mir verbitten.

In den erſten Wochen ſahe es auch wirklich ſo aus, als könnte mir es mit meinem Glücke gar nicht fehlen. Mein Herr ließ mich ganz umkleiden; auch jetzt, im Sommer, durfte ich nicht mehr barfuß gehen, ich bekam Schuhe und Strümpfe; mit dem Hausknecht aß ich an einem Tiſche, und zwar täglich zweimal, ſo gut und ſo viel, als ich in meiner Eltern Hauſe an den höchſten Jahres-Feſttagen nur einmal gegeſſen hatte. Auch gab mir die alte Frau Kolker manchmal übrig gebliebenes Eſſen in einen Korb, das ich meiner Mutter bringen durfte. Wenn ich dann zuweilen wieder in meiner Eltern Hütte und ihre Nachbarſchaft kam, da meinte ich gar nicht, daß ich noch derſelbe Sepperle ſey, der ich vor wenig Wochen geweſen; meine alten Spielkameraden ſchaute ich ganz fremd von der Seite an, und ſchämte mich, wenn zuweilen ein ſolcher lumpiger Bube zu mir an die Thüre oder in den Hof von meines Herrn Hauſe kam Es gab indeß in dem Hauſe ſelber andre Leute, die ſchlimmer waren als die Cölner Junken, und deren man ſich mehr hatte ſchamen ſollen, als meiner alten Spielkameraden.

Der alte Hausknecht, dem ich bei ſeinen Verrichtungen treulich half und in deſſen Stube ich mit, in einem eignen, guten Bette ſchlief, war ein ehrlicher Mann; er hatte mir mehrmalen, wenn wir miteinander allein waren, geſagt: „in dieſem Hauſe, Sepperle, muß man manche Sachen ſehen, die man lieber nicht ſehen mochte“; ich aber verſtund nicht, was er damit ſagen wolle. Einmal, da ich in einem Holz-Schuppen, der in demſelben Hofe mit dem Comtoir lag, ſolche Scheiter ausleſen ſollte, aus denen der Hausknecht Spahne ſchnitzen konnte, fand ich hinter dem Holze ein Säcklein Geldes. „Ei“, dacht ich, „damit wär' einer ja gleich ein reicher Mann“. Ich beſann mich indeß nicht lange, ſondern trug das Säcklein, ſo wie es war, hinauf zu meinem Herrn, dem ich erzahlte, wie und wo ich's geſunden. Mein Herr ſchüttelte den Kopf darüber, ſchenkte mir einen harten Thaler, verbot mir's aber ſehr, das ich jemand von dem Funde etwas erzählte.

Von da an ging mir's nicht mehr ſo gut als vorher. Ich hatte ſo große Freude an meinem harten Thaler, daß ich ihn, wenn ich Zeit hatte, öfters in die Hand nahm und auf dem Tiſche klingen ließ, auch wenn der Hausknecht und andere Leute dabei waren; zu gleicher Zeit erhub ſich ein Gerede von den Ladendienern und etlichen Andern: es ſey Geld weggekommen, und man munkelte ſo deutlich auf mich, daß ich der Dieb ſey, daß mir's gar weh that, doch nahm man ſich ſehr in acht, daß Herr Kolker etwas davon erführe. Sogar der Hausknecht war nicht mehr ſo freundlich gegen mich wie ſonſt, ſondern ſagte zu mir: höre Sepperle, wenn ein Rabe dem Bauer einen Käſe ſtiehlt, und ein anderer Rabe nimmt ſeinem Kameraden den Käſe ab, tragt ihn fort und frißt ihn, iſt das nicht eben ſo als hätte er ſelber dem Bauer den Käſe geſtohlen; und wenn ein Dieb dem andern ſein Diebsgut wieder wegträgt, ſind ſie nicht beide des Galgens werth? — Ich verſtund damals zwar nicht ganz, was der Hausknecht ſagen wollte, ich weinte aber darüber, daß er gegen mich von Dieberei ſprach, und ſagen durfte ich ihm von dem Geldſäckchen doch nichts. An meinem harten Thaler, dem erſten Reichthum, den ich in meinem Leben erworben, hatte ich aber auch alle Freude verloren, ich ſchenkte ihn meiner Mutter, die einer meiner Schweſtern ein neues Gewand dafür verſchaffte.

Nach einiger Zeit fieng mir's an wieder beſſer zu gehen; der Hausknecht, der ſich als alter, treuer Diener ganz gut mit Herrn Kolker ſtund, mochte doch etwas davon erfahren haben, wie's mit der Sache eigentlich zugegangen ſey; er war wieder ſo freundlich gegen mich wie vorher. Eines Tages, es war gerade ein Feiertag und unſer Herr war über Land, gab der Hausknecht mir den Schlüſſel zu einem Nebenzimmer an der Schreibſtube; ich ſollte ein Paquet herausholen, das heute noch mußte zu einem Rheinſchiffer hingetragen werden. Da ich die Thüre aufthue, ſehe ich etliche der jungen Herren unſrer Handlung, darunter auch den Stiefſohn des Herrn Kolker, wie ſie eben eine eiſerne Kiſte aufgethan hatten, in der viel Geld war. Das Ding mußte nicht in der Ordnung ſeyn, denn die jungen Leute erſchraken hart; der Stiefſohn des Herrn Kolker faßte ſich aber am erſten und ſagte zu mir: höre Sepperle, wie du ſiehſt haben wir da ein nöthiges Geldgeſchäfte abgethan, und zwar am Feiertage, wo mein

Herr Vater es eigentlich nicht leiden will, daß wir in der Schreibſtube arbeiten. Hier ſchenke ich dir zehn Gulden, heb ſie dir auf bis du ſie einmal brauchen kannſt. Halte aber reinen Mund und mukſe dich nicht über die Sache. Wenn du jemand ein Wort davon ſagſt, was du uns heute hier thun ſaheſt, Sepperle ich ſchwöre dir's, es geht dir ans Leben.

Die letzten Worte ſprach er mit ſolchem Zorn aus, daß ich erſchrak, und daß mirs ganz Angſt wurde. Ich nahm die zehn Gulden, lauter neues, ſchönes Geld, verbarg ſie in meinem Gewand, und trug das Paquet, wohin michs der Hausknecht geheißen hatte. Als mein Geſchäft abgethan war, ging ich noch, denn es war ja heut Feiertag, ein Stück Weges am Rhein hinab, ſetzte mich am Rand eines Kornfeldes, hinter dem Geſträuche nieder, und zog dann mein ſchönes Geld aus der Taſche hervor, um es zu zählen und zu betrachten. Seitdem ich in Herrn Kolkers Hauſe war, hatte ich gar oft davon gehört, wie Leute, die einen Handel oder ein Gewerbe mit wenig Geld anfiengen, dabei in kurzer Zeit wohlhabend oder gar reich geworden wären. Mir ſtak eben das Reichwerden gar zu ſehr in dem Kopf; laß ſehen, dachte ich, was könnteſt du mit dem Gelde vornehmen, damit dir's auch ſechzigfaltig trüge, wie dem Bauer, dem das Kornfeld da zugehört, ſeine Saat. Aber, ſo dachte ich weiter, über die Saat da iſt ein Segen geſprochen; das Korn, das in den Acker geſtreut wurde, war ein ehrliches Eigenthum des Bauern, iſts nun wohl mit deinem neuen Gelde da ebenſo? Das Geld gehörte doch jedenfalls deinem Herrn, denn die Ladenbedienten haben es aus ſeinem eiſernen Kaſten herausgenommen und legen ſchwerlich ein andres dafür hinein; du mußt dem Herrn Kolker die zehn

Gulden bringen, und ihn darum fragen, ob du ſie ehrlicher Weiſe behalten darfſt oder nicht?

Ich brauche den Herren wohl nicht erſt zu verſichern, daß ich damals noch ſo unbekannt mit der Welt, dazu auch ſo ehrlich war, daß ich mir's nicht denken konnte, daß die Handlungsdiener, wie ſie doch wirklich gethan, einen Diebſtahl verübt hatten, ſondern ich glaubte dem wirklich was ſie mir geſagt hatten, daß ſie nur zur unrechten Zeit in der Schreibſtube geweſen ſeyen; doch wohl war mir's bei der ganzen Sache nicht, ſondern bänglich um's Herz, und ich wollte damals lieber ich hätte nichts von Allem geſehen.

„Dem Herrn Kolker es ſagen,“ ſo ſprach ich weiter in meinem Herzen, „wo denkſt du hin? Weißt du nicht, daß du da gleich ein Kind des Todes ſeyn würdeſt? Denn der junge Herr iſt ein jähzorniger, wüthiger Menſch, der nicht fragt wohin er trifft, das hat man neulich an dem armen Schiffsmann geſehen, den er ſo hart geſchlagen hat, daß er noch jetzt gefährlich krank darnieder liegt. Und wenn nicht Leute dazu gekommen wären, hätte er ihn gar erſchoſſen.“

Ich ſtund nachdenklich auf und ging wieder auf die Stadt zu. Da ich an's Haus meines Herrn kam, fand ich den jungen Herrn, der mich freundlich auf ſein Zimmer rief. Du biſt heute viel gelaufen, Sepperle, da ſetz dich her und iß ein Stück Schinken und trink einen Schluck Wein. Ich aß und trank freilich, was mir hingeſetzt war, aber es wollte mir heut Alles nicht recht ſchmecken, ich wollte mich ſo bald wie möglich fortmachen, da faßte mich der junge Herr bei der Schulter und ſagte zu mir: „Sepper, wenn du ſchweigſt, ſoll dich's nicht gereuen und du ſollſt einmal bei mir dein Glück machen, plauderſt du aber, ſo ſprach er, indem er mich hart am Arme ſchüttelte, ein einziges Wort, ſo ſey verſichert, es iſt um dich geſchehen". Ich war ſo erſchrocken, daß ich kein Wort reden konnte; ich ſchlich mich ganz ſtill aus der Thür hinaus.

Da ich zum Hausknecht kam und nichts mehr eſſen wollte, weil, wie ich ihm erzählte, mir der junge Herr Schinken und Wein gegeben hatte, ſah mich jener gar ernſthaft an. „Du haſt mancherley Sprüchlein in der Schule und bei deiner Mutter gelernt, Sepperle, kennſt du wohl auch den: wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht? Wenn du ihn noch nicht kennſt, ſo merke ihn dir, denn es iſt ein guter Spruch."

Ich verſtund zwar nicht vollkommen, was der Hausknecht meinte, aber mir war gar nicht wohl zu Muthe bei dem ganzen Handel. Wie gern hätte ich Alles erzählt, aber ich fürchtete mich des Todes. So legte ich mich nieder in mein Bett. Ich wollte mein gewöhnliches Abendgebetlein beten, das ich ſonſt ſo gut auswendig wußte, aber die Worte fielen mir nicht ordentlich ein, ich wurde immer wieder irre. Ich wollte ſchlafen aber mir war ſo bang um's Herz, und wurde mir ſo heiß, daß ich kein Auge zuthun konnte. Der Hausknecht hörte mein ängſtliches Schnaufen. „Sepperle, ſprach er zu mir, der Wein, den du heute getrunken haſt, iſt ein böſer und wie ich vermuthe ſchlechter Weiſe verdienter Wein geweſen. Nimm dich in Acht vor ſolcher Sündenkoſt, ſonſt könnt es einmal dazu kommen, daß ſie dir das Herz abdrückte".

Liebe Herren! ich glaube immer, ich habe in der damaligen Nacht, ſowie ſpäterhin noch manchmal in meinem Leben es erfahren, daß der Menſch ein doppeltes Geſetz in ſich habe, das eine in ſeinem Fleiſche, das ihn hinabreiſſet zur Sünde, das andre in ſeinem Geiſte, das ihn hinführen will zu Gottes Geboten. Die beiden ſind mit einander im Streit, und wenn wir mit dem Geſetze im Fleiſche hingehen wollen zur Sünde und zum Laſter, da züchtiget uns das Geſetz in unſerm Geiſte bei Tag und bei Nacht, bis wir entweder auf ſeine Stimme hören, oder bis wir uns ſo tief in die Sünde hineinſtürzen, daß wir ganz taube Ohren kriegen. Ich meine nicht, daß es der Schluck Wein geweſen ſey, den mir der junge Herr gegeben hatte, was mir ſo bang und weh machte, wiewohl ich ſolches Getränkes ganz ungewohnt war, ſondern meine Angſt war eine andre; mich däuchtete ich hätte etwas Schlimmes gethan, oder hätte etwas Schlimmes vor, wie damals, wo ich mich als kleiner Bube mit der entwendeten Semmel hinter den Stützpfeiler verſtecken wollte, und doch wußte ich mir keinen rechten Rath noch Beſcheid; es war mir, als wenn mir jemand zuriefe: du mußt dem Herrn Kolker das Geld bringen, und ihm Alles erzählen; da antwortete ich mir ſelber darauf: ei Narr, willſt du dir den Kopf zerſchlagen, oder dich erſchießen laſſen? ſollſt du nicht dein Geld behalten und ſtille ſchweigen? Nein, fuhr die Stimme fort, du darfſt nichts verſchweigen. Endlich fing ich vor Angſt an zu weinen, daß ich laut ſchluchzen mußte: „ſey nur ruhig Sepper, ſagte der Hausknecht, der darüber aufwachte, und geh' auf geraden Wegen, dann darfſt du keine Sorgen haben“. Auf geraden Wegen, dachte ich, gehſt du denn auch auf geraden Wegen? — Ja, antwortete mir die gute Stimme in meinem Herzen, wenn du morgen früh dem Herrn Kolker das Geld hinausträgſt, das iſt der gerade Weg. Und das will ich auch thun, ſprach ich bei mir ſelber, gehe mir's auch, wie es wolle; ich mag auch das Geld gar nicht mehr haben.

Darüber verließ mich alle meine Angſt und ich konnte nun einſchlafen, war aber, ſobald der Hausknecht aufſtund, wieder munter und ganz vergnügt. Dir muß ja was Gutes geträumt haben, Sepper, weil du ſo vergnügt biſt, ſagte der Hausknecht, geſtern Abend und heute Nacht warſt du nicht ſo vergnügt. — Das Gute aber, das mir geſchehen war, das war kein Traum, und ich freue mich noch heute daran.

In dem Hauſe des Herrn Kolker waren wir beiden, der Hausknecht und ich, nebſt einer alten Köchin zwar gewöhnlich am früheſten auf, faſt zugleich mit uns, ja manchmal ſogar noch früher, ſtund aber auch unſer alter Herr auf, der dann ganz allein und in Ruhe in ſeinem Zimmer ſeine Pfeife Tabak rauchte und ſeinen Kaffee trank; denn die jungen Herren in unſrem Hauſe kamen meiſt erſt um etliche Stunden ſpäter zum Vorſchein, und die alte Dame ſchlief noch viel länger. Wenn der Kaffee für den Herrn fertig war, pflegte die Köchin mich zu rufen, daß ich ihn zu dem Herrn hinauftrüge, und ſo geſchahe es auch heute. Da ich die Treppe hinanging wurde mir's doch wieder recht angſt, denn ich fürchtete mich gar zu ſehr vor dem Grimm des jungen Herrn; ich zitterte, daß ich beinahe das Kaffeebrett hätte fallen laſſen. Da ich hineinkam zum Herrn Kolker, und da ich ihm jetzt ſein Frühſtück hingeſetzt hatte, blieb ich noch ſtehen, und mein Herr mußte mir es anmerken, daß ich etwas auf dem Herzen habe, er ſah' mich verwundert an und fragte mich, was haſt du mir denn zu ſagen, Sepper?

Da zog ich meine zehn Gulden hervor, legte ſie ihm auf den Tiſch, und erzählte Alles, verſchwieg auch nicht meine Furcht vor dem Zorn des jungen Herrn. Noch bedenklicher als das erſte Mal, wo ich ihm das Geldſäckchen brachte, ſchüttelte Herr Kolker ſeinen Kopf; er rückte ſeine Mütze hin und her, und dampfte in ſo ſchnellen, ſtarken Zügen aus ſeiner Pfeife, als wenn er ſehr böſe wäre. „Weißt du was, ſagte er endlich zu mir, Sepper, ich will die zehn Gulden nehmen, und noch zwanzig dazu legen, und ſchreib dir hier in meinem Buche dreißig Gulden gut, die ich dir verzinſe und die du einmal haben ſollſt, wenn du ſie ſelber zu gebrauchen weißt. Hier aber gebe ich dir noch ein Reiſegeld, denn du kannſt jetzt nicht in meinem Hauſe bleiben, weil dir gar leicht etwas Schlimmes begegnen möchte. Ich will dich als Schiffsjungen auf eins meiner Rheinſchiffe geben, das heute noch nach Mainz abfährt. Bleib' immerfort treu und ehrlich, dann wird dir's wohlgehen. Jetzt aber rufe mir den Hausknecht".

Ich nahm einen dankbaren Abſchied von meinem guten Herrn, den ich in meinem Leben dann nicht mehr geſehen habe, und that wie mir befohlen war. Der Hausknecht blieb ziemlich lang oben, ſo daß mir's ganz bang wurde, weil ich meinte, der junge Herr möchte indeß aufſtehen und mich fragen, ob ich ſeinem Vater etwas geſagt habe? Endlich kam der alte Hausknecht, hieß mich ganz freundlich meine Kleidungsſtücke zuſammenpacken, zu denen er mir ſelber noch einige Waſche ſchenkte und führte mich dann ſogleich zum Schiffe hin, das ſchon zum Abfahren bereit war. Der alte Mann empfahl mich im Namen ſeines Herrn den Schiffern, daß ſie mich als Jungen aufnehmen und ordentlich halten mochten, ſchenkte mir noch einige Groſchlein auf die Reiſe und ſchüttelte mir beim Abſchiede treulich die Hand.

Mir war es freilich gar weh und leid zu Muthe, daß ich von meiner lieben Vaterſtadt Cöln fort ſollte, ohne nur meine Mutter noch einmal geſehen zu haben, aber der Hausknecht hatte mir verſprochen, daß er bei erſter Gelegenlegenheit zu meinen Eltern hingehen und ihnen ſagen wolle, daß ich auf Herrn Kolkers Schiff nach Mainz gefahren ſey, und daß mir's ſonſt wohl ginge. Ich wurde deshalb gar bald ruhig und da wir ſehr guten Wind hatten, verlor ich die große Stadt Cöln nach wenig Stunden aus den Augen und dazu meine Bangigkeit aus dem Herzen. Denn es gab da immer ſo viel Neues für mich zu ſehen, und die kleinen Geſchäfte, die mir die Schiffer auftrugen, gaben mir, weil ſie mir noch ungewohnt waren, ſo viel zu ſchaffen, daß ich in den erſten Tagen nicht dazu kommen konnte, viel nach Hauſe zu denken. Kam mir doch auch das Leben, das ich auf unſrem Rheinſchiffe führte, in ganz kurzer Zeit eben ſo angenehm und kurzweilig vor, als das in Herrn Kolkers Hauſe, denn obgleich die Lagerſtatte nicht ſo bequem und weich, dazu auch die Koſt, die ich in Kurzem ſelber, als Küchenjunge, mitkochen helfen mußte, viel härter war, hatte ich's doch in meiner Eltern Hauſe nicht einmal ſo gut, ſondern viel ſpärlicher gehabt, ich war deshalb gar gern mit Allem zufrieden.

Das Reiſegeld, das mein Herr mir gab, mit den Mariengröſchlein, die der Hausknecht mir ſchenkte, machte zuſammen etliche Gulden aus, dazu wußte ich ja, daß ich dreißig Gulden bei meinem Herrn gut hatte; wer konnte reicher ſeyn als ich damals in meinen Augen war. Herr Kolker hatte geſagt, er wolle mir die dreißig Gulden verzinſen; ich wußte damals noch nicht, was hiermit gemeint ſey, ein alter Iſraelit aber, der mit uns von Coblenz bis nach St. Goar fuhr, und den ich darum befragte, ſetzte mir die Sache ſo auseinander und berechnete mir zugleich, wie viel landesübliche Zinſen dreißig Gulden auf ein Jahr, ja auf einen Monat einbringen, und wie die Zinſen, wenn man ſie beim Capital laſſe, wieder Zinſen trügen, daß ich ganz glückſelig darüber war, denn nun fand ich mich ja ſchon, nach meinem Bedünken, ganz auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden, und zwar auf einem ganz geraden, landesüblichen Wege.

Als wir in Mainz angekommen waren, blieb ich zuerſt noch einige Wochen auf dem Schiffe; als aber dieſes wieder heimfuhr nach Cöln, hieß man mich auf Anordnung des Herrn Kolker, der meinetwegen in einem ſeiner Briefe geſchrieben hatte, in dem Handelshauſe, das der Herr dort in Mainz beſaß, zurückbleiben und den Dienſt eines Auslaufers verſehen. Da hatte ich es nun in allen äußerlichen Dingen zwar wieder eben ſo gut als in Cöln, aber es ging mir ein ſolcher Rathgeber und Freund ab, wie der alte Hausknecht beim Herrn Kolker war; ich hatte unter meines Gleichen, mit denen ich beſtändig hanthieren mußte, lauter leichtſinnige Leute um mich, und ſo wurde ich auch ſelber bald leichtſinnig.

Das, was mich diesmal verführte, das war ganz hauptſächlich mein alter Wunſch, ein reicher Mann zu werden. Ich hatte geſehen, daß meine Cameraden, ſo oft ſie freie Zeit hatten, mit Würfel- und Bretſpiel ſich unterhielten, und daß ſie manchmal dabei gewannen, manchmal verloren. Wie ſolche Spiele geſpielt werden, das hatte ich leicht begriffen; mich plagte die Verſuchung doch auch einmal mein Glück zu probiren, und ich widerſtund ihr nicht. Zu meinem wahrhaften Unglück, wie ich aber damals meinte, zu meinem Glücke, gewann ich gleich in den erſten Spielen und hatte auch weiterhin, wie meine Cameraden ſagten, eine ſo glückliche Hand, daß ich immer mehr gewann als verlor. Nach einiger Zeit war das Geld, das man mir als Zehrpfennig in Cöln mitgegeben hatte, und das mir unverkürzt geblieben war, weil ich ja Alles empfing, was ich zum Leben brauchte, durch mein Spielerglück auf's Dreifache, ja auf's Vierfache angewachſen, zugleich aber auch damit meine Spielſucht, die mich ganz gewiß bald in's Verderben würde geführt haben, wenn der liebe Gott mich nicht aus der großen Gefahr herausgeriſſen hätte. Eine neue Jacke, mit ſilbernen Knöpfen, die ich von meinem ſchnellen Spielgewinn mir anſchaffte, hatte meine Baarſchaft ſo verringert, daß ich eifrigſt darauf bedacht war, den Abgang wieder zu gewinnen. Ich war nun ſchon ſo dreiſt geworden in meiner Spielſucht, und verließ mich ſo ſicher auf mein Glück, daß ich, als ich ſo eben am Schluß des Vierteljahres meinen Lohn bekommen hatte, und gerade frei von Arbeit war, hinging in ein Weinhaus, neben dem Packhof, wo gewöhnlich recht arge Spieler beiſammenſaßen, die um viel höheren Gewinn und Verluſt ſpielten, als meine Cameraden. Einige Male war mirs auch hier ſchon geglückt, und ich dachte, wer viel wagt, der gewinnt viel; hier kannſt du's an einem Abend weiter bringen, als beim Spiel um Pfennige oder Kreutzer in einem Monate. Der erſte Wurf fiel reichlich für mich aus; mir klopfte das Herz vor Leidenſchaft, ich mußte mehr verſuchen. Doch, daß ich's kurz mache: es war noch lange nicht Abend, da hatte ich meinen Lohn und meine ganze noch übrige Baarſchaft bis auf den letzten Heller verloren.

Traurig ging ich aus dem Weinhauſe fort und ſann darüber nach, ob ich nicht meine neue Jacke verkaufen und mit dem Erlös noch einmal mein Glück verſuchen ſolle? Da begegnete mir außen, beim Packhofe, der Schiffer, mit dem ich voriges Jahr von Cöln nach Mainz gefahren war: Weißt du es ſchon, Joſeph, daß der alte Herr Kolker plötzlich geſtorben iſt, und ſein rechter Sohn, der in Holland war, iſt ſchon etliche Monate vorher geſtorben, was den alten Herrn gar todtlich betrübt hat. Nun hat der Stiefſohn die Handlung angetreten; der alte Hausknecht iſt gleich aus ſeinem Dienſt fortgeſchickt worden; er kam noch zu mir an's Schiff und trug mir auf, dir zu ſagen, du möchteſt dich aus Mainz fortmachen, es könne dir ſonſt, wenn der junge Herr in etlichen Tagen hieher kommt in die Stadt, noch übel ergehen.

Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag in meinen Ohren und für mein Herz. Du Würfel= und Bretſpieler du, dachte ich, brauchſt dich nicht ſelber, mit eigener Hand, zu verſpielen, du wirſt ſchon ſo, ohne dein Zuthun, verſpielt werden. Recht verächtlich und niederträchtig kam ich mir aber heute vor mit meiner Spielſucht; die Botſchaft von dem Tod meines guten Herrn Kolker hatte mir niemals auf heilſamere Weiſe zukommen können, als eben jetzt, wo mir wirklich dadurch mit dem Freunde zugleich ein Feind abſtarb, denn ich kann es verſichern, liebe Herren, ſeit dieſem Augenbicke habe ich niemals wieder, weder im Bretſpiel, noch in der Karte, noch mit Würfeln geſpielt.

Ich lief ſogleich zum Factor unſer Handlung hin, der immer ganz freundlich gegen mich geweſen war, und fragte den, wie ſich's nun wohl weiterhin mit meinen dreißig Gulden verhalten würde, die mir Herr Kolker in ſeinem Handlungsbuche zu gute geſchrieben hatte. Wie iſt's damit, fragte mich der Factor, haſt du es Schwarz auf Weiß; haſt du eine Verſchreibung darüber? — Das hatte ich freilich nicht, und der Factor zuckte die Achſeln und ſagte, daß, wenn ich nicht auf gerichtlichem Wege mein Recht ſuchen wolle, wobei freilich auch viel weniger Hoffnung zum Einnehmen als zum Ausgeben wäre, er mir nichts verſprechen könne.

Wie ich erſt nachmals es in Erfahrung gebracht habe, war bei den mancherlei unrechten Geſchichten, die zu meiner Zeit und ſchon früher in der Handlung des Herrn Kolker verfielen, nicht bloß der Stiefſohn, ſondern auch ſeine Mutter, die zweite Frau des alten Herrn, mit im Spiele geweſen, deshalb hatte es immer ſo ſchwer gehalten, den Sachen auf den tiefen Grund zu kommen. Der rechte Sohn des Herrn Kolker, der die Handlung des Hauſes in Holland unter ſich hatte, ſoll ein rechtſchaffener und guter Herr geweſen ſeyn, als aber er und ſein Herr Vater geſtorben waren, hat zwar eine Zeit lang noch der alte Glanz der Firma ſeinen Beſtand gehabt, dann aber iſt er bald verblichen und gewichen. Doch ich habe das nur ſo nebenbei ſagen wollen, weil mir's immer bedenklich iſt, wie das Sprichwort „ehrlich währt am längſten“ allenthalben ſo als wahrhaft ſich kund giebt.

Mit meinem „Reichwerden“ ſchien es jetzt auf einmal wieder ganz aus zu ſeyn. Meine dreißig Gulden bei Herrn Kolker, ſammt den Zinſen, waren unter den jetzigen Umſtänden ſo gut wie hin; meinen Lohn und dazu allen Reſt meiner Baarſchaft hatte ich verſpielt, von all meinem bisherigen Glücke war mir nichts übrig geblieben, als die neue Jacke mit den ſilbernen Knopfen und die Kleidungsſtücke, die mir mein alter Herr ſchon in Cöln hatte machen laſſen. Dazu galt es jetzt nur ſchnell genug aus Mainz wegzukommen, damit mich nicht die Rache meines jungen Herrn übereile.

Auſſen, am Ufer des Rheines, ging ich, mit dem Päcklein, worin meine Sachen waren, unter dem Arme, auf und nieder, da hörte ich, daß ein alter Schiffer einem andren, der eben zur Stadt ging, nachrief: ſieh, daß du mir einen Ruderer oder Schiffsknecht dingen kannſt, denn ich muß morgen früh mit dem Früheſten fort. Da trat ich ſelber zu dem Schiffer hin und fragte ihn, ob er nicht mich dingen möge, ich ſey bereit ihm zu dienen.

Ich war damals ein kräftiger, muntrer Bub von 16 Jahren, hatte dazu ſchon auf einem Rheinſchiffe als Schiffsjunge gedient, darum war mir's ganz recht, daß der alte, grämliche Schiffer mich ſogleich einſteigen hieß in ſein Fahrzeug; er wolle es, ſagte er mir, einſtweilen, in Hoffnung auf guten Fortgang, mit mir verſuchen.

So leicht hatte ich es freilich jetzt nicht, als ich, etliche Jahre daher, es gewohnt worden war. Es war in unſrem Fahrzeuge weder Cajüte, noch ſonſt ein verdeckter Raum; gleich in der erſten Nacht traf mich ein Regen, gegen den der leere Sack, welchen mir der Schiffer als Zudecke gegeben, nicht viel ſchützte. Den andern Tag wurde ich brav im Rudern geübt, bekam aber nichts von meinem alten Schiffer zu eſſen, als ein Stück hartes Brod; mein Getränke konnte ich mir ſelber mit dem hölzernen Muldenlöffel aus dem Rheine ſchöpfen. Indeß hatten wir für diesmal nicht gar lang zu fahren, denn mein Schiffer wohnte in der Gegend von Bingen, und ſein gewöhnliches Tagegeſchäft war es, Reiſende, die zu Fuße kamen, oder Landleute mit ihren Körben und andren Waaren über den Rhein hinüber und herüber zu fahren. Dabei mußte ich rudern, während der Alte am Steuerruder ſaß. In den erſten Tagen ſahe es ſchlimm mit meinen Händen aus, bald aber hatte ich mir ſo harte Schwielen daran gearbeitet, daß ich nichts mehr fühlte. Den ganzen Tag, von der frühen Dämmerung bis zum ſpäten Abend, mußte man da in Bereitſchaft ſeyn; die Arbeit dauerte mit weniger Unterbrechung fort, und gerade am Sonntage, der für andre Leute ein Ruhetag iſt, ging unſer Geſchäft am meiſten.

Als Lohn für meine Mühe hatte mir mein alter Schiffer monatlich dreißig Kreutzer, das thut auf den Tag einen Kreutzer, ausgeſetzt; denn, ſagte er, du biſt noch ein Bube, der das Rudern erſt recht lernen muß, und biſt nicht einmal ſo viel Lohn werth; zum eſſen bekam ich ſelten etwas Andres als Waſſerſuppe und gekochte Erbſen oder Linſen; nur an Feiertagen ein Stücklein Käſe zu meinem Schwarzbrod.

Dies Alles hätte ich mir noch eher gefallen laſſen, wenn nur mein Schiffer kein ſo gar unfreundlicher und grundböſer Mann geweſen wäre. Dafür war er in ſeiner ganzen Gegend bekannt, und wer es noch nicht wußte, der durfte nur auf eine Stunde lang zuſehen, wie er ſich in ſeinem Hauſe aufführte, wo er ſeine alte Frau, die ihm nicht das Mindeſte zu leide that, dazu ſeine blödſinnige Tochter beſtändig mit gottloſen Scheltworten und Schlagen traktirte, dazu auch ſo entſetzlich fluchte, daß ich manchmal, wenn's auch draußen ſtürmte und regnete, lieber aus der Hütte hinausging, weil ich's nicht mehr anhören konnte. Auch ich ſelber mußte mir gar viel Böſes von dem ſchwarzen Hanſen (ſo nannten ihn die Leute in der Nachbarſchaft) gefallen laſſen, und wenn es nicht gerade auf den Winter losgegangen wäre, wo die Schiffarth auf dem Rheine meiſtentheils eingeſtellt wird, hatte ich mich gern auf ein andres Fahrzeug verdungen.

Eines Tages, nach der Zeit der Weinleſe, kam noch gegen Abend, da wir ſchon in der Hütte ſaßen, ein Fremder, mit einem ſchweren Felleiſen auf ſeinem Rücken und verlangte übergefahren zu werden. Es war unfreundlich regnigt Wetter, dazu blies ein ſtarker Wind; mein alter Schiffer fuhr den Fremden an und ſagte, heute könne er ihn nicht mehr bedienen, er müſſe warten bis morgen.

Der Fremde hielt an mit ſeinem dringenden Verlangen und machte dem ſchwarzen Hanſen ſolche Geldanträge, wenn er in ſein Begehren willige, daß derſelbe nicht mehr widerſtehen konnte; er hieß den Fremden einſtweilen in die Hütte hereintreten und ging mit mir hinaus, um, wie er ſagte, den Sitz im Kahn zurecht zu machen. Als wir aber draußen waren, ſagte er zu mir: Joſeph, heute giebt's einen höheren Lohn zu verdienen, als ſonſt im ganzen Jahre. Der Mann hat ein ſchweres Felleiſen, und ich habe ihn ſchon ſonſt geſehen: er iſt ein reicher Kauz, der immer viel Geld bei ſich hat. Wenn wir über die Mitte des Waſſers hinüber ſind, ertränken wir ihn im Rhein und theilen uns in ſein Geld; es heißt dann, der Sturm hat uns den Kahn umgeſchlagen und wir beiden haben uns durch Schwimmen herausgerettet; ſey verſichert, dieſer Fang trägt dir ſo viel ein, daß du ein reicher Mann wirſt.

Mir erſtarrte das Blut in den Adern, da ich meinen Schiffer, den ſchwarzen Hanſen, ſo reden hörte. Zwar ſagten ihm die Leute in der Gegend ſchon mehr ſolche Mordthaten nach, und auch mir waren die Gerüchte davon zu Ohren gekommen, ich hatte ſie aber niemals geglaubt. Mir war es gerade, als wenn ein böſer Geiſt mich mit dem Wunſch meines Herzens, reich zu werden, verhöhnte, und ich kann wohl ſagen, ſeit jener Stunde bekam mir dieſer Wunſch einen bittren, eklichten Beigeſchmack, den ich lange Zeit nicht aus dem Munde brachte.

Ich ſahe meinen Schiffer, ganz erſchrocken über ſeine Zumuthung, an und ſagte: „Herr, ſo etwas thut nur nicht". In dieſem Augenblicke trat der Fremde aus der Hütte heraus und der ſchwarze Hans murmelte mir nur noch im höchſten Grimm die Worte zu: ſo du nicht ſchweigſt, biſt du des Todes.

Ich kann nicht ſagen, daß ich mich in dieſem Augenblick vor jenem desperaten Böſewicht gefürchtet hätte. Ich gedachte in meinem Herzen: komm nur, Alter, ich habe auch noch Fäuſte, die wohl ſtärker ſind als die deinigen, und der Fremde iſt auch kein Schwächling. Als wir ein Stück hinein waren in den Fluß, ſtellte ich mich mit den Füßen abſichtlich auf die Ruderſtange mit dem eiſernen Haken, denn ich konnte mir denken, daß ſie der Schiffsmann bei ſeinem Mordanſchlag würde brauchen wollen; dabei beobachtete ich jede Bewegung des Alten. Es fing an ſehr zu dunkeln, der Regen wurde ſtärker, man konnte keine zehn Schritte vor ſich hinſehen. Auf einmal ſprang der ſchwarze Hans auf, wollte nach der Stange greifen, da ich aber die feſt hielt, nahm er die große hölzerne Keule, deren wir uns gewöhnlich zum Einſchlagen der Pfahle bedienten, und ging damit auf den Fremden los. Ich rief dieſem aus allen Kräften zu: „wehrt euch Herr, es gilt euer Leben“ und erfaßte zu gleicher Zeit die Bootsſtange, mit der ich den Schiffer glücklich abhielt. Auch der Fremde zog unter ſeinem Mantel ein Piſtol hervor, das vorher keiner von uns bei ihm bemerkt hatte, und rief dem Schiffer zu, er ſolle alsbald wieder an's Steuerruder ſich hinſetzen und keine Hand davon verwenden, ſonſt würde er ihn niederſchießen. Aus Bosheit wollte uns der ſchwarze Hans in das Binger Loch hineinfahren, wo wir wahrſcheinlich Alle, oder wenigſtens doch der Fremde, der gar nicht ſchwimmen konnte, umgekommen wären, er lenkte mit ſeinem Steuerruder den Kahn mehr ſtromabwärts, ſtatt ſtromaufwärts. Ich bemerkte dies zum Glück noch bei guter Zeit und ſagte es dem Fremden, der den Schiffer, indem er ihm immer mit ſeiner Piſtole drohete, zwang, mit mir zu tauſchen, ſo daß ich jetzt zum Steuerruder kam und mit Gottes Hülfe das Fahrzeug vollends hinüber an's Land brachte. Alsbald ſprang der Fremde hinaus an's Ufer und ich folgte ihm, indem ich ſein Felleiſen, an das der Mann in ſeiner Angſt nicht dachte, auf meinem Haupte trug, der ſchwarze Hans aber machte ſich eilig mit ſeinem Kahn von dannen.

Da wir jetzt außer Gefahr waren, umarmte mich der Fremde und ſagte: du haſt mir das Leben gerettet. Zu Hauſe warten meine kranke Frau und ſechs Kindlein auf mich, die hätte ich, ohne deine Hülfe, nicht mehr geſehen. Komm' jetzt mit mir nach Rüdesheim ins Wirthshaus, damit ich dich lohnen kann, denn zu deinem alten Schiffer gehſt du doch weder heut noch morgen wieder zurück.

Zu Rüdesheim war mein Reiſender wohl bekannt, denn er war ein Handelsmann aus Epſtein, mit Namen Weidner, und kam öfters dieſen Weg. Er erzählte dem Wirth und den bei ihm verſammleten Bürgern, was ihm geſchehen ſey; da dieſe hörten, daß er ſich vom ſchwarzen Hans hatte überfahren laſſen, wunderten ſie ſich ſehr und ſagten: dem hatte ſich keiner von uns anvertraut. Doch iſt es gut, daß der Böſewicht endlich einmal bei einer ſolchen That ertappt worden iſt. Mich lobte man ſehr, daß ich ſo wacker geweſen ſey und dem fremden Herrn geholfen habe. Uebrigens haſt du dich, ſagte der Wirth, zugleich deiner eigenen Haut gewehrt, denn auf dem Rückwege, oder bei andrer naher Gelegenheit, hätte der ſchwarze Hans dich auch umgebracht und ins Waſſer geworfen, wie man ſagt, daß er es ſchon mehreren ſeiner Bootsknechte gemacht hat. Doch bleibt's dabei, du biſt ein braver Burſch und haſt dem Herrn da ſein Leben gerettet.

Mein Fremder nöthigte mich, mit ihm zu eſſen und zu trinken, denn für heute gab er's auf, noch weiter zu reiſen. Nach dem Eſſen erkundigte er ſich nach meinen Lebensumſtänden, und ich erzählte ihm Alles. Es iſt ſchade um dich, ſagte er, daß du kein ordentliches Handwerk gelernt haſt, worauf du dich nähren könnteſt. Das Brod, das ein Schiffsknecht hat, iſt ein ſpärliches wie gefährliches. Indeß wäre es für dich noch immer Zeit, etwas Rechtes zu treiben, denn du biſt jung und ſtark. Wie wär' es, wenn du mit mir nach Epſtein gingeſt und bei meinem alten Vetter, der ein Tuchmacher iſt und gerade jetzt einen Lehrjungen brauchen könnte, die Tuchmacherei lernteſt? Ich ging alsbald auf dieſen Verſchlag ein und dankte dem Herrn Weidner mit Hand und Mund dafür. So fröhlich war ich lange Zeit nicht eingeſchlafen als an jenem Abend.

Am andren Morgen machte Herr Weidner noch eine Anzeige vor Gericht über den geſtrigen Vorfall. Der ſchwarze Hans iſt auch bald hernach eingezogen worden und auf's Zuchthaus gekommen; meine ſchöne neue Jacke aber, mit den ſilbernen Knöpfen, die ich in ſeiner Hütte gelaſſen hatte, konnte ich von den Gerichten und Häſchern nicht wieder bekommen, ſondern nur meine Wäſche; ich dachte bei dem Verluſt der Jacke, ſie war mit dem Geld gekauft, das ich im Spiele gewonnen, und auf all' ſolchem Gut kann kein Segen ſeyn, denn es heißt von ihm: wie gewonnen, ſo zerronnen; böſe Arbeit, böſer Lohn.

Den Herrn Weidner hatte der geſtrige Schrecken doch ſehr angegriffen; er konnte nur mit Mühe gehen. Ich machte ihm jedoch ſeine Weiterreiſe leicht, indem ich ſein ſchweres Felleiſen auf meine jungen, rüſtigen Schultern nahm, und ſo kamen wir ſchon am andern Tage, bei früher Zeit, nach Epſtein, wo ich bereits nach etlichen Stunden ins Haus des alten Tuchmachers als Lehrling aufgenommen wurde.

Im Vergleich mit dem Leben in der Hütte des ſchwarzen Hanſen erſchien mir mein Aufenthalt in Epſtein als ein wahres Paradies. Mein alter Meiſter war ein gar guter Mann; an ſeiner Frau, die viel jünger war denn er, wäre freilich Vieles anders zu wünſchen geweſen, indeß ließ ſie mich keine Noth leiden, ich hatte zwar meine tägliche Arbeit, hatte aber auch dafür mein tägliches, reichliches Brod, und pflegte mich mitten im kalten Winter, der jetzt eintrat, am Tage in einer warm geheizten Stube, und bei Nacht auf gutem Lager.

Die Lehrjahre vergingen mir ſchnell. Was es hierbei, ſowie bei meinem Aufgedinge zum Geſellen zu entrichten gab, das hatte Herr Weidner für mich bezahlt. Es war wenig, denn mein alter Meiſter hatte das, was ihn ſelber betraf, mir erlaſſen; war ich doch überhaupt in allen Stücken wie Kind im Hauſe bei ihm gehalten. Als ich Geſelle geworden war, hatte mich mein Meiſter ganz neu gekleidet, „damit du doch auch unter deines Gleichen dich darfſt ſehen laſſen“, ſagte er. Ich kam aber, außer Sonntags in die Kirche, nur ſelten unter die Leute, ſondern mit einem Purſchen aus Mainz, der von meinem Alter und auch ein ſtiller Menſch war, ging ich bei ſchönem Wetter an Feiertagen über's Land oder in der Gegend umher.

Ich hatte noch kaum ein Jahr meinen neuen Geſellenſtand angetreten, da ſtarb mein alter Meiſter. Die Meiſterin, die noch ein junges, raſches Weib war, übernahm das Haus und das Gewerbe. Joſeph, ſagte ſie zu mir, wenn du bei mir bleiben willſt und brav auf meinen Nutzen ſehen, ſoll es dich nicht gereuen, und wer weiß wie dir dein Glück noch blüht. — Mir war es nicht zuwider, noch ein oder etliche Jahre in dem Hauſe meiner Meiſterin zu bleiben, und ſie vertraute mir alle ihre Geſchäfte an, ſo daß ich erſt jetzt inne wurde, wie wohlhabend mein alter Meiſter geweſen ſey. Zugleich wurde ich aber auch inne, daß ſeine Frau eben kein großes Leid über ſein Hinſcheiden trug. Sie war gar aufgereimt, verhielt ſich auch gegen mich ſo, wie ſich eine Meiſterin nicht gegen ihren Geſellen verhalten ſollte, und an einem Feiertag, nach dem Mittagseſſen, da der Lehrjunge hinaus war, ſagte ſie zu mir: „Höre an, Joſeph, wie wäre es, wenn du ganz bei mir bliebeſt. Mein Hausweſen kann ohne einen Hausvater nicht beſtehen. Ich bin zwar älter als du, aber ich kann hoffentlich noch manches Jahr Allem vorſtehen, was mir zukommt, und du ſetzeſt dich gewiß in ein ſchönes Haus mit reichlichem Gewerbe herein, das nach meinem Tode dir Alles zufällt.“

Ueber dieſen Antrag war ich nicht wenig verlegen und wußte nicht gleich, was ich darauf antworten ſollte. Meiſterin, ſagte ich endlich, ihr wißt am beſten was mir Alles fehlt. Ich bin ganz arm, und ſelbſt die Kleidung, die ich an meinem Leibe trage, habe ich von eurem ſeligen Manne. Dazu habe ich noch weit hin bis zum Meiſterwerden. Die Frau ließ ſich aber durch meine Gegenreden nicht irre machen. Ueberleg' dir's wohl, ſagte ſie zu mir, und ſtoß dein Glück nicht ſo von dir; Alles was du zum Meiſterwerden und zum Bürgerrecht im hieſigen Orte brauchſt, dafür laß nur mich ſorgen, halte mich aber nicht lange mit vergeblichen Reden hin.

Eine Nachbarsfrau trat hinein ins Zimmer, um die Meiſterin zu beſuchen, und machte dem Geſpräch ein Ende. Ich ging hinaus ins Freie und überlegte mir die Sache.

Mein alter Wunſch, ein reicher Mann zu werden, war mir noch keineswegs vergangen, das merkte ich wohl. Das wäre jetzt freilich, ſo dachte ich, der beſte Weg um zu Haus und Wohlſtand zu kommen. Auch war die Frau äußerlich wohl zu leiden, wenn nur nicht andere Anſtöße geweſen wären, die ich mich jedoch in dieſem Augenblicke, wo ich nur auf den äußerlichen Vortheil bedacht war, nicht ſonderlich anfechten ließ. Ich ging zu Herrn Weidner, denn dieſem durfte ich mich wohl anvertrauen, und entdeckte dem Alles, was meine Meiſterin zu mir geſagt hatte. Joſeph, antwortete er, du wärſt ein Thor, wenn du dieſe gute Gelegenheit verſäumteſt, dein Glück zu machen, denn dergleichen wird dir nicht ſobald wieder geboten, und heut zu Tage hält es ſchwer, ſo ohne alles Geld ſich durchzuſchlagen; du würdeſt lange Jahre um's Geſellenlohn dienen müſſen, ehe du dir nur das Meiſter- und Bürgerrecht erkaufen könnteſt.

Ich ging nach Hauſe; die Meiſterin ſchien es zu erwarten, daß ich unſer voriges Geſpräch wieder anknüpfen ſollte; ich aber war zu verlegen dazu und ſie bot mir ganz verdrüßlich gute Nacht.

Da ich in meine Kammer und auf mein Lager kam, erging mir's faſt wieder ſo, wie damals in Cöln, wo ich die zehn Gulden in meiner Taſche und die Furcht vor den Drohungen meines jungen Hausherrn im Herzen hatte. Ich konnte nicht ſchlafen, denn ich träumte mich mit wachenden Augen als Beſitzer eines Hauſes und nahrhaften Gewerbes, dazu als Bürger in Erſtein. „Wenn du erſt etliche Jahre,“ ſo dachte ich, „des Geſchäft betriebeſt, du wollteſt es ſchon noch andere im Gang bringen; du nahmeſt noch etliche Geſellen, und bezögeſt mit deinen Waaren ſelber die Märkte; in etlichen Jahren ſollte du's ſchwerlich ein andrer Bürger in Epſtein an Vermöglichkeit gleich thun.“ Aber ſo wohlgefällig mir auch dieſe Anſchläge meines Herzens vorkamen, ſo war dennoch in dieſem etwas Andres, das mich darüber ſtrafte und unruhig machte. Es thut mir faſt leid, daß ich den Herren von einer Perſon, die mir ſonſt manches Gute erwieſen hat, und die ſchon geſtorben iſt, ſo etwas offenbaren muß, aber ich will damit nur beweiſen, daß ich wohl Urſache hatte, in jener Nacht unruhig zu ſeyn: die Meiſterin nämlich, das hatte ich ſchon bei den Lebzeiten ihres Mannes bemerkt, war gegen dieſen nicht treu und redlich geweſen; ſie hatte ſich auch ein oder etliche Male gegen mich ſo unartig aufgeführt, daß ich dabei an die Geſchichte von Potiphar's Weib und dem Joſeph denken mußte. Wenn daher in jener unruhigen Nacht die Anſchläge, wie ich durch die Hand dieſer Frau reich werden wollte, einmal ſo laut waren wie das Klappern einer Windmühle, ſo daß ich keinen andern Gedanken davor vernahm, und der Wind ließ darauf wieder nach, daß die Mühle ſtille wurde, da kamen doch auch die andern Bedenklichkeiten zu Worte. Die Hand dieſer Frau, ſo dachte ich, iſt keine ehrliche Hand, da kann doch kein Segen noch rechtes Gedeihen dabei herauskommen, und es iſt immer beſſer, in Armuth bei der Treue wohnen, als in Reichthum mit der Untreue hauſen und zuſammenwohnen. Zuletzt wurde ich mit mir ſelber Eins: ich mag dieſe Frau nicht haben, ſondern will den Wanderſtab ergreifen und weiter ziehen. Darüber wurde ich ruhig und ſchlief ein.

Die Meiſterin war ſchon auf als ich am andern Morgen in die Werkſtatt kam und wir waren noch allein. Nun Joſeph, fragte ſie mich, was hat dir geträumt? — Mir hat's gar unruhig geträumt, ſagte ich, als müßt ich den

Wanderſtab nehmen und noch auf ein Paar Jahre in die Fremde ziehen. — Du wirſt kein ſolcher Narr ſeyn, ſagte die Frau, und ein warmes Neſt, das für dich ſchon gebaut iſt, verlaſſen. Du haſt doch verſtanden, was ich dir geſtern ſagte? — Ja, antwortete ich, Frau Meiſterin, ich habe das wohl verſtanden, aber ich bin noch zu jung zum Freien, habe auch keine Luſt dazu.

Die Frau wurde über meine Antwort ſehr unwirſch; ſo, daß auch die andern Leute im Hauſe, als ſie jetzt zum Frühſtück und zur Arbeit hereinkamen, es wohl bemerken konnten, daß es einen Verdruß abgeſetzt habe. In ihrem erſten Zorn, denn ſie war von heftiger Art, kündigte ſie mir noch an demſelben Tage, gleich nach Tiſche, auf; ich kann dich nicht mehr brauchen, ſagte ſie zu mir, ſuch' dir nur bald einen andern Meiſter auf.

Mir that es weh, daß ich zuletzt in Verdruß aus einem Hauſe gehen ſollte, darin es mir ſo wohl ergangen war. Herr Weidner ſuchte mich auch noch auf andre Gedanken zu bringen, und ich konnte wohl merken, daß es nur auf mich angekommen wäre, um gar bald wieder mit der Meiſterin in gutes Vernehmen zu treten, aber ich blieb feſt bei meinem Vorſatz. Die letzten Tage wurden mir durch die böſe Laune der Frau noch etwas ſauer gemacht; da es zum Abrechnen kam, zog ſie mir alles ab, was ihr verſtorbener Eheherr an meine Kleidung gewendet und etwa ſonſt, in meinen Lehrjahren, für mich hergeſchenkt hatte, ſo daß mir nur wenig Kreutzer von meinem Geſellenlohn übrig blieben. Dennoch weinte ſie ſehr, da ich von ihr Abſchied nahm, und mir ging's gleichfalls ſehr nahe. Auch Herr Weidner ſahe mich ungern ſcheiden. Ich aber zog wohlgemuth und leichten Herzens meine Stra-

Straße, denn ich gedachte: du haſt nichts Unrechtes gethan und Gott wird dich nicht verlaſſen.

Mein Bündel war nicht ſchwer, denn ich hatte eben nicht viel Hab und Gut, das Wetter war auch ſchön und es war kurz vor Michaelis, wo ſich's am beſten wandert, darum ſang ich beim Hingehen über Berg und Thal manches frohe Lied, und ſeit Jahren war mir's nicht ſo vergnügt zu Muthe geweſen, als an dem Tage, wo ich meine Wanderſchaft antrat. Wenn du auch wenig oder kein Geld haſt, ſo ſprach ich bei mir ſelber, ſo haſt du doch ein braves Handwerk gelernt, worauf du überall dich nähren kannſt; jetzt ſteht die Welt dir offen, junges Blut; für dich wird's ſchon noch ein andres Obdach geben als das Haus der Meiſterin in Epſtein.

Mein Sinn ſtund eigentlich nach Homburg an der Höhe, wo, wie Herr Weidner mir geſagt hatte, gerade damals am leichteſten Arbeit auf meine Profeſſion zu finden war; als ich aber am Abend in die Herberge nach Kronberg kam, fand ich dort einen Geſellen von gar jämmerlichem Ausſehen. Der Menſch mochte auf die Hitze getrunken, oder ſonſt noch ein Verſehen begangen haben; jetzt ſchüttelte ihn der Fieberfroſt, daß ihm die Zähne klapperten, und in der Nacht überfiel ihn eine Hitze, wobei er irre ſprach und immer aus dem Bette ſpringen wollte. Der Herbergsvater hatte mich gebeten, ich möchte bei dem kranken Menſchen bleiben, denn der ſey auch ein Tuchmachersgeſelle wie ich, und ich that das gern; es war aber eine ſchlimme, unruhige Nacht. Am andern Morgen that mir auch der Kopf ſo weh, daß ich meinte, ich hatte das Fieber, aber der Herbergsvater gab mir etwas ein und hieß mich etliche Stunden ſchlafen, da wurde mir's wieder beſſer und den kranken Geſellen fand ich auch wieder beſſer. Der ſagte zu mir, wenn's meine Eltern in Ortenberg wüßten, daß mir's ſo ſchlimm geht, die würden mich wohl nach Hauſe holen laſſen, denn mein Vater hat ein Pferd und einen Wagen; wenn du ſchreiben kannſt, Geſell, ſo ſchreib für mich nach Hauſe, an meinen Vater, den Tuchmacher Falker, und ſchicke den Brief nur mit einem Boten fort, meine Leute werden dir's gut vergelten. Ich konnte wohl etwas ſchreiben, ich ſetzte den Brief auf, ſo gut ich's verſtund, und nahm mich dann wieder der Wartung des kranken Burſchen treulich an. Nach etlichen Tagen kam der alte Herr Falker ſelber mit ſeinem Wagen, um ſeinen kranken Sohn abzuholen. Da der Vater hörte, daß ich ſo manche Mühe mit ſeinem Sohne gehabt habe, und daß ich ein Tuchmachergeſell ſey, bot er mir Arbeit, gegen guten Geſellenlohn, in ſeiner Werkſtatt an, und ich nahm dies willig an und kam zu Fuße eben ſo weit, als die beiden mit ihrem Einſpänner, ſo daß wir auf dem ganzen Wege faſt immer beiſammen blieben.

In Herrn Falkers Hauſe wurde ich gar bald einheimiſch und bekannt, denn der Mann ſo wie ſeine Frau waren gute, gottesfürchtige Leute, bei denen ich ſo gute Dinge hörte, als ich vorher, außer von meiner Mutter, noch von niemand gehört hatte. Die Leute lebten wie die frommen Kinder mit einander, und mir war es, als ware ich noch einmal in eine Schule gekommen, wo ich viel andre und beßre Sachen lernte, als ich wohl ſonſt in der Schule gelernt hatte. Bei Herrn Falker lernte ich auch Gottes Wort kennen und las mit Freuden darinnen. Ich hatte den Mann ſo lieb, wie einen Vater, und nach etlichen Jahren wurde er auch mein Vater, denn ich heurathete ſeine Tochter und ließ mich in Ortenberg hauslich als Tuchmachermeiſter nieder. Mein Schwiegervater, der ein wohlhabender Mann war, hatte in dem Städtlein zwei Häuſer, das eine, größere davon bewohnte mein Schwager — derſelbe, den ich in Kronberg während ſeiner Krankheit verpflegt hatte, der aber jetzt wieder ganz wohlauf war. Dieſer bezeugte mehr Luſt zur Handlung und legte ſich noch bei des Vaters Lebzeiten ein gutes Geſchäft an; ich aber blieb beim Handwerk und bewohnte mit meiner Frau das andre Haus. Meine alte Mutter (denn der Vater war geſtorben) ließ ich auch, mit der einen noch ledigen Schweſter, zu mir kommen und wir wohnten alle gar einträchtiglich beiſammen.

Die Schwiegereltern ſtarben nach etlichen Jahren, kurz hintereinander; zuerſt die Mutter, dann der Vater, der uns auf ſeinem Sterbebette mit ſehr eindringlichen Worten zur Liebe ermahnte und ſegnete. Wir lebten gar glücklich miteinander, ich und meine brave Frau, obwohl uns der liebe Gott oft mit Krankheiten und andrem Leid heimſuchte, denn es ſtarben uns mehrere Kinder, und mit den fünfen, die uns am Leben blieben, gab es auch mancherlei Sorgen. Auch hatten wir an unſrem Viehſtand großen Verluſt, bei einer Viehſeuche, die damals ins Land kam, und in wenig Jahren hinter einander traf unſer Stück Feldes zweimal der Hagelſchlag. Ich hatte aber nun ſchon ein zuverſichtliches Herz zum lieben Gott gewonnen, und ließ mich in meiner Liebe zu Ihm und in meinem Frieden nicht mehr irre machen, und ſo wie ich dachte meine Frau auch.

Meinem Schwager ſchien es mit ſeinem Handel freilich beſſer zu glücken; er gewann dabei viel, und weil er wußte, daß er mich wohl brauchen könne, überredete er mich, daß ich, ſtatt der fremden Gehülfen, die ihm ſchon manchen Nachtheil gebracht hatten, ihm bei ſeinem Geſchäft beiſtehen moge. „Ich will die Reiſen machen und den auswartigen Verkehr beſorgen; du ſollſt indeß die Aufſicht und Leitung des Geſchäftes daheim führen; was uns an Gewinn kommt, das ſoll dann gern zum Theil auch dein gehören, denn du biſt ja mein Fleiſch und Blut“. Ich ging ein auf dieſen Vorſchlag; es glückte mir, durch eine glückliche Unternehmung mit Wolle unſer gemeinſchaftliches Geſchäft in einen ſo guten Gang zu ſetzen, daß mein Schwager mir aus Dankbarkeit anfangs ein Drittel, dann die Hälfte des jahrlichen Gewinnes abgab.

Jetzt wollte es wirklich ſcheinen, als ſollte mein alter Wunſch mit dem Reichwerden in Erfüllung gehen, denn ich hatte ſchon ein ſehr anſehnliches Capital in meines Schwagers Handlung ſtehen. Dabei lebte ich mit meiner Frau und meinen Kindern im Eſſen und Trinken und in der Kleidung noch eben ſo ſchlecht und gerecht fort, wie vorher, da ich mich von der Tuchmacherei nährte, nur daß ich meiner alten Mutter, die ja in ihrem Leben Noth genug ausgeſtanden hatte, manchmal etwas beſondres zu Gute that, und meiner Schweſter, die ſich in Ortenberg verheurathet hatte, und der es anfangs ein wenig ſchwer ging, je zuweilen etwas zufließen ließ. Ich hielt auch noch immer einen Geſellen und arbeitete ſelber in freien Stunden auf meinem Handwerk, ſo daß mir meine Werkſtatt faſt eben ſo viel austrug, als mein Hausweſen mich koſtete. Mit meinem Schwager aber ging es anders zu. Der hatte nach Geld und ſchönen Kleidern gefreit; hatte ſich aus Frankfurt am Main eine Frau aus einem vornehmen, dabei auch ziemlich vermöglichen Hauſe genommen, die er mit Extrapoſt nach unſerm kleinen Ortenberg brachte, und, damit ſie meinen möchte, Ortenberg ſey auch eine große Stadt, nach Verabredung mit dem Poſtillon erſt durch alle Gaſſen und Gäßchen hindurchfahren ließ, bis er mit ihr an ſeinem Hauſe hielt. Aber die junge Frau merkte doch bald den Unterſchied; ihr that es bange nach ihrer großen, ſchönen Vaterſtadt; ſie wollte ſich das Heimweh durch allerhand Kurzweil vertreiben laſſen, mein Schwager mußte ihr eine koſtbare Equipage ſammt Bedienten und Jungfer anſchaffen; ſie kutſchirten mit einander bald nach Wetzlar, bald nach Hanau, und in Frankfurt blieb ſie oft ganze Monate lang. Dazu verlangte ſie auch, wie große Leute, ein Landhaus, und mein Schwager war auch wirklich ſo nachgiebig, daß er ein Bauernhaus bei Ortenberg kaufte, das er niederreiſſen und dafür ein buntes, ſteinernes Kartenhaus hinſetzen, ſtatt der Baumanlagen und Felder aber einen franzöſiſchen Luſtgarten mit Springbrunnen anlegen ließ. Das alles koſtete gar viel Geld, und, wenn man's hätte berechnen wollen, weit mehr, als die Frau in unſer Haus gebracht hatte; mein Schwager war aber wie taub und blind, ſahe ſogar ſeinem Weibe die Spielſucht nach, die ihr und ihm gar große Summen koſtete. Ich aber war nicht blind und taub; ich ſahe wohl, wohin es bei ſolchem Gange kommen müßte; öfters ſuchte ich meinen Schwager zur Einſicht zu bringen, aber er wurde entweder zornmüthig und bitter, warf mir meine Armuth vor und prahlte mit dem Eingebrachten ſeiner Frau, oder hörte mich nur flüchtig an. Da ſprach ich einmal ausführlich mit meiner klugen Frau über die Sache, und die war ganz meiner Meinung, daher ſetzte ich mich auch bald nachher mit meinem Schwager ſo, wie ich's nun erzählen will.

Mein lieber Bruder, ſagte ich eines Tages zu ihm, da ſeine Frau wieder nach Frankfurt am Main verreiſt war, und wie man hörte, von dort eine Luſtreiſe nach

Paris machen wollte, du weißt, daß uns dein ſeliger Vater auf ſeinem Sterbebette zur brüderlichen Liebe gegen einander vermahnt hat, und ich meine, ich hab es bisher nicht daran fehlen laſſen, dir dieſe Liebe nach Kräften zu erweiſen. Auch weißt du wohl, daß ich, da ich in euer Haus kam, gar nichts hatte, ſondern ein blutarmer Menſch war. Alles, was ich jetzt habe: mein Haus, ſammt Garten und Feld, vor allem aber mein häusliches Glück mit Frau und Kindern, das danke ich doch nächſt Gott nur deinem ſeligen Vater und dir. Nun habe ich zwar jetzt ſechs oder ſieben Jahre für dich in deiner Handlung gearbeitet, und du haſt mir für meine Mühe einen ſo großen Lohn angerechnet, daß er zum anſehnlichen Kapital geworden iſt, aber ich habe dabei doch auch noch auf meiner Werkſtatt ſo viel erwerben können, daß ich mit den Meinigen zu leben hatte. Darum nimm' du und behalte das, was das Deine war; ich mag nichts aus dem Erwerb deiner Handlung haben, als was ich etwa, es wird gerade nicht viel ſeyn, hin und wieder von dieſem Verdienſt in meinem Haushalt verwendet habe. Wenn du das was ich dir gern und willig gebe, treulich zuſammenhältſt, und vor allen Dingen den Gelüſten deiner Frau Zaum und Gebiß anlegſt, dann wirſt du als ehrlicher Mann leben und beſtehen können, ſonſt aber geht es mit deinem ganzen Anweſen auf Spott und Schande hinaus; denn wenn du das rechneteſt, was ſchon jetzt nicht mehr dein, ſondern fremdes Gut iſt, da ſollte dir wohl dein Leichtſinn und deine Frauenhätſchelei vergehen.

Mein Schwager weinte und wollte anfangs mein Anerbieten nicht annehmen; er hatte ſich in ſeinem Leichtſinne ſelber Wolken vor die Augen gezogen, und in den beſtändigen Luſtbarkeiten, zu denen ſeine Frau ihn verleitete, war er ſeit etlichen Jahren nicht mehr dazu gekommen, ſeine Rechnungsbücher einmal gründlich durchzuſehen. Ich aber hatte ihn heute einmal, wo ich ihn längſt haben wollte; ich ließ ihn nicht wieder aus den Händen, bis ich ihm den ganzen Beſtand ſeiner Dinge haarklar auseinandergeſetzt hatte. Er war nun endlich doch zu der Einſicht gekommen, daß ich mit meinen bisherigen Warnungen und Ermahnungen recht gehabt habe.

Mein Bruder, ſagte ich zu ihm beim Fortgehen, ich laſſe dir all meinen verdienten Antheil an unſerm ſeitherigen Gewinn, ich laſſe dir all das Geld, das mein gehörte in deiner Handlung; aber etwas nehme ich doch mit mir hinaus und laſſe dir's nicht: das iſt mein ehrlicher Name, mein gutes Gewiſſen gegen Gott und Menſchen. Siehe du doch ja zu, daß du auch vor Gott und an dem Nächſten rechtſchaffen handeln und ein ehrlicher Mann bleiben mögeſt. Wenn du ferner, wie bisher, deiner Frau ihren Willen läſſeſt; ſo läſſeſt du der Sünde Herrſchaft über dich und dein Haus, und wo die waltet, da iſt kein Segen, weder oben noch unten.

Mein Schwager gab mir die Hand darauf, daß er von nun an ganz Anders auf ſeine Sachen ſehen, auch ſchon für jetzt ſeiner Frau ihr koſtſpieliges Reiſen verbieten wolle. Wie lange und wie weit er ſeinem guten Vorſatz würde aus eignem Vermögen nachgekommen ſeyn, das weiß ich nicht; denn der liebe Gott, wie das öfter geſchieht, kam ſeiner Schwachheit zu Hülfe und that das Meiſte, ja Alles für ihn. Seine Frau kam nämlich etliche Wochen nachher krank aus Frankfurt zurück, blieb auch von da krank, bis ſie nach etlichen Monaten ſtarb. Auf ihrem Sterbebette hat meine Frau ſie öfters beſucht, und es ſtehet zu hoffen, daß dieſe Beſuche nicht vergeblich geweſen ſind. Mein Schwager verkaufte darauf, freilich mit großem Verluſt, ſein Luſthaus, das er auf dem Lande hatte, bezahlte ſeine Schulden und fieng wieder im Kleinen ein Geſchäft an, wobei er noch jetzt beſteht.

So war es denn auf einmal wieder mit meinem Reichwerden am Ende. Ich war indeß ganz wohlgemuth dabei, denn ich hatte mir's nun ſchon allgemach zum Wahlſpruch gemacht: ſo ihr Nahrung und Kleider habet, ſo laſſet euch begnügen. Auch meine Frau war mit Allem, was gekommen, ganz wohl zufrieden, denn ihr Sinn iſt nicht nach hohen Dingen geſtellt. Ich trieb nun wieder recht fleißig meine Tuchmacherei, und der liebe Gott ſegnete mich ſo reichlich dabei, auch hatten wir mit unſrem kleinen Feldbau und unſrem Viehſtand etliche ſo gute Jahre, daß ich ſtatt unſres alten, etwas baufälligen Häusleins ein ſchönes, neues Haus, ſammt neuer Viehſtallung herſtellen konnte. Dazu hatte freilich unſer baares Geld nicht ganz ausgereicht, ſondern ich hatte etwas dazu aufnehmen müſſen. Indeß der Bau war nöthig geweſen, und ſo vertraute ich auf Gottes Durchhülfe und Segen, fing aber, damit ich meine Schuld eher abzahlen könnte, nebenbei ein kleines Handelsgeſchäft an. Einmal führte mich dieſes Geſchäft hinaus ins Sächſiſche, und ich konnte gerade jenesmal recht zufrieden ſeyn, denn ich hatte meine Waaren gut angebracht und manche mir zweifelhafte Poſten, die ich ausſtehen hatte, glücklich eingetrieben. Auf der Rückreiſe führte mich mein Weg durch den Thüringer Wald, und ich ritt oder fuhr damals nicht, ſondern ich ging hübſch zu Fuße und trug meinen ſchweren Reiſeſack ſelber, denn ich dachte: ſo lange du noch mit fremdem Gelde wirthſchafteſt, mußt du wenigſtens die eignen Füße, Hände und Schultern dazu gebrauchen, und darfſt, nach dem alten Sprichworte, zu deinem Schwarzbrod nicht Butter und Käſe zugleich eſſen.

Der Thüringer Wald war damals gar ſehr wegen der vielen Mordthaten und Räubereien verſchrieen, die in ihm geſchahen. Schon mancher Wandersmann und Handwerksburſch war in den Wald hineingegangen und nicht wieder herausgekommen, und niemand wußte, wo ſolche Leute hingekommen ſeyen. Auch hatte erſt kurz vorher eine Geſellſchaft von Jenaiſchen Studenten, die noch dazu mit Hirſchfängern bewaffnet waren, in einem Gaſthauſe, das mitten im Walde liegt, große Lebensgefahr ausgeſtanden. Denn ſie wollten, im Vertrauen auf ihre Zahl und Stärke, dort übernachten; man richtete ihnen ihre Streu ſo ein, daß die Köpfe im Kreiſe, um eine große hölzerne Säule, die mitten in der Wirthsſtube ſtund, herum zu liegen kamen; ſie hatten ſich ſchon niedergelegt, da ließ eine innre Angſt den einen von ihnen nicht ſchlafen, dieſer ließ auch den Andern keine Ruhe, bis ſie alle wieder aufſtunden und ſich an einen Tiſch ſetzten. Um Mitternacht aber, als man die jungen Leute im beſten Schlafe glaubte, wurde plötzlich von dem mörderiſchen Wirthe eine ſchwere, eiſerne Maſchine losgelaſſen, die oben an der Decke hing, und wie ein Kranz die Säule umgab, dieſe hätte ſie, durch ihr Niederſtürzen, alle zerſchmettert, wenn ſie liegen geblieben wären. So aber erwehrten ſie ſich tapfer des Wirthes und ſeines Knechtes, als dieſe hereinkamen, um die Todtvermeinten zu berauben, und kamen glücklich bis zur nächſten Stadt, wo ſie die Sache bei Gericht anzeigten. Von dort hat man dann gleich Soldaten und Gerichtsdiener nach dem Wirthshaus geſchickt, wo man viel geraubtes Gut und Leichname von ermordeten Menſchen gefunden hat. Auch den Wirth und ſeinen Knecht, welche beide im Kampf mit den Studenten verwundet worden waren, hat man ſpaterhin gefangen genommen, und ſie ſind hingerichtet, das Wirthshaus aber niedergeriſſen worden. Wenn aber auch bei dieſer Gelegenheit zwei jener Mordräuber bei Seite kamen, ſo blieben ihrer doch noch genug im Walde, und es reiſte niemand ohne Grauen durch denſelben.

In Arnſtadt, wo ich über Nacht blieb, hatte ich den ganzen Abend faſt nichts als dergleichen Mord- und Raubgeſchichten gehört, ich wußte aber, daß am andren Morgen ein Fuhrmann mit ſeinem Knechte, beides gar ſtarke Leute, mit mir deſſelben Weges ziehen würden, dazu wußte ich auch ſonſt, daß ich nicht allein ſey, denn ich hatte ja Den bei mir, welcher der Wächter Iſraels und ſein Schutz genannt wird, darum war ich getroſt und guter Dinge.

Ich machte mich am frühen Morgen, bei Tagesgrauen, mit den Fuhrleuten auf den Weg, und wir blieben beiſammen bis am Mittag, wo die beiden Leute ihren Pferden bei einer Waldſchenke, die ziemlich ſicher ſeyn ſollte, Futter gaben und ſelber etwas aßen. Bis dahin war uns nichts zugeſtoßen, auch nichts begegnet, das verdachtig ausgeſehen hatte. Mir ging dieſe Art zu reiſen gar zu langſam; man hatte mir geſagt, daß der Weg von dort an, wo wir hielten, viel bergab ginge, und daß man in fünf Stunden wohl aus dem Wald hinaus, zur nächſten Meiningenſchen Ortſchaft kommen könne; da machte ich mich in Gottes Namen allein auf den Weg, denn es war im October, wo die Sonne ſchon frühe zu Ruhe geht, und wenn ich noch am Tage oder in der Abenddämmerung den Wald paſſiren wollte, hatte ich keine Zeit zu verlieren. Etliche Stunden lang gieng es ganz gut, wiewohl ich nicht ohne Furcht und Sorgen war, und ſo oft ich ein Geräuſch horte, mich ſeitwärts vom Wege in das Gebüſch verſteckte, weil ich meinte, es könnten Rauber kommen. Als aber nun die Abendſonne das gelbe und rothe Laub der Birken und Buchen beſchien, und ich nicht gar fern unter mir, an einem Waldbache, das Wirthshaus erblickte, von dem ich in Arnſtadt gehört hatte, daß es das verdächtigſte und übelberüchtigteſte von allen ſey, obgleich man noch keinen ſichren Beweis gegen die Wirthsleute habe aufbringen können, da verließ mich der Muth gänzlich und ich blieb einige Zeit mit Bangen hinter einer alten Eiche ſtehen. Endlich dachte ich: wenn du mit einem rechten Umwege um das Haus herumgingeſt, daß dich niemand darinnen gewahr würde, ſollteſt du wohl mit Gottes Hülfe ihnen glücklich entkommen, denn es kann doch nicht mehr gar ſo weit bis zum Ende des Waldes ſeyn. So ging ich denn ſeitwärts tief in den Wald, mußte mehrmalen über Felſen hinab und hinanklimmen; aber je ſchlimmer und unzugänglicher die Wildniß war, durch die ich kam, deſto lieber war mir's, denn ich dachte, hier ſucht dich gewiß kein Räuber auf.

Ueber dieſem meinem Herumſteigen hatte ich die Richtung verloren, und da ich mich nach meinem Bedünken weit jenſeit des Wirthshauſes wieder auf den Weg herumlenken wollte, konnte ich dieſen mit aller Mühe nicht wiederfinden. Darüber wurde es Nacht, und es ſtieg noch dazu ein leichter Nebel auf, der die Sterne verdeckte. Ich hatte doch in meinem Leben ſchon mancherlei erfahren, aber in einem ſolchen Walde war ich noch niemals allein geblieben, ſondern immer unter Leuten geweſen. Ich dachte indeß, ſo oft mich meine Angſt zu einem guten und geſcheidten Gedanken kommen ließ: es iſt beſſer und ſichrer, mit ſeinem Gott allein in einem finſtren Walde zu hauſen, als in Geſellſchaft böſer Menſchen in einer beleuchteten Wirthsſtube zu ſitzen.

Zuerſt kamen die Eulen und ſchrieen ſo erbärmlich über meinem Haupte und in meine Ohren, daß mir die Haare zu Berge gingen; dann kam das blöckende Gebrüll der Hirſche, die gerade jetzt, im Herbſte, auf der Brunſt ſtunden, und einmal war mir's, als horte ich einen Wolf im Gebüſch heulen. Zuletzt legte ich meinen Ranzen am Boden hin und kletterte auf einen Eichenbaum, damit mich wenigſtens kein wildes Thier ertappen könne. Wie ich ſo in den Zweigen ſaß, bemerkte ich nicht gar fern von mir ein Feuer, ich meinte aber, es ſäße eine Rauberbande herum und getraute mich deshalb nicht darnach hinzugehen.

In dieſer Nacht habe ich wohl viel gebetet, aber ich meine faſt, es haben mehr die Angſt und die Todesfurcht, welche gewöhnlich viel verſprechen und wenig halten, als das glaubige Herz aus mir gebetet. Doch wurde ich dabei ruhiger und ich gewann zuletzt ein feſtes Vertrauen, daß ich den Gefahren glücklich entkommen werde.

Endlich, — ei wie lange dauerte mir's bis zu dieſem endlich, fing der liebe Tag wieder an zu dämmern und der Nebel war ganz vergangen; mit jeder Minute konnte ich weiter umherſehen. Ich ſchaute mich zuerſt, ehe ich vom Baum herunterſtieg, recht genau unter und neben demſelbigen um, ob da nicht etwa ein Wolf oder ein wildes Schwein verſteckt ware, dann ſtieg ich, weil jetzt wieder jedes Aeſtlein ſichtbar war, etwas höher hinauf, um nach der Statte des Feuers eine beſſre Ausſicht zu gewinnen, das ich heute Nacht hatte leuchten ſehen. Da erkannte ich nun deutlich, daß dort keine Rauberbande ſey, ſondern ein Köhler war dabei, der eben ſeinen Meiler anſchürte und ſeine Hütte nahe dabei hatte. Da faßte ich alsbald guten Muth, ſtieg vom Baum hinunter, nahm meinen Ranzen und arbeitete mich durch's Dickicht nach der Hütte hin. Der Köhler wunderte ſich etwas über den frühen Beſuch, und hielt ſeine Schürſtange ſo, daß er mich, wenn ich etwas Schlimmes im Schilde geführt hätte, wohl damit abtreiben konnte; er merkte mir aber bald an, daß ich mich ſelber vielmehr vor andren Leuten fürchte, als dieſe in Furcht jagen wolle, und da ich ihm erzählt hatte, wie ich hieher gekommen, hieß er mich niederſitzen auf ſeiner Moosbank und erquickte mich mit einigen Biſſen Brod und Käſe, ſowie mit einem Trunke Bier. „Wenn ihr etliche Stunden bei mir verziehen wollt, ſagte er, dann könnt ihr mit meinem Sohne, der mir dieſen Morgen neuen Mundvorrath bringt, gut und ſicher zum Wald hinaus bis auf die Straße nach Meiningen und bis in das erſte Dorf gehen, denn ohne Geleitsmann ſolltet ihr euch ſchwerlich aus dem Forſt hinaus finden.“ Ich nahm das ſehr gern an, und nach der durchwachten, kalten Nacht überſchlich mich gar bald ein ſanfter Schlaf, da, in der Nähe des wärmenden Feuers.

Nach etlichen Stunden weckte mich der gute Mann. Sein Sohn war ſchon lange gekommen; ich mußte noch etwas von dem neuen Mundvorrath koſten, dann machte ich mich mit meinem Führer auf den Weg. Jetzt ſahe ich's erſt, wie weit ich in der Nacht von der rechten Richtung abgekommen, und doch am Ende durch eine gute Hand zu dem hülfreichen Köhler geführt worden war; erſt nach drei vollen Stunden Gehens, mitten durch den Wald, wo kein deutlicher Weg noch Steg war, kamen wir hinaus, und bald ſahe ich mich auf ſichrer Straße wieder unter Leuten.

Mein junger Köhler wollte eben nichts von mir annehmen, als mein herzliches Vergeltsgott; ich zog jetzt ganz allein wieder meines Weges. So wohl war mir's lange Zeit nicht geweſen, als da auſſen im wärmenden Strahle der Herbſtſonne; ich ſang gar manches Lob- und Danklied, und wußte meiner Freude kein Ende darüber, daß ich mit ſammt meinem kleinen, ehrlich erworbenen Gute glücklich aus den Händen der Räuber entkommen ſey. „Jetzt kannſt du, ſo dachte ich, wieder einen großen Theil deiner Schuld abzahlen, und dein Häuslein gehört nun bald dir und deinen Kindern ganz zu eigen, auch für alle häusliche Forderungen, die der Winter mit ſich bringt, iſt jetzt reichlich geſorgt. Sechshundert Thaler jetzt eingenommen, vierhundert bekommſt du an Weihnachten — wenn dein Geſchäft ein Paar Jahre ſo gut von ſtatten ginge, wie bisher, dann könnteſt du, ſo murmelte ich halblaut vor mich hin, dann könnteſt du" — —

Ich wollte eigentlich ſagen „ein reicher Mann werden", aber ich ſchämte mich des Wortes vor meinem Gott, der mich ſchon ſo oftmals in meinem Gewiſſen und in meinen Schickſalen wegen jenes Wunſches gezüchtigt hatte. Ja ich ſchämte mich diesmal wirklich recht vor mir ſelber und vor dem lieben Gott, und ſtimmte mein Sprüchlein an „wenn wir Nahrung und Kleider haben", betete auch recht ernſthaft und kräftiglich, daß mir doch Gott meinen thörichten Wunſch, reich zu werden, ganz aus dem Herzen herausreiſſen möchte. „Du haſt ſchon ſo Vieles an mir gethan, ſagte ich zu ihm, haſt mich in ſo vielen Gefahren der Seele und des Leibes bewahrt und erhalten, ach errette mich doch auch aus dieſer größten Gefahr des Geizes".

Liebe Herren, es bleibt eben dabei, wir wiſſen manchmal ſelber nicht, was wir bitten und was wir bitten ſollen, ſondern ein Andrer vertritt uns mit ſeinem Seufzen;

ein Andrer, welcher beſſer verſteht, was uns gut iſt, als wir ſelber. Hätte ich's vermuthen können, wie bald mein Gebet wegen des Herausreiſſens ſollte erhört werden, wie wehe aber das thun würde, ich hätte ſchwerlich ſo gebetet. Und doch war Alles ſehr gut geweſen, denn ich hatte dabei eine Kraft in mein Herz empfangen, die ich wenige Stunden nachher gar gut brauchen konnte, wenn ich nicht in meinem Leid und Sorgen verſinken ſollte.

Ich kam gegen Abend nach Meiningen, ließ mir in einem bürgerlichen Wirthshaus ein Kammerlein mit einem Bette anweiſen, damit ich auf meine Beſchwerden recht ausruhen könnte, und ging dann in die Wirthsſtube hinunter zu den Gaſten. Da ſahe ich einen Bürgersmann aus meinem Stadtlein: aus Ortenberg ſitzen, der gewöhnlich mit Schuſtergeräthſchaften hauſiren ging. „Ei, wie ſteht's bei uns zu Hauſe, Meiſter Wilhelm, redete ich ihn an“. „Wie ſoll's ſtehen, antwortete er ganz trübſinnig; ſo, wie's eben über Brandſtätten und in Jammerſtunden ſeyn kann“. „Was? fragte ich ganz erſchrocken, über Brandſtatten und in Jammerſtunden?“ — „Ja, antwortete er, es thut mir leid, Meiſter Pahler, daß ich's berichten ſoll; bei eurem Nachbar iſt am vorigen Dinſtag in der Nacht ein Feuer ausgebrochen; euer ſchönes, neues Haus liegt in Schutt und Aſche, auch euer Vieh iſt mit verbrannt, und bald hätte es auch einem eurer Töchterlein und eurer alten Mutter das Leben koſten können, die ſind aber Gott Lob beide noch gerettet worden, und niemand von den Eurigen iſt beſchädigt“.

Mir verging das Hören und Sehen bei dieſer Hiobspoſt; ich mußte mich niederſetzen. Bringt dem Herrn da ein Glas Wein, rief Meiſter Wilhelm zur Wirthin; ich aber verbat mir Alles, ließ mir's nur noch einmal wiederholen, daß doch niemand von den Meinigen mitverbrannt ſey, und daß auch meines Schwagers Haus ſammt einem großen Theil des Städtleins und die Kirche noch ſtänden; dann ging ich hinauf in mein Kämmerlein und ſchloß die Thüre hinter mir zu. Anfangs weinte ich da meine ſtillen Thränen. — Jetzt iſt alles hin, was ich im Schweiß meines Angeſichts erarbeitet habe; woher nun Brod nehmen für meine Frau und Kinder, und für die alte Mutter. „Bin ich nicht, ſo jammerte ich laut, ein recht betrübter und unglücklicher Menſch?“ Betrübt wohl, ſo ſprach's zu mir in meinem Herzen, aber unglücklich nicht. Haſt du nicht das Beſte in deinem Herzen feſtbehalten, was dir weder Noth noch Tod nehmen kann; ſind dir nicht alle die Deinigen glücklich aus den Flammen errettet worden, und du biſt noch geſund und ſtark, kannſt auch dazu ein Handwerk. Darauf fiel mir das ſchöne Troſtlied von Paul Gerhard ein: warum ſollt' ich mich denn gramen, und ich ſang damit mein Herz ſo zur Ruhe, wie eine Mutter ihr ſchreiend Kind mit einem Wiegenliede.

Ich hatte gemeint, ich würde für Kummer die ganze Nacht nicht ſchlafen können; ich lag aber kaum im Bette, da ſchlief ich auch ſchon ein. Freilich weckte mich der Kummer gar zeitig wieder auf, und ſobald es dämmerte machte ich mich auf den Weg, denn ich konnte es kaum erwarten, daß ich heim zu den Meinigen käme. Das Morgenroth ſtieg am Himmel auf, und die Raben aus einem benachbarten Wäldlein flogen bei ſeinem Glanze heraus auf's Feld nach ihrem Futter. Da fiel mir, ich kann wohl ſagen, mit rechter Gotteskraft der Gedanke an Den ein, der das Geſchrei der jungen Raben hört, wenn ſie um ihr Futter fliegen; an Den, welcher geſagt hat, daß, wenn auch eine Mutter ihres Kindleins vergeſſen könne, doch Er unſrer

nicht

nicht vergeſſen wolle, die er gezeichnet hat in ſeine Hände. Und da betete nicht mehr die Angſt oder die große Sorge aus mir, ſondern der freudige Glaube, wie ein Kind ihn an ſeinen lieben Vater hat: „Du haſt mir nun Alles genommen, betete ich, womit ich für die Meinigen zu ſorgen gedachte; jetzt wirſt du ja, du lieber Vater, ſelber für uns ſorgen. Wie du genommen haſt, was das Unſrige war, ſo nimm' nur auch uns ſelber ganz und gar, mit allem was wir ſind, zu deinen treuen Händen; denn wir wollen ganz Dein ſeyn und Dein bleiben".

Es giebt ein ſchönes Lied, meines Wiſſens von einem Nürnberger Schulrector verfaßt; es heißt: „wie wohl iſt mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh". Daſſelbige Lied habe ich in jener Morgenſtunde viel geſungen, und ich kann ſagen, daß ich das „wohl ſeyn", von welchem das Lied handelt, damals recht kräftiglich empfunden habe.

Als ich wieder ſo nahe an mein liebes Ortenberg kam, es war an einem Sonntag in der Frühe, daß ich vom Hügel herunter das ganze Städtlein überſchauen konnte, und als ich nun ſtatt meines Wohnhauſes nur eine ſchwarze Brandſtätte erblickte, da trat mir freilich das Waſſer wieder in die Augen. Ich fand die Meinigen in dem Hauſe meines lieben Schwagers, worinnen jetzt, nach dem Tode ſeiner Frau, für die freilich das ganze Haus zu klein geweſen, Raum genug war. Mein treues Weib fiel mir weinend um den Hals, wir ſprachen aber zu einander „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, ſein Name ſey gelobet", und da ich erſt alle meine Kinder und meine alte Mutter ſo unverletzt wieder um mich ſahe, da hatte ich mein Leid vergeſſen, und wir gingen zuſammen in die Kirche, die ja auch noch von den Flammen unverſehrt daſtund.

Weißt du was, ſagte ich, als wir zu Mittag wieder beiſammen waren, zu meiner Frau, ich werde eine Zeit lang bei einem Meiſter als Geſelle arbeiten, denn müſſig kann ich nicht bleiben. Ich weiß aber, daß unſre Glaubiger mir das Geld, das ich zum Bau unſres vorigen Hauſes entlehnte, noch laſſen werden, und dann habe ich aus meinem bisherigen kleinen Handel beilaufig noch ſo viel, daß wir uns, ſobald der Frühling kommt, ein neues Häuslein werden bauen und einrichten können. Iſt's auch kleiner als das vorige, ſo ſoll dafür unſre Zufriedenheit deſto größer ſeyn.

Wir wohnten nun, den Winter über, in dem Hinterhauſe meines Schwagers ganz vergnügt beiſammen. Nur meine Mutter, die freilich ſchon in die achtziger Jahre war, befand ſich unwohl ſeit dem Schrecken über die Feuersbrunſt, bei der ſie faſt mitverbrannt wäre, weil ſie mein kleines Töchterchen hinaustragen wollte, und dabei ein herabſtürzender, brennender Balken ihr den Ausweg verſperrte. Sie hielt ſich mühſam noch etliche Monate auſſer dem Bette, dann aber legte ſie ſich zum Sterben und ihr Ende war ſehr ſanft. In der letzten Zeit, da ſie ſahe, wie wir uns plagen mußten, ſagte ſie öfters zu mir: „es wird dir noch recht wohl gehen, mein Sohn, denn es heißt: ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden, und das iſt Gottes wahres Wort, was an dir in Erfüllung gehen wird, weil du an deiner alten Mutter bis zu ihrem Ende viel Gutes gethan und ſie geehrt haſt“.

Als der Frühling näher kam, und nun der Aufbau meines Hauſes ſeinen Anfang nehmen ſollte, hatte ich eben doch viele Sorge. Es gehörte gar zu viel zum Bau und zur neuen Einrichtung, denn es war uns, weil das

Feuer bei Nacht auskam, wo die Meinen ſchliefen, Alles verbrannt, ſogar die Betten, Kleider und Wäſche, ſo daß ich das Geld, das ich von der letzten Reiſe mitgebracht hatte, zum Theil auf die neue Bekleidung meiner Leute, und auf andre ſolche Sachen hatte wenden müſſen. Viel fremdes Geld wollte ich auch nicht gern aufnehmen, denn das Geld war damals, nach der Kriegsnoth, ſelten unter den Leuten, und mußte hoch verzinſt werden. Wenn ich jedoch manchmal in freien Stunden und bei Nacht im Bette, wenn ich nicht mehr ſchlafen konnte, die vielen Ausgaben, in die ich mich ſtecken ſollte, berechnete, und dagegen die Einnahmen ſo klein erfand, daß ihre Wagſchale hoch in die Luft ſchnellte, da legte ich in dieſe leichte Schale den Spruch hinein: befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; Er wird's wohl machen; und die Wage kam dann wieder ins Gleichgewicht und ſtund ruhig. Denn der Bau und die neue Einrichtung für mein Handwerk mußte doch einmal ſeyn; ich war ſie ſchon den Meinigen ſchuldig, für welche ich zu ſorgen hatte, und auch meine vorigen Schuldner konnte ich von meinem jetzigen Wochenlohn als Geſelle nimmermehr bezahlen.

Eines Tages, es war eben Sonntag Palmarum, der mir von Kindheit an ein fröhlicher Tag geweſen iſt, hatte meine liebe Frau, die ſich ſeit einiger Zeit auch der Sorgen zu ſehr annahm, am Morgen das Lied: „befiehl du deine Wege" geſungen, und hatte dazu geweint. Ich ſagte: „liebes Weib, das Lied, das du ſingſt, iſt wohl ein ſchönes, herrliches Lied, das mich ſeither oft getröſtet hat, aber es iſt doch immer ein Kreuz- und Troſtlied, und mir iſt heute ſo wohl zu Muthe, daß ich lieber ein rechtes Freuden-, ein Lob- und Danklied mit dir ſingen, und Dankpſalmen beten möchte. Horch nur, wie die

Lerchen drauſſen ſo freudig ſingen am ſchönen Frühlingstag, und deine ſeligen Eltern, ſowie meine Mutter ſelig, werden dort oben noch ſchönere Freudenlieder ſingen, und wenn du nicht ſeit etlichen Wochen kranklich wareſt, würdeſt du dir auch nicht ſo viel Sorgen machen". — Meine Frau nahm ſich das zu Herzen, was ich ſagte, wiſchte ſich ihre Thranen ab und war ganz fröhlich mit mir.

Als wir aus der Kirche nach Hauſe kamen, hörte ich, daß unſer Herr Graf nach Ortenberg gekommen ſei; er habe zu mir hergeſchickt und mir ſagen laſſen, ich ſolle zu ihm hinkommen. Unſer Herr Graf von Stolberg Wernigerode iſt gar ein frommer, guter Herr, den ſeine Unterthanen lieb haben, wie die Kinder ihren Vater, ich fürchtete mich daher nicht vor ihm, ſondern ging getroſt zu ihm hin. „Meiſter Pahler", ſagte er zu mir, „ihn hat im vorigen Herbſt ein Unglück betroffen mit ſeinem Hauſe, und ich kann mir denken, daß er jetzt in Sorgen iſt wegen des neuen Aufbaues. Ich habe ſo eben Geld bei mir liegen, er kann bei mir haben, ſo viel er braucht, auf fünf Jahre ohne alle Zinſen". Ich dankte dem guten Herrn mit Thranen; er aber ſchüttelte mir die Hand; darauf lief ich heim zu meiner Frau, und erzählte der, was mir Fröhliches geſchehen ſey.

Ei, wie raſch ging es jetzt vorwärts mit dem Bauen. Ich ließ, nach einiger Ueberlegung, dennoch das neue Haus wieder eben ſo groß, und eher noch größer, machen, als vorher; dabei kam mir eine Gelegenheit zu einem recht guten Ankauf von Wolle, und ich wagte es in Gottes Namen, kaufte und verkaufte dann wieder mit Vortheil, und weil ich in meinem Handel immer ganz mäßiglich zu Werke ging, ſo daß ich niemals mehr Gewinn nahm, denn ich mit gutem Gewiſſen konnte, dabei auch ſtets auf gute

Waare hielt, ſo bekam ich ſo viele Beſtellungen, daß mein Geſchäft faſt ins Große ging. Dazu hielt ich mehrere Geſellen, und arbeitete ſelber fleißig auf meinem Handwerk, brauchte auch in meinem Hauſe gar wenig, denn meine Frau, die jetzt wieder ganz geſund und gutes Muthes war, hielt Alles ſehr brav zuſammen. So geſchahe es denn, daß ich ſchon im dritten Jahre nach dem Bau meinem Herrn Grafen faſt ſein ganzes Kapital, und ſtatt der Zinſen den herzlichen Wunſch von Gottes Lohn und Segen zurückgeben konnte, und jetzt, wo das fünfte Jahr ſeit meinem Brande verfloſſen iſt, bin ich, wie man zu ſagen pflegt, keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig, ſondern habe noch übrig, zu geben den Dürftigen, will auch, ſo mir Gott das Leben ſchenkt, bei meiner Nachhauſekunft daran denken, noch etwas Beſondres für die Waiſen und Nothleidenden meines Ortes zu thun. Denn das, was ich heute auf den Gütern des Herrn Ritter Conrad geſehen habe, hat mir gar wohl gefallen; und gerade nur Kapitalien hinzulegen, oder reich zu werden, das ſuche ich jetzt Gott Lob nicht mehr, ſondern möchte lieber nur ein treuer Haushalter werden mit dem verliehenen Pfunde.

Dies iſt nun meine geringe Lebensgeſchichte, ihr lieben Herren. Wenn ich ein wenig zu weitläufig und ſchwatzhaft dabei geweſen bin, und manches erzählt habe, das für ſolche Herren gerade nicht ſehr unterhaltend war, ſo bitte ich, ſie wollen mir's nicht für ungut nehmen, denn ein Sperling weiß von nichts weiter zu ſingen, als von ſeinem Neſte.

Ritter Conrad nahm das Wort und ſagte: habt Dank für euren treuen Bericht; ihr habt uns gute Waare gegeben, mein lieber Meiſter, die Jeder von uns auf ſeine Weiſe brauchen kann. Auch der Doctor aus Cöln, der neben dem Meiſter Pähler ſaß, drückte ihm die Hand und ſagte: ihr ſeid mir erſt nun recht von Herzen als lieber Landsmann willkommen; der Offizier aber ſchien ganz beſonders bewegt. „Dieſer ehrliche Mann da, ſagte er, iſt bei ſeinem anfänglichen Gelüſte nach Geld und Gut von ſo vielerlei Verſuchungen angefochten und immer daraus errettet oder darinnen bewahrt worden, weil es ſeine Art war, nicht zu hoch zu fahren, ſondern ſich an den niedren, feſten Boden zu halten. An ſeinen Händen klebt kein unrechtes Gut, noch weniger aber ein unſchuldig vergoſſenes Blut. Was ſoll ich dagegen von mir ſagen? — Dieſe meine Hände ſind befleckt worden von dem Blut eines Menſchen, den ich meinem Abgott, der falſchen, ſchnöden Ehre als Opfer geſchlachtet; ich konnte nicht vor dem Fall bewahrt bleiben, weil ich mich nicht von der Demuth halten und führen ließ, ſondern weil mein Hochmuth mich hinaufriß nach lauter hohen Dingen — ich bin ein Mörder“.

Alle ſchwiegen mit theilnehmender Bewegung; denn an der Stimme und an dem ganzen Weſen des Mannes konnte man wohl bemerken, daß „der Mörder“ nicht mehr in ihm, und daß auch der Hochmuth ihm vergangen war. Er ſahe um ſich und fuhr dann fort: Ich weiß und fühle, ich bin hier unter Solchen, die ſich von Herzen freuen können an einem Sünder, der Buße that; warum ſollte ich ihnen dieſe Freude nicht machen, indem ich zuerſt mein ſchweres Elend, dann meine Geneſung und Errettung daraus, Ihnen beſchreibe; ſieht man doch in meiner Lebensgeſchichte überall jene Hand hindurchſcheinen, die nicht will den Tod und das Verderben der Menſchenſeele, ſondern ihre Heilung und ihr Leben. Wenn deshalb unſer edler Hauswirth es erlaubt, und meinen Mitgäſten es gefällt, ſo bin ich gern bereit, Einiges von den Schickſalen meines Lebens zu erzählen, damit wir Alle gemeinſchaftlich uns daran freuen können, daß wir bei und über uns einen Retter haben aus der Noth.

Herr Conrad, ſowie ſeine Gäſte, bezeugten ihr aufrichtiges Verlangen, die Erzählung zu hören, und der Offizier begann ſie, wie folget:

Geſchichte des Herrn von Hochwarten.

Ich ſtamme aus einem alten, gräflichen Hauſe, das vormals in Böhmen ſehr anſehnlich war; von meiner Jugend an habe ich mich jedoch nach meiner mütterlichen Abſtammung, Carl von Hochwarten, genannt, bin auch unter dieſem mütterlichen Geſchlechtsnamen ſeit meinen Kriegsdienſten gegen die Türken nicht ganz unbekannt. Mein Großvater, von väterlicher Seite, war bei jenen Bewegungen in Böhmen, welche den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges herbeiführten, nicht unthätig geweſen; zwar traf ihn nicht das gleiche Loos mit jenen Männern ſeines Landes, welche bald nachher in Prag unter der Hand des Henkers ihr Leben endeten, worunter manche ſeiner Freunde waren, aber er wurde all ſeiner Güter und Ehrenämter für verluſtig erklärt, und mußte, wie ein Geächteter, ſein Vaterland verlaſſen. Mit einigen geretteten Trümmern ihres Vermögens kamen meine Eltern in die Schweiz, wo mein Großvater in großer Zurückgezogenheit und äußerlicher Beſchränkung lebte und nach wenig Jahren ſtarb. Sein einziger Sohn, mein Vater, hatte an dieſer Zurückgezogenheit kein Gefallen; ſobald er zum Jüngling gereifet war, ſuchte er (denn auch die Mutter war jetzt geſtorben) Kriegsdienſte unter verſchiedenen Heeren; denn noch ſtund das arme Deutſchland in den Flammen des langwährenden Krieges, in welchem Freunde wie Feinde auf gleiche Weiſe es zertraten und verheerten. Nach dem Abſchluß des Friedens zog er, durch verſchiedene Umſtände bewogen, in das Bisthum Hildesheim, wo er mit dem, was er im Krieg ſich erworben, und mit dem Reſt ſeines elterlichen Vermögens ſich ein kleines Beſitzthum ankaufte. Hier lernte er meine Mutter kennen, warb um ihre Hand, und ihr Vater gab der Zuneigung ſeiner Tochter nach. Dieſe Ehe war von kurzer Dauer; jener düſtre Schatten der falſchen Ehre, der ſpäterhin mich zum tiefen Falle brachte, iſt auch meinem armen Vater zum Verderben geweſen; er blieb in einem Duell. Als man den ſchwer Verwundeten in unſer Haus brachte, und als er bald nachher in den Armen meiner zärtlichen Mutter ſtarb, da war dieſe, ſo hat man mir ſpäter erzählt, ganz lautlos und ſtill. Es war aber leider nicht die Stille der ruhigen Ergebung und Faſſung, ſondern die des erſtarren machenden Schreckens und der Verzweiflung. Die gute Frau war ſeit längerer Zeit von den bängſten Ahnungen gepeinigt geweſen, und hatte unabläſſig meinen Vater, den ſie gar nicht mehr aus ihren Augen laſſen wollte, vor einem nahen, großen Unglück gewarnt. Seit vielen Nächten, beſonders ſeitdem der Gemahl in dringenden Geſchäften nach der Stadt verreiſt war, hatte ſie nur wenige Stunden geſchlafen, denn wenn ſie die Augen ſchloß und die müden Sinnen ihr vergingen, da wurde ſie von furchtbaren Träumen wieder aufgeſcheucht. Sie hatte ſchon vorher, ehe ſie der harte Schlag traf, aus Angſt und Sorgen unmäßiglich viel geweint, nun, da die Stunden kamen, wo ihr die Thränen eine Linderung geweſen wären, hatte ſie gar keine mehr.

Als ſie, einige Stunden nach dem Verſcheiden meines Vaters, aus ihrer Erſtarrung des innren Schmerzens wieder zu ſich kam, und ſein Blut an ihrem Gewand, neben ſich aber den Leichnam ſahe, deſſen kalte Hand ſie noch immer feſt in der ihrigen hielt, ſagte ſie: ich kann nicht weinen, aber ich fühle es, daß die brennend heißen Thränen ſich innerlich hinein, wie in mein Haupt ergießen. Gott erhalte mir meine Seele geſund; ich hoffe und wünſche, daß ich bald ſterben werde, ſonſt müßte ich fürchten für meinen Verſtand.

Die Hoffnung meiner armen Mutter wurde erfüllt. Sie ſtarb, am gebrochenen Herzen, als man ſie auf ihr vieles anhaltendes Bitten, weil eine längere Weigerung ihr Verlangen faſt zum Wahnſinn zu ſteigern ſchien, noch einmal zu dem Sarge ihres Gemahls hinzugelaſſen hatte. Sie hatte von dem Augenblick an, wo man meinen verwundeten Vater zu ihr brachte, bis zu ihrem Ende, keine Thränen vergoſſen, auch keinen andern Gedanken, wie es ſcheint, gehabt, als den, an ihren todten Gemahl; denn ſo zärtlich ſie mich vorher, bis zu den Stunden ihrer harten Prüfung, geliebt, und ohne Aufhören unter ihren Augen behalten hatte, ſo verlangte ſie doch von da an niemals mehr nach mir, ja ſie hatte, als die Wärterin mich zu ihr brachte, um ſie durch den Anblick ihres Kindes zu tröſten, anfangs mich gar nicht zu bemerken geſchienen, und da ich endlich in ihre Arme verlangte, faſt wie im Unwillen ſich hinweggewendet, und gewinkt, man ſolle mich wieder forttragen.

Ich war damals, als meine beiden Eltern ſtarben, erſt ſeit Kurzem von der Bruſt der Mutter entwöhnt;

kann mich deshalb gar nicht mehr, weder an meine arme Mutter, noch an meinen Vater erinnern. Man brachte mich zu meinen alten Großeltern, die in ziemlich weiter Entfernung von uns damals ein Schloß bewohnten, welches der Familie zugehörte. Ich kam da vor allem in die Pflege meiner Großmutter und einer Tante, die, meines Erachtens, mit zu großer Zärtlichkeit an mir hiengen, und mir zu viel von meinen kindiſchen Unarten nachſahen.

Die erſten Erinnerungen, die mir aus meiner Kindheit geblieben, oder durch das, was man mir ſpäter erzählte, in mir wieder aufgefriſcht worden ſind, laſſen mich mit Recht vermuthen, daß ich ein ſehr hochfahrender, herrſchſüchtiger Knabe geweſen ſey. Im Spiele mit andren Kindern wollte ich immer der erſte ſeyn, Alle ſollten nur mir gehorchen, und wenn etwas nicht nach meinem Willen ging, da gerieth ich bald in den heftigſten Unmuth. Am liebſten ſpielte ich Krieg mit meinen kleinen Geſellen, wobei ich jederzeit der Herzog oder ein Feldmarſchall ſeyn wollte, und da ich das vornehmſte Kind in unſrem Dorfe war, auch niemand von den Meinigen mir widerſtund, und noch weniger mich beſtrafte, ſo wuchs mein unbändiges, ſtarrſinniges Weſen mit jedem Tage. Wenn dann auch zuweilen meinem Großvater, der mich übrigens, weil das Podagra und andre Leiden des Alters ihn an ſein Zimmer und an ſeinen Lehnſtuhl feſtbanneten, nur ſelten ſahe, etwas von meinen böſen Unarten zu Geſichte oder zu Ohren kam, und er mich ſtrafen wollte, da redeten ihm die Großmutter und die Tante, öfters ſo, daß ich's hörte, darein. Laß ihn doch, ſagten ſie, iſt er doch aus kriegeriſchem Blut und von tapfrem Muth, wer weiß, was noch für ein großer, anſehnlicher Mann aus ihm wird.

Und eben ſolche Worte, wenn ſie auch nicht ganz ernſthaft gemeint waren, goſſen Oel in das Feuer, das damals ſchon in mir brannte, denn ſobald ich nur zu denken anfieng, war das mein herrſchender Gedanke: daß ich einmal ein recht großer, von aller Welt gefürchteter und geehrter Mann werden möchte. In den Krieg wollte ich gehen, und da ſolche That verrichten, daß alle Welt darüber erſtaunte und erſchracke.

Man ſollte meinen, ein Gedanke an den Krieg und an das Kriegführen hätte in einem Kinde meines Alters, und in den Umſtänden und Umgebungen, in denen ich damals lebte, gar nicht aufkommen können. Die Wohnſtätte meiner Großeltern lag in einer Gegend, über welche ſich alle Greuel des dreißigjährigen Krieges mehr als einmal ergoſſen hatten; deren Bewohner den Becher des Jammers bis auf ſeine letzte Hefe hatten austrinken müſſen. Auf viele Meilen weit und breit umher ſahe man damals nichts als das Gemäuer von zerſtörten Dörfern und Flecken; als meine Großeltern das Familienſchloß, in welchem wir jetzt wohnten, zuerſt wieder bezogen — es geſchahe kurz vorher, ehe man mich zu ihnen brachte — da fanden ſie, auſſer dem feſten Gemäuer, nichts mehr von Allem, womit vormals die leeren Räume ausgefüllt waren; ich ſelbſt kann mich noch erinnern, daß man in mehreren Zimmern und Gemächern des Schloſſes, die noch nicht wieder bewohnbar gemacht worden waren, weil unſre kleine Familie ihrer nicht bedurfte, die Blutflecken an den Wänden und Fußböden gewahr wurde, welche theils von der Mordluſt, theils von den Wunden der mehrmalen hieher gebrachten, kranken Soldaten zeugten. Wenn man in dem allmählig ſich wieder anbauenden Dörflein unter den Trümmern der niedergebrannten Häuſer einen Keller aufräumte, fand man ihn gewöhnlich erfüllt von den Gerippen jener ehemaligen Bewohner des Ortes, die hier, ſtatt der gehofften Bergung, den Tod von mordſüchtigen Kriegern gefunden hatten. Das greiſe Haar, das noch an den Schädeln hing, ſowie die zarten Kindergebeine, verriethen es, daß man hier weder des hohen Alters, noch der Säuglinge verſchont hatte.

Ein Ort, in der Nähe unſres Schloſſes, war vorzüglich berüchtigt wegen der Spuren der Kriegsgräuel, die dort gefunden wurden: dies war die Ruine eines vormaligen, durch ſeinen Bau und ſeine Lage überaus feſten Ritterſchloſſes, welches vor alten Zeiten zu den Beſitzungen derer von Hochwarten gehört hatte. Erſt nach mehreren Jahren hatte ein alter Hirt, dem man nachſagte, daß er dort viele im Kriege vergrabene Schätze aufgefunden, das bekannt gemacht, was in jenem Schloſſe die Wuth des Krieges zurückgelaſſen. Ich war damals etwa ein Knabe von fünf Jahren; ich ruhete nicht eher, bis meine Großmutter und Tante mir den alten Jäger mitgaben, daß er mich hinauf begleite zu dem alten Schloſſe. Dort ſtund ich und ſahe mit einer Luſt, wie ſie im Grauſen ſelber liegt, dem Herausſchaffen der Menſchengerippe zu, in denen einſt Seelen wohnten, die an dieſer Stätte die Bitterkeiten des Todes in vervielfachtem Maße gekoſtet.

War ich denn von Kindheit an von der Natur jener Adler, oder vielmehr jener Geyer, die ſich da verſammlen, wo ein Aas iſt; deren Zug gehet nach dem Geruch und den Schreckniſſen der Grüfte und des Todes? Als ich den Weg zu dieſer alten Mordſtätte wußte, an welcher, wie man erzählte, mehr den ſechshundert geflüchtete Landleute, ohne Unterſchied des Geſchlechtes und Alters, auf einmal von den Kroaten geſchlachtet worden waren, da ſchlich ich mich ſchon als Knabe öfter hinauf; ſogar bei einbrechender Dämmrung und bei Mondſchein, denn ich kannte die Furcht nicht, verweilte ich dort ſtundenlang; hatte ich etwas von Geiſtern gewuſt, ich hätte ſie zum Erſcheinen herausgefordert, oder gäbe es ſolche Geſpenſter, ſie wären mir ungefordert erſchienen.

Eben jenes alte Schloß, mit ſeinem hohen, der Zerſtörung trotzenden Gemäuer, wurde mir aber bald nachher eine Art von Schule, die für mein ſpäteres Leben nicht ohne Folgen geblieben iſt. Ich fand dort, von Zeit zu Zeit, jenen alten Schafhirten, den nämlichen, welchem man nachſagte, daß er ein Schatzgraber ſey. Dies war er nun zwar nicht, wohl aber trug er in ſich ſelber einen Schatz, der mir in meinem Knabenalter ein unſchatzbar hoher zu ſeyn ſchien: das war die Fülle der Erzahlungen von Begebenheiten, die er ſelber geſehen und erlebt hatte. Der Alte hatte als Soldat den größeſten Theil des dreißigjährigen Krieges mitgemacht, und ſelbſt einige Jahre lang im venetianiſchen Seedienſt gegen die Türken gekampft; er ſprach ſo gern und ſo lebhaft von ſeinen Kriegszügen, beſchrieb den Verlauf jeder einzelnen Schlacht ſo anſchaulich, daß mir ſelber, in meiner regſamen Einbildung, ſo zu Muthe ward, als ſei ich mitten im Rauchdampf der donnernden Geſchütze, und zwiſchen den blinkenden Schwertern, zuweilen nahm mich's ſo hin, daß ich mit beiden Armen um mich ſchlagen, und dazu, in der Einbildung, als ſaße ich zu Pferde, hüpfen und ſpringen mußte. Bei ſolcher Gelegenheit ſagte dann der alte Hirt: „Allgemach Herr Junker, ihr werdet noch zeitig genug auf die Roſenbeete kommen, da es ſtatt der Stacheln die ſcharfen Schwerter, ſtatt der Thautropfen die Muſketenkugeln zieht“.

Mein alter Hirt, den ich im Sommer faſt täglich auf ſeinen Weideplätzen aufſuchte, und der im Winter öfter, das hatte mein Eigenwille gegen alles Sträuben der Großmutter und Tante durchgeſetzt, mich beſuchte, mußte auch etwas von der Natur der Todtenvögel an ſich haben; die Geſchichten, die er am liebſten und öfterſten erzählte, waren zugleich die grauſenhafteſten. Mitten in ſeinen Berichten über die Begebenheiten einer Schlacht, verlor er ſich in die Beſchreibung der entſetzlichen Gräuel, welche die blutdürſtigen, verwilderten Schaaren der Soldaten in Städten und Dörfern an den unſchuldigen Bürgern und Bauern verübt hatten. Es war ein Gefühl in meinem Innren, das mich vor dieſen Thaten ſchaudern machte, und doch hörte ich ſie faſt gern an, ſowie manche Menſchen bei den Gemälden vom Bethlehemitiſchen Kindermord, oder den Verheerungen der Peſt mit einer Art von Vergnügen verweilen, ich meinte ſogar zuletzt, das müſſe ſo ſeyn; es gehöre zum Soldatenſtande.

Gewiß, ich war damals in Gefahr, daß alle die Keime des menſchlichen Gefühles, die in mir lagen, erſtürben, und mein Herz dem völligen Verhärten unterlage. Der Hinabſturz zur Tiefe, in der ich endlich erwachte, ſollte wenigſtens gehemmt und aufgehalten werden, damit er nicht gänzlich mich zerſchmetterte und vernichtete; dafür wurde damals in meinem zwölften Jahre geſorgt.

Mein Großvater war geſtorben; nach ſeinem Tode fand ſich's, daß unſre Vermögensumſtände in ſehr ungünſtiger Verfaſſung ſeyen, denn die Familie hatte im Kriege faſt Alles verloren, und hatte, ſo lange der alte Herr lebte, mehr von dem Credit ſich erhalten, den der Name und das vorige Anſehen dem Hauſe gaben, als von dem eignen Einkommen. Die Felder und Güter hatten damals wenig Werth, denn das Land war noch ſo verödet und menſchenleer, daß ſich kaum Hände genug für den Anbau der Hälfte jener Grundſtücke fanden, welche brach und wüſte lagen. Obgleich daher ein Theil unſrer Güter verkauft wurde, kam doch ſo wenig dabei heraus, daß meine Großmutter und Tante, nachdem ſie mich nach Hildesheim in eine Freiſchule für junge Adliche gebracht, beide in ein Kloſter gingen. Sie weinten ſehr, bei dem Abſchied von mir, ich aber, ſo weit hatte ich es in dieſer Kunſt ſchon gebracht, verhärtete mein Herz; denn das Weinen, ſo meinte ich, ſchicke ſich nicht für mich.

So kam ich doch durch Gottes gute Fügung unter männliche Zucht und Aufſicht, die meinem ungebändigten, verwilderten Sinne ſo noth that. Nach dem Willen meiner Großmutter ſollte ich jetzt auf einmal ein Geiſtlicher werden, und in der That, dieſer Stand ſchien auch der zu ſein, der mich in damaliger Friedenszeit noch zu den günſtigſten Ausſichten und Hoffnungen berechtigte. Die ſo hoch für mich eingenommene Frau hatte mir auf der Reiſe nach Hildesheim gar viel von dem Glück geſprochen, das ich durch meine adliche Geburt bei dem geiſtlichen Stande machen könne; ich könne gar bald ein hoher Prälat, ein gefürſteter Abt, ja ein Biſchof werden, der wie ein andrer Fürſt ſeinen eignen Hofſtaat, ſeinen Marſtall voll ſchöner Roſſe, ſeine Forſten voll jagdbaren Wildpretes beſitze. Aber ſo begierig ich auch ſchon damals nach hohem Rang und Würden war, wollten doch dieſe Reden nicht bei mir haften; mein ganzer Sinn ſtund nach dem Soldatenſtand.

Wie ſchwer mußte mir es nun bei einem ſolchen Sinne und bei der Gewöhnung an die ungemeſſenſte Freiheit fallen, mich jetzt auf einmal in eine faſt klöſterliche Beſchränkung hinein zu finden. Alles was ich, gleich beim Eintritt in das Erziehungshaus um mich ſahe, war mir zuwider, ich hatte keinen andern Gedanken als den, wie ich wieder hinauskommen könne aus dieſen verhaßten Mauern. Ein andrer, weichherziger Knabe hätte wahrſcheinlich vor Heimweh geweint; ich aber knirſchte mit den Zahnen und verſchlang meinen Ingrimm in mich ſelber hinein, jedoch ſo, daß ich ihn überall, wo meine Ohnmacht es vermochte, merken ließ. Denn ich ſprach kein Wort, antwortete auch nicht, wenn die Lehrer mich fragten; wenn die andern Knaben ſaßen, da ſtund ich, wenn jene ſtunden, da ſetzte ich mich; die Schüſſel mit Eſſen, die man am erſten Tage vor mich hinſetzte, ließ ich unberührt ſtehen; in mein Bette, das für mich bereit war, legte ich mich nicht; ich hatte oft davon gehört, wie der Hunger den Tod herbeiführe, obgleich noch niemals ſelber den Hunger empfunden; ich wollte lieber ſterben, als in dieſer Schule leben.

„Laßt den wilden Falken nur trotzen; er wird ſchon noch zahm werden“, ſagte der Vorſteher der Schule, ein klug und kraftig ausſehender alter Mann, zu meinen Mitſchülern, die mit Abſcheu und Staunen mein brutales Thun beobachteten; die Knaben lachten über jene Worte des Lehrers, und dieß verdroß mich ſo ſehr, daß ich beinahe, zum erſten Male ſeit meiner früheren Kindheit, geweint hätte; geweint aus Zorn.

Mir ſchaudert vor mir ſelber, wenn ich an meinen damaligen Zuſtand gedenke, deſto dankbarer aber denke ich an die Geduld und weisliche Pflege des Mannes, zu welchem mich Gott, um mich zu retten, geführt hatte: jenes Vorſtandes der Schule, von welchem ich ſo eben ſprach. Vielleicht könnte es ſcheinen, er habe darinnen gefehlt, daß er mich zu mild behandelte, denn die meiſten andern

Lehrer

Lehrer an ſeiner Stelle würden eine ſolche Bosheit, wie die meinige war, hart gezüchtigt haben. Sowie ich jedoch meine Natur kenne, muß ich glauben, daß jede ſichtbare Aufwallung des Zornes von ſeiner Seite das Feuer des Ingrimmes, welches in mir wüthete, noch heftiger entzündet und mich vollends ganz verſtockt hätte. Der Mann wußte andre Mittel. Er ſahe mich zwar zuweilen mit einem ſo durchdringend ſtrafenden Blicke an, daß ich mein freches Auge niederſchlagen mußte, auch erzählte er bei ſeinem Unterricht, bei welchem ich doch meine Ohren nicht zuhalten konnte, eine Geſchichte von einem Menſchen, der anfangs durch ſeine Bosheit ein Gräuel und Aergerniß der andren war, dann aber bekehrt und gebeſſert, und nun eine Zierde und Ehre ſeines Landes wurde. Eine Geſchichte, welche dennoch, ſo hart mein Herz war, ihres Eindruckes auf daſſelbe nicht ganz verfehlte. Doch es gab auch noch andre Mittel, meinen Sinn zu beugen.

Wie ich ſchon erwähnte, hatte ich am erſten Tage meines Eintrittes in das Schulhaus die Schüſſel mit Eſſen, die man vor mich hinſetzte, verächtlich ſtehen laſſen, ohne ein Wort dabei zu ſagen, hatte dann auch am Abend aus Trotz mich nicht in das Bette gelegt, ſondern war die ganze Nacht hindurch, in meinen Kleidern, auf dem Boden ſitzen geblieben. Das ſtarke Frühſtück, das ich noch vor meiner Ankunft im Hauſe mit meiner Großmutter und Tante genoſſen, machte mir zwar das Entbehren der Speiſe für dieſen Tag noch ziemlich leicht, bei Nacht aber fror es mich auf meinem ungewohnten Sitze ſo ſtark, daß ich, hätte nicht die trotzige Scham vor meinen Mitſchülern mich gehindert, noch am Morgen das warme Lager geſucht haben würde. Man rief mich heute nicht zum Frühſtück wie die Andern; ich blieb am Boden ſitzen, bis es mir ſelber gefiel aufzuſtehen und mich in die Lehrſtunde zu begeben. Am Mittag fand ich nicht, ſowie meine Mitſchüler, eine Schüſſel mit Eſſen vor mich hingeſetzt; der Tiſch, vor meiner Stelle, war leer. So ſehr es aber auch mich hungerte, ſagte ich dennoch kein Wort; deſto eher, ſo dachte ich, wird der Hungertod dich aus dem Käfig erlöſen. Wie am Mittage, ſo geſchah mir es auch am Abend; ich fing aber an zu fühlen, daß das Verhungern keine ſo leichte Sache ſey, als ich mir's gedacht hatte; der Zug nach der Speiſe, die ich vor mir ſahe, und deren Geruch in meine Naſe drang, war ein ſo peinlicher, daß ich ihn kaum zu ertragen vermochte. „Ich will Waſſer haben", rief ich im befehlenden Tone dem Aufwarter zu. „Man pflegt hier zu bitten, Junker, wenn man etwas haben will", antwortete mir dieſer, ich ſchwieg mit verbiſſenem Grimm und erhielt kein Waſſer. Da freute ich mich auf das Lager und die Ruhe der Nacht, dort wirſt du, dachte ich, einſchlafen und nicht wieder aufwachen. Heute, ſo war mein Vorſatz, wollte ich von dem warmen Bette, das ich geſtern verſchmäht hatte, ſtillſchweigend Gebrauch machen. Ich kam in den Schlafſaal, aber ſiehe da, mein Bette war hinweggenommen; die andern Alle begaben ſich auf ihr bequemes Lager unter die ſchützenden Decken, mir blieb nur, ſowie geſtern, der Boden, auf den ich mich in ſchweigendem Trotze hinſtreckte.

Nur eine einzige Lampe, im gläſernen Gehäuſe, brannte in der Mitte des Saales; alle meine Mitſchüler ſchnarchten oder ſchnauften den neubelebenden Odem des Schlafes aus; auch ich würde, ermüdet noch von der vorigen, ſchlecht zugebrachten Nacht, ermattet von Durſt und Hunger bald eingeſchlafen ſeyn, wenn mich nicht ein heftiger Schmerz in der Bruſt und im Magen eine Wirkung des Hungers wie der nächtlichen Kalte — wach gehalten hatte. Jetzt kommt der Tod, dachte ich. Aber wie ganz anders kam mir jetzt in dem ſtillen, dämmernden Saale der Tod vor, als er, nach meiner Meinung, unmittelbar vor mich hintrat, denn vorhin, da ich ihn aus der Ferne herausgefordert hatte. Wie weh thut der Tod, ſo jammerte ich halblaut, und mein nächſter Gedanke war, wie wehe wird erſt die Hölle thun. Das, was der Pfarrer in dem Dorfe meiner Großeltern, der mich während der Jahre meiner Kindheit unterrichtete, von Gott und Ewigkeit geſagt hatte, das wachte Alles in meiner Seele auf, nicht aber mit jenen Zügen, an denen der Glaube des Chriſten ſich ſtarkt und freut, ſondern mit all den Schreckniſſen, welche für den Sünder in dem Gedanken der Ewigkeit liegen. Mir war, wie einem Miſſethäter, der die Werkzeuge ſeiner wohlverſchuldeten Todesmartern ſchon vor ſich ſieht, meine Zähne knirſchten nicht mehr vor Grimm; ſie klapperten mir vor Angſt und Froſt.

Wahrend mein innrer wie außrer Schmerz ſich in halblauten Tönen, denn ich war ja der einzige Wachende im ganzen Saale, Luft machte, fühlte ich eine wohlthuende Warme mich anwehen. Es war zwar im Anfang des Mai's, wo ſelbſt bei kühlen Nachten die Sitte des Hauſes ſonſt keine künſtliche Erwärmung der Zimmer geſtattete, der ſorgſame Vorſteher aber hatte, wie ich erſt lange nachher erfuhr, aus Vorſorge für mich den Ofen, in der Nähe der Stelle heitzen laſſen, auf die ich hingeſtreckt lag. Mich lockte die überaus angenehme, meine Schmerzen lindernde Warme vom Boden auf; ich ſchlich mich leiſe zu dem Ofen hin. Da ſahe ich auf einem benachbarten Geſimſe einen zinnernen Becher ſtehen, in ihm, wie mir ſchien, ein wenig Waſſer, als ob einer meiner Mitſchüler beim Trinken den kleinen Reſt übrig gelaſſen habe. Mit einer unbeſchreiblichen Begierde verſchlang ich die Flüſſigkeit, welche, wie ich nun erſt bemerkte, nicht Waſſer, ſondern eine kräftig nährende Fleiſchbrühe war, die der wohlwollende Vorſteher auch für mich hatte dorthin ſtellen laſſen. Es war freilich nur eben ſo viel, um das Verſchmachten zu verhindern, nicht um mich zu ſättigen, doch ſtillte mir der Genuß die Schmerzen des Magens, das Herz ſchlug mir nicht mehr ſo bang, die Bruſt war erleichtert. Ich mochte jetzt nicht mehr an das Verhungern denken; mir grauſte vor dem Tode; die Liebe zum Leben, die Luſt zur Speiſe, das Sehnen nach einem erquicklichen Schlafe verſcheuchten mir alle Luſt zum Sterben. Ich ſchlief wirklich in der Nähe des Ofens ein, ſtatt des Kiſſens ſtützte meinen Kopf ein hölzerner Schemel; das Ungewohnte dieſes Lagers erregte mir dennoch, ſo feſt mein Schlaf ſchien, ungewohnte Empfindungen, die mich noch vor dem Grauen des Tages erweckten.

„Sollteſt du nicht“, ſo dachte ich bald nach meinem Erwachen, „dich auch anders aufführen. Iſt doch der Vorſteher der Schule einmal dein commandirender General; du, wie ein Soldat, mußt gehorchen. Ja, ſo ſprach mein noch immer trotziges Herz weiter: gehorchen, wenn er dir nichts befiehlt, was dir unmöglich, oder was der Ehre eines adlichen Junkers zuwider iſt“.

Dies waren für diesmal die letzten Regungen meines trotzigen Herzens, die mich vollends bis zu jenem Wendepunkte führten, an welchem der Trotz in Reue und Verzagtheit überging. Zwar beim Frühſtück, wozu ich mich heute wenigſtens als Augenzeuge einfand, konnte ich's noch nicht über mich gewinnen, den Aufwarter um einen Becher Milch zu bitten; ich ging mit nagendem Hunger in die Lehrſtunden. Der Vorſteher, ſo ſchien mir es, blickte mich heute mit andren Augen an, als geſtern und ehegeſtern, nicht mehr ſo ſtreng und ſtrafend, ſondern wie mit einer Regung des Mitleides. Sahe doch auch ich ihn nicht mehr mit ſo frechen Augen an, wie vorher; mein innrer Grimm war gewichen, mein Uebermuth gebrochen, mich hatte ein mir vorhin faſt unbekanntes Gefühl von Wehmuth und Reue angewandelt, das dem Blick des ernſten Mannes entgegenkam, und durch dieſen nicht zurückgeſchreckt wurde.

Als ich am Mittag meine Stelle des Tiſches wieder leer ſahe, während jedem der Mitſchüler ſeine reichliche Portion zugetheilt war, trat ich zum Aufwärter hin und bat dieſen, wie ich's ſonſt nie gegen einen Bedienten, ja kaum gegen meine Großmutter gepflegt, um etwas Speiſe. Der Mann ſahe mich freundlich an, rieth mir aber, vor Allem, denn dieß ſey Sitte des Hauſes, zum Vorſteher auf ſein Zimmer zu gehen, und dieſen um Verzeihung zu bitten wegen meines geſtrigen und vorgeſtrigen Benehmens, dann würde bald für mich geſorgt werden, wie für alle die Andren. Hiermit verließ mich der rathgebende Mann.

„Um Verzeihung bitten“, ſo murmelte ich vor mich hin, „das thue ich nicht, das habe ich niemals in meinem Leben gethan; lieber wollt ich verhungern“.

Während ich abermals mit leeren Händen und leerem Munde bei dem Tiſche ſaß, an welchem die andren Knaben ſo reichlich und fröhlich ſich ſättigten, wandelte mich dennoch mehrmalen die Neigung an, zum Vorſtand hinzugehen. „Der Mann ſcheint gut zu ſeyn, dachte ich, er würde dich wohl nicht ſehr ausſchelten, oder vor den Mitſchülern beſchämen“. Indeß war das Eſſen vorbei, meine Mitſchüler gingen in den Garten zu ihren Spielen, von denen ich geſtern aus Starrſinn mich entfernt gehalten hatte, heute aber aus Ermattung mich fern halten mußte. Wir gingen wieder hinein nach den Lehrſtunden; meine Kniee vermochten kaum den Körper zu tragen, es war mir, als würden die Beine vor Müdigkeit brechen. Der Vorſteher ſprach heute davon, wie Gott mit einem durch Noth und Mangel gebeugten und gedemüthigten Menſchenherzen ſo mitleidig umgehe, und wie auch wir gegen ein ſolches Herz Mitleid haben müßten. Er ſahe mich dabei ſo an, als wollte er ſagen: „ich habe Mitleid mit dir“, und ich weiß nicht, wie viel mein damaliger körperlicher Zuſtand, oder wie viel ſeine Reden zu der ungewohnten Weichheit meines Herzens mochten beigetragen haben; ich fühlte, daß meine Augen feucht wurden. Ich hatte mich jetzt ſchon mit ziemlich ernſtem Vorſatz entſchloſſen, dem Manne nachzugehen auf ſein Zimmer, er aber erleichterte mir die Ausführung dieſes Vorſatzes noch ganz beſonders, indem er, zum Staunen meiner Mitſchüler, heute mir den Auftrag gab, womit er ſonſt gewöhnlich den ehrte, der an dieſem Tage ſich am beſten und fleißigſten verhalten hatte: ihm die Bücher nachzutragen auf ſein Zimmer.

Ich trat mit Herzklopfen in dieſes hinein, denn ich erwartete von dem ſtrengen Manne eine harte Strafrede, oder eine noch empfindlichere Züchtigung, und ich konnte mir's nicht verbergen: ich hatte dieſe verdient. Ich ſtund ſchweigend und mit niedergeſchlagnen Augen, ſuchte nach Worten zu meiner Abbitte, da redete er mich in einem ſo liebevollen Tone an, daß mir's durch's Herz ging. Franz, ſagte er zu mir, du haſt deinen unglücklichen Vater nicht gekannt; ich aber habe ihn gekannt und war ſein Freund. Ich habe ihn lieb gehabt, deinen Vater, und ſchon deshalb liebe ich auch dich und will dir, ſo lange du bei mir biſt, dieſe Liebe beweiſen. Doch dein Starrſinn, dein böſer Trotz müſſen weg, denn gegen wen trotzeſt du und biſt ſo grimmig; gegen mich, der deines Vaters beſter Freund war und auch der deine ſeyn will, oder gegen Gott, der noch vielmehr aller Menſchen und auch dein beſter Freund iſt?

Dieſe ſo ganz unerwartete Freundlichkeit und Liebe eines Mannes, von welchem ich meinte, er müſſe mich haſſen, machte mich ſo betroffen, daß ich ihm, fragend gleichſam, ob das ſein Ernſt ſey, in ſein Auge blickte. Da ſahe ich eine Thräne in dieſem Auge, und nun konnte ich nicht mehr widerſtehen; ich weinte laut vor Rührung und küßte die Hand, die er mir hinreichte, viele Male. Als ich wieder ſprechen konnte, da ging mir das reuige Bekenntniß meines Vergehens und die Bitte, mir zu vergeben, ſo leicht vom Herzen und von der Zunge, und mir war ſo wohl dabei, wie noch niemals in meinem Leben. Ja, dieſer Mann hatte den Schlüſſel zu meinem Herzen gefunden; er hatte in ſeiner Weiſe jener erbarmenden Liebe es nachgemacht, die uns, ſobald wir nur gedemüthigt, uns nach ihr aufmachen wollen, ſchon entgegenkommt auf unſrem Wege, und uns an ſich ziehet durch lauter Güte und Wohlthun.

Ich kam, noch immer weinend, zu meinen Mitſchülern zurück, und ſchämte mich dieſer Thränen nicht. Am Abend fand ich auch für mich den Tiſch gedeckt, und meine Schüſſel war mit Speiſen verſorgt, wie ſie, nach dem mehrtägigen Faſten, für mich am zuträglichſten erſchienen; in der Nacht ruhete ich, auf die ermüdenden Stürme meines Starrſinnes, im bequemen Bette aus.

Am andren Morgen fand ich mich, nicht etwa zunächſt nur leiblich, ſondern in meinem ganzen innren Weſen, wie neugeboren. In der That, ein neues Element des

Lebens war in mich gekommen, das allein den Menſchen wiedergebären kann: dies war die Liebe. Der Freund meines Vaters und meiner, der Vorſteher der Schule, begrüßte mich mit ganz beſondrem, bedeutungsvollem Blicke; ich hatte mich auf ſein Wiederſehen gefreut, wie noch niemals auf den Anblick eines Menſchen, denn dieſen Mann liebte ich; für ihn, ſo dachte ich gleich in den erſten Tagen meines Hierſeyns, hatte ich wollen ins Feuer und ins Waſſer gehen; ich hatte niemals Gelegenheit gehabt, die Anhänglichkeit eines Kindes an einen treuen Vater zu empfinden, ſo aber, meinte ich, müſſe mein verſtorbener Vater ausgeſehen haben, ſo müſſe er geweſen ſeyn, nur daß dieſer da das Gewand eines Geiſtlichen, mein Vater jenes eines Kriegsmannes trug.

Welche unwiderſtehliche Macht liegt doch in der Liebe, eine Macht, welche die Kräfte der Erde, ja zuletzt die des Himmels bezwingt; warum machen wir ſo ſelten von dieſer Macht Gebrauch in unſrem Verkehr mit der Welt und mit den Seelen der Menſchen!

Mein neuer Freund, ſo darf ich den wackren Rector wohl nennen, es war der erſte wahre, treue Freund, den ich auf Erden gefunden, machte ganz guten, geſchickten Gebrauch von der Herrſchaft, die er durch Liebe über mein noch ungezähmtes Herz gewonnen. Er ſchenkte mir nichts; er ließ mich im reichlichen Maße die Zucht der Liebe ſchmecken. Jeden Ausbruch meines bis dahin noch nie gezügelten Eigenſinnes, meines Hochmuthes, meines Jähzornes ahndete er hart; mir ſchien es oftmals härter, denn die Unarten aller meiner Mitſchüler, und dennoch ſagte mir ein ſichres Gefühl, welches ſein Blick, ſein ganzes Benehmen in mir erzeugte und beſtärkte: er hat dich ganz beſonders lieb. Ich nahm an dem Unterricht, vor allem an dem ſeinigen, nicht bloß ſehr lebhaften Antheil, ſondern ich that mich bald unter allen meinen Mitſchülern, durch ganz beſondern Eifer und durch ſchnelles, lebendiges Erfaſſen der Gegenſtände, hervor; ſchon im zweiten Jahre nach meinem Eintritt in die Schule, ward ich von den Lehrern als der kenntnißreichſte und fleißigſte unter allen ihren Zöglingen bezeichnet.

Ich weiß gar wohl, was dieſe Sturmwindseile in den Gang meiner geiſtigen Entfaltung brachte, und mein alter Freund wußte es auch, und ſuchte den etwa möglichen Schaden auf angemeſſenſte Weiſe zu verhüten. Es war das innre, verzehrende Feuer meines Ehrgeizes, was, wie ein tief verborgener Heerd die Gewächſe, die über ihm ſtehen, alle meine Kräfte ſo anſpannte und bewegte, daß ich faſt flog, während die Andern ruhig gingen.

Wie wohlthätig, ſo möchte ich ſagen, wenn ich's wagen dürfte, über Gottes Führungen zu urtheilen, wäre es für mich geweſen, wenn ich länger, wenn ich viele Jahre in jener Schule, unter der geiſtigen Zucht und Pflege meines alten Freundes hätte bleiben und im Stillen erſtarken dürfen. Aber ein Verfall, ich weiß nicht, ſoll ich ihn ein Glück für mich, oder, das war er wenigſtens für eine ganze Reihe von Jahren, ein Unglück nennen, riß mich aus der ſichren Ankerſtätte hinaus in ein wildes Meer der neuen Erfahrungen und Kämpfe. An einem Sommertage hatte uns — meine Mitſchüler und mich — einer unſrer Lehrer hinausgeführt auf das Feld; ein furchtbares Gewitter überraſchte uns, als wir auf unſerm Rückweg ſchon in der Nähe der Stadt waren; wir fanden ein Obdach gegen den niederſtürzenden Regen in der Wohnung eines Gärtners. Die Blitze zuckten noch immer durch das Gewölk; ich ſtund unter der Thür des

Gärtnerhauſes und ſahe dem Bewegen der Himmelskräfte zu. Da dröhnte ein Donner, ſtarker denn die andren; der Bliz hatte in das obere Gebaude des benachbarten Pulvermagazins geſchlagen, es ſtund in Flammen; alle Menſchen, in weitem Umkreiſe, entflohen, denn im nächſten Augenblik konnten die brennenden Balken das untere, dünnre Getäfel durchſchlagen, oder ein Funken in die unterirdiſchen Kammern voll Pulver fallen, und ein Schlag entſtehen, der alle Häuſer der Nachbarſchaft — wahrſcheinlich auch einen Theil der Stadt verheerte. Könnte nur jemand die Schleuſe des Teiches, der ober dem Pulvermagazin liegt, eröffnen, ſo ſchrieen mehrere angſtliche Stimmen, dann ſtürzte das Waſſer ſogleich in die untern Räume des brennenden Gebäudes, und die Gefahr wäre vorbei. Aber wer ſollte dieſer Jemand ſeyn, der ſeine Hand in den Rachen der ſichren Todesgefahr ſtrecken wollte? Waren doch ſelbſt die zur Aufſicht des Gebäudes beſtellten Leute im erſten Schrecken entflohen, der wachthabende Soldat aber vom Blize betaubt oder erſchlagen.

Jener Jemand fand ſich doch, und dieſer war ich. Ohne mich lange zu bedenken, in der Unbeſonnenheit der jugendlichen Keckheit, ſprang ich, ſo ſchnell die unbequeme Kleidung der Schule mir's erlaubte, zu der Schleuſe des Teiches, gleich ober dem brennenden Gebäude, hin, öffnete ſie und kam mit verſengtem Haar und verbranntem Gewand ganz langſam, als wäre nichts geſchehen, zurück. Die Gefahr von der Stadt und den außer den Mauern gelegnen Nachbarhäuſern war jezt abgewendet, das Feuer erloſch.

Meine Keckheit kam mir ſelber als gar nichts Beſondres vor; es war ja meine Natur, und ich kann wohl ſagen, daß ich weder vor noch nachher aus dergleichen

Aufwallungen meiner Natur ein beſondres Weſen gemacht habe, wohl aber aus der Ehre bei den Menſchen, die mir zuweilen als Frucht ſolcher Aufwallungen kam. Hat doch bei der letzten Belagerung von Wien, durch die Türken, ein dreijähriges Kind mit ſeiner zarten Hand eine feindliche Bombe ausgelöſcht, die in ſeiner Nähe niedergefallen war, und ich war ein kräftiger Jüngling, als ich die Schleuſe aufzog. Uebrigens weiß, Gott ſey Dank dafür, auch meine Seele in vollem Maße, was die Furcht ſey; ſie hat bis in ihre innerſte Tiefe jene Schreckniſſe erfahren, welche die Furcht mit ſich bringt vor Dem, der nicht allein den Leib tödten kann, ſondern Leib und Seele verzehren im Feuer Seines Zornes.

Unſer Landesherr, der Biſchof, hatte von jener Sache gehört, ich ſollte mir eine Gunſt erbitten; da erwachte die alte Liebe zum Soldatenſtande, welche bis dahin nur wie unter der Aſche der Reſignation geſchlafen hatte; ich wünſchte mir eine Freiſtelle in einer Art von höherer Militärſchule, die jenſeit des Rheines, in einer bald nachher an Frankreich gekommenen, damals noch deutſchen Stadt, unter Leitung von meiſt franzöſiſchen Offizieren, errichtet war. Mein Wunſch wurde gewährt; mit tiefer Bewegung der dankbaren Liebe ſchied ich von meinem alten, väterlichen Freunde; ach, daß ich die Ermahnungen, die er mir mit auf den neuen Weg gab, doch treuer und beſſer in meinem Herzen gehegt und gepflegt hätte!

Die Schule, in welche ich jetzt für ein oder etliche Jahre, bis zu meinem Uebergang zum Kriegsdienſte, eintreten ſollte, war faſt durchgängig nur von Knaben und Jünglingen des höheren Standes beſucht. Hier war die innre Triebfeder, die Alles bewegte und leitete, nicht die Liebe und Ehrfurcht vor Dem, der die Liebe giebt und gebietet, ſondern immer nur Ehre und wieder Ehre. Dieſe Triebfeder hatte nur eine zu gefährliche Macht über mein Herz; ich ließ mich ganz von ihr beherrſchen und bewegen. Vor allem, und faſt ausſchließend nur durch ſie, gelang es mir, mich in dem ganzen Gebiet des Unterrichtes, zu welchem mich ja ohnehin meine natürliche Neigung trieb, ſo emporzuarbeiten, daß man von allen Seiten Gut und immer wieder Gut, das heißt Lob und immer nur Lob, auf mich häufte. Hierdurch lebte mein vormaliger Hochmuth ſchon in ſehr merklichem Maße wieder in mir auf, und mit ihm jene Empfindlichkeit, die nichts ſich will ſagen laſſen, nichts duldet, nichts verträgt; jener ſtarrſinnige Eigenwille, der vor Nichts ſich beugt.

Unter den adlichen Jünglingen, welche mit mir zugleich unſre berühmte Vorſchule für den Militärdienſt beſuchten, gefiel mir vor allem Einer, mit dem ich bald eine jugendliche Freundſchaft ſchloß. Die beſondre Zuneigung, welche ich zu ihm faßte, gründete ſich nicht zunächſt darauf, daß wir Landsleute waren, denn mein neuer Freund war auch aus dem Hildesheimiſchen gebürtig, auch hatte keinesweges das mich zu ſeinen Gunſten beſtochen, daß er ein Verwandter unſres Biſchofes, meines Wohlthäters, war, ſondern das, was uns aneinander kettete, war jener natürliche Gegenſatz der Sinnes- und Gemüthsart, der uns Einen in dem Andren gerade das finden ließ, was Jeder zu ſeiner Ergänzung bedurfte. Mein Freund, Carl von Rombilden, war eben ſo ſanft und nachgiebig, als ich heftig und ſtörrig; ihm fehlte jene Entſchloſſenheit, die ich beſaß; er hatte keine Gaben, welche zum Glänzen gemacht ſind, nicht jene Beweglichkeit in das Aeußere, auf welches unſre franzöſiſchen Lehrer das meiſte Gewicht legten, war deshalb von dieſen, ſowie von ſeinen meiſt franzöſirten oder franzöſiſchen Mitſchülern als ungelenker Deutſcher verachtet. Da nun ich kam, und in den Augen jener Leute dem deutſchen Namen Ehre machte, fühlte er ſich ſelber in mir, ſeinem Landsmanne, geehrt; er bewunderte mich, dies ſchmeichelte meinem Ehrgeiz; mit dienſtwilliger Gefälligkeit ordnete er meinen Wünſchen ſich unter, dies gefiel meinem Hochmuth.

Aber eben dieſer inwendige böſe Geſell, mein Hochmuth, der durch jede Nahrung, die er empfing, immer unerſättlicher und ſtärker wurde, ſpielte mir bald nachher einen Streich, der mit mir zugleich und durch mich auch meinen Freund traf. So ſehr nämlich auch unſre Lehrer bei vielfachen Gelegenheiten meinen militäriſchen Talenten und Geſchicklichkeiten Ehre widerfahren ließen, war mir dies doch nicht immer genug; ich glaubte mich gegen einige ihrer jungen Landsleute zurückgeſetzt, ließ einsmals meine Empfindlichkeit darüber auf eine unpaſſende Weiſe laut werden, und ſollte zur Strafe dafür am darauf folgenden Tage Arreſt haben, ſowie für langere Zeit eine Art von Degradation erleiden. Dies war mir unertraglich; in meinem Herzen wüthete der Grimm, zwar verhaltener denn vormals, in meiner zuchtloſen Kindheit, dafür aber deſto zerſtörender. Ich theilte meinem Freunde das mit, was in meinem Innren kochte und tobte; noch an dieſem Abend, ſagte ich zu ihm, werde ich aus dieſem Haus der Tyrannei und Ungerechtigkeit entfliehen, und wehe dem, der mich an meiner Flucht zu hindern wagt. In wenig Stunden bin ich über die nahe Granze; mein Weg geht nach Frankreich, dort nehme ich Kriegsdienſte unter Türenne oder Condé; es wird ja noch ein Ort und eine Gelegenheit zu finden ſeyn, wo das Verdienſt ſeine Lorbeeren neidlos und ungeſchmälert empfangt.

„Ich werde dich begleiten, ſprach mein, nur allzu nachgiebiger Freund; auch ich ſehne mich ſchon langſt hinweg aus dieſem Hauſe, auch ich möchte gern unter Türennes ſiegreichen Fahnen fechten. Erſt vor etlichen Tagen empfing ich eine bedeutende Summe Geldes vom Hauſe; ſie wird uns ausreichen zum Reiſegeld und für die Koſten des erſten Aufenthaltes in Paris“.

Dieſe Theilnahme meines Freundes kam mir freilich damals ſehr zu ſtatten; ich hatte nicht daran gedacht in meiner blinden Leidenſchaft, daß ich ganz ohne Geld ſey, und auch ohne dieſes war ein ſolcher Gefährte mir von hohem Werthe. Der Pförtner des kleinen Kaſtelles, das unſrer Anſtalt eingeraumt war, hatte, dies wußten wir aus mehreren Anlaſſen, eine große Liebe zum Gelde; ein Goldſtück, das ihm mein Freund in die Hand drückte, machte ihn alsbald willig, uns, wie er meinte, für etliche luſtige Stunden durch eine Thüre ſeiner Wohnung in den Garten, und aus dieſem ins Freie zu entlaſſen. Noch in derſelben Nacht entkamen wir glücklich über die Gränze. Frankreich brauchte damals viele Soldaten; durch Vermittlung eines hohen Offiziers der nächſten Gränzfeſtung, dem wir unſern Stand und unſre Abſicht eröffneten, wurde uns die ſchriftliche Erlaubniß zur Weiterreiſe nach der Hauptſtadt gewahrt; zwei erträglich gute Pferde wurden von uns aufgefunden und gekauft; wie Vögel, aus dem Käfig entkommen, genoſſen wir der lieblichen Freiheit, wir wiegten uns, ſowie jene in den Zweigen, in goldnen Träumen und hohen Erwartungen von der Zukunft.

Als wir nur noch wenige Tagreiſen von dem Ziel unſrer Reiſe entfernt waren, hatten wir eines Vormittages, um dem Staub und der Sonnenhitze zu entgehen, einen Pfad durch den ſchattigen Wald eingeſchlagen, der uns ein Richtweg ſchien, welcher die Krümmung der groſſen Straße abkürzte. Bei dieſer Gelegenheit hatten wir uns jedoch verirrt, und obgleich wir abſtiegen und unſre Thiere queer durch den Wald führten, konnten wir doch die Straße, die wir ganz nahe geglaubt hatten, nicht wiederfinden. Bei einem Hauſe, das, von einer Wieſe umgeben, mitten im Forſt lag, hielten wir endlich ſtill, damit wir des Weges uns erkundigten. Man verſprach uns einen Führer, und während dieſer noch verzog und die Pferde im Stall des Bauern einiges Futter bekamen, hatte ich mich im Schatten der Baume hingeſetzt zum Ruhen. Da bemerkte ich zwei Manner, in ziemlich abgetragener Soldaten-Montur, davon der eine ein ſtattlich ſchönes Roß hinter ſich am Zaume führte. Ich weiß nicht, ob ſie mich ſahen; wenn aber auch dies der Fall geweſen wäre, würden ſie ſchwerlich in ihrem Geſpräch ſich zurückgehalten haben, denn ſie redeten plattdeutſch; wie konnten ſie vermuthen, daß hier, mitten in dem Lande einer ganz fremden Sprache, ein Mann in Offizierskleidung ſie verſtünde.

„Der Fuchs fängt niemals ein Rebhuhn, ſagte der Eine, wenn ſich's in die Nahe ſeines Baues ſetzt, ſondern er ſpürt immer im weiteren Kreiſe nach Beute umher. Mein Rath ware, wir blieben etliche Tage oder Wochen lang, bis der Larmen wieder vorbei iſt, hier im Walde bei dem Bauern; ſo nahe am Schuß ſucht uns Keiner“. — „Ich bin's gern zufrieden, ſagte der Andre, ſteht's doch auch bei uns, daß wir aus dem Apfelſchimmel einen Fuchs oder Rappen machen, ebenſo wie aus unſrem alten Weißen einen Apfelſchimmel“.

Unter dieſem Geſpräch zogen die beiden, nachdem ſie noch etliche Minuten zum Tränken ihres Pferdes aus dem

Bächlein verwendet, auf das Bauernhaus zu, und bald darauf folgte auch ich ihnen nach. Ich hatte aus dem eben gehörten Geſpräch allerdings Verdacht auf eine Spitzbüberei gefaßt, ich prägte mir, ſo gut ich's vermochte, Geſtalt und Kleidung der zwei Männer in's Gedächtniß, ließ mir jedoch durch keine Miene merken, daß ich ihre Sprache verſtünde, und bat meinen Freund, als ich ihn auf uns zukommen ſahe, daſſelbe zu thun.

Ich ſollte faſt um Verzeihung bitten, daß ich hier eine an ſich ſo unbedeutende und kleinliche Begebenheit erzähle. Aber es iſt nun einmal ſo: unſre vermeintlich ſo großen, wichtigen Schickſale hängen an kleinen, nichtswerthen Faden, vielleicht damit wir lernen ſollen, wie das, was uns ſo groß erſcheint, in den Augen Deſſen, der unſre Schickſale lenkt, nicht höher geachtet ſey, denn das Kleine, und wie beide, Kleines wie Großes, uns aus einer Quelle kommen. Jene Pferdedieberei, der ich hier ſo zufällig auf die Spur kam, wurde für unſern Eintritt in Paris und in eine, nach menſchlichem Urtheile, glänzende Laufbahn ſo folgenreich, daß ich ſie als die erſte Stufe meines nachmaligen, ſogenannten Glückes betrachten muß.

Unſer Führer war gekommen, ich merkte mir, mit verdoppelter Aufmerkſamkeit, den Weg, der zum Theil zwiſchen den Kalkfelſen, mitten durch den Bach, dann über und neben Baumſtämmen, welche der Sturmwind entwurzelt zu haben ſchien, nach der Hauptſtraße zurückführte. Nach etwa einer Stunde kamen wir in ein Landſtädtchen. Das Gaſthaus war voller Soldaten und neuangeworbner Rekruten, dazu ſchien ein Jahrmarkt oder Volksfeſt in der Nachbarſchaft den Andrang vermehrt zu haben; es war ein Lärmen im Hauſe, bei dem man das eigne Wort nicht vernahm. Wir beide waren froh, daß uns der Wirth in einen Verſchlag oder Nebenraum des großen Gaſtzimmers hineinführte, wo wir einen alten Herrn fanden, deſſen Kleidung und Benehmen auf ſeinen hohen Stand ſchließen ließ. Daß er aus der Hauptſtadt kam, das ergab ſich im Verlauf des Geſpräches; ſeinen Namen und Stand erfuhren wir ſpäter.

Der alte Herr ſchien von großer Ungeduld heimgeſucht; ſo oft er des Wirthes oder eines ſeiner Leute anſichtig wurde, fragte er, ob ſein Reitknecht noch nicht zurück ſey? Er hatte dieſen, wie mir der Wirth erzählte, nach dem Gut eines Freundes, dem er auf der Vorbeireiſe einen Beſuch zugedacht hatte, vorausreiten laſſen, um nach dem Gebrauch der Höflichkeit zu fragen, ob ſein Freund zu Hauſe zu treffen und ſein Beſuch ihm genehm ſey. Nach der Verſicherung des Wirthes war es ganz unmöglich, daß der Reitknecht ſchon wieder zurück ſeyn konnte, denn der Weg nach jenem Gute betrug 6 volle Lieuen, und der gnädige Herr war erſt ſeit etlichen Stunden da. „Ich kann hier nicht länger bleiben, rief endlich der alte Herr in überwallender Ungeduld; man führe meinen Apfelſchimmel aus dem Stalle und verſchaffe mir einen Boten; ich werde dem langſamen Reitknecht entgegenkommen“.

Der einäugige Hausknecht eilte nach dem Stalle; nach einigen Minuten führte er einen Apfelſchimmel heraus, deſſen koſtbares Reitzeug zu der Geſtalt des häßlichen, abgelebten Thieres einen ſonderbaren Contraſt bildete. Während der Herr noch mit dem Wirthe ſprach, wollte der Hausknecht dem Thiere einen ſcheinbaren Schmutzfleck am Halſe abwaſchen, da ging die Farbe, die ihn zum Apfelſchimmel entſtellte, zugleich hinweg, und ganz erſchrocken ließ der Mann ſeine Bürſte fallen. Indeß war der Bote gekommen, der alte Herr wollte aufſteigen, da betrachtete er ſein Roß genauer, und wer kann den Schrecken und zugleich den heftigen Unmuth beſchreiben, der den lebhaften Franzoſen erfaßte, als er auf einmal ſeinen Sattel und Zeug auf einem fremden, unter all ſeinem Begriff ſchlechten Gaule erblickte, und zugleich erfuhr, daß durchaus kein andrer Apfelſchimmel im Stalle ſey, als dieſer da, der auch gar nicht einmal abgeſattelt worden.

Die Wirthsleute hätten eigentlich die heftigen Vorwürfe nicht verdient, womit der Herr ſie überhäufte. Sein Reitknecht ſelber hatte das Roß ſeines Herrn in den Stall geführt, denn der Hausknecht war in Geſchäften abweſend; dem Wirth und ſeinen Leuten gaben in jenem Augenblick die Soldaten genug zu thun. Als der Reitknecht im Auftrag ſeines Herrn fort mußte, hatte er noch auf's Möglichſte für das ſchöne Thier ſeines Herrn geſorgt, und auch dem Wirth die weitren nöthigen Aufträge für den Hausknecht hinterlaſſen, ehe jedoch dieſer zum Stalle kam, hatten ſchon Diebe die Gelegenheit ſich zu Nutze gemacht, hatten einen eilig als Apfelſchimmel angemalten Schimmel an die Stelle des achten hingeſtellt, jenem das ſchöne Reitzeug aufgelegt, und waren durch eine Hinterthüre des Stalles, bei dem eben laut tobenden Getümmel, unbemerkt mit ihrem Raube entkommen.

Ich verſuchte mehrere Male das Wort zu nehmen, aber lange Zeit ließ mich die überſtrömende Beredtſamkeit des Zornes unſres fremden Herrn nicht dazu kommen. Endlich hörte er doch auf mich, und als ich ihm ſagte, daß ich den wahrſcheinlichen Ort wiſſe, nach welchem ſein geraubtes Roß entführt ſey, und daß ich ihm mit ziemlicher Zuverſicht verſprechen könne, ihm daſſelbe nach wenig Stunden wieder zu verſchaffen, da heiterte ſein Geſicht ſich auf; er überhäufte mich ſchon im voraus mit den höflichſten Verſicherungen ſeines verbindlichſten Dankes. Der Gaul hat mich, ſo fügte er hinzu, fünfhundert Louisdors gekoſtet; er iſt von ächter türkiſcher Abkunft und ein Thier ohne alle Fehler, von den vollkommenſten, liebenswürdigſten Eigenſchaften.

Zwei bewaffnete Männer zu Pferde begleiteten mich; wir fanden ohne große Mühe den Weg zum einſamen Waldhauſe, und das geſtohlene Roß in ſeinem Stalle. Die beiden Diebe hatten ſorglos geſchlafen auf dem Heuboden; als ſie den Larm und ſeine Bedeutung bemerkten, entflohen ſie eilig in den Wald, und wir konnten uns jetzt nicht die Zeit nehmen, ſie zu verfolgen, ich beſchrieb ſie jedoch dem Vorſtand des Ortes ſo genau, daß ſie wahrſcheinlich ihrer Strafe nicht entgangen ſind.

Die Freude des alten Herrn, als er ſein Roß wieder erblickte, äußerte ſich eben ſo laut und lebhaft als vorhin ſein Unmuth. Er umarmte mich und meinen Freund, erkundigte ſich genau nach unſren Namen, und hatte die Artigkeit, uns zu verſichern, daß er den Ruhm unſrer beiderſeitigen hohen Familien ſchon oft vernommen habe, und daß er ſichs zur höchſten Ehre ſchätze, zwei junge Herren aus dieſen edlen Häuſern vor ſich zu ſehen: „ſobald Sie nach Paris kommen“, fügte er hinzu, „erzeigen Sie mir die Ehre, mich in meinem Hauſe zu beſuchen, ich bin der Adjutant des Herzogs von Bouillon, der Marquis von Laumont“.

Der Reitknecht des Marquis war gekommen und hatte ſeinem Herrn, der jetzt nicht mehr daran dachte, ſeine Langſamkeit auszuſchelten, ſondern von beſter Laune war, gemeldet, daß ſein Freund in einer Chaiſe ſogleich nachfolgen und ihn abholen werde. Als die Chaiſe kam, und der alte Herr, nach einem zärtlichen Abſchiede von uns ſich einſetzte, befahl er ſeinem Knecht, dem Wagen vorauszureiten, und dabei ſein türkiſches Roß am Zaum zu führen, damit er das Thier — ſo ſehr hatte er daſſelbe in Gunſt genommen — immer vor Augen habe.

Wir hatten, als wir etliche Tage darauf nach Paris kamen, das höchſt unbedeutende Ereigniß faſt vergeſſen, und in den erſten Wochen, die wir in der großen, ſchönen Stadt zubrachten, ließ uns das beſtändige Sehen und Hören des Neuen auch nicht dazu kommen an unſern Marquis und ſein ihm geſtohlenes Pferd zu denken. Wir hatten in dieſer Zeit mehrere Verſuche gemacht, uns den Zugang zu dem königlichen Kriegsdienſte zu eröffnen, unſre Anmeldungen waren jedoch, wie ich meine, jedesmal weder am rechten Ort, noch zur rechten Zeit gemacht werden; überdies wollten wir beide uns nicht mit dem Loos eines gemeinen Kriegers begnügen, ſondern wir glaubten, durch unſern Stand ſowie durch unſre militäriſchen Schulkenntniſſe, uns zu dem Offiziers- oder doch Kadetenrange berechtigt. Der Erfüllung dieſes Wunſches ſtunden jedoch für uns Ausländer größere Schwierigkeiten entgegen, als wir uns hatten träumen laſſen.

„Wenn Sie nicht“, ſo ſagte uns einmal ein alter Offizier, der wegen ſeiner körperlichen Gebrechlichkeit aus dem Militärdienſt entlaſſen war, und welcher täglich mit uns an derſelben Wirthstafel ſpeiſte, „von oben her an einen ſolchen Poſten, wie Sie ihn ſich wünſchen, geſetzt werden, mag es wohl lange dauern, bis Sie ihn von unten hinauf erſteigen. Ich meine nämlich damit, eine Empfehlung an Condé, oder an den ſehr gütigen Herzog von Bouillon, des Marſchall Turenne's Bruder“. Da fiel mir auf einmal unſer alter Marquis mit ſeinem türkiſchen Reitpferd ein, und ich beſchloß ſogleich am andren Tage ihn aufzuſuchen, denn Eil that uns nöthig, da unſre, oder vielmehr meines Freundes Baarſchaft faſt erſchöpft, und ein neuer Zuwachs aus dem Vaterlande, obgleich mein Freund dorthin geſchrieben hatte, noch ſehr ungewiß war.

Die Freundſchaftsverſicherungen des Marquis waren nicht leere Worte geweſen; wir wurden, als wir am andren Vormittag uns bei ihm melden ließen, aufs freundlichſte von ihm empfangen, zum Frühſtück eingeladen, und hatten auf dieſe Weiſe die beſte Gelegenheit, ihm unſer Anliegen zu entdecken. Ohne ſich lang zu bedenken, verſprach er, ſich für uns beim Herzog von Bouillon und durch dieſen bei ſeinem Bruder, dem Feldmarſchall, zu verwenden, und wie pünktlich er Wort gehalten, das bewies uns der nahe, günſtige Erfolg, denn ehe noch eine Woche vergangen war, hatten wir beide eine Anſtellung bei einem, meiſt aus deutſchen Soldaten beſtehenden Regimente; eine Anſtellung, mit welcher wir, obwohl ſie nicht glänzend war, zufrieden ſeyn konnten. Durch beſondre, hohe Vergünſtigung wurde uns ſelbſt noch eine kleine Summe, zu unſrer Equipirung, angewieſen.

Ich bin nicht geſonnen, Sie mit der Erzählung von den Feldzügen zu ermüden, an denen ich, nach meinem damaligen Ausdruck, „ſo glücklich war“, unter des großen Türenne's Führung, Theil zu nehmen. Der Mann hatte eine Gewalt des Geiſtes, die in allen hierzu empfänglichen Seelen eine Begeiſterung wirkte, welche unter ſeinen Fahnen das Ungewöhnliche zum Gewöhnlichen, ja das unmöglich Scheinende zum leicht Möglichen machte. Ich kampfte mit gegen das unſchuldige Holland, gegen Spanien, und, ich bekenne es mit tiefem Schmerze, auch gegen mein armes deutſches Vaterland. Aber ich erkannte damals mein Unrecht nicht. Mitten auf dem Grunde einer allmälig wieder in mir herrſchend gewordnen Geſinnung, die mich gegen Alles todtenkalt ließ, außer gegen meinen Abgott: die Ehre, hatte ich mir eine Art von ſogenannter Lebensphiloſophie erbaut, nach welcher mir alles Thun und Treiben der Menſchen nicht wie auf innrer Wahrheit ruhend, ſondern wie das künſtliche Spiel auf einem Theater vorkam, wo jeder die Rolle, die er ſich wahlte, oder die ihm ſeine Geſellſchaft aufgetragen hat, ſo meiſterhaft als möglich ſpielen muß. Selbſt der, welcher die Rolle des Rauberhauptmannes, des Aſſaſſinen, des Gewalthabers übernahm, muß dahin trachten, daß er dieſe vor den Augen des Publikums auf's Vollkommenſte vorſtelle; der als harmloſer Privatmann Hingeſtellte muß dieſes nach allen Forderungen zu ſeyn ſuchen. So, meinte ich, ſey mir die Rolle des Kriegers aufgetragen, der des fremden Menſchenlebens ſo wenig achten darf, als des eignen, und ob ich gleich, wie ich dafürhielt der Ehre halber, mich ſelber aller Kriegsgrauel gegen Wehrloſe enthielt, auch wohl zuweilen dieſen Schutz für Eigenthum und Perſon verſchaffte, ſo verhinderte ich dennoch die Unthaten meiner Soldaten bei weitem nicht genug; faſt eben ſo, wie damals, wo der alte Hirt bei der Ritterburg mir ſeine Thaten erzählte, meinte ich, ſolche Gräuel geſellten ſich zum kriegeriſchen Heldenfeuer nothwendig, wie der Schatten zum Feuer der Flamme.

Doch, wie ich ſchon ſagte, eben ſo wenig denn des fremden Lebens, achtete ich des eignen. Ich war noch in der vollen Kraft meiner Jünglingsjahre, denn als ich nach Paris kam, hatte ich ſo eben erſt mein achtzehntes Jahr vollendet, darum fielen mir auch die mühſamſten leiblichen Anſtrengungen und Entbehrungen nicht beſonders ſchwer;

der Durſt nach Ehre, der mich wie ein Feuer durchglühte, war das Einzige, das ich fühlte; die Wunden, welche mir der Kampf gab, empfand ich kaum, und keine von ihnen hatte mich ſchwer getroffen, ich fing an, das faſt im Ernſte von mir zu glauben, was meine Leute öfters von mir ſagten: „der Herr iſt ſtich- und kugelfeſt; der muß zu beſondern Dingen aufgeſpart ſeyn.“

Allerdings war ich dies; ich war behalten zu einem tiefen, ſchweren Falle, aber auch zu einem Auferſtehen aus dieſem Falle; zu einem Aufleben aus der Starrſucht des Todes.

Wenn das jugendliche Selbſtvertrauen, wenn natürliche Selbſtvermeſſenheit Hand in Hand gehen mit dem unerſättlichen Ehrgeiz, da treten freilich Thaten hervor, welche die Welt bewundert; der wahrhaft Verſtändige wird ſie jedoch eben ſo wenig bewundern, als den Anlauf des gereizten Ebers, womit dieſer ſich ſelber in den Spieß des Jägers ſtürzt. Ohnehin zeigt ſich in dem Getöſe des Krieges und ſeiner Gefahren eine Macht der Geſellſchaftlichkeit, von ſolcher Größe, wie ſie bei wenig andern Gelegenheiten bemerkt wird. Da ich ſpäterhin, im Bagno der Galeerenſclaven, zwei Tage und Nächte hindurch einſam auf meinem Strohlager mit dem Tode kämpfte; da mich noch ſpäter in Ungarn eine todesgefährliche Krankheit auf's Lager ſtreckte, da fühlte ich den Unterſchied: ich ſpreche es aus, die Natur des Menſchen erbebt heſtiger vor dem Tode, wenn ſich ihr dieſer mit leiſe ſchleichendem Schritte in der Stille der Krankenſtube nahet, als da, wo der Einzelne in Geſellſchaft von Tauſenden ihm ſelber entgegengeht; wenn erſt die Trommete der Schlacht tönet, und die Donner der Kanonen wie ein Ungewitter über das Feld hallen; wenn das Streitroß dem Kampfe der Männer entgegenwiehert, dann antwortet dem auswendigen Donner ein innrer Widerhall, mit der Stimme eines Löwen, der ſich unaufhaltſam in die Schaaren der Jäger ſtürzt.

So oft ſich die Gelegenheit mir darbot, ließ ich meiner Kampfbegier den Zügel; wenn zuweilen die Aufforderung erging, zu einer freiwilligen That der verzweifelten Tapferkeit, da ließ ich jederzeit mich bereit finden, und wo die militariſche Ordnung, an welche ich ſtreng mich hielt, mir's erlaubte, da war ich der Erſte voran, der mit dem Degen in der Hand in das mörderiſche Feuer einer feindlichen Batterie ſich ſtürzte, um daſſelbe mit Menſchenblut zu löſchen.

Durch ſolche, faſt immer mit beſondrem Glücke hindurchgeführte, Thaten konnte mir's nicht fehlen, die Aufmerkſamkeit meines großen Heerführers auf mich zu lenken. Türenne ſelber zeichnete, bei jeder Gelegenheit, mich aus; ich war ſchon beim zweiten Feldzuge einer ſeiner Adjutanten geworden, ſtieg von einer Stufe der äußeren Ehren zur andren; trug an meinem Rocke faſt eben ſo viele Zeichen der militariſchen Auszeichnung, als Narben der Wunden an meinem Leibe. Ich war noch an der Seite des großen Türenne, als dieſen bei Saßbach der Schlag des Todes durch eine feindliche Kugel traf; daß ich damals nicht eben ſo, wie der edle St. Hiläre, den Tod mit dem Helden theilte, daran war eine Wendung die Urſache, die ich, um einen ſo eben empfangenen Auftrag des Feldherrn auszuführen, mit meinem Pferde gemacht hatte. Es galt jetzt nicht zu klagen und zu trauren, ſondern den Rückzug unſres Heeres zu decken; was ich damals gethan, das würde nur Der recht verſtehen, der einmal ſo wie ich, mit heftiger Begierde auf das

Suchen und Finden des Todes ausging, und das, was er ſuchte, nicht erlangen konnte.

Ich kam um dieſe Zeit nach Paris; hier fand ich mich bewundert, geehrt in allen Kreiſen, die ich betrat; ich ſtund, damals kaum 26 Jahre alt, auf der Höhe meines Glückes; ſtund hier nicht mit dem feſten Fuße eines Beſcheidenen und Gemäßigten, ſondern auf den leicht zerbrechlichen Balancirſtangen des Hochmuthes; darum war der Fall mir nahe.

Noch einmal muß ich auf meinen Freund zurückkommen, auf Carl von Römhilden, der ſo treulich auf meiner Flucht aus unſrer Militärſchule mich begleitete, mit ſeinem Gelde auf der Reiſe nach Paris, und bei dem erſten Aufenthalt in der großen Stadt, mich unterſtützte. Er war mit mir auf gleicher Stufe des Ranges in den Dienſt getreten, war nicht minder tapfer denn ich, aber es lag in ſeiner Natur, daß ſeine Thaten weniger glänzend ſich zeigten, denn die meinen. Er verſtund es nicht, die Gelegenheit, ſich hervorzuthun, ſo im rechten Augenblick zu erfaſſen, wie ich; er focht tapfer mit der Schaar der Tapfren, über das Gewöhnliche aber hervorzubrechen, das war ihm nicht verliehen. Man ſchätzte ihn als einen braven Soldaten; auch er war zu einigen höheren Stufen emporgeſtiegen, dieſes jedoch nur in ſehr langſamer Bewegung, während mein eignes Glück im Sturmſchritt voranging. Ich darf wohl ſagen, ich hatte ihn ſo lieb, als ich dies mit meinem in Selbſtſucht und Hochmuth erſtarrten Herzen vermochte; ich ſelber hatte bei einer und der andren ſeiner Beförderungen zu ſeinen Gunſten gewirkt; auch in Paris ſahen wir uns öfters, vor allem in einer Familie, zu der uns beiden der Zutritt freundlich geöffnet war. Noch ein beſondrer Zug des Herzens führte meinen

Freund ſo oft in dieſes Haus; er war von Liebe ergriffen gegen die Tochter deſſelben, und dieſe Liebe hatte bei den Eltern des Fräuleins, wie bei ihr ſelber, keine ungünſtige Aufnahme gefunden. So oft ich bei der Geſellſchaft war, wurde mir, vielleicht ſchon als dem Geſprächigeren, und wohl auch als dem höher geſtellteren, berühmteren Offizier, mehr Beachtung und Auszeichnung zu Theil als ihm. Dieſes reizte den Unmuth meines Freundes, und ich, anſtatt dieſem auszuweichen, erhitzte denſelben nur noch mehr durch meine Witzeleien; ja mein Hochmuth, der ſich nun auch beleidigt fühlte, ließ ihn noch auf andre Weiſe meine Ueberlegenheit bemerken. Eines Abends, da ich mich gegen ihn mit einer Verächtlichkeit und Härte betragen hatte, die wohl den Sanfteſten außer Faſſung bringen mußte, machte ſich ſein Unmuth durch ſolche, allerdings ungemäßigte Aeußerungen Luft, daß ich meine Ehre auf's Höchſte gekränkt glaubte. Zwar hatte der Hausherr alsbald dem Geſpräch eine andre Wendung gegeben, und ein bittender Blick ſeiner erſchrockenen Geliebten meinen Freund zum Schweigen gebracht, aber mehrere Offiziere, welche zugegen waren, hatten die beleidigenden Worte gehört; mein Zorn, ſo ſehr ich denſelben an mich zu halten bemüht war, kannte keine Gränzen; ſobald die Schicklichkeit es erlaubte, entfernte ich mich.

Noch an demſelben Abend ſendete ich eine Herausforderung zum Duell an meinen Freund und zugleich ein andres Billet an einem der heute anweſenden Offiziere, mit der Bitte, er möge morgen früh mein Secundant und Zeuge meiner blutigen Rache ſeyn. Mein Bedienter war kaum hinweg, da erhielt ich einen Brief von meinem Freunde, der dem meinigen begegnet war, er bat mich, nicht aus Feigheit, denn darin kannte ich ihn zu gut, ſondern aus gutem Herzen um Verzeihung wegen ſeiner Uebereilung und erbot ſich zu jeder Genugthuung, zu jeder Gutmachung, welche die Ehre eines Offiziers erlaube. Aus jeder Zeile ſeines Briefes, deſſen Buchſtaben ſpäter meine Thränen der Reue ausgelöſcht haben, ſprach ſich ſeine alte, treue Liebe, ſeine Achtung gegen mich aus. Doch mein Hochmuth war gegen eine ſolche Sprache der Liebe taub: ich ſchrieb ihm mit verachtender Kaltblütigkeit zurück, nur durch ſein Blut könne meiner tiefgekränkten Ehre Genugthuung geſchehen.

Als wir am andern Morgen außen vor der Stadt, an dem beſtimmten Kampfplatz uns begegneten, verſuchten unſre Secundanten eine Ausgleichung; ich beſtund auf dem Zweikampf. Mein Freund ſuchte offenbar meiner zu ſchonen, er wahrte mit ſeinen Degen nur die Bewegungen des meinigen ab; ſein Auge blickte mild und ernſt, während das meine vor Zorn funkelte. Schon blutete mein Gegner aus mehreren, obwohl minder gefährlichen Wunden, auch ich hatte einen Stich in den Arm empfangen; die Secundanten geboten Halt und wollten den Kampf geendigt wiſſen, ich aber drang auf die Erneuerung deſſelben, denn meine gekränkte Ehre, ſagte ich, ſey noch nicht gerochen und befriedigt. Wir fochten weiter, und nach einigen Gängen ſtieß ich meinen Degen, mit der Wuth eines Mörders dem Freunde in die Bruſt.

Er ſank ſogleich; von der Macht des Gewiſſens geſchlagen, ſtund ich betroffen neben ihm; er reichte mir die Hand, ich konnte nicht mehr widerſtehen, ich beugte mich zu ihm nieder, und gab ihm die meine, die er an ſeine blutende Bruſt drückte. Nun iſt ja deiner Ehre genug geſchehen, Franz, ſagte er mit ſchwacher Stimme. Ich vergebe dir gern und liebe dich noch immer. — Die Zukun gen des Todes erfaßten jetzt ſeine Glieder; der Starrkrampf lahmte ſeinen Mund, in wenigen Minuten war er verſchieden.

Unſer Mitgaſt erzählte vorhin, wie einſt die gegen das Feld fliegenden Krähen oder Raben auf ſein bekümmertes Gemüth einen tröſtlichen Eindruck machten. Auch gegen mich flogen, als ich im dumpfen Schweigen an dem Rand eines Waldchens neben den Feldern hinritt, Krähen, mit lautem Geſchrei herunter; ich ſchauderte zuſammen, mir fiel das Thun der Raben am Leichnam eines hingerichteten Mörders ein. So matt und zerſchlagen hatte ich mich kaum jemals gefühlt als heute; mir war es, als hätte man mir ſelber faſt all mein Blut aus den Adern gelaſſen; ich glaubte vor Ohnmacht herunter ſinken zu müſſen vom Pferde, mit der Wuth zugleich war auch mein Muth vergangen; einige Reuter kamen auf der Heerſtraße mir entgegen geritten; ich bog einen Seitenweg in das Feld ein, ich hatte nicht das Herz, ihnen zu begegnen; ein Racher in meinem Innren, furchtbarer und mächtiger denn alle Heere der Feinde hatte mich geſchlagen, und nicht bloß geſchlagen, ſondern ganz vernichtet.

Um jene Zeit wurden in Paris die Mordanſchläge, ſo wie die Mordthaten der Duelle nur wenig geahndet. Die faſt allgemein herrſchende Abgötterei mit der Ehre, machte die Zweikämpfe um der Ehre willen ſo häufig, und die meiſten giengen, namentlich unter den Franzoſen ſo gefahrlos vorüber, daß man wie von einem Kinderſpiele, kaum davon ſprach; und wenn dann etwa in der Hand der Deutſchen oder Spanier aus dem Spiel mit dem Morde die ernſte That deſſelben hervorging, da wurde das Verbrechen entweder verheimlicht, oder, je nachdem der Thater ein mehr oder minder wichtiger Mann war, in ein Licht geſtellt, welches daſſelbe bald ſo bald anders erſcheinen, und das leichtſinnige Urtheil bald milder bald ſtrenger ausfallen ließ. Daß ich, in meiner Stellung keine ſchwere äußerliche Strafe zu fürchten hatte, das wußte ich wohl; deſto ſchwerer laſtete jedoch auf mir die Strafe, die mein Innres traf; die letzten Worte des ſterbenden Freundes tönten mir noch immer im Ohre, und nicht ſo leiſe wie er ſie geſprochen; ſie hatten ſich zu einem Geſchrei verſtärkt, das mich mit Entſetzen erfüllte; ich wollte meine Seele davon hinwegwenden und ihm entfliehen, aber auf allen Wegen meiner Gedanken ereilte es mich und ſchrie mich immer lauter und lauter an; mir war als müßten auch Andre es hören, und jeder der Begegnenden mich darauf anſehen, daß ich unſchuldig Blut vergoſſen. Es half mir nichts dagegen, daß ich mir immer von neuem es vorſagte: wie viel Blut der Feinde haſt du im Krieg vergoſſen; war doch dieſer Sterbende auch nur ein Menſch wie die Andern, und hatte mehr dich beleidigt denn die Feinde.

Nach der Verabredung mit meinem Secundanten hatte ich den Weg nach Chalons eingeſchlagen; in einer kleinen Stadt am Wege ſollte ich Briefe abwarten, und Nachricht darüber wie mein Urtheil, wenn anders der Mord ruchtbar würde, ausgefallen ſey. Ich hatte nicht auf mein Pferd geachtet, das hungernde Thier, da ich den ganzen Tag ſeiner Pflege verſäumte, hatte oft lange an den Kornfeldern ſich geweidet, bis ich aus meiner Dumpfheit erwachte und den niedergefallenen Zügel wieder aufnahm; gegen Abend hielt es, von ſeinem Inſtinkt bewogen, bei einem Wirthshaus; mechaniſch ſtieg ich ab und folgte dem Wirth in das Zimmer. Man trug mir Eſſen auf, aber ich bemerkte es nicht, erſt dann als man die Mahlzeit wieder hinweggetragen, fühlte ich, daß ich heute noch nüchtern ſey, und ſtillte den Hunger mit etwas Brod und Waſſer.

Noch niemals in meinem Leben hatte ich das Dunkel der Nacht gefürchtet; heute als die Abenddämmerung in mein einſames Zimmer hereindrang ſchrack ich zuſammen, ich ließ Lichter und immer mehr Lichter anzünden; mir brannten ſie alle zu dunkel. Mir war es als bedürfte ich ſehr der Ruhe, ich legte mich zu ſchlafen, aber ſo bald ich die Augen geſchloſſen war ein anderes Sehen da; vor mir ſtund oder lag in ſeinem Blute der ermordete Freund und ich fuhr vom Lager auf und ſchaute unverwandt in die brennenden Kerzen, bis mich mit dem Schlummer zugleich von neuem das Schreckbild beſchlich. Wie einem gejagten Hirſche pochte mir mein Herz; ein Schweiß der Angſt bedeckte meine Stirn, beſſer, ſo dachte ich zweimal der Tod als nur einmal eine ſolche Nacht, mehrmalen ſtieg der Wunſch in mir auf, hätte doch lieber ſein Degen meine Bruſt getroffen, als der meinige die ſeine. Aber — wenn dieſes geſchehen wäre, ſo urtheile ich jetzt, ich hätte dem Freunde nicht ſo, wie er mir die Hand gereicht und gedrückt; ich hätte ihm nicht verziehen; mit allen Flammen des Haſſes und des Ingrimmes wäre ich hinübergetreten in die Ewigkeit, da ſolches Feuer nie verliſcht.

Laſſen Sie mich ſchweigen von dem was ich in jener Nacht, was ich in mehreren der darauf folgenden Tage und Nächte erfahren. Ich habe mir ſelber, durch mein Erzählen den alten Schauder aus ſeinem Grabe gerufen, darin er ſeit Jahren geſchlafen; er ſteht vor mir in ſeiner ganzen Furchtbarkeit und ich kann den Anblick nicht ertragen. Eines erwähne ich noch, keinesweges jedoch um Ihren Abſcheu vor meiner That oder meinen eignen davor zu verringern, ſondern nur um auf einen zuweilen ſichtbar werdenden meiſt aber verborgenen Zuſammenhang der Thaten und Schickſale der Menſchen hinzudeuten; mein Freund, den ich ermordete, war der Sohn des Mannes, der meinen unglücklichen Vater im Duell erſtach. Mir hatte ſchon meine Großmutter, als ich noch Knabe war, darauf hingedeutet, daß der wahrſcheinliche Mörder meines Vaters unbeſtraft lebe, ja daß ſeine That gar nicht öffentlich kund und aufgedeckt worden, weil er ein Verwandter des Landesherrn ſey; ſeinen Namen jedoch hatte ſie mir nicht genannt. Etwa ein Jahr nach dem Tode meines Freundes kam auch ſein alter Vater zum Sterben, und er ſelber hob noch in ſeinen letzten Stunden den Schleier auf, der über ſeinem Verbrechen gelegen; mir kam bald nachher, aus ſichrer Hand, die Kunde davon zu.

Ich war kaum an dem beſtimmten Orte angelangt, da empfing ich Briefe aus Paris. Mein Duell hatte die öffentliche Aufmerkſamkeit erregt, und konnte bei allem Bemühen zu meinem Gunſten nicht ganz ohne Rüge bleiben; dieſe Rüge erſchien indeß wie keine; der Eintritt in die Hauptſtadt wurde mir auf unbeſtimmte Zeit verſagt; ich ſollte mich alsbald zu meinem Regiment verfügen, und dort das Weitre erwarten; dieſes Weitre erfolgte jedoch nicht, es müßte denn darinnen beſtanden ſeyn, daß man mich, wie man ſich ausdrückte, „im Vertrauen auf meinen unerſchütterlichen Muth und meine oft erprobte Tapferkeit“ zum Commandanten in einer der Feſtungen ernannte, die man in den letzten Feldzügen den Niederländern genommen hatte. Die Rache ſollte mir kommen, von woher ich ſie am wenigſten vermuthet.

Die Stunden und Tage der erſten heftigen Erſchütterung, in die mich das Schreien eines mörderiſch vergoſſenen

Blutes verſetzt hatte, waren vorüber; der Menſch beſitzt, ſo lange er noch im Bau des leiblichen Lebens begriffen iſt, die Macht und das Material um den nagenden Wurm in ſeinem Innern ſo zu überbauen, daß man ſein Bewegen nicht mehr ſiehet noch bemerkt, ohne daß der Wurm deshalb ſtirbt; ich war wieder ſo ruhig als ein Menſch es ſeyn kann, in deſſen Innern eine verborgene Hölle glühet. Ich hatte jetzt ein beſtändiges Bedürfniß viel unter Menſchen zu ſeyn; ich ſuchte mich ſelber um den Verluſt des wahrhaft treu ergebenen Freundes zu belügen, indem ich mich, mit aller Heftigkeit meiner Natur an einen meiner Mitofficiere anſchloß, der erſt ſeit wenig Monaten in meine Nähe gekommen war. Mein neuer Freund war in Paris erzogen und gebildet; er ſtammte aus einer der vornehmſten, damals bei Hofe einflußreichſten Familie. An Jahren wie an Erfahrung, und ich darf wohl ſagen auch an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten im Geſchäft des Kriegsdienſtes war ich ihm überlegen, dagegen übertraf er mich weit an Witz und an jenen äußerlichen Gaben, welche in der ſogenannten feinen und großen Welt glänzen. Ich gab mich dem Wohlgefallen, ja zuletzt der Bewunderung gegen dieſe Talente hin; der junge Mann erhielt allmälig eine Art von Macht über mich, wie ſie nur die wahre Ueberlegenheit des Geiſtes dem einen Menſchen über den andern geben ſollte; unvermerkt gerieth ich zu ihm in jenes Verhältniß, in welchem mein verſtorbener Freund zu mir geſtanden: ich liebte ihn mehr, und wie ſich ſpäter ergab, auch treuer denn er mich. Man erzählt von einem alten grämlichen Löwen, der eine ſo beſondere Zuneigung zu einem Bologneſerhündchen faßte, welches man zu ihm in ſeinen ummauerten Kerker hinabgeworfen, daß er von ſeinem ſchwachen Liebling ſich alle Ausbrüche des hündiſchen Muthwillens und Neides gefallen laſſen; ich war kein Löwe an Großmuth, aber, obwohl ſich in ſolchen Dingen, welche in unſerer Stellung das höchſte, eigentliche Gewicht hatten, zwiſchen mir und ihm ein großer Unterſchied der Befähigung und Kräfte fand, vermochte dennoch mein Günſtling, zuweilen auch gegen meine Ueberzeugung, durch ſeinen mir unwiderſtehlichen Einfluß, meine Meinung wie meinen Willen zu lenken; er gewann mich bald wider, bald für Perſonen und Sachen; er durfte ſich's ſogar erlauben, ſelbſt mich zuweilen, in Freundesgeſellſchaft, zur Zielſcheibe eines leichten Witzes zu machen, welcher, ſo ſehr er in den Schranken der ſogenannten Ehre blieb, von jedem Andern mich auf's Heftigſte würde gereizt haben. Meine affenartige Zärtlichkeit ging ſo weit, daß ich in vielen meiner Berichte ans Kriegsminiſterium, das Verdienſt und die Früchte meiner eignen Arbeiten und glücklichen Unternehmungen nicht mir ſelber, ſondern meinem Günſtling zueignete, was, zuſammengenommen mit dem großen Einfluß ſeiner eignen Familie, es bewirkte, daß er mit ungewöhnlicher Schnelle zu einem Poſten emporſtieg, der dem meinen der nächſte war.

Im Frühling des Jahres 1677 hatte ich eine andre Verwendung im Heere des Herzoges von Orleans und des Marſchalls von Luxemburg erhalten. Als dieſes Heer am 11ten April jenes Jahres dem heldenmüthigen Prinzen von Oranien, in der bei Montkaſſel von ihm verlorenen Schlacht die Lehre gab, künftig vorſichtiger zu ſeyn, war ich nicht unthätig geblieben, ich hatte namentlich durch die glückliche Anwendung einer Batterie, gerade im entſcheidendſten Augenblick, keinen ganz unbedeutenden Antheil an dem günſtigen Ausgang des Kampfes; noch auf dem Schlachtfeld erkannte dies der Herzog gegen mich an. Der König Ludwig XIV. hatte perſönlich an dieſem Feldzug Theil genommen; nach dem erfochtenen Siege rief das Volk ihm entgegen: „es lebe der König und Monſieur (der Herzog von Orleans), welcher die Schlacht gewonnen hat“. Jener Monarch war jedoch nicht gewohnt, die vermeintlich nur ihm gebührende Ehre mit einem Andern zu theilen, und obgleich der Herzog ſein eigner Bruder war, ließ er doch ihn, ſowie Alle, die derſelbe als glückliche Theilnehmer am Kampfe vorzugsweiſe hervorgehoben, ſeine Empfindlichkeit und Kälte bemerken. Auch mich traf dieſe Empfindlichkeit des Königes, als ich etliche Tage nach der Schlacht ihm vorgeſtellt wurde; ſie traf mich, wie der Blitzſtrahl einen Baum, der leicht zu entzünden iſt; mein Inneres ſtund in Flammen. Ich war damals, durch ein leibliches Uebelbefinden, das die Anſtrengung, verbunden mit Nachtwachen, mir zugezogen, noch reizbarer als gewöhnlich; als ich am Abend mit meinem vermeintlichen Freund und einigen, wie ich dies wußte, mir treu ergebenen Männern allein war, machte ich meinem ganzen Unmuthe Luſt; meine von innrem Grimm entzündete Rede ſchonte ſelbſt des Monarchen nicht, wiewohl ich hierbei nichts ausſprach, das eine eigentliche Beleidigung der Majeſtät geweſen wäre, weil mir ja damals bei all meinen Worten und Handlungen das als Geſetz galt, was zur feſt abgemeſſenen Ehre und Ordnung meines Standes gehörte. Ich glaubte bei dieſer Gelegenheit nur die Ehre des Herzogs von Orleans zu vertheidigen; was mich jedoch trieb, war nur mein eigner, gekränkter Stolz.

Wenige Tage nachher wurde ich vor ein Kriegsgericht geſtellt. Man las mir den Inhalt all meiner neulichen Aeußerungen des Unmuthes vor; in mehreren Hauptzügen ſtimmte dieſer Inhalt mit dem, was ich geſprochen, überein; im Ganzen war er zur gehäſſigſten Carricatur entſtellt;

ich verlangte die Entgegenſtellung der Zeugen; jene Offiziere, von denen ich noch jetzt die Ueberzeugung habe, daß ſie nur das würden ausgeſagt haben, was wahr geweſen, hatte man plötzlich aus höherem Auftrag zu andren Dienſtgeſchäften, an entferntere Orte, verſendet, nur mein vermeintlicher Freund konnte vor Gericht erſcheinen. Ich war ruhig, als man noch einmal in ſeiner Gegenwart die Anklage vorlas; da jedoch Jener als Zeuge gegen mich auftrat, und Alles, was er eben gehört, als wahr beſtätigte, fühlte ich, wie mir ſcheint, im verdoppelten Maaße denſelben Schmerz, den mein treuerer Freund empfunden haben mochte, als ich die mörderiſche Waffe ihm in die Bruſt ſtieß. Ich blieb jedoch nicht ſo ſanft dabei, als mein ermordeter Freund; das Blut ſtockte mir vor Wuth in den Adern; meine Zunge war wie gelähmt, ich warf einen Blick voll tiefer Verachtung auf meinen Verräther; man führte mich ab ins Gefängniß.

Der Schlag, der mein ganzes bisheriges Glück vernichten ſollte, war ſcharf berechnet; die Mine mit mörderiſcher Einſicht angelegt. Aeußerungen andrer Art, die ich bei verſchiednen Gelegenheiten über die Feldherrntalente des Prinzen von Oranien und des öſtreichiſchen Heerführers Montecuculi gethan; Briefe von unverfänglichem Inhalte, die ich von Zeit zu Zeit aus dem deutſchen Vaterlande empfangen und wieder beantwortet hatte, wurden mir als Beweiſe von Verrath angerechnet, und obgleich man in meinen Papieren nichts gefunden, das dieſe Anklage rechtfertigte, würde dennoch der Tod eines Hochverräthers mich getroffen haben, wenn nicht die kräftige Fürſprache des Marſchalls von Luxemburg wenigſtens das noch bewirkt hätte, daß mir, ſtatt des Todes, lebenslängliche Galeerenſtrafe zuerkannt wurde.

Mein geweſener Günſtling war, dies hatte er bewirken wollen, an meinen Poſten vorgerückt; er hatte nicht bedacht, daß er nicht ſehr lange das zu ſcheinen vermöge, was er bloß durch meine Kraft und beſtändige Mitwirkung war; ſein Glück iſt, wie ich nachmals erfuhr, von kurzer Dauer geweſen; als in der damals ſehr veränderlichen Gunſt des Hofes ſeine Familie ihren meiſten Einfluß verlor, ſank auch er, aus ſeiner Stellung entlaſſen, in ein ſelbſtverſchuldetes Nichts zurück.

Welcher Menſch, in dem der Hochmuth und ungebändigte Ehrgeiz nicht eben ſo wüthend flammten, als in mir, kann ſich ganz in die Bewegung meines Weſens denken, die mich erfaßte, als mir vor den Augen meines Regimentes, durch entehrende Hand, die äußeren Zeichen meines bisherigen Standes: die Erinnerungen an manchen heißen Kampf meiner kräftigſten Jahre entriſſen, und ſtatt jener die Kleider eines Galeerenſclaven, ſtatt der Ehrenzeichen die Ketten angelegt wurden. Es war eine Erſtarrung und Dumpfheit von andrer Art, denn jene, die mich nach meinem Freundesmord befallen, ſie wirkte noch lähmender denn die damalige; ich hatte mit den gemeinen Verbrechern, an die mich die gemeinſame Kette ſchloß, zu Fuße gehen ſollen, ſchon bei den erſten Schritten ſank ich bewußtlos nieder; man führte mich der andern Schaar auf einem Karren nach.

Im Hafen von Breſt wurde ich an eine der Galeeren geſchmiedet; meine ſtarke Natur hatte der Zerſtörung von innen getrotzt, und überdies ſtellte ich mich ſtärker als ich war, nur um bald möglichſt aus den Augen der Menſchen zu kommen. Schon nach etlichen Tagen lief unſer Schiff aus dem Hafen; es war mir eine Art von Troſt, daß keiner der Offiziere auf der Galeere mich perſönlich kannte;

die Peitſchenhiebe, womit der barbariſche Unteraufſeher der Sclaven mich züchtigte, wenn ich von der ungewohnten Arbeit ermattet war, oder ſie mit Ungeſchick angriff, erſchienen mir ungleich erträglicher, als der Blick eines bekannten Auges. War mir doch ſelbſt der Anblick des heitren Himmels und der Sonne, die zu meinen früheren Thaten mir geleuchtet, vielmehr ſchmerzlich als wohlthuend; wenn dagegen die Wolken heraufzogen und unter ihren Fußtritten das Meer ſich bewegte; wenn der Sturm die Wogen ſchlug, und eine grüne Welle nach der andren, mit Schaum bedeckt, unſerm Schiff entgegenkam, da war mir's, als fühlte ich eine Abkühlung und Linderung meines innren Wehes. Ich ſprach mit Niemand; von dem Geſchwätz meiner Mitſclaven vernahm ich kaum einzelne Worte; übrigens gab ich, in dumpfer Gleichgültigkeit, der Natur ihre Rechte; ich aß und trank und ſchlief, wie jeder Andre der angeſchmiedeten Bande.

Nur einmal auf dieſer Seefahrt gerieth unſre Galeere mit zwei ſpaniſchen Kriegsſchiffen in einen Kampf; ich ging der Gefahr mit einer innren Luſt entgegen, denn ich ſehnte mich hinweg aus dem Leben, was aber der Tod ſey, das hatte ich noch nicht wahrhaft erkannt. Dennoch, als das eine der feindlichen Schiffe uns ſo nahe kam, daß mein Auge den Kanonen, denen ſchon die entzündende Lunte ſich nahte, tief in ihren Mund ſahe, und als ich aus der vielfachen Uebung meines Blickes an ſolchen Gegenſtänden es erkannte, daß die furchtbare Ladung einige Fuß hoch über der Ruderbank den Bord des Schiffes treffen würde, legte ich mich, zur unwillkührlichen Abwehr, gerade ausgeſtreckt auf die Bank hin, während meine Mitſclaven, als wollten ſie der Gefahr entſpringen, ſchnell ſich erhoben und aufrecht ſtunden. Die Entladung des feindlichen Ungewitters erfolgte, unſer Schiff krachte; als ich mich von neuem von der Ruderbank erhub, ſahe ich, daß ich der einzige noch lebende Sclav auf dieſer Seite war; an den andren Ketten hingen blutende, zerſchmetterte Leichen. Ich beneidete faſt das Loos dieſer Unglücksgefährten, und doch war ich ſelber ihm ausgewichen; ich wollte nicht leben, und dennoch entfloh ich dem Tode.

Nach dem Nimweger Frieden war ein Theil der Flotte, unter ihr auch die Galeere, deren Ketten ich trug, nach Toulon gekommen, dort mußte ich mit den andern Sclaven bei den Arbeiten des Schiffsbaues Hand anlegen. In den Tagen meines Glückes war ich einſt längere Zeit in Toulon geweſen, es lag damals ein königliches Regiment hier in Garniſon, deſſen Offiziere zum großen Theil mir wohl bekannt waren; mir grauſte vor dem Gedanken, daß einer von ihnen, denn ſie ſahen öfters den Arbeiten zu, mich erkennen würde. Ich durfte dieſes nicht fürchten, denn mein Elend hatte mich ſo entſtellt, daß nur der innre Gram, nicht das leibliche Ausſehen, ſich gleich geblieben war. Einſt hatte ein Offizier das Commando über jene Soldaten, die uns bei unſrer Arbeit begleiteten und bewachten, welcher mehrere Jahre unter mir gedient und den ich ſelber zu ſeiner Stelle befördert hatte; ich hörte, denn ich ſtund gerade in der Nähe, daß er unſren Inſpector fragte, ob nicht ein Baron von Hochwarten unter den Sclaven ſey? Jener verneinte es, denn hier auf der Galeere hatte man mich nur bei meinem Vornamen François genannt, mein gewöhnlicher Zuname war in der Ausſprache des fremden Volkes allmälig ſo verſtümmelt und verändert worden, daß er dem Inſpector als ein noch nie vernommener erſchien; mir war es ein Troſt, daß die Welt mein ſo vergeſſen habe, und daß mein alter Bekannter mich ſo nahe vor

Augen hatte und doch nicht ſahe. In mir ſelber, in meinem Geiſte, war tiefe Nacht; ſo gefiel mir auch das Dunkel, das meinen außren Menſchen vor der Welt bedeckte.

Ja, Nacht war es in mir und um mich, aber noch war die Mitternachtsſtunde nicht gekommen, nach deren Vorübergehen das Licht eines andren Tages mir aufdämmern ſollte. Dieſe Stunde war mir nahe.

Die innre Krankheit, die an meinem Herzen nagte, hatte hier lange genug ihr verborgenes Werk getrieben, ſie durchbrach endlich den Damm meiner eiſenfeſten Natur und ergoß ſich unaufhaltſam in den Leib. Ein bösartiges Fieber, das unter den Galeerenſclaven ausbrach, hatte viele derſelben hinweggerafft; gleichgültig half ich, ſo oft mich die Reihe traf, bei dem Hinausſchleppen und Eingraben der Leichen. Da ergriff auch mich die Seuche; ich ward, wie die andren Kranken dieſer Art, von den noch Geſunden geſondert und in das Lazareth gebracht, das man im Bagno eingerichtet hatte. Noch war ich, ſo oft ich wachte, bei Bewußtſeyn, nur während der einzelnen Zwiſchenzeiten des unruhigen Schlafes durchglüheten mein Gehirn die wildeſten Phantaſieen des Fiebers. Gleich in den erſten Stunden meines Krankenlagers ſahe ich, wie einer, der neben mir auf dem Stroh lag, mit dem Tode rang; der Kampf war heftig und dauerte lang, mich ergriff ein Schauder vor dem Sterben, wie ich niemals ihn gefühlt hatte. Es ward Nacht, ich konnte nur auf Augenblicke ſchlummern, und dieſer Schlummer brachte mir nur Schreckniſſe ſtatt der Erquickung. Ein Bild verfolgte mich beſtändig in meine Träume; es drang zuletzt auch in die Phantaſieen des Wachens herüber: es war das Bild meines gemordeten Freundes. So unſtillbar hatte ſeine Todeswunde nicht geblutet, an jenem Tage, da ich ſie ihm ſchlug, als ſie jetzt vor meinen innern Augen blutete; ſo ſchauderhaft tief hatten mich die Blicke des Sterbenden und ſeine Worte damals nicht erſchüttert, wie ſie jetzt es thaten; ich wollte vor Entſetzen aufſpringen und die Trunkenheit der Fieberangſt im Meere kühlen, da fühlte ich, daß mich, außer der Entkräftung, auch noch die Kette am Lager feſthielt. Ich wendete mich zur Rechten und zur Linken; ich legte mich auf mein Angeſicht; es war vergebens, das Bild blieb unverrückbar feſt vor mir ſtehen; in mein Ohr drangen die Töne des Todesröchelns von dem einen, dann von einem andern Sterbebette unſers Krankenſaales her, denn es waren in dieſer Nacht ſechs von meinen Mitgenoſſen des Elendes verſchieden; mir war es, als ſprächen jene Sterbenden zuletzt noch Worte des Fluches über mich, den Mörder, aus.

„Ich bin ja nicht ihr Mörder,“ rief ich, ſo laut meine gelähmte Zunge es vermochte, um mich nur der grauenvollen Phantaſie zu entreißen; aber biſt du nicht dennoch ein Mörder? antwortete eine Stimme in meinem Innern.

Zu dem einen Bilde, das mich ſo tief bewegte, geſellten ſich, bald wie ein Vorder- bald wie ein Hintergrund viele andre, von faſt nicht minder bewegender Gewalt; ich ſahe in jener Nacht der Angſt und der Schrecken mein ganzes vergangenes Leben, von meiner erſten Kindheit an bis zur jetzigen Stunde in einem Lichte, in welchem ich es noch nie geſehen. Aus den vielen einzelnen Zügen geſtaltete ſich ein Ungeheuer; ich ſahe mich ſelber und bebte ſo bei dem Anblick dieſes Selbſt, daß mir die Furcht durch Mark und Gebein drang. Zuletzt vergingen mir die Sinne; ich glaubte die Hand des Todes an meinem Herzen zu fühlen; als ich wieder zu mir kam war es drauſſen Tag geworden, in mir ſelber aber dauerte noch die Nacht.

Ich war ſo matt wie zum Sterben; der Arzt, der auch an meinem Lager vorbeiging, ein menſchlich fühlender Mann, befahl dem Krankenwärter, mir auch wie den andern Sterbenden die Ketten abzunehmen; ich würde jetzt nicht mehr in eigner Kraft das Lager verlaſſen; man fragte mich, ob ich nicht der letzten Tröſtungen der Religion begehre? — Tröſtungen? ſprach ich, mit einer innern Bitterkeit; laßt ſie kommen. Bald hernach nahete ſich meinem Lager ein alter Ordensbruder, den ich ſchon geſtern am Lager mehrerer der Leidensgefährten geſehen und dabei einzelne Worte ſeiner Rede vernommen hatte. Der Mann blickte mich freundlich und voll tiefen Mitleides an; der Blick erinnerte mich an jenen, womit einſt mein geliebter Lehrer und väterlicher Freund, der Vorſtand jener Schule, von der ich früher ſprach, mein Herz traf. Seit Jahren hatte ich das nicht erfahren, daß jemand mich mit Liebe und Mitleid anblickte; noch vor Kurzem hatte ein fremdes Mitleid mein hochmüthiges Herz mehr beleidigt denn getröſtet; ſeit der letzten Nacht war dies anders geworden; ich fühlte mich des Mitleids bedürftig und nahm es willig an. Jedes Wort des Mannes gieng mir, wie einſt die Worte des Lehrers, in der Stunde, da er mich durch Liebe beſiegte, zu Herzen; er verlangte, als er mich leiblich wieder etwas geſtärkt ſahe, meine Beichte; ich verhehlte ihm nichts; noch einmal ſchlug ich die mit Blut beſchriebene Rolle meines Lebens auf und legte ſie, was ich noch nie bei ſolcher Gelegenheit gethan, vor ein fremdes Menſchenauge hin. Es iſt eine beſondre Kraft in dem offnen, unverſtellten Bekennen; das Bild unſres eignen Weſens wird uns, wenn wir es wie mit einer andren Sehkraft anblicken, klarer und feſtbeſtimmter; das offne Bekennen iſt der erſte Schritt zum Sieg über unſern Hochmuth; der erſte Schritt zum Friedenshauſe der Demuth.

In dem Angeſicht meines Beichtvaters regten ſich die Züge eines tiefen Schmerzes, als ich ihm mit oft unterbrochener, ſchwacher Stimme, die Hauptumriſſe meines Lebens gab; ich wußte nicht, ſey es ein Gefühl des Abſcheues oder der Theilnahme, was ihn bewegte; ich erwartete ein hartes Wort der Strafe aus ſeinem Munde, denn ich fühlte, ich hatte das verdient; er aber ſprach nur, mit ſanften Worten, von der Kraft der Reue und der innern, feſt entſchloſſenen Umkehr zum Leben. Das Wort Reue hatte ich wohl ſonſt gehört, das aber, was dieſes ſey, hatte ich nur ein oder etliche Male in meinem Leben, damals, wo mein Lehrer mein ſtörriges Herz in ſeine Zucht nahm, erfahren. Heute ſollte ich wiſſen, was Reue, ſollte aber auch wiſſen, was Troſt ſey. Meine Angſt war dahin und hinweggenommen, ich fühlte die erſten Anwandlungen von einer Ruhe, die mehr denn Ruhe, die Frieden iſt.

Was den Ordensbruder ſo zu mir hinzog, was ihn ſo lange bei meiner grauenvollen Lage feſthielt, das konnte ich damals nicht begreifen, denn mir ſelber war jene Liebe noch fremd geblieben, die Alles erträgt und Alles vermag. Als er mir die Segnungen geſpendet hatte, welche die Religion in ſeine Hände legte, nahm er Abſchied von mir bis auf das Wiederſehen in einem andren Lichte denn das der Sonne iſt. — Ich war nicht, wie er erwartet hatte, geſtorben, noch einmal beſuchte er mich und befeſtigte mir durch ſeine Worte den innern Frieden, der mir ſchon bei ſeinem erſtmaligen Beſuch geworden war. Noch einmal, in der darauf folgenden Nacht kämpfte ich mit dem Tode, aber zu den Lebenskräften, die in meiner leiblichen Natur lagen, waren jetzt noch andere gekommen, deren Quell nicht in dem Leibe ſelber lag, die jedoch auch über dieſen ſich ergoſſen; das Leben ſiegte über den Tod, ich fing an zu geneſen; nach etlichen Wochen konnte ich das Lager verlaſſen.

Ich kam mir als ein Anderer vor denn ich geweſen, als ich aus den dumpfigen Räumen dieſes Lazareths wieder hinaustrat an die freie Luft. Ohne inneres Sträuben hatte ich die Ketten mir wieder anlegen laſſen, ohne Widerwillen übernahm ich die Arbeiten, die man, meinen Kräften angemeſſen, mir auftrug. Ich meinte, es ſey noch die leibliche Schwäche: die natürliche Folge meines ſchweren Erkrankens, die mich ſo tief empfänglich, ſo empfindſam mache, daß ich das Licht der Sonne, das Wehen der warmen Frühlingsluft nicht ohne tiefe Rührung bemerkte; daß ich gegen meinen Mitſclaven ſo theilnehmend und in gewiſſen Fallen ſelbſt geſprachig, gegen unſre Aufſeher und Dränger ſo nachgiebig und demüthig war. Aber obgleich ich meinen innern Zuſtand nur für eine krankhafte Schwäche meiner Natur hielt, konnte ich doch nicht umhin, mich an ihm zu freuen; mich angſtete zuweilen der Gedanke, daß bei der Wiederkehr der Geſundheit dieſe Stimmung vergehen werde, denn wann wäre ich jemals bei all meinem vorigen Glück ſo ruhig geweſen, ja ich darf ſagen, ſo innerlich vergnügt als jetzt in meinem tiefen äußern Elend. Ich dachte allerdings noch oft an meine blutige That und an alles das, was in der Nacht der tiefeſten Kampfe mich erſchüttert hatte; aber der Schmerz der Reue iſt ein ganz anderer, milderer als jener der Verzweiflung; der erſtere iſt das Brennen eines Balſams, der zuerſt, wenn er ſie berührt, die Wunde reizt, dann aber ſie heilt, der andere iſt das Brennen eines Giftes, das die Wunde zum unheilbaren Krebsſchaden machet. Ohne es noch zu wiſſen, war ich auf dem Wege nicht bloß einer äußerlichen, ſondern auch einer innern Heilung; die Geſundheit, nach dem in meiner Lage möglichem Maaße, kehrte wieder; mein innerer Todesengel, der unbändige Trotz und Hochmuth, kam nicht mit ihr zurück.

Wohl aber ſendete er mir zuweilen ſeine Verwandten: die Ungeduld, die innere Verſtimmung und die Neigung zum Murren über mein Schickſal. Einen meiner Mitſclaven, einen leiblich wohlgebildeten Jüngling von etwa vier und zwanzig Jahren, ſeinem Benehmen nach von guter Erziehung, hatte mir der Aufſeher ſeit meiner Krankheit öfters zum Mitarbeiter beigeſellt, damit ſeine jugendlichen Kräfte das erſetzten, was den meinigen damals abging. Wir waren an eine gemeinſame Kette geſchloſſen, die uns am Tage zur gleichen Arbeit, bei Nacht für die gleiche Lagerſtätte vereinte. Ich hatte noch keinen Mitgenoſſen meiner Bande gehabt von ſolcher Sanftmuth und Gefälligkeit; er übernahm freiwillig, wenn er mich ermattet ſahe, zu der ſeinigen auch noch meine Arbeit; bei jeder Gelegenheit ſahe er eben ſo ſehr, ja noch mehr auf meine Bequemlichkeit und Erquickung denn auf die ſeinige; wenn ſeine geſchickte Hand, in den ſeltenen freien Stunden, irgend ein Schnitzwerk vollendet und aus dem Verkauf an mildthätige Fremde, die unſer Bagno beſuchten, einiges Geld gelöſt hatte, da mußte ich, wenigſtens wollte er es, den Wein oder andere Erfriſchungen, die er dafür kaufte, mit ihm theilen. Wie hatte eine ſolche Güte mich nicht jetzt, wo mein Herz ſo weich war, rühren und tief bewegen ſollen; ich fühlte eine wahrhaft zärtliche Freundſchaft für dieſen „Freund in der Noth.“ Einſtmals hatte mich auch meine tiefe Verſtimmung beſchlichen; wie einen fernen Donner vernahm ich die Stimme des Murrens über mein unverdientes Loos in meinem Innern. „Daß ich das Unrecht, das einem Bruder des Königes, von dieſem ſelber, dem Monarchen geſchahe, vielleicht zu lebhaft rügte, das war mein ganzes Vergehen, welches mich hieher auf die Galeeren brachte; alle andre Anſchuldigungen waren ja nur Lüge; ich muß leiden als ein Miſſethäter und hatte ganz etwas Andres verdient.“ Ich war in düſtres Schweigen verſunken; auf die einzelnen Fragen meines Kettengenoſſen antwortete ich nur abgebrochen und kurz. Da hörte ich ihn ſeufzen, wie aus tiefbekümmerter Bruſt; ich ſahe Thränen in ſeinen Augen. „Hat man euch vielleicht auch, ſo fragte ich, ganz ungerechter Weiſe, wie mich in dieſe Ketten geſchlagen“?

Mein Herr, antwortete der Jüngling, ich dulte dieſe Strafe mit Recht, ich habe ſie verdient; ich bin ein Brudermörder.

Ihr ein Brudermörder? fragte ich erſtaunt; darf ich wohl fragen, was euch zu eurer That bewog?

Wir durften ſo eben, mit den andern Sklaven zugleich, von der ſchweren Arbeit des Steinbrechens ein wenig verſchnaufen; wir beide ſetzten uns unten im Granatengebüſch und mein Gefährte erzählte:

Ich hatte meinen Bruder ſo lieb als man wohl einen Bruder haben ſoll; er war der ältere von uns beiden; er war der Begünſtigtere vom Glück; er hatte die väterlichen Güter geerbt. Ich war, dieß darf ich verſichern, ganz neidlos hierüber; ich hatte ſtudirt, eine kleine Anſtellung beim Handelsgericht unſrer Stadt gab mir mein hinlängliches Brod. Eine junge Verwandtin meiner Mutder war in unſerm elterlichen Hauſe erzogen worden; ſie hatte mir eine Neigung eingeflößt, die in ihrem Herzen Erwiederung fand; als ich mich im Stande ſahe eine Familie zu ernähren, warb ich um ihre Hand und erhielt ſie. Wir waren ſo eben verlobt, da beſuchte ich einſt in Familienangelegenheiten meinen Bruder. Ich fand ihn ſehr unmuthig und gegen mich in ſehr aufgereizter Stimmung. Allerdings hatte ich ſchon früher bemerkt, daß er von heftiger Zuneigung gegen meine nunmehrige Braut entzündet war, da jedoch ſie beſtändig nur abwehrend und kalt ſich gegen ihn bezeugte, hielt ich den Funken für längſt erloſchen. Mit Freundlichkeit ſuchte ich ſeine böſe Laune zu beſiegen; er ließ ſie nicht fahren. Wir ſpeiſten allein in einem Gartenſaale; es wollte zwiſchen uns zu keinem guten Geſpräch kommen. Ich ſuchte ſeine Aufmerkſamkeit auf das Geſchäft zu lenken, das mich zu ihm führte. Meine Angelegenheit war einfach und von ſolch harmloſer Art, daß ſie in jeder andern Stimmung meines Bruders alsbald beſeitigt geweſen wäre; er aber fuhr auf, als ob das bitterſte Unrecht ihm geſchahe; nannte mich einen ehrloſen Betrüger. Ich war mehr betroffen über ſein Benehmen denn erzürnt; du thuſt mir unrecht, mein Bruder, ſagte ich gelaſſen. Ich dir unrecht? rief jener in höchſter Wuth; du willſt mich zu dem machen, was nur du biſt? — Er griff nach einem Degen, wie ein Mörder drang er auf mich ein. Auch ich hatte, nach der Sitte unſers Landes, die meinem Stande dieſe Waffe mehr zur Zierde denn zur Vertheidigung giebt, einen kleinen Degen an meiner Seite, den ich ſonſt noch niemals aus ſeiner Scheide gezogen. Ich hatte ein wenig fechten gelernt; meine Abſicht war es nur, die Streiche meines Bruders, der das Fechten nicht verſtund, auszupariren, nicht ihn zu verwunden; er rannte ſich ſelbſt meine arme, ſchwache Waffe in ſeinen Leib. In meinem erſten Schrecken wollte ich entfliehen; ich that es aber nicht; die Liebe zu meinem Bruder hielt mich zurück. Ich ſelber rief nach Hülfe, ſuchte den Arzt auf; mehr aber als Alles ſuchte ich die Vergebung, die wiederkehrende Liebe meines Bruders. Ach ich fand dieſe nicht! Er blieb, möge Gott ihm dies vergeben, bis auf ſeine letzten Stunden, denn er hatte noch mehrere Tage zu leiden, mein unverſöhnlicher Feind. Man hatte mich in Gewahrſam genommen; indeß hatten ſich Gerichtsperſonen bei dem Sterbebette meines Bruders eingefunden, die ihn verhörten; in dieſem Verhör ſtellte er die Geſchichte ſeiner tödtlichen Verwundung, vielleicht weil ſein Zorn ihn gegen den wahren Hergang der Sache blind gemacht hatte, ſo dar, daß ich als vorſätzlicher Mörder erſchien. Es waren die Worte eines Sterbenden; man ſchenkte ihnen mehr Glauben als meiner wahrhaften Ausſage; das Urtheil wurde über mich, wie über einen gemeinen Mörder geſprochen; es war noch hohe Gnade, daß man mich nicht auf lebenslang, ſondern nur auf zehn Jahre zu den Galeeren verdammte. Dieſes, mein Herr, iſt meine traurige Geſchichte; ihr verſtehet nun wohl, daß ich Urſache hatte, zu ſeufzen, denn ich habe, wenn auch ohne meinen Vorſatz, das Blut meines eignen, leiblichen Bruders vergoſſen.

Dieſe Erzählung meines Kettengenoſſen erſchütterte mich tiefer als er es erwarten konnte. Sein Schickſal hatte ſoviel Aehnliches und doch auch zugleich Unähnliches mit dem meinigen! er war nicht vorſätzlicher Mörder wie ich und doch traf ihn gleiches Loos mit mir; ich drückte ihm die Hand und ſagte: zwar iſt das, was mich zunächſt in dieſe Bande führte, derſelben nicht werth geweſen, aber ich bin ein ärgerer Mörder denn Ihr, ich habe mit Vorſatz und Willen das Blut eines Bruders vergoſſen. Darum beſchämt mich Euer reuiges Bekenntniß, in dieſer Stunde meiner Ungeduld und meines Murrens. Aber wenn mir wieder eine ſolche böſe Sünde kommt, dann will ich an Eure Ketten greifen mein Freund, und mir ſelber ſagen, daß ichs verdient hatte, nicht blos die meinigen, ſondern in verdoppeltem Gewicht auch die Eurigen zu tragen.

Von dieſem Tage an ward ich wirklich meines Unmuthes noch beſſer Meiſter denn vorhin. Bald hatte ich in meinem Mitgefangenen dieſelbe Quelle des innern Troſtes und Friedens entdeckt, die ſich in der Schule meiner letzten Leiden auch mir eröffnet hatte; es waren nun nicht mehr die eiſernen Banden, die uns am meiſten an einander ketteten; feſter und unauflöslicher denn dieſe vereinte uns der Zug einer innern Verwandtſchaft, welche mehr und von unvergänglicherer Art iſt, denn jene des Blutes.

Im Jahr 1682 lief eine königliche Flotte gegen Algier aus, um das Raubgeſindel dieſes Barbarenſtaates zu ſchrecken, das den franzöſiſchen Handel ſo oft ſtörte und hemmte. Auch ich ward, ſo ſchwach ich noch immer ſeit meiner Krankheit war, wieder an die Ruderbank einer kleinen Galeere geſchmiedet und das, was mir bei dieſer Veränderung meines Schickſales am ſchwerſten fiel, war die Trennung von meinem bisherigen Kettengenoſſen und Freunde; denn dieſen hatte man in ein andres Fahrzeug verſetzt. Ein furchtbarer Sturm zerſtreute, in der Nahe der afrikaniſchen Küſte, unſre Flotte; die Galeere, auf welcher ich mich befand, wurde in einem ſtark beſchädigten

Zuſtand

Zuſtand in eine Bucht getrieben, wo ſie zwar Rettung von dem Untergang im Meere fand, zugleich aber in die Gewalt der Feinde gerieth. Statt eines Sklaven der Chriſten war ich nun zu einem Sklaven der Türken geworden und mein Looß war hierbei nicht harter denn es vorhin geweſen. Der Corſar, der unſer Fahrzeug erbeutet hatte, führte ſeinen Raub nach Algier; dort wurden wir Alle, die vorhin Freien wie die Gefeſſelten, die Offiziere und Soldaten eben ſo wie die Sklaven der Ruderbanke, als verkäufliche Waare zum Sklavenmarkte geführt.

Ich ſtund da, mit den Andern, in der brennenden Hitze der Nachmittagsſonne, da ſahe ich, unter dem breiten Sonnenſchirme, den ihm ein Neger trug, einen Mann vorüber gehen, der mir alsbald ſehr bekannt erſchien. Es war ein reicher Iſraelit, der vormals in Mecheln gewohnt hatte und dem ich dort, als unſer Heer mit zerſtörenden Waffen in die Niederlande eindrang, ſein Haus, darin ich Quartier genommen und ſein Vermögen, vor dem Niederbrennen und Plündern durch unſre wilden Schaaren geſchützt hatte. Anjetzt lebte er in Algier und beſorgte daſelbſt die Geſchäfte des franzöſiſchen Conſulats. Hier in der weiten Ferne vom Vaterlande wandelte mich plötzlich der Drang an, auch in den Ketten und Gewand des Sklaven eine Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen, die ich als Oberſt von Hochwarten, mitten auf der Höhe meines Glückes gemacht hatte. Ich rief den Mann bei ſeinem Namen an; er blieb ſtehen, ſahe ſich um nach dem, der ihn gerufen, aber er kannte mich nicht mehr, denn das, worin vormals mein ganzes Selbſt beruhte, das lag ja nur in dem Gewand des äußeren Weſens und in den Kleidern, und dieſes Gewand war mir indeß genommen worden; der Baron von Hochwarten war untergegangen in einem armen Sklaven. Ich ließ mich nicht irre machen durch das verächtliche Staunen meines ehrlichen Iſraeliten, darüber, daß ein elender, ſchmutziger Sclav ihn nicht einmal bei dem gewöhnlichſten Titel ſeines jetzigen Standes, ſondern bei ſeinem gemeinen Vornamen anrief, ſondern ich nannte ihm meinen alten Namen und erinnerte ihn an die Zeiten, da er mich als einen Freund und Wohlthäter ſeines Hauſes gekannt hatte. Alsbald wurde er freundlich, trat näher zu mir hin; ließ ſich mit wenig Worten den Gang meiner bisherigen Schickſale erzählen und ſagte mir dann auf Holländiſch, denn dieſe Sprache war in dem Kreiſe der umſtehenden Sklaven wie Freien am wenigſten bekannt: mir ſolle noch in dieſer Stunde etwas Erfreuliches von ihm widerfahren.

Der wackre Mann hielt Wort. Bald nach ſeinem eiligen Hinweggehen trat unter den Käufern, die um uns Gefangene handelten, von denen der Dey bereits die Jüngſten und Stärkſten als ſeinen Antheil an der Beute hatte wegnehmen laſſen, ein Menſch auf, der ſeinem Aeußeren nach zur geringeren Klaſſe des Volkes gehörte; er betrachtete uns, vor allen aber mich, mit Aufmerkſamkeit, und ich war wohl eben ſo leicht zu erkennen als zu beſchreiben, denn unter allen meinen Mitgefangenen gab es keinen von ſolcher Blaſſe des Angeſichtes, mit ſolch eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen; keinen mit jenem Gepräge der leiblichen Schwäche, das mir meine letzte, ſchwere Krankheit und die über meine damaligen Kräfte gehende Arbeit des Ruderns aufgedrückt hatte. Nachdem der Mann mich genau, und dabei dennoch ſo vorſichtig, daß vielleicht nur ich es bemerkte, ins Auge gefaßt hatte, wendete er ſich von mir weg und fieng an, um einige der jüngeren, beſſer ausſehenden Gefangenen zu handeln. Die Preiſe, die man foderte, ſchienen ihm viel zu hoch; er fragte nach dem Kaufwerthe faſt jedes Einzelnen, nur nicht nach dem meinigen, ſo wie nicht nach dem einiger Anderer, welche nächſt mir wohl die Untauglichſten zur Arbeit waren. Endlich ſchien er ſich nach langem Hin- und Herreden entſchloſſen zu haben, den gefoderten Werth für einen der noch übrigen ſtarkeren Sclaven zu bezahlen, aber, fügte er lachend hinzu, dann müßt ihr mir einen dieſer Elenden da zur Zugabe machen, ich will verſuchen ob ich, durch beſſeres Futter entweder einen Gartenknecht oder eine Speiſe für Raben und Hunde aus ihm herausmäſten kann. Hiebei deutete er auf einen neben mir Stehenden hin, der noch immer von beſſerem Ausſehen war, denn ich. Unſer Corſar wollte von dieſer unentgeldlichen Zugabe nichts wiſſen, er verlangte auch für den Andren noch eine kleine verhältnißmäßige Summe; der Käufer ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem er auf mich wies: nun ſo gebt mir da dieſen, der ſich vor Schwache nicht auf den Beinen halten kann; es darf euch einerlei ſeyn, ob er heut oder morgen in meinem oder eurem Sclavenſtalle ſtirbt. Nach geringem Bedenken ließ der Corſar ſich willig finden, mich, zwar auch nicht ganz umſonſt, wohl aber um zwei ſpaniſche Thaler, abzugeben, und mein Käufer führte ſeine lebende Waare mit ſich hinweg.

Nach einem langen Gange durch die engen, ſchmutzigen Gaſſen, der meine Kräfte faſt überſtieg, kamen wir endlich bei einem ziemlich ſtattlich ausſehenden Hauſe an, in deſſen Hof man uns einließ. Hier fand ich, im Schatten einer Veranda meinen iſraelitiſchen Wohlthäter ſitzend, der alsbald ſeinen türkiſchen Unterhändler ſammt dem andern Sclaven entließ, mir dann freundlich meine Ketten abnahm und mich bei ſich niederſitzen hieß auf dem weichen, bequemen Divan. Ihr ſeyd nun frei und mein lieber Gaſt, ſagte er zu mir, und ich bin froh, daß mir eure Befreiung ſo bald gelang, denn hätten die Sclavenverkaufer nur etwas geahndet von eurem vormaligen Stand und Range, oder davon, daß ein für reich gehaltener Conſul um euch handeln wolle, dann hätte, abgeſehen von dem dazu nöthigen Gelde, eure Auslöſung vielleicht Monate langen Aufſchub erfahren, weil der Dey euch in ſeine Gefängniſſe genommen und Alles verſucht hätte, um die höchſt mögliche Summe für die Auswechslung zu bekommen.

Zum erſten Male ſeit langer Zeit konnte ich im Hauſe meines freundlichen Wirthes meinen Hunger ſättigen, und zwar mit Speiſen und Getränken, wie ich, ſeit meiner Verurtheilung zum Galeerendienſte, ſie nicht mehr genoſſen. Ein kleines Zimmer, das an den Garten ſtieß, mit bequemer Lagerſtatte, wurde mir angewieſen, und als ich am andern Tage die reinigende Pflege des Bades genoſſen und die neue orientaliſche Kleidung angelegt hatte, die mein Gaſtfreund mir darbieten ließ, da kannte ich kaum mich ſelber mehr. In ſolcher Ruhe und Pflege und bei dem Genuſſe der balſamiſchen freien Luft des Gartens, der mir zur vollen Benützung offen ſtund, hatte ich mich nach wenig Monaten ſo ganz wieder erholt, daß faſt alle Spuren des Elendes, welches ich wahrend der letzten Jahre erduldet hatte, verſchwunden waren; ich ſehnte mich zurück nach dem Vaterlande und nach einer mir angemeſſenen Thatigkeit. Mein großmüthiger Gaſtfreund verſorgte mich reichlich mit Reiſegeld; durch ſeine Bemühung gelang es mir auf einem neutralen italieniſchen Schiffe zuerſt nach Sardinien, dann nach Livorno zu entkommen, obgleich die franzöſiſche Flotte unter dem Admiral du Quesne das Bombardement von Algier bereits begonnen hatte, welches nachmals den Dey in ſolche Furcht ſetzte, daß er alle franzöſiſche Sclaven umſonſt frei gab. Ich durfte froh ſeyn, daß ich ſchon früher, auf andrem Wege aus meinen Banden erlöſt, nicht unter der Zahl dieſer Freigegebenen war; denn meine Entlaſſung aus der Sclaverei der Türken hätte mich doch nur in die noch ſchlimmere der Galeerenbänke zurückgeführt; ſo aber war und blieb ich ſeitdem für Frankreich, das Land meines Unglückes wie meines Glückes, verſchollen und verſtorben.

Damals, als ich in Italien ankam, im angehenden Sommer des Jahres 1683, waren die Augen von ganz Europa auf eine Wetterwolke gerichtet, welche drohend, von Oſten her, über die Länder der europäiſchen Chriſtenheit aufſtieg: auf die furchtbaren Kriegsheere, die aus der Türkei, geführt durch den Großvezier Kara Muſtapha, gegen Oeſterreich und ſeine Kaiſerſtadt heranzogen. Ich entſchloß mich alsbald Kriegsdienſte zu nehmen unter dem deutſchen Heere, und alle meine Kraft, ja wenn es galte, ſelbſt mein Leben zum Kampf mit dem gemeinſamen Feinde dahin zu geben. Die Belagerung von Wien hatte bereits begonnen, als ich in den Kriegsdienſt des kaiſerlichen Heeres unter dem Feldmarſchal Karl von Lothringen eintrat. Ich hatte mich als einen vormaligen Offizier des franzöſiſchen Heeres zu erkennen gegeben, ohne jedoch meines früheren Standes ausführlicher zu gedenken, und obgleich man damals mit Recht gegen Frankreich Verdacht hegte, gelang es mir dennoch eine kleine Offiziersſtelle unter einem neu angeworbenen Regiment zu empfangen, deſſen Leute, außer der Uniform, nur wenig vom Weſen der Soldaten an ſich trugen. Doch ich war hier auf meinem alten, mir wohlvertrauten Felde des Wirkens; es ergieng mir wie Einem, der etwa im Zitterſpiele eine vorzügliche Fertigkeit erlangte, und der nun nach langer Entbehrung endlich ein ſolches Lieblingsinſtrument, ſey es auch noch ſo gebrechlich und mangelhaft, wieder in die Hände nimmt. Er entlockt ihm Töne, wie ſeine Hand ſie gelernt; die Zuhörer werden aufmerkſam, man merkt, daß der Spieler nicht ohne viele und lange Uebung war. An Gelegenheiten fehlte mir es nicht, meine alte Fertigkeit im Geſchäft der Waffen, ſo wie jene furchtloſe Entſchloſſenheit zu zeigen, die eine Gabe meiner Natur iſt; ich hatte, wie vormals, Glück bei meinen Unternehmungen; man vertraute mir bald wichtigere Dinge an und fand niemals Urſache, dieſes Vertrauen zu bereuen.

Ich darf nun kurz ſeyn mit dem übrigen Theil meiner Geſchichte; Eines hatte ich in der Schule meiner Leiden gelernt: das iſt jene Mäßigung, die ſich im Glücke nicht erhebt, weil ſie daſſelbe nicht als ihr Werk und Eigenthum, ſondern als ein geliehenes Gut aus andrer Hand betrachtet. Als ich am ruhmvollen Tage der glücklichen Entſetzung von Wien unter den Kämpfern des linken Flügels des chriſtlichen Heeres keiner der Unthätigeren geweſen, und namentlich das Hinwegnehmen einer Batterie, welche die Janitſcharen tapfer vertheidigten, vornämlich durch mich gelungen war, da wurde mir auch etwas von jenem Ruhme zu Theil, der dem ganzen Heere gebührte; der edle Feldmarſchal ſelber ſtellte mich bald nachher dem Kaiſer vor; ich diente wieder unter meinem früher geführten Namen und in einer Stellung, die meiner vorigen, unter dem franzöſiſchen Heere, nicht viel nachſtund. Ich hatte bald nachher, am 9. October, in der Schlacht bei Parkan, Gran gegenüber, Gelegenheit, meine Dankbarkeit durch die That zu zeigen; der Reſt des türkiſchen Heeres wurde damals vollends aufgelöſt, von 20,000 Janitſcharen und Spahis retteten nur 3000 die Freiheit und das Leben, die übrigen fanden meiſt ihren Tod in den Fluthen der Donau oder geriethen in die Hände der Unſrigen. Unter den von meiner Hand Gefangenen war der tapfre Paſcha von Siliſtria. Doch der Krieg mit ſeinen Arbeiten ruhete noch nicht; ich brauchte mich nicht vor den Gefahren des Müßigganges zu fürchten; das Schlachtfeld bei Mohacz am 16 Auguſt 1687 ward auch mir bald nachher ein Saatfeld, aus welchem für alle Länder der Chriſtenheit die erſten Früchte einer bleibenderen Sicherheit und Ruhe aufgiengen. An der Seite des jugendlichen Prinzen Eugen, der zwar kaum die Hälfte meiner Jahre, dafür aber das Doppelte meiner Soldatengaben beſitzt, war ich einer der Erſten, welcher über die Gräben des feindlichen Lagers vordrang, und mehr noch denn das Gelingen dieſer That freute es mich, daß ich den tödtlichen Streich einer Feindeshand von dem jugendlichen Helden abzuwehren vermochte. Auch auf den Mauern von Belgrad war ich am 6. September 1688 einer der erſten, der dort ſein Fähnlein aufſteckte; mich hatten die Kräfte jenes Panieres durchdrungen, unter welchem der Glaube beſtändig ſiegt. Ein Jahr nachher brachte mich ein heftiges Fieber in größere Lebensgefahr als die Schlachten mit den Türken. Auch dießmal ſtund ich an den Pforten des Todes; aber mit wie ganz andrem Gefühle der Ruhe blickte ich in ſeine dunkle Tiefe hinab, als vormals in der Nacht des Kampfes mit der Verzweiflung und dem Entſetzen, die ich im Bagno zu Toulon erlebte. Die Aerzte haben mir, ſeit meiner Wiedergeneſung eine Reiſe gerathen; ich nahm auf einige Monate Urlaub und bin nun, ſobald die Aufträge beſorgt ſeyn werden, die man mir von Wien aus an ein ſüddeutſches

Fürſtenhaus mittheilte, im Begriff nach meinem Regimente zurückzukehren.

Ich habe Sie lange bei der Geſchichte eines armen Kriegsmannes aufgehalten, der aus allen ſeinen Waffenthaten und Siegen zuletzt doch das davongetragen, daß er, von den innern wie den außern Sclavenketten erlöst, nun als ein Freigelaſſener einhergehet.

Ihr habt uns reichlich, ſprach der Ritter Conrad, mit Euch die Freuden Eures Sieges und Eurer Erlöſung aus den Banden ſchmecken laſſen; Gott vergelte Euch die Gabe dieſer Herzſtärkung.

Mein Herr, ſprach der Arzt, ich bin jetzt Tage lang mit Euch gereist und ich wußte nicht, daß Ihr dieſe Gabe, womit Ihr heute uns erquicktet, bei Euch trüget; ich ſchame mich nur, daß ich Euch ſo viele Stunden mit dem Bilderkram meiner Reiſeabentheuer verſchwatzt und weggenommen habe.

Nennt Eure anmuthigen Erzahlungen von dem, was Ihr zu Waſſer und zu Lande erfahren, nicht ſo, mein Freund, antwortete der Oberſt; das, was meine Aerzte mir als Nachkur empfohlen hatten: Erheiterung und Vergnügen, habe ich in den Tagen unſres Zuſammenſeyns durch Euch in reichlicherem Maaße genoſſen denn auf meiner ganzen bisherigen Erholungsreiſe und ich vereine meine Bitte mit der unſres guten Meiſter Pahler, daß Ihr, wenn unſer edler Wirth es erlaubt, uns Einiges aus Eurer Geſchichte erzählen möget. Ich halte dafür, daß gerade auf die rauhen Töne der kriegeriſchen Inſtrumente, die ich ſo eben vernehmen ließ, Eure Muſik der Floten und Schallmeyen, denn ſo erſcheinen mir Eure Lebensführungen, im Vergleich mit den meinigen, ſehr wohllautend ertonen werde.

Ritter Conrad legte zu den Bitten der beiden Andern auch noch die ſeinigen in die Wagſchaale und der Arzt, der Aufforderung gerne folgend, erzählte ſeine Geſchichte.

Geſchichte des Martin Reiſer.

Mein Name iſt Martin Reiſer; ich bin noch vor der Mitte dieſes Jahrhunderts in einem Dorfe nicht gar ferne von der holländiſchen Gränze geboren und lebe ſeit etlichen Jahren zu Cöln am Rhein als practiſcher Arzt. Auch mein Vater war Arzt, in einem holländiſchen Regimente; er hatte meine Mutter, die Tochter eines bemittelten Landmannes lieb gewonnen und ſich, als er ſchon nahe an ſeinem fünfzigſten Lebensjahre ſtund, mit ihr vermählt; ich war das einzige Kind dieſer Ehe. Meine Eltern waren vor allem glücklich durch ihre Liebe des Einen zum Andern und zu mir, ihrem Kinde. Mein Vater war ein vielgereiſter Mann; er hatte als Schiffsarzt wenigſtens die Küſtenſtädte mehrerer Länder von Europa, auch von Aſien und Afrika beſucht und geſehen; unſer Haus war voll von allerhand Seltenheiten des Landes und des Meeres, die er mit ſich von ſeinen Reiſen gebracht hatte. Wenn er zuweilen mich als Kind auf ſeinen Knieen hielt oder neben ſich ſitzen hatte, da erzählte er mir, und auch die Mutter hörte dann aufmerkſam zu, allerhand ſchöne Geſchichten von fremden Ländern und Menſchen, von klugen Affen und Elephanten, von Vögeln mit buntem Gefieder und koſtbaren Steinen; er erzählte, welche Beſchwerden und Gefahren er im ſtürmiſchen Meere ſo wie zu Land unter wilden Thieren und Menſchen beſtanden; zugleich aber auch, welche Vergnügungen und Freuden er genoſſen; wie lieblich ſchmeckend die Früchte, wie duftend und ſchön die Blumen jener fernen Länder ſind. Ich konnte nicht ſatt werden, dieſen Geſchichten zuzuhören, ſie entzündeten ſchon in früheſter Kindheit in mir jene Wanderluſt, jenen unwiderſtehlichen Trieb, die Welt und ihre Merkwürdigkeiten zu ſehen, wodurch ich meiner guten Mutter vieles Herzeleid, mir ſelber manche Beſchwerde, freilich aber auch noch vielmehr Genuß und Freude bereitet habe.

Das Glück unſrer kleinen Familie dauerte nur wenige Jahre. Mein Vater, der, wegen ſeiner früher geleiſteten Dienſte, eine anſehnliche Penſion genoß, wurde unerwarteter Weiſe einberufen zu ſeinem Regiment; er ſollte mit dieſem auf einem ſchon bereit ſtehenden Schiffe nach Oſtindien gehen. Vergebens erinnerte derſelbe an ſein ſchon vorgerücktes Alter, an ſeine ſchon ſeit längerer Zeit beendigte, mühſame Dienſtzeit; ſeine Vorſtellungen konnten bei dem gegenwärtigen Mangel an tauglichen Aerzten keine Berückſichtigung finden, nur das eine erhielt er, daß man ihm zuſicherte, daß er ſchon nach etlichen Jahren durch einen jüngeren Arzt abgelöst und dann für ſeine neuerdings geleiſteten Dienſte reichlich belohnt werden ſollte.

Der Abſchied von einem ſolchen Vater war ſchwer. Ich ſtund damals erſt in meinem ſechsten Lebensjahre, dennoch begriff ich, was ſolche Trennung bedeute; die Thränenſtröme meiner guten Mutter weckten auch meine Thränen; ich hieng an dem Halſe des Vaters und meinte, ich wollte ſo ihn feſthalten, daß er nicht von uns gienge. Aber er machte, mit zärtlich beſorgter Anſtrengung und mit Thränen in den Augen, ſich los aus meinen kleinen Armen, bald ſaß er zu Pferde, ich lief laut weinend ihm nach; er gab ſeinem Pferde die Sporen und hinter dem großen Damme, um den ſein Weg gieng, verlor ich ihn aus den Augen. Ich kam weinend nach Hauſe zu meiner Mutter, ſie drückte mich an ſich; vor Schmerz konnte ſie nicht ſprechen; ich entſchlief, denn bei Kindern ſtellt ſich gar bald als Heilmittel des inwendigen wie auswendigen Wehes der Schlaf ein; die Mutter brachte mich auf mein Lager. Als ich erwachte, war ich ſo ziemlich über meinen Verluſt getröſtet; mein guter Vater hatte mir vor ſeinem Abſchied noch alle die ſchönen bunten Schnecken und Muſcheln des Oſtindiſchen Meeres und manche andre Seltenheiten, die bisher in Glasſchränken verſchloſſen, nur ſelten in meine Hand gekommen waren, herausgegeben zum Spielzeug; ich wunderte mich ſehr, daß meine gute Mutter noch immer ſo weine. „Der Vater hat ja geſagt, daß er recht bald wiederkommt und uns ſchöne Sachen mitbringt; du darfſt nun nicht mehr weinen“, ſprach ich tröſtend zu ihr, und für die arme Frau, die ihren Mann nie mehr auf Erden wieder geſehen hat, mag wirklich in meinem kindiſch tröſtenden Geſchwätz und in meinen Liebkoſungen eine Kraft gelegen ſeyn, welche damals ihre heftig erſchütterte Natur aufrecht erhielt.

Es war jetzt ohne Aufhören die Rede von dem Vater und wo wohl derſelbe eben ſeyn möge. Ich hörte davon ſprechen, daß ſich bei Nimwegen die Regimenter, die für die Fahrt nach den auswärtigen Beſitzungen beſtimmt waren, verſammelt hätten und daß Nimwegen nicht ſo gar fern von uns ſey. Einige Tage nach der Abreiſe des Vaters, da es unter den Meinigen ſchon wieder zu gleichgültigeren Geſprächen kam, erblickte die Mutter ein kleines Pſalmbuch, von welchem ſie wußte, daß ihr Mann auf allen ſeinen früheren Reiſen es bei ſich geführt und daß er auch dießmal es nur in der Bewegung des Abſchiedes vergeſſen habe. Sie bemerkte noch andre Dinge, freilich meiſt nur Kleinigkeiten, an die der gute Mann gewöhnt war und die er gegen ſeinen Willen zurückgelaſſen hatte, und in ihrer übergroßen Zärtlichkeit ſagte ſie: ach wüßte ich doch Jemand, der meinem guten Manne das nachtrüge. Da erbot ich mich ſelber, in kindiſcher Unerfahrenheit, ich wolle dem Vater nach Nimwegen nachlaufen und ihm Alles bringen. Die Mutter lächelte, mit Thränen der Liebe im Auge: „mein Martinchen, ſagte ſie, dazu gehört ein ſtärkerer Bote denn du biſt“. Ich bat wieder und immer wieder, ſie ſolle mich gehen laſſen; ſie aber wies, bald ſcherzend bald ernſthafter meine Bitte, als den Einfall eines Kindes, von ſich.

Wenn du, ſo dachte ich, denn ich meinte, Nimwegen läge gleich hinter dem großen Damme, bis in deſſen Nähe ich neulich meinem lieben Vater nachgelaufen war, einmal recht früh am Morgen, wenn die Mutter noch ſchläft, aufſtündeſt, und recht ſchnell liefeſt, könnteſt du all dieſe Sachen deinem Vater bringen, und wenn dann die Mutter herunter aus der Kammer käme, wäreſt du wieder da und ſagteſt: Mutter, ich bin bei dem Vater geweſen und er läßt dir melden, daß er recht bald wiederkommen und dir ſchöne Sachen mitbringen will.

Dieſer kindiſche Einfall hatte mich mit ſolcher Lebhaftigkeit erfaßt, daß ich wirklich an ſeine Ausführung dachte und dabei mit einer Liſt und Vorſicht zu Werke ging, die bei ſolchem Alter wohl nur ſelten mag gefunden werden. Meine Mutter war am Nachmittag zu ihren Eltern gegangen, ich ſollte mit ihr gehen, ich konnte mich aber von meinen ſchönen Indianiſchen Muſcheln nicht trennen; kaum hatte ſie den Rücken gewendet, da ſuchte ich in Eile die Gegenſtände, die mein Vater haben ſollte, zuſammen, packte ſie ſämmtlich in ein Säcklein, das ich in meines Vaters Muſchelnſammlung gefunden und verſteckte daſſelbe auf der Hausflur, hinter einem Schranke. Als am Abend meine Mutter nach dem kleinen Lieblings-Pſalmbuch des Vaters ſuchte, das auch ihr eben deßhalb ſehr lieb war, und daſſelbe nicht fand, klopfte mir das Herz, ich fürchtete, ſie würde mich darum fragen, und dann hätte ich ja Alles müſſen ſagen, denn ich war gegen meine lieben Eltern immer ein ſehr offnes Kind, das nicht mit Lügen umgieng, ſie ſtund jedoch ſelber für heute von ihrem Suchen ab und fragte mich nicht.

In der Nacht konnte ich nur ſehr wenig ſchlafen, ich meinte immer, der Morgen ſey ſchon da, und als dieſer nun endlich dämmerte, da nahm ich ganz leiſe meine Kleider hinweg, ſchlich mich durch die offne Kammerthüre ins Wohnzimmer und aus dieſem auf die Hausflur, kleidete mich an, nahm meine Reiſeſachlein und ein kleines ſpaniſches Rohr meines Vaters und als es mir endlich gelungen war, den hölzernen Riegel von der Hinterthüre des Hauſes, die nach dem Hof und Garten hinausführte, zu öffnen, da lief ich, ſo ſchnell ich konnte, auf dem Wege hin, auf dem ich meinen Vater hatte fortreiten ſehen. Ich war endlich an den großen Damm gekommen und bald auch um denſelben herum, aber ich konnte Nimwegen nicht ſehen, ſo ſcharf ich auch hinſchaute. Endlich, da ich noch etwas weiter gegangen und über das nächſte Buſchwerk hinausgekommen war, ſahe ich einen Thurm und etliche Häuſer. Was konnte das, nach meiner Meinung, anders ſeyn als Nimwegen Es war nicht weit, ich kam bald hin; vor einem der Bauernhäuſer, deren Läden und Thüren meiſt geſchloſſen waren, weil es noch frühe war, ſahe ich einen etwa zwölfjährigen Bauernknaben, der ſo eben ſeine Pferde an einen Wagen geſpannt hatte und nun aufſitzen wollte. Ich fragte dieſen, wo das Lager ſey, in dem ſich mein Vater fände; er ſahe mich verwundert an und da er endlich durch ſeine Gegenfragen herausgebracht, was ich eigentlich wolle, lachte er laut auf und ſagte, da haſt du noch weithin, das iſt nicht Nimwegen, ſondern nur ein Dorf; in Nimwegen bin ich ſelber noch nicht geweſen, aber ich fahre an einen Ort, der an der Straße dahin liegt und wenn du willſt, kannſt du aufſitzen und ein großes Stück Weges mit mir fahren.

Wir waren eben beide noch ein Paar unverſtändige Kinder, denn ich halte dafür, daß der Bauernknabe, wenn er nur ein wenig mehr Verſtand gehabt hätte als ich, mich nicht würde mitgenommen, ſondern Anſtalt getroffen haben, daß mich jemand zu meiner Mutter geführt hätte. So aber lud er mich ohne Bedenken ein, mit ihm zu fahren und ich nahm ſein Anerbieten ohne Bedenken an. Er gab ſeinen Pferden die Peitſche und wir waren raſch, ohne daß jemand im Dorfe uns ſahe, hinaus auf die Landſtraße. Mir war das Fahren noch ziemlich neu, denn ich war bisher etwa nur auf dem Heu- oder Kornwagen meiner Großeltern, und dieſes meiſt nur ſehr langſam gefahren; wenn deshalb der Bauernbube ſeinen munteren, ſtarken Gäulen nur ein wenig die Peitſche zeigte und ſie liefen in vollem Rennen auf der weiten Ebene hin, da lachte ich laut vor Vergnügen und mein Begleiter lachte dann mit mir; ich ſchwatzte ihm allerhand von meines Vaters vielen Reiſen und von den ſchönen Sachen vor, die ich zu Hauſe habe, er horchte mir mit gutmüthiger Verwunderung zu.

Während ich ſo in unerwarteter Schnelle vom Hauſe meiner Mutter mich entfernte, fieng dieſe erſt an zu bemerken, daß ich fehle. Es war ſo eben in den längſten Tagen des Sommers, zur Zeit der Heuarnte, wo die Nacht gewöhnlich früher zu Ende geht als der Schlaf der Menſchen; die gute Mutter mochte wohl noch einige Zeit nach meinem Weglaufen geſchlummert haben, da hörte ſie, daß die Hühner auf der Hausflur waren; ſie ſtund ſchleunig auf und ohne, wie dies ſonſt ihre tägliche Gewohnheit war, erſt nach mir zu ſehen, eilte ſie hinaus ins Wohnzimmer. Da ſahe ſie zu ihrem Schrecken, daß die Thüre von dieſem nur angelehnt war, die Hinterthüre des Hauſes aber, die nach dem Hof und Garten führte, ganz offen ſtund; ihr erſter Gedanke war an Diebe; ſie weckte eilig die Magd und die beiden Knechte, rief dann auch noch zu dieſen den Knecht meiner Großeltern, durchſuchte außer der Schlafkammer alle Winkel des Hauſes und Stalles, ſie fand jedoch keine Spuren von Dieben, auch fehlte im ganzen Hauſe nichts von alle dem, wonach ſonſt die Diebe gehen; Schränke, Kiſten und Kaſten ſtunden unberührt. Sie lief dann zu ihren Eltern und erzählte denen die Sache, auch ſie fanden es unbegreiflich wie die Hinterthüre, die ja von innen verriegelt war, könne aufgegangen ſeyn, ohne daß Jemand, der im Hauſe ſelber die Nacht hindurch verſteckt geweſen, ſie geöffnet habe.

Endlich kam die gute Mutter wieder, die Milchſuppe war bereit, ſie gieng hinein in die Kammer, um zu ſehen, ob ich noch nicht wach ſey? da bemerkte ſie zu ihrem Schrecken, daß nicht blos meine Kleidung, ſondern auch ich ſelber fehle, und noch immer voll Gedanken an Diebe, rief ſie laut aus: man hat mir mein Liebſtes in der Welt, man hat mir mein Kind geſtohlen. Ihre Eltern aber, die alsbald hinzukamen, redeten ihr den Gedanken aus, denn, ſagten ſie, wer wird denn ein Kind ſtehlen. Die Großmutter war auch bald klug genug, auf den wahren Hergang der Sache zu rathen, denn ſie hatte mein kindiſches Geſchwätz gegen die Mutter: daß ich meinem Vater etwas ins Lager nachtragen möchte, mehrmalen mit angehört und obgleich der Großvater es nicht glauben wollte, daß ein ſo kleiner Bube wie ich den Einfall haben könne, bis nach Nimwegen zu laufen, ſo gab doch dieſes den Ausſchlag für die großmütterliche Meinung, daß man, bei genauerem Nachforſchen alle die Kleinigkeiten wirklich vermißte, die, wie ich dies mehrmalen aus dem Munde der Mutter vernommen, mein Vater vergeſſen hatte. Man ſendete denn alsbald Boten auf alle Wege aus, denn daß ich gerade den rechten nach Nimwegen getroffen, konnte man nicht wiſſen, wohl aber durfte man vorausſetzen, daß ein ſo zartes, des Gehens noch ungewohntes Kind in der Zeit von ein oder etlichen Stunden noch nicht weit gekommen ſeyn könne und daß man mich deshalb gar bald wieder einholen werde. Als jedoch alle dieſe Boten, die gehenden wie ſelbſt die reitenden zurückgekehrt waren, ohne mich mitzubringen, da gerieth meine arme Mutter in große Angſt; ſie meinte, ich ſey ins Waſſer gefallen oder ſonſt ein Unglück mir begegnet, und in dieſer Angſt mußte die gute Frau mehrere Tage, ja auch nachher, bis ſie mich endlich wieder hatte, noch mehrere Monate in vieler Sorge bleiben.

Ich hatte indeſſen in meinem kindiſchen Unverſtand keine Anwandlung von Sorge gefühlt. Zwar fragte ich von Zeit zu Zeit meinen Gefährten, wenn wir wieder an eine Ortſchaft kamen, ob dies Nimwegen ſey? aber der ſchüttelte immer den Kopf und ſagte: dahin iſts noch gar weit,

weit, wie weit es aber eigentlich ſey? das ſchien er ſelber nicht zu wiſſen und ich meinte, wenn ich immer ſo ſchnell fortführe, könne es doch nicht mehr ſehr lange dauern bis ich zum Lager hin käme. Ueberdies gefiel es mir ja ſo wohl in unſerm Wagen; draußen war ſchönes, warmes Wetter und die Lerchen ſangen in den Kornfeldern.

Am Mittag hielt unſer Fuhrwerk in einem Marktflecken an; mein Begleiter fütterte ſeine Pferde. Mich hungerte nun ſehr, ich hatte mir in das Reiſeſäcklein von meinem geſtrigen Abendeſſen ein Stücklein Brod und etwas Kuchen geſteckt, den mir meine Mutter gegeben. Das Brod aß ich, den Kuchen aber hatte ich für meinen Vater mitgenommen, um ihn dem zu ſchenken, den aß ich nicht, habe ihn auch am andern Tage nicht gegeſſen, ſo ſehr mich damals hungerte und ſo gut er mir roch, ſondern er iſt, da ich immer nach meinem Vater ſuchte und ihn nicht fand, zuletzt ganz zerbröckelt.

Während wir hielten, ſahe ich viele Soldaten, die eben ſolche Röcke trugen wie mein Vater einen hatte. Sie waren auch gefahren und hatten noch mehrere Wägen mit Gepäcke bei ſich. Ich ſagte dem einen von ihnen, mein Vater ſey auch unter den Soldaten und im Lager bei Nimwegen und ich wolle dorthin, um ihm die Sachen zu bringen, die er zu Hauſe vergeſſen. Der Soldat fragte mich, wie mein Vater hieße; ich ſagte Martin, denn ich hatte weder mich noch meinen Vater jemals bei einem andern Namen nennen hören als bei unſrem gemeinſchaftlichen Vornamen. Der Soldat lachte und ſagte, Martin heißen freilich Viele, da du aber ein Soldatenkind biſt, will ich dich mitnehmen nach Nimwegen, daß du deinen Vater noch einmal ſiehſt, denn übermorgen geben wir zu Waſſer, dann kommt dein Vater nicht ſo bald wieder zu Haus.

Ich halte dafür, daß an dem muthwilligen Einfall des Soldaten der halbe Brantweinrauſch, in welchem er ſich befand, den meiſten Antheil hatte. Denn er und ſeine Cameraden ließen es ſich überall, wohin wir kamen, ſehr wohl ſchmecken. Auf dem Waſſer, ſo ſchrieen ſie, giebt es keine Schenken; da können wir nicht trinken, wenn und wie viel wir wollen, darum laßt uns noch einmal auf dem Lande luſtig ſeyn.

Als wieder eingeſpannt war, ſetzte mich mein Soldat auf einen Wagen, mitten unter das Gepäck hinein; ein alterer Soldat ſahe es und fragte ihn, was er da thäte? wollte auch nicht einwilligen, daß man mich mitnahme, ſondern rieth, daß man mich zu meinen Eltern brachte. Als man mich aber fragte, woher ich ſey und ich konnte weder mein Dorf noch meine Gegend nennen, ſondern ſagte nur, indem ich dies meinem Bauernbuben nachſprach und dabei mir ſelber etwas auf meine große Reiſe einbildete, daß mein Ort weit, ſehr weit und daß ich gar ſchnell und viel gefahren ſey, gab der altere Soldat, der zugleich der vernünftigere war, dem jüngeren nach, und meinte auch, es ſey beſſer, man nahme mich mit ins Lager, wo ich meinen Vater wohl finden und wo dieſer weiter fur mich ſorgen werde, als daß man mich hier auf der Straße ließe. So ließ mir der liebe Gott den erſten Streich meiner großen Wanderluſt gelingen, damit ich ſchon jetzt die Bitterkeiten des unruhigen Herumziehens in der weiten Welt und unter fremden Leuten recht kennen lernen und ein gründliches Verlangen bekommen möge mitten in der Unruhe nach der Ruhe, mitten in der Fremde nach der Heimath, welche ſelbſt als niederes, irdiſches Abbild die Züge einer höheren, unwandelbaren Bleibſtätte in ſich trägt.

Der Abend war gekommen, ich fieng an mitten unter den ſchreienden, jauchzenden und ſingenden Soldaten mich zu fürchten und jetzt wäre ich ſchon lieber daheim bei meiner Mutter geweſen als auf den Torniſterwagen. Endlich wurde gehalten, eine alte, gutmüthige Wirthin, da ſie hörte, ich ſey ein Soldatenkind, niemand wiſſe aber woher? gab mir zu eſſen und fragte mich Vieles, ohne aus meinen Antworten klug werden zu können; zuletzt legte ich mich mit auf die gemeinſame Streu und ſchlief ſehr feſt ein. Am Morgen weckte mich dennoch der Lärmen und das Wegnehmen eines Torniſters, auf dem mein Kopf lag, noch zeitig genug auf, um bei dem Abmarſche zu ſeyn. Mein Soldat hatte ſeinen geſtrigen Rauſch zum großen Theil ausgeſchlafen, ich meine nicht, daß er heute mich zum Mitfahren würde aufgefordert haben, da ich aber ſelber wieder an den Wagen kam und hinauf verlangte, hob er mich dennoch wieder an meinen geſtrigen Sitz unter das Gepack und ſagte: nun ſo fahre meinetwegen mit.

Wir hatten heute noch lange zu reiſen bis wir in das Lager bei Nimwegen kamen; die Mittagszeit war ſchon vorbei und mich hungerte ſehr, denn es hatte mir noch niemand einen Biſſen zu eſſen gegeben und ich war nicht gewohnt, von fremden Leuten etwas zu fodern. Endlich waren wir an Ort und Stelle; der Soldat hob mich herunter vom Wagen und ſagte mir, nun geh' und ſuche deinen Vater. Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, ſondern machte mich alsbald unter das Gedränge hinein. Da brannten die Feuer; in den Pfannen und Keſſeln briet und kochte es, auf den Schenktiſchen der Marketender gab es Gebackenes und Geſottenes, ſo wie Getränke von allen Farben; mir dröhnten die Ohren von dem Getös und Geſchrei und von der Muſik, die man in den großen Zelten und auf freien Plätzen hörte; eine Zeit lang ſtund ich, als ich recht in die Mitte des Getümmels kam, ganz verduzt ſtille, dann aber fragte ich Jeden, der mich anhören wollte, wo mein Vater ſey? Wenn mich aber die Leute wieder fragten, wie mein Vater hieße und ich ihnen nichts ſagen konnte als ſeinen Vornamen Martin, oder höchſtens, daß er der große Martin heiße, (denn ſo nannte ihn zuweilen meine Mutter zum Unterſchied von mir, dem kleinen Martin), da ſchüttelten Alle den Kopf und ſprachen: den mußt du dir ſelber aufſuchen.

Mein Hunger war groß, er ließ mich nicht vor einem Tiſche vorbeikommen, von welchem friſch gebratene Würſte mir ganz lieblich in die Naſe dufteten; ich blieb dabei ſtehen und ſahe immer, ganz ſehnſüchtig nach der Schüſſel hin. Da bemerkte mich ein Offizier, der gleich daneben in einem Zelte ſaß. Kleiner, ſagte er, möchteſt du gern eine ſolche Bratwurſt haben? Ich nickte begierig und er befahl der Marketenderin, mir Brod und Wurſt zu reichen. Mein guter Appetit ſchien ihn zu beluſtigen; er fragte mich, was ich hier im Lager wolle; ich erzählte ihm Alles, was ich zu erzählen wußte, zeigte ihm auch die Sachen, die ich meinem Vater nachbringen wollte. „Gutes Büblein, ſagte er, du dauerſt mich; ich habe gerade auch ſo einen Kleinen zu Hauſe laſſen müſſen, wie du biſt, wenn du aber nicht einmal den Zunamen deines Vaters weißt, wie ſollen wir ihn finden unter ſo vielen Leuten?“ Er gab mir indeß doch einen Soldaten mit, der mich überall im Lager herumführen und mir beſonders ſo viel als möglich alle Offiziere und Unteroffiziere zeigen ſollte, denn aus meinen Erzählungen, wie ſelbſt aus meiner Kleidung hatte der gute Mann erkannt, daß ich wohl nicht das Kind eines gemeinen Soldaten ſeyn könne; was aber mein Vater eigentlich ſey, das gieng nicht aus meinen Beſchreibungen und unvollſtändigen Berichten hervor.

Ich lief jetzt in Begleitung des Soldaten weit und breit im Lager umher und ich zweifle doch nicht, daß ich, ſo ſchwer das ſchien, wirklich meinen Vater würde aufgefunden haben, wenn derſelbe gerade damals im Lager geweſen wäre. Wie ich aber viele Jahre nachher, als ich endlich fern über Land und Meer ihn auffand, von ihm ſelber erfuhr, war er eben an jenem Nachmittage bis an den Abend in der Stadt bei einem Kranken geweſen, der durch einen der Mitoffiziere von ſeiner ärztlichen Geſchicklichkeit gehört und um ſeinen Beſuch gebeten hatte. Dem Soldaten wurde das Herumſuchen zuletzt auch zu lang, er beredete mich, mit ihm umzukehren zum Zelt ſeines Offizieres und da er mich weinen ſahe, aus Sehnſucht nach meinem Vater, ſuchte er mich mit falſchem Troſte zu beruhigen, indem er mir vorſpiegelte, daß ich wohl am nächſten Morgen meinen Vater finden werde. Als ich wieder ganz traurig zum Zelt des Offiziers kam und ſein Bedienter dieſem Bericht erſtattete über all unſre langen, vergeblichen Nachſuchungen, zuckte der gute Herr die Achſeln, befahl dann dem Bedienten, mir zu eſſen zu geben, ſo viel ich begehre, und ging hierauf in ein andres Zelt zu einem Spieltiſch der Offiziere, ſo daß ich ihn nicht mehr zu ſehen bekam.

Wie wenig tief ſitzen doch die Sorgen und der Kummer in dem Herzen eines kleinen, leichtſinnigen Kindes. Als ich jetzt mit dem Soldatenbedienten mich an dem Ueberfluß, den ſein Herr zum Abendbrod uns gelaſſen, nach

Herzensluſt ſatt gegeſſen, und der Soldat mir auch noch ein wenig Getränk eingenöthigt hatte, das ſehr ſüß ſchmeckte, dabei aber ſo ſtark war, daß ich darauf huſten mußte (wahrſcheinlich war es ein Branntwein), da ward ich ſo vergnügt und guter Dinge, daß ich weder an meinen Vater noch an meine Mutter dachte. Ich gieng hin zu einem Tanzplatz, hörte und ſahe da der Muſik und dem Tanze zu, wurde aber bald ſo ſchläfrig, daß ich mich hinter den Zelten, nahe bei einem Wachtfeuer, auf den Boden legte; mein Reiſeſäcklein diente mir zum Kopfkiſſen; in wenigen Minuten ſahe und hörte ich nicht mehr, was um mich vorgieng, ſondern war hart und feſt eingeſchlafen.

Ich hatte, wahrſcheinlich in Folge des geiſtigen Getränkes, das mir der Soldat gab, ſo lange geſchlafen, daß mich erſt die heiße Sonne aufweckte, die mir ins Geſicht brannte. Als ich aufſtund, wie hatte ſich da Alles ſo ſehr verändert! Die Wachtfeuer waren längſt ausgeloſchen, die Zelte abgebrochen; kein einziger Soldat war weit und breit umher zu ſehen; das geweſene Lager glich nun einer Stätte der Verwüſtung. Als ich ſo, unruhig und voll Angſt über die von den Feuern verbrannte und von Menſchen und Thieren niedergetretene Haide hinlief, da ſahe ich ein ſchwarzbraunes, arm und dabei ſeltſam gekleidetes Geſindel: Männer, Frauen und Kinder, welche überall auf dem Lagerplatz herumſuchten, um da allerhand von den Soldaten Verlorenes und Zurückgelaſſenes aufzufinden. Wenn eines der Kinder ein verlorenes Taſchenmeſſer und ſonſt etwas der Art, oder auch nur ein Stück Brod und einen noch nicht ganz abgenagten Knochen gefunden hatte, da erhub es ein wildes Freudengeſchrei, und öfters ſuchten die andern Kinder ihm ſeinen Fund wieder zu entreißen, wobei es dann zu Raufereien und Schlägen kam, bis die Alten die Händel ſchlichteten.

Die Leute, die ich da ſahe, waren Zigeuner; ich hatte noch niemals vorher ſolches Volk geſehen, mir war es gar unheimlich unter ihnen zu Muthe, doch fragte ich ſie, wo denn die Soldaten mit ihren Zelten hingegangen waren? „Die ſind alle auf dem Rheine hinabgefahren nach dem Meere,“ antwortete mir ein altes, runzliches Weib. Ich fieng an zu weinen, die Alte tröſtete mich und ſagte: „du kannſt ja bei uns bleiben; ſollſt zu eſſen haben wie bei Vater und Mutter, und wenn du nicht bleiben magſt, bringen wir dich ſchon einmal wieder zu Mütterchen nach Hauſe.“ Freilich wollten dieſe Troſtworte keinesweges bei mir Eingang finden, denn mich verlangte nur nach meinem Vater und der war hinabgefahren auf dem Rheine, oder nach meiner Mutter, die war weit von mir weg. Ohne der Alten zu antworten, wollte ich davon laufen, aber ſo war es nicht der Wille der Zigeuner, mir eilte alsbald eine von den jüngeren Frauen nach, packte mich bei dem Arm, indem ſie mich zugleich gar unſanft kneifte und zog mich zu ihrer Bande zurück. „Davonlaufen darfſt du uns nicht, ſagte ſehr gebieteriſch die Alte, ſonſt wirſt du Nagel und Finger fühlen,“ ein bildlicher Ausdruck, den ich während meines Aufenthaltes unter den Zigeunern gar gut verſtehen lernte.

Was half mirs nun, daß ich mich auf den Boden ſetzte und weinte; die Alten achteten nicht darauf und die Kinder grinzten mich höhniſch an und ſpotteten über mich in einer Sprache, davon ich kaum einzelne Worte verſtund. Nur ein kleines Mägdlein, das zwar auch ſo ſchwarzbraun ausſahe, wie die andren Kinder, aber keine ſolchen wildblickenden ſchwarzen Augen, keine ſolchen ſtraff niederhangende ſchwarze Haare, ſondern andre Geſichtszüge als jene, und blaue Augen hatte, verhöhnte mich nicht, ſondern es weinte mit mir, wenn ich weinte, ſprach auch gerade ſo wie ich, ſo daß ich von dem Kinde jedes Wort verſtund.

Meine Zigeunerbande, als ſie die Gegend, wo das Lager geſtanden, nach allen vier Winden hin durchſucht, auch hie und da den Sandboden durchwühlt und auf ſolche Art Vieles aufgefunden hatte, das die Soldaten verloren und zurückgelaſſen, brach endlich auf. Die Frauen nahmen mich in die Mitte, damit ich ihnen nicht entliefe, und wir zogen weithin über die öde Haide, durch Buſch und durch Dorn, durch Wald und Feld; das kleine Mägdlein, das heute Morgen über mich geweint hatte, wurde getragen, ich hätte mich gern auch tragen laſſen, denn ich war ſehr müde von dieſem Herumlaufen, wenn ich aber meine Müdigkeit klagte und weinen wollte, da kneipte mich das Weib, das mich heute früh gehaſcht hatte, mit ihren Fingern, an denen gar große Nägel waren, ſo hart in die Arme, daß ich ſchreien mußte, dennoch aber das Weinen an mich hielt, weil ſonſt das Kneipen nur viel ärger wurde. So kamen wir gegen Abend mitten im Dickich an einen Sumpf, durch den die Alten wie die Jungen ſo geſchickt hindurchwadeten, als wären ſie Waſſerhühner; ich wäre wohl ſtecken geblieben, wenn mich nicht ein junger Burſche auf Befehl der Alten angepackt und auf ſeine Schultern geworfen hätte wie einen Sack. Der Sumpf war endlich durchwadet; wir kamen wieder an eine trockne Stelle, die auf der einen Seite gegen den Sumpf hin, von Wachholdergebüſchen auf der andren von Felſenwänden umſchloſſen war, welche ſo ausſahen, als wären ſie vormals ein Steinbruch geweſen, denn es lagen noch einzelne, halb bearbeitete Quaderſtücke herum. Hier wurde ein Feuer angemacht und ich durfte mich niederſetzen und ausruhen, während die Zigeunerkinder um das Feuer her Sprünge machten wie die Affen, auch zum Theil, als hätten ſie das Waſſerpatſchen noch nicht ſatt, wieder in den Sumpf hineinſprangen und darinnen herumplätſcherten. Was ſie da drinnen machten, das ſahe ich nun auch; ſie fiengen ſich Fröſche und Unken, die ſie in Stücke riſſen und gleich ſo roh verzehrten. Vor dieſem Abendbrod der Kinder graute mir ſehr, mit den Alten hätte ich aber auch nicht eſſen mögen, denn dieſe brieten ſich einen Hund, der heute Nachmittags uns zugelaufen war, und den ſie, nachdem ſie ihn geſchickt an ſich gelockt, erſchlagen hatten. Ich durfte indeß doch keinen Hunger leiden, denn für mich und das kleine Mägdlein, von dem ich vorhin ſprach, wurden Erbſen gekocht, die wir, obwohl ſie noch ſehr hart waren, gerne aßen.

Als ich ſatt war, wollte ich mich niederlegen; aber die Alte ergriff mich bei der Hand und führte mich hin in die Nähe des Feuers, wo ſie mir alle meine Kleider und auch mein Hemdlein auszog. Ich ſchrie laut auf vor Entſetzen, denn mein Vater hatte mir erzählt, daß es wilde Menſchen gäbe, welche andre Menſchen am Feuer brieten und auffräßen, und ich meinte nicht anders, als jetzt ſolle es mir auch ans Leben gehen; man werde mich jetzt auch braten und verzehren, wie vorhin den Hund. Als ich ſo laut ſchriee, gab mir die Alte einen gar unſanften Ruck am Arm, ſo daß mir der Schmerz bis hinauf in die Schultern fuhr; das Weib mit den ſcharfen Fingern ſtund auch ſchon in der Nähe und die beiden ſchrieen mich an: ſchweig, Junge, man will dich ja nur waſchen und kämmen, und dir ſchönes Gewand geben, dann darfſt du wieder ſchlafen wie ein Dachs.

Mit dem „Waſchen“ wurde denn auch ſogleich der Anfang gemacht; die Alte ſchmierte mich vom Geſicht bis zu den Fußſohlen mit einem ſchwarzbraunen Safte ein, der mich da, wo mich die ſcharfen Nägel der Zigeunerin wund gekneipt hatten, ſowie am Augenliede, an das ein Tröpflein gekommen war, gar ſchmerzlich brannte, dann fuhr man mir mit einem alten, häßlich ausſehenden Kamme durch meine Haare, um ſie glatt zu ſtreichen und ſchmierte ſie mir mit einem ſchwarzfarbigen Fette ein, das gar übel roch. Man kleidete mich jezt wieder an, aber nicht mehr mit meinen Kleidchen, die ich von meiner Mutter mitgebracht hatte, ſondern mit einem ſchwarzblauen, mit manchem bunten Lappen geflickten Kittelchen, von demſelben Zuſchnitt wie die Zigeunerkinder ihn trugen.

Während man ſo mich wuſch und anzog, hatten die kleinen Zigeunerlein meinen Reiſeſack aufgemacht und Alles was darinnen war, herumgeſtreut. Den ganzen Tag hatte ich ihn ſorgfältig unter meinen Armen getragen, auch mein ſpaniſches Rohr hatte ich immer in der Hand behalten, jezt ſahe ich, daß einer der nußbraunen Buben, der wildeſte von allen, mit meinem Stocke herumſprang und allerhand Luftſtreiche damit machte. Ich lief ihm nach und wollte ihm den Stock wieder nehmen, er aber lief davon und äffte mich mit lautem Lachen. Ich klagte meine Noth der Alten, dieſe aber ſagte: „Tiras,“ ſo nannte man den Buben,“ iſt unſers Hauptmanns Sohn; er behält, was er hat, und ich leih dir morgen ein Meſſerlein, da ſchneideſt du dir einen andern Stab.“ Mit meinen übrigen Geräthſchaften ergieng mirs auch nicht viel anders; die Bröcklein des Kuchens, den ich meinem Vater bringen wollte, hatten die Kinder aufgegeſſen, von den andern Sachen hatten ſich die Alten genommen was ihnen anſtund, nur das Pſalmbüchlein und eine alte Brieftaſche, die mein Vater früher auf mancher Reiſe bei ſich führte, hatten ſie mir gelaſſen, die ich beide ſorgfältig wieder in mein Leinwandſäcklein ſteckte.

Ich ſetzte mich jetzt wieder zu dem kleinen Mägdlein, mit dem ich vorhin gegeſſen hatte. Das gute Kind, ſo müde es ſeyn mochte, war noch nicht eingeſchlafen, ſondern als ich bei meiner gewaltſamen Waſchung ſchrie und weinte, hatte es auch aus Mitleid laut geweint, und als ich mich jetzt zu ihm ſetzte, weinte es wieder und ſagte: warum haſt du denn dein Geſicht ſo garſtig gemacht? Erſt jetzt ſahe ich mir meine Hände, Arme und Beine an, und merkte nun wohl, daß ich eben ſo ſchwarzbraun war, wie die Zigeunerkinder, auch ſpannte mich die Haut meines Geſichtes, daß ich mich gern im Sumpfe wieder abgewaſchen hatte; aber die Alte litt das nicht. Wir Kinder ſchliefen endlich ein; man deckte mich mit dem Fell eines Pudels zu, und ich vergaß im feſten Schlafe all mein Leid.

Als wir aufwachten gab man uns einige kalte gekochte Erbſen zum Frühſtück und die Zigeuner mit ihren Kindern wadeten wieder durch den Sumpf hindurch, hinaus in den Wald. Mich aber und das kleine Mägdlein ließ man wie ein Paar junge Vöglein, die noch nicht fliegen und ſchwimmen und deshalb der andern Heerde noch nicht folgen können, unter der Aufſicht eines etwa zwölfjährigen Zigeunermädchens in dem alten Steinbruche zurück. Meine kleine Gefährtin hatte ſich bald an mein geſchwärztes Geſicht gewöhnt; ſie fürchtete ſich nicht mehr vor mir und da wir jetzt Ruhe hatten vor den andern, wilden Kindern fingen wir an ganz friedlich mit einander zu ſpielen, indem wir Häuſerchen bauten aus Steinen und ich dem Kinde mein Leinwandſäckchen gab, womit es, wie mit einer Puppe, ſpielte. Ich fragte die Kleine, wie ſie heiße? Das Zigeunermädchen, das uns beaufſichtigte, ſagte, ſie heißt Schlampchen; nicht Schlampchen, ſagte die Kleine, meine Mama ſagt Mariechen. Ich fragte ſie, wo ihre Mama ſey; das Kind ſagte: „als ich geſtern aufwachte war Mama weggegangen und die ſchwarzen Leute haben mich getragen.“ „Das war nicht geſtern, ſprach die junge Zigeunerin, wir haben ſchon vor länger als drei Neumonden Schlampchen mitgenommen.“ Ich begriff nun wohl, ſo unverſtandig ich auch noch war, daß die kleine Marie eben ſo wenig ein Zigeunerkind ſey denn ich und hielt mich deshalb noch lieber zu dem armen Mägdlein, that ihr auch Alles zu Gefallen, was ich nur konnte.

Unſre Bande kam gegen Abend mit lautem Geſchrei und Lärmen wieder zurück. Wir ſind auf einer Hochzeit geweſen, ſagte lachend die Alte zu unſrer Aufſeherin; wir bringen Brodes die Hülle und Fülle. Wirklich ſahen wir auch, daß jedes der Zigeunerkinder ein Stücklein der Beute: Semmel oder Brod, in den Handen trug und mit vollen Backen kauete. Auch für uns Zurückgebliebene gab es noch reichlich genug, als man jetzt die Körbe, die nicht ausſahen wie Zigeunergut, auspackte; wir empfingen viel Weißbrod und Käſe, auch etwas ſaure Milch brachte uns die Alte in einem Krüglein. Tiras aber, der Bube des Hauptmannes, durfte ſich Alles auswahlen was er wollte und nahm ſich von Allem das Beſte.

Nach etlichen Tagen, als die Vorräthe ganz verzehrt und auch alle Fröſche und Unken aus dem Sumpfe herausgefiſcht waren, verließen wir unſern Schlupfwinkel und zogen, wahrſcheinlich der Sicherheit wegen, weiter ins Land. Wir mußten über ein großes Waſſer ſetzen, welches bei Nacht und in aller Stille, auf einer Fähre geſchah, die unſre Zigeuner ſehr geſchickt von ihrer Kette losgemacht hatten. Oftmals mußten wir Hunger leiden, andre Male hatten wir wieder Gänſe und Hühner und auch Brod im Ueberfluß. Im Ganzen erging es mir doch erträglich; die Alte, die mich gewaſchen hatte, nahm mich manchmal mit ſich aufs Feld und in die Wälder, wo ſie Kräuter ſuchte, welche dann in den Dörfern verkauft oder gegen Brod vertauſcht wurden. Da ich zu dieſem Geſchäft, aus beſondrer Neigung, ſehr willig und geſchickt war, kam ich bei ihr in beſondre Gunſt und ich kann mit Recht ſagen, daß ich meine erſten Studien der Natur- und Heilkunde bei den Zigeunern gemacht habe. Denn die Alte, wenn ſie mich ſo ſchnell und eifrig beim Suchen der Kräuter und Wurzeln oder des ſchwarzblauen Maiwurmes ſahe, aus deſſen weichen Seiten ein gelbliches Oel hervordringt, das die Zigeuner zu einer Salbe benutzten, lehrte mich die Namen und die heilenden oder auch, nach ihrer Meinung, zauberiſchen Kräfte derſelben kennen; Namen, die freilich meiſt ganz andre waren als die, welche wir den Dingen geben. Wenn ſie dann meine große Aufmerkſamkeit ſahe, wenn ſie bemerkte, wie ſchnell ich die Namen behielt und die Pflanzen unterſcheiden konnte, wenn ſie ſahe, wie ich ſo eifrig — denn ich hatte Luſt zur Sache — durch die Gebüſche kroch und über die Felſen kletterte, und faſt jederzeit mit brauchbaren, ja in ihren Augen ſchätzbaren Dingen zurückkam, da ſtreichelte ſie mich und ſagte, gieb acht Mährchen (ſo nannten mich die Zigeuner, ſtatt meines Namens Martin) du wirſt noch einmal ein großer, berühmter Doctor, der das Land weit und breit durchzieht und Geld und Gut gewinnt. Ich habe ſpäterhin oft an dieſes Sprüchlein der Alten gedacht und betrachte daſſelbe als einen jener Beweiſe, deren ich mehrere benennen könnte, für den Scharfblick des tiefſpähenden Volkes der Zigeuner in das Naturell, ſo wie die Anlagen und hierdurch auch zum Theil in die künftigen Lebensſchickſale der Menſchen.

Der Sommer war zu Ende gegangen, der Herbſt war gekommen, von deſſen Früchten und Trauben auch wir öfters zu koſten bekamen, denn, wie ich dies ſpäter erkannt habe, wir ſtreiften damals in der Nachbarſchaft der Moſel herum. Wenn ich mit der Alten nach Wurzeln oder Enzianen ſuchte und dann auf ihr Geheiß, denn ich bedachte oder wußte nicht, daß dieſes geſtohlen ſey, über die Mauern ſtieg um für ſie und mich bald da bald dort Weintrauben oder Obſt zu pflücken, da verwahrte ich von dem, was auf meinen Antheil kam, immer das Beſte, um es der kleinen Marie zu bringen; ja ich hungerte lieber ſelber, damit ich nur dem Kinde etwas geben könnte. Mit ihr ſpielte ich, wenn freie Zeit war, am liebſten, denn die wilden Sprünge und Poſſen der Zigeunerkinder gefielen mir nicht, obgleich ich jetzt ihre Sprache ſo ziemlich verſtund und unter ihnen ſelber zu einem ſchlagfertigen Buben geworden war, der ſeine Fäuſte und Zähne wacker brauchte, ſobald die andern Kinder dem kleinen Mariechen etwas nehmen oder zu Leide thun wollten. Die Kleine war deßhalb ſo dankbar, daß ſie ſich jederzeit ſehr betrübte, wenn ich von ihr gehen mußte, und hoch erfreute, wenn ſie mich wiederſahe.

Des ſogenannten Hauptmannes unſrer Bande war ich bis jetzt noch nicht anſichtig geworden; durch die Alte, die zuweilen gegen mich geſprächig war, hatte ich aber erfahren, daß er wohl bald kommen werde und daß wir, um ihn zu holen, ſo weit am Rheine heraufgezogen ſeyen. Endlich kam er; ſein Anſehen machte mich fürchten, denn ein ſo entſtelltes, grimmiges Geſicht mit zornfunkelnden Augen hatte ich noch niemals geſehn; eine ſo rauhe Stimme noch niemals gehört. Er mußte ſo eben in harter Zucht und Strafe der Gerichtsleute geweſen ſeyn, denn ich erinnere mich noch gar wohl der rothen wunden Streifen an ſeinem Hals, Armen und Füßen, die ihm die eiſernen Ketten gedrückt haben mochten; ſein Haar war ihm glatt geſchoren, ſo daß man ſehen konnte, daß die Ohren abgeſchnitten ſeyen; auf ſeine Stirne hatte man ihm, nach damaliger Sitte der Rechtspflege, ein Zeichen — wahrſcheinlich von Galgen und Rad — gebrannt, das mich an die Geſchichte von Cain erinnerte, die meine Mutter mir erzählt hatte. Da die Frauen unſrer Bande ihren Hauptmann in ſolchem Zuſtand erblickten heulten ſie laut; die Alte aber, welche nach ihrer Weiſe in der Kräuterkunde ſo wohl erfahren war, legte ihm ſogleich Salben und Pflaſter auf ſeine Stirn und wunden Glieder, und nach wenig Tagen waren ſie geſund, ſogar das Brandmahl an der Stirne war ſo verbleicht und undeutlich geworden, daß, als nun wieder die braune Farbe darauf geäzt wurde, nichts mehr davon ſichtbar blieb; über die Stätte der abgeſchnittenen Ohren zog der Hauptmann, bis ihm die Haare wieder wuchſen, eine rothe, türkiſche Mütze herunter.

Seitdem dieſer Mann wieder bei uns war, gieng es mir viel ſchlimmer als zuvor. Ich weiß nicht was er gegen mich haben mochte; bei jeder Gelegenheit mußte ich ſeine Wuth fühlen. Zwar betrug er ſich beim geringſten Anlaß gegen alle ſeine Leute, am meiſten aber gegen die Frauen und Kinder ſehr barbariſch, mit keinem jedoch ging er ſo hart um wie mit mir. Oeſters, wenn ich ganz ruhig da ſaß, ergriff er mich bei meinen Haaren und ſchleppte mich am Boden herum, oder wenn ich lag ſtieß er mich mit den Füßen von meinem Ruheplätzlein hinweg, auch hörte ich ihn einige Male ſagen: den glatten Jungen bring ich noch um, wie die glatten Alten mich umgebracht hätten, wenn ich ihnen nicht entwiſcht wäre. Die Alte, in der noch ein menſchliches Gefühl war, entriß mich manchmal den Händen des Hauptmannes; tröſtete mich auch heimlich und ſagte: „deine Lebenslinie iſt lang und gut; dich wird er nicht umbringen, ſondern wirſt einmal ruhigen Alters ſterben.“ Meinem von Natur weichem Herzen waren aber jene Mißhandlungen ſo ſchwer zu tragen, daß, wenn ſie länger gedauert hätten, ich wohl ſelber ein recht tückiſcher Böſewicht geworden oder bald geſtorben wäre.

Von dem Tage an, wo der Hauptmann wieder zu uns kam, hatte ſich unſre Bande in ſchnelle Bewegung geſetzt; wir zogen, als wenn jemand uns auf der Ferſe wäre, meiſt bei Nacht und Nebel wieder hinabwärts am Rheine, nach den Niederlanden zu. Nach einiger Zeit hielten wir ſtille: die Eile ſchien nicht mehr nöthig und wir hatten nichts zu eſſen, ſo daß unſre Zigeuner öfters das gefallene Vieh auf dem Anger aufſpürten und mit den Krähen und Wölfen um die Wette das Aas verzehrten, wir Kleinen aber wie die Eichhörnchen und Häher nach abgefallenen Bucheckern oder nach Eibiſchbeeren ſuchten, um davon unſern Hunger zu ſtillen. Als wir jetzt wieder in der Nähe von Dörfern gelagert waren, befahl der Hauptmann, daß man auch die glatten Kinder, er meinte damit mich und Mariechen, unter die Leute ſchicken ſollte, damit wir Eßwaaren und was ſonſt zu finden ſey, herbeitrügen; brächten wir nichts, da wolle er uns ſchon

die

die Faulheit ſo eintränken, daß wir ſie auf immer verlernten. Die erſten Male begleitete uns die Alte, die uns zum Betteln und wohl auch zum Stehlen anleiten ſollte; ſpäter ließ man uns zuweilen allein gehen.

Hätte ich damals gewußt, wie nahe ich dem Wohnorte meiner Mutter ſey, wie würde ich Alles verſucht haben, was in meinen kindiſchen Kräften ſtund, um zu ihr hinzukommen. Aber fünf bis ſechs Stunden, denn ſo viel betrug noch immer die Entfernung, würden mir auch damals ein zu weiter Weg geweſen ſeyn, um ihn ohne Führer zu machen, und wäre ich auf einmal meiner Mutter begegnet, ſie würde mich nicht erkannt haben in meiner Entſtellung durch die eingeätzte Farbe, die man ſeitdem ſchon mehrmalen an mir erneut hatte und durch die fremdartige Kleidung.

Wenn man mich und die kleine Marie an irgend ein Dorf oder an einen Edelhof hingeführt hatte und uns nun ganz allein hineingehen ließ, da kamen wir gewöhnlich am reichſten beſchenkt wieder heraus. Die Zigeuner-Kinder hatten nicht nur in ihrem Geſicht, ſondern in ihrem Thun und Weſen etwas ſo Scheues und Wildes, daß ſie ſelber bei den Leuten Scheu, dazu etwas ſo frech Begehrliches, daß ſie eher den Zorn als das Mitleid der Menſchen erregten; ſelbſt die Hunde bellten und fielen dieſe Feinde und Mörder ihres Geſchlechtes mit verdoppeltem Eifer an. Wenn aber ich und meine kleine Gefährtin in die Häuſer hineintraten und kaum mit Worten ſondern nur mit Blicken um Brod zu bitten wagten, da ließ man ſich gewöhnlich in ein Geſpräch mit uns ein und wir antworteten in der Allen verſtändlichen Sprache des Landes. Beſonders hatte das kleine Mariechen ſo gute, freundlich blickende Augen, daß die Mütter oft ſagten: ſehen die Kinder nicht ſo hübſch aus, wie frommer Leute Kinder und daß man uns öfters ſo viel gab, daß wir es kaum zu tragen vermochten. Einmal, da wir in einem großen Edelhof geweſen waren, hatten wir ſo reichliche Geſchenke erhalten, als faſt noch niemals vorher, der Hauptmann aber, als wir ins Lager kamen, das ſich damals in einem Gebüſch befand, mißhandelte mich ſtatt des Dankes auch ſo ſehr, als er vorher noch nie gethan hatte. Denn er hatte mir beim Fortgehen geſagt, ich ſolle Branntwein für ihn betteln und mir dazu einen Topf mitgegeben, ich aber brachte den Topf voller Milch heim, welche uns die Edelfrau geſchenkt hatte. Ich war von dem Herumzerren bei den Haaren am Halſe und allen Gliedern wie verrenkt, ſchlief aber zuletzt doch ſtillweinend neben meiner kleinen Gefährtin ein, denn ich hatte mich ruhig gebetet mit einem ſchönen Gebetlein, das meine Mutter mich lehrte.

Am andern Morgen ſendete man uns beide zu einem Pfarrhof, in einem kleinen, von der Landſtraße weit abgelegnen Dörflein. Der Pfarrer und ſeine Frau nebſt einigen Dienſtboten wohnten allein in dem geräumigen Gebäude, man hatte den alten Zigeunern, wenn dieſe dahin kamen um zu betteln, ihr Almoſen gewöhnlich zum Fenſter hinaus gereicht, uns Kinder aber ließ man hinein, obgleich die Dienſtboten eben nicht im Hauſe waren. Der Pfarrer war ein gar guter Mann, und, was ich nicht wußte, ein Verwandter meiner Mutter. Der Mann nahm ſich mit ganz beſondrer Liebe der armen verwaiſten und verwahrloſten Kinder an; es that ihm wehe, daß ſo viele Kinder, die im Kriege ihre Eltern verloren hatten, drauſſen auf der Straße umkamen oder doch verwilderten, ohne nur zu erfahren, ob ein Gott im Himmel ſey; er hatte deshalb an einem benachbarten Orte, in Verbindung mit etlichen wohlgeſinnten Amtsbrüdern eine Art von Waiſenhaus errichtet. Die Frau führte uns zu ihrem Eheherrn auf ſein Zimmer und ſagte zu ihm: ſieh nur die hübſchen Zigeunerkinder. Der Mann ſahe uns mitleidig an und fragte mich, als das ältere Kind, ob ich denn auch Etwas vom lieben Gott wiſſe und ob ich beten könne? Da ſagte ich ja, und betete die Gebetlein her, die mich meine gute Mutter an jedem Morgen und jedem Abend, ſo wie an Sonntagen hatte beten laſſen; auch das kleine Mariechen wußte einige dieſer Gebetlein, denn ich hatte ihr dieſelben, nach meiner Gewohnheit, manchmal vorgebetet und ſie mit beten laſſen, auch hatte ſie einige, ſo klein ſie damals noch war, ſchon bei ihrer Mutter gelernt. Der Pfarrer erſtaunte hierüber und fragte uns, wer hat euch denn das gelehrt? Ich ſagte: meine Mutter. Er fragte mich, iſt denn deine Mutter eine Zigeunerin? Mit einer Art von Abſcheu antwortete ich: nein, wir ſind keine Zigeunerkinder. Der Pfarrer fragte weiter, woher wir ſeyen? darauf ſchwiegen wir beide, denn wir wußten es nicht. — Aber, fuhr er fort, ihr ſeyd ja beide ſo ſchwarz; und ſo zerlumpt gekleidet wie die Zigeuner. — Man hat uns, ſo antwortete ich, mit einem ſchwarzen Waſſer gewaſchen und mir hat man alle meine Kleider und auch die Sachen, die meinem Vater gehörten, genommen, nur ſeine Büchlein habe ich noch. Der Pfarrer wurde überaus aufmerkſam; er fragte mich, wie heißt dein Vater: — Martin. — Und wie heißeſt du? — Der kleine Martin. — Wie heißt deine Mutter? — Chriſtine.

Der Pfarrer ſahe ſeine Frau mit freudig bewegten Blicken an und ſagte: ich glaube gar der Knabe iſt unſer kleiner Vetter Reiſer; was wäre das für eine Freude für ſeine Mutter!

Ich hatte indeß aus meinem Leinwandſäckchen, das ich immer bei mir trug, das Pſalmenbüchlein und die alte Brieftaſche meines Vaters herausgenommen, welche freilich faſt ſo entſtellt ausſahen als ich ſelber; denn auf unſern Bettelgangen hatte ich das Säcklein öfters gebraucht, um die Eßwaaren hineinzufüllen, die wir von mitleidigen Leuten empfiengen, ohne darauf zu achten, ob ſie feſt oder käſig ſeyen. Der Pfarrer nahm die Bücher in die Hand und machte ſie auf und fand beim Hineinblicken ſeine Hoffnung beſtatigt: denn in beiden ſtund der Name meines Vaters: Martin Reiſer, mit ſeiner eigenen Hand geſchrieben.

Unbeſchreiblich groß war die Freude des guten Mannes und ſeiner treuen Hausfrau, da ſie in mir den verlornen Sohn ihrer ſchwer bekümmerten Verwandtin, erkannten. So ſchwarz und ſchmutzig ich ausſahe, nahm er mich doch in ſeine Arme, küßte und ſtreichelte mich und ſagte: nun Gott Lob, daß wir dich wieder haben. Nicht wahr Martinchen, du freuſt dich, daß du nun wieder von den Zigeunern weg darfſt und zu deiner Mutter kommſt? Ich ſagte freudig „ja; aber das kleine Mariechen muß auch mit mir kommen, denn die will auch von den böſen Leuten weg zu ihrer Mama.“ Der Pfarrer fragte darauf auch das kleine Mägdlein aus, ſo gut dies gehen wollte, und aus den freilich ſehr unvollſtändigen Aeußerungen des armen Kindes ſchloß er alsbald, daß auch dieſes von ſeinen Eltern geſtohlen ſey.

Wahrend wir beiden Kinder da bei meinem Herrn Vetter ſo viel Gutes erfuhren, denn die Frau Pfarrerin hatte uns aufgetragen was nur unſer Herz und hungriger Magen begehren konnte, klopfte man ſo ungeſtüm ans Fenſter, daß wir alle vor Schreck zuſammenfuhren. Der Pfarrer trat hin; es war unſre Alte. Ich will meine Kinder, rief das Weib; ſie ſind bei euch im Hauſe. — Die Kinder ſind nicht dein, entgegnete der Pfarrer, der Kleine iſt mein Vetter, der ſich vor etlichen Monaten von ſeiner Mutter verlaufen hat, und das kleine Mägdlein iſt auch nicht euer. Die Frau ſagte; die Kinder ſind unſer, denn wir haben ſie euch groß und ſchön gepflegt; ohne reichliches Koſtgeld geben wir ſie nicht her. Der Pfarrer, der bei der einſamen Lage ſeines Hauſes und bei der damals ärmlichen Rechtshülfe des Landes es nicht wagte, mit dieſen Leuten offenbar zu brechen, weil ſie, wie man mit Recht vermuthete, ſchon mehrmalen ihren Feinden „den rothen Hahn über dem Hauſe hatten auffliegen laſſen,“ d. h. dieſes angezündet hatten, fragte das Weib, was ſie für uns begehre? Ihre Forderung war groß, doch ließ ſie zuletzt durch das Verſprechen ſich abfinden, daß ihr der Pfarrer für uns beide die beſte Kuh aus ſeinem Stalle und woran er gerade nicht reich war, auch einiges Geld geben wolle; ſie gieng, und ſchon nach etlichen Stunden war ſie wieder da, mit etlichen Zigeunerburſchen, welche die Kuh ſammt dem Gelde abholten. Der Pfarrer fragte ſie noch woher das kleine Magdlein ſey? — Nicht gar fern von da, ſagte ſie, aus deutſchem Lande, den Ort kann ich dir aber nicht ſagen, denn ich habe ſie nicht geholt, und das Weib, das ſie holte, iſt jetzt fern von hier bei einer andren Truppe der Unſrigen. — Nicht wahr, Mahrchen, rief ſie dann noch freundlich grinzend zum Fenſter hinein, du haſt es gut bei uns gehabt, und haſt keinen einzigen Schlag von uns bekommen? — Schläge allerdings, hatte ich nun zwar, einige von Tiras ausgenommen, niemals von den Zigeunern erhalten, dafür aber deſto mehr Kneifer von ſtarken Fingern und ſcharfen Nägeln, Raufen des Haares und Stöße von ſtarken Füßen. Indeß daran dachte ich jetzt nicht, ich reichte der Alten freundlich die Hand zum Fenſter hinaus; ſie aber gab der Frau Pfarrerin vor dem Abſchied noch einen Topf voll Waſchwaſſer, womit ſie uns Kinder bald wieder weiß bleichen und reinigen könne.

Des Letzteren, des Reinigens namlich, bedurften wir armen Kinder allerdings im höchſten Grade. Unſre zerlumpten Kittelchen wie unſer Leib, waren ein Wohnſitz des Ungeziefers, das auf dem Boden des Schmutzes und Unrathes lebte. Die Lumpen wurden weggeworfen, wir ſelber mehr denn einmal in einem Tage gebadet, und vorläufig in Gewänder, die man von den Kindern einer Nachbarin entlehnte, bald hernach aber in ſolche gekleidet, die meine freundliche Verwandtin in aller Eile ſelber hatte gefertigt oder fertigen laſſen. Auch das Waſchwaſſer der alten Zigeunerin erwies ſeine verheißenen Eigenſchaften; die braune Farbe von unſrer Haut und der ölige Rus aus unſern Haaren vergiengen davon in Kurzem, ſo daß wir nun doch wieder wie andre Landeskinder ausſahen.

Zu meiner guten Mutter war gleich am andern Tage ein Bote mit der Nachricht von meinem Wiedergefundenſeyn fortgeſchickt worden. Die arme Frau lag damals krank, ſonſt wäre ſie alsbald gekommen, mich abzuholen, und ich glaube wohl, daß der Gram über meinen vermeintlichen Verluſt den meiſten Antheil an ihrer Krankheit hatte. Sie war gar zu lange in bangem Zagen und in Ungewißheit über mein Leben oder meinen Tod geblieben. Denn zwar hatte der Bauernknabe, der auf meiner Flucht vom elterlichen Hauſe zuerſt mein ſchneller Fuhrmann war, etliche Tage nach ſeiner Heimkehr, da er zufällig hörte, daß man überall nach mir ſuche, es ausgeſagt, daß ein kleiner Junge (ſeine Beſchreibung paßte ganz auf mich) bis an einen gewiſſen Ort mit ihm gefahren ſey; ich wie er waren aber beide unbeſonnene Kinder; ich war von ihm weggegangen, ohne ihm nur zu danken oder Abſchied zu nehmen; er hatte ſich auch nicht weiter um mich bekümmert, nur das Eine ſagte er, daß er mich habe bei Soldaten ſtehen ſehen. Man verfolgte ſogar noch weiter meine Spur, bis zu der freundlichen Wirthin, die mich im Nachtlager der Soldaten geſpeiſt hatte, von hier ferner jedoch war alles Nachforſchen vergebens; man wußte nicht, ſey ich bis ins Lager gelangt und mit den Soldaten fortgenommen worden, oder ſonſt wohin gerathen und umgekommen; das Letztere ſchien dem ängſtlichen Gemüth meiner armen Mutter das Wahrſcheinlichſte, weil ſie noch vom Seehafen aus einen zärtlichen Abſchiedsbrief von meinem Vater empfangen hatte, worinnen derſelbe kein Wort von mir ſchrieb.

Deſto größer war jetzt die Freude, da mich nach etlichen Tagen der Reinigung und Pflege in ſeinem Hauſe der gute Pfarrer in ſeinen Wagen nahm und ſammt der kleinen Marie zu den Meinigen brachte. Die gute Mutter war durch das Wiederſehen ihres einzigen Kindes ſo geſtärkt, daß ſie vom Lager aufſtehen und herumgehen konnte; einige Tage lang wollte ſie mich gar nicht aus ihren Armen und von ihrem Schooße laſſen. Auch dem kleinen Mariechen ergieng es ſehr wohl in unſrem Hauſe; von Allem, was ich bekam, mußte ſie die Hälfte und ſelbſt das beſſere Theil haben; meine ſchönſten Muſcheln ſchenkte ich ihr; wir ſpielten, zur öfteren Freude meiner Mutter, wie die muntren, harmloſen Lämmer mit einander.

Freilich konnte auch, ſelbſt für Kinder unſres Alters, die Alles ſo leicht vergeſſen, was ſie noch kurz vorher aufs Höchſte erfreute oder betrübte, kein glückſeligerer, erfreulicherer Wechſel des äußerlichen Befindens gedacht werden, als der, welcher uns beiden zugeſtoßen war. Wie oft hatten wir bei den Zigeunern gefroren und gehungert; wie waren die Lager meiſt ſo hart oder naß vom Regen; wie weh thaten die Mißhandlungen und das mühſame Herumziehen; jetzt ſaßen wir ruhig ſpielend im gewarmten Zimmer beiſammen, hatten unſre reichliche Kinderſpeiſe; bei Nacht unſer weiches warmes Lager. Es iſt zu verwundern, daß dieſer außerordentliche und ſchnelle Wechſel uns beiden Kindern nicht ſchadete an Seele und Leib, und daß die böſe Behandlung keine Spuren, weder im Herzen noch an den Gliedern zurückgelaſſen hatte; wenn ich aber alsbald ſo ſanft und folgſam der mütterlichen Zucht und Pflege mich fügte, ſo gern und noch viel lieber als ſonſt mit der Mutter betete und bei ihr lernte, und noch dieſelben Zeugniſſe eines weichen, liebenden Herzens zeigte, wie früher, ſo glaube ich wohl, daß die kleine Marie darauf einen großen Einfluß hatte, denn dieſes Kind war mir wie ein guter Engel; es war in allen Stücken noch viel folgſamer und beſſer als ich, ſo daß meine Mutter es bald eben ſo lieb gewann, wie ein eignes Kind.

Ich merke, ich habe mich viel bei dieſen Zügen aus der Geſchichte meiner Kindheit aufgehalten. Sie waren ein vorläufiger Schattenriß von meinem ganzen nachmaligen Leben. Denn ich bin von frühe an bis jetzt meiſt nur durch Liebe gezogen worden, und wenn ich dazwiſchen auch zu Zeiten Bitterkeiten und Haß der Menſchen koſten mußte, ſo diente dies nur, um mich die Süßigkeit der Liebe deſto kräftiger ſchmecken zu laſſen. Ja es bleibt dabei, mir ſind auf allen meinen Wegen Ströme der Freundlichkeit und Güte entgegengekommen; ich bin an der Seite dieſer Ströme hinangegangen, bis ich zu dem Quell aller Liebe kam, an welchem ich nun ſicher und in vergnüglichem Frieden wohne.

So ſehr es der kleinen Marie bei uns gefiel, und ſo herzlich lieb meine Mutter ſie hatte, ſo unterließ dieſe deßhalb doch nicht, auf alle ihr mögliche Weiſe ſich nach den Eltern derſelben zu erkundigen, denn ſie hatte ja ſelbſt erfahren, was ein Mutterherz leide, wenn ein Kind ihm geraubt wird. Da die Kleine ganz denſelben deutſchen Dialekt ſprach, der bei uns zu Lande geſprochen wird — ſie hatte ihn freilich im beſtändigen Reden mit mir ſelbſt unter den Zigeunern noch beſſer erlernt — da wir niemals ein Wort Holländiſch aus ihrem Munde vernahmen, und überdieß die Ausſage der alten Zigeunerin auf falſche Spur leitete, konnten wir freilich nicht vermuthen, daß ihr Vater tief in Holland lebe und ein Holländer ſey, während nur die Mutter und die Wärterin des Kindes Deutſche waren. Meine Mutter, und noch mehr ihr Verwandter, der gute Pfarrer, den ſie hierbei zu Hülfe nahm, hatten daher ihre Forſchungen nach Mariechens Eltern und ihre Anzeigen von dem Funde des Kindes zunächſt nur durch unſre ganze Landſchaft und dann durch alle weiter am Rhein hinauf gelegenen Gegenden bis Cöln und Coblenz, ſo wie landeinwärts am rechten und linken Ufer des Fluſſes ergehen laſſen. Daher blieb dieſes kleine Pflegetöchterchen den ganzen Winter und auch noch im Frühling in unſrem Hauſe, bis dahin, wo ich ihr die erſten Kirſchen pflücken und in ihr Körbchen geben konnte.

Eines Nachmittags waren wir Kinder in einer Laube von blühendem Jelängerjelieber ganz vergnügt beiſammen; wir ſpielten mit unſern Muſcheln und ſchönen Steinen und die Mutter mit ihrem Nähzeuge ſaß nicht weit von uns, da rollte ein prächtiger Kutſchwagen auf der Straße her: ein Herr, der im Wagen ſaß, fragte die Leute am Wege, ob hier das Haus der Frau Reiſer ſey, und das Fuhrwerk hielt. Eine Dame und ein Herr, beide ſehr vornehm gekleidet, ſtiegen aus, meine Mutter ſprang auf, gieng ihnen entgegen, wir beiden Kinder ſtutzten, getrauten uns aber nicht hinaus, ſondern blieben bei der Laube ſtehen. Bald aber traten die beiden fremden Herrſchaften herein in den Garten, ſie giengen eilig auf das kleine Mariechen los; der Herr wollte es auf ſeine Arme nehmen, aber das Kind that etwas ſcheu und fremd gegen ihn, da es aber die Thränen in den Augen der vornehmen Frau ſahe und ihre Stimme hörte, ſtreckte es ſeine Arme nach ihr aus, hieng ſich an ihren Hals und weinte auch mit, denn die Frau war ſeine Mutter und der Herr ſein Vater.

Herr Cornelius van Ruyter, der Vater unſers Mariechens, war damals einer der reichſten Privatmänner in Holland, deſſen Schiffe nach allen Welttheilen auszogen, und wie die Bienen, wenn ſie ins Feld fliegen, immer mit den Lieblichkeiten und Schätzen der beiden Indien beladen zurückkehrten. Seine Gemahlin hatte ihm zwar mehrere Söhne geboren, die damals ſchon ziemlich erwachſen waren, aber das Verlangen der beiden Eltern nach einem Töchterchen war ſo lange unerfüllt geblieben, daß Frau van Ruyter die Hoffnung, noch einmal Mutter zu werden, ſchon aufgab; da wurde beiden ihr lang gehegter Wunſch durch Mariechens Geburt gewährt. Als das Kind im dritten Jahre ſtund hatte Frau van Ruyter auf den Rath der Aerzte eine Erholungsreiſe nach ihrem Vaterlande: den niederrheiniſchen, deutſchen Gegenden gemacht; das Töchterlein war bei ihr, und an Bedienung und Gefolge, die auf das Kind hatten Acht haben können, fehlte es nicht, dazu war man auch unter Verwandten. Aber es geſchieht nur gar zu häufig, daß gerade da, wo die meiſten menſchlichen Wächter ſind, das Wachen umſonſt erſcheint; man hatte das Kind eines Tages in einem Gartenſaale ſchlafen gelegt; die Warterin war weggegangen und hatte eine junge Verwandtin ihrer Frau gebeten, einige Augenblicke bei Mariechen zu bleiben, auch die Verwandtin war weggeeilt und hatte der Gärtnerstochter denſelben Auftrag gegeben, dieſe aber hatte ihr Vater hinweggerufen. Indeß ſchleicht ſich ein junges Zigeunerweib durch die offne Gartenthüre herein, kommt in den Saal, ſieht das ſchöne Kind, und in einer ſchnellen Anwandlung von Diebsgelüſte, nimmt ſie daſſelbe und trägt es mitten in ſeinem feſten Schlafe fort. Die Zigeuner hatten ſich damals eben, wahrſcheinlich durch eigne Schuld, harte Verfolgungen zugezogen, wobei es zum Theil auf Tod und Leben gieng; der Hauptmann hatte ſeinen Leuten befohlen, ſie ſollten Kinder der glatten Leute ſtehlen, damit man dieſe hier zu Lande im Nothfall als Geiſeln und Auslöſungsmittel brauchen könne; dies gab noch nebenbei die nähere Veranlaſſung zu jenem Kinderdiebſtahl.

Kein Menſch im Hauſe und im Garten hatte die Zigeunerin bemerkt; denn der Garten gränzte an die Landſtraße, und an der andern Seite von dieſer war ein Gebüſch, aus welchem das Weib hervorkam und in welches es auch alsbald ſich wieder verlor. Ueberdies war das loſe Geſindel, damit die That nicht entdeckt werde, ſchon in der nächſten Nacht über Stock und Stein hinweggezogen in eine andre Gegend. Deßhalb war der Vorfall Allen unbegreiflich und der Schmerz der Frau van Kuyter ein unbeſchreiblicher, als nun auf einmal die Wärterin das Haus und den Garten mit ihrem Geſchrei erfüllte, Mariechen ſey hinweg und nirgends zu finden. Keine Mühe, keine Koſten der Forſchungen wurden geſpart; zwei Bedienten der Verwandten waren wirklich nach etlichen Tagen zu der Zigeunerbande gekommen, ſie hatten wahrſcheinlich ſelbſt das geraubte Kind unter den andern Kindern geſehen, aber in der ſchwarzen Färbung und dem lumpigen Kittelchen, womit das Raubgeſindel die Kleine ſchon in der erſten Nacht entſtellte, hatten ſie dieſe nicht erkannt und das arme, ſcheue Kind erkannte die Reiter, vor denen die Zigeuner ihm Furcht einflößten, auch nicht. Vielmehr wußte das liſtige Volk jene Boten und durch ſie die andern dadurch noch irre zu leiten, daß es von einem ſchönen, kleinen Mägdlein erzählte, mit welchem ein altes Soldatenweib auf der Fähre ſich habe über den Rhein ſetzen laſſen. Das Kind habe ſehr geweint und nach ſeiner Mutter verlangt, die Frau habe es getröſtet und geſagt: bring ich dich nur erſt nach Münſter, da ſoll dir's ſchon wohlgefallen. Das Kind habe (wie dieß bei Mariechen wirklich der Fall geweſen) ein blaues Kleidchen angehabt.

So waren die Eltern meiner kleinen Pflegeſchweſter in nicht geringerem Gram und Sorgen geweſen als meine Mutter, und ſie hatten es noch ſchwerer gehabt als dieſe, da ſie die Laſt des Kummers mehrere Monate länger tragen mußten. Endlich hatte Herr van Ruyter durch ſeine Correſpondenten in Cöln und faſt zu gleicher Zeit durch die Verwandten ſeiner Frau, die den ganzen Winter in Paris zugebracht hatten und von dort eben heimgekehrt waren, die Nachricht von dem Fund eines Kindes erhalten, das aller Beſchreibung nach ſein eignes war. Gleich am andern Tage machte er ſich mit ſeiner Gemahlin auf den

Weg zum Aufenthaltsort des kleinen Fündlinges: zum Haus meiner Mutter, und jetzt hatten die beiden glücklichen Eltern ihr einziges Töchterlein wieder in ihren Armen.

Frau van Ruyter konnte nicht ſatt werden ihr Mariechen zu betrachten; ſie hatte gefürchtet, es ſey durch den Aufenthalt und die Noth unter den Zigeunern, ſo wie durch das lange Entbehren der mütterlichen, zärtlichen Pflege ganz elend geworden, jetzt aber fand ſie es munterer und blühender als ſie es jemals geſehen, zugleich auch größer und ſtärker, als ſonſt Kinder dieſes Alters ſind. Denn das Zigeunerleben: die beſtändige Bewegung in freier Luft und die große Mäßigkeit hatte uns beiden Kindern keineswegs geſchadet, ſondern unſre Glieder geſtärkt, und die darauf folgende reichliche Pflege im Hauſe meiner Mutter war uns nur um ſo beſſer bekommen.

Nach einem mehrſtündigen Verweilen dachte Herr van Ruyter an die Weiterreiſe; denn unſer Dörflein mochte ihm als kein bequemer Ort zum Nachtlager erſcheinen. Er fragte die Kleine, ob ſie denn nun mit fortfahren wolle mit Papa und Mama? ſie ſagte ja, wenn Martin mitfahrt. Als ihr nun die Eltern zuredeten und ihr begreiflich machen wollten, daß ich ja bei meiner Mutter bleiben müſſe und ſie jetzt wirklich Anſtalt treffen ſahe zur Abreiſe, da machte ſie ſich von ihrer Mutter los, kam zu mir, umſchlang meinen Hals und rief lautweinend, nein ich will da bei Martin bleiben. Ich weinte auch gar ſehr und bat meine Mutter, ſie ſolle doch Mariechen nicht weggeben. Die Eltern wurden gerührt über dieſe Liebe ihrer beiden Kinder, und Herr van Ruyter entſchloß ſich, das Anerbieten meiner Mutter anzunehmen, mit ſeiner Gemahlin in unſrem kleinen Haus zu übernachten, die

Diener aber und Pferde im Hauſe meiner Großeltern unterzubringen. Am andern Morgen dachte man, wenn die Kinder noch ſchliefen, die kleine Marie unvermerkt in den Wagen zu bringen, und ſo uns beiden den Schmerz des Abſchiedes zu erſparen. Sie aber ſchlief diesmal nicht ſo feſt, als an dem Tage, an dem ſie die Zigeunerin ſtahl; obgleich es noch ſehr früh war, da man ſie aus dem Bette nahm, erwachte ſie dennoch ſogleich und verlangte nach Martin. Auch ich war erwacht, hatte alsbald mich angekleidet, und nun, da man uns trennen wollte, begann das Conzert des Weinens von neuem und wurde immer lauter und heftiger, jemehr die Eltern uns zuredeten.

„Meine liebe Frau Reiſer, ſprach endlich Herr van Runter zu meiner Mutter, Sie haben ſchon ſo viel an uns und unſerm Kinde gethan, daß wir mit all unſerm Vermögen es Ihnen nicht genugſam vergelten könnten, aber ich bitte Sie, fügen Sie zu dieſen Wohlthaten noch die neue hinzu, daß Sie auf ganz kurze Zeit Ihren kleinen Martin mit uns gehen laſſen. Wenn unſer Kind, das jetzt ſeit Jahresfriſt von uns getrennt war, erſt ganz wieder an uns wird gewöhnt ſeyn, und dieß dauert gewiß nur wenig Tage, dann wird die Trennung der beiden Kleinen keine Schwierigkeit haben; in jedem Falle verſpreche ich Ihnen, daß Martin binnen heut und drei Wochen wohlbehalten wieder bei Ihnen ſeyn ſoll.“

Meiner Mutter kam es freilich unbeſchreiblich hart an, mich ſchon wieder von ſich zu laſſen; die Großeltern redeten ihr aber zu, ſie ſolle doch dem Herrn van Runter dieſe kleine Gefälligkeit nicht verweigern; ich, da ich hörte, daß ich von meiner Mutter fortſolle, war zwar darüber einige Augenblicke betroffen, mehr aber noch oder wenigſtens eben ſo viel als die Anhänglichkeit an die kleine

Pflegeſchweſter zog mich das fort, daß man mir ſagte, ich dürfe mit in dem ſchönen Wagen fahren, und würde auch bald in einem eben ſo ſchönen Wagen wieder zu meiner Mutter zurückgeführt werden. Denn meine Wanderluſt glimmte von meiner Kindheit an immer unter der Aſche und jeder Windhauch fachte ſie zur Flamme an.

Auf der ganzen Reiſe nach Amſterdam waren wir beiden Kinder und mit uns Mariechens Eltern aufs Höchſte vergnügt, doch hatte ſich nun die Kleine ſchon wieder ſehr auch an ihre Mutter gewöhnt, ſo daß ſie bei dieſer wenigſtens eben ſo gerne war, als bei mir. Da wir aber nach Amſterdam kamen in das gar prachtige Haus des Herrn van Ruyter; da ich die vielen Bedienten in ihren Livreen ſahe; die vielen Herrn und Damen, die beſtandig aus- und eingiengen um Glück zu wünſchen und die kleine, wiedergefundene Marie zu ſehen, da kam mir Alles gar fremd vor. Auf dem braunen, glatt gebohnten Boden getraute ich mich nicht recht herumzuſpringen, und wenn mich das auch zuweilen ankam, verboten mirs die Bedienten; ſie litten es nicht, wenn ich mit meinen Fingern auf den glänzend glatten Tiſchen herumfahren wollte; als ich einmal mit meinem Balle ſpielte und dieſer, ohne übrigens etwas zu zerbrechen, in eine porzellanene Taſſe fiel, nahm mir ihn ein Diener, obgleich der Ball doch mein gehörte, denn ich hatte ihn mitgebracht: dieß Alles gefiel mir nicht. Wenn ich zu den hohen Fenſtern hinaus ſchaute, ſahe ich nichts als Hauſer und einen großen Waſſergraben, an dem viele Leute giengen und Kutſchen fuhren; ich durfte nicht einmal allein hinunter, denn, ſagten die Bedienten, da könne ich ein Unglück nehmen, und von ihnen hatte nur ſehr ſelten einer Zeit, mich auf die Straße zu begleiten. Dazu kam, daß ich auch Mariechen nur ſelten ſahe;

das Kind hatte die Kleider, die es im Haus meiner Mutter bekommen und getragen, abgelegt, und war nun geputzt und friſirt wie eine Dame; es waren täglich andere ſolche kleine Damen bei ihm zu Beſuche, die ſahen mich verächtlich an und wollten immer nur mit Puppen ein Spiel treiben, das ich nicht verſtund; mir kam es vor, als hätte Mariechen mich gar nicht ſo lieb wie ſonſt. Daher verlangte ich bald wieder nach meiner Mutter; doch getraute ich mich nicht etwas zu ſagen. Eines Tages aber, da ich aus Langeweile mit den ausgelöſchten Kohlen im Kamine geſpielt, dann meine ſchwarzen Hände an der Tapete ſowie an einem Teppich abgewiſcht hatte, der über den Tiſch gebreitet war, und nun der hereintretende Bediente mich wacker auszankte, da ließ ich mein Verlangen laut werden: ich ſagte, ich müſſe jetzt wieder fort zu meiner Mutter. Herr van Ruyter wie ſeine Gemahlin, denen man bei Tiſch es erzählte, redeten wie immer ſehr freundlich mit mir, denn ſie hatten mich lieb gewonnen, verſprachen mir aber dennoch, daß ich ſchon morgen zu meiner Mutter heimfahren und dieſer recht ſchöne Sachen mitbringen dürfe.

Der Abſchied zwiſchen uns beiden Kindern war jetzt unerwartet leicht. Zwar Mariechen, welche weicher war denn ich, weinte ein wenig, ſie ließ ſich aber mit dem Verſprechen ihrer Eltern, daß ich einmal wieder kommen ſolle, gar leicht tröſten, und mir kam aus Freude, daß ich fortfahren dürfe, keine Thräne. Was wäre doch alle Liebe der Menſchen, der Kleinen wie der Großen, wenn ſie nicht mitten in ihrer vergänglichen Schaale den erſten Keim einer höheren, ewigen Liebe trüge!

Herr und Frau van Ruyter entließen mich reich beſchenkt und mit aufrichtigen Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit.

Er

Er ſagte zu mir: Martin, wenn du einmal größer biſt ſorge ich für dich wie ein Vater, damit du etwas Rechtes lerneſt und ein braver Mann wirſt. Ein alter, ſehr verſtändiger Diener des Hauſes wurde mir als Reiſebegleiter mitgegeben; der ganze Wagen war erfüllt von Geſchenken für meine Mutter und für den guten Pfarrer, der uns von den Zigeunern losgekauft hatte, der Letztere hat auch, ſo lang er lebte, jährlich von Herrn van Ruyter einen reichlichen Zuſchuß zu ſeinem ſparlichen Einkommen erhalten.

Die drei Wochen, die man als Termin meines Ausbleibens angeſetzt hatte, waren noch nicht um, da ſprang ich ſchon ganz fröhlich aus dem Wagen des guten Herrn van Ruyter heraus und meiner Mutter in die Arme. Zwar als die erſte Freude darüber, daß ich daheim, in all meiner alten Freiheit und Bequemlichkeit ſey, etwas ſtiller wurde, fehlte mir meine kleine Pflegeſchweſter und Spielgefährtin an allen Orten und bei all meinen Vergnügungen; ich ſahe ihr kleines Blumenbeet im Garten, das ich meiſt ſelber angepflanzt hatte, ſahe ihren Stuhl, auf dem ſie mit uns bei Tiſche ſaß, und gar vielerlei Dinge, die mich an ſie erinnerten und fragte dann immer ganz traurig meine Mutter, ob denn Mariechen nicht wieder käme? Wenn jene mir aber dann Hoffnung machte zu einem ſolchen, künftigen Beſuch, da ſahe ich nach, ob doch auch alle Muſcheln und andre ſchöne Sachen, welche ich dem Kinde geſchenkt hatte, beiſammen ſeyen, pflegte ihres Gartenbeetes und des jungen Hühnchens, das Mariechen zugehörte, ſo ſorgfältig, als erwartete ich heute oder morgen ihren Beſuch; das Andenken an die Pflegeſchweſter war mir anfangs wie eine liebe Geſtalt, die man ganz nahe aus einem Fenſter zu ſich herunterblicken ſieht, und auch Jahre nachher blieb ſie mir die liebliche Erſcheinung eines Engels im Traume.

Bis zu meinem zehnten Jahre lebte ich in ununterbrochener, friedlicher Stille bei meiner Mutter. Ich war ein lebhaftes, dabei aber leicht durch Liebe zu lenkendes, folgſames Kind; der Schulmeiſter unſres Dörfleins unterrichtete mich und hatte große Vorſtellungen von meinen Fähigkeiten und Kenntniſſen. Eines trübte das Glück unſres Hauſes: das war die Ungewißheit über das Befinden und den Aufenthalt meines Vaters. Einmal, nur wenige Monate nach meiner kleinen Reiſe nach Amſterdam, hatten wir einen Brief von ihm aus Capſtadt gehabt, worin er uns alles Gute und Tröſtliche über ſein Wohlſeyn und den glücklichen Fortgang ſeiner Reiſe ſchrieb; ſeitdem war keine weitre Nachricht von ihm eingelaufen. Die guten Groseltern waren auch, kurz hinter einander geſtorben; ihr Ende war fröhlich in jener Hoffnung, die ihres Lebens Leitſtern geweſen. Meine gute Mutter kränkelte ſchon ſeit längerer Zeit und mußte öfters das Bett hüten. Da brachte eines Males ein holländiſcher Schiffskapitän, der aus der Nahe unſres Dorfes gebürtig war und jetzt ſeine Anverwandten beſuchte, die traurige Nachricht: das Schiff, auf dem mein Vater nach Batavia reiſte, ſey im Indiſchen Meere, ſo viel man jetzt mit Gewißheit urtheilen könne, bei einem heftigen Sturm untergegangen und wahrſcheinlich kein einziger Menſch, der ſich auf ihm befunden, gerettet worden, weil man ſeitdem auch gar nichts mehr von ihm erfuhr.

Meine Mutter griff dieſer Bericht, den ihr der rauhe Seemann auf die unumwundenſte Weiſe ertheilte, ſo ſehr an, daß ſie bei Tag und Nacht weinte und zuſehends ſchwächer wurde. Sie ſchrieb einen Brief an ihren Verwandten, den Pfarrer, der mich aus der Hand der Zigeuner errettete, und welcher ſeitdem, weil er ſein einſames Haus und ſeine vereinſamte Gemeinde nicht gut allein laſſen konnte, nur ein einziges Mal bei uns zu Beſuch geweſen war. Ihm übergab ſie die Vormundſchaft und Sorge über mich und über alles was ſie hatte. Er verſprach ihr Alles zu thun was für mich, nach ſeinem Verſtand das Beſte wäre; ſie nahm mit vielen Thränen von ihm Abſchied, denn ſie ſahe ihn nicht mehr. Ich war oft an ihrem Bette; dachte aber nicht an ihren Tod. Einmal, es war wenig Stunden vor ihrem Ende, winkte ſie mir ich ſollte näher zu ihr hintreten. Sie konnte nur ſehr leiſe ſprechen. „Martin“, ſagte ſie, „ich gehe nun zu dem lieben Gott, der mich nach ſeiner Gnade von meiner Kindheit an für ſeine zukünftige Welt erzogen hat und nun auch aus Gnaden will zu ſich hinkommen laſſen. Du wirſt nun bald keine Mutter und keinen Vater mehr haben; aber der liebe Gott wird dir Vater- und Mutterſtelle vertreten. Liebe du Ihn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und allen Kräften, und gehorche Seinen Geboten, dann wird dirs wohl gehen und du wirſt einmal auch in den Himmel kommen, wo deine guten Groseltern ſind und dein Vater, und, das hoffe ich ja von Ihm, auch deine Mutter.“ Nach dieſen Worten lehnte ſie ihren Kopf auf das Kiſſen zurück und ihr Geſicht war ſehr blaß; ihre Finger zuckten und griffen an der Bettdecke.

Ich fing laut an zu weinen, denn ich hatte geſehen, daß man auch meine Grosmutter und meinen Grosvater, als ſie geſtorben waren, in die Erde begrub; Mutter, rief ich, liebe Mutter, du ſollſt ja nicht ſterben. Aber ſie konnte nur noch mit Mühe und nach vielen vergeblichen Verſuchen ihre rechte Hand nach mir hinbewegen und zuletzt mir ſie auf meinen Kopf legen, als wenn ſie mich ſegnen wollte; dann fiel die Hand herunter und der Odem ging erſt ganz ſchwer, dann leiſe und immer langſamer aus und ein, als ob ſie ſchlafen wollte; meine Baſe, die dabei ſtund, fühlte ihr mit der Hand an die Stirn und den Mund und ſagte: Martin, deine Mutter iſt todt.

So jung ich auch war, ich fühlte jetzt doch in ſeiner ganzen Kraft, was das Herzeleid ſey, denn ich hatte meine Mutter recht von Herzen lieb gehabt. Nun war ich mit meiner Baſe und mit unſrer alten Magd allein im Hauſe; niemand fragte mich: Martin biſt du hungrig? Martin willſt du ſchlafen gehen? denn die Leute waren es nicht gewohnt, ſich um mich zu bekümmern, weil die Mutter, ſelbſt noch auf ihrem Kranken- und Sterbelager das Alles allein gethan oder doch angeordnet hatte. Ich wollte anfangs gar nicht von dem Bette weg, wo die Leiche meiner Mutter lag. Da ich aber ihre Hand anfühlte, und die war ſo eiſig kalt und der halbgeöffnete Mund regte ſich nicht; da der Abend dämmerte und ich war ganz allein in der Kammer bei der todten Mutter, da ergriff mich ſchnell eine Furcht; ich lief hinaus in die Küche, wo ein Feuer brannte, zu den Lebenden.

Es weinte doch niemand ſo recht herzlich um meine liebe Mutter als ich und die alte Magd und eine Nachbarin, die meiner Mutter Freundin war. Denn die alte Baſe, die jetzt im Hauſe meiner Groseltern war und ihre Tochter, die zuletzt bei meiner Mutter geweſen, ſchienen ſich über den Tod ihrer Schweſter und Tante nicht ſo ſehr zu betrüben. Ich ſollte bei der alten Baſe wohnen, aber ich blieb lieber bei der Nachbarin, weil ich dieſe oft bei meiner Mutter geſehen und weil ſie mich ſo lieb hatte, und dahin kam auch unſre alte Magd. Es wollte mir aber nirgends wohl werden, denn wenn ich aus den Fenſtern der Nachbarin hinaus ſchaute und ſahe unſer Haus, da dachte ich, ich ſollte da hinüber, wenn ich aber dann hinkam und ich fand meine Mutter nicht, da mochte ich auch nicht bleiben. Am Begräbnißtage, als man den Sarg in das Grab hinabließ, da war ich ſo betrübt, daß unſre alte Magd ſagte: Kind weine doch nicht ſo arg, es wird dir dein Herz brechen. Es war aber auch unſer Verwandter, der Herr Pfarrer, zu dem Begräbniß gekommen, und der Tod meiner Mutter mußte ihm auch ſehr zu Herzen gehen, denn er wiſchte ſich oft die Thränen ab. Als die Beerdigung vorbei war, nahm er mich bei der Hand und führte mich mit ſich in das Haus meiner ſeligen Groseltern, wo er abgeſtiegen war, denn die Baſe, die jetzt darinnen wohnte, war auch ſeine Verwandtin. Er ſagte zu mir: ſiehe Martin, deine Mutter iſt nun zu Gott gegangen und dahin werden wir ja auch einmal kommen, wenn wir fromm ſind; denn wer fromm iſt, der iſt Gott angenehm, und wer Ihm angenehm iſt, den führt er zu ſich. Du magſt doch gewiß gern zu deiner lieben Mutter kommen und zu Gott, in ſeinen ſchönen Himmel. Da will ich dich nun jetzt zu mir nehmen; du ſollſt mein liebes Kind ſeyn und ich will dich nach all meinem Vermögen lehren fromm zu ſeyn und zu Gott zu kommen.

Ich küßte meinem lieben Vetter die Hand und mein Herz wurde mir wieder ganz leicht und froh, ich gieng jetzt dem guten Mann gar nicht mehr von der Seite. Er hatte ein Papier von meiner ſeligen Mutter, worauf Alles verzeichnet ſtund, was ihr und was mein gehörte; er brachte in Gegenwart des Dorfſchulzen und etlicher Zeugen das Alles in Ordnung, obgleich, wie ich merkte, meine alte Baſe über Manches ſehr verdrießlich war; wir packten

Verſchiedenes ein, wobei, auf meine Bitte, auch meine und Mariechens Muſcheln und Steinſammlung nicht vergeſſen ward; in meiner Eltern Haus zog der Bruder unſrer alten Magd: ein invalider Soldat, um Alles was vor der Hand noch da blieb in Aufſicht zu halten. Schon am dritten Tage fuhr ich mit meinem neuen Pflegevater fort, nach ſeinem Hauſe.

Der Pfarrer, ſein Name war Guthert, und ſeine Hausfrau, hatten mich bald eben ſo lieb wie ein eignes Kind, und es war bei dieſen Leuten ein gutes, ſtilles Leben. Wenn wir am Morgen mit einander gebetet und einen Pſalm geſungen, dann gefrühſtückt hatten, nahm mich der Pfarrer mit ſich auf ſein Zimmer; da mußte ich brav lernen und arbeiten und ich that dieſes gern, denn das Lernen war mir eine herzliche Freude und wurde mir ſehr leicht. Der Pfarrer hielt es oft ſelber kaum für möglich, daß ich mit meiner lateiniſchen Aufgabe ſchon fertig ſeyn könne, meinte, ich würde ſie ganz verſudelt haben, wenn er aber dann ſahe, daß ſie denn doch ſo erträglich gerathen ſey, ſagte er: nun ich ſehe, du biſt ein Meiſter Renner und Springer, werde mir nur auch ein Kenner und Durchdringer. Wenn dann meine Lehrſtunden vorbei waren half ich, während des Sommers, meiner Pflegmutter bei ihren kleinen Arbeiten im Garten, bekam da manche ſüße Frucht von ihr und hatte überhaupt ſo viel Freiheit, mich auf meine Weiſe zu vergnügen, als ich mir nur wünſchen konnte.

Ich dachte aber noch immer gar viel an meine ſelige Mutter und damals ſchon, in meinem zehnten Jahre gerieth ich auf jenes Nachſinnen und Grübeln, das mich ſpater auf ein weites, gefahrvolles Meer der Zweifel gebracht hat, bis ich an ſeiner gegenüber gelegenen Küſte den feſten Ankergrund fand. Ich dachte, wo iſt nun meine Mutter? Mein Pflegvater ſagt, ſie ſey bei Gott, aber Gott iſt im Himmel und ſie iſt in der Erde und im Himmel iſt lauter blaue Luft, wer kann da gehen und ſtehen? Mein Pflegvater ſagt, die Seligen ſingen Loblieder und preiſen Gott, aber meine Mutter konnte ihre Lippen nicht mehr bewegen als ſie todt war. Als ich einmal meinem guten Pfarrer Einiges von dieſen Bedenklichkeiten ſagte, ſuchte er mir es begreiflich zu machen, daß in dem Leib eine Seele wohne, welche niemals ſtirbt, dieſe geht nach dem Tode an ihren Ort, und bei den Menſchen, die gut und treu waren, kommt ſie zu Gott, während der Leib als Saatkorn für die Auferſtehung in der Erde bleibt. Ich fragte: unſer Pudel iſt auch gut und treu, kommt ſeine Seele auch zu Gott? Nein, ſagte der Pfarrer, der Pudel hat keine ſolche Seele, die Gott zu erkennen vermag, der Menſch aber hat einen Geiſt, welcher Gott erkennt, darum kommt er auch zu Gott. Ich ſagte, wenn ich Gott erkennen kann, warum ſehe ich ihn nicht? Der Pfarrer antwortete, du ſiehſt, ſo lange du lebſt, durch ein Auge, welches Leib iſt, Gott aber iſt ein Geiſt, du kannſt ihn nur mit dem Geiſt erkennen und wirſt ihn einmal ſehen, wenn dein Sehen nicht mehr ein leibliches, ſondern ein geiſtiges Sehen iſt, dann auch erſt wirſt du die Welt ſehen, in welcher Gott und Alles, was gleich Ihm Geiſt iſt, wohnet.

Obgleich ich damals die Worte meines Pflegvaters noch nicht ganz vollkommen verſtund, ſo behielt ich ſie doch feſt in meinem Herzen, und ſie ſind mir etwas ſpäter in manchen ſchweren Stunden eines von jenen Seilen geworden, an denen ich mich auf den Wogen des Zweifelns feſt hielt. Aber mein Grübeln über Dinge von dieſer und ähnlicher

Art, ließ ich darum nicht, dieſe Dinge waren hoch über mir, ich aber grub ihnen mit einem Stöcklein im Boden nach; ich wollte den Sonnenſchein, der weit über die Wolken herkommt, unten im Waſſer des Teiches haſchen.

Mein Pflegvater hatte mehrmalen zu mir geſagt: Martin, ich meine du ſollſt einmal ſtudiren, du haſt Gaben dazu und kannſt mit Gottes Hülfe künftig noch ein braver Pfarrer werden; ich war dieſes in meinem Herzen ſehr wohl zufrieden, aber mein Naturell und meine beſondre Neigung führten mich doch bald nachher ganz andre Wege.

Etliche Jahre nach meinem Hieherziehen war der Knecht des Hauſes von einem Pferd ans Schienbein geſchlagen worden; der Barbier, der ein ſehr unwiſſender Quackſalber war, hatte ihm eine Salbe gegeben, durch welche der Fuß ſehr ſchlimm wurde, ſo daß der Pfarrer meinte, der Brand könne dazu kommen. Da fiel mir ein, daß mir die alte Zigeunerin, mit der ich oft aufs Kräuterſuchen ausgegangen war, ein Kraut gezeigt hatte mit bläulichen Blümlein, deſſen friſch ausgedrückter Saft gegen ſolche Schäden heilſam iſt; ich bat den Herrn Pfarrer, mich aufs Suchen ausgehen zu laſſen; er begleitete mich ſelber und nach wenig Stunden kamen wir mit einem ganzen Tuch voller Kräuter nach Hauſe, ich ließ ſie ausquetſchen, machte Umſchläge von dem Safte, und Gott gab ſeinen Segen dazu, der Fuß des Knechtes wurde heil, er konnte bald das Lager wieder verlaſſen und an ſein Geſchäft gehen.

Meine Cur wurde ruchtbar und nicht lange nachher brachte eine Bauernfrau ihre Tochter auf den Pfarrhof, welche ſeit mehreren Jahren einen offnen Schaden an ihrem Schienbein hatte. Die arme Perſon ſahe ganz krank und abgezehrt aus, ſie hatte bei Tag und bei Nacht viele

Schmerzen. Ihre Mutter fragte nach dem jungen Doctor, der im Pfarrhofe ſey; ich ſtund dabei und bildete mir auf den Titel nicht wenig ein, wagte jedoch nicht in der Gegenwart des Herrn Pfarrers etwas zu ſagen, ſondern ſahe dieſen lächelnd fragend an. Der Pfarrer ſchalt die Frau aus, daß ſie von mir, einem unwiſſenden Knaben, der nur einige wenige Mittel von den Zigeunern erlernt habe, Hülfe ſuche und nicht lieber zu einem ordentlichen, gelernten Doctor gienge. Die Frau ſagte: Herr Pfarrer, bei Gott gilt es gleich, durch viel oder wenig, durch gelehrt oder ungelehrt zu helfen; ich habe weit und breit bei allen gelernten Aerzten für meine Tochter Hülfe geſucht, denn ſie iſt mein einziges Kind, aber ich habe mein Geld vergeblich über ſo manches Waſſer getragen, es hat ihr keiner von ihrem Schaden helfen können, darum laßt mir nur euren jungen Doctor kommen, ich wills in Gottes Namen mit ihm verſuchen. Freilich erſtaunte die gute Frau nicht wenig, da jetzt mein Pflegvater auf mich zeigte und ſagte: das iſt der junge Doctor; denn ich ſtund damals erſt in meinem dreizehnten Jahre, und ſahe eben keinem Doctor gleich; doch die Frau blieb bei ihrer Rede: Gott könne durch wenig wie durch viel, durch klein wie durch groß helfen, und ich trat dann ganz blöd mein aufgezwungenes und mir doch angenehmes Amt an. Als ich den Schaden geſehen hatte, erklärte ich, daß ich wohl Kräuter wiſſe, die ihn heilen könnten, denn ich erinnerte mich ganz gut, daß meine alte Zigeunerin, als unſre Bande zwiſchen Moſel und Rhein herumſtreifte, eine Pächtersfrau von einem ähnlichen offnen Schaden durch Säfte curirt hatte, wozu ich ihr die Kräuter hatte ſuchen helfen. Ich machte mich auch diesmal ſogleich ans Suchen, denn, ſagte ich, mein Hauptmittel wächſt nicht weit von da an der Mauer. Ich brachte es; es war Schöllkraut; als dieſes der Pfarrer ſahe, ſchüttelte er den Kopf, gieng mir nach in die Küche, wo ich den Saft auspreſſen wollte und ſagte: halt ein Martin, das leide ich nicht, daß du Schöllkraut an den Fuß der armen, kranken Perſon bringſt, denn es iſt ein Gift. Ich ſagte: das weiß ich wohl, daß es ſcharf iſt, aber die Zigeunerin hat doch damit geheilt. Indeß war dem Pfarrer eingefallen, daß er auf ſeinem Oberboden in einer Kiſte unter andern Büchern ein altes Kräuterbuch habe, das ich noch niemals bei ihm geſehen hatte. Er gieng hinauf und bald brachte er es, ſchlug nach und fand da wirklich das Schöllkraut beſchrieben und abgebildet, und dabei bemerkt, daß ſein Saft zur Heilung alter, bösartiger Schaden oftmals heilſam ſey. Jetzt bekam er ordentlich Reſpekt vor meiner Zigeunergelehrſamkeit, ließ mirs zu, daß ich den Schöllkrautſaft auf Scharpie ausdrückte und mit noch andern Kräuterſäften vermiſcht in die Wunde legte. Wahrſcheinlich hat das gute Vertrauen, das die Kranke auf meine Mittel ſetzte, auch ſeinen Antheil an der Wirkung gehabt; ſo viel iſt gewiß, die Wunde beſſerte ſich, heilte allmählig zu und die Kranke genas.

Lieber denn alles Lob und alle Ehre, welche mir dieſe Cur brachte, war mir der Umſtand, daß nun auf einmal das Kräuterbuch aus meines Pflegvaters Büchervorrath in meine Hände gekommen war. Es war mit Holzſchnitten verſehen, von freilich ziemlich roher Art, in denen jedoch die Kräuter, wenn man die Beſchreibung dazu nahm, zu erkennen waren, dabei waren auch die Heilkräfte und andre gute wie ſchädliche Eigenſchaften der Gewächſe erwähnt; ein angenehmerer Fund hatte mir nicht kommen können. Mit meines Pflegvaters Erlaubniß durchſuchte ich jetzt alle alten Büchervorräthe des Oberbodens und fand da wirklich manche Werke, deren Inhalt in die Kräuter- und Arzneikunde einſchlug; der Pfarrer hatte ſie geerbt und als für ihn unbrauchbar bei Seite geſtellt. Ich aber kannte jetzt kaum etwas Angelegentlicheres, als das Leſen und Studiren in dieſen Büchern. Und dieſes Studiren ſchien mir gerade beſonders noth zu thun, denn nach meiner letzten Cur kamen der Kranken immer mehrere, welche Hülfe bei mir begehrten, dieſen ſagte ich dann entweder ganz ehrlich, ich wiſſe nichts gegen ihr Uebel, oder ich gab ihnen Etwas aus meiner kleinen, ſelbſt zuſammengetragnen und zuſammengebräuten Apotheke, und, ich begreife es jetzt ſelber kaum wie es zugieng, in ſehr vielen, ja ich kann ſagen in den meiſten Fällen, halfen meine Mittel.

Mein Sohn, ſagte einsmals der gute Pfarrer zu mir, deine Pfuſchereien, ſo gut ſie dir auch meiſt ausſchlagen, wollen mir doch auf die Länge nicht mehr anſtehen. Entweder ſtudire ganz ordentlich und ſchulgerecht die Medizin, oder laß das Curiren bleiben.

Das war mir freilich ein Donnerſchlag in meinen Ohren, denn ich trieb meine Quackſalberei mit leidenſchaftlicher Luſt und Liebe; da ich indeß ja nicht ganz von der Arzneikunde weg, ſondern vielmehr, wie ichs ſelber einſah, nur auf einem beſſren Wege zu ihr hingeführt werden, da ich nun Gegenſtände erkennen lernen und ſtudiren ſollte, nach denen mich ſchon von ſelber der mächtigſte Zug der Wißbegierde hintrieb, war ich Alles wohl zufrieden.

„Dein neues Werk, den eigentlichen beſtimmten Weg deines Lebens, mußt du, ſagte mein Pflegevater ferner, recht ernſtlich mit Gott anfangen; darum laß jetzt alle andre Gedanken und ſchicke deine Seele zu, ich will dir mit Gottes Hülfe noch das beſte Vermächtniß geben, das in meinem Vermögen ſteht: den Confirmanden-Unterricht und dein erſtes, chriſtliches Abendmahl.

Auf eine herzlichere, eindringendere Weiſe als mein Pflegvater dies that, hätte mich wohl kein andrer Lehrer an jene Granze des innren Lebens führen können, an welcher der Menſch mit der vollen Waffenrüſtung angethan werden ſoll, die ihm der feſte Glaube an Gott und Ewigkeit verleihet, und zugleich berührt von den erſten Strahlen der Kräfte einer zukünftigen Welt. Mein Pflegvater hatte ja ſchon von meinem zehnten Jahre an, in welchem ich zu ihm kam, bis jetzt, in mein vierzehntes Jahr, als ein weislicher Baumeiſter auf dem guten Grunde der kindlich einfaltigen Glaubenslehren fortgebaut, den meine fromme Mutter in meinem Herzen gelegt hatte; durch ihn war ich ſehr wohl bekannt geworden mit Gottes Wort und Evangelium, hatte auch bei ihm und ſeiner Hausfrau das Vorbild eines prunkloſen, ſtillen chriſtlichen Wandels und Haushaltes immer vor Augen gehabt. Jetzt ſollte nun das kleine Hauskapellchen, das mein wackrer Pflegvater durch Lehre und Beiſpiel in mir erbaut zu haben hoffte, gleichſam eingeweiht werden; da ſtiegen mir wieder Trübungen meines innren Himmels durch allerhand Zweifel auf. „Die Sonne gehet auf und unter wie zu Chriſti Zeit; die Nacht folgt auf den Tag, der Tag auf die Nacht; die Waſſer laufen hinabwarts wie damals, woher denn dort alle die Wunder, über und gegen den Lauf der Natur, und jetzt keine mehr?“

Mein Sohn, ſagte der gute Pfarrer, den meine Zweifel weder erzürnten, noch aus der Faſſung brachten, ſiehe hier dieſes Waſſerglas; es iſt ſo feſt und dicht, daß nach dem fortwährenden Laufe der Natur weder der Erdenſtaub noch Waſſer noch Luft durch ſeine Wände hinaus-

oder hereindringt. Nun kommt der Sonnenſtrahl, der hereinbricht in das dunkle Zimmer, dieſer dringt durch das dichte Glas hindurch und hinein zu dem Waſſer, das darinnen iſt, ja auch durch dieſes hindurch, hinaus auf den Tiſch und das Papier. Wäre uns das Licht niemals erſchienen, wer glaubte an die Möglichkeit eines ſolchen alltäglichen Wunders. Nun giebt es aber noch ein andres, höheres Licht, gegen welches ſelbſt der Glanz und die Klarheit der Sonne nur Finſterniß iſt. Wie das gemeine Tageslicht, wie der Strahl der Sonne eigentlich doch vor Allem der Ernährer und Erwecker unſrer täglichen Geſchäftigkeit und Thätigkeit, ſo wie aller leiblichen Wirkſamkeit der Pflanzen und Thiere iſt — denn was wäre unſre Natur ohne das Licht — ſo iſt noch vielmehr jenes höhere, jenes Licht des Lichtes nicht nur ein Pflegvater, ſondern der eigentliche Vater und Erzeuger alles Lebens. Durch daſſelbe ſind vom Anfang an alle Dinge geſchaffen, und werden von ihm noch fortwährend erhalten und getragen. Wie im dichten Schatten eines Waldes oder einer hohen Mauer, da wo zwar nicht der Sonnenſtrahl wohl aber das Tageslicht hinkommt, ſtehen wir eigentlich immer mitten in dem Meere der Kraft des Schöpfers; aber es giebt Punkte, wo die Mauer ihre durchſichtigen Fenſter hat, durch dieſe leuchtet der ſchöne Glanz der Sonne in ſeiner ganzen Kraft herein und wirkt da auf ſeine Weiſe. So hat auch das Urlicht, der Vater des Lebens, öfters mitten durch den alltäglichen Verlauf hindurch, in ſeine Schöpfung hereingegriffen und thut dies noch jetzt. Und überall, wo es geſchahe und geſchieht, zeigte ſich der anfängliche Schöpfer wieder als Schöpfer des Neuen, in ſeiner ganzen, unſerm Auge wundervollen Kraft. Annehmen, daß dies wahr ſey, kann ſchon der erkennende Verſtand; feſtiglich glauben, daß es ſo ſey, kann nur das Herz, wenn es das fortwährende „Wunder“, das doch eigentlich nichts iſt denn der Grund und Anfang aller „Natur“, einmal an ſich ſelber erfahren hat. Und du wirſt es noch ganz und gründlich an dir erfahren, mein Sohn, deſſen verſichert mich mein Glaube.

Die letzten Monate, welche ich im Hauſe des Pfarrers zubrachte, ſind in ihren innerlichen Folgen und Wirkungen auf mein Herz wohl die wichtigſten und reichſten meines ganzen Lebens geweſen; was wäre ohne ſie aus mir geworden, in den Zeiten der großen Gefahren, in welche ſpäter meine Seele gerieth!

Ich habe lange nichts mehr geſagt von dem Herrn Cornelius von Ruyter; es muß Ihnen faſt ſcheinen, als hätte dieſer mich, ſo wie das Verſprechen, das er mir bei meinem Abſchied aus ſeinem Hauſe gegeben, gänzlich vergeſſen gehabt. Einer ſolchen Vergeßlichkeit war jedoch der edle Mann nicht fähig. Schon früher erwähnte ich, daß derſelbe mit meinem Pflegvater, dem Pfarrer Guthert in fortwährender Correſpondenz blieb, und daß er dieſem alljährlich einen anſehnlichen Beitrag zur Führung ſeines Hausweſens und zur Gabe an die Armen ſendete. In jedem ſeiner Briefe hatte er ſich angelegentlich nach mir erkundigt, hatte ſeine innige Theilnahme bei dem Tode meiner Mutter, ſo wie ſeine lebhafte Freude über die guten Nachrichten bezeugt, die ihm mein Pflegvater über mich und mein Gedeihen, vielleicht mit einer zu partheiligen Zartlichkeit mittheilte; er war mit dem Rathe des Pfarrers, nach welchem ich gründlich Medizin ſtudiren ſollte, ganz einverſtanden, und ſchrieb zugleich, daß er ſelbſt auf Schulen und Univerſitaten für mich ſorgen wolle; ein Verſprechen, welches er dann auch auf's Reichlichſte erfüllt hat.

Der Abſchied von meinen Pflegeeltern wurde mir ſehr ſchwer, und auch ſie waren ſo bewegt, als ob ein eigenes Kind von ihnen gienge. Sie hatten mir mehr und Höheres gegeben, als bloß leibliche Pflege, darum war auch die gegenſeitige Liebe zwiſchen uns eine andere, als die gewöhnliche der Mündel und ihrer Ernährer.

Nach reiflicher Ueberlegung und ſchriftlicher Berathung mit Herrn van Ruyter hatte mein Pflegevater für das Beſte gefunden, mich fürs Erſte nach Nimwegen in die dortige höhere Schule zu ſenden; von da ſollte ich ſpäter eine holländiſche Univerſität, zu Leyden oder Utrecht, beziehen. Als ich außen vor Nimwegen über das Blachfeld hinritt, auf welchem ich vor neun Jahren im Lager der Soldaten meinen Vater geſucht hatte, und am Tag hernach in die Hände der Zigeuner gerathen war, da wurden mir die alten Kieferbäume, die mir ſo bekannt vorkamen, ein Anhaltspunkt, an welchem ſich die Gedanken über mein bisheriges Leben und ſeine Schickſale, gleich den Fäden des fliegenden Sommers anſpannen und weit hinaus fortzogen. „Es war freilich hart, daß ich da unter die Zigeuner gerieth“, ſo dachte ich, und übel genug iſt mirs unter ihnen, beſonders in der letzten Zeit ergangen; wäre das aber nicht geſchehen, dann würde ich ſchwerlich jemals zu meinem lieben Pfarrer Gutherr ins Haus gekommen ſeyn; denn obgleich meine Mutter und er verwandt waren, kamen ſie doch vorher faſt niemals zuſammen. Ich würde auch nicht haben Medizin ſtudiren können, wie ich's doch jetzt zu thun hoffe, wenn ich unter den Zigeunern nicht die kleine Tochter des Herrn van Ruyter gefunden, und hierdurch die Bekanntſchaft ihres großmüthigen Vaters, meines Wohlthäters gemacht hatte. Iſt das nicht Alles der Finger Gottes; ſind es nicht Beweiſe für das Walten einer Vorſehung, welche die Schickſale der Menſchen ordnet, und zum Beſten lenkt“? — So dachte ich damals, denn das geiſtige Vermächtniß meines guten Pflegevaters lag noch kräftig in mir; wie geſchahe mirs doch, daß ich ſo bald nachher wieder auf ganz andere Gedanken: in die Untiefen und Sandbänke der elendeſten, ſeichteſten Zweifel gerieth?

Durch den fleißigen und gründlichen Unterricht des wahrhaft gelehrten Pfarrer Guthert war ich ſo wohl für die Schule vorbereitet, in welche ich jetzt eintrat, daß ich gleich anfangs die Aufnahme in eine der höhern Klaſſen erlangte. Mein leicht bewegliches Talent verſchaffte mir von ſelber, ohne daß der Ehrgeiz mich antrieb, denn von dieſem hatte ich nicht viel in mir, einen raſchen und glücklichen Fortgang auf dem Wege meiner Studien; es ergieng mir wie einem Reiter, der ohne es zu ſuchen, ja ohne daran zu denken, vor ſeinen Reiſegefährten beſtändig einen Vorſprung gewinnt, weil ſein Pferd einen raſchern, weiter ausgreifenden Schritt hat, als die Pferde der Andren. Ich leiſtete Alles, was meine wackren Lehrer von mir verlangten, und behielt noch Zeit genug, um meiner Lieblingsneigung: dem Suchen der Kräuter und der Beſchäftigung mit Naturgegenſtänden nachzugehen, obgleich ich mich aller Pfuſchereien in die Arzneikunde enthielt, denn mein Pflegevater hatte mir ernſtlich geboten, mich nicht eher wieder in Curen einzulaſſen, bis ich die Medizin auf gründlichem Wege ſtudirt habe. Dieſe Beſchäftigung der Schule ſowohl, als in den freien Stunden mit der Naturkunde, haben mich vor vielen Gefahren der Jugend bewahrt, namentlich vor dem Hange meiner ſehr großen Sinnlichkeit zu Trinkgelagen und ſogenannten luſtigen Geſellſchaften mancher meiner Mitſchüler. Meine

Lehrer

Lehrer, von dieſem äußerlichen Wandel urtheilend, rühmten mich als einen ſehr ſittlichen Jüngling und wenn ich, was jährlich mehrere Male, wahrend der Schulferien, geſchahe, meine lieben Pflegeltern in ihrem Dörflein beſuchte, da fühlte ich mich mit Seele und Leib ſo einheimiſch bei ihnen, wie in den Jahren der harmloſen Kindheit.

Ich ward jetzt für fähig gehalten, die Univerſität zu beziehen, und deßhalb mit den rühmlichſten Zeugniſſen meiner Lehrer von der Schule entlaſſen. Herr van Ruyter hatte Leyden in Vorſchlag gebracht und ich machte mich mit großer Freudigkeit dorthin auf den Weg. Als ich jetzt mehr und mehr in den Kreis meiner Lieblingsſtudien hineinkam; als nun der innre mit dem äußren Berufe Hand in Hand gieng, da war mirs ſo zu Muthe wie einem Vogel, der vorher nur die Füße brauchte zum ſchnellen Laufen und der ſich nun auf einmal auch der Schwingen bedient zum noch viel raſchern Forteilen des Fluges. Mit größrer Luſt und Liebe haben wohl wenig Jünglinge ſich den Univerſitäts-Studien hingegeben als ich es that; ich konnte des Arbeitens und Lernens nicht ſatt werden; im Sommer war ich mit der Sonne zugleich auf und ſelbſt im Winter ließ mich das Verlangen, immer Neues zu lernen nicht länger ſchlafen, als bis drei oder vier Stunden nach Mitternacht. Hätte mir nicht die innerliche Freude an der Arbeit ſelber und meine öftere Bewegung in der freien Luſt (denn ich trieb nun die Botanik, auf wiſſenſchaftliche Weiſe, mit verdoppeltem Eifer) meine Kräfte erhalten und geſtärkt, dann hatte ich mir vielleicht durch meine übertriebene Lernſucht geſchadet, ſo aber blieb ich blühender und munterer als meine meiſten, minder fleißigen Mitſtudenten. Sogar auf die Alchymie, welche damals noch unter mehreren unſrer Lehrer im Schwange gieng, legte ich mich mit faſt leidenſchaftlicher Zuneigung und laborirte zuweilen Tag und Nacht; denn es flammte in mir die Begierde, den geheimen Kräften der Natur und ihren Wirkungen nachzuſpüren. Bei dieſer Gelegenheit gewann ich wenigſtens eine große Fertigkeit in chemiſchen Operationen, die mir ſpäterhin bei der Erfindung und Bereitung manches kräftigen Arzneimittels von großem Nutzen war.

Schon im erſten Jahre meines Aufenthaltes in Leyden beſuchte mich einſt mein Wohlthater, Herr Cornelius van Ruyter. Ich war jetzt mit ihm ſelbſt in Briefwechſel getreten, auch hatte er ſich öfters bei meinen Lehrern nach mir erkundigt, und dieſe mochten ihm, wie ich aus ſeinen mündlichen, überaus freundlichen Aeußerungen bemerkte, allerhand Gutes von meinem Fleiß und Talent berichtet haben. Er lud mich ein, ihn in ſeinem Sommeraufenthalt, auf ſeinem Landgute, das zwiſchen Leyden und Amſterdam lag, zu beſuchen. Ich folgte dieſer Einladung ſobald meine Studien mir dazu Zeit gaben; es war am Vorabend vom Johannisfeſt, als ich zu Lönenboſch, ſo hieß der Landſitz, eintraf. Ich fragte in dem Hauſe, das einem Fürſtenſchloſſe glich, nach Herrn van Ruyter; man ſagte mir, er ſey in einem Gartenluſthauſe, deſſen chineſiſches von weißem Porzellan erglänzendes Thürmlein über die grünen Gebüſche hervorragte. Ich gieng, anfangs ganz ruhig zwiſchen den blühenden Roſenſtöcken und künſtlich verſchnittnen Hecken hin, da bemerkte ich, daß ich in eine Art von Irrgarten gerathen ſey, deſſen labyrinthiſch gewundene Gänge mich bald einmal gegen das Thürmlein hin, bald von ihm wegführten. Ueber dieſen langen Verzug des Weges ungeduldig, fieng ich an zu laufen; da, zu meinem nicht geringen Schrecken, renne ich, indem ich um eine Hecke mich herumwende, an eine zarte, ſehr ſchon gekleidete Jungfrau an, die deſſelben Weges gegen mich herkam. Das Mägdlein ſtieß einen halblauten Schrei des Schreckens, und wie mir ſchien, des Unmuthes aus, und ich, wie ſollte ich Worte finden, meine Unſchicklichkeit und Plumpheit zu entſchuldigen? Ich war von Schaamrothe übergoſſen; während ich noch bemüht war, meine Bitte um Vergebung herzuſtottern, hatte die Jungfrau ſich ſchon, ohne mich weiter anzuſehen, weggewendet und war ihres Weges gegangen.

„Das war ein ſchöner Eintritt in Herrn van Ruyters Haus, dachte ich; das war noch ein tappiſcherer Streich, als der, den ich als kleiner Junge in Amſterdam begieng, als ich meine geſchwärzten Hände an die Tapeten und den Tiſchteppich wiſchte; was wird man von mir denken, wenn die Jungfrau meine Grobheit erzahlt. Sollte das, dachte ich weiter; etwa gar die kleine Marie geweſen ſeyn?“ Doch dieſen Gedanken ſchlug ich mir aus dem Sinne, da ich mir die vormals ſo Kleine nicht als eine ſo große junge Dame vorſtellen konnte, und dabei vergaß, daß ich jeßt ſelber neunzehn Jahre ſtatt ſechſe, mithin auch Mariechen faſt ſiebzehn Jahre alt ſey.

Das Laufen war jeßt vorbei, ich ſchlich, wie man im Sprüchwort ſagt, wie ein begoſſener Hund ganz langſam in den labyrinthiſchen Gängen hin, und ſo oft ſich der Weg umbog, ſchlich ich noch bedachtiger, um ja nicht wieder an Jemand anzuſtoßen.

Endlich war das Gartenhaus mit dem chineſiſchen Thürmlein erreicht; Herr van Ruyter und ſeine Gemahlin ſaßen außen vor der Thüre unter den blühenden, in bunten Kübeln ſtehenden Orangenbäumen an einem Tiſch und tranken Thee. Der gute Herr ſtund ſogleich auf und reichte mir, freundlich grüßend die Hand, ſtellte mich dann ſeiner Gemahlin vor; der Bediente brachte mir einen Stuhl, ich mußte mich mit an den Tiſch ſetzen. „Ich hätte Sie freilich nicht mehr erkannt“, ſagte die artige Dame zu mir, „vor länger als zwölf Jahren waren Sie ein hübſcher, muntrer Knabe, nun ſind Sie zum ſchönen, blühenden Jüngling herangewachſen, der auch uns, durch ſein gutes Gedeihen ſchon manche Freude gemacht hat. Wir haben oft an Sie gedacht und von Ihnen geſprochen; meine Tochter erinnerte ſich erſt ſpäter, wo ſie verſtändiger wurde und uns das, was ſie noch davon wußte aus ihrem Leben unter den Zigeunern erzählte, aller der Züge von Gefälligkeit und kindlicher Güte, welche Sie ihr bewieſen haben; ſie ſpricht noch jetzt davon, wie Sie ihr immer das Beſte, was in Ihre Hände kam, brachten, ſie zärtlich ſchützten vor den Mißhandlungen der Zigeunerkinder und bei jeder Gelegenheit mit einer rührenden Freundlichkeit gegen die arme, kleine Verlaſſene ſich betrugen.“

Indem die Mutter ſo mit mir redete, ſagte ſie: nun da kommt ſie ja eben, unſre Marie. Ich drehte mich um und zu meinem neuen Schrecken ſahe ich es war die ſchöne Jungfrau, an die ich ſo grob und täppiſch im Garten angerannt war. Ich ſtund auf, wagte jedoch vor Schaam kaum aufzublicken. Kennſt du wohl den Herrn da, fragte ſie die Mutter; das Mägdlein ſprach, wie mir ſchien mit einem verachtlichen Blick auf mich ſchauend, ein kaltes „Nein“. — Siehe nur, fuhr Frau van Runter fort, das iſt der kleine Martin, der dir unter den Zigeunern ein ſo treuer Freund und Geſpiele geweſen iſt; der kleine Martin, mit dem du Brod vor den Thüren gebettelt haſt und nun iſt er ein großer, ſtattlicher junger Herr geworden.

Marie blickte mich an; der Unmuth, wenn ſie anders welchen empfunden hatte, war aus ihren Mienen verſchwunden; es waren noch dieſelben frommen, guten Augen, mit denen ſie mich als Kind angeſehen hatte, wenn ich vom Kräuterſuchen zurückkam und ihr die Nüſſe oder Trauben brachte, die ich für ſie geſammlet hatte. Mir war es, als wenn ein Stück vom ſchönen blauen Himmel in mein Herz hineinzöge, da mich dieſe blauen Augen anſchauten, ich hätte weinen mögen und lachen zugleich. Mit einer Stimme, die mir eben ſo wie der Blick der Augen noch ganz bekannt vorkam, ſie war wenigſtens noch eben ſo ſanft als vormals, begrüßte ſie mich, dachte mit Dankbarkeit an ihren Aufenthalt im Hauſe meiner Mutter und an die Liebe dieſer guten Frau, fragte mich, ob ich auch meine ſchöne Muſchelnſammlung noch habe? und als ich dieſes ſchüchtern bejahte, ſagte ſie: nun wenn Sie noch Freund von dergleichen Dingen ſind, dann können Sie bei meinem Vater und bei meinen Brüdern Koſtbarkeiten ſehen, wie ſie wohl kaum noch ſonſtwo in Holland gefunden werden. Auch mich haben Sie in meiner Kindheit mit Ihrer Liebe zur Natur angeſteckt; ich habe noch immer meine größte Freude an ſchönen Blumen, Steinen und Conchylien.

Wir giengen jetzt auf einem von mir vorhin überſehenen kürzeren Wege nach dem Hauſe, wo ich einen älteren Sohn des Herrn van Ruyter fand. Bei der Abendtafel bekam auch ich einigen Muth zu ſprechen, und was ich ſprach, ſchien dem alten Herrn van Ruyter, der ein großer Freund der Wiſſenſchaft war, nicht zu mißfallen. Auch auf die Abentheuer unſrer Kindheit brachte Marie das Geſpräch; ihr dankbares Gemüth, das ſelbſt die kleinſten Beweiſe von Freundlichkeit nicht vergaß ließ ſie unter andrem an das alte Zigeunerweib denken, das uns

Kinder doch immer mit einer Art von Menſchlichkeit behandelte. Ich ſtimmte in dieſe Erinnerung ein und ſagte, ich hatte ſchon oft gewünſcht, dieſe Alte noch einmal zu ſehen, um ihr für ihre uns bewieſenen Gefälligkeiten meinen Dank zu beweiſen.

O, ſagte Herr van Ruyter, das kann Ihnen leicht geſchehen; es iſt ſonderbar, wie ſich das oft fügt, und mir ſcheint es immer, als wenn die Vorſehung eine ganz beſondre Freude an unſrer menſchlichen Dankbarkeit habe, weil ſie uns ſo manchmal Gelegenheit giebt, nach vielen Jahren noch eine alte Schuld der Erkenntlichkeit abzutragen. So werden zum Beiſpiel Sie, Herr Reiſer, glauben, daß jene kleinen Gefälligkeiten, welche ich Ihnen bisher erwies, nur eine Art von Vergeltung für die Beweiſe von Güte ſeyn ſollen, die Sie und Ihre ſelige Mutter unſrer Tochter gaben, und es iſt auch gewiß, daß ich Ihnen ſchon dieſe Thaten Ihrer Kindheit mein Leben lang nicht genug vergelten kann, aber zugleich muß ich Ihnen auch geſtehen, daß das, was ich für Sie that und noch künftig zu thun gedenke, nur die Abzahlung einer alten Schuld gegen Ihren Vater iſt. Schon damals, als ich in das Haus Ihrer Mutter kam, um unſer Kind abzuholen, fiel mir der Name auf, erſt ſeit meiner Zurückkehr nach Amſterdam zog ich die weiteren Erkundigungen ein, und habe mich nun feſt überzeugt, daß Ihr Vater derſelbe war, der mir vor nun faſt vierzig Jahren in Breſt das Leben rettete. Man ſagte, es ſey die Peſt geweſen, welche damals eine große Menge von Menſchen hinraffte; auch ich lag am Tode, niemand nahm ſich meiner an, denn allein Ihr Vater, der damals als Schiffsarzt in jener Hafenſtadt ſich aufhielt. Dieſer war nicht blos mein Arzt, ſondern bei Tag und bei Nacht mein Wärter; er ſetzte ſich aus

Liebe zu mir allen Gefahren der Anſteckung aus, und Gott ſegnete ſein Bemühen; ich wurde wieder geſund. Ich war damals noch ſo arm, — denn erſt ſpäter durch meinen Schwiegervater und durch ein beſonderes Glück im Handel bin ich zu meinem jetzigen Vermögen gekommen, — dazu war das Wenige, das ich mir als Handlungsdiener erſpart hatte, durch meine Krankheit ſo zuſammengeſchmolzen, daß ich meinen treuen Arzt nicht lohnen konnte. Er ſagte, als ich ihm dies mit Thränen klagte: mein lieber Landsmann, auf Geldverdienſt war es bei meiner Cur nicht abgeſehen, ſondern was ich that, das that ich aus Liebe und um Gottes Willen. Nun wohl, ſagte ich, ſo vergelte Ihnen Gott Ihre Liebe und ſegne Sie reichlich dafür; ich aber werde Alles thun was ich kann, um, wenn mir Gott einige Mittel giebt, Ihnen oder Ihren Kindern Ihre Liebe zu vergelten. Ihr Vater trat bald darauf als Schiffsarzt ſeine erſte Reiſe nach Java an; als ich ſpäter wirklich zu Vermögen kam, erkundigte ich mich freilich nach ihm, wurde aber durch den Mann, dem ich die Erkundigung angelegentlich auftrug, wegen einer Namensähnlichkeit und Namensverwechslung der Worte Reiſer und Reußer irre geführt, denn ich bekam die Nachricht, mein Lebensretter und Arzt ſey nach Jamaika gegangen und dort geſtorben. Und ſiehe da, durch das für mich ſehr ſchmerzliche Wegkommen meines Kindes und durch das Wiederfinden deſſelben, wurde ich auf einmal wieder zur rechten Spur geleitet; ich fand Gelegenheit zwar nicht meinem Wohlthäter ſelbſt, wohl aber ſeinem einzigen Sohne meine Dankbarkeit zu beweiſen.

Als Herr van Ruyter dies erzählte, ſahe mich auch Marie dankbar, als den Sohn des Mannes, der ihren Vater gerettet hatte, an; und ſo oft ſie mich oder ich ſie anſahe, wurde mir recht ſonderbar zu Muthe, denn es war, als ob etwas in mein Herz dränge, was mir daſſelbe ganz ſchwer machte, und doch war mir ſo unbeſchreiblich wohl dabei, wie in meinem Leben noch niemals ſonſt.

Ein ſolches ſchönes Johannisfeſt hatte ich noch nirgends gefeiert, als am andern Tage hier, auf Herrn van Ruyters Landſitz. Ich war nun ſehr geſprächig geworden; redete viel und gern mit Frau van Ruyter, weil ich merkte, daß Marie gern und aufmerkſam zuhörte; ich ſprach von Blumen und Thieren und Gott weiß von was all vor Herrlichkeiten der Welt. Heute am Feſttage bemerkte ich freilich, daß ich mit meiner Kleidung gegen die jungen Herrn des Hauſes etwas abſtach, denn ich war zwar ſauber und anſtändig angezogen, dabei aber ziemlich bürgerlich, weil ich das Geld, das mir mein Wohlthäter zufließen ließ, lieber auf Bücher und auf mein chemiſches Laboratorium verwendete, denn auf Kleider. Indeß die Familie des Herrn van Ruyter, vor allem, was mir am meiſten galt, Marie, ſchien auf meine Kleidung nicht zu achten, ſondern behandelte mich ſo zuvorkommend und freundlich, als ſey ich ein alter Bekannter des Hauſes.

Der Zurückweg nach Leyden, den ich zu Fuß machte, gieng ſehr langſam von ſtatten. Ich wäre lieber gleich im nächſten Dorfe wieder umgekehrt nach Herrn van Ruyters Landhaus. Mir war es, als wäre das inwendige Sehen meiner Augen dort zurückgeblieben, und ich hatte nur noch ein halbes auswendiges Sehen bei mir. Denn Alles, was außer mir vorgieng und mir begegnete, das konnte ich in den erſten Tagen gar nicht recht, und nur wie durch einen Flor ſehen; vor den inwendigen Blicken aber ſtund mir beſtändig und in größter Klarheit Mariens Geſtalt, mit ihren guten, frommen Augen. Ich dachte ſo gern an Alles, was mir in den letzten Tagen geſchehen war, nicht einmal das bereute ich, daß ich ſo grob gegen das gute Kind angerannt war, denn — ſie hatte mir es ja vergeben.

Mein Weg führte mich jetzt manchmal nach der Gegend hin, in welcher Herrn van Ruyters Landhaus lag, denn ich hatte mich überredet, daß dort ſeltnere Blumen auf den Wieſen und in den Wäldern wüchſen, als anderswo, obgleich ich von dieſen Wanderungen faſt immer leer zurückkam. Dennoch, ſo oft ich auch die Richtung dahin einſchlug, wagte ich es niemals ganz hinzugehen nach Lönenboſch, denn hiezu mußte ich, nach meinem Bedünken, eine beſondre Einladung meines Wohlthäters abwarten.

Endlich kam ſie denn auch, die langgehoffte und langgewünſchte, Herr van Ruyter ſendete mir ein Pferd und zugleich die Einladung auf morgen (es war ein Sonntag) einem Familienfeſte beizuwohnen. Diesmal war das Begegnen zwiſchen mir und Marien kein ſo gewaltſames, wie das erſte Mal, es war ein freiwilliges, das liebe Mädchen war an der Hand der kleinen Gärtnerstochter mir entgegengegangen bis zur Thüre des Gartens. „Sie ſind ja ſehr lange nicht zu uns gekommen, Herr Reiſer, ſagte ſie ſanft erröthend; morgen zu meinem Geburtstag haben meine lieben Eltern viele meiner Altersgenoſſen eingeladen, da bat ich mirs von der Mutter aus, daß ſie auch Sie, den Freund meiner Kinderjahre, einlüde.“

Was ich damals antwortete, weiß ich nicht mehr; ich hätte lieber nur Marien hören und ihr gutes Auge ſehen, als ſelber ſprechen mögen; ich hatte kaum bemerkt, daß wir ſchon zum chineſiſchen Gartenhaus gekommen waren.

Auch Herr van Ruyter machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich nicht öfter gekommen ſey, ihn und die

Seinigen zu beſuchen. „Wir ſind ja, ſo lange ich hier wohne, nur wenige Stunden von einander entfernt,“ ſagte er, „ſo oft Sie einen freien Tag haben und es Ihnen gefallt uns zu beſuchen, ſind Sie uns willkommen, meine Frau und ich finden Gefallen an Ihrer Unterhaltung. Doch will ich es nicht laugnen, daß auch hierinnen ihre Beſcheidenheit mir wohlgethan hat.“

Es war noch zeitig am Nachmittag, als ich ankam; ich konnte heute noch meines Glückes, Marien zu ſehen und zu ſprechen, ſehr froh werden. Sie hatte mir einen rechten Feſtgenuß bereiten wollen; hatte aus der Stadt ihre kleine Conchylien- und Edelſteinſammlung kommen laſſen und führte mich zu ihr hin. Heute war mirs als ſey es erſt geſtern geſchehen, daß Marie aus meiner Mutter Hauſe fortgieng; ich erzahlte ihr wie ſorgfaltig ich alle die Muſcheln, die ich ihr aus meiner Sammlung geſchenkt hatte, — es waren die ſchönſten von allen — aufbewahret, wie treulich und gern ich ihres kleinen Blumenbeetes gewartet, wie verlangend auf ihren Beſuch ich aufgeſehen habe; ſie blickte mich freundlich dankbar an, und es war mir, als wollte ſie ſagen, daß auch ſie den armen Martin treulich im Andenken behalten habe.

Am darauf folgenden Tage war es zwar auch recht ſchön, doch bei weitem nicht ſo, wie heute. Es kamen Kutſchen nach Kutſchen gefahren, aus der Stadt und von den benachbarten Landgütern; die arme Marie, im ſteifen, von Goldſtickereien glanzenden Feſtgewand hatte nichts zu thun, als Glückwünſche anzuhoren und darauf zu antworten; bei der Mittagstafel ſaß ich weit von ihr weg, bei einem ihrer Brüder, doch beſuchte mich auch in dieſer Ferne öfters ein Blick ihrer guten Augen, von welchem die Gäſte nicht wiſſen konnten, ob er mir, oder ihrem lieben Bruder galt; beim Ball, der gegen Abend eröffnet ward, konnte ſie zwar kaum all den Aufforderungen der vornehmen jungen Herrn zum Tanze genügen, dennoch lenkte ſie es ſo, daß auch ich, der an dieſe Ehre nicht gedacht hatte, einmal ihr Mittänzer wurde, und, als wir nach der Sitte des Tanzes uns einmal die Hand reichten, ſchien mir es, als drückte ſie die meinige ein wenig.

Ihr ſüßen Kindereien der Jugend, warum gedenke ich eurer, jezt wo ich ſchon über die Mitte des Lebens hinaus bin, noch ſo gerne? Iſt's nicht deshalb, weil die Liebe, die rechte, kindliche Liebe der Herzen auch einem jener Fenſter gleicht, durch welche man, mitten in dem Haus des Vergänglichen, eine Fernanſicht genießt, hinaus nach der Welt, die vom Urlicht der ſeligen Ewigkeit beſtrahlt wird?

Unter den vornehmen jungen Herren, hinter denen der arme Martin, obgleich er heute mit ſeinem Kleiderſtaate das möglichſt Beſte gethan, gar weit zurückblieb, ſahe ich vorzüglich einen um die ſchöne Marie bemüht. Ich fragte einen alten Handlungsdiener aus dem Hauſe des Herrn van Ruyter, wer dieſer Herr ſey? das alte freundliche Männlein, das heute auch die Ehre genoß, unter den Zuſchauern ſtehen zu dürfen, ſagte mir den Namen des Herrn und fügte vertraulich hinzu, daß er einer der reichſten Erben in Amſterdam und der vermuthliche Bräutigam des Fräuleins ſey.

Armer Martin! dir fiel kein Gedanke an Eiferſucht oder Mißmuth ein, denn du hatteſt ja niemals daran gedacht dein Auge in anderer Abſicht zu der Tochter deines reichen Wohlthäters zu erheben, als nur um ſie zu ſehen und an dem Blick ihres guten Auges dich zu erfreuen, was in deinem Herzen vorgieng das wußteſt und verſtundſt du ſelber noch nicht.

Dennoch kam es zu einer Art von Verſtändniß meiner ſelbſt, als ich jetzt, der gütigen Einladung des Herrn van Runter folgend, faſt jeden Sonntag die Kirche zu Lönenboſch beſuchte „um da den alten, vortrefflichen Pfarrer zu hören“, (obwohl ich, aufrichtig geſagt, in der Kirche weniger hörte, denn ſahe), und wenn ich dann am Mittag und Nachmittag mit den beiden Eltern und ihren Kindern beiſammen war. Einmal, als ich mit Marie allein am kleinen See des Luſtgartens ſtund, ſagte ich, „mit Ihnen möchte ich wohl mein ganzes Leben lang beiſammen ſeyn“, und ſie erwiederte mir, „ich wünſchte auch Sie waren immer um mich.“ Es waren ſcheinbar nur unbedeutende Worte, aber die Art, in der ſie die Worte ſprach, drang mir tief zu Herzen; wie ein Blitz beleuchtete mir ein neues Licht mein ganzes Sehnen und Wollen; ich verſtund mich ſelber, und meine Marie ſich auch.

Sie war von dieſem Augenblick an auf einige Zeit etwas zurückhaltender mit ihren Worten, und ich wurde dies auch, aber wie mir ſchien, deſto mehr ſprachen, wenn ſich Gelegenheit fand, die Blicke; wie am Waſſerſtrom einer Fontane, den man gewaltſam mit den Fingern aufhalt, ſprang der Strahl, der dazwiſchen ſich Luft machte, zwar feiner, zugleich aber deſto höher. Wir wußten jetzt dennoch beide, daß und wie ſehr wir uns lieb hatten; die Welt mochte es wiſſen oder nicht.

Ich halte dafür, daß auch Mariens Mutter unſre gegenſeitige Neigung bemerkt habe; ob und wie weit ſie damals ſie billigte, das weiß ich nicht. Einmal, als ich wieder, es war ſchon gegen Ende des Sommers, nach Lönenboſch kam, da fand ich Marien ſehr nachdenklich, ja betrübt. „Denken Sie, ſagte ſie zu mir, als die Mutter einmal hinausgieng, ich muß fort von hier; meine lieben Eltern wollen, daß ich auf einige Zeit nach Paris, in das Haus einer Verwandtin gehe.“ Ich ſtaunte erſchrocken über dieſe Nachricht und ich muß mich entfärbt haben, denn das liebe Kind ſagte tröſtend zu mir: „lieber Martin, ich werde Sie nie vergeſſen; denken Sie meiner auch; was Gott will das wird geſchehen.“ 14. VIII. 18.

In dieſen Worten, allerdings, lag ein großer Troſt für mich; ſo oft ich ſie bedachte, fühlte ich es mehr; in jenem Augenblick aber da ich ſie vernahm, hatte mich der Donnerſchlag der vorhergehenden Nachricht noch ſo ſehr betäubt, daß uns die Mutter, die ſo eben wieder hineintrat beide mit bedeutungsvollen Blicken anſahe. Denn die beginnende Thräne in Mariens Augen ließ ſich nicht wohl verbergen. Ich konnte ſie jetzt nicht mehr allein ſprechen; in Gegenwart ihrer guten Eltern nahm ſie von mir einen freundlichen Abſchied; wenig Tage nachher ſahe ich den Wagen, der ſie ſo weit von mir hinwegführte, durch Leyden rollen, ich hatte mehrere Stunden — denn ich wußte den Tag der Abreiſe — auf ihn gewartet; der Blick, den ſie mir noch zuſendete, hätte mich, nach meinem Bedünken, für ein zehnjähriges Warten reichlich genug belohnt.

In ſolchen Tagen der ſtillen Sehnſucht und Trauer, wie deren jetzt viele über mich kamen, ergeht es dem Menſchenherzen wie einem Baume, den an ſeiner Krone oder ſeinen Zweigen das Meſſer traf. Der Gartner kann in die verwundete Stelle das Pfropfreis von edlerer Art ſetzen und es wächſt darin feſt, was ohne die Verwundung nie geſchehen wäre; es kann ſich aber auch in der Wunde böſes Geſchmeiß und Fäulniß anſetzen und ſich von dort in die andren Theile fortpflanzen. Mit meinem Herzen geſchahe damals, als ich ſo an tiefer Schwermuth litt, beides; ein Gift, das ſchon ſeit längerer Zeit neben mir ſtund und meiner Seele Gefahr drohte, ergoß ſich unaufhaltſam in die Wunde; zugleich machte ſich aber auch das Heilmittel auf, das Pfropfreis der höheren Art, und ſenkte ſich mit ſeinen Kräften einer beſſeren Welt in mich hinein, ſo daß dem Gifte ſeine Kraft geraubt, ja daß es zuletzt zur Arznei wurde.

Ich hatte mich nach Mariens Abreiſe mit einem wo möglich noch größeren Eifer als früher auf meine Studien gewendet, auch an die Bearbeitung einer öffentlichen Preisaufgabe, die in das Gebiet meiner Studien einſchlug, hatte ich mich im Verlauf des Winters gemacht, und war ſo glücklich geweſen, ſie zu löſen, wobei zugleich der Preis von hundert Ducaten mir zu Theil ward. Hierdurch zog ich die Aufmerkſamkeit eines Gelehrten auf mich, der um jene Zeit als Privatmann in Leyden wohnte und hier von ſeinem anſehnlichen Vermögen lebte. Er lud mich mehrmalen zu ſich ein; ich war jederzeit ganz hingenommen von ſeiner Unterhaltung. So wie er, hatten, nach meinem damaligen Bedünken, nur wenig Menſchen die Welt geſehen und die innerſten Triebräder ihres Laufes erkannt; er war faſt in allen größeren Hauptſtädten Europa's, ſelbſt in Conſtantinopel geweſen, hatte beide Indien beſucht, und auf dieſen Reiſen Kenntniſſe der Natur und des Menſchen geſammlet, welche mich, wenn er mit ſeiner Klarheit und ſeinem Witz mir ſie darbot, mit Bewundrung erfüllten. Ich lernte viel aus dieſen Geſprächen, ſo wie aus der koſtbaren Bibliothek des Mannes, welche er mir mit der größeſten Bereitwilligkeit zur Benützung überließ, auch ſtund mir ſein wohleingerichtetes Laboratorium ſammt allem nöthigen Material zu meinen chemiſchen Arbeiten offen. Dennoch, bei all dieſen Vortheilen, würde der

Schaden, den ich aus dieſem Umgange zog, noch größer geweſen ſeyn, wenn ich nicht von andrer Seite her dagegen gewapnet und geſchützt worden wäre. Denn jener kenntnißreiche, viel erfahrene Mann hatte auf ſeinen Fahrten über weite Meere und Länder im Aeußerlichen zwar großes Glück, im Innerlichen aber ein noch größeres Unglück gehabt; er hatte Schiffbruch an ſeinem Glauben erlitten; er war bei all ſeinen Kenntniſſen der großen Maſchine der Welt, ſo nannte er die ſichtbare Natur, ein Zweifler an dem Daſeyn und der fortwährenden Wirkſamkeit der geiſtigen Triebfeder geworden, welche das große, wohlgeordnete Ganze geſtaltet und bewegt. So verführeriſch und blendend auch die Gründe, auf die ſeine Zweifel ſich ſtützten, für mein noch minder geübtes Denken erſchienen, ließ ich mich doch nicht von ihnen aus der innerſten Mitte meiner Ueberzeugungen heraustreiben. „Daß ein all bedenkender, liebender Geiſt die Welt der Dinge nach dem Rath ſeiner Weisheit geſchaffen habe; daß er es war und iſt, der Eins zum Andern und Alle zu Einem herrlich zuſammen fügte, der alle Dinge erhält und trägt, wie die Kraft der Schwere jedes Stäublein und Tröpflein der Erde trägt; der alles Bedürfniß des Lebens, vom Menſchen bis zum Wurme mit Strömen des Wohlgefallens ſättiget, allen Mangel erfüllt, dieſen Glauben erſchüttert mir kein Zweifel; mich lehrt, mir ſtärkt ihn die tägliche Betrachtung des Buches der Werke. Auch die Zerſtörung iſt nur wohlthätige Auflöſung, damit das Zerſtörte dem neuen Leben zur Nahrung und Speiſe werde." Aber ſo oft ich auch dieſe und ähnliche Gründe für meine innerſte Ueberzeugung vor den Ohren meines geiſtreichen Freundes wiederholte; ihn überzeugten ſie nicht, wohl aber ließen ſeine Gegengründe, ohne daß ich ſelbſt es gewahrte, Wunden in meiner Seele zurück, die ich mir ſelber nicht zu heilen vermochte. Deshalb war mir fremde Hülfe nöthig. Sie wurde mir, in meiner Schwachheit, durch ein ſcheinbar ſehr ſchwaches, menſchliches Werkzeug gereicht.

Ich wohnte in Leyden bei einem praktiſchen Juriſten, Namens van Leuven, welcher die gerichtlichen Geſchäfte für mehrere adliche Häuſer beſorgte, hiervon aber mit ſeiner zahlreichen Familie nur nothdürftig ſich nährte, denn er war ſchwach und kränklich; ein Leiden der Bruſt zehrte an den Kräften ſeines Lebens, viele ſeiner Geſchäfte mußte er durch fremde Hände gehen laſſen, die einen großen Theil ſeines Einkommens ihm wieder dahin nahmen. Der Mann war ein Univerſitätsfreund meines Pflegevaters, des Pfarrer Guthert, ſie hatten zuſammen in Utrecht ſtudirt und waren ſich immer von Herzen nahe geblieben, denn ſie waren beide von gleicher Geſinnung, von gleichem, kindlich feſten Glauben. Mein Wirth hatte ſich ſehr gefreut einen Pflegeſohn ſeines Freundes zu ſich ins Haus zu bekommen; ich lebte da wie ein Mitglied der Familie, man ſuchte mich mit Allem, deſſen ich bedurfte, ſo wohlfeil und gut zu verſorgen, als nur möglich. Die gute, chriſtliche Hausordnung, welche in der Familie herrſchte, errinnerte mich ſehr an das Leben im Hauſe der Pflegeltern, die Genügſamkeit und Stille in welcher die Frau ſo wie die neun lebenden Kinder meines Wirthes beiſammen wohnten, und, ſobald ſie dies vermochten, ihr eignes Brod zu verdienen ſuchten, war mir ein treffliches Muſter und Vorbild; ich war gern da in dieſem Hauſe, fragte in vielen Dingen den wackren Mann um ſeinen Rath und hatte mich immer wohl bei der Befolgung deſſelben gefunden. Nur einmal war ich bisher ſeinem Rath und ſeinen Warnungen ungehorſam geweſen, dieß war da,

als

als er mich vor dem Umgang mit dem eben erwähnten Gelehrten warnte, oder, wenn mein wiſſenſchaftlicher Zug zu dem kenntnißreichen Manne mir zu mächtig ſey, mir rieth, mich wenigſtens in keine philoſophiſchen Streitigkeiten mit ihm einzulaſſen, weil ich hierbei immer mehr verlieren als gewinnen würde. Ich achtete leider auf beides nicht und mein wohlmeinender Wirth bemerkte zu ſeinem großen Schmerz, wie ich bei vielen Gelegenheiten mit dem fremden Gifte, das ich eingeſogen, ein verwegenes Spiel trieb; wie ich mit den Zweifeln, deren ich hatte mich ſchämen ſollen, noch groß that.

Ein Zweifel war es vornämlich, den ich damals mit allen Scheingründen zu vertheidigen ſuchte und der ſich in mir ſo tief und feſt geſetzt hatte, daß eine mehr denn menſchliche Geduld und Kraft dazu gehörte, um ihn mir aus dem Herzen zu reiſſen. Dies war der Zweifel an jener erbarmenden Vorſorge, die nicht nur im Allgemeinen die Welt und alle ihre einzelnen Weſen durch ihre ewigen, unveränderlichen Geſetze regieren laſſet, ſondern die ſich ſelber, unmittelbar, wie ein Vater des Kindes, das ihn darum bittet, der Noth des Einzelnen annimmt. Alles das, was mein Freund mir aus eigner Erfahrung, wie aus der merkwürdigen Verkettung der Schickſale andrer Menſchen, als Beweis für das Walten einer Vorſehung anführte, „ohne deren Willen auch kein Sperling vom Dache fällt“, und die ſelbſt das Seufzen des Unmündigen, wie des Verſtoßenen und Verlaſſenen vernimmt und erhört, wollte mich, der ich doch ſelbſt ſchon ſo vieles Aehnliche erfahren, nicht überzeugen; ich nannte alle ſolche Fügungen nur „Zufall“, ein Wort, das meinen kränklichen Freund tief beleidigte und nicht ſelten erzürnte.

So ward ich von den beiden Männern, deren einer mir Das beſtändig rauben wollte, was der andre zu befeſtigen ſtrebte, hin- und hergezogen, während mein eiſerner Fleiß im Studiren und Erforſchen des Neuen, wie ein Laſtthier, auch wenn man zur Rechten und Linken es beunruhigt, den Weg ſeines alltäglichen Treibens gieng.

Eines Males, als ich von meinen gewöhnlichen Geſchäften nach Hauſe kam, fand ich meinen Wirth ſehr ernſt und in ſich gekehrt. Er ſprach bei Tiſche nur wenig Worte und begab ſich dann auf ſein Zimmer. Ich meinte, es ſey vielleicht eine Verlegenheit von économiſcher Art, welche den guten Mann drückte und in dieſem Falle wäre ich, ſo ſehr mein Geld mich freute, gern bereit geweſen, ihm mit den 100 Ducaten auszuhelfen, die ich neulich als Preis gewonnen. Ich gieng in dieſer Abſicht ihm nach, fragte ihn, was die Urſache ſeiner Unruhe und Betrübniß ſey, und deutete, ſo beſcheiden als möglich, auf die hundert Ducaten hin, die ja, da Herr van Ruyter mich mit allem Nothwendigen verſorgte, ſo müſſig bei mir lägen. Der gute van Leuven drückte mir die Hand, er war durch mein Anerbieten gerührt.

„Glauben Sie nicht, mein junger Freund! ſagte er, daß ich unruhig und betrübt bin; ich bin vielmehr gerade jetzt in meinem Innern ſehr ruhig; es möge Ihnen als eine Fortſetzung unſers neulichen Geſpräches gelten, daß ich Ihnen ſage, ich ſtehe jetzt an einem Punkte, wo allerdings die äußre Noth am größeſten, darum aber auch, das weiß ich zuverſichtlich, Gottes Hülfe am nächſten ſeyn wird. Denn Menſchenhülfe vermag mir nicht zu nützen; Ihre hundert Ducaten wären nur ein Tropfen gegen das Meer meiner Noth. Damit Sie mich recht verſtehen, will ich Ihnen Alles vertrauen. Wie Sie wiſſen bin ich Gerichtshalter und zum Theil Rechnungsführer bei mehreren adlichen Familien. Bei der einen von dieſen hatte ich eine Reihe von Jahren hindurch Einkünfte einzutreiben und abzuliefern und hierbei noch ſonſt über die Verwendung von Summen zu verfügen, die mein eignes kleines Vermögen, ſo wie das Ihrige dazu, viel tauſendmal überſtiegen. Ich hatte die Rechnungen, leider auch alle Quittungen und Belege, ſtatt ſie, wie ich wohl geſollt hatte, mit mir in die Stadt in mein Haus zu nehmen, auf dem Landgut meines Gerichtsherrn, in einem ſonſt wohlverwahrten Gewölbe und auch hier in einer verſchloſſenen, eiſernen Kiſte, worin zugleich etwas Geld war, liegen laſſen. Vor einiger Zeit iſt das Gewölbe von einer Diebsbande erbrochen und die Kiſte, weil man ſie vielleicht nicht ſchnell genug zu öffnen verſtand, hinausgetragen worden. Sobald ich dies erfuhr, eilte ich ſogleich zu meinem alten Gerichtsherrn, einem ſehr wohlwollenden Mann, und erzählte dieſem Alles. Er tröſtete mich und ſagte mir, er wiſſe ja Alles was ich für ihn eingenommen und ausgegeben; es bedürfe da keiner einzelnen Quittungen und Belege, ich ſolle nur aus dem Gedächtniß und ſo weit mir möglich, eine Generalrechnung und Ueberſicht über die Ausgaben aufſetzen, er wolle dann mich fürs Ganze durch ſeine Unterſchrift in Sicherheit ſtellen. Obwohl jeder Verzug mich drückte, um ſo mehr, da ich für den Herrn ſchon im Voraus eine Summe einkaſſirt hatte, die erſt im nächſten Jahre fällig geweſen wäre, konnte ich dennoch nicht anders als mit dem freundlichen Beſcheid mich begnügen; ich eilte nach Hauſe, um in möglichſt kurzer Zeit die Arbeit zu enden, da trifft in der vergangenen Nacht den wackern Gutsherrn ein Schlagfluß; er konnte nicht mehr ſprechen; in wenig Stunden war er eine Leiche. Nun tritt ſein Vetter die Erbſchaft an, ein Mann, den alle

Welt als ſehr geldſüchtig und hartherzig kennt, und der noch überdieß mein perſönlicher Feind iſt, weil ich ſeinen ſchlechten Zumuthungen, die mich einſt zur betrügeriſchen Untreue gegen meinen alten Herrn verleiten wollten, mit Verachtung widerſtund. Er kennt ſehr gut den Betrag der Einkünfte ſeines verſtorbenen Verwandten; über die Ausgaben, namentlich über die Verwendung des vor der Zeit aufgekündigten Capitals, wird er ſtrenge Rechenſchaft fodern; es ſtehet nicht nur mein Haus und kleines Beſitzthum, ſondern meine Ehre und guter Name auf dem Spiele. Denn mir iſt es wohlbekannt, daß der Mann ſchon bei ſeinem verſtorbenen Vetter mich verdachtig machen wollte, weil ich, mit meinen vielen Kindern und ſchwerem Haushalt, gewiß mehr brauche als ich einnähme und deshalb es gefährlich ſey, mir fremdes Geld zu vertrauen. Seht, mein junger Freund, dies iſt das Anliegen, das mich heute ſchon den ganzen Tag antreibt, die Hülfe, nicht der Menſchen, ſondern das Angeſicht Gottes mit inbrünſtigem Flehen zu ſuchen. Denn Sein Auge ſieht ins Verborgene und lenket aller Menſchen Wollen und Handeln wie die Waſſerbache; Er allein kann es fügen, daß die Papiere noch wohlerhalten in meine Hände kommen, an deren Auffinden jetzt mein äußres Glück hangt. Ja, ich hoffe auf Ihn und weiß das gewiß, daß mein Hoffen nicht wird zu ſchanden werden.“

Dieſe zuverſichtliche Hoffnung meines Freundes kam mir freilich, in meiner damaligen Stimmung etwas ſonderbar, ja ich möchte faſt ſagen, lacherlich vor, ich verbarg indeß, um ihn nicht zu kränken, meine Bedenken und Zweifel und gieng auf mein eignes Zimmer.

Der arme van Leuven dauerte mich wirklich von Herzen. Mehrere Tage waren ſeit unſerm Geſprach vergangen; ſeine Mienen wie ſeine Worte verriethen zwar keine Unruhe, aber er aß und ſchlief ſehr wenig; die Bläſſe und der Ernſt ſeines Angeſichtes deuteten auf die heftige Arbeit, die in ſeinem Innern war.

„Mein Freund, ſagte ich eines Tages zu ihm, draußen herrſcht der Frühling mit ſeinen balſamiſchen Lüften; eine mäßige Bewegung im Freien wäre der Erhaltung Ihrer Geſundheit gewiß ſehr nothwendig und wohlthätig. Sie wiſſen, ich habe gerade jetzt etwas Geld, das mein freies, ſelbſterworbenes Eigenthum iſt, mich gelüſtet es und wäre mir zuträglich, eine kleine Reiſe von etlichen Tagen zu machen. Ich nehme ein Fuhrwerk das für Mehrere Raum hat. Da bitte ich Sie nun herzlich, machen Sie mir die Freude und begleiten Sie mich.“

Van Leuven hatte keine große Luſt meinem Wunſche zu willfahren, ſeine Frau und Kinder aber drangen ſo lange und ſo ernſtlich in ihn, daß er endlich nachgab. Schon am nächſten Morgen ſaßen wir im Wagen; wir fuhren gegen Utrecht hin; dem kranken Manne that die warme Frühlingsluft ſo wohl, daß er ganz heiter wurde; er erzählte, wie er ſchon ſo oft und gerne gethan, von ſeinen Jugendjahren, vor Allem von ſeinem Zuſammenleben mit meinem trefflichen Pflegevater. Wir hatten am Mittag, mir ſchien dies Pflicht gegen den Kranken, ſo wie bei mehreren andern Gelegenheiten uns lange aufgehalten, die kühlen Stunden des Abends naheten ſich, wir mußten eilen um noch zur guten Zeit ins bequeme Nachtlager zu kommen; da hemmte auf einmal, in der Gaſſe eines Oertleins, durch das unſer Weg führte, ein Zuſammenlauf des Volkes unſre Fahrt. Ein fataler Zufall, ſagte ich. — „Brauchen Sie heute, ſprach mein Freund, halb ſcherzend und halb ernſthaft, das fatale Wort nicht, mit dem Sie ſo oft mich gekrankt haben; es würde meine heitre Stimmung mir trüben.“ Ich ſchwieg und wartete eben geduldig, denn es war nichts andres zu machen, weil zu beiden Seiten des Ortes kein Weg durch die Gärten, ſo wie die unterhalb des künſtlichen Dammes liegenden Wieſen und Sümpfe führte. Indem wir ſo hielten, brachte das Volk ein altes Weib, eine Diebin, ſo nannte ſie das laute Geſchrei; man wollte ſie an unſrem Wagen vorbei zu ihrer Strafe abführen. Ich ſchaute, zufallig kam ſie ganz nahe an meine Seite des Wagens, dem Weibe in ihr vom Alter gebeugtes Geſicht, und erkannte alsbald die mir noch wohlbekannten Züge der Zigeunerin, mit der ich als Knabe die Krauter geſucht hatte. Halt, rief ich den Mannern zu, die ſie führten, was hat das Weib geſtohlen? — Eine Gans, Herr, ſagten die Manner. — Ich gebe euch einen Ducaten für die Gans, ſagte ich, laßt die Arme gehen. — Herr, erwiederten Jene, das kann nicht geſchehen, denn Recht muß Recht bleiben.— Das iſt wohl wahr, ſagte ich, aber habt ihr es denn ſelbſt geſehen, daß die Alte die Gans ſtahl? — Nein, Herr, erwiederten die Bauern, aber die Gans fehlt, und ſchon Mehreres iſt uns weggekommen; wer ſoll es genommen haben, als dies alte Zigeunerweib, das wir außen herumſchleichen fanden am Gebüſche. — Sehet, ſagte ich, ihr könnt ihr den Diebſtahl nicht einmal beweiſen, und ich wollte faſt dafür reden, daß ſie der That unſchuldig ſey. Ich kenne das Weib; bedenkt nur, wie ſoll ſo eine alte, ſchwache, an der Krücke ſchleichende Mutter im Stande ſeyn, eine Gans weg zu fangen?

Der Herr hat freilich Recht, ſagte einer der Bauern, das Weib könnte unſchuldig ſeyn, und ein Ducaten für eine Gans iſt doch auch kein übler Tauſch, darum wollen wir die Alte für diesmal gehen laſſen.

Während dieſer Unterhandlung hatte die Alte ihr zitterndes Haupt emporgehoben und mich aufmerkſam betrachtet. Dieſe Art Leute ſind ſcharfſinnig im Wiedererkennen und Errathen. „Ei, Mährchen, rief ſie mir zu, kennſt du mich noch und erzeigſt mir die Gutthat?“ Ich beſchenkte ſie noch auf ihren Schrecken, und nannte ihr ein Haus auf dem Lande — denn in die Stadt ſelber ließ man damals keine Zigeuner — wo ſie nach einigen Tagen ſich melden ſolle, damit ich weiter für ſie ſorgen könne. —

Das Volksgedränge hatte ſich verlaufen, die alte Zigeunerin ſchlich langſam ihres Weges nach dem Gebüſch, unſer Fuhrwerk hatte ſich wieder in Gang geſetzt, da kam mir ſchnell noch ein Gedanke. Ich bat meinen Reiſegefährten, er ſolle die Zügel des Pferdes ein wenig halten, ich wolle der Zigeunerin noch etwas ſagen; er that dies und ich ſprang aus dem Wagen. Mir war eingefallen, daß, als ich noch bei den Zigeunern war, öfters Bauernfrauen zu dieſen kamen, und die angebliche Wahrſagekunſt von jenen benutzten, indem ſie Auskunft begehrten über allerhand Dinge die ihnen geſtohlen, oder die verloren waren. Wenn bei ſolchen Gegenſtänden, die nicht zu den bald verzehrten Eßwaaren gehörten, der Preis, den die Bauernfrauen auf das Wiedergewinnen ſetzten, anſehnlich genug war, gaben gewöhnlich die Zigeuner, indem ſie den Tigel mit Ruß überlaufen ließen, und dann angeblich das Verborgene darinnen laſen, einen Ort, im Walde oder ſelbſt in der Wohnung des Beſtohlenen an, wo der Dieb die Sachen verborgen habe. Ich bin zwar mehrmalen Zeuge davon geweſen, wie die Zigeuner, welche die vermißte Sache ſelbſt hatten, ſie während der Zeit, in welcher man die Bauernfrauen mit den bald länger bald kürzer dauernden Wahrſagerkünſten hinhielt, an den Ort hintrugen, den ſie nachher ihnen nannten, und dort verſteckten; doch begab ſichs auch zuweilen, daß die Zigeuner die Dinge, um die man ſie fragte, nicht ſelbſt entwendet hatten, daß ſie aber dennoch — angeblich aus ihren Wahrſagekünſten — ganz gut darum Beſcheid wußten; denn dieſem allenthalben bei Nacht und bei Tage herumſpähenden Volke entgieng ſelten eine That auch des andren, ungleich minder liſtigen Diebsgeſindels, und nicht ſelten ſtunden ſie mit dieſem ſelbſt in gutem Vernehmen. Dieſes war mir eingefallen, und da ich noch überdieß mich erinnerte, daß in ſolchen „Seherkünſten“ meine alte Krauterſucherin als die geſchickteſte geachtet war, beſchloß ich ſie zu fragen, ob ſie nicht Beſcheid wiſſe, über die eiſerne Kiſte und die darinnen befindlichen Papiere?

Die Alte blieb ſtehen, als ſie mich gegen ſich hinlaufen ſahe. „Was willſt du, Mahrchen,“ fragte ſie mich. Ich entdeckte ihr mein Anliegen; ſie verzog das runzliche Geſicht wie zum Lächeln und ſagte dann mit halblauter Stimme: da kann ich dir helfen, Mährchen. Zwar haben die Zigeuner die Kiſte nicht, aber ich weiß wo ſie ſteckt, im Keller hinter Stroh und Kartoffeln. Einen Ducaten wird dich die Nachfrage koſten, oder wohl gar zwei, und das Geld, das in der Kiſte war bekommſt du nicht wieder, die eiſerne Kiſte vielleicht auch nicht, denn die wird der Dieb, wenn ers nicht gar ſchon gethan, heute oder morgen des Nachts ins Waſſer verſenken.

Ich erſchrak über die Möglichkeit dieſes Verſenkens eben ſo ſehr, als ich mich über die gegebene Hoffnung zum Wiedererlangen der Papiere gefreut hatte. Zwei Ducaten zum Auslöſen derſelben und einen noch für ihre Mühe gab ich der Alten, damit ſie eilen möge ſo ſehr ihre Kräfte es erlaubten, und morgen Nachmittags wieder an derſelben Stelle ſeyn, um mir die Papiere zu geben.

Wir fuhren jetzt nach unſrem Nachtlager; mein Herz war fröhlich über die gute Botſchaft, die ich morgen vielleicht meinem Freunde bringen konnte; heute ſagte ich ihm noch nichts davon; ich wollte ihn mit dem Geſchenk überraſchen. „Nun, ſo fragte mich van Leuven, als wir am Abend ruhig beiſammen ſaßen, nennen Sie es jetzt auch noch einen bloßen Zufall, daß der Volkshaufe uns aufhielt? War dies nicht eine Fügung höherer Art, die Ihnen Gelegenheit geben wollte, eine hülfloſe arme Frau von der wahrſcheinlich nicht verſchuldeten Mißhandlung zu retten und zugleich derſelben Perſon noch einen Beweis Ihrer Dankbarkeit zu geben?“ Ich ſchwieg, denn ich wußte noch mehr über dieſe „Fügung“ zu berichten als mein Freund van Leuven; morgen, ſagte ich, ſpreche ich mit Ihnen über den Gegenſtand, für heute Abend fühle ich mich zum Sprechen zu ermüdet.

Ich wachte am andern Morgen ſehr frühe auf; die Freude, wie auf eine Chriſtbeſcherung, die Freude auf die Ueberraſchung, welche ich meinem Reiſegefährten heute zu machen gedachte, ließ mich, wie mir ſcheint, nicht länger ſchlafen. Mein Freund war auch ſchon munter, ich hörte ihn anhaltend, obwohl ganz leiſe ſprechen; er ſchien zu beten. Als wir uns zum Morgen begrüßten fand ich ſein Ausſehen ungewöhnlich heiter: „mir iſt heut, ſo ſagte er, zu Muthe, als könne ich nur loben und danken, ſo fröhlich in meinem Geiſte war ich ſeit Jahren nicht; die Hülfe, ſo hoffe ich, iſt nahe.“ Auch ich hoffte mit ihm, aber ich hoffte und glaubte an Etwas, das ich gleichſam ſchon ſahe und in den Händen hatte; er glaubte, wo er nicht ſahe.

Mein Reiſegefährte wollte von dort an, wo wir übernachtet hatten gleich wieder umkehren nach Leyden; auch ich hatte anfangs dieſe Abſicht gehabt, nun fand ſich jedoch ein guter Grund — die Beſtellung nämlich der Alten auf den heutigen Nachmittag an den Ort unſers geſtrigen Begegnens — die Heimreiſe noch zu verſpäten. Mit Mühe beredete ich den Freund noch einen Seitenweg mit mir einzuſchlagen nach einem Luſtgarten, in welchem gerade nicht viel Neues zu ſehen war. Endlich ſchien mirs die rechte Zeit zur Umkehr zu ſeyn, ich brachte ſie ſelber in Anregung. Zur beſtimmten Stunde trafen wir da ein, wo ich geſtern zuletzt mit der Alten geſprochen; ich bat den Reiſegefährten abermals die Zügel zu halten; ich ſtieg aus und trat allein auf die Wieſe. Ich hatte mich kaum dorthin geſtellt, da kam auch die Alte aus dem Gebüſch hervor; ſie hatte ein großes Bündel unter ihrem Arme, zu meiner innigſten Freude enthielt es die ſo ſchmerzlich erſehnten Papiere. „Gerade noch zur rechten Stunde haſt du mich ausgeſchickt, Mährchen, ſo ſprach ſie; ſchon in der vergangenen Nacht ſollte die Kiſte mit ſammt deinen Papieren ins Waſſer.“ Ich nahm mir kaum Zeit der Alten zu danken, eilig kehrte ich zum Wagen zurück, ſtieg in denſelben hinein, und legte meinen glücklichen Fund in die Hände des Freundes.

„Iſt dies nicht, ſagte dieſer, als er aus ſeiner tiefen Bewegung wieder zu den Worten des gewöhnlichen Sprechens kam, ein Spiel der ewigen Weisheit und Erbarmung mit ihren Menſchenkindern, zu denen ſie ſich nahe und wie mit den Händen greifbar herabließ. Kann Ihnen dieſes Zuſammentreffen der Ereigniſſe und die

Folge jenes Zuſammentreffens auch noch Zufall heißen, mein Freund?“ — „Nein, ſagte ich, dies war kein Zufall, ſondern eine ſichtbar gewordene Führung an der unſichtbaren Hand Gottes.“ Ich hatte damals wirklich einen Blick in den Haushalt jener ewigen Liebe gethan, in welchem, wie der Spruch ſagt, alle Haare auf unſerm Haupte gezählt ſind, und hatte etwas von der Weiſe ihres nahen Verkehres mit den Menſchenkindern erfahren; aber weder hatte ich jenen Blick recht mit eigenen Augen gethan noch die Erfahrung ganz mit eigenem Herzen gemacht, darum ſtund mir beides noch nicht ſo feſt und tief als es geſollt hätte. In der That das Leſen, das Hören, ja das Sehen auch der herrlichſten Führungen Gottes, laſſen uns, auch wenn ſie tief uns rührten, immer nur noch wie Fremdlinge oder höchſtens als Gäſte zu dem Heerde des innern, feſten Friedens nahen, während uns erſt eine eigene, tiefdringende Erfahrung zu Kindern und Erben des Hauſes macht.

Ich war während des Sommers mehrere Male wieder nach Lönenboſch auf den Landſitz meines Wohlthäters gekommen; ich fand hier immer die gleiche, freundliche Aufnahme, ja ich kann ſagen, ich war dort wie Kind im Hauſe. Dennoch ſchien mir der ſchöne Garten und das Haus wie verlaſſen und verödet, denn Marie war nicht mehr da. Ohne daß ich mit Worten nach ihr fragte, — vielleicht thaten es deſto mehr meine Blicke — gab mir Frau van Ruyter jedesmal Nachricht von dem Befinden „meines ehemaligen kleinen Schützlinges“: von ihrer Tochter, ja ſie theilte mir einige Male Briefe von dieſer mit, und in jedem derſelben fand ich Fragen nach meinem Befinden und den Auftrag mich zu grüßen. Wenn ich dieſe Blätter von ihrer Hand beſchrieben in meine Hand nahm, da durchdrang michs ſo warm und freudig, als wäre ſie ſelber da, wenn ich aber dann wieder hinaus trat unter die Bäume und Roſengebüſche, da war mirs als ſangen die Vögel: „wir haben ſie nicht geſehen“, und die Wellen des kleinen Sees rauſchten: „ſie iſt nicht da.“

Dem Herrn van Ruyter hatte ich gleich bei dem erſten Wiederſehen nach der vorhin beſchriebenen Frühlingsreiſe mit van Leuven Alles erzählt, was ich dabei erfahren, und namentlich ihn auch an ſeine Aeußerung über das öftere, unvermuthete Ergebniß jener Gelegenheiten erinnert, bei denen man im Stande iſt, eine Pflicht der Dankbarkeit abzutragen. Er war über die ſorgenvolle und dann ſo glücklich veränderte Lage meines Hauswirthes van Leuven, den er vorher noch nicht näher gekannt hatte, gerührt und erfreut; als ich ihm aber auch erzählte, was ich für die Verſorgung der alten Zigeunerin auf ihre letzten Lebenstage zu thun gedachte, bat er mich nur zunächſt ihm die Ausführung meiner guten Abſicht zu überlaſſen, da auch er hierbei die Pflicht einer Art von Dankbarkeit erfülle. Er hat auch wirklich bald nachher jener Alten eine Verſorgung in einem kleinen Häuschen, bei einem ſeiner Landſitze angetragen, und ſie hat da kurze Zeit gewohnt; ſie war aber das freie Leben in Wald und Gebüſch, das Herumſtreifen mit ihrer Horde durch Blachfeld und Haide ſo gewohnt, daß ſie die Ruhe ihrer neuen Lage nicht ertragen konnte; ſie machte ſich auf einmal bei Nacht davon; ſelbſt die neuen Kleider die man ihr geſchenkt hatte, ließ ſie zurück, denn ihre alte Zigeunertracht war ihr gewohnter und bequemer, nur das Geld das man ihr gegeben, und die Lebensmittel die ſie für die nächſten Tage erhalten, nahm ſie mit ſich; wir konnten ſpäter nichts mehr von ihr erfahren, und mußten nur froh ſeyn, daß wenigſtens wir die Abſicht, ihr Gutes zu erweiſen, nicht bloß in Gedanken gehegt, ſondern auch mit der That gezeigt hatten.

Die Familie meines Wohlthaters lernte ich, je öfter ich ſie ſahe, immer beſſer kennen, immer herzlicher verehren und lieben. Beide Eltern, und namentlich der eine Sohn, Hugo van Ruyter, trugen die koſtbare Perle des einfältigen Chriſtenglaubens in ſich, ohne äußerlich damit zu prunken; ſie waren weit mehr, als ſie ſcheinen mochten; wer in die ſtille Hausordnung dieſer Familie blickte, wer in das Geheimniß ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme und Verlaſſene eindrang, der wußte erſt recht, was er an dieſer Bekanntſchaft hatte; Viele der ſogenannt Strengen beurtheilten ſie falſch, weil ſie meinten, nur da könne ein Gotteshaus ſeyn, wo ein recht lautes Glockengeläut ertöne und Kirchenmuſik dazu.

Ich nannte ſo eben den edlen Hugo van Ruyter. Dieſer wurde mir nicht nur ſo überaus theuer und werth, weil er Mariens Bruder und in ſeinem Weſen ihr ähnlich war, ſondern weil ein Zug der andern, innren Verwandtſchaft mich zu ihm hinführte. Er war etwas älter als ich, und in jeder Hinſicht erfahrener und beßer begründet; er war mir mehr als ein gewöhnlicher Freund; er war mir ein Vorbild des treuen, reinen Wandels vor Gott und Menſchen. Bis zum Antritt ſeiner großen Geſchaftsreiſe, von welcher ich nachher reden will, ſahe ich dieſen brüderlichen Freund viel, denn er hielt ſich öfters, in Angelegenheiten ſeines Hauſes, wochenlang in Leyden auf.

In dem letzten Jahre meiner Univerſitatsſtudien hatte ich das Glück mit einem der trefflichſten und an Jahren älteſten Lehrer der Hochſchule naher bekannt zu werden. Es war ein Geiſt von tiefem Wiſſen und Erkennen; bei dem greiſen Scheitel wohnte ein noch jugendlich warmes

Herz voll Liebe gegen Gott und die Brüder. Dieſe Liebe erwies er denn auch mir im vollesten Maaße und ich bedurfte damals gerade eines ſolchen Führers mehr denn jemals. Denn der Privatgelehrte, von welchem ich früher erzählte, daß er mir durch ſeine Zweifelſucht leicht hätte verderblich ſeyn können, wurde mir jetzt auf andere Weiſe gefährlich. Es iſt eine alte, wohlbegründete Erfahrung, daß mit dem Unglauben gar häufig der Aberglaube ſich paaret. Auch bei dem Manne, von welchem ich eben ſpreche, war dieß der Fall. Er, welcher der Wahrheit nicht glaubte, war zugänglich für die Täuſchung; er trieb ſich mit allerhand magiſchen Künſten herum, welche er magnetiſche nannte; Künſte, bei denen allerdings zuweilen höchſt ſonderbare und auffallende Erſcheinungen ans Licht kamen. Mich zogen dieſe Irrlichter im höchſten Grade an; ſie hatten mich faſt von dem geraden Wege des ruhigen, wiſſenſchaftlichen Forſchens verlockt, da fragte ich einſtmals meinen alten, ehrwürdigen Lehrer um die Sache. Er ſchüttelte den Kopf dazu und ſagte: „wenn man ſich an einem dunklen Orte das Haar kämmt, dann fahren Funken heraus und das Haupt ſteht wie in Flammen; es giebt Menſchen an denen ein phosphoriſches Leuchten merklich wird wenn man ſie nur mit der Hand über die Haut ſtreicht. Wenn einmal der Leib todt ſeyn wird und es tritt die Fäulniß ein, dann bricht die langverhaltne Flamme des Phlogiſtons (des Phosphor-Schwefels) ungehemmt hervor; dann leuchtet das faule Fleiſch oder faule Holz ſo deutlich, daß alle Welt es ſieht. Was ſoll mir dieſer Schimmer der Verweſung, der freilich die Neugier aller bei Nacht vorüber Gehenden anzieht, da ich die helle Kerze oder gar das Tageslicht habe? Er kann nur ſolche Vögel anlocken, die nicht im

Lichte des wahren Erkennens, ſondern in der Finſterniß wandeln, und wenn auch wirklich mein Körper oder der Körper eines meiner Bekannten die Eigenſchaft hätte, das phosphoriſche Weſen bei jeder Berührung auszuſtrahlen, ſo würde ich mich nicht bei langer Betrachtung deſſelben aufhalten; die mag einmal künftig der Todtengraber anſtellen; ich weiß was ich davon zu halten habe, und daß das geſunde Leben, ſo lange es dieſen Aushauch der Faulniß nicht aufkommen läßt, beſſer iſt als der Tod. Ja, mein junger Freund! ſchon die Weisheit der Alten ſpricht ſehr bedeutungsvoll und richtig: nur das Erkennen, das jedem nach Wahrheit verlangenden Menſchengeiſt zugänglich iſt, iſt das ſichre und wahre; was nur Wenigen – iſt unſicher, was nur Einem iſt der Falſchheit verdachtig. In der Wiſſenſchaft wie im Leben iſt der einfaltigſte, geräuſchloſeſte Weg der beſte, ſo wie unter allen Wundern das alltaglichſte zugleich das größeſte, freilich auch dabei dem bloß äußerlichen Auge verborgenſte iſt.“

Ich betrachtete ſeitdem die magiſchen Künſte meines Adepten, von denen ich eigentlich ſchon manches Aehnliche bei den Zigeunern geſehen, mit Mißtrauen und zuletzt mit Gleichgültigkeit, ja ich machte gar kein Geheimniß aus dieſer meiner Geſinnung, ſondern ſprach ſie bei mehreren Gelegenheiten laut aus. Dieſes brachte den vermeintlichen Magier ſo gegen mich auf, daß er mir ſeine ganze Gunſt entzog, ja zuletzt mir den Zutritt nicht nur zu ſeiner Bibliothek, ſondern ſelbſt zu ſeinem Hauſe verbot. Ich ertrug dieſe Entbehrung leicht; ich hatte andre, einſichtsvollere und treuere Führer auf dem Wege des Wiſſens gefunden.

Bei einem Beſuche, den ich während der Ferien des Spätſommers meinem lieben Pflegevater, dem Pfarrer

Gutherr, machte, übergab mir dieſer einen Theil meines kleinen elterlichen Vermögens und zugleich als letztes Vermächtniß meiner ſeligen Mutter einen langen Brief derſelben an meinen Vater, den ſie einige Zeit vorher geſchrieben hatte, ehe der Schiffscapitan ihr die Nachricht von ſeinem vermuthlichen Untergange im Meere brachte. Der Brief war nicht vollendet; ſie hatte auf eine ſichre Gelegenheit zu ſeiner Abſendung warten wollen. Sein Inhalt ließ mich einen tiefen Blick in dieſes treue Mutterherz thun; was ſie darinnen von mir ſchrieb, das war der Ausdruck einer mehr denn gewöhnlichen — einer nicht vergänglichen — Liebe. Ich nahm den Brief wie ein theures Kleinod zu mir, ohnehin begleitete mich auch noch immer das kleine Pſalmbuch meines Vaters, das ich von ſeiner unter den Zigeunern erlittenen Beſchmutzung hatte wieder herſtellen laſſen.

Die Zeit der Univerſitätsſtudien war nun zu Ende; Gott hatte mich während derſelben auf dem Wege der Gefahren, die meinem Leichtſinn ſo wie meinem ſehr lebhaften Hange zu ſinnlichen Genüſſen verderblich werden konnten, durch zwei gute Engel glücklich hindurch geleiten und beſchützen laſſen: der eine davon war meine natürliche Neigung zur Wiſſenſchaft und meine frühe Gewöhnung an das fleißige Arbeiten; der andre war die Liebe zu Marien.

Ich empfieng jetzt den Doctorgrad der Medizin, mein alter Lehrer fragte mich öfters, ob ich nicht für eine Lehrerſtelle an der Univerſität mich vorbereiten wolle? meine Neigung führte mich jedoch entweder zu Reiſen in die weite Welt (wie bald ſtund mir eine ſolche gegen meinen Willen bevor), oder zur ausübenden Arzneikunde. Ich wählte vor der Hand das Letztere und beſchloß, auf den Rath des Herrn van Ruyter, mich in Amſterdam als

praktiſcher

praktiſcher Arzt niederzulaſſen. Das gewöhnliche Loos der neuangehenden Aerzte, daß allerhand Kranke, welche an veralteten, den Heilmitteln trotzenden Uebeln leiden, bei ihrem neuen Lichte Hülfe ſuchen, begegnete auch mir, um ſo mehr, da mir ein beſonders günſtiger Ruf vorausgegangen war. Mein Haus war beſtändig von Armen wie Reichen, welche Hülfe ſuchten, umlagert, und als ich gleich in den erſten Monaten meiner Praxis das Glück hatte, die Gemahlin eines der vornehmſten Männer der Stadt, welche von ihren Aerzten ſehr verkehrt behandelt und nun als hoffnungslos aufgegeben war, zu retten und wieder herzuſtellen; da mir ſelbſt die Cur eines Mannes gelang, welchen der Prinz von Oranien ſeines vorzüglichſten Vertrauens würdigte, ſchien ich auf dem geraden Wege zu einem glänzenden äußeren Glück. Die Stelle eines jüngeren Leibarztes bei unſerm edlen Prinzen, ſo hatte man mir zu verſtehen gegeben, konnte mir über kurz oder lang kaum entgehen. Dabei ſchienen mir noch andre, liebere Hoffnungsſtrahlen in mein Herz: Marie wurde endlich, nach wenig Wochen zurückerwartet; die Mutter that jetzt Alles um die Zurückkehr der einzigen Tochter zu beſchleunigen, denn ſie bedurfte einer ſolchen Tröſtung, da ihr Sohn Hugo, von welchem ich vorhin ſprach, ſchon ſeit längerer Zeit eine gefahrvolle Geſchäftsreiſe nach Java angetreten hatte.

Zwar hörte ich damals noch immer und von vielen Seiten das Gerücht, daß die Tochter des Herrn van Ruyter bald nach ihrer Zurückkunft ſich vermählen werde mit einem jungen Verwandten ihrer Mutter: mit demſelben reichen jungen Herrn, den ich einſtmals an Mariens Geburtstag ſo viel um dieſe beſchäftigt geſehen hatte, auch ſchien mir die Mutter ſelber zuweilen auf dieſe nahe Wendung des Schickſales ihrer Tochter, in ihren Geſprächen mit mir, hindeuten zu wollen; aber ich rechnete, wenn ich dann immer wieder von neuem den ſüßen Hoffnungen und Träumen mich hingab, noch auf den Ausſpruch einer anderen Neigung, als die der Mutter war; auf dem von Marien. So fühlte ich in meinem Herzen mich eben ſo glücklich, als ich im Aeußren es mir zu ſeyn ſchien.

Eines Tages, als ich mitten im Drange der Geſchäfte ſtund, erhielt ich einen Brief von der Hausfrau meines Freundes van Leuven. Sie bat mich dringend in möglichſter Eile nach Leyden zu kommen, um ihrem todtkranken Manne ärztliche Hülfe oder wenigſtens freundlichen Zuſpruch zu bringen: er habe großes Verlangen mich zu ſehen. Ich machte es wirklich möglich; eilte mit der Poſt nach Leyden, fand aber meinen Freund durch einen heftigen Blutſturz bis zum Tode entkräftet und nach ärztlichem Ausſpruch unrettbar. Mein Blick mochte ihm dieſes verrathen; ſtatt ihm täuſchende Hoffnungen zu geben, konnte ich nur meine ſchmerzliche Theilnahme äußern. Er ſprach zu mir, mit kaum vernehmbarer Stimme: „mitten in dem Leid um die Meinigen, tröſtete mich ſchon heute mehrmalen der Spruch: denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. — Nehmen Sie ihn, fuhr er nach einer Pauſe fort, zum Andenken an mich, zum Andenken an einen ſterbenden Freund in Ihr junges Herz auf, dieſen ſchönen Spruch. — Ich ſterbe ruhig und gern, für meine Hinterbliebenen wird Gott als Vater ſorgen.“

Ich ſahe wohl, daß Menſchenhülfe hier aus ſey; in tiefer Rührung nahm ich Abſchied von dem Freunde und den ſchmerzlich betrübten Seinigen, und eilte zurück nach Amſterdam; noch in derſelben Nacht ſtarb der edle van Leuven.

Das Vertrauen des Sterbenden hatte ſich nicht getäuſcht. Noch ganz bewegt von dem, was ich an jenem

Sterbebette geſehen und erfahren, erzählte ich gleich nach meiner Zurückkunſt in die Hauptſtadt jenem vornehmen Manne, deſſen Gemahlin ich, wie vorhin geſagt, aus Todesgefahr gerettet hatte, Einiges von den Lebensſchickſalen des van Leuven und der hülfloſen Lage, in der ſich jetzt ſeine Familie befinde. Dieſer einfache Bericht hatte eine unerwartet gute Wirkung; die Familie des Verſtorbenen erhielt eine reichliche Penſion aus einer öffentlichen für Wittwen und Waiſen beſtimmten Kaſſe, und empfieng überdies auch noch ſo viele Unterſtützungen aus wohlvermögenden Händen, daß ſie nach dem Tode Ihres Vaters und Verſorgers beinahe beſſer im Aeußerlichen daran war, als bei ſeinen Lebzeiten. Im gegenwärtigen Augenblick, wo ich dies erzähle, ſind alle Kinder meines verſtorbenen Freundes wohl verſorgt; ihre Mutter ſtarb in gutem Frieden.

Bald nachher erhielt ich eine dringende Aufforderung zu einem Kranken, der einen wichtigen Poſten bei unſrer Flotte begleitet, nach Hoorn zu kommen. Mit überaus großem Widerſtreben folgte ich dieſer Aufforderung; ich hatte meinen guten Grund zu meinem Widerſtreben; noch an demſelben Tage wurde in van Ruyters Hauſe die Ankunſt der Tochter aus Paris erwartet. Ach, ſprach ich unmuthig zu mir ſelber, warum muß dieſe Zumuthung mir gerade heute gemacht werden, wo ich ſo viele wichtige Kranke in der Stadt zu verſorgen habe? und — das andre ſprach ich weder laut noch halblaut aus, ſondern dachte mir es nur tief im Herzen. Ich gab, da ich ſchon früh beim Tagesgrauen jenſeits der Überfahrt über den YStrom am Lande war, dem Pferde ſo kräftig die Sporen, daß der Poſtknecht, der mich begleitete, mit ſeinem minder raſchem Pferde mir kaum zu folgen vermochte. Mitten in meinem heftigen Unmuth fiel mir der Spruch ein, den mein ſterbender Freund mir als Andenken hinterlaſſen Ei, ſo dachte ich, zu welchem Beſten ſollte mir doch dieſe ungelegene, widerwärtige Reiſe dienen?

In Hoorn angelangt, beſorgte ich, ſo gut ichs vermochte, mein Geſchäft, denn ich habe meine Ungeduld, auch wenn mir die Wege meines Berufes zuweilen noch ſo ſchwer und läſtig waren, niemals mit an das Bette meiner Kranken genommen, weil ich aus Neigung und mit ganzer Seele bei meinem Berufe bin. Ich hatte dem kranken Herrn, der heute mit ſolchem Vertrauen mich rufen laſſen, ein Mittel gegeben, das ſein Leiden, welches weder gefährlich noch tief eingehend war, ſehr bald linderte; andre Mittel hinterließ ich ihm noch; ich konnte ruhig wieder abreiſen.

Als ich nach Mittag zum Haus heraustrat um wieder zu Pferde zu ſitzen, erfuhr ich, daß ſo eben ein Oſtindienfahrer im Hafen vor Anker gegangen ſey; ich erkundigte mich genauer und hörte den Namen des Schiffes: es war eines von denen, welche Herr van Ruyter großentheils befrachtete. Augenblicklich ließ ich mich hinüberfahren zum Schiffe; den Capitän hatte ich ſchon früher einmal geſehen; ich fragte ihn, ob er Briefe für Herrn van Ruyter von ſeinem Sohn aus Java habe? Dieſe hatte er allerdings und zwar im Verhältniß zur weiten Reiſe, keine ſehr alten, denn die Fahrt des Schiffes war durch ganz beſonders guten Wind begünſtigt geweſen. Der Capitän wollte die Briefe morgen, ſobald er von ſeinem Schiffe abkommen konnte, ſelber überbringen, da er mich aber als einen Freund des Herrn van Ruyter kannte, und ich ihn ſo dringend darum bat, zugleich auch verſprach, daß ich noch heute, und ſey es erſt ſpät am Abend, die Briefe abgeben werde, vertraute er mir willig ſie an.

Ein reicher Schatz von Edelſteinen, Gold und Perlen hätte mich nicht ſo erfreuen können, als der Brief, den ich jetzt in meiner Hand hatte. Ich erkannte an der Aufſchrift die Federzüge meines Freundes Hugo; was konnte ich der Mutter für eine größere Freude machen, als wenn ich ihr noch heute dieſe Nachricht von ihrem Sohne brächte, und — bei dieſer Gelegenheit durfte ich ja gewiß Marien ſehen und begrüßen. Ich konnte nicht ſchnell genug zu Pferde kommen, und das arme Thier hatte vielleicht ſeit langem die Sporen eines eilenden Reuters nicht ſo oft und kräftig gefühlt, denn heute. „Alſo hat doch der Spruch recht,“ ſagte ich auf meinem Heimwege mehr als einmal zu mir ſelber; „auch dieſe mir anfangs ſo widerwärtige Reiſe hat zu meinem Beſten, zu meiner Freude ausſchlagen müſſen.“ Doch dieſes Vertrauen auf die Wahrheit und Richtigkeit meines Spruches ſollte gar bald auf eine härtere und langwierigere Probe geſtellt werden; die Prüfung war ſchon ganz nahe, und ſie war eine, durch meine Ungeduld ſelbſt herbeigeführte.

Schon auf dem Herweg war mir mein alter Poſtknecht mit ſeinem verhältnißmäßig eben ſo altem Pferde viel zu langſam geweſen, ich war ihm immer voraus und kam auch um ein Merkliches eher in Hoorn an, als er. Auf dem Heimwege vollends, mit dem Briefe in der Taſche, deſſen innre Bedeutung mir Sturmwindsflügel gab, hatte ich eben nur gewartet, bis der Alte mein Pferd, nicht bis er das ſeinige zum Aufſitzen bequem gemacht hatte; ohne mich nach ihm nur umzuſehen, war ich im Trab, ja im Gallop vorausgerannt; wohl hörte ich im Anfang einige Male ſein Klatſchen mit der Peitſche, aber ich achtete darauf wenig, und bald war ich ſo weit von ihm, daß ich gar nichts mehr von ihm hörte. Indeß wurde es Abend; der Himmel war wolkig und trübe, kein Mond- oder Sternenlicht erhellte die Nacht. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß ich vom rechten Weg mich verirrt habe; ich hörte das Meer ganz nahe brauſen, ſtatt des feſteren Dammes, auf dem ich vorhin ritt, trat mein Pferd tief in den weichen Sand. Ich ſahe ein Licht, auf dieſes ritt ich zu; es kam aus den Fenſtern eines einzeln ſtehenden Hauſes, aus dem mir ein wildes Geſchrei wie von betrunkenen, heftig zankenden Männern entgegenſchallte. Hier mußte ich fragen und wo möglich einen Boten nehmen, der mich mit einer Laterne bis zu meinem verlornen Weg begleiten konnte. Ich rief gegen das Haus hin; zwei Kerle traten heraus und beleuchteten mich ſammt meinem Pferde, ihnen klagte ich meine Noth und verlangte aufs eiligſte nach einem Führer. Sie traten zurück ins Haus; nach einiger Zeit, die meiner Ungeduld wie ein Zeitraum von Jahren erſchien, kam ein Andrer heraus und ſagte: Herr, wenn ihr einen Boten haben wollt, müßt ihr abſteigen und ſelbſt hereinkommen, mit dieſen Leuten iſt ſonſt nichts zu machen. Zugleich ergriff er mein Pferd beim Zügel, als ob er es halten wolle, und noch etliche Andre ließen in der Nahe ſich ſehen. Mich machte — ſonſt könnte ich mich ſelber nicht begreifen — in dieſem Augenblick meine Leidenſchaft, mich machte die Ungeduld blind; ich ſtieg wirklich ab, und dies ſo eilig, daß ich faſt zum Boden geſtürzt wäre, ich trat hinein in das von Qualm und Brandweindunſt erfüllte Zimmer. Hier wurde ich alsbald gewahr, in welche Hände ich gerathen ſey; der größte Theil der Anweſenden beſtund aus Bewaffneten, welche ihre Sprache als Franzoſen verrieth; die Andern gehörten zu dem furchtbarſten und grauſamſten Stande unſrer Küſtenbewohner: zu jenem der Seelenverkäufer.

Ich hatte kaum erkannt, unter welchen Leuten ich mich befände, als ich eilig zum Zimmer hinausſprang um in der Flucht meine Rettung zu ſuchen; denn ich war ganz unbewaffnet, und hätte ich auch Gewehre getragen, was konnte ich Einzelner gegen dieſe mörderiſche Schaar der Bewaffneten ausrichten? Man ließ mich, ohne mich zu hemmen, hinausſpringen auf den Boden der Hausflur, denn hier erwartete mich eine andre, unbeſiegbare Hemmung; der vermeintlich ſichere Boden war eine Fallthür, die unter meinen Füßen ihre weite Mündung aufthat und mich hinabgleiten ließ, zwar in ziemliche Tiefe, doch ohne Nachtheil, denn ich ſiel auf Stroh. Die Fallthür wurde wieder angezogen und ich lag da im Dunkel, — in dem furchtbarſten Dunkel, das jemals mein Leben umfangen; es war ein Dunkel, nicht des Leibes allein, ſondern auch der mit Verzweiflung ringenden Seele. Eben noch ſo überſelig in Hoffnung, und nun ſo unſelig in der Wirklichkeit. Ein Schwindel, wie des Schieferdeckers, in dem Augenblick, wo er vom Thurme herabſtürzt, ergriff mich; mir entſchwand das Bewußtſeyn. Aber das Sehnen, das ungeſtillte Verlangen der Seele, fortzueilen dahin, wohin mich die Liebe trieb, erweckte mich wieder; ich gab mich der Hoffnung hin, dieſe Unmenſchen vielleicht durch eine große Auslöſungsſumme zur Nachgiebigkeit zu bewegen; ich rief mit aller Anſtrengung meiner Stimme, niemand antwortete mir; ich wollte hinauf und die Fallthüre ſprengen; es war keine Treppe da. Aus einem Winkel des unterirdiſchen Kerkers rief mich endlich auf Deutſch eine Stimme an: das Rufen hilft da nichts und hinauf kann man auch nicht. Ich liege, wie ich meine, denn ein Tageslicht ſieht man hier nicht, ſeit faſt zwei Tagen da und man hat mir nichts zu eſſen gegeben; meinen Cameraden haben ſie erſchoſſen, weil er ſich zur Wehre ſtellte.

Mich durchſchauerte ein Fieberfroſt der Hoffnungsloſigkeit; der Augenblick des leiblichen Todes kann nicht ſo weh thun, als jener Augenblick, in welchem das Leben der Seele: die Hoffnung erliſcht. „Es iſt Alles aus, ſagte ich; o du Leichtglaubigkeit meines Herzens, die ſich überreden wollte, dieſer Weg nach Hoorn habe mir zum Beſten gedient; mein Widerwille heute am Morgen war richtiges Vorgefühl von dem, was mir drohte.“

Nach einigen Stunden wurde es oben ſtill; die Soldaten ſchienen zu ſchlafen. Doch dieſe Ruhe war von kurzer Dauer, bald wurde wieder Lärm, die Fallthüre that ſich auf, eine Leiter ward herabgelaſſen, auf welcher mehrere Bewaffnete herunterſtiegen in den Kerker. Man legte mir Feſſeln an, in der Ohnmacht meiner Betäubung ließ ich Alles mit mir geſchehen. Man zog und ſchleppte mich hinauf, und gleich nach mir auch den deutſchen Handwerksburſchen (denn dieſes war er, wie ich ſpäter erfuhr), welcher mit mir das Strohlager getheilt hatte. Oben ſetzte man uns Speiſe und Getränke hin; ich verſchmähte ſie, mein Unglücksgefährte nahm ſie begierig zu ſich. Bisher waren wir nur von franzöſiſchen Soldaten umgeben geweſen; jetzt traten einige Seelenverkäufer herein. Gegen ſie legte ich mich alsbald aufs Drohen, dann aufs Bitten und Verſprechen. Ich ſagte ihnen meinen Namen — doch ſie kannten dieſen Namen eines glücklichen Neulinges in Amſterdam nicht; ich nannte ihnen meine vornehmen Freunde und Gönner, beſchrieb ihnen, welche Folgen ſelbſt für ſie mein plötzliches Verſchwinden haben könne; die Namen dieſer vielvermögenden Männer kannten ſie, aber ſie glaubten mir wohl kaum, daß ich bei Jenen ſo hoch in Achtung ſtehe. Ich bot ihnen, denn bei dem Einkommen, das ſchon damals meine ärztliche Praxis begleitete, und welches als nahe künftig mir dieſelbe verſprach, konnte ich es leicht, eine ſehr bedeutende Summe für meine Auslöſung, ſie antworteten kalt; „ein Geld, das du nicht vor uns aufzähleſt, iſt für uns wie keines; wo ſollen wir deine Auslöſung holen, etwa im Kerker, worein man uns ſteckt, oder am Galgen, woran man uns hängt?“ Die Unmenſchen beraubten mich hierauf meiner Kleider, meiner Uhr, meines Ringes und des wenigen Geldes, das ich bei mir trug; die Papiere, die ſie in meinen Taſchen gefunden, wollten ſie dem Feuer übergeben. Laßt mir nur das Büchlein da, rief ich in halber Verzweiflung: es war das oft erwähnte Büchlein meines Vaters, in das ich, hinten am Ende, den Brief meiner Mutter hatte einheften laſſen. Es ſtak zufällig in den Reiſekleidern, die ich heute früh eilig angelegt hatte. Die Seelenverkäufer ſahen es an und warfen mir's verächtlich hin. Statt meines Rockes gaben ſie mir dann Matroſenkleider und ſchleppten mich ans Meer, in ein Boot, an deſſen Bord man mich ſogleich mit Ketten anſchloß.

Es war noch finſtre Nacht, als wir vom Lande abſtießen, und das Meer ging hoch; Gott verzeihe mir meinen Kleinmuth, mitten im Dunkel, das meine Seele umgab, wünſchte ich, die Wogen möchten mich verſchlingen.

Das franzöſiſche Schiff, welches dieſen entſetzlichen Menſchenraub veranlaßte, lag ziemlich weit von der Küſte hinweg vor Anker. Es hatte ſich unter einer falſchen (neutralen) Flagge genaht; doch mochte ſeine Mannſchaft jetzt es für nöthig halten, das weite Meer zu ſuchen. Als unſer Boot, welches nur zwei gewaltſam erbeutete Menſchen, und ein anderes, das deren gegen zehn enthielt, ausgeladen waren, lichtete man die Anker und ſpannte die Segel auf; ein kräftiger Wind ſchwellte dieſelben und begünſtigte das Vorhaben der Bosheit; in wenig Stunden waren wir ſchon fern vom Lande, im weiten Meere.

Es giebt einen Zuſtand der höchſten, innigſten Freude, in welchem es uns zu Muthe iſt und künftig zu Muthe ſeyn wird, als den Träumenden; es giebt aber auch einen Grad des innern Schmerzens, der uns in einen Traum, wie der Betäubung, verſenkt. Ich wußte kaum, was ich that, als ich mechaniſch den Matroſendienſt mit angriff, den man mir zumuthete; ich kann nicht mehr berechnen, denn ich merkte nicht auf den Wechſel des Morgens oder Abends, wie viel Tage oder Wochen vergingen, bis wir im Hafen von Bordeaux ankamen. Während unſer Schiff einige Tage hier vor Anker lag, gelang es mir, unbemerkt einige Zeilen mit Bleiſtift, den ich zugleich mit dem Papier vom Schiffszimmermann entlehnte, an Herrn van Ruyter in Amſterdam zu ſchreiben, dem ich mein Unglück meldete und zugleich den Brief ſeines Sohnes beifügte. Schon meinte ich, der Brief ſey umſonſt geſchrieben; ich würde ihn mit mir zu Waſſer nehmen müſſen, denn ich ſahe bereits Anſtalten zur Abreiſe treffen; da fügte ſich's, daß in Begleitung eines Kaufmannes, der uns Proviant lieferte, ein junger Holländer an Bord kam. Ich erkannte ihn an ſeiner Ausſprache des Franzöſiſchen; während die Andren handelten und Keiner auf mich merkte, erzählte ich ihm, was mir geſchehen, und bat ihn um Gottes willen, denn ich hatte ja nichts mehr um die Gefälligkeit zu lohnen, meine Zeilen zu beſorgen, was auch, wie ich nachher ſagen werde, der wackre Mann treulich gethan hat.

Wir waren jezt wieder im Meere, und ich erfuhr nun, daß unſer Schiff nach Oſtindien beſtimmt ſey. Es hatte vierzig Kanonen und war mit allem Nöthigen zur Seereiſe wohl verſehen; nur an einem Stücke fehlte es, das war ein tüchtiger Arzt. Der Menſch, den man zu dieſem Geſchäfte, ich weiß nicht mehr an welchem Orte in Flandern, aufgenommen hatte, wäre in manchen unſrer beſſeren Apotheken kaum zum Stößer brauchbar erfunden worden, hier ſollte er Apotheker und Arzt zugleich ſeyn. Der Schiffschirurg, ein junger Mann von meinem Alter, war verſtändiger und geſchickter; dieſem ſagte ich einmal, als mich mein Matroſengeſchäft in die Nähe der kleinen Küche, führte, die zum Dienſt der Apotheke beſtimmt war, und in welcher ſo eben eine Latwerge für den kranken Capitän bereitet wurde, deren widerſinnige Zuſammenſetzung ich ſogar, ohne ſie zu ſehen, mit der Naſe roch, was mich hiervon dünke; ich äußerte gegen ihn auch bei andrer Gelegenheit mein Bedenken über das Verfahren, das ſein Doctor in der Behandlung eines fieberkranken Matroſen eingeſchlagen hatte; hierdurch war es im Schiffe ruchtbar geworden, daß ich ein Arzt ſey. Wir litten damals gerade an einer langanhaltenden Windſtille; unſer Waſſerproviant fing an in Verderbniß überzugehn; der Skorbut, ſowie andre Krankheiten, regten ſich bei den Vornehmen wie bei den Geringen. Unſer Doctor hatte für alle dieſe Leiden nur ein Mittel, das er ſelber zuſammenkochte, — denn er bildete ſich noch dazu ein, er ſey ein Adept, der, wo nicht den Stein der Weiſen ſelber, doch einen Vettern deſſelben beſäße — ein Mittel, welchem gewiß, in ihrer harmloſeren Wirkung, die Wagenſchmiere oder der Schiffstheer wären vorzuziehen geweſen. Am bedenklichſten war die Krankheit des Capitäns, welcher ſeine Frau und zwei Kinder mit ſich auf dem Schiffe hatte, die unſer Ohr den ganzen Tag mit ihren Wehklagen um den Vater und Mann belaſtigten.

Ich weiß nicht, wer an dieſe guten Leute meine ärztliche Profeſſion verrathen hatte; eines Morgens, als der Tag kaum graute, ward ich geweckt und gebeten, ich möge doch eiligſt zum Capitän kommen. Ich folgte der dringenden Aufforderung und trat zum Kranken hinein in die Cajüte. Er ſahe mich angſtlich an. Seyd ihr ein gelernter Arzt? fragte er. Das bin ich, mein Herr, antwortete ich ihm. — Getraut ihr euch, mich zu heilen? fragte er weiter. Das getraue ich mich wohl, ſagte ich, nachdem ich ſein Befinden ein wenig geprüft hatte, wenn ihr den Quackſalberkram, den euer Doctor verordnete, kühnlich über Bord werfen, nur meinen Verordnungen folgen und die paſſenden Mittel aus meiner Hand annehmen wollt. Der Capitan war zu Allem willig und bat den Schiffslieutenant, mich nach der Apotheke zu begleiten, damit man dort mich frei gewähren laſſe. Der Doctor brummte freilich darüber, daß ihm ein armer Matroſe ins Handwerk greifen ſolle; an den Griffen jedoch, welche ich that, an den Bemerkungen, die ich ihm über ſeine Univerſal-Latwerge machte, erkannte er wohl, daß ich kein gemeiner Pfuſcher war, und ließ ſein Murmeln bleiben.

Der Capitän gewann bald ein ganz beſondres Vertrauen zu mir und meiner Heilkunſt; er mochte denn doch, ſchon aus der Wirkung der Mittel, es fühlen, daß er jetzt in andern Handen ſey, als in denen ſeines ungeſchickten Doctors. Sein Befinden beſſerte ſich fortwahrend; nach etlichen Wochen konnte er wieder auf dem Verdeck ſeyn und allen ſeinen Geſchaften vorſtehen. Schon ehe dieſes jedoch geſchahe, ja gleich vom erſten Tage an, an welchem der Capitän mich zu ſeinem Arzte gewählt hatte, bekam ich von allen Seiten Aufforderungen, zu den Kranken des Schiffes zu kommen; nicht einmal die Matroſen, wenn ihnen etwas fehlte, wollten ferner etwas von dem Schiffsarzt annehmen, ſondern Alle wünſchten nur von mir behandelt zu werden und fanden keine Urſache, dieſe Wahl zu bereuen. Der Doctor zwar wollte anfangs mehrmalen ſich beſchweren, aber ſeine Klage fand kein Gehör; er mußte ſelbſt die Aufſicht der Apotheke mir übergeben, und da er hierbei nichts verlor, denn ſein Gehalt für dieſe ganze Seefahrt war ihm zugeſichert, ließ er, bei ſeinem großen, natürlichen Phlegma, ſich am Ende Alles gefallen.

So war ich auf einmal, aus einem Matroſen, zwar nicht dem Namen, wohl aber der That nach, ein Schiffsarzt geworden, der die Achtung der ganzen Mannſchaft genoß; des ſchweren Seedienſtes war ich enthoben, mein jetziges Geſchäft erſchien mir leicht, weil es mein gewohntes war, auch mit einer, dem jetzigen Stande entſprechenden Kleidung hatte man mich verſorgt. Doch dieſes Alles konnte mein Sehnen, nur wieder in Amſterdam zu ſeyn, nicht ſtillen. Ich klagte mein Schickſal dem Schiffslieutenant, der ſich immer als Freund gegen mich betrug; er bemitleidete mich herzlich und bezeugte ſeinen Abſcheu gegen einen Menſchenraub, den ſeine Landsleute zwar nicht ſelbſt verübt, wohl aber begünſtigt hatten. Was konnte er mir jedoch Andres rathen, als in Geduld zu harren, bis die Fahrt beendigt ſey; denn hier auf der Mitte des Weltmeeres blieb mir ja keine Möglichkeit zur Umkehr; ſobald wir wieder nach Frankreich kämen, oder vielleicht ſchon früher, bei einer für mich günſtigen Gelegenheit, ſolle ich ſogleich von meiner Freiheit Gebrauch machen.

Nach einer, im Ganzen günſtigen, Fahrt von etlichen Monaten kamen wir in die Nähe von Madagaskar. Das

Bedürfniß nach friſchem Waſſer und geſünderen Lebensmitteln, welches indeß auf's Höchſte geſtiegen war, nöthigte uns an dieſer Inſel zu landen. Unſer Capitän, ſowie ſeine meiſten Seeleute, waren hier noch niemals ans Land gegangen; die Bucht, in welche wir einliefen, hatte keinen günſtigen Ankerplatz, das Schiff mußte zuletzt in ziemlicher Ferne vom Lande vor Anker gehen, nur durch unſre Boote konnten wir in Verkehr mit der Küſte treten. Wir hatten bereits angefangen, einen Theil unſrer Faſſer mit friſchem Waſſer zu füllen, auch Früchte, Geflügel und einiges kleinere Schlachtvieh waren von den ſchwarzen Bewohnern dieſer Küſtengegend eingekauft; das Verlangen, nach ſo langer Seefahrt wieder einmal den feſten Boden zu betreten, hatte Viele von uns, ſelbſt den Capitän und den Schiffslieutenant, ans Land gelockt. Wir überließen uns hier dem vollen Gefühl der Sicherheit, denn wie hätten wir dieſes nicht auf einer Inſel empfinden ſollen, an deren Küſten die Franzoſen damals ſchon mehrere Niederlaſſungen beſaßen, obgleich keine derſelben in der Nahe unſres Landungsplatzes war. Mich ganz beſonders ergötzte der Anblick der herrlichen Bäume und Kräuter, deren Arten ich vorher noch niemals geſehen hatte; ich erging mich, neben dem Ufer eines fiſchreichen Baches, in dem Dicklicht des gewürzhaft duftenden Waldes. Da ſchreckten mich plötzlich mehrere Schüſſe und ein lautes Geſchrei aus meiner Ruhe auf; das Getös kam von unſerm Landungsplatz her. Ich eilte dorthin; als ich dem Rande des Waldes mich nahte, da erblickte ich ein mörderiſches Gefecht der Unſrigen mit einer mehr denn zehnfach überlegenen Schaar der Eingebornen. Schon lag ein großer Theil unſrer Matroſen und Soldaten hingeſtreckt in ihrem Blut am Boden, Andre, die ſich ergaben, waren bereits oder wurden gebunden und hinweggeſchleppt. Wie ich ſpäter vom Capitän erfuhr, hatten einige unſrer roheſten Soldaten und Matroſen den Kampf ſelber herbeigeführt, indem ſie zuerſt durch eine barbariſche Gewaltthätigkeit den Zorn der armen Madagaſſen gereizt und dann, während dieſe noch immer mehr abwehrend, als angriffsweiſe zu Werke gingen, einen alten Häuptling erſchoſſen hatten, der bei den Schwarzen in großer Achtung zu ſtehen ſchien. Nur eine geringe Zahl unſrer Leute hatte Waffen, daher mußten ſie ſo bald der Wuth der mit Recht erbitterten Feinde unterliegen.

Ich ſahe wohl, daß mir hier keine andre Wahl blieb, als Gefangenſchaft oder Flucht, und erwählte die letztere; ich eilte durch das Dickicht hin, einer Stelle des Ufers zu, welche vom Kampfplatz ziemlich weit entfernt war. Hier fand ich bereits den Capitän, welcher beſchäftigt war, ein Fahrzeug der Eingebornen, das dort angebunden lag, loszumachen und mit demſelben abzufahren, denn unſers eignen Bootes hatten ſich bereits die Madagaſſen bemächtigt. Ich ſprang zu ihm hinein ins Fahrzeug, half ihm beim Geſchäft des Losmachens; mit der langen Stange, welche im Schifflein lag, ſtießen wir eilig vom Lande ab, denn ſchon drangen die Schwarzen, bewaffnet mit Beilen und ſelbſt mit Gewehren, die ſie unſern Leuten genommen, aus dem Walde hervor und gegen das Ufer hin. Wäre in den von ihnen erbeuteten Flinten noch eine Ladung geweſen, oder hätten dieſe Leute verſtanden, ſie wieder zu laden, dann wäre es uns wahrſcheinlich übel ergangen; ſo entkamen wir ihnen glücklich und ſuchten nun baldmöglichſt unſer Schiff zu erreichen, doch unſer Bemühen ſchien vergeblich; wir hatten nur ein einziges Ruder im Fahrzeug gefunden, welches ſo ſchlecht und gebrechlich war, daß wir bald nur mit ſeiner Ausbeſſerung uns beſchäftigen, ja zuletzt daran denken mußten, uns einen Erſatz für daſſelbe, aus einem Stück Bambusrohr, das die Stelle einer Sitzbank vertrat, zu bilden. Ein Beil, das im Boote lag, ſowie unſre Meſſer leiſteten uns hierbei zwar einige Dienſte, die Arbeit ging aber ſo langſam von ſtatten, daß ich heute noch nicht begreifen kann, warum die Eingebornen uns nicht auf einem ihrer Boote nachſetzten.

Freilich waren wir ihnen nur zu ſchnell aus den Augen gerückt worden, denn während wir mit unſreer Bearbeitung der Bambusrohrſtücke beſchäftigt waren, hatten uns die Strömung ſowie der Wind, welche beide vom Lande kamen, weit von dieſem hinweggetrieben, beide jedoch nicht in ſüdlicher Richtung, wohin unſer Schiff lag, ſondern in einer gerade entgegengeſetzten nördlichen. Endlich konnten wir unſern Weg nach eignem Willen wieder fortſetzen; nun aber brach die Nacht ein; es blieb uns nichts übrig, als wegen der vielen Klippen, deren Nachbarſchaft uns das Toſen der Brandung verrieth, an einer etwas ruhigeren Stelle hin und her zu kreuzen. Als aber nun der Morgen kam, da ſuchte unſer Auge vergeblich nach dem Schiffe; es lag nicht mehr an der Stelle, wo es vorgeſtern geankert hatte. Die aufgehende Sonne erhellte jetzt weithin das Meer, wir blickten um uns, und, wer beſchreibt unſern Schrecken, das Schiff zeigte ſich uns in großer Ferne, wie es mit vollen Segeln ſeinen Lauf nach Nordoſten — gegen Oſtindien hin fortſetzte. Was die Mannſchaft zu dieſem feigen und für uns wie für ſie ſelber ſo nachtheiligen Entſchluß: ihre verwundeten und gefangenen Brüder ohne Hülfe zu laſſen, bewogen habe, konnte ich nie erfahren, denn merkwürdiger Weiſe hat man niemals etwas Weiteres von dem Schickſal dieſes Schiffes

gehört

gehört; es muß zu Grunde gegangen ſeyn und ich wäre mit ihm untergegangen, wenn nicht das Ereigniß, welches mir in dieſem Augenblick wie ein Unglück erſchien, mich davor bewahrt hätte. Wahrſcheinlich hatte der Verluſt des Capitäns ſowie des Schiffslieutnants, welcher unter den im Kampf Gebliebenen oder ſchwer Verwundeten war, den Ausbruch einer Meuterei begünſtigt, deren Anfänge ſich ſchon ſeit längerer Zeit unter den Schiffsſoldaten regten. Wir beiden, in unſrem elenden Boot, hatten nun das traurige Nachſehen und bald war auch dieß nicht mehr möglich, das Schiff war aus dem Geſichtskreis entſchwunden.

Ungleich mehr denn ich litt hierbei der arme Capitän. Er jammerte laut und raufte ſich in Verzweiflung ſein Haar, als er das Schiff ſo hinwegeilen ſahe; denn ſeine Familie, welche er ſehr liebte, war darinnen; Alles, was er auch ſonſt noch beſaß, ſchwamm ihm jetzt, mit den Seinigen zugleich, auf den Wogen fort. Er wollte nichts mehr vom Rudern wiſſen; es ſey ja, ſo rief er, Alles verloren. Endlich beredete ich ihn doch ſo weit, daß er wenigſtens wieder mit Hand anlegte, zur Förderung unſrer Fahrt; denn, ſagte ich, die einzige Hoffnung, die Eurigen wieder zu finden, beruht ja darauf, daß wir, ſo gut wirs vermögen, den Weg nach Oſtindien fortſetzen; wer weiß ob uns nicht das Glück ſo wohl will, daß wir einem europäiſchen Schiffe begegnen, welches uns aufnimmt. In jedem Falle kommt uns einmal das Sterben noch zeitig genug.

Zu dem bisherigen Misgeſchick unſrer Fahrt kam bald noch ein neues: wir waren ohne Lebensmittel. Einen Tag lang hatte der geringe Vorrath an Schiffszwieback, den ich zu unſrem Glück in meiner Taſche trug, ſammt einer kleinen Feldflaſche voll Wein uns die nöthige Stärkung gewährt, bald hatten wir nichts mehr, um die von der beſtändigen, ſauren Arbeit gelahmten Kräfte wieder aufzufriſchen. Die Ermattung ſtieg zuletzt bei uns beiden ſo hoch, daß wir keine Hand mehr zu rühren vermochten; wir legten uns flach, der eine mit dem Kopf nach dieſer, der andere nach jener Richtung gekehrt, auf den Boden des Fahrzeuges nieder. Der ſchwere Tod des Verſchmachtens wäre jetzt wohl, nach wenig Tagen, unſer Loos geweſen, wenn gerade eine Windſtille eingetreten, oder ein widriger Wind uns weit hinaus ins Meer geſchleudert hätte. Gott aber ſendete uns eben zur rechten Stunde einen rettenden Engel an einem Sturm, der faſt aus Süden kam und welcher unſer Boot hintrieb nach jener Gruppe von kleinen Inſeln, die unter dem Namen der Amiranten bekannt iſt. Hätte hier, in der klippenreichen Gegend, der Sturm unſer Fahrzeug an einen Felſen geſchleudert, da wäre unſer Untergang unvermeidlich geweſen; wir erwarteten dieſen auch in jedem Augenblick; doch der Unglaube wurde beſchämt; unſer Boot ſtund auf einmal unbeweglich ſtill, ſo daß die Wogen ungeſtüm über daſſelbe zuſammenſchlugen; wir erhuben unſre matten Häupter und ſahen uns auf einer ſchlammigen Sandbank, welche unmittelbar mit dem Ufer einer kleinen Inſel zuſammenhieng. Dieſer Anblick gab uns Beiden neue Kräfte; wir ſtiegen heraus und kamen glücklich, mitten durch die ſtäubenden Wellen, zum Ufer, an welchem wir von neuem hinſanken. Der Durſt und der Hunger waren dennoch mächtiger denn die Ermüdung, wir rafften uns auf und ſpähten im Gebüſch umher; da fand ſich eine Pfütze mit zwar übelſchmeckendem, dennoch aber trinkbarem Waſſer, nicht weit davon, nur flach in den Sand verſcharrt, lagen Schildkröteneier in Menge; ich nahm, nach dem langen, harten Faſten, von dieſer köſtlichen Speiſe für den Anfang nur ganz wenig zu mir und rieth auch meinem Unglücksgefährten das Gleiche zu thun, doch bei ihm war die Begierde größer, denn alle Gründe der Vernunft; er aß bis die treffliche Nahrung ihm zum Gift ward, und er ächzend um meine Hülfe flehte.

Nun zu all der andern Noth einen Kranken, und kein Mittel da, ihm zu helfen; ich gieng, ſo matt ich noch mich fühlte, von neuem aufs Suchen aus; meine Uebung, die Heilkräfte der Pflanzen zuweilen ſelbſt aus ihrem Geruch und Geſchmack zu errathen, kam mir, mitten unter dieſem meinem Auge fremden Gewächsreich zu ſtatten; ich ſchaffte dem armen Capitän wenigſtens Linderung ſeiner Leiden.

Meine eignen Kräfte hatten ſich bald ſo weit wieder hergeſtellt, daß ich unſre Inſel von einem Ende zum andern durchwandern konnte. Hierzu gehörte freilich nicht viel, denn ſie nahm in ihrer längſten Ausdehnung kaum den Raum einer Wegſtunde ein; die Breite war noch viel geringer. Ich konnte nirgends eine Spur von Menſchen oder von größeren Säugthieren entdecken, dagegen ſahe ich Schildkröten von rieſenhafter Größe; die Fregattvögel und andre Waſſervögel niſteten in ganzen Schaaren zwiſchen den Felſen und im Gebüſche; Kokosnußbaume von ungemeiner Höhe beſchatteten einen großen Theil der Inſel; unter ihnen zeigte ſich häufig jene Art, welche die ſogenannten Seekokosnüſſe trägt: Früchte die an ihrem untern Ende wie in zweie getheilt, eigentlich eine Doppelnuß bilden, welche als beſondere Seltenheit in unſren europäiſchen Muſeen gezeigt wird. Dieſe Früchte waren zum Theil im reiferen, zum Theil noch in jenem minder gereiften Zuſtande, in welchem ſie durch ihre Milch den Kranken wie den Geſunden eine ſo liebliche Erfriſchung und Nahrung gewähren. Ich brachte gleich von meiner erſten Wanderung meinem Kranken eine noch in der Milch ſtehende Kokosnuß mit und erquickte ihn hierdurch ſehr. Uebrigens wurde mir der Zuſtand des armen Mannes jetzt mit jedem Tage bedenklicher. Zwar ſeine Entkräftung und ſelbſt die Folgen ſeiner Indigeſtionskrankheit hatten ſich verloren; er konnte wieder herumgehen; aber ein andres noch betrübenderes Leiden ſchien ſich ihm zu nahen, er war, vielleicht in Folge ſeines heftigen Grames und zugleich der ausgeſtandnen Angſt und Noth von tiefer Schwermuth ergriffen, in welcher er mir auf all meine Anſprachen oder Fragen entweder gar keine, oder höchſt verworrene und verkehrte Antworten gab: ich erkannte wohl, er ſey auf dem Wege wahnſinnig zu werden. Welche Ausſicht war dies für mich armen Verlaſſenen: allein mit einem Wahnſinnigen auf einer weit von aller Menſchenhülfe abgelegenen Inſel zu wohnen!

Ich ſuchte dem Ausbruch des drohenden Uebels auf alle Weiſe zu begegnen; auf dem Wege ſeiner irrigen Vorſtellungen kam ich ihm mit ſcheinbar nachgebenden, zugleich aber ſanft einlenkenden Gegenvorſtellungen entgegen; ich ſuchte — die Auswahl war hier nicht groß — ihn vorzüglich zum Genuß der Kokosnüſſe hinzuleiten und jenen der nahrhaften Schildkröten- oder Vögeleier ihm zu verwehren, weil ich von dieſen thieriſchen Nahrungsmitteln nur eine Verſtärkung der krankhaften Anlage fürchtete. Ich hatte jetzt ſelbſt in der Nacht keine Ruhe, denn der Kranke ſchlief faſt niemals, ſondern ſchlich oder ſprang auch je zuweilen in heftiger Aufregung zwiſchen den Klippen, ſo wie in der Nähe meines Lagers herum; die Sorge für ſein Leben, welche anfangs mich beunruhigt hatte, wurde bald von der Sorge um mein eignes faſt noch überwogen, denn ich bemerkte nur zu deutlich, daß der Unglückliche mit Mordanſchlägen gegen mich umgieng. Gerade jene zärtliche Vorſorge für ihn, die mich antrieb, ihm ſo weit als möglich, den übermäßigen Genuß der Schildkröteneier zu verwehren, hatte in ihm eine fixe Idee erzeugt, welche ihn faſt zum Mörder an mir gemacht hätte. Er hielt mich für einen Feind, der ſeine Frau und Kinder gefangen genommen habe und nun damit umgehe, ihn ſelber auszuhungern.

Einsmals in der Nacht, als ich nach langem Kampfe mit der Ermüdung endlich eingeſchlummert war, weckte mich ein Geräuſch. Ich blickte auf und ſahe, vom Mondſcheine beleuchtet, das bleiche Geſicht des Wahnſinnigen, das über mich ſich herbog; er war eben im Begriff mir das große Meſſer, das ich doch ſo gut verſteckt zu haben glaubte, welches jedoch ſeine Liſt dennoch entdeckt hatte, in die Bruſt zu ſtoßen. Eine ſchleunige Wendung meines Leibes rettete mich; ſein Stoß traf in den Boden, mit meinen Füßen traf ich aus aller Kraft die ſeinigen, ſo daß er niederſank. Vergebens verſuchte ich, ihm das Meſſer zu entreiſſen; er klammerte das Heft mit einer Kraft, wie ſie die Wuth giebt, zwiſchen die Finger; ich mußte eilen, um, ehe er ſich aufraffte, ſeinem neuen Angriff zu entgehen.

Von da an mußte ich ohne Aufhören gegen dieſen Mordgeiſt auf meiner Hut ſeyn; der Wahnſinnige gieng immer mit dem langen, ſcharfen Meſſer in der Hand umher; in ſeinem krankhaft überſpannten Zuſtande verband ſich ungewöhnliche Stärke mit ſchleichender Liſt, denn wenn ich zuweilen ihn ganz ferne an der Küſte glaubte, wo ich kurz vorher ihn noch geſehen, und wenn ich auf einer kleinen Anhöhe oder verſteckt im Gebüſch meinen ermatteten Gliedern einige Ruhe gönnen wollte, da ſprang er auf einmal ganz aus der Nähe mit lautem Gebrüll, zuweilen auch ohne einen Laut vernehmen zu laſſen, auf mich zu. Als ein ganz beſondres Glück für mich mußte ich es bei ſolchen Gelegenheiten betrachten, daß der Kranke als Seemann die Muskeln der Füße nur ſo wenig geübt, und daß er überdieß ſchon in ſeinem männlichen Alter bei einem Falle von der Strickleiter des Maſtbaumes auf das Dach einer Cajüte das linke Hüftbein ſich ausgefallen hatte, deſſen Gelenkkopf, durch ſchlechte chirurgiſche Behandlung, nur unvollkommen in die Gelenkpfanne zurückgebracht war, ſo daß ſelbſt die Wuth ſeinen Bewegungen keine ſolche Schnelligkeit zu geben vermochte, wie meinen geſunden Füßen die bloße Furcht. Dennoch hatte ich ein ſolches Leben nicht lange ausgehalten; ich wäre der Ermattung unterlegen oder dem Wahnſinn, deſſen Bilder, ſo ſchien mirs, mein durch Schlafloſigkeit erhitztes Gehirn, oftmals bei offnen Augen, noch mehr aber, wenn dieſe im Schlummer ſich ſchloſſen, umgaukelten. Mein Wahnſinniger hatte ja niemals Ruhe und ließ dann auch mir keine. Wovon er lebte, das weiß ich kaum zu ſagen; einmal ſahe ich ihn an der Küſte eckelhaftes Gewurm, vom Geſchlecht der Quallen verſchlingen; zum Genuß der Kokosnüſſe ließ er ſich keine Zeit, die Schildkröteneier ſchien er, ſo wie ſie im Sande verſcharrt lagen, nicht mehr zu bemerken. Wenn er wirklich noch ein Gefühl des Hungers hatte, ſo mag dieſes wohl ſeine fixe Idee, daß ich die Speiſen vor ihm verberge und ihn aushungern wolle, und ſomit ſeine Wuth gegen mich noch ſehr verſtärkt haben. Die Erquickung des Schlafes genoß er eben ſo wenig als die meiſten Wahnſinnigen dieſes Grades. Zuweilen ſchien er allerdings zu ſchlummern und ich glaubte ihn ſelbſt ſchnarchen zu hören, wenn ich mich aber dann leiſe ihm nähern und wenigſtens das ſcharfe Meſſer ihm entreiſſen wollte, da richtete er ſich mit geiſterhafter Schnelle empor, und brüllte mit Wuth ſeinen vermeintlichen Peiniger an.

Ich ſuchte Hülfe bei meiner ärztlichen Kunſt. Ein

Gewächs hatte ich auf der Inſel entdeckt, von welchem ich überzeugt ſeyn durfte, daß ſeine Säfte, auch in geringen Gaben, den Schlaf befördern. Nur einmal ſollte mein armer Kranker, zu ſeinem eignen Wohl, eine Nacht oder einen Tag hindurch ſchlafen und auch mir den Schlaf vergönnen, wer weiß was dann weiter ſich Günſtiges für ihn und mich ergeben könnte. Ich brauchte eine Liſt; ich wußte, wie ſehr er früher an den Genuß der geiſtigen Getränke gewöhnt war; wie begierig er oft meine ſchon längſt geleerte Feldflaſche betrachtet und, ehe ſein Leiden dieſen Grad erreichte, ſie an ſeinen Mund geſetzt hatte, um vielleicht in ihr noch einen Tropfen des lang entbehrten Getränkes zu finden. Seit längerer Zeit trug ich dieſe Feldflaſche bei mir, um auch dann, wenn ich mich auf längere Zeit vor meinem Mörder flüchten mußte, einen Trunk Waſſers bei mir zu führen. Jetzt füllte ich dieſelbe durch eine Miſchung des narkotiſchen Pflanzenſaftes mit Waſſer und legte ſie an einen Ort, wo ſie dem Wahnſinnigen, auf dem Wege ſeiner Jagd nach mir in die Augen fallen mußte. Er bemerkte ſie wirklich ſogleich, nahm ſie auf und trank ſie mit ſichtlichem Vergnügen aus. Das Mittel wirkte jedoch nicht in ſeiner für Geſunde gewöhnlichen, ſondern nur in jener Art, wie ich ſie auch andre Male bei Wahnſinnigen beobachtete: der Kranke wurde überaus heiter, ja luſtig, man hörte ſingende Töne und eine Art des wilden Lachens von ihm; ſchon glaubte ich, ſeine fixe Idee ſey, wenigſtens auf einige Zeit, ihm vergangen, ich nahte mich ihm vorſichtig; er aber, ſo bald er mich bemerkte, rannte, auch lachend, mit dem Meſſer gegen mich los.

Arme Menſchennatur, du Schweſter der Thierheit, was wäreſt du ohne den ordnenden Geiſt aus Gott; den Geiſt des Friedens und der Liebe!

Ich ſann und ſann wieder auf Mittel, wie ich mir nur eine einzige Stunde des Schlafes aus der Hand meines Mörders ſtehlen könne; mein Hirn war wie zerſtört, die Funken der Gedanken konnten nicht einmal nach dieſer einen Richtung hin hervorbrechen. Die Schaale einer längſt verwesten Rieſenſchildkröte hatte ich am Ufer entdeckt. Ich löſte mit dem Beile, denn dieſes hatte ich noch bewahrt, das machtige Rückenſchild ab; es war ſo groß, daß ich es, wenn ich mich ein wenig zuſammenkrümmte, als eine Decke für meinen ganzen Leib benutzen konnte. Ohnehin ging ich beſtändig unter einem dicken Panzer aus Baumrinden, um Bruſt, um Unterleib und Rücken gebunden umher. Ich ſchleppte das Schildkröten-Schild auf einen kleinen Hügel, auf deſſen Spitze nur eben für einen liegenden Menſchen Raum, und welcher blos an ſeiner ſteilſten Seite für ganz geſunde Schenkel und Füße mühſam zu erſteigen, nach andern Seiten hin aber von bröcklichem, rolligen Geſtein umgeben war, das bei jedem Tritte hinabwich. Der Wahnſinnige war, als ich dieſe Vorkehrungen traf, ziemlich weit von mir an der Küſte, von wo er ſein brüllendes Rufen weit über das Meer hinaus ertönen ließ und dabei mit der Hand winkte, als wollte er ſeinem verlornen Schiffe gebieten, wieder zu ihm zu kommen. Als die Nacht einbrach — ſie war dunkel, denn der Mond ſchien nicht — ſtahl ich mich, ſo unbemerkbar denn möglich, auf meinen Hügel hinan und verſteckte mich unter mein Schild, unter deſſen Randern ich Erde ſo wie kleine Steine aufgehäuft und zugleich hie und da Raum für das Eindringen der Luft gelaſſen hatte. Das Gefühl der vermeintlichen Sicherheit wiegte mich bald in feſten Schlaf; ich bemerkte erſt dann, daß mein Deckenſchild ſich bewege, als ſein ſcharfer Saum ſchon ganz unſanft an mein Geſicht rührte. Aber in demſelben Augenblick hörte ich auch ein Geräuſch, wie von einer hinabſtürzenden Laſt, und darauf das wohlbekannte Gebrüll meines Wahnſinnigen, welches diesmal furchtbarer denn jemals lautete. Er war beim Hinabſtürzen in ſeine eigne Mordwaffe gefallen; das Meſſer war ihm unterhalb des Zwerchfelles in den Leib gedrungen und hatte ſich, bei der Heftigkeit des Sturzes, tief in die Eingeweide der Bruſthöhle gebohrt. Der Schwerverwundete konnte ſich nicht mehr vom Boden erheben.

Als der Morgen dämmerte ſahe ich ihn da liegen in ſeinem Blute. Er brüllte nicht mehr; das aus der Wunde gezogene Meſſer war ihm aus der Hand entfallen, als er mich ſahe, bat er mich, in ganz vernünftigen Worten, um einen Trunk Waſſers zu ſeiner Erquickung. Ich lief ſogleich, ihm ſeinen Wunſch zu erfüllen; er ſahe mich, als er die Labung genoſſen, dankbar an, und drückte mir die Hand. „Wie bin ich hieher gekommen, mein lieber Doctor? ſagte er; doch ich weiß es wohl, fuhr er fort, ich erinnre mich deſſen, wie eines ſchweren Traumes, daß ich Sie geſtern habe umbringen wollen, obgleich Sie mir niemals ein Leid gethan haben; vergeben Sie das einem armen kranken Manne.“

Ich war tief bewegt; meine Thränen ſagten ihm, wie ſehr ich es ſey, und daß kein Gefühl von Haß oder Unwillen in meinem Herzen ſich rege. Die Unterſuchung ſeiner Wunde belehrte mich bald, daß hier jede ärztliche Hülfe vergeblich ſey; die Bäche des Blutes hatten ihren Inhalt faſt ſchon ganz ergoſſen; die Glieder wurden kalt und ſteif. „Mit mir und allen Menſchen habt Ihr Friede geſchloſſen, ſagte ich zu ihm, ſucht auch noch mit Gott aus all Euren Kräften Frieden zu ſchließen, denn Euer Ende iſt nahe.“ Er nickte mir bejahend zu; auf ſeinen

Mienen verrieth ſich das Vorüberſchweben eines Gedankens von mehr denn vergänglicher Art; der Gedanke war vorübergeſchwebt und das innre Weben des Lebens folgte ihm nach: mein armer Leidensgefährte hatte ſich von mir gemacht; ſein kalter, ſtarrer Leichnam lag vor mir.

Furchtbar, wie auch der Mann in ſeinen letzten Tagen mir geweſen, ich fühlte dennoch ſeinen Verluſt, den Verluſt des einzigen Menſchen, der mit mir, vielleicht für mein ganzes übriges Leben, dieſes öde Eiland bewohnt hatte. Ich ſcharrte, ſo gut ich's vermochte, in den lockren Sand der Küſte ein Grab, darein legte ich den Leichnam. Dieſe Anſtrengung, ſo gering für einen Geſunden, war für meinen durch lange Schlafloſigkeit gelähmten Körper faſt ganz erſchöpfend geweſen; ich legte mich an eine grünende Stelle, im Schatten der Kokospalmen, und ſchlief da den ganzen übrigen Theil des Tages, ſowie die ganze darauf folgende Nacht, bis zu den Stunden der Tageshelle.

Der lange Schlaf hatte mich wie neu belebt; ich konnte mir nun zur langgeſtörten Pflege des Leibes auch am Tage wieder Zeit laſſen; bald fühlte ich mich von neuem im vollen Beſitz meiner jugendlichen Kräfte.

Aber die Einſamkeit! — wer ſie noch nicht in der Wüſte, oder auf einer menſchenleeren Inſel empfand, der weiß nicht was ſie iſt. Die Vögel kamen und flogen wieder hinweg; ſie ſahen mich mit Blicken an, die ich ſonſt niemals an der Thierwelt bemerkt oder verſtanden hatte; es war mir, als blickte ich durch dieſe Bewegungen des Lebens in eine geiſterhafte Tiefe, die mich beim Hinabblick ſchwindeln machte. Wie aus Furcht ſprach ich zuweilen laut oder wollte ſingen; ich ſchwieg bald wieder ſtill, mich ergriff ein Grauſen. Ich erkannte zuletzt, daß es eine Furcht vor mir ſelber ſey, die mich ſo erſchütterte.

Der Menſch, mit ſich ganz allein gelaſſen, fühlt und bemerkt ſeine eigne Ewigkeit, dem Gefaß des Vergänglichen, durch welches er fühlt, gegenüber. Wie das Ohr, wenn ihm die Hand einen hohlen Körper an ſeine Oeffnung drückt, das Bewegen der kleinen Blutſtröme in ſeinen Adern und des Aethers in den Nerven ſeines Innerſten gleich einem lauten Brauſen höret; ſo vernimmt der Geiſt, der Stille der Gräber gegenüber, das Rauſchen jener Ströme, jenſeit denen die Ewigkeit mit all ihren Schrecken, aber auch mit all ihren Freuden und ihrem Frieden wohnet.

Von dieſem Frieden empfand ich nicht ſelten auch etwas, wenn ich das kleine Pſalmbuch meines Vaters, das abgetragene, abgegriffene aus meiner Taſche zog und in ihm las. Wie froh war ich, wie dankbar der Fügung, vermöge welcher dieſes liebe Büchlein am Morgen des Tages, der mich in die Hände der Seelenverkäufer brachte, noch in den Taſchen des Reiſerockes finden mußte; wie froh, daß jene Barbaren mir es nicht auch, wie die Kleider, genommen hatten.

Ich hatte mich allmählig mehr an jenen tiefen Ernſt der Einſamkeit gewöhnt, welcher nur Gedanken aufkommen laſſet, die ihm ſelber verwandt ſind; jetzt bekam das Sehnen nach der leiblichen Heimath und ihren Freuden wieder ſeine volle Gewalt über mein Herz. Bei Tage wie bei Nacht träumte ich von Amſterdam, vor allem aber von Herrn van Ruyters Hauſe und dem, was darinnen war; ſo wie Reiſende, welche mitten in der Wüſte heftigen Durſt leiden, zuletzt faſt an gar nichts mehr denken können und von nichts träumen, als von Quellen, Brunnen und Bächen.

Das ſahe ich wohl ein, daß hieher an meine kleine

Inſel niemals ein größeres Schiff, ja nicht einmal in ihrer Nähe eines vorbeikommen könne; ich mußte es als ein großes Wunder der Errettung betrachten, daß ſelbſt unſer freilich ſehr kleines, ſchmales, nur ſehr flach im Waſſer gehendes Boot, ohne zehnmal an den vielen Klippen und felſigen Untiefen ſich zu zerſchellen, hieher gekommen war. Der Gedanke aber, daß ich mein ganzes Leben hindurch auf dieſer kleinen Inſel bleiben, hier abſterben, ja nicht einmal von Menſchenhand begraben werden ſollte, fiel mir ganz unerträglich. „Findet doch die Brieftaube den nie geſehenen Weg über Land und Meer, wenn ſie die Liebe zu den Ihrigen treibt, warum ſollte nicht auch ich unter Gottes gnädigem Schutz den Weg hinaus aus dieſen Felſeneilanden, an einen Ort der Befreiung und Rettung finden. Hat ja der Menſch dazu ſeine Vernunft empfangen, daß er ſie zu ſeinem Heil gebrauche, und was könnte mir heilſamer ſeyn, als daß ich wieder unter Menſchen, unter Chriſten käme, zu deren Nutz und Dienſt ich meine Kräfte anzuwenden vermöchte. Was gilt hier der Gedanke der Gefahr, wo die Pflicht ruft; die Pflicht der Selbſterhaltung für Seele und Leib, die Pflicht der Nächſtenliebe.“

Zwar fühlte ich tief im Grunde meiner Seele gar wohl, was mich am meiſten und gewaltigſten forttrieb von meiner einſamen Inſel und wohin es zunächſt mich zog, ich ließ mich jedoch hierüber nicht in tieferes Nachdenken ein; mein Entſchluß ſtund feſt, noch heute wollte ich aus allen Kräften die Vorbereitungen zu meiner Weiterreiſe beginnen.

Mein erſter Gang war nach dem madagaſſiſchen Fahrzeuge, auf welchem ich und mein verſtorbener Reiſegefährte hierher gekommen waren. Zu meiner großen Freude bemerkte ich, daß dieſes leichte, dabei aber feſt gebaute Schifflein vom Sturme nicht zertrümmert, ſondern durch die Wogen, die ſich durch die ſeichte, ſandig-ſchlammige Bucht wälzten, nur angefüllt und hierdurch verſenkt ſey. Es war ſo eben die Zeit der Ebbe, und das Meer ging ſehr ruhig; ich konnte, ohne tief in den Schlamm zu ſinken, bis zum Fahrzeug hingehen, deſſen oberer Rand noch allenthalben über den Sand herausragte. Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit, das Innere des Fahrzeuges vom Sand und Schlamm zu entleeren und zu reinigen. Als die Fluth in ihrem ruhigem Verlaufe, ohne mit ihren Wogen den ſchlammigen Grund der Bucht aufzurühren, wiederkehrte, konnte ich ſchon tief in das gereinigte Boot hineinſchauen; faſt die Hälfte der Arbeit war gethan; ich trat fröhlich auf das trockne Land heraus, um hier zu ruhen und mit meiner gewöhnlichen, nahrhaften Koſt: den Schildkröteneiern, Kokosnüſſen und andern wohlſchmeckenden Früchten mich zu erquicken.

Der Eifer, mit welchem ich meine Arbeit betrieb, war ſo groß, daß ich ſelbſt noch bei der Abenddämmerung und dem ſchwachen Lichte der Mondſichel, als die Ebbe wiedergekehrt war, ſie erneute. Auch in den darauf folgenden Tagen war ich, während der Zeit der Ebbe, gewöhnlich mit der Reinigung des Fahrzeuges; während der Fluth, ſo weit nicht das Bedürfniß nach Ruhe oder das Aufſuchen und Genießen der Lebensmittel mich in Anſpruch nahm, mit dem Fertigen der nöthigen Geräthſchaften für meine bevorſtehende Schiffarth beſchäftigt. Wie viel war mir jetzt das große Meſſer werth, das mir, in der Hand des wahnſinnigen Capitäns ſo oft den Tod gedroht hatte; wie viel das freilich ſchon ziemlich ſtumpfe Beil der Madagaſſen. Eine Segelſtange, ein zwar plump ausſehendes, dabei aber brauchbares Ruder und noch mehrere ſeiner Art, auf Vorſorge, waren fertig; zu einer Art von Segel hatte ein Theil meiner eignen Kleidungsſtücke ſo wie derer des verſtorbenen Capitans den nöthigen Stoff gegeben; das Material zu Faden und Seilen entnahm ich aus den Luftwurzeln und Rindenzaſern der Palmen; Kokosnüſſe und Schildkröteneier lagen zum künftigen Schiffsproviant ſchon in Menge aufgehäuft; die Stelle der Fäſſer, die den Waſſervorrath führen ſollten, vertraten mehrere dicke Gelenkſtücke des Bambusrohres, das an einem Punkte der Inſel häufig wuchs.

Allmählig, nachdem ich den Sandſchlamm, worinnen es feſtſtack, rings herum aufgewühlt hatte, fieng mein leichtes Fahrzeug an, wenn die Fluth eintrat, ſich vom Boden zu löſen und über das Waſſer zu erheben, doch vermochte erſt die Springfluth, zur Zeit des Vollmondes es vollkommen aus ſeinen Banden loszureißen. Es ſchwamm und ſchwebte jetzt frei, wie ein Schwan auf den Wellen; das Segel, das ich an der ſchon ſeit geſtern befeſtigten Stange aufgeſpannt hatte, ſchwoll von günſtigem Winde und mein Herz gleich ihm von fröhlichen Hoffnungen; was ſollte ich ſäumen: noch heute am Nachmittag, nachdem ich das Fahrzeug an einer günſtigeren Stelle zum Lande geführt, hier befeſtigt und dann beladen hatte, ſtieg ich ein und fuhr durch die klippenreiche Bucht hinaus nach dem offenen Meere; fahre wohl, ſagte ich, du grünendes Denkzeichen meiner Bewahrung und Errettung, mitten in den Wogen der Todesgefahr, der Angſt und der Sorgen!

Die kleine Inſel, auf der ich faſt zwei Monate gelebt hatte, liegt nicht einſam im Meere, ſondern ſie hat viele ihr ähnliche Schweſtern, größere wie kleinere um ſich; Reihen von Klippen, die von der einen zur andern laufen oder in ungeregelter Zerſtreuung mit der Brandung des Meeres ſpielen, knüpfen zum Theil das Band dieſer Verſchwiſtrung noch enger: ein guter Schwimmer würde an manchen Punkten der Inſelgruppe ohne große Gefahr in einem einzigen Tage mehrere der Eilande beſuchen können, weil er nach manchen Richtungen hin öftere Ausruhepunkte fände; die Schaaren der buntfarbigen Papageyen genießen dieſes ganzen Inſelreiches mit dem Dickicht ſeiner Kokospalmen wie eines einigen zuſammenhangenden Waldes, in welchem ſich nur hie und da, dem Ufer der Bache entlang grüne Wieſen und Raſenſtücke hinziehen; ſie flattern laut ſcherzend und jauchzend von einem Ende der Inſelgruppe zum andern.

„Ja, dachte ich, als ich ſie ſo über mich und mein kleines Schifflein hinflattern ſah, könnte ich's gleich ihnen, oder könnte ich's wie der ſturmwindſchnelle Fregattvogel, wie bald wollte ich dort ſeyn, wohin meine Seele verlangt.“

Doch auch der langſame Fortſchritt iſt immerhin ein Fortſchritt; der Südwind half mir; ich brauchte faſt nicht zu rudern, nach etlichen Stunden war mein kleines Eiland ſo weit hinter mir, daß ich kaum noch von ſeinen andern grünenden Nachbarn es unterſcheiden konnte. Doch nun kam der Abend und ich war, denn Auge und Ohr verriethen es mir durch die Brandung, noch immer zwiſchen Felſenklippen. Der Schein des Vollmondes zeigte mir noch ſo eben einen Landungsplatz an einer dieſer Klippen; ich befeſtigte mein Fahrzeug am nachbarlichen Stamm eines Baumes und genoß mit den andern Lebenden der Ruhe der Nacht.

Der gewöhnliche Genuß, den der Schlaf gewährt, war diesmal ein verdoppelter; während der Leib, hingeſtreckt auf den zum Theil grünenden Boden einer kleinen

Sandbank, heimgekehrt war zu ſeiner alten Mutter, der Erde, hatte auch die Seele den Weg nach der Heimath eingeſchlagen: ein Traum, ſo lebendig als ich mich kaum eines andren erinnre, führte mich in mein elterliches Haus; die Jasminlaube blühete reicher und duftender, die Wieſen prangten grünender denn jemals in der Wirklichkeit; meine ſelige Mutter, mit Marien an ihrer Hand, trat zu mir und die Blicke ſprachen noch bedeutungsvoller und verſtändlicher denn die Worte; ein Bild, das mir im gewöhnlichen, wachen Leben längſt verblichen war: das Bild meines ſeit faſt zwanzig Jahren abweſenden Vaters, war in ſeiner vormaligen Friſche wieder aufgelebt; mit ihm brachte mich der Traum in ein Geſpräch, deſſen Inhalt ich beim Erwachen nicht mehr wußte, denn dieſes Erwachen geſchahe plötzlich, durch eine übermächtige, innre Bewegung des Entzückens, als Marie im Traume mir ihre Hand reichte.

Ich richtete mich auf von meinem Lager; der Abſtand war zu groß zwiſchen dem Gefühl, das ein ſolches glückſeliges Daheimſeyn bei den Eltern und bei der Geliebten gewahrt, und jenem, das die Verbannung auf eine abgelegene Felſenbank des indiſchen Meeres aufregt; während die Erinnrung an die eben genoſſenen Freuden des Traumes den Jubel weckte, entlockte mir der Gedanke an die wirkliche Gegenwart eine wehmüthige Thräne. Ich ſahe um mich; lieber wollte ich mich mit allen Faden meines Denkens und Sinnens an die wache Wirklichkeit, mit ihren Hoffnungen und Sorgen feſthalten, als mich vom Traum in ein erdichtetes Paradies hineinführen laſſen, aus welchem der Abſchied jedesmal ſo ſchwer iſt. Der Morgen war noch fern; der Vollmond, ſchon im Weſten ſtehend, beleuchtete die Klippen und die weißſchäumende Brandung.

Indem

Indem ich halb gedankenlos, denn der Traum hielt mein Denken noch immer befangen, gegen Nordoſten hinblickte, bemerkte ich in großer Deutlichkeit auf einer kleinen gar nicht weit von meinem Landungsplatz abgelegenen Inſel ein aufflackerndes Feuer; es konnte kein Erzeugniß der Natur, es mußte ein Werk der Menſchenhand ſeyn. Meine ganze, angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit richtete ſich auf dieſe Erſcheinung. Sollte ich ſie nicht mehr mit Furcht als mit Freude und Hoffnung betrachten? Welche andre Bewohner oder vorüberziehende Gäſte durfte ich hier vorausſetzen als Malayen, von deren Tücke und blutdürſtiger Grauſamkeit der Europäer viel eher den plötzlichen Tod als Hülfe zu erwarten hat, und waren es auch Neger von der Oſtküſte des afrikaniſchen Südens, die den Fremden minder abgeneigt und feindlich ſind, was konnten mir dieſe, bei meiner Abſicht, weiter gegen Oſtindien, zu den Niederlaſſungen der Europäer, zu gelangen, nützen? Höchſtens eine milde Gefangenſchaft, im Dienſt eines begüterten Negerhäuptlings, war das Glück, das mir bevorſtehen konnte.

Alle dieſe Bedenklichkeiten jedoch überwog der in mir herrſchende Gedanke an die Frage: wie ſoll ich heimkommen? Daß es ohne fremde Hülfe ſo gut als unmöglich ſey mit meinem kleinen Madagaſſiſchen Boote über das weite, freie Meer zu fahren, das konnte ich mir nicht verbergen; dort erwarteten mich jene Gefahren und Todesnöthen in einer Art von Gewißheit, die mir, wenn ich hier zu Menſchen gelangte, nur als Wahrſcheinlichkeit vorſchwebten; je länger ich nachdachte, deſto feſter wurde mein Entſchluß, dem Orte, wo das Feuer ich ſahe, mit Vorſicht mich zu nähern. Damit ich ja, auch am Tage, ohne das Signal des Feuers, jenen Punkt ſicher wieder auffinden könne, behielt ich während der noch übrigen Stunden der Nacht dieſes ſelber und als in anbrechender Dämmerung es zu verlöſchen ſchien, wenigſtens ſeine Stätte feſt im Auge. Ich erſtieg, indem ich immer nach einigen wenigen Schritten mich wieder umkehrte und von neuem mich orientirte, eine Spitze jener Felſenklippen, welche mit dem Ort meines Nachtlagers und mit der Stätte, an der ich das Feuer geſehen, faſt in der gleichen Linie lag, von hier aus konnte ich den ganzen Weg, den ich zwiſchen den Klippen hindurch, hinüber nach meinem Zielpunkte zu nehmen hatte, in welchem ich jetzt deutlich eine grün bewachſene Inſel erkannte, überblicken. Die Merkzeichen, welche die Nachbarſchaft der nächtlichen Feuerſtätte durch die Umriſſe eines ſchwärzlichen Felſen in ihrer Nähe und durch eine am Fuß dieſes Felſen ſtehende Gruppe von hohen Palmbäumen dem Auge darbot, prägte ich mir tief und feſt in die Erinnerung ein, nicht minder die Geſtalt und die gegenſeitige Lage der größeren Felſenmaſſen, an denen mein Weg mich vorbeiführen mußte; noch jetzt wollte ich aus der Erinnerung eine kleine Seekarte über jene mir damals ſo wichtige Meeresgegend entwerfen.

Daß mein Weg zwiſchen den größeren Sandbänken und zwiſchen der Unzahl von Klippen hin kein leichter, ſondern im Gegentheil ein überaus ſchwieriger ſeyn werde, hatte mich ſein Ueberblick ſchon aus der Ferne gelehrt; dennoch fand ich, als ich mich erſt auf der wirklichen Fahrt befand, die Schwierigkeiten noch viel größer, als ich mir ſie vorgeſtellt hatte. Die Springfluth, deren jetzigen, bald nach dem Vollmond, ziemlich hohen Stand, ein ſtarker Wind aus Süden noch höher ſteigerte, hatte mir in den erſten Stunden meiner Fahrt über Sandbänke und

Korallenriffe hinübergeholfen, über die ich zu keiner andern Zeit, ja ſelbſt jetzt nicht, mit einem minder leichten Fahrzeuge gekommen wäre, zugleich aber war ich, zuweilen rudernd, öfter aber noch gegen meinen Willen, von dem Strudel fortgeriſſen, in ein Labyrinth der Felſen gerathen, aus denen ich keinen Ausgang ſahe. Mein Weg war mir unter der Hand, gedrungen durch die Nothwendigkeit, zu einem ganz andern geworden als jener, den ich mir von der Nahe meines Nachtlagers auserſehen hatte; bald mußte ich öſtlich, bald weſtlich, bald nördlich, dann ſelbſt wieder ſüdlich, nach der Richtung woher ich gekommen, ſteuern oder von dem Strome mich fortreiſſen laſſen; jetzt als ich hier in dem grauſenhaften Waſſerbecken gefangen war, das mir in der Erinnerung wie ein erloſchner, von der Meeresfluth erfüllter, vulkaniſcher Crater erſcheint, wußte ich durchaus nicht mehr zu beſtimmen, nach welcher Gegend das Ziel oder auch der Ausgangspunkt meiner heutigen Reiſe läge. Der Abſtand meines Nachtlagers von der Statte, an der ich das Feuer geſehen, konnte in gerader Linie keine Stunde betragen und jetzt war ich ſchon länger denn vier Stunden unterweges. Gerne wäre ich aus dem Klippenlabyrinth wieder hinausgeweſen in den freieren Meeresraum, aber die Fluth, die mich mit der Kraft eines kleinen Waſſerfalles oder des Abſturzes von einem Wehr, auf meinem leichten Schifflein hinübergeſpült hatte in den Felſenkeſſel, war jetzt geſunken; nach allen Richtungen ſahe ich weithinlaufende Riffe, die bis an den Spiegel des Meeres heran oder über dieſen hervorragten. Wie ein Fiſch in einer Fiſchreuſe war ich, faſt ohne Hoffnung der Rettung, gefangen.

Die Strahlen der Mittagsſonne brannten glühend heiß auf mich herab; je mehr die Ebbe überhand nahm, deſto minder heftig wurde die Brandung an den Randern des Waſſerkeſſels; ich konnte zuletzt ohne Gefahr mein Boot in den Schatten eines hohen Felſen hinziehen und an einer ſeichten Stelle es auflaufen laſſen, an welcher es bei der vollkommenen Ebbe feſtſitzen blieb. Ermattet von der äußeren Anſtrengung, wie von der innern Sorge, ſtreckte ich mich auf den Boden einer natürlichen Grotte hin, welche dort in dem Felſen ſich öffnete; von ihrer Decke, wie von den Wänden träufelte ein kryſtallhelles Waſſer in großen Tropfen herunter und füllte hie und da am Boden einige kleine Eintiefungen an; ich trank in vollen Zügen; ſeit der eiligen Flucht aus Madagaskar hatte ich kein ſo reines, erfriſchendes Waſſer gekoſtet; mein Leib war kraftiglich erquickt; dankbar gedachte ich: Der mich hier, mitten auf der ſalzigen, unwirthbaren Fluth zum friſchen Waſſerquell geleitete, Der kann und wird mich auch weiter führen und tragen zum guten Ziel, das Er mir beſtimmte.

Die Abkühlung mit der innern wie äußeren Ruhe zugleich hatte mich während der heißeſten Stunden des Tages in einen Schlaf verſenkt, aus dem mich, bei der jetzt neu eintretenden Fluth, das Getöſe der Brandung weckte. Ich erhub mich von dem kühlen Lager und klomm zuerſt mit Händen und Füßen an den Felſen hinan, um zu ſehen, wo ſich aus dem Waſſerkeſſel etwa ein Ausweg fände, und nach welcher Richtung ich zu ſteuern habe, um entweder, denn beides galt jetzt gleich, den Ort meines letzten Nachtlagers oder die Gegend der nächtlichen Feuerſtätte zu erreichen. Die Ausſicht war gräßlich; ſie ſchien mir nichts als den plötzlichen Tod in den Fluthen oder den langſamen des Verhungerns zu drohen. Denn es ſtürzte zwar auch jetzt, bei dem ſtärkeren Anwachſen der vom Südwinde gejagten Fluth ein Strom des Waſſers, gleich einer niedren Katarakte in den ſtilleren Waſſerkeſſel herein, aber dieſem Strome ſich entgegen zu arbeiten, das war unmöglich, und nach den andern Seiten des Randes hin ſahe ich nichts als die Wirbel der heftigſten Brandung, die an dem Felſen ſich zerſchlug und ihre zertrümmerten Wellen häuſerhoch emporſpritzte. Ich klimmte an der niedrigſten Stelle des Felſenkeſſels hinan und ſchauete von dort hinaus auf das freiere Meer; da ſchien es mir als erblickte ich mitten durch den Nebel der Brandung, welche hier furchtbar zwiſchen den Klippen tobte, in einem Abſtande, der kaum einen Büchſenſchuß betrug, denſelben Felſen, obwohl in veränderter Richtung, an deſſen Fuß in der vorigen Nacht das Feuer leuchtete. Die ſchwärzliche Farbe, mit der tiefen Zerklüftung der Wände, und die hier freilich meiſt, von dem Vorſprung der Küſte, verdeckte Gruppe der hohen Palmen, verrieth es mir, daß ich mich da in der unerwarteten Nahe meines heutigen Richtpunktes befände; doch was half mir die Nahe; ſchien es doch eben ſo unmöglich, den trennenden Zwiſchenraum von wenig hundert Schritten zurückzulegen, als den gefahrvollſten Weg durch Wüſten oder Meere. Denn ich hatte mich niemals im Schwimmen geübt, und ware dies auch geweſen ſo würde es mir hier nichts genützt haben, da die Meeresbucht, welche mich von der Inſel trennte offenbar nicht durch die Natur allein, ſondern durch Menſchenhände ſo zur Abwehr eingerichtet war, daß ſich die Brandung mit mehr denn verdoppelter Gewalt an den Baſaltſäulen und ſpitzigen Vorragungen brach. Hier wäre, ohne ſich zu zerſchmettern kein feſter Baumſtamm, geſchweige ein Menſchenleib hindurch gekommen. Ich ſtund und ſann auf Auswege; ich blickte ſo ſcharf und ſo lang in den von der Abendſonne beſtrahlten weißen Schaum der Fluth, bis mir das geblendete Auge ſich verdunkelte.

Nur ein ſchwacher Hoffnungsſchimmer, aus dem Meereskeſſel hinaus und vielleicht zu Lande hinüber nach der Inſel zu kommen war mir noch geblieben. Der faſt gegenüberſtehende, höchſte Felſenrand des Keſſels granzte ſo nahe an die Felſen des kleinen Eilandes an, daß er mir nur ein Vorgebirge von dieſem zu ſeyn ſchien; könnte ich dieſe Höhe erſteigen, ſo dachte ich, dann wäre ich wahrſcheinlich auch ſchon am Ziel meines jetzigen Weges: auf dem Boden der Inſel ſelber.

Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt; ich ſtieg nach meinem Boot herunter, trug die Vorrathe welche in ihm lagen unter einen Felſenvorſprung und zog dann das erleichterte Fahrzeug ſo weit an dem hier ſeichter abfallenden Ufer hinan, daß es auch in der Zeit der höchſten Fluth, die mir eben jetzt bei meiner Arbeit zu Hülfe kam, vor dem Waſſer geſichert lag. Ich ließ Alles zurück, nur die Seile, die ich ſo mühſam gefertigt hatte, und welche, ſo roh ſie auch ausſahen dennoch von ziemlicher Feſtigkeit waren, legte ich, zuſammengerollt über meine Schultern und ſo trat ich den beſchwerlichen Weg um den Fuß der Felſenwände nach jener Seite des Seekeſſels an, welche, wie mir ſchien, mit der Inſel in unmittelbarem Zuſammenhang ſtund. Sehr ermüdet kam ich dort an und doch ſollte erſt jetzt das mühſamſte Werk des Tages beginnen. Vergeblich verſuchte ich es eine der niedrigeren Stellen des Felſenrandes zu erſteigen um etwa von dort die höhere Wand zu erklimmen; das zerborſtene Lavageſtein und Gerölle brach oder entwich überall unter meinen Füßen und Händen; gerade da wo die Felſenwand am höchſten war zeigte ſie noch am meiſten jene Feſtigkeit welche das Hinanklettern möglich machte. Zwar die herabgeſtürzten Trümmerhaufen, welche am Fuße der Wand herumlagen, ſo wie die Spalten und Klüfte, welche den vorherrſchend aus ſchwarzem Obſidian und Bimſtein beſtehenden Felſen durchzogen, ließen es vorausſehen, daß mich hier Gefahren von ungewöhnlicher Art erwarteten; ich bedachte mich jedoch nicht lange, ſondern im feſten Vertrauen auf die Hülfe Gottes, die mich bisher ſo wunderbar erhalten und aus ſo mancher Noth errettet hatte, begann ich das kühne Wageſtück. Und mein Vertrauen ward nicht zu ſchanden. Noch jetzt freilich überläuft mich ein Schauder, wenn ich mich in der Erinnerung an jenem ſteilen Felſen hangend denke, und nicht ſelten kommt mir das Bild der damals beſtandenen Gefahren im nächtlichen Traume vor, und weckt mich durch ſeine Schreckniſſe aus dem Schlafe auf. Die Gewandtheit und Uebung im Klettern, welche ich mir ſchon während meines Aufenthaltes unter den Zigeunern erworben hatte, kam mir jetzt allerdings in etwas zu ſtatten; doch was half da alle Gewandtheit, als ich, bis zur Höhe eines mäßigen Thurmes gelangt, an eine Stelle des Felſens kam, an welcher dieſe faſt ſenkrecht emporſtieg und hierbei ſo zerborſten war, daß er öfters bald unter dem vorſichtig vorwärts geſetzten Fuße bald unter der anklammernden Hand zuſammenbrach und mit lautem Getöſe hinabſtürzte zur Tiefe. Wie gern wäre ich jetzt wieder unten geweſen; aber das Hinabſteigen war noch ungleich gefahrdrohender als das Hinanklettern, ja es erſchien mir mit Recht ganz unmöglich. Gern hätte ich auch meine armſeligen Seile von mir geworfen, die mir beim Klettern ſehr hinderlich waren, aber hiezu war es jetzt zu ſpät; ich hatte keine Hand frei, ſondern mußte mich beſtändig mit beiden anklammern, damit, wenn das Geſtein unter der einen brach, die andre indeß zugleich mit dem Fuße die Laſt des Körpers feſt halten könne. In dieſer Stunde habe ich wohl eifriger gebetet als faſt jemals vorher in meinem Leben, und in der That ich muß es wie eine Wunderhülfe betrachten, daß ich gerade da, als mir alle Kraft aus den zitternden Gliedern entweichen wollte und ich in jedem Augenblick meinen Hinabſturz erwartete, eine Kluft des Felſens erreichte, welche nach oben ſo weit war, daß ich mich mit meinem ganzen Körper in ſie hinein drängen konnte, während ſie zugleich nach unten durch das in ihr hinabgeſtürzte Geſtein ſo weit geſchloſſen war, daß meine Füße einen feſten, ſichren Ruhepunkt fanden. Hier lehnte ich mich einige Augenblicke lang hin, bis die Bruſt wieder zum ruhigen Athmen und die Glieder zu einigen Kräften gekommen waren. Die Kluft war an ihrer vordern Seite bis nach oben an den Gipfel des Felſens geöffnet; wie ein Schornſteinfeger, mit Schultern und Knieen an den Wänden mich anſtemmend, arbeitete ich mich vollends hinan auf die Höhe, zu welcher ich nicht mehr weit hinauf hatte. Ich blutete aus vielen Wunden, denn nicht nur die Hände, die Füße und die Stirn waren durch das glasartig ſcharfe Geſtein tief verletzt, ſondern dieſes hatte durch die leichten Kleider hindurch auch in andre Theile des Leibes hineingeſchnitten. Doch dieſes Alles achtete ich nur wenig, denn ein andrer, tieferer Schmerz der Sorgen ergriff mich, als ich bemerkte, daß die ſo mühſam erſtiegene Felſenwand nicht mit der Inſel zuſammenhieng, ſondern von dieſer durch einen ſchmalen Meeresarm getrennt war, in welchen von der Seite der Inſel her ein ſtarker Quell ſein reichliches Gewäſſer plätſchernd ergoß.

„Nun in Gottes Namen, es muß gewagt ſeyn“, ſagte ich, nach kurzem Bedenken, bei mir ſelber; „hier oben, auf dem dürren Felſen kann ich nicht bleiben.“

Der Abend fieng ſchon an zu dämmern; doch gewährte er mir noch Licht genug zu dem letzten, ſchweren Werk dieſes Tages. Was mir dieſes dennoch zu erleichtern ſchien, das war der Umſtand, daß der Fels nach dieſer Seite hin, wenigſtens an ſeiner oberen Hälfte, nicht ſo ſenkrecht ſteil war als nach der Seite des Seekeſſels. Mein Hinabſteigen gieng eine Zeit lang ziemlich leicht von ſtatten, ſtellenweis fand ſich ſelbſt der Boden mit Gebüſch bewachſen. Deſto mehr aber überraſchte mich der Schrecken als ich mich auf einmal an einem Felſenvorſprung ſahe, welcher, wie der Saum eines Daches über das enge, noch tief unter mir gelegene Thal hinüberragte. Hier war kein Ausweg, ſo weit ich zur Rechten wie zur Linken nachforſchte lief der Felſenvorſprung in gleicher Höhe fort. Einen alten Baumſtamm fand ich noch auf, der ſeine Wurzeln tief in eine Felſenſpalte geſchlagen hatte; ich prüfte ihn, er ſchien feſt genug mich zu tragen. Nun, ſo helfe mir Gott! rief ich aus, indem ich mein Seil am Baum befeſtigte. Ich ließ mich hinab, aber das Seil reichte nicht weit genug; ich ſchwebte, an ſeinem untern Ende hängend noch ziemlich hoch über den Boden. Durch einen Sprung hoffte ich den grünenden Abhang zu erreichen, der ſich vom Fuß des Felſen nach dem Ufer des Meeresarmes hinabzog, ich ließ das Seil fahren, aber mein Sprung mislang, ich glitt hinab vom Abhang und ſtürzte ins Waſſer. Gottes Hand bewahrte mich, ich hatte mich nicht bedeutend verletzt; die Betaubung vom Sturze vergieng mir alsbald bei der Berührung des Waſſers; ich ſtund aufrecht und fand jetzt, daß der kleine Meeresarm ſo ſeicht ſey, daß ich ihn ohne Mühe durchwaten konnte;

in wenig Minuten war ich drüben am andern Ufer, bei der Quelle, aus der ich in vollen Zügen meinen brennenden Durſt ſtillte. Indem ich hier um mich blickte, bemerkte ich beim Schein der Dämmrung ein weißes Gefäß, wie von Porzellan. Hier müßen Menſchen in der Nähe ſeyn, ſprach ich, freudig und erſchrocken zugleich. Aber wo ſind ſie? ſprach ich weiter, hier iſt ja nirgends ein Ausgang nach der Inſel, überall nur Felſenwände. Und dennoch, ſo ſchloß ich mit Recht, muß hier ein Ausweg ſeyn, wie wäre ſonſt das Gefäß und der, welcher es trug, daher gekommen. Endlich bemerkte ich unter den überhangenden Farnkräutern den Eingang zu einer Höhle, der, wie ſich leicht erkennen ließ, durch eine nach auſſen rauhe, kunſtlos ausſehende, nach innen glatt gehauene Felſenplatte verſchloſſen werden konnte, jetzt aber offen ſtund. Ich tappte, mit dem Gefühl der Hände mir forthelfend, in das dichte Dunkel hinein, nach einiger Zeit dämmerte mir das Abendlicht von der andern Seite der Höhle her; ich erreichte den Ausgang und warf mich, faſt zum Tode ermattet, hinter einem benachbarten Gebüſche auf den Boden.

Ich hatte noch nicht lange geruht, da hörte ich menſchliche Fußtritte. Zwar dunkelte es ſchon ſehr, doch erkannte ich deutlich einen alten Mann, der nicht fern von mir vorüberging, hin gegen die Oeffnung der Höhle, aus der ich ſo eben herausgekommen war. Er trug eine ſchwache Leuchte von glimmenden Holzſtückchen und Reiſern in ſeiner Hand, die beim Durchgang durch den Felſenpaß ihm diente; ich hörte deutlich die äußere, künſtliche Felſenplatte an ihre Mündung ſchlagen und hiermit ſich ſchließen; in Kurzem war er, mit dem vorhin von mir bemerkten Gefäß, das er, mit dem Waſſer des Quelles gefüllt, in ſeiner Hand trug, wieder am dieſſeitigen Ausgange. Auch dieſen verſchloß er jetzt und nahm ſeinen Weg hin nach dem Walde der Palmen.

Der Anblick des Alten hatte mir viel mehr Hoffnung und Vertrauen als Furcht eingeflößt. Daß er kein Malaye ſey, hatte mir, ſo viel mir ſeine armſelige Holzfackel dies ſichtbar machte, ſeine Geſichtsfarbe und ſelbſt ſeine Kleidung gezeigt, denn jene erſchien mehr europäiſch, und auch der Zuſchnitt des freilich ſeltſam zuſammengeflickten Gewandes war viel eher fränkiſch als orientaliſch zu nennen. Ein langer, eisgrauer Bart reichte bis an die Mitte ſeiner Bruſt; der Scheitel war von einer ſeltſamen, aus dem Fell eines Seevogels zugerichteten Mütze bedeckt.

„Wenn dieſer der einzige Bewohner der Inſel iſt, ſagte ich bei mir ſelber, dann kann er mir keinesweges weder gefahrbringend noch neidiſch werden; denn ich bin jünger und rüſtiger denn er, für uns beide brachte der Boden wie das Meer die zureichende Nahrung hervor, ich könnte, wenn es ſo ſeyn müßte, die Stütze ſeines Alters, und, wenn er, wie es den Schein hat, ein Europäer iſt, ſeine Unterhaltung werden.“

Ein Menſch, welcher ſo eben aus ſolchen großen Lebensgefahren glücklich entrann, wie ich, iſt der Furcht vor geringeren Gefahren nicht ſehr ausgeſetzt, auch die ungemeine Ermüdung that zu meiner Beruhigung das Ihre; mir ſchloſſen ſich, ehe ich ſie noch, wie mein Vorſatz geweſen, zum weitren nächtlichen Herumſpähen auf der kleinen Inſel gebraucht hatte, die Augen; ein feſter Schlaf hielt mich umfangen, bis am andern Morgen die ſchon hoher geſtiegene Sonne durch das Gebüſch hineindrang.

Ich ſchlich mich ſo leiſe als möglich durch das Strauchwerk hin nach jener Palmenpflanzung, nach welcher am geſtrigen Abend der Alte gieng. Eine Art von Hütte aus

Holzwerk, oben mit Palmenblättern gedeckt, ſtund da; ſo niedrig, daß nur ein Sitzender oder Liegender in ihr ſein Obdach fand. Auſſen vor der Hütte ſahe ich den Greis, wie er knieend und mit entblöſtem Haupte betete. Dies gab mir große Freudigkeit. „Ein Menſch, welcher betet, und dies mit Andacht thut, wie von dieſem einſam Lebenden ich es erwarten darf, iſt gewiß der Liebe zu den Brüdern eben ſo zugänglich, als der Liebe zu Gott“. Ich will mich, ſo dachte ich, ohne Bedenken ihm nahen, ſobald ſeine Morgenandacht geendigt iſt.

Indem ich ſo ſtehe und denke, höre ich ganz deutlich, als ob von oben, aus der Luft, die Stimme käme, meinen Namen rufen. Martin Reiſer, rief es, und ſchwieg dann ſtille, und gleich hernach, wie mir ſchien, aus viel größrer Nähe rief es wieder Martin Reiſer. Ich ſchauderte zuſammen, ſahe um und über mich, aber oben in den Zweigen bemerkte ich nur Vögel; wer konnte doch hier in dieſer Wildniß meinen Namen wiſſen und nennen! Jetzt noch einmal rief nicht nur eine, ſondern es riefen mehrere Stimmen, aus dieſem mir nur hörbaren, nicht ſichtbaren Luftreiche, meinen Namen. „Spielt denn der Wahnſinn, den der verſtorbene Capitän auf mich vererbte, mit meiner Seele?“ ſo dachte ich und ſtund, umherſtaunend, tief betroffen da.

Der Greis hatte ſein Gebet geendigt, er bedeckte das Haupt mit ſeiner Federmütze und ſtund auf. Er hatte ſich nach der Gegend hingewendet, wo ich, unbewaffnet und ſeiner wartend, hingetreten war; bei meinem Anblick fuhr er mit offenbaren Zeichen des Schreckens zuſammen; wie mir ſchien, unentſchloſſen, ob er fliehen oder bleiben ſolle. Ich legte meine Hände, demüthig ihn begrüßend, auf die Bruſt und redete ihn in portugieſiſcher Sprache an, welche ich in dieſen Weltgegenden unter Europaern und ſelbſt Malayen für die gemeinverſtandlichſte hielt. Ich ſtellte mich ihm als einen armen Hülfloſen, ſeines Schiffes Beraubten vor, der ſeinen Schutz und ſeine Gunſt anflehe. Der Alte antwortete mir in derſelben Sprache, jedoch ſo gebrochen und mühſam, daß ich bald errieth, daß das Portugieſiſche nicht ſeine Mutterſprache ſey. Er erklärte ſich bereit, mir nach allen Kraften in meiner Noth beizuſtehen, wie dies (das Wort war mir ein ſüßer Klang) die Pflicht „des Chriſten“ ſey.

Schon der Anblick, noch mehr die Worte des Alten hatten mir auch die letzte Spur von Furcht, ja von Bedenklichkeit benommen, nicht ſo ſchien es jedoch auf ſeiner Seite zu ſeyn. Er kroch hinein in ſeine niedre Hütte, nach einigen Minuten trat er bewaffnet hervor, mit zwei Piſtolen und einem Soldatenſäbel in ſeinem Gürtel, eine Art von verroſteter Hellebarde in ſeiner Rechten. Ich konnte ihm ſeine Vorſorge nicht verdenken, dem guten Alten; mein Ausſehen mochte in jenem Augenblick ſo ekelhaft als furchtbar ſeyn. Denn meine Hände, wie das von ihnen öfters berührte Geſicht, ſtarrten vom geronnenen Blute, mit welchem auch das zerfetzte Gewand und die aus den Fetzen hervorblickende Haut bedeckt war; ich ſahe aus, wie einer, der ſelber einen blutigen Mord begangen hatte, oder der unter Mörder gefallen war.

Mich am meiſten widerte dieſer Zuſtand an, den ich in der geſtrigen Aufregung und darauf folgenden Abſpannung nicht bemerkt hatte; ich bat meinen Gaſtfreund um die Erlaubniß, mich in der benachbarten Meeresbucht reinigen zu dürfen; während ich dieſes that, hatte er überall, wo noch ein Zugang zu ſeiner wohlverwahrten Inſel möglich war, nachgeſpürt, ob vielleicht noch Gefährten von mir denſelben Weg gefunden? Er hatte das Seil, am Felſen gebunden, das am geſtrigen Abend ſeinen Blicken entgangen war, heute ſogleich bemerkt; es war noch mit dem Blute meiner verwundeten Hände bezeichnet; wer ſo, wie der Greis, mit den Schwierigkeiten meines Weges über den Lavafelſen bekannt war, der konnte leicht errathen, daß nicht Mehrere oder Viele, ſondern nur ein Einzelner, getrieben von der höchſten Noth, und bewahrt durch Gottes beſondern Schutz mitten in den noch von keinem Menſchen beſiegten Gefahren, hieher gelangt ſeyn könne.

Ich hatte jetzt, ſo gut ichs vermochte, mich und mein Gewand gereinigt, ich nahete mich von neuem ehrfurchtsvoll dem Herrſcher der Inſel, welcher beſchäftigt war, das Fleiſch einer großen Schildkröte für ſich und mich, ſeinen Gaſt, am Feuer zu braten. Ich konnte ihm anmerken, wie gern er mich um Manches gefragt hätte, — denn in einer ſo vieljährigen Abgeſchiedenheit von der Welt und von der Geſellſchaft der Menſchen ſteigert ſich die Neugier und Wißbegier in vielfachem Maaße — da ich ihn jedoch in einer Sprache angeredet hatte, von welcher er nur wenige Ausdrücke verſtund, hielt er es für unmöglich, durch Worte mit mir zu verkehen, deshalb winkte er mir nur, als das Frühſtück bereit war, mich neben ihn hinzuſetzen und mit ihm zu eſſen. Mir ſchien es, nach ſo langer Entbehrung eines wohlbereiteten Mahles, als habe mir noch niemals etwas Andres ſo köſtlich geſchmeckt als dieſer Schildkrötenbraten mit den friſchgeröſteten, mehligen Yamswurzeln und hierzu der Trunk des kräftigen Palmenweines.

Wir ſtunden auf, mein alter Gaſtfreund wollte die Teller und Gefäße waſchen, deren wir uns beim Frühſtück bedient hatten, und die zu meiner größeſten Verwunderung, ſowie ſchon das geſtern geſehene Waſſergefäß, aus dem ſchönſten chineſiſchen Porzellan beſtunden; ich nahm ihm dieſe Arbeit ab und verrichtete ſie ſo ſorgfältig als möglich, war ihm dann auch bei ſeinem Geſchäft des Holzfällens behülflich und duldete nicht, daß er ſich mit der Bürde belaſtete, ſondern trug ſie auf meinen Schultern heim. So waren wir ſchon in ziemlichem Maaße mit einander bekannt geworden; der Alte verrieth namentlich ſein beſſeres Zutrauen zu mir auch dadurch, daß er die Waffen wieder ablegte und in ſein Zelt trug; gleich alten Bekannten ruheten wir nachbarlich auf dem bequemen Sitze von Seegras.

Während wir hier im Schatten der Bäume ſaßen, kamen einige buntfarbige Papageyen aus den Zweigen herunter, und uns ſo nahe, daß ich wohl bemerkte, wie genaue Bekannte von meinem Gaſtfreund ſie ſeyen. Nur meine Gegenwart ſchien ihre Zutraulichkeit ein wenig zu hemmen, doch auch dieſes nur auf etliche Minuten, dann ſetzten ſie ungeſcheut ſich auf die Schultern und Kniee des Alten. Bei dieſer Gelegenheit hörte ich dieſen, wie man es gegen zahme Thiere oder Kinder in der Mutterſprache zu thun pflegt, auf Deutſch Liebkoſungsworte gegen ſeine thieriſchen Geſpielen ausſprechen, indem er zugleich ihr buntfarbiges Gefieder ſtreichelte und Bröcklein der geröſteten Yamswurzel ihnen als Futter ſtreute. Ich traute kaum meinen Ohren, als ich hier auf einſamer Inſel die Sprache meiner Kindheit vernahm; mit lebhafter Freude rief ich aus: ihr ſprecht ja deutſch, mein Herr, und der Greis bejahte es, wie mir ſchien, eben ſo erfreut als ich.

Seine erſte Frage war, ob ich aus Deutſchland und wie ich hieher gekommen ſey? Ich berichtete ihm kurz, daß ich von Geburt ein Deutſcher, ſeit mehreren Jahren mich in Holland aufgehalten habe; erzählte ihm, daß ich ſchon in Amſterdam Arzt geweſen, dann durch Seelenverkäufer auf ein franzöſiſches Schiff gebracht ſey, und was ich auf dieſem, ſowie ſeit der Flucht aus Madagaskar erfahren und erduldet habe. Der Alte hörte mich theilnehmend an und reichte mir zutraulich die Hand, indem er mich als Mitchriſten und Landsmann begrüßte. Er äußerte eben ſo viel Verwundrung als Freude, daß ich meinen Weg zu ſeiner Inſel gefunden und glücklich zurückgelegt habe, den er für jedes ungeflügelte Weſen für ungangbar gehalten habe. Auch daß ihr den Zugang zur Felſenhöhle offen fandet, fuhr er fort, war ein beſondrer Glücksfall, denn obgleich in der ganzen Reihe von Jahren, welche ich, anfangs in Geſellſchaft einiger Unglücksgefährten, dann allein auf dieſer Inſel zubrachte, noch kein Menſch ſich ihr genaht hat, pflegte ich doch ſonſt gewöhnlich, weder, wie geſtern zufällig geſchahe, ein Gefäß am Quell ſtehen, noch den Eingang offen zu laſſen; nicht als wäre mir jemals in den Sinn gekommen, daß ein Menſch über den unerſteiglichen Felſen, wohl aber, daß einer von dem Waſſer her zur Felſenſchlucht gelangen könne.

Als ich mit dem Bericht über mein eignes Schickſal zu Ende war, mußte ich meinem alten Wirth gar Mancherlei von dem erzählen, was ſich, ſeit einer Reihe von Jahren, auf der großen Weltbühne von Europa zugetragen habe. Es war ihm Alles neu und unerwartet, was ich ihm ſagte: Frankreichs übermächtiges Eingreifen in den bisherigen Beſtand der europäiſchen Völker und Länder; Deutſchlands und der Niederlande neuere Verhältniſſe; blutige Streitigkeiten der Menſchen um leibliche Vortheile und geiſtige Irrungen.

Nach

Nach dieſer landsmannſchaftlichen Unterhaltung forderte mich mein Gaſtfreund auf, ihn zu begleiten. Auf einer kleinen Anhöhe, faſt in der Mitte der Inſel, zeigte er mir ſein ganzes, vom klippenreichen Meere umgränztes Gebiet. Das Eiland, das überall grün bewachſen und von Schaaren der Vögel bewohnt iſt, mag etwa viermal ſo groß an Rauminhalt ſeyn, als die Inſel, welche mir und dem Capitän einen Aufenthalt gewährte; in der Nähe der Anhöhe, deren Ausſicht wir ſo eben genoſſen, hatte mein Wirth ein ſteinernes Haus, mitten im Schatten des Waldes ſtehen; es glich von auſſen unſren ärmeren holländiſchen Schifferhütten, nur fehlte ihm die weiße oder buntfarbige Tünche der Mauern, und ſtatt des Strohes oder der Binſen war es mit einem dichten Flechtwerk der Palmenblatter gedeckt. Mehr als dieſer äußere Anſchein verſprach, fand man im Innren des Häusleins. Hier zeigten ſich alle die nöthigſten Geräthſchaften des europaiſchen Haushaltes und neben ihnen mancherlei Gegenſtande, die man etwa ſonſt nur in den Palaſten der Reichen und Großen findet. Der Alte deutete lächelnd darauf hin und ſagte: mancher Andre in Europa hatte größere Freude gehabt über dieſe fremde Erbſchaft denn ich.

Was uns beide, wie ich jetzt erfuhr, hieher geführt hatte, war eine unterirdiſche Vorrathskammer, in welcher Gefaße mit Palmenwein und mancherlei Lebensmittel ſtunden. Der gute Alte wollte ſeinen neuen Gaſt ganz beſonders gut bewirthen; er gab mir vielerlei, das ich zur Lagerſtätte am Ufer tragen ſollte, unter andern auch, oben aus dem Hauſe, eine Matratze und etliche Matroſenhemden zum Lager und zur Kleidung für mich. Als wir dieſe Dinge aus dem Zimmer des Hauſes hinwegnahmen, regte ich, ohne es zu wiſſen, einen Verdacht gegen mich in meinem alten Landsmanne auf, der unſer ſo ſchön begonnenes zutrauliches Verhaltniß auf mehrere Stunden trübte. Ich betrachtete mit einer Art von Intereſſe mehrere ſilberne Gerathſchaften und prüfte in meiner Hand das Gewicht einer, wie zufallig dabei liegenden, mit ſpaniſchem Geprage verſehenen Goldſtange, außerte auch meine Verwunderung über dieſe werthvollen Dinge in der Hütte eines einſamen Inſulaners. „Wie könnt ihr“, ſagte der Alte, „doch Gefallen an ſolchem Tand haben“, ſchloß darauf ſorgfaltig die Hütte zu, ſprach auf dem Heimweg nur wenig mit mir, und ſchien mich ſogar, von jenem Augenblick an, mit einer Art von Mistrauen zu betrachten. Wie er mir ſpäter erzahlte, hatte er in meinem unbedachtſamen und unbeſcheidnem Benehmen eine Regung von Geiz oder Goldgier zu erblicken gemeint; ein Laſter, das ihm ſeit der langen Abgeſchiedenheit vom menſchlichen Verkehr zu den größeſten und unbegreiflichſten Schwachheiten unſrer Natur gehören mochte. Er hatte jetzt die Beweiſe des rückhaltloſen Vertrauens, die er in ſeiner überfließenden Freude gegeben, faſt bereuet, und hatte namentlich gern mein Hineintreten in ſein Vorrathshaus ungeſchehen gemacht, „denn“, ſagte er ſpäter, „dem Geize traue er alles nur mögliche Böſe zu“.

Dieſe Verſtimmung des guten Greiſes dauerte indeß nur wenige Stunden; ſie löſte ſich auf eine unerwartete Weiſe auf. Als wir bei unſerm Mittagseſſen ſaßen, wobei mir mein gaſtfreier Wirth nichts abgehen ließ, ſondern mir all das Beſte darbot, was ſein Haushalt vermochte, horte ich auf einmal mich wieder, ſowie heute am Morgen, bei meinem Namen rufen. Von neuem Staunen ergriffen blickte ich um mich; ich ſahe und hörte jetzt deutlich, denn ſie kamen herunter zu uns geflogen, daß nicht nur einer, ſondern mehrere der Papageyen die Worte ſprachen. Der Alte, der meine Verwunderung bemerkte, fragte mich, ob ich denn noch niemals Papageyen gehört habe, denen man etwa einzelne Worte, oder ſeinen eignen Namen ausſprechen lehrte, weil ich ſo ſehr über ihr Schwatzen erſtaune? Nicht das, ſagte ich, daß dieſe Thiere etliche gelernte Worte ſprechen, ſetzt mich in Verwundrung, ſondern daß gerade dieſe Worte mein Vorname und Zuname ſind.

Der Alte wurde aufmerkſam. Wie, fragte er, ihr heißt Martin Reiſer? von welchem Orte in Deutſchland ſeyd ihr gebürtig? Ich nannte ihm meinen Geburtsort; er war offenbar ſehr bewegt; mir dämmerte die Ahndung auf, daß der Mann, der hier bei mir ſaß, mein Vater ſey.

Könntet ihr mir, ſagte ich, die Gelegenheit verſchaffen, auf einem leichteren Wege, als mein geſtriger war, an die gar nicht weit von hier abgelegne Stelle zu kommen, an welcher ich mein Fahrzeug und bei ihm etliche für mich ſehr werthvolle Dinge zurückließ, dann wollte ich euch etwas zeigen, das euch über meine Abſtammung ſichre Auskunft gäbe.

Nach einem kurzen Bedenken ſagte der Greis: dieſen Wunſch kann und will ich euch gewahren; er ließ hierauf eine lange, aus einem Palmenſtrunk gefertigte, an Ketten gehaltne, hinter den Zweigen der Farnkräuter verſteckte Zugbrücke von der Höhe des einen auf der Inſel gelegnen Felſen, nach der eines andren, vom Meere umbrandeten Felſen niederfallen; hier fanden ſich, in einer Spalte des Geſteines, verborgne Stangen zur Anlage einer zweiten, ſtrickleiterartigen Brücke, an der man ſich hinablaſſen konnte, zuerſt auf die eine, niedrigere, dann auf eine weiter abgelegne, noch niedrigere Klippe und von dieſer zur engen

Felſenbucht, in welcher mein Schifflein ſtund. Dort hatte ich, nebſt manchen andren Dingen, das Büchlein meines Vaters liegen laſſen, das mich ſeit ſo manchen Jahren viel und oft begleitet, und deſſen Inhalt mir namentlich auf meiner vorigen, einſamen Inſel noch ſo großen Troſt gewährt hatte. Ich nahm es auf und ſagte: ſehet, hier dieſes Büchlein gehörte meinem Vater, welcher, ſo wie ich, Martin Reiſer hieß. Als Arzt in holländiſchen Dienſten, mußte derſelbe vor nahe zwanzig Jahren ſeine Heimath und in ihr meine Mutter, die treue Chriſtine und mich, ſeinen einzigen Sohn, verlaſſen; hier angeheftet an das Büchlein, ſehet ihr den letzten Brief, den meine ſelige Mutter kurz vorher an den Vater ſchrieb, ehe ſie durch einen Seekapitän aus unſrer Nähe die Nachricht von dem Untergange ſeines Schiffes und von ſeinem vermuthlichen Tode erfuhr.

Mit zitternder Hand nahm der Greis das Büchlein aus meiner Hand; eilig und aus beklommener Bruſt that er noch einige Fragen an mich, die ich ihm kaum verſtund und deren Antwort er kaum hörte; denn als er den Brief meiner Mutter ſahe, achtete er auf nichts mehr, was um ihn vorging; die Thränen ließen ihn auch bald nicht weiter leſen; er warf ſich nieder auf ſeine Kniee und dankte Gott, der ihm noch vor ſeinem Ende mehr gewährt hatte, denn er jemals zu bitten gewagt; nur nach dem Anblick eines Chriſten und dem freundlichen Zuſpruch von dieſem, hatte er ſehnlich verlangt, und nun führte Gott ihm den Menſchen zu, der ihm unter allen auf Erden lebenden der nächſte, der liebſte, der tröſtlichſte war.

Ich war ſeinem Beiſpiele gefolgt; hatte ich nicht eben ſo viel Urſache zum freudigen Dank, als mein alter Vater? Dieſer ſtund jetzt auf; wir ſchloſſen einander in die Arme, in dieſer wilden Einöde der Felſenwände waren wohl noch niemals weder Töne der Freude, noch des Schmerzens aus einer menſchlichen Bruſt vernommen worden; jene abgebrochnen Worte, welche in dieſem Augenblick zwei in Liebe ſelige Menſchen ſprachen, würden jedoch auch dem regeſten, neugierigſten Menſchengedränge kaum verſtändlich geweſen ſeyn, denn was uns beiden hier geſchahe, das war mehr ein Schauſpiel für unſichtbare, als für ſichtbare Augen.

Wir kehrten jetzt Hand in Hand nach der Inſel zurück. Denn mein Vater ließ ſelbſt auf der Strickleiter und der Zugbrücke meine Hand nicht aus der Seinigen; gleich als fürchte er, mich wieder zu verlieren, hielt er mich, als wir wieder bei der Hütte waren, an meinem Arme feſt. Nur auf einige Augenblicke verließ er mich und kehrte bald mit ſeinem koſtbarſten Gewande, mit ſeiner, von ihm aus dem Schiffbruche geretteten europäiſchen Kleidung zurück. Ich mußte, er ließ nicht nach mit Bitten, ſie anlegen, nachdem er vorher alle meine Wunden, die mir die glasartige Lava geriſſen, beſehen und mit heilenden Pflanzenſaften beſtrichen hatte. Den Tod der ſeligen Mutter, ſowie ſeiner Schwiegereltern, hatte ich ihm, auf ſeine Fragen, ſchon in den erſten Augenblicken unſres Wiedererkennens verkündet; jetzt mußte ich ihm Alles, was ich noch von den letzten Tagen ſeiner ſeligen Chriſtine wußte, ganz ausführlich und mehr denn einmal erzählen. Statt der Worte antworteten mir ſeine Thränen. „Die treue Seele, ſagte er, ſie hat Glauben und Liebe feſt gehalten bis ans Ende. Wie ſchäme ich mich meines Unglaubens. Denn als ich faſt zehn Jahre hier auf dieſer Inſel gelebt hatte, ohne die Möglichkeit vor mir zu ſehen, aus meiner Einſamkeit wegzukommen, und als nun wirklich eine ſolche

Möglichkeit ſich zeigte, nahm mir den, zu einem raſchen Entſchluſſe nöthigen Muth der Gedanke, daß ich bei der Heimkunft meine Chriſtine als Gemahlin eines Andern wiederfinden würde. Sie war um mehr denn achtzehn Jahre jünger als ich, und vor meinem Abſchiede hatte ich ihr ſelber den Rath gegeben, ſich, im Fall meines Jahre langen Ausbleibens und hiermit wahrſcheinlichen Todes, wieder zu vermählen. Den tödtlichen Schmerz eines ſolchen Wiederſehens wollte ich aber ihr wie mir erſparen“.

In den erſten beiden Tagen des Zuſammenſeyns mit meinem lieben Vater kam es zu keinen andern Geſprächen, denn zu ſolchen, welche mein Vater durch ſeine Fragen herbeiführte; im weitern Verlaufe der Zeit erfuhr ich auch das, was ihm wahrend der Zeit ſeiner Abreiſe aus der Heimath widerfahren war.

Das hollandiſche Schiff, das ihn und eine bedeutende Anzahl von Soldaten nach Java führen ſollte, war wirklich, hier zwiſchen den drohendſten Klippen der Amiranten-Inſeln in die größeſte Gefahr gerathen. Ein furchtbarer Sturm ſchleuderte es zwiſchen die Felſen; es hatte einen großen Leck bekommen und ſaß mit ſeinem Vordertheil auf einem Corallenriffe feſt; wenn der Sturm noch länger anhielt, mußten es die Wogen bald vollends zertrümmern. Da bemächtigten ſich die Soldaten der beiden Boote, nöthigten auch die Matroſen und den Capitän ſie zu begleiten; Alles, was geſund war, ergriff die Flucht aus dem Schiffe. Was ſollte aber mit den Kranken werden, die ſich nicht von ihrem Lager bewegen konnten, und die man jetzt gleichgültig der Todesgefahr überließ? Unter dieſen Kranken war auch der alte Steuermann; ein vieljähriger Bekannter meines Vaters, der in ſeiner Geſellſchaft ſchon mehrere große Seereiſen gemacht hatte. „Freund, ſo rief meinem Vater der Kranke zu; verlaßt eure Kranken nicht, für welche ihr Gott und Menſchen verantwortlich ſeyd. Ihr ſeyd uns armen Sterbenden nicht nur ein leiblicher, ſondern durch euern guten Zuſpruch zugleich ein geiſtlicher Tröſter und Helfer. Gott wird's euch vergelten, wenn ihr eurer Pflicht treu bleibt, wo nicht auf Erden, ſo doch im Himmel. Denn euch kann ich's mit Sicherheit ſagen und ihr als alter Seemann ſehet es von ſelber ein, daß die Andern, in ihren überfüllten Booten, dem Untergang faſt noch mit größerer Sicherheit entgegen gehen, als wir hier in unſerm geſtrandeten Schiffe. Jene, wenn ſie auch über die Scheeren und ihre ſtarke Brandung hinauskommen, müſſen in Kurzem entweder unter den Wellen verſinken, oder den langſameren Tod des Verſchmachtens ſterben, denn die mitgenommenen Vorräthe langen für ſo viele Menſchen nicht auf fünf Tage aus“.

Mein Vater ſahe die Wahrheit deſſen, was der Steuermann ihm ſagte, gar wohl ein; als die Soldaten ihn, ihren Arzt, nöthigen wollten, mit in das eine der Boote zu ſteigen, erklärte er feſt, es ſey die Pflicht des Arztes bei ſeinen Kranken zu bleiben, und dieſer Pflicht gedenke er zu gehorchen. Ein ſehr ſchwer kranker Offizier gab dadurch, daß man auch ihn zurücklaſſen mußte, noch einen günſtigen Ausſchlag; die Boote fuhren ab, und bald nachher kamen etliche geſunde Matroſen nebſt dem Schiffszimmermann auf dem Verdeck zum Vorſchein, die ſich im untern Raume verſteckt gehalten hatten, weil ſie über das nahe Schickſal der unverhältnißmäßig überfüllten Boote eben ſo urtheilten, wie der alte Steuermann. Und das, was dieſe Männer vorausgeſagt hatten, gieng nur zu genau in Erfüllung, denn das eine der Boote ſahe mein

Vater, der durch das Fernrohr ihren Lauf verfolgte, noch vor ſeinen Augen untergehen, und das Loos des andren mag wohl kein glücklicheres geweſen ſeyn.

Der Sturm hatte nach einiger Zeit wieder nachgelaſſen; der Schiffszimmermann mit den Matroſen begaben ſich, mit aller Kraft und mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln an die Ausbeſſerung des Leckes; man dachte daran, das Schiff wieder flott zu machen, und dieſes gelang auch wirklich nach mehrtägiger Anſtrengung. Aber das Fahrzeug hatte zu ſehr gelitten; erſt dann, als es wieder im Meere gieng bemerkte man, wie ſehr es einer ſorgfältigeren Ausbeſſerung bedürfe; die Hände der wenigen Geſunden reichten nicht hin, um das beſtändig neu zudringende Waſſer auszupumpen. Der kranke Steuermann ſelber ließ ſich aufs Verdeck tragen, er rieth, man ſolle bald möglichſt an einer der nachbarlichen Inſeln einen gelegenen Landungsplatz ſuchen. Es war höchſte Zeit geweſen, dieſen Rath zu befolgen; das Waſſer ſtieg mit jedem Augenblick höher; das Schiff war nahe am Sinken, als man es, begünſtigt vom Winde, der die Segel füllte, noch auf eine Sandbank hinantreiben ließ, die wenigſtens für die erſte, dringendſte Noth einen Ruhepunkt gewährte, denn nach der einen Seite hin ragte ſie ſo hoch über den Meeresſpiegel herauf, daß auch die Springfluthen dieſer Gegend, ſelbſt wenn ein nicht allzu heftiger Sturm ſie verſtärkte, nicht ſo weit hinan ſtiegen. Die im Schiffe zurückgebliebenen Seeleute hatten ſich gegenſeitig verſprochen, daß ſie, Geſunde wie Kranke, treulich zuſammenhalten und mit einander leben und ſterben wollten. Ihr erſtes Geſchäft war, die Kranken aus dem Fahrzeug herauszutragen ans Land und ſie unter Zelten, die aus den Segeln gefertigt waren, unterzubringen. Für die kräftigſte, geſündeſte Nahrung dieſer Leidenden war durch das Fleiſch der Schildkröten und Seevögel geſorgt, deren es auf allen dieſen Inſeln, ſobald ſie nur etwas flachen, ſandigen Boden haben, zu gewiſſen Zeiten eine große Menge giebt. Das Schiff wurde nach einer genauen Unterſuchung durch den Schiffszimmermann für unausbeſſerlich erklärt; auf den Rath des alten Steuermanns gingen die Geſunden an den Bau eines Bootes, aus dem Material, welches ihnen das Schiff in reichlicher Menge darbot. Zwei Kranke, unter ihnen der Offizier, waren, während man noch am Boote arbeitete, geſtorben, und wurden von den Ueberlebenden auf der Sandbank begraben; noch mußte ein andrer Kranker, ein Matroſe, das Lager hüten; der alte Steuermann aber hatte ſich wieder ſo weit erholt, daß er herumgehen und wenigſtens durch ſeinen Rath bei dem Geſchäft behülflich ſeyn konnte. Endlich war das Werk vollendet, man brachte Alles, was für eine kleine Niederlaſſung und für eine künftige Weiterfahrt von Nutzen ſeyn konnte, ſo viel eben davon das neue Fahrzeug zu faſſen vermochte, in dieſes hinein und die kleine Mannſchaft — mit dem wiedergeneſnen Steuermann und einem noch kranken Matroſen, beſtund ſie aus ſechs Köpfen — wagte die Weiterfahrt.

Vor allem mußte auf Einnahme von Proviant für eine weitre Reiſe Bedacht genommen werden. Die Inſel, auf der ſeitdem mein Vater gelebt hatte, gab hierzu die günſtigſte Ausſicht. Eben jene kleine Bucht, in deren Nachbarſchaft ich mein madagaſſiſches Fahrzeug hatte ſtehen laſſen, und von deren angränzenden Keſſelrand ich die unmittelbare Nähe der Inſel meines Vaters bemerkte, diente, ehe man durch Menſchenkunſt ſie ſo unzugänglich machte, als ich ſie fand, zum wohlgelegenen Landungsplatz. An

Vorräthen für die Weiterreiſe fehlte es auf der Inſel nicht; während der eine Theil der kleinen Reiſegeſellſchaft mit dem Sammeln und Einſalzen derſelben beſchäftigt war, machte der andre bei günſtigem Wetter mehrmalen die Fahrt nach dem Wrack des Schiffes, um noch manches Brauchbare an Eiſen- und Holzwerk herbei zu holen, bis ein Sturm den Reſt des Wrackes zertrümmerte und ihn mit ſeinen Kanonen ins Meer verſenkte.

Die Neigung der Menſchenſeelen, ſich in Gegenſätze zu zerlegen, im guten wie im ſchlimmen Sinne, wird ſich immerdar kund geben, ſowohl da, wo jene in ganzen Völkern und Reichen, als da, wo ſie in einzelnen Köpfen ſich gegenüberſtehen. Der Steuermann, der die Reiſe nach Indien ſchon achtmal gemacht hatte, und mit der Natur ſo wie mit dem periodiſchen Witterungswechſel dieſer Länder und Meere ſehr genau bekannt war, beſtund mit Recht darauf, daß die Abfahrt wenigſtens noch vier Monate verſchoben werden müſſe, wenn man mit einem ſo kleinen Boote und ſo geringer Menſchenkraft das ferne Ziel (Java) erreichen wolle. Denn dann dürfe man, nach dem völligen Vorübergang der Regenzeit, auf ein ſtürmefreieres Meer und günſtige Winde rechnen, während man, wenn die Abreiſe bei hinlänglich angewachſener Menge der Vorräthe ſchon nach etlichen Wochen unternommen würde, wahrſcheinlich noch mitten auf der Fahrt der Ungunſt der ſtürmiſchen Jahreszeit unterliegen müſſe. So gut jedoch auch dieſe Anſicht des alten Seemannes auf Erfahrung geſtützt und ſo einleuchtend ſie mir war, wollten ſie dennoch die beiden geſunden Matroſen und der Schiffszimmermann nicht gelten laſſen; dieſe drangen beſtändig auf die Beſchleunigung der Abfahrt, und äußerten öfters laut murrend ihre Vermuthung, daß der Steuermann nur deshalb auf Zögerung bedacht ſey, weil er bei ſeiner noch immer ſchwankenden Geſundheit ſich nicht aufs Waſſer traue; durch die Bedenklichkeiten eines Einzelnen, der nur für ſich ſelber beſorgt ſey, könnten aber die Andren ſich nicht zurückhalten laſſen. Am ſtärkſten führte der Schiffszimmermann dieſe widerſpenſtige Sprache, und der arme Mann war hierbei zu entſchuldigen, denn er fürchtete, wenn der Capitän in dem einen Boote, deſſen Schickſal uns unbekannt war, wirklich glücklich nach Java gekommen ſey, wegen ſeines heimlichen Zurückbleibens auf dem Schiffe nicht nur ein Vorenthalten des für die Fahrt ihm verſprochenen, ganzen Lohnes, ſondern auch Beſtrafung, und er war der Vater und Verſorger einer zahlreichen, in Holland lebenden Familie.

Das wechſelſeitige Mißverſtändniß machte ſich immer merklicher; eines Tages, da mein Vater mit der ärztlichen Pflege des kranken Matroſen beſchäftigt war, deſſen offner Fußſchaden ſeit einiger Zeit ſich auffallend beſſerte, und ſein alter Freund, der Steuermann, an dem andern Ende der Inſel ſein Fiſchernetz ausſpannte, ſtießen die beiden geſunden Matroſen mit dem Schiffszimmermann vom Lande; ſie hatten das Boot heimlich zur Abfahrt bereit gemacht und die Vorräthe hineingetragen; als mein Vater heraustrat ans Ufer, ſahe er die Flüchtlinge ſchon mit vollen Segeln dem offnen Meere zueilen.

Den drei noch übrigen Bewohnern des Eilandes, unter denen mein Vater damals der geſündeſte und ſtärkſte war, blieb nichts Andres, als die Uebung einer geduldigen Ergebung in das, was nicht zu ändern ſtund. Wie ſchwer ihm dieſe Uebung, im Andenken an ſein geliebtes Weib und ſein Kind, namentlich in den erſten Jahren, geworden, das konnte mein armer Vater mir kaum mit

Worten beſchreiben. Zwar auch der kranke Matroſe war nach einigen Monaten nicht allein durch die ärztliche Pflege, ſondern mehr noch durch die geſunde Luft und Nahrung, die ſich auf der Inſel fand, ſo weit wieder hergeſtellt, daß er an allen Geſchäften des kleinen Haushaltes Theil nehmen konnte, aber dies gewährte nur wenig Erleichterung der hoffnungsloſen Lage, denn das Fahrzeug, ſelbſt mit allen Handwerkszeugen des Schiffszimmermannes, war hinweg; wie konnte ein neues, wenigſtens zu einer weiteren Fahrt taugliches hergeſtellt, wie ein Mittel gefunden werden, um die Heimkehr oder die Vereinigung mit europäiſchen Schiffen möglich zu machen? Wenn die andren beiden, die ein ſolches nagendes, heißes Verlangen nach der Heimath nicht empfanden, weil zu Hauſe kein Weib und kein Kind ihrer warteten, den oder jenen Geſchäften nachgiengen, ſaß mein Vater, in tiefer Schwermuth verloren am Ufer und dachte an die Seinen.

Einſt nahete ſich der Inſel ein Fahrzeug, deſſen Mannſchaft ganz aus dem raub- und mordſüchtigen Geſindel der Malayen beſtund. Unſre drei Inſulaner, ſo ſehr meinem Vater bei dem langentbehrten Anblick von Menſchen und von einem Fahrzeuge das Herz pochte, mußten es doch für ein Glück halten, daß jene, den Franken unholden Männer, ſie nicht entdeckten. Seitdem dachte man auf eine künſtliche Verſchließung des einzigen günſtigen Landungsplatzes, den die Inſel darbot, und bei dieſem Geſchäft war der wiedergeneſene Matroſe am meiſten thätig, ſo daß der Eifer, mit welchem er faſt unabläſſig dieſe ſchwere Arbeit betrieb, meinem Vater unbegreiflich erſchien. Ueberhaupt kam ſeit einiger Zeit an dieſem Menſchen Vieles vor, das mit ſeinem früheren Benehmen in einem unerklärlichen Widerſpruch ſtund.

Sein ſonſtiges beſcheidnes und gefälliges Betragen gegen die beiden Gefährten, hatte ſich ganz verloren; er war kalt, ungefällig, that nichts mehr auf fremdes Geheiß, ſondern nur das was ihm gut dünkte und einfiel, dabei war er ſo wunderlich hochmüthig, als wenn er ein vornehmer gebietender Herr und die andren Beiden ſeine armen Diener wären. Einſtmals, da er es meinem Vater gar zu arg machte, erinnerte ihn dieſer an jene Dankbarkeit, die er ihm ſchon als ſeinem treuen Arzte ſchuldig ſey; jener ſagte ganz vornehm thuend: dieſe Pflicht werde ich euch ſchon einmal abzahlen; ihr ſollt zehnmal ſo viel im Golde dafür haben, als eure Salbenbüchſen, eure eiſernen Spatel, Leinwandlappen und Charpie zuſammengenommen wogen. Mein Vater mußte des tollen Einfalles lachen, ſpottete ſeiner Einbildungen, er aber blieb bei denſelben, und wenn er noch zuweilen ſich mit ſeinen beiden Gefährten in Geſpräche einließ, hatten dieſe keinen andern Gegenſtand als Geld und Gut, und ein Aufzahlen aller jener Vortheile und Genüſſe, die man ſich mit Gold erkaufen und bereiten könne. Eines vor Allem war auch den beiden Andern an ihrem Gefährten auffallend: während derſelbe früher an den täglichen Andachten, ſo wie an den gemeinſamen Erbauungen der Sonn- und Feſttage eifrigen Antheil zu nehmen ſchien, zeigte er nunmehr ſich kalt und unempfindlich, ja ſogar feindſelig dagegen, denn er entfernte ſich nicht nur, wenn ſeine vormaligen Freunde ſich im gemeinſchaftlichen Gebete ſtärken wollten, ſondern er ſuchte ſie auch muthwillig darinnen durch allerhand Lärmen und Getöſe, das er in ihrer Nähe machte, zu ſtören.

„Ein böſer Geiſt hat dich beſeſſen, ſagte einſt der Steuermann zu dem bedauernswerthen Menſchen; ſiehe dich wohl vor, daß er dich nicht an Leib und Seele verderbe.“ Mein Vater bemerkte bald, was für ein böſer Geiſt das ſey, der den Matroſen ſo ganz verwandelt hatte: es war der Mammon, es war der Geiz, welcher ja mit ſeiner Macht alles höhere und beſſere Gefühl der Menſchenſeele auslöſcht. Der unglückſelige Menſch hatte, wie ſich mein Vater darüber ausdrückte, „jenen Plunder, jenen glänzenden Koth“ entdeckt, von welchem ich gleich am erſten Tage meines Hierſeins in dem Vorrathshauſe Einiges zu Geſicht bekam; es war der Nachlaß eines vielleicht vor langer Zeit hier geſtrandeten, allem Anſchein nach portugieſiſchen Schiffes, damals nur noch bewacht von dem am Boden liegenden Geripp ſeines vormaligen Beſitzers oder Retters aus der Fluth.

Der Matroſe prunkte bei mehreren Gelegenheiten bald mit Ringen, an denen koſtbare Edelſteine prangten, bald ließ er Goldbarren oder große ſpaniſche Goldſtücke ſehen und fragte meinen Vater, ſo wie den Steuermann, um den ohngefähren Werth dieſer Dinge. Schon ſeit längerer Zeit gieng er nie ohne Waffen; in ſeinem Gürtel ſtak immer ein Paar geladene Piſtolen, die aus dem geſtrandeten Schiffe entnommen waren, dazu ein ſcharf geſchliffener Dolch, mit koſtbarem Griffe, deſſen Art der Erbeutung den beiden Andern unbekannt war. Dieſe Bewaffnung erſchien um ſo unnöthiger und lächerlicher, da ſich auf der ganzen Inſel außer den Seevögeln auch nicht einmal eine Spur von größeren Landthieren oder von einer giftigen Schlange fand, und da ja der ſeltſame Menſch von ſeinen beiden Gefährten ſelbſt keinen feindſeligen Gedanken zu fürchten hatte.

Der alte Steuermann ſo wie mein Vater konnten freilich es leicht errathen, daß ihr Gefährte irgend einen

Fund auf der Inſel gemacht haben müſſe, beiden aber war ein ſolcher für ſie unnützer Schatz ſo gleichgültig, daß ſie nicht einmal darum fragten. Es geſchah deshalb ganz zufällig, nicht mit Vorbedacht, daß mein Vater einſt zu dem, damals von dichtem, ſtachlichem Gebüſch umgebenen Orte kam, wo der Matroſe ſo eben, zwiſchen dem Gemäuer einer alten, verfallenen Hütte bei ſeinem Schatze ſaß. Wie ein Raſender ſprang der Menſch auf, ſpannte eine Piſtole gegen meinen Vater, beſann ſich jedoch wieder und ſagte: als meines Arztes und künftigen Reiſegefährten ſchone ich eurer diesmal; wer jedoch von euch beiden noch einmal es wagt, mir hier in mein Gehege hereinzutreten, der iſt des Todes. Seine vor Wuth funkelnden Augen bezeugten, daß es mit ſeiner Drohung ihm Ernſt ſey; mein Vater entfernte ſich und erzahlte dem alten Steuermann, was ihm begegnet ſey.

Dieſe beiden Freunde hatten jetzt allerdings Urſache, ſich vor ihrem Geſellſchafter zu fürchten. Eines Tages, als ſie beide an einer abgelegenen Stelle des Ufers dem Fiſchfange oblagen, hatte derſelbe alle Schießgewehre, Säbel und Meſſer hinweggetragen, welche ſich in der früher gemeinſam von ihnen bewohnten Hütte fanden. Als die beiden am Abend zurückkehrten und den Diebſtahl bemerkten, ſagte der alte, fromme Steuermann: laßt ihn die leibliche Schutzwehr und Waffen dahin nehmen, muß er uns doch jenen geiſtigen Schirm und Troſt laßen, der unſer Leben und das Aus- und Eingehen unſers Odems bewahrt. Wir wollen ſehen, welcher Schutz des Lebens kraftiger iſt und langer dauert, ob der, den er ſich zuſammenraubte, oder jener, den wir haben und den uns weder Diebe noch Roſt hinwegnehmen können.

Der Matroſe kam jetzt nur dann aus ſeinem Verhau, das er ſich wie eine kleine Veſte einrichtete, hervor, wenn er, mit bewaffneter Hand, ohne den andren nur ein gutes Wort darum zu geben, ſich von ihren geſammelten Lebensmitteln holte, was ihm eben anſtändig war. Oeſters nahm er ihnen das ſchon gekochte oder gebratene Fleiſch der Schildkröten oder Fiſche aus der Schüſſel hinweg, wenn ſie ſo eben nach der Arbeit ihren Hunger daran ſtillen wollten; oder er befahl ihnen gebieteriſch Dies und Jenes, das er zu genießen wünſchte, für ihn zu bereiten und es auf einen Stein zu ſetzen, den er als die unüberſchreitbare Granze ſeines Gebietes bezeichnete. Gewöhnlich fanden ſie dort ſchon eine Schüſſel von koſtbarem Porzellan zur Aufnahme des abgezwungenen Tributes bereit ſtehen. „Ihr ſeyd, ſagte er, meine Sklaven, und, wenn ihr mir nächſtens ein Fahrzeug werdet gebaut haben, meine Ruderknechte; bringt ihr mich glücklich nach Java oder Capſtadt, dann ſollt ihr genugſam belohnt werden; jetzt aber habt ihr ohne alle Frage nur das zu thun, was ich euch befehle.“

Wenn meinem Vater, der ſich noch niemals viel hatte gebieten laſſen müſſen, dieſes Benehmen des armſeligen Matroſen unerträglich fallen, wenn ſich bei ihm der Zorn regen wollte, da beruhigte ihn ſein alter Freund. Ihr werdet ſehen, ſagte er, ein ſolcher Hochmuth geht nahe vor dem Fall; eine ſolche dumme Bosheit und Wuth grabt ſich ſelber ihre Grube und kommt meiſt darinnen um.

Sonderbarer Weiſe ging dieſe Vorausſage recht im wörtlichen Sinne in Erfüllung. Die Regenzeit war eingetreten; die Bretterhütte, welche noch der Schiffszimmermann gebaut hatte, hielt das einſtrömende Waſſer nur unvollkommen zurück; ein Felſenvorſprung in der Nähe diente ſtatt ihrer dem Feuerheerd ſo wie den beiden Freunden,

den, die ſich daneben ihre Lagerſtätte bereiteten, für gewöhnlich zum Obdach; nur der Vorſorge des Steuermannes war es zu danken, daß ſich das eingeſalzene Fleiſch der Schildkröten und Vögel, ſo wie Eier und Früchte in ſolcher Menge geſammelt und aufbewahrt fanden, daß man auch während der ärgſten Regentage keine Noth zu leiden brauchte. In der erſten Zeit nach dem Eintreten der naſſen Witterung hatte der Matroſe ſich noch bei den beiden Andern ſehen laſſen; er hatte zuletzt noch ſo viele Vorräthe mit ſich genommen, daß er wohl einige Tage damit ausreichen konnte. Es vergiengen jedoch von da an nicht bloß mehrere Tage, ſondern Wochen, ohne daß er ſich zeigte; „wahrſcheinlich,“ ſo ſagte der Steuermann, „hat ſich unſer Inſeltyrann ſelber, in Stunden, wo ihn ſein Mammon einmal aus den Banden frei ließ, Vorräthe eingetragen; unſer eingeſalzenes Fleiſch ſchien ihm ohnehin nicht ſehr zu behagen und die friſchen Eier, die wir hier in der Felſenſpalte verwahrt haben, ſind ſeinem Späherblick entgangen; laßt uns die ſeltene Ruhe auf's Beſte genießen und benützen.“

Und dieſes thaten denn auch, nach Kräften, die beiden Reiſenden. In dem Koffer meines Vaters, welcher nebſt mehreren andern von ähnlichem Inhalt aus dem Schiffe gerettet worden, fanden ſich mehrere gute Bücher; ſolche, welche der Ermunterung und Ernährung der Andacht, ſo wie der Wißbegier dienen; die Beiden laſen, ſprachen, zeichneten und ſchrieben; denn mein armer Vater zeigte mir ſpäter ganze Stöße von Schreibereien, die er zu ſeiner Unterhaltung auf dieſer Inſel gefertigt hatte. Die großen Vorräthe von Papier, die er aus der Cajüte des Capitäns wie des Schiffscommandanten und ſeiner Schreiber mit ſich genommen, waren von ihm zuletzt faſt ganz aufgebraucht worden.

Die Regenzeit war jetzt vorbei; man konnte wieder nach allen Seiten hin auf dem blühenden und grünenden Eiland herumgehen; den beiden Freunden kam es nun doch bedenklich vor, daß ſich der Matroſe nirgends ſehen ließ; ſie fiengen an zu fürchten, es ſey ihm eine Krankheit oder ſonſt ein Unglück zugeſtoßen. Sie naherten ſich ſeinem Gehege, riefen ihn mehrmalen mit lauter Stimme; er gab keine Antwort. Einmal dünkte es jedoch, nach ſolchem lauten Rufen meinem Vater, als höre er von drinnen einen ſchwachen Laut; „es iſt Chriſten- und Menſchenpflicht, ſagte er, in dieſem Augenblick nicht an die Drohungen des Wütherichs, ſondern an die Möglichkeit ſeiner Noth zu denken,“ und die beiden drangen an einer von dem Stachelngebüſch gelichteten Stelle hinein in das Dickig. „Wir kommen nicht als deine Feinde, Anton“, rief mein Vater, als er das Gemäuer der Hütte erblickte, „ſondern um zu ſehen, ob du unſrer Hülfe bedarfſt;“ aber es antwortete kein Anton. Bei der weitern Annäherung an die Wohnung des „Inſelherrn“ erkannten die beiden wohl was dieſen zum Schweigen gebracht haben möge; ein Theil, nicht nur der äußeren Schutzwehr, ſondern auch ein neuer Anbau an dem alten, feſteren Gemäuer war durchweicht vom Regen zuſammengeſtürzt; als der Schutt hinweggeraumt wurde, fand man den ſchon von Fäulniß ergriffenen Leichnam des Unglücklichen, dem ſein eigner Geiz zum Fallſtrick des Todes geworden war. Statt des Fahrzeuges, deſſen Bau er uns zugedacht hatte, konnten wir (ſo ſprach mein Vater) ihm jetzt nur ein Grab bereiten; die goldnen Schlöſſer, die er in ſeinen Träumereien ſich baute, waren zu einem Haufen Erde geworden.

Die alten Bewohner des Schatzhauſes, an welches der neue, wie der Steuermann bemerkte, ſehr leichtſinnig aufgemauerte Anbau ſich lehnte, hatten feſter gebaut, als der unglückliche Anton; hier ſtund noch das ganze Gewölbe, erfüllt mit den Schätzen, auf deren Beſitz der Verunglückte ſo viel ſich eingebildet hatte; in einer Nebenkammer fand man das Geripp eines vormaligen vermuthlichen Beſitzers, welches Anton, ohne ſich noch die Mühe zu geben, es zu begraben, mit alten Lumpen und den Splittern der vom Gewürm zernagten ehemaligen hölzernen Geräthſchaften zugedeckt hatte. Wir begruben auch dieſe Menſchenreſte, und eine ſolche Pflicht ward uns leicht gemacht; wir entdeckten nicht weit von dem alten Hauſe ein offnes Grab, deſſen Grube freilich jetzt von grünendem Farnkraut ausgefüllt und überwachſen war; daß es jedoch wirklich hatte zum Grabe dienen ſollen, bezeugten etliche andre Hügel in ſeiner Nähe, deren auf Silberblech von einer wenig geübten Hand eingegrabenen Inſchriften portugieſiſche Namen der Beerdigten nannten. Einem unter dieſen war der Titel eines Prinzen beigefügt. Daß dieſe geweſenen Bewohner der Inſel ſchon vor ſehr vielen Jahren hier gelebt haben und geſtorben ſeyn mußten, das ließ ſich aus dem vom Alter aufgelösten Zuſtand der ſonſt gut, in eiſernen Kiſten verwahrten Kleider und Leinwand, ſo wie aus der Vermoderung des hölzernen Geräthes und ſelbſt aus der freilich ſehr undeutlichen Jahreszahl auf einem der Bleche, ſchließen.

Mein Vater lebte nach jenem Vorfall noch acht Jahre in Eintracht und Frieden mit ſeinem alten Freunde, der zuletzt jenes ganze Sehnen, das ihn nach ſeiner leiblichen Heimath hinzog, nach einer geiſtigen hingewendet hatte, in welche er ſehr freudig eingieng. Noch während der Steuermann lebte, der bis in ſeine letzten Tage an keiner andern Beſchwerde litt, als an der Laſt der Jahre, hatte mein Vater einſt durch einen Zufall jenen verborgenen, ſcheinbar durch ein Felſenſtück geſchloßnen Ausgang nach der Schlucht entdeckt, in welche ich mit Lebensgefahr mich hinabgelaſſen hatte. Dieſe Entdeckung war wichtig, weil ſie die Benützung des friſchen, trefflichen Quellwaſſers möglich machte, dem an Güte kein andres, bisher auf der Inſel gefundenes gleich kam. Etwa ein Jahr nach dem Tode des alten Freundes bemerkte mein Vater einſt, als er auf einem Felſenvorſprunge der Küſte ſtund, ein Schiff, das offenbar von europaiſcher Abkunft war. Er hatte ſeitdem bei mehreren Gelegenheiten kleinere und größere Fahrzeuge der Europäer geſehen und vermuthete deshalb, daß dieſelben an einer der Amiranteninſeln eine Niederlaſſung begründet haben möchten. „Doch was half mich, ſo beſchloß er ſeine Berichte, dieſe Entdeckung, da ich theils zu unentſchloſſen war, durch angezündete Signalfeuer die Aufmerkſamkeit jener Seefahrer auf mich zu lenken, theils aber, durch das Entbehren jedes, auch noch ſo kleinen Fahrzeuges gehindert bin, den vielleicht nicht ſehr weit abgelegenen Ort des europaiſchen Anbaues zu erreichen. Schon das Aufräumen der künſtlichen Verſperrung, die der verſtorbene Anton, wahrſcheinlich aus Furcht vor den Malayen, welche ihm ſeine Schätze nehmen könnten, mit einer raſenden Anſtrengung an dem Landungsplatz angebracht hat, ſollte den Kräften eines einzelnen alten Mannes zu ſchwer geworden ſeyn, und nur an dieſer Stelle kann uns ein Boot nahen, ſonſt überall iſt die Inſel durch Corallenriffe und Untiefen unzugänglich gemacht.“

So vergiengen mir und meinem Vater in dem wechſelſeitigen Erzahlen unſrer Schickſale mehrere Wochen, und ich fühlte nur ſelten neben dem Verlangen, meinen Vater bis an ſein Ende bei mir zu haben, ein andres ſich regen. Doch dieſes andre war viel zu lebhaft und ſtark, als daß es nicht zuletzt auch neben den Bewegungen der kindlichen Liebe ſich wieder hätte Luft machen und aufkommen ſollen. Mein Vater bemerkte ein ſtilles Sinnen und ſchwermüthiges Träumen an mir; er fragte mich; ich entdeckte ihm mein ganzes Herz, und ich darf wohl ſagen, ich wurde mir bei dieſen Aeußerungen einer kindlichen Vertraulichkeit ſelber viel klärer und verſtändlicher denn vorhin.

Wenn ich auch, ſagte mein Vater, zu dir, mein Sohn, ſprechen wollte: gehe hin, wohin dein Herz dich führt, denn ich will nun, ſeitdem meine Augen dich geſehen haben, gerne ſterben auf meiner einſamen Inſel, wie wollteſt du von hinnen kommen; wie wollteſt du einen Ort erreichen, von wo man dich weiter nach Holland fördern könnte?

Hört mich an, lieber Vater, antwortete ich, von euch trennen werde ich mich nie, ſo lange euch Gott das Leben ſchenkt, und ſollte es auch mein Loos ſeyn, ohne das Vaterland wieder zu ſehen, hier auf dieſer einſamen Inſel zu ſterben und begraben zu werden. Aber hat uns nicht Gott ſelber die Mittel in die Hand gelegt, einer vieljährigen Gefangenſchaft im grünenden Kerker ein Ende zu machen und wieder unter Chriſten, ja ſelbſt in die liebe Heimath zu kommen? Liegt doch mein kleines, leichtes Boot kaum etliche hundert Schritte von unſrer Inſel entfernt, laßt uns nur auf Mittel denken, es aus der engen Felſenſchlucht hinauszuſchaffen ins Meer; es hat für uns beide Raum genug; eine europäiſche Niederlaſſung kann, nach eurer eignen Bemerkung, auch nicht weit von hier ſeyn, und Gott wird ja ſeinen Segen geben zu einem Wagſtück, das ein liebender Sohn zur Befreiung ſeines alten Vaters und zur Wiedererreichung des Berufes unternimmt, zu dem Gott ſelber ihn berufen hat.“

Mein Vater lächelte und ſagte: ich habe ſchon eher gehört, daß die Alten in und mit ihren Kindern wieder jung werden, jetzt erfahre ichs ſelber. Du haſt auch mir Luſt und Muth gemacht zu deinem Wagſtück, laß uns verſuchen, wie weit es möglich iſt.

Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit: den Zugang zu der Bucht von all den fremdartigen Dingen zu reinigen, wodurch er verſchloſſen war; nach einer mehrtägigen, vergeblichen Anſtrengung mußte ich jedoch dieſen Plan, als unausführbar aufgeben. Die Pfähle waren wie verſteinert; die Steinmaſſen durch kieslichen Abſatz des Waſſers mit dem Boden zu einer Maſſe verwachſen. Traurig ſinnend gieng ich ſtundenlang am Ufer umher, endlich fiel mir ein, einen andern Verſuch zu machen. Nach jener ſchmalen Waſſerſtraße, die noch allein zwiſchen den Corallenbänken den Zugang zu unſrer Inſel möglich machte, und zwar auch dies nur an einer einzigen Stelle, konnte vielleicht noch ein Seitenarm der Felſenbucht, in welcher mein Fahrzeug lag, einen Ausgang darbieten, aber dieſe Nebenſpalte, die ſich in den Lavaberg hineinzog, war gerade gegen ihr Ende hin durch eine Felſenmaſſe verſchloſſen. Seitdem mich mein Vater den Weg auf ſeinen Fallbrücken und Strickleitern kennen gelehrt hatte, war es ein Leichtes, bis an den Punkt zu kommen, wo die Schwierigkeit anhob. Bei genauerer Beſichtigung fand ſich, daß der Fels, der den Ausgang verſchloß, keineswegs eine zuſammenhängende, compakte Maſſe bildete, ſondern daß er überall ſtark geborſten und zerklüftet war. Da fiel mir ein Mittel ein ihn zu zerſprengen, das ich mehrmalen bei meinen Zigeunern in Anwendung geſehen hatte; es iſt daſſelbe Mittel, das die alten Aegypter zum Lostrennen auch der machtigſten Steinmaſſen von dem Ort ihrer natürlichen Befeſtigung in Gebrauch hatten. Mit Hülfe meines Beiles hieb ich von einer Holzart, von der ich ſahe, daß ſie durch die Befeuchtung mit Waſſer vorzüglich ſtark aufſchwelle, Pfähle von verſchiedener Dicke ab; ich ſteckte zuerſt in jene Spalte des Felſen die zunächſt gegen das Meer hin ſtund, ſolche, die gerade in dieſelbe paßten, füllte um die Pfähle her zartes Seegras und Moos, und trug dann, freilich mit unbeſchreiblicher Anſtrengung, Waſſer aus dem Quell herbei, das ich auf die Holzpfähle ſchüttete. Wirklich hörte ich nach einer fünftägigen Mühe, einsmals in der Nacht jenes laute Donnern und Plätſchern der ins Meer herabſtürzenden Felſen, welches mir das Gelingen meines Werkes ankündigte. Ich konnte kaum den Morgen erwarten, um meine Sprengarbeit zu beſehen; ſie hatte mehr genützt, als ich voraus ſehen konnte; ein großes Stück auch der zur Rechten anſtehenden Wand war weithin gelöst und ins Meer geſtürzt; der Ausgang war hier ſo weit, daß ein zehnmal breiteres Fahrzeug denn das meinige hindurch gekonnt hätte. Aber eben zwiſchen dieſem Ausgang und jenem Theile der Nebenkluft, die zu meinem Fahrzeuge führte, ſtund noch eine ziemlich dicke Felſenmaſſe an. Ihr Zerſprengen und das Hinausſchaffen der zum Theil in die Kluft ſelber hinabfallenden Geſteinſtücke war viel ſchwieriger und langwieriger, als meine erſte Sprengarbeit; es vergiengen faſt vier Wochen, bis ich damit zu Stande kam.

Mein alter Vater bezeugte an meiner Arbeit und an dem, wenn auch langſamen, zuletzt doch erfreulichen Gelingen derſelben, eine ungemeine, wahrhaft jugendliche Theilnahme. So beſchwerlich für den guten Greis das

Hinauf- und Hinabſteigen auf ſeinen Zugbrücken und Strickleitern ſeyn mußte, beſuchte er mich dennoch täglich mehrmalen bei meinem Steinbrechergeſchäft; den beſten Palmenwein in dem koſtbarſten ſeiner Porzellangefaße mußte ich zu meiner Erquickung annehmen; wenn ich am Mittag oder Abend zur Inſel kam, fand ich jederzeit Speiſen an denen ſeine höchſte Kochkunſt ſich kund gegeben hatte und die ſich durch innren Gehalt und Nahrhaftigkeit auszeichneten; es war mir ein ſeit dem Tod meiner Mutter niemals wieder genoſſenes Glück, mich ſo als liebes Kind im Hauſe zu fühlen. Auch für Vorräthe auf die Reiſe, ſo wie für ein beſſeres Segel ſorgte mein guter Vater; er ſelbſt ſahe mit Ungeduld dem Tag der Abfahrt entgegen.

Wenn ich noch jetzt, nach ſo manchem Jahre, das ich ſeitdem in Freud und Leid verlebt habe, an den Wohnſitz des Friedens, an die vaterliche Hütte dort im indiſchen Meere gedenke, da wandelt mich ein Verlangen an, nur noch einmal in meinem Leben, an der Seite Derer, die mir auf Erden die Liebſten ſind, daſelbſt unter den Palmen zu ſtehen und zu wandeln. Unſer Nachſinnen über das, was künftig und jenſeitig iſt, verirrt ſich wohl oft in Träumereien, welche ihm die Herrlichkeiten eines Paradieſes darſtellen, in welchem Alles, was das freudetrunkene Auge ſiehet, das Ohr höret und die andern Sinnen empfinden, unvergleichbar viel ſchöner, lebenskräftiger, durchdrungener von Liebreiz iſt, weil das mütterliche Element, aus dem es erwuchs, nicht mehr das ſterbliche Irdiſche, ſondern das unverweslich Himmliſche iſt. Eines Paradieſes, in welchem der Sabbath auch den andren Tagen der Woche den Lebensodem ſeiner hehren Stille und Erhebung nach oben einhauchet; in welchem die menſchliche Natur jenes Gewand der Furcht und der Schreckniſſe abgelegt hat, das ſonſt die andren Creaturen von ihr hinwegſcheucht. Allerdings erinnerten ſchon die Gräber, welche im Schatten der Palmen ſich zeigten, daran, daß unſre Inſel noch mitten in dem Reiche des Sterblichen und Verweslichen liege, aber den Vorſchmack eines kreatürlichen Weſens der höheren Art gewährte ſie. Die Geflügel des Waldes: die buntfarbigen Papageyen, Tauben und Sänger der ſüdlichen Zone waren, denn ihnen geſchahe niemals ein Leid von Menſchen, ſo zahm, daß ſie nach wenig Tagen auch mir, ſo wie meinem Vater ſich auf Schultern und Hände ſetzten; wenn wir unſre Mahlzeit hielten, da warteten ſie neben uns der Broſamlein, die wir ihnen darreichten, und die ſchwarzköpfige Droſſel ließ uns zugleich ihr melodiſches Lied vernehmen; ſelbſt die Seevögel, die uns mit der Ueberfülle ihrer Eier und zum Theil mit dem Fleiſch ihrer Jungen verſorgten, tauchten und ſchwammen ohne Scheu vor unſren Augen im Meer herum und fiengen begierig die Stücken des geröſteten Yams auf; die Seeſchildkröten, der Hauptreichthum dieſer Inſeln, ließen ohne Mühe, am Lande, wie an ſeichteren Stellen des Ufers ſich fangen, und den Abgang einer Alten erſetzten bald ſo viele Junge, daß wir hätten mit dem köſtlichen Fleiſche die Bewohner faſt einer ganzen Stadt verſorgen können.

Eine Stelle an der vom Meere her unzugänglichſten Oſtſeite der Inſel war es vor allem, wo ich am liebſten verweilte. Mein Vater hatte dort einen Kreis der Bäume und der Balſamſtauden gepflanzt, der nur nach Oſten hin eine Oeffnung, gleich einem Thore offen ließ, durch welches bald nach ihrem Aufgehen die Sonne hereinſchien auf einen kleinen, ſteinernen Aufbau, den mein Vater ſeinen Altartiſch, ſo wie den ganzen Kreis der Bäume ſeinen

Tempel nannte. Blüthen und Blumen von allen Farben, am meiſten jedoch weiße und blaue, nur gegen das Portal hin vorherrſchend die glühend rothen, rankten oder reiheten ſich an die Bäume und Gebüſche an; der Weihrauch der ſüßen Düfte ſtieg ohne Unterlaß aus ihren bunten Opferſchaalen auf. Hier pflegte mein Vater ſeine Sonntage zu feiern und ich, ſo lang ich bei ihm war, nahm gerne an dieſer Feier Theil. Ich fragte ihn öfters, ob nicht das beſtändige Alleinſeyn, das lange Entbehren des Verkehres mit andern Menſchen ſeine Andacht entkräftet habe, da ja ſelbſt die Kohle nur im Vereine mit andern Kohlen ihr Feuer zur Gluth ſteigert, welches in der abgeſondert liegenden ſchnell erlöſchet, der Menſch aber zur Bekräftigung und Vollendung in jedem leiblichen wie geiſtigen Werke des Zuſammenwirkens mit andern Menſchen bedarf. „Allerdings, ſagte mein Vater, habe ich oft mit heißem Sehnen dem Zuſammenſeyn mit andren Seelen, ſey es noch hienieden oder dort jenſeits, entgegengeſeufzt; aber auch die Einſamkeit, das Alleinſeyn mit Dem der, überall gegenwärtig, alles einzelnen Lebens Mangel ausfüllet, hat meine Seele geſtärkt und erzogen für die Ewigkeit; ich habe Vieles von den Freuden, aber auch von den Leiden jener Einſamen in der Wüſte gekoſtet, deren Leben mitten in dem lauten Getöſe der damaligen Noth und Kämpfe ein verborgenes mit Gott war. Hier, in meiner unverſchuldeten Abgeſchiedenheit, bin ich dennoch niemals allein, ſondern immer von einem Andrem geführt, gehalten und begleitet geweſen; die Andacht in meinem grünenden Tempel war meiſt feuriger und kräftiger, als ich ſie jemals ſonſt in unſren Kirchen empfunden.“

Die Vorbereitungen zu unſrer Abfahrt waren vollendet; die Jahreszeit unſerm Vorhaben noch günſtig; wir fiengen mit dem Beginn einer neuen Woche, geſtärkt durch die Ruhe des geſtrigen Sonntages an, alles Das, was wir mitzunehmen gedachten, in das Fahrzeug, das ſchon im Meere ſtund, einzuräumen. Das Wichtigſte für uns waren allerdings die Lebensmittel und die eigentlichen Schiffsgeräthſchaften, wir hatten jedoch nicht verſäumt, aus dem Schatzhaus im Walde, dem Erbtheile, das uns die Portugieſen hinterlaſſen, mehrere der koſtberſten Dinge mit uns zu nehmen. „Dieſe Perlen hier, ſagte mein Vater, indem er mir eine nicht unanſehnliche Büchſe, gefüllt mit den ſchönſten Perlen, zeigte, ſind mein redlich erworbenes Eigenthum; ich habe in früheren Jahren, als ich noch kräftiger war und die Hoffnung zur Heimkehr nicht aufgegeben hatte, ſelber, mit eigner Hand die Muſcheln, in denen dieſe koſtbaren „Thränen des Meeres" lagen, auf einem Corallenriff geſammlet, über welchem zur Zeit der Ebbe, wenn dabei der Nordwind wehet, das Waſſer nicht ſehr hoch ſtehet und an das ſie wahrſcheinlich vorlängſt die Stürme heranſpülten. Sie allein würden uns, wenn wir glücklich mit ihnen zur Heimath kämen, dort zu vermögenden Männern machen. Auſſer dieſen gehört hier dieſer Beutel mit Goldſtücken mir zu, denn er enthält theils meine wohlerworbene Löhnung, theils aber das, was mein verſtorbener Freund, der Steuermann, mir, als ſeinem einzigen Erben, feierlich vermacht hat. Dieſes Gold könnte wohl auf jedem europäiſchen Schiffe zur Bezahlung einer Ueberfahrt in unſern Welttheil hinreichen, und im Nothfalle dürften wir uns ja auch von dem Plunder, den die Portugieſen hinterließen, zum Bedarf unſrer Heimreiſe das Nöthige entlehnen. Immerhin bleiben jedoch dieſe Diamanten und andern Edelſteine, ſo wie die vielen Goldſtangen, ein fremdes Eigenthum, zu welchem wir, wenn Gott die Heimkehr gelingen läßt, die rechten Erben aufſuchen müſſen; das, was uns hierbei leiten kann: die Namen von den Grabſchriften, habe ich mir ſorgfaltig aufbewahrt. Es ſind Koſtbarkeiten, wie ſie einem Fürſtenhauſe, nicht dem Hauſe eines Privatmannes zuſtehen.

Bei dieſer Gelegenheit bekam denn auch ich alle die von meinem gewiſſenhaften Vater aufbewahrten Kleinodien zu beſchauen; ein Demant war darunter, ſo groß und hellglanzend, als ich noch niemals einen geſehen; der alte Steuermann, der hiervon einige Kenntniß beſaß, hatte, wie mein Vater mir ſagte, ſeinen Werth auf mehrere Millionen Gulden geſchätzt. Wir packten alle dieſe vorzüglich werthvollen, fremden Güter in eine kleine mit ihnen zugleich aufgeſundene, eiſerne, mit eingegrabenen, goldenen Zierrathen verſehene Kiſte, in die wir auch zwei der kleinen Grabſchriften auf Silberplatten hineinlegten; unſre Perlen ſtellten wir beſonders; das Porzellan ließen wir an ſeinem Ort ſtehen, nur etliche Gefäße davon füllten wir mit dem, durch die Deſtilirkunſt meines lieben Vaters ausdauernder gewordnen Palmenwein und Waſſer, ſowie mit dem eingeſalznen Fleiſche der jungen Schildkröten.

Als mein guter Vater noch einmal auf ſeiner Inſel umhergegangen war, von dem Grabe ſeines alten Freundes, das in der Nahe ſeines Baumtempels lag, und von jeder andern ihm lieben Stelle Abſchied genommen hatte, ſtiegen wir zum letzten Mal hinüber über die kunſtloſen Brücken, ſetzten in Gottes Namen uns hinein ins Boot und ich fing an zu rudern. Das Lob- und Danklied, das wir anſtimmten, ſangen wir gewiß beide mit gleicher freudiger Andacht, doch rannen meinem Vater Thränen über die Wangen herab, an deren Entſtehen wohl auch eine Art von Wehmuth ihren Theil hatte. Zwei ſeiner zahmen Papageyen wollten durchaus nicht von ihm weichen, ſie flogen uns nach ins Boot, verließen uns dann zwar auf einige Stunden, kamen aber von neuem, dem freilich nicht im Fluge dahineilenden Fahrzeuge nach, und wichen nun nicht mehr von der Stelle; ſie blieben auf der ganzen Seereiſe unſre Gäſte und Begleiter, und der eine von dieſen langlebigen Vögeln befindet ſich noch jetzt im beſten Wohlſeyn in meinem Hauſe.

In einer ſpäteren Stunde des Nachmittags erhub ſich ein günſtiger Wind. Wir ſpannten das Segel auf und ich ruhete aus vom Rudern. Die Korallenriffe, Sandbänke und Klippen hatten ſich ſehr verringert, wir fanden überall, vor und neben uns, ein freieres Meer; die Beſchwerden unſrer Seereiſe hatten ſich, wenn kein Sturm ſie erneute, gemindert; zugleich lagen auch die Inſeln, ſo viel wir zu urtheilen vermochten, von viel größerem Umfang als die unſrige, ungleich weiter von einander entfernt als in jenem Theile der Inſelgruppe, den ich bisher kennen gelernt hatte. Je naher wir jedoch jetzt, allem Anſcheine nach, dem Eintritt in das freie, offne Meer kamen, deſto ängſtlicher ſpäheten unſere Augen umher, ob wir kein europäiſches Schiff oder irgend ein anderes Anzeichen wahrnehmen könnten, das uns zu der vermutheten Niederlaſſung zu führen vermöchte; denn wir wußten wohl, welche Gefahren uns dennoch, mit einem ſo kleinen Fahrzeuge, auf dem weiten Meere erwarteten.

Die Sonne war ſchon nahe am Untergehen, da bemerkten wir auf einer der Klippen, aus deren gefährlichen Nachbarſchaft ich noch vor Anbruch der Nacht aus allen Kräften ganz hinwegzuſeglen ſtrebte, das Auf- und Niederbewegen eines großen, weißen Körpers Es mochte ein Segeltuch oder ſonſt etwas der Art ſeyn, das dort die Stelle eines Signales oder einer Flagge vertrat.

„An eine europäiſche Niederlaſſung auf ſolcher verödeten Klippe iſt freilich nicht zu denken, ſagte mein Vater, aber vielleicht iſt dies dort das Nothzeichen eines hülfsbedürftigen Menſchen, der uns zuwinkt und zu ſich hinrufet, laß uns doch wo möglich nach dem Felſen hinſteuern".

Ich hatte Vieles gegen dieſe Aufgabe einzuwenden; ſie war in der That jetzt, bei anbrechender Abenddämmrung, keine leichte; indeß das Herz meines Vaters war durch ſeine eigne vieljährige Prüfungsſchule mitleidiger und weicher geworden, als das meinige; er wiederholte ſeinen Wunſch und ich gab demſelben nach.

Sowie es anfing dunkler zu werden, ſahen wir an einer Stelle der Felſen ein helles Feuer ſich entzünden, das uns zum Signal diente und uns wirklich zu einem kleinen, natürlichen Hafen hinleitete, in welchem unſer Boot vor Wind und Wogen gar wohl geſchützt lag. Der Menſch, der uns zuerſt durch ſeine Leinwandflagge, dann durch das Feuer hieher gerufen hatte, kam jetzt vom Felſen herunter zu uns und an das Meer; er war ein Matroſe, von Geburt ein Däne, der auf einem franzöſiſchen Kauffartheiſchiffe gedient hatte. Der Menſch ſahe ſehr elend und nothleidend aus, er hatte ſeit mehreren Wochen auf ſeiner dürren, ſteil anſteigenden Klippe nichts zu eſſen gehabt, als einige Schaalthiere und Krebſe des Meeres, oder einen den Möven abgejagten, von dieſen ſchon halbverzehrten Fiſch; ſein einziges Getränk war das brackige Waſſer geweſen, das noch von der Regenzeit her in den Felſenklüften ſich erhalten hatte. Wir erquickten ihn durch einen Theil unſrer mitgenommenen Vorräthe, ſahen aber bald, daß ein Gaſt von ſolcher Eßluſt uns auf längere Zeit ſehr ſchwer fallen könnte. Und dennoch wollte der arme Burſche gar gern unſer Gaſt und Reiſegefährte ſeyn. Als er ſich ſatt gegeſſen und getrunken, warf er ſich vor meinem Vater nieder und bat dieſen in einem Sprachgemiſch von Deutſch und Däniſch um Gottes willen, daß er ihn dem Hungertod nicht überlaſſen, ſondern ihn mitnehmen möchte. „Mann", ſagte mein Vater, „dies fordert Ueberlegung; unſer kleines Fahrzeug hat kaum den nöthigen Raum, geſchweige die Lebensvorräthe für drei Perſonen; vielleicht nicht einer, ſondern wir alle drei werden in Kurzem, wenn wir euch mitnehmen, dem Hungertod anheimfallen; zudem kenne ich euch nicht, ich weiß nicht einmal, ob durch eigne Schuld, ob durch fremde, oder ob durch einen Unglücksfall ihr hieher gekommen ſeyd; es iſt bedenklich, einen ſolchen Unbekannten in ſo enge und genaue Verbindung aufzunehmen, als das Zuſammenleben in unſrem Schifflein mit ſich brächte".

Der Menſch fing an zu weinen; er geſtund uns offen, und wie es ſchien in wahrer Reue, daß er in der Trunkenheit auf eine ſehr widerſetzliche Weiſe ſich gegen den, freilich ſehr ſtrengen Capitän vergangen habe und deshalb zur Strafe an dieſe Klippe ausgeſetzt worden ſey; „hätte ich", ſo fuhr er fort, „mit dem Capitän und ſeinen Leuten nur fertig genug franzöſiſch zu ſprechen verſtanden, ſie würden ſich gewiß meiner erbarmt und mich auf andre, nicht ſo gar harte Weiſe beſtraft haben; denn zu Hauſe wartet meiner eine alte Mutter und eine Braut, die gleich nach meiner Heimkunft mein Weib werden ſollte".

„Wo kam euer Schiff her und wohin ſegelte es", fragte mein Vater.

„Unſer Schiff“, antwortete der junge Seemann, „war in Oſtindien geweſen, hatte dann auf einer Inſel, die eine franzöſiſche Colonie enthalt und welche keine achtzig Seemeilen von hier entfernt ſeyn kann, friſches Waſſer und Lebensmittel, ſowie verſchiedne Colonialwaaren eingenommen, und iſt nun auf der Rückfahrt nach Frankreich begriffen“.

„Getrautet ihr euch wohl“, fragte mein Vater weiter, „den Seeweg nach der Inſel zu finden, auf welcher, wie ihr ſagt, die Niederlaſſung iſt“?

„Das wollte ich wohl“, antwortete der Seemann, „denn ich bin auf der ganzen Fahrt der Gehülfe des Steuermannes geweſen und habe wegen einer leichten Unpäßlichkeit deſſelben, namentlich von dem Hafen jener Colonie bis hieher in dieſe Gegend, das Steuerruder faſt ganz allein geführt; in meinem Vaterland aber habe ich als Lotſe gedient und ſchon manches Schiff glücklich durch die gefahrvollſten Scheeren geführt. Ja, wenn ich ſo reden darf, meine Geſchicklichkeit oder vielmehr meine Einbildung hierauf gab zuletzt die nächſte Veranlaſſung zu meinem Unglück, indem ich dem Capitan bei einer Anordnung, welche mir gefahrlich für das Schiff zu ſeyn ſchien, auf eine ungebührliche Weiſe widerſprach und widerſtund“.

Wir beide, mein Vater und ich, redeten noch viel mit dem Matroſen und faßten mehr und mehr Vertrauen zu ihm. So weit das menſchliche Mitgefühl urtheilen konnte, mußten wir ihn für einen zwar rohen, dabei aber ehrlichen und gutmüthigen Menſchen halten. So beſchloſſen wir denn, ihn auf unſre eigne Gefahr hin mitzunehmen; vielleicht daß Der, den wir ſelber jetzt Hülfe gewährten, auch unſer Helfer und Retter werden konnte.

Sobald der Tag graute, machten wir uns wieder fertig zur Weiterfahrt; unſer neuer Gaſt, obgleich er das kleine Fahrzeug durch das Gewicht ſeines Körpers beſchwerte, hatte es auch ſchon heute wieder mit dem frühesten erleichtert, durch den bewundernswürdigen Appetit, womit er den mitgenommenen Vorräthen zuſprach. Der Burſch verdiente indeß wirklich ſein Brod redlich; am meiſten als tüchtiger und geübter Seemann förderte er, bald durchs Segel, bald durchs Ruder, unſre Fahrt; wir bemerkten zwiſchen dem heutigen und geſtrigen Fortgange der Reiſe einen gar gewaltigen Unterſchied und mußten uns ſchon jetzt geſtehen, daß die Aufnahme des armen ausgeſetzten Menſchen in unſer Boot ein Vortheil für uns geweſen ſey. Zwar hemmte eine mehrmalen wiederkehrende Windſtille unſre Fahrt und mein ängſtlicher Vater fragte den jungen Seemann öfters, ob er denn auch der rechten Richtung gewiß ſey, erhielt aber jedesmal eine ſo zuverſichtlich bejahende Antwort, daß wir ſelber Zuverſicht gewannen. Endlich, am dritten Tage nach der Abfahrt von der Klippe, erhub ſich ein zwar nicht ſtarker, für uns aber vollkommen günſtiger Wind; noch vor Einbruch der Nacht zeigte uns unſer Gefährte einen für uns kaum bemerkbaren bläulichen Punkt am Horizont, welcher nach ſeiner Verſicherung ein Berg der Inſel ſeyn ſollte, nach der wir hinwollten. Auch in der Nacht behielten wir günſtigen Wind; unſer Lotſe ſchlief keinen Augenblick, ſondern war eben ſo eifrig thätig am Steuerruder, als im Verzehren der Eßwaaren, die er neben ſich hingelegt hatte, und im allmähligen Ausleeren eines großen Kruges mit Palmenwein. Als der Morgen kam, weckte er uns auf und ſagte: nun könnt ihr Gott danken, denn ſehet, da im Norden, bei dem grünbewachſnen Berge, iſt der Hafen, den wir, wills Gott, in etlichen Stunden erreichen werden, dort aber im Süden ſteigt ein Gewölk herauf, das uns, wenn wir länger auf dem Meere bleiben müßten, ein böſes Spiel bereiten könnte.

Der ehrliche Seemann hatte richtig vorausgeſagt; wir waren, bei all ſeinen Anſtrengungen, doch noch nicht zum Eingang des Hafens gelangt, da meldeten ſich die Vorboten eines furchtbaren Sturmes; es gehörte ein ſo geübter, entſchloſſener Lotſe dazu wie der unſrige war, um unſer Schifflein, ſo wie uns, durch die gefährliche Nahe der Klippen und die mächtige Brandung hindurchzuführen; mehr als einmal ſpritzten die Wogen eine ſolche Waſſermenge über uns her, daß wir beide, mein Vater und ich, mit unſern porzellanenen Gefäßen nur ohne Aufhören zu ſchöpfen hatten, um das Boot über dem Meere zu halten. Noch eine kühne Wendung, mitten durch die Klippen, war nöthig; ſie gelang unſerm Seemann, und wir liefen mit unſerm zwergartig kleinen Fahrzeuge mitten unter die größern Schiffe ein, deren etliche hier vor Anker lagen.

Welcher Anblick waren für uns dieſe Schiffe und die an ihren Maſtbäumen flatternden Flaggen von europäiſchen Nationen; welcher Anblick die am Hafen ſtehenden, auf europäiſche Weiſe gebauten Häuſer. Mein Vater konnte vor tiefer Bewegung nicht ſprechen; mit ſeiner Hand und mit ſeinen dankbaren Blicken deutete er nach oben; auch ich war wie ein ſelig Traumender; ich wußte vor Freude kaum was ich hier vor mir ſahe.

Selbſt etliche Kanonen ſtunden an den Hafendämmen aufgepflanzt; unſer kleines, armſeliges Fahrzeug ließ man jedoch ohne Bedenken ſich nahen.

„Da biſt du ja ſchon wieder, Drakenberg", rief ein Matroſe aus einem Schiffe mit holländiſcher Flagge unſerm

Reiſegefährten zu; „biſt du etwa los von deinem franzöſiſchen Capitän, ſo komm zu uns, wir könnten dich gut zur Fahrt nach Java und wieder heimwärts nach Holland gebrauchen.“

Mir war es, als ſey das Blut in meinen Adern zu lauter Freudenſtrömen und jeder Odemzug zu einem ſtillen Jauchzen geworden, als ich dieſe Worte hörte, obgleich ſie nicht mir ſondern meinem Gefährten galten. Sprachen ſie mir doch gleich als fröhlichen Gruß eine Erfüllung all meiner ſehnlichſten Wünſche zu. Auch mein Vater, der ſich das Schiff aufmerkſam betrachtete, ſagte: das wäre keine üble Gelegenheit für uns zur Heimkehr.

Unſer ehrlicher Seemann hatte, wie ich ſo eben erwähnte, gleich bei ſeiner Ankunft im Hafen alte Bekannte und Landsleute getroffen. Wir ſtiegen aus und wollten in einem der Häuſer am Hafen ein Unterkommen für uns aufſuchen, da eilte ein Mann auf mich zu, umarmte mich zärtlich und rief voll Freude aus: „Nun Gott Lob! Sie leben noch, lieber Herr Doctor, und wir haben Sie wieder; wie tief haben alle Ihre Freunde und Bekannte Ihr Unglück betrauert, das Ihnen durch die Seelenverkaufer zuſtieß, und mit welcher bangen Sorge hat man ſich überall nach Ihrem franzöſiſchen Schiff und nach Ihnen erkundigt.“

Mit freudiger Ueberraſchung betrachtete ich mir den Mann, der mich hier im fremden Welttheile ſo liebevoll begrüßte, ich erkannte zuletzt in ihm einen meiner geweſenen Kranken, den ich in den letzten Wochen vor meiner gewaltſamen Entführung mit glücklichem Erfolg als Arzt behandelt und hergeſtellt hatte: einen jungen Kaufmann aus Amſterdam, dem die wiedererlangte Geſundheit ein ſo vortheilhaft verändertes Ausſehen verliehen hatte, daß ich in ihm meinen vormaligen Patienten kaum zu erkennen vermochte. Das, was gleich nach den Begrüſſungen meine erſten Fragen an ihn berührten, wird ſich wohl leicht errathen laſſen; ich erfuhr durch ihn, daß die Tochter des Herrn van Ruyter noch nicht vermählt ſey, und daß die Familie meines Wohlthaters ſich, ſo viel er vernommen, wohl befinde. Darauf bot er mir und meinem Vater, den ich ihm vorſtellte, eine Wohnung in dem Hauſe an, welches er für die Zeit ſeiner hieſigen Anweſenheit gemiethet hatte, und wir machten ſehr gern von dieſem Anerbieten Gebrauch. Noch erfreulicher jedoch war es mir, daß ich auf dem hollandiſchen Schiffe, welches wir ſchon bei unſerer Einfahrt in den Hafen geſehen hatten, durch die Vermittlung des jungen Amſterdamer Kaufmanns, noch ein gutes, bequemes Unterkommen in der Kajüte fand, welches mir nicht gerade um meinet- ſondern um meines alten Vaters willen ſo erwünſcht war. Dieſes Schiff, welches nach Java beſtimmt war, hatten allerhand widrige Zufalle genöthigt, hier an den Amiranten-Inſeln einzulaufen; das aber, was für die Mannſchaft des Schiffes als ein ungünſtiges Ereigniß erſchien, war gerade für uns ein höchſt erfreuliches, glückliches geweſen, weil wir ſonſt vielleicht lange auf eine Gelegenheit zur Heimkehr hatten warten müſſen.

Wenige Tage nach unſrer Ankunft war unſer Schiff zum Abſegeln bereit. Die Fahrt nach Java war ſehr glücklich und von ungewöhnlich kurzer Dauer. Meine erſte Frage, nach unſrer Ankunft in Batavia, war die nach meinem Freunde, nach dem jungen Herrn Hugo van Ruyter. Zu meinem groſſen Schrecken erfuhr ich, daß derſelbe ſchon ſeit mehreren Wochen und zwar, in dieſem Augenblick, ſo gefährlich krank ſey, daß die hieſigen Aerzte die Hoffnung zu ſeiner Wiedergeneſung aufgegeben hatten. Ich ließ mich unverzüglich in ſein Haus führen. Mein armer Freund kannte mich, als ich jetzt an ſein Bette trat, nicht mehr; ich ſelber fand ſeinen Zuſtand im höchſten Grade gefährlich. Ich wich nicht von ſeinem Lager; des ermüdeten Zuſtandes, in den mich die Seereiſe verſetzt hatte, gedachte ich nicht; ſeine Hand, deren Puls kaum noch zu fühlen war, drückte ich zwiſchen meine Hände; preßte ſie in überwallender Bewegung der Theilnahme an meine Bruſt. Was iſt das für eine Gewalt, welche die Seele ſelbſt dann noch zum Aufmerken und zu einer Rückwirkung gegen die Auſſenwelt weckt und aufregt, wenn das Ohr des ſchon erſterbenden Leibes nicht mehr hört, das Auge nicht mehr ſieht; iſt es nicht die unmittelbare Wirkung der einen Seele auf die andere, welche keines leiblichen Organes bedarf, weder um ſich auszuſprechen, noch um ſich zu vernehmen? Wie bei einem Schläfer, der ſich gern aus einem qualvoll ſchweren Traume erwecken möchte und dies lange Zeit nicht kann, zuckten bei meinem Freunde die Muskeln des Geſichtes, ſuchten die gefühllos hinſtarrenden Augen ſich wieder für etwas Sichtbares aufzuthun. Endlich hatte er das, was ſein Auge ſuchte, wirklich geſehen; mein lieber Hugo erkannte mich; „biſt Du zu mir gekommen, mein Freund?“ ſagte er mit ſchwacher Stimme. Ein ſtärkeres, krampfhafteres Zucken ergriff ſein Angeſicht; es ſchien das letzte Aufraffen der Kräfte der Natur zum Kampf des Todes zu ſeyn; doch, ſo lange der Odem noch aus- und eingehet, welcher Arzt darf die Hoffnung an einem Kranken aufgeben? ich lief ſelber fort in die Apotheke; unter meinen Augen, ja großentheils durch meine Hände wurden die Mittel, auf welche ich noch einiges Vertrauen hatte, gefertigt: Einreibungen zuerſt, dann ein Bad, ſammt dem innern Gebrauch der Arznei, welche der faſt gelähmte Schlund ohne Mitwirkung ſeines Lebens hinabſinken ließ. Die wohlthätige Criſis, die ſtatt des Todes eintrat, war dennoch vielleicht eben ſo ſehr die Folge einer Gemüthsbewegung als der Arzneimittel; einer Gemüthsbewegung, welche in den meiſten Fällen eben ſo plötzlich tödtlich hätte wirken können als ſie in dem diesmaligen heilſam wurde. Ich benutzte allerdings, indem ich den ganzen Vorrath meiner ärztlichen Kenntniſſe und Einſichten, all meine Aufmerkſamkeit und Ueberlegung zuſammennahm, jeden Zugangspunkt, den mir der Verlauf der Criſis zu den Lebenskräften meines Kranken darbot; ich lauſchte auf jeden Hauch deſſelben; meine innre Anſpannung war noch eine größere denn jene, mit der ich, bei jeder Bewegung den Tod vor Augen ſehend, nahe bei der Inſel meines Vaters über den zerborſtnen Obſidian-Lavafelſen klomm; dennoch war ich ſelbſt aufs Höchſte überraſcht als ich, bald nach Mitternacht, den Kranken in einen ruhigen Schlaf verſinken ſahe. Das Röcheln der Bruſt hatte ſich verloren; der Odem ging ruhig aus und ein; der Puls kehrte in ſeinem unausgeſetzten Schlage und in gemäßigterer Schnelle zurück, die Hände wurden wieder warm und an die Stelle des kalten Todes-Schweißes war eine lebendige Thätigkeit der Haut getreten. Indem ich ſo die Wirkung des beruhigenden Schlummers auf dem bleichen Angeſicht des Freundes betrachtete, beſchlich mich ſelbſt der Schlaf; ich war in den Lehnſtuhl zurückgeſunken und erwachte erſt, da ſchon der helle Tag zum Fenſter hereinſchien.

Es muß eine ähnliche Sympathie geweſen ſeyn, als die zwiſchen einer Mutter und ihrem kranken Kinde iſt, was mich jetzt erweckte; in demſelben Augenblicke, in welchem ich meine Augen aufthat, regte ſich auch mein Freund, und bald hernach blickte er auf und ſahe mich.

„Alſo biſt du wirklich da, mein lieber Martin, ſagte er freundlich lächelnd; es hat mir nicht bloß von dir geträumt? — Seitdem ich dich ſehe, faſſe ich wieder Hoffnung und Luſt zum Leben; ich war dem Tode nahe, ſehr nahe. — Nun bleib du aber auch bei mir, mein guter Martin, und verlaß mich nicht mehr, Gott wird dirs vergelten, es mag nun mit mir zum Grabe gehen oder zur Geneſung. — Ich war hier recht verlaſſen, unter lauter fremden Leuten, ehe du kamſt, und ich meine, das Heimweh nach meinen Freunden war viel mit Urſach an meiner Krankheit. — Nicht wahr, lieber Martin, ich werde nicht ſterben, ich werde wieder aufkommen und bald nach Holland reiſen können?“

Aus meiner volleſten Ueberzeugung gab ich ihm Hoffnung zu ſeiner baldigen Wiedergeneſung, nur verbot ich ihm ſtreng das viele Sprechen. Ich ſuchte in ſeiner Seele nach den Bildern der lieblichſten Erinnerungen, erzählte ihm, was nach ſeiner Abreiſe im Hauſe ſeiner Eltern im Kleinſten wie im Großen geſchehen, friſchte das Andenken an unſer Zuſammenſeyn auf dem Landſitz ſeines Vaters auf, erzählte ihm, indem ich alle Gefahren und Mühſeligkeiten, welche ich ausgeſtanden, mit Stillſchweigen übergieng, wie ich auf einmal meinen alten Vater nach zwanzigjähriger Trennung wiedergefunden, und als ich bemerkte, daß bei aller Mäßigung, mit welcher ich dieſer Wiederbegegnung erwähnte, die Geſchichte dennoch ihn zu ſehr rührte, gieng ich auf die Schilderung irgend einer komiſchen Scene aus mein und Marien's Zigeunerleben über; dazwiſchen las ich ihm, denn dieſes beruhigte ihn am vollkommenſten, einzelne Pſalmen und andre Stellen aus Gottes Worte vor.

Die Wiedergeneſung meines Freundes nahm in dem ungünſtigen Klima, in dem wir jetzt uns befanden, einen zwar langſamen, aber dennoch ſichern Gang; ich bewachte ihn und Alles, was er bei allmälig ſich wieder regendem Bedürfniß zu ſich nahm, mit der ängſtlichſten Vorſicht, und wenn die Ermüdung des Leibes mir zuweilen Stillſtand gebot, da nahm meine Stelle mein guter Vater ein, den mein Freund, gleich in den erſten Tagen nach der Wiederkehr ſeines Bewußtſeyns ſich hatte vorſtellen laſſen.

„Das iſt ja der Mann, ſagte mein Freund, der meinem Vater das Leben gerettet hat, und nun hat ſein Sohn auch mir das Leben gerettet; ihr ſeyd uns beide Engel, von Gott geſendet geweſen.“

Schon konnte mein Kranker von Zeit zu Zeit ſein Lager verlaſſen, ſchon durfte ich ihm, zu gewiſſen Stunden, den Genuß der friſchen Luft geſtatten, die von dem Meere her über die dichten Baumgruppen des Gartens wehete. Als wir eines Tages, mein Freund mit mir allein, auf der Altane des Hauſes ſaßen, bereitete mir derſelbe eine Erquickung von ganz eigner, beſonders kraftiger Art; um dieſe jedoch recht beſchreiben zu können, muß ich zuerſt deſſen erwahnen, was er mir aus den brieflichen Nachrichten aus Amſterdam ſchon vorher mitgetheilt hatte.

Als ich an jenem Tage, an welchem mich ein Krankenbeſuch nach Hoorn abgerufen, nicht mehr nach van Ruyters Hauſe kam, wo man doch mit ziemlicher Sicherheit mich erwartet hatte, erklärte man ſich dieſes aus meiner zu ſpäten Heimkehr. Da jedoch ſchon am andern Morgen bei guter Zeit der Schiffskapitän, der mir die Briefe aus Java anvertraute, den Herrn van Ruyter beſuchte und ſich auf die vermuthlich noch geſtern erfolgte Ablieferung derſelben berief; da der Bediente, den mein Wohlthäter in mein Haus ſchickte um die Briefe zu holen, mit der Nachricht wiederkam, ich ſey geſtern und auch noch heute nicht zurückgekehrt; der Poſtknecht ſey ohne mich gekommen und habe mich längſt daheimgeglaubt, weil ich ihm eilig vorausgeritten ſey, da wurde Herr van Ruyter ſehr bedenklich und ſendete ſogleich mehrere reitende Boten zu meiner Aufſuchung aus. Anfangs hatte man an die Möglichkeit geglaubt, daß ich im Meere verunglückt ſey, bald jedoch kam man auf meine wahre Spur, als ein Helfershelfer der Seelenverkäufer meine Kleider und meine Uhr, die ein Geſchenk des Herrn van Ruyter war, in einer der Vorſtädte verkaufen wollte, und die genaue Beſchreibung dieſer Gegenſtände, die mein Wohlthäter allenthalben, ſammt dem Verſprechen einer großen Belohnung für den Entdecker, bekannt gemacht hatte, die Aufmerkſamkeit des Käufers erregte. Der Unterhändler der Seelenverkäufer wurde feſtgehalten; durch ihn erfuhr man den ganzen Verlauf meiner gewaltſamen Entführung. Aber was half es jetzt, daß die Thäter zur Strafe gezogen wurden, was half es, daß der edle van Ruyter alsbald durch ſeine Correſpondenten in allen Häfen der Weſtküſten von Europa ſo wie anderwärts den Auftrag gab, mich auf jedem der etwa anlandenden franzöſiſchen Schiffe aufſuchen und alsbald — es koſte, was es wolle — loskaufen zu laſſen; ſeine Aufträge kamen zu ſpät; unſer Schiff war längſt abgeſegelt, als die Correſpondenten in Bordeaux die Nachricht empfiengen; meine mit Bleiſtift geſchriebenen Zeilen, ſammt den ihnen beigefügten Briefen aus Java gaben die erſte ſichere Kunde von mir und meinem Schickſal. Die Vorſorge meines großmüthigen Wohlthäters um mich nahm jetzt noch einen weiteren Flug, in die ſüdlichen und oſtaſiatiſchen Meere; auch hier wurden in allen Häfen Erkundigungen nach dem Schiffe eingezogen, das mich mit ſich fortſchleppte und deſſen Namen und Panier man nun erſt genauer kannte; zugleich aber mit den Erkundigungen waren überall die nöthigen Mittel zu meiner Befreiung in Bereitſchaft geſtellt. Selbſt bis an die oberſten Behörden der franzöſiſchen Marine wendete ſich der vielvermögende Cornelius von Ruyter. Als aber nun auf all dieſe Bemühungen nichts erfolgte, als, nach faſt einem Jahre die Nachricht und einige Zeit darauf die Beſtätigung derſelben eintraf, daß das Schiff, auf dem ich mich befunden, nicht in Oſtindien angelangt, auch nirgends ſonſt wahrgenommen worden ſey, da trauerte man um mich in van Ruyters Hauſe, wie um einen eignen Sohn.

„Und weißt du wohl,“ ſagte mein Freund, indem er auch heute, wo wir allein mit einander auf der Altane ſaßen, von dieſer Theilnahme ſeiner Verwandten an meinem Schickſale ſprach, „wer am meiſten unter Allen um dich getrauert hat? Du weißt es; aber dennoch will ich dir's ſagen, denn du hörſt es doch gern: meine Schweſter Marie hat um dich getrauert wie um den theuerſten Freund ihres Lebens, ja, wie man um einen Geliebten und Bräutigam trauert, und ſie thut dieſes noch fortwährend mit der gleichen Stärke und Treue. Du haſt mir jetzt, während meiner Krankheit manche Labung, manches Arzneimittel gereicht; es iſt eine geringe Vergeltung dafür, wenn ich dir auch eine Labung für dein Herz darbiete, denn deine herzliche Zuneigung zu meiner Schweſter iſt mir ſchon langſt nicht mehr unbekannt.“

Mein Freund reichte mir den letzten Brief hin, den er kurz vor ſeinem Erkranken von ſeiner Schweſter erhalten hatte; ſie ſchrieb darin an den liebſten und vertrauteſten ihrer Brüder, was ihr das Herz eingab, und die Stelle des Briefes, die ſich auf mich bezog, habe ich ſo oft und mit ſolchem gar warmen Intereſſe geleſen, daß ich ſie auswendig weiß; ſie hieß ſo:

„Du kennſt ja, mein lieber Bruder, den Wunſch unſerer lieben, theuern Mutter, den ſie ſeit Jahren in ihrem Herzen genährt hat; den Wunſch, daß ich ihrem Verwandten, dem Sohn ihrer Schweſter, dem jungen van Kerkem meine Hand reichen ſollte. Ich hatte früher gegen dieſen rechtſchaffenen Mann zwar niemals die mindeſte Zuneigung, zugleich aber auch keine Abneigung gefühlt; ich wußte nichts Anders, als daß es mir nun einmal beſtimmt ſey, Frau van Kerkem zu werden, nur das Eine bat ich meine lieben Eltern und ſie ſagten mir auch die Gewährung meiner Bitte zu: daß ich wenigſtens noch etliche Jahre unvermählt in ihrem Hauſe bleiben dürfe. Seitdem ich ſchon in Paris ſo oft und gern an den Freund meiner Kindheit, der ja auch dein Freund iſt, an Martin dachte, mit ſolcher Sehnſucht nach ſeinem Wiederſehen hieherreiſte und ſeitdem ich das Unglück erfuhr, das meinem lieben Martin (gegen dich darf ich ihn ja ſo nennen) widerfahren iſt, hat ſich mir in meinem Herzen etwas kund gethan, das ich vorher niemals ſo wußte. Ich bin ja auch nun kein Kind mehr, ſondern eine mehrere zwanzig Jahre alte Jungfrau, darum fange ich an mich ſelber zu verſtehen und ſo wie ich mich verſtehe, beſchreibe ich mich dir. Die Zuneigung, die ich zu meinem lieben Martin fühlte, iſt eine feſte, innigliche, treue Liebe; gemäßigt, zugleich aber auch geſtützt durch Gottvertrauen und ſtille Ergebung in Gottes Rath und Führung. Ich hege die feſte Zuverſicht, daß Martin noch lebt und wieder zu uns kommt; o wie glücklich wollte ich mit dieſem ſeyn und leben. Nicht wahr, mein lieber Bruder, du weißt es auch, wie fromm, wie aufopfernd gut, wie treu und wie geſchickt Martin iſt; er iſt zwar arm, war dies aber nicht unſer lieber Vater auch, ehe er die Mutter nahm und iſt nicht Martins große Geſchicklichkeit ein beſſeres und ſichereres Capital als alle Summen und Waaren unſers Handelshauſes? Sieh', ich ſag' dir's offen, ich würde dem Herrn van Kerkem nicht einmal ein halbes, ſondern gar kein Stücklein Herz mit zum Traualtar bringen und wäre das nicht eine rechte Verſündigung an dem braven Manne? Meine ganze, wenn ich's ſo nennen darf, bräutliche Liebe gehört dem Martin zu, darum meine ich wohl, wäre es für mich das Beſte, wenn ich dieſen nicht nehmen ſoll und darf, lieber ganz unverheirathet zu bleiben. Ich habe dies auch unſerer guten Mutter, freilich ohne dabei des Martin zu erwähnen, ſchon manchmal geſagt, ſie aber ſpricht, dieſe Grillen würden mir ſchon vergehen, und ich glaube, ſie würde mir ſchon viel ſtärker zugeſetzt haben, dem van Kerkem, deſſen Geſellſchaft, ja deſſen bloßen Anblick ich ſeit einiger Zeit in faſt kindiſcher Weiſe fliehe, mein Jawort zu geben, wenn nicht der gute Vater, auf eine mir unbegreifliche Art, immer meine Parthie nähme und die liebevollen Zudringlichkeiten der Mutter unter allerhand Vorwand von mir abwehrte. Er begünſtigt ſogar, ſo oft ſich's für ihn ſchicken will, meine Flucht vor van Kerkem."

„Siehe, da habe ich dir einmal mein ganzes Herz gezeigt, mein lieber Bruder, ſo frei und natürlich wie ein Zigeunermädchen. — Das ſeltſame Herz; bald macht es mich weinen, aus Sorge, um den noch immer nicht aufgefundenen Martin, bald wieder innerlich frohlocken über die gewiſſe, ja wahrhaft gewiſſe Hoffnung, daß ich ihn wiederſehen werde; denn Martin, ſo wie ich, wir ſind von frühe auf ganz beſondre Pfleglinge der Vorſehung und ich glaube feſt wir ſind für einander beſtimmt.

Mache du nun, mein lieber Bruder, daß du endlich wieder einmal zu uns nach Hauſe kommſt. Du biſt der Liebling unſerer Mutter; du vermagſt Vieles, ja Alles über ſie. Und wenn du am Ende nur das für deine arme Schweſter auswirken könnteſt, daß ſie als ledige Jungfrau im Hauſe der Eltern und dann in dem deinigen bleiben dürfte; das würde ſie dir ewig danken. Ich bin vor etlichen Tagen recht klug geweſen. Ich habe durch vieles Bitten von unſrer guten Mutter mir die Zuſicherung erworben, daß ſie mich nicht eher zu einem entſcheidenden Worte gegen van Kerkem bewegen wolle, bis du erſt wieder nach Hauſe gekommen ſeyſt. Denn ich weiß es wohl, du kommſt nicht nur als ein gewöhnlicher Rathgeber, ſondern als mein Tröſter und Retter; als der Schützer einer herzinnigen Neigung, zu welcher der Keim nicht durch Menſchen- ſondern durch Gottes wundervolle Schickung in mein Herz gelegt und darinnen ſo feſt gewachſen iſt, daß ihn auch keine Menſchen- ſondern nur Gottes Hand daraus reiſſen kann."

So weit die Worte meiner lieben Marie, über mich und ihre Liebe zu mir. Daß dieſe Worte meinem Herzen ein eben ſo kräftiger Balſam und Heiltrank waren denn alle die ich jemals einem Kranken gereicht, begreift wohl Jeder, der einmal ſo geliebt hat wie ich. Ich wurde bei dem Leſen des Briefes bald blaß bald roth; mein Freund beobachtete lächelnd meine Mienen und alle meine Bewegungen; da ich mit dem Leſen fertig war, reichte er mir ſeine Hand und ſprach: nimm dieſe einſtweilen als Unterpfand für Mariens Hand; es kommt jetzt in das Haus meiner Mutter nicht nur mehr der zwar auch jederzeit gern geſehene Doctor Martin Reiſer, ſondern der Retter des Lebens ihres Sohnes, der Wohlthater ihrer Familie, und — für das Uebrige laßt Gott, laßt Mariens treue, feſte Liebe, ſo wie — das getraue ich mich voraus zu ſagen — meines Vaters höchſt günſtige Zuſtimmung ſorgen.

Es war nicht mein Verlangen nach der Heimath allein, es war auch die ärztliche Sorge um meinen wiedergeneſenen Freund, dem die Rückkehr zur vaterländiſchen Luft die kräftigſte Stärkung verſprach, was mich beſtimmte aufs eifrigſte nach einer Schiffsgelegenheit für Europa mich umzuſehen. Das holländiſche Schiff, welches mich und meinen Vater von der Niederlaſſung an den Amiranteninſeln hieher führte, konnte unter etlichen Monaten noch nicht abreiſen, ein anderes aber ſtund ſchon im Begriff ſich ſegelfertig zu machen. Mein Freund war ſo weit erſtarkt, daß die Seereiſe mit der ſie alsbald begleitenden Luftveranderung ihm nur nützen, nicht ſchaden konnte; was ſollte uns hindern die Gelegenheit, jetzt in der günſtigſten Zeit des Jahres für ſolche Seefahrt, zu benützen. Reichlich wurde unſer guter Lotsmann, der Däne Trakenberg, von mir und meinem Vater beſchenkt; wir mußten dem ehrlichen Manne unſre Gabe aufdringen, denn, ſagte er, das ſey ja die verkehrte Welt; er verdanke uns die Rettung ſeines Lebens und könnte uns, wenn er ein Reicher wäre, mit all ſeinen Gütern unſre Wohlthat nicht bezahlen und nun wollten wir ihn noch belohnen.

Statt des vielen Ungemaches das ich auf der Herreiſe von Europa nach Oſtindien erfahren, hatte ich auf der Heimreiſe lauter Glück und Freude. Schon nach vier Monaten lief unſer Schiff im Hafen von Rotterdam ein. Wir waren, auf ſeltne Weiſe vom Winde begünſtigt, ſo ſchnell gereiſt, daß kein Brief aus Oſtindien, der unſre Ankunft meldete, vor uns hatte eintreffen können; die letzte Nachricht, welche Herr van Ruyter von ſeinem Sohne erhalten, war eine ſehr betrübende geweſen; der Brief kam von einem Correſpondenten in Java, und war zu einer Zeit geſchrieben, in welcher der junge van Ruyter ſchwer an dem bösartigen Fieber darnieder lag, ohne daß jedoch die Gefahr noch den höchſten Grad erreicht hatte. Der Correſpondent benahm zwar den Eltern keinesweges die Hoffnung zur Rettung des Kranken, ſuchte jedoch dieſelben auch auf den ſchwerſten möglichen Fall vorzubereiten. Seitdem hatte Frau van Ruyter manche ſchlafloſe Nacht gehabt und die Wirkung des beſtändigen Kummers auf ihre Geſundheit würde vielleicht noch ſehr ungünſtig geworden ſeyn, wenn die Ungewißheit länger gedauert hätte; ſo aber hatte unſer Schiff das andre, das den bekümmernden Brief brachte und an Capſtadt ſich etwas länger verweilen mußte, beinahe eingeholt; die Nachricht von der bedenklichen Krankheit des Sohnes kam nur um zehn Tage früher im van Ruyterſchen Hauſe an, als der eigenhändige Brief dieſes Sohnes, der von Rotterdam aus datirt und durch einen Courier abgeſendet war. Mein Freund beſchrieb in dieſem Briefe die ganze Gefahr, in welcher ſein Leben geſchwebt habe; „ein junger Arzt“, ſo fügte er hinzu, ohne jedoch auf mich rathen zu laſſen, „habe ihm mit eigner Lebensgefahr, mit einer Tag und Nacht fortgeſetzten Anſtrengung, das Leben gerettet; dieſen Wohlthäter, dem allein die Eltern die Erhaltung ihres Sohnes verdankten, bringe er mit ſich und bäte im Voraus um eine Aufnahme für ihn wie für einen eigenen lieben Sohn.“

Nach einer Ruhe von wenig Stunden, denn mein Freund bedurfte derſelben, reiſten auch wir von Rotterdam ab. Als wir in Leyden an dem Hauſe vorbeikamen, wo mein alter, frommer Hauswirth gelebt hatte und geſtorben war, blickte ich hinauf nach den Fenſtern; „ja“, ſagte ich, „du hatteſt doch recht, mein ſeliger Freund; dein Spruch, den du mir als Andenken ins Herz gabſt, iſt und bleibt Wahrheit: denen die Gott lieben müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. Wie ungläubig war ich an dieſem Spruch geworden als die Seelenverkäufer mich fortſchleppten, einen Weg, den ich nicht gehen wollte und doch gehen ſollte, denn ich habe auf dieſem Wege meinen lieben Vater, die Gelegenheit der Lebensrettung meines Freundes, und, ich ſage es in freudiger Hoffnung, Mariens Hand gefunden.“

Mein lieber Vater war noch etwas ermüdet von der Reiſe, dazu ganz unbekannt in Herrn van Ruyters vornehmem Hauſe; auf ſein Bitten ließen wir ihn für heute in Leyden zurück; er wollte am andern Tage uns nachkommen. Wir beiden nahmen Pferde, denn wir hatten im Gaſthofe zu Leyden erfahren, daß die Familie auf dem Landſitze zu Lönenboſch ſey; wir wollten den näheren, mir ganz beſonders durch manche Erinnerung theuren Fußſteig reiten. Herr van Ruyter und ſeine Gemahlin, ſo wie der eine Sohn waren uns auf der Straſſe entgegengefahren, und hatten uns verfehlt, nur Marie war zu Hauſe geblieben. Als wir, von keinem Bedienten bemerkt am Landhauſe abſtiegen, ſagte ich zu meinem Freunde: „du haſt mich ſchelmiſcher Weiſe wie einen Fremden angekündigt, laß mich auch als einen Fremden mich benehmen. Ich will dir und den Deinigen die erſten Augenblicke des Wiederſehens nicht ſtören. Gehe du geraden Weges nach dem Gartenhaus, ich will den Umweg durch den Irrgarten nehmen, in welchem ich als Jüngling Marien zuerſt wieder ſahe.“

Wollte mich doch ohnehin heute alles an jene Stunde erin=

erinnern, die ſo tief in mein Herz eingeſchrieben war. Die Roſen blüheten gerade wieder, die Vögel ſangen ebenſo wie damals; ich lief aber heute nicht, ſondern ich gieng langſam und ernſt einher, denn ich dachte in tiefeſter Rührung meines Herzens an die Wahrheit meines geerbten Spruches. Ich wollte eben um eine Roſenhecke herumbeugen, es war vielleicht dieſelbe bei der ich vor ſechs Jahren Marien ereilte, da, wirklich und leibhaftig ſtund ſie wieder ſelber vor mir. Sie ſahe mich mit freudigem Erſtaunen an; „ſo hat mir doch mein Herz die Wahrheit geſagt, du biſt der junge Arzt der meinem Bruder das Leben rettete?“ Ich bejahte es und Marie reichte mir mit Entzücken ihre Hand und ſagte: „ſo ſeyn mir tauſendmal willkommen, mein lieber Martin, mein Bräutigam.“

„Wie“, ſagte ich, „dein Bräutigam?“ — „Ja“, erwiederte das Mädchen, „denn ich weiß ja, daß du mich lieb haſt, und höre nur wie es zugieng. Als heute Vormittag der Brief meines Bruders ankam, worin er uns erſt ſeine große Gefahr, dann ſeine Rettung beſchrieb, durch einen jungen Arzt, den er mitzubringen verſprach und den er wie ein Kind im Hauſe aufzunehmen bat, da gieng ein Sturm der Freude durch unſer ganzes Haus. Ich vermuthete gleich, daß du der junge Arzt ſeyn möchteſt, und in der Ausgelaſſenheit meiner Freude entfuhr mir das Wort, das ich andre Male wohl an mich gehalten hätte: „Vater, wenn nun der Retter meines Bruders der gute Martin wäre, und wenn der meine Hand haben möchte, dürfte ich ſie ihm geben?“ — „Topp Mädchen, ſagte der Vater, indem er in meine Hand einſchlug, du darfſt ſie ihm geben.“ Ich ſahe die gute Mutter fragend an; ſie war überraſcht und verlegen. Nun meinetwegen, ſagte ſie, jedoch nach kurzem Bedenken, wenn wirklich der Martin der Retter meines Sohnes wäre, dann hätte ich nichts dagegen, wenn du ihn nähmeſt, denn ich weiß doch wie tief und feſt dir der im Herzen ſteckt.“ So ſind euch nun die Eltern entgegengefahren; ich bin ganz ſelig in meinen Hoffnungen, zugleich aber auch mit der Sorge: wenn er es nun aber doch nicht wäre? hierher gegangen und da finde ich dich wirklich, du lieber, lieber Martin.“

Wie lange wir beiden glücklichen Menſchen da mit einander geſchwatzt haben, weiß ich nicht. Marie hatte mir mit wenig Worten meine bisherigen Schickſale abgefragt und ich mit wenig Worten ſie ihr erzählt, denn ſie errieth mehr als ich ihr zu ſagen brauchte und der wichtigſte von all meinen Berichten war ihr doch der, wie lieb ſie mir ſey und wie ihr Andenken mich beſtändig über Land und Meer begleitet habe.

Wir traten Hand in Hand in das Gartenhaus hinein, zu den lieben Eltern, die ſchon längſt zurückgekehrt und in dem Wiederbeſitz ihres Sohnes ganz unbeſchreiblich glücklich waren. Mein lieber Freund, ohne zu wiſſen was Marie ſelbſt ſchon, in ihrem Freudenrauſch, für die Sache gethan, hatte indeß auch auf eine ſolche Weiſe zu Gunſten meiner Neigung geſprochen, daß dieſes vielleicht ſchon allein den Entſchluß der Eltern hatte beſtimmen können. Als wir ſo, mit einem von Freude beſtrahltem Angeſicht hineinkamen, ſagte Frau van Ruyter in einer ſo ſcherzhaften Laune als ich niemals ſonſt an ihr bemerkt hatte: „da kommt ja unſer Zigeunerpaar“ und beide Eltern umarmten mich wie ihren lieben Sohn, die Brüder wie ihren Bruder.

Und das wurde ich ja nun auch bald, durch leibliche wie durch geiſtige Bande. Herr van Kerkem hatte nicht viel dagegen, daß Marie ihre Hand einem Andern reichte. Dieſe hatte freilich niemals, weder durch einen Blick noch durch ein Wort ſeine Neigung geweckt oder genährt, darum mochte bei ihm dieſe Neigung, wenn er anders eine zu Mariens Perſon hegte, nicht ſonderlich ſtark geweſen ſeyn; er betrug ſich ſo gleichgültig bei der Nachricht von unſrer Verlobung, daß ſich Frau van Ruyter recht herzlich darüber ärgerte. „Dachte ich doch wunder, was mein Vetter für eine Liebe zu dir hätte, ſagte ſie zu Marien, und nun will mirs faſt ſcheinen, er habe mehr auf dein Geld als auf dich ſelber ſein Auge gehabt.“ Dagegen konnte ich wohl bemerken, daß ſich die gute Mutter täglich mehr darüber freute, daß ihre einzige Tochter das höchſte Glück der Erde, das Glück aus und in einer Liebe gefunden hatte, die ihre beſte Wurzel in der Liebe zu Gott trägt und eben darum einen Vorſchmack der Himmelsfreuden gewährt, weil ſie ſelber himmliſcher Abkunft iſt.

Mein alter Vater war gleich am andern Morgen in Herrn van Ruyters ſchönem Wagen von Leyden abgeholt worden und ſo gab es jetzt, außer dem glückſeligen Liebespaar, in dem Hauſe meines Wohlthäters auch zwei Paare von rechten Herzensfreunden: die beiden Väter und die beiden Söhne, nämlich mich und meinen lieben Hugo van Ruyter.

Ich hatte bald nach meiner Zurückkunft mit dem vorigen glücklichen Erfolg meine ärztliche Praxis wieder begonnen; mein Vater hatte ſeine Perlen um eine ſehr anſehnliche Summe verkauft; zu den von der Inſel mitgebrachten Schätzen bekannte ſich, auf Herrn van Ruyters unmittelbar in Liſſabon eingezogene Erkundigungen, die Regierung ſelber als Erben; nach den landesüblichen Geſetzen gebührte meinem Vater als dem Finder dieſes Schatzes ein bedeutender Antheil und obgleich an dieſem mancherlei Abzüge gemacht wurden, kam doch noch ſo viel davon in unſre Hände, daß man in Amſterdam anfieng, die Familie Reiſer zu den reichen Häuſern zu zählen. Die Penſion, welche meinem Vater ſelbſt für die Jahre ſeiner unverſchuldeten Abweſenheit nachgezahlt wurde, ſchenkte derſelbe an ein Waiſenhaus, jene, die er für ſeine noch übrigen Lebensjahre empfieng, behielt er, wie er ſich ausdrückte, als ſein ehrliches Handwerksbrod; mir aber übergab er zum Ankauf und zur Ausſtattung eines Hauſes für mich und Marien den größten Theil ſeines übrigen Vermögens vom Perlenverkauf und von der portugieſiſchen Erbſchaft.

Ich wartete nicht bis das neu gekaufte Haus vollſtändig eingerichtet war, ſondern ſchon im dritten Monat nach meiner Zurückkunft ſchloß ich, mit Bewilligung der beiderſeitigen Eltern, vor dem Altare den Bund der Treue mit meiner geliebten Marie. Der Pfarrer, der unſre Verbindung einſegnete, ein ſehr ehrwürdiger Greis, dem ich Mancherlei von meinen Schickſalen erzählt hatte, ſprach vor der Einſegnung unſrer Ehe gar ſchön über den Spruch, deſſen Wahrheit ich ſelber ſo reichlich erfahren hatte: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum beſten dienen müſſen. Ich bin nun ſeit langer denn funfzehn Jahren der glückliche Gemahl meiner herzlieben Marie und ein Eheſegen von acht guten, von Gott wohlbegabten Kindern ſtehet um uns her. Wir haben in der Zeit unſrer Ehe zwar auch manches Hauskreuz, namentlich durch Krankheiten, und den Schmerz bei dem Tod unſrer beiden Väter gehabt, doch lebt die geliebte Schwiegermutter, die Frau van Ruyter, noch in glücklichem ruhigem Alter, abwechſelnd bei ihren Kindern, am meiſten aber bei Marien und bei mir. Meinen alten Pflegevater, den Pfarrer Guthero, fand ich bei meiner Rückkunft auch noch am Leben und Gott hat mir die Freude gewährt, daß ich dem edlen Greiſe noch manche Dankbarkeit erweiſen konnte.

Umſtände, die zum Theil in den jetzigen Kriegsläuften gegründet waren, haben meinen lieben Schwager, den Hugo van Ruyter, beſtimmt, das Handelshaus zu übernehmen, das mein ſeliger Schwiegervater in Cöln beſaß. Als die beiden Väter geſtorben waren, wandelte mich auch das Heimweh nach meinem guten deutſchen Vaterlande an, und da mirs immer ſchien, als wenn meiner lieben Marie die ſchwere Luft der Seeküſtengegend bei ihrer zuweilen ſehr ſchwankenden Geſundheit weniger zuträglich ſei, als die einer weiter vom Meere abgelegenen Landſchaft, habe ich mir auch in Cöln ein Haus gekauft und lebe da meiſt in dem mir von Gott gegebenen Beruf, als praktiſcher Arzt. In dieſem Augenblick bin ich auf einer Reiſe nach der Schweiz um nach meiner Pflicht, als ſorgender Vater mit eignen Augen eine Erziehungsanſtalt zu ſehen und zu prüfen, in welche ich, ſo Gott will, in dem jetzt kommenden Frühlinge meine beiden älteſten Söhne zu bringen gedenke.

Dies iſt nun meine Geſchichte, die, wie ich bemerke, über Gebühr lange gedauert hat, ſo daß wir wohl in dieſem Augenblick dem Morgen ſchon viel näher ſind als dem Abend. — Wie jene Jünger von ihrem Meiſter ſagten, Er hat Alles wohl gemacht, ſo muß ich auch, wenn ich mein vergangenes Leben bedenke, von dem Meiſter, der alle meine Schickſale ſo herrlich geleitet und geordnet hat, ſagen: Er hat Alles wohl gemacht, und möchte, wenn ich tauſend Zungen hätte, ſie alle anwenden zu Seinem Lobe. —

„Ihre Geſchichte, mein theurer, werther Doctor Reiſer, ſagte Ritter Conrad, regte in uns mitten unter ihren ergötzlichen Panoramabildern ſchon manchen guten Text und manche gute Melodie auf; der Schluß aber, den Sie hier machten, ſtimmt die Worte und Weiſe eines Liedes an, das wir wohl noch, ehe wir ſchlafen gehen, als Abend- oder wenn Sie wollen als Morgenlied mit einander ſingen können. Bei dieſen Worten gieng der blinde Ritter zu ſeiner kleinen Hausorgel hin, ſpielte und ſang da das Lied: „O daß ich tauſend Zungen hätte“, und alle die anweſenden Gäſte und Freunde, auch die, denen das Lied gar nicht oder wenigſtens nicht auswendig bekannt war, ſtimmten in den Text, den ihnen der Armenfreund in die Hand gab und in die einfach-ſchöne Melodie vom Herzen und mit lauter Stimme ein.

Die vier Gäſte hatten ſich, bei dem noch anhaltend ſchlechten Wetter von dem Ritter bewegen laſſen, auch den nächſten Tag bei ihm zu bleiben; ſie fanden ſich nun in der freien Herberge bereits ſo wohl und ſo behaglich beiſammen als wäre dieſelbe ihr eignes heimathliches Haus. Die andern alle hatten ihre Lebensſchickſale erzählt, nur der älteſte von ihnen, der bereits oben erwähnte vierte Gaſt, deſſen graues Haupt ſchon allein den Jüngeren eine gewiſſe Achtung gebot, hatte noch wenig geſprochen. Als man am Abend wieder beiſammen ſaß, wendete ſich der Ritter Conrad an ihn und ſagte: ich weiß zwar meinen vierten lieben Gaſt noch nicht bei ſeinem Namen zu nennen, aber aus manchen ſeiner Aeußerungen habe ich wohl bemerkt, daß wir Andern in unſerm Herzen nicht bloß mit ihm bekannt, ſondern auch verwandt ſind. Ich mache daher auch gegen ihn die alte Sitte meines Hauſes geltend, und bitte ihn in meinem und der andern Tiſchgenoſſen Namen uns als kräftigen Nachtiſch einige Züge aus der Geſchichte ſeiner innern wie äußeren Erfahrungen mitzutheilen.

Die Geſchichte des Jacob Werner.

Wie könnte ich anders als gern und willig mich Ihrem Wunſche fügen. Meine Mitgäſte haben uns und ſich ſelber am geſtrigen Abend, wie Herr Ritter Conrad ſagte, den Text zu manchem Loblied ins Herz gegeben; denn ſie haben uns mit ihren Lebensgeſchichten einen recht vergnüglichen Blick in die Tiefe der Erbarmungen Gottes thun laſſen; darum iſt es für mich eine doppelte Pflicht der Dankbarkeit, gegen Gott, der ja auch an mir und meinem Leben all ſeine Gnade und Treue erwieſen hat, und gegen die freundlichen Erzähler, daß ich, ſo gut ichs vermag, ihrem Beiſpiele folge. Freilich muß meine Geſchichte neben den geſtern vernommenen nur ſehr unbedeutend erſcheinen; denn obwohl ich allem Anſcheine nach unter den hier Anweſenden der Aelteſte bin und deshalb ſchon den weiteſten Weg auf der Lebensbahn gemacht habe, war mein langer Weg, wenigſtens in den reiferen Lebensjahren, dennoch ein ſo einförmiger, daß ſich nicht viel davon ſprechen läßt. Es ergieng mir gar häufig wie Einem, der über das weite Meer fährt, auf welchem man nichts ſieht als den Himmel und das Waſſer; unter und neben mir hat es freilich viele Wogen der Noth und auch der Angſt gegeben, doch zeigten ſich mir immer auch zugleich die Sternlein, nach denen ich den Lauf richten konnte und noch fortwährend ihn richten will, bis der Hafen der Ruhe wird erreicht ſeyn.

Mein Name iſt Jacob Werner; ich ſtehe jetzt nicht mehr fern von meinem ſiebenzigſten Lebensjahre, denn in den angehenden zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts, als bereits die Flammen des dreiſſigjährigen Krieges zu einem allgemeinen Brande ſich erhuben, der nachmals unſer ganzes deutſches Vaterland überzog, bin ich geboren. Mein Geburtsörtlein war ein Dorf, welches ſeitwärts der Straße von Stendal nach Oſterburg in der Nähe der Elbe lag; die Verwüſtungen des Krieges haben das ganze Dorf, ſo wie ſeine meiſten Bewohner, von den Greiſen an bis zum Säugling von der Erde vertilgt, nur von der Kirche und dem Thurme ſtehen noch die unteren Mauern; als ich vor etlichen Jahren noch einmal durch die Gegend kam konnte ich unter dem Geſträuch der Dornen, welches ſeitdem dort aufgeſchoſſen iſt, kaum noch die Stätten auffinden, an denen meiner Eltern und meines alten Grosvaters Häuſer geſtanden ſind.

Meine Eltern beſaßen ein Bauerngut, auf welchem ſie fleißig und redlich ſich nährten; mein Grosvater von mütterlicher Seite war Schullehrer des Ortes, und bei ihm bin ich in meinen erſten Kinderjahren am meiſten geweſen, denn ich hatte ihn ſo lieb, daß ich, mit Bewilligung meiner Eltern, faſt den ganzen Tag bei ihm zubrachte und auch bei Nacht öfters in ſeinem Hauſe ſchlief. Er war aus Ballenſtadt gebürtig und hatte ſeinen Landsmann, den ſeligen Johann Arnd gar gut gekannt; auch las er, nächſt Gottes Wort, Arnds Schriften am fleißigſten und liebſten.

Mein Grosvater, ſo weit ich ſeiner mich erinnern kann, war faſt immer krank; er litt an ſehr ſchmerzhaften Steinbeſchwerden, zu denen ſich in ſeinen letzten Lebenstagen die Bruſtwaſſerſucht geſellte, welche ihm große Beängſtigung machte. Wenn er aber mit mir auf ſeinen Knieen betete, oder wenn er mit den Schulkindern betete und dieſen von Chriſto, dem Herrn, erzählte, da merkte man ihm keine Krankheit und keine Angſt an; er war dann ſehr vergnügt und wohlgemuth. Er wohnte, wenn ich nicht ſein Gefährte und Gaſt war, in ſeinem Häuslein ganz allein; denn die Grosmutter, ſo wie alle ſeine Kinder, bis auf meine Mutter, waren ihm geſtorben; meine Mutter aber und meine Schweſter beſorgten ihm ſein kleines Hausweſen.

Als im Jahre 1627 Wallenſtein mit ſeinem großen Heere in unſre Gegend kam, da zündeten die Croaten und andre wilde Freibeuter in unſrer Nachbarſchaft die Dörfer an, trieben den Leuten das Vieh weg und brachten viele Menſchen um. Unſer Dörflein, welches ziemlich weit von der Straße ab und im Walde verſteckt lag, war noch verſchont geblieben; die Bauern des Ortes aber, ſo wie meine Eltern hielten es für nothwendig, ſobald als möglich auf die Rettung ihrer fahrenden Habe und ihres Lebens Bedacht zu nehmen. Deshalb ſuchte mein Vater, in Geſellſchaft einiger Nachbarn, ſein Vieh und ſeine beſten Sachen in einer Waldgegend an der Elbe zu verbergen, zu welcher, wegen der vielen Sümpfe, nicht leicht ein Andrer als ein Ortskundiger den Weg finden konnte; meinen alten Grosvater, der damals ſeinem Ende ſchon nahe war, legten ſie, in halbſitzender Stellung, in Betten, auf ein Wägelein und meine Mutter fuhr ihn ſelber bei Nacht über die Haide hin, nach einem dichten Tannenwald, zu einer verlaſſenen Köhlerhütte. Ich als das jüngſte ihrer Kinder und meine Schweſter als das älteſte und darum zur Unterſtützung des Grosvaters brauchbarſte, begleiteten die Mutter; meine Brüder waren mit dem

Vater. Als wir auf dem Wege nach dem Walde waren, bemerkten wir nach mehreren Gegenden hin am Himmel die Feuergluth von brennenden Dörfern; wir hörten auch ſchießen, Gott bewahrte uns aber vor der Hand der Feinde. Mein Grosvater war durch das Stoßen und Schutteln des Wagens, der über Stock und Stein, faſt auf lauter unwegſamem Bode. , dahin fahren mußte, ſo angegriffen, daß er vor tiefer Ohnmacht keines ſeiner Glieder rühren konnte; meine Mutter und meine Schweſter trugen ihn, faſt ſchon wie einen Todten, in die Hütte und wir ſahen jeden Augenblick auf ſein Ende auf. Als aber der helle Tag durch die geöffnete Thüre auf ſein Lager hereinſchien, da kam er wieder ganz zu ſich und ſahe uns Alle dankbar lachelnd an.

Meine Mutter weinte vor großen Sorgen um ihren Mann, ihre Kinder und ihren todtkranken Vater; der Grosvater aber troſtete ſie und ſagte zu ihr: „du mein einziges Kind, es thut mir freilich inniglich weh, daß ich dich in ſolcher großer Trübſalshitze als die gegenwartige iſt zurücklaſſen ſoll, denn es will mich bedünken, als wenn nicht bloß für euer Hab und Gut, ſondern ſelbſt für euer Leben eine ſchwere Stunde herannahete, aber halte nur feſt an dem Worte jenes zuverſichtlichen Glaubens: daß dieſer Zeit Leiden nicht werth ſind der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden, und daß ja Nichts, weder Trübſal, noch Angſt, noch Schwert, weder Tod noch Leben, weder Gegenwartiges noch Zukünftiges uns ſcheiden kann von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn. Darum, meine Tochter, trage deine Seele in deiner Hand und ſchaue auf, mitten in der Noth und Angſt, zu Ihm, dem Anfanger und Vollender unſers Glaubens. Seine Miterben werden wir beide bald ſeyn, nachdem wir vorher noch eine kleine Zeit mit Ihm und im Glauben an Ihn werden gelitten haben.“

Dieſen Tag über ſprach, ſo oft ſeine Kräfte es ihm geſtatteten, mein Grosvater noch manches tröſtliche Wort mit meiner Mutter; ſie hörte ihn mit Thränen einer ſtillen Ergebung an. Als der Abend kam und ſie nun wieder ihr Wägelein anſpannen wollte, um zu unſrem Dorfe zu fahren, von wo ſie Nachrichten über die Ihrigen und einige Lebensmittel zu holen gedachte, ſegnete ſie mein alter Grosvater vorher noch ein; ſein Segen lautete aber, wie ich mich wohl erinnre, mehr gleich einem ſolchen, den man über einen Sterbenden ſpricht, welcher zum Ausgang in die Ewigkeit dahinſcheidet als über einen Lebenden, der eine kleine, nächtliche Reiſe nach ſeinem Dorfe vorhat. Der todtkranke Greis empfieng hierbei eine ſolche Kraft, daß er aufrecht ſitzen und mit ſehr laut vernehmlicher Stimme ſprechen konnte. Meine Mutter weinte ſehr bei dem Abſchied von ihrem Vater; ſie küßte mich und meine Schweſter unter tauſend Thränen und wir haben ſie ſeitdem niemals wieder geſehen.

Ich war damals faſt ſechs, meine Schweſter aber dreizehn Jahre alt. Als die Mutter fort war, betete der Grosvater noch ein Gebet mit uns, deſſen Worte ich zwar nicht mehr weiß, deſſen Eindruck ich aber niemals vergeſſen werde. Es war mir, als ob ſich vor der Gewalt dieſes Gebetes über „uns arme, verlaſſene Waislein“ der Himmel aufthäte und gute, ſtarke Engel zu uns herabkamen, die ſich als Hüter um unſere Hütte, als Schützer um unſer Lager ſtellten.

Auf dem weichen Mooſe, das meine gute Mutter und meine Schweſter den Tag über hereingetragen hatten in die Hütte, ſchlief ich, an der Seite meines Grosvaters ruhig ein, auch meine Schweſter wußte am andern Morgen nicht, ob der Grosvater geſchlafen oder gewacht habe, weil ſie ſelber geſchlafen hatte. Die Mutter war noch nicht da, als wir aufwachten, obgleich ſie uns geſtern ſagte, ſie würde mit dem Morgenlichte wieder zu uns kommen.

Ich war voll Bekümmerniß über das Ausbleiben meiner Mutter und wohl auch des Frühſtückes, das ſie mir ſonſt gewöhnlich brachte; da blickte ich meinen Grosvater an. Dieſer war wach und ſahe ſo fröhlich, ja, wie ich es jetzt nennen würde, ſo ſelig aus, wie ich wohl niemals, weder vor noch nachher einen Menſchen ausſehend gefunden habe. Er bat uns um etwas Waſſer, und ich ließ mir's nicht nehmen, denn ich hatte ihn ja auch, wenn ich bei ihm war in ſeinem Hauſe, auf ſolche Weiſe bedient: ich ſprang mit dem Krüglein hinaus zu dem Born, der zwiſchen dem Erlengebüſch hervordrang aus dem Erdreich, und brachte meinem guten Grosvater den friſchen Trunk. Er ſchien ſich recht ſichtlich daran zu laben, ſahe mich dann an und ſagte: mein lieber Jacob! ich werde nun bald da ſeyn, wo es auch den Leib nicht mehr dürſtet, ſo wie ſchon meine Seele ein Waſſer des Lebens gekoſtet hat, das für immer das Wehe ſtillet. Er lehnte ſich rückwärts, und ſchien eine Zeit lang wie in recht ſüßen Traumen zu ſchlummern, denn ſein Geſicht ſahe dabei ſehr fröhlich aus, dann rief er mich und meine Schweſter Magdalena zu ſich hin. Er ſagte zu uns: knieet euch da neben mir nieder, ihr lieben Kinder, denn euer Grosvater will noch zum letzten Male mit euch beten. Darauf hob er ſich mit Hülfe meiner Schweſter ſelber auf ſeine Kniee und betete, etwa in dieſen Worten:

„Lobe den Herrn meine Seele. Ja, du guter Herr, der du mir meine Sünden vergeben und geheilt haſt meine

Gebrechen; der du mich während meines ganzen, langen Lebens reichlich verſorgt, ernährt und wie auf Adlersflügeln getragen, mich errettet haſt aus allen Gefahren des Leibes und der Seele, daß ich nun fröhlich rühmen kann deine Treue, habe Dank für Alles; Dank für alle Freuden wie für alle Leiden. Ich war ſchon recht ſelig durch deine Liebe auf Erden und werde es nun ewig ſeyn bei dir im Himmel. Und nimm nun noch zuletzt dieſe armen Waislein, die ich deiner lieben, treuen Hand übergebe, in Gnaden von mir an. Bewahre und erziehe ſie zum Leben der Ewigkeit, daß keines von ihnen verloren gehe; errette ſie, wenn es deinem heiligen Willen gemäß iſt, aus der gegenwärtigen, leiblichen Gefahr; leite ſie freundlich nach deinem Rathe und nimm ſie endlich mit Ehren an. Und nun Herr Jeſu, nimm meinen Geiſt auf.“

Als er dieſes geſagt hatte, neigte er ſich gegen ſein Lager und nach wenig Augenblicken war er ſanft verſchieden.

Wir beiden Kinder weinten ſehr, denn nun hatten wir gar Niemand mehr zu unſerm Schutz und Troſte. Die Mutter war nicht wiedergekommen: wo der Vater ſey und unſre beiden Brüder, wußten wir gar nicht. Meine Schweſter vornämlich weinte recht laut und untröſtlich. Ich ſagte zu ihr in meiner kindiſchen Art: „Liebe Schweſter, weine doch nicht ſo gar laut, damit du den Grosvater nicht ſtörſt in ſeiner Ruhe. Mutter und Vater ſollen ja wieder kommen und wenn ſie auch niemals wieder kämen ſo weiß ich gewiß, daß jetzt der Herr Jeſus uns Grosvater ſeyn wird und Vater, Mutter und Bruder.“

Wir kamen jetzt ein Paar Tage lang in ziemliche Noth. Die Mutter hatte wohl einige Säcklein mit Gerſtengraupen und Haidegrütz mitgenommen aber wir konnten kein Feuer anmachen und ſie uns kochen. Brod hatten wir nur noch einige kleine, harte Stücklein; denn die Leute im Dorfe hatten ſich ſchon ſeit mehreren Tagen nicht getraut zu backen, damit nicht der von den Backöfen aufſteigende Rauch dem Feind unſer Oertlein verrathen möchte, überdies hatten ſie ſchwerlich Zeit zu ſolchem Geſchäft gefunden, denn auch bei meiner Mutter ſtund der Teig ſchon den Tag vorher, ehe wir nach dem Walde fuhren, im Troge und konnte nicht gebacken werden. Wir weichten uns denn am erſten Tag die Bröcklein des Brodes ſo wie etwas Grütz ins kalte Waſſer und genoſſen dies. Ich mochte anfangs gar nicht von meinem Grosvater weggehen, denn ob er nun gleich todt und kalt war fürchtete ich mich doch nicht vor ihm, ſondern wie ein treues Hündlein, das ſeinen Herrn auch nicht im Grabe verlaſſen mag, blieb ich bei ſeinem Lager ſitzen und, ſelbſt wenn ich aß, ſchaute ich immer nach ihm hin, ob er ſich nicht rege.

Als es gegen den Abend gieng ſagte meine Schweſter zu mir: ei ſo komm doch Jacob, laß uns der Mutter ein wenig entgegen gehen, mir iſt es hier bei der Leiche des Grosvaters gar ſo furchtſam zu Muthe.

Wir thaten die Hüttenthüre zu und giengen ein Stück in den Wald hinaus, nach der Gegend, wo unſer Dorflein lag. Als wir an die freie Haide kamen, da ſahen wir den Rauch, und als es ein wenig dunkler wurde, auch die Feuergluth vom Dorfe aufſteigen, und wir hörten ſchießen. Wir ſchauten mit thränenden Augen hin, getrauten uns aber nicht weiter zu gehen. Ich fragte nur meine Schweſter, ob denn Vater und Mutter auch in dem Feuer verbrannt wären? dieſe aber wußte weder Antwort noch Rath für uns; wir hörten einen Schuß auf der Haide fallen und ein ſcheuer Stier rannte auf den Wald zu, da liefen auch wir beide in das Dickig hinein.

Wir wollten nach unſrer Hütte, aber in der Dunkelheit hatten wir den Weg dahin verfehlt; wir konnten zuletzt nicht mehr weiter, wir legten uns zwiſchen den jungen Fören auf dem ſandigen Boden nieder.

Da es am andern Tag ganz hell geworden war, machten wir uns wieder auf um die Köhlerhütte zu ſuchen. Wir wußten aber jetzt vollends gar nicht mehr, ſollten wir rechts oder links, vorwärts oder rückwarts gehen. Zu eſſen hatten wir auch nichts bei uns und waren doch ſehr hungrig. Zum Glück waren gerade die Schwarzbeeren reif, an denen erquickten wir uns; ein Geſträuch mit vielen reifen Himbeeren fanden wir auch auf; meine Schweſter verſuchte es, die kleinen gelben Schwämme zu eſſen, die ſie ſonſt wohl für unſern Vater geſammlet hatte. Ich mochte keine und meiner Schweſter bekamen ſie auch nicht wohl.

Als der Mittag ſchon vorbei war, kamen wir an eine Stelle, wo der Wald zu Ende gieng. Wir ſchauten hinaus, es war uns aber eine ganz unbekannte Gegend; auch erblickten wir kein Dorf, denn die Dörfer waren alle niedergebrannt. Während wir ſo ſtunden, ſahen wir in der Ferne Reuter kommen; wir verkrochen uns im Gebüſch, die Reuter kamen näher gegen uns hin; es waren gar wild ausſehende Leute, mit rothen Jacken, langen Bärten und fremden Mützen, in ihrer Hand trugen ſie lange, ſcharfe Spieße. Es war dabei noch ein rechter Jammeranblick, denn ſie hatten Menſchen, Frauen wie Männer, mit den Händen an ihre Sattelknöpfe gefeſſelt, die wurden auf dieſe Weiſe mit fortgeſchleppt, oder mußten ſo ſchnell als die Pferde neben dieſen herlaufen; ſie hatten nur wenige Kleider an, aber nach dieſen Kleidern zu ſchließen mußten es Bauern oder Bürger aus unſrer

Landſchaft ſeyn; das Jammergeſchrei dieſer armen Menſchen lautete ganz fürchterlich. Die Reuter hatten auch große Hunde bei ſich, welche gegen das Gebüſch, in dem wir verſteckt lagen, heranſprangen und ſo auf uns hineinbellten wie die Hunde pflegen, wenn ſie ein Wildpret in ſeinem Lager entdeckt haben. Da jedoch ihre Herrn, wahrſcheinlich vor dem Jammergeſchrei der angebundnen Leute das Bellen nicht hörten und nicht darauf achteten, ſondern immer weiter ritten auf dem Blachfelde, ließen die Thiere nach einiger Zeit von uns ab, und liefen den Reutern nach.

Sobald wir uns frei ſahen, krochen wir aus dem Gebüſch hervor und eilten wieder in den Wald hinein. Ich war aber von dem großen Schrecken und von der Furcht ſo müde geworden, daß meine Schweſter mich an der Hand führen mußte. Es wurde dunkel und wir kamen weder zu Menſchen, die uns hätten rathen und helfen können, noch fanden wir unſre Hütte. Wir ſetzten uns unter einen alten Baum hin und weinten; ich betete alle die Sprüchlein und Verſe, welche ich wußte, denn mein ſeliger Grosvater hatte geſagt: wenn die Kinder andächtig beten, da iſt der liebe Gott und da ſind ſeine heiligen Engel bei ihnen in ihrer Nähe, und ich betete ja recht andächtig in meiner Noth, darum, als ich noch zuletzt das Abendliedlein geſprochen hatte, worinn es heißt: „befiehl deinem Engel, daß er komm' und uns bewach, dein Eigenthum", ſchlief ich bald ganz ruhig ein und meine Schweſter ſchlief auch. Doch weckte mich dieſe, noch ehe es völlig Tag war und ſagte zu mir: Jacob hörſt du nicht wie die Hunde in der Ferne bellen? Ich horchte auch hin nnd fürchtete mich, denn ich dachte an die böſen Hunde, welche die Reuter bei ſich führten; als es aber

helle

helle wurde und wir Kinder wieder Muth bekamen, bemerkten wir wohl, daß das, was wir für ein Hundebellen hielten, nur das Plätſchern eines Bächleins war, deſſen kleine Waſſerſtrahlen über die Steine hinabfielen auf das andere Waſſer. So hatten wir doch jetzt wenigſtens etwas zu trinken, welches uns ſehr noth that, denn wir hatten geſtern den ganzen Tag gedürſtet.

Meine Schweſter ſagte: „laß uns dem Bächlein nachgehen, da kommen wir wohl zu einer Mühle. Im vorigen Jahre als ich mich beim Streuſammeln mit der Mutter im Walde verirrt hatte, folgten wir auch einem Bache und kamen recht bald zu einer Wieſe, auf welcher die Karsdörfer Mühle ſteht.“

Wir armen Kinder wußten nicht, daß wenn wir auch wirklich in der Gegend, von der meine Schweſter ſprach, geweſen wären, wir doch keine Mühle mehr würden angetroffen haben; denn auch dieſe hatten die Feinde in Aſche gelegt. Dazu geſchahe es uns aus Unverſtand, daß wir, anſtatt abwärts dem Lauf des Waſſers nach, an demſelben aufwärts giengen und hiemit tiefer in den Wald geriethen. Endlich, nach mehreren Stunden, ſagte ich zu meiner Schweſter: ſag mir liebe Lene, iſt das nicht der Born, aus dem ich für den Grosvater Waſſer geholt habe? Und das war er wirklich: wir ſahen uns um, da bemerkten wir gleich in der Nähe die Köhlerhütte.

Die Thüre ſteht ja offen, ſagte meine Schweſter, iſt wohl jemand drinnen? Wir lauſchten einige Minuten im Gebüſche, da wir aber gar nichts hörten, traten wir mit Vorſicht näher. Als wir hineinſchauten, erſchracken wir ſehr, denn unſer todter Großvater lag zur Seite gewälzt am Boden; die Betten, auf denen er gelegen, waren fort, auch einen Theil ſeiner Kleidungsſtücke hatte man ihm genommen; die Leiche roch aber ſchon, ſo daß es uns graute, naher zu treten. Nach einiger Zeit ſuchte meine Schweſter in der Hütte umher nach dem Säcklein mit der Grütze und den Graupen, denn wir hatten ſie gern ins Waſſer geweicht und gegeſſen, aber es war alles fort; es war nichts mehr in der Hütte, als der Leichnam und das Moos, worauf wir in der erſten Nacht geſchlafen hatten; wir wußten nichts zu thun, als daß wir uns in den Schatten der Hütte ſetzten und weinten.

Meine Schweſter hatte großes Mitleid mit mir. Ich war vor Hunger und Kummer ſo müde, daß ich kaum aufſtehen konnte; ſie ſagte zu mir: bleib nur hier ſitzen, Jacob, ich will gehen und dir etliche Himbeeren holen. Sie gieng fort, aber ſie kam gar lange nicht wieder; da wurde meine Angſt ſehr groß, ich ſtund auf und blickte nach allen Seiten im Walde herum, aber meine Schweſter konnte ich nicht ſehen, und von der Hütte getraute ich mich auch nicht weit weg zu gehen, denn ich meinte, ich konnte mich wieder verirren. Da fieng ich an aus allen Kraften meiner Seele zu beten, und ich betete nicht meine auswendig gelernten Verſe und Sprüchlein, ſondern ich betete aus meinem Herzen, in den eignen Worten, die mir meine Noth eingab. War es doch, als ſey ein Theil von den Kraften des Glaubens meines ſeligen Großvaters auf mein Herz übergegangen; ich habe damals ſo zuverſichtlich und voll Vertrauen mit meinem lieben Herrn geſprochen, wie ein Kind mit ſeinem guten Vater ſpricht, und ich fühlte und wußte auch gewiß, daß Er mich hörte, da ich ihn ſo um ſeinen Schutz und ſeine Hülfe für mich und meine Schweſter bat.

Wenn ich an jene Stunden der Noth zurück denke, da muß ich wohl ſagen, daß es für mich recht ſchwere, heiße Prüfungszeiten waren; dennoch möchte ich ſie nicht gegen viele, ja gegen alle Freudenſtunden meines Lebens dahin geben. Denn ſo jung ich auch war, habe ich damals doch ſchon den rechten Ankergrund, den feſten Felſen mitten im Meere der Trübſal gefunden, dahin ſich die Seele des Chriſten in allen Gefahren der Seele und des Leibes retten kann. Freilich kam mir ſpäter eine Zeit, es war die trübſeligſte meines Lebens, in der ich mich aus dem ſichren Hafen hatte herauslocken laſſen, und in welcher ein Sturm mich ergriff, der meine Seele in Gefahr des Todes brachte; aber auch damals ward mir die Erfahrung, die ich ſchon in meiner Kindheit gemacht: die Erfahrung von dem Naheſeyn einer Hülfe, welche dem ernſtlichen Schreien der Noth entgegen kommt, zu einem leitenden Seile, das mich zu meinem Ankergrund zurückführte.

Ich hörte Menſchenſtimmen in meiner Nahe; ich fürchtete mich nicht mehr, ich gedachte, ſie würden mir zu meiner Hülfe geſendet ſeyn. Ich gieng auf die Gegend zu, aus der die Stimmen kamen, und ſahe zwei Männer, bei denen meine Schweſter war. Meine Schweſter weinte ſehr. Ach, Jacob, ſagte ſie zu mir, wir haben nun keinen Vater und keine Mutter und auch keine Brüder mehr. — Ja, ſagte der eine der beiden Männer, den ich, wie ich mich erinnerte, zuweilen bei meinem Großvater geſehen hatte, ihr armen Kinder ſeyd jetzt auch Waiſen geworden, wie die meiſten andren Kinder, die den grauſamen Schwertern und Spießen der Feinde noch entgangen ſind; die Tage haben vielen Vätern und Müttern das Leben gekoſtet.

Dieſe Nachricht, welche die beiden Männer meiner armen Schweſter gaben, als dieſe ſie erkannt und nach dem Befinden ihrer Eltern befragt hatte, lautete ſo furchtbar, daß mir noch jetzt mein Herz erbebt, wenn ich an den erſchütternden Eindruck denke, den ſie auf mich machte. Die Kroaten waren durch einen Landmann, den ſie ergriffen und durch viele Schläge zu dem Geſtändniß getrieben hatten, zu dem Schlupfwinkel geführt worden, in welchem die Bauern unſers Ortes, unter ihnen auch mein Vater ihr Vieh und ihre Habe verborgen hielten. Die Bauern, als ſie zuerſt nur wenig Feinde ſahen, wollten ſich und ihr Eigenthum vertheidigen, und erſchoſſen hierbei unglücklicher Weiſe einige Kroaten; dies regte die Wuth der wilden Kriegsleute ſo ſehr auf, daß ſie ohne alles Verſchonen Alt und Jung zuſammenhieben; unſer Vater, wie unſre beiden Brüder waren unter den Getödteten, auch unſre Mutter, welche die Liebe zu den Ihrigen zu dieſer Schlachtbank hingeführt hatte, wurde elendiglich ermordet; das Dörflein ſteckten die Feinde, nachdem ſie es ausgeplündert hatten, in Brand.

Der Tag, an welchem wir beiden Geſchwiſter uns von der Hütte verirrten, war eigentlich für uns ein Tag großer Bewahrung und Errettung geweſen. Denn, wie die Männer vermutheten, waren es einzeln herumſtreifende Feinde geweſen, welche an jenem Tage in die Hütte kamen und Alles für ſie Brauchbare daraus hinwegholten. Bei der unſäglichen Grauſamkeit, welche dieſe Menſchen auch an Kindern und namentlich an dem hülfloſern Geſchlechte übten, wäre wohl ein Zuſammentreffen mit ihnen für uns der unvermeidliche Tod geweſen.

Unſre beiden Retter waren ſelber nur wie durch ein Wunder aus der Hand der Feinde errettet worden. Sie gehörten eigentlich nicht unſrer, ſondern einer benachbarten Dorfgemeinde an, aber der Grimm der durch den Widerſtand unſrer Leute gereizten Krieger hatte auch ihren

Ort getroffen; ſie waren gerade in der Nähe eines Weihers beſchäftigt geweſen, als die Reuter in ihr Dorf hereindrangen; halb im Waſſer und Schlamme ſtehend, hatten ſie im dichten Schilfrohr ſich verborgen gehalten, bis ſie während der Nacht den Wald erreichten, wo ſie am Morgen meiner Schweſter begegneten. Sie hatten dieſe mit einigen Stücklein Schwarzbrod erquickt, welches ſie bei ſich trugen, und auch mir vom Hunger Ermatteten reichten ſie Speiſe, die ich mitten in meinem großen Leid um die Eltern mit einer bewußtlos wirkenden Begierde verzehrte.

Meine Schweſter hatte den Männern erzählt, daß ihr Großvater geſtorben ſey, und daß ſeine Leiche noch in der Hütte läge. Die guten Leute hatten meinen Großvater gekannt und ſehr lieb gehabt, denn in der großen Noth der damaligen Zeit hielt man ſolche Seelen voll Kraft und Glauben in vorzüglichem Werthe. Als ſie die Leiche ſahen, weinte der eine von ihnen. Der Mann, ſagte er, hat mir manches Wort zugeſprochen das ich feſthalten will und das mich in Noth und Tod tröſten wird; ich will gern Hand anlegen, um ſeinem Leichnam die letzte Ehre und Chriſtenpflicht zu erweiſen.

Es war freilich ein ſtilles Leichenbegängniß, das wir meinem ſeligen Großvater dort im Walde hielten; es wurde weder geläutet noch geſungen, es ſprach auch niemand ein lautes Gebet dabei, wir hatten weder einen Sarg, worein wir ihn legen, noch Seile, woran wir den Leichnam hinablaſſen konnten in die nur flach ausgeſchaufelte Grube, aber mir war es, als gäbe es über und neben uns gar viele unſichtbare Zeugen, die ſich freuten, daß der alte Jacob (denn auch mein Großvater führte dieſen Vornamen) zu ſeiner Ruhe gekommen ſey, und die Thränen von zwei armen, verwaisten Kindern, welche auf das friſche Grab fielen, waren in den Ohren dieſer Unſichtbaren eine Klage, laut und hülfeflehend genug.

„Wir müſſen uns nun auf den Weg machen nach Parſtendorf, ſagte der eine der beiden Männer, wenn wir vor Tagesanbruch hinkommen wollen; die Gegend bis dorthin wird heute Nacht ziemlich ſicher ſeyn, denn die Feinde ſind alle vorwarts gezogen, weil es hier bei uns nichts mehr zu rauben und niederzubrennen giebt.“

„Laßt mich nur noch ein wenig ausruhen auf die Arbeit, ſagte der Andre; die Schaufel des alten Köhlers, womit ich das Grab geſchaufelt habe, war gar zu elend; die Arme und Hände haben müſſen das meiſte thun.“

Die beiden Manner ruheten und labten ſich mit einem Trunk aus dem friſchen Born; wir Kinder ſaßen ſtill und betrübt neben ihnen. „Was ſoll aber, fieng der eine an, aus den beiden armen Würmern werden, wir können ſie doch nicht da im Walde laſſen, wo ſie gewiß verhungern oder den Wölfen und, was eben ſo ſchlimm ware, dem Feinde zur Beute werden würden. Ich zwar, in dem gegenwartigen Jammer, bin froh darüber, daß mir mein verſtorbenes Weib keine Kinder geboren hat, und daß ich eben ſo frei und ledig in der Welt daſtehe, wie ihr, Nachbar, der ihr noch unverheurathet ſeyd, aber was wir an eignen Kindern nicht zu üben haben, das müſſen wir eben diesmal an fremden thun.“

Der Andre war mit dem guten Vorſatz ſeines Nachbarn wohl zufrieden, und ſo fieng ſchon heute das Gebet unſers ſeligen Großvaters an in Erfüllung zu gehen: wir wurden errettet aus der damals ſo nahen Gefahr und freundlich, wie an Mutterhanden, geleitet. Ich habe den Namen der beiden Freunde in der Noth, welche Gott uns geſendet hatte, entweder niemals vorher, obgleich der eine davon zu meinem Grosvater kam, nennen hören, oder ich habe ſie in den vielfach wechſelnden Schickſalen meiner Kindheit vergeſſen, ich hätte ihnen deshalb nicht einmal auf Erden meinen Dank ſagen können, dort aber in der Ewigkeit hoffe ich ſie zu finden, und will mich dann dankbar mit ihnen freuen über die große Güte, die ſie zwei armen verlaſſenen Waiſen erzeigt haben.

Es war faſt Abend geworden. Kommt ihr Kinder, ſprach der Aeltere der beiden Männer zu uns, wir müſſen jetzt weiter; nicht wahr, Nachbar, ſagte er zugleich zu dem andren Jüngeren, ihr nehmt den Kleinen da, wenn er nicht recht laufen kann, zuweilen auf eure Schultern, ich will euch gern, nach Kräften, manchmal dabei ablöſen. Der Nachbar zeigte ſich auch zu dieſem Liebesdienſt bereit, denn das Leiden macht die Herzen der Menſchen gar weich; als er ſahe, daß ich nicht ſchnell genug mit fortkommen konnte, nahm er mich auf ſeinen Rücken und ſchritt raſch mit mir voran.

In der Nacht kamen wir heraus auf's freie Feld. Es war Alles ſtill und ruhig, denn die Feinde waren aus der Nachbarſchaft weggezogen und die meiſten vormaligen Bewohner des Landes ſchliefen den Todtenſchlaf unter dem Schutt ihrer zerſtörten Häuſer oder hin und her zerſtreut auf den Feldern, und welche von ihnen dem Tode entgiengen, die hatte theils der Feind mit ſich fortgeſchleppt, theils hielten ſie ſich auf der Haide und in den Wäldern verſteckt, wo viele von ihnen verhungert ſind. Wir armen Kinder brauchten, Gott Lob! nicht lange zu hungern, noch ehe der Morgen graute, kamen wir in Parſtendorf bei einem großen Hauſe an. Die Leute ſchliefen Alle; unſre beiden Retter pochten an die Laden, mit Vorſicht ſchaute Jemand zu den oberen Fenſtern heraus, und als man die Männer, von denen der eine öfters hieherkam, erkannte, that man die Thüre auf und ließ uns hinein. Eine ältliche Frau hatte uns die Thüre geöffnet; ſie beleuchtete uns mit der Lampe und führte uns in die Stube.

„Sie werdens uns wohl zu gute halten, Frau Inſpectorin, ſagte der ältere von den beiden Männern, daß wir beide nicht bloß ſelber zu Ihnen und zu meinem Vetter, dem Herrn Inſpector, unſre Zuflucht nehmen, ſondern Ihnen auch noch zwei arme, halbverhungerte Waiſenkinder mitbringen, die wir im Walde aufgefunden haben; wiſſen wir doch, daß Sie beide der Verlaſſenen und Verwaisten ſich gern annehmen.“ Er erzählte darauf der Inſpectorin von unſerm ſeligen Grosvater und ſeinem frommen Leben, von dem jammervollen Ende unſrer Eltern und beiden Brüder und wie er und ſein Nachbar uns im Walde gefunden hatten. Die Frau wiſchte ſich eine Thräne ab und fragte mich ganz freundlich: „du wirſt wohl brav hungrig ſeyn, du Kleiner?“

„Ja, ſagte der jüngere von den beiden Männern, der Bube hat mir's ſauer genug gemacht. Vor Hunger und Mattigkeit hat er nicht laufen können; ich habe ihn faſt auf dem ganzen Weg hieher auf dem Rücken tragen und ſchleppen müſſen.“

Die gute Frau Inſpectorin gieng ſogleich und brachte einen Topf Milch und Brod, wovon ſie uns Kindern eine Schüſſel einbrockte; auch die beiden Männer bekamen reichlich zu eſſen.

„Ich muß das, ſagte der Aeltere von unſern Führern, ordentlich für ein Wunder achten, daß man hier im Hauſe meines Herrn Vetters noch ſo viel hat, daß man die Hungrigen ſpeiſen und den Bedürftigen reichlich geben kann. In unſrer ganzen Gegend iſt kaum noch ein Biſſen Brodes zu haben und kein Tropfen Milch dazu. Die Wallenſteiner Rotten haben alles Vieh weggetrieben oder niedergeſtochen; das Brod, wie die Grütze und das Mehl, geraubt, das ungemahlene Getraide haben die Kroaten ſogar in's Waſſer geworfen; die Fruchtbäume mit dem noch unreifen Obſte niedergehauen oder verderbt.“

„Ja, ſagte die Frau, das iſt mir ſelber verwunderlich, daß um unſer Haus und kleines Beſitzthum ſo ein Faden gezogen worden iſt, über welchen der Ungeſtüm und die Grauſamkeit der Feinde nicht hat hereinbrechen dürfen. Ihr kennt meinen Mann, wie der Niemand zu ſchmeicheln noch zu heucheln gewohnt iſt, ſondern gegen Feind wie gegen Freund das frei herausſpricht, was vor Gott wahr und recht iſt. Einem ſolchen Feind gegenüber wie der jetzige iſt, würde das graue Haupt meines lieben Mannes, mit ſeiner freimüthigen Zunge nicht lange auf den Schultern ſeyn ſtehen geblieben. Als wir deshalb von den Gräuelthaten hörten, welche das Wallenſteiniſche Heer überall verübte und dieſes Heer naher gegen uns heranrückte, beſchloſſen wir unſer Haus und kleines Anweſen zu verlaſſen und nach Lübeck zu flüchten, wo mein Mann einen jüngeren Bruder und auch noch Antheil an ſeinem väterlichen Hauſe hat. Gerade in jenen Tagen aber, wo wir uns zur Reiſe fertig machten, überfiel mich eine ſo heftige Halsentzündung, daß mir das Erſticken nahe war; ich lag bei Tag und bei Nacht in großen Schmerzen und Beängſtigungen. Ich konnte kaum ein vernehmliches Wort reden, was ich aber ſprach, das war immer nur die dringende Ermahnung: mein lieber Mann ſolle doch die Flucht nicht aufgeben, ſondern entweder allein oder auch mit mir eiligſt ſich aufmachen; ich wollte lieber, wenn's ſeyn müßte, gleich in den erſten Stunden unterweges ſterben, als mit meinem Manne in die Hände des grauſamen Feindes fallen. Er aber ſagte zu mir: „warum iſt dein Herz ſo unruhig in dir, und du biſt ſo kleingläubig? Iſt denn etwa der Arm des Herrn verkürzet, und giebt es keinen Helfer im Himmel mehr? Hat nicht Er uns ſelber dieſe deine ſchwere Krankheit zugeſendet zur Prüfung und Befeſtigung unſers Glaubens? Darum harre des Herrn; ſey getroſt und unverzagt; ſeine Hülfe kann uns eben ſo gut hier in unſerm Hauſe an der großen Heerſtraße zu einer feurigen Mauer werden gegen die Wuth der Feinde, als in Lübeck. Bitten laß uns ihn nur, daß er unſern Glauben uns erhalte und ſtärke; dann laß kommen, was da kommen ſoll, denn unſer Keiner lebet ihm ſelber; leben wir, ſo leben wir dem Herrn, ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn.“

„Ein ſolcher Glaube iſt jetzt freilich ſelten in Iſrael,“ ſagte unſer älterer Führer.

„Laßt das gut ſeyn, antwortete die Inſpectorin, ich meines Theiles halte mich überzeugt, daß in den gegenwärtigen heißen Tagen der Trübſale manche Aehre auf dem Acker des Herrn reifen wird und daß jetzt gar viele vollwichtige Garben nach dem Rathe des Herrn gemäht und eingeſammelt werden in ſeine himmliſchen Scheuern, für den Tag der ewigen Vergeltung und Freude. Doch, um euch weiter zu erzählen: das Vertrauen meines lieben Mannes wurde nicht zu Schanden; denn Keiner wird ja zu Schanden, der Sein harret, des Helfers in aller Noth. Gott hat es gefügt, daß gleich in den erſten Tagen, an denen das Feindesheer vorbeizog, nachdem man uns freilich ſchon alle unſere Pferde und anders Vieh genommen hatte, der Erzherzog Leopold in unſerm Haus Quartier nahm. Dieſer gütige, milde Herr, dem die Wildheit und die grauſamen Thaten des Wallenſteiniſchen Heeres ſelber ein rechter Gräuel ſind, war unterwegs von einem Fieber befallen worden und mußte bei uns länger denn eine Woche das Bett und Zimmer hüten. Ich lag noch immer ſchwer erkrankt danieder, mein Mann aber that Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um dem guten Herrn und ſeinen Leuten ſeine Dienſtwilligkeit und Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Er hat mehrmalen mit dem Erzherzog geſprochen und dieſer ſcheint ein gutes Vertrauen zu ihm gefaßt zu haben. Man hat uns all unſer geraubtes Vieh und Habe wiedererſtattet und meinem Manne iſt eine Aufſicht über die Lieferungen der Feldmunitionen und anderer Dinge anvertraut worden, die ſich nicht bei den Bauern finden und rauben laſſen. Das iſt nun freilich ein ſchlechter Gewinn für uns, denn ſie bezahlen meinem Manne faſt Alles in ſolchen Münzen, die der Kaufmann nur dem Feindesſchwert gegenüber nehmen mag, weil ſie aus geſchmolzenen Glocken und Kanonen geprägt ſind und doch für Silber oder gar für Gold gelten ſollen. Mein rechtſchaffner Mann kann dieſes Geld mit gutem Gewiſſen nicht an die Lieferanten oder an die zum Theil armen Verkäufer geben; wir ſetzen eben zu, ſo lange wir etwas haben und verlaſſen uns für die Zukunft auf Gottes Hülfe. Aber eine große Wohlthat von Gott blieb uns das immer, daß der gute Erzherzog in unſer Haus kam, denn dieſes hat ſeitdem eines feſten Schutzes gegen die Feinde genoſſen. Wir haben vier kaiſerliche Reiter als Wache bei uns — ſie ſchlafen drüben im Stalle, wenn's Tag iſt, werdet ihr ſie ſehen. Freilich müſſen wir die Männer ſo wie ihre Roſſe auf unſere Koſten erhalten, denn von dem verſprochenen Erſatz haben wir noch nichts zu ſehen bekommen, aber es ſind brave, ordentliche Leute, aus dem Regiment des Erzherzogs, ſie fordern von uns nicht mehr, als ſie zu ihrem Unterhalt bedürfen, und beſchützen uns wie unſere Habe mit tapfrer Hand. So ſind wir Gott Lob noch immer viel beſſer dran, als ſo viele tauſend Andre in unſerm Lande es ſind. Denn ich bin wieder geſund, mein lieber Mann, bei ſeinem Alter, iſt es auch; während alle Felder und Gärten in andern Dörfern verwüſtet ſind, ſtehen unſre, ſo wie ſelbſt unſrer Nachbarn Fluren noch großentheils unverſehrt da; wir haben ungehindert unſer Heu eingeführt und ſelbſt ſchon einen Theil unſers Getraides eingeerntet, ſo daß wir, wenn Gott den Segen uns erhält, Brod haben werden für uns und für manchen hungernden Nebenmenſchen. Wir ſind deshalb auch ohne alle Sorgen; denn Kinder haben wir ja nicht und was mögen wir beiden alten Leute am Ende weiter davon bringen aus dem mühſeligen Leben, als der Seelen Seligkeit.

Während die Frau Inſpectorin mit unſern Begleitern ſprach, hatten wir beiden Kinder gegeſſen, ſo viel wir nur mochten. Die gute Frau konnte uns wohl anmerken, daß wir ſehr müde waren, ſie nahm mich bei der Hand und hieß meine Schweſter uns folgen; oben in einer Kammer ſtunden zwei Betten, da hinein durften wir uns legen.

Es war ſchon nahe am Tagesanbruch geweſen, als wir, nach ſo großer Ermüdung zur Ruhe kamen; daher war es nicht zu verwundern, daß wir bis zum Mittag ſchliefen. Meine Schweſter war zuerſt aufgewacht, ſie weckte mich auch. Sie war ſchon in einem Alter, wo man ſich Alles mehr zu Herzen nimmt; ihr erſter Gedanke war an unſre ermordeten Eltern. Ach Jakob, ſagte ſie, wer ſoll uns nun Vater und Mutter ſeyn? Ich ſprach nach meinem kindiſchen Verſtande: ich will mir nun die Frau

Inſpectorin zur Mutter annehmen, denn das iſt eine gute Frau; ich will ſie lieb haben, wie meine Mutter, und will ihr recht folgen, in Allem, was ſie mir ſagt.

Die gute Frau hatte im Nebenzimmer, das nur durch eine halbe Bretterwand von unſerm Schlafgemach geſchieden war, meine Worte gehört; ſie trat heraus und ſagte lächelnd: ja du kleiner Jacob, ich will mich ſchon von dir zur Mutter annehmen laſſen, wenn du ein frommes Kind biſt und bleiben willſt. Jetzt kleidet euch aber geſchwind an und kommt mit mir herunter zu meinem Manne.

Da bringe ich dir zwei Pflegekinder, zwei arme Waislein, ſagte die Frau Inſpectorin zu ihrem Mann, der ſchon am Tiſche ſaß. Sie ſind die Enkel des alten Schullehrers Jacob in Forſtheide, der in ſeinen geſunden Jahren öfters in unſer Haus kam, und der uns einmal ſo viel von ſeinem Landsmann, dem gottſeligen Johann Arnd erzählt hat.

Der Herr Inſpector ſahe uns freundlich forſchend an. Es war ein Mann faſt von dem Alter, in welchem mein ſeliger Grosvater geſtanden war; ſein Haar war ſchneeweiß; mir kam es vor, als ſahe er meinem lieben Grosvater ſehr gleich, ſo daß ich alsbald ein großes Zutrauen zu ihm faßte. Er wendete ſich zu mir, dem Kleinern, und fragte mich: du biſt alſo ein Enkel des Schullehrers in Forſtheide; was hat denn dich dein Grosvater gelehrt? Ich antwortete ſehr unbefangen: er hat mich beten gelehrt und auch leſen; ich habe ſchon gar viele ſchöne Geſchichten in der Bibel geleſen. Er fragte mich ferner, ob ich denn auch meinen Grosvater recht lieb gehabt hätte. Ich nickte ſtumm, aber meine Thränen antworteten ihm doch. — Nun ſagte er, daß du beten gelernt haſt, iſt ſehr gut, wenn du nun auch noch recht brav arbeiten und etwas Gutes ſchaffen mit deinen Händen lernſt, dann haſt du die beiden beſten Sachen beiſammen.

Der gute alte Herr ließ uns mit an ſeinen Tiſch ſitzen, wir mußten mit ihm und ſeiner Hausfrau eſſen; die beiden Männer, die uns herbrachten, hatten auch ſchon ihr Brod und Obdach gefunden; die Frau Inſpectorin hatte ſie für die bevorſtehende Feldarbeit, und, wenn ſie bleiben mochten, auch für ſpätere Geſchäfte ihres Hauſes gedungen.

Seht ihr Kinder, ſagte der Herr Inſpector, das iſt der Segen, den euch eure frommen Eltern hinterlaſſen haben; ſie haben bei ihren Lebzeiten viel Liebe an den armen Nächſten geübt und nun hat Gott auch für euch eine Thüre aufgethan, hat euch zu Freunden eures ſeligen Grosvaters geführt; zu Leuten, welche Gott fürchten wie er.

Dieſes Wort war ein wahres Wort. In dem Hauſe des Inſpector Reichel herrſchten Gottesfurcht und, mitten in dem damaligen Kriege und Kriegsgeſchrei, ein wahrer Himmelsfrieden. Man konnte von ihm, unſerm alten Pflegevater, ſo wie von ſeiner Hausfrau, die Worte des Evangeliſten ſagen: ſie waren beide fromm vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich. Vor allem gab ſich ihre Liebe zu Chriſto durch die Thaten der Liebe kund, die ſie in den damaligen Zeiten des groſzen, allgemeinen Elendes an allen Hülfsbedürftigen und Nothleidenden übten. Man hatte oft nicht meinen ſollen, daß das Brod, welches die Felder eintrugen, für ſo gar viele Hungernde, mit denen es getheilt wurde, reichen könnte, und doch war Gottes Segen noch größer als die Mildthätigkeit dieſer Leute, wir Alle hatten immer reichlich, was wir zur Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchten.

Mit dem leiblichen Brode zugleich theilte aber auch jenes fromme Ehepaar das geiſtige Brod des Lebens an Alle, welche es annehmen wollten, gar eifrig aus, vor Allen an uns, ihre Hausgenoſſen und Pflegkinder. Die Frau Inſpectorin hatte mit den Worten, die ſie zu unſren Führern ſagte, ganz recht geſprochen; das damalige Elend hat vielen tauſend Menſchen ihre Augen und Herzen aufgethan für das, was himmliſch und göttlich iſt; die Leute nahmen ſo begierig und ſo bewegt die Worte des Troſtes und der Ermahnung, die Worte des Evangeliums von der Vaterliebe Gottes zu ſeinen verirrten Kindern an, daß die geiſtliche Koſt im Reichelſchen Hauſe gewiß ſehr Vielen eine Kraft gegeben hat, den Weg der Leiden muthig zu durchlaufen und das Ziel zu erreichen, wie dort dem Propheten Elias das Brod, welches der Engel auf dem Weg ſeiner Flucht ihm reichte. Auch von mir ſelber muß ich ſagen, daß der Saame des Wortes, den die Reichelſchen Eheleute täglich ausſtreuten, in meiner Seele nicht immer auf einen Weg fiel, wo er zertreten und von den Vögeln gefreſſen ward, ſondern Gott hatte mir durch das Leid und Weh, das ich ſchon ſo zeitig erfahren mußte, mein junges Herz aufgethan wie einen Acker, über den der ſcharfe Pflug dahin fährt; das Korn fiel da hinein und iſt nicht ganz verloren gegangen. Wenn ich des Abends im Stillen in meinem Bette lag, da habe ich wohl öfters mit heißer Inbrunſt gebetet und habe in dieſer Zeit rechte Himmelsfreuden in meinem Herzen geſchmeckt. Ich begriff und erkannte wohl ſchon zuweilen, wer ich armer Menſch, und was und wer mein Heiland und Erlöſer ſey.

Ich hätte freilig ſpäterhin manchmal auf menſchliche Weiſe fragen mögen, warum wir beide arme Waislein, meine Schweſter und ich, dieſen Frieden und dieſe für

Seele und Leib ſo wohlthätige Pflege nicht länger genießen durften. Doch Gottes Rath iſt ja immer der beſte und nach dieſem Rathe nahm unſer Glück bald ein Ende. Wir waren noch nicht viel über drei Jahre bei unſern Pflegeeltern, meine Schweſter ſchon als fleißige Dienerin und Gehülfin der Hausfrau, ich aber noch als Schulknabe geweſen; da erkrankte der Herr Reichel und mit ihm faſt zugleich ſeine liebe Frau. Sie hatten öfters geſagt, daß wir Kinder es auch hörten, ach wenn uns doch der liebe Gott den Wunſch gewährte, daß wir beide an einem Tage ſtürben, denn unſre Sache iſt, ſo weit menſchliche Kraft und Einſicht hinreicht, in ſolcher Ordnung, daß Keines von uns dem Andren nachzuräumen braucht. Dieſer Wunſch iſt den guten Leuten auf eine ganz beſondre Weiſe gewährt worden, denn ſie ſind beide, nicht nur an einem Tage, ſondern in einer Stunde geſtorben. Der alte Herr Inſpector kam zuerſt zum Verſcheiden, er ließ ſeiner Frau, welche in einem Nebenzimmer lag, durch meine Schweſter ſagen: er danke ihr von Herzen für alle Liebe und Treue, die ſie ihm während ſeines Lebens erwieſen, und ſo er ihr mit oder ohne ſeinen Willen etwas zu Leide gethan, bäte er ſie reumüthig um Vergebung, auch ließe er ihr von Herzen Gottes Gnade und Frieden zu ihrer ſeligen Heimfahrt wünſchen. Die Frau aber, als ſie dies gehört, antwortete — ob in Phantaſieen des Fiebers oder mit vollem Bewußtſeyn, das weiß ich nicht, mit recht fröhlichem Lächeln: „ſie ließe ihrem Herrn ſagen, er ſolle nur noch ein wenig warten, ſie werde gleich fertig ſeyn und auch mit ihm heimgehen zum Vater.“ Als meine Schweſter wieder herüber kam zum alten Herrn und dieſem die Botſchaft ausrichten wollte, war derſelbe ſchon verſchieden, und

gleich

gleich darauf begann der Todeskampf bei der Frau Pflegmutter, an dem ſie ſchnell und ſanft entſchlief.

Es iſt dies gewiß in den damaligen Kriegsjahren ein ſeltenes Beiſpiel von einem Ehepaar, das in ſolchem Frieden und ſelbſt äußerlicher Bewahrung gelebt hat und geſtorben iſt. So viele Tauſende ſind bei uns von Haus und Hof vertrieben worden und ſind elendiglich umgekommen, und waren doch ſo manche wahrhaft fromme Chriſtenleute darunter. Man kann da nicht ſagen: der eine war beſſer, denn der andre, darum ergieng es dem ſo, dem andren anders, ſondern nur das kann man ſagen: daß Gottes Rath der beſte ſey und daß dieſer Rath darauf hinaus gehe, daß allen Menſchenſeelen geholfen werde.

Wir waren im Sommer 1627 ins Haus zu Herrn Reichel gekommen; als er und ſeine Hausfrau ſtarben, war es im Herbſte 1630. Die guten Pflegeeltern waren durch ihren ſanften Tod all dem Jammer entgangen, der bald nachher auch über ihr bisher verſchont gebliebenes Haus und ſeine Nachbarn ausbrach. Zwar hatte der Erbe, der Bruder des Herrn Reichel, in Lübeck, noch Einiges von ſeinem Erbtheil gerettet, viel aber wird das nicht geweſen ſeyn. Denn als der König von Schweden mit ſeinem ſiegreichen Heere in Pommern vorrückte und die Kaiſerlichen von dort weichen mußten, da bekamen wir auch auf unſerm Hofe ſo viele ungeſtüme Einquartirung und ſo viele Freibeuter drangen herzu, daß in Kurzem die Ställe, ſo wie der Mehlkaſten und Keller, faſt ganz ausgeleert waren und wir mit dem Geſinde täglich nichts mehr zu eſſen hatten, als ein wenig Haferbrei.

Es war kurz vor Weihnachten, noch ehe der Feldmarſchall von Schauenburg ſein feſtes Lager bei Garz aufgab und Guſtav Adolph dort einrückte, da kam ein wilder

Hauſe aus Contis Armee in unſre Gegend. Es waren meiſt Kroaten, ein Geſindel, das an allen Unmenſchlichkeiten und Gräueln ſeine Luſt hatte. Ehe noch das Licht der Brandfackeln, die Gluthſäulen der von ihnen angezündeten Häuſer und Ortſchaften unſer Auge erreichten, waren ſchon die Gerüchte ihrer Thaten zu unſren Ohren gekommen; es blieb gegen die Wüthrige nichts übrig, als die Flucht, wenn nicht das eine Geſchlecht dem faſt ſicheren ſchnelleren, das andere dem langſameren, gräuelhafteren Tode entgegen gehen wollte; denn jene Barbaren goſſen damals, wohin ſie kamen, die unterſte, trübeſte Hefe ihrer Wuth aus. Noch immer ſchien es ungewiß, ob jener Kriegerhaufen ganz in unſre Gegend kommen, oder ob er nicht vielmehr in geraderer Linie nach der Gegend ſich hinziehen werde, wo Tilly mit ſeinem Heere ſtund; meine Schweſter und ich waren deshalb noch immer, auf den Rath des Pachters im Inſpectorshauſe geblieben und mit uns einige wenige Dienſtboten; die andern hatte die Furcht vor dem Feinde nach verſchiedenen Richtungen hin verſcheucht. Da auf einmal, es war etwa fünf Tage vor dem Chriſtfeſte, Abends gegen zehn Uhr, als wir eben im Begriff waren, uns zur Ruhe zu begeben, hörten wir das Geſchrei eines Nachbarn auf unſerem Hofe: der Feind iſt nahe, rette ſich, wer ſich retten kann. Die andern entſprangen ſogleich, ich war ſchon halb ausgekleidet und kleidete mich ſchnell wieder an; da trat meine Schweſter in meine Kammer und bat mich laut weinend um Gottes willen, ich möge doch ja ſie nicht verlaſſen, ſondern ſchleunig mit ihr entfliehen. Wir entkamen noch eben zur rechten Zeit durch einen Sprung aus der Heubodenthüre auf den friſch gefallenen Schnee und liefen ins Gebüſch, um uns dort zu verſtecken; als aber die Feinde, nachdem ſie das Haus leer gefunden, ihre Brände auf das Dach der Scheuer warfen und die aufgehende Flamme eine Tageshelle verbreitete, hielten wir uns dort nicht mehr ſicher, ſondern liefen, vielleicht zu unſerm Glücke, weil hierdurch unſre Fußſpur im Schnee den Verfolgern unkenntlich wurde, zuerſt ein großes Stück auf der Straße fort, dann in den Wald hinein. Der Feind war nach Norden abgezogen, wir hatten, durch Gottes beſondre Fügung uns nach Süden gewendet, in eine Gegend wo nichts mehr abzubrennen und zu verheeren war, weil der Krieg ſchon vor mehreren Jahren ſie verödet hatte. Dieſe unſre jetzige Flucht war noch viel ſchreckensvoller und ſchwerer, als jene vor drei Jahren, obgleich ich jetzt über neun, meine Schweſter ſechszehn Jahre alt und wir beide deshalb viel kraftiger waren, als bei der erſten Flucht. Denn damals war es Sommer und ſelbſt die Nächte waren kurz und warm; jetzt war es mitten im Winter, wo das lange, nächtliche Dunkel und die Kalte herrſchen.

Liebe Schweſter, ſagte ich nach einigen Stunden, ich kann nicht mehr fort, ich muß vor Müdigkeit liegen bleiben. Meine Schweſter redete mir zu, doch noch weiter zu gehen; da hörten wir Menſchenſtimmen. Wir blieben ſtehen, da vernahmen wir aus ihrem Geſpräche, daß es Landleute und keine Feinde waren. Wir faßten neuen, frohen Muth, redeten die Leute an und erfuhren nun, daß auch ſie die Furcht vor dem Feind in die Flucht getrieben habe.

Außer der Kriegsnoth war damals noch eine andre Plage über unſre Landſchaft gekommen, das war die von den vielen Wölfen. Dieſe Thiere, herbeigelockt durch das gefallene und getödtete Vieh, ſo wie ſelbſt durch die Leichname der Gemordeten oder im Elend umgekommenen Menſchen, hatten ſich in den verlaſſenen Gegenden, in denen niemand ihnen widerſtund, ſo vermehrt, daß ganze Heerden von ihnen in den Waldungen und auf der Haide herumſchweiſten, welche in dieſem Winter ſchon mehrmalen ſelbſt in die Nähe unſres Hofes gekommen waren. In unſrem erſten Schrecken vor dem Feinde hatten wir an dieſe Gefahr nicht gedacht; jetzt als die Landleute ihrer erwähnten und als das Geheul der Wölfe, bald aus der Nähe, bald aus der Ferne in unſer Ohr traf, wurde dieſe neue Furcht deſto lebhafter in uns; wir drängten uns ſo dicht als möglich an die Leute an.

Es war eine ſchreckliche Nacht, dergleichen ich mich nicht ſehr vieler in meinem oft von außen beunruhigten Leben erinnern kann, doch ſie vergieng endlich auch, und die ſchöne Morgenröthe ſtund am Himmel. Unſre ganze Geſellſchaft lagerte ſich an einem freien Platze, außerhalb des Waldes, man konnte von da ſehr weit über das Blachfeld hinſehen. Ein Dorf war nirgends zu bemerken; es war eine Wüſte, wie der Menſch ſie zu ſchaffen vermag, wenn der Haß des Verderbers und Feindes der Menſchen ſeinen Geiſt entzündet. Ein Jeder zog aus ſeiner Taſche hervor, was er an Lebensmitteln mit ſich genommen; auch meine verſtändige Schweſter hatte ſich für uns beide mit dem verſorgt, was das verarmte Haus uns hatte reichen können. Es war nicht viel, aber ein mitleidiger, alter Bauer ſchenkte uns dazu noch ein Stück von ſeinem Schwarzbrod. Er war öfters zu dem ſeligen Herrn Reichel gekommen und kannte uns. Was würde der ſelige Herr Inſpector ſprechen, ſagte er, zu dem Elend, das über ſein Haus gekommen iſt; würde er auch ſagen: „Gott lebet noch“?

Ja, ſprach ich, er würde noch immer ſagen: „Gott lebet noch; Seele was verzagſt du doch“, wir wollen nur ſtille ſeyn und hoffen, dann wird uns geholfen.

Der gute Alte nahm mir meine Antwort, welche vorlaut war, weil er eigentlich nicht mit mir, ſondern mit meiner Schweſter geredet hatte, nicht übel, ſondern ſagte nur: „du Kleiner haſt auch etwas bei dem ſeligen Herrn Inſpector gelernt. Mach dich nur nicht groß damit, ſondern laß es, ſo wie er, mehr durch die Hand reden, als durch den Mund.“

Die Morgenröthe hatte uns Thauwetter angedeutet, das auch ſchon am Vormittag eintrat. Die wärmere Luft hätte uns bei unſrer mühſeligen Wanderung wohlbehagt, wenn nur nicht auch noch Regen dazu gekommen wäre. In einem verlaſſenen Hauſe, von welchem noch das untre Stockwerk mit ſeiner Decke ſtund, hatten wir noch einmal, kurz vor Mittag geruht, und auch ein wenig geſchlafen, dann ſieng unſre Geſellſchaft, die aus achtzehn Perſonen beſtund, an ſich zu trennen. Ein Theil davon, und das waren die Meiſten, wollte über Obißfelde nach Braunſchweig hin, um dort Sicherheit zu ſinden, ein andrer Theil hatte beſchloſſen, ſich nach Magdeburg zu wenden. Unter dieſen letzteren war auch der alte Landmann, der uns mit ſeinem Brode geſättigt hatte und den wir ſchon von früher her kannten. Meine Schweſter und ich baten dieſen, er möge uns mit ſich nehmen und er war es zufrieden. So lange ich noch etwas Brod in meinem Querſack habe, ſagte er, ſollt ihr auch keinen Hunger leiden und in Magdeburg wird Gott weiter ſorgen.

Wir durften nicht auf der Hauptſtraße bleiben, wegen der überall herumſtreifenden Soldaten oder Freibeuter, die ſich für Soldaten ausgaben; wir mußten bei dem Regen- und Thauwetter, welches uns das Gehen in dem ſchweren Boden gar ſauer machte, mitten durch die Felder und Wälder. Freilich gab es damals in jener Gegend nichts als verwilderte Brachäcker, keine friſch gepflügten und beſäeten Felder, doch, wie geſagt, der Gang darüber war ſchwer genug und mir kleinen Knaben zitterten die Kniee vor Müdigkeit.

Wir waren jetzt noch unſrer ſechſe; außer meiner Schweſter war auch eine andre Frauensperſon, eine junge Bäuerin dabei. Als der Abend kam, rieth der alte Landmann, wir ſollten ein wenig in den Wald hineingehen, weil wir da am erſten Schutz gegen Wind und Regen und, wenn wir auf einen Baum hinaufſtiegen, ſelbſt gegen die Wölfe finden könnten; die Andern aber, mit der jungen Bäuerin, wollten lieber unter dem noch ſtehen gebliebenen Thorweg eines zerſtörten Hauſes, ganz in der Nähe des Waldes übernachten. Der alte Landmann ſagte: ihr Leute, warum thut ihr das? ſeht ihr nicht, daß hier gar kein Schutz gegen die Wölfe iſt? denn ſo gut, als ihr etwa im Nothfall über die Steinhaufen hinaufgehen könntet auf den Thorweg, laufen euch dieſe Thiere auch nach. Die Andern aber wollten nicht, weil ſie bei dem Walde nur an ſeine Gefahren, nicht an die zugleich von ihm dargebotenen Mittel der Sicherung dachten.

Zu unſrem Glücke folgten wir beiden Geſchwiſter dem alten Bauersmann. Er führte uns nicht tief in den Wald hinein, zu einem Hagebuchenbaum, auf deſſen niedrige Aeſte wir uns leicht hinaufſchwangen. Wir ſtiegen ſo hoch wir konnten, jedes von uns ſetzte ſich auf einen Aſt, und lehnte ſich mit dem Rücken an den Stamm; der Alte zog aus Vorſicht einen Strick uns beiden Geſchwiſtern unter den Armen durch und ſo zugleich um den Baumſtamm herum, damit wir, wenn wir einſchliefen, nicht herunterfallen möchten; ich konnte aber, ſo müde ich war, nicht feſt einſchlafen. Der Regen hatte aufgehört, der Mond ſchien ziemlich hell über die entlaubten Bäume herein.

Es mochte etwa um Mitternacht ſeyn, da hörten wir ein jämmerliches Geſchrei und der Anblick, zu welchem der Mondſchimmer uns leuchtete, war noch jammervoller. Unſre Reiſegefährten liefen im vollen Rennen nach dem Walde zu und hinter ihnen ein Rudel Wölfe; der alte Bauer ſchrie ihnen zu, ſie ſollten ſchnell ſich zu uns auf den Baum retten, ſie kamen auch noch ganz in unſre Nahe, da aber, vor unſern Augen, und ohne daß wir ihnen nur das Mindeſte helfen konnten, umzingelten ſie die Wölfe und riſſen ſie nieder. Mir drang das Angſtgeſchrei der Leute durch Mark und Bein und das Sehen vergieng mir. Die Bäuerin, obgleich ſie die ſchwächſte Perſon unter den dreien war, hat am längſten mit den grimmigen Thieren und mit der Todesnoth gekämpft, ihr Schreien und Aechzen hörte man noch, als die Wölfe mit den beiden Männern ſchon fertig waren.

Dies iſt nun die zweite Nacht unſrer damaligen Flucht geweſen; ſie war noch entſetzlicher, als die erſte, und hat mich ſelber im Mitgefühl mit den Sterbenden die Schrecken und Schmerzen des Todes empfinden laſſen; doch vergieng ſie auch. Die Wölfe hatten ſich, als der Tag angebrochen war, geſättigt von dem Fleiſche der armen Menſchen, in den Wald zurückgezogen; als wir vom Baum herunterſtiegen, mußten wir vorbei an den zerriſſenen Leichen, von denen freilich nichts mehr übrig war, als einige blutige Knochen und Kleiderfetzen.

Ob wir von hier an noch eine Nacht und zwei Tage, oder zwei Nächte und drei Tage unterweges waren, das haben mich die Gedanken der Gefahr, die alle andern verſchlangen, vergeſſen laſſen. Das nur weiß ich, daß unſer gutmüthiger Begleiter wegen uns ermüdeten Kindern nur ſehr kleine Tagreiſen machte, und daß wir uns einmal bei Nacht mit einem Haufen abgeriſſener, dürrer Rohrſtengel zudeckten, um nicht zu erfrieren. Als wir aber in Magdeburg unter das Thor hineintraten, da war gerade heiliger Chriſtabend und in vielen Buden, ſo wie in den Häuſern, brannten Lichter. Meine Schweſter führte einige Groſchen Geld in ihrer Taſche, welche ihr die ſelige Frau Inſpectorin bei verſchiedenen Gelegenheiten geſchenkt hatte. Bisher, wo wir durch lauter menſchenleere Gegenden gezogen waren, hatte ihr das Geld nichts genützt, jetzt wandelte ſie das Gelüſte an, für uns beide, wie für den alten Bauern, einige Eßwaaren zu kaufen. Wir giengen hinein zum Bäcker und traten nach einiger Zeit eſſend wieder heraus; wir meinten, unſer Gefährte müſſe bald wieder einzuholen ſeyn, wir waren aber beide noch niemals in einer ſo großen Stadt geweſen und wußten deshalb nicht, wie viele Gaſſen und Gäßchen es da giebt, auch hatten wir verſäumt, unſerm Begleiter, der uns voraus war, etwas von unſerm Handel zu ſagen. So geſchahe es denn, daß wir zuerſt eine lange Strecke auf einer Straße, in welcher viele Menſchen hin- und hergiengen, geradeaus liefen, dann, da wir noch immer unſern Reiſegefährten nicht ſahen, wieder umkehrten. Bei dieſer Gelegenheit waren wir in eine andre, eben ſo volkreiche Gaſſe gerathen und bemerkten dieſes erſt als wir an eine große, ſchöne Kirche kamen, die uns, wenn wir dieſes Weges ſchon gekommen waren, nicht leicht hätte entgehen können; zuletzt wurde unſer Herumſuchen und Wandeln in der großen Stadt zu einem planloſen Irren. Was konnte es uns jetzt helfen, daß wir den Namen unſres Gefährten wußten, denn den alten Thomas Schmidt aus Theklaskirchen kannte wohl niemand in der Stadt, und ſollte ihn jemand gekannt haben, ſo konnten wir doch nicht angeben, wo er ſeine Herberge genommen, ja nicht einmal die Gaſſe nennen und wiederfinden, in der wir ihn verloren hatten. Daher wollte mir meine Schweſter, die ſchon viel verſtändiger war als ich, auch gar nicht einmal zugeben, daß ich die Leute auf der Gaſſe viel nach dem Thomas Schmidt fragte, ſondern ſie meinte, nur in den Herbergen könne man ihn finden und erfragen; zog deßhalb überall, wo viele Leute hinter den erleuchteten Fenſtern ſaßen, entweder ſelber oder durch mich Erkundigungen ein, ohne jedoch etwas Beruhigendes erfahren zu können.

Wir mochten wohl zwei Stunden in der Stadt herumgezogen ſeyn, die Gaſſen fiengen an etwas leerer zu werden, die ſchönen Chriſtbäumchen, die mich gar wehmüthig an den lieben Weihnachsabend in meiner ſeligen Eltern Haus erinnert hatten, waren ſchon hie und da ausgelöſcht; wir fühlten uns beide, des Gehens auf dem Steinpflaſter ganz ungewohnt, müde zum Umfallen, da ſagte meine Schweſter: „Jacob laß uns nun in eine Herberge gehen. Ich habe ſchon noch ſo viel Geld, daß wir ein Nachtlager und auch ein Abendeſſen bezahlen können.“ Ich aber fühlte eine ſehr große Scheu vor einer Herberge, in der wir gar niemand Bekanntes fänden; denn als meine Schweſter mich wegen der Erkundigung nach unſerm Begleiter in mehrere ſolche Wirthsſtuben hineinſendete, da widerte mich das laute Geſchrei der Leute, das Aufſchlagen mit den Fäuſten auf den Tiſch, das Klappern der zinnenen Bierkrüge und der Qualm, der in den Zimmern war, ſo an, daß ich lieber hätte außen in der Kälte übernachten wollen, als in einer ſolchen Herberge, unter lauter fremden Leuten; ich bat daher meine Schweſter, ſie ſolle nur noch ein wenig mit dem Einkehren warten; ich hoffte noch immer, wir würden unſern alten Bauern auffinden.

Auf dem Wege unſers planloſen Herumirrens waren wir jetzt in eine kleine, ſtille Gaſſe gekommen, an der wieder eine Kirche, doch nicht ſo groß als die erſte, die wir vorhin geſehen, ſtand. An dem einen Hauſe waren die Laden noch offen, wir konnten hineinſehen ins Zimmer, in welchem eine helle Lampe auf dem Tiſche brannte. Der Tiſch war noch aufgedeckt; es ſaßen ein ältlicher Mann, eine Frau und ein Mädchen daran, welche ein Lied mit einander ſangen. Es war das Weihnachtsabendlied: vom Himmel hoch da komm' ich her, das wir bei meinem ſeligen Grosvater und meiner Mutter immer am Chriſtabend geſungen hatten. Als ich das Lied hörte, wurde mir ganz warm und wohl ums Herz; ich meinte damals immer, wenn ich die Leute etwas thun ſahe, was mein Grosvater gethan hatte, ſie müßten auch ſo gut ſeyn als dieſer war; ich ſagte deshalb zu meiner Schweſter: da will ich hineingehen und fragen, das ſind gewiß gute Leute. Meine Schweſter wollte zwar nicht recht an einen glücklichen Erfolg meines Fragens glauben, doch gab ſie nach und trat mit mir hinein ins Haus.

Wir hatten mehrere Male an die Stubenthüre gepocht, die Leute hörten uns nicht, weil ſie ſangen; als ſie aber jetzt mit ihrem Geſang zu Ende waren und nun der Hausvater mit den Seinigen ein Weihnachtsgebet las, da hörten ſie uns und thaten uns auf.

Könnt ihr uns wohl nicht ſagen, fragte ich ganz zutraulich den alten Mann, wo der Thomas Schmidt aus Theklaskirchen zur Herberge iſt?

Schmidt, ſagte der Alte, heiße ich ſelber, aber weder iſt mein Vorname Thomas, noch bin ich aus Theklaskirchen;

was aber wollt ihr mit dem Thomas Schmidt und wie kommt ihr hieher? Denn daß ihr nicht aus der Stadt ſeyd, merke ich wohl.

Ich erzählte ihm, was uns in den letzten Tagen geſchehen war, ja ich erzählte zuletzt meine ganze kleine Lebensgeſchichte und meine Schweſter ſprach auch dazwiſchen; die guten Leute hörten uns mit großem Mitleid an.

Geh', ſagte der Alte, und koche den armen Kindern eine warme Suppe, ſie ſind deren wohl bedürftig, und ihr, ſagte er zu uns, ſetzt euch daher auf die Bank, euren Reiſegefahrten findet ihr heute in der Nacht doch nicht mehr auf; ihr könnt bei uns zur Herberge bleiben.

Die Tochter unſers Wirthes, des Schuhmachermeiſters Schmidt, war ohngefähr in gleichem Alter mit meiner Schweſter; die beiden Mägdlein wurden gar bald bekannt und vertraut [illegible] einander, mit mir aber unterhielt ſich der alte Vater, der ſelber von gar kindlicher Art war und deshalb mit dem Gerede eines Kindes vorlieb nahm. Als wir unſre Suppe und dann noch jedes von uns ein großes Stück weißes Weihnachtsbrod gegeſſen hatten, fuhr der Alte mit ſeinem Leſen fort; er las ein Gebet aus des ſeligen Johann Arnd Paradiesgärtlein. Es war mir wohl bekannt und das Buch auch. Als er fertig war, erzählte ich ihm nach der unbefangenen Eitelkeit meines damaligen Alters, daß mein Großvater aus einem Orte mit dem ſeligen Johann Arnd gebürtig und ein Freund deſſelben geweſen ſey, worüber der Meiſter Schmidt ſich freute.

Für heute, ſagte er, thut euch das Schlafen in einem guten, warmen Bette noth, darum rathe ich nicht, daß ihr dieſe Nacht mit uns in die Chriſtmetten, ſondern daß ihr zur Ruhe geht; das Mädchen kann bei meiner Tochter, der Knabe in dem leerſtehenden Bette ſchlafen, das in der Geſellenkammer ſteht.

Wir wurden in unſre Kammern geführt, und wie wohl das Ruhen den ermatteten Gliedern that, das kann ſich nur der vorſtellen, der einmal ſo todtmüde, ſo fieberhaft an- und abgeſpannt, ſo durchfroren von mehreren Wintertagen und Winternächten geweſen iſt, als wir es waren. Mich wandelte ein Gefühl an, als ſey ich im Paradieſe, und da jetzt an der benachbarten Kirche die Glocken zur Chriſtmetten läuteten, da der Schein der vielen Lichter herüberſchimmerte in meine Kammer, und nun, als die nahen Glocken verſtummt waren, noch das tiefe Geläute von der Domkirche her tönte, die Muſikanten aber von unſerm Thurme die Melodie „vom Himmel hoch da komm' ich her“ blieſen, da war mir als hörte ich ſelber die Chöre der Engel ſingen und frohlocken. Ich bin wohl niemals in meinem Leben mit einem fröhlichern Gefühle eingeſchlafen, als in jener Chriſtnacht nach der Errettung aus ſo großer Gefahr und vieler Trübſal.

Willſt du denn heute gar nicht aufſtehen, Jacob, ſagte meine Schweſter, indem ſie mich bei der Hand ſchüttelte; hörſt du denn nicht, das es ſchon in die Kirche läutet? Ich erhub mich und ſahe, daß meine Schweſter ſchon nach ihrer Weiſe ganz feſtlich geputzt war, denn die Tochter des Meiſter Schmidt hatte ihr Kleider von den ihrigen geliehen. Auch für mich hatte man aus der Nachbarſchaft, aus einem Hauſe, in welchem ſich mehrere Knaben meines Alters befanden, Kleider herbei gebracht, denn die unſrigen waren noch ſehr naß und beſchmutzt.

Unten im Zimmer fanden wir unſere Gaſtfreunde wieder ganz ſtill beiſammen ſitzen. Meiſter Schmidt hatte damals keine Geſellen, und dem Lehrjungen hatte er erlaubt, während des Feſtes daheim bei ſeinen Eltern zu ſchlafen, darum waren wir fünfe ganz allein mit einander. Der Meiſter hatte das Morgengebet mit den Seinigen ſchon vollendet; du haſt es eben verſchlafen, Jacob, ſagte er zu mir, und das war dir auch gut, du mußt heute deſto andächtiger in der Kirche beten, denn du haſt Urſache dazu, dem Herrn Chriſtus zu danken, der dich an ſeinem Geburtsfeſt aus großer Todesgefahr zum Leben neu geboren hat.

An guter Pflege ließ es die freundliche Meiſterin uns nicht fehlen. Ihr müßt ja heute auch inne werden, daß erſter Weihnachtsfeiertag iſt, ſagte ſie, indem ſie uns eine ſüße Milchſuppe und dann einige große Stücken von ihrem Weihnachtskuchen hinlegte. Fürwahr das letzte Gebet unſers frommen, ſterbenden Grosvaters muß von beſonderer Kraft geweſen ſeyn, denn Gott hatte uns abermal freundlich geleitet und zu frommen Leuten geführt, die ſo an uns thaten, als hätten unſre verſtorbenen Eltern und unſer Grosvater ihre Liebe zu uns auf ſie vererbt.

Gearbeitet wurde zum erſten Feiertage bei unſerm Meiſter Schmidt nicht, wie er dies auch niemals an einem Sonntage that. Denn er ſagte, dieſe Tage wären zu dem Ausruhen der Seele vor dem Angeſicht Gottes und zu der Freude an Ihm und ſeinem Worte beſtimmt, und lieber plagte er ſich vor den Sonn- und Feiertagen bis tief in die Nacht, um nur an den ſchönen Feſtabenden und Feſttagen Ruhe zu haben. Wir giengen mit einander zur Kirche, und ich war nach meinem Vermögen recht andächtig darinnen. Der alte, fromme Prediger, welcher über die ſelige Botſchaft der Engel in der Chriſtnacht predigte, und welcher wenig Monate nachher, bei der Einnahme der Stadt durch die Kaiſerlichen von einem Soldaten erſtochen worden iſt, ſprach ſo, als hätte er es gewußt, daß er heute zum letzten Male in ſeiner Kirche mit ſeiner Gemeinde ſich daran freuen wolle, daß uns ein Heiland geboren iſt, und ich bin gewiß, daß nur wenig Menſchen damals in der Kirche geweſen ſind, denen das Herz nicht aufgegangen ware bei dieſem ſchönen Gottesdienſte.

Nach der Kirche wollte meine Schweſter mit mir wieder ausgehen, um den Thomas Schmidt zu ſuchen, unſer guter Wirth ſagte aber: laßt das nur ſeyn, ihr findet ihn doch nicht, ich aber will ihn leichtlich finden. Seine Tochter führte uns dann noch nach der ſchönen Domkirche und in der Stadt herum, und als wir gegen Mittagszeit nach Hauſe kamen, da fanden wir wirklich unſern alten Reiſegefährten, der uns am geſtrigen Abend eben ſo vergeblich geſucht hatte, als wir ihn, bei dem Meiſter und ſeiner Frau ſitzen. Dieſe hatten ihn zum Eſſen eingeladen, denn ſagte der Meiſter, in der gegenwärtigen Zeit weiß es ja Niemand mit Sicherheit, wie lange er noch etwas haben wird, um damit die Fremdlinge zu ſpeiſen, und ob er nicht bald ſelber als Fremdling wird umher irren müſſen, der ſein Brod aus der Hand mitleidiger Nebenmenſchen empfangt.

Ueber Tiſche als der Bauersmann viel von dem ſeligen Inſpector Reichel und ſeiner Ehefrau erzahlte, und wie dieſe ſo gut an uns verwaisten Kindern gehandelt hatten, ſagte die Meiſtersfrau auf einmal zu ihrem Manne: wie meinſt du, ſollte das Mägdlein da nicht für unſre Frau Grann taugen, dieſe ſucht eine gute, ehrliche Dirne zu ihrem Dienſt; das Magdlein da iſt bei der Frau Inſpectorin gewiß in guter Zucht und Anleitung zu allem häuslichen Geſchaft geſtanden und für fromm und brav halte ich ſie auch. Der Meiſter billigte dieſen Einfall ſeiner Frau und der Landmann, der uns öfters im Reichelſchen Hauſe geſehen, ſprach auch zum Lobe meiner Schweſter, welche zugleich ſelber einen befriedigenden Bericht geben konnte über das, was ſie ſchon bei dem Hausweſen ihres ſeligen Grosvaters und der Mutter, ſo wie vor allem bei der Frau Inſpectorin, geleiſtet habe. Nur, fügte meine gute Schweſter hinzu, weiß ich dann, wenn ich in fremde Dienſte gehe, nicht, was aus meinem Jacob werden ſoll, denn dieſen mag ich nicht verlaſſen. Der Meiſter beruhigte ſie hierüber und ſagte: für deinen Jacob wird ſchon auch geſorgt werden, die Meiſterin aber legte ihre Sonntagskleider wieder an und begab ſich in jenem Eifer der Gutmüthigkeit, der es gar nicht erwarten kann, wenn er Jemand etwas Gutes zu erweiſen vorhat, hinauf zur Frau Gräfin.

Dieſe Gräfin, welche in dem obern Stock des Hauſes wohnte, war ſchon vor mehreren Jahren mit ihrem verſtorbenen Gemahl aus Böhmen hiehergezogen nach Magdeburg. Denn ihr Gemahl, welcher Proteſtant war, hatte an den Bewegungen der Proteſtanten in Böhmen einen ſolchen Antheil genommen, daß er ſpäterhin ſeine Güter verlor, und, ſeiner Sicherheit halber, aus dem Lande flüchten mußte. Er hatte in Magdeburg drei Jahre lang in aller Stille und Ruhe gelebt, und genoß noch jetzt von Allen, die ihn gekannt hatten, ein ſehr gutes Lob; auch ſeine Wittwe, die aus einem ſehr anſehnlichen Geſchlechte im Lüttich'ſchen ſtammte, wurde von unſern Wirthsleuten als eine fromme, tugendhafte Dame, von ſanftem Geiſte und als ſehr wohlthätig gegen die Armen gerühmt. Dies Alles gab denn gute Ausſichten für meine Schweſter.

Nach einiger Zeit trat die Wirthin mit gar freudigem Angeſicht zu uns herein. Der wackren Frau war eine gute That gelungen, darum war ſie ſo fröhlich. „Ihr beiden, du Lene und dein Bruder Jacob, ſollt einmal mit mir hinaufkommen zur gnädigen Frau Gräfin,“ ſagte ſie, und wir folgten der wohlmeinenden Freundin, die uns unterwegs noch manche Anweiſung gab, wie wir uns recht artig und tief gegen die gnädige Frau verneigen und ihr die Hand küſſen ſollten, wenn ſie dies erlaubte. Die Gräfin empfieng uns freundlich; man durfte dieſe Frau nur anſehen, um zu erkennen, daß es nicht nur eine Edeldame, ſondern eine edle Dame ſey; ich habe wohl an wenig weiblichen Angeſichten ſo deutlich die Züge jenes Adels geſehen, welche die Kraft des Geiſtes und der ernſtlichen Gottesfurcht dem Menſchen aufprägt. Sie veranlaßte uns, Mancherlei zu ſprechen, und obwohl es uns beiden ein ungewohntes Ding war, mit einer ſo vornehmen Frau zu reden, wußte ſie uns doch bald ſo zutraulich zu machen, daß wir recht von Herzen zu ihr ſprachen. Sie durchſchaute uns bald und lernte uns kennen; denn ſie kannte ihr eignes Herz.

Ich glaube wohl, Frau Schmidtin, ſagte ſie zu unſerer Wirthin, daß ich mit dem Mädchen gut auskommen werde, und da Sie mir ſagt, daß der kleine Jacob unten bei Ihr ſeine beſtändige Nachtherberge finden kann, wofür ich mich ja beſonders bei ihrem lieben Manne abfinden werde, nehme ich auch dieſen in meinen Lohn; er ſoll die Schule fleißig beſuchen und außer der Schule will ich ihn zum Ausſchicken gebrauchen, damit das Mädchen mehr zu Hauſe bei mir und ihrer Arbeit bleiben kann. Die Kinder, wenn ſie ſich gut halten, ſollen eine mütterlich geſinnte Herrſchaft an mir haben.

Abermals war dieſes Zuſammentreffen mit der frommen Gräfin, in dem Hauſe eines ehrbaren Schuhmachers eine

eine freundliche Leitung an der Hand unſers Gottes, wie ſie unſer ſeliger Grosvater in ſeinen letzten Augenblicken uns erfleht hatte. Wir wußten damals noch nicht, welcher ſchützende Engel uns bald hernach dieſe Dame werden ſollte, denn wir ahndeten die Gefahr nicht, die ſchon ſo nahe über unſern Häuptern ſchwebte.

Schon nach wenig Tagen konnte meine Schweſter bei der edlen Gräfin in Dienſte treten. Dieſe ſchien ſehr wohl mit ihr zufrieden und meine Schweſter hatte auch nirgendwo anders ein glücklicheres Loos treffen können; denn ihre Herrſchaft hielt ſich wahrhaft mütterlich gegen ſie, wies ſie, wo es noth that, mit ſanftmüthigem Geiſte zurecht und leitete ſie zu allem Guten und Nützlichen an. Auch ich durfte, außer den Schulſtunden viel bei der Frau Gräfin ſeyn; ich aß mit meiner Schweſter und wir beide wurden mit neuen Kleidern verſehen, wie ſie für bürgerliche Kinder in einer Stadt ſich ſchicken. Die gute Dame ließ uns auch an ihrer Morgen- und Abendandacht Antheil nehmen, und wenn ich aus der Schule kam, fragte ſie fleißig nach, was ich Gutes darinnen gelernt habe; zeigte ſich auch bei ſolchen Gelegenheiten in Gottes Wort und allen Lehren des Evangeliums ſo wohl erfahren, daß ich öfters merkte, bei ihr ſey noch mehr zu lernen, als in der Schule, die ich damals beſuchte.

Wir beiden Geſchwiſter waren in jeder Hinſicht ſehr glücklich und zufrieden in unſrer neuen Lage und bildeten uns auch wohl etwas Großes darauf ein, jetzt nicht mehr Dorf- ſondern Stadtkinder zu ſeyn und bei einer ſo vornehmen Dame zu wohnen. Doch dieſes Glück dauerte nur ſehr kurze Zeit. Schon vier Monate nach unſrer Ankunft in Magdeburg zog ſich das Ungewitter um dieſe ſchöne, gute Stadt zuſammen, welches ſie verderben ſollte: Tillys furchtbares Heer, welches zuerſt die umliegende Landſchaft, dann die Stätte des bürgerlichen Fleißes und Wohlſtandes ſelber in einen Blutacker verwandelte.

Ich denke noch daran, als ſey es geſtern geſchehen; es war an einem Sonntage, um die Zeit vom Frühlingsanfang; das Wetter war warm und ſchön und konnte Viele zu ſeinem Genuß im Freien verlocken, da hielt der alte Pfarrer, der nämliche, den ich am Weihnachtstage gehört hatte, eine Predigt, darinnen er von dem Nutzen der Leiden dieſer Zeit für das Heil der Menſchenſeelen und von den Freuden jenes ewigen Frühlinges ſprach, der da jenſeits, im rechten Heimathlande, uns erwartet. Es war als hätte er, ohne es zu wiſſen, die Menſchen, die ihn hörten, vorbereiten ſollen auf den Abſchied von der im Frühling ſo ſchönen Erde, der ſo Vielen von ihnen nahe bevorſtund. Wir beiden Geſchwiſter giengen an demſelben Nachmittage, mit Erlaubniß unſrer Frau Gräfin und in Geſellſchaft unſrer Wirthsleute, hinaus ins Feld; der Meiſter Schmidt aber, nach ſeiner nachdenklichen Weiſe, war ſehr in ſich gekehrt und ſagte nur immer: iſts ſchon hier ſo ſchön unter dem klaren, blauen Erdenhimmel, wie ſchön mag es erſt in dem Himmel der Himmel ſelber ſeyn.

Ueberhaupt hat ſich auch in der damaligen Zeit der Trübſale, welche über die große, volkreiche, äußerlich ſo glückliche Stadt kam, die Wahrheit deſſen, was jener alte Prediger ſagte: der Nutzen der Trübſale in gar reichem Maaße bewährt. Als gegen Ende März und Anfang Aprils die eigentliche Noth der Belagerung begann, verließen ſich zwar die meiſten Bewohner von Magdeburg mehr auf den König von Schweden und ſeine Waffen, als auf Gottes Hülfe, und hielten die Eroberung ihrer Mauern für faſt unmöglich; dennoch lernte dabei auch die größere Zahl mehr denn jemals ſonſt in ihrem Leben „aufs Wort merken“. Denn die Kirchen waren täglich voll von Menſchen, welche hier in der Gemeinſchaft der andern Betenden Troſt und Stärkung des Muthes ſuchten; in allen Häuſern wurden die täglichen Andachten eifriger geübt, und ſelbſt ich lernte damals wieder aus eigner Erfahrung, wie die Noth beten lehre.

Es war im Mai, die Belagerung hatte ſchon ſechs Wochen gedauert, und noch war die Hoffnung der Bürger auf Entſetzung durch die Schweden nicht geſchwunden. Ich will nicht erzählen, was Ihnen Allen ſo wohl bekannt iſt; wie man gerade an dem Tage, an welchem der furchtbare Schlag ausbrach, in der Stadt ſich am ſicherſten glaubte, wie die Wächter von den Mauern ſelber bei dem Anbruche des Unglücksmorgens ſich in ihre Häuſer begeben und ſchlafen gelegt hatten, weil ſie die Vorbereitungen zum Sturm in Tilly's Heere für Anſtalten zum Abzug deſſelben hielten, den König Guſtavs Nähe bewirke. Ich will nur erzählen, was an jenem großen Sterbetage von dreiſſigtauſend friedlichen Bewohnern der Stadt uns begegnet iſt.

Die Gaſſe, in welcher unſre Wohnung ſtund, lag ſo weit ab von den Punkten am Krökenthore und der hohen Pforte, wo die Stadt zuerſt erſtürmt worden iſt; gehörte überhaupt zu einen ſo ſtillen und wenig volkreichen Stadttheil, daß wir von Allem, was dort ſich zutrug, nur erſt ſpät etwas erfuhren. Unſre Gräfin muß indeß doch eine Ahndung gehabt haben von dem, was bevorſtund. Als am letzten Nachmittage vor der Zerſtörung der Stadt Meiſter Schmidt zu uns hinaufkam und ihr erzählte, daß der Feind ſeit etlichen Stunden nicht nur, wie wir dies ſelbſt bemerkt hatten, mit Kanoniren eingehalten habe, ſondern jetzt ſogar ſeine meiſten Feldſtücke von ihrer Stelle, von wo ſie Magdeburg ſo lange ängſtigten, hinwegführen laſſe, ſagte ſie: „trauet dem Tilly nicht; der Tiger geht wohl auch ein Paar Schritte zurück, wenn er ſich zum Sprung auf ſeine Beute anſchickt.“ Sie hatte ſchon beim Anfang der Belagerung ihre am leichteſten fortzubringenden koſtbarſten Sachen zuſammenpacken laſſen, die vielen Papiere aber, welche ſie beſaß, ſorgfältig durchgeſehen und dann theils verbrannt, theils in gute Ordnung zuſammengelegt. Seit etlichen Tagen, beſonders ſeit dem vorletzten, waren auch dieſe Papiere, nebſt der Baarſchaft in Gold, in eine Kiſte gelegt und dieſe verſiegelt worden, zugleich hatte die Gräfin mehrere Briefe geſchrieben, und bei dieſem Geſchäfte fand ich ſie noch, als ich am Tage der Erſtürmung, um ſechs Uhr des Morgens, ihr das Frühſtück vom Bäcker brachte.

„Jetzt dürfen wir recht froh ſeyn, gnädige Frau, ſagte ich, der Feind geht fort und nun werden bald unſre Freunde, die Schweden, kommen. Der Backer ſagte, daß er ſchon heute Anſtalt treffen wolle, mehr Brod, als gewöhnlich zu backen, damit das Königliche Heer, wenn es einrücke, auch von ſeinem Laden aus verſorgt werden könne; die Wachter von den Mauern ſind nach Hauſe gegangen, damit ſie nach ſo langer Unruhe und Noth einmal wieder recht ausſchlafen können.“

„Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umſonſt,“ antwortete mir die gute Dame und hieß mich meiner Schweſter ſagen, daß ſie ihre beſten Kleider, die ſie zum Oſterfeſte erhalten hatte, anlegen und auch ſonſt alle Sachen in ein Bündelein ſchnüren ſolle, und daſſelbe befahl ſie auch mir zu thun.

„Gott helfe uns“, ſprach die Gräfin, indem ſie mit den Mienen des Schreckens zu uns ins Zimmer trat, „was iſt das für ein wildes Geſchrei, das von den Mauern her ertönt; und jetzt hört man ja auch ſchießen. Laufe ſchnell hinunter zu den Nachbarn, Jacob, und erkundige dich, was es giebt.“

Ich eilte hinunter auf die Straße, ein alter Nachbar, der allein arbeitend in ſeiner Schneiderwerkſtatt ſaß, gab mir einen ſonderbaren Beſcheid. „Wahrſcheinlich, ſagte er, ſind die Schweden gekommen und da ſchreit das Volk vor Jubel; meine Leute ſind mir alle fortgelaufen, um den Einzug zu ſehen und wenn mich nicht mein gelähmter Fuß zurückhielte, wäre ich auch mitgegangen.“

Unſre vorſichtige Herrſchaft war durch dieſe Nachricht, die ich ihr brachte, nicht befriedigt; ſie gieng ſelber mit uns beiden, zwei verſiegelte Briefe in der Hand haltend, herunter zur Hausthür und als wenige Minuten nachher auch in unſre Gaſſe die Flüchtlinge hereinrannten, mit Mienen, aus denen das Entſetzen ſprach, und mit dem lauten Geſchrei: „der Feind iſt ſchon über die Mauern eingedrungen, ſteht ſchon in den Gaſſen“ da rief ſie einen der ſtärkeren Männer aus der Nachbarſchaft herbei und ſagte zu ihm: „begleitet mir hier dieſen Knaben hin zu den Feinden: er hat wichtige Briefe zu beſtellen, die für euch Alle, welche hier in der Nachbarſchaft wohnen, von gutem Nutzen ſeyn können; eure Mühe ſoll auch überdieß gelohnt werden.“ Mir ſelber reichte ſie zwei große, mit ihrem Wappen verſiegelte Briefe in die Hand, davon der eine an den Feldmarſchall Tilly, der andre an einen Feldoberſten gerichtet war und befahl mir an, ich ſolle, wenn die Feinde mir Gefahr droheten, nur dieſe Briefe in die Höhe halten, und den Soldaten zurufen, ein Brief an den Feldherrn.

Mein Begleiter, ſo ſtark er von Knochen war, war nicht eben ſtark an Muthe. Als wir in die Gegend der Stadt kamen, wo ſich ſchon eine Menge des feindlichen Fußvolkes aufgeſtellt hatte um den nahen Augenblick zu erwarten, in welchem man ihm die Plünderung geſtatten würde; als er ſahe, wie hie und da ſchwer verwundete und getödtete Bürger in ihrem Blute hingeſtreckt lagen, da wendete er ſich um und ließ mich allein. Auch ich war einige Augenblicke ungewiß, was ich thun ſolle, ob vorwärts oder rückwärts gehen? Da kam mir der Spruch ein, über welchen unſre gute Gräfinn erſt am geſtrigen Abend, bei dem Gebet mit uns geſprochen hatte: „ſey getroſt und unverzagt“, und ich gieng weiter. Die feindlichen Soldaten ſtunden ruhig in Reihe und Glied, es herrſchte eine furchtbare Stille, welche nur durch einzelne Schüſſe und durch das Herabſchmettern der Ziegelſteine unterbrochen ward, womit die verblendeten Bewohner der Stadt noch immer den Feind zu beſchadigen ſuchten. Ich naherte mich bis etwa auf zwanzig Schritte und ſagte, ſo laut als das ängſtliche Pochen meines Herzens mir es zuließ, ich hatte Briefe zu beſtellen, einen davon an den Feldmarſchall. Ein Sergeant winkte mich zu ſich hin. Er las die Aufſchriften, fragte mich nach dem Namen meiner Herrſchaft, und nach Gottes gnadiger Führung traf es ſich, daß jener Oberſt, an welchen der eine Brief gerichtet war, nicht fern von da, bei ſeinem faſt zuerſt in die Stadt eingedrungenen Regimente hielt. Ich wurde zu ihm geführt; auch er fragte mich Einiges über meine Herrſchaft aus, erkundigte ſich noch genauer nach ihrer Wohnung und gab dann etlichen ſeiner Reuter einen Befehl in einer Sprache, welche ich nicht verſtund. Mich nahmen mehrere Soldaten in ihre Mitte, um mich durch die gedrängten

Schaaren der Ihrigen hinauszubegleiten ins Lager, zu dem Feldmarſchall, für den der andre Brief beſtimmt war. Als wir noch mitten im Gedräng waren, brachte ein Reuter von außen herein die Erlaubniß zum Plündern. Mir vergiengen die Sinne bei dem wilden Geſchrei des Feindes und dem lauten Wehklagen, das aus den Bürgerhäuſern erſcholl; das Toben der Kriegerſchaaren durch einander, der Ungeſtüm, mit welchem ſich die Soldaten aus Reihe und Glied herausriſſen und vorwärts nach den Gaſſen und anſehnlichſten Häuſern ſtürzten, war ſo furchtbar, daß ſelbſt die Soldaten, die mich begleiten ſollten, von einander getrennt wurden und ich in's Getümmel des andern Fußvolkes, wie der Reuter, gerieth. Einer von dieſen erhub ſeine Pike gegen mich und wollte mich niederſtoßen; ich ſchrie laut um Erbarmen und hielt meinen Brief hin, da packte mich einer meiner Schützer, der ſich im Gedräng wieder zu mir gefunden, mit ſtarkem Arme und ſtieß mich vorwärts. „Du Hund, ſagte er, deinetwegen müſſen wir jetzt die beſte Zeit zum Plündern verſäumen, mach' daß wir hinaus kommen.“

Unter dem Thore war das Gedräng der hereindringenden Feinde ſo fürchterlich, daß ich nicht würde lebend hindurchgekommen ſeyn, wenn mich nicht einer der ſtärkſten unter meinen Führern auf ſeine Schultern geworfen und getragen hätte. Auch ſo erhielt ich noch, vielleicht durch Zufall, einen Stich in meinen linken Arm und ein Theil meiner Kleidungsſtücke wurde mir zerriſſen.

Ich habe erſt ſpäter erfahren, daß unſre Gräfin eine Verwandtin des Feldmarſchalls Tilly ſelber war, und zwar keine entfernte, ſondern eine ziemlich nahe. Auch Tilly ſtammte aus dem Lüttich'ſchen; er hatte ſeine Verwandtin vor und auch nach ihrer Vermählung perſönlich gekannt.

Mir klopfte das Herz gar ſtark vor Angſt und ich zitterte an allen Gliedern, als wir jetzt zum Thor hinauskamen, wo es ganz ſtill und kein Gedräng mehr war, mein Soldat mich herunterließ von ſeinen Schultern und ich nun die Schaar der Reuter, mit gezückten Schwertern ſtehen ſahe, welche auf Tilly's Winke warteten. Der Feldherr hielt auf ſeinem Pferde und ſchaute unverwandt nach der Stadt hin. Einer ſeiner Adjutanten nahm mir den Brief ab und überreichte ihn dem Heerführer. Dieſer, nachdem er zuerſt gleichgültig, dann aufmerkſamer das Siegel und die Handzüge der Aufſchrift betrachtet hatte, öffnete ihn, ſahe nach der Unterſchrift und überlas dann, indem er dazwiſchen immer wieder ſein Auge zur Stadt erhub, den Inhalt. Er ſchwieg einige Minuten, dann gab er einem jungen Offizier ſeine Befehle. Sechszehn Reuter begleiteten den Offizier; einer von ihnen nahm mich vor ſich auf ſein Pferd; wir ritten in die Stadt.

Das Andenken an den Jammer, deſſen Zeuge ich hier ſeyn mußte, zerreißt mir noch jetzt mein Herz. Tilly hat in ſeinem Bericht an den Kaiſer geſchrieben: „er glaube, daß ſeit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung, ſolch ein Sieg nicht ſey geſehen worden.“ Nun glaube ich zwar wohl, daß in der Zeit zwiſchen Jeruſalems und Magdeburgs Untergang manche große, ſchöne Stadt den Becher des Elendes, den der Menſch in der Mordwuth des Krieges andern Menſchen darreicht, eben ſo, bis auf die Hefe ausleeren müſſen, ja vielleicht noch eine allgemeinere Vernichtung aller ihrer Bewohner und Gebäude erlitten hat, als unſre arme Stadt, doch habe ich ſpäter immer, wenn ich die Geſchichte von Jeruſalems Zerſtörung las oder hörte, mit erneuetem Weh an Magdeburgs Untergang denken müſſen. Als wir neben und über die verſtümmelten Leichen hinkamen nach der Gaſſe und nach dem Hauſe unſrer Gräfin, da fanden wir dort ſchon eine Wache von Soldaten. Dieſe hatte der Feldoberſt, an den ich den erſten Brief abgegeben, dahingeſendet, denn derſelbe war, wie ich am andern Tage bemerkte, ein wahrhaft theilnehmender und vieljähriger Freund unſrer Herrſchaft; wie man mir ſagte, ein Bruderſohn ihres verſtorbenen Gemahles; er hat uns auch viel mehr Freundſchaftsdienſte erwieſen, als der Feldmarſchall ſelber.

Die Gräfin ſtund ſchon bereit; ſie hatte nur auf die Begleitung gewartet, die ſie zum Schutz für ſich und die Ihrigen vom Tilly ſich erbeten. Unter dieſe Ihrigen gehörten heute gar manche Leute; denn nicht bloß ich und meine Schweſter und all unſre Hausgenoſſen, ſondern auch Perſonen aus der Nachbarſchaft, namentlich mehrere Mütter, die in Hoffnung waren oder ihre Kindlein auf den Armen und an der Hand mit ſich führten, ſchloſſen ſich dem Zuge an; ihre Habſeligkeiten, gleich als ob ſie der Gräfin zugehörten, kamen unter dem Schutze der Soldaten auch glücklich mit fort.

Während wir noch durch eine der letzten Straßen, die nach dem Thore führet, zogen, da hörten wir ein neues, ſtärkeres Jammergeſchrei, und ſahen, gar nicht weit von uns, den Rauch aufſteigen und gleich hernach die Flammen ausbrechen. Die unglückliche Stadt mußte zu ihrem tiefen Jammer auch noch das erfahren, daß an mehreren Orten zugleich das Feuer auskam, welches in wenig Stunden faſt über alle Gaſſen ſich verbreitete. Ich ſahe es mit eignen Augen, wie etliche Männer und Frauen, die ſich auf den oberen Böden ihrer Häuſer verſteckt hatten, von den Dächern herabſprangen auf die Straße, um dem Tod in den Flammen zu entgehen; ſie fanden jedoch ſtatt ſeiner nur den eben ſo ſchrecklichen und ſchnellen des Zerſchellens.

Wir wurden an einen abgelegenen Theil des Lagers, die Gräfin und ihre nächſten Begleiter in ein anſtändiges Offiziersʒelt, die andern aufs freie Feld geführt, wo etliche bewaffnete Reuter unſre Bewegungen bewachten. Als die Gräfin dem Tilly ihre glückliche Ankunft im Lager und ihren Dank für ſeinen Schutz melden ließ, brachte man ihr die Antwort zurück, der Feldherr könne heute ſie nicht ſprechen, werde dieſes jedoch bei gelegener Zeit thun. Da ſaßen wir denn, blickten aus dem Eingang des Zeltes hinaus nach der in Flammen ſtehenden Stadt und beweinten das Unglück unſrer geweſnen Mitbürger. Die plündernden Feinde ſelber hatten ſich aus den brennenden Straßen und Häuſern auf die Wälle flüchten müſſen; viele von ihnen kamen, ſchwer mit Beute beladen, noch ſchwerer jedoch belaſtet durch das Blut der unſchuldig Gemordeten, das an ihren Händen und Kleidern klebte, heraus ins Lager. Der Feldherr, den wir von ferne auf ſeinem Roſſe halten ſahen, blickte noch immer unverwandt in die brennende Stadt.

Man hatte nicht daran gedacht, uns auch nur einen Trunk Waſſers anzubieten. Gegen Abend kam der ſchon erwähnte Feldoberſt zu uns herein ins Zelt. Als er die Gräfin ſahe, küßte er ehrerbietig ihre Hand und beide mußten bei dieſem Wiederſehen weinen. In dieſem Manne war wirklich ein theilnehmendes, menſchenfreundliches Gemüth, er hat dies nicht nur an uns, ſondern auch an vielen andern Bewohnern der Stadt bewieſen; namentlich hatte er auch zwei Prediger mit ihren Familien aus der Hand der Kroaten gerettet und durch ſeine Leute ſicher vor die Stadt herausgeleiten laſſen; wir ſahen dieſe Geretteten noch an demſelben Abende.

„Für die unzähligen Wohlthaten, ſagte er zur Gräfin, welche ich in Prag in Ihrem Hauſe, von meines verſtorbenen Oheims und von Ihrer Güte genoſſen habe, kann ich Ihnen freilich hier im Feldlager nur eine ſehr ſchlechte Bewirthung anbieten, doch ſeyn Sie verſichert, daß Alles, was ich habe und vermag, ſelbſt mein Blut und Leben, zu Ihren Dienſten ſteht.“

„Ich begehre nichts, ſagte ſie, als, ſo bald die Zeitumſtände es erlauben, ein ſichres Geleite zu meinen Verwandten nach Schleſien, für mich und meine beiden Pflegkinder und Schutz für die ehrlichen Hausgenoſſen und Nachbarn, die ſich an uns angeſchloſſen haben. Denn ich kenne ja Ihr Herz, lieber Ferdinand, Sie würden, wenns bei Ihnen geſtanden wäre, nicht nur etlichen, ſondern allen Bewohnern der Stadt Schutz und ſichres Geleite gewährt haben.“

Wir bekamen jetzt, und mit uns die Predigerfamilien, ſo wie unſre Wirthsleute, dann aber auch die Andern, die mit uns herausgezogen waren, ein Abendeſſen, das wir dem freundlichen Geber gern erlaſſen hatten. Denn im Anblick der noch immer in gluthrothen Flammen ſtehenden Stadt und im Anhören der vom Feind verübten Gräuel, welche mehrere der ſpäter aus der Stadt Geretteten uns beſchrieben, wollte uns kein Biſſen ſchmecken. Namentlich die theilnehmende Gräfin genoß nichts als ein Glas Waſſer.

Erſt zwei Tage nach unſrer Ankunft im Lager, erhielt unſre Herrſchaft die Einladung zum Feldherrn zu kommen. Sie fand bei ihm, wie ſie nachher in unſerm Beiſeyn dem Feldoberſten erzählte, eine ſehr höfliche Aufnahme und das Verſprechen zur Leiſtung aller der Gefälligkeiten, welche ſie verlangen würde. Sie begehrte nichts weiter, als ein ſicheres Geleit zu den Gütern einer Verwandtin in Schleſien: ihr war nicht wohl in Tillys Nähe, der ſich übrigens auch nicht viel um die Gräfin zu bekümmern ſchien. Doch ließ er ſein ihr gegebenes Verſprechen nicht unerfüllt; an demſelben Tage, an welchem er ſeinen Einzug durch die von Leichnamen und Schutt nothdürftig gereinigten Gaſſen der Stadt, nach der vereinſamt zwiſchen den Trümmern ſtehenden, vom Feuer verſchonten Domkirche hielt, kam er auch an unſer Zelt geritten, und kündigte unſrer Herrſchaft an, daß ſie morgen abreiſen könne.

Wir nahmen einen recht bewegten, dankbaren Abſchied von unſern bisherigen Wirthsleuten; ſie waren von der Gräfin noch reichlich beſchenkt worden; wie wir nachmals erfuhren, haben ſie ſich in Zerbſt niedergelaſſen. Unſre Reiſe durch Sachſen nach Schleſien gieng ohne alles Hinderniß von ſtatten, wir fanden bei den Freunden unſrer Herrſchaft mit dieſer ſelber eine ſehr gütige Aufnahme, doch wollte unſre gute Gräfin nicht länger bei ihren Verwandten wohnen, als nöthig war, um ſich ſelber ein kleines Haus, das ſie zur Miethe nahm, einzurichten. Hier hat ſie auch, als eine wahre Wittwe, in ſtiller Zurückgezogenheit gelebt bis an ihr Ende; alle ihre Zeit und Kräfte waren dem Dienſte der Armen und Nothleidenden, der Vorſorge für die Wittwen und Waiſen dahingegeben, und ſie empfieng zu dieſem Dienſte täglich die neuen Kräfte, denn ſie verſtund es, dieſelben da zu holen und zu finden, wo ſie allein zu finden ſind: in dem unabläſſigen Umgange mit Gott und mit ſeinem Worte. Das Beten dieſer Frau iſt ein wahrhaft eindringendes und ächtes geweſen, weil jedes Wörtlein deſſelben an ihr ſelber und an Andren zur That wurde.

Ich durfte bis zu meinem funfzehnten Jahre bei dieſer guten Herrſchaft und bei meiner Schweſter bleiben. Nach ſo mancher Noth, und nach den vielen Wechſeln, die ich in meiner Kindheit ſchon ausgeſtanden, waren mir dieſe Jahre wie die Zeit einer Sabbathsruhe. Ich beſuchte anfangs die Dorfſchule, deren Lehrer ein ſehr fleißiger und geſchickter Mann war, dann, als man Gaben an mir bemerkte, von denen meine Wohlthäterin glaubte, daß ſie mich zu einem andren Berufe hinwieſen, als zu dem eines Landbauers oder eines Handwerkers, veranſtaltete es dieſelbe, daß ich von dem frommen und gelehrten Prediger des Ortes noch beſondern Unterricht empfieng. Dieſer mein Lehrer bereitete mich auch vor zu meinem erſtmaligen Annahen an den Altar des Herrn, und war mir bei dieſem vielbedeutenden Schritte meines innren Lebens ein treuer, geſegneter Führer.

Es war nun die Zeit gekommen, da ich meine eigne Bahn betreten und durchlaufen ſollte. Bisher war ich, wie ein junger Baum, von der Hand des Pflanzers gar oft von einem Punkte des Anwurzelns zum andren geführt, immer aber wieder ſo geſetzt worden, daß ich im Schutz und Schatten von feſter gewurzelten, vollkommnerwüchſigen Bäumen ſtund, jetzt ſollte ich hinausgepflanzt werden an einen ganz freien Ort, an welchem Hitze und Froſt, Sturm und Regen mich einzeln ſtehenden mit aller Macht anrühren und erſchüttern konnten. Vielleicht geſchieht es unter viel tauſend Menſchen kaum einen ſo wie mir, daß er von ſeiner Kindheit an bis zur beginnenden Zeit des Jünglingsalters beſtändig in ſolch einer Obhut und Leitung von Seelen leben darf, in denen jene kraftige Liebe ſiegreich waltet und herrſchet, welche nach allen Seiten hin wieder Liebe zu Gott und den Brüdern weckt, und doch ſollte ſich jetzt bald an mir zeigen, wie wenig dieſe fremde Warme, in deren Strahlen ich mich ſonnte und erquickte, in mir ſelber ihre bleibende Wohnung und ihren Quell habe.

Ich hatte meine Neigung erklärt, mich für den Stand eines Lehrers, an einer Stadt- oder Landſchule auszubilden; die edle Gräfin, obgleich ihre äußerlichen Mittel verhältnißmäßig beſchränkt waren, bot mir hierzu ſehr willig ihre Hülfe an; ich ſollte, nach dem Rathe unſers Predigers, in eine, von uns etwas weiter abgelegne Stadt gehen, in welcher ſich damals ſehr gute Gelegenheit fand, ſich die Kenntniſſe zu ſammeln und die Uebung zu erwerben, deren ein Lehrer der Jugend bedarf. Der Pfarrer hatte überdieß in jener Stadt einen Freund, an welchen er mich empfehlen konnte.

Der Abſchied von der mütterlichen Wohlthäterin, ſo wie von dem guten Lehrer und von meiner Schweſter, der einzigen Blutsverwandtin, die ich noch auf Erden hatte, fiel mir unbeſchreiblich ſchwer; ich war zu ſehr an die Liebe der Menſchen gewöhnt; wenn ich auch ſchon öfters in ziemlicher Noth und hin und wieder in Berührung mit rauhen Leuten geweſen, hatte ich doch wenigſtens immer die Schweſter bei mir gehabt, die mir ja, nach ihren Kräften, eine treue Pflegerin und Freundin war. Jetzt nun kam ich unter lauter fremde Leute und mußte ſchon in den erſten Tagen meiner Wanderſchaft an einem jungen Menſchen meines Alters, an den ich mich zutraulich und mit Liebe angeſchloſſen, es erfahren, was Betrug und Diebſtahl ſey; denn obgleich ich ihn, als er mir klagte, daß er ſo arm und hungrig wäre, in der Herberge auf meine Koſten hatte ſpeiſen laſſen, entwendete er mir dennoch einen Theil meines Reiſegeldes bei der Nacht, und war am Morgen entflohen. Auch ſahe und hörte ich auf der weiteren Reiſe ſo Vieles, das ich in meiner bisherigen näheren Umgebung nie vernommen: Rohheiten und, wie mir ſchien, leichtſinniges Weſen, daß ich öfters, wenn ich wieder genöthigt war, in eine Herberge einzukehren, mehr nur Furcht und Grauen, als jenes wohlthatige Gefühl empfand, welches das Ausruhen nach großer leiblicher Ermüdung oder die Sättigung des Hungers in uns hervorruft. Ich tröſtete mich jedoch mit dem Gedanken, daß ich ja nach wenig Tagen in der Stadt ſeyn werde, in welcher ſich das Ziel meiner Reiſe fand, denn dort, meinte ich, würde ich wieder unter lauter ſolche Leute kommen, wie mein ſeliger Grosvater, meine Eltern, wie die Reichelſchen Eheleute, wie Meiſter Schmidt und ſeine Frau, wie die Gräfin und der Pfarrherr des Dorfes geweſen waren.

Es war ja jetzt eben, da ich wanderte, die ſchönſte Zeit des angehenden Sommers; auf den Wieſen und in den Gebüſchen, ja ſelbſt in den Graben und Teichen blüheten die mannigfaltigſten Blumen; in den Gärten aber prangte die edle weiße Lilie und dufteten die unter der Pflege der Gärtner ſtehenden Orangen- und Citronen-Blüthen. Ich hätte nur manche dieſer Wieſenblumen, auch wenn ſie vom Staube der nahe vorbeigehenden Straße bedeckt und entſtellt waren, in meine Hand nehmen und recht betrachten dürfen, dann würde ich wohl erkannt haben, daß derſelbe Finger der Weisheit und Güte, der die Lilien und Orangenbäume machte, auch dieſe Blümlein mit dem Abglanz ſeiner Schönheit geſchmückt hat, und wenn auch allerlei Giftgewächſe unter ihnen ſind, ſo finden ſich doch viel mehr andre, die der Hausherr und ſeine Leute nicht wegwerfen, weil ſie für den Haushalt ſich noch nutzbar machen laſſen.

Ich kam endlich in die Stadt, welche nun für langere

Zeit mein Aufenthaltsort ſeyn ſollte; ſie liegt gar ſchön zwiſchen den fruchtbaren Hügeln und Auen, mein Herz war fröhlich als ich ſie vor mir ſahe. Der Freund unſres Pfarrherrn nahm mich wohlgefällig auf, er ſelber aber konnte mich nicht für längere Zeit in ſeiner Wohnung behalten, er miethete gleich am andern Tage für mich in einem fremden Hauſe ein, dazu war er ein ſo viel und anhaltend beſchäftigter Mann, daß ich ihn nur ſehr ſelten und wenig zu ſehen bekam. Auch meine Wirthsleute waren zwar recht ehrliche Menſchen, aber ſie giengen an den Werktagen ihrem bürgerlichen Gewerbe, an den Feiertagen ihrer Erholung oder ihren Vergnügungen nach; wollte ich mit ihnen ein ſolches Geſpräch anfangen, wie die fromme Grañn mit uns beiden Geſchwiſtern, oder wie der Pfarrherr mit mir gehalten, ſo ließen ſie mich zwar reden, aber ſie ſprachen dazwiſchen oder gleich darauf mit einander ſolche gleichgültige, und wie mir vorkam, ſolche unwürdige Sachen über ihr Hausweſen und über Stadtneuigkeiten, daß ich wohl merken konnte, die Worte die aus meinem jungen Munde kamen ſeyen nicht ſonderlich von ihnen beachtet. Daſſelbe erfuhr ich täglich, wenn ich mit meinen Altersgenoſſen, oder wenn ich mit den verſchiedenſten Leuten, zu denen ich etwa hinkam, in Geſpräch und Wechſelverkehr trat. Einſam und allein kam ich mir unter ihnen allen vor.

Der Keim, der ſich anjetzt in meinem Herzen zur Giftpflanze entfaltete, hatte wohl ſchon längſt in mir gelegen, denn er iſt der allgemeinſte, der in der Menſchennatur ſich findet: ich gerieth in einen geiſtlichen Hochmuth, vor deſſen Abgrund mir grauſet, wenn ich daran denke. Ich hielt mich für beſſer als die meiſten, ja vielleicht als

alle

alle Menſchen, mit denen ich damals in näherer Bekanntſchaft ſtund.

Ich hatte in dieſem Zuſtande mehrmalen an meine edle Wohlthäterin, an die fromme Gräſin, geſchrieben, ihre reine Seele hatte den Aushauch des Giftes, das in mir war, wohl wahrgenommen, ſie ſchrieb mir auf eine ſehr ernſte, mütterlich zurechtweiſende Art, aber ich war ſchon ſo verblendet, daß ich ihre Warnungen und Ermahnungen kaum recht verſtund oder wenigſtens nicht zu Herzen nahm; erſt ſpäter, da ich ihre Briefe mit vielen Thränen der Reue wieder las, habe ich das erkannt, was ſie mir ſagen wollte. Die edle Frau hatte ſchon, als ich von ihr ſchied, ſehr gekränkelt; ſie ſtarb, ohne daß ich ſie wiedergeſehen und mündlich ihren letzten Segen empfangen hatte, etliche Jahre nach meinem Abſchied von ihr, im 63ſten Jahre ihres Alters. Sie hatte noch vor ihrem Tode auf mich und meine Schweſter, als ihre Pflegekinder, ganz beſonders Bedacht genommen und in ihrem Teſtamente uns ſo viel ausgeſetzt, daß ich, ohne einer weiteren fremden Hülfe zu bedürfen, meine Vorbereitungsjahre zum Lehramte vollenden konnte und daß auch meine Schweſter, außer den andern Sachen, die ſie von der Gräſin erbte, noch ein kleines Capital für den Anfang ihres künftigen Haushaltes beſaß.

Meine Schweſter war nach dem Tode der theuren Wohlthaterin bei Verwandten derſelben in Dienſte getreten, ich aber hatte, wie ich dies ſchon vorher gethan, mit großem Fleiße und ſittlicher Strenge meine Laufbahn verfolgt. Eben dieſe große Strenge, dieſe äußerliche Ehrbarkeit, zuſammen mit den Kenntniſſen und Fertigkeiten, welche ich mir erworben, hatten mich in den Augen der Menſchen, die nicht in das verborgne Innre ſchauen, namentlich auch in denen meiner Lehrer, ſo hoch geſtellt und empfohlen, daß ich, kaum achtzehn Jahre alt, durch meine Gönner für die Stelle eines Gehülfen bei einer der Stadtſchulen vorgeſchlagen wurde und dieſe wirklich erhielt. So gering ein ſolches Glück in den Augen Vieler ſcheinen mag, ſo trug es doch dazu bei, mich in meiner Verblendung, in meiner hochmüthigen Eingenommenheit für mich ſelber zu beſtärken.

Um dieſe Zeit erhielt ich einen Brief von meiner Schweſter. Dieſe, ſo dringend faſt als damals, als der Feind dem Reichelſchen Hauſe ſchon ganz nahe war, bat mich, ich möge ſie aus einer großen Gefahr retten; ich möge ihr, was bei dem damals zwar gerade nicht in unmittelbarſter Nähe tobenden, wohl aber das ganze Land unſicher machendem Kriege nöthig war, bis an einen gewiſſen Ort entgegenreiſen und ſie dann mit mir nehmen in mein Hausweſen, welches ſie treulich mir führen wolle. Ich erfüllte ihr ſogleich dieſen Wunſch und erfuhr ſpäter von ihr, daß ſie in dem Hauſe, darin ſie damals lebte, Gefahren ausgeſetzt geweſen war, bei denen das Entfliehen das Beſte ſchien. So hatte ich doch nun wieder eine Seele gefunden, welche treulich mich zu warnen und zur Einfalt hatte zurückführen können, wenn ich dieſer Warnungen durch Wort und That hatte achten wollen. Denn meine Schweſter war durch ihr Beiſammenſeyn mit der frommen Gräfin, beſonders in den letzten Lebenstagen derſelben im Guten ſehr geſtärkt und gefördert, vor allem aber in der Demuth erhalten worden.

Ich verwaltete das mir aufgetragene Amt zur großen Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten, und genoß in reichem Maaße die Liebe und das Zutrauen meiner Schüler. Da wurde ich mit Leuten bekannt, welche in der Art, in welcher ſie über die innern und äußern Angelegenheiten des

Lebens ſprachen und urtheilten, ſehr übereinſtimmend mit mir ſchienen. Ihren Worten nach hielt ich ſie für eben ſo fromm als die verſtorbene Gräfin, oder die ihr an Geſinnung gleichen Freunde, welche mir Gott früher zugeſendet hatte, ja ich hielt ſie wohl noch, um meinen damaligen Ausdruck von ihnen zu gebrauchen, für „weiter gefördert“ als manche von dieſen Freunden, weil ſie mehr Worte machten als dieſelben. Ich hatte aber nur beſſer darauf merken ſollen, ob ſie, namentlich in ihrem Hauſe, wirklich das, was ſie auf der Zunge führten, auch durch die That bezeugt hätten; ob ſie auch in ihrem Wandel den ſeligen Reichels, und unſrer ſeligen Gräfin oder auch nur dem Schuhmachermeiſter Schmidt und ſeiner Hausfrau, denen ich ſie in meinem Urtheil damals ſo weit vorzog, gleich wären; denn dieſe Alle hatten zwar wenig von ſolchen hohen Dingen geſprochen, womit meine neuen Freunde mich entzückten, ſie hatten aber dafür deſto höhere Thaten der rechten Gottesfurcht, Liebe und Demuth geübt. Darinnen fehlte es aber, zwar nicht bei allen, denn es waren mehrere wahrhaft redliche Seelen darunter, wohl aber bei vielen dieſer Leute; meine Schweſter ſchaute mit ihrem klaren, unbefangenen Blicke durch das Gewebe, das mich und andere täuſchte, ſie ſagte mir Mancherlei, ich aber glaubte ihren Worten nicht.

In unſerer Stadt lebte damals ein Prediger, welcher meine und meiner neuen Freunde Aufmerkſamkeit und Theilnahme im höchſten Grade an ſich zog; es war in der That etwas Außerordentliches in ſeinen Reden. Dieſem Manne war es einmal wirklich ein rechter Ernſt geweſen mit der innern Ueberzeugung, welche er ausſprach; der ächte, lebendige Glaube an Gott war jedoch ſpäterhin ſeinem Herzen entſchwunden und ein deſto ſtärkerer Glaube an ſich ſelber ſowie die eigne Kraft war an ſeine Stelle getreten, welcher noch immer in daſſelbe Gewand ſich kleidete, in denſelben Worten ſprach wie der verlorengegangene.

Ich muß mich hierbei eines Beiſpiels bedienen. Wenn der Lebensodem der irdiſchen Natur, wenn ein ſanfter Wind mit ſeiner erfriſchenden Kraft durch Wald und Feld ſich ergeht, da bewegt er die Blätter und Zweige der Bäume, nach dem Maaß ſeiner Stärke; der vorübergehende Wanderer wird erquickt durch den kräftigen Hauch, er hört das Rauſchen in den Wipfeln der Bäume und ſieht das Wogen der Blätter und Zweige ſo wie der Kornfelder; es erſcheint ihm als etwas Natürliches und Gewöhnliches, denn er ſelber wird von der nämlichen Luft angeweht, welche jene bewegt. Wenn aber eine beſondere Urſache, etwa ein Thier, das unter die Wurzel eines Baumes ſich hinwühlte, dieſen in gewaltige Bewegung ſetzt, da regen ſich zwar ſeine Zweige und Blätter auch, und wogen auf und nieder, wie von Sturmesgewalt, auch werden wohl die zunächſt ſtehenden Bäume des Waldes, deren Zweige mit denen des andern in Berührung kommen, mit in die gewaltſame Erſchütterung hineingeriſſen, dieſe aber bleibt immerhin etwas Unnatürliches. Und obgleich ſie viel mehr Aufſehen macht als die gewöhnliche, natürliche Bewegung durch die Luft; denn die Wandrer bleiben vor einem auf ſolche Weiſe bewegten Baume wie vor etwas Seltſamen und Wunderlichen ſtehen, wirkt ſie doch niemals eine wahrhafte Erfriſchung der Lebendigen.

Wenn der Menſch bis in ſeine innerſte Tiefe einmal und vielleicht öfters von der Sturmesgewalt eines geiſtigen Bewegens erſchüttert und aufgeregt worden iſt, dann hat er, denn er iſt ein ſich ſelber bewegendes Weſen, eine

Macht in ſeiner innern Natur über die äußere empfangen, welche er vorhin nicht beſaß. Er kann aus eigenem Willen die äußern Geberden des Bewegens nachahmen, welches vorhin ihn ergriffen, und eine ſolche aus dem Menſchenwillen kommende Regung erſcheint wohl gewaltſamer, wirkt noch erſchütternder als jenes ſanfte, ſtille Säuſeln, das der Geiſt von oben weckte. Ein ſolcher Menſch, wenn er aus eigner Macht die Geberden des Lebens nachahmt, das er vorher an ſich ſelber erfahren, geräth alsbald in Verſuchung, die eigne Kraft für die göttliche zu halten: in die Gefahr der Selbſtvergötterung, und je mehr dieſer Wahn in ihm zunimmt, deſto mehr verläßt ihn die obere Kraft, welche ihm Leben gab. Etwas Aehnliches hatte bei dem Prediger ſtattgefunden, von welchem ich ſo eben ſprach. Seine Reden waren gewaltſam, alſo daß auch viele redliche, wahrhaft fromme Seelen davon hingeriſſen wurden; die Andern, Gute ſowohl als Böſe, hatten ihren Spott damit, aber gerade dieſer Spott, dieſe Verachtung, in welche der Mann bei der Mehrzahl gerieth, machte ſeine Anhänger nur noch feſter in ihrem Wahne; ſie meinten, dieſer äußerliche Widerwille, welchen allerdings auch die ächte Wahrheit öfters erregt, ſey ein Beglaubigungszeichen für die Vollkommenheit ihres Lehrers und für die Aechtheit ſeiner Lehren. In der That die Abgötterei, mit ihrem fanatiſchen Taumelkelch hat etwas Berauſchendes und Anſteckendes für die Menſchenſeelen; ſchon das kräftige Selbſtvertrauen, es mag nun von wohlbegründeter oder irriger Art ſeyn, erwirbt ſich das Zutrauen und den Beifall der Andern; die Selbſtvergötterung reißt Andre in dieſelbe Anbetung hinein, welche eine armſelige Creatur nicht Gott, ſondern ſich ſelber erweiſt.

Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, ſondern es iſt inwendig in euch; dies hat der Mund der Wahrheit ſelber geſagt und ſein Wort iſt gewiß. Allerdings kann dieſes ſein Reich vormals wie künftig und ſelbſt gegenwärtig mit Erweiſung von wundervollen Kräften und Thaten auch im Aeußerlichen kommen; immerhin nehmen jedoch dieſe Kräfte und Thaten ihren Weg wieder in das Innere hinein, wo ihr eigentliches Reich iſt, und werden von hier aus zu einem Leben, das den ganzen Menſchen erneut und durchdringt.

Ich habe die Erfahrung damals öfter an mir und an Andern gemacht, daß es der Seele, wenn ſie den Weg der Lauterkeit verlaſſen, im Umgange mit Gott und den Brüdern eben ſo ergehe wie ſolchen tadelnswürdigen Leuten, die gegen Menſchen von höherem Stande ſich niederträchtig und kriechend betragen und vor dieſen den Staub des Bodens lecken, während ſie gegen ihres Gleichen oder gegen Solche, welche von geringerem Stande, denn ſie ſelber ſind, ſich mit aller Härte des Hochmuthes benehmen. Jener Prediger bekannte ſich freilich ohne Aufhören mit ſeinem Munde vor Gott als ein ſündiger Wurm; daß aber ſein Herz von dieſem Bekenntniß nichts wußte, das bewies er in ſeinem Zuſammenleben mit den Nebenmenſchen; ſelbſt der leiſeſte und geringſte Tadel konnte in ihm den bitterſten Grimm erregen; er haßte in ſeinem Herzen, wenn er dies auch zu verbergen wußte, Jeden, der nicht ihm, oder wie er ſagte, Gott die rechte Ehre der Vergötterung erwies; gegen ſeine eigne Familie betrug er ſich mit liebloſer Härte; ſeine wackere Frau, weil dieſe ihn zurecht gewieſen und durchſchaut hatte, haßte er mit dem bitterſten Haſſe.

Gott iſt ein Gott der Ordnung und des Friedens. Jener unglückſelige Mann erlaubte ſich, ſelbſt in der Führung ſeines Amtes Unordnungen und auffallende Unregelmäßigkeiten wie ein Trunkener; jene zurechtweiſenden Winke, die ſeine Vorgeſetzten, die ſeine Obrigkeit ihm gaben, achtete er nicht und gehorchte nicht ihren Geboten, denn, wie er ſagte, müſſe man Gott, dies hieß in ſeinem Sinne eigentlich ihm ſelber, weil er ja ſich ſelber für einen Gott hielt, mehr gehorchen als den Menſchen; er trieb ſeine Unordnungen wenigſtens im Verborgenen fort.

Wenn, wie ich vorhin mich bildlich ausdrückte, die Bewegung nicht aus natürlichem Grunde kommt, ſondern eine gewaltſam auf unnatürliche Weiſe bewirkte iſt, dann bedarf ſie auch zu ihrer Auffriſchung und Ernahrung unnatürlicher Mittel; ſie kommt nicht aus dem Geiſt, der oben iſt, ſondern aus dem in die Tiefe verſunkenen: aus dem Fleiſche, darum bedarf ſie grobſinnlicher, fleiſchlicher Anregungen. Wir arme Anbeter des Menſchen, der ſich uns ſtatt Gottes hingeſtellt hatte, mußten wohl ſchon während unſerer Verblendung manchmal es auffallend finden, daß unſer Führer mit ungemeiner Begierde und in ziemlicher Menge, wo ſich Gelegenheit fand, oder wo er es vergaß, in Gegenwart Andrer ſich mehr zu mäßigen, geiſtige Getränke zu ſich nahm, aber wir entſchuldigten dies damit, daß ja dieſer ungewöhnlich (man hatte freilich dazu ſetzen dürfen auch unordentlich) thatige Mann ſolcher Starkungen bedürfe.

Wie kam es doch, daß ich, der ich in früheren Jahren ſo manche Meiſter eines lauteren, kindlichen Glaubens und eines wahrhaft reinen, ordentlichen, ſtillen Wandels vor mir geſehen, den furchtbaren Irrweg nicht erkannte, auf dem ſich unſer Führer und wir ſeine Verführten befanden? Ich weiß jetzt wohl, woher es kam; mein eigner innerer Hochmuth, in welchem ich mich ſo ſehr über Andre erhob, war die Urſache meiner Verblendung. Die meiſten andern Menſchen ſchienen mir auf einem Irrwege, darum mußte ich ſelber auf einen gerathen; das gewöhnliche, einfache, geſund ernahrende Brod des Lebens genügte meinem Gaumen nicht mehr, ich ſuchte eine andre Speiſe, die meinen Geſchmack reizte und vergnügte, und ergriff ein Gift.

Meine gute Schweſter dachte nicht ſo. Sie hatte zwar einige Male mit mir den Prediger gehört, war auch in ſeinem Hauſe geweſen, dann aber beſuchte ſie ſeine Predigten nicht mehr, denn, ſagte ſie, ſie erſchüttern mich zwar, aber ſie beſſern mich nicht. Sie hielt ſich fortan zu der gewöhnlichen Stadtgemeinde und machte mir auch bei manchen Gelegenheiten Bemerkungen über das, was ſie im Hauſe des Mannes beobachtet hatte, die mir wohl ſchon damals hatten die Augen offnen ſollen. Die gute Seele, ich habe ihr es ſpater oft mit Hand und Mund abgebeten, ſie mußte für ihre wohlmeinenden Winke von mir nur Aeußerungen der liebloſen Harte erfahren. Ich entfremdete mich zuletzt ganz von ihr und es war ein beſondres Glück für ſie, daß ein rechtſchaffner, von Herzen wohlwollender Jüngling ihr ſeine Hand reichte und in ſeinem Hauſe ſie wohl verſorgte. Mein neuer Schwager gehörte nicht zu unſrer Parthei, die ſich je mehr und mehr von der größern Gemeinde der Mitchriſten abſonderte und losriß, ich achtete ihn deshalb ſehr gering und kam nur ſelten mit ihm und mit meiner in ſeiner Liebe glücklichen Schweſter zuſammen.

Ich will dieſen Bericht über den traurigſten und gefahrvollſten Theil meines Lebens kurz machen. Unſer Abgott, weil zuletzt ſein Wahn ihm glauben machte, alles, was er thate und ſprache, ſey gottlicher Art, und ihm als einem Gotte ſey Alles erlaubt, gerieth, anfangs in verborgene, zuletzt in öffentlichere Gräuel des Laſters, deren ſelbſt die beſſeren Heiden ſich geſchämt haben. Er hatte manche der von ihm zuerſt geiſtig Verführten in dieſen Abgrund der fleiſchlichen Verworfenheit mit ſich hineingeriſſen; Thaten der wahnſinnigſten, unbegreiflichſten Sinnestrunkenheit waren geſchehen; ich möchte dieſe Welt der Gräuel eine Welt der dämoniſchen Wunder nennen, welche in geſunden Seelen nur Entſetzen, in kranken aber eine Theilnahme der Raſerei erregen; auch dieſe unglücklichen Menſchen glaubten Geſichte und Offenbarungen zu haben und ſprachen in manchen Zuſtänden wunderlich begeiſterte Dinge.

Der Abgrund, das Grab voll modernder Gebeine lag nun auch öffentlich aufgedeckt, vor den Augen aller Freunde und Feinde des Verführers; jene waren zerknirſcht vor Schaam und wehklagten, dieſe aber frohlockten. Die ſtrafende Gerechtigkeit der Obrigkeit konnte ſolche Verbrechen nicht dulden; unſer Verführer wurde in den engen Gewahrſam der gemeinen Verbrecher gebracht und mußte zu den innren Ketten, die ihn ſchon ſo lange banden, auch die äußern tragen; die, welche an ſeinen Thaten theilgenommen, wurden zugleich mit ihm nach dem Maaße ihres Verbrechens beſtraft; mich, der ich ſo nahe am Rande des Abgrundes taumelte, hatte Gott vor dem Hinabſtürzen in denſelben bewahrt, aber ich wurde meines Amtes entſetzt; mich, wie Viele, welche unſchuldiger und beſſer waren denn ich (denn zuletzt hatte die Verführung ziemlich weit um ſich gegriffen), traf die allgemeine Verachtung aller Mitbürger.

Ich war wie vom Donner gerührt; meiner ſelber nicht mächtig; ich konnte nicht weinen noch beten. Eingeſchloſſen in mein Zimmer wollte ich mich vor den Augen aller Menſchen verbergen; ich wäre gern in die Tiefe der Erde hinabgeſtiegen oder in eine Wüſte entflohen, um von keinem Auge geſehen zu werden, aber eines blickte mich dennoch an, mit durchbohrendem, richterlichen Ernſte: das Auge, welches ins Verborgene ſchauet. Ich weiß kaum, was aus mir geworden wäre, wenn nicht jene Liebe, die geduldig iſt und nachſichtig und die Alles vergiebt, meine gute Schweſter und ihren trefflichen Mann bewogen hatte, mich in meinem Elend aufzuſuchen. Sie klopften und rieſen an meiner Thüre; erſt nach langem Kampf mit mir ſelber that ich ihnen auf.

Sind wir dir denn ſo gar fremd geworden, ſagte meine Schweſter mit weinenden Augen zu mir, daß du uns gar nicht mehr ſehen willſt? Ich wollte dir nur deinen Antheil an einem Erbe bringen, das dein ſo gut als mein gehört. Es ſcheint, als hätteſt du dieſen deinen Antheil ganz vergeſſen; du haſt ihn aber bei mir, deiner Schweſter gelaſſen und ich habe dir ihn aufbewahrt. Es ſind die letzten Worte unſers ſeligen Großvaters, in denen er uns arme Waislein der lieben, treuen Hand ſeines Heilandes übergab und dieſen bat, daß er uns bewahren und erziehen möge zum Leben der Ewigkeit, daß Keines von uns verloren gehe; uns leiten nach ſeinem Rathe und endlich annehmen mit Ehren. Jene Worte des Seligen, worin er Gott bat, daß er uns bewahren möge in unſrer damaligen leiblichen Gefahr und daraus erretten, ſind, wie du früher oft ſelber es erwähnt und dankbar gerühmt haſt, ſo treulich und reichlich an uns in Erfüllung gegangen; wir ſind durch die Jahre unſrer Kindheit und Jugend recht freundlich und ſanft geleitet worden; ſo meine ich wird auch der ganze Segen unſers frommen Grosvaters an dir in Erfüllung gehen, wenn du recht mit reumüthigem Sinne, zugleich aber auch mit herzlichem Vertrauen, wie der verlorene Sohn umkehrſt zu dem Vater, den du auf deinen letzten Irrwegen verlaſſen haſt.

Ich war jetzt gedemüthigt und gebeugt genug; ich konnte jede Züchtigung und Zurechtweiſung mit weichem Herzen ertragen; ich hielt mich keiner Liebe weder Gottes noch der Menſchen werth. Mein guter Schwager, ſtatt, wie ich's erwartet und für mein verächtliches Betragen gegen ihn ſo ſehr verdient hatte, mich zu tadeln und zu ſtrafen, ſchloß mich Weinenden in ſeine Arme; wir weinten beide in tiefer Bewegung des Schmerzens und der Liebe. Meine Reue war durch Gottes Beiſtand eine wahre und aufrichtige, auch erhub ſich mein Herz aus ſeiner tiefen Lähmung wieder zu jenem Felſen, auf dem es ſonſt ſeine Zuflucht geſucht hatte; es fand den verlaſſenen Ankergrund von neuem.

Das glimmende Docht, das zerknickte Rohr iſt nicht ausgelöſcht und zerbrochen worden; meine wankenden Kniee wurden wieder feſt; ich that von neuem ſichere Tritte. Einige Wochen blieb ich noch im Hauſe meiner lieben Schweſter; wie hat mich da jenes einfache Brod des Lebens, das mir vorhin zu gering ſchien, wieder ſo erquickt und geſtärkt. Ich ſuchte, denn ich fürchtete die Blicke der öffentlichen Verachtung nicht mehr, weil ich tief fühlte, wie ſehr ich ſie verdient hatte, einige jener redlicheren Seelen wieder auf, welche mit mir zugleich verführt worden waren. Ueber die meiſten von dieſen war, nach der Gluthhitze der Schwärmerei, eine eiſige Winterkälte gekommen, welche ihnen den Tod drohete; nur Wenige hatten ſich aus der Irre wieder auf den rechten Weg aufgemacht. Ich ſuchte Allen von jenen Gaben mitzutheilen, die mir ſelber geworden waren und ganz fehlte es nicht an Solchen, die ſie gerne annahmen.

Unterſtützt von meinem wohlhabenden Schwager reiſte ich nach Elbing, wo man für eine der Schulen einen Lehrer ſuchte. Ich war noch nicht zwei- und zwanzig Jahre alt, als ich in dieſe Stadt kam, in der ich ſeitdem nahe an fünfzig Jahre gelebt habe. Dem edlen Manne, der jetzt mein nächſter Vorgeſetzter werden ſollte, und der mich, als ihm meine Prüfung eine gute Meinung von meinen Kenntniſſen und meiner Tüchtigkeit gegeben hatte, ſehr freundlich deßhalb belobte, erzählte und bekannte ich in aufrichtiger Reue alle meine Verirrungen, und legte die Entſcheidung meines Schickſals ganz in ſeine Hände. Er ſtieß mich nicht zurück; nach einer ernſten Berathung mit mehreren ſeiner Amtsbrüder und nach einem neuen, ausführlichen Benehmen dieſer Aller, auch mit mir, ſchenkte man mir das Vertrauen, mich dennoch in mein Amt einzuführen.

Ich darf es ſagen, denn es war ja nicht meine, ſondern eine andere, höhere Kraft, die mich hielt, ich habe jenes Vertrauen nicht getäuſcht; ich fand bald die Liebe der Kinder, deren Lehrer ich war, ſo wie ihrer Eltern und die Achtung meiner Mitbürger; meine Amtsführung iſt vielen Seelen zum Segen geweſen; manche gute Saat, welche ich pflanzen und begießen durfte, iſt ſchon eingeführt in ihre Scheuern; die Schüler meiner letzten Lehrerjahre waren die Kinder meiner früheren Schüler; in einer Stadt voll redlicher, treuer Bürger darf ich mich als ihr Mitbürger darüber freuen, daß uns Gott nicht vergeblich zuſammengeführt hat; wir haben treulich mit einander an dem Werk der gemeinſamen Herzens- und Geiſtesbildung ſo wie der Beſſerung gearbeitet.

Mein ſehr ſchwerer Fall hat mich freilich für mein ganzes übriges Leben ein vorſichtiges, ja faſt ängſtliches

Aufmerken auf meine Schritte gelehrt. Ich habe die Bitte, welche in einem unſrer Kirchenlieder ausgedrückt iſt, recht verſtehen lernen, die Bitte:

Gieb nur, daß ſich auch mein Wille
Recht in ſolche Schranken fügt,
Darinnen die Demuth und Einfalt regieren,
Und mich zu der Weisheit die himmliſch iſt führen.

Die Luſt zu dem Beſteigen der geiſtlichen Höhen iſt mir ſeitdem vergangen; ich habe mich lieber zu dem ſicheren Wege des einfältigen Aufmerkens auf das Allen gegebene Wort gehalten, auch wenn dieſer Weg in den Augen der Menſchenweisheit ein gering geachteter war. Ich habe unter und nächſt der göttlichen ſelbſt die menſchliche Ordnung mehr denn jemals vorher achten und ehren gelernt, und Alles das iſt mir verdächtig geworden, was gegen dieſe Ordnung ſich erhebt. Den Gefühlen meiner Seele, auch den anſcheinend höchſten und frömmſten traute ich nicht, ehe ſie in gewiſſem Maaße zu einer That geworden, denn ich hielt es auch hier mit dem Sprichworte, das mein alter ſeliger Inſpector Reichel ſo oft im Munde führte: bete und arbeite, arbeite und bete. Doch bei all dieſen innerlichen wie äußerlichen Arbeiten iſt mir's geſchehen, daß ich von Jahr zu Jahr in meinen eignen Augen immer geringer geworden bin, Der aber, der von meiner Jugend an mir half und noch jetzt, da ich grau bin, mich nicht verläßt, immer größer.

Was ſoll ein Kind, das in dem Hauſe ſeines reichen, guten Vaters wohnt, für Noth haben? Es lebt in ſtillem Schutz und Frieden; all ſein Anliegen darf es dem Vater klagen und ſagen, und dieſer hilft oder tröſtet jederzeit; es hat immer die rechte, zuträgliche Nahrung und das

Waſſer des Lebens umſonſt; die kleine Mühe und Arbeit, die der Vater ihm aufgiebt, wird zur Luſt, denn Er ſelber, der Vater hilft die Laſt tragen. Ich wollte, ich lernte den Spruch, der zur Menſchenſeele geſagt iſt „wir werden kommen und Wohnung in ihr machen“ bis an mein Ende immer treuer und reichlicher aus Erfahrung verſtehen und vermöchte auch andern Seelen von der Seligkeit etwas zu ſagen, die ein Menſch ſchon auf Erden genießt, an welchem der Inhalt jenes Spruches in Erfüllung gehet. Ja, wie es in dem Pſalm heißt: der (vielgeſcheuchte) Vogel hat ein Haus, hat einen Ruheort gefunden, bei den Altaren des Herrn, und von dieſem ſichren Orte laſſet ſich's gut hinüberblicken über Alles, das ſonſt unklar und unverſtandlich war.

Ich will nur noch einige Worte von meinen äußeren Schickſalen ſagen und etwa von dem, was mich hieher geführt hat. In meinem fünf und zwanzigſten Jahre verheirathete ich mich mit einer Wittwe, einer arbeitſamen, ehrbaren Frau aus Danzig, einer Mutter vieler Kinder. Sie war älter denn ich; ich hatte nicht auf etwas Aeußerliches geſehen, ſondern vor Allem dachte ich mir es recht ſüß, ein Vater und Erzieher von vaterloſen Kindern zu werden. Die Aufgabe war ſchwerer als ich mir ſie vorgeſtellt; ich fand bei meinen menſchlich beſtgemeinten Abſichten da Widerſtand, wo ich Hülfe erwartet hatte. Doch Gott hat über manchen innern Kampf und viele ſtarke innre Verſchiedenheiten, die zwiſchen mir und meiner Hausfrau ſich fanden, hinüber geholfen; die Töne haben ſich doch unter der Hand unſers Meiſters zur Harmonie aufgelöst, denn die Ehe iſt ja auch dazu von Gott geſetzt, daß ein Menſch den andern in ſeinen Mängeln und Gebrechen tragen und ſein ſich erbarmen lerne, damit er einſt ſelber Erbarmen finde. Auch meine Stiefkinder haben das Vaterherz, das ſie vorher wohl manchmal verwundeten, zuletzt erkannt und haben ſich mit ihm in treuer Liebe zu Ranken an dem gemeinſamen Weinſtock verbunden. Aber, — verzeihen Sie dem alten Vater dieſe Thräne — mein eigner, einziger Sohn, an welchem vielleicht nur zu ſehr mein Herz hieng und noch immer hangt, mein Sohn, den ich mit den ſüßeſten Hoffnungen zum angehenden Jünglingsalter heranwachſen ſahe, iſt mir verloren gegangen; er hat den Weg, nicht nur der Gottesfurcht, ſondern ſelbſt der bürgerlichen Rechtlichkeit und Ehre verlaſſen: er iſt faſt ſchon als Knabe zu einem Meiſter im Sündigen, zu einem öffentlichen Betrüger geworden. Durch die Flucht entzog er ſich der wohlverdienten, obrigkeitlichen Strafe. Es ſind nun faſt ſechs und zwanzig Jahre, daß ich dieſe ſchwere Wunde an meinem Herzen trage.

Meine Hausfrau, nachdem ſie ſchon öfter durch die Schule der Krankheit gegangen, iſt mir im vorigen Jahre an einer überaus ſchmerzhaften Krankheit geſtorben. Der gute Gartner hat dieſe Furcht noch recht reif und vollendet werden laſſen in der Hitze ihrer Leiden, ehe er ſie abnahm. Wie freue ich mich dort vor dem Angeſicht des Herrn auf's ſelige Wiederſehen. Meine einzige Schweſter, die wir immer von Zeit zu Zeit ſahen, iſt uns ſchon früher, vor etwa neun Jahren vorangegangen; meine Stiefkinder leben wohlverſorgt, im guten äußern und, wie ich zu Gott hoffe, auch im feſten innern Frieden.

Bald nach dem Tode meiner Frau befand ich mich einſtmals im Hauſe eines meiner vieljährigen Freunde, bei welchem ſo eben ein Verwandter aus Königsberg zu Beſuche war. Mein Freund und ich kamen auf meinen armen, verlorenen Sohn zu ſprechen; ſein Name, wie ſein Vergehen, denn es war ja ein offenkundiges, wurden genannt. Da ward der Fremde aufmerkſam, er erzählte uns, daß er vor mehreren Jahren in Straßburg einen armen, kranken, des Lebens ſatten Menſchen angetroffen und in ſeiner Noth unterſtützt habe, welcher denſelben Namen führte und der ſich gegen ihn eben deſſelben jugendlichen Vergehens angeklagt habe. Daß derſelbe aus den nördlichen Gegenden, aus einer Stadt in der Nähe der Oſtſee gebürtig geweſen, wiſſe er auch, nur mache der eine Umſtand ihn irre, daß jener Nothleidende ſagte, er habe keine Eltern mehr, ſondern nur einige Stiefgeſchwiſter, die ſich ſchwerlich ſeiner annehmen möchten.

Ich erkundigte mich genauer; Alter und alle andre Züge der Beſchreibung ließen mir keinen Zweifel übrig, daß der unglückliche Menſch, den der Fremde kennen gelernt hatte, mein eigner, einziger Sohn ſey, auch die Meinung deſſelben, daß ſeine Eltern nicht mehr lebten, konnte ich mir erklären, denn vor ſechzehn Jahren lagen ich und meine Frau ſo ſchwer und anſcheinend ſo hoffnungslos an einem bösartigen Fieber darnieder, daß die falſche Nachricht von unſerm Tode ſelbſt zu den Ohren meiner Schweſter kam und dieſe mit großem Schmerz erfüllte. Ich habe mich deshalb nicht lange mit Fleiſch und Blut beſprochen, ſondern bin nur meiner Vaterpflicht eingedenk geweſen. Und da ich bei meinen hohen Jahren dem Schulamte, das ich bisher begleitete, nicht mehr ſo, wie mir es nöthig ſcheint, gewachſen bin, habe ich dieſes in die Hand eines jüngeren, tüchtigeren Lehrers, der mir ein lieber Schüler und geiſtiger Sohn war, niedergelegt, habe mein Haus in Elbing verkauft und mein kleines Vermögen, das ich großentheils der Sparſamkeit meiner verſtorbenen Hausfrau verdanke, nachdem ich vorher mit den Kindern derſelben

mich

mich redlich abgefunden, zu mir genommen, um, wenn er noch lebt, meinen Sohn aufzuſuchen. Ein zuverſichtliches Hoffen in meinem Herzen ſagt mir: der Verirrte iſt wieder umgekehrt zum rechten Wege, der Gefallene iſt aufgeſtanden, und ſollte dies nicht ſeyn, ſo will ich nicht ablaſſen von ihm mit meiner heißen, innigen Liebe, bis ich ihn wieder gewonnen habe.

Hiermit endigte der alte Jacob Werner die Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte.

Dieſe Erzählung war nicht ſo ganz ungeſtört geweſen wie die der Andern, obgleich der Redende ſelber, beſchäftigt mit dem was er ſprach, die Störung vielleicht am wenigſten bemerkt hatte. Der Armenfreund, deſſen ganz beſondrer Theilnahme an dem alten Jacob Werner wir früher erwähnten und welcher heute, weil ein dringendes Geſchäft ihn vor dem Abendeſſen hinwegrief, am weiteſten von dem Erzähler entfernt ſaß, hatte dieſem gleich von den erſten Worten an mit einer unverkennbaren Bewegung zugehört; ſeine Seufzer waren ſelbſt dem leiſe hörenden Ohre des Ritter Conrad, ſeine Thränen dem Doctor, der ihm gegenüberſaß, auffallend geweſen; als der Greis ſeines verlornen Sohnes erwähnte, blickte der Armenfreund, ohne daß der Erzähler der an derſelben Seite der Tafel ſaß, es wahrnahm, ſich weit vorbeugend, auf eine Weiſe nach dieſem hin, als wollte er ihm etwas zurufen, ſo daß der Student, der neben dem Armenfreunde ſaß, ſich nicht enthalten konnte, dieſen leiſe zu fragen: „Ihr ſeyd wohl ſelber dieſer verlorene Sohn?“ Der Gefragte hörte nicht, was ſein Tiſchnachbar ihm zuliſpelte, als aber jetzt die Erzählung beendigt war, ſtund er auf, gieng mit wankenden Schritten zu dem Greiſe hin, fiel dieſem an die Bruſt und ſagte: „mein Vater, ſiehe hier iſt dein verlorener Sohn; die Hoffnung in deinem Herzen hat dich nicht betrogen; der Verirrte iſt wieder umgekehrt zum rechten Wege, er hat das Vaterherz voll ewigen Erbarmens, hat bei dieſem Vergebung und Gnade gefunden, ſo wie er nun auch dich, den leiblichen, ſo viele Jahre als todt beweinten Vater wiederfindet.“

Die abgebrochnen Worte, die Laute der Freude wie eines vieljährigen Schmerzens, welche man jetzt von dem Vater und ſeinem Sohne hörte, ſprachen zu den Umſtehenden mehr denn alle lange Reden. Am meiſten war der Doctor gerührt, denn dieſer hatte bei dem unvermutheten Zuſammentreffen mit ſeinem Vater ganz etwas Aehnliches erfahren.

Wußte ich doch immer nicht, ſagte zuletzt der Armenfreund, weßhalb dein Anblick und jedes deiner Worte, mein lieber Vater, gleich von deinem Eintritte in das Haus an, mich ſo ergriff, mich ſo mit einer unbeſchreiblichen kindlichen Ehrfurcht durchdrang; nun verſtehe ich dieſes natürliche Gefühl. Das Alter hat dich freilich ſo verändert, und die irrige Vorausſetzung, daß mein lieber Vater längſt geſtorben ſey, hat meine Augen ſo gehalten, daß ich dich nicht erkannt hatte.

Auch du, mein lieber, lieber Sohn, ſagte der alte Jacob Werner, biſt mir gleich von meiner Ankunft an recht auffallend geweſen, und die Beachtung, die du mir bewieſen, gieng mir auch auf eine ganz beſondere Weiſe zu Herzen. Dich haben jedoch nicht nur die Jahre, dich hat eine umgeſtaltende, Neues ſchaffende Kraft der Gnade ſo verändert, daß ich in dir nicht mehr den Knaben und Jüngling erkannt hatte, der du einſt warſt.

Die Gäſte hatten ſich auf Bitten des Ritter Conrad wieder geſetzt; es iſt noch nicht zu ſpät, meine lieben

Freunde, ſagte er, und Ihre Abreiſe darf morgen doch nicht ſehr früh geſchehen, laſſen Sie uns noch uns freuen und fröhlich ſeyn mit einer Freude, welche verwandt der Freude der Engel iſt, über das Wiederfinden eines Verlornen. Auch der Leib ſoll Theil nehmen an der Freude; denn obgleich ich nicht wie jener Vater im Evangelio, als ſein verlorener Sohn wieder zu ihm kam, Sie heute noch mit einem gemäſteten Kalbe bewirthen und mit Reihentanz erfreuen kann, wollen wir doch gern andre Dinge darreichen, die das Haus zu geben vermag.

Der blinde Ritter zog an einem Glöcklein; dem hereintretenden Diener ſagte er einige leiſe Worte und dieſer brachte alsbald eine reichliche Spende vom beſten, edelſten Weine, der ſich im Keller des Herrn Conrad fand. Es war ein Gewächs, das einem der beſten Weinjahre des Jahrhunderts und einer der geprieſenſten Gegenden des Rheins ſein Entſtehen verdankte; der Vater des Ritters hatte den Moſt noch eingelegt und ſeine erſte Pflege beſorgt.

Es war eine Fröhlichkeit von nicht gewöhnlicher Art, die ſich der Gäſte bemächtigte, denn ſie war durch Freuden des Himmels gewürzt; der Leib, nur wie ein treuer Diener, nahm Theil an dem Glücke ſeines Herrn, des Geiſtes.

Mein lieber Hausgenoſſe, ſagte der Ritter Conrad zum Armenfreund, das Herz iſt uns heute Allen aufgegangen und auch die Zunge zu den Worten eines Liedes im höheren Chore gelöst. Ihr habt mir zwar ſchon alle Hauptzüge aus der Geſchichte eurer Verirrungen ſo wie eurer Wiederkehr erzählt, meine Mitgäſte aber kennen ſie noch nicht, und der gute alte Vater möchte wohl auch ſo bald als möglich erfahren, wie es euch in den vielen Jahren, ſeit ihr von ihm weg ſeyd, ergangen iſt; darum erzählt uns noch eure Geſchichte.

Der Armenfreund war ſogleich hierzu bereit und erzählte wie folget.

Geſchichte des Armenfreundes.

Mein Vorname iſt Paulus; ich ſtehe jetzt in meinem drei und vierzigſten Lebensjahre.

Von meiner erſten Kindheit weiß ich wenig mehr zu ſagen; ſie vergieng mir fröhlich im Hauſe meiner Eltern. Meine ungemeine Lebhaftigkeit riß mich ſchon frühe zu vielen leichtſinnigen und muthwilligen Streichen hin, welche der Vater nur ſelten erfuhr, weil die Mutter, in ihrer allzugroßen, mütterlichen Zärtlichkeit ſie ihm verbarg. Auch wußte ich leider nur zu wohl, daß ich, auch dann, wenn irgend ein kindiſches Vergehen von mir an den Tag kam, an meiner Mutter, welche in mir das Abbild ihres eignen lebhaften Weſens erkannte und liebte, eine Vertreterin und einen Schutz fand, und darum ließ ich meinem Muthwillen immer mehr freien Lauf. Dennoch muß ich es mit innigem Dank gegen Gott erkennen, daß die Ermahnungen meines treuen, theuren Vaters, daß ſeine Gebete mit und über mir, daß ſein Schul- ſo wie ſein fleißiger häuslicher Unterricht mir in's Herz drangen und daß ſie dort zu Saamenkörnlein wurden, welche zwar viele Jahre lang unter dem Schutt und Wuſte meines Verderbens müßig gelegen ſind, dennoch aber auch da ihre Keimkraft nicht verloren haben, ſondern zuletzt noch aufgebrochen und hervorgewachſen ſind an die Sonne des Lebens.

Ich hatte eine ganz beſondere Neigung und wohl auch Anlage zur Muſik und zum Zeichnen; ſang und muſicirte nach Kräften zu Hauſe den ganzen Tag und zeichnete und pinſelte alle Papiere voll. Mein guter Vater gab dieſer meiner Neigung nach; er ließ mich in unſrer Stadt bei den beſten unſrer damaligen Muſiker, dem Stadtorganiſten und bei dem ſogenannten Stadtpfeifer Unterricht nehmen und mir auch Anweiſung zum Zeichnen geben. Mit dieſen beiden erlernten Künſten habe ich mir ſpäter auf meinen Wanderungen durch mehrere Lander von Europa meinen Unterhalt zuweilen reichlich, zuweilen auch ſehr ſpärlich verdient; bei meinem Leichtſinn und meiner unmäßigen Verſchwendung jedoch immer mehr Noth als Brod gehabt, und noch jetzt, ſeitdem mich Gott in das Haus meines zweiten Vaters, des Ritter Conrad geführt hat, verſehe ich bei dieſem in dem kleinen Kreiſe des hieſigen Bedarfes neben der Armenpflege das Geſchäft gleichſam eines Muſikdirectors und Gemaldeſammlers ſo wie Gallerie-Inſpectors.

Der Sohn des Stadtpfeifers, in deſſen Hauſe ich, wie vorhin geſagt, eine Zeit lang faſt täglich Unterricht im Spielen mehrerer Inſtrumente nahm, war nur wenig älter denn ich; er übertraf mich aber ſehr weit an Muthwillen und allen böſen Uebungen des kindiſchen Leichtſinnes. Dieſer war mir ein Freund nach meinem Sinne, und obgleich mein Vater, der jenen Knaben aus der Schule kannte, meinen Umgang mit ihm abzubrechen und zu hindern ſuchte, auch für die Folge den Lehrer in ſein Haus kommen ließ, wußte ich doch ſo viele Mittel und Wege zu finden, mit meinem loſen Spielgeſellen heimlich zuſammenzutreffen, daß ich alle treue Vorſorge vereitelte. Am meiſten und leichteſten gelang mir das, als ich in meinem vierzehnten Jahre aus dem Schulunterricht austrat, und nun, meinem Wunſche gemäß zu einem Orgelbauer und Inſtrumentenmacher in die Lehre kam, um zuerſt dieſe mir wohlgefallige Kunſt zu lernen, dabei aber, wo möglich, mich ſelber zu dem künftigen Amte eines Organiſten auszubilden. Denn mein Vater war durch ſeine Schulgeſchafte gehindert, mich hinlänglich im Auge zu behalten; mein Lehrherr war der Schwager meiner Mutter, hatte die Schweſter derſelben zur Frau, und dieſe, meine Tante ſowohl als meine durch ihre Zuneigung zu mir etwas verblendete Mutter, wußten auch den Meiſter Orgelbauer ſo zu meinen Gunſten zu ſtimmen, daß mein guter, treuer Vater nichts von dem erfuhr, was ihn, freilich mir zum größeſten Heile, würde betrübt haben.

Mein leichtſinniger Altersgenoſſe war faſt zu derſelben Zeit, in welcher ich bei dem Schwager meiner Mutter in die Lehre trat, als Lehrling in eine der anſehnlichſten Handlungen unſerer Stadt gekommen. Sein Prinzipal war zugleich ſein Taufpathe und ſorgte ſchon von Anfang an recht freundlich für ihn. Aber dieſe Freundlichkeit fand in einem ſo gefühlloſen Herzen keine dankbare Erwiedrung; der Burſche verübte bereits in den erſten Tagen nach ſeinem Eintritte in das Haus des Pathen ſo viele kleine Diebereien, freilich zunachſt nur an eßbaren Dingen, daß der Schritt zu größeren Bosheiten für ihn ein ganz leichter war.

Eben dieſer Handelsherr, in deſſen Dienſt mein Camerad lebte, war etwas ſchwach, ja zuweilen faſt blöd an Verſtand, ſo daß der Sohn den wichtigſten Theil der Geſchafte beſorgte, und in der Abweſenheit deſſelben ein ſchon bejahrter Handelsdiener die Correſpondenz führte, ſowie die bedeutendſten Rechnungen in ſeine Aufſicht nahm; der alte Herr hatte auſſer dem Verkauf mancher Materialwaaren nur die Rechnungen einiger Schiffer auszuzahlen.

Zu unſerm Unglück, denn es gab unſrer Bosheit ein freieres Spiel, mußte der Sohn des Hauſes einen großen Theil des Jahres hindurch in Danzig ſeyn, von wo er zwar auch den Hauptgang der Geſchäfte leitete, doch ins Einzelne deſſelben nicht genau eingehen konnte. Wie dies gewöhnlich iſt, von dem Diebſtahl der Eßwaaren gieng mein loſer Gefährte in Kurzem zum Stehlen des Geldes über, anfangs nur im Kleinen, bald aber trieb er es auch ins Größere. Er ſagte mir anfangs nicht, woher er ſein Geld habe, ſondern ließ mich nur an ſeinen Verſchwendungen und leichtſinnigen Genüſſen theilnehmen; ſogar bei Nacht wußten wir uns unvermerkt aus dem Hauſe unſrer Lehrherren zu entfernen und giengen dann in den Weinhäuſern und Schenken der Vorſtadt unſern muthwilligen Streichen und meiſt kindiſchen Vergnügungen nach. Hierbei hatte ich, denn einer von uns kam dem andren mit ſeinen Schelmenſtücken zu Hülfe, den Einfall, den ich auch mit dem Gelde meines Gefährten ausführte, uns Kleidungen ſowohl von polniſchen Juden, als von Fiſcherknaben zu verſchaffen; je nachdem es uns beliebte giengen wir dann bald einmal in der uns ganz entſtellenden Kleidung der erſteren Art, mit geſchwärzten Augenbrauen und falſchen Bärten ſelbſt in die Weinhäuſer der Stadt, oder als Fiſcher verkleidet, hinaus in die Wirthshäuſer der Seeleute.

Solche Vergnügungen waren nicht ohne Koſtenaufwand möglich. Ich hatte bisweilen ſchon vermuthet, daß der Gefährte meines Leichtſinnes ſein Geld nicht auf ehrliche Weiſe haben könne, obgleich er es gegen mich für ein Geſchenk ſeines Pathen ausgab; einſt, bei einer unſrer nächtlichen Luſtparthieen, geſtund er mirs freiwillig, daß es entwendet ſey, und rühmte ſich der Liſt und Geſchicklichkeit, womit er dieſe Schurkerei zu verüben pflege. Auf den erſten Augenblick ſchauderte mich's bei dieſem Bericht; ich warnte ihn treulich vor dem Wiederholen ſeiner That, nahm mir auch in meinem Herzen vor, nichts mehr mit dem böſen Buben zu thun zu haben, leider hatte aber mein guter Vorſatz nur wenig Tage Beſtand; meine Vergnügungsſucht war ſchon zu einem mich beherrſchenden Laſter geworden; bald gab ich der Lockſtimme der Verführung wieder nach.

Ich habe mich ſchon oft in meinem Leben und erſt geſtern wieder, bei der Lebensgeſchichte unſres lieben Meiſter Pähler, gefragt, wie es doch möglich geweſen ſey, daß der Sohn eines ſolchen Vaters, daß ein Jüngling von ſolcher frommer Erziehung ſo tief fallen konnte. Unſer Freund Pähler ſtund mir vielleicht in dem gleichen Alter, in welchem ich ſchon zum Verbrecher wurde, an Erkenntniß deſſen, was gut und böſe, ſchön und edel oder unſchicklich und unedel iſt, ziemlich weit nach; er hatte eine einfach chriſtliche Erziehung von ſeiner wackeren Mutter, keineswegs aber eine ſo ſorgfältige, keineswegs einen ſo tief eingehenden Unterricht in den chriſtlichen Glaubenswahrheiten genoſſen, als ich; ſchon als Knabe kannte ich den Inhalt faſt der ganzen Schrift, wußte alle die beſten und wichtigſten Sprüche, die kräftigſten, ſchönſten Lieder auswendig; und doch war es dabei inwendig in mir ſo bös beſtellt.

Leider ſteht mein unſeliges Beiſpiel nicht einzig, ja nicht einmal als ein beſonders ſeltenes da; es geſchieht nur zu häufig, daß gerade die Söhne der frömmſten Eltern in die größeſten Ausartungen verfallen; daß die Gottſeligkeit die Gottloſigkeit zu ihrer Erbin hat. Ich meine aber, aus eigner Erfahrung, dieſes iſt ſo zu erklären: in ſolchen einfältig, kindlich frommen Seelen, wie hier, er verſtatte mir es in ſeiner Gegenwart zu ſagen, unſer lieber Freund Pähler iſt, ſpricht die Stimme des Gewiſſens, wie mit einer Sprache der Zeichen und Thaten, zunächſt zum Herzen: bei Andren, denen die aufgehende Sonne des Lebens ſtärker auf das Haupt als auf die Bruſt geſchienen, ſo daß die Erkenntniß dem Thun in der Entfaltung vorausgieng, redet jene Stimme in einer Sprache, mehr der Worte als der Thaten, zum erkennenden Geiſte. Dieſer, der Geiſt, hat die Freiheit, das, was ſeiner Art iſt, anzunehmen oder von ſich zu weiſen; das Gefühl des Herzens muß ſich, wie die Blume, ohne Gegenwehr dem Sonnenſtrahle öffnen. Wenn bei jenen erkenntnißreicheren Seelen die Wortſprache ſchweigt, oder wenn ſich vielmehr das Ohr von ihrer Stimme hinweggewendet hat, ſo daß es dieſelbe nicht mehr vernimmt, dann iſt ein ſolcher zu ſo reichem Beſitzthum geborener und erzogener Menſch ganz verlaſſen, denn die Naturſprache des einfaltigen Gefühles hat er nicht geübt und ihrer in ſeiner Stellung auch nicht bedurft. Ja, je höher der Hinabfallende ſtund, deſto furchtbarer zerſchmettert ihn der Sturz; das Auge Deſſen, der unmittelbar aus dem Genuß des hellen Tageslichtes ſich hinein begiebt ins Dunkel, iſt für die Füße ein leicht gefährdender Führer, denn es bemerkt die Abgründe zu beiden Seiten nicht, der aber, welcher drinnen, bei dem dämmernden Tagesſchein arbeitete und noch nicht an das helle Licht kam, der ſieht die Gefahren; darum, je höher du ſtehſt, je heller die Sonne dich beſcheint, deſto aufmerkſamer ſiehe auf deine Schritte; je mehr die reine Luſt der Alpen deine Bruſt mit dem Gefühle einer aufjauchzenden Luſt erfüllt, deſto feſter halte dich an die Sorge, ja an die Furcht vor dem Hinabſtürzen.

Eines Tages legte mir mein Camerad, wie zum Scherz, einige Handſchriften hin. „Du kannſt ſo vortrefflich zeichnen, ſagte er, daß dir darinnen wohl Keiner in unſrer Stadt, vielleicht nicht einmal dein Lehrmeiſter, gleich kommt; ſage mir doch, ſollte denn ein ſolcher Zeichner, wie du, auch die Schreibzüge einer fremden Hand, zum Beiſpiel hier dieſes Briefes, nachmachen können?“ Ich zeigte ihm die Möglichkeit, indem ich im muthwilligen Leichtſinn die fremde Hand nachzeichnete, denn dieſes gelang mir auf eine täuſchende Weiſe.

Siehe, ſo ſprach mein Verführer weiter, bisher habe ich alles das Geld, das wir zu unſren Vergnügungen brauchten, herſchaffen und verdienen müſſen; es iſt nicht mehr denn billig, daß du jetzt auch etwas thuſt. Mein Herr Pathe hat mehr Geld, als er und ſeine Kinder und Kindeskinder in ihrem ganzen Leben gebrauchen werden, er ſollte mich, ſeinen Pathen, ſo wie dich, ſeines Pathen Freund, von Rechts wegen frei halten, wenn wir uns, nach unſrer Tagesarbeit, manchmal ein kleines Vergnügen machen. Er, und alle Diener ſeiner Handlung machen ſich Vergnügen genug; ſie fahren und reiten aus, daß es eine Art hat; ich weiß es, daß mein Herr erſt neulich für ſeinen Factor, und zwar mit Wiſſen des Sohnes, eine Rechnung bezahlt hat, für eine Badereiſe deſſelben nach Töplitz. Nur der arme Lehrling, eben weil er Lehrling iſt, und deshalb oft die ſauerſten und niederträchtigſten Geſchäfte hat, ſoll nichts haben. Dieſes ſcheint mir unvernünftig und ich gedenke mir ſchon zu Recht und Billigkeit zu verhelfen. Freilich kann ich meinem Herrn Pathen die Rechnungen für unſre kleinen Erholungsausgaben nicht gerade in der Form geben, wie ſie uns der Weinwirth giebt; in andrer Form kann ich's aber ſchon, darum thue mir den Gefallen und mache mir hier, gerade mit dieſen Handzügen und mit dieſer Unterſchrift, eine kleine Schifferrechnung auf fünf Thaler Lübiſch-Courant.

Ich weigerte mich mit Heftigkeit und Verachtung, dieſes zu thun. „Willſt du etwa unſre heutige Rechnung baar bezahlen? fragte mich der loſe Geſell, denn ich habe kein Geld dazu, ſchaffe auch keines herbei, und der Wirth giebt uns höchſtens bis auf morgen Credit, übermorgen kann er zu deinem Vater gehen und ſich's holen.“

Mit einem ganz unbeſchreiblichen und dennoch, wo es auf die That ankam, unkräftigen Widerwillen ſträubte ich mich gegen das Anſinnen, endlich aber gab ich doch nach und ſchrieb die falſche Rechnung.

Wenn ſich das Ohr einmal gegen die Stimme des lauten Donners verhärtet und verſchloſſen hat, wie ſoll es da noch den Ton einer Harfe oder Flöte vernehmen? mein Herz ward von dieſer That an mehr und mehr nicht nur gegen die Stimme Gottes in meinem Gewiſſen, ſondern ſelbſt gegen die Stimme des Gefühles der Ehrbarkeit, der Schicklichkeit und alles Rechtes verſtockt. Der alte Handelsherr, der Pathe meines Verführers, hatte den Betrug nicht bemerkt; als ihm der böſe Bube die Schifferrechnung, die in den Augen des reichen Mannes eine ſehr unbedeutende war, wie im Auftrage des Schiffers überreichte, bezahlte er ſie ohne Anſtand, und als er darauf, von meiner nachahmenden Hand dieſelbe Rechnung mit dem quittirenden Zuſatz unterſchrieben zurück erhielt, ließ er ſich den Gedanken an einen Betrug gar nicht beikommen.

Die Sünde, wenn ſie einmal mit dem Zuge der Schwere ihren Fall nach dem Abgrund begonnen hat, beſchleunigt und verſtärkt ſich, in einem furchtbar ſchnell anwachſendem Maaße, immer mehr in dieſem Falle. Von der betrügeriſchen Rechnung auf fünf Thaler, giengen wir bald auf das Nachahmen ſolcher von zehn, dann von funfzig, ja von hundert Thalern über, und lachten über das Gelingen unſrer Liſt.

Unter dem Vorwande, daß ich ſehr beſchäftigt ſey, kam ich nur ſelten in das Haus meiner Eltern, und gewöhnlich wählte ich zu dieſen Beſuchen ſolche Stunden, in denen ich wußte, daß mein Vater von ſeinen Schulgeſchäften gehalten ſey. Ich konnte ſelbſt nicht den Blick meiner wahrhaft redlichen, ehrbaren Mutter ertragen, die ſich nicht träumen ließ, daß ihr Liebling ſolcher Verbrechen, wie die meinigen waren, fähig ſeyn könne. Oefters, wenn ich mich nicht in meiner früheren, fröhlich offnen Weiſe gegen ſie benahm, fragte ſie mich, ob mir vielleicht etwas fehle? und ich antwortete darauf, ich litte an Kopfweh, ein Leiden, das ich allerdings mir öfter durch die nächtlichen Trinkgelage und Schlemmereien zuzog. Die gute Frau gieng dann manchmal zu meinem Lehrherrn, ihrem Schwager, und bat dieſen, daß er mich doch nicht gar ſo ſtreng zur Arbeit halten, ſondern mir manchmal freie Stunden zu Spaziergängen vor das Thor laſſen möge.

Wenn mich ſchon der Anblick und die Nähe meiner guten, redlichen Mutter in Verlegenheit ſetzte, wie tief erſchütterte mich erſt, beſonders da, als ich noch im erſten Auslauf nach meiner Laſterbahn war, der Anblick meines Vaters, der mich oft in meiner Werkſtatt aufſuchte und bei meinem Lehrherrn ſich nach mir erkundigte. An meinem Fleiß und meiner Geſchicklichkeit zu dem Geſchäft war freilich nichts auszuſetzen, denn wenn ich auch einen Theil der Nacht hindurch geſchwärmt hatte, ließ ich es dennoch am nächſten Tage an nichts fehlen, was man etwa von mir verlangte. Deſto ſtärker, je beſſer er ſich zu verbergen wußte, nagte jedoch der Alles zerſtörende Wurm an meinem Innern. Wie ein Kranker, der an einem großen leiblichen Schmerz leidet, ſich aus Verzweiflung dem Gebrauch eines betäubenden Mittels hingiebt, ſo ließ ich mich von einem geiſtigen Ertödtungsmittel des innren Wehes dahin nehmen: von Trotz, von faſt ſpottender Verachtung gegen die beſſere Stimme; die Stirne wurde frech, das Herz faſt ſo ſtarr wie von Eiſen.

Ich weiß nicht wohin mein Mitgenoß an der Sünde all das Geld brachte, das wir durch unſre Betrügereien gewannen. Zwar gab er auch mir einen kleinen Antheil davon, den ich auf faſt kindiſche Weiſe verſchwendete, und einen andren, etwas größeren Theil nahmen unſre gemeinſamen Näſchereien und Schmauſereien hinweg; bei weitem das Meiſte blieb jedoch in ſeiner Hand, und dennoch litt er faſt immer an Geldnoth. Mir iſt es nur zu wahrſcheinlich, daß dieſer Menſch, der ſo frühe zu einem Meiſter im Sündigen geworden, außer ſeinen übrigen, mir bekannt gewordenen Laſtern ſich auch noch andern hingab; daß er hierdurch in die Gewalt einiger geldgieriger, laſterhafter Weibsperſonen gerieth, davon die eine in unſrer Stadt eben ſowohl wegen ihrer ſogenannten Schönheit berühmt, als wegen ihrer eitlen, unſinnigen Verſchwendereien berüchtigt war. Wenn dieſe zuweilen in ihrer Carroſſe an uns, im Schmuck einer Fürſtin vorüberfuhr, und es geſchahe, daß wir ihr begegneten, da ſahe ich mehrmalen wie ſie mit meinem Begleiter bedeutende Winke und Grüße einer vertraulichen Bekanntſchaft wechſelte; einſt ließ ſie, als wir ihr außen vor der Stadt begegneten, einen Brief mit offenbarer Abſichtlichkeit aus dem Wagen fallen, den mein Gefährte eilig aufhob und las. Wodurch konnte ein Menſch, kaum dem Knabenalter entwachſen, zur Gunſt einer ſolchen ſelbſtſüchtigen Perſon gelangen und darin ſich erhalten, als durch ungewöhnliche Geldopfer?

Oefters, wenn mich dieſe Vermuthungen anwandelten, fielen mir die ſchwerlaſtenden Stellen aus den Sprüchwörtern Salomo's ein, die ſich auf Sünder und Thoren dieſer Art und auf ihr ſchmähliches Ende beziehen, und nicht ſelten kam mir der Gedanke, mich aus den gefahrvollen Banden jenes Menſchen loszureißen; aber, wie man zu ſagen pflegt, er hatte mich gleichſam verzaubert; ich konnte und mochte nicht von ihm laſſen.

Ich kann mir es wohl denken, was gerade in meinem damaligen Falle einen Theil jenes Zaubers bildete. Ein Kläger und Richter in meinem Innern: das Wort der höheren Erkenntniß, das ich von Kindheit an durch Lehre und Ermahnung bekommen, ſtrafte und peinigte mich dennoch, ſo verhärtet auch ſchon mein Herz war, öfters; ſo bald ich jedoch in dem leichtſinnig frechen Geſchwätz mit meinem Gefährten und in dem wilden Rauſch unſrer Schmauſereien mich befand, da wurde mir die Stimme dieſes innren Richters, wie durch ein lautes Getös, unhörbar. Der Umgang jenes Menſchen wirkte auf mich, wie das Hineintauchen eines von der Gluth verletzten Gliedes ins kalte Waſſer: auf Momente lindernd oder ſchmerzſtillend. Doch iſt im Zug des Sünders zur Sünde und ihren Werkzeugen, ſobald er einmal der Macht ſich hingab, auch noch eine andre, furchtbar magiſche Kraft, welche durch die Sättigung mit dem Begehrten nicht ſchwächer, ſondern immer ſtärker wird.

Mein Meiſter Orgelbauer mußte doch, wie konnte dies anders ſeyn, wenn er nicht blind war, etwas von meinen Ausſchweifungen bemerkt haben; er nahm mich mehrmalen ernſtlich vor, aber ſeine Warnungen und Drohungen kamen zu ſpät; ich war ſchon zu feſt in meinen ſündlichen Gewohnheiten verſtrickt; ich wurde nur noch vorſichtiger und verſtellter, als vorher; der Umſtand, daß mein Schlafzimmer ganz einſam in einem Seitengebäude lag, das mit einer Thür, zu der ich mir heimlich einen Schlüſſel verſchafft hatte, nach einem Nebengäßchen zugieng, erleichterte mir den Betrug.

Der Leichtſinn, wenn er erſt ganz zur Frechheit herangereiſt iſt, gräbt ſich ſelber ſeine Grube; einſt, im halben Taumel eines unſrer Trinkgelage, beredete mich mein böſer Geſell, ich ſolle doch einmal das Kunſtſtück verſuchen, und die Handſchrift des Sohnes vom Hauſe, der ſich, wie ſchon erwähnt, faſt immer in Danzig aufhielt, nachahmen. Ich that dieß mit großer Künſtlichkeit, und ſchrieb nun nach Angabe meines Verführers einen Brief an die Handlung, wodurch die Abſendung einer bedeutenden Summe durch den Schiffsherrn, der angeblich jenen Brief brachte, veranlaßt wurde. Dieſer Betrug war zu grob, er wurde nach wenig Tagen entdeckt und zu gleicher Zeit durch den Sohn des Hauſes, der alsbald von Danzig herbeikam, eine Unterſuchung eingeleitet, bei welcher faſt alle unſre boshaften Betrügereien an den Tag kamen. Mein Mitſchuldiger hatte im häuslichen Verhör alle Schuld zunächſt mir zur Laſt gelegt; ich hatte mich in einem Feuerſpritzenhaus, zu dem wir einen Nebenſchlüſſel beſaßen, in eine Art von verfallenen Keller verſteckt, wo unter altem Geräth unſre falſchen Kleider verborgen lagen. In der Nacht kam mein Mitſchuldiger, der ſich dem Hausarreſt, in welchem er vor der Hand ſich befand, durch ſeine Brecheiſen und Ditriche entzogen hatte; wir verkleideten uns in die Gewänder der polniſchen Juden und begaben uns noch in derſelben Nacht eilig auf die Flucht. Unſre Kleidung, ſo wie der Umſtand, daß wir beide der polniſchen Sprache mächtig waren, gab uns den Gedanken ein, nach Polen zu entfliehen. In Marienwerder, wo wir die Frechheit hatten, in einem der größeren Gaſthäuſer einzukehren, waren wir faſt entdeckt und der gerechten Beſtrafung ausgeliefert worden; das Gerücht von unſren Verbrechen lief wie ein Brand im dürren Graſe, das ein Wandrer bei ſeinem Nachtlager entzündete, überall vor und um uns her; Steckbriefe verfolgten uns; nur durch eine trügeriſche, eckelhafte Liſt, entkamen wir der Hand der Häſcher; der ſtinkende Unrath an unſern Gewändern, die Wunde am Schienbein, welche ich bei jener Gelegenheit mir zuzog, hätten den innren Blick, für die Befleckung unſrer Seelen öffnen können, aber ſie thaten uns dies nicht.

Wie ſollte ich hier dieſe Freunde bei einem düſtren Gemälde von den Irrfahrten eines armen verlornen Sohnes aufhalten. Mag doch niemand gern lange in einem dumpfigen Kerker ſich verweilen, worinnen ein Verbrecher, mit Ketten gebunden, auf faulem Stroh liegt; meine innre Gefangenſchaft, bei all der äußern Freiheit, war noch eine gräulichere, als die eines ſolchen Verbrechers. Ich erzähle nur einige Hauptzüge meiner weitren Schickſale.

Seit dem Vorfall in Marienwerder ſetzten wir unſre Reiſe vorſichtiger, meiſt nur unter dem Deckmantel der Nacht und durch wenig bewohnte Gegenden fort. Wir kamen nach Polen. Unſer Geld, das wir von dem fremden, geſtohlenen Gut mit uns genommen, war zu Ende; bei der Hochzeit eines reichen Bauern verdiente ich mir durch Muſik und Geſang ſo viel, daß wir für mehrere Tage genug hatten, und ſo gelang es mir auch weiterhin durch meine Kunſt mir ſo viel zu erwerben, daß ich mir ſelbſt einige muſikaliſche Inſtrumente und für uns beide, bei einem Trödler, andre Kleider kaufen konnte.

In Warſchau, wo wir dieſen Handel machten, hielten wir uns mit unſren, von meiner eignen Hand gefertigten, falſchen Päſſen, welche uns als Prager Studenten angaben, nicht für ſicher genug; wir wagten es nicht, die Nacht dort zuzubringen, ſondern ſchliefen auſſen vor der Stadt in einem Heumagazin, in welchem wir auſſer uns noch andres loſes Geſindel verſteckt fanden. Auf der Weiterreiſe machten wir einſt des Abends, in einem großen Dorfwirthshauſe, zu welchem der Feiertag viele Gäſte hingezogen hatte, die Bekanntſchaft eines jungen polniſchen Edelmannes. Dieſem hatte mein Geſang und Saitenſpiel, welches mein Gefährte, der übrigens als Sohn eines Muſikers auch einige Inſtrumente mit nothdürftiger Fertigkeit ſpielte, mit ſeinen Poſſen begleitete, ſo große Beluſtigung gewährt, daß er uns vorſchlug, ihn nach Krakau zu begleiten, wo wir guten Verdienſt finden würden. Der junge Herr hatte, auſſer mehreren leibeignen Bedienten, keine Begleitung bei ſich; auf ſeinem offnen, leichten Wagen, den ſechs kleine, ſchnelle Pferde zogen, war für uns und unſre Inſtrumente Raum genug. Wir machten mit dieſem unſern Gönner, wie man zu ſagen pflegt, eine ganz luſtige Reiſe, und gelangten unter ſeinem Schutz ohne alle Hemmung und äußre Anfechtung nach Krakau.

Das Glück des Sünders iſt insgemein ein eben ſo ſchnell aufflackerndes, als wieder vergehendes; es gleicht den Irrlichtern, die bei Nacht auf modrigem Grunde wie helle Leuchten ſich erheben, den Wandrer, der ihnen folgt, nach tiefen Sümpfen abführen, und, wenn er der Leuchte am nöthigſten bedurfte, ihm verlöſchen. Ich ſelber, noch mehr aber mein Mitſchuldiger, erfuhren dies bald in unſren jetzigen neuen Verhältniſſen.

Jener junge Schützer und Gönner hatte uns in einen Kreis von Muſikfreunden eingeführt; mein Talent, ſo wenig es auch noch entfaltet und ausgebildet war, fand hier mehr Theilnahme als es verdiente; überall, in allen fröhlichen Geſellſchaften, wollte man die beiden Prager Studenten hören; ich machte Bekanntſchaften, durch die es mir leicht geweſen wäre, ein ſogenanntes äußres Glück zu begründen, wenn ich in meinem Glück mich zu mäßigen gewußt hatte. Wir waren gegen Anfang des Herbſtes nach Krakau gekommen, und blieben daſelbſt den Winter hindurch. Ich hatte viel Geld erworben, und namentlich in der Faſchingszeit ſtieg die Einnahme am höchſten. Da ich unſern Verdienſt als Gemeingut betrachtete und mein Gefährte Alles von mir haben konnte, was er nur begehrte, that mir allerdings die Bemerkung wehe, die ich übrigens in meinem großen Leichtſinn erſt nach längerer Zeit machte, daß derſelbe heimlich mich beſtahl; mir ohne Aufhören von meinem Gelde einen großen Theil entwendete. Einſt traf ich ihn bei der That ſelber an; mit einem Ditrich hatte er meinen Koffer geöffnet und wollte ſoeben ſeine diebiſche Hand in meine Kaſſe ſtecken. Ich machte ihm ſtarke Vorwürfe; er beſtahl ja eigentlich ſich ſelber eben ſo gut als mich; ſein Benehmen war mir unbegreiflich. Dies hatte mir es nicht ſeyn ſollen; ein Menſch, welchem Betrug und Diebſtahl, ſowie dieſem, zur Gewohnheit geworden, der kann jenem böſen Geiſte, der ihn beherrſcht, bei keiner Gelegenheit widerſtehen.

Es war übrigens noch ein andres herrſchendes Laſter, das jenen Unglückſeligen zu ſeinen Unthaten trieb und ihn bald nachher zum ſchleunigen Untergang führte. Er war, wie ich dies bei mehreren Gelegenheiten bemerkte, abermals, wie ſchon daheim, in Elbing, in den Strick weiblicher Verführungen gerathen. Eine der Vorſtädte von Krakau war damals ſowohl als Sitz ſolcher Laſter, wie auch zugleich der leiblichen Gefahren, namentlich für Fremde berüchtigt; man hatte ſchon mehrere Mordthaten dort entdeckt und beſtraft, andre wurden nur vermuthet, weil zuweilen Perſonen, die ſich dorthin begaben, plötzlich, ohne daß man etwas Weitres von ihnen erfahren konnte, verſchwunden waren. Mein Gefährte hatte, als er in eben jener Vorſtadt dem Weg ſeines Laſters nachgieng, jenes Schickſal, das im ſiebenten Capitel der Sprüche Salomo's beſchrieben iſt.

Leider hatte auch ich in jener Zeit, in welcher mein Mitſchuldiger ſich auf die Schlachtbank der „närriſchen Jünglinge“ begab, mich einem Laſter andrer Art: dem Trunke, hingegeben, dem ich ja ſchon früher geneigt geweſen. An einem Abend, vermuthlich an demſelben, an welchem mein Gefährte ermordet wurde, kam ich ſchon ziemlich berauſcht in der gemeinſamen Wohnung an, nicht um nun hier der Ruhe zu pflegen, ſondern um mir Geld zu holen, das ich noch heute, in einem der vornehmſten Weinhäuſer unter luſtigen Geſellen, in dem feurig ſüßeſten ungariſchen Wein, verpraſſen wollte. Seit dem letzten Vorfall, bei welchem ich meinen Gefährten auf der friſchen That des Diebſtahles ergriffen, hatte ich den größten Theil des Geldes, welches ich einnahm, in Gold umgewechſelt, und dieſes, verwahrt in einen Beutel, entweder bei mir getragen, oder nach meiner Meinung ſo gut verſteckt, daß auch der liſtigſte Dieb es nicht finden ſollte; Silbergeld ließ ich noch überdieß in der Kaſſe zurück, damit der Schelm gar nicht auf weitre Nachſuchungen geführt werden möchte. Da ich mich allein im Zimmer ſahe, wollte ich zuerſt aus dem verſteckten Beutel einige Goldſtücke herausnehmen; ich fand ihn eben ſo voll und ſchwer, wie ich ihn hineingelegt; als ich ihn jedoch öffnete, da war ſtatt des Goldes Kupfergeld darin. Der heftigſte Zorn überlief mich; ich hatte mich, wäre er da geweſen, an dem boshaften Diebe thätlich vergriffen; meinen Stock in der Luft ſchwingend gieng ich raſch im Zimmer auf und nieder. Meine Begierde indeß, nach dem ſüßen Tokayerwein, war ſo groß, daß ich mich entſchloß, aus der Kaſſe, welche das Silbergeld enthielt, noch einiges zu entnehmen um meinen Aerger durch den Rauſch zu verſcheuchen; ich öffnete den Koffer; auch das Silbergeld war hinweg bis auf wenige Groſchen. Meine Wuth hatte jetzt keine Gränzen; ſie ſchadete jedoch nur mir ſelber; ich rannte die ganze Nacht im Zimmer umher, jeden Augenblick erwartend, daß der Verräther, an dem ich meinen Zorn auslaſſen wollte, hereintreten würde; am andern Morgen war ich ſo krank, daß ich mich legen mußte.

„Biſt du nicht ſelbſt Schuld an deinem Unglück, ſagte ich zu mir; warum haſt du dich zu einem ſo offenbaren Schurken geſellt. Es koſte was es wolle, dachte ich weiter, mit dieſem Menſchen will und mag ich von nun an nichts mehr zu thun haben; bleibt er hier, ſo reiſe ich weiter, reiſt er ab, ſo bleibe ich hier; wenigſtens unter einem Dache wohnen, aus einem Becher trinken mit ihm, das will ich niemals mehr.“

Ich möchte faſt glauben, daß ich dieſen Vorſatz ausgeführt hätte, wenn die Ausführung noch nöthig geweſen wäre — und doch, wer kann für die Thaten eines Menſchenherzens ſtehen, welches der Geiſt der Sünde als Sklaven beherrſcht.

Als mein Gefährte am andren, auch am dritten Tage nicht wiederkam, glaubte ich, er vermiede aus Furcht meinen Anblick und hielt deshalb gar keine Nachfrage nach ihm. Die Zeit der Faſchingsbeluſtigungen und zugleich eines anſehnlicheren Erwerbes für mich war nahe an ihrem Ende; ich befand mich ohne Geld und hatte unſern Wirth noch zu bezahlen, darum raffte ich mich auf und benutzte eifrig jede Gelegenheit, um meine Kunſt nach Brode gehen zu laſſen. Es gelang mir auch wirklich, namentlich in den Tagen des eigentlichen Carnevals, noch eine anſehnliche Einnahme zu machen, und bei all meinen leichtſinnigen Verſchwendungen behielt ich ſo viel übrig, daß ich den Wirth befriedigen und dann bei ſparſamer Einrichtung mehrere Wochen von dem Reſt des Geldes leben konnte. Ich hatte mich in der letzten Zeit als Componiſt, ja ſelbſt als Dichter gezeigt; mehrere Lieder, denen ich Text wie Melodie gegeben, fanden in der Stadt großen Beifall; für eines, das ich zu der Vermählungsfeier eines Fürſten gefertigt hatte, war ich fürſtlich belohnt worden; doch eben dieſen Gewinnſt hatte mir ſchon mein treuloſer Gefährte entwendet. Eine Anſtellung und ſichres Brod in Krakau zu finden, würde meinem Talent nicht ſchwer geworden ſeyn, hätte mein Laſter dies nicht vereitelt; man wußte nur zu allgemein, wie ſehr ich dem Trunke ergeben ſey; auch Solche, die ſelber dieſem Hange unterlagen, hielten es nicht für rathſam, einem Menſchen, der ſchon ſo frühe zum Trunkenbold geworden, ein Amt zu geben. Man ſagte mir dieſes freimüthig; es beſchämte oder rührte mich nicht im Mindeſten, denn ohnehin ſtund mir mein Sinn nach fremden Ländern, vor allem nach dem Lande der Tonkunſt: nach Italien.

Eines Tages, als ich nach meiner Gewohnheit in einem Weinhauſe ſaß, ſuchte mich dort mein Hauswirth auf. Gehen Sie eilig mit mir, ſagte er, Sie müſſen Zeuge bei einer gerichtlichen Unterſuchung ſeyn.

In meiner Wohnung fand ich ſchon einige Gerichtsperſonen. Sie begrüßten mich höflich. Wahrſcheinlich, ſagten ſie, werden wir Sie heute zu einem ſehr traurigen Geſchäft abrufen; wir haben die Vermuthung, ja faſt die Gewißheit, daß der Ermordete, den man vor einigen Tagen in einer der Vorſtädte, in einem Keller aufgefunden, Ihr Freund: jener andre Tonkünſtler ſey, der Sie begleitete.

Mich durchlief ein Schauder bei dieſer Nachricht. Ich mußte ausſagen, wann und wie ich zuletzt meinen Gefährten geſehen; ich erzählte, mit möglichſter Schonung, von dieſem Alles, was zur Sache gehörte; wir fuhren nach der Vorſtadt hinaus.

Da lag, bedeckt von einem weißen Tuche, das man jetzt hinwegnahm, der Leichnam des Menſchen vor mir, mit dem ich ſo lange in der vertrauteſten Genoſſenſchaft der Sünde gelebt hatte. Die tiefe Wunde, wahrſcheinlich von einem Beile, die ihm den Schädel geſpalten hatte, entſtellte ſein Geſicht nicht ſo ſehr, auch war, jetzt in der Zeit des Winters, die Verweſung nicht ſo weit vorgeſchritten, daß ich ihn nicht augenblicklich erkannt hätte; um den verzerrten Mund des Todten war ein grinzender Schmerz ergoſſen, der mich mit tiefem Entſetzen erfüllte. Den Rock, den der Ermordete getragen, hatte man nahe bei dem Leichnam, nur flüchtig verſcharrt gefunden, und dieſer, durch ſeinen rothen Aufſchlag und ſeine Knöpfe kenntlich, hatte die Entdeckung herbeigeführt.

Ich hatte noch niemals in meinem Leben einen gewaltſam Ermordeten geſehen, überhaupt auch, aus einer natürlichen Scheu vor den Todten, noch keinem menſchlichen Leichnam mich genähert; hier lag einer vor meinen Augen, der mich ſo nahe angegangen war, mit dem bis zur Stirne zerſpaltenen Haupte, mit mehreren tiefen Wunden in ſeiner rechten Seite, mit zerfetzten Händen, die vielleicht im Kampfe der Todesangſt das ſcharfe Meſſer der Mörder hatten feſthalten wollen; mir vergiengen die Sinnen, ich wäre faſt ohnmächtig hingeſunken.

Einer der Richter, der mich öfter in Geſellſchaften geſehen hatte und mich ziemlich genau kennen mochte, zog mich bei Seite an ein Fenſter. Ich glaubte, er wolle mich tröſten, er aber deutete ernſt auf den Todten hin und ſagte zu mir: „Sehen Sie dort das Ende der jugendlichen Laſterbahn und jetzt, wo es noch Zeit iſt, kehren Sie um“. Ich war tief erſchüttert; mir liefen die Thränen häufig über die Wangen; ich drückte dem ernſten Manne die Hand; es war heute zum erſten Male ſeit meiner furchtbaren Verirrung, daß mich, wie ein kalter Wind durch ein geöffnetes Fenſter, der Schrecken und die Furcht vor Gottes Gericht und Strafen anwehete.

Mehrere Tage gieng ich nicht aus meinem Zimmer, mehrere Wochen lang beſuchte ich kein Weinhaus. Ernſte Gedanken wollten mich, wie Boten Gottes, beſuchen, ich erſchrack bei ihrer Annäherung, denn ich fürchtete mich vor ihnen, wie ſich ein Furchtſamer vor Geſpenſtern fürchtet. Einige Male kam mir der Einfall, jenen Gerichtsbeamten, der dort vor dem Leichnam die ernſten Worte zu mir ſprach, aufzuſuchen, damit ich mehr ſolcher Worte von ihm hörte; aber auch ihn ſcheuete ich, wie ein Menſch, der das Meſſer fürchtet, wenn bei ihm ein äußrer Schaden eine ſolche Hülfe fodert, den Wundarzt ſcheuet. Ich war noch zu feſt mit der Sünde verwachſen; ich wollte nicht mich ſelber, das heißt, die Sünde aufgeben, denn mich aufgeben, das erſchien mir als Sterben und den Tod kannte ich nur als einen unbeſiegten König der Schrecken. Deshalb, um mich den Gedanken zu entreiſſen, die ich fürchtete, warf ich mich mit aller Kraft in ſolche Arbeiten, die ich theils als förderlich in meiner Kunſt, theils aber als Vorbereitung auf meine Reiſe nach Italien betrachtete; in müſſigeren Stunden ſchrieb ich ſelbſt Noten ab oder copirte, ſo gut ichs vermochte, Zeichnungen und Gemälde.

Ein Kranker, der ſeine Leiden durch den zerſtreuenden und aufregenden Beſuch eines Fremden auf kurze Zeit vergißt oder ſie außer Beachtung läſſet, iſt darum nicht gebeſſert, ſondern, wenn die Aufregung vorüber iſt, fällt er nur deſto ſchmerzlicher in ſein voriges Weh zurück. Wie einem ſolchen Kranken ergieng es damals meiner Seele. Mehrere Wochen waren mir zwar, ſeit dem Ereigniß, das mich ſo tief erſchreckt hatte, in erträglicher Haltung vergangen, jetzt aber, da der Eindruck ſeine erſte Kraft verloren hatte, ſtund meine alte böſe Gewohnheit, ſtund meine Begierde nach ſinnlichen Genüſſen wieder außen an der Thür ihres Hauſes und wartete nur auf die Anfoderung des erſten Vorübergehenden, um vollends herauszutreten ins Freie. Dieſe Einladung zur alten Lieblingsſünde kam mir nur zu bald, und ich folgte ihr alſogleich.

„Sie ſollten doch heute Abend wieder einmal zu uns kommen ins Weinhaus", redete mich ein Bekannter an, als ich eines Tages vor dem Thor mich ergieng, „jener Freund aus Copenhagen, mit dem Sie ſo gern über ſeine Reiſe durch Italien ſich unterhielten, wird heute zum letzten Male dort ſeyn, denn ſchon morgen reiſt er ab. Wir ehren Alle Ihren gerechten Schmerz um Ihren ermordeten

Freund, doch Sie haben nun genug getrauert und ſich von aller Welt zurückgezogen; es iſt Zeit, daß Sie an Ihre Geſundheit denken und einige Aufheiterung ſich gönnen“.

Der Mann hat Recht, dachte ich; einer ſolchen Einladung nicht zu folgen, wäre mehr denn unhöflich; ich ſagte ihm zu.

Nur noch mit einem ſchwachen Reſte meiner guten Vorſätze trat ich am Abend in die Geſellſchaft meiner alten, luſtigen Bekannten ein; der arme Reſt war gar bald verflogen und vergeſſen. Anfangs bedauerte man mich über das Unglück, das mich im gewaltſamen Tode meines Gefährten betroffen; man wußte nicht, was mir dieſer Gefährte eigentlich geweſen und in welchen Verhältniſſen ich, beſonders in der letzten Zeit, zu ihm geſtanden. Man lobte meine Theilnahme, meine Trauer; mich ſchmeichelte dieſes Lob, ich nahm es gerne an. Bald aber wendete ſich das Geſpräch anders, man hielt es für nöthig, mich aufzuheitern; man trank mir zu, und meine Sinnlichkeit, wie ein wildes Thier, wenn es lange eingeſperrt geweſen und nun auf einmal wieder aus dem Käfig herausgebrochen iſt, kannte jetzt kein Maaß und keine Schranken mehr. Die vorhin angenommene Miene des Ernſtes und der Trauer war in Geberden und Aeußerungen der muthwilligſten Luſtigkeit verwandelt; unter allen Berauſchten war ich bald der Berauſchteſte.

Als ich am andren Morgen auf einem Polſterſitze des Weinhauſes aus der Betäubung meiner Trunkenheit wieder zu mir kam ſchämte ich mich freilich, leider zwar nicht vor Gott, wohl aber vor aller Welt; ich ſchlich mich, in dieſer Stimmung, nach meiner Wohnung. Hier war mir noch ein Rauſch vertreibendes Mittel von anderer Art zugedacht.

Es iſt gut, daß Sie kommen, ſagte mein Hauswirth, der mir ſogleich entgegentrat; ein junger Herr aus dem Stadtrathe hat Sie ſchon geſtern Abend geſucht und wartet auch dieſen Morgen bereits ſeit einer Stunde auf Sie.

Beim Eintreten in mein Zimmer fand ich dortſelbſt einen jungen Mann, der mir ſehr wohl bekannt war. Er gehörte zu den eifrigſten Freunden der Muſik in Krakau und ich glaube nicht, daß ich in der ganzen Stadt einen enthuſiaſtiſcheren Bewunderer meiner geringen Kunſtfertigkeiten und Talente gefunden hatte als ihn. Er ſelbſt beſchäftigte ſich mit der Tonkunſt und ich hatte mir vor Kurzem ſeine wärmſte Dankbarkeit dadurch erworben, daß ich ihm ein Lied dichtete und componirte, mit welchem er ſeine reiche, ſchöne Geliebte, angeblich als mit ſeiner eignen Arbeit beehrte.

Mein Herr, ſagte er mir, ich wünſchte Ihnen gern die Ueberzeugung zu geben, daß man ein ſo außerordentliches Talent, als jenes iſt, das mit Ihrem noch ſo jugendlichem Alter ſich vereint, in dem Muſik liebenden Krakau zu ehren und zu ſchätzen wiſſe, darum komme ich Sie um etwas unter vier Augen zu fragen, was Ihnen vielleicht vor einem vollſtändigeren gerichtlichen Verhör unangenehmer zu beantworten wäre. Nach der Entdeckung des Mordes an Ihrem Freunde, deſſen Urheber, die Helfershelfer einer verführeriſch hübſchen aber ſehr ſchlechten Weibsperſon, bereits eingezogen ſind, hat man ſich bemüht, den entfernt wohnenden Verwandten des Ermordeten die Todesanzeige mitzutheilen. Der Paß Ihres Freundes lautete aus Prag; dorthin hat man ſich gewendet, aber die Antwort, welche wir erhielten, läßt uns vermuthen, daß wir durch jenen vorgeblichen Paß irre geleitet waren. Auch Sie ſind uns als aus Prag herkommend angegeben; ſollte dies wirklich ſeyn und gedenken Sie uns über den eigentlichen vormaligen Wohnort Ihres Freundes Auskunft zu geben, dann warten Sie ruhig die gerichtliche Einladung ab, die wohl noch heute an Sie ergehen wird. Sollten Sie jedoch Gründe haben, Ihre eigentliche Herkunft, ſo wie die Ihres ermordeten Freundes im Dunkel zu laſſen, dann kann zwar vielleicht der Freund und Bewundrer Ihrer Talente dieſe Gründe ehren, nicht aber das öffentliche Gericht. — Dieſe ganze Unterſuchung gehört nicht zu dem Kreiſe meines Amtes und meiner Pflichten, darum konnte ich Ihnen das, was ich durch einen Zufall erfahren, noch mittheilen.

Ich bezeugte mich dem wohlmeinenden Berichterſtatter von Herzen dankbar. „Es war ohnehin meine Abſicht, ſagte ich, in dieſen Tagen, ja wo möglich noch heute, meine Reiſe nach Italien anzutreten; ein gerichtliches Verhör würde mir, aufs Wenigſte geſagt, eine höchſt unwillkommene Verzögerung verurſachen. Ich denke deshalb unverzüglich die Anſtalten zu meiner Abreiſe zu treffen″.

Mein Kunſtgenoſſe und Kunſtfreund billigte meinen Entſchluß; er durchſchaute vielleicht ſchon nach ſeinen jungen Erfahrungen einen Theil des Gewebes jener gerechten Beſorgniſſe, die mich umſtrickten, wenn ſein Blick auch nicht in die ganze, furchtbare Tiefe dieſes Gewebes eindrang. Wir verabſchiedeten uns in freundlicher Theilnahme; ich bezahlte meinen Wirth und legte in ſeine, ſo viel ich über ihn urtheilen kann, wahrhaft ehrlichen Hände, auch die Beſorgung einiger kleinen Anforderungen, die man in der Stadt an mich zu machen hatte; beſtellte noch in derſelben Stunde mir einen Wagen und trat die Reiſe, zunächſt gegen Ungarn hin, an. Mich begleiteten, als ich durch die Gaſſen der Stadt und dann durch die für meinen Unglücksgefährten ſo verhängnißvoll geweſene Vorſtadt fuhr, ſehr verſchiedene Gefühle; das ſtärkſte, brennendſte darunter war doch jenes, welches mein böſes Gewiſſen mir erregte.

Mein Reiſegeld war nicht ſo reichlich, daß ich beſtändig hätte fahren dürfen; am Fuße der Karpathenkette trat ich die Weiterreiſe zu Fuße an. Es war kurz vor Oſtern als ich, mit meinem Bündel auf dem Rücken, eine Höhe des Gebirges erreichte, von welchem ich die reiche, ſüdwärts gelegene Ebene überblicken konnte. Das Alleinſeyn auf meiner Fußreiſe hatte mir dennoch, ſo kurz es geweſen, ſchon ſehr wohl gethan. Wie ein Fieberkranker, der einige Zeit hindurch ſein Uebel durch den fortgeſetzten Genuß von wildaufreizenden Dingen vermehrte, ſich erleichtert fühlt, wenn ihn etwa die Noth auf die Koſt des Brodes und Waſſers beſchränkte, ſo fühlte ich mich, ich wußte ſelber nicht wie, erleichtert, ſeitdem der böſe Geſelle von mir genommen worden, der meinem eignen innern Hange zur Sünde, durch ſeine Aufreizung, ſo mächtig zu Hülfe gekommen war. Freilich empfand ich eine Leere; ich war leider nur zu ſehr an ſeinen beſtändigen Umgang gewöhnt, doch konnte ich mir es ſelber nicht läugnen, dieſe Leere war mir wohlthätiger als die vorherige Sättigung.

Es war ſo eben das Oſterfeſt, als ich ganz ermüdet nach Preßburg kam. Ich ſage es mit tiefen Schmerzen, ich hatte damals vergeſſen, welche Erquickungen für Geiſt wie Seele und Leib in dem rechten, geiſtigen Genuſſe eines ſolchen Feſtes liegen; ich verſenkte mich mit thieriſcher Begierde nur in die leiblichen Feſtgenüſſe, die ſich mir darboten: ich vergnügte mich mit der Luſt eines Trunkenboldes, von dem Reſte meines Reiſegeldes, in der ſichren Hoffnung, daß ich mir bald, durch meine Kunſt, wieder ſo viel verdienen werde, als ich zur Weiterreiſe bedürfe. Sey es nun eine Folge meiner Anſtrengungen auf der Fußreiſe, verbunden mit den Wirkungen des naſſen Wetters, bei ſehr ſchlechten Nachtlagern, oder eine Folge meines unmäßigen Genußes des feurigen Weines und der ungewohnten, fetten Speiſen geweſen; ich wurde gleich am dritten Tag nach meiner Ankunft von einem Fieber ergriffen, das mich an den Rand des Grabes brachte. Ich lag bewußtlos da; die Schrecken des Todes, der mir drohete, erkannte ich nicht; er hätte mich hingerafft wie ein unvernünftiges Thier, das vom Pfeil des Jägers ereilt wird. Der Gaſtwirth, bei dem ich krank lag, mochte bemerkt haben, wie ſchlecht es mit meiner Kaſſe beſtellt ſey; er begehrte, als ich wieder zu mir kam, für ſeine Auslage und Pflege, jenen ſchätzbaren Ring, den ich in Krakau von einem reichen Muſikfreunde geſchenkt bekommen; überdieß meine Kleider und Wäſche. Er hatte Zeichnungen, Farben und Pinſel unter meinen Geräthſchaften geſehen. Wenn ich, ſagte er, ein Maler ſey, und ſeine Frau, ſo wie ihn und ſeine Tochter abmalen wolle, dann ſolle mir all meine Schuld erlaſſen ſeyn. Ich hatte mich noch nie im Porträtiren verſucht; ich unternahm es dennoch, und die Anſprüche, welche dieſe guten Leute an meine Kunſt machten, waren ſo gering, daß ſie auf die farbige, treue Nachbildung ihrer bunten Feſttagskleider faſt mehr noch ſahen, als auf die treue Nachbildung ihrer Geſichtszüge. Eine Menge der täglichen Gaſte, der Nachbarn und Gefreundte meines Wirthes bewunderten dieſe, vielleicht allerdings wunderlichen Kunſtwerke; ich bekam im Kreiſe dieſer Leute ſo viel Anforderungen zum Fertigen von Familienportraten, daß ich, ſelbſt bei dem ſehr mäßigen Lohn, der mir für meine Arbeit bezahlt wurde, eine recht gute Einnahme hatte.

So war ich auf einmal, nicht nur ein Muſiker, ſondern ſogar ein Maler geworden; denn außer dieſer letzteren Kunſt übte ich auch die Muſik.aus, und erntete auch hiermit einen mehr denn gebührenden Beifall ein.

Schon vor dem Ende des Sommers hatte ich mir ſo viel mit meiner, nicht ſowohl Kunſt als Künſtelei, erworben, daß ich mich im Stande ſahe, meine Weiterreiſe nach Italien, über Grätz und Laybach anzutreten. Mit einer ziemlich hohen Einbildung auf mein Talent und mein Glück betrat ich dieſes Land der Kunſt; ich meinte hier, wo die Kunſt der höchſten Beachtung genießt, könne mir es am wenigſten an den Anerkennungen meiner Gaben und an der Belohnung derſelben fehlen.

Ich kam zuerſt nach Venedig, in dem ſich damals, bei den weitausſehenden Unternehmungen gegen den Oſten, welche noch in der Form der bloßen Vertheidigung einhergiengen, ſo große Kräfte bewegten. Das aufregende Element, welches hieraus hervorgieng, durchdrang alle Stände, alle Geſchäfte und Gewerbe auch des bürgerlichen Lebens; obgleich kein Tizian mehr hier war, ſo lebte dennoch in allen kunſtverſtändigen Venezianern noch der Sinn, der jenen Meiſter bei ſeinem Erkennen und Auffaſſen des Schönen geleitet hatte. Ich zeigte, bald nach meiner Ankunft, einigen Kunſtfreunden der Stadt Malereien von mir, verſuchte mich auch, vorerſt nur unentgeltlich im Portätiren; man lächelte und zuckte die Achſeln über meine Arbeiten; niemand begehrte dergleichen von mir, ſelbſt die Wirthin weigerte ſich, mir zu ſitzen, als ich umſonſt ihr Bild zu malen wünſchte. Meine deutſchen und polniſchen Lieder, wie mein Spiel der Inſtrumente fanden, beſonders das Letztere, zwar etwas mehr Beachtung, doch war beides nicht ganz nach dem Geſchmack der Bewohner der großen Stadt;

wenn ich's an öffentlichen Orten verſuchte, mich hören zu laſſen, da ſchenkte mir vielleicht Einer und der Andre, wie im Vorübergehen, eine augenblickliche Aufmerkſamkeit, dann aber gieng man gleichgültig zu lauten Geſprächen über, als ſey ich, mit all meiner Muſik und meinem Singen, gar nicht da geweſen.

Als ich ſahe, daß ich mit meiner vermeintlichen Kunſt hier ſo wenig auszurichten vermöge, ergriff ich als ſichren Stab das Handwerk, das ich zu meinem Glück erlernt hatte; ich ſuchte einen Inſtrumentenmacher auf, der mich ſehr gern in Arbeit nahm und in Kurzem mit meinem deutſchen Fleiße, ſpäterhin auch mit meiner Handgeſchicklichkeit ſo zufrieden war, daß er mich mehr denn alle ſeine Geſellen in Ehren hielt.

Ich war damals, wenn auch nicht innerlich viel gebeſſert, doch wenigſtens äußerlich gemäßigter als früher. Obgleich ich nach weniger als einem Jahre das Italieniſche wie meine Mutterſprache redete, und deshalb im geſelligen Verkehr keine Schwierigkeit fand, gieng ich dennoch ſeltner den Luſtgelagen nach, in denen ich ſonſt meine liebſte Unterhaltung gefunden. Die Urſache von dieſer ſcheinbar vortheilhaften Veränderung war keine ſehr tief in meinem Innern begründete, ſondern eine ziemlich äußere: ſie lag in der Zuneigung, welche ich zu der Tochter meines Werkmeiſters gefaßt hatte; eine Zuneigung, welche vielleicht nicht ohne Erwiedrung und ohne die Folge einer näheren Verbindung geblieben wäre, wenn nicht die Verſchiedenheit unſrer Confeſſionen dies verhindert hätte.

„Wie Schade iſt es um Euch, ſagte zuweilen mein Prinzipal, daß Ihr nicht katholiſch ſeyd; Ihr könntet dann leicht bei uns Euer erwünſchteſtes Glück machen“. Seine Tochter ſahe mich einſt, bei dieſen Worten ihres

Vaters erröthend an; ich glaubte den Blick zu verſtehen, und dennoch ſchwieg ich. Es war nicht die feſte Ueberzeugung des Glaubens, oder ein noch ungelöſter Zweifel, der aus ſolchem Grunde kam, welche mir die Zunge banden und ſelbſt meiner Neigung Feſſeln anlegten, denn leider, dieſen Grund hatte ich, wenn auch nicht mit meinem Verſtande, doch thatſachlich, mit dem Herzen, verlaſſen; ſondern es war nur die Macht der von Jugend an in mich eingepflanzten Vorurtheile, welche die eine Chriſtengemeinſchaft gegen die andre hegt. Die Vorurtheile aber allein ſind es, welche der Seele Gedanken der Kälte, ja der Bitterkeit und Gehaſſigkeit eingeben, während der Glaube nur mit ſeinem milden Ernſte ihr gebeut: „halte feſt was du haſt“.

Ich blieb fünf volle Jahre in Venedig, in dem Hauſe und der Werkſtatt meines Prinzipals, der mir zuletzt die Leitung ſeines ganzen Geſchaftes anvertraute. Ich kam niemals in Verſuchung, ihm, ſowie überhaupt ſeit dem Zuſammenleben mit meinem Verführer irgend einem andern Menſchen auch nur das Mindeſte zu veruntreuen; die betrügeriſchen Handlungen, die ich in Elbing begangen, waren Bewegungen, nicht meiner eignen Natur, ſondern fremde geweſen, die mir, gleich Einem der auf der Schaukel ſitzt, mitgetheilt worden; ich war allerdings mit andern, nicht ſo ſchlimm ausſehenden Ketten an die Sünde gebunden, als mein Gefahrte, demohnerachtet aber, nicht minder als dieſer, ein Sklave derſelben, dem die Herrin Alles auflegen und gebieten konnte, was ſie nur wollte.

Wenn ich zuweilen am Damme der Lagunen ſtund und hinüberſchaute nach den Ufern des eigentlichen Feſtlandes, das ich während der fünf Jahre meines Aufenthaltes in Venedig auch nicht ein einziges Mal betreten, da erſchien ich mir ſelber wie Einer, der aus den Verhältniſſen ſeines früheren Lebens für immer abgeſchieden, dieſen Verhältniſſen abgeſtorben iſt. Wohl regte ſich zuweilen in mir ein Zug des Verlangens nach meiner Heimath und meinen Eltern; ja nach alle dem, was ich in meiner Kindheit geweſen und mein genannt, aber hiermit wachten zugleich andre Gedanken auf, die ich gefliſſentlich von mir wies, weil mir's ſchien, als ob ſie ſeit meinen großen Verirrungen nicht mehr mich angiengen oder mein gehörten.

Neben meinem Handgeſchäft, in der Werkſtätte des Meiſters, hatte ich auch in Venedig die Ausübung meiner Lieblingskunſt, der Tonkunſt, nicht verſäumt. Es war mir leicht geweſen, mein muſikaliſches Ohr an die beliebteſten Weiſen der Italiener zu gewöhnen und mich in dieſelben hineinzubilden; als ich der Landesſprache mächtig genug geworden, verſuchte ichs ſogar Lieder in ihr zu dichten, denen ich ſelbſt eine Tonweiſe hinzugab. Der Fertigkeit meiner Finger, ſo wie meiner Stimme hatten die Italiener vom Anfang an Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo wenig ſie auch damals für meine deutſchen Geſänge Sinn und Geſchmack bezeigten, als aber jetzt meine Kunſt in ihrer Sprache und Tonweiſe mit ihnen redete, da veränderte ſich die Gleichgültigkeit in eine Theilnahme, die mit jedem Jahre größer wurde. Gerade, daß ich nun auch der deutſchen Gemüthsart und Geſangweiſe, mitten im Gewand der Italieniſchen ihr gebührendes Recht gab, dies brachte für meine Zuhörer einen Reiz der Neuheit in die Lieder, die ſie von mir hörten; ſo daß ich, in dieſem untergeordneten Zweige der Tonkunſt, damals als der vorzüglichſte Meiſter in ganz Venedig galt.

Eben in jener Zeit meines hochgeſteigerten Ruhmes, als Liederdichter und Liederſänger, ereignete ſich etwas, das mir den Aufenthalt in Venedig verleidete. Mein Prinzipal, der Inſtrumentenmacher, vermählte ſeine ſchöne Tochter, gegen welche ich noch immer eine ſtille Neigung fühlte, einem jungen, wohlhabenden Bürger der Stadt. Ich beſang zwar dieſe Hochzeitsfeier mit einem meiner wohlgelungenſten Lieder und mein Verhältniß zu dem mir wahrhaft wohlwollenden Vater des Mädchens blieb noch eben ſo freundſchaftlich als es ſonſt geweſen, aber in ſeinem Hauſe wollte es mir, als das Mädchen hinaus war, nicht mehr gefallen; es kam mir unerträglich öde darinnen vor. Ich fieng an, die Trinkſtuben wieder häufiger zu beſuchen; es fehlten mir nur noch wenige Schritte bis zu meiner vorigen Verſunkenheit in das Laſter des Trunkes, und daß ich dieſe Schritte nicht that, daran hinderte mich nur Rückſicht vor den Menſchen: ein gewiſſes Ehrgefühl, das mich unter jenen ernſthaften Republikanern, die mich ſo hoch in Ehren hielten, angewandelt hatte. Denn unter dem Mittelſtand der Venezianer, mit welchem ich am meiſten Verkehr hatte, galt die Trunkenheit für eines der verächtlichſten Laſter.

An einem ſchönen Sommerabend, als ich vor einem der Weinhäuſer, in der Nähe des Arſenals, im Freien ſitzend, eine große Geſellſchaft von Gäſten und Zuhörern mit meinem Geſang und Saitenſpiel vergnügt hatte, ſetzte ſich ein Mann aus Mailand zu mir hin. „Ihr ſeyd noch ſo jung", ſagte er zu mir, „und ſo reich an Talenten; möchtet Ihr Euer Glück nicht auch anderwärts in Italien, zunächſt aber bei uns in Mailand verſuchen? Für einen ſehr guten Gewinn und für die günſtigſte Aufnahme wollte ich in meiner Vaterſtadt Euch ſtehen; Venedig ſolltet Ihr bald in dem ſchönen, fröhlichen Mailand vergeſſen."

Ich war damals noch nicht drei und zwanzig Jahre alt; in Venedig zu bleiben und da meine Tage zu beſchließen, das hatte ich ſeit einiger Zeit aufgegeben; der Einfall des Mannes kam mir ganz gelegen; offen und unternehmend, wie der Wein und der Geſang die Herzen zu machen pflegt, ließ ich mich auf den Vorſchlag meines Mailänders ein, ihn, in einer der nächſten Wochen in ſeine Vaterſtadt zu begleiten, um dort mein Glück zu verſuchen.

Mein Prinzipal entließ mich ſehr ungern; er hatte an mir, wie an meiner thätigen Theilnahme an ſeinem Geſchäft ein großes Gefallen gefunden, doch wollte er meinem weiteren Fortkommen nicht hinderlich ſeyn. Ich hatte mir, ſo lange ich bei ihm lebte, Einiges erſpart und erworben; meine Tonkunſt hatte ich zwar in Venedig niemals um des Gewinnes willen geübt, ſondern hierbei nur auf das gelegentliche Vergnügen, freilich auch auf den Beifall meiner Zuhörer geſehen, dennoch hatte ich, wenn man zuweilen zu Ehrengelagen und Familienfeſten, ſelbſt des höheren Adels mich rief, auch dafür Geſchenke empfangen, die von nicht unbedeutendem Werthe waren; ich zog aus der guten Stadt mit einem dankbaren Herzen als ein wohlhabender junger Burſche fort.

Der innre Richter und Erinnerer an meine früheren böſen Thaten, gegen deſſen Stimme ich mein Ohr ſo verſtopfte, gieng mir dennoch immer noch nach; von Zeit zu Zeit ließ er, wenn mein Herz die leiſeren Worte nicht vernehmen wollte, den lauten Donner ſeiner Stimme in meine äußern Sinne erſchallen. Als ich in Geſellſchaft meines Mailänder Freundes, der ein geſchickter Baumeiſter war, nach Verona kam, bemerkten wir dort, von den Fenſtern unſers Gaſthauſes aus, einen Zuſammenlauf des

Volkes. Ein junger Menſch, mit Ketten gebunden, das Geſicht bleich und verſtört, wurde vorübergeführt. Was geſchieht da? fragte mein Begleiter unſre Wirthin. „Man führt dieſen Jüngling, antwortete ſie, zum Pranger, wo er zuerſt ausgepeitſcht, dann zur Schau ausgeſtellt werden wird. Es iſt ſehr ungewiß, fügte ſie hinzu, ob der Arme mit dem Leben davon kommen wird; die Rechte unſrer Stadt ſprechen ihm daſſelbe ab.“ — „Was hat er gethan?“ fragte der Architekt. — „Er hat ſeinem Herrn durch mancherlei Liſt und Betrug viel Geld entwendet,“ antwortete die Frau.

„Und einen ſolchen Schurken, einen ſolchen jungen Böſewicht“, ſagte der Architekt mit Entrüſtung, „mögt Ihr noch bemitleiden? Iſts nicht am beſten für ihn, wie für die Welt, er kommt an den Galgen?“

„Darüber wäre wohl viel zu ſagen“, erwiederte die Frau. „Dieſer Burſch hat eine Schweſter, bei welcher er erzogen worden und deren größtes Unglück, bei ihren vielen Kindern, nicht in ihrer Armuth, ſondern darinnen liegt, daß ſie einen ſehr leichtfertigen, verſchwenderiſchen Mann hat. Dieſer, ſo ſagt und glaubt man in der ganzen Stadt, hat ſeinem jungen Schwager zu den Betrügereien Anleitung gegeben und ihn dazu verführt, hat auch einen großen Theil des entwendeten Geldes mit ihm verpraßt. Der arme Burſch, bei all dem Unglück, das jetzt über ihn kommt, iſt noch immer ſo anhänglich an ſeinen Verwandten, daß er ſchlechterdings nichts eingeſtehen will, welches dieſem Nachtheil bringen könnte, obgleich der böſe Schwager durch ſein Entſliehen ſelber den ſtärkſten Verdacht auf ſich gelenkt hat.

An der Wirthstafel, zu welcher mehrere Leute aus der Stadt kamen, war faſt von nichts die Rede, als von dem jungen Böſewicht, der in ſo frühem Alter ſchon zu ſolcher Fertigkeit im Betrügen gekommen ſey. Sein Undank, denn ſein Herr hatte ſich als väterlicher Wohlthäter ſeiner Armuth angenommen, wurde ihm mit Recht als das ſchwerſte Verbrechen angerechnet, alle Anweſende, zuletzt ſelbſt die Wirthin, ſtimmten darin überein, daß er die ſchärfeſte Beſtrafung verdient habe.

Mir ſchnitten alle dieſe Reden ins Herz. Die Erinnerung an meine begangenen Verbrechen war mir wie in den Hintergrund getreten; wenigſtens hatte ich in der Verblendung meines Leichtſinnes ſeit mehreren Jahren nicht mehr an die Größe und Schwere meiner Schuld gedacht, jetzt wurde ſie mir auf einmal vor das Auge gerückt und wie eine ſchwere Laſt auf mein Herz geworfen. Ich fühlte, daß eine brennende Röthe mein Geſicht bedeckte, mir zitterte die Hand; der eine der anweſenden Gäſte ſchien mir ſo viel Aehnlichkeit mit einem Bürgersmann aus Elbing zu haben und er ſahe mich von Zeit zu Zeit ſo bedeutend an! Ich glaubte mich erkannt und entdeckt; die Geſpräche der Gäſte ſchienen mir abſichtlich und in Beziehung auf mich zu ſtehen, weil, ſo meinte ich, der Elbinger Bürger es ihnen geſagt hatte, daß ich ein viel ärgerer, größerer Verbrecher ſey, als jener Jüngling; meine Bewegung wurde immer merklicher, da redete mich der mir gegenüber ſitzende Mann, den ich für einen alten Landsmann gehalten auf Italieniſch an: „Dem Herrn dort iſt es unwohl zu Muthe, mir ſcheint, er iſt zu vollblütig, man ſollte ihm zu Ader laſſen.“

Alle Gäſte ſahen und ſprachen jetzt theilnehmend auf mich; ich aber athmete ſchon etwas freier, denn ich hatte aus der weitern Wendung der Geſpräche bemerkt, daß der vermeintliche Elbinger, deſſen Blicke mich ſo fürchten machten, ein Wundarzt aus der Stadt, ein geborener Veroneſer ſey, der die Gränzen von Deutſchland niemals betreten hatte. Der Mann hatte nur mit dem Blicke ſeines Handwerkes mich beachtet, um jedoch allen Vermuthungen des wahren Grundes meines Gemüthszuſtandes, die ich in der Furcht des böſen Gewiſſens noch immer für möglich hielt, zu begegnen, gab ich wirklich der zudringlichen Anfoderung des Wundarztes und der Wirthsleute nach und ließ mir eine Ader ſchlagen.

„Wie ganz anders ſieht jetzt der Herr aus, denn vorhin, ſagte die Wirthin, als ich wieder in das Zimmer hereintrat; wie leicht hätte bei ſeiner Vollblütigkeit der Schlag ihn treffen können.“ Allerdings hatte mich ein Schlag, ein Schlag an mein Herz getroffen; dieſes aber in ſeinem noch immer unbeſiegten, ja bodenloſem Leichtſinne glich einem Korkholz, das auf dem Waſſer ſchwimmt; der Schlag tauchte es ein wenig hinein in die Tiefe, aber wenig Augenblicke nachher kam es an einer andern Stelle wieder auf die Fläche. Als ich jetzt mich überzeugt hielt, daß keiner der gegenwärtigen Menſchen mich und mein Verbrechen kannte, wurde ich wieder ganz ruhig und bedachte nicht, daß ein Andrer gegenwärtig ſey, deſſen Auge gleich den Feuerflammen mich und mein Thun durchdrang und durchſchaute.

Mein Mailänder Architekt, der ohnehin in Verona ſich zu beſchäftigen wußte, blieb aus Gefälligkeit gegen mich noch einen ganzen Tag in der Stadt; als wir hinausfuhren gegen Peſchiera, da führte man auch den jungen Dieb und Betrüger hinaus zur Todesſtrafe; ich fühlte mich von neuem getroffen, nicht aber mehr in der Stärke wie vorgeſtern; ich hatte mein Herz gegen den erſten, ſtärkſten Eindruck verhärtet, die Wirkung des zweiten wußte ich vor mir ſelber wie vor Andren zu verläugnen; ich hatte Verſtellung gegen mich ſelbſt gelernt. Dennoch gieng mir das Bild des jungen, bleichen Miſſethäters lange, im Wachen wie im Traume nach.

In Mailand ergieng es mir, was das Aeußere betrifft, ganz vorzüglich wohl. Ich brauchte hier nicht von der Handarbeit des Inſtrumentenmachens oder Orgelbauens mich zu nähren, ich erhielt eine Stelle als Sänger und Muſiker bei dem Theater und ſpäter bei der Hofkapelle und hatte hierbei mein ſehr reichliches Auskommen.

Bei dieſer wie bei andern Gelegenheiten habe ich es erfahren, welche heilſame Kräfte für einen Menſchen von meiner damaligen Sinnesart in der Uebung eines Handgeſchäftes liegen. Die Arbeit, und zwar die ermüdende, ſchwere des Leibes, der ich mich in Venedig unterzogen hatte, der Fleiß der Hände war mir doch, neben den andern, ſchon erwähnten Beweggründen ein ganz vorzügliches Schutz- und Bewahrungsmittel gegen meinen Hang zum Laſter geweſen; meine hieſigen Geſchäfte waren an ſich weder ſehr ſchwer noch für den Leib ermüdend, namentlich auf die lange Gewöhnung an die Anſtrengung der Glieder kamen ſie mir wie eine Feſttagsbeluſtigung und Erholung vor. Dazu kam noch, daß ich in dem Kreiſe meiner neuen Mailändiſchen Bekanntſchaften nur wenig oder keine Solche fand, die mir mit dem bürgerlichen Ernſt der Venetianer Achtung geboten, ich überließ mich deshalb gar bald ungeſcheut meiner Lieblingsneigung und Gewohnheitsſünde: der Trunkenheit, ſo daß ich bei Vielen, die mich kannten, der luſtige Muſikus oder auch wohl der Weinglasſänger hieß. Indeß that mir dies an der Zuneigung und dem Beifall, die meine Kunſt wie meine Stimme bei der Menge mir erworben, keinen Abbruch: denn es gab leider zu jener Zeit in Mailand gar viele Leute, welche mit mir ein ähnliches ſchrankenloſes Leben führten und dennoch in hohem, öffentlichen Anſehen ſtunden.

Mehr faſt als meines Laſters ſchämte ich mich eines mir durch die Geburt verliehenen Rechtes, das ich jetzt doch als ein beſondres Glück, als einen hohen Vorzug betrachte: ich ſchämte mich, ein Deutſcher zu heißen. In Venedig hatte ich für einen Polen gegolten; in Mailand wußte man nichts Andres, als daß ich ein geborner Italiener ſey; ich führte ſelbſt (wie ſchon in Krakau in meinem falſchen Paſſe) den lieben ehrlichen Namen meiner Vater nicht mehr, ſondern war nur als Signor Enrico bekannt. An dieſer widernatürlichen Scheu vor dem Zugeſtändniß meiner wahren Herkunft mochte wohl mein böſes Gewiſſen die meiſte Schuld tragen. Ich hätte ſo gern jedes Andenken an meine früheren Unthaten aus mir ſelber und von der Erde vertilgt; mein Name wie mein Vaterland riefen mir aber dieſes Andenken zurück, und ſie konnten dieß, wie ich fürchtete, auch einmal in Andern thun. Dazu kam noch der Umſtand, daß die Deutſchen zu jener Zeit in Mailand ſowie in den meiſten Gegenden von Italien in einiger Verachtung ſtunden. Namentlich war ihre Neigung zum Trunke, die man thörichter Weiſe für ein allgemeines Gebrechen unſres Volkes hielt, ein Gegenſtand des Spottes, und ſonderbarer Weiſe ſchämte ich mich an meinen Landsleuten eines ihnen öfters nur angedichteten Laſters, das ich an mir ſelber ohne Schaam und Scheu duldete. Das zufällige Scherzwort eines meiner Bekannten: ich könne trinken wie ein Deutſcher, brachte mich, der ich ſonſt ſo ſchwer aufzureizen war, bei einer gewiſſen Gelegenheit in ſo heftigen Zorn, daß ich mit dem Meſſer auf den Witzling losgehen wollte.

Einſtmals, während meines faſt achtjährigen Aufenthaltes in Mailand, geſchahe es, daß ein deutſcher Reiſender, ein Handelsmann, aus derſelben Stadt nach Mailand kam, in welcher meine Tante, meines Vaters einzige Schweſter, lebte. Ich traf mit ihm in dem Gaſthaus zuſammen, in dem ich täglich zu ſpeiſen pflegte. Der Mann war der italieniſchen Sprache ſo wenig mächtig, daß er nicht ſelten in große Verlegenheit kam und mehrmalen fragte, ob denn gar keiner unter den Gäſten ſey, der ein wenig Deutſch verſtehe. Ich hütete mich ſehr, mich als Deutſchen zu erkennen zu geben; es hatte noch niemand in Mailand von mir ein Wort in meiner Mutterſprache vernommen. Ohne daß ich mich im Mindeſten jenem Landsmanne genähert hatte, erfuhr ich dennoch, wer und woher er ſey? Da erwachte in mir ein unwiderſtehliches Verlangen, etwas von den Meinigen zu hören. Ich machte, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande, die Bekanntſchaft des Reiſenden, begann mit ihm ein Geſpräch, wobei ich mit Geduld ſein gebrochnes Italieniſch anhörte, und nahm mich nun bei jeder Gelegenheit des Mannes und ſeiner Angelegenheiten an, ohne dieſen jemals es merken zu laſſen, daß ich ſeine Mutterſprache verſtünde. Er ſuchte mich jetzt öfters auf, denn ſeine Geſchäfte hielten ihn mehrere Monate in Mailand zurück; wie einen gelegentlichen Einfall ſprach ich einſt den Namen des Gemahles meiner Tante aus und fragte den Mann, ob eine Familie dieſes Namens an ſeinem Orte wohne? Er bejahte dies und fügte die Nachricht ihres Wohlbefindens hinzu. Ich habe, ſagte ich, einen jungen unglücklichen Menſchen gekannt, welcher nun längſt todt iſt, dieſer war ein Verwandter jener Familie; ſein Vater, Namens Jacob Werner, lebte in Elbing, und mich hat dieſer Mann, nach dem, was ſein Sohn mir von ihm erzählte, ſehr intereſſirt; ich bitte Sie, wenn Sie in die Heimath ſchreiben, ſich in dem Hauſe der Verwandtin des Verſtorbenen erkundigen zu laſſen, wie es ihrem Bruder und ihrer Schwägerin in Elbing ergehe, doch erſuche ich Sie zugleich, die Veranlaſſung zu dieſer Ihrer Frage gegen niemand zu erwähnen, da ich ſonſt in die Verlegenheit geführt werden könnte, den Verwandten jenes Unglücklichen die herzdurchbohrende Nachricht von dem jammervollen Ende deſſelben mittheilen zu müſſen, von der ich wünſche, daß ſie ihnen für immer verborgen bleibe.

Nach mehreren Wochen kam mir einſt mein Landsmann, als ich ins Gaſtzimmer hineintrat, mit einem Briefe entgegen, aus dem er mir die Stelle ins Italieniſche überſetzte, in welcher ſein Correſpondent ihm meldete, daß, nach eingezognen Nachrichten, Jacob Werner in Elbing und ſeine Frau beide geſtorben ſeyen.

Höchſt wahrſcheinlich hatte meine gute Tante Andre durch dieſelbe falſche Nachricht von dem Tode meiner Eltern getäuſcht, durch welche ſie ſelber irre geführt war. Denn nach dem was vorhin mein lieber Vater hierüber äußerte, trifft die Zeit, in der ich in Mailand die Nachricht empfieng, mit jener zuſammen, in der meine beiden Eltern ſo ſchwer krank darniederlagen, daß man in ihrer Stadt ſowie auswärts ſie als todt ausſagte.

Ich ſuchte meine Gemüthsbewegung, bei der Mittheilung, die der Fremde mir machte, ſo gut als möglich zu verbergen; gegen die Bekannten, die meine Niedergeſchlagenheit bemerkten, und mich darum befragten, ſchützte ich ein leibliches Uebelbefinden vor; ich begab mich bald nach meiner Wohnung und weinte da einige Thränen, die nur zu ſchnell vertrockneten, weil ſie aus keiner tiefen Quelle kamen.

Während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Mailand kam in dieſe Stadt eine Sängerin aus Neapel, welche durch ihr ſchönes Aeußres, ſowie durch ihre Lebhaftigkeit und ihren Witz einen ganz überaus tiefen Eindruck auf mich machte. Ich konnte dieſen Eindruck nicht verbergen; er war meines ganzen Weſens mächtig geworden; ſo oft als möglich ſuchte ich Gelegenheit ſie zu ſehen, zu ſprechen; ich war der übertriebenſte Bewunderer ihrer Talente ſowie ihres Geſanges, obgleich ſie eigentlich hierinnen nur wenig Bedeutendes leiſtete; ſie dagegen lobte und bewunderte meine muſikaliſchen Leiſtungen, und mir hatte noch niemals ein Lob ſo wohl gethan, mich ſo ſehr entzückt, als das aus ihrem Munde. Ich machte ihr die reichſten, koſtbaren Geſchenke; ſie wurden mit Blicken des Dankes und, wie ich meinte, der Zuneigung angenommen.

„Hüten Sie ſich vor dieſer Neapolitanerin, ſagte einſt der Director der Hofkapelle zu mir, der bei all meinen ſittlichen Fehlern mein treuer Freund war; entreiſſen Sie ſich mit aller Gewalt und Kraft eines Mannes dieſer Neigung, die Sie ins tiefſte Elend ſtürzen würde; kommen Sie noch heute mit mir zu einer Erholungsreiſe auf mein Landhaus am Comerſee, vielleicht ſchwindet Ihnen dort in der ſchönen Natur der Zauber einer böſen Luſt.“

Ich ahndete, daß der Mann die Wahrheit ſpreche; ich gab ſeiner Einladung Gehör, noch an demſelben Abend reiſten wir ab.

Wie ſoll ich aber meinen Zuſtand während dieſer kleinen Reiſe und des kurzen Landaufenthaltes beſchreiben? Ich wollte bei meinem Freund und im Kreiſe ſeiner Familie zum heitern Geſpräch mich zwingen; mitten in der Rede hielt ich, wie ein Träumender, ſtill; wir wollten Muſik machen und ſingen, ich kam aus dem Takte und machte Fehlgriffe, deren ein Anfänger ſich hätte zu ſchämen gehabt; ich war wie ein tief Schlaftrunkener, der zwar ſich ſelber, und den Andere öfters anregen möchte zum Wachen, der aber mitten im Worte wieder ſtockt und einſchläft.

„Ihr Zuſtand iſt ein ſehr gefährlicher, mein armer Freund, ſagte der Director zu mir, Sie bedürfen eines kräftigeren Gegengiftes gegen das eingeſogene Gift, als ich Ihnen zu geben vermag; möchten Sie doch noch ein andres finden als jenes, das in der Bitterkeit einer langen, unheilbaren Reue liegt“.

Ich dankte meinem Freund für ſeine Treue, und als ich nach etlichen Tagen unſres Landaufenthaltes ruhiger und ſelbſt heitrer wurde, hielt mich dieſer vielleicht auf dem Weg der Geneſung von meiner unſeligen Leidenſchaft; er kannte jedoch zu wenig mein Herz; meine Ruhe kam von dem Vorſatz her, den ich mit jeder Stunde immer feſter in mir faßte, gleich nach meiner Zurückkehr nach der Stadt, möchten meine Freunde darüber ſagen was ſie wollten, um die Hand der ſchönen Sängerin zu werben, die mir, das durfte ich bei meinen äußern Verhältniſſen vorausſetzen, gewiß nicht verſagt werden würde.

Wir kehrten endlich, nach Verlauf einer Woche, nach der Stadt zurück; mein erſter Gang war hin nach der Wohnung meiner Geliebten. Wie groß war mein Schrecken, meine Betrübniß, als ich erfuhr, ſie ſey ſchon vor etlichen Tagen wieder nach Neapel zurückgereiſt. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, und eben ſo ſchnell, wiewohl in größeſter Stille, machte ich Anſtalt zu ſeiner Ausführung. Ich brachte alle meine Angelegenheiten in die beſte Ordnung, ſchrieb Abſchiedsbriefe an meine Freunde, packte mein Geld und meine werthvollſten Sachen zuſammen, und ſchon in der zweiten Nacht nach meiner Zurückkehr vom Lande entflohe ich heimlich und eilig, gleich wie Einer, welcher die Häſcher zu fürchten hat.

Nur flüchtig ſahe ich diesmal alle die Städte und Gegenden des herrlichen Italiens, durch welche ich kam; ich hatte nur einen Gedanken: dieſer war Neapel und der Gegenſtand meiner Leidenſchaft.

Eine Neigung, welche in ſolcher unbändiger Heftigkeit alle Schranken und Geſetze der Ordnung und der Vernunft durchbricht, wie dies die meinige that, als ich ſo unbeſonnen wie undankbar meine glücklichen Verhältniſſe in Mailand abbrach, trägt ſchon hierinnen den Stempel ihrer Widerſinnigkeit in ſich; ſie kann in ihren Folgen niemals eine glückliche noch eine dauerhafte ſeyn; ſie iſt auf einen Grund gebaut, aus welchem unmittelbar neben der Pflanze der wilden Liebe die des Haſſes hervorwächſt. Auch ich mußte dieſe traurigen Uebergänge des Sinnestaumels in Ekel und Gram gar bald erfahren. Ich ſuchte gleich nach meiner Ankunft den Gegenſtand meiner Zuneigung auf; ich erklärte ihr, daß ich aus Liebe zu ihr meine glänzenden Verhältniſſe in Mailand aufgegeben habe und ihr nachgefolgt ſey nach Neapel, um, wenn ſie mich nicht verſchmähe, ihr meine Hand zu reichen und als ihr Gemahl mit ihr zu leben und zu ſterben. Sie antwortete mir ausweichend; weder bejahend noch verneinend; ich glaubte ſie zu verſtehen; noch heute gieng ich zum Director des Opernhauſes und meldete mich für eine Gaſtrolle. Mein Name wie mein Ruf als ausgezeichneter Sänger waren ihm bekannt, und da mein Anerbieten mit ſeltener Uneigennützigkeit gemacht wurde, nahm er mit Vergnügen daſſelbe an; noch in derſelben Woche wurde mir in einer neuen Oper die Hauptrolle übertragen. Ich übertraf, bei der Ausführung von dieſer, mich ſelber, auch bei jeder andern Gelegenheit, die ſich mir darbot, leiſtete ich Ungewöhnliches, denn mich begeiſterte meine unſelige Liebe; meinem Wunſche, in Neapel angeſtellt zu werden, kam man von ſelbſt mit dem Antrage hierzu ſchon entgegen, ich erhielt in dieſer, mehr denn jede andre, für die Tonkunſt geneigten Stadt eine Anſtellung, deren äußre Vortheile noch viel glänzender waren als jene, die ich in Mailand genoſſen.

Ich brauche wohl nur wenig über mein Schickſal in einigen der gleich hierauf folgenden Jahre zu ſagen; dieſe Freunde hier errathen es ſelber. Alles das, was mein vergnügungsſüchtiges Herz begehren konnte, das wurde mir am Anfang meiner damaligen neuen Stellung im reichſten Maaße zu Theil: äußrer Wohlſtand, durch anſehnliche Amtsbeſoldung und reiche, gelegentliche Geſchenke; eine ſo ehrende, öffentliche Anerkennung, als man ſie meinem Stande nur zu gewähren vermochte; um mich eine Schaar von Verehrern meiner Kunſt und ſogenannte Freunde, wohlgeneigte Gönner und Protectoren. Doch all dieſes äußre Glück ſchien mir nur ein geringes gegen jenes vermeintliche, das mir die Verbindung mit meiner ſchönen Sängerin gewährte, welche gleich nach meiner Anſtellung mir ihre Hand gereicht hatte. Aber eben durch dieſe Verbindung, wegen welcher ich mich ſo ſelig pries, hatte ich mir mitten in meinem eingebildeten irdiſchen Himmel eine Hölle geſchaffen, deren Leiden keine bloß eingebildeten, ſondern großentheils wirkliche waren.

Zwar die erſten Monate, ja das ganze erſte Jahr meiner Ehe vergiengen mir in einem Sinnestaumel, in einem Zuſtand der Verblendung, in welchem ich Alles, ſelbſt die unſinnigen und unmäßigen Verſchwendungen und die unerſättliche Vergnügungsſucht meines Weibes in einem mildernden, ja ſogar in einem roſigen Lichte ſahe; ihre Eigenſchaften erſchienen mir als natürliche Ausflüſſe eines poetiſchen, über die Gemeinheiten des bürgerlichen Lebens erhabenen Characters. Ich opferte ihren Einfällen, auch wenn ſie die närriſchſten waren, alle die Summen auf, die ich einnahm und die ich in Mailand mir erſpart hatte; ſelbſt die Ehrengeſchenke, die ich bei manchen Gelegenheiten empfangen, die koſtbaren Ringe, die goldnen Medaillen und Ketten, und was ich ſonſt an dergleichen Dingen beſaß, wurden, ſo bald es ihr nöthig ſchien, zu Geld gemacht; ich hatte dies Alles ſo leicht verdient, darum gab ich auch ſo leicht es hin.

Aber ſo verblendet ich auch war, Eines konnte mir zuletzt doch nicht entgehen, daß mein Weib nicht das kannte oder beachtete, was uns in Deutſchland als die nothwendigſte und unentbehrlichſte Eigenſchaft der Frau erſcheint: ſittliche Ehre und Treue. Jene noch minder bedeutenden Vorfälle, welche meine Eiferſucht erregten und mich zuerſt auf den Verdacht ihrer Untreue brachten, entſchuldigte ſie mit der Sitte des Landes, der man ſich, ohne ſich lächerlich zu machen, nicht entziehen könne; nur zu bald mußte ich jedoch mich auf eine unwiderlegbare Weiſe davon überzeugen, wie ſehr mein Verdacht begründet geweſen war. Dieſes Erwachen aus meinen Träumen, dieſe Enttäuſchung meines verblendeten Herzens ergriff mich auf furchtbare Weiſe; ich fühlte mich eben ſo unmäßig betrübt als vorhin beglückt. Ich klagte mein Leid dem einzigen vertrauten Freunde, den ich unter meinen vielen Bekannten gefunden, einem alten Venezianiſchen Maler, der ſchon ſeit langer Zeit in Neapel lebte; er ſagte mir theilnehmend: warum habt Ihr doch niemand gefragt, ehe Ihr dieſe unſelige Verbindung eingiengt; die ganze Stadt hätte Euch Dinge von Eurem Weibe geſagt, welche Eure Neigung, wenn ſie nicht Wahnſinn war, abkühlen mußten; als ich Euch kennen lernte, da war es ſchon längſt zu ſpät, Euch zu warnen. Sagt man doch dieſer Perſon ſelbſt nach, daß ſie ſchon in Sizilien einmal vermählt geweſen und ihrem Manne mit einem jungen Spanier, in deſſen Geſellſchaft ich ſie ſelber noch geſehen, entlaufen ſey; wäre es Euch Ernſt, aus dieſen verderblichen Banden zu entkommen, dann dürfte man nur den Spuren jenes Gerüchtes, an deſſen Wahrheit ich nicht zweifle, tiefer nachforſchen, und Eure Ehe, mit dem Weibe eines Andren, wäre nach dem Geſetz der Kirche alsbald und für immer aufgelöſt.

Doch, ſo wohlgemeint dieſer Rath meines Freundes war, ich folgte ihm nicht; mein närriſches Herz hing noch immer zu ſehr an meiner Verführerin; ihre heuchleriſchen Thränen, ihre verſtellten Zärtlichkeiten, ihre Schmeicheleien und anlockenden Künſte verwickelten mich, ſo oft ich ſie auch aufzulöſen trachtete, immer feſter in ihre Bande. Durch die Zerſtreuungen, mit denen ſie mich umringte, ließ ſie mich nicht zu mir ſelber, kaum zur Betrachtung meines Elendes kommen; Eiferſucht und Gram zerriſſen mir zwar öfters das Herz, die betäubenden Mittel aber, die man in die Wunden goß, tödteten jedes Gefühl, auch das der Schmerzen; ich taumelte dem Sturz in den Abgrund immer näher.

Um den Zuſtand meiner öconomiſchen Verhältniſſe hatte ich mich niemals viel bekümmert; ich ließ hierinnen meinem Weibe freie Hand; ſie hatte den größeſten Theil meiner Einnahmen und beſorgte die Ausgaben. Mir ſchien es öfters, als wenn unſre Vermögensumſtände jetzt weniger in Verfall wären als früher, denn ſo oft ich etwas aus unſrer gemeinſchaftlichen Kaſſe bedurfte, fand ich ſie wohlverſorgt mit Golde.

Im dritten Jahre meiner unglücklichen Ehe hatten mir die Aerzte auf etliche Wochen den Gebrauch der Bäder von Iſchia gerathen; ich beſuchte dieſelben in der Geſellſchaft eines polniſchen Fürſten, der oft in mein Haus kam und dem ich, nach Kräften, viele Gefälligkeiten erwieſen hatte. Als ich nach vollendeter Badezeit nach Neapel zurückkehrte, da fand ich nur einen alten treuen Diener in meiner Wohnung; er kam mir mit der Nachricht entgegen, daß meine Frau bald nach meiner Abreiſe auch, wie ſie ſagte, nur für etliche Tage auf's Land gegangen ſey. Vergebens jedoch habe man ſie bisher zurückerwartet, man müſſe nur zu ſehr vermuthen, daß ſie für immer aus meinem Hauſe entwichen ſey. Betäubt vor Schrecken öffnete ich die Thüren zu meinen und ihren Zimmern; ich fand dieſe aller ihrer werthvolleren Gegenſtände beraubt; es war, als ob Diebe hier eingebrochen ſeyen. Zu meiner Verwundrung fühlte ich jedoch, daß jener kleine Kaſten, darin ſonſt das Geld aufbewahrt lag, ganz ſchwer ſey, als wäre er gefüllt; ich öffnete ihn und fand ihn wirklich gefüllt mit Goldſtücken von ſpaniſchem Gepräge. Dieſe unerwartete Großmuth meines treuloſen Weibes erſchien mir unbegreiflich, doch kam ſie mir zu ſtatten, ich beſorgte ſogleich mit dem Gelde mehrere nöthige Ausgaben.

Meine Bemühungen, der Entflohenen auf die Spur zu kommen, waren vergeblich; meine Freunde, namentlich der ſchon erwähnte Venezianer und der vornehme Pole beruhigten mich, indem ſie mir zu Gemüth führten, wie ſehr ich mein vermeintliches Unglück als ein Glück zu betrachten habe, und ich ſtellte zuletzt meine Nachforſchungen ein, um ſo mehr, da ſich's als wahrſcheinlich ergab, daß die Mörderin meines Glückes aus Furcht vor dem Sizilianer entflohen ſey, deſſen Ehebund ſie vor unſrer Bekanntſchaft durch ihr treuloſes Entweichen gebrochen hatte.

Eines Abends, als ich mich eben zur Ruhe begeben wollte, hörte ich Schritte von Bewaffneten, und ein heftiges Klopfen an meiner Thüre. Ich that auf; eine ſtarke Wache trat herein, die mir kaum Zeit ließ, mich wieder anzukleiden, dann aber mich hinwegführte zum Gefängniß. Noch in meiner Gegenwart hatte man mein Zimmer durchſucht; einige Gerichtsperſonen verſiegelten vor allem meine noch immer reichlich mit Golde verſehene Kaſſe, und nahmen ſie mit ſich. Man beantwortete mir keine meiner Fragen über den Grund meiner Verhaftung, dieſer blieb mir ſo dunkel, als der dumpfe Kerker, in den man mich neben andern Verbrechern an Ketten ſchloß.

Schon ſeit längerer Zeit hatte man der Regierung die Anzeige gemacht, daß falſche Goldmünzen, mit einem täuſchend nachgeahmten ſpaniſchen Gepräge in der Stadt curſirten. Die Nachforſchungen, welche man deshalb anſtellte, hatten unter andern auch auf mein Haus einen Verdacht geworfen, da ſie jedoch zugleich auch auf viele andre Ausgangspunkte der Verbreitung hinführten, hatte man jenen Verdacht, als den wahrſcheinlich unbegründetſten, zur Seite gewieſen. Es ergab ſich ſpäter, daß mein ehrloſes Weib mit dem Anführer der Falſchmünzer, demſelben Spanier, mit welchem ſie ihre erſte Ehe gebrochen, noch fortwährend in Verbindung geblieben war; das gute Geld, das ich eingenommen, hatte ſie für ſich behalten und falſches dafür in die Kaſſe gelegt; noch in den letzten Tagen vor ihrer Flucht aus meinem Hauſe hatte ſie bei einem ehrlichen Kaufmann, der, als unſer Nachbar, uns beide kannte und deshalb ohne Mistrauen war, orientaliſche

Perlen und andere Koſtbarkeiten eingehandelt und mit dem nachgemachten Gelde ihn bezahlt; und als nun ſeit meiner Rückkehr auch ich kein andres Geld mehr ausgab, als ſolches, ja erſt am Tage meiner Verhaftung eine nicht unbeträchtliche Summe davon zu einem Wechsler ſendete, um Silbermünzen dagegen zu erhalten, da konnte man nicht anders, denn mich, wo nicht als den Falſchmünzer ſelber, doch als einen Genoſſen von dieſen zu betrachten. Ohnehin mußte auch der unverhältnißmäßig große Aufwand meines Hauſes dieſen Verdacht beſtärken.

Ich wurde nach der elend, im Gefängniß durchwachten Nacht zum Verhöre geführt. Ich ſagte aus, was ich auszuſagen wußte; es war ſo viel als Nichts; man glaubte meinen Worten nicht; ich wurde als boshaft läugnender Betrüger von neuem in den Kerker geführt. So ergieng es bei mehreren Verhören; die Verſicherung meiner Unſchuld erbitterte meine Richter nur, ſtatt ſie für mich zu gewinnen; nachdem ich ſchon mehrere Wochen im Gefängniß geſchmachtet hatte, wurde ich endlich zur Folter geführt, um mir das Geſtändniß meiner ſo offenbar erſcheinenden Schuld gewaltſam abzunöthigen. Als man mir die Daumenpreſſe anlegte, da ſagte einer der Richter: wie ſchade iſt es um dieſe Finger, denen ſo meiſterhafte Fertigkeit der Töne innenwohnte, und die nun auf immer der Kunſt entriſſen werden. Was hälfen ihm, ſagte ein Andrer, ſeine geſchickten Finger, iſt doch in wenig Tagen ſchon der Galgen ſein Loos. „Ja! ſagte ich, ihr Richter, bedauert nicht dieſe Hände wegen ihrer Geſchicklichkeit, ſondern darüber bedauert ſie, daß ſie unſchuldig waren. Denn daß ſie dies geweſen, das betheure ich euch noch einmal vor dem allwiſſenden Gott.“

Meine Betheurung war vergebens, ich wurde den

Peinigern übergeben, und die Martern, die ſie mir anthaten, ſchienen mir, nachdem ich etliche Stunden lang ſie ausgehalten, zuletzt dennoch unerträglicher als der Tod; ich bekannte mich zu einer That, von der ich mir nichts bewußt war. Zerquetſcht, verrenkt, zerriſſen an allen Gliedern trug man mich auf das Strohlager meines Kerkers zurück; es hätte der eiſernen Feſſeln nicht mehr bedurft, um mich feſtzuhalten, ich hatte nicht einmal Kraft, mich aufrecht zu ſetzen. In jeder Stunde erwartete ich mein Todesurtheil; mein Warten war vergebens, man ſuchte mich nur noch am Leben zu erhalten, und ſelbſt meine gemißhandelten Glieder wieder zu heilen, damit man noch einmal zur Marterbank mich ſchleppen und mir die Angabe meiner Mitſchuldigen auspreſſen könne.

Ich gerieth bald in ein Wundfieber, welches zu ſolcher Heftigkeit ſich ſteigerte, daß ich mit dem Bewußtſeyn zugleich das Gefühl meiner Schmerzen verlor. In die Phantaſieen dieſes Fiebers tönten mir immer jene letzten Worte herein, welche die Richter und welche ich geſprochen, ehe man meine Hände und Finger der Folter Preis gegeben; ich betheuerte in meinem Fiebertraume laut und immer lauter, zuletzt wie mit einer Stimme des Donners, daß dieſe Hände unſchuldig ſeyen, und rief dabei Gott zum Zeugen an; ſo oft ich jedoch dieſes that, ergriff mich eine Unruhe und Angſt der Hölle. Als ich wieder zum Bewußtſeyn kam, erinnerte ich mich lebhaft dieſer fieberhaften Gedanken, ſo wie etwa ein vom Schlummer Erwachender ſich der Worte erinnert, die ein Naheſtehender in dem Augenblicke ſeines Aufwachens ausſprach. Das, was ich zu den Richtern geſagt, ſtund wie eine Schrift in großen Buchſtaben vor meinen Augen. „Unſchuldig dieſe Hände?“ ſprach ich bei mir ſelber, „darf ich dieſes mit

Recht ausſprechen und bei dem allwiſſenden Gott es betheuren? Iſt es nicht eben dieſer allwiſſende Gott, der die alte, ſchwere Schuld meiner Hände gefunden und endlich, nach langer Geduld mit dem Sünder, ſo ſie beſtraft hat, wie ſie es verdienten? Ich habe freilich jene falſchen Goldſtücke nicht geprägt, weiß auch nicht wer es gethan hat, aber habe ich nicht mit dieſen zerquetſchten Fingern da falſche Papiere und falſche Stempel von Siegeln gemacht, deren Inhalt und Abdrücke von größerer Bedeutung waren als die Goldſtücke?“

Es war zum erſten Male, daß ich die ganze Schwere meiner Verbrechen erkannte. Das Wehegeſchrei meines Gewiſſens war mir lange, auf allen meinen Wegen des Leichtſinnes, nachgegangen, jetzt, im Angeſichte des nahen Todes, ereilte es mich: ich mußte ihm ſtille halten und es anhören, denn wollte ich rückwärts, da war das ſchon geöffnete Grab zu meinen Füßen, vorwärts, da lag in tiefem Schweigen das Dunkel einer Ewigkeit nahe, deren Andenken ich ſo lang vermieden; zu meiner Linken das Racheſchwert der weltlichen Richter, zur Rechten der Zorn eines Gottes, deſſen Bund und Treue ich mit Füßen von mir geſtoßen.

Mitten in dieſer Tiefe der Todesangſt und der Schreckniſſe der Ewigkeit kam mir ein längſt vergeſſenes Kleinod meiner Kindheit in den Sinn. „Man hat mir geſagt, es gäbe einen Gott, der auch des verworfenſten Sünders ſich erbarmet, wenn er ernſtlich um Gnade ſchreit; eine Liebe, die bis zum Kreuz herniedergeſtiegen, damit ſie das Kranke heile, das Verlorene errette; eine Liebe, welche Keinen hinausſtoßen will, der zu ihr kommt. Dieſe Liebe rufet Alle zu ſich, die ſich arm fühlen und elend, Alle die Leide tragen und traurig ſind, wenn ſie nur hören wollen; wer könnte ärmer ſeyn und elender, betrübter und zerſchlagner denn ich es bin, wer begieriger und bedürftiger eines Heilandes, welcher vergiebt und von den Schreckniſſen der Ewigkeit errettet. Ich hieng unter tauſend Thränen dieſen Gedanken nach; ich fragte meine Vernunft nicht, ob ſie es glauben könne? ich fragte nur mein zerknirſchtes und zerſchlagenes Herz und dieſes ſagte willig ja dazu.

Damals habe ich recht erfahren, welchen Schatz für Zeit und Ewigkeit eine ſolche chriſtlich treue Erziehung in die Menſchenſeele lege, als die war, die mein frommer Vater mir gewährte. Alle die gotteskräftigen Worte und Sprüche der Schrift, die mir in meiner Kindheit gegeben worden und an die ich ſeit ſo vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte, die kamen mir jetzt zu Hülfe; ſie brachen wie Sonnenſtrahlen in den dunklen Kerker meiner Seelenangſt herein; ſie erleuchteten und erquickten mich. Mir war das unbegreiflich und unerfaßbar; hier auf dem Strohlager, mit den zermarterten Gliedern empfand ich eine Ruhe, ja ein Wohlſeyn meines Innern, wie ich es niemals in den Zeiten meines höchſten äußern Glückes empfunden.

Während meiner Krankheit hatte man mich in einen etwas minder furchtbaren Kerker gebracht; der Arzt, der mich behandelte, hatte dieſes vielleicht eben ſo ſehr um ſeinet- als um meinetwillen verlangt. Mit mir fanden ſich noch zwei andre Uebelthäter in demſelben Gefängniß, welche, wie ich nachmals erfuhr, ein Gemälde geſtohlen und an einen Ausländer verkauft hatten. Die Schwere ihrer Beſtrafung hieng zum Theil von dem ſehr ungewiſſen Umſtand ab: ob ſie das geſtohlene Gut an ſeinen Beſitzer, einen königlichen Prinzen, aus deſſen Landhaus es entwendet war, zurückſtellen könnten oder nicht. Die beiden Kerle, die mich als einen halb im Sterben liegenden, ſeiner ſelber nicht Bewußten mehrere Tage lang vor Augen gehabt hatten, betrachteten mich gar nicht wie einen gegenwärtigen Zeugen; ſie führten ihre Geſpräche ſo unbefangen vor meinen Ohren, als ſeyen ſie ganz allein. Ich achtete wenig auf dieſes loſe Geſchwätz, nur das Eine hatte ich mir wie im Vorübergehen gemerkt, daß der Hauptdieb ein Italiener, ſein Gefährte aber ein Pole ſey. Einſtmals erzählte der Letztere ſeinem Cameraden, dem Italiener, daß er noch vor Kurzem hätte ein reicher Mann werden können, wenn er ſich nicht vor der ſchweren Strafe gefürchtet hätte; auf den waldigen Höhen von Santa Agatha ſey er einmal des Nachts in die Nähe des Schlupfwinkels gerathen, in welchem der Spanier wohne, welcher die falſchen Goldſtücke präge; die Falſchmünzer hätten ihn alsbald entdeckt und zu ſich hineingeſchleppt: er mußte, wollte er nicht ſein Leben verlieren, ihnen Verſchwiegenheit ſchwören und mit ihnen gemeinſame Sache machen. Er that dieſes wirklich eine Zeit lang; verausgabte zu ihrem Vortheil eine ziemliche Menge des falſchen Geldes an fremdes Schiffsvolk, namentlich an Kaufleute der afrikaniſchen Küſte. Man lohnte ihm ſeine Mühe vor der Hand mehr noch mit großen Verſprechungen als mit der That, und da er in Neapel erfuhr, daß man dem Betrug auf der Spur ſey, ließ er alle ſeine glänzenden Ausſichten im Stiche und gab ſich lieber zu dem ſcheinbar minder gefährlichen, für den Augenblick einträglicheren Gemäldediebſtahle her.

„Uebrigens“, ſo fügte ſein Diebsgeſelle hinzu„ wiſſen wir auch noch nicht, wie uns der diesmalige Handel ausgehen wird. Wenn wir dem Prinzen nicht wieder zu ſeinem Gemälde verhelfen können, werden wir wohl etliche Jahre den Kettentanz mit dem Rudertakte auf den Galeeren tanzen müſſen. Das Einzige, was ich beim Verhör werde ausſagen können, iſt das, daß unſre gemalte, ſchöne Gärtnerin den Weg nach Iſchia gemacht hat und dort von einem Fremden gekauft worden iſt. Sollte ſich dieſer Fremde mit ſammt dem Gemälde auch wirklich noch vorfinden und er macht eine große Rechnung für ſeine Ausgaben, ſo weiß ich nicht, wer nach dem Wege des hieſigen Rechtens die Zeche bezahlen muß, ob er ſelber, der fremde Herr, der ſo dumm war, geſtohlene Waare zu kaufen, oder der ſchurkiſche Franzos, der den Unterhändler machte, und die Waare um lumpigen Preis uns abdrückte, oder wir arme Teufels, die wir, nachdem die Häſcher uns Alles genommen, nichts von der ganzen Ehre haben als die ſaure Mühe.“

Ich hörte dieſes ganze Geſpräch, denn die Erwähnung der Falſchmünzer hatte mich dazu angeregt, mit der größten Aufmerkſamkeit an. Meinem Freunde, den polniſchen Prinzen, ward während unſers Aufenthaltes in Iſchia von einem Franzoſen ein Gemälde angeboten, welches die liebliche Geſtalt eines Mädchens, mitten unter Blumenbeeten, darſtellte, und welches durch ſeine Wahrheit und Schönheit von der Hand eines großen Meiſters zeugte. Er konnte der Reizung nicht widerſtehen, obgleich er fürchten mußte, das Bild ſey nicht ein ehrliches Eigenthum ſeines Verkäufers; er bezahlte es dieſem und verbarg es, unter den andern für die Heimkehr in's Vaterland geſammelten Kunſtſachen.

„Freund“, ſo redete ich auf Polniſch den Helfershelfer des Gemäldediebes an, „ich könnte Euch leicht aus Eurer Noth helfen. Ich kenne den fremden Herrn, der das Gemälde beſitzt. Er iſt noch in Neapel; es koſtet mich ein bittendes Wort an ihn und er giebt das entwendete Gut zurück, ohne Euch in's Unglück zu bringen."

Die Beiden ſtaunten, daß ein vermeintlich im Sterben Liegender zu ihnen ſprach, am meiſten der Pole, daß ich in ſeiner Mutterſprache zu ihm redete. Er theilte auf Italieniſch ſeinem Geſellen das mit, was ich geſprochen und dieſer ſagte: wenn der Herr dort nicht im Fieber geredet hat, ſo iſt das, was er verſpricht, ſehr dankenswerth.

„Eines nur, ſo fuhr ich auf Polniſch gegen den Diebsgeſellen fort, begehre ich dann von dir, was auch noch auf andere Weiſe zu deinem Vortheile ſeyn kann, daß du der Regierung behülflich biſt zur Auffindung und zum Ergreifen der Falſchmünzer, mit denen du eine Zeit lang verkehrt haſt."

„Das könnte ich nur zu gut, antwortete der Pole; denn da ich noch in einer kleinen Schuld gegen jene Leute ſtehe und ſie mich für Einen anſahen, der für immer mit ihnen in Verbindung getreten, weiß ich um alle einzelne Stationen ihrer Geſchäftsthätigkeit. In dieſem Augenblick ſind ſie noch bei Viterbo; in etlichen Wochen werden ſie in Livorno zu Schiffe gehen; in Marſeille bringen ſie den Winter zu. Aber, ſo fügte er, nach einigen Augenblicken des Schweigens, als ob er über ſeine zu weit gegangene Offenheit ſelber erſchrocken ſey, hinzu: glaubt nur nicht, daß ich dieſe Dinge da eher vor Gericht ausſagen werde, bis Ihr uns durch die Erfüllung Euers gegebenen Verſprechens bewieſen habt, daß Ihr wirklich bei geſunden Sinnen ſeyd. Wegen des Geſchwätzes eines Fieberkranken wird man Keinen auf die Folter bringen, und das Zeugniß von Zweien, die geſund ſind, wird wohl mehr gelten, denn das eines einzelnen Narren.

Ich wiederholte mein Verſprechen und, denn ich ſahe in dieſem ganzen Ereigniß die Gnadenhand meines Erretters, dachte auch ſogleich an ſeine Erfüllung, denn als der Arzt hereintrat, bat ich dieſen, es zu vermitteln, daß ich meinen Freund, den polniſchen Prinzen, ſprechen könne. Dieſer nahm freilich in den erſten Augenblicken einigen Anſtand, einen Menſchen zu beſuchen, welcher, allerdings ihm faſt unglaublich, eines großen Verbrechens beſchuldigt ward; ſeine alte Zuneigung zu mir überwand indeß alle Bedenklichkeit; er kam zu mir. Ihm erzählte ich Alles, was mir geſchehen; Miene wie Stimme und die Thatſachen meiner Geſchichte ſelber überzeugten ihn, daß ich die Wahrheit ſprach.

„Es ſteht jetzt bei Euch, fuhr ich auf Franzöſiſch fort, weil ich wohl vorausſetzen durfte, daß meine beiden Mitgefangenen dieſe Sprache nicht verſtünden, zu meiner Rettung etwas, vielleicht nicht Unweſentliches beizutragen. Ich erzählte ihm hierauf den Handel mit meinen beiden Kerkergenoſſen und den Zuſammenhang ſeines Gemäldekaufes mit dem Schickſal dieſer Beiden, ſo wie durch daſſelbe mit meinem eignen. Er trat näher zu dem Polen hin, dieſer hätte gerne ſein Geſicht vor ihm verborgen, aber die gefeſſelten Hände verſagten ihm dieſen Dienſt; es war ein von ihm entlaufener leibeigener Diener. Schelm, ſagte er, deine Streiche ſollen dir vergeben ſeyn, und das von euch geſtohlene Gemälde, das in meinen Händen iſt, gebe ich auch ohne euern Nachtheil zurück, wenn du die rechte Spur der Falſchmünzer uns anzeigſt. Der Pole, überwältigt von der alten Ehrerbietung und Furcht vor ſeinem geweſenen Herrn, wiederholte nochmals, viel ausführlicher als gegen mich ſeine Angabe über das Thun und Treiben ſo wie über die Aufenthaltsorte des Spaniers und ſeiner

Genoſſen; er erneute ſein mir gegebenes Verſprechen. Mein Freund ſchied von mir mit tröſtenden Worten.

Einige Tage nachher wurde ich von neuem zum peinlichen Verhör gefordert. Ich konnte noch nicht gehen, man mußte mich dahintragen; aber obgleich die Kraft des Bewegens meinen Gliedern noch fehlte, war ihnen dennoch das Gefühl ſo weit wiedergekehrt, daß ſie die mir neu zugedachten Martern der Foltern in verdoppelter Macht würden empfunden haben. Man fragte mich nach meinen Mitſchuldigen. — Wer und wo die Falſchmünzer ſind, das ſollt ihr, ſo erwiederte ich, ohne euch weitere Mühe zu machen, erfahren, wenn ihr meine Zeugen rufen und verhören wollt. Ich nannte hierauf meine Mitgefangenen, den Polen, und meinen Freund, den polniſchen Fürſten. Selbſt der Letztere erſchien willig und ein Bedienter brachte das Gemälde, das meine Mitgefangenen entwendet hatten. Ich will hier zuerſt, ſagte der Fürſt, ein fremdes Eigenthum in Eure Hände legen, das mir ein Zufall anvertraut hat; er berichtigte hierauf die Angelegenheit wegen des Gemäldediebſtahles und bat, gegen ſeine Bürgſchaft um möglichſt milde Berückſichtigung ſeines leibeigenen Knechtes, ſo wie des Diebsgenoſſen deſſelben. Hierauf erſtattete auch mein Mitgefangener ſeinen Bericht über die Falſchmünzer; man hörte dieſen mit Aufmerkſamkeit an, und brachte uns von neuem in Gewahrſam.

Nach wenig Tagen hatte man ſich der ganzen Bande der Falſchmünzer, unter ihnen auch meiner Unglücksſtifterin bemächtigt. Meine Unſchuld kam jetzt auf's Klarſte an den Tag, doch konnte die Anerkennung derſelben mir nicht die zerſtörte Kraft und Geſundheit der Glieder zurückgeben. Meine Finger ſchienen mir damals für immer zur Ausübung meiner vorigen Kunſt unbrauchbar gemacht, die Stimme war durch

Heiſerkeit, eine Folge meiner grauſamen Behandlung und des Kerkerfiebers, gelähmt. Ich durfte mich, nach meiner Freilaſſung, kaum noch in Neapel ſehen laſſen; die vielen Leute, die freilich ohne mein Mitwiſſen durch das falſche Geld, das aus meinem Hauſe ausgegangen, betrogen waren, wollten ſich jetzt zunächſt an mich, ihren unſchuldigen Schuldner halten, ich rettete mich in die ſtille Wohnung meines alten Freundes, des Venetianiſchen Malers. In Neapel war keine Ausſicht mehr zu einem Broderwerb für mich; was konnte ein Krüppel mit gelähmten Fingern und heiſerer Stimme ferner noch in der Tonkunſt, was konnte er auch nur in einem Gewerbe leiſten. Dennoch durfte ich auch diesmal mich an Andern jener Bewegung des Mitleides freuen, welches der Anblick des fremden Elendes ſo leicht in empfänglichen Seelen weckt. Ich wurde, ſelbſt vom königlichen Hofe, dann auch noch von andern vermögenden Freunden, unter denen ich meines polniſchen Fürſten mit Dankbarkeit gedenke, mit Reiſegeld verſehen. Ich verließ Neapel mit tief gerührtem Herzen. Ich hatte viel in dieſer Stadt verloren; zuletzt noch, wie mir damals ſchien für immer, meine geſunden Glieder, das aber, was ich gewonnen hatte, war mehr werth denn Alles, das ich verloren: es war das wiedererlangte Kleinod des kindlichen Friedens mit Gott, und die Kraft des täglichen und ſtündlichen Annahens zu Ihm, welche meine Seele mitten in der Lahmung ihres Leibes gefunden hatte und ſeitdem nicht mehr verlor.

Wie gern wollte ich jetzt ein Deutſcher ſeyn; wie ſehr ſehnte ich mich nach Deutſchland zurück! Ich mußte ohne Aufhören fahren; mein Reiſegeld gieng ſchon in der Schweiz zu Ende; arm, wie ein Bettler, kam ich nach Baſel, denn der letzte Reſt meiner Baarſchaft hatte nur eben ſo weit gereicht, um dem Landmanne, der mich in dem mit Stroh bedeckten Wägelein dahin führte, ſeinen geringen, ihm verſprochenen Lohn zu geben. Wo wollt ihr abſteigen, fragte er mich. „Ich kann ja ſelbſt nicht einmal abſteigen ohne fremde Hülfe, erwiederte ich, lege mich nieder, wo dir's gefällt; Gott wird wohl weiter ſorgen.“

Der gute Mann hielt vor dem Hauſe eines Bäckers, der zugleich ein Weinſchenk war. Er gieng da hinein und ſprach mit dem Bäcker; dieſer, ein freundlicher, ältlicher Mann trat hervor und fragte: wer und woher des Landes ſeyd Ihr? Ich ſagte, ich bin ein kranker Deutſcher, der aus Italien kommt und der euch mit nichts als mit Hoffnungen bezahlen kann. — Nun auch Hoffnungen ſind gut, ſagte der freundliche Mann; tragt ihn nur herein in das hintere Stübchen.

Mein Fuhrmann hatte, er ſelber ein guter Mann, im Auftrag und in der Leitung einer höheren Güte mich hieher geführt; ich fand in dem Bäcker einen wahrhaften Samariter, der mein pflegte; ohne Ausſicht auf irdiſche Vergeltung. Ich erwarb mir jedoch bald hernach mein nothdürftiges Auskommen durch italieniſchen Sprachunterricht, ſowie durch Ueberſetzen und Dictiren der italieniſchen Briefe für einige Handelshäuſer. Denn zum Selberſchreiben waren meine zerquetſchten Finger noch auf längere Zeit nicht tüchtig. Wenn jedoch auch die äußere, leibliche Geſundheit, die ich im Kerker und auf der Folterbank verloren hatte, noch immer nicht in ihrer vorigen Stärke wiederkehren wollte, ſo hatte dagegen jenes innre Wohlſeyn, das ich in denſelben Stunden der Noth und der Schmerzen gewonnen, in dem guten Baſel unter der Pflege und im Umgang treuer Seelen, welche auf die Heilung der innren Noth ſich verſtunden, ſich mehr und mehr befeſtigt.

Einige Jahre hatte ich im äußren wie im innren Frieden zu Baſel gelebt, da lernte mich ein anſehnlicher Herr aus Strasburg kennen. Die mannigfachen Kenntniſſe, die ich auf meinen Reiſen und in meinen früheren Verhältniſſen mir erworben, gefielen ihm, und er bewog mich, mit ihm in ſeine Vaterſtadt zu gehen, damit ich das mir verliehene Pfund als Lehrer an einer Schule noch beſſer anlegen könne. Ich gab dieſem Vorſchlag Gehör und kam auf ſolche Weiſe nach Strasburg.

Hier erwarteten mich jedoch neue Unruhen und Prüfungen; die franzöſiſche Beſitznahme dieſer Stadt hatte in den früheren Verhältniſſen ihrer Bewohner, vornämlich jener, die von höherem Stande waren, und die in anſehnlichen Würden ſtunden, ſo Vieles verrückt und verändert, daß mein Gönner ſich genöthigt ſahe, ſein Vaterland und ſeine ſchönen Beſitzungen zu verlaſſen und nach Oeſterreich zu entfliehen. Dieſes geſchahe kurz nach meiner Ankunft in Strasburg und ich ſahe mich hierdurch mitten in der mir fremden Stadt ſehr vereinſamt und hülflos. Meine Lage wurde noch trüber, als mich eine ſchwere Krankheit auf's Lager warf. In dieſem Zuſtand lernte mich jener Mann aus Königsberg kennen, der meinem guten Vater Nachricht von meinem Leben gab. Er hat das nicht verſtanden, oder es verſchwiegen, was dem treuen Vaterherzen am tröſtlichſten würde geweſen ſeyn: die Bezeugung jenes Friedens und jenes reichen Troſtes, mit welchem mitten in dem Gefühl ſeiner Armuth mein Herz erfüllt war, und womit ich meinem, wie mir ſchien, ſehr nahem Ende entgegenſahe.

Auch dieſes Leiden war zu meinem Glück geweſen; man hatte mich Verlaſſenen zuletzt in ein öffentliches Krankenhaus gebracht, in welchem ich einen der größeſten, beſten

Aerzte der Stadt fand, der ſich meiner mit beſondrer Treue annahm. Selbſt dann, als ich von meiner Hauptkrankheit geneſen war, entließ er mich noch nicht aus ſeiner ärztlichen Aufſicht und Pflege, ſondern nahm ſich aus treuer, uneigennütziger Liebe der Behandlung meiner Glieder an, die noch immer an den Folgen der erduldeten Mishandlungen litten. Gott ſegnete ſeine Heilmittel; ich erlangte allmälig den Gebrauch meiner Hände und Finger, ſowie das Vermögen zum weiteren Gehen wieder; auch meine Stimme hatte ſich von neuem gekräftiget. Ich wäre nun wieder im Stande geweſen, meine vorige Kunſt zu üben und durch ſie mich reichlich zu verſorgen, aber meine Neigung, mein innrer Beruf war ein andrer geworden: ich wollte die mir wiedergeſchenkten Gaben und Kräfte nicht mehr zunächſt nur zu meinem Nutzen und zur flüchtigen Vergnügung der Sinnen, ſondern zum Dienſte Deſſen, der mir ſie verliehen, und zum Nutz und Frommen des Nächſten anwenden. Doch verdiente ich mir durch Unterrichtgeben in Muſik und Zeichnen ſo viel, daß ich die Reiſe nach einem Heilbad unſrer geſegneten Rheingegenden antreten konnte, deſſen Gebrauch mein vortrefflicher Arzt mir gerathen hatte. Dieſe von Lebenswärme durchdrungenen Fluthen nahmen mir auch den letzten Reſt meiner leiblichen Leiden hinweg, und jener Badeort wurde mir noch auf andre Weiſe ein heilsvoller, denn hier machte ich aus fremder Beſchreibung die erſte Bekanntſchaft mit meinem lieben Herrn Ritter Conrad und ſeiner freien Herberge. Es erwachte in mir der ſehnliche Wunſch, bei dieſem Manne zu ſeyn, und, wenn es ſeyn ſollte, als ſein geringſter Diener bei ihm zu leben. Ich kam hieher, und Herr Conrad nahm mich willig auf; er vertraute mir Armen die Pflege ſeiner Armen und gab mir noch ſonſt Gelegenheit, Saatkörner auszuſäen für den Tag der Ernte. Ich lebe hier in großem innren Frieden; doch habe ich gelernt, daß wir die Waffen des Glaubens nicht ablegen dürfen, bis man uns den Sterbekittel anzieht. Der alte natürliche Stamm, aus dem die bittern Früchte der Reue erwuchſen, ſtehet noch in mir, obwohl eine Hand der Gnade, in den Stunden meiner Schmerzen, den Stamm zerſpalten und ein Pfropfreis hineingeſetzt hat, aus welchem die ſüßen Früchte jener Hoffnung hervorkamen, welche niemals zu Schanden werden läſſet. —

Der Offizier drückte dem Armenfreund die Hand. Unter allen hier Anweſenden, ſagte er, haben wir beide die nächſte, wenn auch nicht äußere, ſo doch innre Verwandtſchaft unſrer Lebensführungen; das, was Tod und Verderben ſey, haben wir beide am tiefſten und lebendigſten erfahren, zugleich aber auch das, was Errettung vom Tode iſt. Uns iſt viel erlaſſen und geſchenkt worden, möge in uns auch immer die dankbare Liebe ſo feurig und kräftig bleiben, wie ſie in den Stunden unſrer Errettung es war. Wie wehe thut mir es, mein Bruder und Freund, daß ich ſobald wieder von Euch, daß ich von allen dieſen Freunden wieder ſcheiden ſoll.

Was ſollte Sie hindern, ſagte Ritter Conrad, die Zeiten der Ruhe, die ſich mitten in dem heißen Geſchäft des Krieges finden werden, hier bei uns zuzubringen. Ohnehin hoffe ich, daß die vier Gäſte, welche diesmal, als hätte man ſie beſtellt, ein ſo wohl zuſammenſtimmendes Concert ihrer Lebensgeſchichten in meiner freien Herberge zum Beſten gaben, ſich und mich für ein längeres, feſteres Beiſammenbleiben ſollen gefunden haben. Denn mein guter Meiſter Pähler wird hoffentlich ſeine Geſchäftsreiſen jetzt öfter ſo einrichten, daß er bei dem alten Conrad und ſeinen Freunden zuſprechen kann; den Herrn Doctor Reiſer hoffe ich ſchon auf der Rückreiſe, dann im Frühlinge, wenn er ſeine Söhne in unſre Nähe bringt, wieder zu ſehen, und gedenke ihn ſo zur Nachſicht gegen die geringe Bewirthung unſrer freien Herberge zu ſtimmen, daß er ſie noch manchmal beſuchen wird; mein alter Jacob Werner aber hat ja ohnehin ſein Vaterland da, wo ſein verlorener und wiedergefundner Sohn lebt. Er wird mich hoffentlich keine Fehlbitte thun laſſen, wenn ich ihn herzlich und dringend erſuche, in meiner Waiſenſchule das Amt eines Lehrers anzunehmen und bei uns ſeine Tage zu beſchließen. Wir beiden Alten wollen die kurze Strecke des Weges, die wir noch bis zur Herberge der ewigen Ruhe zu machen haben, vollends Hand in Hand durchwandern und uns mit gemeinſamer Kraft immer feſter und feſter an den Stecken und Stab halten, der uns bisher ſo freundlich geleitet hat.

Der alte Jacob willigte freudig ein, und vielleicht führt auch uns der Weg der Erzählungen noch einmal auf einen kurzen Beſuch zu den beiden alten Freunden und zu der Geſchichte ihrer letzten, friedlich ſtillen und glücklichen Lebensjahre zurück.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert

Hofrath und Profeſſor in München.

Zweiter Band.

Erlangen,
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
1841.

Ihrer königlichen Hoheit

der Frau

Herzogin von Orleans

gebornen Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von dem

Verfaſſer.

Eure königliche Hoheit

pflegten ſich ſchon bei mannigfacher Gelegenheit eines Auswanderers allerhuldvolleſt zu erinnern, welcher in den Jahren Ihrer früheſten Kindheit zu dem Fürſtenſitze Höchſt-Ihrer Väter kam, um dort zu lernen wie zu lehren. Eure königliche Hoheit hörten ſchon zu jener Zeit mit beſondrer Theilnahme einer Sage zu, deren Inhalt, fern von hinnen, zu dem Lande führte, aus deſſen Gegend uns, in den Wintertagen der nordiſchen Heimath die Abendröthe emporſteigt. Statt jener fremden, aus den Büchern entnommenen, wagt es jetzt der alte Auswanderer, ſich Eurer königlichen Hoheit mit einer andren, aus ſeiner eignen armen Feder hervorgegangenen Erzählung, in tiefeſter Ehrfurcht zu nahen. Das, was er giebt, gleichet einem wenig- oder nichts-bedeutenden Texte, welcher ſich der Melodie eines Liedes anzupaſſen ſuchte, das vom Frieden zwiſchen den ſich ſo oft entfremdeten Nachbarn der leiblichen wie der geiſtigen Regionen ſang. Möge dieſer Frieden, welcher durch keine Verſchiedenheit der Zungen wie ihrer vergänglichen Zeugniſſe geſtort wird, ohne Aufhören in dem hochbegabten Herzen walten, welches von frühe an, zu ſeinem Wohnſitz wie zu ſeinem reichen Quell erwählt war.

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Auch noch ein zweiter Band dieſer Erzählungen mag ausgehen in die Welt, um ſich da und dort einen Kreis der Leſer zu ſuchen, welche an Nachſicht gewöhnt ſind. Und einer ſolchen Gewöhnung bedarf allerdings ein Wandrer der guten Muthes bleiben ſoll, wenn ihn ſein Weg durch eine Landſchaft führt, in welcher, ſtatt der grünen Wälder, nur hin und wieder ein alter Baum geſehen wird, aus deſſen Zweigen ſich, ſtatt des Geſanges der Nachtigall nur etwa das Geſchrei der Saatkrähen vernehmen läſſet, welche für ihre Jungen das Neſt bauen. Darum können wir dem Wandrer, welcher hindurch gehet, nichts Beſſeres wünſchen, als einen, aus andrem Orte herkommenden Lufthauch, der ſeine Stirne kühlet, während die Schritte zum ſchnelleren von hinnen Eilen ſich beflügeln.

Als Anhang zu der Erzählung von den „Auswanderern“ hat der Verfaſſer unter der beſondren Aufſchrift: „Vermiſchtes“ einige kleinere Arbeiten hinzugefügt, welche er zum Theil, in verſchiednen Zeitſchriften zerſtreut, ſchon öffentlich mitgetheilt hatte.

München 10. Juli 1841.

Der Verfaſſer.

Die Auswanderer.

Unweit Avignon, nahe bei dem Eingange des Thales von Vaucluſe, lebte noch in den erſten Jahrzehenden dieſes Jahrhunderts ein Müller, der, von Geburt ein Deutſcher, ſich mitten in dem ſchönen, fremden Lande angeſiedelt hatte, und dort einheimiſch geworden war. Er beſaß eine Mühle am Ufer der klaren, ſchnell fließenden Sorgue; neben ſeinem Wohnhauſe breitete ſich auf der einen Seite, gegen die Ebene hin, der anſehnliche, ſorgfältig gepflegte Obſtgarten aus, an die andre Seite ſchloß ſich, von weißer Mauer umzogen, der Gemüſe- und Blumengarten an, der am Abhange des Hügels zu der reichen Weinrebenpflanzung hinanführte. Der Mann war hier, unter den Franzoſen, an Sitte und Sprache, wie an patriotiſcher Theilnahme, ſelber zu einem Franzoſen geworden; ſeinen deutſchen Namen (oder Vornamen?) Willibald hatte er in Guillibaud umgetauſcht, ſeine Mutterſprache war ihm, obgleich er noch öfters, ja vielleicht täglich, deutſche Bücher las, dennoch ſo fremd geworden, daß er nur mit Mühe in ihr ſich ausdrückte. Bei allen Bewohnern der Umgegend war Monſieur Guillibaud nicht nur als ein ſehr wohlhabender, rechtſchaffener, verſtändiger Mann geehrt, ſondern als der dienſtfertigſte, gefälligſte Nachbar, als treuer Rathgeber und Freund in der Noth, geliebt. Aber obgleich ſo Viele ihn kannten und ſeines Umganges ſich erfreuten, wußte dennoch vielleicht Keiner von ihnen Allen, daß Herr Guillibaud ein deutſcher Willibald: daß er ein Ausländer ſey, denn er ſelber pflegte, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde, ſein fremdes Herkommen zu verſchweigen, und dem dultſamen Ohre der Provenzalen verriethen ſich, wenn er mit ihnen Franzöſiſch ſprach, die kleinen, unvertilgbaren Härten der fremden Zunge nicht. Er war vor vielen Jahren aus Digne, einer Gränzſtadt des Landes gegen die Alpen, hieher gekommen, und ſo hielt man ihn für einen Eingebornen der dortigen Gegend.

Dennoch kam dieſem franzöſiſch gewordenen Deutſchen einmal eine Stunde, in der ihm das deutſche Herz auch auf die Zunge trat, und den alten, unzerreisbar feſten Zug zu dem lieben Lande der Väter verrieth. Wir erzählen hier wie dieſes geſchahe.

Es war gerade in den Zeiten eines neuerwachenden Selbſtgefühles der franzöſiſchen Nation, an einem der letzten Decemberabende des Jahres 1800, als ein junger, deutſcher Arzt, gelähmt von einem Fieber, das ihn ſeit mehreren Tagen ergriffen, von einem einſpännigen Fuhrwerk vor dem Gaſthofe des Dorfes abgeladen wurde, zu deſſen Gemeinde der Müller Guillibaud gehörte. Der Beſitzer des Fuhrwerkes war ein alter, mitleidiger Bauer aus der Nachbarſchaft; er hatte den Fremden auſſen vor der Stadt, an einem Feldrande neben der Straße liegend, gefunden; ſein Haupt, an welchem ſich eine ſchlecht geheilte S[illegible]elhiebwunde zeigte, nur unzureichend mit einem Tuche verbunden: das Angeſicht bleich, wie an einem Sterbenden, die Augen geſchloſſen. Die Tropfen des kalten, nebelartigen Regens rannen von den Wangen des hülflos am Boden Liegenden herab; ſie erſchienen dem Landmanne, der vor Kurzem ſeinen einzigen Sohn in der Schlacht von Marengo verloren, wie Thränen, welche um Erbarmen flehen; er hielt ſein Maulthier an und ſtieg von ſeinem Fuhrwerk ab. Das Bemühen, den Kranken durch Rütteln an den Armen und durch Zurufen zu erwecken, ſchien vergeblich; mit halbgeöffneten Augen antwortete er nur durch Seufzer, die dem Röchlen eines Sterbenden glichen. Der mitleidige Bauer flößte ihm etwas Wein in den Mund, denn ihm ſchien es, als ob mit der lähmenden Macht der Krankheit zugleich wohl der Mangel an dem Leben des Mannes zehrte. Da ſchlug der Kranke ſeine Augen auf und ſprach zu ſeinem Wohlthäter in einer fremden, dieſem unverſtändlichen Zunge, und daß er ein Fremder ſey, das bezeugte noch überdies die Kleidung: eine militariſche Uniform, welche noch jetzt, in ihrem abgetragenen Zuſtande, die Farbe und Abzeichnung eines nicht franzöſiſchen Heeres trug. Nur mit Mühe hatte ſich zuletzt, am Arme des Landmannes, der Kranke vom Boden erhoben und mit Hülfe noch eines zweiten, eben vorübergehenden Mannes, auf das Fuhrwerk hinaufbewegt; als man ihn beim Gaſthof des Dorfes ablud, da war er bewußtlos; er wurde als Ohnmächtiger in das Wirthszimmer hineingetragen und auf eine Ruhebank gelegt.

Das Geſpräch der Gäſte, welches noch ſo eben Buonapartes Siege und in dieſen Frankreichs Heldenruhm geprieſen, ſtockte auf einige Zeit, als man den Kranken hereintrug; die alte Wirthin bewegte ſich von ihrem Sitz am Kamine und brachte eine Art von Wundbalſam herbei, auf deſſen Beſitz und Selbſtbereitung ſie ſich viel zu gute that. Bei der ſparſamen Beleuchtung des Zimmers hielt man den Hülfsbedürftigen für einen Bewohner der Gegend, der in einer Schlägerei oder durch andren Unfall verwundet worden ſey; einige der anweſenden Gäſte fragten, die Andren hörten den Landmann, welcher den Kranken gebracht hatte. Man erfuhr nur das Eine, daß derſelbe ſeiner Sprache wie der Kleidung nach ein Ausländer ſey; woher er gekommen und was ihm zugeſtoßen, das konnte ſein Retter nicht ſagen.

Die Provenzalen ſind im Allgemeinen von leicht bewegter, mitleidiger Natur, wenn jedoch das Mitleid zur That werden ſoll, da darf es, wie anderwärts auch, nicht zu viel Mühe und Opfer koſten. Man ſtund um den Kranken her; Mehrere äußerten den Wunſch, daß doch Jemand ſeiner Beherbergung und Pflege ſich annehmen möge, Keiner aber, am wenigſten die alte Wirthin, wollte dieſer Jemand ſeyn; da ſprach Herr Guillibaud leiſe mit einem in ſeiner Nähe ſtehenden Knaben, dieſer eilte davon und bald darauf traten vier rüſtige Müllerburſche mit einer Tragbahre herein, auf welche ſie den Kranken legten und ihn nach der gaſtfreien Mühle trugen.

Wir gehen den Trägern voraus und machen noch vor der Ankunft des Kranken einen Beſuch im Hauſe des Herrn Guillibaud, um einſtweilen die vorläufige Bekanntſchaft auch der andren Genoſſen und Bewohner jenes Hauſes anzuknüpfen.

Die älteſte und von allen Mitgliedern der Familie geachtetſte Perſon des Haushaltes war ein hochbetagter Mann, den die Bewohner des Dorfes ſo wie der Umgegend für den Vater der Madame Guillibaud hielten. Die Hausgenoſſen Alle nannten ihn Vater und Grosvater, bei den Nachbarn hieß er Vater Gregoire. Jeder, der etwa zum erſten Male in die Mühle eintrat und hier den Herrn Gregoire erblickte, der konnte kaum ſein Auge von ihm verwenden, und wenn dieſes je zuweilen im Geſpräch und Geſchäft mit den Andren geſchahe, mußte er immer wieder nach dem Manne hinſehen. Auch hatten wenig Menſchen in der ganzen Gegend ſo viele Fragen der Neugier, über ihr Wer und Woher? erregt, als der alte Herr Gregoire, bis man ſich endlich daran gewöhnte, mit all' dieſen Forſchungen nichts Andres zu erfahren, als daß er die Madame Guillibaud ſeine Tochter nenne und mit ihr und ihrem Gemahl vom Fuße der Alpen hieher gekommen ſey. Daß man mit den Fragen nicht zudringlicher wurde, das hinderte die große Achtung, in welche ſich der Mann in der ganzen Provinz bei einem gewiſſen Vorfall geſezt hatte, den wir im Verlauf dieſer Geſchichte erzählen wollen.

Daß der Vater Gregoire bei Allen, die ihn zuerſt ſahen, eine ſolche neugierige Theilnahme erregte, war nicht zu verwundern; ſeine ganze Erſcheinung hatte gar ſo viel Beſondres und Auffallendes. Seine Kleidung, die er ſich immer wieder nach demſelben Zuſchnitt fertigen ließ, war vollkommen orientaliſch, die Kopfbedeckung glich einer Art von Turban; ſein langer über die Bruſt herunterwallender Bart, ſeine großen, dunklen, feurigen Augen, die gebogene Adlernaſe und der ganze Ausdruck ſeines Geſichtes ſtunden im vollkommenen Einklang mit jener äußren Tracht. Man hörte daher öfters die Vermuthung ſich wiederholen, daß Herr Gregoire aus einem fernen Lande herſtamme, und dieſe Vermuthung ſchien faſt zur Gewißheit geworden, als vor einigen Jahren ein alter Schiffscapitän, ſo viel man erfuhr aus Genua, hier war, welcher den Schwiegervater des Herrn Guillibaud als ſeinen alten Bekannten, von Smyrna her, aufſuchte und mit ihm lange, in einer fremden Sprache, ſich unterredete. Seitdem ging die Sage, der Vater Gregoire ſey von Geburt ein Armenier und ſeinem Stande nach früher ein reicher Handelsmann geweſen.

Von ihm ſelber konnte man nicht viel erfahren, denn er ſprach nur wenig, und wenn dieſes einmal geſchahe, da bemerkten es ſelbſt die unkritiſchen Ohren des provenzaliſchen Landvolkes, daß ihm das Franzöſiſche eine fremde Sprache ſey, in der er nur mühſam ſich auszudrücken vermöge. Was aber der Mund nicht that, das thaten die Augen; dieſe, wenn ſie in ein fremdes Auge blickten, redeten ſo nachdrücklich, daß ihre Sprache mit einer unwiderſtehlichen Macht in die Herzen drang und hier auf eigenthümliche Weiſe wirkte. Von der Kraft dieſes Blickes erzählte man Verſchiedenes. So war einſt Herr Gregoire, auf einer ſeiner ſeltnen, kleinen Reiſen durch die Umgegend, mit mehreren andren Perſonen zu dem Schauplatz einer eben verübten Mordthat gekommen, und ſie Alle hatten in einiger Entfernung hiervon einen Mann in blutbefleckter Kleidung geſehen, welcher der vermuthliche Mörder war. Dieſer wurde eingezogen und in Gegenwart der andren Zeugen läugnete er frech ſeine That. Da wurde unſer Alter aus der Mühle zum Verhör gerufen, er ſprach nur wenige Worte, ſchaute aber dabei den Verbrecher mit durchdringendem Blicke an, und dieſer, zitternd, geſtund ſeine That. Viele, bei denen es im Innren der Bruſt nicht recht wohl beſtellt war, konnten deshalb dieſen Blick nicht ertragen; ſie ſagten, der alte Gregoire müſſe nicht mit guten Dingen umgehen, er müſſe ein Zauberer ſeyn, der mit ſeinen Augen unnatürliche Dinge übe; ich aber halte dafür, daß der Zauber ſeines durchdringenden Blickes nur aus der großen, ſtarken Macht eines guten Gewiſſens, vor Gott und Menſchen, hervorgegangen ſey. War es doch, als ob der Ausdruck dieſer guten, geiſtigen Macht von den Kindern noch beſſer verſtanden würde, als von den Erwachſenen; denn jene, nachdem ſie anfangs neugierig und laut rufend hinter dem auffallend gekleideten Alten hergelaufen waren, ſtunden, nachdem er einige Male freundlich grüßend ihnen ins Auge geſehen, ehrfurchtsvoll ſtill; die Knaben grüßten ihn ſpäter, ſo oft ſie ihn ſahen, mit abgezogenen Hüten, und viele küßten, wenn ſie ihm begegneten, dem guten Vater Gregoire, in kindlicher Liebe die Hand.

Hatte ſich's doch auch der Alte am Abend ſeines Lebens zum Hauptberuf gemacht, ein Freund und Wohlthäter der Kleinen zu ſeyn. Er ſelber kam niemals in Geſellſchaften, um dort ſich zu unterhalten, nur ſelten verließ er das Haus und deſſen nächſte Umgebung; ſeine gewöhnliche Beſchäftigung war die Pflege und der Unterricht ſeiner kleinen Enkel und jener Nachbarskinder, die ſich bei ſolcher Gelegenheit gern zu ihnen geſellten. Bei dieſer Beſchäftigung ſchien ihm auch das Franzöſiſchſprechen leichter zu werden als ſonſt, wenigſtens verſtunden die Kleinen immer ſehr gut, was der Grosvater ihnen lehrte und erzählte. Außer dieſem ſahe man ihn faſt täglich mehrere Stunden, entweder allein oder in Geſellſchaft der Kinder, in den Gärten und im Weinberg des Hauſes, wo ſeine fleißige, im Land- und Gartenbau wohlgeübte Hand bald Dies bald Jenes zu thun fand.

Wer neben dem rüſtigen Greiſe die Gefährtin ſeines Lebens, die alte Madame Gregoire erblickte, der errieth es ſchwerlich, daß dieſe um ein Bedeutendes jünger ſey, denn ihr Eheherr. Dieſer ſchritt aufrecht, ſicheren Schrittes einher; er hatte noch vor wenig Monaten in Geſellſchaft ſeines älteſten Enkelſohnes und eines Nachbarn, den Mont-Ventour zu Fuße erſtiegen; ſeinem dunkelfarbigen Barte merkte man das mehr denn ſiebenzigjährige Lebensalter des Mannes nicht an; alle ſeine Sinnen waren noch friſch und ungeſchwächt. Madame Gregoire dagegen ſchlich nur mühſam an einem Stabe einher; ein beſtändiges Zittern hatte ſich all ihrer Glieder bemächtigt; das niedergebeugte, ſchwankende Haupt war ſchon ſeit mehreren Jahren von dem Schnee des hohen Alters bedeckt. Der Uebergang aus der Fülle der Lebenskraft in die Schwäche und Gebrechlichkeit des Alters, war bei ihr ſehr ſchnell eingetreten; in einer einzigen Nacht war das vorhin dunkle Haar grau geworden, und auch das beſtändige Zittern des Hauptes und der Glieder war eine Folge jener Nacht, in welcher die hartgeprüfte Frau der entſetzlichen Angſt und Furcht, weniger für das eigne als für ein fremdes, theures Leben faſt unterlag. Daß Madame Gregoire einſt eine ſehr ſchöne Frau geweſen ſey, das erzählten Alle, die ſie in den früheren Jahren ihres hieſigen Aufenthaltes gekannt hatten, und noch jetzt, unter der Trübung des Alters, ſchimmerten die Grundzüge dieſer vormaligen Schönheit hervor. In ihrem ganzen Weſen und Benehmen lag Etwas, das ſonſt nur die Bildung der höheren Stände dem Menſchen aufprägt; das Franzöſiſche ſprach ſie nicht bloß vollkommen geläufig und richtig, ſondern mit jener Eleganz und Feinheit des Ausdruckes, in welcher man es etwa in den hochgebildetſten Kreiſen der Hauptſtadt reden hörte; in ihrer Kleidung war ſie zwar keinesweges mit den neueren Moden fortgeſchritten, doch glich dieſelbe bei aller Einfachheit mehr der Kleidung der vornehmen Städterinnen, als der Bewohnerinnen des Landes. Vielleicht war ſchon hieraus die Sage unter dem Volke der Nachbarſchaft entſtanden: daß Madame Gregoire von Geburt eine Gräfin oder, wie Einige behaupteten, gar eine Fürſtin ſey.

Mit dieſer Meinung von der hohen Abſtammung der trefflichen Frau ſchien denn doch wieder manches Andre im Widerſpruch zu ſtehen. Nicht zwar zunächſt der Umſtand, daß dieſelbe, ſo lange ſie noch geſund war, jede Hütte der Armen, in der man ihrer Hülfe, ihres Rathes, ihres Troſtes bedurfte, beſucht, und auch mit den Geringſten, wie mit ihres Gleichen, geſprochen hatte; denn eine ſolche edle Herablaſſung der höheren Stände zu den hülfsbedürftigen niedreren war in Frankreich nichts ganz Ungewohntes, ſondern vor allem die Weiſe, in welcher ſie ihre Tochter, ſo nannte ſie die Madame Guillibaud, erzogen hatte. Dieſer Tochter konnte man in ihrem Aeußeren nichts anmerken, das auf hohe Abſtammung, oder vornehme, ſtadtiſche Erziehung hätte ſchließen laſſen. Sie trug ſich und benahm ſich in all ihrem Thun und Weſen, wie die treue, arbeitſame, wirthſchaftliche Frau eines wohlhabenden Müllers und Landgutbeſitzers, die von Jugend an zu nichts Andrem gewöhnt und erzogen ſchien, als zu ihrem ländlichen Berufe. Vom Morgen bis zum Abend ſahe man ſie in ihrem Haushalt thätig, ſie ſchämte ſich, wo es noth that, keines, auch ſogenannt niedrigen Geſchäftes oder Hausdienſtes; das Arbeiten war ihre Luſt, und Alles, was ihre kräftigen, fleißigen Hände ergriffen, das gerieth wohl. So war ſie an Geſchicklichkeit und Tüchtigkeit nicht nur ein faſt unerreichbares Muſter und Vorbild aller Hausfrauen wie Hausmütter ihrer Umgebung, ſondern ſelbſt der dienenden Mägde, deren Ungeſchicklichkeit oder Trägheit ſie öfters ſtillſchweigend durch die bewundernswürdige Gewandtheit ihrer Hände beſchamte; ſie war die belebende, ordnende, zuſammenhaltende Seele des ganzen Hausweſens. Wie ſich in ihrem Aeußeren die Züge der an[illegible]n Kraft mit jenen einer hohen Anmuth paarten, welche nur der Geiſt der Menſchennatur verleihet, ſo war ihre natürliche Lebhaftigkeit durch jene Sanftmuth und Demuth gemaßigt, welche aus der Liebe kommt.

Wer übrigens, nach Dem urtheilend, das zunächſt ins Auge fiel, die Madame Guillibaud für weiter nichts als für eine gute Wirthſchafterin hielt, der hatte dieſelbe doch nur erſt von einer ihrer achtenswerthen Seiten kennen gelernt. Der Geiſt der Ordnung und Treue, auch im Kleinſten, trat deshalb ſo kraftig bei ihr nach auſſen hervor, weil er urſprünglich ein innrer war, denn ſo reich und gut auch ihr außerlicher Haushalt beſtellt war, ſo war dieſes dennoch der innre Haushalt ihres Herzens in noch viel höherem Maaße; wem dieſes auch nicht, ſo oft es ſich um Gegenſtande jenes innren Thuns und Weſens handelte, ihre ſeelenvollen Blicke und die wenigen, zugleich aber treffenden Worte verriethen, der konnte es aus andren, offenkundigen Zügen erkennen. Namentlich in der Behandlung und Erziehung ihrer Kinder zeigte ſie es bei jeder Gelegenheit, daß ſie wiſſe und verſtehe, welches die Hauptaufgaben einer Erziehung des Menſchen nicht nur für das äußre, vergangliche, ſondern für das innre, geiſtige Leben ſind; ſie leitete hierbei den Zügel mit ſanfter, dabei aber ſichrer, feſter Hand; die zärtliche Mutterliebe vergab niemals dem Ernſt der mütterlichen Treue etwas von ſeinem Rechte, obgleich es auch hierbei zunächſt nur die Liebe war, welche die Kinder an ihrer Mutter fühlten und bemerkten. Auf ahnliche Weiſe, wie den Kindern, war ſie auch den jüngeren Dienerinnen und Dienern des Hauſes Erzieherin und Mutter.

Madame Guillibaud, wenn ihre Geſchäftigkeit es erlaubte, ſprach zuweilen doch gern und Vieles mit den Nachbarinnen. Aus ihren Erzahlungen wußte man, daß ſie ſchon in früher Jugend mit den Eltern weit über Land und Meer gereiſt ſey und viele Länder geſehen, merkwürdige Dinge erlebt und erfahren habe. Wenn jedoch eine ſolche zutrauliche Geſprächigkeit in den Zuhörerinnen Fragen der Neugier über das Herkommen und den Stand der Eltern weckte, da wußte ſie denſelben ſo geſchickt auszuweichen und das Geſpräch davon hinwegzuleiten oder abzubrechen, daß man zuletzt doch niemals Das erfuhr, was man zu wiſſen gewünſcht hatte.

Daß bei einer ſolchen geiſtigen wie leiblichen Pflege, als dieſes Haus ſie darbot, die Kinder nicht anders als gut und erfreulich gedeihen konnten, läßt ſich im Voraus vermuthen. Ihrer waren fünf, drei Söhne, von denen der älteſte ſchon zum Jüngling gereift war, und zwei Töchter; die andern Alle friſch und munter; nur die älteſte faſt 20jährige Tochter, mit den ernſten Zügen ihres zwar bleichen, ſonſt aber idealiſch ſchönen Geſichtes und der krankhaften Erregbarkeit ihres zarten Körpers erinnerte die Eltern und Großeltern, ſo oft ſie dieſelbe betrachteten, an jene Stunden des Entſetzens und der Todesgefahren, in denen die Mutter dieſes, ihr erſtes Kind gebahr.

Nur noch eine in gewiſſer Hinſicht merkwürdige Perſon des Guillibaudſchen Haushaltes haben wir zu betrachten; das war ein alter, treuer Diener des Herrn Gregoire, mit Namen Etienne. An ſeinem, ſonſt rüſtig ſcheinenden Körper, hatte die feindliche Mordluſt nur wenige Stellen übrig gelaſſen, denen ſie nicht die Schriftzeichen ihrer Waffen einſchrieb, denn er hatte einen Fuß verloren, das Geſicht und Oberhaupt trugen die Narben der tiefen, vormaligen Wunden, auch der linke Arm war durch einen Schuß faſt gelähmt. Durch Madame Guillibaud hatte man erfahren, daß Etienne früher in Seedienſten geweſen und daß er ſeine Wunden in einer heißen Schlacht mit den Türken empfangen habe. Uebrigens ſchien Etienne mit Herrn Gregoire, der ihn im Ganzen mehr wie einen Freund und Verwandten, denn als Diener behandelte, von ohngefähr gleichem Alter; an Kraft und Munterkeit gab er ſeinem Herrn nur wenig nach; ſein Stelzfuß hinderte ihn nicht am Herumwandeln durch Haus und Hof und an den Aeußerungen ſeiner unermüdlichen Dienſtfertigkeit; ſeine beſtändig heitere gutmüthige Laune machte ihn zu einem Liebling des ganzen Hauſes, vor allem der Kinder; an ſeine Sprache, die ein Gemiſch des Italieniſchen mit dem Franzöſiſchen war, gewöhnte man ſich gern und bald. Der Alte hatte, bei all ſeiner Treue und Gutherzigkeit freilich Manches an ſich das die Geduld und Nachſicht ſeiner Umgebung in Anſpruch nahm, dieſe übte man jedoch gern, denn außer der Macht der Gewöhnung half bei jener Uebung noch eine andere Macht, das war jene der Erkenntlichkeit; Herr Gregoire hatte dem Etienne einſt, in jüngeren Jahren, die Rettung ſeines Lebens und noch ſonſt viel Andres zu danken.

Dieſes waren die nächſten Hausgenoſſen des Herrn Guillibaud, und die Hauptbewohner der Mühle, nach welcher man jezt den kranken Fremdling hinbrachte. Ein Zimmer, in der Lage gegen Süden, das gewöhnliche Krankenzimmer des Hauſes, hatte die raſche Hausfrau, als man die nahe Ankunft des hülfsbedürftigen Gaſtes ihr meldete, alsbald zu ſeinem Empfang bereitet; das Ruhebett war mit weichen Polſtern bedeckt, im Kamine brannte ein mild wärmendes Feuer; der alte Etienne hatte, aus eignem Antrieb, Wein und einige andre Erquickungen gebracht und ſie auf den Tiſch, in der Nähe des Bettes hingeſtellt.

Dieſer letzteren Vorſorge des guten Alten, der ſelber immer bei rüſtigem Appetit war, hätte es nicht bedurft. Der Kranke, den man als ohnmächtig aufs Bette gelegt hatte, öffnete zwar, als ihm Herr Gregoire die Schläfe mit Rosmaringeiſt beſtrich, die Augen, blickte verwundert um ſich und neigte, dankbar grüßend, gegen ſeinen Wohlthäter das Haupt, er bemühte ſich jedoch vergeblich ein hörbares Wort zu ſprechen, und als jetzt, nachdem die Anderen ſich entfernt hatten, Herr Gregoire und Etienne ihm die naſſen, ſchmutzigen Kleider abzogen und ihm das trockene, gewärmte Gewand anlegten, da fiel er von neuem in tiefe Ohnmacht, aus der ihn für heute, weder der Rosmaringeiſt noch irgend ein andres Mittel zu erwecken vermochte.

Etienne hatte treulich die ganze Nacht bei dem Kranken gewacht; Herr Guillibaud hatte noch am Abend einen reitenden Boten nach der Stadt geſendet, um von dort einen Arzt zu rufen. Als dieſer am Morgen kam, erzählte Etienne, daß der Kranke bald nach Mitternacht aus ſeiner Ohnmacht erwacht und nach einiger Zeit in einen, freilich ſehr unruhigen Schlaf verſunken ſey, während deſſen er mehrmalen halblaute Worte, in einer fremden Sprache redete. Der Arzt fand ihn noch in dieſem fieberhaften Schlummer; er beſichtigte und verband ſorgfältig die Kopfwunde, welche er zwar für eine alte, vor kurzem aber wieder von einem wahrſcheinlich chirurgiſchen Meſſer neugeöffnete erklärte; verordnete Arzneimittel, und entfernte ſich mit der beruhigenden Bemerkung, daß die Krankheit in dieſem Augenblick mehr nur zur aufmerkſamſten Beachtung als zur ängſtlichen Sorge auffordere, die jugendliche Lebenskraft des Kranken werde hoffentlich bald den Sturm beſiegen.

Der Arzt hatte ſich nicht geirrt; ſchon nach 8 Tagen war das Fieber den mäßig angewendeten Aderläſſen und den andren Mitteln gewichen; der Kranke, nach langer Entbehrung, durfte Brühen und ähnliche leichte Nahrungsmittel genießen; er ſaß wieder aufrecht auf ſeinem Bette, wagte ſogar zuweilen, an Etiennes Arme, einige Schritte im Zimmer umher. Mehr denn alle Nahrungsmittel und Arzneien hatte ihn eine andere Gabe erquickt, mit der ihm die Bewohner der gaſtfreien Mühle entgegenkamen, dies war jenes theilnehmende Wohlwollen, das ſie, bei jeder Gelegenheit ihm bezeugten. Schon in den erſten Tagen nach der Ankunft des fremden Gaſtes hatte Etienne die Entdeckung gemacht, daß derſelbe zwar nur wenige Worte Franzöſiſch, wohl aber ziemlich gut Italieniſch verſtünde und ſpräche; eine Sprache, welche den meiſten Mitgliedern der Familie nicht fremd war. Der muntere Etienne, der ſich noch immer bei Tag und bei Nacht der Pflege des Kranken treulich annahm, hatte dieſen ſeitdem öfters, denn das Italieniſche war auch ihm geläufiger denn das Franzöſiſche, mit ſeinen Plaudereien zu unterhalten geſucht, auch Herr Gregoire ſprach Manches mit ihm. Dieſem erzählte denn auch der Fremde, ſo bald er ſich zum längeren Sprechen hinlänglich erſtarkt fühlte, unaufgefordert, wie er hieher, nach Südfrankreich gekommen und was ihm während der letztvergangenen Monate begegnet ſey. Wir geben einige Hauptzüge aus ſeinem Berichte.

Wenn in einigen, vielleicht nicht ſo ſehr ſeltenen Fällen, der Tag des Todes mit dem Tag des Geburtsfeſtes eines Menſchen zuſammentrifft, dann kann dies als eine Aeußerung jenes Witzes der höheren Ordnung betrachtet werden, welcher ſo oft in ſeinem Spiele mit den Menſchenkindern die Zahlenverhältniſſe des Raumes oder der Zeiten als ein Etwas, das ſeine Bedeutung hat, erſcheinen läſſet. **Siegmund Ferber**, ſo nannte ſich der junge, deutſche Arzt, welcher jetzt, ſelber der ärztlichen Hülfe bedürftig, in der Mühle des Herrn Guillibaud auf dem Krankenbette da lag, hatte den 26ſten Jahrestag ſeiner Geburt, am 14ten Juni 1800, in der Nähe von Marengo, mit hoffnungsvollen Ausſichten begonnen, mit Gedanken des Sieges gefeiert und als ein Schwerverwundeter, mitten unter Schwerverwundeten und Sterbenden ihn beſchloſſen. Als in den Morgenſtunden die Helle dieſes Tages ſich über Thal und Berge ergoß, da dachte er freilich des jugendlichen, aus gereizter Eitelkeit entſprungenen Fehltrittes, der ihn jetzt am Beginn des neuen Lebensjahres, vom heimathlichen Herde hinweg, bei dem es ſo ruhig und ſtill war, in den Staub eines Tanzes der Mordluſt, vieler, um Nichts kämpfender Männer geführt hatte. Daß ein Andrer, bei Beſetzung einer Stelle, welche ihm (ſo urtheilten, vielleicht mit Recht, ſeine Freunde) gebührt hätte, vorgezogen worden, das hatte in dem durch ſein anſehnliches elterliches Vermögen ſonſt unabhängig daſtehenden Jünglinge den raſchen Entſchluß herbeigeführt: das deutſche Vaterland zu verlaſſen und in der öſterreichiſchen Armee, welche unter General Melas in Oberitalien ſchlagfertig ſtund, einen Dienſt zu ſuchen, der etwa eine beſſere und bereitwilligere Anerkennung verſprache.

Der junge Deutſche, als geſchickter Wundarzt und Heilkünſtler, dazu als guter, feingebildeter Geſellſchafter, hatte ſich bald in ſeinem neugewählten Kreiſe ein ſolches Vertrauen erworben, daß ſelbſt der alte General Melas und die Offiziere ſeines Generalſtabes, ihn ihrer beſondern Gunſt würdigten. Der Morgen vor der folgenreichen Schlacht bei Marengo fand ihn noch im Zelte, bei dem Geſchäft der Pflege eines ſchwerkranken Offizieres der öſterreichiſchen Armee. Es war, wie ſchon erwähnt, heute ſein Jahresfeſt; die Sonne gieng ihm, ſelbſt unter den Gedanken an Das, was nun vergangen war, und was jetzt kommen ſollte, heiter und wolkenlos auf. Er ſahe es noch in den Stunden des Nachmittages, mit eignen Augen, wie das franzöſiſche Heer nach allen Seiten hin zerſchlagen, von dem Mittelpunkte des Kampfes aus flüchtig ward; eine zufällig ihm entſchlüpfte Aeußerung, die es den Andern verrieth, daß heute ſein Geburtstag ſey, hatte, im Zelte, darinnen die vermeintlichen Sieger ſich erquickten, ein freudiges Anſtoßen der Weingläſer, beim verſpäteten Frühſtücke erzeugt, da kam Deſaix, mit ſeinen Zehntauſenden herbei, und verwandelte den Jubel des Sieges in ein Schnaufen der eiligen Flucht. Unſer, bei den Seinigen vielgeachteter junge Arzt, ward von dem Schwert der erbitterten Feinde, das keinen Unterſchied der Stände kennt, als dieſelben mit Blitzesſchnelle den Generalſtab des Unterfeldherrn Zach umfiengen, eben ſo heftig getroffen, denn irgend ein Andrer, welchem die Rache für den Fall des vielgeliebten Deſaix gleich in ihrer erſten Gluth begegnete.

Von ſeiner tiefen Wunde am Haupte bewußtlos darniedergeſtreckt, lag er, am Abend ſeines Geburtsfeſtes, am Boden; die Grube für die Todten des Feldes, zu denen man auch ihn zählte, war ſchon geöffnet; man erhub den ſcheinbar Verſtorbenen von dem Orte darauf er lag; da regte dieſer, noch gerade zur rechten Zeit, die Glieder, und erhub das Haupt. Obgleich die Todtengräber zur ſogenannt feindlichen Armee gehörten, beachteten ſie dennoch den Einſpruch, den das noch fortwährende Leben gegen die Gewaltthätigkeit des Begrabens that; ſie trugen den hülfsbedürftigen Mann hinein in ein Haus, das zur

Auf-

Aufnahme und ärztlichen Pflege der Schwerverwundeten beſtimmt war. Der Fremde hatte ſich anfangs über ſeine Vernachläßigung zu beklagen, doch mußte er es ſich bald gefallen laſſen, daß man ihn, in einem Zuſtande der eine längere Ruhe noch ſo wünſchenswerth machte, auf einem Wagen mit Stroh gelegt, zuerſt nach Novi, dann nach Genua, ja etliche Wochen nachher zu Schiffe von dort nach Marſeille brachte. Hier ſchien die Erlöſung des Kriegsgefangenen nahe; ein heftiges Nervenfieber brachte ihn an den Rand des Grabes. Als er aus den Träumen des Fieberwahnes wieder zum Bewußtſeyn erwacht war, kam er ſich mitten unter den Fremden, deren Sprache er nicht einmal verſtund, ſo verlaſſen vor; ein Heimweh zehrte an den Kräften ſeines Lebens. Da fand er unvermuthet unter den Aerzten des Spitales einen Univerſitätsfreund, der mit ihm in Wien ſtudirt hatte, und deſſen Vater einen wichtigen Poſten bei der Armee bekleidete. Durch dieſen gelang es dem Kriegsgefangenen auf ſein gegebenes Ehrenwort, nie wieder gegen Frankreich zu dienen, die Erlaubniß zur Rückkehr in ſein Vaterland zu erhalten, wo allein die Wiedergeneſung für den Heimwehkranken zu erwarten war. Eine beſonders günſtige Gelegenheit zur leichteren Heimreiſe bot ſich demſelben in Kurzem dar. Ein Proviantmeiſter der franzöſiſchen Armee war im Begriff nach ſeinem Wohnorte jenſeits Lyon zurückzukehren; er erbot ſich den Fremden in ſeinen bequemen Reiſewagen aufzunehmen und auch für ſein weiteres Fortkommen bis an die deutſche Gränze zu ſorgen. Die zwar äußerlich geheilte, innerlich aber noch ſchmerzlich fortwirkende Wunde am Haupte des Fremden, ließ freilich ein längeres Verweilen deſſelben in Marſeille ſehr rathſam erſcheinen, doch er drang ſo heftig auf ſeine Abreiſe, die dargebotene Gelegenheit war ſo erwünſcht, die Witterung der Herbſttage ſo mild, daß ihn ſeine Freunde, nachdem ſie ihn mit Reiſegeld verſorgt hatten, ohne weitre Einwendungen ziehen ließen. So ſchied er voll fröhlicher Hoffnungen aus der ſchönen Seeſtadt, die ihm ein Ort der großen Noth aber auch der großen Hülfe geweſen war.

Die Reiſe gieng anfangs ganz glücklich, obwohl ſehr langſam von ſtatten. In jedem Städtlein, ja ſelbſt in manchen Dörfern, hatte der Proviantmeiſter entweder ſchon ältere Geſchäfte abzuthun oder er verſuchte es neue anzuknüpfen. Unſrem Kranken, ſo ſehr ſein Heimweh ihn vorwärts trieb, konnte dieſer Verzug nicht unlieb ſeyn. Gleich während der erſten Stunden der Reiſe hatte er es gefühlt, daß ſeine Freunde in Marſeille, als ſie ihm riethen ſich noch eine längere Ruhe und Erholung in ihrer Mitte zu gönnen, ſeinen Zuſtand richtiger beurtheilt hatten, als er ſelber; das Fahren, ſelbſt in dem bequemen Wagen des gefälligen Reiſegefährten, griff ihn ſo ſehr an, daß er jedesmal froh war, wenn nach wenig Stunden wieder Halt gemacht wurde und wenn er, öfters unerwartet lange, der Ruhe pflegen durfte. Er fragte zuletzt gar nicht mehr darnach, um wie viel näher der kurze Tagmarſch ihn ſeinem Ziele geführt hatte, ſondern fühlte ſich ſchon glücklich in dem Gedanken, daß er frei und wirklich ſchon auf dem Heimweg begriffen ſey.

Doch der Genuß dieſes Glückes war nur von kurzer Dauer. Doctor Ferber wußte es ſchon aus den Mittheilungen ſeines Freundes in Marſeille, daß der Proviantmeiſter ſeiner Geſinnung nach ganz entſchieden zu der in Frankreich noch immer ſehr mächtigen Parthei der Jacobiner gehöre, und daß er, ein Freund und Verwandter des berüchtigten Poſtmeiſters Drouet, noch vor wenig Jahren ſeine Rolle unter den Schreckensmännern der ſogenannten Republik geſpielt habe. Als am 10. November 1799 der bekannte, Gefahr drohende Sturm gegen den „Dictator“ Buonaparte, im Rathe der Fünfhunderte zu St. Cloud ſich erhub, da war er unter den heftigſten Schreiern, welche gegen die Gewalthaberei des Feldherrn ſich auflehnten; er gehörte unter die 62, welche die Parthei der Gemäßigten, geſtützt auf die Macht der Waffen, in Folge jenes Aufſtandes aus ihrer Mitte ausſtieß. „Dennoch,“ dies fügte der Marſeiller Freund ſeinem Berichte zu, „dürfen Sie von dieſer politiſchen Stellung ihres Reiſegefährten keine Unannehmlichkeiten fürchten. Buonaparte iſt zu groß und zu klug um eine Rache an ſolchen für ihn unbedeutend gewordnen Feinden zu nehmen; vielmehr hat er dieſen, wie ſo manchen von gleicher Art, unter ſeinen Augen zu Anſehen und Vermögen kommen laſſen und ſeinem einträglichen Gewerbe niemals ein Hinderniß in den Weg gelegt. Frei ſchwatzen und raiſonniren darf zur Zeit bei uns in Frankreich noch Jeder.“

Dieſe tröſtliche Ausſage des Freundes erwieß ſich dennoch nicht als ganz richtig. In Tarascon wollte der Proviantmeiſter, einer vorher gethanen Aeußerung zu Folge, einen halben Tag bleiben, und daſelbſt noch übernachten. Der Fremde, der ſich heute leiblich kraftiger fühlte, als an den früheren Tagen der Reiſe, war hinausgetreten in einem bei dem Wirthshaus gelegenen Garten, an die wärmenden Strahlen der Sonne, da kam ſein Reiſegefährte, mit einem merklichen Ausdruck der Unruhe auf ſeinem Geſicht, zu ihm, und kündigte ihm die augenblickliche Abreiſe an. Die Pferde, die man ſo eben erſt in den Stall geführt hatte, ſtunden ſchon wieder eingeſpannt; der junge Deutſche ſetzte ſich ſtillſchweigend zu ſeinem Begleiter in den Wagen. Dieſer hatte den vorigen Plan, auf der Straſſe am dieſſeitigen Ufer der Rhone, gegen Avignon hin zu bleiben, aufgegeben, er wollte auf der großen Fähre nach Beaucaire überſetzen; die Fähre war ſchon am Abſtoßen, da geboten einige Gerichtsdiener, in Begleitung von Soldaten ihr Halt, der Proviantmeiſter mußte ungeachtet all ſeines Proteſtirens und ſeiner Angaben von preſſanten Geſchäften, nach der Stadt umkehren.

Mag es nun ein politiſches, oder wie dies wahrſcheinlicher iſt, ein anderes Vergehen des gewinnſüchtigen Mannes geweſen ſeyn, was zu ſolcher polizeilicher Strenge berechtigte, gewiß iſt, daß man nach kurzem Verhör den Proviantmeiſter, leider aber mit ihm zugleich auch den armen Fremden, deſſen deutſche Vertheidigung keiner der Richter verſtund, als Verbrecher behandelte und ſie als ſolche in einen Thurm der Stadt, in zwei verſchiedene Gefängnißzimmer abführte. Man hatte all ihre Papiere, ja unter nichtigem Vorwand auch ihre Baarſchaft ihnen genommen; die Gewaltthätigkeiten der Revolution ſchienen dieſen Gefängnißwärtern zur alten Gewohnheit geworden, und bei ihnen noch nicht ganz außer Uebung gekommen zu ſeyn. Gerade in dem Raube der Papiere fand der Fremde anfangs eine Beruhigung; er hoffte zuverſichtlich, daß der franzöſiſche Laufpaß, ſammt einigen Empfehlungsſchreiben nach Lyon und Straßburg, die er in Marſeille bekommen, beſſer und verſtändlicher für ihn und ſeine Unſchuld zeugen würden, als er ſelber es vermochte, aber ſo oft er auch, in den wenigen Worten Franzöſiſch deren er mächtig war, nach jenen Papieren fragte, wollte dennoch lange Zeit Keiner etwas von ihnen wiſſen; die Räuber des Geldes hatten, ſo mußte er befürchten, ſie achtungslos, wer weiß wohin? verworfen.

Mehrere Briefe, die er an ſeinen Freund in Marſeille ſchrieb, und um deren richtige Beſorgung er den Gefängnißwärter, welchem er freilich nichts mehr zu geben hatte als Verſprechungen, auf's Inſtandigſte bat, mußten daſſelbe Schickſal gehabt haben wie jene Papiere. Vielleicht wollte man abſichtlich dieſe Stimmen der Klage nicht heraustreten laſſen aus dem Kerker, zu den Ohren einer theilnehmenden Menge, oder die unverſtandene, deutſche Schrift der Briefe ließ den Richtern einen andren Inhalt derſelben vermuthen, als der wirkliche war; daß ſie niemals in die Hände der Freunde kamen, das ließ ſchon damals ihre gänzliche Erfolgloſigkeit vermuthen und ergab ſich ſpäter als Gewißheit. So vergiengen Tage und Wochen in Gram und Sorgen, und ſo wie die Sonne, welche anfangs noch an jedem Morgen mehrere Stunden lang durch das Fenſter des Thurmes herein ſtrahlte, allmahlig in den Tagen des angehenden Winters auf kürzere Zeit erſchien und zuletzt ganz ausblieb, ſo verminderte ſich auch und verſchwand zuletzt die Hoffnung aus der Seele des Gefangenen. Mitten in der Schule der Leiden, in welcher er ſeit der Schlacht von Marengo ſich befunden, war er dennoch nur noch ein armer, ſchwacher Anfänger in den Uebungen der Geduld und jener Hoffnung geblieben, welche niemals zu ſchanden werden laſſet.

Zu dem innern Leid trat noch das äußere. Die wieder überhand nehmenden heftigen Schmerzen an der Stelle der Kopfwunde ließen es dem jetzt ſelber der fremden Hülfe bedürftigen Arzt nur zu deutlich bemerken, daß noch Knochenſplitter in der Tiefe verborgen ſeyen, welche die Kunſt entfernen müſſe. So hatte der bedauernswürdige Jüngling in ſeiner tiefen Einſamkeit und Verlaſſenheit nur den leiblichen Schmerz von außen, im Innern aber die

Dumpfheit eines hoffnungsloſen Herzens zu ſeinen Gefährten; das Bild, das noch am lebhafteſten vor ſeiner Seele ſtund, war das eines ſtillen Grabes, am einſamen Pläzlein, das bald von Allen vergeſſen, kein dieſes Weges kommender, theilnehmender Freund aufzufinden vermöchte, auch wenn das lezte Blatt Papier, das er mit den Abſchiedsworten an ſeine in Deutſchland wohnenden Freunde geſchrieben, jemals in ihre Hände kommen ſollte.

Daß der Proviantmeiſter, mit welchem er immer vergeblich zu einem gemeinſamen Verhör gerufen zu werden hoffte, ſo gar nichts von ſich hören ließ, war nicht ſeine Schuld. Gensdarmes waren, wie dies D. Ferber ſpäter erfuhr, gleich am andern Tage nach der Verhaftung gekommen und hatten einen Befehl mit ſich gebracht, daß man den gefangenen Munitionnaire ihnen zum weitern Transport nach Lyon ausliefern ſolle. In Beziehung auf den Reiſegefährten hatten ſie keinen Befehl; derſelbe blieb bis auf weitere Ordre im Thurm von Tarascon zurück; doch wußte man ſchon vorläufig durch die Ausſage des Proviantmeiſters, daß ſein Begleiter ein deutſcher geweſener Kriegsgefangener ſey, mit welchem er niemals in näherer Verbindung geſtanden war.

Die Richter und Gefängnißwärter ſchienen zulezt ſelber der langen, wenn auch noch ſo ſpärlichen Pflege des Fremden müde; eines Tages brachte man einen Landsmann zu ihm ins Gefängniß, einen armen Handwerker aus Speyer, der ſich ſchon ſeit längerer Zeit in Südfrankreich aufhielt. Als dieſer in der Sprache des Vaterlandes zu reden anfieng, da übermannte den heimwehkranken Gefangenen ein Gefühl von Wehmuth und Freude zugleich; er konnte anfangs nur durch Thränen, nicht in Worten ſprechen. Bald aber kam ihm die Sprache wieder und er klagte nun dem theilnehmenden Landsmann ſein ganzes Leid. Dieſer verſäumte es nicht den Richtern die Sache des unſchuldig Verhafteten in das rechte, günſtige Licht zu ſtellen; ja er gieng noch weiter, er bewog durch ſeine Bitten einen mitleidigen Wundarzt, daß derſelbe zu dem Kranken ins Gefängniß kam. Nur zu bald erkannte Jener, daß hier zunächſt das ſchneidende Meſſer den Sitz des tiefer verborgenen Uebels aufſchließen, und die Urſache der fortwährenden Schmerzen entfernen müſſe, doch gieng dieſes ärztliche Geſchäft glücklich von ſtatten. Wenig Tage hernach waren auch die Papiere des Fremden angelangt, die man aus Lyon, wohin man ſie mit jenen des Proviantmeiſters geſendet, hatte kommen laſſen. Es war jetzt klar genug, daß kein Grund vorhanden geweſen ſey, den Fremden zu verhaften, noch weniger aber ihn auf längere Zeit gefangen zu halten. Man entließ ihn aus ſeiner Haft; nur mit Mühe und langſam ſchlich der Entkraftete, geführt von ſeinem Landsmanne, aus dem Kerker hinaus; die vom Meſſer des Wundarztes neu geöffnete Wunde hatte nur ſo eben einen Anfang zur Heilung gemacht, dieſe jedoch ſelber war noch fern. Von dem Reiſegelde, das man ihm bald nach ſeiner Verhaftung, zugleich mit den Papieren genommen, wollte Keiner etwas wiſſen; an einen Wiedererſatz deſſelben war nicht zu denken.

Der arme Handwerker, dem die eigne Noth das Mitleid mit der fremden gelehrt, nahm den noch ärmeren Landsmann mit ſich in ſein Kämmerlein; hier erquickte er ihn, ſo weit er es vermochte, mit Speiſe und Trank, und räumte ihm für die nächſte Nacht ſein eignes Lager ein, auf welchem der Kranke zum erſten Male ſeit langer Zeit eines wohlthätigen, langen Schlafes genoß. Am andern Morgen fühlte er ſich ſo geſtärkt, die mild und heiter ſcheinende Sonne des ſüdlichen Wintertages gab ihm ſolchen Muth, daß er den Wanderſtab weiter zu ſetzen beſchloß, verſehen mit einigen wenigen Franken, die der Landsmann ihm als Darleben aufgedrungen hatte. Mehr denn alle dieſe Gaben war der Zuſpruch des Troſtes werth, den der Kranke von ſeinem Wohlthäter, deſſen Herz reicher war als ſeine Hand, empfangen hatte. Der arme Handwerker kannte aus innrer Erfahrung jene Hoffnung, welche mitten in der Noth nicht zu Schanden werden läßt und fachte dieſelbe auch in dem Herzen ſeines jungen Landsmannes wieder an. Er begleitete dieſen noch ein Stück Weges hinaus vor die Stadt, dann ſchieden ſie beide mit Worten der gegenſeitigen, theilnehmenden wie dankbaren Liebe und herzlichem Handedruck.

Der junge Wandrer kam am erſten Tage nur wenige Stunden weit, da verſagten ihm die müden Füße ihren Dienſt; er mußte ſchon bald nach Mittag ein Unterkommen im Wirthshaus eines Dorfes ſuchen. Der Weg des andern Tages war ein noch kürzerer; ein heftiger Regenguß hatte, gleich in den Morgenſtunden, den krankhaft Reizbaren getroffen, dieſer fühlte ſich von Fieberfroſt durchſchauert; in dem Gaſthaus am Wege, in welches er mit Mühe ſich hineinſchleppte, mußte er gleich nach ſeiner Ankunft vor allem andern ein Bett begehren. Mehrere Tage lag er auch hier wieder von den Banden des Fiebers gefangen und dennoch nicht mehr ſo verlaſſen und einſam wie im Thurme zu Tarascon, denn ihn beſuchte, als tröſtender Engel, die Hoffnung, die ſein armer Landsmann ihm ins Herz gab: die zuverſichtliche Hoffnung, daß der, welcher in dieſe Schule der Leiden ihn führte, ihn auch wieder aus ihr herausnehmen, ihn nicht ohne Hülfe laſſen werde. Das wenige Geld, das er von Tarascon mitgenommen, war bis auf etliche Sous aufgegangen; eines Tages, als das Fieber wieder heftig ſchien, raffte der Kranke von ſeinem Lager ſich auf, und ſtrengte die letzten Kräfte an, um weiter zu kommen. In Avignon, ſo hatte der Handwerksmann ihm geſagt, wohnten einige deutſche Schweitzer, bei dieſen wollte er ein Darlehen ſich verſchaffen zur Weiterreiſe nach Lyon, wohin ſeine Empfehlungsbriefe aus Marſeille lauteten. Schon hatte er, kraftlos durch Krankheit und Entbehrung der nöthigſten Pflege, die Nähe der Stadt erreicht, da überfiel ihn jene Ohnmacht, in welcher, wie wir am Eingang dieſer Erzählung ſahen, der mitleidige Landmann ihn fand und in ſein Fuhrwerk aufnahm.

Vor allem der letzte Theil der Geſchichte unſres jungen Arztes ſchien die Theilnahme des alten Herrn Gregoire zu erregen. Er faßte den Erzähler ſchärfer ins Auge, als wolle ſein Blick in das verborgenſte Innere deſſelben eindringen, das Auge des Erzählers begegnete dieſem Blicke, der ſo Vielen ſchwer zu ertragen war, mit Demuth und feſter Ruhe, „Ihr ſeyd,“ ſo nahm der Alte, als Jener geendet hatte, das Wort, „auf dem guten Wege einer Geneſung aus langem Leid und großer Schwachheit. Verlaßt, dies bitte ich euch, unſer Haus nicht, bis Ihr vollkommen geneſen und erſtarkt ſeyd. Alles das, was Ihr zur Heimreiſe ins Vaterland nöthig habt, das ſoll euch zu ſeiner Zeit werden; gehabt Euch nur immer hier bei uns ſo, als wäret Ihr bei nahen Verwandten.“

Der Doctor dankte, tiefgerührt, für dieſe Aeußerung der zuvorkommenden Güte. Er nahm das Anerbieten, noch einige Zeit im Hauſe des Herrn Guillibaud bleiben zu dürfen, ſehr gerne an; die Mittel zu ſeiner Heimreiſe brauchte er jedoch nicht aus fremder Hand zu erwarten, ſie ſtunden ihm, in reichlichem Maaße in der Heimath zu Gebote, und dahin hatte er, ſobald ſeine Hand hierzu fahig geweſen, abermals einige Zeilen geſchrieben, welche ſichrer, denn die Briefe aus Tarascon, durch Etienne zur Poſt beſorgt waren.

Nach wenig Wochen fand ſich der jugendliche Kranke ſo ſehr erſtarkt, daß er, ohne fremde Hülfe, im ganzen Hauſe und wahrend der warmeren, ſonnigen Mittagsſtunden ſelbſt in den Garten herumgehen konnte. Die Schmerzen an ſeinem verwundeten Haupte waren ganz vergangen, denn der Wundarzt in Tarascon hatte ihre tiefer liegenden Urſachen glücklich entdeckt und durch ſeine Operation ſie gehoben; die Wunde erſchien jetzt, obgleich noch der Schonung bedürftig, für immer geheilt. Mit dem, hier im Lande der Blumen, ſo zeitig und ſchön eintretenden Frühling kehrte auch die Bluthe der Jugendkraft auf das vorhin bleiche Angeſicht und in die Bruſt das ganze Gefühl eines heitren Wohlſeyns zurück. Der Fremde hatte ſchon langſt aufgehört in dieſem Hauſe ein Fremder zu ſeyn, namentlich die jüngeren Kinder des Herrn Guillibaud, denen der Doctor mit ſeiner wohlgeübten, geſchickten Hand Unterricht im Zeichnen und in der Muſik ertheilte, ſchloſſen ſich mit beſondrer Liebe an ihn an; ſie hatten bei ihm einige Worte Deutſch gelernt, er aber noch mehr in ihrem Umgang etwas Franzöſiſch, ſo daß er bald mit ihnen, wie mit der lebhaften Madame Guillibaud, in dieſer Sprache zur Noth ſich unterhalten konnte. Und wenn ihn dann mitten unter den franzöſiſchen Jungen ein Heimweh nach der Sprachweiſe ſeiner Väter anwandelte, da ſang er zur Harfe oder zum Klavier, denn beide fanden ſich im Hauſe des Herrn Guillibaud, ein deutſches Lied.

Mit der Freude am Leben war dem vorhin ſo tief Gebeugten auch die Freude am Beruf des Lebens wieder gekommen; er, der vor Kurzem noch ſelber der ärztlichen Hülfe bedurfte, hatte ſich nach ſeiner Wiedergeneſung an mehreren ſchwer erkrankten Armen der Nachbarſchaft als glücklicher, hülfreicher Heilkünſtler erwieſen; ſeine Geſchicklichkeit als Wundarzt hatte ſich in etlichen Fällen in ſo glänzendem Lichte gezeigt, daß der Ruf hievon ſelbſt nach Avignon gedrungen war, wohin man ihn eines Tages zu einer vornehmen Kranken rief, welche in naher Gefahr des Todes ſchwebte. Doch der junge Arzt befand ſich im Hauſe des Herrn Guillebaud ſelber in einer fortwährenden Cur, deren Verlauf zwar nicht ſo leicht ins Auge fiel, weil das Leiden, auf welches ſie gerichtet war, ſo wie ihr ſtiller Gang das verborgene Innre der Menſchennatur, nicht ihr Aeußeres betrafen, welche jedoch deſto reicher und geſegneter in ihren Folgen, für das ganze Leben des Hülfsbedürftigen war. Der Arzt, der ſich dieſer geiſtigen Cur und Krankenpflege annahm, war der alte Herr Gregoire, und wie ſich zum Gelingen der guten Abſicht Alles aufs Beſte gefügt, werden wir jetzt weiter berichten.

Die Briefe aus der Heimath des Doctor Ferber mit den mehr als zureichenden Mitteln zu ſeiner Heimreiſe waren angelangt, ſeine dortigen Freunde hatten ihn als todt beweint, denn ein Brief von ihm, den er in Genua geſchrieben, war nicht in ihre Hände gekommen, ſein Name aber unter den Todten und Vermißten des Regimentes genannt worden. So wehe ihm der Gedanke an das Scheiden aus einem Hauſe that, in welchem er ſo Vieles und Großes empfangen, fieng er doch allmälig an die Vorbereitungen zur Abreiſe zu treffen. Doch die innere Cur, welche ſo eben bei ihm begonnen, ſtund unter einer höheren Aufſicht und Vorſorge, als die der Menſchen iſt; ſie durfte noch nicht abgebrochen werden, darum wurde der ſo oft Gefangene von neuen Banden umſtrickt, die ihn auf unerwartete Weiſe in der Mühle, beim Thal von Vaucluſe feſt hielten.

Der vorletzte Tag vor dem zur Abreiſe beſtimmten neigte ſich zu ſeinem Ende; ein Platz in der Diligence zu Avignon war für den nächſten Mittag ſchon beſtellt. Doctor Ferber wandelte noch ſpät am Nachmittag an der Seite ſeines väterlichen Freundes, des Herrn Gregoire, im Garten zwiſchen den Beeten der blühenden Hyazinthen und Aurikeln umher und horchte mit verdoppelter Aufmerkſamkeit auf die, wahrſcheinlich letzten Reden des Greiſes. Der Gegenſtand ihres Geſpräches war ein bedeutungsvoller und ernſter; es war derſelbe, mit welchem ſich der nach Wahrheit ringende Geiſt unſers jungen Arztes ſeit einiger Zeit faſt ununterbrochen beſchäftigt hatte.

„Fürwahr, mein Freund,“ ſo endete Vater Gregoire das lange Geſpräch, „dieſes Licht, welches der Glaube des Menſchen erfaßt, dieſes Licht, das dem verarmten Wanderer im Dunkel auf allen ſeinen Wegen nachgehet und entgegenkommt, und, ſobald er nur die Augen aufthut, ſeine Schritte erleuchtet, war zu allen Zeiten Daſſelbe; es war und iſt und wird daſſelbe ſeyn in Ewigkeit. Dort gehet uns ſo eben die Sonne an den Hügeln unter; ſie iſt noch die nämliche, die ſie im Anfang der Menſchentage geweſen und ſie wird auch an jedem noch künftigen Erdentage als dieſelbe Sonne wiederkehren. Es hat eine Zeit gegeben, da war hier dieſe Landſchaft von düſtern Waldungen und Sümpfen überdeckt; daß damals die belebende Wärme viele ſchädliche Dünſte und giftige Gewürme ausbrütete, lag nicht an dem immer gleichen Einfluß der Sonne, ſondern an der Beſchaffenheit des Bodens. Darauf kam vom Lande des Aufganges her die Zeit eines Sieges des Höheren über das Niedrere; die Wälder wurden gelichtet, die Sümpfe getrocknet, das giftige Gewürm erſtarb und verſchwand; unter dem ſiegreichen Panier des Geiſtigen wanderte eine dem Menſchen befreundete Welt der Lebendigen ein. Aber er ſelber, der Menſch, ſtreckte ſeine zerſtörende Hand über das aus, das er erhalten ſollte; er raubte dort, jenen Höhen, die mütterliche Decke ihres friſchen Grünes. Da verſiegte der größere Theil der Quellen; die Strahlen der Sonne ergoſſen eine Alles verſengende Gluth über die nackten, kahlen Höhen und Ebenen. Seitdem hat ſich nun ein ſpäter gebornes Geſchlecht ein künſtliches Schirmdach aus Reiſern und Kürbisblättern gebaut, welches freilich, ſo oft man es auch neu auflegt, immer wieder verdorret und zerſtäubt; im Schatten dieſer Lauben klagt es die Sonne an, daß ſie nicht mehr dieſelbe ſey, wie zu der Väter Zeiten, und im Wahnſinn des Fiebers, das der Sonnenſtich erzeugte, geht es mit dem Gedanken um: ſich ſelber aus der Gaslampe eine neue Königin des Tages zu ſchaffen, welche die veraltete, für unſre Zeit unbrauchbar gewordene Sonne überglänzen, ja zuletzt wohl ganz vertreiben ſolle. Jenes aber, das wahre Licht des Himmels, gehet ungehemmt, von den Phantaſieen eines verdorrten Menſchenhirnes unberührt, ſeinen abgemeſſenen Gang; jetzt als nähere Sonne bald dieſen bald jenen Welttheil erhellend, dann als Heer der Sterne die Nacht durchſtrahlend.“

Herr Gregoire wollte noch Einiges ſagen, da ſtürzte, in ſo heftiger Eile als ſein Stelzfuß es ihm erlaubte, Etienne zur Gartenthür herein, indem er ſich wie ein Verzweifelter an die Bruſt ſchlug und das Haar zerraufte. „Ein

Mörder, ein Mörder,“ ſo ſchriee er laut. „Nehmt Rache, Vater Gregoire, bringt den Mörder um.“

Der ernſte Alte blickte den Schreier forſchend an. „Etienne,“ ſo ſprach er, „ich bemerke, daß der böſe Geiſt des Weines, der dich oft bethört, aus dir ſpricht. Was hat dieſer unreine Geiſt mit uns zu ſchaffen und was hat er dir gethan?“

„Nicht mir,“ ſo rief der Verzweifelte, „der ichs ſo ſchwer verdiente, hat er das Leid gethan, ſondern durch mich Eurer Tochter; ſie liegt todt und zerſchmettert drinnen im Hauſe und ich war ihr Mörder.“

Mit wenigen, unzuſammenhängenden Worten, mehr nur andeutend als ausführlich ſprechend, erzählte hierauf Etienne, wie er heute ſeinem böſen Gelüſte nach dem Weinfaſſe mehr denn ſeit langer Zeit nachgegeben, und, in ſeinem Rauſche es vergeſſen habe beim Herausgehen die Fallthüre des tiefen Kellers niederzulaſſen. Madame Guillibaud, ein großes, ſchweres Gefäß aus der Küche heraustragend, hatte das Offenſtehen der Thüre nicht bemerkt, ſie war hinabgeſtürzt; blutend und ihres Bewußtſeyns beraubt hatte man ſie aus dem Keller herausgetragen ins Wohnzimmer.

Die beiden Männer eilten ins Haus hinein, aus denen ihnen ſchon das laute Jammergeſchrei der Dienſtboten und Kinder entgegen tönte. Die Kranke lag wie eine Todte da, faſt ohne merklichen Odem und fühlbaren Puls, das Geſicht leichenartig bleich und mit Blut bedeckt. Nicht der beim Herabſturz gebrochene Arm, ſondern die gewaltige Erſchütterung und vielleicht Verletzung des Hirns oder Rückenmarkes ließ das Meiſte beſorgen. Die tiefe, innige Bewegung, welche der Unfall, der die theure, mütterliche Freundin betroffen, in unſrem jungen

Arzt erweckte, machte denſelben nicht unfähig zu der genauen, beſonnenen Anwendung der zweckdienlichſten Mittel; Vater Gregoire half treulich bei dem wundärztlichen Geſchäft, denn der arme Etienne war heute zu jeder Hülfsleiſtung unfähig. Während unſer deutſcher Arzt nur mit ſeiner Kranken beſchäftigt war, hörte er eine wohlbekannte Stimme neben ſich in der lieben, deutſchen Mutterſprache die Worte ſagen: „Gott erbarme ſich, was iſt hier geſchehen?“ Faſt erſchrocken wendete er ſich nach dem Sprecher hin; es war Herr Guillibaud, dem heute zum erſten Male ſeit vielen Jahren die Sprache ſeiner Kindheit wieder über die Lippen kam und der eine Zeit lang fortfuhr den Doctor mit deutſchen Fragen zu beſtürmen, bis jetzt die geliebte Frau ihre Augen wieder öffnete und ſein Herz wie ſeine Zunge nur wieder für ſie Sprache und Rede hatten.

Der Arzt hatte ſich bald überzeugt, daß keine lebensgefährliche Verletzung vorhanden ſey; der Blutverluſt war unbedeutend; die Wunden hatte man verbunden und der gebrochene Arm war eingerichtet worden, noch ehe die Kranke zum Gefühl der Schmerzen wieder erwacht war. Alles, was die Folgen der Erſchütterung des Gehirns mildern und aufheben konnte, ward mit Sorgfalt angewendet.

Es fällt uns läſtig, daß wir durch das Erzählen der Geſchichte eines Arztes, der erſt ſelber krank, dann als Helfer der Kranken auftritt, ſo oft, und auf ſo wenig unterhaltende Weiſe an Krankenbetten geführt werden. Dennoch müſſen wir ihn, denn wir haben uns nun einmal mit ihm eingelaſſen, noch einmal an ein Krankenbett begleiten.

Während der erſten Stunden der Angſt und Furcht hatte man auf niemand weiter gemerkt als auf die Kranke, an nichts gedacht als nur an das, was dieſer heilſam und dienlich ſeyn konnte. Aber es ſchien als ob der Tod nicht ohne eine Beute aus der Mühle des Herrn Guillibaud hinweggehen wollte; das eine theure Leben hatte ſich ſeinen Armen entriſſen, da verſuchte er ſeine Gewalt an einem andern. Die älteſte Enkelin des Vater Gregoire, die ſchon erwähnte Julie Guillibaud, war ja, wie es ſchien, ſchon vor ihrer Geburt ihm zuerkannt geweſen; ſie war als Kind und als Jungfrau durch die ganze Richtung ihres ernſten Gemüthes, welches mehr des ewig Künftigen als des vergänglich Gegenwärtigen gedachte, mit ihm vertraut geblieben; es konnte nicht befremden, daß jetzt der unerbittliche Herrſcher ſein Eigenthumsrecht geltend machen und die ihm längſt befreundete Seele mit ſich nehmen wollte.

Julie war ſeit faſt einem Jahre mehr denn früher jemals in ſich gekehrt, und, wie es ſchien, leidend geweſen. Sie hatte die meiſte Zeit in ihrem eigenen oder im Zimmer der Großmutter Gregoire zugebracht, deren Liebling ſie von ihrer erſten Kindheit an war. Der Fremde hatte ſie nur wenige Male geſehen, als ſie nicht, nach ihrer Gewohnheit, das Zimmer ſogleich nach ſeinem Eintritt verließ, ſondern dem Geſpräch des Großvater Gregoire mit ihm zuhörte. Bei ſolcher Gelegenheit hatte ſie nur Auge und Ohr für den Großvater, deſſen Worte ihr ganz aus der eignen Seele geredet ſchienen; dem Fremden hatte ſie nur einmal einen Blick des Unwillens zugewendet, als dieſer gegen das, was der ehrwürdige Alte ſprach, ſeine zwar ehrlich gemeinten, zugleich aber wenig begründeten Zweifel äußerte. Nun mußte ſie dennoch, und hatte es mit ihren letzten Worten geſchehen ſollen, ein „habe Dank" gegen ihn ausſprechen lernen.

Als man die Mutter ſcheinbar todt hereintrug, da befand ſich Julie, mit der Großmutter zugleich, zufällig im Zimmer. Mit einem lauten Schrei des Entſetzens eilte ſie nach der Kranken hin, deren Stirne und Mund ſie mit Hand und Mund berührte, dann kam ſie wieder zur Großmutter, die ſich, vom Schrecken überwältigt, in einen niedren Lehnſeſſel geſetzt hatte, ſetzte ſich zu ihren Füßen und legte mit geſchloſſenen Augen das Haupt in ihren Schooß. An Allem, was um ſie her geſchahe, und was mit der Mutter vorging, hatte ſie keine Spur von Theilnahme gezeigt; ſelbſt die Töne der Freude der Ihrigen, als die Mutter ihr Auge wieder aufſchlug, hatte ihr Ohr nicht mehr gehört; die Großmutter, welche das Haupt der Jungfrau in ihren zitternden Händen hielt, fühlte dieſes kalt und immer kalter werden. Arme und Hände waren ſtarr wie an einer Geſtorbenen. Madame Gregoire, um die leidende Mutter nicht zu erſchrecken, winkte Einigen der Umſtehenden; man trug den zarten „Leichnam", unbemerkt von der Kranken, aus dem Wohnzimmer, hinauf in die Stube der Großmutter, die an ihrer Krücke nachwankte.

Der Mutter Guillibaud ſchien jetzt nichts Andres ſo Noth zu thun, als Stille und Ruhe; eine Wärterin blieb bei ihr zurück, die andern Alle, auch der Arzt, der den Gedanken an ſeine morgende Abreiſe gern aufgegeben hatte, entfernten ſich. Da rief man ihn hinein, in die von ihm noch nie betretnen Zimmer der Großmutter und ihrer Enkelin: Madame Gregoire ſaß da, mit betend gefalteten Händen, am Ruhebett, worauf Juliens anſcheinender Leichnam lag. Vater Gregoire ſtund daneben, ſeine Mienen von einem Gefühl verklärt, an welchem es ſchwer zu errathen war, ob es Freude oder Schmerz ſey. „Sehen

Sie hier“, ſagte er zum jungen Freunde, „ein Saatkorn der Ewigkeit, das zum Ausſaen reif war. Man hat Sie freilich als Arzt her gerufen, doch ſcheint es mir, daß Menſchenhülfe hier aus ſey.“

Bewegt durch ein unwillkührliches Gefühl von Ehrfurcht, nahte ſich der Arzt der ſcheinbar Todten. Als er nach einer aufmerkſamen Beobachtung derſelben die Hoffnung ausſprach: daß dennoch dieſem erkalteten Leibe das Leben zurückkehren könne, und als nun, unter ſeiner Leitung, die Verſuche zur Wiederbelebung begannen, da war es ihm, als wolle er unberufen eindringen in eine Welt, in welche der ſterblichen Natur das Eingehen verſagt iſt. Schon nach Mitternacht zeigten ſich einige ſchwache Spuren der zurückkehrenden Empfindung; ſie ſchienen jedoch bald wieder verſchwunden, und als der hereinbrechende Morgen den ſtarren Leichnam beleuchtete, da wollte ſelbſt der ermüdete Arzt vom Kampfe mit den Mächten des Grabes abſtehen; nur ein Geſpräch, das Vater Gregoire mit ihm begonnen, hielt ihn noch am Ruhelager „der Todten“ auf. Schon im Begriff zu gehen, rief ihn die anweſende Magd, deren Hand bei den Wiederbelebungsverſuchen zunächſt thätig geweſen, zurück; ſie glaubte ein leiſes Zukken der erſtorbenen Lippen bemerkt zu haben; die Arbeit wurde von neuem begonnen, und noch vor Mittag ſchlug die ſcheinbar todt Geweſene ihre Augen auf.

Es war ein Ausdruck des bittern Schmerzes, mit welchem ſie den Arzt anblickte. „Was habe ich“, ſo ſprach ſie zu ihm auf Italieniſch, denn ſie wußte ihn dieſer Sprache mächtig, „Euch gethan, daß Ihr mich aus der Heimath eines ewigen, vorhin nie ſo tief gefühlten, ſüßen Friedens wieder herabreißet in eine Welt, die nicht mehr die meine iſt.“ Ihr Auge wendete ſich zu den theuern Großeltern, welche theilnehmend bei ihr ſtunden; dieſe blickte ſie freundlich und innig liebend an, den Arzt bat ſie höflich, ſich zu entfernen.

Mutter Guillibaud hatte eine erträglich gute Nacht gehabt; außer jenen Beſchwerden, welche ein Armbruch nach ſich ziehet, fühlte ſie nur wenig Schmerzen. Sie wußte nichts von der Gefahr, in welcher in der vorhergehenden Nacht ihre Tochter ſchwebte; mit heitrem Muthe tröſtete ſie den alten Etienne, der über ſeinen geſtrigen Leichtſinn tief betrübt war, und der ſich die etwas harten Worte, welche Herr Guillibaud ihm darüber ſagte, tief zu Herzen genommen hatte. Schwerer denn die Mutter ſelber, war die Tochter von den Folgen des geſtrigen Falles getroffen; es ſchien als hatten ſich die Gefahren, welche jene verſchonten, über dem Haupt von dieſer geſammlet. Was der Arzt befürchtet hatte, das geſchahe, der Anfall der vergangenen Nacht wiederholte ſich; bald nach Sonnenuntergang wurde er hinaufgerufen zu Madame Gregoire; er fand dieſe in ſtiller Faſſung am Bette der Enkelin ſitzend, welche im Zuſtand der tiefen Starrſucht mehr einer Verſtorbenen als einer Sterbenden glich.

Wir ſind nicht geſonnen uns abermals mit dieſer Krankengeſchichte aufzuhalten; wir fühlen uns mehr zu dem Geſunden gezogen als zu dem Kranken. Auch in dem leidenden Körper der Jungfrau war Etwas geſund geblieben; das war die lebenskräftige, hochſtrebende Seele. Der ſcheinbare Schlaf des Todes hatte, wie dies bei ähnlichen Zuſtanden nicht ſelten geſchieht, allmälig eine mildere Form angenommen; die Seele, ihrer ſelber mehr denn jemals mächtig geworden, bezeugte das Leben, das in ihr iſt, mit Worten, welche, in ſolcher eindringenden Kraft, unſer junger Arzt noch von keiner Menſchenzunge vernommen;

bald ſchien ihm das, was die Kranke redete, auch dem äußern Laute nach als keine fremde Sprache mehr; die in ihm ſelber erwachte Begeiſtrung erfaßte Das, was in ihrer Weiſe ſich ausſprach; dem Neuling in dergleichen Erfahrungen war es, als blicke er durch dieſe dem Himmel ſchon längſt zugewendete Seele in die Tiefen einer jenſeitigen Welt hinein, deren ſelige Freuden ohne Aufhören ſind.

So viel auch der Freuden waren, welche er in ſolchen Stunden genoß, eben ſo viel waren zu andrer Zeit der Leiden. Wenn die Kranke aus den Zuſtänden eines innren Wachſeyns, in denen ſie für ihre nächſte Umgebung weder Auge noch Ohr hatte, wieder zu dem gewöhnlichen Wachen des alltäglichen Lebens zurückkehrte, und wenn ſie dann in ihrer Nähe den fremden Arzt erblickte, da konnte ſie der Anwandlung von Widerwillen und Unmuth nicht mächtig werden, welche ſich in ihr regte; ſie hatte ihn anfangs immer ſehr bald aus ihren Zimmern zu entfernen gewußt, und obgleich ſie öfters, wenn der widerwärtige Mann ſich hinweg begeben hatte, unter den Ihrigen mit Thränen ſich des Undankes anklagte, gegen einen Menſchen, welcher ihr und der leidenden Mutter ſo aufopfernde Treue erwieſen, konnte ſie es dennoch, mit all ihren guten Vorſätzen, zu nichts weiter bringen, als zu einer ihr ſehr ſchwer fallenden, ſtillen Ergebung, womit ſie zuletzt das Zugegenſeyn des beſcheidenen Arztes ſich gefallen ließ. Auf eine ihm ſelber unbegreifliche Weiſe ſchmerzte dieſen das Benehmen der Kranken; je mehr ſie ihn abſtieß, deſto unwiderſtehlicher fühlte er ſich zu ihr gezogen; ihm war etwas geſchehen, das er ſich ſelber nicht geſtehen wollte.

Er hätte ſich des Geſtändniſſes Deſſen, was in ſeinem Herzen vorging, nicht zu weigern gebraucht. Faſt eben ſo ſicher als die Stunde des Todes, nahet ſich der ſterblichen Natur wenigſtens einmal in ihrem Leben eine andre Stunde, in welcher ſie fühlen muß, was irdiſche Liebe ſey. Sind ja doch jene beiden, unwiderſtehlichen Gewalten nicht ſo weit von einander geſchieden, als der Anſchein uns lehren will; ein tiefer eindringendes Erkennen weiß es, daß in vielfachem Sinne die irdiſche Liebe und der leibliche Tod mit einander Hand in Hand gehen, und dieſes Erkennen iſt tröſtlich, denn es lehrt uns, daß die Liebe, wenn ſie die Feuerprobe eines Todtengerichtes beſtehet, mit uns hinübergehe in die Heimath ihres Bruders, des Todes, deſſen innres Werk eben ſo wie das ihrige das Werden eines Neuen, Künftigen war.

Mutter Guillibaud konnte, mit dem Arm im Bande, ſchon wieder im Haus umher gehen, auch ihre Tochter, die ſeitdem öfters von der zärtlichen Mutter beſucht ward, durfte bereits wieder das Bette verlaſſen, und, wie der Arzt nun die ſichre Hoffnung gab, in wenig Tagen der balſamiſchen Frühlingsluft nicht mehr nur durch das geöffnete Fenſter, ſondern im Freien ſelber genießen. Der Doctor, mit welchem ſeit einigen Wochen eine Allen auffallende Veränderung vorgegangen, die ſeinem ſonſt ſo munterm Weſen einen Ausdruck von ſtiller Schwermuth gab, war ein Liebling der ganzen Familie, mit Ausnahme eines einzigen ihrer Mitglieder geworden. Ach, ſo dachte er oft, könnte doch von dieſer Liebe der Alten wie der Jungen gegen mich, auf das Herz der Einzigen etwas übergehen, welche nichts von mir wiſſen will.

Vielleicht hatte ſchon eine und die andre Perſon im Hauſe jene innre Wunde des jungen Arztes errathen, welche dieſen ſo ſchwermüthig und zugleich ſo mild, ſo liebevoll theilnehmend gegen Alle ſtimmte; wenigſtens trauen wir dieſen Scharfblick der hellſchauenden Mutter Guillibaud zu; berührt hatte dennoch die Wunde noch Keiner. Dieſes that jedoch Jemand, von welchem der Doctor es am wenigſten erwartet hatte: der alte Stelzenfuß Etienne. Eines Tages, als der Fremde traurig im Garten umher ging, dann in einer Laube ſich niederſetzte, aus der man, hinter dem jungen Grün des Jasmins verborgen, nach den Fenſtern der oberen Zimmer der Mühle hinaufblicken konnte, ſetzte ſich Etienne, von der Arbeit im Garten ermüdet, neben ihm nieder, betrachtete eine Zeit lang ihn ſchweigend und ſagte dann: Lieber Herr, haltet die Rede mir zu gute, ich glaube Ihr ſeyd verliebt.

Der Doctor erröthete tief; er hatte gern der Bewegung eines innren Schreckens den Anſtrich des Unwillens gegeben. — „Mein Freund Etienne“, ſo ſprach er, „ſpricht vielleicht wieder einmal der Geiſt des Weines aus dir?“

Herr, ſo antwortete der ehrliche Stelzfuß, wenn ich euch nicht ſo gut wäre, könnte ich ordentlich auf euch zürnen, wegen der Frage. Ihr ſolltet es wohl bemerkt haben, wie ich beim Weintrinken auf meiner Hut bin, ſeitdem ich neulich durch meine Trinkluſt faſt zum Mörder geworden wäre. Ich komme jetzt gar nicht mehr in den Keller, außer wenn mein Herr oder meine Frau mich hinunterſchicken, und dann thue ich unten nichts Andres, als was mir befohlen iſt. Alſo mit Eurem Geiſte des Weines, der aus mir reden ſoll, bleibt mir ferne; was ich euch vorhin aufrückte, das habe ich mit nüchternem Munde geſprochen, wie vorher mit nüchternen Augen geſehen.

Aber, ſo ſprach der Doctor, lieber Etienne, in wen ſollte ich denn verliebt ſeyn?“ — „Ei“, erwiederte der Andre, „in wen denn anders als in die charmante Demoiſelle Julie, in die ſich freilich auch ein Andrer verlieben könnte". — „Haſt du denn aber nicht bemerkt", fragte der Doctor, „wie ganz von Herzen ich dieſer zuwider bin; wie ſie mich ſonſt immer, ſobald ſie mich in ihrem Zimmer ſahe, hat gehen heißen und auch jetzt noch mich kaum eines freundlichen Blickes würdigt? Feuer mit Waſſer könnte ſich eher vertragen, als die ſchöne, gute Julie mit mir".

„Herr", ſagte Etienne, „laßt euch dieſes Benehmen der Jungfer Guillibaud nicht wundern. So ſcheu, und ich möchte beinahe ſagen gehäſſig, wie gegen euch, betragt ſie ſich gegen alle fremde Männer; ſchon als kleines Kind gerieth ſie außer ſich vor Schrecken, wenn ein Fremder in die Mühle hereintrat; ja, wenn ſie nur eine Männerſtimme in ihrer Nähe hörte. Ich, nach meiner geringen Einſicht, meine, daß dieſe Schreckhaftigkeit und Furcht von der Mutter auf ſie übergetragen iſt. Denn damals, als Madame Guillibaud mit dieſem Kind in Hoffnung war, fand ſich dieſelbe Monate lang in einer Lage, worin das bloße Hören einer fremden Männerſtimme, oder das Hereinkommen eines Fremden in ihr Gefängniß, nichts als Entſetzen, Abſcheu und Angſt in ihr erregen konnte. Doch davon erzahle ich Euch ein andres Mal; für heute wollte ich Euch nur ſagen, daß ihr die Belagerung der Feſtung nicht ſo geſchwind aufgeben ſollt, denn je ſtarker ſich dieſelbe zu vertheidigen weiß, deſto zuträglicher wird euch einmal künftig ihr Beſitz ſeyn. Ich, der ich ſeit vielen Jahren das Terrain kenne, zweifle keinen Augenblick, daß die gute Julie noch die Eurige werden wird".

So ſehr auch das, was Etienne eben geſprochen, einem zwar gutmüthigen, dabei aber wenig begründeten Geſchwätz glich, wirkte es dennoch beruhigend auf das liebeskranke Herz des Doctors. In der Zuverſichtlichkeit mit welcher der alte Stelzfuß die letzten Worte ausgeſprochen, lag etwas Anſteckendes; zum erſten Male dachte er ſich ſelber ganz lebhaft die Möglichkeit, daß der innigſte, geheimſte Wunſch ſeines Herzens in Erfüllung gehen könne. Er war ſo fröhlich und heiter geworden, wie er es ſeit langer Zeit nicht geweſen.

Beim Hineingehen nach dem Hauſe begegnete ihm Herr Guillibaud, der ſo eben heraustrat, um einen Geſchäftsgang nach einem benachbarten Dorfe zu machen. Der Doctor bat um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, und erhielt dieſelbe gerne. Ohne gerade einen ſonderlichen Grund dazu zu haben, fühlte er ſich dennoch ſo muthig, daß er dem werthen Freunde und Wohlthäter gern ſein ganzes Herz entdeckt hatte; er konnte ſich aber unmöglich entſchließen, ein Geheimniß von ſo theurer, zarter Natur in einer fremden Sprache auszuſprechen, und Herr Guillibaud hatte ſich ja neulich, am Krankenbette ſeiner Frau, als ein guter Kenner der deutſchen Sprache verrathen, darum verſuchte er es, was er freilich ſeitdem ſchon mehrmalen vergeblich verſucht hatte, mit ſeinem gaſtfreien Wirth ein deutſches Geſprach anzuknüpfen. Aber die Stunde, in welcher auf einmal der ganze, deutſche Willibald, nicht bloß einzelne Laute deſſelben aus dem provenzaliſchen Müller hervortreten ſollte, war noch nicht gekommen; Herr Guillibaud ſprach nicht nur in das Deutſch ſeines jungen Freundes nichts Andres als Franzöſiſch oder Italieniſch hinein, ſondern ſein öfters wiederholtes plait il? ſchien es ganz offenbar zu bezeugen, daß er die deutſche Rede nicht recht verſtehe. Dennoch fand der Doctor keinen Grund, ſich über das Mislingen ſeines Verſuches zu betrüben, denn der Müller war heute ſo ganz beſonders freundlich und zutraulich gegen ihn, daß ihm öfters, mitten im Geſprach, der Gedanke einfiel: dieſer gute Mann würde mich gern zu ſeinem Schwiegerſohn annehmen.

So kam er in ſeiner noch fortwährend heitren Stimmung wieder zurück nach dem Hauſe. Die kleine fünfjährige Jeanette, das jüngſte Töchterchen der Madame Guillibaud, hatte ihrem lieben Freunde, denn dies war ihr der Doctor, einen Kranz aus Frühlingsblumen gewunden, und, mit Hülfe ihrer Brüder, auch ſein Zimmer mit Blumenguirlanden verziert; ſie ſprang ihm freudig entgegen und führte ihn bei der Hand ins Haus hinein. „Es iſt gut“, ſprach ſie, „daß du da biſt; ich habe heute Morgen das deutſche Liedlein, das du mir und dem Bruder Charles gelernt haſt, bei Mama ganz allein und ohne Anſtoß geſungen, und ich wollte dir es auch gern vorſingen“. Der Doctor folgte der kleinen Freundin gern ins Wohnzimmer, er fand ſelbſt Julien darinnen; dieſe wollte ſich zwar entfernen, doch ließ ſie durch die Bitte der kleinen Jeanette ſich bewegen, noch da zu bleiben und den Geſang des Kindes zu hören. Ueberhaupt glaubte der junge Deutſche bemerkt zu haben, daß Julie, während ſie ſein Geſpräch vermied, dennoch ſeinen Geſang nicht ungern hörte; ſie war mehrmalen, ſchon im Begriff zu gehen, geblieben, wenn er mit ihren jüngeren Geſchwiſtern ſeine Sing- und Muſikübungen begonnen hatte, ja ſie hatte ſich ſchon einmal aus ihrem Zimmer herabziehen laſſen in die Wohnſtube, durch die Töne eines deutſchen Geſanges, den der Doctor auf Bitten ihrer Geſchwiſter anſtimmte. Als deßhalb auch heute die kleine Jeanette, nachdem ſie ihr Liedlein mit ſanfter Kinderſtimme und ohne allen Fehler geſungen, ihn bat, er möge ihr nun auch etwas zur Harfe ſingen, war er ſehr gern dazu bereit. Mit Vergnügen bemerkte er, daß Julie, die ſchon aufgeſtanden war, um zu gehen, bei den erſten Tönen, welche er anſtimmte, ſich in einer Ecke des Zimmers wieder niederließ. Er ſang ein ſchönes deutſches Lied, deſſen Inhalt von den Freuden und Schmerzen einer treuen, innigen Liebe redet. Es war, als wenn heute die Töne ſeiner männlich ſchönen Stimme ihm tiefer aus der Bruſt hervorkamen, als ſonſt; ihn ſelber hatten Inhalt und Melodie des Liedes noch niemals ſo ergriffen als heute; die Bewegung, die im Innern des Sängers war, wurde in ſeinem Geſange hörbar. Die Worte des Liedes konnte Keines der Anweſenden verſtehen, denn außer der Madame Guillibaud und ihren Kindern war niemand im Zimmer zugegen; dennoch ſchien es, als wenn Julie den Inhalt erriethe, denn es konnten nicht blos die Blicke ſeyn, die der Sänger zuweilen auf ſie richtete, welche dieſes Erröthen und die andren Zeichen einer großen Gemüthsbewegung auf dem Angeſicht der Jungfrau hervorriefen. Sie lehnte zuletzt die Stirn an das lockige Haupt der kleinen Jeanette, die ſie zu ſich hin gezogen hatte, und es ſchien, als wollte ſie eine Thräne verbergen, die ſich auf zudringliche Weiſe in das Auge eingeſchlichen hatte.

Das Lied war zu Ende; Julie entfernte ſich ſchnell. „Wie gern“, ſagte Madame Guillibaud, welche, obgleich ſie nur die eine Hand gebrauchen konnte, während des Geſanges ohne Aufhören beſchäftigt geweſen war, „höre ich doch die deutſchen Lieder. Sie haben ſo etwas Herzliches und Kräftiges. Mein Mann ſang mir in ſeinen jüngeren Jahren auch zuweilen deutſche Lieder, und er hat noch jetzt ein Buch, worinnen viele ſtehen, und in welchem er faſt täglich lieſt, aber das Singen iſt bei ihm außer Gebrauch gekommen“.

„Wie?“ fragte der Doctor, „iſt denn Herr Guillibaud wirklich, wie ich dies ſchon ſeit einiger Zeit vermuthete, ein Deutſcher?“

„Ja freilich iſt er dieſes“, antwortete die Hausfrau, „und, wie er mir ſagt, noch dazu ganz aus derſelben Gegend gebürtig, in welcher nach der Adreſſe, die auf Ihren Briefen ſtund, Ihre Verwandten wohnen. Er hat ſich langſt vorgenommen, Ihnen dies ſelber zu ſagen und Sie über Manches zu fragen, und ich weiß nicht, aus welchem Grunde der ſonderbare Mann es ſo lange anſtehen läſſet, gewiß aber wird er es noch vor Ihrer, hoffentlich nicht ſo nahen Abreiſe thun“.

„Warum aber“, fragte der Doctor weiter, „will er denn niemals mit mir in ſeiner alten Mutterſprache reden, auch wenn ich mich noch ſo eifrig bemühe, ihn dazu zu veranlaſſen?“

„Mein Mann“, erwiederte Madame Guillibaud, „ging ſehr jung aus ſeinem Vaterlande hinweg; kam darauf zu einem vornehmen franzöſiſchen Herrn, der ihn mehr als einen Sohn denn als Diener behandelt hat, und mit dieſem iſt er zwar mehrere Jahre auf Reiſen in verſchiedenen Ländern geweſen, aber nach ſeinem Vaterlande iſt er niemals wieder gekommen, darum hat er, wie er ſagt, das Deutſche faſt ganz vergeſſen. Doch kann ich ihm dieſes nicht recht glauben, denn ich habe ihn ſchon mehrmalen ganz geläufig Deutſch reden hören, und als er vor drei Jahren das Fieber hatte, da ſprach er in ſeinen Phantaſieen nichts Andres als Deutſch, und zwar ſo lang in einem fort, als wenn er uns eine Predigt halten wollte. Uebrigens mag früherhin wohl noch ein andrer Umſtand dazu gekommen ſeyn, der ihm das Deutſchreden verleidet hat. — Sie müſſen eben Gedult mit ihm haben; ich weiß, es thut ihm ſelber leid, daß er bisher ſo zurückhaltend gegen ſolch einen lieben, werthen Landsmann geweſen iſt, und mir ſcheint es oft als bereitete er ſich ordentlich recht mit Fleiß auf eine deutſche Unterredung mit Ihnen vor, denn er ſtudirt manchmal in ſeinem alten, franzöſiſch-deutſchen Wörterbuche, das er ſeit Jahren nicht angeſehen hat. Er hätte dies vielleicht nicht einmal nöthig, denn ich weiß, daß, wenn ihm das Herz warm wird, ihm die Worte von ſelber kommen, und warm wird ihm ſein Herz ſchon jetzt gar oft, wenn er daran denkt, daß Sie, den wir Alle ſo lieb haben, von uns ſcheiden ſollen.“

Vater Gregoire trat herein und der Doctor behielt eine weitere Frage, die er noch an die geſprächige Frau thun wollte, auf ſeinem Herzen. Er durfte übrigens immerhin dieſen Frühlingstag als einen für ihn glücklichen betrachten, denn die Macht ſeines heutigen Liedes hatte war nicht, wie ein Geſang des Orpheus, Löwen und Tiger gebändigt, aber ſie hatte, ſo ſchien es ihm wenigſtens, einer armen, ſchüchternen Taube die peinliche Aengſtlichkeit benommen, welche ihr ſelber vielleicht eben ſo läſtig geweſen war, als ihm. Julie aß heute zum erſten Male wieder das Abendbrod an der gemeinſamen Familientafel, die ſie, ſeitdem der Gaſt hier war, ſtets vermieden hatte; die Blicke des Fremden begegneten einige Male den ihrigen, und dieſe hatten das abſtoßend Scheue abgelegt, daß ihnen früher eigen geweſen; ſie ſprachen keinen Unwillen mehr aus, ſondern waren mild und ſanft geworden. Auch nach Tiſche ſahe die ernſte Jungfrau den Spielen des Doctors mit ihren jüngeren Geſchwiſtern zu und lächelte über die zärtlichen Liebkoſungen, mit welchen die beiden jüngſten um die Gunſt des Freundes, der ihnen heute wieder ſo ſchöne Bilder gemahlt hatte, wetteiferten.

„Zuletzt,“ ſo ſprach der überglückliche Jüngling zu ſich ſelber, als er auf ſein einſames Zimmer kam, „hat der alte Etienne doch Recht gehabt; das bisherige Benehmen des armen Mädchens gegen mich kam aus keinem, tief im Herzen ſitzenden, perſönlichen Haſſe gegen mich her, ſondern war der Ausdruck einer angebornen Stimmung ihrer Natur.“

Er fand bald Gelegenheit, das was Etienne ihm vertraute, noch von einer andern Seite beſtattigen zu hören. Ein Herr aus Avignon war in Geſchäftsangelegenheiten zu Vater Guillibaud gekommen. Julie, wie ſie ſeit Kurzem (ſeit dem vorhin beſchriebenen äußerlich ſo unbedeutend erſcheinenden Ereigniß) es gewöhnlich gethan, war, ohne ſich durch die Anweſenheit des Doctors ſtören zu laſſen, mit ihrer weiblichen Arbeit heruntergekommen ins Wohnzimmer und hatte von Zeit zu Zeit ſelbſt dem Zeichnungsunterricht zugeſehen, den der gutmüthige Gaſt ihren Geſchwiſtern ertheilte. Als der Beſuchende eintrat und mit ſeiner etwas ſtarken Stimme, zufälliger Weiſe zuerſt gegen die Jungfrau, welche in der Nähe der Thüre ſaß, einen Schwall von Höflichkeitsbezeugungen ausſprach, wurde dieſe bleich, zitterte an allen Gliedern und mit einem Blicke des höchſten Unmuthes auf den Sprecher gerichtet, ſprang ſie von ihrem Sitze auf und eilte zur Thür hinaus. Der Mann ſchüttelte bedenklich den Kopf und konnte den ſo ſchnell abgeriſſenen Faden ſeines Geſpräches erſt dann wieder finden, als Madame Guillibaud mit ihrer geſprächigen Freundlichkeit ihm entgegenkam und ihn zum Niederſitzen nöthigte. Als der Beſuchende wieder fortgegegangen und der Doctor mit der Mutter allein war, fragte er dieſe, was wohl ihre Tochter möge angewandelt haben, als ſie vorhin in ſo heftige Bewegung gerathen? „Das arme Kind,“ antwortete die Mutter, hat,

„ich möchte ſagen von ſeiner Geburt an eine ſolche heftige Scheu vor Mannern, daß ſich in ſeinem erſten Jahre ſelbſt der Vater und Großvater ihm nicht nahern durften, wenn ſie es nicht in die heftigſte Bewegung verſetzen wollten. Später hat ſich freilich dieſe anfangliche Scheu vor Vater und Großvater in die zartlichſte, kindlich zutraulichſte Liebe gegen beide verwandelt und auch an unſren alten Etienne gewöhnte ſich das Kind; fremde Manner regen aber noch fortwahrend dieſelbe, ſchreckhafte Bewegung in ihr auf. Ich muß fürchten, fügte ſie hinzu, daß mein eignes Unglück die Urſache des Unglücks meines Kindes war. Doch jenes, Gott Lob iſt gehoben, der betrübende Zuſtand aber meiner armen Tochter dauert auf unheilbare Weiſe fort.“

Wahrend auf ſolche Weiſe dem Doctor eine Art von Beruhigung gewahrt ward, konnte er doch nicht bemerken, daß er dem Ziele ſeiner Wünſche naher kame. Allerdings vermied ihn Julie jetzt nicht mehr, ſie ſchien ſelbſt nicht ungern mit ihm zu ſprechen und veranlaßte ihn gelegentlich zu mancher ſie belehrenden Unterhaltung, ſobald jedoch das Geſprach eine ſolche Wendung nahm, daß ſich das Geheimniß ſeines Herzens auch nur auf die leiſeſte Weiſe kund thun wollte, dann brach ſie, wie erſchrocken, daſſelbe ab und wendete ſich, von ganz andren Dingen redend, an Eines der Ihrigen oder zu irgend einem, ſcheinbar dringenden Geſchafte. Nur auf eine Weiſe durfte der Liebekranke frei und ohne allen Rückhalt ſelbſt zu Julien von dem reden, was ihn ſo tief bewegte, das war in ſeinen guten, deutſchen Liedern, und er konnte ſich nicht von dem Wahne los machen, daß die Jungfrau hierbei, wenn auch nicht die Worte der fremden Zunge, doch die Gefühle des fremden Herzens verſtehe, und ſie nicht gleichgültig zurückweiſe. Wie gern ſie ihn ſingen höre, das verrieth ſie täglich mehr; er konnte es wohl vermuthen, daß die öfteren Bitten der kleinen Jeanette, ihr eines von ſeinen ſchönen Liedern zu ſingen, eigentlich von Julien kamen, welche die Kleine zu ihrer Sprecherin wählte. Und wenn er dann, es geſchahe meiſt während der kühlen Nachmittagsſtunden im Garten, den Geſang zur Harfe anſtimmte, welcher von dem ſprach, das ihn mit Weh und Wonne zugleich erfüllte, oder ſein ſelbſt gedichtetes Lied von dem Heimweh nach dem Frieden, der zwar von oben kommt, der aber ſo gerne hienieden ſich eine Hütte der Liebe baut; wenn dann die kleine Jeanette zu ſeinen Füßen mit ihren Blumen ſpielte, überließ ſich Julie ohne Rückhalt ihrer Rührung, ſie verhehlte ihre Thränen nicht mehr vor dem Sänger und die Blicke ihrer ſeelenvollen Augen verriethen dieſem mehr als ſie ſelber wußte und wollte.

„Dennoch,“ ſo ſprach der Doctor zu ſich ſelber, als er eines Tages nach einer ſolchen Stunde im Garten, auf ſein einſames Zimmer kam, „bin ich ein Thor, daß ich mich dem verzehrenden Gram einer Liebe hingebe, die ſich nicht einmal in verſtändlichem Worte ausſprechen darf; einer Liebe zu einem zwar vortrefflichen und auch ſehr ſchönem Kinde, das jedoch mit einem halbgebrochenen Herzen ſchon zur Welt kam und dem Treiben des gewöhnlichen Lebens auf immer abgeſtorben ſcheint. Ich bin kein Petrarka, der dort am heimlichen, nachbarlichen Quell von Vaucluſe einem Leben der ſüßen Geſänge und der lieblichen Träume ſich hingeben darf; mich ruft mein Vaterland, mich ruft die Pflicht für Andre zu leben und zu wirken. Laß mich jetzt ernſtlich an die Abreiſe denken.“

So leicht als der gute Doctor ſich in dieſem Augenblick das Scheiden aus der Familie des Herrn Guillibaud gedacht hatte, war dieſes nicht. Freilich hatte er keinen recht triftigen Grund mehr ſeine Abreiſe aufzuſchieben. Der Arm der geſchäftigen Hausfrau war ſo weit geheilt, daß ſie ihn, längſtens in 8 Tagen ganz außer Bund tragen konnte; Julie befand ſich ſo wohl und kräftig, als ſie dieß nach der Ausſage der Ihrigen vielleicht noch niemals geweſen; ihre ſonſt bleichen Wangen hatten ſich jugendlich friſch geröthet; ſie war in ihrer ſtillen Weiſe heiter und ſehr vergnügt. Hier im Hauſe, das ſahe er wohl, war der Arzt jetzt entbehrlich, denn der kranke Müllerburſche ſeines Wirthes, deſſen er treulich ſich angenommen, konnte auch ohne ſein weitres Zugegenſeyn durch eine länger fortgeſetzte Anwendung der Mittel geneſen, die er ihm verordnet hatte, und übrigens ſtund ihm der Mann nicht ſo nahe, daß er ſeinetwegen hätte länger verziehen dürfen. Mit ſchwerem Herzen erklärte er deshalb den ihm ſo theuren, werthen Gaſtfreunden, daß er noch dieſe Woche bleiben, dann aber, wenn der Arm der Madame Guillibaud auch ſeiner letzten Banden erledigt ſey, die ſo lang verſchobene Heimreiſe antreten wolle.

Mit großer Betrübniß hörten Alle den Entſchluß ihres Gaſtes; die beiden jüngſten Kinder proteſtirten mit Thränen gegen ſeine Abreiſe und ſelbſt Julie ſchien bewegt zu ſeyn. Doch eine Woche des Menſchenlebens, wie viel kann ſie uns nehmen oder auch bringen!

Der Doctor mußte es als einen beſonders glücklichen Zufall betrachten, daß gerade auf einen der letzten Tage dieſer Woche Juliens zwanzigſter Geburtstag fiel. Er war in der Stadt geweſen und hatte mehrere ſinnig gewählte Geſchenke für alle Mitglieder der Familie, vor allem aber für Julien eingekauft, um dieſelben bei der Feier des Geburtstages ihr darzureichen; mit ihren beiden

jüngſten

jüngſten Geſchwiſtern hatte er heimlich ein italieniſches Lied eingeübt, das man der Schweſter ſingen wollte. Am Tage vor dem kleinen Familienfeſte war Julie ſehr früh aufgeweſen und hatte geſchrieben. Sie war nicht zum gemeinſamen Frühſtück gekommen; als der Doctor ſie einige Stunden hernach ſahe, fand er ſie ungewöhnlich ernſt und blaß. Sie hatte lange im Zimmer der Großeltern mit ihrer Mutter geſprochen, und auch dieſe ſchien tief bekümmert. Der Doctor, welcher das ganze Vertrauen der guten Frau beſaß, benutzte den erſten Augenblick, in dem er mit ihr allein war, um ſie zu fragen, was Julien begegnet ſey? Der Mutter traten die Thränen in die Augen. „Denken Sie ſich, Herr Ferber, ſagte ſie, das Mädchen hat uns und ſich ſelber mit einer ſonderbaren Ankündigung ihres nahen Todes erſchreckt, die ſie mit einer ſolchen innren Sicherheit und feſten Ueberzeugung ausſpricht, daß ſie mich ſelber mit ihrer Einbildung angeſteckt hat. Sie ſagt, ihr habe in der vergangenen Nacht ein Traum geträumt, aus dem ſie etliche Male erwacht und der beim Wiedereinſchlummern immer als derſelbe zurückgekehrt ſey; ein Traum, in welchem ihr mit der größten Lebendigkeit und Gewißheit angekündigt ward, daß ſie morgen, als an ihrem Geburtstag, ſterben werde. Die Gefühle, ſagt ſie, welche dieſer Traum in ihr aufgeregt habe, ſeyen zugleich ſo lieblich und himmliſch geweſen, daß ſie den Augenblick ſeiner Erfüllung mit herzlicher Sehnſucht erwarte. Sie thut nun nichts Andres, als Vorbereitungen zu ihrem nahen Ende zu treffen und uns darüber zu tröſten, daß ſie, die arme Kranke, uns bald verlaſſe.“

Obgleich der Doctor die Aeußerungen des Mädchens für nichts weiter hielt als für den Wahn einer krankhaft aufgeregten Phantaſie, war er dennoch von den Worten der Mutter tief bewegt. Er hatte gern, als Arzt die Leidende beſucht, aber dieſe hielt ſich in ihrem Zimmer verſchloſſen, und ließ ſich den ganzen Tag hindurch nicht mehr ſehen. Auch am Abend, als Mutter Guillibaud zu bemerken glaubte, daß Julie Fieber habe und den Doctor rufen wollte, bat die Jungfrau auf eine ſo dringende Weiſe dies nicht zu thun, daß jene von ihrem Vorſatz abſtund. Einige beruhigende Mittel aber, die der Arzt ihr ſendete, nahm ſie willig und gern.

Der Morgen des feſtlichen Tages, den man im ganzen Hauſe ſo freudig erwartet hatte, war gekommen, aber wie ganz anders als man es vorher ſich träumen laſſen. Julie, nachdem ſie noch ziemlich ſpät mit Schreiben beſchäftigt geweſen, hatte ſich zwar aus Gehorſam gegen die Großmutter zur Ruhe gelegt, aber, wie dies Madame Gregoire wohl bemerkte, nicht geſchlafen, ſondern die ganze Nacht, bis gegen Anbruch des Morgens im Gebet zugebracht. Erſt dann, als die Helle des Tages durch die Fenſter hineinſchien, war ſie eingeſchlummert; doch dieſer kurze Schlaf, der kaum eine halbe Stunde währte, ſchien ſie nicht geſtärkt zu haben, ſie war noch bleicher als geſtern, ihre Stimme ſo ſchwach wie bei einer ſchwer Erkrankten. Dennoch hatte ſie nach einiger Zeit ſich vom Lager erhoben und ſich mit ganz beſonderer Sorgfalt angekleidet. Die Auswahl des Gewandes erſchien nicht ohne Bedeutung. Es war nach Form und Farbe ein ſolches, worein man nach der Sitte der Provenzalen ſowohl die Bräute, wenn ſie zum Altar gehen, als auch die im Alter der Unſchuld verſtorbenen Kinder und Jungfrauen für die traurige Feier ihres Leichenbegängniſſes einkleidet. Julie hatte ſchon vor einiger Zeit, mit Gedanken des Todes beſchäftigt, das Gewand mit eignen Händen ſich bereitet.

Dieſe Farbe des Schnees, welche durch die ſparſam angebrachten roſenrothen Schleifen nur noch mehr gehoben ward, ſchickte ſich gut zu dem Weiß der Wangen, auf denen die Roſen der Jugend für immer verblichen ſchienen. Zwar die ſchönen, dunklen Augen blickten noch ſo ſeelenvoll wie immer, aber wie bald wird auch aus dieſen die Seele entwichen ſeyn!

Die Jungfrau war durch das kleine Geſchäft des Ankleidens ſo erſchöpft, daß ſie eines längeren Ausruhens bedurfte. Dann wünſchte ſie die Ihrigen zu ſprechen; „ſelbſt wenn der Doctor kommen wolle, ſolle ihr das nicht zuwider ſeyn.“ Die Worte des Dankes und der Liebe, die ſie den Eltern und Großeltern, die Wünſche des Segens, die ſie den Geſchwiſtern zuſprach, waren voll tiefer Innigkeit und voll Nachdruck; ſelbſt dem theilnehmenden, treuen Arzte reichte ſie dankbar die Hand. Die jüngeren Geſchwiſter, die von einer der Dienerinnen es erfahren hatten, daß die Schweſter Julie ſterben wolle, weinten laut, auch die Augen der Andren blieben nicht ohne Thränen, nur der Großvater Gregoire ſchaute mit ruhigem, durchdringenden Blicke bald Julien, bald den Doctor an, gleich als ob er beide gegeneinander abwägen wolle, und begab ſich dann ſchweigend hinab in den Garten, wo er ſo emſig wie ſonſt mit der Pflege ſeiner Pflanzlinge ſich beſchaftigte.

So hatten ſich die Töne der Freude, die man heute anzuſtimmen gedachte, zwar noch nicht in Töne des Jammers und der Klage, wohl aber in ein ernſtes Schweigen verwandelt. Die Kinder dachten nicht mehr an das Singen ihres Liedes, der Doctor hätte es nicht wagen mögen ſeine, für eine andre Feier dieſes Tages berechneten Geſchenke herbeizubringen, denn ſelbſt die prachtvolle Ausgabe von Petrarks Geſängen der Liebe und der Ueberſetzung ſeiner Selbſtbekenntniſſe, ließen ſich mit den Gedanken des nahen Todes nicht in Einklang ſetzen. Nicht ohne einiges Widerſtreben hatte es die Jungfrau dem Arzt erlaubt ihren Puls zu fühlen, dieſer ließ mehr nur auf eine große innere Aufregung des zarten Körpers, als auf nahe Todesgefahr ſchließen. Dennoch war der Doctor nicht ohne große Beſorgniß. Er kannte die Gefahren, welche ſelbſt ſchon die übermachtige Einbildungskraft dem Leben zu bringen vermag; hier bei Julien wohnte in der leicht zerſtörbaren Hülle eine Seele, welche, wenn ſie die ſtarken Schwingen zum Sturmesfluge des heftigen Sehnens entfaltete, nur zu leicht das Gehäuſe zerbrechen konnte. Er furchtete eine Zuruckkehr der Anfalle, welche neulich die Familie der Kranken in ſo heftigen Schrecken geſetzt hatten und wenn dieſe ſich erneuten, war die Gefahr groß. Seine Augen fullten ſich, ohne daß er ſelber es fühlte, mit Thranen; Julie hatte die Bewegung des theilnehmenden Mannes bemerkt, ſie ſchien davon ergriffen, der Doctor entfernte ſich, er eilte hinaus zum Anblick des Frühlinges, der heute fur ihn ohne troſtende Kraft war.

Unten am Garten begegnete ihm Etienne. „Warum ſo traurig? junger Herr," fragte ihn dieſer. „Wer ſollte das nicht ſeyn, antwortete der Doctor, in einem Hauſe, wo alles nur ans Sterben und Scheiden des Liebſten und Beſten denkt, das unter dieſem Dache war; ich fürchte nur zu ſehr Juliens Traum geht diesmal in Erfüllung." — „Pah," ſagte Etienne, „was wißt ihr Alle von Traumdeutungen. Traume ſind freilich nur Schäume, wenn man aber denn doch etwas darauf achten will, dann ſoll man nicht vergeſſen, daß nach einer alten Regel das Traumen von einer Hochzeit den nahen Tod, umgekehrt aber, wenns einem vom Tode traumt, dieſes eine nahe

Hochzeit bedeute. Wenn nur die gar zu ernſthaften Leute drinnen einen Spaß verſtünden, ich wollte der kranken Jungfer bald ihre Grillen ausreden und ſie auf andre Gedanken bringen, wenigſtens ſolltet Ihr aber darinnen etwas geſcheiter ſeyn.“

Der Doctor wollte heute nichts von den Scherzen des alten Stelzfußes wiſſen, und als er hinaufblickte zum Fenſter und die gute alte Großmutter Gregoire mit zitterndem Haupte und tief bekümmerter Miene daran ſtehen ſahe, da erfaßte der Schmerz ihn von neuem. Stärker denn jemals fühlte er, was ihm Julie ſey; auf ein oder die andre Weiſe ſollte er nun bald auf immer von ihr ſcheiden. Ohne es zu bemerken hatte er ſich, am Fluße hinaufgehend weit vom Hauſe entfernt, er eilte, von Angſt getrieben, zurück; was konnte indeß durch ſeine Schuld verſäumt ſeyn!

Julie hatte ſeit Mittag geſchlafen und ſchlief noch jetzt. Er ſahe ſie; es war der Anblick einer Todten. Endlich regte ſie ſich und die Großmutter winkte dem Fremden mit bittenden Blicke ſich zu entfernen. Dieſer war nur kurze Zeit bei der Mutter im Wohnzimmer geſeſſen, da rief man ihn wieder hinauf. Julie wollte ihn noch ſprechen. „Wie wäre es,“ ſagte ihm Madame Guillibaud, wenn Sie die Harfe mit ſich nahmen und meiner Tochter ein ſchönes Lied ſängen, ſollte das nicht ihr wohlthun? Ich weiß, wie gern Sie Ihren Geſang hört und wie der ſie jedesmal ſo heiter gemacht hat.“ Der Doctor war gern dazu bereit und trat mit ſeiner Harfe ins Zimmer der Kranken. Dieſe ſahe ihn mit einem ernſten, fragenden Blick an, doch eine Spur von Unwillen lag nicht darinnen. Sie ſchien ſich kräftiger zu fühlen als heute morgen; ſie ſaß aufrecht auf dem Sofa, in ihrer

Hand ein beſchriebenes Papier haltend. „Ich habe geſtern,“ ſagte ſie, „für alle meine Verwandten und Freunde einige Worte, zur Erinnerung an ein armes, krankes Mädchen aufgeſchrieben, das öfters ſelbſt im Hauſe der liebenden Eltern nur wie ein vorbeiwandernder Fremdling ſich fühlte. Auch für Sie, den theuren Freund der Meinigen, habe ich hier einige Worte aufgezeichnet, welche Sie an ein Geſpräch erinnern werden, das Sie vor längerer Zeit mit meinem Großvater hatten. Verzeihen Sie es dem unverſtändigen Kinde, wenn es wagte Etwas gegen Sie auszuſprechen, das wie eine Belehrung oder Ermahnung klingt; es iſt aber nicht ſo gemeint und einer Sterbenden vergiebt man Vieles. Uebrigens iſt das ja auch ein Beweis von treuer Freundſchaft, wenn wir uns gegenſeitig ermahnen treu zu werden der Wahrheit und ihr treu zu bleiben bis ans Ende. Auch ich bitte Sie darum, daß Sie mich ſtärken helfen zu meinem letzten Kampfe.“

Der Doctor wollte einen Blick auf den Inhalt des Papiers werfen, „Ich bitte Sie, ſagte die Kranke, leſen Sie das erſt nach meinem Tode. Erſt dieſer wird für Sie das arme Vermächtniß verſiegeln und vielleicht es Ihnen ein wenig werth machen. Ich ſehe, Sie haben die Harfe mit ſich gebracht, wahrſcheinlich um mir Etwas zu ſingen. Nun, wenn Sie eine Weiſe kennen, die das ausſpricht, was ich in dieſen Stunden fühle, dann ſingen Sie mir dieſelbe immer.“

Der Geſang hub an. Sein Inhalt handelte von jener Hoffnung, welche nicht mit dem ſterbenden Herzen ſtirbt oder mit dem brechenden Auge bricht; von der Zuverſicht des Chriſten, welcher weiß an Wen er glaubt. Der Doctor hatte das Lied in ſeinen früheren Jahren gehört und geſungen; es regte die Erinnerung an das Sterbebette ſeiner theuren Mutter in ihm auf; er verbarg ſeine Bewegung nicht. Die Kranke hatte mit inniger Theilnahme das Lied gehört ihr Blick ſchien um mehrere zu bitten und der Sanger verſtund und erfüllte ihren Wunſch. Die gute Großmutter Gregoire, die allein mit den Beiden im Zimmer war, hatte ſich in den Lehnſtuhl geſetzt; ſie war, ermüdet von den Sorgen der beiden letzten Tage und von der in Kummer durchwachten Nacht, eingeſchlummert. Julie winkte dem Doctor, dieſer ſtellte die Harfe zur Seite. „Es iſt mir unbegreiflich,“ ſagte das Madchen, mit leiſer Stimme, um den Schlaf der Großmutter nicht zu ſtören, „wie mich der Geſang ſo geſtarkt hat. Mir iſt es als hatte er mich wieder in das Leben zurückgezogen, aus dem ich mich ſo freudig losgemacht hatte. Und doch haben mir Ihre Lieder das Gefühl des innren, ſeligen Friedens, womit mich geſtern mein Traum und die Hoffnung der baldigen Auflöſung erfüllte, nicht geraubt, ſondern eher noch vermehrt und verſtarkt.“

„Und ſollte denn nur dort jenſeits der ſelige Frieden gefunden werden können, den Sie empfanden, ſollte dieſer Bürger der hoheren Welt nicht auch ſchon bei uns hienieden, wenn wir ihn nur zu uns einladen, gern und willig ſeine Hütte aufſchlagen und bei uns wohnen mögen? Liebe Julie, könnten wir uns ſo nach dem Himmel, nach dem Lande des Friedens ſehnen, wenn wir es nicht ſchon auf Erden in uns, als Vorausgabe des Künftigen, erführen, was die Seligkeit des Himmels, was der Friede der Ewigkeit ſey? Und liegt denn nicht auch darin ein Vorſchmack jener Seligkeit, daß wir gewürdigt werden hier im Thale der Thranen Saamen auszuſtreuen des

Guten, der uns ſeine Früchte bringt dort in Ewigkeit. Ich weiß von einem frommen Manne, der während ſeines Lebens oft ſehr ſchmerzlich an dem Heimweh litt nach dem Vaterlande, dahin wir einſt Alle zurückkehren. Sein Sehnen wurde ihm ziemlich frühe erfüllt. Als es aber nun mit ihm zum Sterben kam, da beklagte er es, daß er Gott nicht ernſtlich um längere Erhaltung ſeines Lebens gebeten habe. Denn, ſo ſagte er, erſt jetzt ſehe ich es recht ein, welch große Gabe das Leben: die Möglichkeit eines Wirkens, mitten in der Zeit, für die Ewigkeit ſey. Julie, nehmen Sie die Laſt des Lebens freudig auf ſich; Ihre Stunde, die Bürde abzulegen, iſt noch nicht gekommen. Vielleicht wollte, mit dem geſtrigen Traume Ihre lange Kränklichkeit von Ihnen auf immer Abſchied nehmen; Sie ſind, dies ſage ich Ihnen als Arzt, verhältnißmäßig ſo geſund als ich und Sie werden hier bei den Ihrigen glücklicher noch ſeyn als ich, wenn ich wieder dahin gehe in meine Einſamkeit. Denn mir iſt es ſeither mit jedem Tage deutlicher geworden, wie froh und wie glücklich ich bin und mit Ihnen ſeyn würde, und wie ich das ohne Sie niemals ſeyn kann“!!

Der Doctor ſchwieg; er hatte es kaum bemerkt, wie ſeine Hand zu Juliens Hand gekommen ſey. Die Jungfrau zog die ihrige nicht zurück, ihm war es ſogar, als ob ſie den Gruß ſeines Händedruckes ſanft erwiedere. Er fühlte ſich von einer ungewöhnlichen Freudigkeit ergriffen. „Julie,“ ſo fragte er, „könnten Sie ſich entſchließen dieſe theure Hand da zu einem Bund für das ganze Leben in die meinige zu legen? Zu einem treuen Bunde des gemeinſamen Wanderns durch die Zeit zur Ewigkeit!“ Die Jungfrau ſchwieg, wie in ein tiefes Staunen verſunken, ihre Hand aber zog ſie nicht aus der ſeinen zurück.

Endlich antwortete ſie mit einem zwar ſchüchternen, dabei aber entſchiedenem „Ja“. Die Bande der alten, angeborenen Aengſtlichkeit und Furcht waren jetzt auf immer gelöſt; Julie fühlte ſich mit treuer, inniger Liebe dem fremden, guten Manne verbunden, den ſie vorher ſo gefürchtet, ſo geſcheut hatte.

Die beiden Glücklichen! ſie ſahen und hörten jetzt nur Eines das Andre; ſie bemerkten es nicht, daß der Großvater Gregoire leiſe, um nicht die vielleicht ſchlafende Kranke zu ſtören, die Thüre öffnete und ins Zimmer trat. Auch die Großmutter erwachte jetzt aus ihrem Schlummer; der Alte trat näher zu ihr, und indem er auf die beiden Liebenden hindeutete, rief er mit ſtarker Stimme: „ſiehe da, den Seinigen giebt er es ſchlafend, mit dem Kummer um eine vermeintliche Sterbende biſt du eingeſchlummert, mit der Freude über eine nicht vermeintliche, ſondern wirkliche, glückliche Braut darfſt du erwachen.“

Auch die Mutter Guillibaud war jetzt hereingetreten und die beiden Liebenden hatten um ihren, wie um der theuren Großeltern Segen gebeten zu ihrem Bunde. Die frohe Nachricht von der unerwarteten Wendung der Ereigniſſe dieſes Tages verbreitete ſich alsbald durch das ganze Haus. Auch Vater Guillibaud, der ſich bei einem Nachbar befand, wurde heimgerufen; er kam mit banger Erwartung, da empfieng ihn, als er ins Haus trat, die Nachricht, und beim Hinaufkommen ins Zimmer der Anblick des Glückes ſeiner Kinder. Zum zweiten Male ſeit Ferbers Anweſenheit trat ihm heute das deutſche Herz auf die Zunge, er begrüßte, tiefgerührt, den neu geſchenkten, lieben Sohn in der gemeinſamen Mutterſprache und redete einige Zeit ganz geläufig mit ihm in dieſer. Es erging ihm wie den Nachtigallen, welche, ehe ſie den vollkommenen Geſang des Frühlinges anheben, zuvor mehrmalen kleine Proben deſſelben vernehmen laſſen; auch die heutige deutſche Unterhaltung mit dem deutſchen Gaſte war nur ein Vorſpiel von einem mächtigeren Erguß ſeiner Gefühle in jener Sprache, welche ihm noch immer für den Ausdruck ſolcher innern Bewegungen die natürlichſte war.

Mit Julien war an dieſem Abend eine auffallende Verändrung vorgegangen. Jene innre Spannung, mit welcher ſie dennoch, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, auf ihr Ende gewartet hatte, war verſchwunden; ihr war auf einmal Alles, die Gegenwart wie das, was ſie als künftig erwartete, klar geworden, ſie empfand ein Wohlſeyn in ihrem Innern, dergleichen ſie niemals vorhin empfunden. Noch immer ruhete ihre Hand in der des Verlobten, ihr war es, als ob eine Kraft des Lebens aus der fremden Hand durch die ihrige bis zum Herzen dränge und hier das ſchlummernde Leben wecke; ihre Wangen rötheten ſich von neuem, ſie fühlte ſich kräftig genug aufzuſtehen und äußerte ſelbſt den Wunſch, hinabkommen zu dürfen zum gemeinſamen Abendeſſen an der Familientafel. Die Andren gingen voran, die Jungfrau, nachdem ſie das doppelſinnige Gewand, das für ſie aus einem Sterbe- zum Brautkleid geworden, mit einem andern vertauſcht hatte, kam nach.

Die gewöhnliche, gute Ordnung des Hauſes war ſchon geſtern, noch mehr aber heute, ganz zerſtört geweſen; außer den jüngeren Kindern und den dienenden, oder ſonſt ſchwer arbeitenden Hausgenoſſen waren die meiſten Andren ohne Speiſe geblieben. Deſto fröhlicher hielt man jetzt das gemeinſame Mahl. Auch der alte Etienne, der, wie gewöhnlich, mit den [illegible] geſpeiſt hatte, trat mit dem vollen Glas in der Hand herein, um die Geſundheit der beiden Verlobten zu trinken. „Habe ich“, ſagte er halblaut zum Doctor, „euch nicht den Traum eurer Braut ganz richtig ausgelegt?“ — „Allerdings“, erwiederte der Doctor, „warſt du mir, wie Joſeph dem Mundſchenken im Gefängniß, ein glücklicher Traumdeuter, darum darfſt du auch heute einmal nach Belieben der Gaben genießen, welche der Mundſchenk ſeinem Könige im Becher darbot“. Herr Guillibaud winkte einem der Kinder, man ſetzte dem alten, ehrenwerthen Stelzfuß einen Stuhl zum Tiſche, und dieſer trank und plauderte mit überfließender, ja zuletzt faſt zügelloſer Fröhlichkeit, bis ihm der Großvater Gregoire einen andren Wink gab, den er alsbald verſtund und in der beſten Laune ſich entfernte.

Mit ihm war nicht der Geiſt der Fröhlichkeit aus dem Kreiſe der andern glücklichen Tiſchgenoſſen hinweggegangen. Freilich redete dieſe Fröhlichkeit eine andre Sprache, als bei dem alten Seemann Etienne, deſſen Witze noch öfters nach ſeinem vormaligen Matroſenſtande ſchmeckten. Selbſt die beiden Großeltern waren ungewöhnlich heiter; man hatte die für den heutigen Tag beſtimmten Geſchenke herbeigebracht; die beiden jüngſten Kinder hatten ihrer lieben Julie noch ihr Feſttagsliedlein geſungen und waren dann zur Ruhe gegangen; die Großeltern und Eltern ſammt dem Brautpaare feierten ein Feſt der gemeinſamen, gegenſeitigen Liebe, deren Gefühl allerdings ein himmliſches zu nennen war, weil ihre Wurzel im Boden eines himmliſchen und ewigen Elementes ruhete, und weil ſie aus dieſem Quell ihre Nahrung und Kraft empfing. Die eigentliche Seele ihrer Unterhaltung war das, was der alte, ehrwürdige Gregoire aus dem reichen Schatze ſeines Herzens mittheilte. Doch ſo gern der Doctor die ganze Nacht hindurch bei dieſen Geſprächen hätte verweilen mögen, trieb ihn dennoch die zärtliche Sorge für ſeine Braut zu der Bitte, daß man jezt auch dem Schlafe ſein Recht gewähren ſolle.

Obgleich die Ruhe dieſer Nacht bei mehrern Gliedern der Familie das Verſäumniß einer vorhergehenden Nacht einbringen ſollte, waren ſie dennoch Alle ſehr früh am andern Morgen wieder beiſammen. Julie war noch niemals ſo heiter und fröhlich geweſen als heute, der Bräutigam hatte ſie noch niemals ſo blühend und ſo ſchön geſehen. Sie ſelber ergriff heute, was ſeit Ferbers Hierſeyn noch nicht geſchehen, die Harfe, ſie ſpielte und ſang ein Morgenlied, das der Großvater ihr gelehrt; Inhalt wie Melodie ſprachen die tiefe Rührung eines Herzens aus, welches die Güte, die ohne Ende iſt, an ſich ſelber erfahren hat und ihre Thaten preiſet. Eine ſolche lieblich wie kräftig lautende, rührend ſchöne Stimme, ſo ſchien es wenigſtens dem liebetrunkenen Doctor, hatte er noch niemals gehört. Als die Jungfrau geendet, bat ſie den Freund, ihr nun auch ein deutſches, frommes Morgenlied zu ſingen. Sie reichte ein Buch ihres Vaters dar, welches deutſche Geſänge enthielt. „Vielleicht“, ſo ſagte ſie, „bringt Ihnen ein Hineinblicken in dieſes Buch irgend ein Lied in Erinnerung, das Sie in der Heimath gerne ſangen“. Der Doctor ſchlug das Buch auf, da fand er vorne auf dem Schuzblatt des Titels den Namen eines nahen Verwandten ſeiner Eltern eingeſchrieben, den er ſelber in früher Kindheit noch gekannt hatte. Das Buch war, wie die eingeſchriebenen Zeilen ſagten, ein Geſchenk an einen beſonders lieben Taufpathen, Namens Willibald; es ſollte dieſen auf ſeinen Wegen begleiten und ihn erinnern an manche jener guten, ernſten Lehren, die er empfangen. Es war jezt nicht Zeit zu fragen; der junge Deutſche ſang ſein gutes, deutſches Lied und man ging zum Frühſtück. „Lieber Vater“, ſo redete jetzt Ferber den Herrn Guillibaud an, „haben Sie den Mann ſelber gekannt, der hier in dieſes Buch ſeinen Namen eingeſchrieben hat?“ „Wie ſollte ich das nicht“, antwortete Herr Guillibaud, „war er doch mein lieber Lehrer und Taufpathe, dazu auch mein Verwandter; ein Schulmann von ſolcher Gelehrſamkeit und hierbei von ſolcher Frömmigkeit und Herzensgüte, daß es ſeines Gleichen wohl wenige auf Erden gegeben hat“. — „Nun dann, mein lieber Vater“, ſagte der Doctor, „bin ja auch ich euer Vetter, denn dieſer alte Schulrector, Joſeph Müller, war meines Vaters Oheim (Muttersbruder), und noch überdieß der Pflegvater meiner eignen ſeligen Mutter, ſo daß ich ihn immer nur Großvater nannte. Auch mir hat derſelbe noch gar manche gute Lehre gegeben“.

„Wie“, ſagte Vater Guillibaud, „ſo hat mich meine alte Erinnrung doch nicht getäuſcht; deines Vaters Mutter war eine geborene Müller und unſre Verwandte. Und deine eigne Mutter wird wahrſcheinlich jene Pflegetochter meines alten Lehrers geweſen ſeyn, die ich noch als ein ganz kleines Kind in ſeinem Hauſe geſehen habe. Dein Großoheim hatte dieſen kleinen Pflegling von einer Reiſe nach Hamburg mit heim gebracht, das Kind ſprach anfangs kein Deutſch, man ſagte, es ſtamme von franzöſiſchen Eltern und ſey eine Vater- und Mutterloſe Waiſe“.

„Allerdings“, erwiederte der Doctor, war meine Mutter eine geborne Franzöſin, obgleich ſie ihre Mutterſprache ſpäter ganz verlernt hatte. Leider habe ich dieſe theure Mutter ſchon in meinem zwölften Jahre verloren“.

„Nun“, ſo fuhr Vater Guillibaud fort, indem er den Doctor umarmte, „ſo ſey mir denn auch als mein Verwandter, und gleichſam als ein Enkel meines Wohlthäters und treueſten Lehrers willkommen, du lieber Sohn; mit deinem Hereinkommen in mein Haus iſt noch einer der vielen Segenswünſche des ſeligen Mannes in Erfüllung gegangen, denn du wirſt mir mein Haus bauen helfen auf geiſtige Weiſe. Ich will von nun an auch", dies fügte Herr Guillibaud in deutſcher Sprache hinzu, „meine vieljährige Scheu überwinden und öfter mit dir in der lieben Mutterſprache reden, laß uns auch, vor allem in dieſer Sprache, als alte liebe Verwandte und Landsleute uns du nennen, du biſt mir ja nicht allein Sohn, ſondern ein lieber Bruder".

Die ganze Familie nahm an der unvermutheten Entdeckung der Verwandtſchaft des Hausvaters mit ſeinem Gaſte den herzlichſten Antheil; das frohe Ereigniß dieſes Morgens war eine ſchöne Zugabe zu den Freuden des geſtrigen Abends; Herr Gregoire bemerkte: „daß Herr Ferber uns nahe verwandt ſey, habe ich freilich ſchon lange bemerkt."

Die beiden Liebenden wandelten im Garten. Sie hatten ſich ſo Vieles zu ſagen; ihnen ſchien es, als müſſe ein Menſchenleben viel zu kurz ſeyn, um ſich das Alles auszuſprechen, was ſie auf ihren Herzen hatten. „Wiſſen Sie auch", fragte Ferber, „was unſer guter Vater heute, da wir unſre Verwandtſchaft entdeckt hatten, zuletzt gegen mich ausſprach?" — „Ich verſtehe nicht deutſch", antwortete Julie". — „Er trug mir", ſo fuhr der Doctor fort, „das trauliche Du an, und ſollten nicht wir beide, die wir ſchon jetzt uns naher verwandt ſind denn bloße Vettern, das liebe, gute Du in unſre Geſpräche aufnehmen?" — „Das Du", ſo erwiederte die Jungfrau, „fällt der franzöſiſchen Zunge freilich ſchwerer denn der deutſchen, doch ich werde ja deutſch lernen und Ihnen zu Gefallen ſchon jetzt auf franzöſiſch es verſuchen.“

Die Geſpräche mit der theuren Braut waren dem Doctor freilich erquicklicher und lieber, denn das Singen, doch unterblieb auch dieſes nicht ganz, denn Julie ſelber forderte den Freund dazu auf und begleitete ſeine italieniſchen Lieder mit ihrer Stimme, oder lehrte ihm die Geſänge der Provence. Gleich bei einer der erſten Gelegenheiten fragte ſie ihren Freund nach dem Inhalt jener Lieder, die auf ſie ſolch tiefen Eindruck gemacht hatten. Ferber überſetzte ihr den Inhalt. „Wie ſonderbar iſt es doch,“ ſagte ſie erröthend, „daß ich den Inhalt ſo ganz errieth, ohne ſeine Worte zu verſtehen. Ich wußte es, daß du mir im Geſange ſagteſt, daß du mich ſehr lieb habeſt, und ich hörte es gerne, ja mit recht tiefer, freudiger Rührung, während ich, wenn du mir auf gewöhnliche Weiſe ſprechend ein Wort von Liebe geſagt hätteſt, dieſes mit Entſetzen, ja mit Abſcheu würde vernommen haben. Wenn du dein Lied ſangſt, da ſang meine Seele in ihrem Innerſten mit dir, und der Inhalt ihres geheimen Liedes mochte wohl ein ähnlicher ſeyn, als der deines hörbaren Geſanges, ohne daß ich mich deſſen ſelber recht bewußt war und noch weniger mir es hatte geſtehen mögen. Du haſt mich wie der Vogelſteller den armen, ſcheuen Vogel durch lieblich lockende Töne in das Netz der Liebe hineingeführt.“

Das beſchriebene Papier, welches Julie am Abend ihrer Verlobung dem Freunde als Vermächtniß hinterlaſſen wollte, hatte ſie auf unbemerkte Weiſe aus ſeinen Händen wieder in die ihrigen zu bringen gewußt. Der Glückliche, der an dieſem Abend nur die Braut, nicht das Papier ſahe, wurde ſeinen Verluſt erſt am andern

Morgen gewahr. Er begehrte jetzt das liebe Vermächtniß, Julie wollte es nicht mehr aushändigen; „aus den Worten“, ſo ſagte ſie ſpäter, „welche du zu mir ſprachſt, als du meine Hand in die deinige nahmſt, verſtund ich wohl, daß du einen beſſeren Lehrer in deinem Innern haſt, als ein armes, unverſtändiges Mädchen dir ſeyn konnte. Sollten dich noch einmal ſolche Zweifel beſchleichen, als jene waren, die du damals im Geſpräch mit dem Großvater Gregoire äußerteſt, dann wird ſchon dein innrer Lehrer dich darüber zurecht weiſen, und ich, wenn ich ſie hörte, wollte dich auch freundlich an die guten, kräftigen Worte erinnern, womit der weiſe, fromme Großvater deine Zweifel dir benahm und zerſtreute.“

An die Heimreiſe nach Deutſchland hatte unſer Doctor ſeit dem Abend ſeiner Verlobung zunächſt nicht mehr gedacht. Es iſt ja überall nur da unſer Vaterland, wo uns die Liebe, die rechte, treue Liebe der andern Menſchenſeelen in das Vaterhaus aufnimmt. Er hatte das, was ihm begegnet war, nach Hauſe, an ſeinen Schwager, ſeinen einzigen, nach dem Tode des Vaters und der Schweſter, dort noch lebenden Verwandten, geſchrieben, die Zeit der Heimkunft hatte er jedoch von nun an ins Ungewiſſe geſtellt. Wir haben ſchon früher erwähnt, daß Doctor Ferber über ein nicht unanſehnliches elternliches Vermögen frei zu gebieten hatte, nach einer öfter von neuem aufgenommenen Berathung mit dem Vater Guillibaud, der das Für und das Wider aufs Mannichfachſte und Reiflichſte in Erwägung zog, war ihm zuletzt der Plan als der annehmlichſte erſchienen, ſich in der Provence, dem Lande der Roſen und der lieblichen Geſänge, anzukaufen und hier zugleich als Arzt thätig zu ſeyn. Ganz in der Nähe von Avignon fand ſich ein Landgut um mäßigen Preis zu erkaufen,

kaufen, man ſchloß nach kurzer Berathung den Handel ab; die Erhaltung der Rechte des Eingebornen wurden dem durch ſeine neuen Verwandten und durch ſich ſelber ſo gut Empfohlenen ohne Schwierigkeit zu Theil.

War doch der gutmüthige Deutſche unter den Provenzalen der ganzen Nachbarſchaft ſchon in den wenigen Monaten, die er mit ihnen verlebt hatte, ſo einheimiſch geworden, als ſey er unter ihnen geboren und erzogen. Zwar merkte man ihm, wenn er in der Sprache des Landes redete, noch gar ſehr den Ausländer an, aber bei einer ſolchen Lehrmeiſterin, als ihm die Liebe war, die ja die Bande aller Zungen löſt, machte er ſo ungemein ſchnelle Fortſchritte in dem Verſtändniß wie im Sprechen der Sprache, welche ſeine Julie redete, daß man im Guillibaudſchen Hauſe öfters über die Vortrefflichkeit einer ſolchen Lehrmethode der Liebe ſcherzte. Von dem Volke ward der junge Fremdling wegen einiger ihm vorzüglich und über Erwartung wohlgelungener Curen als ein wahrer Wunderdoctor betrachtet; der Guillibaudſchen Familie mußte er faſt in eben dem Lichte erſcheinen, wenn ſie die wohlthätige Veränderung betrachtete, welche durch Ferbers Einfluß mit Julien vorgegangen war. Das ängſtlich ſcheue Weſen der Jungfrau hatte ſich in mittheilende Freundlichkeit verwandelt; die Liebe hatte ihr die Pforten jener inneren Befangenheit, welche vorhin ſie von andren Menſchen abſchloß, für immer geöffnet; an die Stelle des zurückſtoßenden Ernſtes war eine milde, liebliche Heiterkeit getreten, welcher ſelbſt der jugendliche Scherz und kleine Neckereien nicht fremd waren. Das arme Mädchen hatte in ſeinen früheren Jahren wenig oder nichts von dem gewöhnlichen Frohſeyn der Kindheit genoſſen, es war vor den muntern Spielen der andren Kinder geflohen und hatte ſeine meiſte Zeit in ſcheuer Zurückgezogenheit vertrauert. Jetzt aber, ſeitdem Julie Ferbers Braut geworden, war es, als wollte die Natur das Verſaumte nachholen und auch ihre Anſprüche an die Vorrechte der früheren Jahre geltend machen; die Jungfrau ſpielte, ſelber wie ein Kind, mit ihren jüngeren Geſchwiſtern und bezeugte ſich im Kreiſe der herumhüpfenden Kleinen ſo munter, daß öfters der ernſthafte Großvater Gregoire lachelnd und verwundert darüber den Kopf ſchüttelte.

Eine ſolche geſunde freudige Stimmung der Seele wirkte denn auch taglich mehr und augenfalliger auf den Korper zurück. Auf Juliens Wangen hatten ſich zu den Lilien die friſch blühenden Roſen geſellt; ſie war ſo kraftig geworden, daß ſie in Geſellſchaft des Bräutigams und ihres alteſten Bruders ziemlich weite Fußreiſen über Berg und Thal machte, und der Mutter bei allen Geſchaften des Hauſes rüſtig angreifend zur Hand gieng.

Der Feier der Hochzeit der beiden Verlobten ſtund jetzt kein Hinderniß mehr entgegen; der künftige Haushalt des jungen Paares, nicht viel über eine Stunde vom Hauſe der lieben Eltern entfernt, fand ſich aufs Beſte eingerichtet; Julie war ſo geſund, Ferber wollte ſo gern in der Ruhe des eignen Herdes die Geſchafte ſeines arztlichen Berufes beginnen, daß die Eltern nichts gegen ſeinen Wunſch einzuwenden hatten, daß die Vermahlung noch im Verlaufe des Mai's geſchehen ſolle. Auf die Bitte der Braut hatte man den Tag der Feier bis auf einen der letzten Tage des Monates verſchoben, weil dieſer zugleich der Geburtstag ihres Vaters und der Tag ſeiner Vermahlung mit der Mutter war.

Der Vorabend vor dem erwünſchten Tage war gekommen, die beiden Eltern ſaßen mit dem glücklichen

Brautpaare in einer ſchattigen Laube des Gartens. Vater Guillibaud war ganz beſonders mittheilend, er hatte niemals mit dem künftigen Schwiegerſohne ſo viel und ſo anhaltend deutſch geſprochen, als heute. Sie unterhielten ſich wechſelſeitig von dem gemeinſamen Vaterlande, Herr Guillibaud beſchrieb wie es dort vor etlich und dreiſſig Jahren geweſen, als er es verlaſſen, Ferber wie es jetzt ſey; beide verabredeten den Plan einer künftigen, gemeinſchaftlichen Reiſe nach Deutſchland. Du haſt mich wieder ganz zum Deutſchen gemacht, mein lieber Sohn, ſagte der Schwiegervater; ſeit faſt dreiſſig Jahren war mir der Gedanke nicht mehr eingekommen, daß ich noch einmal über den Rhein gehen ſollte, heute erwacht in mir recht lebhaft ein Sehnen das gute Land meiner Väter wieder zu beſuchen und die wenigen übrig lebenden Freunde und Genoſſen meiner Kindheit noch einmal zu ſehen.

Die Mutter und ihre Tochter hatten ſich entfernt, nicht deshalb, weil ihnen das deutſche Geſpräch der beiden Männer unverſtändlich war, denn Julie hörte den Bräutigam überaus gern in ſeiner, ihr ſo treuherzig lautenden Mutterſprache reden, ſondern weil ſie drinnen im Hauſe noch mancherlei Vorbereitungen für den morgenden Tag zu treffen hatten. Wie ganz anders, ſo fuhr Vater Guillibaud in ſeiner Unterhaltung fort, mag Vieles jetzt in unſrem Vaterlande geworden ſeyn, als es in den Jahren meiner Kindheit geweſen; damals herrſchte noch Gottesfurcht und ſtrenge Sitte bei allen Ständen, das hat nun, wie ich höre, ſehr abgenommen. Und doch wird auch dies wieder einmal beſſer werden, denn das, was im Menſchenherzen nach oben gerichtet iſt, wendet ſich doch immer wieder herauf, wenn auch die Zeiten noch ſo arg das Oberſte zu unterſt und das Unterſte nach oben kehren. Was habe doch ich, hier in Frankreich Alles erlebt; Tage der Finſterniß und der Vernichtung, und doch iſt uns das Licht wieder aufgegangen und die guten Keime ſind aus dem zertretnen und zerſtampften Boden neu hervorgekommen. Wie ganz anders ſahe es heute vor 21 Jahren am Vorabende vor unſerer Hochzeit rings um uns her aus, als es nun ausſieht: wie viel leichter habt ihr es, ihr lieben Kinder, als ich und meine Braut es hatten, als wir uns, faſt wie über ein geöffnetes Grab hinüber die Hand zu unſrem Bunde reichten. Auf einem Schlachtfelde bin ich freilich niemals unter den Sterbenden und Todten gelegen, wie du mein lieber Sohn und wie auch Vater Gregoire, aber ich bin in meinem Leben durch manches andre tiefe Waſſer der Noth und Angſt hindurch gegangen.

Lieber Vater, ſagte der Doctor, die mancherlei einzelnen Züge, welche ich durch Sie und Andre von Ihren Schickſalen erfahren habe, regten in mir ſchon lange ein recht herzliches Verlangen auf, einmal Ihre ganze Lebensgeſchichte zu hören. An einem Tage, wie es der heutige für uns beide iſt, darf ich mir wohl mehr als ſonſt erlauben, darum bitte ich Sie mir zu ſagen, durch welche beſondere Führung Sie aus dem Vaterlande hinweg und hieher in das ſüdliche Frankreich, ſo wie in ihren jetzigen Lebensberuf, gekommen ſind.

Ich kann dir heute nichts der Art verſagen, antwortete Vater Guillibaud, ich fühle es, mein ganzes altes, deutſches Herz iſt mir auf die Zunge getreten und überdies hat mich die Mutter gebeten, dich zu unterhalten, damit du ihr die Julie, die ſie heute beſonders nöthig braucht, nicht vom Geſchäft hinwegnimmſt; darum ſey es ſo, ich will dir vertraulich wie ein ächter Deutſcher dem

Deutſchen und noch mehr wie ein Vater dem Sohne meinen Lebenslauf erzählen, in welchem freilich Einiges vorkommt, das man nicht Jedermann ſagen möchte.

Die Geſchichte des Vater Willibald.

Daß ich wie du, von Geburt ein Thüringer, und mit dir aus einem Orte gebürtig bin, das weißt du ſchon. Meine Eltern ſtarben mir frühe, ich mußte deshalb der großen Neigung zum Studiren, die ich von Kindheit auf hatte, gar bald entſagen, denn ſchon in meinem vierzehnten Jahre mußte ich ein Brod der Thränen eſſen, als mich ein Verwandter meines ſeligen Vaters zu ſich nahm, auf ſeine Glasfabrik, die an der böhmiſch-ſächſiſchen Gränze lag. Mein Vetter war ein ſehr harter Mann, bei welchem es die Arbeiter in der Fabrik, ſo wie die Dienſtboten gewöhnlich nur ſehr kurze Zeit aushielten, denn er forderte von allen Menſchen, außer von ſich ſelber, ſo viel als kaum zu leiſten möglich iſt, und gab dabei ſeinen Leuten, bei ſehr kärglichem Lohne, kaum halb ſatt zu eſſen. Daher kam es, daß er gar bald keine tüchtigen, guten Leute mehr in ſeine Dienſte bekam, ſondern faſt nur ſolch loſes Geſindel, welches kein Andrer haben wollte, oder junges, unerfahrnes Volk, das auch bei der Arbeit nichts Ordentliches zu leiſten vermochte. Für die Letzteren, für die armen, unerfahrnen Leute war eigentlich der Aufenthalt in der Fabrik meines Vettern am allernachtheiligſten; nicht blos deshalb, weil ſie im Leiblichen ſo ſchlecht gehalten wurden und keine Gelegenheit fanden etwas Rechtſchaffenes zu lernen, wozu doch Mancher unter ihnen gute Anlage gehabt hätte, ſondern weil das böſe Beiſpiel, das ſie an dem älteren, hergelaufenen Geſindel ſahen, und das, was ſie von dieſem hörten, wie ein Gift auf ſie wirkte. Ich ſelber mußte von dieſem Gifte ſo viele Gefahr leiden, daß, wenn ich nicht aus der chriſtlichen Erziehung bei meinen ſeligen Eltern, und aus dem frommen Schulunterrichte, welcher mir in meiner Vaterſtadt zu Theil geworden war, ein kräftiges Gegengift als Mitgabe empfangen, und wenn mich nicht nachmals Gott in die Cur ſeiner ſchweren Leidensſchule genommen hatte, ich wohl daran würde zu Grunde gegangen ſeyn.

Mich betrachtete mein harter Vetter als einen Zubehör ſeines Hauſes, mit welchem, als mit ſeinem Eigenthum, er ſchalten und walten konnte, wie er möchte. Ich erhielt gar keinen Lohn von ihm, die Kleider, die ich noch von Hauſe mitgebracht, waren allmälig abgetragen worden, oder ich hatte ſie ſo ausgewachſen, daß ich mich nur nothdürftig mit ihnen bedecken konnte, und dennoch erhielt ich keine neuen; meine Koſt war ſchlechter und kärglicher als die ſeiner Dienſtboten und Arbeiter. Und doch konnte ich mich, namentlich über das Letztere, nicht beklagen, denn ich ſpeiſte mit an dem Tiſche und aus der Schüſſel meines Vettern, welcher aus großem Geiz ſeinem Leibe die nöthige Pflege nicht vergönnte, ſondern, um täglich einige Pfennige zu erſparen, ſich nicht halb ſättigte. Sagte man ihm doch allgemein im Dorfe nach, daß er ſeine gute, ſelige Frau, die eine Schweſter meiner Mutter war, aus Mangel an hinlänglicher Koſt und ärztlicher Pflege habe ſterben laſſen, als ſie Beides nach einem harten Wochenbette ſehr nöthig bedurft hatte. Das einzige Kind, das ſie meinem Vetter geboren hatte, folgte ihr bald in die Gruft nach, und der Mann war ganz allein bei ſeinem Geldkaſten zurückgeblieben.

An dieſem meinen Verwandten konnte man recht bemerken, daß der Geiz, als eine Wurzel alles Uebels, den Menſchen nicht allein hart und gefühllos, ſondern auch blind an allem Verſtändniß mache. Er konnte ſich durchaus nicht entſchließen, ſeinen Arbeitern einen eben ſo hohen Lohn zu geben, wie ſie in andern Glashütten bekamen, oder ſeine Dienſtboten ſo zu halten, wie man in andern Häuſern ſie hielt, obgleich die armſelige Hefe ſolcher Leute, welche mein Vetter, weil kein Andrer ſie mochte, in ſeine Dienſte bekam, ihm viel mehr verwahrloſte und veruntreute, als er durch ſeine Erſparungen am Lohn gewann. Es konnte ihm wohl ſchwerlich entgehen, daß ſein äußrer Wohlſtand eher ab- als zunehme, anſtatt jedoch zu den rechten Mitteln zu greifen, ſuchte er den Abgang am Einkommen nur durch immer größeres Kargen und Geizen zu erſetzen.

Wie es mir dabei zu Muthe geweſen, der ich aus dem Hauſe ſo guter Eltern kam, die mich mit allem Nothdürftigen ſo reichlich verſorgt hatten, das kannſt du dir leicht denken. Ich war in den Jahren des ſtarken Wachsthumes, in denen man beſtändig guten Appetit hat, dazu kam noch die ſchwere, angreifende Arbeit in der Glashütte, und doch reichte die Waſſerſuppe, welche ich täglich erhielt, kaum zu meiner Lebensfriſtung hin. Wenn ich deshalb am Abend auf mein Strohlager kam — denn die Federbetten, die ich mit vom Hauſe gebracht, hatte mein Vetter mir genommen, damit ſie, wie er ſagte, geſchont würden — da ließen mich der Hunger und Kummer, und im Winter die Kälte öfters lange nicht einſchlafen, ſo groß auch meine Ermüdung war. Ich ſchlich umher, bleich und abgehärmt wie ein Schatten; nach einem halben Jahre würde mich kaum Einer meiner früheren

Landsleute und Freunde erkannt haben, wenn ich ihm etwa auf der Straße begegnet ware.

Eine alte Nachbarin meines Vettern hatte Erbarmen mit mir; ſie erquickte mich manchmal mit Brod und Milch, und hatte gern mehr gethan, wenn ſie nicht ſelber arm geweſen ware. „Ich habe deiner Mutter Schweſter gar wohl gekannt“, ſagte ſie. „Das war eine fromme, gute Frau, der es wohl ſeyn wird, daß ſie aus allem Jammer und aus der Noth erlöſt iſt, die ſie mit dieſem Mann ertragen. Ehe ſie ſtarb bat ſie mich, daß ich mich doch nach Kräften der Noth ihres Söhnchens erbarmen ſollte. Doch auch dieſes hat Gott zu ſich genommen, und nun will ich wenigſtens an dir thun, was ich kann, damit du nicht auch vor Hunger und Kummer ſtirbſt wie deine Tante“.

Wenn ſchon vorher mein tägliches Elend groß genug war, ſo wurde es doch noch größer, als einmal Mißwachs und Theurung, zugleich mit einer Viehſeuche über unſer Gebirge kam. Auch meine alte Wohlthaterin hatte von ihren beiden Kühen die eine verloren, die andre aber aus Noth verkauft, und war in ein andres Dorf zu ihrer dort verheuratheten Tochter gezogen. Mein Vetter, obgleich jetzt Alles ſo viel theurer war, wollte dennoch durchaus nicht viel mehr zur Ausgabe für unſre Koſt aufwenden, als in wohlfeilerer Zeit; ſeine Glashütte wie ſein altes, baufalliges Haus ſtunden faſt ganz verlaſſen, weil die meiſten Arbeiter und Dienſtboten ihm davon gelaufen waren, um nicht bei ihm zu verhungern. Einer der letzten von denen, die uns verließen, war ein junger Menſch in meinem Alter, der Sohn eines Bergmannes aus der Gegend von Joachimsthal in Bohmen. Er wollte mich bereden, mit ihm davon zu gehen; in Böhmen, ſo ſagte er mir, ſey die Noth nicht ſo groß als hier im ſächſiſchen Erzgebirge, dort würde ich wohl bald mein Brod finden. Ich konnte mich damals noch nicht dazu entſchließen, meinen Vetter heimlich zu verlaſſen, doch reuete es mich ſehr bald hernach, daß ich nicht mitgegangen ſey, denn die Pein des Hungers wurde mir wahrhaft unerträglich; ein ſtechender Schmerz durchdrang meine Eingeweide, ſo daß ich zuweilen mich zuſammenkrümmen mußte wie ein Wurm. Eines Abends legte ich mich ſo krank und matt nieder, daß ich meinte, ich werde niemals mehr vom Lager aufſtehen. So wehe mir auch zu Muthe war, ſchlief ich dennoch ein. Da kam mir ein Traum von ganz beſonders lieblicher, troſtender Art. Ich ſahe mich in einem Lande, ſo ſchön, als ich damals noch keines mit Augen geſehen; es war wie ein reicher Garten, alle Bäume hingen voller lieblich lockender Früchte; die Reben des Hügels voll reifender Trauben, mich wehete eine balſamiſche, milde Luſt an. Mir war es, als gehörte der ſchöne Garten und Weinberg mein; ich pflückte und aß nach Herzensluſt von den herrlichen Früchten.

Beim Erwachen aus meinem Traume war mir freilich nichts geblieben, als das ſehnſüchtige Verlangen, daß doch dieſe Dichtung der Nacht zur Wahrheit werden möchte, doch hatten der Schlaf und die freudige Bewegung, in welche der Traum mich verſetzte, mich ſo ſehr erquickt, daß ich keine Schmerzen mehr fühlte. Es war noch zu frühe zum Aufſtehen, ich rief mir mit Wohlgefallen die Bilder der Nacht zurück. Das Land, ſo dachte ich, das du im Traume geſehen, wird gewiß Böhmen ſeyn. Wie gut muß es dort zu wohnen ſeyn, und wie ſchlimm geht es mir hier. Und was hält mich denn auf, daß ich nicht nach Böhmen ziehe. Soll ich hier bei meinem kargen Vet=

ter verhungern, was wohl, wenn ich bleibe, in wenig Tagen geſchehen ſeyn wird, oder ſoll ich nicht lieber die letzten Lebenskrafte zuſammenraffen und dem Hungertod entlaufen?

Indem ich dieſes dachte, fuhlte ich mich von einer ſo ſtarken Wanderluſt ergriffen, daß ich nicht mehr widerſtehen konnte. Ich ſtund auf von meinem Lager, zog das Beſte an, das mir noch an Waſche und Kleidern geblieben, nahm einige meiner liebſten Buchlein mit mir, und ſchlich mich heimlich aus dem Hauſe hinweg, in welchem ich ſo manche Jammerſtunde verlebt hatte. Es war noch ganz frühe, in der Zeit der erſten Morgendammrung, und, ſo viel ich mich erinnern kann, an einem der letzten Tage des Aprilmonates, als ich, an der Sudſeite des Dorfes, den ſteilen Hügel hinanſtieg, und ſo ſchnell ich konnte, auf einem wenig betretnen Fußſteige in den Wald hineineilte, um mich dort vor den nachſpahenden Blicken meines Vetters zu verbergen. Ich hatte mich dieſer Sorge entſchlagen konnen, denn mein Vetter war von der ſelbſtauferlegten Pein des Hungers eben ſo ſehr abgemattet, als ich, und überdieß ſchon ſo weit in Jahren vorgerückt, daß er ſchwerlich ſelber vermögend geweſen ware, mir nachzuſetzen, und durch Andre konnte er dieſes nicht thun laſſen, weil er keine dazu tauglichen Leute in ſeinem Hauſe hatte, und weil ſein Geiz es ihm verbot, jemand Fremdes dazu zu dingen. Ich hatte weder Geld noch Lebensmittel bei mir, obgleich ich, der ich alle Gelegenheiten des Hauſes kannte, mir beides leicht verſchaffen konnte, und hierzu einen Anſchein von Recht gehabt hatte, da der Vetter mein ganzes vaterliches Erbtheil, das in einigen hundert Thalern beſtund, in ſeinen Handen hatte. Mir war, durch meine frommen Eltern und Lehrer, ein ſolcher Abſcheu vor jeder Art von Veruntreuung eingeprägt worden, daß ich lieber geſtorben wäre, ehe ich mich einem ſolchen böſen Gelüſte hingegeben hatte. Ich wußte keinen Weg noch Steg, denn ich war niemals über etwa tauſend Schritte weit, ſeitdem ich hier lebte, von dem Hauſe meines Vettern hinweggekommen; nur das Eine war mir bekannt, daß Böhmen von unſrem Dorfe aus gegen Mittag liege, und daß man nur wenige Stunden Weges bis zur Grenze habe.

Als ich ſo bettelarm und unbekannt, ſo leicht, aber auch ſo kraftlos wie ein Schatten über den waldigen Hügel hinzog, da kam mir die Geſchichte Jacobs in den Sinn, der auch ſo einſam wie ich, nur mit einem Stabe in der Hand, ſeine Straße wanderte. Ich hatte nicht einmal einen Stab bei mir, wohl aber ein gutes Meſſer, das ich als ein werthes Erbtheil meines lieben, ſeligen Vaters immer bei mir trug; mit dieſem ſchnitt ich mir aus dem Stämmchen einer jungen Eſche einen Stab, und dünkte mich nun, mit ihm in der Hand, dem durch Glauben getroſt dahin ziehenden Jacob noch ähnlicher als vorhin. Dieſem aber begegneten tröſtend die Boten Gottes. Ich hätte einer ſolchen Begegnung auch gar nöthig bedurft, nicht nur des Troſtes, ſondern mehr noch und unmittelbarer der Verſorgung und Stärkung wegen, denn ich fühlte es bei jedem Schritte, daß das Oel meiner Lebenslampe aufgezehrt ſey, und daß, wenn dem Flämmlein nicht bald eine neue Nahrung käme, es auslöſchen müſſe.

Die aufgehende Sonne ſtrahlte jetzt, wo ſich links neben meinem Wege ein tiefes Thal hinzog, in den Wald herein. Ich konnte vor Hunger nicht weiter, ich ſuchte mir, etwas abgelegen von meinem Fußſteige, denn noch immer plagte mich die kindiſche Furcht vor dem nachſetzenden Vetter, einen Schlupfwinkel hinter einem Felſenſtück auf, in welchem ich durch Stilleſitzen, vielleicht auch durch ein wenig Schlaf, neue Kräfte zum Weitergehen ſammlen wollte. Ich lagerte hier, im Hinbrüten, zwiſchen Schlaf und Wachen, denn der wiedererwachte Schmerz in meinem leeren Magen ließ mich nicht zum rechten Einſchlummern kommen, an der Wand des Geſteines, da ſchreckte mich ein Schuß auf. Die Schrote waren durch meinen alten Hut gefahren, auch an der Stirn mußte mich einer geſtreift haben, denn ſie blutete. Ich ſprang auf, aber ich ſahe niemand. Nach einiger Zeit, als ich ſo eben, Gott weiß von welcher furchtſamen Einbildung geplagt, hinunter eilen wollte in das dicht bewachſne Thal, rief mir eine Stimme, die hinter mir erſchallte, ein lautes Halt zu. Ich ſtund erſchrocken ſtill. Der, welcher gerufen hatte, war ein ältlicher Mann, und ich weiß heute noch nicht, iſt er ein zufällig dem Waidwerk obliegender Gränzwächter, oder ein, vielleicht vornehmer, Freund der Jagd, oder, was mir am wenigſten glaublich, ein gewöhnlicher Jäger geweſen, und für was er meinen vor Alter mehr bräunlichen als ſchwarzen Hut gehalten, das weiß ich auch nicht. Der Mann fragte mich: habe ich dich wohl mit meinem Schuſſe verletzt? — Ich ſagte, indem ich mir das Blut an der Stirne abwiſchte, hier am Kopfe brennt es mich wohl ein wenig. Der Mann trat mir näher, unterſuchte mitleidig meine unbedeutende Wunde, fragte mich, ob ich ſonſt gar nichts, weder an den Armen noch an der Bruſt verſpüre, und ſagte dann: „nun Gott Lob, daß ich in meiner Unvorſichtigkeit dich nicht ſchwer verwundet, oder gar erſchoſſen habe. Aber erſchrocken magſt du ſtark genug ſeyn, denn du ſiehſt weiß aus, wie eine Wand“.

„Das mag wohl nicht vom Schrecken ſeyn“, ſagte ich, „ſondern kommt von meinem Leibweh her“. — „Haſt du vielleicht etwas Unrechtes gegeſſen?“ fragte mich der Fremde. „Ach nein“, erwiederte ich, „ich habe heute noch gar nichts gegeſſen, und eine ganze, lange Zeit her ſo wenig, daß ich bald verhungert wäre.“ Der Mann fragte mich jetzt weiter aus und ich erzählte ihm, wie mir es ſeit dem Tode meiner Eltern bei dem Vetter ergangen ſey. „Ich kann mir ſchon denken“, ſprach der Mann, indem er zugleich ſeine Flinte hinwegſetzte und ſeine Jagdtaſche von der Schulter nahm, „wer dein Vetter iſt, das wird gewiß der alte geitzige Glashüttenmeiſter unten in jenem Dorfe ſeyn, der ſeine eigne Frau hat zu Tode hungern laſſen. Jetzt aber komm her und frühſtücke mit mir“.

Ich vernahm dieſe Einladung mit herzlicher Freude. Heißhungrig verſchlang ich das Butterbrod und das kalte Fleiſch, welches mir der Fremde gab, der nur ſcheinbar an der kleinen Mahlzeit Theil nahm, indem er, bis auf wenige Biſſen, Alles mir allein zukommen ließ, und immer nur beklagte, daß er ſo wenig mit ſich genommen habe. Doch dieſes war für mich ein Glück, denn nach ſo langem Hungerleiden würde mir eine ſtärkere Mahlzeit nicht wohl bekommen ſeyn. Der Fremde fragte mich jetzt, ob ich wieder zu meinem Vetter umkehren, oder wohin ich ſonſt gehen wolle? Ich ſagte ihm, daß ich mir in Böhmen ein Unterkommen und Brod ſuchen wolle, und er billigte meinen Vorſatz, ſchenkte mir auch beim Abſchied all das einzelne Geld, das er zufällig bei ſich trug, und labte mich noch mit einem Schlucke Wein aus ſeiner Feldflaſche.

So war mir dieſer Mann, der mir anfänglich faſt in der Weiſe eines blutdürſtigen Feindes entgegen kam, dennoch ein Bote Gottes geweſen, welcher mich zu meiner Wanderſchaft geſtärkt, ja vielleicht vom Hungertod gerettet hatte. Ich nahm einen dankbaren Abſchied von ihm, und zog, wie berauſcht, von meinem Glücke und von der guten Speiſe, die ich genoſſen hatte, meinen Weg durch den ſchönen, grünenden Wald hin. So wohl war mir es in meinem ganzen Leben noch nicht geweſen, denn nach einer lang anhaltenden, ſchweren Trübſal, liegt in jedem Tröpflein Freude eine Kraft, welche der Strom eines ununterbrochnen Glückes niemals in ſich tragt.

Der Steig, den mir mein ſeltſamer Wohlthäter als den nächſten gegen Joachimsthal hin beſchrieben hatte, führete mich an der andren Seite des Berges nach einem Thal hinunter, durch welches ein kleiner Bach floß. An dieſem ſetzte ich mich, wuſch mir die Stirne, welche bereits zu bluten aufgehört hatte, und zahlte dann mein Geld. Es betrug faſt zwei Gulden, und beſtund meiſt in Kaiſermünze, welche in Böhmen gilt. Ein Andrer würde ſich mit vielen Tauſenden nicht ſo reich und glücklich gefühlt haben, als ich mit meinen zwei Gulden; ich hatte noch niemals ſo viel Geld zum eignen, freien Gebrauch beſeſſen. Als ich noch ſo unter den gelben Frühlingsblumen da ſaß und ruhete, kam ein Mann bei mir vorüber, den ich kannte. Es war ein Glaſermeiſter, der früherhin mit meinem Vetter in Verkehr geſtanden. Auch ihm war meine bleiche, hagere Jammergeſtalt noch wohl erinnerlich, er fragte mich, wie ich hieher gekommen? Als er hörte, daß ich nach Böhmen wolle, erſuchte er mich, ihn bis zum nächſten, etwas zur Seite liegenden Eiſenhammer zu begleiten, wo er einen Brief ſchreiben wollte, an deſſen baldiger Beſtellung nach Joachimsthal ihm viel gelegen war. Du erſparſt mir einen Boten, ſagte er, und ich verlange es auch nicht umſonſt von dir, ſondern laſſe dir dafür zu eſſen geben. So fand ich meinen Tiſch ſchon wieder für mich gedeckt, ohne meine kleine Baarſchaft angreifen zu müſſen.

Als ich am Nachmittag, jenſeits des Oertleins Gottesgab, das ſtattliche Joachimsthal unten in der Tiefe liegen ſahe, und ſich mir zugleich die weite Ausſicht über die ſchöne, fruchtbare Landſchaft aufthat, da war es mir wie einem ſelig Träumenden zu Muthe. So frei durfte ich jetzt hingehen, wohin ich mochte; ich war erlöſt von der Pein des Hungers, und von der harten Arbeit in der Glashütte, und dazu ſo reich an Geld und noch mehr an Hoffnungen.

Unten im Thale, bei der Stadt, ſtunden die Obſtbäume ſchon in voller Blüthe, die Vögel ſangen ihr Abendlied, mir war es, als ſey ich im Paradieſe. Dennoch verweilte ich nicht auſſen bei den ſchönen Garten, ſondern eilte hinein nach der Stadt, um meinen Brief, wie ich dies dem Glaſermeiſter verſprochen hatte, noch vor Abend zu beſtellen. Die Wohnung, in einem Eckhaus am Markte, war auf der Addreſſe genau beſchrieben, ich fand ohne Mühe den Gürtlermeiſter Schröter auf. Wie ſtehen mir doch alle Begebenheiten jenes erſten Tages meiner Auswandrung noch ſo lebendig vor der Seele, als hätte ich ſie erſt geſtern erlebt. Kaum habe ich von dem ſchönen Rom oder von Neapel, die ich, wie ſo manche andre große Stadt, in ſpäteren Jahren ſahe, eine ſo genaue Erinnrung behalten, als von der kleinen Bergſtadt Joachimsthal in Böhmen. Noch ſehe ich den alten Meiſter Schröter mit ſeiner ebenfalls ſchon hochbetagten Frau am Tiſche ſitzen und ihr Abendbrod verzehren, und die wichtig thuende Geſchäftsmiene, mit welcher der alte gute Mann ſeine Brille nahm und den Brief mit halblauter Stimme las. Die alte, gutmüthige Mutter hatte mich indeß auch zum

Tiſche hinſitzen laſſen und mir etwas zu eſſen, ſo wie ein Glas Bier vorgeſezt. Als der Vater den Brief geleſen und noch Einiges mit ſeiner Hausfrau darüber geſprochen hatte, ſagte er zu mir: du wirſt heute doch nicht mehr weiter wandern wollen, dann kannſt du über Nacht bei uns bleiben; ein Ruheplatzlein findet ſich für einen jungen Burſchen immer.

So war den auch wieder das Abendbrod und ſelbſt die Herberge für mich beſtellt; ich ſahe mich noch bei hellem Tage in dem Stadtlein um, und kaum habe ich ſpäter den Dom von Mailand mit einem innigeren Wohlgefallen beſchaut, als die Kirche von Joachimsthal. Nach dieſer kleinen Wanderung begab ich mich wieder zur Herberge bei Meiſter Schröter. Die alte Meiſterin ließ ſich noch Manches von mir erzählen und hörte mit gutmüthiger Theilnahme meine kleine Lebensgeſchichte an. Ich ſchlief in dieſem Hauſe ſo ſanft und gut, als ich wohl niemals ſeit meiner Eltern Tode geſchlafen hatte, und fand, als ich endlich aus dem Kämmerlein herunterkam, die Meiſtersleute ſchon rüſtig an ihrem Tagwerke. Die Frau Schröter brachte mir ein Frühſtück, und ihr Mann fragte mich, ob ich Luſt hatte, bei ihm oder bei ſeinem Nachbar, der ein Schuhmacher war, als Lehrling einzutreten, denn da ich weder Vater noch Mutter habe, und mein Vetter ſchlimmer gegen mich ſey als ein Feind, hielte er es für Chriſtenpflicht, mir zu rathen und zu helfen. Ich ſahe wohl ein, wie gut der Mann es mit mir meine, aber wenn ich mir dachte, daß ich jezt ſchon wieder ſtill halten, und, wer weiß wie lange an einem Orte bleiben ſollte, da wurde mir's ganz weh und bang zu Muthe. Meine Wanderluſt war in ſolcher Heftigkeit erwacht, daß ſie mit ein oder zwei Tagmärſchen nicht geſtillt werden konnte;

mein

mein Traumbild von dem ſchönen Lande ſtak mir gar zu tief im Sinne; ich meinte, dort in Süden oder Weſten hinter den Bergen müſſe das Land liegen, und dahin wollte ich. Auch mag mir ein natürliches Gefühl es geſagt haben, daß dieſe Entlaſſung aus den Sklavenbanden meines bisherigen, harten Looſes mir nur dann wieder zu meinen verlornen Kräften helfen könne, wenn ich ſie, ſo wie geſtern, eine Zeit lang zur Wanderſchaft und Bewegung in Gottes freier Luft benutzte.

Ich war verlegen, was ich dem Meiſter Schröter auf ſein Anerbieten ſagen ſolle. „Lieber Herr Meiſter, ſtotterte ich, ich möchte gern nach Böhmen.“ „Narriſcher Junge, antwortete er, du biſt ja jetzt ſchon in Böhmen, wo meinſt du denn ſonſt, daß dieſes liege?“ — „Ja, ſagte ich, aber ich habe einen guten Freund hier im Lande, den Sohn eines Bergmanns, der bei meinem Vetter in der Glashütte gearbeitet hat, dieſen möchte ich gern beſuchen, und zudem tauge ich nicht recht zur ſtillſitzenden Arbeit.“ — „Nun, ſagte der Meiſter, ich ſehe ſchon, dir gefallt jetzt das freie Herumſtreichen noch beſſer als das Arbeiten; ich will wünſchen, daß dich's nicht einmal gereuen möge, daß du meinem guten Rathe nicht gefolgt biſt.“ Darauf wußte ich freilich nichts Vernünftiges zu antworten, ſondern ich nahm von den guten Leuten einen treuherzig dankbaren Abſchied, und auch ſie ſchüttelten mir die Hand und wünſchten mir Glück und Segen auf die Reiſe.

Ganz froh war ich, als ich mich wieder außer der Stadt, im Freien ſahe. In der That, ich war, im Vergleich mit dem, was ich noch vor wenig Tagen geweſen, wie man zu ſagen pflegt, ganz ausgetauſcht. Noch vorgeſtern hätte ich's mit tauſend Freuden angenommen, wenn mich ein Meiſter Schröter oder ſein Nachbar, der Schuhmacher, aus meines Vettern Haus hätten herausnehmen wollen in das ihrige, wo ich auf einmal des Hungerns und der übermäßig ſauren Arbeit wäre überhoben geweſen, und heute möchte ich von einem ſolchen Glück auch kein Wort hören. Wie ſchnell ſchwillt doch uns Menſchen das Herz durch ein unerwartetes Glück, durch eine plötzliche Erhebung aus großer Erniedrigung und Noth zum Uebermuth an.

Sollte ich mich da, murrte ich beim Wandern durch die grünen Kornfelder vor mich ſelber hin, in die Werkſtatt eines Gürtlermeiſters oder gar eines Schuhmachers hineinſetzen, jetzt, wo ich ſo viel Geld habe, und iſt ſo ſchönes Wetter zum Wandern. Ich ſehe mir jetzt die Welt an, und wo mir's am beſten gefällt, da bleibe ich.

Die Lerchen ſtiegen fröhlich ſingend in die Höhe, ich war noch fröhlicher denn ſie; ich lernte es jetzt, nach ſo langer Untertretung meiner armen Natur, erſt kennen, was das Gefühl der kräftigen, jugendlichen Geſundheit ſey. Nachdem ich einige Stunden Weges zurückgelegt hatte, fühlte ich mich ſchon wieder hungrig. Heute fand ſich kein ungeſchickter Schütze, der ſein Frühſtück mit mir theilen wollte; ich ging in ein Wirthshaus, das an der Straße lag, und ließ mir da Brod geben und ein wenig Bier. Ich dachte nicht mehr an meinen Vorſatz, meinen Bekannten, den Bergmannsknaben, zu beſuchen, ſondern, ſobald ich geſättigt war, ging ich weiter. Dort gegen Süden und Südweſten hin, zog mich ein unwiderſtehlicher Inſtinkt, dem ich, wie der Wandervogel dem ſeinigen, folgte. Werden doch wir Menſchen öfters getragen und geführt auf Mutterarmen, die wir nicht ſehen, und dahin, wohin dieſe Mutterarme uns haben wollen.

Ich ließ mir heute recht gute Zeit zum Gehen, denn ich hatte keinen Brief zu beſtellen, wie geſtern, und mein armer Körper hatte ſich durch das, was er bisher leiſten mußte, wohl eine billige Schonung verdient. Um Mittag kam ich an einen mir ſehr anſehnlich ſcheinenden Gaſthof, vor welchem mehrere Kutſchen ſtunden. Bei dem herrlichen, warmen Frühlingswetter hatten ſich die Bedienten und die Kutſcher der Herrſchaften, welche ſo eben hier fütterten, heraus ins Freie geſetzt, und verzehrten da ihr Mittagsbrod in einer Art von Laube; ich ſetzte mich auf einer Bank nieder, und als wieder ein Aufwärter in meiner Nahe vorüberging, verlangte ich auch etwas zu eſſen. Der Menſch ſahe mich, mit verächtlich meſſendem Blicke, vom Kopf bis zum Fuße an, denn in der That, nach meinem Aufzuge glich ich mehr einem Bettler, als einem Menſchen, welcher das, was er beſtellt, auch bezahlen kann; ich aber hatte die Vorſicht gebraucht, mein Geld aus der Taſche hervorzuziehen und daſſelbe, gleich wie ſpielend, aus einer Hand in die andre zu zählen. Der Aufwärter verſtund dieſe Zeichenſprache, und nach einiger Zeit brachte er auch mir ein Gericht, zwar kein ſo koſtbares als die Herren Kutſcher und Bedienten der vornehmen Herrſchaften genoſſen, für mich aber dennoch ein ſehr annehmliches und dankenswerthes. Nach dem Eſſen verweilte ich noch bei dem Garten des Hauſes, in welchem allerhand ſchöne Frühlingsblumen ſtunden. Indem ich da durch den Gartenzaun hineinſchauete, trat ein wohl gekleideter junger Burſche, der ohngefähr von meinem Alter war, zu mir, und ſprach mit mir über die buntfarbigen Aurikeln und Hyazinthen, welche dort auf den Gartenbeeten prangten. Ich empfand es ſehr dankbar, daß ein Menſch von vornehmeren Stande ſo herablaſſend mit mir ſprach, und nahm mich in all meinen Antworten und Aeußerungen ſo gut als möglich zuſammen. Jener bemerkte aus meiner Sprache, daß ich, wie man zu ſagen pflegt, eine beſſere Erziehung genoſſen habe, als mein ärmliches Aeußere erwarten ließ; ich hatte ſelbſt einige Brocken von meiner Schulgelehrſamkeit anzubringen gewußt, namentlich eine Stelle aus dem Dichter Virgil, die ich bei meinem guten, alten Lehrer, unſerm gemeinſchaftlichen Verwandten, auswendig gelernt hatte. Vor allem mochte jedoch das Mitleid bei dem fremden Knaben zu meinen Gunſten gewirkt haben. Denn obgleich ich mich ſeit den wenigen Tagen meiner fröhlichen Wanderſchaft ſchon ſehr erholt hatte, konnte man dennoch meinem bleichen Geſichte das Elend und den Jammer recht deutlich anſehen, in welchen ich ſo lange Zeit hatte ſchmachten müſſen. Der junge Fremde gehörte aber auch ſchon ſeit etlichen Jahren zu den Leidtragenden, denn er litt an einer langwierigen, zuweilen ſehr ſchmerzhaften Krankheit, zu deren Linderung oder Heilung ihm der Gebrauch des Karlsbades dienen ſollte. Und wie uns die eigne Noth immer mitleidiger macht mit der fremden, ſo geſchahe es auch hier; der Knabe fragte mich, ob ich wohl auch als Kranker nach Karlsbad gehen wolle? Ich verneinte dieſes und verſicherte ihm, daß ich nicht krank ſey. — Aber warum ſiehſt du denn ſo gar elend und bleich aus? fragte mich der Andre. — Ich erzählte ihm darauf, wie mir es ſeit dem Tode meiner lieben Eltern bei meinem harten Vetter ergangen, und wie ich erſt ſeit geſtern aus der Gefahr des Hungertodes entkommen ſey. Dem mitleidigen Knaben traten bei meiner Erzählung die Thränen in die Augen, er ging hinein in den Gaſthof und ich ſahe ihn bald darauf mit einer Dame (es war ſeine Mutter) an das Fenſter eines oberen Zimmers kommen; er deutete auf mich herunter, und ich konnte wohl errathen, daß er mit der Dame von mir ſpräche, denn dieſe betrachtete mich aufmerkſam, ich aber hatte ehrfurchtsvoll meinen Hut abgezogen und ſtund voller Erwartung da.

Die Beiden traten jetzt vom Fenſter zurück, und länger denn eine halbe Stunde hörte und ſahe ich nichts von ihnen. Ich meinte, man denke nicht weiter an mich, und als man jetzt ſchon die Pferde aus dem Stalle zog, und an den Reiſewagen der fremden Herrſchaft anſpannte, griff ich auch nach meinem Wanderſtab und wollte mich wieder auf den Weg machen. Da rief mich ein Bedienter in eines der unteren Zimmer hinein, wo ich Kleidungsſtücke, ſelbſt einen Hut und Stiefeln fand, die ich, wie der Diener mir ſagte, ſtatt meiner alten, von mir ganz ausgewachſenen, anziehen ſollte. Alsbald machte ich Gebrauch von dieſer Erlaubniß, und war ſo eben mit meinem Anzuge fertig, als die wohlthätige Dame mit ihrem kranken Sohn ſo wie einer älteren Tochter in den Hof herunterkam, um in den Wagen zu ſteigen. Ich eilte hinaus und ſagte ihr, mit tiefbewegtem Herzen, meinen Dank; der junge Kranke reichte mir noch die Hand, und ſie ſtiegen ein und fuhren ihres Weges.

In meiner Kleidung dünkte ich mich nicht wenig. Sie war zwar nicht mehr neu, und überdies für meine arme, abgemagerte Geſtalt viel zu weit, dabei aber, wenigſtens in meinen Augen, ſo prächtig, daß ich mir ſelber auf einmal wie ein reicher, vornehmer Herr vorkam. Wahrſcheinlich hatte ſie einer der Begleiter der fremden Herrſchaft getragen, ein junger Mann, welcher mir mehr zu ſeyn ſchien, als ein Bedienter, weil er ſich mit in das Innre des Wagens ſetzen durfte; wie ich ſpäter erfuhr, war es der Hofmeiſter des jungen Herrn.

Der Wirth ſahe mich lächlend an, als ich, wahrſcheinlich mit etwas ſtolzer Miene, wieder in das Haus hineintrat, um meinen Wanderſtab zu holen. Nun, ſagte er, den Rock da wirſt du nicht ſo geſchwind auswachſen, als deinen alten, übrigens will ich noch einen guten Handel mit dir machen, ich will dir deine abgelegten Kleider abkaufen, um ſie einem armen Burſchen, dem Sohne meines verſtorbenen Taglöhners, zu ſchenken; dein durchlöcherter Hut kann freilich nichts weiter als eine Vogelſcheuche im Garten, oder auf dem Felde abgeben. Ich war des Handels gar wohl zufrieden, denn der Mann bezahlte mir reichlich, was meine Sachen werth waren; ſo behielt ich von dem, was ich vorher beſeſſen, nichts mehr als meine beiden lieben Büchlein, meine Wäſche und meine alten Stiefeln, welche zuſammen ein kleines Päckchen ausmachten, das ich ohne Beſchwerde unter den Armen trug.

Während des Mittagseſſens hatte ich neben mir in der Laube das Geſpräch der Bedienten und andrer Leute gehört, welche höchlich rühmten, wie ſchön und wohl zu leben es in Karlsbad ſey. Bis an dieſen berühmten Badeort, dies erfuhr ich zugleich, hatte man von dem Gaſthaus hinweg nur zwei Stunden zu gehen, und überdies noch ziemlich genau in jener Richtung, nach welcher mich mein ſeltſamer Wandertrieb fortzog. Jetzt hatte ich nun auch noch, zu meinem ſchon vorherigen Reichthum, durch den Handelsverkehr mit dem Wirthe, eine Summe von mehreren Gulden bekommen, die mir in meiner Unerfahrenheit ganz unerſchöpflich ſchien. Deshalb ließ ich mich durch eine andre Aeußerung der Lobredner von Karlsbad, drinnen in der Laube: durch die Aeußerung, daß es daſelbſt ſehr theuer ſey, nicht abſchrecken, ſondern zog ohne alles Bedenken auf der ſchönen Landſtraße fort, die nach Karlsbad hinführt. Es kam bald noch ein andrer Grund dazu, der mich ſchon für ſich allein würde beſtimmt haben, meinen Weg dorthin zu nehmen. Mehr zu meinem Schrecken als zu meiner Freude machte ich beim Weitergehen die Entdeckung, daß in den mir geſchenkten Unterkleidern ein Beutel mit Geld ſteckte. Wie viel oder wie wenig? das habe ich nicht gezahlt, ich wagte es, nachdem ich einen einzigen Blick hinein auf ſeinen Inhalt geworfen, gar nicht einmal, dieſes fremde Gut genauer zu betrachten, ſondern wie ein Feuer auf meinem Herzen brannte mich der Gedanke, der gütigen Herrſchaft, die mich ſo reich beſchenkt hatte, nachzueilen und ihr das zurückzuſtellen, was ohnfehlbar nur durch ein Verſehen in der Taſche geblieben war.

Es war noch in einer der früheren Nachmittagsſtunden, als ich das herrlich, im Engthale der Felſen gelegne Karlsbad erreichte. Wie ſollte ich aber nun die edle Dame auffinden, deren vielfacher Schuldner ich heute geworden war? wußte ich doch weder ihren Namen noch ihren Stand. Doch dafür ſorgte, wie man zu ſagen pflegt, der Zufall. Gleich in einer der erſten Gaſſen der Stadt, in der Nahe der Brücke, die (damals wenigſtens) nach den erſten warmen Quellen führte, ſahe ich den Kutſcher der Herrſchaft, welche ich ſuchte, mit einem ſeiner Pferde bei der Werkſtatt eines Schmiedes ſtehen. Ich hatte mir den Mann wohl gemerkt und er, als er mich in den Kleidern ſahe, die er vorhin manchmal an einem ganz andern Körper mochte erblickt haben, kannte mich auch. Er lachelte, als ich ihm mein Abentheuer mit dem gefundenen, fremden Beutel erzahlte. Ich vermuthe faſt, ſagte er, daß der Beutel mit ſeinem Inhalte eben ſo rechtmaßiger Weiſe dein gehöre, als die Kleider, worin du ihn fandeſt. Denn unſre Frau Gräfin iſt gar gütig und freigebig gegen die Armen. Du kannſt indeß zum Ueberfluß mit mir gehen und dich deswegen erkundigen.

Ich folgte dem Kutſcher, deſſen Geſchäft bei der Schmiede ſo eben beendigt war, hinüber nach dem Marktplatze der Stadt, an welchem ſeine Herrſchaft in einem der größeſten und ſchönſten Häuſer wohnte. Die Frau Gräfin war nicht zu ſprechen, man führte mich zu dem Hofmeiſter des jungen Herrn, den ich zugleich mit jenem im Zimmer fand. Ich brachte mein Anliegen vor und überreichte dem Hofmeiſter den Beutel. Dieſer betrachtete ihn, verſicherte mich jedoch, daß zwar das Kleidungsſtück, worin ich das Geld gefunden, nicht aber dieſer ſein gehört habe, er wiſſe nicht, wie er hineingekommen ſey. Da trat der junge Herr hinzu, und, erröthend darüber, daß die That ſeines edlen Herzens, welche er im Verborgnen gethan, ans Licht gekommen ſey, ſagte er: dieſer alte Beutel war mein; ich habe ihn aber abſichtlich in die Taſche des Gewandes geſteckt, damit der arme Burſche zu der Kleidung auch Nahrung haben möge.

Der junge Herr wollte von meinem Danke nicht viel hören. Er entfernte ſich, nachdem er mir noch einmal zutraulich die Hand gereicht; ich aber werde ſein Geſicht, mit dem Ausdrucke des herzlichſten Wohlwollens, das aus jeder Miene ſprach, niemals vergeſſen. Mehr noch, als alles Geld, war mir der freundliche Handedruck meines jungen Wohlthaters werth; mir war es, als hatte dieſer in mir das Verlangen entzündet, doch auch einmal ſo zu ſeyn und zu werden, wie er es war: das Verlangen, zunächſt auch nach dem Umgang mit ſolchen Menſchen, wie der junge Graf und ſeine Mutter es waren. Auch der Hofmeiſter gehörte ganz zu dieſer Art von Menſchen; dies lehrten mich die guten Worte der Ermahnung, die er mir beim Abſchiede gab und deren Sinn wenigſtens, mir für immer in der Erinnerung geblieben iſt.

Die Abendſonne ſchien noch herein in das Thal, als ich aus der Wohnung dieſer guten Leute wieder hinaustrat ins Freie. Bei einer Backersfrau, an deren Laden ich mir — denn nach meiner langen Hungersnoth fühlte ich jetzt eine faſt unaufhörliche Eßluſt — etwas gekauft hatte, legte ich mein Päcklein ab, das ſie mir, bis zu meiner Zurückkunft zu verwahren verſprach. So gieng ich, zwar mit großer Schüchternheit, doch nach meinem Gefühle ſelber ein anſehnlicher Herr, unter den Herrſchaften ſpazieren, die ſich zur abendlichen Einnahme des heilſamen Waſſers oder zur geſelligen Unterhaltung zuſammengefunden hatten. Ich ſtund, auf einer Brücke, lange in der Betrachtung des Sprudels ſtill; mir wurde es bei dieſer Betrachtung ganz andächtig zu Muthe. Darauf gieng ich noch an der Wieſe hinan und beſtieg den ſchönen Felſen des Hirſchenſprunges. Als ich hier ſtund und das Thal, mit dem aufſteigenden Dampfe ſeiner wunderbaren Quellen betrachtete, und zugleich mich dem Gefühle hingab, daß ich ſchon überaus weit von meinem Vaterlande, in dem fremden, ſchönen Böhmen, unter lauter fremden, noch niemals geſehenen Leuten ſey, trat ein Menſch zu mir, der mich begrüßte und mich dann lange, ſehr aufmerkſam betrachtete. Ich faßte ihn jetzt ebenfalls ins Auge und erkannte in ihm ohne Mühe, denn er hatte ſich nicht, ſo wie ich, in fremde Gewänder geworfen, einen geweſenen Arbeiter aus meines Vetters Glasfabrik, der kurz vor Anfang der theuren Zeit mehrere Monate lang in unſrem Hauſe gewohnt hatte. Ich nannte ihn bei ſeinem Namen und der Menſch konnte nicht aufhören ſich zu verwundern, daß ich hier in Karlsbad und augenſcheinlich in ſo guten Umſtanden ſey. Obgleich ich mit ihm, im Hauſe meines Vettern, nur wenig Verkehr gehabt hatte, freute ich mich dennoch ungemein, mitten unter den vielen unbekannten Leuten, unter deren vornehmen Weſen mir es dennoch etwas unheimlich vorkam, einen alten Bekannten zu finden. Ich erzählte ihm, ohne Rückhalt, von dem Glücke, das ich auf meiner kurzen Wanderung gehabt; ich machte Alles vielleicht noch viel größer, als es, ſelbſt in meinen Augen, wirklich war.

Der Menſch, den ich hier wiederfand, war, dies wußte ich, ein ganz ſpezieller Landsmann von mir; ſeine Heimath lag nur eine Stunde von meiner Vaterſtadt entfernt. Dieſer Umſtand gab mir noch überdies ein ganz beſondres Zutrauen zu ihm. Ich fragte ihn, ob er in der Stadt bekannt ſey und mir ein Gaſthaus, das nicht gar zu vornehm ſey, empfehlen könne; er rieth mir da einzukehren, wo er wohne, nämlich in der Herberge der Schmiede und Schloſſer, denn da ſey es nicht gar zu vornehm.

Meiner noch jungen, und darum deſto lebhafteren Einbildung auf ein eben ſo unverhofftes als unerwartetes Glück wollte es freilich bei dem Eintritt in die Herberge der Schmiede und Schloſſer, darzu auch der Sattler nicht recht gefallen. Das Abendeſſen, das uns die Herbergsmutter auftrug, war freilich, im Vergleich mit der Hausmannskoſt meines Vettern ein wahres Königsmahl, aber dort auf der Streu zu ſchlafen unter den Handwerksburſchen, dazu konnte ſich ein Menſch, der ſo vornehme Kleider trug, wie ich, und der erſt in der vorhergehenden Nacht, freilich ſeit langer Zeit zum erſten Male, in einem ordentlichen Bette geruht hatte, unmöglich entſchließen.

Ich begehrte eine eigne Kammer mit einem Bette und man wies mir eine an, worinnen zwei Betten ſtunden. Der Landsmann hatte mich hinaufbegleitet; wenn es mir nicht zuwider ſey, ſagte er, wolle er das andre, leer ſtehende Bett einnehmen und bezahlen. Ich hatte nichts dagegen und ſchlief unter den Gedanken an mein großes Glück bald und ſehr feſt ein.

Als ich aufwachte, war es noch nicht vollkommen Tag. Ich wollte meinen Landsmann nicht in ſeiner Ruhe ſtören und blieb deshalb noch ſtill auf meinem Lager; mich beſuchten da allerhand Gedanken, die mir, weil ſie ſich auf ſo ſonderbare Weiſe an Das anſchloßen, was mir an dieſem Tage begegnete, recht unvergeßlich in der Erinnerung geblieben ſind. Ich freute mich, mit herzlicher Dankbarkeit gegen Gottes Erbarmung über all das Gute, das mir in den letzten beiden Tagen widerfahren war und nahm mir recht feſt vor, daß ich doch niemals an Seiner Treue und väterlichen Hülfe in der Noth verzweifeln wollte. Wenn dir aber nun, ſo dachte ich weiter, auf einmal all dein Geld verloren gienge, würdeſt du dann auch dein Vertrauen auf Gott noch behalten?

Mein Herz zögerte einige Augenblicke, ehe es auf dieſe inwendige Frage ſeine Antwort gab. Ich, der ich vor wenig Tagen keinen Heller beſeſſen, und dennoch muthig mich auf den Weg nach einem ganz fremden Boden gemacht hatte, war in dieſer kurzen Zeit, ohne mirs ſelber bewußt zu werden, dahin gekommen, daß ich mein meiſtes Vertrauen auf die, vielleicht etlich und zwanzig Gulden Geldes geſtellt hatte, die mir, freilich durch ganz ſonderbares Glück, zugekommen waren. Endlich faßte ich mich dennoch zu der rechten Stimmung zuſammen und antwortete mir ſelber: „Ja, mit Gottes Beiſtand würde ich wohl auch dann, wenn ich auf einmal wieder ein Bettler würde, mein Vertrauen auf Ihn und ſeine Hülfe nicht fahren laſſen."

Ich wurde gar bald darauf geprüft, ob mein guter Vorſatz auch Farbe hielte. Es war hell geworden; ich erhub mich leiſe von meinem Lager, doch hätte ich dieſes Leiſethuns nicht bedurft, denn ich bemerkte bald, daß das Bette meines Landsmanns leer, daß dieſer ſchon aufgeſtanden ſey. Deſto mehr beeilte ich mich ſelber mit meinem Anzuge und gieng hinunter in das Wirthszimmer. Mein Landsmann, ſo ſagte man mir, war heute ſchon ſehr frühe abgereiſt; mich wunderte in etwas die Undankbarkeit, mit welcher er, ohne Abſchied von mir ſich wegbegeben, da ich doch geſtern Abend, nach der Sitte des Hauſes, mit dem meinigen zugleich auch ſein Abendeſſen, ſo wie das noch künftige Nachtlager berichtigt hatte. Ich wollte jetzt ein Frühſtück einnehmen und griff deshalb in die Taſche, nach meinem Gelde, da konnte ich dieſes in keiner der Taſchen finden. Ich eilte hinauf in die Schlafkammer, vielleicht, ſo meinte ich, ſey mir der Beutel, beim Auskleiden verloren gegangen. Mein Suchen war vergeblich; ſehr erſchrocken kam ich wieder hinab und klagte der alten Wirthin meine Noth. Der Troſt, den dieſe mir gab, war ſchwach genug: „Wenn der Musje," ſagte ſie, „wirklich ſo viel Geld bei ſich gehabt hat, als er angiebt, warum hat er es nicht beſſer verwahrt oder dem Herbergsvater aufzuheben gegeben? Meine Zimmer und meine Betten verlieren nichts, aber neben ſeinem Landsmann, der in der vergangenen Nacht bei ihm in der Kammer ſchlief, hatte er ſollen des Sprichwortes eingedenk ſeyn: Trau, ſchaue Wem! Denn wenn überhaupt Geld verloren gegangen iſt, dann hats kein Anderer als jener

Taugenichts; dem möchte ich nicht allein draußen in dem Wald begegnen, ſo ſpitzbübiſch ſieht er aus.“

Was den Landsmann betraf, da konnte ich freilich nichts Andres als dem Verdacht der Frau beiſtimmen. Jener Menſch hatte ſich ſchon, als er bei meinem Vetter in der Glasfabrik war, durch ſeine Faulheit und Liederlichkeit ſo gezeigt, wie der größere Hauſe jenes Geſindels war, das ſich zum Dienſt in unſere Fabrik hergab. In die von innen wohlverwahrte Kammer hatte niemand gekonnt, außer ihm; ſein heimliches, frühes Aufſtehen und Hinausſchleichen aus dem Hauſe gab zum Verdachte noch größres Recht. Doch was war hier zu thun? bei wem ſollte ich klagen? Durfte ich doch ſelber mich kaum vor der Polizei ſehen laſſen, weil ich ohne Paß war. Denn obgleich man es mit dergleichen Dingen damals, namentlich in Karlsbad, gar nicht ſtreng nahm, hatte mir dennoch der Herbergsvater ſchon geſtern geſagt, daß wenn jemand von der Polizei mich befragte und ohne Paß fände, ich große Unannehmlichkeit haben würde. Und durch eigne Kraft mir zu helfen, konnte mir auch nicht einfallen, denn geſetzt auch, daß ich ihn hatte einzuholen gewußt und vermocht, was wollte ich gegen den ungleich ſtarkern Mann ausrichten?

Es war dies die erſte bittre Erfahrung der Art, welche mein natürlicher Zug zu den Landsleuten machen mußte; ſpater habe ich leider deren noch mehrere und viel ſchwerere gemacht, und ich muß dir geſtehen, daß mich, als ich dich in mein Haus aufgenommen hatte, die Entdeckung, daß du ein Deutſcher ſeyſt, anfangs wahrhaft erſchreckt und von dir abgeſtoßen hat, während der ſcharfer blickende Vater Gregoire mir nach wenig Tagen für dich und deine Geſinnung ein vollgültiger Bürge geworden iſt.

So war ich auf mein geſtriges Reichſeyn auf einmal wieder ein ganz armer Menſch geworden und ich durfte nur froh ſeyn, daß ich ohne Schulden und frei aus dem Herbergshauſe hinweggehen konnte. Sehr traurig und muthlos ſchlich ich über den Markt hin; ich wagte es nicht nach dem Hauſe aufzublicken, in welchem meine Wohlthäter wohnten; eine Art von Schamgefühl hatte mir es auch unmöglich gemacht, irgend einem von ihnen meine jetzige Noth zu klagen. Meine wenigen Sachen hatte ich geſtern bei der Bäckerin liegen laſſen; ich nahm ſie jetzt zu mir und erkundigte mich zugleich bei den guten Leuten, wo die nächſte Glasfabrik ſey? denn eine ſolche gedachte ich aufzuſuchen, um mir durch der Hände Arbeit mein Brod zu verſchaffen. Die Nachricht, welche ich über die Entfernung der nächſten Glashütten erhielt, erſchreckte mich ſehr, denn wie ſollte ich ohne Brod und Geld den Weg zurücklegen? Da fiel mir mein geſtriges Selbſtgeſpräch ein. Haſt du doch auch, ſo dachte ich, als du vor etlichen Tagen dem Hungertode entfloheſt, weder Geld noch Brod gehabt, und Gott hat dich doch verſorgt und ernähret, warum ſollte er das nicht auch jetzt thun?

Etwas muthiger ging ich meinen Weg, und ich hatte ſchon das Ende der Stadt erreicht, da hörte ich jemand hinter mir rufen. Obgleich der laut Rufende meinen Namen nicht nannte, ſahe ich mich dennoch unwillkührlich nach ihm um, und erkannte in ihm einen Bedienten der wohlthätigen Gräfin. Er winkte mir, ſtehen zu bleiben, und ſobald er mir nahe genug gekommen, richtete er mir den Auftrag ſeiner Herrſchaft aus, mich zu fragen, ob ich nicht bei einem vornehmen Herrn, der einen ehrlichen deutſchen Burſchen zu ſeiner Aufwartung ſuche, für etliche

Wochen in Dienſte gehen wolle? Ich könne ſogleich in mein Geſchäft eintreten.

Daß ich mich bei dieſem Anerbieten nicht lange bedachte, ſondern ſogleich mit umkehrte, darf ich dir wohl nicht erſt verſichern. Der vornehme Herr, bei dem ich in Dienſte gehen ſollte, war ein Franzoſe. Er wohnte in einer Etage deſſelben großen Hauſes, das die Gräfin bezogen hatte; er ſelber war ſchon ausgegangen nach dem Brunnen; ſeinem Bedienten, der auch ein Franzoſe war, fand ich in einem kleinen Zimmer des Hofraumes bei dem Frühſtück. Mein Führer ſprach zu ihm Einiges auf Franzöſiſch, und der künftige Standesgenoſſe war höflich genug, mich durch Worte, und als ich dieſe nicht verſtund, durch Winke zur Theilnahme an ſeinem Frühſtück einzuladen. Auch mein nunmehriger Herr, ein ſtattlich ausſehender ältlicher Mann, mit vielen Ordenszeichen an ſeiner Bruſt, verſtund kein Wort Deutſch; er brachte unſre Angelegenheit durch Vermittlung eines Bedienten der Gräfin in Ordnung; durch dieſen wurde mir auch der Kreis meiner täglichen, leichten Geſchäfte angewieſen.

Ich habe dich gar zu weitläufig mit der Geſchichte der erſten Tage meiner Wanderſchaft unterhalten; es ſind mir aber auch freilich nur ſehr wenige Ereigniſſe aus meinem ganzen übrigen Leben ſo friſch in der Erinnrung geblieben, als gerade dieſe ſcheinbar unbedeutenden und doch bedeutenden. Ueber meinen weitren Aufenthalt in Böhmen, und nachmals in Oeſterreich, will ich mich kurz faſſen.

Mein neuer Herr, der Maltheſerritter de la Romagne, war ein herzensguter Mann, ja er war weit mehr, als in der Welt öfters mit dieſem Worte bezeichnet wird. Dennoch hatte der treffliche Mann ohne Aufhören mit einem Naturfehler zu kämpfen: dies war ſeine ganz außerordentliche

Neigung zum aufbrauſenden Jähzorn. Gleich am andern Tage, nach dem Antritt meines Dienſtes bei ihm, mußte ich ſelber den Ausbruch einer ſolchen Heftigkeit meines Herrn beſtehen. Er wollte zu einem Geſchäft, das er mir ſchon, durch den verdollmetſchenden Bedienten der Gräfin, auftragen laſſen, noch eine andre Beſtellung machen; bei dem Namen, den er mir gleich von Anfang gegeben, ohne daß es weder mein wirklicher Vor- noch Zuname war, rief er mich zurück, und ſprach ſehr langſam und deutlich einige Worte auf Franzöſiſch zu mir. Ich verſtund ſie nicht. Der gute Herr gab ſich die Mühe, mir das Geſagte noch einmal ganz langſam zu wiederholen, aber ehe er noch damit fertig war, übermannte ihn der Zorn; er griff nach ſeinem Stocke und ſchien mir dieſen um den Kopf ſchlagen zu wollen, doch faßte er ſich ſo weit, daß er mir mit einigen ſchnell und heftig geſprochnen Worten die Thüre wies, welches Zeichen ich beſſer verſtund als ſeine Rede, und ſogleich auch befolgte. Ganz erſchrocken ging ich hinunter in mein Zimmer, ich war aber hier nur kurze Zeit geweſen, da kam der Bediente der Gräfin und brachte mir ein nicht unanſehnliches Geldgeſchenk von meinem Herrn, mit dem Befehl deſſelben, ich ſolle eiligſt Franzöſiſch lernen.

Ich hatte ſpäter gar vielfältige Gelegenheit, ähnliche ſchnelle Wechſel in der Gemüthsſtimmung des edlen Malteſerritters zu beobachten. Im Grunde waren das für alle ſeine Leute und Untergebenen die glücklichſten Tage, wenn er einmal mit Worten, ja ſelbſt mit Werken ſein Zornfeuer an ihnen ausgelaſſen hatte, denn der vortreffliche Mann wußte dann gar nicht Mittel und Wege genug zu finden, um ſeine Uebereilung wieder gut zu machen; der vermeintlich Beleidigte wurde, wenn er nur ſonſt ſich brav gezeigt hatte, mit Beweiſen von Güte und Freund-

lich-

lichkeit überhäuft. Dennoch dauerte mich mein guter Herr, den ich in Kurzem ſo lieb gewann, wie einen Vater, bei ſolcher Gelegenheit ſehr, weil ſein Zorn ihm ſelber am allerweheſten that; ich gab mir daher die größeſte Mühe, ihm niemals dazu Veranlaſſung zu geben, und darf auch ſagen, daß mir dieſes beſſer gelang, als jedem andren ſeiner Leute.

Die Zumuthung, ganz eilig Franzöſiſch zu lernen, kam mir gar nicht ungelegen. Das Erlernen fremder Sprachen iſt mir von Kindheit auf nicht ſchwer geworden, und zu dem Franzöſiſchen hatte ich eine ganz beſondre Luſt und Neigung. Ich wendete jetzt jede freie Minute zum Erlernen dieſer Sprache an, wozu mir ein in der Stadt wohnender franzöſiſcher Lehrer die mündliche, mehrere Bücher aber die ſchriftliche Anleitung gaben. Ich hatte nach wenig Tagen ſchon eine Menge Redensarten auswendig gelernt, mit denen ich meinem Mitbedienten öfter zuſprach, doch dauerte es lange, ehe ich ſeine freien, nicht auswendig gelernten Antworten verſtehen lernte. Vor allem bemühte ich mich, mir jene Worte und Sätze einzuprägen, durch welche ich meinem Herrn über die mir aufgetragnen Geſchäfte Rapport erſtatten konnte; ſchon bei Tagesanbruch und bis ſpät in die Nacht war ich mit der Zubereitung auf dieſe Vorträge beſchäftigt, und noch in der erſten Woche meiner Dienſtzeit wagte ich es eines Morgens, ohne Hülfe des bisherigen Dolmetſchers, ein franzöſiſches Geſpräch mit dem Herrn zu beſtehen. Der Mann lächelte über meine Kühnheit, und ſelbſt die Ungeſchicklichkeit, mit welcher ich ſeine kaum halb verſtandnen Worte durch meine auswendig gelernten Redensarten zu beantworten ſuchte, ſchien ihn ſehr zu beluſtigen; dieſe, meine Antworten, mochten freilich nicht viel paſſender herauskommen als jene, die ein tauber Mann einem Hörenden ertheilt; doch ſahe der Herr daraus wenigſtens meinen guten Willen, ihm zu gehorchen.

Du, mein lieber Sohn, haſt dich zwar auch ſehr gelehrig gezeigt; du haſt dein Franzöſiſch aus dem Munde der Liebe in ziemlich kurzer Zeit erlernt, doch darf ich wohl ſagen, daß ich dich in dieſer Gelehrigkeit noch übertraf. Mein Herr blieb gegen 7 Wochen in Karlsbad, und in dieſer Zeit hatte ich es im Verſtehen und Sprechen der franzöſiſchen Sprache ſo weit gebracht, daß ich, wenn man keine beſondern Anſprüche auf Feinheit und Eleganz des Ausdruckes machte, mich vor keiner allgemeineren Unterhaltung in jener Sprache zu ſcheuen hatte. Freilich trieb mich zu meinem Eifer im Lernen auch noch ein ganz beſondrer Sporn an. Es gefiel mir gar ſo wohl in meinem Dienſte, und ich meinte oft, es könne mir in meinem ganzen Leben nicht glücklicher ergehen, als in dieſen jetzigen Verhältniſſen. Dazu wußte ich, daß mein Herr im Begriff ſtehe, bald eine weite Reiſe anzutreten, was meine heftige Wanderluſt in hohem Grade aufreizte. Mir lag deshalb Alles daran, mich ihm in jeder Beziehung ſo brauchbar zu machen, und ſo dienſtbefliſſen zu zeigen, daß er mich mitnehmen möchte.

Mein Wunſch gelang mir; der Malteſer fragte mich einſt, ob ich Luſt habe, ihn in weit entfernte, fremde Länder zu begleiten? und ich ſagte zu dieſer Frage ein freudiges Ja.

Ich habe verſaumt, dir noch etwas von der Familie meiner Wohlthäter: dem jungen, edlen Grafen und ſeiner Mutter zu ſagen. Ich ſahe jenen jungen Herrn, dem ich mein ganzes Glück verdankte, faſt täglich, indem ich ihn mit der ehrfurchtsvollen Beſcheidenheit eines Bedienten grüßte, wobei meine von dankbarer Verehrung leuchtenden Augen mehr ſprachen, als der Mund. Auch er grüßte mich dann immer ganz freundlich, fragte mich auch zuweilen, im eiligen Vorübergehen (als wollte er meinen Dank vermeiden), wie mir's ergehe. Der Tag, an welchem dieſe guten Herrſchaften, welche nur 5 Wochen lang die Cur gebrauchten, unſer Haus verließen, war mir ein ſehr trauriger; ich hätte es für ein großes Glück meines Lebens gehalten, wenn ich den jungen Grafen, der mir wie ein guter Engel vorkam, täglich nur einmal, wenn auch von ferne, hätte ſehen dürfen.

Mein Herr fühlte ſich durch den Gebrauch des heilſamen Karlsbader Waſſers von ſeinem langjährigen Leberleiden faſt ganz geneſen, und ich war aus einem abgemagerten Jammerbilde ein blühend geſunder Jüngling geworden, ſo heiter und fröhlich, daß ich mich ſelber nicht mehr erkannte. Ich trug jetzt die Livree eines Jägers, und als ſolcher, vorn auf dem Bock unſrer Reiſechaiſe ſitzend, beſchaute ich mir das herrliche Böhmerland, durch welches zunächſt der Weg uns führte, mit unbeſchreiblichem Vergnügen. Schon auf dieſer Reiſe, ſo wie während unſres Aufenthaltes in Prag und Wien, hatte ich vielſeitige Gelegenheit, meinem Herrn manche Aufwallung ſeines Zornes, und manchen Aerger über die Wirthe, Poſtleute und Zolleinnehmer zu erſparen, und ich that dies mit einem recht treuen Eifer, weil der Arzt in Karlsbad den kaum Geneſenen auf's Angelegentlichſte ermahnt hatte, ſich vor Zorn und Aerger zu hüten.

Einmal hatte ich dennoch mein Wächteramt über die Geſundheit des guten Herrn nicht ſorgfältig genug verſehen, und ich hatte Mühe, die Folgen meiner Unachtſamkeit wieder gut zu machen. Es war auf unſrer Reiſe von Prag nach Wien, da hatte einmal ein ſtarker Gewitterregen, welcher in der vorhergehenden Nacht gefallen war, einen Theil unſrer Straße überſchwemmt und Steingerölle darüber geführt. Unſer Poſtillon, ohne viel zu fragen, hatte ſeinen Weg über eine höher gelegene Wieſe, und dann ſelbſt über ein Saatfeld eingeſchlagen. Ich hatte meine ganze Aufmerkſamkeit auf den ſeltſamen Weg gerichtet, den der Poſtknecht nahm, und deshalb weder bemerkt, daß mein alter Herr im Wagen eingeſchlafen war, noch auch, daß ein Feldwachter mit einer Art von Spieß der jetzt langſamer fahrenden Chaiſe nachgelaufen und an das Kutſchenfenſter hingetreten war. Auf einmal hörte ich den Herrn in ſeiner ſonſtigen Art zornig aufſchreien, und in demſelben Augenblick einen Schuß fallen. Ich ſahe mich erſchrocken um; der Bauer mit ſeinem Spieße lag blutend am Boden da; der Poſtillon wollte im Galopp davonfahren, um ſich und ſeinen Paſſagier aus der Verlegenheit zu reiſſen, der edle Malteſer aber, mit einer Löwenſtimme, rief „Halt“.

Sein Erſtes, ſobald der Wagen hielt, war es, daß er aus der Chaiſe ſprang und zu dem verwundeten Landmann hinlief. Dieſer hatte in ſehr unſchicklicher Art ſeinen Wachtſpieß in das offne Chaiſenfenſter hineingeſtreckt; der alte Herr, aus ſeinem Schlafe erwachend, hielt den ungeſtümen Menſchen für einen Raubmörder, und drückte im erſten Zornfeuer ein Piſtol gegen ihn ab. Zum Glück hatte ihn die Kugel nur an der linken Schulter und am Halſe verletzt; mein Malteſerritter, als er dieſes ſahe, befahl mir, bei dem Verwundeten zu bleiben, während er ſelber zu dem Dorfe, das zugleich unſre Poſtſtation war, hinfuhr, um einen Wundarzt herauszuſenden.

Der Ort war ganz nahe, der Chevalier hielt vor dem

Poſthauſe ſtill und parlirte auf Franzöſiſch zum Kutſchenſchlag hinaus. Aber kein Menſch war da, welcher ſeine Sprache verſtund. Indeß war das Geſchrei: der Fremde habe einen anſäßigen Mann aus der Gemeinde erſchoſſen, herein ins Dorf gekommen. Viele hatten den Schuß gehört, Einige hatten auch den Geſchoſſenen geſehen, Keiner aber war ſo verſtändig geweſen, die Sache genauer zu unterſuchen, und ſich zu überzeugen, daß der Bauer nur leicht verwundet, keineswegs todt ſey. Freilich wäre auch ſo ſchon die Sache keine ganz gleichgültige und leichte geweſen, denn immerhin erſchien der Schuß als ein Anſchlag auf ein Menſchenleben. Der Chevalier hatte ſich deshalb nicht ſo ſehr ereifern und erzürnen ſollen, als ſich jetzt zuerſt ein Haufe des Pöbels um den Wagen her drängte, und dieſen, ohne viel Umſtände zu machen, nach dem, nahe bei der Poſt gelegnen, Amthauſe hinſchleppte. Und als nun jetzt vollends der Amtmann heraustrat, und in grob gebieteriſcher Weiſe dem Fremden befahl, heraus zu ſteigen und in die Gerichtsſtube zu treten, ja, als dieſer den Befehl eben ſo wenig befolgte als verſtand, ſogar ſelber, mit Hülfe eines Gerichtsdieners, ihm beim Arme herausziehen wollte, da konnte ſich mein alter Herr nicht mehr halten; er zog ſeinen, neben ihm im Wagen liegenden Degen, und gab dem Amtmanne einen ſo kräftigen Hieb über die Hand, dem Gerichtsdiener aber über die Wange, daß beide alsbald von ihrem Angriffe abließen.

Doch was konnte dieſer Sturmwind des Zornes, der aus einem einſamen Fremden hervorbrach, Anders thun, als die Flamme der Pöbelwuth, die gegen ihn ausgebrochen war, nur deſto furchtbarer anzufachen. Ein toller Haufe, mit Flinten, Säbeln und Spießen bewaffnet, drang gegen die Chaiſe an; mein armer, alter Herr war in wirklicher Lebensgefahr, denn die geringſte, neue, und dabei nach ſeinem Naturell faſt unvermeidliche Aeußerung der heftigen Abwehr gegen die allerdings ungebührliche Behandlung, hatte ihm den ſichren Tod zugezogen. Da kam, zu ſeinem Glücke, gerade ich auf das Tummelfeld der wechſelſeitigen Misverſtandniſſe. Ich hatte mit eigner Hand den leicht verwundeten Bauern verbunden, und ihm durch das Verſprechen eines guten Geſchenkes, das ihn, dies konnte ich ja mit Sicherheit ſagen, aus der Hand meines freigebigen Herrn erwarte, ſo viel Krafte gegeben, daß er, ohne eines Führers zu bedurfen, mit mir hereinging nach dem Dorfe. Mit uns kam der Haufe der Neugierigen — meiſt Weiber und Kinder — der ſich ſchon drauſſen auf dem Felde um uns verſammlet hatte. Als ich jezt in die Nahe unſres Wagens kam, und das wüthende Rachegeſchrei des verwundeten Amtmannes gegen den fremden Mörder hörte, als ich die gegen meinen Herrn gezuckten Waffen der tollen Bauern ſahe, da ſtürzte ich mich, ohne mich einen Augenblick zu bedenken, in die wüthende Schaar und zwiſchen ihre Waffen hinein, nach dem Wagen. Einen Stich, der meinen Herrn treffen ſollte, fieng ich mit meiner rechten Seite auf, wurde jedoch nicht ſehr tief von ihm getroffen; ein Sabelhieb verwundete meinen Arm. Mit einer Stimme, die ich mir ſelber nicht zugetraut hatte, gebot ich der verſammleten Menge Ruhe und Schweigen. Als man mich deutſch reden horte, legte ſich wirklich das Getummel. Ich erzahlte den ganzen Hergang der Sache, ruhmte die Großmuth und Herzensgüte meines Herrn, die ſich auch bei Gelegenheit dieſer unwillkührlichen Uebereilung, wie bei ſo vielen andern, gezeigt hatte, und entſchuldigte die Aeußerung ſeiner Heftigkeit theils durch ſeine Unbekanntſchaft mit unſrer Sprache, vor allem aber durch das edle Ehrgefühl, das ihm ſein Stand, als Kämpfer für die heiligen Rechte des Chriſtenthumes gegen die Türken, zur andern Natur gemacht habe. Vor allem aber zeigte ich auf den Bauern hin, den das blinde Gerücht als einen Getödteten ausgeſchrieen hatte, und welcher jetzt, ganz guten Muthes, neben ſeiner Frau und ſeinem Sohne in der Nahe der Kutſche ſtund.

Die größere Menge des Volkes ward durch meine Vorſtellungen beruhigt; die bewaffneten Bauern traten beſcheiden von der Chaiſe zurück und blickten mit einer Art von Ehrfurcht auf den Mann hin, der gegen den „allgemeinen Feind der Chriſtenheit,“ den Türken gekampft hatte, nur der erbitterte Amtmann, deſſen gewaltübende Hand vielleicht noch niemals eine ſo nachdrückliche Zurechtweiſung empfangen, als die heutige war, wollte ſich nicht zur Ruhe geben, er ſpornte die Gerichtsdiener an, den Fremden aus der Chaiſe herauszureiſſen; ein morderiſcher Ausfall gegen die Ortsobrigkeit, welche an des Kaiſers Stelle da ſey, müſſe als Criminalverbrechen behandelt und geahndet werden.

Herr Amtmann, ſo rief ich laut zur Chaiſe hinaus halten Sie noch einen Augenblick an. Der Herr Abt des hieſigen Kloſters hat vorher auch noch ein Wort mit Ihnen zu ſprechen; dieſem geht mein Herr naher an, als Sie vielleicht wiſſen.

Ich hatte, ohne dies zu vermuthen, einen Flecken in dem mannichfach durchlöcherten Herzen des Amtmannes getroffen, an welchem dieſer für meine Warnung ſehr zugänglich war. Zufallig hatte ich, beim Heimgehen vom Felde, von einem der mich begleiteten Bauern erfahren, daß das größeſte, augenfalligſte Gebäude des Ortes der Aufenthalt eines Abtes, aus hohem, fürſtlichen Stamme ſey, eines Mannes, der in der ganzen Umgegend wie ein gütiger Herrſcher und Vater geehrt war. Das aber, was ſeit Kurzem zwiſchen dieſem Abte und dem Amtmanne vorgefallen, wußte ich nicht. Eine Art von innerer Eingebung oder Inſtinkt veranlaßte mich dieſen mir im Grunde noch unbekannten Hebel in Bewegung zu ſetzen.

Nur um einen Stillſtand des Tumultes, auf kurze Zeit, bat ich; der Herr Abt werde die ganze Streitigkeit entſcheiden. Dieſe Worte, wie eine magiſche Beſchwörungsformel, brachten vollends den Tumult zum Schweigen; ſelbſt der erbitterte Amtmann wagte keinen Einſpruch mehr. Ich ſtieg aus dem Wagen und eilte zu dem Kloſtergebäude. Der Abt, von hohem Alter darniedergebeugt, richtete ſich kräftig auf, als ich ihm von der Gefahr erzählte, die meinen edlen Malteſerritter betroffen und ihm alle einzelne Umſtände des Ereigniſſes auseinanderſetzte. Ich habe wenig hochbetagte Greiſe geſehen, die auf mich jenen Eindruck von inniger Ehrfurcht machten, welche, wo ſie auch erſcheine, die im Menſchenherzen wohnende Liebe gegen Gott und die Brüder in andren Herzen hervorruft. Der edle Greis erhub ſich von ſeinem Sitze; er gieng mit mir ſelber zur Stätte des Tumultes hin. Als wir uns naheten machte das Volk ehrerbietig nach beiden Seiten uns Raum. Der Abt, welcher in ſeinen Jugendjahren ſelber Offizier geweſen und zugleich der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig war, begrüßte den Malteſerritter freundlich, und ſetzte ſich neben ihm im Wagen nieder. Nach einer kurzen Unterhaltung mit dem edlen Fremden, hieß er das verſammelte Volk ruhig nach ſeiner Wohnung gehen, dem Amtmann ſagte er einige Worte, welche mehr einem Verweiſe, über ſein ungeſtümes Betragen, als einem Lobe für ſeinen Dienſteifer glichen, und dieſer zog ſich alsbald in ſein Haus zurück, denn, wie ich dies von dem Poſtillon erfuhr, der uns von hier aus weiter brachte, hatte er eine wohlgegründete Urſache, den Abt zugleich hoch zu ehren und zu fürchten, weil dieſer ein ſtrafwürdiges Vergehen des Mannes, welcher nur über Andre, nicht über ſich ſelber Gewalt zu üben wußte, vor Kurzem, zwar mit Ernſt, doch zugleich auch mit Beſſerung hoffender Schonung behandelt hatte. Daß mein großmüthiger Herr dem unſchuldigen Bauern, den er in ſeiner Schlaftrunkenheit verwundete, ſo wie dem Gerichtsdiener, den ſeine eifernde Hand faſt ſo, wie eine andere den Malchus getroffen hatte, ein überreichliches Schmerzens- und Entſchädigungsgeld zurückließ, darf ich dir kaum erwähnen, ich meine, du mußt den Mann ſchon aus Dem, was ich dir bisher von ihm erzählte, genugſam kennen.

Im Grunde genommen hätte ich von meinem guten Herrn einen recht tüchtigen Verweis verdient: darüber, daß ich ihn nicht aus ſeinem Schlafe erweckte und auf den herbeilaufenden Spießbauern aufmerkſam machte. Er aber nahm es anders; er rechnete mir die geringen, ſchwachen Beweiſe von Dienſteifer und pflichtſchuldiger Dankbarkeit, welche ich bei dieſer Gelegenheit bewieſen, ganz beſonders hoch an. Er behandelte mich ſeit dieſer Zeit faſt mehr als einen Sohn, denn als einen Diener; eine faſt übertriebene Dankbarkeit gehörte zu den Hauptzügen ſeines Weſens. Wie hatte eine ſolche Güte, wie die ſeinige war, nicht in mir, eine wenigſtens gleichmäßige Dankbarkeit und Liebe wecken ſollen. Ich behandelte dieſen meinen zweiten Vater zwar immer mit jener Ehrfurcht, welche ſeinem hohen Stande und ſeinen reiferen Jahren, vor Allem aber ſeiner überlegnen Geiſteskraft und innren Bildung geziemte, zugleich aber konnte ich gegen ihn kindlich offen ſeyn wie gegen einen leiblichen Vater und auch er würdigte mich ſeines Vertrauens in einem hohen Grade. Ich habe deshalb im Umgange mit dieſem edlen Herrn an innerlichen Gütern noch mehr gewonnen, als an äußern, ſo bedeutend auch Das war, was ich in der letzteren Hinſicht ihm zu danken hatte. Dieſer Malteſerritter trug das Kreuz nicht als leeres Zeichen an ſeinem Gewand, ſondern er trug die lebendige Erinnerung an das, was dieſes Kreuz bedeute und wozu daſſelbe ſeine Kämpfer auffordere, tief in ſeinem Herzen. Seine liebſten Schriftſteller, deren Werke er am öfterſten las und auf allen ſeinen Reiſen mit ſich führte, waren Fenelon und einige dieſem an Geiſt und Geſinnung verwandte. Er nannte dieſe Werke, namentlich jene des milden Fenelon, ſeine Toilettenſpiegel, vor welche er, wenn an ſeinem innerlichen Gewand des Herzens Etwas in Unordnung gerathen und zerrüttet ſey, dieſes wieder in Ordnung bringen müſſe. Auch pflegte er, beſonders dann, wenn ihn ſein Jähzorn einmal wieder überwältigt hatte, ſich unter ſeine lieben Bücher zurückzuziehen und vor mir verbarg er, bei mehreren ſolchen Gelegenheiten die Reue und Beſchämung nicht, von welchen er dann immer in reichlichem Maaße heimgeſucht war. Und daß dieſe Heimſuchungen nicht ohne Früchte blieben, davon durfte ich ſelber Zeuge ſeyn. Mein alter guter Herr wurde von Jahr zu Jahr milder und ſanfter und ich kann mich nicht erinnern in den letzten beiden Jahren ſeines Lebens ihn leidenſchaftlich heftig oder zornig geſehen zu haben, ohne daß dieſe Milderung ſeines ganzen Weſens eine Folge von leiblicher Schwäche war.

Ich muß mich in Acht nehmen, daß mich die Liebe nicht gar zu geſchwätzig mache, denn wenn ich von meinem lieben, ſeligen Herrn erzähle, da kann ich gewöhnlich gar kein Ende finden. Nur dies will ich deshalb noch erwähnen, daß der Unterſchied der chriſtlichen Confeſſionen, denen wir beide zugethan waren, niemals eine Störung zwiſchen uns machte. Mein edler Malteſer war römiſch-katholiſch, und achtete es ſehr hoch, daß er dieſes ſey; jene innre Umkehr aber, durch welche er aus einem leidenſchaftlichen Verehrer des Voltaire und andrer Prediger des Unglaubens unter ſeiner Nation, zu einem frommen, kindlich gläubigen Chriſten geworden war, dankte er einem chriſtglaubigen Engländer, welcher einer andren Kirchengemeinſchaft angehörte, als der römiſch-katholiſchen. Obgleich es ihm deshalb eine innige Freude geweſen wäre, wenn ich mich aus Ueberzeugung zu ſeiner „Mutterkirche" gewendet hätte, beunruhigte er mich dennoch niemals im Kreiſe meines Glaubens, wendete niemals die große Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, oder die Macht, welche ihm meine dankbare Liebe gab, dazu an, mich, ſeitdem er ſahe, daß ich in meiner Ueberzeugung feſt ſey, aus meinem innren Boden herauszureiſſen. „Ich danke Gott, ſagte er öfters, daß Er mich hat die Erfahrung machen laſſen, daß er auch unter euch ſeine Kinder habe; Kinder, welche in Geſtalt und Wandel die Aehnlichkeit des Vaters an ſich tragen, und deshalb eben ſo gut ſeine wahren, ächten Kinder ſind als jene, welche er unter uns wohnen hat." Dieſelbe Milde und brüderliche Liebe, wie gegen mich, bewies dann mein Herr auch bei andrer Gelegenheit auf ſeinen Reiſen gegen alle rechtſchaffene Chriſten der verſchiedenen Confeſſionen.

Doch, nach dieſer Abſchweifung in ein innerliches Gebiet, muß ich wieder zur Erzählung unſrer äußerlichen Begebenheiten zurückkehren.

Mit der Beſchreibung der vielen Reiſen, welche ich mit meinem Herrn zuerſt nach Italien und Malta, dann an einige Reſidenzorte des ſüdlichen Europas machte, wohin meinen Malteſerritter die Angelegenheiten ſeines Ordens führten, will ich mich nicht aufhalten. Ich hatte dabei ſattſame Gelegenheit, meine Kenntniſſe und Erfahrungen zu vermehren, wiewohl ich die letzteren mir nicht immer ſo zu nutze machte, als ich geſollt hatte. So ließ ich mich namentlich in Rom durch etliche deutſche Landsleute verleiten, an ihren Trinkgelagen Theil zu nehmen. Eines Abends hatten dieſe, meine Gefährten, in ihrem Weinrauſche, Händel mit Bürgern aus der Stadt angefangen, wobei von beiden Seiten Mehrere verwundet wurden. Die Wache kam, auf das entſtandene Geſchrei, herzugelaufen, und auch ich wurde mit den Andren in Gewahrſam genommen. Wie ſehr mußte ich mich vor meinem guten Herrn ſchämen, als ich, durch ſeine Verwendung meiner Haft entlaſſen, am andren Tage wieder unter ſeine Augen trat. Doch er ſahe meine tiefe, innige Reue, und vergab mir. So wurde ich übrigens auch noch auf andre Weiſe und an andren Orten von deutſchen Landsleuten getäuſcht und betrogen, am unbegreiflichſten iſt mir aber immer noch an mir ſelber eine Verblendung ſolcher Art, die mir in Madrid begegnete, weil ſich dabei faſt ganz Daſſelbe wiederholte, was mir von Karlsbad her noch hätte bekannt ſeyn ſollen. Ein junger Deutſcher, in ſehr dürftigen Umſtänden, mußte, ich weiß nicht auf welche Art, es erfahren haben, daß auch ich ein Deutſcher ſey. Er kam öfter zu mir und nahm mein Mitleid in Anſpruch; ich ließ ihn niemals von mir gehen, ohne ihm ſeine Noth nach Kräften erleichtert zu haben. Wir tragen nur gar zu leicht Das, was uns ſelber eigenthümlich iſt, in die Beurtheilung Andrer über. Mir ſelber wäre es, nach meinem ganzen Naturell, unmöglich geweſen, Einem, der mir Gutes erwieſen, ſeine Liebe mit Bosheit zu bezahlen, ſo traute ich dies auch meinem Landsmann nicht zu. Er ging bei mir aus und ein, ich ließ ihn öfters, wenn meine Geſchäfte mich abriefen, lange in meinem Zimmer allein. Einſtmals kam er auch, mir zu ſagen, daß er morgen auf einem holländiſchen Fahrzeuge abreiſen werde, dankte mir noch mit vielen Worten für die ihm erzeigten Wohlthaten, fügte aber zugleich die Bitte hinzu, ihm für dieſe letzte Nacht einen Ruheort, ſey es auch nur auf dem Fußboden des äußerſten Vorzimmers, anzuweiſen, weil er mit ſeinem bisherigen Wirthe ſein Miethverhältniß abgeſchloſſen habe. Ich wies ihm ein Lager in einem kleinen Zimmer an, das neben dem Meinigen war. Am andern Morgen kam er ſehr frühe noch einmal vor mein Bette, um Abſchied zu nehmen; das Anerbieten eines Frühſtücks, das ich ihm machte, ſchlug er aus. Faſt ſchäme ich mich es zu erwähnen: am andern Tage machte ich durch einen Zufall die Entdeckung, daß jener Undankbare, wahrſcheinlich durch Dietriche, eines unſrer Zimmer und in dieſem ein Behältniß geöffnet hatte, worinnen ein großer Theil meines erſparten Geldes, und ſelbſt einiges fremde Geld lag, das ich meinem Herrn zu verrechnen hatte. Der Dieb hatte zum Glück nur dieſes genommen, er hatte, in demſelben Zimmer, gar leicht eine noch viel werthvollere Beute an Geld und Juwelen machen können. Der ſchlechte Burſche war fort, mein Herr, dem die Sache zu Ohren kam, verwies mir ernſtlich meinen Leichtſinn, konnte es aber dennoch nicht unterlaſſen, mir meinen gehabten Verluſt auf's Reichlichſte zu erſetzen. Wie gerne möchte ich ſagen konnen, daß dieſes der letzte und größeſte Unfall geweſen ſey, den mir meine deutſche Landsmannſchaft zugezogen habe, leider mußte ich aber noch traurigere Erfahrungen ſolcher Art machen.

Die neun Jahre, welche ich im Dienſte und im Umgange des Herrn de la Romagne zubrachte, vergingen mir ſorgenlos und heiter; die kleinen, ſelbſt verſchuldeten Unfälle, deren ich ſo eben erwähnte, konnten jene Heiterkeit kaum auf einen oder etliche Tage trüben. Der Wunſch, nach einer Veränderung meiner Lage, kam mir niemals ein, noch weniger der, in mein Vaterland zurückzukehren; mir erging es ſo wohl, wie Kindern, die im Hauſe ihrer reichen Eltern gut verſorgt ſind. Deſto ſchmerzlicher wurde ich aus meiner gewohnten Ruhe und Sorgloſigkeit aufgeſchreckt, als mein guter Herr plötzlich in Venedig, wo wir uns damals aufhielten, ſchwer erkrankte und nach wenig Tagen an ſeiner Krankheit ſtarb. Vom erſten Augenblicke an, in welchem er ſich legte, hatte er die feſte Ueberzeugung, daß ſein Ende nahe ſey. Schwerlich kann wohl ein einiger Sohn tiefer und herzlicher um ſeinen Vater trauern, als ich um meinen Wohlthater, dem ich meine ganze geiſtige Entwicklung und Erziehung verdankte. Auf ſeinem Sterbenbette, welches ich bei Tag und bei Nacht keinen Augenblick verließ, hatte er mir noch einmal ſein ganzes unbegränztes Vertrauen bewieſen. Er überreichte mir eine Abſchrift ſeines Teſtamentes, deſſen Original ſich in den Handen eines Freundes und Ordensgenoſſen in Valette befand. In dieſem Teſtamente vermachte er mir die Hälfte ſeines ganzen, anſehnlichen Vermögens, welches theils an ſichren Orten auf Zinſen gelegt war, theils aber in einem werthvollen Gute, nahe bei Digne, [illegible]. Doch war bei dieſem Vermächtniß die Bedingung geſtellt, daß ich die mir zuſtehende Hälfte erſt dann erhalten ſollte, wenn ich ſeine Schweſter, eine geborene Gräfin von Chameſſon, aufgefunden habe, welche, obgleich ſchon im ungetheilten Beſitz eines beträchtlichen mütterlichen Vermögens, zur Erbin der andren Hälfte beſtimmt war, und wenn dieſe in den Beſitz ihres Antheiles geſetzt ſey. „Du biſt jung und unternehmend“, ſagte er, „dir wird es ohnfehlbar gelingen, meine Schweſter, oder ihre vermuthlichen Leibeserben, aufzufinden, und mir ſelber würde es gelungen ſeyn, wenn ich die Nachricht über ihren vermuthlichen Aufenthalt, welche du hier unter dieſen Papieren finden wirſt, früher empfangen hätte. Sage ihr, wenn du ſie findeſt, daß ich ihr Alles verziehen habe, ſie aber ſolle mir auch den unmäßigen Ausbruch meines Zornes vergeben. Und dafür, daß dir es nicht an den Mitteln zu einer Reiſe fehlen möge, auch wenn du mehrere Jahre zu deinen Nachforſchungen nach meiner Schweſter nöthig haben ſollteſt, habe ich auch, wie ich meine, auf hinreichende Weiſe geſorgt. Du wirſt nach meinem Tode eine nicht unbeträchtliche Summe an Geld und geldwerthen Papieren unter meinen Sachen finden. Davon haſt du die Geſchenke an den Arzt und etliche andre, wahrend meiner Krankheit um mich beſchäftigt geweſne Leute, die Koſten des ſtattlichen Leichenbegängniſſes, einige reichliche Gaben an die Kirche, die Legate an deine Mitbedienten und manche von mir in meinen Papieren namhaft gemachte Gaben an Arme und wohlthätige Stiftungen zu bezahlen. Aber obgleich die Summe, welche auf dieſe Weiſe von meiner Baarſchaft abgehen wird, ziemlich bedeutend iſt, wird dir dennoch genug übrig bleiben, und daß die wunderlich ſtrengen Geſetze der Republik Venedig dich nicht an deiner Beſitznahme hindern oder beeinträchtigen, dafür wird mein hieſiger edler Freund, der Marcheſe Solari, ſorgen, mit welchem ich bereits ſchriftlich und mündlich Alles feſtgeſetzt habe. Du biſt als armer Knabe zu mir gekommen, und wirſt als ziemlich reich aus meinem Dienſte gehen. Hiermit iſt gerade noch nicht ſonderlich viel für dich geſchehen. Gott, welcher das Herz der Menſchen lenket nach Seinem Wohlgefallen, hat mich Anfangs zum Mitleid und Erbarmen gegen dich bewegt, als ich dich in deinem Elend und Jammer ſahe. Späterhin iſt aus dieſem Mitleid eine Liebe geworden, die vielleicht jener eines Vaters zu ſeinem Sohne ähnlich ſeyn mag. Außer meinen Eltern, meinem zweiten Vater, den Engländer, von dem ich dir erzählte, und meiner einzigen Schweſter, habe ich keinen Menſchen ſo lieb gewonnen, als dich. Meine liebe Schweſter hat mich tief betrübt, doch es iſt ihr vergeben; du haſt mich niemals betrübt. Darum möchte ich dir gern, ſo wie ihr, noch ein andres beſſeres Vermächtniß hinterlaſſen, denn alle Güter der Erde ſind. Das iſt der Friede mit Gott, den ich, auf dieſem meinem Sterbelager, inniger denn jemals empfinde, und welcher ſich auf das feſte Vertrauen gründet, daß ich aus Gnaden, nicht aus Verdienſt der eigenen oder fremden Menſchenwerke, ſolle angenommen werden. Von dir weiß ich es, daß der Grund zu dieſem Frieden in dich gelegt iſt, und auch von meiner lieben Schweſter, von der ich freilich nun ſeit 20 Jahren nichts mehr gehört habe, hoffe ich es zuverſichtlich. Sey wachſam und nüchtern; halte feſt was du haſt, damit niemand dir deine Krone raube. Du wirſt, bei deinem weichen Herzen, noch in manche große Gefahren gerathen, aber du weißt ja auch, wo die nöthigen Waffen, zum Kampfe, der uns verordnet iſt, täglich und reichlich zu finden ſind.“

Der gute, väterliche Herr reichte mir ſeine Hand, welche ich mit vielen Thränen der herzlichen Wehmuth be-

benetzte. Ich verſprach ihm, in dieſe ſeine ſterbende Hand, alle ſeine Wünſche zu erfüllen, und nicht eher nachzulaſſen, bis ich ſeine Schweſter gefunden; ich gelobte ihm ein Treuſeyn bis zum Tode.

Es war die letzte Unterredung, welche ich mit dem väterlichen Freunde auf Erden hatte. Schon in der darauf folgenden Nacht beſchlichen ihn die Phantaſieen des Fiebers, welche beſonders gegen das Ende hin von ſo lieblicher Art waren, daß mich ein herzliches Heimweh ergriff nach der ewigen Wohnung des Friedens, in welche mir mein guter Herr jetzt voranging. Er entſchlief in meinen Armen; ich ſelber, von dem unausgeſetzten Wachen vieler Nächte bis zur Ohnmacht erſchöpft, war unter Thränen der Wehmuth und im Gebet eingeſchlafen; mein Haupt auf das Kiſſen, neben dem ſeinen, hingelehnt. So fand man uns am Morgen. Den einen der Schläfer, deſſen Zuſtand nur eine ohnmacht-ähnliche Ermattung war, konnten Menſchen erwecken, den andren wird die Stunde der letzten, höchſten Verklärung des Leibes zum ſeligen Anſchauen erwachen laſſen.

Sobald ich es vermochte, ſuchte ich den edlen Marcheſe Solari auf. Das große Anſehen, welches mein ſeliger Herr durch ſeinen Stand, und noch mehr durch die Geſchäftsverhältniſſe, in denen er im Namen ſeines Ordens mit der Republik Venedig geſtanden, bei den Gewalthabern von dieſer genoß, erleichterte mir die Uebernahme und Vertheilung ſeines hieſigen Nachlaſſes in hohem Grade. Die ſehr koſtſpielige, gerichtliche Beaufſichtigung, welche unter andren Verhältniſſen das Vermächtniß eines hier verſtorbenen, reichen Fremden würde getroffen haben, fiel, zum großen Theil wenigſtens, hinweg. Mein alter Mitbedienter, den ich in Karlsbad bei meinem Herrn gefunden hatte, war vor etlichen Jahren in Rom geſtorben, und mein Herr hatte das Erbtheil ſeiner Erſparniſſe, welches der treue Diener ſeinen Verwandten in Frankreich hinterlaſſen, um das Vielfache vermehrt an dieſe abgeſendet. Mir blieben mithin nur die Legate für die ſeit kürzerer Zeit im Dienſte meines Herrn befindlichen Perſonen, nebſt allen den vorhin benannten Gaben zu bezahlen übrig, und nach Abzug all dieſer Summen behielt ich noch ſo viel in Händen, daß ich nicht nur etliche Jahre, ſondern, nach meinen Anſprüchen, eine ganze Lebenszeit damit hätte auf Reiſen zubringen können.

Ich darf dirs nicht verſichern, daß mein erſtes, innigſtes Anliegen nach dem Tode meines Herrn das war: ſeine Schweſter, meine Miterbin, aufzuſuchen, und dieſer den letzten Willen, wie die letzten Worte ihres Bruders, mitzutheilen. Die Papiere, welche mir zu Wegweiſern dienen ſollten, befunden hauptſächlich in zwei Briefen eines Freundes meines ſeligen Herrn, worinnen die Verſicherung ausgeſprochen war, daß die geweſene Gräfin Chameſſon ſeit ihrem Entweichen aus Frankreich ſich einige Zeit in Piemont, unter fremdem Namen, aufgehalten habe, daß ſie aber von dort, wie man glaube, an der Hand ihres vermögenden Gemahles nach dem Orient gegangen ſey. Ein alter Nobile, welcher vormals die Stelle eines Unteradmirals bei der Flotte der Republik Venedig begleitet habe, jetzt aber in Pirano oder in Rovigno wohne, werde ohnfehlbar nähere Auskunft über den Aufenthaltsort und über alle jetzigen Verhältniſſe der Gräfin geben können. Doch dürfe es Mühe koſten, die natürliche Schweigſamkeit und Verſchloſſenheit dieſes mürriſchen Mannes zu einer Mittheilung, gerade über dieſen Gegenſtand, zu bewegen.

Der letztere Brief, welcher dieſe genaueren Nachweiſungen erhielt, konnte, ſeinem Datum nach, nur wenige Wochen vor dem Tode meines Herrn, in die Hände von dieſem gekommen ſeyn. Er hatte uns wahrſcheinlich in Mailand getroffen, und die Veranlaſſung gegeben, zu unſrer Rückreiſe nach Venedig, das wir erſt kurz vorher verließen. Allem Anſcheine nach war mein Herr ſchon auf der Forſchungsreiſe nach ſeiner Schweſter, zunachſt nach Iſtrien, wohin der Brief ihn wies, geweſen, als der Tod ihn von dieſem Werke der Bruderliebe abrief.

Während ich in Venedig, ſo eilig und zugleich auch ſo pünktlich als möglich, die Angelegenheiten und Vermachtniſſe meines ſeligen Herrn in Ordnung zu bringen ſuchte, machte ich, durch Marcheſe Solari, die Bekanntſchaft eines nicht bloß durch ſeine Geburt, ſondern mehr noch durch ſeine Geſinnung, edlen Jünglinges, deſſen Vater ein vertrauter Freund meines ſeligen Herrn geweſen war. Dieſer Signor Marcello, ſo war der Name des jungen Mannes, ſtammte aus einer vormals ſehr reich begüterten und anſehnlichen, jetzt aber ganz verarmten, und durch die Selbſtſucht der jetzigen Machthaber der Republik ganz herabgedrückten Familie. Er hatte Neigung, und durch Aufforderung eines in Kleinaſien wohnenden Verwandten auch Veranlaſſung, ſein Glück in dem Orient zu ſuchen, wohin jetzt meine vermuthliche Reiſe gehen ſollte. „Ich weiß gewiß“, ſagte der Marcheſe Solari zu mir, „daß Sie ganz in dem Sinne und nach den Wünſchen Ihres verſtorbenen Herrn und vaterlichen Freundes handeln, wenn Sie den hülfsbedürftigen Sohn ſeines Jugendfreundes als Begleiter mit ſich auf Ihre Reiſe nehmen, und Ihm den Weg zu ſeinem hoffentlichen Lebensglück durch die Mittel erleichtern, welche Ihnen ja ſo reichlich zu Gebote ſtehen."

Ich war zu der Erfüllung dieſes Wunſches ſchon durch jene natürliche Zuneigung bewegt, welche ich ſeit der erſten Bekanntſchaft mit ihm gegen den wahrhaft liebenswürdigen jungen Marcello empfunden hatte. Für ſein Alter erſchien freilich der tiefe, männliche Ernſt, der ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach, als etwas Befremdendes und Ungewöhnliches, man konnte jedoch bei jeder Gelegenheit bemerken, daß mit jenem Ernſte keine abſtoßende Kälte, ſondern eine warme, innige Theilnahme des Herzens an fremdem Leid wie an fremdem Wohl gepaart ſey. Es war der bald ſchweigende, bald wieder lebhaft beredte Ernſt eines Menſchen, an deſſen Herzen ein beſtändiger innerer Kummer nagt; eines Menſchen, welcher in der Schule der Leiden früher reif und geläutert worden, als Andre. Eben jetzt, nach dem Tode des Mannes, der mir Vater und Freund, der mir Verwaiſten Alles auf Erden geweſen war, zog mich dieſe Schwermuth des jungen Marcello nur deſto inniger zu ihm hin; ſie war der Stimmung meines eignen Gemüthes verwandt und befreundet; ſein beſcheidnes und demüthiges Benehmen gegen mich, der ich doch nach Geburt und Stand ſo weit unter ihm ſtund, ließ meine Hochachtung gegen ihn nur noch inniger werden; ich fühlte mich ihm ſo ganz und ſo treu ergeben, daß ich, um dieſem Freund zu dienen, weder Todesgefahr noch irgend ein ſchweres Opfer würde geſcheut haben.

Mein Freund, denn als ein ſolcher zeigte auch er ſich nach all ſeinem Vermögen gegen mich, erkannte es wohl, wie ſo ganz und treu ich ihm ergeben ſey; er wurde immer offner gegen mich und ließ mich unverhohlener in das Geheimniß ſeines Kummers hineinblicken: in die Tiefe ſeines Grames über den Jammer und den nahen Untergang der Republik, die für ihn nicht nur das Intereſſe eines Vaterlandes hatte, ſondern eines Ideales aller Verfaſſungen, das er aus dem Stoffe der älteren Geſchichte derſelben mit jugendlich feurigem Griffel ſich entworfen hatte, und an welchem nun ſeine ganze Seele mit einer allerdings ſchwärmeriſchen Ueberſpannung hing.

Mit einem ſolchen Ideal verglichen, mußte ſich freilich die Republik Venedig, wie ſie damals, in den Jahren 1779 und 1780, erſchien, wie ein halbvermoderter Leichnam neben einem blühend ſchönen Jüngling ausnehmen. Wohin war es mit Venedigs Herrſchaft über das Meer und über manches Land, mit ſeinem Reichthum und ſeiner Herrlichkeit gekommen; was war aus dieſer Stadt geworden, deren edlere Bürger an äußrem Glanz und innrer Würde den Fürſten glichen, die im Verkehr des Friedens als einſichtsvolle, tiefblickende Weiſe, im Kriege als ſiegreiche Helden ſich zeigten, deren Hand die Gaben und Güter der verſchiedenen Welttheile erfaßte und vertheilte, um deren Gunſt und Bündniß die Herrſcher der Throne ſich bewarben. Die Schiffe lagen großentheils ſeit vielen Jahren ungebraucht in den Häfen, und wenn jetzt irgend eine nahende Gefahr ihren Gebrauch gefordert hätte, dann wäre der erſte Windhauch, früher denn jeder feindliche Angriff, ihr Untergang geweſen, denn ſie waren verfault und morſch geworden, weil kein Sachverſtändiger ſich ihrer Aufſicht annahm. Das Landheer, deſſen beſſerer, der Menſchenzahl nach geringerer Kern aus Slavoniern, der größeren Menge nach aber aus dem zuſammengelaufenen untauglichen Geſindel der verſchiedenſten Nationen beſtund, hatte faſt lauter Fremdlinge zu ſeinen Offizieren und Befehlshabern; Fremdlinge, welche kein andres Intereſſe an die Republik band, als jenes des Geld- und Broderwerbes. Denn die furchtſamen Machthaber, wohl einſehend, auf welchem leicht zerreißbaren Gewebe von Unrecht und Unlauterkeit ihr Anſehen ruhete, wagten es nicht die kräftigeren Talente, die etwa in den Nachkommen einer von ihnen zurückgeſetzten, edlen Familie ſich kund gaben, hervor zu heben und aufkommen zu laſſen. Wie einſt, in den früheren Jahrhunderten, als viele Familien durch den Handel zu beſondrem Reichthum gelangt waren, die Stelle der Gemeindeverſammlungen, welche das Wohl des Ganzen beriethen, von jener geringeren Zahl der durch ihren Reichthum Geadelten eingenommen wurde; ſo hatten zuletzt die vormalige Geſammtmacht des Adels einige wenige Familien wie ein Erbgut an ſich geriſſen, welche den übrigen, im Verlauf der Zeiten verarmten, Familien nur einen ſpärlichen Antheil der öffentlichen Einkünfte zukommen ließen, um damit etwa, bei ſolchen Wahlen, an denen der ganze Adel dem Namen nach Antheil hatte, ihre Stimmen zu erkaufen, oder um ſie als polizeiliche Auflaurer zu beſolden. Denn dieſe Art von Menſchen, welche bezahlt waren, um die Worte und Handlungen der Andren, Einheimiſchen wie Fremden, zu bewachen, fand man an allen öffentlichen Orten und in allen Geſellſchaften; man durfte in dem ſittlich tief geſunknen Venedig ungeſtraft den Ausbrüchen der roheſten Sinnlichkeit und der Laſter ſich hingeben, während jedes treugemeinte Wort über die Staatsverwaltung und über die Angelegenheiten der Republik als ein Verbrechen galt. Wie eine Spinne in der Mitte ihres Netzes lauerte der furchtbare Rath der Zehn auf jede ſolche Bewegung des freien Denkens und der ernſteren Geſinnung; die Opfer, welche ſich ſeinem politiſchen Inquiſitionsgericht verdächtig gemacht hatten, wurden ſelbſt vom Ruhelager der Nacht, oder aus ihren verborgenſten Schlupfwinkeln hervorgeholt, und die Meiſten von ihnen wurden niemals wieder öffentlich geſehen; man erfuhr nicht, welche Todesart ſie erduldet hatten, oder in welchem Kerker ſie vergeblich einer Errettung warteten. Mit Grauen betrachtete deshalb der Fremde dieſe Bleidächer, ſo wie die feſt vermauerte Stätte der Qualen und geheimen Hinrichtungen, von denen man nur außer den Gränzen der ſogenannten Republik reden und ſich erzählen durfte. Eine der betrübendſten Folgen dieſer polizeilichen Tyrannei war die Auflöſung alles gegenſeitigen Vertrauens; ſelbſt im vertrauteren Kreiſe der Freunde ſtockte öfters plötzlich die Unterhaltung, wenn irgend Einem ein Wort von politiſcher Art entſchlüpft war; die Andern Alle ſchauten dann erſchrocken den Sprecher an, ja Viele verließen augenblicklich die Geſellſchaft, weil ſie nicht wiſſen konnten, ob nicht ſelbſt in ihrer Mitte einer geweſen ſey, der, um hohen Lohn, das Geſprochene verriethe, und hierdurch zugleich Alle verdächtig mache, die es gehört. Denn da, wo der Durſt nach ſinnlichem Genuß und äußerm Flitterglanz wie ein wucherndes Unkraut faſt jeden edleren Keim der Menſchennatur erſtickt hat, wird die Treue der Freunde zu einer ſo ſeltnen Erſcheinung, daß man leicht in Verſuchung kommt, an ihrem Daſeyn ganz zu verzweiflen.

Der tiefe Gram meines Freundes hatte noch einen andren, ihm perſönlich naher liegenden Grund. Sein eigner Vater, zugleich mit dem älteren Bruder, war auf einer kleinen Reiſe, die er im Auftrag der Machthaber, nach einem benachbarten, zum Gebiet der Republik gehörenden Orte machte, plötzlich verſchwunden. Der alternde Mann, weil der Ernſt ſeiner Geſinnungen ſo wie die Klarheit ſeines Blickes nicht unbemerkt geblieben, war bisher bei jeder Gelegenheit zurückgeſetzt worden, jetzt fiel der erſte Strahl eines anſcheinenden Glückes auf ihn. Aber eben dieſer Strahl war ein verrätheriſcher; es blieb kaum einem Zweifel unterworfen, daß man den Vater meines Freundes nur aus der Stadt hinausgelockt hatte, um ihn deſto unbemerkter zu verhaften. Die Mutter ſtarb bald nachher an Gram; mein Freund, damals faſt noch Knabe, war ſeitdem ein Gegenſtand des beſondern Aufmerkens geworden, und hatte deshalb ſehr frühe es gelernt, das, was ihn im Innerſten bewegte und beſchäftigte, vor den Augen andrer Menſchen zu verbergen. Es war zunächſt auch die Vorſorge ſeiner Freunde, für ſein immer in Gefahr ſchwebendes Leben, welche ihn zu der Ausführung ſeines Reiſeplanes veranlaßt hatte.

An einem heitren Sommermorgen verließen wir, auf einem bequemen, ganz zu unſrer Dispoſition ſtehenden, Segelſchiffe Venedig, und ſchon am darauf folgenden Abend landeten wir in Pirano. Als mein Freund die Küſte von Iſtrien erblickte, gerieth er in eine unverkennbar ſtarke, innre Bewegung. Er ſchien meine Fragen kaum zu hören, und wenn er zuweilen eine derſelben beantwortete, geſchahe dieſes in ſolcher Zerſtreuung, daß mir es vorkam, als wiſſe er nicht, was er ſpräche. Er konnte kaum den Augenblick des Anlandens erwarten, und als dieſes endlich geſchehen, ließ er weder mir noch ſich ſelber Zeit, auf die Ausſchiffung unſrer Sachen zu warten, ſondern er bat mich, ihn noch auf einem kleinen Spaziergang am Ufer hinab zu begleiten, weil ihm das Gehen ein unabweisbares Bedürfniß ſey. Ich folgte ihm durch das am Hafen verſammlete müßige Volk, und bald fanden wir uns in einer ganz menſchenleeren Gegend des Strandes, auf einem kleinen, nahe am Ufer emporſteigenden Hügel.

„Endlich“, ſo ſagte er, „bin ich der Stadt entronnen, deren Mauern und Dächer auflauernde Ohren haben, ſo wie dem engen Schiffe voller unheimlicher Menſchen und böſer Dämpfe; endlich darf ich auch die geheime Laſt, die mich ſeit Jahren ſo allein drückt, von der Bruſt hinwegnehmen und ſie an das Herz eines Freundes legen, der ſie mir treulich wird tragen helfen. Siehe, hier auf dieſer Halbinſel, in einem der vielen alten Thürme oder verfallenen Kaſtelle, die als Erinnrungszeichen an eine längſt verſchwundne Macht und Größe meines Vaterlandes daſtehen, ſchmachten mein alter Vater und mein Bruder nun ſeit mehreren Jahren. Es wird in unſrer Macht ſtehen, ſie zu befreien, wenn du mir deine Hülfe nicht verſagen willſt. Das Wie? theile ich dir ein andres Mal mit.“

Ich reichte meinem Freunde die Hand. Es that nicht Noth, ihm mit vielen Worten meiner treuen Ergebenheit zu verſichern. Er ſelber, ohne mein Erinnern, dachte jetzt daran, daß wir uns noch im Gebiet von Venedig befänden; er bat mich um Vergebung, daß er mich, von ſeinem überwallenden Gefühle zum erſten Male, ſeit Jahren, hingeriſſen, ſo ſtürmiſch mit ſeiner Bitte überfallen habe, und erſuchte mich zugleich, ihm einen Wink zu geben, wenn ich etwa wieder einmal die Vorzeichen eines ſolchen Sturmes an ihm bemerken ſollte. Wir kehrten zum Hafen zurück, wo wir uns unter gleichgültigen Geſprachen und Beſchäftigungen zwiſchen den andern Fremden herumtrieben, bis wir für uns und unſre Sachen ein gutes Unterkommen gefunden hatten.

Mein erſtes Geſchäft am andren Morgen war es, mich nach dem Manne zu erkundigen, an den mich meine Papiere, um Auskunft wegen der Grafin Chameſſon, gewieſen hatten. Er war nicht in Pirano; vielleicht möge er, ſo ſagte man mir, in Rovigno ſeyn. Ich ſuchte und fand alsbald eine Schiffsgelegenheit, die mich dorthin brachte; mein Freund begleitete mich; ihm konnte nichts Erwünſchteres begegnen, als dieſe Gelegenheit, die Halbinſel und ihre Bewohner etwas näher kennen zu lernen, und ſo vielleicht eine Spur zu finden, welche ihn auf den Bergungsort ſeines Vaters zu leiten vermochte. Eine ſolche Spur war ihm ſchon zu Citta nuova gekommen, wo unſer Küſtenfahrer, um Waaren auszuladen, mehrere Stunden anhielt. Vor der Hand gab mir mein Freund nur einen Wink darüber, das Nähere theilte er mir erſt ſpäter mit.

In Rovigno war es abermals mein erſtes Anliegen, den Auftrag meines verſtorbenen väterlichen Freundes zu beſorgen. Ich erkundigte mich gleich bei meiner Ankunft nach dem alten Admiral; unſer Wirth, den ich befragte, zuckte die Achſeln und ſagte: es wird ſchwer halten, etwas Sichres über ſeinen jetzigen Aufenthalt zu erfahren; in Rovigno iſt er ſchon ſeit mehreren Monaten nicht mehr, und für uns Alle war er ſo ſchwer zugänglich, und ſo verſchloſſen gegen uns, daß von ſeinem Thun und Treiben, von ſeinen Reiſen und andren Angelegenheiten Keiner, außer etwa ſein alter Diener, Kunde nahm und bekam. Sein Haus liegt übrigens nahe hierbei, am Hafen, vielleicht erfahrt Ihr dort etwas.

Ich mußte lange pochen, an der feſt verſchloſſenen und verriegelten Thüre des Hauſes, ehe mir jemand aufſchloß. Und doch hörte ich, indem ich wartend auſſen ſtund, deutlich, daß Jemand mit ſtarkem Fußtritt auf der Hausflur umherging, und die Thüre eines Zimmers, beim Aus- und Eingehen, mehrere Male auf- und zuthat, auch vernahm ich ſonderbare Töne einer Menſchenſtimme. Als man mich endlich einließ, begriff ich die Urſache von beidem wohl. Der Mann, den ich drinnen gehört hatte, war ein Taubſtummer, die Perſon, welche mir aufthat, war ein Weib, gebeugt und entkräftet von der Laſt der Jahre, ſo daß ſie nur mühſam an ihrer Krücke einherſchlich. Ich redete zuerſt den Mann an, der von ſehr kräftiger Geſtalt und trotzigem Ausſehen war. Seine Zeichenſprache und übellautenden Töne verriethen mir bald, daß er meine Worte weder vernehme noch zu erwiedern vermöge; ich wollte mich nun bei der Alten über ihren Herrn erkundigen, da ſprang, durch die geöffnete Hofthüre, zuerſt ein lautbellender Hund auf mich zu, dann von der Treppe herab ein zweiter, und zu dieſen beiden geſellte ſich eine ſolche Zahl ähnlicher, größer wie kleiner, Klaffer, die aus allen Winkeln des Hauſes hervorkamen, daß ich vor dem ſcheußlichen Lärmen weder meine eigne Stimme, und noch weniger die der ſchwachen Alten vernehmen konnte. Ich hatte mich ſchon nach der Hausthür zurückgezogen, um wenigſtens den Rücken gegen das wüthende Heer der Hunde zu ſchützen, da ſahe ich über den Hof her noch einen andren Mann, von faſt rieſiger Geſtalt kommen. Von ihm hoffte ich etwas Näheres über den Hausherrn zu erfahren; denn wenn die Stimme dieſes Starken nur zum Theil das vermochte, was die Geſtalt verſprach, dann konnte ſie wohl das Hundegebell übertönen, auch wenn er nicht, wie ich dies von ihm hoffte, dem Gekläff der Thiere durch ein Machtwort, oder durch Schläge ein Ende machte. Der Mann kam näher, ich wendete mich, ſo laut ſchreiend als ich's vermochte, mit meinen Fragen an ihn, aber leider mußte ich alsbald bemerken, daß auch dieſer Menſch ſo taub und ſo ſtumm ſey, wie ſein Hausgenoſſe. Ich dachte unwillkürlich an die Türkei, mit den taubſtummen Hütern ihrer Häuſer und mit ihren verwilderten Hunden, und mir ward in dieſer ſeltſamen Umgebung ſo unheimlich zu Muthe, daß ich mich gern wieder im Freien geſehen hätte, aber die Alte hatte gleich nach meinem Hereintreten die Thüre wieder verſchloſſen und verriegelt, ſo daß ich ohne ihre Hülfe nicht hinaus konnte.

Ich verſuchte von neuem mit ihr ins Geſpräch zu kommen, denn ſie ſahe mich fragend an, und hätte gern mich angehört, auch gab ſie ſich alle Mühe, mit guten und böſen Worten, ſo wie mit ihrer drohend aufgehobenen Krücke, die Hunde zum Schweigen zu bringen. Wenn aber auch jetzt einmal die tiefe Stimme der großen Doggen auf kurze Zeit ſtill ward, da erhub ſich deſto lauter das Geklaff der Kleinen, und die beiden Taubſtummen, welche dieſer Lärmen auch nicht im Mindeſten beläſtigte, gingen unbekümmert um mich und die alte Haushälterin ihren häuslichen Geſchäften nach. So viel hatte ich am Ende doch verſtanden, daß die Frau nichts wiſſe von dem Aufenthalt ihres ſeit mehreren Monaten abweſenden Herrn, und daß ſie vielmehr ſelber von mir, als ich eintrat, etwas von dem Herrn zu erfahren gehofft hatte. Das arme Mütterchen konnte ſeine Traurigkeit nicht verbergen, als ſie dieſe Hoffnung getäuſcht ſahe. Sie öffnete mir die Hausthüre, und ich kam, mit ganz betäubten Ohren, zu meinem Freund zurück.

Wenn nur nicht, ſagte dieſer, als ich ihm mein Abentheuer erzählt hatte, der wunderliche Sonderling, der gegen die Hunde eine ſo große Attrativa zu beſitzen ſcheint, zuletzt dennoch eine Beute andrer Spürhunde geworden iſt, welche von ungleich gefährlicherer Art ſind, als die in ſeinem Hauſe. Ich weiß gar wohl, daß er dem Wohlfahrtsausſchuß unſrer Republik ſchon längſt verdächtig geweſen, denn er war ein Mann von Thatkraft und voll glühenden Eifers für das wahre Beſte des Vaterlandes, obgleich er die innre Gluth und alle ihre Bewegungen, wie unter einer eiſernen Maske, zu verbergen wußte, und, wie man mir erzählt hat, im Verkehr mit Andren ſich faſt eben ſo anſtellte, wie ſeine beiden Taubſtummen, denn in den meiſten Fällen ſchien er die fremden Geſpräche gar nicht zu hören, noch weniger aber geneigt zu ſeyn, ſelber redend, auf ſie einzugehen. Wir müſſen uns jetzt in Acht nehmen, uns zu angelegentlich und öffentlich nach dem Admiral zu erkundigen, damit wir durch die Theilnahme an einem Verdächtigen nicht ſelber verdächtig werden. Bei rechter Zeit und Gelegenheit hören wir doch Etwas von ihm. Wer hier bei uns den beſtändigen Gefahren, denen die mannhaft ernſte Geſinnung ausgeſetzt iſt, entgehen will, der darf, wie ein Schwimmer, durch manche Gegenden der Lagunen weder ſeinen Fuß dem Boden, der unter ihm iſt, noch ſeine Hand dem Grün anvertrauen, welches er neben ſich ſieht. Denn der Boden iſt ein zäher Schlamm, aus dem ſich der Fuß nicht wieder herausreiſſen läſſet, das Grün iſt ein leichtes, trügeriſches Seegras, welches alsbald mit dem Sinkenden hinabſinkt.

Wir waren mehrere Tage in Rovigno geblieben; auf den Rath meines Freundes hatte ich bei einem hier wohnenden Franzoſen Stahlwaaren und allerhand Erzeugniſſe der europäiſchen Kunſtfertigkeit aufgekauft, welche mit Vortheil im Orient abgeſetzt werden können, und wir beide ſpielten auf dieſe Weiſe die Rolle von Handelsleuten, die auf nichts Andres, denn auf ihren Gewinn bedacht ſind. Auf unſren Geſchäftsgängen nach den verſchiednen Kaufmannsladen der Stadt, hatte mein Freund einen Glashändler aus Murano aufgefunden, in welchem er alsbald einen Geſpielen ſeiner Kindheit wieder erkannte. Seine Eltern hatten auf der kleinen, in den Lagunen gelegenen Inſel, welche die halbe Welt mit ihren feinen, bunten Glasperlen verſorgt, ein Landhaus beſeſſen, welches, ſo gering es an Umfang und Bequemlichkeit war, dennoch von der Mutter und ihren Kindern einen Theil des Sommers hindurch bewohnt wurde. Der erwähnte Glashändler war der Sohn des nächſten Nachbars jenes kleinen Landhauſes; von gleichem Alter mit meinem Freunde hatten die beiden täglich, bald am Ufer, bald auf dem grünen Raſenplatze unweit der Kirche mit einander geſpielt, und der kleine Marcello, obgleich der Sohn eines Nobile, hatte aus der Befreundung mit dem Sohne des wohlbegüterten Landmannes den größeren Vortheil gezogen, denn er bekam am Tiſche, ſo wie aus der Vorrathskammer der Nachbarin, deren ganz beſondrer Liebling er war, manche wohlſchmeckende Gabe, welche ſeine dem Stande nach vornehmere, dem Vermögen nach aber ungleich ärmere Mutter ihm nicht gewähren konnte. Marcello und der junge Glashändler hatten ſich ſeit länger denn zehn Jahren nicht mehr geſehen, denn das kleine Landgut, das letzte Erbtheil der Mutter, hatte im Drange der Noth müſſen verkauft werden; der Beſuch des Ortes, der aus langer Gewöhnung der Familie ſo lieb und werth geworden, hatte nur wehmüthige Erinnrungen geweckt. Dennoch erkannten beide, faſt im erſten Augenblicke, ſich wieder; ein Bündniß der Zuneigung, das zwiſchen zwei wohlgeſtimmten Seelen in der früheſten, unbefangenen Kindheit ſich anknüpft, iſt von feſterem Gewebe als die meiſten geſelligen Verbindungen der ſpäteren Jahre.

Wie oft, ſagte der Handelsmann zu Marcello, habe ich Ihrer mit herzlichem Verlangen gedacht, und mir gewünſcht, daß ich Sie nur noch einmal in meinem Leben ſehen möchte. Ich hörte über Sie und Ihre werthe Familie ſo manches Gerücht, wovon doch kein einziges wahr ſeyn möge. Das, welches ich noch am liebſten hören möchte, war jenes, daß Sie in ausländiſche Dienſte gegangen und weit von unſrer Stadt weggekommen ſeyen. Und nun finde ich Sie unvermutheter Weiſe hier in Rovigno, wo ich ein anſaßiger Bürger bin, während mein älterer Bruder nach dem Tode des Vaters das Geſchäft in Murano fortführt. Auch meine alte Mutter, welche Ihrer oft gedachte, wohnt hier bei mir. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mit Ihrem Freunde in meinem ſehr geräumigen Hauſe Ihre Wohnung nähmen und mir die Ehre ſchenkten, Gäſte an meinem und meiner Mutter Tiſche zu ſeyn.

Mein Freund, nach einigen Einwendungen der Höflichkeit, nahm für ſich und mich dieſes Anerbieten unter der Bedingung an, daß wir nicht Gäſte, ſondern bezahlende Koſtgänger des Hauſes ſeyn dürften, und der Glashändler, mit einem Blick auf mich, der ich in der ganzen Stadt ohne mein Zuthun in das Anſehen eines beſonders reichen Mannes gerathen war, ließ ſich dieſes Anerbieten zuletzt nach einer für uns ſehr billigen Uebereinkunft gefallen.

„Für uns beide", ſagte mein Freund, als wir wieder allein waren, „wird es zur Erreichung unſrer Zwecke das Vortheilhafteſte ſeyn, wenn wir uns, wie Bürger und gemeine Handelsleute, denen nichts ſo am Herzen liegt, als ihr Gewerbe, zu den Bürgern und Handelsleuten geſellen; erſt hier, im Hauſe meines alten Geſpielen, werde ich recht ruhig und unbefangen ſeyn können; an der öffentlichen Wirthstafel, an der ich täglich ſo Vieles hören mußte, das mich gewaltig aufregte und erbitterte, war ich in beſtändiger Gefahr, mich durch einen, wenn auch noch ſo unbedeutend ſcheinenden Ausbruch meines Unmuthes zu verrathen. An dem bürgerlichen Tiſche dieſes ehrlichen Glashändlers wird kein Auflaurer ſitzen, er gehört zu den Beſten unſres Volkes, und dieſes, das weiß ich, fühlt, ſo weit es noch nicht vom Gifte des Laſters der höheren Stände durchdrungen iſt, auf eine durchaus geſunde und richtige Weiſe, ſowohl das Krankheitsübel unſrer Republik, als auch den Zug zu den Heilmitteln, welche hier allein zu helfen vermögen. Unter dieſem Stande finden wir, das wirſt du bald aus Erfahrung lernen, die einzigen treuen Gehülfen und Beförderer unſrer Wünſche.“

In dem kleinen, harmloſen Familienkreiſe, in welchem wir jetzt lebten, wurde mein Freund Marcello ein ganz Andrer, als er bis dahin geweſen. Ich hatte ihn noch niemals ſo offen, ſo geſprächig, ſo heiter gekannt, als ich ihn hier, im Hauſe ſeines Jugendgenoſſen, ſahe. Als wäre er bei dieſem Geſchäft geboren, trieb er ſich am Tage, Einkäufe für uns beſorgend, im Bazar und in den Kaufläden herum, beſuchte die Kaffeehäuſer und andre öffentliche Orte, ſcheinbar in keiner andren Abſicht, als ſich zu vergnügen, zugleich aber, indem er behaglich aus ſeiner langen, türkiſchen Pfeife rauchte, oder einem Spiel der andren müßigen Gäſte zuſahe, geſpannt auf jedes Geſpräch, ja auf jedes Wort, das uns auf die geſuchten Spuren leiten konnte. Er fand zuletzt das, was er außer dem Hauſe geſucht hatte, in dieſem ſelber, bei einem Geſpräch, das am Tiſche unſres Hauswirthes ſtatt fand.

Die-

Dieſer hatte auch wieder einmal, wie dies öfters geſchahe, einige Gäſte aus dem Stande der Bürger und Seeleute bei ſich. Die meiſten von ihnen kannten uns, man betrachtete uns als unverdächtige Handelsleute, deren Sinn nicht mehr rückwärts, nach Venedig und ſeinen Angelegenheiten, ſondern vorwärts nach einem fremden, fernen Ziel gerichtet ſey. Ueberdies wußte man, daß ich von Geburt ein Fremder, mein Freund aber durch die Schickſale ſeines Hauſes den Intereſſen der jetzigen Gewalthaber der Republik entfremdet ſey. Es war von allerhand Seefahrten, von ihrem Glück ſo wie von ihrem Ungemach, die Rede.

Langweiliger, ſagte ein anweſender alter Seekapitän, iſt mir doch faſt in meinem ganzen Leben noch keine ſolche Fahrt geworden, als die kleine, unbedeutende, hier von Rovigno nach Pirano, die ich vor etlichen Monaten machte, und von welcher ich euch ſchon erzählt habe. Anhaltender Sturm und Ungewitter bei Tag und bei Nacht, jeden Augenblick meinte ich, das Schiff werde an den Felſen in tauſend Trümmer gehen, und doch erlaubte es mir die bewaffnete, gewaltthätige Schaar, der ich leider damals das Schiff, ſo wie Leib und Seele um ſchnöden Gewinnes willen ergeben hatte, nicht, in einem Hafen oder einer Bucht einzulaufen, ſo daß ich immer das freie Meer ſuchen mußte, und durch den Sturm faſt bis an die Sandbänke von Rimini verſchlagen wurde. Dieſe Söldner hatten kein gutes Gewiſſen, ſie wollten mit ihrem Menſchenraub niemand unter die Augen kommen, und in meinem Gewiſſen ſahe es, von dem Augenblick an, in welchem ich meine Hauptladung hatte kennen lernen, auch ganz erbärmlich ſchlecht aus. Ich verſichre euch, wenn der Alte nicht dabei geweſen wäre, an deſſen Leben mir mehr gelegen war, als an meinem eignen, ich hätte die Schurken zugleich mit mir und dem Schiff in die Luft geſprengt, und hätte ich voraus gewußt, wen ich transportiren ſollte, ich hätte mich lieber in Stücke reißen laſſen, als einen Anker gelichtet. Sie kamen aber, mit dem Alten, den ſie, wie mir mein Steuermann erzählte, vom Haupt bis zu den Füßen vermummt hatten, Abends, in ſpäter Dämmrung, auf einem fremden Boote ans Schiff gefahren, während ich noch hier in der Stadt in Geſchäften war. Erſt gegen Mitternacht kam ich auch an Bord, und bald nachher ließ ich die Anker lichten, und bei noch ziemlich günſtigem Winde auslaufen. Ich hatte mich auf etliche Stunden zur Ruhe begeben; als ich am Morgen aufſtund, ſahe ich meinen alten Admiral, ſtumm vor ſich hinſtarrend, wie einen Stein in der Nähe des Maſtbaumes auf dem alten Tauwerk ſitzen, um ihn herum ſtunden und ſaßen mehrere Soldaten mit ſcharf geladenem Gewehr. Ich kannte den alten Herrn gleich auf den erſten Blick, denn ich habe ja lange unter ihm gedient und manchen Waffentanz gegen die Seemacht der Raubſtaaten, ſo wie gegen andre feindliche Schiffe mitgemacht, wobei er immer unſer rüſtiger Vortänzer war. Venedig hat, das kann ich euch ſagen, ſeit alten Zeiten keinen ſolchen Seehelden und einſichtsvollen Admiral gehabt, aber eben weil er ihnen zu viel Held und Mann war, haben ſie ihn bei Seite geſetzt, und zuletzt wohl gar auf die Schlachtbank geführt.

Und meineſt du ernſtlich, fragte einer der Anweſenden den Schiffskapitän, daß man dem alten Ehrenmann, welcher, ſeitdem man ihm ſeine vieljährigen, treuen Dienſte mit Undank gelohnt, faſt nichts weiter gethan hat, als ſtill zu Hauſe ſitzen und ſchweigen, ſo ohne Weitres ans Leben gehen könne? Oder ſollte er wirklich, wie es ihm unſre Herren ſchon damals, als ſie ihn ſeiner Würden entſetzten, Schuld gaben, ohne es jedoch beweiſen zu können, ſich in landesverrätheriſche Verbindungen mit einer fremden Macht eingelaſſen haben?

„Das wird wohl, antwortete der Kapitän, Keiner glauben, der ihn kennt. Der Admiral war von jeher ein unverbrüchlich treuer Venezianer und iſt dies noch, denn der ändert ſeine Farbe ſo wenig, als eine alte Felſenwand. Ich weiß, daß, wenn er anders noch lebt, er ſich noch heute todtſchlagen ließe für das Wohl und die Rechte der Republik. War er doch auch der Einzige auf unſrem Schiffe, der, als der Sturm mit Blitz und Donner uns Andere über unſre Fahrt zur Rede ſtellten, mit der Ruhe eines guten Gewiſſens, ja ich kann ſagen, in den Augenblicken der ſtärkſten Gefahr mit heitren Mienen da ſaß. Die Soldaten wollten ihn gleich am erſten Tage in die Kajüte hinunterſchleppen, er ſtieß ſie, ohne ein Wort zu ſagen, mit ſtarkem Arme von ſich, und ſie ließen ihn am Ende auf dem Verdecke ſitzen, deckten ihn aber, ſo oft ein andres Schiff in unſre Nähe kam, mit einem Mantel zu, was er ſich auch ſchweigend gefallen ließ. Als aber das Sturmwetter kam, da deckten ſie ihn nicht zu, ſondern ließen die Regenſtröme unaufgehalten über ſein graues Haupt und ſeinen Leib herunterrinnen, und er ertrug auch dieſes ſchweigend. Da wir endlich auf die Rhede von Pirano kamen, wurde die Verkappung wiederholt, und ſie ſchifften den Alten bei ſpäter Nacht aus; ich aber hätte damals, ſtatt des Ueberfahrtgeldes, gewiß einen andren Lohn bekommen, wenn ſie gemerkt hätten, daß ich den Admiral kenne. Denn ſie trauen in dieſem Punkte uns Seeleuten, unter denen der alte Held noch große Schaaren von treuen Anhängern hat, nicht beſonders, und wiſſen gar gut, daß ihre böſe Sache auf morſchen Pfählen ruht, weil's auch unter den fremden Landtruppen, ſeitdem man ihnen neulich ihren Oberſten genommen, ganz gewaltig gährt. In der That, ich bin um ſeinetwillen froh, daß der Feuerkopf, der Antonio, nicht hier iſt, der ſetzte am Ende die ganze über die Halbinſel ausgeſchüttete Theermaſſe in Brand, und brachte ſich dadurch, wenn's etwas misriethe, nicht nur ſelber in Lebensgefahr, ſondern verdürbe auch dem alten, frommen Biſchof von Pola ſein Spiel. Denn daß dieſer bei den Patriarchen und andren wichtigen Männern der Republik ſeinen ganzen, anſehnlichen Einfluß zum Schutz und zur Rettung ſeines Freundes, des Admirals, ſo wie manches andren unſchuldig Gefangenen verwenden wird, das darf man verſichert ſeyn. Auch iſt ſchon der alte, treue Diener des Admirals ſeit längerer Zeit in Pola bei dem Biſchof, und mag wohl beſſer über das ſeitherige Schickſal ſeines Herrn unterrichtet ſeyn, als wir Alle".

Daß mein Freund, ſo wie ich, während wir ſcheinbar nur mit dem Verzehren unſrer Melonen und des Nachtiſches der andern Früchte beſchäftigt waren, kein Wort von dieſem Geſpräch verloren hatten, darf ich dich nicht erſt verſichern. Der alte Schiffskapitän, welchem zum Theil auch der gute Wein unſres Hauswirthes die Zunge, zu ſolcher Redſeligkeit, mochte gelöſt haben, blickte, als er mit ſeiner Erzählung zu Ende war, dennoch bedenklich im Kreiſe der Tiſchgenoſſen umher und ſagte, ich hoffe, ich habe hier unter Freunden geſprochen, die mit dem Wohlfahrtsausſchuſſe und ſeinen Aufpaſſern weder bisher Salz und Brod gegeſſen haben, noch auch künftig dieſes mögen.— „Ich ſtehe dir für alle meine Gäſte, Franceſko, ſagte unſer Hauswirth, vor Allem hier für meine Fremden, welche ich beſſer kenne als dich. Du haſt nichts Andres geſprochen, als was recht und gut war, und wir Alle ſind darin mit dir eines Sinnes".

Iſt das nicht höchſt ſonderbar, ſagte mein Freund zu mir, als wir wieder allein auf unſerm Zimmer waren, und ſollte es nicht wie ein Wink von oben zu achten ſeyn, daß ich nun ſchon auf dreifache Weiſe nach Pola hingewieſen bin? Zuerſt neulich in Citta nuova, wo mir ein alter Bekannter, ein Offizier unter den Landtruppen, begegnete, an deſſen treuer Meinung ich keine Urſache habe zu zweifeln, der mir die Frage zuflüſterte: ob ich nicht nach Pola zum dortigen Biſchof gehen wolle, der mir vielleicht Manches ſagen werde, das mich intereſſiren könne; dann zweitens ſchon dadurch, daß eben dieſer alte Biſchof ein Oheim meiner ſeligen Mutter, und mithin mein Großonkel iſt, endlich jetzt durch das Geſpräch des Schiffskapitäns. Laß uns jetzt beide, jedoch nicht ohne die nöthige Vorſicht, an die Reiſe nach Pola denken, die wir, ſobald es ohne Aufſehen zu machen, geſchehen kann, ins Werk ſetzen wollen.

Wir konnten wohl bemerken, daß wir auch in Rovigno nicht unbeaufſichtigt waren. Eine Art von Beamteten, ein geborener Venezianer, hatte ſich, ſeit wir hier waren, öfters, wo wir öffentlich erſchienen, zu unſrer Geſellſchaft gedrängt; er ſchien ſehr warmen Antheil an ſeinem „edlen Landsmanne" Marcello und an dem Fortgang unſrer Handelsgeſchäfte zu nehmen, wieß uns auch einige Male Gelegenheiten zu vortheilhaften Geſchäften zu, und fragte uns nicht ſelten, wann wir unſer Schiff befrachten und die Handelsreiſe nach dem Orient antreten wollten! Da fand ſich für uns eine ſehr günſtige Veranlaſſung, unſren Aufenthalt in Rovigno, ohne Verdacht zu erregen, auf unbeſtimmte Zeit zu verlängern. Ein armeniſcher Kaufmann war mit ſeinem Schiffe, welches Erzeugniſſe des Morgenlandes gebracht hatte, hier angekommen, und wünſchte in möglichſt kurzer Zeit europäiſche Waaren als Rückfracht nach Conſtantinopel einzunehmen. Er fand in der ganzen Stadt kein ſo vollſtändiges Lager dieſer Art als das unſrige, ſchon zu gleichem Zwecke beſtimmte es war, fragte bei uns an, ob wir ihm nicht, gegen einen nicht unbedeutenden Gewinn, unſern Beſitz abtreten, und, da ja wohl unſre Reiſe nicht die gleiche Eile habe, als die ſeinige, uns auf anderm Wege wieder mit Waaren verſorgen möchten. Mein weltkluger Freund ſtellte in Gegenwart mehrerer Handelsleute eine ſo übertriebene Forderung an den Mann, daß dieſer alsbald von ſeinem Gebot abſtund. Doch nur auf kurze Zeit, denn Marcello beſuchte am Abend den Armenier, machte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit andre, annehmbarere Bedingungen, bat ihn aber zugleich, unſres Credits wegen, das Publikum bei der Meinung zu laſſen, als ſey man von dem erſten Gebot nicht viel abgegangen.

Wie ſehr kannte mein junger Venezianer das damalige, tiefe Verderben ſeiner Landsleute. Es ſchien faſt ſo, als ob die öffentlichen Auflaurer nur Solche als dem Staat gefährlich beachteten, welche ſich durch Edelmuth und fleckenloſen Wandel auszeichneten, Die aber, welche den Laſtern der niederſten Sinnlichkeit und Selbſtſucht ergeben waren, ließ jenes Geſindel eher als ſeines Gleichen gelten, und hielt ſie der geiſtig höher gehenden Unternehmungen für unfähig. Die hieſige größere, und leider auch verdorbenere Maſſe des Volkes belachte, auch wenn ſie uns beneidete, die vermeintliche Ueberliſtung des Fremden; man hielt uns für ſehr geſchickte und glückliche Kaufleute, und fand die weitren Aeußerungen unſrer Gewerbthätigkeit, nach einem ſolch glücklichen Anfang derſelben, ganz natürlich.

Unter dieſer, wenigſtens der Natur meines Freundes fremdartigen, Form der Kaufmannſchaft machten wir von jetzt an manche kleinere und größere Reiſe auf der Halbinſel umher, handelten bald Oel, bald Wein, Honig oder Wachs ein, und hatten mit Hülfe unſres Hauswirthes einen ſo geſchickten und ehrlichen Factor in Rovigno ſelber in Dienſt genommen, daß unſer Handel, im Kleinen wie im Großen, anfieng, ſeine Leute zu ernähren. Unter ſolchen Umſtänden konnten wir, ſchon etliche Wochen nach dem Tiſchgeſpräche mit dem Schiffskapitan, ohne Bedenken unſre Reiſe nach dem nahe gelegnen Pola antreten, um ſo mehr, da wir auf Mauleſeln zu Lande, und durch einen Umweg dahin gingen. Wir waren am Mittag angekommen, Marcello hatte ſich alsbald zu ſeinem Großoheim, dem alten Biſchof, begeben, und mich darauf vorbereitet, daß er vielleicht erſt ſpät, am Abend, wieder zu mir kommen werde. Ich war am Nachmittag allein ausgegangen, um mir die alten und neuen Merkwürdigkeiten des Oertleins, ſo wie ſeine Umgegend, zu beſehen.

So wenig ich auch von dergleichen Dingen verſtehe, rührt mich doch jederzeit der Anblick einer Macht und Herrlichkeit der vergangenen Jahrhunderte, in ihren Trümmern; mir iſt es immer, als wollten dieſe Trümmer zu mir ſagen: baue du auf andre Weiſe und mit andren Stoffen für die Ewigkeit, als der Menſchengeiſt in und mit unſren Steinen gebaut hat, zugleich aber auch mich verſichern, daß der Menſch dazu gemacht iſt, mit ſeinen Werken nicht nur der dieſſeit des Grabes liegenden Zeit, ſondern eines Nachkünftigen, zu gedenken. Pola, das jetzige, außer der Domkirche und dem ſogenannten Palaſt des Biſchoffes faſt nur aus Hütten beſtehende Städtlein, in welchem noch nicht einmal tauſend Bewohner ihr Obdach haben, nimmt ſich freilich nur armlich neben und zwiſchen den prachtvollen Ruinen der alten, römiſchen Bauwerke aus, unter denen das anſehnlich große Amphitheater am meiſten ins Auge fallt.

Die Sonne war ſchon nahe am Untergang, als ich in die Gemauer dieſes Gebaudes hineintrat. Ein einſamer Vogel ſang auf den Zinnen der Ringmauern ſein Abendlied, ſonſt war es ſo ſtill, daß ich den Wiederhall meiner eignen Fußtritte auf dem ſteinernen Getafel des Fußbodens vernahm. Ich fühlte mich in einer Stimmung der Seele, welche mich mehrmalen, in den entſcheidendſten Augenblicken meines Lebens, beſucht hat; mir war ſo ſtill, ſo hingebend zu Muthe, als hatte mein Herz keine andren Worte, als jene des iſraelitiſchen Knaben: „rede Herr, denn dein Knecht will hören“. Ich hatte mich auf einem der Marmorſitze, zwiſchen dem herabhangenden Geſtrauch der blühenden Kappern niedergelaſſen und hörte dem lauten, wie eine Klage tönenden Geſange der Blaudroſſel zu, da vernahm ich ein Geräuſch von menſchlichen Fußtritten.

Durch einen Eingang, der gerade unter meinem Sitze war, kamen jetzt zwei Frauengeſtalten herein; ich hörte, wie die eine auf Franzöſiſch zur andren ſagte: hier iſt kein Menſch, hier werden wir armen, geſcheuchten Tauben wohl ein ſichres, ungeſtörtes Ruhelager für die Nacht finden. Unwillkührlich verbarg ich mich hinter dem Gebüſch der wilden Feigen, das neben mir aus dem zerklüfteten Gemauer hervorragte; ich hatte die beiden Sprechenden gerne mit meinen Augen geſehen. Sie ſetzten ſich ſo, daß mir die Erfüllung dieſes Wunſches ganz leicht ward; ich ſahe nun, daß beide in jenes Gewand der Pilgerinnen gekleidet waren, welches man öfters an den aus Jeruſalem zurückkehrenden Frauen ſieht; die eine war eine Dame von mittleren Jahren, noch jetzt aber mit allen Reizen einer Schönheit geziert, welche zugleich Ehrfurcht gebietet; die andre war ein lieblich blühendes Mädchen, welches ſeine ältere Gefährtin Mutter nannte.

Das Mägdlein legte ſein Haupt in den Schooß der Mutter und weinte inniglich; ſeine Stimme und noch mehr ſeine Worte hatten für mich Etwas ſo Rührendes, daß ich mein Herz von einer noch niemals ſo tief empfundenen Theilnahme bewegt fühlte, ich hatte nur Ohren für dieſe Stimme, und Augen für dieſes ſtill weinende, ſchöne Mädchengeſicht. Ich vernahm bald, daß dieſe beiden um einen verlornen Vater, Schützer und Verſorger jammerten. Mutter, ſagte die Jungfrau, es iſt nicht die Pein des Hungers, oder die Sehnſucht nach einem ſichren Obdache, und die Müdigkeit, in welche mich unſre lange Wandrung durch Wald und Gebüſch, ſo wie die letzten drei ſchlafloſen Nächte, verſetzt haben, was mich an dieſem Abend ſo gar wehmüthig ſtimmt, ſondern es iſt vor Allem die Sorge um dich und die Furcht vor jenen, nicht bloß leiblichen, ſondern geiſtigen Gefahren, die du mich geſtern ahnden ließeſt, als wir, nur durch Gottes beſondren Schutz, den Händen der thieriſch rohen Soldaten entgangen waren. Was ſoll aus dir, du arme Mutter, und was ſoll aus deinem Kinde werden, wenn uns nicht bald Hülfe kommt.

Die Mutter tröſtete das geängſtete Mädchen, mit einer Zuverſicht und Kraft, wie ſie nur das Vertrauen auf Gott der Seele geben kann; mir ſelbſt wurde durch dieſes Geſpräch der viel erfahrenen Frau eine innre Stärke gegeben, welche mich in dieſem Augenblick den rechten Gedanken, wie die rechte That finden ließ. Mein Gedanke war: entweder dieſe Jungfrau da ſoll deines Lebens liebe Gefährtin werden, oder wenn das unmöglich wäre, keine Andre mehr, und die That, zu der ich mich entſchloß, war die Hülfe, welche ich noch in demſelben Augenblick den beiden Verlaſſenen anzutragen ging.

Ich war durch einen der oberen Ausgänge von den ringförmig herumlaufenden Sitzen, ſo leiſe als möglich hinabgeſtiegen, und trat jetzt, durch denſelben Haupteingang, durch welchen die beiden Frauen hereingekommen waren, ihnen näher. Wie verſchüchterte Lämmer ſprangen ſie beide auf und wollten durch einen andern, gegenüberliegenden Ausgang entfliehen, ich aber rief ihnen in ihrer Mutterſprache die Verſichrung zu, daß ich als theilnehmender Freund zu ihnen komme. Ich habe ihr letztes Geſpräch gehört, ſagte ich, und glauben Sie mir vorerſt das Eine, daß ich Gott fürchte wie Sie, und daß ich lieber ſterben wollte, als an ſolchen Seelen, wie die Ihrigen ſind, eine Unlauterkeit beweiſen. Ich bin ein Fremder an dieſem Orte, ſo fuhr ich fort, wie Sie es ſind, und ich bin ſelbſt ein Fremdling in dieſem Lande, aber mir fehlt es nicht an den Mitteln, das Elend meiner Mitfremdlinge zu erleichtern. Vertrauen Sie ſich meiner Führung an; laſſen Sie ſich nur vorerſt für heute von mir ein Obdach und eine Pflege anweiſen, deren Sie ſo bedürftig ſind.

Die beiden aufgeſcheuchten Tauben ſtunden ſtill; ſie ſahen ſich ſchweigend an, und als die Blicke der Jungfrau den meinigen begegneten, da war es, als ob zwei vieljährig ſich verbundne Freunde einander die Hand reichten. „Ich hoffe, ja ich weiß es, ſagte die Mutter, Sie ſind der Retter und Helfer, den ich mir heute von Gott erbeten; denn unſre Noth iſt ſehr groß, und darum wohl auch, weil wir darauf vertrauen, die Hülfe nahe. Wir wollen Ihnen folgen, wohin Sie uns führen.

Ich eilte voraus. Die Locanda, darinnen ich mit meinem Freunde das Nachtlager beſtellt hatte, war nicht beſonders geräumig, doch wußte ich, wie ſehr in ſolchem Falle Marcello mit mir eines Sinnes ſey; ich ließ eiligſt unſer Gepäck herabbringen in einen der unteren Räume, das obere, von uns ſchon in Beſitz genommene, Geſchoß wurde zur Aufnahme der Damen eingerichtet.

Du ſiehſt es mir an, mein lieber Sohn, fuhr Herr Guillibaud in ſeiner Erzählung fort, daß ich nicht der Mann bin, der ſich in ſeinem Leben mehrere Male leidenſchaftlich, und ich möchte ſagen bis zum Sterben verlieben kann, denn ich bin von ziemlich ruhigem Naturell; du haſt es daher, ſchon von dem Augenblick an, wo ich dir von dem weinenden Mädchen ſprach, das ich im Amphitheater von Pola ſahe, gewiß errathen, daß dieſe Weinende deine nun baldige Schwiegermutter, meine edle Frau, und die andre, ſie begleitende Dame, die gute Großmutter Gregoire war.

Ich hatte zwar die Beiden hinaufgewieſen in ihre Zimmer, und ſie auf's Reichlichſte mit allen nur in Pola zu habenden Erquickungen verſorgt, ich war aber gleich darauf wieder herabgegangen in den, freilich etwas engen und unbequemen Verſchlag, den uns der Wirth zum Erſatz für das obere Gaſtzimmer angewieſen hatte. Hier ſaß ich, wie Einer, der mitten im Meeresſand einen koſtbaren Schatz gefunden hat, von welchem er noch nicht weiß, ob er ihn behalten darf oder nicht, der aber dennoch, in Erwartung Deſſen, das kommen ſoll, ängſtlich bei ſeinem Funde wacht, als ſchon ziemlich ſpät bei Nacht, mein Freund kam. Er war, durch das, was er von dem

Biſchof vernommen hatte, für uns Beide von fröhlichen Ausſichten und Hoffnungen erfüllt; ich weiß, ſo ſagte er, nun ganz ſicher den Aufenthalt des Admirals, der dich zu deinem Ziel führen ſoll, ſo wie den meines Vaters; beide, hoffe ich, werden bald gerettet ſeyn. Ich hörte alle dieſe erfreulichen Nachrichten in einer, meinem Freund befremdenden, zerſtreuten, ja faſt untheilnehmenden Stimmung an, und erzählte ihm dann, was mir an dieſem Nachmittage begegnet ſey, beſchrieb ihm die ſchönen Gäſte, die von unſern Zimmern Beſitz genommen hatten, mit ſolcher Wärme des Gefühles, daß er verwundert ausrief: Menſch, du biſt verliebt, ſchlafe für's Erſte deinen Seelenrauſch aus, dann will ich weiter mit dir reden.

Ich vermöchte zwar überhaupt nicht zu ſagen, ob ich in jener Nacht ſchlief oder wachte; das aber weiß ich wohl, daß mir der Seelenrauſch, wie Marcello den Zuſtand meines Herzens nannte, während der Nacht nicht vergangen war. Wie Gewölke, die aus dem Meere aufſteigen und bald ſo, bald anders ſich geſtaltend, über das ebene Land nach den Bergen ziehen, waren Gedanken nach Gedanken, wie das tief bewegte Herz ſie erzeugte, an meiner Seele vorübergegangen, und dieſe hatte den flüchtigen Traumbildern die verſchiedenſten Geſtalten gegeben. Das feſtſtehende Gebirge, nach welchem alle dieſe Wolken hinzogen und an dem ſie ſich ſammleten, war das innige, heftige Verlangen, daß die fremde Jungfrau mir ihre Hand reichen, daß ſie meine liebe Lebensgefährtin werden möge, wie und auf welchem Wege dies am leichteſten, am beſten möglich ſey, das hatte ich nach allen Seiten überlegt, Anreden und Fragen an Mutter und Tochter mir ausgeſonnen, Pläne gemacht und wieder verworfen, jetzt aber, da der Morgen kam, und als mit dem klaren Lichte zugleich die klare Ueberlegung zurückkehrte, welche das bunte Gebilde der nächtlichen Phantaſieen feſthalten wollte, da fielen alle meine ſchönen Pläne hinweg, wie die farbigen Schüppchen vom Flügel eines Schmetterlinges. Schwierigkeiten und Hinderniſſe jeder Art, dachte ich mir jetzt als möglich; ſie ſtellten ſich wie Mauern zwiſchen meinen Wunſch und meine Hoffnung, mir wurde ſo bang, daß ich mich leiſe aus dem Zimmer, in welchem mein Freund noch ſchlief, hinausbegab ins Freie, an das Ufer des Meeres.

In dem kleinen Hafen des Stadtleins war noch faſt Alles ſtill und leer. Einige Fiſcher waren mit der Ausbeute ihrer nächtlichen Arbeit zurückgekehrt, und wuſchen jetzt am Ufer ihre Netze; eine einſame Barke bewegte ſich über die Bucht herüber und landete am Hafen an. Ich achtete, nur mit meinen Gedanken beſchäftiget, wenig auf die Leute, welche in dem Fahrzeuge ſaßen und aus ihm herausſtiegen, doch weckte mich aus meinem Traum ein lautes Zanken und Schelten, welches nahe bei mir ſich Luft machte. Ein Mann mit tiefen Narben im Geſicht und mit einem Stelzfuß, übrigens aber von feſter, kräftiger Haltung, ſchien die Hauptveranlaſſung zum Streit gegeben zu haben. Der Gegenſtand dieſes Streites war übrigens ein höchſt alltäglicher und gemeiner. Der Mann mit dem hölzernen Beine wollte oder konnte den Schiffern nicht ſo viel für die Fahrt, die ſie mit ihm gemacht hatten, bezahlen, als ſie forderten, da wollten ſie ihm ſein Gepäck nehmen, er aber proteſtirte dagegen laut und heftig, weil das Gepäck nicht ſein, ſondern ſeines Herrn Eigenthum ſey. Es ſchien zu Thätlichkeiten kommen zu wollen, wobei der arme Stelzfuß doch offenbar den Kürzeren gezogen hätte; ich trat deshalb näher und fragte die Schiffer, wie hoch ſich ihre Forderung belaufe? Dieſe war, für eine Fahrt von Parenzo bis Pola, keinesweges übertrieben, ich fragte deshalb den Andren, warum er ſich der Bezahlung weigere? —

Warum? antwortete dieſer, weil ich keinen Heller weiter im Vermögen habe, als die beiden türkiſchen Silbermünzen, die ich ſo eben hier den Leuten gab. Mit dieſen waren ſie auch zur Genüge bezahlt, wenn ſie das Geld ſo hoch annehmen wollten, als es im ganzen türkiſchen Reiche ſteht, ſie wollen es aber kaum um das Viertel ſeines Werthes nehmen. Ueberdies weiß ich auch, was in der Welt Gebrauch iſt, und daß ein Seemann mit dem Andren es nicht ſo genau nehmen darf; ich wenigſtens, ſo lange ich Seemann war, habe mich bei Leuten meines Gleichen, wenn ſie meiner Dienſte bedurften, niemals nach einer Bezahlung umgeſehen.

„Nichts vor ungut, Herr“, ſagte einer der Schiffer zu mir, „wir ſind arm und haben Weib und Kinder zu verſorgen, wir können von unſerm ſauer verdienten Lohne nichts wegſchenken.“ — Ich machte der Sache ein Ende, indem ich das ganze Fahrlohn, ſo wie das Trinkgeld, das mir die Leute noch abforderten, bezahlte, und dem Invaliden ſeine beiden türkiſchen Münzen wieder zurückgeben ließ. Der Stelzfuß, fröhlich lächelnd, nahm ſein weniges Gepäck unter den Arm, dankte mir mit Hand und Mund, und wollte gehen, da fragte ich ihn noch, ob er Hunger habe und vielleicht einen Biſſen Brodes bei mir eſſen wolle. „Das nehme ich ſehr dankbar an, mein lieber, junger Herr“, ſagte der Stelzfuß, „denn ich habe ſeit faſt zwei Tagen nichts zu mir genommen, und weiß nicht, wie lange und wie weit ich mit meinen beiden ausländiſchen Geldſtücken noch haushalten muß. Gott verläßt doch auch, das ſehe ich, einen alten, einbeinigen Seemann nicht“.

Ich nahm den Invaliden mit mir in unſre Locanda, deren Inhaber ſo eben vom Bette aufgeſtanden waren; mein Gaſt bekam, was die Vorrathskammer an kalter Küche darbot, und ließ ſich Alles, vornämlich aber den Wein, ganz vortrefflich ſchmecken.

Indeß war mein Freund Marcello auch erwacht. Er lachte, als er mich beim Heraustreten auf den Vorplatz des Hauſes mit der Bewirthung des Seemannes beſchaftigt fand; ich ſehe, ſagte er, daß du neben unſerm Handelsgeſchaft auch noch eine Wirthſchaft anlegen willſt; einen guten, und ich meine zum Theil glücklichen Anfang dazu haſt du, ſeit dem geſtrigen Abend, ſchon gemacht.

Der Invalid, nach dem reichlichen Genuß des Weines, ſieng an laut zu werden. Er erzählte dem Wirthe, der ihn fragte, wo er die tiefen Narben im Geſicht herhabe, von einer mörderiſchen Schlacht mit den Türken, bei welcher er auch mit geweſen, und gerieth dabei in ſo lebhafte Bewegung der Hände, in denen er ſo eben ein Meſſer hielt, daß ſich ſeine aufmerkſamen Zuhörer aus ſeiner Nähe zurückzogen.

Etienne, rief eine mir gar bekannt tönende, weibliche Stimme, von oben herunter, biſt du da? Ich ſahe mich um und erblickte, oben an der Treppe ſtehend, die liebliche Jungfrau, deren Bild meine ganze Seele erfüllte, und neben ihr die Mutter. „Ja freilich bin ich's ſelber, meine werthen Herrſchaften, rief der Invalid hinauf, und wie danke ich Gott, daß ich euch hier finde. Aber, fügte er hinzu, ich hätte euch da etwas zu bringen, wenn's erlaubt wäre, auf ein Paar Augenblicke zu den Herrſchaften hinauf zu kommen.“ Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der alte Seemann, mit ſeinem Päcklein unter dem Arme, ſtelzte die Treppe hinan.

Fürwahr, ſagte mein Freund zu mir, als wir allein waren, du haſt keinen ſchlechten Geſchmack, Willibald, das Mädchen iſt ſchön wie ein Engel, und wenn ihr Geſicht und ihre Augen nicht lügen, auch eben ſo gut als ein Engel. Laß dir dieſe Beute, die du ſo glücklich zwiſchen den alten Gemäuern von Pola aufgejagt haſt, nicht wieder entgehen; ſpanne alle Netze auf, um das ſchöne, weiße Reh für dich zu fangen und feſtzuhalten.

Aber, ſo erwiederte ich traurig, wer weiß von welch hohem Stande die Jungfrau iſt, ſo daß ich mich keiner Heiraths-Werbung unterfangen darf, und wenn das auch nicht wäre, wird ſie mich plumpen Burſchen doch ſchwerlich haben mögen.

Ei was Stand, erwiederte Marcello, heut zu Tage ſchlägt der Geldſack, nicht die Lanze, den Knappen zum Ritter; um Geld ſind Adel und Würden käuflich. Daß die beiden Frauen gerade nicht in glänzenden Umſtänden, ſondern arm wie die Bettler und eines männlichen Schutzes höchſt bedürftig ſind, muß dir einleuchten. Du aber biſt, mit dem, was dir noch künftig zukommen wird, reicher denn gar mancher hochadeliger Herr, und, das kann ich dir ohne Schmeichelei ſagen, ein ſo hübſcher Junge, als ich wenige geſehen habe. Obgleich deine Augen nur blau ſind, werden ſie doch nicht leicht einem Mädchenauge begegnen, das ihnen nicht gern zu andrer Zeit wieder begegnen möchte.

Etienne kam jetzt wieder herunter. Er faßte mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten des Wirthes. Lieber Herr, ſagte er zu mir, ich habe meinen Herrſchaften zwar ein Päcklein gebracht, aber kein Geld war nicht darinnen. Ihr habt die beiden Damen geſtern ſo reichlich erquickt, habt ihnen ein ſichres Obdach verſchafft,

habt

habt nun auch mich, den alten Knecht, geſpeiſt und getränkt, aber wir haben kein andres Geld zum bezahlen, als meine beiden türkiſchen Münzen, und die möchten für eure Auslagen nicht weit reichen. Seht, ſo fuhr er fort, wir ſind nicht arm. Wenn uns nur jemand Vorſchuß darreichen wollte, zu einer Reiſe nach Ankona, wohin uns jetzt eben ein großes Anliegen führt, dort haben meine Herrſchaften nicht bloß mächtige Freunde, ſondern können auch Geld erheben, ſo viel ſie wollen. Sicher dürft Ihr ſeyn, daß Ihr keinen Asper an uns verliert. Uebrigens weiß meine Herrſchaft nichts davon, daß ich dieſen Antrag an euch ſtelle, ſondern die ſitzen oben in ihrem Zimmer und fadeln, gleich Paternoſterkügelchen, eine Sorge und eine düſtere Einbildung an die andre an, da habe ich mich fortgeſchlichen, um ein Mann ein Wort mit euch zu wagen.

Mein Freund, ſagte ich, und wenn deine Herrſchaft Tauſende von mir begehrte, ohne mir jemals eine Wiedererſtattung verſprechen zu können, ſo wäre ich gern zu dieſem Dienſt bereit. Ich halte dafür, daß Gottes Hand mir dieſe Hülfsbedürftigen zugeführt hatte, und ſo thue ich, was ich an ihnen thue, gern um Gottes willen. Auch fehlt es mir nicht an Mitteln, euch zu helfen.

Lieber Herr, ſagte Etienne, indem er mir treuherzig die Hand ſchüttelte, ihr ſprecht wie ein braver Mann, und ſo werdet ihr auch handeln. Ich will nur jetzt hinauf zu meinen Herrſchaften, die vielleicht allerlei Bedenklichkeiten dabei haben werden, und die Sache einleiten. In ſolcher Noth, meine ich, darf man nicht zu delikat ſeyn.

Man ſagt mit Recht, daß ſtarke Leute, die niemals krank waren, wenn ſie dies einmal werden, nur um deſto heftiger zu leiden haben. Ich meines Theiles hatte in meinem Leben noch niemals an Liebe gelitten, darum packte ſie mich jetzt, da ſie über mich kam, deſto gewaltſamer an. Die Furcht, daß die Geliebte meines Herzens vielleicht ſchon morgen, denn es war ein Schiff da, welches dorthin beſtimmt war, nach Ankona abreiſen möchte, und daß ich dann niemals ſie wieder ſehen werde, dann die Hoffnung, daß der kleine Dienſt, den ich leiſten wollte, eine Annaherung würde möglich machen, ſtürmten, wie entgegengeſetzte Winde, auf das Schifflein meines Herzens ein, und wirbelten daſſelbe in einem Kreiſe herum, aus welchem mir kein Entkommen möglich war.

Die beiden Damen kamen jetzt herunter, Etienne ging voraus. Sie traten hinein in den Garten; unter dem Schatten eines Lorbeerbaumes bot ich ihnen, auf den Marmorſtufen, die vormals den Eingang zu einem römiſchen Tempel gebildet hatten, jetzt aber der Bequemlichkeit des Garteninhabers dienten, einen Sitz an.

„Sie haben ſich“, hub die Mutter an, „von dem erſten Augenblick, in welchem wir Sie ſahen, uns als ein Retter, von Gott geſendet, kund gegeben, gegen einen Solchen darf und muß man Vertrauen haben. Was wir zunächſt wünſchen und bedürfen, iſt nicht Geld oder Geldeswerth, obgleich wir beide auch einer ſolchen Hülfe bedürftig ſind, ſondern Rath und Beiſtand, wie ihn nur ein landeskundiger, muthiger Mann uns gewähren kann. Wir waren nicht immer ſo ſchutzlos und verlaſſen, wie Sie jetzt uns finden, ſondern es ſind noch nicht zehn Tage, da war der Gemahl und Vater bei uns, deſſen ſtarker Arm und muthiges Herz, deſſen äußeres Anſehen und Vermögen uns bis dahin eine Burg waren, in der wir ſo manches Jahr ſicher und geſchützt gewohnt hatten. Man riß ihn von uns, weil er ſich mit Kraft und Nachdruck der Rettung eines alten Freundes angenommen, der ihm ſeit

Jahren verbunden war; man führte ihn gefangen, wir wiſſen nicht wohin?

Wir warteten in Parenzo mehrere Tage, ich bot Alles auf, den theuren Gemahl zu befreien, Geld und eindringliche Bitten, wie Ermahnungen, welche ich, von einem Ort zum andren reiſend, an alle Leute von Macht und Anſehen verſchwendete; die traurige Folge meiner Bemühungen war die, daß man nun erſt auf mich aufmerkſam wurde, und ſelbſt uns arme, wehrloſe Frauen faſt zu fürchten anfieng; man nahm Alles, was wir hatten, es war nicht von unbedeutendem Werth, in Beſchlag, uns beide brachte man etwas tiefer landeinwarts, in ein Nonnenkloſter, welches mitten in Bergen und Wald verſteckt liegt. Ich weiß nicht, ob ich unſrem Retter, ohne ihn vielleicht etwas anders gegen uns zu ſtimmen, als er's bisher war das frei herausſagen darf, was man zum Theil hier in dieſem Lande, wie wir bemerkt haben, mit einiger Ungunſt betrachtet: wir ſind nicht römiſch-katholiſch, ſondern gehören zu den von Rom geſchiedenen Chriſten. Wir verbargen dieſes den Bewohnerinnen des Kloſters nicht und wurden ſeitdem freilich mit einiger Zurückhaltung behandelt. Doch nicht dieſes oder irgend eine andre Unbequemlichkeit des Kloſterlebens, ſondern nur die Liebe zu dem Gemahl und Vater hat uns zu dem allerdings kühnen Schritte getrieben, nach einem Aufenthalt von nur wenig Tagen aus den Kloſtermauern zu entweichen, und, von allen Geldmitteln entblößt, meiſt bei Nacht, den Weg hieher zu machen. In Pola, das hatte ich vernommen, gewährt der Einfluß des frommen Biſchoffes einen nicht unkräftigen Schutz gegen die Gewaltthatigkeiten der Republik von Venedig, und von hier aus hoffte ich, würde mich auch niemand hindern, die Reiſe nach Ankona anzutreten, wo ich für die Befreiung meines Gemahles etwas einzuleiten hoffe. Auch zu dieſer Reiſe, höre ich, wollen Sie uns die Mittel darreichen; ich nehme dieſes Darlehen aus Ihrer Hand, hoffentlich auf kurze Zeit, an. Aber unſre Sache duldet keinen Verzug. Eine Woche, ja ein einziger Tag, kann die Angelegenheiten unſres theuren Gefangenen an einen Abgrund führen, an dem ſie auf immer verloren gehet.

Ich trage ein reiches Buch bei mir, das ſind die Erfahrungen meines ſtürmevollen, und dennoch ſo glücklichen Lebens. In dieſem Buche ſtehet auf gar mancher Seite geſchrieben: daß, wenn Gott einmal anfängt die Banden unſrer Noth, die ja auch ſeine liebende Hand uns ſendete, zu löſen, Er nicht ablaſſet von dieſem uns beglückenden Werke, bis die Trübſal ganz gehoben iſt. Er braucht dazu ſeine eignen Werkzeuge, durch welche er die That unſrer Erledigung beginnt und vollendet. Ein ſolches Werkzeug ſind Sie uns geweſen, darum frage ich an: fühlen Sie ſich vermögend und zugleich geneigt, mittelbar oder unmittelbar uns in der Befreiung eines unſchuldig — ja wahrlich unſchuldig — Gefangenen beizuſtehen; geneigt, auch für uns arme Hülfloſe, welche leider, ſelbſt durch die Scheidewände der Kirche, von Ihnen getrennt ſind, auf kurze Zeit zu ſorgen?

„Was die Scheidewände der Kirchenbekenntniſſe betrifft, erwiederte ich, ſo fallen dieſe zwiſchen mir und Ihnen hinweg, denn auch ich bin ein nicht römiſcher Chriſt, gleich Ihnen. Aber ich bin auch zugleich kein Sohn dieſes Landes, ſondern von Geburt ein Deutſcher. Dennoch kommt Ihre Bitte, auf eine mir höchſt merkwürdige Weiſe, dem entgegen und ſchließt ſich ihm an, was mich ſeit mehreren Monaten auf's Angelegentlichſte beſchäftigt. Sie haben ſich mir vertraut, ich vertraue mich Ihnen wieder. Ich hoffe in wenig Wochen mehrere Gefängniſſe geſprengt, und manche unſchuldig Gefangene aus ihnen hervorgehen zu ſehen, fröhlich wie die lieblich Träumenden“.

So hat mich, ſprach die Mutter, die Hoffnung nicht getäuſcht, die mir, ich möchte wohl ſagen, Ihre erſten Worte erregten, welche Sie geſtern zu uns ſprachen. Sie ſind uns, ſo jung Sie auch ſind, bis zum Tage ſeiner Befreiung an die Stelle des verlorenen Vaters gegeben, wir vertrauen uns, nächſt Gottes Schutz, dem Ihrigen an, und ſind bereit mit Ihnen zu bleiben oder zu gehen, ja Alles zu thun, was Sie zur Erreichung unſrer gemeinſamen Wünſche für das Beſte halten.

Vorläufig, denn hierzu hatte mich ſchon mein Freund Marcello beſtimmt, wurde noch ein Aufenthalt von einer, ja vielleicht von zwei Wochen in Pola beſchloſſen, denn von hier mußte, wie ich dies gleich weiter erwähnen will, der Ariadnefaden angeknüpft werden, der uns durch das Labyrinth unſerer Unternehmungen leiten ſollte. Ich miethete noch an demſelben Vormittag für die beiden Damen eine anſtändigere Wohnung, in einem in der Nähe des Amphitheaters gelegnem Landhauſe, deſſen Beſitzer ſeit mehreren Jahren mit ſeiner Familie in Florenz wohnte. Außer der weiblichen Dienerſchaft, für deren Anwerbung ich ſorgte, nahm ſich der muntre Etienne aller häuslichen Angelegenheiten ſeiner Herrſchaft auf's Eifrigſte an; er wohnte, neben der Familie des Gärtners, unten im Erdgeſchoß des Hauſes.

Unſre gemeinſame Hauptangelegenheit nahm einen ſtillen, aber ſichren Gang. Ehe ich jedoch von dieſer rede, erzähle ich dir vorerſt von dem Fortgang der beſondren Hauptangelegenheit meines Herzens. Hierbei muß ich gleich zum voraus erwähnen, daß meiner Liebe das Geſchäft der Werbung um Gegenliebe nicht ſo ſchwer gemacht wurde, wie der deinigen zu Julien. Du kennſt ja ſelber das heitre, offne, ſo gern ſich mittheilende Naturell meiner guten Hausfrau Charlotte. Wie ein fröhliches, unſchuldiges Kind hatte ſie in wenig Tagen ſich mir genähert; nicht nur ihre Blicke, ſondern auch ihre Worte ſprachen es unbefangen aus, welche herzliche Dankbarkeit ſie gegen den Wohlthater ihrer Mutter und den künftigen Befreier ihres Vaters empfande; meinem Herzen, das ſo gerne die fremde Sprache in ſeine eigne überſetzte, ſchien es, als ob die ſchönen Augen meiner Charlotte noch etwas Andres, denn bloße Dankbarkeit: als ob ſie Liebe ausſprachen.

Die Mutter hatte mir Einiges von ihren Reiſen und den Schickſalen ihres Lebens, von ihrem Aufenthalte, einſt an einem königlichen Hofe, zu einer andren Zeit in armen Hütten, erzählt, Vieles aber blieb mir dabei noch dunkel; ich wußte nicht einmal von welchem Stande die Familie ſey, an welche ich mich ſchon ſo inniglich verbunden fühlte. Auch ich hatte, als wenn mich das Geheimhalten der Andern angeſteckt hatte, Einiges aus meiner Lebensgeſchichte erzählt, Vieles aber auch verſchwiegen; namentlich, ich habe es ſpäter manchmal bereut, hatte ich die genauere Erwähnung meines Zuſammenlebens mit meinem edlen, verſtorbenen Herrn übergangen, weil ich mich ſchämte, mir dieſen beiden vornehmen Damen gegenüber etwas von meinem früheren, dienenden Verhältniß merken zu laſſen. Dieſes aber hob ich deſto ſtärker heraus, daß mich ein vornehmer, mächtiger, väterlicher Freund nicht nur ſchon bei ſeinem Tode in den Beſitz eines anſehnlichen, baaren Vermögens geſetzt habe, ſondern daß mir eine noch reichere Erbſchaft aus ſeiner Hand bevorſtehe.

Bei dieſen Leuten hätte es eines ſolchen Hervorhebens meines äußeren Reichſeyns nicht bedurft; ſie ſahen nicht auf Geld und Gut, ſondern die tiefblickende Mutter nahm mich in eine andre, genauere Prüfung der Geſinnungen, welche ich, ohne es ſelber zu bemerken, bei ihr mit Glück beſtund. Wahrend jedoch das, was die Mutter, der meine Liebe zu ihrer Tochter, und die Zuneigung derſelben zu mir nicht entgangen war, mit ihrer Prüfung eigentlich vorhatte, noch unter gar manchen Decken und Entwicklungen der Zukunft verborgen lag, hatten ſich die Herzensangelegenheiten zwiſchen mir und Charlotten auf eine ungleich ſchnellere und freiere Weiſe entwickelt. Ich war mit dem lieben Kinde bald ſo vertraut geworden, wie mit einer Schweſter, und eines Tages, wahrend die Mutter mit meinem Freunde in angelegentlichem Geſprach war, wir beiden aber, weit vorausgeſchritten, die kleine Anhöhe des Gartens erreicht hatten, von welcher man weit in das Meer hinausblickt, wagte ich kühnlich die Frage an ſie, ob ſie wohl einem ſolchen Manne, wie ich ſey, ihre Hand zum Bunde der Treue für das ganze Menſchenleben reichen möge? Sie antwortete, mit errothenden Wangen und niedergeſchlagnen, jedoch bald wieder heiter aufblickenden Augen ein ganz entſchiedenes „Ja, wenn die Mutter es will“, und wir beiden reichten uns — wir wußten, was wir uns gelobten — die Hand.

Als ich am andern Morgen die beiden Freundinnen beſuchte, da fand ich die Mutter ſchon von dem, was geſtern zwiſchen mir und Charlotten geſchehen, unterrichtet. Ich hätte nicht geglaubt, ſagte ſie, daß ich jemals ſo ſchnell und ſo leicht mich den Gedanken einer Verbindung meiner Tochter mit einem Manne hingeben konne. Aber es liegt in der Liebe eine mächtig überredende Kraft. Mein gutes, unſchuldiges Kind iſt nun einmal für Sie ſo eingenommen, daß ſie auch meinen Willen mit hingenommen hat; ich gebe euch beiden in meinem, und, ich weiß ich darf dieſes thun, auch in des abweſenden Vaters Namen, meinen Segen zu eurer künftigen Verbindung.

Ich erzahlte das, was mir geſchehen, noch an demſelben Abend, es war der zwanzigſte unſres Aufenthaltes in Pola, meinem Freunde. Ich kann dir nicht genug beſchreiben, ſagte dieſer, wie ſehr mir dieſer raſche Ausgang deiner Liebſchaft, in all meinen Planen, zu ſtatten kommt. Ein verheuratheter Mann iſt ungleich mehr ein politiſch unverdächtiger, harmlos erſcheinender Menſch, als ein unverheuratheter. Ohnehin möchte, wenn wir jetzt Hand an die Ausführung unſres Planes legen, das Schickſal dieſer Frauen uns viele Sorgen machen, wenn du dich nicht geradezu in ein hausvaterliches Verhaltniß zu ihnen ſtellteſt. Nach Ankona würdeſt du ſie nicht gern gehen laſſen, und es ließen ſich auch manche andre Gründe gegen dieſe Reiſe anführen; in Pola ſie zurückzulaſſen, wenn unſer Unternehmen uns gelingt, und die gemeinſchaftliche Stunde der Errettung für uns und unſre lieben Gefangenen ſchlagt, halte ich auch nicht für rathſam; ſie als Fremde, gar nicht zu uns Gehorige, mit uns an die Orte zu führen, an denen das Werk nun in Kurzem beginnen ſoll, ware noch bedenklicher, und würde manches unnöthige und vielleicht ſogar für uns gefahrliche Fragen über das Wer und Woher der beiden ſchonen Frauen erregen, darum iſt es mein weislicher Rath, du laſſeſt dich mit deiner Charlotte lieber heute als morgen von meinem Vetter, dem ehrlichen Biſchof von Pola, oder einem ſeiner Geiſtlichen, zuſammengeben, und die für dich wie für mich ihrem Stande und Zunamen nach bisher unnennbare Charlotte bequemt ſich dazu, als Madame Willibald benannt zu werden.

Ich mußte, ſo gern ich das hörte, über den kühnen Gedanken meines Freundes herzlich lachen. Was würde, ſagte ich, die ernſte, in allen ihren Worten und Handlungen ſo gemeſſene Mutter dazu ſprechen, wenn ſie uns ſo reden hörte!

Die Unterhandlung mit dieſer, ſagte Marcello, überlaſſe nur mir. Wie du, mit der Tochter in einer Uebereinſtimmung der Herzen, ſtehe ich mit der Mutter in einer Einigkeit des Verſtandes; ſie wird meinen wohlbegründeten Anſichten nicht entgegen ſeyn.

Durch meinen Freund war ich auch mit dem ehrwürdigen, damaligen Biſchof von Pola naher bekannt geworden. Auch er war ein Solcher, wie mein verſtorbener Malteſer geweſen; er wußte die Einheit des Glaubens mitten in der Verſchiedenheit der Meinungen zu erkennen und zu ehren. Er war als Jüngling Kampfer mit dem Schwert geweſen: tapferer Soldat, in mancher Schlacht, zu Waſſer und zu Lande; jene Siege aber, welche er in und außer ſich mit den Waffen des Geiſtes, die er ſpäter trug, errungen hatte, waren von höherer Art als die Thaten ſeines Armes. Er hatte eine beſondre Vorliebe für die Deutſchen, unter denen er bei ſeinem Aufenthalte in Florenz, in der Umgebung des dortigen, edlen Herrſchers, dann in Wien einige ganz vorzügliche Männer kennen gelernt, und von denen er viel Gutes genoſſen hatte. Dieſes Gute, das er einſt von Deutſchen genoſſen, ſuchte denn auch ſein dankbares Gemüth bei jeder Gelegenheit an Leute dieſes Volkes zurückzuerſtatten; Menſchen, welche etwa aus einer in der Nachbarſchaft von Iſtrien gelegnen, deutſch redenden Provinzen kamen, um dort ein Unterkommen zu ſuchen, oder ein Geſchaft zu betreiben, brachten gewöhnlich Empfehlungsbriefe von ihrer deutſchen Geiſtlichkeit an den trefflichen Biſchof von Pola, von welchem ſo leicht Keiner ohne Rath und Hülfe, oder ohne weiter führende Empfehlungen hinwegging.

Vor einiger Zeit war auch ein junger Deutſcher aus einer etwas nördlicheren Gegend unſres Vaterlandes zu dem wohlthätigen Manne gekommen; er hatte keine Empfehlungen an dieſen mitgebracht, aber die ſehr hülfloſe Lage, in der er ſich befand, war ihm für das Herz des guten Biſchoffs eine hinreichende Empfehlung, als er, nur durch das Gerücht von der Milde deſſelben herbeigezogen, voll Vertrauen ihn um ſeine Hülfe bat. Ich will dieſen Landsmann bei ſeinem Vornamen Rudolph nennen, denn der Zuname, welchen er als den ſeinigen angab, iſt mir ſpater ſehr zweifelhaft geworden, ſo viel iſt jedoch gewiß, daß er der Abkömmling einer adeligen Familie war, und eine außere Erziehung und Bildung verrieth, wie ſie gewöhnlich nur bei den höher geſtellten Standen gefunden wird. Wie Marcello mir erzahlte, hatte der junge Deutſche, als er, faſt im Aufzuge eines Bettlers, zum Biſchof kam, dieſem, mit einer, wie es ſchien, wahrhaft innigen Reue es geſtanden, daß er durch eigne Schuld in ſeinen jetzigen Zuſtand gerathen ſey. Er hatte durch eine Handlung, welche ſein Wohlthater nicht naher bezeichnete, das Leben, oder wenigſtens die Freiheit, auf lebenslang verwirkt, und war nur mit Mühe der wohlverdienten Strafe entflohen; hatte ſich, verſteckt auf einem Donauſchiffe, bis über die türkiſche Granze gerettet dann, nach mannigfacher Noth, in welcher ihm, wie es ſchien, ſein Herz weich geworden war, durch Slavonien und Kroatien hindurch gebettelt, bis er, leiblich wie geiſtig niedergebeugt, hieher kam. Der gute Biſchof hatte ihn geſpeiſt und gekleidet, dann ſein Geſuch um Aufnahme unter die venetianiſchen Landtruppen durch ſchriftliche Verwendung unterſtützt; in dieſer neuen Laufbahn hatte derſelbe ſich in Kurzem den einflußreichſten Männern der Halbinſel, und als er unlängſt nach Venedig beordert geweſen, auch hier einigen der Mächtigſten ſo vortheilhaft empfohlen, daß er bereits zu einer ziemlich hohen Offiziersſtelle befördert worden war.

Freilich konnte ſich auch Keiner ſo leicht beſſer darauf verſtehen, ſich zu empfehlen, als dieſer Rudolph; denn ich habe niemals einen Menſchen von vielverſprechenderem, glanzenderem äußeren Scheine kennen gelernt, als der ſeinige war. Ein, nach dem gewöhnlichen Maßſtab, vollkommen ſchöner Mann, wußte er dieſen leiblichen Vorzug noch durch eine gewiſſe, unnachahmliche Grazie zu erhöhen, worein er alle ſeine Bewegungen und Mienen kleidete. Er ſprach die meiſten neueren, europaiſchen Sprachen, vornamlich die franzöſiſche, in großer Geläufigkeit und mit wahrhafter Eleganz, beſaß überhaupt eine Gabe der Wohlredenheit und der Unterhaltung, wie ſie nur ſelten gefunden wird; in allen ſeinen Geſprachen verrieth ſich eine vielſeitige Bildung und Kenntniß der Welt; es war ihm, wenn er mit innrer Aufregung ſprach, eine wahrhaft hinreiſſende Gewalt über die Seelen ſeiner Hörer verliehen.

Dieſer Mann befand ſich eben damals, als wir dort waren, auf Urlaub bei ſeinem alten Wohlthater und Gönner, dem Biſchof, deſſen Herz er ganz für ſich eingenommen hatte, deſſen Vertrauen er im höchſten Maaße beſaß. Der gute Biſchof ſtellte mir ihn als einen ausgezeichneten Landsmann vor, deſſen Freundſchaft es werth ſey, daß man aus allen Kräften ſich um ſie bewerbe. Rudolph kam mir mit großer Zutraulichkeit und Gefälligkeit entgegen, und in meiner und meines Freundes Geſellſchaft lernte er auch Charlotten mit ihrer Mutter kennen. Dieſe Bekanntſchaft ſchien für ihn von ganz vorzüglichem Intereſſe, er ſuchte von nun an jede Gelegenheit auf, um, wie er ſagte, die Unterhaltung dieſer höchſt intereſſanten und liebenswürdigen Damen zu genießen, wußte ſich ſogar den Eintritt bei ihnen zu verſchaffen, und kam ſo oft als man nur, ohne die Höflichkeit zu verletzen, ihn nicht hinwegweiſen konnte, bald in Aufträgen des Biſchoffes an die Mutter, bald mit kleinen Geſchenken an Blumen oder Früchten für die Tochter.

Mir waren dieſe Zudringlichkeiten keineswegs gleichgültig, ſondern ſie bekümmerten mich ſehr. Denn ich hätte blind ſeyn müſſen, wenn mir's entgangen wäre, daß alle dieſe Beſuche zunächſt nicht der Mutter galten, ſondern der reizenden Charlotte, obgleich ſich Rudolph alle nur erſinnliche Mühe gab, eine ſeiner glänzenden Eigenſchaften nach der andren vor den Augen der Mutter zu entfalten, und ſich in die Gunſt derſelben einzuſchleichen. Schien es mir doch ſogar, als wenn auch Charlotte gegen den ſchönen, einnehmenden Offizier, welcher ihr an Stand und Bildung ſo viel näher ſtand als ich, nicht gleichgültig wäre; ich glaubte alle Zeichen einer entſtehenden, ja einer wachſenden Zuneigung gegen meinen Nebenbuhler bei ihr zu bemerken, und, obgleich es mich hätte beruhigen können, daß ich ja ſchon das Wort der Verlobung von ihrem Munde hatte, traute ich dennoch dem jungen Herzen zu wenig Feſtigkeit zu, um der großen, feindlichen Macht zu widerſtehen.

Dazu kam nun auch noch der Umſtand, daß der gute Biſchof ſelber die Werbung ſeines Lieblinges um Charlottens Gunſt und Hand (denn er kannte aus vertrauter Mittheilung der Mutter die künftigen vortheilhaften äußern Verhältniße des Mädchens) aus allen Kräften unterſtützte. Er lud Mutter und Tochter, dazu freilich auch mich und meinen Freund, öfter zu ſich in ſeinen ſchönen, großen Garten ein, und ſuchte bei ſolcher Gelegenheit immer eine Annäherung zwiſchen Rudolph und den beiden Damen zu vermitteln. Da der gute Mann keine Ahndung davon hatte, in welchem Verhältniß ich mit Charlotten ſtund, denn die Mutter hatte uns ein Geheimhalten unſrer Verlobung zur Pflicht gemacht, mußte ich ſelbſt einmal, als der Offizier nicht zugegen war, Zeuge davon ſeyn, wie er gegen die Mutter ganz unverhohlen mit dem Wunſche hervortrat, daß ſie doch zu ihrer Stütze und Freude jenen Mann in ein näheres Bündniß aufnehmen möge, welches dadurch geſchehen könne, daß man die beiden jungen Leute, welche ſich beide nicht abgeneigt ſchienen, mit einander vermähle. Er ſelber, ſo fügte er hinzu, wolle gern zur Ausſteuer ſeines jungen Freundes und der für dieſen Augenblick mittelloſen Braut das Seinige beitragen. Ja, er wendete ſich an mich, dem jedes ſeiner Worte ein Dolchſtich war, und erſuchte mich, die Werbung meines Landsmannes bei dieſen Damen, deren Vertrauen ich beſäße, zu unterſtützen. Die Mutter, in ſichtbarer Bewegung, antwortete ausweichend, und das Geſpräch wurde, als jetzt Rudolph hereintrat, unterbrochen.

Wie verſchieden ſind doch die Gefühle, welche die eine Sonne der Liebe wirkt. Angenehm wärmend und belebend, wie die Morgenſtunden eines Frühlingstages, wenn ſie ungehemmt ihre Strahlen auf die Seele fallen läſſet, brennend und zerſtörend, wenn, in den Fieberanfällen der Alles vergrößernden Eiferſucht, jene Strahlen, wie durch ein Brennglas, ſich brechen. In der That, mir war es innerlich wie Einem, der ſich am ganzen Körper im heftigen Feuer, oder durch ſiedendes Waſſer verbrannt hat; der glühende Schmerz, der mich peinigte und verzehrte, konnte durch Nichts gefühlt und gelindert werden.

Ich hatte mich gern von Charlotten, die ich mir in meinem kranken Wahne als eine Treuloſe dachte, zurückgezogen, aber ich konnte dies immer weniger. Wie ein angeſchmiedeter Wächter bei einem Pulverthurm, den eine nahende Flamme in jedem Augenblick zu entzünden drohete, belauſchte ich mit den bänglichſten Gefühlen, ſo weit mir es nur möglich war, jede Bewegung der beiden Damen und Alles, was zu ihrem Hauſe aus und eingieng, beſuchte ſie, ſo oft ich dies nur durfte; aber, entweder drängte ſich dann auch gewöhnlich mein furchtbarer Nebenbuhler hinzu, oder, wenn ich auch auf Augenblicke mit den Frauen allein war, fühlte ich meine Zunge wie gelahmt, ich konnte nur einzelne Worte hervorbringen, welche mir neben den glänzenden Einfallen und witzigen Reden meines Landmannes ungemein arm und abgeſchmackt vorkamen; ich konnte, durch das peinliche Schweigen hindurch, welches die Unterhaltung oft lange unterbrach, das Klopfen meines Herzens hören; mit den Worten zugleich, ſo war mir's, wollte der Odem ſtecken.

Die innre Zerſtörung mochte ſich auch äußerlich an mir verrathen. Der treue Etienne ſahe mich einſt ſtehen, als ich, wie in der Angſt eines Verbrechers, mit meinen Blicken den Schritten der beiden Damen durch den Garten folgte. Was habt Ihr denn, junger Herr? ſagte er; wahrhaftig Ihr kommt mir, nehmt mir's nicht für ungut, ſeit etlichen Tagen wie nicht recht eurer mächtig vor. Geht, denn das merke ich längſt, auf Freiersfüßen und liegt vor dem

Hafen ſo ſtille, wie ein Schiff, dem der Sturmwind Steuerruder und Segelſtange zerbrach; ſolltet fröhlich ſeyn wie ein Kaiſer, über all die guten Hoffnungen, die Ihr habt, und laßt den Kopf ſinken, wie ein armer Seemann, dem ſein Schiff mit Mann und Maus im Meer untergegangen iſt.

Lieber Etienne, ſagte ich, ſtecke deinen Scherz wieder ein. Was ſollten denn das für gute Hoffnungen ſeyn, die mich ſo fröhlich ſtimmen könnten, wie du mich haben möchteſt? und wie käme ich zu den Freiersfüßen?

Ei, ſagte Etienne, macht mich doch nicht blind. Wenn ich als Schiffsjunge oder als Matroſe oben im Maſtbaume hieng, und nach dem Lande ſo wie nach jedem aufſteigenden Gewölk hinausſchaute, da habe ich wohl ordentlich ſehen, ſo wie alle Zeichen von Wind und Wetter kennen gelernt. Wie bei euch die Sache ſteht, daß Ihr mit dem günſtigſten Winde gegen das Herz meiner jungen Herrſchaft hingeſegelt ſeyd, und daß Ihr in Kurzem werdet rufen können: Land, Land, das weiß ich gar wohl, und kann darum nicht einſehen, weshalb Ihr ſo betrübte Mienen annehmt.

Guter Etienne, ſagte ich, wenn ich auch, wie du behaupteſt, wirklich mit günſtigem Winde mich dem Hafen meines Friedens genähert hatte, ſo bin ich doch jetzt durch einen furchtbaren Sturm wieder hinausgeſchleudert ins weite, wilde Meer.

Bah, ſagte der Stelzfuß, ich merke ſchon, was ihr ſagen wollt. Ihr meint wohl gar, der hohle Windbeutel von Offizier habe euch das Herz meiner jungen Herrſchaft weggekapert? Da ſeyd Ihr weit aus der Fahrſtraße hinaus. Der hat weder bei der Mutter noch bei der Tochter ein ſonderliches Glück gemacht; ich weiß es am beſten, wie gern man, wenn's wegen des alten Biſchoffs angieng, ſeine Beſuche abwieſe, und wie ungern er von den Herrſchaften geſehen wird, während man dagegen euch immer gern ſieht.

Weißt du das auch gewiß? Etienne, fragte ich, freudig bewegt.

Mein geſundes Bein ſetze ich euch zum Pfande dafür ein, antwortete der Stelzfuß.

Die Zuverſichtlichkeit und gute Laune des muntren Invaliden hatte mich auf ganz unbegreifliche Weiſe ermuthigt, obgleich ich auf ſeine ſcherzhaften Reden kein recht volles Gewicht legte. Ich gieng in den Garten und ſuchte die beiden Frauen auf. Ich war unbefangener und heitrer, als ich's ſeit vielen Tagen geweſen, und wie ein Echo der rufenden Stimme, kam mir auch aus Charlottens Weſen heitre, freundliche Vertraulichkeit entgegen. In ihrem, keiner Verſtellung fähigem, Geſicht ſprach ſich unverholen die Liebe der Verlobten zu ihrem Bräutigam aus.

Der böſe Dämon der Eiferſucht war jetzt, ſo meinte ich, auf immer von mir gewichen. Ich ſelber hatte es vernommen, wie die Mutter den Offizier, wenn er, wie gewöhnlich, zum Beſuch kommen würde, für heute ganz abweiſen hieß, zugleich hatte ſie ſich mit uns in einen Theil des Gartens begeben, in welchem ſich in der Regel die Familie des Gärtners aufhielt, und in deren unſcheinbarer Verborgenheit kein ſolcher Gaſt die vornehmen Damen aufſuchte. Gleich wie trunken von meinem Glücke kehrte ich nach dieſem ſo glücklich hingebrachten Nachmittag am Abend heim, zu meinem treuen Marcello.

Höre, ſagte dieſer, als ich zu ihm ins Zimmer eintrat, du kömmſt mir gerade recht, um meinen Unmuth, welcher eigentlich einem Andren gilt, an dir, ſeinem Landsmanne

manne auszulaſſen. Dieſer Deutſche da, der Offizier, kann uns durch die kindlich harmloſe Verblendung meines guten Großoheims, des Biſchoffs, noch Allen gefährlich werden. In der feſten Meinung, daß Rudolph in Kurzem Charlottens Gemahl und hierdurch ein bereitwilliger, Alles aufopfernder Schützer und Befreier ſeines gefangenen, künftigen Schwiegervaters werden ſolle, hat der wohlmeinende, hierinnen aber ſchwache Greis ſchon angefangen, jenem Menſchen Mittheilungen zu machen, welche ihn, wenn er nur noch einiges Wenige dazu erfährt, zu einem Mitwiſſer unſres gefährlichen Geheimniſſes werden laſſen. Und, mit aller Achtung von der ſonſtigen Ehrlichkeit der Deutſchen geſprochen, dieſem Deutſchen da traue ich ſo wenig, als dem ärgſten Schelm in Venedigs Gaſſen. Er iſt es, dies ſage ich dir im Vertrauen, der es durch ſeine Ränke dahin gebracht hat, daß jener mit Recht vielgeſchätzte Oberſt, von welchem neulich der alte Seekapitän erzählte, ſeinem Regiment entriſſen wurde. Ich ſehe mich jetzt genöthigt, einen noch engeren Kreis der verborgenen Plane und Verabredungen zu bilden, als der bisherige war, aus welchem ich ſelbſt meinen guten Biſchof von Pola und vor der Hand auch dich ausſchließe, und niemand aufnehme, als deine männlich feſte, verſtändige, tiefblickende künftige Schwiegermutter. Nur Eines ſage ich dir, weil du da auch dabei ſeyn mußt; ein Hochzeitsmahl allein, in kürzeſt möglicher Zeit, kann uns vor einem Leichenmahle bewahren; biſt du nicht binnen wenig Tagen Charlottens Gemahl, ſo bringt dich dieſer Schuft von Landsmann um deine Braut, mich aber und manchen andren ehrlichen Mann, ja vielleicht ſelbſt dich, um Freiheit und Leben.

Marcello hatte dieſes Alles mit einer Bitterkeit und Heftigkeit geſagt, welche ſich noch mehr in Stimme und

Mienen, als in dem Sinn ſeiner Worte kund gaben. Ich war über das Ende ſeiner Reden eben ſo ſehr erſchrocken als erfreut. Für heute ließ er ſich Nichts weiter abfragen, ich mußte die Unruhe, welche er in mir aufgeregt hatte, mit mir auf das Lager der Ruhe nehmen.

Mein böſer Damon ſchien durch die guten Stunden des geſtrigen Tages verſcheucht; heute kehrte er in voller Starke wieder. Ich wollte die theuren Freundinnen am Vormittag beſuchen, man ſagte mir, daß ſie ausgegangen ſeyen, und ſelbſt den treuherzigen Etienne konnte ich nicht finden. Am Mittag, das wußte ich, waren die Damen, und mit ihnen mein Freund Marcello, eingeladen, zur Tafel des Biſchoffes, in ſeinem nahe bei der Stadt gelegnen Landhauſe; mich hatte man nicht zu dieſer Geſellſchaft geladen, ich ſollte mich aber, ſo ließ mich der Biſchof erſuchen, am Nachmittag, im Garten ſeines Landhauſes, zu einem traulichen Geſprache, bei einem Glaſe Wein und Früchten, einfinden. Mich qualten, wahrend der Stunden, die bis dahin verſtreichen mußten, unbeſchreibliche Angſt und Sorgen. Die Worte meines Freundes, er, der Landsmann, bringt dich um deine Braut, waren mir allein von Allem, was er ſonſt geſprochen, im Herzen geblieben; jedes Tröſtliche, das noch dabei war, hatte ich vergeſſen. So gieng ich, zur beſtimmten Stunde, hin nach dem Landhauſe des Biſchoffes.

Ich fand die Geſellſchaft im Garten. Aber, du mein lieber Sohn biſt niemals eiferſüchtig auf deine Julie geweſen, und wirſt es auch, denn ich wüßte nicht wie es zugehen ſollte, niemals ſeyn, darum kannſt du dir es auch niemals, weder jetzt noch künftig, vorſtellen, wie mir zu Muthe war, als das erſte, das ich unter dem Schatten der Orangenbäume erblickte, Charlotte war, welche an der

Seite des Offizieres gieng. Dieſer warf, wie mir ſchien, einen verächtlichen, triumphirenden Blick auf mich, das Mädchen ſchlug die Augen nieder, wahrſcheinlich weil ſie meinen Blick nicht mehr zu ertragen vermochte. Ich wankte vorüber, ohne mich nach Dem, was mich ſo zerſchmettert hatte, noch einmal umzuſehen; in kleiner Entfernung von dem jungen Paare begegnete mir die Mutter, die an der Seite des Biſchoffes gieng. Auch ſie ſchien mich nicht bemerken zu wollen, der Biſchof aber begrüßte mich kalt. Ich ſchlich mich in einen fernen Winkel des Gartens, wo ich in der Nahe eines Springbrunnens, auf der vom Gebüſch verſteckten Bank, mich ſetzte. Die Tropfen, welche vom Springbrunnen herunterfielen, erſchienen mir wie Thränen, das Geräuſch des herabfallenden Waſſers wie Tone einer Klage; ich aber weinte und klagte nicht, ich ſaß, wie erſtarrt, ganz ſtumm und ſtill da.

Wie lange ich ſo in ſtummen Schmerz geſeſſen, das weiß ich nicht. Auf einmal weckten mich aus meinen düſtern Träumen ein leiſer Schlag auf meine Schulter, und die wohlbekannte Stimme meines Freundes Marcello. Siehe da, rief er aus, Freund Willibald, wie treffe ich dich hier ſo zerfloſſen, wie das Eis im Sommer; ſchickt ſich ſolche Stimmung für einen Bräutigam, der morgen oder übermorgen Hochzeit machen ſoll!

Wie magſt du doch, erwiederte ich, einen zum Tode betrübten Menſchen noch ſo tief mit deinem Spotte kranken; ein armes zerſtoßenes Rohr noch vollends ganz mit Füßen zertreten; meinſt du denn, ich habe den Triumph meines Feindes und Nebenbuhlers nicht bemerkt, und die Erfüllung deiner geſtrigen Vorausſagung: daß dieſer Menſch mir das ganze Glück meines Lebens entreiſſen werde? Die Wunde iſt nun geſchlagen, darum laſſe ſie ruhig ausbluten, ohne ſie durch hineingeſtreutes Salz nur ſchmerzlich zu reitzen.

Menſch, ſagte Marcello, du weißt nicht was du ſagſt. Es geht dir wie ſo Vielen, die der Froſt, den ſie vorher erduldet haben, erſt dann recht anpackt und durchſchüttelt, wenn ſie ſchon in die Nähe des wärmenden Ofens gekommen ſind. Geh' heraus aus deiner ſelbſtgegrabenen Höhle, du tief Betrübter, und ſtelle dich an die ſchöne, wärmende Sonne. Eben jetzt in dieſer Stunde hat dich Charlottens Mutter vor den Ohren des gutmüthig zudringlichen Biſchoffes, ſo wie vor Rudolphs und den meinigen, nicht nur als den erklärten, feſtbeſtimmten Bräutigam ihrer Tochter genannt, ſondern hat zugleich hinzugefügt, daß ſchon an einem der nächſten Tage eure Vermählung ſolle gefeiert werden, und deine Braut, als der Biſchof ſie fragte, ob dieſe Verbindung ihre freie Wahl ſey, hat es freudig bejaht, und hinzugefügt, daß ſie nie einem andren Manne, als dir, ihre Hand reichen möge.

Einigen Dank von deiner Seite habe ich mir wohl bei dieſer Gelegenheit verdient, denn ob ich dir gleich geſtehe, daß bei allen meinen Handlungen der leitende Hauptſtern, nach dem ich mich richte, die Rettung meines Vaters iſt, habe ich doch auch nach Kräften dabei für meinen Freund Willibald geſorgt. Ich bin es geweſen, der die Mutter deiner Charlotte zu dem freilich nothwendigen Entſchluß beſtimmt hat, eure ganz nahe Verbindung zuzugeben, und ſogar öffentlich zu erklären; in Geſellſchaft der beiden Damen habe ich heute Vormittag ein Schiff beſehen und bereits gemiethet, das uns, wo möglich morgen, von Pola hinwegführen ſoll. Denn unſer Werk iſt jetzt hier vollendet; unſres Bleibens iſt nicht mehr. Die Fäden, welche hier angeknüpft werden ſollten, ſind angeſponnen, ſelbſt der alte treue Diener des Admirals, wie mir ſcheint muß die Mutter deiner Charlotte ihn ſchon früher gekannt haben, iſt aufgefunden und wird uns morgen begleiten; du haſt noch die Zeche bei den Wirths- und Hausleuten für dich und alle deine Gäſte, ich aber die bei meinem guten, alten Großoheim, dem Biſchof, zu bezahlen, denn dieſen darf ich nicht, ohne ihn vollkommen beruhigt und ausgeſohnt zu haben, verlaſſen; er iſt dieſer Liebe werth. Zur heute ſind freilich er und ſeine Gäſte ſehr verſtimmt auseinander gegangen; die Erfriſchungen, welche drinnen im Gartenſaal aufgeſtellt ſind, wird heute ſchwerlich einer von Denen koſten, für die ſie beſtimmt waren. Auch dir rathe ich, deinen Durſt nicht hier in dieſem Garten, ſondern in der Geſellſchaft der Deinigen — wie lieblich muß dir dieſes Wort klingen — zu ſtillen. Ich weiß, ſie erwarten dich.

Ich wußte in der That nicht, ob ich gienge oder flöge, als ich jetzt nach Charlottens Hauſe eilte. Die beiden Damen konnten es an meinen vor Freude leuchtenden Augen, und aus allen meinen Mienen und Bewegungen merken, welche Worte des Dankes und der innigſten Liebe ſich in meiner Bruſt bewegten, ohne daß ſie, weil ſie gar ſo groß waren, den engen Ausgang nach der Zunge finden konnten. Ich merke wohl, ſagte die Mutter lächelnd, Sie haben mit Marcello geſprochen und wiſſen Alles. Nun wohl, ich begrüße Sie als meinen lieben Sohn, und Charlotte als ihren nahe künftigen Gemahl, und in meinem wie in des abweſenden Vaters Namen gebe ich euch meinen Segen zu eurer Verbindung. Ich küßte der theuren Mutter ihre ſegnende Hand, Charlotte lehnte ihr Haupt an meine Bruſt und ſagte: Gott Lob, daß nun dein Kummer um mich, den ich dir wohl anmerkte, von ſeiner Wurzel aus gehoben iſt.

Für den andern Mittag war die Abfahrt unſres Schiffes angeſetzt. Selbſt der ehrwürdige Biſchof, mit welchem Marcello noch lange vertraulich geſprochen hatte, entließ mich freundlich und gab mir beim Abſchied ſeinen väterlichen Segen. Meinen Landsmann, den Offizier, ſahe ich an dieſem Tage nicht mehr, und mochte ich ihn doch auch ſpäter niemals mehr geſehen haben! Ich erfuhr ſpäter, daß auch dem Biſchof durch Marcello's, ſeines treugeſinnten Verwandten, Mittheilungen die Augen über den wahren Werth ſeines bisherigen Lieblinges in etwas aufgegangen waren, und daß beide, am darauf folgenden Tage, einen ziemlich kalten Abſchied von einander nahmen. Uns aber begünſtigte von außen wie von innen ein freundlicher Himmel; wir landeten ſchon am andern Morgen vor Aufgang der Sonne in dem für uns bereits heimathlich gewordnen Rovigno.

Die Frauen waren noch in ihrer Kajute, Marcello und ich, in Begleitung des mit uns aus Pola gekommenen Dieners des alten Admirals, eilten nach der Stadt. Von dieſem treuen Diener Giuſeppe werde ich bald noch mehr zu erzählen haben, einſtweilen erwahne ich nur, daß er es war, durch welchen die neue Einrichtung, welche ich jetzt zu treffen hatte, ſo ſchnell und ſo gut gelang. Sein Herr, der Admiral, beſaß außer jenem, das ich in den erſten Stunden meines hieſigen Aufenthaltes beſucht hatte, noch ein andres Haus, welches nicht von Taubſtummen und von Hunden bewacht war, ſondern von deſſen großen, bequemen Raumen nur ein alter Prieſter, ein vertrauter Freund des Admirals, einen kleinen Theil inne hatte. Die Wohnung dieſes Mannes war im Erdgeſchoß, das ſie noch nicht zur Halfte einnahm; die oberen Zimmerreihen ſammt zwei großen Seitenflügeln des Hauſes ſtunden leer; an das Ende des einen dieſer Seitenflügel war eine Kapelle angebaut, zu welcher der Haupteingang von der Straße aus hereinführte; in dieſer Kapelle las der alte Prieſter täglich ſeine Meſſe. Die Lage des Hauſes, am Ende der Stadt, gegen den Strand hin, geſtattete eine freie Ausſicht nach dem Meer und ſeinem buchtenreichen Ufer; aus den gegenüberliegenden, öſtlichen Fenſtern des großen Saales erblickte man die Reihen der Felſenhügel und Berge, welche die Halbinſel von Nord nach Süd durchziehen.

Das Haus war mit allen Bequemlichkeiten zum Empfang für Gaſte verſehen, obgleich in ſeinen gaſtlichen Betten ſchon ſeit mehreren Jahren, ſeitdem der Admiral ſich ſo ganz in die Einſamkeit zurückgezogen, Niemand mehr der Ruhe, an ſeinen Tiſchen Keiner mehr der Bewirthung genoſſen hatte. Denn nur der alte Hausherr pflegte, wenn er in Rovigno war, taglich durch dieſe vereinſamten Raume hindurchzugehen, alle Fenſter zu öffnen, und mit ſeinem gewöhnlichen, ernſten Schweigen hinauszublicken nach den auf dem Meere fahrenden Schiffen. Je großer das Schiff war, deſto aufmerkſamer folgte ihm ſein Blick; durch das Fernrohr muſterte er ein ſolches ſchwimmendes Gebaude in allen ſeinen einzelnen Theilen; der alte Seemann lebte, das merkte man, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch im Geiſte, noch ganz im Kreiſe des vormaligen Geſchaftes, welchem er einſt ſo ganz zugethan geweſen, und dem er nun auf ſo ſchmerzliche Weiſe entriſſen war. So viel man erfuhr, war auch dieſes Landhaus der einzige Ort, wo der Alte ſein ſonſt ſo tiefes Schweigen zuweilen brach; denn der alte Freund, der ſchon erwahnte Prieſter, hatte den Schlüſſel zu ſeinem Herzen. Auch mit dem treuen Diener redete er hier zuweilen anders, als durch Winke und

Zeichen, und es verdient als eine weitere Sonderbarkeit des Mannes erwähnt zu werden, daß er dann am geneigteſten zu einer wörtlichen Mittheilung war, wenn drauſſen in der Luft und auf dem Meere die heftigſten Stürme und Ungewitter tobten. Er blieb dann öfters, bis tief in die Nacht, an den geöffneten Fenſtern ſtehen: daß der Wind ihm alle Lichter verlöſchte, daß der Regen in Strömen herein in die Zimmer rann, ſchien er nicht zu bemerken

Giuſeppe, der Diener des Admirals, hatte die freie Gewalt über die Schlüſſel dieſes Hauſes, welche ſich in dem andren, mitten in der Stadt gelegnen Hauſe fanden. Als man uns heute, abermals erſt nach langem Pochen, die Thüre zu dieſem öffnete, da empfieng uns nicht, wie neulich mich, das furchtbare Concert des Hundegebelles; die treuen Thiere ſprangen voll Freude gegen Giuſeppe hin, der ſchon durch Bewegungen ſeiner bald liebkoſenden, bald drohenden Hand jede feindliche Bewegung derſelben gegen uns Fremde unterdrückte; auch die beiden Taubſtummen kamen herbei und bewillkommten den lange abweſend Geweſenen, mit fröhlichen, obwohl unharmoniſchen Tönen; das alte Mütterchen weinte vor Freude, als ſie ihn ſahe, obgleich er ihre Fragen nach dem Herrn nur mit einem ſtummen Achſelzucken beantwortete.

Man legte ſogleich Hand an die Einrichtung unſrer künftigen Wohnung; nach wenig Stunden war das Nöthigſte geſchehen. Ich hatte meine liebe Braut und die Mutter vom Schiffe abgeholt; Marcello, als hätte er eine nöthige Beſtellung zu machen, war vorausgegangen; ich wollte mit den Frauen zur gewöhnlichen Thüre in das Haus gehen, da trat uns Marcello entgegen, und, nachdem er einige leiſe Worte mit der Mutter, die von Allem ſchon unterrichtet war, geſprochen, bat er uns, vorerſt noch einen andern Gang mit ihm zu machen. Dieſer Gang war, um das Haus hinum, nach der Kapelle gerichtet, wo der alte Prieſter, der Freund des Admirals, unſrer wartete, und über das Ehebündniß zwiſchen mir und Charlotten den Segen der Zeit und der Ewigkeit ausſprach. „Nun erſt, ſagte Charlotte nach der Vollendung der heiligen Handlung zu mir, weiß ich ganz, wie lieb ich dich habe. Mir iſt es, als ſey vor dem geheiligten Altare die Neigung, welche vorher nur in dem ſterblichen Herzen wohnte, tiefer hineingedrungen in ein innres Heiligthum der Seele, das vom Tode nicht zerſtört wird, und als habe ſie erſt jetzt ihre Wurzeln in die Ewigkeit hineingeſchlagen und recht ſelige Kräfte des Himmels in ſich aufgenommen“.

Drinnen im Hauſe fanden wir durch Marcellos Veranſtaltung, bei welcher Etienne und Giuſeppe treue Gehülfen geweſen, ein kleines Hochzeitsmahl bereitet. Als Gäſte hatten ſich der alte Prieſter ſo wie unſer früherer Hauswirth, der Glashändler, mit den Seinigen eingefunden. Etienne und Giuſeppe bedienten uns und unſre Gäſte; während jedoch der Stelzfuß, beſonders ſeitdem er einige Gläſer geleert hatte, bei der beſten, heiterſten Laune war, ſchien Giuſeppe wie von einem tiefen Kummer bewegt; er machte ſich öfter, als es nöthig geweſen, an der meiner lieben Braut gegenüber ſtehenden Seite der Tafel ein Geſchäft, und betrachtete dann Charlotten mit tiefer Wehmuth. Ich bemerkte die Thränen, die über ſeine Wangen herabliefen, winkte ihn zu mir und fragte ihn leiſe: Giuſeppe, was fehlt dir? Ach, erwiederte er, Ihr müßt mir das verzeihen, lieber Herr; an eurer Braut fällt mir eine gar große Aehnlichkeit auf; eine Aehnlichkeit, welche

Erinnrungen an vergangene Zeiten aus ihrem Grabe hervorruft, bei deren Andenken ich jedesmal nicht nur gemeine, ſondern blutige Thranen weinen möchte.

Die Mutter, welche neben mir ſaß, hatte Giuſeppes Worte vernommen. Auch ſie konnte einer plötzlichen Erſchütterung der Wehmuth nicht widerſtehen; ſie verbarg und trocknete eilig ihre Thranen, mit dem vor die Stirn gehaltnen Tuche, ſprach einige Worte zu Giuſeppe, in einer, wenigſtens mir unbekannten Sprache (es war, wie ich ſpater erfuhr, Neugriechiſch), und fügte dann auf Italieniſch die Ermahnung hinzu, heute, am Tage und bei dem frohen Mahle einer Hochzeit, nicht des Vergangenen, ſondern des, hoffentlich frohlichen, Künftigen zu gedenken.

Möchten doch dieſes die einzigen Thranen des Schmerzens geweſen ſeyn, welche den heitren Himmel des erſten Jahres unſrer in ſich ſelber ſo glückſeligen Verbindung trubten; aber ſie waren nur leiſe Vorzeichen einer großen Fluth des Jammers, welche bald über uns hereinbrechen ſollte.

Sowohl Marcello als ich, und mehr noch denn ich die ſehr verſtandige Mutter, waren in der Betreibung des Werkes, das uns hier am meiſten anlag, nicht müſſig geweſen; wir hatten Faden der Verbindungen in Menge angeknüpft, aus denen ſich bei einer hoffentlich nicht mehr fernen Gelegenheit eine Strickleiter bilden ließ, an welcher alle unſre lieben Gefangenen zu uns heraus ins Freie ſteigen ſollten. Marcello wußte jetzt ganz beſtimmt den Ort, an welchem ſein Vater und Bruder im Gefangniß ſchmachteten; er und die Mutter wußten auch, wo mein Schwiegervater und der alte Admiral zu finden ſeyen; ſeltſam aber war es, daß wir Alle, Eines gegen das Andre, ein gewiſſes Geheimniß bewahrten.

„Ihr ſeyd glückſelige, unſchuldige Kinder“, ſagte Marcello, „dich und Charlotten darf man nicht mit der Laſt eines Wiſſens um Dinge beſchweren, die euch ſo fremd ſind, und ſo fern liegen, als dem Singvogel das Geſchäft eines Streitroſſes. Wenn es einmal ſo weit gekommen iſt, daß die Thore des Geheimniſſes aufgehen, dann ſollt ihr die Erſten ſeyn, welche wir hineintreten laſſen.“

So wie mein guter Marcello, ließ mir ſelbſt und nicht bloß mir, ſondern auch Charlotten, unſre theure Mutter eine Menge Rathſel ungelößt, die ſie uns in einzelnen ihrer Worte und Aeußerungen aufgab. „Fange ich doch an“, ſagte Charlotte, deren ganzes Herz vor mir offen da lag, „ſeit einiger Zeit daran zu zweiflen, ob dieſe guten Eltern, welche mich, ſo weit ich mir's nur denken kann, mit ſo unbeſchreiblicher Liebe und Zartlichkeit erzogen und gepflegt haben, meine wahren und rechten Eltern ſind; denn die Mutter hat neulich, am letzten Abend der Entſcheidung in Pola, von meiner ſeligen Mutter und von meinem eigentlichen Vater mit mir geſprochen, und mich ein theures, ihr und ihrem Gemahle anvertrautes Pfand genannt. Ich wollte weiter fragen, die Mutter aber trat ſchweigend an das Fenſter und ſtund mir weiter keine Rede“.

So aber, wie Marcello und die Mutter, hatte auch ich, der hierin einzig Tadelnswürdige, ein Geheimniß, das ich verwahrte: dies war die Geſchichte meines vorhin ſo niedren Looſes; nur Charlotte wußte ſie, und in ihren Augen that ſie mir keinen Abbruch; ſie hatte ihren Gemahl mit derſelben treuen, am Altare geheiligten Liebe geliebt, auch wenn er vorhin Bettler geweſen ware. Den Freund Marcello hatte ich's zur Pflicht gemacht, der Mutter es zu verſchweigen, daß ich eine Art von „Bedienter„

bei einem Malteſerritter geweſen ſey, bis ich es ihr, bei naher Gelegenheit, ſelber eröffnen werde. Die Sorge, ob wohl der alte, ſonderbare Admiral, der faſt gegen alle Menſchen ſtumm war, mir auf die Frage, mit welcher mein ſeliger Herr mich an ihn gewieſen, antworten werde, hatte mir Giuſeppe im Voraus benommen; er hatte mich verſichert, daß, wenn gegen irgend einen Menſchen auf Erden, ſein Herr gegen mich offen ſeyn werde. So harrte ich des nahen Ausganges all dieſer Verwicklungen, welcher, nach Marcellos Verſichrung, länger nicht mehr denn etliche Wochen ausbleiben konnte.

Der argwöhniſche, blutige Druck, welchen damals die Gewalthaber der Republik Venedig gegen jede freiere, geiſtige Bewegung ausübten, die in ihrem Herrſchergebiet ſich regte, wirkte zum großen Theil nur das Gegentheil von dem, das ſie wirken ſollte. Wie ſich in der Luft, wenn man ſie, damit ſie der Flamme nicht zur Nahrung diene, in einem verſchloßnen Gefaße gewaltſam zuſammenpreſſen wollte, ein brennbarer Körper (gleich dem Feuerſchwamm unten am Boden des Windbüchſenrohres) von ſelber entzünden würde, ſo geſchahe es auch hier, unter dem geiſtigen Drucke, dem geiſtig entzündbaren Elemente. Wie Blaſen der brennbaren Luft, die, wenn kein Licht ſich ihr nahert, zum langſam vergiftenden Aushauch, wenn jenes aber hinzutritt, zur zerſchmetternden Flamme wird, ſtiegen aus dem faulenden Sumpfe der venezianiſchen Staatsverhaltniſſe gahrende Bewegungen der Empörung und des Aufruhres empor, die, wo ein herrſchendes Haupt ihnen fehlte, nur die allgemeine Auflöſung des Ganzen auf langſame Weiſe bewirkten, wo aber ein ſolches hinzutrat, auch wohl plötzliche Umkehrung der vorhin beſtandnen Verhältniſſe herbeiführen konnten. Auf der Halbinſel von Iſtrien waren damals zwei ſolche gährende Stoffe in Wirkſamkeit: der eine unter dem kräftigen Stande der Seeleute, der andre unter den Landtruppen. Wenn man ſo ſagen darf, war es ein Glück, oder wenigſtens ein Hemmungsmittel gegen den plötzlichen Untergang der armſeligen Verfaſſung, daß die Männer, welche ſich der Leitung jener Bewegungen annahmen, ſie nur in ſehr eng begränztem Spielraum wirken ließen, und ſie nur zur Erreichung eines ſehr edlen Zweckes, zur Verhütung blutiger Gewaltthätigkeiten benutzten. Man hatte anfangs bei dem ganzen Unternehmen am meiſten auf die Landtruppen gerechnet, dieſe aber thaten, nachdem der Plan eine andre Wendung genommen, unmittelbar am wenigſten; ein Häuflein aber der entſchloſſenen Seeleute, an welches vorher niemand gedacht hatte, und an deſſen Spitze Marcello und ein Seeoffizier Antonio ſtunden, welcher dem alten Admiral ſeine Erziehung wie ſein ganzes äußres Glück verdankte, bewirkte unmittelbar, und ehe man deſſen ſich verſehen, das Entſcheidendſte und Meiſte. Bevor jedoch dieſes geſchahe, waren über meinem und Charlottens Haupte Wetter aufgeſtiegen, welche, ohne Gottes beſondren Schutz, uns zermalmt hätten.

Wir hatten kaum 8 ſelige Tage unſrer glücklichen Ehe verlebt, da trat eines Nachmittags mein Landsmann Rudolph, der Offizier, zu uns herein ins Zimmer. In ſeinen Mienen wie in ſeinen Worten verrieth ſich nicht die geringſte Spur eines Unmuthes über das, was zwiſchen uns und ihm vorgefallen; er ſchien voll Freude darüber, daß er abermals hier in der Fremde, wo man ſo ſehr nach einer heimathlich vertraulichen Anſprache ſich ſehne, den werthen Landsmann gefunden habe; ihn führe ein Geſchäft hieher, das hoffentlich in wenig Tagen beendet ſeyn werde.

Charlotten ſchien er kaum zu bemerken; er hatte beim Hereintreten ſie ganz kalt, wie eine Fremde, begrüßt; ſie entfernte ſich, und er ſchien es nicht zu beachten.

„Was mich zu Ihnen führt, mein werther Landsmann, ſagte er nach einiger Zeit, das iſt eine oeconomiſche Angelegenheit, welche mich und meine Leute betrifft. Wir bedurfen einen Vorſchuß an Geld für einige wenige Tage; ich weiß, Ihnen gilt mein Ehrenwort ſtatt jedes Unterpfandes“.

Ich brachte ihm ſogleich das Verlangte. Der Mann erſchien mir heute ſo offen, ſo zutraulich und einfach, das ich allen meinen Argwohn vergaß und ihm ſelber mit Liebe entgegen kam. Der ſchwermüthig ausſehende Zug über ſeiner Stirne war mir wohl begreiflich; er hatte das, was nach meiner Anſicht das Höchſte und Beſte unter allen irdiſchen Glücksgütern war: er hatte Charlotten verloren, und dieſe war jetzt ganz und auf immer mein; ich fühlte Mitleid, wahrhaftes Mitleid gegen den Unglücklichen, und hatte gern, ſtatt der großen, ihm geraubten, manche kleinere Gabe des Glückes und der Freundlichkeit ihm mitgetheilt. Er verweilte nicht ſehr lange; mit den Bezeugungen der herzlichſten, wie mir ſchien tiefgefühlten, Dankbarkeit verließ er mich.

Marcello hatte von dieſem Beſuche noch an demſelben Abend gehört. Er kam noch zu uns. Wie? ſagte er, hat ſich ſchon ſo bald die Schlange in eurem Paradieſe eingefunden, tritt der Verrather ſchon jetzt aus ſeinem Schlupfwinkel hervor?

Lieber Marcello, ſagte ich, thue dem Manne nicht zu großes Unrecht an. Ich halte dieſen Rudolph dennoch für edel. Ich meines Theiles würde mich ſchwerlich, ja niemals, entſchließen konnen, einem Menſchen, der mir das

Höchſte und Theuerſte auf Erden, wie das meine Charlotte iſt, hinweggenommen hatte, mit freundſchaftlichem Zutrauen entgegen zu treten, und er hat dies wirklich gethan, er hat Alles Vorgefallene vergeſſen, und iſt zu mir wie ein Freund zum Andern gekommen.

Ich verſtehe ganz wohl, Willibald, was du ſagen willſt; er, der hohe Offizier, hat dir, dem bloßen, bürgerlichen Kaufmanne die Ehre angethan, Geld bei dir zu entlehnen, und ich ſage dir mit Sicherheit voraus, daß er dir, nach wenig Tagen, die entlehnte Summe nicht nur richtig und baar, ſondern, wenn du es annehmen möchteſt, auch mit überflüſſigen Zinſen zurückbringen wird, denn ſeine Geldverlegenheit war, das weiß ich, nur eine erdichtete. Ja, ich will dir noch weiter weiſſagen: er wird bald darauf wieder kommen, und abermals auf dieſe oder andre Weiſe deine landsmannſchaftliche Gefälligkeit anſprechen; dies Alles, weil dieſe Schlange dein Gemüth kennt und es weiß, daß ein ſelber dankbares Herz, wie das Deine, den für immer ſich verbunden hält, dem es Gutthaten erzeigt hat. Du aber, mein Freund, traue der buntfarbigen Natter nicht.

Mir erſchien das Urtheil meines Freundes über Rudolph und ſeine Abſichten zu hart und ungerecht, Marcello wies jedoch meine Einwendungen nur mit der Bitte zurück, daß ich gegen den deutſchen Landsmann doch jedes Wort abwägen und, wenn es ſeyn könnte, von nichts Andrem mit ihn reden möge, als von Handelsgeſchäften und vom Wetter.

Ein Theil von den Vorausſagungen meines Freundes beſtätigte ſich bald als richtig. Der Landsmann brachte nach wenig Tagen die von mir entlehnte Summe zurück, und wollte zugleich mit aller Gewalt mir Zinſen und Proviſionen, wie ſie ja dem Kaufmann gebührten, aufdringen, auch nahm er mich noch mehrmalen zu kleinen Dienſten in Anſpruch. Gegen Charlotten, wenn er mit dieſer zuſammentraf, beobachtete er noch immer das gleiche, kalt höfliche Benehmen; außer den Begrüßungen ſprach er nur ſelten etwas Weitres mit ihr, ja mir ſchien es, als ſey ihm der bloße Anblick derſelben etwas Schmerzliches und Unangenehmes, und als ſuche er dieſes gern zu vermeiden. Auch in ſeinen Geſprächen mit mir konnte ich nichts bemerken, das mir ihn verdächtig gemacht hätte; er lenkte ſie ſchon von ſelber nur auf die gleichgültigſten Gegenſtände und ſchien von Allem, was mich näher angieng, nichts wiſſen zu wollen.

Wir hatten zwei Monate in unſrem Wohnſitz des Friedens verlebt; mein ganzes früheres Leben, mit ſeinen Freuden und Leiden, Hoffnungen und Genüſſen, erſchien mir neben dieſen beiden Monaten wie ein trübſinniger Traum, aus welchem ich erſt jetzt zum freudigen Wachen gelangt ſey. Marcello war ſeit mehreren Tagen verreiſt; entweder, ſo ſagte er mir beim Abſchied, ſiehſt du mich niemals, oder ſehr glücklich wieder. Noch vor ſeiner Abreiſe war er bemüht geweſen, einen Theil der werthvollſten und dabei am wenigſten ins Auge fallenden Waaren, die wir in unſrer Handlung hatten, zu verkaufen; ſein Jugendfreund, der Glashändler, war ihm hierbei ſo behülflich geweſen, daß wir keinen oder nur geringen Verluſt erlitten; das baare Geld war großentheils in einen Creditbrief auf Ankona umgeſetzt worden, und ich, ſo wie die Mutter, hatten alle dieſe Dinge in den Händen.

Eines Morgens ließ die gute Mutter uns noch vor Tagesanbruch wecken. Kinder, ſagte ſie, ihr ſeht mich reiſefertig, ich habe in der vorhergehenden Nacht manche

der

der werthvollſten Dinge, welche euer gehören, zuſammengepackt, und ſie ſind bereits ſicher hinübergebracht nach dem franzöſiſchen Schiffe, das in der nächſten Nacht ſeine Anker lichten wird, um uns nach Ankona zu führen. Auch ich, von Etienne begleitet, gehe jetzt voraus nach dem Schiffe, und ich möchte ſehr rathen, daß auch Charlotte mit mir käme; ihre ſo wie meine Entfernung aus der Stadt würde nicht auffallen, da man uns beide ja öſters Tage lang nicht geſehen hat, und der heutige Regentag ohnehin ein Verweilen im Zimmer ſehr begreiflich erſcheinen läſſet. Sie, mein lieber Sohn, dürften ſich jedoch am Tage nicht aus der Stadt hinwegbegeben, da unſer Schiff, welches noch eine andre Beſtimmung hat, vor der nächſten Nacht nicht auslaufen kann, und Alles vermieden werden muß, was einen Verdacht auf daſſelbe lenken könnte. Sie ſind ohnehin, namentlich ſeit Marcello's Abreiſe, mehr und argwöhniſcher beobachtet, als Sie ſelber es wiſſen, und ich würde rathen, daß Sie heute am Tage, wenn auch der Regen in Strömen herabgießen ſollte, mehrmalen im Bazar, oder wo ſonſt Geſchäfte zu machen ſind, ſich zeigen, und dem Handel mit Ihrem ſonſtigen Eifer obliegen möchten. Giuſeppe bleibt bei Ihnen, und in einer der ſpäteren Stunden wird ſie beide der alte Prieſter, unſer treuergebener Hausgenoß, durch einen gewöhnlich verſchloſſenen Gang, der aus dem Seitengebäude nach der Kapelle führt, entlaſſen. Auſſen, in der Nahe der Kirche, finden Sie Leute, die Sie durch einen Umweg zu einem bereit liegenden Boote, und in dieſem zum Schiffe führen ſollen, welches ſchon vorher die Anker gelichtet haben, und einige Seemeilen nordwärts von hier, an der Küſte, herumkreutzen wird.

Charlotte wollte von dem Vorſchlage ihrer treuen

Mutter, ſie ſchon jetzt zu begleiten, durchaus nichts hören. All unſer Zureden wie unſre Bitten vermochten nichts über ſie, ſie umfaßte mich und erklärte mit Thränen ihren feſten Entſchluß, mich nicht zu verlaſſen, ſondern nur an meiner Seite von hier hinweg zu gehen. Wir mußten endlich von unſerm Verſuche, ſie zum Mitgehen zu bewegen, abſtehen, um ſo mehr, da das liebe junge Weib ſeit einiger Zeit in einem Zuſtande ungewöhnlicher Reizbarkeit war, welcher der Schonung bedurfte.

„Nun wohl, ſagte die Mutter, ich laſſe euch ja in Gottes Schutze, ich weiß, Er wird uns einander wiederſchenken; der Morgen graut, ich muß eilen, daß ich noch vor Tage ans Schiff komme“.

Der ſonſt ſo feſten, ſich ſelber beherrſchenden Frau kamen die Thränen, als ſie die Tochter zum Abſchied umarmte, und uns ihren Segenswunſch ausſprach. In einen Schiffermantel gehüllt, das Haupt mit einem Männerhute verdeckt, gieng ſie mit Etienne hinaus in die ſtürmiſche Nacht, und ließ uns beide in einer ſehr wehmüthigen Spannung zurück. Charlotte weinte noch lange; ach, ſagte ſie, nun iſt auch die Mutter fort; wenn und wo werde ich dieſe guten Eltern wiederſehen!

Als der Tag helle wurde und der Regen auf einige Augenblicke nachließ, erblickten wir das franzöſiſche, durch ſeine Flagge wie durch ſeine Größe kenntliche Schiff, mitten unter den venezianiſchen und mehrern fremden Fahrzeugen, vor Anker liegend. Durch das Fernrohr glaubte ich unſern Etienne auf dem Verdecke wahrzunehmen, und wir beruhigten uns wenigſtens über die glückliche Ankunft der Mutter. Ich wollte jetzt den Rath von dieſer befolgen und in die Stadt gehen, Charlotte aber ließ dies durchaus nicht zu; ſie bat mich auf eine unwiderſtehliche

Weiſe, ſie nur heute nicht zu verlaſſen; ihr ſey es ſo angſt und bange zu Muthe, ſie könne den Gedanken, ohne mich zu bleiben, nicht ertragen.

Der Regen fiel noch immer in Strömen nieder; es war einer der ſpäteren Tage des Novembers, in denen ein ſolches Wetter für die dortige Küſtengegend zu den gewöhnlichen gehört. Ich hatte Giuſeppe in die Stadt geſchickt, um Einiges für uns zu beſorgen, die weiblichen Dienſtboten hörten in der benachbarten Kapelle die Meſſe, welche ſo eben unſer Hausgenoſſe, der alte Prieſter, las. Es pochte ſtark an unſrer Hausthüre; ich öffnete dieſelbe. Ein Schiffsmann trat herein, der zuerſt ſich vorſichtig umſahe, dann mit halblauter Stimme auf Franzöſiſch mich fragte: Sind Sie der Herr, welcher mit unſrem Schiffe abreiſen will? — Mit welchem Schiffe, frug ich ihn. — Mit welchem ſonſt, ſagte er, als mit dem franzöſiſchen Kriegsſchiffe, das nach der Küſte von Italien hinüberfährt. — Ich zögerte mit meiner Antwort. — Halten Sie mich nicht auf, ſagte der Seemann, ich habe Eile; wie viel Perſonen ſind Ihrer? fragte er weiter. Unſrer drei, antwortete ich. Und wann müſſen wir Sie abholen? — Die Stunde, erwiederte ich, wird man euch am Schiffe ſagen.

Der Mann empfahl ſich und ich kam wieder zu Charlotten, welche, eben an der Treppe ſtehend, uns beide ängſtlich beobachtet hatte. Ich kann dir's nicht beſchreiben, ſprach ſie, wie mich das Erſcheinen dieſes Menſchen und dein Geſpräch mit ihm geängſtigt hat. Er wird doch kein Verräther ſeyn? — Auch unſer väterlicher Freund, der Prieſter, ſchüttelte bedenklich den Kopf, als ich ihm erzählte, was vorgefallen ſey. „Aber", ſo ſagte ich, „wie könnt ihr beide euch dieſe Sorge machen? Der Mann hat ja hier in unſerm Hauſe nichts Andres erfahren, als er ſchon wußte, außer etwa die Perſonenzahl, welche übergefahren werden ſoll; nicht einmal die Zeit unſrer Abreiſe habe ich ihm beſtimmt“.

Charlotte konnte, aus innrer Unruhe, weder vom Frühſtück noch vom Mittagseſſen etwas genießen; wir ſtunden neben einander am Fenſter, und blickten, voll banger Erwartung, hinaus auf das ſtrömende Regengewölk und das ſtürmiſche Meer. Noch vor Sonnenuntergang hörten wir von den Kanonen des Kriegsſchiffes das Signal zur Abfahrt geben, und ſo weit die getrübte Luft dieſes zuließ, bemerkten wir ſeine erſten Bewegungen, hinweg von der Nähe der Küſte.

Es waren peinliche Stunden, welche wir vom Einbruch der Nacht bis faſt zu ihrer Mitte zubrachten, und dennoch waren ſie nur die leichteren Vorboten jener ungleich ſchwerer laſtenden, welche auf ſie folgen ſollten. Der treue Giuſeppe hatte ſich mitten in dem Regen vor das Haus hinausgeſchlichen, und hatte ſeine ganze Umgegend, vor allem die Richtung gegen das Meer hin, in engeren wie weiteren Kreiſen durchzogen; es war ihm nirgends etwas Verdachtiges aufgeſtoßen; er kam mit der Nachricht zurück, daß Alles ſicher ſey, und daß wir bei ſolchem Wetter wohl ſchwerlich fürchten dürften, daß uns auf unſerm, ſelbſt am Tage nur ſelten beſuchten Pfade, quer über die Dünen, nach dem Strand hin, ein Menſch begegnen werde. Noch wenige Minuten, und wir hörten das leiſe Klopfen an der Hausthüre, das uns die Ankunft unſrer Begleiter verkündete. Charlotte fuhr erſchrocken zuſammen; ſie hatte ihre Bewegung auf mich übergetragen, auch mich überlief ein unwillkührlicher Schauder. Einer der Männer trat herein und verkündete uns, daß ſeine Gefährten bei der äußeren Thüre der Kapelle unſrer warteten. Geführt von dem guten, geiſtlichen Hausgenoſſen wandelten wir ſchweigend durch die unteren Hallen des Seitengebäudes hinüber nach dem Kirchlein. Die Lampe in der Nähe des Altares warf ein dämmerndes Licht auf die Stätte, an welcher ich, aus Gottes Hand, das Beſte und Liebſte empfangen hatte, das ich auf Erden beſaß; noch einmal blickte ich dankbar dorthin; ein Strahl der zuverſichtlichen Hoffnung brach durch das innre Dunkel, der Hoffnung: daß uns aus ſolch ſorgenvoller Nacht einſt wieder ein froher Morgen aufgehen werde.

Der alte Geiſtliche gab uns noch ſeinen Segen; er war ſehr bewegt; wir küßten ihm beide in kindlicher Dankbarkeit ſeine Hand; er entließ uns aus der geöffneten Kirchenthüre, die er leiſe, wie er ſie geöffnet, hinter uns verſchloß.

Der kalte Regen ſtrömte uns ins Geſicht; es war ſo finſter, daß man auch nicht einen Schritt vor ſich hin zu ſehen vermochte. Unſre Führer hatten es nicht gewagt, eine Leuchte mit ſich zu nehmen, damit ihr Schimmer uns nicht verrathe; einer der Männer leitete mich bei der Hand, an meinen Arm ſchloß Charlotte den ihrigen, neben ihr gieng Giuſeppe. Unſer Gehen, ſo langſam es war, glich einem beſtändigen Wanken und Gleiten, denn die häufig am Boden liegenden, vom Regen geglatteten Steine verbargen ſich dem Auge im Dunkel der Mitternacht; es war dies in mehr denn einem Sinne die dunkelſte Nacht meines Lebens. Wir waren jetzt auf den ebenem, ſandigen Boden gekommen; das Fortſchreiten war leichter geworden, da trat, mehr von dem Ohre als dem Auge bemerkt, eine Schaar von Bewaffneten aus dem Gebüſch der Tamarisken hervor; man gebot uns Halt: wir waren umzingelt. Ganz in der Nähe hörten wir jetzt auch den Schritt von Pferden.

Wir ſind verrathen, rief einer der Schiffer; rette ſich wer da kann. In wenig Augenblicken waren die Führer, bis auf einen oder zwei, entlaufen, und Keiner der Bewaffneten ſuchte ihre Flucht zu hindern; dieſen ſchien es zu genügen, daß ſie uns in ihrer Mitte hatten; denn daß ihnen dieſes gelungen, bezeugte ihnen der Schein einer kleinen Blendlaterne. Das laute Angſt- und Hülfegeſchrei meiner lieben Charlotte verhallte im lauten Geheul des Sturmes; Giuſeppe hatte ſeinen Dolch gezogen und ſtieß wüthend um ſich; mehrere Soldaten hieben zugleich auf ihn ein, ich ſahe ihn neben uns zu Boden ſinken. Die eine meiner beiden Piſtolen hatte mir den Schuß verſagt; ich drückte die andre gegen einen der vermeintlichen Anführer der Rotte ab, in demſelben Augenblick jedoch erhielt ich einen ſo heftigen Schlag auf das Haupt, daß ich bewußtlos zu Boden ſtürzte.

Als ich wieder zum Bewußtſeyn kam, fand ich mich auf einem Wagen, welcher in ziemlicher Eile mit mir davon fuhr, neben dem Wagen ritten zwei Männer, deren Geſpräch ich deutlich vernahm. Die Stimme des Einen war mir bekannt, es war die meines verrätheriſchen Landsmannes. „Warum, Pietro, ſo fragte er ſeinen Begleiter, haſt du nicht dieſen Hund da den Reſt gegeben, da er ja mit ſeinem Schuſſe auch dein Blut vergoſſen hat?“ — „Wir dürfen das nicht, antwortete, in gebrochenem Italieniſch, eine rauhe Baßſtimme, der Menſch da iſt meiner beſondren Aufſicht übergeben, weil man Manches aus ihm zu erfragen hofft, ich muß, ſobald wir im Kaſtell bei San Francesco angelangt ſind, Alles thun, was möglich iſt, um ihn wieder auf die Füße zu bringen, und dieſes wird, ſo hoffe ich, nicht gar ſchwer ſeyn, da der Schlag mit dem Flintenkolben, den der Albaneſer auf ihn führte, nur flach traf und durch den Hut gebrochen wurde.“

Ich fühlte mich ſo ſchwach, daß ich kaum die Glieder zu regen vermocht hätte, auch wenn ſie mir nicht wären durch Ketten gefeſſelt geweſen; von Zeit zu Zeit vergiengen mir die Sinnen. Als es Tag wurde und wir jenſeits zweier, auf nachbarlichen Hügeln gelegnen, Kaſtelle in ein Felſenthal kamen, an deſſen Eingang mehrere Wachtpoſten ſtunden, hörte ich meinen Landsmann, denn daß er es ſey, davon überzeugte mich nun auch mein Auge, ſagen: „hier ſind wir ſicher, ich werde vorausreiten und den beiden Gefangenen das Quartier beſtellen. Auf Gefahr deines Lebens, Pietro, befehle ich dir die Aufſicht über den Landesverräther an, von deiner guten oder ſchlechten Aufführung wird es abhängen, ob ich deine Dienſtbeförderung begünſtigen, oder dich auf die Galeeren avanciren ſolle“. Pietro, indem jener fortritt, blickte ihm, zornig den Kopf ſchüttelnd, nach und brummte mehrere abgebrochene Sätze vor ſich hin, aus denen ich die Worte: hochmüthiger Vagabund, heuchleriſcher Schelm, und mehrere andre ſolche Ehrentitel verſtund, welche er dem Offizier gab.

Die Bemerkung, daß meine Feinde ſelber unter einander uneins ſeyen, und daß vor allem mein bitterſter Hauptfeind Rudolph hier an dem alten Unteroffizier einen heftigen Gegner habe, gab mir wieder einigen Muth; ich raffte alle meine Kräfte zuſammen, um einige laute Worte hervorzubringen. „Pietro, mein Freund, rief ich, wo iſt meine Frau und wie geht es ihr“?

Zu meinem Glück gieng jetzt die Straße bergauf, der Wagen fuhr langſam, die Fuhrknechte waren abgeſtiegen und giengen vorne neben den Maulthieren zu Fuße, mein

Begleiter war allein neben mir. Er vernahm, ſo ſchwach ſie auch noch war, meine Stimme, und lenkte ſein Pferd ganz zu mir heran. Seine dunklen, großen Augen blickten ſtreng, doch ohne allen Zorn, unter den buſchigen Augenbrauen hervor und nach mir hin. „Seyd ihr auch wieder wach", ſagte der alte Kriegsmann, „nun, mir iſt das recht, obgleich ich mich nicht als Freund ſollte von Euch anreden laſſen, denn wenn Eure Kugel nur um einen Querfinger weiter rechts gegangen ware, da hätte ich den Hahn nimmer mehr krahen hören. Doch das nehme ich Euch nicht übel, denn meine Kugeln haben oft Leute getroffen, die ich niemals zuvor geſehen, und an eurer Stelle hatte ich mich eben ſo für mich und meine Frau gewehrt. Aber Herr, ſetzte er gutmüthig hinzu, ich ſehe, Ihr liegt mit Eurem Kopfe gar ſchlecht; laßt euch hier das Kiſſen beſſer zurecht legen. Und was die Frage nach eurer Frau betrifft, ſo kann ich euch wenigſtens ſagen, daß ſie noch lebt und unverletzt iſt. Als Ihr auf den Schlag des Albaneſen zu Boden fielet, da ſank ſie auch wie todt bei Euch nieder. Man hat ſie ohnmächtig in eine kleine Reiſechaiſe, die dem Hauptmanne gehört, hineingeſetzt, und ſie iſt uns voraus. Wenn Ihr aber den Kopf ein wenig in die Höhe hebt, könnt ihr ſie dort oben auf der Höhe noch fahren ſehen, neben ihr reitet der Hauptmann her".

Ich ſchaute verlangend in die Höhe, und ſahe den Wagen, neben welchem mein Feind ritt. Dieſer Anblick, ſtatt mich zu tröſten, zerriß mir mein Herz; er zeigte mir das wehrloſe Lamm zwiſchen den Zahnen des Wolfes. Ich ſchmiegte, wie von einem unertraglich grellen Lichte geblendet, meine Augen in das Kiſſen; als ich wieder aufblickte, war der Wagen und mit ihm zugleich der Reiter, der meinem Herzen ſo wehe that, hinter der Anhöhe verſchwunden.

Mir war ſehr übel zu Muthe; ohngefähr wie es dir ſeyn mochte, an dem Tage, an welchem man dich in unſer Haus brachte, weshalb mich auch damals dein Anblick ſo zur beſondern Theilnahme bewegte. Aber bei dir litt dennoch zunächſt nur das verletzte Haupt und nicht das Herz; bei mir war das Herz noch von ſtarkerer Pein ergriffen, als das zerſchlagene Haupt, und wenn mich die Schmerzen in dieſem zu mir ſelber kommen ließen, dann fühlte ich nur deſto ſtarker den zerreiſſenden, brennenden Kummer in meinem Herzen.

Aus einigen Worten, welche der Unteroffizier mit den Fuhrknechten redete, hatte ich verſtanden, daß wir heute noch ziemlich weit, bis in die Gegend von Montona, fahren ſollten. In einer buſchreichen Ebene hielt mein Fuhrwerk ſtill, man ſpannte die Maulthiere aus und führte ſie zu einer nahen Quelle, wo ſie gefüttert und getränkt wurden. Mein Begleiter, der Unteroffizier, hatte ſich neben dem Wagen auf ein Felſenſtück geſetzt, um ſich an ſeinem mitgenommenen Mundvorrath zu erquicken, auch mir bot der ſo wild ausſehende und dennoch freundlich milde Mann etwas zu eſſen und zu trinken an. Er hatte noch nicht lange geſeſſen, da warf er eilig das Brod und die Feldflaſche neben ſich hin, griff nach ſeiner Flinte und rief die Fuhrknechte herbei. Spannt ein, ſprach er, und fahrt den Wagen ſeitwärts ins Gebüſch, daß wir da drüben am Berge den Wachtpoſten erreichen. Ich ſehe mehrere bewaffnete Reiter den Berg herabkommen, und weiß nicht, was dieſer Beſuch bedeutet. Die Fuhrleute gehorchten ſo ſchnell als möglich, noch ehe jedoch, als ſie den Wagen in Lauf ſetzen konnten, rief der alte Soldat ihnen Halt zu; es ſind Leute von den unſrigen, ſprach er, wir können ſie ruhig erwarten.

Die Reiter kamen näher. „Das ſind ſaubere Geſchichten, Pietro, rief der eine von ihnen, aus unſrer Reiſe nach Montona wird nichts, du mußt mit deinen Gefangenen anderswo hin. Geſtern Abends, nach Einbruch der Nacht, hat's im Schloſſe von San Francesco ein ſonderbares Nachteſſen gegeben. Wie ein Donnerwetter ſo ſchnell und unvermuthet, iſt zu dem geſprengten, oder Gott weiß wie geöffnetem Thore eine ganze Rotte wohlbewaffneter Leute hereingedrungen, hat, ohne einen Schuß zu thun, die Wache, welche bei dem ſtarken Regenwetter mehr ſchlafend denn wachend im Schilderhaus und in den Wachtſtuben ſaß, überrumpelt und zu Gefangenen gemacht, iſt dann unbemerkt vom Caſtellan — ſo ſtill war Alles zugegangen — in das Hauptgebäude, jenſeits des Schloßhofes eingedrungen, wo der Caſtellan ſo eben, ganz unbeſorgt, beim Eſſen ſaß, hat dieſem mit den vorgehaltnen Mündungen der Gewehre Stille geboten, und den erſchrocknen Alten genöthigt, alle Gefängniſſe aufzuſperren, und die meiſten Staatsgefangenen, welche darinnen ſaßen, von ihren Ketten loszulaſſen. Die Leute wußten genau, was für Gefangne dort zu finden ſeyen, ja ſie ſchienen guten Beſcheid über die Lage der Käfige zu wiſſen, ſo daß alles Bemühen des alten Caſtellans, ihnen den einen Gefangenen, der, wie man ſagt, ein Admiral ſeyn ſoll, zu verläugnen, vergeblich war; ſie fanden den verſteckten Kerker doch auf und befreiten den Alten gerade noch zur rechten Zeit, denn am andern Tage hatte er, mit mehrern andern Gefangenen, nach Venedig ſollen abgeführt werden, von wo er wohl niemals wieder zurückgekommen wäre. Die Bande hat ſich dann, nachdem ſie den Caſtellan und die Soldaten, bis auf etliche, die wahrſcheinlich zum Complot gehörten, in die leer gewordnen Käfige hineingeſperrt, mit ihrer leben=

digen Beute über Stock und Stein davon gemacht, und zwar ſo ſchnell, daß, als einige Perſonen, die ſich im Schloſſe verſteckt gehalten hatten, bis der Feind die Thore wieder frei gegeben, in der Stadt Lärm machten, alles Nachſetzen vergeblich war. Die ganze Rotte muß ſich zu Schiff begeben haben, man hat am Strande die leeren Pferde, die man nicht an Bord nehmen konnte, herumlaufen ſehen. Aber was noch mehr iſt, auch das Schloß St. Elmo iſt in derſelben Stunde überrumpelt und eingenommen worden. Dort ſaßen mehrere vornehme Venezianer, auf deren Befreiung es abgeſehen war. Der Hauptmann, der ſich eines allgemeinen Aufſtandes verſieht, und, wahrhaftig damit iſt auch nicht zu ſpaßen, hat alle ſeine Leute zuſammengenommen und ſich gegen Piſino hingeworfen, wo er andre Truppen an ſich ziehen und feſten Fuß faſſen will. Dir aber laßt er ſagen, daß du die beiden Gefangenen, denn der andre Wagen iſt auch ſchon wieder auf der Umkehr hieher begriffen, in das alte Jagdſchloß, das hier in der Nahe iſt, bringen ſollſt, er hält ſie an dieſem verſteckten Orte und hier in der Nähe von Rovigno immer noch für ſicherer verwahrt, als oben bei Montona, wo, wie er gemerkt hat, der Boden ſchwankt, und wo der Feind ſo eben Sachen verübt hat, die ihm, ohne Hülfe unſres eignen Volkes, nicht möglich geweſen wären.“

„Herr, ſagte Pietro, der Hauptmann hat freilich Urſache ſich bei ſolcherlei Dingen zu fürchten; unſer alter Oberſt hätte das nicht gebraucht.“ — „Pietro, ſprach der Andre, indem er vorſichtig nach den Soldaten ſich umſahe, welche ſo eben ihre Pferde an der Quelle tränkten, dein Kopf wird grau, doch die Zunge nicht ſchlau. Laß uns eine Pfeiſe anzünden und derlei Gedanken in die Luft blaſen. Uebrigens kennſt du mich, ſo wie ich dich.“

Jedes Wort der Erzählung des Soldaten war mir wie ein Balſam auf mein tief verwundetes Herz. Es ſtund mir, gerade jetzt, wo ich es ſo ſehr bedurfte, noch eine andre Stärkung bevor; ich ſahe die Chaiſe zurückkommen, in welcher meine Charlotte ſaß, und bald ſahe ich dieſe ſelber und ſie mich. Sie war nicht gefeſſelt wie ich, ſie ſtund auf im Wagen und winkte mir unter Freudenthränen mit der Hand zu; ſie wollte ausſteigen und zu mir hineilen, dieſes hinderte jedoch ein Soldat, welcher als Wächter neben dem Wagen ritt.

Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung, die Chaiſe fuhr ſo nahe an meinem Wagen vorbei, daß ich der Geliebten, und ſie mir, einige Worte zurufen konnte; wir ſchlugen einen Seitenweg, gegen das Gebirge, ein. Nach wenig Stunden hielten wir bei einem ſteilen Felſen, auf deſſen Höhe ein altes Schloß ſtund. Da hinan konnte man nur zu Fuße oder auf Saumroſſen gelangen, und weil zum Herbeiſchaffen von dieſen keine Zeit blieb, nahm man mir die Ketten von den Füßen ab, und, da ich zu ſchwach war zum Alleingehen, führten mich zwei Männer an ihren Armen den Felſenſteig hinan. Charlotte, von zwei Begleitern bewacht, gieng nahe vor mir und wendete oft ihre vom Weinen gerotheten Augen auf mich zurück. Ich ſahe nur ſie; mein äußrer Schmerz wie der innre Gram waren in dieſen Augenblicken vergeſſen.

In dem Schloſſe wohnte ein alter Jäger mit ſeiner Frau und ſeinen Knechten. Wir wurden zuerſt, während man die Gefängnißſtuben für uns einrichtete, in das Wohnzimmer geführt, und unſre Wächter konnten, ja, wie mir ſchien, der meinige wollte es nicht hindern, daß ſich Charlotte neben mir auf die Bank ſetzte. Es waren wenig Worte, die wir uns ſagten, aber in jedem Worte lag das ganze Herz; es mag ſonderbar lauten, aber ich darf es als wahr verſichern, daß mir in dieſer Stunde, die ich doch als armer Gefangener, mitten unter Feinden, zubrachte, ruhiger und gefaßter zu Muthe war als geſtern, als ich noch frei, dabei aber voll unbeſchreiblicher, banger Erwartung geweſen. Es iſt ja ſelbſt in der Welt des Leiblichen ſo, daß uns ein heftiges Ungewitter, ehe es zum Ausbruche kommt, auf peinlichere Weiſe beengt, als, wenn es nun da iſt, ſeine Blitze und ſeine Donner es vermögen; meine ſchwache Natur hat ſich öfters in Gefahren ſtärker gezeigt, denn gewöhnlich.

Pietro war hinausgegangen, ich hörte ihn laut mit dem alten Jäger zanken. Die Urſache ſeines zornigen Scheltens erfuhr ich ſpäter; der Jäger hatte bloß für Charlotten ein kleines Zimmer im oberen Stockwerk einräumen, mich hatte er in ein unterirdiſches, dumpfiges Loch hinabſperren wollen. Ich hörte, beim Hereintreten der Beiden, nur noch die letzten Worte, welche Pietro ſagte: Ich bin für das Leben dieſes Kranken verantwortlich, und du willſt mir ihn in deinem Hundeſtall erſticken laſſen!

Die Abändrung, welche man jetzt traf, gab uns noch zu einem etwas längeren Beiſammenbleiben Veranlaſſung. Wir konnten uns doch ſo ganz nahe ſehen und ſprechen, ja, Charlottens Hand ruhete ungehindert auf der meinen.

Mich führte man zuerſt hinauf in meine Gefängnißſtube. Es war ein kleines, enges Räumlein, von einem einzigen, durch eiſerne Gitter verwahrten Fenſter beleuchtet. An der einen Seite befand ſich, an der Bretterwand, eine Art von Ruhebank, auf dieſer hatte man, gut genug für einen vermeintlichen Landesverräther, ein Lager von Maisſtroh, über welches ein Tuch gebreitet lag, bereitet; mein wahrhaft gutherziger Begleiter Pietro fügte zu dieſem noch das Kiſſen hinzu, durch welches er mir ſchon auf der Herfahrt meine beſchwerliche Lage erleichtert hatte, und ihm hatte ich es auch zu verdanken, daß man mir meinen Regenmantel zur Decke, ſo wie alle meine Kleider, ließ. Meine Füße, ſo wie der eine Arm, wurden mit etwas leichteren Ketten, als die vorherigen geweſen, an den Bretterſitz angeſchloſſen.

Ich befand mich noch nicht lange in meinem kleinen Kerker, da hörte ich neben mir an die wohlbekannte Stimme meiner lieben Charlotte. Die Bretterwand war ſo dünn, daß ich jedes Wort verſtehen konnte. Sie ſprach mit einem Weibe (der Frau des Jägers), und beklagte ſich bitterlich, daß man ſie, welche nichts begangen habe, das der Banden werth ſey, an Ketten ſchließen wolle. Das Weib tröſtete ſie und ſprach ihr von der Hoffnung einer baldigen Befreiung, verſicherte auch, daß ſie Alles thun werde, um der Gefangenen ihre Lage zu erleichtern. Ich ſchwieg, ſo lange die Aufſeherin im Zimmer war, als ich aber dieſe die Thür verſchließen und ſie hinabgehen hörte, da rief ich halblaut den theuren Namen. Charlotte hörte mich ſogleich und erkannte meine Stimme, ſie antwortete mir mit vorſichtig gemäßigter Stimme. Ihre Hände waren nicht ſo gefeſſelt wie die meinigen, ſondern nur der eine Fuß war, durch eine leichte, lange Kette, an das Brettergeſtell angeſchloſſen. Sie hatte, als ſie ihr Lager unterſuchte, eine Entdeckung gemacht, welche uns beiden ſehr willkommen war: die Bretterwand, welche unſer Zimmer ſchied, hatte nahe unter der Stelle, wo ich mit meinem Haupte lag, eine Oeffnung, welche durch das Strohlager nur unvollkommen verdeckt war. Wir konnten jetzt ganz leiſe miteinander reden, ja unſre Finger konnten ſich berühren. Ich erzählte nun der treuen Leidensgefährtin Alles, was ich, durch den Soldaten von den Ereigniſſen der vergangenen Nacht vernommen hatte. Mitten in unſrer eignen Noth war es uns ein großer Troſt, daß wir unſre gefangenen Freunde, ſo wie die Mutter und Marcello, aus der Gefahr befreit und gerettet wußten.

Auſſen vor den Thüren unſrer Gefängniſſe hatten die Soldaten ihr Nachtlager aufgeſchlagen. Wir beachteten ihren Lärmen und ihr rohes Schreien nur wenig, denn ſo, wußten wir, konnten wir deſto ungehörter und unbemerkter mit einander ſprechen. Zuletzt beſchlich uns beide der Schlaf, mit ſeinen wohlthätig das Herz abkühlenden und beruhigenden Kräften.

Charlotte war am andern Morgen zuerſt erwacht, ſie rief mir leiſe ihren Segenswunſch zum neuen Lebenstage zu. Es war nicht zum erſten Male, daß wir unſre Herzen, im gemeinſamen Gebete, zu Ihm erhuben, welcher des Lebens Geber wie ſein Erhalter iſt; es geſchahe dieſes heute mit ganz beſondrer Innigkeit; uns war es, als waren alle Worte zu wohlthätig wärmenden, Leib und Seele durchdringenden Flammen geworden. Wir baten Ihn, den Troſt und Schützer der Verlaſſenen, den Helfer Derer, welche unſchuldig leiden, um unſre Bewahrung und Rettung; eine ſolche Bitte eröffnet ja immer den Quell des zuverſichtlichen Hoffens, auch da, wo ſie mit ihrem Stabe an den waſſerloſeſten Felſen der ſcheinbaren Verlaſſenheit anſchlägt. Ich fühlte heute wenig oder nichts von den Folgen der geſtern empfangenen Verletzung; die Seele war geneſen, ſo wurde es durch ſie auch der Leib.

In dieſem verhältnißmäßig noch immer ſehr erträglichen Zuſtande der Gefangenſchaft blieben wir mehrere Wochen. Gott hatte uns Erbarmen auch in dem Herzen der Menſchen finden laſſen, welche durch ihre Stellung gegen uns wie Feinde erſchienen; das Weib des alten Jägers bezeugte bei jeder Gelegenheit ein herzliches Mitleid mit meiner armen Charlotte, und ließ ſie, was übrigens auch nach des Hauptmanns Willen geſchahe, an nichts Mangel leiden. In Beziehung auf meine Behandlung hatte jener böswillige Landsmann freilich ſtrengere Befehle gegeben, ſie wurden aber nur wenig befolgt, denn bei dem guten, alten Pietro galt ich mehr als der Hauptmann.

Zur Erleichtrung unſrer Lage und zur Erreichung manches unſrer kleinen Wünſche trug auch viel bei, daß wir in ziemlich reichlichem Maaße die Mittel beſaßen, uns die Gunſt dieſer Leute zu erkaufen. Zwar hatte, wie mir Pietro erzählte, der Hauptmann ſelber, als ich nach dem empfangenen Schlage, bewußtlos dalag, meine Kleider durchſucht und alle Papiere (zum Glück von ganz unbedeutendem Inhalte) herausgenommen, den Beutel mit einigen Goldſtücken aber, den ich in einer etwas verborgenern Taſche der Unterkleider trug, mußte er entweder gar nicht bemerkt, oder aus einer übrigens an dieſem Menſchen unbegreiflichen Großmuth mir gelaſſen haben. Seine ganze Aufmerkſamkeit in jenen Augenblicken war freilich mehr auf Charlotten als auf mich gerichtet geweſen; dieſer durfte man nach ſeinem Befehle nichts nehmen von Allem, was ſie an und bei ſich trug, und dieſes kam uns am meiſten zu ſtatten, denn die gute Frau, welche ſchon damals, wie noch jetzt, des Hausſtandes mit Sorgfalt ſich annahm, hatte die ganze in Gold umgewechſelte Baarſchaft, die ſich bei unſrer nächtlichen Flucht noch im Hauſe befand, zu ſich genommen. Aus dieſem ihrem Schatze hatte ſie ſchon bei verſchiednen Gelegenheiten der Jägersfrau Geſchenke gemacht, und ſo uneigennütziger Art auch, bei ſeinem erſten Entſtehen, das Mitleid ſeyn mochte, welches

die

die gute Alte gegen Charlotten empfand, ſo wurde dieſes Gefühl dennoch, als jetzt die Dankbarkeit ſich zu ihm geſellte, noch viel lebendiger und werkthätiger.

Auch mir hatte meine liebe Frau durch die Oeffnung der Bretterwand eine ziemliche Summe zukommen laſſen, um mir den Pietro damit zum Freunde zu machen. Ich konnte dieſes Geſchenk freilich nicht ſo geradezu anbringen, wie dies bei der Jägersfrau möglich war, ſondern ich zeigte dem alten Soldaten einſt meinen ganzen Beutel und ſagte: ſiehe dieſes hier hat man mir bei der Durchſuchung meiner Kleider gelaſſen, da ich aber leicht vermuthen kann, daß, wenn man mich von hier hinweg in einen ſtrengeren Gewahrſam abführt, mein Eigenthum nicht mehr ſicher bei mir ſeyn werde, möchte ich doch lieber dieſe Kleinigkeit da in den Händen eines Mannes ſehen, der mir, wie du, ſo manchen Freundſchaftsdienſt erwieſen haſt, als in denen eines ganz Fremden und vielleicht feindlich gegen mich Geſinnten. Darum bitte ich, nimm dies zum Andenken an einen unſchuldig Gefangenen, der, wenn dies geſchehen könnte, gern ſeine und ſeiner Gemahlin Freiheit um eine zehn- ja hundertfach größere Summe erkaufen würde.

Der Unteroffizier machte zuerſt einige Umſtände, dann aber ſtreckte er dennoch ſeine Hand nach dem Beutel aus, und, indem er ihn wohlgefällig in der Hand wog, ſagte er: brauchen kann ich das ſchon, denn ich habe zu Hauſe Weib und Kinder zu verſorgen, und in meinem harten Dienſt iſt nichts zu erübrigen. Auch habt Ihr darinnen ganz recht geſprochen, daß Ihr euer Eigenthum auf die Länge nicht für recht ſicher bei euch achtet. Was aber Eure Befreiung anbelangt, ſo wüßte ich da nichts zu helfen, denn ich bin mit meinem Wort und Leben für meine Gefangenen verantwortlich.

Seit dieſer näheren Befreundung mit unſern Aufſehern wurde uns zuweilen auch ein Genuß zu Theil, welcher um kein Gold zu theuer erkauft war. Charlotte hatte durch ihre Bitten die alte Jagersfrau dahin bewogen, daß ihr dieſe geſtattete, mich in ihrer Geſellſchaft zu beſuchen. Es konnte dies nur dann geſchehen, wenn Pietro von ſeinem Wachtpoſten vor meinem Zimmer hinweggegangen war, ich muß jedoch ſehr vermuthen, daß es nicht ohne Abſicht geſchahe, wenn er zuweilen Stunden lang ſich die Freiheit nahm, an den Fenſtern eines der größeren Zimmer, welche unſern Gefängniſſen gegenüber lagen, der friſchen Luft zu genießen. Die Jagersfrau benutzte jedesmal dieſe Gelegenheit, um uns das bitterſüße Wiederſehen zu gewähren, bei welchem ſich das Gefühl der Freude mit Wehmuth miſchte. Allerdings regte vor allem dieſe höchſte Vergünſtigung, die man uns gewährte, manche Hoffnungen auf eine vielleicht nahe mögliche Befreiung in uns auf, aber jeder Verſuch, die Jägersfrau oder Pietro zum Beſteller eines Briefes nach Rovigno oder Pola zu bewegen, war vergeblich.

Von Zeit zu Zeit kamen Soldaten, die ſich im Namen des Hauptmannes nach den Gefangenen erkundigten. Wir wurden dann jedesmal ſtarker an Ketten geſchloſſen und ſcheinbar ſtrenger behandelt, auch verband mir mein Aufſeher jedesmal dann den Kopf, und ermahnte mich, wie ein Kranker liegen zu bleiben, bis dieſe Boten ſich wieder entfernt hatten. Jene Soldaten aber, welche unter Pietros Aufſicht die Beſetzung des Schloſſes bildeten, ſchienen mehr mit ihren Weinflaſchen und ihrem Würfelſpiel beſchäftigt, als mit den Gedanken an unſre Obhut, und ſelbſt bei Nacht, wenn ſie vor unſrer Thüre ſich lagerten, verriethen ſie meiſt durch lautes Schnarchen ihren Mangel an Wachſamkeit. Hätten unſre Freunde unſern verborgnen Aufenthalt gewußt, es wäre ihnen leicht geweſen, uns zu befreien.

Die Unruhen auf der Halbinſel, und noch mehr die Furcht vor denſelben, dauerten noch immer fort. Man hatte zwar erfahren, daß der neuliche Ueberfall der beiden Schlöſſer meiſt durch fremde Seeleute und Soldaten geſchehen ſey, welche man unterhalb Parenzo ans Land geſetzt hatte, daß jedoch hierbei auch die Mannſchaft der einheimiſchen Schiffe mit geholfen haben müſſe, lag zu deutlich da, obgleich die bisherigen Unterſuchungen noch zu wenig Aufſchlüſſen geführt hatten. Auch ich ſollte jetzt zu dieſen Unterſuchungen gezogen werden; Pietro kündigte mir eines Tages mit bekümmerter Miene es an, daß er nun eheſtens mich werde nach Piſino abführen müſſen, wo man mir freilich die Gefangenſchaft harter machen werde als hier. Für mich, und noch mehr für Charlotten, war dieſe Nachricht ein furchtbarer Schlag. Wir wären ihm und noch mehr dem ungleich härteren Looſe, das jetzt uns erwartete, unterlegen, wenn wir nicht die Zeit unſres Beiſammenſeyns ſo gut benutzt hätten, um uns gegenſeitig geiſtig zu befeſtigen und zu ſtärken. Mit ſolcher Kraft und Innigkeit hatten wir niemals zuſammen gebetet, als in jenen Tagen der Angſt und Noth.

Der gefürchtete Tag war gekommen; ein Commando Soldaten hatte ſchon am Abend vorher die unſrigen verſtärkt. Wir hatten uns noch einmal, doch nur auf wenig Augenblicke, ſehen dürfen; wir ermahnten uns zum Treuſeyn bis an den Tod, und auch in der darauf folgenden Nacht war dies der Inhalt unſres Gebetes. Wie ein todeswürdiger Verbrecher wurde ich am Morgen an Ketten geſchloſſen und ſo vom Hügel hinabgeführt, und an dem Wagen befeſtigt, den eine Schaar von Bewaffneten umgab. Ich dachte nicht an mein eignes Schickſal, ſondern nur der Gedanke an Charlotten, die ich hulflos, und in Hoffnung Mutter zu werden, zurücklaſſen mußte, zerriß mir das Herz. Auch will ich dir nicht Viel erzählen von meinen eignen Leiden, im unterirdiſchen Kerker von Piſino, von den Verhören, denen man mich unterwarf, von der unmenſchlichen Behandlung, welche ich erdulten mußte. Furchtbarer als dieſes Alles waren mir die Beſuche meines grauſamen Landsmannes, welcher nur in meinen Kerker kam, um mich zu verhöhnen, oder mich durch niedertrachtig erdichtete Nachrichten, die er mir von Charlotten brachte, bis aufs Aeußerſte zu quälen. Der Unmenſch ließ bei ſolcher Gelegenheit ſeinen Haß ſelbſt durch beſchimpfende, leibliche Mißhandlungen an mir aus, und wie zum Hohne der eignen Mutterſprache redete er jedesmal Deutſch mit mir, und zwar ein ganz pöbelhaftes Deutſch, ſo daß ich ſeit jener Zeit, wenn ich jemand in unſrer Sprache reden hörte, mich eines widerwärtigen Gefühles nicht erwehren konnte. Er drohete mir mehr denn hundertmal den Tod, der mich in Kurzem als Landesverrather erwarte, und hätte ihn nicht die Gegenwart des ſehr ſtrengen, zugleich aber rechtlichen, Gefangnißwärters gehindert, welcher ſelbſt über die Speiſen und das Getranke, das ich erhielt, genaue Aufſicht führte, er hätte mir auf eine oder die andre Weiſe das Leben genommen.

Ungleich ſchwerer, denn das meinige, war das Elend meiner lieben Frau. Auch ſie war nach einiger Zeit in die Nähe von Piſino abgeführt worden, wo man ſie anfangs in einem anſtandigeren Gewahrſam hielt, ſpäter aber, gerade dann, als ſie der beſſeren Behandlung am meiſten bedurft hätte, auch in einen Kerker warf. Ihr größtes

Leiden waren die täglichen, ja zuweilen täglich mehrmaligen Beſuche des böſen Hauptmannes. Dieſer Verworfene ſprach die ſchändliche Neigung, welche er zu Charlotten fühlte, gleich bei ſeinem erſten Beſuche ſo unumwunden und auf ſo verletzende Weiſe aus, daß die Arme lange Zeit keine Worte finden konnte, um ihr Entſetzen ſo wie ihre tiefſte Verachtung gegen den niederträchtigen Mann auszudrücken.

Eine Zeit lang ſteigerte dieſer Widerſtand nur die raſende Leidenſchaft dieſes Menſchen, endlich aber verwandelte ſich ſeine auf ſo ſchlechtem Grunde ruhende Liebe faſt in Haß. Er ſelber hatte es veranlaßt, daß Charlotte in ein eigentliches Gefängniß kam, und wie eine Verbrecherin an Ketten geſchloſſen wurde. So ſchwer dies auch der bedauernswürdigen Frau fiel, brachte es ihr doch wenigſtens die Erleichterung, daß von nun an der Hauptmann nicht mehr allein, ſondern nur in Begleitung eines Kerkermeiſters zu ihr kommen konnte. Doch auch ſo noch quälte er ſie täglich mit ſeinen Beſuchen, und machte ſich die entſetzliche Luſt, ihr ohnehin ſo tief bekümmertes Gemüth durch allerhand übertreibende Nachrichten von den Qualen der Tortur oder andren Schmerzen, die man mich habe erdulten laſſen, noch ſchwerer zu verletzen, ja, eines Males erzählte er der Geängſteten, daß ich am nächſten Morgen heimlich im Kerker ſolle hingerichtet werden, und am andern Tag gab er ihr einen furchtbar ausführlichen Bericht von meinem gewaltſamen Ende. Zwar wußte ſie es wohl, daß aus ſolchem Munde faſt nichts als Lügen kamen, und namentlich den Glauben an die falſche Todesnachricht hatte ihr der Gefängnißwärter durch einige ſeinen Zweifel ausdrückende Worte benommen, doch blieb ihr Jammer noch furchtbar genug. Sie fühlte ſich auch leiblich ſo elend und ſo krankhaft aufgeregt, daß, wenn ſie nur die Schritte und die Stimme ihres ſich nahenden morderiſchen Feindes hörte, ſie in heftiges Zittern gerieth; ja zuletzt brachte das Hören jeder männlichen Stimme dieſelbe Aufregung in ihr hervor.

In dieſem Zuſtand nahete ſich der unglücklichen Frau die ſchwere Stunde, in welcher ſie, von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen, deine Julie gebar. Die erſten Töne, welche dieſes arme Kind auf Erden hörte, waren das Klirren der Ketten ſeiner gefangenen Mutter, welche den kleinen Erdenpilgrim nur mit Thränen des Jammers begrüßen konnte. Als am andern Morgen der Gefängnißwärter bemerkte, was in der Stille der Nacht ſich zugetragen, regte ſich in ihm ein Gefühl von Menſchlichkeit. Ohne dem Hauptmann es wiſſen zu laſſen, meldete er das Ereigniß einem Beamteten, der über die Gefängniſſe der Stadt die oberſte Gewalt hatte, man brachte die junge Mutter mit ihrem Kinde aus dem dumpfigen Kerker heraus, in eine Art von Hoſpital, wo ſie an den dort dienenden Schweſtern eines mildthätigen Ordens eine barmherzige Umgebung und die nöthige Pflege fand. Ich in meinem Kerker erfuhr Nichts von allem Dem, was der geliebten Frau begegnet war.

Aber es ſollte nun für uns beide die Stunde kommen, in welcher der Schmelzer, der uns nicht umſonſt in den Ofen der Trübſale führt, ſein diesmaliges Werk an unſren Herzen zu Ende gehen ließ, und in welcher er die gereinigteren Gefäße mit Freudeſtrömen erfüllte. Wenn ich an das zurückdenke, was während der harten Prüfungszeit in und an meinem Herzen geſchehen; an die Stimmen des Troſtes, welche ich mitten in den Stunden der Angſt in meinem Innern vernommen, dann erkenne ich in der Zuſammenreihung dieſer Töne die Weiſe eines Troſt = und Lobliedes, welche ich zwar damals nicht verſtund, weil für meine Ungeduld die einzelnen Töne zu langſam aufeinander folgten, die aber dennoch an dem armen, zerbrochnen Herzen nicht ohne Wirkung blieben. Wäre ich nicht durch jene frühere Kraft der Leiden, wie ein von Natur ſchlechtes Eiſen, ein wenig geſtählt worden, dann hätten mich die Ungewitter, welche in der Zeit der franzöſiſchen Revolution über mich und mein Haus hereinbrachen, ganz zermalmt; ich hätte, namentlich in jener Nacht der ſchweren Verſuchung, einen unheilbaren Schaden an meiner Seele gelitten, als der Vater Gregoire wie ein ſiegreicher Glaubensheld ſich zeigte, das Haupt aber der guten Mutter vor Sorgen grau und zitternd wurde.

Während wir länger denn ein halbes Jahr in der Gefangenſchaft ſchmachteten, hatten unſre tief um uns bekümmerten und beſorgten Freunde alle Kräfte und Mittel zu unſrer Befreiung aufgeboten. Mehrere unſrer Begleiter, welche dem feindlichen Ueberfall entronnen waren, erreichten noch vor Tagesanbruch mit ihrem Boote das Schiff, deſſen bewaffnete Mannſchaft, in Verbindung mit einer Schaar venezianiſcher Seeleute, die Rettung unſrer Freunde bewirkt hatte. Die Nachricht, welche ſie mit ſich brachten, miſchte bittern Schmerz in die Freuden des Wiederſehens. Der treue Marcello ließ ſich nicht bewegen, in Geſellſchaft der Andren, deren Retter vornämlich er geweſen war, nach dem ſichren Zufluchtsort an der italieniſchen Küſte zu gehen; nur von Etienne begleitet, kehrte er auf einem kleinen Fiſcherboote nach der Stätte der Kämpfe und Todesgefahren zurück. Er war zuerſt auf einer der kleinen Felſeninſeln, welche in der Nähe von Parenzo liegen, gelandet, als er aber hier, ſelbſt in der armſeligen Kleidung eines Fiſchers, ſich vor Nachſpürungen nicht ganz ſicher ſahe, und die Nachrichten, die er ſich von ſeinem Freund in Rovigno verſchafft hatte, noch gefahrdrohender lauteten, flüchtete er ſich auf einem griechiſchen Fahrzeuge nach der Inſel Cherſo, welche damals nicht mehr ſo eng von den venezianiſchen Nachſpürungen umſtrickt war, als die Küſtenſtädte der Halbinſel. Dort fand er Gelegenheit, genauere Nachrichten über den ganzen Stand der Dinge einzuziehen; nur der Ort, an welchem wir gefangen ſaßen, blieb ihm lange Zeit unbekannt. Auch hätte ihm dieſes, ſeitdem man uns nach Piſino gebracht, wenig genützt, denn an eine gewaltſame Befreiung war jetzt nicht mehr zu denken. Dagegen war ein andres Mittel geblieben; dies war der Einfluß des guten Biſchoffs von Pola, welcher durch die Bemühungen unſrer frei gewordnen Freunde in Italien kräftig unterſtützt wurde. Selbſt von Rom aus hatte man zu unſern Gunſten gewirkt.

So wie die Sache jetzt offenkundig da lag, konnte kein Zweifel bleiben, daß der böswillige Hauptmann bei unſrer Verhaftung nicht nach ſeiner Dienſtpflicht, ſondern gerade gegen dieſelbe gehandelt habe. Ihm war es befohlen geweſen, die Küſtengegend zwiſchen Citta nuova und Parenzo mit ſeinen Truppen zu bewachen, denn dort hatte man, nach den ſelbſt von ihm ausgeſpürten Bewegungen, freilich nicht ſo bald und auch von ganz andrer Seite her, einen Ausbruch der Unruhen gefürchtet, ſtatt aber dieſem Befehl nachzukommen, hatte er alle ihm anvertrauten Mittel dazu gemisbraucht, um zwei Menſchen, welche offenbar an dem in ſeinem Rücken vorgefallenen Aufſtande keinen Antheil hatten, gegen alles Recht in ſeine Gewalt zu bekommen. Es kamen bei dieſer Gelegenheit noch andre Schändlichkeiten dieſes Menſchen an das Licht, welche ihn vielmehr ſelber als einen Landesverräther erſcheinen ließen, ſtatt jener, die er unter ſolchem Namen hatte verdächtig machen wollen. Er fiel deshalb in die Grube, die er Andren gegraben hatte; mit dem Befehl zu unſrer Freilaſſung kam zugleich jener andre aus Venedig, daß man den pflichtvergeßnen Offizier verhaften und dorthin bringen ſolle, wo ihn wahrſcheinlich die Rache für eine lange Reihe von Vergehungen wird ereilt haben.

Was ſoll ich aber von unſrem Glücke ſagen, das uns wie ein heller Morgen mitten in finſtrer Nacht aufgieng. Als zu mir eines Morgens, ſtatt des feindſeligen Hauptmannes, ein andrer Offizier mit dem Gefängnißwärter hereintrat und mir meine Befreiung ankündigte, als der Kerkermeiſter meine Ketten aufſchloß und ich nun hinauswankte an die freie Luft, als mich hier der für todt gehaltne Giuſeppe mit Freudenthränen bewillkommte, da war mir wie einem ſelig Träumenden. Der Traum wurde erſt zum recht gewiſſen, freudigen Wachen, da man mich in die Wohnung führte, wohin Charlotte, nachdem man ſie auf's Vorſichtigſte auf dieſen Sturm der Freude vorbereitet hatte, ſchon gebracht war. Hier fand ich die Geliebte, mit meinem Kinde, von deſſen Daſeyn ich jetzt erſt etwas erfuhr. Wir konnten lange Zeit nicht durch Worte miteinander ſprechen, wir ſprachen aber auf andre Weiſe, ſo daß die Bewegung der Theilnahme an dem Schickſal des unſchuldig gefangen geweſenen Paares auf alle Anweſende übergieng.

Nur einen Tag wendeten wir zu der uns beiden nöthigen Erholung an, dann eilten wir hinweg aus der Stadt, welche, ſelbſt nach dem großen Heile, das uns zuletzt in ihr widerfahren, ſo ſchmerzliche Erinnrungen weckte. Wir waren während der Gefangenſchaft um all das Unſrige gekommen, doch fanden wir auch für unſre Weiterreiſe ſchon reichlich geſorgt. Giuſeppe war der treue Ueberbringer einer Geldſumme, die er mittelbar von unſern Freunden erhalten hatte. Dieſe warteten unſrer, denn das Landen auf der Halbinſel hatte ſie und uns in Gefahr einer neuen Verhaftung gebracht, auf einem wohlbewaffneten, fremden Schiffe, zu welchem wir von Rovigno aus hinfuhren. Auf dem Schiffe fand ich, mit der theuren Mutter zugleich den ehrwürdigen Vater Gregorio, den ich jetzt zum erſten Male in meinem Leben umarmte. Aber es war hier noch ein andrer, mir und meiner Charlotte naher ſtehender Mann zu begrüßen: der eigentliche, rechte Vater meines geliebten Weibes. Dieſes war der alte Admiral, deſſen ich ſchon öfter erwähnte. Er ſtund da, mit einem Geſicht wie von Eiſen, das keiner Bewegung fahig ſchien. Als man jedoch Charlotten ſagte, dies iſt dein rechter Vater, und dieſe nun, unter Thranen lachelnd, an ſeine Bruſt ſank, da ward auch auf ſeinem Geſicht ein Lächeln bemerkt. Er ſahe dieſes im Blute ſeiner Kampfgenoſſen getaufte Kind heute zum erſten Male, und ihre Berührung wirkte wahrhaft wunderbar auf den Greis. Denn nach wenig Stunden wurde ſeine, im gewohnlichen Leben von tiefem Gram wie gelahmt erſcheinende Zunge wieder gelöſt, und bald lebte ſein Herz wieder zur Empfanglichkeit für die Freuden wie für den Schmerz des Lebens auf; die Laſt der entſetzlichen Erinnerungen, die bis dahin ihn ſo ſchwer gebeugt und beengt hatte, war auf immer von ihm genommen.

Das Hochzeitsgeſchenk.

So weit war Vater Willibald mit ſeiner Erzählung gekommen, da trat Julie mit der Mutter in die Laube herein. Dr. Ferber hätte gern noch Einiges erfragt; ſeine Braut hatte jedoch ſo Vieles und ſolche Dinge mit ihm zu reden, daß ſie ihm mit dem Herzen zugleich auch die Ohren und die Zunge gefangen nahm. Vater Willibald lächelte und ſchlug vor, die Erzählung für heute abzubrechen und hineinzugehen zu den Großeltern ins Zimmer, welche mit den Kindern und Enkeln das freilich verſpätete Abendbrod einnehmen wollten. Ohnehin, ſagte Julie, kam ich eigentlich deshalb her, um den Vater und meinen Bräutigam hineinzuholen. Denn der gute Großpapa, der heute in ganz beſonders heitrer Stimmung iſt, hat unſer mehrmalen wiederholtes Anerbieten, ihm und der Großmama das Abendeſſen nach ihrer gewohnten Ordnung früher zu bereiten, durchaus nicht angenommen, ſondern hat geduldig gewartet, bis wir mit unſern vielen Geſchäften und Vorbereitungen für den morgenden Tag fertig waren, damit er noch ein wenig mit ſeinen Kindern beiſammen ſeyn könne. Uebrigens haben ſich die guten Großeltern während der Zeit aufs Anmuthigſte mit einander unterhalten, denn ſo viel ich beim Hin- und Wiedergehen vernehmen konnte, erinnerten ſie ſich gegenſeitig an ihre Verlobung und Hochzeit, und wurden dabei ganz jugendlich warm und aufgeweckt.

Die beiden Paare der Liebenden, das ältere wie das jüngere, giengen hinein ins Haus, wo ſie die Großeltern Hand in Hand beiſammenſitzend und ganz fröhlich miteinander plaudernd fanden. Wir haben, ſprach Vater Gregoire, ſo eben eine gar ſchöne Reiſe gemacht in fernliegende

Zeiten und Länder; wir beſchauten mit einander die Bilder, die gar tief im Herzen ſtehen, von den Begebenheiten unſrer Brauttage und der erſten Jahre unſrer Ehe. Es hat ſich gezeigt, daß die Farben dieſer Bilder noch ſo friſch und lebendig ſind, als waren ſie erſt geſtern in die Seele hineingetragen worden.

„Es muß heute in der Luſt liegen, ſagte Vater Willibald; ich meine, das Brautpaar hat uns Alle mit ſeiner eigenthümlichen Gemüthsbewegung angeſteckt, auch ich habe meinem lieben Schwiegerſohne von meinem Bräutigamsſtande und meiner Vermählung mit Charlotten erzählt, und mir iſt's dabei ſo innig wohl geworden, als wenn ich wirklich an der Hand der geliebten Braut wieder im Haus und Garten meines ſeligen Schwiegervaters zu Rovigno herumgienge; ſo wohl, daß mir auch das, was ich dem guten Doctor von den Jammerſtunden unſrer Gefangenſchaft erzählte, keine ſo ſtarken, ſchmerzlichen Gefühle aufregte, wie andre Male, wenn die Rede etwa ganz allein auf dieſe traurigen Sachen kommt.

Armer Willibald, ſagte Vater Gregoire, dir iſt freilich gleich in die erſten Stunden des Frühlinges deiner Liebe ein furchtbarer Nachwinter hereingebrochen, doch mit all ſeinen Stürmen und ſeiner grimmigen Kälte hat er die Blüthen eures Lebens nicht zerſtören können. Iſt ja ſelbſt die eine, die am meiſten dabei gelitten zu haben ſchien, hier unſre Julie wieder aufgelebt und friſch geworden. Uns beiden, mir und meiner geliebten Heloiſe da, ergieng es freilich etwas Anders; uns ſind die erſten Jahre unſeres Eheſtandes in einer wahrhaft paradieſiſch lieblichen Weiſe vergangen. Drei Welttheile ſind Zeugen dieſes unſres Glückes geweſen; denn der Ort, an welchem wir uns vor dem Altar unſres Gottes die Liebe, welche gemeinſam nur Ihn, den lebendigen Gott erſehnt und Sein Wohlgefallen ſucht, ſo wie das Treuſeyn bis zum Tode, gelobten, liegt in einem Alpenthal von Piemont. Es war noch Sommer, als wir daſelbſt unſre Vermählung feierten, uns war es aber dort unter den armen, frommen Hirten ſo wohl zu Muthe, das kleine Landhaus, das wir, nur in Etiennes und einer treuen Dienerin Geſellſchaft bewohnten, erſchien uns ſo unvergleichbar viel köſtlicher, als die Palaſte von Paris, die wir kurz vorher verlaſſen, daß wir es nicht bemerkten, wie der Winter in das hochgelegne Thal ſeinen Einzug hielt, und die hohen Mauern ſeines Schnees um unſer Häuslein herumlegte. Wenn die Schneeflocken in dichten Wolken vor unſern Fenſtern niederſanken, oder wenn die hindurchbrechende Sonne uns verrieth, daß nun wieder bald dieſer bald jener Gebirgspaß, der zum Dorfe führte, durch die Schneefalle verſchloſſen ſey, bis wir zuletzt ganz von der übrigen Welt abgetrennt waren, da fühlten wir nur in einem noch erhöhterem Maaße unſer Glück. Denn gerade nach dieſer Einſamkeit, nach dieſer äußren und innren Stille, nach dieſem ungeſtörten Genuß eines Friedens, den die irdiſche Liebe nur dann uns giebt, wenn ſie aus der himmliſchen wiedergeboren iſt, hatten wir mit dem heißeſten Drange uns geſehnt, während uns das wüſte Geräuſch und Getümmel der Hauptſtadt ſo lange in ſeinen friedensloſen Kreiſen herum wirbelte. Wir waren mit Allem, was zur Erleichtrung des Lebens gehörte, verſorgt; manche Stunde erheiterten uns Geſang und Harfenſpiel; am Abend war gewöhnlich der alte, wahrhaft ehrwürdige Pfarrer des Ortes, für welchen Etienne den Weg durch die Schneemaſſen ſorgfältig offen erhielt, unſer Gaſt. Als uns der Donner der ſtürzenden Lawinen den nahenden Frühling verkündete, und bald hernach das erſte Grün im Thale erſchien, da zogen wir durch einen der wieder geöffneten Päſſe hinaus aus dem Thale der guten Hirten.

Der zweite Ruhepunkt, da unſer Glück ſich Hütten baute, lag an einem Hügel auf der Inſel Chios, im Schatten der balſamiſch duftenden Maſtix-Terebinthen. Dort in dem Hauſe, das die Weinrebe umſchlang, auf deſſen Flur der Wind, wenn er vom blauen Meere heraufkam, die Blüthenblätter der Orangen und Citronen hinſtreute, genoß meine geliebte Heloiſe die Freuden der Mutter. Das Kind ſpielte noch ſein Spiel mit den gezähmten Turteltauben und Lämmern zu unſern Füßen, als wir, ein Jahr nachher, an einer der Mündungen des Niles unter Palmen wohnten. Es hatte ſchon damals ſeine Freude an der hehren Geſtalt der Palmen; möge ſeine Seele hier auf Erden, oder doch dort, die Palme errungen haben, welche niemals welkt.

Ja, meine Lieben, fügte, ernſter werdend, der Großvater Gregoire hinzu, wir beiden, ich und Heloiſe, bedurften eines längeren Erſtarkens und Gedeihens im Schatten des Friedens und der ſtillen Freude, denn uns ſtunden auch ungleich längere Zeiten des Jammers und der Trennung von dem Liebſten, das wir hatten, bevor; es iſt kein Geringes, ein einiges Kind auf ſolche Art zu verlieren, daß man nicht weiß, ob nicht mit dem Leib zugleich auch die Seele ins Verderben gerathen iſt.

Der Greis ſchwieg, die Großmutter Gregoire trocknete ſich mit ihren zitternden Händen eine Thräne. Als das Geſpräch von neuem begann, hatte es freilich eine andre Richtung und andern Inhalt angenommen, denn vorher; Eines aber war ihm geblieben: dies war der Geiſt jenes innern Wohlſeyns und Friedens, welcher uns der beſte und ſicherſte Führer in Freud wie in Leid, und eben ſowohl zum Traualtar als zum Grabe iſt. Vater Gregoire hatte heute den innerſten, beſten Schatz ſeines Herzens aufgethan, er theilte den Tiſchgenoſſen, vor Allen aber dem jungen Brautpaare, Gaben mit, die noch auf ganz andre Weiſe, denn die Zaubergroſchen der Volksſage, im innren Haushalt deſſen, der ſie empfangt, ihres Gleichen erzeugen und ſich vermehren, weil ſie die ſchaffende Macht des Göttlichen ſelber in ſich tragen und von Kräften der Ewigkeit durchdrungen ſind.

Der Hochzeittag war gekommen; die Braut trat feſtlich geſchmückt aus ihrem Zimmer hervor, denn der Gang zum Traualtar ſollte heute, ſchon in den frühen Stunden des Morgens, der erſte ſeyn, den ſie an dieſem Tage machte. Das glückliche Paar, an der Seite ſolcher Großeltern und Eltern, zur Kirche wandelnd, deren Stufen Juliens jüngere Geſchwiſter und Freundinnen mit Blumen beſtreut hatten, dachte dort, vor dem Altare Gottes, nicht zum erſten Male an das, was die menſchliche Liebe zu einem Vorſchmack des Himmels und zu einer Führerin nach dieſem macht; es hatte dieſe Gedanken mit ſich zum Altar gebracht, und nahm ſie in einem geiſtig erhöhteren, geheiligterem Maaße von dort wieder mit ſich nach dem Hauſe.

Als Dr. Ferber bei der Heimkehr die Schaar der in der Kirche verſammleten, theilnehmenden Landleute begrüßte, trat ihm auf einmal ſein wohlthätiger Freund, der Handwerksmann aus Taraskon, in einem ſtattlichen, hochzeitlichen Kleide entgegen. Vater Willibald hatte ihn zu dem Feſte eingeladen und neu gekleidet, überhaupt trugen dem armen Manne die Scherflein, die er an den kranken Doctor gewendet, von heute an reiche Zinſen. Aber noch einen andern lieben Gaſt fand der Doctor im Hauſe ſelber, dies war ſein, ſo eben mit Extrapoſt angelangter, Schwager aus Deutſchland, der einzige nähere Verwandte, den er noch im lieben Vaterlande lebend hatte. Der ſonſt ſo vielbeſchäftigte Mann hatte, als er den Brief erhielt, der ihm den Tag der Hochzeit des Doctors meldete, dem Rathe der Aerzte, ſeine geſchwächte Geſundheit durch eine Reiſe herzuſtellen, endlich einmal Gehör geſchenkt, und war eiligſt von Frankfurt aus, wo er die Meſſe abgewartet, über Straßburg und Lyon hieher gereiſt. Er kam gerade in der rechten Stunde, um die Freuden dieſes Tages auf eine mehrfache und unerwartete Weiſe zu erhöhen. Die beiden Schwäger begrüßten ſich mit Thränen der Freude, und der neue Ankömmling war gleich von der erſten Stunde an ſo einheimiſch in der Familie des Vater Willibald, als habe er ſchon ſeit Jahren in dieſer gelebt.

Das Hochzeitsmahl war in dem größeſten Saale des Hauſes, im oberen Stocke, bereitet. Man hatte viele Gäſte aus der Nachbarſchaft geladen; der beſte von Allen war aber doch die Freude, die Jeder als nächſten Nachbar in ſich und bei ſich führte.

Nach der Mahlzeit hatten ſich die meiſten Tiſchgenoſſen in den Garten zerſtreut, wo für Muſik und, nach der Sitte des Landes, für einen harmloſen, zierlichen Tanz des jüngeren Volkes geſorgt war. Das Brautpaar hatte nur kurze Zeit, der Ehre halber, an dieſem Vergnügen Theil genommen, Julie war dann in das Zimmer der theuren Großeltern gegangen, der Doctor aber mit ſeinem Schwager in das Zimmer, welches man dieſem lieben Gaſte eingeräumt hatte. Der Schwager öffnete ſeinen Reiſekoffer, um einige Hochzeitsgeſchenke hervorzuſuchen, die er noch heute dem Brautpaar übergeben wollte; dem

Doctor

Doctor hatte er indeß ein Kaſtlein ſammt dem dazu gehörigen Schlüſſel überreicht, welches Ferbers Eigenthum und ein Theil ſeines Erbtheiles war, denn es enthielt die Schmuckſachen ſeiner ſeligen Mutter. Ei, wie gerufen kommt mir dies, ſagte der Doctor, als er einen Blick auf den Inhalt des Kaſtchens geworfen hatte; ich finde hier etwas, an das ich kaum noch gedacht hatte, und das ich ſogleich meiner lieben Braut als Hochzeitsgabe zuſtellen will.

Er trat ins Zimmer der Großeltern. Auf wie ſeltſame Weiſe wiederholte ſich hier Etwas, das freilich unter ganz andern Umſtänden ſchon da geweſen war. Julie ſaß in derſelben Ecke des Sofas, an der ſie damals geſeſſen, als ſie ihr nahes Ende erwartete; ſie war großentheils in dieſelben Gewänder gekleidet, die ſie an jenem Tage als vermeintliche Sterbekleider getragen; die Großmutter Gregoire ſaß in demſelben Lehnſtuhle, der Großvater ſtund gerade ſo neben ihr, wie am Tage der Verlobung. Ferber ward bei dieſem Anblick von einem leichten Schrecken ergriffen; Julie bemerkte es und lächelte. Ich kann deine Gedanken errathen, ſagte ſie, es waren gewiß dieſelben, die wir auch ſo eben gegen einander ausſprachen. Welche Erweiſungen einer göttlichen Erbarmung liegen zwiſchen dem Tag unſrer Verlobung und dem heutigen unſrer Vermählung!

Der Doctor ſetzte ſich hin zu der lieben Braut, und drückte ihr gerührt die Hand. Siehe da, ſagte er, indem er das Käſtlein aufthat, noch ein Hochzeitsgeſchenk, das ich dir im Namen meiner unvergeßlichen Mutter überreiche. Hier aber betrachte erſt ihr eignes Bildniß, ehe ich dir das fremde zeige. Er gab ihr ein Miniaturbild ſeiner Mutter in die Hand, welches dieſelbe, gemalt von der Hand eines trefflichen Künſtlers, als Braut darſtellte. Wie ſchön muß deine Mutter geweſen ſeyn, ſagte Julie, und wie fromm und gut hat ſie ausgeſehen. Sie reichte das Bild der Großmutter hin, Herr Gregoire warf anfangs einen weniger theilnehmenden, dann einen aufmerkſam forſchenden Blick darauf, und gab es hierauf der Großmutter mit den Worten zurück: welche Aehnlichkeit mit einem nun veralteten, lieben Angeſicht! — Die Großmutter ſchwieg.

Auffallend, ſagte der Doctor, iſt die große Aehnlichkeit jenes Portraits meiner guten Mutter hier mit einem andren, welches ſie als einziges Erbtheil ihrer frühe verlorenen Eltern mit ſich nach Deutſchland und in das Haus ihres Pflegvaters, des alten Subrector Müller, gebracht hat, und das ſie immer als ein Heiligthum bewahrte. Es ſtellte ihre Mutter — meine Großmutter — dar, und meine Mutter konnte dieſes Bildniß faſt niemals ohne Thränen betrachten, denn aus der Erinnrung ihrer früheſten Kindheit wollte ſie wiſſen, daß das Bild ſehr treu ſey.

Er reichte bei dieſen Worten das kleine Gemälde Julien in die Hand. Es war in einem Medaillon von ganz beſondrer Form gefaßt, an den größeren Kreis deſſelben, welcher das Bild umgab, ſchloß ſich unten ein kleinerer an, auf deſſen Goldgrund eine Art von Wappen mit ſieben Sternen und mehrere arabiſche Buchſtaben eingegraben ſtunden. Was bedeutet dieſe Schrift? fragte Julie. Ich habe es gewußt, antwortete der Doctor, aber es iſt ſo lange her, ſeit ich das gute Bild nicht mehr ſahe, daß ich es ganz wieder vergeſſen habe, und Arabiſch kann ich nicht leſen. — Siehe, ſagte Julie, hier unter dem Gemälde ſteht auch eine kleine Schrift, und dieſe iſt franzöſiſch, die werde ich wohl entziffern können. — Was du für Augen haſt, ſagte der Doctor, dieſe Namenszüge habe ich noch niemals bemerkt.

Die ſcharfſichtige Braut hatte indeß alle einzelnen Buchſtaben der feinen Schrift erkannt, ſie las nun ohne Anſtoß: **Heloise Comtesse de Chamesson.** Die Großmutter hatte alle Worte, welche die beiden ſprachen, mit großer Spannung gehört; ſie ſtreckte jetzt die Hand, welche ſtärker zitterte denn gewöhnlich, nach dem Bilde aus, Julie reichte es ihr, es wäre jedoch der Großmutter, ſobald dieſe es näher ins Auge gefaßt hatte, aus der Hand geſunken, wenn nicht der Großvater es aufgehalten hätte. Dieſer legte der Gemahlin ſeine rechte Hand auf ihre Stirn, und ſprach einige Worte in einer den beiden jungen Leuten unverſtändlichen Sprache, langſam und feierlich; ſie klangen wie ein Gebet. Daß ſie dieſes ſeyn möchten, das bezeugte auch das Benehmen der Großmutter Gregoire, denn dieſe faltete ihre Hände und blieb noch lange, nachdem der Gemahl aufgehört hatte zu ſprechen, in ſtilles Gebet verſenkt. Unſer Brautpaar hörte und ſahe mit Staunen dem räthſelhaften Thun der beiden ehrwürdigen Alten zu, namentlich aber der Doctor in höchſter Spannung, denn bei dem Anhören des Namens, der ihm aus Vater Willibalds Erzählung ſo erinnerlich war, wachten eine Menge von Ahndungen in ihm auf.

Wie nannte ſich — wenn ſie anders dieſes noch wußte — deine Mutter mit ihrem Vornamen? mein Sohn, fragte endlich Herr Gregoire mit einer ihm ungewöhnlichen, bewegten Stimme den Doctor. — Ich wollte dieſes, erwiederte Ferber, ſchon am geſtrigen Abend ſagen, als Sie uns von den erſten Jahren Ihres Eheſtands erzählten, die ernſte Wendung jedoch, welche dieſe Erzählung nahm, verſchloß mir den Mund. Sie führte denſelben Vornamen, wie hier die liebe Groſsmama; ſie nannte ſich Heloiſe.

Wie alt war ohngefahr deine liebe Mutter, da ſie nach Deutſchland kam, fragte der Groſsvater weiter, und in welchem Jahre geſchahe dies? Der Doctor ſagte, nach einigem Beſinnen: wenn ich nicht ganz irre, ſtund ſie, als ſie zu ihrem Pflegevater nach Mühlhauſen kam, in ihrem fünften Jahre, und jenes geſchahe, wie ich dies leicht berechnen kann, vor nun 39 Jahren, im Jahr 1763. Meine liebe Mutter war erſt 18 Jahre alt, da ſie ſich vermählte, und ich bin das erſte Kind dieſer Ehe. So habe ich doch Gott Lob am längſten den wohlthatigen Einfluſs dieſer von Gott reich begabten und begnadigten Seele, auf mein junges Herz genoſſen, obgleich ich noch an der Gränze des Knabenalters ſtund, als ſie, an den Folgen eines unglücklichen Wochenbettes, ſtarb. Unvertilgbar feſt iſt mir der Eindruck geblieben, welchen beſonders die Gebete ihrer letzten Stunden auf mich machten. Sie dachte in dieſen Gebeten namentlich der wunderbaren Rettung aus Feindeshänden, die ihr ſchon in der Kindheit widerfahren war, und der gnadenreichen Führung, die ſie zu uns gebracht hatte.

Alſo hatte, ſprach Herr Gregoire, deine ſelige Mutter noch deutliche Erinnrungen an das, was ihr in ihrer früheſten Kindheit geſchehen war? Und kannſt du mir wohl Einiges von dem mittheilen, was ſie euch in ſolcher Art erzählt hat?

Das kann ich wohl, ſagte der Doctor, denn die Erzählungen meiner lieben Mutter von ihren Kinderjahren waren die liebſte Unterhaltung meiner eignen Kindheit, und gerade das geheimniſsvolle Dunkel, das darinnen lag, reizte meine Theilnahme am meiſten. Die ſelige Mutter erzählte mir, daß ſie als ganz kleines Kind auf einem Schiff über ein großes Waſſer gefahren ſey, auch wußte ſie noch, daß ſie einſtmals in der Nacht durch einen heftigen Stoß an ihr Bette aufgewacht ſey, die Leute haben furchtbar geſchrieen und getobt; das Waſſer ſey hineingelaufen in die Kammer; ihre Mutter habe ſie auf ihren Armen getragen, man habe dann ſie beide durchs Waſſer, ſie wiſſe nicht mehr wie? denn ſie habe bei ihrem lauten Weinen nicht viel ſehen können, hinübergezogen ans Land, wo man ſie ganz naß in ein Haus brachte. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſes Ereigniß, deſſen ſich meine gute Mutter aus den allerfrüheſten Zeiten ihres Lebens erinnerte, ein Schiffbruch geweſen.

Auch eines großen Feuers, wobei es entſetzlich ſtark, doch nicht wie ein gewöhnlicher Donner, gedonnert und gekracht habe, wußte ſie ſich zu erinnern. Bei dieſer Gelegenheit, ſo erzählte ſie, habe ſie an ihrem linken Arme, an welchem ſie uns die Narben davon noch zeigte, eine ſtarke Verletzung erhalten, die ihr viele Schmerzen machte. Ihre Mutter, um ſie in dieſem kleinen Leiden zu tröſten, habe ihr damals hier dieſes Medaillon geſchenkt, nach welchem ſie ſchon früher ein kindiſches Verlangen getragen, dieſes habe ſie ſo lieb gewonnen, daß ſie dasſelbe niemand Andrem mehr habe zur Verwahrung überlaſſen wollen; es war ihr noch in ihren ſpateren Jahren das liebſte, theuerſte Kleinod unter allen den andren Dingen, die ſie beſaß. An ihre Mutter konnte ſie ſich, wahrſcheinlich weil das Gemälde des Medaillons ihr dieſes erleichterte, mit großer Lebendigkeit erinnern. Es ſey eine ſehr ſchöne, gute Frau geweſen.

Ihren Vater beſchrieb ſie, obwohl die Erinnrung an ihn undeutlicher war, als einen Mann von ſehr hoher

Geſtalt und lauter Stimme. Er ſey meiſt von Bewaffneten, von Kriegsleuten umgeben geweſen, welche Alles thaten, was er ihnen befahl, und ihn mit großer Achtung behandelten, ſo daß ſie glaubte, er müſſe ihr Fürſt oder Heerführer geweſen ſeyn. Er, ſo wie ſeine Leute, trugen eine ganz andre, ſchönere Kleidung als unſre Soldaten, und der Vater hatte an ſeiner Mütze viel Gold und glänzende Steine. Eine Menge andrer Dinge wußte ſie noch, welche darauf hindeuteten, daß ſie ihre Eltern auf einem Feldzug begleitet hatte. Einmal, als ſie bei der Mutter in einem Gebäude war, das ſie wie eine Kirche beſchrieb, hörte man viel ſchießen. Die Mutter war ſo ernſt und in ſich gekehrt, daß ſie auf die halblauten Fragen des Kindes gar nicht merkte; ſie ſchien zu beten und ermahnte auch das Kind, daß es beten ſolle, Gott möge ihm ſeinen Vater ſchützen und erhalten. Da kamen laut jammernde Weiber und auch Männer herein in das Haus. Die Mutter habe geweint, die Kleine, welche dieſes noch niemals an ihrer Mutter geſehen, weinte mit. Da brachte man ihren Vater auf einer Leichenbahre hereingetragen. Er war todt, und auf ſeinem Geſicht wie auf ſeinem Gewand war viel Blut. Die Mutter hatte ſich über den Vater hergebeugt, ſie hatte das Kind einer Frau auf den Arm gereicht, die es hinaus trug aus dem Hauſe, obgleich es ſeine Hände beſtändig nach der Mutter ausſtreckte und heftig weinte. Die Frau ſetzte ſich dann mit ihm auf ein Pferd, und es waren noch mehrere Frauen und Reiter bei ihnen. Sie kamen in einen Wald, wo ſie, meine Mutter wußte nicht wie viele Tage und Nächte, zwiſchen den Felſen wohnten. Das aber erinnerte ſie ſich noch, daß die Frau zu ihr geſagt habe: dein Vater iſt nicht todt und er wird bald mit der Mutter hierher kommen.

Aber die Eltern kamen nicht, ſondern eines Abends hörte man wieder viel ſchießen im Walde. Die Frauen, mit den Kindern, welche ſie bei ſich hatten, verbargen ſich, ſo gut ſie es vermochten, in den Felſen und Gebüſchen. Man entdeckte ſie hier doch, es kamen häßliche, bärtige Leute, die man in der Beſchreibung meiner Mutter leicht als Türken erkannte, dieſe riſſen die ſchreienden Frauen und Kinder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und nahmen ſie mit ſich fort. Es war finſtre Nacht, die Türken ritten weit und lange, meine Mutter, müde von dem vielen Weinen, war doch zuletzt eingeſchlafen. Da ſie am andren Morgen erwachte, fand ſie ſich, noch immer in das Tuch eingewickelt, in welchem ihre Wärterin ſie getragen, am Boden liegend. Um ſie her waren viele Kinder, auch einige erwachſene Jungfrauen oder Frauen, die Wärterin aber war nicht unter ihnen. Die Kleine wickelte ſich aus ihrem Tuche los und ſahe umher. Sie befand ſich in der Nähe vieler Zelte, in einer Art von Verſchlag, welcher einer Schafhürde glich; auf dem Boden lag Stroh. Die Frauen weinten, die Kinder ſchrieen nach ihren Müttern, auch meine Mutter begleitete dieſe Klagetöne mit ihrer Stimme. Ein Türke hatte, als ſie aus dem Tuche ſich loswickelte, das Medaillon mit dem Gemalde an ihr geſehen. Er trat herein in die Umzäunung und wollte dem Kind das zum Theil goldne Kleinod entreiſſen, meine Mutter ſchrie aber ſo jammervoll, daß ein andrer Türke, der, wie es ſchien, ein vornehmer Mann war, jenem einige heftige Worte ſagte, welche das Kind nicht verſtund, worauf derſelbe von ſeiner Rauberei abließ.

Aus den weitren Erzählungen meiner guten Mutter gieng hervor, daß ſie bald hernach weit über Berge und Flüße ſey geführt worden. Ein alter Türke, der ſehr gut gegen das Kind war und es ihm an keiner Pflege fehlen ließ, hatte es mit ſich genommen. Das Uebrige wußte man aus den Berichten ihres nachmaligen Pflegevaters, des alten Müller, genauer als von ihr ſelber.

Ein wahrhaft chriſtlicher Kaufmann aus Hamburg, ein Verwandter des Subrector Müller, der in Handelsgeſchaften auf der Donau hinab, bis an die türkiſche Gränze, gereiſt war, hörte in Semlin davon erzahlen, daß nach der letzten großen Niederlage der Griechen in Morea ſo viele Chriſtenkinder in die Hande der Türken gefallen ſeyen. Unter andren hätte ein reicher Türke in der Nähe von Semendria ein kleines Chriſtenmadchen, von wunderbarer Schönheit, mit ſich gebracht, das man nun leider als Tückin, für den Harem irgend eines Mohamedaners, auferziehen werde. Dieſe Nachricht gieng dem ehrlichen Hamburger durch's Herz. Er erkundigte ſich näher, und durch anſehnliche Geldopfer gelang es ihm, das Kind von dem Türken loszukaufen. Er fragte hierbei genau nach, ob denn gar nichts vorhanden ſey, das vielleicht zum Auffinden der Eltern der Kleinen führen könne; der Türke zeigte das Medaillon, das er ſeit einiger Zeit dem armen Kinde genommen, zum Glück aber noch nicht verhandelt hatte. Auch dieſes brachte der Hamburger um einen verhaltnißmaßig hohen Kaufpreis an ſich, nahm dann das Kind mit ſich ins Vaterland, und da er ſelbſt als kinderloſer Wittwer und bei ſeinen öfteren Reiſen außer Stand war, für die Erziehung ſeines Pfleglings nach Wunſche zu ſorgen, vertraute er die kleine Waiſe ſeinem Vetter in Mühlhauſen an. Bei ſeinem Tode hat dann auch jener edle Wohlthäter, meiner Mutter die Hälfte ſeines anſehnlichen Vermögens als Erbtheil vermacht, denn er betrachtete dieſelbe eben ſo wie die Tochter ſeines verſtorbenen Bruders, als ein Kind, das Gott ihm ſchenkte, und an welchem er alle Vatertreue erweiſen müſſe.

Die beiden Alten hatten die Erzählung des Doctors mit ſichtbar großer Bewegung angehört; die Mutter Gregoire hatte ihr zitterndes Haupt emporgehoben und kein Auge von dem Erzähler verwendet; Herr Gregoire aber war ihm näher getreten. Er ergriff ihn jetzt bei der Hand und führte ihn hin zu dem Lehnſtuhl der Großmutter. Hier, ſagte er, du Sohn unſres einzigen Kindes, unſer lieber Enkel, begrüße zuerſt deine Großmutter und empfange ihren Segen, denn dieſe hat am meiſten erlitten um des verlornen Kindes willen, ihr gebührt dieſe Freude zuerſt. Der Doctor, der für ſein freudiges Erſtaunen keine Worte fand, küßte der theuren Mutter ſeiner Mutter die Hand, ſie zog ihn an ſich und rief laut: nun will ich gerne ſterben, da ich in dir mein eignes verlorenes Kind wieder gefunden. Auch der Großvater drückte den Enkel mit Feuer an ſeine Bruſt, und die Braut ſchloß ſich an die Grupne der innig Glücklichen an; galten doch alle Worte des Segens, welche die Großeltern über den Bräutigam ausſprachen, auch ihr, der Vermählten des Enkels.

Die junge Braut konnte indeß das Gewicht dieſer Freuden nicht allein tragen; ſie mußte es mit den Ihrigen theilen. Gerufen von ihr und mit einigen Worten, von dem was vorgieng, unterrichtet, waren Vater Guillibaud und ſeine Charlotte, bald hernach auch Ferbers Schwager, und Juliens älteſte Geſchwiſter, ins Zimmer hereingetreten. Eine Frage, lieber Vater, ſagte der Doctor zu Herrn Guillibaud, die ich geſtern ſo gerne noch an Sie gerichtet hätte, iſt mir nun ſchon, auch ohne Ihr Zuthun, beantwortet; ich weiß jetzt auf einmal, wo und wann Sie die Schweſter Ihres edlen Malteſers, die Gräfin von Chameſſon, geſunden haben und wer dieſe war. Schwerlich konnte ich mir aber, als Sie dieſen Namen ausſprachen, der mir allerdings ſo lautete, als hätte ich ihn in früheren Jahren ſchon nennen hören, es denken, daß dieſe nämliche Gräfin Chameſſon meine wirkliche, leibliche Großmama, und zwar die nämliche ſey, die ich nun ſeit einem halben Jahre mit euch Andren Großmama genannt habe.

Herr Guillibaud umarmte, herzlich gerührt, den jetzt mit doppelten Banden der Verwandtſchaft an ſein Haus verbundenen Schwiegerſohn, und ſagte dann lächelnd: Wer hätte das errathen mögen, daß der kranke, öſterreichiſche Regimentsarzt, den ich im vorigen Winter ohumächtig in meine Mühle hereintragen ließ, eine Mittelsperſon werden ſollte, durch welche die Freundſchaft, die mich bisher mit den Pflegeltern meiner lieben Charlotte verband, zu einer wirklichen Blutsfreundſchaft wird. — Am innigſten war, nächſt den Großeltern und ihrem wieder gefundnen Enkel, die gute Madame Guillibaud durch die glückliche Entdeckung bewegt; einer ihrer liebſten, angelegentlichſten Wünſche, nur Dem offenbar, der unſre verborgenſten Wünſche kennt, war ihr, ſeit jenen Jahren, wo ſie die Geſchichte ihrer Pflegeltern kennen lernte, der eine geweſen, daß doch Vater und Mutter Gregoire noch eine beruhigende Kunde über ihr verlorenes Kind empfangen möchten, und dieſer Wunſch war nun erfüllt.

Die Großeltern ſaßen jetzt mit Ferber und ſeinem Schwager — an Ferbers Seite war auch Julie — noch ſtundenlang beiſammen, um Alles, was die beiden wußten, von ihrem lieben Kinde zu erfahren. Was ſie erfuhren, das konnte doch, im vorherrſchenden Maaße, nur Freude erwecken; ihre Tochter, dies erkannten ſie, hatte das rechte, das ſchönſte Glück des Lebens auf Erden genoſſen, und war, mitten in dieſem Glück, frühe für ein ſeliges Leben der Ewigkeit reif geworden; ſie war in allem ihren Thun und Weſen ſelber eine reich Geſegnete geweſen, und war Allen, die ihr näher ſtunden, zum Segen geworden. Die Mütter Gregoire und Guillibaud wollten jetzt in jedem Geſichtszuge, in jeder Bewegung des Doctors kleine Aehnlichkeiten finden, jene mit ſeinem Großvater Gregoire, dieſe mit ſeiner hier im Portrait dargeſtellten Mutter, und mithin auch mit der dieſer vormals ſehr gleichenden Großmutter; die beiden Frauen behaupteten auch, es ſeyen ihnen manche dieſer Züge der Uebereinſtimmung ſchon auffallend geweſen, nur hätten ſie ſich das Wie? und Woher? derſelben nicht zu erklären vermocht. Vater Gregoire ſagte: ich will mich nicht rühmen, daß ich Gottes verborgne, wunderbare Führung in dieſer Sache errathen, oder noch weniger verſtanden hätte, daß aber der kranke junge Deutſche eine beſondre Sendung und Friedensbotſchaft an uns habe, das ahndete ich ſeit den erſten Stunden, in denen er mich Blicke in ſein Innres thun ließ. Einen ganz beſondren, mir ſelber unbegreiflichen Zug der Liebe — ich ſchrieb ihn ſpäter bloß der innren Verwandtſchaft der Seelen zu — fühlte ich übrigens von dem erſten Augenblick gegen ihn, in welchem ich ihn, hülfsbedürftig und krank auf ſeinem Bette liegen ſahe.

Das Gerücht von dem neuen, freudigen Ereigniß, das ſich im Hauſe des Herrn Guillibaud zugetragen, war indeß auch herunter in den Garten, zu den verſammleten Hochzeitsgäſten gedrungen. Zwar blieb dieſen der größte Theil des Zuſammenhanges der Begebenheiten noch geheimnißvoll und dunkel, ſie waren jedoch an dieſes Dunkel, das über der Geſchichte der von ihnen Allen ſo hochgeehrten Familie Guillibaud ſchwebte, ſchon gewöhnt, und

Keiner gab ſich, die ſo oft als vergeblich befundne Mühe irgend eine weitre Frage zu thun. Man wußte doch das Eine, daß der gute, deutſche Doctor, der Freund und neue Mitbürger, den Alle ſo lieb hatten, der Sohn einer Tochter des alten Herrn Gregoire ſey, von welcher dieſer ſeit vielen Jahren nichts mehr gehört hatte. Das gute Volk wollte ſeine Theilnahme an der Freude des alten Wohlthaters der ganzen Gemeinde, ja der geſammten Landſchaft, auch auf ſeine Weiſe ausdrücken; die Landleute hatten auf ihre Koſten eine Menge der brennenden Lampen an die Bäume der Allee gehangen, und ſie brannten, auf dem Hügel ober dem Weinberg, ein Feuerwerk ab; die ländliche Muſik, wie das Abfeuern der Gewehre, womit ſie dieſe kleinen Feſtlichkeiten begleiteten, wurden wenigſtens durch den Grundton der Liebe, aus dem ſie hervorgiengen, in einen nicht unharmoniſchen Einklang mit der Stimmung der in Liebe glücklichen Familie geſetzt.

Zeigte doch ſelbſt der ſonſt ſo ernſte Herr Gregoire den guten Leuten dadurch ſeine Dankbarkeit, daß er zu ihnen herunterkam in den Garten, und ihr lautes Jubelgeſchrei ſich gern gefallen ließ. Auch dem ehrlichen, alten Etienne, der ganz außer ſich vor Freude war, als man ihm ſagte, daß der Doctor ein Kind der von ihm oft auf den Armen getragnen, verlornen Tochter ſeines Herrn ſey, wurde heute mancher kräftige Ausbruch der alten Matroſengewohnheiten zu gute gehalten.

Das junge Ehepaar hatte ſchon vor der Hochzeit den Bitten der Eltern, wenigſtens noch eine Woche nach ſeiner Vermählung in ihrem Hauſe zu bleiben, nachgegeben, man machte jedoch täglich eine Spazierfahrt, oder auch einen Spaziergang nach der nahe gelegnen, künftigen Wohnung. Was die gute Mutter Guillibaud, ſeit der glücklichen Entdeckung, die das Hochzeitsgeſchenk herbeiführte, geahndet hatte, das geſchah freilich; eines Abends ſagte der Vater Gregoire zu ſeinen Pflegkindern: ich weiß, ihr Lieben, ihr werdet es mir und meiner alten, treuen Ehegenoſſin gern vergönnen, daß wir dem natürlichen Zuge der Liebe zu dem Sohne unſrer Tochter folgen und ihm, ſo wie ſeiner Julie, nachziehen. Sind und bleiben wir doch nicht bloß nahe Nachbarn, ſondern tägliche Genoſſen all euerer Freuden und Leiden. Dort bei dem Hauſe des Enkels will ich jetzt auch, wie bei dem eurigen, Pflanzungen der ſichtbaren Gärten und Weinberge begründen, an deren Schatten und Früchten ſich der Urenkel und ſeine Kinder erfreuen ſollen; die geiſtigen Pflanzlinge, die ich hier in eurem Hauſe habe, bleiben mein Augenmerk und meine liebe Beſchäftigung wie bisher. Ich bin rüſtig genug, täglich zu euch zu kommen; der Großmutter möchte es, wenn ſie hier wohnen bliebe, ſchwer fallen, den Enkel ſo oft zu ſehen, als ſie dies wünſcht. Er iſt ihr ein ſpät am Abend wiedergefundnes, liebes Kleinod, das ſie gern noch ſo lange mit ihren Augen betrachten möchte, als es ihr Tag bleibt. Ueberdies wißt ihr auch, wie ſehr ſie an Julien, ihren Liebling, von früheſter Kindheit an gewöhnt iſt. Sie hat dieſe bisher faſt ununterbrochen, bei Tag und bei Nacht, um ſich gehabt, und in dieſer alten, guten Gewohnheit, ſo weit es gehen kann, wollen wir die zärtliche Mutter nicht ſtören.

Julie und ihr Mann waren, ſchon ehe der Großvater Gregoire dieſen Wunſch ausſprach, nicht nur von ihm unterrichtet und ganz mit ihm einverſtanden geweſen, ſondern ſie hatten durch ihre Bitten den Plan der guten Großeltern, zu ihnen zu ziehen, wo nicht geweckt, doch zur Reife gebracht. Auch jetzt ſtellte ſich das junge Ehepaar den beiden Alten mit ſeinen Vorſtellungen und Bitten hülfreich zur Seite, und Mutter Guillibaud mußte, freilich unter manchen Thränen, dem Vorſchlag, der ſie, wenn auch nicht auf weite Fernen, von der lieben Pflegemutter trennen wollte, nachgeben. So wurde denn allmälig der Umzug, auch der Geräthſchaften der Großeltern, nach Ferbers Landhaus, ausgeführt, und von Julie die Einrichtung für die Aufnahme ſo lieber Hausgenoſſen getroffen.

Der erſte, welcher, und dieſes zwar ſchon wenige Tage nach der Hochzeit, in das Ferberſche Landhaus einzog, das war der künftige Thürhüter und Hausmeiſter deſſelben: der alte, gute Etienne. Denn daß dieſer nicht ohne ſeinen Herrn, und getrennt von ihm, leben mochte, läßt ſich nach einer faſt funfzigjährigen Gewöhnung an ſeine Nähe, leicht begreifen. Auch das Gregoire'ſche Ehepaar war dieſem treuen Diener ſo dankbar zugethan, daß es den Wunſch, ihn bis ans Ende bei ſich zu behalten, nicht unterdrücken konnte. Etiennes Stelle im Haushalt des Herrn Guillibaud nahm bald hernach der ehrliche deutſche Handwerksmann aus Taraskon ein, der ſich in Kurzem ganz in das Geſchäft hineinarbeitete, und, nach ſo manchem Jahre der Noth und der Leiden, hier eine Verpflegung, und bei all ſeiner Geſchäftigkeit ein Ausruhen fand, wie er noch niemals genoſſen.

Ferbers Schwager hatte, als er ſeine Erholungsreiſe weiter nach den ſüdlicheren Gegenden des Landes fortſetzte, noch nicht Abſchied von dem ihm ſo lieb und theuer gewordnen Hauſe genommen, ſondern war mit dem Verſprechen geſchieden, auf ſeinem Rückweg von neuem hier zu verweilen. Die Liebe zu den Großeltern und zu dem Bruder ſeiner ihm unvergeßlich theuren Gemahlin, war ihm ein ſo kräftiger Zug, daß er mehrmalen ſich die Möglichkeit dachte, hier in der Provence, in der Nähe der Freunde, ganz einheimiſch zu werden, und ſein Leben bei ihnen zu beſchließen; ein Gedanke, welcher denn auch wirklich, einige Jahre nachher, zur That ward. So hatte ſich um das neuvermählte, glückliche Paar her ein irdiſches Paradies der Freundſchaft zu begründen angefangen, von welchem der Schmerz der Trennung auf lebenslang ausgeſchloſſen ſchien.

An einem der letzten Nachmittage vor ſeinem Auszug aus dem Hauſe der Schwiegereltern, ſaß der Doctor mit Vater Guillibaud wieder in derſelben Gartenlaube, in welcher ſie beide am Vorabend des Hochzeitstages beiſammen geweſen waren. Der eintönige Geſang der Cicaden ließ ſich aus den Zweigen der Feigenbäume vernehmen, der vorbeirauſchende Bach hauchte eine erquickende Kühlung aus. Möchten Sie nicht, mein lieber Vater, ſagte der Doctor, mich jetzt weiter führen in Ihrer Geſchichte, von Ankona aus bis hieher zu dem friedlichen Wohnſitz, am Thal von Vaucluſe? Wir werden heute noch ungeſtörter ſeyn als neulich, denn unſre Frauen: Mutter wie Tochter kehren ſchwerlich vor Abends ſpät von unſerm Landhauſe zurück.

Der Nachſommer der Liebe.

Vater Guillibaud war gern zur Erfüllung des Wunſches bereit. Er ließ durch einen ſeiner Knaben, damit die Gartenlaube zum Obdach der Gaſtfreundſchaft werde, Wein und Waſſer mit einigen andern Erfriſchungen bringen, und zündete ſich, denn dieſe deutſche Sitte liebte er noch fortwährend, die lange, türkiſche Pfeife an. Iſt mir es doch, ſagte er, der ich ſo lange Gaſt und Fremdling in mancherlei Landern und Pilgerhütten geweſen, immer ganz beſonders wohl zu Muthe, wenn ich in ſolch wandelbarer Hutte, wie hier dieſe, neben einem ſolchen Gaſte ſitzen darf, der, wie ich, die rechte Heimath nicht hier auf der Erde ſucht, ſondern auch nach jener unwandelbaren Ruhe ſich ſehnt, die uns im Wort verheißen iſt.

Wenn ich an mein vergangenes Leben zurückdenke, und nun vor Allem das beachte, was ich jetzt bin und habe, kann ich nichts Andres als mit jenem alten Pilgrim ausrufen: ich bin zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die mir widerfahren iſt. Als ich aus dem Hauſe meines grauſamen Vettern ausgieng, da lechzte ich nur nach einem Biſſen Brodes, der mich vom Hungertod retten konnte; ich hatte gerne jeden Taglöhnerdienſt übernommen, um mich zu ſattigen; und nun umgiebt mich die Fülle aller außern Güter des Lebens, aus der ich ganze Schaaren von Dürftigen ſpeiſen kann, und ich bin nach meiner Art ein Herr geworden, zu deſſen Dienſte viele rüſtige, arbeitſame Hande bereit ſind. Als ich im dumpfigen Kerker lag, und mich von den Gefahren wie von den Gedanken des Todes umgeben fand, da war es mein heißeſtes Sehnen, daß ich nur noch einmal meine Charlotte ſehen und ſie in Freiheit wiſſen möchte, ehe ich ſtürbe, und nun ſind wir beide, ſeit manchem Jahre, nicht nur im Genuß der erwünſchteſten Freiheit, ſondern des glücklichſten Familienlebens geblieben; ja ich wüßte, ſeit Juliens Geneſung und Vermahlung mit dir, keinen Wunſch meines Herzens, der mir nicht über alle Erwartung reich und ſchön ware erfüllt worden.

Was ich dir noch weiter von meiner Lebensgeſchichte zu erzahlen habe, das iſt freilich zum großen Theil mehr

Fremdes, als Eigenes. Denn mein Leben war, von dem Tage, an welchem ich den Vater meiner lieben Charlotte, den alten Admiral, und den Großvater Gregoire fand, ſo ganz mit den Schickſalen von dieſen verſchlungen, daß ich mir von dort an mehr wie ein Getragener, denn als ein auf eignen Füßen Gehender vorkomme. Der Großvater wird dir einmal ſelber noch ſeine Geſchichte erzählen, denn Keiner kann dies in ſolcher eindrücklichen Art, wie er es vermag. Das iſt freilich ein Leben in höherem Styl geweſen, denn das meinige, und es hat ein Geiſt dazu gehört, wie der ſeinige, und wie auch jener der guten Großmutter iſt, um ſolchen Wettern, wie über dieſe beiden ergiengen, nicht zu unterliegen. Der Vater meiner Charlotte übt jetzt, für menſchliche Ohren, im Grabe jenes Schweigen, das er ſchon auf Erden, in den Jahren ſeines Jammers, zu erlernen angefangen; für dieſen darf dann ich reden, und dir Einiges von ſeinem früheren Leben, ſo wie von dem glücklichen Nachſommer der Liebe, erzählen, welchen der edle, vielgeprüfte Greis während ſeiner letzten Lebensjahre noch in unſrer Mitte genoß.

Ich hatte die Sendung meines ſeligen Herrn und väterlichen Freundes, des Malteſers, die mich zunächſt an den Admiral hinwies, nicht vergeſſen, ſondern noch am erſten Tage unſres Begegnens auf Erden bat ich ihn, im Namen des Verſtorbenen, mir den Aufenthaltsort der geborenen Gräfin Heloiſe von Chameſſon zu nennen. Mein Schwiegervater, als er den Namen ſeines verſtorbenen Freundes und der Gräfin hörte, ſahe mich ſeltſam lächelnd an, und ſchien auf einige Augenblicke in die alte Gewohnheit ſeines tiefen Schweigens zurückſinken zu wollen. Endlich, als ich das Hindeuten ſeines Fingers auf die Pflegemutter meiner Charlotte nicht verſtund, ſagte er:

„dort ſteht ſie.“ Der Mann, mit ſeiner ganzen Art und Weiſe, war mir noch neu; ich fragte noch einmal, erhielt aber keine Antwort; er ſahe unverwandt, mit einem Blicke, welcher eben ſo gut einem nahen Ausbruch der Thränen, als des freudigen Lächelns vorausgehen konnte, nach Charlotten hin, die ſo eben in ein angelegentliches Geſpräch mit der Pflegemutter vertieft war. Ich trat den beiden Sprecherinnen näher; der Inhalt ihres Geſpräches war das gewaltſame Ende der rechten Mutter meiner theuren Charlotte, und die Weiſe, auf welche dieſe in die pflegenden Hände des Vaters und der Mutter Gregoire kam. Ohne die Erzählung, deren Hauptinhalt ich dir auch noch mittheilen werde, zu unterbrechen, ſtund ich, theilnehmend ſchweigend, bis ſie beendet war.

Charlotte eilte jetzt, als wäre ſie von der anziehenden Kraft des Sehnens, das in ſeinen Blicken lag, bewegt worden, zu ihrem Vater hin, deſſen Hand ſie ergriff und küßte, und mit ihren Thränen benetzte. Der Greis, wie aus einem ſchweren Traume durch ein Geſicht der Engel erweckt, zog ſie an ſich und nannte ſie mit all den ſüßen Namen, mit welchen das überwallende Gefühl der väterlichen Liebe ein ſeit langen Jahren als todt betrauertes Kind nennt. Selbſt unſer Etienne, den ich ſonſt in ſeinem Leben niemals weinen geſehen, wiſchte ſich bei dieſem Anblick eine Thräne der Rührung ab, welche er gern unter dem Scherz verborgen hätte, den er zugleich, laut lachend, an einen der nebenſtehenden Seeleute anbrachte. Der Vater führte jetzt ſein liebes Kind hinab in unſre Kajüte, Mutter Heloiſe blieb noch mit mir auf dem Verdecke. „Verzeihen Sie mir, liebe Mutter, ſo ſagte ich, einige Fragen, die uns freilich wohl von dem Gedanken, der jetzt unſer Herz erfüllt, hinwegführen: kannten ſie einen edlen Malteſerritter, einen Herrn Charles de la Romagne“? Die gute Mutter ſahe mich erſtaunt an: er war mein leiblicher Bruder, antwortete ſie. — „Alſo ſind Sie, fragte ich weiter, die Gräfin Heloiſe von Chameſſon, an welche ich den letzten Willen dieſes edlen, verſtorbenen Ritters zu überbringen habe“? — Ich bin es, antwortete ſie, tief bewegt.

Mit dem Schlüſſel, den ich aus der Hand der Mutter empfangen, eilte ich hinab in die Kajüte, zu dem Koffer, der durch ihre Vorſorge am Morgen vor unſrer Gefangennehmung auf das franzöſiſche Schiff gerettet worden war, und welcher alle die Papiere und andern Dinge enthielt, die für mich vom höchſten Werthe waren; ſogar die beiden Büchlein, welche ich als einzigen Reſt meines väterlichen Erbes aus dem Hauſe des Vetters mit mir genommen hatte. Ich machte in dem Geſpräch der beiden Väter: des Admirals und Gregoires mit Charlotten, keine Unterbrechung, ſondern nahm nur die ſchriftliche Erklärung des letzten Willens meines ſeligen Herrn zu mir, und brachte ihn der Mutter. Erſt jetzt eröffnete ich dieſer Alles, was ich bis dahin verſchwiegen hatte: mein armes, geringes Herkommen, mein eigentliches, anfängliches Verhältniß zu ihrem verſtorbenen Bruder; ich verhehlte ſelbſt die Regungen der Eitelkeit nicht, welche bisher mir das Schweigen geboten.

Der Grund, ſagte die Mutter, welchen Sie mir da nennen, würde Sie wohl nicht ſo zurückhaltend gemacht haben, wenn Sie gewußt hätten, daß jenes äußre Gewand, in welchem ich meinen lieben Gemahl kennen lernte, nicht nur das eines geweſenen, ſondern eines wirklichen Dieners war, obgleich derſelbe von Geburt ein Prinz iſt, deſſen Thron vielleicht ein eben ſo alt begründeter iſt, als jener des älteſten Fürſtenhauſes in Europa.

Sie hörte jetzt und las, mit tiefer Rührung, die letzten Worte des Bruders an ſie. „Miterben, ſagte ſie, ſind wir durch dieſes Teſtament eines ſterblichen Freundes geworden, möchten wir auch eben ſo gewiß und ſicher die Miterben eines andern Freundes ſeiner Menſchen werden, deſſen Gaben nicht von vergänglicher Natur ſind. Was mein Bruder mit der mir ſehr theuren Verſichrung, daß er mir Alles verzeihe, wollte, das erzähle ich Ihnen ein andres Mal. Es iſt gut, wenn wir Menſchen hier, in der Zeit des Hineinblickens in den Spiegel, der oft Alles verkehrt zeigt, wenigſtens dahin gelangen, daß wir Einer an dem Andern mit liebender Nachſicht das ertragen, was weder des Einen noch des Andern, ſondern was Gottes iſt.“

Ehe ich von Dem, was die liebe Mutter mit ihren Worten meinte, weiter rede, muß ich zuerſt wieder auf das, was mir noch näher liegt: auf meinen lieben Schwiegervater und ſeine Geſchichte zurückkommen. Auf welche Weiſe ſich der Großvater Gregoire und der Admiral bei dem unglücklichen Aufſtand der Griechen in Morea gegen das türkiſche Joch ſchon im Jahre 1769 kennen lernten, das wird dir ein Andrer noch beſſer erzählen, als ich es könnte. Bei der Seeſchlacht von Tſchesme, am 5. Juli 1770, in welcher die türkiſche Flotte, wie in einem Wetter, nicht der Gnade, ſondern des Zornes Gottes, empor in die Wolken fuhr, waren beide Väter zugegen, und der Antheil, den ſie an dem Gelingen jener Schlacht genommen, war kein unbedeutender. Meine Schwiegermutter, welche meine Augen niemals geſehen haben, befand ſich damals bei einer griechiſchen Familie nahe bei Scala nuova, auf dem Feſtland Kleinaſiens, das der Inſel Samos gegenüber liegt. Dorthin hatte ſie der ſorgſame Gemahl vor dem entſcheidenden Kampfe, an welchem er mit ſeinem Schiffe den Antheil eines Freiwilligen nahm, gebracht, weil ſie ihrer Entbindung nahe war. Die junge Mutter hatte ſich erſt einige Tage an dem Anblick ihres neugebornen Erſtlinges erfreut, da ſchreckte ſie, wie alle Bewohner der Gegend, in ſtiller Nacht das unbeſchreiblich furchtbare Krachen und Erbeben der Erde auf, welches von den türkiſchen Schiffen ausgieng, als die feindlichen Brander ſie entzündet hatten, und eines nach dem andern durch Gewalt des Pulvers in die Luft ſprang. Die Furcht, welche dann, wenn ſie blind machet, faſt immer eine Führerin zum Verderben iſt, brachte die griechiſche Familie, bei welcher die Mutter meiner Charlotte mit ihrem Kinde wohnte, zu dem unglücklichen Entſchluß, ſich, aus der vielleicht ſichreren Wohnung, auf's Gebirge zu flüchten. Man trug die neuentbundene Mutter nebſt ihrem Kinde auf einem Tragſeſſel hinweg, und als der Morgen kam, fand man ſich ſchon weit von der Küſte, an einem vermeintlich vor aller Nachforſchung der Feinde verborgenem Orte.

Der Schlag, der bei Tſchesme die türkiſche Flotte getroffen, hatte zuerſt in dem rohen Haufen, der ſich noch aus dem Brand gerettet, und durch dieſen in allen Türken jener Küſtengegend eine entſetzliche Wuth geweckt, welche allenthalben im Blute der unſchuldigen Chriſten ihre Gluth zu löſchen ſuchte. Ohne Unterſchied des Geſchlechtes und des Alters, ſo wie des Standes, wurden die wehrloſen Griechen, denen die Türken auf ihrem Wege der Flucht begegneten, niedergemetzelt, oder in die Gefangenſchaft geführt.

Auch das kleine Häuflein, das ſich mit den Gaſtfreunden des Admirals aus Scala nuova geflüchtet hatte, wurde von einer ſolchen ſtreifenden, blutdürſtigen Schaar aufgeſpürt, und den größeren Theil der Männer wie der Frauen zerſchlug die Schärfe des Schwertes. Einige Tage nachher, nach langem Suchen und Umherirren nach der geliebten Gemahlin: der Luſt ſeiner Augen und ſeines Herzens, kam der Admiral, von einigen bewaffneten Seeleuten begleitet, unter ihnen auch Giuſeppe, an die Stätte des Jammers. Unter den andern Leichen erkannte man die verſtümmelte, ſchwer gemißhandelte der ſo ſehnlich Geſuchten; nahe dabei lagen die ſchon verweſenden Reſte mehrerer, vom Schwerte zerhauener, Kinder. Da ward der alte Seeheld, der bisher die Macht des Schreckens und des Entſetzens nur an Andern, nicht an ſich ſelber kennen gelernt, zum erſten Male, und ſtärker denn Andre, von dieſer Macht ergriffen; er ſtund ſprachlos und unbeweglich. Man führte ihn zu ſeinem Schiffe, und er ließ, wie eine bewußtloſe Maſchine, ſich leiten und führen. Er ſprach nicht, er ſchlief nicht, er aß oder trank nur das, was man ihm in den Mund reichte. So kam er mit ſeinem Schiffe zurück nach Venedig. Es dauerte lange, ehe er für die Geſchäfte ſeines Seedienſtes wieder auflebte, er war jedoch dann mit ganzer, ungetheilter Kraft wieder bei dem, was ihm als Pflicht oblag, und, ſo wenige auch der Worte waren, die er ſprach, waren ſie dennoch vermögend, die Bewegungen einer ganzen Flotte zu leiten, ja dieſe bei mehreren Gelegenheiten zu ungewöhnlichen Thaten zu begeiſtern. Aber eben dieſe wenigen, ſeltenen Worte hatten dennoch, bei einigen andren Gelegenheiten, nicht nur den Argwohn, ſondern den glühenden Haß einer ſchwachſinnigen und darum tückiſcheren Parthei der großen, ſogenannt republikaniſchen Stadt entzündet. Der Admiral wurde, wie ich ſchon früher gegen dich erwähnte, von ſeinem Poſten entfernt und wie ein Verdächtiger bewacht.

Das zarte Kind, es war meine liebe Charlotte, war dennoch dem Gräuel des Mordes entgangen; ein türkiſcher Soldat aus Smyrna hatte ſeine Amme, ein junges, blühendes Weib verſchont und dieſe, ſammt dem Kinde auf ihrem Arme, mit ſich in ſeine Vaterſtadt genommen. Hier hatten beide, mehrere Jahre lang, in einem ziemlich erträglichen Zuſtand gelebt, da begegnete einſt die Mutter Gregoire, welche nach der Schlacht von Tſchesme eine Reihe von Jahren mit ihrem Gemahl in Smyrna verweilte, der Amme des Kindes, die ſo eben an einem Brunnen Waſſer ſchöpfte. Das Gewand der Türkin, wie der Schleier, hatten vielleicht ihr ſelber das Wiedererkennen des jungen Weibes, das ſie in der Familie des Admirals ſo oft geſehen, faſt unmöglich gemacht, wenn nicht ihrerſeits die Amme zu ihr hingelaufen wäre, und ſie mit Thränen einer flüchtigen Rührung begrüßt hätte.

Der Großvater Gregoire war damals in Smyrna der Beſitzer einer der anſehnlichſten, reichſten Handlungen. Es war ihm ein Leichtes, die Amme ſammt dem Kinde aus der Hand des Türken, der ſich dieſelben zugeeignet, loszukaufen. Doch die Amme, eine Eingeborene von der Inſel Malta, hatte bereits den Glauben ihrer Väter verläugnet; ſie war mit ihrem türkiſchen Herrn in ein Bündniß der ſinnlichen Zuneigung getreten, welches ihrem Geiſte, vielleicht auf immer, ſeine Freiheit nahm. Das Kind dagegen überließ man gern den Händen der Chriſten, und mit ihm zugleich Alles, was an wenig bedeutenden Dingen, mit ihm und der Amme zugleich erbeutet worden. Die unſchuldige Kleine, welche noch von keinem Unterſchied des Glaubens wußte, ward in Smyrna als Chriſtin getauft, und trat, wie ein Kind zu den Eltern, in das herzliche Bündniß der Liebe mit deinen kinderloſen Großeltern, welches von beiden Seiten nur mit dem Tode ſich auflöſen wird.

Charlottens eigentlicher Vater, der Admiral, lebte indeß in jener Weiſe, wie ich dies in meiner neulichen Erzählung beſchrieben, zuweilen in Pirano, noch öfter aber und länger in Rovigno. Vater Gregoire war ſeit mehreren Jahren mit ihm bekannt und in freundſchaftlichem Vernehmen geweſen; ſeit den Befreiungsverſuchen von Morea, an denen ſie beide den lebendigſten Antheil genommen, war dieſes Verhältniß noch inniger geworden, am meiſten aber hatten beide ſich einander genähert, als die Mutter Gregoire, welche der Admiral ſchon als Gräfin von Chameſſon gekannt hatte, eine glückliche Vermittlerin zwiſchen dem etwas eigenſinnigen Vater meiner verſtorbenen Schwiegermutter (dem Marquis Belford) und dem Admiral wurde, und durch ihren Einfluß es dahin brachte, daß jener Vater, welcher damals in Ankona lebte, und bald hernach dort ſtarb, in die Verbindung willigte. Charlottens Mutter war eine innige Freundin deiner Großmutter geworden; beide hatten faſt ein Jahr lang, bald am Lande bald zu Waſſer, im vertrauteſten Umgang mit einander gelebt, als jenes furchtbare Ereigniß kam, das Charlotten gleich in den erſten Tagen ihres Lebens zur mutterloſen Waiſe machte.

Du begreifſt von ſelber, daß Vater Gregoire, nach dem glücklichen Wiederauffinden des Kindes, ſeinem Freunde, dem Admiral, die Nachricht davon mittheilte. Er fügte zugleich die Bitte bei, daß ſein Freund das zarte Kind einige Jahre in Heloiſens mütterlicher Pflege laſſen möge, weil dieſe, nach dem ſchmerzlichen Verluſt ihres eignen Kindes, in dem Beiſammenſeyn mit der kleinen mutterloſen Waiſe einen Troſt gefunden hatte, der ihr damals ſo Noth zu thun ſchien. Auf dieſen Brief, ſo wie auf viele andre, welche Vater Gregoire in ähnlicher Weiſe ſchrieb, kam keine Antwort; erſt nach mehreren Jahren ließ Giuſeppe, im Auftrag ſeines Herrn, durch einen Schiffskapitän aus Rovigno den Herrn Gregoire erſuchen, er möge für ihn in Smyrna eine Wohnung beſorgen. Dieſen Auftrag begleitete ſogar eine Anweiſung auf die Summe des Kaufes, oder der jährlichen Miethe jener Wohnung, und dieſer Miethzins wurde von dort an, durch ein venezianiſches Handelshaus, alljährlich richtig abgetragen, ohne daß jemals der lang erwartete Freund kam, um von dem ſchönen, für ihn bereit ſtehenden Hauſe Beſitz zu nehmen. Noch immer fuhr Herr Gregoire fort, ſeinem Freunde zu ſchreiben; der Inhalt ſeiner Briefe war von der Art, daß er hätte Strahlen des Troſtes und der erheiternden Freude in das gramvolle Dunkel werfen können, das den Admiral umgab, denn jeder Brief erzählte von dem herrlichen Gedeihen und Aufblühen der kleinen Charlotte, welche nun ſchon zum jungfräulichen Alter heranreifte, ohne ihren eigentlichen lieben Vater zu kennen. Aber der Erfolg dieſer tröſtlichen Briefe blieb ſtets derſelbe; es kam niemals auf einen derſelben eine Antwort, obgleich von Zeit zu Zeit irgend ein unbedeutender Auftrag, den der Admiral mittelbar und mündlich an Herrn Gregoire machen ließ, dieſem es bewieß, daß ſein alter Freund wenigſtens von ſeinem Leben Kunde nähme.

Du wirſt allerdings dieſes Benehmen eines Vaters gegen ſein aus dem Tode ihm wiedergeſchenktes Kind, und gegen die zärtlichen Pflegeltern deſſelben, räthſelhaft und mehr denn dieſes finden. Auch Heloiſe und ihr Gemahl fanden es ſo. Es thut mir faſt leid, daß ich dir dieſe Schattenſeite aus dem jenesmaligen Leben meines alten, guten Schwiegervaters enthüllen muß, aber ich meine, es liegt zugleich eine Entſchuldigung für ſein ſo unfreundlich erſcheinendes Benehmen darin, wenn ich dir ganz offen es erzähle, daß der arme, trübſinnige Mann die Briefe ſeines Freundes, wie ſo manche andre zwar empfangen, niemals aber geöffnet, und noch weniger einen davon geleſen hatte.

Als nach ihrer Befreiung aus den Gefängniſſen Vater Gregoire und mein Schwiegervater zuſammentrafen, da war der Inhalt eines der erſten Geſprache des edlen Pflegvaters: die Tochter, welche mit ihm und Heloiſen gekommen war, um endlich den theuren Vater zugeführt zu werden. Der Admiral richtete ſein durch Gram und durch die Entbehrungen des Gefangnißlebens gebeugtes Haupt hoch empor; in ſeine Mienen wie in alle ſeine Glieder drang ein neues, friſches Leben; er faßte den Freund ſcharf ins Auge, und fragte mit ſtockender Stimme: „Tochter?“— Vater Gregoire erſchrak nicht wenig, er konnte nichts Andres vermuthen, als daß ein Anfall von Wahnſinn den ſonſt ſo klaren Geiſt ſeines Freundes trübe. Als aber dieſer mit einer Miene ihn anblickte, welche wie eine innige, aus der Tiefe eines gebeugten Herzens kommende Bitte ausſahe, hielt er den Zuſtand deſſelben für eine Anwandlung von Vergeſſenheit, die aus leiblicher Urſache kame, und ſprach noch mehr von der Tochter. Mit jedem Worte, das er ſprach, belebteu ſich die Augen und die vorhin wie erſtorbenen Geſichtszüge des Mannes mehr und mehr, ſeine bleichen Wangen rötheten ſich, er drückte mit Heftigkeit die Hand ſeines Freundes; einzelne Silben und Worte, die er ſprach, außerten nichts als Freude und innige Dankbarkeit, aber die Blicke, welche er nicht von den Augen des Freundes verwendete, fragten immer begieriger und mehr; Vater Gregoire durfte nicht aufhören zu erzählen, weder in der Maulthierſänfte, in welcher man die beiden vom Gefängniß entkräfteten Männer zur Küſte, noch in dem Boote, worinnen man ſie zum franzöſiſchen Linienſchiffe brachte. So hatte er Alles, was er von Charlotten wußte, von dem Augenblick ihres Auffindens in Smyrna, bis zu der Trennung in Parenzo, und ihrer durch Marcello berichteten, vermeintlich glücklichen Flucht aus Rovigno erzählt, und immer fragten die Blicke ſo wie die einzelnen Worte des Admirals nach Mehrerem.

Als aber jetzt das Boot ſich dem ziemlich tief im Meere herumkreuzenden Schiffe nahte, und die Sonne aus dem zerſtreuten Regengewölk hervorſtrahlte, da ſtund er aufrecht im Boote und ſtarrte mit unverwandtem Blicke nur nach dem Schiffe hin, auf deſſen Verdeck man Heloiſen allein, ohne Charlotten, ſtehen ſahe. Er war der erſte, der mit der Eil eines gewandten Seemannes an der Strickleiter emporklimmte; er gieng auf Heloiſen zu und ſprach nur das eine Wort, das in ſeiner Seele zu einer neueröffneten Quelle der Luſt am Leben geworden war: das Wort „Tochter“. Heloiſe antwortete mit Thränen, und erzählte ihm, ſo wie den jetzt auch herbeigekommenen Gemahl und dem Freunde Marcello, das Unglück, das uns begegnet war. Da ſetzte ſich der Admiral, wie ein tief Ermüdeter, und verſank von neuem in ſein trübſinniges Schweigen, welches dem Erſtarren und Verſtummen einer Melancholie glich, die an Dumpfſinn gränzt.

Durch Giuſeppe erfuhren jetzt die beiden Pflegeltern meiner Charlotte Alles, was ihnen bisher das Benehmen des Admirals ſo räthſelhaft gemacht hatte. Wir müſſen ſein damaliges Thun wirklich als das eines geiſtig Kranken betrachten. Als ihm der treue Diener den erſten Brief des

Vater Gregoire aus Smyrna brachte, da erfaßte der Admiral das Papier mit einer, wie von freudiger Begier zitternden Hand. Er ſetzte ſich, ſchien den Brief eilig eröffnen zu wollen, legte ihn aber dann vor ſich hin auf den Tiſch, nahm ihn hierauf wieder, betrachtete aufmerkſam die Aufſchrift und das Siegel, legte ihn von neuem hin, und winkte dem Giuſeppe, ſich zu entfernen. Daß ſein Herr aber dieſen Brief nicht, wie die meiſten andren, die er empfieng, uneröffnet verbrannt habe, davon überzeugte der Diener ſich bald. Es kam ein zweiter Brief aus Smyrna, der Admiral empfieng ihn mit faſt eben ſo heftiger Rührung als den erſten. Er legte ihn jedoch, ohne eine Bewegung zu ſeinem Eröffnen zu machen, neben ſich hin, gieng an einen verſchloſſenen Schrank, und holte eiligſt aus dieſem den erſten Brief ſeines Freundes hervor. Beide Briefe legte er jetzt neben einander, verglich mit Aufmerkſamkeit die Aufſchrift und das Siegel des einen mit denen des andren, und Giuſeppe konnte nicht wiſſen, wie lange dieſes Spiel gedauert habe, denn ſein Herr winkte ihm einen Auftrag zu, der ihn aus dem Zimmer entfernte. Indeß hatte er wiederholt Gelegenheit zu bemerken, daß ſein Herr mit allen Briefen, die von ſeinem Freunde kamen, auf die gleiche Weiſe verfahre. Und jemehr ſeine Sammlung von ſolchen Briefen anwuchs, deſto höher ſchien ſich das faſt kindiſche Wohlgefallen daran, und die Begierde, immer mehr davon zu haben, zu ſteigern. Faſt jedesmal, wenn Giuſeppe kam, fragte er entweder durch das Wort „Smyrna“, oder auch wohl nur durch ein Zeichen, das er mit der gegen Südoſt ausgeſtreckten, gebogenen Hand gab, und deſſen Sinn der Diener bald hatte verſtehen gelernt, ob kein Brief von dorther angekommen ſey? Und wenn er, der alte Seemann, der alle Flaggen und zum großen Theil ſelbſt die einzelnen Schiffe ſo wie ihre Beſtimmung kannte, mit bloßen Augen, oder auch ſchon aus weiter Ferne durch das Fernrohr, die Ankunft eines Fahrzeuges aus dem Orient bemerkte, dann konnte er kaum die Nachricht erwarten, ob es für ihn Briefe gebracht habe oder nicht?

Ich erinnerte mich ſpäter, als mir dieſes erzählt wurde, gar wohl, daß, während wir die erſten glücklichen Wochen unſres Eheſtandes in Rovigno verlebten, meine Charlotte einſtmals gegen Giuſeppe den Wunſch äußerte, daß ein alter, auf chineſiſche Weiſe bemalter und lackirter Wandſchrank an einen andern Ort gerückt werden möchte. Der alte Diener erklärte darauf: das ſey der einzige Wunſch, welchen er Charlotten nicht erfüllen dürfe, denn dieſer Schrank enthielte den größeſten, liebſten Schatz ſeines Herrn, und ſey für Alle, außer für ſeinen Beſitzer, unantaſtbar. Freilich, ſo fügte er lächelnd hinzu, würde dieſer Schatz für Diebe keinen ſonderlichen Werth haben, denn er beſteht aus nichts Weiterem, als aus einer Sammlung von verſiegelten Briefen, davon viele jetzt ſchon über zehn Jahre in dieſem Kaſten unter Schloß und Riegel liegen.

So hatte mein armer Schwiegervater — denn dies iſt ja immer die Art und Weiſe jener natürlichen Traurigkeit, welche nicht das Leben, ſondern den Tod wirket — ſich ſelber hartnäckig gegen alles das verwahrt und verſchloſſen, was ihm hätte Troſt und Freude bringen können. Wahrſcheinlich fürchtete er von dem Inhalt jener Briefe ein neues Aufreiſſen, oder ein ihm unerträglich fallendes heftiges Berühren ſeiner innern Wunde, und ſtieß ſo, gleich einem unerfahrenen Kinde, die Hand des Wundarztes von ſich, welche nichts Andres wollte, als ſeine Schmerzen lindern und heilen.

Wer weiß, ob nicht eben deßhalb die lange Zeit des ſchmerzlichen, ſehnlichen Harrens auf das Wiederſehen der Tochter ihm nöthig und heilſam war. Vielleicht hätte ein zu plötzlich hereinbrechender Sturm der Freude für immer zerrüttend auf ſein krankes Gemüth gewirkt. So bekam das Heilmittel Gelegenheit, auf langſamere, ſichrere Weiſe ſein Herz zu erfaſſen. Denn als nach einigen Monaten Nachrichten von Marcello eintrafen, welche die gewiſſeſte Hoffnung zu unſrer baldigen Befreiung gaben, und als man dieſe Nachrichten jedesmal dem Admiral mittheilte, ja, ſeinen immer von neuem fragenden Blicken ſie mehr denn ein, ja denn zehnmal wiederholte, da fieng er allmälig an, wieder zu einer Theilnahme zu erwachen, und zuweilen ſelbſt mit Heloiſen und ihrem Gemahl zu ſprechen.

Von dem Augenblick, in welchem Charlotte ihrem Vater wiedergeſchenkt ward, habe ich dir bereits erzählt. Auch erwähnte ich ſchon, welche durchgreifende Verändrung von dort an mit dem am Geiſte krankenden Manne vergieng. Es war eine beſondre Gabe der Natur, welche Gott in Charlotten, zum Heil ihres Vaters, gelegt hatte, daß ſie im Umgang mit dieſem eine Heiterkeit und Lebhaftigkeit entwickelte, die du noch jetzt an ihr wahrnehmen wirſt. Je ſchweigſamer zuweilen der Vater war, deſto beredter wurde meine liebe Charlotte, und ſie hatte das Herz des Alten ſo ganz in ihrer Gewalt, daß er ihr auf keine Frage die Antwort ſchuldig blieb, ja daß er von ihrem anmuthig unterhaltenden Geſchwätz ſo ganz mit hingeriſſen ward, daß er lachte, wenn die Tochter lachte, und weinte, wenn ſie, bei mancher ihrer Erzählungen, weinte.

In der That, ich habe kaum eine rührendere Liebe geſehen, als die des Admirals zu ſeiner ſo lange als todt beweinten Tochter war. Als wir uns noch zuſammen in

Ankona aufhielten, da waren unſre Zimmer durch einen langen Gang von einander getrennt. Wenn am Morgen das unſrige aufgieng, da ſtund oder ſaß der Vater ſchon an einer Stelle, die unſrer Thüre gegenüber war; er hatte hier ſich ſtill und ſchweigend gehalten, damit die Ruhe ſeines Kindes nicht geſtört würde, dann aber war er den ganzen Tag hindurch unſer lieber Gaſt, und auf der gemeinſchaftlichen Reiſe, welche wir Alle bald nachher antraten, ſetzte er ſich im Wagen immer ſeiner Tochter gegenüber, damit er jeden ihrer Blicke ſahe, jedes ihrer Worte nicht nur mit den Ohren, ſondern zugleich mit den Augen vernähme.

Von Italien aus nahmen wir unſern Weg zuerſt nach der Schweiz. Dorthin hatte mein Schwiegervater einen großen Theil ſeines Vermögens noch bei ſicherer Zeit gerettet; dort beſaß er auch ein Gut, in herrlicher Lage. Die Mutter Gregoire und ich brachten jetzt auch, auf einer Reiſe nach Frankreich, an welcher Charlotte und der damals etwas kränkliche Großvater keinen Antheil nahmen, unſre Erbſchaftsangelegenheit in Ordnung, und nahmen bei dieſer Gelegenheit auch das uns zugefallene Gut bei Digne in Beſitz. Charlotte durfte ſich nicht von ihrem alten Vater, der an ſeine ſchweitzeriſche, neue Heimath wie feſtgebannt war, entfernen, und ich konnte von ihr mich nicht trennen, ſo verlebten wir mehrere, unbeſchreiblich glückliche Jahre dort am Fuße der hohen Alpen, am nachbarlichen Spiegel des Genferſees. Die Großeltern Gregoire verweilten abwechſelnd bald bei uns, bald auf unſerm Gute bei Digne. Unſre Ehe war mit mehreren geſunden, lieblich gedeihenden Kindern geſegnet, welche, gleich Roſen, die noch im Herbſte aufblühen, den Spätſommer der Liebe, durch welchen unſer Vater ſo ſelig war, verſchönerten. Merkwürdig war mir es immer, daß dieſer Vater meiner Charlotte der einzige Mann war, vor deſſen Stimme und Anblick deine damals noch ſo krankhaft reizbare Julie ſich nicht fürchtete noch ſcheute, ſondern auf deſſen Arm ſie ſchon als ganz kleines Kind eben ſo gern gieng, als auf den der Mutter. Es war, als ſollte der vielgeprüfte Mann in ſeinen letzten Lebenstagen von allen Seiten nichts Andres als nur die Liebe genießen, deren Glück ihm auf ſo ſchmerzliche Weiſe entriſſen, und ſo lange von ihm war entbehrt worden.

Ich war von Jugend auf an Thätigkeit gewöhnt; ohne eine beſtimmte Beſchäftigung wäre mir das Leben ſchwer gefallen. Weder das Landgut am Genferſee, noch jenes bei Digne vermochten mich auf eine, meinen jugendlichen Kräften entſprechende, mein Verlangen nach Arbeit befriedigende Weiſe zu beſchäftigen; da laſen wir einſt, als ich gerade bei den Großeltern Gregoire in Digne zu Beſuch war, in einem öffentlichen Blatte die Nachricht, daß hier dieſe Mühle mit einem anſehnlichen Grundbeſitz zu verkaufen ſey. Halb im Scherz fragte ich den Großvater, was er dazu ſagen werde, wenn ich mich auf einmal entſchlöſſe, ein Mühlenbeſitzer und Landwirth zu werden, damit ich doch auch, wie andre ehrliche Leute, mein Brod im Schweiß meines Angeſichts äße, nicht im trägen Müſſiggang verzehrte. Herr Gregoire nahm alsbald den Scherz im vollen Gewicht des Ernſtes, und rieth mir nicht nur, ſondern bat mich dringend, dieſen Vorſatz auszuführen, denn auch er habe ſein Leben in Mühſeligkeit und Arbeit zugebracht, oder eigentlich ſo erſt genoſſen, und nachdem er zuerſt als Reiterhauptmann und Herzog ſelber die Waffen rüſtig geführt, dann einem Andern die Waffen nachgetragen, ja den Steigbügel gehalten, dann wieder ein

kampf=

kampfluſtiger Feldoberſt, dann Seeoffizier und zuletzt gewerbthätiger Kaufmann geworden, ſehne er ſich jetzt ganz unbeſchreiblich nach einer neuen Gelegenheit zur Uebung ſeiner Kräfte.

Wenn du Müller wirſt, ſagte der ehrwürdige Mann, will ich gern dein Mühlenknappe, wenn du Landwirth biſt, gern dein Gärtner und Pflanzer ſeyn; nur Arbeit, Arbeit verſchaffe mir.

Ich ſchrieb ſogleich an Charlotten und fragte um ihre ſo wie um des Schwiegervaters Meinung über den Gegenſtand. Meine liebe Frau, welche, wie du weißeſt, in der häuslichen Geſchäftigkeit einen weſentlichen Theil ihres äußren Glückes findet, bezeugte mir in ihrem und in ihres Vaters Namen die herzlichſte Freude über den vortrefflichen Einfall, und munterte mich auf, baldmöglichſt mit Großvater Gregoire nach Avignon zu reiſen, um dort mit eignen Augen zu prüfen, und, wenn es uns gut ſchiene, die Unterhandlungen anzuknüpfen.

Vater Gregoire bewährt die Schärfe ſeines Adlerblickes, womit er das Große und Ganze überblickt, auch da, wo er ihn auf Einzelnes und Kleines richtet. Er erkannte, als wir hieher kamen, in wenig Stunden alle Vorzüge ſo wie die mancherlei Mängel, die ſich an der Mühle und allen dazu gehörigen Behauſungen und Grundſtücken in ihrem damaligen Zuſtande fanden, bemerkte jedoch zugleich gegen mich, daß die Mängel ohne große Schwierigkeit zu heben ſeyn würden, und daß die Vortheile, welche der Ankauf verſpräche, in ſehr günſtigem Verhältniß zu der Summe ſtünden, die man uns abforderte. Wir ſchloſſen daher in Kurzem den Handel ab, und bezahlten das Verlangte alſobald baar an die in Avignon wohnenden Erben des vorigen Beſitzers.

In den erſten Jahren unſres Hierſeyns, es war unmittelbar vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, waren wir auch ſo glücklich, unſren Vater, den Admiral, in unſrer Mitte zu haben. Es hatte freilich Mühe gekoſtet, ihn von ſeinem Ruheſitz, in der Schweitz, loszumachen, da er jedoch ſeine Tochter in ihrer neuen Geſchäftigkeit hier ſo glücklich, die Enkel ſo kräftig gedeihen ſahe, entſchloß er ſich zum Bleiben. Er würde, ich zweifle nicht daran, ſeine Tage unter uns beſchloſſen haben, wenn nicht das furchtbare Ereigniß, das damals wie ein Brand im Walde die Völker von Europa aus ihrem langen Schlummer aufſchreckte, auch unter unſern Füßen den Boden erſchüttert hätte. Die Gräuel der Revolution waren nicht mehr allein auf die ſchuldbelaſtete Hauptſtadt beſchränkt geblieben, ſondern hatten auch ſchon in den ſüdlichen Städten des Landes eine Nachahmung gefunden. Schon war das Reiſen, hinaus über die Gränze, faſt eben ſo gefährlich als das Bleiben, da zeigte uns Gottes Hand, wenigſtens zur Sicherung des alten Vaters, einen Ausweg. Ich habe bisher verſaumt, dir von den weiteren Schickſalen des treuen Freundes, den ich dir als Marcello nannte, etwas Weiteres zu erzählen. Dieſer, welcher noch jetzt in einem wohlverdienten Anſehen und Glücke hier in Frankreich lebt, war bei den erſten Anfängen der Revolution, geblendet durch den trügeriſch-edlen Schein, in welchem dieſe Anfänge prunkten, mit ſeinem, wie du dich erinnerſt, aus der Gefangenſchaft in Iſtrien befreiten Bruder nach Paris gegangen. Beide hatten ſpäter Kriegsdienſte genommen, der Bruder, welcher bald nachher ſeine Verirrung unter der Guillotine büßen mußte, ſtund damals als Offizier unter den Landtruppen gegen die Gränze der Alpen hin. Durch ſeine Bemühung gelang es, dem Admiral, den wie ein Schutzengel ſeine Tochter mit ihren Kindern begleitete, den Ausweg nach der Schweiz zu eröffnen.

Unvergeßlich ſind mir die Geſpräche des Großvaters Gregoire am letzten Nachmittag und Abend vor der nächtlichen Abreiſe des Vaters. Dieſer, der ſo ſehr zum ſchwermüthigen Grübeln geneigte Admiral, ſprach Furcht und Zweifel aus, an denen ſeit einiger Zeit auch mein eignes Herz gelitten hatte. Das was uns Allen das Theuerſte und Liebſte im Leben wie im Sterben iſt: der Glaube der Chriſten, ſchien ihm unter den Völkern, zunächſt in Frankreich, einem Erlöſchen nahe, aus welchem kein neues Anzünden wieder möglich ſey. Der Großvater Gregoire dagegen verkündete ſo zuverſichtlich einen nahe künftigen Sieg über die Pforten der Hölle voraus, welche damals ſich aufmachten, um das Einzige, das hoch und feſt ſtehet, zu überwältigen, daß wir Andern Alle uns auf's Neue geſtärkt und beruhigt fühlten. Es war das letzte Mal, daß ich den Vater meiner Charlotte ſahe; wenige Tage nach der glücklich ausgeführten Flucht der Meinigen wurde das Netz der Todesgefahren ſo dicht um unſre Gränzen herumgezogen, daß ſchwerlich noch ein Entkommen möglich geweſen wäre, ja ſelbſt jede Correſpondenz mußte, um keinen Verdacht zu erregen, nur ſehr mittelbar und auf großen Umwegen geführt werden, ſo daß wir drei Zurückgebliebenen: die Großeltern und ich, einmal faſt ein ganzes Jahr lang keine Nachricht von Charlotten erhielten.

Wie froh aber war ich dennoch, mitten in den Schmerzen einer mehrjährigen Trennung, und mitten unter unſern täglichen Drangſalen, darüber, daß ich die Meinigen in Sicherheit wußte. Der Admiral, der bei einer Veranlaſſung, die ihn in meiner Geſellſchaft nach Avignon führte, ſeine jetzt nicht mehr gefeſſelte Zunge mit ziemlicher

Kraft gegen ein Mitglied des Jakobinerklubbes gebraucht hatte, welches bald nachher an die Spitze der blutdürſtigen Verderber in Avignon trat, wurde, eine Woche nach ſeiner Rettung, mit großem Eifer in unſerm Hauſe und in der ganzen Nachbarſchaft geſucht; daß man ihn nicht fand, das zog ſpäter unſre Verhaftung nach ſich, aus der Gott uns wunderbar befreite. Hatte man den guten Alten ergriffen, er wäre noch an demſelben Tage zur Guillotine geführt worden, und meine arme Charlotte hätte unter den Händen jener Unmenſchen, welche die Sclaven aller thieriſch-wilden Lüſte waren, ein noch ungleich furchtbareres Loos getroffen, als jenes war, das ſie in unſrer früheren Gefangenſchaft erduldet hatte; ſie hätte dann auch ohnfehlbar unter den verſtümmelten Schlachtopfern geendigt, welche die Wüthriche noch athmend hinabſtürzten in die unterirdiſchen Räume des Schloſſes von Avignon.

Der Großvater Gregoire hatte ſich Arbeit, nur Arbeit gewünſcht; ſein Wunſch wurde ihm, obwohl auf andre Weiſe, als wir es vermuthen konnten, im vollſtem Maaße erfüllt. Durch all ſein Thun und Weſen hatte er ſich in den wenigen Jahren, welche wir damals hier geweſen, eine ſolche Achtung, ja Ehrfurcht bei den Bewohnern unſrer Gegend erworben, daß ſein mächtiger, obwohl ſtiller Einfluß das Volk unſrer Dorfgemeinde und eines Theiles der Nachbarſchaft in Ruhe und Ordnung erhielt, während rings um uns her die wilde Empörung gegen Gott und göttliche Ordnung tobte. Aber eben dieſer wohlthätige Einfluß hatte die Augen der Ordnungshaſſer und Verderber auf ihn gezogen, und als jetzt auch die Flucht des Admirals, wie ein großes Verbrechen, uns ſchuld gegeben wurde, ließ man uns durch Bewaffnete in den Kerker von Avignon abführen.

In den damaligen Tagen des Entſetzens ſind freilich Tauſende von Unſchuldigen als Opfer der Bosheit gefallen, doch hat ſich in vielen Fällen zur Stärkung des Glaubens der wenigen, treu Gebliebenen die bewahrende und rettende Hand Gottes an Solchen gezeigt, die ihm von Herzen vertrauten. Wer hätte es erwarten ſollen, daß wir unter eben jenen Bewaffneten, die uns nach Lyon abführten, einen Freund finden würden. Dies war ein Mann, welcher bei dem unglücklichen Aufſtand in Morea unter dem damaligen Feldoberſten Gregoire gedient hatte. Unſer Etienne erkannte den alten Waffengefährten zuerſt, und dieſer ihn; der treue Diener gieng nach kurzer Berathung in den Vorſchlag des Soldaten ein, er folgte freiwillig uns Gefangenen nach Avignon, um dort mit ſeinem Herrn zu leben und zu ſterben. Es war gerade in einer Zeit, in welcher das Herandringen der feindlichen Heere und Flotten alle Streitkräfte des Landes zu ſammlen gebot. Etienne, der hierbei nur an die Möglichkeit, ſeinen Herrn zu retten, dachte, hatte alsbald die dreifache Kokarde genommen, und ſich unter die Fahnen der ſogenannten Vertheidiger der Freiheit geſtellt, in deren Schaar man gern ſelbſt Invaliden aufnahm, wenn ſie Erfahrungen im Handwerk des Kriegs mit ſich brachten. Du kennſt ja ſeine volksthümliche Weiſe und Beredtſamkeit; er wußte ſich trotz ſeines ſchlechten Franzöſiſch dem Volkshaufen, unter den er ſich miſchte, verſtändlich zu machen, und alles das, was er ſprach, wurde durch ſeinen vormaligen Mitſoldaten, der bei der Menge in einigem Anſehen ſtund, lebhaft unterſtützt, und, wo es Noth that, weitlaufiger und allgemein verſtändlicher ausgeführt. Der Sinn ihrer Reden war kein Andrer, als die Lobpreiſung des großen, apferen Kämpfers für die Freiheit, den man aus Mikverſtand habe gefangen genommen: des Feldoberſten Gregoire, der ſchon einmal, in Morea, an der Spitze einer Revolution geſtanden ſey.

Uns fallt es freilich unbegreiflich, wie die allwaltende Hand, die unſre Schickſale regiert, oft an ſo kleine, ſchlechte Anlaſſe die Faden ihrer großen Thaten anſpinnen konne, aber hier war es ſo: die Gunſt des Pobels, welche der arme, geweſene Matroſe, der Invalide Etienne, ſich in wenig Stunden, dort auf dem Marktplatz und im Trinkhauſe erworben, wurde für diesmal noch der Grund zu unſrer Befreiung. Einige der Ungeheuer ſelber, welche den ſogenannten Wohlfahrtsausſchuß der Stadt bildeten, wurden durch den lautgeaußerten Wunſch des Volkshaufens bewogen, den geweſenen Oberſten bei den Arbeiten, welche damals zur Verbeßrung der Artillerie und zur Befeſtigung der Stadt vorgenommen wurden, als einen der Aufſeher und Regierer anzuſtellen.

Dein Großvater unterzog ſich dieſem, ihm aufgetragnen Geſchaft mit Geſchick und Eifer; ich ward ihm, ſo wenig ich auch von der Sache verſtund, denn hiernach fragte man damals nicht ſehr, zum Gehülfen beigegeben; die Großmutter blieb bei uns in der Stadt wohnen, unſre Muhle wurde, freilich ſehr mangelhaft, von einem, übrigens ehrlichen Landmanne in Gang erhalten. Etienne war, wer ſollte ihm das anſehen, nach wenig Wochen bis zur Stelle eines Offizieres des Invalidencorps emporgeſtiegen, und begleitete nebenbei noch manche andre Aemter in der Stadt. Die Zeit unſrer Ruhe war indeß nur von kurzer Dauer, und ich weiß nicht einmal, ob ich das freie Herumwandeln und das für ſich ſelber nicht gefahrdete Leben eine Ruhe nennen ſoll, in einer Stadt, in welcher das Auge taglich nichts ſahe, als blutige Grauel, das Ohr nichts hörte, als den Jammer oder das ſtillere Seufzen der Schlachtopfer.

Uns hatte der Umſtand, daß wir als Fremde nur von Wenigen gekannt waren, und daß wir ganz ſtill und ruhig den Weg unſrer Geſchäfte giengen, eine Art von Schutz gewährt; dem Vater Gregoire war es ſogar gelungen, durch die Achtung, in die er durch ſeine Geſchäftsthätigkeit ſich geſetzt hatte, ein blutiges Gericht von unſrer Dorfgemeinde abzuwenden, welches dieſer drohete, weil man ſie wegen ihres ruhigeren Verhaltens, und wegen der Ermordung eines Jacobiners, die unglücklicher Weiſe, von ganz andren Händen, in ihren Gränzen verübt worden, für eine heimliche Feindin der Freiheit hielt. Dieſe Wohlthat ſteht bei unſerm hieſigen Landvolk noch in ſehr lebendigem Andenken; der Entſchloſſenheit und dem ſcharf blickenden Verſtande deines Großvaters hatte man es hauptſächlich zu danken, daß der wahre Urheber jenes Mordes, der noch dazu mit dem Ermordeten von gleicher politiſcher Farbe und Stellung war, nach wenig Tagen entdeckt wurde. Doch, wie ſchon erwähnt, bei dieſem Allen war unſre Freiheit und ſcheinbare Sicherheit nur von ſehr kurzer Dauer. Vater Gregoire hatte eines Tages bei einer Verſammlung der Volksführer auf eine Weiſe ſeinen Abſcheu gegen all' ihre Gräuelthaten ausgeſprochen, daß mir noch heute ſeine Worte, in der Erinnrung, wie ein Donner von Sinai erſcheinen, deſſen Kraft, ſo hatte man glauben ſollen, alle Herzen erſchüttern oder zerſchmettern mußte.

Die Gewalt eines guten Gewiſſens vor Gott und Menſchen, auf Glauben geſtützt und in ihm gewurzelt, iſt allerdings groß, ſie ſchlägt unwiderſtehlich an die Herzen an, bei ſolchen jedoch, welche in der Sünde verhärtet ſind, weckt ſie, ſtatt ins Innre zu dringen, nur Flammen der

Rache, wie das Schwert am Kieſelſtein. Man riß deinen Großvater und mich wüthend von den Schranken hinweg, wir wurden ſogleich nach dem Platz der Guillotine abgeführt. Es war ſchon ſpat am Abend, als dieſes geſchahe, und es ſollten heute noch mehrere Hunderte hingerichtet werden. Das gewöhnliche Mordwerkzeug war nur von wenigen Händen bedient, und dieſe Hände waren von der blutigen Arbeit jenes Tages ſo ermüdet, daß ſie kaum ſich noch zu regen vermochten. Den Verderbern gieng ihr Werk zu langſam, mit lautem Geſchrei ward beſchloſſen, einen Haufen der Verurtheilten hinzuführen auf einen andern freien Platz, wo man ſie mit Kartätſchenkugeln niederſchmettern wollte. Auch uns beide riß man, im wilden Strom, mit dahin. In dieſem Augenblick geſchahe ein furchtbarer Schlag, der die Fenſter der Häuſer zerſchmetterte, und gleich darauf ſahe man nach einer Gegend der Stadt hin ein Feuer ausbrechen. Ein Pulvermagazin hatte ſich entzündet, welches nahe bei der Stadtmauer ſtund. Der erſchrockene Haufe löſte zum Theil ſich auf und eilte, theils nach den eignen Wohnungen, theils nach der Stätte des Brandes hin. Wie es nun damals unſerm treuen Etienne und einigen ſeiner Gehülfen, unter denen der vormalige griechiſche Soldat war, gelungen iſt, uns beide, unbemerkt aus dem Haufen der Gefangenen heraus, in die Schaaren hineinzumiſchen, welche, ohne auf etwas Andres als auf die eigne Gefahr zu merken, ſich nach den verſchiednen Gaſſen hin zerſtreuten, das iſt mir noch heute ein Räthſel, und ohne einen höheren Beiſtand wäre es wohl auch unmöglich geweſen. Man rettete uns an einem Punkte der Stadt, welcher an jener Seite derſelben lag, die dem Brande gerade entgegengeſetzt war, in ein Haus hinein; hier mußte ſich, durch Etiennes Zudringlichkeit bewogen, Vater Gregoire ſeinen Bart abnehmen laſſen und, ſo wie ich, in andre Kleider werfen, dann verſchloß man uns in einen kleinen Verſchlag auf dem Oberboden, und ſchob vor den Eingang unſres Käfigs Kiſten und alte Geräthſchaften vor.

Es war für mich eine Nacht voll Angſt und Schrecken. Das trübe Roth der Flammen, in welchem jetzt mehrere Häuſer der Vorſtadt ſtunden, ſchimmerte zu den kleinen Oeffnungen des Daches herein, und wir wußten nicht, wie nahe oder wie fern auch unſerm Obdach die Gefahr des Entflammens ſey. Das Geſchrei und der Lärmen des Volkes, das zur Abwehr der Feuersgefahr durch die Gaſſen rannte, wurde von dem lauten Krachen des Geſchützes übertönt, welches jetzt ſo eben unſre Mitgefangenen zerfleiſchte. Jedes Geräuſch, welches dazwiſchen in unſrer Nähe ſich vernehmen ließ, weckte in mir die Beſorgniß auf, daß man jetzt eben kommen und auch uns zum Tode abführen werde.

Ungleich furchtbarer noch als mich, hatten die Schreckniſſe dieſer Nacht deine arme Großmutter erfaßt. Dieſe hatte die Verurtheilung des theuren Gemahles, ſo wie ſeine Abführung zum Richtplatz vernommen; ſie wußte, daß er unter jener Schaar war, die man auf dem ſchnelleren Wege des Erſchießens vernichten wollte; vor ihren Fenſtern hörte ſie das wüthende Schimpfen eines weiblichen Pöbelhaufens, welcher ihr den Tod drohete. Für ſich ſelber fürchtete ſie den Tod nicht, ja ſie ſahe ihn, wenn für den Gemahl keine Rettung war, mit Freuden kommen; nur um den Gemahl zitterte ſie; ſie rang in heißem Gebet nach Hülfe und nach Troſt. Das Krachen des entzündeten Pulvermagazins und der Lärmen beim Feuer hatte ſie, ſobald der Augenblick der unwillführlichen, leiblichen

Erſchüttrung vorüber war, nur wenig beachtet; als aber jetzt der Donner des Geſchützes, nicht fern von ihren Fenſtern erſchallte, und ſie an das erinnerte, was ſeine Veranlaſſung war, da ſank ſie hin in lange Betäubung. Von dem innren Sturme, welcher in jener furchtbaren Nacht die ſonſt ſo feſte Natur der Mutter Gregoire bewegte, zeugen noch jetzt die leiblichen Spuren, welche ihr davon zurückgeblieben ſind. Ihr Haupt war in jenen Stunden der Angſt grau geworden, ihre Glieder hatte ein unheilbares Zittern ergriffen. Als am andren Morgen die treue Bauernfrau, es iſt jene Nachbarin unſrer Mühle, welcher du vor einigen Monaten ärztliche Hülfe gebracht haſt, mit der Milch zugleich eine ihr ſelber nur unvollkommen verſtändliche, tröſtliche Botſchaft von Etienne an Mutter Gregoire brachte, fand ſie dieſe, unvermögend ſich durch eigne Kraft zu erheben, am Boden liegend.

Der Pöbel hatte bald über den andren Gräueln, welche an jedem neuen Tage, ja faſt in jeder neuen Stunde, ans Licht traten, die alten vergeſſen. Man wollte am Morgen — der griechiſche Soldat und Etienne waren deß Zeugen — unter den Leichnamen der Erſchoſſenen auch jene von Herrn Gregoire und ſeinem Sohne geſehen haben; einer aus dem Pöbel hatte von einem Soldaten die mit Blut befleckte, ausgezeichnete Kleidung des erſteren als Gabe für die Mithülfe bekommen, die er beim Hinabſtürzen der Leichname in die gemeinſame Grube geleiſtet, in deiner Großmutter kannten nur wenig Menſchen die Wittwe des Hingerichteten, und ſelbſt dieſen Wenigen ward es ſchwer, ſie in ihrem jetzigen Zuſtand zu erkennen; ſo entkam ſie nach einigen Tagen unbemerkt hieher in unſer Dorf, wo ſie bei der Nachbarin Wohnung nahm.

Wir beiden Andern, der Großvater Gregoire und ich, hatten indeß noch einige ſchwere Tage auszuhalten. Wie wir ſpäter erfuhren, wußte nur eine einzige Perſon in dem Hauſe, worinnen wir verborgen waren, um unſern dortigen Aufenthalt, dieſes war ein armer, ehrlicher Perückenmacher, welcher noch mitten in jener Zeit des Abfalles treulich an dem Glauben der Väter feſthielt, und ſeinen Glauben auch durch werkthätige Liebe an den Brüdern bewieß. Etienne, der ein feinerer Beobachter und Kenner der menſchlichen Natur iſt, als vielleicht Mancher aus dem äußren Scheine vermuthen möchte, hatte die Geſinnung dieſes Mannes bei einem jener öffentlichen Volksfeſte erkannt, zu deſſen Feier, oder wenigſtens zu deſſen Beſchauung, alle Bewohner der Stadt gewaltſam genöthigt wurden. Der arme Mann hatte zwar nicht gewagt, ſeinen Unmuth über die Läſterungen gegen alles Heilige und Göttliche, welche die Volksredner ausſtießen, und gegen die mehr denn heidniſchen Gräuel, die man vor den Augen der verſammleten Menge begieng, in Worten laut werden zu laſſen, aber ſeine Mienen, ſeine Blicke hatten den innren Schmerz nicht verhehlen können. Etienne, dem unter ſeiner dreifarbigen Kokarde und unter dem Soldatenrock ein gleichgeſinntes Herz ſchlug, hatte bei Gelegenheit den Mann aufgeſucht, und beide hatten ſich öfters in dem heimlichen Stübchen des Perückenmachers durch vertrauliche Geſpräche gegenſeitig geſtärkt und getröſtet. Auch ließ es der gutmüthige Stelzfuß bei ſolcher Gelegenheit nicht an leiblichen Gaben fehlen, die er ſeinem dürftigen Gaſtfreund mitbrachte, und in der Regel bewirthete der Gaſt mehr den Wirth, als dieſer ihn. Jetzt nun war jener Mann eines der Werkzeuge zu unſrer Lebensrettung geworden.

Aber der Weg, den die Weiſe dieſer Rettung nahm, gieng anfänglich noch durch manche Hemmungen. Man hatte in jener Nacht, die unſre letzte ſeyn ſollte, eine Schaar des ärmeren Volkes zum Löſchen des Feuers, und dann zur wachſamen Beobachtung der rauchenden Trümmer herbeigetrieben. Solche erzwungene Dienſtleiſtungen trafen gewöhnlich Jene, welche nicht zu den wüthenden Schreiern und lauten Bewunderern, oder ſogar Theilnehmern der öffentlichen Gräuel gehörten, ſondern welche dieſen Leuten, eben weil ſie ſich ſtill und ruhig hielten, verdächtig waren. Dies war der Grund, aus welchem einer der Hausgenoſſen, ein beſtialiſch roher Geſell, den armen Perückenmacher mit ſich fortriß zu der Stätte des Brandes, wo man ihn zuerſt als Waſſerträger, dann als Feuerwächter zwei Tage und Nächte feſthielt. Etienne wußte hiervon nichts, und wir beiden, die wir ſchon an dem Tage unſrer Verurtheilung ungegeſſen geblieben waren, ſehnten uns vergeblich, in unſrem engen Raume, nach einer Erleichtrung unſrer Noth. Ich fürchtete, unſren Rettern ſey ein Unglück zugeſtoßen — denn wer war damals auch nur eine Stunde ſeines Lebens ſicher — und wir würden in dem Schlupfwinkel, in welchem kein andrer Menſch uns vermuthete, langſam verſchmachten müſſen; vor Allem peinigte mich ein unbeſchreiblicher Durſt, den ſchon vor unſrer Verbergung die Angſt des Todes in mir entzündet; mir ſchien dieſe Lage und der Gedanke an ein ſolches langſames Hinſterben ſo unerträglich, daß ich in jedem Augenblick, in welchem irgend ein hörbarer Laut uns die Nahe von Menſchen verrieth, in Verſuchung kam, mich durch Pochen und Rufen kund zu geben. Doch das Zureden des Vater Gregoire wehrte dieſe Gefahr von uns beiden ab. Dieſen Mann hatte ſeine weiſe Ruhe keinen Augenblick verlaſſen, und er ſtarkte durch ſeine Worte auch mein ſchwaches Herz zum Stilleſeyn und zum Hoffen, da keine Hoffnung zu ſeyn ſchien.

Endlich, in der dritten Nacht, hörten wir ganz leiſe die Geräthſchaften, welche vor dem Eingang zu unſrem Kämmerlein lagen, hinwegnehmen; die kleine Thüröffnung that ſich auf, wir krochen heraus und wurden von Etienne und ſeinem Freunde zuerſt, im kleinen Zimmer des Letzteren, mit Speiſe und Trank erquickt, dann, durch eine noch mehr uns unkenntlich machende Kleidung zur Flucht aus der Stadt zubereitet. Zwar, den Vater Gregoire, nachdem man ihm ſeinen ſchönen, orientaliſchen Bart ſo ganz hinweggenommen, hätte ſchon ohne die fremde Kleidung ſchwerlich einer, der ihn früher geſehen, wieder erkannt; für mich aber, bei meiner etwas auffallend langen Figur und deutſchen Geſichtsbildung war mehr zu fürchten. Dennoch kam uns das Volksfeſt, das gerade an jenem Abend mit wildem Lärmen und Thaten der Trunkenheit gefeiert wurde, und zu welchem auch die Hausgenoſſen des Perückenmachers hingelaufen waren, ſo gut zu ſtatten, daß wir ohne Anſtoß, geführt von Etienne, welcher ſelber mit lautem Geſchrei und mit einer Weinflaſche in der Hand durch die ſchreienden und trinkenden Haufen gieng, zu einem der hellbeleuchteten Thore hinauskamen. Dort, wie es verabredet war, verließ uns Etienne, und einer meiner geweſenen Müllerburſchen, ein treuer, ehrlicher Knabe, der nämliche Henry, der jetzt noch bei mir lebt, begleitete uns unter einem Schwarm des trunkenen Landvolkes weiter hinaus.

In jenem zerklüfteten Gebirge, aus welchem die Quelle von Vaucluſe entſpringt, findet ſich, hoch am ſteilen Abhange des Felſens, nur durch mühſames und gefährliches Klettern erreichbar, eine kleine Höhle, welche in ihrem

Innren gerade ſo viel Raum hat, daß zwei Perſonen bequem liegen oder ſitzen können, obgleich der Eingang ſo eng iſt, daß man nur kriechend durch ihn hineinkommen kann. Ein kleines Crucifix aus Holz, das in einer Vertiefung der Felſenwand ſteht, laßt es errathen, daß hier, vor noch nicht vielen Jahren, ein Einſiedler lebte. Da hinauf geleitete uns der treue Burſche, als wir jetzt, unbeobachtet von dem Landvolk waren, das ſich auf dem Wege allmälig zur Rechten und zur Linken nach ſeinen Wohnungen zerſtreut hatte, und ließ uns, mit dem Verſprechen, nach einigen Tagen wieder zu kommen, allein zurück.

Mangel hatten wir nicht in unſrer Einſiedelei zu dulten. Wir fanden, durch Etiennes Vorſorge war dies Alles herbeigeſchafft worden, ſo viel Speiſen und Waſſer, nebſt Wein in Krügen, daß wir vielleicht auf einen ganzen Monat damit ausreichen konnten; auch zwei Lager, mit ſchirmenden Decken, waren vorhanden. In Vater Gregoires Geſellſchaft und troſtreichen Geſprächen wurde mir jene Höhle zu einem Wohnſitz der Andacht und des innren Friedens, denn wir wußten, daß auch die Mutter Gregoire ſich in Sicherheit befand; ſelbſt von Charlotten und meinen Kindern waren, dies ließ uns die Großmutter durch unſern treuen Burſchen ſagen, Botſchaften eingetroffen, welche verkündeten, daß Alle ſich geſund und wohl befänden. Was wir, aus der Tiefe der Höhle hervorſchauend, erblickten, das war nur der heitre, blaue Himmel, und die ferne, grünende Ebene; das was näher zu unſern Füßen lag, blieb uns verborgen. So machte ſich auch unſer Herz von den Sorgen um das näher Liegende frei, die Hoffnung breitete ihre Hände nach dem heitren Himmel aus, und ſetzte ihren Fuß auf eine feſte, grünende Ebene des zukünftigen Ausganges aller der damaligen Dunkelheiten ans Licht.

Dennoch wurde von dem guten Vater Gregoire auch die vorſichtige Leitung und Anordnung unſrer häuslichen Verhältniſſe nicht verſäumt. Durch Etienne erfuhren wir, daß der ſogenannte Wohlfahrtsausſchuß in Avignon unſre Mühle und Grundbeſitzungen, als das geweſene, nun der allgemeinen Kaſſe zufallende, Eigenthum von zwei vermeintlich hingerichteten Verbrechern feil bot. Es fanden ſich, in jener Zeit der Unſicherheit alles Beſitzes und ſelbſt des Lebens, nur wenig Leute, welche zu ſolchem Ankauf Neigung hatten; die nöthigen Veranſtaltungen wurden getroffen, und wir erkauften, auf den Namen unſres treuergebenen Müllerburſchen und ſeines Vaters, unſer Eigenthum um eine ſo geringe Summe, daß faſt allein jene, bei Etienne in Sicherheit gebrachten Aſſignaten dazu ausreichten, welche Vater Gregoire und ich bei dem Dienſt an der Artillerie und dem Zeughauſe, ſo wie am Feſtungsbau als Löhnung erhalten hatten. Der ſcheinbare Erkauf deſſen, was ohnehin ſchon unſer gehörte, war durch werthloſe, papierene Scheine geſchehen.

So verborgen unſer Aufenthaltsort auch zu ſeyn ſchien, ſchützte er uns dennoch nicht vor Entdeckung. Eines Abends war ein Ziegenhirt, welcher wahrſcheinlich ein verirrtes Stück ſeiner Heerde aufſuchte, an dem gähen Felſenabhang, auf dem vormaligen Wege des Einſiedlers, herangeklettert; er kam an unſre Höhle, blickte ſuchend da hinein und bemerkte uns beide. Mit einem Ausruf des Schreckens kehrte er um und ſtieg eilend wieder ins Thal hinab. Zu unſerm Glücke kam in derſelben Nacht unſer Burſch: mit ſeiner Hülfe brachten wir uns und alle Geräthſchaften unſrer Höhle, bis auf einige, die wir in eine Felſenſpalte hinabſtürzten, in Sicherheit, vor der Hand in ein dichtes Gebüſch, in der darauf folgenden Nacht aber in unſrem zweiten Bergungsorte, am Abhange des Mont Ventour. Als am Morgen nach unſrer Flucht aus der Höhle einige bewaffnete Landleute zu dieſer hinanſtiegen, würde es ihnen gewiß ein Leichtes geweſen ſeyn, unſre Spuren zu verfolgen und uns gefangen zu nehmen. Das aber, was uns diesmal rettete, war das Crucifix des vorherigen Bewohners der Grotte: des Einſiedlers. In den damaligen Tagen der Empörung ward nämlich jedes äußerliche Anzeichen einer Gottesverehrung als ein ſolches Verbrechen betrachtet, daß man mehrere Menſchen zum Tode verurtheilt hatte, weil man ſie, wie jenen Handwerksburſchen in Arras, hatte beten ſehen. Deshalb hatten ſich ſchon öfters Leute, denen die Aeußerung der Andacht Bedürfniß war, zu den verwüſteten und verlaſſenen Kapellen, oder an andre einſame Plätze, zurückgezogen, um dort ihrem Sehnen zu genügen, und unter den Landleuten gab es Viele, welche die Flüchtlinge ſolcher Art, wo ſie dies unvermerkt thun konnten, begünſtigten und vor Verfolgung ſicherten. Auch der alte Landmann, unten aus Vaucluſe, mit ſeinen beiden Söhnen und ſeinem Nachbarn, welche zur Unterſuchung unſrer Höhle ausgeſendet waren, gehörten zu jenen beſſer Geſinnten; ſie ſtunden ſchweigend von jedem weitern Nachſpüren ab, und erzählten unten im Dorfe, daß ſie oben nichts gefunden hätten, als eine leere Steinkluft.

An unſerm neuen Bergungsorte, anfangs war es das tiefe Bett eines Giesbaches, machten wir bald, durch den Vater unſres jungen Müllers, die Bekanntſchaft mit einem Landmanne, der hoch im Gebirge ſeine Hütte hatte, und ſich durch Kohlenbrennen ernährte. Der Mann war nicht

geeig-

geeignet, irgend einen politiſchen Verdacht zu faſſen, denn ſein Verſtand war nicht viel ſchärfer denn jener eines Blödſinnigen; er wußte von dem damaligen Weltlauf ſo wenig als ein zweijähriges Kind. Bei ihm wurden wir Kohlenbrenner, halfen ihm, was er ſehr gern ſich gefallen ließ, die niedren Stämme der immergrünen Eichen und des Wachholders fällen und ſie verkohlen; der ſchwarze Ruß, der unſer Angeſicht und die ſchlechten Kittel, welche wir trugen, entſtellte, war uns nicht zuwider, denn er konnte uns am beſten vor fremden Augen verbergen, und wer mich und deinen kräftigen Großvater ſo rüſtig arbeiten ſahe, der mußte uns für Leute halten, welche ihr Leben lang bei dieſem Geſchäft geweſen.

Das eben beſchriebene Unterkommen war für uns ein um ſo dankenswertheres, weil gerade damals, als wir die Höhle über dem Quell von Vaucluſe verließen, der Winter eintrat, gegen deſſen Ungemach wir in der Hütte und bei den Feuerſtätten unſres Landmannes ſo gut geſichert waren. Auch mußten wir darinnen ein glückliches, als Leitung einer höheren Hand erſcheinendes, Zuſammentreffen erkennen, daß wir gerade noch vor jenen Tagen den Mont Ventoux erreicht hatten, in denen der gute Etienne gar nicht mehr für uns zu ſorgen vermocht hätte. Der arme, treue Menſch gerieth nämlich damals ſelber in eine Lebensgefahr, aus welcher ihn zuletzt nur die außerordentliche Gewandtheit ſeines Geiſtes, und die ſeltſame, perſönliche Gunſt herauszog, die er ſich bei einem der Volksvertreter in Avignon erworben hatte, dadurch, daß er dieſem unwiſſenden Menſchen, welcher einen hohen militäriſchen Poſten begleitete, hierbei als heimlicher Rath diente. Es war nämlich, bei der Unterſuchung über die Urſache der neulichen Pulverexploſion, ein Verdacht auf Etienne gefallen, den man kurz vorher in der Nähe des Magazins geſehen hatte. Und dir im Vertrauen muß ich es geſtehen: daß jener Verdacht kein ungegründeter war. Gott mag es dem ſonſt ſo redlichen Stelzfuß vergeben, daß er zur Erreichung einer in ſeinen Augen gutgemeinten Abſicht, wie die Rettung zweier Unſchuldigen dies war, ein ſo tadelnswürdiges Mittel ergriff. Uebrigens hat die damalige Exploſion, durch Gottes gütige Vorſorge, keinem einzigen Menſchen das Leben gekoſtet; ſelbſt der beim Pulverthurm die Wache haltende Soldat, ein geweſener Student, den man erſt ſeit etlichen Tagen in den Soldatenrock geſteckt hatte, und der ſo wenig als ſeine meiſten damaligen Waffengefährten militariſche Ordnung und Subordination kannte, war aus Leichtſinn eine ziemliche Strecke von ſeinem Poſten hinweggegangen, als die Exploſion geſchahe, welche, ohne ihn gefährlich zu verletzen, ihn fortſchleuderte.

Für Etienne, ſo wie für uns, nahte ſich jetzt die Stunde, welche uns aus aller Angſt und Gefahr befreien ſollte. Eine Exploſion von ganz andrer, allgemeiner erſchütternder Art, als jene des Schießpulvers, war in der Hauptſtadt losgebrochen; Gottes Gericht, das ſo lange ſich verzögert, war über die Schaar der frecheſten Empörer und Verderber gekommen: über Robespierre und ſeine bluttrunkenen Gehülfen. Das „höchſte Weſen", auf deſſen Daſeyn jener Raſende ſich vor den Ohren ſeines Volkes berufen, bezeugte nur ſieben Wochen nachher dieſes ſein Daſeyn vor den Augen aller Völker, indem es, auf erſchreckende Weiſe, das Blut der gemordeten Tauſende der Unſchuldigen von ihrem Mörder forderte, deſſen, ſchon vor dem Tage der Hinrichtung durch einen Piſtolenſchuß zerſchmetterter, Mund auf die Worte jenes Mannes, der zu ihm hintrat und ſagte: „Ja, Robespierre, es iſt ein

Gott" nicht einmal mehr zum Ausſprechen einer erwiedernden Silbe vermögend war. Das Wüthen der Empörer hatte für diesmal ein Ende; die alte Ordnung durfte es wagen, wieder hervorzutreten. Auch wir konnten nach einiger Zeit ohne Furcht wieder zu unſrem Hauſe und eigentlichen Geſchäft zurückkehren.

Die Freude kommt nicht ſelten in Geſellſchaft der Trauer; ſo wenigſtens diesmal bei uns. Die Verbindung mit dem Ausland, namentlich mit den Meinigen in der Schweiz, konnte jetzt ohne alles Bedenken durch die Poſt wieder angeknüpft werden; der erſte Brief, den ich von meiner Charlotte erhielt, brachte mir die Nachricht von dem Tode des geliebten Schwiegervaters, des Admirals. Der Greis war in ſeinen ſpäteſten Tagen wie in ein frommes, gutes Kind verwandelt; auch die letzten Tropfen der Bitterkeit, welche die Feindſeligkeit der Menſchen in ſeinem Herzen zurückgelaſſen, waren daraus verſchwunden; es wohnte darinnen nichts denn Liebe und ſtiller Frieden. Wenige Tage vor ſeinem Ende hatte er noch ganz ernſtlich den Plan ausgeſprochen, mit Charlotten und ſeinen Enkeln fortzuziehen, in die Heimath ſeiner Kinder, hier an den Ufern der Sorghe. Es war eine Aeußerung jener Reiſeluſt, welche ſo oft als Vorgefühl der nahe bevorſtehenden großen Auswandrung in Sterbenden erwacht.

Unſre Familienangelegenheiten in der Schweiz waren bald geordnet, mein liebes Weib und meine Kinder kamen wieder zu mir, damit von nun an uns nichts mehr als der Tod ſcheiden möge. Wie viel hatten wir uns von den Erfahrungen einer göttlichen Hülfe zu erzählen, die wir ſeitdem gemacht.

Etienne hatte, ſo bald dies thunlich war, ſeinen Soldatenrock wieder abgeworfen und lebte bei uns wie vorher;

auch der arme, alte Perückenmacher, der zu unſrer Rettung ſo viel beigetragen, beſchloß ſeine Tage bei uns in Frieden, und der Soldat in Avignon, welcher vormals mit Etienne unter Vater Gregoire in Griechenland gekämpft hatte, erhält von uns noch fortwährend eine jährliche Unterſtützung, und war neulich bei deiner Hochzeit am Mittag ein geladener Gaſt, ſo wie am Abend unſer Feuerwerker. Wir fanden freilich bei unſrer Rückkehr hieher manche Unordnungen und Verwahrloſungen des Geſchäftes wieder gut zu machen; dem ausdauernden Arbeitseifer gelang indeß Alles, und im Ganzen hatten wir bei all dem Schweren, das uns betroffen, nur wenig verloren, denn faſt unſer ganzes baares Vermögen war noch bei guter Zeit im Ausland angelegt worden. So bin und hoffentlich bleibe ich nun bis an mein Ende der zufriedene, glückliche Müller am Ufer der Sorghe.

Vater Guillibaud hatte ſeine Erzählung geendet, der Doctor pries ſein Glück, das auch ihn in dieſe Mühle an der Sorghe und zu ihren Bewohnern geführt habe.

Der Auszug.

Nach ſo vielen, mancherlei Wanderungen über Land und Meer, und nach ſolchen Trennungen, die, ſcheinbar auf immer, zwiſchen den Gliedern der Gregoirſchen und Guillibaudſchen Familie eingetreten waren, hatte man kaum vermuthen ſollen, daß eine ſo kleine Entfernung vom elterlichen Hauſe die Schmerzen eines wirklichen Abſchieds erregen könne. Wenn man wollte konnte man täglich, ja täglich mehrere Male ſich ſehen; war dem Andern etwas zu ſagen und Antwort einzuholen, dann konnte dieſes in Zeit von wenig Stunden geſchehen, und dennoch war der

Tag, an welchem nun die Groselten mit den beiden Neuvermählten aus Guillibauds Hauſe zogen, für ſie Alle ein Tag großer Trauer. Man war hier zu ſehr an die beiden Alten gewöhnt, welche ſchon durch ihre ſtille Gegenwart ein Segen und eine wohlthätig waltende Macht für das ganze Thun und Leben der Familie geweſen, und auch Julie war, gerade durch die Theilnahme, welche ſie durch den ſeltſamen Wechſel ihrer Leiden und Freuden erregte, zu einem Mittelpunkt geworden, der wie ein unentbehrlich weſentlicher Beſtandtheil der Familie erſchien. Und ſo zeigten ſich auch umgekehrt die Herzen der Fortziehenden und ihre Schickſale mit denen der Bleibenden ſo verwachſen, daß ſie der Auszug wie ein Vorgefühl der Schmerzen des Todes ergriff. Vater Gregoire war auch hierbei unter Allen der Ruhigſte geblieben, weil ihm aus allen ſolchen Ereigniſſen, in denen das Vorgefühl des Todes uns darniederbeugt, ein andres, tröſtlicheres entgegen trat: das Vorgefühl Deſſen, was nach dem Kampfe des Todes den glückſeligen Sieger erwartet.

Gleich am erſten Abend, nach dem Einzuge des jungen Ehepaares und der Groseltern in ihrem neuen Wohnſitz, wurden ſie Alle durch einen Beſuch überraſcht, welcher in der Großmutter Gregoire manche freudige wie traurige Erinnrung aufregte. Eine ältliche Dame, von hoher Geſtalt und geiſtvoll beredten Geſichtszügen, mit ihrer Tochter, ließ ſich melden, und die Großmutter, als ſie den Namen hörte, gieng ihr mit Achtung entgegen. Die Dame gehörte zu jenen Ausgewanderten, welche den Schreckniſſen der Revolution noch zur rechten Zeit glücklich entflohen und im Auslande Schutz und Sicherheit gefunden hatten. Sie, wie viele Andre, kehrte jetzt in das zur Ruhe gekommene Vaterland zurück, und wollte wieder in der Heimath ihres verſtorbenen Gemahles, im ſüdlichen Frankreich, wohnen und hier ihre Tage beſchließen. Mutter Gregoire hatte, damals noch als junge Gräfin von Chameſſon, mit dieſer Jugendfreundin mehrere Jahre am Königlichen Hofe zu Paris verlebt, doch hatten beide, mehr nur durch den Zug der gleichſtimmigen Gefühle bewogen, ſich geliebt, als wahrhaft nahe ſich gekannt.

Ich weiß nicht gewiß, ſagte die fremde Dame, als ihr die Großmutter mit ihrem, wie von hohem Alter gebleichten, zitternden Haupte entgegentrat, ob ich in Ihnen meine Freundin Heloiſe, die geborene Gräfin von Chameſſon begrüßen darf? — Ich bin dieſes allerdings, antwortete Madame Gregoire, und ich erkenne in Ihnen noch ſehr leicht und deutlich eine Freundin meiner Jugend, und Genoſſin meines vormaligen Hoflebens, die Fräulein von Courſel.

Julie hatte in ihrem geräumigen Hauſe mehrere Zimmer für Gäſte eingerichtet, man bat die beiden Fremden, die ſich auf der bisherigen Reiſe nur wenig Ruhe gegönnt hatten, einige Tage bei der Freundin zu verweilen, und jene nahmen die Einladung nicht ungern an. Die Fremde, welche den Aufenthaltsort ihrer Jugendgenoſſim durch einen alten, gemeinſamen Freund in der Schweiz erfahren, hatte ſchon in Avignon zu ihrem Erſtaunen gehört, daß die vormalige Gräfin von Chameſſon, welche durch ihre Schönheit und die Vorzüge ihres Geiſtes einſt die glänzendſte Perle eines Königlichen Hofſtaates geweſen, jetzt die Schwiegermutter eines gemeinen Müllers geworden ſey, und die Vermählte eines Mannes, deſſen wahrſcheinlich niedern, vormaligen Stand niemand genauer kannte. Schon in Paris hatte ſie, bei dem plötzlichen Verſchwinden ihrer Freundin vom Hofe und aus ihrem ganzen bisherigen

Kreiſe, manche ſonderbare Gerüchte gehört; man wollte dort ſogar wiſſen, die junge Gräfin ſey von ihrem Bruder, einem Malteſerritter, in engen, ſchimpflichen Gewahrſam geführt worden, weil ſie ihre Neigung einem Menſchen zugewendet habe, der von der niedrern Klaſſe der Dienenden war. Sie unterdrückte jedoch am erſten Abend und auch noch am andern Morgen alle Fragen der Neugier, und erzählte nur, in vertraulicher Offenheit, alles Das, was ihr ſeit den Jahren, in denen man ſich nicht mehr geſehen, begegnet war.

Die Ferberſche Familie hatte ſogleich am nächſten Tage nach ihrem Einzuge dem Elternpaare in der Mühle ſeine nachbarliche Treue durch einen Beſuch bezeugt, denn am Vormittag hatte der Doctor einen Ritt dorthin gemacht, am Nachmittag war Großvater Gregoire in Juliens und Fräulein von Courſels Geſellſchaft dahin gefahren. Mutter Gregoire und der Doctor waren zur Unterhaltung der Frau von Courſel zurückgeblieben. Ein erfriſchender Luſthauch aus Norden wehete in den Zweigen der Platanen und beugte die Wipfel der hohen Cypreſſen; die tiefer ſtehende Sonne ſchien mit milderem Strahle über die Landſchaft, deren Lebendige Alle, auf die glühende Hitze des heutigen Tages, nach der Kühle der Nacht ſich ſehnten. Mutter Gregoire hatte ihre Freundin herausgeführt auf den Balkon; man bereitete hier den Thee.

Wie neu, ſagte die Fremde, iſt mir nach ſo langer Entfernung dieſer Anblick meines wahrhaft ſchönen Vaterlandes geworden, und wie innig tief bewegt mich derſelbe. Es iſt wahr, das Grün der Wieſen, auf denen die hochwüchſigen Stiere und die ſchönen, kräftigen Roſſe weiden, die Waldungen der Eichen und dunklen Tannen gaben auch jener norddeutſchen Gegend, in welcher ich länger denn zehn Jahre wohnte, ihren eigenthümlichen Reiz; in dem fruchtbaren Garten unſeres Wohnhauſes, und in dem Gebüſch am nahen Kirchhofe, da man meinen Gemahl begrub, ſangen die Nachtigallen eben ſo laut und lieblich, als hier bei uns in den Myrten- und Lorbeergebüſchen der Provenze; das deutſche Volk iſt fromm und bieder, dennoch, ich läugne es nicht, nagte, ſo lange ich in jener Fremde war, an meinem Herzen ein beſtändiges Heimweh nach dem Lande meiner Väter. Wenn der Frühling kam und erweckte auf den Wieſen nirgends die Pracht der hohen Tulpen oder den Duft der Tazetten, auf den Hügeln nirgends den Purpur der Ciſtusroſen, oder die zierlichen Blüthen der Mannaeſche; wenn das getäuſchte Auge eine Oelbaumpflanzung zu erblicken wähnte, und dieſe ward in der Nähe zu Weiden am Bache, wenn der Herbſt ſtatt der Trauben am Gelände nur die nordiſche Schlehe röthete und bräunte, und im Garten ſtatt der Melonen nur Kürbiſſe reifte, wenn dann der lange, kalte Winter eintrat, der das Blau des Himmels, das dort auch im Sommer häufig von Wolken getrübt iſt, in ſeine dichten, laſtenden Nebel verhüllte, da ſchien es mir, als müſſe in jenem fremden Lande der Menſch ſelber einen ewigen Frühling und Sommer in ſich tragen, um ſich ſo glücklich und reich zu fühlen, als wir es hier in unſerm ſchönen Vaterlande ſind. Und freilich, meine Freundin, daß ich dieſen innern Frühling nicht beſitze, das erfuhr ich vor allem bei dem Tode meines Gemahles, als mich jeder Troſt, jede Hoffnung verließ, und nur die Liebe zu meinem Kinde mich noch hielt, daß ich nicht im verzweifelnden Grame hinſtarb. Ach und nur zu ſehr fürchte ich, daß auch dort, wo die Rhone zwiſchen den von Gewürzkräutern duftenden Hügeln durch die Oelbaumpflanzungen und das paradieſiſche Land der Gärten ſtrömt, mein Gram mich wieder ergreifen, und ſo, wenn auch nicht mehr der äußere, doch der innre Himmel ſich mir unter der laſtenden Schwermuth trüben werde.

Die Großmutter Gregoire ſchwieg zu dieſen Worten ihrer Jugendfreundin, man ſetzte ſich zum Thee, auch Doctor Ferber nahm jetzt an dem Geſprache Antheil, indem er die Naturſchönheiten ſeines nordiſchen Vaterlandes pries. Die Fremde ſchien hierauf nur wenig zu achten, ſie war in ein ſchmerzlich tiefes Sinnen verſenkt.

Auch Sie, meine Freundin, ſo nahm ſie jetzt, gegen Madame Gregoire gewendet, das Wort, haben wahrſcheinlich oft in Ihrem Leben es erfahren, was die Schmerzen eines troſtloſen Jammers ſind; die Wellen einer Noth, welche mit der Verzweiflung ringt, mögen, dies lehrt mich mein Auge, öfters über ihrem bebenden Haupte zuſammengeſchlagen ſeyn.

Ich habe vieles-Schmerzliche erfahren, antwortete die Großmutter; ich ſahe meinen Gemahl in ſeinem Blute, ſcheinbar todt vor mir liegen, mein einziges Kind ward mir von Feinden geraubt, welche dem Leben ſeiner Seele eben ſo gefahrlich werden konnten, als dem des Leibes, und ich erfuhr länger denn dreißig Jahre nichts von ihm; zweimal war dann wieder mein Gemahl in den Händen der Mörder, und ich hörte das eine Mal die Geſchütze donnern, deren Kugeln ihn zerſchmettern ſollten; dennoch iſt mein Jammer niemals ohne Troſt geweſen, und auch in jener Nacht, in welcher mein Haupt vor Sorgen grau ward, habe ich nicht mit der Verzweiflung gerungen, ſondern nur im Gebet mit jenem unſichtbaren Helfer, der von Jugend auf meines Herzens Troſt und meine Starke war.

Wie intereſſant, ſo fuhr die fremde Dame fort, muß die Geſchichte Ihres Lebens ſeyn; ich hoffe, es kann Sie nichts zurückhalten, mir, der alten Freundin, Einiges von Ihren Schickſalen zu erzählen, und hier dieſer junge Freund, der Gemahl einer Ihrer Verwandtinnen, darf ja wohl Alles hören, was Sie mir mittheilen.

Er iſt der Sohn meines einzigen Kindes, den uns Gott zum Troſt unſres Alters auf wahrhaft wunderbarem Wege zuführte, und zugleich der Schwiegerſohn meiner lieben Pflegetochter; vor ihm hat mein Herz kein Geheimniß, er darf die ganze Lebensgeſchichte ſeiner alten Großmutter wiſſen. Doch der vorhin noch ſo leiſe Wind fängt an heftiger zu werden, laſſen Sie uns hinabgehen in den geſicherten Gartenſaal, damit dort das äußere Licht, das uns zur Erzählung meiner Schickſale leuchten ſoll, vor dem Verlöſchen geſchützt ſey, wie dies das innre Licht, bei allen Stürmen meines Lebens war.

Man hatte ſich unten, im Gartenſaale, in der Nähe des kleinen, rauſchenden Waſſerfalles geſetzt, die Großmutter Gregoire, gegen die Jugendfreundin gewendet, fuhr fort: Sie haben meine Mutter nicht gekannt, welche aus dem Geſchlecht der Chatillons ſtammte, und von dem Glauben jenes alten Admirals von Coligny war, deſſen Schickſale in der Geſchichte unſres Vaterlandes ein blutiger Flecken ſind. Ich ſelbſt habe die herrliche Frau nur wenig gekannt, denn ſie ſtarb als ich in meinem neunten Jahre ſtund. Sie war die zweite Gemahlin meines Vaters, aus deſſen erſter Ehe mein Bruder, der Malteſerritter, herſtammte. Dennoch iſt es, nächſt Gott, jene fromme Mutter geweſen, der ich alle Freuden meines innren Lebens verdankte. Sie betete viel mit mir und war die erſte Lehrerin meiner Kindheit. Es ſind öfters nur einzelne Worte, deren Sinn, deren Tiefe das früheſte Lebensalter zuweilen lebendiger ahndet als das ſpätere, welche in uns eine ganze, künftige Welt der Gedanken erzeugen; ein ſolches war mir, bei dem gemeinſamen Leſen und Beten mit der Mutter, das Wort „Ewigkeit“. Es bewegte mich ſo tief, und das, was die Mutter mir darüber ſagte, erfüllte mich mit einem ſolch erhebenden Gefühl der Andacht, daß ich mir jenes Wort oft in meinem Innren wiederholte; ich glaubte es zu empfinden und zu verſtehen, wie dieſe Ewigkeit, zugleich mit der Allgegenwart Gottes, in das jetzige Leben und all ſeine einzelnen Stunden hereinrage; der Gedanke an die Ewigkeit ward mir ein Licht, an welchem ich ſchon frühe meine Gedanken und Worte, ſo wie meine kindiſchen Handlungen prüfte; er gab ſelbſt meiner Kindheit die äußere Haltung eines Ernſtes, welche ſonſt ſelten bei dieſem Alter gefunden wird.

Meine noch jugendlich blühende Mutter ward plötzlich krank, und nach wenig Tagen kam es mit ihr zum Sterben. Ich ſahe den guten Vater heftig weinen, da mußte auch ich inniglich weinen. Die tödtlich Kranke ergriff mit der einen Hand die Hand des Vaters, mit der andren die meinige, ſie tröſtete den ſchwerbetrübten Gemahl mit tief eindringenden, lieblichen Worten, zu mir aber ſagte ſie: mein Kind, du haſt ſo oft und gern mit mir von der Ewigkeit geſprochen, ſiehe, das was jetzt nach Gottes Rath mit mir geſchieht, das iſt nur ein Auszug aus der Zeit in die nahe angränzende Ewigkeit; in eine ſelige Ewigkeit, dies ſagt mir der Glaube an Gottes Gnade; der Glaube, welcher ſicherer und gewiſſer iſt denn das arme Leben, mit all ſeinen Herrlichkeiten. Wenn du mich auch nicht mehr ſieheſt, denke, daß ich nur aus dieſem Zimmer oder Hauſe in ein andres, ſchöneres gegangen bin; Er, den meine

Seele liebt, iſt dir ewig nahe, darum iſt auch meine Liebe dir nahe. Doch vergiß es nicht, taglich an den Auszug aus der Zeit in die ernſte Ewigkeit zu denken, und halte dich immer fertig und bereit zu ihm, denn auch dir, ſo wie mir, könnte er plötzlich und unvermuthet kommen.

Die theure Mutter war geſtorben, mein alterer Bruder, der Malteſer, kam, um den Vater zu troſten. Wir beiden Geſchwiſter hatten uns, ſo verſchieden wir uns auch an Alter waren, herzlich lieb, aber wir verſtunden uns gegenſeitig nur wenig. Das edle Gemüth meines Bruders befand ſich damals noch auf den Irrwegen des Unglaubens und einer Befangenheit in den Eitelkeiten und Zerſtreuungen der großen Welt, ſo daß er jene Keime, welche die Erziehung meiner frommen Mutter in mich gelegt hatte, und die Art, wie ſich dieſelben außerten, wohl nicht im rechten Licht erkannte. Mein ganzes Thun und Weſen kam ihm unnatürlich und unadelig vor; auf ſein Zureden geſchahe es auch, daß mein guter Vater den ihm ſehr ſchmerzlichen Entſchluß faßte, ſich von mir, ſeinem kleinen Liebling, zu trennen, und mich in eine Erziehungsanſtalt für adlige Tochter, in der Hauptſtadt, zu bringen. Der Abſchied von meinem geliebten Vater, der mich ſelber nach Paris begleitete, und dort einige Zeit verweilte, nur um mich taglich zu ſehen, war mir, als ihn nun endlich ſeine Geſchafte hinwegriefen, ganz ungemein ſchmerzlich. Ich wollte meine kleinen Arme nicht von ſeinem Halſe loslaſſen; es muß mir geahndet haben, daß ich ihn niemals wieder ſehen würde; bald nachher erhielt ich die Nachricht ſeines Todes.

Ich war nun eine verlaſſene, einſame, vater- und mutterloſe Waiſe, mitten unter Fremden, in der fremden, großen Stadt. Zwar in jenem Inſtitut, in welchem ich damals lebte, herrſchte ein Geiſt der Liebe und des Ernſtes, der meinem jungen Herzen innig wohlthat, und mich im Wachsthum zu allem Guten förderte und ſtärkte. Die Vorſteherin der Anſtalt war zwar in der Einſamkeit des Kloſterlebens erwachſen, aber ſie kannte das Menſchenherz und ſein wahres, ewiges Bedürfniß, und ſuchte vor Allem nur dieſem Bedürfniß zu genügen. Bei der Verſchiedenheit der wörtlichen Glaubensbekenntniſſe, welche bei mehreren ihrer Schülerinnen ſtatt fand, waltete dennoch in und über uns Allen nur Ein Glaube, Eine Liebe, Eine gemeinſame Hoffnung. Dennoch, ſo glücklich ich mich hier durch die Liebe und durch die mütterlichen Tröſtungen, jener, meinem Herzen ewig theuren Wohlthäterin fühlte, war ich ohne Aufhören von dem innigen Sehnen nach dem „Auszuge aus der Zeit in die Ewigkeit“ ergriffen, den meine Eltern nun ſchon ſelig beſtanden hatten; ich dachte an nichts ſo gern und ſo oft, als an den Tod; mein unerfahrenes Herz kannte in dieſem noch nicht den König der Schrecken, ſondern nur einen Engel des Friedens, und fürwahr dieſes Herz durfte damals Gedanken des Friedens hegen, denn es lebte, nach ſeinem menſchlich ſchwachen Maaße, im Frieden mit Gott.

Hätte man mich in dieſer, meiner faſt klöſterlichen Stille und Zurückgezogenheit gelaſſen, ich würde ſchwerlich von ſelber aus ihr hinaus verlangt haben. Doch mein lieber Bruder, welcher nach ſeiner Meinung hierbei nur mein Beſtes wollte, ließ mich nicht im ungeſtörten Genuß meines Glückes. Er war, nach unſers Vaters Tode, über vier Jahre lang in Malta geweſen, und kehrte jetzt auf einige Zeit nach Paris zurück, wohin ihn allerdings auch eine Sendung ſeines Ordens, vornämlich aber doch die Liebe zu mir, ſeiner einzigen noch auf Erden lebenden

Blutsverwandtin führte. Er beſuchte mich gleich nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt, und, nach ſeinem Ausdruck, fand er mich reif zum Eintritt in die große Welt. Nur durch viele Bitten, welche von den Vorſtellungen unſrer Pflegemutter unterſtützt wurden, konnte ich ihn bewegen, mich noch ein halbes Jahr in der Anſtalt zu laſſen, dann brachte er mich zu Hofe, wo durch ſeine Verwendung eine meinem Stand und Alter angemeſſene Stelle für mich bereit war.

Ich ſtund faſt noch an den Gränzen der Kindheit, im 15ten Lebensjahre, als ich in dieſe neue Laufbahn eintrat. Obgleich ich anfangs ziemlich unbemerkt und zum Theil mir ſelber überlaſſen blieb, fühlte ich dennoch ſogleich ein unbeſchreibliches Heimweh, zurück nach der friedlichen Stille und Ruhe, welche ich ſo eben verlaſſen. Ich hatte da mir ſelber und den innerſten, angelegentlichſten Bedürfniſſen meines Herzens gelebt, jetzt war es meine Beſtimmung geworden, eine Rolle, bei einem Schauſpiel der Eitelkeit, das alltäglich vor den Augen der großen Welt gegeben wurde, mit angeſtrengter Mühe einzuſtudiren und zu ſpielen, welche zwar anfänglich noch eine ſehr untergeordnete und ſtumme war, dennoch aber einen großen Theil meiner Zeit für Putz und Einübung der ſogenannt anſtändigen Haltung dahinnahm.

Wenn ich nicht irre, traten Sie, meine Freundin, bald nach meiner Einführung bei Hofe auch in die gleiche Stellung ein. Sie werden ſich noch erinnern, in welche ſeltſame Schule man uns da nahm. Zwar traf der beſtändige Tadel der beiden Hofdamen, welche ſich mit unſrer angeblichen feineren Bildung beſchäftigten, und welchem ich unterlag, Sie ungleich weniger und ſeltner als mich, denn Sie fügten ſich mit weit mehr Geſchick und

Hingebung in Ihre Lage als ich; dennoch, meine ich, habe ich Sie noch öfter darüber weinen ſehen, als wohl auch ich dieſes that, wenn man uns jede Kleinigkeit, die wir etwa an unſrem Putz verſehen, jeden Fehler in der Stellung, jedes Wort, welches nicht in die Sprache des Hofes aufgenommen war, mit einer ſo redſeligen Strenge und Bitterkeit verwieß, als wenn es Verbrechen und Sünden der größeſten, faſt todeswürdigen Art geweſen waren.

Laſſen Sie uns beide es geſtehen, ein ſolches Leben, wie das damalige unſres Hofes war, iſt ein höchſt bemitleidenswerthes. Wie der Leib, wenn man ſchwere, dicke Decken über ihn warf, die kaum ſo viel Luft zum Munde kommen laſſen, daß er noch athmen kann, ſo fühlt die Seele ſich dem geiſtigen Erſticken nahe, wenn ſie von jenen Manieren und Formen des äußeren Scheines umſtrickt und gedrückt wird, welche der Menſch nur erfunden hat, um ſich ſelber und Andre um das zu täuſchen und zu betrügen, was ſein höchſtes, ſein beſtes Eigenthum iſt. Die Kunſt, welche dort geübt wurde, und deren Erlernen mir ſo ſchwer eingieng, war die: etwas Andres äußerlich zu ſcheinen und vorzuſtellen, als man wirklich innerlich iſt. Unſre Tage, vom Morgen bis zum Abend, waren mit einer, mir höchſt beſchwerlichen Geſchäftigkeit um Nichts, oder mit einem Nichtsthun ausgefüllt, das ſich mit athemloſer Anſtrengung abmühete, um ſich den Schein einer Thätigkeit oder Dienſtleiſtung für der Menſchen Gunſt und Wohlgefallen zu geben.

Ich war von meiner Kindheit an gewöhnt, täglich einige geiſtige Nahrung zur Stärkung und zum Troſt meines Herzens zu nehmen; dort, an unſrem damaligen Hofe, war es uns außerordentlich ſchwer gemacht, ein ſolches Bedürfniß zu befriedigen. Zwar ſtund ich gewöhnlich am

Morgen, wie ich dies in der Erziehungsanſtalt geübt hatte, ziemlich früh auf, und war dann ungeſtört genug, weil unſre Damen ſehr lange zu ſchlafen pflegten, aber außerdem, daß mir dieſe gute Uebung ſehr bald unterſagt wurde, „weil ſie der Geſundheit (Hautfarbe) ſchadlich ſey“, fühlte ich mich auch beim Aufſtehen immer ſo müde und ſo zerſtreut, daß ich zur geiſtigen Beſchäftigung wenig aufgelegt war. Denn wir kamen insgemein erſt kurz vor oder ſelbſt nach Mitternacht zur Ruhe, und dann ließen mich die erzwungene Anſpannung, in der ich mich am Tage befunden, oder auch der Kummer, meiſt lange Zeit nicht einſchlafen; die gewaltſam verhaltnen Thranen des Sehnens nach dem „Auszug“ aus dieſem Wohnſitz der Eitelkeit, floſſen in der Stille der Nacht ungehemmt.

Drückend, allerdings, war für mich dieſe Lage, aber nicht ſo gefahrlich für mein Herz denn jene, in welche ich bald nachher gerieth. Ich hatte mich jetzt außerlich vollkommen entwickelt, und vielleicht war es gerade nur der in unſerm Kreiſe ſeltnere Zug von Ernſt und Schwärmerei, der mich in den Augen Vieler intereſſant und anziehend machte; ich wurde leider mehr bemerkt und ausgezeichnet, als mir gut war.

Erlauben Sie mir, ſagte die Fremde, die beiläufige Bemerkung, daß Sie damals durch Ihre leiblichen Vorzüge, wie durch das eigenthümlich Piquante, das in Ihren Unterhaltungen lag, ein volles Recht zu der Auszeichnung hatten, welche man Ihnen vor allen jüngeren Damen des Hofes widerfahren ließ, und daß zu der hohen Beachtung, die Sie genoſſen, ſehr viel die ganz beſondre Gunſt beitrug, in welcher Sie bei denen ſtunden, nach deren Geſchmack ſich das Urtheil des ganzen Hofes richtete.

Meine Freundin, ſo fuhr die Großmutter Gregoire in ihrer Erzählung fort, ich denke nicht gern an jene Zeit; laſſen Sie mich ſo kurz als möglich darüber hinwegeilen. In welchem Menſchenherzen ſollte nicht, wenn auch noch ſo tief verborgen, der Saame der Eitelkeit und Selbſtvergöttrung liegen; daß er in dem meinigen ſich fand, das zeigte ſich nur zu bald, als das Unkraut daraus hervorwuchs, in einer Schnelle und Ueppigkeit, die mir unbegreiflich iſt, ſo daß faſt die Ausſaat des Beſſeren, die in mich gelegt war, dadurch erſtickt wurde.

Das, was mir früher zur Laſt geweſen war: das Treiben der eitlen Gefallſucht, wurde mir jetzt faſt zur Luſt. Ich putzte mich gar nicht ungern, ich gab mir Mühe, bei jeder Gelegenheit mit meinen Gaben, die mir ja freilich nicht zu dieſem, ſondern zu ganz andrem, höherem Zweck verliehen waren, zu glänzen und zu gefallen. Dennoch kamen mir auch, ich danke Gott dafür, viele Stunden der beſſeren Art, in denen mir das Gefahrvolle und das jammervolle Nichts meines damaligen Zuſtandes vollkommen klar wurde, und in denen ich mich aus dieſem hinwegſehnte, zurück nach jenem verlorenen Paradies des innren Friedens, in welchem ich früher gewohnt hatte.

Es widerfuhr mir jetzt Etwas, das Ihnen wohl noch im Gedächtniß geblieben ſeyn wird, weil es bei Hof einiges Aufſehen machte, und freilich nur auf kurze Zeit ein Gegenſtand der gewöhnlichen Unterhaltung ward. Ich hatte, ohne dies ſonderlich zu beachten, die Aufmerkſamkeit eines jungen Herrn von ſehr hohem Stande auf mich gezogen; die Neigung, welche er zu mir faßte, war allmälig zu einer Leidenſchaft geworden, welche ihm keine Ueberlegung und Selbſtbeherrſchung mehr zuließ. Er hatte ſich öfter mir genähert, und mir eine Erwiederung ſeiner Neigung abzugewinnen geſucht; ich war und blieb gegen ihn ſehr kalt. Da ließ er ſich, durch ſeine Leidenſchaft, zu einer Gewaltthat verleiten; eines Abends, als ich mit einer älteren Hofdame ganz allein im Wagen ſitzend, von Verſailles zurück nach der Stadt fahren wollte, ward unſer Wagen von mehreren Reitern angehalten, und ich muß ſehr vermuthen, daß ein geheimes Einverſtändniß mit meinen Begleitern hierbei obwaltete, denn der Widerſtand derſelben war nur ſcheinbar, man öffnete die Thür des Wagens, zog mich mit Gewalt hinaus, und ſetzte mich in eine leichte Chaiſe, die ſogleich, nach andrer Richtung, eilig fortrollte. Mein Hülfegeſchrei hörte niemand, denn durch ein wirkliches oder angebliches Hinderniß, welches meiner Begleiterin vor unſrer Abfahrt zugeſtoßen, war unſer Wagen der letzte in dem Zug der Hofequipagen geworden, und die andern alle befanden ſich uns ziemlich weit voraus. Nur zwei Reiter waren bei unſerm Fuhrwerk geblieben; der eine ſuchte mich zu beruhigen, und obgleich es dunkle Nacht war, erkannte ich ihn doch an ſeiner Stimme; es war jener hohe Bewerber um meine Gunſt. Mich wandelte ein Grauen des Todes an, ich rief in meinem Innern zu Gott um Hülfe und Rettung aus dieſer Gefahr.

Unſer eiliger Lauf gieng, wie mir ſchien, nach einem großen Gebäude hin, deſſen Lichter mir ſchon von weitem, am Ende der Allee, entgegen glänzten. Da begegnete uns ein Reiter, der ganz nahe am Wagen vorbeiritt. In dieſem Augenblick ergriff mich eine neue Hoffnung der Rettung, ich ſchriee, ſo laut ich konnte, um Hülfe, obgleich ein Weib, das zu meiner Aufſicht im Wagen ſaß, mir den Mund gewaltſam zuhalten wollte. Mit Blitzesſchnelle war der fremde Reiter beim Wagen, warf, mit einem Schlage ſeiner ſtarken Hand, den Kutſcher vom Bock herunter, und bewegte darauf ſeinen Degen ſo ſchnell und ſo drohend gegen die beiden Reiter, daß dieſe, deren ohnehin ſchwacher Muth durch das böſe Gewiſſen noch mehr gelähmt war, eiligſt die Flucht ergriffen. Nur einer von ihnen war übrigens leicht verwundet, der Fremde hatte ſie mehr durch ſeine Donnerſtimme, als durch ſeine Waffen geſchlagen. Auch das Weib, das vorher neben mir ſaß, war entſprungen. Mein Retter, ein Mann von ausgezeichnet hoher Geſtalt, fragte mich, in einem gebrochnen Fanzöſiſch, was mir geſchehen ſey? ich erzählte es mit wenig Worten und bat ihn, mich nach der Stadt zur königlichen Reſidenz zu bringen; er ſtieg von ſeinem Pferde, band dieſes hinten an den Wagen an, ſetzte ſich dann ſelbſt auf den Bock, und fuhr in ſolcher Schnelle gegen die Hauptſtadt hin, daß wir nur wenige Minuten nach jener Hofdame, von deren Seite man mich geraubt hatte, am Ort meiner Beſtimmung ankamen.

Unterweges hatte ich viel geweint; mein ſeltſamer Kutſcher, der nahe vor mir, in dem kleinen, offnen Wagen ſaß, hörte mein Schluchzen und fragte mich um die Urſache meines Kummers. Ich ſagte, wie ſollte ich nicht weinen, da ja dieſer Vorfall, ſo unſchuldig ich daran bin, meinem guten Namen und meiner Ehre auf immer ſchaden wird. Der Fremde tröſtete mich mit Worten, welche, ſo neu und ſchwer faßlich ſie meinen Ohren erſchienen, dem Herzen deſto verſtändlicher waren und tief in daſſelbe drangen, denn es lag eine Kraft in ihnen, welche nur der Glaube an Einen, deſſen Wohlgefallen und Ehre weit über Menſchenehre gilt, zu geben vermag.

Ich hatte den Unbekannten im Dunkel der Nacht nicht geſehen; als wir jetzt zum beleuchteten Eingang des königlichen Schloſſes kamen, hielt er den Wagen an und half mir beim Ausſteigen. Ich dankte ihm mit inniger Wärme, und als ich ihm hierbei in ſein Geſicht ſahe, kam es mir vor, als hätte ich noch niemals einen Menſchen geſehen, welcher den Namen eines in jeder Hinſicht vollkommenen Mannes in ſo hohem Maas verdiente.

Jene Hofdame, die ich von Verſailles aus begleitet hatte, war alsbald hinaufgeeilt nach den Königlichen Zimmern, um dort das Geſchehene zu berichten. Sie hatte kaum, mit dem Ausdruck des tiefſten Schreckens und Entſetzens, ihre Erzählung begonnen, da trat auch ich, wohlbehalten in das Zimmer. Sie wiſſen, wie man bei unſerm Hofe die Sache nahm. Man belachte die mislungene Entführung als ein unbedeutendes, galantes Abentheuer; meinem Entführer, der leicht zu errathen geweſen war, wurde zwar auf kurze Zeit der Zutritt bei Hofe unterſagt, aber dieſe ſcheinbare Beſtrafung gieng bald vorüber, und auch die Neckereien, denen er bei ſeinem Wiedererſcheinen ausgeſetzt war, dauerten nur kurze Zeit, weil es des täglich neuen Stoffes zur Unterhaltung ſo viel gab.

So ſcherzhaft aber auch mein Abentheuer, wie man jenen böswilligen, nächtlichen Ueberfall nannte, Andren erſcheinen mochte, ſo ward es dennoch, in ſeinen Folgen, für mein ganzes übriges Leben ein ſehr ernſtes, entſcheidendes Ereigniß. Man hatte mich wiederholt befragt, wer mein Befreier geweſen ſey? ich konnte die Frage nicht beantworten, denn ich wußte es ſelber nicht; ich beſchrieb den Mann, ſo gut ich es vermochte, man rieth, weil ihn mir ſeine Sprache ſo deutlich als einen Ausländer kund gegeben hatte, auf einen, damals in Paris anweſenden, vornehmen Schweden, da man mir jedoch denſelben einſt im Theater zeigte, mußte ich erklären, er ſey es nicht.

Konnte doch kaum irgend ein andrer Menſch ſo begierig ſeyn, jenen Mann, dem ich ſo viel verdankte, aufzufinden, als ich es ſelber war. Ich hielt dieſes Verlangen für eine bloße Bewegung der Dankbarkeit; es war jedoch mehr denn dieſes: es war der Zug einer Neigung zu jenem, dem Namen nach Unbekannten, welche mich ſtärker erfaßt hatte, als ich es ſelber erkannte. Mein Auge ſuchte den Wohlthäter unter den Männern, welche zu Hofe kamen; es forſchte nach ihm mit ſchüchternem Blicke unter dem jungen Adel, welcher die Waffen trug, es gieng, ſo oft dies unbemerkt geſchehen konnte, auf ſeine Nachforſchungen im Theater und im Concert, wie bei öffentlichen Feierlichkeiten, aus. Ich fand meinen Unbekannten nicht, weil ich ihn immer nur auf den Höhen der Stände ſuchte, während er, das nicht beachtend, wozu ſeine Geburt ihn berechtigte, von mir unbemerkt in der Niedrigkeit einhergieng.

In gewiſſer Hinſicht muß ich es für ein Glück halten, daß mein Bruder gerade damals, als man mich entführen wollte, auf einer Reiſe nach Italien ſich befand, wohin ihn von neuem die Angelegenheiten ſeines Ordens riefen. Sein leicht entflammtes Naturell, ſeine außerordentliche Empfindlichkeit im Punkt der Ehre, würden ihn ohnfehlbar hingeriſſen haben zu einer öffentlichen Ahndung der Schmach, die ſeiner Schweſter widerfahren war, was dann bei dem hohen Stande meines Beleidigers nicht ohne große Gefahr für den heftigen Mann geweſen wäre. Ich, die ich den Bruder und die Weiſe, ihn ſchonend zu behandeln, kannte, ſchrieb ihm ſogleich, damit er ihn nicht zuerſt durch Andre erfahren möchte, den Vorfall, und ſtellte das ganze Ereigniß als ein ſo unbedeutendes dar, daß der Ausbruch ſeines Zornes vermieden ward. Dennoch würde es, bei ſeiner Rückkehr nach Paris, noch zu einem unangenehmen Auftritt zwiſchen ihm und meinem Entführer gekommen ſeyn, wenn dieſer nicht an demſelben Tage, an welchem der Malteſer in der Hauptſtadt eintraf, wahrſcheinlich aus Vorſicht, eine Reiſe nach Bordeaux angetreten hätte.

Ich war herzlich froh, daß ich den theuren Bruder wieder um mich hatte. Ich wußte nicht, was mir ſeine Zurückkunft noch außer ihm ſelber mitbringen würde. Er war ja in allen Dingen der Vertraute meines Herzens geweſen, ihm verhehlte ich mein ſehnliches Verlangen nicht, den Hof wieder verlaſſen zu dürfen. Nur ſo ſchnell und leicht, als mir es möglich geſchienen, war dieſer Wunſch nicht zu erfüllen. Wir hatten uns indeß beide einen Plan ausgedacht, nach welchem ich, die Beſitzerin eines reichen, mütterlichen Vermögens, ſchon im kommenden Frühling, zuvörderſt in Geſellſchaft des Bruders, auf das Schloß unſres Vaters ziehen, und, wenigſtens einen Sommer hindurch, dort wohnen ſollte. Mein Abſchied aber vom Hofe war naher, als wir beide es vermutheten.

Eines Tages hatte ſich mein Bruder bei Hofe die Erlaubniß erbeten, mich zu ſich zur Feier eines kleinen Familienfeſtes einladen zu dürfen. Er hatte mit mir zugleich einige andre Damen, unter andern eine Freundin ſeiner verſtorbenen Mutter, zur Tafel gebeten. Man wollte mich, als ich in der Wohnung des Malteſers ankam, in einen Saal führen, wo ſich ſchon ein Theil der Geſellſchaft verſammlet hatte. Mir lag es an, mit meinem Bruder einige Worte allein zu ſprechen, ich begab mich deßhalb nach ſeinem Zimmer. Als ich in den Vorſaal von dieſem eintrat, fand ich da den Mann ſtehen, den meine Augen, und, wie ich dies nun wohl erkenne, auch mein Herz ſo lange vergeblich geſucht hatten! Ich erkannte ihn ſogleich an ſeiner hohen Geſtalt, ſo wie an dieſen Augen, deren tief eindringender Blick nicht aus meiner Erinnrung entſchwunden war. Ich dachte in jenem Augenblick nicht daran, daß der Ort, an welchem ich den Fremden wartend fand, ſo wie ſelbſt ſeine Kleidung, keinesweges von einem höheren Stande deſſelben zeugten, ſondern daß beide mehr für einen Diener als für einen Herrn ſich eigneten. Das Gefühl der freudigen Ueberraſchung, welches mein Herz bewegte, trat, ſo gern ich es verborgen hätte, mit ſichtbarlichen Zeichen auf meine Wangen und in meine Augen; ich fragte meinem Befreier, ob er mich wohl noch kenne?

Wie ſollte ich dies nicht, antwortete der Fremde; war mir doch jener Abend nicht wie ein andrer Abend meines Lebens; mir gieng an ihm kein Tag unter, ſondern einer auf; ich ſuchte lang und habe gefunden.

So räthſelhaft mir auch großentheils dieſe, in einem ſchwer verſtändlichem Franzöſiſch geſprochenen Worte erſchienen, fuhr ich dennoch fort, mit dem mir ſo merkwürdigen Manne mich zu unterhalten. Ich habe mir, ſagte ich, mit einem neuen, unwillkührlichen Erröthen, welches mir ſeine Blicke abdrangen, von welchen mir vorkam, als durchſchauten ſie jede Bewegung meines Herzens, viel Mühe gegeben, Ihren Namen oder Stand zu erfahren; mir war es ein angelegentlicher Wunſch, meinem Erretter aus großer Gefahr den Dank ſagen zu können, der ihm für ſeine edle That gebührte.

Meinen Namen, ſprach der Fremde, kennt Keiner in dieſem Lande, und meinen Stand errieth noch Niemand. Sie haben mich nicht mehr geſehen oder bemerkt, ſeit jenem Abend, ich aber habe Sie oft geſehen, und es erkannt, daß Sie Die ſind, welche ich zu ſehen kam.

Ich bin jetzt, nach ſo langer Zeit, es nicht mehr im

Stande, die eigentlichen, höchſt ſeltſam und fremd lautenden Worte, in denen der Mann dies ſagte, zu wiederholen; ihren Sinn aber verſtund ich wohl, und dieſen habe ich Ihnen auch ſo getreu, als mir möglich, wiedergegeben. Aber auch dieſer Sinn war mir damals ſehr dunkel; ich ſchwieg einige Augenblicke verlegen, dann fragte ich:

Sie ſind ein Fremder, mein Herr, in unſrem Lande? wenigſtens läßt mich dieſes Ihre Sprache vermuthen.

Nicht nur in Ihrem Lande, antwortete Jener, ſondern in Ihrem Welttheile. Der rechte Morgenländer redet für gewöhnlich in einer Sprache der alten, lang vergangenen Zeiten, jedoch am liebſten von einem Etwas, welches fernkünftig und hierbei gewiß iſt.

Sie kamen, fragte ich ihn weiter, um unſer Land, um unſre glänzende, vielgeprieſene Hauptſtadt kennen zu lernen?

Ich kannte, antwortete er, das Nächſte nicht, als ich auszog das Ferne zu ſehen; ich beſaß das Meine nicht, als ich die Hand ausſtreckte nach dem Fremden, nun kenne ich das Nächſte und weiß was mein iſt, und werde dies feſt halten.

Der Mann ſahe mich bei dieſen Worten mit einem Blicke an, welcher, ich weiß nicht warum, mich faſt erſchreckte. So ſehr mich in andrer Hinſicht ſein ganzes Weſen anzog, hatte ich dennoch gern mich ſchnell von ihm entfernt, aber eine gewiſſe Achtung gegen dieſe, in ihrer Art gewaltige, Perſönlichkeit hielt mich zurück.

Sie dienen vielleicht, ſo fragte ich aus lauter Verlegenheit, unter dem Militär?

Ich diene, ſagte der Fremde, weil ich zum Herrſcher geboren war, ohne mich und Andre zu beherrſchen. Mir gehorchte mein Volk, ein Volk der Tapferen, welches, wie die Schaar der unbeſiegbaren Adler, in den Gebirgen des Oſtens wohnet. Ich zog gegen Abend, damit ich noch, ehe mein Abend kommt, das Licht fände, bei deſſen Scheine ich Das, was mich bekümmerte, klar erkennen möchte. Denn die Sonne des Morgens iſt vom Lande des Morgens hinweggezogen; ſie weilt noch, mit ihrem ſcheidenden Strahle, beim Lande des Abends; bis ſie, nach kurzer Nacht, im Oſten wieder aufgeht.

Sie werden, fragte ich weiter, doch noch einige Zeit bei uns verweilen?

Ich werde, ſagte Jener, hier verweilen, bis meine Begleitung nach der Heimath zum Mitgehen geſchickt iſt.

Abermals ein ſolcher Blick, der wie mit magiſcher und dennoch, weil ich ihn nicht verſtehen und darum ihm nicht begegnen konnte, mit faſt unheimlicher Kraft mich durchdrang. Ich ſchwieg und war im Begriff, mich plötzlich, mit noch einigen Worten des Dankes, über welche ich nachſann, von dem Fremden zu empfehlen, da trat mein Bruder, in Geſellſchaft eines Engländers, mit welchem er in naher, freundſchaftlicher Verbindung ſtund, aus ſeinem Zimmer heraus. Er blickte mich etwas verwundert an, als er mich im Geſpräch mit dem Diener ſeines Freundes ſahe; ich verſtund ſeinen Blick und ſagte unbefangen: „Sehen Sie, hier dieſer edle Mann hat mich aus den Händen meines Entführers gerettet."

Der Malteſer ſprach mit vornehmer Herablaſſung einige freundliche Worte mit dem vermeintlichen Bedienten und deutete darauf hin, daß er den Dank, den er im Namen ſeiner Schweſter ihm ſchuldig ſey, noch durch die That ausſprechen werde; der Andre ſchwieg und gieng hinter ſeinem Herrn, als dieſer ſich jetzt empfahl, hinweg.

Wir waren Alle an der Tafel meines Bruders ſehr vergnügt, mein Herz war freudiger, als es ſeit einiger Zeit geweſen; mir ſchien dieſe heitre Stimmung daher zu kommen, daß nun die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen einen unbekannten Wohlthäter für's Erſte ſchon mit Worten abgethan war, und bald dieſes auch durch die That ſeyn werde. Dennoch überſahe ich dabei, vielleicht ohne meinen Willen, einen andern Grund meiner innren Fröhlichkeit: dies war die innige Befriedigung, welche ich darüber fühlte, daß ich den Fremden, der mir ſchon längſt nicht mehr gleichgültig war, wiedergefunden und wiedergeſehen hatte. Tönten mir doch immer noch, ſelbſt in die fremdartigen Geſpräche der Tafel herein, ſeine Worte nach, und mir war es, als bemerkte ich aus der unſichtbaren Tiefe, welche meine Seele umgab, ſeine bedeutungsvollen Blicke, auf mich gerichtet.

Dennoch waren, dies erkannte ich ganz beſonders, als ich mich wieder allein auf meinem Zimmer fand, die Gefühle, welche das Wiederſehen des ſo lange geſuchten Fremden in mir erregt hatten, von ſehr gemiſchter Art. Mich, die Gräfin von Chameſſon, die Schweſter des hochgeſtellten Malteſers de la Romagne, ſtörte, in meiner bisherigen Theilnahme an dem Fremden, in Etwas der Gedanke, daß derſelbe der Diener eines reiſenden Engländers ſey; in manchen Augenblicken kam es mir ſehr unſchicklich vor, daß ich ſo lange mit einem ſolchen Menſchen geſprochen und ſeine Worte angehört habe, welche keineswegs in einer Sprache geredet waren, die einem Manne von dieſem Stande geziemt. Doch neben dieſen wenigeren Augenblicken kamen mir auch gar viele, andre, in denen mir der Fremde, ſo wie ſeine Worte, in einem Lichte erſchienen, welches mich den vermeintlichen Unterſchied des Standes vergeſſen ließ. Ich konnte nicht umhin, mir am nächſten Morgen den Inhalt ſeiner Rede, ohngefähr ſo, wie ich Ihnen denſelben mittheilte, aufzuſchreiben; jedes Wort ſchien mir, weil der Sprecher mich mehr intereſſirte, als ich mir ſelber geſtehen wollte, voll Bedeutung und tieferen Sinnes. Dieſer Mann, ſo ſagte ich bei mir ſelber, kann in ſeinen Worten, wie in all ſeinen Mienen und Geberden, kein Lügner ſeyn; in dem aber, was er mir ſagte, ſo wie in ſeinem ganzen Weſen, ſpricht es ſich aus, daß er nicht zum Knecht geboren und erzogen war. Wenn an irgend einem Menſchen, den ich bisher ſahe, der wahre, ächte Adel des Herzens und Geiſtes ausgeprägt erſcheint, ſo iſt es an ihm; er nannte ſich ſelber den Herrſcher eines Volkes der Adler; das Volk iſt wohl verſorgt, welches dieſer jugendliche Held zum Kampfe führt.

Mein Bruder beſuchte mich im Verlaufe des Tages. Es iſt nun doch Zeit, ſagte er, daß wir deinen Befreier, ſeitdem du geſtern ihn in dem Diener meines Freundes wiedererkannt haſt, für ſeine tapfre That eine Belohnung geben. Zwar, wie der Engländer mir ſagte, iſt dieſer Menſch, den er in Marſeille fand, und dort in ſeine Dienſte nahm, von ſo ſonderbarer Art, daß ich nicht weiß, wie wir ihm mit einem gewöhnlichen Geſchenke beikommen wollen, denn er pflegt ſelbſt den Lohn, den ſein Herr ihm giebt, alsbald nach dem Empfange an ſeine Mitbedienten oder an Arme hinwegzugeben, und hat Gegenſtände, namentlich mit Edelgeſteinen beſetzte Waffen und Schmuckſachen des Orients bei ſich, welche auf einen bedeutenden Reichthum ſchließen laſſen. Verſuchen aber müſſen wir es dennoch, ihm eine Belohnung aufzudringen, denn der tollkühn-wackere Burſche hat wirklich ſein Leben für dich gewagt, und wir müſſen noch heute ſeine That geheim halten, damit ihn nicht ſtatt der verdienten Belobung eine blutige Rache trifft.

Wir überlegten lange, was hier zu thun ſey. So ſehr auch der Gedanke, dem Fremden ein Geldgeſchenk anzubieten, meinem Gefühl widerſtrebte, mußte ich dennoch meinem, an Alter und Einſicht mir ſo weit überlegenem, Bruder darinnen nachgeben; wir wählten, zur anſtändigen Hülle der bedeutenden Summe, die wir dem Fremden ſendeten, eine große, goldene Doſe, und ich begleitete das Geſchenk mit einigen freundlich dankenden Zeilen meiner Hand. Noch in derſelben Stunde, in welcher wir die Gabe abgeſendet hatten, brachte ſie uns ein andrer Bedienter, den der Fremde hiermit beauftragt hatte, wieder zurück, dabei fanden ſich einige Zeilen in ſeltſamen Schriftzügen, deren Worte, als ich ſie endlich entziffert hatte, allerdings Franzöſiſch lauteten; ihr Sinn war folgender:

„Ich kam nicht zu den Franken (Abendländern), um bei ihnen das zu ſuchen, was ich ſelber zum Ueberdruß beſaß. Ich will kein Gold, denn ich bedarf ſeiner nicht. Der Lohn ſoll mir werden, wenn und wie ich ihn verdiene.“

Ein ſeltſamer Kauz von Bedienten, ſagte mein Bruder, als ich ihm die Worte des Billets, das er vorher ſelber kopfſchüttelnd, ohne es leſen zu können, betrachtet hatte, endlich enträthſelte. Der Burſch ſcheint eine ziemlich hohe Meinung von ſich zu haben, und dennoch ſollte er nur vorerſt ſchreiben lernen, denn dieſe mächtig großen Schriftzüge da, ſo kräftig dem Papier aufgedrückt, als hätte ſie ein Steinmetz mit dem Meiſel und Hammer gemacht, kann doch kaum Jemand für Buchſtaben halten. Und was mag das für ein Lohn ſeyn, den er zu verdienen und zu empfangen meint? Etwa mein ſchönes Pferd aus der Berberei, das er neulich, als ich meinen Freund, den Engländer, beſuchte, und der Burſche, ohne daß ich's begehrt hatte, mir den Steigbügel hielt, als ein Sachkenner aufmerkſam betrachtete und lobte? Nun, meinetwegen, ſo gern ich das Thier habe, iſt es mir dennoch zur Abtragung einer ſolchen Schuld nicht zu theuer; ich werde es ihm bei erſter Gelegenheit zum Geſchenk anbieten.

So viel ich auch gegen dieſen Einfall des edlen Malteſers hätte einwenden mögen, wagte ich es dennoch nicht, mein Bedenken auszuſprechen, denn der Herr de la Romagne ertrug jeden Widerſpruch ſehr ungern.

Wie mir es geahndet hatte, ſo geſchahe es. Mein Bruder kam nach einigen Tagen wieder zu mir, mit Spuren des Unwillens in ſeinem Geſicht. Dieſer hochfahrende Menſch, dein Befreier, ſagte er, fängt mir jetzt an recht in der Seele zuwider zu werden. Vor einer Stunde beſuchte ich meinen Freund; ich fand den großen Bedienten, der immer ein ſo gravitätiſches Geſicht macht, als ſey er der Prinz Chriſtoph vom Libanon, unten im Hofe, an der Sonne ſitzend. Er ſprang auf, half mir beim Abſteigen, und nahm dann mein Pferd, um für daſſelbe zu ſorgen. Mein Freund, rief ich ihm zu, wie gefällt Euch das Thier? — Er lobte daſſelbe auf eine Weiſe, die mich abermals in ihm den guten Kenner bewundern ließ. Nun wohl, ſagte ich, da Ihr die Vorzüge meines Pferdes ſo gut zu ſchätzen wißt, ſo nehmt es von mir zum Lohne an, für die tapfere, meiner Schweſter erwieſene Hülfe. Der Menſch ſahe mich mit einem Blicke an, wie ein Fürſt, dem etwa Jemand, der ihn mit dem Bedienten des Hauſes verwechſelte, ein Trinkgeld in die Hand drücken wollte; ſprach mir, in ſeinem kauderwelſchen Franzöſiſch, von mehr denn hundert Roſſen, die ſein gehörten, und welche beſſer wären als das Meinige, und fügte noch andre, mir ſo ganz ſinnlos erſcheinende Worte hinzu, daß mich faſt der Zorn übermannt hätte, wenn nicht mein Freund, der Engländer, gerade aus dem Garten gekommen wäre und das Geſpräch unterbrochen hätte. Denn dieſer, mein Freund, iſt in den großen Burſchen ganz vernarrt, und rühmt ſeine Eigenſchaften auf eine mir wahrhaft lächerlich dünkende Weiſe. Ueberdies wollte ich nicht gern, daß jemand Anders, außer uns, den wahrhaft tollen Streich des Menſchen erführe, damit er nicht obendrein noch ſchlimme Folgen davon zu gewarten habe. Als ich fortritt, hatte er ſich, als wollte er ſeine anſehnliche Länge daran meſſen, ganz ſteif aufrecht an eine Säule geſtellt, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern. Er ſahe mich mit einem ſolchen Blicke an, als hätte ich ihn beleidigt, da doch vielmehr ich Grund hatte, über ſeine Ungeſchliffenheit zu zürnen.

Ich ſuchte, auf beſcheidene Weiſe, meinen Bruder zu beſänftigen, und brachte das Geſpräch auf andre Gegenſtände. Er verließ mich mit dem Verſprechen, daß er die vermeintliche Beleidigung mit keinem Worte ahnden, ſondern von dem Manne, der ſie ihm zufügte, gar keine weitre Notiz nehmen wolle.

Der Hof hatte für einige Wochen die Stadt verlaſſen; mich hatte, nebſt einigen andern Damen, das für diesmal ſehr erwünſchte Loos getroffen, in der Reſidenz zurückbleiben zu dürfen. Hierdurch war mir ein freierer Gebrauch meiner Zeit gewährt, und ich konnte jetzt faſt täglich mehrere Stunden mit meinem Bruder zubringen. In ſeiner Geſellſchaft fuhr ich öfters aus; wir giengen dann, denn ſo wünſchte er es, um ſeiner Erheitrung willen, auf den beliebteſten Spaziergängen einher, oder beſuchten das Theater. Ueberall, wohin wir kamen, als ſey er an mich gebannt, bemerkte ich meinen Befreier, den Morgenländer. Zum Glück machte ich gewöhnlich nur allein dieſe Bemerkung, während ſie meinem Bruder entgieng. Der ſonderbare Mann ſtund, als habe er gewußt, daß wir kämen, und nur auf uns gewartet, gewöhnlich ſchon am Eingang des öffentlichen Gartens oder Vergnügungsortes, den wir ſo eben beſuchen wollten, doch war ſeine Stellung ſo gut gewählt, daß ſie nicht ſogleich ins Auge fiel; er folgte uns dann aus der Ferne, begegnete uns wohl auch von einem Seitenwege her, oder kam uns ſonſt ſo nahe, daß er mich und ich ihn unmittelbar ins Auge zu faſſen vermochte, ohne daß, in den meiſten Fällen, mein mir zur Seite gehender Bruder ihn unter dem Gedränge der andern Spaziergänger, oder hinter dem Baume der Alleen bemerken konnte. Im Theater hatte er ſich jederzeit ſeinen Platz ſo gewählt, daß er mich immer ſehen konnte. Er hatte ſeit einiger Zeit den Dienſt bei dem Engländer verlaſſen, und trug jetzt eine Kleidung, welche, ohne dabei ſehr aufzufallen, von einem faſt orientaliſchen Zuſchnitte war, ein Umſtand, der auch das Seine dazu beitragen mochte, ihn für meinen Bruder etwas ſchwerer erkennbar zu machen.

Für mich ſelber war es ſeit einiger Zeit kein Geheimniß mehr, daß mein Herz zu dem Morgenländer eine ganz entſchiedene Neigung fühle. Und doch, wie thöricht kam mir dieſe Neigung vor! Ich hätte mich ſo gerne jedes Gedankens an den Unbekannten entſchlagen; wenn ich aber an der Seite des Bruders wieder die Orte betrat, an denen ich gewöhnlich Jenen getroffen, da war es dennoch das erſte Geſchäft meiner Augen, ihn aufzuſuchen und zu finden. Die Flamme, welche meine Ueberlegung ſo gern erſtickt hätte, holte ſich jederzeit an ſeinen Blicken neue Gluth, und zuletzt wollte kein Waſſer der Thränen, die ich öfters, wenn ich wieder allein war, aus Sorgen weinte, ſie mehr verlöſchen. Ich ſahe vor mir und neben mir nichts als Dunkel; aber eben aus dieſem Dunkel leuchtete mit einem um ſo blendenderem Lichte jene Flamme, die in mir glühete.

Eines Tages war ich allein zu der Freundin der Mutter meines Bruders gefahren, zu der mich beſtändig eine herzliche, kindliche Liebe hinzog. Unten im Vorplatz des Hauſes fand ich den Morgenländer, der mich ehrerbietig grüßte. Ich war kaum ins Zimmer der Freundin getreten, da ſagte mir dieſe: Ich habe ſeit einiger Zeit faſt täglich einen merkwürdigen Beſuch gehabt. Ein Mann, mit einem fremd lautenden Namen, ließ ſich eines Tages bei mir melden; ich empfieng ihn und erkannte in ihm ſogleich Ihren Befreier, den Sie mir neulich im Louvre gezeigt hatten. Der Mann ſprach Manches mit mir, das mir neu und ſeltſam erſchien, doch hat er dabei in ſeinem Benehmen, wie in ſeinen Worten, eine ſolche Achtung, ja faſt Ehrfurcht gebietende Weiſe, daß ich ihn mit Aufmerkſamkeit anhörte. Ich wußte zwar eigentlich nicht, wie ich zu dieſer Bekanntſchaft käme, war auch unvermögend, die Urſache ſeines Beſuches zu errathen, doch lud ich ihn, als er ſich bald wieder empfahl, aus Höflichkeit ein, mich wieder zu beſuchen. Schon am nächſten Tage machte er Gebrauch von dieſer erhaltenen Erlaubniß. Ich verſtund ſeine Sprache jetzt ſchon beſſer, ſeine Erzählungen von dem, was er geſehen und erfahren, intereſſirten mich; ich unterhielt mich vortrefflich mit ihm.

Leuten von meinen Jahren wollen die gewöhnlichen öffentlichen Zerſtreuungen und Vergnügungen nicht mehr

ganz

ganz zuſagen. Ich wenigſtens ziehe ein Geſpräch von ernſtem, den Geiſt belehrenden, das Herz beſſernden Inhalte jeder lauten Luſtbarkeit vor. Und gerade ſolche Geſpräche habe ich jetzt täglich mit meinem Fremden gehabt. Er könnte, nach dem Unterſchied der Jahre, mein Enkel ſeyn; dennoch ehre ich ihn wie einen weiſen, väterlichen Lehrer, denn ein ſolches tiefgehendes Erkennen, eine ſolche Tüchtigkeit und Lauterkeit der Geſinnung habe ich bei wenig, ja ich möchte wohl ſagen noch bei keinem Menſchen gefunden, mit welchem ich näher bekannt geworden bin. Und bekannt bin ich mit dieſem geworden, für mich iſt er kein Fremder mehr, ich weiß von ſeinen merkwürdigen Lebensſchickſalen mehr, denn irgend ein Andrer hier im Lande weiß, ſelbſt der Engländer nicht ausgenommen, bei welchem Abu Nagid früher als Diener war. Nur das Eine kann ich vor der Hand ſagen, daß unſer Morgenländer im Leiblichen wie im Geiſtigen zu einem Fürſten und Oberſten über Tauſende geboren iſt.

Doch faſt, ſo fuhr meine mütterliche Freundin fort, hätte ich die Hauptſache vergeſſen. Eben dieſer mein Freund und Ihr Befreier wird vielleicht ſchon hier im Hauſe ſeyn, oder wenn er dies noch nicht iſt, wird er bald kommen, mit der Bitte, ihn bei Ihnen zu melden und Sie um die Erlaubniß zu bitten, daß er an unſrer Geſellſchaft Theil nehmen dürfe. Denn gerade als Sie am heutigen Morgen mir Ihren Beſuch ankündigen ließen, war er bei mir, und ich konnte ihm ſeine Bitte, dieſes Geſuch bei Ihnen anzubringen, unmöglich abſchlagen, obgleich ich, ſo fügte ſie lächlend hinzu, es faſt zu errathen glaube, was ſein Anliegen iſt.

Ein leichtes Erröthen überflog, bei dieſen Worten der Freundin, meine Wangen. Ich erzählte ihr, daß ich den

Fremden bereits im Hauſe begegnet ſey; man ſchickte nach ihm, und in wenig Augenblicken war er bei uns.

Ich mußte bald in meinem Herzen der erfahrenen, ernſtgeſinnten Freundin Recht geben; ſo hatte mich noch kein Geſpräch unterhalten, als das heutige unſres Morgenländers, ja mir ſchien es, als hätte ich noch niemals einen Mann ſo reden hören. Was er erzählte und ſprach, das belehrte und erhob mich; ich verſtund heute alle ſeine Worte, und der fremdartige Ton derſelben erſchien meinem Ohr als ein eigenthümlicher Wohllaut. Ich trennte mich ſchwer von dieſer Geſellſchaft und nur mit dem Verſprechen, meinen Beſuch bald zu wiederholen. Dieſes that ich denn auch, ſobald die Schicklichkeit es mir zu erlauben ſchien, ja in Kurzem brachte ich täglich eine oder etliche Vormittagsſtunden mit der Freundin zu, bei welcher ich jedesmal regelmäßig den Morgenländer fand.

Ich will Sie, meine Freundin, nicht mit der Geſchichte einer höchſt ſeltſamen, originellen Liebeswerbung dieſes Mannes ermüden; nur für Den konnte eine ſolche ganz verſtändlich und von wahrem Intereſſe ſeyn, welcher jenen merkwürdigen Menſchen und ſeine Geſchichte kennt. Ich will mich mit meiner Erzählung blos auf das beſchränken, was ſich auf meinen, allerdings der Welt ſchwer eingehenden, einer heimlichen Flucht gleichenden, Auszug aus Paris bezieht.

Mir, die ich nun bekannt war mit den eigentlichen Familienverhältniſſen meines Freundes, denn ſo nannte ihn nach wenig Tagen des näheren Umganges nicht nur mein Herz, ſondern auch meine Zunge, konnte freilich eine Werbung um meine Hand nicht auffallen; er war, dies wußte ich, höher an Stand und reicher an Vermögen denn ich; ob aber mein Bruder, welcher, wie ich längſt bemerkt hatte, für mich einen ganz andern Plan hegte, jene Werbung billigen werde, darüber war ich ſehr ungewiß. Eines Abends, als ich ihn, wie mir ſchien, in einer ganz beſonders zugänglichen Stimmung fand, erzählte ich ihm, daß ich meinen Befreier bei unſrer Freundin gefunden und geſprochen habe, und daß wir beide, die Freundin und ich, nicht blos ſehr gut uns mit ihm unterhalten, ſondern uns auch überzeugt hätten, daß der Morgenländer nicht von ſogenannt gemeinem Herkommen, ſondern von fürſtlicher Geburt ſey.

Mein Bruder ſahe mich mit der Miene einer Ueberraſchung an, welche faſt einem Erſchrecken glich. Es arbeitete in ihm; doch er unterdrückte den Ausbruch ſeiner natürlichen Heftigkeit, und fragte mich bloß:

Wie? die Gräfin von Chameſſon, die Schweſter des Herrn von Romagne, konnte ſich ſo weit vergeſſen, daß ſie einen hergelaufnen Unbekannten, vielleicht den Sohn eines wohlhabenden Pferdehändlers, Stunden lang unterhielt, und an dieſem unwürdigen Geſchaft auch noch ein Gefallen fand? Es iſt Zeit, daß ich, der ich die Pflichten des ſorgenden Vaters für Ihre unerfahrene Jugend übernommen habe, Sie bald aus Paris hinwegführe und daran denke, Sie Ihrem Stande gemäß zu vermählen; Sie könnten, bei Ihrer von jeher auf abentheuerliche Dinge gerichteten Geſinnung noch auf den Einfall gerathen, mit Ihrer alten Freundin, und am Ende ſogar mit dem ſauberen Burſchen, dem ſogenannten Morgenländer, eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem zu machen.

Ich ſchwieg, denn ich wußte, was in dieſem Augenblick jedes entſchuldigende Wort bei meinem zornmüthigem Bruder bewirken würde; auf mehrfache Weiſe ſuchte ich dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben, aber der

Malteſer war verſtimmt, er antwortete einſilbig auf meine Fragen, und ſchien kaum das zu beachten, was ich ihm von einigen damaligen Hofneuigkeiten erzählte; nach einiger Zeit nahm er ſeinen Hut und verließ mich mit offenbarer Kälte.

Allerdings war ich, bei jener Unabhängigkeit, in welche mein mütterliches Vermögen mich ſetzte, eine freie Herrin meiner Neigungen und meiner Hand, auch wußte ich, welchem Herrn von hohem Adel mein Bruder meine Hand zugedacht hatte, und dieſer mir auserſehene Bräutigam war mir von ganzer Seele zuwider, ſo daß ich noch jetzt nicht begreifen kann, wie mein ſonſt ſo edler Malteſer eine ſolche Wahl für ſeine arme Schweſter treffen konnte. Dennoch that mir der Gedanke wehe, daß auch ich meinerſeits eine Verbindung anknüpfen ſollte, die ſo ganz gegen den Wunſch und Willen meines guten Bruders war, der doch immer, ſeit dem Tode der Eltern, ſo treulich und liebevoll für mich geſorgt hatte. Ich kampfte, unter vielen Thränen und innigem Gebet, einen harten Kampf mit meinen Herzen, und endlich glaubte ich geſiegt zu haben; ich machte mich mit dem vermeintlich feſten Entſchluß auf den Weg zu meiner Freundin, den Werbungen des Morgenländers um meine Hand, dadurch auf immer ein Ziel zu ſetzen, daß ich ihm erklare, ich könne und werde mich niemals gegen den Willen meines Bruders vermählen, dieſer Wille aber, das wiſſe ich, ſey auf eine unbeugſame Weiſe gegen die Verbindung mit dem mir ſonſt werthen Freunde.

Wie bewahrt ſich doch ſelbſt in ſolchen Fallen, dergleichen damals der meinige war, das alte Sprüchwort, nach welchem das Menſchenherz, wenn es am ſicherſten von ſeinen Siegen träumt, dem Unterliegen am nächſten ſteht. Es waren ganz eigne Gefühle, mit denen ich in den Wagen ſtieg und in das Haus der Freundin eintrat. Ich betrachtete mich als das bedauernswürdige Schlachtopfer, welches freiwillig zum Altar der Geſchwiſterliebe ſich ſtellte. Ich hatte mir eine Anrede an den mir ſo theuren Morgenländer ausgedacht, in deren einem Theil ich zum erſten Male eine Art von Bekenntniß meiner Zuneigung zu ihm ablegen, dann im zweiten die Vorzüge und Wohlthaten meines edlen Bruders rühmen, und endlich im dritten meine Verpflichtung darſtellen wollte, dem Willen dieſes Bruders auch bei meiner künftigen Vermählung zu gehorchen. Dieſe Rede, ſo wie ich ſie in meinem Innren entwarf, rührte mich ſelber ſo ſehr, daß ſie mir manche Thräne entlockte.

Sie dürfen es nicht vergeſſen, meine Freundin, daß ich damals ein achtzehnjähriges Mädchen war, das zwar bis zu einer gewiſſen Gränze die ſogenannte „Welt“, die der Menſch ſich macht, kannte, nicht aber die Welt von Gott gemacht, und nicht den Menſchen in ſeiner innren, wahren Geſtalt, ſondern auch ihn nur etwa in der äußren Maske der Convenienz. Mein damaliger Geliebter dagegen und jetziger Gemahl, obgleich er noch kaum dreißig Jahre alt war, hatte ein geöffnetes, durchdringend ſcharfes Auge für die Geheimniſſe der Welt Gottes und des Menſchenherzens. Wer ihn naher kennt, der weiß und hat es an ſich ſelber erfahren, daß dieſes, freilich jetzt in noch höherem Grade als damals, ſo iſt.

Ich trat mit einer eigenthümlichen, künſtlich ernſten Haltung in das Zimmer der Freundin ein. Mein Morgenländer blickte mich auf ſo ſcharf durchdringende Weiſe an, daß mir die Maske, denn weiter war doch am Ende meine ernſte, ruhige Faſſung nichts, wie das Kryſtallglas des Eiſes am Sonnenſtrahle zerſchmolz; ich wollte, ſobald ich mich zur Freundin niedergeſetzt hatte, meine Rede anheben, da begegnete mein Blick noch einmal dem ſeinigen, und die einſtudirte Rede wurde mir zu einer Stimme faſt des lauten Weinens. Die Freundin zog mich an ihre Bruſt hin, ſie fragte mich, ich konnte jetzt nichts mehr als den Inhalt des Geſpraches mit meinem Bruder erzahlen. Abu Nagid ſtund von ſeinem Seſſel auf und trat uns naher. Zum erſten Male berührte mich ſeine Hand, er legte ſie ſchweigend auf mein Haupt.

Stillen Sie dieſe Thranen, ſprach er, mit einem Ausdruck der mich erſchütterte, in der Stunde unſrer Verlobung; nicht niemals, ſondern jetzt, eben jetzt, werden Sie meine Braut ſeyn. Ich frage Sie vor den Augen Deſſen, Der Alles, auch das Verborgenſte ſieht, und welcher die Lüge haſſet, weil Er ſelber die Wahrheit iſt, ob Ihr Herz eine Zuneigung der Liebe zu mir fühlt?

Ich hatte es gern verſchwiegen, aber einem ſolchen Frager und ſolcher Frage gegenüber konnte ich es nicht, ich antwortete bejahend.

Würden Sie mir auch, fragte er weiter, wenn Sie erkannt hatten, daß Gottes Wille unſerm Wunſche nicht entgegen, ſondern für und mit ihm ſey, gern und willig Ihre Hand zum Bündniß der ehelichen Treue reichen? Ich bin, wie Sie dies ſchon wiſſen, ſo vermögend, daß ich nicht nur ein Haus mit ſeinen glücklichen Bewohnern, ſondern viele derſelben ernahren könnte; von dem, was die Menſchen als Unterſchied des Standes anerkennen, wollen wir nicht reden, doch meine ich, daß auch hierinnen wir uns wenigſtens gleich ſind, denn der Fürſtenthron meiner Vater zahlt nicht nur einzelne Jahrhunderte. Auch Sie ſind unabhängig, denn jene Gewalt des Eigenwillens, welche ein alterer Bruder ſich über Sie anmaßt, iſt eine von menſchlicher Einbildung entſprungene, nicht, wie die Macht der Eltern über die Kinder, eine im göttlichen Geſetz begründete. Ich frage deshalb nochmals, würden Sie, wenn ich Sie überzeugte, daß unſre künftige Ehe im Himmel geſchloſſen ſey, gern und freudig Ihre Zuſtimmung zu derſelben geben?

Ich ſchwieg, und mein Freund begann jetzt eine Erzählung der äußeren und inneren Erfahrungen, welche er in den drei letzten Monaten, es waren die, ſeit denen wir uns kannten, gemacht hatte, bei welcher meine Freundin und ich nicht anders konnten, als eine unſichtbar nahe Hand darinnen erkennen, welche all unſre Begegniſſe nach ihrem ewig vorherbedachten Rath und Willen lenkt. Namentlich war mir das ſehr eindrücklich, was er von ſeinen Erfahrungen an jenem Abend erzählte, an welchem er mich aus den Händen meines Entführers rettete. Man darf wohl ſagen: der Mann hatte ſich, in der Kraft eines heldenmüthig ſtarken Glaubens, ſeine künftige Braut, damals von Gott erbeten, und die Gewährung zur Stunde, in welcher er um ſie bat, empfangen.

Abu Nagids Geſpräch hatte mich tief bewegt. Er fragte noch einmal dieſelbe Frage, welche er ſchon zweimal mich gefragt, und ich ſagte auch auf ſie, recht vom Herzen, „Ja“.

Mein Bräutigam fügte mir jetzt, nach der ſinnvollen Sitte des chriſtlichen Morgen- wie Abendlandes, einen koſtbaren Ring an meinen Finger, den ich unter all den ſpäteren Stürmen und Unfällen, welche uns trafen, mir erhalten habe; der Edelſtein, welcher in ihm leuchtet, würde in dem Schatze eines europäiſchen Königes keiner der unbeachteteren ſeyn; wir verlobten uns, vor den Augen Gottes und der treuen, liebevollen Zeugin: vor unſrer mütterlichen Freundin.

Wenig Augenblicke nachher, wer vermöchte meinen Schrecken zu beſchreiben, ließ ſich der Herr de la Romagne, mein Bruder, melden. Er war gekommen, um die Freundin ſeiner verſtorbenen Mutter zu einer Verbündeten ſeines Eigenwillens zu machen, um durch gemeinſamen Rath das Verhältniß zwiſchen mir und meinem Befreier, welches er von meiner Seite nur als die Aeußerung einer kindiſch übertreibenden Dankbarkeit betrachtete, auf immer abzubrechen.

Als der Malteſer bei ſeinem Hereintreten in das Zimmer den Morgenländer erblickte, erblaßte er vor Zorn und konnte zuerſt nur wenige Worte hervorbringen. Dieſe Worte, ſo wenige ihrer waren, enthielten vielleicht mehr Kränkungen, als mein edler Bräutigam während ſeines ganzen früheren Lebens aus dem Mund eines Menſchen erfahren hatte. Er, der Ausländer, welcher dieſe ſcharfen Dolche, die unſre Sprache den Regungen des Haſſes und der Bitterkeit darbietet, nicht kannte, verſtund zum Glück das Wenigſte; mir aber durchſchnitt jedes Wort meines Bruders das Herz. Die Leidenſchaft des Malteſers ſteigerte ſich mit jedem Augenblick, während der Andre mit einem Ausdruck der tiefeſten Ruhe daſtund, und dem Zornigen mit einem ſo durchdringenden Blick ins Auge ſchauete, daß dieſer zuletzt, wie durch eine höhere Macht der Unſchuld, gelähmt erſchien. Deſto furchtbarer ward der innre Kampf in meinem armen Bruder. Er zitterte an allen Gliedern, die Lippen bebten ihm, er mußte ſich mit beiden Händen an einen Stuhl halten, um nicht zu ſinken. Unſre alte Freundin ſprach zum Morgenländer einige leiſe Worte; er entfernte ſich, nachdem er noch einmal einen Blick, aus welchem eine Majeſtät des innren Menſchen hervorleuchtete, die ſich nicht ganz verbergen ließ, auf meinen Bruder, dann einen milderen auf mich gerichtet hatte.

Der Malteſer ſetzte ſich jetzt. Er erholte ſich bald. Der fremde, geiſtige Einfluß, welcher, ſo lange Abu Nagid ihm ins Auge blickte, ſeinen Zorn vielleicht durch ein unwillkührliches Schamgefühl gefeſſelt hielt, war jetzt hinweg; ſeine Heftigkeit ergoß ſich in Strömen der bitterſten, kränkendſten Reden über mich, ſeine arme, weinende Schweſter. Laſſen Sie mich das nicht wiederholen, was die böſe Stunde, von deren Walten er hingenommen war, meinem armen Bruder eingab; mir thut noch jetzt die Erinnrung nicht um meinet- ſondern um ſeinetwillen wehe. Uebrigens empfängt ja öfters auch die wehrloſeſte, ſchwächſte Natur, wenn der feindliche Anfall, der ihr zuſtößt, das Maaß der möglichen Erduldung und Nachgiebigkeit überſteigt, eine Kraft des Widerſtandes, welche ſie vorher niemals an ſich empfunden.

Schonen Sie, ſo rief ich mit Heftigkeit, als der Malteſer abermals Worte der tiefſten Verachtung und bittern Beſchimpfung über den Morgenländer ausſprach, ſchonen Sie wenigſtens meiner. Der edle, treffliche Mann, welchen Sie ſo ungebührlich ſchmähen, iſt mein erklärter Bräutigam, ſie ſehen den Ring der Verlobung hier an meinem Finger. Abu Nagid, ſo heißt mein künftiger Gemahl, ſteht freilich zu hoch, als daß Schmähungen ſolcher Art, mit denen man gewöhnlich den Auswurf unſres Volkes belegt, ihn berühren könnten, auch wenn es die Lippen eines franzöſiſchen Grafen und Malteſerritters waren, die mit ſolchen Worten ſich befleckten, doch darf die Gräfin von Chameſſon von ihrem Bruder es fordern, daß er ſeinen künftigen Schwager, an welchem er alle Urſache hätte, mit

Ehrfurcht aufzublicken, wenigſtens mit gebührender Achtung behandle.

Ich hatte durch meine eigne, mich zur Unzeit überwältigende Heftigkeit, Oel ins Feuer gegoſſen; ich hatte den Zorn meines bedauernswürdigen Bruders bis zur Wuth geſteigert. Ich ſehe ſein Bild noch jetzt mit Entſetzen vor mir; ſeine flammenden Augen und dieſe Bewegungen eines Mannes, der ſeiner ſelber nicht mächtig, der außer ſich ſelbſt iſt. Wie ein Wirbelwind, der Alles, was er faſſet, in die Strömungen ſeiner Staubwolken hineinreißt; man ſchließt unwillkührlich die Augen, und ſieht nicht mehr, wo man iſt, erſt wenn der Wirbel ſich ausgetobt, wagt man es wieder, um ſich zu blicken; ſo riß mich der wüthende Ausbruch des Zornes, den der Malteſer über mich ausſchüttete, mit ſich fort; mir vergiengen die Sinnen; ich hörte zuletzt nicht mehr, ich ſchlug die Augen nieder, ihre Thränen hinderten mich zu ſehen, wie Jener ſich geberdete.

Wer meinen guten, edlen Bruder kannte, der weiß, daß in ſeinem Herzen ein Feuer der Liebe, zu Gott und den Nächſten, brannte, wie es bei wenig andern Menſchen in ſolcher Kraft gefunden wird. Aber es lagen in der Nähe dieſes Feuerſtromes, deſſen eigenthümliche Richtung gerade nach oben gieng, auch zur Seite, da das ſündliche Fleiſch iſt, viele, leicht entzündbare Stoffe, in welche, wenn ſie in Bewegung geriethen, die Flamme des Feuergeiſtes herüberſchlug, und dann freilich zuweilen große Verheerungen anrichtete, welche Keinen tiefer betrübten, als meinen Bruder ſelber.

Während ich, wie betäubt, da ſaß, hatte die Freundin der ſeligen Mutter des Malteſers, die Zeugin meiner Belebung, ſich in den Sturmwind ſeines furchtbaren Zornes hineingewagt, und ſo oft die heftige Anſtrengung ſeiner Natur ihm auf einige Augenblicke Schweigen gebot, mit Worten der ruhigen Vernunft ihn zu beſänftigen geſucht. So ſehr dieſe edle Frau bei ihm in Achtung ſtund, hörte er doch anfangs nichts von Allem, was ſie zu ihm ſagte; ſeine Augen ſtarrten nur auf mich hin; ſein Ohr vernahm nur den Nachhall ſeiner eignen lauten, zornmüthigen Worte. Endlich, als der heftige Affect den brennbaren Stoff, den er für diesmal im Fleiſche angehäuft fand, verzehrt hatte, wendete mein Bruder, wie einer der aus dem Schlafe erweckt wird, ſeine Augen nach der ehrwürdigen Sprecherin hin, und mit einer Rührung, die mich ſelber ergriff und zum wärmſten Mitleid gegen ihn ſtimmte, fragte er ſie: „Und Sie, die treuſte Freundin meiner ſeligen Mutter, können mich in dieſem Augenblick verlaſſen; Sie können in einer Angelegenheit, welche die Ehre meiner Familie ſo ſchwer verletzt, und das höchſte Glück meines Lebens, das in der väterlichen Liebe zu dieſer einzigen Schweſter beſtund, ſo bei ihren tiefſten Wurzeln angreift, auf die Seite meiner Gegner treten, und mir die Wunde, die niemals heilen wird, noch ſchmerzhafter aufreiſſen?

Herr de la Romagne, antwortete die Freundin, Ihre und Ihrer Familie Ehre und Ihr Wohl iſt das meinige; ich war mit Ihrer verſtorbenen Mutter noch durch ganz andre, feſtere Banden vereint, als die des Blutes ſind. Eben deshalb, weil ich Sie und Ihre Schweſter ſo zärtlich liebe, als nur eine Mutter ihre eignen Kinder lieben kann, trete ich auf die Seite, nicht Ihres Gegners, ſondern Ihres in jeder Hinſicht Ihnen nahe befreundeten künftigen Schwagers, des edlen Fremdlinges, den Sie ſo verkennen, und bitte Sie: bewältigen Sie den Geiſt der Verblendung, der ſie hingeriſſen hat, und freuen Sie ſich mit uns des wahrlich hohen Glückes, das ihrer Familie durch dieſe Verbindung widerfahren wird.

Ich hatte in dieſem Augenblick ſchweigen und der älteren Freundin den Kampfplatz allein überlaſſen ſollen. Aber mein überſchwellendes Herz trat mir abermals auf die Zunge. Denken Sie ſich ganz in die Lage meines Bruders: er hatte mich bis dahin nur als einen gehorſamen und in allen Dingen nachgebenden Pflegling ſeiner Bruderliebe gekannt, jetzt hatte dieſe ſo viel jüngere Schweſter, welche er wie ein folgſames Kind zu behandeln gewohnt war, gleichſam eine drohende Hand gegen ihn erheben und ihm den alten Gehorſam aufgekündigt. Ich war jung und lebhaft, und in dieſem Augenblick tief, nicht zwar zunächſt an meiner eignen, wohl aber an der Ehre eines Andern gekränkt, der mir noch mehr war als ich mir ſelber. Dieſes mich überwältigende Gefühl mag wohl noch in den Worten, welche ich zu meinem Bruder ſprach, merkbar geweſen ſeyn: ich wollte ihn bitten, mir zu meiner nahen Verbindung ſeine brüderliche Einwilligung zu geben, und mir nicht mehr über dieſen Schritt zu zürnen, bei welchem zwar die Hand keines Menſchen, auch nicht die des eignen Bruders, wohl aber die gute Hand meines Gottes mich leitete. Aber mir fehlte in dieſem Augenblick der heftigen Aufregung der rechte Ton zu dieſer Bitte, ſie klang wie die Forderung eines Schuldherren an ſeinen Schuldner.

Der entzündliche Stoff, der zur Seite des Feuerſtromes lag, muß doch noch nicht ganz verzehrt geweſen ſeyn; er flammte noch einmal auf, mein Bruder ſprach zu mir nicht wie ein Bruder zu ſeiner Schweſter ſprechen ſollte. Doch dieſem letzten Erguß ſeines Zornes fügte er noch die Worte bei: Ihre Verbindung kann und werde ich nicht hindern; Sie ſind zwar nicht alt, wohl aber verſtändig genug, um ſich ſelber Ihr künftiges Wohl oder Wehe wählen zu können; aber verzeihen, vergeben kann ich Ihnen niemals Ihre Thorheit.

Mein Bruder, ſagte ich, ich weiß, Sie werden dieſes harte Wort noch zurücknehmen und Ihre heutige Heftigkeit bereuen, und ſollte dies erſt am letzten Abend Ihres Lebens geſchehen.

Der Malteſer ſchwieg; er war tief erſchöpft, er mußte ſich aus dem Kreiſe entfernen, in deſſen magiſchen, innren Bereich er für heute nicht als ein Befreundeter einzutreten vermochte, welcher ihn deshalb wie mit feindlicher Gewalt abgeſtoßen hatte. Ich ſahe den Kampf in ihm; der edle Mann hätte gern ſeine Hand zur Verſöhnung ausgeſtreckt und ſie mir gereicht, ich glaube es von ihm hoffen zu dürfen, er hätte mich mit Thränen der brüderlichen Liebe umarmt. Aber zu meiner tiefen Beſchämung muß ich's geſtehen, ich fühlte mich in meinem Bräutigam ſo tief von ihm verletzt, daß ich nicht, wie meine Pflicht es geweſen, auf ihn, den väterlichen Freund, zueilte und ſeine verſöhnende Hand ſuchte, ſondern, wie eine ſchwer beleidigte Hochmüthige, ſein Entgegenkommen erwartete. Er blickte mich noch einmal ernſt an und eilte dann hinweg.

Mir muß es geahndet haben, daß ich ihn zum letzten Mal in meinem Leben geſehen hatte. Als er hinaus war aus dem Zimmer, erfaßte mich tiefe Wehmuth, ich mußte heftig weinen. Meine mütterliche Freundin überließ mich eine Zeit lang meinem Schmerz, dann, weil ſie in meine Seele hinein fühlte, was die Urſach meiner Wehmuth ſey, rieth ſie mir, meinem Bruder nachzueilen und die Ausſöhnung mit ihm zu ſuchen, welche mir, das wiſſe ſie, bald meine Ruhe zurückgeben werde. Ich fuhr hin zu ſeiner Wohnung; mein armer Bruder ließ mich nicht vor ſich; der alte Bediente konnte, ſo neu und unbegreiflich erſchien ihm der Befehl ſeines Herrn, nur ſtammlend und in großer Beſtürzung die Worte ausſprechen, daß der Herr de la Romagne mich niemals mehr zu ſehen wünſche. Mir war es, als würde Eis, ſtatt des lebenden Blutes, in meine Adern ergoſſen; ich weiß nicht, wie ich in meinen Wagen zurückkam.

Gegen Abend, nach der Tafel, wiederholte ich noch einmal meinen Beſuch; Herr de la Romagne, ſo ſagte man mir, habe ſchon ſeit einer Stunde Paris verlaſſen. Ich fragte, wohin er gereiſt ſey? man konnte mir dies nicht ſagen.

Als ich wieder auf mein Zimmer kam, fand ich dort ein Billet von meiner mütterlichen Freundin. Sie ermahnte mich in dieſem, ich ſolle in größeſter Eile alles Das, was mir von meinen Sachen das Werthvollſte und Unentbehrlichſte zu ſeyn ſchien, zuſammenraffen; in der Zeit der ſpaten Abenddämmrung werde Jemand kommen, welcher das, was ich ihm übergabe, in ſichre Hände zu bringen bereit ſey; eine Stunde nach Einbruch der Nacht ſolle ich durch einen mir genauer bezeichneten Ausgang des Reſidenzſchloſſes mich zu einer nahen Straßenecke hinbegeben, dort werde meine Freundin mit ihrem Wagen meiner warten. Die Finſterniß der Nacht ſolle ich nicht ſcheuen, denn mein Schützer, mein Verlobter, werde ganz in der Nahe ſeyn und jeden meiner Schritte bewachen.

Ich gehorchte dieſem Rath der Freundin; ſo viel die Eile mir erlaubte faßte ich von meinem werthvollſten Eigenthum zuſammen, und bald nach Einbruch der Nacht gieng ich durch einige der minder beſuchten langen Gange des königlichen Reſidenzſchloſſes hindurch, und zu dieſer, freilich mir ungewohnten Zeit allein hinaus auf die Straße.

Bei dem Schein der Laterne erkannte ich bald die hohe Geſtalt meines Bräutigams; dieſer begleitete mich, in einer kleinen Entfernung mir nachgehend, bis zum Wagen, in welchem die Freundin meiner wartete.

Noch in dieſer Nacht, ſagte ſie mir, als ich mich neben ihr niedergeſetzt hatte, müſſen Sie aus Paris entfliehen; das Glück Ihres ganzen Lebens ſteht in Gefahr. Leider hat ſich Ihr armer Bruder, den vielleicht Ihr Anblick und Ihre Zuſprache beſänftigen konnten, wenn er dieſes Heilmittel nicht ſo hartnäckig von ſich geſtoßen hatte, den weiteren Eingebungen ſeines Zornes und ſeines vermeintlich gekränkten Adelſtolzes hingegeben; er hat einen Verhaftungsbefehl gegen Ihren Bräutigam auszuwirken gewußt und auch Sie würden ſchon dieſen Abend Ihre gewöhnliche Equipage nicht mehr zu Ihrem Dienſte bereit gefunden haben. Der Malteſer hat ſchon heute eine Eſtafette an den Königlichen Hof geſendet, welche ein Schreiben in Ihrer Angelegenheit dorthin brachte. Bis morgen kann die Antwort hier ſeyn; dann würde man Sie auf Ihre Güter gebracht und dort in ſtrengem Gewahrſam gehalten haben. Ihr Bräutigam wartet unſrer ſchon weit jenſeits der Barrieren; bis zu ſeinem Wagen werde ich Sie begleiten.

Mich durchbebte ein heftiger Schrecken bei dieſer Nachricht. Wird nicht, ſo fragte ich, in dieſer Stadt, deren Polizei ſo wachſam und ſtreng iſt, der Morgenländer ſchon von dem Verhaftungsbefehl ereilt und wer weiß wohin? gebracht worden ſeyn?

Sorgen Sie nicht, ſagte meine Freundin. Ihr Bräutigam hat durch ſeinen geweſenen Herrn, den Engländer, hier mehrere mächtige Schützer gefunden und überdieß hat er ſich eines Mittels, das ihm reichlich zu Gebote ſteht:

des Geldes bedient, um die gewaltthätigen Hände, welche man an ihn legen wollte, zu lähmen. Heute noch, in dieſer Nacht, läßt man ihn aus der Schlinge, die ihm ſchon gelegt war, entſchlüpfen, morgen erwartete ihn das Gefängniß und wahrſcheinlich eine gezwungene Reiſe nach den Galeeren. Denn welche Vertreter würde ein unbekannter Fürſt aus Kurdiſtan gegen die Uebermacht der Anklagen und Beſchuldigungen finden, die aus dem Munde eines ſo einflußreichen und hochgeachteten Gegners kommen, als Ihr Bruder iſt? Ohnehin giebt es noch andre, mächtigere Leute hier bei Hofe, welche dem Fremden es niemals verzeihen werden, daß er die ſchöne Gräfin Chameſſon ihren entführenden Händen entriß.

Der neue Schrecken, welcher mich bei den Barrieren ergriff, als man dort den Wagen halten ließ und mit einer Laterne hineinleuchtete, gieng auch glücklich vorüber; denn eine ſtarke Männerſtimme hinter dem Laternenträger rief: dieſe Damen können frei paſſiren. Auch die Reuter, welche ſich jezt zu unſerm Wagen geſellten, hätte ich nicht ſo zu fürchten gebraucht, denn ſie waren, wie ich nachmals erfuhr, zu unſrem Schutz geſendet. In einiger Entfernung von dem Bezirk der Vorſtädte, wartete unſrer ein Wagen mit Poſtpferden beſpannt, bei ihm ſtund mein treuer, künftiger Lebensgefährte. Ich nahm in ſchmerzlicher Bewegung meinen Abſchied von der treuen Freundin und Pflegerin meiner Liebe. Auch ſie hat mein Auge niemals wieder geſehen, ſie hatte ſich bald nach unſrer Flucht aus der Hauptſtadt auf eines ihrer Güter, das im Elſaß lag, zurückgezogen und nach mehreren Jahren dort ihr ſegensreiches Tagwerk beſchloſſen.

An der Seite des Geliebten, faßte ich bald neuen Muth zum Leben. Das, was mich bekümmerte, das gab ich, im ſtillen Gebet, in Gottes Hand; ich betete vor Allem für das Wohl meines theuren Bruders. Ich fühlte es, daß mir meine unziemliche Aufwallung der Heftigkeit gegen den väterlichen Freund, von Dem, der unſer ganzes Herz durchſchaut, vergeben ſey; Er, welcher die Menſchenherzen lenkt nach Seinem Wohlgefallen, konnte mir auch die Liebe des edlen Bruders, deren ich mich ja nicht unwürdig gemacht hatte, wieder zuwenden und ihn mit mir verſöhnen. So gab ich mich bald der innren Freude und dem ſüßen Frieden einer unſchuldigen, bräutlichen Liebe gegen den Mann hin, dem bei all ſeinem Thun, ja bei jedem ſeiner Worte, die ernſte Gottesfurcht eine treue, ſichere Führerin war.

Unſre Flucht, denn dieſe Form hatte man unſrer damaligen Reiſe aufgedrungen, gieng in großer Eile vor ſich; wir konnten uns auch bei Nacht keine Ruheſtunde gönnen, an jeder Station fanden wir die ſchon vorausbeſtellten, friſchen Pferde. Erſt dann, als wir über die Gränzen der Schweiz hinüber waren, gab es einige Raſttage. Dort fand ſich ein treuer Diener meines Bräutigams zu uns; er lebt noch jetzt in unſerm Hauſe. Abu Nagid trat von jetzt an nach einem ſeiner Vornamen, als Herr Gregoire, auf, und ſo läßt er ſich ſeitdem überall in unſerm Lande nennen. Wir reiſten, nach einer kurzen Erholungszeit in Genf, nach einem der abgelegenſten, ſchönſten Thäler von Piemont, in der Heimath der Waldenſer. Dort, in einem Dorfe der Hirten, feierten wir das Feſt unſrer Vermählung, und brachten einen unvergeßlich glücklichen Winter bei dem ſtillen, guten Volke zu.

Mein Bruder hatte gleich am andern Tage unſre Flucht erfahren. Es wäre ihm, bei dem großen Anſehen, in welchem er an mehreren Höfen von Europa ſtund, ein Leichtes geweſen, unſer Glück zu ſtören, doch ſein Freund, der öfter erwähnte Engländer, welcher nachmals auf das Herz des Malteſers noch einen ſehr wohlthätigen Einfluß geübt hat, war auch diesmal unſer Schützer, und hielt den leidenſchaftlichen Mann von jedem weitren Schritte zu unſrer Verfolgung ab. Ueberdieß mochte es mein Bruder auch für zu ſpät halten, eine Verbindung zu hindern, die ſchon geſchloſſen ſey, und ihm ſchien, in ſeiner ſo feſt haftenden Verblendung, die Ehre ſeiner armen Schweſter, ſo wie ihr künftiges, vermeintliches Glück auf immer vernichtet. Daß ich, gleich nach unſrer Vermählung, Briefe, deren Inhalt nur Liebe war, an ihn ſchrieb, brauche ich wohl kaum zu erwähnen; vielleicht, dies hoffe ich, hat er dieſelben geleſen, ohne ſie, in ſeiner gewöhnlichen, heftigen Art uneröffnet zu vernichten. Ich hatte den Ort unſres Aufenthaltes verſchwiegen, durch ſeinen Freund aber, den Engländer, hatte er die Adreſſe eines Handelshauſes in Marſeille erfahren, mit welchem mein Bräutigam in Verbindung ſtund. Als wir im nächſten Frühling nach unſrer Verbindung die Küſten von Europa verließen, da wurde uns, durch jenes Handelshaus, theils in baarem Gelde, theils in Papieren der ganze Betrag meines mütterlichen Vermögens eingehändigt. Mein Bruder hatte eine unſrer Beſitzungen verkauft und Frankreich verlaſſen. So hoch auch der äußre Werth dieſer brüderlichen Vorſorge war, würde mich dennoch mehr denn alles Geld und Gut eine einzige Zeile erfreut haben, darinnen mir der theure Bruder mit eigner Hand geſagt hätte, daß er mir verziehen und ſeine Liebe wiedergeſchenkt habe. Erſt lange nachher kam mir, von ſeinem Sterbebette, die Friedensbotſchaft, die meinen Wunſch erfüllte.

Die gute Großmutter Gregoire hätte der Freundin, die noch ſo manche unbeantwortete Frage auf ihrem Herzen trug, gern noch weiter erzählt, aber der Gemahl und ſeine beiden Begleiterinnen waren, unter Sturm und Regen eines Gewitters, zurückgekehrt, und die ſorgfältige Frau ſo wie der Doctor eilten den Längſterwarteten entgegen.

Laſſen Sie, ſagte Madame Gregoire, vor ihrem Hinweggehen, ſich für heute an dieſer Geſchichte meines Auszuges aus dem Leben des Hofes und der franzöſiſchen Hauptſtadt genügen, ich erzähle Ihnen noch bei andrer Gelegenheit, was ich ſeit den Stunden meiner glücklichen Vermählung, mit dem beſten, edelſten Manne, bis auf dieſe gegenwärtigen Tage erfahren habe.

Ob und wann die Mutter Gregoire dieſes Verſprechen ihrer Freundin erfüllte, wiſſen wir nicht. Doctor Ferber war zu ſehr mit Dem beſchäftigt, was ſeinem Herzen jetzt am nächſten lag, und konnte ſich namentlich ſo ſchwer von Juliens Geſellſchaft trennen, daß er nur ſelten dem Geſpräch der beiden älteren Damen beiwohnte. Uebrigens ließ das Benehmen der Frau von Courſel es errathen, daß ſie von ihrer Freundin manche Gabe aus dem verborgnen, köſtlichen Schatz des reichen Herzens empfangen, und dieſelbe mit fruchtbarem Erfolg in ſich aufgenommen habe. Sie bemühete ſich um die Freundſchaft des ehrwürdigen Vater Gregoire, den ſie in der erſten Zeit ihres Aufenthaltes mehr vermieden als aufgeſucht hatte, und ſprach ſich gegen ihn und ſeine Gemahlin mit einem Vertrauen aus, welches auch die verborgneren Bewegungen und Zuſtände des Herzens nicht verſchweigt.

Noch an einem der letzten Tage ihres Verweilens bei der Freundin, als ſo eben der Vater Guillibaud wieder bei ſeinen Kindern war, machte dieſer eine Entdeckung, welche Allen eine freudige Ueberraſchung gewährte. Frau von Courſel hatte ihrer verſtorbenen Mutter und ihres auch ſchon frühe hingeſchiednen Bruders erwähnt, und von einer Reiſe mit dieſen nach Karlsbad erzählt, bei welcher ſie den Bruder der Madame Gregoire, den Malteſerritter, zum letzten Male geſehen habe. Da ergab es ſich, daß dieſe Frau von Courſel die ältere Tochter und Schweſter jener beiden Wohlthater geweſen war, denen Vater Guillibaud ſein ganzes Lebensglück verdankte. Von nun an war die edle Dame noch inniger mit den beiden Familien befreundet. Sie nahm bei ihrer Abreiſe von dem Landhauſe des Doctor Ferber nicht bloß die ſchönen Erinnrungen an mehrere, höchſt vergnügt und glücklich durchlebte Tage, ſondern den Genuß eines Troſtes und innren Friedens mit ſich, der ihr ſeit dem Tode ihres Gemahles fremd geweſen war.

Der Herbſttag in Vaucluſe.

Die beiden glücklichen Familien, in der Mühle des Herrn Guillibauds und im Hauſe des Doctor Ferber ſetzten nicht bloß täglich ihre wechſelſeitigen Beſuche bei einander fort, ſondern ſie nahmen auch zuweilen die Einladungen des Doctors zu gemeinſchaftlichen, kleinen Landpartieen an. Unſerm jungen Deutſchen waren erſt jetzt das Herz und die Sinnen für die Schönheiten des herrlichen Landes aufgegangen, das er nun ſeine Heimath nannte, als ihm die Liebe, in ihrer erſten, jugendlichen Kraft, die Zugange zu beiden weit geöffnet hatte. Er konnte nicht ſatt werden, an der Seite ſeiner Julie durch das herrliche Thal der Sorgue zu Fuße zu wandern und zu fahren, um ſo mehr, da er dieſe Bewegungen in freier Luft zur Befeſtigung der Geſundheit ſeiner Neuvermählten für ſehr zuträglich, ja für unentbehrlich hielt. Selbſt an den alten Großeltern war, ſeit dem freudigen Ereigniß der Erkennung ihres Enkels, eine ganz auffallende äußre Verändrung vorgegangen. Der Großvater ſchien muntrer und jugendlich heitrer, als man ihn ſeit vielen Jahren geſehen, die gute Großmutter ſchien weniger an ihren Gliedern zu zittern und trug das ehrwürdige Haupt aufrechter als vorher; es war als ſey an den beiden Alten ein Wiederjungwerden, wie das der Adler, eingetreten.

Doctor Ferber war auf einer ſeiner kleinen Reiſen, welche er hinaufwärts im Thale mit Julien machte, auf den Einfall gekommen, ein kleines, ganz neu gebautes Haus, nahe bei dem Quell von Vaucluſe, zu kaufen, das man um verhältnißmäßig geringen Preis feil bot. Es ſtund ihm frei, ſich die Erfüllung dieſes Wunſches zu geſtatten, denn er hatte die reichlichen Mittel dazu in ſeinen Händen. Das Haus war wenig Tage nachher ſein Eigenthum geworden, und hatte in Kurzem in ſeinem Innern eine Einrichtung erhalten, die es zur bequemen Bewirthung von lieben Gäſten geſchickt machte. Der Doctor und ſeine Julie verſchwiegen vor der Hand den Ihrigen den ganzen Verlauf des kleinen Handels, um ſie bei Gelegenheit damit zu überraſchen, denn namentlich wußten die beiden Neuvermählten, wie lieb Vater Gregoire die Felſenhallen und den mächtig reichen Quell von Vaucluſe habe, und wie gern er — ſo ſelten auch dieſes ſeit faſt zehn Jahren geſchehen war — dort verweile.

Es war einer der letzten, zugleich aber auch ſchönſten Tage des Octobers; die Weinleſe der Provenze war faſt zu Ende, die Oliven glänzten in der dunkleren Färbung ihrer nahenden Reiſe; die Heere der Zugvögel aus den Ländern des Nordens meldeten ſich in einzelnen ihrer vorausgehenden Schaaren an, um in den faſt leeren Weinbergen und auf den Feldern ihre Nachleſe zu halten. Die beiden Neuvermählten hatten, mit Recht der beſtändigen Wittrung dieſes Landes vertrauend, ſchon ſeit einer Woche den heutigen Tag zu einer Luſtfahrt an den Quell von Vaucluſe beſtimmt, und die Großeltern wie die Eltern und Geſchwiſter dazu eingeladen. Die fröhliche Geſellſchaft, in mehrere Wagen vertheilt, war am heutigen Ort der Beſtimmung angelangt; die Großmutter und Mutter hatte man, in einem leichten Wagen, bis in die Nähe des Waſſerfalles geführt, welchen nahe bei ſeinem Urſprung der Quell bildet, die Andren waren zu Fuß hinangegangen; nur Julie hatte ſich unvermerkt von der Geſellſchaft entfernt, um in der neugekauften, kleinen Behauſung die Anſtalten zu treffen, zur Bewirthung ihrer Gäſte. Die gute Großmutter Gregoire war ſeit vielen Jahren nicht ſo weit von ihrem Hauſe hinweggekommen, ſie hatte ſich, von der Hand ihres lieben Enkels geleitet, auf einem Felſenſitz niedergelaſſen, der von dem Doctor ſo bequem als möglich für ſie eingerichtet war. Jetzt ſetzte ſich auch der Enkel neben ihren Füßen nieder, und legte ſeine Wange an die Hand der theuren, ſo ſpät aufgefundenen Großmutter.

Wie iſt es doch hier ſo ſchön, ſagte Madame Gregoire; hier möchte man ſich gern Hütten bauen, um wenigſtens Tage lang beim Rauſchen des kühlen Waſſers und bei dieſer Ausſicht nach dem paradieſiſchen Thale zu verweilen. Petrarkas Lieder von dem Sehnen, welches mitten in dem ſichtbar Leiblichen das ewig Schöne ſuchet und im Vorſchmack findet, haben ſich hier eine Heimath gewählt, deren ſtumme Geſtaltenſprache noch fortwährend daſſelbe ausſagt, was ſie beſangen: die Seligkeiten eines Herzens, das in der Luſt und Liebe des vergänglichen Seyns für die in Liebe ſelige Ewigkeit erzogen wird.

Der Wunſch, hier eine Hütte zu bauen, ſagte der Doctor, iſt Ihnen ſchon in Erfüllung gegangen, meine theure Großmutter. Sehen ſie da, am nahen Abhange des Hügels, das kleine Haus, von deſſen Dache der Rauch des Herdes aufſteigt, an welchem wir gleich nachher uns verſammlen wollen. Dieſes Haus gehört uns und Ihnen; ſeine neue Beſitzerin, meine Julie, bereitet uns ſo eben dort das ländliche Mittagsmahl.

Die Mutter Guillibaud ſcherzte über dieſe heimliche That des Schwiegerſohnes, der noch vor wenig Monaten in Marſeille an gefährlichem Heimweh nach ſeinem deutſchen Geburtsland gelitten habe, und welcher nun nicht ſatt werden könne in dem fremden Lande, welchem er damals ſo eilig entfliehen wollte, ſich ein Haus und ein Grundſtück nach dem andern zu kaufen, und jetzt ſchon ſo ganz zum Franzoſen geworden ſey, daß Vater Guillibaud faſt noch mehr von deutſcher Weiſe an ſich trage, als der neu eingewanderte Sohn.

Mein Heimweh, antwortete der Doctor, war doch nichts Anders, als der mir ſelber noch dunkle Zug nach einem Hauſe und einer Liebe der Eltern, denn welch andren, höheren Reiz hat das Vaterland als jenen, der ihm ſeinen Namen giebt: ein Wohnſitz der Liebe der Väter zu ihren Kindern, und dieſer zu jenen, zu ſeyn. Dort in Deutſchland hatte ich weder Vater, noch Mutter, noch Schweſter mehr, aber der Magnet in meinem Herzen wies mich, als ich ihm nach dem Orte fragte, an welchem das, was mein Heimweh ſuchte, verborgen ſey, von Marſeille aus nach Norden. Ich ſchlug den Weg nach dieſer Richtung ein, bei der Mühle aber, am Eingang des Thales von Vaucluſe, ſtellte ſich die Nadel des Compaſſes ſenkrecht und blieb ſo ſtehen; hier war das, was ich geſucht hatte: ein Haus der Eltern und der Liebe, vor allem aber für mich ein Punkt des Oſtens, an dem mir eine Sonne des höheren Erkennens aufgieng, welche durch ihre wärmenden Strahlen mir ein neues Leben und das ſüße Gefühl des innern Friedens giebt.

Dich hat, ſo nahm Vater Gregoire das Wort, die Liebe des Bräutigams zu der Braut zu deinen Großeltern, mich aber haben, dort fern im Oſten, nahe bei jenen Gebirgen, welche mehr denn der Atlas das Gewölbe des Himmels, die Erinnrungen und Denkzeichen an das Naheſeyn eines Himmliſchen und Göttlichen bei dem Menſchlichen auf ihren Häuptern tragen, die Worte eines ſterbenden Großvaters, über Land und Meer zu der lieben Braut geführt, und meine Hand in die ihrige gefügt.

Die Mutter Gregoire erhub dankbar lächelnd ihren Blick zu dem Gemahl, dem ſie, nächſt Gott, alles Das verdankte, was ſie beſaß und hoffte. Der Doctor aber, welcher, ſeitdem er ſich ſelber als Enkel und einzigen, leiblichen Sprößling des Mannes kannte, gegen welchen ihn früher öfters die Ehrfurcht den Mund ſchloß, ſich in Macht der kindlichen Liebe ſchon mehr gegen denſelben herauszunehmen wagte, konnte die längſt im Innren genährte und großgewachſene Sehnſucht, etwas Näheres von der Geſchichte ſeines Großvaters zu erfahren, nicht länger unterdrücken; er ſprach gegen den Greis die Bitte aus, daß derſelbe heute etwas, von dem geiſtigen Erbtheil ſeiner äußren und innren Erfahrungen, an ihn, den Enkel, und ſo vielleicht weiter durch den Enkel an die Urenkel mittheilen möge.

Dieſes Erbtheil, antwortete Vater Gregoire, gebührt dir allerdings, und auch meine liebe Pflegetochter und ihr Mann, ſo wie deine Julie, haben darauf daſſelbe Recht. Denn obgleich dieſe ſchon mancherlei einzelne Züge aus meinem Leben, im vertraulichen Geſpräche erfahren haben, kann ich mich dennoch nicht erinnern, daß ich einmal dazu gekommen wäre, ihnen meinen Lebenslauf von Oſt nach Weſt in ſeinem ganzen Zuſammenhange zu erzählen. Ich könnte nicht genau ſagen, wie das kam, das aber weiß ich wohl, daß, wenn mich einmal der Geiſt hinaus in die Erinnrungen an das Vergangene führte, er mich gewöhnlich gleich nachher bei der Hand nahm und hineinwärts leitete, zu einer Anſchauung Deſſen, der von meiner Geburt an mich zu ſich zog aus Gnaden, und wenn ich einmal an dieſem Punkte der innren, weitren Ausſicht in die Ferne ſtund, dann ergriff mich das Schweigen, welches oben auf der Höhe der Gebirge wohnt. Laßt uns jetzt die neue Pilgerhütte meines Enkels beſuchen, und ſie dann mit Bildern der Erinnrung aus der Nähe des Ararat ausſchmücken.

Das Haus, welches Dr. Ferber bei Vaucluſe ſich erkauft hatte, lag an dem nördlichen Ufer des kleinen Fluſſes am Abhange des Hügels; ein Theil ſeiner Fenſter gewährte die Ausſicht hinauf nach dem Waſſerfall und nach der Gegend des Quelles, auf einer andern Seite zeigte ſich die alte Burg, auf ihrem Felſen liegend, ſo wie am Fuße des Burgberges das freundliche Dorf. Ein kleines Gärtchen war durch Hinwegbrechen der Felſenmaſſe gewonnen worden, in ihm fand ſich die Laube, von Weinranken dicht umſponnen. In dieſes Gärtchen, ſo wie an den Abhang des Hügels, hatten ſich die jüngeren Glieder der Familie nach dem Mittagseſſen zerſtreut; die drei Paare der Vermählten aber: der Doctor mit Julien, die Eltern und

Großeltern ſaßen noch bei Tiſche. Vater Gregoire verſtund das Schweigen ſeines Enkels, das ſich auch den andren Tiſchgäſten mitgetheilt hatte, und die bittenden Blicke, welche Julie, an der Seite ihres Geliebten, auf ihn richtete; er hub, ohne weitre Aufforderung zu erwarten, ſeine Erzählung an.

Die Geſchichte des Großvaters Gregoire.

Meine Voreltern von väterlicher Seite waren die Beherrſcher eines Landſtriches in der Armeniſchen Hochebene; ſeit uralten Zeiten waren ſie Chriſten; ſie hatten die Kraft, welche in dem Glauben ihrer Väter lag, in manchem ſiegreichen Kampfe mit den Bekennern des Islam bezeugt. Als zuletzt der Uebermacht der Türken die meiſten Stämme der Nachbarſchaft unterlegen, Viele von ihnen, aus Furcht vor dem Schwert der Feinde, vom Glauben abgefallen waren, da ſchien auch unſerm Stamme der Untergang der alten Freiheit nahe, denn es hatten ſich unter ſeinen eignen Zweigen Spaltungen gezeigt; die vormalige Einheit der Geſinnungen und des Willens war dahin.

Damals beſaß den Herrſcherſtuhl einer meiner Ahnen, welcher, wie jener Held des Glaubens und des chriſtlichen Erkennens, von welchem unſer Geſchlecht um ein Jahrtauſend früher ſeine Abſtammung herleitete, den Namen Mesrob*) führte. Mesrob, dieſes Namens der Vierte, ſtund, als die Türken der Gränze ſeines Landes ſich naheten, in ſeinem neunzigſten Lebensjahre; ſeine Söhne und mehrere Enkel waren, als Verbündete der andern Stämme, in den Schlachten gegen den gemeinſamen Feind gefallen, zuletzt von ihnen allen der künftige Erbe der fürſtlichen Gewalt; nur ein Enkel war ihm geblieben, ein Knabe von ſechs Jahren. Der greiſe Herrſcher verſammlete um ſich die Aelteſten ſeines Stammes. „Wir ſind, ſo ſagte er zu ihnen, die letzten Aehren, welche auf dem noch vor Kurzem ſo reichem Felde unſres Volkes aufrecht ſtehen; die andren hat der Hagel darnieder geſchmettert. Auch den Meiſten von uns, vor Allen mir, ſtehet der Tag des Einärntens nahe. Dennoch fühle ich meine Kraft noch ungebeugt; gefällt es euch, ſo wollen wir den Sieg oder den Tod bei den Schaaren der Feinde ſuchen; wo nicht, ſo werde ich mit meinem Enkel, dem Letzten aus Mesrobs Geſchlecht, in ein Land ziehen, da die freien Adler wohnen, deren hohen Flug das Schwert und der Bogen der Feinde nicht erreicht.“

---

*) Ein Mesrob hatte um 430 n. Chr. gelebt; ihm ſchrieb man die Einführung des armeniſchen Alphabetes zu, ſo wie das erſte Unternehmen einer Ueberſetzung des alten und neuen Teſtamentes ins Armeniſche.

Du biſt unſer Vater, antworteten die Aelteſten, wir wollen, wenn du es gebeutſt, mit dir ſterben. Aber die Freiheit und das Leben ſind beſſer als der Tod, der uns, im ungleichen Kampfe, erwartet; nimm' uns mit dir in das Land, dahin du zieheſt.

Das Heer der Feinde hatte ſich, zum Angriff einiger dort noch unbeſiegt gebliebener Städte, gegen Weſten gewendet, mit den Unſrigen im Bunde hatte ſie die Härte des eben eingetretnen Winters aus dem Hochlande verſcheucht, mein Ahnherr benutzte die vielleicht kurze Zeit der Ruhe, welche ſeinem Lande gegönnt war, er zog, mit einer Schaar der Seinen, mitten im Winter, gegen Südoſten, in das Bergland von Kurdiſtan. Dort lebte und herrſchte als unabhängiger Fürſt der mütterliche Großvater ſeines Enkels; denn Mesrobs des Vierten Sohn war mit Mihr Alrumis einziger Tochter vermählt geweſen, welche jetzt, in noch blühendem Lebensalter, mit ihrem Sohne und dem Vater des verſtorbenen Gemahles in die Heimath zurückkehrte. Mihr Alrumi empfieng die Einwandrer freundlich; ſein Land war groß und reich genug, ſie Alle, mit den Heerden ihres Viehes, zu verſorgen und zu ernähren, überdies hatte der beſtändige Krieg, welchen er mit ſeinem Nachbar führte, die Zahl ſeines Volkes ſehr vermindert.

Außer ſeiner Tochter hatte der Fürſt der Kurden keine Kinder; nach ſeinem Tode ward ſein und Mesrobs des Vierten Enkel: Nagid der Erſte, Herrſcher des Landes. Dieſer war ein Mann von hohem Geiſte; er hat in Zeiten der großen Gefahr dem Lande der Kurden ſeine Freiheit gerettet, und daſſelbe, durch ſeine Einrichtungen, zu einem faſt unbezwinglichen gemacht. Unter ſeinem Herrſcherſtabe waren, ſo lang er lebte, all die andren ſtreitbaren Fürſten von Kurdiſtan vereint; er gab, nach vollendetem Kampfe, dem Land einen Frieden, wie es Jahrhunderte lang, vor und nach ihm, keinen genoſſen. Von dieſem Nagid bin ich ſelber im neunten Gliede entſproſſen; wir Orientalen ſind es gewohnt, die Stammtafel und die Geſchichte unſrer Väter treulich im Gedächtniß zu verwahren; die meinigen waren dies werth, denn unter Nagids Nachfolgern gab es Viele, welche dieſem Ahnherrn, wenn auch nicht an äußrem Glanz und an Glück, doch an Kraft des Geiſtes, wie an Milde und Liebe zu ihrem Volke gleich kamen.

Die Tage meiner Kindheit ſind mir wie der Traum von einer fremden Welt, die mit allem, was uns gewöhnlich umgiebt, keine Gemeinſchaft, keine Aehnlichkeit hat.

Mein Vater war ein kräftiger Kriegsmann, er erzog auch mich, ſeinen älteſten Sohn, vor Allem zum Spiel der Waffen; ich lernte faſt eben ſo frühe zu Pferde ſitzen und auf ihm mich halten, denn gehen; die Sprache der Hände, im Wettkampf mit andren Knaben, erlernte ich eben ſo bald als jene der Zunge und Lippen; der Wunden, ſelbſt von den kleinen ſcharfen Meſſern, achtete ich bald eben ſo wenig als die Knaben des hieſigen Landes der Tropfen des Gußregens.

Wie ganz anders ſind die Kinder der Kurden, als die der Franken; beide ſind durch Geburt und anerzogene Sitte ſo verſchieden als die Länder, welche ſie bewohnen. Die kühnſte Phantaſie eines Malers vermag nicht von ferne jener Beſchreibung der Worte zu folgen, welche ihm etwa der Fremdling, der ſo glücklich war, das Gebirgsland der Kurden nicht nur zu betreten, ſondern vor allem noch lebend aus ihm zu entkommen, davon geben würde. Anlockend für einen ſolchen, der Gaſtfreundlichkeit vertrauenden Fremdling erſcheint allerdings das dunkle Grün der Waldungen, das ihm, der aus der brennend heißen, dürren Ebene kam, Schatten und Obdach verſpricht. Er tritt hinein in das Waldland, ſeine Erwartung ſcheint eine gerechte geweſen, denn dort im üppigen Grün der Wieſen weiden die reichgenährten Heerden; aus den Spalten der Bäume wie der Felſen fleußt der Honig der wilden Bienen hervor. Das Hirtenvolk, mit lang herabhängendem Haare, verwehrt ihm nicht den Genuß des Honiges oder der Milch, mit welcher die Kübel gefüllt ſind; um ihre Hütten ſtehen, in der Fülle der herrlichſten Früchte prangend, die Obſtbäume, er darf ſich von ihnen nehmen was und wieviel er begehrt. Seine von der Hitze ermatteten Glieder ſtärkt jetzt das Bad, in einem der vielen Bäche oder kleinen Flüſſe, welche durch die balſamiſchen Kräuter der Felſenhügel herabfließen; in der That, der erſte Eintritt in Kurdiſtan iſt anlockend genug.

Doch der Fremde ſoll den ſchönſten Tag nicht vor dem Abend, und auch den Abend nicht vor dem zweiten, ja dem dritten Tage preiſen. Dort bei den Hirten, unten im Wieſenthale wie auf den waldigen Hügeln, erſcheinen jetzt und verſchwinden wieder glänzende Geſtalten; es ſind bewaffnete Reiter, deren Panzer, Helm und übriger Waffenſchmuck an die Tracht der Ritter des Mittelalters der hieſigen Abendländer, oder der Sarazenen in den Zeiten der Kreuzzüge erinnern. Mit gefälltem Wurfſpieß nähern ſie ſich dem Wandrer und entfernen ſich von neuem; ſie laſſen ſich bald vor, bald hinter ihm blicken, Andre umſchwärmen ihn an den Seiten. Er betrachtet, mit argloſem Staunen, die faſt unmöglich erſcheinende Beweglichkeit und Kraft der Pferde und ihrer Reiter, ſie erreichen an Schnelle mit dem Flug ihrer Füße faſt jenen der Vögel; der Reiter ſcheint ein Leib mit ſeinem Roſſe; die Glieder des gemeinſamen Leibes lenket, ohne merkliche Mitwirkung der Hände oder Füße, der bloße Wille des menſchlichen Hauptes.

Es iſt ein Glück für den fremden Wandrer, wenn er ſeine Schritte nicht wieder hinauswärts aus den Gränzen des Landes leitet, das er ſo eben betrat, ſondern tiefer hineinwärts; ſo führen ihn ſeine Füße doch nur vielleicht zum lebenslänglichen Gefängniß, dort würden ſie ihn noch heute zu Grabe getragen haben. Denn die Reiter, deren männlich ſchöne Geſtalten und Kräfte er bewundert, ſind ſeine Wächter; dem freiheitsliebenden Kurden, der ſeit Jahrhunderten die Zugänge zu ſeinem Lande mit der übermäßigſten Eiferſucht bewacht, erſcheint jeder Fremde, der ſich da hereinwagt, als ein Feind, der die Gelegenheit zum verderblichen Ueberfall auskundſchaften will. Er wird, wenn er zur Hütte des Häuptlinges kam, vielleicht reichlich bewirthet; Alte wie Junge hören das mit Vergnügen an, was der Gaſt von der Welt, die jenſeits ihrer Gränzen liegt, ihnen erzählt; er dürfte wohl Monate, ja Jahre lang ihr Obdach theilen, und aus ihrer Schüſſel ſich ſättigen; nur wieder hinaus zu gehen aus dem Lande, das verſuche er nicht; der eigne Gaſtfreund wird ihn zwar dann begleiten, nicht aber als Schützer, ſondern als ſein Mörder, denn keine fremde Zunge ſoll aus Kurdiſtan hinauskommen, ſo lange ſie noch reden kann.

Wir begleiten jetzt den Fremden, im Rauſche des Vergnügens, das ihm ſein Eintritt in das ſchöne, reiche Land erweckte, etwas weiter. Er bemerkt den viel betretnen Pfad, der am Felſengebirge hinanführt. Der Weg, ſo ſteil er auch ſeyn mag, iſt nicht ohne vielfache Erquickung; neben der Menge der reichen Quellen vermag der Durſt niemals recht wach zu werden, aus dem Gebüſch der wilden Granaten wie der Terebinthen ertönt der Geſang der Vögel. Er athmet jetzt die erfriſchende Luft der Höhen; der Weg führt ganz bequem über die Ebene des waldigen Gebirgsgipfels hin. Nun aber bricht er plötzlich ab, vor einer ſenkrecht in die Felſen, ſey es durch die Kräfte der Natur, oder durch jene der Menſchenhand eingeſchnittene Kluft, auf deren Boden ein Waldbach über die Felſenſtücke hinabſtürzt, in ſolcher Tiefe, daß den Fremdling, wenn er hinabſchaut, ein Schwindel erfaßt. Der einzige Weg, der über die Kluft hinüberführt, iſt etwa der lange, ſchwanke Stamm eines Baumes, an welchem noch ein Theil der ſeitwärts ſtehenden Aeſte einen ſcheinbaren Anhalt gewährt. Der Fremde ſtutzt vor dem gefährlichen

Uebergang; doch ſeine Furcht wird beſchämt, denn ſo eben reitet ein bewaffneter Knabe über die ſchwankende Brücke hinüber, ſorglos bald zur Seite, bald hinter ſich blickend, als ritte er über ein grünendes Saatfeld.

Dem Kurden iſt freilich dieſe Art der kunſtloſen Zugbrücken ein Gegenſtand, an den ſich ſein Auge von Jugend an gewöhnte. Sein Felſenland iſt in ſeinem Innern nach allen Richtungen von ſolchen tiefen, natürlichen wie künſtlichen Klüften zerriſſen; es ſcheint als hätten in keinem andern Gebiet des Erdreiches die Kräfte des Feuers und ſeiner Erdbeben mit jenen des Gewäſſers ſo gewaltſam gewetteifert um den Preis der Stärke, im Zerreiſſen und Zerſtören, als in dieſem, und was die Natur begann, das ſuchte der Menſch zu vollenden. So iſt dann eine Gemeinde oder ein Familienſtamm mit dem andern jetzt über die Kluft hinüber durch den gefällten Baum, den einer zu dem andern nachbarlich hinüberneigt, verbunden, dann wieder, ſobald man das Mittel des Ueberganges hinwegnehmen will, getrennt, und der Fremde, oder was dem Kurden Daſſelbe iſt, der Feind, wenn er, erſt vor wenig Stunden auf einer der wohlbebauten Gebirgsplatten angelangt, wieder zurückkehren will, dahin, woher er kam, findet ſeinen Rückweg abgeſchnitten durch die jetzt unbedeckt ihn angähnende Kluft.

Seit uralten Zeiten haben ſich in dieſen faſt unnahbaren Verbergungswinkel der Verfolgten, namentlich in dem Waldgebirge nordwärts von Valu, jene Ausgeſtoßenen geflüchtet, welche mit oder ohne ihre Schuld von dem alltäglichen Treiben und Drängen der andern Völker ſich losgeriſſen. Da findet ſich im Schatten der hohen Tannen jene Höhle, in welche die heidniſchen Seſidis einem Geiſte die Opfer hineinwerfen, deſſen Sieger und Ueber-

winder

winder ſie nicht kennen; nahe bei den reichen, von Menſchenhand noch ungeöffneten Adern der Metallgänge wohnt an manchen Orten ein des Bergbaues verſtändiges Volk, das der Sonne eine vergötternde Ehrfurcht erweiſt und ſein Obdach in den Felſenklüften ſucht; an andern Quellen oder Bächen des Landes verrichtet der Bekenner des Islam ſeine täglichen Waſchungen und betet an, mit dem gegen Mekka gewandten Haupte. Es iſt daſſelbe Waſſer, in welchem der Jünger des Mohamed ſich reiniget und in welchem der Chriſt ſein Kind durch die Taufe Gott weihet; denn an einigen der ſchönſten, reicheſten Stellen des Landes wohnen Neſtorianiſche, Jacobitiſche und Armeniſche Chriſten: der laute Gebetsgeſang des Imams wird in Kurdiſtan öfters ziemlich nachbarlich neben dem Tone der chriſtlichen Hymnen oder der Betglocken vernommen; nicht fern von den Moſcheen der Mohamedaner erheben ſich hin und wieder im Gebirge, in Ehrfurcht erweckender Einfalt, die Kirchengebäude der Chriſten.

Es iſt nicht nur die Verſchiedenartigkeit dieſer im engen Raume zuſammengewobenen Elemente, ſondern mehr noch iſt es die herrſchſüchtig ſich abgränzende Adlernatur der Kurden, welche öfters einen Stamm, ja ein Geſchlecht und ſelbſt ein Haus mit dem andern in feindſeligen Zwieſpalt ſetzt. Der Kurde liebt und ſchützt, wie jeder natürliche Menſch, das Eigne und Blutsverwandte, die Gränze aber, jenſeits welcher das eigne Haus aufhört und das fremde beginnt, iſt für ſein leidenſchaftlich bewegtes Gemüth keine feſtgeſtellte; bald wird ihm ſeine ganze Landſchaft oder wenigſtens ſeine ganze Gemeinde als ein Eignes, Verwandtes erſcheinen, bald ſelbſt das Haus der Nachbarn als eine Wohnung der Fremden. Der Mord aber des Fremden iſt dieſem Volk ein erlaubtes Spiel; die un=

mündigen Knaben ſchon gehen mit ſcharfen Meſſern bewaffnet umher und bedienen ſich derſelben bei ihren kindiſchen Streitigkeiten; es iſt nichts Seltnes, daß man Kinder, durch andre Kinder zum Tode verwundet, vom Spielplatz nach Hauſe, oder zum Grabe trägt.

Welcher Franke möchte ſich, gewohnt an die Sicherheit ſeines Landes, ſo lange dieſes nicht, wie vor wenig Jahren hier bei uns, der Gewalt der Empörung unterlag, die Möglichkeit denken, in einem ſolchen Lande, da kein Gut des Lebens und das Leben ſelber von einem Augenblick dem andern verbürgt werden kann, vergnügt und glücklich zu leben. Und dennoch kann dies der Kurde, im Gefühl jener Männlichkeit und Uebermacht, das ihm ſeine Freiheit und Unabhängigkeit vor und neben allen Völkern ſeiner Nachbarſchaft giebt. Alle dieſe ſchroff, wie durch Felſenklüfte geſchiedenen und ſelbſt feindſelig gegen einander wüthenden Stämme, oder Familien und Häuſer, ſind augenblicklich zum feſten Bündniß bis zum Tode vereint, wenn ein Feind von außen der Freiheit ihres Landes den gewaltſamen Eingriff drohet.

Schon bei der Wiege ward mir das Lied von den Heldenkämpfen der Väter um die Erhaltung ihres Glaubens und ihrer Freiheit geſungen, oder der Preis der Unabhängigkeit unſres Volkes und Landes, welchem, als dem edelſten von allen, von Rechts wegen die Güter der andren Sklavenvölker zugehören. Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, da führte ich an der Spitze einer berittenen Schaar einen räuberiſchen Streifzug gegen eine nachbarliche, zum Reiche der Perſer gehörige, Landſchaft an, und das Blöcken des geraubten Viehes, das wir über das Gebirge nach Hauſe trieben, weckte mir nicht das in tiefem Schlaf befangene Gewiſſen; mein innres Ohr war noch taub für die Stimme des zum Himmel ſchreienden unſchuldig vergoſſnen Menſchenblutes.

Dennoch regte ſich ſchon damals in mir ein Zug, aus der äußren, lärmend lauten Welt des Scheines, nach der innren, ſtillen, des wahren Seyns. Wenn der eigne Vater, der ſtreitbare Held, mich belobte, wegen irgend einer klug und tapfer ausgeführten kriegeriſchen That, wenn die Gefährten meiner Jugend vor mir, als dem Stärkſten unter ihnen, ſich beugten und die Jungfrauen wie Frauen des Landes mich in Geſängen prieſen, da freute mich dieſes freilich, aber dieſe Freude war von kurzer Dauer. Ich fühlte, wenn ich aus dem Getöſe der Waffen oder vom Getöne der Trommete in die Stille kam, eine ſo unbeſchreibliche Leere, ja, wenn dieſer Name für meine harte Natur ſich paßte, möchte ich ſagen, eine ſolche Wehmuth, daß die Luſt am Spiel der Waffen ſich mir in Ekel verwandelte, und daß öfters nur der übergewaltige Gedanke an Pflicht und Ehre mir das widerwärtige Schwert wieder aufdrang, daß ich dann freilich, wenn ich es einmal zur Hand genommen, nicht unkräftig oder unfleißig führte.

Dennoch, ſo ſehr mir die Einſamkeit und Stille gegen das gewöhnliche Freudig- und Starkſeyn als Feindin erſchien, ſuchte ich dieſe Feindin gern auf, ja ich fühlte einen mir ſelber unbegreiflichen Zug zu ihr. Den Falken, den ich zur Jagd mit mir auf der Hand hinweggetragen, ließ ich, wenn ich auf die freie Höhe des Berges oder in das Dickigt des Waldes kam, nach ſeiner, gleich mir zur Freiheit geſchaffnen, Natur in die Lüfte ſchweben oder auf den Zweigen der Tanne ſich wiegen, denn das treue Thier folgte dennoch, wenn ich zuletzt es rief, meiner Stimme und kam wieder zu der Hand ſeines Erziehers und Pflegers; ich aber ſaß indeß ſinnend bei einem jener Steinhaufen, die an eine nur halblaut herübertönende Sage der Vorzeit erinnern, oder bei einer jener Säulen, die ein mir unbekanntes Volk mit kunſtreicher Hand errichtete. Mich ſchreckten nicht die Furcht erregenden Mährchen, die ich ſo oft in meiner Kindheit hörte, und an deren Wahrheit mein Volk glaubte, von dem Eindringen in jene Höhlen zurück, an deren Wänden die noch unenträthſelten Schriftzeichen ſtehen; ich fragte das Grauen: ſage mir wer du biſt und wer ich bin? Wenn dann der Abend ſich nahete, kehrte ich dennoch niemals mit leerer Hand heim von der Jagd, zur Burg des Vaters. Mein Pfeil wußte den Vogel in ſeinem Fluge, die Gazelle und das Reh in ihrem ſchnellſten Laufe zu ereilen und auch mein Falke, als wollte er mir den ihm vergönnten kurzen Genuß der Freiheit vergelten, verdoppelte dann ſeine Anſtrengungen und Kräfte.

Ich war noch kaum achtzehn Jahre alt, da drohete dem Lande der Kurden von außen und innen zugleich eine große Gefahr. Die Raubzüge unſrer Stämme, welche alljährlich nach den einzelnen türkiſchen Paſchaliks, ſo wie andre Male in das perſiſche Gebiet geſchahen, hatten die träge Ruhe der osmaniſchen Paſchas zu oft geſtört und waren ihnen zuletzt ſo läſtig geworden, daß ſie in Maſſe aufzuſtehen beſchloſſen, um das große Felſenneſt der Räuber zu beſtürmen. Man hatte ihnen von Konſtantinopel aus ein anſehnliches Heer zu Hülfe geſendet, und zu gleicher Zeit rüſtete ſich auch Perſien gegen uns, um durch den Angriff von einer andern Seite her die Kräfte unſres Landes zu zertheilen. Unſre Stämme vereinten ſich zum gemeinſamen Widerſtand, ein Ausfall gegen das perſiſche Gebiet gelang ſo gut, daß die ſchon heranrückenden Schaaren der Perſer auseinandergeriſſen und zurückgeworfen wurden. Nicht ſo gut jedoch ergieng es den Unſrigen nach der andern Seite hin, wo ihnen die türkiſche Macht entgegentrat. Der Paſcha von Bagdad, ein kriegserfahrner Mann, führte dieſe Macht an und es war ſchon ein Vortheil für dieſelbe, daß ihre Bewegungen nur von einem gemeinſamen Haupte geleitet wurden, während unſre Streitkraft unter die vielen Häupter der einzelnen Stämme vertheilt war, welche nur mühſam und für den Augenblick der gemeinſamen Noth ihren Fehden Einhalt thaten und den Groll unterdrückten, der ſie vielleicht noch ſo eben entzweite.

Das Volk der Kurden, wenn es von ſeinen Höhen herab oder aus dem Bollwerk ſeiner Felſen und dichten Waldungen den Feind bekampſt, muß dieſem jederzeit furchtbar werden; die Schaaren von dieſem ſehen ſich überall, wann und wo ſie es am wenigſten vermuthen, angegriffen, jeder Schuß und Wurf der Lanze aus den Händen der Gebirgsbewohner trifft ſicher; noch hat der Feind das Schwert der Kurden nicht gekoſtet, doch wehe ſeinen Schaaren, wenn ſie ſich weiter hinanwagen in das Innere des Landes und hinüber über jene leicht zerſtörbaren Wege und unbeſtändigen Brücken, über welche für ſie keine Rückkehr möglich iſt; es wird ihnen, abgetrennt von den Ihrigen und zuletzt der Lebensmittel beraubt, nur die Wahl bleiben, den Tod des Kriegers, unter dem Schwert der Gebirgsmänner zu ſterben, oder dem zerſchmetterten Leibe unten in der Tiefe der Bergklüfte, zwiſchen den Felſenſtücken, ſein Grab zu geben.

In jenem Kriegszuge, von welchem ich hier erzähle, hatten ſich unſre Streiter, gelockt durch die kleinen Vortheile, die ſie anfangs über einzelne ſtreifende Corps der

Türken erlangten, weit von ihren Gränzen hinwegreiſſen laſſen, hinaus nach den großen Ebenen, gegen den Euphrat hin. Unſre Heere führten nur wenig ſchweres Geſchütz und dieſes wenige war von ſchlechter Beſchaffenheit oder von unerfahrnen Händen bedient, dagegen redete das feindliche Heer, aus ſeinem wohlverſchanzten Lager, mit uns aus Hunderten der Feuerſchlünde die Sprache des Todes. Dennoch wagten wir mit vereinter Macht und in wüthender Tapferkeit den Angriff. Wir kampften als Männer; der Feind aber ſtund unſeren gewöhnlichen Waffen keine Rede, ſondern ließ ſtatt ſeiner trägen Arme die Kanonen antworten; da wurden unſre Reihen durchbrochen und unſer Rückzug wäre zur ſchimpflichen, uns Allen verderblichen Flucht geworden, wenn nicht mit dem unſrigen, an deſſen Spitze mein Vater ſtund, zwei andre Stämme des Gebirgsvolkes, auf einen der Hügel ſich werfend, den feſten Kern gebildet hätten, an den die Reſte des zerſchlagenen Heeres ſich anlegten. Mein Vater, ſo wie ich, wir bluteten aus mehreren Wunden; der freudige Muth aber in uns beiden, ſo wie die Luſt zum Kampfe, waren unverlezt geblieben.

Es ſind die Fahnen des Propheten, unter denen die Osmanen uns entgegentreten, rieſen, bei der Verſammlung der Häuptlinge, mehrere unſrer mohamedaniſchen Landsleute und Mitkämpfer; der Uebermacht jener Fahnen können und wollen wir nicht mehr begegnen. Wir wollen nicht von euch abfallen und mit dem Feind uns verbünden, aber mit oder ohne euch kehren wir morgen zurück zu unſrem Lande, in welchem ſich keine fremde Macht uns nähern wird.

Ihr wollt morgen thun, ſagte eines der grauen Häupter der chriſtlichen Stämme, was euch ſchon heute unmöglich wäre; unſer kleines Heer iſt im Netz der Feinde und ſeiner Geſchütze. Auf dem Wege nach der Heimath, durch die dürre Wüſte, lauern uns nicht nur Schaaren der Krieger, ſondern vor allem der Hunger und Mangel auf, welche Roſſe und Männer noch ſichrer tödten werden, als die Kugeln der Kanonen. Wollt ihr die Heimreiſe machen, wohlan, wir werden euch begleiten, doch vorerſt laßt uns Brod mit uns nehmen auf den Weg. Dieſes iſt aber nicht zu finden bei uns, die wir ſchon ſeit geſtern der Nahrung für uns und die Pferde entbehren, auch nicht in den verwüſteten und verlaſſenen Dörfern, ſondern dort unten im Lager des Feindes; von da laßt es uns holen.

Die Häuptlinge beriethen ſich von neuem über den Weg der Rettung, aus der Hand der Feinde; eben jener greiſe Häuptling, welcher vorher das Wort geführt, machte den Vorſchlag, daß einer aus ihrer Mitte gewählt werde, welchem bei dem gemeinſamen Unternehmen Alle gehorchen ſollten. „Mehr noch, ſo ſagte er, hat heute der Feind durch ſeine Einheit über uns vermocht, als durch ſeine Feuerwaffen; wir ſind einig beim Ausziehen des Schwertes, laßt es uns auch bei ſeiner Führung ſeyn.“

Dem Volke, bei welchem jeder kräftige Mann ein Herrſcher iſt, welcher keine leibliche Macht der Andern über ſich erkennt, und nur, weil die hergebrachte Ordnung es ſo gebeut, dem Häuptling und den Aelteſten ſeines Stammes ein gewiſſes Recht der Richter und der Anführer über ſich geſtattet, fallt es ſchwer, ſich unter das Gebot eines Einzigen, der nur dem einen Stamme angehört, zu ſtellen; der gegenſeitigen Eiferſucht erſcheint es, als würde hierdurch dem fremden Stamme vor dem eignen ein Vorzug gegeben. Dennoch, nach einigem Hin- und

Herreden, riefen mehrere der Führer dem Greiſe zu: nun wohl, ſo ſey du für diesmal unſer Feldherr.

Das Alter, ſprach der graue Held, hat mir faſt nur noch den Gebrauch der Zunge und des berathenden Verſtandes gelaſſen, ſelbſt meine Augen ſind ſo erblödet, daß ich das Feld des Feindes und ſeine Bewegungen nicht überblicken kann. Ich vermag nicht euer Feldherr zu ſeyn, aber gebt mir das Recht, uns einen zu erwählen, der vor Allen, wie mir ſcheint, ein Mann des Kampfes und zum Führer einer Schlacht gemacht iſt.

Nach einer abermaligen Berathung der Andern wurde auch dieſer Vorſchlag des erfahrnen Alten für gut gehalten.

Nun wohl, ſagte der Greis, dann wähle ich zu unſrem Heerführer den jugendlichen Nagid, den Sohn meines Erbfeindes, mit welchem ich, wie ihr Alle wißt, ſchon in mancher blutigen Fehde gelegen bin, deren letzte noch jetzt nicht ausgekämpft iſt. Nagid hat heute, vor euren und meinen Augen, Thaten gethan, welche die eines Helden waren, dergleichen jene geweſen, denen unſre Väter in Zeit der Noth ſich willig unterwarfen und unter deren Panier ſie ſiegten. Ihm allein, dieſes wißt ihr, danken wir es, daß unſre Niederlage kein völliges Unterliegen, kein Untergang wurde.

Ich ſelber konnte mich nicht erinnern, in jener Schlacht etwas Andres gethan zu haben, als meine Pflicht. Dennoch, ich weiß nicht wie es kam, gefiel es den Augen der Andren, mich, den Jüngling, welcher freilich, gleich Saulus dem Könige, an leiblicher Geſtalt eine Hauptlänge über alles Volk hervorragte, deshalb aber ſchwerlich mehr denn die meiſten Andren der Würde eines Hauptes gewachſen war, zu ihrem Heerführer zu wählen. Gott ſchenkte mir Freudigkeit und Muth zu dieſem Geſchäft. Wenn es euch denn gefällt, ſagte ich, der Bahn zu folgen, welche mein Arm, ſo lang er ſich noch regen kann, euch durch den Feind brechen ſoll, dann laßt uns noch in dieſer Nacht unſre hungernden Roſſe an die vollen Krippen der Türken binden und das Brod für heute und morgen uns verdienen. Ich habe am vergangenen Tage mitten in der Hitze des Gefechtes mir eine Stelle des feindlichen Lagers erſehen, wo der Angriff, deſſen Jene ſich nicht von uns verſehen, am leichteſten ſeyn wird. Ergreift eure Waffen; der Feind ſcheint auf nichts bedacht geweſen zu ſeyn, als daß er unſre Flucht verhüte; ſeine Geſchütze haben zum großen Theil ihre vorige Stellung verlaſſen und ſind in unſrem Rücken auf jene nachbarliche Anhöhe gerückt worden, von der man uns morgen, ſobald der Tag graut, zu beſchießen gedachte. Man hat uns, die hungernden Diebe, ſelber in die Vorrathskammer eingeſchloſſen und die Thüren zum Ausgang hinter uns verriegelt. Man will uns mit Gewalt nöthigen, zuzulangen nach dem, was wir bedürfen. Hier dieſer Paß, der gerade nach dem Lager der Feinde führt, iſt unbewacht, weil der Grund ſumpfig iſt und weil man unſren Beſuch von hier in dem verſchanzten Lager am wenigſten erwartet. Wir und unſre Roſſe ſind des Gehens, auch über ſolchen Boden, nicht ungewohnt. Ein Theil der Unſrigen mache einen verſtellten Angriff in der Richtung nach Norden, auf die uns dort bewachenden feindlichen Heerhaufen, als wollten wir hier das Netz durchreiſſen und nach dem Vaterlande uns flüchten. Wir andren ziehen indeß nach Süden und Gott wird mit uns ſeyn, denn wir kämpfen für unſer Land und für unſer Volk; Jene aber wiſſen nicht, für was ſie ſtreiten.

Es würde euch Alle wenig unterhalten, wenn ich die ausführliche Geſchichte eines feindlichen Ueberfalles erzählen wollte. Gott ließ die Waffenthat gelingen, wir drangen ein in das feindliche Lager; die zum Theil in Sicherheit ſchlafenden Schaaren erlagen unſrem Schwert; der Paſcha von Bagdad, mit noch zwei andren Paſchen entfloh; mehrere andre Paſchen, ſo wie Scheikhs der Araber wurden zu Gefangenen gemacht; unſre Beute war reich und groß. Die Niederlage des Feindes würde in jener Nacht, ſo wie am darauf folgenden Tage nicht ſo groß und entſcheidend geweſen ſeyn, wenn nicht jene Stämme der Kurden, welche, als Bewohner der Ebene, ihren Nacken unter das türkiſche Joch gebeugt hatten und auch diesmal unter den türkiſchen Fahnen fochten, alsbald, ſobald ſie die Niederlage ihrer Unterdrücker ſahen, ſich zu uns geſchlagen und mit uns gemeinſame Sache gemacht hätten. Die Zahl dieſer kurdiſchen Krieger war nicht gering; als ſie jetzt auf einmal das Schwert gegen ihre vorigen Kampfgenoſſen zogen, ward die Flucht wie der Schrecken bei dieſen allgemein; dieſe unſere neuen Bundesgenoſſen hatten ſich ihren Antheil an der Ehre des Sieges, ſo wie an dem, was ſie mehr denn Alles angelockt hatte, an der Beute des türkiſchen Lagers, reichlich verdient: denn der Haß und die Rachſucht führte dieſem reizbaren Volk die Hand gegen ihre barbariſchen Dränger, ſo daß ſie Wunder der Tapferkeit thaten.

Meine Feldherrnwürde war mir nur für jene entſcheidenden Tage, ſo wie für die Zeit unſrer Heimkehr nach dem Vaterlande verliehen, welche nun nicht mehr einem Rückzuge, ſondern einem Triumphzuge glich. Denn der geſchlagene Feind machte keinen Verſuch mehr, uns anzugreifen, wir konnten ungehindert den reichen Gewinn unſrer Waffen in die ſichren Felſenſitze führen. Ich trat nicht unwillig von der Höhe herab, auf welche mich der Wille meines Volkes geſtellt hatte; der jugendliche Ehrgeiz fand ſich durch die Geſänge des Lobpreiſens und die Kränze des Siegers, die man ihm beim Eintritt in das freie Land der Väter entgegenbrachte, zur vollen Genüge ergötzt. Und dem Wachsthum des natürlichen Hochmuthes wurde noch auf andre Weiſe Einhalt gethan. Die Eiferſucht der andren Stämme war gegen den unſrigen erwacht, ſeitdem dieſer, im letzten Kampfe, ſiegreich und herrſchend an ihrer Spitze geſtanden. Man ließ mein Geſchlecht, das man mit einer Art von Verachtung ein ausländiſches — armeniſches benannte, namentlich aber ließ man mich, bei mehreren Gelegenheiten Demüthigungen erfahren, welche mich und meine jungen Krieger zur gewaltthätigen Rache würden entflammt haben, wenn nicht der ruhige Verſtand meines Vaters den Ausbruch verhindert hätte.

„Nagid der Erſte, ſagte er, kam als ein armer, auswandernder Knabe hieher und iſt nachmals durch Weisheit und Kraft, der Herrſcher von ganz Kurdiſtan geworden. Du ſteheſt, ſchon im Alter des Jünglinges, als ein Mann in Waffenthaten da, und biſt der Eingeborne des mächtigſten Geſchlechtes der kurdiſchen Fürſten, erwarte nur ruhig die Stunde, da dich die beſtändige, ſich ſelber verheerende Uneinigkeit der Stämme, zum Ordner ihrer Zerrüttungen und zum Herrſcher über ſie Alle herbeiruft.“

Es war noch etwas Andres, das meiner heftigen Begierde nach dem Ruhme der Waffen zum wohlthätigen Gegengewicht diente. Vielleicht war neben der natürlichen Anlage des Ahnherren Nagid auch noch ein Keim aus Mesrob des Erſten Weſen auf mich fortgeerbt worden: das Sehnen nach innrem Erkennen Deſſen, das ewig feſtſtehet, und das unter Allem, das der Geiſt des Menſchen erringen kann, allein ihn vergnüget, weil es ſelber von der Natur dieſes Geiſtes iſt. Ich hatte, dies muß einem Sohne des Abendlandes, auch wenn er vom niedrigſten Stande iſt, faſt unbegreiflich ſcheinen, bis zu meinem zwanzigſten Jahre nur mit Mühe Gelegenheit gefunden, von einem alten Mönche, der im Kloſter des Gebirges wohnte, das Leſen und Schreiben der Mutterſprache, ſo wie des Armeniſchen zu erlernen. Seitdem war jede meiner freien Stunden dem Leſen der Schriften der Offenbarungen Gottes, welche Mesrob der Erſte ins Armeniſche übertragen laſſen, ſo wie des Buches einer ſeiner Schüler, des Moſes von Chorene gewidmet geweſen. Aber all dieſe Schriften führten mich im Geiſte weit über das beſtändige Getümmel der Nationalfehden von Kurdiſtan und über ſeine Felſenmauern hinaus, in eine Heimath des Erkennens und der höheren Ordnung — ich wußte nicht, wo dieſe zu finden ſey, ob am Jordan oder an den Küſten des Meeres?

Eines Tages, es war im Herbſte, hatte ich mich, mit dem jagenden Falken auf meiner Hand, nach einem der Hügel hinbegeben, die ich am liebſten und öfterſten beſuchte. Im Schatten der uralten, hohen Platanen ſtehen dort die marmornen Säulen, über die ſich eine Kuppel wölbt, welche Nagids, des Ahnherren, Grabmahl decket. Unter mir, am Abhange des Hügels, regten ſich die emſigen Hände der Schnitter, welche die reifen Garben für die Scheuren einſammelten; aus der Ferne ließ ſich der Geſang der Winzer vernehmen, welche die früher reifende Traube zur Kelter trugen. Mitten unter dieſen Fröhlichen erfaßte mich ein Gefühl von tiefer Wehmuth. Ich war jetzt ſchon 24 Jahre alt und mir war es, als hätte ich noch nicht recht zu leben angefangen. Welche Früchte, ſo fragte ich mich, ſind an dir für die Ernte der Ewigkeit gereiſt, oder, wenn auch dieſes nicht wäre, welche Blüthe iſt an dir zu finden, die ſolche Früchte verſpräche? Mir ſagt es die Stimme, die in mir ſpricht, die Thaten des Schwertes, das den vermeintlichen oder wirklichen Feind würgt, oder die Siege in den Fehden, welche mein Stamm mit andern Stämmen der Kurden zu beſtehen hatte, ſind keine ſolchen Blüthen oder Früchte für die Ewigkeit; das Schwert, auf ſolche meiſt unnütze Weiſe geführt, zerſtört nur, es pflanzet Nichts. Es iſt noch etwas andres Beſſeres, das ich begehre, wer aber lehrt mich was dieſes Beſſere ſey und giebt mir Schwingen wie dem Falken, daß ich auffliegen kann aus dem Staube und Getümmel dieſer Fehden und gelangen zu einem Felſenſitze der Ruhe?

Der äußre Glanz des Waffenruhms oder der Herrſcherwürde über Viele und immer noch Mehrere, von welchem ich damals noch geträumt und nach welchem ich gedürſtet hatte, war mir in jener Stunde wahrhaft zum Ekel geworden. Dies ſoll der Menſch, ſo ſprach ich bei mir ſelber, nicht ſuchen und wollen, ſondern etwas Andres, das ihn, und durch ihn auch Andre, wahrhaft glücklich machet. Mesrob, der Weiſe, gab ſeinem Volke einen Frieden und ſeliges Vergnügen, welches er ſelber genoß. Dieſer Frieden iſt nur in Gott und durch ihn zu finden. Mein Volk, welches ein Geiſt der falſchen Ehre nur zu blutigen Kämpfen erzogen hat, kennt dieſen Frieden nicht. O möchte ich ihn kennen und finden!

Ich kehrte diesmal, ſpät am Abend, ohne Beute der Jagd heim. Mich ſelber hatte der Pfeil eines Sehnens nach einem nur geahndeten, höheren Etwas getroffen, das ich von da an ſuchte, bis ich es ergriff.

„Iſt jener Fremde, der jezt unſer Land durchwandert, auch ſchon zu eurem Hauſe gekommen?“ fragte eines Tages einer unſrer Krieger meinen Vater, bei welchem ich ſo eben verweilte. „Er hat, ſo ſprach Jener weiter, ſein graues Haupt ſehr zur Unzeit in unſer Land hereingetragen, eben jezt, wo uns ein neuer Andrang feindlicher Heere ſo nahe ſtehet. Man ſiehet den Alten gern zu jedem Hauſe und zu jeder Hütte kommen und Alle bewirthen ihn willig, denn er weiß mehr, als wir Kurden wiſſen und ich bin viele Tage mit ihm gezogen, aus einem Obdach zum Andren, um das zu hören, was der Fremde uns ſagt. Dennoch, wenn er darauf beſtehet, wieder über die Gränzen hinaus nach ſeiner Heimath zu gehen, kann man ihn nicht lebend entlaſſen, denn er kennt unſer Land ſo genau, als nur der Kurde es kennen darf.“

Ich hörte mit Aufmerkſamkeit das, was der Beſuchende von dem Fremden ſagte, und fragte noch weiter. Der fremde Wandrer, dies erfuhr ich, war aus einem fernen Lande jener Chriſten gekommen, die man im Orient unter einem allgemeinen Namen bezeichnet, welcher „Franken“ bedeutet. Von dieſen hatte ich Vieles gehört, das im hohen Grade meine Begierde erregte, ſie näher kennen zu lernen. Man hatte mir oft, wenn ich nach Dingen forſchte, welche zu den ſchwerer erfaßbaren gehörten, die Antwort gegeben: dieſes verſtehen nur die Franken; Gegenſtände, die in Europa jedem Kind eine alltägliche Erſcheinung ſind, wie künſtliche Uhren, wenn ſie als Beute des Krieges oder durch Tauſch in unſer Land kamen, wurden mir ſchon in meiner Kindheit als Werke der Franken genannt, und man erzählte mir noch von viel wunderbareren

Dingen, welche dieſes kunſtreiche Volk hervorzubringen vermöge, ſo wie von ſeiner faſt unwiderſtehlichen Macht über Land und Meer, welche daſſelbe nur ſeiner großen Kunſt, nicht ſeiner geringen Zahl der Menſchen verdanke. Denn meine Landsleute dachten ſich damals unter dem Lande der Franken, das heißt unter ganz Europa, nicht, wie viele andre Orientalen, ein großes, weites Reich, ſondern nur etwa eine Inſel im Meere, nicht größer im Umfang als unſer Kurdiſtan. Je kleiner aber ihr Land, deſto größer an Ueberlegenheit des kunſtreichen Verſtandes, kamen mir die Franken vor; ſie erſchienen mir gleich Weſen, die entweder ſelber von geiſterhaft höherer Art und Abkunft, oder wie Manche unter unſrem Volk es wähnten, im Bunde mit jenen Genien und Dämonen ſtünden, als deren Werk man bei uns alle großartigen Bauwerke des Alterthums betrachtete.

Damals hatte ich noch niemals Gelegenheit gehabt, einen ſogenannten Franken kennen zu lernen, oder, ſo viel ich wußte, auch nur zu ſehen. Denn wenn auch unter jenen Türken, mit denen nicht mein Mund, ſondern nur mein ſcharfes Schwert geſprochen hatte, ein Franke geweſen ſeyn ſollte, ſo war dieſer von mir und meinen Landsleuten nicht als Chriſt, ſondern als Türk zum Grabe geſendet worden. Jetzt ſtund mir die längſt erſehnte Bekanntſchaft eines ſolchen Abendländers ganz nahe, ich konnte es nicht erwarten, bis er von ſelber an mein Haus herankam: ich bat meinen Vater um die Erlaubniß, den Fremden aufzuſuchen und ihn als Gaſt unter unſer Dach führen zu dürfen, und er gab mir ſie gern.

Es war ein beſonders glückliches Zuſammentreffen, welches auf mein ganzes nachmaliges Leben den wohlthätigſten Einfluß gehabt hat, daß gerade jener fremde Wandrer ein ſolcher ſeyn mußte, der jener kindlichen Hochachtung, welche ich gegen die Franken hegte, nicht unwürdig war. Ich fand ihn im Hauſe eines Vaſallen meines Vaters, nahe ſchon an der Grenze unſres Landes und war gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um den, mit den Sitten unſers Landes nur wenig bekannten Mann aus der nahen Todesgefahr zu retten. Er hatte durch die Zeichnungen, welche er von manchen Gegenden und Burgen aufnahm, durch ſein aufmerkſames Forſchen in den metallführenden Gebirgen, ſowie durch ſein vieles Schreiben, in Zeichen einer Schrift, die ſelbſt den Gelehrteſten unter unſrem Volke ganz unbekannt waren, den Argwohn meiner unwiſſenden Landsleute in ſo hohem Grade gereizt, daß dieſe das Urtheil des Todes, welches einige der Aelteſten über ihn geſprochen, ſchon ausführen wollten, als ich ihn in meinem und des Vaters Namen zu unſrem Herde einlud.

Der Fremde faßte mich ſcharf ins Auge. Er mochte dennoch Einiges bemerkt haben von der Gefahr, in welcher er ſich befand. Er trat mit mir heraus vor die Wohnung ſeines bisherigen Gaſtfreundes und fragte mich auf Perſiſch, denn dieſer Sprache war er ſo mächtig, wie es Viele unter uns Kurden ſind, „darf ich, du junger Kriegsmann, mein Leben deiner Hand vertrauen?“ — „Wir werden dich, antwortete ich, als unſern Gaſt pflegen und bewirthen.“ — „Kennſt du, ſagte der Fremde weiter, das was der Handſchlag des einen Mannes dem Andren bedeutet?“ — „Er iſt, antwortete ich, auch bei uns eine Verſicherung der Freundſchaft und des Friedens.“ — „Magſt du mir dann, fragte Jener, die Hand reichen zum Verſprechen, daß du mich hinausgeleiten willſt aus eurem Lande, bis dahin, wo mich das Schwert der Kurden

nicht

nicht mehr ſuchen wird? Ich bin kein Feind, ſondern ein Freund deines tapfren Volkes und ſeiner Freiheit. Als ſolchen wirſt und ſollſt du mich kennen lernen, denn mir ſcheint, du kannſt mich verſtehen.“ — Nach einem kurzen Bedenken ergriff ich die Hand, die der Fremde mir reichte, und verſprach ihm das ſichre Geleite.

Der Gaſt, den ich jetzt zum Hauſe meines Vaters führte, gehörte einem Volke an, das ich damals noch nicht einmal nach ſeinem Namen kannte; einem Volke, welches, wie mir ſcheint, mit einer bedeutungsvollen Botſchaft an alle Völker der großen, weiten Reiche der Erde beauftragt iſt: er war ein Engländer. In wenig Tagen hatte er mein ganzes Vertrauen gewonnen, denn ich mußte erkennen, daß dieſer Mann nur das wolle, und auch an mir ſo wie für mich wolle, was gut und recht ſey. Er kannte die Erde und ihre Bewohner; er wußte was der Menſch im Leben der Sichtbarkeit ſolle und was ſeine Hoffnung für das künftige ſey. Ich konnte nicht ſatt werden ihn zu hören; es muß die Kraft meiner Begierde nach dieſem Neuen, noch nie Gehörten geweſen ſeyn, welche mir das faſt unmöglich Scheinende möglich machte; ich erhielt in einem Umgange von wenig Monaten mit dieſem verſtändigen Lehrer einen ſolchen Ueberblick über das Reich Deſſen, welches allein des Wiſſens werth iſt, daß ich durch alle, ins Einzelne dringende und ergänzende Erfahrungen ſo wie Forſchungen meiner ſpätern Jahre nichts Hauptſächliches an dem damals in mich aufgenommenen Umriſſe abzuändern fand. Das, was zunächſt mein Lehrer mir gab, war jenes Licht, welches überall, wohin wir in der Welt, des Sichtbaren wie des Unſichtbaren, uns ergehen, unſres Fußes Leuchte ſeyn ſoll; er lehrte zugleich ein Etwas in meinem Innren mich genauer kennen, welches, ſo lange jenes höhere Licht es beſtrahlt, gleich der Magnetnadel beſtändig nach dem Einen ſich hinkehrt, für deſſen Gemeinſchaft es gemacht iſt, und welches deshalb, wie dem Schiffer auf weitem Meere ſein Compaß, dem Geiſte des Menſchen die ſichre Bahn weiſet, die zum Ziele führt. Doch hiermit begnügte ſich mein Führer noch nicht, ſondern er ließ mich auch an ſeiner Seite die Fahrt, hinaus in das Gebiet des Erkennens, ſchon ſelber verſuchen und dabei in der rechten Anwendung des Lichtes, das von oben kommt, ſo wie des Compaſſes, der in unſrem Innern iſt, mich üben; wenn ich mit ihm die wenigen Bücher aus der Zeit meiner armeniſchen Vorfahren las, oder wenn ich in ſeiner Geſellſchaft die Metallgänge unſrer erzreichen Gebirge, die Gewächſe voll heilender Kraft, und am Abend die Geſtirne betrachtete, da war es mir, als ſey ich nun ſelber in den Bund mit jenen Genien getreten, denen der Zugang zu den Kräften und Weſen alles Seyns geöffnet iſt.

Mein alter Engländer gehörte dem Gelehrtenſtande ſeines Vaterlandes an; er hatte ſich mit vorzüglicher Luſt und Liebe zu dem Studium der Sprachen gewendet. Jene Dinge, welche der natürliche Menſch auf Erden am meiſten liebt und ſucht. die hatte er entweder niemals beſeſſen, oder das, was ihm davon geworden war, ſehr bald wieder verloren, denn in ſeinen früheren Jahren mußte er mit Armuth und Mangel kämpfen, und als er zuletzt am eignen Herde ein nothdürftiges Auskommen gefunden, da ward ihm nach wenig in herzlicher Zufriedenheit verlebten Jahren die Luſt ſeiner Augen: ſein jugendliches Weib und mit dieſem zugleich das Kind, das ſie ihm gebar, durch den Tod genommen.

So viel er auch damals ſchon, mitten in der äußern

Noth, an innren, geiſtigen Gütern ſich errungen hatte, war ihm dennoch Eines noch nicht in recht vollem Maaße geworden, das von allen das höchſte iſt; er hatte noch nicht den Frieden des Herzens gefunden, der uns in allen Bitterkeiten und Trübſalen des Lebens zum Hoffen und Stilleſeyn Kraft giebt. Mein Freund ſuchte das in weiter Ferne, das ihm unter allem Nahen das Nächſte war; er ergriff begierig eine Gelegenheit zuerſt als Dollmetſch bei einem Botſchafter ſeiner Nation nach Konſtantinopel, dann an den perſiſchen Hof zu kommen, er hatte nachmals ſelbſt Oſtindien beſucht und mehrere Jahre in den Ländern am Ganges gelebt. Hier war es, wo ihn Gott in eine Schule führte, die ihm wichtiger und förderlicher wurde, als alle Schulen der Gelehrſamkeit, welche er früher beſucht hatte. Eine langwierige und gefahrvolle Krankheit ließ ihn die Schreckniſſe recht in der Nähe fühlen, welche in dem Grabe ſind, zugleich aber wurden ihm durch einen treugeſinnten Mann, den er ſchon vor ſeiner Krankheit kennen lernte und welcher während derſelben ihn oft beſuchte, die Hoffnungen näher und lebendiger denn jemals vor das Auge geſtellt, welche *über* dem Grabe ſind. Mein Freund wurde damals nicht nur dem äußeren Bekenntniſſe, denn hierinnen war er es ſchon auf treue, unverfälſchte Weiſe, ſondern der innren Kraft nach ein Chriſt.

Ein Jahr etwa, nach ſeiner Geneſung, übernahm er das Geſchäft einer neuen Sendung nach Perſien. Er trat dieſe Reiſe unter äußerlich günſtigeren Verhaltniſſen an, als jede ſeiner früheren, denn ſein Vaterland hatte ihn zu einem Poſten erhoben, der ihm für die Folge eine größere Wirkſamkeit verſprach. Die Fahrt durch den perſiſchen Meerbuſen wie der Landweg, nach dem Ziele ſeiner Sendung war glücklich zurückgelegt, ſeine Geſchäfte faſt vollendet, da ſtarb ihm einer ſeiner Begleiter, ein Andrer mußte, ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen, die nächſte Gelegenheit ergreifen die ihn nach Europa, zum Genuß der vaterländiſchen Luft zu führen verſprach.

Dieſe Unfalle waren nur die Vorläufer von andren, welche meinen Englander unmittelbarer und perſönlicher trafen. Schon auf ſeiner Heimreiſe nach dem Vaterlande ward er, in der Nähe des Urmia-Sees von einer Horde des räuberiſchen Geſindels, vielleicht eines unedlen kurdiſchen Volksſtammes, angefallen; man nahm ihm Alles, außer dem Leben und der feſten Hoffnung, welche in dieſem Leben war; man ſchleppte ihn und ſeine dienenden Begleiter in die Gefangenſchaft fort. Aus dieſer entkam er allein und hatte ſich, im Vertrauen auf eine andre, unſichtbare Begleitung, welche ſtärker iſt, denn die ſichtbaren Streiter ſind, hereingewagt über die Gränzen unſres Landes, deſſen Gefahren ihm erſt in der näheren Bekanntſchaft mit dem Volke der freien Kurden ſichtbar geworden.

Jene Monate, welche ich im Umgange mit dem Lehrer zubrachte, den, wie ich oft dachte, zunächſt mir Gott zugeſendet hatte, ſind mir der Anfang eines neuen, innren Lebens geweſen. Alle, die mich näher kannten, bemerkten die Veränderung, welche mit mir vorgegangen war; mein Vater, mit welchem ich öfters vertraulich über das ſprach, was meine ganze Seele erfüllte und beſchäftigte, ſchüttelte dennoch zuweilen bedenklich den Kopf und ſagte mir: „Nagid, du Sohn der ſtarken Krieger, hüte dich, daß nicht die leichte Feder dich dem Schwert entführe.“

So glücklich ſich auch mein treuer Lehrer, wie ich dies deutlich erkannte, in dem geſegneten Geſchäft meiner Belehrung und durch die herzliche Liebe fühlte, die ich auf jede Weiſe ihm bezeugte, trieb ihn dennoch die Verpflichtung zum Dienſt ſeines Vaterlandes zur Abreiſe an. Dieſe durfte nicht bis zum Einbruch der harteſten Zeit des Winters verſchoben werden, welche öfters unſer Gebirgsland mit den ungeheuren Maſſen ihres Schnees ſo verſchließt, daß von innen nach außen, ſo wie von außen herein nach innen nur wenige Päſſe frei bleiben; Päſſe, welche durch die Wohnſitze von Kurdenſtämmen führen, deren grauſame Eiferſucht gegen die Fremden mir das ſichre Geleite meines Gaſtes faſt unmöglich gemacht hätten.

Ich muß dich nun, ſagte eines Tages der Lehrer zu mir, an dein Verſprechen erinnern, mich als Freund zu entlaſſen, mein Nagid. In Bagdad finde ich Landsleute von Einfluß und Vermögen und ſelbſt der dortige Paſcha wird meiner Weiterreiſſe kein Hinderniß in den Weg legen, denn die Türken achten die Seemacht und noch mehr das gute Geld der Engländer. Das Scheiden von dir fallt mir ſo ſchwer, als einem Vater der Abſchied von ſeinem Sohne. Doch laſſe ich deinem empfänglichen Herzen das Beſte zurück, das ich zu geben hatte, und ich weiß, wir werden uns zwar nicht mehr hier unter den Gräbern, wohl aber jenſeit derſelben wiederfinden.

Mir drang, wie ein glühender Tropfen, das Wort, das vom Scheiden ſprach, ins Herz. Magſt du mich, ſagte ich, nicht mit dir nehmen in dein gutes Land? ich wollte dir gerne, nicht nur wie Jacob um Rahel und um Labans Schafe mehrmalen ſieben Jahre, ſondern mein ganzes Leben um die Schätze dienen, die in deinem Herzen und in deinem Geiſte ſind, und von denen du ſchon bisher mir ſo Manche geſchenkt haſt.

Du darfſt nicht mit mir gehen, mein Nagid, ſagte der Gaſt. Du mußt, wenigſtens vor der Hand noch, bei deinem Volke bleiben und mit dieſem das Brod des Lebens und der beſſeren Erkenntniß brechen, das du ſelber empfangen haſt.

Mein wahrhaft hochſinniger, edler Vater mochte wohl meine Abſicht errathen, als ich ihn dringend um Urlaub auf einige Tage oder Wochen bat, um den Fremden, der ihm ſelber ein werther Gaſt geweſen, zur Gränze des Landes zu geleiten. Er fragte mich nicht um das Nähere; er ſelber hatte ſeine Hand niemals mit dem Blute eines Menſchen befleckt, welcher ſchutzlos und ohne Macht zum Widerſtande war, noch weniger aber hatte er jemals einen Solchen als Feind begegnen mögen, der bei ſeinem Herde das Brod gegeſſen.

Welchen Weg wirſt du nehmen, Nagid? fragte er mich. — Den über das ſüdliche Gebirge, gegen den Euphrat hin. — Du kenneſt die Gefahren dieſes Weges? fragte er mich weiter; die Gefahren der Wirbelwinde oben auf der Höhe, ſo wie unten in den Thälern die Gefahr vom Feindesſchwert? — Ich kenne ſie, mein Vater, antwortete ich. Einſtmals ſchon mitten im Winter hat mich die Luſt zur Jagd auf jene Bergeshöhen geführt; ich wartete in einer Felſenkluft, bis der tödtlich kalte Zug des Schneeſturmes vorbei war; ein Carawane der wandernden Handelsleute mit ihren beladnen Maulthieren war vom Sturm hinabgeſchleudert worden in den Abgrund; als das Rauſchen des Sturmwindes und die dichte Wolke vorbei war, und ich meine Augen aufhub, ſahe ich von der ganzen Schaar keinen Einzigen mehr, auch mein eignes, gutes Roß, welches ungefeſſelt am Felſen ſtund, war verſchwunden; den Falken hatte der Wind hinabgeblaſen in das Thal, wo er am dritten Tage mir wieder zuflog; ich ſelber kam, faſt zum Tode erſtarrt, hinab zu der Hütte der Hirten.

Du ſteheſt, ſagte mein Vater, in Gottes Schutz, Nagid, und dem freien Kurden hat der freie Kurde nichts zu gebieten. Doch wage der Menſch niemals ohne Noth den Kampf mit den Elementen. Denn dieſe ſind Gottes Kriegsheere, gegen welche der Krieger von Fleiſch und Bein nicht ſtehen kann. Achte auf die Richtung der Winde, welche das obere Gewölk bewegen. Wenn ſich unten im Thale kein Lüftchen rührt, dann iſt die Gefahr oben am größeſten; wenn die Sterne in der kalten Nacht mit ihren helleſten Strahlen glänzen, dann wagt Keiner, der jenes Land kennt, einen Weg auf die Höhen; oben ſelber bringt der Wind aus Nordweſten die größeſte Gefahr.

Ich werde dieſe Vorſicht gebrauchen und den unbeſiegbaren Mächten nicht trotzen, antwortete ich. — Nun ſo führe deinen Gaſt, ſagte mein Vater, und Gott geleite euch beide mit ſeinem allmächtigen Schutze.

Die Blicke der andern Kurden, der Krieger meines Vaters, als ich in Geſellſchaft des Fremden aus ihrer Mitte aufbrach, verſtund ich wohl. Einer der Aelteren, der mich früher in den Waffen geübt hatte und mich ſehr liebte, nahm mich, noch ehe ich zu Pferde ſtieg, bei Seite. Wenn dir es, ſo ſagte er mir, vielleicht ſchwer fällt, den Fremden, der dir werth war, auf unſre Weiſe das ewige Schweigen zu lehren, ſo nimm mich mit dir, ich will es ſtatt deiner thun, und du brauchſt nicht einmal ein Zeuge der That zu ſeyn.

Mein Schwert, ſo antwortete ich, hat noch niemals einer fremden Hülfe gegen den Feind und Verräther des Vaterlandes bedurft, laß du es auch diesmal mit dieſem alten, ſchwachen Wandrer allein. Er wird über die Geheimniſſe von Kurdiſtan ſchweigen, ſo gut als die Andren, welche ihr zum Schweigen brachtet.

Ich nahm aus der Mitte der jüngeren Krieger nur einen einzigen zu meiner Begleitung mit. Er war mit mir von gleichem Alter und mir mit großer Treue zugethan; vor ihm hatte ich niemals ein Geheimniß gehabt, doch kannte er meine Abſicht, dem Fremden das Leben zu retten, nicht. Ich aber wußte von ihm, daß mein Lehrer auch ſein Herz für ſich gewonnen habe, denn mein junger Waffengefährte hatte oft ſtundenlang ſeinen belehrenden Geſprächen mit mir zugehört und an ihnen ſich gefreut.

Ich hatte die nöthigen Vorkehrungen getroffen, daß unſer Gaſt ſo ſehr als möglich an äußrem Anſehen einem Eingebornen von Kurdiſtan gliche. Das Gewand, in welches das Raubgeſindel ihn kleidete, als es ihn gefangen nahm, und in welchem der Fremde noch in unſer Haus kam, war ſo veraltet und ſchlecht, daß mein Vater, nach der Sitte unſres Hauſes, ſchon am erſten Tage, ehe er ſich mit uns zum gemeinſamen Mahle niederließ, ihm ein andres, beſſeres hatte reichen laſſen, welches nach kurdiſchem Zuſchnitt gemacht war. Später empfieng er, als mein Lehrer und näherer Freund, das Khelat, oder Ehrenkleid; ſein Bart war ihm gewachſen, es fehlte ihm nur noch das lang hinabwallende Haar und der eiſerne Waffenſchmuck, den die Kurden anlegen, wenn ſie zu einem Auszug ſich rüſten. Auch für dieſe letzteren wenigſtens hatte ich geſorgt; mein Gaſtfreund, auf dem edlen Roſſe ſitzend, das ich für ihn aus dem Stalle des Vaters erleſen, konnte, ſo lange er nicht ſprach, und durch ſeine Mundart, oder, wenn er nicht den Helm abnahm, und durch die Farbe wie Züge des Geſichtes die fremde Abſtammung verrieth, bei jedem Bewohner des Gebirges, an deſſen Hütte er vorüber ritt, für einen alten Fürſten der Kurden gelten.

Im Süden von Kurdiſtan, gegen Meſopotamien hin, erhebt ſich die Gebirgskette, über welche der geſichertſte Weg uns führte. Wer in der kälteren Jahreszeit von unten, etwa von der Ebene bei Suleimanieh aus nach dieſen gefahrvollen Höhen des Humils hinausblicket, der glaubt vielleicht nur einen leichten Nebel zu ſehen, der an dem Berggipfel vorüber wallet; doch wenn der Nebel ſich löst, da ſind die Felſengipfel weiß von Schnee, und den Karawanen oder einzelnen Reiſenden, die das von unten herauf leicht anzuſehende Wallen der ſchneereichen Luft, droben auf dem Berggipfel erlebten, war dieſes Ereigniß kein Luſtſpiel der Augen, ſondern ein Trauerſpiel, in deſſen bedauernswürdigen Ausgang ihr eignes Untergehen ſich verwebte. Mir war es, als habe ich für das Leben des eignen Vaters Sorge zu tragen, als ich mit dem werthen Gaſt in dieſe Gegend kam; er war mir ja auch ſo theuer wie der leibliche Vater; ihm dankte ich ein zweites Leben. Wir kamen, denn ich verſäumte die Vorſicht nicht, unverſehrt über die Höhen und durch die von rohen, räuberiſchen Stämmen meiner ſogenannten Landsleute bewohnten Engthäler des Felſengebirges. Dieſes Geſindel, das weder nach Gott noch nach Menſchen fraget, hatte mit uns, als wir vor kaum einem Jahre die Türken aus ihrem feſten Lager vertrieben, die Beute getheilt; es kannte mich, den damaligen Feldherrn; man nahm uns bei jedem der Stämme mit Achtung auf, und entließ uns, ohne auf Raub zu denken; Nagid, den jungen Mihr (Paſcha), begrüßte man überall als Beſieger der Türken.

Mein Landsmann und Gefährte hatte mich, als wir der Grenze unſres Landes näher kamen, öfters, und bei mancher ihm günſtig ſcheinenden Gelegenheit, fragend angeſehen; er kannte das furchtbare Recht der Gaſtfreundſchaft, welches, damals wenigſtens noch, die Kurden an dem Fremden übten, der ins Innre ihres Landes gedrungen war. Ich winkte ihm immer, auf ſeine fragenden Mienen, ein entſchiedenes Nein zu. Wir waren jetzt in die hüglige Ebene des Euphratgebietes gekommen, über welche die Herrſchaft der Türken ihre un[illegible]hren Grenzen ausdehnt. Zwar ſind dort, nicht wie hier zu Lande, einzelne Poſten der Grenzwächter, oder Barrieren und bewachte Brücken zu ſehen, denn Brücken giebt es nicht über jene Flüſſe; jeder der Reiſenden ſucht ſich mit ſeinem Roſſe, den Uebergang über das Waſſer, da, wo es ihm am beſten und leichteſten dünkt, und der Weg durch das meiſt wüſte Land iſt ſo weit und breit als das Land ſelber; dennoch muß ſich der Kurde, der ſich äußerlich als das, was er iſt, kund giebt, in jedem Augenblick auf ein Begegnen mit dem Schwert der Türken gefaßt halten.

„Willſt du, ſo fragte mich mein junger Waffengefährte, als wir allein beim Nachtfeuer wachten, den fremden Mann lieber hier, bei den türkiſchen Gräbern beſtatten, als, nach alter Sitte, bei den Steinhauſen unſres Landes, dann ſage mir, wann und wo dir es gefällt. Weiter hinabwärts könnte der Feind es uns verwehren, dem Fremdlinge, welchen du ſo wie ich in Ehren hältſt, das ihm wohl gebührende Denkmal des hohen Steinhauſens zu errichten.

Nicht wir, antwortete ich, ſondern nur Gottes Hand ſoll dieſen Mann zum Grabe führen, der mir ſelber ſo lieb iſt, wie der eigne Vater, und dir es auch werden wird, wenn ich dir mehr von ihm ſage, als du ſchon von ihm weißt. Wir geleiten ihn, ſey es auch mit Gefahr des eignen Lebens, bis dahin, wo er ſicher iſt.

Du ſprichſt, ſagte der junge Kurde, freudig lächelnd, die Sprache meines eignen Herzens. Ich hatte faſt leichter mit dem Schwert mir die eigne Hand abhauen wollen, als dieſen Fremdling erſchlagen, den ich, ich weiß ſelbſt nicht warum, ſo lieb habe. Nur aus Gehorſam gegen dich, mein junger Fürſt, hätte ich die That gethan.

Wir hatten jetzt ſchon das zweite Nachtlager, im Gebiet der Türken, unſrer Feinde erreicht; die Palmen, welche hin und wieder über das niedre Buſchwerk ſich erhuben, bezeugten es uns, daß wir in der warmen Ebene am Euphrat ſeyen. „Kehre nun um, zum ſichren Haus deiner Väter, mein Sohn Nagid, ſagte mein Lehrer, ich darf es jetzt hoffen, daß ich unverſehrt Bagdad erreiche.“

Das Verſprechen, antwortete ich, das ich dir mit dem Schlag der Hand gab, iſt noch nicht ganz erfüllt; ich werde mein Wort bis morgen löſen. Hier in der Nachbarſchaft wohnt ein Scheikh von arabiſchem Stamme, der, im Dienſt und als Verbündeter der Türken, in der Schlacht, dort auf dem Blachfelde in Weſten, gegen uns kampfte. Er war mein Gefangener; ich gab ihm die Freiheit und ließ ihm ſeine Waffen. Er verſprach mir, wenn ich, oder meine Kinder und Freunde zu ſeinem Zelte kämen, wie ein Bruder oder Vater uns aufzunehmen und zu ſchützen.

Der Kurde, wenn ſein ſcharfes Auge die rechte Richtung ſich erſehen, findet auch durch die unbekannte Wüſte ſeinen Weg. Wir vermieden am andern Morgen die Nahe der Dörfer, welche uns der Dattlenwald verrieth; während der meiſten Stunden des Tages verbargen wir uns ſelber und unſre Roſſe in dem noch trockenen Bett eines Winterſtromes, hinter dem hohen Geſträuch der Tamarisken; als die Nacht kam, lenkten wir uns nach dem Dorfe der Araber hin, in welchem, wie ich dies vermuthen konnte, mein Schützling und Freund, der Scheikh Abd-er-Wached, wohnte. Man hatte, ſo vorſichtig wir auch waren, den

Hufſchlag unſrer Roſſe vernommen; eine Schaar der bewaffneten Araber, die bei den Kameelen wachte, umzingelte uns. Was wollt ihr hier? fragten ſie. Wir ſind Gäſte eures Scheikh, des tapferen Abd-er-Wached, antwortete ich.

Man geleitete uns zum größeſten Hüttenzelte des Ortes. Der Sohn des Scheikh, ein junger Knabe, trat aus dem Zelte hervor und hielt mir den Steigbügel. Wir kamen hinein zum Feuer, an welchem der Scheikh mit mehreren Gäſten zum Mahle niederſaß.

Habe ich wirklich, ſo fragte mich der Scheikh, ſchon einmal mein Brod in dein Salz getaucht, oder du das deine in meines?

Wir haben beide, ſagte ich, unſer Schwert gemeinſam in Blut getaucht; ich bin Nagid, der Kurdenfeldherr.

Abd-er-Wached ſtund vom Boden auf; er bewillkommte mich gleich einem Herrn und Fürſten ſeines Hauſes; an ſeiner Seite mußte ich den Ehrenſitz einnehmen. Wir ruheten zwei Tage in ſeinem Zelte, als Gäſte und Befreundete, am dritten fragte er mich: du Feldherr der Kurden, willſt du vielleicht von mir das Löſegeld für meine Freiheit nehmen? — es liegt bereit. Wähle dir, zu dem Gelde, das ich dir willig gebe, dreiſſig meiner ſchönſten Kameele und zehn meiner edelſten Stuten, und ſage in Kurdiſtan, daß Abd-er-Wached ſeinem Befreier nicht undankbar war.

Ich bin nicht gekommen, ſagte ich, um Gaben von dir zu nehmen, deren ich nicht bedarf, ſondern um einen edlen Gaſt unter dein Zelt zu führen. Hier dieſer Fremde iſt mir ſo werth, wie das rechte Auge und die rechte Hand; geleite du ihn ſicher bis nach Bagdad hin und auch mein, wie der Meinigen Arm ſoll dich und deine Heerden ſchützen und vertheidigen.

Der Scheikh war ſogleich zur Erfüllung meiner Bitte bereit. Dein Freund, ſagte er, iſt mein Freund, mein und meiner Krieger Arme ſind ſeine Arme, wir bringen ſein Haupt unverſehrt nach Bagdad.

Ich hatte ein koſtbares türkiſches Gewand, es war nach der letzten Schlacht mit den Türken auf meinen Antheil der Beute gefallen, mit uns genommen; ich gab dieſes meinem Gaſt ſtatt der Kurdiſchen Kleider und drang ihm, von meinem Ueberfluß, auch andre Mittel zur Erleichtrung der Reiſe auf. Meinem Gaſtfreund, dem Scheikh, ſchenkte ich den perſiſchen Dolch, deſſen goldner, mit Edelſteinen verzierter Griff, wie ich wohl bemerkte, ſein Auge an ſich gezogen hatte. Noch einmal ermahnte mich mein väterlicher Freund, das, was ich durch ihn empfangen, treu im Herzen zu bewahren und ſegnete mich; er zog, im Geleite des Scheikh, gen Süden, wir, unſern einſamen Weg nach Norden. Ich ſahe ihn auf Erden nicht mehr, denn als ich, mehrere Jahre nachher, nach Marſeille kam, war es eine der erſten Nachrichten, die ich erfuhr, daß mein Freund, bald nach ſeiner glücklichen Heimkehr ins Vaterland, geſtorben ſey.

Wo blieb dein drittes Roß, fragte mich der alte Krieger, der meinen Gaſt auf dem Todesgange hatte begleiten wollen, habt ihr es, nach der alten Sitte unſrer Väter, dem Fremden mitgegeben, in ſein Grab? — Wir haben es ihm mitgegeben, antwortete ich. — Schade um das ſchöne Thier, bemerkte der Andre. — Mein Gaſt war es werth, ſagte ich.

Mein Vater fragte mich nichts, als ich wieder zu ſeinem Herde kam, ſondern reichte mir mit freundlichem

Blicke den Becher; er wußte, ich hatte in ſeinem Sinne gehandelt, ohne ſein Ohr darum zu befragen.

Der Saame des Wortes, den mein väterlicher Freund in mich gelegt hatte, drängte ſich von ſelber, ohne daß ich es verbergen konnte, hervor ans Licht. Wenn wir zu Gericht ſaßen und, nachdem die Alten geſprochen, die Reihe des Ausſpruches auch an mich, den jüngeren Fürſten kam, da blickte mein Auge hell und ich traf leicht das rechte Wort; mein Rath gefiel den Ohren der ergrauten Alten. „Der Jüngling Nagid, ſo ſagten ſie, ſpricht ſo kurz, als die Greiſe der Kurden, aber er ſpricht zuweilen verſtändiger denn ſie.“ Mich machte das Lob der Alten und die Ehrfurcht der Jüngern nicht ſtolz, denn ich wußte es nur zu gut, daß ich nichts Andres gab, als Das, was ich ſelber von einem Andren entlehnt hatte.

Vor allem am meiſten ließ ich mir die geiſtige Pflege, oder, wenn ich es ſo nennen darf, die Erziehung meiner jüngeren Brüder angelegen ſeyn. Unter dieſen war einer, er iſt, wenn er nicht ſeit Kurzem ſtarb, noch jetzt der glückliche, geſegnete Herrſcher des Landes meiner Väter, welcher mehr denn alle andre Jünglinge unſres Volkes durch Stärke und Gewandtheit zu kriegeriſchen Thaten geſchickt zugleich von ſo feurigem Geiſte erſchien, daß er Alles, was ich als ſelbſt empfangene Gabe ihm mittheilte, tief und lebendig erfaßte, ja, daß er, wie ein junger Adler das ſchnelle Roß, meinen eignen Geiſt überflog. Er war mir bald nicht nur ſo theuer, wie etwa ein leiblicher Bruder dem andern dies ſeyn kann, ſondern ſo nahe und eigen, wie die eigne Seele und das eigne Herz. Keiner von uns hatte einen Wunſch oder einen Gedanken, den nicht der Andre mit ihm theilte; in dem Kampf, wie im Rathe der Männer, waren Nagid und Daoud, ſein Bruder, beide die erſten, obgleich jeder von ihnen, wenn man mit dem Bruder ihn verglich, nur als der zweite erkannt ſeyn wollte. Wir beide, gemeinſam, begannen ſchon damals ein Werk der Erziehung an dem jüngeren Geſchlecht unſres Stammes, welches mein Bruder ſpäter allein weiter geführt hat. Wir entäußerten uns der bisherigen ſtolzen Sitte der Jünglinge unſres Alters; wir geſellten uns zu den Kampfſpielen der Knaben. Bald gelang es uns hier, ſtatt der ordnungsloſen Raufereien und ſtatt der rohen, blutigen Kämpfe mit den kleinen, ſcharfen Meſſern, andre Uebungen einzuführen, welche die Glieder kräftiger ſtärkten und ungleich gewandter machten, zu kriegeriſchen Bewegungen, als die vormaligen Spiele. Wir beachteten jedoch nicht nur die leibliche Entwicklung des nachkommenden Geſchlechtes, ſondern mit nicht minderem Ernſt auch ſeine geiſtige. Die Knaben, vom Spiele ermüdet, ſetzten ſich zu uns, wir erzählten ihnen die Geſchichten von Thaten der Menſchen und noch mehr die jener großen Thaten, womit Gottes Hand an den Völkern der Vorzeit ſich bezeugte. Wir lehrten ihnen die Kunde der Metalle, der Pflanzen und der Sterne; Viele von ihnen erlernten von uns das Rechnen, Leſen und Schreiben. So trieb ich mehrere glückliche Jahre hindurch, nach meinem damaligen Vermögen, das Geſchäft des Erziehers.

Nagid, ſagte einſt mein Vater zu mir, dort jenes Schloß auf dem Berge, da du immer am liebſten weileſt, iſt dein; dein mit allen Gärten und Feldern am Berge, wie mit den Heerden, welche auf ihm weiden. Hole dir jetzt zu dem eignen Herde die Braut heim; Nagid's Stamm ſey geſegnet, wie der ſeiner Väter es war.

Ich hatte bei einem der gemeinſamen Feſte unſres Volkes eine Jungfrau geſehen, die Tochter eines Fürſten von verwandtem Stamme; ſie hatte meinen Augen wohlgefallen. Iſt es dein Wille, ſprach ich zum Vater, ſo nimm mir Modura, die Liebliche, zum Weibe, die Tochter Babur's des Fürſten.

Wir ſaßen beide zu Pferde, eine Schaar der geſchmückten Diener begleitete uns, zwei Maulthiere trugen die Gaben für die Jungfrau und für das Haus ihres Vaters; gegen Abend erreichten wir oben auf dem Gebirge Babur's Zelte. „Wem gelten, ſo fragte mein Vater den Krieger, der den Zaum ſeines Roſſes erfaßte, jener feſtliche Geſang und das Mahl, das auf dem Hügel gehalten wird?“ „Oben im Zelte, im Schatten der Wallnußbäume, ſitzt Daoud, dein Sohn, bei Babur's Mahle, antwortete der Krieger. Er wollte morgen dir, bei deinem Herde, nahen, damit du Modura, die Tochter Babur's ihm zum Weibe gäbeſt.“ Mein Vater wendete ſein Auge nach mir, ſeine Stirne war von Sorgen umwölkt. „Wußte, ſo fragte er mich, als wir vom Pferde geſtiegen waren, leiſe, Daoud um deinen Wunſch?“ „Er wußte nichts davon, mein Vater, ſagte ich; Modura iſt Daoud's Braut und Nagid, ſein Bruder, ſchenkt ihm das Schloß, das er von dir empfieng.“

Babur und Daoud waren uns, herab vom Hügel, entgegen gekommen und geleiteten uns zum Zelte des Fürſten. Ich ſahe am andern Tage Modura, die Liebliche, und freuete mich, daß ſie meines Bruders Braut ſey; am dritten verließ ich Babur's Haus, um den Vater meiner Mutter, welcher einige Tagreiſen von dort im Hochlande Armeniens wohnte, zu ſehen, denn der Greis, das hatte ich neulich erfahren, lag müde vom Alter und krank auf ſeinem Bette.

„Wie gut iſts, daß du noch einmal zu mir kommſt, redete Hadſchi Jakuff, der Großvater, mich an; Nagid, mein Enkel, mein Auge hat herzlich verlangt, dich zu ſehen, ehe es im Tode entſchläft.“ Ich wich jetzt nicht mehr von dem Lager des Greiſes; ich hatte manchen frohen Tag als ſpielender Knabe und freudiger Jüngling mit ihm, in ſeinen Hallen und in ſeinem Walde verlebt, ich wollte jetzt auch den Ernſt der letzten Stunden mit ihm theilen. „Nagid, ſo ſprach an einem der folgenden Tage der Kranke zu mir, dein Auge iſt noch von einer andern Sorge getrübt, als von der um den ſcheidenden Großvater; verhehle mir deinen Kummer nicht; den Sterbenden darf man wohl das Geheimſte vertrauen.“

Ich wußte es ſelbſt nicht, daß ich um Modura's Verluſt trauere. Wenn meine Gedanken öfters das Bett des Kranken verließen, und wie Falken zu Babur's Zelten flogen; wenn ich dann ſinnend vor mich hinblickte und vielleicht ſelbſt meine Mienen die Bewegungen im Innern verriethen, da überredete ich mich freilich, es ſey nur die Freude an meines Bruder Daoud's Glücke, die mich erfaſſe, der Greis aber hatte tiefer geblickt und die Sprache meiner Augen beſſer verſtanden, als ich die meines Herzens; ſeine Worte machten mir dieſes klar: ich erzählte dem guten Großvater ohne Zurückhaltung, was mir geſchehen.

Der Greis lächelte. „Das, was du mir erzähleſt, Nagid, weckt, wie etwa eine Begebenheit des Tages die Erinnrung eines nächtlichen Traumes, ſo in mir den Gedanken an eine Ahndung auf, die ich ſchon ſeit langer Zeit von dir in meinem Herzen trage, und die ich dir gern noch vor meinem Ende kund thun wollte. Ich weiß ſelbſt nicht wie mir die Ahndung kam, ob im Wachen oder im Traume; aber ſie ſtehet wie ein Geſicht vor mir. Das Glück deines Herzens, du Sohn meiner Tochter, blüht weit über dem Meere, in einem fernen Lande; dein Geiſt gieng ſchon lange wandern in die Heimath jener Chriſten des Abendlandes, welche das Leben beſſer verſtehen als wir Armenier und ihr Kurden, auch dein Leib wird dem vorausgezogenen Geiſte bald folgen. Ich ſelber habe in meiner Jugend angebetet zu dem Grabe des Erlöſers, und habe an der Küſte des Meeres die großen Künſte der Abendländer geſehen; mich erſchreckt der Gedanke an eine Trennung von unſrem Lande und an eine Reiſe über das große Waſſer nicht ſo, wie manche andre unſrer Leute; das Gebet meiner letzten Stunden und mein Segen werden dich begleiten; du wirſt im Lande der Franken mit den Schätzen des Wiſſens, die jene vor uns voraushaben, noch andre Dinge finden, welche glucklicher machen, denn das Wiſſen."

Die Worte des Großvaters hatten die ſtarke Wanderluſt, die ich ſchon längſt im Herzen getragen, zur Ausgeburt, an das Licht des Tages gefördert; ich wurde heiter und freudig bei dem Gedanken an eine Reiſe in die Länder des Abends, die mir zwar, ſeit dem belehrenden Umgange mit meinem Englander, nicht mehr in ſo wunderbarem Lichte erſchienen wie vormals, zugleich aber noch viel theurer und werther geworden waren.

Ich hatte die Freuden des Vermählungsfeſtes nicht ſtören wollen, erſt an einem ſpäteren Tage, als mir das Ende des Großvaters näher zu kommen ſchien, ſendete ich Botſchaft an die Meinen. Dieſe verſammelten ſich um das Sterbebette des Greiſes; er gab einem Jeden von uns ſeinen beſonderen Segen; nach einigen Tagen beſtatteten wir ſeine Leiche.

„Nagid, ſagte eines Tages mein Vater zu mir, ich habe noch mehrere Burgen denn jene, die du deinem Bruder Daoud gabſt. Gefällt dir vielleicht die, unten im Thale der Granatbäume und der Reisfelder, am fiſchreichen See, oder die am Bergſtrome, mit ihren grünenden Feldern und Waldungen? Die beſten unter meinen Heerden ſollen dein ſeyn; nimm dir aus meinen Ställen hundert der Roſſe und hundert der Maulthiere, welche dir gefallen; Kurdiſtan hat noch mehrere blühende Jungfrauen, außer Modura; erbaue auch du den Stamm deiner Väter.“

Ich begehre heute keiner deiner fürſtlichen Burgen, mein Vater, ſagte ich, um deinen Segen aber bitte ich, denn ich will wie Mesrob, der erſte Ahnherr unſres Geſchlechts, fremde Länder beſuchen, damit ich erkenne, was der andern Völker Kunſt und Weisheit und Ordnung ſey, und das Beſte davon mir zu Herzen faſſe. Mein Arm ſoll nicht müſſig ruhen, ich will ihn in der Uebung der Thaten erhalten; Nagid wird ſich bemühen, daß er einſt ein Schrecken der Feinde und ein Friedefürſt ſeines Volkes werde; er gehet, daß er die heimathliche Stärke mit der Weisheit der Fremde vermähle.

Mein Vater blickte mich ernſt an. Es war, ſo ſprach er, die Sitte nur weniger Kurdenfürſten, daß ſie als müſſige Wandrer die Fremde beſuchten, und von dieſen Wenigen ſind Etliche niemals, Andre ſo wieder gekehrt, daß es beſſer erſchien, ſie hätten das Land, deſſen ſie unwürdig geworden, nicht mehr betreten. Die geringſte Zahl ſolcher Reiſenden waren jene, welche wahrhaft, an Geiſt wie am Leibe, erſtarkter zurückkehrten, unter dieſen waren (beide freilich, ſo wie auch wir, mehr von armeniſchem als kurdiſchem Stamme) Mesrob der älteſte Ahn, und in jüngſter Zeit Hadſchi Jakuff, der Vater deiner Mutter. Doch ſiehe, mein Vertrauen ſagt mir auch, dir wird deine Wanderſchaft zum Glück gereichen. Iſt es dein ernſter Wille, auf einige Jahre die Länder der Welt und ihre Geſetze zu ſehen, ſo nimm aus meinem Schatze was du bedarfſt, denn du biſt mein Erbe.

Ich wollte nur das vermeintlich Nöthigſte mit mir nehmen, mein Vater drang mir mehr auf. Ich ſegnete noch einmal das Haus meines geliebten Bruders Daoud und die jüngeren Brüder und empfieng ſelber den Segen meines Vaters, der die Rührung des Abſchiedes unter dem männlichen Ernſte des Kriegers verbarg. Mich begleitete, bei meinem Auszuge von der Burg der Väter, ein ganzes Heer der wohlgerüſteten Jünglinge; wir hatten ſelbſt ſchon in Kurdiſtan, deſſen Stämme damals wieder durch innre Fehden zerriſſen waren, noch mehr aber an den Gränzen, manchen Kampf mit räuberiſchen Horden zu beſtehen. Einer der türkiſchen Paſchen, in dem Ländergebiet gegen Weſten, war meinem Vater auf ähnliche Weiſe befreundet, als mir der Scheikh Abd-er-Wached. Denn die Fürſten der Kurden löſen nur ſelten, die aber meines Hauſes niemals, die Kriegsgefangenen, welche ſie machten, ums Geld, ſondern ſie geben ihnen den Tod oder ſie ſchenken ihnen, wenn ſie das freie Land noch nicht betraten, das Leben. Mein Vater hatte jenem Paſcha, der damals noch Jüngling war, als der Kurdenfürſt ihn fieng, nicht nur das Leben, ſondern auch, ſtatt ſeines verlorenen, ein gutes Roß und Geld zur Reiſe dargereicht, und eine Botſchaft, die wir erſt vor Kurzem mittelbar von dem Türken erhielten, ſagte uns, daß ihm die empfangene Wohlthat noch in gutem Andenken ſey. Als wir den Gränzen ſeines Paſchaliks uns naheten, da entließ ich das Heer meiner Streiter, nur den getreuen Juſſuf behielt ich bei mir, der mein Gefährte bei der Begleitung des engliſchen Gaſtfreundes geweſen.

Wir fanden freundliche Aufnahme bei dem Paſcha, ſein Schutz und ſeine Empfehlungen begleiteten uns bis an die Küſte des Meeres. Als ich dort, im Hafen von Smyrna, die Schiffe der „Franken“ ſahe, da erwachte der Zug, der mich, über das Meer hinüber, nach dem Abendland trieb, in einer unwiderſtehlichen Stärke. Ich wußte nicht, was ich dort finden werde, daß ich aber etwas Großes, Herrliches ſuche, das wußte ich, und nicht ſelten tönten mir im Herzen die Worte des ſterbenden Großvaters: daß mir das Glück meines Herzens weit über dem Meere in einem fernen Lande blühen werde.

Durch die Empfehlung des Paſcha's war ich in Smyrna an ein reiches, armeniſches Handelshaus gewieſen worden, welches ſich der weitren Erleichterung und Förderung meiner Reiſe aufs Thätigſte annahm. Ich ſetzte, durch die Hülfe jenes Handelshauſes mein orientaliſches Geld in europäiſches und in Creditbriefe auf Marſeille um und wartete jetzt nur noch auf eine günſtige Schiffsgelegenheit um vorerſt nach dem Frankenlande im engeren Sinne, welches ſchon dieſes Namens wegen am meiſten mich anzog: nach Frankreich, abzuſeglen.

Während ich noch mit den Vorbereitungen und Erwartungen der nahen Reiſe beſchäftigt war, ſahe ich meinen guten Juſſuf mit jedem Tage trauriger und bleicher werden. Was fehlt dir, Juſſuf, fragte ich ihn eines Tages. „Mein Fürſt, ſagte der Jüngling, mir fehlt Kurdiſtan. Ich ſterbe vor Sehnſucht nach den Felſen und Wäldern und Strömen des lieben Vaterlandes, ja ich wollte, ich wäre ſchon geſtorben, damit meine Seele hinübereilen könnte in das Paradies unſrer Gebirge, zu dem Volke, das ich vor allen Völkern liebe.“

Juſſuf, ſagte ich ihm, gehe, dahin dich deine Liebe treibt.

Meine Liebe, ſagte der Jüngling, iſt wie durch ein ſcharfes Schwert in zwei gleiche Theile zerſchnitten, der eine von dieſen gehört dir an, o Fürſt, der andre aber deinem und meinem Lande, in welchem mir, außer den Eltern, auch die liebe Braut lebt.

Du weißt, Juſſuf, ſagte ich, daß das Heimweh des Kurden kein leichtes, ſondern, daß es eine Krankheit zum Tode iſt. Warum willſt du dich lang bedenken, ob du lieber auf dem Meere ſterben und in ihm begraben werden, oder daheim in Kurdiſtan für mein Volk und für mich dich am Leben erhalten wolleſt? Du kennſt nun den Paſcha und die Wege zu ſeinem Lande. Durch ihn, hoffe ich, kann ich während der Reiſe manche Botſchaft zum Hauſe des Vaters bringen und aus demſelben erhalten, und du, als der Träger dieſer Botſchaften, kannſt mir in Kurdiſtan nützlicher ſeyn, denn als Gefährte auf meiner Reiſe.

Juſſufs Blicke, ſo weh auch ſeinem guten Gemüth der Gedanke an unſern Abſchied thun mochte, erheiterten ſich, als ich ſo zu ihm redete. Ich hatte die brennende Wunde ſeines Herzens mit einem Balſam berührt, welcher die Schmerzen nicht blos linderte, ſondern heilte. Er kehrte auf demſelben Wege und bis an die Gränze unſres Landes durch denſelben Paſcha, der unſern Herweg begünſtigt hatte, geſchützt, zurück nach ſeiner lieben Heimath, kam auch dort, mit allen Sitten ſeines Volkes bekannt, mitten durch die kriegsgerüſteten Stämme hindurch, bis zum Hauſe meines Vaters, und hat dann Jahre lang, zu einem verbindenden Mittelglied, zwiſchen mir und den Meinen gedient; er war unermüdet in ſeinem Dienſte als Botſchafter.

Ich ſahe mich nun ganz allein, unter Menſchen, deren Angeſicht und häusliche Sitte mir fremd, deren Sprache mir wenigſtens zum Theil unverſtändlich war. Denn ich konnte mich damals nur zur Nothdurft im Türkiſchen ausdrücken, Armeniſch verſtund ich zwar in der Sprache ſeiner Schrift, nicht aber in jener des gemeinen Lebens; in den Sprachen der Griechen wie der Franken war ich noch ganz Fremdling. In den erſten Tagen nach der Abreiſe meines Landsmannes und Jugendfreundes fürchtete ich ſelber von ſeinem Uebel, dem verzehrenden Heimweh ergriffen zu werden; bald aber ergriff mich von neuem der mächtige Zug nach dem unbekannten, ich wußte ſelber nicht warum? ſo heiß erſehnten Abendlande, und wie der erfriſchende Nordwind die ſchwüle Luft eines Thales, wehete mir jener Wandertrieb die Anwandlungen meines Heimwehes hinweg.

Von der Menſchlichkeit der Türken hatte ich von jeher keine günſtigen Begriffe gehabt, ſie waren mir immer, ſchon in meiner Heimath, als Unterdrücker der Freiheit und als grauſame Barbaren beſchrieben worden. Obgleich mir nun der freundliche Empfang beim Paſcha und Alles, was ich bei dieſem geſehen, eine etwas günſtigere Meinung von dieſem Volke gegeben hatte, ſo kehrte dennoch meine alte Vorſtellung von ihm in Smyrna zurück. Es lagen gerade damals in dem Hafen dieſer Stadt einige Galeeren des Großſultans, welche durch gefangene Chriſten in Bewegung geſetzt wurden. Mir hatte es mein armeniſcher Kaufmann geſagt, daß die dort an den Ruderbänken Angeſchmiedeten dieſes Elend erduldeten, nicht weil ſie ein Verbrechen begiengen, welches dieſer harten Strafe werth geweſen, ſondern weil ſie Chriſten ſeyen, die entweder von Seeräubern mitten auf ihrer Fahrt oder im Kriege von den ungläubigen Türken gefangen genommen worden. Seitdem ich dieſes wußte, war mein Mitleid gegen dieſe Unſchuldigen, welche um unſres gemeinſchaftlichen Glaubens willen ſo Vieles duldeten, ohne Grenzen. Ich hatte auch manche Andre kleine Gaben der Wohlthätigkeit ſpenden ſehen, an die armen Galeerenſclaven, welche, während die Schiffe vor Anker lagen, außen am Lande zu den ſchwerſten Arbeiten des Feſtungsbaues gebraucht wurden. Seitdem verſäumte ich keine Gelegenheit, bei welcher ich dem einen oder dem andren dieſer bedauernswerthen Chriſten eine Freundlichkeit erzeigen konnte.

Unter der ganzen Schaar, die an den ſchweren Ketten einhergieng, war mir beſonders ein Menſch aufgefallen, der, während die andren Alle von tiefem Gram darniedergebeugt erſchienen, faſt immer bei gutem Humor war, und nicht ſelten ſelbſt die ernſthaften Türken, durch die Scherzworte, die er auf Türkiſch zu ihnen ſprach, zum Lachen brachte. Es war eine von jenen leichten Naturen, welche ſelbſt in den tiefſten Fluthen der Trübſal niemals unterſinken, ſondern auch dann, wenn ein ſtarker Schlag ſie auf einige Augenblicke hinabdrückte, immer wieder heraufkommen und oben ſchwimmen.

Eben dieſe Eigenſchaft, daß der Chriſtenſklave über ſein Elend auf Türkiſch zu ſcherzen vermochte, welches ich verſtund, während die Andern alle ihre Noth in wenigſtens ſechs mir ganz unverſtändlichen Sprachen beſeufzten, brachte mir jenen näher. Ich unterhielt mich zuweilen mit ihm, wenn die Schaar der Gefeſſelten, auf den Bauſteinen ſitzend, ihr Brod verzehrte; ich gab gewöhnlich das Geſchenk, das für Alle beſtimmt war, in ſeine Hände, und ſahe zu meinem Vergnügen, wie ehrlich der Burſche das Empfangene vertheilte, ja wie er öfters nichts davon für ſich ſelber behielt, weil er ſeinen Antheil noch an einen der Kranken oder ſonſt Bedürftigeren weggab. Nur Durſt nach Wein, das bemerkte ich wohl, hatte dieſer Menſch immer, und nicht ſelten wußte er ſich durch ſeine ſcherzhaften Bitten, wenn der Zug der Sklaven an der Weinſchenke eines Griechen oder eines Armeniers vorbeigieng, einen guten Schluck zu verſchaffen, ja wenn ich, wie ich denn dieſes, ſeitdem mir das Gelüſte des Franken bekannt geworden, ihm zuweilen einen großen Krug mit Wein bringen ließ, damit er mit ſeiner gefeſſelten Bande ihn trinken möge, da war er, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen, nicht ſo ehrlich wie beim Vertheilen des Geldes. Denn er trank dann zuerſt, und ſeine durſtigen Züge waren ſo voll und ſo kräftig, daß wenn Alle in gleicher Art ſie geübt hätten, ſchon an den Fünften oder Sechsten kaum noch eine Neige gekommen wäre.

Der Menſch hatte mir geſagt, daß ſein Vaterland Frankreich, oder wenigſtens die Gränze dieſes Landes ſey, nach welchem jetzt zunächſt mein Weg gieng. Sein Franzöſiſch, wie ich dies ſpäter erfuhr, war in der That nicht von ſonderlicher Feinheit oder Vortrefflichkeit, ſondern es war jenes wunderliche Gemiſch des Italieniſchen und Franzöſiſchen, welches die Bewohner der Seeküſte zwiſchen Toulon und Genua reden; mir aber erſchien es, wenn ich ihn mit ſeinen Kettengenoſſen ſprechen hörte, als eine Sprache des höchſten Wohllautes. Ich äußerte einſt gegen den Diener des armeniſchen Handelshauſes, der mich öfter auf meinen Spaziergängen begleitete, und welcher das Franzöſiſche nicht viel beſſer verſtund denn ich, den Wunſch, daß doch ein ſolcher muntrer Franzoſe mein Reiſegefährte und Dolmetſch in Frankreich ſeyn möge.

Dieſer Wunſch, ſagte der junge Kaufmann, könnte vielleicht ohne ein beſonders großes Opfer in Erfüllung gebracht werden, denn wie ich hörte, will man einen Theil der Galeerenſklaven gegen Geld losſchlagen, weil ein ganzer Transport von gefangenen Chriſten, aus einem bei Marokko geſtrandeten Kriegsſchiffe angelangt iſt.

Der Gedanke, einen armen, unſchuldig gefangnen Chriſten ſeine Freiheit, mir aber einen brauchbaren Diener und Gefährten für meine Reiſe durch Geld zu erkaufen, erfüllte mich mit hoher Freude. Ich gab ſogleich dem Kaufmann Erlaubniß, den Handel auf meine Rechnung einzuleiten und abzuſchließen.

„Der Kauf wird dennoch nicht ſo wohlfeil kommen, als ich mir es gedacht“, ſagte mir am andern Morgen der Armenier, da ich ihn, ſchon mit dem Losgekauften an ſeiner Hand erwartete. „Der Aufſeher der Sklaven hat mir geſagt, daß gerade dieſer Franzos unter allen Sklaven für den Seedienſt der Brauchbarſte ſey, denn er iſt viele Jahre lang Matroſe geweſen und war, während ſeiner Gefangenſchaft niemals krank, ſondern immer munter und thätig. Die Summe, die man für ihn fodert, iſt viermal ſo hoch als die höchſte, welche man etwa ſonſt für einen gefangenen, zur Arbeit tüchtigen Chriſten begehrt. Aber geduldet euch nur noch etliche Tage. Der eigentliche Kapitän der Galeere, der jenen jungen Franken ſehr günſtig iſt, befindet ſich in dieſem Augenblick auf Lesbos, von wo aus man ihn noch in dieſer Woche zurückerwartet. Der Stellvertreter deſſelben iſt ein den Chriſten ganz beſonders abholter Türke, von deſſen Grauſamkeit man Vieles zu ſagen weiß und der uns, eben aus dieſer Ungunſt, auch das Loskaufen des Franzoſen über Gebühr erſchwert.“

Ich gab nur ungern dieſem Vorſchlag zum Aufſchube nach; in meinem raſchen Eifer hätte ich viel lieber jene vierfache, ja die fünf- und ſechsfache Summe zur Befreiung jenes Burſchen bezahlt, den ich mir nun einmal ſchon zum

Gefährten für meine Reiſe auserſehen. Als aber jetzt die Woche vergangen war, ohne daß der Galeerenkapitän zurückgekommen war, da konnte ich mich nicht länger mehr halten. Ich legte die Summe des Loskaufes in die Hand des jungen Armeniers — ſie war nicht größer denn jene, welche mein Vater und ich wohl ſchon zuweilen für eine arabiſche Pferdeſtute von edler Abkunft bezahlt hatten, — und bat ihn, unverzüglich den Chriſtenſclaven aus ſeinen Banden zu löſen. Mein Kaufmann kam nach kurzem Verzuge wieder. Er ſahe ſehr verlegen, ja verſtört aus. Die Rettung des armen Burſchen, ſagte er, kam zu ſpät. Ich hätte nun gerne, da ich an dem Verzug des Loskaufes ſchuld war, aus eignem Beutel noch einige Hunderte von Piaſtern für ſeine Befreiung bezahlt. In zwei Stunden, höchſtens, führt man ihn zum grauſamen Tode. Er hat ſich, wie man ſagt, gegen den tyranniſchen Unterkapitän des Schiffes, den Chriſtenfeind, aufgelehnt und ſich gegen dieſen heftige Worte erlaubt, als derſelbe einen kränklichen Mitſclaven, weil er der ſchweren Arbeit nicht gewachſen war, barbariſch mishandeln ließ. Der arme Burſche iſt zu ſo vielen Streichen der Baſtonade, auf die Sohlen der Füße verurtheilt, daß Keiner, auch der Stärkſte, dieſe Schläge überleben kann. Ja, wenn der Unterkapitän nicht wüßte, daß der hieſige Paſcha von ſo menſchlicher Geſinnung gegen die Chriſten iſt, er würde darauf angetragen haben, daß der arme Franzos lebendig geſpießt würde.

Mir entbrannte mein Herz, in Wehmuth und Zorn, als ich dieſes hörte. Es war keine Zeit zu verlieren. Weißt du, ſo ſprach ich zum Armenier, ein Mittel, den Chriſtenſclaven zu retten, ſo ſage mir's; es koſte was es wolle, an Mühe, Gefahr oder Geld, ich werde es anwenden.

Ein Mittel, antwortete der junge Kaufmann, wäre vielleicht noch übrig. Ich weiß, Ihr ſeyd durch den türkiſchen Paſcha, der euer Freund iſt, gut empfohlen an unſern hieſigen Paſcha, und auch mein Herr kennt dieſen genauer, laßt uns eiligſt verſuchen, ob nicht ein Gang von euch Beiden zum Paſcha einen Einhalt, oder wenigſtens eine Verzögerung der Todesſtrafe des Sclaven bewirken könne; denn auch mit der letzteren ſchon iſt viel gewonnen, weil doch gewiß in Kurzem der menſchenfreundlichere Oberkapitän der Galeere wieder kommt, der, nach allem Vermögen, die Rettung des Verurtheilten, oder doch die Lindrung ſeiner Strafe, und, wenn dieſe ausgeſtanden iſt, auch wohl die Loslaſſung des Gefangenen begünſtigen wird.

Ich eilte hin zu dem alten, armeniſchen Kaufherrn; er ließ ſich bereitwillig finden, mich zum Paſcha zu begleiten. Dieſer hatte in vielen Fällen die Gefälligkeit und die Dienſte des reichen Handelsherrn in Anſpruch genommen, wir wurden deshalb, obgleich zur ungewöhnlich frühen Stunde, bei ihm eingeführt und trugen ihm unſern Handel vor. Die Sache, ſo ſprach er, gehört zwar nicht vor meinen Richterſtuhl; der Kapitän, wie, in ſeiner Abweſenheit, der Unterkapitän einer Galeere haben das Recht, ihre Sclaven züchtigen, und, wenn ſie die Härte ſo weit treiben wollen, ſo lange ſchlagen zu laſſen, bis ſie ſterben, nur eine öffentliche Hinrichtung dürfen ſie nicht über einen ihrer Leute verhängen, ohne Mitwiſſen des Paſcha. Das einzige, was ich thun kann, iſt, daß ich den Sclaven für mich erhandle und ſo vom Tode ihn errette. Denn ich habe ſchon vor mehreren Tagen, als ich hörte, daß man einige Chriſtenſclaven verkaufen wolle, dem Unterkapitän es ankündigen laſſen, daß ich drei davon auf meine Rechnung nehmen wolle; mir ſteht dann die Auswahl frei, und ich werde namentlich die Auslieferung jenes Menſchen begehren, den ihr ſo in Schutz nehmet; ihr könnt ihn hernach, wenn es euch gefällt, mir wieder abkaufen.

Der Paſcha gab uns einen ſeiner Offiziere und mehrere Janitſcharen mit; wir fuhren in ſeinem Boote und unter ſeiner Flagge zur Galeere hin. Oben auf dem Verdeck mußte ich ſogleich etwas ſehen und hören, das mich mit Grimm und innigem Abſcheu erfüllte. Mein armer Burſch lag am Boden, die Fußſohlen zwiſchen Stöcke geſchloſſen und emporgezogen, zwei Türken ſchlugen mit Heftigkeit darauf, der barbariſche Unterkapitän ſtund daneben und vermehrte noch die Martern des zur langſamen Todesſtrafe Verurtheilten durch ſeine Schmähungen und Schimpfreden. Der Schall der Schläge, das Aechzen des armen Menſchen, ſeine ſchmerzhaft verzerrten Mienen drangen mir tief zu Herzen, ich mußte mich hinwegwenden, um nicht meine Bewegung zu verrathen, denn mir hatte es der armeniſche Kaufmann zur Pflicht gemacht, mich ſo ruhig und ſcheinbar gleichgültig zu verhalten, als ſey mir dieſer ganze Handel fremd.

Ich habe im Namen des Paſchas mit dem Unterkapitän zu ſprechen, ſagte der Offizier; haltet ein mit eurem Schlagen, rief er den beiden Türken zu, bis ich geſprochen habe, man kann vor dem Schreien und Aechzen dieſes elenden Chriſten ſein eignes Wort nicht hören. Die Türken ließen ab von dem Unglücklichen, der Unterkapitän trat näher. „Ich habe Befehl, fuhr der Offizier fort, jene drei Sclaven, um welche der Paſcha mit dir ſchon unterhandelt hat, mit mir zu nehmen; mein Herr bedarf ihrer ſchleunigſt zur Arbeit in ſeinen Gärten.“ — „Du darfſt ſie dir nehmen, ſagte der Unterkapitän.“ — „Wo iſt der Franke Stephano, fragte der Offizier, welchem der

Armenier den Namen unſers Burſchen genannt hatte. — „Jener Hund dort iſt es, antwortete der Unterkapitän, den ich ſo eben zu Tode prügeln laſſe.“ — „Du darfſt keinen Sclaven des Paſcha ſchlagen, rief Jener entrüſtet, der Franke Stephano gehört meinem Herrn, der euch ſchon im voraus eine Summe auf den Kauf erlegt hat und nur ſeither verhindert war, das, was ſein Eigenthum iſt, von euch abholen zu laſſen; augenblicklich bindet den Chriſten los.

Ein heftiger Streit begann zwiſchen den beiden. Der Unterkapitän wollte von keiner Befreiung des Sclaven wiſſen. Dieſer habe geſtern durch eine Empörung, welche er angeſtiftet, das Leben verwirkt, und es ſey noch Gnade, daß man ihm nur die Strafe der Fußſohlenſchläge zuerkannt habe. „Eine Empörung auf einer Galeere des Großſultans, welche in unſrem Hafen vor Anker liegt?“ fragte der Offizier; „dieſes gehört allerdings auch vor den Richterſtuhl des Paſcha, und am allerwenigſten hatteſt du, Selim, als bloßer Unterkapitän, das Recht, eine ſo gefährliche Sache zu verſchweigen und in eigner Macht dabei zu verfügen. Im Namen des Paſcha verlange ich genaue Auskunft über die geſtrige Empörung.

Die Offiziere und Soldaten, dann die übrige Schiffsmannſchaft, wurden verhört; es ergab ſich aus ihrer gemeinſamen Ausſage, daß die Aeußerungen der Theilnahme und des heftigen Unwillens, zu denen der arme, zur Baſtonade verurtheilte Chriſt durch eine unmenſchliche Handlung des Unterkapitäns ſich hatte hinreiſſen laſſen, keineswegs ein ſehr ſtrafwürdiges Vergehen, am allerwenigſten eine Emporung zu nennen ſey.

Wie viel Streiche, fragte der Offizier die beiden Türken, hat der Elende dort bereits auf ſeine Fußſohlen erhalten? — Hundert und funfzig, Herr, antworteten jene. Dieſes ſind auf's wenigſte ſechszig mehr als er verdient hatte, und dieſe ſechszig ſollte ich nun dir, Unterkapitän, im Namen des Paſcha, geben laſſen. Aber wir merken ſie dir einſtweilen vor, auf jene große Rechnung, welche wir mit dir abzuthun haben. Mein Herr weiß von den Unterſchleifen und Diebereien, die du auf Samos und in Ajaſaluk verübteſt; er weiß das, was du vor wenig Wochen in Magneſia gethan haſt. Man wird deine Rechnung bald nach Stambul einſenden.

Der Unterkapitän erblaßte; er wagte kein Wort der weitern Widerrede; der bedauernswerthe Franke wurde losgebunden, und, weil er nicht auf ſeine ſo ſchwer gemishandelten Füße zu treten vermochte, hinabgetragen ins Boot; zu ihm kamen noch zwei andre junge Sclaven, welche der Offizier für ſeinen Herrn auswählte. Ich ließ ſogleich, durch den armeniſchen Kaufmann, den ganzen Handel mit dem Paſcha abſchließen, und man brachte den befreiten Chriſten zu mir, in meine Wohnung.

Ich meine kaum die Erwähnung nöthig zu haben, daß jener Stephano, der mich ſo für mich eingenommen, und den ich jetzt aus den türkiſchen Sclavenketten losgekauft hatte, kein Andrer war, denn unſer Etienne, den ihr gewiß ſchon an einigen Zügen meiner Beſchreibung von ſelber erkannt habt.

Der arme Burſch kam damals freilich in einem ſehr elenden Zuſtand bei mir an. Er hatte allerdings kaum den ſechsten Theil der Zahl der Streiche erduldet, die ſein Tyrann ihm zugedacht hatte, obgleich es mit Sicherheit vorauszuſehen war, daß der Unglückliche ſchon bei der erſten Hälfte an Blutſturz geſtorben ſeyn würde. Aber bereits dieſer Anfang der Martern hatte ihn ſehr übel zugerichtet, und außer den Schmerzen hatte auch, ſein ſonſt leichtſinniges Weſen, die Angſt vor dem nahen Tode ziemlich heftig ergriffen. Dennoch bezeigte mir der gute Etienne gleich in den erſten Stunden nach ſeiner Errettung, als er noch ſprachlos da lag, ſeine Dankbarkeit auf alle ihm mögliche Weiſe; er küßte meine Hände, drückte dieſelben an ſeine Bruſt, und faltete ſie dann betend. Am andren Tage kam ihm auch der Gebrauch der Sprache wieder, und er konnte es nicht laſſen, unter das, was ſeine dankbare Liebe zu mir ihm eingab, manche ſeiner Scherze zu miſchen. Die Bruſt, welche gewöhnlich von den Folgen der Baſtonade ſehr zu leiden hat, war ihm bald wieder ſtark geworden; an den Füßen hatte er bis zu unſrer Ankunft in Frankreich zu leiden.

Ich hatte ihm, gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes bei mir, den Reiſeplan mitgetheilt, den ich für mich und ihn gemacht hatte. „Du biſt jetzt ganz frei, Etienne, ſagte ich ihm; in meinen Dienſten kannſt du bleiben, ſo lange ſie dir gefallen und zuträglich ſcheinen, und wenn du etliche Jahre mir treu gedient haſt, dann will ich auch noch beſſer für dich ſorgen. Ich habe genug, um dir und Andern davon mitzutheilen. Vor allem will ich jetzt Franzöſiſch bei dir lernen, und dich, in deinem Vaterlande als Dolmetſch gebrauchen.

Was mein Franzöſiſch betrifft, antwortete Etienne, ſo weiß ich freilich nicht, ob Ihr bei Hofe, in Paris, ſonderliches Glück damit machen würdet; indeß hat mich noch jeder Franzos, dem ich in meiner Mundart zuſprach, verſtanden, wenn er nicht ganz taub war, und für die Poſtwägen wie für die Wirthshäuſer reicht dieſelbe ſchon aus. Was aber euren Dienſt betrifft, lieber Herr, ſo möchte ich in dieſem wohl mein ganzes Leben lang bleiben, und von einer Belohnung redet mir gar nicht, denn ich bin ja ganz euer Eigenthum. Nur ein einziger Umſtand iſt es, der mich ein wenig vom geraden Wege zur Seite abzieht. Ich habe in Mentone eine Frau, und vielleicht ſogar Kinder. Es ſind jetzt vier Jahre ſeit ich auf den Einfall kam, mich dort zu verheurathen, bald nachher, auf der erſten Seefahrt die ich nach der Hochzeit machte, wurde ich von den Türken gefangen und ſeitdem hat mein Weib von mir nichts geſehen noch gehört. Da möchte ich mich ihr doch zeigen, wie ich noch am Leben bin.

Du kannſt, ſagte ich, wenn wir am Ziele der Seefahrt ſind, zu den Deinigen gehen ſobald du willſt, und du ſollſt nicht mit leeren Händen zu ihnen kommen, mein Etienne.

Unſre Fahrt gieng glücklich und ſchnell von ſtatten, ich ſahe mich, ehe ich dieſes vermuthet, in dem ſchönen, gewerbfleißigen Marſeille. Mein armeniſcher Kaufmann in Smyrna hatte mich an ein großes Handelshaus in Marſeille empfohlen; an dieſes war ich mit meinen ſehr anſehnlichen Creditbriefen gewieſen. Ich gab vorerſt nur den allgemeinen Empfehlungsbrief ab, der die franzöſiſchen Handelsfreunde erſuchte, für all meine äußeren Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe zu ſorgen. Der Kaufmann in Marſeille, an den mein Brief lautete, war von Geburt ein Venezianer, aus einem alten Hauſe; er war mit unſerm alten Admiral, Charlottens Vater, wie ich dies ſpäter erfuhr, verwandt und befreundet. Der Mann lud mich ein, bei ihm in ſeinem Hauſe zu wohnen, und ich nahm dieſes gern an, da ſich in ſeiner Handlung ein Diener fand, welcher in Smyrna viele Jahre gelebt hatte und der armeniſchen Sprache in etwas mächtig war. Ich entließ jetzt meinen Etienne reichlich beſchenkt, ohne ihn im

Mindeſten die Verbindlichkeit aufzulegen, zu mir zurückzukehren. Der treue Menſch weinte ſchmerzlich beim Abſchied und bat mich, ihm doch ja ſeinen Dienſt bei mir offen zu laſſen. Denn wenn auch ich ohne ihn, ſo könne und möge doch er nicht ohne mich leben; er werde in jedem Falle mich auf meiner Reiſe durch ſein Vaterland begleiten.

Bei meinem Hauswirth in Marſeille war es mir bald ſehr heimathlich zu Muthe. So wenig ich auch anfangs, wenn der Dolmetſcher nicht bei uns war, mit ihm in Worten reden konnte, ſprach mich doch das ganze Thun und Weſen des Mannes als ein verwandtes an. In der That, dieſer edle Venezianer hatte manche Hauptzüge des Charakters mit Schakſpears Kaufmann von Venedig gemein; er war großmüthig und gaſtfrei, gefallig gegen Fremde, ein Helfer und Rathgeber der Armen und Verlaſſenen. Auf ſeinen Rath hatte ich mich, anfangs mit dem Smyrnaneſer, dann bei einem andren Lehrer im Franzöſiſchſprechen geübt und ſelbſt die Buchſtaben der fränkiſchen Sprachen hatte ich ein wenig nachbilden gelernt, obwohl meine Fauſt, mehr des Schwertes gewöhnt als der leichten Feder, es niemals im Schreiben, meine Zunge im Sprechen des Franzöſiſchen weit gebracht hat.

Ich hatte ſchon mehrere Monate in Marſeille gelebt und hielt mich nun ſo weit in Sprache und Sitte des Landes geübt, daß ich an eine Weiterreiſe ins Innre des Landes, vor Allem nach ſeiner Hauptſtadt, denken durfte. Mein Hauswirth, mit welchem ich mich doch jetzt, auch ohne fremde Hülfe, unterhalten konnte, kam mir in den beiden letzten Wochen auffallend traurig und ſorgenvoll vor. Selbſt an der Familientafel, an welcher er früher ſehr unterhaltend und heiter war, ſprach er äuſerſt wenig und auch ſeine treue Frau ſchien die Sorgen des Gemahles zu theilen; ſie war in ſich gekehrt und ſtille. Der fleißige Mann pflegte zwar auch früher einen großen Theil des Tages ſeinem Geſchäfte zu widmen, doch hatte er ſich dazwiſchen immer einige freie Stunden, zum fröhlichen Verkehr mit den Freunden, gelaſſen; jetzt blieb er bis in die ſpäte Nacht an ſeinem Arbeitstiſch angekettet und gönnte ſich kaum die nothdürftigſte Zeit zum Schlafen und Eſſen.

Ich ſahe mich doch genöthigt, den guten Mann in ſeinen dringenden Geſchäften zu ſtören. Wenn ich wirklich, wie mein Plan war, an einem der nächſten Tage nach Paris, dieſer Welt im Kleinen, abreiſen wollte, war es höchſte Zeit auf meinen Creditbrief eine Summe zu erheben; denn ich gedachte in jener glänzenden Stadt nicht, wie es dennoch nachmals geſchahe, in armer, geringer Geſtalt, ſondern mit der Pracht eines jungen, orientaliſchen Fürſten einzuziehen. Ich fand den geſchäftigen Hausherrn auf ſeinem Comtoir. Er war ſo eben mit einigen Kaufleuten aus der Stadt in ſehr lebhaftem Geſpräch begriffen. Er nahm mich, nachdem er ſich von den Andern auf einige Augenblicke beurlaubt hatte, mit ſich in ein Nebenzimmer. Ich überreichte ihm meinen Creditbrief und erſuchte ihn, mir vorläufig die Hälfte der in demſelben namhaft gemachten, ſehr anſehnlichen Summe auszahlen zu laſſen. Der Kaufmann ſtarrte mit einer Miene, die ich für Ausdruck des Unwillens hielt, in das Papier hinein. „Wie?“ ſagte ich, „iſt dieſes Papier vielleicht nicht für die von mir begehrte Summe gut? Ich kenne die europäiſche Sitte nicht, das aber weiß ich, daß ich Ihrem Handelsfreund in Smyrna baares Geld in ſeine Hände legte, wofür er mir dieſes Papier an Sie gab, mit der Verſichrung, daß Sie mir für daſſelbe das Doppelte von dem auszahlen würden, was ich ſo eben foderte.“

„Ich bitte Sie,“ ſagte der Kaufmann mit halblauter Stimme zu mir, „reden Sie leiſe, damit man uns im Nebenzimmer nicht höre, weil ſonſt mein Unglück, das wohl ohnehin ſchwer vermeidlich ſeyn wird, auf der Stelle zum erklärten Ausbruch kommen würde. Ihr Papier iſt gut, und noch vor wenig Wochen würde ich Ihnen die ganze, im Creditbrief ausgeſprochene Summe ohne Anſtand erlegt haben, jetzt kann ich dies wenigſtens nicht ſogleich. Leider bin ich, namentlich gerade jetzt in dieſer Stunde, in einer Lage, daß ſo viel baares Geld, als Sie mit vollem Rechte von mir begehren, den Fall meines Hauſes verhindern, und meine Ehre, welche ohne meine Schuld in dieſe Gefahr gerieth, retten könnte.“

Mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß ich ja wohl ſelber im Stande ſey, dem Manne, den ich wirklich in Liebe zugethan war, das, was er eben bedurfte, zu geben, denn ich hatte noch von Smyrna her eine ſehr anſehnliche Baarſchaft in gutem, europäiſchen Golde bei mir.

„Wäre Ihnen wirklich,“ fragte ich, „mit einer ſolchen Summe von dreißig oder vierzig tauſend Franken geholfen?“

„Allerdings, antwortete der Kaufmann, denn meine gegenwärtige Noth iſt nur eine vorübergehende, von dem Nahrungsneid einiger hieſiger Geldmäkler herbeigeführte. Dieſe wiſſen, daß ich durch den unvermutheten Fall eines auswärtigen Handelshauſes einen ſehr groſſen Verluſt erlitten habe, und daß ich, gerade in dieſem Augenblick, außer Stande bin zu zahlen. Sie überlaufen mich deshalb mit Geldforderungen, welche ich allerdings nicht hinwegweiſen kann, da ſie rechtlich begründet und der Zahlungstermin abgelaufen iſt. Ließe man mir Zeit, ſo wollte ich gern, vielleicht ſchon nach wenig Wochen, Alles mit vollſten Zinſen abtragen; jene argwöhniſchen und zugleich feindſeligen Menſchen wollen aber von einem ſolchen Aufſchub nichts wiſſen; ſie dringen noch heute auf Befriedigung ihrer Anſprüche, und ſo wird denn noch heute mein Unglück entſchieden ſeyn. Ich bin von Geburt ein Fremder in dieſer Stadt; mein Credit iſt durch meinen letzten, offenkundigen Verluſt erſchüttert; die Hülfsquellen, die mir noch zu Gebote ſtehen, liegen fern von mir und ſind nicht gleich in dieſem Augenblick zu eröffnen.“

„Laſſen Sie nur, ſagte ich, dieſe ungeſtümen Gläubiger da drinnen noch einige Minuten warten, ich gehe ſogleich und hole Ihnen das Geld.“

Der Kaufmann ſahe mich mit fragenden Blicken an. Meine Mienen ſagten ihm, daß ich nicht geſonnen ſey, einen Scherz mit ſeinem Unglück zu treiben. So unwahrſcheinlich es ihm auch vorkommen mochte, daß ich, und zwar ſogleich, ihm ſo viel baares Geld verſchaffen könne, ſchloß er mir dennoch eine Nebenthüre des Zimmers auf, durch welche ich, von den Mäklern unbemerkt hinauf in mein eignes Zimmer kommen konnte. In wenig Minuten war ich wieder bei meinem Hauswirth, dem ich ungezählt die Rollen der Goldſtücke übergab, und ehe das Erſtaunen ihn zum Worte kommen ließ, mich entfernte.

Ich weiß gar wohl, daß ich in dieſem Augenblick nicht nach dem Gebot und den Regeln der europäiſchen Volksklugheit handelte. Ich muß es auch geſtehen, daß in der raſchen Aufwallung meiner Großmuth ich dem Kaufmann alles Gold, das in meinem Koffer war übergeben hatte, und wäre mir es eingefallen, daß in dem Beutel, den ich in meiner Taſche trug, noch einige Louisdor's ſich befanden, ich hätte auch dieſe zu dem Uebrigen hinzugefügt. Mein Glaube an die Lauterkeit und Treue der meiſten Menſchen war in der Kraft jener Liebe zu Gott und den Brüdern gegründet, deren erſtes, jugendliches Feuer damals in meiner Seele flammte. Und in dem Falle, von welchem ich hier erzähle, iſt jener gute Glaube nicht zu ſchanden geworden; jener Kaufmann in Marſeille hat ſich an mir als ein unverbruchlich treuer, redlicher Menſch erwieſen; er hat mir, zwar nicht ſo bald als er und ich es erwartet hatten, wohl aber in einer ſpätern Zeit alles das, was ich ihm geliehen, wieder bezahlt, und mir noch überdies ſo weſentliche Dienſte erwieſen, daß ich nicht weiß, wer von uns Beiden dem Andren mehr Dank ſchuldig geworden iſt. Dazu durfte ich mich freuen, daß ich durch meinen Vorſchuß wirlich ſo glücklich geweſen war, den ehrlichen Mann und die Seinigen für immer aus ihrer Noth zu retten. Denn als jetzt mein Hauswirth, mit den Rollen der Goldſtücke in der Hand, zu ſeinen unerbittlichen Schuldnern hineintrat, vor ihren Augen die Rollen öffnete und mit den ſchönſten venezianiſchen Ducaten nicht nur ihre ganzen Forderungen bezahlte, ſondern wie ſie deutlich ſehen konnten, noch faſt die Hälfte ſeines baaren Geldes übrig behielt, da entfernten ſich Jene mit einer Art von Hochachtung, und der Credit des Handelshauſes war wieder ſoweit hergeſtellt, daß es ſeine Geſchäfte mit einem Nachdruck und mit ſo günſtigem Erfolg fortſetzen konnte, daß bereits nach einem Jahre ſein innrer Wohlſtand wieder feſt begründet war.

Ich kann es nicht beſchreiben, wie ſehr mein guter Hauswirth und alle die Seinigen von jenem Tage an bemüht waren, mir ihre Liebe und ihre Dankbarkeit zu beweiſen. Die Heiterkeit und das häusliche Glück der guten Leute waren wieder zurückgekehrt; ich war der Mittelpunkt um den ſich in den Stunden der Erholung vom Geſchäfte Alles bewegte; mein Vergnügen und meine Unterhaltung lag Allen mehr an, als das eigne Vergnügen; ich mußte mich faſt in acht nehmen irgend einen Einfall, der wie ein Wunſch lautete, zu äußern, denn man ſcheute dann kein Opfer und keine Mühe, um mir ihn zu gewähren.

Freilich war nun, unter den damaligen Umſtänden, an eine nahe Ausführung meines weitren Reiſeplans nicht zu denken. „In wenigen Monaten,“ ſagte mein Hauswirth, „werde ich Ihnen die mir ſo großmüthig geliehene Summe, und, wenn Sie es wünſchen, auch Ihren Creditbrif berichtigen können.“ Bei dieſer Hoffnung beruhigte ich mich und hätte um Alles in der Welt meinen guten Hauswirth durch keine Aeußerung meiner Ungeduld in Verlegenheit ſetzen mögen. In ruhiger Ergebung benutzte ich die Zeit, um noch recht Vieles zu lernen, was mir das hochgebildete Europa zu lernen aufgab.

Mein Kaufmann beſaß ein Haus in Toulon und machte dort einige nicht unbedeutende Geſchäfte. Ich begleitete ihn einſt auf einer Reiſe dahin, und das, was ich im dortigen Arſenal Neues ſahe, intereſſirte mich in ſo hohem Maaße, daß ich beſchloß, einige Wochen in der, für den Bau und die Ausrüſtung der Kriegsſchiffe beſonders thätigen Stadt zu bleiben. Im Hauſe meines Gaſtfreundes fand ich Alles, was zum Lebensunterhalt nöthig war, nur in den Ausgaben des baaren Geldes mußte ich eine mir ganz ungewohnte Sparſamkeit beobachten, weil mich meine vielleicht zu weit getriebene Delikateſſe verhinderte, von dem Handelshauſe Geld zu entnehmen.

Eines Abends führte mich mein Weg an einem Weinhauſe, in der Nahe des Hafens, vorüber. Ich hörte da die lauten Stimmen der Seeleute, die ſich, zum Theil nach langer Entbehrung, an den Gaben des Landes erquickten. Unter dieſen Stimmen war eine, die mir ſehr bekannt vorkam. Ich trat näher und erkannte meinen Etienne, welcher mit dem Rücken gegen mich gekehrt ſaß und eben ſo eifrig im Trinken als im muntren Schwatzen begriffen war. Ich klopfte ihm auf die Schulter, er begrüßte mich mit herzlicher Freude und rief den andren Matroſen zu: ſeht, das iſt mein guter, großmüthiger Herr, der mir, wie ich euch erzählte, das Leben gerettet und mich aus den Sclavenketten erlöst hat; ich war ſo eben auf dem Wege ihn aufzuſuchen und er kommt mir, ohne dies vielleicht gerade zu wollen, hieher ans Weinhaus in Toulon entgegen. Herr, ſo ſprach er, indem er meine Hand küßte, jetzt ſoll mich nur der Tod aus eurem Dienſte ſcheiden, ich verlaſſe euch nicht mehr, Ihr müßtet mich denn ſelber fortſchicken; unter Euren guten Augen will ich leben und ſterben.

Der arme Burſch ſchien mir, ſeinem Aeußern nach, gerade nicht in den glänzendſten Umſtänden. Er ſahe ſehr abgemagert aus; ſtatt der guten Kleider, die ich ihm gekauft hatte, trug er eine ziemlich abgenutzte Matroſenjacke.

Ei, mein lieber Etienne, ſprach ich zu ihm, wie haſt du dich ſobald von deiner Frau wieder trennen mögen?

Verzeiht mirs, lieber Herr, ſagte er; ich meine es iſt der Weinrauſch, den ich mir auf Koſten dieſer alten Cameraden da getrunken, welcher mir die Thränen in die Augen treibt, denn das Weinen iſt ſonſt meine Sache nicht, wiewohl mir, ſeitdem ich von Euch fort bin, Manches paſſirt iſt, worüber ein Andrer weinen würde.

Wie? fragte ich, iſt dir etwa deine Frau geſtorben, guter Etienne. — Geſtorben, antwortete dieſer, iſt ſie gerade nicht, aber es iſt nicht einmal ſo gut, als ſey ſie geſtorben, ſeht, guter Herr, ſie iſt eben nicht mehr meine Frau. Als ich nach Mentone kam, ſagten mir die Leute, mein Weib ſey bald nach meiner Abreiſe mit ihrer Mutter nach Genua gezogen. Ich lief ſogleich dorthin, fragte überall, wo man nur fragen kann, nach beiden Frauen und endlich finde ich doch die angebliche Wohnung in einer Vorſtadt auf; die Vögel aber waren ausgeflogen, ich erfuhr, daß ſie vor etwa zwei Jahren abermals von Genua weg nach Spezzia gezogen ſeyen. Auch dieſen Weg ließ ich mich nicht verdrießen, ich lief ſo munter wie auf Freiersfüßen, ich konnte es kaum erwarten, mich meiner Frau nicht nur als lebender Menſch, ſondern in meinen ſchönen Kleidern, die mein guter Herr mir gegeben, zu zeigen. Aber da ich nun hinkam — ei, ſo unterbrach er ſich ſelber, indem er ſich die Thränen abwiſchte, was macht doch der Weinrauſch die Menſchen ſo weich — da ich hinkam, da erfuhr ich, daß meine Frau ſchon ſeit anderthalb Jahren mit einem andren Manne verheurathet ſey, und dieſem auch ſchon ein Kind geboren habe. Man hatte von dem Schiffe, auf welchem ich abgereist war, niemals wieder etwas gehört und deshalb war man der Meinung, es ſey entweder im Sturme verunglückt oder von den Türken in den Grund gebohrt worden. Mein Weib hatte mich für todt gehalten und zuletzt ohne Weitres einen zwar hübſchen, dabei aber blutarmen Menſchen ihre Hand gereicht. Nun hätte ich zwar mein älteres Recht auf dieſe Hand geltend machen können, aber ich hatte erfahren, daß die Leute ſich ſehr lieb hätten und eine Nachbarin, ohne es zu wiſſen, daß ich dieſer erſte Mann ſey, erzählte mir, daß mein Weib geſagt habe, ihr ſey der zweite Mann viel lieber denn der erſte, denn dieſer ware zwar ein guter Kerl, dabei aber im höchſten Grade verſoffen geweſen, ſo daß ſie mit ihm auch nur ein ſparliches Brod würde gehabt haben. Da dachte ich bei mir ſelber: was hilft mir die Hand ohne das Herz und wollte mich ſchon wieder davon machen, da begegnete ich am letzten Nachmittag vor meiner Abreiſe meiner geweſnen Schwiegermutter. Ich dachte nicht, daß mich die erkennen würde, aber ſie erkannte mich doch und war ſo heftig erſchrocken, daß ſie ſich an dem Brunnengelander feſt halten mußte, um nicht hinzufallen.

Etienne rief ſie, biſt du es wirklich, und du lebſt noch? — Ja freilich, ſagte ich, bin ich es wirklich, aber meine Frau, wie ich hore, iſt nicht mehr meine wirkliche Frau und du biſt nicht mehr meine wirkliche Schwiegermutter. Die Frau weinte ſo heftig, daß mir ſelber das Herz brach, ich mußte mit ihr weinen und hatte Alles vergeben und alle Bitterkeit vergeſſen.

Ich will das jetzige Glück deiner Tochter nicht ſtören, ſagte ich, morgen Früh mache ich mich wieder auf den Weg und komme euch in meinem ganzen Leben nicht mehr unter die Augen, denn hin iſt hin, todt iſt todt. Aber ſehen möchte ich meine geweſene Frau doch noch recht gern einmal, denn ich bin ihr gar zu gut.

Das wird ſchwerlich möglich ſeyn, mein guter Etienne, ſagte die Mutter; denn meine Tochter iſt in andern Umſtanden, dazu kranklich; die armen Leute haben in der jetzigen theuren Zeit öfters nichts zu brocken noch zu beiſſen. Wenn meine Tochter erführe, daß du da biſt und wenn ſie dich ſahe, das würde ihr den plötzlichen Tod bringen. Aber weißt du was, Etienne, warte bis es vollends Abend geworden iſt. Wenn ich dann die Lampe anzunde und auf den Tiſch ſtelle, da kannſt du zum Fenſter hinein deine geweſene Frau und auch ihr Kind ſehen. Nur tritt nicht zu nahe heran, damit ſie dich nicht bemerkt.

Am Abend führte mich meine geweſne Schwiegermutter ganz heimlich zu dem kleinen Hauſe ihrer Tochter hin. Ich verſteckte mich hinter einer Bretterwand bis die Lampe angezündet war, dann ſchaute ich zum Fenſter hinein. Da ſahe ich meine geweſne Frau mit ihrem Kinde ſitzen, das ſie eben fütterte. Wie hatte ſich das arme Weib ſo verändert. Als ich ſie nahm, ſahe ſie aus wie Milch und Blut, jetzt waren die Wangen bleichgelb und eingefallen; hübſch kam ſie mir gar nicht mehr vor. Aber deſto mehr erbarmte mich ihre Noth. Das Kind, als ihm ſeine Mutter die wenigen Löffel Brei, die in der Schaale waren, gereicht hatte, ſtreckte die Händlein nach mehrerem aus und als ihm die Mutter nichts mehr geben konnte, weinte es bitterlich und die arme Frau rief laut, daß ich es außen hören konnte: Kind ich habe ja ſelber nichts mehr und dazu keinen Heller im Hauſe, etwas zu kaufen.

Ei, ſo gedachte ich, wozu hat mir denn mein guter Herr das viele Geld gegeben. Er ſagte zu mir, du ſollſt nicht mit leeren Händen zu deiner Frau kommen. Nun iſt zwar das arme Weib da nicht mehr meine Frau, aber es war es doch und mein Herr hat keine Andre gemeint, der ich ſeine Gabe bringen ſollte, als ſie.

Meine geweſene Schwiegermutter trat jetzt vor die Hausthüre heraus, um die Läden zuzumachen. Sie fürchtete, der Mann ihrer Tochter könne nun von ſeiner Taglöhnerarbeit nach Hauſe kommen oder die junge Frau könne mich ſehen und davon einen Todesſchrecken haben. Jetzt biſt du wohl zufrieden, mein guter Etienne, ſagte ſie? — Nein, ſprach ich, ich bin nicht zufrieden bis ich dir das

Geld ausgehändigt habe, das mir ein reicher, guter Herr für deine Tochter mitgegeben hat. Sage ihr nur, dieſes Geſchenk ſchicke ihr Jemand, der ihren erſten Mann gut gekannt habe, und welcher der Wittwe deſſelben gerne noch eine Wohlthat erzeigen wollte. Er ließe ihr ſagen, ſie ſolle auch noch zuweilen an den armen Etienne in Freundſchaft gedenken, der, wenn er noch langer am Leben geblieben, gewiß ſich gebeſſert und ſein vieles Weintrinken gelaſſen hatte.

Die gute, alte Frau war ganz erſtaunt und freudig erſchrocken, als ich ihr den großen, ſchweren Beutel voll Geld in ihre Hände legte. Ach lieber Etienne, ſagte ſie, wie jammert es mich, daß ich dich nicht mehr meinen Schwiegerſohn nennen ſoll. Ein ſo guter Burſche, als du biſt, lebt doch auf der ganzen Erde nicht mehr. Gebe dir Gott Alles, was dein Herz begehrt, und vergieb uns armen Frauen, die wir keinen Menſchen auf der Welt zu unſerm Berather und Verſorger hatten, daß wir uns mit einem andern Manne zuſammenbegeben haben. Hatten wir gewußt, daß du noch am Leben biſt, wir hatten vierzig Jahre und langer bei Waſſer und Brod auf unſern guten Etienne gewartet.

Ich machte dem vielen Gerede der vor Freuden wie trunkenen Frau ein Ende, indem ich ihr noch einmal herzlich die Hand ſchüttelte und nach meiner Herberge gieng. Am andern Morgen, noch ehe der Tag graute, machte ich mich auf meine Reiſe zu meinem guten Herrn. Aus Verſehen hatte ich meiner alten, gewesnen Schwiegermutter faſt mein ganzes Geld gegeben; das was etwa noch in meiner Taſche herumfuhr, gehörte mehr zum Geſchlecht des Kupfers als zu dem des Silbers. In Spezzia hatte ich jeden Tag bezahlt und konnte auch das letzte Nachtlager noch berichtigen. Weiterhin ſahe es in meiner Taſche ſehr bettelhaft aus. Es war heißes Wetter, wo der Menſch mehr nach einem friſchen Trunk, als nach warmen Kleidern verlangt. Ich legte daher auf meiner Weiterreiſe ein Kleidungsſtück nach dem andern ab und zwar nicht an den Weg hin, ſondern in die Hände der Wirthsleute, die mir andre Sachen dagegen zum Tauſch gaben. Einer der letzten Tauſchartikel, den ich erworben, war, nebſt einem Abendtrunk und Abendbrod, hier dieſe Matroſenjacke. In den letzten Tagen habe ich aber mit ſo ſchmalen Biſſen vorlieb nehmen müſſen, daß mirs keine geringe Freude war, als ich hier im Weinhauſe bei Toulon alte Cameraden auffand, mit denen ich früher als Matroſe gedient habe; die guten Burſche haben mir erlaubt, ein und den andern Zug aus ihren Weinkrügen zu thun und von ihrem Brode zu eſſen, ſo viel ich mag. Und da ich nun vollends auch noch meinen guten Herrn dazu gefunden habe, iſt alle Noth vergeſſen, und ich begehre nichts weiter, als daß mirs immer ſo bleiben möge wie heute Abend.

Ich nahm den Burſchen mit mir in meine Wohnung, dort hatte er eben ſo freie Koſt und Wohnung, als ich ſelber. Aber mit der Kleidung, mein guter Etienne, ſagte ich ihm am andren Tage, ſieht es etwas betrübt aus. Ich kaufte dir gern einen andren Rock, aber in dieſem Augenblick habe ich faſt eben ſo wenig Geld als du. Doch, laß uns nur etliche Wochen Geduld üben, dann ſind wir wieder eben ſo reich als vorher.

Was den nochmaligen Austauſch meiner Matroſenjacke betrifft, ſagte Etienne, ſo hätte ich eher Peitſchenhiebe, als ein neues Gewand verdient, dafür, daß ich die Kleider, welche euer Eigenthum waren, ſo vergeudet habe; wenn aber von Geldmangel oder vom Geldverdienen die

Rede iſt, mein guter Herr, dann laßt mich nur für euch arbeiten bei Tag und Nacht und all mein verdienter Lohn ſoll euer ſeyn. Wenn ihr wollt, ich laufe für euch Bote nach der Türkei.

Mit dem letzten Verſprechen mußte ich bald nachher den treuen Menſchen wirklich beim Worte nehmen. Nicht nur zwei oder drei, ſondern bereits vier Monate waren vergangen, ſeitdem ich meinem Kaufmann in Marſeille das Darlehen gemacht hatte, und noch ſahe ſich derſelbe außer Stande, mich zu bezahlen. Ich glaubte mich jetzt genöthigt, zu der Freigebigkeit meines edlen Vaters meine Zuflucht nehmen zu müſſen. Die Botſchaft nach Kurdiſtan zu bringen, war kein ganz leichtes Unternehmen; nur durch die Vermittlung des Paſcha's, von dem ich vorhin ſprach, konnte es gelingen. Aber um jenen Paſcha aus ſeiner türkiſchen Ruhe aufzuwecken und in Thätigkeit zu ſetzen, mußte durchaus in Smyrna mehr denn ein Hebel in Bewegung geſetzt werden, namentlich der Armenier und der dortige Paſcha. Briefe ſchienen mir dazu nicht ausreichend, wer aber konnte nach Smyrna reiſen, ohne Geld? — Etienne konnte dies; er erbot ſich mir ſelber dazu, nahm als Matroſe Dienſte auf einem franzöſiſchen Kauffahrtheiſchiffe, das von Marſeille nach Smyrna ſegelte, um dort Geſchäfte zu machen, und, wie ich nachher ſagen werde, kam mit voller Hand und gerade zur rechten Zeit wieder nach Frankreich zurück.

Ich war indeß wieder nach Marſeille gereiſt. So wenig ich mir dieſes auch von meinem Gaſtfreunde anmerken ließ, zehrte dennoch das Verlangen, endlich einmal weiter zu kommen, recht ſtark an meiner Seele. Ein Engländer, den ich ſchon einmal, bald nach meiner Ankunft in Marſeille, am gaſtfreien Tiſche des Kaufmanns geſehen, war von einer Reiſe nach den Thälern von Piemont, in denen er den Sommer zugebracht hatte, zurückgekehrt. Er war es, durch welchen ich, damals noch durch einen Dolmetſcher, die Nachricht von dem Tode meines Lehrers, ſeines Landsmannes, erfragt hatte; jetzt konnte ich, wenigſtens in einem verſtändlichen, wenn auch nicht gerade zierlichem, Franzöſiſch, unmittelbar ſelber mit ihm reden.

Selbſt gegen meinen Hauswirth, den Kaufmann, hatte ich niemals über meinen Stand und Herkommen geſprochen. Der gute Mann war weder ein ſonderlicher Geograph, noch auch, und zwar dies noch viel weniger, ein Kenner der Verhältniſſe des Orients. So ſehr ſeine Höflichkeit, welche ſpäter zur liebevollen Dankbarkeit wurde, dieſe Anſicht zu bemänteln wußte, konnte ich dennoch bemerken, daß ich in ſeinen Augen nur ein junger Wilder, von ganz außerordentlichen Anlagen ſey, und in der erſten Zeit meines Hierſeyns mochte er öfters ſeine Gäſte vornämlich auf den Anblick eines in ſeiner Art liebenswürdigen Wilden eingeladen haben, der zwar kein Menſchenfreſſer, dennoch aber ſelber nur eine Nebenart der ordentlichen Menſchen ſey. Daß ich ſo vermögend war, ſchien er dem Handel mit arabiſchen Pferden zuzuſchreiben, von welchem, nach ſeiner Meinung, bei der ich ihn, ohne nachzufragen woher ſie komme? gerne ließ, wir Kurden uns nährten. Ein Fürſt „der Wilden“ wäre doch zuletzt, in den Augen jenes guten Mannes, kaum ſo viel geweſen, als ein Dorfrichter in Frankreich. Was er dem Engländer, von dem ich ſo eben ſprach, über mich berichtet hatte, das wußte ich nicht, fragte auch niemals darnach, doch konnte ich errathen, daß eine Mittheilung, die der Kaufmann jenen achtungswerthen Fremden gemacht haben mochte, in ſeiner Meinung von mir feſten Fuß gefaßt hatte.

Er ſelber, dieſer Engländer, der freilich ganz andre Wege des Gelangens an das Ziel kannte, das dem Menſchengeiſte vorgeſteckt iſt, pflegte ſich auf ſeinen Wegen durch die Länder der Erde ganz vorzüglich gern des Reitens auf Pferden, faſt niemals des Fahrens in Wägen zu bedienen. Er war ein großer Liebhaber und Kenner der edlen Roſſe, und hatte erſt neuerdings in Marſeille einen Handel um zwei arabiſche Hengſte abgeſchloſſen, bei deſſen ganzen Verlauf ich ihm, durch mein auf vielfache Anſchauung gegründetes Urtheil und meinen Rath, ſowie durch meine Zwieſprache mit dem Türken aus Beirut, welcher die Roſſe nach Marſeille zu Markte führte, weſentliche Dienſte leiſtete. Eines Mittags, als der Engländer wieder bei meinem ehrlichen „Kaufmann von Venedig“ zu Gaſte war, ſprach er ſein Verlangen aus, daß er einen Begleiter nach Paris und bis nach Calais finden möchte, der ſich vornämlich auf die Pflege der Roſſe verſtünde. Er wolle dieſen Begleiter nicht ſowohl als einen Diener, denn als einen befreundeten Reiſegefährten behandeln, denn ihm läge Alles daran, ſeine edlen Thiere, an welche er ſo vieles Geld verwendet, glücklich und geſund nach England zu bringen. Er wolle nicht nur für einen ſolchen Reiſegefährten auf der Heimreiſe nach Paris und bis zur Küſte, ſondern auch auf der Rückreiſe reichlich Sorge tragen, und demſelben auch noch auf andre Art ſeine Freundſchaft beweiſen.

Mir ſchien es als habe der wackere Engländer vornämlich mir dieſes Alles zum Angehör geſprochen. Der Stolz meines angebornen Standes empörte ſich; ich blickte meinen Kaufmann an, dieſer ſchlug verlegen die Augen nieder, ich konnte errathen wer mich dem Fremden als Roßwärter empfohlen habe.

Zweierlei

Zweierlei Gründe waren es, welche mich, nach einem kurzen, innren Kampfe für die Annahme des Anerbietens jenes Engländers geneigt machten. Der erſte und wichtigſte lag in jener wahrhaften Hochachtung, welche ich gegen dieſen Mann, ſeitdem ich ihn etwas näher kennen gelernt hatte, empfand. In ihm war ein Leben des Geiſtes, welches überall, wohin es, in ſeiner nähern Umgebung, ſeine Strahlen fallen läßt, wo nicht ein gleiches Leben erzeugt, ſo doch eine Beachtung wecket, gleich jener, welche der geehrte, oder, in ſeiner Art, ſelbſt der gefürchtete und gehaßte Herrſcher erregt; ich wenigſtens konnte den Mann niemals ohne eine innre Regung der Hochachtung ſprechen hören und betrachten. Und, wie ich ſpäter erfahren, hat derſelbe auch auf meinen Schwager, den Malteſerritter, einen wohlthätig umgeſtaltenden, geiſtigen Einfluß geübt. Zu dieſem einen, erſten Grund meines Eingehens in die Anerbietungen des Engländers, kam noch als zweiter mein ſehr lebhaftes Verlangen, endlich einmal vorwärts zu ſchreiten, mit der Ausführung meines Reiſeplanes. Ich begleitete deshalb dieſen Philippos, in zweifachem Sinne des Namens: dieſen Freund der Roſſe, zugleich aber auch Apoſtel an die Menſchenſeelen, nach aufgehobener Tafel, zu ſeiner Wohnung und erbot mich, ohne weitre Auffodrung, zu der Uebernahme des Amtes der Pflege und Wartung ſeiner, ihm ſo theuren, „Araber“.

Der Mann, in deſſen Dienſt, oder vielmehr in deſſen freundſchaftliche Geſellſchaft ich mich jetzt begab, iſt mir unter Andern auch in einer Hinſicht ein zurechtweiſender Führer und Leitſtern geworden. Nach jener Vorſtellung, welche ich mir, ſchon in Kurdiſtan, von allen Chriſten des Frankenlandes gebildet hatte, waren dieſe ſämmtlich einmüthig verbundne Glieder, die zu einem und demſelben

Haupte gehören, und zu denen, ſo lange ſie nicht von ihm abfallen und von ihm ſich löſen, jenes Haupt durch ſeine belebenden Kräfte ſich bekennt. Schon in Smyrna, noch mehr aber in Europa, mußte ich zu meinem Staunen bemerken, daß jene vermeintlich gemeinſamen Glieder unter einander ſich anfeinden und haſſen. Mein Engländer machte mich hierbei aufmerkſam auf das Urtheil Salomons, des weiſen Königes, das er über die beiden Frauen ausſprach, deren einer der Sohn lebte, während er der andren erſtickt war. Nur das iſt die rechte Mutter, und dieſe lebt hin und wieder *bei allen einzelnen* Kirchengemeinſchaften der Chriſten, welcher das Herz in Liebe wallet, wenn ſie das Kind in Gefahr ſiehet, vom Schwert des Richters zertheilt zu werden, und welche daſſelbe lieber unter dem Namen der äußerlich fremden Mutter *leben* ſiehet, als unter dem der eignen den blutigen Tod *ſterben*. Jene andre Richtung aber, die ſich leider auch unter vielen Gliedern aller der verſchiednen Gemeinſchaften reget, welche das Kind mit dem Fluche der Hinausſtoßung zum Tode belegt, kann nicht die wahre Mutter ſeyn. „Wenn", ſo ſagte mein Engländer öfters, „eine einzige dieſer verſchiednen Kirchengemeinſchaften das Leben der lauteren Liebe zu Gott und den Brüdern in Wahrheit in ſich aufnähme und im Werke offenbarte, dieſe würde bald, in der Wunderkraft des Geiſtes aus Gott, die Siegerin und Mutter aller der Andern werden, ſo aber thut dies keine von ihnen. Doch die Zeit wird kommen, da das Leben aus Gott, welches Liebe iſt, nicht bloß die eine von ihnen, ſondern ſie Alle durchdringen wird, und dann werden Alle nur Eine ſeyn".

Ich reiſte, in Geſellſchaft meines Engländers, der mir von nun an Freund und Lehrer wurde, durch manche

Umwege, und nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Lyon, nach Paris. Dort fand ich ſchon einen Brief meines Kaufmannes aus Marſeille auf mich wartend. Dieſen hatte ſein Glück im Handel von neuem ſo begünſtigt, daß er ſich bereits im Stande ſahe, mir eine bedeutende Summe, in Abſchlag auf meine Schuldforderung, an ein Handelshaus in Paris anzuweiſen. Mir wäre es jetzt ſogleich möglich geweſen, mich in eine ſelbſtſtändige, unabhängige Lage zu ſetzen. Aber ich hatte in dem Stande des Dieners, in welchen ich jetzt zum erſten und, Gott Lob! auch zum letzten Male in meinem Leben getreten war, die Bedeutung und Vorzüge jener Stellung der Demuth kennen und an mir ſelber erfahren gelernt, welche das, was zum Herrſchen und Geben gemacht iſt, gern und willig über ſich herrſchen läſſet und von ihm empfängt; ich blieb im ſogenannten Dienſte meines ſogenannten Herrn, ohne jedoch jemals das, was er mir etwa gleich einem Lohn ſchenken mochte, für mich ſelber anzunehmen oder zu behalten. Mein Freund wußte, was er mir und was ich ihm ſey.

Meines alten, ſterbenden Grosvaters Segenswunſch, der mir ein Glück, welches im eignen Vaterlande mir geraubt worden, fern über dem Meere, im fremden Lande verheißen hatte, fieng nun an, in Erfüllung zu gehen. Ich lernte durch eine merkwürdige Fügung, die euch Allen bekannt iſt, und in einer Stunde, in welcher der kindlich feſte Glaube ſich dieſen Segen errungen hatte, meine liebe Frau, die damalige Gräſin von Chameſſon, kennen. Obgleich ich dieſelbe am erſten Abend unſrer Bekanntſchaft nur auf wenig Augenblicke, beim Schein der Lichter geſehen hatte, war der Eindruck dieſes erſten Sehens dennoch ein ſo tiefer und unverlöſchlicher, daß ich meine nächtliche Engelserſcheinung ſogleich wieder erkannte, als ſie jetzt auch einmal am Tage, mitten unter den andren Damen des Hofes ſichtbar wurde. Mir war es wie einem Blindgebornen, welchem durch die Hand eines glücklichen Arztes nun auf einmal der Staar geſtochen und die Blindheit hinweggenommen iſt. Der Ueberglückliche darf mit dem neugebornen Lichte der Augen zum erſten Male hinaustreten ins Freie, da zieht vor allem andren die herrliche Königin des Tages: die Sonne, ſeine Blicke an ſich. Er muß geblendet das Auge hinwegwenden, und dennoch, ſo oft er wieder aus dem Schatten des Obdaches heraustritt unter den blauen Himmel, kann er nicht anders, als jene Majeſtät, deren Macht ſein ganzes Weſen ſo übermächtig gerührt hat, von neuem aufſuchen; er ſpürt ihrem ſtrahlenden Bilde nach, wo es im Spiegel des Waſſers erſcheint oder wo es durch das dichte, grüne Gewölbe der Zweige hereinblickt; er geht ihm nach auf den Hügeln wie unten im Thale, und wenn die Herrliche zuweilen hinter dem trübenden Nebel oder der Umwölkung des Himmels unſichtbar wird, da iſt es ihm, als ſey ſeinem Tage das Liebſte und Beſte genommen.

Der äußere Glanz, in welchem die Auserleſene meines Herzens dort am Königshofe erſchien, blendete mich freilich, und erregte mir, gleich den Stacheln, welche die Roſe umgeben, eine Art von Schmerz, denn ich ſahe in ihm anfangs nur eine unbezwingbare Schranke, die mir das Nähertreten an das, was ich liebte, unmöglich machte; dennoch fuhr ich fort, ſtatt der Betrachtung der Merkwürdigkeiten der großen Hauptſtadt nachzugehen, überall nur jenen Spuren zu folgen, die mich etwa in die Nähe der Geliebten führen konnten. Sie bemerkte mich eine lange Zeit hindurch nicht, wenn ich im Gedränge der Gaſſen in ihren Wagen ſchaute, oder wenn an den Orten des geſelligen Vergnügens, namentlich im Theater, meine Blicke auf ihrem Angeſicht ausruheten, freudig wie der Falke, wenn er an dem wärmenden Blick der Morgenſonne auf einem Felſengipfel ausruht; ſpäter aber, als ſie mich im Vorzimmer ihres Bruders wieder geſehen und geſprochen hatte, waren auch ihr die Augen für meine Nähe aufgethan und ich konnte es jetzt zu meiner Freude bemerken, daß ihre Blicke mich eben ſo aufſuchten und fanden, als die meinigen ſie; ich wußte nun, daß auch ſie den Zug fühlte, der mich bewegte.

Wenn ich übrigens den Geburtstag jenes zuverſichtlich feſten Glaubens, daß dieſe mir ſo fern und doch auch zugleich ſo nahe ſtehende Jungfrau für mich beſtimmt ſey, genau angeben ſoll, dann muß ich euch noch einmal an das Geſpräch meines Großvaters erinnern, in jenen Stunden, in denen mich, ohne daß ich ſelber es wußte, der Schmerz über den Verluſt der ſchönen Modura ſo tief ergriffen hatte. Gerade an demſelben Tage, zwei Jahre nachher, als die Erinnerung an das, was ich damals erfahren, wieder einmal in voller Kraft erwacht war, befand ich mich an der Seite meines geweſenen Herrn in dem mächtigen Tempelgebäude von Notre Dame. Meine Seele war zur Andacht erhoben; der geheimſte, innerſte Wunſch meines Herzens war zu einem ſtillen, dabei aber freudig kräftigem Gebet geworden. Der mich, wie den Zugvogel, durch einen ſo unwiderſtehlichen Trieb des Sehnens und Hoffens hieherführte und mir in jener unvergeßlichen Nacht die Erſcheinung des Engels ſendete, der konnte es auch ſchaffen, daß dieſe, welche ſeine Hand mir zeigte, mein würde. Ich hatte den Muth: mir ein deutlich wahrnehmbares Zeichen zu beſtimmen, daß die Liebe, welche mein ganzes

Herz erfüllte, nach Gottes Willen ſey, und daß Er Ja zu meinem Wunſche ſprechen wolle. Dieſes Zeichen war: daß mir heute an dieſem Tage die Geliebte noch begegnen werde, obgleich ich wußte, daß gerade dieſes für heute ſehr unwahrſcheinlich ſey, da ſich der Hof auf einem der benachbarten Luſtſchlöſſer befand. Einer ewigen Weisheit gefallt es zuweilen, auch bei ſolcher Gelegenheit ſich zu einem Spiele mit ihren Menſchenkindern herabzulaſſen, ſo wenig uns auch das Recht zuſtehet, ein ſolches Spiel zu verlangen. Mein Englander ſchickte ſich an, die Kirche wieder zu verlaſſen; auch ich wendete mich um und mein erſter Blick traf auf die, welche ich unter Allen am meiſten zu ſehen begehrte: auf meine junge Gräfin, welche indeß mit zwei älteren Damen in die Kirche hereingetreten war. Sie gieng in ſolcher Nahe an mir vorüber, als ich ſie, ſeit der Nacht, in der ich ihr Befreier geworden, niemals geſehen hatte. Mein Blick ruhete auf ihr, ſie aber bemerkte mich nicht, denn ſie war mit der Betrachtung des Chores beſchäftigt, von welchem ſo eben der Geſang ertönte. Seitdem war es für mein Herz eine unverbrüchlich feſt ſtehende, ausgemachte Sache, daß Heloiſe für mich beſtimmt ſey, ja, daß mich Gott nur deshalb hieher nach Paris geführet habe, daß ich ſie finden möchte; von nun an wußte ich, daß ich nur mit Heloiſen an meiner Seite und nicht eher, bis dieſe mein geworden, die Stadt verlaſſen dürfe.

Das mehr innre denn äußerliche Ereigniß, von welchem ich ſo eben ſprach, begegnete mir ſchon einige Wochen vorher, ehe ich, wie ihr dieſes wißt, Heloiſen im Vorzimmer ihres Bruders, des Malteſers, wieder ſahe und ſprach.

Was wir Beide noch weiter in Paris erlebten, durch welche Kämpfe und Stürme unſre junge Liebe gehen mußte, ehe ſie zu ihrem Ziele kam, das wißt ihr ſchon aus dem Munde eurer guten Großmutter, die Geſchichte des erſten Jahres unſrer Ehe habe ich euch neulich ſelber am Vorabend von Juliens Hochzeitsfeſte erzählt. Einen Hauptzug aber aus der Geſchichte jener früheſten Zeit unſres Hausſtandes muß ich noch nachtragen: das iſt meine Rückkunft zu der Nähe des Vaterlandes und die Erwähnung Deſſen, was ich damals gethan und erlebt habe.

Gleich nach unſrer Ankunft an der aſiatiſchen Küſte, hatte ich Botſchaft geſendet an den Paſcha, der, wie ich erzählte, meinem Vater befreundet war, um durch ihn die Vorbereitungen zu meiner nahen Heimkehr treffen zu laſſen. Die Boten brachten mir eine Nachricht der Trauer: mein Vater war in der Schlacht gefallen; mein Bruder Daoud, der Gemahl der Modura, hatte mit kräftiger, ſiegreicher Hand die Leitung des Heeres und bald hernach die Herrſchaft des Landes übernommen. Ich ſelber machte mich auf, nach den Gränzen des Landes meiner Väter. Ich verweilte dort unerkannt, bis ich ſichre Kunde über den Zuſtand meines Volkes und ſeines jungen Mihr oder Herzogs eingezogen hatte. Alles was ich erfuhr, beſtärkte mich in dem Vorſatz, den ich ſchon ſeit einiger Zeit in meinem Herzen getragen, dem Bruder die Herrſchaft ungetheilt zu überlaſſen. Denn das ganze Land war voll des Ruhmes ſeiner Heldenkraft und ſeiner Heldenthaten, wie ſeiner Weisheit, Gerechtigkeit und Milde. Mein Bruder war nicht blos, das wußte ich, zu dem Geſchäft eines Feldherrn und Fürſten der kriegeriſchen Kurden, durch ſeine innren Gaben beſſer geeignet denn ich, ſondern auch durch ſeine äußere Art und Sitte. Er war ganz und durchaus Kurde geblieben, mir hatten Neigung und natürliche Anlage ein Gepräge der europäiſchen Geiſtesbildung gegeben, wodurch ich, auch bei dem beſten Willen, meinem Volke als ein Fremdling würde erſchienen ſeyn. In jenen Tagen als Mesrob, mein Ahnherr, die fremden Länder beſuchte, in denen damals das Licht der höchſten Geiſtescultur leuchtete, war der Unterſchied zwiſchen dem Leben, das er hier, und jenem, das er zu Hauſe fand, noch lange nicht ein ſo durchgehender, ſchroff abgränzender, als der zwiſchen dem jetzigen Europa und jetzigem Kurdiſtan iſt. Ich mußte, ſo wie ich mich kannte, daran verzweifeln, daß ich mich jemals wieder an dieſes beſtändige Leben der Fehden und der nutzloſen Kriege, wie an die Entbehrung der geiſtigen Elemente gewöhnen könne, welche Europa in ſo reichlicher Menge genießt und beſitzt. Für meine Heloiſe würde die Eingewöhnung in Kurdiſtan noch ſchwerer, ja faſt unmöglich geweſen ſeyn. Das Volk herauf zu heben und zu gewinnen für den Zuſtand einer beſſern Ordnung, vermochte nur ein Solcher, wie mein Bruder, der mit der Natur der Kurden aus einem Guſſe und hierbei von einer Geſinnung war, die nur das Beſte und Höchſte ſuchet und feſthält. In der begehrenden Seele des Menſchen liegen ſich die Extreme der Richtungen näher, als wir öfters es uns denken und die eine ſpringt bei Gelegenheit in die andre über; jenes Heimweh nach der Pflegeſtätte der Kindheit, das ſonſt öfters die Kurden, wenn ſie in der Fremde ſind, verzehrt, war in mir nicht bloß gänzlich erloſchen, ſondern in den entgegengeſetzten Zug, hinwegwärts nach jener Fremde, übergegangen.

„Der junge Mihr aus Kurdiſtan, nach welchem du ſo oft uns fragteſt, ſagte mir eines Tages der ſyriſche Chriſt, bei welchem ich wohnte, wird heute oder morgen auf einem ſeiner Streifzüge durch unſre Landſchaft kommen.

Wir fürchten ſeinen tapfren Arm nicht, denn er iſt mit uns im Bunde und wir ehren ihn, als einen Schützer der Chriſten.“

Ich hatte mich, als das Heer meiner Landsleute ſich nahte, nach dem Orte begeben, der, wie ich wußte, zum Nachtlager für den Mihr und ſeine vornehmſten Krieger beſtimmt war. Meine Kleidung war nicht mehr die der Kurden, ſondern ſie war jene gewöhnliche, welche die orientaliſchen Chriſten in den größeren Städten, namentlich in Smyrna, tragen. Ich hatte mich ſo geſtellt, daß der erſte Blick meines Bruders, als er von ſeinem Pferde ſtieg, auf mich fallen mußte. Er erkannte mich ſogleich, und mit einem von Freude ſtrahlenden Geſichte und lauten Ausdrücken des Entzückens, eilte er in meine Arme.

„Herbei ihr Krieger, rief er, begrüßt meinen und euren Herrſcher, mein Bruder, der edle Nagid, der Feldherr von Kurdiſtan, der Beſieger der Türken, der Retter unſres Volkes, iſt gekommen, Gott ſey geprieſen, der uns ihn wieder gab.“

Die Krieger traten herbei; viele von ihnen kannten mich, ihre Freude, mich zu ſehen, war herzlich, dennoch, das fühlte ich mitten durch die Bewegungen hindurch, welche das unvermuthete Wiederſehen erzeugt hatte, wollte der Tauſch, den ihr jetziger von Allen hochgeachteter, von den Meiſten geliebter Mihr mit einem Andren, ihnen faſt fremd Gewordenen, treffen ſollte, ihnen nicht ganz gefallen.

„Ihr Männer, ſagte ich, hört auch meine Worte neben den Worten meines Bruders. Nicht ich kann oder will euer Mihr ſeyn, ſondern mein Bruder iſt dieſes und ſoll es bleiben. Ich werde nicht mehr nach Kurdiſtan heimkehren, ſondern ich bin nur gekommen, meine Brüder und euch zu begrüßen und mich eures Glückes zu freuen. Gott ſelber hat euch dieſen Mann hier zum Heerführer und Fürſten geſchenkt und wird ihn euch erhalten und euch durch ihn ſegnen. Das Werk, das ich mir erwählt habe, ſoll jenes meines älteſten Ahnherrn, Mesrob des Weiſen, ſeyn. Mich treibt es hinaus nach der Fremde, ich bin und bleibe aber auch dort immer der Eurige. Heute an dieſem Tage und vor den Ohren der Aelteſten wie der Tapferſten meines Volkes, lege ich alle die Rechte und Anſprüche, die mir etwa meine Erſtgeburt auf den Fürſtenthron meiner Väter gäbe, aus meiner Hand in die Hand meines Bruders. Gott und ihr ſeyd des Zeugen. Daoud, mein Bruder, iſt euer Mihr“.

Ein Jubel der Krieger, ſo laut, daß man die Worte, welche mein Bruder ſprach, nicht mehr hören konnte, beantwortete meine Rede; mein Bruder mußte ſich in meine, ſo wie in ſeines Volkes Wünſche fügen. Wir blieben mehrere Tage im Lager beiſammen, dann zog er ſeinen Weg und ich den meinigen, und ich ſahe den geliebten Bruder, den geſegneten Herrſcher ſeines Landes, erſt mehrere Jahre nachher wieder. Doch ſeit dieſem zweiten Wiederſehen kamen wir öfter, an Punkten des Begegnens, welche wir uns durch Botſchaft beſtimmten, zuſammen, und nur deshalb hatte ich, für eine Reihe von Jahren, Smyrna zu meinem Wohnſitz gewählt, weil ich dort zugleich mit Europa, ſo wie mit ſeinem geiſtigen Einfluß, und mit meinem Vaterland in thätiger Verbindung bleiben konnte. Auch darf ich es nicht ganz verſchweigen, daß ich, wenn auch nicht auf äußre, doch auf innre, geiſtige Weiſe von meinem Herrſcherrecht über das Vaterland Gebrauch machte; ich blieb in mancher Hinſicht zu meinem Bruder in dem früheren Verhältniß als Lehrer und Führer.

Denn Europa wie meine Kenntniß der Welt und ihrer Völker hatten mir Manches gegeben, das Daoud in ſeinem nächſten Kreiſe nicht finden konnte; mein Rath leitete ihn fortwährend in manchen Dingen. Wie ſehr er mir vertraue und mich liebe, das bezeugte er mir dadurch, daß er mir ſeinen älteſten Sohn, den künftigen Herrſcher des Landes, nach Smyrna ſendete und ihn mehrere Jahre hindurch mir zur Erziehung überließ.

Selbſt an den äußeren Schickſalen meines Landes nahm ich, während meines Aufenthaltes in Aſien, mehrmalen einen thätigen Antheil; ich begleitete meinen Bruder auf einigen ſeiner Feldzüge gegen die Feinde von außen, und mein Arm, ſo wie die Streiter, welche ich für ihn anwarb, ſind ihm nicht unnütz geweſen. Ich hatte die Mittel zu ſolchem kräftigen Beiſtand, denn mein Bruder hatte mir, ſo ſehr ich dagegen mich ſträubte, ein reiches Erbtheil aus dem Schatze unſres Vaters zugeſendet; ich hatte dieſes Vermögen durch den Handel vermehrt und erhalten, bis ich in einer ſpäteren Zeit einen großen Theil deſſelben der Hoffnung zum Opfer brachte, der ich mich für Griechenlands Befreiung hingab.

Von dieſer Erfahrung meines Lebens will ich nur wenige Worte ſagen. Schon im Jahre 1768 hatten die Türken, angeregt durch die Polen und auch durch franzöſiſchen Einfluß, an Rußland den Krieg erklärt. Da erwachte in einigen einflußreichen Männern dieſes nordiſchen Reiches der ſchöne Gedanke, daß es jetzt Zeit ſey, daß die Chriſtenheit des Abendlandes ſich aufmache, um dem armen, von der Barbarei der Türken zertretenem Volke ihrer Brüder in Griechenland Hülfe oder doch Linderung ſeiner Noth zu bringen. Rußland hatte zu Land und zu Meer den mächtigen Untertreter der Völker angegriffen; man hatte die Griechen in Morea aufgefordert, die Waffen zum Kampfe für ihre Freiheit zu erheben; engliſche Schiffe und erfahrene Seeleute, ſo wie Schiffe und tapfere Soldaten einiger andren europaiſchen, chriſtlichen Lander ſchienen zur Mitwirkung für das gemeinſame Anliegen der Chriſtenheit bereit.

In Smyrna, unter den Augen und vor den Ohren der dortigen, türkiſchen Herrſcher, durfte ſich die Bewegung der Chriſten nicht merken laſſen; man wagte es nur dann, wenn man ſich unter vertrauten und gleichgeſinnten Chriſten wußte, von den Kriegsrüſtungen in Norden und Weſten, und von den falſchen oder wahren Siegesnachrichten zu reden, welche im Anfang von den chriſtlichen Heeren einliefen. Ich ſelbſt war gerade um jene Zeit auf einem Zuge, den ich mit meinem Bruder machte, abweſend, und hatte in dem abgeſchiedenen Innren des Landes wenig oder nichts von dem erfahren, was ſo viele theilnehmende Herzen bewegte.

Eines Tages, es war ganz kurz nach meiner Zurückkunft in Smyrna, ſahe ich, an der Seeküſte hingehend, zwei Männer, welche vor mir herwandelten und im eifrigen Geſprach begriffen ſchienen. Der eine von ihnen, nach ſeiner Kleidung ein Grieche, war vom Alter gebeugt und ſchlich am Stabe; der Andre, ein jüngerer, kräftigerer Mann, hemmte ſeine Schritte, damit ſie mit denen des Greiſes in gleicher Fortbewegung blieben. Ich kam bald in ihre Nahe; der jüngere, als er meine Fußtritte hörte, wendete ſich nach mir um und erkannte mich eben ſo ſchnell, als ich ihn; er war mein Bekannter ſchon ſeit mehreren Jahren, der Befreundete des Handelshauſes in Marſeille, der damalige Unteradmiral der venezianiſchen Flotte: Charlottens Vater. Auch der Greis wendete jetzt ſein gebeugtes Haupt nach mir hin: das Geſpräch ſtockte.

„Vor dieſem da, ſagte der edle Venezianer, haben wir nicht nöthig geheim zu ſeyn; ich kenne ſeine Geſinnung und bürge mit meinem Leben für dieſelbe; er will nichts Anders, als das Beſte, welches wir wollen.“

Der Greis, aus deſſen Augen mit der demüthigen Liebe zugleich ein Geiſt des Verſtandes hervorblickte, ſahe mich forſchend an und begrüßte mich freundlich. „Wir redeten ſo eben, ſagte er, von den Hoffnungen, welche meinem armen, ſeit Jahrhunderten in den Staub getretenen, ja faſt zermalmten Volke, den griechiſchen Chriſten in der Türkei, aufgegangen ſind. Ich zwar, in meinem faſt neunzigjährigen Lebenslaufe, habe die Hoffnung feſt und treu bewahrt, daß eine Zeit kommen werde, in welcher dieſes Volk, der alte Lehrer der andern Völker des Abendlandes, den man ſo lange unter den Geißelhieben der Feinde alles Erkennens dulten ließ, aus ſeinen Banden erlöſt ſeyn, und die Früchte der Thaten ſeiner Jugend in Ruhe genießen wird, nur will es mir nicht ſcheinen, als ſey die rechte Stunde hierzu ſchon jetzt vorhanden.

Ich bin, ſagte ich, in dieſen Angelegenheiten, welche ja auch mich, wie jeden Chriſten, ſo tief berühren, noch Fremdling. Ich befand mich, während der letzten Zeit, in einer Gegend und bei Völkern, welche von den Angelegenheiten des Abendlandes nichts erfahren; erſt ſeit etlichen Tagen bin ich nach Smyrna zurückgekehrt, und hörte von Rußlands Siegen über die Türken.

Da nahm mein Freund, der Venezianer, das Wort. Dieſer Mann iſt mir immer, durch die großen Verwandlungen, welche zweimal in ſeinem Leben mit ſeinem ganzen Weſen vorgingen, eine der merkwürdigſten, wie denn auch, aus andern Gründen, liebſten Bekanntſchaften meines ganzen Lebens geweſen. In der glücklichen Zeit ſeiner jüngeren Jahre war er von ſo feurig geſprächiger und beredter Art, daß man hierinnen nur wenig Männer, von gleicher Bildung und edlen Geſinnung, ihm an die Seite ſtellen konnte, dann machte plötzlich ein ungeheurer Schmerz ihn auf Jahre lang faſt ganz ſtumm; zuletzt lebte noch einmal, in kindlich veränderter Art, ſeine Gabe der beredten Mittheilung auf. Unſre Charlotte hier iſt eine glückliche Erbin der Gabe geworden, welche ihr Vater beſaß, dann verlor und wieder beſaß.

Dieſer, mein edler Freund, war an der Geſchichte der Republiken und allbeherrſchenden Reiche des Alterthumes groß genährt und erſtarkt; die Betrachtung der Thaten der Griechen und Römer, dann ſeines eignen Freiſtaates, jenes letzten, damals noch immer grünenden Zweiges des uralten Römerſtammes, war die erſte Geiſtesnahrung ſeiner Jugend geweſen; ihn entflammte der Gedanke, dem Volke der Griechen ſeine Freiheit wieder zu geben, zur höchſten Begeiſtrung. Er beſchwor mich, bei dem was meinem Herzen das Höchſte und Theuerſte war, meine Kräfte und alle äuſre Mittel, die mir zu Gebote ſtunden, mit in die Reihen jener Kämpfer zu ſtellen, welche ſich jetzt unter dem Panier des Befreiungskrieges für Griechenland verſammlen würden. Seine feurige Beredtſamkeit beſchrieb mir das Werk dieſer Befreiung, das jetzt eben im Werden war, ſo wie die vermeintlich leichte Möglichkeit ſeines Gelingens, in den glänzendſten Farben.

In mir regte ſich Etwas, das dem hinreiſſenden Strome dieſer Beredſamkeit nicht zu folgen vermochte, ſondern ſelbſt widerſtrebte. Ich kannte die Macht der Türken, nament=

lich an den Hauptpunkten, an denen die Streitkräfte ſich begegnen ſollten. Ohne eine hinlänglich große Landmacht, welche den bedrängten Griechen zu Hülfe kam, war es, ſo ſchien es mir, unmöglich, ſie aus der Gefahr, in die ſie der überall ſich regende Aufſtand gegen ihre barbariſchen Herrſcher verſetzt hatte, zu retten.

Aber eben dieſe Gefahr des nahen Unterganges eines edlen, chriſtlichen Volkes war es, die mich zuletzt der Ueberredung des feurigen Freundes zugänglicher machte; ich ließ mich zur Theilnahme an dem Kampfe der Griechen bewegen; ich wendete einen großen Theil der mir zu Gebote ſtehenden, außern Mittel zur Bekräftigung dieſer Theilnahme an; meine treue Heloiſe, mit ihrem Kinde, begleitete mich; wir begaben uns zur See. Auf dieſer Fahrt war es, wo uns jene beiden Unfälle begegneten, von denen deine Mutter, mein lieber Enkelſohn, noch eine ſo deutliche Erinnrung hatte; wir wurden durch einen Sturm an die Küſte von Naxos geworfen, und unſer Schiff war ſeinem völligen Untergang nahe. Nachdem daſſelbe kaum zur weiteren Fahrt wieder ausgerüſtet war, gerieth es durch den Angriff eines türkiſchen Schiffes in neue Gefahr. Wir behielten in dieſem Kampfe die Oberhand, doch koſtete er uns mehrere unſrer Leute, und deine Mutter wurde durch einen Splitter, den eine feindliche Kugel vom Holzwerk unſres Schiffes losgeriſſen, an ihrem Arme verwundet. Wir ließen uns durch dieſen ſchweren Anfang nicht von unſerm Unternehmen abſchrecken und kamen glücklich nach Morea. Hier ward ich Führer eines Heereshaufens der Griechen, welchem ich, außer dem eignen, an Kampf gewöhntem Arm, auch Waffen, Geld und, von Kleinaſien herüber, eine Schaar von neu angeworbenen Mitkämpfern brachte. Wir waren Sieger in mehreren

Schlachten; doch der Traum von der wieder errungenen Freiheit des Landes dauerte nur kurze Zeit. In der unglücklichen Schlacht bei Patras lag ich, ſchwer verwundet, vnter den Todten; die aufopfernde Treue des guten Etienne, der ſich, als die Janitſcharen mir den letzten Todesſtreich zu geben gedachten, über mich hingeſtreckt, den Waffen des Feindes preiß gab, hat mir den Funken des Lebens, der ſeinem Erlöſchen ſo nahe ſtund, noch erhalten. Damals hat dieſer treue Menſch, für mich, alle die Verletzungen erhalten, von denen ſein Stelzfuß, ſein lahmer Arm, und ſeine vielen Narben zeugen. Wir wurden beide, gleich als Todte, vom Schlachtfelde hinweg nach einem, mitten im Wald gelegnen, Bergungsort der Unſrigen getragen.

Ich hatte bei meinem Eingehen in das Unternehmen des ſogenannten Befreiungskrieges wenigſtens jene Einigkeit unter den Griechen und ihren Verbündeten vorausgeſetzt, welche die Stämme der Kurden, auch wenn ſie unmittelbar vorher noch ſo ſehr durch Fehden entzweit waren, dem Feinde gegenüber beweiſen; doch dieſe Hoffnung ſahe ſich getäuſcht. Das Hauptheer, auf deſſen Beiſtand am meiſten gerechnet war, beſtund aus Ruſſen, Montenegrinern und Mainotten; die letzteren wollten den erſteren, die erſteren den letzteren nicht gehorchen; dem Manne, der an der Spitze jenes Hauptheeres ſtund, mangelte der Geiſt wie die Einſicht eines rechten Kriegers, auch ſeine Unterfeldherren wären vielleicht zum Theil brave gemeine Soldaten geweſen, zu Führern aber taugten nur Wenige von ihnen, und die Kraft dieſer Wenigen war durch den Widerſtand der Andren gelähmt: denn Einer tadelte die Vorſchläge oder die Schritte des Andren; faſt Jeder behauptete eigenſinnig die Richtung, auf welche ſeine eignen

Ein=

Einfälle ihn hingeführt hatten; jenes Heer glich einem Körper, deſſen Haupt krank iſt; einem Fahrzeuge, in welchem jeder der einzelnen Schiffer nicht nur nach einer eignen Richtung und nach eignem Takte hinrudert, ſondern auch noch mit ſeinem Ruder feindſelig auf das des Andern losſchlägt. Das Schifflein ſchwankt auf den Wogen hin und her, ohne in irgend einer beſtimmten Richtung vorzurücken.

Der Poſten, welchen ich mir gleich am Anfange des eigentlichen Krieges mit dem heranrückenden Heere der Albaneſen und Türken gewählt hatte, und bei welchem man mich ſehr gerne ließ, war noch immer ein ungleich erträglicherer, als der eines Unterfeldherrn bei der in ſich ſelber entzweiten Hauptarmee geweſen wäre. Ich ſtund, wie ſchon erwähnt, an der Spitze eines Heerhaufens der Eingebornen, meiſt aus dem Stande der Bauern, die ich zum großen Theil auf meine Koſten bewaffnet hatte und auch unterhielt; mit ihnen hatten ſich jene Griechen aus Kleinaſien vereint, welche mit mir gekommen waren. Es war mir gelungen, dieſen Haufen an militäriſche Ordnung zu gewöhnen und bei mannigfacher Gelegenheit ihn zu kriegeriſchen Thaten zu begeiſtern. Dennoch, wenn ich die innre Spannkraft und Ausdauer meiner heimathlichen, kurdiſchen Krieger mit den Leiſtungen der jetzt mit mir kämpfenden Kriegerſchaar verglich, da mußte ich jenen großen, natürlichen Vorzug anerkennen, den ein Volk, das zur Freiheit erzogen und ſeit Jahrhunderten in ihr erſtarkt und erwachſen iſt, vor einem andren hat, welches im Sklavenſtande geboren und ſeit Jahrhunderten unter ſeinem Druck darniedergebeugt war. Die Griechen, auch wenn es ihnen damals gelungen wäre, das fremde Joch abzuwerfen, hätten dennoch die fremde, äußere Tyrannei nur mit einer heimathlichen, inneren vertauſcht; ſie waren noch nicht reif für den rechten Genuß der Freiheit, oder einer wohlgeordneten Regierungsverfaſſung; dies bewies ihr Benehmen bei der Eroberung von Miſitra, und das vergebliche Bemühen, die Partheihaupter, welche von Gedanken des Sieges, und vom Blute der gräulich niedergemetzelten türkiſchen Bewohner wie berauſcht waren, zu einer Art von Einheit zu bringen.

Der kleine Heerhaufen, bei welchem ich mich befand, hatte ſich bei dem Heere der Türken, welches an dem geweſenen Grosvezier, Muſchin Zade Paſcha, einen kriegskundigen Führer beſaß, in Furcht und Achtung geſetzt, ſo daß jener Paſcha mehrmalen verſucht hatte, mich zu einem beſondren Friedensvertrag mit der Pforte zu bewegen. Ich blieb dem Volke, deſſen Angelegenheit die meinige geworden war, treu; ich ließ mich ſelbſt dann nicht vom Kampfplatz hinwegſchrecken, als bei dem Einrücken des Heeres der Albaneſen jede Ausſicht auf einen glücklichen Ausgang des Krieges verſchwunden war. Mein Häuflein, deſſen Zahl zu jener des Feindes vielleicht nur noch wie 1 zu 100 daſtund, erlag; die Meiſten meiner Treugebliebenen ſtarben den Tod der Helden; Patras und Tripolitza mußten vor andern Orten die blutige Rache der Türken erfahren, Tauſende von Griechen, ohne Unterſchied des Geſchlechtes und Alters, wurden vom Feinde geſchlachtet. Zu jenen Wunden, welche mein äußres Leben faſt an ſeiner Wurzel getroffen und zerſtört hatten, kam noch eine tiefere, innerlichere; an dieſer krankte ich noch lange, als die äußeren ſchon geheilt waren: mir war mein Kind, deine Mutter, mein lieber Siegmund, geraubt worden. Vor mir hatte man dieſen Jammer geheim gehalten, ſo lange mein Leben noch in der größeſten Gefahr des Todes ſchwebte; mich, wie mehrere Andre ſchwer Verwundete, unter dieſen auch Etienne, hatte man in ein abgelegnes Waldgebirge geflüchtet. Auch dahin drangen bald die Nachrichten von der gänzlichen Niederlage der Griechen im Peloponnes. Das blühende Land war zu einem Gräuelbild der Verwüſtung geworden; die Ortſchaften lagen in Trümmern, bedeckt von den Leichnamen der Gemordeten. Nur ein kleiner Reſt des zerſchlagenen Volkes hatte ſich, gleich uns, in die ſchwer zugänglichen Gebirge geflüchtet, und dieſer hat, einige Jahre nachher, das Land ſeiner Väter den Händen der Albaneſen wieder entriſſen, und von neuem auf dem heimathlichen Boden, auf Hoffnung einer beſſeren Zeit, Wurzel geſchlagen.

Ich und Heloiſe, mit den wenigen uns noch übrig gebliebenen Treuen, erwarteten dieſen letzten, glücklichen Ausgang nicht. Nach jenen ſchweren Trauerbotſchaften von dem Jammer des Volkes, das mir ſo theuer war, traf mich, als ich wieder zu geneſen anfieng, die noch ſchwerere, von dem Raube meines Kindes. Eine Nachricht, die ſich ſpäter als falſch gezeigt hat, wurde mir zu gleicher Zeit verkündet: es war die, daß der Räuber unſrer Tochter auf der türkiſchen Flotte ſich befinde, und daß man die hülfloſe Kleine, mit andern Kindern, zu Schiffe hinweggeführt habe. Da gab mir die Liebe ſchneller, als es wohl ſonſt geſchehen wäre, die verlorenen Kräfte wieder. Ich raffte mich auf vom Krankenlager, in Geſellſchaft der Meinigen entkam ich, auf einem venezianiſchen Fahrzeuge, den Händen der Feinde. Ich war nicht müſſig zuſchauender, ſondern thätig mitwirkender Zeuge der Vernichtung der türkiſchen Flotte in der Nacht des 6. Juni 1770, in der Bay von Tſchesme.

Was von dort an uns begegnete, das iſt euch bekannt. Charlottens Mutter befand ſich unter den Tauſenden der Unſchuldigen, welche, nach dem furchtbaren Unfall bei Tſchesme, nur deshalb, weil ſie Chriſten waren, von den Türken geſchlachtet wurden.

Ich war ſpäter mit meiner tieftraurenden Heloiſe wieder nach Smyrna gezogen. Statt der eignen Tochter, nach welcher lange Jahre hindurch — bis uns Gott den Sohn dieſer Tochter zuführte — alle Nachforſchungen ohne Erfolg blieben, gab uns Gott das Kind der verſtorbenen Freundin und unſres Freundes: Charlotten in unſre elterliche Obhut, und wir knüpften von da an unſer eignes Leben an das Leben des theuren Pfleglinges; Charlotte war uns als ein eignes Kind, ihre Kinder wie eigne Enkel.

Von meinem Vermögen hatte ich in dem Kampfe für ein edles, unglückliches Volk, den größten Theil aufgeopfert; nur das Heirathsgut meiner Heloiſe (das Erbtheil von ihrer Mutter) war noch unſer ungeſchmälertes Eigenthum. Ich ſchämte mich niemals jenes Looſes, das dem Geſchlecht des Menſchen gemein iſt: des Arbeitens im Schweiß des Angeſichtes; ich unternahm in Smyrna ein Geſchäft des Handels, und war hierbei eben ſo glücklich, als, dies darf ich wohl ſagen, gewiſſenhaft redlich; nach mehreren Jahren hatte mein Fleiß durch Gottes Segen mir ſo viel wieder eingebracht, daß ich daran denken durfte, mir in dem Abendlande, dahin der Zug meines Sehnens ging, ein unabhängiges Leben zu begründen. Dazu kamen noch die zwei Beweggründe, welche ihr kennt: das Verlangen, Charlotten in die Hände ihres Vaters zu führen, und jenes meiner Heloiſe, den geliebten Bruder noch einmal auf Erden zu ſehen. Nur der erſtere Wunſch ging uns in Erfüllung, und auch er nur nach ſchweren Prüfungen; denn was mein Schickſal war, als ich in Iſtrien die erſten Schritte zur Befreiung meines Freundes, des Admirals, gethan hatte, das iſt euch Allen bekannt.

Nun hat Gott uns *Auswanderer*, die wir aus den verſchiedenſten Richtungen in Oſt und Weſt kamen, hier auf dem Pilgerwege zuſammengeführt, damit wir gemeinſam, Einer an der Hand des Andern, den Lauf nach dem Jeruſalem fortſetzen, welches dort oben iſt; nach der Heimath, in welcher keine Fehde und keine Angſt der Gefangenſchaft mehr ſeyn wird, ſondern Friede, Freiheit und ſeliges Ausruhen.

Vermiſchtes.

Der Meeresſtrom.

Zu London lebte nach dem Tode ihres Mannes, mitten in dem Geräuſch der ungeheuren Stadt, gar eingezogen und ſtill — als eine rechte Wittwe — eine Mutter von zwei Söhnen, davon der eine, ein lieber, wackerer Jüngling, der Mutter ſchon ſehr zur Stütze diente, der jüngere aber noch Knabe war. Der Vater hatte ſeinen Kindern und ſeiner Wittwe ein kleines Vermögen hinterlaſſen, welches eben zur höchſten Nothdurft für den Unterhalt und auch für die Erziehung der beiden Kinder ausreichen konnte; die Mutter vertraute auf Gott und fand das Glück ihres Lebens in ihren beiden Söhnen, davon der ältere, der ſich den Studien widmete, wie ich ſchon vorhin ſagte, die beſten Hoffnungen gab. Aber eben dieſer treffliche Sohn ward krank, mußte ziemlich lange leiden, und ſtarb endlich; die Mutter war um dieſe Zeit durch die Anſtrengung an dem Krankenbette und durch den Kummer über den Tod des Sohnes ſo angegriffen, daß ſie auch zu Bette liegen mußte. Indeß das feſte Vertrauen zu Gott und die Liebe zu dem jüngern Sohne James, welcher jetzt der nöthigen Aufſicht und Mutterpflege entbehrte, gab ihr Kraft, ſich vom Lager zu erheben, und Gott ſtärkte die Arme, ſie genas wieder. Ihre ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt war nun auf die Erziehung des kleinen, einzigen Sohnes gerichtet. Sie betete oft mit dieſem, und faſt ohne Aufhören für ihn, ließ es an allen guten, mütterlichen Ermahnungen nicht fehlen; aber an dieſer jungen Seele ſchien all dieſes Gute gar nicht recht haften zu wollen; James war und blieb leichtſinnig und leichtfertig, die guten Eindrücke, wenn auch einmal einer da zu ſeyn ſchien, waren gleich wieder verwiſcht. Indeß wäre dennoch die Muttertreue noch Siegerin über den Leichtſinn des Knaben geworden, hätte ſich James nicht dem Laſter des Ungehorſams ergeben, welches die jungen Seelen, die ſich ihm überlaſſen, unvermeidlich von einer Stufe des Verderbens zur andern, immer tiefer hinabſtürzt. Jeder mit Bewußtſein und Vorſatz verübte Ungehorſam gegen Gott oder gegen die Eltern und Lehrer, die nach Gottes Willen die Kinder zur guten Zucht führen ſollen, giebt dem Hange zum Böſen, der im Menſchenherzen liegt, ein ſolches Uebergewicht, daß er zuletzt gar nicht mehr beſiegbar iſt. Namentlich wird durch jeden Seufzer, den ein unfolgſames Kind ſeinen frommen Eltern oder Lehrern erpreßt, die Eisrinde, die ſich um das eigenwillige Herz erzeugt, mehr vergrößert und verhärtet — ein ſolches junges Herz geht einem ſchweren Gericht der Verſtockung entgegen. Auch der bedauernswürdige James verſtärkte ſich durch jeden neuen Ungehorſam, womit er ſeine fromme Mutter ſeufzen machte, immer mehr im Böſen. Bald war er das ſtörrigſte, ungehorſamſte Kind in ſeiner ganzen Nachbarſchaft, und wegen ſeiner böſen Streiche ſo verrufen, daß alle beſſeren und aufmerkſamen Eltern ihren Kindern den Umgang mit dem „böſen James" verboten. Die Mutter verdoppelte ihre Ermahnungen, ihre Sorgfalt; ſie weinte oft die bitterſten Thränen des Kummers über das unglückliche Kind, aber, leider! ſtatt Beſſerung zu bemerken, mußte ſie ſich täglich mehr über die Zeichen einer zunehmenden Verwilderung ſeines Herzens betrüben. James reifte dem Alter nach jetzt zum Jüngling heran; zum Studiren bezeugte er keine Neigung; er wollte die Handlung erlernen und wurde deßhalb zu einem weitläufigen Verwandten ſeines verſtorbenen Vaters, welcher Kaufmann war, in die Lehre gethan. Aber kaum war er ſo der beſtändigen Aufſicht ſeiner treuen Mutter noch weiter entrückt, da brach ſeine innere Bosheit vollends in hellen Flammen aus. Er geſellte ſich zu den leichtſinnigſten, ja zu den ruchloſeſten Leuten ſeines Alters und ſeines Standes; von einem Laſter ſank er in das andere, zuletzt ließ er ſich zu Dieberei und Betrug verleiten; da ergriff ihn die Hand der öffentlichen Gerechtigkeit, oder vielmehr der Gerechtigkeit Gottes: James kam ins Gefängniß, und es ward über ihn, als über einen des Galgens würdigen Verbrecher, das Urtheil geſprochen, welches wegen verſchiedener Umſtände, die ſeine That begleitet hatten, dahin gemildert wurde, daß er in eine der Verbrecher-Colonien eines fernen Welttheils abgeführt werden ſollte.

Die arme Mutter, vor der ſich James ſchon ſeit längerer Zeit nur dann hatte ſehen laſſen, wenn er Geld von ihr haben wollte, erfuhr den ſchweren Fall und die Verurtheilung ihres Sohnes; ſie war von Schmerz und Schrecken wie gelähmt. Noch einmal darf ſie den Unglücklichen vor ſeiner Einſchiffung ſehen und länger ſprechen. Sie ſchleicht hin zum Gefängniß, geführt von einer alten, ihr befreundeten Hausgenoſſin. Da ſitzt James, im Gewand des Verbrechers, und ſtarrt vor ſich hin, nicht wie Einer, der Reue empfindet, ſondern wie ein von Schlaf oder von Trunkenheit Betäubter. Er ſieht die Mutter ohne ſonderliche Bewegung an; dieſer aber bricht ihr Herz, ſie ſetzt ſich am Boden des Gefängniſſes nieder und läßt zuerſt den Thränen freien Lauf. Endlich ſammelt ſie ſich, ſteht auf und tritt vor den jungen Verbrecher hin. „Ich komme heute, ſagte ſie, wo ich dich wahrſcheinlich zum letztenmal in dieſem Leben ſehe, nicht mehr allein als deine Mutter zu dir, James, ich komme als eine künftige Zeugin und Verklägerin vor Gericht zu dir. Ich habe dich nicht blos mit Schmerzen geboren, ſondern als ein theures Vermächtniß meines ſeligen Mannes unter tauſend Sorgen, unter Thränen der Liebe und des Kummers erzogen. Wie manche Nacht habe ich gewacht, nicht allein um zu arbeiten, damit du, James, Alles hätteſt, was du bedürfteſt, ſondern um für dich zu beten. Ich bezeuge heute in Gottes Gegenwart und vor deinen Ohren, daß ich von deiner erſten Kindheit an mit meinem Wiſſen keine Gelegenheit verſäumt habe, dein Herz zu der Furcht und zur Liebe des Herrn zu erwecken und zu erziehen; ich habe es an Zucht, an Strafe, an ausdauernder, Alles duldender Mutterliebe nicht fehlen laſſen; ſeit mehreren Jahren war meine gewöhnliche Speiſe ein trockenes Brod, das meine Thränen um dich benetzten; mein Gewand, hier dieſes arme Wittwengewand, nur damit ich ſo viel erübrigen könnte, als du in deinem neuen Stande und zu deiner anſtändigen Kleidung brauchteſt, ſtatt deren man dir jetzt das Gewand der Verbrecher angezogen hat. Siehe, ich bin nun gekommen, um dir das letzte Erbtheil deines ſeligen Vaters, das liebſte Gut und Kleinod zu bringen, das deine arme Mutter auf Erden hatte: hier dieſes heilige Bibelbuch, das ſeit vielen Jahren meine einzige Stütze, mein einziger Troſt, meine ganze Freude war. Nimm es hin und gebrauche es recht, denn darin allein liegt für dich noch die Kraft, wieder aufzuſtehen aus deinem tiefen Elend, und dich zu retten vom ewigen Tode. Wenn wir uns dereinſt wieder ſehen vor Gottes Gericht, dann will ich dir noch einmal alles Das bezeugen, was ich dir heute bezeugt habe; zugleich aber will ich dich dann vor dem Richter fragen, wie du dieſes Erbtheil deines Vaters, dieſes einzige Kleinod und höchſte Gut deiner Mutter geehrt und angewendet haſt.“

James ſcheint erſchüttert; eine flüchtige Röthe — der Schaam oder der Reue — ſteigt in ſeinem Geſichte auf; es iſt als wollte ſich in dem ſtarren, verwilderten Auge eine Thräne erzeugen. Er faßt die Mutter bei der Hand, ſchüttelt ſie ihr und ſagt: „Mutter, ſeyd ruhig; gebt euch zufrieden; ich will mich beſſern.“ - Die Mutter, nachdem ſie ihm außer ihrer lieben Bibel auch noch etwas Geld, ſo viel ſie eben aus dem Verkauf ihrer nöthigſten Sachen, ſelbſt ihres Bettes, gelöſ't, in die Hand gelegt hat, umfaßt noch einmal ſein Haupt und weint die bitterſten Thränen über den verlorenen Sohn, ſpricht mit halbgebrochener Stimme Worte des innigſten Gebetes um Rettung ſeiner Seele über ihn aus. Ein Unteroffizier, welcher während des Geſpräches des Sohnes und der Mutter hereingetreten war, und der tiefer davon bewegt ſchien als der Sohn ſelbſt, deutete jetzt ſanft an, daß es Zeit zur Trennung ſey; die Mutter ſchwankt hinaus.

James blieb einige Stunden lang nachdenkend; auch auf dem Schiffe, das jetzt ihn und mehrere andere Verbrecher die Themſe hinab zum Meere bringt, hält er ſich ſtill und in ſich gekehrt. Da bietet ihm einer der Mitgefahrten ſeiner bisherigen Laſter, und nun auch ſeines Elendes, Branntwein zu trinken an. James weigert ſich anfangs; aber die alte, böſe Gewöhnung an dieſes berauſchende Gift, und die elende Scheu vor dem Spott ſeiner

Kameraden bewegt ihn bald: er trinkt und trinkt wieder, und zugleich entzündet ſich in ihm von Neuem die ganze Glut der Hölle, welche die Thränen ſeiner Mutter nur auf wenige Stunden abgekühlt hatten. Er laßt ſich jetzt ſelber für das Geld, das die arme Mutter ihm gab, Branntwein bringen, und bald fließt wenigſtens ſein Mund, wenn auch die That ſelber ihm verſagt iſt, wieder von allen den Ruchloſigkeiten über, mit denen er bisher ſein Leben befleckt hatte.

Das Schiff muß noch einige Tage an der Meeresküſte, im Hafen, liegen bleiben, ehe der günſtige Wind ſich erhebt; James iſt wieder ganz und gar der Alte, ja noch viel ſchlimmer als vorher. Daß er dieſes wirklich ſey, bewies er jetzt durch eine Handlung, die ich in der That nicht ohne tiefen Schauder erzahlen kann. Er verkaufte nämlich den letzten Tag vor der Abfahrt des Schiffes, um ein großes Glas Branntwein und ein geringes Geld, das letzte Erbtheil ſeiner Eltern: die Bibel, in welcher ſeine arme Mutter faſt jedes Blatt mit den Thränen ihres Kummers und ihrer Gebete benetzt hatte. Es war ein ſilbernes Schloß an dem Buche, und dieſes hatte die gewinnſüchtigen Blicke eines Käuflers an ſich gezogen, der auf dem Schiffe noch allerhand Dinge, vor allem auch geiſtige Getränke, feilbot.

Derſelbe Unteroffizier, welcher Hörer des letzten Geſpräches zwiſchen James und ſeiner Mutter geweſen war, ſtand jetzt auch dabei, als James das liebſte Kleinod ſeiner Mutter um etliche Pence und um ein Glas Branntwein verkaufte, denn er hatte mit einigen Truppen die Verbrecher auf der Themſe hinabwärts bis zum Hafen begleitet, und war jetzt eben im Begriff, wieder nach London zurückzukehren. Den edlen Mann überlief beim Zuſehen ein ähnlicher Schauder, als uns beim Hören der That. Er ſprach dem James, in der Aufwallung eines wohlmeinenden Eifers, etliche Donnerworte in's Gewiſſen und erinnerte ihn an die letzten Worte ſeiner Mutter. Da er aber bemerkte, daß der junge, von Branntwein betäubte Verbrecher durch ſeine Worte zwar etwas betroffen, aber nichts weniger als zur Reue bewegt ward, wendete er ſich kalt von ihm. Der Unteroffizier hatte ſich aber den Käufer wohl gemerkt, der die Bibel mitnahm; er ſuchte ihn am Hafen auf und erhandelte von ihm das Buch, das er dann zu ſich ſteckte.

Das Schiff, worauf James ſich befand, ſegelte indeß ab. Mit James hatte ſich ſeit dem Verkauf ſeiner Bibel etwas Merkwürdiges zugetragen. Als er wieder nüchtern geworden war von ſeinem Branntweinrauſche, da wachte die Erinnerung an die letzten Worte und die Thränen ſeiner Mutter, ſo wie an die Worte des ernſtlich eifernden Unteroffiziers, mit ſolcher Stärke in ihm auf, daß er ſie nicht aus dem Sinne bringen konnte. Es reuete ihn, daß er ſein Buch ſo liederlich verkauft habe, ſogar bei Nacht träumte ihm davon; er hätte einen Finger von der Hand darum gegeben, wenn er ſeine Bibel hätte wieder haben können. Es klingt faſt unglaublich und doch war es ſo: in dieſer verwilderten Seele, in der ſich bis dahin, wenigſtens ſeit vielen Jahren, keine Spur von Anhänglichkeit und Liebe weder zu Gott noch zu ſeiner treuen Mutter gezeigt hatte, war jetzt auf einmal eine unbegreiflich ſtarke Anhänglichkeit und Liebe zu dem letzten Eigenthume, das er beſeſſen hatte, zu dem Kleinod und Schatz ſeiner armen Mutter: zu einem Buche erwacht, das freilich für ihn Mehr und Höheres enthielt, als alle Schatzkammern der Erde. Wenn am Sonntag, nach einer ſchönen, auf vielen engliſchen Schiffen herrſchenden Sitte, die ſonſt ſo rohen Seeleute mit ihrer Bibel in der Hand ſich hinſetzen auf's Verdeck und in ihr leſen, da kommt ihm eine Sehnſucht an, die ihm ſtille Thränen in das Auge treibt; er ſtellt ſich oft hinter einen ſolchen Leſenden, blickt ihm über die Schultern hinein in's Buch, und wenn einer von ihnen aufſteht und die Bibel liegen läßt, da lieſ't er ſo eilig darinnen fort, als ſollte er jetzt das Buch zum letztenmal in den Händen haben. Der Spott ſeiner Laſter- und Strafgenoſſen, von denen übrigens der Frecheſte tödtlich krank darniederlag, macht ihn nicht irre; er thut nur wozu ſeine Sehnſucht nach ſeinem verlorenen Buche ihn treibt, obgleich es ihm ſelber unbegreiflich iſt, wie er, der ſeit vielen Jahren keine Bibel in die Hand nehmen mochte, jetzt auf einmal dazu komme, ſo gern darinnen zu leſen.

Die Fahrt war bis jenſeits der Canariſchen Inſeln ohne ſonderlichen Anſtoß vor ſich gegangen; da erhub ſich, etwa in der ſechsten Woche nach der Abfahrt aus England, ein Sturm von furchtbarer Gewalt. Fünf Tage ſchwebte und ſchwankte das entmaſtete, zuletzt leck gewordene Schiff auf den wilden Wellen; am ſechsten, bei Einbruch der Nacht, zerſchellte es an einer Klippe. Ein Theil der Mannſchaft, welcher ſchwimmen konnte, warf ſich auf die Trümmer des Schiffes, um ſich auf dieſen an's Land zu retten; unter Denen, die ſich auf einen der größten im Waſſer herumtreibenden Trümmer hinaufgearbeitet hatten, war auch James. Er wußte nicht, wer ſich da neben ihm an das Holzwerk angeklammert habe; die Nacht war ſo dunkel, die Wogen brauſ'ten ſo laut an den Klippen, daß man weder ſahe noch hörte.

Als es wieder Morgen ward, bemerkte James, daß ſich außer ihm noch zwei Männer auf den Schiffstrümmer gerettet hatten; der Eine von dieſen war ein Offizier von hohem Rang und Würden, der vornehmſte Paſſagier, der ſich als Reiſender nach der Capſtadt auf dem geſcheiterten Schiffe befunden hatte, der Andere war ein Matroſe, der beim gemeinſamen Unglück ſehr ſtark am Kopf verwundet worden war, und der deßhalb ganz matt ſich auf das Gebälk hingelehnt hatte. Als der Offizier bemerkte, in welchem Zuſtand der Matroſe ſich befinde, befahl er dem James, er ſolle mit Hand anlegen, den armen Seemann, deſſen Leben und Geſundheit für ihr eigenes Leben von ſo großer Wichtigkeit war, zu verbinden und zu verpflegen. Die Beiden riſſen von der Wäſche, die ſie an ihrem Leibe trugen, denn neue Leinwand gab es auf dem Schiffstrümmer nicht, Stücke herunter, und verbanden, ſo gut das gehen konnte, den Verwundeten; der Offizier, ein ſchon betagter Mann, hatte während der Schreckenstage und Nächte des Sturmes ſeine ſinkenden Kräfte dadurch von Zeit zu Zeit zu ſtärken geſucht, daß er von einer geiſtreichen Eſſenz, die er mit ſich zu Schiff genommen hatte, einige Tropfen einnahm. Von dieſer Eſſenz hatte er deßhalb durch Gottes Fügung auch jetzt noch in der Taſche ſeines Kleides ein kleines Fläſchlein ſtecken, das nun zum kräftigen Stärkungsmittel für den halbohnmächtigen Matroſen wurde.

Der Sturm hatte nachgelaſſen, die Sonne ſchien mit der ganzen Kraft des afrikaniſchen Himmels auf die drei Geretteten herunter, und trocknete in Kurzem ihre von den Wogen durchnäßten Kleider. Aber nun ſtellten ſich Sorgen anderer Art ein. Soweit das Auge auf dem Meer umherblicken konnte, war nirgends mehr ein anderer Schiffstrümmer, nirgends eine Spur von der übrigen, zahlreichen Mannſchaft zu ſehen. Wahrſcheinlich waren jene Drei die Einzigen, die ſich aus dem gemeinſamen Untergang errettet hatten. Das Land lag, wer weiß wie fern; während der letzten Tage der Stürme war ſelbſt auf dem Schiffe keine ſichere Beobachtung über die Länge und Breite, unter denen man ſich befand, möglich geweſen; wie ſollten Die auf dem elenden Schiffstrümmer wiſſen, in welcher Region des weiten Meeres ſie ſich befänden? Doch ſo viel ſchien gewiß, dies lehrten auch zum Theil ſchon die fliegenden Vögel, daß man ſich nicht gar fern von einem Lande, und zwar unfehlbar von dem Feſtland von Afrika befinden müſſe.

Die kleine Mannſchaft auf dem Schiffstrümmer, oder eigentlich nur der Offizier und der Matroſe, denn James war dieſer Sache noch ganz unkundig, hielten jetzt Rath darüber, was wohl zur Rettung zu thun ſey? — Von Lebensmitteln war durchaus auch nicht eine Spur auf ihrem Gebälk zu finden; die Sonne fing an, immer glühendere Strahlen herabzuſenden; ehe zwei Tage vergingen mußten ſie Alle, ſo ſchien es, wenn keine Hülfe käme, dem Mangel und Elend unterliegen.

Der Matroſe, dem der mitleidige Offizier von Zeit zu Zeit einige der ſtärkenden Tropfen auf Zucker reichte, hatte ſich mit ſeinem verbundenen Haupte wieder aufrecht geſetzt. „Herr, ſo ſprach er nach einigem Nachdenken und Umherblicken, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſehe ich dort am Horizont gegen Oſt-Nord-Oſt ein Land; darauf müſſen wir zuſteuern, wenn wir wollen beim Leben bleiben.“ Die beiden Andern glaubten jetzt auch, ſo oft eine Welle das Holzwerk, an dem ſie hafteten, emporhob, in der angegebenen Richtung Land zu ſehen; nach der Vermuthung des Matroſen konnte es das grüne Vorgebirge ſeyn.

Wie man aber, ohne Ruder und Segel nach dieſem Lande hinlenken könne, das war eine ſchwer zu beantwortende Frage.

Dieſe Frage beantwortete jedoch der Matroſe durch die That ſelber. Er zog ſein großes Meſſer aus der Jacke hervor, fing an, mit James Hülfe, von dem Bretterwerk und den Latten ihres Schiffstrümmers Einiges los zu löſen, und zwei Ruder, eines für ihn, das andere für James, waren, ſo gut es eben hatte gehen wollen, bald in Bereitſchaft geſetzt. Nach einigem Ausruhen machte der geſchickte Mann auch eine Art von Segelſtange fertig, an welcher ein Theil der Kleider und Wäſche der kleinen Mannſchaft die Stelle des Segels vertreten mußte. Der Wind war günſtig, er blies faſt gerade nach dem Lande hin; die beiden Ruder wurden nach Kräften in Bewegung geſetzt, indem der alte Offizier den ſchwer verwundeten Matroſen ſehr oft im Geſchäft des Ruderns ablöſ'te; der Anfang der Fahrt ſchien ganz glücklich von ſtatten zu gehen. So ruderte und ſegelte man denn einige Stunden. Als aber dieſe vorüber waren, da ſchüttelte der Matroſe den Kopf und ließ die Hand am Ruder ſinken. „Herr," ſagte er, „es iſt Alles vergebens; wir kommen ſo, und wenn wir mit zwanzig Rudern ruderten und mit den beſten Segeln ſegelten, doch nicht zum Lande hin. Ich merke wohl, wir ſind in einen Meeresſtrom gerathen, der uns da mit ſich fortreißt. Seht nur, das Land, das wir heut' am Morgen in Oſt-Nord-Oſten hatten, ſteht jetzt ſchon in Nord-Oſt-Norden und iſt uns ferner ab als vor mehreren Stunden. Und wenn Ihr nur auf das ſchwimmende Seegras achtet und die Hand in's Waſſer taucht, da könnt Ihr den ſtarken Meeresſtrom ſchon ſelber ſehen und fühlen."

Höchſt wahrſcheinlich war das Stücklein Wrack, auf dem ſich unſre Schiffbrüchigen befanden, in jenen Meeresſtrom hineingerathen, welcher, von Weſten her, als ein Arm des Mexicaniſchen Golphſtromes ſeine Richtung nach den Azoren und grünem Vorgebirge nimmt, und dort, durch ſein Anſtoßen an das ihm entgegen ſtehende Feſtland eine ſolche Kraft gewinnt, daß man mit ihm einen Weg von 60 Seemeilen in zwei Tagen zurücklegen kann, zu dem man, wenn man gegen den Meeresſtrom ſchiffen muß, ſieben Wochen gebraucht.

Der arme Matroſe hatte auch noch, wenigſtens für ſich ſelber, einen andern Grund, die Hoffnung, wieder an's Land zu kommen, aufzugeben. Seine Kopfwunde ſchmerzte ihn heftig; die über ſeine Kräfte gehenden Anſtrengungen des heutigen Tages hatten das Wundfieber zu einem Grade geſteigert, der ihm nicht einmal mehr erlaubte, ſich aufrecht zu halten; er legte ſich lang ausgeſtreckt auf das Gebälke hin, und die beiden Andern ſaßen theilnehmend neben ihm. Leider waren auch die ſtärkenden Tropfen, die der Offizier bei ſich getragen hatte, jetzt verbraucht, und überdies hatte ſich der Kranke zuletzt nur mit großem Widerwillen und mit der Aeußerung eingenommen: ihm ſcheine es, daß ſie ſein Leiden eher vermehrten als verminderten. Von Zeit zu Zeit ſeufzte der Mann tief auf, es war, als wollte ſich ſein Geſicht zu den Mienen des Weinens verziehen, aber die Augen des armen, abgehärteten Seemannes konnten keine Thräne hervorbringen. Mitleidig fragte ihn der Offizier, ob ihm vielleicht ſein Haupt recht ſchmerze?

„Das thut's wohl auch, ſagte der Matroſe, aber der größere Schmerz, der mich drückt, der ſitzt doch hier.“ — Dabei deutete er mit der Hand auf ſein Herz und machte von Neuem die Miene des Weinens. — „Seht, Herr!“ ſo fuhr er nach einiger Zeit fort, „ich fürchte den Tod nicht. Ein Herr in Bedford hat mir vor etwa anderthalb Jahren ein gutes Buch, Gottes heiliges Wort, geſchenkt; darinnen habe ich anfangs wenig, zuletzt aber immer mehr und öfter geleſen, und Dinge darinnen gefunden, die mir Muth geben, gerade gegen den Tod anzuſegeln, ja dieſen als einen Hafen zu betrachten, darinnen ſich's gar gut ausruhen läßt auf die Stürme der Lebenszeit. Ich weiß es, meine Schuld iſt mir erlaſſen, und ich habe einen guten, feſten Grund für meinen Anker; aber dennoch iſt Eines, was mir beim Sterben ſehr, ſehr wehe thut.“

„Und was iſt wohl Das,“ fragte der Offizier, „was dir ſo gar wehe thut?“

„Seht, Herr,“ fuhr der Matroſe fort, „ich habe zu Hauſe eine blinde Schweſter und eine alte gebrechliche Mutter. Beiden habe ich in meiner Jugend gar viel Herzeleid angethan; habe meine Mutter arm gemacht durch meine gottloſen Streiche. Denn anfangs, ehe ich Matroſe wurde, trieb ich die Profeſſion meines ſeligen Vaters: das Schuſterhandwerk, gerieth aber unter liederliche Geſellen und brachte Alles durch, was unſer war. Und wenn meine Mutter oder meine blinde Schweſter mich ermahnen wollten, da fuhr ich ſie noch hart dazu an, und fügte ihnen tauſenderlei Kränkungen zu. Nun bin ich zwar vor etlichen Monaten, kurz vorher, ehe wir von England abfuhren, noch einmal bei meiner Mutter und Schweſter geweſen. Ich habe ſie bei der Hand genommen und habe geſagt: Mutter, Schweſter, vergebt mir's, daß ich ſo gottlos gegen euch geweſen bin. Seht, ſagte ich (hier zogen ſich ſeine Mienen beim Erzählen von Neuem zum

Weinen zuſammen), es thut mir wahrlich von Herzen leid, daß ich euch Das gethan habe, aber Mutter, Schweſter, bittet Gott, daß er mir meine Sünden vergeben wolle und vergebt ihr mir ſie auch.“ — Die Mutter ſagte: „Bill (Wilhelm), ich hab' dir Alles vergeben,“ und die blinde Schweſter ſagte daſſelbe, und da ich fortging, weinten Beide gar ſehr, und die Mutter ſagte: „Bill, wenn ich dich nicht hier in der Welt mehr wiederſehen ſollte, ſo geſegne dich Gott, und ich weiß gewiß, daß wir uns dorten im Himmel wiederſehen werden.“ — „Seht, Herr, ſo fuhr der Matroſe fort, ſo weiß ich nun wohl, daß meine Mutter mir Alles vergeben und vergeſſen hat, was ich ihr Leids gethan habe, und die blinde Schweſter auch; aber dennoch thut mir's da drinnen im Herzen wehe, daß ich nun nicht mehr zu meiner Mutter und zu meiner blinden Schweſter ſoll hintreten können und ſagen: Mutter, Schweſter, ich bitte euch noch einmal inſtändigſt, vergebt mir, was ich euch gethan habe.“

Der Offizier, der ein recht chriſtlich geſinnter war, tröſtete den armen Matroſen auf's Beſte und verſprach ihm unter Anderm, daß, wenn Gott ihn wieder glücklich nach Hauſe führen ſollte, da wollte er ſelber nach Exeter zu ſeiner Mutter, deren Namen und Wohnhaus er ſich genau ſagen und beſchreiben ließ, hingehen und ihr Alles erzählen und ſagen, was er von ihm gehört habe.

„Ich nehme Euch beim Worte, edler Herr, ſagte der Kranke. Ich beſchwöre Euch bei Gott, geht in meiner Mutter Haus, und wenn Ihr hinkommt, da ſagt: Sehet, Bill iſt auf dem Meere geſtorben. Aber er hat geſagt, er wiſſe es in ſeinem Herzen, er wiſſe es aus ſeiner Bibel, daß er einen gnädigen Gott habe. Euch aber läßt er ſagen: Mutter, Schweſter, ich bitte euch um Gott, vergebt dem armen Bill Alles, Alles was er euch zu Leide gethan hat.“

James hatte dieſe ganze Unterredung mit der tiefſten Bewegung ſeines Herzens angehört. Jedes Wort des kranken Matroſen war ihm wie ein Schwert in's Herz gedrungen. Er hatte noch nie gefühlt, wie ſchwer, wie tief er ſich an ſeiner armen Mutter und an all ihrer Güte verſündigt habe. Zum erſtenmale, ſeit den ſchuldloſen Zeiten ſeiner Kindheit, weinte er ganz inniglich. Er ſchämte ſich ſeiner Thränen nicht, und wenn die ganze Welt Zeuge davon geweſen wäre; er weinte laut. „Ach, ſagte er, Bill, wie glücklich biſt du, daß du noch deine Mutter um Vergebung haſt bitten können, und daß ſie zu dir geſagt hat: Bill, ich habe dir Alles vergeben. — Ich bin ein viel ruchloſerer Sohn gegen meine Mutter geweſen als du. — Und du haſt deine Bibel, die dir ein fremder Herr geſchenkt hatte, ſo theuer und werth gehalten und ſo gut benützt, daß du jetzt Troſt im Sterben daraus ſchöpfeſt; ich aber habe das letzte Erbtheil meines Vaters, das liebſte Kleinod, das meine arme Mutter beſaß, die Bibel, die ſie mir in der Abſchiedsſtunde ſchenkte, um ein Glas Branntwein und etliche Pence verſchleudert.“

James hatte die letzten Worte kaum hervorbringen können vor lautem Weinen. Der Matroſe hätte ihm gern geantwortet, aber ein neuer Anfall von tiefer Schwäche lähmte ſeine Zunge. Der Offizier verwies den Jüngling, deſſen Herz nun wahrhaft von einer göttlichen Reue getroffen war, auf Gottes Erbarmen. Sie hatten indeß Beide jetzt nicht viel Zeit zu ſprechen; die Umſtande ihres armen Gefährten wurden mit jedem Augenblicke bedenklicher. Ein heftiges Erbrechen, woran er ſchon in der vorhergehenden Nacht gelitten hatte, ſtellte ſich ein, wobei die Kräfte ſchnell vollends erloſchen. Als zuletzt das Erbrechen einer ſchwärzlich-gelben Flüſſigkeit ein wenig nachgelaſſen hatte und der Kranke nun todtenbleich und mit kaltem Schweiße bedeckt da lag, fragte der Offizier: wie ihm nun in ſeinem Herzen zu Muthe ſey? Der arme Bill drückte die gefalteten Hände an ſeine Bruſt und ſagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Es iſt Frieden.“

Dies waren auch die letzten Worte, die Bill auf Erden ſprach. Die Sonne ging jetzt unter, und auf die furchtbare Hitze des Tages trat eine ganz empfindliche Kühle ein. Obgleich die beiden Andern den Kranken mit dem neugefertigten Segel, und James überdies mit ſeinem Rock ihn zudeckten, ergriff ihn dennoch ein heftiger Schauder, auf welchen Kinnbackenkrampf (Mundſperre) folgte. So lange die Dämmerung noch währte, konnten die Beiden bemerken, wie die Augen des ſterbenden Bill mit einer unbeſchreiblichen Ruhe gen Himmel gekehrt waren; heftiger Krampf hatte zwar die Geſichtsmuskeln etwas verzogen, hatte aber den Ausdruck des Friedens nicht ganz vom Geſicht verdrängen können. — Die ganze Nacht hindurch ſaßen die beiden Unglücksgefährten eng gedrängt an der Seite des Sterbenden, deſſen todtenkalte, gefaltete Hände der tief bewegte James in ſeinen Händen zu wärmen ſuchte und dabei ſie oft mit ſeinen Thränen benetzte. Der Offizier ſprach von Zeit zu Zeit, in der Vorausſetzung, daß der Sterbende zwar nicht mehr reden, wohl aber hören könne, ein ſchönes, kräftiges Gebet oder einzelne kraftvolle Sprüche aus der heiligen Schrift, und verſcheuchte dadurch bei ſich und den Andern das Grauſen der langen, ſchreckensvollen Nacht. Endlich dämmerte wieder über dem Meere der Morgen, und die Kühle der Nacht wurde empfindlicher. Bei dem neuen Tageslicht ſahen die Beiden, daß Bill zwar noch lebte, aber die Augen waren ſtarr und gebrochen, die Lippen bleich, das Angeſicht kalt. Der Odem ging immer ſchwerer aus und ein, und eben als die Sonne über das Meer heraufſtieg, da blieb er ganz aus.

„Unſer Freund hat's nun vollendet," ſagte der Offizier und wiſchte ſich eine Thräne vom Auge ab. „Es iſt nichts Leichtes, fuhr er nach einiger Zeit fort, ſo im Frieden abzuſcheiden, und ſo gerade wie ein aufſteigender Adler in den Morgen des ewigen Friedens einzugehen, wie unſer Bill es that. Durch eigene Kraft könnte das auch der Menſch niemals, aber in dem ſchönen, göttlichen Buche, welches das letzte Kleinod deiner Mutter war, das ſie dir gab, da ſtehen die Wege zu jenem Frieden beſchrieben und verzeichnet. Junger Menſch, wenn dich Gott wieder aus dem Meer zu Chriſten führt, dann verſäume nicht, dieſes Buch dir ſelber als ein köſtliches Kleinod an dein Herz zu legen und es ſeyn zu laſſen deines Lebens Kraft und deines Fußes Leuchte. Du haſt einmal ſchon jenen Schatz um ein ſchnödes, berauſchendes Gift dahingegeben, und wie mit Füßen von dir geſtoßen, was du nun mit Thränen bereueſt; bitte Gott, daß er dich bewahren möge, daß du nicht das Gut des ewigen Friedens, daß du nicht das einige Heil deiner Seele um das Gift der ſchnöden Luſt dahin giebſt und auf ewig verworfen werdeſt. Siehe, ich bin von ſolchem Stande, und Gott hat mich in ſolche Vermögensumſtände geſetzt, daß mir alle Genüſſe der Sinnen zu Gebote ſtünden. Aber über dieſen Gütern hat mir Gott ein anderes ins Herz geſchenkt: ein Sehnen, ihn zu ſuchen und meine Seligkeit zu ſchaffen mit Furcht und Zittern. Und wie ich das könne, das hat mich das Buch gelehrt, welches der Troſt und das Kleinod deiner armen

Mutter war. Seitdem bin ich im Beſitze von Etwas, das mir über alle Beſchreibung theurer, ſüßer und höher iſt, als alle Schätze und Genüſſe der Erde: im Beſitz einer Freudigkeit und eines Gottesfriedens, von welchem Niemand einen Begriff hat, der ihn nicht ſelber empfand! — Doch jetzt laß uns die letzte Pflicht an unſerm Bill erfüllen: laß uns ihm das Begräbniß eines wackern Seemannes, zwar nicht in dem kühlen Schooß der Erde, aber in den kuhlen Wogen des Meeres bereiten. Sind ja beide, Erde und Meer, des Herrn, der ſeine Todten einſt aus Meer und Erde hervorrufen wird zu einem neuen Leben des Leibes. — Sieh nur, wie noch das bleiche Geſicht des Todten in allen ſeinen Mienen das Wort „Frieden“ ausſpricht. Ja es iſt gut, wenn man in dieſem Glauben ſtirbt, in dem Bill ſtarb.“

Der Offizier ſprach jetzt, nach den Gebräuchen ſeiner Kirche, einige Gebete und dann die Worte der Einſegnung über den Leichnam: über dem Samenkorn eines künftigen Lebens der neuen Erde. Darauf ließen Beide den Leichnam ſanft von dem Wrack herunter ins Meer gleiten, deſſen Wogen bald, wie umfangende Arme, über ihm zuſammenſchlugen.

„Jetzt laß uns nun, ſagte der Offizier, ſo weit es in unſern Kräften ſteht, an die Erhaltung und Rettung unſeres eigenen Lebens denken. Ich fühle mich ſehr einiger Stunden Ruhe bedürftig; wache du, während ich ſchlafe, und wenn ſich indeß etwas Bedenkliches, etwa die Nähe von Klippen oder Sandbänken zeigt, dann wecke mich. Sobald ich mich ein wenig durch Ruhe erquickt habe, dann will ich die Wache halten und du ſollſt ſchlafen.“

Der Lord legte ſich nach dieſen Worten auf das Gebälk hin, wo ihm James in Eil aus dem geſtern gefertigten Segel ein Kopfkiſſen bereitet hatte; der Jüngling ſetzte ſich ſo vor den Schlafenden hin, daß er durch ſeinen Körper ihm Schatten gab gegen die Morgenſonne.

Da war nun, einige Stunden lang, James mit ſeinen Gedanken ganz allein. Der Offizier, deſſen Wort und Weſen ihn mit einer Liebe und Achtung erfüllt hatten, dergleichen ihm noch nie ein Menſch eingeflößt hatte, ſchlief einen ſanften, tiefen Schlaf; der arme Bill, deſſen Leichnam der Seeſtrom noch immer in der Nähe des Wracks mit dahin trieb, ſchlief einen noch viel tieferen; nur James wachte noch. Aber Gott Lob! er wachte jetzt in einem doppelten Sinne. Der Schlaf der Seele, der Schlaf des Todes war ihm vergangen; er betete zum erſtenmale in ſeinem Leben, ſo viel er ſich deſſen erinnern konnte, aus ganzem, tief bewegtem Herzen; jedes Wort ſeines Gebetes verlangte nach Vergebung und Gnade. — In der That, ſeine leibliche Lage war nicht die beſte. Wie ſehr er in den letzten Tagen, vor dem Untergang des Schiffes, hatte an der Pumpe und anderwärts arbeiten müſſen, das bezeugten ſeine wunden Hände; die Zunge klebte ihm jetzt am Gaumen vor Durſt, und der Mund war vertrocknet wie ein Scherben; die Eingeweide ſchmerzten ihn vor Hunger; die Augen waren entzündet und brannten ſchmerzlich von langer Entbehrung des Schlafes. Und dennoch, bei dem Allen, fühlte er in ſeinem ganzen Weſen einen Frieden und eine Ruhe, wie er ſie noch nie empfunden hatte.

Nach einigen Stunden erhob ſich der Lord von ſeinem Lager und nöthigte den James, ſich jetzt an ſeine Stelle zu legen. Dieſer ſchlief einen Ohnmacht-ähnlichen Schlaf, aus welchem ihn der Offizier am Nachmittag erwecken mußte. „Ich hätte dich gern, ſagte er, noch ruhen laſſen, aber es bedarf jetzt einer gemeinſamen Anſtrengung aller unſerer Kräfte, wenn wir aus einer nahe bevorſtehenden Gefahr uns retten wollen. Siehe dorthin. Der Seeſtrom hat uns, Gott Lob! einem Lande ſo nahe gebracht, daß man auf den bläulichen Bergen und Hügeln ſchon die Palmenwälder unterſcheiden kann. Aber ehe wir zu jenem Lande kommen können, ſind hier in unſerer Nähe dieſe Felſenklippen zu vermeiden, an denen die Wogen mit lautem Brauſen anbranden.

James half jetzt dem Lord bald jene Stange, die ihnen geſtern als Segelſtange gedient hatte, bald aber die Ruder, die noch der arme Bill mit gefertigt hatte, nach Kräften zu gebrauchen, und da die Felſenklippen ohnehin nicht in der Mitte, ſondern mehr zur Seite des Seeſtromes lagen, gelang es durch Gottes Beiſtand den Ermatteten, ſchon nach einer halben Stunde der gefahrdrohenden Nachbarſchaft zu entkommen.

Bei James hatten jetzt die Schmerzen des Hungers und Durſtes eine ſolche Höhe erreicht, daß ſie ihm kaum noch aufrecht zu ſtehen erlaubten. „Folge meinem Beiſpiel, ſagte der Lord, dann wirſt du wenigſtens einige Linderung des peinigenden Durſtes empfangen.“ Hierauf wendete er ſich von James hinweg, kleidete ſich aus und tauchte ſein Hemd ſammt den Unterkleidern ins Meer ein. Dann, ohne ſie auszuringen, zog er ſie, vom Waſſer triefend und rinnend, wieder an. James that daſſelbe und fühlte bald eine große Linderung, wenigſtens ſeines peinigenden Durſtes. — „Siehe, ſagte der Lord, das bittre, ſalzige Seewaſſer, das kein Menſch trinken kann, ohne ſich, ſtatt der erſehnten Sättigung, das heftigſte Leibweh zuzuziehen, wird durch ſolches Verfahren auf eine Weiſe durchgeſeiht und genießbar gemacht, wie dies durch keine, auch noch ſo künſtliche Maſchine bewirkt werden könnte. —

Die Haut eines von Durſt ausgetrockneten, ſchmachtenden Menſchenleibes ſaugt das Waſſer ein, und läßt das Salz, wodurch jenes ungenießbar wurde, auf ihrer Oberfläche zurück. Darum ſind ſchon mehrere Male Schiffbrüchige durch eine ſolche öftere und anhaltende Benetzung ihres Leibes mit Seewaſſer am Leben erhalten worden.“

Das Wrack, geführt von dem ſchnellen Meeresſtrom, kam jetzt mit jeder Minute dem Lande näher, deſſen zum Theil grünende Ufer ſchon deutlich vor ihnen da lagen. Das, was zunächſt vor ihnen war und gegen welches der Strom ſie hintrieb, erſchien als eine kleine Inſel. Nicht fern von ihr zeigten ſich noch einige andere Inſeln; ungleich weiter abgelegen, gegen Oſten hin, konnte man die Küſtengebirge des Feſtlandes ſehen.

Gerade jene Seite der kleinen Inſel, gegen welche die Schiffstrümmer jetzt mit beſchleunigtem Lauf der Strömung hinſchwamm, war von einer Reihe von Sandbänken und niedern Klippen umgeben. Durch all ihre Anſtrengung konnten unſere beiden Schiffbrüchigen es nicht verhindern, daß ſie der Strom auf eine der Sandbänke führte, wo ſie alsbald ſo feſt ſaßen, daß alle Mühe, das Wrack loszumachen, umſonſt blieb. Das Ufer war wohl noch eine Viertelſtunde weit entfernt, die Sonne nahe am Untergange; mit jedem ſtarken Wellenſchlage wurde der Zuſammenhalt der Latten und Balken des Wrackes lockrer und aufgelöſter; ſchon waren mehrere Bretter vom Waſſer hinweggeführt.

„Rette du dich nun, James, ſagte der Lord, zum Heil deiner Seele und zum Troſte deiner armen Mutter. Ich werde wohl das Land lebend nicht mehr erreichen, denn ich kann nur ſchlecht ſchwimmen, und wenn ich's auch könnte, ſo fehlten meinem alternden, ſchweren Leibe dazu die Kräfte.“

„Herr, ſagte James, lieber wollte ich zweimal ſterben, als euch verlaſſen. Soll's geſtorben ſeyn, ſo laßt uns mit einander ſterben. Ich denke aber wohl, vorher verſuchen wir noch etwas Anderes. Laßt uns das Wrack, das ja ohnedies mit jedem Augenblick vollends zuſammenzubrechen droht, verlaſſen, und da ſeitwärts nach der andern Sandbank hinüberwaten; denn das Meer iſt hier ſo ſeicht, daß es kaum des Schwimmens bedürfen wird. Jenſeit der nächſten Sandbank ſehe ich eine zweite und ſo eine ganze Reihe, deren letzte ſich ganz nahe an's Ufer anſchließen."

Der Lord war ſogleich zur Befolgung von James Vorſchlag bereit. Sie konnten watend, ſo daß das Meer ihnen nur bis an die Bruſt ging, bis zur zweiten Sandbank kommen, und ſo auch noch zu der etwas weiter entfernten dritten. Hier aber waren die Kräfte des Offiziers bis zu ihrem letzten Funken erloſchen. „Ich muß meine Bitte an dich wiederholen, James, ſagte er. Laß mich hier liegen und rette nur dich. Vielleicht findeſt du auf der Inſel Menſchen, deren Hilfe du auch zu meiner Rettung benützen kannſt."

„Mein Herr, ſagte James, der ſich zu dieſem Lord mit einer dankbaren Anhanglichkeit hingezogen fühlte, die ihm zu jeder Aufopferung Kraft gab; jetzt, bei bald einbrechender Nacht, laſſe ich euch nicht allein da, auf einer Sandbank, liegen, auf der euch in wenig Stunden die zurückkehrende Fluth ertränken könnte. Ich weiß nicht, ob ich auf der Inſel Menſchen finde, und ob ich, wenn ich einmal am Lande angelangt bin, noch Krafte haben werde, noch einmal mich herüber zu euch zu arbeiten. Darum bitte ich euch um Gott, ſetzt euch auf meinen Rücken und laßt mich, ſo gut das eben gehen will, euch hinübertragen an's Land."

Die Liebe gab dem ermatteten Jüngling ungewöhnliche Kraft. Auf jeder Sandbank ruhte er ein wenig aus, und ohne ſich die Anſtrengung, die ihm das Tragen des ſchweren Mannes verurſachte, merken zu laſſen, faßte er dann nach wenig Minuten ſeine ihm theure Bürde wieder auf den Rücken, und ſo gelangten Beide noch vor Sonnenuntergang an's Ufer.

„Jetzt laß uns danken für unſere Rettung,“ ſagte der Lord, indem er am Boden niederkniete. Der arme James, dem von großer Mattigkeit und Anſtrengung Arme und Füße zitterten, kniete freudig neben ihn hin, und bei dem Beten ward es ihm, als ob eine Quelle neuer Lebenskräfte von ſeinem Herzen nach den Gliedern ausginge. Er hatte ja heute für eine doppelte Rettung, nicht blos für die des Leibes, ſondern auch für die der Seele zu danken.

Die Beiden ſchwankten jetzt, mit matten Füßen, landeinwärts, und der Offizier ſtützte ſich beim Gehen auf James. Schon nach einigen hundert Schritten hörten ſie ein kleines Bächlein rauſchen. Welche Erquickung gab das friſche, ſüße Waſſer den beiden vor Durſt Schmachtenden! Sie bemerkten jetzt Felder, auf europäiſche Weiſe gebaut; ein Fußſteig lief durch die Reis- und Baumwollenpflanzungen hin; in einiger Entfernung ſtand ein Crucifix. Gott Lob! ſagte der Lord, ſo ſind wir doch zu Chriſten gekommen. — Unter den Bäumen zeigte ſich jetzt ein Haus, das durch ſeine Geſtalt und Einrichtung europäiſche Erbauer und Bewohner verrieth. Dieſes Haus gehörte, wie ſich bald zeigte, einem Pflanzer, der von ſpaniſchen Voreltern abſtammte. Die Bewohner ſprachen jenes entſtellte Gemiſch mehrerer europäiſchen Sprachen, das man in dieſen Gegenden der afrikaniſchen Küſte öfter, von Negern wie von den Abkömmlingen der Europäer, reden hört.

Der vielgereiſ'te Offizier verſtand die Sprache ein wenig; in ihr erzählte er den Bewohnern des Hauſes ſein und ſeines Gefährden letzterduldetes Schickſal, und bat um Aufnahme und gaſtliche Pflege.

Zu beiden ließ ſich der Beſitzer des Hauſes bereit finden; man reichte den Schiffbrüchigen einige Erquickungen und wies ihnen hierauf ein Lager zur Ruhe an.

James ſchlief bis in die Morgenſtunden des nächſten Tages hinein einen tiefen Schlaf. Wie ſehr erſchrak er aber, als er bei ſeinem Erwachen ſeinen edlen Gefährten krank, in heftigem Fieber, und ſo ermattet fand, daß er nicht vom Lager aufzuſtehen vermochte. „Ich habe eine ſchlechte Nacht gehabt, ſagte der edle Kranke; mein alternder Körper war einem ſolchen langen Kampfe mit dem Meere nicht mehr gewachſen. Ich will dir wünſchen, mein guter James, daß dir nicht doch noch endlich das Loos möge beſchieden ſeyn, auch mich im fremden Lande zurückzulaſſen.“

James nahm ſich der Pflege ſeines Kranken mit einer Treue und ausdauernden Liebe an, der er ſich ſelber nicht für fähig gehalten hätte, und zu der er auch wirklich vor kurzer Zeit noch nicht fähig geweſen wäre. Ach, ſo dachte er oft, wenn er, lauſchend auf jede Bewegung des Kranken, nebem dem Lager von dieſem ſaß, hätte ich doch dieſelbe Treue und Liebe meiner armen Mutter bewieſen, oder könnte ich dies einmal noch künftig thun. Wie ſollte ihr Das ein ſo ſüßer Troſt in ihrem Alter, und eine Vergeltung aller der um mich erduldeten Schmerzen und Sorgen ſeyn.

In den erſten Tagen des Krankſeyns des edlen Lords und des Aufenthaltes auf der kleinen Inſel, ging es, bis auf die Sorge und Leiden, welche die Krankheit mit ſich brachte, den beiden Schiffbrüchigen recht erträglich wohl. Der Pflanzer, der ſie aufgenommen hatte, ließ ihnen bereitwillig Alles zukommen, was zu ihrem Unterhalt unentbehrlich war, und überdies hatte der edle Lord ihm ſchon am zweiten Tage ſeines Aufenthaltes durch James, der bald auch in der gemiſchten Sprache ſich ausdrücken lernte, ſeine goldne, mit edlem Geſtein geſchmückte Uhr hinübergeſendet und ihm ſagen laſſen: bei ſeinem Tagesgeſchäft ſey eine gute Uhr ihm wohl ein angenehmer Begleiter, während er auf dem Krankenlager keiner Uhr bedürfe. Er ließe ihn deßhalb bitten, dieſe geringe Gabe zum Andenken des geſtrigen, freundlichen Empfanges von ihm anzunehmen. — Aber der wohlwollende Pflanzer mußte eine Geſchäftsreiſe nach dem Feſtlande, in eine ſeiner abgelegenen Beſitzungen machen; eine Reiſe, die ihn auf länger als vier Monate von dem hieſigen Hauſe entfernte. Die Haushaltung und Aufſicht über alle Geſchaftsführung war indeß einem Weibe übertragen, die eine Mulattin war, und welche ſelber an dem Anweſen des Coloniſten auf dieſer Inſel einen bedeutenden Antheil zu haben ſchien. Kaum war dieſer verreiſ't, als die beiden Geretteten alsbald eine große Aenderung ihrer bisherigen Lage erfahren mußten. Das Weib ließ ſie zuerſt fragen: ob ſie wohl noch eine Uhr hätten, die ſie ihr zu ihrem Geſchaft ablaſſen könnten, denn der Mitbeſitzer der Pflanzung, Pedro, habe die andere, die ſie hinübergeſendet hätten, mit ſich genommen. Da ſie aber erfahren, daß jene Uhr das Einzige von Geldwerth geweſen ſey, was die Beiden aus ihrem Schiffbruche gerettet hatten, veränderte ſie ihr Benehmen gar ſehr. Als James, wenigſtens für den edlen Lord, eine Erquickung zu haben wünſchte, ließ ſie ihm herausſagen: ſie ſey nicht gewöhnt, Müßiggänger in ihrem

Hauſe zu nähren. Die Feldarbeit fordre in dieſem Augenblick die Theilnahme rüſtiger Hände. Wolle er für ſich und ſeinen Kranken Brod haben, ſo möge er arbeiten.

Der Lord, dem James dieſe Aeußerung des Weibes wiedererzählte, ſagte: „Nimm dieſe Worte nicht zu ſchwer auf, mein James. Es fehlt ja wohl wirklich auf dieſer Inſel an arbeitenden Händen. Ich fühle mich in meiner Krankheit um Vieles erleichtert und gebeſſert, und mit Gottes Hülfe kann ich deiner Pflege nun entbehren. So gehorche der Frau und lege bei der nöthigen Arbeit mit Hand an, wo du nur kannſt.“

James war dazu gern bereit, denn ſein Herz war jetzt durch Gottes Gnade zu allem Guten willig geworden; er arbeitete vom Morgen bis zum Abend für ſich, und, als ſein edler Freund vom Krankenlager wieder aufgeſtanden war und man nun auch dieſem allerhand Geſchäfte aufbürden wollte, auch für dieſen, mit einer wahrhaft kindlichen Treue und Sorgſamkeit. Der Mulattin gefiel die Arbeitſamkeit des jungen, rüſtigen Burſchen; ſie ließ es den Beiden von nun an wieder an nichts Nöthigem fehlen, und ſchien beſonders in die Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit dieſer Fremden ein gutes Vertrauen zu ſetzen. — War ja auch wenigſtens der Sonntag ſelbſt, für den armen James, großentheils ein Tag der ſüßen Ruhe und Erholung.

Wenn der Jüngling ſo am Sonntag im Schatten ſeiner Hütte oder eines Baumes ſaß, da füllte ſich ſein Auge oft mit Thränen der Sehnſucht nach dem letzten Erbtheil ſeiner Eltern; nach dem lieben Buche, darinnen Alles enthalten iſt, was zum Heil, zum Troſt, zum Frieden der Menſchenſeele dienet. „Ach, betete er, gieb mir doch hier in der Wüſte das Brod des Lebens, führe mir doch einſt wieder eine Bibel zu.“ — Der Wunſch des Jünglings wurde auf eine unerwartete Weiſe erfüllt. Eines Tages ſendete ihn die Mulattin in den oberen Raum eines Nebengebäudes, damit er dort einen Bohrer ſuchen ſolle. Da ſieht er an der Wand mehrere europäiſche Kleidungen hängen, dabei Gewehre, und in demſelben Kaſten, wo der Bohrer lag, ſieht er ein Buch; er ſchlägt es auf, und wie groß iſt ſeine Freude! es iſt das theure Bibelbuch in engliſcher Sprache.

Vor Freuden außer ſich nimmt er den Bohrer in die eine, das Buch in die andere Hand, läuft hinab zu der Vorſteherin des Hauſes, und fragt ſie, ob ſie ihm wohl um Gotteswillen verſtatten wolle, zuweilen in dem Buche zu leſen. Die Mulattin lacht und ſagt: „Das Buch iſt im vorigen Jahre mit aus einem geſcheiterten Schiffe gerettet worden; Keiner von uns kann darinnen leſen; wenn du recht fleißig arbeiten und ordentlich ſeyn willſt, ſo kannſt du meinetwegen das Buch ganz behalten.“

Mit Entzücken drückt der Jüngling das liebe Bibelbuch an ſein Herz und trägt es wie ein unſchätzbares Kleinod in ſeine Hütte. Er verdoppelt ſeinen Fleiß, ſeine Aufmerkſamkeit auf alle Wünſche und Winke der alten Haushälterin und erleichtert dadurch ſich und ſeinem edlen Freunde das gemeinſame Loos gar ſehr. Sich ſelber hat er aber eine noch unbeſchreiblich viel größere Erleichterung aller der innern Laſten, die ihn bis dahin drückten, verſchafft, durch das werthe Buch, das er ſich von Dem erbetet hatte, der ja ſolche Wünſche gern erhört. So lang es nun Tag war, benützte er jeden ihm zur Ruhe vergönnten Augenblick zum Leſen; den ganzen Sonntag legte er das liebe Buch faſt gar nicht aus den Händen. Es war aber auch als ſeyen ihm auf einmal die Schuppen.

die ihn bis dahin am Sehen hinderten, von den Augen gefallen. In dem von ihm vorher ſo gering geachteten, göttlichen Buche ſah er jetzt eine Herrlichkeit und Weisheit, welcher alle Herrlichkeit und Weisheit der Erde nicht zu vergleichen iſt; er fand darinnen eine Luſt, welche lieblicher, ausdauernder und inniger war als Alles, was er bis dahin als Luſt gekannt hatte. Wenn ihm beim Leſen, beſonders Anfangs, eine oder die andere Frage einfiel, ſo beantwortete ihm dieſe gern der edle Lord, der ſich an dem von Gott geprüften Eifer ſeines jungen, kindlich treuen Freundes innig erfreute. So wurde das Herz des Jünglinges feſt und er fand in Gottes Offenbarung einen Grund, der nach einem Vergleich des ſterbenden Bill, „ſeinen Anker ewig feſt hielt.“ — Der Meeresſtrom, der ihn zu dieſer Inſel, die er ſpäter oft ſeinen geiſtigen Geburtsort nannte, hingeführt hatte, war für ihn einer jener ſegnenden Ströme der göttlichen Erbarmung geweſen, welche Alles, was lebt und Odem hat, erfüllen, mit Sättigung und Wohlgefallen.

Die innere Kraft der Freudigkeit, die ſeit den Stunden der göttlichen Traurigkeit, bei Bills Tode, in James Herz gekommen war, trug ihn zwar wie auf Adlersfittigen über alle die Mühſeligkeiten und auch Kränkungen hinweg, die ſein jetziger Stand, der im Grunde genommen nicht viel beſſer, als ein Sklavenſtand war, mit ſich brachte; aber der Leib, der von Kindheit an ſolcher Beſchwerden ungewohnt war, fing denn doch nach mehreren Wochen an, unter der Laſt der Arbeit und des afrikaniſchen Klima's gebeugt zu werden. Oefters glaubte er kaum bis zum Mittag, noch weniger bis zum Abend bei dem ſauren Geſchäft des Grabens oder Hackens ausdauern zu können, und er ſchrieb es nur der innern Stärkung zu, die ihm das Gebet gab, daß er nicht dabei unterlag. Wenn dann endlich die glühend heiße Sonne untergegangen und nun etwa auch jene Zugabe vom Tagesgeſchäft vollendet war, welche die ſtrenge Aufſeherin ihm noch aufgetragen hatte; dann konnte er nur mit ſchlotternden Knieen an ſein Lager ſchleichen, auf welchem ihn öfters die fieberhafte Ueberſpannung, die das unmäßige Anſtrengen in ihm erregt hatte, auch nicht einmal die gewohnte Ruhe finden ließ. Die Wangen des Jünglings waren dabei verfallen; ein öfteres Bluten aus der Naſe, obgleich durch daſſelbe vielleicht andere, heftigere Krankheiten verhütet wurden, half die Entkräftung beſchleunigen.

Der edle Lord ſah dieſes Alles mit der innigſten Theilnahme. Er verſuchte öfters, dem James ſein Geſchäft zu erleichtern und ſelber Hand anzulegen; aber der Jüngling war ſo eiferſüchtig auf die Erfüllung ſeiner Doppelpflicht, für ſich und ſeinen theuren, väterlichen Freund zu arbeiten, daß er mit Bitten nicht nachließ, bis der Lord, deſſen alternde Hand von der neulichen Krankheit noch geſchwächt war, wenigſtens von aller ſchweren Arbeit ſich enthielt. „James, ſagte dann der Lord öfters, du haſt auch äußerlich dem Geſetz deines Vaterlandes, das gerechte Strafe über dein Verbrechen ausſprach, Genüge geleiſtet. Zehn Jahre in Botany-Bay wären für deine leibliche Kraft kaum ſo anſtrengend und hart geweſen, als die zehn Wochen, die du hier auf der Inſel verbracht haſt. Ich hoffe, dies ſind die Wege des Friedens und der gnädigen Führung, um dich ehrer wieder in die Arme deiner Mutter zurückzubringen.“

An einem Feiertage, als ſich James in der heißen Mittagszeit mit ſeinem lieben Buch in den Schatten eines Felſen geſetzt hatte, um da leiblich und geiſtig auszuruhen hörte er plötzlich mehrere laute Stimmen in der Sprache ſeines lieben Vaterlandes reden. Er wendete ſich um, und ſah, daß der edle Lord mit noch zwei andern Herren auf ihn zukam. „James, ſagte der Lord, der Tag der Erlöſung, der Tag der Heimkehr zu unſerm Volk und in unſer Land iſt gekommen. Ein engliſches Schiff, das aus Oſtindien zurückkehrt, liegt nicht fern von hier vor Anker; ein Boot, darinnen dieſe Männer waren, iſt hieher gekommen, um friſches Waſſer einzunehmen, es wird uns noch in dieſer Stunde zu Schiff bringen, deſſen Kapitan noch überdies mir wohl bekannt iſt.“

Der arme James war bei dieſer Nachricht auf eine eigene Weiſe bewegt worden. „Ach mein Herr, ſagte er mit einem ſchmerzlichen Lächeln, wie darf ich, der arme Verbrecher, meinem Vaterland und ſeinen Geſetzen mich nahen?“

„Du gehſt, antwortete der Lord, unter Gottes, und wenn ich Das hinzuſetzen darf, auch unter meinem väterlichen Geleit und Schutz zurück in's Vaterland. Ich werde dort für dich reden; was billig iſt wird geſchehen.“

Die Verabſchiedung vom Hauſe des Koloniſten war geſchehen. Der edle Lord hatte das Boot, das Waſſer holte, in Eil wieder zum Schiff geſendet, und dort ſich aus der Börſe des Kapitäns ein Darlehen verſchafft, mit welchem er die Leute des Hauſes, das ſie beide nach ihrem Schiffbruche aufnahm, ſo reichlich beſchenkte, als ob ſie hier die ſtattlichſte Bewirthung und Bedienung in Anſpruch genommen hätten. Selbſt die alte Mulattin ſchien gerührt beim Abſchied, und begleitete ihre bisherigen Hausgenoſſen bis an's Boot; James dankte ihr noch einmal mit Thränen in den Augen für das theure, werthe Buch, das ſie ihm ſchenkte.

Während nun die Beiden auf dem engliſchen Schiffe, deſſen Kapitän ſie freudig aufnahm, ihre Reiſe ohne allen Anſtoß vollends nach England fortſetzen, iſt es Zeit uns auch einmal wieder nach der Mutter des James umzuſehen. Vielleicht erſcheint es hart von dem Unteroffizier, der die von James ſo ſchnöd vergeudete Bibel an ſich kaufte: aber es geſchah von ihm in guter Meinung, daß er bei ſeiner Rückkehr nach London nichts Eiligeres zu thun hatte, als zu der armen Mutter, deren Wohnung er beim Gefängnißwärter erfragte, hinzugehen, und derſelben ihre Bibel wieder zu geben. „Da habt ihr nun euer letztes Kleinod wieder, ſagte er, euer Sohn war es nicht werth; er hat's um ein Glas Branntwein verſchleudert.“

Durch dieſe Nachricht wurde die arme Wittwe vollends ganz zu Boden geſchmettert. Ein Schrei des Schmerzens entfuhr ihr, ſie ſank todtenbleich hin auf den hölzernen Seſſel, der, nebſt einer Bank mit Strohkiſſen, noch das einzige Geräthe ihres Zimmers geblieben war. Sie hatte längſt ſchon geglaubt, keine Thränen mehr zu haben; nun floßen dennoch Ströme der ſchmerzlichſten Thränen. Auch die letzte Hoffnung, die ſie noch gehegt hatte für James, ſchien ihr nun dahin zu ſeyn — der Sohn der Schmerzen war zum Gerichte reif. — Mitleidig ſtand der gutmüthige Unteroffizier. „Tröſte euch Gott, ihr armes Weib, rief er, ich kann euch nicht tröſten. Aber ich komme bald wieder zu euch.“

Der Unteroffizier lief eiligſt nach Hauſe zu ſeiner Frau, die in ihrer Weiſe eben ſo wohlwollend war, als ihr Mann, und mit dem Geſchäft einer Wäſcherin, das ſie betrieb, ſich wohl ernährte. Die Wohnung des Unteroffiziers lag zum Glück von der der Wittwe nicht weit ab; die beiden Eheleute waren deßhalb bald wieder bei der Leidenden, die ſie, ausgeſtreckt auf das Strohlager, in den heftigſten Bruſtkrämpfen antrafen. Die mitleidige, arme Hausgenoſſin ſtand bei ihr; aber es fehlte auch an Allem, was ihr hätte können zur Erquickung dienen. Das gute Weib des Unteroffiziers lief ſogleich, holte einen Arzt, der in der Nähe wohnte, und in deſſen Hauſe ſie als Wäſcherin bekannt war; beſorgte dann Thee und einige andere Stärkungen. Der Arzt ſagte: „Hier bedarf es vor Allem der Ruhe; und der ausgemergelte Leib muß Nahrung und Pflege haben.“ Der Unteroffizier hatte indeß dem Arzte Alles, was er von dem Schickſal der armen Wittwe wußte, erzählt. Der Doktor war gerührt. „Laßt jetzt mich ſorgen, [illegible]te er, ich habe eine Freundin, Miß Emilie L., der es [illegible]ſt iſt, wohlzuthun, und die Thränen ſolcher Schmerzen zu ſtillen. Noch heute ſoll die Arme haben, was ſie bedarf.“

Der Arzt hielt Wort. Noch an demſelben Tage erhielt die Wittwe einen Beſuch der edlen Miß Emilie L., welche mit dem geiſtigen Troſte, welchen ſie aus der rechten Quelle zu ſchöpfen wußte, zugleich den leiblichen brachte. In der nächſten Nacht ſchlief die Leidende in einem ſanften, bequemen Bette; ſie aß und trank aus der Küche der Emilie L.; ſeit der langen Zeit ihres Wittwenſtandes war ihr armer Leib nie ſo gelabt und gepflegt worden, als jetzt, wo er eben beides am meiſten bedurfte.

Aber bei dieſem Allen blutete dennoch die innere Wunde, der Schmerz um den verlorenen Sohn, noch immer fort. Es nahte jetzt Oſtern; acht Monate waren vergangen ſeit der furchtbaren Stunde des Abſchiedes von James. Da kam Nachricht: das Schiff, welches jene Verbrecher, unter denen James war, hinwegführte, ſey wahrſcheinlich untergegangen. Der unglücklichen Mutter blieb die Nachricht nicht verborgen. „Ach, ſo weinte und betete ſie, wenn auch der Leib zu Grunde gegangen iſt, möge doch Gottes ewiges Erbarmen die Seele gefunden und gerettet haben.“

Um dieſelbe Zeit, als in London Viele, vor Allen die Freunde des edlen Lords, den vermeintlichen Tod der Ihrigen beklagten, war der Oſtindienfahrer, der den James und ſeinen väterlichen Freund an Bord hatte, ſchon an der Küſte von England, im ſichern Hafen gelandet.

Als die Beiden, am dritten Tage nach ihrer Landung, auf der Themſe hinanfuhren, fragte der Lord den James: „Sage mir, mein junger Freund, im Fall dir, wie ich es hoffe, deine Schuld vergeben, und dir verſtattet würde, als reuiger und durch Gottes Gnade gebeſſerter Sünder, im Vaterland zu bleiben, welchen Stand würdeſt du dir wählen?“ — „Keinen andern, ſagte James, als den Stand, den ſich der verlorene Sohn bei ſeiner Rückkehr erbat: den Stand eines Taglöhners. Ich habe nun arbeiten gelernt, und hoffe hier in England wird mich's auch minder ſauer ankommen, als im heißen Afrika. Im Schweiß meines Angeſichts will ich von nun an mein Brod eſſen, und jeden Biſſen mit meiner armen, lieben Mutter, wenn ſie anders noch lebt, theilen.“

„Brav, ſagte der Lord, zum Landbauer kann ich dich ſelber machen.“

London war erreicht, und James mußte den edlen Lord in ſein Haus begleiten. Die Menge der Dienerſchaft, die Pracht und der Reichthum des Hauſes ſetzten den Jüngling in eine nicht geringe Verlegenheit. „Seht da, ſagte der Lord, als die erſten, innigen Bewegungen des Wiederſehens der Seinen etwas ſtiller geworden waren, den Retter meines Lebens. Dieſer junge Menſch hier, ein durch Gottes Gnade geheilter und bekehrter Sünder, hat mich mit eigener Lebensgefahr auf ſeinen Schultern den durch die Ebbe gebahnten Weg, über die Sandbänke des Meeres getragen, als meine Kraft ſo ſchwach war, daß mich die wiederkehrende Flut, unfähig ihr zu entfliehen, gefunden und verſchlungen hätte. Er iſt mein Krankenwärter, mein Pfleger, mein Verſorger geweſen im fremden Lande; hat für mich dort, mit aufopfernder Treue, des Tages Laſt und Hitze getragen, und in der That, daß ich heute euch wieder ſehe, das danke ich nächſt Gott dieſem Jüngling.“

Die edle Dame des Hauſes und die beiden Schweſtern des Lords dankten dem James mit Thränen im Auge; James, ſo ſehr ihn Verlegenheit und noch mehr das fühl ſeines Unwerthes drückten, empfand ein Vorgefühl der Freuden des Himmels.

„Du bleibſt heute hier, ſagte der Lord, deine Angelegenheit beſorge ich, und morgen ſuchen wir zuſammen deine arme Mutter auf.“

Man wies dem Jüngling ein Zimmer an. In wenig Stunden ſah er ſich mit anſtändigen Kleidern verſorgt; eine volle Börſe mit Gold reichte ihm der Lord mit den Worten: „Das gebe ich dir im Voraus für deine künftigen Taglöhnersdienſte; theile dieſen Biſſen mit deiner Mutter.“ — Auch der Sachwalter, der im Dienſte des Lords ſtand, war nicht müßig geweſen. Auf die Fürbitte und Bürgſchaft des hohen Lords durfte James frei in die Stadt gehen, wohin er wolle, bis ſeine Sache vor Gericht entſchieden ſey. — Selbſt von James Mutter hatte man Erkundigung eingezogen, und erfahren, daß ſie im erträglichen Wohlbefinden ſey. Die Zurückkunft ihres Sohnes war ihr noch verſchwiegen worden.

Am andern Morgen, am heiligen Oſterfeſte, befahl der Lord dem James, ihn in ſeiner Kutſche zu begleiten. Sie fuhren zuerſt zur Kirche, um Gott mit ſeiner Gemeinde zu danken für ihre Erlöſung und Rettung, und mitzufeiern das ſeligſt froheſte Feſt der Chriſtenheit. Mit welcher Bewegung dies geſchahe, das konnte nur Der wiſſen, der nach einer ſolchen, acht monatlichen Trennung zum erſtenmale wieder ein ſolches Feſt mitbeginnt im theuern Vaterland. Gleich nach dem Gottesdienſt hieß der Lord ſeinen Kutſcher nach jenem Theile der Stadt hinfahren, wo James Mutter wohnte. Als die Beiden vor der Wohnung der Wittwe ausſtiegen, ergriff den Jüngling ein ſo heftiges Herzklopfen, daß er ſich erſt faſſen mußte, ehe er im Stande war, die Treppe hinanzuſteigen. Unbemerkt kamen ſie hinauf zu dem einſamen Zimmer. Der Lord trat zuerſt hinein. „Liebe Frau, ſagte er nach kurzer Begrüßung zu der etwas erſchrockenen Wittwe, ich weiß, daß ihr von Herzen eine Chriſtin ſeyd, und daß Ihr euern Troſt und eure Freude an Gottes Wort findet. Ihr kennet die Geſchichte vom verlorenen Sohne. Wie wär's, wenn in dieſem Augenblicke ein ſolcher verlorener Sohn zu euch hintrete und zu euch ſagte: Mutter, ich habe geſündigt im Himmel und vor dir, aber vergib mir all das Herzeleid, das ich dir angethan habe, würdet Ihr ihm wohl da von Herzen vergeben?"

„Ach mein James, mein James, rief die Mutter mit innigſter Bewegung, lebt mein armer James noch?" — Er lebt nicht blos leiblich, ſagte der Lord, er lebt geiſtig als ein geretteter und begnadigter Sünder!“ — In dieſem Augenblick ging die Thüre auf und James ſtürzte zu den Füßen ſeiner Mutter. — Die Thränen der Armen waren von nun an getrocknet; ſie hatte den verlorenen Sohn und in ihm den Freund, den treuen Begleiter auf dem gemeinſamen Wege des Lebens auf ewig gefunden.

Der edle Lord blieb auf dem begonnenen Wege ſeiner Wohlthaten nicht ſtehen. Seiner vielvermögenden Fürſprache und kraftigen Verwendung gelang es, dem James, als dem Retter ſeines Lebens, Vergebung und die Losſprechung von dem Verbannungsurtheil auszuwirken; er ſelber war und blieb mit ſeinem ganzen Vermögen Bürge für das künftige Benehmen des Jünglings. Und er konnte Dies getroſt; für James und ſeine ganze ſpätere Lebensführung bürgte ein Anderer, der mehr als ein irdiſches Vermögen, der Blut und Leben zur Bürgſchaft dahin gegeben hat, und welcher kraftig ſorget, daß keine jener Seelen verloren gehe, die ihm recht übergeben ſind. — Auch hiebei blieb die Wohlthätigkeit des edlen Lords nicht ſtehen. Er beſchenkte den James mit einem ſchönen Landgut, welches eines ſeiner vielen Beſitzungen in Weſtmoreland war. Dorthin zog James mit ſeiner Mutter, ward der Troſt ihres Alters, ein Freund und Pfleger der Wittwen, der Waiſen, der Dürftigen; ein Muſter und Vorbild aller chriſtlichen Landleute der Umgegend. Nach ſeinem Tode, ſo hatte der kinderloſe Lord es feſtgeſetzt, ſollte James noch ein zweites, anſehnlicheres Gut zum Erbtheil haben.

Auch das Verſprechen, das der Lord dem armen, ſterbenden Bill gab, hatte er nicht vergeſſen. Er ſuchte die alte Mutter und die blinde Schweſter des Verſtorbenen auf und tröſtete Beide geiſtlich und leiblich. Sehet dies da, ſagte er zu dieſen, als er ihnen zu ihrer lebenslänglichen Verſorgung ein nicht unbedeutendes Kapital anwies, als ein Erbtheil eures ſeligen Bill an, der uns mit den letzten Kräften ſeines ſterbenden Leibes ſo weit durch's Meer hindurch gerudert hat, bis der Meeresſtrom kam, der uns aus Bill's Händen im Empfang nahm und nach Gottes Rathe an den Ort unſerer Rettung hintrug."

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer.

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt in Heſſen. Er hatte ſehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waiſen in ſein Haus und ſeine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, ſeine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, ſo unvermögend er ſelber war, ſtimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhülfe, in den Wunſch der Lehrer ein, und ſo trat Conrad, mit dem lebendigſten Eifer, den Weg der wiſſenſchaftlichen Bildung an, welcher ganz ſeinem Verlangen entſprach. Die gewöhnlichen Schulſtudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Univerſität entlaſſen werden. Auch hier wurde der beſcheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm ſein Durchkommen aufs Möglichſte erleichterte. Aber eben dieſer freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Univerſität und folgte demſelben; Conrad ſtand wieder allein mit ſeinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und ſelbſt dieſe armen Mittel ſollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher ſich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühſam ernährt hatte, ſtarb plötzlich; ſein ſehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldſtücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei ſeinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage ſeinem Neffen geſchenkt, und ſorgfältig, mit Hinzuſchreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier worinnen die Münzen eingewickelt waren, für dieſen aufgehoben hatte. Dieſe ganze Erbſchaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung ſeiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge ſeines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, ſondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war ſogar Willens, jene kleine Sparkaſſe den Kindern ſeines Onkels dazulaſſen; der Vormund derſelben aber rieth ihm, er ſolle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel ſey, einſt ein Amt beſcheere, das ihm ſein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinſen an die Hinterbliebenen ſeines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Univerſität zurück. Er verdoppelte ſeinen Fleiß, während er zugleich ſeine ſchon vorhin ſehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunter ſetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von ſeinem ſorgſamen Oheim erſparte Summe, noch das Einzige ſey, das ihm zur Fortſetzung ſeines Studirens geblieben war. Der Herbſt war ſchon weit vorgerückt; der Winter meldete ſich an mit einzelnem Schneegeſtöber; der arme Conrad wagte es nicht von ſeinem wenigen Gelde ſich Holz zu kaufen, welches in jener Univerſitätsſtadt in ziemlich hohem Preiſe ſteht; da erbarmte ſich ſeiner ſein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den ſein Geſchäft, als Schmied, faſt den ganzen Tag außer dem Zimmer, in der Werkſtätte aufhielt, indem er ihn einlud, in ſeiner wohldurchheizten Stube ſo viel zu leſen und zu ſchreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr gieng jetzt zu Ende, in welchem unſer Conrad viel gearbeitet und wenig gegeſſen hatte; denn ſeine tägliche Nahrung, ſeit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von ſeinem Hauswirth zum Mittagseſſen eingeladen wurde, faſt nichts anderes geweſen als Kartoffeln, Brod und Obſt. Bei all ſeiner Sparſamkeit ſahe er ſein ererbtes Geld faſt ſchon zur Hälfte aufgegangen; ſollte er jetzt einige Kleidungsſtücke, vornämlich Stiefel ſich kaufen, deren er nöthig bedurfte, ſo blieb ihm kaum noch für die nächſten Monate das Unentbehrlichſte übrig. Und ſeine Univerſitätsſtudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorleſungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch ſein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern geſegnet, mit andren äußren Glücksgütern aber nur wenig verſehen hatte. Von dieſem war Conrad ſchon mehrmalen, durch einen Handelsmann der die Jahrmärkte der Univerſitätsſtadt bezog, eingeladen worden: er ſolle ihn doch einmal während der Ferien beſuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe, gegen ihn, den Verlaſſenen, ſo wohl that, beſchloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäſche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; ſchon am nächſten Tage gegen Abend traf er bei ſeinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei ſich aufnahm.

„Warum,“ ſo fragte der alte Freund ſeines väterlichen Hauſes eines Tages Conrad, „warum entſchließen Sie ſich nicht zu einer Reiſe nach Holland? Sie wiſſen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Heſſe war, in Amſterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres ſeligen Vaters Munde, daß dort noch ſehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von dieſen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen. Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in dieſen Tagen mit wenig Koſten, ja vielleicht ganz umſonſt, auf einem Rheinſchiffe bis noch Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, deſſen Schiffer mir wohl bekannt iſt.“

Der Jüngling zögerte nicht lange auf dieſen Vorſchlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn ſelber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, ſprach dort mit dem Schiffer, verſorgte den jungen Reiſenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und ſelbſt mit etwas Geld und wünſchte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu ſeiner Reiſe.

Das ſchwer beladene Kornſchiff machte freilich keine großen Tagreiſen, doch ließen das ſchöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unſerm Conrad die Zeit nicht lang werden, welche dieſer auch noch überdieß zum Leſen und zum Schreiben auf dem langſam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabſchiedete ſich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu dieſen

Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches ſchon am nächſten Tage nach Amſterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit ſich ſelber und ſeinen Geſchäften ſo viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutſch verſtund, hatte er nach einem anſtändigen und nicht zu theurem Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinſchaftlichen Hindurchgehen, durch eine der nächſten Straßen, ein Gaſthaus an, das zwar nicht zu den vornehmſten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier ſetzte ſich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich als er ein Nachteſſen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewünſcht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwieß, war ſo reinlich und ſo bequem, wie er ſeit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling ſchlief hinter ſeinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war ſehr beſchämt, da er merkte wie ſpät es ſey; zu der Beſchämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach ſeiner Rechnung fragte und eine ſolche vernahm, durch welche der Reſt ſeines Reiſegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm koſtete, ſehr abgenommen hatte, faſt ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er ſein kleines Reiſebündlein und den Wanderſtab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer ſein Rathgeber und Führer war, hatte er ſich nach den

noch

noch in Amſterdam lebenden Verwandten ſeiner ſeligen Mutter erkundigt und erfahren, daß ſein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder ſeiner Mutter, zwar längſt geſtorben, daß aber ſein Sohn am Leben und ein ſehr vermöglicher Kaufmann ſey, welcher noch überdieß eine deutſche Gemahlin und faſt lauter deutſche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung ſeines Verwandten hatte er ſich genau beſtimmen laſſen. Er fragte jetzt einen müſſig an der Straße ſtehenden Mann nach den ihm bezeichneten Hauſe; dieſer führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine ſehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens, einen halben Gulden, und ließ ſich auch ſchlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus ſeines Verwandten ein. Du kommſt ja hier nicht nur zu nahen Vettern ſondern überdies zu deutſchen Landsleuten, ſo ſprach er ſich ſelber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauſes. Man wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre ſtill geſtanden hatte, fragte man endlich nach ſeinem Begehren. Er ließ ſich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte dieſem ſeinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schickſal ſeiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, ſchrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was iſt denn euer Begehren?“ — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da ſprach einer der jüngeren Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutſchen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberſtücken und wollte ſie dem Conrad reichen, dieſer aber, tief bewegt, verbeugte ſich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geſchäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortſchrieben.

Als er wieder allein war, ließ er ſeinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag ſchon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde, heute ſich ſättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreiſe nach Deutſchland beſtreiten ſolle? Der unerfahrere Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur ſchnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager ſuchen. In dem unüberſehlichen Gewirre der Gaſſen, Kanäle und Häuſer der Stadt, wie der Vorſtadt, und in der Sorge, etwa wieder einen ſo theuern Wegweiſer zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb ſich verirrt, an einer von ſeinem eigentlichen Heimwege weit abgelegnen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die ſich reichlich geſättigt hatten an dem Tiſch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautſchreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Conrad ſeine Thränen; „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter verſorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlaſſen noch verſäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod beſcheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland“.

Während er ſo am Strande hingeht, ſieht er, daß die immer höher anſchwellende Fluth eine Flaſche herbeiſchwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorſchimmert. Jetzt iſt ſie ſchon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günſtigen Stelle, wo er leichter ſich ihr nähern kann, hält ſie mit ſeinem Wanderſtabe feſt und iſt zuletzt ſo glücklich, ſie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flaſche ein Papier, deſſen Addreſſe ſich durch das Glas deutlich leſen läſſet, in ſich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und verſiegelt iſt. In gedankenloſer Neugier will er ſie am Boden zerſchlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich ausſehender Mann zuerſt Holländiſch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutſch verſteht auf Deutſch an und räth ihm, nachdem er die Addreſſe auf dem inliegenden Papier geleſen: er ſolle die Flaſche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuſchrift gerichtet war, denn auf dieſe Weiſe geben zuweilen Seeleute, wenn ſie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor ſich ſehen, noch eine letzte, wichtige Nachricht; und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, ſey verpflichtet, wenn er eine ſolche Briefflaſche finde, dieſe dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufſchrift laute.

Nach einigem Bedenken entſchließt ſich Conrad, ſeinen ſeltſamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen ſey, und daß er, gegen Rotterdam hin, noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müſſe.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und deſſen Lage von dem Fremden ihm genau beſchrieben war, endlich gefunden hatte, war es ſchon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warſt du bei deutſch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich ſo verächtlich, wie wird es dir erſt hier bei den ganz Fremden ergehen“, ſo denkt er bei ſich ſelber. Doch ſagt er einem der Bedienten die Abſicht ſeines Kommens. Man führt ihn ſogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Beſitzer des Hauſes, nimmt die Flaſche in Empfang, heißt Conrad niederſitzen, und öffnet dann die Flaſche. Nachdem er die Inlage geleſen, ſagt er in ziemlich geläufigem Deutſch: „Gott Lob, daß wir indeß neue und beſſere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flaſche ins Meer ſenkte, im Kanal in großer Gefahr ſchwebte, hat ſich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch ſoll Ihre Mühe nicht umſonſt geweſen ſeyn.

Mit dieſen Worten nahm der alte Herr einige Goldſtücke und reichte ſie dem Jüngling, der ſie dankend empfing und ehrerbietig grüßend ſich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach ſeinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Balding, ſagte der Jüngling, und bin aus Heſſen.

Wie? fragte der alte Herr, iſt Ihr Vater nicht Prediger in * * ?

Mein Vater war allerdings an dieſem Orte Prediger, aber er ſtarb ſchon vor faſt 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch ſie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wiſchte ſich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig ſchüttelte und ſagte: „Ich heiße Sie in meinem Hauſe willkommen. Ihr ſeliger Vater hat mich einſt 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in ſeinem

Hauſe wie einen Bruder beherbergt; ſeiner und Ihrer ſeligen Mutter treuen Pflege danke ich nächſt Gott mein Leben, ja, was noch mehr iſt, ich danke dem geſegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, beſſeres Leben in meiner Seele, welches ſeitdem nicht ohne Frucht geblieben iſt; ich bin durch ihn, aus meinen jugendlichen Verirrungen, zu mir ſelber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in dieſem Hauſe, deſſen Beſitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geſchäft an, und Gott hat mich reichlich geſegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hauſe des edlen Holländers ſo einheimiſch, als ſey er von Kindheit an da bekannt geweſen. Die Zeit der Ferien gieng aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreiſe. Wie erſtaunte er ſo freudig, als er am Tage vor ſeiner Abreiſe auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäſche, auf ſein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweiſung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbeſtimmte Zeit, von einem Handelshauſe in Kaſſel, jedes Vierteljahr 200 holländiſche Gulden ausgezahlt werden ſollten. Tief gerührt ſchied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er dieſen ſahe. Denn nachdem er in Göttingen ſeine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland und erhielt, durch eine beſonders günſtige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre ſegensreich wirkte. Er hatte es, bald nach ſeiner Anſtellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter ſeines Wohlthäters anzuhalten und erhielt dieſe. Das ſchöne, große Haus, das Conrad Balding in Amſterdam bewohnte, und in welchem ſo mancher deutſche Landsmann gaſtfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geſchichte ſeines Beſitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer“. Auch den Kindern ſeines treuen Pflegvaters und Oheims in Heſſen hatte Herr Balding das mit reichen Zinſen wieder erſtattet, was ihr Vater in ſeiner Armuth auf ihn gewendet hatte; ſie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensſpruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, ſein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und ſein ausreichendes tägliches Brod in Frieden eſſen konnte.

Hanſel von Dietfurt.

Als ich einmal vor mehreren Jahren auf einer Wanderung war, kam ich müde und hungrig genug im Wirthshaus zu Gemünden am Maine an, und während ich mich da an etwas Weißbrod und einem Schoppen Wein labte, trat ein Mann mit einem Knäblein herein und ſetzte ſich höflich grüßend in meiner Nähe nieder, um da zu ſeinem Schwarzbrod ein Glas Aepfelmoſt zu trinken. Der Mann fiel mir auf; er war von ſtattlicher Figur, und ſein Anzug, bis auf den linken Aermel, welcher etwas zerriſſen ſchien, ganz ſauber. Mehr aber, als der Mann ſelber, gefiel mir ſein kleines, rothbackiges Büblein, das von Zeit zu Zeit auf mich und mein Weißbrod hinſchaute, ſo daß mirs ſchien, es möchte wohl lieber Weißbrod mit mir eſſen, als Schwarzbrod mit ſeinem Vater. Ich winkte daher den Kleinen zu mir hin, und wir beide wurden, beim gemeinſamen Frühſtück, gar bald gute Freunde. Dies ſchien dem Alten auch zu gefallen; wir kamen mit einander ins Geſpräch, und ein Wort gab das andre, ſo daß ich den Mann zuletzt fragte, wer er ſey und wie er heiße?

Ich bin, ſo erzählte mir nun derſelbe, der Hanſel von Dietfurt; und, ſo wie ich nun ausſehe, ſieht mirs freilich niemand an, daß ich ſo weit in der Welt herumgekommen bin; denn ich bin nicht blos in Weiſſenburg und Ansbach, ſondern ſogar in Holland und in England und in Tſchämaik (Jamaika) geweſen, das eine Inſel iſt, die im Meere liegt, und wo der Zucker und Kaffee wächſt.

Ich winkte dem Wirthe, daß er dem Hanſel auch einen Schoppen Wein einſchenken und ein Weißbrod geben ſollte, und fragte dann weiter: Ei wie iſt er denn ſo weit über Waſſer und Land gekommen?

Sehen Sie, fuhr der Hanſel fort, das iſt ſonderbar zugegangen. Mein Vater ſeliger war Bauer und hatte ein Gütlein; und ich könnte jetzt auch ein Bauer ſeyn. Da ich aber noch ein Bub war, wollte ich durchaus nicht gut thun beim Bauernſtande; ſondern ich wollte ein Herr ſeyn und werden. So ein Herr und Bürger wollte ich ſchon damals gern ſeyn, wie mein Taufpath, der Schneidermeiſter drinnen in der Stadt, der eine vergoldete Uhrkette trug und blanke Knöpfe am Rock. Und wenn vollends mein Vetter aus Treuchtlingen, der Handlungsdiener, einmal bei uns geweſen war, da ſtand mir mein ſchlechter Bauernkittel lange Zeit nicht an, obwohl meine Großmutter dann immer zu mir ſagte: Hanſel, Hanſel

Viel beſſer iſt ein Stücklein Fleiſch im Topf
Als Waſſerſuppe und ein blanker Knopf.

Oder auch:

Ein Maul voller Wind hat der Burſch aus der Stadt;
Das Bauernkind das ißt ſich ſatt.

Und was dergleichen Verslein, deren meine ſelige Großmutter gar viele wußte, mehr waren. Ich aber ließ mir nichts ein- noch ausreden, ſondern blieb dabei, ich wollte kein Bauer werden, ſondern ein Schneidermeiſter in der Stadt. Mein Herr Path redete mir auch recht zu, ſagte, ich ſollte nur zu ihm in die Lehre kommen, er wolle mir bald einen Rock ſchenken, wie ihn die Stadtleute trügen;

denn ein ſolcher Kittel ſchicke ſich doch einmal gar nicht für einen ſo hübſchen Buben, wie ich ſey, und in ein Paar Jahren könne ich auch Meiſter ſeyn, ſo gut wie er. Freilich ſagte mir meine alte Großmutter noch öfter:

Ein ſtarker Daumen und Bauernblut,
Die paſſen nicht gut zum Fingerhut;
Wer friſch iſt und hat Kräfte genug,
Der bleibe lieber beim Roß und Pflug.

Ich aber gieng eben doch, da mein Vater damit zufrieden war, zu meinem Herrn Pathen in die Stadt Weiſſenburg, und ließ mich in die Lehre einſchreiben.

Gleich am erſten Abend hörte ich im Vorbeigehen die Meiſterin in der Küche zu ihrem Manne ſagen: Hilf Himmel, was hat der Bub für ein Knötles-Geſicht, gerade wie der dicke Conrad in Ellingen; wie ſollen wir den ſatt füttern? und ich dachte mir wohl, daß ſie von mir redete; denn im ganzen Hauſe hatte ſonſt Keiner ein rundes Knötles-Geſicht, als ich; den Andern ihres war eher lang und ſchmal, wie eine Schneiderselle. Auch wollte mir der Meiſterin ihre Suppe nicht recht ſchmecken. Denn zu Hauſe bei meiner Mutter war die Suppe ſo beſchaffen, daß man hätte können zehn Löffel unter dem Brod und dem andren Eingebrock verſtecken, und noch Meſſer und Gabeln dazu, ſo dick war ſie; hier aber bei der Meiſterin, hätte man alles Brod, das in der Schüſſel ſchwamm, mit einem einzigen Löffel verdecken können. Siehſt du, Hanſel, ſagte die Meiſterin, das iſt Stadtſuppe; wer möchte wohl ſo dicke Bauernſuppe eſſen, wie ihr auf dem Dorfe eßt. Ich aber dachte in meinen Gedanken: ich möchte wohl!

Nun, bei meinen Meiſtersleuten wäre mirs gerade nicht ſchlimm gegangen, wenn michs nur nicht immer ſo gehungert hätte, und wenn die Nähnadel nicht ſo gar dünn, ſondern lieber dick, wie eine Fuhrmannspeitſche geweſen wäre. In der Meiſterin ihre Manieren konnte ich mich auch nicht finden. Denn wenn ich den Löffel mit der Hand anfaßte und zur Schüſſel führen wollte, ſagte ſie, das ſchicke ſich nicht, ſondern ich müſſe den Löffelſtiel auf franzöſiſche Weiſe nur mit drei Fingern halten; auch ſollte ich die Knochen mit dem Fleiſche nicht in die Hand nehmen und ſo verſpeiſen, ſondern das Fleiſch hübſch mit Meſſer und Gabel los machen. Ehe ich aber nur die Finger recht ins Geſchick ſetzen konnte, hatten die Geſellen und der Meiſter ſchon alles Eingebrock aus der Suppe, und das Fleiſch aus der Schüſſel heraus und ich konnte meine franzöſiſchen Manieren an Waſſer und Luft probiren. Gleichfalls wollte mir es auch mit dem Rocke nach der ſtadtiſchen Mode, den mir mein Herr Path geſchenkt hatte, nicht recht zu Paſſe gehn. Der war weder lang noch weit genug; wenn ich den einen Aermel vorzog, ſo fuhr der andre dafür hinter; zog ich nach oben, ſo fehlte es nach unten, und wenn ich mich etwa einmal unvorſichtig bückte und mit der Hand zur Erde langte, da zerplatzte die Nath an Schultern und Aermeln und ich hatte nur immerfort an meinem Rock zu flicken und zu ſticken.

So gieng es etwa ein halbes Jahr nach einander fort, da ſtand ich einmal an einem Sonntag Abends gar hungrig und faſt traurig an der Hofthür, beim Kronenwirth. Da kam ein fremder Herr an mich heran, in einem ſchwarzen Frack und mit aufgewichstem Haar, und fragte mich, ob ich ihm nicht einen kleinen Dienſt leiſten möchte, er wolle mir etwas zu eſſen dafür geben laſſen und ein Trinkgeld dazu. Ich, da ich vom Eſſen hörte, war gleich zum Dienſt fertig; ich gieng mit dem Herrn hinauf und bekam da gut zu eſſen und Bier dazu. Da ich nun aufgegeſſen hatte, was auf dem Tiſche war, ſagte mir der Herr mit dem aufgewichsten Haar, ich müßte jetzt, wenn er den Gäſten etwas vortrüge, den Jackel machen. Ich ſagte darauf, ich könne den Jackel nicht machen, denn ich ſey der Hanſel. „Iſcht auch gut, ſagte der Herr, ſo ſollſt du den Hanſel machen.“

Nun war ſelbigen Tag beim Kronenwirth ein Hochzeitſchmaus geweſen. Der fremde Herr mit dem aufgewichsten Haar, der da durchreiste, war ein ſolcher, der den Leuten was herſagt, mit einer gar närriſchen Stimme; es iſt nicht gelacht und iſt nicht geheult; ordentlich geredt iſt es aber auch nicht; die Leute heißen das gedeclamirt. Er hatte es den Gäſten geſagt; und dieſe wollten ſich vor dem Tanze etwas vordeclamiren laſſen. Mir ſagte er vorher, ich ſollte nur immer, ſo oft er ſpräche: Wie nun, Hanſel? einmal Ja und einmal Na ſagen, und zeigte mir, wie ich mich dazu hinſtellen ſollte. Anfangs, da die Sache oben im Tanzſaale losgieng, ſagte er was her, dabei wurde nicht gelacht; und ich habe ſchon manchen Herrn auf der Kanzel ſo predigen geſehen und gehört. Als aber das: „Wie nun Hanſel“ kam, und ich mich, ſo wie er mirs geſagt hatte, vor ihn hinſtellen und einmal Ja, dann Na ſagen mußte, da lachten alle Gäſte gar ſehr; ich weiß aber nicht mehr recht, warum ſie eigentlich lachten; denn mir kam es nicht ſehr ſpaßhaftig vor. Da wir nun fertig waren, und der Herr viel Geld eingenommen hatte, fragte er mich: Hanſel, hätteſt du wohl Appetit, noch was zu eſſen? Ich ſagte, Appetit hab ich immer. Da ließ mir der Herr noch was zu eſſen geben, obwohl es ſchon ſpät am Abend war. Als ich nun Alles ordentlich aufgegeſſen hatte, ſagte der Herr weiter: Nicht wahr

Hanſel, bei mir iſts gute Zeit? Wie wärs, möchteſt du nicht immerfort bei mir bleiben, und mit mir auf Reiſen gehen? Sieh, ich laß dir einen andern, grünen Rock machen, und zu eſſen giebts auch genug. Ich ſagte: Ja da muß ich erſt meinen Herrn Pathen und meinen Vater fragen. Deinem Pathen, ſprach der Herr, laß ichs morgen (denn heute ſind ſchon alle Leute zu Bett) durch den Hausknecht, und dein Pathe läßt es dann deinem Vater ſagen. Die werden ſich alle Beide freuen, daß du ſo ein Glück machſt; denn über ein Paar Jahre kannſt du ein Herr ſeyn wie ich. Ich dachte, das wäre gut, und ſagte Ja; aber nachher habe ich erſt eingeſehen, wie unrecht und gottlos das war, daß ich ſo, ohne meine Leute zu fragen, mit einem fremden Menſchen auf und davon gieng; und wenn mirs ſpäterhin einmal recht ſchlimm ergieng, dachte ich immer: das haſt du wohl verdient mit deinem Davonlaufen.

Am andern Morgen, ganz früh, fuhren wir denn in einer Kutſche weiter, und das gefiel mir gar wohl, denn ich war mein Lebtage noch in keiner Kutſche gefahren; auch hatte ich zu eſſen genug; dazu war auch das Wetter ſchön. Gerade aber, als das gute Wetter aus war, war's auch aus mit meines Herren Baarſchaft. Wir hatten ſchon am Abend, im Wirthshaus, ſchmale Biſſen genommen; denn mein Herr ſagte, er ſey noch von geſtern ſatt. Am andern Tag ſchnürte er unſern Bündel, worin das Mehrſte etliche Bücher waren und eine Geige; dann ſchaute er zum Fenſter hinaus und ſagte: ei was iſt das für ein ſchöner, fruchtbarer Regen! Ich fragte: ob ich kein Fuhrwerk beſtellen ſollte; er aber meinte, das Fußgehen ſey uns geſünder; und ſo zogen wir ohne Frühſtück ab und ich mußte den Bündel tragen. Da fiel mir, auf dem rutſchigen Wege, gar oft ein Reimlein meiner Großmutter ein:

Heut fahr'n wir in der Kutſchen
Und morgen woll'n wir rutſchen;
Heut treiben wir's gar groß und reich,
Und morgen ſind wir an der Neig.

Denn das war nun einmal bei meinem Herrn nicht anders. Hatte er Geld, ſo ließ er uns Beiden nichts abgehen; aber lange dauerte die Freude niemals. In Altenburg, im Hirſch, hatte er mit ſeinem Declamiren und Geigen viel Geld verdient, und beſonders lachten die Leute über das „Wie nun Hanſel?“. Da ſagte er: Hanſel, ich kann dich in deinem geflickten Rock nicht mehr ſehen, und kaufte mir bei einem Trödler einen gar ſchönen, grünen Rock. Als wir aber etliche Tage in der Stadt geblieben waren, und mein Herr eben nichts geſpart hatte, zogen wir zu Fuß weiter, und in Borna ſagte mein Herr: Hanſel, ich ſehe doch, daß dir dein grüner Rock nicht recht gut ſteht. Er iſt viel zu altmodiſch. Wart, in Leipzig auf der Meſſe kauf ich dir einen andern; den grünen da wollen wir hier verhandeln. So mußte ich denn meinen geflickten Rock wieder anziehen. Mein Herr zeigte den grünen Rock in Borna, nicht weit vom Thor, einer Käuflersfrau; die bot die Hälfte von dem, was der Rock in Altenburg gekoſtet hatte, und mein Herr ſagte: Nun, damit Handel und Wandel beſtehe, ſo nehmt ihn hin! Und ſo bekam ich verſchiedene Röcke: in Leipzig einen grauen, mit gelben Aufſchlägen, in Deſſau einen blauen, in Hannover einen rothen; aber dazwiſchen mußte immer der alte, geflickte Rock wieder herhalten, denn der neugekaufte wurde immer wieder verkauft, wenns an Geld gebrach, und ich mußte mir das gefallen laſſen, da es mit meines Herrn eignen Sachen auch nicht anders gieng. Doch das hätte ich mich ſo ſehr nicht anfechten laſſen, wenn das viele Hungerleiden nicht geweſen wäre. Denn wenn wir einmal wieder etliche Tage in Hülle und Fülle gelebt hatten, da gieng das Faſten wieder an; und wenn ich drüber jammerte, daß ich ſo hungrig ſey, ſagte mein Herr: Ei Hanſel, wer wird ſo ſinnlich ſeyn! Haſt du nicht vorgeſtern und am Sonntag gegeſſen genug? —

So kamen wir zuletzt nach Holland. Dort wurde mein Herr, weil er ſchön geigen konnte, angeſtellt beim Komödianten-Weſen. Er ſagte zu mir: Hanſel, ich kann dich nun hier nicht mehr brauchen, weil's mit deinem Franzöſiſch-Sprechen eben nicht weit her iſt; du mußt nun ſehen, daß du mit deinem Dietfurter Deutſch dein Glück machſt, denn das iſt hier was Seltenes. Er ſchenkte mir ein Paar Gulden Geld und einen Hut, der noch faſt wie neu war. Auch hatte ich noch den rothen Rock von ihm aus Hannover; mit den Unterkleidern und der Wäſche ſahe es aber gar ſchlecht aus, und die Stiefeln wären zwar obenher noch gut geweſen, unten aber war keine Sohle mehr dran.

So ging ich mit meinem Paar Gulden in ein Wirthshaus. Nun verſtanden aber die Leute an ſelbigem Orte gar kein Deutſch, und ſo oft ich auch ſagte, ich wollte gern Rindfleiſch, „Rindfleiſch möchte ich“, ſo konnten ſie doch nicht capiren, was ich unter dem Rindfleiſch meinte. Da ſaß nun an dem einen Tiſch ein Herr, der ſah gar blaß und hager aus, war aber ſchön gekleidet und hatte zwei goldne Uhrketten anhängen. Der redete mich auf einmal deutſch an, fragte mich, woher ich ſey, und wie ich daher gekommen? Dem erzählte ich Alles. Der Herr ſagte: mit deinen Paar Gulden Geld wird es bald aus ſeyn und dann ergeht dir's miſerabel da in der Fremde. Weil du aber mein Landsmann biſt, denn ich bin auch aus Bayern, ſo will ich dir zu einem Verdienſt verhelfen, wobei du bald reich werden kannſt. Du ſollſt Arbeit haben in einer Zuckerſtube, da bekommſt du jeden Tag zwei Gulden Lohn.

Ich nahm das mit Freuden an; denn ans Arbeiten war ich gewöhnt, und das beſtändige Herumlaufen mit meinem vorigen Herrn hatte ich ſchon lange ſatt. Aber ich konnte es nicht lang treiben. In den Zuckerſtuben, wo der weiße Zucker gemacht wird, war es ſo jämmerlich heiß, daß mir Anfangs Hören und Sehen darin verging. Jetzt ſah' ichs ein, warum die Leute, die da arbeiteten, alle ſo blaß und mager waren; denn nach vier Wochen ſahe ich ſelber nicht viel anders aus. Nun hatte ich mir zwar etwas Geld erſpart, auch einige Kleidungsſtücke und Wäſche angeſchafft; da aber wurde ich auf einmal ſo krank, daß ich dachte, ich müſſe ſterben. Auf meinem Krankenlager fielen mir manche gute Sprüche und Liederverſe ein, die ich in meiner Aeltern Haus und in der Schule gehört hatte, und ich betete recht herzlich zum lieben Gott. Auch kam ein recht frommer Herr Pfarrer zu mir ans Krankenbett, der deutſch verſtand. Dieſer ſagte mir, daß alle meine Noth, die ich bisher ausgeſtanden hätte, von meinem Hochmuth herkäme, weil ich immer hätte wollen ein Herr werden, und bat mich: ich ſollte doch recht von Herzen umkehren zum lieben Gott, dem ich auch davon gelaufen ſey, und zu meinen Aeltern. Ich glaubte ihm das wohl Alles, als ich aber wieder geſund war, hatte ichs bald vergeſſen, und da mir Einer zuredete, ich ſolle nicht wieder auf eine Zuckerſtube gehen, ſondern lieber als Matroſe mit zu Schiffe, das ſey eine viel geſündere Lebensart, und ich könne wohl mit der Zeit noch Capitän werden, und ein gar reicher Herr, da that ich das, und ging als Matroſe mit zu Schiffe, erſtlich nach England, darauf nach Tſchämaik.

O lieber Herr, was habe ich da alles für Noth und Angſt ausgeſtanden! Zweimal Seeſturm erlebt, daß wir Alle dachten, wir müßten zu Grunde gehen; den Scharbock hab' ich ſechs Wochen lang gehabt, daß ich kein Glied rühren konnte und in Tſchämaik das gelbe Fieber. Da ich wieder vom Bett aufgeſtanden war, ſagte einer meiner Cameraden, der deutſch ſprach, zu mir: Da ſieh nur Hanſel, wie's hier ſchön iſt, da wachſen Kaffeebäume und Citronen. Ei, dachte ich, wär' ich lieber in Dietfurt, bei unſerm Holzbirnbaum, ich wollt' nimmer keinen Kaffee- und Citronenbaum ſehen. Hätte ich doch, ſo dacht ich oftmals, in Holland dem frommen Pfarrherrn gefolgt, und wäre umgekehrt zu meines Vaters Hauſe! Nun, ſo ſprach ich weiter in meinem Sinne, ich will wenigſtens thun, was ich jetzt thun kann: ich will recht von Herzen umkehren zum lieben Gott. Da ich ſo dachte, mußte ich viel weinen; denn ich war nun wohl etwas mürbe geworden durch das viele Elend. Ich ſuchte mir die heilige Schrift her, die mir der gute Pfarrherr in Holland geſchenkt hatte, und las nun alle Tage gar viele Stunden darinnen; auch habe ich zum lieben Gott gebetet, daß er mich doch in Gnaden als den verlornen Sohn wieder annehmen möge. Das Herrwerden war mir nun gänzlich vergangen; ich dachte: wärſt du ein armer Mann und dein Gott wäre und bliebe nur immer ſo bei dir, ſo wäre das gut genug, und du willſt nichts Anderes begehren.

Als ich wieder nach Deutſchland kam, ging ich gleich mit meinen Paar erſparten Gulden der Heimath zu. Aber meine Großmutter und mein Vater waren indeß geſtorben;

meine Leute hatten mich für todt gehalten; die Mutter wohnte bei meinem Schwager und meiner Schweſter auf dem Gütlein. Sie freuten ſich wohl Alle ſehr, mich zu ſehen, aber anzufangen war nicht viel für mich in Dietfurt. Da bin ich nun hieher gekommen, habe mich bei Gemünden in einem Dorfe niedergelaſſen und verheirathet; habe ein Häuslein und ein Stück Feldes geerbt von einer Baſe, und danke Gott alle Tage, nicht bloß, daß ich wieder auf deutſchem Grund und Boden bin, ſondern daß Er in allen Stücken ſo gut gegen mich verlornen Sohn geweſen iſt.

Als der Hanſel dieß ſagte, wiſchte er ſich die Augen. Wir gaben und ſchüttelten uns beim Abſchied die Hand; und ich kann wohl ſagen, daß ich mir Viel aus dem Hanſel ſeiner Erzählung gemerkt habe.

Züge
aus dem Leben der Morgenländer.

Die Peſt und Ueberſchwemmung in Bagdad *).

Es war im April des Jahres 1831, als die Peſt mit verheerender Gewalt über Meſopotamien ſich ausbreitete und mit jedem Tage näher gegen Bagdad vordrang. Vergebens hatten die in der Stadt verweilenden Engländer den Paſcha erſucht, er möge eine Quarantäne der Stadt gegen die verpeſtete Landſchaft anordnen: er blieb dabei, daß eine ſolche Maaßregel gegen den Buchſtaben und den Geiſt des Koran ſey, und daß ſie das Uebel eher herbeiziehen als abhalten werde.

In Bagdad ſelber brach die Peſt zuerſt im Quartier der Juden aus, wahrſcheinlich durch verkäufliche Kleidungsſtücke von Verpeſteten dorthin geſchleppt. Aber obgleich hier fünf Perſonen in einem Hauſe plötzlich ſtarben und der Todesengel der Seuche nach allen Richtungen ſeine Herrſchaft verbreitete; obgleich man ſchon auf vielen Gaſſen das Geheul der wehklagenden Frauen faſt ohne Un-

---

*) Aus Wellsted, Travels to the City of the Caliphs; including a Tour on the Island of Socotra. Vol. I. Lond. 1840.

terlaß hörte, welches den Tod eines Verwandten verkündet, gieng dennoch das tägliche Treiben und Gewerbe des Volkes in den Bazars und den Kaffeehäuſern noch eine Zeit lang ſeinen ungeſtörten Gang. Auch ſpäter ließen ſich viele der altgläubigen Moslimen in ihrer Gemüthsruhe nicht ſtören, als bereits Andre, namentlich die chriſtlichen Bewohner ihr Leben durch die Flucht oder durch ſtrenges Abſchließen in den Häuſern zu retten ſuchten. Freilich hatten ſich auch dieſe beiden Rettungsmittel in den meiſten Fällen als unzureichend erwieſen; denn in der Wüſte wartete mit den räuberiſchen Beduinen zugleich die nämliche Todesgefahr auf die Flüchtlinge, und in die vom hinwegeilenden Volk überfüllten Boote hatte ſich auch die Peſt mit eingeſchlichen und wurde aus ihnen mitgenommen in die neuen Zufluchtsörter; das Abſperren der Häuſer aber wurde ſchon dadurch unwirkſam gemacht, daß ſich mehrere der mohamedaniſchen Dienſtboten aus ihnen hinausſtahlen, um in der Stadt ihre kranken und ſterbenden Freunde und Verwandten zu beſuchen.

Herr Ormsby, deſſen Beſchreibung des damaligen Jammerzuſtandes von Bagdad wir hier im Auszug mittheilen, bewohnte ein etwas erhöht liegendes Haus. Von dem Dache deſſelben konnte er es bemerken, wie die Zahl der Bewohner der Nachbarhäuſer, die man ſonſt aus der Zahl der nächtlichen Lager auf ihren Dächern erkannt hatte, abgenommen habe. In einem derſelben hatte ſich die Menſchenzahl von 25 bis auf 6 vermindert, und, wenn auch nicht in gleichem Maaße, hatte faſt jedes Haus dem Tode ſeine Opfer gebracht.

Die Peſt war in der Mitte des ſchon erwähnten Monates bis zu ihrer furchtbarſten Macht angewachſen; es ſtarben zuweilen in einem Tage gegen 1000 Menſchen;

aber auch hier mußten die von tiefer Noth Gebeugten bald die Erfahrung machen, daß es noch ein größeres Unglück gebe als jenes, welches die Peſt bringt, und daß es immer noch leichter zu ertragen ſey, wenn wir, bei ſolch allgemeinem Unglück, in die Hände Gottes fallen als in die der Menſchen, in denen ein Geiſt des Bruderhaſſes wüthet.

Mitten in den Tagen des tiefeſten Elendes hatten ſich in der Stadt mehrere Banden von Raubmördern gebildet, welche die menſchenleeren Gaſſen und Häuſer durchzogen, einen Theil der noch Lebenden ermordeten und ihrer Güter ſie beraubten. Dieſe Wüthrige pflegten ſich gewöhnlich dadurch zu ihrem furchtbaren Werk aufzureitzen, und, nach ihrer Meinung vor der Gefahr der Anſteckung zu ſchützen, daß ſie in geiſtigen Getränken und durch andre ähnliche Mittel bis zur Tollheit oder Sinnloſigkeit ſich berauſchten; es war als begegnete man Dämonen, Geſtalten der Hölle, wenn man ihre verwilderten Geſichtszüge und raſenden Bewegungen ſahe; eine Schaar von Wahnſinnigen ſchien ſich von ihren Ketten losgemacht zu haben. Ormsby konnte niemals jenen ſchauderhaften Eindruck aus ſeiner Erinnerung los werden, welchen einſt der Anblick einer ſolchen Schaar von Raubmördern auf ihn machte, an denen ſein Weg ihn vorbeiführte. Sie befanden ſich in dem unteren, offenen Zimmer eines Hauſes; ein altes, häßliches Weib reichte ihnen geiſtige Getränke und halb rohes Fleiſch; einige ſaßen mit ſtieren Blicken und ihrer ſelber nicht mehr mächtig am Boden, ſtürzten jedoch noch immer das berauſchende Gift in ſich hinein; Andre tobten mit wildem Geſchrei in dem Zimmer herum, ſchlugen mit Schwertern und Dolchen um ſich und feuerten dabei ihre Gewehre ab, nicht beachtend, ob ſie damit die Wand oder einen ihrer berauſchten Diebsgenoſſen träfen.

Ein Freund unſres reiſenden Engländers: Muſtapha Aga, lag tödtlich krank an der Peſt darnieder; zwei von ſeinen Leuten waren ſo eben verſchieden, man traf Anſtalt, die Leichname hinwegzuſchaffen. Sein treues Weib ſaß neben ihm, ſie hielt das Haupt des geliebten Kranken, der am Boden auf einem Feldbette lag, auf ihrem Schooß. Da hört man unten die Hausthür aufſprengen; ein furchtbares Geſchrei erhebt ſich; doch die Stimme der innren Vertheidiger des Hauſes verſtummt bald, ein lautes Gepolter auf der Treppe, und Töne, wie von Raſenden, kommen immer näher, die Thüre des Krankenzimmers wird aufgeriſſen, die Wüthrige treten herein. Da iſt nur noch ein Geſundes und Lebendes zu finden: die treue Gemahlin, die andern Alle ſind Leichname oder Sterbende. Muſtapha Aga hat nur noch Kraft zu ſehen, und die wild verzerrten Mienen jener Raſenden, welche er ſieht, verrathen ihm wohl, was ihre Abſicht ſey; aber er vermag keinen Finger zu rühren zur Vertheidigung der Geliebten, für die er ſo gern ſein Leben gelaſſen hätte. Einer der Mörder tritt ihr näher; ſie bittet um das Leben des Gemahles und um ihr eignes; nur einen Augenblick macht Jenen der Anblick der außerordentlichen Schönheit des Weibes zögern, ſchon im nächſten erhebt er ſeinen Dolch und ſtößt ihr ihn tief in die Bruſt; ſie ſinkt neben dem Gemahl hin; dieſer fühlt wie das warme Blut aus dem treuen Herzen über ihn hinfließt. Ihn, den ſcheinbar Sterbenden, hielten die Mörder keines Dolchſtoßes werth; ſie ziehen ihm die Ringe vom Finger; er ſieht und hört noch, wie die Raſenden, mit einem Hohngelächter über den Mord der ſchönen Frau, alle Winkel des Zimmers durchſuchen und alles Werthvolle rauben; dann vergehen ihm die Sinne. Als er wieder zu ſich kommt, ſitzt ein treuer Sklave bei ihm, welcher ihm die Schläfe mit einer kühlenden Flüſſigkeit wäſcht; dieſer Sklave war der einzige von allen Leuten des Hauſes, der ſich in einem verborgenen Schlupfwinkel den Augen der Mörder entzogen hatte; er wurde jetzt der Retter ſeines Herrn; denn dieſer genaß und auch der Diener blieb von der Peſt verſchont.

Wie einzelne Sterne, die in dunkler Nacht durch das zerriſſene Gewölk ſchimmern, erſcheinen die Thaten und Werke der Menſchenliebe, welche bei jener Gelegenheit, neben den Gräuelthaten andrer, ſogenannter Menſchen ſich kund gaben. Viele, ja die meiſten Handlungen aufopfernd treuer Liebe der Freunde und Verwandten, ſind nicht zu den Ohren der Europäer gekommen; denn für den Bekenner des Islam, der jede Maaßregel der Vorſicht für unnütz, ja für ſündlich hält, gehören ſie nicht zu den ungewöhnlichen Erſcheinungen; einzelne aber erzählt uns der erwähnte Reiſende.

Ein Italiener, welcher in Bagdad wohnte, hörte, daß ſein Freund und Landsmann hülflos, außen vor dem Thore, an der Peſt darniederliege. Er geht hinaus, findet den ſchwer Erkrankten auf, nimmt ihn auf ſeinen Rücken, und trägt ihn hinein in ſein Haus, in welchem er jetzt, mit dem kranken Freunde gemeinſam, gegen ſeine Familie ſich abſchließt, damit dieſe nicht von der Seuche angeſteckt werde. Gott ſegnet ſein Bemühen, der wohlthätige Mann ſelber bleibt von der Peſt verſchont und auch ſein Freund wird wieder geſund.

Während jedoch in Manchen der beſtändige Anblick des Todes die Gedanken des Lebens in höherem Sinne und in höherer Art erweckte, regte derſelbe in Andren das Entgegengeſetzte auf; ein Tod gebahr den andren. Menſchen, die doch ſelber ihres Lebens keinen Augenblick ſicher waren, gingen bewaffnet aus, um an Andren, von denen ſie oder die Ihrigen früher einmal ſchwer beleidigt waren, die Blutrache zu nehmen. Der Arm der Gerechtigkeit und der ſchützenden Obrigkeit war gelähmt; da entſtiegen dem geöffneten Abgrund des menſchlichen Verderbens alle bis dahin verborgenen und verhaltenen Gräuel; Laſterthaten, welche der Mund und die Feder auszuſprechen ſich ſcheuen, wurden ohne Furcht vor Gott und Menſchen begangen; jene Verzweiflung, welche für die Strafen der Ewigkeit aufgeſpart ſchien, war hindurchgedrungen zu den Seelen der Lebenden; furchtbar wie die Verweſung, die zuweilen den noch athmenden Leib Glied vor Glied ergreift, hatte die Gluth des ewigen Verderbens jene Seelen erfaßt.

Zu all dem bisher beſchriebenen Elend kam noch eine andre Noth über die geängſtete Stadt. Nach einem mehrtägigen Regen, welcher die ungepflaſterten Straßen faſt ganz ungangbar gemacht und die Peſt geſteigert hatte, durchbrach, in der Nacht des 20. Aprils, der Strom ſeine Dämme und überfluthete einen großen Theil der Stadt; gegen 15000 Menſchen kamen in wenig Stunden um. Viele von dieſen waren Kinder, Greiſe oder krank Darniederliegende, zugleich aber hatte auch die Hand Gottes eine große Schaar jener Raubmörder getroffen, von denen wir vorhin ſprachen. Denn, wie dies J. B. Fraſer erzählt, durch dieſen erſten, ſo wie durch den bald hernach erfolgenden zweiten Einbruch des Waſſers, war vorzüglich jenes Stadtviertel verheert worden, in welchem, bei der Moſchee des Scheikh Abdul Kader, der Auswurf des Volkes: die Diebe, die Mörder und andre des Todes Schuldige, eine Freiſtätte hatten, in die, ſelbſt in den Zeiten der Ordnung, die Hand der Gerechtigkeit nicht eingreifen durfte; ſo daß jene Stadtgegend eine Hochſchule aller Gräuelthaten war. Aber auch über die andern Gaſſen ergoß ſich die Fluth; die ſchlecht gebauten Häuſer ſtürzten mit lautem Krachen ein und wurden zu Grabmählern ihrer Bewohner.

Hr. Ormsby ſchlief in jener Nacht ruhig auf dem Dache ſeines Hauſes; da erweckte ihn das Getös und Rauſchen des Waſſers. Man hört kein Angſtgeſchrei der Menſchen, nur einige ſtumme Leichen, in weißem Nachtgewand, ſchwemmt die Fluth am Hauſe vorbei; als der Morgen kommt, rettet er ſich durch eine ſeichtere Stelle des Waſſers hindurch auf die Stufen einer höher gelegnen Moſchee; kaum hier angelangt, ſieht er das Haus, das er ſo eben verlaſſen, zuſammenſtürzen. Erſt jetzt endlich beſchließt er den Todesgefahren zu entfliehen, und durch die große, ſyriſche Wüſte hindurch nach Damascus ſich zurückzuziehen, wohin bis dahin die Peſt noch nicht gedrungen war.

Unmittelbar vor den Mauern der Stadt wohnte ein Beduinenſcheikh, Abdallah, mit welchem unſer Reiſender bekannt war. Er hatte bei mehreren Gelegenheiten den Freunden und Stammverwandten des Scheikh kleine Dienſte und Gefälligkeiten erwieſen; denn Hrn. Ormsby's Beſchäftigungen bei der Euphrat-Expedition brachten ihn in mannigfache Berührung mit den Arabern, darum ließ ſich Abdallah alsbald bereit zu dem Verſprechen finden, den Fremden auf ſeinem langen, gefahrvollen Wege nach Damascus zu begleiten. Der Engländer nahm jetzt ſeine Wohnung bei dem Beduinen; aber er fand bald, daß die Gefahren der Peſt außen vor der Stadt eben ſo groß ſeyen, als in ihrem Innern; täglich erkrankten und ſtarben einzelne Kameeltreiber, ſo daß die Abreiſe von Tag zu Tage verſchoben wurde. Als aber das Verlangen des Hrn.

Ormsby immer dringender ſich äußerte, da zögerte der edle Araber nicht länger, ſein gegebenes Wort zu erfüllen. Es war dies ein ſchweres Opfer, das er dem befreundeten Fremdling brachte. Denn der Scheikh war ſeit kaum einem Jahre mit einer jungen Araberin vermählt, die ihm jetzt das erſte Kind geboren hatte; ſein ganzes Herz hing an den Beiden, und in der That das junge, ſchöne Weib war dieſer Liebe werth, denn ſie liebte den Mann wie ihre eigne Seele. Als jetzt der Tag des Abſchiedes kam, da konnte ſie ſich nicht mehr halten, ſie fiel zu den Füßen des Scheikh und umſchlang dieſe mit tauſend Thränen; ſie bat: der Mann und Vater ihres Kindes ſolle ſie beide nicht in der Todesgefahr verlaſſen. Der Bruder der jungen Frau hob ſie mit ſtarkem Arm von Abdallahs Füßen hinweg; dieſer ſchwieg; eine Thräne rollte über ſeine Wangen herab, noch einmal ſahe er ſich nach der wehklagenden jungen Mutter und ſeinem Söhnchen um, dann ging er, um dem Fremden das gegebene, mit Handſchlag verſicherte Wort zu halten.

Nur noch ein Blick auf die verheerte Stadt; ihre ſonſt ſo geräuſchvollen, belebten Straßen ſind öde und ſtill; ein einzelner Mann begegnet dem Wandrer, das angezündete Rauchwerk vor die Naſe haltend; bald hinter ihm ein Eſel, mit menſchlichen Leichnamen beladen, die ein Knabe, vor die Stadt hinaus, zur gemeinſamen Todtengrube führt.

Zwanzig Tage hatte die Reiſe durch die Wüſte gedauert; nur einen einzigen Tag verſtattete Abdallah ſich und ſeinen Kameelen in Damaskus die Ruhe, dann eilte er wieder zurück zu ſeinem geliebten Weibe und ihrem Kinde. Er kam glücklich bei ſeinem Hauſe an; die beiden aber waren der Peſt erlegen, und ſchon längſt begraben.

Als Hr. Ormsby ſpäter ſelber wieder nach Bagdad zurückkam, beſuchte er den edlen Scheikh; dieſer erzählte ihm, was geſchehen ſey, fügte jedoch mit wahrhaft hoher, männlicher Faſſung hinzu: „was Gott beſtimmt hatte, das mußte geſchehen; Er hat nur das genommen, was ſeine Hand gab; der Menſch muß ſich mit Ergebung beugen unter Gottes Willen.“

Doch ſo ſtark und ruhig auch damals Abdallah in ſeinem Innern war, hatte dennoch ſeine ungemein kräftige Natur mehr gelitten, als er es ſelber wußte oder mündlich ausſprach; ſein bleiches, eingefallenes Geſicht und die ſchwache Stimme verriethen dies. Nach 8 Tagen wollte unſer Reiſender den treuen Begleiter und Schützer durch die Wüſte wieder beſuchen; „er iſt dahin“, ſagte ihm der Bruder des Verſtorbenen, der ihm unter der Thür der Hütte begegnete.

Herr Ormsby war nun wieder in Bagdad; die Peſt, nach einigen Zwiſchenzeiten des ſcheinbaren Nachlaſſes, hatte von neuem begonnen; zwei Drittel der Häuſer lagen durch die Fluth geſtürzt in Trümmern, oder ſtunden verlaſſen; die Zahl der Bewohner der Stadt hatte ſich von 150000 auf 20000 vermindert, und ſelbſt von dieſem geringen Reſte raffte der Tod an manchen Tagen wieder 500 hin. Die engliſche Reſidentſchaft befand ſich zwar noch hier, aber ſie hatte ſich durch die ſtrengſte Quarantäne gegen jede Annäherung der Fremden abgeſchloſſen. Unſer Reiſender hatte alle ſeine Geldmittel auf der letzten Reiſe verbraucht, er trieb ſein gutes Pferd vor ſich her, das ihn auf ſeinen vielen Wegen faſt 3000 engliſche Meilen weit getragen hatte. Jetzt vermochte es dies nicht mehr; es war entkräftet, denn ſein Herr konnte ihm kein Futter verſchaffen, er mußte ſich entſchließen, das edle Thier um fünf ſpaniſche Thaler an einen Beduinen zu verkaufen. Die erſte Nacht hatte er bei einem Gärtner der engliſchen Reſidentſchaft zugebracht; der Mann beſaß Räume genug; er hatte an der Peſt ſeinen Vater und ſeine beiden Söhne verloren. Später zog ſich der Reiſende, welcher gern der von neuem verpeſteten Stadt wieder entflohen wäre, wenn er die Mittel dazu gehabt hätte, nach einem alten Khan zurück, wo er ſo öconomiſch eingeſchränkt lebte, als ſeine Lage es ihm gebot.

Endlich hatte die Seuche wirklich nachgelaſſen, das kleine Häuflein der Ueberlebenden ging aus ſeiner Verborgenheit hervor; auch Herr Ormsby ging aus, um zu ſehen, welche von ſeinen vormaligen Freunden und Bekannten der Tod durch das Waſſer oder die Peſt verſchont habe.

Ueber die Stätte, da vorher das Haus eines indiſchen Nabobs ſtund, eines Penſioniſten der engliſchen Regierung, führte jetzt ein Fußpfad; das Haus ſelber, mit ſeinen koſtbaren Geräthſchaften und mit ſeinen vierzig Bewohnern war von der Erde vertilgt; achtunddreißig der letzteren hatten ihren Tod im Waſſer gefunden. Der Reiſende trat jetzt in das Haus eines anſehnlichen Georgianiſchen Kaufmannes, welchen er gut gekannt hatte. Die Thür ſtund offen; kein Thürhüter bewachte ſie, an ſeiner Stelle hätte faſt der Eckel den Eintretenden zurückgeſcheucht, denn ganz nahe bei dem Eingange lag noch der Leichnam eines Räubers neben dem eines treuen Sclaven, der das Haus hatte vertheidigen wollen; beide mußten ſich zu gleicher Zeit die Todeswunde gegeben haben. Der Engländer ließ ſich nicht ſchrecken; er gieng weiter in das Gebäude hinein. Die Räuber hatten nur das leichter Bewegliche und das Koſtbarſte hinweggenommen; die Farbe der köſtlichen Divans und Teppiche in den Zimmern war zwar durch den Staub entſtellt, welcher ſeit Monaten auf ſie gefallen, ſie ſtunden und lagen jedoch übrigens noch unverletzt da; einige Tſchibuks (Tabakspfeifen mit Waſſerflaſchen) lehnten, mit ihren noch halb gefüllten Gefäßen an den Kiſſen; die kleinen Kaffeetaſſen, von Golddrath umſponnen, ſtunden umher, als ob der Hausherr, gerade im Begriff aus ihnen zu trinken, von ſeiner Krankheit auf's Lager hingeſtreckt worden ſey, das er nicht mehr lebend verließ. Der Speiſeſaal, in welchem vorhin ſo oft fröhliche Gäſte ſich verſammleten, die Hallen, die Gänge, über die ſich ſonſt die geſchäftigen Diener der Handlung drängten: Alles war öde und leer, nur der Wiederhall der eignen Fußtritte wurde vernommen.

An dem Hauſe eines reichen, armeniſchen Kaufmannes, in welchem unſer Reiſender ebenfalls wohl bekannt war, fand ſich die Thüre nicht zertrümmert oder geöffnet; ſie war geſchloſſen. Er klopfte mit ſeinem Stock an dieſelbe, lange Zeit öffnet ihm niemand, er will ſich ſchon wieder entfernen, denn auch hier hält er die Bewohner für ausgeſtorben; da thut ſich ihm endlich das Thor auf. Es war der alte Hausherr ſelber, der die Thüre geöffnet hatte; mit einer krankhaft ſchwachen Stimme bittet er den Freund, er ſolle hereintreten. Hr. Ormsby faßt ihn bei der Hand, Jener ſchweigt, führt ihn jedoch, langſam ſchleichend, mit ſich die Stiege hinan in das Wohnzimmer. Früher hatte der Engländer hier, außer den andern Gliedern der Familie, zwei liebliche Töchter des Kaufmannes geſehen, unter denen die eine, Mirjam, von beſondrer Schönheit war; damals, als er von Bagdad abreiste, erwartete die Jungfrau täglich ihren Bräutigam, einen jungen Kaufmann, aus Aleppo. Jetzt war der alte Vater allein im Zimmer.

Wo ſind Ihre Töchter Mirjam und Ammina? fragte der Fremde.

Der Greis vermochte nicht zu ſprechen; er warf ſich in einen Stuhl und vergoß einen Strom von Thränen; es ſchien als wollte der Schmerz die alte Bruſt erdrücken. Endlich faßte er ſich, bat den Freund um Nachſicht gegen dieſe Schwäche eines Vaterherzens, und fügte hinzu: Sie ſind der erſte Menſch, den ich, ſeit mehreren Monaten, außer den Genoſſen meines Elendes, die mit mir hier im Hauſe eingeſchloſſen ſind, ſehe; aber ſo gern ich möchte, kann ich doch in dieſem Augenblick nicht ſprechen.

Er klatſchte in die Hände, ein Sclave kam, der mit Erſtaunen einen Fremden bei ſeinem Herrn ſahe. Dieſer ſendete ihn fort nach Kaffee und Pfeifen.

„Drei Wochen lang", ſo begann der Greis, nachdem ſein Gaſt die Pfeife und das Getränk genommen, ſeine Erzählung, „gelang es uns, durch die Anwendung der ſtrengſten Vorſichtsmaaßregeln, die Peſt von unſerm Hauſe abzuhalten, obgleich wir rings um uns her, aus den Häuſern der Nachbarn nichts vernahmen, als die Klagen und das Geheul um die Sterbenden und Geſtorbenen. Eines Morgens kam ich in das Zimmer meiner jüngeren Tochter Ammina, an welcher, wie Sie wiſſen, meine Tochter Mirjam mit ganzer Seele hing, da bemerkte ich, daß in der vergangenen Nacht ein fremdes Thier (eine Katze), die ſich aus einem der Nachbarhäuſer durch das ungeſchloſſene Fenſter eingeſchlichen, auf dem Bette des Kindes geruht hatte. Ich wußte, daß dieſes einer der gewöhnlichſten Wege iſt, auf welchem die Peſt aus einem Haus in ein andres übergetragen wird; mein Herz war tief betrübt, doch ſprach ich meine Sorgen gegen niemand aus. Einige Tage waren vergangen, ſchon fieng ich an zu hoffen, daß meine Beſorgniß grundlos geweſen ſey, da zeigten ſich auf einmal eines Morgens die unverkennbaren Vorboten der furchtbaren Seuche. Das arme Kind klagte über Froſt, welcher, nachdem ſie ſich wieder zu Bett gelegt hatte, mit einer brennenden Hitze abwechslete; zugleich trat der heftige Schmerz in der Herzgrube ein, mit dem eigenthümlichen Glanz der ſtieren Augen, der bei dieſer Art von Kranken gefunden wird.“

„Mirjam, welche ja keinen Augenblick des Tages ohne dieſe Schweſter zu ſeyn vermochte, und welche, als die Peſt zuerſt ausbrach, nur für das Leben dieſes Kindes gebangt und gebetet hatte, ließ ſich, ſobald Ammina erkrankt war, durch keine Bitten und Vorſtellungen der Ihrigen zurückhalten; ſie eilte ſogleich zur Kammer der Kranken. Neben dieſer ſetzte ſie ſich hin, befeuchtete mit kühlenden Getränken ihre glühend heißen Lippen, wuſch ihre Stirn, verband die Beulen, und ſuchte durch Zureden die Aufwallungen der Fieberwuth zu beſänftigen. Sie aß, ſie trank, ſie ſchlief nicht, ſie lebte nur für ihre kranke Schweſter, und als nach fünf Tagen und fünf Nächten dieſes anhaltenden Wachens alle dieſe Mühen dennoch ſich als vergeblich zeigten; als endlich am 6ten Tage unſre arme Ammina zu ihrer ewigen Ruhe gekommen war, da ließ Mirjam kein Wort, keinen Laut der Klage vernehmen; ſie erzeigte der Hülle der Hingeſchiedenen die letzten Dienſte der Reinigung und Vorbereitung zum Eingang ins Grab, betrachtete noch einmal das bleiche Geſicht der Todten, mit einem Blicke, in welchen ſie die ganze Kraft ihrer Seele gelegt hatte, winkte dann denen, die an der Thüre ſtunden, und welche bisher jede ihrer Bewegungen beobachtet hatten, daß ſie ſich, um der Anſteckung zu entgehen, entfernen möchten, und ging nach ihrer Kammer. Hier legte ſie ſich auf ihr Bette und hüllte das Geſicht in die Kiſſen, nicht um ihre Thränen oder Seufzer zu verbergen, ſondern um die beſorgten Ihrigen nicht durch die Zuckungen zu erſchrecken, welche ihre Geſichtsmuskeln ergriffen; denn unmittelbar auf den Schauder des Froſtes, und noch mit ihm zugleich, traten Convulſionen ein.“

„Ich bemerke Ihre Bewegung: Ihre Theilnahme an der armen Mirjam, denn Sie kannten dieſelbe. Aber ich hätte ſchon vorhin, als die eigne Bewegung, die mich beim erſten Wiederſehen eines Freundes meines Hauſes ergriff, mich ſo ſtumm machte, Ihnen auf Ihre Frage antworten ſollen: Mirjam lebt noch und iſt gerettet, nur Ammina folgte oder begleitete ſo Manche der Meinigen in die Grube.“

„Es war jetzt, als Mirjam erkrankte, die Aufgabe ihres Bräutigams, an ihr die nämliche, ſich ſelber aufopfernde Liebe zu beweiſen, welche ſie der Schweſter erzeigt hatte. Denn dieſer wackre Jüngling war in den Tagen der Gefahr zu uns gekommen und hatte ſich mit uns einſperren laſſen, in das ſo ſtreng nach auſſen bewachte Haus. Seine Stimme und ſeine Nähe, das konnte man deutlich bemerken, wirkten beruhigend auf die Kranke; die convulſiviſchen Bewegungen ließen nach, ſie ward ſchläfrig und ſchloß zuletzt die Augen zu einem anſcheinend geſunden Schlafe, aus welchem ſie zwar mit heftigem Fieber, doch zugleich bei vollkommner Beſinnung erwachte“.

Als ſie ihre Augen aufſchlug, ſahe ſie ihren Bräutigam, der ihre beiden Hände ſanft in ſeinen Händen hielt. „Verlaſſe mich, mein Geliebter, ehe es zu deiner Rettung zu ſpät iſt; denn ich fühle ſchon, wie das brennende Gift der Peſt durch meine Adern ſchleicht; keine menſchliche Hülfe kann ferner mir nützen, o fliehe mein Theuerſter und lebe wohl.“

Aber der treue Jüngling verließ ſeine Braut nicht, auch dann nicht, als jetzt alle Zeichen der vollſtändig ausgebrochnen Peſt: Schmerz und Beängſtigung, Durſt, Hitze und Froſt, Erbrechen, tiefeſte Niedergeſchlagenheit, dann die furchtbaren Peſtbeulen und die blauen und ſchwarzen Flecken ſich einfandrn, welche den vorhin ſo ſchönen Körper entſtellten. Zuweilen war ſie ſtundenlang ganz ihres Bewußtſeyns beraubt, und faſt wie eine Todte. Wir andern Alle hatten an ihrem Aufkommen gezweifelt, nur ihr Bräutigam nicht, dieſer ſagte immer: „laßt uns auf Gott vertrauen.“ Und ſein frommes Vertrauen iſt nicht zu ſchanden worden. Eines Morgens, als er ihre Stirn zwiſchen ſeinen Händen drückte, bemerkte er ein Feuchtwerden der Haut; zugleich war das Athmen der Kranken leichter geworden; eine wohlthätige Kriſis war eingetreten, und mein noch einziges liebes Kind, wie ich meine durch die Liebe gerettet, war außer Gefahr.“

Dies war der Hauptinhalt der Erzählung des alten, armeniſchen Kaufmannes. Noch ehe Herr Ormsby Bagdad wieder verließ, war die „durch Liebe Gerettete“ mit ihrem geliebten Retter vermählt worden, und unſer Reiſender brachte noch manche vergnügte Stunde in der Geſellſchaft der beiden Glücklichen und ihres alten Vaters zu.

Einige Urtheile der Araber über europäiſche Sitten.

(Aus J. R. Wellsted Travels in Arabia Vol. II.) *).

Während Herr Wellſted als Lieutenant auf dem engliſchen Kriegsſchiffe Palinurus an den Unterſuchungen der Küſtengegenden des rothen Meeres thätigen Antheil nahm, hatte er Gelegenheit, auch die Gegend von Yembo genauer kennen zu lernen. Die Stadt ſelber liegt in einer ſandigen Niederung, in welcher ſich nirgends eine Spur von Grün zeigt. Sie enthält etwa 1500 Häuſer, und iſt von einer 12 Fuß hohen, zum Theil ſehr verfallenen Mauer umgeben, an deren Ecken unregelmäßig achteckige, kleine Kaſtelle ſtehen. Der größere Theil der Bewohner ſind Araber, vom Stamme der Joheïnahs; die übrigen ſind mohamedaniſche Inder; Banianen und Juden dürfen hier nicht wohnen. Die Schiffsmannſchaft des Palinurus fand in jener Stadt eine ſehr freundliche Aufnahme, während Irwin und Bruce noch ſehr über das Benehmen der Bewohner von Yembo zu klagen hatten.

Vielleicht lag die Urſache der vortheilhaften Veränderung, welche in dieſer Hinſicht mit den Einwohnern von Yembo vorgegangen war, zum großen Theil wenigſtens in dem Einfluß, den die ägyptiſche Oberherrſchaft auch über dieſe Gegend äußerte. Denn damals, als der Palinurus hier vor Anker lag, fanden ſich 500 Albaneſen als Beſatzung in Yembo, und dieſe gewaltſam eingedrungenen Fremdlinge brachten dem Lande wenigſtens den Vortheil,

---

*) Ausführlicheres darüber in den Münchner gelehrten Anzeigen Bd. VII. (1838) St. 157 b. 159 und St. 196 b. 199.

daß ſie eine Art von polizeilicher Ordnung hielten. Namentlich hatten ſeit der ägyptiſchen Oberherrſchaft jene blutigen, allverheerenden Fehden unter den Beduinen aufgehört, welche ſonſt ſo oft vorkamen, und welche wie wahrhafte Vernichtungskriege geführt wurden. Denn bei ſolcher Gelegenheit pflegten ſich die mit einander hadernden Stämme gegenſeitig alle Mittel des Lebensunterhaltes für Menſchen und Viehheerden abzuſchneiden, indem ſie einer dem andren, in den fruchtbareren, mehr landeinwärts gelegnen Gegenden die Palmenwaldungen niederhieben und die Brunnen verſtopften.

Uebrigens mag es auch ſeyn, daß die Bewohner von Yembo, deren abſtoßendes Benehmen gegen die Chriſten zunächſt aus religiöſer Unduldſamkeit herkam, durch die Aegypter einen kleinen Antheil an der „Aufklärung“ mancher heutigen Mohamedaner empfangen hatten, welche mit den Europäern in näherem Verkehr ſtehen. Denn obgleich es bei dem ächten „rechtgläubigen“ Bekenner des Islam eine ausgemachte Sache iſt, daß jeder Chriſt, wenn er nicht vor ſeinem Ende noch Muſelmann wird, auf ewig verdammt ſey, hört man dennoch heut zu Tage aus dem Munde gar vieler Mohamedaner, wenn ſie uns Franken eine Art von Compliment ſagen wollen, die zweifelnde Frage: „wie? ſollte Gott ſolche verſtändige, artige und geſchickte Weſen, als die Chriſten ſind, zur ewigen Verdammniß erſchaffen haben?“

Wenn aber auch „die Aufklärung“ der Aegypter ſchon bis an die Stadtleute von Yembo gekommen ſeyn mochte, ſo war dieſelbe dennoch nicht bis zu den Bewohnern des umliegenden Landes hinausgedrungen; dieß beweiſt uns ein Zug aus dem Leben dieſer Landbewohner, welchen uns H. Wellſted mittheilt.

Derſelbe beſuchte, in Geſellſchaft mehrerer andrer Offiziere des Palinurus, ein Lager der Beduinen, das einige engliſche Meilen von der Stadt entfernt war. Die kleine Geſellſchaft, unter welcher Mehrere mit den Sitten wie mit der Sprache der Araber ſehr bekannt waren, ſetzten ſich, ohne die Einladung zu erwarten, in einem der Zelte auf den Boden nieder. Augenblicklich brachten, nach der gaſtfreien Sitte des Landes, die Frauen Milch herbei und bewirtheten damit die Fremden. Ein Kreis der ſitzenden Beduinenmänner und der in einiger Entfernung ſtehenden, verſchleierten Frauen bildete ſich um die Engländer her; der Anblick ſolcher, aus fernem Lande gekommener Menſchen war dieſen arabiſchen Hirten etwas ganz Neues. Während die Gäſte ihre Milch genoſſen, hörten ſie, wie ihre Beduinenwirthe ihre Bemerkungen, zunächſt über die Kleidung der Fremdlinge, machten. Sie tadelten die Jacke des einen Offizieres als eine höchſt unſchickliche und unzureichende Leibesbedeckung, der Ueberrock eines Andren fand mehr Beifall; die Hüte nannten ſie Kochtöpfe; was man aber aus den Blendſchirmen der Kappen machen ſolle, welche einige Offiziere auf ihrem Haupte trugen, darüber herrſchte Ungewißheit. Der Orientale pflegt zwar ſein Oberhaupt mit Tüchern oder Turbanen ſorgfältig vor den heißen Sonnenſtrahlen zu ſchützen, ſeine Stirn aber und die Augen trägt er frei dem Tageslicht entgegen. Mit Recht fragten ſich deshalb die Araber, als ſie jene breiten Blenden der Offizierskappen ſahen: „wozu mögen dieſe ſeyn? — eine wunderbare Tracht!“

„Wunderbar allerdings,“ ſo nahm ein graubärtiger Beduine das Wort, welcher bisher ſchweigend die Engländer betrachtet hatte, „aber merkt wohl, was dieſe Decke bedeutet. Dieſe Ungläubigen ſind, das wiſſen ſie, zum Loos der ewigen Verdammniß beſtimmt, deshalb verdecken ſie, aus einer ihnen wohl geziemenden Beſcheidenheit, ihre Augen vor den Blicken des Allmächtigen, damit nicht, wenn ſie etwa emporſchaueten, ihnen Gottes Auge begegne.“

So abſtoßend dergleichen Züge in der Meinungsart der Beduinen dem europäiſchen Chriſten erſcheinen mögen, fühlte ſich dennoch der genannte Reiſende durch andre feſtſtehende Züge der Sitten und Gewohnheiten jenes Volkes ſehr lebhaft in die Zeiten der Patriarchen verſetzt. Ein vorüberwandernder Beduine naht ſich dem Lager, ein Weib geht ihm entgegen, er bittet um Waſſer. „O Fremdling,“ antwortete ſie ihm, „unſer Lager hat kein Waſſer, Milch aber bieten wir dir gern an.“ Sie kehrt hierauf zurück nach ihrem Zelte, und, obgleich dies vielleicht der einzige Vorrath iſt, den ſie für die nothdürftige Sättigung am heutigen Abend beſitzt, bringt ſie den Topf mit Milch, den ſie, mit der einen Hand das verhüllende Gewand züchtig über den Mund und Buſen haltend, mit der andrem ihm darreicht; der Fremde trinkt und entfernt ſich mit dem gewöhnlichen Gruße: „Friede ſey mit euch.“

Wenn es aber auch, wie dies aus dem eben Erzählten hervorging, vor Allem unſre Religion iſt, an welcher der altgläubige Mohamedaner einen Anſtoß nimmt, ſo iſt ſie doch nicht das Einzige, was uns dem Araber der Wüſte als ſeltſame Fremdlinge erſcheinen läſſet. Manche unſrer harmloſeſten, unbedeutendſten Gewohnheiten ſind es, die demſelben als ein Beweis vorkommen, daß wir, im Vergleich mit ihm, nur unvernünftige Barbaren ſeyen. Ein Zug, welchen der nämliche Reiſende erzählt, mag dieſes bezeugen.

Während ſeines Aufenthaltes in Syrien ſaß Hr. Wellſted eines Abends bei der Schaar ſeiner Beduinen am Wachtfeuer. Es war von der Lady Stanhope die Rede. Einige der anweſenden Araber ſprachen die Meinung aus, dieſe Frau könne nicht recht geſund in ihrem Haupte ſeyn. Wie dürft ihr, ſo ſagten Andre, dieſes von einer Dame behaupten, welche gegen unſer Volk ſo freundlich und gütig iſt? Der Streit wurde lebhaft. Da gebot ein alter Mann, mit ſchneeweißem Barte, Stillſchweigen, und als die Andren aufmerkſamer auf ſeinen Ausſpruch horchten, ſagte er: „Sie iſt dennoch verrückt, denn“ (ſo fügte er mit leiſerer Stimme hinzu, als ſcheue er ſich, eine ſolche Unſchicklichkeit laut auszuſprechen) „ſie thut Zucker in ihren Kaffee.“ — Den Arabern, welchen jede fremdartige Beimiſchung in das edle Getränk des Kaffees als etwas Unſinniges erſcheint, leuchtete der Grund, den der Alte angab, vollkommen ein; ihnen war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß die edle, bedauernswürdige Lady nicht recht bei Verſtande ſey.

Die Araber als Gaſtfreunde.

Wie ſich die Beduinen gegen den Fremden benehmen, welcher ſich zu ihren Hüttenzelten als beſuchender Gaſt naht, ſo wie dann, wenn ſie ſelber als beſuchende Gäſte zu einer fremden Wohnung kommen, das iſt freilich ſchon oft beſchrieben worden, ſelten jedoch mit ſolcher Lebendigkeit, als von dem Engländer Ormsby, deſſen Reiſebericht Wellſted in einem ſeiner ſpäteren Werke *) mittheilt. Wir

---

*) Schon erwähnt auf S. 466; ein Auszug davon ſteht in den Münchner gelehrten Anzeigen Jahrgang 1840 Nr. 168 bis 172.

heben aus dieſem Berichte nur einige hieher gehörige Züge aus.

Der Wunſch, die Ruinen von Waſud zu ſehen, veranlaßte Herrn Ormsby, das Fahrzeug, in welchem er die Reiſe im Euphrat und Tigris hinauf nach Bagdad machte, zu verlaſſen und in Begleitung ſeines treuen Dieners Juſſuff, ſo wie einiger ihm treuergebener Araber eine kleine Landreiſe, ſeitwärts vom Strome anzutreten. Eine ſolche Wanderung in dem Lande des Volkes, deſſen Hand iſt gegen Jedermann, bedarf vieler Vorſicht; als die Reiſenden in der zweiten Nacht durch eine Gegend kamen, die ihnen nicht ganz ſicher ſchien, wagten es ſelbſt die arabiſchen Begleiter nicht, ein lautes Wort zu reden oder Tabak zu rauchen, deſſen Geruch ſie den feinen Sinnen der Söhne der Wüſte hätte verrathen können. Um Mitternacht kam man zu einem Lager der Beduinen; nach der Sitte dieſes Volkes iſt Jeder, auch der ungeladene, ſich ſelber hinzudrängende Gaſt, als ſolcher, ein Schutzverwandter ſeines Wirthes, man nahm deshalb zutraulich ſeine Richtung nach dem, vom Mondſchein beleuchteten größeſten Zelte des Lagers: nach dem des Scheikhs. Der Sohn deſſelben, ein zehnjähriger Knabe, trat alsbald hervor und hielt dem Herrn Ormsby die Steigbügel; geleitete ihn dann freundlich hinein ins Zelt.

Die Araber bedürfen ſo wenig Schlaf als ihre edlen Roſſe; drinnen im Zelte ſaß noch ein Kreis von Männern, der bei dem Eintritt des Reiſenden nur auf einen Augenblick ſich erhub, um mit tiefer Stimme den Gruß des Friedens zu ſprechen, dann von Neuem ſich ſetzte und in ſeiner Berathung fortfuhr: „wie man den Scheikh, den die Türken in Bagdad eingeſperrt hielten, erlöſen könne.“ Der Rath eines graubärtigen Alten fand den meiſten Beifall: „die Summe von 500 Dollars (Speziesthalern), die der Scheikh als Löſegeld (richtiger geſagt als Strafe) zu bezahlen hatte, für ihn zu entrichten, dafür aber, ſobald derſelbe wieder an ihrer Spitze ſey, an der erſten, aus Bagdad hervorziehenden Carawane ſich ſchadlos zu halten“.

Während dieſer Berathung hatte der Sohn des Scheikh für ſeine neuen Gäſte, ſo wie für alle Anweſende, ein treffliches Mahl bereitet; als dieſes vorüber war und der Kaffee ſeine Runde machte, trat noch ein neuer Gaſt zu den Andren ins Zelt herein: der Scheikh eines andern, kleinen arabiſchen Stammes, ein Bekannter des Hrn. Ormsby ſchon von Bosrah her. Wegen eines glücklichen Kampfes mit einem Löwen hatte jener Mann wenigſtens unter den Engländern, denen er ſich immer ſehr gefallig erwies, den Namen „des Löwenſcheikhs“ erhalten. Er war jetzt als Botſchafter des türkiſchen Paſcha von Bagdad hieher in dieſe Gegend gekommen, denn er hatte den Auftrag, dem großen Scheikh des mächtigen Montifigen-Stammes, deſſen Wohnſitz nicht weit von hier war, ein Khelat oder Ehrenkleid als Geſchenk zu überbringen.

Der Löwenſcheikh ſahe ſich vorſichtig im Kreiſe der Anweſenden um, da fiel ſein Blick auf Herrn Ormsby, und obgleich dieſer in der vornehmen Kleidung eines reichen Türken und mit ſeinem orientaliſchen Barte kaum von ſeinen eigenen Landsleuten und vieljährigen Freunden würde erkannt worden ſeyn, kannte ihn dennoch ſogleich der ſcharfſichtige Beduine und begrüßte ihn als ſeinen alten Gönner und Bekannten. Dem Gruß folgte alsbald eine Bitte: jene, daß Herr Ormsby in der Rolle eines Türken von hohem Stande, welche er in ſeiner jetzigen Kleidung ſo gut ſpiele, das Ehrenamt für ihn übernehmen und dem mächtigen Scheikh der Montifigen das Geſchenk des Paſchas überbringen möchte. Denn bei den Beduinen werde ein Geſchenk um ſo höher geachtet, je vornehmer der Ueberbringer ſey.

Nur unter der Bedingung erklärte ſich unſer Engländer zur Erfüllung der Bitte bereit, daß man ihm eine Begleitung zu den Ruinen von Waſud verſchaffe. Dieſe Bedingung ſtieß an viele Schwierigkeiten. Der Beduinenſtamm, der in der Nachbarſchaft dieſer Ruinen hauste, ſtund nicht im freundſchaftlichſten Verhältniß mit den Gaſtfreunden des Reiſenden. Dennoch gab der treue Diener Juſſuf am andern Morgen einen günſtigen Ausſchlag. Er hatte einen Koran bei ſich. Dieſes, ſagte er, iſt das Buch, das uns ſagen wird, was wir thun ſollen. Er nahm ſeinen Gebetsteppich und legte den Koran darauf. Jetzt, ſo ſagte er zu einem der nebenſtehenden Beduinen, ſchlage mit der Spitze deines Schwertes das Buch auf und die Stelle, die du dann berührſt, ſoll uns lehren. Der Araber that es, Juſſuf las die Stelle, die Andren hörten ehrfurchtsvoll zu. In der That, jene Stelle hatte mit den Ruinen von Waſud und mit einem Zuge dahin gar nichts zu thun, Juſſuf aber, der geſchickte Schriftgelehrte, wußte ihr einen Sinn unterzulegen, der für die Abſicht ſeines Herrn, des Engländers, vortrefflich paßte. Die Beduinen, unter denen ſchwerlich einer war, der es in den Elementen der Philoſophie bis zum Kennen der Buchſtaben und noch weniger bis zum Leſen gebracht, unterwarfen ſich willig dem Ausſpruch des großen Schriftgelehrten, zwanzig von ihnen gaben dem Herrn Ormsby das Geleite.

Erſt gegen Sonnenuntergang kam man zu den Ruinen von Waſud, dieſer vormals mit Kufa und Balſora in gleicher Blüthe ſtehenden Stadt. Huleikan, der Enkel des

Dſchenkiskan, zerſtörte ſie. Nur noch das Gewölbe einer Moſchee tritt wohlerhalten über die älteren Trümmer der Säulen und Architraven hervor.

Das Geſchäft des Beſehens und Durchforſchens der Ruinen hatte ſo eben erſt recht begonnen, da brach, blitzesſchnell, als ſey ſie aus der Erde herausgeſprungen oder vom Himmel heruntergefallen, eine Schaar der berittenen, wohlbewaffneten Araber aus dem Hinterhalt hervor und umzingelte die Reiſenden. Dieſe zogen ſich auf einen Damm zurück und als die Araber ihnen zuriefen, ſie ſollten ſich ergeben oder man werde auf ſie ſchießen, da verlangten ſie ein Zweigeſpräch. Der Scheikh der feindlichen Schaar, begleitet von einigen ſeiner Männer, trat hervor; ihm trat Herr Ormsby mit ſeinem Diener und dem Löwenſcheikh entgegen.

„Was haſt du hier zu ſuchen?“ fragte der fremde Scheikh, „unterwirf dich und komme mit zu unſern Zelten.“

Unſer Reiſender wußte wohl, daß mit dieſer Einladung nicht bloß jede Gefahr vorüber, ſondern daß auch mit ihr der leichteſte und beſte Weg zur Ausgleichung aller Feindſeligkeiten eingeſchlagen ſey, während ein Reiſender, welcher ſich zur Wehre ſetzt, und, wie dies kurz vorher einigen engliſchen Offizieren geſchehen war, das Unglück hat, einen Beduinen zu tödten, hierdurch ſelber den ſichern Untergang ſich bereitet. Es geſchahe jetzt ſo, wie dies die Sitte der Araber erwarten ließ: die Gefangenen, nachdem man ihnen die Waffen genommen, wurden in die Zelte geführt und hier aufs Reichlichſte bewirthet. Am andern Tage foderten die Beduinen den Herrn Ormsby auf, er ſolle nach Bagdad ſchreiben, damit man von dort eine Summe zu ſeiner Auslöſung herſende. Der Engländer erklärte, daß er in Bagdad niemand habe, der ihn auslöſen müſſe und überdieß ergehe es ihm hier, im Lager ſeiner Gaſtfreunde, ſo wohl, daß er gern zu bleiben geſonnen ſey, ſo lange man ihn zu behalten wünſche. Hierauf ſchwiegen die Beduinen und nachdem ihre Gäſte ſich noch mehr an Speiſe und Trank gelabt und der Ruhe genoſſen hatten, gab man dieſen Alles zurück was man ihnen genommen und ließ ſie im Frieden ihres Weges ziehen.

Einen eben ſo glücklichen Ausgang als der Beſuch der Ruinen von Waſud nahm jener, den Herr Ormsby bei dem großen Scheikh der Montiñgen machte, vor welchem er die Rolle eines türkiſchen Geſandten durch Stillſchweigen meiſterhaft ſpielte, (ein Spruch des Korans ſetzt das Sprechen dem Silber, das Schweigen dem Golde gleich) während der Löwenſcheikh den Sprecher machte. Herr Ormsby und ſeine Begleiter wurden aufs Ehrenvollſte empfangen, aufs Ueberflüßigſte bewirthet; während, wie der Löwenſcheikh verſicherte, ein Bote wie er, der bloß ein Beduine, und ein geringer Scheikh ſey, nur eine ſehr kalte Aufnahme und ſchlechte Bewirthung, außen bei dem Troß der Beduinen empfangen haben würde.

Wir betrachten die Scene des Empfanges und der erſten Audienz bei dem Scheikh der Montiñgen, dem Mächtigſten unter allen Scheikhs von Meſopotamien, noch etwas näher, da dieſes weſentlich zum Gemälde der arabiſchen Behandlung der Fremden gehört.

Als die Reiſenden noch in ziemlicher Entfernung vom Lager des Fürſten ſich befanden, ſendeten ſie einen Boten an dieſen ab, der die nahe Ankunft eines Geſandten vom Paſcha von Bagdad verkündete. Während man jetzt langſam vorwärts ritt, erhub ſich vom Lager her eine Wolke von Staub, aus der die Waffen der Reuterſchaar hervorblinkten, welche der Scheikh dem vornehmen Gaſt entgegen ſendete, um dieſen zu ſeinem Zelte einzuholen. Mit lautem Geſchrei bewillkommte man die Fremden; man trieb ihre Stuten zur höchſten Eile an, während die Montiſigen-Beduinen Jeder ſein Gewehr abfeuerten und zwar ſo nahe als möglich an der Perſon des Geſandten. Da die Gewehre mit Kugeln geladen waren, deren Sauſen ſehr kräftig in die Ohren ſchallte, hätte Herr Ormsby gern ſich dieſe Höflichkeit verbeten; doch er ſpielte jetzt die Rolle eines Türken, keine Miene verrieth, daß ihm eine ſolche Bewillkommnung neu ſey. Der Löwenſcheikh ritt in einiger Entfernung hinter Ormsby; er hielt die Gabe des Paſchas, das ſchöne Ehrenkleid, weit entfaltet, daß jedermann es ſehen konnte, vor ſich her, ſo kam man zum Zelte. Ein Kreis von Arabern war hier aufgeſtellt, man half dem vornehmen Gaſt von ſeinem Pferde und geleitete ihn hinein ins Zelt, zu dem Scheikh. Dieſer ſtund auf, den Fremden zu empfangen und winkte demſelben, ſich auf einem Sitze, neben ihm, niederzulaſſen. Einige Augenblicke herrſchte tiefes Schweigen; der Engländer betrachtete indeß den Scheikh Hadſchil, einen der männlich ſchönſten Araber, den er bis dahin geſehen. Seine große Geſtalt war in ein Gewand von gelber Seide gehüllt; ein Tuch von hohem Werthe, von gleicher Farbe, umſchlang ſein Haupt. In ſeinen Bewegungen und Mienen drückte ſich männliche Würde und Freiheitsſinn aus.

Die Ceremonien der Begrüßung waren vorüber, man brachte Kaffee; der Löwenſcheikh nahte ſich und legte das Ehrenkleid zu den Füßen des Scheikh. Während unſer Engländer, zum Theil um ſeine noch geringe Uebung in den Sprachen des Orients zu verbergen, die Höflichkeiten, die man ihm erwies, nur mit einzelnen, dankbaren Bewegungen des Hauptes beantwortete und hierdurch die Rolle eines vornehmen Türken, deſſen Sitte es iſt, bloß durch Dolmetſcher zu reden, nur um ſo trefflicher ſpielte, bat der Löwenſcheikh um Erlaubniß, ſich nahen zu dürfen. Scheikh Hadſchil ertheilte ſie und fragte zugleich, was die Abſicht ſeines Kommens ſey? Jener antwortete in demüthiger Beugung: „O König der Völker, ſeine Hoheit, der Paſcha von Bagdad, mit dem Wunſche, daß der Frieden und das gute Vernehmen, welche beſtändig zwiſchen Dir und Ihm beſtanden, auch ferner möge aufrecht erhalten werden, hat hier dieſen hochachtbaren Kalil Aga Effendi an dich abgeſendet, damit dir derſelbe ein Ehrenkleid überbringe. Möge Frieden mit dir und ihm ſeyn.“

Ormsby, als er jetzt hörte, daß von ihm die Rede ſey, ſtrich ſich den Knebelbart und ſuchte in all ſeine Mienen den Ernſt eines türkiſchen Botſchafters zu legen. Vielleicht war ihm dieſes dennoch nicht vollkommen genug gelungen: der Montifigen-Scheikh warf einen etwas zweifelnden Blick auf ihn, und ſein von der letzten Reiſe auf dem perſiſchen Meerbuſen, ſo wie an der perſiſchen Küſte gebräuntes Angeſicht betrachtend, fragte er: ſollte dies ein Mann von weißer Haut ſeyn? — Er iſt ſo weiß wie ein Engel, antwortete der Löwenſcheikh und breitete zugleich das prachtvolle Ehrenkleid vor dem Fürſten aus, welches alle Anweſenden mit halblauten Aeußerungen der Bewunderung betrachteten und hierauf laut ihr lobpreiſendes „Waalah“ ausriefen. Der Fremde ſtund jetzt auf; zwanzig Reuter, die ihm zur Leibwache gegeben worden, begleiteten ihn in das ſchöne Zelt, das für ihn bereit ſtund. Sieben Tage blieb er im Lager der Montifigen, während dieſer Zeit hielt der Scheikh täglich für 300 bis 400 Mann, die ſich, von ſeinem Stamme, als Mitgäſte eingefunden hatten, offene Tafel; 30 bis 40 Sklaven waren ohne Unterlaß mit dem Röſten und Stoßen des Kaffees beſchäftigt. Allerdings darf ſich auch jener Scheikh als einen mächtigen Fürſten ſeines Volkes betrachten und als ſolchen benehmen, denn der Stamm, an deſſen Spitze er ſteht, zählt 200000 Männer, unter denen 70000 waffenfähig ſind, und in demſelben Verhältniß befindet ſich auch der Wohlſtand ihres Herrſchers.

Wir haben bisher die Araber in ihrem Benehmen als bewirthende Gaſtfreunde der Fremden betrachtet; es möge hier auch noch ein Zug erwähnt werden, der uns dieſelben als beſuchende Gäſte, in der ihnen ungewohnten Behauſung der Fremden kennen lehrt.

Einige Monate nach dem Empfang des Ehrenkleides, machte der Scheikh Hadſchil dem Paſcha von Bagdad einen Höflichkeitsbeſuch in der Stadt. Er kam mit einem großen Gefolge ſeiner Beduinen. Der Paſcha ließ ihm eines der prächtigſten Häuſer der Stadt zu ſeiner Wohnung anweiſen, denn dieſer mächtige Bundesgenoſſe ſollte aufs Höchſte geehrt werden. Der Scheikh, der Sohn der freien, weiten Wüſte, zog es vor, nach ſeiner Gewohnheit, unter dem Zelte, nicht in einem hochgemauerten Hauſe zu wohnen; er ließ ſein Zelt außen im Hofe aufſchlagen. Seine Leute indeß dachten nicht Alle ſo; ſie legten ſich, mit ihrem Schmutz, auf die ſammtnen, perlengeſtickten Divans der Zimmer; machten auf dem marmornen Getäfel hier und da ihre Feuer an, bei denen ſie die Mahlzeit bereiteten, und beſchauten ſich, ihre Pfeifen rauchend, wohlgefällig in den großen, ſchönen Spiegeln. Aber eben dieſe Spiegel ſchienen ihnen die günſtigſte Gelegenheit darzubieten, ſich ein kleines Andenken an Bagdad mitzunehmen. Ein kleiner Handſpiegel hat ja ſo wenig Werth und ſo kann es dem reichen Paſcha nichts verſchlagen, wenn ſich Jeder aus dem begleitenden Volke des Scheikh ein kleines Stück von ſeinen großen Spiegeln mitnimmt. Man zertrümmert die theuern Spiegel und bedauert nur, daß die Stücke, bei aller Mühe, die man ſich giebt, gerecht und gleich zu theilen, immer ſo ungleich ausfallen. Der Paſcha ertrug dieſe und andre Freiheiten, die ſeine Gäſte ſich nahmen, mit türkiſchem Gleichmuth; das gute Vernehmen mit den mächtigen Montifigen war ihm mehr werth als ſeine ſammtnen, perlengeſtickten Divans, ſein Marmorgetäfel und ſeine großen, europäiſchen Spiegel.

Die Türken, von ihrer Licht- und ihrer Schattenſeite.

Türkiſche Gaſtfreundſchaft.

Als Herr R. Walſh *), Prediger bei der engliſchen Geſandtſchaft in Conſtantinopel, auf der Hinreiſe nach dieſer Stadt war, um dort den Poſten, zu welchem man ihn ernannt hatte, anzutreten, konnte er, angelangt in der Nähe der Dardanellen, dem Zuge nach der Betrachtung des klaſſiſchen Landes nicht widerſtehen. Er erbat ſich von ſeinem Geſandten, dem Lord Strangford, in deſſen Geſellſchaft, auf bequemen, wohleingerichtetem Schiffe er die bisherige Seefahrt gemacht hatte, die Erlaubniß, ans Land gehen und mit ſpäterer Gelegenheit nachkommen zu dürfen.

Vom Cap Sigäum aus, an welchem er den klaſſiſchen Boden betrat, erfreute ſich der Reiſende zuerſt an der Betrachtung der Stätte, an der einſt Troja ſtund, und an der Landſchaft, welcher die Geſänge des Homer einen unvergänglichen Reiz ertheilen; einen Reiz, der gerade damals, im Januar, durch die Regungen erhöht wurde, welche in der Natur den nahenden Frühling verkündeten. Auf ſeinem weiteren Wege, entlang den Küſten des Hel-

---

*) M. ſ. ſein Werk: A residence at Constantinople Lond. 1836 und einen Auszug davon in den Münchner gelehrten Anzeigen B. VII. (1838) St. 199 b. 203.

lespont, verließ Hr. Walſh das aſiatiſche Ufer und fuhr herüber an das europäiſche, nach Gallipoli. Die Landreiſe, welche er von dort aus in Begleitung eines einzigen Janitſcharen nach Conſtantinopel machte, gab einen Beweis, ſowohl für den guten Muth des Reiſenden, als für die Sicherheit des Verweilens unter einem Volke, bei welchem der Fremdling und Gaſt in Zeiten des Friedens noch immer durch die Sitte der Väter, auf ganz beſondre Weiſe geſchützt iſt. Wir heben einen Zug aus der Geſchichte jener Landreiſe hervor.

Walſh war mit keinem Firman verſehen, auch hatte man niemals ihn nach einem gefragt; dagegen führte er die Charten aus Sonninis Reiſe bei ſich, denen zufällig auch das fac simile jenes Firmans beigefügt war, welchen Sonnini von der hohen Pforte ſich verſchafft hatte. Schon der jüdiſche Wirth, in deſſen Hauſe unſer Reiſender zu Gallipoli wohnte, hatte jene getreue Nachbildung des türkiſchen Reiſepaſſes geſehen, und ſie für einen ächten, gültigen Firman gehalten, noch mehr fand dieſelbe bei dem ernſten, ſchweigſamen Janitſcharen Haſſan, der des Leſens nicht mächtig war, Anerkennung.

Der Mangel eines ächten, grosherrlichen Firmans ſchien demnach jetzt unſren Reiſenden wenig bekümmern zu dürfen, aber ein andrer Umſtand war, der ihn wohl hätte beſorgt mochen können: er verſtund noch kein Wort Türkiſch, und Haſſan, ſein Begleiter, kein Wort der engliſchen oder einer andren Sprache der Franken. Dazu iſt es Winter und die Gebirgsgegenden, durch welche ſein Weg führt, ſind von rauhem Klima. Dennoch bleibt er bei ſeinem Entſchluß, für die weitere Reiſe nach der Hauptſtadt nicht erſt auf eine Schiffsgelegenheit zu warten, ſondern dieſelbe zu Lande zu machen.

Eines Abends kommt man am Fuße des Rhodopegebirges in eine kleine türkiſche Stadt, wo man nach der Sitte des Landes und Volkes in einem ſogenannten Chan Unterkommen findet. Etwa funfzig Büffel und Kamele mit ihren Treibern herbergten gerade an jenem Abend in dem Gebäude, das einem großen Kuhſtalle glich, neben unſrem Reiſenden, welchen nur ein niederer Verſchlag, über den die thieriſchen Schlafkameraden von Zeit zu Zeit ihre Hälſe herüberſtreckten, von den übrigen Herbergsgenoſſen abſonderte. Er hatte von Tagesanbruch bis jetzt noch keinen Biſſen genoſſen, nun regt ſich mit der großen Müdigkeit zugleich der ſtarke Hunger. Um Geld, ſo meint der Europäer, müſſe ja alles Nöthige zu haben ſeyn, vernämlich in einem öffentlichen Gaſthauſe. Sein Janitſchar, welcher heute eben ſo wie der Herr einen ſtrengen Faſttag gehalten, ſitzt vor ihm mit unterſchlagenen Beinen und raucht in großer Gemüthsruhe ſeine Pfeife. Hr. Walſh giebt ihm, was er durch Worte nicht vermag, durch Zeichen zu verſtehen, daß er Hunger habe. Haſſan bewegt langſam den Kopf und ſagt ganz ernſthaft „Voke“. Die Phantaſie des hungernden Reiſenden wird durch den Klang dieſes erſten Wortes, das er aus dem Munde ſeines bis dahin ganz ſtumm geweſenen Begleiters vernommen, auf mannigfache Weiſe bewegt. Jener Klang ſcheint an den des italieniſchen Wortes uovo zu erinnern, welches ſo viel als Ei bedeutet und mit einigen Eiern wäre ihm ſehr gedient geweſen. Er lauſcht jetzt in größeſter Spannung auf jede Bewegung des Janitſcharen; dieſer aber macht keine Anſtalt aufzuſtehen und Eier zu holen, ſondern raucht ruhig ſeine Pfeife fort; endlich merkt der Engländer ſeinen Irrthum, das Wort „Voke“ hatte nur ſo viel als „nichts“ bedeutet.

Der Reiſende ſieht ſich jetzt nach andren Mitteln zur Befriedigung ſeines Hungers um. In einem ſolchen Herbergsſtall oder Chan giebt es weder einen Marqueur noch eine Kellnerin, keinen Wirth noch Koch; hier werden arme wie reiche Gäſte mit der gleichen Unpartheilichkeit bedient, denn der Arme bekommt ohne Geld daſſelbe was der Reiche für ſein Geld auch haben kann, nämlich „Nichts“. Man rechnet darauf, daß die Gäſte, welche in einen Chan kommen, ihre Lebensmittel ſelber mit ſich bringen und auch ſelber ſie bereiten, denn Waſſer kann ſich namentlich hier am Gebirge, wo die Quellen und Brunnen ſo häufig ſind, Jeder ſchöpfen, kleine Gefäße, ſelbſt zum Kaffeekochen, ſtehen auch zur freien Benutzung da, und an einem Winkel des Gemäuers brennt ein Feuer.

Herr Walſh, bei dem Anblick der kleinen Kaffeekännchen und des Feuers wird an Etwas erinnert, an das er nicht mehr gedacht hatte. In ſeiner Weſtentaſche finden ſich mehrere Bohnen gebrannten Kaffees und ein Stücklein braunen Zuckers; ein hölzerner Mörſer ſteht auch bei den Gefäßen; der Reiſende bereitet ſich ein kleines, türkiſches Täßchen Kaffee, nimmt dann des gutmüthigen Haſſans Pfeife und ſchmaucht ſich damit in Schlummer.

Der Schlaf eines Hungernden iſt nicht ſehr feſt. Nach einiger Zeit ſchlägt er ſeine Augen auf und ſiehet bei dem Schein einer Lampe eine Schaar von Türken, welche drei bis vier Mann hoch, auf untergeſchlagenen Beinen im Kreiſe um ihn her ſitzen, und, indem ſie in tiefeſter Stille ihre Pfeiſe rauchen, auf ihn hinſchauen. Haſſan iſt nicht unter ihnen; er nennt fragend den Namen deſſelben, da macht einer der Türken, ein Mann von Schrecken erregendem Ausſehen, eine Bewegung mit der Hand nach dem Hals, eben ſo als wolle er ein Hineinſchneiden in denſelden andeuten, dabei winkt er, mit wahrhaft türkiſchem Ernſte dem Fremden ruhig an ſeinem Ort zu bleiben.

Was ſoll dieſes Zeichen bedeuten? ſo fragt ſich Hr. Walſh, in einer Anwandlung von Unruhe, welche der ſchnell unterbrochene Schlaf, ſo wie die ganz neue Situation bewirkt haben mochte, in die er ſich hier verſetzt ſahe. Sein erſter Gedanke fällt auf den falſchen Firman. Sollte dieſe Täuſchung, ſo denkt er, an welcher ich nicht einmal ſchuld war, entdeckt worden ſeyn und der arme Haſſan hat vielleicht von ſeinen barbariſchen Landsleuten die Strafe ſchon erleiden müſſen, die mir, als Fremden, in noch viel härterem Maaße bevorſteht?

Während er noch auf dieſe Weiſe ſich mit ſeinen Vermuthungen und Sorgen abmühet, wird ein Klappſtuhl gebracht und vor ihn hingeſtellt, auf den Stuhl ſetzt man eine große metallene Platte mit ſchaufelartigen, hornenen Löffeln, wovon Jeder der Anweſenden ſich einen nimmt; dann trägt man dicke Erbſenſuppe, hierauf eine Speiſe, die den Makaronis ähnlich iſt, dann eine ſehr wohlſchmeckende und wahrhaft erquickende ſäuerliche Brühe auf. Während alle Anweſenden, unter ihnen auch unſer hungernder Reiſender, rüſtig zulangen und eſſen, wird nicht eine Sylbe geſprochen; auch die Weiſe, den Gaſt zu nöthigen, geſchieht bloß durch Zeichen. Denn einer der Türken, den ſein grüner Turban als einen der Nachkommen des Propheten, aus einer der Tauſende von Seitenlinien ſeiner Töchterkinder zu erkennen giebt, und welcher der Anſtifter oder Hauptgeber des Gaſtmahles zu ſeyn ſcheint, ſtößt, ſo oft er ſieht, daß der Fremde ſeinen Löffel ein wenig ausruhen läßet, mit dem Elnbogen ſeinen Nachbar an, dieſer ſtößt wieder den nächſtfolgenden und ſo ſetzt ſich die anſpornende Bewegung bis zu Walſh fort. Aus dem letzten Gerichte der ſäuerlichen Brühe wird eine große, roſinenartig ſüße Weintraube hervorgezogen, die man zuerſt dem vornehmen Türken im grünen Turban hinhält, welcher ſie aber von Hand zu Hand nach dem Gaſte, als Ehrenbiſſen hingehen läſſet; nach dem Eſſen wird noch Kaffee und eine Pfeife angeboten, da jedoch der Engländer beide ausſchlägt, macht ihm der eine der Türken, mit Auflegen des Kopfes auf die Hand, das Zeichen des Schlafes, und er folgt dieſem Winke gern, um ſo ruhiger, da auch Haſſan, der ſich, wie dies der eine Türke durch die Bewegung der Hand an den Hals hatte ausdrücken wollen, beim Barbier ſeinen Bart hatte ſäubern und aufſtutzen laſſen, ſchon während der Mahlzeit, als thätiger Theilnehmer ſich eingeſtellt hatte. Als der Reiſende am Morgen, aus ſeinem feſten, ſtärkenden Schlaf erwacht, ſieht er noch immer ſeine türkiſchen Gaſtfreunde, einen hinter dem andern um ſich her ſitzen und ſchweigend ihren Tabak ſchmauchen. Man führt jetzt die Pferde vor die Thür; der Fremde begehrt nichts mehr; die Türken entfernen ſich eben ſo wortlos, als ſie gekommen waren, ohne irgend eine Vergeltung, und, wie es ſchien, ſelbſt ohne einen Dank zu erwarten oder anzunehmen.

Dieſes iſt die ſtumme Werkthätigkeit und gaſtfreundſchaftliche Sitte der Türken, und Referent, obgleich er lieber zehnmal ſterben, denn, ſtatt eines Chriſten, ein Türke ſeyn wollte, geſtehet gerne, daß dieſe Sitte ihm gefällt.

Ich kannte in meiner Vaterſtadt einen Mann, welcher zwar kein Türke, ſondern nicht blos dem Namen, vielmehr, wie ich meine, der That nach ein Chriſt war, dieſer hatte Manches von ſolcher türkiſchen Sitte an ſich. Er galt, gegen die Reichen und Vornehmen, denen er übrigens an Stellung gleich war, als ſehr grob, und dieſes waren die Türken den „Mächten" gegenüber auch und werden es vielleicht in Kurzem wieder ſeyn. Wenn aber ein Hülfloſer, wenn eine arme, fromme Wittwe zu ihm kam, welche er, nach ſeinem Vermögen, reichlich unterſtützt und mit Gaben erfreut hatte, da nahm er, der ſo eben noch neben den Leuten von Stande mit dem Hut auf dem Kopfe geſeſſen, ſeinen Hut ab, und begleitete die arme, alte Wittwe, wie ein Untergebener ſeine Herrſchaft, ehrfurchtsvoll bis zur Thüre.

Eben dieſer Mann war auch eben ſo wortlos, als dieſes öfters die Türken ſind. Einige jüngere Leute, welche den ehrlich und im Schweiße des Angeſichts erworbenen Reichthum gering achteten, weil ſie ihn ſelber nicht beſaßen oder weil ſie das ererbte Gut leichtſinnig verſchwendeten, ſprachen einſt in ſeiner Gegenwart und zu ſeinem Angehör ein Langes und Breites darüber, wie wenig zu achten der Reichthum, und daß Geld nur Koth ſey. Er ſchwieg zu Allem. Als ſie aber jetzt nicht nur anzüglich gegen den vermeintlich geldſtolzen Mann wurden, ſondern den Inhalt ihrer Streitigkeiten fragweiſe an ihn richteten, da nahm er ſeine Pfeife, die er bis dahin in gleichmäßig ruhigen Zügen geraucht hatte, aus dem Mund und ſagte nur die Worte: „Geld iſt Koth, aber Koth iſt kein Geld."

Türkiſcher Fanatismus und die lautwerdende Stimme des Geſetzes im Innern.

Jenes nämliche Volk der Türken, welches im gewöhnlichen Zuſtande ſo ruhig und gemeſſen, ja edelmüthig und gaſtfrei gegen den Fremden ſich beträgt, wird, ſobald es der Damon des Fanatismus ergreift, zu einer ſchonungsloſen Beſtie. Denn jenes Geſetz, welches in der Körperwelt herrſchet, nach welchem das, was am höchſten ſtehet, ſobald es ins Fallen geräth, den gefährlichſten, zerſchmetterndſten Sturz machet, gilt auch in der Geiſterwelt; die Religion, ſo lange ſie in der Liebe zu Gott und den Brüdern ihr wahres Leben lebt, ſchwebet, wie der Adler, hoch, über allen Bewegungen des Menſchengeiſtes, wenn jedoch dieſer Aether, der ſich gleich der brennbaren Luſt über alles irdiſch Leibliche empordränget, von der Gluth der Hölle entzündet iſt, dann wird das, was ihm zu einer Schwinge nach oben gegeben war, zu einer allverheerenden Flamme, die ſtatt der Segnungen nur Tod und Verderben verbreitet.

Derſelbe Reiſende, welcher die eben beſchriebene gaſtfreie Bewirthung der Türken genoſſen, mußte wenig Monate nachher (im Jahr 1821) in der Hauptſtadt, ſo wie in einem großen Theil des osmaniſchen Reiches, ein Augen- und Ohrenzeuge der blutigen Greuel ſeyn, die jenes „gaſtfreie" Volk an den unſchuldigen Chriſten und Fremdlingen verübte.

Eine Stelle vor allem war es, welche in Ypſilanti's, bei dem griechiſchen Aufſtand erlaſſener Proclamation die Türken zur Wuth entflammte, es waren die Worte: „es iſt Zeit das unertragliche Joch zu zerbrechen, den Halbmond von unſren Mauern herabzuſtürzen und das Kreuz auf ihnen zu erhöhen; jenes Panier, unter dem wir ſiegen werden.“ Darauf hatte der Grosſultan Machmud den kurzen, zugleich aber höchſt wirkſamen Aufruf an ſein Volk der Gläubigen, erlaſſen: „Ehrloſe Rebellen haben unſrer Religion, die doch von Gott ſelber geſchützt wird, den Untergang gedroht. Ihr Moslimen, kehrt zurück zu den Waffenthaten eurer Väter; jeder Gläubige ſey gerüſtet und zum Kampfe bereit.“

In einem Lande, da keine Zeitungen geleſen werden, verbreiten ſich dagegen die mündlichen Nachrichten wie ein wildes Feuer im Walde. Die Worte, aus Ypſilanti's Proclamation, waren zugleich mit dem Aufrufe des Grosherrn an einem Vormittage durch alle Gaſſen und türkiſche Wohnungen der Hauptſtadt gelaufen. Hr. Walſh hatte an eben dieſem Vormittage einen Beſuch aus der Vorſtadt Pera, in welcher er wohnte, in der nachbarlichen Vorſtadt Galata gemacht, und dort ſchon, von einem befreundeten, wohlunterrichteten Chriſten, die Kunde von der nahenden Gefahr erhalten. Als derſelbe von ſeinem Beſuche wieder nach dem, kurz vorher noch ſo friedlichem Pera zurückkehrte, bemerkte er hier eine auffallende Veränderung. Die Türken, mit grimmigen Blicken, die eine Hand am Griffe des Dolches, mit der andren den Knebelbart ſtreichend, ſchienen nur eine Gelegenheit zu ſuchen, um an die armen Chriſten zu kommen, die ſich vor ihnen eiligſt in die Kaffeehäuſer und Wohnungen flüchteten. In wenig Stunden ſahe man, in der Hauptſtadt wie in ihren Vorſtädten, alle Türken unter Waffen; Knäblein ſogar, von 8 bis 10 Jahren, zogen mit Piſtolen und ſcharfen Meſſern herum, und ſuchten ſich ihre Schlachtopfer unter den unbewaffneten Chriſten, wie denn Hr. Walſh ſelber einmal würde von einem ſolchen Buben erſchoſſen worden ſeyn, wenn dieſem nicht im Augenblicke der That die Piſtole verſagt hätte. Die älteren Türken dagegen, wenn ſie, nur um ihre ſo lang ungebraucht gebliebenen Feuergewehre zu prüfen, dieſelben auf Griechen, die auf den Gaſſen ſich ſehen ließen, abſchoſſen, trafen deſto beſſer und noch ſichrer thaten ſie dies mit ihren Dolchen, die ſie jenen Unglücklichen, wenn ſie ihnen begegneten, in die Bruſt ſtießen, dann die blutige Waffe an dem Gewand des Gefallenen abwiſchten und gleichgültig, als ſey nichts geſchehen, in ein Kaffeehaus giengen, um hier ihre Pfeife zu rauchen. Mehr noch als in den Vorſtädten raffte in der Hauptſtadt ſelber die fanatiſche Mordluſt die edelſten und vornehmſten Chriſten hin. Denn nicht die Griechen allein, ſondern auch die Armenier, welche doch an dem Aufſtand gar keinen Antheil hatten, und ſelbſt manche Franken, obgleich dieſe durch das Anſehen ihrer Geſandten und die Furcht des Grosherrn „vor den Mächten“ geſchützt waren, traf dieſes Loos. Die Leichname der ſchneller gemordeten oder auch langſamer zu Tode gemarterten Chriſten und Chriſtinnen lagen unbegraben auf den Gaſſen; Schaaren der Aasgeyer und verwilderten Hunde fraßen ihr Fleiſch und nagten an ihren Knochen. Der wahrhaft ehrwürdige, griechiſche Patriarch Gregorius, welcher ſich ernſtlich gegen den Aufſtand ſeiner Glaubensgenoſſen erklärt und an demſelben niemals Antheil genommen hatte, wurde am erſten Oſtertage, mit mehreren ſeiner Biſchöffe und vornehmſten Geiſtlichen in der Patriarchalkirche ſelber gefangen genommen und ſogleich an einer der Kirchenthüren aufgehangen; ſo zwar, daß er bis zum Einbruch der Nacht mit dem Tode rang. Weder den hülfloſen Säugling noch das vom Alter gebeugte, graue Haupt der Chriſten verſchonte die Mordluſt der Türken.

Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgten bald, zum Theil in noch übertreibenderem Maaße, die einzelnen Provinzen, vor allen die von Kleinaſien. Man wollte an allen Orten beweiſen, daß man zu den Waffenthaten der Väter: „zur Vertilgung der Feinde des Glaubens“ bereit ſey. Auf alte türkiſche Weiſe wurden die Beweiſe dieſes Vertilgungseifers dem Grosherrn vor Augen gelegt, denn wie bei uns die Jäger von den ſchädlichen Thieren, die ſie erlegten, einzelne Theile an ihre oberen Behörden einliefern, ſo ſendeten die Chriſtenmörder aus den benachbarten Gegenden täglich die Köpfe, jene der entfernteren wenigſtens die vom Schädel abgehauenen Theile des Angeſichtes der friſch geſchlachteten Opfer und man konnte von ſolchen gräuelhaften „Siegeszeichen“ ohne Aufhören ganze Haufen vor dem Thore wie in dem erſten, äußerſten Hofe des Serails liegen ſehen.

Unter allen Chriſtenmördern in den einzelnen Provinzen that ſich an Grauſamkeit und unerſättlichem Blutdurſt Kora Ali, der Kapudan Paſcha der Pforte hervor, welcher Chios und mehrere andre Inſeln der Nachbarſchaft, ſo wie die gegenübergelegenen Küſtengegenden des Feſtlandes in Tamerlans und Dſchengiskans Weiſe verheerte und mit den Trümmern der niedergebrannten Häuſer, ſo wie mit den Leichnamen der gemordeten Chriſten erfüllte. Nur die jüngeren Frauen und die Kinder ließ man, aus der großen Zahl der Bewohner von Chios, am Leben, um ſie als Sklaven zu verkaufen. Die Summe dieſer Gefangenen wird von Chios allein auf 30000 geſchätzt; man brachte ſie großentheils nach Conſtantinopel zu Markte, wo ſie auf allen Plätzen der Stadt, ſelbſt in der Vorſtadt Pera, unter den Augen der Geſandten der chriſtlichen Mächte, ſchonungslos wie Vieh zum Verkaufe ausgeſtellt wurden und nur von Türken unmittelbar, nicht von Chriſten gekauft werden durften. Viele der unglücklichen Jungfrauen und Frauen überlebten ihre Schmach nicht lange, einige, im Wahnſinn ihres Jammers, betrugen ſich ſo, daß man ſie wie gefährliche Thiere tödtete; ein großer Theil der kleinen Knaben wurde zu Mohamedanern gemacht.

Einige Monate nach der ſchauderhaften Verheerung von Chios beſuchte Hr. Walſh dieſe Inſel ſelber. Er hatte, unmittelbar vorher, die wohlerhaltne, ja wahrhaft ſchöne Ruine von Teos, der Geburtsſtadt des Anakreon und manche andre Reſte andrer Städte geſehen; deſto furchtbarer erſchien ihm der Contraſt, den die von weitem noch ſo anſehnlich erſcheinenden, ganz neuen Ruinen von Saki (Chios) mit jener alten machten. So wie man in die noch vor kurzem ſo ſchöne, durch prachtvolle Gebäude ausgezeichnete Hauptſtraße der Stadt trat, fand man ſich zwiſchen Haufen von Schutt und Lumpen, unter denen überall menſchliche Leichname, zum Theil nur halbbedeckt, bemerkbar wurden; keines der Häuſer war unverſehrt geblieben; eine muthwillige Zerſtörungsluſt hatte alle feſten Zierrathen zerſchlagen, alles Brennbare im Innern verbrannt; das Auge ſucht vergeblich auch nur nach einem einzigen der 70000 Bewohner dieſer vielen Gebäude; wie reich bevölkert dieſe Stadt geweſen, das bezeugen nur die Reſte und Gebeine der Menſchenleiber, die in den vormaligen Wohnungen liegen. Ueberhaupt waren von den mehr denn 100000 der chriſtlichen Bewohner der ſchönen Inſel nur etliche wenige Kinder und Frauen aus der ärmeren Volksklaſſe übrig geblieben, die ſich zum engliſchen Conſul geflüchtet hatten und in ſeinem Garten arbeiteten.

Chios, die liebliche Inſel war, ehe der Wüthrich Kora Ali ſie verheerte, nicht bloß reich an glücklichen, friedlich lebenden Chriſten und an Werken ihrer bauenden Hand geweſen; es hatte auch noch andre Thaten des nach Erkennen ſtrebenden, chriſtlichen Geiſtes aufzuweiſen. Eine Hochſchule fand ſich in der Stadt, an welcher 25 Profeſſoren lehrten und die von Jünglingen aus den verſchiedenſten Gegenden der griechiſchen Landſchaften und Inſeln beſucht war. Walſh trat in das anſehnliche Hauptgebäude dieſer geweſenen Hochſchule; da lagen, von den Händen der Türken, wie von den Zähnen der verwilderten Hunde zerfetzt, die Reſte der Bücher herum geſtreut, neben den Leichnamen der vormaligen Lehrer und ihrer Zuhörer; denn nur die Jüngſten von dieſen Letzteren hatte die Hand der Feinde am Leben gelaſſen, um ſie zu Sklaven zu machen.

Dieſes Alles that der türkiſche Fanatismus, und dieſer, der Fanatismus, auch da wo er die Seelen der ſogenannten Chriſten ergreift, wird überall das Gleiche, ja, wie die Geſchichte gelehrt hat, noch Schlimmeres thun; hinter beiden wird, dies bezeuget die franzöſiſche Revolution, der politiſche Fanatismus des Unglaubens an Gräuelthaten nicht zurücke bleiben. Für das unglückliche Chios hatte, wie ſchon erwähnt, der Kapudan Kora Ali die Rolle eines Verderbers, der aus der Tiefe kommt, übernommen und hatte dieſelbe geſpielt, bis ihn, mitten in der Sicherheit ſeines furchtbar bewaffneten Admiralſchiffes, Gottes Gericht, durch des kühnen Canaris Branderſchiff, ereilte.

Bei dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stimme des inneren Geſetzes, das im Geiſte des Menſchen lebt, aus dem Munde eines Türken ſelber vernehmen ließ, wie wir dies oben in der Ueberſchrift andeuteten.

Am Freitage (dem türkiſchen Sonntage) nach der Vernichtung des Admiralſchiffes und des auf ihm ſicher wohnenden Admirals, trat zu Smyrna, in einer der dortigen Moſcheen, ein hochgeachteter türkiſcher Iman auf; er erzahlte zuerſt die in Chios von dem Kapudan Paſcha verübten unmenſchlichen Gräuel, dann den gewaltſamen Tod deſſelben, und ſchloß mit der Bemerkung, daß offenbar Gottes gerechte Hand dieſe wohlverdiente Strafe über den Menſchenmörder verhängt habe.

Türkiſcher Eigennutz.

Als der weiter unten S. 512 erwähnte Reiſende, Hr. J. B. Fraſer in Meſopotamien zuerſt wieder die Gränzen eines türkiſchen Paſchaliks erreicht hatte, war ihm das erſte Zeichen, daß dieſes geſchehen ſey, jene geſchäftige Habſucht, womit faſt Jeder, der mit ihm in Berührung kam, einen Backſchiſch oder Trinkgeld begehrte. Während jener Menſchenſchlächtereien, welche, in Folge des griechiſchen Aufſtandes in Conſtantinopel ſtatt fanden, ſcheint nicht ſelten ein Trinkgeld, das man zur glücklichen Zeit gab, ein Mittel zur Rettung des Lebens geworden zu ſeyn. Einen Fall dieſer Art erzählt der nämliche Geſandtſchaftsprediger Walſh, aus deſſen Reiſeberichten wir ſchon Einiges mittheilten.

Mehrere Väter und Söhne aus den vornehmſten Häuſern in Chios oder Scio lebten in Conſtantinopel, größtentheils als Beſitzer und Vorſteher eines Handelshauſes. Einige Tage nach der Ankunft der erſten Nachrichten von dem furchtbaren Unglück, welches ihre Inſel betroffen hatte, blieben dieſe Männer noch unangefochten in ihren Wohnungen, bis eines Morgens ein Polizeidiener zu ihnen kommt und ſieben von ihnen mit den drei Bürgen oder Geiſeln zur Audienz bei der hohen Pforte fodert, damit man ſich über die Angelegenheiten der Inſel berathen könne. Der Polizeidiener war auf den Comtoiren dieſer vornehmen Scioten wohlbekannt, er war öfter dahin gekommen, hatte Neuigkeiten erzählt und dafür ein Trinkgeld bekommen. Da es ganz bei ihm ſtund, die ſieben Begleiter der Bürgen auszuwählen, denn ihm war bloß dieſe Zahl, ohne Angabe eines Namens, zu bringen aufgetragen, wählte er ſolche aus, welche ihm die geringſten Trinkgelder gegeben hatten, unter Andern auch einen jungen Maurocordato. Dieſer, dem nichts Gutes bei der Sache ahndet, drückt dem Manne einige Geldſtücke in die Hand. Augenblicklich läßt ihn derſelbe los und nimmt ſtatt ſeiner den Herrn Giovanni Gelatti. Die ſchuldloſen Männer wurden einen Monat lang beim Boſtandſchi Bey in engem Gewahrſam gehalten und dann an verſchiedenen Orten der Stadt, wo dieſes den Henkern beliebte, enthauptet, obgleich die hohe Pforte den Geſandten der chriſtlichen Mächte, namentlich dem engliſchen, die Verſicherung gegeben hatte, „daß man dieſe Gefangenen lebenslänglich mit Schonung und Anſtand behandeln werde." Als der engliſche Botſchafter ſein Erſtaunen wie ſeinen Unwillen über das ihm ſo unerwartet kommende Ereigniß äußerte, antwortete ihm der Grosvezier: die hohe Pforte habe wirklich ihr den Geſandten gegebenes Verſprechen erfüllt; denn man habe es den Gefangenen bis zu ihrem Ende an nichts mangeln laſſen und ſie bis dahin artig behandelt. Das ehrloſe Hinwerfen der Leichname auf die Gaſſen durch die Hand der Henker ſey erſt nach ihrem Tode geſchehen.

Vielleicht hatte ein ähnlicher Grund als der bei der Rettung des jungen Maurocordato wirkſame auch die Rettung eines andren Griechen herbeigeführt, welcher bloß deshalb, weil er im Dienſte des Dragomans Calomachi ſtund, mit ſeinem Herrn zugleich hingerichtet werden ſollte. Man hatte ſtatt jenes unſchuldigen Dieners einen andren wahrſcheinlich eben ſo ſchuldloſen Mann zum Richtplatze geſchleppt. Als die Hinrichtung vorbei war, machte jemand den Schuaſch, der die Aufſicht dabei geführt hatte, darauf aufmerkſam, daß der eine der beiden Köpfe ein unrechter ſey; Jener ſchnellte den Daumen in die Höhe und ſagte ganz gleichgültig: „Hipſi birdir“ (das iſt einerlei).

Einen deſto erfreulicheren Gegenſatz mit ſolchen grauſamen Zügen des türkiſchen Eigennutzes bildet das edle Benehmen mancher andren Türken, aus denen bei dieſer Gelegenheit die Stimme des innren Geſetzes mit unverkennbarer Deutlichkeit durch Thaten und Worte ſprach. So wurde das erſte Werkzeug zur Befreiung einer edlen, griechiſchen Familie aus den Sklavenketten, in welche ſeine rohen Glaubensgenoſſen ſie geſchlagen hatten, ein trefflicher Türke ſelber. Und dieſes Werk war kein ganz leichtes, denn die Grosmutter, Mutter und Kinder waren in ſehr verſchiedene Hände gerathen und an ſehr verſchiedene Orte gebracht worden, der Befreier aber, den hierbei keine Spur von Eigennutz leitete, ſondern nur das Erbarmen und die Freude am Wohlthun zu ſeinen Handlungen antrieb, fand dieſe zerſtreuten Familienglieder nach und nach Alle auf und gab die Kinder den Armen ihrer Mutter, ihnen Allen aber die Freiheit wieder.

Solcher Beiſpiele des türkiſchen Edelmuthes gab es mehrere und mit ihnen wetteiferten die Chriſten der verſchiedenſten äußern Bekenntniſſe, mit Ausnahme der Armenier, welche aus Furchtſamkeit eine vollkommene Neutralität zu beobachten ſuchten, die ſich nachmals dennoch als nutzlos erwies. Jene andren aber Alle, Reiche wie Arme, vornämlich jedoch die Geſandten und Kaufleute waren aufs Eifrigſte bemüht, ihre unglücklichen Mitchriſten in ihren Häuſern zu verbergen und ſie dann, in fränkiſcher Kleidung auf europäiſche Schiffe zu bringen, in denen die Meiſten von ihnen nach Odeſſa geflüchtet wurden. Eine ganze Schaar der ärmeren Chioten, meiſt Handwerksleute, retteten ſich in den Garten der engliſchen Geſandſchaft, wo man ihnen Arbeit und hierdurch Schutz gegen die Türken und Lebensunterhalt gewährte.

Den Preis der edelmüthigen Liebe trug dennoch unter Allen eine arme, chriſtliche Dienſtmagd davon. Dieſe erblickt unter den gefangenen Kindern aus Chios ein kleines, krankes Knäblein, welches kaum noch die Kraft hatte, ſeinen Kopf emporzuhalten und ſeine leiblichen Schmerzen zu beweinen. Der Jammer des Kindes geht ihr zu Herzen, ſie läuft nach Hauſe und trägt ihren ganzen erſparten Lohn herbei; ſie erkauft den Kleinen von ſeinem Beſitzer, einem Laſtträger, um 300 türkiſche Piaſter (36 Gulden rh.). Sie pflegt jetzt des kranken Knaben, bis er wieder geſund iſt, mit wahrhaft mütterlicher Treue und Sorgfalt. Als der Laſtträger erfährt, daß ſein kleiner Gefangener wieder geneſen ſey, will er ihn der Magd wieder nehmen oder dieſe ſoll ihm den gewöhnlichen Preis für ein ſo ſchönes, geſundes Kind, 1000 Piaſter (120 Gulden) bezahlen. Die Magd flüchtet die ihr ſo werthe Beute in das Franziskanerkloſter von Pera, wo der Knabe in Sicherheit bleibt, bis ſeine ebenfalls glücklich gerettete Mutter ſeinen Aufenthalt erfährt. Er war das einzige Kind ſehr anſehnlicher Eltern; dieſe zogen ſich nach Odeſſa zurück und nahmen dorhin auch die Retterin ihres Kindes mit.

So hat jene Hand von oben, deren Thun und Walten für uns ein dunkles und unbegreifliches iſt, mitten aus den Schaaren der unſchuldig Untergehenden viele Einzelne, ſo wie ganze Familien hervorgehoben, um ſie als [illegible]niſſe ihrer wunderbaren Erbarmung und Hülfe hinzuſtellen.

Ein Staatsmann in perſiſchem Styl.

(Aus J. B. Fraser Esqu. Travels in Koordistan. Lond. 1840. Vol. I.) *).

Der perſiſche Kaymukam oder Staatsminiſter: **Abu Mirza Kauſſim**, bei welchem Herr James Baillie Fraſer im Jahre 1834 zu Tebris einige Audienzen hatte, die er in ſeiner höchſt intereſſanten Reiſebeſchreibung ſchildert, zeichnet ſich vorzüglich durch zwei hervorſtechende Eigenſchaften vor ſeinen Landsleuten aus: durch ſeine faſt unglaubliche Fertigkeit im Meloneneſſen und im Schreiben. Es ſoll, nach Herrn Fraſer's Verſicherung, in Tebris, deſſen ganze Umgegend ein Garten voll der lieblichſten Früchte iſt, nichts Seltnes ſeyn, daß ein Mann auf einem Niederſitz eine Maſſe von Melonen aufzehrt, welche 14 Pfund an Gewicht beträgt, das aber, was der Kaymukam in dieſer ſüßen Gewohnheit des Früchteeſſens bei ſeinen Mahlzeiten leiſtet, überſteigt jenes Maaß noch bei weitem.

Dieſer

---

*) M. ſ. den ausführlicheren Auszug aus dieſem Werk in den Münchner gelehrten Anzeigen Band 12 (1841) Nr. 12 bis 15.

Dieſer Mann, der ſeiner natürlichen Neigung nach der trägeſte und dennoch zugleich durch den Zwang, den ihm ſein Amt auflegt, der berühmteſte Geſchäftsmann des Landes iſt, giebt ſich zuweilen ſeiner Neigung zum Meloneneſſen ſo lange hin, bis er ganz unbeweglich wird, und, wie erſtarrt, Stunden lang an einem Orte ſitzen bleiben muß. Solches iſt ihm ſelbſt auf einem Zuge geſchehen, den er einſt mit einer Abtheilung der perſiſchen Armee gegen die türkiſche Gränze machte; ſein Corps war vorausgegangen, über ihn hatte man ein Interimszelt aus einigen in den Boden geſteckten Speeren aufgeſchlagen, die man mit grünen Tüchern deckte, bis der Meloneneſſer aus ſeiner Starrheit wieder zu ſich kam.

Wir begleiten jedoch den Kaymukam auch noch auf andren Wegen ſeiner Geſchäftigkeit als auf jenem nach der türkiſchen Grenze, indem wir einige Hauptzüge des getreuen Bildes, das uns Hr. Fraſer von demſelben entwirft, hervorheben.

Schon das Aeußere des Mannes, in welchem ſich damals ein Theil des jetzigen Perſerreiches mit all ſeinen politiſchen Anſprüchen und der Stufe ſeiner geiſtigen Entfaltung repräſentirt ſahe, iſt ſeltſam genug. Die kleinen, ungewöhnlich ſtark hervorragenden Augen, der meiſt halb offenſtehende Mund, aus welchem die großen, gelblichen Zähne hervorblicken, geben den groben Zügen des Geſichtes eher das Ausſehen eines Blödſinnigen, als eines Diplomaten, und der ſchwerfällige, dicke Körper, mit dem weit hervorragenden, runden Schmeerbauche mildern jenen Anſchein keinesweges. Vielleicht würde auch der Mann, wenn man ihn ſich ſelber überließe, bald in die Ruhe eines Blödſinnigen verſinken; er ſelber trägt es nur zu gern hierauf an, wenn er ſich etwa, aus Scheu vor der Arbeit, ſtundenlang hinab in ſein Bad ſetzt, bis das Geräuſch und Gemurmel der vielen auf ihn wartenden Geſchäftsleute auch da hinunterdringt und ihn verſcheucht. Er verſucht es dann zuweilen, ſich vor dem Gedränge auf ein abgelegenes Dorf zu flüchten, doch auch dort wiſſen ihn die Leute zu finden; er flieht in ein andres; auch dahin ſetzt man ihm nach, bis er zuletzt in ſein Loos ſich ergiebt und zurückkehrt zur gewöhnlichen Laſt und Luſt ſeiner Tage.

Die Laſt, welche vor allem auf der ſchreibſeligen Hand dieſes Kaymukam ruhet, iſt aber auch allerdings keine geringe, obwohl ſie großentheils eine ſelbſt aufgebürdete iſt. Der Mann rühmt von ſich, und ſein Volk glaubt daſſelbe von ihm, er ſey der beſte und geübteſte Schreiber im ganzen Lande. Den Ruhm der Waffen geſteht er gern den Andern zu; jenen der Feder will er mit Keinem theilen; er allein will Alles, das von einiger Wichtigkeit iſt, ſchreiben; ſo geſchieht es, daß öfters kaum der zehnte Theil der vorliegenden Geſchäfte, und auch dieſer nur ungenügend erledigt wird. Was namentlich die auswärtigen Verhältniſſe, z. B. mit Rußland, betrifft, ſo hat niemals weder ein fremdes Auge noch eine fremde Hand an der Correſpondenz Theil nehmen dürfen. Wenn Verſchloſſenheit und Verſtellung die einzigen Tugenden des Diplomaten wären, dann hätte der Kaymukam von Tebris Anſprüche auf den höchſten Ruhm eines ſolchen; auch im kleineren, alltäglichen Kreiſe weiß Jeder, daß man ſich auf kein einziges Wort des Mannes verlaſſen kann, und dennoch gehen faſt Alle, welche ein Privatanliegen zu ihm führte, ganz froh und glücklich in Hoffnungen von ihm heraus, weil er ſie, mit unwiderſtehlicher Macht, immer von neuem zu täuſchen weiß.

Namentlich die zwei Audienzen, welche Hr. Fraſer während ſeines Aufenthaltes in Tebris bei dem Kaymukam hatte, ſind es werth, daß wir ſie auf einige Augenblicke betrachten. Der Miniſter, der unſern Reiſenden ſchon bei dem früheren Aufenthalte deſſelben in Tebris gut gekannt hatte, war höchſt begierig, ihn jetzt nach ſeiner Rückkehr aus Khoraſan zu ſprechen, und über Vieles auszufragen. Nach mehrmaligen Einladungen, welche alsbald wieder abgeſagt wurden, erfolgte eine, für einen beſtimmten Tag auf früh ſieben Uhr. Seine Excellenz ſeyen im Bade, ſagten die Bedienten. „Gut“, erwiederte Hr. Fraſer, „dann werde ich mich ſogleich empfehlen, denn ich kann nicht 2 Stunden vergeblich warten.“ — In einer halben Stunde, verſicherten Jene, wird unſer Herr bei Ihnen ſeyn: er würde es uns nie vergeben, wenn wir Sie hinwegließen, ohne daß er Sie ſähe.

Man führte den Fremden in ein Zimmer, darin ein Tiſch und 6 — 8 altväteriſche, europäiſche Stühle ſtunden. Zu ſeinem Glück hatte er ein Buch bei ſich, mit deſſen Leſen er ſich unterhalten konnte, denn erſt nach einer Stunde kam der Miniſter aus ſeinem Badezimmer herauf.

Der Vorhof vor den Fenſtern des Zimmers war ſchon gefüllt von Leuten aus den verſchiedenſten Ständen, welche des vielvermögenden Mannes warteten; dieſer, im Vorübergehen, ſagte an Jeden ein Wort der Begrüßung oder ein Compliment; vor allem aber ſtreute er, ins Zimmer tretend, gleich Blumen, eine ſolche Menge von perſiſchen

Höflichkeitsbezeugungen gegen den Fremden aus, daß dieſer kaum zum Worte kommen konnte. Ein Stuhl wird geſetzt für den Gaſt, unmittelbar neben dem Stuhle des Miniſters, denn „dieſer hat mit dem Freunde, welcher ſeinen Augen ihr Licht durch ſein Erſcheinen brachte,“ ganz unſäglich viel zu reden. Auch der andre Troß, der mit und nach dem Miniſter ins Zimmer hereingedrungen iſt, ſoll ſich ſetzen, denn dazu ſind ja die Divans und die Fußteppiche da.

Ein Secretär, mit Papier in ſeiner Hand, ſteht nahe. Für den großen Schreiber, den Kaymukam, muß dies ein unwiderſtehbarer Reiz ſeyn; er nimmt eine Rolle, und, zu ſeinem Gaſt gewendet, gegen den er ſchon den Mund zum Geſpräche aufgethan hatte, fängt er an mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit zu ſchreiben. Dieß dauert einige Zeit, da erhebt einer im Hintergrunde des Zimmers ſeine Stimme und erzählt den Andren ganz laut eine lange Geſchichte: wie man ihn ausgeſendet habe, Geld (Abgaben) einzuſammlen, wie das Volk aber des Gebens ſich geweigert. Der Miniſter, zu deſſen angelegentlichſten Aufgaben das Eintreiben und Ordnen der Finanzen gehört, wird bei dieſen Tönen aufmerkſam; er ertheilt dem Sammler die nöthigen Winke und Befehle.

Kaum hat der Kaymukam angefangen mit Einem zu ſprechen, da wird er, als für Alle ſprechbar, betrachtet; an irgend eine europäiſche Ordnung iſt hierbei nicht zu denken. Papiere und Noten aller Art werden von den Anweſenden in die Hände der beiden daſtehenden Diener, von dieſen in die Hände ihres Herrn gegeben. Auch darin: etwas Geſchriebenes zu leſen, deſſen Inhalt man nicht immer vorauswiſſen kann, ſcheint eine ſtarke Anlockung zu liegen; der Miniſter nimmt ein Schreiben nach dem andren, indem er daſſelbe bei ſeiner ungemein großen Kurzſichtigkeit ſo nahe und ſo ſchnell Zeile nach Zeile an ſeinen Augen vorüberzieht, daß es ausſieht, als riebe er ſich, hin und herfahrend, an dem Papiere die Naſe. In bewunderswürdiger Schnelle iſt der Inhalt der Noten begriffen, und mit wenigen Federſtrichen abgefertigt.

Nach einer halben Stunde will Hr. Fraſer ſich empfehlen. „Nicht um Alles, ſagt der geplagte Geſchäftsmann, Sie dürfen nicht gehen, ich habe Ihnen zu viel zu ſagen.“ — Die Stühle werden noch enger aneinander gerückt; die Häupter der Beiden nähern ſich zum vertraulichen Geſprach, da kommt der Secretar abermals mit einer ganzen Hand voll ſolcher kleiner, fataler Papiere. Siehſt du nicht, fragt der Miniſter, daß ich mit dem Saheb (vornehmen Fremden) beſchäftigt bin?

„Was ſoll aber ich thun“, ruft im Hintergrunde des Zimmers ein Bey, welcher reiſefertig, im Reitersgewand, daſteht, „ich wurde ſchon ſo lange hier aufgehalten.“ Indem der Kaymukam ſeinen Blick zu dem Sprecher hinwenden will, drängt ſich ein Andrer vor, der allem Anſcheine nach der Ueberbringer einer wichtigen Sendung iſt. In höflichen Worten, dabei aber mit aller Kraft der Stimme, fragt er: „und welche Antwort ertheilen Sie auf den Brief des Khan? er erwartet unverzüglich eine Antwort.“ Noch ſchweigt Se. Excellenz mit geöffnetem Munde, da ſagt der bei ihm ſtehende Beamte mit halblauter Stimme: „Erlauben Eure Excellenz, Sie daran zu erinnern, daß hier dieſe Petition einer ſchleunigen Erledigung bedarf.“

Der Miniſter blickt beſtürzt jetzt auf das Papier, dann auf den Diener; endlich greift er mechaniſch nach jenem, lieſt und expedirt es in gewohnter Schnelle und ertheilt zugleich einen und den andern mündlichen Beſcheid. Doch kaum hat er hiermit einen Anfang gemacht, da bricht abermals eine ganze Fluth jener Schriften auf ihn herein, bis ein Bedienter an der Thüre des Zimmers erſcheint, ankündigend, die Pferde ſtünden bereit, der Tag ſcheine gut werden zu wollen; der Weg ſey weit. Unter tauſend höflichen Entſchuldigungen wird der geduldige Gaſt und mit ihm die ganze Verſammlung entlaſſen.

Was jedoch bei jener einen Audienz dem Miniſter unmöglich geweſen war: das Ausfragen des Fremden, deſſen Bericht er für unpartheiiſch halten konnte, über das, was derſelbe in Khoraſan beobachtete, das ſuchte er bei andrer Gelegenheit möglich zu machen, indem er Hrn. Fraſer zu ſeiner Abendtafel einlud. Man führte den Gaſt in das nämliche Zimmer, darin er neulich verweilt hatte; bald hernach trat der Miniſter ſelber mit ſeinem Gefolge herein. Dieſes, nach der höflichen Begrüßung des Fremden, wurde entlaſſen, noch einmal die Verſicherung wiederholt, daß Se. Excellenz gar ſo viel Wichtiges und Nöthiges mit Ihrem Freunde, dem Saheb Fraſer, zu reden hätten, zugleich aber wird dem Nazir oder Hausmeiſter ein Wink gegeben, ſeinen Tagesbericht zu erſtatten.

Dieſer Bericht lehrt uns den Kaymukam von Tebris noch in einer andren ſeiner Funktionen: in jener eines Staats- und Reichs-Gaſtwirthes kennen. Denn das Haus eines ſolchen perſiſchen Miniſters iſt nicht nur für die öffentlichen Berathungen, ſondern zugleich zur Verſammlung und Bewirthung aller, aus den verſchiedenen Provinzen des Reiches herbeikommenden Staatsdiener beſtimmt und iſt zu dieſem Zwecke ſo reichlich mit Seitengebäuden verſehen, daß kurz vorher 58 Khans, mit all ihrem Gefolge, zu gleicher Zeit bei dem Kaymukam wohnten, welcher zur Bewirthung ſeiner vielen Gäſte jährlich eine Summe von 45000 Tomans (über 154000 preußiſche Thaler) zu ſeiner Dispoſition hat. Es iſt täglich, ſo auch heute, die Aufgabe des Miniſters, für jeden der angekommenen Gäſte, ſeinem Range gemäß, die Art, ſo wie die Lage der Zimmer, die Art und Zahl der Gerichte, vom Frühſtück an bis zu den kleinſten Beſtandtheilen des Nachtiſches oder des Nachtimbiſſes, ja ſelbſt die Art der Betten zu beſtimmen und in gleicher Genauigkeit auch für die Bewirthung des Gefolges jener Gäſte zu ſorgen; dies Alles heute anzuhören, muß der langmüthige Fremde ſich gefallen laſſen.

Und welche, fragte zuletzt der Miniſter, trifft heute die Reihe bei mir zu ſpeiſen? — Der Nazir nannte ſechs, doch nur zwei von dieſen konnten, nach ſtrenger perſiſcher Etikette, zuſammen eingeladen werden mit dem Saheb, die andern mußten bis zum nächſten Tage warten.

Der Nazir verbeugte ſich und trat ab. Der Kaymukam, ſo heftig ſeine Begierde nach dem mündlichen Wort zu ſeyn ſchien, konnte dennoch, als großer Schreiber, dem Verlangen nach dem unbekannten Geſchriebenen nicht widerſtehen; große Päcke von Briefen lagen da — ſie mußten geleſen und zum Theil expedirt, manches Andre, das etwa in Erinnrung kam, mußte in fliegender Eile geſchrieben ſeyn. Europa hatte früher ſeinen Leo Allatius und andre wahrhafte Geſchwindſchreiber; unſre jetzigen Flugbuchſtäbler ſind dies meiſt nur auf einſeitige, mechaniſche Weiſe; der Orient hat, dies beweiſt der Kaymukam von Tebris, noch immer ſeine wirklichen Schnellleſer und Schnellſchreiber.

Endlich wird der Stuhl näher gerückt; eine ganze Reihe der Fragen über den Zuſtand von Khoraſan beginnt; der Fremde, weil ihn der Miniſter beſchworen, die Wahrheit zu reden, ſpricht, möge die Folge ſeyn, welche ſie wolle, unverholen ſich über den elenden Zuſtand der hartbedrückten Provinz aus. Seine Excellenz hören aufmerkſam zu, doch wird die Aufmerkſamkeit zuweilen eine ſo innige und tiefe, daß es ſchwer zu unterſcheiden iſt, ob der gute Mann wache oder ſchlafe? Die Unterhaltung dauert lang, endlich tritt der General-Adjutant der Armee herein, um den Miniſter über die Uniformirung einiger neuen Regimenter zu befragen. Vom Hauptſchmuck an bis zu den (ruſſiſchen) Schuhen hinab beſtimmen Se. Excellenz jeden einzelnen Theil der Kleidung, doch mitten im Sprechen können ſie nicht die eiligen Nebenbemerkungen und Fragen nach der ſo lang erſehnten Abendmahlzeit unterdrücken.

Doch, bis zur Erfüllung dieſes Wunſches und Befehles hat es noch lange Zeit. Mit dem General-Adjutanten zugleich hatten ſich die Mirza's oder Secretäre mit einer unſäglichen Menge der kleinen, fatalen Papiere eingedrängt, welche, gleich plagenden Inſecten, dem armen Kaymukam bei Tag und bei Nacht keine Ruhe laſſen. Der Miniſter wirft einen Blick der Verzweiflung auf dieſe geſchriebenen Maſſen, indeß kann er doch der nahen Verſuchung nicht widerſtehen; er muß ſehen, was andre

Schrei-

Schreiber an ihn, den größeſten Schreiber, geſchrieben; wie mit Dampfwagenſchnelle durchläuft er die Papiere, expedirt viele davon, verweist die andern zur nächſten Gelegenheit. Man will jetzt zum lang verſchobenen Werk der Tafel gehen, da ſtellt ſich noch Einer in den Weg, welcher höflich, zugleich aber ganz entſchieden an Se. Excellenz die Anfoderung ſtellt, Sie möchten ein neulich empfangenes, wichtiges Dokument ſeinem Eigenthümer zurückſtellen. Se. Excellenz verſichern, von dem fraglichen Aktenſtücke nichts zu wiſſen; der Andere, mit einer in perſiſche Höflichkeitsformeln gekleideten Energie, behauptet: es müſſe noch bei Se. Excellenz ſich finden und ſey es in einer Ihrer Taſchen. Se. Excellenz, noch immer abwehrend, doch eifrig zugleich nach der Mahlzeit verlangend, entſchließen ſich endlich, halb ärgerlich, die weiten Taſchen des Gewandes auszuleeren. Eine ſolche Menge von Brieſen und Papieren kommt aus denſelben hervor, daß man einen Acker Landes damit bedecken könnte, endlich, als das Gefühl des Unrechtes, das man an ihm, einem ſolchen Miniſter begangen, bei ihm und den Seinen aufs Höchſte geſteigert iſt, ſtellt ſich, als das letzte unter allen Papieren der Taſche, wirklich das vermißte Dokument ein.

Endlich ſaß man zu Tiſche. Nur der General-Adjutant der Armee hatte ſich als zweiter Gaſt eingefunden. Ein Zeichen beſondrer Aufmerkſamkeit gegen den Fremden war es, daß ſtatt der Kuchenbrode eigentliche Teller zur Aufnahme der Speiſen bereit ſtunden. Die übrigen Sitten der Tafel waren perſiſch genug, namentlich jene, daß der Kaymukam ſeinem Gaſte ſtatt eines gebratenen Vogels, den er ſich genommen, einen andren, beſſeren auf ſeinen Teller legte, obgleich er von dieſem beſſeren mit ſeinen langen Nägeln bereits die Hälfte der Bruſt abgelöst und ſie verzehrt hatte. — „Sie belieben Pfeffer?“ fragte er den Gaſt und ohne die Antwort deſſelben abzuwarten, ſtreute er ihm eine ganze Hand voll des ſcharfen Gewürzes auf ſeine Speiſen. Unter den dichteriſchſten, höchſten Höflichkeitsbezeugungen wurde endlich der Saheb entlaſſen; zwei Bedienten, die ihren Herrn jeder unter einem Arme faßten, huben den melonenſchweren Kaymukam vom niedren Sitze empor auf ſeine Füße; zum großen Staunen der Anweſenden begleitete er den Gaſt bis an die Thüre.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

Seite

Die Auswanderer . . . . 1 bis 404

Die Geſchichte des Vater Willibald S. 69.
Das Hochzeitsgeſchenk S. 203.
Der Nachſommer der Liebe S. 223.
Der Auszug S. 280.
Der Herbſttag in Vaucluſe S. 308.
Die Geſchichte des Großvater Gregoire S. 314.

Vermiſchtes . . . . 405 bis 522

Der Meeresſtrom S. 407.
Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer S. 444.
Hanſel von Dietfurt S. 455.
Züge aus dem Leben der Morgenländer S. 466.
Die Peſt und Ueberſchwemmung zu Bagdad S. 466.
Einige Urtheile der Araber über europäiſche Sitten S. 481.
Die Araber als Gaſtfreunde S. 485.
Die Türken, von ihrer Licht- und ihrer Schattenſeite S. 495.
Türkiſche Gaſtfreundſchaft S. 495.
Türkiſcher Fanatismus und die lautwerdende Stimme des Geſetzes im Innern S. 502.
Türkiſcher Eigennutz S. 508.
Ein Staatsmann in perſiſchem Styl S. 512.

Erzählungen

von

Dr. **Gotthilf Heinrich** von **Schubert**

Hofrath und Profeſſor in München.

Dritter Band.

Erlangen,
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
1844.

Ihrer königlichen Hoheit

der

Frau Kronprinzeſſin

Maria

von Bayern

geborenen Prinzeſſin von Preußen.

[illegible]

VOYAGEURS

Eure königliche Hoheit

lieſſen ſich ſchon öfter die gutmeinende Sitte des armen Landvolkes gefallen, wenn daſſelbe einen Blumenſtrauß oder einen Büſchel der ſo eben gemähten Aehren in den Wagen des vorüberreiſenden, hochgeliebten Paares warf, in deſſen Wohl die aufkeimende Jugend des Landes ſein eignes Wohl erkennet. Da, von dem Dorfe, in welchem ich, ausruhend am Traum der Träume, dieſe Erzählungen ſchrieb, hat man die Ausſicht nach den Höhen, welche weſtwärts von der Zugſpitze den Lech, gegen ſeinen Urſprung hinan begleiten. Dort liegt eine Burg auf dem waldreichen Felſen, deſſen Fuß drei Seen benetzen; der Name des einen heißt Rein, der des andren Tief, der Name des dritten iſt: Still. Denn eine reine, friſche Luft weht dort über dem Berge; das Auge blickt daſelbſt in ein tiefes, dunkles Blau des Himmels; der Lärm und die Unruhe der niederen Ebene dringen nicht in den Thronſaal der Hochalpen hinein.

Man ſagt, daß die Herrin jener Burg, da der Friede wohnet, noch heute, nahe bei unſrem Dorfe vorüberkommen werde. Das Volk des Landes ſiehet ſie gern, ſie iſt die Luſt ſeiner Augen; ich ſtelle mich unter das wartende Volk, denn ich theile mit ihm ſeine Freude und ſeine Luſt. Und in den vorüberrollenden Wagen reiche ich dieſe Blätter hinein, gepflückt von einem alten, einſam am Hügel ſtehenden Baume, welche unter der Aufſchrift „Rein, Tief und Still“ wohl das nachſichtsvolle Auge finden werden, dem ſie beſtimmt ſind.

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Ich weiß kaum, ob nach ſo manchem, immer neu wiederholten Vergehen der Art ich es noch verſuchen ſolle, mich vor dem leſenden Publikum darüber zu entſchuldigen, daß ich mich fortwährend unter den erzählenden Schriftſtellern unſrer Tage einſtelle. Ich läugne es nicht, daß ich mir ſelber neben vielen derſelben nicht anders erſcheine, als mein unmanierlich ſchreiender Staar neben der ſingenden Nachtigall, deren Käfich über dem ſeinigen hängt. Aber die Gewerbe ſind von mancherlei Art; der Eine, an den Straßenecken von Konſtantinopel bietet den Vorübergehenden feurige, griechiſche Weine, oder aufregende

Opiate und Fröhlichkeitspillen dar, ein andrer, ärmerer Geſell daneben hat nichts zu ſchenken, als das kuhlend wäßrige Sorbet. Und dennoch giebt es Leute von ſolcher Art, die in den heißen Stunden des Tages, wann in den Adern die Unruhe, in den Nerven die Aufregung gluhet, den Becher des Quellwaſſers, gemiſcht mit dem Saft der reifen Waldbeeren nicht verſchmähen. Ihrer freundlichen Nachſicht ſey denn auch dieſes Spielwerk weniger Wochen, eines zum geiſtigen wie leiblichen Ausruhen beſtimmten Landaufenthaltes in zutraulicher Anſpruchsloſigkeit ubergeben.

Pähl im Ammergrund,
im Herbſtmonat 1843.

D. B.

Inhalt.

Seite

Die alte Schuld . . . . . . 1 — 139

Die Schatzgräber . . . . . . 140 — 230

Herr Stephan Mirbel . . . . . 231 — 352

Kleinere Zugaben . . . . . . 353 — 377

Die Zeichen des Lebens S. 353.

Die beiden Inder S. 370.

Kalenderhiſtörchen . . . . 377 — 419

1) Das war für mich S. 377.

2) Das Sonntagskind S. 385.

3) Dergleichen gilt hier nicht S. 390.

4) Der unerkannte Werth S. 391.

5) Ein Reichwerden durchs Stilleſitzen S. 396.

6) Polizeiliche Anklagen durch Thiere S. 398.

7) Der Vortrag S. 402.

8) Wer hat verloren? S. 403.

9) Der kluge Derwiſch S. 404.

10) Der extraordinäre Name S. 405.
11) Das Candidatenexamen S. 406.
12) Ein anderes S. 407.
13) Der Träumer mit offenen Augen S. 407.
14) Verwickelte Höflichkeitsfälle S. 412.
15) Der Dienſteifer S. 415.
16) Die wahre Geſchichte S. 417.

◆

Die alte Schuld.

In einem Gaſthof auf den Höhen des Thüringer Waldes fand ſich vor mehreren Jahren eines Abends eine ſo große Geſellſchaft zuſammen, daß der Wirth kaum Zimmer genug hatte, die Gäſte alle unterzubringen. Das ſtarke Gewitter, welches am Nachmittag ausgebrochen war, und das die Wege mit Regenſtrömen überfluthete, den Wald mit ſeinem Sturm durchbrauſte, hatte mehrere Chaiſen, von denen etliche von Süden, andre von Norden kamen, zum Einkehren in dieſen Gaſthof genöthigt und die Herrſchaften, welche darinnen ſaßen, zu dem Entſchluß beſtimmt, die Nacht hier zuzubringen, obgleich die einen noch gern an dieſem Tage nach Arnſtadt, die andren noch einem Nachtlager im Meiningiſchen gekommen wären.

Der größere Theil der Fremden, die ſich hier zuſammenfanden, waren Kaufleute, welche von der Leipziger Oſtermeſſe nach Hauſe kehrten; in der vornehmſten Chaiſe aber, die von Süden herkam und über Arnſtadt weiter reiſen wollte, befand ſich ein reicher Gutsbeſitzer, aus der Gegend zwiſchen Leipzig und Deſſau, mit ſeiner Familie.

Dieſem ſchon ältlichen, ſeinem Ausſehen nach kränklichem Herrn, der den Winter, um ſeiner Geſundheitspflege willen, in Piſa zugebracht hatte, wäre, nachdem er die ganze Reiſe glücklich überſtanden, beinahe noch hier, in der Nähe ſeiner Heimath, ein großer Unfall begegnet.

Auf dem damals noch ſehr ſchlechten Gebirgsweg, gegen die Waldhütten hin, waren, als es gerade ein wenig bergab gieng, die Pferde durch einen Donnerſchlag, deſſen Blitz in der Nähe der Straße einen Baum zerſchmetterte, ſcheu geworden, ſie rannten, ohne daß der Poſtillon es zu hindern vermochte, aus dem Fahrgleiſe hinaus, einem gähen Abhange zu, an welchem ohnfehlbar die Chaiſe zum Verderben ihrer Inſaſſen hinabgeſtürzt wäre, wenn ſich nicht gerade im rechten Augenblick ein Fremder der Zügel bemächtigt und die Roſſe wieder herumgeriſſen hätte nach der Richtung des Fahrweges. Auch da, als die Chaiſe eben wieder hineinlenkte in die ſteinige Straße, hatte er das Umfallen derſelben verhütet, indem er ſich mit Schultern und kräftigen Armen der geneigten Seite entgegenſtemmte.

Die Familie, die im Wagen ſaß, war durch die ihnen drohende Gefahr ſo erſchrocken geweſen, daß ſie auf den Retter in der Noth kaum gemerkt hatte, erſt da der Wagen wieder ſeinen gewöhnlichen, ruhigen Gang gieng, fragte der Vater: „wer war der Mann, der uns dieſen großen Dienſt erwieſen hat? war es wohl Einer, der eine Belohnung in Geld annehmen möchte? Er hätte es wohl verdient; ich meine, er hat uns nicht bloß Geld und Gut, er hat uns das Leben gerettet“.

„Arm und bedürftig, ſagte die Tochter, ſahe er gerade nicht aus, es war ein ordentlich gekleideter, junger Menſch, der keinen Bündel auf dem Rücken trug und deshalb wohl Einer ſeyn mag, der hier in der Nähe wohnt“.

„Nun, er ſey wer er wolle, ſagte der Vater, er iſt unſres herzlichen Dankes werth, ſeht euch doch um, wo er geblieben iſt“. Die beiden Kinder öffneten die Glasfenſter der Chaiſe und blickten, ſo weit der Regenguß das erlaubte, nach allen Seiten hinaus, auch der Poſtillon wurde befragt, wohin der junge Menſch gekommen ſey, dieſer aber hatte ihn nach der That der Hülfe nicht mehr geſehen; der wackre Menſch war wie verſchwunden.

„Nun, ſagte der Vater in heitrer Laune, das ſieht ja gar aus, als wäre es ein guter Engel geweſen, der im rechten Augenblick uns zu Hülfe kam und dann wieder verſchwand, ohne unſres Dankes und Lohnes zu bedürfen. Sey der gute Mann geweſen, wer er wolle, uns war er ein Engel". —

Mag auch der junge Menſch, der die Hülfe in der Noth brachte, dieſen Ehrentitel, den ſo eben der dankbare Familienvater ihm gab, in der einen Hinſicht verdient haben, ſo war er doch in andrer noch gar weit von der Natur eines Engels entfernt. Denn er litt ſo eben, als er den Leuten in der Chaiſe wie gerufen erſchien, gar ſehr an Hunger, und hatte zur Stillung deſſelben nur noch drei Pfennige in der Taſche, ein Ungemach, das einem Engel, der vom Thau und von Kräften des Himmels lebt, nicht begegnen könnte. Dazu war er von gar kräftigem Fleiſch und Bein, und es fehlte ihm auch noch ſonſt gar Mancherlei an der Vollkommenheit und Feinheit der lieben Engelein.

Der junge Menſch, von welchem wir hier ſprechen, war ein armer Student, der im Begriff ſtund, die Univerſität Leipzig zu beziehen. Er kam heute ſchon von Meiningen, und hatte, außer einem Biſſen Brodes, den ganzen Tag hindurch noch nichts gegeſſen. Da ſeine Kaſſe, wie wir ſo eben erwähnten, nicht ſehr gut beſtellt war, hatte er eigentlich den Plan gehabt, ſich nur in einem Bauernhaus für ſeine 3 Pfennige Brod zu kaufen und dann im Freien, auf, ſo wie unter einem ſelbſt gemachten Bette von Haidekraut zu übernachten, der ſtarke Regen aber, der ihm keinen trocknen Faden am Leibe ließ, hatte ihn in ſeinem Vorſatz wankend gemacht; er beſchloß in das erſte Haus, das er fände, hineinzugehen und da um ein Obdach zu bitten. Das erſte Haus aber, das er durch den Schleier des niederſtrömenden Regens vor ſich ſahe, war der Gaſthof der ſogenannten Waldhütte, nach welchem er, ſobald er der Chaiſe den erwähnten Freundſchaftsdienſt erwieſen, auf einem näheren Fußſteige, der ſeitwärts zum Wald hinaus über die Wieſe führte, hingeeilt war.

Er hatte ſich ſo eben in das große Zimmer zur Linken der Hausthür hineingeflüchtet, in welchem die Fuhrleute und Handwerksburſchen ihren Aufenthalt nahmen, und hier ein Plätzlein bei dem geheizten Ofen gefunden, als auch die Chaiſe vor dem Gaſthaus hielt, deren vornehmer Herrſchaft ſogleich das Prunkzimmer des Hauſes, zur Rechten der Hausflur, angewieſen wurde. Hier waren ſchon mehrere Gäſte verſammlet, die ſich wechſelſeitig von der Heftigkeit des heutigen Gewitters unterhielten und mit Ungedult in das Dunkel der ſtrömenden Regenwolken hinausblickten. Die Wirthin ließ dieſen Gäſten Nichts abgehen, in kurzer Zeit ſtund Alles, was ſie begehren mochten, Warmes wie Kaltes, auf dem Tiſche.

Nicht ſo gut ergieng es dem armen Burſchen, der zwar nicht ſelber in der Chaiſe angekommen war, ohne deſſen Hülfe dieſe [illegible] aber ſchwerlich ſo unzerbrochen und mit wohlbehaltn[illegible]ten im Gaſthof angelangt wäre. Für ſeine ganze Baarſchaft hatte er ſich Brod gekauft, und noch fühlte er ſich nicht ſonderlich geſättigt; es hätte dazu einer Summe bedurft, die ſein ſo eben aufgezehrtes Vermögen um das vierfache überſtiegen und bis auf einen Groſchen ſich belaufen hätte, und wo ſollte der herkommen!

Indeß war er doch mit ſeinem gegenwärtigen Looſe ſehr zufrieden. Hatte er doch Gelegenheit gefunden, ſeinen ganz naſſen Rock an einer Stange des Ofengeländers aufzuhängen und da zu trocknen, die Stiefel hatte er gar oben hinauf, auf die Decke des Kachelofens, ſetzen dürfen, und ihm ſelber that die gelinde Wärme, die vom Ofen her auf ſeine durchnäßten Glieder eindrang, ſo wohl, daß es ihm heimlich war, als ſey er zu Haus bei ſeiner Mutter. Und von dem Hausknecht hatte er auch ſchon erfahren, daß es ihm erlaubt ſeyn werde da auf der Ofenbank umſonſt zu übernachten, wenn er keines Kiſſens und keiner Decke, ja ſelbſt keines Strohes begehre, was dem Studenten Alles höchſt entbehrlich vorkam.

So wäre Alles recht gut gegangen, wenn es nur keine ſo ſchweren Verſuchungen in dieſem Wirthshaus gegeben hätte, denen ein Menſch, der noch kein Engel iſt, ſo leicht unterliegt. Daß der Bauersmann aus Wallendorf, der neben dem Studenten ſaß, ſein gutes Stück Roggenbrod hervorzog und dazu Käſe, war für den rüſtigen Appetit des jungen Burſchen noch keine ſehr heftige Reitzung, denn Brod hatte er ſelber heute und geſtern gegeſſen, und vorgeſtern ſogar Käſe dazu; als aber der Wetzſteinhändler aus Friedrichsrode, der an demſelben Tiſch gegenüber ſaß, ſich ein großes Stück Kalbsbraten geben ließ und dazu ein Glas Bier, gieng dem Studenten das Waſſer an die Seele. Ach. dachte er, wäre ich erſt wieder bei meinem Vetter, dem Metzgerbräu in Kempten, da bekäm ich ſchon auch ſo Etwas. Kalbsbraten, und noch dazu ſo guten, ich wüßte nicht wie lang es her iſt, daß ich den nicht mehr gegeſſen habe.

Ei, dachte er weiter, wär' ich nur erſt in Arnſtadt, da ſollte meiner Noth bald ein Ende gemacht ſeyn. Dort iſt der Waſtel (Sebaſtian), der mit mir in die Schule gieng, als Geſell bei einem Nadler, der ſtreckte mir ſchon ſo viel vor, als ich vollends zu meiner Reiſe nach Leipzig brauche, und zu einem Stück Kalbsbraten würde dann auch noch Rath, ich wollte ihm auch ſeinen Vorſchuß recht bald wieder abtragen.

„Junges Blut“, fragte der Wetzſteinhändler, der die ſehnſüchtigen Blicke bemerkt haben mochte, welche der Student auf ſeinen Teller hinwarf, „will Er ſich nicht auch ſo etwas zu eſſen geben laſſen; er hat gewiß Appetit und der Wirth giebt auf Borg“.

Das Letztere hatte der Schelm nicht im Ernſt geſagt, ſondern er wollte den armen Burſchen, dem er ſeinen Geldmangel wohl angemerkt hatte, nur foppen. Der aber nahm es für baaren Ernſt und dachte: nun ja, von hier nach Arnſtadt ſind es nur wenige Meilen, und von Arnſtadt aus kann ich dem Wirth ſogleich das Geld für ſeine Zeche zuſchicken, auch wird gewiß Jemand hier im Hauſe den Nadler kennen, bei dem der Waſtel aus Kempten Geſell iſt, und man wird daraus, daß ich dieſen nenne, meine Ehrlichkeit einſehen; ſo will ich denn mir ganz getroſt etwas geben laſſen.

„Jungfer“, ſo rief er die Stubenmagd an, die ſo eben in die Nähe des Ofens kam, „bringe ſie mir auch einen Teller Braten und was dazu gehört“. — „Will der Herr auch Bier“? fragte die Magd. „Nun ja, antwortete der Student, Bier gehört freilich dazu“.

Es mochte eine Luſt ſeyn, den guten Burſchen, der ſo lange Faſtenzeit, ſtrenger als ein Grieche in der Vorſtadt von Smyrna, gehalten hatte, eſſen zu ſehen; jede Miene ſeines gutmüthigen, rothbackigen Angeſichtes, ſprach das Wohlgefallen aus, womit er ſich ſättigte. Nur beim

Koſten des ſächſiſchen Dorfbieres machte er ein etwas ſaures Angeſicht.

„Unſer Bier wird ihm nicht recht ſchmecken", ſagte der Wetzſteinhändler.

„Es iſt eben kein bayeriſches", antwortete der Student.

Nach dem Eſſen gab ein Wort das andre. Der Wetzſteinhändler erzählte von der ſchönen Stadt Leipzig und was es dort für reiche Leute gäbe; dem Studenten gieng das Herz über dieſer Erzählung auf, und er ſprach es, wie im Vertrauen, aus, daß er auch nach Leipzig gienge, und zwar um dort zu ſtudiren, denn er ſey Student.

Die Tiſchnachbarn bekamen jetzt ſchon mehr Reſpect, die Anreden auf Er hatten ſich in die auf Sie verändert, ſie hörten alle aufmerkſam den Geſprächen des jungen Burſchen zu, der von ſeinem lieben Vaterland erzählte, und von der Lebensweiſe daſelbſt, ſo wie von dem ſchönen Bodenſee und von der Mordgeſchichte, die ſich vor Kurzem in Biberach zugetragen. Hätte auch ein Andrer, viel Gebildeterer und Anſpruchsvollerer als die Zuhörer da am Tiſche waren, zugehört, er würde ſich an den Erzählungen des Studenten vergnügt und dieſen lieb gewonnen haben. Sprach doch aus jedem Wort ein kindlich unſchuldiges Gemüth, das Gott und alle Menſchen lieb hat, übrigens aber in der böſen Welt noch ſo unerfahren und neu iſt, wie ein kleines Knäblein von drei Jahren.

Es war jetzt Zeit Schlafengehens. „Soll man dem Herrn auch ſein Bett anweiſen laſſen"? fragte die Wirthin. „Nun ja", antwortete der Student, denn er ſchämte ſich jetzt vor ſeinen Tiſchnachbarn, den Bauern, des früheren Vorſatzes, ohne Kiſſen, ohne Decke, ja ſelbſt ohne Stroh auf der Ofenbank zu liegen. Für einen Studirenden, dachte er, ſchickt ſich das nicht, und ich hätte, ſeitdem mein Päcklein mit der Wäſche fort iſt, nicht einmal Etwas, worauf ich den Kopf lehnen könnte; von Arnſtadt aus wird ja Alles bezahlt.

So ſanft und ſüß, wie dieſe Nacht, hatte der arme Friedreich, ſo hieß unſer Student mit ſeinem Vornamen, lange Zeit nicht geſchlafen. Dennoch wachte er ſchon bei Tagesgrauen auf. Ein Gedanke, der ihm bereits geſtern Abend eingefallen war, und ihn ſelbſt nach dem Abendgebet ein wenig beunruhigt hatte, ließ ihn nicht länger ſchlafen. Seine Mutter, die gute alte Gertrud, da ſie den Liebling ihres Herzens in die weite Fremde ziehen ſahe, und ihm noch ihre ganze Baarſchaft, faſt zwei Gulden in die Hand drückte, ſagte zu ihm: „ſiehe, da haſt du Geld genug mein Sohn zu deiner Reiſe nach Leipzig, und Gottes Segen auch dazu, der dich in keiner Noth wird verlaſſen noch verſäumen, nur thue mir niemals das Leid an und mache Schulden“. Er aber hatte nun doch der guten frommen Mutter nicht ganz gehorcht. Denn obgleich es von der Waldhütte nach Arnſtadt nur etliche Stunden ſind, und der Wirth ſein Geld gleich am andern Tag wieder haben ſollte, war eben die Zeche doch geborgt, und wenn er ſich in Arnſtadt von ſeinem Freunde, dem Waſtel, Geld vorſtrecken ließ, ſo hieß das auch wieder mit andren Worten Schulden gemacht. Er überlegte es hin und her, wie er in dieſes Ungemach gerathen ſey, und hätte ſich gern eine Entſchuldigung für ſeine Verſchwendung ausgeſonnen, aber er gerieth eben überall wieder auf Klippen, über welche das Entſchuldigen nicht hinüber wollte.

„Zwei Gulden und darüber, denn ich hatte noch mehrere Sechſer von meinem Vetter, dem Zimmermann, bekommen, ſind freilich, ſo dachte er, ein ſchönes Geld, aber es iſt auch ein recht weiter Weg von Kempten bis da herein nach Sachſen". — „Das wohl, ſo redete die Stimme des Gewiſſens darein, aber dennoch wärſt du ohne Schuldenmachen davon gekommen, wenn du nicht von vorn herein zu flott gelebt, mehrere Male des Tages Bier getrunken, des Abends warm gegeſſen und ſogar in einem Bett geſchlafen hätteſt". — „Aber", ſo wollten die Gedanken ſich weiter entſchuldigen, „wenn ich auch noch ſo ſparſam gelebt hätte, wäre mein Reiſegeld doch nicht bis Leipzig ausreichend geweſen. Habe ich doch mein Päcklein, mit den zwei neuen Hemden, die mir meine gute Mutter Gertrud gemacht hatte, und mit den Strümpfen, ſchon in Ansbach verkaufen müſſen, weil ich gar kein Geld mehr zu Brod hatte". — „O ſchweig, ſo donnerte die Stimme des Gewiſſens, du ungerathner Sohn; nicht genug, daß du die ſauer erſparten Kreutzer deiner frommen Mutter Gertrud verpraßt haſt, mußteſt du auch noch die Ausſteuer verſchleudern, die ſie dir mit auf die Univerſität gab. Und nun vollends hier, was haſt du da gethan? War das recht — dir Braten geben zu laſſen und Bier, und in einem ſo vornehmen Bett zu ſchlafen"?

So quälte der arme Friedreich ſich mit Gedanken und Sorgen, welche nur wenig andren ſeiner Alters- und Standes-Genoſſen in den Sinn gekommen wären. Doch wer ihn und das Haus ſeiner Eltern, vor Allen die fromme Mutter Gertrud näher kannte, dem mußten dieſe Bewegungen eines kindlich zarten Gefühles ganz natürlich vorkommen. Solche Eltern, wie unſer Friedreich, haben nur wenig Jünglinge gehabt; man konnte von ihnen ſagen, wie von dem alten Zacharias und ſeiner Eliſabeth: ſie wandelten in den Geboten Gottes untadelich. Der Vater war Schullehrer und zugleich Weber in einem kleinen

Dorfe unweit Kempten geweſen, ſein Sohn war ihm erſt in den ſpäteren Jahren ſeiner Ehe und ſeines Lebens geboren worden, ſo daß er das Kind nicht zum Jüngling heranreifen ſahe; der lieben Mutter Gertrud war dann die Sorge und Pflege für ihren Friedreich allein geblieben. Freilich war dies aber ein Geſchäft, das ſeinen ganz beſonders reichen Lohn in ſich trug. Wenn die alte, gute Frau Landrichterin, die eine große Kinderfreundin war, es öfters ausſprach: kein ſolches Kind, wie der kleine Friedreich Lambert, ſo ſchön, ſo folgſam und geſcheit, giebt es weit und breit nicht, ſo hätte ſie ſich zwar dabei beſſer in Acht nehmen ſollen, daß ſolche Urtheile nicht zu den Ohren des kleinen Friedreich kämen, aber ganz unrecht hatte ſie damit nicht. Denn der Knabe, mit ſeinem Lockenhaar, dunkelblauen Augen und wohlgebildeten, blühenden Angeſicht, hätte jedem Maler das Modell zu einem Engelsbild abgeben können, auch war er ſo ſanft und folgſam wie ein Lamm, ſo daß man bei ihm hätte in Verſuchung kommen können, daran zu zweifeln, daß in ihm auch etwas von der natürlichen Bosheit ſtecke, die uns Allen anklebt, wenn er nicht ſchon als Kind zuweilen den Verſuchungen zu allerhand Seitenſprüngen eben ſo unterlegen wäre, wie im Gaſthaus der Waldhütten. Was aber die dritte Eigenſchaft betrifft, welche das Urtheil der Frau Landrichterin dem Knaben beilegte: die Eigenſchaft der Geſcheitheit, ſo konnte man dieſes nur unter verſchiednen Einſchränkungen zugeben.

Das iſt gewiß, daß der Friedreich unter allen Kindern in der Schule am beſten lernte, der fleißigſte und, bei all ſeiner Lebhaftigkeit, ſittſamſte von Allen war, und daß er, wenn von bibliſcher Geſchichte und dem Inhalt des Katechismus die Rede war, ſolche Antworten gab und ſo trefflichen Beſcheid wußte, daß Alle, die es hörten, darüber verwundert waren, aber weltwitzig und klug in andrem Sinne, konnte man den Knaben übrigens keinesweges nennen. So leichtgläubig, ſo bald hinters Licht zu führen und zu täuſchen, war kein Andrer als er; Alles, was die loſen Vögel, welche auf Neckerei ausgiengen, ihm erzählten, das hielt er für wahr und richtig, und wurde dann, wenn er es mit ſeinen grundehrlichen Mienen wieder Andren erzählte, tüchtig ausgelacht; Aufträge, auch ziemlich ungereimte, um deren Beſorgung man ihn gebeten, richtete er treulich aus, ohne zu errathen, daß nur ein Anlaß, ihn lächerlich zu machen, darinnen lag.

Kein Wunder war es freilich nicht, daß der ſonſt ſo gelehrige Knabe durch alle Erfahrungen dieſer Art niemals recht belehrt werden konnte. Seine kindliche Leichtgläubigkeit war ein Erbſtück ſeiner Mutter, welches durch den Umgang mit dieſer nur noch immer weiter vermehrt und beſtärkt wurde. Sie beide, die Mutter und ihr Kind, waren keines, auch nicht des geringſten wiſſentlichen Betruges und keines unwahren Wortes fähig, denn nichts Andres tadelte die gute Gertrud an ihrem Friedreich ſo hart, als die Abweichungen von der Wahrheit. Daher kam es aber auch denn, daß beide gute Seelen es für unmöglich hielten, daß ſie von Andren getäuſcht würden. Mag deshalb auch die Eigenſchaft, welche dem Sohne der frommen Gertrud unter ſeinen Bekannten den Beinamen des „einfältigen Friederlein“ zugezogen hatte, ſeinem Verſtande gerade nicht zur Ehre gereicht ſeyn, ſo iſt doch gewiß, daß dieſelbe ſeinem Herzen keine Schande machte.

Die Mutter und ihr Sohn lebten in der kleinen Hütte, wohin ſie nach des Vaters Tode gezogen waren, nach ihrer Weiſe gar glücklich zuſammen. Am Morgen, ſobald ſie beide aufwaren, beteten ſie mit einander, und redeten da ſo einfältiglich mit Gott, wie die lieben Kinder mit ihrem lieben Vater reden; dann ſahe ſich der kleine Friedreich überall um, ob er etwa ſeiner guten Mutter einen Dienſt erweiſen könne, holte ihr Waſſer, half nach Kräften das Holz herbeitragen, oder brachte Futter für die Ziege, deren Milch ein Hauptbeſtandtheil der täglichen Koſt war. Hierauf eilte er zur Schule, die durch den Nachfolger ſeines ſeligen Vaters gut beſtellt war, und faßte hier mit ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeinem trefflichen Gedächtniß Alles ſo getreulich auf, daß er es der Mutter, die ſich als gewesne Frau Schullehrerin gar ſehr dafür intereſſirte, faſt Wort für Wort berichten konnte, was der Schulmeiſter heute geſagt und gelehrt habe. Dann ſahe Frau Gertrud recht eifrig darauf, daß ihr Friedreich Alles, was aufgegeben war, recht pünktlich und gut lernte, und wenn beide ihre Tagesarbeit gethan hatten, ſaßen ſie noch, wenn die Witterung es erlaubte, im Schein der Abendſonne oder im Schatten vor ihrer Hütte, und die Mutter erzählte dem Kleinen bibliſche Geſchichten, oder beantwortete ihm, ſo gut ſie es verſtund, ſeine kindlichen Fragen über gar mancherlei Dinge. Ehe ſie dann zur Ruhe giengen, beteten ſie wieder mit einander, und wenn der Knabe, feſt eingeſchlafen auf ſeinem Ruhebettlein lag, da ſtund die Mutter oft noch lange daneben und betrachtete ſich das gute, fromme Geſicht deſſelben und die meiſt noch immer, wie zum Gebet, gefalteten Händlein. Sie glaubte in ſolchen Augenblicken gar gern, was die Frau Landrichterin von ihrem Friedreich ſagte: daß dieſer weit und breit das ſchönſte, beſte, geſcheiteſte Kind ſey.

Mochte die arme Wittwe, der die Biſſen Brodes gar ſchmal zugemeſſen waren, immerhin mit ihrem Knaben ſich reich dünken, ſie war dies wenigſtens an Mutterfreuden. Aber die einfältig gute Seele hielt ſich auch in andrer Hinſicht für reicher, als ſie das wirklich war, und brachte ſich dadurch in manche Verlegenheit. Sie hatte die Gewohnheit, immer vor Allem auf ſolche zu ſehen und mit ihrem mitleidigen Herzen ſie aufzuſuchen, welche noch ärmer und bedürftiger waren, als ſie ſelber. Gegen die arme und dazu immer kränkliche Wittwe des verunglückten Maurergeſellen **Lorenz**, mit ihren ſechs kleinen Kindern, war ſie, die gewesne Frau Schullehrerin, freilich eine anſehnliche Frau zu nennen, denn ſie hatte ſogar an ihrer Ziege einen Viehſtand und baute mehrere Beete Kartoffeln, ſollte auch eigentlich von dem Nachfolger ihres ſeligen Mannes jeden Monat 1 Gulden 30 Kreutzer bekommen, worauf man jedoch bei dem geringen Dienſt und vielen Kindern des Nachfolgers nicht regelmäßig rechnen konnte. Die Frau Gertrud theilte deshalb der Wittwe Lorenz von ihren Gütern willig mit, und dieſe hätte verhungern und in ihrer Noth verkümmern müſſen, hätte nicht Gertrud ihr bald eine Mehlſuppe, bald einen Topf geſottene Kartoffeln zugetragen, auch dabei die Reinigung und Pflege der kleinen Lorenziſchen Waiſen übernommen, wenn die eigene Mutter zu ſchwach dazu war.

Freilich war das Scherflein, das die eine Wittwe der andern um Gottes willen brachte, nach gewöhnlichem Werthe nicht hoch anzuſchlagen; wenn aber Frau Gertrud je zuweilen nur noch für ihren Friedreich das Nöthige zu ſeiner Sättigung übrig behielt, ſie ſelber aber, ohne dem Kleinen es merken zu laſſen, darbte, weil ſie ihren Theil zur Stillung fremden Hungers hinweggegeben hatte, dann glich gewiß die fromme Gabe, ſo klein ſie auch in der

Menſchen Augen ſeyn mochte, in Gottes Augen dem Scherflein der Wittwe im Evangelio.

Dafür war aber auch in Gertruds Hütte ein Segen zu ſpüren, der ſie oft in dankbares Staunen verſetzte. Das Spinnen gieng ihr ſo raſch und gut von der Hand, daß ſie damit ſtets ſo viel erwarb, als ſie etwa zu den Kleidern und Schuhen ihres kleinen Lieblings brauchte, der immer gar ſauber und ſchmuck einhergieng. Auch ſchickte ihr der liebe Gott jederzeit, wenn ſie auf Glauben hin mehr weggegeben hatte, als für ihren Hausſtand entbehrlich ſchien, allerhand Gaben der Liebe ins Haus, welche dem Mangel für mehrere Tage, ja oft auf Wochen, ein Ende machten.

Vor allen Andren hat ſich der alte Pfarrer des Ortes, Gott habe ihn ſelig, bis zu ſeinem Ende als ein recht treuer Freund und Verſorger der Wittwe und des Sohnes ſeines verſtorbenen Schullehrers erwieſen, und derſelbe hätte noch viel mehr gethan, wenn er die häuslichen Verlegenheiten der Mutter Gertrud immer gekannt hätte. Doch war es häufig, als ob er dieſelben geahndet hätte, wenn auf einmal, da wo die Noth am größeſten ſchien, ein Korb mit Brod, auch wohl Butter oder Schmalz und Eier dazu, vom Herrn Pfarrer geſendet, ins Haus kamen.

Zu dem Friedreich hatte der gute geiſtliche Herr eine ganz beſondre Liebe. Er hatte das große Talent zum Lernen, das in dem Kinde war, ſehr frühe erkannt, und ſchon damals, wo dieſes noch in der Dorfſchule war, geſagt: der Knabe muß einmal ſtudiren, denn er hat den Kopf und das Herz dazu. Als Friedreich zwölf Jahre alt war, brachte ihn der freundliche alte Pfarrer in die lateiniſche Schule nach Kempten, und bezahlte hier, ſo wie ſpäterhin am Gymnaſium, alle Koſten für ihn. Das war freilich ſchon eine Zeit der ſchweren Entbehrungen für die Mutter Gertrud, doch war ja ihr Dörflein ganz nahe an Kempten, ſie ging im Sommer wie im Winter wöchentlich etliche Male hinein, um dem Friedreich ſein Brod zu bringen, und am Samſtag kam der gute Burſch nach Hauſe, zur lieben Mutter Gertrud, und blieb da faſt den ganzen Sonntag. Und für den Schmerz der Trennung entſchädigte das Lob, das ſie, ſo oft ſie mit einem der Herren Lehrer ihres Sohnes zuſammenkam, über dieſen hörte. „Der Friedreich, ſo ſagten ſie, wird einmal ein tüchtiger Menſch werden, wir haben lange Zeit keinen ſo braven, guten Schüler gehabt“.

An Oſtern ſollte Friedreich vom Gymnaſium ab, nach der Univerſität gehen; wohin? das hatte ſein Wohlthäter, der auch da für ihn ſorgen wollte, noch nicht beſtimmt, und konnte es auch nicht beſtimmen, denn um Faſtnacht wurde er, der alte, gute Pfarrherr krank und ſtarb am Sonntag Palmarum. Das war wohl ein harter Schlag für Mutter Gertraud und ihren Sohn; doch beweinten beide in ihm nicht nur den Verſorger, ſondern mehr noch den theuren, väterlichen Freund und Führer auf dem Wege des Lebens.

Mit Friedreichs Studiren ſchien es jetzt auf einmal ganz aus zu ſeyn. Es hielt hart für die Mutter Gertrud, nur das aufzutreiben, was der Sohn noch bis zu ſeinem Abgang von der Schule in Kempten gebrauchte, und ohne eine verhältnißmäßig anſehnliche Gabe der Frau Landrichterin wäre es gar nicht möglich geweſen. Nun aber vollends auf der Univerſität, wer ſollte da den armen Jüngling erhalten? Die verſtändigen Leute im Dorfe riethen, der Friedreich, da er ſo ſchön groß und ſtark ſey, ſolle ſich als Knecht verdingen, und jeder Bauer hätte ihn gern genommen, oder, wenn er mehr Luſt zum Stadt- als zum Dorfleben habe, ſolle er bei einem Handwerker, etwa bei einem Schmied oder Wagner, ſich aufdingen laſſen.

Nein, ſagte die Frau Landrichterin, die doch auch zu den Verſtändigen gehörte, das wäre Schade, wenn der talentvolle Friedreich ein Bauer oder ein Handwerksmann werden ſollte. Der muß beim Studiren bleiben. Und ich weiß Rath dazu. In Leipzig habe ich einen Bruder, der iſt Geſchäftsführer in einer Buchhandlung. An dieſen ſchreib ich noch heute und frage an, ob er keinen Rath weiß, wie ſich der Friedreich auf der Univerſität Leipzig, die ſehr groß iſt, fortbringen kann.

Die gute Frau ſchrieb, und ſchon in 11 Tagen war eine Antwort da, des Inhaltes: daß ſich in Leipzig gar mancher arme Student fortbringe, ohne einen Heller Geldes vom Hauſe zu bekommen. Denn es gäbe da, wenn ſich einer ordentlich aufführe, viele Gelegenheit zu Informationen, und dieſe würden ſehr gut, die Stunde wohl mit 9 bis 12 Kreutzern, bezahlt, auch wolle er dem jungen Menſchen, dem ſeine liebe Schweſter ein ſo ſchönes Lob ertheile, manchmal noch einen Nebenverdienſt mit Correcturen für die Druckerei zuweiſen, und demſelben, bis weiter für ihn geſorgt ſey, aus ſeinem Beutel wöchentlich 18 Kreutzer ſchenken.

Mutter Gertrud weinte Thränen der innigſten Rührung und des Dankes gegen Gott, als ihr die Frau Landrichterin dieſe Verheißungen aus dem Briefe des Bruders vorlas. So ſchmerzlich wehe ihr der Gedanke that, daß die Freude und der Troſt ihres Lebens, daß ihr Sohn ſo weit und auf ſo lang von ihr wegkommen ſolle, hatte ihr dennoch der Kummer ihres Friedreich, der ſich auf einmal aus der bisherigen Bahn ſeines Lebens hinweg-

geriſ-

geriſſen und ohne alle Mittel ſahe, wieder hineinzukommen, noch weher gethan. Er war ja ihr Stolz, ihre Hoffnung; wenn nur ihm geholfen war, da wollte ſie gern Alles über ſich ergehen laſſen.

Athemlos vor Freude eilte ſie von der Landrichterin hinweg, nach ihrer Hütte, wo der Sohn, eifrig ſtudirend, bei einem Buche ſaß. „Jetzt laß uns Gott danken und loben für ſeine Güte, denn für dich iſt geſorgt; du darfſt nun, ſo bald du willſt, nach der großen Univerſität Leipzig abreiſen und dort ſtudiren, ohne daß es uns einen Heller koſten wird. Denk nur, der Bruder von der Frau Landrichterin giebt dir, bis weiter für dich geſorgt iſt, 18 Kreutzer in jeder Woche, davon kannſt du zur Noth ſchon leben, und dazu findet ſich dann noch die Einnahme vom Nebenverdienſt“.

Nach dieſem Allen werden wir es begreiflich finden, wie der ſonſt ſo beſcheidne Friedreich Lambert aus Kempten, geſtern Abend im Gaſthof zur Waldhütten auf den unbeſcheidnen Einfall kommen konnte, ſich Kalbsbraten und Bier auf Borg, in Hoffnung einer Anleihe, geben zu laſſen, die er erſt in Arnſtadt zu machen gedachte. Nicht zwar ſein Beutel, wohl aber ſein Kopf, war voll von den Summen geweſen, die er in kurzer Zeit in Leipzig zu verdienen und zu erſparen hoffte, und der Magen dagegen ſehr leer. Doch wir haben uns zu lange mit dieſem einzigen Gaſt des Wirthshauſes aufgehalten, es iſt Zeit, uns auch wieder nach den andren umzuſehen.

Der Student Friedreich hatte, wie wir oben ſahen, das Bette in der Dachkammer, darin er geſchlafen, in jenem Rechenſchaftsbericht, den ihm ſein Gewiſſen abforderte, ein vornehmes Bette genannt, und er hatte wirklich darinnen beſſer geſchlafen, als ein Prinz. In dem

Urtheil aber, welches das Bette betraf, waren die andren Gäſte nicht ſeiner Meinung. Als dieſe, und zwar ziemlich früh, hinabkamen in das Prunkzimmer des Hauſes, um da zu frühſtücken, da fand Jeder von ihnen etwas zu klagen. Der eine hatte nicht ſchlafen können, weil der Pferdeſtall unter ſeinem Zimmer war, und die Thiere ſich nicht ruhig verhielten, einen Zweiten hatten andre Thiere, welche noch unruhiger ſind als die Pferde, einen Dritten oder Vierten ſonſt etwas in ſeiner Nachtruhe geſtört, und am Ende war jeder nur froh, daß auf das geſtrige Gewitter der heutige Tag ſo klar und ſchön ſey, und daß man jetzt ſo nahe an der Abfahrt vom Gaſthof der Waldhütten ſtund.

Wahrend die Gäſte parthieenweiſe, die einen an dieſem, die andren an jenem Tiſche ihr Frühſtück einnahmen, horte man draußen, auf dem Hausplatz, ein lautes Schelten. Es war die unſanfte Stimme des Wirthes, die ſich vernehmen ließ, und man konnte deutlich die Worte verſtehen: „Er Landſtreicher, Er Schelm, Er Windmacher“. Dazwiſchen horte man die ſanfte Stimme eines Mannes, deren Worte man jedoch nicht verſtehen konnte.

„Was giebt es da draußen“? fragte der reiche Gutsbeſitzer, von deſſen geſtrigem Abentheuer wir oben berichteten, die Stubenmagd, welche ſo eben hereintrat. — Unwillig antwortete dieſe: „der Wirth hier im Hauſe iſt eben gar zu hart. Da iſt geſtern ein armer Student gekommen, der hat ein wenig Fleiſch gegeſſen und hier übernachtet; jetzt, da er fortgehen will, bittet er den Wirth, ihm die Zeche zu borgen, denn ſein Geld ſey ihm ganz ausgegangen. Der Wirth aber, der freilich ſchon manchmal von Studenten angeführt worden iſt, will vom Borgen nichts wiſſen, ſondern den armen Menſchen zwingen, daß er ſeinen Rock da laſſen und dafür eine alte, ſchmutzige, zerriſſene Jacke nehmen ſoll, die einmal ein reiſender Handwerksburſch hier gelaſſen hat“.

Die Kinder des Gutsbeſitzers waren indeß zur Thür gegangen und hatten dieſe neugierig geöffnet. Ganz im Eifer kam die Tochter zu ihren Eltern geſprungen und rief aus: „Denken Sie Vater, der junge Menſch, dem ſo eben der unfreundliche Wirth ſeinen Rock ausziehen will, iſt der nämliche, welcher geſtern unſern Wagen von dem Hinunterſturz über den Bergabhang gerettet hat“. — „Weißt du es auch gewiß“? fragte der Vater, indem er eilig nach der Thüre hinging, und auch der Sohn beſtätigte die Ausſage der Schweſter durch ſein „Ja, er iſt es“.

Der arme Friedreich, denn um deſſen grünen Rock handelte es ſich, ſahe mit großen Schrecken mehrere Herrn und Damen aus dem Nebenzimmer heraus und in ſeine Nähe kommen. Er war jetzt ſelber dem Wirth behülflich, den Rock herunter und die ſchmutzige Jacke hinan zu ziehen, nur damit er ſo eilig als möglich aus dem Haus und aus ſeiner Schande hinauskäme. Schon wollte er, ſo flüchtig als geſtern, mit einem Sprunge aus der offenen Hausthür hinausſetzen, da rief ihm der Gutsbeſitzer zu: „halten Sie, halten Sie“, und zwei Karrenſchieber, die ſo eben vor der Thür ſtunden, mochten denken, der arme Burſch habe noch ſonſt etwas verbrochen, ſie verrannten ihm den Weg und ſchoben ihn wieder in die Hausflur hinein, wo er, von der Gluth der Schaamröthe übergoſſen, mit niedergeſenktem Haupte, wie ein Verbrecher, der ſein Urtheil erwartet, da ſtund.

„Fürs Erſte“, ſagte der Gutsbeſitzer, „erſuche ich Sie, Herr Wirth, daß Sie auf der Stelle dieſem Herrn die ſchmutzige Jacke ausziehen und ihm ſeinen Rock wieder geben. Alles, was er Ihnen ſchuldig iſt, das werde ich Ihnen bezahlen; der Herr iſt mein Gaſt“.

„Wenn's ſo iſt, ſagte der Wirth, dann habe ich nichts dagegen, er nahm die Jacke aus der Hand des Studenten, und gab dieſem ſeinen Rock zurück, den derſelbe mit einem innig dankbaren Blick auf ſeinen edlen Wohlthäter anzog.

„Waren Sie es“, fragte der Gutsbeſitzer, „der geſtern Nachmittag, als ein heftiger Blitz und Donnerſchlag unſre Pferde ſcheu gemacht hatte, dieſen in die Zügel fiel und uns ſo vor dem ſchweren Fall in einen Abgrund bewahrte“? — Friedreich, welcher kaum noch an dieſe Handlung der jugendlichen Entſchloſſenheit gedacht hatte, die ſich ja nach ſeinem Bedünken von ſelbſt verſtund, antwortete ein beſcheidnes „Ja“, und der Poſtillon, der geſtern den Wagen fuhr, ſprach auch dazu und ſagte: „Sie können ſich darauf verlaſſen, es iſt derſelbe Menſch, der uns den Purzelbaum erſpart hat; ich kenne ihn an ſeinem grünen Rock, und hätte ihn ſchon geſtern Abend drüben in der Geſindeſtube erkannt, wenn er da nicht ohne Rock, in Hemdärmeln, geſeſſen wäre“.

Friedreich hatte ſich indeß ein Herz gefaßt; er war zu dem vornehmen Herrn hingetreten, hatte ſeine Hand ergriffen und ihm mit Mienen und Worten, in denen ſich ſein ganzes kindliches Herz ausſprach, für ſeine Güte gedankt.

„Wir ſind noch nicht am Ende mit einander“, ſagte der Gutsbeſitzer. „Ich muß Sie, mein lieber Freund, erſuchen, mit mir ein wenig herein zu treten in unſer Zimmer“.

Der ſchüchterne Burſch wäre gern um Vieles dieſer Einladung überhoben geweſen. Er hatte nur ſelten mit vornehmen Leuten zu thun gehabt, am wenigſten war er daran gewöhnt, in die Nähe von Damen zu kommen, und ihm bebte ſchon zu Hauſe jedesmal das Herz vor Furcht, wenn er einmal genöthigt war, mit der alten Frau Landrichterin zu ſprechen. Und hier nöthigte man ihn ſogar, ſich an einen und denſelben Tiſch mit zwei Damen zu ſetzen, welche nach ihm hinſahen und auf jedes ſeiner Worte hörten.

„Sie ſind", nahm der Gutsherr das Wort, „wie man mir geſagt hat, Student"?

„Noch bin ich, ſagte Friedreich, dieſes nicht ganz, denn ich will erſt ſo eben an die Univerſität Leipzig gehen".

„Wie mir ſcheint, ſagte der Gutsherr, ſind Sie nicht aus unſrem Lande; Ihr Dialect iſt mehr der eines Schwaben. Wie kamen Sie dazu, gerade Leipzig für Ihre Studien zu wählen"?

„Ich habe dort", antwortete Friedreich treuherzig, „mein gutes Fortkommen, das ich anderswo nicht hätte. Denn ich kann mir für jede Privatſtunde neun Kreutzer verdienen, und ein Freund in Leipzig will mir jede Woche 4 gute Groſchen, das ſind bei uns 18 Kreutzer, geben, womit ich mit Gottes Hülfe wohl auszukommen gedenke".

Der Gutsherr lächelte und fragte weiter, „wo ſind Sie gebürtig"? — Friedreich ſagte, bei Kempten, und nannte das Dorf ſeiner Geburt.

Als der Herr dieſen Ort nennen hörte, wurde er ſehr aufmerkſam und fragte: kennen Sie auch an Ihrem Orte einen Schullehrer Lambert? — „Der war mein Vater", antwortete Friedreich, „er iſt mir aber ſchon vor vierzehn Jahren geſtorben". — „Und wie heißt Ihre Mutter, fragte der Herr, mit immer ſteigender Theilnahme". — „Meine Mutter heißt Gertraud", antwortete der Student, „und dieſe, Gott Lob, lebt noch“. — „Lebt auch der alte Pfarrer, Georg Schmid, noch“? — „Der iſt“, ſprach Friedreich, „vor 6 Wochen geſtorben“.

„Seht“, ſprach der Gutsherr ganz gerührt zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern, „dies iſt der Sohn des guten Schullehrer Lambert und der frommen Gertrud, von denen ich euch ſchon ſo manchmal erzählt habe, daß ich in ihrem Hauſe faſt drei Monate gefährlich krank gelegen, und da ſo liebevoll und aufmerkſam verpflegt worden bin, als wäre ich bei meinen eignen Geſchwiſtern oder Eltern. Es ſind nun faſt dreißig Jahre her, daß dieſes geſchehen iſt, und damals hatte das Lambert'ſche Ehepaar kein Kind, dachte auch nicht daran, eines zu bekommen. Dieſer junge Menſch da erinnert mich aber in ſeinem ganzen Weſen, in ſeinen Blicken, Mienen und in der Weiſe zu ſprechen ſo ſehr an die fromme Gertrud, daß wenn man mir ihn unter einer Schaar von hundert jungen Leuten hingeſtellt und geſagt hätte, einer unter dieſen iſt ein Sohn der Gertrud, ich ihn ſogleich wollte herausgefunden haben. Und der alte Pfarrer Georg Schmid, Gott lohne es ihm in der Ewigkeit, hat an meiner Seele mehr gethan, als irgend ein andrer, jetzt lebender Menſch“.

Dem Friedreich, als er Jemand in ſo liebevoller Weiſe von ſeinem ſeligen Herrn Pfarrer, von ſeinen Eltern, und beſonders von ſeiner Mutter Gertrud ſprechen hörte, trat ſein ganzes Herz auf die Zunge. Er erzählte von ſeiner alten Mutter mit ſolcher Liebe und in ſo kindlichen Ausdrücken, daß die Dame und ihre junge Tochter ſich gerührt die Thränen trockneten.

„Es iſt ſchon längſt angeſpannt“, ließ der ungedultige Poſtillon durch den Hausknecht hereinſagen.

„Mein junger Freund“, ſprach der Gutsherr zu dem jetzt redſelig werdenden Friedreich, „wir haben uns hoffentlich heute nicht das letzte Mal geſehen; ich gebe Ihnen hier die Adreſſe, unter der Sie mich in Leipzig finden werden. Wahrſcheinlich kommen Sie eher dorthin als wir, da ich auf der Heimreiſe noch einen Freund zu beſuchen gedenke, der nicht fern von Altenburg wohnt und bei dieſem mehrere Tage verweilen werde. Gerne würde ich Sie einladen, in unſrem Wagen Platz zu nehmen, wenn da überhaupt noch Raum wäre für eine Perſon außer uns. Aber auch Sie ſollen von hier an bequemer reiſen als bisher. Es iſt mein Wunſch, daß Sie mit der Poſt oder auf irgend eine andre, Ihnen angenehme Weiſe nach Leipzig fahren, wo ich Sie, gleich nach Ihrer Ankunft hier dieſe Karte an den Freund abzugeben bitte, deſſen Namen und Hausnummer ich mit Bleiſtift auf die Rückſeite geſchrieben habe. Damit Sie unterwegens nicht in ähnliche Verlegenheit gerathen, als hier im Wirthshaus auf dem Thüringer Walde, nehmen Sie dieſes Reiſegeld von einem alten Schuldner Ihrer Mutter Gertraud.

Bei dieſen Worten drückte der Gutsherr dem Studenten einige Goldſtücke in die Hand und war ſchon zur Thür des Zimmers hinaus, ehe dieſer die Worte zu ſeinem Dank gefunden hatte. Seine Gemahlin und Kinder folgten ihm eben ſo eilig, doch drückte der Sohn, ein kräftiges Mittelding zwiſchen Jüngling und Knaben, dem gutmüthigen Friedreich noch gar herzlich die Hand, und die Mutter, ſo wie die Tochter, eine lieblich aufblühende Jungfrau von noch nicht ſechszehn vollen Jahren, nickten ihm einen freundlichen Abſchiedsgruß zu.

Ehe wir von den Begegniſſen des jetzt auf einmal goldreich gewordenen Studenten weiter berichten, wollen wir den Leſer nur durch wenig Federſtriche mit dem edlen

Gutsherrn bekannt machen, der von hier an in Friedreichs Geſchichte ſo wichtig wird.

Herr von G** ſtammte aus einer nicht durch Geburt allein, ſondern auch durch ihre Verdienſte edlen Familie. Er war, durch den Tod ſeines Vaters, ſchon frühe in den freien Beſitz eines nicht unanſehnlichen Vermögens gekommen. Die Stellung eines jungen Herrn von Adel, welcher reich, äußerlich höchſt einnehmend, dabei geiſtreich und ſo ausgebildet iſt, wie dies in dem Alter von 23 Jahren nur ſelten gefunden wird, hat ihre großen Gefahren. Unſer G** war ganz ſeinen Neigungen überlaſſen, und es war ein großes Glück für ihn, daß dieſe Neigungen von natürlich edler Art waren. Namentlich fühlte er ſich von früher Jugend an ſehr zur Tonkunſt hingezogen. Bei ſeinem mehrjährigen Aufenthalt in dem ſchönen Dresden ſuchte er die Bekanntſchaft des berühmten N**, eines Meiſters der Tonkunſt, und fand Zutritt, nicht nur in das Haus dieſes trefflichen Mannes, ſondern auch den Schlüſſel zu ſeinem Herzen, ſo daß N** mit väterlicher Weisheit und Liebe die erſten Schritte des jungen Mannes in die große Welt bewachte und leitete.

Herr v. G** ſtund in jenem Alter und auf jener Stufe des innren, noch unbefriedigten Sehnens, wo das Herz ausgehet, wie der Zugvogel, wenn er im Herbſt über Land und Meer fliegt, nach einem Etwas, das er noch nicht kennt, noch nicht geſehen hat, und von welchem ihm dennoch ein innres Gefühl ſagt, daß es irgendwo zu finden ſeyn müſſe. Es war Zweierlei, welches ihm fehlte, das Eine zur innern, das Andre zur äußren Feſtſtellung und Befriedigung. Was das Erſtere betraf, ſo hatte zwar der edle Jüngling eine moraliſch gute Erziehung genoſſen, er hatte viel von Tugend und Frömmigkeit gehört, niemals aber recht erfahren, was eigentlich Religion, d. h. ein Verbündniß ſey, welches den Menſchen ſo innig und nahe mit ſeinem Gott vereint, wie einen Mann mit ſeinem Freunde, den er ſieht und hört, oder wie ein Kind mit ſeinem Vater, auf deſſen Armen es getragen wird, deſſen theures Haupt es mit ſeinen Händen erfaßt. Das Lehrgebäude der ſogenannten Religion, welches man ihm in ſeiner früheren Jugend gegeben, glich einem Hauſe, welches ſcheinbar ganz fertig und innerlich wohlausgeſchmückt iſt, dem aber das fehlt, wodurch es erſt zu einer Behauſung wird: ein lebendiger Bewohner; er wußte nicht Das, was ſelbſt die Heiden in dem Dämmerlicht ihrer Erkenntniſſe geahnet haben: daß der Menſch nur dem Gott im lebendigen Glauben und Liebe ſich nahen könne, welcher ſich herabgelaſſen zu ihm in das ſichtbare Weſen, welcher ins Fleiſch gekommen iſt und an ſich genommen hat die Natur des Menſchen. Mit andren Worten, der Glaube der Chriſten war dem Jünglinge nur, gleich der Mythologie der Griechen und Römer, vom Hörenſagen bekannt, niemals aber in ſeiner göttlichen Majeſtät vor Augen geſtellt worden; mitten in dem Wohlbehagen ſeines äußren Glückes hatte er niemals ein Bedürfniß nach dem ihm unbekannten Kleinod empfunden; die Kräfte der Ewigkeit, die in demſelben liegen, niemals ſelbſt erfahren.

Dennoch unterſchied ſich der junge Herr v. G** weſentlich, in ſeiner Stellung zu chriſtgläubigen Menſchen von andren ſogenannt hochgebildeten Jünglingen ſeiner Geſinnung. Seine Lehrer waren wohlmeinende, ernſtgeſinnte Männer geweſen; aus ihrem Munde hatte er niemals Spöttereien oder gehäßige Anſchwärzungen jenes göttlich Höheren vernommen, deſſen Kraft ſie zwar noch nicht ſelbſt erfahren, wohl aber an Andren, in ſeinen Früchten achten gelernt hatten. Auch er ſelber hatte, wo er ihnen begegnete, Achtung vor chriſtglaubigen Menſchen; ohne beſondren Anlaß ſuchte er jedoch niemals dieſe Begegnung auf, ſondern vermied ſie vielmehr. Zu dem Kapellmeiſter N** in Dresden hatte ihn die Freude an der Tonkunſt hingezogen, die Einfachheit und liebenswürdige Perſönlichkeit des Mannes hielt ihn an dieſem feſt und er unterwarf ſich auch in ſolchen Dingen, welche nicht die Kunſt, ſondern das Leben betrafen, gern und willig dem väterlichen Rath und der Leitung des erfahrenen Freundes. In N**'s ganzem Weſen, ſo wie in ſeinem Hauſe, trat ihm allerdings jenes Leben des innren Friedens und geiſtigen Vollgenuſſes, das aus dem Chriſtenglauben erzeugt wird, naher vor Augen denn jemals, noch aber betrachtete er daſſelbe mehr mit einer kalten Bewunderung, als mit jener Liebe, deren Kraft die Seele nicht ruhen läſſet, bis ſie ſelber aufs Suchen ausgehet und das Geſuchte findet.

Eines war dem H. v. G** dennoch durch dieſen Umgang gekommen: die innre Ueberzeugung, daß jene Menſchen, deren Leben des Glaubens ihm Bewunderung abnöthigte, etwas beſaßen, was nicht nur ein eben ſo klares, ſichres Licht auf die Welt des Erkennens und auf jeden Schritt ihres Lebens werfe, als das Licht der Aufklärung, auf das er ſich bis dahin ſo viel zu Gute gethan, ſondern welches ſogar ſolch Licht noch übertreffe. Er hatte dieſes nicht bei den unklaren Gefühlsmenſchen geſucht, wofür er, auch bei aller Achtung vor denſelben, die Chriſten hielt; indeß, ſo dachte er bei ſich ſelber, macht wohl auch in dieſem Stück mein Freund N** eine, wo nicht einzige, doch ſeltne Ausnahme; er hat die Welt geſehen, Menſchen der verſchiedenſten Völkerſchaften und

Bildungsſtufen, ſo wie der religiöſen Ueberzeugungen kennen gelernt. Auch mir liegt es jetzt ob, ſeinem Beiſpiele zu folgen: ich will Länder und Menſchen ſehen, und ſelber prüfen, ſo wie ein Tonkünſtler den reinen Klang der Inſtrumente, welche religiöſe Stimmung der Menſchennatur die wohllautendſte und beſte, und dem Gedeihen ihrer Kräfte die dienlichſte ſey.

Der Zug, welcher unſren jungen H. v. G** auf dieſe Weiſe hinaustrieb, aus ſeinem bisherigen, ihm ſo angenehmen Kreiſe des Lebens, ward noch durch einen Sporn von andrer Art verſtärkt. Namentlich in N***'s Hauſe hatte er das Glück des Familienlebens in ſeiner ſchönſten Blüthe kennen gelernt; der Rath, den ihm der Freund öfters, halb ſcherzend, halb ernſt gab, ſich doch auch eine treue Lebensgefährtin zu ſuchen, welche Freud und Leid mit ihm theilen und ihm erfahren laſſen könne, wie reich an Genüſſen der beſten Art der Beſitz des eignen Herdes mache, fand tiefen Eingang zu dem Herzen des jungen Mannes. Auch hatte ſich dieſer oft und viel unter den edlen Töchtern des Landes umgeſehen, ob eine darunter ſey, von welcher ſein Herz ihm ſagte: „dieſe iſt es“; aber weder die Schönheit der einen, noch die geprieſenen geiſtigen Vorzüge der andren hatten ihn wahrhaft anzuziehen, oder ſein Herz feſtzuhalten vermocht. Noch wußte dieſes vom Glück verwöhnte Herz ſelber nicht recht, was es wolle; noch war die Liebe zu dem eignen Selbſt zu ſtark, als daß neben ihrer Herrſchaft eine andre Liebe hätte aufkommen können. Darum war der Jüngling in den Wahn gerathen, das, was er ſuche, und was allein ſeine ganzen Neigungen befriedigen könne, ſey nicht in der Nähe, ſey nicht in dieſem Lande zu finden; er müſſe ausgehen in die Ferne, um dort es zu gewinnen.

An äußren Mitteln zum Reiſen fehlte es unſerm jungen Adlichen nicht; ſeine Güter ſtanden unter der Aufſicht eines einſichtsvollen, treuen Verwalters, der im Dienſte ſeines Vaters grau geworden war. R** entließ den Jüngling mit liebevoll ernſten Worten der Warnung und Ermahnung, und gab ihm empfehlende Briefe an Freunde mit, deren er in den verſchiedenſten Ländern von Europa ſo viele und treffliche beſaß.

Die erſten Ausflüge des jungen Freiherrn giengen nach den größeren Städten des nördlicheren Deutſchlands und nach Dänemark; dann weilte er in London ſo lange, bis er dort mitten im Geräuſch des großen Tummelplatzes der Völker und ihres Verkehres die nöthige Beſinnung und Ruhe gefunden hatte, um das gewaltige Bild des Volkslebens, das ſich ihm hier darbot, recht zu erfaſſen und zu verſtehen. Annehmlicher, als der in London, erſchien ihm ſein Aufenthalt in der Hauptſtadt von Frankreich. Dort hatte er ſich wie auf einem unruhigen Meere gefühlt, deſſen brauſende Wogen der Sturmwind aufwühlt, hier wie auf den leichtbeweglichen Dünen eines Ufers, mit deſſen tauſendfaltigen Grashalmen, ſo wie mit deſſen flüſſigem Sande, der Windhauch ſein Spiel treibt. Dort ſieht man gleichſam ganze Schiffe, mit deren Mannſchaft ſich keine nähere Bekanntſchaft ſchließen läßet; hier auf den Dünen, auf den zahlloſen Sandkörnern, wandeln einzelne Menſchen, mit denen doch ein Wort zu ſprechen iſt. Vor allem jedoch trieb ihn ſeine Neigung, welche durch R**s faſt tägliche Erzählungen noch ſehr verſtärkt war, zu dem ſchönen Land der Künſte, zu dem Blüthenzweig der europäiſchen Länder: nach Italien hin. In dieſem, und zwar zunächſt in Rom, verweilte er mehrere Jahre und ergötzte ſich täglich von neuem an den Herrlichkeiten der majeſtätiſch ſchönen Stadt. Auf einer ſeiner letzten Reiſen über Neapel nach Sizilien und durch einzelne Gegenden dieſer reichbegabten Inſel, hatte er ſich ein Fieber zugezogen, das auch in Rom noch mit ſeinen Anfällen ihn heimſuchte. Ein deutſcher Arzt, der erſt ſeit Kurzem nach Italien gekommen war und deſſen Behandlung Herr v. G** ſich anvertraute, hatte, wie es ſcheint, nicht die rechten Mittel zur Dämpfung des Uebels gefunden; die Krankheit wich nur dem Anſcheine nach, ſie war in eine beſtändige Kränklichkeit übergegangen, welche dem Leben Gefahr drohte. Da riethen andre Aerzte und alle Freunde dem jungen Deutſchen, er ſolle der heißen Jahreszeit in Italien entfliehen und wenigſtens einen Sommer hindurch in der Luft und Pflege ſeines Vaterlandes ſich zu erholen ſuchen. Er folgte dem Rath, und war ſchon über Mailand und durch einen Theil der Schweiz wieder heraus auf den deutſchen Boden gekommen, da zog ihm ein Unfall, der unweit Kempten, in einer regnigten Nacht, ſeinen Wagen betraf, eine Erkältung und durch dieſe eine ſo heftige Erkrankung zu, daß er wohl fühlte, hier könne nur ſchleunige Pflege und Menſchenhülfe ihn retten. Der Bediente hielt den Zügel der Pferde, der Poſtillon war in das benachbarte Dorf hinabgelaufen, um von dort Männer zu ſeinem Beiſtand herbeizurufen, es fand ſich, bei ſo ſpäter Nacht, Keiner bereit, in den Sturm und Regen hinauszugehen, als der Schmied und der gutwillige Schulmeiſter des Ortes, ein Mann, der es für Chriſtenpflicht hielt, da wo Menſchen in Noth geriethen, die Hülfe, ſo ſchwer das auch ſeyn möge, nie zu verſagen. Der Wagen war ſo weit wieder hergeſtellt, daß er zur Noth weiter geführt werden konnte, da befahl der Kranke, deſſen Glieder der Fieberfroſt durchſchauerte, mit ſchwacher Stimme, man ſolle wieder umlenken nach dem nächſten Orte, und daſelbſt ein Obdach für ihn aufſuchen, unter welchem er einige Tage ruhen und ſich erholen könne.

Der gutwillige Schulmeiſter, von welchem wir ſo eben ſprachen, war kein andrer, als unſres Studenten Friedreichs Vater, der alte Lambert.

Wo ſollte man bei ſo ſpäter Nacht für einen kranken Menſchen, der noch dazu durch ſeinen Stand an manche Bequemlichkeiten gewöhnt war, welche der Landmann leicht entbehrt, ein Unterkommen finden? Ein eigentliches Gaſthaus gab es in dem Dorfe nicht, ſondern nur eine ſogenannte Schenke, in welcher die Vorüberreiſenden am Tage einen Trunk und etwas Bauernkoſt, bei Nacht aber aufs Höchſte eine Streu, in der dumpfigen Wirthsſtube, finden konnten. Auch ſchliefen die Bewohner dieſer Schenke ſchon ſeit mehreren Stunden. Da war der gute Schulmeiſter bald entſchloſſen. Er bot dem kranken Herrn ein Bett und Zimmer in ſeiner Wohnung an, und dieſer machte gern von dem Anerbieten Gebrauch.

Die gute Mutter Gertrud hatte, während ihr lieber Mann auſſen war in dem Sturm und Regen, keine Ruhe gehabt. Das Feuer im Ofen brannte, das Waſſer war zum Kochen gebracht, um dem Hausvater, wenn er käme, je nach Bedürfniß einen kräftigen Hollunderthee oder Kaffee zu bereiten. Sie ſchaute, aus dem geöffneten Fenſter, unverwandt hinaus nach dem Hügel, über den die Straße hinführte, und lauſchte, mitten im Plätſchern des Regens und im Sauſen des Windes, auf jeden Laut, der etwa die Annäherung ihres Lambert ankündigen könnte. Da kam ein Wagen ins Dorf und bald an ihr Haus hin, und ihr Mann, mit Hülfe des Bedienten und des Poſtillons, brachte einen Kranken, mehr getragen als geführt, herein ins Zimmer.

In beſſere Hände hätte der hülfsbedürftige junge Mann nicht kommen können, als die waren, welche er hier in der Schullehrerwohnung fand. Er bemerkte freilich nicht viel von dem, was mit ihm vorgieng, denn ihn hatte die Betäubung des Fiebers ergriffen; der Bediente entkleidete ihn, und man legte ihn in das beſte Bett, das im Hauſe zu finden war. Noch in der Nacht war der alte Lambert, ſo ſehr ihm die Ruhe noth gethan hätte, hineingelaufen nach der nahen Stadt Kempten und hatte von da den Doctor geholt, der nach beſten Kräften ſeine ärztlichen Anordnungen traf.

Herr v. G** hatte ſich ſelber, als ihm jetzt das volle Gefühl ſeines Zuſtandes zurückkehrte, noch niemals ſo krank und ſo leidend geſchienen, als diesmal; er dachte ſich in jenen Stunden, die ihm zum klaren Bewußtſeyn kommen ließen, öfters den ernſten Gedanken des Todes. Im Anblick dieſes vermeintlich nahen Königes der Schrecken war ihm nicht wohl zu Muthe; ſein gewöhnlicher Gleichmuth verließ ihn, weil dieſer Gleichmuth bei ihm nicht mehr, wie bei vielen Andren, ein gedankenloſer Leichtſinn, oder ſogenannte philoſophiſche Selbſttäuſchung war, ſondern aus jenem Mittelzuſtand des Erkennens hervorgieng, in welchem ſich, wie in manchen Träumen, ſchon das Wahre mit dem Falſchen vermiſcht. Was war es, ſo fragte er ſich oft, das er bei all ſeinem Herumjagen nach den Genüſſen, ſelbſt den edelſten der Sinnen, und nach vermeintlicher Bereicherung ſeiner Kenntniſſe, gefunden hatte? Dieſer Reichthum, das fühlte er jetzt, war kein rechter; die Güter, die er umfaßte, ſind dennoch von wandelbarer Natur; ſie ſelber gehen nicht mit uns hinüber in ein beſſeres Seyn der Ewigkeit, vor welchem kein Anſehen des äußern Scheines, kein Flitterglanz unſrer Menſchenwerke gilt. Wenn ihn zuweilen die innre Unruhe befiel, da gewährte es ihm eine ganz eigne Linderung, wenn er das fromme Ehepaar, unter deſſen Dach er lebte, in ſeinem wahrhaft ſeeligen, häuslichen Frieden und ſeinem ſtillen Wirken betrachtete. Es war ihm dann wie Einem, den der Schwindel beim Hinabſchauen vom Gelander eines Thurmes ergriffen hat, wenn er hinter ſich ſieht, in das Innre des feſten Gebäudes, auf welchem das Gelander ſicher gegründet ſteht.

„Wie würde es dir zu Muthe ſeyn“, fragte er eines Tages die Mutter Gertrud, als dieſe mit ihrem engelsguten, immer heitren Geſicht ſeinem Lager nahte, um ihm ſeine Arznei zu bringen, „wenn du auf einmal vom lieben Gott abgefordert würdeſt aus dem Leben“?

„Es ſollte mir wohl recht leid thun; antwortete Gertrud, von meinem lieben Lambert zu ſcheiden, und zudem habe ichs ſo gut auf der Welt, daß es mir gar wohl da gefällt. Aber ich wüßte ja immer dabei, wer mich abfordern thäte. Das iſt der liebe Gott, der mir nichts gethan hat noch thut, als nur lauter Gutes, darum gieng ich doch gern zu Ihm, und ich möchte am Ende ſagen, ich gienge faſt lieber fort, als ich da wäre auf der Welt. Käme mir doch auch mein Lambert über kurz oder über lang nach und wir blieben darnach immer beiſammen“.

„Aber, ſo fragte der Kranke weiter, wie kann man denn das wiſſen, daß man nach dem Tode zum lieben Gott kommen werde.

„Wenn man ihn, antwortete Gertrud, lieb gehabt hat von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemuthe, und ſeinen Nachſten als ſich ſelbſt. Denn

nach

nach Dem, das man recht lieb hat, zieht es einen hin, und die Seele, wenn der Leib von ihr weg iſt, hat Flügel, da macht ſie ſich geſchwinde auf, um nach Dem zu ſuchen, was ſie lieb hat".

„Meineſt du wohl, ſprach der Kranke, daß ich, wenn ich jetzt ſtürbe, auch zu Gott kommen, daß ich ſelig werden würde? Sieh', ich habe immer das Laſter vermieden, und habe vielen Menſchen Gutes gethan".

„Darüber, ſagte Gertrud, wüßte ich mich nicht recht auszudrücken. Aber unſer frommer, alter Herr Pfarrer könnte das wohl, und dieſer iſt auch ein gar tröſtlicher und unterhaltender Mann für Kranke und Bekümmerte, darum ſollten Sie ihn wohl kennen lernen. Wenn ichs ihm ſagte, er würde gewiß recht gern zu Ihnen kommen".

Dem kranken Herrn war der Rath der guten Gertrud nicht zuwider. In ſolchen Stunden, in denen er ſich leiblich wohler und erleichtert fühlte, ſehnte er ſich ohnehin nach Unterhaltung; er ließ den Georg Schmid zu ſich kommen. Dieſer ehrwürdige Geiſtliche war allerdings, wie dies Mutter Gertraud vorausgeſagt hatte, der rechte Mann für das Krankenbett, denn er brachte an dieſes ſeinen innern Frieden und die Freudigkeit ſeines glaubensvollen Herzens mit, welche Gaben ſich unvermerkt auch den Kranken mittheilten; überdieß war er theilnehmend und weichen Herzens, ſo daß er mit den Betrübten betrübt, mit den Fröhlichen von Herzen fröhlich ſeyn konnte. Auch er hatte in ſeinen jüngeren Jahren mehrere Reiſen gemacht und Vieles geſehen wie erfahren, namentlich war er in Italien geweſen. Dieſes gab gleich von Anfang manchen Anknüpfungspunkt für die Unterhaltungen. Doch war es nicht der unterhaltende und äußerlich erheiternde

Inhalt der Geſpräche des guten Georg Schmid, aus welchem unſer Kranker den bedeutendſten Gewinn zog.

Herr v. G** hatte gleich in der erſten Stunde, als der gute Pfarrer an ſein Bett trat, eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen dieſem und ſeinem väterlichen Freunde N** in Dresden bemerkt. Vielleicht mag wirklich auch äußerlich eine ſolche Aehnlichkeit vorhanden geweſen ſeyn, wäre dies aber auch nicht geweſen, ſo war doch wenigſtens eine innerliche da. Georg Schmid fand ſich im vollſten Beſitz deſſelben Kleinodes, durch das auch N** ſo froh und glücklich war; eines Kleinodes, welches ungleich beſſer iſt als der Stein der Weiſen, welchen die Alchymiſten ſuchten, weil es ſeinem Beſitzer nicht nur ein langes Leben der Erdentage, ſondern ein Leben der Ewigkeit, nicht ein Gold, das die Diebe rauben können, ſondern Schätze die nie vergehen, niemals geraubt werden können, verleihet.

Er, der das Ohr ſchuf und das Licht des Auges gab, iſt es auch, der dem Menſchen das Ohr aufthut, die Worte des Lebens zu hören und zu verſtehen; Er iſt es, der ihm die innren Augen öffnet, um das, was da wahrhaft iſt und bleibt, zu ſehen und zu erkennen. Die Seele hört öfters nicht die Stimme, welche ihr zuruft, vor dem lauten Getöſe, das die Geſchäfte, das die Angelegenheiten der Welt in ihr und um ſie her anrichten; da führt ſie der Herr des Hauſes an einen Ort, wo es ganz ſtille um ſie her iſt, daß ſie nun jeden leiſen Ruf ſeiner Stimme vernehmen kann. Sie ſahe die Sternenſchrift der ewigen Wahrheit nicht, welche über ihr am Himmel ſtund, vor dem flimmernden Schein ihres ſelbſt angezündeten Talglichtes; da löſcht ihr der Hausherr das eigne Licht aus; es wird auf einmal dunkle Nacht um ſie, zugleich aber ſieht und lieſt ſie nun auch die Sternenſchrift über ihr, am Himmel. Beides, die heilſame Stille und das wohlthätige Dunkel kommen über den Menſchen auf einem ſo geſegneten Krankenbett, wie das unſres von G** war. Jahre lang war er vor der Stimme, die zu ihm reden wollte, geflohen, er war ihr von einem Land ins andre, von einer großen, ſchönen Stadt, von einer Ergötzung der Sinnen zur andren entlaufen, jetzt auf einmal hielt ihn die Hand des Rufenden in dem engen Zimmer eines kleinen, unanſehnlichen Dorfes feſt; er mußte ſtill ſitzen und hören, was der Rufer ihm ſagte.

Der Gedanke des Todes und der Ewigkeit, der hier mit der Kraft eines Gewappneten die Seele unſres Kranken erfaßt hatte, und zugleich vielleicht eine eigenthümliche Wirkung ſeines äußeren Leidens, auf Leib und Seele ſelber, hatten ihn weicher und empfänglicher gemacht für die Worte der ernſten und doch auch ſo tröſtlichen Gotteswahrheit, welche Georg Schmid zu ihm ſprach; wir dürfen die Tage des Aufenthaltes des Herrn v. G** in dem Hauſe des Schullehrer Lambert als ſolche betrachten, in denen jener der Wahrheit bis dahin ſo nahe und zugleich auch ſo fern ſtehende Mann zu der kindlichen Einfalt des Chriſtenglaubens hindurch drang, und mit dieſem zugleich einen Frieden fand, den er bis dahin nie gekannt hatte.

Die eigentliche Krankheit war nach einem Monat vorüber, aber die Kräfte des Wiedergeneſenden fanden ſich noch lange nicht ein. Er war hierüber nicht ungeduldig; er fühlte ſich in dem kleinen Dörflein und in dem Hauſe des guten Schullehrer Lambert, ſo wie ſeiner frommen Gertrud, ſo wohl und ſo heimathlich, daß er ſich leicht hätte entſchließen können, ſeine Hütte für immer hier aufzuſchlagen, wenn ihm nicht ein andres Tagwerk wäre beſtimmt geweſen. Wie grün und lachend kamen ihm, als er wieder vor der Hüttenthür ſitzen konnte, die Hügel und Waldungen, Wieſen und Felder vor. Ihm dünkte es, ſo ſchön hätte er ſie noch niemals geſehen: für ihn hatte das Buch der Werke Gottes nicht bloß durch jene höhere Empfänglichkeit, die einem wiedergenesnen Auge eigenthümlich iſt, ſondern vor Allem dadurch einen ganz neuen, höheren Reiz bekommen, daß ſeiner Seele der Werkmeiſter ſelber, wie ein Freund ſeinem Freunde, naher getreten und in ſein Herz gekommen war.

Der Abſchied von der Heimath hatte dem Herrn v. G** bei weitem nicht ſo wehe gethan, als der Abſchied von dem guten Lambertſchen Ehepaar, von ſeinem lieben Vater (ſo nannte er ihn) dem Georg Schmid, und von dem kleinen Dörfchen, in welchem ihm aus Leiden der Zeit Freuden der Ewigkeit erwachſen waren. Der kalte, nächtliche Regenguß, der ihn dort auf der Höhe überfallen und den Ausbruch der Krankheit, deren Keim doch ſchon in ihm lag, beſchleunigt hatte, erſchien ihm jetzt als ein geſegneter Sendbote Deſſen, der ſeine Engel machet zu Feuerflammen und zu Sturmwinden. Er drang vor ſeiner Abreiſe der Frau Gertrud eine reichliche Belohnung für ihre Pflege auf, und dieſe Gabe war es, für welche die gute Frau in ihrem ſpäteren Wittwenſtand die kleine Hütte kaufte, worin ſie mit ihrem Friedreich gelebt hatte.

Ein Gut von jenen beiden, welche unſerm Reiſenden, als er noch in der Heimath war, gefehlt hatten, und zwar das hauptſächlichſte von beiden, hatte er gefunden. Er hatte daſſelbe nicht in fernen, fremden Landen, nicht in einer weltberühmten Stadt, ſondern in einem kleinen Dörflein ſeines deutſchen Vaterlandes erlangt. Auch das andre jener beiden Güter, deren Beſitz er vermißte, ſollte er finden, und zwar da, wo er es am wenigſten erwartet hatte: ganz in der Nachbarſchaft des Ortes ſeiner Geburt.

Wir erwähnten ſchon früher, daß Herr v. G**, ehe die große Verändrung mit ihm vorgegangen war, von der wir ſo eben berichteten, zwar niemals ein Spötter und gehäſſiger Verächter des Chriſtenglaubens und ſeiner Anhänger war, daß er aber Menſchen von ſolcher Richtung nicht aufſuchte, vielmehr ihnen aus dem Wege gieng, wo er ohne Anſtoß dies konnte. Dies war der Grund geweſen, weshalb er der Annäherung an eine adliche Familie, die in der Nähe ſeiner Güter ihre Beſitzungen hatte, ausgewichen war, denn von dieſer Familie war es allgemein bekannt, daß ſie zu den wenigen Familien ihres Standes und Vaterlandes gehörte, die noch treu an der Wahrheit und Zucht des alten Chriſtenglaubens hielten. Jetzt, nach der Rückkehr in das Vaterland, hatte das früher gehegte Vorurtheil ihn verlaſſen, ja der vormalige Widerwille war in ein Bedürfniß übergegangen, Seelen von jener Art aufzuſuchen. Deshalb ergriff auch Herr v. G** die erſte gute Gelegenheit, um dem Gutsnachbar zuzuſprechen, der ihm, dies hoffte er, jetzt noch mehr als ein bloßer guter Nachbar, der ihm ein theurer, chriſtlicher Freund, und nach dem Vorzug, welchen demſelben das reifere Alter gab, ein Rathgeber und Führer werden ſollte.

Er fand mehr als er erwartet hatte; er fand in dem früher ſo verkannten und vermiednen Nachbar nach wenig Monaten einen theuren, lieben Schwiegervater. Das, was er vergeblich in den bunten, glänzenden Kreiſen der Hauptſtädte und auf den jungfräulichen Blüthenfeldern der Fremde geſucht hatte, das war ganz in ſeiner Nachbarſchaft, in einem vor den Augen der großen Welt verborgnen Feld heraufgewachſen: ein Blümlein, genährt vom Thau des Himmels, gezeitigt durch den Strahl der von oben kommt. Die einzige Tochter ſeines Gutsnachbars war es, von welcher ihm ſein Herz, gleich bei der erſten Bekanntſchaft, es ſagte: „dieſe iſt es, und keine andre“. Die beiden Eltern hatten bald erkannt, daß der junge Mann, der um die Liebe ihres Kindes warb, mit ihnen auf demſelben Grund des innren Friedens ruhe, auf dem allein auch das Heil des Hauſes, das Glück der Ehe erbaut werden kann. Sie gaben freudig ihre Zuſtimmung zu der bald erwachenden, innigen Zuneigung ihrer Tochter, welche noch vor dem Schluß des für unſren G[illegible] ſo bedeutungsvollen Jahres aus einer glücklichen Braut die noch glücklichere Gemahlin deſſelben wurde.

Dieſes ſind die Hauptumriſſe der Geſchichte des Gutsherrn und ſeiner Gemahlin, mit denen unſer Student Friedreich in einem für ſie, wie für ihn, gleich glücklichen Moment zuſammengetroffen war. Es iſt aber nun Zeit, daß wir uns wieder nach ihm ſelber, der Hauptperſon unſrer Erzählung, nach Friedreich, umſehen.

Dieſer ſtund noch ſtumm und ſtaunend auf der Hausflur, als die Familie, die ihn ſo mit Wohlthaten überhäuft hatte, ſchon im Wagen ſaß und unter lautem Klang des Poſthornes dahin fuhr. Noch hielt er die beiden großen Goldſtücke in der Hand, er warf jetzt einen Blick darauf, dergleichen Münze hatte er noch nicht geſehen, beſcheiden fragte er einen neben ihm ſtehenden Mann, ob ſolches Geld wohl hier gewöhnlich ſey? — Man führt es wohl auch, ſagte der dienſtwillige Wirth, jedoch nur ſelten, darum will ich Ihnen Silbergeld dafür geben, das nimmt man überall. — Einer der Gäſte des vornehmen

Zimmers, der ſich noch verſpätet hatte und ſo eben herausgetreten war, um aufs Pferd zu ſteigen, kannte den Wirth und die Art ſeiner Dienſtfertigkeit; mit einem unwilligen Blick auf denſelben ſprach er: „Gold kann man am beſten in der Stadt umwechslen und wird da nicht betrogen. Leſen Sie, ſagte er zu Friedreich, indem er ihm eines der Goldſtücke aus der Hand nahm, was hier ſteht; es ſteht da 10 Thaler, was nach Ihrem Reichsgeld 18 Gulden ausmacht. Da man aber auf Goldſtücke immer ein Aufgeld bezahlt oder empfängt, dürfen Sie ein ſolches Stück nicht unter 10 Thaler 12 Groſchen, oder nach Ihrem Geld unter nahe 19 Gulden rheiniſch hingeben, und eher werden Sie mehr als weniger dafür bekommen“. Hiermit gab der freundliche Mann dem Studenten das Geldſtück zurück und ſchwang ſich grüßend auf ſein Pferd.

Wie hatte ſich jetzt für Friedreich die Scenerie im Gaſthaus der Waldhütten ſo ganz geändert. Höflich trat der Wirth zu ihm hin und fragte, ob der Herr nicht hier ins gute Zimmer hineintreten und eine Schaale Kaffee, oder was ſonſt ihm beliebe, zum Frühſtück nehmen möge, auch könne er bei ihm billig eine Fuhre nach Arnſtadt haben, denn zum Gehen ſey der Weg vom geſtrigen Regenwetter gar ſchlecht. Der Hausknecht trat herbei und erbot ſich dem Herrn die Stiefel zu putzen; der Wetzſteinhändler, der ſo eben auch mit ſeinem Schubkarren zum Hauſe hinausfuhr, nahm von dem „Junker“ einen unterthänigen Abſchied. Friedreich aber dankte für alle Anerbietungen des Wirthes und ſeiner Leute, nahm freundlich, denn er dachte nur des Guten, das ihm in dieſem Hauſe geſchehen war, Abſchied, und eilte hinaus auf die Straße nach Arnſtadt.

Die Frühlingsſonne ſchien lieblich in den neu ausſchlagenden Laubwald herein; aus den dunklen Zweigen der Tannen ſang die Droſſel ihr Morgenlied und dazwiſchen tönte der muntre Schlag der Finken; Friedreich ſchritt, wie in einen ſüßen Traum verloren, raſch durch das Dickig. Seine Gedanken waren bei der lieben Mutter Gertrud. Zwei mal 19, das ſind 38 Gulden, ſo dachte er, o könnte ich die doch meiner guten Mutter bringen, daß die ſich auch einmal ein Gutes thäte. Hat ſie mir doch all ihr erſpartes Geld, bis auf den letzten Kreutzer, gegeben und nun hat ſie nichts.

Doch mitten in dem wehmüthigen Nachſinnen und den bitterſüßen Gefühlen des Heimwehes ſtieg auch immer die Freude wieder auf, über das viele Geld, das er beſaß. Nun darf ich mich ſchon alle Tage ſatt eſſen, dachte er, und brauche gar keine Sorge mehr zu haben. Aber eins von den Goldſtücken das hebe ich auf für meine Mutter Gertrud, und wenn ein Bote von Leipzig oder auch ſchon von Arnſtadt nach Kempten geht, da ſchicke ich ihr es.

Als er einige Stunden gegangen war, da regte ſich in ſeinem kräftigen, jungen Magen der Hunger. Er hätte ſich gern in einer Schenke, die am Wege lag, um einige Pfennige Brod gekauft, aber außer den Goldſtücken hatte er gar nichts bei ſich und von dieſen hatte ihm jener Herr im Wirthshaus geſagt, daß er ſie in der Stadt auswechſeln müſſe.

Endlich war Arnſtadt erreicht und der Nadler, bei welchem der Landsmann Waſtel als Geſelle ſtund, bald erfragt. Die beiden Kemptner, als ſie ſich wieder ſahen, ſchüttelten ſich treuherzig und vergnügt die Hand und das Erſte, was nach den Begrüßungen Friedreich dem Landsmanne mittheilte, war das Anliegen ſeines Hungers. Dafür war bald geſorgt, und ſchon während des Frühſtückes erfuhr Waſtel, welches unvermuthete Glück ſeinem Freund heute begegnet ſey. „Eins von den beiden Geldſtücken, ſagte Friedreich, möchte ich gern meiner Mutter Gertrud ſchicken, wenn ich nur wüßte, daß von Arnſtadt ein Bote nach Kempten gienge, ich thäte es gleich noch heute“.

Eines ordinären Boten, ſagte lächelnd der ſchon welterfahrnere Waſtel, bedarf es da nicht, Kind. Du ſchreibſt einen Brief an deine Mutter, in den packt man das Geld hinein, ſiegelt es zu und giebt es auf die Poſt, da kommt es ganz ſicher bis nach Kempten. Mein Meiſter ſchickt auf dieſe Art oftmals Geld nach Nürnberg und ſogar nach Augsburg, wofür er Drathſaiten und andre Waaren erhält, und das iſt zuweilen viel mehr als zehn Thaler. Komm' du nur hinauf in meine Kammer, ich geb dir was du brauchſt, da ſchreib deinen Brief, dann ſiegeln wir ihn zu und tragen ihn zuſammen auf die Poſt.

Freudig, als wenn er das Geld ſchon in der Hand der lieben Mutter Gertrud ſähe, befolgte Friedreich den Rath ſeines Freundes und ſchrieb folgenden Brief.

Meine liebſte Mutter.

„Als ich oben auf die Anhöhe kam, wo der Weg nach Memmingen darüber hingeht, da dachte ich, ich möchte gleich wieder umkehren. Denn wenn ich in Kempten, ſo lang ich auf der Schule war, nur ein wenig den Berg hinan gieng, da konnte ich meiner lieben Mutter Haus ſehen, und ich konnte im Sommer alle Wochen etliche Mal zu ihr hinausgehen und meine liebe Mutter kam auch zu mir herein in die Stadt. Nun aber, da ich dort oben auf der Höhe war, da dachte ich, wenn ich da hinuntergehe, da werde ich unſer Haus gar nicht mehr ſehen und meine Mutter auch auf lange, lange Zeit nicht, und ich bin doch nirgends in der Welt ſo gerne, als bei ihr daheim, und wenn das Studiren nicht wäre, da wäre ich niemals von ihr fortgegangen“.

„Liebſte Mutter, ich danke Ihr, daß Sie mich immer ſo lieb gehabt und ſo chriſtlich erzogen hat. Ich will auch fromm bleiben und niemals in eine Sünde willigen“.

„Als es Abend war, da mußte ich noch durch einen finſtren Wald gehen und dann in einer Schenke einkehren, wo recht viele fremde Männer drinnen ſaßen. Da war mirs bange. Ich aber dachte: iſt es doch ſo, wie meine Mutter geſagt hat, unſer lieber Herr Gott iſt überall bei uns, bei Tag und bei Nacht; wenn wir zu ihm beten hört er uns. Ich habe auch immer auf der Reiſe gebetet, war aber freilich manchmal nicht recht andächtig dabei, denn ich war am Abend immer recht müde und ſchläfrig. Bin auch an den Sonntagen, wie am neulichen Feiertag, immer in die Kirche gegangen“.

„Am andren Tag war ich ſchon getroſter, und ſo bin ich alle Tage getroſter geworden, denn ich habe doch geſehen, daß mir nichts zu leide geſchieht, und wenn der liebe Gott bei uns iſt und mit uns wandert, da ſind wir ja überall wohl verwahrt“.

„Meine liebſte Mutter hat mir ihr ganzes Spargeld gegeben und gar Nichts für ſich behalten, das hat mir manchmal wehe gethan, wenn ich daran dachte, und wenn ich in den Wirthshäuſern ſo viel verzehrt hatte. Zu Memmingen ließ ich mir, weils Sonntag war, ein Stücklein Wurſt zum Brod und ein Glas Bier geben, dafür habe ich müſſen 12 Kreutzer bezahlen, in unſrem Dorf hätte ichs um 7 Kreutzer haben können. Bei einer Müllerin, wo ich mir Brod kaufte, habe ich umſonſt drei

Dampfnudeln und dazu ſüße Hutzeln bekommen. Liebſte Mutter, wie gern hätte ich alles Gute, das ich genoß, mit Ihr theilen, oder es Ihr ganz geben mögen; ich hätte lieber wollen mein trocken Brod eſſen“.

„Ueber Dinkelsbühl draußen vor dem Thore fragte ich einen Mann, wo der Weg nach Leipzig hingienge; dieſer wußte es nicht. Ein Fuhrknecht aber wußte es, und dieſer ſagte mir auch, daß man von dort aus noch 6 bis 7 Tage bis nach Leipzig zu gehen habe. Da erſchrak ich ſehr, denn ich war erſt 4 Tage weit von uns weg bis dorthin gegangen und mein Geld war ſchon aufgegangen bis auf 37 Kreutzer. Denn ich habe in der erſten Zeit gar zu viel aufgehen laſſen. Da ich geſtern Abend ins Wirthshaus kam, habe ich mir Kalbsbraten geben laſſen und hatte doch kein Geld dazu. Meine liebe Mutter wolle mir das vergeben, ich will es niemals wieder thun, ich dachte, der Wirth werde mir borgen. Da wollte mir der Wirth heute Morgen den neuen grünen Rock nehmen, den mir die Frau Landrichterin aus einem alten Jagdkleid ihres Mannes hat machen laſſen. Aber da kam ein Herr zu dem Zimmer heraus, welcher Herr v. G** heißt, und wie er mir erzählt hat, vor faſt 30 Jahren einmal im Hauſe meiner lieben Eltern krank gelegen iſt, dieſer hat für mich bezahlt und hat mir noch dazu zwei ſchöne Goldſtücke geſchenkt. Ich dachte gleich: davon willſt du eines deiner lieben Mutter ſchicken, und die ſoll doch ja keine Noth leiden, weil ihr Friedreich ihr ſo viel gekoſtet hat, ſondern ſoll ſich etwas zu Gute thun. In Leipzig will ich mir ſchon auch brav Geld mit Stundengeben verdienen“.

„Liebſte Mutter, ich bin nun da in Arnſtadt, wo der Waſtel, der Krämersſohn, wohnt, der mit mir in die Schule gegangen iſt. Der Waſtel iſt recht gut gegen mich geweſen. Von Arnſtadt habe ich noch etwa 3 Tage bis Leipzig zu marſchiren“.

„Meine liebſte Mutter, Gott vergelte Ihr all das Gute, was Sie an mir gethan hat, in Zeit und in Ewigkeit. Es iſt etwas Großes, was eine Mutter an ihrem Kinde thut, und ich habe ſolche Liebe noch überall nicht um Sie verdient. Und ſo ich Sie betrübt habe mit meinem Ungehorſam und meinen vielen Jugendſünden, ſo vergebe Sie mir das, ich wollte, ich hätte es niemals gethan, und wenn ichs könnte, möchte ichs gerne wieder gut machen. Ich habe doch niemand Lieberes auf der Welt, als Sie mir iſt“.

„Die Frau Landrichterin wolle Sie recht höflich ſchön von mir begrüßen; Gott wird für Alles Gute, das dieſelbe an mir gethan, der Vergelter ſeyn“.

„Ich weiß, meine liebe Mutter wird für mich beten und ich thue es auch für ſie“.

Ihr recht dankbarer Sohn
Friedreich Lambert.

Obgleich von da an, wo der Student Friedreich ſeinen Brief mit dem ſchönen Goldſtück auf die Poſt getragen und ſich, auf ſeines weltklugen Freundes Rath, einen Poſtſchein dafür hatte geben laſſen, bis zu dem Tage, wo er die Antwort ſeiner Mutter Gertrud nach Leipzig erhielt, faſt vier Wochen vergiengen, laſſen wir dennoch dieſe Antwort, nach Verbeſſrung mancher kleiner Schreibfehler, gleich hier folgen.

Mein lieber Sohn Friedreich.

„Es lebt ja der alte Gott noch und der hat dich auf deinem Wege behütet und verſorgt, und wird dich auch ferner behüten und verſorgen“.

„Das Mutterherz wöllte mir wohl bald brechen, da mein einziges liebes Kind ſo weit von mir fortgegangen war; und da der Sonntag kam, wo du ſonſt immer, auch von Kempten aus, zu mir gekommen biſt, da mußte ich den ganzen Tag ſatt weinen. Es iſt ja doch nur um ein Kleines, da ſind wir mit einander in der Ewigkeit, wo es kein Scheiden und keine Thränen mehr giebt, und wenn mein Kind nur immer in der Furcht und Gnade Gottes bleibt, da iſt es ſchon Alles gut“.

„Als dein Brief kam, mein lieber Sohn, mit dem vielen Geld, da gieng mir es, wie's von dem Altvater Jacob heißt, da er erkannte, daß ſein Sohn Joſeph lebe, mein Herz wurde in mir ganz lebendig. Aber nicht wegen des Geldes, mein lieber Friedreich, ſondern wegen deines Briefes, über den ich viele Mutterthränen vor Freude geweint habe. Denn ich ſehe, du biſt bei der rechten Hand deines Gottes geblieben, hoſſe auch getroſt, du wirſt es ferner bleiben, dann wird es dir an keinem Guten fehlen“.

„Das Geld ſoll ſchon für mich und andre Chriſtenmenſchen ein guter Nothpfennig bleiben. Ich habe es ſchon wechslen laſſen und auch einigen Gebrauch davon gemacht, wobei ich meinem Friedreich Gottes reichen Segen gewünſcht habe. Auf den Herrn von G** kann ich mich noch wohl beſinnen, es war ein gar guter Herr. Gott vergelte ihm die große Wohlthat, die er dir erzeigt hat“.

„Die Frau Landrichterin hat ſich ſehr gefreut über deinen ſchönen Gruß. Sie laßt dir ſagen, du ſollſt nur in Leipzig recht fleißig ſeyn, dann könnteſt du mit Gottes Hülfe wohl einmal eine Schreiberſtelle beim Landgericht bekommen, auch wohl mit der Zeit Aſſeſſor werden, wo du deine 600 Gulden jährlich haſt und dein Leben lang gut verſorgt biſt. Nun, Gott wird das Alles wohl machen".

„Mein lieber Friedreich, ich denke freilich manchmal, daß ich kaum ohne dich bleiben kann, aber das Mutterherz mag ſchweigen, ich weiß, du biſt auf gutem Wege und wir kommen doch wieder einmal zuſammen. Nun, Gott ſegne und behüte dich, du mein einziges Kind, an dem mein Herz ſeine Freude hat, Er führe dich auf ebener Bahn".

Deine getreue Mutter

Gertrud.

Als die beiden Landsleute von der Poſt wieder nach Hauſe kamen, da nahmen ſie Friedreichs Weiterreiſe nach Leipzig in Ueberlegung. Der erfahrene Waſtel ſagte: du haſt jetzt ſo viel Geld, und der Herr von G** hat dirs dazu gegeben, daß du mit der Poſt fahren ſollſt, weil er dich doch vielleicht in Leipzig noch gern einmal ſehen möchte, wohin du zu Fuß noch gar ſo lang gebrauchſt. Mit der Poſt iſt's aber ſehr theuer, und ich würde dir lieber rathen, daß du morgen früh mit dem Schnellwagen führeſt, mit welchem mehrere Leute von hier, auch mein Meiſter, nach Naumburg reiſen. Der Schnellwagen geht zwar langſamer als die Poſt, aber es fährt ſich gut darauf, denn es ſind die Bretter, worauf man ſitzt, mit Stricken an die Leitern des Wagens gebunden, ſo daß man jetzt nicht mehr ſo viel darauf herumgeſchnellt wird wie ſonſt, und wenn es regnen ſollte, läßt dich ſchon Einer unter ſeinen Regenſchirm mit unterkriechen. Du biſt doch einmal Student und haſt Geld, was ſollteſt du da wie ein Handwerksburſch reiſen.

So wohl und glückſelig hatte ſich Friedreich noch auf ſeiner ganzen, großen Reiſe nicht gefühlt, als heute, wo er in dem freundlich gelegnen Arnſtadt ſeinen halben Raſttag hielt. Was ihn ſo fröhlich und überglücklich machte, das war der Gedanke, daß die gute Mutter Gertrud jetzt auf einmal ſo viel Geld bekommen ſollte. Er rechnete mit Waſtel die Tage aus, nach deren Verlauf der Brief in Kempten ſeyn könnte; er dachte ſich der Mutter Freude darüber; es war zum erſten Mal in ſeinem Leben, daß er die Seligkeit des Gebens empfand.

Heute ließ er es freilich auch einmal ſeinem Leibe zu gute kommen, daß er ſo reich war. Das Goldſtück war, durch des guten Waſtels Bemühung, ſo vortheilhaft als nur immer möglich umgewechslet; Friedsreichs lederner Beutel, der auf ſo große Einquartirung nicht eingerichtet war, konnte die Summe des Silbergeldes kaum faſſen. Da ließ ſich's dann am Nachmittag Friedreich nicht nehmen, Waſtel mußte ſein Gaſt ſeyn, und die beiden ließen es ſich, nach ihrer genügſamen Weiſe ſo wohl ſeyn, wie es ihnen noch ſelten in ihrem Leben geweſen war. Sie fanden ſich beide in jenem Alter und in jener Stimmung des gegenſeitigen Wohlwollens, worin ſich jeder Biſſen Brodes, jeder Trunk Milch in ein „Göttermahl" verklärt und verwandelt, deſſen erheiternde Kräfte Leib und Seele durchdringen.

Auch die Reiſe in dem Schnellwagen, welche Friedreich am andren Morgen antrat, gewährte dieſem einen ganz neuen Genuß. Es war zum erſten Male in ſeinem Leben, daß er einen weiteren Weg nicht zu Fuß, ſondern zu Wagen machte. Denn obgleich ihm die Nachbarn und Gefreundte ſeiner Eltern in ſeinen Kinderjahren zuweilen das Vergnügen gemacht hatten, ihn auf einen Heu- oder Kornwagen zu ſetzen, waren ſolche Fahrten doch immer nur von dem Acker oder der Wieſe nach der nahen Scheure gegangen, und dabei zogen auch die Ochſen gar langſam Schritt vor Schritt. Diesmal aber war es ein mit Pferden beſpannter Leiterwagen, auf welchem die Fahrt vor ſich gieng, und ihm hatten die 11 Bürger und Landleute, welche mit auf dem Schnellwagen ſaßen, einen Ehrenplatz, in der Mitte des Wagens, eingeräumt, auf dem es nicht ſo ſtark ſchnellte, wie auf den Bretterſitzen, die nahe bei oder über den Rädern angebracht waren.

Ueberhaupt wiederfuhr dem Friedreich an dieſem Tage ſo viel Ehre, als ihm noch niemals in ſeinem Leben wiederfahren war. Die Bauern und Bürger wußten es, daß er ein Student ſey, und zwar, wie Waſtel ihnen dies verrathen hatte, ein ſolcher, in welchem vielleicht ein künftiger Herr Amtmann ſtecken mochte; ſo oft ſie deshalb in einem Wirthshaus zuſprachen, ließen ſie immer den Herrn Studenten an ihrem Tiſche obenan ſitzen, und machten ſo viel anderweitige Umſtande mit ihm, daß der gute Friedreich im demüthigen Gefühl der hohen Würde, die ihm ſein Studentenſtand unter den Menſchen gab, gar nicht wußte, wohin er vor Verlegenheit blicken ſollte. Doch fand er ſich bald in dieſe ſeine neue Würde, und wußte ſich auf eine ihr angemeſſene Weiſe zu benehmen. Denn nicht nur erzählte er ſeinen Reiſegefährten aus der alten und neuen Geſchichte, wie auch von Land und Meer, von Affen, klugen Elephanten und verderblichen Heuſchrecken ſo viel Curioſes und Unterhaltendes, daß Alle ihm zuhörten, ſondern er kränkte auch die Wirthsleute nicht durch übertriebene Enthaltſamkeit. Er aß daſſelbe und eben ſo viel als die Andren auch, denn, dachte er, ſollte ein Student neben dieſen guten Leuten da wie ein Bettelmann leben, und habe ich jetzt nicht Geld genug?

Finde ich doch in Leipzig ohne allen Zweifel meinen guten Verdienſt und bringe noch viel Geld mit dorthin.

Freilich wunderte er ſich nicht wenig, als er, da nun der Schnellwagen am andren Tage nach Naumburg kam, ſeine Reiſeausgaben zuſammenrechnete und fand, daß er von Arnſtadt hieher, nach Reichswährung gerechnet, an Fuhrlohn, Koſt und Nachtlager über zwei Gulden verbraucht habe, indeß betrachtete er dies als eine Ehrenausgabe ſeines Standes und beſchloß jetzt dafür die noch übrige Strecke des Weges zu Fuße zu machen.

Ziemlich ermüdet kam er am letzten Tag ſeiner Reiſe an dem lang erſehnten Ziele an. Es war die letzte Woche der Meſſe, die Stadt noch in allen Gaſſen belebt durch das gewerbluſtige Treiben der Einheimiſchen wie Fremden. Er hatte Mühe, ſich nach der Buchhandlung hinzufinden, in welcher der Bruder der Frau Landrichterin das Geſchäft führte. Der gute Mann hatte ſo eben vollauf zu thun, doch las er den Brief ſeiner Schweſter und war dann ſo freundlich, dem jungen Landsmann für die erſte Nacht ein Lager in der Kammer ſeines Meßhelfers anzuweiſen. Friedreich aber hatte alle Müdigkeit vergeſſen, da er ſich hier zum erſten Male unter den Schätzen einer großen Buchhandlung ſahe; er blickte, nachdem er hierzu um Erlaubniß gebeten, in das eine der daliegenden Bücher hinein, welches alsbald ihm ſo wohl gefiel, daß er mit größeſter Theilnahme darinnen las. Aber kaum hatte er dieſe Freude recht zu genieſſen angefangen, da kam ein Käufer, der eben dieſes Buch begehrte. Wie? fragte Friedreich, als man ihm das Buch nahm, dieſes gute Buch wollen Sie verkaufen? Haben Sie es denn ſchon ganz geleſen? Der Landsmann lächelte und ließ ihm ein andres Exemplar deſſelben Buches hinlegen.

Am andren Morgen konnte der Jüngling kaum die Stunde erwarten, da er in der gewöhnlichen Weiſe unter die Zahl der Studirenden der Hochſchule aufgenommen werden ſollte. Der Rector der Univerſität, als er die guten Schulzeugniſſe geleſen, welche Friedreich mit ſich brachte, ſagte ihm einige freundliche Worte und bald erhielt er, nachdem er das vorgeſchriebene Gelübde abgelegt hatte, jenes koſtbare Papier, das ihm die vollen Rechte eines Leipziger Studenten gab. In der That, ein Kaiſer oder König kann ſich in der Stunde ſeiner Krönung nicht glückſeliger und vollwichtiger fühlen, als Friedreich in der Stunde ſeiner Immatriculation. Im Geiſte ſahe er ſich ſchon am Ziel aller ſeiner Wünſche: als Schreiber oder gar als Aſſeſſor bei dem Landgericht ſeines Ortes und die Mutter Gertrud bei ihm wohnend. Was will ich, ſo dachte er, der guten Mutter noch für Vergnügen und Freude machen auf ihre alten Tage, wenn ich mehrere hundert Gulden jährliche Einnahme habe; wie ſoll das der lieben Frau ſo wohl thun.

Von neuem ſahe er auch jetzt die Wohlthat, die ihm der Herr von G°° durch ſeine reiche Gabe erzeigt hatte, in ihrer ganzen Größe ein. „Hätte ich das Geld nicht gehabt, wie hätte ich da können immatrikulirt werden? Denn ich hatte es nicht gewußt, daß man dafür Etwas bezahlen muß, und wäre auf einmal vor dem Herrn Rector und dem Secretär in großen Schanden da geſtanden“.

Es war ihm dies ein neuer Grund, ſeiner natürlichen Schüchternheit Gewalt anzuthun und den edlen Wohlthäter, der jetzt wohl in Leipzig angekommen ſeyn konnte, aufzuſuchen, damit er ihm wenigſtens jetzt den herzlichen Dank ſagen möchte, der ihm bei ſeiner Ueberraſchung im Gaſthof der Waldhütte auf der Zunge geblieben war. Er zog die Adreſſe, welche damals der Gutsherr ihm gegeben, hervor, erfragte die Wohnung und erfuhr hier, daß die Herrſchaft auch am geſtrigen Abend angekommen und jetzt beim Frühſtück ſey. Der Bediente meldete ihn, er wurde ſogleich vorgelaſſen, mußte ſich mit an den Tiſch ſetzen und an dem Frühſtück Theil nehmen. Kaum ließ ihm der edle Gutsherr Zeit, ſeinen Dank, ungeſchickt der Form, aber herzlich dem Inhalte nach, herzuſtammlen; er unterbrach ihn immer mit Fragen über den verſtorbenen Georg Schmid und über die Mutter Gertrud; Fragen, welche den Friedreich ſo ins Erzählen hineinführten, daß die Familie des guten Herrn v. G** bald ganz bekannt, bis ins Kleinſte hinein, mit der einfachen Lebensgeſchichte des treuherzigen Studenten wurde.

„Haben Sie ſich", fragte der Gutsherr, „hier ſchon nach einer Wohnung umgeſehen?" — „Ich bin die erſte Nacht", antwortete Friedreich, „bei dem Bruder der Frau Landrichterin geblieben". — „Nun wohl, ſagte Herr von G**, geben Sie ſich auch keine weitere Mühe, es ſteht für Sie ſchon ein Zimmer bereit, nahe bei dem Grimma'ſchen Thore und bei den Hörſälen der Univerſität. Mein Bedienter ſoll Sie ſogleich dorthin führen und Ihr Gepäck Ihnen tragen, hoffentlich aber laſſen Sie ſich auch in den zwei Tagen, welche wir noch hier zubringen werden, mehrere Male bei uns ſehen". Friedreich, in ein neues dankbares Staunen verſetzt, empfahl ſich, und der alte Jäger des Gutsherrn begleitete ihn.

Dieſer Jäger war derſelbe treue Diener, der ſeinen Herrn auf den Reiſen durch Frankreich und Italien begleitet; derſelbe, der vor faſt 30 Jahren mit ſeinem kranken Herrn einige Monate lang im Hauſe von Friedreichs Eltern verweilt hatte. Er war ſeiner Herrſchaft von dem Gute, das dieſe einen großen Theil des Jahres hindurch bewohnte, hierher nach Leipzig entgegengereiſt. Sein Herr hatte es ihm geſagt, wer der Jüngling ſey, den er heute Morgen im Zimmer anmeldete und den er jetzt zu der Wohnung begleiten ſollte, welche erſt vor wenig Wochen ein ſtudirender Jüngling verlaſſen hatte, deſſen Verſorger während ſeiner ganzen Studienzeit der wohlthätige Herr von G** geweſen war. Der alte Jäger war kaum mit Friedreich aus dem Zimmer der Herrſchaft hinaus getreten, da gab er ſich ihm mit herzlichem Händedruck als einen alten Freund des ſeligen Vater Lambert, ſo wie der Mutter Gertrud und des ſeligen Georg Schmid zu erkennen. Und der alte Freund der Eltern wurde alsbald auch der Freund des Sohnes.

„Wenn Sie keinen Koffer haben", ſagte der Jäger, „das andre Gepäck kann ich ſchon tragen, für den Koffer aber, wenn einer da iſt, würde ich einen Mann hier aus dem Hauſe mitnehmen".

Mit einigem Erröthen geſtund Friedreich, daß er nichts, gar nichts habe, als was er ſelber trage.

„Wie?" fragte der alte Diener, „Sie müſſen doch Wäſche haben".

Gegen dieſen Mann, deſſen Stand er ſich näher verwandt fühlte, hatte der Jüngling keinen Hehl; er erzählte ihm treuherzig die Geſchichte ſeiner Reiſe, welche wir ſchon aus ſeinen Selbſtgeſtändniſſen im Bette des Gaſthofes der Waldhütte wiſſen.

„Mit zwei Gulden von Kempten nach Leipzig zu reiſen, ohne zu betteln oder zu ſtehlen, das wäre freilich ein Kunſtſtück", ſagte lachend der Jäger, „und verhungern ſoll der Menſch doch auch nicht. Darum ſeyn Sie nur getroſt, Herr Lambert, in Leipzig giebt es Rath für

Alles, da könnte ſich Einer in einer Kleiderhandlung, in Zeit von einer halben Stunde, vom Kopf bis zu den Füßen herausputzen".

Die beiden waren jetzt in die Wohnung gekommen, welche der edelmüthige Gutsherr für Friedreich beſtimmt hatte. Der Jäger ſtellte dieſen, als ihren künftigen Miethsmann, einer vornehmen Dame, der Inhaberin des Hauſes vor und empfahl ihr denſelben im Auftrag des Herrn von G**. Die Dame ſprach einige verbindliche Worte und ließ dem Studenten ſein künftiges Zimmer anweiſen. Wie erſtaunte dieſer, als er in die Pracht dieſes Zimmers hineintrat. Die Frau Landrichterin, ſo hatte er gemeint, wohnte prächtig, und der Herr Schulrector in Kempten auch, aber was war dies Alles im Vergleich mit ſeinem Zimmer! Da ſtund ein ſchönes Sopha, ihm gegenüber eine ganz neu ausſehende Kommode, am Fenſter ein Schreibtiſch, und an verſchiednen Stellen des Zimmers die bunt überzognen Stühle; an der einen Wand hieng ein Spiegel, an einer andren mehrere Kupferſtiche, in einer Nebenkammer ſtund das neu überzogene Bett und ein Schrank für Kleider und Wäſche.

Leiſe, daß die Dienſtmagd der Dame es nicht hören ſollte, ſagte Friedreich zum Jäger: „wo führen Sie mich hin? Dieſes Zimmer ſoll doch nicht für mich ſeyn? Das wäre viel zu theuer und zu koſtbar für mich".

„Laſſen Sie es nur gut ſeyn", antwortete der Jäger, „die Theurung geht Sie nichts an, ſondern iſt meines Herrn Sache, jetzt richten Sie ſich nur recht bequem ein, ſeyn Sie recht fleißig und bleiben geſund in dieſem Zimmer". Hiermit verließ der gute, alte Jäger den Studenten, der jetzt ſein neues Beſitzthum von allen Seiten und nach all ſeinen Beſtandtheilen betrachtete, und an der Ausſicht aus ſeinem Zimmer, hinaus nach der von Wägen und Fußgängern belebten Allee ſich ergötzte.

Er war ſo eben aus dem Papierladen, wo er ſich mit Schreibmaterialien verſorgt hatte, auf ſein ſchönes Zimmer zurückgekehrt, da trat der alte Jäger in Begleitung eines Schneiders herein. „Seyn Sie ſo gefällig, ſagte dieſer, ſich das Maaß zu Ihrer Kleidung anmeſſen zu laſſen und mir die Farbe zu beſtimmen, die Sie für Rock und Beinkleider wünſchen“. — „Ich habe ja keine Kleider beſtellt“, ſagte Friedreich, doch der Jäger winkte ihm lächelnd und er ließ nun den Kleidermacher gewähren. „Bis übermorgen“, ſprach zu dieſem der Jäger, als das Maaß für den vollſtändigen Anzug genommen war, „müſſen die Kleider fertig ſeyn, hier ſind die Proben, nach deren Muſter ſie die Farbe für Rock und Weſte wählen ſollen, die Rechnung bringen Sie zu Herrn von G** in die hier aufgeſchriebene Wohnung“.

Der Schneider hatte ſich kaum empfohlen und Friedreich hatte ſo eben angefangen, ſein dankbares Staunen auszuſprechen, da trat ein Schuhmacher und mit ihm zugleich eine Frau herein, welche einen Korb mit Wäſche brachte. „Iſt dies der Herr“, fragte ſie, „der ein Duzzend neue, gleich fertig gemachte Hemden und eben ſo viel Halstücher, Schnupftücher und Paar Strümpfe, nebſt einigen Unterkleidern, beſtellt hat?“ — Nur da heraus ins Nebenzimmer, ſprach der Jäger an Friedreichs ſtatt, hier lege ſie die Wäſche in den Schrank und geb' ſie mir die Rechnung her, daß ich gleich bezahle, während der Schuhmacher das Maaß zu den neuen Stiefeln nimmt.

„Wie ſoll ich“, ſagte Friedreich zum Jäger, als die Leute hinaus waren, „dem Herrn von G** dies Alles vergelten, und wie habe ich armer Menſch es um ihn verdient. Ich kann es ja vor Gott nicht verantworten, daß ich ſolchen Ueberfluß annehme und den guten, lieben Herrn in ſo gar große Unkoſten ſetze".

„Laſſen Sie nur gewähren, mein lieber Herr Lambert", ſprach der Jäger. „In Ihres ſeligen Vaters Hauſe habe ich auch zuerſt recht aus dem Fundament gelernt, was Chriſtenpflicht und Chriſtenliebe ſey, denn vorher war ich ein leichtſinniger Burſche geweſen, da will ich Ihnen nur ſagen, daß mein Herr ein Haushalter nicht über ein einfaches, ſondern über ein doppeltes Vermögen iſt, denn außer ſeinem ſehr anſehnlichen väterlichen Erbe iſt ihm auch das nicht minder große ſeiner Schwiegereltern zugefallen, deren einziges Kind ſeine Gemahlin war. Wenn nun ein ſolcher guter Haushalter, wie mein frommer Herr iſt, mit dem ungerechten Mammon von Zeit zu Zeit einmal etwas recht Ordentliches für ſeine armen Brüder auf Erden thut und hergiebt, ſo iſt dies für den Geber eine größere Freude, als für den, welcher empfängt, und eine ſolche Freude kann man ſolchem Manne, bei den vielen Sorgen, die ihm das Reichſeyn macht, gern vergönnen. Zudem hat mein Herr wohl Grund, gegen den Sohn des alten Schullehrer Lambert und der Mutter Gertrud dankbar zu ſeyn; und was für ein Unglück hätte ihm und ſeiner Gemahlin und den lieben Kindern begegnen können, dort im Thüringer Walde, wenn Sie nicht herbeigeſprungen und den Pferden in die Zügel gefallen wären".

Alles, was der Jäger da ſagte, konnte den Friedreich nicht ganz über ſein unverdientes Glück beruhigen; wahrhaft niedergebeugt davon eilte er zu ſeinem Wohlthäter hin, doch dieſer, mit ſeiner unbeſchreiblichen Herablaſſung und Freundlichkeit, richtete den Niedergebeugten wieder auf. „Betrachten Sie", ſagte er, „meinetwegen das, was ich Ihnen gebe, als geliehen. Wenn Sie einmal künftig, wie ich dies feſt hoffe, Gott in Ihrem Amt und Hausſtand ſegnen wird, dann wird Er Ihnen anweiſen, an wen und wie Sie die Schuld abzutragen haben".

An dieſem Tage, ſo wie am darauf folgenden, hielt Herr von G** den jungen Lambert, deſſen Vorleſungen noch nicht begonnen hatten, durch Einladungen auf den Mittag und Abend bei ſich und ſeiner Familie feſt. Friedreich fühlte ſich durch ſein Beiſammenſeyn mit dieſen wahrhaft auch geiſtig geadelten Menſchen auf ganz beſondre Weiſe gehoben und wie veredelt. Seine Geſpräche waren und blieben dem Inhalt nach eben ſo kindlich einfältig, als vorhin, ihm war es aber als würden ihm in Gegenwart dieſer Herrſchaften ganz neue, beſſere Worte in den Mund gegeben, und als würde ſein Herz von neuen Kräften einer höheren Art durchdrungen. Mit all ſeiner Demuth und gar großen Ehrfurcht vor Herrn von G** und ſeiner Gemahlin wurde er dennoch bald in ihrem Kreiſe ſo vertraut, als habe er bereits lange unter ihnen gelebt. Er hatte ſchon von ſeiner Kindheit an das Klavierſpielen gelernt und der Mutter Gertrud auf dem alten Inſtrument des ſeligen Vaters manches ſchöne Lied zu ihrer Erheiterung vorgeſpielt. Hier bei der Familie des Herrn von G** fand er freilich ein ganz andres, beſſeres Inſtrument; er betrachtete dies mit Bewundrung, und als er die Frage, ob er Klavier ſpiele, mit beſcheidnem Ja beantwortet hatte, gab er der Aufforderung der Frau von G** nach, einige der Lieder, zu denen die Noten vorlagen, zu ſpielen. Die Mutter wie ihre Kinder begleiteten das Spiel mit ihrem Geſange. So hatte Friedreich noch niemals ſingen hören, ſo hatten noch keine Lieder ihn gerührt, als dieſe mit ihrem frommen Inhalt. Vor allem ſchien es ihm, als ob in der lieblich tönenden Stimme der Fräulein von G** ein Gefühl der innigen Andacht ſich ausdrückte, das ihn tief bewegte. Er hatte es noch niemals gewagt, dieſe edle Jungfrau recht anzuſehen, ſondern wenn er ſprach ſahe er immer nur der ehrwürdigen Mutter oder ihrem Gemahl ins Angeſicht, und auch beim Gruß, wie beim Abſchied, erhub er kaum ſein Auge zu einem flüchtigen Hinblick; jetzt aber, da er vom Klavier aufſtund, wagte er einen vollen Blick auf das ſchöne jungfräuliche Angeſicht. Dieſer Blick würde nicht ohne Nachwirkung auf ſein Herz geblieben ſeyn, wenn nicht über das Herz des Jünglings ein frommer, ernſter Sinn gewacht hätte, der keine Bewegung aufkommen ließ, gegen welche ein innres, beßres Gefühl ſein Verbot ausſprach. Er hatte einen Bund gemacht mit ſeinen Augen, daß ſie nichts eingehen ließen zur Seele, was den innren Frieden ſtörte, und daſſelbe, in noch höherem Maaße, galt von der feinfühlenden, in der Furcht Gottes erzogenen Jungfrau, ſo daß beide nur ſich ſahen, als ſähen ſie ſich nicht.

Deſto ungehemmter und vertraulicher war Friedreichs Umgang mit dem Bruder des Fräuleins, der um einige Jahre jünger war als er. Dieſer ſchloß ſich mit großer Herzlichkeit an Friedreich an; beide ergiengen ſich, bei dem ſchönen Frühlingswetter, in der Stadt und ihrer Umgegend, und Franz, ſo hieß der Sohn des Herrn von G**, geſtund ſeinen Eltern, daß er noch niemals einen Jugendfreund ſo lieb gewonnen habe als den Lambert.

Wer weiß, ſagte Herr von G** zu Friedreich, als er dieſen mit ſeinem Sohne bei dem gemeinſamen Leſen eines Buches beſchäftigt fand, wie ich Sie noch einmal für meinen lieben Franz gebrauchen und zu ſeinem Beſten benutzen kann.

Am letzten Morgen, ehe die edle Familie Leipzig verließ, um auf ihre Güter abzureiſen, konnte ſich denn auch Friedreich in ſeinem ganzen Glanze, in dem ſchönen, neuen Anzuge zeigen, welchen er der Güte des Herrn von G** verdankte. Er kannte ſich ſelber nicht mehr, da er, als vornehmer Herr gekleidet, über die Straße gieng, und das grüne Röcklein, das ihm die Frau Gerichtshalterin aus einem alten Jagdkleid ihres Mannes angeſchafft hatte, kam ihm jetzt ſo ſchlecht vor, daß er ſich faſt ſeiner ſchämte. Als er von Herrn von G** Abſchied nahm, drückte ihm dieſer noch einen Beutel voll Geld in die Hand. „Halten Sie gut damit Haus“, ſagte der edle Mann, „wie mit allen Gaben, welche Gott Ihnen anvertraut hat. Bleiben Sie am Gebet, an der Wachſamkeit und Mäßigkeit, und im rechten Fleiß zu allen guten, löblichen Werken. Obgleich ich weiß, daß Sie einen guten Führer und Lehrmeiſter in Ihrem Innern haben, der Sie nicht verlaſſen kann, werde ich dennoch mich fleißig nach Ihnen erkundigen. Und ich hoffe da immer nur Gutes zu hören. Auch wird uns ja wohl einmal in Verlauf des Sommers, noch vor unſrer Abreiſe nach Dresden, das Vergnügen zu Theil, Sie auf unſrem Gute, welches nur eine kleine Tagreiſe von hier entfernt iſt, bei uns zu ſehen; eingeladen wenigſtens ſind Sie von uns Allen herzlich zu einem ſolchen Beſuch“.

Obgleich die Trennung nur für kürzere Zeit dauern ſollte, that dennoch dem Friedreich der Abſchied von der edlen Familie ſo wehe, wie ihm außer dem Abſchied von der Mutter Gertrud noch keiner gethan hatte. Er kam ſich jetzt recht verlaſſen in der fremden Stadt vor; er eilte aus dem Menſchengedränge der Gaſſen auf ſein ſtilles Zimmer, um da bei einem Buche, das ſein Landsmann, der Buchhändler, ihm geliehen hatte, ein Ausruhen zu finden.

Wie fühlte er ſich von neuem zum herzlichen Dank bewegt, als er den Beutel, den Herr von G** ihm gegeben, öffnete und darin 30 Thaler in Silbergeld fand. So viel Geld, dachte er, und meine liebſte Mutter Gertrud ſollte nichts davon haben? Zwar wußte er, daß er bald für die Collegien, die er dieſen Sommer zu hören hatte, gegen 15 Thaler werde bezahlen müſſen, aber, ſprach er bei ſich ſelber, ich habe ja noch Geld übrig von der vorigen Gabe des Herrn von G**, und Kleider, Wäſche, ſo wie Alles, was ich brauche, darum kann ich der lieben Mutter Gertrud wohl wieder etwas ſchicken. Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb, zum Begleiter des Geldes, die nachſtehenden Zeilen.

„Meine liebſte Mutter weiß es und hat es mir oft geſagt, daß das Menſchenherz böſe iſt von Jugend auf, auch ſollen wir ja unſre Sünden bekennen, dann werden ſie uns vergeben. Darum, meine liebſte, treueſte Mutter, bitte ich mir zu vergeben, daß ich Sie ſo gekränkt habe. Ich getraute michs in meinem vorigen Briefe, den ich von Arnſtadt aus ſchrieb, nicht zu ſagen, aber ich muß es nur geſtehen, ich habe die neuen Hemden und Strümpfe, die Sie mir auf meine Reiſe mitgegeben hat, unterwegens verkauft. Freilich, wie der Jäger Berthold ſagt, der Sie ſchön grüßen läßt, aus bittrer Noth, doch hätte ich das nicht thun ſollen, denn die Hemden hatte meine liebſte Mutter mit ihrer fleißigen, geſegneten Hand gemacht, und es war manche Thräne von ihr über unſern Abſchied darauf gefloſſen; meine liebſte Mutter, vergebe Sie mir das; vergebe Sie mir Alles, wodurch ich Sie geärgert oder gekränkt habe“.

„Aber Gott iſt freundlich und gut, über all unſer Bitten und Verſtehen. Er hat mir an dem Herrn von G** einen rechten Wohlthäter und Freund erweckt. Derſelbe hat mir einen ganz neuen, ſchönen Anzug, vom Kopf bis zum Fuß, und ſo viele ſchöne Wäſche geſchenkt, als ich noch niemals gehabt habe, auch hat er mir ein Zimmer gemiethet, das ſo gar prächtig iſt. Ach ich wollte, meine liebſte Mutter könnte da bei mir ſtehen und einmal mit mir hinaus ſchauen zum Fenſter“.

„Wenn ich auf der Gaſſe gehe und es kommen viele Leute, da iſt mirs immer, als müßte ich mich recht umſehen, ob nicht meine liebe Mutter käme, wie ſie in Kempten ſo manchmal zu mir kam. Doch es geht ja ſo ein Jahr nach dem andren hin und dann ſind wir, ach Gott laſſe mich dahin gelangen, beiſammen in der ſeligen Ewigkeit, da kann ich erſt meiner liebſten Mutter recht danken für Alles, was ſie an mir gethan hat“.

„Der Herr von G** und ſeine Gemahlin ſind ſo gute, fromme Herrſchaften, daß mirs recht wohl zu Muthe bei ihnen geweſen iſt. Auch kommt mirs vor, als hätte die gnädige Frau von G** eine Aehnlichkeit mit meiner lieben Mutter. Ich habe oft gedacht, ach wenn mich doch der liebe Gott auch ſo gut und fromm werden ließe, wie dieſe Herrſchaften ſind. Und ich will mit Gottes Hülfe recht wachen und beten, daß ich einmal dahin gelange, wo ſolche Seelen ſind. Der Sohn des Herrn von G** iſt auch recht gut und ſie haben auch ein Fräulein. Der Jäger Berthold aber das iſt der, welcher damals, als ſein Herr ſo krank war, mit in meiner lieben Eltern Haus geweſen iſt“.

„Der Herr von G** hat mir ſchon wieder ſo vieles Geld gegeben. Mir würde kein Biſſen davon ſchmecken, wenn meine gute Mutter Gertrud nicht auch Etwas davon annehmen möchte. Liebſte Mutter, ich ſollte und möchte für Sie im Schweiß meines Angeſichtes arbeiten und für Sie ſorgen, und nun ſitze ich hier in allem Wohlleben und in Bequemlichkeit. Denn geſtern und vorgeſtern habe ich bei Herrn von G** ſo gute Sachen gegeſſen, als ich mir vorher gar nicht habe denken können. Ach, möchte Sie doch auch für das Geld manchmal ein Stück Fleiſch kaufen und einen Trunk Bier, denn in Ihren Jahren bedarf Sie ja ſolcher Erquickung, und Sie hat geſpart und gedarbt genug, nur um Ihren Sohn zu unterhalten“.

„Nun, liebſte Mutter, der Herr wolle Ihr Vergelter und ſehr großer Lohn ſeyn. Ich will mich gewiß an Seine Hand halten, denn dann bleibe ich auch bei meiner guten Mutter“.

„Ihr getreuer, dankbarer Sohn“

Friedreich Lambert.

Durch die freundliche Vermittlung ſeines Landsmannes erhielt Friedreich gegen den billigſten Werth an Silber 2 Ducaten, die er dem Briefe an ſeine Mutter beilegte; und als er dieſen zur Poſt getragen hatte, da fühlte er ſich abermals ſo ſelig und leicht, als ſey ihm ein Stücklein Himmel zum Erbe zugefallen.

Die Vorleſungen an der Univerſität hatten wieder begonnen und Friedreich fühlte ſich in ſeinem neuen Beruf, zu hören und zu lernen, ſo überaus glücklich, daß er ſeiner freudigen Geſchäftigkeit gar kein Ziel zu ſetzen wußte, ſondern von der Morgenröthe an bis zur ſpäten Stunde der Nacht thätig war. Namentlich brachte er die Abende bei ſeinem gefälligen Landsmanne, dem Buchhändler, zu, der es ihm dann gern erlaubte, aus dem reichen Vorrath der Bücher, welche in ſeiner Handlung lagen, bald dies bald jenes herauszunehmen und zu leſen. Da dieſer Landsmann ein Freund vom ſpäten, nächtlichen Aufbleiben war, geſchahe es ſehr oft, daß auch Friedreich erſt kurz vor Mitternacht ſeine liebe Unterhaltung mit den Büchern abbrach und ſo ganz ſpät zu ſeiner Wohnung kam, wodurch der unſchuldige, dabei aber allerdings unbedachtſame Jüngling den erſten Grund zu jenem böſen Verdacht gab, der bald hernach ſein glückliches Verhältniß auf längere Zeit trübte und ſtörte.

Die andren Studenten, in deren muntre Schaar unſer Lambert jetzt eingetreten war, hatten ihn anfangs nur wenig in dem Gange ſeiner ſtillen Geſchäftigkeit geſtört. Hätte er ſchon damals die Wahrheit jenes Sprüchwortes, daß (bei der Welt) das Kleid den Mann mache, ſo erfahren gehabt, wie er ſie wenig Wochen nachher erfahren mußte, er würde die ſcheinbare Achtung, welche der größere Troß ſeiner Studiengenoſſen ihm erwies, nicht bloß auf Rechnung des guten Tones oder der Bildung geſchrieben haben, welche den Leipziger Studenten eigen ſey. Friedreich war ein wohlgeſtalteter Jüngling, in deſſen Mienen und Benehmen bei aller Beſcheidenheit und Schüchternheit ſich ein gewiſſer Adel des Gemüthes ausſprach, den auch ein minder gebildeter, roher Sinn bemerkt und ihn, wenn dazu noch der äußre Schein von Vornehmheit kommt, mit dem äußren Adel, welchen die Geburt giebt, verwechſelt. Der gute Herr von G** hatte ſeinen jungen Freund ſo ausgeſtattet, daß dieſer neben den jungen Herren vom höchſten Stande mit Ehren ſich öffentlich zeigen konnte, auch hatte ſich wirklich unter den Studirenden, mit denen Friedreich in ſeinen Vorleſungen öfters zuſammenkam, das Gerücht verbreitet: Lambert ſey ein junger Graf aus Schwaben. In dieſem ſeltſamen Vorurtheil beſtärkte derſelbe, ohne es zu wiſſen und zu ahnen, ſeine Studiengenoſſen durch ſein ihm natürliches, zurückgezogenes, ernſtes, ſchweigſames Benehmen, welches bei ihm nur aus Beſcheidenheit kam. „Er läßt ſichs freilich merken, ſagten Manche von ihm, daß er nicht unſers Gleichen, ſondern ein hochgeborner Graf iſt; Hochmuth kann man ihm aber doch auch nicht vorwerfen, denn er iſt gegen Jeden höflich und drängt ſich in den Vorleſungen niemals nach dem beſten Platz, wie andre ſeines Standes, ſondern ſetzt ſich, wie es eben kommt, unter uns Andre hinein“.

Jene tägliche Gelegenheit, bei welcher ſonſt Studirende außerhalb der Vorleſungen ſich begegnen: das gemeinſame Eſſen, oder die Vergnügungen an öffentlichen Orten, fiel bei Friedreichs ſtiller, einfacher Lebensweiſe ganz hinweg. Neben der Buchhandlung, in welcher ſein Landsmann Geſchäftsführer war, gab eine Bürgersfrau für die Diener in jener Handlung, ſo wie für mehrere andre junge Leute, welche nicht zum Stande der Studirenden gehörten, täglich eine einfache, wohlfeile Koſt. An dieſen bürgerlichen Tiſch hatte der Landsmann ſeinen jungen Freund empfohlen, und dieſer fühlte ſich da ſo behaglich, daß er niemals in Verſuchung kam, ein andres Speiſehaus aufzuſuchen. Außer der Zeit des Mittagseſſens begehrte aber der mäßig gewöhnte Jüngling niemals eine andre Vergnügung des Gaumens; er trank weder Kaffee noch Bier; ſein Frühſtück war Milch und Brod; ſeine Abendkoſt, die er meiſt in der Buchhandlung verzehrte, Obſt und Brod mit einem Glas Waſſer; ſeine

Erholung ein einſamer Spaziergang hinaus in die Felder oder Wälder vor der Stadt, oder in einen der Gärten jenſeit der Elſter, wo der Troß der gewöhnlichen Spaziergänger ſelten oder niemals hinkam.

„Ich möchte wiſſen“, ſagte mancher Student, der ihn aus den Vorleſungen kannte, „in welchen vornehmen Theecirkeln ſich dieſer junge Haarbeutel herumtreibt. Man ſieht ihn niemals in einem Kaffeehaus oder in einem Keller, ja nicht einmal im Theater. Wahrſcheinlich lieſt er, mit irgend einer alten hochgräflichen Tante, den Corneille oder Racine, oder bringt die Abende bei einem geſtrengen Herrn geheimen Rath zu, an den er von ſeinem vorſichtigen Herrn Papa recommandirt iſt“.

So wenig aber auch die Mehrzahl der jüngeren Studenten, die mit Lambert zuſammentrafen, dieſen kannte und erkannte, ſo war der harmloſe Jüngling, mit ſeiner Unerfahrenheit in der Welt und ihren Tücken, dennoch nicht dem Scharfblick eines älteren Burſchen entgangen, der ſich zwar ſchon ſeit länger denn 7 Jahren, von dem Tage ſeiner Immatriculation an, Student nennen ließ, dabei aber niemals im Ernſt ans Studiren gedacht hatte. Es war ein Menſch, der ſich ſchon früher ein beſondres Vergnügen daraus machte, die neuen Ankömmlinge an der Hochſchule, oder die ſogenannten Füchſe, zu prellen (zu betrügen), und der ſogar dieſes ſchlechte Gewerbe wie eine Art von Nahrungszweig betrieb. Allmählig war dieſer bedauernswürdige Menſch immer tiefer in die Laſter, welche die gewöhnliche Folge des jugendlichen Müſſigganges ſind, verſunken, und um jene Zeit, von welcher wir hier ſprechen, war er faſt ſchon für das Zuchthaus reif, in welchem er bald hernach ſein Unterkommen fand.

Eben

Eben dieſer Menſch, der ſchon ſeit etlichen Wochen dem vermeintlichen Grafen Lambert nachſchlich, von deſſen eigentlicher Geſchichte er zwar durch ſeine Erkundigungen vielmehr erfahren hatte, als alle die jüngeren Studirenden, den er aber dennoch für viel reicher hielt als er wirklich war, fand einſt, in einem der einſameren Gärten an der Elſter, in welchem Friedreich ein Glas Milch trank, Gelegenheit, dieſen näher zu beobachten. Er ſaß, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, auf einer Bank neben der Laube, in welcher unſer unerfahrner Student ſo eben von dem alten Gärtnerknecht, der ihm die Milch gebracht hatte, über den Werth einzelner Geldſtücke, die ihm noch neu waren, ſich belehren ließ. Schon aus dieſem Geſpräch konnte man den allzu vertrauenden, argwohnloſen Charakter des Neulinges in der Welt kennen lernen, aber der Horcher entnahm noch einen andren Stoff daraus, deſſen er ſich bald nachher zum Gewebe ſeines Fallſtricks bediente. Friedreich und der Gärtner, ſo ſchien es, kannten ſich ſchon, und wir erwähnen es hier im Vorbeigehen, daß der Letztere aus Lindau, mithin nicht ſehr weit von Friedreichs Gegend gebürtig war. Auch ſonſt hatten die beiden einen gemeinſamen Berührungspunkt; ſie beſuchten jeden Sonntag eine Kirche, in welcher damals ein ſchon alternder Mann Geiſtlicher war, der zwar nicht nach dem Sinne der größeren Menge, wohl aber in der Lauterkeit des Chriſtenglaubens lehrte und lebte. Der Horcher hatte ſich den Namen der Kirche wie des Geiſtlichen gar wohl gemerkt; er hatte im Kreiſe ſeiner Bekannten oft über den Mann ſpotten hören; der Plan war gemacht; der hinterliſtige Burſch entfernte ſich, während die Beiden noch mit einander ſprachen, unbemerkt.

Friedreich ahnete nichts von der Gefahr, die ihm drohete. Er gieng gegen Abend noch zu dem Landsmann, ergötzte ſich da mit Leſen, und kam, nach ſeiner damaligen Gewohnheit, ziemlich ſpät zur Ruhe.

Als er am andren Tag nach dem Mittagseſſen auf einige Augenblicke in ſeine Wohnung kam, ſagte ihm das Dienſtmädchen, es ſey ein Menſch dageweſen, der nach ihm fragte. Er habe geſagt, er ſey ein halber Landsmann und ein Bekannter des Herrn Lambert, und habe ſehr nothwendig mit ihm zu ſprechen, weshalb er ihn bitten ließe, heute Abend nach 6 Uhr zu Hauſe zu ſeyn, denn um dieſe Zeit wolle er wiederkommen.

Friedreich kam zur beſtimmten Zeit auf ſein Zimmer und bald nachher trat der Fremde herein, ein junger Mann in ziemlich ſchlechter Kleidung, und von einem Ausſehen, welches jeder Menſchenkenner ein verwildertes würde genannt haben. Unſer Lambert war zwar kein Menſchenkenner, aber ein geſundes, natürliches Gefühl in ſeinem Innren ließ ihn den Fremden mit einer Art von Scheu betrachten; er fragte ihn: ſind Sie der, welcher mich heute Abend um 6 zu ſprechen verlangt hat? — „Der bin ich, antwortete der Andre“. — „Sie haben ſich mir als einen Bekannten anmelden laſſen, aber ich muß geſtehen, daß Sie mir gänzlich unbekannt ſind“. — „Wenn auch ich Ihnen dieſes bin, ſprach der Fremde, ſo ſind doch Sie mir ein Bekannter, und zwar ein ſehr lieber. Ich ſehe Sie jeden Sonntag in der Kirche des ehrwürdigen Pfarrer **, und auch Sie haben mich vielleicht oft da geſehen, aber unter den vielen Ihnen neuen Geſichtern auf das meine nicht ſehr gemerkt. Das kleine Häuflein, das ſich um den ehrwürdigen Mann verſammlet, freut ſich jedesmal, wenn ein neuer, theilnehmender Zuhörer hinzukommt, darum haben wir Andern wohl Sie bemerkt, wenn auch Sie nicht uns. Nun, der Umſtand, daß Sie gerade jenen Prediger gern hören, der mir auch, als ich geſtern bei ihm war, einen herzlichen Gruß an Sie aufgetragen hat, giebt mir den Muth, mich ganz zutraulich mit einer kleinen Bitte an Sie zu wenden, um ſo mehr, da dieſe Bitte nicht etwa Ihren Beutel beläſtigen ſoll“.

„Nun, und was beliebt Ihnen?“ fragte Friedreich etwas geſpannt.

„Ich muß da etwas weit ausholen“, ſagte der Fremde. „Eigentlich bin ich aus Schwaben gebürtig, aber ein reicher Oheim aus Dresden, der Kunſthändler **, den Ihr Landsmann, der Buchhändler, ſo wie auch mich gut kennt, unterhält mich hier an der Univerſität, läßt mich ganz auf ſeine Koſten ſtudiren. Dieſer Oheim kommt heute Abend oder längſtens bis morgen früh hieher, und da muß ich ihm meinen Beſuch machen. Aber der gute Mann ſieht ſehr auf die Kleider, und hier in dieſem Gewand dürfte ich mich ihm nicht zeigen. Nun ſind wir beide ſo ziemlich von einer Statur, darum wollte ich Sie bitten, mir bis morgen Ihren ſchönen Rock zu leihen“.

„Aber“, ſo erwiederte Friedreich zweifelnd, „wenn Ihr reicher Oheim Sie hier mit allem Nöthigen verſorgt, ſollte er Ihnen nicht auch eine beſſere Kleidung angeſchafft haben, als die iſt, welche Sie jetzt an ſich tragen?“

„Das iſt ja eben der Umſtand, der mich zu meiner Bitte antreibt“, ſprach der Fremde. „Sehen Sie“, ſo fuhr er mit halblauter Stimme fort, als fürchte er, es könne ihm Jemand vor der Thür draußen zuhören, „Ihnen darf ich es wohl ſagen, ich weiß, Sie werden mich deshalb nicht für einen Solchen halten, der ſich gern ſeiner Paar guten Thaten rühmt. Ja, man darf Sie nur wenig geſehen haben und kennen, um mit Ueberzeugung zu Ihnen ſagen zu können: Du Menſchenfreund hätteſt in meinem Falle Daſſelbe, und mehr als ich, gethan. In unſrer kleinen Gemeinde, zu der ja auch Sie ſich halten, lebt eine arme Wittwe mit 6 Kindern. Ihre Noth iſt oft ſehr groß. Nun thut zwar unſer ehrwürdiger Pfarrer für ſie, was er kann, aber ſeine Geldmittel reichen nicht weit, und ſeine Gemeindeglieder ſind faſt lauter arme Leute. Da hat mich vor etlichen Tagen der Jammer der armen Wittwe ſo gerührt, daß ich in eigner Perſon den ſchönen, neuen Anzug, zu welchem mir mein reicher Oheim erſt an Oſtern das Geld zuſchickte, ins Leihhaus trug, und die kleine Summe, welche ich dafür erlöste, zur Stillung des Hungers der 6 armen Waiſen und ihrer Mutter anwendete. Sehen Sie, ſo endete er, indem er ein Papier aus der Taſche zog, wenn Sie noch Zweifel an meiner Redlichkeit haben könnten, hier habe ich Ihnen meinen Namen und meine Wohnung aufgeſchrieben, mein guter Name bürgt Ihnen für Alles".

Ich habe dem Menſchen unrecht gethan, dachte Friedreich, man darf nicht nach dem Ausſehen urtheilen; nach dieſem Allen iſt er ein edler Mann.

„Alſo bis morgen können Sie mir den Rock wiederbringen?" fragte er den Fremden.

„Daran zweifeln Sie nicht, erwiederte dieſer, und zudem iſt ja morgen Feiertag, wo Sie in keine Vorleſung zu gehen haben".

„Aber zur Kirche will ich gern gehen", ſagte Friedreich.

„Daran dachte ich nicht", ſprach der Andre, „aber ich habe es Ihnen ja auch ſchon geſagt: mein Oheim kommt entweder, was das wahrſcheinlichſte iſt, heute Abend und reist noch dieſe Nacht mit Extrapoſt weiter, oder er trifft morgen früh ein und verweilt dann auch nur ſehr kurze Zeit, denn bis zum morgenden Abend will er in Erfurt ſeyn“.

Unſer Student, welcher gleich bei ſeiner Nachhauſekunft ſeine Hauskleider angelegt hatte, gieng jetzt ohne weitres Bedenken hinaus ins Nebenzimmer und holte ſeinen guten Rock, das Geſchenk des edlen Herrn von G**, herein. Der Fremde, da er dieſe Bereitwilligkeit bemerkte, wurde immer dreiſter. „Zu dieſem ſchönen Rock, ſagte er, als Friedreich ihm denſelben auf den Arm legte, paſſen freilich meine Unterkleider ſehr ſchlecht und die Weſte eben ſo. Möchten Sie nicht, es iſt ja nur für die wenigen Stunden, mir eine ſchöne Weſte und Beinkleider leihen?“ — Friedreich wendete ſich bereitwillig wieder zur Kammerthüre hin. — „Und um ein Paar gute Stiefeln bäte ich Sie auch noch, rief ihm Jener nach.“ — Der argloſe Jüngling gab dem Betrüger Alles, was er begehrte, ſogar noch den neuen Hut, den er ſich erſt vor Kurzem, zu ſeinem ſchönen Anzug paſſend, gekauft hatte; der freche Menſch nahm Alles auf ſeinen Arm, und widerwärtig lächelnd, mit den Worten: „alſo bis morgen“, entfernte er ſich eilig.

„Das war wohl ein guter Handel, den Sie ſo eben gemacht haben?“ fragte ſpöttiſch das Dienſtmädchen, indem ſie die Flaſche mit Waſſer hereinſetzte. Lambert wußte nicht, was die Frage bedeute, er antwortete nichts.

Es kann wohl nicht anders ſeyn, die Leſer dieſer Erzählung werden daran zweifeln, daß ein ſonſt doch verſtändiger Jüngling ſolch unbeſonnenen Streich machen und einem Unbekannten ſeinen ganzen guten Anzug hingeben könne. Und doch darf es der Schreiber der Erzählung verſichern, es iſt, wenn auch die Namen hier andre ſind, in Wahrheit ſo geſchehen.

Der andre Vormittag war vergangen, es hatte kein Fremder ſich ſehen laſſen. Friedreich war allerdings etwas ungehalten darüber, daß der Mann ſo wenig pünktlich die Zeit der Zurückgabe einhalte; an der Redlichkeit desſelben kam ihm jedoch kein Zweifel. Er wäre gern ausgegangen, aber es war Feiertag, von ſeinem Fenſter aus ſahe er die Leute alle ſo geputzt in der Allee einhergehen, er konnte ſich nicht entſchließen, mit ſeinem grünen Röcklein, das jetzt ſein Hauskleid geworden war, und mit dem übrigen alten Anzug hinauszutreten. Denn was er vor wenig Wochen noch nicht bemerkt hätte: ſein grüner Rock kam ihm, ſeitdem er ſich immer in den ſchönen Kleidern geſehen, ſo abgetragen, ſein ganzer Anzug, in welchem er von Kempten hieher gekommen, ſo ſchlecht vor, daß er ſich ſelber darin eher wie ein Bettler oder armer Handwerksburſch, denn als ein Student erſchien.

Auch der Abend war gekommen, der Borger des Anzuges aber nicht. Da ſchlich ſich Friedreich in der Dämmerung zu ſeinem freundlichen Landsmann, dem Buchhändler. Dieſer war ſo eben etwas erhitzt von einem Spaziergang nach Hauſe gekommen; Lambert erzählte ihm, daß er heute Hausarreſt gehabt habe bis zum Abend, weil ein Studirender geſtern Abend ſeinen guten Anzug von ihm entlehnt und die Zurückgabe zwar ſchon bis zum Vormittag verſprochen, nicht aber erfüllt habe. Der ſonſt ſtille und ſanfte Landsmann konnte ſich nicht halten, die Galle überlief ihn. „Und Sie ſchämen ſich nicht, rief er laut auffahrend, mir Ihre Dummheit, als wäre das gar Nichts, vor die Ohren zu bringen? Verſchweigen Sie nur, ich bitte Sie, dieſen Streich gegen Jedermann, denn wer es hört, muß Sie für einen Eſelskopf halten, und wahrhaftig, ich würde mich dann ſchämen, Ihr Landsmann und Freund zu heißen“.

„Was wollen Sie denn, fragte Friedreich ganz verwundert, ſehen Sie doch, hier habe ich die eigenhändige Adreſſe des Menſchen und die Angabe ſeiner Wohnung, ich darf ja nur Jemand dahin ſchicken und meine Kleider von dem fahrläſſigen Burſchen holen laſſen. Ueberdieß hat er mir geſagt, daß Sie ihn kennen, und von dem Pfarrer **, den Sie doch gewiß auch für einen Ehrenmann halten, brachte er mir, als von ſeinem genauen Freunde, einen Gruß“.

Der Buchhändler warf einen Blick auf den Zettel, und lachte mit Ingrimm auf. „So gehts, ſagte er, wenn Kinder an Verſtand in die Welt kommen, und ſich doch für ſo klug halten, daß ſie keines fremden Rathes begehren. Hätten Sie den Menſchen nach einer Stunde wiederbeſtellt und wären zu mir gekommen, ich hätte Ihnen die Augen über das freche Anſinnen eröffnen wollen. Seyn Sie doch nicht gar ſo kindiſch. Was hilft Ihnen der Zettel da. Ich kenne keinen Menſchen dieſes Namens, und wenn Sie wollen, will ich Ihnen in wenig Minuten, denn die hier aufgeſchriebene Wohnung iſt nicht fern, die Gewißheit verſchaffen, daß der Schurke Sie in allen Stücken belogen und betrogen hat“.

Friedreich ſchwieg beleidigt und betroffen; der eifernde Landsmann rief ſeinen Meßhelfer. „Mit dieſem Zettel da, ſagte er, gehe zu der aufgeſchriebenen Wohnung und frage, ob da Einer wohnt, der die gleiche Adreſſe hat, dann gehe zu Herrn Pfarrer ** und frage dieſen, ob er einen Mann von dieſem Namen kennt und ob er denſelben geſtern mit einem Gruß zu dem Studenten Lambert geſendet hat?“

Der Meßhelfer eilte fort, der Buchhändler, noch immer ſehr unwillig über den unbedachtſamen Landsmann, gieng auf ein andres Zimmer. Nach einiger Zeit kam er zugleich mit ſeinem Boten zurück. „Da haben Sie es“, ſagte er mit ſanfterer Stimme, „in der angezeigten Wohnung lebt ein Notarius, und im ganzen Hauſe weiß niemand Etwas von einem Menſchen, der hier dieſen erdichteten Namen führt, auch Herr Pfarrer ** läßt mir ſagen, er kenne weder den Herrn Lambert, noch den Andren, durch welchen er Jenem ſolle einen Gruß zugeſandt haben“.

„Ich bedaure Sie wahrhaft, fuhr der wohlmeinende Landsmann fort, als er mit Friedreich wieder allein war. Nicht nur deshalb, weil Sie niemals, ſo lange Sie an der Univerſität ſind, wieder einen ſo guten, theuren Anzug ſich werden ſchaffen können, als der war, den Ihr edler Gönner Ihnen ſchenkte, ſondern weil ich auch fürchten muß, daß dieſer Ihnen ſeine Gewogenheit entzieht, wenn er von Ihrem ſo gar kindiſchen Streich Kunde bekommt, und dann, mein lieber Freund, würden Sie erſt erfahren, wie ſauer es einem armen Studirenden wird, ſich ohne alle fremde Unterſtützung auf der Univerſität fortzubringen“.

Friedreich erkannte tief, daß er den Tadel des wohlmeinenden Freundes verdient habe, und bat dieſen, ihm ſeine Unbeſonnenheit zu verzeihen und ihm deshalb ſeine Liebe nicht zu entziehen. — „Ich werde immer an Ihnen als treuer Landsmann und Freund handeln“, verſicherte der redliche Mann mit einem Handedruck, „obgleich Sie ſelbſt einſehen, daß ein bloßer Geſchäftsführer an einer Handlung die Mittel nicht hat, um immer ſo zu helfen, wie er es gern möchte“.

Sehr niedergeſchlagen und beſchämt gieng Lambert in ſeine Wohnung. Zum erſten Male murmelte heute die Dienſtmagd ſeiner Zimmerverleiherin einige halblaute, unwillige Worte über die Unordnung des beſtändigen ſpäten Nachhauſekommens und über das Nachtſchwärmen. Der gekränkte Jüngling ſuchte vergebens auf ſeinem Lager die gewohnte Ruhe; die Sorge ließ ihn nicht ſchlafen; ermatteter, als er ſich gelegt hatte, ſtund er wieder auf.

Es war Zeit, ſich zum Beſuch der Vorleſungen anzuſchicken. Mehrmalen betrachtete der arme Friedreich ſeinen grünen Rock und putzte an ihm herum, aber der wurde dadurch nicht anders, er blieb nach wie vor ſchäbig und fleckig, und die großen, alten Knöpfe darauf waren von einer Art, daß ſie wohl in der ganzen Stadt Leipzig, ſelbſt an dem Rock des ärmſten Tagwerkers, nicht ihres Gleichen fanden. So hatte man ſie hier, als ſie noch neu waren, etwa vor 50 Jahren getragen, nun aber waren ſie noch dazu ſchadhaft und alt. Hätte er doch niemals den ſchönen, guten Rock, den ihm Herr von G** gab, beſeſſen, dann wäre ihm ſein grüner Rock immer noch erträglich gut erſchienen, ſo aber kam ihm derſelbe faſt unleidlich vor. Faſt ſtund er an, ob er heute in ſolchem Aufzug in die Vorleſung gehen ſolle. Indeß, was gewann er mit dem Aufſchub? Hätte er etwa auf morgen andre Kleider zu erwarten? — So ſiegte die Treue am Beruf und die beſſere Ueberlegung über alle Schaam und Bedenklichkeit; er nahm ſeine Collegienhefte und gieng, wohin die Pflicht ihn rief.

Als er da, in ſeinem Kempiner Röcklein, in den Hörſaal trat, ſtutzten alle die Studiengenoſſen, die bisher in den Vorleſungen ſeine Nachbarn geweſen waren. Was hat der Graf vor, liſpelten ſie ſich zu, daß er auf einmal in einem alten Rock ſeines Schuhputzers einhergeht. Soll das jetzt, mitten im Sommer, eine Faſtnachtsbeluſtigung ſeyn? Der arme Lambert wagte es kaum, von ſeinem Collegienheft aufzuſchauen; mit gebeugtem Haupte ſchlich er von einer Vorleſung zur andern und dann, durch die unbeſuchteſten Gäßchen, zu ſeiner Koſtgeberin, in deren dunklem, nach dem Hof zu gelegnen Zimmer er zum erſten Male wieder frei aufathmete.

Was an dieſem erſten Tage ihm geſchahe, das war nur ein leiſes Vorſpiel von den Spöttereien, die in den ſpäteren Tagen ihn trafen. Als der vermeintliche Graf immer wieder in ſeinem armſeligen Aufzug erſchien, da kam in Kurzem ein ganz andres Gerücht über ihn in Umlauf, als das frühere geweſen war; ein Gerücht, das zuletzt eben ſo von bloßen Vermuthungen ſich entſpann, als das erſte. „Wißt Ihr, fragte der Eine, wer dieſer Lambert iſt? Mein Barbier hat es mir geſagt, er iſt der Sohn eines abſcheulichen Pfandverleihers, der die armen Leute durch die hohen Zinſen, die er von ihnen nimmt, bis aufs Blut preßt. Sein Vater hatte wahrſcheinlich den ſchönen Anzug von einem leichtſinnigen jungen Herrn in Verſatz gehabt, und der Bengel da hat indeß mit dieſem fremden Gute Staat gemacht, bis die Kleider wieder ausgelöſt wurden. Ein ſolcher Betrug iſt ſchändlich, und man ſollte dem Burſchen, den jetzt ſein Vater aus filzigem Geiz wieder in dem eignen Rock herumlaufen läßt, ſein Stolziren auf fremde Koſten entgelten laſſen“.

Es waren freilich immer nur einzelne Studenten, welche ſo dachten und ſprachen, und wir haben es nicht nöthig zu erinnern, daß dieſes weder die beſſeren noch die gebildeteren waren, 'aber jene Einzelnen thaten dem armen, durch ſeine eigne Unvorſichtigkeit tiefgebeugten Lambert wehe genug. Er mußte ſich jetzt tägliche Spöttereien und ſelbſt Beſchimpfungen gefallen laſſen; bald fragte ihn der Eine: um Vergebung, aus welcher Modehandlung bezogen Sie dieſe ganz neumodiſchen, niedlichen Knöpfe; oder ein Andrer: wird denn nicht bald wieder ein gräflicher Rock bei Ihrem Papa in Verſatz kommen? bald ſtunden, wenn er in einen Hörſaal kam und beſcheiden ſich einen Sitz ſuchte, die Nachbarn dieſes Sitzes auf, und ließen ihn abgeſondert ſitzen, als ob er unehrlich wäre. Freilich geſchahe es auch wieder in einem dieſer letzteren Falle, daß zwei edelgeſinnte Jünglinge, die auf den Lambert vorher nie gemerkt hatten, ſich aus freiem Antriebe zu ihm hinſetzten und ſo ſeine unverdiente Kränkung mit auf ſich nahmen, doch kamen ihm ſolche Tröſtungen nur ſehr ſelten. Selbſt draußen auf den Gaſſen, wenn er nach den Vorleſungen hingieng oder aus ihnen zurückkehrte, ſahe er ſich von jenen Muthwilligen auf mancherlei Weiſe geneckt, ſo daß er es nach Möglichkeit zu vermeiden ſuchte durch eine der Hauptſtraßen zu gehen. Gerade die Demuth und Geduld, mit der er Alles ertrug, beſtärkte die Andern in ihrem bösartigen Treiben; ſie hielten dieſes Benehmen einer, wie noch in der Knoſpe verſchloßnen, Natur für Feigheit; aber wie ganz anders zeigte ſich eben dieſe Natur, wenig Jahre nachher bei ihrer weiteren, natürlichen Entfaltung!

Der arme Friedreich! man kann ſagen, daß die tiefe Erniedrigung, die er damals erduldete, nur eine Folge jener Erhöhung war, welche ihm ohne ſein Zuthun durch die Güte ſeines Wohlthäters wiederfahren war. Hätte er gleich anfangs und niemals anders, als in ſeinem armen Aufzuge ſich gezeigt, dann würden ſich Alle, denen er näher kam, an ihn, als eine unbedeutende Erſcheinung, gewohnt und ihn bald kaum mehr bemerkt haben, ſo aber hatte ihn die Meinung der Andern anfangs zu hoch geſtellt, und ließ ihn nun dafür deſto tiefer ſinken.

Gerade in dieſer Zeit, wo alle Wellen des Spottes der ihn umgebenden Welt über ihn zuſammenſchlugen, erhielt er einen freundlichen Brief von ſeinem Wohlthäter, dem Herrn v. G**, worin dieſer ihn einlud, einen Sonntag bei ihm und ſeiner Familie zuzubringen. Was zu andrer Zeit ihm zur größeſten Freude gereicht hätte, das erfüllte ihn jetzt mit dem tiefeſten Schmerz. Wie konnte er ſich ſeinem edlen Gönner ſo, in ſeiner ſelbſt verſchuldeten Verarmung zeigen; was ſollte er ſagen, wenn dieſer ihn fragte, wohin die Gabe ſey, mit welcher er ihn ſo gut verſorgt und bekleidet hatte. Er trug ſeiner Hausbeſitzerin, durch welche er die Einladung empfangen hatte, auf, ihn bei Herrn von G** zu entſchuldigen; er ſey in dieſem Augenblick außer Stande von Leipzig hinwegzureiſen.

Jene Dame that noch mehr als er begehrt hatte; ſie enthob ihn nicht bloß bloß der jetzigen, ſondern, wenn es bei ihr geſtanden wäre, auch jeder künftigen Einladung zu Herrn von G**.

Dieſer treffliche, in all ſeinem Thun gewiſſenhafte Mann, hatte es nämlich für ſeine Pflicht der väterlichen Vorſorge gehalten, ſich bei ihr, der Madame Teichmann, über den Fleiß und die Aufführung ſeines Pfleglinges zu erkundigen. Madame Teichmann hatte nicht die Fähigkeit eine ſolche Natur, wie die des jugendlich unbeholfenen, mit allen Gebräuchen der ſogenannt feinen, vornehmen Welt noch unbekannten Friedreich zu erkennen und recht zu würdigen, daher hatte ſie dieſen in allen Stücken verkannt. Sie ſchrieb an Herrn von G**, wie leid es ihr thue, daß ſie ihm die angenehme Täuſchung, in welcher er ſich über den Studenten Lambert befunden, benehmen müſſe. Dieſer junge Menſch gehöre zu den leichtſinnigſten ſeiner Art, welche jemals ihr vorgekommen ſeyen. Erſt ſpät bei Nacht käme er nach Hauſe, in keiner anſtändigen Geſellſchaft der Studirenden ſähe man ihn und niemand wiſſe, wo er ſich herumtreibe. Daß aber ſein Umgang ein ſehr ſchlechter und er ſelber ohne Zucht und Schaam ſey, das habe ſich unter andren dadurch gezeigt, daß neulich ein Menſch zu ihm kam, welcher nach der Verſicherung eines redlichen Nachbarn, zu den verworfenſten Studirenden an der Univerſität gehöre; ein Menſch, der in allen Laſtern ſich herumwälze. Dieſem habe der junge Lambert all die ſchönen Kleider und auch einen Theil der Wäſche übergeben, welche er durch die Wohlthätigkeit des Herrn von G** beſeſſen, ohne allen Zweifel zu dem Zwecke, daß Jener ſie verkaufen ſolle, damit dann beide das daraus erlöste Geld in ihrer laſterhaften Art verpraſſen könnten. Sie fühle ſich deshalb gedrungen, den gnädigen Herrn zu warnen, daß er doch ſeine Wohlthaten nicht an einen ſo Unwürdigen verſchwenden möge, denn all ihrem Ermeſſen nach ſey dieſer Lambert ein „ſchlechter Menſch“.

„Das iſt er gewiß nicht,“ rief das Fräulein von G** faſt mit Heftigkeit aus, als ihr Vater dieſen Brief den Seinigen vorlas. Die Mutter lächelte und ſahe die Tochter mit bedeutungsvollem Blicke an; dieſe erröthete und ſchwieg.

„Ich muß geſtehen, mein Kind,“ ſagte der Vater, „daß ich über den jungen Lambert eben ſo urtheile wie du. Ich kann mirs durchaus nicht denken, daß ein Jüngling, der mit ſolcher wahrhaft rührend kindlichen Zärtlichkeit an ſeiner frommen Mutter hängt und von dieſer ſpricht, wie Lambert es oft bei uns gethan, ein ſchlechter Menſch ſey. Indeß, Madame Teichmann iſt eine verſtändige Frau, man muß in jedem Fall unterſuchen, worauf dieſes ſcharfe Urtheil derſelben ſich gründe. Vor der Hand werde ich dem Lambert die Geldſendung, die ſchon wieder für ihn bereit lag, nicht zukommen laſſen und baldmöglichſt einen vertrauten Mann nach Leipzig ſenden, der dort genaue Erkundigungen über Alles einzieht.

Zu Friedrichs Unglück war der alte, treue Jäger, gegen den der Jüngling ein ſo volles Vertrauen hegte, gerade damals von ſeinem Herrn auf eines der Güter in der Oberlauſitz geſendet worden. Hätte dieſer die Botſchaft übernommen, da würde ſich bald jeder Verdacht, der auf dem guten Jüngling ruhete, zerſtreut haben. Der Mann, dem Herr von G— den Auftrag ertheilte, die gewünſchten Erkundigungen über Lambert einzuziehen, war hierzu nicht der tauglichſte. Derſelbe hatte zwar erſt vor wenig Jahren die Univerſität verlaſſen und war dort nicht unfleißig geweſen, ſo daß Herr von G— ihn ſeinem alten Amtmann zum Gehülfen gegeben hatte, aber einen Jüngling wie Friedrich zu beurtheilen, das vermochte er nicht. Sein erſtes Geſchäft war, daß er nochmals die Hausbeſitzerin, bei welcher Lambert wohnte, ſammt ihrer Dienſtmagd und dem Nachbar, welcher den Betrüger, der von Friedrich die Kleider entlehnte, aus dem Hauſe gehen ſahe, gleichſam verhörte, dann ſich ſelbſt überzeugte, daß Lambert in ſeinen alten Kleidern einhergehe, und daß weder in ſeinem Kleiderſchrank noch im

Zimmer, das er in Abweſenheit ſeines Bewohners ſich öffnen ließ, eine Spur von den ſchönen Kleidern zu finden ſey. Hierauf zog er auch Erkundigungen bei den Studirenden ein, welche mit Lambert dieſelben Vorleſungen hörten. Und hierbei traf es ſich unglücklicher Weiſe, daß gerade der junge Verwandte des Inquiſitors, welchen dieſer zunächſt über den Friedreich befragte, einer von jenen Böswilligen war, die den armen Jüngling täglich mit ihren Neckereien qualten. Dieſer und mit ihm zugleich mehrere ſeiner Bekannten, machten von Lambert nur die lächerlichſte und verachtlichſte Schilderung. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß jener Mann, den Herr von G** auf Erkundigungen ausgeſendet hatte, als er zu dieſem zurückkam, nicht nur die Ausſage der Madame Teichmann beſtattigte, ſondern auch noch die unrichtige Behauptung hinzufügte, daß Lambert bei allen gebildeten Studirenden in der größeſten Verachtung ſtehe, ſo daß jeder es ſich für eine Unehre rechnen würde, nur freundlich mit ihm zu reden, geſchweige gar mit ihm umzugehen.

Armer Friedreich! hätteſt du es ahnden können, in welchem vergiftenden Verdacht du bei einer Familie gerathen wareſt, die du ſo von ganzer Seele liebteſt und verehrteſt, das hätte dich vollends zu Boden gedrückt. Aber wenn das auch nicht zu deinen Ohren kam, ſo mußteſt du doch bald die Wirkung des im Finſtern ſchleichenden Giftes erfahren.

Die Zimmerherrin, Madame Teichmann, ließ etliche Wochen nachher Friedreich zu ſich kommen. Ich wollte Ihnen, ſprach Sie, nur ankündigen, daß ich zur Michaelismeſſe die Zimmer, welche Sie innen haben, an einen andern Miethsmann vergeben werde. Bis zu dieſer Zeit hat Herr von G** für Sie bezahlt, wie mir jedoch derſelbe geſtern ſchrieb, findet er ſich bewogen von nun an die Unterſtützungen, welche er ihnen früher zufließen ließ, zurückzuhalten; der gnädige Herr wird deshalb von Michaelis an auch keine Miethe weiter für Sie entrichten, und Sie mögen ſich nur bei guter Zeit nach einer Wohnung auf eigene Rechnung umſehen.

In dem Ton und der Weiſe, womit die Hausdame dieſe Worte ausſprach, lag für Friedrichs tief fühlendes Gemüth faſt noch mehr Kränkendes, als in ihrem Inhalt. Er gieng zu dem Manne, den er während der letzten, für ihn ſo trüben Zeit, als den einzigen redlichen Freund erfunden hatte, zu dem Buchhändler, dieſem berichtete er was Madame Teichmann ihm angekündigt hatte. Der Landsmann ſtutzte einwenig, dann ſagte er: „Nun ja, ein augenblickliches Misverhältniß mit Ihrem Wohlthäter war vorauszuſehen, doch hätte ich nicht erwartet, daß derſelbe ſo gleich ſeine Hand von Ihnen abziehen würde. Sie ſind nun zunächſt auf eigenen Broderwerb hingewieſen, und wir müſſen ſobald als möglich dafür ſorgen, daß Sie etwas verdienen, denn da Sie von dem Gelde, das Ihnen Herr von G** gab, Ihrer armen Mutter ſo freigebig mitgetheilt haben, wird wahrſcheinlich nicht viel mehr davon in Ihrem Beutel ſeyn.“

In dieſer Vermuthung hatte ſich der Landsmann nicht geirrt. Lambert that ihm Rechnung von ſeinem Haushalt und es fand ſich, daß der redliche Jüngling auch nicht einen Pfennig unnöthiger Weiſe ausgegeben, noch weniger aber vergeudet hatte. Aber die Honorare für die Vorleſungen, der Ankauf einiger ihm unentbehrlichen Handbücher, der Schreibmaterialien, dann des neuen Hutes, den ihm auch jener Betrüger mit den andren

Klei-

Kleidungsſtücken hinwegnahm, hatte ihn den bei weitem größeſten Theil ſeines Geldes gekoſtet, das Uebrige war auf die täglichen, nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens hingegangen, in Allem waren dem armen Friedreich nur noch ein Thaler und etliche Groſchen geblieben.

„Wiſſen Sie was", ſagte der Landsmann, „ich werde drei Mal in der Woche den Mittagstiſch bei meiner Nachbarin, wo Sie bisher geſpeiſt haben, für Sie bezahlen, und mir auch Mühe geben, Ihnen den Freitiſch (das Convict) zu verſchaffen, durch welchen auf einmal ganz für Ihre Verköſtigung geſorgt ſeyn wird. Aber es gehört noch ſo viel Andres zum Leben! Sehen Sie nur, in welchem elenden Zuſtand Ihre Stiefeln ſind, und Ihr armſeliges Röckchen, an dem kein Faden Tuch mehr zum andren halten will, mag höchſtens noch für dieſen Sommer ausreichen, für den Winter müſſen Sie durchaus eine andre Kleidung haben".

Der wohlgeſinnte Mann that noch mehr als er ſagte. Er hatte unter Andrem bei der Polizei den Diebſtahl der Kleider ſeines jungen Freundes angezeigt und alle Anſtalten getroffen, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Wirklich wurde man auch dieſes ſchlechten Menſchen einige Monate nach jener That, bei Gelegenheit eines andren Diebſtahles, habhaft. Er hatte die Münzſammlung, welche damals bei der Rathsbibliothek war, beſtehlen wollen, wurde aber dabei ertappt und kam ins Gefängniß. Alsbald fiel der wohlbegründete Verdacht auf ihn, daß er der Urheber auch andrer ähnlicher Streiche ſey, über welche die Anklagen bei Gericht anhängig waren, unter andrem des Kleiderdiebſtahles. Er geſtund Alles, mit großer Frechheit, aber was half ſein Geſtändniß; Friedreichs Anzug war von ihm an einen Hauſirer verkauft worden, der mit Band und ähnlichen Gegenſtänden handelte, und ſo viel man vermuthen konnte, aus dem Hannöveriſchen gebürtig war. Der freche Betrüger ward jetzt freilich in ein Zuchthaus gebracht, die Folgen ſeiner böſen That aber wirkten noch lange, in ſehr ſchmerzlicher Weiſe, auf Lamberts Lebensgang fort.

Auch nach einem kleinen Erwerb für Friedreich hatte der redliche Landsmann ſich umgeſehen. An Correcturen, die er demſelben zuwies, war doch ſchon ſo viel gewonnen worden, daß Friedreich einige der nothwendigſten Verbeſſerungen an ſeinen Kleidungsſtücken davon bezahlen konnte, auch eine Unterrichtsſtunde hatte ſich gefunden, für welche freilich nur ſehr ſpärlich bezahlt wurde, die aber dennoch einen Beitrag zum täglichen Brode gab. Durch einen ſonderbaren Zufall waren es die Kinder deſſelben Notarius, der in dem Logis wohnte, das der Kleiderdieb fälſchlich als das ſeinige aufgeſchrieben hatte, welchen Friedreich jene Unterrichtsſtunde ertheilte.

Aber nicht allein die Sorge, ſich das, was er zum Leben brauchte, ſelber zu verdienen, ſondern auch jene, in allen Ausgaben aufs Möglichſte zu ſparen, lag dem gewiſſenhaften Jüngling ſehr am Herzen. Nur an den drei Tagen in der Woche, an denen ſein gütiger Landsmann für ihn den Mittagstiſch bezahlte, vergönnte er ſich warme Speiſen, an den andren Tagen genoß er nur ein Stück Brod, zu welchem zuweilen ein wenig Obſt, oder aufs Höchſte ein Glas Milch, die Zukoſt bildete.

Es war nicht dieſe Beſchränkung in den Nahrungsmitteln, was um dieſe Zeit Friedreichs vorher ſo blühende Geſichtsfarbe bleichte und ſeine Geſtalt ſo ſehr verfallen machte, daß ihn der Landsmann oft deshalb mit Mitleid betrachtete, denn er war ja von Kindheit auf an das arme Leben gewöhnt, und gerade bei dieſem am blühendſten geweſen, ſondern das, was ihn leiblich ſo herabbrachte, war eine innre Bewegung des Gemüthes. Dem tieffühlenden Jüngling, der in ſeiner Heimath von Allen, die ihn kannten, geliebt worden war, that die Liebloſigkeit und Kälte wehe, mit welcher er da in der fremden Stadt von allen Menſchen, außer von ſeinem Landsmanne und dem alten Gärtner aus Lindau, behandelt wurde. Solche Seelen, welche lange Zeit in einem Verkehr der Liebe mit wohlwollenden Menſchen gelebt haben, ſind, wenn ſie auf einmal in einen Kreis gerathen, wo ihnen dieſe Liebe fehlt, in geiſtiger Art noch ſchlimmer daran, als jene Südländer, die aus einem reichen, warmen Lande auf einmal in das arme, kalte Lappland oder Grönland verſetzt werden. Friedreich war ſich bewußt, daß er keinen dieſer Menſchen, ſelbſt in ſeinen Gedanken, beleidigt habe, und doch ſahe er ſich ſo verſpottet, ſo verächtlich behandelt, ſelbſt von der Dienſtmagd ſeines Wohnhauſes! Dennoch konnte in ſeinem Herzen kein Haß und ſelbſt kein Argwohn gegen die Menſchen aufkommen, wohl aber eine gewiſſe ängſtliche Scheu und Furcht, die ſeinem ſonſt ſo offnen, zutraulichen Weſen einen ganz fremden Anſtrich gab. Wer ihn durch die einſamſten, abgelegenſten Gäßchen ſo hindurcheilen ſahe; wer es wahrnahm, wie er, namentlich den vornehmer gekleideten Menſchen ſo ſorgfältig auszuweichen ſuchte, der konnte leicht auf den Gedanken gerathen, daß dieſes ſcheue Benehmen die Folge eines böſen Gewiſſens ſey. Wenn er jetzt mit Andren beiſammen war, da wagte er es nicht, ungefragt ein lautes Wort zu reden; in ſeiner Wohnung getraute er ſich nicht mehr von der mürriſchen Dienſtmagd ein Glas Waſſer zu begehren, ſondern holte ſich ſelber am Brunnen ſein Getränk, auch hatte er ſchon lange, ſeitdem er den Unwillen bemerkte, mit dem man ihm des Abends die Thüre öffnete, jene allerdings nicht ganz zu billigende Unordnung eingeſtellt, zu welcher ſeine Leſeluſt ihn verführt hatte. Er blieb jetzt niemals länger unter den Büchervorräthen ſeines Landsmannes ſitzen, als bis die Abenddämmrung eintrat, dann begab er ſich auf ſein Zimmer und brachte da den Abend in ſtiller Geſchäftigkeit zu. Die Hausdame und ihre Vertraute, die Dienſtmagd, als ſie dieſe löbliche Veränderung bemerkten, waren weit entfernt, ſie zu Lamberts Beſten zu deuten. „Der ſchlechte Geſell, ſagte die Magd, wird wahrſcheinlich keinen Pfennig mehr haben, um ihn mit ſeinen Trinkgenoſſen oder an andren böſen Orten zu verpraſſen, da bleibt er zu Hauſe und flickt ſich ſeinen alten Rock“. Und was die letztere Vermuthung betraf, ſo war dieſe, wenigſtens für manche Abende, nicht ganz ungegründet; denn der alte Rock, den der Herr Landrichter ſchon vor dreißig Jahren auf mancher Jagdparthie in Regen und Sonnenſchein getragen, und dem nun auch Friedreich wieder ſo rüſtig mit ſeinen jungen Gliedern zugeſetzt hatte, war an Tuch und Näthen ſo morſch geworden, daß bald hier bald da ſich eine Oeffnung aufthat, welche der Beſitzer deſſelben bei dem Schein der nächtlichen Lampe wieder zunähen mußte.

Eine Kränkung von ganz beſonderer Art kam dem armen Friedreich noch im Verlauf dieſes Sommers. Die Dienſtmagd, wie es ſchien gefliſſentlich, um ihm damit wehe zu thun, erzählte ihm, als er eines Tages aus den Vorleſungen nach Hauſe kam, daß Herr von G** bei ihrer Dame geweſen ſey. Er habe ſich mehrere Tage mit ſeiner Familie in Leipzig aufgehalten, vor einer

Stunde aber ſey er nach der Lauſitz abgereiſt. — „Hier geweſen,“ dachte Friedreich ganz betrübt, „und hat ſich ſo gar nicht um mich bekümmert!“

Aber ſo traurig uns auch die damalige Lage des guten Lambert erſcheinen muß, hatte ſie dennoch auch ihre Freuden, und zwar Freuden von ungleich höherer Art, als das äußre Glück und der Reichthum ſie gewähren können. Wer dem Jüngling auf manchem ſeiner einſamen Spaziergänge, welche meiſt nach jener Richtung hingiengen, in welcher ſein Vaterland und der Wohnort ſeiner lieben Mutter lagen, hätte können in ſein bleiches Angeſicht ſchauen, der hätte darin einen Ausdruck von ſtillem Frieden ja von Seligkeit geleſen, den man nur ſelten im Angeſicht des Menſchen ſieht. Mitten in ſeiner damaligen Noth und Armuth genoß er dann Stunden der Weihe für ſeinen künftigen, ihm noch unbekannten Beruf, und einen Vorſchmack des Glückes das ihn, zwar am ſicherſten da, wo nun ſein lieber Vater und der theure Lehrer, Georg Schmid waren, erwartete, von welchem ihm aber auch noch dieſſeit des Grabes etwas beſchieden werden ſollte. Ohne jene ſchwere Schule der Leiden wäre Lambert das nicht geworden, was er ſpäter ward.

Einen Blick in die damalige Stimmung ſeines Herzens läßt uns ein Brief thun, welchen Friedreich in dieſer Zeit an ſeine Mutter Gertrud ſchrieb und den wir hier mittheilen.

„Ich habe jetzt ſchon lange nicht mehr geſchrieben, aber wenn ich an meine liebſte Mutter nur denke, und ich denke ja täglich und ſtündlich an ſie, ſo iſt das meinem Herzen ein großer Troſt. Ja, meine liebſte Mutter, ich habe noch niemals ſo viel und mit ſolcher Liebe an Sie gedacht als jetzt. Wenn ich am Nachmittag ein wenig Zeit habe, da gehe ich hinaus vor das Thor und gehe dort auf den Weg der nach Kempten führt, und freue mich, daß ich dann ein wenig näher zu meiner liebſten Mutter komme, und denke, ach, wäre ich doch bei ihr, wie wollt' ich mich jetzt mit Gottes Hülfe als ein gutes Kind an ihr erweiſen.“

„Ja, meine liebſte Mutter, ich denke viel an Sie und ſehne mich von Herzen nach Ihr, aber ich kann auch ſagen, ich denke viel an meinen Gott, und meine ganze Seele ſehnet ſich nach Ihm, dem lebendigen Gott. Noch niemals in meinem ganzen Leben habe ich ſo viel an Ihn gedacht, ſo ſehnlich nach Ihm und Seiner Gnade verlangt, und mein Sehnen iſt nicht umſonſt geweſen, er tröſtet mich, wie Einen ſeine Mutter tröſtet; wenn ich aufwache, da iſt Er bei mir und ich bei Ihm, wenn ich einſchlafe, da ſind wir auch noch beiſammen. Meine liebſte Mutter klagt in Ihrem letzten Brief darüber, daß Sie nicht bei mir ſeyn und mir ihre Mutterliebe beweiſen kann; Sie ſoll ſich darüber nicht betrüben, denn ich habe einen Freund bei mir, täglich und ſtündlich, deſſen Liebe noch höher iſt als die Mutterliebe.“

„Es geht mir jetzt freilich im Aeußerlichen etwas ſchlimm und ich bin hier an dieſem fremden Orte, wie ein einſamer Vogel auf dem Dache, aber wenn ich auch noch ſonſt Manches von dem erfahren muß, was im 102ten Pſalm ſteht, ſo wird doch auch das an mir wahr, was in dem 18ten Verſe geſagt iſt: „Er wendet ſich zum Gebet der Verlaſſenen und verſchmähet ihr Flehen nicht.“ Wenn ich mich fürchte vor den Menſchen, und wenn mirs ſonſt bange iſt, da iſt mir es als ſpräche mein Gott zu mir: was fürchteſt du dich und warum iſt dir bange? Bin ich nicht bei dir und beſchirme, halte und trage dich? Dann bin ich immer wieder getroſt, und in manchen Stunden iſt mein Herz ſo mit Freuden überſchüttet, daß ich nur Lob- und Danklieder ſingen und meines Gottes Güte und Treue mit lauter Stimme preiſen möchte. Darum ſoll meine liebſte Mutter keine Sorge um mich haben, es wird mir immer ſo gehen, wie Gott es will, und das kann ja nicht anders als gut ſeyn. Ich verdiene mir jetzt auch mein täglich Brod mit allerhand kleinen Arbeiten bei der Buchhandlung und mit Stundengeben“.

„Wie mirs ſo eigentlich dieſen Sommer hier gegangen iſt, das werde ich meiner liebſten Mutter ſchon noch erzählen. Es iſt ja genug, daß Sie weiß, daß ich mich noch treu und feſt — ja feſter als jemals — an den Herrn halte, daß ich meine einzige Luſt an Ihm habe, wie kann mir es da anders als wohl gehen“.

„Die Frau Landrichterin bitte ich aufs Schönſte von mir zu grüßen und ihr zu ſagen, daß ihr Herr Bruder hier mein beſter, liebſter Freund iſt, der mir täglich ſeine Güte und Freundlichkeit erweiſt“.

„Meine ganze Seele iſt bei meiner liebſten Mutter, der ich im Geiſte die Hand tauſendmal, inniglich küſſe“.

Ihr dankbarer Sohn
Friedreich Lambert.

In der Antwort, welche Friedreich auf dieſen Brief einige Zeit nachher von Mutter Gertrud erhielt, hieß es unter Andrem:

„Mein lieber Friedreich“.

„Ueber deinen Brief habe ich viel geweint. Denn ein Mutterherz vernimmt gar leiſe, und obgleich du mirs nicht genau ſchreibſt, habe ich doch verſtanden, daß du in großen Sorgen und Betrübniß biſt. Aber du weißt ja auch, an wen Du glaubeſt, und ich hab dirs oft erzählt, wie dein ſeliger Vater, als er auf ſeinem letzten Krankenlager ſehr große Schmerzen litt, immer die Worte zu mir ſagte: was ſind dieſer Zeit Leiden, gegen die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden. Ja, mein lieber Friedreich, über Nacht währet das Weinen, aber am Morgen kommt die Freude und das Lachen“.

„Du mein liebes, einziges Kind, wie gern wollt ich all deinen Jammer und deine Sorgen auf mich nehmen. Aber ich trage ſie ja auch, unter vielen Thränen, auf meinem Herzen, und trage ſie im Gebet für dich zum lieben Gott hin, und der nimmt ſie mir ab“.

„Nun, ſo ſey getroſt, mein Sohn, und unverzagt, Er, der Gott deiner Väter; Abrahams, Iſaaks und Jakobs Gott, wird dich auch in der Fremde nicht verlaſſen noch verſäumen. Er wird dich an Seiner Hand führen und leiten. Und es iſt gut, daß du ſchon jetzt in deinem Herzen die Loblieder anſtimmeſt, denn die Stunde wird gar bald kommen, wo ſich dein Leid in lauter Freude verkehren wird“.

„Ach ſchreib mir doch bald wieder. Denn wenn mir ſo bang nach dir iſt, da leſe ich deine Briefe, und den einen kann man ſchier nicht mehr leſen, ſo oft haben meine Augen ihn vor ſich gehabt und benetzt“.

„Die Frau Landrichterin läßt dir herzlich für deinen Gruß danken und wünſcht dir viel Glück und Segen. Wie gern gieng ich zu dir und ſähe dich einmal wieder; wenns nur nicht ſo weit und ich ſo alt und ſchwach wäre. Ich geſegne dich tauſendmal, du meines Herzens Freude, mein liebſter Sohn“.

Deine getreue Mutter

Gertrud.

Der Sommer, und mit ihm das erſte Halbjahr der Vorleſungen, nahete ſich ſeinem Ende; ein angenehm kühlender Wind ergieng ſich über die Stoppeln und über die friſch umgepflügten Aecker; einzelne Vorpoſten des Heeres der Zugvögel ließen ſich ſchon an den mit reifen Saamen gefüllten Diſteln und auf den Feldern des Hanfes ſehen, da machte ſich an einem heitren Sonntag Nachmittag auch Friedrich auf, zu einer kleinen Wandrung durch die ſüdweſtliche Umgegend der Stadt. Er war jetzt ſchon mehr daran gewöhnt, ſelbſt an Sonn- und Feſttagen in ſeinem armſeligen Rock einherzugehen, denn einen Sonntagsgottesdienſt in der Kirche des alten Pfarrers ** zu verſäumen, dazu konnte ihn ſchon in der erſten Zeit nach ſeiner Beraubung die falſche Schaam nicht bewegen. Auch ſeine Mitſtudenten waren es am Ende müde geworden, einen Menſchen ohne Aufhören zu necken, der ihren Angriffen nichts entgegenſetzte, als ein ernſtes Schweigen, und der ihnen durch ſeinen ungewöhnlichen Fleiß eine unwillkürliche Achtung abnöthigte. So war Friedrich allmählig wieder zu jener Stimmung zurückgekehrt, in welcher er ſich auf der Fußreiſe von Kempten nach dem Thüringer Walde, vor ſeiner Bekanntſchaft mit Herrn von G** und vor ſeiner Erhebung zu unerwartetem Glück befunden hatte. Zu der Stimmung eines leiblich wie geiſtlich Armen, welcher Nichts begehrt, als das, was ihm Gottes Güte zur täglichen Nothdurft verleihet; Nichts ſorget, ſondern Alles hoffet, Alles glaubet. Er dachte mit inniger Dankbarkeit gegen Gott an Das, was ihm in den letzten Tagen Gutes geſchehen war; denn aus der Buchhandlung, an welcher ſein Landsmann das Geſchäft führte, hatte er für ſeine, ſeit einem Monat gefertigten Correcturarbeiten mehrere Thaler ausgezahlt bekommen, und in demſelben Haus, in welchem der Buchladen ſich befand, war ihm für das nächſte Winterhalbjahr um überaus billigen Preis die Miethe eines Zimmers zugeſprochen worden, das eine Ausſicht weithin über die Dächer und Felder hatte, weil es fünf Treppen hoch, unter dem Dache des Hinterhauſes, und dieſes ſelber am Stadtgraben gelegen war. „Wie herrlich wird das ſeyn, ſo träumte ſichs der immer in Hoffnung Glückliche, wenn ich aus meinem ſtillen Zimmer, deſſen Fenſter nach Oſten ſtehen, die Morgendämmerung heraufflammen und die Sonne, ſo wie bei Nacht die Geſtirne, aufgehen ſehe. Und wenn ich dann bei keiner ſo vornehmen Madame Teichmann bin, keine ſo mürriſche, hochfahrende Köchin mehr ſehe, und ungeſtört, denn ich wohne ja dann in demſelben Hauſe, bei meinem guten Landsmann, der ſo gern lange aufſitzt, bleiben kann bis Mitternacht. Was will ich mir da, in den Abendſtunden, ſo viel verdienen mit Correcturarbeiten. Dann bleibt mir genug übrig, ſo daß ich meiner lieben Mutter Gertrud wieder Etwas ſchicken kann.

Der Gedanke an eine ſolche Möglichkeit erfüllte ihn mit ſo großer Freude, daß ihm der Himmel lieblicher blau denn gewöhnlich, jedes Blümlein herrlicher vorkam; er ſetzte ſich am Rande eines Buchenwäldchens nieder, und zog eines der beiden Bücher hervor, die er zu ſeiner heutigen Wandrung mit ſich genommen hatte. Er las und ſchaute dazwiſchen wieder hinaus auf die ſonnigen Wieſen und auf die weite Ebene der Fluren. Da erinnerte ihn der ſtärker aufwachende Hunger daran, daß er heute noch nichts zu Mittag genoſſen habe, und er machte ſich auf, hinab nach einem Wirthshauſe, das am Ende des Waldrandes, an der großen Straße lag.

In der Laube, unter der großen Linde, hoffte er einen Platz der ungeſtörten Ruhe zu finden; dahin ließ er ſich ſeine Milch ſammt dem Brode bringen, und hier ſaß er, aufmerkſam in einem ſeiner Bücher leſend, als ein ältlicher Herr zu ihm hereintrat, in deſſen Mienen, bei allem Ausdruck der Güte, etwas Gebietendes lag. Friedreich wollte in höflicher Ehrerbietung aufſtehen und dem Herrn die Laube allein überlaſſen, da rief dieſer in einem Tone, der an das Gehorchen der Andren gewöhnt ſchien: „Sitzen bleiben, und keine Umſtände machen“. Der Jüngling ſetzte ſich wieder und las nach einigen Augenblicken des Einhaltens in ſeinem Buche weiter. Ein Bedienter brachte jetzt dem Herrn aus der Chaiſe, in welcher derſelbe, ohne daß Friedreich es bemerkt hatte, in den Hof des Wirthshauſes hineingefahren war, eine Flaſche Wein und etwas kalte Küche; die Wirthin fügte, während die Pferde gefüttert wurden, zu jenen mitgebrachten Speiſen einige leicht bereitbare Gerichte aus ihrer Küche.

Friedreich beeilte ſich jetzt, um mit ſeinem Glas Milch fertig zu werden und der vornehmen Geſellſchaft zu entkommen, da fragte ihn der Herr: „was liest man da für Bücher“. Der Jüngling zeigte ſchüchtern ſie hin, das eine war von Herder, das andre war eine Biographie aus der Hand des Johann Michael Sailer. — „Gute Bücher, ſagte der Herr, welche in unſren Tagen ſelten von jungen Leuten geleſen werden. Wer ſind Sie und woher?“ — Friedreich beantwortete beſcheiden dieſe Fragen; aber bei dieſen allein blieb der ſonderbare Herr nicht ſtehen. Er zog durch eine Menge andrer Fragen den Jüngling in ein ſo langes Geſpräch hinein, und wußte ſo meiſterlich jene Gegenſtände aufzufinden, über welche Friedreich am liebſten ſprach und am beſten zu ſprechen wußte, daß dieſer zuletzt ſeine ganze Schüchternheit ablegte und mit dem guten Herrn ſo zutraulich ſprach, als wären ſie beide ſchon lange, alte Bekannte. Ein innres Gefühl, das ſich nicht getäuſcht hatte, ſagte ihm, daß dieſem Fremden eben Daſſelbe heilig ſey und theuer, was auch ihm dieſes war, und daß ſie beide Wandrer auf gleichem Wege, nach gleichem Ziele ſeyen. Auch der Herr ſeinerſeits ſchien ein Wohlgefallen an dem Jüngling und an ſeinem Geſpräch zu finden; er ſchrieb ſich den Namen und die Wohnung deſſelben in Leipzig, ſowohl die jetzige als jene, welche Friedreich in einigen Wochen beziehen wollte, auf, und empfahl ſich hierauf höflich. Friedreich ſahe ihn noch in den Wagen ſteigen, fragte dann die Leute im Wirthshaus, wer der Herr geweſen ſey? dieſe aber wußten nichts Näheres von ihm, als daß er ſchon einige Male hier gehalten habe, daß aber aus ſeinem Bedienten nichts zu erfragen wäre. „Ich meine, er iſt ein Fürſt“, ſagte der Hausknecht, indem er den ſchönen neuen Thaler betrachtete, den ihm beim Abfahren der vornehme Herr dargereicht hatte.

Wenn auch dieſes Begegnen an ſich ſelber nur als ein unbedeutender Vorfall zu achten war, hatte es dennoch unſrem armen Studenten zur Erheitrung und geiſtigen Stärkung gereicht. „Die Studenten in Leipzig und meine Hausleute“, ſo dachte er, „behandeln mich ſo verächtlich, und dieſer vornehme Herr, der vielleicht ein Graf oder gar ein Fürſt war, iſt ſo gütig und freundlich gegen mich geweſen“. Beim Nachhauſekommen konnte er nicht ſatt werden, das Geſpräch des guten Herrn mit ihm, alle Fragen deſſelben und ſeine Antworten darauf, dem Landsmann zu erzählen und wieder zu erzählen.

Noch eine andre geiſtige Stärkung war dem, durch ſo manche unverdiente Demüthigung, niedergebeugten Jüngling, nur wenige Tage nach ſeinem Zuſammentreffen mit dem vornehmen Herrn, bereitet. Jener Lehrer, deſſen Vorleſungen Friedreich in dieſem Sommerhalbjahr am liebſten, ja mit wahrer Begeiſtrung, gehört hatte, wollte, wie er dies öfter pflegte, den Fleiß und das Verſtändniß ſeiner Zuhörer durch eine Aufgabe prüfen, die er ihnen zur ſchriftlichen Bearbeitung überließ. Dieſe Aufgabe war von ſolcher Art, daß ſie Jedem, der dies vermochte, Gelegenheit gab, den weſentlichſten Inhalt der ganzen Vorträge des Lehrers, während des verfloſſenen Halbjahres, in einen lichten Ueberblick zu ſtellen, und zugleich hierbei die Kraft des eignen Urtheilens und Denkens zu zeigen. Auch Friedreich hatte ſich mit Liebe und großem Fleiß an die Bearbeitung jener Aufgabe gemacht, und ſeine Arbeit, ohne ſich irgend einen Erfolg davon zu verſprechen, zur rechten Zeit eingereicht. Als der Tag kam, da jene Verſuche der jugendlichen Federn von dem Lehrer geprüft werden ſollten, hatte ſich Friedreich wie gewöhnlich in die hinterſte der Reihen, halb von einer Säule verdeckt, hingeſetzt. Der Lehrer, nachdem er die größere Hälfte der eingereichten Arbeiten ohne ihrer nur zu erwähnen, als ungenügend zur Seite gelegt hatte, ſprach ſich mehr oder minder lobend, zugleich aber auch, wo es Noth that, aushelfend und zurechtweiſend über die beſſeren Arbeiten aus. Noch war die unſers Friedreich nicht erwähnt, und dieſer war keiner andren Meinung, als daß ſein Aufſatz gleich Anfangs unter den ungenügenden beſeitigt worden ſey. Auch die andren Zuhörer rüſteten ſich zum nahen Hinweggehen aus dem Hörſale, denn die Stunde hatte geſchlagen, da ſprach der Lehrer: ich bin mit meiner Beurtheilung Ihrer

Aufſätze noch nicht am Ende. Der vorzüglichſte von allen, eine Arbeit, die ich mit wahrhafter Freude geleſen habe, weil ich in ihr erkannte, welche Frucht meine Vorträge dann zu bringen vermögen, wenn ſie auf ein wirklich gutes Feld fallen, liegt hier noch vor mir; es iſt die des Herrn Friedreich Lambert aus Kempten. Ich bitte dieſen, mir perſönlich noch unbekannten Herrn, ſich zu mir her zu bemühen an das Katheder, damit ich ihm hier dieſes Buch, als Zeichen meiner Freude an ſeiner Arbeit und meiner beſonderen Achtung, überreichen könne.

Die Augen des Lehrers ſuchten den Verfaſſer des Aufſatzes vergeblich unter den wohlgekleideten, vorne an ſitzenden Zuhörern; keiner unter dieſen erhub ſich, dagegen kam von der letzten Reihe der Sitze, hinter der Säule hervor, der armſelig gekleidete Friedreich, der ſich demüthig dem Lehrer nahete. Dieſer reichte ihm die Hand, ſprach dann dem armen, ſchüchternen Jüngling einige Worte der Ermuthigung und Aufmunterung zu und gab ihm zum Geſchenk eines ſeiner eignen, koſtbaren Werke, deſſen Beſitz Friedreich ſich längſt erſehnt und gewünſcht hatte. Mit dem Verſprechen, daß er Gelegenheit ſuchen werde ihn näher an ſich zu ziehen, entließ er den Jüngling und ſchloß die heutige Lehrſtunde. Friedreich in ſeiner gewöhnlichen, demüthigen Weiſe gieng durch die Schaar ſeiner Studiengenoſſen hinaus; es wagte von nun an keiner von dieſen es mehr ſeiner zu ſpotten, auch bei den Roheſten unter ihnen hatten ihn die Worte des allgemein geehrten Lehrers in eine Achtung geſetzt, welche durch ſein anſpruchsloſes Benehmen nur noch mehr verſtärkt und befeſtigt wurde. So begann allmählig für den tief Erniedrigten auch wieder die Zeit einer

Aufrichtung und Erhebung, welche jetzt, nach der guten Schule der Demüthigung, die er durchlaufen hatte, ſeiner Seele keine Gefahr mehr bringen konnte.

Ohngefähr 14 Tage vor Michaelis ließ ihn ſeine Hausdame, die M. Teichmann zu ſich kommen. Sie fragte ihn, ob es ihm nicht möglich ſey ſein Zimmer etwas vor dem beſtimmten Termin zu räumen, ſie wolle gern in Geld ihn entſchädigen, ein vornehmer Herr wolle die ganze Etage miethen, in der ſeine beiden Zimmer lagen, und da bedürfe es noch mehrerer Reparaturen und neuer Einrichtungen. Friedreich wußte, daß ſein kleines Zimmer im Hauſe des Buchladens ſchon leer ſtund, mit Vergnügen verſprach er der Madame Teichmann noch heute auszuziehen, und zwar ohne dafür die mindeſte Entſchädigung anzunehmen. Er hatte ſeine Hausdame noch niemals ſo freundlich geſehen, als bei dieſer Gelegenheit; in gutem Frieden ſchieden beide von einander; mit Freuden, als ſey es ein gelobtes Land, zog er in ſein ſtilles, armes, dabei aber ſauberes Dachſtübchen ein.

Wenige Tage nachher ſahe man vor der Brücke, die in den Garten führt, in welchem Friedreich öfters, bei ſeinem alten Lindauer Gärtner ein Glas Milch trank, einen ungewöhnlichen Zuſammenlauf von Menſchen. Was giebt es da? fragte ein Herr, der mit ſeiner Gemahlin am Arme ſo eben vorbeigieng. Es iſt ein Kind ins Waſſer gefallen und ertrunken, ſagte ein in der Nähe ſtehendes Weib. — Es iſt das Kind des Hofrath ** ſagte ein andres. Mit einem Schrei des Entſetzens fiel die Dame halb ohnmächtig in die Arme ihres Gemahles, denn das Kind war ihr eigenes Kind. — „Beruhigen Sie ſich,“ ſagte ein Mann, der ſo eben aus dem Garten über die Brücke herüber kam, und im Vorbeigehen hörte, was der Dame geſchehen ſey, das Kind iſt gerettet, iſt munter und wohlauf, nur etwas erſchrocken und erkältet, was jedoch ohne alle üble Folgen ſeyn wird. Wenn Sie ſich ſelbſt davon überzeugen wollen, treten Sie nur herein in das Vorderhaus, in die Wohnung des Gartenbeſitzers.“

Die beiden Eltern eilten über die Brücke hinüber; ſie fanden ihren kleinen Liebling, einen muntren Knaben von vier Jahren, einſtweilen in das Gewand eines Kindes der Hausfrau gekleidet, ganz fröhlich unter ſeinen Geſchwiſtern und den Kindern des Hauſes da ſitzen, während die Kindswärterin, durch deren Fahrläßigkeit das Unglück geſchehen war, noch immer vor Schrecken zitternd und bleich daneben ſtund. Als der Kleine ſeine Eltern ſahe, ſprang er munter auf ſie zu und rief: „ich war im Waſſer, bei den Fiſchlein; huſch, da wars kalt“.

„Ja“, ſagte die Gemahlin des Gartenbeſitzers, „jetzt iſt freilich aus dem Weinen ein Lachen geworden, aber es hätte gar leicht einen traurigen Ausgang nehmen können“. — „Denken Sie“, ſagte ſie leiſe, damit das Kind, das auf den Armen des Vaters fröhlich mit dieſem ſchwatzte, es nicht hören möchte, zur Mutter: „der Kleine war ſchon ganz ohne Beſinnung und blau im Geſicht, wie ein Erſtickter, als man ihn hier hereinbrachte; die Augen ſchienen gebrochen, wie bei einem Todten, man bemerkte keinen Odem noch Pulsſchlag mehr. Doch das Frottiren mit warmen Tüchern rief das junge, friſche Leben gar bald wieder zurück. — Man kann Gott nicht genug danken, fuhr ſie mit lauterer Stimme fort, daß der junge Menſch gerade zur rechten Zeit über die Brücke kam, welcher, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen,

hinein

hinein ins Waſſer ſprang und den Kleinen, den der Fluß ſchon eine große Strecke mit ſich fortgeriſſen hatte, ergriff. Der arme Menſch hat ſich in ſeinem Eifer, das Kind zu retten, auf einen Pfahl aufgeſtoßen und hart verwundet, darum dürfen Sie nicht erſchrecken, wenn Sie dort das viele Blut an dem naſſen Kleidchen ihres Kleinen ſehen; es iſt nicht Blut von dem Kinde, ſondern von dem Menſchen der es aus dem Waſſer gezogen hat.“

„Und wer war dieſer Retter unſres Kindes,“ fragte der Vater, der bei dem letzten Theil des Berichtes ſehr aufmerkſam geweſen war.

„Ich kenne ihn nicht,“ ſagte die Hausfrau, „ich ſahe ihn nur als er das Kind zu uns hereintrug, es iſt ein junger Menſch, der, ſeiner Kleidung nach, gerade nicht zu den Bemittelten gehört. Nachdem er uns noch bei dem Wärmen und Frottiren des Kindes behülflich geweſen, und dieſes wieder hatte aufleben ſehen, verlor er ſich aus unſrer Mitte, ich weiß ſelbſt nicht wohin?“

Unſer alter Gärtner wird den Menſchen wohl kennen, ſagte der älteſte Knabe des Hauſes, denn bei dieſem ſah' ich ihn manchmal im Garten; ich will gehen und mich erkundigen.

Während der Knabe auf dieſe Erkundigung ausgieng, trat die Kindswärterin weinend zu ihrer Herrſchaft hin und bat dieſe in tiefer Reue um Vergebung. Sie hatte ſich durch die Bitten einer andren ihr befreundeten Kindsmagd bewegen laſſen, außer den vier Kindern ihrer Herrſchaft auch noch die Aufſicht über drei andre, fremde Kinder auf ſo lange zu übernehmen, bis ihre Freundin einen nahen Gang gemacht hatte. Unter den fremden Kindern war eines, das noch nicht laufen konnte, unter denen ihrer Herrſchaft ein Gleiches; ſo nahm ſie auf jeden Arm eines und eilte, über die Brücke hinüber, dem Garten zu, wo ſie ihrer doppelten Bürde an einem Grasplatz ſich zu entledigen hoffte. Aber, indem ſie ſo auf beiden Armen trug, hatte ſie den kleinen Guſtav von ihrer Hand laſſen müſſen, welcher, anſtatt ihr und den beiden älteren Geſchwiſtern in den Garten zu folgen, von der Brücke hinweg ans jenſeitige, freie Ufer des Fluſſes lief, und hier, niemand hatte geſehen durch welchen Zufall, ins Waſſer ſtürzte. Freilich hatte die Wärterin, als ſie am Eingang zum Garten ſich noch einmal umſahe und den Kleinen nirgends, nach einigen Augenblicken aber ſchon unterhalb der Brücke im Waſſer erblickte, ein lautes Angſtgeſchrei erhoben, aber dieſes wäre wohl vergebens geweſen, wenn nicht unter den vielen unentſchloſſenen Augenzeugen alsbald der eine, entſchloſſene erſchienen wäre.

Die Eltern fühlten ſich in dieſem Augenblick zu glücklich über die Rettung ihres Kindes, als daß ſie der reuigen Wärterin hätten ein hartes Wort ſagen mögen. Man gewährte ihr Vergebung und zugleich die Hoffnung, daß ſie, wenn auch nicht mehr als Pflegerin der Kinder, doch auf andre Weiſe im Dienſt ihrer guten Herrſchaft bleiben dürfe.

Indeß war der Sohn der Hausbeſitzerin zurückgekommen. Der Menſch, ſagte er, der das Kind aus dem Waſſer gezogen hat, iſt noch auſſen bei dem alten Gärtner, der ihm ſo eben ſeine Kopfwunde verbunden hat. Er iſt ein Student aus Kempten; ich habe ihn erſucht zu Ihnen hieher zu kommen.

Es wird unnöthig ſeyn den Leſern zu ſagen, wer der rüſtige Waſſerſpringer geweſen ſey, welcher die ihm ſelber ſehr unbedeutend erſcheinende That gethan hatte. Es war kein Andrer als unſer Friedreich, welcher nur, ehe er mit Anſtand vor der Herrſchaft die ihn rufen ließ, erſcheinen konnte, noch andre, ſchmerzloſere Verletzungen als die ſeines Kopfes, jene an ſeinem alten Rocke zu verbeſſern hatte, welchem durch den Sprung ein großer Schaden geſchehen war. Hätte der Jüngling gewußt, weſſen Kind der von ihm gerettete Knabe ſey, er würde ſich ungleich mehr über ſeine heutige Menſchenfiſcherei gefreut haben. Aber ſo eben erfuhr er dies auch; der Vater des Kindes, dem der Gerufene zu lang außen blieb, trat in die kleine Wohnung des Gärtners hinein und Friedreich erkannte in ihm den theuren Lehrer, der ihm neulich durch die Würdigung ſeiner Arbeit einen ſo großen Troſt gewährt hatte; der Lehrer aber erkamnte in dem Retter ſeines Kindes den Jüngling, der ihm unter allen ſeinen Zuhörern als der ausgezeichnetſte und beſte erſchienen war. Er umarmte den ſchüchternen Friedreich. „Seit mehreren Tagen,“ ſagte er, „dachte ich daran, wie ich Sie in mein Haus und in den Kreis meiner Familie einführen wollte, denn Sie ſind meinem Herzen, von unſerer erſten Bekanntſchaft an ſehr nahe gekommen; nun führt uns heute, uns beiden unerwartet, eine höhere Hand zuſammen, deren Wink ich dankbar anerkenne. Sie haben meinem kleinen Sohn das Leben gerettet; Sie ſelber ſollen mir von nun an wie ein lieber Sohn ſeyn, und ich werde mich Ihrer mit väterlicher Vorſorge annehmen. In dieſem Augenblick eile ich um Ihnen einen Arzt zu ſenden, der Ihre Kopfwunde genauer unterſuchen und hülfreich behandeln ſoll; ſobald Sie können, kommen Sie zu mir in mein Haus.“

So ſehr auch Friedreich ſich die ärztliche Hülfe verbat, mußte er dennoch ſich dieſelbe gefallen laſſen. Der Wundarzt fand die Verletzung nicht tief gehend und ganz gefahrlos; er entließ den Jüngling mit einem leichten Verband in ſeine Wohnung. Der Profeſſor, welcher ſeit heute an dem jungen Lambert ein ganz beſondres Intereſſe nahm, beſchloß, ehe er einen weitren Schritt für ihn thäte, ſich erſt noch genauer über ihn zu erkundigen. Ein Glück für ihn war es, daß Friedreich nicht mehr bei Madame Teichmann zur Miethe war, ſondern in dem Hauſe wohnte, da auch ſein redlicher Landsmann, der Buchhändler, ſeine Wohnung hatte. Dieſen, als den Geſchäftsführer der Buchhandlung, in deren Verlag die meiſten ſeiner Bücher erſchienen waren, kannte der Profeſſor ſeit mehreren Jahren ſehr genau; er ſprach am andren Morgen bei ihm zu und, nachdem er mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen, bat er ihn er möge ihm mit gewiſſenhafter Treue alles das berichten, was er von dem Studenten Lambert aus Kempten wiſſe. Der Buchhändler erfüllte treulich den Wunſch des verehrten Mannes, er erzählte ihm Alles, was er von den Eltern, von der Erziehung und Jugendgeſchichte des Friedreich wußte, rühmte ſeine fromme Sittlichkeit, ſeinen Fleiß, erwähnte die Züge ſeiner kindlichen Liebe gegen die arme Mutter, verſchwieg aber auch den unbedachtſamen Streich mit dem Kleiderverleihen nicht, wodurch ſich Friedreich in ſo großes Ungemach geſtürzt hatte.

„Das iſt freilich“, ſagte der Profeſſor, „Taubeneinfalt, ohne Schlangenklugheit, aber zugleich mahnt uns auch ein ſolches in unſren Tagen ſeltnes Beiſpiel von argloſer, frommer Kindlichkeit an den Spruch: ſo ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen. In der That, dieſer Menſch iſt, bei all ſeinen menſchlichen Schwächen, ein ſolches Kind; er iſt ein Kind Gottes. Nun, ich habe es ihm verſprochen und ich halte, getrieben von herzlicher Zuneigung, mein Verſprechen: ich werde nach Kräften väterlich für Lambert ſorgen. Es bedarf hierzu nicht einmal eigner großer Opfer, ſondern zum Theil nur einer Benützung der fremden Mittel, die mir zu Gebote ſtehen. Einen Freitiſch im Convict ſoll er mit dem Anfang des nächſten Monates haben. Vor der Hand laſſe ich Ihnen hier dieſes Geld zurück, damit Sie dem armen Menſchen baldmöglichſt eine anſtändige Kleidung dafür beſorgen können. Ich bin kein reicher Herr von G**, darum kann auch der Anzug, den Sie hier für dieſe kleine Summe erwerben werden, kein ſo prachtvoller ſeyn, als, nach Ihrer Beſchreibung, der geweſen ſeyn mag, um welchen ſich Lambert auf ſo kindiſch unbeholfene Weiſe hat betrügen laſſen. Indeß weiß ich, es wird dem wackren jungen Manne in einem einfach bürgerlichen Aufzuge eben ſo wohl, ja noch wohler zu Muthe ſeyn, als in dem Staatsrock, der ihm ſo viel Wehe gebracht hat“.

Der Buchhändler dankte herzlich für die Wohlthat, welche ſeinem jungen Freunde wiederfahren ſollte, und als Friedreich, welcher jetzt, ſeitdem die Ferien begonnen hatten, faſt den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer arbeitete, am Abend herabkam in den Buchladen, da vernahm er mit dankbarem Staunen, was heute ſo Großes an ihm und für ihn geſchehen ſey.

Die neuen Kleider waren nach wenig Tagen fertig; ſie waren von jener einfachen, prunkloſen Beſchaffenheit, welche dem Weſen wie den Wünſchen unſres Kemptner Studenten am meiſten zuſagte. Er konnte ſich doch nun auch wieder mit Anſtand in einer vornehmeren Familie ſehen laſſen; ſein erſter Gang in dem neuen Rock war nach dem Hauſe ſeines theuren Lehrers und Wohlthäters. Dieſer ſtellte ihn ſeiner Familie vor, die Profeſſorin dankte tief gerührt dem Retter ihres Kindes. Dem kleinen Guſtav hatte man ſeitdem oft erzählt, wie ein guter Mann ihn aus dem Waſſer geholt und ſich dabei ſo wehe an ſeinem Kopf gethan habe. „Siehe, das iſt der gute Mann“, ſagte die Mutter und führte den Kleinen zu Friedreich hin. Dieſer nahm das Kind auf ſeinen Arm, welches alsbald mit dem fremden Jüngling bekannt und vertraut, ihn mit ſeinen Aermchen umſchlang. „Da hat ein gutes Kind das andre lieb“, ſprach der Vater, „und, mein lieber Lambert, wie wäre es, wenn Sie auf das Freundſchaftsbündniß, das hier der Kleine mit Ihnen ſchließt, etwas naher eingiengen und ſich entſchlößen, der Lehrer, vor der Hand etwa meiner beiden älteren Kinder und in der Folge auch hier dieſes kleinen Schelmen würden. Gerade einen Lehrer von ſolcher Art, wie Sie ſind, habe ich mir längſt für meine Kinder gewünſcht und geſucht, und Sie dürfen nicht fürchten, daß Sie, im Fall Sie meine Bitte erfüllen möchten, in Ihrem Studiren zurückbleiben ſollten. Ich weiß aus eigner Erfahrung, wie viel von der rechten Benützung der Univerſitätsjahre abhängt und Ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung wird mir ſo treulich am Herzen liegen, wie eine eigene. Die einzelne Stunde, die Sie etwa täglich, außer den Spaziergängen mit ihnen, meinen Kleinen widmen, ſoll Ihnen durch Erleichterungen andrer Art eingebracht werden, die ich Ihnen zu gewähren denke, auch will ich ſelber mich der näheren Leitung Ihrer Studien annehmen und Ihnen dadurch vielleicht manchen unnöthigen Schritt und Umweg erſparen“.

Unſern Friedreich erfüllte dieſer Antrag mit hoher Freude. Mit welcher Familie hätte er lieber in ein ſolches Verhältniß des Lehrers ihrer Kinder treten mögen, als mit der ſeines eignen Lehrers, in welcher Alle, die Großen wie die Kleinen, ſein Herz gewonnen hatten. Er begann noch an demſelben Tag ſein ihm aufgetragnes Geſchäft; führte die Kleinen hinaus an den milden, herbſtlichen Sonnenſchein, ſpielte mit ihnen und erzählte ihnen, ſo daß die Kinder bald ihren Friedreich nächſt den Eltern am liebſten um ſich haben mochten, und mit Liebe und Luſt ſeinen Unterricht annahmen. Wäre nur dieſes ſchöne Verhältniß nicht ſo bald nachher, zwar nicht ganz zerriſſen, doch wenigſtens gehemmt und beſchränkt worden!

Gleich in einer der erſten Wochen ſeines neuen, kleinen Erziehergeſchäftes, nicht lange vor dem Beginn der Vorleſungen für das Winterhalbjahr, kam Friedreich eines Nachmittags mit ſeinen Pfleglingen, den kleinen Guſtav an der Hand, die beiden Größeren vor ihm herhüpfend, von einem Spaziergang in der friſchen Herbſtluft zurück. Er führte die Kleinen, ihrem Wunſche gemäß, nach dem Zimmer ihres Vaters, dem ſie etwas zu erzählen hatten. Friedreich wußte nicht, daß ein Fremder zu Beſuch da ſey, er wollte ſich entfernen, da rief ihm der Profeſſor zu: bleiben Sie nur noch einen Augenblick, ich habe ſo eben hier Seiner Durchlaucht, dem Fürſten von **, von Ihnen geſprochen. Lambert begrüßte ehrerbietig den hohen Gaſt, und bei dieſer Gelegenheit faßte er den Fürſten, ſo wie dieſer ihn, ins Auge; beide erkannten ſich wieder, der Fürſt war derſelbe vornehme Herr, mit welchem Friedreich mehrere Wochen vorher, in der Laube unter der großen Linde, im Wirthshaus zu **, eine für beide intereſſante Stunde zugebracht hatte. „Ei, ſagte der Fürſt, da treffe ich ja einen alten Bekannten an? Nun, mich freut es, daß ich mich in meinem Urtheil über Sie nicht getäuſcht hatte, denn das, was ich durch dieſen Ehrenmann, der Ihr Lehrer iſt, von Ihnen vernahm, ſtimmt mit dem überein, was ich ſeit unſrem neulichen Geſpräch über Sie dachte“.

Der Fürſt ſprach noch Einiges mit Friedreich, bis dieſer auf einen leiſe gegebenen Wink ſeines Lehrers ſich entfernte und nach ſeiner Wohnung gieng.

Als er am andren Tage wieder ins Haus des Profeſſors eintrat, da ließ ihn dieſer ſogleich zu ſich aufs Zimmer kommen. Mein lieber Lambert, ſprach er, in Beziehung auf den ſchönen Plan, den ich mit Ihnen hatte, heißt es, nach dem alten Sprichwort: der Menſch denkt und Gott lenkt. Der Fürſt von **, den Sie geſtern bei mir trafen, ein Mann, den ich als einen der Edelſten, Beſten ſeines Standes verehre, will Sie zum Begleiter und Geſellſchafter ſeines älteſten Prinzen hier an der Univerſität haben. Er fragte mich geſtern, ohne mir noch die Abſicht ſeiner Frage zu ſagen, ob ich irgend einen ſtudirenden Jüngling, wo möglich einen Juriſten, an unſrer Univerſität wiſſe, deſſen Herz durch Gottesfurcht geläutert, deſſen Geiſt an fruchtbaren Erkenntniſſen nicht arm, und welcher hierbei von einem Zutrauen erweckenden Weſen ſey. Ich nannte ihm Sie, und kaum hatte ich dies gethan, da traten Sie ein und der Fürſt fand in Ihnen einen alten Bekannten wieder. Da legte mir der edle Herr unverholen ſeinen Wunſch und ſeine Abſicht dar, Sie zu jenem ſo wichtigen und einflußreichen Poſten zu beſtimmen, und ich konnte nicht anders, als ihn, nach Pflicht und Gewiſſen, in ſeinem Vorſatz beſtärken, obgleich mir es im Herzen wehe that, den lieben

Lehrer meiner Kinder ſo bald wieder zu verlieren. Nun, das iſt Gottes Hand und Führung; Ihm bringe ich dieſes Opfer gerne, und auch Sie mein Freund dürfen ſich dieſer Berufung, die nicht von menſchlicher Vernünftelei ausgeht, nicht widerſetzen.

Friedreich war über das, was ſein väterlicher Freund ihm mittheilte, mehr erſchrocken als erfreut. Seine natürliche Scheu vor Menſchen von höherem Stande mochte an jenem Gefühl des Schreckens nicht geringen Antheil haben. Er bat ſich, wenigſtens einen Tag, Bedenkzeit aus, um die wichtige Sache mit Gott, im Gebet, zu überlegen. Er that dieſes treu und redlich, und je mehr er den Ruf, der ſo ungeſucht an ihn ergangen war, auf ſolche Weiſe erwog, deſto deutlicher wurde es ihm: du ſollſt und mußt demſelben folgen. Auch ſein redlicher Freund, der Buchhändler, dem Friedreich Alles erzählte, was ihm geſchehen ſey, war derſelben Meinung.

Bei einer ſolchen feſten, innern Verſicherung, daß der Weg der rechte ſey, mußte es dem ohnehin mit nur geringem Selbſtvertrauen begabten Jüngling deſto ſchmerzlicher überraſchen, als der Weg auf einmal vor ſeinen Augen abbrach und ſich wie im Sande verlor. Als Lambert in der Abſicht, ſein entſchiedenes Ja ihm zu überbringen, den väterlich geſinnten Lehrer beſuchte, kam ihm dieſer mit bedenklicher Miene entgegen. Ich weiß nicht, ſagte er, was ich in unſrer diesmaligen Angelegenheit von dem mir ſo lange und wohlbekannten, trefflichen Fürſten denken ſoll. Bei ihm galt es ſonſt immer: „ein Wort ein Mann“, und auch jetzt kann nur irgend ein grobes Misverſtändniß die ſcheinbare Ausnahme herbeigeführt haben, die er in einem Billet macht, das ich dieſen Morgen von ihm erhielt. In dieſem ſchreibt er mir, daß er aus guten Gründen den gegen mich geäußerten Einfall, Sie zum Begleiter ſeines Sohnes an die hieſige Univerſität zu wählen, aufgegeben habe, und daß er jetzt geſonnen ſey, ſich anderweitig nach einem hierzu tauglichen jungen Manne umzuſehen. Hätte mir nicht zu gleicher Zeit der Bediente, welcher das Billet brachte, es geſagt, daß Seine Durchlaucht ſo eben abgereiſt ſeyen und erſt in 8 Tagen in Geſellſchaft des Prinzen zurückkehren wollten, dann würde ich mich ſogleich aufgemacht und mündliche Erkundigungen über die Veranlaſſung zu der ſo auffallenden Sinnesändrung eingezogen haben, die mir ſelber, an einem Manne wie der Fürſt, ganz unbegreiflich iſt; ſo aber müſſen wir in Geduld die Aufklärung abwarten, die nicht lange ausbleiben kann. Indeß laſſen Sie ſich Gottes bisherige Wege mit Ihnen wohlgefallen, auch die, welche er künftig mit Ihnen gehen wird, werden gut ſeyn und wir werden Ihn dafür preiſen.

Der edle Mann, der durch ſeinen Bericht die Wunde ſchlug, hatte nicht verſäumt, ihr auch zugleich den Balſam aufzulegen. Die Kinder des Profeſſors, welche in den wenigen Tagen des Zuſammenſeyns mit ihm den kindlich guten Friedreich herzlich lieb gewonnen hatten, ſchmiegten ſich ſo zutraulich an ihn, als er ſie hinab in den Garten begleitete; es war heute ein Familienfeſt, der Geburtstag der Mutter, Friedreich mußte es als Gaſt mitfeiern; bald hatte er alle die Ausſichten, die ihn noch kurz vorher beſchäftigten, vergeſſen, ihm war ſo wohl und heimathlich denn jemals, in ſeiner Lage als einfacher Student und als begünſtigter Hausfreund eines ihm theuren Lehrers, zu Muthe.

„Wie ſollte ich mich, ſagte er zu ſeinem freundlichen Landsmanne, dem Buchhandler, nachdem er dieſem Alles, was ihm heute geſchehen, berichtet hatte, „auch nur einen Augenblick darüber betrüben, daß aus der Hoffnung, die für mein Auge faſt zu glänzend war, nichts geworden iſt. Wäre ich doch der undankbarſte Menſch auf Erden, wenn ich mich bei alle Dem, was ich jetzt habe und genieße, nicht glücklich preiſen und von ganzem Herzen damit begnügen wollte“.

„Nun wohl, ſagte der Buchhändler, ich glaube allerdings, daß Sie vollkommene Urſache haben, mit Ihrer jetzigen Lage zufrieden zu ſeyn, aber ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ein falſches Gerücht, deſſen Herkunft mir leicht zu errathen ſcheint, den Fürſten an Ihnen zweifelhaft gemacht hätte, und wenn nicht dieſes Gerücht einer baldigen Widerlegung fähig ſeyn ſollte“.

Friedreich gieng wieder ſeinen Weg des Lernens und Lehrens freudig und ſtill einher, brachte einige Stunden des Tages im Hauſe des Profeſſors, die andren in ſeinem ihm ſehr lieb gewordnen Dachſtübchen, bei ſeinen Büchern zu, da geſchahe es ihm, als er an einem der letzten Tage der Ferienzeit durch jene Gaſſe gieng, in welcher ſein Wohlthäter, Herr von G**, ſo oft er in Leipzig ſich aufhielt, ſeine Wohnung nahm, daß ſein Blick auf einen Reiſewagen fiel, der ihm gar wohl bekannt war. Die Herrſchaft, welche im Wagen ſaß, ſtieg aus und trat ins Haus hinein, ohne ſich umzuſehen und den nicht fern von der Kutſche ſtehenden Friedreich zu bemerken; dieſer aber hatte ſie gar wohl bemerkt, hatte Herrn von G** den Vater, ſeine Gemahlin und die beiden lieben Kinder ganz nahe vor ſich geſehen, und hätte ſie gern angeredet, wäre ihm dabei nicht eine gewiſſe Scheu hinderlich geweſen. Noch ſtund er, überwältigt von dem Eindruck des Wiederſehens da, als der Jäger Bertholt, jener alte Bekannte der Lambertſchen Familie, von welchem wir früher ſprachen, noch einmal aus der Thür heraustrat, um verſchiedne Gegenſtände des Reiſegepäckes aus dem Wagen hinauf ins Zimmer zu holen. Zwar gehörte der alte Berthold unter jene, der Zahl nach kleine, Parthei im von G**ſchen Hauſe, welche ſich niemals von der angeblichen ungeheuren Schlechtigkeit unſres Friedreich hatte überzeugen laſſen, doch hatte auch er zuletzt wenigſtens keinen Verſuch mehr gewagt, den ſcheinbar thatſachlichen Berichten, welche über den Jüngling eingelaufen waren, zu widerſprechen. Dem ſcharfen Blick des alten Jägers war ſchon bei der Ankunft des Wagens der ſchüchterne Späher, welcher unter den andren Leuten daſtund, nicht entgangen, er hatte jedoch abſichtlich ſo gethan, als bemerke er ihn nicht; da aber jetzt Friedreich ganz unbefangen auf ihn zugieng und ihn begrüßte, konnte der ehrliche Alte ſich nicht länger verſtellen; er war alsbald gegen Gertrudens Sohn eben ſo herzlich zutraulich, wie früherhin; eine oder zwei Fragen warf er nach der Begrüßung hin, ſie trafen wie ein Kernſchuß recht in die Mitte des eigentlichen, wahren Herganges der Sache, und Friedreichs einfache, kurze Antworten gaben ſogleich das nöthige Licht. Möchten Sie nicht, ſagte er, nachdem er eilig das Gepäck, das er abholen ſollte, zuſammengerafft hatte, nur wenige Minuten ſich hier im untren Zimmer gedulten; ich komme ſogleich wieder herunter und möchte dann gern mit Ihnen noch weiter ſprechen. Friedreich erfüllte gern den Wunſch des Alten, und als dieſer jetzt zu ſeinen anfänglichen wenigen Hauptfragen noch eine Menge Nebenfragen hinzufügte, und mit jeder neuen Antwort immer klärer und ſichrer in dem guten Vorurtheil beſtärkt wurde, das er ſchon im Voraus von ſeinem jungen Freunde hatte, da ſtund er mit triumphirender Miene, wie ein Sieger, auf, der den Feind geſchlagen und in Flucht vor ſich ſieht. „Meine Herrſchaft“, ſagte er, indem er mit geballter Fauſt gegen den Tiſch ſchlug, „ſoll es noch heute erfahren, wie niederträchtig lügenhaft man Sie bei ihr verläumdet hat, und Sie werden verzeihen, Herr Lambert, daß ich jetzt hinauf eile, ich werde Sie gewiß morgen beſuchen“.

Als Friedreich einige Stunden ſpäter nach Hauſe, zu ſeinem Landsmanne dem Buchhändler, kam, erzählte ihm dieſer, daß ein ihm unbekannter Herr bei ihm in der Handlung geweſen ſey, der, nach verſchiednen andren Gegenſtänden, das Geſpräch auch auf ihn, den Studenten Lambert aus Kempten, gebracht, und namentlich ſich darüber erkundigt habe, ob dieſer Student wirklich im vergangenen Sommer die Abende, zum Theil bis ſpät in die Nacht, hier im Buchladen und Leſezimmer zugebracht habe. Ich merkte, ſo erzählte der Landsmann, ſogleich, wo das hinaus wollte, und wo der Wind, der dieſe Fragen einblies, herkam, ich habe dem Herrn reinen Wein über Sie eingeſchenkt, auch Ihre Dummheit, mit dem Kleiderverborgen, habe ich ihm, da das Geſpräch die Gelegenheit dazu gab, treulich vor Augen geſtellt und dabei, ich muß es aufrichtig geſtehen, Ihren Schwabenſtreich keinesweges beſchönigt, denn wir beide, Sie wie ich, ſind ehrliche Schwaben, die getroſt bei ihren Streichen der beßeren und ernſten, wie der komiſchen Art ſagen können, „mach’ ſie mir einmal ein Andrer nach“.

Die beiden Kemptner waren noch in ihrem Geſpräch begriffen, da trat der alte Jäger Berthold, mit einem von Freude wie verklärten Geſicht herein, und lud den Herrn Lambert, im Namen ſeiner Herrſchaft, auf morgen

Vormittag zum Frühſtück ein. Mit einem Blicke, in welchem der Sinn zu leſen war: ich hätte noch Vieles zu ſagen, entfernte ſich der Alte, und Friedreich genoß ſchon im Voraus die Freuden des Wiederſehens einer Familie, die ihm, wenn auch weit durch Stand und äußre Würden geſchieden, dem Herzen nach nahe verwandt war.

Mit einer wahrhaft väterlichen Zärtlichkeit empfieng der edle Herr von G** am andren Morgen den Sohn ſeiner vormaligen Krankheitspfleger. „Wir ſind in einer ſehr argen Täuſchung über Sie befangen geweſen, mein lieber Herr Lambert“, ſagte er, indem er dem Jüngling die Hand drückte. „Ich ſelber, durch falſche Gerüchte irre geführt, habe Sie verkannt, obwohl ich in meinem falſchen, harten Urtheil über Sie, ſogar mit einigen Gliedern meiner Familie in Widerſpruch gerieth“.

Faſt unwillkührlich blickte der Jüngling in dem kleinen Kreiſe der Anweſenden umher, ſeinem Auge begegnete der Blick des Fräulein von G**, in welchem ein Ausdruck lag, der zu verſichern ſchien: ich habe mich niemals an dir irre machen laſſen. Friedreich fühlte ſich von einem Gefühl ergriffen, das ihn für alle Schmerzen der Verkennung und Zurückſetzung entſchädigt haben würde, wären dieſe auch vielfach größer geweſen, als ſie wirklich waren. Doch gab er dieſem Gefühl weder Sinn noch Bedeutung für ein Jetzt oder Künftig, das im dieſſeitigen Erdenleben uns begegnen kann, ſondern daſſelbe erſchien ihm als ein Vorſchmack von Freuden, welche nicht hienieden uns erwarten. Auch der junge Herr von G** ſchloß ſich ganz mit der alten Liebe und Zutraulichkeit an ihn an. Herr von G** aber und ſeine Gemahlin ſchienen auf jede Weiſe das, was ſie in der letzten Zeit an ihm verſäumt hatten, wieder einbringen zu wollen; ſie erkundigten ſich genau nach allen ſeinen äußren Verhältniſſen und erklärten ihre Bereitwilligkeit von nun an ganz und reichlich für ihn zu ſorgen.

Doch dieſer freundlichen Vorſorge bedurfte es von nun an nicht mehr; für Friedreichs zukünftige Entwicklung und Wirkſamkeit war bereits eine Bahn gebrochen, deren Anfang zwar durch manches Dunkel gieng, welche aber um ſo ſichrer zu ihrem Ziele führte.

Der Fürſt war wieder zurückgekehrt, mit ihm ſein erſtgeborner Prinz, ein Jüngling der zu vielen, großen Hoffnungen berechtigte. Als dieſe Beiden, am zweiten Tag nach ihrer Ankunft, zu dem geehrten Lehrer kamen, in deſſen beſondre geiſtige Obhut der Fürſt ſeinen Sohn empfahl, da war die erſte Frage nach Lambert. Alle Misverſtändniſſe, welche ihren Quell in den ſchon erwähnten falſchen Gerüchten hatten, waren bereits gehoben; der Fürſt war durch Herr von G** eines Beßren belehrt worden, die erſten Worte, welche er zu Friedreich ſprach, erſchienen wie eine Art von Abbitte, durch welche der hohe, edle Mann, der ſie ausſprach, ſeinem eigenen Herzen größere Ehre machte, als irgend ein fremdes Lob ihm hätte bringen können. Friedreich, der arme, blöde Dorfſchulmeiſtersſohn, war jetzt auf einmal der Führer und Begleiter eines jungen Fürſten geworden; Er, der ſich bisher geringer geachtet hatte, als der geringſte Bediente eines ſo vornehmen Herrn, hatte nun ſelber wie ein Herr ſeinen Bedienten, ſo wie den Genuß aller andren Bequemlichkeiten eines Herrn. Eine ſonderbare Fügung hierbei war es, daß der Fürſt in demſelben Hauſe, deſſen Beſitzerin, die Madame Teichmann, zu Friedreichs Verkennung ſo Vieles beigetragen hatte, für ſeinen Sohn und deſſen Begleitung eine ganze Etage gemiethet hatte; ein Sieg der Redlichkeit über ungerechte Herabſetzung, deſſen ſich Friedreich niemals, weder in ſeinem Herzen noch weniger aber durch irgend ein Wort oder durch eine äußre That überhub. Denn wie damals die innre Stimmung ſeines Herzens war, das vermag uns am beſten ein Brief von ihm an Mutter Gertrud zu lehren, welchen wir hier mittheilen wollen. Er war in einer der erſten Wochen nach dem Beginn des neuen bedeutungsvollen Berufes geſchrieben, den Friedreich jetzt übernommen hatte.

Leipzig am 1ten Nov. 1809.

„In den Worten einer frommen Mutter, welche dieſe im Glauben gegen ihr Kind ausſpricht, liegt eine große Kraft, denn dieſe Worte ſind ja immer ein Segenswunſch, der eben ſo wohl in Erfüllung geht, wie die Segenswünſche, welche die frommen Väter des alten Bundes: Abraham, Iſaak und Jacob über ihre Kinder ausſprachen. Das was meine liebſte Mutter mir in ihrem letzten Briefe ſchrieb iſt eingetroffen: mein Leid hat ſich in Freude verkehrt; ich bin plötzlich aus der Niedrigkeit ſo hoch erhobet worden, daß ich ohne Aufhören nur zu beten und zu flehen habe: halte du mich o mein Gott, feſt an deiner Hand, damit ich nicht falle, denn du haſt mich ſo wunderbarlich hoch hinangehoben, daß ichs nicht faſſen kann. Meine liebſte Mutter! ich hatte viel zu erzahlen von dem, was mir ſeit etlichen Wochen geſchehen iſt, und ich werde dies auch noch einmal ausführlich in einem Briefe thun, für jetzt erwähne ich nur, daß ich, ſelbſt an dem lieben Herrn von G**, eine Zeit lang die Erfahrung machen mußte, daß Menſchengunſt gar ungewiß und wandelbar ſey, während Gottes Treue und Gnade allein uns feſt und gewiß bleibet,

bet, in Zeit wie in Ewigkeit. Es war eben ein gar ſchlimmer Schein auf mich gefallen, zu welchem ich ſelber Veranlaſſung gegeben hatte, weil ich einem böſen Menſchen zu viel traute und hierdurch gewiſſermaſſen ein Theilnehmer oder Förderer ſeiner Bosheit geworden war. Nun aber iſt durch Gottes freundliche Führung und Vorſorge Alles wieder ausgeglichen und gut gemacht; die Familie des Herrn von G** hat mir wieder ihr ganzes voriges Vertrauen und ihre Liebe zugewendet. Ich habe aber auch noch andre Freunde hier im Lande meiner Pilgrimſchaft gefunden, die mir bereits gar große Wohlthat erwieſen haben, vor Allen den Herrn Profeſſor ** und den Fürſten ** bei deſſen Prinzen ich wohne, in deſſen Geſellſchaft ich die Vorleſungen beſuche und Alles genieße was ſonſt nur vornehme Herrn zu genießen haben. Ja, meine liebſte Mutter, Gott hat Großes an Ihrem armen Kinde gethan. Da laſſe ich nun Das, was meine frommen Eltern und mein ſeliger Herr Pfarrer Georg Schmid mich lehrten, mir niemals aus dem Sinn und Gedanken kommen, vor Allem durch Werk und That, mehr als durch Worte, die Kraft zu bezeugen, welche dem Chriſten der beſtändige Umgang mit ſeinem Gott und Herrn verleihet. Die Noth hat mich wohl recht beten gelehrt, aber meine jetzige Ehrenſtelle lehrt michs eben ſo ſehr. Wenn am Abend mein lieber Prinz ſchon lange ſchläft, da geht mir mein Herz noch über in die Gebete des Lobes und Dankens und der Fürbitte; ehe der Morgen dämmert, da bin ich längſt wieder zum Beten und Leſen in Gottes theurem, werthen Worte auf. Dann kommt auch, und zwar gewöhnlich recht zeitig, mein junger Herr zu mir, dann leſen und beten wir gemeinſam, denn das iſt der ausdrückliche Wunſch und Wille ſeines Vaters, des Herrn Fürſten, der ein gar frommer Herr iſt, welcher, wie mir mein alter Bedienter vertraut hat, jeden Morgen ſein Tagwerk mit herzlichem Gebet auf ſeinen Knieen anfängt und es am Abend ſo im Gebet beſchließt. Dann ſetzen wir uns an unſre Arbeit und ehe wir in die Vorleſungen gehen, beten wir wieder um das Licht der rechten Weisheit und Erkenntniß. So beſchließen wir dann auch den Tag, ſind aber auch zugleich heiter und munter mit einander, d[illegible] mein junger Herr iſt von gar fröhlichem Gemüth und aufgeweckten Verſtandes und ich bin ja auch gern fröhlich und vergnügt. Wenn aber zuweilen der lebhafte Prinz in ſeinen Worten oder andren Dingen Etwas übers rechte Maaß hinübergeht, da darf ich ihn nur freundlich und doch ernſtlich anſehen und er verſteht ſogleich was ich meine, denn er iſt von Kindheit an durch ſeinen Vater und ſeinen verſtorbenen frommen Lehrer in der Gottesfurcht erzogen worden. So laßt es denn Gott auch an den guten Früchten nicht fehlen, welche aus der, vor den Augen der Welt verborgenen Wurzel des Gebetes ernährt werden. Denn der hieſigen vornehmen und gebildeten Welt, mit welcher mein Prinz durch ſeinen Stand in Berührung kommt, würde die Wurzel, wenn ſie ihren Blicken ſich bloß legte, nicht gefallen, ja ſie würde ihr ſehr anſtößig und widerwärtig erſcheinen; die Früchte aber, die daraus hervorgehen: Demuth, Beſcheidenheit, liebevolles Benehmen, Reinheit in Wandel und Wort, muſterhafter Fleiß und edle Wißbegier, die gefallen überall, und wer Sinn dafür hat, der erräth wohl auch die Wurzel aus der allein ſolche gute Früchte hervorgehen können, wenn ſie von ächter Art und keine bloß auf den Schein ausgehende Sodomsapfel ſind.

Meine liebſte, theure Mutter! ich bemerke es ſelber, daß ich heute mit faſt andren Worten geſchrieben habe, als ich ſonſt an meine gute Mutter ſchrieb. Die Sprache meines Herzens iſt noch dieſelbe, Mund und Feder aber haben ſich jetzt an einen neuen Ausdruck gewöhnen müſſen. Darum füge ich auch noch eine Bitte hinzu:

Wem danke ich mein jetziges, unverdientes, äußres Glück und Wohlergehen als nächſt Gott am meiſten meiner frommen, treuen Mutter und ihrer Erziehung. Darum ſcheint es mir billig, daß meine liebe Mutter Gertrud einen kleinen Theil der äußren Ehre, welche ihrem Sohne wiederfährt, auf ſich nehme und mir erlauben wolle, daß ich Sie künftig auf ſolche Weiſe anreden dürfe, wie dies die Kinder vornehmeren Standes gegen ihre Eltern thun.

Meine theure Mutter! Sie haben mich unter, ſo wie an Ihrem liebenden Herzen getragen; ehe ich noch geboren war, haben Sie mich in täglichem Gebet mit vielen Thränen dem Herrn geweiht; dieſe Ihre Gebete haben, ſo möchte ich ſagen, noch ehe ich das irdiſche Licht ſahe, meiner Seele eine Geſtalt gegeben und ihr das rechte Verlangen nach dem ewigen Lichte wie ein Erbgut eingepflanzt. Sie haben als eine arme Wittwe, nicht bloß jeden Biſſen mit mir getheilt, ſondern Sie haben oftmals Mangel an dem Nöthigſten gelitten, nur damit ich, Ihr Sohn, das genießen ſollte, was Ihre große Liebe mir zugedacht hatte. Dies ſoll nun anders werden, und ich bitte Sie, daß Sie hinfüro von meinem großen Ueberfluß die jährliche kleine Gabe von 300 fl. annehmen möchten, wovon ich Ihnen hier den erſten Vierteljahrestheil durch eine Anweiſung auf Augsburg zuſende.

Der lieben Frau Landrichterin, wenn ſie nicht ſchon

Alles durch ihren hieſigen Herrn Bruder, den Buchhändler, erfahren hat, bitte ich von meinem jeßigen Glücksſtand zu erzählen; ich weiß, ſie wird ſich darüber freuen. Und unſer Herr, der ja für jeden Becher Waſſers, der einem Seiner Geringen in der Liebe des Glaubens gereicht war, großen Lohn verheißen hat, der wird dieſer edlen Frau hier und jenſeits das vergelten, was ſie, von meiner Kindheit an, mir gethan hat.

Nun, meine liebſte Mutter, tragen Sie mich, und vor Allem das Wohl meiner Seele, noch ferner auf Ihrem liebenden Herzen. Bitten Sie Gott, daß Er mich in der rechten Demuth und Einfalt des Herzens erhalten und mich in alle Wahrheit leiten möge. Ja, Seine Gnade und Treue mögen niemals von mir weichen; Er ſchenke meinen Augen die rechte Salbung, damit ſie erkennen, wer ich bin und was ich ohne Ihn ſeyn würde, ſo wie das, was Er iſt, und was Er mir ja gern in Zeit und Ewigkeit ſeyn und bleiben will.

Schon das bloße Andenken an meine liebe, theure Mutter, der ich im Geiſt die Hand viel tauſendmal küſſe, erquickt meine Seele wie ein Balſam, was wird erſt das fröhliche Wiederſehen thun, das uns hoffentlich noch in unſren Lebenstagen erwartet. — Möge ich nur bis ans Ende treu und meiner lieben, frommen Eltern werth erfunden werden. Gott erhalte und ſegne meine liebe Mutter.

Ihr ewig dankbarer Sohn

Friedreich Lambert.

Zwar läßt uns der vorſtehende Brief, ſo wie manch andrer ſeiner Art, zunächſt nur die Wurzel ſehen, aus welchem die damalige Lebensgeſchichte unſres Lambert hervorſproßte, indeß erſchien auch ſein äußeres Leben und Wirken eben ſo, wie jenes des jungen, edlen Prinzen, in deſſen Geſellſchaft er war, ſo einfach und wenig abwechslend, daß ſich daſſelbe mit wenig Federzügen beſchreiben läſſet. Der Prinz, ſo wie ſein Begleiter, leuchteten allen damaligen Studirenden der Univerſität durch ihren Fleiß, ſo wie durch ihren muſterhaften Wandel, vor; namentlich glänzte der lebhafte Prinz durch die Gaben ſeines vielſeitig gebildeten Geiſtes in jedem der Kreiſe, welche er betrat. Mochte es dann immer ſeyn, daß Manche den jungen Fürſten, der an vielen Vergnügungen ſeiner Standesgenoſſen keinen Theil nahm, einen Sonderling, Etliche ſeinen Begleiter einen Pedanten und Finſterling nannten, wußte doch der Vater des Prinzen, und mit ihm noch mancher andre gleichgeſinnte Mann, das zu würdigen und deſſen ſich zu freuen, was hier zum künftigen Heil für Tauſende der Unterthanen ausgeſäet wurde und ſo frühe aufzukeimen begann. Der edle Fürſt ſchien ſich in ſeiner großmüthigen Dankbarkeit gegen Lambert ſelber nicht genug thun zu können, er fügte eine Gnadenbezeugung zu der andren, und auch der kleinſten dieſer Art gab die Weiſe, in der ſie ſich kund machte, einen vielfach erhöhten Werth.

Mit ſeinen alten Wohlthätern und Freunden: mit dem wackren Landsmanne, dem Buchhändler, mit dem trefflichen Lehrer, deſſen Unterricht und Umgang auf ihn und den Prinzen ſo belebend wirkten, ſo wie mit Herrn von G** und ſeiner Familie, unterhielt Lambert noch fortwährend das alte Verhältniß der dankbaren Ergebenheit, obgleich ſein jetziger Beruf den Umgang mit jenen Freunden beſchränkte und ſeltner machte. Der Sohn des Herrn von G** war in einem der nächſten Jahre auch auf die Univerſität gekommen, ſeitdem brachte die Familie einen großen Theil des Jahres in Leipzig zu. Der

Fürſt kannte und ſchätzte die edle von G**ſche Familie; der junge von G** zeigte ſich durch Fleiß und Betragen ſeiner Eltern, ſo wie ihrer muſterhaften Erziehung, würdig, darum geſchahe es nach dem Wunſche des Fürſten, daß ſein Prinz mit jenem jungen Herrn einen näheren Umgang unterhielt, und daß derſelbe auch öfters den Einladungen in das von G**ſche Haus folgte. Bei dieſen Gelegenheiten durfte denn auch Lambert niemals fehlen, der ſich ohnehin der Leitung des Sohnes ſeines Wohlthäters mit großer Liebe und Treue annahm, und von der ganzen Familie wie ein Hausfreund behandelt wurde.

Aber auch diesmal ſollte das ſchöne Verhältniß nur kurze Zeit dauern; es wurde durch ein noch viel beklagenswertheres Ereigniß unterbrochen als das erſte Mal.

Herr von G** hatte ſchon ſeit längerer Zeit gekränkelt; der letzte Beſuch des Karlsbades, den er zu ſeiner Stärkung unternahm, war ohne den erwarteten, heilſamen Erfolg geblieben; er kam faſt kränker zu ſeiner Familie zurück, als er von derſelben abgereiſt war. Die beſſere ärztliche Hülfe, welche da zu erwarten ſchien, beſtimmte ihn und die Seinigen, ſchon gegen Ende des Sommers in die Stadt zu ziehen; doch war alle Mühe der Aerzte vergebens, der treffliche Mann gieng täglich mehr ſeiner Auflöſung entgegen. Es bewährte ſich an ihm bis ans Ende, welcher feſte Ankergrund der Glaube des Chriſten ſey; die Stürme des Todeskampfes konnten den innern Frieden nicht trüben, in welchem er einen großen Theil ſeines Lebens gelebt hatte, und in welchem er zuletzt entſchlief. Lambert beſuchte den werthen Wohlthäter öfters an ſeinem Krankenbett, und ward von dieſem immer ſehr gern geſehen. Eines Tages ergriff der Kranke die Hand des Jünglinges und drückte ſie zärtlich. „Wenn Sie, ſagte er, einmal die gute Mutter Gertrud wieder ſehen, dann bringen Sie ihr in meinem Namen dieſen Händedruck. Sagen Sie ihr, daß ich noch in der Ewigkeit dankbar, und mit Lob und Preis meines Gottes jener leiblichen ſo wie vor Allem jener geiſtigen Krankenpflege gedenken werde, die mir im Hauſe des armen Schullehrer Lambert wiederfahren iſt. Sie war nicht vergebens, jene Krankenpflege. Der Zuſpruch und die chriſtliche Belehrung Ihres alten, ſeligen Georg Schmid, das Beiſpiel Ihres Elternpaares, in deren ganzem Weſen ſich die kindliche Gottergebenheit, Liebe, Freudigkeit und Frieden ausſprachen, haben mich von der ſchweren Krankheit geiſtiger Starrſucht: von der Gleichgültigkeit gegen Gott und göttliche Dinge geheilt. Ich verließ neu belebt an Leib wie an Geiſt das Haus Ihrer Eltern. Und jetzt, wo zwar das Leben des Leibes als ein armes, vergängliches ſeiner Auflöſung nahet, fühle ich deutlich, weiß ich es gewiß, daß jenes innre Leben, das auf meinem Krankenlager im Lambertſchen Hauſe erwacht war, nicht mit dem leiblichen Leben zugleich abgenommen hat und ſchwächer geworden iſt, ſondern daß es vielmehr kräftiger und ſtärker geworden ſey, denn jemals. Ja erſt jetzt bewährt ſich daſſelbe recht an mir als das, was es iſt; als ein Leben aus Dem, welcher für uns den Tod und ſeine Schrecken beſiegt hat“.

Einige Tage nachher, da ſchon von Zeit zu Zeit vorübereilende Ohnmachten den ganz nahen Tod verkündeten, ließ der Sterbende, als er ſo eben etwas geſtärkt aus einem ſolchen Ohnmachtsſchlummer erwacht war, alle die Seinigen an ſein Bett treten. Auch Lambert, der in der vergangenen Nacht bei dem Kranken gewacht hatte, winkte er herbei. „Verſprecht mir es Alle, ſprach er mit ſchwacher Stimme, und gelobt mir es in meine nun bald erkaltenden Hände, daß Ihr in dieſen Tagen des immer allgemeiner werdenden Abfalles, Chriſtum den Herrn, der auch euch zur Seligkeit gemacht iſt, frei und ohne Furcht bekennen wollet durch Wort und That. Laßt euch nicht irre machen an Seiner Gottes-Majeſtät, achtet nicht den Spott und die Läſterungen des Geſchlechtes dieſer Zeit, bleibt eurem Herrn getreu bis zum Tode, und euer Lohn wird ſchon in dieſem Leben groß, noch größer aber im künftigen ſeyn. Und nun geſegne und erhalte Gott euch in Seiner Treue und Gnade, ihr Lieben Alle". Noch ein Blick der Liebe, noch einige ſanfte Athemzüge, dann ſchloß ſich das Auge zum Schlummer einer tiefen Ohnmacht, aus der es nicht mehr erwachte.

Es war, als hatte der Dahingeſchiedene durch die Kraft der Freudigkeit und des Friedens, welche in ihm war, dem Schmerz der Seinigen Ehrfurcht geboten; dieſer ſprach ſich durch kein Wort der lauten Klage, ſondern nur durch ſtille Thränen aus. Lambert, den die durchwachte Nacht am Sterbebette noch empfänglicher gemacht hatte für den Schmerz, als er es ſonſt war, fühlte ſich ſo tief bewegt, als ſey der eigne Vater ihm geſtorben; er aber auch zuerſt nahm das Wort. „Laſſen Sie uns, ſprach er, gleich in dieſer erſten Stunde deſſen eingedenk ſeyn, was wir dem ſterbenden Vater gelobten, laſſen Sie uns hier im Anblick des theuren Todten ohne gegenſeitige Scheu des Einen vor dem Andren unſre Knice beugen, vor Chriſto dem Herrn zum gemeinſamen Gebet, Ihn, den Herrn, loben und preiſen, daß er unſren Dahingeſchiednen treu bewahrt und erhalten hat bis ans Ende, und nun ſo ewig ſelig gemacht hat; Ihn bitten, daß Er auch uns ſo treu erhalten und ſelig hinaushelfen wolle aus allen Kämpfen und Gefahren des Lebens“.

Die Andren folgten Alle dem Beiſpiel des tiefbewegten Jünglinges, welchem in dieſer Stunde Worte einer Weihe in den Mund gelegt wurden, die das Herz über alles Leid, über allen Jammer der Erde erhub. — „Gott vergelte Ihnen, ſprach die Mutter, den Troſt und die Stärkung, welche Sie durch Ihr kindliches Gebet meinem Herzen brachten“. Der junge Herr von G** umarmte den Freund tief gerührt; Emilie ſahe ihn mit einem dankenden Blicke an, der tiefer zu Herzen drang, als alle Worte es vermocht hätten.

Nach dem Tode des Herrn von G**, deſſen Leichnam nach dem Gut ſeiner Väter gebracht und in dem dortigen Erbbegräbniß beigeſetzt wurde, ſchien die Verbindung zwiſchen Lambert und der von G**ſchen Familie auf immer abgebrochen zu ſeyn. Erſt viel ſpäter erfuhr es Friedreich, daß ſeine gute Mutter Gertrud, aus einer ihr unbekannten Hand, ein anſehnliches Geldgeſchenk zugeſendet bekommen hatte, bei welchem nur die Worte geſchrieben waren: der lieben, treuen Krankenpflegerin Gertrud, von einem Freunde, deſſen Wahlſpruch es iſt: „als die Sterbenden, und ſiehe wir leben“. Dieſes Geſchenk war ein Vermächtniß des Herrn von G**. Auch der junge Herr von G** verließ bald nach dem Tode ſeines Vaters die Univerſität Leipzig und gieng nach Göttingen; ein Beſuch auf dem Gut und Wittwenſitz ſeiner Mutter, wozu er den Freund Lambert mehrmalen dringend eingeladen hatte, wurde durch eine Arbeit verhindert, welche der Fürſt dieſem aufgetragen hatte. So ſchien die Hoffnung des Wiederſehens, für dieſes Leben wenigſtens, eine ſehr unſichre, denn die Zeit war nun da, in welcher auch Lambert mit ſeinem jungen Prinzen die Univerſität verlaſſen und vor der Hand mit ihm nach der Reſidenz des Fürſten ziehen ſollte.

Aber eben in jener Zeit war die ganze deutſche Nation, vor Allen die empfänglichere Jugend, von einer Bewegung ergriffen, welche zum erſten Male wieder ſeit langen Menſchenaltern unſer geſammtes, in viele Uneinheiten zerriſſenes Volk als eine mächtige Einheit erſcheinen ließ, deren Beſtimmung nur eine, große, gemeinſame iſt. Der Feind des Friedens und der beſtehenden Ordnung, Napoleon, hatte den letzten verunglückten Verſuch gewagt, die Majeſtät der alten, von Gott beſtätigten Fürſtenthrone zu zertrümmern; er hatte in Rußland, ſtatt der gehofften Eroberungen, einen weiten Todtenacker gefunden, für die Heere der Völker, die er gewaltſam mit ſich dahin riß. Während das Leichentuch des Schnees jene Tauſende der Leichname von Menſchen und Roſſen verhüllte, wagte der Ruheſtörer die letzte, offne Empörung gegen die Hand von oben, welche ihn ſchlug; er raffte in Frankreich und den näher mit ihm verbündeten Ländern ein neues Heer zuſammen, um mit ihm vor Allem das arme, ſchon tiefverwundete Deutſchland heimzuſuchen. Da erkannten die Fürſten und Helden unſres Volkes, daß die Stunde gekommen ſey, dem fremden Gräuel ein Ende zu machen; Preußen zuerſt, dann bald mit ihm das mächtige Oeſterreich, im Einverſtandniß mit andren Gegnern des Gewalthabers, erhuben das Schwert für die gerechte Sache der Völker von Europa. Zu ihren Panieren ſammleten ſich alsbald auch ungerufen durch das Gebot der Herrſcher die Männer und Jünglinge der deutſchen Völkerſchaften, denen es um das Wohl des Vaterlandes, um die Erhaltung ſeiner

Selbſtſtändigkeit ein rechter Ernſt war. Da lebte manche ſchlafende, manche bis dahin im Staub verlorene Kraft zu dem Gedanken der großen That auf; eine Begeiſtrung ſolcher Art wirkt erhebend und veredlend auf das Herz, verklärend auf den Geiſt ein, darum hat damals, im großen Kampf um die Freiheit, mancher Jüngling, der vorher der Nichtigkeit ergeben und in ſinnliche Dumpfheit verſenkt war, ſich ſelber und einen Anlauf zum höheren, beßren Leben gefunden.

In alle Stände, hohe wie niedre, gebildetere wie ungebildetere, griff die große Bewegung ein, namentlich gab es in jenen Gegenden von Deutſchland, welche zuerſt ſich zum Streit rüſteten, kaum eine Familie des hohen Adels, aus der nicht einer oder etliche der Männer und Jünglinge ſich zum Heere ſtellten. Wer hätte da mögen zurückbleiben! Auch der Prinz, deſſen Begleiter unſer Lambert war, bat ſeinen hochſinnigen Vater, welcher ſelber der treuen Schaar, die um ſeinen König war, ſich angeſchloſſen hatte, um Erlaubniß, an dem Feldzug Theil zu nehmen, und erhielt dieſelbe; mit ihm zugleich trat Lambert in den Kriegsdienſt ein.

Es würde ein vergebliches Bemühen ſeyn, von der Geſchichte des Befreiungskrieges der Jahre 1813 und 1814 etwas ſagen zu wollen, das nicht jeder Deutſche ſchon wüßte; die Thaten des Einzelnen verſchwinden da wie Tropfen im Strome, in den Thaten des ganzen Volkes und ſeiner großen Helden; wir erwähnen deshalb nur das Eine, daß von jetzt an in Lamberts Weſen eine Seite hervortrat, deren Vorhandenſeyn vielleicht mancher oberflächliche Beobachter der Menſchennatur in ihm niemals geſucht noch geahndet hätte. Es zeigte ſich auch hier, daß die gewaltigſten Kräfte nicht aus der augenfälligen, leichter beweglichen Oberfläche, ſondern aus der ſtillen, verborgnen Tiefe hervorbrechen; der ſcheinbar nur zu Werken des Friedens geſchaffene Friedreich gab ſich in allen Schlachten, ſo wie kleineren Kämpfen, an denen er Theil nahm, als ein entſchloſſener, muthiger, feſter Kriegsmann kund, welcher da, wo es galt, auch mit offenbarer Gefahr des Lebens, ein entſcheidendes Unternehmen gegen den Feind zu wagen, immer unter den Erſten war, die zu den Freiwilligen ſich ſtellten, und der außer den andren Ehrenzeichen, mit denen die Hand der Feldherren und Herrſcher ſeine Bruſt zierte, auch manche ehrende Wunde aus jenen Feldzügen davontrug. Auch der Prinz zeigte ſich des Heldengeſchlechtes würdig, aus welchem er ſtammte, ſein Muth blieb in jeder Gefahr derſelbe; dem edlen Jüngling gereichte es aber zur hohen Freude, wenn er ſahe, daß ſein treuer Lambert, den er bis dahin nur als eifrigen Gelehrten gekannt hatte, ihn ſelber und manchen eigentlichen Soldaten an wohlverdientem Ruhm der Thaten übertraf.

Von den Ereigniſſen, welche während der Kriegszeit das Schickſal der einzelnen Perſonen berührten, von denen unſre diesmalige Geſchichte handelt, heben wir hier nur einige hervor.

Der Tag der Schlacht bei Lützen, am 2ten Mai 1813, war für Lambert der Tag einer blutigen Weihe für das neue Tagwerk, das er ſich erwählt hatte. Eine Woche vorher war ihm und ſeinem Prinzen eine unerwartete Freude des Wiederſehens geworden. Auch der junge von G** hatte ſich unter den Schaaren der Freiwilligen eingefunden, hatte die Bücher und Federn der Univerſitätsſtudien mit den Waffen vertauſcht; laut jubelnd vor Freude umarmte er ſeinen Freund Lambert und begrüßte den

Prinzen, als er dieſe im neuen Gewand der Krieger erkannte. Der vergängliche Jubel der ſterblichen Bruſt ſollte bei dieſem edlen Jüngling nur zu bald in einen andren Triumphgeſang der Sieger verwandelt werden, welche den Kampfpreis der unvergänglicheren Art errungen und das Ende aller Mühen erlangt haben. Lambert ſahe am Tage der Schlacht, als das Gedräng des Kampfes am heißeſten war, den jungen Freund an ſeiner Seite fechten und fallen, da gab ſich bei ihm, dem Ueberlebenden, zum erſten Mal auf dieſem für ihn noch neuen Feld der Thaten, die Kraft jener verborgnen Wurzel kund, die er in ſeinem Brief an die Mutter Gertrud beſchrieben hatte; an der Spitze einer Schaar, welche mit ihm die Begeiſtrung theilte, durchbrach er eine Reihe der feindlichen Krieger und ihrer Feuergeſchoſſe, deren eines die Bruſt ſeines Freundes getroffen hatte.

Als der Abend kam, da fühlte er es nicht, daß er aus mehreren Wunden blutete; er eilte dahin, wo unter den Todten und Verwundeten der ſterbende Freund lag. Dieſer athmete noch, er erkannte ſeinen Lambert; um einen Trunk Waſſers bat er ihn, mit ſchwacher Stimme. Friedreich eilte, ſo ſehr ſeine Kräfte es erlaubten, den Wunſch zu erfüllen, er fand lange nicht was er ſuchte, endlich erblickte er einen Soldaten, der aus einem halb zerbrochnen Gefäß trank. Mein Freund, rief er dieſem zu, ich bitte, theile deinen Trunk mit einem Sterbenden und fordre dafür zur Vergeltung was dir gefallt. ,,Auch ohne Vergeltung'', ſagte der Soldat, ,,thue ich dies gern und bin ſchuldig es Ihnen zu thun''. Mit dieſen Worten folgte der wackre Burſche dem vorangehenden Lambert, und beide brachten den zum Tod verwundeten Freunde die letzte Erquickung. Noch einen Gruß an ſeine

Mutter und Schweſter hauchte dieſer aus, dann verſchied er.

Der edelmüthige Kriegsmann, der das Waſſer darreichte, hatte durch dieſen großen Liebesdienſt ſich ſelber noch nicht Genüge gethan. Als jetzt, da die geiſtige Spannung zu wirken aufhörte, bei Lambert die leibliche Entkräftung eintrat, führte und trug er, mit nicht geringer Anſtrengung, den faſt Ohnmächtigen zu einem Zelte hin, in welchem ärztliche Hülfe zu finden war. Der Prinz hatte ſeinen Begleiter lange vergebens geſucht, hier, unter den andren Verwundeten, entdeckte er ihn.

Es war keine der Verletzungen gefährlich; der Verluſt des Blutes wurde in einem ſo kräftig jugendlichen Körper bald erſetzt, nach wenig Tagen ſaß Lambert wieder zu Pferde. Dennoch konnte er erſt von der Lauſitz aus die traurige Pflicht erfüllen, der theuren Mutter von G** und ihrer Tochter den letzten Gruß ihres ſterbenden Sohnes und Bruders auszurichten. Er that dies mit Worten, welche mit dem Leid und den Schmerzen zugleich auch einen Troſt brachten und das Zerſchlagene aufrichteten.

Wir kommen noch einmal auf den braven Soldaten zurück, der dem jungen von G** die letzte leibliche Erquickung brachte. Lambert hatte ihn ſeit jenem Abend nicht mehr geſehen, bis derſelbe auf einmal ihm wieder als Freund und Helfer erſchien. Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden, am 27ſten Auguſt, als auf dem ſchwierigen Rückzuge dem Prinzen ſein Pferd, das von mehreren Schußwunden getroffen war, ſtürzte. Augenblicklich ſprang Lambert von dem ſeinigen, und hob den ihm theuern Jüngling, der beim Fall durch eine Quetſchung verletzt war, hinauf. Ein edler Wettſtreit begann zwiſchen den beiden, denn der nachſetzende Feind war nahe; da kam ein Soldat auf einem Pferd herbeigeſprengt, das einem feindlichen Reutersmann gehört hatte. Er war alsbald aus dem Sattel, ergriff den Lambert bei der Hand und rief: „eilen Sie, eilen Sie beide; Sie ſind Offiziere und werden ſich nicht lebend in die Hände des Feindes ergeben wollen, ich ſelber will mir ſchon durchhelfen“. Zugleich beſtürmte denn auch der Prinz ſeinen Freund, ihm zu folgen, und dieſer, dem der Gedanke, den hohen Pflegbefohlenen zu verlaſſen, unerträglich fiel, eilte mit ihm auf dem fremden Roß davon.

„Dies war“, ſagte Lambert zu ſeinem Prinzen, als beide zu dem bald wieder geſammleten Heer gekommen waren, „derſelbe edelmüthige Kriegsmann, der unſrem ſterbenden Freunde, und dann mir am Abend nach der Schlacht bei Lützen, ſo große Dienſte geleiſtet hat. Wie gern möchte ich ihn noch einmal auffinden, um ihm durch That und Wort meine Dankbarkeit zu bezeigen“.

Lambert hatte ſich diesmal das Abzeichen des Infanterie-Regimentes gemerkt, zu welchem der Soldat gehörte. Es ward ihm leicht, den Geſuchten aufzufinden, der ſich vor dem nachſetzenden Feind in ein dichtes Gebüſch gerettet und noch in derſelben Nacht bei den Seinigen eingefunden hatte. Er wollte von keinem Danke wiſſen. „Das, was ich that, ſagte er, war nichts weiter als die Abzahlung einer alten Schuld. Sie kennen mich nicht mehr, Herr Lambert, und das iſt auch ſo in der Ordnung, denn ich bin, ſeitdem Sie mich bei unſrem erſten Zuſammentreffen ſahen, nicht mehr derſelbe geblieben; bin, Gott Lob dafür ein ganz andrer Menſch geworden. Sie aber ſind der Hauptſache nach Derſelbe geblieben, der Sie waren, darum erkannte ich Sie alsbald auf dem Schlachtfeld bei Lützen. Damit Sie aber dennoch auch wiſſen, wer ich war und wer ich nun bin, ſo bekenne ich mich Ihnen als jenen böſen, betrügeriſchen Schuldner, der vor 1 Jahren Ihnen Ihre ſchönen Kleider abborgte, mit dem ſchlechten Vorſatz, Ihnen dieſelben niemals wieder zu geben. Ich erreichte bald nachher das Ziel meiner böſen Handlungen; kam auf 2 Jahre in das Zuchthaus nach Zwickau. Dort rührte Gottes Hand durch eine ſchwere Krankheit, die mich dem Tode nahe brachte, meinen Leib und zugleich mein Herz an. Ich gieng in mich, und ſobald mir dazu die Freiheit ward, ſuchte ich den Reſt der ſo ſchlecht vergeudeten Zeit und Kraft der Jugend auf eine würdigere Weiſe anzuwenden; ich ſchloß mich, im verzweifelten Kampf mit dem Feinde des Vaterlandes, an Preußens erſte, aus allen Ständen ſich verſammlende, Heldenſchaaren an. Hier lernte ich einige Männer kennen, die mich durch Wort und That zu einem ganz neuen, beſſeren Leben aufweckten. Wenn es Gottes Wille iſt, mich das Ende dieſes Krieges erleben zu laſſen, dann will ich nach Kräften das viele Unrecht, das ich Andren, vor Allen aber mir ſelber gethan habe, wieder gut zu machen ſuchen, und mein Leben zur Ehre Gottes und zum Nutz und Dienſt meiner Nebenmenſchen einrichten. Vor der Hand bitte ich auch Ihnen das Unrecht ab, das ich an Ihnen begangen habe; mir hat es Gott vergeben, darum verzeihen auch Sie mir es“.

Lambert drückte gerührt den Mann an ſeine Bruſt, der ihm ein ſo rührendes Beiſpiel der Wiederkehr einer verirrten Menſchenſeele zum Beſſeren vor Augen ſtellte. Er ſahe ihn ſeitdem noch mehrere Male und überzeugte ſich ganz von der gründlichen Sinnesändrung des vormals tiefgeſunknen, nun aber für Gott und göttliche

Dinge liebend bewegten Jünglinges. Der Vorſatz aber, den dieſer für ſein künftiges Wirken, als friedlicher Bürger, ausgeſprochen hatte, gieng nicht in Erfüllung, denn der wackre Kriegsmann blieb in der entſcheidenden Völkerſchlacht bei Leipzig.

Eben an einem der Tage, welche dem herrlichen Siege jener Schlacht vorausgiengen, trug ſich auch mit unſrem Lambert und einigen ſeiner Freunde etwas zu, das auf das weitre Lebensſchickſal des erſteren einen ſehr großen, bleibenden Einfluß hatte. Dem Streifcorps, welchem Lambert als Offizier beigeſellt war, hatte der Feldherr eine Richtung angewieſen, welche zwiſchen dem nördlichen Lauf der Mulde und zwiſchen der Saale hingieng. In dieſer Gegend hausten einzelne, durch Noth und Verzweiflung verwilderte Banden des Feindes auf eine ſehr unmenſchliche Weiſe; bei Tage verkündete der aufſteigende Rauch, bei Nacht die Flammenröthe des Himmels, bald da, bald dort, die Gräuel des Krieges. Eines Abends kam Lambert mit ſeinem kleinen Trupp der Reuter zu einem zwiſchen Gärten gelegnen Schloſſe. Wie anmuthig, wie friedlich ſtill mochte vormals dieſer Landſitz für ſeine Bewohner geweſen ſeyn; jetzt war er dieſes nicht, ſondern ein Sitz des Schreckens und der Angſt. Aus dem gewaltſam eingeſprengten Thore, aus den zertrümmerten oder geöffneten Fenſtern drang ein Geſchrei des Jammers und des Entſetzens hervor, dazwiſchen vernahm man die rauhen Töne von Soldatenſtimmen, das Gebell und Geheul der Hunde. Es war leicht zu errathen, daß eine Schaar der Feinde hier eingedrungen ſey, welche noch einmal von dem geängſteten Land einen blutigen Abſchied nehmen wollte; Lambert hieß ſeine Leute vom Pferd abſteigen, er ſelber warf die Wache, die man im Hofe fand, darnieder, bald waren die Feinde, die ſich unbeſorgt dem Plündern, ſo wie dem Verzehren der Speiſen und Getränke, welche ihnen Vorrathskammern und Keller darboten, hingegeben hatten, für immer unſchadlich gemacht oder zur Flucht, zum Theil ſelbſt durch die Fenſter der oberen Zimmer, genöthigt. Aber hiermit war der Kampf noch nicht vorüber. Lambert wußte es wohl, daß außer der Schaar, die ſich hier des Schloſſes bemächtigt hatte, noch eine andre Abtheilung der ſtreifenden Feinde in der Nähe ſey; er traf ſchnell die nöthigen Anſtalten zur Vertheidigung des Gebäudes, deſſen Thor wieder verrammelt wurde, und in deſſen Hof, ſo wie auf den Mauern des Hofes und der Garten, ein Theil ſeiner Bewaffneten den Feind erwartete, während ein andrer Theil der Reuter in einem benachbarten Luſtwald aufgeſtellt war. Nicht lange ließen die Feinde auf ſich warten; der Knall der abgefeuerten Gewehre, ſo wie der Bericht ihrer Flüchtlinge, hatte ſie herbei gezogen. Sie fanden kraftigere Abwehr, als ſie vermuthet hatten, und da jetzt auch, auf den Ruf der Trompeten, die Reuter ſich von ihrem Ort aufmachten und den Stürmenden in den Rücken kamen, war der leichte Kampf bald entſchieden.

Lambert wußte nicht, weſſen Eigenthum das Schloß ſey, zu deſſen Vertheidigung und Rettung ihn eine glückliche Fügung beſtimmt hatte. Erſt jetzt, als Stille und Sicherheit zurückgekehrt waren, wagten ſich die Beſitzer des Gebaudes aus dem Zimmer, in welchem ſie der Feind ſo hart geängſtet hatte, hervor; es waren zwei Damen in tiefer Trauer; Lambert erkannte ſie ſogleich, ſo wie jene ihn, es war die Frau von G** mit ihrer Tochter Emilie. Der Kummer, ſo wie die kürzlich ausgeſtandene Angſt, hatten das Angeſicht der Mutter wie der Tochter gebleicht; dem Jüngling war es, als begrüßte er Geſtalten der Gräber.

„In welcher Stunde, mein theurer Freund, ſprach die Mutter, hat Sie uns Gott geſendet; Sie haben uns heute mehr gerettet als das Leben, denn das arme Erdenleben allein, welchen Werth kann es für zwei vereinſamte, von Menſchentroſt verlaſſene Frauen haben, deren ſüßeſter Genuß nur noch der iſt, bei dem Grabe der theuren Vorangegangnen zu weinen".

„Wohl mir, ſagte Lambert, daß ich gewürdigt war, zu Ihrem Troſt zu erſcheinen; iſt ja Das, was ich heute that, nur eine kleine Abſchlagszahlung meiner alten Schuld, die ich mit unauslöſchlichen Zügen der Dankbarkeit gegen Sie und den theuren Vater von G** in meinem Herzen trage. Aber auch mich bewegt auf unbeſchreibliche Weiſe dieſes Zuſammentreffen mit Ihnen, das mir ſo unerwartet kam; denn ich wußte nicht, wie dieſes Schloß heiße, noch weniger ahnete ich, Sie hier als Bewohnerinnen zu finden. Auch mir geziemt es, heute mehr der Gräber als der Freuden des Lebens zu gedenken, denn ich weiß es, daß wir einer ſchweren, blutigen Völkerſchlacht nahe ſtehen, von deren Entſcheidung Alles abhängt. Möge Gott mich dieſe Tage nicht überleben laſſen, wenn ſie nicht Tage des Sieges, ſondern der Niederlage unſres Volkes werden ſollten; aber auch dann, wenn wir ſiegen, wird das Blut im Kampf um ſolchen Gewinn freudig fließen".

In ſolchen ernſten Stunden, wie jene waren, welche Lambert im Andenken an die nahe Schlacht, ſeine beiden Freundinnen im Andenken an ihre ſchon Dahingeſchiednen zubrachten, kommen die Seelen ſich näher als unter andren Umſtänden in Monaten und Jahren. „Mir ſagt es, ſprach die Mutter, ein zuverſichtliches Hoffen, daß Sie dieſe Tage der Todesgefahr überleben werden, daß Sie noch zu großen, guten Werken auf Erden beſtimmt ſind. Dann, mein Freund, gedenken Sie der beiden Leidtragenden, zu deren beſtem, kräftigſten Tröſter und Schützer Sie Gott beſtimmt zu haben ſcheint; beſuchen Sie uns wieder“. — „Ja, mein Freund, fügte Emilie hinzu, kommen Sie wieder zu uns“. Der Morgen dämmerte; Lambert, nachdem er den größeren Theil ſeiner Leute zum Schutz des Landſitzes und ſeiner Bewohnerinnen zurückgelaſſen hatte, eilte hinweg. Beim Abſchied reichte ihm die Mutter, es reichte ihm Emilie dankbar die Hand, und ihm war es, als er die Hand der theuren Jungfrau in der ſeinen hielt, als würde ihm damit die Zuſichrung eines Glückes gegeben, deſſen Beſitz er, für das Erdenleben, ſich nicht hätte träumen laſſen.

Der Sieg der Völker war errungen; faſt jedes Haus war ein Tempel geworden, in welchem freudig bewegte Menſchen durch Gebet wie durch Loblieder ihren Dank gegen den Geber des Sieges, den Herrn der Heerſchaaren, ausſprachen. Vor vielen andren ward aber der Landſitz der Frau von G**, am Tage nach der ſiegreichen Schlacht, zu einem Tempel, in welchem nur Freude, Lob und Dank ſich ausſprachen. Lambert hatte ſich in den Tagen der Schlacht gehalten als ein Mann, ihm war ehrende Anerkennung aus der Hand der gekrönten Helden jener Tage widerfahren. Mehr jedoch als durch Alles war ſein Herz durch den Gedanken erhoben, daß nun die Freiheit ſeines Vaterlandes erkämpft ſey. In ſolcher freudigen Stimmung tritt dem Jüngling gar leicht der verborgne Rath des Herzens auf die Zunge; Friedreich hatte ſich bis dahin ſelber kaum geſtanden, daß er

Emilien liebe, welche ihm ſo unerreichbar weit an Stand über ihn erhaben ſchien; heute, am Abend nach der Schlacht, vertraute er ſein Geheimniß ſelbſt einem fremden Ohre. Und der Mann, dem er das tiefe Anliegen ſeines Herzens mittheilte, deſſen Rath und Leitung er ſich dabei erbat, war kein andrer als der, von welchem damals zunächſt das künftige Lebensſchickſal unſres Lambert abzuhängen ſchien: der alte Fürſt von **. Dieſer ſelber hatte durch ſein zutrauliches Entgegenkommen den Schlüſſel zu dem Herzen des Jünglings gefunden und ihm den Mund geöffnet. Denn als jener treffliche Herr am ſpäten Abend nach der Schlacht mit ſeinem Sohne, der heute als Held ſich gezeigt hatte und aus großer Gefahr des Lebens gerettet worden war, und mit Lambert, der die Liebe und Achtung des Prinzen wie ſeines Vaters in gleichem Maaße genoß, zuſammen in einem halbzerſtörten Landhauſe ſaß, das für heute zum Nachtlager dienen ſollte, da ward ſein Herz ungewöhnlich guter Dinge, und ſein Mund ſo geſprächig, wie dies die beiden jüngeren Männer noch niemals an ihm bemerkt hatten. Er erzählte von den Schickſalen ſeiner eignen Jugend, von Dem, was er in der Heimath wie in fremden Ländern, am Hofe der Fürſten wie im Kreiſe ſeiner Unterthanen erfahren hatte. Endlich kam er auch auf die Geſchichte der beſten, der ſchönſten Jahre ſeines Lebens; er ſprach von jener Zeit, da die theure Gemahlin ſeiner Jugend, die Mutter des Prinzen, noch lebte. Ernſt und tiefergreifend ſprach er gegen ſeinen Sohn von dem Glück einer Ehe, welche in der Furcht des Herrn geſchloſſen, ein Bund der Liebe für die Ewigkeit iſt. Sein Herz wurde weich.

„Unter alle dem, was man auf Erden Glück nennen kann, ſagte er, iſt das Glück einer chriſtlichen Ehe das höchſte, das ſeligſte, ja ich möchte ſagen, es iſt ein Abglanz des Morgenlichtes jener Welt, deren Seligkeit ja ganz vorzüglich auf Liebe gegründet ſeyn wird. Ja, lieben Kinder, heute, wo ich mich als Deutſcher, der ſein Vaterland gerettet, als Unterthan, der ſeinen guten König wieder in ſeinen Herrſcherrechten beſtätigt ſieht, als Chriſt, der heute Gottes Bewahrung an ſich und ſeinem Sohne ſichtbarlich erfahren hat, ſo überaus glücklich fühle, wünſchte ich eine Gelegenheit zu haben, ein Paar von Liebenden, das ſich in frommer Weiſe liebt, dabei aber etwa an Dem oder Jenem Mangel leidet, das man zum Haushalt braucht, glücklich machen zu können, ſo glücklich, als ich es mit meiner Auguſta war. Man giebt ja ohnehin den Leuten gern, und freut ſich an ihrer Freude, aber eine höhere Freude laßt ſich doch in der Welt nicht gewahren, als die iſt, daß man eine Ehe, die im Himmel geſchloſſen und von Gottes Willen beſtätigt iſt, auf Erden ausführen und möglich machen hilft“.

Der edle Fürſt, in ſüße Erinnerungen verloren, ſchwieg einige Augenblicke, dann von neuem zu ſeiner anfänglichen heitren Laune zurückkehrend, ſagte er zu ſeinem Sohne: wie hübſch wäre das, wenn hier unſer Lambert eine Braut oder eine Liebſte, und zwar, wie man deſſen von ihm verſichert ſeyn darf, eine ſolche hätte, die ihm an Geſinnung gleich wäre. An einem guten Aemtchen, das ſeinen Mann ſammt Familie reichlich ernährte, wollten wir es ihm nicht fehlen laſſen, und ich ſelber wollte allenfalls den Vermittler und Freiersmann machen.

Der Prinz, welcher fröhlichen Sinnes auf das, was der Vater halb Scherz, halb Ernſt ſagte, eingieng, hatte die Gemüthsbewegung, welche Lambert bei der letzten Wendung des Geſpräches ergriff, kaum bemerkt; dem

Fürſten jedoch, der ein tiefer, geübter Menſchenkenner war, entgieng ſie nicht. Er beobachtete den Jüngling noch einige Augenblicke ſchweigend, dann nahm er ihn mit ſich in ein Nebenzimmer. Und hier bedurfte es nicht vieler Fragen, um das aus Lamberts offnem, unverſtellten Herzen herauszuholen, was vorhin ſchon in den Mienen des plötzlich erröthenden Angeſichts ſich verrathen hatte.

„Die Bedenklichkeit, ſagte der Fürſt, welche Sie, mein lieber Lambert, über die Verſchiedenheit des Standes zwiſchen Ihnen und der Fräulein von G** äußern, ſchlage ich gerade nicht ſehr hoch an. Denn außerdem, daß dieſe wohlverdienten Ehrenzeichen an Ihrer Bruſt, Ihnen eine Anerkennung gewähren, welche man ſonſt etwa dem angebornen Stande zugeſteht, gebe ich Ihnen auch im Voraus die Verſichrung, daß mein edler Monarch auf meine Fürbitte, und in Anſehung Ihrer Verdienſte, ſo wie aus Rückſicht auf die treffliche von G** ſche Familie, jenen Ehrenzeichen noch Etwas zufügen wird, das Sie an Stand Ihrer Geliebten gleich ſetzt. Auch wegen einer ehrenvollen Anſtellung dürfen Sie nicht beſorgt ſeyn. Ich ernenne Sie noch heute zu meinem fürſtlichen Rath und gewahre Ihnen von dieſer Stunde an mit einer guten, verhältnißmäßigen Beſoldung die Anwartſchaft auf einen Poſten, den zwar jetzt dem Namen nach noch ein alter, dem Geſchäft nicht mehr gewachſener Diener, der Geheimerath **, verſieht, der Ihnen aber, wenn Sie dem guten alten Herrn noch einige Jahre hindurch ſeine Laſt erleichtert, und ſich zu meiner Zufriedenheit benommen haben, nicht entgehen wird. Alſo, mit all dieſen Nebendingen ſind wir im Reinen, mit einer Hauptſache aber noch nicht, nämlich mit der Frage: ob wohl auch die Fräulein Emilie gegen Sie dieſelbe Geſinnung hegt, welche Sie gegen dieſelbe fühlen; denn nach Allem, was Sie mir ſo eben erzählen, muß ich ſchließen, daß es zwiſchen Ihnen noch zu gar keiner Erklärung gekommen iſt.

Auf dieſe Frage wußte Lambert freilich keine allgemein gültige Antwort zu geben; er hatte als Bürgſchaft für die gegenſeitige Neigung der ihm theuren Jungfrau nichts Andres, als ein gewiſſes innres Gefühl, das ſich keiner Selbſttäuſchung für fähig hielt, und der Fürſt hielt dieſes Gefühl eines in ſich ſelber ſo wahren, redlichen Herzens in Ehren.

„Nun wohl, ſagte er zu Lambert, ſo verſuchen Sie, und zwar gleich am morgenden Tage, Ihr Glück. Unſer Armeecorps wird wenigſtens einige Tage hier in der Nähe verweilen; ich verbürge Ihnen im Voraus den Urlaub zu Ihrer kleinen Beſuchsreiſe, die ſich ohnehin mit anderweitigen militäriſchen Aufträgen für Sie vereinen läßt; denn von den Elbgegenden her wird das Geſchäft der Verproviantirung der Armee aufs Schleunigſte einzuleiten und anzuordnen ſeyn“.

Und ſo kam denn, am Tage nach der ſiegreich beendigten Schlacht, Lambert, mit einem Herzen voll Hoffnung und zugleich voll Bangen, auf dem Landſitz der Frau von G** an. Beide, die Mutter wie die Tochter, waren über die ſo unerwartet ſchnelle Wiederholung des erwünſchten Beſuches herzlich erfreut. Es war, als regte ſich in dem fein und zartfühlenden Herzen des Fräuleins eine Ahnung Deſſen, was dieſer Beſuch bedeute; ſie erröthete mehrmalen, wenn Lambert mit jenen Blicken ſie betrachtete, die heute ganz andre waren, als ſeine früheren geweſen, und dennoch ſuchte ſie ſelber dieſe Blicke wieder auf, als wollte ſie ihnen etwas abfragen, was ſie gern vernahm. Auch die Mutter ſchien etwas befangen, die Unterhaltung ſtockte von Zeit zu Zeit. Endlich verließ Emilie das Zimmer, um einige Vorbereitungen für den Tiſch zu treffen, Lambert war mit der Frau von G** allein. Dieſe Dame hatte ihn, wie wir ſchon früher erwähnten, gleich von der erſten Bekanntſchaft an durch mehrere Züge ihres Weſens an die theure Mutter Gertrud erinnert, und ſo oft er ſie wieder ſahe, fiel ihm dieſe, vielleicht mehr von innen als von auſſen kommende, Aehnlichkeit auf. Vor allem war dies heute der Fall. Lambert meinte, er dürfe mit Frau von G** einmal eben ſo kindlich offen reden, wie mit Mutter Gertrud; er erzählte zuerſt, was am geſtrigen Abend der edle Fürſt für ihn gethan und ausgeſprochen habe, dann, ohne ſichs ſelber zu verſehen, kam er auf das zu reden, was dem guten Herrn zu jener Gnadenbezeugung veranlaſſt hatte, und halb ſtotternd bekannte er der guten Mutter das ganze Geheimniß ſeines liebenden Herzens.

Die Mutter vernahm es mit tiefer Bewegung. Einen lieberen Sohn, ſagte ſie, konnte mir Gott nicht zuführen, als Sie mir ſind und ſeyn werden; ohne daß ich mir früher die Möglichkeit davon denken konnte, ſprach ich, ſeitdem ich Sie näher kennen lernte, in der Tiefe meines Herzens oft den Wunſch aus, daß Gott meiner Emilie einen ſolchen Lebensgefährten ſchenken möge, als Sie dieß einem Weibe ſeyn könnten. Vor Allem bei Ihrem letzten, ſo unerwarteten Beſuch, der uns aus den Händen barbariſcher Krieger rettete, ſeufzte ich im Stillen auf: gieb doch, o Gott, uns Verlaſſenen einen ſolchen Schützer, einen ſolchen Sohn und Mann, wie hier dieſer iſt. Nun, dieſer Wunſch, dieſes Gebet ſollen jetzt in Erfüllung gehen, denn daß auch in dem frommen, ſich ſelbſt noch kaum verſtehenden Herzen meines Kindes eine Neigung zu Ihnen wohnt, das glaube ich ſchon längſt errathen zu haben.

Indeß war Emilie wieder ins Zimmer hereingetreten. Die Mutter trocknete ſich ihre Thränen und ſahe die Tochter lächelnd an. „Weißt du wohl, mein Kind, fragte ſie, in welcher Abſicht Herr von Lambert heute ſchon wieder zu uns gekommen iſt?“ „Wie ſollte ich das wiſſen können?“ erwiederte das Fräulein mit hohem Erröthen und leiſer Stimme. — „Nun, ſo ſprach die Mutter, dann will ich dirs ſagen, er ſieht ſich hier bei uns nach einer lieben Braut um“. — Verlegen, zum Boden blickend, ſtand das Mädchen da; die Mutter aber, jetzt mit ernſterem Tone, fragte die Tochter: glaubſt du hier, vor Gottes Angeſicht, es verſichern zu können, daß du dieſen edlen Mann, der um dein Herz und um deine Hand wirbt, von ganzen Herzen, wie dein eignes Leben, wirſt lieben und ſeiner guten Leitung treu ergeben und gehorſam ſeyn können bis ans Ende? Mit lauterer Stimme ſprach Emilie das Ja aus und legte ihre Hand in die dargebotene Hand des Jünglinges. Die Mutter, mit beiden Händen die Häupter ihrer Kinder berührend, ſprach ihren Segen über das Bündniß aus, dann aber bat ſie Lambert, er möge, durch ein Wort der gemeinſamen Erhebung, dieſer Stunde eine ähnliche Weihe geben, als jener andren, welche ſie am Sterbebett des ſeligen Vaters gefeiert hatten. In dieſen Augenblicken war es der Mutter und ihren Kindern, als freueten ſich mit ihnen zugleich in unmittelbarer, wenn auch dem Auge verborgener Nähe, die ſelig Vorangegangenen, und als ſprächen auch ſie ihr Ja und Amen zu dem im Himmel geſchloſſenen Bunde.

Die Geſchichte unſres Studenten Friedrich, oder ſpäteren Regierungsrathes von Lambert, wäre eigentlich hier zu dem Ende gekommen, bis zu welchem es unſre Abſicht war, ſie fortzuführen. Dennoch erwähnen wir noch mit wenig Worten, daß derſelbe ſeine ſo ehrenvoll betretne militäriſche Laufbahn noch bis zur Einnahme von Paris durch die Alliirten fortſetzte, und daß ihm auf dem Rückmarſch der Armee, als er für einige Zeit Urlaub von derſelben nahm, die unausſprechliche Seligkeit eines Wiederſehens ſeiner lieben Mutter Gertrud bereitet war. Bald hernach trat er ſein Amt in dem Miniſterium ſeines guten, väterlich geſinnten Fürſten an und holte die theure Braut heim. Mutter Gertrud war auch bei der Hochzeit. Wie hätten aber ſolche Kinder zu leben vermocht, ohne die Nähe ihrer lieben Mütter; Frau von G** richtete es ſo ein, daß ſie den größeſten Theil des Jahres bei ihren Kindern leben konnte, Mutter Gertrud aber blieb ganz bei ihrem lieben Friedrich, und war noch lange Zeit ein erbauliches Vorbild ihrer Kinder; eine fromme, treue Pflegerin ihrer Enkel.

Die Schatzgräber.

Die Nacht war ſtürmiſch, das Meer tobte laut zwiſchen den Felſenſtücken des Ufers, der abnehmende Mond warf von Zeit zu Zeit einen Strahl durch das zerriſſene Gewölk herab auf die Denkſteine des Todtenackers, auf welchem zwei türkiſch gekleidete Männer umhergiengen. „Hier ſind wir fürs Erſte ſicher“, ſprach der Aeltere der beiden zu ſeinem jüngeren Begleiter, „denn dieſer Theil des Ufers dient zum Begräbniß der an der Peſt Verſtorbenen, und dort bei jenen Bäumen ſind die Hütten der Ausſätzigen, deren Nähe jeder Lebende mit ängſtlicher Scheu vermeidet. Hier hat kein Menſch unſre gefahrvolle Landung an der Inſel bemerkt, und morgen, wenn unſre durchnaßten Kleider getrocknet ſind, miſchen wir uns ungeſcheut, wie ihres Gleichen, unter die Türken, mit deren Sprache und Sitte ich faſt ſo vertraut bin, wie mit der unſrer Flamänder oder meiner Malteſer“.

Ihnen freilich, ſagte der Jüngere, darf es bei ſolcher Gelegenheit nicht bang ſeyn; man wird Ihnen den Franken ſchwerlich anmerken; wie aber ſoll es mir ergehen, der ich kaum ein Wort Türkiſch verſtehe und überhaupt, außer der franzöſiſchen Mutterſprache und der Italieniſchen, keiner anderen lebenden Sprache mächtig bin?

Laß dich das nicht bekümmern, lieber Neffe, ſagte der Andre. Nach einem Sprüchwort der Türken, deſſen

Sinn unter gewiſſen Umſtänden gar kein unebener iſt, gleicht ein verſtändiges Reden einem ſilbernen Becher, der kühlendes Waſſer enthält; verſtändiges Schweigen aber, zur rechten Zeit, iſt einem goldnen Gefäß vergleichbar, in welchem Balſam verſchloſſen iſt. Uebe du nur ein beſtändiges Schweigen, mit ernſthafter Miene; laß deinen Mund ſtatt der Worte den Dampf des Tabaks aushauchen, ich aber will für dich reden und handeln.

Wie aber, ſprach der Andre, wenn es einmal mein Loos wäre, ohne Sie in die Mitte der Türken zu gerathen?

Dann wüßte ich dir keinen beßren Rath, ſprach der Oheim, als du ſtellteſt dich wie ein Taubſtummer, was du ja wirklich einigermaßen in Beziehung auf die Türken biſt, und ſprächſt mit Ihnen in der Sprache der Zeichen, in der ſich, wenigſtens über Hunger und Durſt, mit jedem Volk der Erde reden läßt. Ohnehin iſt unſre diesmalige Fahrt abentheuerlich und ſeltſam genug. Ich dachte darüber nach, als wir heute Nacht im Boot unſres griechiſchen Kapitäns die tollkühne Fahrt durch die ſchäumenden Wogen hieher an die Küſte machten; ein Wagſtück, das uns ſchlecht bekommen ſeyn ſollte, wenn der Gubulos nicht ein ſo gar vortrefflicher Seemann, und er wie ſeine Leute hier in dieſer Gegend mit jeder Felſenklippe ſo bekannt wären. Biſt du nicht ein alter Narr, dachte ich, daß du noch in deinem 62ſten Jahre dich aus Liebe zu deiner Schweſter Sohn verlocken läſſeſt, mit ihm auf die Inſel Rhodos zu gehen, um da einen Familienſchatz zu erheben, der, wenn er anders noch zu finden wäre, ſeit faſt 300 Jahren in eiſerner Truhe verwahrt, unter den Mauern eines vormaligen Gartens vergraben liegt. Ein Schatz, der freilich, nach der ſchriftlichen Angabe, die wir beide aus unſrem Familienarchiv kennen, groß genug wäre, um dich und deine Mutter ſo reich zu machen, als ihrs euch wünſchen mögt, der uns aber auch beiden leichtlich mehr koſten kann, als er werth iſt. Denn ohnehin kann es kein argwöhniſcheres Volk gegen die wahren ſo wie gegen die eingebildeten Schatzgräber geben, als die Türken ſind. Jedem Fremden, vornämlich wenn er ein Franke iſt, halten ſie, und wenn er nur in ein altes Gemäuer hineinblickt, noch mehr aber, wenn er gar darinnen gräbt, für Einen, der nach Geld und Geldeswerth ſucht, und welcher das hinwegnimmt, was ihrem Bedünken nach niemand Andrem als ihnen, den rechtgläubigen Landesbewohnern, zugehört. Vor Andren ſind die hieſigen Türken von jenem Argwohn heimgeſucht, denn ſie erzahlen ſich tauſend Mährchen von den Schätzen und Talismanen, welche die Ritter des vormaligen Rhodiſerordens, vor ihrem Abzug von der Inſel, hier vergraben haben ſollten, auch von Höhlen, in denen giftige Drachen wohnen und ein Aushauch der Peſtilenz über die ganze Inſel ſich ausbreiten würde, wenn die böswilligen Chriſten des Abendlandes, welche den Ort der Höhlen aus ihren Büchern wiſſen, einmal Gelegenheit fänden, ſich in die Mitte der Inſel einzuſchleichen und da die ſteinernen Deckel aufzuthun, welche auf den Mundlöchern der Drachenhöhlen liegen. Du ſiehſt daraus, daß ſchon Das ſein Bedenken hat, wenn ſich ein Chriſt ins Innre der Inſel wagt, ſollten nun vollends gar die Türken die wahre Abſicht unſrer Wandrung merken, ſollten ſie jemals das ahnen können, daß ich ein vermummter Malteſerritter bin, dann ſtehe ich dir keine Stunde für die Sicherheit unſrer Halſe.

Aber geſetzt nun auch wirklich, wir kämen ganz unbemerkt und unverdächtigt hinan ins Gebirge, in die

Gegend der alten Stadt Lindos; geſetzt, wir fänden den Landſitz unſres uralten Vorfahren, ich weiß ſelbſt nicht aus welchem Glied, ganz richtig auf, alle Zeichen: beim Brunnen, beim ſchwärzlichen Felſen, bei der Mauer aus alten Marmortrümmern, träfen ein, wir arbeiteten die verdeckenden Steine hinweg, wie wäre es dann, wenn wir ſtatt des Schatzes nur ein leeres Loch anträfen, worin allenfalls einmal eine eiſerne Truhe geſtanden ſeyn könnte? Und iſt denn das ſo unwahrſcheinlich? — Unſer alter höchſtſeliger Vorfahr Clemens, der im Jahr 1521 den Schatz bei ſeinem Landhaus, das er nie wieder zu ſehen bekam, vergrub und dann hinein in die für unüberwindlich feſt gehaltne Stadt zog, hat als tapfrer Vertheidiger der Mauern gegen die Türken ſeinen Tod gefunden; ſeine Papiere, worinnen der Bergungsort des Schatzes beſchrieben war, wurden durch einen ſeiner Freunde, der dem Ritterorden zugehörte, beim Abzug von der Inſel mitgenommen und kamen mehrere Jahre nachher in den Beſitz unſrer Familie; wie manches Auge kann in der Zwiſchenzeit die Papiere geleſen, wie manche Hand ſie copirt und hierdurch andren Händen vorgearbeitet haben, welche das Neſt vielleicht ſchon vor mehr als einem Jahrhundert ausnahmen.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind wir aber nicht einmal die erſten aus unſrer Familie, welche das Abentheuer beſtehen. Ich weiß michs noch recht gut zu erinnern, obgleich ich damals erſt zehn Jahre alt war, habe es dann auch oft von meiner Mutter erzählen hören, wie vor etwas länger als funfzig Jahren ein Vetter von mir, mit Namen Philipp, ein Menſch voller Phantaſieen und wunderlicher Einfälle, wie du es biſt, dabei ein vortrefflicher Muſikus, ſich mit einer genauen Abſchrift unſrer

Familienpapiere aufgemacht hat, um den Schatz zu heben. Er war damals kaum 18 Jahre alt, ſeine eignen Eltern waren geſtorben, und von ſeinen Verwandten, meinen Eltern, ließ er ſich nichts einreden; die ganze Summe, die er als Reiſegeld mitnahm, denn meine Eltern waren nicht in den Umſtänden, ihm viel zu geben, mag ſich etwa auf 3 bis 4 Louisdor belaufen haben. Aber er nahm zugleich einige muſikaliſche Inſtrumente mit, auf denen er Meiſter war, und hat ſich wirklich als Muſikus nicht nur nach Smyrna und Conſtantinopel, ſondern, als er das Türkiſche recht innen hatte, auch hieher auf die Inſel Rhodos fortgeholfen, von wo aus er noch einige Zeilen an meine Eltern ſchrieb. Was aber hier weiter aus ihm geworden ſey, ob er lebendig bis zum Schatz gekommen, oder erſt nachher, nachdem er das Geld aufgefunden hatte, von den Türken todt geſchlagen worden iſt, davon hat man nie Etwas erfahren können. Denn auch ihm, ſo wie uns, konnte oder könnte das begegnen, daß man ſchon mit dem Gold in der Hand oder im Sack, ſein Wagſtück noch mit dem Leben bezahlen müßte. Wenigſtens halte ich das für ungemein ſchwer, wo nicht gar für unmöglich, eine Maſſe Geldes, die der Beſchreibung nach mehr als einen Centner wiegen müßte, unbemerkt und ungehindert von der abgelegnen Gegend bei den Ruinen von Lindos hieher in die Gegend des Hafens zu ſchleppen, wo uns nach etwa 6 oder 8 Wochen, bei ſeiner Rückkehr aus Alexandria, unſer redlicher Freund, der griechiſche Kapitän, erwarten und in ſein Schiff aufnehmen will. Dies Alles, was ich da eben ſagte, ſind Bedenklichkeiten, die mir freilich ſchon manchmal auf dieſer Reiſe, vor allem aber in der vergangenen, gefahrvollen Nacht durch den Kopf giengen.

Doch

Doch ich nenne die Nacht eine vergangene, und ſie iſt dies nicht, denn es mag noch länger als drei Stunden bis auf den Morgen ſeyn. Mit dir iſt ohnehin kein vernünftiges Wort zu reden, denn dein Kopf ſteckt ſo feſt voll Träume und phantaſtiſcher Pläne, daß kein anderer Gedanke mehr hineingeht; ich habe dir all meine Bedenklichkeiten ſchon mehr denn zehnmal vorgeſagt. Und wer iſt am Ende bei all ſolchen Geſprächen und Wortſtreitereien der Sieger geblieben? Mein Herr Neffe, der mit ſeinen lebhaften Phantaſieen ſelbſt ſeinen alten Oheim angeſteckt hat, welcher nun einmal in ſeiner Schweſter Sohn ſo vernarrt iſt, daß er ihm, dem einzigen und letzten Sprößling der Familie, keine Bitte abſchlagen konnte, und der, ich will dies nur aufrichtig von mir geſtehen, noch jetzt in ſeinen alten Tagen nur einen gar zu großen Zug zu abentheuerlichen Unternehmungen hat. In dieſem Augenblick lähmt die Ermattung und Schläfrigkeit die Schwingen meines Unternehmungsgeiſtes; ich will mir hier ein Bette über den Betten der Langſchläfer ſuchen, welche da unter den Steinen liegen.

Charles, ſo hieß der ältere der beiden Fremdlinge mit ſeinem Vornamen, machte ſogleich Anſtalt, ſeinen Vorſatz auszuführen; neben einem der Gräber ſtreckte er ſich in das dürre Gras und nach wenig Augenblicken war er feſt entſchlafen.

Seinen jüngeren Begleiter, den wir bei ſeinem Vornamen Robert nennen, ſuchte der Schlaf nicht ſo leicht heim. Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er ſich unter ſolcher Umgebung ſahe. Er hatte früher noch niemals das Haus ſeiner Mutter verlaſſen, die ihn, den einzigen Sohn, wie einen Augapfel gehütet und gepflegt hatte, und welche vergangen wäre in ihren Sorgen, wenn ſie gewußt hätte, daß ihr Robert, den ſie nun in voller Sicherheit auf Malta, bei ihrem Bruder, wußte, auf ſo gefahrvolles Unternehmen ausgegangen ſey. Der feiner gebildete Jüngling hatte ſchon auf der bisherigen Reiſe Manches von der kriegeriſchen Rauhheit ſeines übrigens von Gemüth trefflichen Oheims zu leiden gehabt, jetzt hatte dieſer, der mit allen Schreckniſſen der Elemente, mit allen Geſtalten des Todes wohl vertraut war, ihn hierher auf einen Leichenacker der Peſtbefallenen, in die Nähe der Hütten der Ausſätzigen geführt, und ihn da mit allen Gefühlen ſeiner von Eckel empörten Natur allein gelaſſen.

„Das halte ich nicht aus, ſagte mit halblauter Stimme der Jungling. An meinen Kleidern iſt kein trockner Faden; ſind wir doch mehrere Stunden lang in unſrem Boote, wie in einem beſtändigen kalten Bade der über uns her ſchaumenden Wogen geſeſſen, und faſt 8 Tage lang habe ich an der Seekrankheit gelitten. Mich durchſchauert, bis ins innerſte Mark hinein, der Fieberfroſt, und hier, bei dem furchtbaren Leichengeruch, der dieſen Gräbern entſteigt, wird ſich mein Fieber nach wenig Stunden zu einem Peſtanfall ſteigern, dem ich vielleicht, noch ehe mir die Sonne zum zweiten Mal aufgeht, unterliege. Meine arme, liebe Mutter, um Ihretwillen, das weiß mein Gott, um die Sorgen Ihres Alters zu erleichtern, habe ich dieſe Reiſe nach dem Familienſchatz auf Rhodus unternommen, eine Reiſe, welche von früheſter Kindheit an mein Lieblingstraum, bei Tag wie bei Nacht, war, aber ſtatt der Kammer des Schatzes wird nun Ihr Sohn, die einzige Freude Ihres Alters, für ſein eignes Gebein ein Kämmerlein hier unter der Erde, bei den Verpeſteten, finden“.

Die lebhafte Einbildungskraft des Jünglinges, der durch die Leiden des ungewohnten Seelebens, welche er in den letzten Tagen erduldet hatte, noch reizbarer geworden war, erhöhte die peinlichen Gefühle, die wohl auch ein ganz Geſunder in ähnlicher Lage empfunden haben würde. Der Sturm hatte ſich wieder ſtärker erhoben, das Meer brauſte furchtbar gegen die Felſen, da hörte man, ganz in der Nähe des Ufers, das Abfeuern einer Kanone. „Das iſt ein Rothſignal“, ſagte Charles, der von ſeinem Schlafe auffuhr; „ein Schiff iſt hier in der Nähe geſcheitert“. „Es wird doch nicht das Schiff unſres wackren, griechiſchen Kapitäns ſeyn?“ fragte Robert, den der Schreck und das Mitleid ſein Uebelbefinden auf einige Zeit vergeſſen ließen. „Darum hab keine Sorge“, antwortete Charles. Unſer Kapitän iſt ein viel zu guter, vorſichtiger Seemann, dabei viel zu bekannt mit dieſem Meere, als daß er die Richtung gegen Symi, die ſein Schiff, beflügelt vom Sturmwind, nahm, als er uns im Boot ausſetzte, ſollte verlaſſen haben; die Griechen ſind halbe Schwimmvögel, denen das Meer ſo leicht nichts anhaben kann; deſto ungeſchickter und unvorſichtiger ſind aber in der Regel die Türken, und ich müßte mich ſehr irren, wenn das Schiff, das ſo eben den Rothruf hören ließ, kein türkiſches wäre. Indeß ſey das, wie es wolle, Türk oder Chriſt, ich vormaliger Seemann kann da nicht müſſig bleiben, ich muß meine alten Knochen zur Hülfe der Bedrängten in Bewegung ſetzen“.

Mit dieſen Worten eilte Charles der Gegend des Ufers zu, in deren Nähe der Kanonenſchuß war vernommen worden. Er fand hier ein Fiſcherboot, das einigen Türken gehörte, welche allerdings nicht abgeneigt ſchienen, dem nothleidenden Schiffe, deſſen Wrack jetzt in der Morgenbämmerung ſichtbar wurde, zu Hülfe zu kommen, dabei aber weder das Geſchick, noch die rechte Entſchloſſenheit beſaßen, ſich in die gräulichen Waſſerwogen hinaus zu wagen. Charles ſprang hinein in das Fahrzeug, ergriff das Steuerruder, und mit donnernder Stimme, als ob er der befehlende Herr ſey, gebot er den Türken in ihrer Sprache, die Ruder zu ergreifen und zum Schiffe hinzufahren.

Iſt nur ein rechtes kräftiges Haupt da, welches zur Bewegung antreibt und dieſe leitet, die Glieder werden es dann nicht an ihrer Mitwirkung fehlen laſſen; Charles, der früher viele Jahre lang zur See gedient hatte, ſteuerte das Fahrzeug ſo geſchickt durch die Klippen hindurch, daß es unverſehrt zu ſeinem Ziele gelangte. Er hatte ſich nicht geirrt, das geſcheiterte Schiff war ein türkiſches; die darauf fahrenden Menſchen, der Zahl nach etwa 10, hiengen an dem zertrümmerten Wrack, das mit jedem Wellenſchlag der Auflöſung und dem Untergang näher kam. Als ſie das Boot ſahen, wollten Alle zugleich, die Starkeren zuerſt, in daſſelbe hineinſpringen; Charles aber ſtieß das Boot wieder ab und betheuerte den Türken, daß er ſie ohne alle Hülfe laſſen werde, wenn ſie nicht der Ordnung, bei welcher allein Rettung möglich, ſich fügten; nur 12 oder 11 vermöge das Boot auf einmal zu führen, zuerſt ſollten die Frauen, die Kinder und Greiſe, dann die Andren aufgenommen werden. Um ſeinen Worten mehr Nachdruck zu geben, hielt er das ſcharfe, harpunenartige Werkzeug, das im Fiſcherboot lag, empor, und drohete Jeden damit zu durchbohren, der die Ordnung verletze.

Das Machtgebot des muthigen Mannes wirkte; einige Frauen, Kinder und Alte wurden zuerſt ans Ufer gebracht; die Rettungsfahrt gelang zum zweiten und dritten Mal; mit den Menſchen zugleich war ſelbſt ein Theil des koſtbareren Eigenthumes der Schiffbrüchigen in Sicherheit gebracht worden.

Es war jetzt heller Morgen. Mehrere Türken aus der benachbarten Stadt und aus den Hütten am Ufer, hatten ſich um das Boot und um die Geretteten verſammlet, ſie zündeten ein Feuer an und brachten mitleidig allerhand Speiſen und Getränke, ſo wie auch Kleidungsſtücke herbei. Zwar, an eine beſondre Aeußerung der Dankbarkeit war nicht, am wenigſten aber an einen Lohn in Geld zu denken, welcher etwa dem Charles zu Theil geworden wäre, denn der Türke betrachtet die Rettung der Schiffbrüchigen und ihre Verpflegung als eine Pflicht, die ſich von ſelber verſteht; wohl aber lud einer der alten Türken, der von vornehmerem Stand ſchien, den muthigen Charles zu der Mahlzeit ein, die ihm, reichlicher als den Andren, war gebracht worden. „Gelobt ſey Gott, ſagte er, daß er dir Muth und Kraft gegeben hat, zu unſrem Schiff zu kommen, was keine leichte Sache war“.

Unter dem verſammleten Volk hatte ſich auch Robert eingefunden; er ſtund da bleich und matt, und dennoch in ſeinem Herzen erleichtert; denn ſchon das helle Tageslicht, noch mehr der Anblick und die Nähe der Menſchen, hatte ſeine bangen Sorgen verſcheucht und ihm wieder Gedanken des Lebens, ſtatt jener des Todes, eingegeben. Charles, mit der gaſtfreien Sitte der Türken wohlvertraut, winkte ihm, und lud ihn, der Verabredung nach durch Zeichen, zur Theilnahme an der Mahlzeit des alten Türken ein, welcher ſogleich dem neuen Gaſt einen Ehrenplatz einräumte. Zum erſten Mal ſeit mehreren Tagen genoß der Jüngling wieder etwas Speiſe und fühlte mit der Lebenskraft des Leibes zugleich auch den Lebensmuth geſtarkt.

Zur Familie des alten Türken, der, wie dies Charles erfragt hatte, auf Candia anſäßig und jetzt auf der Rückreiſe dahin begriffen war, gehörte eine Frau, deren dichte Verſchleierung weder auf das Lebensalter, noch auf die Geſichtsbildung einen Schluß zu machen geſtattete, und außer ihr drei kleine Kinder, denen als Aufſeherin ein Mädchen von etwa 18 Jahren beigeſellt war, dem man an Kleidung wie an der Form des ſchönen Angeſichtes die griechiſche Herkunft gar leicht anmerken konnte. Ein tiefer Kummer ſprach ſich in ihren Mienen aus; ſie ſchien kaum zu bemerken, was um ſie her vorgieng; die dargebotnen Speiſen berührte ſie nicht. Es war damals eben ein ernſtlicher Krieg der Türken gegen die griechiſchen Bewohner einiger aſiatiſchen Inſeln und Küſtengegenden ausgebrochen, weil zuerſt einige, dann viele von dieſen gegen die Barbarei ihrer Unterdrücker Gewalt gebraucht hatten, und dieſer Krieg war zuletzt in ein furchtbares Gemetzel auch vieler friedlichen und ſtillen Bewohner der Inſeln und des Feſtlandes übergegangen.

Wo haſt du dieſe Sclavin hergebracht, fragte Charles den alten Türken. — Aus Chios, antwortete dieſer. Ich kaufte ſie dort um ziemlich hohen Preis mit noch einer Andren, welche mir auf dem Schiffe ſtarb. Und auch mit dieſer hier, fürchte ich, geht mirs bald auf gleiche Weiſe; ſie ißt nicht, ſie trinkt nicht; bei Nacht, ſtatt zu ſchlafen, weint ſie, bei Tage ſtarrt ſie, wie eine Wahnſinnige, vor ſich hin. Ich bin noch ſelten glücklich geweſen mit weißen, am wenigſten mit griechiſchen Sklavinnen, mit den ſchwarzen hatte ich niemals Noth.

Beim Allah, ſprach Charles, das Mädchen iſt ſchön;

wie hoch würdeſt du es im Preis anſchlagen? — Um vierzig Zechinen, ſagte der Türk, kaufte ich ſie, um fünfzig würde ich ſie verkaufen, denn das iſt ſie werth.

In tiefes Nachſinnen verloren, ſaß Charles da; er betrachtete die Jungfrau mit inniger Theilnahme; der Ausdruck des tiefen Kummers in ihrem Angeſicht zerriß ihm das Herz. Der alte Türk war indeß aufgeſtanden, und in Begleitung einiger Türken aus der Stadt nach dieſer hingegangen, ihm folgten ſeine Frau mit den Kindern und der Sklavin. Charles ſahe ihnen lange nach, dann winkte er dem Neffen, ihn nach einer andren Gegend des Ufers zu begleiten.

Unſre vertraute Bekanntſchaft mit den Türken, ſo ſprach der Oheim, als er ſich mit ſeinem Neffen allein ſahe, hat ſich leichter und ſchneller gemacht, als ich es erwarten konnte. Ich kenne dies Volk, wir brauchen uns jetzt nicht mehr vor ihm zu ſcheuen, ſondern wir dürfen, ſeitdem ſie mich als muthigen Seemann erprobten, auf eine gewiſſe Achtung, ſo wie auf die gaſtfreundliche Geſinnung der hieſigen Türken rechnen. Aber bei alle dem wäre mir jetzt mit 20 venezianiſchen Ducaten beſſer gedient, als mit der Achtung und Gaſtfreundlichkeit der Muſelmänner. Unſer ganzes Vermögen, das wir in unſrem Gewand verborgen tragen, mag ſich auf höchſtens dreißig Ducaten belaufen, und mein Türk, obgleich ich ihn ſo wie ſein ganzes Eigenthum aus den Wellen rettete, wird, wie ich die Türken kenne, nicht geneigt ſeyn, mir auch nur einen Para an der geforderten Summe nachzulaſſen. Ach wäre doch der Familienſchatz mit ſeinen Gold- und Silberſtücken in unſren Händen, oder ſtreckte mir Jemand vorſchußweiſe 20 Ducaten auf den künftigen

Fund vor, dann kaufte ich noch heute das Mädchen aus der Hand des Türken.

In ſtiller Verwundrung, mit welcher ein Gefühl, faſt des Misfallens, gemiſcht war, betrachtete der Neffe ſeinen Oheim. „Wie reimen ſich, ſo fragte er halb ſcherzhaft, ſolche jugendliche Neigungen des Herzens zu einem grauen Haupte; darf ſich auch ein Malteſer ſo nach ſchönen Frauen umſehen?“

„Thor, der du ſelber biſt“, fuhr Charles auf, „wenn du mir eine ſolche Narrheit zutrauen kannſt, mich noch, wie du es etwa könnteſt, zu verlieben. Was mich an jenem griechiſchen Mädchen ſo innig rührt, das iſt nicht ihre ſchöne Geſtalt, ſondern die unglaubliche Aehnlichkeit mit einer längſt Verſtorbenen, die mir theurer und lieber war, als das eigne Leben. Doch davon weißt du nichts und brauchſt auch nichts zu wiſſen. Ich kann nicht ſagen, ob ich in meinem ganzen Leben einmal ordentlich geweint habe, denn bei uns Seemännern trocknet der Sturm die Augen aus. Glaub mir aber, wenn ichs könnte, heut möcht' ich weinen wie ein Kind, darüber, daß ich unvermögend bin, das arme, liebe Chriſtenkind aus der Gefangenſchaft der Türken loszukaufen. Iſt mirs doch, als ſchwämme mir mein altes Herz in Thränen und als ſtünd ich noch einmal am Sarge meiner **Lydia**“.

Der Neffe, welchem alle dieſe Hindeutungen auf frühere Lebensſchickſale ſeines Oheims unverſtändlich waren, ſchwieg; es that ihm leid, daß er den alten Vetter durch ſeine argwöhniſche Aeußerung beleidigt hatte; Charles aber führte den jungen Freund nach einer Gruppe von Orangen und Maulbeerbäumen hin, unter welcher ſie ſich niederließen. Siehe da, ſprach er zu Robert, die Eigenthümlichkeit der anmuthigen Inſel Rhodus, welche, wie das Alterthum von ihr ſagte, ein ſolcher Lieblingspunkt des Sonnengottes iſt, daß kein Tag im Jahre vergeht, an welchem nicht die Sonne wenigſtens auf Augenblicke durch die Wetterwolken hindurchſtrahlt, und die ſchöne Inſel beſcheint. Was hatten wir geſtern auf dem Meer, und was in der vergangnen Nacht für Wetter, und jetzt iſt der Himmel vollkommen klar; die Sonne meint es, obgleich wir die Mitte des Octobers haben, ſo gut, wie bei uns in Flandern mitten im Sommer; man ſucht gern den Schatten auf. Aber du, mein Freund, bedarfſt einiger Stunden der Ruhe; man ſieht es dir an deinen hohlen Augen und deinem blaſſen Leichenpredigt-Geſicht an, daß dich deine erſte große Seefahrt nicht ſonderlich amüſirt hat, und daß dir der Todtenacker, auf dem wir dieſe Nacht herbergten, nicht ſo wie mir zur Schlafſtätte anſtändig war.

Robert ließ ſich nicht vergeblich einladen zu der längſt erſehnten und entbehrten Ruhe; ein ſüßer, feſter Schlaf goß ſich alsbald über ſeine Glieder aus, während deſſem der alternde Charles ſich auch dem Ausruhen überließ, das ihm nach der großen Anſtrengung der heutigen Morgenſtunden unabweisbares Bedürfniß war. Wir laſſen ſie beide hier im Schatten der grünenden Bäume ſchlummern und träumen, und gehen indeß in unſrer Geſchichte um mehrere Zeiträume zurück.

Die beiden Schatzgräber, von deren Abentheuern wir hier erzählen, gehörten beide, der eine von väterlicher, der andre, wenigſtens von mütterlicher Seite, zu einer adlichen Familie Flanderns, welche ihren Stamm bis zu den erſten Zeiten der Kreutzzüge hinanleitete; denn einer ihrer Vorfahren, Sebaſtian Bonaventura, war unter Gottfried von Bouillon bei der Eroberung von Jeruſalem geweſen und hatte am heiligen Grabe die Ritterweihe empfangen. Aber es waren nicht nur die Thaten der älteſten Vorfahren, welche der Familie unſeres Charles den hohen Ruhm gaben, den ſie in der Geſchichte ihres Vaterlandes genoß, ſondern zu allen Zeiten hatte es in ihr Männer gegeben, die ſich, wo die Umſtände es erforderten, mit dem Schwert in der Hand als Helden, oder, bei Werken des Friedens, durch Rath und verſtändige That auszeichneten. Aber neben all dieſen rühmlichen Eigenſchaften war jene Familie auch durch andre, eben ſo offenkundige Züge merkwürdig, wodurch ſie bei dem Volk des Landes faſt ſprüchwörtlich geworden. Es gehörte faſt zu den unerhörten Fällen, daß einer aus dieſem Hauſe dreiſſig Jahre alt wurde, ohne wenigſtens einen Theil dieſer Lebensjahre im einheimiſchen oder fremden Seedienſt zugebracht zu haben; zu den ſeltnen Fällen, daß ſich einer davon eine Gemahlin aus dem Lande ſelber nahm, denn gewöhnlich brachten ſich die Männer ihre Hausfrauen aus fremden Ländern mit. Endlich ſo gehörte es auch zu den ſeltnen Fallen, daß bei irgend einem Glied dieſer Familie ein großes, etwa durch Glück im Ausland, oder durch Heurath erworbenes Vermögen auf den dritten Erben kam; die Bonaventura's waren meiſt als kunſt- wie prunkliebende, großmüthig-freigebige Herren bekannt, die, ſo lange ſie über bedeutende Summen geboten, wie Fürſten lebten und bankettirten, wenn ſie aber des vielen Geldes los waren, auch eben ſo vergnügt vom Ertrag ihrer kleinen Ländereien lebten, oder ſich zum Handel wendeten, bis es wieder gelang, irgend ein neues, vielleicht eben ſo vergängliches Glück zu machen. Wie die Bonaventura's die Künſte liebten und ehrten, ſo war auch faſt in ihnen Allen eine reiche Phantaſie, welche Manche von ihnen zur Dichtkunſt oder zur Muſik, Andre zu allerhand abentheuerlichen Werken und Thaten trieb, zu denen allerdings auch das Unternehmen unſrer beiden Schatzgräber gerechnet werden mag.

Charles, der ältere der beiden, hatte ebenfalls nach der Weiſe, die man an den Männern ſeiner Familie gewohnt war, von ſeinem 18ten bis nahe zum 40ſten Jahre ſeines Lebens als Seeoffizier, bei der engliſchen und holländiſchen Flotte, gedient, hatte während dieſer Zeit faſt alle bekannte Welttheile und Meere geſehen und ſchien, als er vor etwa 18 Jahren in ſein Vaterland zurückkehrte, ein Mann von ſehr anſehnlichem Vermögen zu ſeyn. Aber wie man es im Sprichwort: „bei dem N. N. fliegt das Geld an und läuft davon, wie bei einem Bonaventura“ anzudeuten pflegte, ſo geſchahe es auch bei unſrem Charles; die Trompeten und Pauken, die man ſonſt öfters in ſeinem, die Tonkunſt pflegenden, gaſtfreien Hauſe hörte, verwandelten ſich allmälig in den ſanften Ton einer Flöte, welche er ſich, wenn er ſeine einfache Mahlzeit genoſſen hatte, ſelber zu ſeinem Vergnügen blies; die Staatskaroſſen ſammt dem Troß der Bedienten waren bis auf einen leichten, zweiſitzigen Wagen und einen alten, treuen Stallknecht verſchwunden; doch ſahe man bei dieſer Veränderung den Charles eben ſo fröhlich und vergnügt bleiben, als er dies vorher geweſen.

Er hatte auch Urſache vergnügt zu bleiben. Abgeſehen davon, daß in dieſem ſeltnen Manne ein verborgner Kern von höchſtem Gehalte war, welchen da, unter der rauhen Außenſeite des alten Seemannes, nur Wenige ahneten, war ihm auch ſein Vermögen, das er vorzüglich durch glückliche Anlage ſeiner Capitalien bei dem indiſchen Handel gewonnen hatte, nicht etwa nur in eitlem Prunk und in Gaſtereien darauf gegangen, ſondern der edle Mann hatte damit viele Anſtalten der öffentlichen Wohlthätigkeit und geiſtigen Bildung unterſtützt, manches jugendliche Talent zu ſeiner Ausbildung geführt, manchem Anfänger im Haushalt zu einer feſten, geſicherten Stellung geholfen, manche Familie vom unverdienten Herabſturz in Armuth gerettet. Vor Allem hatte Charles durch ſein Vermögen, das, freilich auch einem ſpäteren Wechſel unterworfne, häusliche Glück ſeiner einzigen, lieben Schweſter, der Mutter Roberts, begründet. Er fand dieſe ſpät geborne Tochter ſeiner verſtorbenen Eltern, welche um 16 Jahre jünger war, denn er, bei der Zurückkehr in ſein Vaterland in ſehr dürftigen Umſtänden. Ein Jüngling aus einer der beſten, edelſten Familien, die aber mit jener unſres Charles das Loos der Verarmung theilte, liebte die Jungfrau, und ſie erwiederte ſeine innige Zuneigung mit eben ſo inniger Gegenliebe. Sie hatte außer ihrem Bruder, von deſſen Aufenthaltsort man lange nichts Genaueres erfahren konnte, keine Verwandten mehr als eine Tante, bei der ſie nach dem Tod der Eltern gelebt hatte. Dieſe war der Verbindung nicht entgegen, und die beiden Liebenden vermählten ſich, in Hoffnung beßrer Zeiten. Aber der wackre, junge Mann, obgleich er ſchon ein Amt im Staate bekleidete, war außer Stand, mit den verhältnißmäßig ſpärlichen Einkünften ſeines Amtes, eine Familie ſtandesgemäß zu ernähren; die häusliche Verlegenheit wuchs noch, als durch Roberts Geburt die Bedürfniſſe ſich vermehrten. Da kam der edle, freigebige Bruder, der jetzt ſeine ganze Zuneigung dieſem einzigen Kind ſeiner theuren Eltern zuwendete, und durch ein reiches Heurathsgut, das er in die Hände ſeiner Schweſter legte, machte er allen Schulden und allen Nahrungsſorgen des jungen Ehepaares ein Ende. Zwar traf dieſe geliebte Schweſter ein doppeltes Unglück: der frühe Tod ihres Gemahles, und der Verluſt eines anſehnlichen Theiles ihres Vermögens durch den Krieg und durch den Brand, der ihr ſchönes Landhaus in Aſche legte; aber immerhin war ihr von der Freigebigkeit ihres Bruders ſo viel geblieben, daß ſie den Bedürfniſſen des eignen Lebens genügen und auch dem einzigen, geliebten Sohne, dem letzten Sprößling des edlen Hauſes ſeines Vaters, die ſtandesgemäße Ausbildung gewähren konnte. Robert war durch Gaben des Geiſtes, wie durch äußere Vorzüge, in gleich reichem Maaße ausgezeichnet, er wuchs zur Freude und zum Stolz ſeiner Lehrer, wie ſeiner liebenden Mutter, heran. Aber das innre Erbtheil ſeines mütterlichen Hauſes war auch in hohem Grad auf ihn gekommen; ſchon als Knabe, noch mehr als Jüngling, zeigte er, mit all ſeiner weichen Gemüthsart, eine unüberwindliche Luſt zu ſeltſamen Unternehmungen, die ihn einige Male ſelbſt in Lebensgefahr gebracht hatte.

Zur Beſtärkung dieſes wunderlichen Hanges mochte, ohne es zu wollen, nicht wenig der Oheim Charles beigetragen haben. Denn dieſer hatte zwar, ſeitdem ſeine äußern Umſtände etwas mißlicher Art geworden, ſich um das Malteſerkreuz beworben und, in Berückſichtigung der alten Verdienſte ſeines Hauſes, die Aufnahme in den Ritter-Orden leicht erlangt, auch pflegte er die meiſte Zeit in Malta zu wohnen und hatte als alter Seemann ſeinem Orden ſchon viele wichtige Dienſte erwieſen, dazwiſchen jedoch pflegte er auch öfters Monate, ja ganze

Jahre im Vaterland, bei ſeiner Schweſter, zu leben. Bei ſolchen Gelegenheiten war ſeine liebſte Unterhaltung, ſeine angenehmſte Beſchäftigung, der Umgang und die Belehrung ſeines kleinen Neffen geweſen. Dieſen ſuchte er zwar zunächſt und vor Allem in Dem zu begründen und zu befeſtigen, was allein dem Geiſt des Menſchen Kraft des Lebens und Frieden giebt, erzählte ihm aber auch täglich, denn der Knabe mochte nichts Lieberes hören, von ſeinen Reiſen zu Waſſer und zu Lande; von den ſeltſamen Begegniſſen und Gefahren, welche er erlebt, von den anmuthig anzuſchauenden oder auch furchtbaren Thieren, herrlichen Gewächſen, koſtbaren Edelſteinen und Metallen, die er in fernen Ländern geſehen hatte, und welche dort gefunden werden. Oder er erzählte dem Knaben auch von Helden und Abentheurern, welche ſich in fremden Landen durch kühne Thaten und durch allerhand glückliche Zufälle großen Ruhm und unermeßliche Reichthümer erworben hatten. Faſt am liebſten, und mit einer wahrhaft maleriſchen Darſtellung, ſprach der Oncle von Kleinaſien und von den griechiſchen Inſeln, wo er, ſo ſchien es, die glücklichſten Jahre ſeiner Jugend verlebt hatte. Wenn er von dieſen Gegenden ſprach und ihre Anmuth ſchilderte, da glänzten ſeine Augen von einem wahrhaft jugendlichen Feuer; öfters mußte er, ſo war er bewegt, in ſeiner Erzählung ſtill halten und ſchien dann wie in einen tiefen Traum verloren. Auch des Familienſchatzes auf der Inſel Rhodos, und dieſer herrlichen Inſel ſelber, an welche die Ritter des Malteſerordens mit Entzücken, wie an ein verlornes Paradies, denken, wurde bei ſolcher Gelegenheit nicht vergeſſen, der Bericht aus dem Archiv des Hauſes hervorgeholt und geleſen. Dieſer Bericht war es, der in Roberts Herzen ſchon frühe zu einem Zündſtoff wurde, welcher ſein ganzes Weſen entflammte. Obgleich er denſelben in ſeiner alterthümlichen Sprache faſt wörtlich auswendig wußte, hatte er ſich ihn dennoch ſchon als Knabe nicht nur einmal, ſondern, auf den Fall hin, daß die eine Copie durch irgend einen Unglücksfall verloren gehen könnte, mehrmalen abgeſchrieben; eine dieſer Abſchriften trug er beſtändig bei ſich, eine andre, damit, wenn wieder einmal Feuersnoth das Haus träfe ſie nicht verbrennen möchte, hatte er, wie einen Schatz, in einer Mauer des mütterlichen Gartens verborgen. Gegen den Oheim ſprach er unverhohlen die Abſicht aus, daß er einmal künftig nach Rhodos gehen und den Schatz erheben wolle, denn Charles, der die Sache nicht ſehr ernſtlich nahm, pflegte darüber zu lachen, oder ſagte wohl auch: nun, wenn du einmal groß biſt, dann können wir ja unſer Glück verſuchen; gegen die zärtlich beſorgte Mutter mußte er aber ſeine Träumereien geheim halten, denn dieſe, welche die Natur ihres Sohnes genauer kannte als der Oheim, ſahe ſchon in dem noch kindiſch erſcheinenden Anſchlag den Keim zu einem tollkühnen Wagſtück des künftigen Jünglinges und Mannes liegen, welcher ſie mit Sorgen für ihren Liebling erfüllte. Sie ermahnte deshalb den Knaben bald mit ernſter, mütterlicher Strenge, bald mit Thränen, von ſolchen unnützen Gedanken abzuſtehen. So war Robert zu einem mehr als zwanzigjährigen Alter herangereift, als die Mutter ſeinem und des Oheims Wunſche nachgab und ihm die Erlaubniß, ſo wie ihren Segen, zu einer Reiſe nach Malta ertheilte, wo er wenigſtens ein Jahr bei Charles verweilen ſollte. Wer konnte ſich glücklicher fühlen, als der Oheim, als er jetzt einen Neffen von ſolchen Gaben und von ſolcher Liebenswürdigkeit, an welchem ſein Herz ſchon längſt mit väterlicher Zärtlichkeit hieng, bei ſich hatte. Das Leben eines Ritters in Malta war damals ein höchſt einförmiges und langweiliges; durch Roberts Anweſenheit wurde es für Charles mit ganz neuen Reizen angethan. Den Jüngling erfreute Alles, was er da auf der merkwürdigen, kleinen Inſel, dieſer Pforte des Morgenlandes, ſahe, und ſeine Freude theilte ſich dem Herzen des väterlichen Freundes mit; der Oheim ſuchte und fand Gelegenheit zu mancher kleineren wie größeren Geſchäftsreiſe, im Auftrag ſeines Ordens, und bei allen dieſen begleitete ihn der Neffe. Hierbei wurden und waren die Beiden ſo ſehr ein Herz und eine Seele, daß ſie nur Einen gemeinſamen Willen und Wunſch hatten; der ſonſt ſo abgemeſſene, ernſte Charles war mit dem 22jährigen Robert wieder zum Jüngling geworden. Bei einer ſolchen Nachgiebigkeit des älteren Mannes, und bei ſeiner faſt überzärtlichen Abhängigkeit von den Einfällen und Neigungen des jüngeren, darf es uns nicht verwundern, daß Robert ſeinen Oheim zuletzt auch mit dem, noch immer in ſeinem Gehirn ſpuckenden Gedanken der Schatzgräberei anſteckte, und allmälig ganz für denſelben gewann. Der Alte hatte in ſeiner Jugend noch viel tollere Wagſtücke unternommen, als dieſes, und war bei den meiſten derſelben glücklich geweſen; obgleich er deshalb anfangs, als ſein Neffe mit dem jetzt in ihm reifer und feſter gewordnen Lieblingstraume ſeiner Jugend hervortrat, nur mit Scherzen darauf antwortete, fand er am Ende dennoch ein Wohlgefallen an der wahrhaft begeiſterten Weiſe, in welcher ihn Robert um ſeine Unterſtützung und Hülfe zur Reiſe nach Rhodus bat, und es kam bald dahin, daß er ſich ſelber zur Theilnahme an dem Abentheuer entſchloß. Von den Oberen ſeines Ordens

wirkte

wirkte er ſich leicht den Urlaub zu einer Reiſe nach dem Orient aus, und ſo kam er mit ſeinem Neffen zuerſt nach Salonichi, wo beide das Gewand der Türken annahmen, dann mit dem Schiff eines griechiſchen Kapitäns, den Charles aus früherer Zeit ſehr genau kannte, hieher nach Rhodus.

Von ſolcher Art waren denn die beiden Schatzgräber, die wir vorhin, der Ruhe pflegend, im Schatten der Bäume verließen.

Charles war zuerſt wieder erwacht, während ſein Neffe noch in einem jugendlich feſten, geſunden Schlafe neue Lebenskräfte einathmete. Der Oheim ließ den Jüngling noch gern ruhen, ihn beſchäftigten jetzt andre Gedanken, als der an das Vorhaben, das ſie hierher führte. „Armes Kind, rief er aus, ich weiß nicht, was du mein Herz ſo nahe angehſt, aber ich kann mich der Theilnahme an deinem Kummer keinen Augenblick entſchlagen; immer ſehe ich dich vor mir mit deinen dunklen, wie ohne Hoffnung hinſtarrenden Augen, du Ebenbild meiner Lydia. Auch ich könnte jetzt eine Tochter haben in deinem Alter, wenn das Kind der Mutter nicht ſo bald ins Grab gefolgt wäre. Aber ich meine, ein Vater könne gegen ſein eignes Kind kein größeres Mitleid und Erbarmen tragen, als ich gegen dich fühle. Dieſe Hand da, ja das Leben ſelber, wollte ich freudig hingeben, wenn ich dich damit aus deiner jammervollen Lage erlöſen könnte“. Der Malteſer verlor ſich in tiefes Nachſinnen, endlich dämmerte ihm, wenn auch nur aus der Ferne, eine Hoffnung auf. Iſt doch, ſprach er bei ſich ſelber, Candia nicht aus der Welt. Unſer griechiſches Schiff wird zu ſeiner Zeit kommen, und mein alter Freund, der Kapitän, in deſſen Hände ich überdies unſer meiſtes Reiſegeld in Verwahrung gegeben, geleitet mich eben ſo willig zu jenem wahrhaften Schatze hin, als hierher, zu dem vermuthlich nur eingebildeten. Gott wird indeß die Unſchuld des lieben Kindes auch unter den Feinden, ſchützen und bewahren.

Der Mittag und ſelbſt mehrere Stunden des Nachmittags waren ſchon vorüber, da erwachte endlich auch Robert. Die Angſt und die Sorgen der vergangenen Nacht waren ihm mit der leiblichen Ermattung vergangen; ihm erſchienen die Welt und das Leben wieder ſo lieblich und ſo ſchön, das Ziel aller ſeiner Wünſche ſo leicht erreichbar, denn jemals.

„Guten Morgen, oder vielmehr guten Abend, du Langſchläfer, rief ihm der Oheim zu; es iſt Zeit, daß du aufſteheſt, damit wir endlich zu einem Anfang unſres Tagwerks kommen. Laß uns vorerſt noch einmal unſre hieſige Rolle als Türken beſprechen. Daß ich in dieſer meiner Vermummung auch nicht mit dem leiſeſten Schein mein Chriſtenthum verläugnen, ſondern lieber unter Martern ſterben wollte, als ſolche Sünde thun, das brauche ich dir nicht erſt zu verſichern, und ich weiß ja, du theilſt dieſelbe Geſinnung mit mir. Fragte mich einer, ob ich Chriſt oder Muſelmann ſey, ich würde nicht nur als redlicher Malteſer, ſondern als Chriſt, mich gedrungen fühlen ihm zu ſagen, was ich bin. Aber ich hoffe nicht bloß, ſondern ich weiß es mit Sicherheit voraus, daß kein Türke ſich die Mühe geben wird, mich durch ſolche Fragen in Verlegenheit zu ſetzen; keinen wird ſelbſt nur die Neugier anwandeln, ſich zu erkundigen, wann und durch welche Schiffsgelegenheit wir hier angekommen ſeyen, noch weniger aber nach einer Abſicht unſres Hierſeyns. Ich werde türkiſch ſprechen, wie ein Türk, meinen Tabaksrauch und meinen Kaffee eben ſo ſchweigend und ſtumm einſchlürfen, als einer von ihnen, und Niemand wird an mir einen Anſtoß nehmen. Du machſt mir dann Alles nach, was du mich thun ſieheſt, nimmſt dich aber dabei eben ſo in Acht, daß ein lautes franzöſiſches Wort aus deinen Lippen, als daß eine deiner Locken, zu deren Abſcheeren ſich deine jugendliche Eitelkeit nicht entſchließen konnte, aus dem Turban hervorkomme. Wir müſſen nun einmal, ſoll unſer Geſchäft auf dieſer Inſel glücklich von ſtatten gehen, als Türken paſſiren".

„Höre nun auch, was dann weiter zu thun iſt. Der für uns glückliche Zufall der vergangenen Morgenſtunden erſpart mir manchen Umweg, den meine Vorſicht zu gehen gedachte; wir können uns jetzt unbedenklich unter das Gedräng der Türken in einem der größeſten, beſuchteſten der Kaffeehäuſer miſchen. Denn mit dieſem Volk kommt man am beſten in vertraute Bekanntſchaft, nicht dadurch, daß man mit ihm lange Unterhaltungen anknüpft und ihm erzählt, wer man ſey und was man erlebte, ſondern dadurch, daß man mit demſelben einige Stunden lang raucht und ſchweigt. In dem Kaffeehaus, in das wir kommen werden, ſitzt gewiß einer und der andre der Türken, die mich heute bei der Rettung der Schiffbrüchigen geſchäftig ſahen. Auch die Uebrigen haben, wenn auch nur in wenig Worten, den Bericht, von dem was vorgieng, erfahren. Bei unſrem Eintritt wird dann einer der Kundigen entweder durch Hindeuten mit der Pfeife, oder durch die Weiſe, wie er uns zu ſeinem Sorbet einlädt, den Andren uns kenntlich machen; eine oder etliche Minuten werden dieſe uns anſtarren, dann aber zur ſüßen Selbſtvergeſſenheit im Genuß des Tabakdampfens zurückkehren. Wenn wir nun die Aufgabe des heutigen Tages gelöst und bis zum Abend mit unſern Türken geſchwiegen haben, dann, nach genoſſener Nachtruhe, treten wir morgen früh unſer eigentliches Geſchäft an. Dieſes mag dir vielleicht als ein ſehr ſonderbares vorkommen, und doch iſt es das einzige, das uns zu unſrer Schatzgräberei den Weg bahnen kann. Hier am Ufer der Inſel nämlich, ſo wie in einigen ihrer Gebirge, giebt es eine große Menge von ganz beſonders buntfarbigen, hübſchen Steinen, welche in ganzen Schiffsladungen nach Konſtantinopel geführt werden, wo man ſie zu einem bunten, muſaikartigen Pflaſter in Höfen und Gartengängen benutzt. Morgen beſuchen wir zuerſt, als Steinſammler und Steinkäufer, die mit geringem Taglohn mehrere Hände des armen Volkes beſchäftigen, die Gegenden am Strande, ſetzen dieſes Geſchäft mit der Bedächtigkeit eines Türken mehrere Tage fort, und dann begeben wir uns, anſcheinend in derſelben Abſicht, nach der Gegend der Inſel, wohin dich deine Träume, im Schlafe wie im Wachen, ſo oft geführt haben. In den Körben voller Steine, die man dort etwa unſren Laſtträgern oder Laſtthieren aufbürdete, ließe ſich dann auch zur Noth unſer Schatz — wenn es anders noch einen ſolchen für uns giebt — verbergen und ohne alles Aufſehen ans Ufer, ſo wie ſeiner Zeit zu Schiffe bringen“.

Robert hatte nichts gegen den verſtändigen Plan des Oheims einzuwenden; die beiden giengen der Stadt zu. „Wie ſchön, ſagte jener, iſt dieſe Inſel und wie alterthümlich prachtvoll ſind die Mauern und Thürme dieſer Stadt. Glaubt man doch, irgend ein Bauwerk von gleicher Beſtimmung und von ſchönſter Vollendung aus unſrem Vaterlande: eine Ritterburg im großartigſten Maaßſtabe vor ſich zu ſehen“.

Ja wohl, eine reiche, herrliche Inſel und eine ſtattliche Feſtung, ſprach ſeufzend der Malteſer. Hier hat unſer Orden ſeine herrlichſte Blüthenzeit durchlebt; hier ſind Heldenthaten des chriſtlichen Muthes geſchehen, dergleichen nur ſelten auf Erden vorkamen. Ach, daß ich dort auf jenen alten Kirchengebäuden den Halbmond ſtatt des Kreutzes, und ſelbſt die vormaligen Kanonen unſres Ordens im Dienſt der Feinde ſehen muß! Siehe, in dieſer ganzen, ſchönen Stadt darf noch jetzt, ſeit der türkiſchen Beſitznahme der Inſel, kein Chriſt wohnen, dieſe haben ihre Behauſungen dort jenſeits der Mauern, in der niedriger gelegnen Vorſtadt. Dennoch haben die Türken alles Andre, was ſie hier aus der chriſtlichen Zeit fanden, mit einer gewiſſen Achtung und Schonung behandelt; du wirſt im Innren der Stadt noch die Wappen manches edlen Geſchlechtes unſres Vaterlandes, ſelbſt das unſrer Familien wohlerhalten finden; die Gebäude unſres Ordens ſind noch im guten Stand; vor wenig Jahrzehenden ſahe man noch hier an dieſem Thore, an eiſerne Ketten befeſtigt, den angeblichen Kopf jenes Drachen oder Lindwurmes, den der vielbeſungene, tapfre Ritter Deodat de Gozon erlegte.

Die erſten Tage des Aufenthaltes auf Rhodus waren unſren beiden Abentheurern glücklich vergangen; es war im Ganzen Alles ſo gekommen, wie Charles es vorausgeſagt hatte. Dieſer, der Oheim, hatte übrigens nicht verſäumt, ſich täglich mehrere Male nach der Familie des alten Türken, oder eigentlicher zu reden, nach dem armen, ſeine Theilnahme ſo innig erregenden Chriſtenkind umzuſehen, obwohl es nicht immer gelang, des erſehnten Anblickes theilhaft zu werden. Denn obgleich der alte Türk bei einem Handelsfreund am Hafen, ganz in der Nähe jenes Kaffeehauſes wohnte, das unſre Schatzgräber beſuchten, und obgleich nach der Sitte des Landes während der Stunden des Tages der Anblick des innern Hauſes eröffnet war, blieben bei ſolcher Gelegenheit dennoch die Frauen für beſtändig, die Sklavin mit den Kindern wenigſtens öfters unſichtbar. Bei dieſen bald ſich belohnenden, bald auch fehl ſchlagenden Spähereien konnte man dann auch leicht bemerken, daß nicht der Oheim allein, ſondern mit ihm zugleich der Neffe nach der ſchönen Griechin ſich umſchaute, und zwar der letztere mit einer Theilnahme des Gemüthes, welche noch etwas Andres, denn bloßes Mitleid, war.

Am vierten Morgen nach der Ankunft auf der Inſel, begegnete unſrem Charles Etwas, wodurch derſelbe in keine geringe Verlegenheit geſetzt wurde. Er wandelte mit ſeinem Neffen am Damm des Hafens, da begegnete ihm in Geſellſchaft des franzöſiſchen Conſuls ein Fremder, der übrigens für ihn weder ein Fremder, noch ein Unbekannter war. Es war der Marquis von Dubois, mit welchem Charles bei einem früheren Zuſammenſeyn in Paris in ſehr vertrauten Verhältniſſen gelebt hatte; ein Mann, der in hoher Achtung am Hofe des Königes ſtund, und der jetzt mit einer Sendung ſeines Hofes an die hohe Pforte beauftragt war. Dieſer betrachtete den Charles mit großer Aufmerkſamkeit und ſagte dann, zu dem Conſul gewendet, auf Franzöſiſch: „wenn man nicht gewiß wüßte, daß dieſer da ein Türke iſt, dann würde ich ihn auf der Stelle als den Malteſerritter, Charles de Bonaventura, anreden, einen Mann von guter Familie und ehrenhaftem Benehmen, den ich in Frankreich ſehr nahe gekannt habe. Eine ſolche frappante Aehnlichkeit iſt mir noch niemals vorgekommen“. — „Das geſchieht wohl zuweilen, ſagte der Conſul, daß die Natur ein ſolches Spiel der Verähnlichung an Leuten von ganz verſchiednem Stande treibt. So lebte zu meiner Zeit zu Lyon der Beſitzer eines Kaffeehauſes, welcher Sr. Majeſtät dem König von Frankreich ſo ähnlich war, als ein Ei dem andren. Und auch ich finde, daß die Geſichtsbildung dieſes Türken da vielmehr jener eines wohlgebildeten Franken, als der eines Türken gleicht".

Charles, der vermeintliche Türke, ſchien alles Das, was die Beiden von ihm ſprachen, nicht zu hören, denn es wäre ihm kein ſonderliches Gefallen geweſen, wenn ſein Freund ihn erkannt und ihn um die Abſicht ſeiner Vermummung, ſo wie ſeines Hierſeyns, gefragt hätte. Um jedoch allen Folgen dieſes Begegnens auszuweichen, wendete er ſich nach einer Gegend der äußren Umgebung der Stadt hin, in welcher er hoffen durfte, mit ſeinem Neffen mehr allein zu ſeyn. Aber eben auf dieſem Wege geſchahe es ihm, daß er, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe gerieth. Ein Mann, in einer Art von rothem Talar, kam mit eiligem Schritte gegen die Beiden her. Charles, mit ſeinen Falkenaugen, erkannte ihn ſogleich. „Führt denn", ſo brummte er unmuthig vor ſich hin, „der Henker all meine alten Bekannten hier auf Rhodus mit mir zuſammen, daß ſie mich erkennen und verrathen ſollen? Iſt das nicht leibhaftig mein alter Mäkler, der Jude Samſon?"

Vergeblich hatte der Malteſer gehofft, auch bei dieſem Begegnen eben ſo unerkannt hinwegzukommen, als bei dem erſten, um ſo mehr, da es jetzt nahe 20 Jahre waren, ſeitdem er und Samſon, der freilich an Art der Kleidung und eigenthümlicher Bewegung der Hände bei jedem Schritt noch derſelbe geblieben war, ſich nicht geſehen hatten. Aber die ſcharf ſpähenden Sinne eines Samſon waren nicht ſo leicht zu täuſchen, als die Augen des Hofmannes Dubois; der Jude blickte den Malteſer, der ihn durch eine Miene voll türkiſchen Hochmuthes abzutreiben ſuchte, mit Aufmerkſamkeit an, ließ ihn an ſich vorübergehen und rief dann, halbleiſe auf Italieniſch, ihm nach: „Herr Charles Bonaventura, ſeyd Ihr es“? Der Oheim ſtellte ſich, als habe er die Frage nicht gehört, und nach einigen weitren Umwegen durch die abgelegnen Gaſſen der Stadt kehrte er zu dem Hafen zurück, mehr um die Nähe des alten Türken und ſeine Begleitung, als die Erquickungen des Kaffeehauſes aufzuſuchen. Aber zu ſeinem nicht geringen Schrecken fand er den Türken und ſeine leicht erkennbaren Geräthſchaften nicht mehr an ihrem Ort; ein Knecht, der vor der Hausthüre ſtund, berichtete, daß der Kaufmann aus Candia, der nämliche, der neulich hier Schiffbruch erlitten, mit all den Seinigen heute Nacht auf einem Schiffe, das Holz geladen hatte, abgereiſt ſey. Statt des Anblickes aber, den der Oheim ſo wie ſein Neffe hier gern genoſſen hätten, begegnete ihnen ein andrer, den ſie beide nicht ſuchen, ſondern lieber vermeiden mochten. Der Jude Samſon, mit ſeinem bei jedem Schritt um ihn her flatternden, rothen Talar, mit ſeinen, wie des Zugreifens befliſſenen Händen und ſeinem weltklug-ſpähenden Geſicht, gieng da vor dem Kaffeehaus auf und nieder, als hätte er nur auf die beiden Schatzgräber gewartet, und kaum waren dieſe hineingetreten, da war auch er bei der Hand und begehrte für ſich eine Taſſe. Der Malteſer, der mit untergeſchlagnen Beinen auf dem Teppich ſitzend, ſeine Pfeife rauchte, ſchien abermals den Späher im rothen Talar nicht zu bemerken, und auch Samſon, als beachtete er die Fremden nicht, ſpielte mit ſeinen immer bewegten Fingern am

Boden, nur von Zeit zu Zeit nach Charles hinſchielend. Endlich ſtund er auf und gieng, ohne ſich noch einmal umzuſehen, ſeines Weges.

„Gegen dieſen Menſchen, ſagte der Malteſer zu ſeinem Neffen, als beide wieder im Freien allein waren, gegen dieſen Samſon, wird dennoch keine Verſtellung etwas helfen. Dort ſehe ich ihn ſchon wieder, in weiter Ferne, aus der Platanenallee auf uns zuſteuern. Er hat mich trotz der Verkleidung eben ſo ſicher erkannt, als ich ihn, und wer weiß, wie ſeine Schlauheit uns hier nützen kann, während ihn ein hartnäckiges Verläugnen nur zu unſrem Gegner machen würde“.

Der Oheim hatte kaum dieſe Worte ausgeſprochen, da war der ſchnellfüßige Rothrock ſchon in ihrer Nähe. Diesmal vermied der Malteſer ſeine Blicke nicht und Samſon, ſeine Gedanken errathend, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll, mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Armen. „Ei was führt dich hieher nach Rhodus, fragte Charles; ich meinte, du ſeyſt in Conſtantinopel oder in Samos?“ — „Der ein armer Mann iſt, antwortete der Rothrock, muß eben überall ſeinem Brode nachgehen“.— „Du und arm Samſon? fragte der Malteſer; ſag mir, könnteſt du mir nicht mit einigem Geld auf Credit aushelfen?“ „Wie viel tauſend Piaſter, fragte eilig der Mäkler, bedarf mein Herr? ich will gleich gehen und das Geſchäft beſorgen.“ „Biſt du klug, Samſon, ſprach der Oheim, daß du einem armen Malteſer, der nichts hat als ſein Schwert, Tauſende von Piaſtern anbieteſt“? „Ei“, ſagte der Andre, „ſolch Schwert iſt gar viel werth. Hat doch der Herr eine reiche Erbſchaft zu machen, wo ihm ſeyn werden tauſend Piaſter, wie mir ein oder zwei Para“.— „Was fällt dir ein, Samſon, ſprach Charles, etwas ſtutzig, wer hat dir das mit der Erbſchaft in den Kopf geſetzt“. „Nun, ſprach der Andre, klug zurückziehend, ich dachte mir den Scherz ſelber aus.“ „Weißt du was, ſagte der Malteſer, wieder einlenkend, ich bedarf höchſtens 30 Ducaten, um eine junge Griechin loszukaufen, die ein Türk aus Chios brachte und welche in voriger Nacht mit ihrem Herrn nach Candia abgereist iſt. Deswegen eben, ſo fügte er mit einer ſeyn ſollend klugen Wendung hinzu, ſiehſt du mich in der türkiſchen Kleidung, denn du weißt wohl, wie ſchwer es hier zu Lande einem Franken gemacht wird, eine weiße Chriſtenſklavin zu kaufen, am allermeiſten einem Malteſer“. — „Ich verſtehe Alles wohl, ſagte der Iſraelit, indem er mit forſchendem Blick dem Oheim ins Auge ſchaute, weiß auch, daß die junge Griechin, von welcher mein Herr ſprach, nicht in Candia, noch auf dem Wege dahin, ſondern daß ſie hier iſt, auf der Inſel“. — „Wie iſt das möglich, Samſon“, fragte der Malteſer mit geſpannter Aufmerkſamkeit, „weißt du denn auch gewiß, welche Griechin ich meine“. — „Ei, ſprach der Andre, ſollte ich das nicht wiſſen? Iſt es doch dieſelbe, die dem Türken Haſſan aus Candia angehörte, dem Haſſan, der mit den Teppichen handelt und der jetzt aus Magneſia kam, ware aber bald mit Weib und Kind, und Allem, was er hat, im Meere umgekommen, wenn ſich mein Herr nicht der Noth angenommen und die Leute mit großem Muth aus dem zerbrochnen Schiff gerettet hätte“. — „Wie du doch Alles ſo genau erforſcht haſt, ſprach der Malteſer, aber ſag mir recht gewiß, hats auch mit deiner Angabe, daß die Griechin hier auf der Inſel iſt, ſeine Richtigkeit“? — „Bin ich doch“, ſprach Samſon, „ſelbſt dabei geſtanden und habe die eigne Hand mit im Geſchäft gehabt, als geſtern, eine Stunde vor Sonnenuntergang, der Kauf abgeſchloſſen ward. Das Mägdlein wird bis heute Abend in guter Ruhe ſitzen, im Hauſe des alten Makarios, des reichen Chriſten, von welchem mein Herr eben ſo gut wiſſen mag, als ich; denn für dieſen, das ſag ich im Vertrauen, iſt die Sklavin gekauft worden, und bis dahin, wo der Makarios wohnt, ſind von hier aus, zum Reiten auf Eſeln, 10 Stunden Weges". — „Nun Gott Lob", ſagte der Malteſer, „daß das arme Kind wieder in den Händen von Chriſten iſt. Dann mags auch mit unſrem Geldgeſchäft noch Anſtand haben; vor der Hand nur ſag ich dir das Eine an, Samſon, daß du reinen Mund hältſt; du konnteſt in früherer Zeit, wenn wir Geſchäfte zuſammen hatten, ſchweigen wie eine Mauer, und ich meine, du haſt das noch nicht verlernt. Deine Gefälligkeit gegen mich ſoll dich auch diesmal nicht gereuen".

„Stumm wie ein Fiſch im Meer und wachſam wie ein Kranich, ſagte Samſon, mit einer ehrerbietigen Verbeugung. Weiß ich doch, mit was für einem Herrn ichs zu thun habe".

Die beiden wendeten ſich nach dem Ort ihrer gewöhnlichen, ſcheinbaren Beſchäftigung an der Meeresküſte, und der Rothrock verließ ſie.

„Ich weiß nicht, ſagte der Oheim, was ich diesmal von meinem ſchlauen Samſon denken ſoll. Seine feine Naſe kenne ich von ſonſt her. Sollte der wirklich von unſrem Vorhaben, den Familienſchatz zu graben, Wind bekommen haben, da er mir von der reichen Erbſchaft vorſchwatzt, die ich zu machen hätte? Freilich iſt mir dabei das Wie oder Wann unbegreiflich, denn außer uns beiden weiß keine lebendige Seele von dem wunderlichen

Vorhaben. Indeß ſagt das Sprichwort: die Wände haben Ohren, und wie die Wände, ſo könnten auch die Gräber und Leichenſteine welche haben. Wer weiß, ob jener Ueberall und Nirgends uns nicht neulich behorcht hat, wo wir auf dem Peſt-Todtenacker uns ganz allein und fern von Menſchen zu ſeyn dünkten. In jedem Falle halte ichs für das Gerathenſte, ſo raſch als möglich auf unſer Abentheuer auszugehen. Denn zögern wir, ſo haben wir bei jedem Schritt den pfiffigen Rothrock auf dem Halſe. Finden wir dann wirklich, was wir ſuchen, dann müſſen wir ihm einen guten Theil der Beute abtreten; finden wir nichts, dann möchte ich mich auch nicht gern auslachen laſſen, ich alter Thor, am wenigſten von einem Samſon“.

Der Neffe hatte Nichts zu erinnern, und die Beiden ſchlugen alsbald ihren Weg nach einem kleinen, nahe bei der Stadt gelegnen Dorfe ein, in welchem der Oheim mehrere Eſel miethete, auf deren einige man die leeren Körbe, nebſt Schaufeln, Hämmern und Keilhauen, angeblich zum Abſchlagen und Graben der Steine lud, während die beiden größeſten mit der Laſt der beiden Reiter ſelber beſchwert wurden. Ein junger Türk, des Weges nach dem Gebirge kundig, begleitete ſie, und nach weniger als einer halben Stunde Zeit ſahen ſich die Reiſenden ſchon auf dem Wege.

Iſt mirs doch, ſagte Robert, als ſie am andren Morgen aus einem Walde von Granatbäumen und Feigen, an deſſen jenſeitigem Saum ſie übernachtet hatten, herauskamen ins Freie, als wäre ich nicht nur einmal, ſondern ſchon öfters hier in dieſer Gegend geweſen. Hier die Granatbäume voll rother Früchte, am klaren Bache hin, dort auf dem Hügel das grauliche Grün der Olivenbäume, darüber hoch herausragend das Gebirge, mit ſeinen ſeltſam geformten Felſenzacken und mächtigen Ruinen, erſcheinen mir keinesweges neu. Und dort am Abhang das ſchöne Landhaus, das zwiſchen den hohen Cypreſſen hervorſchimmert, wollte ich, noch ehe ich hinkomme, von innen und auſſen beſchreiben, ſo bekannt, ſo oft ſchon geſehen, kommt mir daſſelbe vor.

„Du biſt eben ein Träumer, ſagte lächelnd der Oheim, und ich bekenne mich als deinen Blutsverwandten. Darum geſtehe ich dir unverholen, daß mir daſſelbe, was du da ſagſt, mehrmalen in meinem Leben, beſonders mit ſolchen Orten geſchehen iſt, an denen mir etwas für mich recht Wichtiges, Erfreuliches begegnen ſollte. Mir kam es, als ich dieſe doch zum erſten Mal im Leben ſahe, ſo vor, als ſey ich ſchon längſt da bekannt geweſen, und wenn ich recht darüber nachſann, da erinnerte ich mich, daß mirs recht lebhaft davon geträumt hatte. Unſre Seele iſt eben eine geborene Prophetin, der ſich öfters das noch Zukünftige als ein ſchon Gegenwärtiges darſtellt, wie ſich dem Wandrer in der Wüſte ein noch weit abgelegnes Waſſer in der Luft abſpiegelt. Vielleicht hat deine Vorausſicht im Traume darauf hindeuten ſollen, daß uns wirklich hier in der Nähe etwas Erfreuliches begegnen, der Schatz ſich finden laſſen ſolle“.

„Reitet nicht da rechts drüben, bei den Olivenpflanzungen, unſer allzu dienſtbeflißner Rothrock?“ fragte nach einiger Zeit Robert den Oheim.

„Du magſt dich diesmal wohl geirrt haben, erwiederte Charles. Meine Augen ſind für die Ferne noch eben ſo ſcharf als die deinen, und das, was du für den Samſon hältſt, erſcheint mir als ein türkiſches Bauernweib, mit rothem Umſchlagtuch um Kopf und Bruſt, reitend auf einem Eſel, den ein Mann am Zaume führt“.

Die Mittagsſtunde war nahe, die Strahlen der Sonne brannten heiß an der Wand des Felſengebirges, an welchem jetzt der Weg hinanführte. „Laß uns, ſagte der Oheim, dort am Quell, im Schatten der alten Platane, ein wenig anhalten. Unſer türkiſcher Begleiter, von deſſen Spähertalent man überhaupt nichts zu fürchten hat, wird ſichs nicht vergeblich heiſſen laſſen, mit ſeinen Eſeln ſo lange da zu raſten, als es uns gefällt; ich gebe ihm Kaffee und guten Tabak aus unſrem Vorrath, Reis und Knoblauch hat er ſelber zur Bereitung des Pilaus bei ſich, und da vom dürren Geſtrüpp kann er ſich leicht ein Feuer anmachen; was bedarf ein Türke mehr, um Tage lang die Ruhe an ſolch ſchattigem, waſſerreichen Orte behaglich zu finden? Während dann unſer Burſch ſichs hier wohl ſeyn läſſet, benutzen wir beiden die Mittagszeit, um recht ungeſtört unſer Geſchäft einzuleiten. Denn während dieſer heißeren Stunden des Tages ſtreckt ſich hier zu Lande Jeder zur Ruhe des Schlummerns oder des Tabakrauchens hin; der Fremde iſt dann am wenigſten geſtört, am meiſten geſichert vor ungebetnen Augenzeugen. Und wenn mich, ſo wie mir die Angabe unſres Familienarchives im Sinne liegt, nicht Alles täuſcht, müſſen wir hier ganz nahe am Ziel unſrer Nachforſchungen, ganz nahe an der Bergungsſtätte des Schatzes ſeyn. Denn da, im Norden der Ruinen von Lindos, ſind die Bögen der alten Waſſerleitung, dort ſtehen die Marmorſäulen, welche vormals das Dach eines griechiſchen Tempels trugen, und der ſchwärzliche Fels, von Lorbeergebüſch überwachſen, fehlt auch nicht“.

Dem Eſeltreiber wurde jetzt ungemeſſene Zeit zu ſeiner Mittagsruhe gelaſſen; die Beiden ſtiegen allein den ſteilen Steig nach dem Gipfel des Berges hinan. Zwiſchen dem höchſten Bogen der zertrümmerten Waſſerleitung und den Säulen des alten Tempels, gerade im Oſten von dem ſchwärzlichen Felſen, mithin in allen einzelnen Zügen da, wo die Beſchreibung des Schatzes ihn hinverſetzte, fanden ſie einen vormaligen Garten, und an der einen Ecke deſſelben die Trümmer einer kleinen chriſtlichen Kapelle. Der Marmorkranz eines ehemaligen Waſſerbehältniſſes, im Schatten der alten, hohen Cypreſſen, war noch wohlerhalten, und gleich ihm waren dies auch die ſteinernen Ruhebänke; von dem geweſenen, ſchönen Hauſe, das wie eine Burg von hohen Mauern und Zinnen umgürtet geweſen war, ſtunden, nicht weit von dem ehemaligen Garten, noch anſehnliche Reſte.

Wenn da dieſe alten Cypreſſenbäume, ſagte der Malteſer, und der noch ältere Feigenbaum am Felſen, in unſrer Menſchenſprache mit uns reden könnten, von was für Wechſeln der menſchlichen Dinge würden ſie uns zu berichten haben, welche zu ihren Füßen und in ihrem Schatten ſich zutrugen. Hier hat einer der beglückteſten und zugleich vom Leid und Schmerz der Erde am härteſten heimgeſuchten Vorfahren unſres Hauſes gewohnt: jener alte Clemens Bonaventura, von deſſen wohlthätigem Sinne, wie von deſſen Reichthum, noch jetzt in unſrem Vaterland eine Menge der von ihm gemachten gemeinnützigen Stiftungen, erbauten Kirchen und Krankenhäuſer zeugen. Denn ſeine reiche, gute Hand reichte in dieſer Weiſe weit über Land und Meer hinüber, obgleich er aus beſondrer Vorliebe hier dieſe Inſel zu ſeinem Wohnort gewählt hatte. Leider war dieſe Wahl für ihn keine glückliche geweſen, denn die Zeit ſeines Hierſeyns fiel in jene Tage, da der einſt ſo mächtige, herrliche Ritterorden, der ſo lange eine Vormauer des Panieres der Chriſten gegen den Halbmond geweſen, der Uebermacht der Türken erliegen mußte.

Clemens war damals der reichſte Beſitzer auf der Inſel; er hatte gewöhnlich drei Schiffe auf dem Meere gehen; zwei ſeiner Söhne trieben den Handel, und bewohnten anſehnliche Häuſer unten in der Stadt, einer war Malteſerritter, ein vierter war im Dienſt der venetianiſchen Seemacht. Clemens war mit einer ſeiner Liebe würdigen Italienerin aus Genua vermählt, welche jene vier Söhne ihm gebar. Als der Sultan Suleimann II. mit ſeiner ganzen Heeresmacht, zu Waſſer und zu Lande, gegen Rhodos und ſeinen tapfren Ritterorden heranzog, da boten Clemens und ſeine Söhne all ihr Vermögen, alle Kräfte ihres Lebens für den bedeutungsvollen Kampf auf. Der Alte verließ ſeine ſchöne Wohnung hier in der Mitte der Inſel, bei welcher er kurz vor dem Beginn des Krieges ſein treues Weib begraben hatte, und zog hinein in die Stadt, wo er, wie jeder andre Bürger, die Mauern vertheidigen half.

Aber welches Loos! Clemens ſahe alle ſeine Söhne, denn auch der Seemann war herbeigekommen, als Helden, in dieſem heiligen Kampfe, fallen, mit ihnen zugleich den ritterlich, kräftig aufblühenden, fünfzehnjährigen Enkel; er ſelber, der Alte, ſtarb wenig Tage vor der Uebergabe der Stadt, an den Folgen einer Wunde, die der Pfeil eines Tataren ihm brachte.

Und dennoch, ich wiederhole dies nochmals, war dieſer alte Clemens einer der beglückteſten unter unſren Vorfahren. Schon das: als Held zu ſterben im Kriege für eine dem Herzen heilige Sache, und zu dieſem Kampf alle ſeine Söhne mitzubringen und mit ſich hinüber zu nehmen in das Land des ewigen Friedens, das iſt vieler, ja aller Mühen und Anſtrengungen des Lebens werth; aber, ſage ſelber, hat dieſer alte Clemens nicht auch ſchon im Erdenleben mehr Gutes und mehr Freuden genoſſen, als Leid und Schmerzen erduldet? So viel ich weiß, hat er gegen 30 Jahre in einer glücklichen Ehe mit ſeinem geliebten Weibe gelebt,- und wie viel Ungemach des Lebens wird ſchon durch drei Jahre, ja durch drei Tage der Erdenwonne eines wahrhaft und inniglich liebenden Herzens aufgewogen! Und dann denk' dir nur einmal da in dieſem Paradieſe, einen in ſeinem Gott vergnügten Mann, neben ihm die Geliebte ſeiner Jugend, an ſeiner Seite und zu ſeinen Füßen die lieblich aufblühenden, ſpielenden Kinder. Kann es wohl auf Erden irgendwo ſchöner und herrlicher ſeyn, als hier an dem geweſenen Wohnort des alten Clemens, und ſeiner, wahrſcheinlich dort bei der kleinen, zerſtörten Kirche begrabenen Hausfrau? Träufelt doch da, aus dem faſt immer blauen Himmel, zugleich mit dem balſamiſch duftenden Thau, ohne Aufhören alle Fülle der Natur herunter; der Frühling wie der Morgen weichen niemals aus dieſem Vaterland der immerblühenden Roſen, denn wenn unten im Thale der Sommer glühet, da zieht der Frühling mit ſeinen duftenden Blumen hier herauf zu den Hirten des Gebirges; im Winter geußt er ſeinen bunten Farbenſchmelz der Hyazinthen und Veilchen über die warmen Buchten am Ufer aus, und fühle nur, wie da im Schatten des Lorbeers und der Weingelände noch jetzt, während der heißeſten Stunden des Tages, die friſche Kühle des Morgens ruhet, während ſelbſt bei Nacht das Licht des Mondes und der Sterne aus dem kryſtallklaren Himmel ein Dämmerlicht der Morgenſtunden herabſtrahlt. O könnte ich hieher in dieſes Paradies die unvergeßlichen Stunden zurückrufen, da auch ich das Glück genoß, das dem alten Vater Clemens faſt 30 Jahre, und mir nur Monate lang beſchieden war, wie gern wollte ich für meine Lydia und ihr Kind dieſes Feld beſtellen, oder die Schaafe hüten! Und doch, mein Freund, kann ich jenes kurze Glück meines Lebens nicht für zu theuer erkauft halten, um all den Schmerz und das unſtillbare Sehnen, das es mir bei ſeinem Scheiden zurückließ. Blieb mir doch, als ungeſchmälertes Erbtheil, noch immer die Liebe zu meiner Lydia, und dieſe Liebe, im Bund mit der Liebe zu meinem Gott, iſt meines Lebens Glück".

Der Oheim ſchien wieder in ſein gewöhnliches Nachſinnen und Träumen verſinken zu wollen; Robert ließ es dazu nicht kommen. Er hatte, zum Ueberfluß, die Abſchrift des alten Berichtes über den Familienſchatz hervorgezogen und ſie nochmals durchlaufen, obwohl die Worte alle, mit unauslöſchlichen Zügen, in ſein Gedächtniß gegraben ſtunden. Oncle, rief er jetzt, ſollte das da nicht die bezeichnete Mauer ſeyn, unter welcher der Schatz liegt? — Charles, nachdem auch er noch einmal mit großer Aufmerkſamkeit die hierauf bezüglichen Worte des Berichtes geleſen, behauptete nein, ſondern jene andre Mauer ſey die bezeichnete, oder, ſo fügte er nach einigem Nachſinnen und Herumforſchen hinzu, am wahrſcheinlichſten würde mir es dünken, daß die Mauer, welche den Schatz barg, dort in der Mitte zwiſchen dieſem und zwiſchen jenem noch ſtehenden Gemäuer ihren Ort hatte, da wo nun die Lücke hindurch gebrochen iſt, und wäre dieſes der Fall, dann möchte wohl zum Auffinden unſres geſuchten Erbes nur wenig Hoffnung ſeyn, denn der hier die Lücke hindurchbrach, der kam dabei ohnfehlbar auch zur Entdeckung der eiſernen Truhe. „Aber ſehen Sie doch, nahm Robert das Wort, wie auch noch da, wo die Mauer nach oben abgebrochen iſt, die unterſten Steinlagen derſelben unverſehrt ſind. Der Schutt hat dieſelben wie ein ſchützender Mantel umzogen, und ein grüner Schleier des Epheus und des Buxusgeſträuches hat ſie vor den Augen der Forſcher verhüllt. Und ſagt nicht unſre Beſchreibung, daß jener Erbe, welcher den Schatz ſucht, bis zum Grund der Mauer hinabgraben und dann den dritten Stein von unten her ausheben ſolle, der ſich in ſeiner Mitte durch eine weiße Ader auf röthlichem Grunde auszeichne, und zwei Ellen weit rechts von jener Linie entfernt ſey, welche man ſich von oben nach unten von jener Stelle der Mauer gezogen denken könne, wo an einem der Mauernſtücke ein Malteſerkreuz zwiſchen 4 Lilien des franzöſiſchen Wappenſchildes angezeichnet ſey?

Ja, das Malteſerkreuz und die Lilien, ſprach etwas verdrießlich der Oheim, wer wollte dieſe noch an ſolch einer alten, vielbeſchädigten und entſtellten Mauer herausfinden. Sagt doch unſer Bericht nicht einmal, ob jene Zeichen in Stein ausgehauen oder angemalt waren, und offenbar iſt ja dieſe Wand in ſpäterer Zeit weiß getüncht geweſen.

So geriethen die beiden Schatzgräber bei ihren Forſchungen von einer Schwierigkeit auf die andre, ſie klopften mit ihren Hämmern, um durch das Gehör die hohle Stelle zu erfahren, der eine da, der andre dort an die Wand, reinigten dieſe an den verſchiedenſten Stellen vom Moos und andren ſpäteren Anſätzen, bis ſie zuletzt, der eine zur Rechten, der andre zur Linken, ſo weit von einander hinweggekommen waren, daß ſie, ohne die Stimme zum lauten Rufen zu erheben, nicht mehr mit einander ſprechen konnten.

Dieſe Schatzgräberei, ſagte zuletzt Charles, als er ſein Anſchlagen mit dem Hammer und das Reinigen der Mauer bis nach dem einen Ende des Gartens hin fortgeſetzt, und ſich nun dem Neffen wieder genähert hatte, iſt, wie ich merke, nicht das Werk von einer oder etlichen Viertelſtunden, es müßte denn Einer als Sonntagskind zum beſonders glücklichen Finder geboren ſeyn. Wir ſind jetzt gewiß ſeit vier Stunden mit Suchen beſchäftigt, denn die Sonne ſteht ſchon ziemlich niedrig über den Bergen, und wenigſtens ich meines Theiles bin mit jedem Augenblick immer ungewiſſer und dümmer über die vermuthliche Gegend geworden, in welcher der alte Clemens ſeinen Schatz begraben hatte. Dazu klebt mir die Zunge vor Durſt am Gaumen. Was ich deshalb zu rathen hätte, das wäre: wir ſtellten für heute unſer Nachſuchen nach der ungewiſſen Vergangenheit ganz ein und verſparten das Weitre auf morgen, wo wir hoffentlich von Speiſe und Trank, wie von der Nachtruhe geſtärkt, mit kräftigeren Sinnen und beßrem Verſtändniß noch einmal unſer Glück verſuchen können. Zunächſt ſtimme ich jetzt dafür, daß wir uns dort nach jenem ſchönen, großen Landhaus wenden, das ſo anlockend auf uns müde Wandrer herüberſchaut. Wie mir unſer türkiſcher Burſche ſagte, gehört es einem Chriſten zu. Laß uns hier im Gebüſch unſre Hämmer und die andren Werkzeuge verbergen, dann gehe du nach dem Hauſe voraus, deſſen Bewohner uns hoffentlich ein Nachtlager nicht verweigern werden. Ich indeß ſuche unſren Türken und die laſtbaren Thiere auf und komme alsbald dir nach.

Als der Oheim, nachdem er ſein Vorhaben ausgeführt, mit dem Knecht und ſeinen Thieren in die Nähe der Cypreſſen kam, in deren Mitte das Landhaus ſtund, da empfieng ihn Robert mit Freude glänzenden Augen. „Denken Sie, rief er, welches unerwartete Glück; ich habe hier unſre ſchöne, junge Griechin geſehen, welche ohnfehlbar zu den Bewohnern dieſes Hauſes gehört, denn ſie trug das Gefäß mit Waſſer, das ſie dort an den Brunnen gefüllt hatte, zu jener Thüre hinein. Zwar trägt ſie jetzt einen Schleier, mit welchem ſie, ſobald ſie mich erblickte, das Angeſicht ſorgfältig verhüllte, aber ich hatte ſie ſchon vorher deutlich genug geſehen, um mich nicht zu irren“.

Charles ließ ſich zum Beſitzer des Hauſes hinweiſen. Dieſes war ein hochbetagter Greis, von ehrwürdigem Ausſehen; ſeiner Kleidung und ihren Abzeichen nach ſchien er ein Grieche. Der Malteſer redete ihn, grüßend, in neugriechiſcher Sprache an, und Makarios, ſo nannte ſich der Greis, erwiederte freundlich, in derſelben Sprache, die Anrede. Es war hier nicht nöthig, um ein Nachtlager nachzuſuchen, Makarios kam den Fremden mit der Bitte entgegen, bei ihm auf etliche Tage die Pflege der Gaſtfreundſchaft zu genießen. Mit Dank nahm der Malteſer für ſich und ſeinen Neffen das Anerbieten an. Es iſt allerdings, ſagte er, unſre Abſicht, einige Tage hier in dieſer Gebirgsgegend zu weilen, da wir geſonnen ſind, bunte Steine, für Moſaikverzierungen in den Gärten und Höfen der Hauptſtadt zu ſammlen, denn an ſolchem Geſtein, ſo hören wir, ſind die Schluchten und die Betten der Giesbäche des Gebirges reich“. — „Euer Geſchäft, ſagte der Greis, ſey, welches es wolle, dennoch erlaubt mir die Bemerkung, daß ich euch nicht für Die halte, für welche eure Kleidung und die Farbe des Turbans euch kundgiebt; ihr habt von mir und in meinem Hauſe nichts zu fürchten, darum ſage ich frei, was ich denke: ich halte euch für Chriſten und für Franken".

Es kam mir nie in den Sinn, ſprach der Malteſer, meinen Glauben zu verläugnen, ich würde dies ſelbſt nicht gegenüber den Gefahren des Todes thun, auch meines Volkes und meiner Abkunft habe ich mich nicht zu ſchämen, darum bekenne ich dir es frei: du haſt recht geſagt, wir ſind Chriſten und ſind Franken. Bei dieſen Allem jedoch haben wir Grund zu wünſchen, daß beides den Türken zu Rhodos nicht bekannt werde.

Der türkiſche Burſch trat jetzt gegen die Vorhalle des Hauſes, unter welcher der Hausvater mit ſeinen Gäſten ſaß, um zu fragen, in welcher Zeit am andren Morgen er die Thiere ſattlen ſolle, das Geſpräch brach ab und der Malteſer ſprach Türkiſch. Von dieſer Art der Leute, ſagte Makarios, als der Türke wieder fort war, habt ihr nichts zu fürchten, überhaupt kenne ich kein Volk, das zum Ausſpähen und Errathen fremder, verborgner Anſchläge weniger geſchickt iſt, als im Allgemeinen die Türken; ſie erſcheinen gegen uns wie ungezogne, rohe Buben, die mit Allem, was ſie wollen, plump und unverholen herausfahren, ſich nicht die Mühe geben, von Liſt und Verſtellung Gebrauch zu machen, und deshalb, ſo lange ſie nicht der öftere Verkehr mit Fremden eines Andren belehrte, auch uns Dergleichen nicht zutrauen. Ich lebe jetzt ſeit länger als 60 Jahren auf dieſer Inſel, und kann nicht anders ſagen, als daß ich an den Türken ehrliche und gute Nachbarn gefunden habe. Doch ihr werdet jetzt der Pflege bedürfen, darum laſſe ich euch einen

Ort zum Nachtlager anweiſen, dahin man euch Waſſer zum Waſchen und etwas Speiſe bringen ſoll.

Ein Knecht führte die Fremden hinan zum platten Dache des Hauſes, auf welchem ein kleiner Anbau, mit einem Zimmer und zwei Schlafſtätten, ſich fand; dorthin brachte ein Andrer das Waſſer.

Unſer alter Gaſtfreund muß einmal ſehr muſikaliſch geweſen ſeyn, ſprach Charles, indem er im Zimmer ſich umſahe; ſieh nur hier in dem „altfränkiſchen“ Glasſchrank all die Violinen, Flöten und Queerpfeifen.

Indeß hatte man außen auf dem Söller nach der Weiſe der Franken einen Tiſch und Stühle geſtellt; bald fügte man hierzu jene Geräthſchaften, deren ſich die Bequemlichkeit der Europäer beim Eſſen bedient, und ſelbſt an der Art der Speiſen und Getränke, die auf den Tiſch kamen, konnte man bemerken, daß hier in dieſem Hauſe die Lebensweiſe der Franken nicht unbekannt ſey.

Die beiden Fremden hatten ſich das faſt vaterländiſche Mahl vortrefflich ſchmecken laſſen, da kam, in Begleitung einer alten Dienerin, die junge Griechin auf den Söller, in welcher der Neffe ganz richtig die geweſene Sklavin des alten Türken aus Candia wieder erkannt hatte. Sie brachte Früchte, zugleich aber einen ſchönen Blumenſtrauß, den ſie mit ehrfurchtsvoller Begrüßung vor Charles hinlegte. Für wen beſtimmteſt du dieſe Blumen, fragte der Malteſer auf Griechiſch. — „Für dich, Kapitän“, antwortete das Mädchen. „Und warum für mich?“ fragte Charles. „Ich bringe dir die Blumen mit der Erlaubniß und im Auftrag meines Herrn, weil du mich aus dem Meere gerettet haſt, und weil du, wie mein Herr mir ſagte, kein Türk, ſondern ein Chriſt biſt“. „Wie iſt dein Name Kind?“ fragte der Malteſer. —

„Lydia“, antwortete das Mädchen. — „Und wo biſt du her?“ — „Aus Samos“.

In ſchüchterner Eile entfernte ſich jetzt die Jungfrau; die alte Dienerin, als die Gäſte geſättigt waren, räumte die Geräthſchaften des Tiſches hinweg.

Der Malteſer war wieder in jenes tiefe, träumende Nachſinnen verloren, das ihn ſeit einigen Tagen ſo oft heimgeſucht hatte; er ſtund am ſteinernen Geländer des Söllers und ſchaute in die ſternhelle Nacht hinaus, neben ihm ſtund ſchweigend der Neffe. „Warum“, ſo fragte nach einiger Zeit, wie aus einem Traum erwachend, der Oheim, „begiebſt du dich nicht zur Ruhe, mein Sohn? Hat dich der vergangne Tag nicht ſtark genug ermüdet“? — „Wenn ich auch wirklich müde wäre, antwortete der Jüngling, würde ich doch nicht ſchlafen können, ſo lange mein Oheim ſo traurig iſt, darum laſſen Sie mich lieber bei Ihnen aufbleiben und wachen“. — „Ich bin ja eigentlich nicht traurig, lieber Robert, ſagte der Malteſer, ſondern mir war es gerade recht inniglich wohl zu Muthe“. — „Aber wiſchten Sie ſich nicht eben vorhin eine Thräne ab?“ — „Ich ſollte geweint haben, Robert, ich alter Seemann? Ich kann dies faſt nicht glauben. Und wäre mir unbewußter Weiſe eine Thräne entfallen, konnte es nicht auch eine Thräne der Freude ſeyn? Denn bewegt, das muß ich dir geſtehen, bin ich ſehr“. — „Und darf ich wohl fragen, ſprach der Neffe, was meinen lieben Oheim ſo bewegt hat?“

„Warum ſollte ich dir es verhehlen, mein guter Robert, ſagte in ungewöhnlich weicher Stimmung der Malteſer. Habe ich dich doch ſo lieb und ſtehſt du mir doch ſo nahe wie ein eignes Kind, und mit einem Kind ſoll man ja gern Alles theilen, was einem am liebſten iſt, auch die Erfahrungen und Erinnrungen aus dem Leben. Mir iſt diesmal nicht nur der Anblick, ſondern mehr noch der Ton der Stimme und jedes Wort der jungen Griechin gar zu ſehr zu Herzen gedrungen. Selbſt den Namen Lydia, bei dem ſie ſich mir nannte, und ihr Vaterland, habe ich mit tiefer Bewegung vernommen, denn obgleich ich es leider nur zu gewiß weiß, daß die Uebereinſtimmung nur ein Zufall iſt, erinnert mich doch Alles gar zu ſehr an Die, welche einſt meiner Augen Luſt und meines Erdenlebens höchſte Freude war. Es iſt mir heute faſt ein unabweisbares Bedürfniß, von der glücklichſten Zeit meines Lebens, da Lydia mein war, zu ſprechen, darum will ich dir, wenn du es hören magſt, und ich weiß, du thuſt dies gern, etwas aus meiner Jugendgeſchichte erzählen“.

Die beiden ſetzten ſich, gegen den Rand des Söllers hin, eine tiefe Stille der Nacht lag über dem Haus und ſeiner ganzen Umgebung; der Oheim, als wollte er dieſe Stille nicht ſtören, erzählte mit halblauter Stimme, die nur zuweilen, wenn er in der Bewegung des Gemüthes ſich ſelber vergaß, zu lauteren Tönen ſich erhub.

Mit Recht führt unſre Familie, von der ja auch du nach mütterlichem Blute abſtammeſt, einen Namen, der an das kühne Spiel des Muthes mit dem Glück erinnert, denn die Bonaventura's haben es, ſo weit man ihre Geſchichte kennt, faſt durchgängig in der Einförmigkeit der häuslichen Ruhe nicht lange ausgehalten, ſondern wenn ſie kaum dem Knabenalter entwachſen waren, wollten ſie die weite Welt ſehen, und ſind dann über Meer und Land dem ſogenannten Glück nachgezogen, das ſich auch großentheils von dieſen Kindern des Glückes hat finden und beim Schopf erfaſſen laſſen. Auch ich, wie ich dir dies oft erzählt habe, war kaum aus den Schulen entlaſſen, da gieng ich mit einem jungen Handelsmann, der ein Nachbar und guter Bekannter meines Vaters war, zur See, nahm bald nachher Dienſte bei der engliſchen, dann bei der holländiſchen Flotte, und kam auf dieſe Weiſe, als etwa 22jähriger Jüngling, nach Oſtindien. Ich war ein wilder Burſch; möge Gott nicht der Sünden meiner Jugend gedenken, welche mein-gewaltthätiger Arm begangen hat, ſondern mir dieſelben in Gnaden vergeben. Dir ſey es bekannt, ich nahm mehrmalen an den angeblichen Kriegsthaten eines, auf Rechnung von Privatleuten ausgerüſteten Schiffes Theil, welches im Grunde nichts andres trieb, als ein Gewerbe der Seeräuber gegen die Schiffe und Küſtenbewohner von Hinterindien, dann der Philippinen und gelegentlich ſelbſt Chinas. Es war übrigens weder Glück noch Segen bei dieſen Unthaten des Schwertes, und mich trieb überhaupt mehr als die Gewinnſucht mein unruhiger Geiſt und die Freude am allgemeinen Lob meiner Tapferkeit zu den ungeheuren Anſtrengungen und Entbehrungen an, die unſer halbes Seeräuberleben mit ſich brachte. Bei einer dieſer Expeditionen litt denn auch unſre Corvette Schiffbruch; viele meiner Gefährten fanden den Tod in den Wellen; ich ſelber, mit den wenigen Geretteten, gerieth in chineſiſche Gefangenſchaft, und mit dieſer zugleich in eine neue, noch empfindlichere Lebensgefahr, denn wir ſollten als Seeräuber abgethan werden. Da rettete mich und meine Unglücksgenoſſen, in Hoffnung eines anſehnlichen Löſegeldes, das er auch wirklich ſpäterhin erhielt, ein alter Mandarin, welcher eine Zeit lang als Unterhändler im Dienſt der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie geſtanden war, und mich damals als geachteten Offizier gekannt hatte. Mein verwildertes Herz hatte aus dieſer Gnadenerweiſung der rettenden Hand Gottes nur wenig Früchte der Beſſerung gezogen; zwar enthielt ich mich, ſeitdem ich nur mit dem nackten Leben wieder aus der Gefahr entkommen war, der Freibeutereien, und ſuchte von jetzt an mein Glück auf ehrbarerem Wege, aber dennoch war mein Leben im Ganzen ein Leben ohne Gott, es beſtund in einem nichtigen Jagen und Treiben nach äußrer Ehre, und, ſeitdem ich den Reiz des Geldgewinnes hatte kennen lernen, nach Reichthum. Und an Gelegenheit, dieſen zu erwerben, ſo wie an Fleiß und Geſchick, dieſe Gelegenheit zu benutzen, fehlte mir es in meiner damaligen Stellung keinesweges; nach weniger denn zehn Jahren war ich einer der anſehnlichſten Capitaliſten unter meinen Landsleuten in Java geworden.

Wer den innren Frieden nicht hat, der vermag auch den äußren nicht zu finden oder feſtzuhalten; mitten in meinem täglich wachſenden, äußren Glück ergriff mich ein Ekel und Ueberdruß an Allem, was mich umgab; ich ſehnte mich aus meinen Verhältniſſen hinweg. Da verkaufte ich meine ſchönen Beſitzungen an Häuſern und Landſtücken und ſetzte Alles, was ich ſonſt in Indien beſaß und zu erwarten hatte, in baares Vermögen um; ich gieng mit einem engliſchen Schiffe nach Europa. Ich verwilderter Menſch hatte, aus einem mir von jeher anklebenden Widerwillen und Abſcheu vor dem Briefſchreiben, ſeit vielen Jahren die Correſpondenz mit den Meinigen aufgegeben; erſt in London erfuhr ich, daß meine Eltern geſtorben ſeyen; meine einzige Schweſter — deine Mutter — ſey an einen Herrn von Adel verheirathet. Ich weiß nicht, welches Vorurtheil oder welches unwiderſtehliche Gefühl — vielleicht jenes meines rohen Undankes gegen meine Familie — mich abhielt, ſchon damals in mein Vaterland zu gehen. Ich wollte mich vorerſt, dies war mein Gedanke, noch eine Zeit lang mit den Mitteln, die mir jetzt dazu geworden waren, in der Welt, vor allem in der Levante umſehen, wo mirs ſchon bei meinem erſten Beſuch, in früher Jugend, überaus wohl gefallen hatte. Da ließ ich den größeſten Theil meiner Capitalien, ſicher in der engliſchen Bank angelegt, zurück und gieng mit einem Kauffahrteiſchiff, welches griechiſche Weine und allerhand Südfrüchte zu laden beſtimmt war, nach den Küſtengegenden von Kleinaſien.

In Kleinaſien gefiel es mir ſo wohl, daß ich mich daſelbſt, auf unbeſtimmte Zeit, niederzulaſſen beſchloß. Mehr aus dem Drange mich zu beſchäftigen, als mit eigentlichem Geſchmack und Verſtand, ward ich dort ein Forſcher nach Alterthümern. Ich hatte in meinen Schuljahren eine beſondre Freude an der Geſchichte, namentlich des griechiſches Alterthumes, gehabt; dieſe frühere Neigung lebte jetzt wieder auf und gewährte meinen Beſchäftigungen wenigſtens durch lebendiges Intereſſe einen Erſatz Deſſen, was meinem Geiſt durch Mangel an Kunſtſinn abgieng. So lebte ich einige Jahre in dem herrlichen Vaterlande der tiefſinnigſten Wiſſenſchaft und der höchſten Kunſt; ich durchwanderte das Feſtland und durchzog die Inſeln, trieb mich oft Tage lang unter den Ruinen von Epheſus, Milet und andrer vom Alterthum geprieſenen Städte herum.

Um jene Zeit wohnte mir noch, bei aller Verehrung gegen ihre Vorfahren, ein großer Widerwille gegen die jetzigen Griechen bei, von denen ich freilich aus eigner wie fremder Erfahrung gar manche Züge von Undank und Treuloſigkeit kannte. Ich pflegte viel lieber mit

Türken als mit Griechen zu verkehren. Und dennoch ſollte ich jetzt gerade bei dieſem mir widrig erſcheinenden Volke ein Kleinod finden, das mir kein andres Volk der Erde zu geben vermochte.

Eines Tages befand ich mich auf Samos. Einer meiner Lieblinge und höchſten Ideale unter den Weiſen des Alterthumes war von jeher Pythagoras, der dort auf der Inſel Samos geboren ward. Das Leben dieſes Mannes war, wie bei wenig andren Menſchen, der Erkenntniß des Göttlichen geweiht, aus welcher der Geiſt Frieden empfängt und Genüge; es war ein Leben voller reicher Früchte, dahingegeben dem Dienſt und dem Nutzen der Nebenmenſchen. Pythagoras gehörte, in Allem was er war und that, zunächſt nicht ſich ſelber, ſondern als Werkzeug der Segnungen dem ewigen Geber alles Segens und den Brüdern an, denen er ſpendete, was er ſelber empfieng. Dieſes Mannes und ſeiner Wirkſamkeit auf verſchiedne Länder und Menſchenalter gedachte ich in meinem Herzen mit beſondrer Lebendigkeit, an dem Tage, von deſſen Schickſalen ich dir hier erzähle. Ich hatte mich, ganz allein, ſchon am Abend vorher zum Beſteigen jenes herrlichen Berges aufgemacht, welcher der Natur der Inſel ihren höchſten Reiz und ihren Reichthum giebt; denn ſeinen Fuß bedecken die Pflanzungen des Weines und andrer edler Gewächſe; von ihm gehen Quellen und Bäche über das ebnere Land, nach der Küſte hin, aus. Die Nacht hatte ich unter dem Dache der Ziegenhirten zugebracht, bei Sonnenaufgang war ich auf dem Gipfel des Berges, der die Ausſicht hinüber auf die Berghöhen am Lauf des Kayſtros und des Mäander, ſo wie auf die Nachbarſchaft von Epheſus und Milet, zugleich aber nach dem Meere hin über die herrlichen Inſeln des Archipelagus gewährt. Ich hatte dort faſt bis zum Mittag verweilt, dann machte ich mich wieder auf den Heimweg, nach meinem Aufenthaltsort, unten in der Stadt, auf. Ich hatte eine andre Richtung genommen, als beim Heraufſteigen, und war hierbei in die Irre gerathen; der Abend war ſchon nahe und noch ſahe ich mich in einer mir unbekannten Schlucht des Berges befangen, in welche mich ſchon vor mehreren Stunden der Genuß des Schattens hinabgelockt hatte. Jetzt öffnete ſich mir wieder die Ausſicht nach dem Meere und nach den Feldern; ermüdet ſetzte ich mich, im Schatten eines Gebüſches, zur Ruhe. Da war noch eben eine Schaar der Landleute mit dem Ernten und Einſammlen der Früchte beſchäftigt. Mich hatte der Gedanke an den großen Mann aus Samos, der meinem Geiſte dieſen ganzen Tag nahe geweſen, ganz beſonders ernſt, die Ermüdung aber ungewöhnlich weich geſtimmt.

Dieſe armen Leute hier, ſo dachte ich, haben im Schweiß ihres Angeſichtes für die Genoſſen ihres Hauſes, für Weib und Kind, gearbeitet und geſäet, was ſie nun reichlich ernten; ſie haben nicht für ſich allein, ſie haben für Andre gelebt und gewirkt. Für wen aber habe denn ich, mein ganzes Leben hindurch, geſorgt oder etwas gethan, als für mein unruhvolles Herz allein. Ich habe keine eignen Saaten geſäet und gezogen, ſondern etwa fremde nur zertreten; was jene Liebe ſey, die für Andre lebt, jene Freude, die am Wohlgenuß und an der Freude der Mitmenſchen ihre Nahrung findet, habe ich kaum kennen gelernt; weder von dem Frieden, den das ſtille, häusliche Leben gewahrt, weiß ich etwas, noch kenne ich jenen höheren Frieden, den das Herz im Umgang mit dem Göttlichen findet. Fragte man die Lebenden, wie die Verſtorbenen, mit denen mich mein Schickſal zuſammenführte, was hat dieſer Menſch euch gethan, ſo würden die ſchon zu ihrer Ruhe eingegangenen Eltern ſagen: uns hat er viel Sorge gemacht und wenig Dank bewieſen; die Mitgenoſſen der Jugend: uns hat ſein unbändiger Ehrgeiz, ſein Hochmuth, ſein herriſches Weſen manchmal wehe gethan; fragte man die Leute der verſchiednen Völker, mit denen mein Schwert zuſammentraf, ſie würden ſagen: uns, die wir niemals ihn beleidigten, hat er manche Wunde geſchlagen. Was trug mir denn der eitle Ruhm, den ich mir als Kriegsmann zu Waſſer und zu Lande erworben, für Früchte, welchen bleibenden Genuß hat mir jemals mein, zum Theil mühſam erworbenes, Vermögen gewährt? Dieſer Bauer da, welcher den Korb voller Kaſtanien trägt, wird ſich mehr belohnt und glücklicher fühlen, wenn ihm beim Nachhauſekommen in die ärmliche Hütte Weib und Kind dankbar entgegen lächeln, als ich mich jemals fühlte, wenn mich ein glückliches Unternehmen viele Tauſende gewinnen ließ. O wenn doch auch mir es noch gewährt und gegeben würde, daß ich für Andre etwas thun, daß ich an fremder Freude meine Luſt ſehen könnte!

Durch ähnliche Gedanken ward meine Seele, wie uns dies manchmal in unſerm Leben geſchieht, auf das vorbereitet, was ihr jetzt Neues und Folgenreiches begegnen und zum Thun aufgegeben werden ſollte.

Ich wollte ſo eben meinen Sitz verlaſſen und meinem Nachtlager zueilen, da kam von einer andren Seite aus dem Gebüſch her, eine junge Griechin, die auf ihrem Rücken eine Bürde von zuſammen geleſenem Holz trug. Sie legte die Laſt von ihren Schultern und knieete vor einem Bild des Gekreuzigten hin, das nicht weit von der Stelle, an der ich ſaß, in einer Vertiefung des Felſens ſtund. Sie hatte mich nicht bemerkt; in kindlich tiefer Andacht redete ſie da mit ihrem Gott. Ihr Herz ſchien von tiefem Kummer bewegt; aus den ſchönen, ſeelenvollen Augen floſſen Thränen über die etwas bleichen Wangen hinab. Fragſt du mich, wie das Mädchen ausſahe, dann kann ich nicht anders ſagen, als: betrachte unſre junge Griechin hier im Hauſe: gerade ſo war meine Lydia geſtaltet. Es war derſelbe hohe Adel einer eben ſo geiſtigen als leiblichen Schönheit, der ſie mitten im dürftigen Gewand, wie eine zur Herrſchaft Geborene erſcheinen ließ; zur Herrſchaft, deren Diadem die Demuth, deren Scepter die Reinheit und Frömmigkeit des Herzens iſt.

Das Mägdlein hatte ſein Gebet geendet, es ſtund auf und griff nach ſeiner Bürde, auch ich verließ meinen Sitz und trat aus dem Gebüſch hervor. Erſchrocken über die unerwartete Annäherung eines Fremden, eilte das arme Kind davon; ich hatte Mühe, noch die Frage anzubringen: was fehlt dir, du armes Kind; warum weineſt du ſo? Mit halb zur Seite gewendetem Geſicht, ſprach, kaum verſtändlich, die Jungfrau: „meine Mutter iſt ſehr krank“; dann beflügelte ſie ſo ſehr ihre Schritte, daß ich, ohne durch mein Laufen aufzufallen, ihr nicht mehr folgen konnte. Einige Landleute, welche deſſelben Weges giengen, und die ich über das Mädchen befragte, vermochten mir keine Auskunft über daſſelbe zu geben.

Ich kam nach Hauſe in meine ſtille Wohnung am Meer, mein Diener fragte mich, was ich zu eſſen wünſchte, ich wußte und fühlte es nicht, daß ich den ganzen Tag noch wenig genoſſen hatte; ich entließ ihn, um mit meinen Gedanken allein zu ſeyn. Wie mir zu Muthe war,

in

in dieſen Stunden des Erwachens meiner erſten Liebe, das läßt ſich nicht beſchreiben, ſondern nur fühlen. Etwa gleich Einem, der Jahre lang in der ſchmutzigen, aus härenem Tuch gemachten Zeltenhütte eines Beduinen verſchloſſen lag, wenn ihm auf einmal dieſe Decke, durch welche kein heller Strahl des Tages, kein friſches Lüftchen hereinzudringen vermochte, hinweggenommen wird. Der Morgen glänzt über ihm, am klaren Himmel; ein erquickender Wind kühlt ſeine Wangen, die Bruſt erweitert ſich; es iſt als gienge in dieſe eine ganz neue Welt des Lebens ein, und als ſey jedem Athemzug der friſchen Luft ein Balſam beigemiſcht, der unſer ganzes Weſen bei jedem Pulsſchlag mit wonniglichem Gefühle durchdringt. — Mir war es, als ſey ich nicht mehr Derſelbe, der ich geſtern und ehegeſtern geweſen. Solche Unruhe eines neugebornen Lebens bei ſolchem Vorſchmack eines inniglich tiefen, ſüßen Friedens hatte ich noch nie empfunden.

Ueberall, ich mochte gehen, ſitzen oder liegen, war das Bild des betenden Kindes bei mir, mit ſeinen großen, dunklen Augen, aus denen die Thräne herabrann. Ich konnte dem innren Anblick nicht widerſtehen; dieſe Andacht riß mich ſelber zur Andacht hin, ich betete ſo freudig, wie ich vielleicht noch niemals gebetet, denn mir war es, als bete ich nicht allein vor dem Gekreuzigten an, ſondern die fromme Jungfrau bete mit mir und ich ſpräche ihre Worte nach; dieſe Thräne, die aus ihren Augen kam, war wie um mich, war um mein Elend geweint; ſie bat für mich um Erbarmen, um Rettung aus einem Zuſtand, der mir noch niemals ſo traurig vorkam als in dieſen Augenblicken, in denen er mir zugleich als ein ſchon halb vergangener oder der Auflöſung nahe ſtehender erſchien.

Die irdiſche Liebe des Jünglinges zur Jungfrau, was iſt ſie, als das Ausgehen eines in der Irre wandelnden Sehnens nach einem Wolkengebilde, das, wie die Hand es erfaßt, als Nebel zerrinnt, und wie wird ſie dennoch, wenn der Saame der himmliſchen Liebe hineinfällt, zu einem Thau, deſſen Träufeln im Menſchenherzen einen Garten Gottes, voller Gewächſe der Ewigkeit, aufgehen läſſet.

Der Schlaf, der um ſein Recht an der Nacht getäuſcht war, machte dieſes Recht an den Stunden des Wachens geltend; als der Morgen kam, da träumte ich mit offnen Augen; der Diener brachte mir ein Frühſtück, ich hätte der Stärkung bedurft, ich weiß aber nicht, ob ich derſelben genoß; ehe ich Zeit hatte, mich ſelber zu bedenken, war ich als ein Träumender den Weg wieder hinausgegangen, den ich am geſtrigen Abend kam, ich fand mich dort am Felſen, bei dem Bild des Gekreuzigten. Mein Gebet wurde hier zu einem Flehen um jenen innren Frieden, der meinem Leben noch fehlte; doch unterbrach mich dabei oft mein Traum, ich glaubte leiſe Fußtritte zu vernehmen. Vergeblich aber ſahe ich mich um, nach dem jungfräulich ſchüchternen Reh, das am vergangenen Abend dort aus dem Dickich kam, es ließ nirgends ſich ſehen; umſonſt lauſchte ich dann, ich weiß ſelbſt nicht wie lange, hinter dem Geſträuch, das mich geſtern vor ihren Augen verbarg. Da machte ich mich auf, mit meinem ganzen Sehnen, Die zu ſuchen, deren Andenken ein Leben meines Lebens war. Noch einmal, ehe ich gieng, zog es mich dahin, wo ſie geſtern auf ihren Knieen lag, ich bat Den, welcher den Aus- und Eingang unſres Odems bewahret, daß er meine Schritte leiten möge nach Seinem Rath, auf dem Wege, der Ihm gefällt, und der zum Frieden der Ewigkeit führt.

Du, mein Sohn, wenn auch dir einmal die Stunde kommt, da du erfähreſt, was die Liebe ſey, glaube mir, nur das iſt die rechte, die bleibende Liebe, welche dich erhebt, gleich der ſingenden Lerche, zum Aufſchwung nach dem Himmel, der ſein blaues Zelt hoch über Berge und Thäler ſpannt; dich erhebt von der Luſt und Liebe des vergänglichen Scheines zu der Luſt und Liebe eines göttlichen Seyns. Eine Liebe; mit der ſich nicht nur das Gebet verträgt, ſondern durch die ſelbſt unſer Gebet kindlicher wird und kräftiger, die iſt von ächter Art, iſt eine Pflanze, von Gottes Hand gepflanzt, welche nur gute Früchte tragen kann.

Ich gieng auf dem Fußſteige gegen den Olivenwald hin, in welchem am geſtrigen Abend meine junge Griechin mir verſchwand. Nicht weit von hier, ſo dachte ich, kann ſie wohnen, denn ſie würde die Bürde des Holzes nicht aus zu weiter Ferne hertragen. Aber in welcher von jenen Hütten, die hier am Abhange des Hügels zerſtreut liegen, ſoll ich Die ſuchen, nach deren Anblick mein Herz ſo ungeſtüm hintreibt, wie ein Schiff, deſſen Segel der Sturm erfüllt, und deſſen Steuermann in der dunklen Nacht nirgends den Hafen ſieht. Nahe ich mich auch wirklich der Wohnung, die mein ſcheues Reh verbirgt; die Geſuchte wird mir nicht entgegenkommen, ſondern vor dem fremden Manne fliehen.

Ich hatte mir bald an der einen, bald an der andren Hütte etwas zu ſchaffen gemacht; hier einen Trunk Waſſers, dort Milch oder Früchte begehrt, mein Stern aber war mir nirgends aufgegangen. Da kam mir ein Mittel ein, das vielleicht ſichrer zum Ziele führen konnte: die Jungfrau hatte geſagt, daß ihre Mutter krank ſey. Ich ſelber hatte aus Indien, wie aus Europa, eine Auswahl von koſtbaren, kräftigen Arzneimitteln und Spezereien mit mir genommen; die Stadt und in ihr meine Wohnung, wo ſich der Vorrath fand, war ja nicht weit, ich wollte dorthin gehen und als Arzt, deſſen Rolle ich in dieſem Lande mit Ehren und gutem Erfolg ſpielen konnte, zurückkehren.

Es war in den heißeſten Stunden des Tages, als ich nach meiner Wohnung kam; nach der Gewohnheit des Landes genoſſen alle Nachbarn der Ruhe, ſelbſt meinen treuen Diener hatte der Schlaf beſchlichen. Auch mich, nach der durchwachten Nacht, führte der wachende Traum, in welchem ich ſchwebte, mit ſich in ſeine liebliche Heimath: den Schlummer. Die Sonne war, als ich erwachte, faſt wieder eben ſo tief geſunken, als geſtern, da ich die junge Griechin ſahe. Ich eilte, mit einem kleinen Behältniß voller Arzneien, hinaus nach den Hütten, in deren einer Die wohnen mußte, welche ich ſuchte. Auf dem Wege dahin holte ich einen alternden Mann ein, den ſeine Kleidung als einen griechiſchen Prieſter zu erkennen gab. Er war dies auch, bei der kleinen Gemeinde, die am Abhange des Hügels wohnte; ſein Kirchlein lag im Schatten der hohen Platanen. Dieſe Gemeinde, ſo wie ihr Prieſter, gehörte zu jenen unirten Griechen, welche in einem näheren, freundlicheren Verkehr mit uns Franken des Abendlandes ſtehen. Auch ich kam mit dem ehrwürdigen Alten in ein zutrauliches Geſpräch, das ich, wo mein damals noch mangelhaftes Neugriechiſch nicht ausreichte, auch italieniſch führen durfte, denn der Mann war dieſer Sprache nicht unkundig. Ihm ſagte ich, daß ich Arzneimittel bei mir führe, die ich den Kranken je nach ihrem Vermögen, den Armen auch unentgeldlich abgeben wolle. Wir kamen nicht fern von dem Kirchlein und der Wohnung des Pope an einen Brunnen, zu deſſen von hohen Mauern umgebenen Becken, Stufen hinabführten. Dort waren mehrere Frauen und Mädchen mit Waſchen beſchäftigt. Mein Begleiter rief hinab; da hub eine der Beſchäftigten ihr Haupt auf und — wie vermöchte ich mein Entzücken zu beſchreiben, es war Die, nach der ich mit ſo ſehnlichem Verlangen geſucht hatte. Die Gerufene kam eilig herauf, freundlich lächelnd begrüßte ſie den Alten und küßte mit der liebenden Ehrfurcht eines Kindes ſeine väterliche Hand; mich ſchien ſie kaum zu bemerken.

„Der gute Franke hier“, ſagte der Pope, auf mich hindeutend, „will deiner kranken Mutter Arzneien bringen, die ihre Schmerzen lindern; wir wollen ihn zu eurer Hütte begleiten“. Die Jungfrau blickte mich dankbar an; ihr Blick drang mir in jene Tiefe der Seele, in der ohnehin ſchon der Funke des neuen Lebens leuchtete und glühete. „Wie heißeſt du, Kind?“ ſo fragte ich. — „Lydia“, antwortete ſie. Und wo iſt die Hütte deiner Mutter? — „Dort unter den Bäumen, neben dem alten Gemäuer“.

Das liebliche Kind nahm eilig die Tücher, die ſie am Brunnen gewaſchen hatte, zuſammen und gieng uns ſchnellen Schrittes voran. Wir beiden, um ihr Zeit zu laſſen, die kranke Mutter auf die Ankunft des Fremden vorzubereiten, folgten langſamer nach.

Mit der Armuth zugleich, das konnte man durch Alles hindurch fühlen und merken, wohnten Frieden und Freudigkeit eines frommen Herzens in dieſer Hütte. Reinlichkeit und Ordnung, ja ſelbſt eine gewiſſe Zierlichkeit, die ſelbſt bei den geringſten Mitteln erreichbar iſt, zeigten ſich überall. Die Kranke, auch wenn ſie nicht Lydias Mutter geweſen wäre, mußte bei dem erſten Anblick Theilnahme wecken und liebende Beachtung, denn aus jedem Zuge des bleichen Angeſichtes ſprach Geduld und fromme Ergebung in Gottes Willen. Sie begrüßte meinen Begleiter als einen lieben Freund und Verwandten; der Mann, um welchen ſie ſeit vielen Jahren als Wittwe trauerte, war ein leiblicher Bruder des Pope geweſen. Dieſer führte mich denn ſogleich als einen Arzt, der auch Armen zu helfen bereit ſey, bei der Kranken ein, und ſie betrachtete mich mit einem forſchenden Blicke, deſſen Kraft mein Auge ruhig aushielt, denn ich war mir bewußt, daß ich hier nur Gutes thun wolle. Die Leidende bedurfte zunächſt ſolcher Nahrungsmittel und ſolcher Arzneien, welche der leiblichen Schwäche aufhelfend die Hand boten; ich ſorgte reichlich für beides, und durch den Pope, der ſelber ſehr arm war, gelang es mir, auch noch auf andre Weiſe die Noth der Wittwe und ihrer Tochter zu lindern. Dem wackren Prieſter, ſo wie ſeiner kranken Schwägerin, mochte ſich gar bald der etwas eigennützige Grund meiner Wohlthätigkeit: meine innige Zuneigung zu Lydia, verrathen haben; ſchon an einem der erſten Tage meiner ärztlichen Beſuche, bei denen faſt immer der Pope zugegen war, nahm mich dieſer mit ſich in ſeinen Garten und forſchte mit edler Einfalt und Geradheit meine Abſicht auf Lydia aus. „Das Kind, ſagte er, geht Hand in Hand mit dem Engel der Unſchuld, es lebt in Frieden mit ſeinem Gott, ich hoffe, du wirſt jenen Engel nicht verſcheuchen, dieſen Frieden nicht ſtören wollen“.

Ich entdeckte dem väterlichen Alten mein ganzes Herz, meine lautere Abſicht, Lydia, wenn es Gottes Wille ſey, daß ſie meine Neigung erwiedern ſolle, zu meiner Gemahlin zu wählen. „Aber vermagſt du auch, fragte mich der Pope, ein Weib und ihre Kinder hinreichend zu verſorgen?“ Ich verſicherte ihn im Voraus eines Heirathsgutes für Lydia, das ſie und die Ihrigen auf Lebenszeit außer Sorgen ſetzen konnte. „Und würdeſt du, fragte er mich weiter, nicht etwa, wie ſchon andre Franken thaten, wenn deine Neigung ſich kühlte, dein armes Weib verlaſſen und in dein Vaterland zurückkehren?“ — „Wo Lydia mit mir wohnt“, das betheuerte ich ihm, „da iſt mein Vaterland, ich würde niemals, ſo lange meine Lydia lebt, aus eurer Mitte gehen“. — „Nun dann, ſagte der Pope, wird weder mein noch dec Mutter Wille deinem Wunſche entgegen ſeyn, und Gott ſegne deine Schritte“. — „Eines, ſo ſagte ich, muß ich dennoch dich und die liebe Mutter bitten, daß ihr Lydia noch nichts von meiner innigen Neigung und von meiner Abſicht auf ſie kund machet; ich möchte gern, daß ihr Herz ſelber das meinige verſtünde und in freier Neigung ihm entgegen käme“.

Gott gab ſeinen Segen zu den einfachen Mitteln, welche ich, nach den mannichfachen Erfahrungen, anwendete, die mir das öftere Verweilen in Gegenden und Verhältniſſen aufgedrungen hatte, wo jeder verſtändige Europäer ein Arzt ſeyn muß: meine liebe Kranke beſſerte ſich ſo weit, daß ſie bald das Lager wieder verlaſſen und auch außer dem Haus umherwandeln konnte. Ich brachte faſt meinen ganzen Tag bei Lydia und bei ihrer Mutter zu, die ja durch den Bruder über die Abſicht meines öfteren Kommens belehrt und beruhigt war. Wie leicht ward es mir, in Lydias Umgang die volle Fertigkeit im Reden ihrer Mutterſprache zu erwerben, und wie leicht faßte das herrliche Kind alles Das auf, worüber ich ſie aus dem reicheren Gebiet meiner europäiſchen Bildung belehrte. Die liebe Mutter ſchien ſich unſrer Geſpräche zu freuen, und dies gab der Jungfrau Muth, immer zutraulicher und rückhaltsloſer mit mir zu ſchwatzen; ſie hatte anfangs in mir den Arzt und Wohlthäter ihrer Mutter geehrt, dann den belehrenden Freund werth geſchätzt, allmälig, ſo ſchien es mir, lernte ſie in mir den ganzen Menſchen, ſo wie er mit all ſeinen Unvollkommenheiten und Gaben vor ihr ſtund, liebgewinnen. Nicht ihr Auge allein, auch ihr Herz fieng an, die Sprache meiner Blicke, die Hinneigung meines Herzens zu verſtehen, und ihr ſeelenvolles Auge gieng, ohne daß der unbefangene, unerfahrne Verſtand darum wußte, auf jene Art zu ſprechen ein, und ſagte Dinge aus, die meine ganze Seele mit Freude erfüllten. Die Mutter ſelber, die meine Vertraute war, erzählte mir es, wie ihre Lydia am Morgen kaum den Augenblick erwarten könne, in welchem ich käme, wie ſie oft, bald am Fenſter, bald vor der Thür ſich ein Geſchäft mache, nur um nach mir auszuſchauen, und auch der Oheim, der alte Pope, fragte mich lächelnd, ob ich jetzt noch fürchte, Lydia werde meine Zuneigung unerwiedert laſſen?

Eines Morgens kam ich auch zur Hütte der beiden Freundinnen, da fand ich die Mutter allein. Wo iſt Lydia? fragte ich ſie. Dort im Garten, bei ihren Myrtenbäumchen iſt ſie, und weint. Ich eilte ſogleich zu der Geliebten hin, die, das bezeugte der Ring, den ich heute bei mir trug, ſchon meine ſicher erkorene Braut war; ſie ſchien mich nicht bemerken zu wollen, ihre Thränen floſſen unſtillbar. „Was iſt dir Lydia, fragte ich, was betrübt dich ſo, oder wer hat dir etwas zu Leide gethan?“ — Ach niemand, ſagte das gute Kind, that mir etwas zu Leide, aber die Nachbarin hat mir Etwas geſagt, das mir wehe thut. „Und was war das, fragte ich, indem ich ihre vor mir fliehende Hand erfaßte und ſie feſt hielt. „Du kämſt“, ſprach die Nachbarin, „ſo oft zu uns und vor Allem zu mir; du würdeſt mich noch in große Schande bringen, denn du würdeſt nicht wie ein einheimiſcher Mann mich zu deinem Weibe nehmen, ſondern gar bald dich aufmachen von unſrer Inſel und mich allein laſſen“. „Du liebes Kind, fragte ich, und wenn ich nun zu dir käme, wie ein Mann von dieſer Inſel, und dich fragte: willſt du mich aus Gottes Hand, mit dem Segen der Kirche, zu deinem Manne haben, wenn ich dirs verſicherte: Lydia ich bleibe bei dir und du bei mir, der Tod allein ſoll uns ſcheiden, würdeſt du dann zu meiner Werbung um dich Ja oder Nein ſagen“? — „Ich würde Ja ſagen, erwiederte das Mädchen mit einer unbeſchreiblichen Anmuth, und meine Mutter wie mein Oheim würden ihren Segen zu dem Ja ſprechen, denn ſie haben dich beide ſehr lieb“.

Ich konnte mich jetzt nicht länger mehr zurückhalten. Nun wohl, ſagte ich, indem ich den koſtbaren Ring, den ich zu dieſem Zweck beſtimmt hatte, an ihren Finger ſchob, du biſt ſchon längſt meine im Herzen erkorene Braut, und nun ſollſt du es vor aller Welt und in wenig Tagen mein liebes Weib ſeyn. Laß uns jetzt die Mütter um ihren Segen bitten.

Drinnen im Zimmer fanden wir beide, die Mutter und den Oheim. Zwar das, was wir ihnen zu ſagen hatten, überraſchte ſie nicht, es war von ihnen längſt erwartet worden, aber die kindliche Freude, das innige Glück ihrer Lydia machte ſie glücklich. Und wenn ich noch nicht geſund wäre,“ ſagte die Mutter, dann würde ichs heute werden vor Freude.

Mein nächſtes Sorgen und Beſorgen gieng jetzt dahin, ein ſchönes, anſehnliches Beſitzthum zu finden, deſſen Ertrag den Anbauer und ſeine Familie ausreichend ernähren, und welches überdies durch ſeine Lage und andern Eigenſchaften mir und meiner Lydia alle jene Freuden gewähren könnte, welche die ſchöne, reiche Natur uns darbeut. Nahe bei der Stadt, am Abhang eines Hügels, lag ein Landhaus, umgeben von Gärten und Anpflanzungen, welches ein europäiſcher Conſul, ein Mann von gutem Geſchmack und von Verſtand, hatte erbauen laſſen. Die Vorderſeite des Gebäudes war dem Norden und zugleich dem Meere zugewendet; der Hof, der im Süden, zwiſchen dem Haus und dem Garten lag, war von Bäumen und von der hohen Mauer beſchattet; ein bedeckter Säulengang lief rings an den Wänden her; ein reicher Quell, der vom Gebirg hergeleitet war, ergoß in der Mitte des Hofes ſein kryſtallklares Waſſer in ein weites Marmorbecken; das Moſaikgetäfel des Bodens, die Statuen, die in den Niſchen wie auf den Mauern ſtunden, bezeugten zwar keineswegs einen hochgebildeten Kunſtſinn des Erbauers, wohl aber den guten Willen deſſelben, ſein Haus dem Auge annehmlich zu machen. Auch ein Theil des Gartens diente durch die Pracht ſeiner buntfarbigen Blumen, wie durch die Fülle ſeiner Früchte, der Luſt der Sinnen; der andre, größere Theil, der ſich ſammt den Feldern, zu welchen ſein Ausgang hinführte, weit über den Fuß und den Abhang des Hügels ausdehnte, war dem Nutzen und der Ernährung des Hauſes wie ſeiner Bewohner beſtimmt; der Ertrag, den ſchon allein das Verpachten der Felder gewährte, reichte zum Unterhalt einer anſpruchsloſen Familie aus.

Dieſe Beſitzung war, dies hatte ich ſchon ſeit einiger Zeit erfahren, von den Erben des erſten Eigenthümers feilgeboten worden, aber kein Käufer hatte, auf der verarmten Inſel ſelber, ſich gefunden, welcher der übrigens mäßigen Forderung der Verkäufer Genüge leiſten wollte. Ein holländiſches Handelshaus in Smyrna war mit dieſer Angelegenheit beauftragt; es war daſſelbe, an welches meine Creditbriefe aus Europa geſtellt waren. Ich machte mich dorthin auf; der nähere Weg über Ajaſaluk ließ mich die Reiſe nach Smyrna, ſammt dem Geſchäft, das mich dahin führte, ſchon in vier Tagen abmachen; das ſchöne Landhaus war jetzt mein Eigenthum; in wenig Wochen hatte ich ſeine innre Ausſtattung vollendet; am Tag vor der Vermählung mit meiner Lydia konnte ich in der neuen Heimath einziehen.

Ueber den letzten Theil der Geſchichte meiner Liebe auf Erden laß mich kurz ſeyn. Ich fürchte, daß, auch wenn ich dir ihn beſchreiben wollte, mir dazu die rechten Worte und Farben fehlen möchten. Nach menſchlichem Maaßſtab der Zeit hat meine Ehe mit Lydia noch kein volles Jahr gedauert; wüßte ich das nicht gewiß aus dem Verlauf der Entwicklungen der geſammten übrigen, mich umgebenden Welt, ich würde es nicht glauben. Es iſt in dieſem nicht ganz vollem Jahre unvergleichbar viel mehr an mir und meiner Seele geſchehen, als in den vierzig Jahren, die ich vorher gelebt habe, und auch die zwanzig nachher-folgenden würden mir gleich wie jene vierzig, im Vergleich mit dem einen Gnadenjahr meines Lebens als ein nichtiger Augenblick des Geſchwätzes und der Betäubung, gegen einen Moment der Ewigkeit, von dem man weder Anfang noch Ende weiß, erſcheinen, hätten ſich nicht eben aus jenem Moment der Ewigkeit Ströme des Lebens auch über den Reſt meines Lebens ergoſſen. Lydia war ein wahrhaft himmliſches Gemüth, ein Gefäß zur Ehre und zum Preiſe Deſſen, der ſie geſchaffen. Ich war ein roher See- und Kriegsmann, wie ich es nach meiner äußren Form und Art noch jetzt bin; von der wahren, ächten Weisheit des Lebens wußte ich, ſo ſehr ich mit meinen Schulkenntniſſen der alten und neuen Weltweisheit mich brüſtete, nur noch wenig; hierin beſchämte mich das einfältige, fromme Kind, deſſen Hand und Herz mir Gott beſchert hatte. Lydia war in jener rechten Weisheit des Lebens, deren Anfang die Gottesfurcht iſt und welche das Herz rein machet und keuſch, nicht allein durch ihre herrliche Mutter und den Oheim Chriſtodulos, ſondern vor Allem durch jenen Geiſt unterrichtet und erzogen worden, welcher das Menſchenherz, das ihm ſich hingiebt, zurichtet und weihet zu ſeinem Tempel. Den Chriſtodulos nannte ich oft im Scherz den neueren Weiſen von Samos; er war wirklich ein Weiſer, im beſten Sinne des Wortes, ja der Weiſeſte, den ich jemals auf Erden kennen lernte. In Wort und Wandel rein, und ein vollkommner Mann; eine Seele voller Glauben, Hoffnung und Liebe.

„Meine ganze Weisheit, wie du ſie zu nennen beliebſt, ſagte er einſt zu mir, iſt die, daß ich täglich und ohne Aufhören den Werth der Menſchenſeele, der eignen wie der fremden, bedenke und vor Augen habe. Jenen Werth, den die Seele in den Augen ihres Schöpfers, ihres Erlöſers, ihres Heiligmachers hatte, denn welches Löſegeld iſt dem vergleichbar, das der Herr der Welten für die Menſchenſeele gab: einen Werth, den ſelbſt der Feind und Verführer der Menſchenſeele anerkennt, in der Mühe, welche er anwendet, ſie für ſich zu gewinnen. Und da iſt es denn, nach den gewöhnlichen Opfern des Lobes, des Dankens, der innigen Anbetung, welche das

Herz und die Lippen darbringen, mein tägliches Gebet: o laß mich doch heute nicht vergeſſen, ſondern feſt daran gedenken, welchen Werth meine Seele, welchen Werth jede Seele in deinen Augen und für deine That der Erbarmung hatte; laß mich nur das denken, reden und thun, was zum Heil, was zum Gedeihen der Menſchenſeele, der eignen wie der fremden, dient. Siehe, das iſt die ganze Weisheit deines ſcherzhaft ſogenannten jüngeren Weiſen von Samos, und ich meine faſt, ſie ſteht in einiger Verwandtſchaft mit jener des alten Weiſen unſrer Inſel, welcher auch, ſo weit man von ihm weiß, vor Allem mit der Betrachtung der Seele und mit dem Aufſuchen oder Vermeiden Deſſen beſchäftigt war, was derſelben nützen oder ſchaden könnte".

Wenn meine theure Lydia auch nicht ſo über Das, was die Weisheit ihres frommen Herzens war, ſich mit Worten auszuſprechen vermochte, wie der erleuchtete Oheim Chriſtodulos, ſo that ſie dieſes dagegen deſto mehr durch das Werk ihres Lebens ſelber. In der That, dieſes Kind an Erfahrung und alltäglicher Klugheit der Welt, lehrte mich, den äußerlich vielerfahrenen Mann, erſt verſtehen, was der Werth der Seele, was ihre rechte Beſtimmung, ihr rechtes Glück ſey; durch ihren Umgang, ſo wie durch den des unvergleichbaren Chriſtodulos und der frommen Mutter, wurde ich aus einem Menſchen, der nur dem vergänglichen Fleiſch und ſeinen Lüſten gedient hatte, zu einem Menſchen, in dem der Geiſt waltete und lebte.

Die Freuden der erſten Liebe, die Tage einer glücklichen Ehe, ſie empfangen Reize der Himmelsfreuden, wenn der Bund der Liebe zwiſchen ſolchen Herzen geſchloſſen iſt, welche den Werth und das Heil der Menſchenſeele nie vergeſſen. O welche Freude iſt die Freude am Wohlſeyn und an der Luſt einer andern Seele, die uns nahe ſteht, ja näher denn das eigne Weſen. Wir lebten miteinander ein Leben der liebenden Kinder; unzählige Male und mit immer neuem Vergnügen hörte ich die kleinen, einfachen Kindergeſchichtchen an, welche meine Lydia aus ihrem Leben mir erzählte, und ſie dagegen vernahm täglich mit immer tieferen Verſtändniß das, was ich ihr aus meiner Vergangenheit, aus dem Kreiſe meines mannichfaltigen Wiſſens berichtete. O wie lehrreich, dazu auch beſchämend für mich, waren öfters die kindlichen Bemerkungen, welche meine Schülerin zu ſolchen Berichten und Belehrungen hinzufügte; wie ward mir zuweilen durch ein einziges misbilligendes Wort, das ein reines, natürliches Gefühl ihr eingab, irgend Etwas, das ich in wunderhohem Werth gehalten, in ein Licht geſetzt, welches auf einmal den eingebildeten Werth hinwegnahm.

Bei all unſeren kindlichen — denn auch ich war mit Lydia wieder Kind geworden — Tändeln, Schwatzen und Vergnügen vergaßen wir beide weder das Gebet, noch die Arbeit. Und aus dem erſteren kam der Segen für die andre; ich war in Kurzem zu einem glücklichen und verſtändigen Landmann, meine Lydia, unter Anleitung ihrer trefflichen Mutter, zu dem Muſterbild einer jugendlich thätigen, einſichtsvollen, wirthſchaftlichen Hausfrau geworden.

So hatte ich faſt ein Jahr lang einen Himmel auf Erden genoſſen. Der Himmel mit ſeinen Freuden iſt aber noch nicht für dieſe arme Gegenwart des Erdenlebens gemacht, ſondern eines Zukünftigen warten wir. — Lydia war frühe gereift für die zukünftige Herrlichkeit; mein alter Menſch mit all ſeinen Härten, mußte noch lange an den Strahlen der heißen Sonne der Erbarmungen und Läuterungen ſeines Gottes hangen und bangen, und muß dies vielleicht noch manches Jahr, bis die herbe Frucht ſeines Herzens zum Abnehmen reift“.

Die Erzählung des Oheims ſtockte bei dieſen Worten; endlich ergriff er den Faden von neuem. „Laß mich nur noch etliche Worte ſagen, über Das, was du ja ſchon weißt — ich kann es nicht anders. Zu den Freuden unſrer Ehe ſollte bald noch eine andre kommen: die Freude der Eltern. Je näher ihre Zeit kam, deſto ernſter, deſto himmliſch liebevoller und zärtlicher, deſto eifriger und inniger im Gebet ward meine Lydia. Das waren uns recht die Tage für die Ewigkeit gelebt. — Lydias Stunde kam; es war eine ſchwere. Das Töchterlein, das ſie gebahr, kam ohnmächtig, wie ein Todtes, zur Welt. Noch ſollte die Mutter ſich ſeines Auflebens freuen; das athmende Kind ward an ihren Arm gelegt, ſie gab ihm ihren Segen und mir den letzten Kuß, ſprach dann noch Worte des Dankes und des Preiſes Deſſen, der ihre Seele von Ewigkeit erwählt und aus Liebe zu ſich gezogen hatte; ihr letzter Hauch war ein Lobes-Pſalm.

Gott ſahe mit Erbarmen meinen Schmerz, ſahe mein Elend an; er ließ mich nicht in Verzweiflung verſinken. Die erſte Scholle der Erde und mit ihr die erſte Thräne meines Lebens ließ ich auf den Sarg der theuren Hülle hinabfallen, dann ſetzte ich mich in ein Boot und fuhr zu einem Freund meines Chriſtodulos, auf der nicht fernen Inſel Patmos. Dahin brachte mir, nach wenig Tagen, eine andre Schiffsgelegenheit etliche Zeilen des theuren Oheims, welche mir meldeten, daß der Tod auch das zweite Opfer dahin genommen habe. „Die Mutter und ihr liebes Kind, ſchrieb mir Chriſtodulos, ruhen nun in einem und demſelben Grabe beiſammen“. Auch ich ſchrieb etliche Zeilen zurück, darinnen ich Abſchied nahm von den Freunden auf Samos, und die Erklärung gab, daß mein und Lydias Beſitzthum auf immer ein Beſitzthum von Lydias nächſten Verwandten bleiben ſolle. Ich kehrte in mein Vaterland mit dem Vorſatz zurück, die lebendige Erinnerung an die Freuden, die ich mit Lydia genoſſen, auf jene Welt aufzuſparen, Samos aber nie wieder zu ſehen. Doch dieſer Vorſatz, ich geſtehe dir es, iſt, ſeitdem ich hier ſo nahe an der geliebten Inſel bin, wieder wankend geworden. Schon in Malta erfuhr ich, daß der ehrwürdige Oheim meiner Lydia, Chriſtodulos, noch immer lebt, und für ſein mehr denn 80jähriges Alter ſehr munter iſt; die Mutter meiner Lydia ſey ſehr bald nach dem Hinſcheiden ihrer Tochter geſtorben. Nach meiner Art, oder vielmehr Unart, welche du kennſt, habe ich niemals mehr einen Brief nach Samos geſchrieben, auch keinen von dort erhalten. Aber mein ganzes Herz wird lebendig und jung in mir, bei dem Gedanken, daß ich meinen alten Chriſtodulos, den Freund meines Herzens, noch einmal ſehen ſoll. Darum wird, unſer hieſiges Werk mag gerathen oder mislingen, mein nächſter Weg, hoffentlich in deiner Geſellſchaft, von hier nach Samos gehen".

Der Malteſer ſchien durch den Inhalt ſeiner Erzählung, ſo wie durch die Hoffnung eines theuren Wiederſehens, welche er am Ende derſelben ausſprach, erleichterter zu ſeyn als vorher. Robert, der in dieſer Stunde ſeinen Oheim näher kennen gelernt und noch inniger liebgewonnen hatte als jemals, dankte demſelben mit einem Händedruck, und faſt ſchien es, als ſey die Reihe des tiefen Nachſinnens und des Träumens mit offnen, wachen Augen jetzt an ihn gekommen, denn als jetzt der Malteſer

teſer ſich zur Ruhe anſchickte, da konnte er erſt nach mehrmaligem Rufen und Ermahnen den Neffen dazu bewegen, daß er ſeinem Beiſpiele folgte.

Dennoch waren beide, der Alte wie der Junge, am andren Morgen zu gleicher Zeit wieder wach und zu dem abentheuerlichen Tagwerk ihres Schatzgrabens bereit. Makarios, der Hausvater, wußte es, daß ſeine Gäſte am andren Morgen frühe an ihr Geſchäft, des vorgeblichen Steinſammlens, gehen wollten, auch der Eſeltreiber war ſogleich mit ſeinen Thieren bei der Hand, um die Fremden ſo wie ihre künftigen Sammlungen hinwegzuführen. Abſichtlich ſchlugen die beiden eine ganz andre Richtung ein, als die nach dem Bergungsort des Schatzes geweſen wäre. In einem Wald der Maſtixbäume ließen ſie den Eſeltreiber halten und bei ſeinen graſenden Thieren raſten, ſie ſelber aber begaben ſich auf einem Unweg zu jener Stätte, die für ſie ſeit vielen Jahren eine ſo bedeutungsvolle war.

Das Geſchäft des Schätzeſuchens wollte heute faſt noch weniger von ſtatten gehen, als geſtern. „Je mehr ich dieſe alten Schutthaufen und Mauern betrachte, ſagte der Malteſer, deſto mehr werde ich ungewiß, ob ſie auch die rechten ſind, ja manches Mal kommt mir der verzweifelte Gedanke ein, ob nicht gar dort drüben, an einer andren Seite der alten, zerſtörten Stadt, wo ich vorhin beim Heraufreiten auch die Trümmer einer Waſſerleitung ſahe, das Landhaus unſres Vorfahren geſtanden, und hier an dieſem Ort alles Suchen vergeblich ſey. Schwärzliche Felſen giebt es da herum zehn für einen; Waſſerleitungen hat's wohl auch genug gegeben, und alte Mauern — wer vermöchte die zu zählen!“

Faſt noch ungeſchickter als der Oheim ließ ſich der

Neffe zum Geſchäft an. Dieſer ſchien nicht nur am Ort des Schatzes, ſondern an ſich ſelber und an dem, was er eigentlich thun wolle, ungewiß und irre geworden zu ſeyn. Er ſaß bald, ohne eine Hand zu rühren, wie ein Schlafender da, bald arbeitete er wieder ganz rüſtig vorwärts; aber ſein Thun war ohne Plan und Sinn, denn öfters hob er denſelben Stein, den er ſchon aufgehoben und umgewendet hatte, zum zweiten und dritten Mal auf, kam, anſtatt vorwärts zu gehen, ohne dies zu bemerken, zu derſelben, ſchon durchforſchten Stelle zurück und wunderte ſich darüber, daß hier Spuren ganz friſcher Nachgrabungen ſich zeigten; andre Male aber gerieth er mit ſeinem Hammer ſtatt an die Mauer ſelber, an ein Stück Felſen, deſſen Härte allen Schlägen ſeines Eiſens widerſtund.

Der Oheim ſahe dem ſinnloſen Treiben eine Zeit lang zu, dann aber brach ihm die Geduld. „Ich ſehe, ſo rief er, indem er unmuthig den Hammer von ſich warf, du biſt an der Schatzgräberei ſchon zum Narren geworden, denn du weißt ſelber nicht mehr, wo dir der Kopf oder die Füße ſtehen, und ich will nicht auch, wie du, zum Thoren werden, ſondern meinen alten Verſtand für uns beide zuſammenhalten. Darum iſt mein Rath: laſſen wir den tollen Gedanken fahren, hier die Erbſchaft des alten Clemens aus ihrer Gruft herauszuholen. Sobald ein Geld vergraben iſt, ſagt das Volk, halb im Scherz halb im Ernſt, gehört es den Geiſtern der Tiefe an, welche mit der lebenden Welt nur ihr neckendes, täuſchendes Spiel treiben. Ich weiß wohl, was das für Kobolde der Tiefe ſind und wie ſie heißen: es iſt die Scheu vor der ehrlichen Arbeit im Schweiß des Angeſichtes, und der leidige Geiz; — dieſe böſen Geiſter, die den Verſtand des Menſchen verdüſtern und ſein Herz irre führen, laß uns meiden“.

Siehe, mein Sohn, fuhr der Malteſer nach einiger Zeit in ſanfterem Tone fort, was haben wir denn eigentlich alle Beide für Noth, die uns etwa zum Suchen eines Schatzes ſo antreiben ſollte. Ich, als Malteſer, habe ſo lang ich lebe, meine gute Verſorgung, und kann noch Andren von dem, was mir übrig bleibt, abgeben; deine Mutter hat auch ſo viel, daß ſie wenigſtens am Nöthigſten keinen Mangel leiden darf, und du haſt das Deinige gelernt, biſt ein junger Menſch von guten Anlagen und friſcher Kraft, dir ſteht die ganze Welt offen; es wäre eine Schande, wenn du nicht bald mit Ehren dein eignes Brod verdienen und eſſen wollteſt. Nun iſt es zwar ganz richtig — laß mich auch unſrer Narrheit zu guter Letzt noch einmal das Wort reden — dieſer hier vermuthete Schatz wäre eigentlich ein Erbgut, das uns beiden, als den beiden letzten Nachkommen des alten, vormals berühmten Geſchlechtes, zu dem der alte Clemens gehörte, von Rechts wegen gebührte. Denn deshalb ja, damit einer ſeiner Erben ſich den Nachlaß holen und zunächſt für ſich, den Finder, benützen möchte, beſchrieb Vater Clemens den Schatz und ſeine Vergrabungsſtätte ſo genau; aus keiner andren Urſache auch bewahrte unſre Familie jene Beſchreibung bei den andern Documenten über das Familienvermögen auf. Wenn es deshalb ſo leicht geweſen wäre, das für uns hier aufbewahrte Erbgut aufzunehmen, als es in der Beſchreibung ausſahe, dann wäre Alles in ſeiner guten und rechten Ordnung geblieben; das Geld, das uns gehört und das hier unten, als ein vergrabenes Pfund, für keinen Menſchen Vortheil bringt, hätte in deinen und meinen Händen für gar viele unſrre

Mitmenſchen ein Quell der Freude und des Nutzens werden können. So aber laß uns Gott danken, daß Er uns ſo bald die Augen darüber geöffnet hat, daß unſer Werk nicht nach ſeinem Willen war, und ihn bitten, daß er uns glücklich wieder aus den Gefahren hinaus helfe, an denen es gerade diesmal nicht ganz fehlen dürfte. Gefahren, und vielleicht auch Mangel dazu, denn unſre Goldſtücke werden am Ende kaum für die Zeit des hieſigen Aufenthaltes, bis zur Zurückkehr unſres griechiſchen Capitäns, auslangen.

Robert ſchien auf eine Antwort zu ſinnen, ſie wollte ihm nicht ſogleich kommen. „Mein Oheim, ſagte er endlich mit ſtockender Stimme, würden Sie mir es wohl vergeben können, wenn ich Sie, meinen treuen Begleiter, ſobald ich Sie ganz außer Gefahr und in den Händen unſres treuen Capitäns wüßte, allein reiſen ließe und hier auf der Inſel zurückbliebe?“

Was fällt dir ein, Robert, fragte der Oheim, ſpuckt die Schatzgräbernarrheit noch immer in deinem Gehirn, oder haſt du nicht recht ausgeſchlafen und ſprichſt jetzt im Traume?

Die Luſt an dieſer Art des Schätzeſuchens, antwortete der Jüngling, iſt mir vergangen; mein Sehnen geht nach dem Aufſuchen und Gewinnen eines andren Schatzes hin. Sprachen Sie nicht, mein theurer Oheim, noch ſo eben ſelber davon, daß es meine Pflicht ſey, die Gaben und Kräfte, die mir verliehen ſind, auf Gewinn anzulegen und von nun an mein Brod ſelber zu verdienen? Nun, dieſen guten Vorſatz habe ich ſchon in der vergangenen Nacht und noch mehr in dieſer Stunde gefaßt; ich will an unſren gütigen Gaſtfreund Makarios, deſſen großes Anweſen ſo viele Hande beſchäftigt, das Anſuchen ſtellen, daß er mich unter die Zahl ſeiner Arbeiter oder Knechte aufnehmen, und mich, wenn er hoffentlich von meiner Treue und meinem Dienſteifer überzeugt ſeyn wird, wo möglich für immer, oder doch ſo lange bei ſich behalten möge, bis ich mir von den Erſparniſſen meines Fleißes ſelber ein kleines Eigenthum erworben habe.

„Nun“, ſo fragte der Malteſer etwas geſpannt, „und was ſoll das Ende deines anmuthigen Schäfergedichtes ſeyn?“

Mein theurer Oheim möge nicht mit mir zürnen, ſagte erröthend der Jüngling, wenn ich Alles herausſage, was auf meinem Herzen iſt, auch wenn es einem Andren als Thorheit erſcheinen ſollte. Die junge Griechin hat auf mein Herz einen gleichen Eindruck gemacht, als ihre Namensverwandtin einſt auf das Herz meines Oheims, und das, was Sie mir in der vergangenen Nacht von dem Glück Ihrer Liebe und Ihrer Ehe mit Lydia erzählten, hat mich noch tiefer in meiner Seele entflammt. Ich hoffe, ja ich weiß es, daß auch meine Liebe nach Gottes Rath und Willen: eine Gabe Seiner Hand iſt. Wie hat ſich ſchon jetzt Alles ſo wunderbarlich gefügt, und wie wird ſich gewiß auch noch ferner Alles zu unſrem Beſten fügen. Ich werde nicht mehr von dem Orte hinweggehen, wo meines Lebens beſter Schatz und mein Herz iſt, und ſollte ich auch von meinem Bleiben, von all meinen Arbeiten im Schweiß des Angeſichtes nur Den Gewinn haben, daß ich von Zeit zu Zeit meine Lydia ſähe. Aber wenn auch ich keine Mittel erblicke, zu dem Ziel meines Sehnens zu gelangen, wird doch ein Andrer Mittel und Wege wiſſen, um das Werk hinauszuführen, das Seine wunderbare Schickung in meinem Herzen angefangen hat.

Der Malteſer wollte ſo eben dieſe empfindſame Rede ſeines liebestrunknen Neffen beantworten, da wurde ihr Geſpräch unterbrochen. Man hörte Männerſtimmen und Fußtritte in der Nähe; aus dem Buſchwerk der Myrten traten zwei Wohlbekannte hervor: Makarios, der gütige Gaſtfreund, und mit ihm der Rothrock Samſon. Mit einem bedeutungsvollen Lächeln, als wollte er ſagen, ich weiß es wohl, was ihr wollt, blickte der alte Grieche die beiden Schatzgräber an; auch Samſon lächelte. Der Malteſer war nicht wenig verlegen; er hätte lieber, im ſchwankenden Boot, einen furchtbaren Meeresſturm ertragen, als dieſe Blicke.

Wie ſchön ſind dort, ſo ſprach er, um die Verlegenheit zu verbergen, dieſe Säulen des kleinen, griechiſchen Tempels; wie findet ſich hier ſo Vieles beiſammen von Dem, womit die Kunſt, womit die Natur das Auge und Ohr des Menſchen erfreuen kann, denn ich habe ſelten ſo ſchöne, große Bäume von euren ſüdlichen Arten geſehen, in deren dichten Zweigen die anmuthigſten Sänger unſerer Waldungen, die Zugvögel, auf ihrer Reiſe über das Meer jetzt eben einen Ausruheort finden.

Bei den Vögeln, ſagte Makarios, fällt mir eine artige Fabel ein, die ich einſt in einer Mundart der Franken vernahm, welche euch vielleicht nicht ganz unbekannt iſt. Makarios erzählte hierauf in ziemlich gutem Franzöſich: „Es waren einmal zwei Männer, die giengen auf den Fang junger Falken aus, welche in den Ländern der Franken ſehr hoch geachtet ſind. Sie fuhren nach Norden, nach Island, das vormals als ein Land der verborgnen Schätze galt; ihr Vater, der alte Vogelfänger, hatte ihnen einen Ort der Felſenküſte bezeichnet, in welchem es beſtändig Neſter der Falken giebt. Den Ort hatten ſie wohl gemerkt, die Zeit aber, wenn ſich die jungen Vögel im Neſte finden, war ihnen unbekannt; ſie hatten ſich auf ihrer Reiſe da und dort verweilt, als ſie nach Island kamen, da ſuchten ſie zwar ſogleich die Gegend auf, welche der Vater ihnen beſchrieb; ſie fanden den Felſen und hoch an ſeiner ſteilen Wand die Horſte der Vögel, die jungen Falken aber waren, als die beiden kamen, ſchon längſt ausgeflogen; das Neſt, darin ſie geſeſſen, war verödet, die Vogelfänger mußten mit leerer Hand und leeren Käfichen wieder nach Hauſe ziehen". — So lautet mein franzöſiſches Mährchen, fügte Makarios auf Neugriechiſch hinzu, und ich muß um Vergebung bitten, wenn ich jene Sprache nicht, wie ihre Feinheit es forderte, von der Zunge brachte; es ſind jetzt gar viele Jahre, daß ich nicht Gelegenheit hatte, ſie zu üben.

Der Malteſer wie ſein Neffe mochten der Fabel einen Sinn unterlegen, der ſich mit ihrem Geſchäft hier im Gebirge gar wohl zuſammenreimte, ſie lächelten, mit ziemlich beſchämten Mienen; auch Samſon lächelte, als hätte er verſtanden, was ſo eben in einer ihm unbekannten Sprache geredet war.

„Der unverſchämte, verſchmitzte Spion", ſagte der Malteſer, als die Beiden nach einer andren Seite ſich entfernt hatten; „dieſer Samſon da, hat uns und unſer abentheuerliches Geſchäft an den edlen, verſtändigen Greis verrathen, vor deſſen Angeſicht von nun an ich alter Thor nicht ohne Beſchämung daſtehen kann". — „Und wenn nur, fügte der Neffe hinzu, Lydia es nicht erfährt, daß ich hier ſo vergeblicher und närriſcher Weiſe nach einem Schatz geſucht habe". — „Dennoch kann, ſo fuhr der Malteſer fort, mein alter ſeemänniſcher Zorn, der mich nur noch zu oft überrumpelt, niemals an dem alten Bekannten, aus der beſten Zeit meines Lebens, haften. War er es doch, dieſer Samſon, der mir bei dem Kauf des Hauſes und Beſitzthumes auf Samos, des Heirathsgutes meiner theuren Lydia, als Unterhändler diente und mir dabei weſentliche Dienſte leiſtete. Auch aus anderweitigen Erfahrungen kann ich verſichern, daß dieſer ſeltſame Mann zwar den Geldgewinn, als das Gewerbe ſeines Lebens, mit einem ſolchen Eifer betreibt, wie etwa ein leidenſchaftlicher Jäger ſeine Jagd, und daß er bei Tag und bei Nacht ſeinem Geſchäft nachſinnt, daß er aber dennoch nicht mit eigentlichem Geiz an ſeinem Gelde klebt, ſondern daſſelbe auch, bei manchem nicht unedlen Anlaß, freigebig ſpendet. Namentlich hat er große Empfänglichkeit für Freundſchaft und ein wahrhaft dankbares Gemüth; dem Freunde, davon ſind mir Fälle aus Samſons Leben bekannt, könnte er jedes Opfer, an Zeit und Geld, willig darbringen, ohne dabei an künftige Wiedervergeltung zu denken. Nun, es kann wohl geſchehen, daß wir ſelber diesmal genöthigt ſind, Samſons alte Dankbarkeit und Freundſchaft auf die Probe zu ſtellen, und ich bin im Voraus überzeugt, ſie wird ſich bewähren."

Die Beiden hatten bei dieſem Geſpräch das Gemäuer des vormaligen Gartens verlaſſen, ſie waren an eine Stelle des Bergabhanges gekommen, von welcher aus man das Haus des Makarios ſehen konnte. Robert, mit dem geſchärften Auge der Liebe, glaubte dort am Brunnen vor dem Hauſe ſeine ſchöne Griechin zu erblicken; er nahm das Geſpräch, das vorhin durch die Dazwiſchenkunft des Gaſtfreundes und ſeines Begleiters unterbrochen worden, von neuem auf.

„Gegen deine innigliche Zuneigung zu der Griechin, ſagte hierauf Charles, kann ich gerade nichts Beſondres einwenden; ſie ſcheint mir ſehr natürlich. Seit den Berichten unſres älteſten, mir bekannten Ahnherrn aus den Zeiten der Kreuzzüge, hatte ſich zwar in unſrer Familie kein günſtiges Vorurtheil von den jetzigen Griechen gebildet, bei uns beiden aber hat die Liebe jene nachtheilige Meinung, wenigſtens in ihrer Allgemeinheit, widerlegt. Lydia iſt deiner ganzen Liebe werth. Was aber deinen Plan betrifft, dem Makarios als Knecht zu dienen, damit dein Lohn, wie dem Jacob die ſchöne Rahel, die junge Griechin werde, ſo finde ich dieſen, aufs Gelindeſte geſagt, höchſt wunderlich. Allerdings darf Keiner aus unſrem Geſchlecht einem Andren die Regel geben: bleibe im Lande und nähre dich redlich, denn gegen dieſen Spruch haben wir Alle mannichfach geſündigt, aber an der andren Regel: bleibe bei deiner Beſtimmung, bei deinem dir nun einmal verliehenen Beruf und nähre mit ihm dich redlich, müſſen wir Alle feſt halten und Einer den Andren zu ſolchem Feſthalten ermahnen. Du haſt freilich einen jugendlich geſunden Leib und kräftige Arme, und ich zweifle nicht, daß du in Kurzem dich in alle die Feld- und Hausarbeiten finden würdeſt, die etwa der gütige Makarios dir auftrüge. Aber eben Daſſelbe könnten tauſend Andre auch, ja es könnte es jeder nicht leiblich verkrüppelte oder krankhafte Menſch. Dagegen haſt du andre Gaben empfangen, haſt dir bereits andre Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben, welche nicht Tauſende, ſondern nur Wenige beſitzen. Es iſt deine Beſtimmung und dein Beruf, daß du mit dieſen Gaben Gott und dem Nächſten dieneſt und auf dieſem Wege dein Brod ſucheſt und findeſt. Darum laß mich ſtatt deiner einen andren Lebensplan machen, der dich eben ſo ſicher, ja ſichrer noch, zum erwünſchten Ziele führen wird. Die Stelle eines Geſchäftsführers und gleichſam Geſandten, welchen unſer Orden in Venedig zu unterhalten pflegt, iſt durch den Tod des Mannes, der ſie bisher bekleidete, erledigt; es bedarf zu dieſer Stelle eines Rechtsgelehrten, eines Mannes von allgemeinerer Bildung. Du wäreſt ganz für das Amt gemacht, und mit Gottes Hülfe würdeſt du demſelben wohl vorſtehen. Es wird mir ein Leichtes ſeyn, dir dieſe Anſtellung zu ſichern, deren Einkommen ſo bedeutend iſt, daß du mit demſelben dich und deine künftige Familie anſtändig wirſt ernähren können. Du mußt deshalb zunächſt mit mir wieder nach Malta zurückkehren. Vorher aber werde ich ſelbſt in der Angelegenheit deiner Liebe mit unſrem Gaſtfreund reden; mit dieſem Makarios, der mir ohnehin, je länger ich ihn betrachte und über ihn nachdenke, immer räthſelhafter vorkommt, ſo daß ich die Vermuthung nicht unterdrücken kann, daß er mit unſrem alten Verwandten, dem Muſikus Philipp de Bonaventura, welcher, ſo wie wir, aufs Schatzgraben hierher gieng, eine und dieſelbe Perſon ſey.

Samſon ſchien ganz beſonders viel und Angelegentliches mit Makarios zu verhandeln zu haben, die Beiden ritten und giengen faſt den ganzen Tag in den weitläuftigen, zum Theil fern vom Wohnhaus abgelegnen Beſitzungen des alten Hausherrn herum, und als ſie ſpät am Nachmittag zurückkehrten, da pflegten ſie noch langer, geheimer Unterhandlungen und Geſpräche mit einander. Endlich ſchien das Geſchäft beendigt, Makarios kam zu ſeinen Gäſten, denen er ſich heute mit ganz beſondrer Freundlichkeit nahete.

Sie ſind, ſo ſprach er zu Charles, wie mir hier unſer alter Bekannter eröffnet hat, Malteſer und haben vormals gern mit Griechen gelebt; eine griechiſche Kleidung würde ohnfehlbar Ihrem Stande ſo wie Ihrer Bequemlichkeit beſſer zuſagen, als dieſe türkiſche Verlarvung; mir ſelber würde es dann behaglicher in Ihrer Geſellſchaft ſeyn, ich bitte Sie deshalb Beide, den Türken abzulegen und ſich in das Gewand der hieſigen Chriſten zu kleiden, das man ſchon für Sie auf Ihrem Zimmer bereit gelegt hat. Die türkiſche Kleidung ſoll niemals Sie wieder entſtellen.

Wie würde es uns aber dann, ſagte Charles, bei unſren türkiſchen Bekannten, unten in der Stadt ergehen, wenn wir auf einmal in ſo veränderter Form unter ihnen aufträten?

So lange Sie hier auf Rhodos verweilen, werden Sie bei mir wohnen; von meinem Hauſe aus werden wir Sie, bei Ihrer Abreiſe, ans Schiff begleiten. Und wäre dies auch nicht ſo, dann würden dennoch mein Einfluß und das Anſehen, deſſen ich hier genieße, Sie ſicher ſtellen.

Die beiden Schatzgräber gehorchten der Aufforderung des Gaſtfreundes. In Charles erwachten ſchmerzlich ſüße Erinnrungen, als er ſich wieder in der Kleidung ſahe, die er auf Samos, im Umgang mit ſeiner theuren Lydia, getragen; Roberts Herz füllte ſich, bei demſelben Anblick, mit allerhand ſüßen Hoffnungen. „Da biſt du ja auf einmal", ſagte der Oheim zu ihm, als beide ſich vollſtändig umgekleidet hatten, „zu einem recht hübſchen, ſtattlichen Griechenjüngling geworden! In der That, Robert, dieſe Tracht ſteht dir ganz beſonders wohl an". Selbſt die junge Griechin mochte, in ihrem unſchuldsvollen Herzen, dieſelbe Bemerkung machen wie Charles, als ſie den Jüngling, der unten im Vorhaus ihr begegnete, in der ihr ſo lieben, vaterländiſchen Kleidung erblickte; ihr Auge verweilte auf ihm mit einem Ausdruck, der nicht jener des Misfallens war.

Die Unterhaltung bei dem Abendeſſen, an welchem bloß der Hausherr und ſeine beiden fränkiſchen Gäſte Theil nahmen, wurde ſehr lebhaft. Auch der Greis Makarios ſchien die Würde ſeines Alters, wie jene Beiden ihr Türkengewand, abgelegt und dafür die Munterkeit der Jugend angezogen zu haben; er erkundigte ſich, als ſey er ſelber da wohl bekannt geweſen, nach dem Zuſtand der Niederlande, ſo wie nach mehreren dort lebenden Familien und Perſonen, von denen freilich die Meiſten ſchon hinübergegangen waren, in die Ewigkeit.

Es iſt ein gutes Land, euer Flandern, ſagte er, und ich kann es nicht läugnen, es hat mich ſchon mehrmalen ein Zug angewandelt, meine Tage dort, unter den Chriſten, zu beſchließen. Denn was das ſichtbare Menſchliche betrifft, ſo ſtehe ich, ſchon ſeit mehreren Jahren, hier auf dieſer Inſel, wie auf felſigem Hügel, ein einſamer, alter Baum, deſſen Zweige das Wetter Gottes zerſchlagen hat. Ich kam als Jüngling hieher, machte hier eine reiche Erbſchaft und ſieng an, derſelben zu genießen. Da ward mir es ſo wohl und heimathlich zu Muthe in dem ſchönen, herrlichen Lande, daß ich mir hier Hütten zu bauen beſchloß. Die Liebe ſchlang noch ein andres, feſteres Band um mich: ich vermählte mich mit der lieblichen Tochter einer hieſigen chriſtlichen, aus Südfrankreich ſtammenden, Familie, kaufte mich da im Gebirge an und ward allmälig durch Fleiß und Gottes Segen zu einem reichen, mächtigen Landbeſitzer, dem zwar die türkiſche Regierung auf mannichfache Art, durch ordentliche und unordentliche Abgaben, immer einen bedeutenden Theil ſeines Erwerbes abgenommen, dabei aber doch ſtets ſo viel übrig gelaſſen hat, daß ſein Vermögen nicht ab ſondern zunahm. Unſern Familiennamen, der ja auf gut Glück und glücklich hindeutet, überſetzte ich an mir in den griechiſchen Namen Makarios, der dem hieſigen Volke geläufiger war.

Mein liebes Weib gebar mir ſechs Söhne. Wir lebten ſehr froh und friedlich beiſammen; des alten Vaterlandes hatte ich ganz vergeſſen: hier auf dieſer Inſel war mein ganzes Weſen eingewurzelt. Da ſchnitt der Tod eine meiner Wurzeln nach der andren ab. Zwei meiner Söhne und bald nach ihnen ihre Mutter, ſtarben ſchon vor länger als zehn Jahren an einer damals hier herrſchenden Peſtſeuche; ein Sohn kam auf einer Seefahrt nach Caſtellroſſo um, die er, zu kühn, in kleinem Fahrzeug gewagt hatte. Auch die noch übrigen drei Söhne nahm mir ein unerforſchlicher Rathſchluß; vor drei Jahren ſtarb der Letzte. Und ſo ſtehe ich allein, ohne Kinder und nähere Erben, im fremden Lande da, und habe jetzt nur dafür zu ſorgen, daß mein Vermögen in jene Hände komme, denen der Beſitz deſſelben von Rechts wegen großentheils zukommt. Denn ihr müßt wiſſen, daß jenes Geld, welches ich zu meinem erſten hieſigen Ankauf verwendete, in gewiſſer Hinſicht ein altes Familien-Capital war, das zwar der Erblaſſer zunächſt für Den Verwandten beſtimmt hatte, der ſich die Mühe geben würde, es zu erheben, zu welchem aber doch urſprünglich jeder, der aus unſrem Hauſe abſtammte, ein gleiches Recht beſaß.

Habt ihr wohl beide, ſo fragte, indem er auf einmal, ſtatt wie bisher Griechiſch, Franzöſiſch ſprach, der Alte, mit einem leicht zu deutenden Lächeln, von einem Familienſchatze gehört, den das adliche Geſchlecht der Bonaventuras hier auf Rhodos zu erheben hatte?

Wie ſollten wir, ſagte der Malteſer, Etwas verleugnen, das unſeren Gaſtfreund eben ſo bekannt iſt, als uns; ich ſelber ſtamme von väterlicher, dieſer, mein Schweſterſohn, von mütterlicher Seite von jenem Geſchlechte ab, deſſen letzte in Flandern lebende und überhaupt deſſen letzte uns bekannte Sprößlinge, ſo wie Erben wir beide ſind. Wir kamen beide — ich freilich mehr aus Nachgiebigkeit gegen meinen jugendlich unternehmenden Neffen, hierher, um nach der Anweiſung, die uns da dieſe ſchriftlichen Documente aus dem Familienarchiv gaben, den Schatz zu heben. Aber wie Sie heute Morgens uns ſagten, die goldnen Vögel ſind ſchon ausgeflogen, ſie ſind, dies erlaube ich mir nun frei herauszuſagen, in der Hand des lieben Mannes, der hier vor uns ſitzt, des Herrn Philipp Bonaventura, der ein Verwandter meines ſeligen Vaters iſt, und deſſen glückliches Auffinden mir eine reinere Freude gewährt, als dies vielleicht das Auffinden des Schatzes vermocht hätte.

Wie ſollte ich mich weiter gegen dich verſtellen können, du Sohn meines alten guten Vetters, mein lieber Charles, ſprach der Greis, indem er gerührt den Malteſer umarmte. Ich habe mich ſeit etlichen Jahren oft nach dir erkundigt; der Erſte, der mir die gewünſchte Auskunft gab, war der Jude Samſon, den du heute am Morgen mit mir ſaheſt. Ich kann mich in meinem hohen Alter nicht mehr entſchlieſſen, von den Gräbern meiner Lieben zu weichen; ich will bei dieſen begraben ſeyn. Darum war es meine Abſicht, dich, meinen nächſten Erben, der du noch immer jüngere Kräfte haſt als ich, und des Seereiſens gewohnt biſt, zu mir hierher, nach Rhodus zu beſcheiden. Die nöthigen und ſichren Einleitungen zu Allem, waren ſchon mit einem auswärtigen Freunde getroffen; meine Familie in Flandern würde, auch wenn ich früher wäre abgefordert worden, aus der Zeit, das Ihrige erhalten haben. Nun aber führt dich Gottes Hand ſelber ſo unvermuthet zu mir her; dein Zug nach Rhodus und dem auf ihm verborgnen Schatze geſchahe nach einem Rathe, der von menſchlicher Seite zwar nur wunderlich, von göttlicher aber wunderbar zu nennen und als ſolcher zu preiſen iſt.

In der That, ein merkwürdiges Zuſammentreffen! Ich hatte mir, vor etlichen Wochen, den gewöhnlichen, berühmteſten Güterhändler und Mäkler in Kleinaſien, unſren, bei all ſeiner Erwerbluſt dennoch ehrlichen Samſon, der ſich damals in Smyrna aufhielt, hierher verſchrieben, damit er mit mir das Geſchäft, das wir geſtern beendigt haben: die Beſichtigung und Schätzung meines hieſigen Anweſens theilen möge; mein weitres Anſinnen an dieſen, mit aller Welt in Verkehr ſtehenden Mann, wäre dann das geweſen, dich in Perſon oder durch einen vertrauten Freund aufzuſuchen und das Band eines unmittelbaren Verkehres zwiſchen mir und dir anzuknüpfen. Wie mir aber Samſon, der mit euch an dem nämlichen Tage hier bei mir eintraf, erzählte, hatteſt du in derſelben Nacht, nur von einem andern Schiffe geführt, den Boden unſrer Inſel betreten als er. Mir alten, faſt allzu bedenklichen Mann, für deſſen Unentſchloſſenheit es öfters nöthig wäre, daß Zeichen und Wunder ihn zu irgend einer That beſtimmten, dienten alle dieſe auffallenden Fügungen zu einer nicht geringen Beſtärkung meines Vorſatzes. Ohnehin kannte ich dich, mein lieber Charles, noch aus einer früheren Zeit und hatte dich ſeit vielen Jahren herzlich lieb gewonnen.

Denn ich wußte durch einen Freund, der meinem Herzen ſehr nahe ſteht, von dir und deinem Leben, als du in Samos wohnteſt, und es war einmal meine Abſicht geweſen dich dort, mitten in deinem häuslichen Glück zu beſuchen, da traf dich das große Weh dein treues Weib zu verlieren und du warſt auf einmal aus unſerer Nähe verſchwunden. In jener Zeit warſt du, der letzte noch neben mir blühende Zweig unſres Familienſtammes, eben ſo reich und geſegnet an Gütern als ich; du bedurfteſt damals keine Spende aus dem Erbtheil des alten Clemens, aus dem Familienſchatze, den ich wirklich, hierin glücklicher als ihr, kurz nach meiner Ankunft auf dieſer Inſel aufgefunden hatte. Ich kann euch verſichern, daß alle Zeichen, welche in der Beſchreibung, die unſer Familienarchiv enthielt, genannt waren, richtig eintrafen, ihr aber hättet, auch wenn jetzt die eiſerne Truhe mit ihren Goldſtücken noch unter den Steinen verborgen wäre, das Suchen viel ſchwerer gehabt, ſeitdem ich, etwas ſpater, gerade jenen Theil der Mauer, unter deſſen Grundſteinen einſt der Schatz verborgen lag, habe niederreißen und hinwegnehmen laſſen. — Jetzt, das habe ich erſt ſpäter erfahren, haben ſich deine äußren Umſtände, gerade nicht auf eine Weiſe, welche die Welt eine vortheilhafte nennt, geändert, und wenn auch nicht du ſelber, dann werden doch deine nächſten Verwandten, namentlich hier dieſer junge Vetter, das Erbtheil, das ihnen der alte Vater Clemens durch meine Hand zuſtellen läſſet, gut zu gebrauchen wiſſen. Darum ſey und werde es jetzt ſo zwiſchen uns Beiden ausgemacht: ich trete euch gleich jetzt von meinem baaren, ohnehin müſſig liegenden Vermögen eine namhafte Summe ab, behalte mir aber den Beſitz und die Benutzung meiner Güter bis an mein

mein Ende vor. Wollte hier dieſer junge Verwandte, zur Freude meiner alten Tage, bei mir bleiben, bis Gott mich von der Erde abruft, dann ſollte er von mir ſo theuer und werth gehalten ſeyn, wie ein eigner Sohn; zieht er es aber vor, ſchon jetzt wieder ins Vaterland zurückzugehen, dann übergebe ich euch eine Verſchreibung auf alle meine hieſigen Beſitzungen, und der franzöſiſche Conſul wird nach meinem Tode die nöthige Sorge dafür tragen, daß ihr, meine Erben, keine Beeinträchtigung eurer Rechte zu erleiden habet.

Der Malteſer und ſein Neffe konnten nur ihre dankbare Freude ausſprechen, über den unvermuthet herrlichen Ausgang, den jetzt auf einmal ihr ſo ſeltſam erſcheinendes Geſchäft auf Rhodos nehmen ſollte. Am glücklichſten von Allen fühlte ſich Robert. Er ſahe ſich jetzt nicht nur auf dem Wege nach dem Ziele ſeiner Wünſche, ſondern ſchon bei demſelben angelangt, denn ſein jugendliches Selbſtvertrauen ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ſeine innige Liebe ſich Gegenliebe erwerben werde. Auf jeden Fall hatte das Anerbieten des alten Vetter Makarios, den wir nun bei ſeinem wahren Namen Philipp nennen wollen, bei ihm zu bleiben, wie Kind vom Hauſe, etwas ungleich Anlockenderes in ſeinen Augen, als die Ausſicht, welche ihm der Oheim Charles eröffnete. Denn die letztere ſetzte eine mehr oder minder lange Trennung von ſeiner geliebten Griechin voraus, während der gütige Vetter Philipp in ſeinem Vorſchlag kein ſolches Wort der Verbannung über ihn ausſprach, ſondern nur das wollte, was auch des Jünglings ganzes Verlangen und herzlichſter Wunſch war. Mit beſondrem Vergnügen bemerkte deshalb Robert, daß der freundliche alte Hausvater der Unterhaltung, welche, wie ſchon erwähnt, an dieſem Abend meiſt in franzöſiſcher Sprache geführt wurde, faſt immer eine ſolche Wendung gab, daß auch er mit in dieſelbe hineingezogen ward, und Gelegenheit erhielt, ein Zeugniß zu geben von der Geſinnung ſeines Herzens, ſo wie von ſeinen Erkenntniſſen und von der Bildung ſeines Urtheils. Bei dieſen Geſprächen war das für die beiden Gäſte das Erfreulichſte, daß ſie in dem Vetter Philipp einen Mann von wahrhaft frommer, lautrer Geſinnung und von tief eindringendem Verſtändniß kennen lernten.

Wie ſehr, ſprach Philipp ſeufzend, erinnert mich dieſer Jüngling in ſeinem ganzen Weſen, an meinen jüngſten, und ich muß es bekennen, liebſten Sohn: an meinen theuren Franz, den ich unter all meinen Kindern zulezt zu Grabe trug.

Und mir wäre, ſprach Robert, das mein liebſter Wunſch, daß ich bis an Ihr Ende bei Ihnen bleiben und Ihnen alle Liebe und Treue eines Kindes erweiſen dürfte. —

Die drei Verwandten, die ſich erſt ſo nahe an dem Scheidewege des Lebens und der Gräber zuſammengefunden hatten, waren im vertraulichen Geſpräch beiſammengeblieben bis nach Mitternacht; ſie nahmen die Freude über ihr glückliches Zuſammentreffen mit ſich auf das nächtliche Lager und wachten am Morgen mit ihr auf.

Robert war heute noch früher wach geworden als der Oheim, er hatte ſich leiſe aufgemacht vom Lager und aus dem Zimmer, war dann hinuntergegangen nach dem Blumengarten am Hauſe, denn von dort hatte er einen Geſang gehört, welcher, ſo ſchien es ihm, aus keinem andren Munde kommen konnte, als aus dem ſeiner jungen Griechin. Er hatte ſich nicht getäuſcht; ſie war es ſelber, Lydia die Jüngere, welche ſang. Sie ſchwieg ſogleich, als der Jüngling ſich nahte, und wendete ſich eifriger zu ihrer Beſchäftigung: zu dem Begießen der Blumen. Robert verſtund nur wenige Worte der wohllautenden, griechiſchen Sprache, dieſe wendete er zu einem Gruße an, den die Jungfrau erwiederte. Die Blicke des Jünglinges waren beredter als ſeine Zunge; Lydia ſchien jene zu verſtehen, ſie endete eilend ihr Geſchäft und zog ſich dann nach dem Hauſe zurück. Doch ſchon auf dem Weg dahin, außen im Hofe, begegnete ihr ein Mann, vor deſſen Blicken und Annäherung ſie nicht ſo ſcheu entwich, als vor denen des Jünglinges. Es war ein Greis, mit langem, ſilberweißem Bart, in der Kleidung eines griechiſchen Prieſters. Lydia, da ſie ihn erblickte, flog mit einem lauten Ausruf der Freude in ſeine Arme und ſprach die ſüßeſten Worte der Liebkoſung aus, welche die hierin reiche griechiſche Sprache den Kindern gegen ihre Eltern in den Mund legt. Auch der Alte ſchien bei dieſem Wiederfinden tief bewegt; er ſprach in Wort und Mienen die väterliche Liebe zu dem theuren Kinde aus. Philipp, der Hausherr, hatte die Stimmen der Grüßenden vernommen, er trat aus ſeinem Zimmer heraus, und bei dem erſten Blicke hatte er den alten Freund erkannt, er drängte ſich, neben Lydia, an ſeine Bruſt.

Die Begrüßungen alter, ſich hier unvermuthet zuſammenfindender Freunde, hatten hiermit noch kein Ende; auch der Malteſer war jetzt herbeigekommen, er ſtaunte den neuen Gaſt freudig erſchrocken an, dann eilte auch er zu ihm hin, mit den Worten: Chriſtodulos, mein theurer Chriſtodulos, welcher für mich ſelige Zug der Liebe führt dich hierher, in meine Arme? — Allerdings auch ein Zug der Liebe zu dir, denn ich bin nach Rhodus und jetzt in dieſes Haus gekommen, um dein Kind, deine Tochter Lydia zu ſuchen, welche mir auf der erſten, einzigen Reiſe, die ſie mit meinem Willen zu einer Verwandtin nach Chios gemacht hatte, von den Türken geraubt war. — Wie? fragte Charles, von der Ueberraſchung faſt erſtarrt, mein Kind, meine Tochter? Haſt du mir nicht ſelber in dem Briefe, den ich von dir in Patmos erhielt, den Tod des theuren Kindes gemeldet und mir ſogar geſchrieben, daß Mutter und Kind, die ſich im Tode ſo bald gefolgt waren, nun in einem Grabe ihre Ruheſtätte gefunden hätten? — Ich dir vom Tode des Kindes geſchrieben? Das iſt ein unbegreifliches Mißverſtändniß. Lydias Mutter, meine theure Schweſter, war an dem Tage von Lydias Beerdigung, welcher zugleich der deiner Abreiſe war, ſanft verſchieden; ſie wurde von uns bei ihrem einzigen Kind begraben. Dich hat damals die Kleinmüthigkeit deines Schmerzens verblendet; meine ſpäteren Briefe ſcheinſt du nicht erhalten zu haben, ſie waren auch, da ich nur ſo ungewiſſe Kunde von deinem Aufenthaltsorte beſaß, aufs Unſichre hin abgeſendet worden.

Es gab jetzt eine neue Scene des ſeligen, auf Erden nicht mehr verhofften Wiederfindens; der überglückliche Vater drückte die geliebte Tochter, das Ebenbild ſeiner theuren Gemahlin, an ſein Herz; Lydia weinte Thränen der ſüßeſten Freude.

Dieſer hier, ſagte Charles, indem er auf Robert deutete, iſt mein nächſter Verwandter und ſteht meinem Herzen faſt ſo nahe, wie ein eigner Sohn; reiche auch ihm deine Hand zur ſchweſterlichen Begrüßung. Mit jungfräulichem Erröthen gehorchte das Mädchen der Aufforderung des Vaters, und Robert fühlte ſich hoch beſeligt durch die Berührung dieſer Hand.

So reichlich war die Freude lange nicht eingezogen; aus ſo vielen Quellen zugleich hatte ſie ſelten ſich ergoſſen, als ſie es diesmal in Herrn Philipps Hauſe that. Er ſelber ſo glücklich, im Genuß der alten und neuen Freundſchaft mit Chriſtodulos und mit dem ſo ſpät ihm näher gekommenen Vetter Charles; dieſer, der Malteſer, voll Wonne, im Wiederbeſitz ſeines längſt für todtgehaltnen Kindes und des lieben Genoſſen ſeiner glücklichſten Jahre; Robert voll Entzücken über die täglich ihm näher tretende Erfüllung ſeines innigſten Wunſches. Denn die ſchweſterliche Liebe in der jüngeren Lydia kindlichem Herzen ward bald zur bräutlichen Liebe; nach wenig Wochen ſegnete der ehrwürdige Chriſtodulos die Ehe des lieblichen Paares ein. Es geſchahe nun auch nach dem Wunſche des Oheims, daß Robert vorläufig bei dem väterlich geſinnten Vetter Philipp blieb; auch Chriſtodulos trennte ſich nicht mehr von der Pflegetochter Lydia und von ſeinem alten Freunde, und dem Malteſer ward es nicht ſchwer gemacht, eine Verlängerung ſeines Urlaubs auf ein ganzes Jahr zu erhalten. Selbſt ſeine Schweſter, Roberts Mutter, ließ ſich bewegen, dem Familienzuge, der auch in ihr lag, zu folgen; ſie kam mit guter Schiffsgelegenheit, welche der Bruder ihr zuwies, nach Rhodus, um ſich nie wieder von dem Sohne zu trennen.

Robert und ſeine junge Hausfrau pflegten des alten Philipp mit kindlicher Zärtlichkeit; ihre Liebe ward für ihn zu einem herrlichen Abendroth, das ſeine Strahlen auf die letzten Stunden ſeines Lebens fallen ließ und wie der Vorbote eines heitren Morgens der Ewigkeit erſchien.

Als nach etlichen Jahren zuerſt Chriſtodulos, bald hernach auch der Vater Philipp zu ihrer Ruhe eingegangen waren, folgten Robert und ſeine Lydia dem Rufe des Vaters Charles zurück in die Nähe des Vaterlandes; Robert übernahm ein Amt, das ihm der Malteſerorden darbot, in einer namhaften Hauptſtadt Italiens, und durch ſeine an Kindern geſegnete, glückliche Ehe mit der ſchönen Griechin lebte das Geſchlecht der Bonaventuras, obwohl unter andrem Namen, fort Und vielleicht erhält ſich auch noch hin und wieder im Lande der Terebinthen und Piſtazien, bei dem Volk von griechiſcher Zunge, ein Saame der dankbaren Erinnerung an die Bonaventuras, welche jenem Volke wohlwollten, in deſſen Mitte ſie den Schatz großer, ſchwer wiegender Erfahrungen erhoben haben. Ein Saame, auf welchen, wenn er auch lange verdorrt und von rohen Fußtritten untertreten dalag, dennoch zu ſeiner Zeit wieder ein milder, fruchtbarer Regen und Sonnenſchein fallen wird, der ihn belebt und fröhlich aufgrünen machet.

Herr Stephan Mirbel.

In der Nähe eines berühmten, vielbeſuchten Badeortes in Böhmen, bei einem kleinen Dorfe, wohnte noch vor etwa vierzig Jahren ein Gutsbeſitzer, der bei allen Bewohnern der Gegend in ganz beſondrer Achtung ſtund. Denn dieſer Herr **Mirbel** (ſo hieß der Mann) galt nicht nur weit und breit im Lande als der geſchickteſte und erfahrenſte Landwirth, ſondern war zugleich in der Arzneikunde ſo wie in den mannichfaltigſten Angelegenheiten des Hauſes und der ganzen Landſchaft, als Freund und Helfer, durch Rath und That bekannt.

In ſeinen jüngeren Jahren, dies wußte man aus ſeinem eignen Munde, war Herr Mirbel Regimentsarzt bei einem ungariſchen Infanterie-Regiment geweſen, und bei feſtlichen Gelegenheiten pflegte er noch immer gern in einer Art von Uniform, mit dem Degen an der Seite, auf altmodiſche Weiſe friſirt und gepudert, einher zu gehen. Auch war er dann, wenn er die Uniform anhatte, am meiſten aufgelegt, von ſeinem vormaligen Soldatenleben, von ſeinen Abentheuern, die er unter den Serbiern und Wallachen beſtanden, zu erzählen, wobei ihm Jedermann gern Tage lang zugehört hätte. Zu andrer Zeit aber war er kein Mann von vielen Worten, ſondern im Gegentheil gar ſchweigſam, und es hatte noch keiner ſeiner Nachbarn es von ihm erfahren können, ob Herr Mirbel von Geburt ein Ungar oder Siebenbürger ſey, oder ob er aus Bayern, aus Schleſien, aus Mähren abſtamme; nur ſo viel wußte man, daß er kein geborener Böhme ſey, obgleich er ſchon gar lang im Lande wohnte.

Auch wie alt der Mann wäre, wußte Keiner von den Nachbarn zu ſagen. Nur darin ſtimmten Alle überein, daß Herr Mirbel ſehr alt ſeyn müſſe, denn ſchon die Väter und Mütter im benachbarten Dorfe erinnerten ſich, daß ſie ihn in ihrer Jugend als einen alten Mann mit grauen Haaren gekannt hatten, ja die Großväter und Großmütter erzählten, daß, als Herr Mirbel zur Zeit ihrer Jugend hierher zog, er, allem Anſchein nach, ſchon ein Mann von mehr als mittleren Jahren geweſen ſey.

In ſeinem täglichen Leben merkte man ihm übrigens nur wenig von der Schwäche des Alters an. Er gieng noch immer aufrecht, wie ein alter Soldat, trieb in ſeinem großen, ſchönen Garten, mit eigner Hand, die Gärtnerei; beſuchte öfters zu Fuß die Waldung, die zu ſeinem Gut gehörte, die aber ziemlich weit von ſeiner Wohnung ab, auf dem Gebirge lag, zeichnete dort ſelber die Stämme an, die in nächſter Zeit ſollten gefällt werden, war, wenn ſeine Aufſicht und Anordnung etwa förderlich ſchien, bald bei den Arbeitern in ſeinem Steinbruch, bald bei denen auf den Feldern, auf den Wieſen oder in ſeiner Glashütte.

Im Grunde genommen konnte man nicht begreifen, zu welchem Zweck der alte Mann ſich all dieſe Laſt auflegte. Er hatte Leute genug, die gern Alles für ihn gethan hätten; vor Allen einen Pflegeſohn, den er als verlaßnen Waiſenknaben von der Straße in ſein Haus aufgenommen und da wie ein eignes Kind verſorgt und erzogen hatte. Dieſer Pflegeſohn, den ſich der alte Herr ſeit längerer Zeit hatte adoptiren laſſen, hieß Peter Mirbel, war ſchon ein Mann von mittleren Jahren, und hatte ſich nach ſeiner Neigung, die der Vater billigte, ein wackres Landmädchen zur Frau gewählt, welche ihm ſchon ſechs Kinder gebar. Ein Theil des anſehnlichen Vermögens, welches der Alte beſaß, war dieſem angenommenen Sohne, dies wußte man, gerichtlich verſchrieben worden, einen andren Theil behielt ſich der Pflegevater, man errieth nicht zu welchem Zwecke, zu ſeiner künftigen Verfügung vor.

Die glückliche und geſegnete Hand, welche der alte Herr Mirbel hatte, war in der ganzen Gegend wie zum Sprüchwort geworden. Alles, was der Mann angriff und vornahm, das gieng gut von ſtatten und hatte den beſten Erfolg; auch ſein guter Rath und ſeine Belehrungen, die er Andren ertheilte, waren wie ein Orakel geehrt und geachtet, und wer dieſelben treulich befolgte, der fand ſich gewiß wohl berathen. Bei ſolcher Gelegenheit ließ ſich der hochbetagte Mann keine Mühe verdrießen: er gieng zu den Leuten, die irgend ein Werk nach ſeinem Rathe angriffen, hin, ſahe, wenn es ihm nöthig ſchien, vom Morgen bis zum Abend ihren Arbeiten zu, ordnete an, was ihm das Beſte dünkte, und wenn dann Alles nach Wunſche gieng, dann freute er ſich faſt mehr, als wenn es ſeine eigne Sache betroffen hätte.

So verdankte ihm die ganze Umgegend ein gewiſſes Wohlbefinden, das ihr Jeder, der auch nur auf kurze Zeit, als beſuchender Gaſt, dahin kam, anmerken konnte. Die Häuſer des Dorfes, das unter Mirbels Gute, unten im Thale lag, waren ſo ſtattlich und ſauber gebaut, die Gärten und Felder ſo muſterhaft beſtellt, die Leute lebten ſo friedlich und vergnügt beiſammen, daß man dieſe

Gemeinde allen andren, zu dem Kreiſe gehörigen, als Muſter vorſtellen konnte; auch in allen gemeinnützigen Anſtalten, namentlich in denen der Schule und Kirche, der Pflege der Armen und Kranken, Verbeſſerung der Straßen und ähnlichen Dingen gieng jene Gemeinde den andren mit gutem Beiſpiel voran; es gab weder Bettler noch ſolche Verlaſſene im Dorfe, die ſich am Abend hätten hungernd zu Bette legen müſſen.

Wie in ſolchen guten Eigenſchaften dieſe einzelne Gemeinde andren Gemeinden als Muſter daſtund, ſo hatte ſie ſelber beſtändig ein Muſter und Beiſpiel vor Augen, das unvermerkt alle Andren zur Nachahmung weckte. Der felſige Hügel, auf welchem Mirbels großes, ſchönes Haus zwiſchen ſeinen Obſtgärten da lag, war, als der Alte dieſen Platz ankaufte, ein wüſtes Stück Landes geweſen, auf welchem nur hin und wieder ein Gebüſch von Schlehendornen und dazwiſchen etwa ein Holzbirnenbaum wuchs. Die Schweine, welche man dort hütete, hatten den Boden durchwühlt; ſo ſchön die Ausſicht dort oben erſchien, hatte der Ort dennoch für keinen Vorübergehenden etwas Anziehendes; die Hirten des unreinen Viehes waren die einzigen Menſchen, welche man dort zwiſchen den herumgeſtreuten Felſenblöcken und Dornenbüſchen wandeln ſahe.

Als Herr Mirbel das ſchlechte Grundſtück, verhältnißmäßig ziemlich theuer, von der damals ſehr armen und von einer theuren Zeit gedrückten Gemeinde kaufte, da gab es Viele, die den vermeintlich ſo unerfahrenen Fremdling auslachten und verſpotteten. „Der Mann will wohl, ſagten die benachbarten Stadtleute, einen Handel mit Schlehen und Holzbirnen anlegen, oder meint ſonſt eine andre Kunſt zu verſtehen, um aus den Steinen Brod zu machen“. Herr Mirbel ließ ſich das Urtheil der Leute über ſein Thun und Treiben nicht anfechten; oben auf dem Hügel, an einer Stelle, die ſich leichter von den Granitblöcken reinigen ließ, baute er ſich vorerſt nur ein kleines Haus, das noch vor Eintritt des Winters vollendet und von ihm bezogen wurde, und ſchon im nächſten Frühling begann er eben ſo rüſtig als verſtändig das Werk der Urbarmachung ſeines von Natur gar nicht unbegünſtigten Grundes und Bodens.

Damals, als Mirbel ſeinen Einzug in ſeinen neuen Wohnſitz hielt, fanden ſich in ſeiner Geſellſchaft ein alter, abgedankter Soldat, der weder böhmiſch noch deutſch, ſondern nur ungariſch ſprach, und eine alte Mutter, welche dem Hausweſen wie der Küche vorſtund. Zu dieſen beiden geſellten ſich bald hernach noch andre Gehülfen und Gehülfinnen, welche Mirbel, der hierbei immer eine ganz beſonders glückliche Wahl traf, aus dem Volk der Umgegend in ſeine Dienſte nahm. Jeder dieſer Leute bezeugte ſich bald ſo zufrieden mit ſeinem Dienſte, daß faſt Keiner ihn eher verließ, bis er ſelber einen eignen kleinen Hausſtand antreten konnte; es war eine Freude den Leuten bei ihren Arbeiten zuzuſehen, man mußte es ihnen anmerken, wie gern und willig ſie Alles thaten, wozu der Wille ihres Herrn, gleich wie eine Bienenkönigin ihre Bienen, ſie anleitete. Bei ſolchem gemeinſamen Trieb und Eifer konnte es freilich an gutem Fortgang des Unternehmens nicht fehlen; nach wenig Jahren waren die Felſenſtücke, die auf dem Hügel lagen, geſprengt und hinweggeräumt; der Sumpf, der am ſüdlichen Abhange ſich ausbreitete, war ausgetrocknet, und das Waſſer, das ihm ſeine Nahrung gegeben hatte, zum gemauerten Brunnen gefaßt worden, deſſen Abfluß in wohlangelegten Gräben, nach Nothdurft zur Bewäſſerung der Gärten und Felder dienen konnte. Bald ſahe man einen Theil des Hügels mit jungen Obſtbäumen, einen andren mit einträglichen Feldern geziert; dort prangte ein Gewände mit bläulich blühendem Flachs, hier grünte ein Feld mit Kartoffeln, anderwärts webte und wogte der Wind in den hohen Halmen des Getraides. Nachdem auf ſolche Weiſe erſt der Wohlſtand eines Hauſes begründet war, ſahe man denn auch das große, ſtattliche Haus ſelber, ſchöner als alle andre Wohnungen der Nachbarn, ſich erheben. Herr Mirbel war nach wenig Jahren ein anſehnlicher Landwirth geworden, der durch mehrere glückliche Unternehmungen zu ſo gutem Vermögen gelangte, daß er im Stande war, die nachbarlichen Beſitzungen anzukaufen, welche eine in Prag lebende adliche Familie, der ſie als Erbtheil zufielen, zum Verkaufe ausbot.

So auffallend und ungewöhnlich dieſes große äußre Glück des Mannes war, gab es doch Wenige oder Keine, welche ihn darum beneideten. Mirbel, bei ſeinen andren großen Gaben, beſaß dabei die größeſte von allen: die Gabe, ſich die Liebe und Gunſt der Menſchenherzen zu erwerben und ſelbſt Die mit ſich auszuſöhnen, welche ihm von Anfang her Feinde waren. Wie er gegen ſeine Dienſtleute und Tagwerker ein guter, freundlicher Herr war, der jeden reichlich lohnte und auf ſein Beſtes ſahe, Jedem auch bei Gelegenheit ſo gern Freude machte, ſo war er es auch außer dem Hauſe gegen Jedermann, gegen Alt und Jung. Die Kinder bemerkten dieſe Eigenſchaft des guten Herrn zuerſt und benutzten ſie gar oft, wenn ſie ſich in ſeinem Haus oder Garten mit Obſt und Brod bewirthen und dabei mit mancherlei kleinen Gaben beſchenken ließen, die Herr Mirbel am Jahrmarkt eingekauft hatte.

Aber auch die Alten merkten bald, welcher Freund in der Noth dieſer Fremde ſey; ſie hatten dieſes, namentlich in jener theuren Zeit, erkannt, welche bei Wirbels Ankunft das Land drückte, und auch ſpäter fanden, vor Allen die Aermeren unter ihnen, wenn ſie ſelber, oder Eines der Ihrigen erkrankt waren, an ihm einen hülfreichen, glücklichen Arzt; bei andrer Gelegenheit half er mit Darlehen und fortwährender Unterſtützung aus. Am ſchnellſten war er mit einer Hülfe der letzteren Art da bei der Hand, wo es galt dem redlichen Fleiß unter die Arme zu greifen, junge Anfänger ſo zu ſtellen, daß ſie nun ohne fremde Hülfe ihr Brod finden konnten, und einem tüchtigen, jugendlichen Talent die Mittel zu ſeiner günſtigſten Entwicklung darzubieten. Auf ſolche Art hatte Herr Wirbel der Gemeinde ſeines Dorfes mehrere ſeiner beſten, geſchickteſten Handwerker und Landbauer gegeben; auch der junge Geiſtliche, der jetzt der Kirche des Ortes vorſtund, ſo wie der treffliche Schullehrer, verdankten beide ihre jetzige geſegnete Stellung dem edlen Greiſe, der ſchon in ihrer Kindheit das Talent, das in ihnen war, erkannt und ihnen mit väterlicher Milde die Unterſtützung gewährt hatte, die ſie, bei ihrer Armuth, auf Schulen bedurft hatten. Freilich fehlte es nicht an Fällen, in denen die Wohlthätigkeit des Alten von Unwürdigen gemisbraucht wurde; wenn jedoch dieſes im Ganzen ihm ſeltner wiederfuhr als vielen Andren, ſo möchten wir dies dem Scharfblick der Menſchenkenntniß zuſchreiben, welche ihm eigen war. Denn ſo wenig Hr. Wirbel die Gaben ſeiner freigebigen Hand abwog, hütete er ſich doch ſehr, der Faulheit oder dem bettelnden Laſter durch unzeitige Milde das zu geben, was ſein Verderben nur beſchleunigen mußte.

All dieſer Ausfluß guter Thaten, der ringsumher von dem Mirbelſchen Hauſe über die Nachbarſchaft ausgieng, hätte nicht ſeyn können, wäre nicht ein unverſiegbar reicher Quell vorhanden geweſen, der den Strom ernährte. Dieſer Quell fand ſich in dem Hauſe ſelber und in dem Herzen ſeiner Bewohner; es war die ungeheuchelte Gottesfurcht, der kindlich feſte Chriſtenglaube, der in dem Alten wohnte und den dieſer auf das Gemüth ſeiner Pflegekinder und ſeiner meiſten Hausgenoſſen fortgepflanzt hatte. Ihm war dieſer Glaube eine Gotteskraft; als eine ſolche Kraft, welche Neues ſchaffet, und welche Leben, Friede und Freude giebt, hatte er ihn an ſich ſelber erfahren; als eine Gotteskraft erprobte ſich jener Glaube auch an Andren, die in längerem Umgang mit dem frommen Greiſe lebten. Denn dieſer Umgang war nicht allein ein Umgang des einen Menſchen mit einem andren, ſondern er führte zu einem gemeinſamen Umgang mit Gott. Die Früchte davon waren, wie wir vorhin ſahen, nicht nur außer dem Hauſe des alten Hrn. Mirbel, ſondern zunächſt in demſelben merklich; Alle, welche Sinn dafür hatten, empfanden den ſtillen, heitren Gottesfrieden, der da herrſchte; Viele ſagten, wenn ich in dieſem Hauſe bin, iſt mirs, als ſey ich in der Kirche.

Unter den ſechs Kindern des Pflegeſohnes war keines, in dem ſich nicht von frühe an eine große Empfänglichkeit für die gute, chriſtliche Zucht und Pflege gefunden hätte, welche die Eltern, ſo wie vor Allen der ehrwürdige Hausvater, ihnen angedeihen ließen. Im vorzüglichen Maaße konnte man dieſes an den beiden Töchtern erkennen, davon die älteſte ſechszehn Jahre, die andre um ein Jahr jünger war.

Der Alte, der ſonſt niemals, ſo lange ſeine Hausgenoſſen ihn kannten, krank geweſen war, hatte ſich vor einiger Zeit durch eine ſtarke Erkältung ein Fieber zugezogen, das ihn mehrere Wochen lang am Lager hielt. Nach der frommen Anordnung ſeiner Kirche hatte er bei dieſer Gelegenheit vor den Augen Gottes, und vor den Ohren des Beichtvaters, das Buch ſeines ganzen, vergangenen Lebens aufgethan, und ſeinen letzten Willen, ſo wie dieſer ſchon längſt ſchriftlich aufgeſetzt war, noch einmal mündlich gegen den vertrauten Freund ausgeſprochen. Der Greis ſollte aber den Seinen noch länger erhalten werden; er genas wieder und ſchien ſeitdem heitrer und fröhlicher als jemals.

Es war jetzt wieder die Mitte des Sommers gekommen; jene Zeit des Jahres, in welcher der benachbarte Badeort von den meiſten Curgäſten, aus den verſchiedenſten Ländern, beſucht wird. Schon in den früheren Jahren hatte der alte Mirbel mit beſondrer Aufmerkſamkeit die Badeliſten geleſen, in denen die Namen der Curgäſte, nach der Zeit ihrer Ankunft, eingereiht und abgedruckt werden. Man wußte auch, daß er öfters bei Gäſten aus Ungarn und andren Gegenden zugeſprochen und da Erkundigungen über allerhand Verhältniſſe ihres Landes, ſo wie einzelner Familien, eingezogen hatte. Auch in dieſem Jahr wurde ihm jedes neu erſcheinende Blatt der Liſte gebracht, und aufmerkſam von ihm geleſen. Eines Nachmittags, als dieſes abermals geſchehen war, bemerkte man an dem Greiſe eine ganz beſondre Gemüthsbewegung. Die Hand zitterte ihm, als er das Blatt auf den Tiſch legte und ſogleich es wieder aufnahm, um es, als ob er ſeinen Augen nicht traute, noch einmal und bald darauf zum dritten Male zu leſen. Er nahm ſeinen Hut und Stock, und gieng hinab ins Dorf, zur Wohnung des jungen Geiſtlichen, der ſein Vertrauen im hohen Grade beſaß, und dieſes durch Frömmigkeit der Geſinnung, ſo wie Reinheit des Wandels, verdiente. Der würdige, junge Mann, der den Greis, ſeinen Wohlthäter wie einen Vater liebte und ehrte, erkannte ſogleich, daß dieſem etwas ganz Beſondres begegnet ſeyn müſſe; Vater Mirbel athmete ſo ſchnell, als habe er über Kräfte ſich angeſtrengt; er konnte lange nicht ſprechen; beide ſetzten ſich neben einander und der junge Pfarrer hielt die zitternde Hand des Alten in der ſeinen, als wollte er ihr durch ſein Feſthalten die verlorene Ruhe wiedergeben.

,,Sie wiſſen", ſo nahm nach einiger Zeit Hr. Mirbel das Wort, ,,die ganze Geſchichte meines Lebens; Sie kennen auch den Inhalt meines letzten Willens. Der Sohn des Mannes, der einſt mein bittrer Feind war, mein jüngerer Verwandter aus P., den ich zum Erben eines großen Theiles meines Vermögens beſtimmt habe, iſt jetzt im benachbarten Badeort als Curgaſt angekommen. Ich kann mich in dieſer Vermuthung nicht irren: Name und Vorname, Stand und Wohnort, Alles trifft zuſammen. Was durch Ihre und der andren Executoren meines Teſtamentes Vermittlung erſt nach meinem Tode geſchehen ſollte, das kann nun noch bei meinen Lebzeiten und zwar bald geſchehen. Ich werde mich hoffentlich mit eignen Augen überzeugen, daß der gute Ruf, den ich von meines Grosvaters Urenkel vernahm, ein wohlbegründeter ſey, und mich freuen, daß dieſer letzte Zweig meiner Familie ſo gute Früchte verſpricht".

,,Laſſen Sie mich bei dieſer Gelegenheit Alles ausſprechen, was mich namentlich heute mehr als jemals bewegt. Mein Pflegeſohn, ſo wie ſeine Frau und Kinder, haben mich ſo manches Jahr mit kindlicher Liebe gepflegt und geehrt; ſie haben Freud und Leid mit mir getragen, haben mit mir gearbeitet und geſorgt; einen großen Theil Deſſen, was ich beſitze, danke ich ihrem treuen Fleiße. Dazu kommt, daß ich dieſe Leute durch täglichen, langen Umgang ſo lieb gewonnen habe, wie eigne Kinder, während mein Verwandter, weil ich ihn niemals ſahe, noch nicht meinem Herzen, ſondern nur, wie ein Name, meinem Gedächtniß und meinem auf Billigkeit ſinnenden Verſtande eingeſchrieben iſt. Ich läugne es Ihnen nicht: der Gedanke, daß ich dieſen treuen, lieben Hausgenoſſen und ihren 6 Kindern das, was mein Herz ihnen ſo gern gönnen möchte, entziehen und es einem, meinem Angeſicht noch Fremden geben ſoll, bloß deßhalb, weil mir mein Verſtand ſagt, daß dieſes von Rechts wegen ſich gezieme, fällt mir ſchwer aufs Herz, und wüßte ich nicht, daß mein Verwandter in ſehr bedürftiger Lage und dabei brav und tüchtig iſt, da könnte es geſchehen, daß meine heutige Gemüthsbewegung alle ſchriftlichen und mündlichen Anordnungen meines letzten Willens wieder umſtieße oder doch bedeutend veränderte".

Der junge Geiſtliche hatte ſeinen alten Wohlthäter niemals ſo lebhaft aufgeregt geſehen, niemals ſo geſprächig gefunden. Er bat ihn, er möge ſich beruhigen und, ehe er irgend einen weitren Schritt thäte, erſt noch die perſönliche Bekanntſchaft ſeines Verwandten machen.

Ich bedarf keiner ſolchen Ruhezeit, erwiederte Herr Mirbel, um zu der Ausführung des Entſchluſſes zu kommen, der ſchon längſt in meinem Innern reif iſt. Es mag bei meinen Anordnungen bleiben; ich habe ſie oft mit Gott überlegt und nicht ohne Ihn aufgeſetzt. Eines aber fühle ich mich zu thun gedrungen: ich will Das, was ich erſt nach meinem Tode, in dem ſchriftlichen Nachlaß an meinen Pflegeſohn auszuführen geſonnen war, dem mündlichen Geſpräche anvertrauen; ich will, ſo wie ich es neulich gegen Sie gethan, auch für meine lieben Kinder den Schleier aufheben, der ihnen bisher noch auf der Geſchichte meines Lebens lag; ſie ſollen Alles erfahren, was ich gelitten und gethan habe, meine ganze Schuld, ſo wie die Art der Rückkehr von meinen ſchweren Verirrungen. Dieſe trauliche Mittheilung wird für den Grund meiner letzten Anordnungen, ſo wie für die Lauterkeit der Geſinnungen meiner lieben Pflegekinder, den beſten Prüfſtein abgeben. Ja, mein Freund, noch heute, wo ich ohnehin den Tag meiner Geburt, ſo wie jenen meiner Wiedergeburt feiere, ſoll mein offnes Geſtändniß auch zu den Ohren und Herzen meiner Kinder gelangen, und Sie ſollen uns beiden Zeuge ſeyn“.

Die beiden Männer giengen nach dem Hügel hinauf zu Mirbels Hauſe. Der Pflegeſohn: Mirbel der Jüngere, ſaß mit ſeiner Hausfrau außen im Hof, unter der blühenden Linde. Sie ſtunden ehrfurchtsvoll auf, da ſie den Vater mit dem trefflichen Pfarrer kommen ſahen; dieſe aber nöthigten ſie zurück zu ihrem Sitz und ſetzten ſich ſelber zu ihnen.

„Ich weiß, daß ihr mit dem Eſſen auf mich gewartet habt, ſagte der Alte, während eure Kinder ihr Abendbrod ſchon verzehrt haben. Der geiſtliche Herr da ſoll unſer Gaſt ſeyn und ich meine, weil der Abend ſo ſchön iſt, bleiben wir unter der Linde ſitzen, deren Blüthen noch niemals lieblicher geduftet haben als heute. Katharina, du bringſt uns eine Flaſche von dem guten, ungariſchen Wein, wir wollen einmal recht traulich mit einander ſchwatzen, und nach dem Abendeſſen will ich euch auch etwas erzählen".

Die einfache Mahlzeit war bald beendigt, man ſaß noch bei einem Glas Wein beiſammen, und der alte Herr Mirbel begann ſeine Lebensgeſchichte:

Es iſt ein recht freundliches Zuſammentreffen, daß ich gerade noch an dieſem Abend dazu komme, euch, meine lieben Kinder, wie ihr es ſchon ſo lange gewünſcht habt, etwas von den Begebenheiten meiner früheren Jahre zu erzählen. Denn gerade heute, am 15ten Juli, habe ich mein 88ſtes Lebensjahr vollendet, und an demſelben Tage, vor nun 52 Jahren, iſt mit mir eine Veränderung vorgegangen, wodurch mein ganzes Weſen und nachmaliges Leben eine ganz neue, andre, und ich darf es ſagen, beßre Richtung gewonnen hat. Auch damals, in jener Nacht, wo ich gleichſam zum zweiten Male geboren und jung ward, ſchien der Vollmond ſo klar und ſchön unter die Zweige der Bäume herein, wie er es heute da unter unſre Linde thut. Wer mir damals geſagt hätte, daß ich von jener Stunde an noch 52 Jahre meiner Erdenpilgerſchaft zurückzulegen habe, dem würde ich ſchwerlich geglaubt, auch nicht für dieſe Ausſicht gedankt haben. Denn meine äußre Lebenskraft, wie meine Luſt am Leben, waren gebrochen; ich ſehnte mich, mit wahrhaft heißem Sehnen, aus den Verſuchungen und Gefahren des Lebens hinaus, nach der Ruhe der Ewigkeit. Und wer vor 88 Jahren, als meine liebe, kränkliche Mutter mich als ein armes, ſchwächliches Kind gebar, das ſogleich nach der Geburt, weil man das plötzliche Auslöſchen des zarten Flämmleins erwartete, die Nothtaufe empfieng, es dieſer geſagt hätte, daß dieſer Sterbling da ein friſches Alter von 88 Jahren erreichen ſollte, den würde ſie wohl mit großen, ungläubigen Augen angeblickt haben.

Die früheſten Erinnerungen, welche ich aus meinen Kinderjahren habe, ſind keinesweges von ſo angenehmer Art, wie ſie bei den meiſten Menſchen zu ſeyn pflegen. Ein geſundes Kind hat einen beſtändigen Grund und Quell der Fröhlichkeit in ſich. Wenn es auch in armer Hütte geboren, nur von Brod und Kartoffeln zur Noth geſättigt iſt, ſpringt es doch fröhlich wie ein junges Reh oder Lamm auf der grünen Wieſe, oder im ſchattigen Walde umher, und jede Erdbeere oder Brombeere, die es findet, ein Vogelneſt, das es im Gebüſch entdeckt, macht es ſo überglücklich, wie dies kaum in ſpäteren Jahren der größeſte Schatz thun könnte. Die leichte Bewegung des Blutes, der gedeihliche Fortgang aller innren Lebensbewegungen in ſo einem kleinen Körper, thut dem leiblichen Gefühl ſo wohl, daß die Seele vorherrſchend zum Vergnügen geſtimmt iſt; eine Hand voll Vogelkirſchen, oder ein Trunk Milch erweckt im geſunden Kind einen lieblicheren Sinnenrauſch, als in uns Alten der Genuß des beſten, feurigſten Weines. Ganz anders iſt dies Alles bei einem kranken Kinde. Das leibliche Gefühl iſt im früheſten Lebensalter eben ſo für Schmerzen als für Freuden viel geſchärfter, als in ſpäteren Jahren; der Stich einer Nadel thut da weher, als im Mannesalter eine tiefe Wunde vom Schwert oder von der Kugel des Feindes; wenn es bei uns Alten hie und da im Körper, bald im Kopfe, bald im Unterleib oder in der Bruſt ſtockt, ſo iſt zugleich eine größere Kraft des Lebens und des Willens da, die ſich dem Sturm entgegenſetzt und dieſen bezwingt, während die Seele des Kindes dem widrigen Gefühl unterliegt.

Ich meines Theiles bin ein ſolches bedauernswürdiges Kind geweſen. Bei mir kam es in vielen Jahren nicht zu dem fröhlichen Herumſpringen auf grünen Wieſen oder im Garten, ja kaum zum rechten Genuſſe der friſchen, freien Luft. Statt der Kirſchen oder der andren guten Früchte, die mir vom Arzt verboten waren, überfüllte man mich mit Arzneien, die mir ein großes Unbehagen erregten; gab mir allerhand Brühen und Theeſorten nebſt Molken, welche mir alles Genießen von Speiſen und Getränken zum Eckel machten. Ich lernte erſt nach dem dritten Jahre das Gehen, und auch dann wurde ich noch öfters, in Betten gehüllt, umhergetragen; mein ganzer Körper, vor allem der Kopf, war faſt immer mit Schwären bedeckt, die mich ſehr ſchmerzten und mich zu einem kleinen Abbild des armen Lazarus machten.

Mein Vater, der von Geburt ein Ungar war, wohnte damals, als ich geboren wurde, in einer bayeriſchen Stadt an der Donau. Er hatte da meine liebe Mutter, die einzige Tochter eines ſehr wohlhabenden Kaufmannes geheirathet, und nach dem baldigen Tode meines Großvaters von mütterlicher Seite war er Beſitzer des Hauſes und Anweſens, ſo wie der ganzen Handlung geworden, welchem Beruf er mit großem Fleiße vorſtund.

Meine gute Mutter war, wie ich dies noch ſelber aus der Erinnerung weiß und ſpäter von Andren erfahren habe, beſtändig krank und leidend; ſie mußte viel zu Bette liegen, und wenn ſie einmal auf war, da warf ſie jedes rauhe Lüftchen, jeder kleine Diätfehler wieder darnieder. Darum war es nicht zu verwundern, daß ſie die ängſtliche Sorgfalt, welche ihr eigner reizbarer Zuſtand ihr zur Gewohnheit gemacht hatte, im übertreibenden Maaße auf mich, ihr einziges Kind, an welchem ihr ganzes

Herz hing, übertrug, und mich auf eine Weiſe verhätſchelte, die mir, ſtatt mir zu nützen, nur im hohen Grade ſchädlich war.

Das Handelsgeſchäft meines Vaters führte dieſen oft auf Reiſen; er war zuweilen Monate lang von uns entfernt. Meine Erziehung und Pflege waren deshalb ganz in die Hand meiner Mutter und einer alten Haushälterin geſtellt, welche ſchon bei den Eltern der Mutter gedient hatte. Dieſe gute Alte blieb nicht bei ihrem eigentlichen Berufe ſtehen, ſondern ſie pfuſchte auf ſehr unberufene Weiſe in das Geſchäft der Aerzte, kochte und braute für alle Nachbarn Pflaſter und Latwergen, und hatte Manche mit der eignen hohen Meinung, die ſie von ihrer Heilkunſt beſaß, ſo angeſteckt, daß ſie immer Zulauf hatte von Patienten der verſchiedenſten Art. Freilich gehörten dieſe meiſt zu den Leuten der ärmeren Volksklaſſe, denen ſie ihre Siebenſachen unentgeldlich austheilte, ja die noch dazu aus der Küche meiner gutthätigen Mutter mit Krankenſuppen und allerhand andren Erquickungen verſehen wurden. Die Alte war mit ſolcher Leidenſchaft auf die Ausübung ihrer vermeintlichen Kunſt verſeſſen, daß ſie, glaube ich, lieber den Patienten noch Geld dazu gegeben hätte, nur damit ſie ihr ihre ſogenannten Arzneien abnähmen.

Hätte ſie doch ihre Kunſt immer nur außer dem Hauſe, an den kräftigen Taglöhnern und Landleuten geübt, an denen ihre Latwergen und Pflaſter ſammt den Krankenſuppen oftmals ſcheinbare Wunder thaten, oder denen ſie wenigſtens, weil ſie nur ſelten gebraucht wurden, nicht ſchadeten. Mir aber und meiner armen Mutter brachten dieſe fortwährenden Quackſalbereien, die der ſogenannte Doctor unſres Hauſes, der ein Neffe der Alten war, ungetadelt paſſiren ließ, in der That keinen Vortheil; die unnatürliche Diät, auf die ſie uns öfters ſetzte, gewährte uns beiden weder Nahrung noch Kraft.

Eben der leidenſchaftlichen Luſt, die ſie am Quackſalbern hatte, muß ich die übertriebene Zuneigung zuſchreiben, welche die Alte gegen mich an den Tag legte. Sie hat manche ſchlafloſe Nacht an meiner Wiege oder meinem Bettchen zugebracht, und mir, als unermüdete Pflegerin, die Stelle der kranken Mutter vertreten.

Was übrigens, bei ſolcher Behandlung aus mir werden mußte, das ſieht wohl Jeder von euch ein. Ein leiblicher wie geiſtiger Schwächling und Weichling; ein verwöhntes, weinerliches Kind, das in ſeinem Eigenſinn bald Das bald Jenes wollte, und doch an Nichts Vergnügen fand; das ſich ſelber, wie Andren, nur zur Laſt und zur Qual war.

Ich war noch nicht ſechs Jahre alt, da erlöſte Gott meine liebe, damals erſt 25jährige Mutter aus ihrem vielen leiblichen Weh und Leid. Ihre Krankheit war zuletzt in Abzehrung übergegangen, wobei ſie nur wenig Schmerzen zu leiden hatte. Sie ließ mich öfters zu ſich an ihr Bett kommen und betete mit mir ſo wie über mich. Sie ſoll in dieſer Zeit oft geſagt haben: wenn mir doch Gott die Bitte gewährte, daß ich alle die Kränklichkeit und Schmerzen meines armen Kindes mit ins Grab nehmen, ja daß ich die übrigen Jahre, die ich nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch zu leben hätte, ihm als Erbtheil zurücklaſſen und ſeiner Lebenszeit zulegen könnte. Nun, dieſer Wunſch einer ſterbenden Mutter iſt ſpäterhin wohl an mir in Erfüllung gegangen, denn ich bin geſund und alt geworden. Auch hat mir die vielgeprüfte Dulderin noch ein viel beſſeres, höheres Gut zum Erbe hinterlaſſen, als die bloße Zahl der Jahre, die ſie meiner Pilgerzeit auf Erden zulegen wollte. Denn ſie war durch ihre Noth frühzeitig und recht inniglich zu Gott gezogen worden, und ich war auch durch meine Kränklichkeit ſchon mehr zum Ernſt geſtimmt, als dies gewöhnlich die Kinder von dieſem Alter ſind, ſo daß die Worte der Ermahnung, die mir meine Mutter auf ihrem Sterbebette gab, als ein guter Saame in mein Herz drangen, und hier, wenn auch erſt in ſpäterer Zeit aufgiengen und Frucht brachten.

Mein Vater war ein redlicher, wohlmeinender Mann. Er hatte meine Mutter von Herzen lieb gehabt und ihr nach Kräften immer nur Gutes und Liebes erwieſen. Ihren Tod beweinte er aufrichtig, hat ſich auch ſpäter niemals wieder verheirathet, ſondern hat mit ſeiner Schweſter, die er gleich nach dem Tode der Mutter zu ſich aus Ungarn kommen ließ, zuerſt in Bayern, dann nach dem Umzug in ſein Vaterland, in Ungarn, Haus gehalten.

Dieſe Schweſter meines Vaters, die jetzt als Regentin in unſer Haus kam, war ſeit etlichen Jahren Wittwe. Ihr Mann war als Bergbeamteter angeſtellt geweſen, hatte aber ſeiner Wittwe kein Vermögen, ſondern nur die Anwartſchaft auf eine kleine Penſion, und zwei unverſorgte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, hinterlaſſen, welche mit der Mutter zugleich zu uns kamen. Der Knabe, welcher Andreas hieß, war ohngefähr in meinem Alter, ſtach aber gegen mich armen Schwächling gar ſehr zu ſeinem Vortheil ab. Denn er war geſund und kräftig, eines Hauptes höher als meine verkümmerte Geſtalt, und dabei von einer mehr wilden als gemäßigten Lebhaftigkeit. Wir beiden paßten ſchlecht zuſammen; ich war als Zimmerpflanze, wie hinter den Gardinen, erzogen, hatte mich niemals an den Umgang und das Spiel mit andren Knaben gewöhnt, ſondern etwa nur mit altklugem Ernſt Bilder betrachtet, und die Stücklein eines langweiligen Geduldſpieles, oder hölzerne Bauſteine zuſammengeſetzt. Vor dem wilden Knaben, der mir gleich in der erſten Stunde, da er kam, mein Bauſteinhäuschen umwarf, mein Geduldſpiel auseinanderriß und mich von meinem Sitzbänkchen hinwegſtieß, hatte ich Furcht und Scheu, welche bald in wahrhaften Widerwillen übergiengen. Denn der kleine Burſche fand ſein Wohlgefallen daran, mich zu plagen und zu necken; er verſetzte mir manchen Stoß und manchen kneipenden Druck der Finger, oder machte mich durch allerhand muthwillige Bubenſtreiche ſchreckhaft und furchtſam, und wenn ich dann nach meiner weinerlichen Art laut aufſchrie, da lachte er eben ſo laut auf, als ich weinte, oder ſpottete mich gar hämiſch aus.

Ich hatte nur ſelten Hülfe gegen dieſes Ungemach. Denn mein Vater hatte gleich nach der Ankunft ſeiner Schweſter eine ſeiner gewöhnlichen Geſchäftsreiſen angetreten, welche diesmal länger dauerte als ſonſt, weil er durch die letzte Krankheit ſeiner Frau, in allen ſolchen Geſchäften war gehemmt geweſen, die Tante aber, ſammt der alten Haushälterin, hatten mit den neuen Anordnungen, welche jetzt nach Angabe der Erſteren vom Oberboden an bis zum Keller getroffen werden mußten, ſo viel zu thun, daß nur ſelten eine von beiden zu uns ins Kinderzimmer kam. Hier, wo uns gerade damals die regnigt kalte Witterung den ganzen Tag über zurückhielt, war unſre einzige Geſellſchaft eine mir fremde, mit der Tante aus Ungarn gekommene Magd, welcher Alles recht und gut dünkte, was mein kleiner Vetter that, und die

Schweſter des Letzteren, welche wohl geeignet geweſen wäre, ihren kleinen Bruder beſſer im Zaume zu halten. Denn ſie war ſchon vierzehn Jahre alt und für ihr Alter ſehr verſtändig, auch hatte ſie in einem Inſtitut ihrer Vaterſtadt gar Mancherlei gelernt und ſich viele weibliche Geſchicklichkeiten erworben. Aber dieſe junge Verwandte (es thut mir leid, daß ich ihr das noch in ihrem Grabe nachſagen muß) war, wenigſtens damals, und ſo lange ich ſie kannte, eine gar kalte, ſelbſtſüchtige Natur, welche nur an die Befriedigung ihrer eignen, ziemlich eitlen Neigungen dachte, an dem Freud wie Leid aber der Andren keinen Antheil nahm. Sie lachte zwar nicht mit, wenn ihr kleiner Bruder mich plagte und verlachte, ſondern ſchaute immer ernſt und finſter hin, aber ſie verwies ihm auch ſeine Unarten und Bosheiten mit keinem Worte. Wenn dann je zuweilen auch die Tante, vor der ſich freilich der Knabe etwas genirte, Zeugin ſeiner Bubenſtreiche war und ihn ein wenig züchtigte, half dieſes dennoch nur wenig, und wenn meine alte Pflegerin einmal ins Zimmer kam, und ich dieſer mein Leid klagte, oder wenn ſie einen Auftritt deſſelben mit anſahe, und ſie dann mit ziemlich derber Hand mich an meinem kleinen Feinde rächte, da gieng alsbald ſeine Fräulein Schweſter oder die Magd hinaus zur Mama und erzählte dieſer, was die alte Haushälterin dem lieben Söhnchen gethan habe, und die Tante trug den Groll, wenn ſie ſich nicht getraute, ihn gleich auszulaſſen, der guten Frau nach.

Zu dieſem Stoff eines beſtändigen Verdrußes kam noch ein andrer. Ich war durch die übertriebene Aengſtlichkeit und Pflege meiner ſeligen Mutter und meiner alten Wärterin ſo verwöhnt worden, daß ich die meiſten Gerichte, welche auf den väterlichen Tiſch kamen, nicht eſſen mochte. Hatte man mich doch ſelber von ihrem Genuß abgehalten und mir immer etwas Beſondres, ich weiß ſelber nicht was Alles, aufgetragen. Die Tante hatte vollkommen Recht dazu, dieſe Unart und Verwöhnung zu tadeln und darauf zu dringen, daß ich nach Maaß und Verhältniß mit äße, was die Andren aßen. Nur freilich hätte die gute Frau bedenken ſollen, daß wenigſtens manche ihrer ungariſchen Gerichte nicht bloß einem Kinde, ſondern auch einem Erwachſenen aus meiner damaligen Gegend gar fremd und ungewohnt, wo nicht unzuträglich erſcheinen mußten. Wenn ich nun bei Tiſche das Eſſen, das man vor mich hinſtellte, nicht anrühren wollte, ſondern mich nach etwas Andrem umſahe, wenn ich dann ſtatt dieſes Andren nur einen ſcharfen Verweis von der Tante bekam, und ungegeſſen vom Tiſche aufſtund, was mir bei meiner ſchlechten Eßluſt großentheils nicht ſchwer ſiel, da gieng dies der alten Pflegerin, wenn ſie durchs Küchenfenſter herein es anſahe und anhörte, tief zu Herzen. Sie konnte ſich nicht halten, ſie machte bei Gelegenheit ihrem Unmuth gegen die Dame vom Hauſe durch Reden Luft, die wohl nicht die zartgewählteſten ſeyn mochten, kochte und buck mir auch zuweilen, oder kaufte mir Etwas, das ſie mir heimlich zuſtecken wollte, was aber gewöhnlich offenkundig wurde.

Dieſe und manche andre Thaten der alten, treuen Dienerin ſchon in der Groseltern, ſo wie in der Mutter Hauſe, dazu die lauten Klagen, welche ſie gegen die Nachbarn, ja gegen Bekannte und Unbekannte über die Tante laut werden ließ, und welche dieſer wieder zu Ohren kamen, hatten zuletzt eine ſolche Spannung zwiſchen beiden Frauen erregt, daß die Alte, bei einem heftigen Ausbruch ihres Unmuthes, den ſo vieljährigen Dienſt in unſrem

Hauſe aufkündigte, und auch gleich hernach von der Tante, die in allen ſolchen Angelegenheiten der Beiſtimmung ihres Bruders gewiß war, entlaſſen wurde.

Ich hatte jetzt, ſo lange der Vater noch abweſend war, niemand mehr im Hauſe, den mein armſelig kränklicher Zuſtand wahrhaft erbarmt und der ſich meiner in Liebe angenommen hätte, denn auch die andren Dienſtleute meiner ſeligen Mutter waren theils mit neuen Ankömmlingen vertauſcht worden, theils aber war ich ihnen in meinem fortwährenden Zimmerarreſt völlig unbekannt geblieben. Ein krankes Kind mit einem ſolchen Gefühl von Hülfsbedürftigkeit, dazu an beſtändigen Dienſt der Menſchen ſo verwöhnt, wie ich, und nun auf einmal im eignen Vaterhauſe ſo verlaſſen, ſo verſäumt, von einem kleinen Tyrannen ſo gemißhandelt — es kann ſich ſchwerlich jemand Andres ganz lebendig in ſolche Lage hineindenken!

Mir war ſie dennoch ſchon damals heilſam, dieſe Lage. Ich hatte oft gehört, daß meine Mutter, wenn ſie an Beängſtigungen oder Schmerzen litt, recht kindlich zu Gott um Lindrung und Erlöſung betete; wenn ich dann am Abend in mein Bette kam und mein wilder, kleiner Vetter, der ſich am Tage abgetobt hatte, ſchon längſt ſchlief, da lag ich noch oft Stunden lang, weinte kindlich ſtille Thränen und betete, theils die auswendig gelernten Gebetlein, theils aber auch Worte, die aus dem Herzen kamen. Es iſt mir überhaupt erinnerlich, daß ich gerade damals, ſo wie überhaupt in meinen Kinderjahren häufig, wegen meiner krankhaft aufgeregten Nerven, ſehr an ſchlechtem Schlafe litt, ſo daß ich oft lange nach Mitternacht noch wachte. So lange meine ſelige Mutter noch lebte und die alte Wärterin neben mir ſchlief, hatte man mir die läſtigen Stunden des nächtlichen Wachens auf jede Weiſe zu erleichtern geſucht, und wenn ich hernach am andren Morgen bis ſpät in den Tag hinein ſchlief, da wagte niemand auch nur laut aufzutreten, oder zu ſprechen, damit ja mein Schlaf nicht geſtört würde. Wie ganz anders war dieſes jetzt! Niemand bekümmerte ſich darum, ob ich ſchlief oder faſt die ganze Nacht hindurch wachte, und wenn dann am Morgen die Natur ihr Recht forderte und ich nun feſt ſchlief, da hatte indeß der kleine Andreas, mein Vetter, ſeinen reichlichen, geſunden Schlaf ausgeſchlafen, und ſein erſtes Geſchäft, ſobald er aus dem Bett herausgeſprungen, war das, mir entweder die Bettdecke und das Kopfkiſſen weggzureiſſen, oder mir mit einem naſſen Schwamm über das Geſicht und den Mund zu fahren, bis ich erwacht war und zu ihm herausſtieg. Dann begannen, ſchon beim Frühſtück, das mir gewöhnlich unter allem, was man mir im Verlauf des ganzen Tages gab, am beſten ſchmeckte, die gewöhnlichen Neckereien und boshaft bübiſchen Streiche, die mir Alles verbitterten.

Ich glaube wohl, daß manche andre Kindernatur all dieſe kleinen Leiden beſſer ertragen und ſich leichter daran gewöhnt hätte, als die meinige. Ich aber hatte für jede unfreundliche Miene, ſo wie auch für die Freundlichkeit der Menſchen, ein feineres Gefühl als tauſend andre Kinder, dabei ein Sehnen und Bedürfniß nach Liebe, deſſen große Heftigkeit eine Folge meiner Hülfsloſigkeit ſeyn mochte.

Meine Tante ſelber hatte mir, ohne dies zu wiſſen und zu wollen, Gelegenheit zu einer Erquickung gegeben, die mir damals zwar zum ſehr großen Troſt, ſpäter aber doch zum Schaden gereichte. Wenn ihr muntrer Knabe, als das Wetter wieder beſſer wurde, hinausſprang auf die Straße, oder einem freien, mit Bäumen bepflanzten Platze vor dem Thore zueilte, wo er Buben von gleicher Lebhaftigkeit fand, da wollte ich anfangs, nach meiner Gewohnheit, im Zimmer bleiben und einmal ungeſtört mit meinen Bauſteinen ſpielen oder Bilder anſehen. Die Tante aber meinte mit Recht, es ſey mir beſſer, wenn ich auch, wie andre Kinder, im Freien ſpielte und herumliefe. Den erſten Tag gab ſie mir Jemand mit, der mich hinausführte unter den Schatten der Bäume, zu den andren ſpielenden Kindern, dann aber mich in die Nähe meines kleinen Vetters hinſtellte und wieder nach Hauſe gieng. Da ſtund ich nun einſam und allein, ſahe dem Spiel und Herumbalgen, hörte dem lauten Geſchrei der andren Knaben zu; mein kleiner Vetter war bald mit einigen ſeiner Geſellen weit von mir hinweggerannt, um mich her waren lauter fremde Geſichter. Indem ich ſo in meiner Schüchternheit, dem Weinen näher als dem Lachen, nach der Gegend hinſtarrte, nach welcher Andreas davon gelaufen war, rufte mich auf einmal eine gar wohlbekannte Stimme bei meinem Namen, und die Hand meiner alten, guten Kindswärterin faßte die meinige an und zog mich mit ſich fort aus dem Gedränge der lärmenden Kinder, in ihre nicht weit von da abgelegne Wohnung. Da gab es nun zuerſt viel zu weinen, zu fragen und zu ſchwatzen, dann ſalbte ſie mich an einem der Beulen am Halſe, woran mein armer Körper noch immer litt, nöthigte mir ein wenig verſüßte Latwerge ein, konnte es aber doch nicht laſſen, mich gleich nachher mit allerlei Eßwaaren nach Möglichkeit vollzuſtopfen, von denen ſie wußte, daß ich einen beſondren Geſchmack daran fande. Als ſich die Abendzeit nahte, führte ſie mich wieder hinaus unter den Baum, wo ſie mich abgeholt hatte, und bald kam wieder einer von den Dienſtboten des Hauſes, der zuerſt den kleinen Andreas aufſuchte, dann uns beide heim, ach nicht mehr zu einer lieben, trauten Mutter, ſondern zu einer mir fremden Frau Tante brachte.

Die alte Wärterin hatte mir, unverſtändig genug, es verboten, meiner Tante etwas davon zu ſagen, daß ich bei ihr geweſen ſey. Ich ward nicht in die Verſuchung geführt, eine Unwahrheit zu ſagen, oder etwas, das geſchehen war, zu verläugnen, denn niemand im Hauſe fragte mich, wo ich geweſen ſey und was ich während meiner Abweſenheit gethan habe, und keiner unter allen den jetzigen Hausgenoſſen beſaß mein kindliches Vertrauen in dem Maaße, daß ich etwa ihm hätte erzählen mögen, was mir begegnet war.

Als ich am andren Tage wieder meinen Vetter auf ſeinem Spaziergang begleitete und dieſer kaum ein wenig ſich von mir entfernt hatte, da war auch ſchon die alte Freundin wieder da, die ihre geſtrigen Wohlthaten an mir wiederholte, und ſo gieng es an jedem Tage, an welchem die gute Jahreszeit und Witterung uns das Ausgehen erlaubte. Dieſe Stunden waren mir jetzt die liebſten des ganzen Tages, denn ich fand da eine Seele, die mir doch noch mit Liebe und Freundlichkeit zugethan war.

Im Spätherbſt kam denn endlich auch mein lieber Vater wieder nach Hauſe. Er betrat ſein Haus in keiner frohen Stimmung. Denn außerdem, daß ihm hier Die fehlte, die ihm auf Erden das Liebſte geweſen war, hatte er auch, wie ich dies ſpäter erfahren, gerade damals mehr als einen großen Verluſt in ſeinem Geſchäft erlitten.

Das, was ſeine Schweſter und jetzige Haushalt-Führerin damals täglich in ihn hineinredete, konnte freilich nicht zu ſeiner Erheitrung beitragen. Sie hatte immer nur von den Misbräuchen und Unordnungen zu erzählen, welche ſie bei ihrer Ankunft im Hauſe angetroffen habe, und es mag wohl ſeyn, daß bei der langen Kränklichkeit meiner ſeligen Mutter Manches verſäumt worden war. Auch über mich hatte ſie, ſelbſt in meiner Gegenwart, gar Vieles zu klagen und zu berichten, von welchem ich, ſo jung ich auch war, dennoch verſtund, daß mir und meiner armen, unvermögenden Natur dabei ein Unrecht geſchähe.

Nach dem Bedürfniß meines weichen Herzens drängte ich mich, ſo oft ſich nur Gelegenheit dazu fand, ſehr zu meinem Vater hin, faßte ſeine Hand an, ſahe ihm in ſein gutes Geſicht, und freute mich an jeder freundlichen Miene deſſelben. Ich fühlte ja, daß er unter allen Menſchen mir jetzt der nächſte ſey, und daß auch kein Andrer ein ſolches nahes Recht auf ſein Mitleid und auf ſeine Liebe habe als ich, ſein einziges Kind. Deſto weher that es mir, als ich bemerkte, wie mein kleiner Vetter, den hierbei ſeine Mutter aus allen Kräften unterſtützte, ſich immer ſo vordrängte und um die Gunſt meines Vaters buhlte. Während ich ſtumm und ſchweigend bei dieſem daſtund und nur ſeine Hand anfaßte und ſtreichelte, ſchwang ſich Andreas auf das Knie des Vaters, umſchlang ſeinen Hals mit beiden Armen, liebkoste ihn mit ſchmeichelnden Worten, und ſuchte dabei die Hand, die ich gefaßt hielt, mir zu entreiſſen. Und wenn dann zuweilen der Vater mich auf das andre Knie hinaufnahm, da kneipte mich das böswillige Kind ſo ſchmerzhaft, daß ich plötzlich laut zu weinen anfieng, laugnete dann, wenn ich klagte,

recht

recht frech die That, und wurde leider von Andren bei ſeiner Lüge unterſtützt, ſo daß am Ende ich ſelber als ein Lügner erſcheinen mußte, der nur aus Neid geweint habe, weil der Vater auch den Andreas lieb haben wollte. Auch die Schweſter meines kleinen Vetters, welche dieſes, wenn es ihren Vortheil galt, ſehr wohl verſtund, wendete alle Kunſt und Mühe an, ſich in die Gunſt meines lieben Vaters einzuſchmeicheln; wenn der von Sorgen und Geſchäften niedergedrückte Mann am Mittag aus ſeinem Comtoir kam, um mit uns zu eſſen, da liefen ihm die beiden Geſchwiſter raſch entgegen, während ich ſchüchtern und unentſchloſſen in einem Winkel ſtund. Andreas beluſtigte dann den „lieben Oncle" durch allerhand Schwänke, während ihm ſeine Schweſter irgend eine neue kleine Arbeit zeigte, die ſie für ihn gefertigt hatte, oder nach Tiſche ihm, der ein Freund ſeiner vaterländiſchen Muſik war, ein lieblich lautendes, ungariſches Liedchen ſang, das ſie mit den Tönen des Claviers oder der Zitter begleitete. Selbſt die Unterhaltung bei Tiſche wußte die Tante immer ſo zu lenken, daß ſie gar Vieles zum Vortheil ihrer beiden Kinder erzählen konnte, etwa eine artige Aeußerung des kleinen Andreas, woraus ſeine „unbeſchreiblich große" Liebe zu dem guten Oncle hervorgieng, oder, wenn die Tochter gerade hinausgegangen war, etwas Aehnliches von dieſer. Und zu dieſen lichten Farben mußte meine arme Perſönlichkeit den dunklen Schatten geben; jede kleine Unart meiner verwöhnten Natur, jede Aeußerung meines Eigenſinnes wurde in ſo vergrößertem Maaße und, wie ich ſpäter wohl erkannte, in ſo gehäßiger Weiſe vorgeſtellt, daß ſie viel eckelhafter erſcheinen mußten, als die Schwären und Beulen, die ich noch immer an meinem kleinen, kranken Leibe trug.

Ich armes Kind, mit dem wahrhaft tief fühlenden Herzen, voll Liebe und Sehnen nach Liebe, bleich und entſtellt durch Krankheit und Verweichlichung, kaum in meiner Schüchternheit eines lauten Wortes fähig, neben mir ein muntrer, wahrhaft ſchöner Knabe, mit feurigen, dunklen Augen und dunklem Lockenköpfchen, den ganzen Tag in heitrer Laune und für ſein Alter voll drolliger Einfälle, wer kann ſich ganz in meine Lage denken? Ich glaubte am Ende ſelber Alles in der Art, wie die Tante es von mir erzählte, nun getraute ich mich nicht einmal mehr zu meinem lieben Vater hinzugehen und ſeine Hand anzufaſſen; ich meinte er würde mich von ſich ſtoßen.

Ich will mich nicht zu lange bei dieſen erſten Lectionen einer faſt zehnjährigen Leidensſchule aufhalten. Nur das Eine will ich ſagen, daß mein lieber Vater, ſo gut er auch war, dennoch meine Natur nicht verſtund, und den Schlüſſel, der ihm gar bald mein ganzes Herz aufgeſchloſſen hatte, nicht gefunden hatte, darum ließ er ſich ſo bald, und ſpäter ſo ganz an mir irre machen. Mir fehlte, das fühlte ich mit bittrem Leid, meine ſelige Mutter, die hatte mich in meinem Elend geſchont und herzlich geliebt, ſo wie ich ſie wieder; ihr hatte ich im überfließend kindlichen Geſchwätz mein ganzes Herz vertraut. Jetzt, wo ich mich ſo allein in meines Vaters Hauſe fühlte, lernte ich von frühe an bis zum Abend täglich immer mehr nur dulden und ſchweigen, wenn ich aber am Abend auf mein Lager kam, und Alles um mich her ſchlief, da giengen mir das Herz und der Mund auf, dann ſchwatzte ich unter ſtillen Thränen mit leiſer Stimme mit meiner ſeligen Mutter, als wenn ſie noch bei mir wäre, küßte ihr im Geiſte tauſendmal ihre Hand, die mir ſo viel Gutes gethan hatte. Und wenn mir dann einfiel:

armes Kind, deine Mutter iſt ja nicht mehr bei dir, ſie iſt im Himmel bei dem lieben Gott, dann wendete ſich auf einmal mein kindliches Geſchwätz nach dem Himmel und zu dem lieben Gott, ich redete mit dem eben ſo, wie mit meiner lieben Mutter, klagte ihm meine Noth. Und ich weiß es, Er, der die Stimme der Unmündigen und Verwaisten hört, hat auch mein Flehen vernommen und erhört; Sein Geiſt ließ ſich zu mir herunter, wie eine Mutter zu ihrem kranken Kinde, und lehrte mich ſchon damals gar Vieles, das ich Ihm in Ewigkeit danken werde.

Ich hätte von dieſen nächtlichen Stunden, von deren Geſchichte Niemand etwas wußte, als Der, mit welchem mein Herz redete, gar Vieles zu rühmen und zu erzählen. Sie ſtärkten mich mehr als das Brod und Waſſer, das ich, weil ich mich noch immer nicht an die gewöhnlichen Speiſen unſres Tiſches gewöhnen konnte, zu meiner täglichen Koſt genoß; mehr als alle Pflaſter und Latwergen meiner guten, alten Wärterin. Der kleine Abbruch an Schlaf, der mir dadurch zuſtieß, ſchadete mir allmälig immer weniger; ich gewöhnte mich an kurzen Schlaf und dieſe Gewöhnung iſt mir ſpäter oft zu Gute gekommen. Aber nicht dies allein, ſondern mir wiederfuhr, wie eine Erhörung meines kindlichen Gebetes um Geſundheit, in jener Zeit noch viel andres Gutes; mein armer Körper wurde etwas kräftiger, meine Haut fieng an zu heilen und war bis gegen den Frühling hin ganz von ihrem eckelhaften Leiden befreit. Was jedoch mehr als Alles war, ich empfand damals in meiner wahrhaft bedauernswürdigen Lage eine innre Tröſtung, die ich noch nie erfahren hatte. Oftmals, wenn es mir am ſchlimmſten ergieng, war mir es ſo wohl in meinem Herzen zu Muthe, als ob meine ſelige Mutter mich in ihren Armen hielte. Ich war jetzt auch nicht mehr ſo weinerlich und krankhaft reizbar als ſonſt.

Wäre doch dieſer Zuſtand immer bei mir geblieben; hätte doch die innre Heilung mit der äußren fortwährend gleichen Schritt gehalten! Aber jene ernſte Wahrheit ſtehet feſt: das Dichten und Trachten des Menſchenherzens iſt böſe von Jugend auf, und auch die Seele, welche der Erbarmer in ihrem Blute fand und ſich ihrer annahm, ſie heilte und aufrichtete, vergiſſet nur zu leicht, wenn es ihr wohlergeht, und wenn ſie nach ihrem Dünken etwas geworden iſt, des Erbarmers, der ſie aus ihrem Nichts hervorgezogen, aus ihrem Elend gerettet und zu dieſem Etwas gemacht hat. Dieſes kann euch auch meine Jugendgeſchichte lehren; ehe ich jedoch dieſe weiter erzähle, will ich noch Einiges von meinen damaligen, nun längſt in die Ewigkeit vorausgegangenen Verwandten und Hausgenoſſen ſagen.

Von meinem lieben, ſeligen Vater ſprach ich es ſchon aus: er war ein bürgerlich redlicher, fleißiger, gutmeinender Mann, dabei auch gottesfürchtig. Obgleich ſein ſpäteres Benehmen gegen mich nicht frei von Härte und ſelbſt von Ungerechtigkeit war, läßt ſich dieſes dennoch, nach meinem Bedünken, ſehr entſchuldigen. In meinen früheſten Lebensjahren hatte er mich, wenn er etwa einmal in mein Krankenzimmer hineintrat, immer nur als ein ſieches, für alle Lebensfreuden wie abgeſtorbenes Kind geſehen; für ſeine Natur konnte dieſer Anblick nichts Anziehendes haben; wie mir es aber ſpäter, nach dem Tode der Mutter, mit ihm ergangen, davon ſprach ich bereits Einiges. Ein ſolches feines Gefühl, einen ſolchen Scharfblick in das Weſen ſeines Kindes, wie etwa die Mutter gehabt hatte, konnte man bei einem Mann von ſeiner Erziehung und ſeiner zerſtreuenden Geſchäftigkeit nicht vorausſetzen, und ein ſpäterer Brief von ihm an mich, worin er mir alle meine jugendlichen Verirrungen und Sünden vor Augen ſtellte, hat mir es erſt ganz aufgeſchloſſen, durch welche übertreibende und ſelbſt falſche Gerüchte und Anſchwärzungen er in Beziehung auf mich hintergangen worden war. Guter Vater! du haſt es dieſſeit des Grabes nicht mehr erfahren, wie du doch, deinem freilich keinesweges unſchuldigen Sohne in deinen Beſchuldigungen zu viel gethan hatteſt, dort aber, wo du nun biſt, haſt und wirſt du es erfahren.

Auch meine Tante, deren Benehmen gegen mich freilich kein mütterliches war, möchte ich nicht ſo unbedingt eurem Tadel Preis geben. Sie war eine verſtändige, vortreffliche Hauswirthin, ſparſam und klug, welche das Eigenthum ihres Bruders und das Gedeihen ſeines Hausweſens treulich in Acht nahm, ihren Dienſtboten gab, was ihnen gebührte, den Armen viel Gutes that und keine ihrer kirchlichen Pflichten verſäumte. Meinen Vater, ihrem Bruder, hat ſie alles zu Liebe gethan, was ſie verſtund und vermochte; in ſeiner letzten Krankheit und bis zu ſeinem Tod hat ſie ihn mit unermüdeter Geduld gepflegt. In Beziehung auf mich erwähne ich nur das Eine, daß es für fremde Leute keinen widerlicheren, ſchwerer zu ertragenden Gegenſtand geben kann, als ein ſo ganz verwöhntes, verzogenes, verweichlichtes Kind, wie ich leider dies war, als ſie in unſer Haus trat. Ich ſelbſt, aus eigner Erfahrung, kann es ſagen, daß ich mich manchmal über ſolche Kinder, wo ſie mir vorkamen, geärgert habe; nur die eigne Mutter, und eine Liebe, die noch von höherer Art iſt als die der Mütter, kann Geduld und Erbarmen mit einem ſo armen, kränkelnden, ſchwachen Weſen haben; eine Geduld, die, wenn ſie aus rechtem, guten Grunde kommt, niemals ohne geſegnete Früchte bleibt. Der natürliche Widerwille, den meiner Tante, der Mutter von zwei geſunden Kindern, mein ganzes, durch Unarten entſtelltes Weſen einflößen mußte, war dann wohl auch noch vermehrt worden, durch die leidenſchaftliche Partheilichkeit, welche die alte Wärterin für mich nahm. Und daß die Tante ihrerſeits nur zu ſehr die Parthei ihres Söhnchens, ihres Lieblinges, gegen mich nahm, muß man der Schwäche eines Mutterherzens nicht zu hoch anrechnen. Auch war die Frau keinesweges immer ſo hart gegen mich, als euch dies aus Einigem von Dem, was ich bereits erzählte, vorkommen muß. Sie hatte Stunden, in denen ſie auch gegen mich wahrhaft und, ich darf das behaupten, aufrichtig liebreich war, und in ihren letzten Tagen, als es ihr bei ihrer Schwiegertochter und ihrem eignen Sohne ſehr hart gieng, hat ſie, dies weiß ich aus treuem Munde, oft mit Thränen ihre frühere Härte gegen mich beklagt und bereut, iſt auch gewiß mit ihrem Gott verſöhnt und in Frieden hinübergegangen in die Ewigkeit.

Von der Tochter meiner Tante deutete ich ſchon an, daß wahrſcheinlich ihre Erziehung, bei welcher man zunächſt zu ſehr auf äußren Schein und Glanz geſehen, die eigentliche, wahre Natur aber in künſtliche Schrauben gelegt hatte, ihr ſehr frühe den Charakter der Kindlichkeit geraubt, und ihr jenes leidenſchaftliche Beſtreben mochte eingeflößt haben, immer nur zu gefallen und die Augen auf ſich zu ziehen. In einer ſolchen Natur kann, ſo lange ſie aus ihrer Irre nicht zurückkehrt, freilich keine andre Liebe aufkommen, als die zu dem eignen, armen

Selbſt. Doch darf ich hoffen, und habe guten Grund zu dieſer Hoffnung, daß meine Couſine nicht das geblieben ſey, was ſie in jener Zeit war, von welcher ich hier rede. Sie hat ſich ziemlich früh an einen vornehmen, reichen Offizier verheurathet; eine Kränklichkeit aber, die ihr zuſtieß, und nach einigen Jahren ihr Leben endete, hat ihr von dem Glanz und den Freuden ihres neuen Standes nur wenig genießen laſſen.

Mein Vetter Andreas, mit welchem es die Geſchichte meiner Jugend am meiſten zu thun hat, war im Aeußerlichen von der Natur ſehr begünſtigt. Ein wahrhaft wunderſchönes Kind, das, wenn es gut gelaunt war, die meiſten Menſchen auf faſt unwiderſtehliche Weiſe für ſich einnehmen konnte. Aber dieſe Gabe, wenn ſie nicht recht behütet und bewacht wird, kann zu einer ſehr gefährlichen werden. Dem armen Kinde war von allen Seiten gar viel geſchmeichelt worden, ſelbſt jene Züge an ihm, welche, recht erkannt, Tadel und Strafe verdient hätten, wurden meiſt nur belacht, ja zuweilen als liebenswürdig geprieſen. Am verderblichſten aber für ſein junges Herz wurde ihm ſein Verhältniß zu mir.

Es bleibt eine vielfach erprobte Erfahrung, daß, wo zwei Kinder mit einander erzogen werden, die von ſehr ungleichen Gaben und Kräften ſind, das Begabtere, wenn es nicht in beſondrer Demuth erhalten, ſondern ſogar in augenfälliger Weiſe dem andren vorgezogen wird, wegen der Folgen, die eine ſolche Behandlung hat, das bedauernswürdigere von beiden ſey. Am meiſten dann, wenn ſich mit den Gaben zugleich jene kindiſche Böswilligkeit entwickelt, die eine Ausgeburt des aufkeimenden Stolzes iſt; jene Böswilligkeit, die dem ſchwächeren Geſellen bei jeder Veranlaſſung die eigne Ueberlegenheit fühlen laſſet, und zur Verſpottung deſſelben, ſo wie zu allerhand kleinen Tyranneien gegen ihn antreibt. Wird von den Eltern und Erziehern eine ſolche bittre Wurzel aus dem jungen Herzen nicht bald, durch Anwendung der rechten Mittel, ausgerottet, dann vergiftet ſie die ganze Fülle der natürlichen Gaben und verwandelt das, was anfangs als muthwilliger Scherz erſchien, in abſichtsvolle Bosheit. Bei meinem Vetter Andreas war es leider ſo; ſein Benehmen gegen mich nahm von Jahr zu Jahr mehr den Charakter einer wahrhaft ausgedachten Bosheit an, und doch lag die Schuld dieſer ſchlimmen Steigerung nicht allein an ihm, ſondern auch an mir.

Mein lieber Vater war den Winter hindurch bei uns geblieben; ich und er waren uns in dieſer Zeit immer fremder geworden, dagegen hatten Andreas und ſeine Schweſter, wie es wenigſtens ſchien, ſein ganzes Herz eingenommen. Wenn der Vater zuweilen ausfuhr, dann begleiteten ihn meiſt nur die Tante und ihre Kinder, gar ſelten auch ich, denn, ſo ſagte man, mir würde die kalte Luft ſchaden. Ich war über dieſe Zurückſetzung keinesweges betrübt, denn ich hatte jetzt ſchon Muth genug gewonnen, mich ganz allein zu meiner alten Freundin und vormaligen Wärterin hinzuſchleichen, und keiner der Hausgenoſſen merkte auf das, was ich that oder ließ. Die alte Freundin aber fieng jetzt allmälig an, ſehr nachtheilig auf mich einzuwirken. Sie weckte ſchon durch ihre Fragen, noch mehr aber durch die unvorſichtigen Aeußerungen ihres Mitleides und ihres Unwillens in mir ein Erkennen meiner Lage auf, das mich nur erbittern mußte; die kindliche Liebe zu meinem Vater wurde dadurch erkaltet; gegen meine Tante und vor Allem gegen meinen Vetter wurde in mir ein Gefühl aufgeregt, das an Haß gränzte.

Der Frühling kam, der Vater verließ uns wieder; meine Lage wurde dadurch weder ſchlimmer noch beſſer. Ich war zwar nicht mehr ſo leiblich leidend, wie ſonſt, doch noch immer ein ſehr ſchwächlicher, höchſt empfindlicher Knabe. Wir beide, Andreas und ich, wurden jetzt in die Schule geſchickt. Hier ſtellte ſich das Verhältniß zwiſchen uns freilich ganz anders heraus als im väterlichen Hauſe. Mein kleiner Vetter zog ſich durch ſeine beſtändige Unruhe und muthwilligen Streiche, ſo wie durch den gänzlichen Mangel an Aufmerkſamkeit den täglichen Tadel der Lehrer und ſelbſt Züchtigungen zu, während ich ſtilles, ſchüchternes Kind keine Gelegenheit zu ſolchem Tadel, vielmehr durch meine Aufmerkſamkeit, welcher ein natürlich gutes Gedächtniß zu Hülfe kam, nur Veranlaſſung zu Lobe gab. Anfangs wurde dies in unſrem Hauſe nicht beachtet, als aber das Urtheil der Lehrer: daß ich, der arme, verachtete Stephan, einer der beſten, Andreas dagegen der ſchlechteſte unter allen Schülern unſrer Klaſſe ſey, immer öfter und dringender zu den Ohren der Tante, und beſonders auch zu den Ohren des Vaters, wenn dieſer zu Hauſe war, kam, da erregte es ſchlimmes Blut. Denn wenn dann auch die Tante in meiner Gegenwart ihren Liebling über ſeinen Unfleiß mit Bitterkeit tadelte, dabei aber ſagte: du ſchämſt dich nicht, daß du geſcheiter, talentvoller Knabe dich von dem Simpel da, dem halbblödſinnigen Stephan, übertreffen läſſeſt, da wirkte jene Bitterkeit auf uns beide Kinder nicht beſſernd. Denn im Andreas wurde dadurch die kindiſch hohe Meinung, die er von ſich ſelber hatte, und die Verachtung, die er gegen mich hegte, nur verſtärkt; ich aber wußte es nur zu gewiß aus dem Munde meiner Lehrer, daß ich keinesweges dumm, und noch weniger blödſinnig ſey, und empfand in den Worten der Tante nur Ungerechtigkeit und Unwahrheit.

Nicht als ein glückliches, ſondern in ſeinen Folgen für meine damalige innre Entwicklung unglückliches Ereigniß muß ich es betrachten, daß ich in einem der darauf folgenden Jahre als der vorzüglichſte Schüler meiner Klaſſe eine öffentliche Auszeichnung und Belobung erhielt. Das große Lob, das mir damals wiederfuhr, war gewiß von Seite meiner Lehrer herzlich gut gemeint, mir aber, wie ſo Vielen, die das gleiche Loos betroffen hat, iſt es ein gefährliches Gift geweſen, das, ohne Gottes beſondre Bewahrung, meiner Seele hätte zum Tode gereichen können. Denn abgeſehen von den Ausbrüchen eines galligen Neides, der mir ſeitdem mein häusliches Verhältniß noch mehr verbitterte, wurde dadurch in mir ein kindiſcher Hochmuth erzeugt, der nicht minder ſchlimm war, als der meines Vettern. Die Flamme dieſes Hochmuthes wurde dann durch meine geweſne alte Wärterin wohl noch mit ſolchen Worten angefacht: „wem gehört denn eigentlich das ganze Haus, die Handlung und alles Vermögen, als Ihnen, Herr Stephan. Kommt es nicht Alles von Ihrer ſeligen Mutter her, und ſind Sie nicht das einzige Kind Ihrer ſeligen Mutter“?

Ich ſtund damals, als ich durch mein Schulglück der hochmüthig eingebildete Stephan geworden war, in meinem zwölften Jahre. Wie ganz anders war jetzt der Zuſtand meines Herzens, als in der Zeit, von der ich vorhin ſprach, in der Zeit des erſten lebendigen Gefühles meiner Verlaſſenheit und meiner Noth, bald nach dem Tode meiner ſeligen Mutter! O laßt es uns doch niemals vergeſſen, es gilt für uns Alte eben ſo, wie für die jungen Kinder: nur der wahrhaft Demüthige kann ſich zu Gott nahen, nur das Herz, in welchem kein Haß iſt, ſondern welches in treuer Wahrheit ſagen mag: vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſren Schuldigern, kann in kindlichem Vertrauen zu ſeinem Gott beten und bei ihm Erhörung finden. Seitdem ſich die Bitterkeit, ja der Haß, gegen meinen Vetter und ſelbſt gegen die Tante in mein Herz eingeſchlichen hatte, war die kindliche Rede zu meinem Gott, die mich ſonſt in den ſtillen Stunden der Nacht erquickt hatte, wo nicht ganz verſtummt, doch ungleich kraftloſer und ſeltner geworden, jetzt, da der Erbfeind aller frommen Geſinnung, der Hochmuth, dazu trat, verſtummte jene Stimme ganz; mein Beten, wo es, in der Kirche oder zu Hauſe, der Gewohnheit nach geſchahe, wurde zu einem todten Lippen- und Gedächtnißwerk, an welchem das Herz keinen Theil nahm.

Daß ich jetzt auf dem Wege einer gänzlichen Verwilderung und eines tiefen, innren Verfalles war, brauche ich euch nicht zu ſagen. Der Härte, die ich zu Hauſe erdulten mußte, ſetzte ich nun nicht mehr, wie in der ſchwächlicheren Kindheit, harmloſe Thränen, ſondern Trotz und eine Unmuth brütende Verſchloſſenheit entgegen; dem Spott des Andreas begegnete ich mit bittren, überlegten Worten, die ihn härter trafen, als mich ſeine plumpere Beleidigung, und die ſeine Bosheit nur noch heftiger entzündeten. Dieſe Bosheit, gepaart mit Unverſtand, nahm jetzt, als wir beide älter wurden, eine wahrhaft mörderiſche Richtung an. Mehrmalen brachte mich Andreas in Lebensgefahr, unter andrem einmal, da er mich auf den Oberboden unſres Viehſtalles auf ein Brett lockte, dem er ſeine Stütze auf der einen Seite genommen hatte, ſo daß ich zwei Stockwerk hoch hinabſtürzte und zerſchmettert worden wäre, wenn nicht durch Gottes Fürſorge ein wenig Augenblicke vorher, hingeſchütteter Heuhaufen dem Sturz ſeine Kräfte genommen hätte; ein andres Mal auf der Donau, wo er mich, der an keine ſolche Tücke dachte, beredete, mit ihm auf einem kleinen Boot zu fahren, mich zuerſt hineinzuſteigen nöthigte, dann das Fahrzeug, welches leck war, ins Waſſer ſtieß, während er, mit dem Ruder in der Hand, am Lande blieb.[*] Hätte nicht ein alter Fiſcher mich gerettet, ich wäre damals im Waſſer ertrunken. Bosheiten und Rohheiten andrer Art, welche mir wenigſtens körperliche Schmerzen, wenn auch nicht Lebensgefahr zuzogen, übergehe ich mit Stillſchweigen.

Was half es mir dann, wenn ich auch in ſolchen Fällen bei Jemand in unſrem Hauſe mich beklagte. Bei der Tante kam der Liebling mit einer derben Strafpredigt, oder höchſtens mit einer Züchtigung weg, die er kaum fühlte, die moraliſchen Bemerkungen ſeiner Schweſter achtete er nicht, und wenn etwa einmal mein Vater einen ſolchen Bubenſtreich erfuhr und ihn ernſter ahnden wollte, da wurde ihm der ganze Vorfall in einem ſolchen Lichte dargeſtellt, daß auch er da bloß Leichtſinn oder Abſichtsloſigkeit ſahe, wo ſtrafbare Bosheit geſchäftig geweſen war. Dennoch mußte Andreas öfters die ſchwere, züchtigende Hand meines Vaters fühlen, was übrigens den Knaben nur noch mehr zur Uebung der Verſtellungskunſt und Lüge antrieb.

Ich ſelber war um jene Zeit im Grunde nicht viel beſſer als mein Vetter. Ich ertrug, wie erwähnt, ſeine beſtändigen Quälereien nicht mit jener Geduld, die uns das Leiden zum Förderungsmittel im Guten macht, ſondern mit tückiſchem Ingrimm, welcher über Gedanken der Bosheit brütet. Mit tiefer Beugung bekenne ich es, daß ich als Knabe von noch nicht zwölf Jahren mehrmalen auf den Gedanken kam, meinen Vetter zu vergiften; daß ich mich zu dieſem Zwecke mit dem Orte bekannt gemacht hatte, wo der Schlüſſel zu dem Behältniß lag, in welchem der Arſenik verwahrt wurde, den man in meines Vaters Kattundruckerei brauchte. Aber noch war der gute Saame, den jene nächtlichen Gebete meiner beſſeren Kinderjahre in mein Herz gelegt hatten, nicht erſtorben; ich wurde bei ſolch' boshaften Gedanken von einer innren Stimme gezüchtigt, ſelbſt im Traume davon geſchreckt und wie von einer unſichtbaren Hand von jedem Schritt zur Ausführung zurückgehalten.

Um dieſe Zeit, in meinem 12ten Jahre, geſchahe etwas, das auf meine ſpäteren Lebensſchickſale einen entſchiednen Einfluß hatte. Mein Vater hatte ſich bewegen laſſen, ſein bisheriges Anweſen, ſeine Handlung und Fabrik zu verkaufen und wieder nach ſeinem Vaterland, nach Ungarn, zu ziehen. Unter ziemlich vortheilhaften Bedingungen hatte er, in einer namhaften Stadt an der Donau, eine Handlung und Fabrik angekauft, und als nun Alles in Ordnung war, verließen wir meine liebe Vaterſtadt. Ich war der Einzige im Hauſe, der an dieſem Umzug keine Freude hatte, ſondern der vielmehr mit bittrem Schmerz ihn beklagte. Außer meiner alten geweſenen Wärterin und jenen Freunden meiner ſeligen Mutter, mit denen ich allmälig, ſeitdem ich mehr unter die Leute kam, war bekannt geworden, hatte ich auch an meinen Lehrern und einigen der beſſeren Schulgenoſſen wahre Freunde gefunden; dieſe Alle ſollte und mußte ich jetzt verlaſſen. Als wir auf dem Donauſchiffe, das uns und unſre Sachen führte, hinabfuhren und am erſten Abend unſrer Fahrt die Abendglocken der benachbarten Dorfkirchen ertönten, da war mir es, als wollten ſie mich und alles Das, woran ich im Leben noch einige

Freude hatte, zu Grabe läuten; ich ſaß am hintren Theile des Schiffes und blickte mit ſtillen Thränen nach der Gegend zurück, wo meine liebe Vaterſtadt lag. Mein wilder Vetter mochte meine Thränen bemerkt haben, er kam zu mir hin, beſpritzte mich unter allerhand Spottreden mit Waſſer, und noch niemals waren ſeine Rohheiten mir unerträglicher vorgekommen als heute. Sobald das Schiff an dem Dorfe, da wir übernachten wollten, gelandet hatte, ſchlich ich mich fort an einen Ort, von welchem ich gewiß wußte, daß Andreas ihn nicht beſuchen würde: auf den Kirchhof. Die Kirche war noch offen, ein Bedürfniß meines Herzens, das ich leider ſchon lange nicht mehr gefühlt hatte, führte mich hinein, ich warf mich nieder, bei einem Betſtuhle, und weinte da mein Leid aus. Ich hatte nicht bemerkt, daß noch ein andrer Betender in der Kirche ſey, es war der alte Pfarrer des Ortes. Er ſtund jetzt auf und trat vor mich hin; es war eine ſchlanke, edle Geſtalt mit ſilberweißem Haare und einem Angeſicht, auf welchem ein Frieden Gottes ſich ausſprach. Er hatte mich weinen hören und fragte mich nach der Urſache meines Kummers. Ich gab ihm mit wenig Worten über meine Lage und Familienverhältniſſe Beſcheid, klagte ihm aber meine Furcht vor dem fremden Lande, in das ich jetzt ziehen müſſe. Der Greis ſahe mich freundlich an, „mein Sohn“, ſagte er, „halte dich nur treu an die Hand deines Gottes, und du wirſt auch im fremden Lande nicht verlaſſen ſeyn, ſondern an Ihm einen Freund haben, der beſſer iſt als alle andre Freunde. Sey getroſt, es wird dir noch gut gehen in deinem Leben, du wirſt Freude finden und Frieden“. Ich war tief bewegt durch dieſe Anrede, ich bat den lieben Greis um ſeinen Segen, er gab mir ihn; ich küßte ſeine Hand und nahm Abſchied: wir werden uns einſt wieder ſehen, rief er mir noch über die Gräber hinüber nach.

Mir war lange Zeit nicht ſo wohl und leicht in meinem Herzen geweſen, als in dieſer Stunde. Der ſcharfe Verweis, den ich über mein langes Ausbleiben erhielt, als ich zu den Meinigen in den Gaſthof kam, der Spott, mit welchem mir mein Vetter die ſchon leergegeßnen Teller zeigte, berührten mich wenig, ich hatte eine Stärkung empfangen, die mich bei freudigem Muthe erhielt; mein Stück Brod hatte mir noch niemals beſſer geſchmeckt als an dieſem Abend; ich ſchlief heute leicht und fröhlich ein.

Einer ſolchen Stärkung bedurfte ich jetzt mehr denn jemals, denn in der That, der Anfang meines Aufenthaltes in Ungarn war für mich ſauer und ſchwer. Die Meinigen fanden in ihrem Vaterlande, und vor allem an unſrem Wohnorte, gar viele alte Bekannte, Freunde und Verwandte; ich ſahe mich unter lauter Fremden, und in einem Lande von fremder Sitte und zum Theil auch fremder Sprache. Während Jene auf Beſuch auswaren, ſaß ich einſam in meinem kleinen Zimmer unter dem Dache, und beſchäftigte mich mit meinen Büchern, die nun meine liebſte Unterhaltung waren, ſo wie mit Schreiben und Zeichnen. Ja es gereichte mir zur Freude, daß mir die vielen Bekanntſchaften meiner Tante und ihrer Kinder jetzt ſo manche Stunden des Alleinſeyns verſchafften, nach denen ich oft vergeblich verlangt hatte.

Mehrere Wochen vergiengen, ehe man daran dachte, uns beide Knaben in eine Schule zu bringen. Andreas ſuchte die Zeit des Nichtsthuns durch Bitten bei ſeiner Mutter ſo lang hinaus zu ziehen, als möglich. Endlich gab der Vater auch meinen Bitten nach und brachte uns wieder in eine Schule. Hier wurde ich bald in eine der höheren Klaſſen verſetzt, Andreas aber, weil er zu den ernſteren Schulſtudien weder Luſt noch Anlagen hatte, kam in eine Bildungsanſtalt für künftige Kaufleute; ſeine Schweſter verließ das elterliche Haus, indem ſie mit einem wackren Manne ſich verheirathete.

Meine Lage war im Ganzen noch eben ſo geblieben, als ich ſie euch ſchon beſchrieben habe. Zwar hatte mein Vater jetzt nicht mehr ſo viele Reiſen zu machen, als bei ſeinem früheren Geſchäft; er blieb meiſt bei uns daheim, aber, wie ich ſchon ſagte, ich war oder ſchien ſeinem Herzen ein Fremdling geworden zu ſeyn. Andreas brachte ganze Stunden bei ihm in der Handlung zu, half da ſchon Mancherlei, wozu wieder ich keine Neigung noch Geſchick hatte; ihm ließ man das Reiten lernen: ihm wurde ein ſchönes Pferd gehalten, auf welchem er einher ſtolzirte, wie ein junger Cavalier; ich „Bücherwurm“, ſo nannte man mich ſpottweiſe, war zu dergleichen ritterlichen Uebungen zu ſchwächlich und ungeſchickt, ich gieng in meiner einfachen und faſt dürftigen Kleidung zu Fuß daher. Wenn Geſellſchaft in unſrem Hauſe war, da wußte Andreas ſich zierlich zu benehmen, und bei Damen wie bei Herrn bemerklich zu machen, während ich armer Stephan, mit meinem noch immer bleichen Geſicht und meiner verkümmerten Geſtalt, an der unterſten Stelle des Familientiſches ſaß, oder ſchüchtern in einem Winkel ſtund.

Es war jetzt die Zeit gekommen, da wir beide die Schule verlaſſen und zu irgend einem Stand uns beſtimmen ſollten. Mir freilich blieb da keine freie Wahl; Andreas wurde in die väterliche Handlung genommen; ich, ſo ſagte man, tauge bei meiner Schwächlichkeit nur an den Tiſch eines Schneiders, oder, weil es doch in ſolchem Fall um meine ſchöne Handſchrift Schade ſey, an den

Tiſch

Tiſch eines Schreibers. Und ſo geſchahe es auch; ich wurde dem Rathscopiſten zugeſellt, dem ich vom Morgen bis zum Abend abſchreiben half. Welcher Abſtand gegen die ſchöne, gute Schulzeit, mit welcher es nun für immer ein Ende haben ſollte! Da hatte ich nichts gehört, nichts geleſen und geſchrieben, was mich nicht gefreut und intereſſirt hätte, das, was ich jetzt leſen und ſchreiben ſollte, langweilte mich ſo ſehr, daß ich die Feder nur mit Eckel in die Hand nahm. Bei mir hatte die Seele den ſchwächlichen Körper aufrecht halten und ſtärken müſſen, durch jene Thätigkeit, zu welcher ſie Beruf und Neigung fühlte; jetzt, da dieſes Reiz- und Stärkungsmittel hinwegfiel, unterlag der Leib deſto eher den Folgen des unaufhörlichen Sitzens in der dumpfigen Schreibſtube, und der langweiligen Anſtrengung. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich meiner, alle Eßluſt verließ mich, die Schlafloſigkeit meiner früheren Kinderjahre ſtellte ſich in hohem Grade wieder bei mir ein, und mit ihr zugleich eine leibliche Ermattung, die mich faſt zum Gehen unfähig machte.

In dieſer Zeit wurde ich von einer innren Verſuchung ergriffen, die mir faſt noch ſchwerer zu überwinden ſchien, als alle die, welche mich bisher betroffen hatten: von der Verſuchung zum Selbſtmorde. Dieſe, für einen kaum fünfzehnjährigen Burſchen, unnatürliche Stimmung quälte mich bei Tage wie bei Nacht; ich ſehnte mich eben aus dem Leben hinaus, möchte das Ende kommen, auf welche Art es wolle; wie etwa einen Menſchen, der in mancherlei Sünden verſtrickt iſt, die Bilder ſeiner Sinnenlüſte, ſo verfolgten mich die Bilder von allerhand gewaltſamen Todesarten, und meine Seele verweilte mit Vergnügen daran, denn, ſo dachte ich, damit gienge es doch zu Ende. In der That, dieſes war nicht das fromme Sehnen eines

Chriſten: „aufgelöst und daheim zu ſeyn bei ſeinem Herrn“, ſondern der Ausbruch einer feigen Trägheit, die ſich des Tages Mühen entziehen möchte. Auch war mitten in dieſem ſchwermüthigen Sehnen ein innrer Widerſpruch. Dieſes erfuhr ich an mir ſelber, als ich einſt auf einem Spaziergang an der Donau von einem wildgewordnen Stier verfolgt wurde; ich flohe vor dieſem mit einer Schnelligkeit und Kraftanſtrengung, die ich nicht bei mir möglich gehalten hätte, und auf einige Tage war ich von meiner Verſuchung befreit.

Aber meine Schwermuth kam wieder; ſie wurde immer heftiger. Wie arm an Freuden kam mir mein Leben vor, wie eckelhaft das Geſchäft der Schreibſtube. Ich ſahe jetzt Alles in noch viel trüberem Lichte, denn ehemals, ich glaubte mich von allen Menſchen gehaßt und verachtet, ich ſelber erſchien mir nun, denn mein Hochmuth war gebrochen, als der armſeligſte und verächtlichſte Menſch auf Erden.

An einem Feiertag gegen Abend, ſaß ich unter dem Schatten eines Baumes an der Donau. Ein Schiff, das aus Wien kam, fuhr an mir vorüber; es gab darauf eine gar fröhliche Geſellſchaft, die ſich durch Geſang ergötzte. Ach könnteſt du, ſo dachte ich, mit dieſen Leuten fahren, weit von hier, weit von der Schreibſtube hinweg, in ein andres Land, wo du ja gern Hirt oder Taglöhner ſeyn wollteſt, wenn du nur vom Copiren erlöst ſeyn könnteſt. Und ſollte denn das, ſo dachte ich weiter, nicht möglich ſeyn, ſollte ich denn nicht, wie jeder Vogel, wenn er die Thür ſeines Käfichs einmal offen findet, entfliehen können und dürfen? Aber da fiel mir ein, daß ich ja kein Geld habe zu ſolcher Reiſe, und ich ſahe traurig dem Schiffe nach.

In der That, ich, der Sohn eines reichen Kaufmannes, war in meiner Kaſſe ſpärlicher beſchränkt, als der Sohn manches unbemittelten Handwerksmannes. Ich weiß nicht, was mein lieber Vater damit für Abſichten hatte, daß er mich ſo an Armuth gewöhnte. Gleich, da ich zu dem Copiſten kam, ſollte ich mir wenigſtens einen Theil deſſen, was ich bedurfte, ſelber verdienen; ich ſolle, ſo ſagte der Vater, bei Zeiten mein eignes Brod eſſen lernen. Mein Vetter Andreas hatte immer Geld genug, das er meiſt auf recht leichtſinnige Weiſe verſchwendete; mir blieb nur ſelten von meinem kleinen Taſchengeld und ſpärlichem Verdienſte ſo viel übrig, daß ich mir für die Muſeſtunden der Sonn- und Feiertage ein gutes Buch kaufen konnte.

Es war Zeit zum Nachhauſegehen; wie ein Träumender kam ich daheim an. Ich war dieſen Abend allein; meine Verwandten waren zu einem ihrer Freunde ausgebeten. Ich ſuchte mir aus meinem kleinen Büchervorrath eine Länderbeſchreibung und meine Landkarten hervor, da überlegte und betrachtete ich den Weg, den das Donauſchiff, das ich heute geſehen, wahrſcheinlich nach dem ſchwarzen Meer hinab nehmen würde. Von jeder Stadt, von jedem Landestheil las ich die Beſchreibung, und mir war es, als ſey ich dort und ſähe Alles ſelber mit an. Selbſt einen Theil der Nacht hindurch beſchäftigten mich meine Reiſegedanken und meine Reiſeluſt, und als ich am andren Tag an meinen Schreibtiſch kam, da hörte ich immer die Töne des geſtrigen Geſanges der Schiffsgeſellſchaft, ſo lebhaft, daß ich ſelber die Töne mitbrummen mußte, ſo daß der alte Copiſt, der neben mir ſaß, mich fragte: „was iſt Ihm, Herr Mirbel“?

Gerade dieſer alte Copiſt, dem ich damals kein Wort auf ſeine Frage antwortete, ſondern nur eifriger fortſchrieb, fand wenig Tage nachher den Schlüſſel zu meinem Herzen ſo gut, daß ich ihn, in Allem was mich drückte und bekümmerte, zu meinem Vertrauten machte. Wir waren eines Tages beide viel eher mit unſrem Tagwerk zu Ende gekommen, als gewöhnlich, denn die uns zum Abſchreiben hingelegten Faſcikel von Acten waren aufgearbeitet, und der dicke Regiſtrator, der unſre Hände niemals müſſig ließ, war heut außer dem Rathhaus beſchäftigt, da lud mich mein alter Arbeitsgenoſſe ein, mit ihm ein Glas Wein in einem Garten zu trinken. Ich folgte der Einladung gern, denn ſolche Freundlichkeiten waren mir hier noch ſelten wiederfahren.

Herr Mirbel, ſagte er zu mir, als wir beiſammen in einer von Weinranken umſchatteten Laube ſaßen, er ſieht ſtets ſo blaß und traurig aus, daß mirs zu Herzen geht. Ich habe jetzt weder Frau noch Kind mehr, aber einen Sohn habe ich gehabt, der iſt mir zeitig geſtorben, und ich fürchte, ſo wird es ſeinem Vater auch mit ihm ergehen, wenn da nicht bald eine andre Einrichtung getroffen wird. Mir ſcheint es immer, er iſt nicht zum Copiſten gemacht und hätte wohl zu etwas Beſſerem getaugt. Doch da wäre auch jetzt noch Rath dazu; ſein Vater iſt reich und er iſt der einzige Sohn; der Vater ſollte ihn erſt ein halbes Jahr die Landluft und Ruhe genießen und dann ihn ſtudiren laſſen, da könnte wohl etwas Rechtſchaffenes aus ihm werden; ſo, bei dem täglichen zuſammengekauerten Sitzen geht er vor der Zeit zu Grunde.

Die Theilnahme des alten Mannes rührte mich, er hatte ganz den verborgnen Wunſch meines Herzens getroffen. Ein Wort gab jetzt das Andre, ich ließ ihn einen ziemlich deutlichen Blick in meine Familienverhältniſſe thun, und zeigte ihm, wie ſchwer es ſeyn werde, meinen Vater zu einer bedeutenden Geldausgabe für mich zu bewegen.

Jedich, ſagte der Alte, ſo iſt es doch wahr, was ich ſchon von Andren gehört habe, daß ſein Vater, der reiche Mann, ſo hart gegen ihn, ſein einziges Kind, iſt. Es iſt doppelt unrecht von demſelben, denn das ganze Vermögen kommt von ſeiner ſeligen Frau her, und ſoll doch von Rechtswegen, über kurz oder über lang, einmal ihm, dem Sohne, zufallen. Was wären da etliche tauſend Gulden, die ſollte man dem reichen Manne, wenn er ſo unverſtändig iſt, von Gerichts wegen abnehmen und ſie an ihn, den Sohn, zu ſeiner Lebenserhaltung wenden.

Das, was der Alte da ſprach, betraf zwar zum großen Theil mir ſchon bekannte Dinge, aber es regte Gedanken in mir auf, die mir noch niemals in den Sinn gekommen waren. Ich wagte es nicht, ſie auszuſprechen; eine gewiſſe Schaam vor mir ſelber, oder vielmehr vor dem innren Richter, der nicht von der Natur und Art des Fleiſches iſt, hielt mich davon ab. Sollte, ſo dachte ich, es unrecht ſeyn, wenn ich von dem, was, obgleich in der Verwahrung meines Vaters, dennoch mein iſt, mir etwas nähme und es zu meinem Beſten, ja zu meiner Lebensrettung anwendete?

Mein Gott! wie ſchäme ich mich jetzt dieſes Gedankens, und noch mehr, wie ſchäme ich mich der That, die daraus hervorgieng. Noch jetzt, nach länger denn ſiebenzig Jahren, fühle ich die Bewegungen jenes Schamgefühles auf meinen Wangen, und ich müßte vergehen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Schuld abgethan und mir vergeben ſey. Doch ich muß jetzt in meinem Sündenbekenntniß fortfahren.

Schon während meines Geſpräches mit dem alten Copiſten war mir der böſe Gedanke gekommen, meinem Vater etwas Geld zu entwenden und damit fort zu gehen in die weite, freie Welt. Zwar kam dazwiſchen auch jener beſſere Gedanke, ich ſolle doch meinem Vater die Abneigung vor meinem jetzigen Geſchäft und mein leibliches Unvermögen dazu geſtehen und ihn recht herzlich bitten, mich, meiner Neigung nach, einen Beruf wählen zu laſſen. Auch machte ich wirklich den Verſuch, ich gieng zu meinem Vater auf das Comtoir, wo ich mit ihm allein zu ſeyn hoffte, hatte ihm auch mein Anliegen zum guten Theil vorgetragen, und war jetzt daran, ſeine Bedenklichkeiten, die er gegen meinen Wunſch, zu ſtudiren, vorbrachte, zu widerlegen, da trat, unglücklicher Weiſe, während der Vater noch jene Bedenklichkeiten ausſprach, die Tante herein. Sie merkte ſogleich, wovon die Rede war, und was ſie noch nicht wußte, das erfuhr ſie durch Fragen. Ich weiß nicht, wie ich es um die ſonſt ſo verſtändige Frau verſchuldet hatte; ſie redete da Dinge gegen mich und gegen meinen ſo natürlichen Wunſch, die weder verſtändig, noch vor Gott und guten Menſchen verantwortlich waren, und mein armer Vater ließ ſich auch davon hinreiſſen; unſre ganze Unterhaltung wurde auf eine Weiſe abgebrochen, welche die Kluft, die leider ohnehin ſchon zwiſchen unſren Herzen war, nur noch weiter machte.

Die Wunde iſt nun längſt geheilt, damals aber that es freilich dem Herzen ſehr weh, als nun Andreas, der bei ſeinem Nachhauſekommen von einem Spazierritt Alles erfahren hatte, was indeß geſchehen war, einen neuen Stoff zu recht boshaftem Spott über mich, aus meinem Wunſche, ſtudiren zu dürfen, entnahm; mich fragte, was ich denn eigentlich werden wolle: ob Biſchof, ob Miniſter, oder bloß Geheimerath und Leibarzt.

Nur noch Eines muß ich hier zur Entſchuldigung meines guten Vaters und wohl auch meiner Tante ſagen. So wie ich von Kindheit an durch meine Kränklichkeit und durch die Mishandlungen meines Vetters eingeſchüchtert in meinem väterlichen Hauſe da ſtund, und mich kund gab, war es meinem lieben Vater nicht zu verdenken, wenn er mich nicht nur für ſehr ſchwach am Leibe, ſondern auch an Verſtand hielt. Das, was meine Lehrer in den Schulen an mir gerühmt hatten, war ſchon ſeit längerer Zeit von der Tante bloß als das Werk eines ſolch mechaniſch wirkenden Gedächtniſſes ausgegeben worden, wie man ſelbſt bei Blödſinnigen nicht ſelten anträfe. Ich konnte es öfters mit eignen Ohren hören, wie die Tante gegen meinen Vater, ſo wie gegen Fremde, über mich, als über einen Simpel, urtheilte, und weil ich niemals auch nur eine Sylbe gegen ſolches Urtheil erwiederte, mochte man meinen, ich verſtünde nicht einmal, was der eigentliche Sinn ſolcher Reden ſey. Ja wahrlich, die, welche mir dem Blute nach die Nächſten waren, kannten mich weniger als die Fremden, gegen welche ich auch, wie gegen den alten Copiſten, viel leichter den Mund und das Herz aufthat, als gegen die Verwandten.

So war denn auch der letzte Verſuch, den ich, wie mir ſchien, zur Rettung meines innren wie äußeren Lebens gewagt hatte, mislungen; mein blödes Auge ſahe keinen weitren Ausgang aus dem Dunkel, das mich umgab, mir blieb keine Hoffnung als die der Gräber. Meine Schwermuth kehrte im verdoppelten Maaße wieder; die Noth ward größer denn jemals. Hätte ich doch nur dabei auch das Sprichwort bedacht und auf rechte Weiſe zu

Herzen gefaßt: wo die Noth am größeſten, da iſt Gottes Hülfe am nächſten, dann würde ich der ſchweren Verſuchung nicht unterlegen ſeyn, welche jetzt über mich ergieng. Wirklich erfuhr ich mehrere Jahre nachher, daß mein Nachbar am Schreibtiſch, der ſchon erwähnte alte Rathscopiſt, welcher oft vor ſich hinmurmelnd, den Kopf ſchüttelte, wenn er mich ſo bleich und abgehärmt da ſitzen ſahe, einen Schritt zu meinen Gunſten gethan hatte, der vom beſten Erfolg geweſen wäre, wenn ich nicht ſelber voreilig dieſen Erfolg geſtört und zernichtet hätte. Der redliche Alte hatte etliche Tage vor jener Reiſe meines Vaters, von der ich gleich weiter ſprechen werde, an einem öffentlichen Orte, wo beide ſich trafen, meinen Vater bei Seite genommen und einige ſo nachdrückliche Worte, in Beziehung auf mich, zu ſeinem Herzen geſprochen, daß derſelbe nachdenklich nach Hauſe gegangen war. Gleich am andren Tage hatte mein Vater, wahrſcheinlich ohne ſeiner Schweſter ein Wort davon zu ſagen, einige meiner alten Lehrer an der höheren Schule aufgeſucht und dieſe über meine Fähigkeiten befragt; was er hier erfuhr, das hatte ihn ſo günſtig für meine Abſichten geſtimmt, daß er wirklich zu dem Entſchluß gekommen war, mich gleich nach der Zurückkehr von ſeiner Reiſe aus ſeinem Hauſe und unſrem damaligen Wohnort in eine Studienanſtalt zu bringen, welche als die beſte im Lande anerkannt war. Wie ſchön, wie geſegnet, für mich und meinen guten Vater wäre dieſe Lebensbahn geweſen; wie voll Dornen und Beſchwerden war dagegen die, welche ich mir ſelber in meiner Thorheit erwählte, und wie viele Schmerzen bereitete ich mir und dem Herzen meines Vaters auf dieſem Irrwege!

Der gute, ehrliche Rathscopiſt wußte nicht, welchen

Feuerbrand er durch die Worte in mein leicht entzündliches Herz geworfen hatte: daß man von Gerichts wegen meinem Vater etwas von dem zuletzt doch mir zugehörigen Gelde nehmen und zu meiner Rettung anwenden ſolle. „Von Gerichts wegen", dieß wiederholte ich mir oft, „wie ſollte das geſchehen können? Wer ſoll da Kläger, wer ſoll Richter ſeyn?" Aber, ſo ſprach der Verſucher in meinem Herzen, hier gilt es Leben oder Tod, du mußt da ſelber die Stelle des Richters übernehmen.

So kämpften in meinem Herzen zwei verzehrende Feuer mit einander, davon das eine ſo verderblich war als das andre. Einmal die Verzagtheit und Verzweiflung, die mich faſt zum Selbſtmord treiben, dann der trotzige Sinn, der ſich ſelber Hülfe und Recht verſchaffen wollte. Und für dieſes Mal ſiegte der letztere.

Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß die erſte That der Sünde, welcher dann ſo leicht die zweite, die dritte und ſo fort die andren, bis zur letzten folgen, in den Begierden und Gedanken des Herzens liege. Wer nicht ſo, wie ein Hirt über die Thiere ſeiner Heerde, ernſtlich über alle Begierden und Gedanken ſeines Innren wachet, wer nicht hier die erſten Regungen der Sünde niederſchlägt, ſondern dieſelben ungehemmt aufſteigen läſſet, dem ergeht es, wie nach einem alten Mährchen jenem Unvorſichtigen, der den feindſeligen Geiſt, welcher in dem Zaubertopf verſchloſſen lag, den Ausgang öffnete und nun der Rieſengeſtalt, die aus dem aufſteigenden Dampf ſich bildete, in menſchlicher Ohnmacht gegenüber ſtund. Ich hegte ungeſcheut in meinem Herzen den ſchändlichen Gedanken, meinen eignen Vater zu beſtehlen; je öfter ich den Gedanken dachte, deſto mehr wurde er zum Vorſatz, und aus dem Vorſatz erwuchs zuletzt, bei erſter günſtiger Gelegenheit, die That.

Mein alter Freund, der Rathscopiſt, hatte es aus redlicher Vorſorge für meine Geſundheit im Verlauf jenes Sommers etliche Male veranlaßt, daß ich, ſtatt ſeiner, einen der Herren des Rathes als Schreiber und Protokolliſt begleiten durfte, wenn dieſer Geſchäfte außer der Stadt, in andren Gegenden unſres Gerichtsbezirkes hatte. Ich war dann einen, auch wohl mehrere Tage ausgeblieben, und dieſes Verweilen in einer beſſeren, geiſtigen wie leiblichen, Luft, als die meiner gewöhnlichen Umgebung war, hatte mich jederzeit recht ſichtlich geſtärkt. Dieſer Umſtand reichte mir den einen Faden zu dem böſen Gewebe dar, in welchem ſich bald nachher die Weberin ſelber, meine Seele, verſtrickte, und zu dieſem Faden, denn die innre Sünde war jetzt zu ihrer Ausgeburt reif, geſellten ſich bald noch andre Fäden.

Mein Vater war im Begriff, eine jener Reiſen anzutreten, zu denen ihm jetzt, ſeltner als ſonſt, ſein Geſchäft die Veranlaſſung gab. Am letzten Nachmittag vor ſeiner Reiſe kam ein Schiff an, welches, wie ich im Vorbeigehen erfuhr, morgen, mit Tagesgrauen, ſeinen Weg hinab auf der Donau fortſetzen ſollte. Ach hätte ich doch Geld, um auf dieſem Schiff zu entfliehen, ſo dachte ich, und gieng nachſinnend nach dem väterlichen Hauſe. Schon ſeit etlichen Tagen hatte es mir geſchienen, als ſey mein Vater zuthätiger und freundlicher gegen mich, als gewöhnlich, ich wagte es jedoch in meiner Verzagtheit nicht, hieraus eine gute Hoffnung für mich zu ſchöpfen. Heute rief er mich ins Comtoir, ich ſollte ihm ſeinen Koffer packen helfen. Mir fiel dies nicht als etwas Beſondres auf; ich hatte Daſſelbe ſchon ofter thun müſſen, denn es ſchien, als hätte er bei Geldſachen ein größeres Vertrauen zu mir als zu Andreas. Ach, dieſes väterliche Vertrauen, wie ſehr misbrauchte ich es heute!

In eine Chatouille, welche zu unterſt im Koffer war, hatte mein Vater mehrere Rollen Geld gelegt. Er gieng jetzt, ohne ſie zu verſchließen, hinaus, um noch mehr Geld und Papiere zu holen, welche er hineinlegen wollte. Kaum hatte er den Rücken gewendet, da wagte ich die Frevelthat, ich griff hinein und nahm zwei kleine Rollen Geld, die ich eilig zu mir ſteckte. Der Vater trat wieder herein, er bemerkte die Flammenröthe des böſen Gewiſſens und meine Aufregung nicht; er legte, ohne den Diebſtahl zu ahnden, das, was er gebracht hatte, in die Chatouille hinein, ſchloß dieſe zu, reichte mir dann das Andre, das in den Koffer zu bringen war, und mein Geſchäft war beendigt.

Ich wollte gehen, da rief mich der gute Vater an ſeinen Schreibtiſch hin und drückte mir fünf neue Thaler in die Hand, mit den Worten: da, Stephan, ſchenke ich dir etwas, wofür du dir Bücher kaufen kannſt.

Ich glaube, das bibliſche Sprichwort von den glühenden Kohlen, die man auf das Haupt der Feinde sammlen ſoll, hat auch eine leibliche Wahrheit in ſich. Mir war es in jenem Augenblick, als würde ich vom Scheitel an bis zur Sohle mit einer Gluth übergoſſen, die mir durch Mark und Bein drang; ich meinte in den Boden ſinken zu müſſen vor plötzlich aufwallender Reue und Schaam. O hätte ich es doch gethan; wäre ich vor meinem Vater, mit dem ich jetzt ganz allein war, niedergeſunken, hätte ich ſeine Hände erfaßt und ihm Alles bekannt. Ich weiß gewiß, er hätte mir vergeben und das natürliche Gefühl des Vaters für ſein Kind wäre aufgewacht und hätte ihm die Decke, die auf ſeinen Augen lag, hinweggenommen. Wie ſelig wäre eine ſolche Wiederkehr des verlorenen Sohnes geweſen, und wie folgenreich für uns beide. Aber, leider, ich that dieſes nicht. Die vieljährige Scheu und Furcht vor meinem Vater band mir die Zunge, ſchnürte mir das Herz zu. Ich ſtotterte, wie ganz außer mir, einige unzuſammenhängende Worte des Dankes her, und küßte mit ſonderbarer Bewegung die Hand des Vaters, welcher bedenklich den Kopf ſchüttelte, weil ihm vielleicht in dieſem Augenblick das ſchwer aufs Herz fallen mochte, was er von meiner Anlage zum Blödſinn gehört hatte.

Der letzte gute, warnende Engel, der mich noch von meinem nahen, tiefen Falle retten und zurückhalten wollte, war mit dieſem Moment von mir gewichen; ich hatte ihn ja ſelber mit Gewalt von mir geſtoßen — nun trat über mein Herz das Gericht der Verſtockung ein. Du haſt, ſo dachte ich, nun endlich einmal den Auslauf zu deiner Rettung genommen, jetzt darfſt du nicht mehr zurückweichen, ſind ja die Geldmittel, deren du dich ſo glücklicher Weiſe bemächtigt haſt, ohnehin nur ein kleiner Theil deſſen, was dir von Rechts wegen gebührt.

Mit erheuchelter Ruhe erzählte ich, ohne über meine Lüge zu erröthen, beim Abendeſſen meinem Vater und der Tante, daß ich morgen wieder ein Schreibergeſchäft auf dem Lande habe, welches mich wahrſcheinlich mehrere Tage aufhalten werde, bat um Erlaubniß zu dieſer kleinen Reiſe, und erhielt ſie ohne Schwierigkeit. Ich nahm noch am Abend Abſchied von meinem guten Vater; ach ich wußte es nicht, daß es der letzte Abſchied von ihm auf Erden ſeyn würde; wir wünſchten uns beide glückliche Reiſe, denn ich hatte geſagt, daß ich mich ſchon mit

Tagesanbruch bei der Wohnung meines Reiſegefährten, eines Herrn vom Rathe, einſtellen müſſe. Ich konnte die Nacht nicht ſchlafen, ſchon lange vor Tagesanbruch war ich, mit einem kleinen Bündel meiner Kleider und Wäſche, bei dem Donauſchiff, bezahlte dem Schiffer einen Thaler für die Fahrt nach Semlin, und noch während der Dämmerung fuhren wir mit günſtigem Winde ab. Wie froh war ich, als ich mich bei Anbruch des Tages ſchon ziemlich weit von der Stadt entfernt ſahe, und als dieſe bald ganz aus meinen Augen entſchwand.

Seine erſten Tagreiſen legte unſer Schiff, mit fortwährend günſtigem Nordwind zurück; wir kamen ſchon in drei Tagen bis in die Gegend von Fukowar, obgleich wir jede Nacht am Lande anlegten. Bei einer dieſer Gelegenheiten war auch ich ans Land gegangen, und erſt hier, beim Licht der Abenddämmrung, hatte ich es gewagt, einen Blick in die Geldrollen zu thun, die ich meinem Vater entwendet hatte. Zu meinem wahrhaften Schrecken ſahe ich, daß ſie, nicht, wie ich in dem Wahne ſtund, Silbermünzen, ſondern Goldſtücke enthielten. Ich hatte eine Summe bei mir, die mir nach meinem damaligen Maaßſtabe ungeheuer groß erſchien, denn in beiden Röllchen zuſammen mochten gegen hundert Ducaten ſeyn.

Mit argwöhniſch furchtſamen Augen betrachtete ich, bei meiner Zurückkehr nach dem Schiffe, alle die Leute, zwiſchen denen ich gewöhnlich bei Nacht auf dem Verdeck ſchlief; Jeder, ſo meinte ich, könne — mein Gewiſſen ſagte mir, daß ich ſelber einer ſey — an mir zum Dieb werden; endlich entſchloß ich mich, die Geldrollen, mit dem altmodiſchen Petſchaft, das ich an meiner bronzenen Uhr trug, geſiegelt, ſammt meinen Kleidern, dem Kapitan in Verwahrung zu geben, der, wie ich wußte, ein wackerer, wohlhabender Bürger aus Mölk war.

So raſch auch unſre Fahrt in den erſten Tagen vor ſich gegangen war, gerieth ſie dennoch jenſeits Fukowar ins Stocken; der günſtige Wind verließ uns; bei Peterwardein hielt uns der einfallende, dichte Nebel faſt einen ganzen Tag zurück. Endlich landeten wir, nach mancher erduldeten Mühſeligkeit, bei Semlin, von wo aus ich, nach einem ſchon länger gefaßten Plane, über die Save hinüber ins türkiſche Gebiet, und dann, entweder zu Waſſer oder zu Lande, nach Konſtantinopel gehen wollte, wo einer meiner geweſenen Schulfreunde bei einem deutſchen Handelshauſe in Dienſten ſtund. Denn dort, ſo meinte ich, nach dem was ich öfter darüber vernommen hatte, könnte ein Menſch, der, wie ich, mehrere Sprachen verſtund, gar leicht durch Briefeſchreiben und Ueberſetzen, ja ſelbſt durch Abſchreiben, ſein Brod erwerben. Ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, denn die Lebensmittel, mit denen ſich die meiſten von uns vom Lande aus zu verſorgen pflegten, waren mir bei der unerwarteten Verzögerung unſrer Fahrt ausgegangen, ich eilte ans Land, mit dem Vorſatz, mich nur hier zu ſättigen und dann noch einmal zum Nachtlager auf das Schiff zurückzukehren.

Die Weinſchenke, nach welcher man mich hingewieſen hatte, beſtund aus einer großen, bretternen Hütte, in welcher viele Tiſche und Bänke aufgeſchlagen waren. Es war ſchon tiefe Dämmerung; der weite Raum war nur ſpärlich durch einige Lichter erhellt, obgleich eine Menge von Gäſten an den Tiſchen ſaßen; ich ſelber hatte mich, nach meiner ſchüchternen Weiſe, in einen ziemlich dunklen Winkel, in der Nähe des Einganges, geſetzt.

„Wo wollen Sie ſo eilig hin“? fragte der Wirth einen Unteroffizier, der ſo eben in Begleitung etlicher Soldaten zur Thür hinaustrat. „Wir haben, antwortete der Sergeant, auf dem, wie ich höre, ſo eben angekommenen Donauſchiffe, „der Brabanter“ genannt, eine verdächtige Perſon aufzuheben“. — Es iſt, ſo ſprach, als die Soldaten fort waren, ein Andrer, der eine Art von Gränzwächter ſchien, ein junger Menſch aus P., der ſeinem Vater davon gelaufen iſt und eine bedeutende Summe Geldes mit ſich genommen hat; die Anzeige davon, nebſt Beſchreibung des Diebes, iſt ſchon heute Morgen mit der Poſt eingelaufen.

Ich war wie von einem Donnerſchlag aufgeſchreckt. Das Schiff, auf welchem ich von P. gekommen war, hieß der Brabanter, und wer konnte der junge Menſch, der ſeinem Vater entlaufen und zum Dieb an demſelben geworden war, anders ſeyn, als ich. Ich ſteckte das Brod, das man mir zu meinem Glaſe Wein hingelegt hatte, zu mir und machte mich eilig aus der Bretterhütte hinaus, wo Keiner auf mich und mein Thun zu achten ſchien. — Lieber ſterben, ſo dachte ich, denn jetzt, als Dieb, wieder ins väterliche Haus gebracht werden!

In der Nähe des Palliſadenhofes der Quarantäne iſt der Ort, an welchem die Ueberfahrt über die Save, von Belgrad nach Semlin und von Semlin nach Belgrad, geſchieht. Wer vom jenſeitigen, ſerbiſchen Ufer herüberkommt, dem iſt das Annahen an die Stadt und an jeden ihrer Bewohner ſtreng unterſagt; er wird, als der Anſteckung von der Peſt verdächtig betrachtet und darf mit den Bewohnern des dieſſeitigen Ufers nur entweder über die Schranken der doppelten Pfahlreihe unterhandeln, oder er muß ſich einer ziemlich langen und beſchwerlichen

Quarantäne unterwerfen. Wenn dagegen einer vom dieſſeitigen Ufer ſich unter die jenſeits der Pfähle ſtehenden Serbier und Türken, oder unter die Ankömmlinge von Belgrad herüber miſcht, dann wird er zwar von dieſen als ihres Gleichen aufgenommen und kann ohne alles Hinderniß mit der Fähre nach Belgrad hinüber gehen, den Leuten aber in Semlin iſt er nun eben ſo verdächtig und unannahbar geworden als ein Türke.

Ich hatte dieſe Einrichtung, welche damals freilich erſt ſeit nicht viel länger als einem Jahre, ſeit dem nachtheiligen Frieden vom Jahr 1739 beſtund, bei welchem Oeſtreich Belgrad und ganz Serbien wieder an die Türken verlor, ſchon auf dem Schiffe beſchreiben hören, und als ich heute ans Land trat, hatte ich die Gegend der Quarantäne, ſo wie der ſerbiſchen Fähre geſehen. Für mich war dieſe jetzt die einzige Freiſtätte, an der ich vor den wohlverdienten Verfolgungen der Gerechtigkeitspflege ſicher war. Mit ſchnellen Schritten lief ich nach dem Ufer hin und entgieng glücklich der Aufmerkſamkeit der wachthabenden Soldaten; als wäre es ſo beſtellt worden, fand ich die Fähre ſo eben am Abſtoßen; ſie war im Begriff ihre letzte Ueberfahrt für den heutigen Tag zu machen, man nahm mich noch auf unter den zahlreichen Troß der ſerbiſchen Bauern und Handelsleute. Als wir jenſeits der Mitte des Fluſſes waren, hörten wir, vom Semliner Ufer her, ein lautes Rufen; der türkiſche Fährmann ſchrie einige zornige Worte dagegen hinüber. Ich fragte einen Handelsmann auf Ungariſch, was das bedeute? „Sie wollen“, antwortete dieſer, „dem Türken zumuthen, daß er noch einmal mit ſeiner Fähre nach dem Semliner Ufer hinüberrudern ſolle, weil vermuthlich ein Dieb, der ihnen entſprungen, unter uns ſey, der Türk aber ant-

wor-

wortet, die von der Semliner Seite wären Alle Schelmen und Diebe, wegen eines einzigen Schelmen, den er ihnen zurückbringen ſolle, könne er ſo ſpät am Abend nicht noch einmal überfahren“.

Mich ergriff abermals, als ich dies vernahm, ein tiefer Schrecken; ich war froh, daß die Fähre jetzt landete. Der Handelsmann, mit welchem ich vorhin geſprochen hatte, wollte mich bereden, mit ihm in ein Gaſthaus zu gehen, das bei den unteren Häuſern der Stadt, nahe am Ufer lag, ich aber entſchuldigte mich mit der Ausrede, daß ich in einer andren Gegend der Vorſtadt einen Freund aufſuchen werde; im Dunkel der Nacht blieb ich hinter dem Zuge der Uebergefahrenen zurück und ſchlug einen Seitenweg ein, der mich gegen Weſten, weit von den Wachtfeuern der Stadt, hinwegführte. Mein Weg zog ſich bergan; wie konnte ich, mitten im völlig unbekannten Lande, wiſſen, wohin er mich führte? Plötzlich ſahe ich mich am Rande eines dichten Waldes; ich konnte vor Hunger und Müdigkeit nicht weiter; ich ſtreckte mich am Stamme einer Eiche auf den Boden und ſtärkte mich durch das in Semlin mitgenommene Brod.

Ich hatte jetzt Muſe genug über meine neue Lage nachzudenken. Zwar war ich glücklich über die Gränze gekommen; ich konnte mich hier, im türkiſchen Gebiet, vor nachſetzenden Soldaten und Polizeidienern des jenſeitigen Gebietes ſo ziemlich ſicher halten, aber was ſollte nun da im wildfremden Lande aus mir werden? Von dem Gelde, das ich meinem Vater entwendet hatte, galt das Sprichwort: wie gewonnen, ſo zerronnen; ich hatte daſſelbe, wie ich ſchon ſagte, auf dem Schiffe in der Verwahrung des Kapitäns zurückgelaſſen, und durch dieſen ehrlichen Mann hat es, wie ich ſpäter erfuhr, mein Vater treulich wieder zugeſtellt bekommen, das, was mir noch blieb, war der Reſt der fünf Thaler, welche mein guter Vater mir am letzten Abend ſchenkte, und einige Groſchen des redlich von mir erworbenen Abſchreibegeldes. Dazu hatte ich auch von Kleidungsſtücken und Wäſche nur das, was ich am Leibe trug, und dies war verhältnißmäßig gerade das Schlechtere, denn die beſſeren Sachen waren mit meinem Gelde auf dem Schiffe geblieben.

Mit dieſen wenigen Mitteln hatte ich mich in die Welt hinausgewagt, in welcher ich jetzt noch in andrem Sinne, als dies bisher der Fall geweſen, einſam und ganz verlaſſen da ſtund; ich, der ich meiner leiblichen Schwächlichkeit wegen viel mehr der fremden Hülfe und des Schutzes bedürftig ſchien, als Andre.

Es war die erſte Nacht in meinem Leben, welche ich fern von einem menſchlichen Obdach, im Freien, zubrachte. Zwar zum Glück für mich war es in der wärmeren Zeit des Jahres, im Auguſt, doch fühlte ich in meiner dünnen Kleidung die Kühle der Nachtluft ſo empfindlich, daß mirs unmöglich war, meine Sorgen und meine Ermüdung zu verſchlafen; mit Freuden hörte ich die erſten Töne der Vögel und ſahe gegen Oſten hin es helle werden.

Das Licht des Tages gab mir neuen Lebensmuth. Die Sorgen der Nacht waren vergeſſen, ich war dennoch in meiner Armuth fröhlich und vergnügt; es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich mich ganz frei fühlte. Den Fehltritt, durch den ich zu dieſer Freiheit gelangt war, ſahe ich noch nicht in ſeiner ganzen Schwere ein, und Gott vergab mir meine Blindheit, er that an mir, wie in einem Pſalm geſchrieben ſtehet: er ſuchte meine Sünde mit der Ruthe heim, und meine Miſſethat mit Plagen, ſeine Gnade aber wendete er nicht von mir, ſeine

Wahrheit ließ er nicht von mir weichen. Ich empfand es jetzt tief, was der ehrwürdige alte Geiſtliche an jenem Abend, da ich die Reiſe nach Ungarn antrat, zu mir ſagte; ich empfand es, daß ich dennoch auch hier, in dem noch fremderen Lande, meinen Gott als treueſten Freund und Begleiter bei mir habe, wenn ich mich nur treu und feſt an ſeine Hand hielt. Und dieſes Feſthalten an Ihm und an ſeinen Geboten gelobte ich Ihm in innigem Gebet.

Das Land ſtund mir jetzt offen, ich hatte, ob ich nach Süden oder Weſten gieng, überall gleich wenig zu gewinnen oder zu verlieren. Dennoch hätte ich gerne gewußt, wohin die Straße führte, welche ſich in den dichten Eichenwald hineinzog, an deſſen Saum ich übernachtet hatte. Ich fragte einen Mann in der ſlavoniſchen Bauerntracht, der einen Ochſen vor ſich hertrieb und ſo eben aus dem Walde herauskam; ich fragte ihn auf deutſch, fragte ihn auf ungariſch, er ſchüttelte den Kopf und antwortete mir in ſeiner mir unverſtändlichen Landesſprache. Das machte mich allerdings etwas bedenklich; geht dirs, ſo dachte ich, ſchon hier ſo, an der Gränze, was ſoll erſt tiefer hinein, im Innern des Landes, geſchehen? Indeß zauderte ich nicht lang, ich ſchritt muthig in den Eichenwald hinein. Schon in Tolna, wo das Donauſchiff auf eine Stunde lang anhielt, hatte ich mir an einem der erſten Tage meiner Herfahrt nach Semlin ein gutes Meſſer gekauft, mit dieſem ſchnitt ich mir jetzt einen Wanderſtab ab, und es war mir, als hätte ich an ihm einen guten, ſichtbaren Gefährten auf meiner Reiſe bekommen.

Mein Weg mochte mich etwa drei Stunden lang durch den dichten, kühlen Wald geführt haben, den nämlichen, welcher am 21. Juli 1739 für einen anſehnlichen Theil der kaiſerlich-öſterreichiſchen Armee zum Sterbelager und Todtenacker geworden war, da öffnete ſich mir wieder die Ausſicht ins Freie. Vor mir lag eine felſige Anhöhe, über die ſich der Weg, dem ich bisher gefolgt war, hinanzog; in der Ferne bemerkte ich dort oben ein einzeln ſtehendes Haus. Ich fühlte ſtarken Hunger, denn das Stücklein Brodes, das ich in Semlin erbeutete, hatte mich ſelbſt am geſtrigen Abend nur halb geſättigt, darum beflügelte ich meine Schritte, ſoweit die Ermüdung dies zuließ, um das Haus zu erreichen. Die Bewohner desſelben waren alle auf dem Felde, mit der Ernte beſchäftigt, bis auf eine alte Mutter, die des Hauſes hütete. Ich gewann ſogleich guten Muth, denn das Crucifix, das ich im Hauſe ſahe, bezeugte mir, daß hier keine Türken, ſondern Chriſten wohnten, dazu verſtund und ſprach auch die Alte etwas Ungariſch. Ich ſetzte mich außen vor dem Hofe unter den dichten Schatten der Wallnußbäume auf einen roh behauenen Stein, der als Bank diente, dorthin brachte mir das Mütterchen Brod und Milch.

Mit innigerem Behagen hatte ich kaum jemals in meinem Leben der Ruhe genoſſen, als hier unter dem Schatten der Wallnußbäume; beſſer als heute hatte mir noch niemals irgend ein Gericht auf Erden geſchmeckt, als dieſe allerdings vortreffliche Milch, ſammt dem guten Brode. Ein erfriſchender Wind wehete vom Gebirge her, die Ausſicht von der freien Höhe war unvergleichlich ſchön. Denn weit über den tiefer gelegnen Wald hin erblickt man dort gegen Weſten die Save, in Nord und Nordoſten die mächtige Donau, und jenſeits derſelben die fruchtbaren Ebenen von Ungarn, während gegen Süd und Südoſt das Auge mit Wohlgefallen auf den meiſt waldbewachsnen Gebirgen von Serbien ausruhet. Mir war ſo wohl und leicht zu Muthe, wie es der Gebirgstaube ſeyn mag, wenn ſie, wie man von ihr zu ſagen pflegt, nach ihrer Weiſe im Genuß der reifen Trauben ſich berauſcht hat.

Das alte Mütterchen kam zu mir hin und fragte mich neugierig aus, woher ich käme, wohin ich wolle? Ich befriedigte ihre Wißbegier ſo gut ichs vermochte, theilte ihr auch meinen Plan mit, zu Waſſer oder zu Lande nach Konſtantinopel zu reiſen. Sie ſchüttelte dazu den Kopf und meinte, das würde mir, ſo ganz allein wie ich ſey, ſchwer genug werden, redete mir auch gar Vieles von der Noth und den Gefahren, die mir dabei bevorſtünden. Ich aber ließ mich von meinem Plane nicht abwendig machen, obgleich dieſer, wie ſich bald darauf zeigte, dem Gewebe glich, das eine Spinne während der Nacht über die Gartenthür eines ſtarken Mannes ſpinnt, der am Morgen, ohne auf die feinen Fäden zu achten, ſeines Weges hindurchgeht. Denn gerade ſo wurde mein kindiſcher Reiſeplan durch jenen mächtigeren Zug durchkreuzt und zu nichte gemacht, der mich zum eigentlichen Ziel meines Lebens führte.

Die freundliche Alte nahm durchaus für ihre vortreffliche Milch und das gute Brod, das ſie mir gereicht hatte, keine Bezahlung an. Denn, ſagte ſie, es ſey hier nicht Sitte des Landes, ſich jeden Biſſen, den man einem hungernden Wandrer reiche, bezahlen zu laſſen, und überdieß ſchiene es ihr, als habe ich es wohl nöthig, mein weniges Geld zuſammen zu nehmen für meine weitre Reiſe. Ich ſchied mit herzlichem Danke.

Die gute Frau hielt mich für ſo arm, und dieſes war ich doch, in meinen eignen Augen, keineswegs. Von den fünf neuen Thalern, welche mein lieber Vater mir ſchenkte, beſaß ich noch drei, dazu auch einige kleine türkiſche Münze, die ich mir ſchon auf dem Schiffe eingewechſelt hatte. Welcher Schatz in einem Lande, wo der Arme, wie ich dies oft gehört hatte, ſo überaus wohlfeil reist!

Der Tag wurde heiß, die Straße führte jetzt, auf eine lange Strecke hin, durch eine baum- und ſchattenloſe Gegend, an Feldern vorüber, auf denen man viele fleißige Menſchen mit der Ernte beſchäftigt ſahe. Bald fühlte ich, wie ungewohnt meine Füße des Gehens ſeyen, die Sohlen ſchmerzten mich, dazu kam die Ermattung von der ſchlaflos zugebrachten Nacht; willkommen war mir deshalb der Schatten eines Felſen, der nahe am Wege zum Ausruhen mich einlud; hier ſtreckte ich mich hin und war bald ſo feſt eingeſchlafen, als wäre es Mitternacht um mich. Als ich erwachte ſtund die Sonne ſchon tief; ich hatte zu eilen, wenn ich nicht wieder im Freien übernachten wollte, denn erſt in weiter Ferne, tief unten am Abhang des Berges, erblickte ich menſchliche Wohnungen.

Es war ein Dorf, von armen Landleuten bewohnt. Mehr durch Zeichen als durch Worte gab ich den Bewohnern einer der anſehnlichſten Hütten mein Verlangen kund, etwas zu eſſen und bei ihnen zu übernachten. Man wies mir ſogleich einen Sitz auf der hölzernen Bank, unweit der Feuerſtätte an, und lud mich durch Winke ein, an der Mahlzeit, die für die Hausleute bereitet war, Theil zu nehmen. Auch hier hatte ich am andren Morgen Mühe, meinem gutwilligen Wirth ein wenig Geld für ſeine Bewirthung aufzudringen. Außer der gaſtfreien Sitte ſprach in dieſem und ähnlichen Fällen die große Anhänglichkeit zu meinen Gunſten, welche die erſt ſeit Kurzem wieder unter das türkiſche Joch gebeugten Servier gegen ihre vorige öſterreichiſche Regierung und gegen öſterreichiſche Unterthanen hatten.

Das Wandern gieng mir heute ſchon leichter von ſtatten als geſtern, doch ſchmerzten mich die von meiner ſitzenden Lebensart verweichlichten Fußſohlen. Darum würde mich der Anblick der nahen Donau, auf welcher Fiſcherkähne auf und abfuhren, ſchon für ſich allein ins Thal hinabgelockt haben, wenn auch nicht meine Straße dieſe Richtung genommen hätte. Hier, meinte ich, werde ſich wohl eine Schiffsgelegenheit nach Konſtantinopel finden, die mich des Fußgehens überheben könnte.

Eine ſtattliche Feſtung, mit hohen Mauern und mit einer Menge von Thürmchen und Zinnen, lag vor mir; es war die türkiſche Feſtung Semendria. Da ich näher kam, ſahe ich dort nichts als Türken; mich ergriff ein Gefühl der Unheimlichkeit, ich gieng ſchüchtern an dem Thor und ſeinen eiſernen Kanonen vorüber, wo die wachthabenden Soldaten, ſtatt mit Gewehren in der Hand, mit ihren langen Tabakspfeifen, ruhig ſchmauchend, daſaßen. Niemand fragte mich, oder redete mich an, denn obgleich die Aufregung der Türken gegen die Chriſten ſeit dem letzten Kriege noch ſehr groß war, konnte dennoch ein Fremder von meiner unbedeutenden Art damals ohne Paß oder Firman durch die Türkei wandern; ich kam hinab ans Ufer des Fluſſes, wo die Fahrzeuge ſtunden. Von der türkiſchen Sprache kannte ich damals faſt noch nichts als den Namen von Konſtantinopel; indem ich den Schiffern, die in einigen der größeſten Fahrzeuge ſaßen, Geld in der einen Hand hinzeigte, rief ich „Stambul“ (Konſtantinopel) und winkte mit der andren Hand nach dem Lauf der Donau hinab. Die meiſten der ſo angeredeten Türken würdigten mich keiner Antwort; ſie rauchten ſchweigend ihre Pfeife fort, indem ſie meinten, ich würde ſchon ſelber das Nein verſtehen, das in ihrem

Schweigen lag; nur einer, ein ſehr alter Mann, der in einem Kahne ganz allein ſaß, winkte mir zu ihm hereinzuſitzen, nahm aber kein Geld von mir, ſondern reichte mir das Ruder in die Hand, indem er mir durch Zeichen zu verſtehen gab, daß ich rudern ſolle. Ich hatte dieſes Geſchäft noch niemals getrieben, ſchlecht genug mag ich es verſehen haben, wie mich dies auch die unwilligen Blicke errathen ließen, welche mir der Türke, der am Steuerruder arbeitete, von Zeit zu Zeit zuwarf. Indeß gieng doch unſre Fahrt abwärts in dem Strome, deſſen Wogen uns auch ohne Hülfe der Ruder weiter führten; ich ſahe mit Vergnügen, wie allmälig die Feſtung mit ihren Zinnen hinter uns verſchwand; mit jeder Stunde kam ich ja ſo meinem Ziele: Konſtantinopel, um Etwas näher!

Am Mittag ſteuerte mein alter Schiffer nach dem Ufer hin, wo etliche Hütten ſtunden. Ich wollte mir da etwas Speiſe kaufen, der Türke aber winkte mir, mich neben ihn zu ſetzen, that einen Sack auf, worin geröſtete Kaſtanien, Brod und Käſe waren, und lud mich durch Zeichen ein, mit ihm zu eſſen. Wir ruheten hier im grünen Gras und Schatten der Weidenbäume etliche Stunden, dann begann die Fahrt von neuem, die für mich von jetzt an nicht mehr die vergnüglichſte war, denn obgleich ich das Ruder gerade nicht mit ſonderlicher Kraft anfaßte, hatte ſich dennoch die Haut meiner innren Handflächen ſchon eben ſo mit Blaſen bedeckt, als dies die Haut der Fußſohlen vom Gehen gethan; dieſe ſchwachen Hände waren bei meiner bisherigen Lebensweiſe keines andren Geſchäftes gewohnt worden, als des Schreibens, und von der leichten Feder zu einem ſchweren Ruder war der Abſtand gar zu groß.

Mein alter Türke, je ohnmächtiger und ſchlechter ich mich am Ruder benahm, ſahe mich immer öfter und mit finſtreren Blicken an, es war als zöge ſich auf ſeiner gerunzelten Stirne und zwiſchen ſeinen buſchigen Augenbrauen ein ſtarkes Ungewitter zuſammen. Als die Sonne untergegangen war und er jetzt dem Lande zuſteuerte, deutete er kopfſchüttelnd auf einen Hügel am fernen Ufer hin, und ich vermuthete, daß dort das Ziel war, das er eigentlich der heutigen Fahrt beſtimmt hatte. Dennoch ließ er mich wieder eben ſo, wie am Mittag, an ſeinen Mundvorräthen Theil nehmen, breitete mir auch einige Ziegenfelle zum Nachtlager neben ſeiner Lagerſtätte hin. Als ich aber am andren Morgen wieder zu ihm hineinſteigen wollte ins Boot, da hob er mit zornigem Blick eine Peitſche, aus ſtarken Lederriemen geflochten, auf, und drohete mir, indem er mich durch Zeichen hinausſteigen hieß, mit Schlägen. Ich folgte dem leicht verſtändlichen Winke, und der Alte, indem er Worte, wahrſcheinlich des Unwillens, in ſeinen Bart hineinbrummte, fuhr allein ab.

So hatte ich, gleich bei dieſer erſten Bekanntſchaft mit einem Türken, die Gaſtfreundlichkeit wie die Grobheit dieſes Volkes zugleich erfahren. Der Alte hatte für ſeine Bewirthung nicht einmal einen Dank von mir angenommen, obgleich ihm, das ſahe ich wohl ein, meine Hülfleiſtung am Ruder keinen Heller werth geweſen war.

Da ſtund ich nun wieder auf dem Boden des fremden Landes und wußte nicht, was ich anfangen ſollte. Die Hände thaten mir noch ſo weh vom geſtrigen Rudern, daß ich kaum den Stock damit halten konnte; die Füße waren ſo ſchmerzhaft, daß ich mich nur ſchwer zum Weitergehen entſchließen mochte. Dennoch ſchlich ich auf einem Fußſteige, der am Ufer des Fluſſes hinabführte, weiter. Zu meiner Rechten erblickte ich, nachdem ich mehrere Stunden lang mehr geſchlichen als gegangen war, ein ſcheinbar anſehnliches Dorf; dort beſchloß ich zu raſten, bis ſich der Schmerz meiner Glieder etwas gelindert hätte. Der Ort war ganz von griechiſchen Chriſten bewohnt; ich kam ſo eben dort an, als man unter den Gebräuchen des Landes, einen Todten im offnen Sarge nach dem Kirchhofe trug. Ich ſahe mit Theilnahme der Beſtattung zu, hörte das laute Wehklagen der Frauen, ſahe die Trauer des Vaters, der, ſo ſchien es mir, meinem eignen, lieben Vater ähnlich geſtaltet war und mich ſo lebhaft an dieſen erinnerte, daß ich tief bewegt war. Ein junger Mann, der auch zur Leichenbegleitung gehörte, hatte mich bemerkt, er redete mich in der Landesſprache, und da ich durch Kopfſchütteln ihm meine Unkenntniß derſelben zu verſtehen gab, auf Ungariſch an und lud mich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, welche für alle Begleiter des Leichenzuges bereitet war. An einem der langen Tiſche, welche im Schatten eines Gebäudes, im Freien, aufgeſchlagen waren, nahm ich Platz. Unter den anweſenden Gäſten fiel mir am meiſten der alte, griechiſche Pope auf, in deſſen Geſichtszügen etwas lag, das mich anzog und einnahm.

Hier unter dieſen guten Leuten, ſo dachte ich, möchte ich einige Zeit bleiben, bis ich erſt wieder geheilt, ja vielleicht bis ich erſt der Landesſprache und des Türkiſchen kundig, und ſo zu meiner Reiſe geſchickter wäre.

Welches Handwerk, ſo fragte mich der junge Mann, der mich einlud, verſtehſt du? Kannſt du Kleider machen oder Schuhe, oder verſtehſt du dich auf das Fertigen der Meſſer?

Ich bin, ſagte ich, ein Schreiber und verſtehe Manches von dem, was in Büchern ſteht, aber ich wollte gern auch bei andren Geſchäften mit Hand anlegen und behülflich ſeyn.

Dann mußt du, ſagte der Andre, bei unſrem Pope in Dienſte gehen, denn der kann auch leſen, was in Büchern ſteht, und mein Bruder, den wir heute begraben haben, war ſein Knecht.

Ohne mich weiter zu fragen wendete ſich jetzt mein Tiſchnachbar an den alten Pope, den er in der Landesſprache anredete, und ihn, wie ich bald nachher erfuhr, fragte, ob er mich wohl zu ſeinem Knecht annehmen möge? Der Pope ſahe mich forſchend an, und nach einer kurzen Unterredung mit meinem Nachbarn ſagte mir dieſer: wenn du willſt, kannſt du ſchon heute in dem Haus unſres Prieſters als Knecht einziehen.

Ich mußte lächeln über dieſe unverhofft ſchnelle, ſonderbare Wendung meines Schickſales, und ich ſtund keinen Augenblick an, zu dem Anerbieten Ja zu ſagen. Nach der Mahlzeit dankte ich meinem Wirth für die gaſtfreie Aufnahme und folgte ſogleich meinem neuen Herrn nach ſeiner Behauſung. Freilich bemerkte ich ſchon auf dieſem Wege zu meinem Bedauern, daß der Pope, obgleich ſo nahe an der Gränze wohnend, kein Wort weder Ungariſch, noch Deutſch verſtund, indeß tröſtete ich mich mit dem Gedanken, daß ich bald würde in ſeiner Landesſprache mit ihm reden können. Und als wir in ſein Haus traten, begegnete mir Etwas, das mich noch mehr über meine etwaigen Bedenklichkeiten beruhigte. Denn die Frau des Pope, als dieſer einige Worte mit ihr geſprochen hatte, redete mich ſogleich ganz geläufig auf Ungariſch an, welches, wie ich ſpäter erfuhr, ihre Mutterſprache war. Ihre Fragen über mein Herkommen und die Abſicht meiner Reiſe, beantwortete ich ſo gut als möglich, und ſie ſchien damit befriedigt; ihr Gemahl aber ſchien die Wahrheit meiner Ausſage, daß ich meinem Stande nach ein Schreiber ſey, noch beſſer prüfen zu wollen; er führte mich hinein in ſein Zimmer, ſtellte mir ein griechiſches Buch und zugleich auch Feder, Tinte und Papier hin, und hieß mich durch Winke etwas aus dieſem Buche abſchreiben. Und hier kam mir meine kleine Uebung in den Gelehrtenſchulen wohl zu ſtatten; ich ſchrieb ihm einen Pſalm mit ſauberen, griechiſchen Buchſtaben und vollkommen correct, mit großer Schnelligkeit ab, ſo daß der Alte freundlich lächelte und mir, Beifall gebend, mit der Hand auf die Schulter klopfte.

Ich glaubte jetzt auf dem beſten Wege zu ſeyn, mein Glück mit der Feder zu machen, und mein mäßiges Brod, wie bisher, für einige Zeit durch Schreiben zu verdienen, aber mein alter Pope und ſeine gute, corpulente Hausfrau hatten etwas andres mit mir vor; ich mußte, wie ich dies freilich wohl verdient hatte, das Geſchäft des verlornen Sohnes im Evangelio übernehmen. Gleich am andren Morgen führte mich die Hausfrau heraus in den Hof; hier ſchob ſie die Riegel hinweg von den Stallthüren, that dieſe auf, und heraus fuhr, mit lauten Grunzen, eine nicht unanſehnliche Heerde von Schweinen. Sie gab mir darauf die Peitſche und eine Art von Hifthorn in die Hand, hieng mir eine Hirtentaſche mit Mundvorrath um, zeigte mir einen Hügel in der Nachbarſchaft, und ſagte mir, daß ich dort die Schweine hüten ſolle bis an den Abend; zur Mittagszeit werde ſie mir einen Topf mit Eſſen bringen.

Ich machte freilich große Augen über dieſe Zumuthung, und wollte etwas darauf entgegnen; ehe ich aber dazu kam, hatte ſich die raſche Hausfrau ſchon wieder nach ihrer Thür zugewendet. Dieſen guten Leuten kam das Schweinehüten als eine eben ſo ehrbare und vielleicht noch ehrbarere Handthierung vor, als das Abſchreiben; denn dieſes, das wußten ſie, trägt nur wenig Brod ein, während der Handel mit Schweinen, den ſie mit ſehr gutem Erfolg betrieben, ihnen einen reichlichen Erwerb gab.

Nachdenklich und kopfſchüttelnd folgte ich meiner borſtigen Heerde, welche ſchon im wilden Laufe aus der Hofthüre hinausgeſtürmt war und dem Hügel zueilte, auf welchem, längs dem Eichen- und Buchenwalde, ein Sumpf ſich ausdehnte. Ein ziemlich großer Hund kam mir und den Schweinen aus dem Pfarrhauſe nachgeſprungen; er bellte mich anfangs als einen Fremden an, aber bald bemerkte das kluge Thier, daß ich ſein neuer Collega ſey, und als wir oben auf dem Hügel angekommen waren und ich unter einem Kaſtanienbaum meinen Sitz eingenommen hatte, ſetzte ſich der Hund traulich zu meinen Füßen und nahm freundlich wedelnd die Biſſen des Brodes an, die ich ihm aus meiner Hirtentaſche reichte.

Am Mittag wurden wir beide, ich und mein vierfüßiger Collega, reichlich mit einer Art von Hafermuß verſorgt, den die Frau des Pope ſelber heraustrug. Denn die guten Leute hatten außer mir keinen Dienſtboten im Hauſe, nur zuweilen half ein Zigeunerbube bei dem einen oder andren Geſchäfte des Hauſes, doch wurde dieſem kein großes Vertrauen geſchenkt, namentlich wurde er niemals des Hüter- oder Pflegeramtes der Schweine gewürdigt, weil die Hausfrau den Zigeunern allerhand Böſes nachſagte und ſie in Verdacht hatte, daß ſie bei Gelegenheit ſelbſt jenen ſchätzbaren Thieren etwas beibringen möchten, um das Fleiſch des Aaſes zu erbeuten.

Einfach und, wie Viele geſagt haben würden, ſchlecht genug war dieſe meine Lebensweiſe, und ich muß es bekennen, daß ich mich ihrer zuweilen vor mir ſelber ſchämte. Wie würde, ſo dachte ich dann, mein Vetter Andreas ſich in das Fäuſtchen lachen und laut über mich höhnen, wenn er mich hier die Säue hüten ſähe; wie würde die Tante triumphirend ausrufen: da ſieht man, was der eigentliche Beruf dieſes blödſinnigen und dabei doch hochmüthigen Stephan iſt, der ſich, als er ſtudiren wollte, wohl gar in die Lage eines kaiſerlichen Hofraths hineinträumen mochte.

Indeß, ſolche Gedanken kamen mir doch nur ſelten, und als ich erſt einige Zeit hier war, immer ſeltner. Sie kamen mir wie die ſchweren Träume von Lebensgefahren auf dem Waſſer, einem geweſnen Seefahrer, der jetzt ſchon ſeit langer Zeit ſicher am Lande lebt. Ja, es mag ſo ſonderbar ſcheinen als es wolle, mein Sauhirtenſtand bekam mir an Seele und Leib ſo wohl, wie mir kaum, wenn mir Alles nach Wunſche gegangen wäre, der Aufenthalt an einer hohen Bildungsanſtalt meines Vaterlandes bekommen ſeyn würde. Denn, was die Hauptſache betrifft, er war mir eine Schule der wahrhaft gründlichen Demüthigung. „Das, was dir jetzt wiederfährt“, dachte ich, „haſt du dennoch an deinem guten Vater verdient, als du ihn beſtahlſt, und eigentlich haſt du armer Menſch doch nur Gott zu danken, daß er dir hier im wildfremden Lande dein tägliches Brod beſcherte und dir ein Obdach gab vor dem nahenden Winter“.

Aber dieſes inwendige Wohlergehen und Wachsthum würde vielleicht noch nicht ſo in die Augen eines Bekannten gefallen ſeyn, der mich etwa einige Monate nach meiner Flucht aus dem väterlichen Hauſe hier in Serbien wieder geſehen hätte, als mein äußeres, leibliches Gedeihen. Ich begreife kaum, wie es zugieng, daß meine Natur hier in ſo überraſchender Schnelle das Verſäumte einholte. Ich hatte zwar keinen Spiegel, um mich zu betrachten, hatte auch früher niemals ein großes Verlangen danach gehabt, mein bleiches, abgezehrtes Geſicht in einem Spiegel zu beſchauen, aber auch ohne Spiegel ſagte mir es mein Gefühl und meine leibliche Erfahrung, daß ich von Tag zu Tage mehr aus einem kränkelnden Schwächling ein ſtarker, kräftiger Burſche werde. Meine Kleider wurden mir bald alle zu eng und zu klein; ich aß jetzt alle Gerichte, die man mir darbot, fette oder magre, ſüße oder ſaure mit gleichem Appetit, und alle bekamen mir trefflich wohl; ich ſchlief feſt und ruhig vom Abend bis an den lichten Morgen. Dabei fühlte ich mich gleich wohl und munter bei heißem oder kaltem Wetter, hatte mich ſogar daran gewöhnt, bei meinem Hütergeſchäft der Stiefeln und Strümpfe zu entbehren; meine Stimme, die bei meinem Hierherkommen noch die eines Kindes war, hatte die natürliche Tiefe und Stärke bekommen, die ſie bei einem Jüngling meines Alters zu haben pflegt.

Mein ganzes Temperament und Weſen hatte ſich verändert, ich war aus einem blöden, ſcheuen Knaben ein muthiger, faſt tollkühner Menſch geworden, der, wenn es im Spätwinter, wenn die Schweine verkauft oder geſchlachtet waren und es jetzt freiere Zeit gab, mit den Jägern auf die Bären- oder Wolfsjagd gieng, und, wo es galt, immer voran unter den Erſten war; vorher immer ſo traurig, war ich jetzt der luſtigſte Burſche in der ganzen Umgegend, der alle Andren mit ſeinen Schwänken unterhielt und keinen Tanz, kein Gelag verſchmähte. Hatte ich doch, außer dem geringen Lohn, den mir mein Herr gab, auch einen von meinen neuen Thalern dazu verwendet, um mich für die Feſttage zierlicher herauszuſtaffiren, während ich an gewöhnlichen Wochentagen nach der Weiſe der dortigen Bauern einen dicken, wollenen Kittel, und darüber noch eine Art von Mantel oder Umſchlag trug, der von gleichem Stoffe war. Dieſe Alltagskleider hatte mir die Frau des Hauſes ſchon beim Eintritt der kalten Witterung gegeben, unter der Bedingung, daß ſie mir allmälig und nur zu kleinen Theilen an meinem Lohne abgerechnet werden ſollten. Denn wie in dieſem, ſo waren in allen Stücken die guten Leute, in deren Dienſt ich mich jetzt befand, gegen mich ſo wohlgeſinnt und freundlich, daß ich mir mehr wie ein Kind, denn als ein Knecht in ihrem Hauſe vorkam. Wenn ich in meiner jetzt ſo fröhlichen, muntren Stimmung meiner guten, alten Hausfrau allerhand komiſche Geſchichten erzählte, die ich früher zu meiner Erheitrung geleſen hatte, und die mich damals doch weder fröhlich gemacht, noch auch nur zum Lächeln gebracht, ſondern ſich nur wie ein todter Buchſtabe in mein Gedächtniß geſchrieben hatten, da konnte ſie ſo herzlich lachen, daß ihre ganze, ungewöhnlich ſtarke Figur in Erſchüttrung gerieth. Mein alter, guter Pope wollte dann auch gern wiſſen, was es gäbe, ſeine Frau verdolmetſchte es ihm, und er lachte herzlich mit. Uebrigens bedurfte ich nach wenig Monaten keines ſolchen Dolmetſchers mehr, denn ich hatte die Landesſprache bald ſo gut gelernt, daß ich mich deutlich und leicht in ihr ausſprechen konnte.

Dürfte ich das doch nicht ſagen, aber es war nun ſo; ich hatte hier unter einem ganz fremden Volke und

bei

bei ganz fremden Leuten, deren chriſtliche Confeſſion ſelbſt eine ganz andre war als die meinige, mehr Liebe erfahren, befand mich bei ihnen beſſer, als ich mich jemals bei meinen nächſten Blutsverwandten befunden hatte.

Wie auf Einen, der lange in der Kälte ſtund, der warme Sonnenſchein deſto ſtärker einwirkt und ihn kräftiger aufregt, ſo weckte auch die Liebe meiner guten Hausleute in meinem der fremden Liebe ſo entwöhnten Herzen eine recht innige Gegenliebe. Es war mein tägliches, eifriges Bemühen, jeden Wunſch zu errathen und zu befriedigen, welchen eines von ihnen beiden hegen könnte; ich lernte ſchnitzen und drechslen, nur um der guten Hausfrau manche Geräthſchaften zu fertigen, die ihr in ihrer kleinen Wirthſchaft abgiengen; für den guten, alten Pope ſchrieb ich ein ganzes Gebetbuch, das er in einer alten, ganz zerriſſenen und zum Theil für ſeine betagten Augen unleſerlich gewordnen Handſchrift beſaß, ganz neu und zierlich ab.

Hätte dieſes Verhältniß noch Jahre lang, ja ſelbſt mein ganzes übriges Leben hindurch gedauert, ich meine nicht, daß ich mich daraus hinweggeſehnt hätte. Ich fühlte mich eben vollkommen zufrieden und glücklich in meiner Lage; ich glaube faſt, ich wäre allmälig ein fleißiger ſerbiſcher Bauer geworden, wie die andern Bauern um mich her. Aber dies durfte noch nicht mein Ruhepunkt ſeyn; ich hatte noch einen weiten Kreis der Lebensſchickſale zu durchlaufen, ehe ich am Ende doch, hier in Böhmen, zu dem meinen Neigungen zuſagenden, meinem leiblichen wie geiſtigen Weſen zuträglichen Geſchäft eines Landwirthes kommen ſollte.

Mein alter, guter Hausherr litt ſchon ſeit einiger Zeit an Steinbeſchwerden; dieſe nahmen gegen Ende des

Winters in einem ſolchen Maaße zu, daß ſie ihm bei Tage wie bei Nacht keine ſchmerzenfreie Stunde ließen. Wir hatten an unſrem ſerbiſchen Donauufer in weitem Kreis umher keinen Arzt, ſondern nur hin und wieder einen Hirten oder alte Frauen, welche in die Arzneikunde hineinpfuſchten. Vom jenſeitigen, ungariſchen Ufer einen Arzt zu bekommen, hatte viele Schwierigkeit, weil Jeder, der von dort herüber im türkiſchen Gebiet geweſen war, vor ſeinem Wiedereintritt über die vaterländiſchen Gränzen ſich einer ziemlich langen Peſtquarantäne unterwerfen mußte. Auch gab es in den gerade gegenüber gelegnen Ufergegenden damals keinen Genoſſen der Arzneikunſt, zu welchem man ein beſondres Vertrauen hätte faſſen können. Deshalb entſchloß ſich mein alter, guter Pope, einen Arzt aus dem türkiſchen Gebiet, in der Nähe von Orſowa zu ſich kommen zu laſſen, und mir wurde der Auftrag zu Theil, den weit und breit berühmten Mann herbeizuholen.

Mit einem kleinen Fuhrwerk verſehen, vor welches zwei kleine, flüchtige Pferde geſpannt waren, trat ich die Reiſe auf den wahrhaft halsbrechenden Straßen über das Gebirge hinüber an. Ich hatte noch niemals das Geſchäft eines Fuhrmanns verſehen und vor 8 Monaten würde ich vor einem ſolchen Unternehmen gezittert haben; jetzt aber beſtund ich daſſelbe ohne alle Schwierigkeit, denn ſchon am andren Tage meiner Reiſe wußte ich meine Rößlein ſehr kräftig zuſammenzunehmen und mein Fuhrwerk wie ein Sachverſtändiger zu lenken. Wegen der vielen Umwege, die ich über das Gebirge machen mußte, kam ich erſt in der Mitte des dritten Tages an den Ort meiner Sendung. Ich brauchte kaum zu fragen, wo der Arzt wohne; ſein Haus, auf einem kleinen Hügel gelegen, fiel von weitem her als das ſtattlichſte von Allen ins Auge und bezeugte ſelbſt dort für Serbien die Gültigkeit jenes Sprüchwortes, welches den Stand der Aerzte als einen Güter bringenden preiſet.

Ich mußte lange warten, ehe ich den Wundermann zu ſprechen bekam, denn ſein ganzes Haus war mit Leuten erfüllt, welche, zum Theil ſehr weit herkommend, ſeine Hülfe ſuchten. Endlich traf auch mich die Reihe, ich ward hineingeführt zu dem Manne, der von jetzt an auch mir für meine weitre Entwicklung ſo wichtig werden ſollte. Er mochte ein angehender Sechziger ſeyn; die dunklen Haare waren ſchon mit einzelnen weißen untermiſcht. In ſeinem ſchönen, griechiſchen Profil, in den dunklen Augen mit durchdringendem Blicke, in der hohen, ſchlanken Geſtalt, in jeder ſeiner Bewegungen, im Ton wie im Inhalt ſeiner Worte lag das Gepräge einer edlen, reichbegabten Menſchennatur. Ich trug ihm mein Anliegen: mich zu meinem kranken Herrn zu begleiten, vor, er ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: mein Sohn, du haſt geſehen, wie viele Nothleidende meine Hülfe ſuchen; ſo wie heute geht es bei mir täglich zu; ich bin nicht im Stande, auch nur einen ganzen Tag, geſchweige fünf, außer Haus zu bleiben.

So feſt hatte ich auf die Bereitwilligkeit des Doctors gerechnet, zu meinem kranken Herrn zu kommen, die Schmerzen und Noth von dieſem ſtunden mir ſo lebhaft vor der Seele, daß mir bei dieſer Weigerung die hellen Thränen ausbrachen. Ich legte mich denn aufs Bitten, und kein Kind, deſſen Vater in Todesgefahr darnieder liegt, kann eifriger und inſtändiger den Arzt um ſeine Hülfe anflehen, als ich dieſes that. Der Mann ſahe mich ernſt und forſchend an. Er hatte es an meiner Sprache bemerkt, daß ich kein Serbier ſey; er redete mich in meiner deutſchen Mutterſprache an, deren mir ſo ſüßen Klang ich ſeit 8 Monaten nicht mehr vernommen hatte, und welche er mit ziemlicher Fertigkeit ſprach. Mein ganzes Herz ſtund ihm jetzt offen; er erfuhr nicht nur von mir, wie gut mein alter Herr ſey und wie lieb ich ihn habe, ſondern auch einen kurzen Abriß meiner früheren Lebensgeſchichte gab ich ihm, ohne ihm ſelbſt meine Fehltritte zu verhehlen; denn dieſer Mann hatte eine Art mit Blick und Wort zu fragen, daß man nicht anders konnte, als ihm das antworten und ſagen, was man zu ſagen wußte.

Was mir möglich iſt, werde ich für deinen Herrn, den du ſo kindlich lieb haſt, thun, ſagte endlich, nach kurzem Bedenken, der Arzt; für heute bleibe hier, morgen, vielleicht, werde ich dich begleiten können.

Der wackre Mann hielt ſein Wort. Ein vormaliger Gehülfe von ihm wohnte in der Nachbarſchaft, dieſer übernahm für etliche Tage das Hauptgeſchäft des Hauſes; ſtatt des Fuhrwerkes, das mich hierher brachte, ſtund am nächſten Morgen ein andres, ungleich leichteres für uns bereit, welches außer meinen zwei kleinen Pferden noch mit zwei friſchen beſpannt war. Der Doctor ſelber machte den Wagenlenker; er kannte die beſten und nächſten Wege; ſchon in anderthalb Tagen hatten wir diesmal das Ziel erreicht.

Wir fanden meinen alten Herrn ſehr krank und ſchwach, dennoch wagte am andren Morgen nach ſeiner Ankunft der Doctor die gefahrvolle Operation, und ſie gelang, der Kranke war gerettet. Aber es bedurfte noch einer ſorgfältigen, ärztlichen Aufſicht und Pflege, wo ſollte man dieſe finden? Der Doctor ſchlug mich dazu vor; ich hatte ihm bei ſeinem Geſchäft Handreichung gethun und er war mit meiner Geſchicklichkeit wie mit meinem pünktlichen Gehorſam gegen ſeine Anordnungen zufrieden geweſen. Er unterrichtete mich denn noch aufs Genaueſte über Alles, was jetzt zu thun ſey, und ein andrer junger Burſch aus dem Orte übernahm an meiner Stelle das Geſchäft der Zurückbegleitung. Vor ſeinem Abſchied aus unſrem Hauſe rief mich der Arzt noch zu ſich. Er fragte mich auf deutſch, ob ich wohl, wenn ſich Gelegenheit dazu ergäbe, Luſt hätte, bei ihm Dienſte zu nehmen und vielleicht ſogar in der Folge in ſein Geſchäft, als ein Gehülfe, einzugehen? — Meine Augen glänzten vor Freude bei dieſer Frage, zu welcher ich von ganzem Herzen Ja ſagte, und dem wackren Manne dankbar dabei die Hand drückte.

Ich beſorgte das mir aufgetragne Geſchäft mit großer Liebe und Treue. Von Zeit zu Zeit ſchrieb ich dem Doctor von dem Befinden unſres Kranken und empfieng ſeine neuen Verordnungen; der Zigeunerknabe, von welchem ich ſchon ſprach, beſorgte unſre Briefe als ſchneller und ſichrer Bote, und überhaupt wurde von der Hausfrau keine Mühe noch Geldausgabe geſpart, um ihrem lieben Manne wieder zu ſeiner Geſundheit zu verhelfen. Und Gott gab ſeinen Segen zu Allem; in wenig Wochen konnte der Pope ſein Lager wieder verlaſſen, und bald hernach auch wieder der Frühlingswärme im Freien genießen. Ich war ſeitdem noch mehr als vorher der Liebling der beiden alten Leute.

Es ſollte jedoch dieſes mir wie ihnen angenehme Verhältniß nicht mehr von langer Dauer ſeyn. Der Sommer, wo man mich von meinem Geſchäft des Schweinehütens entbunden und dafür zu allerhand ehrbareren Feld- und Hausdienſten gebraucht hatte, war vergangen, es war die fröhliche Zeit der Weinleſe herbeigekommen, da wurde unſre alte, gute Hausfrau von einem ſchlagfluß-ähnlichen Leiden befallen, welches in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende machte. Den Schmerz dieſes Verluſtes ertrug der alte, gute Pope, der von ſeinen früheren Leiden noch immer ſehr geſchwacht war, nicht lange; ſeine Kräfte verzehrten ſich zuſehends; ehe der Frühling kam, folgte er ſeiner treuen Lebensgefährtin und ſorgfältigen Pflegerin ins Grab.

Noch vor ſeinem Ende, das er mit Ruhe herannahen ſahe, hatte mir der gute Alte ein für ſeine Vermögensumſtände nicht unbedeutendes Geſchenk an Geld gemacht, denn weder er noch ſeine Frau hinterließen nahe Verwandte. Ein neuer Pope zog jetzt in das Haus ein; ich hatte nicht Luſt, fur dieſen Unbekannten das Vieh zu huten, oder ſein Feld zu beſtellen. Ueberdieß wußte ich ja auch, wohin ich jetzt meinen Wanderſtab zu ſetzen habe, nämlich zu dem freundlichen Arzt Neophytos bei Orſowa, an den ich wahrend der letzten Krankheit meines alten Herrn wieder geſchrieben und von ihm eine Antwort empfangen hatte, welche zwar den Zuſtand des Kranken für unheilbar erklärte, zugleich aber mir die tröſtlichſten Beweiſe von dem Vertrauen des trefflichen Arztes gab.

Ein Leichenbegängniß war das Erſte geweſen, was mir hier, in dem mir ſo wohlthätig geweſnen Dörflein, begegnet war; ein Leichenbegängniß war auch wieder das letzte Ereigniß, das ich daſelbſt erlebte. Ich war noch bei der Beſtattung meines guten, alten Herrn zugegen; wenige Stunden nachher trat ich meine Wandrung zu dem wohlwollenden Arzte Neophytos an.

In der Natur kommen gar häufig die Beiſpiele einer Verſorgung der hülfloſen und verlaſſenen Weſen durch

Lebendige von ganz andrer, fremder Art vor; das auffallendſte Beiſpiel der Art iſt das vom jungen Kukuk, der, von ſeiner eignen Mutter verlaſſen und gleichſam verſtoßen, durch andre, fremde Vögel mit ſolcher Liebe und Zärtlichkeit verpflegt wird, daß ihm dadurch das Entbehren der Elternliebe im reichlichſten Maaße erſetzt iſt. Man erkennt eben in ſolchen Beiſpielen das Walten jener ewigen Erbarmung und Liebe, welche für Alles, was da lebt, Vorſorge trägt, und welche an dem Wohlergehen aller Weſen ihre Luſt hat. Auch in meiner Jugendgeſchichte kann man recht das Walten jener ewigen, allen Mangel erſetzenden Liebe und Erbarmung ſehen. Ich hatte ſchon im ſechſten Jahre meine liebe, rechte Mutter verloren; die, welche mir ihre Stelle erſetzen ſollte, ſtieß mich durch große Härte von ihrem Herzen, ja ſie trieb mich, im Bunde mit ihrem Sohne, meinem nahen Blutsverwandten, zu dem Schritt der Verzweiflung an, welchen ich allerdings bitter zu bereuen hatte. Kaum war ich aber, ſo ausgeſtoßen und verlaſſen von den Meinigen, in die Fremde, unter lauter mir unbekannte Menſchen getreten, da erweckte mir Gott unter dieſen ſolche zärtliche und liebevolle Verſorger und Pfleger, wie ſie nach ſeinem Maaße der junge Kukuk unter den Vögeln des Waldes findet, wenn er zum erſten Male das Neſt ſeiner Pflegeeltern verläßt und nun, mit rauher Stimme, hungrig nach Futter ſchreit. Ich glaube nicht, daß der alte Pöpe und ſeine Hausfrau ein eignes Kind hätten mehr lieben und an ihm mehr thun können, als ſie nach ihrem Verſtand und Vermögen mir gethan haben.

Auch zu meinem neuen Herrn durfte ich jetzt mit freudigem Vertrauen hinziehen, denn ich hatte ihn in den wenigen Tagen unſres Beiſammenſeyns ſo lieb gewonnen, daß ich fühlte, ich könne Alles gerne thun und dulden, um ihm dieſe Liebe zu beweiſen. Es waren ſo eben die erſten Tage des Frühlinges eingetreten; die Wandervögel waren wiedergekehrt von ihrem Zuge, die Hügel und Thäler wurden grün und blühend, als ich, trauernd zwar über den Tod meines alten Herrn, wie über den eines nahen Verwandten, ſonſt aber mit leichtem Herzen, über Berg und Thal hingieng nach dem türkiſchen Orſowa. Ich ward freundlich von meinem neuen Herrn empfangen; hier wurden mir nicht die Geſchäfte des verlornen Sohnes übergeben, ſondern ſogleich ſolche Dienſte anvertraut, die mich zu dem Berufe, für den mein Wohlthäter mich beſtimmte, aufs Beſte vorbereiten konnten. Zuerſt wurde mir ein Theil der Beſorgung der Apotheke, das Einſammlen der heilſamen Kräuter und das Bereiten der einfacheren Arzneimittel aufgegeben; bald nachher durfte ich auch meinen Herrn und Lehrmeiſter zu ſeinen Kranken begleiten, ihm bei den vielen wundarztlichen Geſchäften, welche ſein ſchwerer Beruf ihm auflegte, Handreichung, dann Hülfe leiſten, und in wenig Jahren hatte ich es durch Gottes Beiſtand und natürliche Anlage ſo weit gebracht, daß ich einen großen Theil der Hülfsbedürftigen allein beſorgen konnte, und daß mir keine Aufgabe unſrer Schmerzen ſo wie Heil bringenden Kunſt mehr zu ſchwierig war.

Ich will mich mit der Geſchichte dieſer Jahre nicht aufhalten; ſie war im Ganzen höchſt einförmig und konnte nur dem ein täglich zunehmendes Intereſſe und Vergnügen gewähren, welcher ſie mitwirkend erlebte. Mein Lehrmeiſter ſtund in ſeinen alten Tagen ganz allein in der Welt, und ich habe nie erfahren können, ob er jemals verheirathet geweſen ſey. Das wußte ich aus ſeinem

Munde, daß er von wohlhabenden griechiſchen Eltern abſtamme, und daß er in Wien ſo wie an andren deutſchen Univerſitäten die Arzneikunde ſtudirt habe. Aus dieſer frohen, ſchönen Zeit ſeiner Jugend war ihm noch in ſeinen alten Tagen eine dankbare Anhänglichkeit an Deutſchland, und jene Vorliebe für die Deutſchen geblieben, welche er auch an mir durch die That bewies. Da er der einzige Arzt in ſeiner Gegend war und ſeine Hülfe weit und breit begehrt wurde, hatte er mehrmalen den Verſuch gemacht, ſich junge Leute aus dem dortigen Lande zu Gehülfen heran zu bilden. Bei etlichen von dieſen war ſein Bemühen durch die Mangelhaftigkeit der Anlagen vereitelt worden; ſie waren als Aerzte unter dem Mittelmäßigen ſtehen geblieben und zum Theil von dieſem Beruf ganz wieder abgegangen; ein Andrer hatte den Lehrer durch tiefen Undank betrübt und ſein Haus frühe verlaſſen; einer der hoffnungsvollſten Zöglinge war geſtorben. Ich war gleichſam der geiſtige Sohn ſeines Alters, und wie natürliche Väter den letztgebornen Kindern ihrer ſpäteren Jahre eine ganz beſondre Gunſt und Liebe zuwenden, ſo wiederfuhr es auch mir von meinem väterlichen Freunde: ich hatte an ihm einen treuen Vater und Erzieher.

Dieſer ſeiner väterlichen Sorgfalt, welche nicht auf das äußre Wohlergehen allein achtete, verdankte ich auch eine Handlung der kindlichen Pflicht gegen meinen rechten Vater, zu der ich mich, Gott weiß durch welchen innren Grund zurückgehalten, ohne die Ermahnung meines Lehrers ſchwerlich entſchloſſen hätte. Ich ſchrieb endlich, was ich ſchon längſt geſollt hätte, an meinen lieben Vater, bat ihn, voll inniglicher Reue über mein Vergehen, um ſeine Vergebung und erzählte ihm, wie mir es ſeit dem Entweichen aus ſeinem Hauſe ergangen ſey. Nach etlichen Monaten erhielt ich eine Antwort von der Hand des guten Vaters, die mir zwar ſeine volle Vergebung zuſicherte, zugleich aber auch Vieles enthielt, das mir ſehr wehe that. Der liebe Mann ſchien mir eine Art von Rechenſchaft über ſein Benehmen gegen mich geben zu wollen; bei dieſer Gelegenheit zählte er auch mir eine Reihe meiner Verſchuldigungen gegen ihn von meiner Kindheit her auf, welche, das bezeugte mir mein Gewiſſen vor Gott, großentheils auf grundloſem Verdacht, oder auf einer ganz falſchen Auslegung meines armen, ungeſchickten Benehmens beruhete. Auch die gute Abſicht, mich doch noch ſtudiren zu laſſen, welche der theure Mann gegen mich gehegt und die ich durch meine Flucht vereitelt hatte, erfuhr ich jetzt. Zugleich ſagte mir in dieſem Brief mein Vater, daß es ſein Wille ſey, daß zwar nach ſeinem Tode mein Vetter Andreas die Handlung, an der ihm ſchon jetzt ein Antheil zukäme, übernehmen, daß aber ich, als ſein einziger, rechter Sohn, der Haupterbe ſeines baaren Vermögens, ſo wie des Landgutes bei P., ſeyn und bleiben ſolle.

Tiefbewegt von der noch immer nicht erloſchenen Liebe meines guten Vaters, zugleich aber auch ſchmerzlich verletzt von den Gedanken des Argwohnes, die nicht aus ihm ſelber gekommen waren, ſondern womit Andre ſein edles Herz befleckt hatten, ſchrieb ich ſogleich nach Empfang dieſes Briefes von neuem an denſelben. Ich ſprach mich darinnen mit dem Selbſtgefühl eines guten Gewiſſens, zugleich aber auch mit Demuth und Schonung über die Geſchichte meiner Kindheit im väterlichen Hauſe aus, widerlegte die falſchen Anſchuldigungen, und bat nochmals meinen lieben Vater um Verzeihung für Alles, worin ich wirklich an ihm gefehlt hatte, um Fortdauer ſeiner Liebe, ſo wie um ſeinen väterlichen Segen. Dieſer Brief kam nicht mehr in ſeine Hände, aber ein Theil meiner Bitten ſcheint doch in Erfüllung gegangen zu ſeyn. Mein lieber Vater ſtarb nach einer kurzen Krankheit, und aus dem Bericht eines ſeiner alten Diener erfuhr ich, daß er etliche Tage vor ſeinem Tode meinen erſten Brief noch einmal mit Thränen geleſen und, in Gegenwart des Dieners, geſagt habe: möge Gott dich ſegnen, mein lieber Sohn. Vielleicht war dieſe wehmüthig zärtliche Geſinnung noch durch einen ſchweren Verdruß verſtärkt worden, den er gerade in jenen Tagen mit meinem gewiſſenlos verſchwenderiſchen Vetter gehabt hatte; ein Verdruß, von welchem viele Bekannte unſres Hauſes glaubten, daß er den Tod des alten Herrn herbeigeführt oder beſchleunigt habe.

Mein Vater hatte ſein Ende nicht für ſo nahe gehalten; es fand ſich kein eigentliches, gerichtskräftiges Teſtament vor, doch war ſchon bei früherer Gelegenheit das Haus meinem Vetter Andreas, dem Compagnon der Handlung, verſchrieben worden.

Dieſer, mein Vetter, zeigte mir den Tod meines Vaters in einem Briefe an, der übrigens weder kalt noch warm, dennoch für mein kindliches Herz etwas überaus Verletzendes hatte. Er ſprach darin unter andren von leichtſinnigen Fehlern, welche mein guter Vater (ſein Wohlthäter) in ſeinem Geſchäft begangen habe, und deutete darauf hin, daß man, außer dem Hauſe, welches ihm angehöre, mehr Schulden als baares Vermögen im Nachlaß finden werde. Auch hatte der verächtliche Ton, in welchem er mich anredete, gerade nichts Wohlthuendes. Denn er nannte mich in ſeinem ſchlecht ſtyliſirten Briefe weder Du, noch Sie, ſondern Er; die Adreſſe auf dem Umſchlag lautete: an den Barbierergeſellen Stephan Mirbel zu Orſowa.

In dem tiefen, innigen Schmerz, den mir die Nachricht von dem Tode meines theuren Vaters erregte, merkte ich anfangs nicht auf dieſe beleidigenden Züge, welche die Botſchaft begleiteten, und was die Ausſicht auf eine Erbſchaft betraf, ſo war mir dieſe ſo gleichgültig, lag meinen Wünſchen und Begehren ſo fern, daß ich wohl nie ein Wort dagegen geſagt hätte, wenn auch mein ganzes väterliches Erbe von meinen Verwandten wäre hingenommen worden. Als ich aber den Brief des Vetters meinem väterlichen Freunde zu leſen gab, ſchüttelte dieſer unwillig den Kopf. Die Bosheit, ſo ſagte er, ſoll diesmal doch ihres Zweckes verfehlen; meine alten Freunde und hohen Gönner in Oeſterreich ſind auch noch da, und ich werde ſie bei dieſer Gelegenheit benutzen.

Mein Freund Neophytos wußte, was er ſprach; er hatte nicht leere Worte geredet. So lange (vor dem nachtheiligen Frieden von 1739) Serbien noch öſterreichiſch und der Verkehr zwiſchen beiden Ufern ungehemmt war, hatte er ſeine bedeutendſte ärztliche Praxis unter dem öſterreichiſchen Militär und Beamtenſtand gehabt. Noch jetzt wurde er oft an die Umzäunung des Quarantäneplatzes in dem öſterreichiſchen Neu-Orſowa herüber berufen, wo irgend ein Offizier oder Beamter für ſich ſelber, oder für Eines der Seinigen ſeinen ärztlichen Rath begehrte, und viele ſeiner alten Freunde in Ungarn, nachdem ſie vergeblich verſucht hatten, den Neophytos zur Ueberſiedelung ins dieſſeitige Gebiet zu veranlaſſen, ſagten, daß ſie ſeinen Verluſt mehr beklagten, als den mancher in die Hände der Türken gefallenen Feſtung. Dennoch ehrten zugleich alle Beſſergeſinnte die aufopfernde Treue des edlen Mannes, der, des Gewinnes an Geld nur wenig achtend, lieber bei ſeinen armen Serbiern leben und ſterben wollte, als ein Land verlaſſen, welches dann weit und breit keinen Arzt gehabt hätte.

An einen von ſeinen vieljährigen Freunden in Neu-Orſowa, einen Mann von hohem Stande und bedeutendem Einfluß, ſchrieb jetzt mein alter Lehrer in meiner Angelegenheit. Er forderte ihn, bei ihrer alten Freundſchaft, recht dringend auf, in dieſer Sache Alles zu thun, was er könne, und dieſer Herr vermochte viel, da jener ungariſche Große, in deſſen Händen damals ein wichtiger Theil der Rechtsverwaltung des Landes lag, ſein leiblicher Bruder war. Auch durften wir nicht lange auf die Wirkung dieſer kräftigen Verwendung warten. Ich wurde veranlaßt, die nöthigen Vollmachten auszuſtellen, und nun wurde meine Erbſchaftsangelegenheit in P. ſo raſch und durchgreifend betrieben, daß ich ein nicht unanſehnliches Kapital aus dem Nachlaß meines Vaters, namentlich aus dem Verkauf mehrerer, außer der Stadt gelegnen Beſitzungen erhielt. Ohne jene Maaßregeln, welche meinem Vetter ſo unerwartet ſchnell, wie ein Ungewitter, über den Hals kamen, würde ich auch um dieſen Theil meines väterlichen, oder richtiger zu ſagen mütterlichen Vermögens gekommen ſeyn, wie ich durch ihn damals um gar vieles Andre gebracht wurde, deſſen Unterſchleif ſich, da der baare Kaſſenbeſtand des Verſtorbenen unbekannt war, rechtlich nicht nachweiſen, wohl aber mit mehr als Wahrſcheinlichkeit vermuthen ließ. Mein Geld wurde, abermals durch Verwendung meines väterlichen Freundes, an einem ſichren Orte, gegen gute Zinſen angelegt.

Den Barbiergeſellen, ſagte nach einiger Zeit Neophytos zu mir, darfſt du jetzt auch nicht auf dir ſitzen laſſen; du ſollſt, und zwar, zum Theil wenigſtens, auf meine Koſten, an einer tüchtigen Univerſität deine Arzneikunde in ordnungsgemäßer Weiſe ſtudiren und dann Doctor derſelben werden.

Mir war jedes Wort, das der gute, weiſe Mund meines Lehrers ſprach, ein ſehr beachtenswerthes, für den Rath aber, den er mir jetzt ertheilte, ſprach noch überdieß die ganze, ſeit vielen Jahren gehegte Neigung meines Herzens. Ich hatte zwar damals mein 23ſtes Jahr ſchon zurückgelegt, doch war ich noch jung und eifrig genug, um etwas Tüchtiges zu lernen, und auf ſolche Weiſe vorbereitet für das Verſtändniß und die Ausübung der Heilkunde, als ich dieſes durch den mehrjährigen Umgang und die Anleitung meines Lehrmeiſters war, kommen wohl wenig junge Studierende der Heilkunde auf die Hochſchulen. Mein väterlicher Freund, nachdem er mir mit vieler Sach- und Ortskenntniß den Zuſtand des mediciniſchen Studiums an verſchiednen deutſchen und auch italieniſchen Univerſitäten geſchildert hatte, ſtellte mir die Wahl frei. Ich entſchied mich für Wien, äußerte aber ſchon damals den Wunſch, nach vollendeter Studienzeit auch noch Padua und Bologna beſuchen zu dürfen. Mein Lehrmeiſter billigte dies Alles, und wie er ſich bei jeder Gelegenheit als ein Mann zeigte, bei welchem die Ausführung dem wohlbedachten Entſchluß auf dem Fuße folgte, ſo that er es auch hier; in wenig Wochen war Alles zu meinem Abgang auf die Univerſität bereit.

Noch einmal reiste ich über das Dörflein, das mir mein erſtes Unterkommen im fremden Lande gewährt hatte, ſtund noch einmal, mit herzlich dankbaren Erinnerungen, am Grabe meines alten, freundlichen Dienſtherrn und ſeiner treuen Hausfrau ſtill, dann fuhr ich auf einem türkiſchen Schiffe bis nach Semlin, wo ich mich diesmal willig einfangen ließ, um mich der Geduldsprobe der langen, unbequemen Quarantäne zu unterwerfen. Auch von Semlin aus zog ich die langſamere Fahrt auf einem Segelſchiffe der Reiſe zu Lande vor, denn mein alter Lehrer hatte mich mit Büchern verſorgt, die mir die Zeit auf dem ziemlich bequem eingerichteten Schiffe nicht lang werden ließen.

Unſer Schiff lag einen Tag lang bei P. ſtille. Ich benutzte die Zeit, um den Wohnort meines lieben Vaters, ſo wie einſt meinen eignen, traurigen Andenkens, jetzt einmal nicht wie ein armer, eingeſchüchterter Sklave, ſondern wie ein unabhängiger Fremder zu beſuchen. Ich konnte dieſes ungeſcheut thun, denn ich durfte gewiß ſeyn, daß keiner meiner früheren Bekannten und Verwandten mich erkennen, oder ſelbſt dann, wenn ich ihm meinen Namen nennete, mir glauben würde, daß ich der ſey, für welchen ich mich ausgäbe. Eine ſolche Veränderung iſt wohl mit wenig Menſchen in ihrem Leben vorgegangen, als mit mir von meinem 17ten bis zum 23ſten Jahre. Damals, als ich aus dem väterlichen Hauſe, wie ein Dieb bei der Nacht, entfloh, hätte mir wohl kein Fremder, der mich ſahe, mein faſt 17jähriges Alter angemerkt. Ich war kaum ſo groß, als mancher 12jähriger Knabe; mein Haar war dünn und noch blond, mein Geſicht bleich, und meine ganze Geſtalt jämmerlich. Jetzt war ich ein junger, ſtarker, blühender Mann, von breiter Bruſt und kräftigen Gliedern; das Haar hatte ſich ganz dunkel gefärbt und an dichterem Wuchs gewonnen; in der That, wenn ich meinen vorigen Zuſtand mit dem jetzigen verglich, kannte ich mich ſelber nicht mehr, konnte kaum glauben, daß der blöde, ſchwächliche, jammervolle Knabe dort in dem Kaufmannshaus an der Ecke des Marktes mit mir eine und dieſelbe Perſon geweſen ſey.

Mein erſter Gang war zu dem Grabe meines theuren Vaters. Es war von keinem Grabſtein geziert und durch ihn kenntlich gemacht; kein Blumenſtock oder andres Anzeigen des fortwährenden Andenkens der liebenden Verwandten war auf ihm zu ſehen; ich mußte mir es von dem Todtengräber zeigen laſſen. Faſt hätte mich hier meine Bewegung dieſem wackren Manne verrathen, deſſen Geſchäft es iſt, die Ruhebetten zu bereiten, in denen es ſich am tiefſten und längſten ſchlafen laſſet. Er fragte mich, was der alte Herr Mirbel mich angienge, da ich ihm ſelbſt noch in ſeinem Grabe einen Beſuch mache? Ich ſagte ihm bloß, daß ich dieſem Manne gar Vieles zu verdanken habe, und daß er mein ſehr lieber Freund geweſen ſey. Der Todtengräber fragte mich weiter, woher ich gebürtig ſey? und ich antwortete ihm, der Wahrheit gemäß, aus Bayern. — Da ſieht man doch, fuhr er fort, daß dieſen guten Herrn, der nun hier im Grabe manchen Verdruß verſchläft, welchen er ſchon auszuſtehen hatte und der ihm noch ferner bereitet worden wäre, die auswärtigen Leute beſſer gekannt und in Ehren gehalten haben, als ſeine eignen, denn dieſe haben es in ſeinen letzten Lebensjahren nicht gut mit ihm gemacht. Ich weiß das gar gut, weil mein Sohn als Auslaufer in dem Mirbel'ſchen Hauſe gedient hat. Der Schweſter Sohn, den der alte Herr wie als eignen Sohn angenommen und ihm die ganze ſchöne Handlung überlaſſen hat, iſt ein gar arger Menſch, dem es zu rathen wäre, daß er manchmal hierher käme auf den Gottesacker, damit er doch auch daran dächte, daß er einmal ſterben muß. Denn der wälzt ſich in allen Sünden und Laſtern herum, ſo daß alle rechtſchaffene Väter ihre Kinder vor ſeinem Umgang warnen und behüten. Dazu iſt er als Fabrikherr gegen die armen Leute ſehr hart; denen preßt er das ab, was er mit ſeinem Laſterleben verpraßt und verſchlingt. Und gegen ſeinen Wohlthäter, den alten Herrn Mirbel, hat er ſich wahrhaft gottlos betragen. Dieſen hat er belogen und betrogen, und anfangs ihm geheuchelt und geſchmeichelt, bis er ihn als Compagnon in die Handlung aufgenommen hatte, dann iſt er allmälig wie ganz umgetauſcht worden, grob, eigenmächtig und widerwärtig. Der alte Herr, der zuletzt immer kränklich war, hat ſich am Ende gar nicht mehr getraut, ihm etwas zu ſagen, iſt auch faſt gar nicht mehr in die Handlung gekommen, ſondern hat Alles gehen laſſen, wie es gieng. Dennoch, wenn ihm der Tod nicht ſo unvermuthet gekommen wäre, hätte Manches noch anders werden können, als es jetzt ſteht.

Hat denn, fragte ich weiter, der alte Herr Mirbel nicht auch einen eignen Sohn gehabt?

Von dem wollte ich eben ſprechen, antwortete der Todtengräber. Es iſt in der letzten Zeit viel von ihm die Rede geweſen in unſrer Stadt. Leute, die es genau wiſſen wollen, ſagen, er ſey in ſeinem väterlichen Hauſe gar ſchlecht behandelt worden und deshalb entſprungen. Er lebt jetzt in der Türkei, muß aber in unſrem Lande gute Freunde haben, denn kaum war der alte Herr todt, da wurde auf hohen Befehl eine Unterſuchung über die Verlaſſenſchaft deſſelben angeordnet. Zum Glück hatte Herr Mirbel Kapitalien gerichtlich angelegt und beſaß manches ſchöne Anweſen auf dem Lande, ſonſt würde ſein Sohn wenig bekommen haben, denn aus den Handlungsbüchern war wenig zu erholen; die Kaſſe fand man ziemlich leer.

Wird denn, fragte ich, auf dieſes Grab nicht auch, wie da auf die andren, ein Leichenſtein geſetzt?

Du lieber Herr, ſagte der Todtengraber, wer ſoll den ſetzen laſſen? Iſt nicht einmal eins von den Verwandten mit zu Grabe gegangen; das Leichenbegängniß haben ſie ganz gering und ſchlecht angeordnet, nur einige Diener aus der Handlung und Bürger aus der Stadt haben dem Sarg das Geleite gegeben, es war faſt, als wäre der gute Mann mitten in einem fremden Lande geſtorben. Der junge Herr iſt zum Aergerniß der ganzen Stadt noch am Abend des Tages, wo man ſeinen Wohlthäter begraben hatte, auf einen Ball gegangen und hat die ganze Nacht durch geſchwärmt und getanzt.

Armer Vater! ſo dachte ich tief bewegt, dein einziger Sohn, der deines Alters Freude und Troſt, der dein Pfleger auf dem Todtenbette hätte ſeyn ſollen, hat dich verlaſſen, er hat dirs auf Erden niemals beweiſen, ja nicht einmal recht ſagen können, wie lieb er dich hatte.

Ich habe große Luſt, ſagte ich laut, dem guten Herrn Wirbel einen ſchönen Leichenſtein auf ſein Grab ſetzen zu laſſen und das Geld dafür einem hieſigen Freunde zu übergeben. Sagt mir, lebt der alte Rathscopiſt: Heinrich Born noch, der ſonſt in der Burggaſſe wohnte? — Der iſt, antwortete der Todtengraber, ſchon ſeit vier Jahren geſtorben, und ſeht, dort bei der Kapelle iſt ſein Grab, das ein redlicher, weitläufiger Verwandter mit einem Marmorſtein geziert hat.

Auch zum Grabe dieſes alten Freundes trat ich noch in dankbarer Erinnrung auf einige Augenblicke hin, lohnte dann meinem Führer zu den Gräbern ſeine Mühe reichlich und verließ, mit vielfach verwundetem Herzen, den Kirchhof.

Im Gaſthof, wo ich, in Geſellſchaft einiger Beamten aus der Stadt, zu Mittag ſpeiste, hörte ich über meinen Vetter Andreas, ſo wie über die Geſchichte der letzten Jahre meines guten Vaters daſſelbe, was mir der alte Todtengräber berichtet hatte. Man machte gar kein Geheimniß daraus; laut und öffentlich ſprach man mit Verachtung von meinem Vetter, von ſeinem allgemein bekannten wüſten Leben und von ſeiner Undankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter.

Am Nachmittag ſuchte ich einen meiner alten Lehrer an der höheren Schulanſtalt der Stadt auf, von welchem ich als Knabe viele Liebe erfahren hatte. Auf meine Frage: kennen Sie mich nicht mehr? wußte er nicht zu antworten; er ſahe mich ungläubig an, da ich mich ihm nannte; erſt da ich ihn durch meine Erzählungen aus früheren Jahren ganz wieder in unſer vormaliges Verhältniß einführte, nahm auch er wieder den alten, zutraulich väterlichen Ton gegen mich an. Ich erzählte dieſem Alles, was mir ſeit unſrer Trennung begegnet war und gab ihm zugleich, was ich in meiner früheren, ſcheuen Verſchloſſenheit niemals vermocht hatte, einen klaren Ueberblick über die Schickſale meiner Kindheit ſo wie über all die Urſachen, die mich am Ende zu meiner tadelswürdigen Entweichung getrieben hatten.

Jene Leute, ſagte der alte Schulmann tief gerührt, die das Herz Ihres verſtorbenen Vaters ſo ganz in ihrer unſeligen Gewalt hatten, gedachten es jederzeit böſe mit Ihnen zu machen, Gott aber hat es gut mit Ihnen gemacht. Selbſt Ihren Fehltritt, denn zu einem ſolchen hat Sie Ihr Unglaube an Gottes Macht und Güte damals verleitet, iſt Ihnen vergeben worden und zu Ihrer Beßrung gediehen; vergeſſen Sie doch nie, was Gottes väterliche Hand an Ihnen gethan hat.

Durch dieſen alten Freund erfuhr ich jetzt auch ausführlicher, als aus dem Briefe meines Vaters, welche liebevolle Abſichten dieſer mit mir gehabt hätte; daß er wirklich mich habe aus ſeinem Hauſe, wo mirs ſo ſchlimm ergieng, bringen und mir Freiheit zum Studiren geben wollen, als ich alle dieſe guten Abſichten durch meine Flucht vereitelte. „Nun“, ſo fügte er gutmüthig hinzu, „Sie ſind allerdings durch einen weiten Umweg zu dem Ziel gelangt, wohin Sie auf gutem, geraden Wege ſchon längſt gekommen wären, auch hat Sie dieſer Umweg in vieles Ungemach geſtürzt, Sie um einen großen Theil Ihres Vermögens, vor Allem aber um die Gelegenheit und unſchätzbare Freude gebracht, Ihrem lieben Vater in ſeinen alten Tagen Liebe zu erweiſen und Kindespflicht an ihm zu erfüllen. Indeß hat Sie Gott dennoch auf dieſem Umwege Etwas finden laſſen, was Ihnen vielleicht in der Heimath nicht ſo leicht gekommen wäre: das iſt dieſe Fülle der Geſundheit und leiblichen Kraft, die mich wahrhaft an Ihnen in Verwunderung ſetzt, da ich Sie früher in ſo ganz andrem Zuſtand gekannt habe. Wenn Sie jetzt in Ihrem 21ſten Jahre das Studium mit recht friſcher Kraft und Luſt anfaſſen, können Sie das Verſäumte wohl noch einbringen, und Gott wird Ihnen ſeinen Segen geben“.

Mit dieſem alten Freund beſprach ich auch noch meinen Wunſch, wegen eines Denkmales auf des Vaters Grab, und legte die Mittel dazu in ſeine Hand, bat ihn dann, bis zu meiner Abreiſe es zu verſchweigen, daß ich hier ſey, und nahm dankbaren Abſchied von dem guten Manne.

Ich konnte mir es nicht verſagen, auch noch einen Blick in das väterliche Haus zu thun. Die Tante begegnete mir, im Begriff auszugehen, auf der Hausflur. Sie ſahe ſehr verdrüßlich aus und begrüßte mich im Vorübergehen wie einen Fremden. Ich gieng hinein ins Comtoir, fragte nach dem Herrn der Handlung. In der That, hätte man mir ihn nicht als Solchen gezeigt, ich hätte den Herrn Andreas Ahndorp (meinen Vetter) eben ſo wenig erkannt als er mich. Welche Verändrung war mit dieſer einſt ſo ſchönen, blühenden Geſtalt vorgegangen! — War es doch, als ob wir unſre Rollen oder Zuſtände gegen einander ausgetauſcht hätten und an mich die Reihe des Blühens, an ihn die der Siechheit gekommen wäre. Da ſaß vor dem Schreibtiſch, gekrümmt von Schwäche, wie ein Greis, das bejammernswürdige Männlein; ſein Geſicht bleich und welk, um die tief liegenden Augen blaue Ringe, auf dem Kopf eine Glatze, welche das künſtlich gelegte, dünne Haar vergeblich zu verdecken ſuchte. Zwar waren alle Finger mit koſtbaren Ringen geziert und die Kleidung nach der neueſten Mode; auch duftete der Mann nach wohlriechenden Waſſern und Salben, aber mit dieſem Allen erregte der Anblick nichts als Mitleid und Grauen; mir war es, als ſtünde ich bei einem gefahrvoll Kranken.

„Was beliebt“? fragte er mich, indem er die Feder, womit er ſo eben geſchrieben, aus der Hand legte. „Nach dem Sohne des Hauſes, nach dem jungen Stephan Mirbel, wollte ich mich bei Ihnen erkundigen“, antwortete ich. „Der hat, ſagte mein Vetter, indem ſich ſein welkes Geſicht zu einem ſpöttiſchen Lächeln verzog, ſein Glück unter den Türken verſucht, iſt zuerſt Schweinhirt, dann Barbierersgeſelle geworden“. — „Mein Herr, ſprach ich mit ſtarkem, kräftigen Ton der Stimme, es iſt immerhin beſſer, der Schweine zu hüten, als ſelber wie ein Schwein zu leben, und möge Gott Ihnen ein ſo gutes Gewiſſen beſcheren, als wohl jener Barbierergeſell bei ſeinem redlich verdienten Brode hat“.

Wie angedonnert blickte mich, mit offnem Munde, das bleiche Männlein an. Eine Ahnung ſchien wie ein Blitz durch ſeine Seele zu fahren, doch konnte er ſie nicht feſt halten; wie ſollte er in mir, dem muthig kräftigen Manne, den armen, blöden Stephan wiedererkennen, der einmal der Gegenſtand ſeiner täglichen Spöttereien geweſen war, und der damals immer nur ſchweigend und duldend alle Wetter über ſich hatte ergehen laſſen. Er ſuchte vergeblich eine Antwort auf meine derbe Rede herauszuſtottern, worein er wohl gern das ganze Gewicht ſeines emporten Hochmuthes gelegt hatte. Ich erſparte ihm die Mühe und empfahl mich, indem ich im Vorbeigehen wahrnahm, daß mehrere der Comtoirdiener über die Verlegenheit ihres Herrn lächelten, der noch immer mit gerunzelter Stirne da ſaß. Nicht meine Stimme allein, ſondern die ſeines eignen Gewiſſens hatte dieſen Schrecken über ihn ergoſſen, der ſeine Zunge lähmte.

Beim Hinausgehen aus dem Hauſe dachte ich: „fahre wohl du geweſene Wohnſtätte meines guten Vaters, in der ich zwar unzählich viele Wohlthaten der täglichen Nahrung und Nothdurft genoſſen, wohl aber auch manche Trübſale und Leiden erfahren hatte. Gott vergebe es Allen, die mit Willen und Wiſſen, und doch zum Theil auch aus Unverſtand mir dieſe Leiden bereiteten, und laſſe ſie einſt noch all ihr Unrecht erkennen und bereuen. Er möge ſie Alle ſegnen“.

Als ich am Abend im Wirthshaus ſpeiste, fragte mich einer der Gäſte: ſind Sie der Fremde, der heute dem Kaufmann Ahndorp die Wahrheit ein wenig geſagt hat? Er konnte meine Antwort als ein Ja auf ſeine Frage nehmen, und fuhr fort: Solche Wahrſager ſollten dem Wollüſtling oft kommen, vielleicht würden ihm dadurch doch die Augen geöffnet. Denken Sie, der dumme Menſch wollte über Sie bei der Polizei eine Klage erheben, als über Einen, der ihn in ſeinem eignen Hauſe inſultirt habe. Er berief ſich bei dieſer Klage auf die Ausſage ſeiner Comtoirdiener. Als aber dieſe verhört wurden und der Wahrheit gemäß berichteten, was Ahndorp zu Ihnen und Sie zu ihm geſagt haben, da lächelte der wackre Polizeidirector und ſagte: Mein Herr, das, was der Fremde zu Ihnen geſprochen hat, ſcheint mir, als Erwiedrung auf ihre verächtlichen Worte über den jungen Stephan Mirbel, ſo wenig tadelnswerth, daß ich vielmehr Ihnen empfehlen möchte, ſich des Fremden Rede wohl zu merken und dieſelbe zu beherzigen.

Armer Vetter, ſo dachte ich, wie tief biſt du ſchon in der Achtung deiner Mitbürger und deiner eignen Leute geſunken, und wie hoch ſtundeſt du einſt und vielleicht noch jetzt in deinen eignen Augen. Möchte doch auch dir eine Stunde der Umkehr zum Beßren kommen.

Am Morgen des nächſten Tages reiste ich weiter nach Wien. An meinen Aufenthalt in dieſer ſchönen Kaiſerſtadt darf ich mit Vergnügen zurückdenken. Ich habe ihn zur Ausbildung für meinen Beruf wohl angewendet, keinen Tag in Müſſiggang hingehen laſſen, und Gott hat mich vor all den Gefahren bewahrt, denen junge Leute, in der erſten Blüthe der Jahre und mit allen Mitteln zu den gewöhnlichen Vergnügungen begabt, ausgeſetzt ſind. Nach einer Prüfung, die nach dem Zeugniß meiner Lehrer ſehr ehrenvoll für mich ausfiel, hatte ich den Doctorgrad gewonnen, und mit Bewilligung meines lieben Neophytos, den ich wie meinen zweiten Vater liebte und ehrte, und mit welchem ich fortwährend in lebhaftem Briefwechſel geblieben war, trat ich jetzt, meinem früheren Plane folgend, die Reiſe nach Italien an. Bei dieſer Gelegenheit ſahe ich noch einmal meine eigentliche Geburts- und Vaterſtadt in Bayern. Der kurze Aufenthalt daſelbſt konnte mich nur mit Wehmuth erfüllen. Das Haus meiner lieben Mutter war in fremden Händen, die alte Wärterin und Freundin meiner Kindheit, wie ſo manche Andre, die mich als Knaben gekannt und mit Freundlichkeit behandelt hatten, waren geſtorben.

In Bologna, wo ich faſt ein Jahr lang verweilte, lernte ich einen Landsmann, einen jungen Ungarn aus vornehmen Geſchlecht, kennen, welcher die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte. Er war nicht viel jünger als ich, ein Menſch von feinen Sitten und ſanfter Gemüthsart; durch ſein ganzes Weſen überaus intereſſant und liebenswürdig. Ich fühlte mich gleich bei der erſten Bekanntſchaft ſehr zu ihm hingezogen und auch meine Perſönlichkeit gefiel ihm; wir wurden bald die innigſten Freunde. Ich hatte eigentlich noch nie in meinem Leben die Freuden der Freundſchaft mit einem Altersgenoſſen empfunden, mit deſto innigerem Vergnügen gab ich mich jetzt denſelben hin. Mein Freund war ein Jüngling von der vielſeitigſten geiſtigen Bildung, auch die Muſik und vaterländiſche Dichtkunſt liebte und übte er. Da uns beiden die Mittel dazu gegeben waren, benutzten wir unſren Aufenthalt in der Mitte von Italien noch zu einer Reiſe durch dieſes ſchöne Land und nach Sizilien. Auf dieſer gemeinſamen Reiſe wurden wir uns gegenſeitig noch viel theurer. Auch den Weg nach der Heimath machten wir zuſammen, verweilten noch etliche Wochen in Wien und trennten uns erſt in Preßburg, von wo aus mein Freund den Weg in nordöſtlicher Richtung nach ſeinem elternlichen Stammſitze antrat, ich aber, ohne mich irgendwo aufzuhalten, auf der Donau hinab, gen Orſowa fuhr. Bei dieſer Trennung von einem Menſchen, der mir unter Allen, die ich damals kannte, auf Erden der Liebſte, Nächſtſtehende geworden war, dünkte es mich, als wäre mein Herz in zwei Hälften zerriſſen worden, davon die eine jenſeits, die andre dieſſeits der Donau gehalten würde, und mir ſchien es faſt unmöglich, eine ſolche Trennung auf lange Zeit hin auszuhalten.

Meinen lieben Vater Neophytos fand ich zwar, als ich ihn nach faſt vierjähriger Abweſenheit aus ſeinem Hauſe wieder umarmte, unter der Laſt der vielen Arbeit und Mühe ergraut und ſehr gealtert, indeß brachte ich jetzt, mit dem herzlich guten Willen, ſeine Laſt zu erleichtern, und mit jugendlichen Kräften auch einen nicht unanſehnlichen Reichthum an Kenntniſſen und Fertigkeiten mit, an denen er ſich mit dem Wohlgefallen eines Vaters erfreute. Ich verſorgte, ſo weit er mirs erlaubte, alle ſchwereren Geſchäfte des guten Alten, und wir genoſſen ein Leben des ſtillſten, häuslichen Friedens und der gegenſeitigen Liebe. Ich konnte wenigſtens an dieſem zweiten Vater das im vollen Maaße thun, was ich an dem erſten, leiblichen Vater verſäumt hatte: ihm ſeine alten Tage erleichtern und erheitern, ihn auf ſeinem letzten Krankenlager kindlich pflegen, und ihm, als er mit der Freudigkeit und innren Ruhe eines Chriſten geſtorben war, die Augen zudrücken. Einige Zeit vorher, ehe er ſtarb, erklärte er mich zu dem Erben alles Deſſen, was er beſaß. Thue, ſo ſprach er, mit meinem Gelde und, wenn es dein Beruf ſeyn ſollte, in dein Vaterland zurückzukehren, auch mit meinem Hauſe, was dir gut und recht ſcheint, nur meine Bücher und meinen handſchriftlichen Nachlaß gieb nicht weg, ſondern behalte zum Andenken an mich.

Ich verſtund wohl, was der liebe Greis mit dieſer Erklärung ſeines letzten Willens gemeint hatte. Er kannte mich zu gut, als daß es ihm hätte einfallen können, ich würde ſein redlich und mühſam erworbenes Vermögen als einen todten Schatz zu meinem eignen häufen wollen. Bald nach ſeinem Tode begann ich mein Geſchäft als Executor des Teſtamentes. Ein junger Gehülfe, von Geburt ein Serbier, war von uns beiden, von Neophytos und mir, ſo weit in der Heil- und Wundarzneikunde herangebildet worden, daß man ihm wohl die Beaufſichtigung eines Krankenhauſes anvertrauen durfte. Und zu einem Verpflegungshauſe für dürftige Kranke beſtimmte ich ſogleich das Haus, welches mir hier im fremden Lande zugefallen war, und an welchem ich weder gebaut, noch ſonſt etwas gethan hatte, das mir ein Eigenthumsrecht daran geben konnte. Dazu, und zu andren wohlthätigen Zwecken, beſtimmte ich auch das von meinem alten Lehrherrn ererbte Geld. Die Bücher aber und den ſchriftlichen Nachlaß, der eine unſchätzbare Fülle von Erfahrungen und tiefgründenden Beobachtungen über die leibliche wie geiſtige Natur des Menſchen enthalt, behielt ich als ein theures Vermächtniß des ſeltnen Mannes für mich ſelber. Sie würden ohnehin für die wenigſten Bewohner des Landes brauchbar geweſen ſeyn, denn der

Hauptſchatz der Büchersammlung beſtund aus alten griechiſchen Autoren, ſo wie aus deutſchen und italieniſchen Werken; auch der ſchriftliche Nachlaß war in griechiſcher Sprache abgefaßt, und hat mich, da ich ihn gar oft las, in beſtändiger Uebung dieſer Sprache erhalten.

Ich war jetzt über dreißig Jahre alt; es war endlich Zeit mich zu entſcheiden, ob ich für immer in Serbien bleiben, oder in mein Vaterland zurückkehren und daſelbſt mir einen Wirkungskreis begründen wollte. In Serbien, das fühlte ich, war ich jetzt entbehrlich; das dortige Volk, obgleich es mich, ſo lange der allgemein geehrte Neophytos lebte, als den Schüler und Gehülfen deſſelben beachtet hatte, ſahe dennoch nach dem Tode deſſelben in mir den Fremdling, und wendete ſein Vertrauen mehr dem jungen Landsmanne, dem Serbier zu, den ja Neophytos ſelber neben mir zu ſeinem künftigen Stellvertreter erzogen und gebildet hatte. Nicht alſo die Erfahrung, daß Serbien, in ſeinem jetzigen, unter der türkiſchen Herrſchaft ſehr herabgekommenen Zuſtand einem Arzte kaum ſo viel Einkommen darbieten werde, daß er ſich Bücher oder andre Mittel zu ſeiner Fortbildung verſchaffen könnte, denn eine ſolche Rückſicht brauchte ich bei meinen Vermögensumſtänden nicht zu nehmen, ſondern die feſte Ueberzeugung, daß ich dem armen, hülfsbedürftigen Volke entbehrlich ſey, gab mir volle Freiheit, mich über die Wahl meines künftigen Wohnortes zu entſcheiden. Und was war da natürlicher, als daß ich dem Zuge folgte, der unter allen andren jetzt der kräftigſte in mir war und nach dem Lande mich hinwendete, wo mein Freund lebte; nach dem Lande, das ich, weil mein Vater da geboren war und weil ich ſelber da einen Theil meiner Jugend verlebt, meine wiſſenſchaftliche Bildung da empfangen hatte, wie mein Vaterland betrachten konnte. Mein Freund, das wußte ich aus ſeinen Briefen, hatte ſeit länger als einem Jahre eine Anſtellung in Peterwardein erhalten. Dorthin wendete ich mich denn, nachdem ich bei Neu-Orſowa der Quarantäne mich unterworfen hatte. Ich wollte meinen Freund überraſchen, ich hatte ihm nichts von meinem Entſchluß, noch weniger von meiner nahen Ankunft gemeldet. Seine Wohnung hatte ich mit Leichtigkeit erfragt, dort wurde ich zu einem Orte hingewieſen, an welchem ich ihn treffen könne. Es war ein öffentlicher Garten, der zu geſellſchaftlichen Verſammlungen für die Offiziere und andre Leute aus den ſogenannt gebildeten Ständen der Stadt diente. Es war ſchon Abend, an den einzelnen Tiſchen brannten Lichter, bald erkannte ich an einem derſelben meinen Freund; mein Herz wallte über vor Liebe, ich hätte zu ihm hineilen und ihn an mein Herz drücken mögen, aber ich gewann es über mich, eine Zeit lang mich ſtill zu halten und ihn nur zu ſehen. Je länger ich ihn betrachtete, deſto mehr fiel mir eine große Verändrung auf, die mit ihm vorgegangen war, ſeitdem wir uns nicht geſehen hatten. Er war derſelbe und war es auch nicht. In ſeine ſonſt ſo ſanften, ruhigen Züge hatte ſich ein andrer gemiſcht, den ich früher nie an ihm bemerkte; ein Zug von Unruhe, und ich möchte faſt ſagen von Wildheit. Ich trat näher, um ihn ſprechen zu hören, ließ mir, um der andren Geſellſchaft nicht aufzufallen, an einen Nachbartiſch, dem mein Freund den Rücken zuwendete, ein Glas Wein reichen. In dem Geſpräch, das ich da vernahm, bemerkte ich noch mehr als in den Zügen des Geſichtes, daß mit dem mir werthen Manne eine Verändrung vorgegangen ſey. Sogar ſeine Stimme war nicht mehr dieſelbe, die ſie ſonſt geweſen, ſie hatte, ſo würde ich geurtheilt haben, wenn der Sprecher nicht mein Freund geweſen wäre, für welchen jeder Puls meines Herzens ſchlug, etwas Rohes und Gemeines angenommen. Und der Inhalt des Geſpräches, an dem der laute Sprecher Theil nahm? — ach der war nicht ſo, wie er vormals mir und meinem Studiengenoſſen anſtändig geſchienen hätte; er war, aufs Wenigſte geſagt, höchſt gehaltlos und fad.

Ich wußte ja aus eigner Erfahrung, wie ungleich der Menſch ſich ſelber in verſchiednen Stunden und Stimmungen ſeines Lebens ſey, darum machte mich das Alles, was ich hier ſahe und hörte, an meinem Freunde nicht irre. Ich wartete einen Stillſtand des nachbarlichen Geſpräches ab, dann ſtund ich auf, trat mit meinem Glas an ſeine Seite und ſtieß an das Seinige auf das Andenken von Bologna und der italieniſchen Reiſe an. Mit einem lauten Ausruf der Freude ſprang mein Freund von ſeinem Stuhle auf und ſchien mich im Ungeſtüm ſeiner Liebe an ſeiner Bruſt faſt erdrücken zu wollen. Dieſe Freude gieng ihm von Herzen, denn noch immer, dies erfuhr ich von nun an täglich, war ich ihm der liebſte, theuerſte Freund, den er auf Erden kannte, und er hatte ſich eben ſo herzlich nach der Wiedervereinigung mit mir geſehnt, als ich mich nach der mit ihm.

Nachdem die erſten, lauten Aufwallungen der Freude vorüber waren, ſtellte er mich ſeinen, mit ihm am Tiſche ſitzenden Bekannten, und dieſe mir vor. Ich mußte es mir geſtehen: unter allen dieſen Geſichtern war keines, in deſſen Zügen ich etwas geleſen hätte, das mir bedeutend, oder noch weniger, das mir anziehend vorgekommen wäre. Eine innre Leerheit und Flachheit, aufgebläht von einem gewiſſen Dünkel, welchen der Stand oder die Geburt manchen Menſchen giebt, ſprach ſich in ihnen allen aus, dabei zugleich hie und da das Gepräge von Leidenſchaften, welche den Geiſt des Menſchen herab in den Staub ziehen und ſeine Schwungkraft lahmen.

Die Unterhaltung nahm nun freilich eine andre Richtung, ſie wurde aber auch faſt ausſchließend von uns beiden geführt; die andren Gäſte unſres Tiſches intereſſirte das Geſpräch ſo wenig, daß Einer von ihnen nach dem Andren ſich hinwegſchlich. Auch wir giengen jetzt zur Ruhe, deren ich nach den Anſtrengungen auf der Reiſe bedurfte; nur dieſe eine Nacht brachte ich noch im Gaſthofe zu, ſchon am andren Tage hatte mein Freund mir eine Wohnung beſorgt, welche alle für mich wünſchenswerthe Bequemlichkeiten beſaß, und vor Allem die Annehmlichkeit hatte, daß ſie ganz nahe bei der Wohnung des Freundes lag.

Ich war zu einer für mich ſehr günſtigen Zeit in die Stadt gekommen. Der Regimentsarzt, welcher hier ſo wie in der ganzen Umgegend das meiſte Vertrauen genoſſen hatte, war vor Kurzem geſtorben, ein andrer Arzt der Stadt, auf welchem jetzt die ganze Laſt der Krankenbeſorgung lag, war ein alter, kränklicher Mann. Da ich, ohngeachtet meines mehrjährigen Aufenthaltes in Serbien, als Inländer galt, da ich überdieß an der Hauptuniverſität von Oeſterreich ſtudirt und promovirt hatte, ward mir ohne Schwierigkeit die Ausübung meiner Kunſt geſtattet, und in wenig Wochen hatte ich einen Ruf erlangt, den ich in der That mehr den glücklichen äußren Umſtänden, als meiner in dieſer Gegend noch ſo wenig bewieſenen Geſchicklichkeit verdankte. Auch die Empfehlung meines Freundes, welcher ſchon durch ſeinen hochadeligen Stand in großem Anſehen bei den Offizieren und Beamten der Stadt ſtund, mochte viel zu meinen Gunſten gewirkt haben. Doch ich will mich bei dieſer Schilderung meines äußren Glückes nicht aufhalten und nur das Eine noch erwähnen, daß die kaiſerliche Regierung dem Wunſch und Vorſchlag meiner hohen Gönner in Peterwardein nachgab und mir die Stelle des Regimentsarztes übertrug.

Vor Allem habe ich jetzt weiter von der Verändrung zu ſprechen, die mir gleich in den erſten Stunden unſres Wiederſehens an meinem Freund aufgefallen war. Ich fand gar bald Gelegenheit zu erkennen, worin dieſe Verändrung beſtund. Mein Freund, den ich nur bei ſeinem Vornamen Joſeph nennen will, war von einer ſehr frommen, an Geiſt und Herzen hochbegabten Mutter geboren und erzogen. Es war ihr gelungen, für dieſen ihren einzigen Sohn einen Lehrer zu finden, der mit ihr dieſelben Geſinnungen theilte und welcher, obgleich ſchon ein Mann bei Jahren, mit wahrhaft jugendlichem Eifer ſich der Bildung des vielverſprechenden, jungen Magnaten annahm. Wie ſehr dieſem Lehrer, und wie ſehr der Mutter das Werk der Veredlung an dem Knaben und Jüngling gelungen war, das hatte ich ſelbſt bei Gelegenheit meines früheren Beiſammenſeyns mit Joſeph bemerken können. Damals erſchien dieſes herrliche Gemüth in beſtändigem Fortſtreben nach dem höchſten Ziele der menſchlichen Vollendung begriffen. Aber wie unerläßlich haben wir Alle, auch die Beſſeren unter uns das Wachen und Beten nöthig, ſo lange wir noch hier ſtehen auf dem Kampfplatz der beſtändigen Verſuchung und Gefahren. Mein Joſeph hatte ſchon vor ſeinem Abgang auf die Univerſität Bologna ſeinen treuen Lehrer und Führer, bald nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland auch ſeine Mutter verloren. Er ſtund jetzt ganz allein, ohne einen äußren Rathgeber und zurechtweiſenden Freund da, und die Stimme des innren Rathgebers ward übertaubt, als in ihm die Stimme der Leidenſchaften erwachte, in deren Netze ich ihn, bei unſrem Wiederſehen, verſtrickt fand. Der erſte Fall, den er von der ſteilen Höhe, auf welcher er in ſeiner innren Sicherheit ſich befand, hinab nach der Tiefe that, war der, daß er ſich einer unglücklichen Neigung zu einem Weibe hingab, das ſeiner in jeder Hinſicht unwürdig war, dabei aber die Kunſt in hohem Grade beſaß, etwas ganz Andres zu ſcheinen als ſie war. Zwar kam der arme Verführte nach einiger Zeit ſo weit zur Beſinnung, daß er die böſen Bande, die ihn gefangen hielten, zerriß, aber der Verluſt an Geld, die Verunglimpfung ſeines guten Namens, welche er bei dieſer Gelegenheit erlitten, waren nicht der bedeutendſte Nachtheil, den ihm ſein Fehltritt gebracht hatte; der bedauernswürdige Jüngling war in eine Selbſttäuſchung gerathen, in welcher er Alles, was geſchehen war, nur der fremden, nicht der eignen Schuld zuſchrieb, und deshalb ſeinen Fall ſich keinesweges zur Warnung dienen ließ. Er geſtattete ſich ſeitdem Freiheiten und allerhand ſinnliche Zerſtreuungen, welche ihm in ſeiner beſſeren Zeit als höchſt nichtswürdig und verächtlich würden erſchienen ſeyn. Der ſonſt ſo mäßige junge Mann war nun ein Freund des Weines und toller Trinkgelage geworden; er, der ſonſt keine Karte in die Hand genommen, konnte jetzt halbe Nächte hindurch mit ſeinen Trinkgenoſſen am Spieltiſch ſitzen und mit leidenſchaftlicher Hitze dem wechſelnden Glücke der Karten oder Würfel nachjagen.

Anfangs ſchien ſich mein Freund dieſer herrſchenden

Nei-

Neigungen vor mir zu ſchämen. Er ließ es ſich gefallen, einen großen Theil ſeiner freien Stunden mit mir auf alte Weiſe zuzubringen, beim Leſen guter Bücher und in Unterhaltungen, welche zu unſrer beiderſeitigen Bildung und Beſſerung dienen konnten. Aber ich bemerkte bald, wie ſehr er ſich dabei Gewalt anthun mußte, wie ſtark es ihn zu ſeinen alten Gewohnheiten hinzog, und in jener falſchen Partheilichkeit, welche an dem Freunde Alles zu entſchuldigen und gut zu finden ſuchet, ließ ich mir auch die Gründe gefallen, wodurch er mir es als nöthig darſtellte, daß wir beide nicht die Sonderlinge ſpielen dürften, ſondern uns in den hieſigen Ton fügen und zuweilen Geſellſchaften beſuchen müßten. Ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, wurde er mir zum Verführer, nach einer Richtung hin, die mir bisher ganz fremd geweſen. Er kannte meine Lieblingsneigungen, unter andrem wußte er, daß ich ein großer Freund von Muſik und Geſang ſey. Wenn ich dann am Nachmittag, ermüdet von meinen vielen Geſchäften, herabgeſtimmt von dem Anblick des menſchlichen Elendes, der den Arzt am Krankenbette begegnet, nicht ungern der Einladung meines Freundes folgte und mit ihm an einen Ort der geſellſchaftlichen Vergnügungen gieng, da erwarteten mich gewöhnlich irgend ein anmuthiger Geſang und liebliche Muſik. Wer die Ungarn kennt, der weiß es, wie häufig unter ihnen die Anlagen zur Ton- und Dicht-Kunſt ſind, und welche Gaben des Geſanges namentlich den Bewohnern der ſüdlicheren Gegenden des Landes inwohnen. Selbſt die herumſtreifenden Horden der Zigeuner nehmen an dieſen Vorzügen Theil, und ergötzen die Geſellſchaften öfters, neben andren Künſten, auch mit jener des Geſanges. Ich konnte da Stunden lang zuhören, und wenn mich nun die ſpätere Stunde des Abends und meine Ermüdung an das Heimgehen ermahnten und ich Joſeph mit mir nehmen wollte, da ſagte dieſer freundlich: gehe nur immer voraus Brüderchen, du mußt morgen bald wieder am Geſchäft ſeyn, ich aber will noch ein wenig bleiben, weil mirs zum Schlafengehen noch zu früh iſt.

Ich geſtehe es mit Erröthen: nach wenig Monaten war ich an dieſe Lebensweiſe ſo gewöhnt, daß ſie mir nicht bloß erlaubt, ſondern ſogar anſtändig vorkam. Ohne meinen Freund meinte ich nun einmal nicht mehr leben zu können noch zu dürfen. Sobald meine Geſchäfte mir es erlaubten, eilte ich ihn aufzuſuchen, und wenn ich nur in ſeiner Nähe ſeyn, ihn ſehen und von Zeit zu Zeit ein Wort mit ihm ſprechen konnte, da war ich ſchon zufrieden und vergnügt, mochte der Ort unſres Zuſammenſeyns ein einſames Zimmer, oder ein Geſellſchaftsſaal ſeyn. Allmählig ward auch mein feiner, beſſerer Geſchmack für den Geiſt und Ton der Unterhaltungen gelähmt. Kein Neophytos, das wußte ich ja, war nun einmal nicht unter dieſen Trinkgenoſſen, ſo war ich ſchon ſehr zufrieden, wenn ich mich mit einem der Tiſchnachbarn, während mein Freund am Spieltiſche ſchwitzte, über Pferdezucht und Landwirthſchaft unterhalten konnte. Kam doch auch von Zeit zu Zeit der alte, wahrhaft ehrenwerthe Hauptmann in unſre Geſellſchaft, welcher am 22 Juli 1739 in der für die öſterreichiſche Armee ſo verderblichen Schlacht von Arotzka mitgekämpft hatte, und ſo oft ich auch ſeinen Bericht über die unglücklich gewählten Anſtalten des commandirenden Feldherrn und über den verzweifelten Kampf der Ungarn und Deutſchen ſchon hörte, vernahm ich ihn dennoch jedesmal mit neuem Intereſſe.

Die erſten Schritte zu einer Abweichung von meiner bisherigen, geiſtigen wie leiblichen Lebensordnung waren geſchehen; ich kam faſt niemals mehr dazu, ein Buch in die Hand zu nehmen, und noch weniger zu leſen; ſelbſt meine ärztlichen Tagebücher führte ich nur ſehr flüchtig und unvollſtändig. Die andren Schritte folgten jenen erſten leichter nach.

Mehrmalen hatte mein Freund mich bereden wollen, am Spiele, das er leidenſchaftlich liebte, Theil zu nehmen, ohne daß er mich dazu bewegen konnte. Seinen Gründen, daß nichts ſo geeignet ſeyn würde, mir die oft ſo drückenden Sorgen meines Standes zu zerſtreuen, als ein harmloſes Spiel, welches ja beſſer ſey als die gewöhnlichen, alltäglichen Geſchwätze, in denen meiſt ſo viel Böſes vorkäme, ſetzte ich andre, obwohl nicht ſehr tiefgehende entgegen, namentlich auch die, daß ich nach meinem Geſchäft des Ausruhens bedürfe, daß mich aber die Aufmerkſamkeit, die das Spiel für Einen erfordere, der es erſt erlernen müſſe, mehr aufregen als leiblich beruhigen werde. Indeß hatte ich mich, wenn es gerade an beſſerer Unterhaltung fehlte, aus Langerweile und in dem Verlangen, nahe bei meinem Freunde zu ſeyn, öfters neben ſeinen Stuhl hingeſetzt und dem Spiele zugeſehen.

Wie anſteckend kann doch jede Leidenſchaft, namentlich dann, wenn ſie uns aus der Seele eines Menſchen entgegentritt, der unſrem Herzen ſehr nahe ſteht, auf unſre ſo leicht erregbare Natur wirken. Allmälig gewann ich Intereſſe an der müſſigen Geſchäftigkeit des Spieles, zuletzt ſelbſt Neigung dazu, und auch unaufgefordert ſetzte ich mich mit zu dieſen Tiſchen hin, an denen der Menſch nie gewinnt, ſondern immer nur verliert, und zwar das Edelſte was er hat: die Zeit.

Faſt mir ſelber ſcheint es jetzt unmöglich, und doch war es ſo; ehe der zweite Winter vergieng, war ich ein Spieler geworden, und zwar ein viel leidenſchaftlicherer als mein Freund. Jetzt geſchahe es öfters, daß Er mich, wie vormals ich es ihm gethan, daran erinnern mußte, daß es Zeit ſey, nach Hauſe zur Ruhe zu gehen, und daß ich nur mit Mühe zum Aufſtehen vom Spieltiſch mich entſchließen konnte, obgleich ich an ihm ſchon länger als die halbe Nacht angekettet geſeſſen hatte.

O welch' elendes Leben iſt das eines leidenſchaftlichen Spielers. In dem Herzen eines ſolchen Menſchen findet der Friede von oben keine Stätte mehr, ſtatt ſeiner toben in ihm die Unruhe und Sorge; das Trachten nach Dem was wahrhaft, was gut, was bleibend iſt, kann da nicht mehr aufkommen vor der Gier nach ſchnödem, unrechten Gewinn, das erhitzte Gehirn iſt keines beſſeren Gedanken, das verödete Herz keines edleren Gefühles mehr fähig. Die Herrſchaft des guten, gottgefälligen Willens iſt vernichtet, der Menſch iſt durch die eine böſe Leidenſchaft auch in die Gewalt all' der andren, er iſt in die Knechtſchaft der Sünde gerathen.

Mein Freund hatte anfangs meine Theilnahme an ſeinen Lieblingsunterhaltungen mit Vergnügen bemerkt, als er mich aber ſo ganz aus meinem früheren Geleiſe heraustreten und zu einem faſt wahnſinnig leidenſchaftlichen Spieler werden ſahe, da kam er zu einem ernſteren Nachdenken über uns beide. Es that ſeinem, noch nicht erſtorbenen, edlerem Gefühle wehe, daß der Freund, an welchem er ſich bisher noch immer geiſtig aufgerichtet hatte, jetzt tiefer geſunken ſey als er ſelber. Ihm, der an alle Dem, was mich betraf, ſo herzlichen Antheil nahm, konnte es auch nicht gleichgültig ſeyn, daß ich mir durch meine Spielſucht an jener öffentlichen Achtung, an jenem Vertrauen ſchadete, deſſen ein Arzt ſo nothwendig für ſeine Wirkſamkeit bedarf. Ueberdies war ich ihm, in meiner jetzigen tiefen Verirrung, ein Spiegel, worin er ſich ſelbſt und ſeine Verirrungen beſſer erkannte denn jemals. Mehrmalen ſprach er gegen mich davon, wie eckelhaft doch eigentlich die Spielſucht ſey, und äußerte den guten Vorſatz, ſich mehr und mehr aus jenen Geſellſchaften zurückzuziehen, die ihn zu ſeinem Laſter anreizten, auch hielt er wirklich zuweilen Tage, ja Wochen lang ſeinen Vorſatz. Ich aber, anſtatt ihn auf ſolchem guten Wege zu begleiten und zu beſtärken, blieb nicht bloß taub gegen ſeine gutgemeinten Winke, ſondern gieng jetzt auch ohne ihn meinen böſen Vergnügungen nach.

Das kann doch niemals eine rechte, dauernde Freundſchaft ſeyn und keine wahre Liebe, die nicht auf die Liebe zu Dem gegründet iſt, was allein gut und wahr iſt. Die Worte meines Freundes, in denen er auf die Verſäumniſſe hindeutete, deren ich mich in meinem Berufe ſchuldig machte, hatten mich beleidigt, ich war bitter gegen ihn geworden, hatte ihm die Vorwürfe, die er mir machte, in übertreibendem Maaße zurückgegeben. Dies hatte eine Erkaltung zwiſchen uns herbeigeführt; ſchon ſeit etlichen Wochen hatten wir uns nur ſelten geſehen. Daß er jetzt gar nicht mehr in unſre gewöhnlichen Geſellſchaften kam, ſchrieb ich dem Beſuche zu, den er von einem ſeiner Anverwandten hatte. Eines Abends ſaß ich auch ſchon wieder am Spieltiſch, da kam ein Bote, der mich eilig an das Krankenbette meines Freundes rief; dieſer war bei einem Spazierritt, den er mit ſeinem Verwandten gemacht hatte, mit dem Pferde geſtürzt und hatte ſich eine ſtarke Verletzung der Bruſt zugezogen.

Ich war heftig von dieſer Nachricht bewegt; daß ganze Feuer der alten Liebe flammte wieder auf. Den Kranken fand ich in bedenklicher Lage. Er hatte ſo eben einen heftigen Blutſturz überſtanden und lag nun ohnmächtig auf dem Bette. Ich traf ſogleich alle die Veranſtaltungen, welche meine Kunſt für ſolche Fälle vorſchreibt. Der Kranke ſchlug ſeine Augen auf, er ſahe mich bei ſeinem Lager ſitzen; meine Blicke und Mienen bezeugten ihm die tiefe, innige Bewegung, mit welcher mich ſein Zuſtand erfüllte. Er reichte mir ſeine Hand und drückte die meinige ſanft. Die ganze Nacht hindurch wachte ich bei ihm, am andren Tag beſorgte ich ſo ſchnell als möglich meine Geſchäfte, und blieb dann abermals unausgeſetzt bei meinem theuren Kranken ſo wie für ihn thätig. Ich hatte äußerſt wenig Hoffnung für ſein Leben; ſein naher Verluſt ſchien mir faſt gewiß. Der Blutſturz, dies gieng aus vielen Anzeigen hervor, ſchien nahe daran, ſich zu wiederholen, und mit ihm konnte das Ende plötzlich eintreten. Der Kranke lag theils in ohnmächtigem Hinbrüten, theils aber wachte er, allem Anſchein nach, bei vollem Bewußtſeyn. In dieſem letzteren Zuſtand verſuchte er mehrmalen mit mir zu reden, ich bat ihn, ſich zu ſchonen, doch vernahm ich von ihm einzelne Worte; die Worte: es reuet mich; es iſt mir leid um dich. Er machte mit den Händen die Bewegung wie ein Kind, das um etwas bittet; ich fragte ihn, ob er die Tröſtungen der Religion begehre; er nickte ein Ja. Die Erfüllung ſeiner Bitte machte ihn ſehr ruhig, er lag jetzt mit freudigem Angeſicht da. Nach einiger Zeit ſahe er mich mit einem ſeelenvollen Blicke an, aus welchem innige Liebe ſprach, er machte abermals mit den Händen die Bewegung eines bittenden Kindes. Ich fragte ihn Verſchiedenes, um ſeinen Wunſch zu erforſchen. Was ich ſprach, hatte ſeine Bitte nicht errathen; er deutete mit aufgehobener Hand nach mir hin. Endlich errieth ich, was er wollte. „Du willſt, daß ich dir verſpreche, mein Leben zu beſſern und alle dem zu entſagen, was mich von meinem Gott, ja was mich auch von deiner Liebe, mein treuer, theurer Freund ſcheidet“. Er nickte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Freude ein Ja, und ich, tief erſchüttert, warf mich vor ſeinem Bette nieder, ich gelobte da Gott und meinem ſterbenden Freunde ernſtliche Beßrung, ich gelobte, daß von nun an mein ganzes Leben nur Gott und dem Dienſte des Nächſten gewidmet ſeyn ſollten.

Es war die ernſteſte Stunde meines Lebens. Mein ganzes Herz, meine ganze Seele waren bei dieſem Verſprechen; ich fühlte es, daß ich viel lieber ſterben, als jemals wieder in die Sünden fallen möchte, womit ich in der letzten, übel angewendeten Zeit meines Lebens Gottes Angeſicht betrübt hatte. Es war eine Stunde der höheren Weihe, einer Weihe für die ſelige Ewigkeit. Mein Freund, welchem, wie dies bei Sterbenden öfters geſchieht, der innre Blick geöffneter war, empfand dieſes; er legte ſegnend ſeine Hand auf mein Haupt.

Ich ſetzte mich wieder zu ihm hin. Seine Hand war in die meinige gelegt; unſre Blicke ſprachen mehr, als der Mund zu ſprechen vermöchte; ein neuer, höherer Bund der Freundſchaft, nicht für das arme, vergängliche Dieſſeits, ſondern für ein Leben der Ewigkeit, ward zwiſchen uns geſchloſſen; wir feierten beide, im Vorgefühl der künftigen Freuden eines ſolchen Bundes, einige ſelige Augenblicke. Wie nichtig, wie eckelhaft kamen mir die elenden Vergnügungen vor, denen ich in der letzten Zeit nachgegangen war, und wie mochten ſie erſt meinem

Freunde im Angeſicht der nahenden Ewigkeit erſcheinen. Doch in ſeinen Mienen ſprach ſich nur der Gedanke des Friedens aus: „mir iſt vergeben, ich weiß an wen ich glaube“.

Noch einmal ſchlummerte der Kranke auf kurze Zeit ein, er erwachte ſo geſtärkt, daß er ſich, ehe ichs hindern konnte, ein wenig vom Lager erhub und mit lauter, vernehmlicher Stimme die Worte ſprach: mein Stephan vergieb mir, daß ich dich zum Böſen verführt habe; kehre um zu deinem Gott, und laß uns nun getreu bleiben bis zum Tode.

Er verſiegelte die letzten Worte mit der That; ſeine leibliche Bekräftigung war nur das letzte Aufflammen der Lebenskräfte geweſen; der Blutſturz wiederholte ſich, in wenigen Minuten athmete er nicht mehr.

Es war Mitternacht; ich eilte hinaus in die ſtille Einſamkeit eines nahe gelegnen Gartens. Der Vollmond leuchtete hell durch die Bäume herein, deren Zweige ein milder Windhauch bewegte; aus dem Thale herauf ließ ſich das Rauſchen des vorüberfließenden Stromes vernehmen. Ich fühlte mich wie neugeboren; ich war, das wußte ich gewiß, nicht mehr Derſelbe, der ich geſtern und ehegeſtern geweſen, ich war durch Gottes Kraft ein Andrer geworden. Gern wäre auch ich, in dieſem Augenblicke da geweſen, wo nun mein Freund war, aus all dem Elend und Verderben der Welt hinaus; doch ſahe ich muthig auch den Kämpfen entgegen, die etwa meiner noch auf Erden warteten. Ich vertrauete für die Zukunft auf das Naheſeyn und den Beiſtand einer höheren Kraft als die meinige war, und mein Vertrauen wurde nicht zu Schanden, ich bin dem Bunde getreu geblieben, den ich am Sterbebette meines liebſten Freundes mit meinem Gott geſchloſſen hatte.

Mein damaliger Aufenthaltsort kam mir ſeit dem Tode meines Freundes ganz verödet und einſam vor, doch blieb ich noch ein Jahr in Peterwardein und machte durch meinen ernſten Wandel manches Aergerniß wieder gut, das ich den Beſſeren durch meine Verirrungen gegeben hatte. Freilich mußte ich mir auch den Spott und manche gehäſſige Reden meiner gewesnen Trink- und Spielgenoſſen gefallen laſſen, doch ertrug ich dies mit großer Ruhe und Gleichgültigkeit.

Mein Regiment wurde, faſt ein Jahr nach dem Tode meines Freundes, in eine andre, größere Stadt des Landes verſetzt; dieſe Verändrung gereichte im Aeußeren wie im Innren zu meinem wahren Glück. Ich fand nicht nur einen ungleich bedeutenderen Wirkungskreis für meinen ärztlichen Beruf, und eine ſehr erfreuliche Anerkennung von meinen neuen Mitbürgern, ſondern ich gewann die Freundſchaft mehrerer edler Menſchen, deren Umgang mich im Guten förderte. Ja ich fand noch mehr, ich fand hier eine treue Seele, die mir den Verluſt meines theuren Freundes erſetzte; eine Gemahlin, welche nicht allein die Luſt meiner Augen, ſondern die meines Herzens, ja meiner Seele beßre Seele war. Unſer Zuſammenleben war ein gemeinſamer Gang und Wettlauf nach dem ewigen Kleinod, welches der Preis aller Mühen und Selbſtverläugnungen des Chriſtenlebens iſt. Sie, meine theure Maria, hatte nicht weit zu dieſem Ziele; nur ſechs Jahre lang ward ſie mir auf Erden geſchenkt. Ich hatte gelernt das gut zu heißen, was mein Gott an mir that; auch unter Thränen des Schmerzens pries ich Seinen heiligen Namen und Seine Güte an den Menſchenkindern.

Von nun an war mein Leben noch ſtiller, mein Wandel noch ernſter als vorhin; ich gedachte bei Allem des Endes, und zu dieſem ſuchte ich mich mit jedem Worte, mit jeder That geſchickter zu machen.

Ueber meinen Verwandten hatte ich durch Vermittlung meiner Freunde fortwährend Erkundigungen eingezogen. Mein Vetter Andreas Ahndorp hatte ſich mit einer Frau vermählt, zu welcher ihm nichts konnte hingezogen haben als ihr vieles Geld, denn ſie war ſehr häßlich, und daß keine ſchöne Seele in dieſem entſtellten Leibe wohne, dies bewies ſie durch ihr ſehr böſes Benehmen gegen ihre Schwiegermutter, bei welchem leider ihr Mann nicht ihr entgegen, ſondern meiſt in einem Sinne mit ihr verfuhr. Meine arme Tante hatte deshalb in ihren letzten Lebenstagen einen ſehr harten Stand, der ihr, wie ich dies hoffen darf, zu ihrer Lautrung gedient haben wird. Nach dem Tode ſeiner Mutter erfuhr Andreas dieſelben Widerwärtigkeiten von der eignen Frau, welche vorher die Mutter erfahren hatte. Zu dieſem innerſten Ungemach des Hauſes kam noch vieles Andre. Durch ſeine Verſchwendungen und vielen Unordnungen in der Führung des Geſchäftes war er ſchon vor ſeiner Verheirathung in große Schulden gerathen, welche er durch das Vermögen der Frau hatte zu decken gehofft. Dieſe aber, in Einverſtändniß mit ihrem Oheim, welcher ihr Vermögen großentheils in ſeinen Händen hatte, war weit entfernt, zur Rettung der Ehre ihres Mannes auch nur ein kleines Capital zu opfern. Der Segen, der einſt in unſrem Haus gewaltet hatte, war längſt dahin, es kam zu einem ſchmählichen Bankerut; mir that es wehe, daß der Mirbelſche Name, der noch immer an der Handlung haftete, durch fremde Schuld beſchimpft war, und hätte ich die Lage der Dinge eher erfahren, ich würde das Aeußerſte aufgeboten haben, um den Fall des Hauſes zu verhüten.

Mein Vetter überlebte ſeine öffentliche Schmach noch einige Jahre. Seine Frau hatte ihm zwar einen Sohn geboren, aber ſie wohnte nicht mehr bei ihrem Manne, ſondern hielt ſich mit ihrem Kind in einem benachbarten Marktflecken auf, der ihr Geburtsort war. Er ſelber, in einem kleinen Dachſtübchen wohnend, hätte oft an dem Nöthigſten Mangel leiden müſſen, wenn nicht ein Freund, der damals in P. wohnte und dem ich hierzu Auftrag gab, ihm Unterſtützungen hätte zufließen laſſen, deren eigentlichen Geber er nie erfuhr. Er hat noch viel leiden müſſen vor ſeinem Ende, denn er ſtarb an einer ſehr ſchmerzhaften Krankheit, wobei ſein ganzer Körper voller Beulen und Wunden war. Aber dieſe Leiden und Schmerzen haben ihn innerlich ſehr mürbe gemacht; ſein vormaliger Hochmuth war ganz gebrochen, er dachte mit Reue an jene Ausſchweifungen zurück, durch die er ſich ſeine Armuth und ſein Elend zugezogen hatte. Auch das, was er in ſeiner irre geleiteten Jugend an mir gethan hatte, ſcheint er bereut zu haben; unter andrem ſchrieb mir mein Freund, daß Ahndorp einige Wochen vor ſeinem Tode zu dem Geiſtlichen, der ihn beſuchte, geſagt habe: „Sehen Sie mein Elend; wie ich voller Beulen und Schwären und ganz entſtellt bin, und doch hat mir Gott mitleidige Herzen erweckt, die meines Jammers, obgleich es ein ſelbſtverſchuldeter iſt, nicht ſpotten, ſondern mir noch Freundlichkeit und Güte erweiſen. Ich aber hatte in meiner Kindheit einen Vetter, der damals ein eben ſo elendes, jammervolles Kind war, als ich jetzt ein jammervoller Mann bin, gegen dieſen war ich nicht mitleidig und freundlich, ſondern habe ihn auf alle

Weiſe verhöhnt und gemißhandelt, und bin hierdurch zu einem Böſewicht geworden, der erſt jetzt die ſchweren Sünden ſeiner Jugend erkennt und büßt“.

Vor ſeinem Ende gelang es ihm auch noch, ſeine Frau mit ſich auszuſöhnen, und bei dieſer Gelegenheit ſahe er ſeinen kleinen Sohn noch einmal. Dieſes Kind hätte ich nach dem Tode ſeines Vaters gerne zu mir genommen und es nach Verſtand und Kräften gut erzogen, ich gab mir auch viele Mühe darum, es zu erhalten, aber ſeine Mutter und ihr Oheim wollten es mir nicht laſſen. Gott hat auf andre Weiſe geſorgt; der Knabe iſt nach dem Tode ſeiner nächſten Verwandten zu einem ganz vortrefflichen Manne, einem äußerlich verarmten, an Gaben des Herzens aber gar reichen Landedelmann gekommen, der ihm eine ſehr gute Erziehung gegeben und das Glück gehabt hat, daß ſeine Mühe an dieſem fremden Kinde geſegnet war. Als ich dieſes hörte, wollte ich das Werk, welches ſo gute Früchte trug, nicht ſtören; ich beſuchte auf einer ſpäteren Durchreiſe durch P. den wackren Mann, der ſich des verwaiſten Knaben ſo treulich angenommen hat, und ſahe bei dieſer Gelegenheit auch meinen jungen Verwandten, an deſſen gutem Gedeihen ich mich nur freuen konnte. Dies iſt nun eben derſelbe, der jetzt hier in unſrer Nähe verweilt. Er muß ein Mann von nahe funfzig Jahren ſeyn. Ich habe ihn, ſo oft ich mich nach ihm erkundigte, immer nur loben hören, und obgleich auf ſeinen äußerlichen Unternehmungen kein Segen geruht hat, denn er iſt durch allerhand verunglückte Unternehmungen faſt um ſein ganzes mütterliches Vermögen gekommen, ſo war doch ſein innres Leben deſto geſegneter, und ich freue mich darauf, ihn noch vor meinem Ende ſehen zu dürfen. Nach dem lieben Ungarn, in welchem ich unter manchem Leid ſo viel Liebes und Gutes erfahren, hätte ich doch ſchwerlich noch einmal kommen können, da wird mir Der, dem mein Beſuch doch zunächſt gegolten hätte, ohne mein Zuthun hierher geſendet, in das Land, in welchem ich nun ſeit länger als vierzig Jahren wohne und wirthſchafte.

Ja, vierzig Jahre ſind es im vorigen Frühling geweſen, daß ich hierher nach Böhmen zog und mich ankaufte. Und dies gieng ſo zu. Ich befand mich zwar als Militärarzt äußerlich ſehr wohl, aber in mancher Hinſicht. fand ich mich doch durch dieſe Lage auch gehemmt und gebunden. Am Sterbebette meines Freundes hatte ich, wie ich euch erzählte, meinem Gott gelobt, daß ich all meine Kräfte, all mein Vermögen zu ſeinem Preiſe und zum Nutzen und Beſten meiner Brüder anwenden wolle, und dieſen Vorſatz hatte ich noch inniger und ernſtlicher bei dem Tode meiner theuren Marie erneut. Nun fand ich zwar auch als Militärarzt recht viele Gelegenheit, den Kranken und Nothleidenden zu dienen, aber ich konnte mir es zugleich nicht verläugnen, daß ich mit meinem ziemlich anſehnlichen Vermögen und den übrigen Gaben, die mir Gott verliehen hatte, unter andren, freieren Verhältniſſen noch mehr thun könne. Mir ſchwebte öfters die überaus geſegnete Wirkſamkeit meines theuren Lehrmeiſters Neophytos vor Augen, und ich träumte mich gern hinein in ein ſolch wohlthätig väterliches Verhältniß zu einem armen, verlaßnen Volke. Um ein ſolches zu erreichen, brauchte ich übrigens nicht nach Serbien zu gehen, ſondern konnte mir die Gelegenheit dazu in den vaterländiſchen Gegenden ſelber ſuchen.

Damals las und hörte man von einer großen Noth und Theurung, welche in Mähren und Böhmen herrſchten.

Das letztere Land ſchien mir, nach eingezogenen Erkundigungen, am meiſten geeignet, um daſelbſt eine Niederlaſſung in jener Art zu begründen, in welcher ich mir ſie immer vorſtellte und in Gedanken ausmalte. Ich ſuchte meinen Abſchied und erhielt ihn, nahm einen Theil meiner Capitalien zu mir und zog hierher, wo, wie ihr wißt, mein Leben und Wirken durch Gottes Segen nicht ohne Früchte geblieben iſt.

Wenn man — ein ſolch hohes, über das gewöhnliche Ziel hinausgehendes Alter erreicht, wie Gott mir geſchenkt hat, da ſieht man ſich zuletzt von den meiſten Leuten, die man in der Jugend kannte, verlaſſen und verwaiſt. Der alte Soldat, der faſt 20 Jahre in meinem Dienſte war, iſt ſchon längſt geſtorben, eben ſo iſt meine gute, alte Schwiegermutter, die mich wie einen eignen Sohn liebte und mich aus Ungarn hierher begleitete, mir ſchon längſt in die Ewigkeit vorangegangen, und wenn ich jetzt wieder einmal nach Ungarn käme, würde ich allenthalben, wo ich ſonſt liebe Freunde und Bekannte hatte, nur fremde Geſichter finden. Am meiſten konnte Einen das Gefühl des Einſamſtehens anwandeln, wenn man, ſo wie ich, keine Kinder hat. Indeß dafür iſt bei mir geſorgt und vorgebaut. Ich habe gar viele liebe Kinder, die Gott mir geſchenkt hat, am meiſten euch, meine lieben Hausgenoſſen und Pflegbefohlenen.

Von meiner ſeligen Mutter her leben gar keine mir bekannten Erben und Verwandten mehr, auch in Ungarn habe ich nur noch dieſen Conrad Ahndorp; ſo ſollſt denn du mein Pflegeſohn mein Landgut und noch Mancherlei dazu haben; es wird dir aber gewiß nicht zuwider ſeyn, wenn ich meinen Blutsverwandten nun auch zu deinem Miterben mache. Du haſt aus meiner Lebensgeſchichte vernehmen können, daß mich hierbei keine Partheilichkeit, keine vorgefaßte Zuneigung leitet; ich darf mich im Gegentheil auf dein eignes Gefühl berufen, das wird dir bezeugen, daß du mir näher ſtehſt und ich dich lieber habe als irgend einen jetzt auf Erden lebenden Menſchen; auch hat dir wohl unſer Zuſammenleben, ſo wie meine Geſchichte gelehrt, daß unſer Reichthum nicht Geld und Gut, ſondern Gottes Segen; daß unſer größter Schatz ein gutes Gewiſſen und der innre Frieden ſey. —

Der Pflegſohn und ſeine Frau drückten dem Greiſe mit dankbarer Rührung ſeine Hände. Vater, ſagten ſie, was wären und hätten wir ohne Euch, wir blieben Euch für die Ewigkeit verbunden, und wenn wir auch gar nichts von den äußren Gütern des Hauſes erbten; nähmen wir doch die beſſeren Güter mit uns, die niemals verderben oder vergehen.

Am andren Tage ließ Herr Mirbel den Conrad Ahndorp durch ſeinen Pflegſohn zu ſich zum Mittageſſen einladen. Es werden zwei Gäſte kommen ſtatt einem, ſagte der Pflegeſohn bei ſeiner Nachhauſekunft, denn Herr Ahndorp hat, was wir Alle nicht gewußt haben, ſeinen Sohn, einen wacker ausſehenden, jungen Burſchen bei ſich.

Ahndorp kam, ſein alter Vetter empfieng ihn mit herzlicher Liebe. Ich hätte Ihnen, ſagte jener, viel abzubitten, im Namen meines verſtorbenen Vaters; mir iſt es bekannt, daß dieſer bei der Erbtheilung nach dem Tode Ihres Vaters nicht recht und billig an Ihnen gehandelt hat, aber ich weiß, Sie tragen deshalb keinen Groll gegen ſeine Hinterbliebenen. Erſt ſeit zwei Jahren erfuhr ich, daß Sie noch leben, und zugleich ſo viel Andres von Ihnen, daß ich mich ſehr ſehnte, Sie kennen zu lernen, und doch aus ſonderbarer Scheu es nicht gewagt habe, Sie zu beſuchen, obgleich mich meine Badekur ſchon ſeit mehreren Tagen hieher in Ihre Nähe geführt hat.

Die beiden Männer wurden bald ſo vertraut, als ob ſie ſchon ſeit vielen Jahren ſich gekannt hätten, denn ſie waren nicht nur äußerlich, ſondern am Herzen ſich verwandt. Ahndorp war ein durch viele Leiden geprüfter und geläuterter Mann. Von ſeinen früheren Gütern beſaß er nur noch ein kleines Haus, das nicht frei von Schulden war; von all ſeinen Kindern lebte nur noch dieſer einzige, zwanzigjährige Sohn, an welchem der Vater allerdings Freude haben durfte. Als ihm der alte Wirbel ſeine Abſicht erklärte, ihn zu einem Haupterben ſeines Vermögens einzuſetzen, wollte er es anfangs nicht für möglich halten, und glaubte mit der Annahme dieſer Wohlthat ein Unrecht an den Pflegekindern des edlen Greiſes zu thun. Indeß fand er ſich bald in ſein Glück und entſchloß ſich zugleich, ſich mit ſeinem Sohne in Böhmen niederzulaſſen. Auch das vermeintliche Unrecht an der Familie der Pflegkinder glich ſich auf eine erfreuliche Weiſe aus, denn nach weniger als einem Jahre ward der Sohn des Conrad Ahndorp der glückliche Gemahl der älteſten Tochter des Wirbelſchen Pflegeſohnes. Er ſelber, der fromme Greis, konnte den Neuvermählten noch ſeinen Segen geben, ſtarb aber bald hernach in Freud und Frieden.

Kleinere Zugaben.

1) Die Zeichen des Lebens.

Schweigend ſaßen die beiden, Salem, der blinde Greis, und Ali, ſein Schüler, vor der Thür der Hütte; der Jüngling konnte ſeinen ſtillen Thränen freien Lauf laſſen, denn der Alte, ſein väterlicher Freund, ſahe ſie nicht. Die Stunde der Trennung war nahe; der letzte Tag, an welchem ſichs entſcheiden ſollte, ob Ali bleibe oder gehe, war faſt zu Ende. Neun Jahre lang hatte der Jüngling Salems, des Gottgeweihten, Lehren der Weisheit vernommen und ihm in kindlicher Ehrfurcht Waſſer gereicht auf ſeine Hände; er war nun an Verſtändniß wie an Lebensalter zum Manne gereift.

„Es iſt Zeit“, ſo ſprach neulich zu ihm der Greis, als er am zehnten Tag des Moharrem ihm den Segen ertheilte, „daß der junge Mejahbaum, der im Schatten meiner armen Hütte wuchs, verpflanzt werde in den Garten der Welt, damit er dieſer ſeinen Duft und heilenden Balſam gebe; es iſt Zeit, daß Ali Andren mittheile, was er ſelber empfangen“. Und als der Jüngling mit Thränen der Wehmuth die Hand des väterlichen Alten benetzte, da ſagte dieſer tröſtend: „Harre noch ſieben Tage hier bei mir; ein Wort der Hoffnung ſprach zu meinem Herzen: Allah werde dir ein Feld der Thaten bei Salems Hütte bereiten; ſollte aber ſein ewiger Rathſchluß ein andrer ſeyn, dann rüſte du dein zu leicht bewegtes Herz mit dem feſtſtehenden Muth des Mannes; gürte mit Freudigkeit deine Lenden; Allahs Führung, ſie behalte dich bei mir oder heiße dich ſcheiden, iſt die beſte“. — So war denn heute der ſiebente Tag des Hoffens und Harrens gekommen; die Sonne war ſchon tief von der Höhe des Mittages hinabgeſunken; der Schatten des Gebirges breitete ſich weithin über das Thal aus.

„Das Rauſchen im Wipfel der Cypreſſe, der friſche Hauch, der vom Quell emporſteigt“, ſo fragte der Greis, „ſind ſie ſchon Vorboten des nahenden Abends, oder zieht nur ein Gewölk vom Gebirge vorüber, das über Thal und Hügel ſeine Kühlung ausgießt“?

Es iſt der Abend, mein Vater, antwortete Ali; der Abend, der ſeinen Fittich regt über dem Baum an unſrer Hütte, wie über dem Wald der Palmen, ſchon hat die Gazelle des Gebirges den Schatten ihrer Felſen verlaſſen, die Mutter mit den zarten Jungen weidet am Rande des Quells, in welchem die Roſendroſſel, nach ihrem langen Flug durch die Wüſte, das röthliche Gefieder netzt; der Schyrumſtrauch hat ſeine gelben Blüthen, geſättigt vom Anſchauen der Sonne, geſchloſſen; die Schlingpflanze der Felſen, die Genoſſin der Nacht, ergießt den Duft ihrer Blumen; die Sonne ſteht ſchon nahe über dem niedren Hügel der Mimoſen.

Noch einmal denn, mein Sohn, ſprach Salem, ſchöpfe mir das reinigende Waſſer am Quell, und bereite mir das Brod; iſt es dann Allahs Wille, ſo laß nach dem Nachtgebet uns ſcheiden.

Wer aber, mein Vater, ſo redete der Jüngling, wird, wenn Ali von dir geht, dir Waſſer reichen auf deine Hände; wer wird dir dein Brod bereiten, das Lager deiner Ruhe dir ſchirmen und am Tage dich leiten!

Die Augen meines Herrn ſind dunkel worden, ſeine Hände und Füße ſtarr von Alter; ſein graues Haupt bedarf der Stütze eines jugendlichen Armes.

Wohl, erwiederte der Greis, iſt Salems äußres Licht zur Nacht geworden, aber das innre hat ſich, mehr denn vorhin, zur Helle des Mittags erhöht; über den Blinden waltet Allahs allſehendes Auge; der Geiſt, mitten in dem umnachteten Leibe, ſchauet ein Glänzen des Paradieſes. Der, welcher dich aus dem Thale der Hirten zu meiner Hütte führte und mir dich zum Sohne ſchenkte, wird mein Alter auch ferner ſchützen und mit dem Nöthigen verſehen.

Der Jüngling hatte das Waſſer geſchöpft am Quell; das Brod zum Abendeſſen war bereitet. „Höreſt du nicht, ſo fragte der Greis, ein Stampfen der Roſſe, die ſich nahen; ziehet nicht eine Schaar von Reitern im Thalgrund gegen uns herauf?

Es iſt vielleicht das Springen des Steinbockes über den Felſen; das Hinabrollen des loſen Geſteins am Bergabhang, was du vernimmſt, mein Vater; welcher Zug von Reitern ſollte deiner verborgnen, friedlichen Hütte nahen? Den Weg des Thales bedeckt ſchon längſt die Dämmerung des Abends.

Ich höre, ſo fuhr der Greis fort, deutlicher und näher den Hufſchlag der Roſſe und die Stimmen der Reiter. Was dem äußren Sinne ſich verbirgt, das erkennt der innre. Es iſt ein Kommen des Herrſchers von Iran zu meiner Hütte; Ali, mir ſagt mein hoffend Herz, du wirſt bei mir bleiben.

Der Herrſcher von Iran, ſagte zweifelnd der Jüngling, ſollte zu Salems Hütte kommen? — Und doch wirklich, mein Vater, vernimmt jetzt auch mein Ohr ein Wiehern und Auftreten der Pferde; — ja dort, im Thale, erglänzen Fackeln.

Am Fuße des Hügels hielt die Schaar der Reiter; einige von ihnen waren abgeſtiegen, ein Hirt aus dem Thale gieng als Führer, mit der Fackel in der Hand, voran, auf dem ſteilen, ſchmalen Pfade, hinauf zur Hütte. —

Das innre Auge des Greiſes hatte ſich nicht getäuſcht; ein fürſtlich gekleideter Mann trat herein; ihm rief Salem entgegen: Friede ſey, und Allahs Segen mit dem beglückten Herrſcher von Iran; was führt den hohen Suleiman zu der niedren Hütte eines Einſamen des Gebirges?

Endlich, ſo ſprach Suleiman, habe ich dich gefunden! Wo wäre ein Thal, wo ein Hügel oder Wald der Palmen, den ich nicht ſeit Jahren durchſpürt hätte, um Salem, dem Lehrer und Freunde meiner Kindheit, zu begegnen? Konnteſt du ſo ganz Suleimans, des einſt von dir Geliebten, vergeſſen, und war Iran dir zu klein, daß du hier jenſeit ſeiner Gränzen, im fremden Gebirge, dir ein Obdach ſuchteſt?

Das Auge der Liebe blicket fern, erwiderte der Greis; ihr Fittich ſpannt ſo weit der Himmel gehet und mit ſeinem Thau das Erdreich netzet. Mein Geiſt war mit dir, Suleiman, du geſegneter Herrſcher; die Freude an deinen Thaten war ein Troſt und eine Erquickung meines Alters; du haſt im Aufſchauen zu Allah dein Herz treu bewahrt; ein beglücktes Volk lebt und wohnet im Frieden unter dem Schirm deines Armes. Der Einſame des Gebirges, unkundig der Werke des Helden und der Geſchäfte des Fürſten, was hätte er dir ferner ſeyn können, geblendet vielleicht er ſelber, von dem Glanz des Thrones? Du hatteſt einen kräftigeren Lehrer, als den alten Salem, in deinem eignen Herzen. Möge dein Ausgang und Abend ſo glücklich ſeyn, wie der Morgen und Mittag es waren.

„Eben dieſer Blick von der Mittagshöhe des Lebens herab auf ſeinen Ausgang und Abend iſt es, o Salem, was mich tief bekümmert“, erwiederte der Fürſt. „Die Sorge für die Zukunft meines Landes und meines Volkes führt mich zu dir; denn ich vertraue darauf, du allein unter den Weiſen meines Volkes, vermagſt mir zu rathen und zu helfen. — Es wird dir nicht verborgen ſeyn, daß von mehreren Söhnen, die mir geboren wurden, nur einer am Leben blieb, Abderahman der Knabe, der letzte Sprößling aus Irans uraltem Herrſchergeſchlecht. Er, die Hoffnung meines Volkes, ſollte die Luſt meiner Augen, der Troſt meines angehenden Alters ſeyn, ſtatt deſſen trübt ſich mein Auge, ſo oft ich ihn ſehe; der Knabe, an ſeiner Seele, erſcheint mir wie lebendig todt. Ich habe, durch die traurige Erfahrung gewarnt, die ich an zweien meiner früher verſtorbenen, in der Fülle des Fürſtenhofes erzogenen Söhnen machte, das Kind von ſeinem erſten Jahre an mitten unter frommen, fröhlichen Hirten wohnen und durch treu meinende Diener ſeiner pflegen laſſen; noch jetzt, in ſeinem ſiebenten Jahre, weiß er nicht, was die Geburt ihm verliehen; er kennt mich, ſeinen Vater, der ihn öfters beſucht, nicht als Suleiman den Herrſcher, ſondern nur als einen gemeinen Reiter aus dem Heere, welcher dort, bei der Wohnung der Hirten, die Stunden der Ruhe ſucht. Aber auch die Stille einer ſchönen, reich belebten Natur, blieb hier ohne heilſame Kraft. Mein unglücklicher Sohn, o Salem, iſt gefühllos und unempfindlich gegen Alles, was ſonſt von frühe an die Seele des Menſchen rühret; ſein Ohr höret kaum, ſein Herz merket nicht auf die Lehren der Weisheit, oder auf die Erzählungen ſeiner Pfleger, nicht auf das fromme Lied der Hirten; nur die Sättigung und träge Ruhe des Leibes begehrt und ſucht er. Darum, o Salem, wecke du den Schlafenden auf und pflanze in ſeine Seele den Keim der Thaten, der die ſchon früher für Irans Volk eine Frucht trug, an der, wie du ſagſt, dein Alter ſich freut.

„Herrſcher der Gläubigen, erwiederte der Greis, du willſt deinen Schild an einen Baum lehnen, welcher, alt und morſch, unter der theuren Laſt zerbrechen würde. Siehe, das Licht meiner Augen iſt erloſchen, mein Arm bedarf der Stütze eines fremden Armes, es ſind noch wenig Monden und das Alter meines Lebens iſt hundert Jahre. Aber ein junger, kräftiger Baum hat aus der Wurzel des Alten ſich erhoben: Ali, mein Schüler, der hier vor dir ſtehet. Ali hat denſelben Quell der Weisheit gefunden, aus welchem dein alter Salem ſchöpfte, denn er fürchtet Gott und liebt das Geſetz, das die Väter empfiengen. Willſt du deinen Sohn zu meiner Hütte ſenden, dann wird Ali und dann will mit ihm auch ich des Sprößlings pflegen, unter deſſen Schatten einſt Irans Völker wohnen ſollen“.

„Friede ſey mit dir, du Freund des Friedens, Salem! — Mein Sohn ſoll zu deiner und Alis Hütte kommen“.

„Wohlan denn, ſende ihn, Suleiman. Eines jedoch bitte ich dich: gebiete auf etliche Jahre dem Verlangen deines Herzens; laß dein Auge den Knaben nicht ſehen, beſuche ihn nicht, weder in Geſtalt eines Kriegers aus dem Heere, noch in jener des Herrſchers, laß auch keinen deiner Diener, ja ſelbſt keinen der pflegenden Hirten bei ihm bleiben, oder zu ihm nahen; wir ſenden dir öfters Kunde von ihm, und wenn es Zeit ſeyn wird, den Sohn zu umfangen, dann nimmſt du ihn zu dir".

Ein Schweres verlangſt du von mir, antwortete Suleiman, doch es ſey ſo; dein Werk ſoll durch keine fremde Hand geſtört werden; heute ruhe ich aus bei deiner friedlichen Hütte, morgen kehre ich zurück, zur Pflicht des Herrſchers; Abderahman ſiehſt du in wenig Tagen bei dir, mich aber nicht eher, bis du ſelber es begehrſt.

Ali hatte Datteln gebracht und Brod; das Zelt mit dem Feldlager, welches die Diener neben der Hütte aufſchlugen, gewährte dem Herrſcher ein lieblicheres Ausruhen, als er wohl ſeit langer Zeit in ſeinen Paläſten genoſſen; denn aus Salems Geſpräch, an welchem Suleiman noch einige Stunden der Nacht ſich erquickte, ergoß ſich ein ſtilles, zuverſichtliches Hoffen über die Seele des tief bekümmerten Fürſten. Mit dem Aufgang der Sonne erhub ſich die Schaar der Gäſte; freudig und ruhig, wie in früheren Tagen, reichte Ali dem Alten das Waſſer, leitete ſeine Schritte und bereitete ihm das Brod. Nur das Erbauen einer kleinen, bequemen Hütte, nach Suleimans Anordnung, in der Nähe von Salems Obdach, wobei die Hirten des Thales ihm halfen, zog ihn zuweilen auf etliche Stunden von der Nähe des Greiſes hinweg.

Der einfache Bau war kaum vollendet, da erſchien der neue Geſellſchafter des Greiſes und ſeines Schülers: Suleimans Sohn, Abderahman. Die Begleiter, welche ihn brachten, hatten ſich entfernt; der Knabe weinte ihnen, den bisherigen Pflegern ſeiner Kindheit, lange nach. „Siehe da", ſprach Salem, „ein inwohnender

Keim des Lebens in dieſer Seele verlangt ſein natürliches Recht. Den todten Stein magſt du von dem Orte hinwegreiſſen, an welchem er lag, und hinlegen, wohin dir's gefällt, er bleibt unverändert derſelbe; das Lebendige aber begehrt und liebt den Verkehr mit anderm Leben und vermag ohne ihn nicht zu beſtehen. Bald, dies hoffe ich, wird uns jener noch ſchlummernde Keim durch die erſten Zeichen eines ſelbſtthätigen Lebens erfreuen“.

Salem, der Alte, hörte oft die Stimme und das kindliche Geſchwätz des Knaben. Dieſe Seele, ſagte er zu Ali, ward bisher mit der Speiſe der Seelen, mit der Anſprache der Menſchen überfüllt; ſie weiß nicht, wie theuer und werth das Wort des Menſchen ſey, weil ſie bis zur Ueberſättigung daſſelbe empfieng. Uebe, o Sohn, in der Gegenwart des Knaben das Schweigen, das du als erſte Aufgabe bei mir erlernteſt. Auf viele deiner Worte nur Eines, das Noth thut; nur Eines in herzlicher Freundlichkeit und Liebe, und dieſes eine Wort laß, wo dies ſeyn kann, bei ihm zur That werden, denn wie der Leib des Kindes verdirbt, wenn auf die Sättigung, auch mit der beſten, geſundeſten Speiſe, nicht einige Bewegung folgt, ſo die Seele, wenn ihr ein Ueberfluß, auch der frömmſten Lehren zuſtrömt, ohne daß vielleicht nur eine derſelben zur That und mit dieſer zur lebendigen Erkenntniß wird.

Ein Monat war vergangen; der Knabe verlangte nicht mehr hinweg von Salems Hütte; er fühlte ſich durch eine Macht gehalten, welche er nie empfunden bei den Wohnungen der Hirten. Die Macht, welche ihn hielt, war nicht der Anblick des nachbarlichen Hochgebirges, und des weiten, ebenen Landes, beſchattet von dem Grün der Palmenwälder; es war nicht das kindliche Spiel mit den jungen Berggazellen, oder mit den ſingenden Vögeln, die ſich ungeſcheut zu Salems ſtiller Wohnung nahten, weil ſie da öfters das Brod aus der Hand des Greiſes nahmen, ſondern das Band, das ihn feſſelte, war ein kräftigeres als jene Bande, welche der Reiz eines Leiblichen um das Leibliche ſchlingt. Denn was zieht mächtiger Seele an Seele, als jene Kraft einer innigen, treuen Liebe, die nicht zunächſt das Leibliche, und was zu dieſem gehört, ſondern die Seele liebt; eine Liebe, welche langmüthig und freundlich iſt, die nicht das Ihre ſuchet, nicht engherzig iſt, ſondern glaubet Alles, hoffet Alles, duldet Alles. Eine ſolche Liebe war in Salem und war in Ali; ihr ſüßer Frieden, der Alles durchdrang, ſchien ja ſelbſt den Creaturen verſtändlich, denn der wilde Steinbock, den einſt der Jüngling Ali bei großer Dürre mit Futter verſorgt hatte, kam zutraulich zur Hütte der Einſamen, und jede Staude, jeder Baum, den Ali in ſeine Pflege nahm, gedieh in ungewöhnlicher Fülle.

Die Hirten, und die in das Gewand der Hirten verhüllten Lehrer und Erzieher, unter denen Abderahman der Knabe vorhin verweilte, hatten dennoch, ſo wenig ſie dies an ſich erkennen mochten, mehr den Sohn des Fürſten als das Kind ſelber beachtet und geliebt; waren mehr der künftigen, vergänglich-irdiſchen, als der ewigen Beſtimmung ſeiner Seele eingedenk geweſen, vergeſſend, daß die Thatkraft und das Leben des irdiſchen Menſchen ihre Wurzel in dem Leben des ewigen haben und nur aus dieſem Nahrung entnehmen müſſe und Gedeihen. Ihre Liebe zu dem Kinde war nicht jene langmüthige geweſen, welche Alles hoffet, und deshalb warten kann in Geduld, ſondern welche durch eigenmächtiges Vorgreifen im beſtändig ſich wiederholenden Wort der Ermahnung und wohlmeinenden Belehrung das innre Leben zur Geburt fördern will, noch ehe es hierzu reif iſt. Ali dagegen drang der Seele des Kindes keine Speiſe auf, zu der dieſelbe nicht Bedürfniß hatte, und was er ihr gab, das wußte der ſtille, mächtige Zug ſeiner Liebe zu einer Bewegung des Lebens zu führen. So half ihm der Knabe bald, unaufgefordert, aus Liebe die nur Gegenliebe zu ihrem Lohne begehrt, das Waſſer herauftragen vom Quell, half ihm bei der Pflege des väterlichen Greiſes, bei dem Flechten der Körbe aus Palmenblattern, bei dem Füttern der zahm und zutraulich gewordnen Thiere und bei der Wartung des Gartens. Und wenn ſich dann zuweilen, durch Alis Erzählung einer lieblichen Fabel, das Feld wie der Berg mit einer Welt der Seelen belebten, da blieb Abderahman nicht mehr theilnahmlos und träumend, wie er in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft bei den Einſamen geweſen, ſondern er lauſchte mit Hingebung den Worten des Lehrers.

„Es ſcheint mir nun Zeit“, ſagte Ali zu Salem, „daß ich die Ausſaat des Saamens zur künftigen Ernte beginne, denn das Feld iſt zugänglich für die Arbeit des Pflügers“.

„Rege denn“, antwortete Salem, „den Staub auf, damit der Thau von oben ihn befeuchte“.

Es waren Lehren, es waren Geſchichten, wie ſie einſt die ewige, mütterliche Weisheit unſrem Geſchlecht, als dieſes noch Kind im Vaterhaus war, mitgetheilt hatte, welche Ali dem Knaben gab, und dennoch ließen gerade dieſe ihn lange Zeit theilnahmlos und ungerührt, er hatte, wenn auch nicht in ſolcher Einfalt und Kraft, dennoch dieſe Dinge zur unpaſſenden Zeit und zum

Ueberdruß von ſeinen in Hirten verſtellten Erziehern gehört; ſelbſt die kleinen Uebungen im Leſen und Nachbilden der geſchriebenen Worte, die er ſchon ſonſt viel und öfters getrieben, machte er nur mit lang und träge zögernder Folgſamkeit.

Ali klagte nur ſelten, am Abend, wenn der Knabe ſchlief, ſein Leid dem Alten, denn ſein feſtes Hoffen verließ ihn nicht Eines Tages aber kam er, ſchon zur ungewohnten Stunde, zu Salem; er konnte lange nicht reden, denn er war von tiefem Schmerz bewegt; endlich ſprach er mit bebender Stimme: Die Hoffnung, mein Vater, welche du Suleiman dem Herrſcher machteſt, laß nun für immer ſchwinden; Abderahman, dies fürchte ich, wird einſt ſeines Vaters Kummer, des Landes Fluch ſeyn. Wie kann ich dir das beſchreiben, was ich heute empfand, als der Knabe auf einmal, bei meinen Lehren, die er bisher, in dumpfer Gefühlloſigkeit, kaum zu vernehmen ſchien, zum heftigen Widerſpruch des Zweifels ſich erhub; das, was ich zu ihm ſprach, mit faſt bittren Worten tadelte, obgleich Alles, was ich ihm gab, nur die einfache, geſunde Nahrung des innren Lebens war.

„Allah ſey geprieſen, rief Salem mit freudiger Stimme aus; meine und Suleimans Hoffnung ward nicht zu ſchanden; in Abderahmans gleich wie todt erſcheinender Seele wachte heute die erſte, ſelbſtſtändige Bewegung des Lebens auf. Iſt es nicht alſo, mein Sohn, der todte Schwamm, den der Fiſcher vor Jahren aus der Tiefe des Meeres heraufbrachte, ziehet zwar das Waſſer, in welches du ihn taucheſt, in ſich und erfüllt ſich mit demſelben, aber er vermag das Aufgenommene nicht wieder durch eigne Kraft auszuſtoßen und von ſich zu geben, während das lebendige Thier die Luft nicht bloß einathmet, ſondern auch ausathmet, ja während das Abſtoßen aus eigner Kraft, nicht das Anziehen allein, das erſte Merkmal eines inwohnenden Lebens iſt. Erſt nach dieſem Abſtoßen kann die anziehende Kraft des Lebens in rechter, gedeihlicher Weiſe ſich äußern, und obgleich am neugebornen Kinde, wenn es zuerſt den lebendigen Odem in ſeine Bruſt empfangt, die Empfindung des Widerſträubens und des Schmerzens durch lautes Weinen ſich kund giebt, ſo vernimmt dennoch das Ohr der Mutter dieſe Töne mit Freuden, denn ſie ſind ihr ein Zeichen nicht der Krankheit und des Uebelbefindens, ſondern der Geſundheit des Kindes. Darum lege und pflege auch du das neugeborne Leben in [illegible] Seele mit verdoppelter Mutterliebe an deinem [illegible], laß den belebenden Odem der Belehrung nicht zum Sturmwind, ſondern nur zum ſanften, ſtillen Säuſeln werden — und bald, wie das erſte Lächeln des Säuglings ſeine Mutter, wird dich ein liebliches Entfalten der ſo feſt ſich verſchließenden Knospe erfreuen, des Knaben zweifelnder Widerſpruch wird in theilnehmende Hingebung ſich verwandeln.

Ali trug des Knaben Weiſe mit unermüdbarer Langmuth und Liebe. Wie ein Vater ſein Knäblein, das vom Haus ſich verirrte und im Spiel auf einer Alpenwieſe, nahe vor dem Ausbruch eines furchtbaren Ungewitters, feſt einſchlief, auf ſeine Schultern nimmt, und, das unmuthige Weinen des erwachten Kindes nicht achtend, mit ihm durch die zurückſchlagenden Zweige des Gebüſches, durch den Erguß des niederſtürzenden Regens und den Feuerſtrom der Blitze hinwegeilt zum ſichern Obdache, ſo ließ auch Ali, ruhig und [illegible] der Liebe verfolgend, durch den widerwärtigen Geiſt, der aus Abderahman hervorbrach, ſich nicht irre machen.

Und nur an ſolcher Langmuth und Liebe konnte der Sturm einer in die Irre gerathnen Kinderſeele ſich brechen; zorniger Widerſtand oder Ungeduld würde die Aufregung zur innerlich verzehrenden Flamme geſteigert haben. Einer der heftigſten Ausbrüche, der letzte von allen, ſank vor Alis ernſtem, liebenden Blick in ſein Nichts zurück; der Knabe netzte mit Thränen der Reue die Hand des Lehrers. Von nun an war die Luft von Ungewittern gereinigt; Salems Scharfblick hatte ſich nicht getäuſcht; Abderahmans zweifelnder Widerſpruch war das erſte Zeichen einer lebendigen Aufmerkſamkeit geweſen, mit welcher, ſeitdem der Sturm ſich gelegt, der Knabe den Worten ſeines Lehrers folgte; ein Zeichen des Erwachens jener Empfänglichkeit, womit die junge Seele die Nahrung des Geiſtes ſich zueignete. Der Knabe war in der That ein Andrer geworden; ſein Dumpſinn war vergangen, aus jedem ſeiner Worte, jeder kindlichen Handlung, ja aus jeder Miene leuchtete eine rege, innre Lebendigkeit hervor. Ali fühlte ſich hochbeglückt im Gedeihen ſeines Werkes, auch Suleiman, dem man öfters Botſchaft ſendete, genoß die noch nie empfundnen Freuden eines glücklichen Vaters.

Monate waren vergangen und zu einzelnen Jahren geworden; der junge Fürſt war an geiſtigem Verſtändniß wie an leiblicher Kraft, welche Ali in den Kampfſpielen der Perſer wohl geübt hatte, auf bewundernswerthe Weiſe gewachſen, an ihm erblüheten alle Züge der jugendlichen Heldenkraft und Schöne. Dabei fühlte er ſich innig zufrieden, denn ſein Leben war glücklich durch Liebe; ſein Herz war einig und befreundet mit

Salems und Alis Herzen, und was einer von dieſen dreien wollte und wünſchte, das wollten und wünſchten die andren Beiden auch.

Eines Tages, da Abderahman einſam, er hatte es ſo gewünſcht, im benachbarten Gebirge das Grab eines Helden beſuchte, der vorlängſt im Kampfe des Glaubens gefallen war, ſprach Ali zu Salem: Ein neues Bewegen in der Seele des jungen Fürſten iſt es, das ſeit einiger Zeit mich ſehr beſchäftigt und ich weiß nicht, ſoll ich mich darüber freuen, oder nicht vielmehr mich tief darüber bekümmern. Der Knabe iſt mir auf einmal aus einem aufmerkſamen Hörer zu einem halben Träumer geworden. Seine kräftige Seele hat ſich in die Geſchichte der Heldenthaten der Väter, die ich ihm treulich erzählte, ſo tief verſenkt, daß der Inhalt dieſer Geſchichten faſt ausſchließend das Leben ſeines Wachens wie ſeiner Träume iſt. Alles andre, das ich ihm lehre, ſcheint er kaum zu hören, oder er zieht es in den ſelbſtgeſchaffnen, innren Kreis des Heldenlebens hinein, das er nicht aus dem Anſchauen und der That, ſondern nur aus dem Buch und dem Worte kennt. Vieles, das ich ihm darbiete, geht, ſo ſcheint es mir, auf dieſe Weiſe an ihm verloren, das aber, was er behält, wird in eine andre — meinen Abſichten zuweilen ganz fremde — Geſtalt verwandelt, und dennoch fühle ich zugleich, ſein Geiſt wirket lebenskräftig und geſund.

„Wohl dir, mein Sohn, antwortete Salem, denn das zweite Zeichen des Lebens in Abderahmans Seele iſt erſchienen. Saheſt du nicht den Oelbaum, mit deſſen Zweigen der rankende Weinſtock ſich vermählte? Sie beide nahmen aus dem Boden wie aus der Luft des Himmels den nährenden Stoff und das Waſſer auf, und ſtehe das gleiche Element der Nahrung wird in dem einen zum fetten, milden Oele, im andren zum ſüßen Saft der Traube, ſo wie in dem nachbarlich bei ihnen ſtehenden Strauch der Myrrhe zum bittren Harze. Denn darin zeigt ſich das rechte Weſen des Lebens der Seele, daß nach beſondrem inwohnenden Geſetz das aufgenommene Fremde ſich auflöst in die eigne Natur und Geſtaltung. Laß dichs nicht befremden, o Sohn! wenn die Muttermilch und das Futter der zarten Gazelle in den Gliedern des jungen Füllen zur Kraft und Höhe des Streitroſſes wird, und wenn der Stimme des ſanften Blöckens, ein Ton des Wieherns, verlangend nach dem Kampf der Männer, antwortet.“

Salems Vergleich war nicht ohne Wahrheit; der jetzt zum Jüngling heranreifende Abderahman erſchien neben den beiden Freunden, wie neben allen Bewohnern des Thales, gleich einem jungen Adler, den ein wunderbarer Zug der innren Neigung liebend zu der Schaar der Tauben geſellte. Wenn er, nur mit dem Speer und Bogen bewaffnet, den Feind der harmloſen Gazellen, den Panther, im Schlupfwinkel der Höhen aufſuchte und erlegte, da war nicht ſelten Alis Seele in freudigem Schrecken bewegt, noch höher jedoch ſtieg dieſer Schrecken, als einſt der jugendliche Held, blutend von den Wunden, die ein Löwe ihm geſchlagen, und dennoch als Sieger, mit der Haut des erlegten Thieres auf der Schulter, zur Hütte zurückkehrte.

„Die Tauben, ſo ſprach Ali zu Salem, können dem kühnen Fluge des jungen Adlers, die Gazellen dem Laufe des Streitroſſes, das zum Getöſe der Waffen eilt, nicht mehr folgen; ich weiß nicht, mein Vater, was hier und was dort zu thun mir gebührt?“.

Harre in Geduld der rechten Stunde, ſprach Salem, denn der Aufflug des jungen Adlers, zu dem Horſt ſeiner Vater, iſt nahe.

Nur wenige Tage waren ſeit dieſem Geſpräch vergangen, da trat Ali eilig zu dem Greiſe herein. „Ein neues Ereigniß, ſo ſprach er, hat meine Seele erſchüttert. Abderahman hat mir ſo eben mit dem Ausdruck der herzlichſten Liebe erklärt, er könne nicht mehr länger bleiben bei den Hütten der Einſamen. Die Lehren der Weisheit und des höheren Friedens, die du ihm gabſt, mein Vater, und welche ich ihm darbot, die will er, das ſagte er mir mit zuverſichtlichem Hoffen, nun auch Andren, die will er der Welt lehren, ja, wenn es ſo ſeyn ſollte, auch mit Kampf der Waffen dem Unrecht ſteuern, und ein Reich der Eintracht begründen. Er will, ſo ſpricht er, nicht mehr allein glücklich ſeyn, ſondern auch Andre glücklich machen.

„Gott ſey Preis, und Segen dir, mein Sohn", ſprach Salem, „denn das dritte, das innerſte Zeichen des Lebens hat ſich nun an Abderahmans Seele kund gethan! Gedachteſt du nicht daran, daß alles Weſen der Dinge, in denen eine lebende Seele iſt, darin zuletzt und am meiſten die Lebenskräftigkeit erweiſet, daß es fruchtbaren Saamen aus ſeiner Mitte erzeuget, der die Form des Lebens, der durch den Kern der Dattel die eigenthümliche Geſtalt der Palme fortpflanzet! Die rechte Stunde iſt nun gekommen; Suleimans Sohn iſt herangereift zum Wiederſehen und zur bleibenden Freude ſeines Vaters".

Abderahman erſtaunte freudig, als das Räthſel ſeiner Geburt und ſeiner Beſtimmung ſich ihm löſte. Es war aber, als ſey ihm Alles ſchon bekannt geweſen, ein dunkles und dennoch ſichres Hoffen und Erwarten im Innern hatte es ihm geſagt. Das Sehnen, den kaum gekannten Vater zu ſehen, beſchleunigte die Reiſe; Ali führte den Jüngling dem Herrſcher Irans in die Arme. Abderahman, den die Geſchichte mit dem Beinamen „des Großen“ ehrt, wurde bald der Held im Kampfe und im Liebe ſeines Volkes, der Sieger und Beherrſcher, nicht nur der äußren Feinde des Landes, ſondern der innren, die in ſeinem Herzen wohnten; ein Beglücker und Friedenbringer ſeinem Reich und ſeinem Volke. Ali war gleich darauf, nachdem er den künftigen Herrſcher zu den Stufen des Thrones ſeiner Väter geleitet hatte, wieder zurückgekehrt zur Hütte des Vater Salem, dem er bald nachher die brechenden Augen ſchloß, und deſſen innren wie äußren Frieden, denn nur dieſes Gut wünſchte er ſich, er ererbte.

Dieſe Erzählung ſoll uns lehren, daß der Widerſtreit und Kampf der Menſchenſeelen, ſelbſt gegen das Gute und Wahre, nicht immer ein Unglück, ſondern nicht ſelten ein Zeichen des erwachenden Lebens ſey; denn nur die todten Menſchen im Grabe ſind ſtumm und ohne Zwieſpalt, der eine gegen den und mit dem Andren. Sie ſoll uns lehren, daß das Vergehen des geliebten Alten und die Verwandlung ins Neue nicht ſelten ein Fortgang des Lebens, die Liebe aber, welche das eigne Glück im Glücke und Heil der andren Seelen ſuchet, der höchſte Gipfel dieſes Lebens ſey.

2) Die beiden Inder.

Da, wo der Horeb als erhabener Fußſchemel des noch erhabeneren Sinai ſeinen Felſenarm gegen das Nabathal ausſtreckt, wird eine zwiefache Höhle gezeigt: die vormalige Wohnung zweier Freunde, die bis zum Tode treu geblieben. Im Garten des St. Katharinenkloſters am Sinai-Horeb, im Schatten der Cypreſſen, ruhen im gemeinſamen Gruftgewölbe der Mönche die Gebeine der Beiden; daneben verwahrt man die Reſte eines Panzers und jene einer eiſernen Sklavenkette, welche ſie getragen hatten, bis ihnen mit der innern Freiheit zugleich die äußere geſchenkt worden. Ich erzähle die Geſchichte der beiden Freunde, wie dieſelbe mit der Sage im Kloſter vereint, die Stimmen, die von den Wänden des Horeb wiederhallten, mir verkündeten.

Nanna und Vipaſa, ſo hießen die Beiden, ehe ſie in der Taufe der Chriſten die Namen Timotheus und Baſilius empfiengen, waren freilich nicht zur Sklavenkette geboren und erzogen, ſondern zum Stande der Herrſcher; ſie waren die Söhne zweier indiſcher Fürſten. Nanna's Voreltern ſchon hatte die Gewalt des Schwertes zur Bekenntniß des Islam gezwungen, das Geſchlecht der Herrſcher, aus welchem Vipaſa ſtammte, wohnte hoch im Gebirge und war dem fremden Joche nicht unterworfen; Vipaſa mit den Seinigen lebte wenigſtens äußerlich nach den Gebräuchen der Hindus

Die Ausſaat des unſchuldig vergoſſenen Menſchenblutes für den Tag des Gerichtes iſt über wenig Länder der Erde ſo reichlich ausgeſtreut worden, als über Indien; es ſcheint die Beſtimmung des ſanften Volkes der Hindus vor andern Völkern die zu ſeyn, daß es, auf

Hoffnung einer beſſern Zukunft, zum Dulden erzogen werde. Dennoch regte ſich zuweilen in den zertretenen und zerſchlagenen Stämmen der alten Heldengeſchlechter ein Verſuch zum Widerſtande gegen die fremden Verderber. So hatte auch damals, als Nanna und Vipaſa zuerſt ſich kennen lernten, ein Bund der kleinen indiſchen Fürſten des Gebirges mit jenen des ebenen Landes ſich gebildet, der ſich aufmachte, um einen aus Nordweſten hereinbrechenden Strom der feindlichen Gewalt in ſeinem Laufe zu hemmen.

Die beiden jungen Fürſten kämpften am Tage der entſcheidenden Schlacht gemeinſam in den vorderſten Reihen; ſie zuförderſt, als die Ihrigen dem Anſtürmen der Feinde erlagen, traf auch das Loos der gemeinſamen Gefangenſchaft. Vipaſa fand ſich unter den ſchwer Verwundeten; Mahomed Nanna ward unter ſeinem in der Schlacht getödteten Pferde hervorgezogen. Die Wunden, welche des Feindes Hand geſchlagen, waren kaum geheilt, da traf die beiden Gefangenen ein noch härteres Loos, als jenes der verlornen Schlacht: man ſchmiedete ſie an eines der Ruderſchiffe, welches etliche Häuptlinge des ſiegreichen Feindesheeres, in Begleitung einer Schaar ihrer Krieger, zur Pilgrimſchaft nach Mekka führen ſollte. Nur einen leichten Troſt gewährte es anfangs den beiden Indiern, daß ein und dieſelbe Kette ſie zu der harten Arbeit des Ruderns vereinte; ihr Zuſtand war ein ſolcher, in welchem das Herz mit heißem Sehnen nach der Ruhe des Grabes verlangt, und jeden Morgen wie jeden Abend mit dem Wunſche dämmern ſieht, daß es der letzte des Lebens ſeyn möge.

Nanna's Loos war noch härter als jenes des Vipaſa; denn dieſer ertrug das Unvermeidliche in ſtiller

Geduld und Faſſung; jener erſchwerte ſich daſſelbe durch Ungeduld und Verzweiflung. „Ihr Hindus“, ſo ſagte einſt der Erſtere zu ſeinem Leidensgefährten, „denen man Alles genommen, was auf Erden ſie ehrte und erfreute, lebt, wie mir ſcheint, mehr ein Leben der Einbildung, denn der Wirklichkeit; mitten im Schmerz, der die Andern unüberwindlich darniederbeugt, träumt ihr euch hinein in die Freuden des Paradieſes“.

Ich kenne noch andere Freuden, antwortete Wipaſa, denn die eines Paradieſes, welches dir dein Islam, mir aber die Lehre der Brahminen beſchrieb; und ich habe andere Hoffnungen als die ſind, welche die Lehrer deiner und meiner Jugend uns gaben: Nanna, hier in den Sklavenketten und in der gemeinſamen Todesgefahr darf ich es bekennen, ich bin, wenn auch noch nicht durch das äußere Bekenntniß, doch dem innern Glauben nach ein Chriſt.

Die Stirn des jungen mohamedaniſchen Fürſten umwölkte ſich mit Zorn; „ſchweige“, ſo rief er, „du Verächtlicher! der ſeinen mir immer noch achtungswerthen Glauben der Väter, welcher vormals auch der unſrige war, mit der Lehre einer Sekte vertauſchte, die nach einem Gehenkten ſich nennt. Danke es meiner Großmuth, daß ich nicht das, was du in unſerer, den Feinden unverſtändlichen, Mutterſprache mir ſagteſt, ihnen in der ihrigen kund mache; die Strafe für deinen Frevel würde dann bald dich treffen“.

Der Aufſeher über die Sklaven hatte das heftige Aufſchreien des Zornigen vernommen, ohne den Sinn ſeiner Worte zu verſtehen. Er beſtrafte beide Kettengenoſſen wegen ihres vermeintlichen Zankes mit Geißelhieben, und Nanna ſchwieg mit verbiſſener Wuth.

Von dieſem Tage an hatte Vipaſa die Gunſt des vorhin ihm ſo freundlichen Landsmannes verloren; Nanna würdigte ſeinen Kettengenoſſen kaum noch eines Wortes, ja er bezeugte den Haß, den er ſchon als Kind gegen die Chriſten eingeſogen, bei jeder Gelegenheit durch kränkende Handlungen. Nur damit der überläſtige Gefährte, ſey es auch durch den Tod, von ihm genommen würde, hatte er ſich einſt ſelber mit einem Nagel, den er an der Wand des Schiffes aufgefunden, eine Wunde verſetzt, und klagte dann den unſchuldigen Vipaſa der That an; dieſer aber, als man ſeiner ruhigen Verantwortung nicht glaubte, ertrug alle Mißhandlungen mit ſchweigender Geduld; Nanna's Wunſch jedoch wurde nicht erfüllt, denn man ſchloß ihn wieder mit dem grauſam geſchlagenen Gefährten an dieſelbe Kette.

Vielleicht war es vor Allem die im Innern glühende Leidenſchaft, welche, gemeinſam mit den Beſchwerden und Entbehrungen des Sklavenſtandes, den jungen Mohamedaner ſo tief ergriff, daß er in eine ſchwere Krankheit fiel. Da zeigte ſich der Geiſt, der in Vipaſa war, in ſeiner ganzen Kraft. Er pflegte und wartete des Kranken mit unermüdeter Zärtlichkeit; damit derſelbe ein bequemes Lager habe, ruhte er bei Nacht in zuſammengekrümmter Stellung zu ſeinen Füßen; er lauſchte auf jeden Athemzug des ſchmerzlich Leidenden; er ſelber ertrug Tage lang die Pein des Durſtes, nur damit er den ihnen beiden ſpärlich zugemeſſenen Antheil des Waſſers dem fieberhaft durſtenden Kranken allein laſſen konnte. Als Nanna wieder fähig war, das Haupt vom Lager zu erheben, und nun der unbarmherzige Sklavenaufſeher ihn durch Geißelhiebe zur Arbeit zwingen wollte, da übernahm Vipaſa, ſo viel dieß nur geſchehen konnte, den harten Dienſt auch für den Gefährten; ſeinem von Mangel und Leid abgezehrten Körper gab die Liebe eine Kraft und Ausdauer, wie ſie in ſolchem Maaße kaum bei den Geſündeſten und Stärkſten gefunden wird.

Dieſer Gewalt eines ihm unbegreiflichen Geiſtes konnte das Herz des jungen Eiferers für den Islam nicht widerſtehen.

„Wie vermochteſt du dies Alles“, fragte er einſt den Gefährten, „an deinem Feinde zu thun? an einem Menſchen, welcher dir in ſeinem Haſſe nichts denn Böſes erwieſen; an einem Sklaven, der dir, ſeinem Mitſklaven, nicht einmal einen Trunk des Waſſers vergelten kann, das du ihm reichteſt?

Mich lehrte es ſo, antwortete Vipaſa, der Glaube der Chriſten, und dieſer Glaube hat mir die Kraft verliehen, Alles für dich zu dulden und zu thun; denn er hat mir eine Liebe zu dir ins Herz gegeben, welche ſtärker war als dein Haß.

Nanna ſchwieg; ihm war eine Thräne in das ſonſt ſo zornig blickende Auge getreten. „Täuſcheſt du“, ſagte er, „nicht mich und dich ſelber, wenn du dem Chriſtenglauben das zuſchreibſt, was nur aus deinem eignen, guten Herzen kam? Mir hat man die Thaten und die Lehren der Chriſten anders beſchrieben, als wie du beide zu kennen ſcheineſt“.

Vipaſa ließ die Stunde nicht ungenützt vergehen. Er fand die Ohren ſeines Kettengenoſſen geöffnet; ſein Herz empfänglich für Das, was er ihm mittheilte; es war jene Erkenntniß der Gotteswahrheiten des Chriſtenthums, welche er ſelber erſt vor wenigen Monaten durch den Umgang und die Belehrung eines ſyriſchen Chriſten empfangen, der in ſeiner Nachbarſchaft in einem Gebirgsthale wohnte. Die Keime, welche damals der Chriſt in ſeine, nach Wahrheit innig verlangende Seele legte, hatten in der Hitze der Trübſale, die er ſeitdem erduldet, Wurzel geſchlagen und ſich entfaltet; er hatte nun ihre Kräfte an ſich ſelber erfahren.

Nanna ſchwieg und ſchien in Nachdenken verloren. „Und du biſt noch nicht zum Chriſten getauft“? fragte er Vipaſa. „Ich bin es noch nicht“, antwortete dieſer. — „Aber“, ſo fuhr Nanna fort, „erkenneſt du nicht darin die Hand Gottes, die dich vielleicht dem Irthum entreiſſen und zur reinen Lehre des Islam führen wollte, daß du jetzt, gezwungen, wie ich, nach Mekka geführt wirſt? Siehe dort die Wunder am Grabe des Propheten, und ſie werden dein Herz bewegen; dir, wie mir, kann auch nur das Bekenntniß des Islam eine Erleichterung des Sklavenlooſes, ja vielleicht Errettung von ihm verſchaffen.

Dieſelbe Hand, auf deren Macht du dich berufeſt, ſagte Vipaſa, kann uns auch zu andrem Ziele führen, als nach Mekka; ſie kann uns auch durch andere Mittel befreien, als durch das Bekenntniß des Islam. Ihr vertraue ich; auf ihre Hülfe hoffe ich; doch handle ſie mit mir nach ihrem Gefallen; ich habe dulden gelernt, und die Schrecken des Todes fürchte ich nicht.

Die Liebe des jungen Chriſten hatte Gegenliebe erzeugt; ſie hatte ihm den erbitterten Feind zu einem innigen Freund umgeſchaffen; die beiden Kettengenoſſen lebten jetzt in herzlicher, brüderlicher Eintracht; auch Nanna ertrug nun ſein hartes Loos ruhiger und leichter.

Die Schiffahrt war durch Windſtille und widrige Winde ſehr verzögert worden; jetzt endlich fand man ſich im rothen Meere; der Wind war günſtig; in wenig Tagen konnte die Küſte, nahe bei Mekka, erreicht ſeyn.

„Ahneſt du nicht, ſagte eines Abends Nanna, die hülfreiche Macht des Propheten, die uns ſo freundlich hinleitet zur Stätte ſeines Grabes“?

Vipaſa ſchwieg; ſein ſtilles Hoffen jedoch hatte ihn nicht verlaſſen.

Und es ſollte nicht zu Schanden werden, dieſes Hoffen. So nahe ſchon am vermeintlichen Ende der Fahrt, mußte das Schiff noch einen der in jenem Meere gewöhnlichen Unfälle erfahren. Ein heftiger Sturm aus Süden riß es aus ſeiner Bahn hinweg; es ſchwebte zuerſt, in beſtändiger Gefahr zu ſcheitern, an der ägyptiſchen Küſte; endlich, nachdem man wieder das freie Meer gewonnen, wurde es bei Tor, in der Nachbarſchaft des Sinai, an den Strand geſchleudert und erlitt Schiffbruch. Man hatte die Sklaven von den Ruderbänken gelöst, damit, wer dieſes vermochte, durch Schwimmen ſich rette. Die beiden Inder waren zwar vom Schiffe, nicht aber von der langen Kette entfeſſelt worden, welche ſie beide verband. Nanna hatte das Schwimmen nur wenig geübt; er fieng bald an zu ſinken. Da ergriff ihn Vipaſa, welcher, an einem Gebirgsſee geboren und erzogen, ein fertiger Schwimmer war, und brachte die ihm theure Beute glücklich mit ſich ans Ufer. Hier lagen Beide ohnmächtig hingeſtreckt, als ein Mönch, welcher den Palmengarten am Moſesbad bewohnte, ſie erblickte und ihrer pflegend ſich annahm.

Als Nanna die Augen aufſchlug, ſahe er ſich, dieß bezeugte ihm das Crucifix, in einer Wohnung der Chriſten. „Mich hat Gott“, ſagte er, „durch die Liebe eines treuen Freundes, zu Chriſtus geführt, nicht zu dem Grabe des Propheten. Mein Unglaube iſt überwunden; ich bekenne mit dir, mein Vipaſa, den Herrn.

der die Liebe iſt: den Helfer und Erretter vom Tode''.

Wenige Wochen nachher empfiengen die beiden Inder im Kloſter am Sinai die Taufe. Sie konnten ſich nicht wieder trennen von dieſem hehren Orte; ſie hatten ein höheres Reich kennen gelernt, als die unſichern Herrſcherreiche ihrer Väter; in dieſes einzugehen, darnach trachteten ſie.

Sie bewohnten von nun an die kleine, doppelte Höhle am Horeb, und lebten dort ein Leben des Gebetes. Die Zeiten der Noth und der Mühe waren vergangen; ſie hatten einen Frieden gefunden, welchen die Welt weder zu geben, noch zu zerſtören vermag. Beide erreichten ein hohes Alter; an demſelben Tage, an deſſen Morgen Vipaſa ſanft entſchlafen war, ſtarb, gegen Abend, auch Nanna; man trug die Hüllen dieſer ſchon auf Erden ſelig geweſenen Seelen zum gemeinſamen Grabe.

Kalenderhiſtörchen.

1) Das war für mich.

Nach dem gewöhnlichen Weltlaufe ſprechen die Leute, wenn irgendwo etwas recht Hübſches und Leckerhaftes umſonſt zu haben iſt: das wäre, oder das iſt Etwas für mich, und es wird immer nicht ſehr Viele geben, die, wenn ſie die Wahl hätten, nicht lieber ſich ſelber einen Trunk Wein und eine Portion Kalbsbraten, ihrem Nachbar aber eine Tracht Schläge vergönnen würden, als umgekehrt ſich die Schläge, dem Nachbar aber die Mahlzeit. Dennoch finden ſich, Gott Lob! auch noch ſolche ſeltſame

Leute, die für ſich ſelber freiwillig und gern das Ungemach und ſelbſt den Schmerz erwählen, damit nur ihr Nächſter das Gute genießen könne. Von einem ſolchen ſeltnen Manne, bei welchem die Worte: „das war für mich" einen gar löblichen Sinn hatten, ſoll uns die zweite Geſchichte erzählen, während die erſte von einem andren Manne handelt, welcher dieſelben Worte auf keine ſo löbliche Weiſe im Munde führte.

Zwei Soldaten, die in Italien unter dem franzöſiſchen Heere gedient hatten, zogen mit einander durch die Lombardei, ihrer Heimath zu, denn ſie waren jetzt beide außer Dienſt. Der eine war ein ehrlicher Schwab, ein gar wackres, junges Blut; in der Schlacht war ihm ſein Arm zerſchmettert und gelähmt worden, und deshalb hatte er ſeinen Abſchied bekommen. Der andre war ein Mittelding zwiſchen einem Welſchen und Deutſchen, kein rechter Welſcher und noch weniger ein rechter Deutſcher, konnte aber Welſch wie Deutſch ſchwatzen; er war von der Armee entlaufen, um der Beſtrafung für ſeine ſchlechten Streiche zu entgehen.

Der Schwab war noch bei ſeinem Abſchied aus dem Regiment von einigen mitleidigen Offizieren reichlich mit Geld beſchenkt worden, ſo daß er wohl damit bis zur Heimath hätte ausreichen können; er verſtund aber kein Wort Italieniſch, konnte die Leute nicht einmal um den rechten Weg nach dem Allgäu befragen und kam ſich in den Herbergen, mitten unter den Italienern, wie verrathen und verkauft vor. Es war ihm daher ganz recht, daß ſich der Halbwelſche auf dem Wege zu ihm geſellte, obgleich ihm dieſer ſagte, daß er kein Reiſegeld habe, und daß er nur gegen die freie Zehrung das Geſchäft eines Dolmetſchers und Wegweiſers bis zu der Gegend hin, wo die Leute wieder Deutſch verſtehen, bei ſeinem Kameraden übernehmen wolle.

Von da, wo dieſer Geſelle zu ihm kam, fieng ſich dann freilich ein viel luſtigeres Leben für unſren Allgäuer an, welches derſelbe gar gern ſich hätte gefallen laſſen, wenn nur das viele Bezahlen nicht geweſen wäre. Statt daß man ihm bisher, wenn er in den italieniſchen Herbergen auf den Mund zeigte, um ſeinen Hunger und Durſt anzudeuten, gewöhnlich nichts Andres gab, denn altbackenes Weißbrod und einen Trunk ſchlechten Weines, ſchaffte dagegen der Halbwelſche überall, wohin die beiden kamen, das Beſte an, das zu haben war, und während der Deutſche, der ans Sparen dachte, mit einem Schoppen Wein ſich begnügte, trank der Halbwelſche deren drei bis vier; „denn“, ſo ſagte er, „du glaubſt gar nicht, Kamerad, wie einem das Dolmetſchen ins Welſche ſo ſauer wird, und was es für Durſt macht“. — Wenn es dann ans Bezahlen gieng, da verlangte der Schelm ſeinem Kameraden gewöhnlich noch mehr Geld ab, als der Wirth gefordert hatte, den Ueberſchuß aber behielt er heimlich für ſich, und wenn etwa der Allgäuer über die großen Zechen und über die Unkoſten des gar zu oftmaligen Einkehrens ſich beſchwerte, da ſagte der loſe Geſell: laß das nur gut ſeyn; wenn du kein Geld mehr haſt, dann bettle ich für dich, und das erbettelte Brod ſoll dir wohl eben ſo gut ſchmecken und gedeihen, als das gekaufte Bäckerbrod.

Und zu einem ſolchen Genuß von Bettelbrod gelangten die beiden Reiſegefährten nur zu bald. Sie waren noch nicht weit über Mantua hinausgekommen, da gieng das Reiſegeld des Allgäuers ſchon zu Ende, und ſie mußten nun wirklich bei Geiſtlichen wie bei Weltlichen um

Almoſen zuſprechen. Bei ſolchen Gelegenheiten erzählte der Halbwelſche eine ſo rührende Geſchichte von der Großmuth, die er an ſeinem in der Schlacht verwundeten Kameraden geübt habe, wie er dieſen bisher auf der ganzen Reiſe von ſeinem wenigen Erſparten freigehalten und verpflegt, nun aber ſelber nichts mehr habe, und der Allgäuer, mit ſeinem guten, ehrlichen Geſicht, weil er kein Wort von den italieniſchen Lügen ſeines Gefährten verſtund, nickte ſo treuherzig, wenn jener auf ihn hinzeigte, ſeinen bejahenden Beifall, deß die Leute zum Theil ſehr anſehnliche Geſchenke hergaben. So oft aber dieſes geſchahe, wie denn zum Beiſpiel einmal ein vornehmer, geiſtlicher Herr einen großen Thaler, Andere je zuweilen einen oder mehrere Vierundzwanziger hergaben, da ſagte der ſchelmiſche Dolmetſcher jedesmal „das war für mich“, und nur die Sous oder halben Sousſtücke, und was ſonſt von Kreutzer- oder Pfennig-Werthe war, ſo wie die Stücke des Bauernbrodes theilte er mit ſeinem Kameraden, ſo daß dieſer meiſt nur ſehr ſchmale und harte Biſſen zu eſſen bekam.

Aber all dieſe Unbilden hätte ſich unſer Allgäuer noch immer ſtillſchweigend gefallen laſſen, weil er ja doch mit jedem Tag der Gegend näher kam, wo die deutſchen Leute wohnen, wenn nur der ſchuftige Reiſegefährte nicht auch noch andre, ehrengefährlichere Bubenſtücke verübt hätte. So ſtahl derſelbe in einem Dorfe, jenſeits Verona, bei einem geiſtlichen Herrn, der ihm noch dazu eine anſehnliche Gabe in Geld gereicht hatte, ein Paar neue Schuhe. Der ehrliche Schwab hatte es nicht bemerkt, da ſie aber am Abend ins Wirthshaus kamen, zog der Halbwelſche das geſtohlene Gut hervor, verkaufte es an den Hufſchmied des Ortes, und rühmte ſich dann, gegen den Gefährten, auf deutſch, ſeiner That. Und als dieſer hierüber in einen wahrhaft deutſchen Zorn gerieth, ſagte jener ganz kaltblütig: „ei, wenn die Schuhe dem Herrn nicht zu eng oder zu weit geweſen wären, hätte er ſie nicht ſo zu Jedermanns Handen vor die Stubenthür hingeſetzt“.

In Trient mochte der Gaudieb abermals einen ſolchen unehrlichen Streich verübt haben, denn als die beiden Reiſenden am Abend in ihrer Herberge, außen in der Vorſtadt, ſaßen, da trat plötzlich ein Polizeidiener herein und wollte „den Dieb“ holen. Dießmal hätte dieſer gerne die Worte: „dieß war für mich“ umgewendet und geſagt „dieß war für dich“, indem er den Verdacht von ſich hinweg auf den unſchuldigen Reiſegefährten lenken wollte; aber der Polizeidiener, ſo wie die Wirthin, verſtunden zum Glück Deutſch; die Behauptung des Allgäuers, daß er gar nicht in die Stadt hineingekommen ſey, wurde von der Wirthin und ihrem Manne als wahr bezeugt, und die Ausreden des Andren fielen als Lügen in die Augen.

Der Halbwelſche hatte jetzt ſeine Rolle, als Dolmetſcher, zu Ende geſpielt; er wurde in zweckdienlichen Gewahrſam gebracht, und wenn er noch ein Gewiſſen hatte, konnte er von nun an einen andren Gebrauch der Worte: „dieß war für mich“ lernen, als der früher von ihm gemachte war. Der Allgäuer dagegen zog ungehindert ſeine Straße weiter, und da er jetzt, von Salurn an, unter lauter deutſch redendes Volk kam, half er ſich durch Gott und gute Leute vollends durch bis in ſein Vaterland, wo er dann bald nachher, ungehindert durch ſeinen gelähmten Arm, bei dem Geſchäft eines Amtsboten ſein ehrliches Brod und gutes Auskommen fand.

Dieß war die eine Geſchichte über das Sprüchlein: „das war für mich“, welche gerade nicht ſonderlich erfreulich lautet; die andre aber, die ich nun erzählen will, läßt ſich deſto beſſer anhören.

In manchen großen Städten, namentlich von Italien, doch auch hin und wieder von Deutſchland, giebt es geſellſchaftliche Verbindungen von guten, frommen Leuten, die ſichs zum Geſchäft machen, arme Nothleidende und Kranke aufzuſuchen, und dieſen ihr Elend auf alle Weiſe zu lindern. Die Männer und Frauen, welche zu jenen Verbindungen gehören, ſind zum Theil Leute von ſehr hohen, gebildeten Ständen, aber in der Hülle ihrer Ordenskleidung ſehen ſie Alle einander gleich; der alltägliche Stand wird da vergeſſen über dem feſttäglichen Beruf, der Leidenden ſich zu erbarmen.

Einmal hat es in der großen, ſchönen Kaiſerſtadt W. ſich zugetragen, daß ein Bruder von ſolch einem barmherzigen Orden in das Zimmer eines vornehmen Kaffeehauſes hineintrat, in welchem mehrere anſehnliche, reiche Leute um einen Tiſch ſaßen. Man konnte es dem Mann in ſeiner Ordenstracht nicht anſehen, wer er im Gewand des gewöhnlichen Lebens ſey, daß er aber von wahrhaft hoher Bildung war, bewies bald nachher ſein Benehmen, und wenn er, ehe er dieſe Kutte anzog, wie Einige ſagen, ein Offizier von hohem Range war, dann muß er in dem pünktlichen Gehorſam einer höheren, göttlichen Art eben ſo wohl und tüchtig eingeübt geweſen ſeyn, als in den Pflichten und Exercitien eines weltlichen Militärmannes.

Der Ordensbruder, von welchem wir hier ſprechen, näherte ſich dem Einen der Gäſte, welche dort am Tiſche des vornehmen Kaffeehauſes beiſammenſaßen; er klapperte ein wenig mit ſeiner eiſernen Almoſenbüchſe und ſprach einige Worte, die wohl Manchen gerührt hätten, der ſtumme Gaſt aber that, als ſähe und hörte er Nichts von dem Allen. So trat er zum Zweiten, zum Dritten, keiner hörte auf ihn, nur der Vierte fuhr mit der zornigen Antwort heraus: „ſiehſt du denn nicht, daß wir hier gerade ſehr beſchäftigt ſind“?

Beſchäftigt, auf ihre Weiſe, waren die Leute allerdings; ſie ſpielten in der Karte, und zwar ſo hoch, daß alle ihre Gedanken an Gewinn und Verluſt hingen. Der Ordensbruder wartete deshalb ein Weilchen, und da der Vierte ihm doch wenigſtens eine Antwort gegeben hatte, verſuchte er bei dieſem ſein Glück von Neuem; als ſo eben das Spiel beendigt war, klapperte er wieder mit der Büchſe und bat im Namen ſeiner Kranken und Hülfsbedürftigen um eine Gabe. Der Vierte aber, verdrießlich über ſein ſo eben verlorenes Spiel, wendete ſich herum und gab dem Sammler mit den Worten: „da haſt du etwas, du Unverſchämter“, eine ſehr derbe Ohrfeige.

Was that wohl nun der Ordensbruder? Regte ſich bei ihm nicht in ganzer Kraft der Geiſt jenes Standes, dem er ſonſt, im gewöhnlichen Leben, angehörte, und deſſen äußerliche Züge jetzt, vielleicht nur auf etliche Stunden, durch das Gewand des Ordens und durch die Maske des Bartes verhüllt waren? Wie? — durfte er eine ſolche niederträchtige, rohe Behandlung ungeahndet laſſen; war nicht die Ehre ſeines Standes auf eine Weiſe gekränkt, welche blutige Rache erforderte?

Wirklich ſchien es auf einige Augenblicke, als ob in dem hart Beleidigten dergleichen Gedanken aufſtiegen; ſeine Stirn, von der Röthe des Zornes übergoſſen, umwölkte ſich; ſein Arm zuckte. Aber der Mann war an militäriſchen Gehorſam gewöhnt; in jenen Augenblicken der natürlichen Aufwallung vernahm er das Commandowort eines Herrn in ſeinem Herzen, vor deſſen Augen nur die Ehre, die vor Gott gilt, geachtet iſt, die Ehre aber vor Menſchen als ein Nichts erſcheinet. Er gehorcht dem Commando; er faßt ſich; hoch emporgerichtet ſteht er vor ſeinem Beleidiger da, und mit einem Ton der Stimme, welcher auch dem roheſten Herzen eine unwillkürliche Achtung gebietet, ſpricht er: „das war für mich; — jetzt aber, mein Herr, geben Sie mir auch Etwas für meine hungernden Armen und Kranken, welche noch heute mit Nahrung und Erquickungen verſorgt werden müſſen".

Einer ſolchen Macht des hohen Selbſtbewußtſeyns und guten Gewiſſens gegenüber, wird es dem rohen Beleidiger ganz ſonderbar zu Muthe; er wirft die Karten hin, ſpringt von ſeinem Stuhle auf, umarmt den Almoſenſammler und giebt, denn die Luſt am Spiele war ihm vergangen, all das Geld, das er eben bei ſich führte, zur Lindrung der fremden Noth hin. Auch die andren Gäſte, am Spieltiſche wie im Zimmer, großentheils reiche und vornehme Müſſiggänger, reichten dem hochherzigen Empfänger der Ohrfeige ungewöhnlich anſehnliche Gaben für ſeine Kranken dar. Er ſelber aber, der Almoſenſammler, herzlich dankend, gieng ſeines Weges, mit einer Thräne im Auge, welche ihm nicht der Unmuth, oder der Schmerz über die erduldete Mißhandlung, ſondern die Freude, über den Sieg jener Liebe, ausgepreßt hatte, welche dem Menſchen ſchon das Seyn der Erde zu einem Vorhof des Himmels machet.

Da, wo deines Königs Ruhm
Und was Sein iſt, in Gefahren,
Darfſt du nicht dein Eigenthum,
Nicht den Hut und Staatsrock ſparen.

* * *

2) Das Sonntagskind.

Der große, weltberühmte Gelehrte, der Engländer **Iſaak Neuton**, war an einem Chriſttag (am 25. December 1642) geboren, und es hat noch mehrere treffliche Leute gegeben, deren Geburtstag auf einen hohen Feſttag der Kirche fiel. Noch viel gewöhnlicher als ſolche Feſttagskinder ſind die gewöhnlichen Sonntagskinder; man legt auch dieſen manche glückbringende Eigenſchaften bei, aber nur wenige wird es darunter geben, die ſich Das zutrauen möchten, was das Sonntagskind, von welchem wir hier erzählen wollen, ſich ſelber und Andren, mit einer ſeltnen Zuverſichtlichkeit zumuthete.

Zu Leipzig kam einmal ein junger Menſch in einen Gaſthof, nahe bei dem Ranſtädter Thor, und ließ ſich ein Zimmer anweiſen; denn, ſagte er, es kann ſeyn, daß ich mehrere Tage hier bleiben muß, bis ich mein Geld erheben kann. Er gieng bald darauf aus, kam wieder, ließ ſich das Eſſen an der Wirthstafel recht wohl ſchmecken, und desgleichen that er am zweiten und dritten Tag. Dem Wirthe war die große Einfachheit der äußren Einrichtung, die er an ſeinem Gaſt bemerkte, etwas auffallend; denn dieſer führte weder Koffer noch Kiſte, auch nicht einmal ein Päcklein, das man etwa unter dem

Arm oder in der Taſche trägt, bei ſich, ſondern Alles, was er hatte, das trug er an und mit ſich, und wenn er auch zuweilen, beim Ausgehen, ſeinen Stock oben im Zimmer ſtehen ließ, ſo war dieſes doch nur ein Ziegenhayner, an Werth von zwei guten Groſchen.

Uebrigens war an dem jungen Menſchen nichts auszuſetzen; er verzehrte eben ſo viel als die andren Gaſte, und eher noch mehr als dieſe; ließ ſich mehrmalen Wein geben, der dort ziemlich theuer iſt, „denn“, ſagte er zu einem andren Gaſte, welcher bloß Bier trank, „man muß dem Wirth auch dieſen größeren Profit, den er am Weine hat, zuweilen vergönnen“. Und ſo hörten die Wirthsleute und ihre Dienſtboten noch ſonſt manche Aeußerung der Großmuth von ihm, nur kein Geld konnten ſie bei ihm zu ſehen bekommen. Endlich, da gerade Samſtag war, ſchickte der Wirth die Rechnung für Koſt und Logis zu ihm hinauf in das Zimmer, mit der höflichen Frage, ob der gnädige Herr nicht auch, wie die meiſten andren Gäſte hier in dieſem Wirthshaus, am Ende der Woche bezahlen möchte?

Sage dem Herrn Wirth, ſo antwortete der Fremde dem fragenden Hausknecht, daß ich hier in Leipzig 500 Thaler zu erheben habe; ſobald dieß geſchehen, ſoll derſelbe ſeine Bezahlung erhalten, und auch du ſollſt dann, wenn du mich ferner gut bedienſt, ein reichliches Trinkgeld empfangen, denn auf etliche Thaler kommt mir's dabei nicht an.

Der Wirth, der ein gutmüthiger Mann war, dachte: es hat mich ſchon Mancher bezahlt, von welchem ichs kaum erwartet, und Mancher betrogen, dem ichs nicht zugetraut hätte; ſo will ichs denn auch von dieſem da noch etliche Tage abwarten, zu welcher Sorte er gehört. Zu den Pfiffigen kann ich ihn einmal nicht zählen, ſondern eher zu den Gimpeln, vor deren Ränken man ſich hier zu Lande nicht ſonderlich fürchtet.

Der Gaſt ließ ſich am andren Tage ſein Frühſtück und ſein Mittagseſſen eben ſo gut ſchmecken, als in der vorhergehenden Woche; am Nachmittag gieng er, denn es war ſchönes Wetter und der Sonntag lockte viele Leute hinaus ins Freie, nach dem Milchgarten und nach dem Kuchengarten, dann auch noch gegen Gohlis hin, kehrte aber nirgends ein, und verzehrte keinen Heller; denn, ſo ſagte er zu einem jungen Handlungsdiener, den er an der Wirthstafel kennen gelernt hatte, ich will mir meinen Appetit zum Abendeſſen nicht verderben, und das Geld lieber meinem Wirthe zuwenden.

Als am Montag wieder alle Kaufmannsläden und Wechslercomtoire offen waren, und der junge Fremde am Mittag zur Eſſenszeit wieder von ſeinem gewöhnlichen Gange nach den Gaſſen und Gäßchen der Stadt nach Hauſe kam, nahm ihn der Wirth bei Seite und fragte ihn, ob er wohl gute Geſchäfte gemacht und ſeinen Wechſel in baare Münze umgeſetzt habe?

„Ein Wechſel, ſagte der Gaſt, iſt das, was ich bei mir habe, eigentlich nicht, ſondern ein andres ſichres Papier, von welchem ich jedoch heute noch keine Anwendung machen konnte“.

Alſo, eine Anweiſung, fragte der Wirth weiter, und an welches Handelshaus, oder an welche hieſige Buch- oder Kunſthandlung lautet dieſe Ihre Anweiſung?

„Das Handelshaus, welches das Geld zahlt, erwiederte der Gaſt, wüßte ich ſelber nicht genau zu ſagen, es iſt aber gewiß ein recht großes, reiches; es iſt mit D. E. unterzeichnet“.

Ei, wie ſo? ſprach der Wirth ganz verwundert; dergleichen Anweiſung iſt ſeltſam, laſſen Sie mich dieſelbige doch ſehen.

Der junge Menſch zog ganz unbefangen ein Briefcouvert aus der Taſche, in welchem ein Blatt aus der Leipziger Zeitung ſtak, das er dem Wirth hin vors Auge hielt und dabei, mit dem Finger auf folgende gedruckte Anzeige deutete: „Eine Brieftaſche in rothem Saffian, enthaltend mehrere wichtige Papiere, iſt in hieſiger Stadt verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird erſucht, dieſelbe auf dem Anfragebüreau der hieſigen Polizei abzugeben, und kann daſelbſt, nach vollſtändiger Ablieferung des Vermißten, ſogleich 500 Thaler für ſeine gefällige Dienſtleiſtung erheben“.

Sehen Sie, ſo fuhr der Gaſt mit einer wichtigen Miene fort, indem der Wirth dabei ein verwunderſam langes Geſicht machte, ich bin ein Sonntagskind, habe ein beſondres Glück im Finden, und habe auch erſt neulich unſres Nachbarn, der ein Muſikant iſt, Violine, nachdem ſie derſelbe beim Nachhauſegehen von einer Hochzeit in der Trunkenheit hinter einem Gartenzaun hingelegt und am ganzen andren Tage vergeblich darnach geſucht hatte, glücklich wieder gefunden. Deßwegen wird mirs ſicherlich auch mit dem Auffinden der Brieftaſche nicht fehlen; nur iſt die Stadt groß, und ich bin in den wenigen Tagen doch noch nicht durch alle Seitengäßchen oder Durchgänge, und noch weniger in alle Höfe gekommen, in deren einem der vornehme Herr, der die 500 Thaler ausbezahlt, eben ſo wohl ſeine Brieftaſche kann haben liegen laſſen, als auf der offnen Straße.

Der geneigte Leſer wird bei dieſer Erzählung vermuthlich daſſelbe denken und ſagen, was der zornige

Gaſtwirth dachte und auch unverholen ausſprach, nämlich, daß der junge Menſch ein Narr geweſen ſey, und ich kann nicht läugnen, ich ſelber meine, daß derſelbe nicht gar weit von dieſer Sorte von Leuten entfernt war. Aber zugleich frage ich den geneigten Leſer, ob er nicht Leute kennt (vielleicht ſitzen ſie nicht weit von ihm, oder es kann ſeyn, daß er ſelber von ihrer Art iſt), welche eben ſolche Streiche machen, wie unſer Brieftaſchenſucher. Dergleichen Leute ſind Solche, welche ihr Geld gerade dann, wenn ſie deſſelben am nöthigſten brauchen, auf einen Dunghaufen werfen, in der Meinung, daß es daſelbſt wie ein Baſiliskenei fruchtbar werden und ſich vermehren ſolle. Ich meine hiermit Die, welche ins Lotto ſetzen, wobei ſie ohngefähr eben ſo viel Sicherheit haben, Etwas zu gewinnen, als der erwähnte junge Menſch zum Auffinden der Brieftaſche. Ja man könnte ſagen, ſie ſind noch ärgere Thoren als das erwähnte Sonntagskind, für welches ſpäter dennoch ein reicher Vetter in Merſeburg die Zeche bei dem Leipziger Gaſtwirth bezahlte, denn die Lottoſpieler gehen nicht aufs Suchen, ſondern aufs Stehlen aus, indem jeder Gewinnſt, den ſie machen, ein Diebſtahl an den Armen iſt, aus deren Sparpfennigen die Lottokaſſe gefüllt wird, und ein Diebſtahl an ſich ſelber, indem ein ſolch liederlich erworbnes Geld dem Empfänger die Luſt zur redlichen Arbeit und den Frieden eines guten Gewiſſens mit Gott und den Menſchen hinwegnimmt.

Willſt den Kreuzer du erbeuten,
Nimm ihn nicht den Bettelleuten;
Schick den Pfennig übers Meer,
Er bringt dir den Groſchen her.

3) Dergleichen gilt hier nicht.

Für den Phantaſten, von welchem wir in der vorhergehenden Erzählung ſprachen, hatte das Zeitungsblatt, das er bei ſich trug, einen hohen Werth, und er hätte die erträumte Hoffnung, welche ihm daſſelbe gab, gewiß nicht um mehrere Thaler baares, ſichres Geld verwechslen mögen. Aber freilich war der Werth jenes Papieres nur ein eingebildeter, während der Werth eines andren Papieres, das ein gewiſſer Reiſender bei ſich führte, bloß kein landesüblicher war.

Dieſer Reiſende war ein Engländer, welchen vor nun mehreren Jahren ſein Weg durch die Gegenden am Main und an der Tauber führte. Etliche Stunden Weges jenſeit Werthheim brach ihm etwas an ſeinem Wagen, und er mußte bei einem kleinen Dorfe ſtill halten, was ihm um ſo weniger behagte, da er ſeinen Kammerdiener, welcher gut deutſch ſprach, mit allerhand Auftragen nach Frankfurt a. M. vorausgeſendet hatte. Der Reiſende war in ſeinem Lande ein ſehr reicher Mann, und hatte auch diesmal große Summen bei ſich, freilich aber nicht in baarem Gelde, denn dieſes führte großentheils der Kammerdiener in ſeinem Beutel, ſondern in engliſchen Banknoten. Im Vertrauen auf dies ſein Vermögen ließ der Herr ſich bedienen, ſo gut man es nur haben konnte; er ſetzte faſt die ganze Mannſchaft des kleinen Dorfleins in Bewegung, und ſelbſt aus der benachbarten Stadt wurden noch geſchickte Handwerksleute für ihn herbeigeholt. Da es aber nun zum Bezahlen kam und er eine Banknote hervorzog, auf welche er, nach Abzug ſeiner Schuld, noch mehr als tauſend Gulden herausgezahlt haben wollte, da ſagten die Leute: dergleichen Papier gilt bei uns keinen

Kreuzer, geſchweige tauſend Gulden, und der Herr hätte wohl ſelber als Pfand müſſen dableiben, wenn ihm der Poſtillon nicht mit Geld und mit ſeinem Gutſagen ausgeholfen hätte.

Bei dieſer Erzählung iſt mir ein Vergleich eingefallen. Jener vornehme Reiſende war in ſeinem Vaterlande ſehr reich geweſen, weil dort ſeine Banknoten als Dinge von ſehr hohem Werthe geachtet wurden; nun kam er über das Meer herüber, in ein jenſeitiges Land, und ſein großer Reichthum galt da für nichts. So könnte es wohl auch mancher Menſchenſeele ergehen, welche hier im Erdenleben durch Dinge glänzte und hoch angeſehen war, auf welche der gemeine Troß unſrer Weltleute den größeſten Werth legt, wenn ſie da hinüber käme in jene andre Welt, wo dergleichen Dinge für nichts geachtet ſind. Darum iſts immer gut, wenn man Gold und Silber, gereinigt vom Schmelzer, und geläutert im Feuer der Liebe zu Gott und den Brüdern, bei ſich trägt, denn dergleichen Münze gilt auch noch jenſeits des Grabes.

Wo den Goldwerth man beachtet,
Wird der Stempel kaum betrachtet;
Meſſing, noch ſo fein geprägt,
Goldſchmiedsproben nicht verträgt.

3) Der unerkannte Werth.

Mit dem Papiergeld, ſo ſahen wir eben, obgleich daſſelbe im Verkehr der Bewohner eines einzelnen Landes große Bequemlichkeiten gewährt, hat es immer eine eigne Bewandtniß, und auf eine allgemeine Anerkennung und gleichmäßige Schätzung unter den verſchiednen Völkern der Erde, kann daſſelbe niemals Anſpruch machen. Anders dagegen verhält es ſich mit manchen handgreiflicheren, beſſer ins Gewicht und ins Auge fallenden, dabei auch minder leicht zerſtörbaren Naturkörpern, welche ſchon ſeit den älteſten Zeiten und mit faſt allgemeiner Uebereinſtimmung bei den verſchiedenſten Völkern die Stelle unſres Geldes vertreten haben.

Es hat nämlich ſelbſt in der äußren Natur ſeinen guten Grund, daß der Menſch einen ſo beſonders hohen Werth auf die edlen Metalle und die Edelſteine legt. Von dem Gold kann man wörtlich ſagen, was im Sprichwort von der alten Liebe gilt: „es roſtet nicht“; und wenn ein edles Metall auch verunreinigt wäre, dann läßt es ſich doch ohne große Schwierigkeit im Feuer wieder läutern und reinigen. So haben denn auch die Edelſteine Eigenſchaften an ſich, wodurch ſie allerdings den menſchlichen Sinnen ſich ſehr empfehlen müſſen; denn dem Grün des Smaragds kommt doch an Reinheit und Schönheit kein andres Grün der Erde bei; der Demant übertrifft durch ſeine Härte und durch ſeinen mächtigen Glanz alle bekannten Körper. Darum iſt dieſer Stein ſchon ſeit alten Zeiten ſo viel höher gehalten worden als Gold, daß der Werth von einem Demant, der nicht viel größer iſt als ein Kirſchkern, auf mehrere tauſend Gulden, bei einem, etwa von der Größe eines Taubeneies, auf mehrere Millionen angeſetzt wird. Vor allem hat man in Oſtindien, wo ſich vormals viele ſchöne Demanten fanden, und wo ſich auch jetzt noch manche fänden, dieſen Edelſtein als eine koſtbare Waare betrachtet, nach deren Beſitz Jedermann ſtrebte, und noch fortwährend beſtehet der Hauptreichthum der wohlhabenderen Indier in den Edelſteinen, mit denen ſie ſich und ihre Frauen ſchmücken.

Ein Holländer, welcher viele Jahre in Oſtindien gelebt und durch Handel ſich ein ziemlich beträchtliches Vermögen erworben hatte, war auch von der Augenluſt an den Edelſteinen angeſteckt worden, und hatte namentlich beim Kauf und Wiederverkauf von Demanten ſchon manche anſehnliche Summe gewonnen. Einmal erfuhr er, daß auf der Inſel Ceylon ein reicher indiſcher Fürſt geſtorben ſey, welcher einen großen, ſchönen Demant beſeſſen hatte, deſſen Werth über 2 Millionen Gulden geſchätzt war. Die Erben des Fürſten wollten ſich gern in ſeinen Nachlaß theilen, aber damit dies auf gleichmäßige Weiſe möglich ſey, mußte vor allem der koſtbare Demant durch Verkauf in baares Geld umgeſetzt werden. Der Holländer hatte erſt nach mehreren Monaten von dem Handel erfahren, indeß kam er noch immer zeitig genug am Wohnort des verſtorbenen Fürſten an, deſſen Erben indeß den Schatz vielfach ausgeboten hatten und zuletzt, nur um endlich einen Käufer zu finden, den Stein um ſeinen halben Werth, gegen gleich baare Bezahlung, abgeben wollten. Der Holländer bot noch etwas weniger, als dieſe Hälfte, und da ſich kein andrer Käufer einſtellte, welcher mehr geben konnte oder wollte, als er, ſo bekam er den ſchönen Demant. Aber ſo vortheilhaft auch dieſer Kauf erſchien, bei welchem mit einem Male mehr denn eine Million gewonnen wurde, ſo ſehr brachte er den Käufer in ökonomiſche Bedrängniſſe. Dieſer mußte aufs Eiligſte alles verkaufen, was er hatte, um die Zahlungsſumme für den Edelſtein aufzubringen; nur noch einige tauſend Gulden blieben ihm zur Reiſe nach der Heimath übrig. Doch machte ihm dieſes keine Sorgen, denn er wußte, was der Stein, den er jetzt beſtändig bei ſich trug, und öfters, wenn er allein war, mit Wohlgefallen betrachtete, werth ſey, und hoffte, ſobald er nach Europa käme, mit leichter Mühe ſeinen Schatz an ein reiches Fürſtenhaus gegen baares Geld umzuſetzen.

So kam denn der Mann, nach vieljähriger Abweſenheit, glücklich wieder in ſeinem Vaterlande an. Seine Correſpondenten in Rotterdam und Amſterdam wußten, daß der Mann bei gutem Vermögen ſey, und erwarteten deßhalb von ihm, daß er ſich alsbald nach ſeiner Heimkehr ein ſchönes Haus oder Landgut kaufen und da den Reſt ſeiner Lebenstage im ruhigen Genuß ſeines ſauer erworbenen Reichthums zubringen werde; aber zu ihrer Verwundrung miethete ſich derſelbe einige wenige Zimmer, in einem abgelegnen Stadttheile von Amſterdam, und lebte hier ſo eingezogen und ſparſam, wie ein armer Mann, welcher jährlich nur wenige hundert Gulden zu verzehren hat. Er that dieſes keinesweges aus Geiz, ſondern er wollte, bis ſein Demant verkauft wäre, weder (aus Furcht vor den Dieben) es Jemand wiſſen laſſen, daß er im Beſitz eines ſolchen Schatzes ſey, noch auch Schulden darauf machen. Er ſchrieb indeß an mehrere Höfe von Europa, ließ ſeinen Demant auch unter der Hand den Agenten dieſer Höfe ſehen, aber die Gebote, die ihm von einer und der andren Seite gemacht wurden, blieben ſo weit unter dem ihm wohlbekannten, eigentlichen Werth des Juweles zurück, daß er ſich, obgleich er auch dabei noch einen ſehr anſehnlichen Ueberſchuß über ſein Auslagekapital ſammt den Intereſſen desſelben gewonnen hätte, unmöglich dazu entſchließen konnte, den Stein dafür hinzugeben. Hierdurch zog ſich ſein Handelsgeſchäft ſo in die Länge, daß der Mann darüber ſtarb.

Die Leute, welche, wenn dieſer reiche Millionär mit ſeinem Schatz in der Taſche zu den Agenten gieng, ihn in ſeinem abgetragnen Rocke geſehen hatten, mochten es ſchwerlich vermuthet haben, daß ſo viel an Werth in einer Taſche jener armſeligen Kleidung verborgen ſtecke; ſie erfuhren dieſes aber nach ſeinem Tode, als endlich der koſtbare Stein von den weitläufigen Verwandten, die den Mann beerbt hatten, um eine hohe Summe verkauft wurde.

In einem Lande, wo man den Werth der Leute, wenigſtens nach einem Ausdrucke des Volkes, nach ihrem Vermögen abwiegt, war allerdings in jenem Holländer, und in dem Schatze, den er in ſeiner Taſche trug, ein großer, unerkannter Werth, der erſt nach ſeinem Tode ein erkannter wurde; aber es war eben doch nur ein Geldwerth, und dieſer iſt nicht ſo hoch anzuſchlagen. Darum erſcheint uns ſchon ein ſolch andres Beiſpiel von unerkanntem Werthe viel bedeutender, welches ein großer Maler in Welſchland, Namens Correggio, gab, indem derſelbe bei ſeinen Lebzeiten für ſeine Werke einen ſo geringen Lohn bekam, daß er ſich mit ſeiner Familie nur nothdürftig davon ernähren konnte, während der Werth dieſer Werke nach ſeinem Tode ſehr hoch geſchätzt und allgemein anerkannt wurde. Denn dieſe Geſchichte der Gemälde des Correggio erinnert uns in abbildlicher Weiſe an das Loos jener Menſchenſeelen, welche hier auf Erden den Lohn für ihre ſtillen Thaten auch nicht dahin genommen haben, weil der Werth derſelben ein unerkannter war, die aber dafür dort jenſeits, nach dem Tode, deſto reicheren Lohn ernten werden.

Ohne Glanz und ohne Schein,
Lag die Muſchel an dem Strand;
Doch ein Kenner ſah hinein,
Und die Perle in ihr fand.

5) Ein Reichwerden durchs Stilleſitzen.

Der geradeſte Weg für einen von Geburt aus unbemittelten Mann, um in der Welt ſein ehrliches Brod zu finden, iſt freilich in dem Sprichwort angedeutet: „bete und arbeite“; Mancher aber iſt auch, wie man von den Hauſirern zu ſagen pflegt, durch Laufen und Schwätzen zu einem kleinen Vermögen gekommen. Am ſeltenſten jedoch mögen immer die Falle ſeyn, in denen ein armer Mann bloß dadurch, daß er ſich zum Ausruhen von ſeiner Arbeit ſtill hinſetzte, zu einem reichen Manne wurde. Und doch iſt dieſes einmal einem ehrlichen Handelsmanne, der in einer berühmten Seeſtadt wohnte, wiederfahren. Dieſer hatte ſich von Jugend an in ſeinem kleinen Geſchäft abgemüht und geplagt, und da er nun zuletzt zu einem Anfang von Wohlhabenheit gekommen war, verlor er ſein ganzes Vermögen durch den Fall eines großen Handelshauſes, auf deſſen Glück im Geſchäft ſein eignes gebaut war.

Der arme Mann, der außer ſeinem eignen Unterhalt noch für den einer lieben Frau und etlicher Kinder zu ſorgen hatte, kam am Abend des Tages, an welchem er ſeinen großen Verluſt erfahren hatte, zu einem Jugendfreund, welcher Kapitän auf einem Kauffahrteiſchiff — einem ſogenannten Oſtindienfahrer — war. Dieſem klagte er ſeine Noth, als einem alten Vertrauten, von welchem er übrigens nichts erwartete und begehrte, als Theilnahme.

Ihr Unglück, ſagte der Kapitän, geht mir ſehr nahe, und da, wie Sie mir ſagen, Ihre Frau ſammt den Kindern vor der Hand bei Ihren Schwiegereltern ein Unterkommen finden wird, Sie aber ohnehin geſonnen ſind, Ihren hieſigen Aufenthalt zu verlaſſen, mache ich Ihnen einen Vorſchlag, der, wenn auch vor der Hand zu keinem bedeutenden, doch wenigſtens zu einem ſichern Erwerb Ihnen verhelfen kann. Die Stelle eines Proviantmeiſters und Kaſſirers auf unſrem Schiff iſt erledigt; entſchließen Sie ſich dieſelbe anzunehmen und eine Fahrt nach Oſtindien mit mir zu machen. Dort in jenem reichen Lande mag ſich leicht eine Gelegenheit finden, mit einem kleinen Kapital, das ich Ihnen gern darleihen würde, ein vortheilhaftes Handelsgeſchäft anzuknüpfen, wodurch Sie Ihrem Hausſtand wieder aufhelfen könnten.

Der Handelsmann geht in den Vorſchlag ſeines Jugendfreundes ein; er ſchifft mit dieſem nach Oſtindien. Aber mit einem Handelsgeſchäft will es ihm auch dort, in dem Lande, wo ſchon ſo mancher Europäer reich geworden, nicht glücken; ein Diebſtahl bringt ihn um mehrere, für den Abſatz in Europa vortheilhaft eingekaufte Waaren; er darf froh ſeyn, daß wenigſtens das kleine Kapital ſeines Freundes für dieſen gerettet wird, obgleich er den größeren Theil ſeiner Löhnung für die ganze Reiſe der mislungenen Hoffnung zum Opfer bringen muß. Arm, wie er nach Oſtindien gekommen, tritt er die Rückfahrt nach Europa an.

Auf dieſer Rückreiſe wird das Schiff durch langanhaltende, furchtbare Stürme an die Inſel Sokotora verſchlagen. Das Meer hatte ſich wieder beruhigt; der Kapitän läßt ein Boot nach der Inſel ausſetzen, um friſches Waſſer einzunehmen; der Proviantmeiſter geht mit ans Land, um dort einige friſche Lebensmittel für die zum Theil erkrankte Schiffsmannſchaft einzukaufen. Ermüdet von ſeinen Geſchäftsgängen und erfüllt von kummervollen, doch zugleich auch Gott vertrauenden Gedanken an die Zukunft, kehrt er gegen Abend an das Ufer, in die Nähe des Waſſerplatzes zurück. Das Boot iſt noch nicht zum Abfahren bereit; er ſetzt ſich indeß ausruhend auf ein graues Geſtein hin, welches dort aus den Halmen des hohen, welken Graſes hervorragt. Er hat noch nicht lang geſeſſen, als er einen lieblichen, vom Boden aufſteigenden Duft bemerkt. Er ſieht ſich um nach dem Urſprung des Duftes und findet bald, daß ſein Ruheſitz es ſey, der dieſen Wohlgeruch verbreitet. Bei genauerem Nachforſchen zeigte es ſich, daß der vermeintliche, graue Sandſtein ein von den Meereswogen, wahrſcheinlich während der letzten Stürme, ans Land geworfenes Stück Ambra, von ganz ungewöhnlicher Größe und Gewichtsmaſſe ſey. Der arme Proviantmeiſter machte ſein Eigenthumsrecht auf den von ihm zuerſt „beſeſſenen" Schatz geltend; er ließ das Ambraſtück durch die Matroſen zum Schiff bringen, und nach Abzug alles Deſſen, was er von dieſer Ausbeute an ſeine Reiſegefährten abgab, blieb ihm aus dem Verkauf ſeines koſtbaren Ruheſitzes noch ein Kapital von 2700 Pfund Sterling (gegen 30000 Gulden), als reiner Gewinn zurück; eine Summe, welche bei glücklicher Benutzung den Wohlſtand ſeines Hauſes noch für Kinder und Kindeskinder begründete.

Statt zu keuchen und zu ſchwitzen,
Sollſt du manchmal ſtille ſitzen;
Oft am Werktag nicht gelingt,
Was die Sabbathsruh dir bringt.

◆

6) Polizeiliche Anklagen durch Thiere.

Daß gar manchmal durch das Zeugniß der Thiere allerhand Verbrechen und Schelmereien der Menſchen aufgedeckt worden ſind, wird wohl jedem Leſer bekannt ſeyn. Namentlich weiß man es von Hunden, welche den Mörder ihres Herrn dadurch verriethen, daß ſie den Verbrecher überall, wo ſie ſeiner anſichtig wurden, mit Heftigkeit, als ob ſie ihn noch über der Mordthat beträfen, anfielen, ſo wie andre Thiere derſelben Art die Spur von Dieben verfolgten und dieſe auffinden halfen. Weniger bekannt möchten aber die beiden Fälle von einer ſolchen polizeilichen Verrichtung der Thiere ſeyn, welche wir hier nachſtehend erzählen wollen.

Während der großen Handelsſperre, welche Napoleon zunächſt gegen die Engländer veranſtaltet hatte, war der Preis der ſogenannten Colonialwaaren, namentlich des Kaffees und Zuckers, ſo hoch geſtiegen, daß der Schmuggelhandel mit dieſen Gegenſtänden einen ungemeinen Gewinn abwarf, weshalb denn viele Leute ſich zu dieſer unehrlichen Handthierung verleiten ließen. Damals war Hamburg durch ein franzöſiſches Armeekorps beſetzt, und man bemühte ſich, dieſe ſchöne, große Handelsſtadt durch Anlage von Feſtungswerken gegen feindliche Angriffe vom Waſſer her zu ſchützen. Der Bau wurde ſo eifrig betrieben, daß auch alle Landleute aus der Nachbarſchaft zum Herbeiführen der Steine und der Erde aufgeboten waren.

Unter den vielen Fuhrleuten, welche Sand und Erde nach der Stadt hereinbrachten, ſtellte ſich namentlich einer, mit wahrhaft muſterhaftem Fleiße, täglich mehrere Male ein. Der Mann hatte auf ſeinen Karren jederzeit eine ſo große Maſſe gelblichen Sandes aufgeladen, daß man kaum begreifen konnte, wie ſeine abgemagerten, elenden Pferde eine ſolche Laſt zu ziehen vermöchten. Die Douaniers an der Barriere ließen den eifrigen Bauer unbedenklich paſſiren, denn ſie wußten es, daß der Feſtungsbau keinen unnöthigen Aufſchub erlaube, und was hatte die Mauth mit einer Fuhre Sandes zu ſchaffen! Einmal aber, an einem ſchönen Nachmittag, gieng eine Dame mit ihrem Bologneſerhündchen hinaus vor die Stadt ſpatzieren, und ſie kam gerade in dem Augenblick an die Barrieren, als auch der fleißige Sandfuhrmann dort mit ſeinem Karren eingetroffen war. Bei einer Wendung, welche ſein Fuhrwerk um einen andren, bei der Douane ſtillhaltenden Wagen machte, geſchahe es, daß ein Klumpen des gelblichen Sandſteines vom Karren herunterfiel auf den Boden. Das Bologneſerhündchen der Dame war gerade in der Nähe; es ſprang zu dem herabgefallenen Sande hin, leckte daran und fieng dann ſogar an, davon zu freſſen. Das kam einem der dabei ſtehenden Mauthoffizianten ſeltſam vor, daß ein Hund Appetit nach Sandſtein hatte; er trat hinzu, hob den Reſt des vermeintlichen Steines auf, und erkannte bald, daß es ein mehliger Rohzucker (Farinzucker) war, welchen der in das Gewand eines Bauernknechts vermummte Schmuggler als angeblichen Sand in die Stadt hereinführte. Man ſahe ſich nach dem Schleichhändler um; der aber hatte ſich aus dem Staube gemacht und ließ willig den Mauthnern ſeinen ſchlechten Karren ſammt den elenden Pferden als Buße da, denn er hatte durch ſeine wochenlang fortgeſetzten Sandfuhren vielleicht ſechszigfältig mehr gewonnen, als ſein ganzes Fuhrwerk ſammt der letzten, auf demſelben befindlichen Ladung werth war.

Während in dem eben erwähnten Falle ein Hündlein, das immer unter Menſchen zu leben gewohnt war, eine menſchliche Schelmerei aufdeckte, mußte in einem andren Falle ſogar ein Fiſch, der in ſeinem Element der

Tiefen nur wenig von unſrem Geſchlecht gewahr wird, ein gerichtliches Zeugniß abgeben über ein Verbrechen, deſſen ſich ein Mann ſchuldig gemacht hatte.

Ormsby, in ſeiner von Wellſtedt bekannt gemachten Reiſe nach der Stadt der Kalifen (Bagdad) erzählt, daß einſt im indiſchen Meere ein Haifiſch von ungeheurer Größe in die Nähe eines königlichen Schiffes kam. Die Mannſchaft dieſes Schiffes feuerte auf das mächtige Thier, und nach einem harten Kampfe gelang es, daſſelbe an Bord zu ziehen. Dieſer glückliche Fang führte bald hernach einen andren nach ſich, an welchen niemand gedacht hatte. Der zum Tod verwundete Fiſch hatte einen Pack Papiere ausgeſpieen, welche, bei genauerer Unterſuchung, ſich als die Geſchäftspapiere und Rechnungen eines Sklavenſchiffes kund gaben. Das gefräßige Thier konnte dieſe Schreibereien nur erſt vor Kurzem verſchlungen haben; ſie mußten aller Wahrſcheinlichkeit nach aus einem Schiffe ausgeworfen worden ſeyn, das nicht ſehr ferne vor der königlichen Fregatte herſegelte, und welches man ſchon ſeit einiger Zeit im Verdacht des ſchändlichen Gewerbes des Menſchenhandels gehabt hatte, ohne für dieſen Verdacht einen vollgültigen Beweis aufbringen zu können. Ein ſolcher Beweis war jetzt gefunden; das Sklavenſchiff, welches ein ſchlechter Segler war, wurde eingeholt, man nahm ſeine Beſitzer in Gewahrſam, ſtellte ſie bald hernach vor den Gerichtshof, und durch die Papiere, die der Haifiſch ausgeliefert hatte, wurden ſie ihres Verbrechens überführt. Da geſchahe es denn, was das alte Sprichwort ſagt:

Was geſponnen du bei Nacht,
Wird bei Tag ans Licht gebracht.

7) Der Vortrag.

Ein Bauernburſche, den man zum Soldaten gemacht hatte, ſollte mit ſeinem Regiment zu Felde ziehen. Er hatte daheim eine Braut, welcher er gern noch ein Andenken hinterlaſſen wollte; darum gieng er zu dem Goldſchmied und beſtellte ein goldenes Fingerreiflein, in welches die Worte hineingegraben ſeyn ſollten: „leb wohl liebe Liſe“. Der Goldſchmied hieß ihn, da die Sache Eile hatte, ſchon auf morgen wieder kommen, denn einen Ring von der gewünſchten Größe, hatte er vorräthig, und das Eingraben der Worte war auch bald geſchehen.

Als der Burſch am andern Tage kam, ließ er ſich den Ring zeigen; da er jedoch nicht ſelber leſen konnte, bat er den Goldſchmied, er ſolle ihm doch einmal ſagen, wie die Schrift da innen laute. Der Goldſchmied las ihm die eingegrabenen Worte her, jedoch mit ſo gleichgültigem Tone, wie man etwa eine Nachricht aus dem Wochenblatte abliest. Der Soldat ſchüttelte den Kopf und ſagte: dieſen Ring könne er nicht brauchen; der Herr müſſe ihn nicht recht verſtanden haben, denn ſo hätte er's nicht beſtellt. Der Goldſchmied merkte wohl, mit wem er es zu thun hatte, und verſprach, er wolle die Sache anders einrichten, bis heute Nachmittag ſolle der Ring ganz nach Wunſche fertig ſeyn. Da nun der Soldat am Nachmittag wieder kam und jetzt die anders eingerichtete Schrift vernehmen wollte, las ihm der Goldſchmied die Worte: „leb wohl, liebe Liſe“, in ſo weinerlichem Tone vor, daß dem ehrlichen Burſchen vor Rührung die hellen Thränen an den Backen herunter liefen. Er bezahlte nun gern, was für den Ring ausgehandelt war, und noch ein Trinkgeld dazu, und lief dann zu ſeiner Braut, welcher er das Fingerreiſlein brachte, und die Worte, die darinnen ſtunden, eben ſo beweglich wie der Goldſchmied vorlas. Und die gute Dirne mußte eben ſo ſehr darüber weinen, wie ihr Bräutigam; denn es that ihr gar zu leid, daß dieſer ſo weit fort ſollte, obgleich der damalige Feldzug friedlich und gefahrlos abgelaufen iſt.

„So kommt“, ſagte der Goldſchmied, als er die Geſchichte erzählte, „gar viel auf den Vortrag an“:

Wer zum Meiſenfang will gehen,
Muß auf's Pfeifen ſich verſtehen.

◆

8) Wer hat verloren?

Ein Mann, welcher zwar immerfort viele Eßluſt und großen Durſt, dazu aber nur ein geringes tägliches Brod hatte, welches er mit einer Frau und ſechs kleinen Kindern theilen mußte, fand einmal, als er von ſeiner Arbeit nach Hauſe gieng, einen Beutel mit Geld an der Straße liegen. Dieſen mochte wahrſcheinlich ein vornehmer Reiſender verloren haben, denn es waren, außer dem Silber, mehrere Goldſtücke darinnen. Ei, ſo dachte der Mann, der Fund ſoll mir wohl bekommen; er lief nach Hauſe und zeigte den Schatz ſeiner Frau. Dieſe aber meinte, er müſſe doch erſt noch zu dem Herrn Pfarrer gehen und ihn fragen, ob er wohl auch das Geld behalten dürfe? Der Mann, nach einigen Gegenvorſtellungen, fügte ſich in den Rathſchluß und gieng hin zu dem geiſtlichen Herrn, welcher den Ausſpruch that, daß der ehrliche Finder vorerſt durch alle Gaſſen der Stadt gehen und laut ausrufen ſolle: „wer hat einen Beutel verloren“?

Der folgſame Menſch machte ſich ſogleich auf den Weg, und ſchrie durch alle Gaſſen und Gäßchen der Stadt mit gar lauter Stimme: „Wer hat", während er die Worte „einen Beutel verloren" ſo leiſe vor ſich in den Bart murmelte, daß ſie auf zwei Schritte weit Keiner vernehmen konnte. Die Leute, da ſie den armen Mann ſo laut rufen hörten: „wer hat", meinten, er begehre etwas von ihnen, das ſie hätten, und da nur ſelten Einer das gerne hergiebt, was ſein eigen iſt, wichen ſie ihm noch dazu von allen Seiten aus. Nach etlichen Stunden kam der Mann wieder zum geiſtlichen Herrn. „Herr Pfarrer", ſo ſagte er, „ich habe ſo laut geſchrieen, daß ich ganz heiſer bin, und niemand weiß etwas von dem verlornen Beutel". — „Nun denn", ſo ſagte der Pfarrherr, welcher ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, und deßhalb wenig Zeit hatte, „wenn ſich gar niemand um das Geld melden will, ſo habt Ihr, als der Finder, freilich das nächſte Recht dazu, und dürft es behalten"; welches denn auch der Mann gethan hat.

Wie jener Beutelinhaber, ſo machen es manche Leute, deren Beruf es wäre, Andre an das zu erinnern, was ihnen fehlt und was ſie verloren haben. Sie rufen das Wort „wer hat" ſo laut und lieblich tönend aus, daß es die Hörer ganz gern vernehmen, die Worte aber vom „verloren" und „wieder haben" bleiben ihnen in der Kehle ſtecken.

* * *

9) Der kluge Derwiſch.

Ein gelehrter Derwiſch kam einmal bei dem Schach von Perſien in ſo große Gunſt und Gnade, daß ihn dieſer Fürſt öfters über Das und Jenes befragte, ja zuletzt ihn an ſeinen Hof zog und ihn faſt allenthalben mit ſich hinnahm. Eines Tages, da der Schach bei ſehr guter Laune war, ſprach er zu ſeinem Günſtling: „Heute, mein Derwiſch, bitte dir auch einmal eine recht große Gnade bei mir aus, ihre Gewährung ſoll dir im Voraus zugeſichert ſeyn“. Der Derwiſch wollte dieſen glücklichen Augenblick nicht ungenützt vorbeigehen laſſen; er fiel vor dem Schach nieder und ſagte: „Herrſcher der Gläubigen, weil du mir denn ſelber den Mund zu einer recht kühnen Bitte aufgethan haſt, ſo flehe ich dich demüthiglich an, daß du mich doch niemals eines beſonders großen Vertrauens würdigen, niemals mir ein Geheimniß offenbaren mögeſt. Denn entweder könnte ich ſelber aus menſchlicher Schwäche von deiner verborgenen Sache gegen eine Taube reden, und die Taube ſagte es dem Sperling, der Sperling aber plauderte es auf allen Dächern aus, oder ein Andrer käme hinter dein Geheimniß und machte es offenkundig, der Verdacht aber fiele auf mich.

Was dem Adlerkönig eigen,
Darf ſich nicht der Eule zeigen.“

Dieſer Derwiſch, ſo ſcheint es mir, iſt nicht bloß gelehrt, ſondern auch klug geweſen.

10) Der extraordinäre Name.

Ein Bauersmann, welcher früher Soldat geweſen war, kam zu ſeinem Herrn Pfarrer und ſagte: „Herr Pfarrer, meine Frau hat mir einen ſo prächtigen Buben geboren, wie meines Bedünkens noch gar keiner auf der Welt iſt, und ich möchte ihm gern einen recht extraordinären Taufnamen geben; könnt Ihr mir keinen ſolchen angeben“? Der gutmüthige Pfarrer nannte ihm verſchiedene ſchöne Namen, wie Karl, Friedrich, Hermann, zuletzt auch Alexander, Achilles, Hector, aber dem Bauer wollte keiner recht gefallen; ſie wären, ſagte er, alle nicht gut genug für ſeinen Buben. „Dann kann ich Euch“, ſagte der geiſtliche Herr, „nichts Andres rathen, als daß Ihr Euch ſelber hier im Kalender einen Namen ausſucht, der Euch gefällt“. Der Bauer nahm den Kalender und blätterte darinnen. „Hier, Herr Pfarrer“, ſagte er, indem er den Daumen auf das Wort Quatember hielt, „habe ich den Namen gefunden, der für meinen Buben paßt. Quadembär ſoll er heißen, denn er iſt quadrich (dick) und kräftig wie ein Bär“.

Den Namen aber, ſo extraordinär er auch war, konnte der Pfarrherr doch nicht in ſein Kirchenbuch brauchen:

Wer mit Brod nicht iſt zufrieden,
Dem wird Staub ſtatt Mehl beſchieden.

◆

11) Das Candidatenexamen.

Die Schottländer, welche gewöhnlich ſehr wohlbewandert in der Bibel ſind, necken die Engländer, welche dieſes nach jener ihrem Vorgeben in einem minderen Grade ſeyn ſollen, mit folgendem Fündlein, das ſie gegen dieſelben aufgebracht haben.

Ein Candidat der Theologie wurde von dem Examinator gefragt: „Erinnern Sie ſich eines Falles aus der heiligen Schrift, wo Gott einem Thiere den Mund aufthat, daß es mit einem Manne ſprach“? — „O ja“, antwortete der Candidat. — „Und was war das für ein Thier"? fragte der Examinator weiter. — „Ein Wallfiſch", erwiederte nach kurzem Bedenken der Candidat. Der Examinator, ohne ſich aus ſeiner Faſſung bringen zu laſſen, fragte ferner: „Mit welchem Manne redete aber der Wallfiſch"? — „Mit Moſes", antwortete jener. — „Und was ſprach das Thier zu Moſes"? — „Es fehlet nicht viel, du überredeſt mich, daß ich ein Chriſt würde", antwortete der gelehrte Candidat.

Willſt du hoch vor Andern ragen,
Mußt du auch den Scherz vertragen.

12) Ein anderes.

Ein anderer Candidat wurde von ſeinem Examinator gefragt: „Unter welchen Umſtänden erbaute Hiel von Bethel die Mauern des zerſtörten Jericho von neuem"? — Der Candidat rückte an ſeinem Halstuch, nahm eine vornehme Miene an und ſagte: „Mein Herr, Sie vergeſſen, daß ich kein Maurer bin, ſondern ein Gentleman (Edelmann)".

Wer die Dummheit will verdecken,
Pflegt ſich hinter'n Stand zu ſtecken.

13) Der Träumer mit offenen Augen.

Der Stadtſchreiber zu L. war ein ſehr gutmüthiger und redlicher Mann, dabei aber ſo zerſtreut und vergeßlich, daß man ihn öfters, wenn ſeine Hausfrau nicht bei ihm war, mit einem Stiefel und einem Schuh, oder auch mit der Nachtmütze ſtatt mit dem Hut über der gepuderten Staatsperücke, durch die Straßen wandeln ſahe. In ſeinen Amtsgeſchäften war er ordentlich und verſäumte nichts, wenn er aber etwas Anderes thun und handeln ſollte, da war es, als hätte er das Gedächtniß ſammt dem Verſtand in der Amtsſtube zurückgelaſſen, denn er richtete dann faſt Alles verkehrt, ja Vieles, das er hatte thun ſollen, gar nicht aus.

Eines Tages war er zum Mittageſſen eingeladen bei ſeinem Freunde, dem Schloßvoigt M., deſſen Sohn nach vieljährigem Warten zu einer Aſſeſſorſtelle befördert worden war. Ehe der Stadtſchreiber am Morgen nach dem Rathhaus gieng, muſterte die Hausfrau ſeinen Anzug und noch an der Hausthüre erinnerte ſie ihn wiederholt daran, daß er doch ja bei Tiſche ſeinen Glückwunſch anbringen ſolle, wegen der guten Verſorgung des Sohnes des Herrn Schloßvoigts. Der Stadtſchreiber verſprach Alles und gieng nach ſeiner Amtsſtube. Dort aber, in ſeinen Geſchäften, hatte er ſich wieder ſo ganz vergeſſen, daß er am Mittag ſtatt zum nahe wohnenden Schloßvoigt, geraden Weges nach Hauſe gehen wollte. Da begegnete ihm, nicht weit von ſeiner Thür, der Stadtpfarrer in feſtlichem Anzug. „Wo gehen Sie hin? Herr Nachbar“, fragte ihn der Stadtſchreiber. „Ich bin eingeladen zum Mittageſſen beim Herrn Kreishauptmann von K.“, erwiederte jener. „Ei, ſeht doch“, ſpricht der Stadtſchreiber, „beinahe hätte ichs vergeſſen, daß ich auch eingeladen bin“, und geht ruhig mit ſeinem Herrn Nachbar fort — ſtatt zum Schloßvoigt zum Kreishauptmann. Beim Eintritt ins Zimmer bringt der Stadtpfarrer das gewöhnliche Compliment: „weil Sie ſo befohlen haben“, an, und der Stadtſchreiber ſpricht daſſelbe mechaniſch nach; die Dame vom Hauſe ſieht ihren Gemahl fragend an, dieſer aber, der die Art des Stadtſchreibers kannte, giebt ihr lächelnd einen Wink; es wird noch ein Couvert gebracht und man ſetzt ſich zu Tiſche.

Die Unterhaltung ſtockte anfangs etwas; der Kreishauptmann war verdrießlich, ſeine Frau verſtimmt; nicht etwa wegen des ungebetenen Gaſtes, ſondern weil ſie heute Mittag ihren Sohn, der in H. ſtudirte, auf einen Ferienbeſuch erwartet hatten; ſtatt ſeiner aber war ein Brief vom Secretär der Univerſität gekommen, mit der Anzeige, daß der zwar talentvolle und auch fleißige, dabei aber etwas muthwillige, junge Herr vor der Hand noch nicht kommen könne, ſondern wegen eines handfeſten Jugendſtreiches auf etliche Tage im Karzer ſitzen müſſe. Der Pfarrer, welcher hiervon nichts ahnet, fragt unbefangen nach dem Sohne; da fällt dem Stadtſchreiber das ein, was ſeine Frau ihm ſo wiederholt und angelegentlich aufgetragen; er erhebt ſeine Stimme und ſpricht ſeinen Glückwunſch aus zur guten Verſorgung des Herrn Sohnes. „Derſelbe hätte es“, ſo fügt er gutmeinend hinzu, „ſchon längſt verdient, und ich habe mich oft darüber verwundert, daß es nicht eher geſchehen iſt“.

„Wie kommen Sie“, fragte der Kreishauptmann geſpannt, „zu der Nachricht von meinem Sohne“? — „Wir haben es“, erwiederte der Stadtſchreiber, „ſchon geſtern Abend erfahren, und meine Frau hat mir das Compliment noch ganz beſonders aufgetragen“.

Die Dame vom Hauſe wollte ſo eben ihre Empfindlichkeit, ihr Eheherr ſeinen Unmuth an dem unhöflichen Gaſte auslaſſen, als dieſer durch ſein weiteres Fortſprechen von der guten Aſſeſſorſtelle und den langen Acceſſiſtendienſten des Sohnes den Unwillen beider entkräftete; mit dem Pfarrer hatte indeß die Kreishauptmännin leiſe geſprochen; das Geſpräch nahm eine andere Wendung.

„Wie ſchmeckt Ihnen mein Wein“? fragte nach einiger Zeit der Kreishauptmann den Stadtſchreiber. „Gerade wie Weineſſig“, erwiederte dieſer gutmüthig lächelnd, und er hatte nicht unrecht mit dieſer Aeußerung, denn der zerſtreute Mann hatte, als ihm der Bediente Eſſig und Oel zum Fiſch präſentirte, die Eſſigflaſche mit einer Weinflaſche verwechſelt und ſein Glas ſich vollgeſchenkt.

Das Tiſchgeſpräch war auf einen notoriſchen Diebſtahl gekommen, welcher wenige Tage vorher in der Vorſtadt verübt worden war, ſo wie auf den vermuthlichen Thater, dann aber auf politiſche Gegenſtände, und zuletzt auf den neuen Miniſter, über welchen der Kreishauptmann und der Stadtpfarrer verſchieden urtheilten. „Und was iſt“, ſo fragte jener den Stadtſchreiber, „Ihr Urtheil über den Mann“? — „Daß derſelbe“, ſo erwiederte der Gefragte ganz eifrig, „ein Hauptſpitzbube iſt, den man, wo nicht am Galgen, doch im Zuchthaus feſtmachen ſollte“.

„Ei wie ſo“? fragte der Kreishauptmann ſehr verwundert. „Wir haben“, antwortete der Gefragte, „heute die Zeugen verhört und gefunden, daß der Schelm nicht bloß bei dieſem Einbruch in der Vorſtadt, ſondern auch bei vielen anderen Diebereien der Rädelsführer geweſen iſt“. Es ward jetzt deutlich, daß der Stadtſchreiber nicht an den neuen Miniſter, der noch dazu ein Verwandter der Dame des Hauſes war, ſondern an einen verdorbenen Branntweinſchenken in L. dachte, den man heute Vormittags wegen ſeiner böſen Streiche in Gewahrſam genommen hatte.

Die Unterhaltung war nach einiger Zeit auf einen gewiſſen adeligen Herrn gekommen, welcher ein Schongeiſt ſeyn wollte, und der ſich gar zu gern nur ſelber ſprechen hörte; man hatte jedoch dieſen Gegenſtand bald wieder fahren laſſen, und es war die Rede von der Kanzelberedtſamkeit, bei welcher Gelegenheit die Kreishauptmännin dem Pfarrer einige ſchmeichelhafte Worte ſagte. „Sie hören dieſen Herrn gewiß auch recht gern“, fragte ſie den Stadtſchreiber. „Ich könnte das eben nicht ſagen“, erwiderte dieſer, „der Mann ſchwätzt mir gar zu viel ungereimtes Zeug“. Er dachte aber bei ſeiner Antwort nicht an den Stadtpfarrer, ſondern an den adeligen Herrn, von welchem vorher die Rede geweſen war.

Auf dieſe Weiſe ſprach und übte der zerſtreute Mann noch ſo viele, meiſt ſehr komiſche Verkehrtheiten, daß die Tiſchgeſellſchaft, ſo wie er ſelber mit ihr — denn das Verſehen mit dem Eſſig war entdeckt worden, und man hatte ihm reichlich von dem guten Wein des Kreishauptmanns eingeſchenkt — in die heiterſte Stimmung gerieth und bis zum Abend beiſammenblieb.

Indeß hatte man den eingeladenen Gaſt beim Schloßvoigt vergebens erwartet und zuletzt nach ihm in ſein Haus geſchickt. Die Hausfrau ließ ſogleich im Rathhaus und dann noch an vielen Orten Nachforſchung nach ihrem Manne halten, doch an das vornehme Haus des Kreishauptmanns dachte ſie nicht. Jetzt, da es finſter wurde, ſendete ſie nach allen Seiten Boten mit Laternen aus. Einigen dieſer Leute begegnete der Stadtſchreiber; es waren zwei Dienſtleute des Schloßvoigts, die erſt ſeit wenig Tagen ſich in die Stadt verdingt hatten. „Wen ſucht ihr denn“? fragte ſie der Stadtſchreiber, und jene, die den Fragenden noch nicht kannten, antworteten: „den verlornen Stadtſchreiber“. Der zerſtreute Mann konnte ſich nicht denken, daß man ihn ſuche, da er ja ſo nahe bei der Hand war, ſondern dachte an ſeinen

Vorgänger, den alten Stadtſchreiber, welcher 15 Jahre vorher im Waſſer verunglückte. „Da geht nur wieder heim“, rief er den Männern zu, „der Stadtſchreiber iſt im Waſſer ertrunken und man hat ihn längſt gefunden“. Die Leute liefen beſtürzt zur Frau Stadtſchreiberin zurück; der Schrecken von dieſer war übrigens von kurzer Dauer, denn ihr Eheherr trat alsbald nach den Boten ins Haus herein.

Wenn du gehſt zu fremdem Schmauſe,
Laß dein Sauerkraut zu Hauſe.

◆

14) Verwickelte Höflichkeitsfälle.

Der Mann, von welchem wir ſo eben erzählten, war in der That von Herzen ein höflicher Mann, der, wenn er nicht gerade mit wachenden Augen träumte, jedem Kind auf der Gaſſe, jedem Taglöhner, den er kannte, einen freundlichen Gruß zuwinkte oder zuſprach. Dennoch ſind ihm zuweilen Dinge paſſirt, welche nur nach den Regeln der umgekehrten Höflichkeit gut heißen können.

Ihm, oder eigentlich zu ſagen ſeiner Frau, war eine Erbſchaft zugefallen, wobei eine Summe baaren Geldes erhoben werden konnte. Die beiden Eheleute hatten deshalb nach den Wohnort des verſtorbenen Verwandten eine Reiſe gemacht, und gegen Quittung war dem Eheherrn der Erbin das Geld vom Gericht ausgehändigt worden. Er nahm den Sack mit dem baaren Geld fröhlich in Empfang, und wollte mit ihm zu ſeiner Frau in den Gaſthof zurückkehren. Zufälliger Weiſe aber war es geſchehen, daß ſein Graf und deſſen Gemahlin eine Vergnügungskreiſe nach derſelben Stadt gemacht hatten. Ei, ſo dachte der Stadtſchreiber, als ihm die beiden Herrſchaften auf der Straße begegneten, wie ſieht doch dieſer Herr unſrem jungen Herrn Grafen ſo ähnlich, und was das ſonderbarſte iſt, auch die Dame gleicht ganz unſrer Frau Gräfin. Er ſahe den beiden ſtarr ins Geſicht und ſie ihm; er grüßte ſie aber nicht. Einige hundert Schritte weiterhin begegnete ihm ein Jäger des Grafen, der den Stadtſchreiber anredete. Dieſer ſtellte den ſchweren Geldſack auf die Erde, und redete mit dem ſo unvermutheter Weiſe angetroffenen Landsmanne; beim Abſchied aber vergaß er das Geld und gieng ohne daſſelbe ins Wirthshaus zurück. Seine Frau hatte gerade Geſellſchaft bei ſich; er gieng auf ſein Zimmer.

Als beim Abendeſſen die Stadtſchreiberin ihren Mann fragte, wo er das Geld hingeſtellt habe, antwortete dieſer, aus ſeinem Traume erwachend, ganz erſchrocken: „auf die Gaſſe“, nahm Hut und Stock und lief eilig fort. Es hatte indeß ſtark geregnet und man ſahe den genau forſchenden Mann, dem der Hausknecht mit der Laterne leuchtete, mit ſeinem Stocke in jede kleine Pfütze hineinrühren, weil er meinte, der Geldſack könne darinnen ſeyn. Dieſen hatte indeß der Jäger des Grafen, ein luſtiger Burſche, zu ſich genommen und ſeinem Herrn den Schwank erzählt. Da der Stadtſchreiber, ziemlich traurig, nach Hauſe, in ſeinen Wohnort zurückkam, fand er dort den Geldſack und einen neuen Hut zum Geſchenk von ſeinem gnädigen Herrn, mit einem Billet, worauf geſchrieben ſtund: „zum Erſatz für den in * * durch allzuviele Complimente abgegriffenen Hut“.

Ein andres Mal, als der Stadtſchreiber mitten im Winter ein Geſchäft in einem Marktflecken, einige Stunden

Weges von ſeinem Wohnort vorhatte, bot ihm der Schloßvoigt ſeinen Schlitten und ſein Pferd an, indem er ihn zugleich bat, ſeine Nichte, welche an jenem Orte wohnte, mit ſich zu bringen. Die Frau Stadtſchreiberin ſagte noch beim Abſchied zu ihrem Manne: „höreſt du, es verſteht ſich von ſelber, daß du das Fräulein innen hinein in den Schlitten ſitzen läſſeſt, und du bleibſt auf der Pritſche und kutſchirſt ſie“. Der gehorſame Mann gehorchte auch und wollte, auf der Pritſche ſitzend, mit dem leeren Schlitten fortfahren, da rief ihm die Schloßvoigtin, an deren Haus er vorüberkam, zu: ei warum ſetzen Sie ſich nicht hinein und machen, bei der großen Kälte, Gebrauch von dem warmen Pelze, den ich für unſre Nichte hingelegt habe? Der Stadtſchreiber gehorchte der höheren Autorität, ſetzte ſich in den Schlitten, fuhr nach dem beſtimmten Orte hin und beſorgte da ſeine Geſchäfte. Als er aber zurückfuhr, ſetzte er ſich auch innen in den Schlitten hinein, und das Fräulein nahm ſtillſchweigend auf der Pritſche Platz. Der Weg war uneben und der Mann fuhr ſchnell, da fiel das Mägdlein hinter ſich in den Schnee und der Stadtſchreiber bemerkte es nicht, ſondern kam ganz guten Muthes in ſeinem Städtlein an. Als ihn die Frau Schloßvoigtin nach ihrer Nichte fragte, da beſann er ſich erſt auf ſeine geweſne Reiſegefährtin. „Sitzt ſie denn nicht hinten auf der Pritſche“? fragte er. — Das Mägdlein aber kam eine Stunde ſpäter, von einem Boten mit der Laterne begleitet, ziemlich erfroren und verdrießlich bei ihren Verwandten an.

Steifer Hals und blöde Augen,
Schlecht zu Complimenten taugen.

15) Der Dienſteifer.

Auf ein Dorf im Gebirge war ein neuer Schulmeiſter gekommen, welcher ſichs gar angelegen ſeyn ließ, jeden vermeintlichen „Mißbrauch", der ſich unter ſeinem alten Vorgänger eingeſchlichen hatte, aufzuſpüren und auszufegen. In jener Gegend hat der Schulmeiſter die Verpflichtung auf ſich, ein genaues Verzeichniß über alle junge Burſchen ſeines Ortes zu führen und ſie, ſobald ſie im 18ten Jahre militärpflichtig werden, beim Landgericht anzuzeigen, damit ihre Namen, mit denen der andern Landeskinder von gleichem Alter, im Monat Mai zur Ausloſung kommen können. Eines Tages kam der Schulmeiſter zu einer abgelegenen Hütte, welche zu ſeiner Dorfgemeinde gehörte. Er begehrte ein Glas Milch; ein altes Mütterchen brachte es ihm. — „Ihr wohnt hier ſo ganz allein mit Eurem Manne"? fragte er. — „Nicht doch", erwiederte die Alte, „wir haben unſern Jack (Jakob) bei uns". — „Wie alt iſt euer Jack"? — „Er iſt wohl nahe an 20 Jahre". — Und iſt geſund? — „Geſund und wohlauf".

Das iſt ſicherlich wieder einmal ein Mißbrauch, der ſich unter meinem alten Vorgänger eingeſchlichen hat, dachte der Schulmeiſter; er eilte nach Hauſe, ſchlug die Namensverzeichniſſe der jungen Burſche nach, und richtig, es war ſo, wie er vermuthet hatte: nirgends war des Jakob Braun, des Sohnes des Kohlenbrenners Niclas Braun, gedacht. Schon am andern Tage gieng er ins Landgericht. „Herr Landrichter", ſagte er, „da können Sie abermal ſehen, wie noth es that, daß an mein Amt ein thätiger Geſchäftsmann kam; mein Vorgänger hat nicht einmal die Verzeichniſſe der Conſcriptionspflichtigen ordentlich geführt; wie es ſcheint, aus Partheilichkeit, hat er manche junge Leute, die das rechte Alter hatten, gar nicht aufgeführt, noch weniger angezeigt. So unter andren einen gewiſſen Jakob Braun, der ſchon im 20ſten Lebensjahre ſteht und vollkommen geſund iſt. Sie können den Namen gerade noch zu der Ausloosung brauchen.

Noch in derſelben Woche kam ein Sergeant zum Schulmeiſter, welcher dieſem anzeigte, daß den Jakob Braun das Loos getroffen habe; derſelbe ſolle ſchon am andern Tage in der Stadt ſich einfinden, um unter die Rekruten eingereiht und mit ihnen exercirt zu werden.

„Da muß ich Sie", ſagte der Schulmeiſter, „ſchon bitten, Herr Sergeant, daß Sie mit mir gehen; dann können Sie den Burſchen gleich mit ſich nehmen. Die Leute ſind mir hier etwas aufſäßig wegen meiner Geſchäftsthätigkeit und die Wohnung liegt weit ab vom Dorfe".

Die Beiden kamen zur Hütte. — „Iſt Euer Jack zu Hauſe"? fragt der Schulmeiſter die alte Mutter. — „Ja wohl, Herr", antwortete dieſe. — „Diesmal", ſo fährt jener fort, „habe ich Euch gerade keine angenehme Nachricht zu bringen; Euren Jack hat das Loos getroffen; er muß Soldat werden und noch heute zur Stadt, um exerciren zu lernen".

„Jack Soldat werden und exerciren? das geht ja unmöglich an", ſagte das Mütterchen. — „Macht nur nicht erſt viele Umſtände", ruft der Schulmeiſter ganz im Eifer, „laßt auf der Stelle den Jack herbeikommen". — Die Alte öffnet eine Thüre; „heraus Jack", ruft der Schulmeiſter, „du mußt Soldat werden", und der Eſel, welcher Jack hieß, als jetzt das helle Tageslicht durch

die

die geöffnete Thüre in den Stall hineinfiel, antwortete laut J.. a, J.. a.

Wenn den Eſel trifft die Reih'
Laß vom Amt ihn lieber frei.

◆

16) Die wahre Geſchichte.

Ein amerikaniſcher Schiffskapitän befand ſich mit ſeinem Schiff auf einer Fahrt nach Oſtindien, als ihn, mitten auf dem Meere, ein Unwohlſeyn befiel. Der Schiffsarzt befürchtete einen Schlagfluß-ähnlichen Zufall; „wir müſſen“, ſagte er zu den Paſſagieren und einigen andern Schiffsleuten, „alle Mühe anwenden, um den Kapitän heute nach Tiſche gut zu unterhalten, daß er nicht in ſeinen gewöhnlichen, tiefen Mittagsſchlaf verfällt, der ihm diesmal, bei der großen Hitze, ſehr gefährlich werden könnte“.

Man that, was man konnte; Jeder erzählte eine Geſchichte, aber die meiſten derſelben klangen wie Lügen, oder waren gar ungereimt. Einer erzählte von einem 300 jährigen Wein, den er getrunken haben wollte „Das iſt noch nichts“, ſagte der Schiffskoch. „In meiner Vaterſtadt wurde einmal ein verſchütteter Keller aufgegraben, da fand man Bouteillen, auf denen die Jahrzahl 900 ſtund; die ſind alſo bis 1812 912 Jahre alt geweſen“. „Und wie ſchmeckte der Wein“? fragte der Kapitän. „Es war keiner mehr darinnen“, ſagte der Koch“. — Der Schiffschirurg erzählte hierauf mehrere ſchreckliche Geſchichten von der Wirkung des tollen Hundsbiſſes. Unter andren berichtete er, daß vor etlichen Jahren eine Herrſchaft mit ihrem Wagen auf einem

Hügel, unweit Glasgow, vor dem Poſthaus gehalten habe. „Die Pferde waren ausgeſpannt, die Herrſchaft hatte ſich eine porcellanene Schüſſel mit Krebſen in den Wagen geben laſſen und wollte frühſtücken, da kam ein toller Hund und biß in ein Rad des Wagens, und der Wagen wurde ſo wüthend, daß er mit der Herrſchaft davon lief, gerade den Berg hinunter; die Leute, die darinnen ſaßen, kamen alle um, nur die porcellanene Schüſſel mit den Krebſen blieb unverſehrt, „weil der Krebs ein kaltblütiges Thier iſt, dem der tolle Hundsbiß nichts anhaben kann“.

„Ei ſo lüge du“! rief der Kapitän ganz unwillig und wollte von ſeinem Sitze aufſtehen, da ſprach einer von den Paſſagieren: „Herr Kapitän, gedulden Sie ſich nur noch einige Minuten. Ich ſehe, daß Sie den Unwahrheiten feind ſind; ich will Ihnen eine ganz wahre Geſchichte erzählen, die ich ſelber erlebt habe“. Hierauf erzählte der Mann von einer Schiffahrt, die er einſt gerade in der ſchlimmſten Jahreszeit, von England aus nach Canada, gemacht habe. Er beſchrieb mit großer Lebendigkeit einen Sturm, der das Schiff dem Untergange nahe brachte. „Endlich“, ſo fuhr er fort, „nahten wir uns den Bänken von Neufoundland. Zum erſten Male ſchien wieder die Sonne, ich ſtund am Bord, ſchaute nach dem Land hinüber und ſpielte mit meinem Ringe; er fiel mir hinab ins Meer. Der Ring war mir ſehr werth, nicht nur wegen des koſtbaren Steines, den er enthielt, ſondern als Geſchenk meiner Braut; ich war ſehr betrübt über ſeinen Verluſt. Wir vollendeten glücklich unſere Reiſe und kehrten jetzt zurück. Auf der Heimfahrt kamen wir wieder in dieſelbe Gegend des Meeres, in der ich meinen Ring verloren hatte. Ich fühle mich gedrungen, die Angel auszuwerfen; ein ziemlich großer Fiſch beißt an; ich ziehe ihn herauf an Bord, ſchneide ihn auf, und — was meinen Sie, daß ich in ſeinem Leibe gefunden habe"? — „Nun den Ring"? — ſagte der Kapitän". — „Nein, bei meiner Ehre", ſprach der Paſſagier, „nichts als die bloßen Eingeweide". Der Kapitän lachte und ſeine Schlafſtunde war glücklich vorbeigegangen.

Auch die ſchlichte Alltagskunde
Lautet neu, aus klugem Munde *).

---

*) Nachträglich erwähnt der Verfaſſer, daß die Mehrzahl der in den letzten Bögen dieſes Bandes enthaltenen „kleineren Zugaben" in verſchiedenen Zeitſchriften von ihm, wenn auch in andrer Geſtalt, ſchon öffentlich mitgetheilt worden war.

Erzählungen

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Profeſſor in München.

Vierter Band.

Erlangen,
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
1850.

Schnellpreſſendruck von C. H. Kunſtmann in Erlangen.

Seiner kaiſerlichen Hoheit

dem Herzoge

Maximilian von Leuchtenberg,

Fürſten von Eichſtädt, General-Adjutanten Seiner Majeſtät
des Kaiſers von Rußland und Commandanten der erſten leichten
Cavallerie-Diviſion der kaiſerlichen Garde, Präſidenten
der Akademie der Künſte, Chef der Bergakademie in
St. Petersburg u. a. m.

Eure kaiſerliche Hoheit

haben es huldvolleſt verſtattet, daß der Verfaſſer dieſes unbedeutenden Buches, auf den erſten Seiten deſſelben eine alte, ihm ſehr theure Erinnrung erneuern dürfe. Es iſt dies die Erinnrung an jene genußreichen Stunden, in welchen er das Glück hatte, Eure kaiſerliche Hoheit einzuführen in die Vorhallen der Erkenntniſſe der Natur.

Zwanzig Jahre ſind ſeitdem vergangen. Jene freudigen Hoffnungen, welche ſchon damals die lebendige Theilnahme und die ſeltne Gabe der klaren Auffaſſung an einem kindlichen Gemüth erregten, ſind im reichſten Maaße in Erfüllung gegangen; Eure kaiſerliche Hoheit ſind in dem bereits ſo frühe mit Luſt und Neigung betretnen Gebiet der Naturwiſſenſchaft zu einem ſelbſtſtändigen Meiſter geworden. Wenn aber auch der Ueberblick über das Reich des Erkennens in demſelben Maaße ſich weiter ausgedehnt hat, als die früheren Wanderungen Eurer kaiſerlichen Hoheit im heimathlichen Iſar- und Altmühlthale über ferne Länder und Meere, ſo iſt dennoch dem mächtig vergrößerten Umkreis eine feſtſtehende Mitte geblieben: das treue Feſthalten des Gemüthes an Dem, was als gut erkannt wurde, und was durch die Erfahrungen des Lebens als ſolches ſich bewährt hat.

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Während einer mühſamen, einige Jahre lang andauernden Arbeit kam dem Verfaſſer dieſes Buches das Werk des Engländers G. L. Craick in die Hände: **the Pursuit of Knowledge under difficulties illustrated by Anecdotes.** Er las daſſelbe mit hohem Intereſſe, denn ſein Inhalt: die Züge aus dem Leben, namentlich aus der Jugendgeſchichte ſolcher durch ihre Wirkſamkeit hoch hervorragender Männer, die ſich durch Armuth und Noth, ſo wie durch vielfältige äußre Hemmungen hindurcharbeiten mußten, um zu dem Zielpunkt ihres innern Berufes zu gelangen, iſt eben ſo belehrend als unterhaltend. Obgleich die Betrachtung des Lebenslaufes thatenreicher Menſchen ſchon an ſich, und auch dann, wenn der Gang ſeiner Entwicklung ein ungehemmt und ruhig fortſchreitender war, etwas ſehr Anziehendes hat, ſo ſteigert ſich unſre Theilnahme um ein Bedeutendes, da wo der ruhige Strom zum Waſſerfall wird oder durch Felſenmaſſen hindurch wirbelt.

In beſonderm Maaße ſchien mir ein ſolcher Stoff der Betrachtung für jüngere Leſer geeignet, um in ihnen den Muth und die Ausdauer im Kampf mit äußrer Noth und Mühe zu bekräftigen und ſie zur Nacheiferung im Guten zu wecken. Das gelegentliche Niederſchreiben dieſes Buches, in deſſen Inhalt ich neben vielem Eigenthümlichen jenen ſchätzbaren fremden Stoff aufnahm, gewährte mir, neben dem wohlthuenden Ausruhen des Geiſtes, auch jene Freude der Mittheilung, welche auf die Hoffnung ſich gründete, daß meine kleine Arbeit der deutſchen Jugend zum Nutzen gereichen könne, deren Dienſt ich zunächſt die Kräfte meines Lebens gewidmet habe.

Zum Schluß erwähne ich noch, daß dieſer vierte Band der Erzählungen auch unter dem beſondern Titel: „Seebilder, ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung“... ausgegeben worden iſt.

Pähl im bayeriſchen Ammergrunde
am 29ten Auguſt 1850.

D. B.

Inhalt.

Der Selbſtpeiniger aus Mißverſtand S. 1.

1. Ein Zuſammentreffen auf dem Schiffsverdecke S. 3. Ein ſorglicher Hinausblick auf das Meer 4. Die deutſchen Landsleute und Reiſegefährten 5; die Kindtaufe auf dem Meere 6; das junge Elternpaar 7, 8. Der dritte Mann im deutſchen Kleeblatt 9, 10. Der mürriſche Alte 11, 12. Ein Schulmeiſter von ſeltner Art 12, 13. Die abſchreckende Phyſiognomie 13.
2. Das Geſpräch von der Genügſamkeit an reich beſetzter Tafel S. 14. Frage und verläufige Antwort 14. Portugieſiſche und engliſche Küche 15; wohlfeil und theuer nach engliſchem und deutſchem Maaßſtab 16. Gute Wirthſchaft auch im theuren Lande 17. Robert Walker, der wundervolle Pfarrer, Schullehrer, Garnſpinner, Notar und Landwirth zu Seathwaite in Cumberland, ein Muſterbild redlicher, ſparſamer Häuslichkeit aus dem vorigen Jahrhundert 18 bis 28. Erinnerung an Oberlin, den Pfarrer im Steinthal 29.
3. Die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern. S. 29. Die Jünglinge von 100 Jahren und darüber S. 30 bis

34. Ein inneres geiſtiges Element der Lebensverlängerung 35, 36. Perſonen im Gebiet der geiſtigen Wirkſamkeit von langer und von kurzer Lebensdauer 37, 38. Ein andrer Maaßſtab für die Lebenslänge eines Menſchen, als der nach Jahren des Alters 38. Das Hervorbrechen des Funkens des innern Lebenselementes, vergleichbar mit dem Wiedererwachen einer alten Erinnerung 39. Das plötzliche und unerwartete, zuweilen ſpäte Ausbrechen der verſchloſſenen Knospe der natürlichen Gaben und des künftigen Lebensberufes. Beiſpiele: Albert der Große, Salomon Geßner, Newton, Linné, Will. Hutton, Molière, Heinrich Abel der Mathematiker, John Hunter, Robert Blake der Seeheld, Robert Hill, Edm. Stone, Edwards, Descartes, Tycho de Brahe, Lalande, Elert Bode 40—44.

4. Der Traum und die Träumer S. 45. Die Windſtille und ihre Wirkung auf die Nerven 46. Der Traum des alten Robin 47; Vorgefühl von Naturereigniſſen 48. Der warnende Traum des Vicekönigs St. Remis von Sardinien 49, 50.

5. Der Kaſtengeiſt S. 50. Ahnenſtolz eines Knaben 51. Die Volkskaſten der Aegypter und Inder; die angeerbten Naturgaben 52. Selbſtkräftige Herrſchermacht der Seele über die leibliche Dispoſition und Mangelhaftigkeit. Beiſpiele Quintin Matſys 53; Malcati und Saunderſon 55. Berühmte Schuhmacher und Schuhmachersſöhne: Benedict Baudouin, Thomas Holcroft, Winkelmann, Hans Sachs, Jac. Böhm 57, 58. Berühmte Söhne bettelarmer Eltern: Prideaux, Marmontel, Georg Buchanan, Robert Hill, Will. Gifford, Paucton, Jam. Ferguſon, Ben Johnſon, Brindley, Arkwright 58, 59. Große Männer vom Schneiderhandwerk 59; große und berühmte Männer aus dem Weberſtande: Thomas Simpſon, Rob. Dodsley, Dollond, die Gebrüder Milner, Heyne, Peter Ramus, Alexander Murray 60—62; berühmte Wollkämmersſöhne: Columbus, Will. Hutton, Hoche, Phelps; Seifenſiedersſöhne: Benj. Franklin,

Samuel Parkes 63; Schiffszimmermannsſöhne: Papſt Adrian V. u. ſ.

6. Geſpräche von Sturm und Wetter S. 65. Seemänniſche Vorkehrungen 66. Die gefahrvolle Nachbarſchaft 67. Die Vorzeichen eines annahenden Sturmes 68. 69. Beſchreibungen der Hurricane und ihrer Verheerungen 70—73. Der Schiffbruch und die Rettung des Capitän Sommers und ſeiner Mannſchaft an den Bermudas Inſeln 74—78. Das Muſterbild eines Seemannes 79, 80.

7. Der Seeſturm S. 81. Die Majeſtäten der Naturkräfte in furchtbarer Uebermacht über die Kraft des Menſchen 81—91. Des Seemannes Muth und Geiſtesgegenwart 92.

8. Die Rettung vom Schiffbruche S. 93. Eine heilſame Gefangenſchaft in den Corallenriffen 94. Die gefährliche Ueberfahrt 95 — 100. Räthſelhafte Scene 101. Der ſorgſame Schiffspatron 102, 103. Vergebliche Nachfrage 104. Ein Unfall im Wrack 105.

9. Die Umſchau in der neuen Miethe S. 106. Die Naturbeſchaffenheit der Bermudas, mit beiläufiger Angabe einiger ihrer wichtigſten Erzeugniſſe 106 — 114.

10. Erinnerungen an frühere Zeiten S. 114. Die Geſchichte der vorläufigen engliſchen Beſitznahme der Bermudas durch Capitän Sommers bis 119.

11. Verlieren und Wiederfinden S. 119. Der Vermißte und lebendig Begrabene; ſein Wiederfinden und ſeine Rettung bis 124.

12. Die Freude am Licht, aus dem Dunkel geboren S. 124. Das Sehnen der Lebendigen nach Luft und Licht 125. Ein unverhofftes Zuſammentreffen mit dem noch nie geſehenen Verwandten 126; das Freudenfeſt 127, 128. Das

Ausbleiben des geladenen, erſehnten Gaſtes 129. Die ſtockende und die auflebende Unterhaltung bei der Tafel 129, 130. Beiſpiel einer Rettung aus den Trümmern eines zuſammengeſtürzten Hauſes: Joſeph Fraunhofer 131 bis 137. — Erinnerungen an die Entwicklungsgeſchichte und an die Verdienſte des großen Will. Herſchel 137 — 139. Fortſetzung des Geſpräches über Rettungen aus grabartigen Tiefen: Giuſeppe Giaberti 140 — 143. Benedetto Marcello bis 147.

13. Ein kleiner Nachtiſch zu dem Mahl und zu den Geſprächen des Feſtes S. 148. Eine Rabengeſchichte von den Bermudas 149. Das Bild eines ſelbſtverſchuldeten Elendes 150 — 152. Der Haushalt einer ewigen Weisheit im Schaffen und Vernichten 153, 154. Der Geſetzgeber über dem Geſetz 155, 157. Die Macht des Wortes 158.

14. Die zwei Fragezeichen S. 159. Das räthſelhafte Verwandtſchaftsverhältniß 160. Das aufgefundene Zeichen der Wiedererkennung bis 164.

15. Eine neue Bekanntſchaft unter den Schiffsgenoſſen S. 165. Der Zug zum Vaterland: Robert Drury 165. Der ſchweigſame Melancholiker 167, 168.

16. Aeußre Gefangenſchaft bei innerer Freiheit S. 169. Miguel Cervantes de Saavedra bis 172. Merkwürdiges Zuſammentreffen von Geburts- und Sterbetagen berühmter Männer 173. Ein heitrer kräftiger Geiſt in dem Gefängniß eines gebrechlichen oder ſchmerzhaft krankenden Leibes: Der Satyriker Parini 173, Grover, Pascal 174. Troſt des Gefangenen: Boëthius 174, Buchanan, Bunyan 175. Der freiwillige Gefangene im alten Ritterſchloßthurm, John Napier, der Erfinder der Logarithmen 175 — 177. Erinnerungen an Jobſt Byrg und Fr. Böttcher 178.

17. Die Epiſode von den Wrackern S. 178. Das Hülfscorps der Schiffbrüchigen bis 180.

18. Das Fluthen und Ebben der öffentlichen Schande und Ehre S. 181. Die Geſchichte des berühmten engliſchen Rechtsgelehrten und rechtlichen Mannes Will. Prynne 183 bis 187. Berühmte Gefangene: Hugo Grotius, Walther Raleigh 188. Le Maiſtre, Jerome Maggi, Mad. Roland, Lorenzo Lorenzini 189. Hellblicke im Wahnſinn: Alex. Cruden, Chriſtoph Smart 190.

19. Die Geſchäftigkeit und die Ruhe des Verſabbathes S. 191. Zutrauliche Annäherung eines ſchweigſam Verſchloßnen bis 198.

20. Groß und klein S. 198. Die Luſtfahrt auf dem Meere 199. Der Maaßſtab der leiblichen und der geiſtigen Größe des Menſchen bis 203. Der Erfinder des Chronometers John Harriſon 203 bis 205; der Aufflug des Geiſtes über Räume und Zeiten bis 209.

21. Die Hochſchule der Natur und ihre Zöglinge S. 209. Der Naturgelehrte James Ferguſon 210—229.

22. Verirrung des innern Naturtriebes S. 230. Der ſelbſtgedruckte und ſelbſtgepreßte Prediger William Davy 230—235. Gegenſtücke von andrer Art, als Beiſpiele einer ſelbſtverläugnender Ausdauer: Edmund Caſtelli, Michaël le Jay 236.

23. Der Beſuch in der Nachbarſchaft S. 236. Ein reicher begabtes, kleines Land- und Waldrevier auf der Inſelgruppe der Bermudas bis 241. Der dienſtfertige Invalide 242. Vorausgefühl des Seemannes bei nahem Witterungswechſel 244.

24. Ein Lob des Thee- und Kaffeetrinkens S. 245. Wirkung dieſer beiden Getränke auf die leibliche Stimmung 245. Erinnerung an William Jones 248. Lichtenberg 249. Wich-

tigkeit des Thees für die Beförderer des Mäßigkeitsvereines 249. Als Gegenſtück zu W. Jones der Orientaliſt Guillaume Poſtellus 250. Ein unerwarteter Unfall 251.

25. Eine Muſtergallerie von Blinden S. 252. Der blinde Steuermann 253. Erinnerung an berühmte Blinde: Mar. Th. v. Paradies 254. Didymus der Lehrer von St. Hieronymus, Diodotus der Lehrer des Cicero, Milton, der Entomolog Huber, Euler, Matkalf u. A. m. 256. Der Graf von Pagan, Saunderson 257. Bazko 258.

26. Scharfſichtigkeit und Blindheit an einer und derſelben Perſon vereint S. 259. Beides hier in geiſtiger Hinſicht genommen vereint an Oliver Goldſmith. Züge aus der Geſchichte ſeines Lebens 260 — 267. Erinnerung an einen Sehenden (Franz Perrier), der einen Blinden nach Rom führte 267. La Granche's Aeußerung über die Wohlthat des Armſeins 268.

27. Die Vollmondsnacht S. 269. Heilſame Einwirkung auf einen geiſtig Kranken durch ſinnlich kräftige Belebung der Erinnerungen an ſeinen Lebensberuf in geſunden Tagen 270, 271. Michael Car 272, 273.

28. Die vertrauliche Mittheilung S. 274. Die Leiden eines hart Verkannten 275 — 282.

29. Die Wetterfahnen S. 283. Die Aſpecten des Seemannes bis 285.

30. Ein ungeſtümer Wecker S. 285. Ein Beſuch der Hurricane auf dem Lande 288. Das ſichere Obdach bei Sturm und Regen 289.

31. Das Jägerfrühſtück S. 291. Der iriſche Waiſenknabe 292. Unterhaltungen beim Frühſtück: Züge aus der Lebensgeſchichte des Will. Hutton 293 — 305.

32. Ein Demant in leicht zerſtäubender Hülle S. 305. Die Jugendgeſchichte des Alexander Murray.

33. Der glückliche Vagabund S. 321. Züge aus Thomas Holkrofts Leben 322 — 332. John Ogilly der Tanzmeiſter und Ueberſetzer des Homer 332, 333. Wohlthätige Schule der Demüthigung 334.

34. Eine Abſchiedsſcene S. 335. Die letzten Tage und das Ende des Alexander Murray bis 337.

35. Der Schaden macht klug S. 338. Erinnerungen an die Lebensgeſchichte des Thomas Simpſon 339 — 345. Die Selbſtbekenntniſſe eines geiſtig Verlornenen und Wiedergefundenen 346. Epiſodiſche Erinnerungen an Thomas Arkwright 349, an Bernard Paliſſy 351, an James Brindley 354. Der Rettungsweg über ferne Meere und Länder 357.

36. Eine vorbildliche Aufhellung des Dunkels S. 359. Der mißhandelte, übelberathene Kranke 360.

37. Die Unruhe des Zweiflers 363. Der fremde Arzt und ſeine alten Bekannten 365.

38. Ein richtiger Text und ſeine falſche Auslegung S. 369. Das geſunde Gefühl des Vaterherzens 370. Der europäiſche Coloniſt gegenüber den eingebornen Indianern 371 — 377. Der falſche Zeuge und der ungerechte Prozeß 378, 379.

39. Die glückliche Löſung aller Räthſel S. 380. Der alte Vater und ſein wiedergefundnes Kind bis 381. Der letzte Ausbruch des verborgenen Uebels 382. Ein Zuſammentreffen von Zeugen für die Wahrheit 382, 383. Selbſterkenntniß und Reue 384. Ein gutes Ende 385, 386.

XVI
Erlauternde Zuſätze und kleine Erzählungen S. 387

1. Das ſchwimmende Krankenhaus S. 389.
2. Der Heldenmuth des Seemannes S. 403.
3. Der Tod in den Töpfen S. 412.
4. Das Jagdunglück eines Gemannes S. 418.
5. Der belohnte Todtſchlag S. 423.

Der Selbſtpeiniger aus Mißverſtand.

1. Ein Zuſammentreffen auf dem Schiffsverdecke.

Es war am 15ten Tage nach der Abfahrt von Madeira; der Sturm, der ſeit länger als einer Woche das Schiff in tanzende Bewegung ſetzte, hatte ſchon vor Mitternacht ſich gelegt, das Meer war ruhig geworden und ein mäßiger Wind aus Oſten ſchwellte ſeine Segel, da trat Herr **Robert Steller**, ein junger Deutſcher, aufs Verdeck, um nach ſeiner früheren Gewohnheit die Morgenſonne über den Spiegel der Wogen heraufſteigen zu ſehen. Das Schiff war ein wohlgebauter Dreimaſter aus Liverpool; ſein Capitän, ſo wie die Mannſchaft und die übrigen Leute an Bord waren, mit nur wenigen Ausnahmen, Engländer oder Amerikaner von engliſchem Geblüt, und Irländer.

Wie ſteht es mit Wind und Wetter, Herr William? rief Steller nach einem freundlichen Morgengruße dem Seecadetten zu, der mit ſorglicher Aufmerkſamkeit die Richtung des tiefer gehenden Windes und den Zug der oberen Wolken zu beobachten ſchien — werden wir endlich wieder einmal eine beſſere und ruhigere Fahrt haben?

Beſſer als in der letzten Zeit, ſo antwortete der Cadet, hätte, in gewiſſem Betracht, die Fahrt nicht von ſtatten gehen können, denn der Sturm hat uns ſeit etlichen Tagen faſt mit Dampfſchiffseile nach unſerm Ziele: der amerikaniſchen Küſte hinüber geſchleudert, ruhiger aber könnte die Fahrt freilich ſeyn. Indeß, ſo lange dieſer Wind, der freilich ſchwach genug iſt, am Regiment bleibt, dürfen wir zufrieden ſeyn, nur iſt gerade hier dieſer Meeresgegend, namentlich in der jetzigen Jahreszeit, nicht viel zu trauen; wenn ſich der Wind nach Nordoſt umſetzt, dann fürchte ich eben, giebt es wieder Sturm. Wir ſind für diesmal, freilich gegen unſern Willen, an dem ſchönen Madeira zu lange vor Anker geblieben und nun, ſehr zur Unzeit, daher auf dieſen Kreuzweg der Donnerwetter und Herbſtſtürme verſchlagen worden.

Nun, der Aufenthalt in dem wunderherrlichen Madeira, antwortete Steller, war ein ſo angenehmer, daß man ſich dafür gern noch einen Kampf unſers Schiffes mit Wind und Wogen gefallen laſſen kann, iſt doch das treffliche Fahrzeug bis jetzt ſchon in manchem heftigen Wettſtreit mit den Elementen Sieger geblieben.

Das blaſende wie das fluthende Element, antwortete William, hätten wir auch gerade nicht zu fürchten, wenn es nur kein feſtes darunter gäbe: die Corallenriffe, in deren unerwünſchte Nachbarſchaft der letzte Sturm uns geführt hat.

Der Cadet, mit welchem Steller während der bisherigen Reiſe, am meiſten aber während des Aufenthaltes in Madeira gute Bekanntſchaft geſchloſſen hatte, eilte jetzt zum Gehülfen des Steuermannes, welcher eifrig mit der Handhabung des Senkbleies beſchäftigt war; der junge Deutſche ſetzte ſeinen Spaziergang auf dem Verdeck fort, genoß den erfriſchenden Luſthauch der Morgenſtunde und die Ausſicht auf das weite Meer, deſſen Wogen die aufgehende Sonne mit einem Feuerſtreifen übergoß. Er war bisher immer gutes Muthes geblieben und hatte Urſache dazu, obgleich er auf dieſer Reiſe, ſeit der Ausfahrt aus dem Canal manchen Seeſturm und ungünſtigen Wind hatte beſtehen müſſen. Waren doch all' dieſe Unwetter der äußern Natur für ſeinen geſunden Körper und heitren Sinn nur etwas Leichtes geweſen im Vergleich mit dem Leid und Weh, das er ſchon ſeit früher Jugend unter Menſchen erduldet hatte. Und wie die faſt ſechswöchentliche Ausruhezeit auf Madeira in der ſtürmiſchen Seefahrt, ſo waren ihm auch im Verlauf ſeines Lebens Zeiten des Ausruhens und der Erquickung gekommen, in welchen zu dem inneren Frieden auch der äußre ſich geſellte. „Heute," ſo ſprach er halblaut mit ſich ſelber, „iſt der zwanzigſte September. Vor drei Jahren an dieſem Tage, was geſchahe mir da?" Er verlor ſich einige Augenblicke in ernſtes Sinnen. Dann ein Buch aus der Taſche nehmend, das ihm daheim und auf Reiſen ein lieber Geſellſchafter war, ſetzte er ſich in der Nähe des Gangſpills nieder, las und ſchrieb hierauf an ſeinem Tagebuch. So waren ihm die Stunden unvermerkt bis nahe gegen Mittag vergangen, da hörte er eine wohlbekannte Stimme ſeinen Namen nennen. Es war die Stimme ſeines Freundes und Reiſegefährten, des Adolph Halthart aus Bremen, der ſo eben mit dem Clerk *) des Schiffes aufs Verdeck trat.

---

*) Der Name Clerk auf engliſchen und engliſch-amerikaniſchen Schiffen bezeichnet zwar insgemein nur den Schiffsſchreiber, großentheils einen Mann, der eine gewiſſe Schulbildung hat und der bei Gelegenheit auch die Stelle eines Schiffsgeiſtlichen vertritt. Hier in unſrer Geſchichte fand das Umgekehrte ſtatt; der

Ei was ſehe ich, redete Steller den Landsmann an, du gehſt ja ganz aufgeputzt in deinen ſchwarzen Feſttagskleidern einher und es iſt doch heut weder Sonntag noch Feiertag.

Ich komme ſo eben, antwortete Adolph, von einer Kindtaufe, die hier unſer Herr Clerk in ſeiner geiſtlichen Amtspflicht vollzogen hat und bei der ich unerwarteter Weiſe da auf dem Schiffe die Stelle eines Taufpathen verſehen mußte.

Eine Kindtaufe? rief Robert verwundert. Iſt es doch, als ſollten wir hier auf unſerm ſchwimmenden Hauſe alle Feierlichkeiten der Kirche erleben. Erſt geſtern haben wir die Leiche eines armen Irländers nach ſeemänniſcher Weiſe im Meere beſtattet und dies war ſchon das zweite Leichenbegängniß, das wir während der langen Seereiſe auf dem Schiffe feierten; es fehlt uns nur noch eine Trauung und Hochzeit, damit ſich hier bei uns in engem Raum derſelbe Wechſel zwiſchen Leid und Freud, Schmerz und Luſt wiederhole, der draußen im weiten Raum der Welt das Loos der Erdenbürger iſt.

Der Clerk, dem die deutſche Zunge eine unverſtändliche war, hatte ſich entfernt. Steller fragte den Freund weiter: Aber wie und bei wem biſt du zu der Ehre deiner Pathenſtelle gekommen? Kann ich mich doch kaum erinnern, hier auf unſerm Schiffe außer den Frauen der irländiſchen Auswanderer ein weibliches Weſen geſehen zu haben und die Irländerinnen, deren Sprache du kaum verſtehſt, kennſt du ſo wenig als ich.

Clerk war ein Mann, der ſich wirklich zum geiſtlichen Stand gebildet hatte, der aber zugleich die Geſchäfte eines ſogenannten Schiffsſchreibers verſah.

Ich begreife wohl, erwiederte Adolph, daß du unter der Menge der Auswanderer und Reiſenden, die unſer Schiff bevölkern, die Mutter des Kindes, das ich ſo eben aus der Taufe hob, kaum jemals recht geſehen oder bemerkt haſt. Es iſt ein junges, zartes Weib, deſſen leibliche Kränklichkeit, wie mir ſcheint, mit einem tiefen Kummer in naher Beziehung ſteht, der auf dem Gemüthe laſtet. Faſt nur in den früheſten Morgenſtunden oder Abends bei Mondſchein hat ſich die arme junge Frau zuweilen auf dem Verdeck blicken laſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Wie ein ſcheues Reh iſt ſie, wenn jemand ihrem Manne ſich nahte, an deſſen Seite ſie ſtand, hinuntergeflohen in die kleine, enge Cabine, die der Capitän dem armen Paare, auf meine Vermittlung, eingeräumt hat. Selbſt in Madeira wird ſie dir während unſers längeren Aufenthaltes daſelbſt ſchwerlich zu Geſicht gekommen ſeyn. Denn wir wohnten in dem oberen, ſchöner gelegenen Theile der Stadt Funchal, ſie mit ihrem Manne unten in einem wohlfeileren Quartier am Hafen. Dagegen iſt der Mann, der Vater des Kindes, dir wohl bekannt. Es iſt der nämliche, den ich dir als meinen Lehrer in der Mathematik und Sternkunde vorſtellte, Herr Milner, jener wackre und einnehmende junge Mann, der ſich, weil er der deutſchen Sprache vollkommen mächtig iſt, öfters zu uns geſellte, und der uns auf dieſer Reiſe ſo manchen guten Dienſt erwieſen hat; der nämliche, der dich in mehreren helleren Nächten die Sternbilder kennen lehrte, und der dich oft mit den lebendigen Schilderungen ſeiner Reiſen in Indien und Auſtralien unterhalten hat. Seiner, ich möchte faſt ſagen, angeblichen Profeſſion nach iſt Milner ein Kunſtſchreiner und Zimmermann, aber ſeine Bildung geht weit über den gewöhnlichen Bereich dieſes Standes hinaus. Ich habe die guten Leute ſchon in Bremen kennen gelernt, wo ſie von Brüſſel aus an das Haus meines Vaters empfohlen waren. Milner fertigte für uns bei Gelegenheit mehrere kunſtgerechte Arbeiten. Er fiel mir auf, ich ſprach öfters mit ihm; auch auf das, was damals der Hauptgegenſtand meiner Lernbegierde war, auf das Gebiet der mathematiſchen Wiſſenſchaften in ihrer Anwendung zum Nutzen und Dienſt des Lebens, kam die Rede. Ich war ganz erſtaunt über die Klarheit und leichte Faßlichkeit, mit welcher der Mann mir Dinge begreiflich machte, welche vorher meinem ſchweren Hirn nicht erfaßbar werden wollten. Ich nahm mehrere Monate Unterricht bei ihm und ich darf dich verſichern, ich lernte bei dieſem Schreiner mehr, als bei den hochgelehrten Profeſſoren jener Univerſität, auf die mein Vater früher mich einmal geſendet hatte. Dabei übte ich mich mit ihm im engliſch Sprechen und mit der Geläufigkeit in fremden Sprachen zugleich, gab der treffliche Mann mir eine Anſchauung der Welt und ihrer innerſten Verhältniſſe, die mir bis dahin fremd geweſen war. Das Milnerſche Ehepaar iſt mit uns auf der Reiſe nach Amerika begriffen, wohin daſſelbe, wie mir ſcheint, mit Furcht, aber auch mit Hoffnung geht. Daß die Niederkunft der armen, jungen Frau hier auf dem Schiffe und nicht in aller Bequemlichkeit in Boſton oder Neuyork erfolgte, war nicht ihre Schuld, ſondern die des Capitäns, der alle unſre früheren Rechnungen über die möglichſt lange Dauer der Reiſe durch unvorhergeſehenes Verweilen im Hafen von Madeira durchkreuzte und zu Schanden machte.

Während die beiden Landsleute ſo mit einander ſprachen, hatte ſich ihnen ein junger Mann von ziemlich krankhaftem, bleichen Ausſehen genaht. Freudig überraſcht redete er beide an und auch ſie erkannten in ihm ſogleich einen vieljährigen Freund, namentlich Adolph einen Genoſſen der Jugend, der erſt vor zwei Jahren ſeinen Aufenthalt in Bremen mit dem in Paris vertauſcht hatte.

Nun, das iſt mehr, ſprach der bleiche junge Mann, nach herzlicher Begrüßung, als der anmuthigſte Traum mir hätte vorgaukeln können. Hier auf dieſem Schiffe, auf welchem ich mich für den einzigen Deutſchen unter lauter fremd redenden Leuten hielt, finde ich nicht nur zwei Landsleute, ſondern in dieſen zugleich zwei wohlvertraute Freunde, und ſogar einen Genoſſen meiner Schuljahre.

Wie aber, fragte Adolph den Bleichen, kommſt du, mein lieber Philipp, hieher auf dieſes Schiffsverdeck? Wären wir draußen auf dem Lande, dann würde ich ſagen, du ſeieſt hervorgewachſen aus dem Boden, in dem gar viel Ungeſehenes und Unbekanntes verborgen liegen mag, hier aber in unſerem Schiffe, wo ich bis auf den unterſten Raum hinab Beſcheid weiß über den Inhalt faſt eines jeden Ballens Waare und eines jeden Faſſes, kann ich nicht begreifen, wo du während der mehr als dreimonatlichen Fahrt von England aus bis hieher geſteckt ſein magſt, es müßte denn unter den Steinkohlen geweſen ſein, deren anſchwärzende Nachbarſchaft dein bleiches Geſicht, du armer Philipp, freilich nicht verräth. Ei, wohin ſind deine rothen Wangen, mein lieber, alter Freund, wie ſchlecht ſcheint dir der Aufenthalt in dem rebelliſchen Paris bekommen zu ſein?

Mein Ausſehen, antwortete Philipp, darf euch keine Sorge machen, ich hoffe, meine friſche Farbe wird bald wiederkehren, wenn mich die läſtige Seekrankheit, die mich, ſeitdem ich auf euerem Dreimaſter hauſe, faſt umgebracht hat, nur etliche Tage verſchont ließe. Was war des für ein Schaukeln auf euerem Schiffe, beſonders während des Sturmes, der gar kein Ende nehmen wollte. Wie ein Sterbender bin ich in meiner Koie gelegen, auf die mich, ſo oft ich mich erheben wollte, der Schwindel immer wieder hinwarf. Noch geſtern, als ihr die Leiche des Irländers ins Meer beſtattetet, und als ich über meinem Haupte jedes Wort, das bei der Feierlichkeit geſprochen und verleſen wurde, vernahm, dachte ich: morgen vielleicht wird die Reihe der naſſen Beſtattung auch an dich kommen; aber ſiehe da, in der vergangenen Nacht habe ich zum erſten Male wieder gut geſchlafen, heute Morgen zum erſten Male wieder mit meinem Frühſtücke brüderlich mich vertragen, konnte aufſtehen von meinem Lager, und ohne zu taumeln, heraufſteigen aufs Verdeck, das ich bis jetzt nur bei Laternenlicht, an dem Abend, da ich auf euer Schiff kam, geſehen hatte. Wie ganz anders und für meine durchaus nicht ſeemänniſche Natur leidlicher war doch die Fahrt auf dem in anderer Beziehung herzlich ſchlechten Dampfſchiffe, mit welchem ich von Liſſabon nach Madeira fuhr.

Jetzt begreife ich, ſprach Adolph, dein für uns ſo räthſelhaftes Inkognito. Du kamſt mit dem Dampfſchiffe, das am letzten Nachmittag vor unſerer Abfahrt aus Funchal im Hafen einlief. Und wie ſonderbar, ich war gleich in der erſten Stunde nach euerer Landung mit unſerem Capitän auf dem Dampfer, um mich nach Briefen, die vielleicht unſer Spediteur in Liſſabon an mich beſorgt haben konnte, ſo wie nach Neuigkeiten aus der Heimath zu erkundigen, kam aber dort mit einem grämlichen alten Herrn in ſo ſeltſame Colliſion, daß ich, da für mich ohnehin nichts bei euch zu finden war, mich bald wieder ans Land begab.

Rede nicht ſo laut, ſprach Philipp, ſiehe dort lehnt der Alte, der auch Deutſch verſteht, an der Gallerie des Vorderbugs und ſchaut, freilich wohl ohne auf uns zu hören, unverwandt hinaus nach dem Meere. Ihr ſolltet übrigens Reſpekt vor ihm haben, denn er allein hat euch flott gemacht; wäre er nicht gekommen, ihr läget heute noch im Hafen von Funchal vor Anker. Der Alte, er mag ſein wer er wolle, kann, wenn auch nicht Wind und Wetter, ſo doch anderen Elementen gebieten, die manchem ehrlichen Mann auf der Pilgerfahrt ſeines Lebens hemmend in den Weg treten mögen. Namentlich hat er euerem Kapitän, den er von früher her zu kennen ſcheint, gleich auf der Stelle mit einer bedeutenden Summe, welche derſelbe in Funchal zu zahlen hatte, aus der Noth geholfen.

Ach, ſagte Adolph, jetzt begreife ich einigermaßen die Aufwallung des Zornes, in welcher der alte Herr mich ſo hart anließ, als ich zufällig, beim Beſuch eueres Dampfſchiffes in ſeine Kajüte hineintrat, worin er mit dem Kapitän allein war und wo auf dem Tiſch eine gute Portion engliſcher Banknoten aufgezählt lag.

Ja, das iſt ſeine Art ſo, erwiederte Philipp, dieſer Mann mit eisgrauen Haaren kann zuweilen über eine Kleinigkeit ſo außer ſich gerathen, daß ſein Zorn keine Gränzen kennt, wie dies mein Bedienter, ein ehrlicher Savoyarde, der doch durch ſeinen längeren Aufenthalt in England an brittiſche Art und Sitte gewöhnt iſt, einige Male erfahren hat. Läſtiger aber als durch dieſes Löwengebrüll, das er doch nur zuweilen vernehmen läßt, iſt mir der Alte, mit welchem ich leider in eine und dieſelbe kleine Kajüte zuſammengebannt bin durch ſein unmuthiges, bärenartiges Brummen halblauter Worte, das er, wenn niemand mit ihm redet, faſt den ganzen Tag, oft auch in der Nacht hören läßt. Ich bin aus dieſen Selbſtgeſprächen, von denen ich immer nur einzelne Worte verſtand, niemals recht klug geworden, doch ſcheint mir, er muß irgend einen gewaltſamen Raub oder Eingriff an ſeinem Eigenthumsrechte erfahren haben, denn die Worte: Vagabund, Räuber meines beſten Gutes, habe ich öfters, weil er ſie mit Affect ausſprach, vernommen. Dort aber um den Steuermann verſammelt, ſteht jetzt eine andere Sorte meiner Schiffsnachbarn, die ich, obgleich ich ſie heute zum erſten Mal ſehe, doch ſogleich, als ſie hier an uns vorbeigingen, an ihren Stimmen erkannte. Wer ſind dieſe jungen Leute, in der Geſellſchaft eines älteren Mannes, der mir ihr Mentor zu ſein ſcheint? Durch die dünne Bretterdiele, die mich von ihrem Aufenthalt im unteren Raume trennte, habe ich oft ihre Geſpräche gehört und mich gut daran unterhalten, denn der Mann dort erſcheint mir nach dem, was ich von ihm hörte, ſeiner Kenntniſſe, wie ſeiner Geſinnung wegen, gleich achtenswerth und ſeine Zöglinge, das bezeugten mir ihre Fragen und Antworten, gedeihen unter ſeiner Zucht und Pflege ganz wacker. Ich bin manchmal, wenn ich den Mann ſo lehren und das Wechſelgeſpräch zwiſchen ihm und ſeinen Schülern anhörte, ſelber mit in die Schule gegangen und in der Zeit, die ich ſo angefeſſelt auf meiner Koie zubringen mußte, hat mir das Anhören deſſen, was dort unter mir geſprochen ward, die Langeweile vertrieben.

Du haſt dich, antwortete Steller, in dem guten Urtheil über dieſe deine Schiffsnachbarn nicht geirrt. Der Mann, in welchem du den Mentor der jungen Leute erkannteſt, Herr Walker aus Cumberland, geweſener Lehrer an einer Art von Bürgerſchule in Dublin, iſt mir immer, ſeitdem ich ihn kennen lernte, als ein ſeltenes Muſter von ſich ſelbſt verläugnender, alles hingebender Liebe gegen die Verlaſſenen und Verſäumten vorgekommen. Sieh nur, mit welcher Ehrfurcht die armen iriſchen Auswanderer, deren wir auch eine anſehnliche Zahl mit uns an Bord haben, ihn begrüßen, wenn ſie an ihm und ſeinen Schülern vorbei gehen. Ich weiß, was er in Madeira und auf der ganzen Reiſe an dieſem dürftigen Volke gethan hat. Auch ſeine Schüler ſind aus den ärmſten Ständen des Volkes, großentheils Waiſen, aus denen er tüchtige Männer für allerlei künſtliche Berufsarten zu bilden ſucht und bereits gebildet hat. Er geht jetzt mit dieſer kleinen Colonie nach Amerika, weniger um für ſich, als um für ſie dort ein gutes Unterkommen und eine angemeſſene Wirkſamkeit zu ſuchen. Wohin dieſe Leute kommen, werden ſie ein guter Same ſein.

Während Steller noch mit Philipp ſprach, war der heutige Kindtaufsvater, Herr Milner, durch eine Seitentreppe herauf getreten aufs Verdeck und wollte ſo eben mit ſeinem Gevatter ein Geſpräch beginnen, als ſein Blick zufällig auf den alten Herrn fiel, der noch immer, unverwandt ins Weite ſchauend, an der Gallerie ſtand. Milner verſtummte plötzlich und noch einmal ſcheu auf den Alten zurückblickend, eilte er wieder hinab in ſeine Cabine.

Was wandelt den an? fragte Adolph verwundert.

Der Alte, ſprach Philipp, iſt für mich ein unheimliches Räthſel, er mag eben ſo für Andere, wenn auch kein Räthſel, doch eine unheimliche Erſcheinung ſein.

Die drei Freunde hatten ſich viel zu erzählen, vor allem Philipp von dem, was er indeß in Frankreich erlebte, den beiden andern. Wir laſſen ſie einſtweilen in dieſer Unterhaltung, von deren Inhalt uns ſpäter auch noch einige Kunde zukommen wird, ungeſtört und begleiten ſie erſt in einer ſpäteren Nachmittagsſtunde an die Tafel der Capitäns-Cajüte, wohin alle die vornehmeren Paſſagiere das Läuten eines Schiffsglöckchens und der Geruch der Speiſen rief, die man aus der Küche hinabtrug.

2. Das Geſpräch von der Genügſamkeit an reich beſetzter Tafel.

Die Gäſte ſetzten ſich, die Unterhaltung wurde in der engliſchen Sprache geführt, die den meiſten eine gemeinſame, allen aber eine geläufige war.

Ich ſoll hier zuvörderſt, ſagte der Clerk, indem er die Stelle des Wirthes an der Tafel einnahm, unſern Herrn Capitän bei ſeinen geehrten Gäſten entſchuldigen, der gerade heute, wo uns nach mehreren Tagen des heftigen Sturmes das erſte, ruhige Beiſammenſitzen am Tiſche möglich iſt, ſeine hausväterliche Pflicht verſäumen mußte. Er iſt, durch eine dringende Einladung des alten Herrn, den die Meiſten von Ihnen heute vielleicht zum erſten Male auf dem Verdeck ſahen, genöthigt, mit dieſem allein zu ſpeiſen.

Wer iſt doch, fragte der Seecadet, dieſer Alte, den ich ſeinem grauen Kittel nach eher für einen Londoner Zeitungsträger als für einen Gentleman gehalten hätte. Geſehen habe ich ihn auch, während der 14 Tage, die er bei uns an Bord zubringt, kaum zweimal; zanken habe ich ihn aber, auch ungeſehen, öfters hören.

Ich kann Ihnen, erwiederte der Clerk, von dem ſeltſamen Manne weiter nichts ſagen, als daß er Herr Watſon heißt und in Amerika zu Hauſe iſt. Wie mir ſcheint, ſucht er, vielleicht ſchon ſeit längerer Zeit vergeblich nach einem verlorenen Paradies, obgleich ich unter dieſem Namen gerade nicht das Milton'ſche verſtehen will.

Philipp, nach dem vieltägigen Faſten, das die Seekrankheit ihm auferlegt hatte, ließ es ſich an der wohlbeſetzten Tafel der Capitäns-Cajüte ganz beſonders wohl ſein. Welch' ganz andere Koſt iſt dies, ſprach er zum Clerk, als die auf einem portugieſiſchen Dampfſchiffe; wie reich iſt Ihr Tiſch mit den nahrhafteſten, beſten Gaben des Landes und des Meeres beſetzt, und wie gut und zuträglich iſt Alles bereitet. Die Koſt des portugieſiſchen Capitäns, die ich auf meiner Fahrt von Liſſabon nach Madeira genoß, würde, ſo dünkt es mich, der ärmſte Ladenjunge in London zu ſchlecht finden und ich ſchreibe die Heftigkeit meiner langen Seekrankheit großentheils den Mißhandlungen zu, die mein armer Magen durch die kaum halb garen nur mit Baumöl und Zwiebeln überreich verſehenen Mahlzeiten erlitten hat.

Ich gebe das zu, ſagte Steller, daß man vielleicht in keinem anderen Lande von Europa ſo gut und kräftig ſpeist, als in England, nirgends aber auch, was davon die nothwendige Folge iſt, ſo theuer als da. Schon die Geldſorten, die im Haushalt der verſchiedenen Länder von Europa in Gebrauch ſind, laſſen uns auf den größeren Aufwand ſchließen, den der engliſche Hausvater im Vergleich mit einem deutſchen machen kann und wirklich macht. Der Britte rechnet nach Pfunden, nach Schillingen und Pences. Der Deutſche nach Thalern oder Gulden, davon 7 und 12 auf ein Pfund gehen, nach Schillingen, die nur den fünften oder ſechsten Theil des Werthes eines engliſchen Schillings haben, und wenn endlich unſer Groſchen, nach dem Realwerth, den er hin und wieder hat, dem engliſchen Pence gleichſteht, ſo iſt er dennoch durch ſeine große Theilbarkeit gar ſehr von dieſem verſchieden, denn der deutſche Groſchen läßt ſich in zwölf Pfennige umwechslen, ja in vielen Gegenden iſt ſogar noch der Kupferpfennig in die kleinere Münze der Heller theilbar. Ich bin das neunte und jüngſte Kind eines deutſchen Landgeiſtlichen, deſſen geſammtes jährliches Einkommen kaum 40 Pfund betrug. Alle dieſe vielen Kinder und dabei noch mancher Nothleidende, ſind an dem elterlichen Tiſche ſatt geworden, und obgleich ich die Pflege des Vaterhauſes nur kurze Zeit genoß, denn ich ward ſchon in meinem zweiten Jahre zum elternloſen Waiſen, ſo hatten doch ſchon damals einige meiner älteren Brüder von den Erſparniſſen der Eltern, der eine die Koſten ſeiner Schulzeit, der andere die ſeiner Lehrjahre bei einem Uhrmacher beſtritten und für die künftige Ausſtattung der Töchter lag manches Stück Leinwand aus ſelbſtgeſponnenem Garn bereit. Wie wäre das in einem Lande möglich geweſen, wo die Rechnungen des Haushaltes alsbald in die Pfunde Sterling, ſtatt in die Gulden, Groſchen und Pfennige gehen?

Auch ich, ſo fügte Adolph hinzu, kenne in unſerem übrigens ſo wohlhabigen Bremen manchen ehrenwerthen Hausvater von Mittelſtand, der ſich und ſeine Familie bei einem jährlichen Einkommen von 40 oder 50 Pfund ganz anſtändig erhält.

Ich gebe darin Ihnen recht, ſagte der Clerk, daß im Allgemeinen der Mittelſtand in den Ländern des Continentes weniger Aufwand für ſeinen Lebensunterhalt macht als bei uns. Ein wenig Fleiſch und Gemüſe am Mittag, des Abends eine Suppe oder Butterbrod und Thee ſind für den Deutſchen und ſeine Hausgenoſſen, ja für den noch genügſameren Südländer von Europa ein Ei auf den Mann und etliche Zwiebeln und Oliven zur täglichen Sättigung ausreichend, während der engliſche Bürger oder bemittelte Landmann großentheils gerne andere höhere Anforderungen auf die Befriedigung der Bedürfniſſe des Haushaltes macht. Sie irren aber ſehr, wenn Sie aus dem Aufwand, der Ihnen etwa an einer engliſchen Wirthstafel oder in einem Privathauſe, dem Sie als Gaſt zuſprachen, in's Auge fiel, einen Schluß ziehen wollten auf die Lebensweiſe der Engländer im Allgemeinen. Abgeſehen von den Millionen der ärmeren und ärmſten Bewohner unſeres Inſelnreiches, davon mancher faſt das ganze Jahr hindurch nur nach der hinreichenden Sättigung an Kartoffeln verlangt, gab und gibt es noch jetzt unter unſerem Mittelſtand Haushaltungen, die an Genügſamkeit und Sparſamkeit Ihren hierin muſterhafteſten deutſchen Familien nichts nachgeben. Ich kann Sie hier auf einen lebenden Zeugen für meine Behauptung hinweiſen. Kennen Sie den Herrn **Walker** aus Cumberland, der als Anführer einer kleinen Schaar künftiger tüchtiger amerikaniſcher Coloniſten, mit uns an Bord iſt?

Wir beide kennen ihn gut und ehren den Mann, antwortete **Adolph** für ſich und ſeinen Freund **Steller**.

Auch ich, ſagte **Philipp**, kenne und ehre den wackern Mann, ſeitdem ich ſein Schiffsnachbar bin, obgleich ich heute zum erſten Mal ihn mit Augen ſahe.

Einen gebornen Engländer, ſo fuhr der **Clerk** fort, welcher mit unſrer Literatur von engerem vaterländiſchen Intereſſe bekannt wäre, brauchte ich nicht auf das mündliche Zeugniß jenes Schiffsgenoſſen hinzuweiſen. Die Lebensgeſchichte des Großvaters von dieſem, iſt bei uns in Verſen und in Proſa beſchrieben *) und der Pfarrer zu Seathwaite in Cumberland, Robert Walker, dem man wegen ſeiner hohen Kunſt im Haushalten den Beinamen des Wundervollen gab, iſt ſelbſt den Schülerinnen vieler unſerer Töchterſchulen und Erziehungsanſtalten nicht unbekannt. Der ſeltene Mann, von dem ich Ihnen hier erzählen will, war unter den zahlreichen Kindern ſeiner Eltern das jüngſte und im Jahre 1709 in dem Kirchſprengel von Seathwaite geboren. Da er von zarter Leibesbeſchaffenheit, dabei aber aufgeweckten Geiſtes war, beſchloſſen ſeine Eltern, ihn ſtudiren zu laſſen. Der Geiſtliche des Ortes, der zugleich Schulmeiſter war, unterrichtete ihn im Leſen, Schreiben und Rechnen, auf dieſem Grund wurde dann weiter gebaut, und bald hatte Robert ſo gute Bekanntſchaft mit den alten Klaſſikern gemacht, ſo tüchtige Schulkenntniſſe ſich erworben, daß er zum geiſtlichen Stande ſich bilden und bereits in einem frühen Alter die Weihen erhalten konnte. Die Pfarrei ſeines Geburtsortes war erledigt, Walker wurde in ſeinem 26ten Jahre (1735) für die Stelle berufen, an welcher er, wie bereits erwähnt, das doppelte Amt des Predigers, ſo wie des Seelſorgers und zugleich das des Schullehrers zu verſehen hatte.

Wer die Provinz Cumberland kennt, der weiß es, daß ſie zwar reich iſt an herrlichen Gebirgsgegenden, die in ihren oft beſungenen Naturſchönheiten mit den ge-

---

*) Man vergleiche die Noten zu den Sonetten: The river Duddon von Wordsworth und das leſenswerthe engliſche Werk: The pursuit of knowledge under difficulties III. Vol. p. 213 u. f.

prieſenſten in Europa wetteifern können, er weiß es, daß ſich dort im Innern der Gebirge ſehr werthvolle Mineralien, namentlich Blei, Eiſen, Steinkohlen, ſo wie der berühmte engliſche Graphit (Reißblei), dieſes Material zu den beſten Bleiſtiften, in Menge finden, daß aber der Boden für den Feldbau großentheils ungünſtig iſt. Das arme, genügſame Volk des Landes nährt ſich vorzugsweiſe von Viehzucht, namentlich von Schafzucht, oder findet ſeinen Unterhalt in den Geſchäften des Bergbaues und der vielen, anſehnlichen Fabriken der Provinz. Die Umgegend von Seathwaite, wo jetzt unſer Walker als Pfarrer auftrat, gehörte damals zu den ärmſten Landſtrichen von Cumberland, der Hauptreichthum der Einwohner beſtand in den Heerden der Schafe, mit denen die kleineren Heerden der Kühe an dem Gemeindegrunde der Hügel auf die Weide gingen und für den Winter ihr Futter von dem Heu der Wieſen erhielten. Der Ertrag dieſer Wieſen jedoch, eben ſo wie der des Feldbaues war keinesweges ein bedeutender zu nennen, ſondern er reichte nur nothdürftig für die Bedürfniſſe des Haushaltes hin, denn ein großer Theil des Thalbodens war Sumpf und torfhaltiger Moorgrund.

Nach dieſer Schilderung der Landſchaft und der Armuth ihrer Bewohner werden Sie wohl ſchon im voraus keine große Erwartung von dem Einkommen der Pfarrei von Seathwaite hegen. Doch ſo weit Sie auch dieſe Erwartung herabſtimmen mögen, wird dieſelbe dennoch kaum den wahren Stand erreichen; das jährliche Einkommen des Pfarrers und zugleich Schullehrers der Gemeinde belief ſich damals nicht höher als auf fünf Pfund.

Das wären, ſagte Adolph, nach unſeren gewöhnlichen deutſchen Geldſorten 34 Thaler und faſt 9 Silbergroſchen oder 60 fl. rheiniſch; weniger als bei uns der Balkentreter an der Orgel einer Stadtkirche hat.

Dazu, fuhr der Clerk fort, kam freilich ein Antheil an der Gemeindeweide, darauf der Pfarrer eine kleine Heerde Schafe und zwei Stück Kühe ernähren konnte, dann ein Stück Landes, das noch keinen ganzen Acker betrug zum Feldbau und ein anderes, kleineres in der Nähe des Hauſes, zum Gartenbau. Was aber den Ertrag des Schulgeldes betrifft, ſo mag der freilich ſehr gering geweſen ſein, denn der Pfarrer forderte keines, ſondern war mit dem zufrieden, was jene Eltern, welche nicht ganz arm waren, ihm freiwillig brachten. Walker hielt ſich übrigens mit dieſem Einkommen ſo gut verſorgt, daß er ſich nach einer Lebensgefährtin umſahe, die ſein Glück mit ihm theilen ſollte; er heirathete eine wackere Jungfrau, welche ihm ein Heirathsgut von 40 Pfund in's Haus brachte, zugleich aber hiermit fleißige Hände, Sparſamkeit und Genügſamkeit.

Ich will nur hier in wenig Zügen die Lebensweiſe und häusliche Einrichtung des ſeltenen Ehepaares beſchreiben. Fünf Tage in der Woche war der Pfarrer täglich 8, am Samstag Vormittag 4 Stunden mit dem Schulunterricht beſchäftigt. Er betrieb dieſe ſeine Aufgabe mit großem Eifer und mit wahrhafter Luſt und Liebe, damit aber, während die Kinder laſen, laut rechneten oder ihr Gelerntes herſagten, ſeine Hände nicht müßig ſeien, ſpann er daneben an einem kleinen Spinnrad ſo fleißig und geſchickt, als der geübteſte Spinner, ohne dabei ein Wort von dem, was die Kinder ſprachen, zu überhören. Nur beim Schreibunterricht verließ er ſein Handgeſchäft, denn auch dann, wenn er ſelbſt lehrte oder erzählte, ſpannen ſeine Finger rüſtig fort, und wenn die Schulſtunden vorüber waren, dann erlaubte er ſich in ſeinem Tagwerk nur darin eine Abänderung, daß er nicht an dem kleineren, ſondern an einem größeren Spinnrad Wolle ſpann. Fremde, die ſpäter oft den merkwürdigen Mann beſuchten, unter ihnen ſein Lebensbeſchreiber Wordsworth, vergnügten ſich öfters an den kindlich lebhaften, lehrreichen und gehaltvollen Geſprächen, welche Walker, an ſeinem Spinnrad ſitzend, mit ihnen wie mit den Seinigen führte; ſie bewunderten, wenn ſie ihn in den Schulſtunden beobachteten, die einfache, zweckmäßige, eindringliche Weiſe ſeines Unterrichtes und die Fortſchritte ſeiner Schulkinder.

Die Geſchäftigkeit der Hände, welche während der Wochentage vom Morgen bis zum Abend, mit Ausnahme jener Zeit, die den täglichen häuslichen Erbauungen gewidmet war, niemals raſteten, beſchränkte ſich übrigens bei unſerem Pfarrer nicht allein auf das Spinnen, er beſtellte mit Hülfe der Seinen das kleine Stück Feldes ſelber, zu dem er ſpäter noch zwei Acker Landes miethete, baute ſeinen Garten an und that beides in muſterhafter Weiſe. Ja, der gutmüthige Mann, der mit den Leuten ſeiner Gemeinde, wie ein gutes Kind mit andern Kindern lebte, half den Bauern, wenn bei drohendem Regen es an arbeitenden Händen fehlte, bei ihrer Heu- und Hafererndte, half ihnen ihre Schafe ſcheeren, was keiner von ihnen mit ſolcher Geſchicklichkeit vermochte, als der Pfarrer. Er that dieſes ohne den mindeſten Anſpruch auf eigenen Vortheil, den Aermſten viel öfter und lieber als den Bemittelteren, und nur von dieſen nahm er etwa für ſeinen Sonntagstiſch einen Koppelhahn oder einige Pfund Schafwolle zum Geſchenk an.

Die Bewohner ſeines Dorfes, ſo wie der Nachbargegend, hatten bisher, wenn ſie Bittſchriften, Verträge, Kaufbriefe, Teſtamente und andere dergleichen ſchriftliche Aufſätze oder Dokumente ausfertigen ließen, viel Geld an die Advokaten und Schreiber der ziemlich abgelegenen Stadt vertragen, oder, wenn ſie Perſonen dieſer Art in ihr Haus rufen mußten, große Unkoſten damit gehabt. Walker, der eine zierliche, deutliche Handſchrift hatte, und des Ausdruckes der Sprache, wie der geſetzlichen Form, in welcher ſolche Verhandlungen geführt werden müſſen, gleich mächtig war, erbot ſich, wie es ſcheint, zuerſt bei einigen ärmeren Mitgliedern ſeiner Gemeinde, zu ſolchen Dienſtleiſtungen, welche nach dem engliſchen Geſetz jeder Geiſtliche, (da, wo es nöthig iſt, in Gegenwart von Zeugen) übernehmen darf. Bald aber wurde er von ſo vielen Seiten mit der Bitte um die gleiche Gefälligkeit angegangen, daß er zuweilen, namentlich zwiſchen Weihnachten und Lichtmeß, wo in jener Provinz die meiſten Verträge abgeſchloſſen werden, ſelbſt die Nächte zu Hülfe nehmen mußte, um mit den ihm aufgetragenen Schreibereien fertig zu werden. Auch dieſe Beſchäftigung trug ihm übrigens nur einen mäßigen Gewinn, denn die ärmeren Landleute wußten es, daß bei ihrem Pfarrer nöthigenfalls auch ein Vergeltsgott als baare Münze galt.

All' dieſe vielfachen Beſchäftigungen des fleißigen Pfarrers, deren wir ſo eben erwähnten, waren nur das Werk ſeiner Wochentage; auch er ſuchte zu ſeiner Zeit die Ruhe, vor allem kannte und liebte er die Ruhe der rechten Art, die für alle Mühen und Beſchwerden des Lebens die meiſten Kräfte gibt. Schon am Samstag Nachmittag ruhten ſeine fleißigen Hände vom Spinnen und allen anderen Arbeiten aus, er erging ſich dann bei gutem Wetter in ſeinem Garten und im Freien, oder er las etwas zu ſeiner Belehrung, ſo wie zur Unterhaltung; zuweilen ſogar ein Zeitungsblatt. Der Sonntag, ſo wie jeder Tag eines kirchlichen Feſtes, galt ihm als ein Tag nicht der menſchlichen Sorgen, ſondern als ein Tag des Herrn. Vom frühen Morgen an lebte er da nur ſeinem innerſten Beruf: dem Gebet und den Betrachtungen des göttlichen Wortes, und wenn er die Kanzel beſtieg, da merkte man es ſeinen Predigten nicht an, daß er die ganze Woche beim Spinnrad und Schulhalten geſeſſen war, denn dieſe waren lebenskräftiger und im eigentlichen Sinne des Wortes geiſtreicher, als die Predigten der meiſten unſerer hochgeſtellten Kanzelredner, dazu ſprach er ſie frei, las ſie nicht ab, wie viele unſrer engliſchen Geiſtlichen es thun. Wer den Mann auch nicht ſo, wie ſeine Freunde, aus näherem Umgange kannte, der mußte es an ſeinen Predigten fühlen und erkennen, daß ſein Geiſt auch mitten in den Geſchäften der Woche bei dem Einen, das Noth thut, geblieben war. Wenn der Pfarrer am Sonntag Mittag in ſein Haus zurückkam, da fand er da öfters ſchon einige ſeiner Sonntagsgäſte verſammelt und andere kamen noch dazu. Denn es war die bekannte Sitte ſeines Hauſes, daß am Sonntag Jeder aus ſeiner Gemeinde, der dies wollte, vor allem die entfernter wohnenden Glieder derſelben, ſo wie beſuchende Freunde an ſeinem Familientiſche ſpeiſen konnten. Viele nahmen dieſe Bewirthung an, weil es für ſie nach der leiblichen Speiſung noch eine andere geiſtliche im Pfarrhauſe gab, denn der Nachmittag, ſo wie der Abend der Sonn- und Feiertage ward in Walker's Hauſe mit dem Leſen und Forſchen in der Schrift, ſo wie im Gebete hingebracht.

Bei einem ſolchen Leben, wo die Woche, wo jeder Tag mit Gebet begonnen und beendigt wurde, konnte der Segen nicht ausbleiben; der Pfarrer zu Seathwaite war geſegnet vor allem in der Wirkſamkeit an ſeiner Gemeinde, er war es in ſeinem Hauſe und in all ſeinem Thun und Treiben.

Mit beſonderer Anerkennung verweilt ſein Lebensbeſchreiber bei Walker's augenfälliger Wirkſamkeit an ſeiner Gemeinde. Dieſer Mann lehrte das Evangelium von der Liebe und Erbarmung Gottes, ſo wie das Gebet der Heiligung, die aus dem Glauben hervorgeht, nicht allein von der Kanzel, oder bei ſeinen Beſuchen der Kranken und Troſt bedürfender Gemeindeglieder, ein Werk der Liebe, dem er mitten in ſeiner Geſchäftigkeit mit großer Treue oblag, ſondern er lehrte durch ſein tägliches Beiſpiel, was die Liebe zu den Brüdern ſei, die aus der Liebe zu Gott kommt. Kein Nothleidender kam zu ihm ohne Hülfe oder Erleichterung ſeiner Noth zu finden, er war Andern zu jedem Dienſt der Liebe bereit, ohne allen Eigennutz. aufrichtig, lauter und wahr in ſeinen Worten, wie in ſeinem Thun, ein rechter Chriſt. Arme und Reiche ſahen in ihrem Pfarrer ein Muſter der Berufstreue, des unausgeſetzten Fleißes, der Ordnungsliebe, Mäßigkeit und Sparſamkeit; ſeine kindlich treuen, väterlich liebenden Ermahnungen wieſen die Irrenden auf die rechte Bahn zurück, bekräftigten die Schritte der Treugeſinnten. Da er bei ſeiner vieljährigen Amtsthätigkeit zuletzt die meiſten Leute in ſeiner Gemeinde getauft, in der Schule unterrichtet, konfirmirt und ſelbſt wieder zum Bund der Ehe eingeſegnet hatte, lebte er unter ihnen in der Weiſe eines verehrten, geliebten Vaters und Großvaters, kannte und leitete als ſolcher durch ſeinen treuen Rath all' ihre häuslichen Angelegenheiten, freute ſich mit den Freuenden, trug Leid mit den Leidenden.

Aber auch der Segen ſeines Hauſes war kein gewöhnlicher. Seine treffliche Frau hatte ihm neun Kinder geboren, geſund an Seele und Leib, ſie wurden alle durch Gottes Segen und der Eltern Fleiß ernährt, gekleidet und für ihren Beruf im Leben tüchtig und wohl herangebildet; als das achte oder neunte Kind zur Welt kam, da hatte der älteſte Sohn, auf Koſten ſeines Vaters ſchon im Collegium zu Dublin ſeine Studien vollendet und war zur Ordination befähigt.

Neun Kinder, ſo werden Sie fragen, und dabei ſolche Gaſtfreundlichkeit und Wohlthätigkeit, wie verträgt ſich das mit dem Einkommen eines Pfarrers und Schulmeiſters in Seathwaite? Ich werde dieſer Frage noch ein größeres Gewicht geben, wenn ich Ihnen berichte, daß nach dem Zeugniß Aller, die in dem Pfarrhauſe des Robert Walker zuſprachen, nicht bloß in der Einrichtuug und Sauberkeit des Hauſes, ſondern in der Kleidung der beiden Eltern, ſo wie ihrer Kinderſchaar keine Spur von Armuth und Noth zu bemerken war, ja, wenn ich noch hinzufüge, daß der „wundervolle" Pfarrer, als er im Jahre 1802, in ſeinem 93ten Jahre ſtarb, ein Vermögen von 2000 Pfund hinterließ.

Ich will es dabei nicht unerwähnt laſſen, daß Walker's jährliches Einkommen, nach 20jähriger Dienſtzeit auf 17 Pfund und 10 Schillinge*) geſteigert wurde, und daß ſpäter hierzu noch eine andre kleine Abfindungs-Zulage kam. Denn der Biſchof (von Carlisle) hatte ihm, ſeine Verdienſte anerkennend, die benachbarte Pfarrei von Ulpha mit ihren Einkünften zu der ſeinigen übertragen wollen, Walker aber ſchlug dieſe Begünſtigung aus, weil, wie er ſagte, durch die Annahme derſelben, die eine Gemeinde über der andern verſäumt, und dabei ein Schein von Gewinnſucht auf ihn fallen könne, den er gern vermeiden wolle. Dennoch würden es tauſend andere Ehepaare vergeblich verſuchen, auf der Pfarrei von Seathwaite mit allen vorhin erwähnten Nebeneinkünften eine Familie von 9 Kindern zu ernähren, zu erziehen und für den Eintritt in's bürgerliche Leben auszuſtatten.

---

*) 210 Gulden oder 120 Thaler unſeres Geldes.

Um dies begreiflich zu machen, muß ich etwas weiter in die Geheimniſſe der Haushaltungskunſt eingehen, darin nicht nur der Vater, ſondern auch die Mutter des Hauſes Meiſter waren. Ein Land iſt glücklich zu preiſen, in welchem alles Geld bleibt, nichts auswärts geht; mit dem Haus, ſo weit dies möglich iſt, verhält es ſich auf ähnliche Weiſe. Ein Stück Landes von faſt drei Acker Rauminhalt kann Haidekorn und Hafer, der Garten Gemüſe in ziemlich ausreichender Menge für den nöthigſten Bedarf eines Hauſes tragen. Die Schafe gaben Wolle und in jedem Monat wurde eines von ihnen für den Haushalt, im Winter eine Kuh geſchlachtet, das Fleiſch eingeſalzen. Die Wolle wurde verſponnen und verwebt, ſie und der nebenbei gewonnene Flachs oder Hanf gaben, durchaus mit eigener Hand bereitet, die Wäſche und Kleider für die Familie; die Haut der Kuh wurde gegerbt und reichte ſammt jener der Kälber das Leder zu dem Schuhwerk dar. Der Winter in Cumberland iſt ziemlich ſtreng und andauernd, das Holz nicht wohlfeil; das Pfarrhaus in Seathwaite bedurfte aber der Ausgaben für ſeine Winterheizung nicht, man grub und trocknete den Torf aus dem benachbarten Moorgrund und dieſer half dem Bedürfniß aus. Obgleich die geſchlachteten Schafe einen ziemlichen Vorrath von Talg gaben, daraus die Hausmutter Lichter goß, wurden dieſe dennoch nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie etwa an Weihnachten oder wenn Gäſte im Haus waren, angezündet, in der Regel diente das Mark der Binſen, mit Talg oder Fett überzogen, als Material der Beleuchtung. Allerdings gab es auch im Hauſe des Pfarrer Walker und ſeiner Ehegenoſſin Gegenſtände des Luxus und der auswärtigen Einfuhr, namentlich Zucker und Thee. Die beiden Alten tranken aber niemals Thee, derſelbe war nur für Gäſte und ſpäter für die erwachſenen, zu Beſuch in das Elternhaus kommenden Kinder beſtimmt, weil dieſe doch an ſolche Dinge gewöhnt waren, die Alten tranken Milch und Waſſer oder bei feſtlicher Gelegenheit eine Art, aus Hafer und Honigmeth bereitetes, gegohrenes Getränk.

Den Schulunterricht für die Kinder hatte das Walker'ſche Ehepaar ebenfalls umſonſt. Mit den andern Schulkindern wurden die Kleineren, des Abends beim Spinnrad die Größeren unterrichtet und der Vater ſchien ſich ganz zu verjüngen, wenn er mit den älteren Söhnen ſein liebes Latein und Griechiſch, ſo wie Geſchichte trieb und ſie in die Bekanntſchaft mit den Klaſſikern des Alterthums einführte. Indeß führte dann auch die Mutter ihre Töchter zu allen Uebungen und Werken des weiblichen Berufes an, und da das, was ſie aufbaute, auf dem guten Grund des chriſtgläubigen Unterrichtes und der Ermahnungen ruhete, den der Vater in Schule und Haus ſo eifrig legte, gelang das Werk auch der mütterlichen Erziehung ſo wohl, daß alle Töchter des Robert Walker eben ſo wie die Söhne durch die That ihres Lebens es bezeugten, welch' gute Früchte eine chriſtliche Erziehung und das tägliche Beiſpiel ſolcher Einfalt und Lauterkeit der Sitten, ſolches Fleißes und ſolcher Genügſamkeit trage, das die Kinder an ihren Eltern vor Augen hatten. Wer in jener Zeit, da namentlich die Töchter, welche alle wohl verſorgt worden ſind, ſchon erwachſen waren, in das Pfarrhaus zu Seathwaite kam, der konnte alle Räume deſſelben mit ſelbſtgeſponnenen und gewebten Werken der weiblichen Hände gefüllt ſehen. Noch jetzt zeigt man in dem Kapellenſtuhle, den die Familie des Predigers an Sonn- und Feſttagen in der Kirche einnahm, die Webereien, damit Wände und Sitze ausgelegt und überzogen ſind, als Denkmal an den Fleiß der Hände des Robert Walker, denn er ſelbſt hat das Garn dazu geſponnen, das in ſeinem Hauſe verwebt wurde. Ein ungleich beſſeres, dauerhafteres Denkmal hat ſich aber der treffliche Mann durch den bildenden Einfluß geſetzt, den er durch Wort und That auf ſeine Gemeinde hatte, deren Glieder großentheils eines ſolchen geiſtlichen Vaters und ſeiner Lehre würdig ſich bezeugten.

Allerdings, ſo fügte der Clerk hinzu, muß ich ſo, wie dies der Biograph des merkwürdigen Pfarrers, Wordsworth, es gethan hat, Sie daran erinnern, daß manche Züge aus dem Leben, namentlich aber die Schilderung der Geſchäftigkeit des Mannes uns weniger auffallen würden, wenn wir uns recht in die Sitteneinfalt der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ſo wie ſie damals noch in den Gemeinden unſerer armen Gebirgsbewohner herrſchte, zurückverſetzen könnten. Es hat ſich auch dort ſeit einem Jahrhundert gar Vieles geändert und ein Pfarrer am Spinnrad würde zu den Erſcheinungen gehören, die weder zeitgemäß, noch auch nachahmungswürdig wären.

Wir kennen, ſo ſprach Steller, in unſerem deutſchen Vaterlande, wenn wir dieſes Wort in dem Umfange nehmen, welchen gemeinſame Sprache, Abſtammung und

Volkscharakter uns vorzeichnen, einen Pfarrer, der zu Ihrem Robert Walker, für deſſen Bekanntſchaft wir Alle Ihnen herzlich dankbar ſind, ein würdiges Gegenbild geben kann, das iſt der verſtorbene Pfarrer Oberlin im Steinthale.

Auch uns, erwiederte der Clerk, iſt die Geſchichte und die große, geſegnete Wirkſamkeit dieſes ſeltenen Mannes nicht fremd: wir haben ſeine Lebensbeſchreibung und manche Anekdote daraus, in engliſcher Sprache.

3. Die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern.

Die Gäſte erhoben ſich jetzt von der Tafel, an welcher der wackere Clerk in mehr als einer Weiſe ein freigebiger Wirth geweſen war. Man trat heraus auf das Verdeck, das der Vollmond hell beleuchtete, und das ein Aushauch, der vom Meere aufſtieg, wohlthuend erfriſchte. Der alte Herr, den wir nun unter dem Namen Watſon kennen, war da in lebhaftem Geſpräch begriffen mit dem wackeren Schullehrer Walker, welchem das, was er ſo eben von ſeiner Abſtammung, ſo wie über ihn ſelber gehört hatte, für unſeren Landsmann Philipp ein höheres Intereſſe gab. Dieſer trat zu den beiden hin, ſo wie er jedoch ſich näherte, entfernte ſich Watſon, und ſtieg in ſeine Cabine hinab. Wir ſind, ſagte er zu Walker, ohne uns zu kennen und zu ſehen, Schiffsnachbarn geweſen, getrennt von einander durch ſo dünne Wände, daß ich zu meiner großen Unterhaltung, an den Geſprächen zwiſchen Ihnen und Ihren jungen Begleitern, vielfachen Antheil nehmen konnte.

Sie haben da, erwiderte Walker, was mich betrifft, nur einen Menſchen kennen gelernt, der ſich's zur Aufgabe geſetzt hat, das menſchliche Leben zu verlängern.

Ich weiß nicht, erwiederte Philipp, in welchem Sinne Sie dieſes meinen. Wir Deutſchen beſitzen auch ein Werk über die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern, deſſen Verfaſſer einer der edelſten, beſten Aerzte unſeres Vaterlandes: Hufeland war. Namentlich aus Ihrem Vaterlande lehrt uns Hufeland, meiſt nach Baco's Angaben, Beiſpiele von außerordentlich langer Lebensdauer kennen, ſo den Heinrich Jenkins, der 169 Jahre, Thomas Parre, welcher 152 Jahre alt wurde. Es ſcheint, als ſei das Klima Ihres Inſelreiches, ſo wie der Volksſtamm, der daſſelbe bewohnt, dem Altwerden vorzüglich günſtig.

Hufeland's Werk, ſprach Walter, iſt auch mir nicht unbekannt. Die Beiſpiele von ungewöhnlich langer Lebensdauer, welche Sie daraus anführten, ſind übrigens noch nicht die auffallendſten. Einer unſerer Landsleute, Peter Torton, der im Jahre 1724 ſtarb, iſt 185 Jahre alt geworden und ganz daſſelbe Alter hat St. Mongah oder Kentigen erreicht, der im Jahre 1782 ſtarb. Johann Robin, im Jahre 1741 verſtorben, hatte das Alter von 172, ſeine Frau von 164 Jahren erreicht. Auch zu Ihrer Bemerkung, daß unſer Vaterland, namentlich in ſeinen hochgelegenen Gegenden, durch ſein gemäßigtes Klima, und daß die Art des Volksſtammes uns hierin vor andern Nationen einen ausſchließenderen Vortheil gewähre, erlaube ich mir eine Gegenbemerkung. Abgeſehen davon, daß Schweden, Norwegen, Rußland und mancher andere Theil von Europa ebenfalls Beiſpiele von ungemein langer Lebensdauer aufzuweiſen haben, wo allenfalls die Uebereinſtimmung des Klimas und der Lebensweiſe für Ihre Anſicht ſprechen würde, muß ich an die neuerdings bekannt gewordenen Beobachtungen erinnern, die man über das hohe Lebensalter mancher Neger und anderer Bewohner der heißeſten, für die Geſundheit des Europäers höchſt ungünſtigen Erdgegenden gemacht hat *). An jenen Negern, die wir in ihrem eigenen Vaterlande, in Afrika kennen lernen, möchte eine ſolche Beobachtung ſchwer zu machen ſein; ihre Ausſagen ſind höchſt unſicher, ſie wiſſen ihr Alter ſelber nicht anzugeben. Anders iſt es bei ihren Landsleuten, die als Sclaven in die Hände der Europäer kamen und bei dieſen eine Reihe von Jahren lebten, oder die ſelbſt in unſeren Colonien geboren wurden und aufwuchſen. Den Mulatten, der im Jahre 1797 zu Friederik-Town in Nordamerika, im Alter von 180, ſo wie die Kreolnegerin, die 1831 auf Jamaika im Alter von 150 Jahren ſtarb, will ich hier wegen ihrer gemiſchten Abkunſt nicht als Beiſpiele hervorheben, ſondern nur ſolche Langlebige, die aus reinem Negerſtamm waren. So unter andern der Negerſclave Robert Lynch, den man am 5ten December 1830 zu St. Andrews zu Grabe trug, der ſich nicht nur des großen Erdbebens von 1692, ſondern des Einzuges des Gouverneurs Morgun im Jahre 1680 deutlich erinnerte, obgleich er damals ſchon ein für den Dienſt ſeines Herrn brauchbarer Knabe war. Er mußte mithin bei ſeinem Ende wenigſtens 160 Jahre alt ſein. Eine ähnliche lebende Chronik ging am 17ten Februar 1823 in der St. Johns Bey auf Antigua an der Negerin Statira zu Grabe. Dieſe erinnerte ſich, daß ſie 116 Jahre vorher bei dem Legen des Grundſteines zum dortigen Gefängniß Dienſte geleiſtet hatte, und daß ſie ſchon ein Jahr vorher (1706) als der Präſident Scharpe

---

*) Man vergl. Prichard's Naturgeſchichte des Menſchen Bd. I.

die Verwaltung übernahm, eine erwachſene Dirne geweſen ſei. Sie muß mithin wenigſtens 130 Jahre alt geworden ſein. Ein Alter von 146 Jahren hatte ein Neger, das von 140 Jahren eine Negerin erreicht, die beide, jener 1821, dieſe 1827, auf Jamaika ſtarben. Ueberhaupt hat dieſe für uns Europäer als ungeſund geachtete Inſel eine ziemliche Anzahl von Negern, nach ganz beglaubigten Zeugniſſen, länger als 100 Jahre zu Bewohnern gehabt, indem manche ein Alter von 130, andere von mehr als 120 Jahren erreichten. Auch auf St. Vinzens erreichen nach Dr. Huggins Zeugniß die Neger häufig ein hohes Alter. Die Negerfrau, welche den 81jährigen Vater jenes Arztes in ſeiner früheſten Kindheit gepflegt hatte, war damals, als Huggins ſeinen Bericht ſchrieb, in ihrem 96jährigen Alter noch ſo kräftig, daß ſie ganz aufrecht umherging und Tagmärſche von mehreren Meilen machen konnte. Auf einem Gute von Huggins Neffen lebte eine ſchwarze Ur-Urgroßmutter noch ganz geſund, deren Urenkelin bereits Mutter von 6 Kindern war, und auf einer anderen benachbarten Pflanzung fanden ſich 103 Neger, deren durchſchnittliches Alter auf 65 Jahre geſchätzt werden konnte.

Sollte nicht, ſo bemerkte Philipp, an der Lebensverlängerung dieſer Schwarzen die Verpflanzung aus ihrem überheißen Vaterlande, in eine vergleichungsweiſe immerhin mildere und gemäßigtere Erdgegend, einen bedeutenden Antheil gehabt haben?

Ich gebe es zu, antwortete H. Walker, daß die Verpflanzung des Menſchen in ein anderes günſtigeres Klima viel zu ſeiner Lebensverlängerung beitragen könne und mir, ſo wie wahrſcheinlich auch Ihnen ſelbſt, ſind ſo viele Fälle, welche dieſes bezeugen, bekannt, daß ich faſt vermuthen möchte, daß Ihre Frage mit meiner vorhin, freilich in ganz andrem Sinne gemeinten Aeußerung in Beziehung ſtehe, nach welcher ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, das menſchliche Leben zu verlängern. Mehrere unſerer europäiſchen Landsleute, die längere Zeit in Grönland, Labrador oder in andern Gegenden, wo der Polarwinter zu Hauſe iſt, gelebt hatten, und welche, weil ſie die Härte jenes Klimas nicht mehr vertragen konnten, wieder in das mildere Vaterland verſetzt wurden, lebten hier von neuem auf und wurden ungewöhnlich alt. In ähnlicher Weiſe geneſen Kranke von ihren langwierigen Leiden oder geſunde Greiſe verjüngen ſich gleichſam und leben noch viele Jahre, wenn ſie aus der europäiſchen Heimath nach den canariſchen Inſeln oder in die liebliche Gegend der Cap-Colonie auswandern. Den gleichen Vortheil zogen Manche auch aus der Verſetzung nach Amerika. So ſtarb vor mehreren Jahren in Südcarolina H. Ribbel in einem Alter von 143 Jahren. Ein gewiſſer Herr Coterel in Philadelphia zählte bei ſeinem Ende 120 Lebensjahre und drei Tage, ſeine Frau, die ihm bald hernach in's Grab folgte, 115 Jahre. Beide hatten 98 Jahre lang mit einander in der Ehe gelebt, die ſie mithin in ziemlich jugendlichem Alter mußten angetreten haben. Frau Judith Crawford, geſtorben am 21ten Nov. 1829 zu Spaniſh Town auf Jamaica, war 151 Jahre alt geworden und dabei bis wenig Tage vor ihrem Ende in vollem Gebrauch ihrer Geiſtes- und Körperkräfte geblieben. Frau Eliſa Lambe, die 119 Jahre alt im Jahr 1830 auf St. Helena ſtarb, dahin ſie in ihrer Jugend als Haushälterin bei dem damaligen Gouverneur gekommen war, hinterließ aus ihren mehreren Ehen eine lebende Nachkommenſchaft von 260 Seelen. Aber nicht nur die Einwanderer, auch die Eingebornen

Indiens, ſo wie Afrikas und Amerikas, ich wiederhole dieſes nochmals, haben unter ſich ſolche langlebige Greiſe und Greiſinnen aufzuweiſen. Ich erinnere hier nur an die Indianer von Südamerika ſo wie an die dort eingebornen europäiſchen Abkömmlinge. Hilario Pari, der zu Lima in einem Alter von 143 Jahren endete und deſſen Weib, eine Indianerin, mit der er 90 Jahre zuſammengelebt hatte, ebenfalls ein Alter von 117 Jahren erreichte, machte in ſeinem 130. Jahre noch Tagmärſche von 3—4 ſpaniſchen Meilen.

Dergleichen friſche Greiſe, ſo nahm Steller das Wort, mag es wohl in allen Ständen und Lebensweiſen gegeben haben. Attila, der Hunnenfürſt, war, ſo ſagt man, 124 Jahre alt, da ihn der Tod aus ſeiner noch immer fortdauernden Feldherrn Thätigkeit abrief und ſein Zeitgenoſſe, der Llywarch Hen ſoll noch um 26 Jahre älter geworden ſein; Piaſtus, König von Polen, zählte bei ſeinem Ende (im J. 861) 120 Lebensjahre. Auch die geiſtig viel beſchäftigten Männer, Apollonius von Thyana, wie St. Patrick waren in mehr denn hundertjährigem Alter noch thätig. Im Allgemeinen freilich mag der Stand der Hirten, der Jäger, der Landbauer die meiſten hochbetagten und dabei muntern Greiſe aufzuweiſen haben.

Ich kenne dennoch, ſprach der Herr Walker, noch eine andere Weiſe, das Menſchenleben und ſeine Wirkſamkeit auf Erden zu verlängern, und ich muß um Vergebung bitten, wenn ich mich, veranlaßt durch die Erwähnung von Hufeland's Makrobiotik, zu weit von dem Gegenſtand abführen ließ, von welchem ich eigentlich geſonnen war, zu reden.

Wir Anderen, ſagte Philipp, tragen an dieſer Abſchweifung eben ſo viel oder noch mehr Schuld, als Sie ſelber.

Die Natur, ſo fuhr Walker fort, giebt mir für das, was ich gern ſagen möchte, wenn auch nicht Worte, ſo doch Fingerzeige und erläuternde Bilder. Die Saamenkörner der Pflanzen, in denen ein befruchteter Keim lebt, können Jahrhunderte unter dem Boden verdeckt oder Jahrtauſende in den Mumienſärgen begraben liegen, ohne zu ſterben. Wenn die Luft, Feuchtigkeit und Wärme den Zutritt zu ihnen finden, dann treiben ſie nach ſo langer Zeit noch Wurzeln, Stengel und Blüthen, tragen noch fruchtbaren Saamen. An weiblichen Blüthenkolben des Mais ſehen wir dagegen öfters eine Menge zuſammengeſchrumpfte und verdorbene Grundlagen von Körnern, die als unzeitige Geburten dahin ſterben, weil der Keim, deſſen Anlage auch in ihnen ſich fand, nicht durch die Befruchtung zum Leben geweckt war. In ähnlicher Weiſe überleben auch jene Weibchen der Inſecten, namentlich aus der Familie der Bienen und Wespen, in denen die Befruchtung Lebenskeime eines künftigen Geſchlechtes geweckt hat, den Winter, während die andern ſchon bei den erſten Fröſten hinweg ſtarben. Auch der Menſch trägt einen ſolchen Hoffnungskeim in ſeinem Innern, der, wenn er zum Leben geweckt wird, allmälig zu einer Frucht ſich entwickelt, die für Viele der Mitlebenden, ſo wie der Nachkommenden ein Nahrungsmittel von geiſtiger, wie leiblicher Art werden kann und ſoll. Das noch unbefruchtete Pflanzenei, welches im Fruchtbehältniß einer Blüthe liegt, giebt alsbald dieſer Blüthe, vor den anderen ihrer Art, welche ſchnell dahin welken und abfallen, eine längere Ausdauer des Lebens, wenn der Keim, der im Ei ſchlief, durch die Befruchtung geweckt wird. Denn von dieſem Augenblick an empfängt jenes Ei die Kraft, am Stamme zu bleiben, deſſen ernährende Säfte ihm reichlich zuſtrömen. In gleicher Weiſe wird auch die Natur des Menſchen von einer freudigen Kraft des Lebens erfüllt, wenn der in ihr ſchlafende Hoffnungskeim geweckt wird. Seinem innerſten Weſen nach iſt dieſer Hoffnungskeim in allen Menſchen derſelbe, er iſt die Befähigung unſers Weſens für das Reich des Friedens, der Wahrheit und des allgemeinen Wohles auf Erden zu wirken. Seiner Form nach zeigt ſich jedoch jener Keim bei verſchiedenen Menſchen im Verlauf ſeiner Entwicklung verſchieden. Denn dieſe Form iſt der beſondere Beruf, den jeder Menſch für das geſellige Leben, zum Dienſt und Nutzen des Ganzen hat, deſſen mitlebender Theil er iſt: der eine zu dieſer Art von Kunſt und Wiſſenſchaft, zu dieſem oder jenem Gewerbe.

Ich will dem eigentlichen Gegenſtand unſers Geſpräches, der Beſchreibung jener Kunſt, das Menſchenleben zu verlängern, welche ich gemeint hatte, etwas näher treten. Nur der Menſch iſt nach meinem Bedünken glücklich zu achten, nur der befindet ſich äußerlich, wie innerlich recht wohl, fühlt ſich wahrhaft geſund, der den Weg ſeines Berufes gefunden hat und auf dieſem Wege wirkt. Von dem Augenblick an, in welchem der Keim des Lebens durch den Blüthenſtaub der rechten Art aufgeweckt worden iſt, — denn ein ſolcher, der nicht von der rechten Art iſt, erzeugt Baſtardgebilde, die zwar auch groß wachſen, die aber keinen fruchtbaren Saamen bringen, — dann durchdringt alsbald eine freudige Kraft des Lebens den ganzen Menſchen. Seele und Leib werden bekräftigt, das Werk der Hand, und alles, was der Menſch thut, das gelingt, oder giebt wenigſtens, auch in ſeinen unvollkommneren, ja ſelbſt mißrathenen Anfängen die feſte Hoffnung eines künftigen Gelingens und mit jedem Schritte ſteigern ſich die Kraft und die Freudigkeit des Lebens.

Dieſes Letztere, ſagte Steller, gebe ich Ihnen gern zu, wenn Sie jedoch der Freudigkeit und dem innern Wohlſein, welche aus der glücklichen Uebereinſtimmung des inneren Berufes und der äußeren Lage hervorgehen, eine Kraft zuſchreiben, das menſchliche Leben im gewöhnlichen Sinne der Worte, der Zahl der Jahre nach zu verlängern, dann muß ich Sie doch auf manche große Ausnahme von der Regel aufmerkſam machen. Allerdings erreichte Tizian, der große, durch ſeine Gaben, wie durch ſeine äußern Verhältniſſe hochbegünſtigte Maler, ein munteres, faſt hundertjähriges Alter und würde vielleicht das Ziel einer hundertjährigen Lebensdauer noch überſchritten haben, wenn die Peſt ihn nicht hingerafft hätte; ein hohes Lebensalter erreichten auch Michel Angelo, Pietro Perugino und manche andre große Künſtler, dagegen ſtarb der glückliche Raphaël ſchon in ſeinem 35ten, Correggio im 40ten Jahre. Unter den Meiſtern der Tonkunſt haben freilich mehrere, ſo wie Orlando di Laſſo, Händel, Haydn und Gluck ein munteres Alter, von mehr denn 70 Jahren erreicht, Mozart aber, der größeſten einer, ſtarb im 35ten Jahre. Unter den Dichtern ſind Petrarca, Cervantes, Lope de Vega, Klopſtock, Göthe an die Gränze des hohen Alters (die im 70ten Jahre liegt) gelangt, und haben dieſe noch überſchritten, dagegen ſtarb der große Shakſpeere im 52ten, Byron und der Dichter Collins im 36ten Jahre. Unter den Phyſikern und Philoſophen haben ſchon in alter Zeit Pythagoras, Demokrit, Plato, in neuerer Zeit Albert der Große, Roger

Baco, der große Neuton, Benjamin Franklin der ſo viel beſchäftigte, und Galilei zu den Langlebigen gehört, dagegen ſtarben der Schüler des letzteren, Torricelli und der tiefdenkende Pascal ſchon im Alter von 39 Jahren und wie weit blieben der große William Jones und der bewundernswürdige Orientaliſt Alexander Murray hinter dem langen Lebensziele zurück, das die beiden Scaliger erreichten. Dergleichen Ausnahmen aber, ſo ſcheint es mir, werden ſich bei allen, auch noch ſo glücklich gewählten Berufsarten finden.

Aber, ſo ſprach Walker, hat denn das Leben und ſeine fortzeugende Kraft mit dem alten Stamme jenes indiſchen Feigenbaumes, unter deſſen Zweigen das gläubige Volk ſchon zu Alexanders des Macedoniers Zeiten Schatten fand, ein Ende genommen? Grünt und wurzelt nicht jetzt noch derſelbe Baum in ſeinen Zweigen fort, die ſich nach der Weiſe dieſes Gewächſes zum Boden niederſchlagen und in dieſen ſenken. Wie mancher der vormaligen Zweige mag im Verlauf der Zeiten zum Hauptſtamme geworden und als ſolcher abgeſtorben ſein, während einer ſeiner Aeſte die Wurzeln in den Boden ſchlug und zum Hauptſtamm erſtarkte, ſo daß noch heutiges Tages jener uralt heilige Baum vorhanden iſt?

Laſſen Sie uns die Zeit des eigentlichen Lebens, das heißt, des fruchtbaren Fortwirkens unſers Weſens, nicht zu gering anſchlagen. Gedanken, welche ein Plato dachte, Erfindungen für den Dienſt des Lebens, die, man weiß nicht, in welchem fern abgelegenen früheren Jahrhundert gemacht wurden, leben noch jetzt in dem Geiſte und in den Händen unſres Geſchlechtes fort. Jeder, in welchem der Hoffnungskeim ſeines wahren Berufes, dem Weſen, wie der ihm angemeſſenen Form nach, befruchtet worden und zum Leben gekommen iſt, der kann in ſeinem kleineren oder größeren Wirkungskreiſe zu einem Lebensbaume werden, deſſen fortſproſſende, immer neue Früchte tragende Kraft mit dem Tode des Leibes nicht aufhört. In dieſem Sinne nun habe ich mir es nach meinem armen, beſchränkten Vermögen zur Aufgabe gemacht, den Lebenskeim, der in mich gelegt, und ohne mein Zuthun geweckt worden iſt, nicht nur an mir ſelber zu pflegen und ſeine Entwickelung zu begünſtigen, ſondern dieſes Werk auch an andern, namentlich jungen Seelen zu fördern. Die Weiſe, in welcher ich dieſes thue, beſteht einfach darin, daß ich, um mit einem alten Meiſter im Lehren zu reden, einer gewiſſen Gabe der Erinnerung, die ſich im Menſchengeiſte findet, zu Hülfe komme und ihre Ausgeburt zu fördern ſuche.

Hierin, wie mir ſcheint, ſprach Steller, iſt Sokrates, nach Plato's Darſtellung Ihr Vorbild geweſen.

Ich möchte überhaupt, fuhr Walker fort, unter dem Wort Erinnerung im weiteren Sinne ein Belebtwerden, ein Ausgeborenwerden Deſſen verſtehen, was wie das unbefruchtete Ei im Samenbehältniß der Pflanze, ſo im Innern der Seele lag: eine leibliche Geſtaltung und Bethätigung der unſichtbaren, vorbildlichen Formen. Man hat ſelbſt die Werke des thieriſchen Inſtinctes, namentlich bei den Inſecten, mit einer Erinnerung an das verglichen, was die Mutter gethan, wobei man freilich zuletzt auf das hinauskommen mußte, was ſchon der erſten ausgebärenden Mutter eines ſolchen Thiergeſchlechtes, was der ſchöpferiſchen Idee dieſes Geſchlechtes eingeboren war.

Allerdings, ſo ſprach Steller, hat es mich, der ich ſelbſt mehrere Jahre hindurch Erzieher und Lehrer der Kinder war, oft überraſcht, wenn ich bemerkte, wie ſchon im zarten Knaben die Anlage und die Grundrichtung zu alle Dem, was im Kreiſe des äußern künftigen Berufes lag, eben ſo unverkennbar ſich vor Augen legte, als in der Zwiebel eines Liliengewächſes der künftige Blüthenſchaft, die Urform der Blätter und die Grundlage der Wurzeln.

Dieſes iſt, ſagte Walker, der gewöhnliche ruhigere Verlauf der Entwickelung, doch nimmt dieſe Entwickelung nicht ſelten auch einen ganz anderen, verborgeneren Gang, dem das Auge des Lehrers und Beobachters nicht zu folgen vermag. Der vorhin erwähnte Albert der Große, der deutſche, vielgelehrte Meiſter der Naturkenntniß im Mittelalter, war in ſeiner früheren Kindheit von ſo blödem Verſtand, daß er unfähig ſchien, nur das Leſen zu lernen; dem zu ſeiner Zeit ſehr beliebten ſchweizeriſchen Idyllendichter, Salomon Geßner, ſagte es ſein Lehrer ins Geſicht, daß er es ſchwerlich weiter als zum Leſen und Schreiben bringen werde; ſelbſt das mächtige Talent unſers großen Neuton lag in früheſter Jugend ſo verhüllt, daß ſeine Mutter ihn, als für gelehrte Studien unbefähigt aus der Schule nahm und ihn zur Landwirthſchaft beſtimmen wollte, eben ſo wie der Vater des großen Linné, dieſen aus ähnlichem Grunde bei einem Schuhmacher in die Lehre gab. Ein beliebter, ſehr populär gewordener Schriftſteller unſrer engliſchen Nation: William Hutton fühlte als Knabe einen wahrhaften Haß gegen alle Bücher, mit Ausnahme jener, welche Abbildungen enthielten; der berühmte Molière konnte, obgleich es ihm an Gelegenheit dies zu lernen, nicht gefehlt hatte, in ſeinem 14ten Jahre kaum leſen und ſchreiben.

Ich ſelbſt, ſprach Philipp, muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich, obgleich durch den höhern Stand und die Vermögensumſtände meines väterlichen Hauſes vor tauſend Andern begünſtigt, gegen das Studium der Sprachen, das jetzt die liebſte Beſchäftigung meines Lebens iſt, bis in mein fünfzehntes Jahr eine unüberwindlich ſcheinende Abneigung hatte. Da hörte ich in der gelehrten Schule, dahin mich mein Vater in einer Art von Verzweiflung gebracht hatte, und in welcher ich einige Wochen lang nur ein müßig zuhörender Gaſt geweſen war, eine Stelle aus dem 9ten Buche von Homers Odyſſee, zuerſt in der wohllautenden griechiſchen Sprache vorleſen, dann überſetzen und in dieſem Augenblicke war es, als würde mir mit dem innern Ohr zugleich das Herz aufgethan für die Urſchönheit und den unwiderſtehlichen Reiz der klaſſiſchen Studien; ich ſaß nun ganze Tage und zuweilen auch des Nachts bei meinem Homer, dem ich mit Hülfe des Wörterbuchs zuerſt nur das allgemeine Verſtändniß ſeiner unſterblichen Geſänge abgewann, dann aber auch ihm, ſo wie ſpäter den Tragikern tiefer eingehend und näher mich befreundete.

So, wie Sie da von ſich ſelber es ausſagten, fuhr Walker fort, iſt es vielen nachmals in ihrem Berufe groß und berühmt gewordenen Männern ergangen. Wie der Blitz, der unverſehens ein Haus entflammt, hat irgend eine äußre Veranlaſſung den innern Hoffnungskeim belebt und die bis dahin verhüllte Neigung zum Wirken entzündet. Der franzöſiſche Mathematiker Heinrich Pitot, ein berühmter Schriftſteller, namentlich über Schifffahrtskunde, den unſre brittiſche Societät der Wiſſenſchaften unter ihre ehrenwertheſten Mitglieder zählte, war bis in ſein zwanzigſtes Jahr ein Müſſiggänger geweſen, der ſein Vermögen, wie ſeine Zeit nur mit Eſſen, Trinken, Schlafen und Herumziehen in den Gaſſen oder auf Landparthieen zubrachte. Da kommt er einſt, bei ſeinem

Herumſtreifen in einen Buchladen und findet hier ein geometriſches Werk. Die Figuren ſprechen ihn, er weiß ſelber nicht, wie und warum? in unwiderſtehlicher Weiſe an. Sein innerer Beruf hat jetzt das vorherbeſtimmte Element gefunden. Er arbeitet ſich in das Studium der Mathematik mit unbeſchreiblicher Luſt und glücklichſtem Erfolg hinein, wird bald hernach einer der beſten Schüler des berühmten Reaumur in Paris, zeichnet ſich als Schriftſteller aus. Noch in ſeinem 50ten Jahre lernte Pitot bei dem Hofmeiſter ſeines Sohnes die lateiniſche Sprache.

Es kommt nur Alles darauf an, daß die Seele in das rechte, vorherbeſtimmte Element ihres Berufes gebracht werde. Taucht man ſie in dieſes Element ein, dann fängt ſie ſogleich an, ſo wie der Fiſch im Waſſer alſobald das Schwimmen treibt, ſich in ihrer Weiſe zu bewegen. Freilich iſt es gut, wenn dies je jeher, je lieber geſchieht, doch führt auch ein ſpäteres Erwachen der innern Anlage noch immer zum erwünſchten Ziele. John Hunter, der große engliſche Anatom, hatte ſich bis ins 20te Jahr, wie ein geiſtig Heimathloſer in allerhand Zerſtreuungen und Geſchäftigkeiten herumgetrieben, zuletzt bei einem Verwandten das Tiſchlerhandwerk betrieben, als ihm ſein Bruder, der berühmte William Hunter in London, der ihn mehr aus Mitleid, als in Hoffnung guten Erfolges zu ſich genommen, einen menſchlichen Arm hingiebt, um an demſelben mancherlei Theile (Muskeln, dann Gefäße und Nerven) zu präpariren. Auf einmal fühlt ſich John in ſeinem Berufe, er wird in Kurzem, wie durch einen Sprung, vom Lehrling zum Meiſter. Robert Blake, der große Seeheld, welcher der engliſchen Seemacht ihre erſten, folgereichen Siege in den Meeren erkämpfte, die Macht der Holländer, ſo wie die der Raubſtaaten brach, war bis in ſein reifes Mannesalter friedlicher Kaufmann geweſen und ſtand bereits in ſeinem 50ten Lebensjahr, als er in das Element ſeiner Thaten trat und zur See gieng. Oliver Cromwell, der in der Geſchichte ſeiner Zeit freilich mehr mit eiſernen, als mit goldenen Buchſtaben eingeſchriebene, eben ſo berüchtigte, als berühmte Feldherr, von dem man ſagen muß, daß er niemals eine ſeiner Schlachten verlor, war ſchon 42 Jahre alt, als er in den Soldatenſtand eintrat. In Robert Hill, der nachmals als Lehrer, wie als Gelehrter ſo ausgezeichnet war, erwachte die Neigung und Bekräftigung zu dieſem künftigen Beruf bei dem Anblick der Inſchrift eines alten Leichenſteines, die in lateiniſcher Sprache abgefaßt war. Ein Gärtnersgeſell bei dem Herzog von Argyle, Edmund Stone, ſieht in ſeinem 16ten Jahre zum erſten Mal in ſeinem Leben in den Händen der Maurer, die am Bau eines herrſchaftlichen Gebäudes beſchäftigt ſind, ein Winkelmaaß und einen Compaß. Da wird, nachdem er von den Arbeitsleuten den Gebrauch der Werkzeuge erfahren, ſein Nachſinnen geweckt, wie bei dem Anhören eines zum Errathen reizenden Räthſels, er ſucht und findet die volle Löſung des Räthſels und mehr als er geſucht im Studium der Mathematik; er lernt wie im Fluge die ihm zum weiteren Studium nöthigen Sprachen, wird ein beliebter Schriftſteller ſeiner Zeit. Edwards, der ſich durch ſein naturgeſchichtliches Werk über die Vögel großes Verdienſt um die Wiſſenſchaft und allgemeine Anerkennung erworben, kam durch das neugierige Hineinſchauen in einen Winkel ſeiner Schlafkammer auf den Weg ſeines eigentlichen Berufes. Er war Lehrling bei einem Kaufmann in London, man hatte ihm ein

Schlafgemach angewieſen, das vor ihm ein Mediciner bewohnt hatte. Von dieſem Vorgänger ſtanden noch einige Bücher, meiſt naturgeſchichtlichen Inhaltes, in der Kammer. Edwards blickt hinein, er lieſt und lieſt wieder und von nun an wird ihm klar und deutlich, was er eigentlich will und ſoll; er verläßt ſein bisheriges Geſchäft und wendet ſich mit aller Kraft zu dem Studium der Natur. Molière wäre, wie ſein Vater, ein Polſterer von Sofas und Stühlen geblieben, wenn ihn nicht ſein Oheim einmal mit ins Theater genommen hätte, wo auf einmal das Talent des Theaterdichters in ihm erwachte. In dem großen Deskartes hatte, als er in ſeinem 20ten Jahre noch unter den Soldaten diente, der Anblick eines öffentlichen Anſchlages in Breda, der ſeine Nationalehre herausforderte, die [illegible] Gabe zum Berufe des tiefſinnigen Schriftſtellers geweckt. Wie oft iſt es geſchehen, daß irgend eine ſeltene Erſcheinung am Himmel in einer dafür empfänglichen Seele die Liebe und den Beruf für die Sternkunde ausgeboren hat. So in Tycho de Brahe der Anblick des in der Caſſiopea neu erſchienenen Sternes, in dem etwa 12jährigen Lalande der Anblick des großen Kometen von 1744.

Und in unſerem beliebten populären Schriftſteller über die Sternkunde, Elert Bode, die Betrachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonnenſcheibe, fügte Steller hinzu.

Das war nun, ſo fuhr Walker fort, freilich ein anderes, großartigeres Buch, in welches jene Sternkundigen hineinſchauten, als jenes, das Edwards in dem Winkel ſeiner Schlafkammer fand. Mochte aber auch das weckende Element in all ſolchen Fällen, deren ſich noch eine große Menge anführen ließen, von noch ſo verſchiedener Art ſeyn, immer glich ſeine Wirkung jener, welche nach der lieblichen indiſchen Dichtung der Anblick des verlorenen Ringes auf Duſchmantas Seele hatte. Dieſer ſieht den Ring und in demſelben Augenblick bricht die Erinnerung und die hellflammende Liebe zu Sakontala aus dem Dunkel der Vergeſſenheit hervor, in dem ſie lange verhüllt lag.

Doch das Läuten der Abendglocke auf unſerm Schiffe ruft uns nach guter, altengliſcher Seemanns Sitte zum gemeinſamen Gebet und dann zur Ruhe der Nacht. Wahrſcheinlich wird uns noch manche Stunde zur gelegentlichen Fortſetzung unſres Geſpräches kommen.

Die Schiffgenoſſen ſammelten ſich jetzt um den Clerk der die Abendcollecte und andere Gebete verlas, es fehlte keiner als Milner, den ſeine Vaterpflicht bei dem neugebornen Kinde und ſeiner Mutter zurückzuhalten ſchien. Man wünſchte ſich gegenſeitig eine ruhige Nacht und Jeder eilte dann in ſeine Koie oder ſeine Hängematte.

4. Der Traum und die Träumer.

Noch vor Aufgang der Sonne fanden ſich am andern Morgen die meiſten der im Vorhergehenden genannten Glieder der Schiffsgenoſſenſchaft auf dem Verdeck.

Das war allerdings eine ruhige Nacht, ſagte Philipp, der etwas ſpäter zum Vorſchein kam, nach freundlicher Begrüßung der Andern. Ich habe ſo köſtlich und feſt geſchlafen, wie in einem Bett in meiner Mutter Hauſe.

Man ſieht es dir auch an, ſprach Adolph, daß dir der geſtrige Tag und die vergangene Nacht trefflich wohl bekommen ſind. Du haſt ſchon deine friſche Farbe wieder, faſt eben ſo wie du ſie in Bremen, vor deiner gelehrten Reiſe nach Paris hatteſt.

Ich kann, ſagte Steller, in dieſen Preis der Nacht für diesmal nicht einſtimmen. Ein unheimliches Gefühl, eine gewiſſe Bangigkeit und Beängſtigung der Bruſt hat mir den Schlaf verſcheucht, ſo oft er ſich auch auf die müden Augenlider herabſenken wollte. Es mag dieſes aber eine natürliche Folge der außerordentlichen Schwüle der Luft und der Windſtille ſeyn, die faſt jedesmal auf mich dieſe Wirkung hat. Seht nur wie ſchlaff die Segel herabhängen und ſchlottern und wie die aufgehende Sonne in einem röthlichen Dampfe ſteht, der ſich nicht einmal zur ordentlichen Morgenröthe geſtalten kann.

Sind wir, ſo fragte Adolph den Seecadetten, der nachdenklich nach dem Morgenhimmel blickte, noch immer nicht aus der Wieſe des Seegraſes hinaus, in deren bunten Schlingen unſer Schiff ſchon geſtern am Nachmittag ſich abarbeitete? Wie lang und breit mag eine ſolche Wieſe des Ozeans ſeyn und wie tief unten mag ſie im Grunde wurzeln?

Wie breit ſie iſt, ſagte der Cadet, weiß ich nicht, Herr, das aber kann ich mit Sicherheit ſagen, daß wir in der vorigen Nacht nicht um hundert Faden vom Flecke gekommen ſind. Der geſtrige, freilich auch ſchon ſehr ſchwache Wind hat uns ganz verlaſſen und gebe nur Gott, daß ſich ſtatt des Fahrwindes kein Gefahrwind einſtellt, der hier durch dieſe Meeresgegend nur zu oft ſeine Straße nimmt, und möge doch der Grund, in welchem das Seegras wurzelt, noch lange für unſer Schiff ein ſo tiefer bleiben, als es der jetzige iſt.

Die nachdenkliche Stimmung, in welche die Aeußerung des Seecadetten ſeine Zuhörer verſetzt hatte, mußte bald einer andern von entgegengeſetzter Art weichen, wobei ſelbſt die ernſten Mienen des Cadetten ſich zum Lächeln verzogen.

Was habt ihr wieder einmal mit dem guten Robbin *), rief er den Matroſen zu, welche laut lachend um einen alten Mann, den Großvater des Steuermannes, herumſtanden.

Robbin, ſo ſprach einer von den Leuten, erzählt uns ſo eben einen Traum, den er in der vorigen Nacht hatte, einen Traum, der komiſcher iſt als alle die andern, die wir jemals von ihm hörten.

Nun, ſo ſagte der Cadet zu dem Alten, laß auch mich und die Herren da deinen Traum vernehmen.

Es war freilich, ſo erzählte Robbin, ein wunderlicher und confuſer Traum, Herr! das gebe ich ſelber zu. Aber Ihr wißt, Herr, daß nach einem Sprüchwort unſres Volkes die Träume der alten Seeleute, Windmüller und Jäger nicht ganz zu verachten ſind, darum erzähle ich, was mir im Schlafe vorgekommen iſt, obgleich ich kein Joſeph und Daniel bin, der es auslegen kann. Mir war es nämlich, als ſpielten das Meer und der Himmel mit unſerm Schiffe ordentlich Fangeball und dazwiſchen tanzte es nach der Pfeife des Windes ſo fürchterlich herum, daß mich ſelbſt im Traume der Schwindel anwandelte. Auf einmal wurde unſer Schiff mit lautem Krachen, ich weiß nicht, wie und von wem? in eine offenſtehende Wagenremiſe geſchoben; wir ſtiegen aus und befanden uns auf einem Gemüſe- und Gänſemarkt.

Das Lachen der Matroſen begann von neuem und ſelbſt der Cadet konnte nicht ernſt bleiben. Wunderlich

---

*) Robert.

genug, ſagte er, iſt freilich dein Traum, Robbin. Aber das Tröſtliche daran iſt, daß er einen ſo erwünſchten Ausgang nimmt. Denn ich würde heute dieſen Tag auch lieber mit euch auf einem Gemüſe- und Gänſemarkte ſein, als hier auf dem Meere.

Die Matroſen und mit ihnen zugleich Robbin, giengen an ihr Geſchäfte. Der Clerk, der noch zu dem letzten Theil des Geſpräches gekommen war, ſprach etwas unmuthig: hat der Alte doch ſchon wieder einmal ſeine Traumweisheit ausgekramt. Wie oft habe ich ihm ſchon dieſen, ſo wie den vielen andern Aberglauben verwieſen, mit welchem er behaftet iſt, aber gegen dergleichen Altersſchwäche hilft kein Zureden etwas.

Es mag übrigens dennoch, ſagte Steller, Fälle geben, welche das Entſtehen eines ſolchen, wie Sie die Sache zu nennen belieben, Aberglaubens rechtfertigen oder doch begreiflich machen. Ich rechne dahin freilich zunächſt nur die Aeußerungen jenes Vorgefühles für nahe Witterungsveränderungen und andere Naturereigniſſe, welches der Menſch unter gewiſſen Umſtänden mit dem Thiere gemein hat. Daß reizbare Perſonen vor nahenden Ausbrüchen eines Erdbebens eine Vorempfindung haben, das beweist die Erfahrung in ſolchen Ländern, wo dergleichen Erſcheinungen öfter vorkommen. Die Windmüller, auf die ſich ſo eben der alte Träumer berief, pflegen aus ihrem tiefeſten Schlaf zu erwachen, wenn der Wind nach einer andern Richtung ſich umſetzen will. Die inſtinctartige Vorausſicht und Fernſicht der Menſchenſeele, die ſich vorzugsweiſe im Traume äußert, mag übrigens, wie doch ſo viele Beobachtungen glaubwüriger Männer bezeugen, auch noch auf andre Dinge gehen als auf Witterungsveränderungen.

Ich weiß wohl, ſagte der Clerk lächelnd, daß man bei Ihnen in Deutſchland für das Durchforſchen des zweideutigen Gebietes der Ahnungen, der Träume, des magnetiſchen Hellſehens, eine beſondere Vorliebe hat und es fehlt auch bei uns nicht an Liebhabern dieſes Gegenſtandes. Ich aber meines Theiles kann mich nicht davon überzeugen, daß in den Spielen, welche der Traum in ſeiner großen Verwandtſchaft zum Wahnſinn, mit unſrer Seele treibt, irgend ein Zug von Wahrheit ſein möge. Die beiläufige Aehnlichkeit, die ſich zuweilen zwiſchen dem, was uns im Leben begegnet und den Bildern des Traumes findet, halte ich für einen reinen Zufall.

Erlauben Sie mir dennoch, ſo fiel Philipp dem Clerk ins Wort, daß ich den kurzen Bericht über einen nach meinem Bedünken wahrhaft prophetiſchen Traum hier in die Unterredung einſchalte, den ich vor Kurzem in dem Werke nicht eines deutſchen, ſondern eines franzöſiſchen Schriftſtellers und Hiſtorikers, des Lemontay, geleſen habe *). Die Thatſache ſteht übrigens in den Stadtbüchern der Stadt Cagliari zum beſtändigen Andenken verzeichnet und hat die Bürgſchaft aller damals lebenden Bewohner der Stadt, ja der ganzen Inſel für ſich, denn ſie war lange im Munde des Volkes und hat ſich zum Theil noch jetzt im Andenken der Nachkommen erhalten.

Saint Remis, Vicekönig von Sardinien hatte einſt im Sommer 1720 bei Nacht einen ganz überaus beängſtigenden Traum, in welchem es ihm vorkam, als ſey die Peſt in ſein Reich eingeſchleppt worden und richte da

---

*) Man vergl. Histoire de la régence de Louis XV par Lemontay Tom. I chap. XI p. 361.

ganz furchtbare Verheerungen an. Unmittelbar nach ſeinem Erwachen bringt man ihm die Nachricht, daß ein fremdes Handelsſchiff auf der Rhede angelangt ſei, welches von ihm die Erlaubniß begehre, in den Hafen einlaufen zu dürfen. Ohne einen Augenblick ſich zu bedenken, weist der Vicekönig das Geſuch ab. Man kommt wieder, man bittet jetzt nur um die Erlaubniß, das Fahrzeug im Lazareth ausſchiffen zu dürfen. Der Vicekönig, in der gewaltigen Aufregung, die ſein beängſtigender Traum in ihm hervorgerufen hatte, befiehlt mit Heftigkeit, dem Kapitän des fremden Schiffes es anzukündigen, daß er auf der Stelle ſich aus der Nähe der Küſte entfernen ſolle, wo nicht, ſo werde man mit Kanonen auf ſein Fahrzeug ſchießen. In ganz Cagliari ſprach man von dieſem ungewöhnlichen harten Verfahren des Viceköniges, welches Manche für eine Anwandlung von böſer, finſterer Laune, etliche ſogar für eine Handlung der Narrheit hielten. Wie groß war aber das Erſtaunen Aller, als man erfuhr, daß jenes Schiff, dem man das Einlaufen in den Hafen und ſelbſt in das Lazareth ſo hartnäckig verweigert hatte, kein anderes ſei, als das des Kapitän Chataud unglückſeligen Andenkens, welches kurz nachher im Lazareth von Marſeille einlief, und dorthin die Peſt brachte, die an ſeinem Bord wüthete, und welche in, ſo wie weit um Marſeille her Tauſende von Opfern hinwegnahm.

5. Der Kaſtengeiſt.

Philipps Erzählung von dem prophetiſchen Traume des Viceköniges von Sardinien hatte mehrere der auf dem Verdeck herum wandelnden Schiffsgenoſſen angezogen, auch der alte Herr Watſon, der vorher mit Walter im Geſpräch geweſen, hatte ſich mit unter die Zuhörer geſtellt. Auch einer von Walkers Zöglingen hatte ſich dem Kreiſe genaht, und als die Erzählung zu Ende war, dem Lehrer leiſe Etwas zugeſprochen.

Laß ſie alle zu mir heraufkommen aufs Verdeck, ſagte Walker laut, ich will hier in Gegenwart dieſer Herren ihren Streit zu ſchlichten ſuchen.

Der junge Menſch eilte hinunter in den unteren Schiffsraum, und Walker, an Herrn Steller ſich wendend, ſagte: Sollten Sie wohl meinen, daß es unter einer Geſellſchaft von Halbknaben, davon einer vom Hauſe aus ſo verarmt, ſo verwaist, ſo verlaſſen iſt, wie der andere, noch Rangſtreitigkeiten über die Vorzüge der Geburt und des Standes der Eltern geben könne? Und doch muß ich dieſe Erfahrung in dem kleinen Kreiſe meiner Waiſenkinder machen, von denen die meiſten Söhne armer Taglöhner, Handwerker und ſelbſt von vagabundirenden Hauſirern ſind, einer aber der verwaiste Abkömmling aus einem vielleicht nicht ohne eigne Schuld in tiefe Armuth gerathenen adelichen Hauſes: ein Verwandter von manchem, aus gleichem Geſchlecht entſproſſenen hochgelehrten, längſt verſtorbenen Biſchoffe und Parlamentsmitglied.

Die jungen Leute hatten ſich um ihren Meiſter und Lehrer verſammelt. Ich habe euch, ſo redete dieſer ſie an, bei andrer Gelegenheit von jenen Einrichtungen erzählt, die namentlich bei den alten Aegyptern und noch jetzt bei den Hindus beſtanden und beſtehen. Von jener Abgeſchloſſenheit der erblichen Stände, vermöge welcher die Söhne immer wieder auf das Gewerbe des Vaters angewieſen waren und ſind, die des Prieſters auf den Prieſter- und ſogenannten Gelehrtenſtand, die des Kriegers auf den Soldatendienſt, des Töpfers auf das Topfmachen, des Webers auf den Weberſtuhl. Eine ſolche Einrichtung ſcheint nun freilich Einiges für ſich zu haben. An abgerichteten Hunden, namentlich an Pudeln und Hühnerhunden kann man öfters die Beobachtung machen, daß die Jungen, die von einem ſolchen an mancherlei Künſte gewöhnten Elternpaar erzeugt wurden, die Künſte ihrer Eltern ungleich leichter erlernen, als dies die Jungen von unabgerichteten Hunden thun, ja daß ihnen ein Theil dieſer Künſte wie angeboren iſt, ſo daß ſie dieſe von ſelber, ohne alle Anweiſung verrichten. Einer meiner Freunde, der in Smyrna wohnte, gab ſich alle Mühe, einen jungen Hund von der in den türkiſchen Städten verwildert herumlaufenden Raſſe zahm zu machen. Das Thier gieng zwar, nicht ſowohl ſeinem Herrn als dem Futter nach, das dieſer ihm reichte, war und blieb aber dabei ſo ungelehrig, ſo unbändig und biſſig, dabei, trotz aller Züchtigungen ſo diebiſch und unreinlich, daß man es nach etwa einem Jahre wieder hinauslaſſen mußte zu ſeinen wilden Stammgenoſſen. Aehnliche Erfahrungen hat man auch an Pferden gemacht. Der Grund davon läßt ſich allerdings errathen: der feinere oder gröbere Gliederbau der Eltern erbt ſich auf die Jungen fort, mit der Geſtaltung der Glieder ſteht auch die Befähigung derſelben zu dieſer oder einer andern Bewegung, ſtehen mithin die leiblichen Kräfte und Eigenſchaften im Zuſammenhang.

Auch bei den Menſchen iſt das ſo, daß die Kinder nicht nur meiſt die Aehnlichkeit der äußern Geſtalt ihrer Eltern an ſich tragen und mithin auch die leiblichen Kräfte derſelben erben, ſondern auch der Umſtand, daß der Knabe oder das Mädchen ohne Aufhören die Arbeiten des Vaters oder der Mutter vor Augen hat und ſchon frühzeitig ſelber dabei Hand anlegt, trägt viel dazu bei, dem Kind eine Neigung und Geſchicklichkeit für das Geſchäft der Eltern einzupflanzen. Aber dennoch iſt es auch hierin mit den Kindern der Menſchen anders beſtellt, als mit den Jungen der abgerichteten, gezähmten Thiere. Bei dem Menſchen, deſſen ganzes Weſen, wie ein Dichter ſagt: „der Unſterblichkeit voll iſt,“ durchdringt und beherrſcht die Seele den Leib ſo ganz mit ihren Kräften, daß ſie, wenn ſie dieſe Kräfte auf rechte Weiſe gebraucht, ihre Glieder zu den verſchiedenſten Dienſten, auch zu ſolchen gebrauchen kann, welche ihrer angeborenen Geſtaltung und Anlage gänzlich fremd ſchienen. Ich will euch hiervon nur einige Beiſpiele anführen.

Der niederländiſche Maler Quintin Matſys trieb urſprünglich das väterliche Gewerbe eines Huf- und Waffenſchmiedes. Er hatte dazu ſo tüchtige Kraft und Geſchicklichkeit, daß er ſich und ſeine Mutter in ihrem Wittwenſtand reichlich mit ſeiner Hände Arbeit ernährte. Da überfällt ihn eine ſchwere Krankheit, die eine ſolche Entkräftung ſeiner Glieder zurückläßt, daß er ſein Gewerbe nicht mehr treiben kann. Aber die kindliche Liebe und die eigne Noth geben ihm einen Gedanken ein, deſſen Ausführung ihm und ſeiner Mutter bald wieder das tägliche Brod verſchafft. Er macht jetzt allerhand Zierrathen aus Eiſenblech und anderem dergleichen leichter zu bearbeitenden Material und erlangt hierin eine ſolche Fertigkeit und Geſchicklichkeit, daß er von allen Seiten Aufträge für dergleichen Arbeiten erhält. Wie weit er es in dieſer Art von Kunſtleiſtung gebracht hatte, das können noch jetzt die bewundernswürdigen Zierrathen an dem Gitterwerk und dem Deckel des Brunnen bezeugen, der ſich bei der Hauptkirche ſeiner Vaterſtadt Antwerpen befindet. Eine Zeit lang reichten die Kräfte ſeiner früher ſo ſtarken, jeßt aber ſehr geſchwächten Hände zu dieſem Geſchäfte aus, dann aber fühlte er auch dazu ſich unvermögend. Da riethen ihm ſeine Freunde, er ſolle eben ſo, wie er früher den ſchweren Grobſchmiedhammer mit dem leichteren des Blecharbeiters vertauſcht hatte, Hammer, Feile und Meißel ganz bei Seite legen, und ſtatt ihrer den noch leichteren Bleiſtift oder Pinſel in die Hand nehmen. Seine bisherigen Arbeiten hatten ſeine große Geſchicklichkeit im Zeichnen hinlänglich bewieſen, er ſolle, ſo gaben es ihm die Freunde an, kleine Bilder fertigen, etwa dergleichen kleine Heiligenbilder, wie ſie zum Gebrauch des Volkes, zur Vertheilung an die Kinder geſucht werden. Matſys folgte dem Rathe, er fieng an zu zeichnen und zu malen, und that dieſes mit ſo unerwartet günſtigem Erfolg, daß er im Gebiet der Malerkunſt wahrhafte Meiſterwerke ſchuf, von denen eines, im Schloſſe zu Windſor, noch jeßt die Bewunderung aller Kenner und ſelbſt der Nichtkenner erregt, weil der Künſtler in ſeinen Gegenſtand, zwei Männer, die ihren Gewinn oder Verdienſt im Gelde zählen, eine Wahrheit und Treue des Ausdruckes gelegt hat, die auch den Fremdling in der Kunſt anſpricht.

In dieſem Falle war eine Menſchenhand, die durch Geburt und Geſtaltung nur zur gröbern, ſchwerern Arbeit des väterlichen Gewerbes geeignet ſchien, und welche ohne die Röthigung von außen das ganze Leben hindurch dieſes Tagwerk beibehalten hätte, durch die Kraft des Willens zu ganz anderem, höheren Dienſt geſchickt gemacht und gebraucht worden. Aber es giebt noch ganz andere, auffallendere Beiſpiele, welche die Macht der Seele über den Gebrauch ihrer Glieder beweiſen. Der Fuß iſt ſeiner Geſtalt und Natur nach zum Stehen und Gehen, nicht ſo wie die Hand zum Greifen und zu künſtlichen Verrichtungen der Finger gemacht. Habt ihr aber nicht ſchon von Menſchen gehört, die ohne Hände oder mit ganz verkümmerten Armen und Fingern geboren waren, und welche dieſen Mangel durch Geſchicklichkeit der Füße und ihrer Zehen erſetzten?

Ich ſelber, ſagte einer der jungen Leute, habe ein Frauenzimmer geſehen, die eine ſolche Geſchicklichkeit um Geld ſehen ließ; ſie konnte mit den Zehen ihrer Füße ſchreiben, ſtricken und nähen, ja ſogar die feine Nähnadel einfädeln und ſonſt noch Vieles damit verrichten, wozu wir Andern uns der Hände und Finger bedienen.

Ebenſo bewundernswürdig, ſprach Walker, und noch mehr als die Anwendung der Füße zum gewöhnlichen Dienſt der Hände, iſt jene Macht des menſchlichen Willens, welche den Blindgeborenen oder den in früher Kindheit blind Gewordenen es möglich macht, mit Hülfe der andern Sinne, vornämlich des Gefühles, ſolche Geſchäfte zu verrichten und ſolche Dinge zu leiſten, zu denen, wie man meinen möchte, eine mehr als gewöhnliche Sehkraft und Uebung des Auges gehört. So kennt man mehrere blinde Bildhauer, davon einer die meiſterhafte Marmorſtatue von **Karl I.**, dem König von England, ein anderer die von **Cosmus II.**, dem Großherzog von Toscana, gefertigt hat. Zu Insbruck, im Ferdinandeum, kann man mehrere meiſterhaft ausgeführte Holzſchneiderarbeiten ſehen, die ein blinder Meiſter gefertigt hat. Die trefflichen Landſtraßen über den Pik von Derbyſchire hat ein Blinder, der berühmte **John Malcalf**, angelegt und dabei alle Schwierigkeiten, denen die große Aufgabe zu unterliegen ſchien, mit ſolcher Umſicht beſeitigt, die günſtigſten Punkte für alle Windungen und Ausbeugungen der Straße ſo glücklich, ſo unter allen andern Möglichkeiten am zweckmäßigſten gewählt, daß man meinen ſollte, zehn Paar der ſcharfſichtigſten Sachverſtändigen hätten in derſelben Zeit kaum etwas Gleiches zu leiſten vermocht.

Freilich iſt dabei ein Umſtand nicht zu überſehen. Der beſondere Beruf, den eine Menſchenſeele für das Tagwerk ihres Menſchenlebens hat, iſt kein von der Natur und dem Stand der Eltern angeerbter, nur in der Beſchaffenheit des Fleiſches und Blutes begründeter, ſondern ein von Gott gegebener. Wo ſich dann im Menſchenherzen ein guter, empfänglicher Boden für den Keim, der von oben her hineingelegt ward, findet, und was mit der Empfänglichkeit Hand in Hand geht, wenn der belebende Funke, aus demſelben Urſprung, aus dem der Keim kam, dieſen belebt, da ringt ſich dieſer durch alle Hinderniſſe hindurch, wie der Keim des Dattelkernes aus der Laſt des aufliegenden Geſteines. Der große, blinde Mathematiker Saunderſon, hätte es niemals zu ſolcher Höhe in ſeiner Wiſſenſchaft gebracht, und den Lehrſtuhl derſelben in Cambridge mit ſolchen Ehren zu verſehen vermocht, wäre nicht in ihm die Gabe und der Beruf für das mathematiſche Forſchen und Erkennen geweſen, der, ſobald er erwacht war, ſelbſt durch das Dunkel der Blindheit ſich hindurchrang. Auch an dem vorhin genannten niederländiſchen Künſtler Matſys hatte ſich die Gabe zum Zeichnen in ſo augenfälliger Weiſe, während er noch in Eiſenblech arbeitete, kund gethan, daß es nur des ermuthigenden Zuredens der Freunde bedurfte, um ihn auf einmal auf den Weg ſeines eigentlichen Berufes zu bringen.

Aber jetzt habe ich euch erzählt, nun ſollt auch ihr mir erzählen. Sage mir Bill, ſo fragte Walker, zu dem einen ſeiner Zöglinge gewandt, wer war dein Vater ſeines Gewerbes nach und zu welchem Gewerbe biſt du ſchon im Knabenalter angehalten worden?

Mein Vater, antwortete Bill *), war ein Schuhmacher und auch ich habe bis zu ſeinem Tode in meinem 13ten Jahre auf dieſer Profeſſion gearbeitet.

Nun wohl, ſagte Walker, du haſt dich, deinen Gaben und deinen ſchon bisher gewonnenen Kenntniſſen nach auf meinen Rath zum Stand eines Lehrers der Religion und der höhern Schulwiſſenſchaften beſtimmt. Du biſt aber kein Prieſtersſohn. Nach der Ordnung der Kaſtenſonderung in Aegypten und Indien hätteſt du bei dem väterlichen Gewerbe der Schuhmacherei bleiben, darin leben und ſterben ſollen. Ich könnte dir aber, wenn es deſſen bedürfte, eine ganze Schaar von Schuhmachersſöhnen und geweſenen Schuhmachern nennen, die jene Vorzüge, welche der Kaſtengeiſt nur dem Prieſter- oder Gelehrtenſtande zuwendet, in ſo hohem Grade beſaßen, daß ihr Name noch fortwährend mit Achtung genannt wird. So namentlich der hochgelehrte Benedict Baudouin, ein Licht des 16ten Jahrhunderts, der ſeines Herkommens und früheren Standes ſo wenig ſich ſchämte, daß er ein berühmtes antiquariſches Werk über die Schuhmacherkunſt zum Andenken daran geſchrieben hat. Von unſern Landsleuten nenne ich nur den achtenswerthen Mathematiker Pendrell und den beliebten Schriftſteller Thomas Hollkroft; unter den Deutſchen gieng der geiſtreiche Winkelmann, der tiefblickende Kenner und Beſchreiber der griechiſchen und römiſchen Kunſt aus dem Schuhmacherſtand hervor, und der Dichter Hans Sachs war und blieb ſeinem Gewerbe nach ein Schuhmacher.

---

*) Wilhelm

Auch dürfen ſie, ſo nahm Steller das Wort, eines tiefſinnigen Denkers meiner Nation nicht vergeſſen, des Schuhmachers Jacob Böhm aus Görlitz, den viele der Unſrigen den beſondern Beinamen des deutſchen Philoſophen geben.

Mit Recht, ſprach Walker, erinnern Sie mich an dieſen. Seine Bücher, wie aus einer Art von Inſpiration gefloſſen, ſind uns in franzöſiſcher ſo wie in engliſcher Ueberſetzung bekannt. — Wer aber, ſo fragte Walker einen andern ſeiner Schüler, war dein Vater, Ned *)?

Ihr wißt das ſelber, antwortete Ned mit einiger Verlegenheit. Ihr habt mich als kleinen Knaben aus einem Spital zu euch genommen: darin mein Vater und wenige Tage nachher auch meine Mutter geſtorben waren, die beide vom Betteln ſich nährten.

Nun, ſei getroſt, ſagte Walker, du mein lieber Sohn. Du wirſt deinen Gaben und herzlichem Verlangen nach mit Gottes Hülfe ein geſegneter Bote des Evangeliums an die Heiden werden. Deinem Herkommen und Stande nach der Abgränzung der Kaſten, hätteſt du freilich auch ein Paria, und beim Bettler-, ſowie Vagabundenleben bleiben ſollen, aber Prideaux war auch der Sohn bettelarmer Eltern, und ward nachmals ein würdiger Inhaber des Biſchoffſitzes von Worceſter; aus bettelarmem Stande ſind entſproſſen: der berühmte Marmontel, Georg Buchanan, der achtenswerthe Verfaſſer der Geſchichte von Schottland, der gelehrte Robert Hill, William Gifford der beliebte Schriftſteller, Paucton, der Meiſter der Maß- und Meßkunſt, James Ferguſon, der populäre Beſchreiber des Sternhimmels,

---

*) Eduard.

wohl auch Ben Johnſon, ſowie Brindley, der glückliche Förderer und Verbeſſerer des Dampfmaſchinenweſens. Dann Arkwright der Spinnmaſchinenmeiſter, welche beide letztere aus dem armen Stand ihrer Eltern zu groſſem, durch das Glück ihrer Unternehmungen gewonnenen Ehren und Reichthum ſich aufgeſchwungen haben.

Und wer war dein früher verſtorbener Vater, mein guter Jack*), fragte Walker einen andern ſeiner jungen Freunde.

Ein Schneider war er, wie, ſo viel ich weiß, alle meine Vorväter, antwortete Jack.

Ich habe dir, ſprach Walker, ſchon bei einer andern Gelegenheit den unter unſern Gelehrten noch oft genannten „arabiſchen Schneider“ Heinrich Wild**), einen zu ſeiner Zeit hochgeachteten Lehrer der orientaliſchen Sprachen in Oxford, zum Muſter vorgeſtellt. Mehr aber noch möchte ich dir, deine künftige Führung ſei, welche ſie wolle, das Andenken an den gelehrten anſpruchsloſen Schneidermeiſter Gelli anempfehlen, welcher in der Antrittsrede zu dem Ehrenamte des Präſidenten einer hochgeachteten Akademie der Wiſſenſchaften in Florenz, nicht nur mit Worten, ſondern nachmals auch durch die That der fortwährenden Ausübung ſeines Handwerkes zu dem Stande ſich bekannte, in welchem er geboren, und zu dem er erzogen war. Wer aber, fragte Walker einen Andern, waren deine Eltern, Nick***)?

---

*) Johann.

**) Ein Mann von gleichem Namen, gleich ausgezeichnetem Talent und bedeutungsvollem geiſtigen Berufe, dabei aus gleichem Stand entſproſſen, lebt bekanntlich jetzt in Zürich.

***) Nicolaus.

Mein Vater, antwortete Nick, war ein armer Weber, der aber ſein Handwerk nur im Winter trieb, während die Mutter und die größeren Kinder ſpannen. Im Sommer hüteten wir alle das Vieh, der Vater die eine Herde des großen Hornviehes, das der Gemeinde angehörte, die Mutter und eine meiner Schweſtern die andere Herde, welche das Eigenthum der auf dem Bergabhang wohnenden Bauern war, eine der andern Schweſtern hütete die Schafe, und als ich noch klein war, zugleich mich, das jüngſte ihrer Geſchwiſter. Auch ich war, ſobald meine zunehmenden Kräfte es erlaubten, beim Schafhüten angeſtellt, etwas ſpäter hütete ich die Schweine, und bei dieſem Geſchäft hat mein Wohlthäter bald nach dem Tod meiner Eltern mich gefunden, und in den Kreis ſeiner Kinder aufgenommen.

Ja, mein guter Nick, ſprach Walker, ich erinnere mich noch recht wohl, wie ich dich auf dem Felde, in der Nähe deiner borſtigen Herde damit beſchäftigt fand, eine Sonnenuhr zu fertigen. Du hatteſt mit deinem alten Taſchenmeſſer, das, wie du mir erzählteſt, ein Erbtheil deines Vaters war, die untere Tafel deiner Sonnenuhr aus Ahornholz ſo gut zugeſchnitten, und die Eintheilung nach Stunden mit einem Stückchen Reißblei, das ein Geſchenk eures Landpredigers war, ſo gut und richtig ausgeführt, daß der Schatten des Stiftes deiner Sonnenuhr ziemlich genau übereinſtimmend mit meiner Taſchenuhr die Zeit des Tages angab, obgleich du, wie du mir ſagteſt, kein andres Mittel hatteſt, dich nach den Himmelsgegenden zu orientiren, als das genaue Aufmerken auf den Stand der Sonne, in dem Augenblick, wo in euerem Dorfe die Mittagsglocke läutete. Das war ganz beſonders ſorgfältig an deiner feſtſtehenden Sonnenuhr beachtet, die du dir auf der platten Fläche eines umgefallenen Gränzſteines zubereitet hatteſt. Der Stundenkreis, wie ſeine Radien, waren auf dieſer Steinplatte mit einem alten eiſernen Nagel tief eingegraben, und die Eintiefungen durch Schiffstheer ſchwarz gefärbt, der Stift aber, der dir mit ſeinem Schatten zum Stundenweiſer diente, woraus beſtand der?

Das war ein dicker Eiſendrath, den ich auf einem Schutthaufen bei dem Herrſchaftsgebäude gefunden, durch Abreiben auf Steinen vom Roſt gereinigt, dann in dem Loch, deſſen Einbohren mit der Spitze alter Nägel mir ziemlich viel Mühe machte, durch eingegoſſenes Pech befeſtigt hatte.

Du warſt damals, ſprach Walker, wenig über ſieben Jahre alt, konnteſt mir aber ſchon ſo verſtändig über die Gegenden, in denen die Sonne zu verſchiedenen Zeiten des Frühlinges und Sommers auf- und untergieng, Auskunft geben, ſprachſt nach deiner eignen kindlichen Wahrnehmung ſo verſtändig über den Mondlauf, ließeſt mich dann noch, als du immer zutraulicher wurdeſt, ſo manche deiner kleinen mechaniſchen Künſteleien ſehen, zu deren Schatzkammer dir ein hohler Apfelbaum diente, daß ich ſogleich mich weiter nach dir im Dorfe erkundigte, und befriedigt von dem, was ich dort hörte, bald hernach dich zu mir nahm. Du biſt jetzt, in deinem achtzehnten Jahre, für angewandte Mathematik und Mechanik ſo gut vorgebildet, das kleine Spiegelteleſkop, das du für mich gefertigt haſt, wie deine ſelbſtgearbeiteten elektriſchen Apparate entſprechen ihrem Zwecke ſo gut, daß wohl niemand daran zweifeln wird, daß du vielmehr für die Beſchäftigung mit Mechanik, höherer Mathematik und Aſtronomie taugſt, als für die eines Sauhirten oder Webers. Uebrigens kennt man als Genoſſen deines Herkommens und früheren Standes viele Männer, die ſich in der Wiſſenſchaft und im Leben hoch hervorgethan haben. War doch ſelbſt der große Heidenapoſtel **Paulus** vom Gewerbe der Weber, bei uns in England kennt man mehrere Webersſöhne und geweſne Arbeiter am Webſtuhle, die zu großem Anſehen gekommen ſind, ſo den Mathematiker **Thomas Simpſon**; **Robert Dodsley**, den Verfaſſer des in und außer England vielgeleſenen Werkes über die Oekonomie des Lebens, den Meiſter im Fertigen von Teleskopen: **Dollond**, den geweſenen Profeſſor der Mathematik zu Cambridge, **Iſaak Milner**, ſo wie ſeinen Bruder, den gelehrten Kirchenhiſtoriker **Joſeph Milner**. Auch der berühmte deutſche Sprachgelehrte Profeſſor **Heyne** in Göttingen ſtammte aus einer armen Webersfamilie; vom Hirtenſtand aber war der zu ſeiner Zeit berühmte **Peter Ramus**, ſo wie unſer unvergeßlicher, durch ſeine Jugendgeſchichte vielbekannter Orientaliſt **Alexander Murray**.

Nun **Harry***), wes Standes und Herkommens biſt du? fragte Walker wieder einen andern ſeiner jungen Leute.

Mein Vater, antwortete Harry, den ich nicht gekannt habe, weil er bald nach meiner Geburt ſtarb, war Wollkämmer geweſen. Ich ſelber habe, ſobald ich dazu taugte, dieſes Geſchäft mit meinen älteren Brüdern betrieben, bin aber dann Stallbube geworden und geblieben, bis ich in meinem 13. Jahre zu euch kam.

Und jezt, ſagte Walker, biſt du auf dem Wege, ein tüchtiger Meiſter in der Schiffszimmermannskunſt zu werden. Aber freilich, was kann alles aus einem Wollkämmerſohn und aus einem geweſenen Stallbuben werden! War doch, abgeſehen von manchen andern Beiſpielen, der Vater des großen Columbus ein Wollkämmer, eben ſo wie der unſers vaterländiſchen Alterthumsforſchers William Hutton. Auch aus manchem geweſenen Stallbuben iſt nachmals ein angeſehener Mann geworden, wie uns dies das Beiſpiel des General Hoche und des Mathematikers und Aſtronomen Phelps bezeugt.

---

*) Heinrich.

Du aber, Thomas, fragte Walker einen der jüngſten unter ſeinen Leuten, du, aus deſſen Anlagen und Lieblingsbeſchäftigen ein künftiger Arzt und Chemiker hervorſchaut, was weißt du uns aus deinem Elternhaus und von deiner früheſten Beſchäftigung zu ſagen?

Von einem Elternhaus, antwortete Thomas, weiß ich nichts zu ſagen, denn meine Eltern hatten kein Haus, ſondern wohnten in einem kleinen Nebengebäude einer Seifenſiederei, oben unter dem Dache. Mein Vater ſelber arbeitete als Seifenſiedergehülfe, nach ſeinem Tod aber kam ich zu einem Oheim, der Salzſtößler und Kleinkrämer war, und mich als Auslaufbuben und zu andern kleinen Dienſten gebrauchte.

Nun, du könnteſt dir allerdings auf geweſenen Stand und Herkommen etwas einbilden. Der große Benjamin Franklin, der um Amerikas Freiſtaaten hochverdiente Mann, war ein Seifenſiedersſohn, Samuel Parkes, der Chemiker, deſſen chemiſcher Katechismus manchen Jüngling für dieſe Wiſſenſchaft geweckt hat, und aus welchem Tauſende von Leſern Belehrung geſchöpft haben, war Sohn eines Salzſtößlers oder Kleinkrämers, und zuerſt für dieſen Stand erzogen.

Hier ſteht aber Walther, unſer Muſikus, der zugleich auch Reißblei und Pinſel geſchickt zu führen weiß.

Ihr wißt es Alle, daß dieſer als der Sohn und als der Lehrling eines Schiffszimmermannes zu uns gekommen iſt. Er wird zwar niemals, wie Papſt Adrian V., der geweſene Lehrer Kaiſer Karls V., zu hohen geiſtlichen Würden emporſteigen, wird aber durch ſeine Kunſt gar vielen Seelen einen geiſtigen Genuß gewähren. So haben wir denn da unter den berühmten Todten und Lebenden, ſo wie im Kreiſe unſrer eignen alltäglichen Bekannten, mehrere Beiſpiele geſehen von Menſchen, die aus, und man kann ſagen über ihren angebornen Stand weit hinaus traten in einen andern. Ich hätte dieſe Beiſpiele noch um Vieles vermehren können, ungleich häufiger aber noch ſind freilich die Erfahrungen von umgekehrter Art, nach welchen die Abkömmlinge hochgeſtellter, durch Geiſtesgaben und Verdienſte ausgezeichneter Väter weit unter die Stufe hinabſanken, welche ihre Vorfahren ihrem inneren Werthe, ſo wie dem äußern Stande nach einnahmen. Solche aus der Art geſchlagene Jünglinge und Männer waren der Gefahr unterlegen, die aus dem eitlen Vertrauen auf ein Etwas hervorgeht, welches keine andere Bedeutung für uns hat, als der Lichtſtrahl, mit welchem eine Kerze uns und unſre Umgebung beleuchtet, von der wir nicht wiſſen können, ob ſie auf längere Zeit feſt auf ihrem Leuchter ſtehen bleiben wird, oder nur ſchnell an uns vorüber getragen wird. Wer dieſes Licht, ſo lange es ihm ſcheint, zur beſſern Förderung ſeines Tagwerkes benutzt, der thut recht, wer aber, wenn die Kerze ihn hell beleuchtet, oder ſelbſt dann noch, wenn ſie ſchon lange an ihm vorbeigetragen iſt, müßig in ſie hinein, oder ihr nachſchaut, um ſich ihres Glanzes zu ergötzen, der gleicht einem Wandrer, welcher anſtatt bei dem Schein der Leuchte auf ſeinem Pfade weiter vorwärts zu ſchreiten, rückwärts blickt nach derſelben und von ihrem Schein geblendet, gar leicht ſtraucheln und fallen kann.

Bei dieſen Worten blickte Walker einen zierlicher als die andern gekleideten Jüngling von vielverſprechender Geſichtsbildung an, welcher die Veranlaſſung zu dem langen Geſpräch über den Kaſtengeiſt gegeben hatte. Der junge Menſch, den wir mit dem Namen Lambert bezeichnen wollen, hatte den Sinn der Rede, und ſeine Beziehung auf ihn wohl verſtanden, er reichte dem wohlmeinenden Lehrer die Hand, und die kleine Geſellſchaft zerſtreute ſich.

6. Geſpräche von Sturm und Wetter.

Die Aufmerkſamkeit aller Schiffsgenoſſen ward jetzt nach einer anderen Richtung hingelenkt, welche alle Sinnen und alle Beſinnung ſo mit ſich hinnahm, daß zu keinem Geſpräch über andre Gegenſtände Neigung und Zeit blieb. Man hörte nichts als das laute Commandowort des Kapitäns, und die Signale ſeiner Pfeife, die Mannſchaft war in wohlgeordneter, dabei aber eiliger Bewegung; an jeder Stelle, bis hinan zu dem Maſtkorbe ſahe man geſchäftige Hände. Die viereckigen Raaen des großen Maſtbaumes wurden ins Kreuz gebraßt, alle Segel eingezogen, bewegliche Gegenſtände auf dem Verdecke und in den Kajüten feſtgebunden, und andre Vorbereitungen getroffen, welche, wie Steller mit Recht gegen ſeine Landsleute bemerkte, die Erwartung eines nahen, furchtbaren Sturmes verriethen. Eine müßige Schaar der Schiffsgeſellſchaft, welche durch ihr Herumſtehen auf dem Verdecke den Bewegungen der Mannſchaft nur hinderlich ſein mußte, war von dem Cadetten hinuntergewieſen worden in den unteren, zu ihrem Nachtaufenthalt beſtimmten Schiffsraum, mehrere von Walkers jungen Zöglingen dagegen halfen den Matroſen ſo eifrig und ſo geſchickt bei ihren Arbeiten, daß man ſich ihr Bleiben auf dem Verdeck gern gefallen ließ. Auch auf Walker, ſo wie auf Steller und ſeine beiden Landsleute hatte man eine begünſtigende Rückſicht genommen, dieſe blieben in Geſellſchaft des Clerk an einer Stelle des Verdeckes, wo ihre Gegenwart keinen der Beſchäftigten hinderlich ſein konnte.

Ich mag lieber, ſagte Adolph, mit offenen Augen der Gefahr entgegen gehen, als mit verbundenen; ſo lange ich noch aufrecht ſtehen kann, will ich gern auf dem Verdeck bleiben, nicht, wie nach der naturgeſchichtlichen Fabel der Strauß, wenn die Geſchoſſe der Feinde von allen Seiten ihm den Tod drohen, meinen Kopf im Dunkel der Kajüte verbergen. Aber, ſo fragte er den Clerk, iſt die Gefahr eines drohenden Orkanes wirklich ſo nahe und ſo bedeutend, als alle dieſe Vorkehrungen es uns erwarten laſſen? Wir, die wir noch Fremdlinge auf dem Meere ſind, würden auf ſolchem glatten, ſtillen Waſſerſpiegel, auf dem ſich ſchon ſeit vielen Stunden kein Lüftchen regte, uns, wenn es die Zeit der Nachtruhe wäre, unbeſorgt dem Schlafe hingeben oder im Leſen eines Buches uns vertiefen. Sie aber Alle ſcheinen dieſen ungewöhnlich zahmen Zuſtand der Luft und des Meeres mit andern Augen zu betrachten; Sie mögen wohl dort hinter dem Nebelwolkendamm eine Schrift leſen, die uns unſichtbar oder in ihren Zügen unverſtändlich iſt.

Ich ſelber, erwiederte der Clerk, habe zwar noch niemals einen Wirbelſturm oder Hurricane von ſolcher Stärke erlebt, wie dergleichen im weſtindiſchen Gewäſſer, namentlich aber in der Nähe der Bermudas Inſeln, in welcher wir leider uns jetzt befinden, nicht ſelten vorkommen ſollen, doch waren ſchon mehrere jener Stürme, die ich ſowohl an den Küſtengegenden von Amerika, als auf meinen Seefahrten kennen lernte, ſo gewaltig, daß ich ſagen darf, ich weiß, was ein Orkan ſei. Unſere Lage, im Fall, daß ein ſolcher hier unſer Schiff ereilte, wird dadurch noch ungleich gefahrvoller, als auf dem offenen Meere, daß die Gruppe der Bermudas-Inſeln nicht nur ſelber aus Hunderten von kleinen, niedern Corallenriffen beſteht, ſondern, daß dieſelbe auch in ziemlich weiter Ausdehnung von niederen Riffen dieſer Art umgeben iſt, die ſich ſo nahe bis herauf an den Spiegel des Meeres erheben, daß ein Schiff, ſelbſt bei dem günſtigſten, ruhigſten Wetter, auf dieſelben auffahren und an ihnen verunglücken kann. Iſt es doch ſelbſt für die geübteſten Seeleute keine leichte Aufgabe, wenn ſie auch bei dem beſten, mäßigen Winde in die einzigen beiden Häfen einfahren ſollen, die ſich an jenen Inſeln finden. Wie ſich ein ſehender Menſch im Dunkel der Nacht durch das Herumtappen mit den Händen, mühſam und langſam durch ein Gebäude fortbewegt, darin er bei jedem Schritte durch Anſtoßen an einen ungeſehenen Gegenſtand ſich verletzen kann, ſo muß ein fremder Schiffer, der in jene Häfen einlaufen will, durch das unaufhörliche Sondiren mit dem Senkblei vorſichtig zwiſchen den unter dem Waſſer verborgenen Klippen hinſteuern, die ſeinem Fahrzeug auf jedem Schritte das Verderben drohen. Wird er aber durch die Gewalt eines Sturmes in den Umkreis jener Riffe geſchleudert, dann hat es mit der menſchlichen Kunſt und Vorſicht ein Ende, da kann ſein Schiff nur, wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht, vom Untergang gerettet werden. Sie begreifen deshalb wohl den

Grund der angeſtrengten ſeemänniſchen Thätigkeit, die ſo eben auf unſerem Schiffe herrſcht, um ſo mehr, da ſich wirklich ſchon einzelne unverkennbare Vorboten eines annahenden Sturmes zeigen.

Erlauben Sie mir, ſagte Adolph, die Frage, worin beſtehen dieſe Vorzeichen?

Ich will Sie zuerſt auf einige derſelben aufmerkſam machen, die am leichteſten in die Sinne fallen. Gerade in dieſem Augenblicke iſt es auf unſerem Schiffe etwas ſtiller geworden; die Arbeiten und das taktmäßige Herumtrappen der Matroſen, dabei man kaum ſein eigenes Wort vernehmen konnte, haben eine andere Richtung gewonnen, ein großer Theil der Mannſchaft iſt in den unterſten Räumen, ein anderer mit geräuſchloſeren nachträglichen Arbeiten an den Maſten und Segeln beſchäftigt. Hören Sie da nicht ein ganz beſonderes Brauſen, wie von einem weit in der Ferne vorbeirauſchenden Waſſer, oder noch beſſer, gleich jenem Laut, den wir vernehmen, wenn wir etwa in einer tiefen Höhle uns befinden, zu welcher der Wind keinen Zutritt hat, und wenn oben auf dem abgelegenen Gipfel des Felſen der Wind durch den Tannenwald braust?

Allerdings höre ich etwas der Art.

Das ſind die oberſten, kalten Luftſtröme, die von Norden, aus der Polargegend kommend, hier über uns mit den kräftigen Luftſtrömungen aus Weſten zuſammenſtoßen, ein Zuſammentreffen, aus dem ſich ſo leicht, mit dem Ungewitter und ſeinen elektriſchen Spannungen, ſo wie Entladungen, zugleich jene Windwirbel erzeugen, welche das Schrecken des Seemannes ſind. Bemerken Sie nichts Ungewöhnliches an der Geſtalt und Bewegung der hochgehenden Wolken?

Dieſe erſcheinen mir, antwortete Adolph, allerdings in einer Form, wie ich ſie in der Heimath ſelten oder nie geſehen habe, es ſind Federwolken von ſo fein gezacktem Ausſehen, daß ſich ihre Abgränzung unmerklich in der Luft verliert, und ſo bedeutend ihre Höhe über uns ſein mag, bemerkt man dennoch, daß ſie in einer Bewegung nach Weſten ſind.

Fällt Ihnen nicht die Beſchaffenheit der Wolken am weſtlichen Horizont auf?

Ich ſehe dort dunkle Wolken heraufrücken, deren Unterſchied von den etwa ſonſt ſchon geſehenen ich jedoch nicht bemerken kann.

Das iſt, fuhr der Clerk fort, die Entwickelungsſtätte jener Haufenwolken (Cumuli von den Witterungskundigen genannt), welche in jetziger Jahreszeit, ſo wie unter dieſem Himmelsſtriche, leider nur zu oft zu ſolchen unglaublich ſchnell anwachſenden dichten Wetterwolken werden, welche der Seemann in ſeiner ſeltſamen Ausdrucksweiſe „Ochſenaugen“ zu nennen pflegt. — Fällt Ihnen dieſſeits jenes Wolkengürtels, an einer Stelle des Meeres, auf welche ſo eben die Sonne hell herabſtrahlt, keine beſondere Erſcheinung auf?

Dort iſt es, als ſtiegen kleine Staubwolken empor.

Es ſind dies, ſprach der Clerk, die erſten kleinen und ſchnell vorübergehenden Anfänge der Waſſerhoſen, die ſich öfters zu einer, nicht bloß Waſſerdämpfe und Waſſerſchaum, ſondern ſelbſt ſchwere Körper empor wirbelnden Hurricane verſtärken. Ich ſelbſt erinnere mich noch mit Schrecken an die Verheerungen, welche ein ſolcher von einer Landtrombe begleiteter Orkan im Sommer 1839 bei New-Haven in Connectitut, wo ich damals mich aufhielt, anrichtete. Der Tag, an welchem er ausbrach, war eben ſo ſchwül, wie der heutige es hier auf unſerm Schiffe iſt; es war, als nahete ſich von Weſten her ein Gewitter, obgleich der Wind aus Südoſt blies, bald aber nach Süd, dann nach Weſten ſich umſetzte, wobei man ein ſtarkes Getöſe in der Atmoſphäre vernahm. In der Luſt hatte ſich, wie zuweilen vor großen Hagelſchlägen, eine ſchneeweiße Wolke gebildet, in deren Innern eine drohende Bewegung ſtatt zu haben ſchien und die ſich von den Höhen des hüglichen Landes herab in die Ebene der Küſtengegend ergoß. Der Sturmwind, der vor ihr her und zu ihren Seiten tobte, war ſo heftig, daß man kaum aufrecht im Freien zu ſtehen vermochte, dabei führte er ſolche Staub- und Sandwolken mit ſich, daß ich mich mit mehreren Anderen in ein thurmähnliches Gebäude mit dicken Mauern flüchtete. Bald aber hörten wir, wie der Sturm nicht nur an den benachbarten leichter gebauten Häuſern, ſondern ſelbſt an unſerm Thurm die Bedeckung der Dächer abriß, hörten außen das Niederſtürzen der Ziegelſteine, der Balken und der losgeriſſenen Läden und Thüren, ja ſelbſt das Krachen der einſtürzenden Mauern. Dieſes furchtbare Ungewitter hielt übrigens nicht lange an, dem Sturm folgte eine Windſtille; wir traten ins Freie heraus. Wie hatte ſich aber hier Alles verändert. In Newhaven ſelber hatte der Orkan ganze Reihen von Häuſern eingeſtürzt, manche der Bewohner durch die fallenden Trümmer getödtet, andere ſchwer verletzt. Außen vor der Stadt gab es eine Verwüſtung anderer Art. Gerade ſo, als ob ein breiter Strom von der Höhe in die Ebene herabgeſtürzt wäre und Alles, das in ſeinen Lauf kam, niedergeriſſen hätte, ließ ſich auf etliche engliſche Meilen weit hinaus der Wald und die Flur anſehen; man meinte da in dem trocken gelegten Bette eines Fluſſes zu wandeln. Der

Sturm war von Weſten her gekommen, die Bäume, die in der Mitte ſeines Strombettes geſtanden hatten, lagen in der Richtung nach Oſten niedergeſtürzt, die zu beiden Seiten waren mit ihren Gipfeln hinüber nach der Mitte und je näher an dieſer, deſto mehr, ebenfalls oſtwärts gerichtet. Auch das Korn auf den Feldern lag in gleicher Richtung, als ob ein Strom darüber gefloſſen wäre, darnieder auf dem Boden. Selbſt die Trümmer der zerſtörten Häuſer fanden ſich meiſt auf der Mitte der Bahn aufgehäuft, welche ſich die Luftſtrömung gebrochen hatte. Eine meiſt hölzerne Wagenremiſe war ganz hinweggeriſſen und ein darin ſtehender Wagen weit hinweggeführt und zerſchmettert worden. Selbſt die Hühner in den zerſtörten Höfen, welche der Luftſtrom traf, hatten in ſeltſamer Weiſe von ihm gelitten; mehrere von ihnen, die wahrſcheinlich in der Richtung, die der Sturm über nahm, dieſem hatten entfliehen wollen, waren ihrer Federn beraubt. So heftig übrigens dieſer Sturm geweſen, wurde er dennoch nicht zu den ſtärkſten und verheerendſten gerechnet, deren man ſich in der Umgegend von Newhaven erinnern konnte, auch hatte die Ausdehnung ſeiner Verwüſtungen der Länge nach nur 4 engliſche Meilen (eine Stunde Weges), der Breite nach etwa 140 Schritte betragen.

Das iſt, ſagte Steller, ein ohngefähr ähnliches Verhältniß geweſen, als bei uns zuweilen an den Verheerungen durch den Hagel beobachtet wird, obwohl man Fälle kennt, in denen eine ſolche Verheerung über mehrere Grade der Länge in unſeren mittleren Breiten hinüberging.

Noch viel weiter breiten ſich die Tornados oder Hurricanen über das Meer aus, wie dies der Tornado bezeugen kann, der am 10ten Auguſt 1831 zuerſt Barbados, einen Tag ſpäter St. Vincent und St. Lucia in furchtbarer Weiſe heimſuchte, von wo ſeine Strömung ſüdlich bis Granada, nördlich bis Martinique ſich ausdehnte, dann am 12ten an der Küſte von Portorico, abermals von hier um einen Tag ſpäter (am 13ten in der Nacht) in St. Domingo und zu gleicher Zeit in dem ſüdlicheren Jamaika Wälder und Wohnungen der Menſchen niederwarf, am 14ten ſeine Verheerungen über Havanna verbreitete, am 15ten in ſeinen noch immer beibehaltenen Richtungen mehreren Schiffen auf dem Meere große Gefahr, einigen ſogar den Untergang brachte, endlich am 16ten und 17ten an der Nordküſte des mexicaniſchen Meerbuſens ankam, von wo er bis nach Neu-Orleans hin ſich fühlbar machte, endlich aber, nach 6tägigem Zuge über Meer und Land, am 18ten ſich zur Ruhe legte.

Und hier über dieſe Meeresgegend, fragte Adolph, obgleich wir uns, wie mir Herr William, der Seecadet, ſagte, weit über die Gränze des Tropenklimas hinaus, unter dem 33ten Grade der N. Breite befinden, ſtreift alſo, wie Sie vorhin ſagten, das furchtbare Geflügel der Hurricanes mit ſeinen bald ſchmäleren, bald breiteren Fittichen auch hin?

Das iſt gerade eine der gewöhnlichſten Zuglinien, welche jene Wandervögel der Elemente nehmen. Hier in dieſer Region mögen die Luftſtrömungen von Norden her mit jenen, die der meiſt vorherrſchende Weſtwind hervorbringt, am heftigſten ſich durchkreuzen, vorzugsweiſe aber in der Herbſtzeit, in welche wir mit unſrer diesmaligen Fahrt gerathen ſind. Die Orkane ſind auf den übrigens unter mildem Himmelsſtrich gelegenen Bermudas eine ſo gewöhnliche Erſcheinung, daß ſelbſt die Häuſer in der

Hauptſtadt der Inſelngruppe, in St. Georgestown, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehen, faſt niemals höher gebaut werden, und daß man den Einwohnern der Inſeln es nachſagt, daß ſie ihren Hauptgewinn und Unterhalt von Schiffbrüchen und Schiffbrüchigen bezögen.

Sie haben uns da, ſprach Steller, eben nicht viel Tröſtliches geſagt. Faſt möchte ich das unbeſchreibliche Banggefühl, das mich in voriger Nacht beläſtigte, für eine jener körperlichen Vorempfindungen halten, welche, wie wir dies heute am Morgen beſprachen, öfters an Thieren, wie auch an Menſchen, gefahrdrohenden Naturereigniſſen vorhergehen.

Dieſe Bangigkeit, erwiederte der Clerk, ſtand wohl in ganz nothwendigem Zuſammenhang mit der auch mir überaus läſtigen Schwüle der Luft, welche ſchon am geſtrigen Abend, noch mehr aber in der vergangenen Nacht, in den eingeſchloſſenen Räumen unſrer Schlafcabinen ſich fühlbar machte. Dieſe Schwüle, welche heute von Sonnenaufgang an von Stunde zu Stunde ſich mehr geſteigert hat, obgleich von Zeit zu Zeit ein auffallender, faſt durchdringend kühler Lufthauch ſich merklich macht, gehört auch, zuſammen mit der erſchlaffenden Windſtille und dem plötzlichen Steigen, ſo wie gleich hernach eben ſo plötzlichen Sinken des Barometers, zu den gewöhnlichen Vorgängern eines herannahenden Orkanes.

Sie haben, ſprach Hr. Walker, der noch einen groſſen Theil des Sturmgeſpräches mit angehört hatte, unſern Freunden und Gäſten eine ſehr lebendige Schilderung der Gefahren gegeben, welche möglicher, ja ich will es zugeſtehen, ſogar wahrſcheinlicher Weiſe uns und unſer Schiff betreffen können. Wie uns in der Kindheit das Anhören von Spuk- und Geſpenſtergeſchichten am meiſten Grauen erregt, wenn man ſie uns in ſpäter Dämmerung oder bei Nacht erzählt, ſo muß auch auf einen Neuling im Seereiſen ein Geſpräch von Stürmen und Schiffbrüchen an einem Tage wie der heutige einen doppelt beängſtigenden Eindruck machen. Erlauben Sie mir deshalb, daß ich Ihren Seeſturmsgemälden noch ein andres beifügen dürfe, in welchem mitten durch das Dunkel der Gefahren ein ſo tröſtliches Licht hindurchblickt, daß ſeine Betrachtung uns allen zur Stärkung und Ermuthigung dienen kann. Iſt Ihnen, ſo fragte er Herrn Steller, vielleicht der Name des engliſchen Seecapitäns Georg Sommers bekannt, deſſen Abenteuer auf der Seefahrt nach Virginien zur näheren Bekanntſchaft mit den Bermudas Inſeln, deren Name heute ſo oft genannt wurde, ſo Vieles beigetragen hat?

Ich erinnere mich ſehr wohl, antwortete Steller, dieſes Namens, und weiß auch, daß man in England nach ihm, als dem zweiten Entdecker derſelben, die Gruppe jener kleinen Eilande die Sommers Inſeln genannt hat, und noch fortwährend ſie ſo nennt, während man doch auch nebenbei dem erſten Entdecker, dem Spanier Bermuda, ſein Recht, das er auf die Benennung der Miniatur-Inſelchen hat, unverkürzt erhält.

Die Seefahrt, der Schiffbruch und die wahrhaft wunderbare Rettung des wackern Capitäns Sommers, deren Geſchichte ich kurz vor Antritt meiner jetzigen Seereiſe mit herzlicher Theilnahme las*), fällt in jene Zeit, da Capitän Smith Gouverneur von Virginien war.

---

*) Sie ſteht in John Smith general Historie of Virginia etc. 1632, p. 174.

Smith, ſo ſprach Steller, erſcheint mir als einer der bedeutendſten, ehrenwertheſten Männer in der Geſchichte der Begründung europäiſcher Niederlaſſungen auf amerikaniſchem Grund und Boden. Was wäre aus den armſeligen, ſchon mehrmalen mislungenen Anfängen der Coloniſation in Virginien geworden ohne jenen ernſtgeſinnten, kräftigen Mann, deſſen freudiger Muth von den Angriffen des Neides und des Undanks ſeiner Landsleute ungebeugt, ſein Ruhm bei der Nachwelt ungeſchmälert geblieben iſt?

Im Mai des Jahres 1609, ſo fuhr Walker fort, giengen unter dem Commando von Sir Thomas Gates, Sir Georg Sommers und Capitän Newport neun Schiffe von England aus nach Virginien unter Segel. Sie hatten eine Geſammtſchaar von 500 Mann, großentheils künſtige Coloniſten, und einen guten Vorrath von Proviant, ſo wie von allerhand zum beſſern Betrieb des Anbaues nützlichen Gegenſtänden an Bord. Die Fahrt gieng bis zum 30. Grad der nördlichen Breite ohne Hinderniß von ſtatten, hier aber ergriff am 25. Juli die kleine Flotille ein ſo furchtbarer Sturm oder Hurrican, daß die Schiffe weit von einander zerſtreut wurden. Georg Sommers mit dem ſeinigen, auf welchem 150 Menſchen die gleiche Gefahr theilten, wurde in nordweſtlicher Richtung verſchlagen. Dem Kampfe mit dem Ungeſtüm eines ſolchen Orkanes und mit den Wogen war ſein Schiff nicht gewachſen, es wurde davon ſo übel zugerichtet, daß es ohne Steuerruder und Segel auf den Wellen dahin trieb, und daß durch ſeine aus ihren Fugen geriſſenen Planken das Waſſer von allen Seiten hereinſtrömte. Bald war daſſelbe zu einer Höhe von zwei Faden über dem Ballaſt angeſtiegen, obgleich man unaufhörlich durch Auspumpen, Ausſchöpfen mit Eimern, Keſſeln und Krügen ſeinem Anwachſen entgegen arbeitete. Drei Tage und Nächte hatte dieſe Arbeit bei fortwährendem Sturm gedauert und das Waſſer im Schiffsraum war eher geſtiegen, als gefallen, da ſchien alle Hoffnung zur Rettung des Lebens dahin zu ſein. Die Leute waren ſo kraftlos von der langen Anſtrengung, daß ſie kaum noch eine Hand rühren konnten, man hatte bereits beſchloſſen, die Fallthüren, die vom Verdeck nach dem unteren Raum führten, zu verſchließen und ſo das Schiff, wie die Erhaltung des Lebens, der Macht und Führung des Meeres, oder, wie der alte Beſchreiber der Fahrt ſich ausdrückt, vielmehr der Macht und Führung des barmherzigen Gottes zu überlaſſen. Einige der Schiffsgenoſſen hatten gute, geiſtige, durch Zucker und Gewürz wohlſchmeckend gemachte Getränke zur ſogenannten Herzſtärkung bei ſich. Dieſe trugen ſie herbei und tranken ſie gegenſeitig ſich zu, um die bis zur Ohnmacht erſchöpften Kräfte ſo weit zu ſtärken, daß, wenn etwa für den einen oder andern noch beim Untergang des Schiffes eine Möglichkeit zur Rettung ſich darböte, er dieſe ergreifen könne. Dabei aber nahm man gegenſeitig von einander Abſchied, bis zum Wiederſehen in einer andern Welt.

Während dieſer ganzen Zeit war Capitän Sommers auf dem Vordertheil des Schiffes geſeſſen, ohne ſich nur einen Augenblick die Ruhe des Schlafes zu gönnen, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen. Er hatte ohne Aufhören die Thätigkeit der Anderen durch ſeinen Zuſpruch erhalten und geleitet, ſein ganzes Sinnen und Trachten war auf die Mittel gerichtet, durch welche das Schiff über dem Waſſer erhalten werden könnte, ohne ſeine verſtändigen Anordnungen wäre das Fahrzeug ſchon am erſten Tag nach dem Ausbruch des Sturmes untergeſunken. Der fromme Capitän ſahe mit Schmerz, wie ſeine Leute mit der Hoffnung zugleich die Arbeit aufgaben, wie ſie mit jedem Schlucke des ſogenannten Lebenswaſſers (eau de vie) und der vermeintlichen Herzſtärkung ſich den Tod und die Schwäche des Herzens antranken. Er rief ſie alle noch einmal an, ermahnte ſie zum Gottvertrauen, ſprach ihnen neuen Muth zu, denn dort am Horizont zeigte ſich Land. Der Schiffsmannſchaft war es, als höre ſie Gottes Stimme, ſie verdoppelte ihre Anſtrengungen, um das wieder gut zu machen, was ſie ſo eben verſäumt, und dem eindringenden Seewaſſer den Vorſprung wieder abzugewinnen, den es indeß gewonnen hatte. Man ſpannte alle Segel auf, für welche es noch Befeſtigungspunkte gab, der Wind trieb das Fahrzeug nach der Richtung des Landes hin. Aber kaum hatte das Schiff den Lauf begonnen, da ſtieß es ſo hart auf den Felſengrund auf, daß Alle, die auf dem Verdeck waren, übereinander ſtürzten. Eine neue mächtige Woge kam, ſie hob das Schiff vom Grund empor, ſtieß es wieder ins Meer. Doch was konnte dies zur Rettung beitragen; drang doch jetzt das Waſſer durch den weiter geöffneten alten, ſo wie durch manchen neuen Leck immer gewaltiger herein. Man arbeitete dagegen, ſo gut man es konnte, kaum aber hatte die Arbeit begonnen, da ſaß das Schiff abermals auf dem Felſengrund feſt. Nur noch einige Minuten und das ganze Gebäu wäre von den Wogen zertrümmert, aus der furchtbaren Brandung Keiner gerettet worden, da kam noch eine Woge, höher und mächtiger als alle vorhergehenden. Dieſe hob das Schiff empor und warf daſſelbe zwiſchen zwei aus dem Waſſerſpiegel hervorragende Klippen hinein, wo es ſo feſt lag, als ſei es (nach dem Ausdruck des Erzählers) an den Block geſchmiedet. Die Gefahr hatte nun ihren höchſten Gipfel erſtiegen, denn jede neue Woge der Art mußte jetzt das unverrückbar feſt ſitzende Gebäu in tauſend Trümmer ſchlagen. Aber es ergieng nach dem alten guten Sprüchwort: wo die Noth am größeſten, iſt Gottes Hülfe am nächſten; der Wind und die Wogen, wie dies bei den Hurricanen öfters der Fall iſt, hatten eine andere Richtung genommen und der Sturm war bald hernach in Windſtille übergegangen.

Mit freudigem Dank gegen Gott ließ man jetzt die Boote nieder, alle Perſonen, die auf dem Schiffe waren, ohne Verluſt eines einzigen, alle Güter und Proviſionen wurden unverſehrt ans Land gebracht, obgleich dieſes eine Seemeile weit von dem Zwillingsfelſen ablag. Ueber alles Hoffen und Erwarten war dieſe Rettung gelungen, und ſeitdem iſt noch mancher Seemann an jenem Felſen, die von den Schiffern aller Nationen ſo gefürchtet ſind, wenn auch nicht ohne Verluſt am Schiff und ſeiner Ladung, doch mit dem Leben der Gefahr entkommen. Gott iſt noch derſelbe, der er zu Capitän Sommers Zeiten und ewig war, er kann auch uns vor der drohenden Gefahr bewahren oder daraus erretten.

Sie haben uns, ſagte Steller, durch Ihre Erzählung wahrhaft getröſtet und geſtärkt. Auch das kann uns nach menſchlicher Weiſe zur Beruhigung dienen, daß, wie mir ſcheint, die Mannſchaft unſres Schiffes mit den Eigenthümlichkeiten, ſo wie mit den Gefahren dieſer Meeresgegend ſehr vertraut und dabei recht getroſten Muthes iſt.

Wie ſollte ſie dieſes auch nicht ſein, erwiederte der Clerk. Unſer trefflicher Capitän Reid iſt der nahe Verwandte, wenn ich nicht irre, der Oheim des Gouverneurs der Bermudas, welcher den gleichen Namen führt und durch einige ſeiner Beobachtungen, gerade in dem Gebiete der Naturerſcheinungen, von welchen wir ſprachen, in ſeinen Beobachtungen über die Tornados, den Phyſikern wohl bekannt iſt. Unſer Capitän hat in früheren Jahren mehrere Male die Bermudas beſucht, hat auch als Knabe einige Jahre auf der Georgsinſel gelebt, ihm iſt, ſo kann man ſagen, hier in dieſer Meeresgegend jede Klippe bekannt und daſſelbe gilt von dem Steuermann und mehreren Matroſen. Aber es liegt in dem Weſen dieſes Capitäns noch etwas Anderes, was Jedem, der ihn faſt nur anſieht, noch mehr Jedem, der mit ihm in nähere Bekanntſchaft kommt, guten Muth und innere Ruhe geben kann. Betrachten Sie ſich dort, wo er den Arbeitern am Toppmaſt zuſieht, dieſes ehrwürdige Geſicht, das Auge, das ſo lebhaft und doch ſo ruhig unter dem grauen Haar hervorblickt und Sie werden, wenn Sie im Leſen ſolcher Schriftzüge eines Menſchengeſichts einige Uebung haben, es anerkennen müſſen, daß dieſes der Ausdruck eines Gemüthes iſt, in welchem der innere Frieden ſeine bleibende Wohnung aufgeſchlagen hat. Dieſer Mann hat aber auch von früher Kindheit an Erfahrungen gemacht, wie ſie nur wenig Erdenpilgern begegnen mögen. Er befand ſich als zweijähriger Knabe mit ſeiner Mutter auf einem Schiffe, deſſen tragiſcher Untergang zu ſeiner Zeit viel Theilnahme erregt hat. Es war unter dem Commando eines edlen Capitäns, auf der Heimfahrt nach England begriffen, als in den untern Räumen ein Feuer ausbrach, das in kurzer Zeit das ganze ſchöne Schiff vernichtete. Der menſchenfreundliche Capitän ließ zuerſt die Frauen und Kinder das Rettungsboot beſteigen und aus der zweiſeitigen Gefahr vor Feuer und Waſſer ſich flüchten. Auch unſer Capitän war nebſt ſeiner Mutter unter den Geretteten. Er hat ſpäter noch gar viele Gefahren und Glaubensproben beſtanden, namentlich gehörte unter die letzteren auch jene, die ihm erſt neulich, bei ſeinem Aufenthalt in Madeira zuſtieß, wo er ſchon ein Jahr vorher für einen ſeiner Freunde auf eine anſehnliche, von dieſem zu leiſtende Zahlung Bürge geworden war und nun ſelber eines Freundes in der Noth zu ſeiner Rettung bedurfte, den er in dem alten Herrn Watſon fand. Unſer Capitän trägt die Kraft jenes Geheimniſſes in ſich, das ſelbſt im Anblick des Todes der Menſchenſeele ihre Freudigkeit und getroſten Muth erhält.

Der Seecadet nahte ſich der kleinen Geſellſchaft. Die Herren, ſo ſprach er, werden eingeladen und erſucht, für heute ihre Mahlzeit zur ungewohnten Zeit, ſchon jetzt zu nehmen. Wir wiſſen nicht, ob am Nachmittag, ja ob ſchon nach einer Stunde es noch möglich ſein möchte, unſre Gäſte zu bedienen, ſo wie dieſen, mit Ruhe einige Biſſen zu ſich zu nehmen.

Immerhin, ſagte Philipp, wird es gut ſein, unſer Auge von den drohenden Wetterwolken auf einige Minuten hinwegzuwenden und auf eine oder die andere Weiſe uns Kräfte zu ſammlen.

Ich möchte, ſagte Steller, in ſolcher Zeit lieber nüchtern bleiben, mehr innerlich als äußerlich mich ſtärken, und derſelben Anſicht war auch Walker, während der Clerk, welchem auch heute wieder die Pflicht oblag, den Wirth an der Capitänstafel vorzuſtellen, mit den übrigen Gäſten hinabgieng nach der großen Kajüte.

7. Der Seeſturm.

Wie rein blau, ſprach Steller, war noch vor wenig Stunden der Himmel, und wie hat er ſich jetzt oben in der Höhe mit einem Gewebe der Wolkenſtreifen, am Horizonte aber mit einem dunklen Gürtel umzogen.

Weniger noch, ſo ſprach der Clerk, iſt dieſes Dunkel, als jener weiße, nebelartige Streifen zu fürchten, der ſich in Nordweſten zwiſchen, ſowie unter dem Dunkel hinzieht und in der Geſtalt ſeines Saumes ohne Aufhören Veränderungen erleidet. Dieſer iſt von derſelben Art, wie die Sturmwolke, welche, wie ich vorhin erzählte, im Jahre 1839 ihre Verheerungen über die Küſtengegenden von Newhaven ergoß.

Das Getöſe, das man ſchon ſeit längerer Zeit in der Luft vernahm, wurde jetzt ſtärker, in Nordweſt und Norden ward der dunkle Wolkendamm von Zeit zu Zeit von fernen Blitzen erleuchtet, einzelne Windſtöße aus Nord und Nordoſten regten das Meer aus ſeiner Ruhe auf, und gaben dem Schiffe eine ſchwankende Bewegung.

Der Wind kommt ja, ſprach Steller, jetzt auf einmal aus ganz anderer Richtung, wir hatten ihn noch geſtern aus Süd und Südweſt, heute aus Nordoſt.

Das iſt eben, antwortete Hr. Walker, die gewöhnliche Weiſe des Hurricane, daß er, wenn er hier in dieſer Zone zu ſeinem Angriffe ſich rüſtet, plötzlich einen Sprung von Südweſt nach Nordoſten macht.

Von einem Nordoſtwind, ſagte Steller, ſollte man hier auf der nördlichen Halbkugel und in dieſen Graden der Breite eine Abkühlung der Luft erwarten, mir aber ſcheint es als habe ſich die Schwüle geſteigert, obwohl ſie nach meinem Gefühl am drückendſten iſt, wenn die

Windſtöße, wie dies jetzt ſeit wenig Minuten mehrere Male der Fall war, mit Windſtille wechſeln.

Auch dieſe zunehmende Wärme der Luft, antwortete Walker iſt in der Regel ein Zeichen, daß die Hurricane zu ihrem Angriffe heranrückt. Man beobachtet dann häufig bei bedecktem Himmel und ſelbſt um Mitternacht eine Wärme von 24 bis 25 Grad Ihres Reaumur'ſchen Thermometers (86° bis über 88° Fahrenheit). Und das unangenehme Gefühl, das Sie während der kurzen windſtillen Pauſen empfanden, wird ſich leider bei Ihnen wie bei uns Allen noch verſtärken, wenn der Orcan, wie es nun allen Anſchein hat, uns wirklich heimſucht.

Mein Gott! rief Steller erſchrocken aus, was war das für ein Blitzen, dergleichen habe ich noch nie in meinem Leben geſehen. Der Horizont ſtand, nicht nur auf etliche Secunden, ſondern Minuten lang in Flammen, war eine zuſammenhängende Feuermaſſe geworden, die, wie geſchmolzenes Eiſen, das aus der Gluth des geöffneten Hochofens herausſtrömt, ſich in die Breite ergoß. Und wie braußt auf einmal das Meer mit ſeinen hohen Wogen gegen uns heran.

Ein Windſtoß, ſo gewaltig, daß er das Schiff faſt auf die Seite legte, fuhr lautklappernd durch das Takelwerk, der Regen ſchlug in großen Tropfen auf das Verdeck nieder, mit ſolcher Kraft, daß jeder auf die Haut, oder ſelbſt auf den bekleideten Körper fallende Tropfen das ſchmerzende Gefühl erregte, als wäre der Wurf durch kleine Steine aus einer Schleuder geſchehen, man hörte das Klirren einzelner zerbrochener Fenſterſcheiben an der Kajüte des Steuermannes.

War dies Hagel, fragte Steller, der ſich ſchnell mit dem Clerk unter das Dach der Treppe geflüchtet hatte, die vom Verdeck in die unteren Räume führte. Ich ſehe doch nirgends eine Spur des Eiſes.

Es waren, ſagte Walker, nur die erſten, wäßrigen Geſchoſſe, ich möchte ſagen das Kleingewehrfeuer, das die Hurricane aus ungeheurer Höhe auf uns herabſchleuderte.

Der Cadet und der Clerk mit einem Theil der Gäſte an der Kapitänstafel kamen jetzt eilig auf das Verdeck. Der Regenſchauer hatte wieder nachgelaſſen, der Wind blies in gemäßigter Stärke, das Meer aber gieng noch immer in hohen Wogen.

Unſer armer Philipp, ſo redete Adolph ſeinen Landsmann Steller an, ſcheint eben zum Seefahrer nicht gemacht, er hat ſich, taumelnd vom Schwindel der Seekrankheit, wieder auf das Lager ſeiner Koie hingeſtreckt, ich aber will doch verſuchen, wie lange ich's auf dem Verdeck aushalten kann, vielleicht ſtärkt mich ſchon dein Anblick, denn du ſtehſt immer, wie ein Fels in Ungewittern; an dir habe ich auf unſrer ganzen bisherigen Fahrt, die doch zum Theil ziemlich ſtürmiſch war, noch keine, auch nicht die leiſeſte Anwandlung von Seekrankheit bemerkt.

Auch ich, ſagte Walker, habe noch nie, ſo oft ich auf dem Meere war, an Seekrankheit gelitten, doch weiß ich nicht, welcher beſondern Beſchaffenheit meiner Natur ich dieſer Begünſtigung verdanke, die ſonſt nur die kleinen Wiegenkinder haben, während unter den Erwachsnen meiſt gerade die Stärkſten am meiſten von jenem Uebel zu leiden haben.

Die Wolken zogen ſich immer höher herauf, wurden immer dichter, der weißliche Lichtſtreifen, der ſich vorher am Horizont gezeigt hatte, wurde zu einer breiten Nebelmaſſe, aus der ſich bei zunehmendem Dunkel des Abends ein dämmerndes Licht verbreitete, welches mit dem phosphoriſchen Schimmer der Meereswellen in grauenvoller Weiſe ſich miſchte. Das Blitzen hatte aufgehört, der Regen, von längeren und kürzeren Pauſen unterbrochen, ſtrömte ſanfter.

Scheint es doch, ſagte Adolph, als ſei das drohende Ungewitter ganz an uns vorübergegangen, habe ſeinen Weg nach einer anderen Richtung über das weite Meer genommen, wo es immerhin ſich austoben mag. Wie froh bin ich, daß ich mich nicht habe in meine Cabine hinabſcheuchen laſſen. Da unten, wo jetzt wegen des Sturmes alle Lucken und Läden geſchloſſen ſind, muß die Schwüle unerträglich ſein.

Laſſen Sie ſich, ſagte Walker, durch dieſen Anſchein von Ruhe, der bei Ihnen auf dem Feſtlande von guter Vorbedeutung ſein könnte, nicht täuſchen. Der Orkan iſt erſt noch im Aufkeimen begriffen, und die ungeheure Wurzel, aus der er hervorkommt, dieſe weißliche, leuchtende Nebelmaſſe, die immer näher gegen uns heranrückt, läßt uns eine rieſenhafte Entwicklung des ſtarken Keimes befürchten.

Die Nacht war herbeigekommen, die Schiffslaternen wurden angezündet, bei dem Lichte der einen ſahe man den Kapitän unter einem tragbaren Dache ſitzen, der Steuermann, an ſeinem Rade beſchäftigt, lauſchte auf jede Regung des Windes, und ſuchte dem Schiffe immer die Richtung gegen die hochgehenden Wogen zu erhalten, in der es dieſe ihrer Breite nach durchſchnitt, und ſo, bald hoch hinaufgetragen wurde, bald von dem Berge des Waſſers wieder hinabglitt in das Thal, das eine Woge von der andern ſchied. Der Cadet ſahe überall nach, ob das Takelwerk wohl gefügt ſei, die Matroſen ſtanden, zum ſchnellen Zugreifen bereit, auf ihrem Poſten.

Es liegt etwas Beruhigendes darin, ſagte Steller, wenn man die Gefahren des Meeres im Bunde mit ſolchen Menſchenkräften und Erfahrungen beſtehen darf, als die ſind, die unſrem Capitän und ſeiner Mannſchſt zu Gebote ſtehen.

Allerdings, ſagte Walker, darf man ſich bei dieſem Capitän für verſichert halten, daß er bei Tag wie bei Nacht, in ſeiner gewöhnlichen Gemüthsruhe und Beſonnenheit alle Mittel anwenden werde, um unſer Schiff vor dem Untergang zu bewahren, und auch der Steuermann wie die Matroſen ſind Leute, welche ihr Handwerk gut verſtehen. Dennoch gewährt in einer ſolchen Lage, wie unſre heutige iſt, nur der Gedanke die rechte Ruhe, daß Gottes Aufſicht und Erbarmen unſer armes Schifflein, das wie ein Spreublatt zwiſchen Sturm und Wogen ſchwebt, ſo wie unſer Leben, nach Seinem Rathe trägt und leitet.

Die Blitze brachen jetzt von neuem durch das Gewölk, das dumpfe Brauſen der Wogen hatte ſich in ein lautes Ziſchen verwandelt, der Orkan heulte furchtbarer durch das Takelwerk, das Schiff, das vorher wie ein kühnes Roß, bald nach vorne, bald nach hinten ſich neigend, immer aber noch in gerader Richtung auf- und niedergeſtiegen war, ſchwankte jetzt bald zur Rechten bald zur Linken; nicht nur der Schaum, ſondern ganze Ergüſſe der Wogen ſprützten über das Verdeck hin. Nach Mitternacht wurde das Flammen der Blitze ſo ſchrecklich, daß Adolph und einige der Schiffsgenoſſen, die bis dahin auf dem Verdeck noch ausgehalten, ſich mit bleichem Geſichte hinabflüchteten in's Dunkel, und ſelbſt dann, wenn das Blitzen nachließ, ſtand der ganze Himmel wie in Flammen.

Gott iſt groß, ſagte Steller, ſo groß aber, wie ſeine Allmacht, iſt auch ſein Erbarmen.

Unmittelbar auf das heftige Toben des Orkanes aus Nord und Nordoſt, trat in der erſten Stunde nach Mitternacht eine Windſtille ein, welche dem Gefühle der Beobachter noch ungleich beſchwerlicher fiel, als das vorhergehende Ungewitter. Es war aber eben ſo, wie in der äußern Natur, auch in der innern des lebenden Körpers eine Abſpannung und Erſchlaffung eingetreten, wie ſie etwa vor dem Anfall einer ſchweren Ohnmacht empfunden wird. Die Wogen giengen noch eben ſo hoch als vorher, in ihr Bewegen war aber eine ſolche Unregelmäßigkeit und Richtungsloſigkeit gekommen, daß, während die eine nach Süden ſich wälzte, eine andre, die ſich dem Norden entgegenſtürzte, mit aller Macht gegen ſie anſchlug, und bald hernach eine von Weſten her tobende, an dem Waſſerberg ſich zerſtäubte. Das Schiff gerieth hierbei in eine ſo unſtäte, wirbelnde Bewegung, daß ſelbſt Steller, der noch nie die Anwandlung des Schwindels erfahren, ſich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Er drückte Walker die Hand; es konnte der letzte Abſchiedsgruß ſein, und von dem Freunde geführt bis zum Geländer der Treppe, dann an dieſem ſich feſthaltend, kroch er mehr als er gieng zu der Cabine, die er mit Adolph gemeinſam bewohnte. Er fand den Freund halb liegend, halb an die Wand gelehnt, außen vor ſeiner Lagerſtätte. Sage mir, fragte er den Eintretenden, ſteht nicht das Schiff in vollen Flammen? der Schein des Feuers dringt durch die Spalten der Läden herein in das Dunkel der Cabine.

Beruhige dich, rief ihm Steller zu, indem er ihm, ſo gut er es bei der eignen Anwandlung des Schwindels vermochte, wieder auf ſein Lager half. Von einer Feuersgefahr in unſerm Schiffe haſt du noch nichts zu fürchten. Der ganze Himmel aber iſt von einem elektriſchen Feuer erleuchtet, das dem Auge eben ſo wundervoll als grauenhaft erſcheint, und das von einem kniſternden Getöſe begleitet iſt. Der Sturm hat ſich gelegt, aber die eingetretne Windſtille, und die drehende Bewegung des Schiffes haben ſelbſt die ſonſtige Stärke meiner Nerven übermocht, ich kann es nicht mehr auf dem Verdeck aushalten.

Die beiden hatten kaum ſich auf ihr Lager hingeſtreckt, da begann von neuem das Toben des Orkanes. Der Wind, ſprach Adolph mit ſchwacher Stimme, muß ſich plötzlich nach entgegengeſetzter Richtung gedreht haben. Vorher lag das Schiff auch ſchief, jedoch ſo, daß meine Lagerſtätte nach der Schiffswand hin geneigt war, und ich deshalb ſicher und feſt lag, jetzt geht die Neigung hinwegwärts von der Wand, nach der Innenſeite der Cabine zu, ſo daß ich mit beiden Händen mich feſthalten muß, um nicht herauszufallen.

Keiner von unſern Landsleuten, die auf dem Schiffe waren, konnte von jetzt an den weitren Kampf des Schiffes mit Sturm und Wogen im Verlauf der nächſten ſechs oder acht Stunden beobachten, ſelbſt der ſonſt ſo kräftige Steller erſchien ſich ſelber wie ein Sterbender, der ſchon in einer der nächſten Stunden ſeinem Ende entgegengeht. Was wir deshalb hier von dem weitren Verlauf des furchtbaren Schauſpieles berichten, das ſich dem Auge und Ohr der wenigen, geſund gebliebenen Beobachter auf dem Verdeck darbot, das gründet ſich nur auf die Mittheilungen, welche unſerm Landsmann Steller ſpäter von Walker und von dem Seecadetten gemacht wurden *).

---

*) Daß die nachſtehende Beſchreibung eine naturgetreue ſei, wird

Bald nach ein Uhr des Morgens hatte ſich, nach kurzer Windſtille der Orkan von Nordoſt nach Nordweſt umgeſetzt, und aus dieſer Richtung mit verdoppelter Stärke ſeinen Angriff erneuert. Die höheren Regionen der Luft waren von ununterbrochnen, wirr durch einander laufenden Blitzen erleuchtet, deren Licht jedoch von dem Glanze des elektriſchen Feuers, das die niedere Region durchzuckte, noch überſtrahlt ward. Nach zwei Uhr des Nachts ward das Heulen des Sturmwindes ſo ſtarck, daß vor ihm noch kaum das Abfeuern eines Geſchützes würde hörbar geblieben ſein. Ob durch den Wind, oder ob durch elektriſche Kräfte, das läßt ſich ſchwer entſcheiden, ward der Toppmaſt gebrochen, ſein Hinabſturz auf das Verdeck, der zum Glück ohne Beſchädigung eines Menſchen vorübergieng, wurde nur von dem Auge, nicht von dem Ohre wahrgenommen. Es folgten ſich jetzt, einer nach dem andern, wüthende Stöße des Windes aus Südweſt, Weſt und Nordweſt. Auf einige Augenblicke verloſchen die Blitze und das elektriſche Flammen des niederen Nebels, ein furchtbares Dunkel ſenkte ſich auf das Meer und das mit den Wogen kämpfende Schiff hernieder, ein Dunkel, das für das Auge um ſo ſchreckhafter war, da der Sturm den größeſten Theil der Lampen in den Schiffslaternen ausgeblaſen hatte. Feurige Meteore jedoch, als wollte das Gewölk der Beleuchtung von Menſchenhand ſpotten, fielen aus der Luft herab, die, wenn ſie dem Meeresſpiegel ſich nahten, gleich einem verſpritzenden, geſchmolznen Metall in Funken ſich zertheilten und

---

der Vergleich mit einer andern, ihr ähnlichen bezeugen können, die ſich in Poggendorfs Annalen LII. 28 von einer weſtindiſchen Hurricane findet verloſchen. Bald nach dieſer Erſcheinung, welche das Auge eines Beobachters, der, ſtatt auf dem Schiff auf ſichren Felſen geſtanden wäre, mit Bewunderung, nicht mit Schrecken erfüllt hätte, ſank das dumpfe Getös des Sturmwindes zu einem langtönenden Laut herab, deſſen Tiefe kein tönendes, durch Menſchenhand gefertigtes Werkzeug nachahmen kann. Bei dem gewaltigen Hall dieſer Poſaune einer höheren Ordnung, zogen ſich die Blitze, welche ſeit Mitternacht im Zickzack geleuchtet hatten, tiefer herab zwiſchen die Wolken und das wogende Meer; die Nebelmaſſe, welche über das Gewäſſer gebettet lag, ward von neuen, durch einen aus ihrem Innern kommenden Schein beleuchtet. Es war ein Stillſtand des Kampfes der Elemente eingetreten, bei welchem zwar der Sturm, nicht aber die bergeshohen Wogen, dem taumelnden Fahrzeug einige Ruhe gönnten. Der Morgen dämmerte auf, er würde manchem Seereiſenden, der, mit dem Umfang der Gefahren dieſes Meeres unbekannt, den Corallenriffen der Bermudas ſich genaht hätte, Troſt und Hoffnung gebracht haben, um ſo mehr, da ſich ſelbſt vom Verdecke des Schiffes aus Land, oder vielmehr ein Streifen des feſten Bodens zeigte, an deſſen Saum die Brandung mit furchtbarer Gewalt ſich brach. Neben und hinter dieſem Saume traten noch andre, ſelbſt mit grünendem Wald oder Geſträuch bewachſene Stellen des erſehnten, feſten Bodens hervor. Der Kapitän aber dachte anders, als ein Neuling im Seefahren dies gethan hätte. Er ſelbſt ſtand an der Seite des Steuermannes, beide, nach der Gegend der aufſchäumenden Brandung hinblickend, wendeten alle Kraft und Kunſt an, um das Fahrzeug wieder hinaus zu retten in das freie Meer. Der Sturm aber und der Wogenſchlag waren mächtiger als die Menſchenhand.

Ein lautes Krachen und ein erſchütternder Stoß, der in allen Theilen des Schiffes fühlbar war, verriethen es, daß dieſes mit ſeiner ganzen Laſt auf ein Felſenriff aufgefahren ſei. Der wohlgefügte Bau des Fahrzeuges war ſo lange zum Widerſtand gegen das Umſchlagen der Wogen ausreichend geweſen, er war es nicht mehr gegen den Anſtoß an die Felſenmaſſen, deren hervorſtehende Zacken durch den Kupferblechbeſchlag, wie durch den hölzerenen Kiel des Schiffes tief hinein drangen in das Gerippe der Balken.

„Wir ſinken,“ hörte man Stimmen, aus den unteren Räumen rufen, und bald füllte ſich das Verdeck mit den Schaaren der geängſteten Schiffsgenoſſen, die das Hereinbrechen des Seewaſſers durch das weit geöffnete Leck mit den Ohren vernahmen, ja mit den Augen zu ſehen meinten. Der Kapitän behielt ſeine gewöhnliche Ruhe, er ertheilte ſeine Befehle, und die Mannſchaft führte dieſelben ſo pünktlich und in ſo guter Ordnung aus, als ſähe und höre ſie keinen Wogenſchlag und keinen Sturm, ſondern nur die Signale ihres Capitäns. Die Pumpen hatten kaum angefangen ſich in Bewegung zu ſetzen, die Arbeiten am Leck hatten noch nicht begonnen, da ſtürzte eine Woge von mächtiger Höhe heran. Die wird uns begraben, riefen mehrere der ausgewanderten Irländer, wie aus einer Kehle. Die Woge aber begrub das Schiff und ſeine Mannſchaft nicht, ſondern ſenkte ſich, ehe ſie das Fahrzeug mit ihrem Schlage traf, und hob daſſelbe bei ihrem Wiederanſteigen mit ſolcher Macht, daß es weit über das Felſenriff hinausgeſtoßen wurde in den ſchmalen Meeresarm, der ſich zwiſchen den Klippen hinzog. So günſtig für den erſten Augenblick dieſes Ereigniß dem größern Theil der Schiffsgenoſſen erſcheinen mochte, war es doch keineswegs geeignet, um den einſichtsvolleren

Seeleuten eine beſondre Hoffnung zur Rettung des Schiffes zu geben. Der Sturm allerdings hatte viel an Heftigkeit verloren, es waren mehr nur einzelne Windſtöße, in welchen er, ſo wie er geſtern begonnen, zu enden ſchien, dazu kam noch, daß die aufgehende Sonne mit ihrem tröſtlichen Scheine durch die Wolken brach. Das aber, was die Tageshelle beleuchtete, war keineswegs von tröſtlicher Art. Ueberall, wohin man blickte, zeigten ſich Felſenriffe, die nur auf Augenblicke, wenn die darüber rollenden Wogen ſie verließen, aus dem Waſſerſpiegel hervorragten, während das Ziſchen der Brandung, das hoch emporſpritzende Waſſer es verrieth, daß auch da, wo er nicht frei ins Auge fiel, ein Felſengrund ſei, über deſſen ſeichte Waſſerbedeckung ſelbſt bei ruhigem Meer kaum ein leichtes Boot hinüber kommen konnte. Es war jetzt die Zeit der Fluth, und dieſe war ſo eben, wie die Berechnung ergab, ihrem höchſtem Stande nahe. Die kurze Friſt bis zur Wiederkehr der Ebbe mußte, wenn auch nicht zur Rettung des Schiffes, doch zu jener der Mannſchaft und eines Theiles der unentbehrlichſten Proviſionen benutzt werden.

Ehe jedoch, als die nöthigen Anſtalten zum Hinablaſſen der Boote getroffen waren, führte ein neuer Windſtoß, heftiger als die vorhergehenden, einen ſolchen Andrang der Wogen herbei, daß der Schaum bis an die Höhe der Maſten hinanſpritzte, und das Gewäſſer, wie aus Bächen, über das Verdeck ſich ergoß. Das Schiff wurde einige Minuten lang wirbelnd herumgedreht, ſein feſter Bau gerieth in eine zitternde Bewegung, man vernahm vor dem Gebrüll des Meeres nicht mehr die Stimme des Capitäns. Doch wäre auch jedes Wort der Anordnung, das dieſer ſprechen konnte, vergeblich geweſen; eine andre Macht als die der Menſchenhände, gab dem ſchwankenden Fahrzeug ſeine Richtung, es wurde weithin über eines der breiteſten Riffe geworfen, und als die Woge, die es dahin getragen, vorüber war, da ſtieß es mit lautem Raſſeln auf dem Felſengrund auf.

Setzt die Segel bei und hiſſet ſie, rief der Kapitän, und zur Verwunderung der Unkundigen, welche nicht begriffen, wie man auf dem Felſen ſitzend ans Fortſegeln denken könne, waren bald alle Segel aufgeſpannt.

Der ſeekundige Kapitän hatte ſich in ſeiner Vorausſicht nicht geirrt. Ein neuer Windſtoß in derſelben Richtung als der vorhergehende, obwohl nicht ſo heftig als dieſer, führte die rauſchende Woge herbei und füllte zugleich die Segel, das Fahrzeug wurde weithin über die Breite des Riffes an einer höher gelegenen Stelle deſſelben geführt, an welcher das Meer hinter einer weit hinlaufenden natürlichen Mauer von großen Rollſteinen, und Trümmern der Corallenfelſen eine mächtige Lage von Seegras und Sand aufgehäuft hatte. Das Aufſtoßen auf dieſem weicheren Grunde war kein ſehr heftiges. Das Schiff, obwohl in einer etwas ſchief zur Seite geneigten Stellung, ſtand ſo ſicher, als ſei es auf die Werfte geführt worden, die Segel wurden in Eile eingezogen, das Takelwerk feſt zuſammengefügt, die Pumpen in kräftige Bewegung geſetzt, um das Waſſer, das in den untern Raum gedrungen war, heraus zu ziehen.

Die Hurrikane, ſprach der Capitän zu dem Clerk, der mit fragenden Blicken ſich ihm genaht hatte, ich hoffe dies zu Gott, iſt jetzt vorübergezogen, ſie hat nun die ganze Windroſe durchlaufen, und vielleicht war der Windſtoß, der uns hieherbrachte, für diesmal ihr letzter. Wenn der Sturm ſich nicht wieder erneut, dann iſt das Schwerſte überſtanden.

Die Hoffnung des trefflichen Seemannes war keine vergebliche geweſen. Der Wind hatte ſich gelegt, das Meer bei zunehmender Ebbe zog ſich zurück, nur ein nöthiges Werk war jetzt noch zu thun: das Hinabführen der Boote nach einem Fahrwaſſer, das ſie zu tragen vermochte und das Ausſchiffen der Schiffsgenoſſen und der Proviſionen nach einem höher gelegenen Punkte, den die wiederkehrende Fluth nicht ſo, wie das niedere Riff, auf welchem das Schiff lag, unter Waſſer ſetzen konnte.

8. Die Rettung vom Schiffbruche.

Ich bin hier, ſagte der Capitän, faſt ſo gut bekannt, als in der Bai von Boſton, an deren Rand mein Wohnhaus ſteht. Nur etwa zwölf Seemeilen von hier iſt die St. Georgs-Inſel, auf der ich die fröhlichſte Zeit meines Knabenalters verlebt habe; dieſe Nachbarſchaft bringt uns jedoch vor der Hand keinen Nutzen. Wir ſind gerade hier in eine Gegend der Inſelgruppe gerathen, die von Felſenriffen ſo umſchanzt iſt, daß kein größeres Fahrzeug in ſie einzudringen vermag. Das Wagſtück, das kaum der tollkühnſte Fiſcher mit ſeinem Boote beſtehen würde, das haben wir, freilich ganz gegen unſren Rath und Willen, mit unſrem Schiff und zwar, mit Gottes Hülfe in einer Weiſe beſtanden, die alle menſchliche Erwartung übertraf. Hier dieſe kleine Inſel, nach welcher ich jetzt die Boote auszuſetzen gedenke, wird nur zu gewiſſen, vorzüglich günſtigen Jahreszeiten, von den Pfeilwurz-Sammlern, den Fiſchern und Vogelfängern beſucht, die auf gut gezimmerten und dabei leichten Flößen, oder auch während der Fluth auf leichtem Boote über die Riffe hinüber, und nach beendigtem Geſchäft wieder herüberfahren. Während meines hieſigen Aufenthaltes war ſie nicht bewohnt, auch iſt ſie ſo klein, daß ſie kaum einer Dorfgemeinde von 20 Häuſern den nöthigen Lebensunterhalt für die Menſchen und die hinreichende Fütterung für das Vieh gewähren könnte. Doch iſt ſie an allen tiefer gelegenen brackigen Stellen reich von der nahrhaften Pfeilwurz bewachſen, und ſteht mit mehreren benachbarten, zum Theil eben ſo kleinen Inſeln in einem ſolchen Naturverkehr, daß man zur Zeit der Ebbe, wenn dann zugleich ein ſteifer Wind aus Nordweſten weht, faſt trockenen Fußes von einer zur andern gelangen kann.

So habe ich meine Schiffsgenoſſen, fuhr der Kapitän fort, mit dem Aufenthaltsort bekannt gemacht, auf welchen ich ſie jetzt mit Gottes Hülfe, ich weiß nicht auf wie lange Zeit in Sicherheit bringen will. Faſſen Sie nur alle guten Muth; die Brandung, durch welche die Boote ſich hindurch arbeiten müſſen, iſt freilich furchtbar heftig, aber meine Matroſen verſtehen das Rudern, und im Nothfall auch das Nachſpringen in die Fluth und das Retten deſſen, das in ihre Wogen fiel.

Das eine Boot war hinabgeſchleift worden über den mit naſſem Seegras bedeckten Boden, bis an den Waſſerſpiegel, der nur noch in leichten Wellen bewegt war. Nach der Ordnung, die der Capitän beſtimmt hatte, ſollten zuerſt die Frauen und Kinder, die Kranken und Greiſe ans Land gebracht werden. Die Wöchnerin, bei deren Kinde Adolph die Pathenſtelle vertrat, dicht verhüllt und verſchleiert, das Kind an ihren Schultern befeſtigt, trat hervor, mit ihr zugleich einige Frauen der armen irländiſchen Auswanderer, ſammt ihren Kindern. Unter die Kranken wurde auch Philipp gezählt, den die letzte Nacht mit ihren Beängſtigungen in einen faſt bewegungsloſen

Zuſtand verſetzt hatte. Greiſe, die über 70 Jahre alt waren, gab es namentlich unter den Auswanderern mehrere, doch konnte der Kapitän den alten Herrn Watſon, dem durch die Zahl ſeiner Lebensjahre der Vorrang faſt vor allen den andern gebührte, nur mit Mühe dazu bewegen, daß er das erſte Rettungsboot beſtieg. Das Fahrzeug ſtieß ab von dem Riff, es hatte ſchon einen kleinen Vorſprung gewonnen, da ſahe man, daß ein Mann, welcher bis dahin zur Seite, an dem Rande des Riffs geſtanden, von welchem jetzt das Waſſer faſt ganz zurück gewichen war, ſich hineinſtürzte ins Meer und dem Fahrzeuge nachſchwamm.

Wer mag, fragte der Seecadet, dieſer Waſſerheld ſein, der es nicht erwarten kann, bis die Reihe der Ueberfahrt an ihn kommt, oder der ſeine Schwimmkunſt vor uns und den Matroſen zur Schau tragen will?

Hättet Ihr, ſagte Adolph, ſo wie jener Schwimmer, ein geliebtes, zartes Weib und ein neugebornes, erſtes Kind im Boote, und könntet, woran ich übrigens nicht zweifle, eben ſo tüchtig und anhaltend ſchwimmen, wie jener Mann dort, Ihr würdet euch auch dem Fahrzeug nachgeſtürzt haben ins Waſſer. Der Waſſerheld, wie Ihr ihn nanntet, iſt ein Held auch in andern Dingen, es iſt mein Lehrer und Freund Milner, der während ſeines Aufenthaltes in Bremen ſelbſt im Schwimmen unſer allgemein bewunderter Meiſter war und der, wenn wir mit ihm in Vegeſack oder Bremerhaſen waren, unſre deutſchen, ſo wie ſelbſt die däniſchen Matroſen durch ſeine Schwimmkunſt oft beſiegt und beſchämt hat.

Während Adolph noch ſprach, bemerkte man einen zweiten Schwimmer, zu deſſen Seite ſich der Kopf eines großen Hundes aus dem Waſſer erhob; dieſe beiden waten, weil ſie mit dem Boote zugleich die gerade Richtung nach dem Lande gewählt hatten, Milnern voraus, und näher bei dem Fahrzeug als dieſer.

Wem aber, fragte der Cadet, mag dort jenes Menſchenhaupt angehören, das neben einem Hundskopfe ſo rüſtig der Brandung ſich entgegenarbeitet?

Das iſt, ſprach Herr Walker, der beſte Schwimmer unter allen meinen jungen Leuten, in der That ein geborener Seemann und wie ich von ihm hoffe, wenn es ſo für ihn beſtimmt iſt, auch ein künftiger Seeheld. Der nämliche Jüngling Lambert, den ich geſtern wegen einer Regung ſeines Geburts- und Standesſtolzes ein wenig zurecht weiſen mußte, ein Jüngling von den reichſten, edelſten Anlagen des Gemüthes und Geiſtes, den vielleicht heute der Eifer ſeinen geſtrigen Fehler durch Dienſtfertigkeit wieder gut zu machen, nebenbei aber auch ſein übermächtiger Charakterzug des Ehrgeizes zu dieſer That angetrieben hat. Denn, daß unſer Fahrzeug mit ſeinen Inſaſſen bei dem Durchgang durch die Brandung keine geringe Gefahr zu beſtehen habe, das lehrt uns allen der Augenſchein. Der Hund, welcher neben Lambert ſchwimmt, iſt mein großer, ſchöner Neufoundländer, der ſchon manchen Verunglückten während unſeres Aufenthaltes am irländiſchen Kanal aus dem Waſſer gezogen hat. Ein Verdienſt, das übrigens ſein Begleiter mit ihm theilt, denn auch Lambert hat durch ſeine Kühnheit und Geſchicklichkeit erſt kurz vor unſrer Abreiſe aus England zwei meiner jungen Leute, die durch ihre Unvorſichtigkeit beim Baden dem Ertrinken nahe waren, ſo wie kurz vorher einen alten ins Waſſer gefallenen irländiſchen Taglöhner aus der Fluth gerettet.

Der alte Robbin, den wir vorhin als den Träumer kennen lernten, hatte, unverwandt nach dem Boot hinſchauend, ſchon ſeit längerer Zeit unverſtändliche Laute vor ſich hingebrummt. Was haſt du, Robbin, fragte ihn der Cadet, der in ſeiner Nähe ſtand, was reizt dich ſo zum Brummen an, du alter Seebär?

Wenn das Boot, antwortete der Alte, dort an der Stelle, auf welche es geradewegs zuſteuert, die Brandung durchſetzen will, dann ſchlägt es um, ſo wahr ich Robbin heiße. Es hätte viel weiter nach Norden ſteuern ſollen, dorthin, wo die anbrandenden Wogen einen höheren und weißeren Seifenſchaum ſchlagen und wo ſie dennoch eher durch das Ruder zu bändigen ſind.

Der Alte hat Recht, ſprach der Capitän, und rief zugleich durch das Sprachrohr der Mannſchaft des Bootes den Befehl zu, ſich von den verborgenen Riffen hinweg zur Rechten zu wenden, ſein Befehl kam aber zu ſpät, das ſchwer belaſtete Fahrzeug war bereits in die Brandung gerathen, deren zurückſtürzende Woge, mächtiger als das Steuerruder, das Boot und alle, die in ihm ſaßen, überfluthete. Die Zurückgebliebenen, unter denen einige den Vater oder die Mutter, das Weib und das Kind, oder doch den Freund und Reiſegenoſſen in der Gefahr des Ertrinkens ſahen, ſprachen laut ihre Angſt, ihre Theilnahme aus, der Capitän aber hatte, nur von wenigen bemerkt, ein anderes Fahrzeug mit tüchtigen Ruderern dem vorangegangenen nachgeſendet. Einige Minuten lang blieben die theilnehmenden Zuſchauer in peinlicher Ungewißheit, bald aber ſahen ſie, wie eine nach der andern der vorangegangenen Schiffsgenoſſinnen ſammt ihren Kindern, wie einer der übergefahrenen Kranken und Greiſe nach dem andern aus dem Wellenbad herausgebracht wurde an das Land, die meiſten ſtehend und gehend, einige wenige, wie im Zuſtand der Ohnmacht, von den Rettern getragen.

Das nachgeſendete Boot brachte bei ſeiner Zurückkehr zum Riff, auf welchem das Schiff lag, die ſichere Kunde. Kein Menſchenleben war verloren, alle die ſich im Fahrzeug befanden, waren gerettet. Lambert hatte zuerſt die Wöchnerin und ihr Kind, beide unverſehrt aus den Fluthen gezogen, dann noch zwei andere Kinder und eine Frau der iriſchen Auswanderer. Dieſe alle waren, die Angſt und die Näſſe abgerechnet, bei vollem Bewußtſein und im Gebrauch ihrer Kräfte geblieben und die lautſchreienden Kinder hatten bei dem Herauskommen ans Land ſich bald wieder beruhigt; um den alten Herrn Watſon aber waren die Schiffsgenoſſen bei dem Abgang des Bootes noch beſchäftigt geweſen, man wußte nicht, ſo wie er ſtarr und mit geſchloſſenen Augen da lag, ob ein Schlagfluß oder ob nur eine tiefe Ohnmacht ihn betroffen habe. Auf dieſen, der ſonſt ohne Retter geblieben wäre, denn er war unter das umgeſchlagene Boot gerathen, hatte ſich Milner, welcher ſpäter als Lambert bei der Unglücksſtelle ankam, mit wahrem Heldenmuthe geworfen und hatte nicht abgelaſſen, bis er den ſchweren Mann ans Land gebracht. Nur auf einige Augenblicke war er dann zur geretteten Frau und ſeinem Neugeborenen hingeeilt, aus ihrer Umarmung aber bald wieder zurückgekehrt zu dem ohnmächtigen Greiſe, um deſſen Pflege er vor allen andern bemüht war. Auch der Hund hatte ſeine Pflicht gethan. Er hatte mehrere der ins Meer Geſunkenen bei den Haaren oder bei dem Gewand gepackt und ſie ans Land gezogen, noch mehrere aber verdankten ihre Rettung den Matroſen.

Das Boot war zum zweiten Male mit Schiffsgenoſſen gefüllt, deren Auswahl wiederum das Alter, die Schwächlichkeit oder andre dringende Umſtände entſchieden hatten. Der alte Robbin hatte auf Befehl des Capitäns die Leitung des Fahrzeuges übernommen, ohne große Schwierigkeit brachte daſſelbe ſeine Inſaſſen ſo nahe zum Ufer, daß ſie ohne Gefahr, freilich unter dem auf ſie niederſtürzenden Regen des hochauf ſpritzenden Meeresſchaumens ans trockne Land waten konnten. In derſelben Weiſe und mit derſelben im Vergleich mit den Gefahren der erſten Ueberfahrt nur gering zu achtenden Unbequemlichkeit gelangten in wenig Stunden alle Paſſagiere des Schiffes ans Land, unter ihnen auch Steller und ſein Freund Adolph. Die beiden, als ſie mit naſſen Füßen und träufelndem Gewand zu der Schaar der ſchon vorangegangenen Reiſegefährten kamen, die am Abhang eines kleinen Hügels in dem wärmenden Strahl der Sonne gelagert waren, ſahen zuerſt nach ihrem Landsmann Philipp ſich um. Sie fanden dieſen in muntrer Laune und Stimmung. Das Seebad, ſo rief er den Freunden entgegen, in das ich, beim Umſchlagen des Bootes gerade nicht nach meinem Wunſche gerieth, iſt mir ganz vortrefflich wohl bekommen. Ich weiß nicht, hat der Schreck oder hat das Waſſer, in welches ich bis über den Scheitel eingetaucht wurde, ſo kräftig aufregend auf meine Nerven gewirkt, ſo viel iſt gewiß, daß mich die ohnmachtähnliche Abſpannung, an der ich noch vor wenig Stunden litt, hier auf dieſem kleinen, wahrhaft lieblichen Eilande ganz verlaſſen hat. Ich habe mich ſogar ſchon ein wenig im Gehen verſucht, habe hier vom Hügel aus unſer jetziges Reich überſchaut. Das Inſelchen iſt ſo klein, daß man faſt die Stimme eines ſchreienden Kindes von einem Ende deſſelben bis zum andern hören könnte, dabei aber ein ſo zierlicher Luſtgarten der Natur, daß ich, wenn es ſo ſein müßte, mit Vergnügen einige Wochen darauf hauſen wollte. Freilich giebt ſchon der unbeſchreiblich wohlthuende Gedanke, daß man dem Sturm und der Todesgefahr des Schiffbruches entronnen, ſicher auf feſtem Boden ſteht und ſitzt, der Natur des Landes einen ganz anderen Reiz, als jenen alltäglichen, den die Sinne eines beſtändigen Landbewohners, durch lange Gewöhnung abgeſtumpft, kaum noch bemerken.

Wie geht es dem alten Herrn Watſon? fragte Steller.

Seht, antwortete Philipp, dort ſchreitet er, an der Küſte, mit großen Schritten umher. Der Schiffschirurg, den der Kapitän ihm ſchnell zu Hülfe ſandte, hat den Alten erſt nach langem Frottiren der ſtarren Glieder, wobei Milner ihm treulich half und durch mancherlei andre Mittel, unter denen auch ein Aderlaß war, aus ſeiner tiefen Ohnmacht zurückgerufen.

Wo mag aber, ſprach Adolph, meine arme Frau Gevatterin, die Wöchnerin mit ihrem Kinde ſein? Sie und ihren Mann ſehe ich nirgends unter den Gelagerten oder Herumgehenden.

Zwiſchen dieſen guten Leuten und dem alten Herrn Watſon, antwortete Philipp, muß es ein ganz eignes, mir durchaus räthſelhaftes Verhältniß geben. Schon auf unſrer Ueberfahrt vom Schiff an dieſes Ufer fiel es mir auf, daß die junge Frau, obgleich ſie ganz verſchleiert und vermummt war, ſich immer ſo ſetzte oder ſtellte, als wollte ſie den Blick des alten Herrn vermeiden. Eine und die andere der irländiſchen Auswandererſfrauen redeten ſie an, ſie aber blieb ſtumm, als wollte ſie durch keinen Laut ihrer Stimme ſich verrathen. Sobald ſie durch einen der jungen Schwimmer mit ihrem Kinde ans Land gerettet war, band ſie zuerſt das weinende Kind von ihren Schultern los, wärmte es an ihrer Bruſt und gab es dann einer der Irländerinnen in die Arme, ſie aber eilte dahin, wo der alte ohnmächtige Watſon lag, um welchen bereits ihr Mann eifrig beſchäftigt war. Sie hatte jetzt ihren Schleier zurückgeſchlagen, die Thränen rollten über ihre bleichen Wangen herab und fielen auf die Hand des ohnmächtigen Greiſes, welche ſie unzählige Male, neben ihm hinknieend küßte. In der That ein eignes, einziges Kind könnte bei dem Leichnam des geliebten Vaters ſeinen Schmerz nicht herzinniger kund geben, als das arme junge Weib dies an der Seite des ohnmächtigen Greiſes that. Mich ſelber, der ich leiblich noch ſehr angegriffen war, rührte dieſer fremde Schmerz ſo tief, daß ich meine Augen wegwenden mußte. Man bemerkte jetzt ein leiſes Zucken in Watſons Angeſicht, ſo wie andre Zeichen des wiederkehrenden Lebens. Da erhob ſich die Frau mit ängſtlicher Eile vom Boden, nahm der Irländerin das Kind ab und war verſchwunden, und eben ſo eilig entfernte ſich Milner, den ich ſeitdem nicht mehr geſehen habe, obgleich er vorher keinen Augenblick von Watſon, der ihm allein die Rettung des Lebens dankt, gewichen war.

Ein Räthſel, ſprach Adolph, iſt mir das junge liebenswürdige Ehepaar immer, ſo lange ich daſſelbe kenne, geweſen. Auch weiß ich es mit Sicherheit, daß der Name Milner, den der Mann, ſo lange er bei uns war, geführt hat, nicht ſein rechter, ſondern ein angenommener iſt. In welchem Verhältniß aber die Leute mit dem alten Herrn Watſon ſtehen mögen, davon habe ich keine Ahnung.

Der Kapitän trat jetzt zu den Andern. In der That, ſo ſprach er, ein ſolcher gelind und unſchädlich ablaufender Schiffbruch wie der unſrige mag in der Geſchichte der Seefahrten nur wenige ſeines Gleichen gehabt haben. Wir ſind wie auf Adlers Fittichen durch die furchtbaren Gefahren der letzten Nacht, aus denen ich, ſo weit Menſchenaugen reichen, keine Rettung ſahe, getragen und vor allem großen Leid behütet worden. Kein Menſchenleben iſt verloren worden, keiner von unſern Leuten hat eine bedeutende Verletzung erlitten, und, was für uns von ſehr großer Wichtigkeit iſt, die ganze Ladung des Schiffes, mit Ausnahme einiger Geräthſchaften, die durch das Gegeneinanderſtoßen beim Auffahren auf den Felſen zertrümmert ſind, iſt gerettet. Die Beſchädigung, die das Schiff ſelber erlitten hat, läßt ſich zwar noch nicht beurtheilen, doch liegt daſſelbe ſo hoch und weit außer dem Bereiche des Anſteigens einer gewöhnlichen Fluth, daß nur dann, wenn ein Orkan, ſo furchtbar als der geſtrige, wieder losbräche, die Wogen es treffen könnten. Der Vollmond freilich iſt noch nicht vorüber, wir dürfen uns noch auf manche hochſteigende Springfluth gefaßt machen. Indeß iſt doch wenigſtens vor der Hand unſer Eigenthum geſichert: meine Zimmerleute ſind bereits mit dem Bau etlicher guter Fähren beſchäftigt, in wenig Tagen, hoffe ich, iſt die ganze Schiffsladung hier bei und am Lande. Die Ausbeſſerung des Schiffes, wenn dieſes anders derſelben noch fähig iſt, kann dann ſogleich in Angriff genommen werden. Zunächſt werde ich aber für den Aufbau kleiner Pilgerhütten und für das Aufſchlagen von Zelten Sorge tragen, in denen die Gäſte und Pflegbefohlenen meines Schiffes und meine eigne Mannſchaft eine Herberge für die Nacht, ſo wie Schutz und Schatten gegen Sonnenhitze, Sturm und Regen finden können.

Die letzten Worte, die der wackre Schiffspatron ſprach, hatten, während er noch redete, ſchon angefangen zur That zu werden. An den günſtigſt gelegenen Plätzen des Ufers, da wo dieſes von Oſt nach Weſten ſich erhob und ſo den vollen Genuß der Morgenſonne hatte, ſahe man in wenig Stunden Hütten und Zelte ſich erheben, die in bequemer Entfernung eine von der andern jeder kleinen Familie oder Geſellſchaft von Bekannten und Freunden ihre Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit ſicherten, und dennoch zugleich in jedem Augenblick die Gelegenheit zu einem weiteren, freundnachbarlichen Verkehr in vollem Maaße geſtatteten. Bei dieſem neuen Anbau einer kleinen tragbaren Stadt zeigten ſich namentlich auch die jungen Zöglinge des Herrn Walker ganz vorzugsweiſe geſchäftig.

Wie wohl, ſagte Philipp, wird uns das thun, wenn wir nicht ſo, wie auf dem Schiffe, in einem Räumchen, das man zu Hauſe kaum für einen Lieblingshund bequem genug fände, zuſammengepfercht ſind. Sie werden dieſe Unbequemlichkeit oft mit mir zugleich empfunden haben, ſprach er zu Herrn Watſon, der ſo eben zu der kleinen Geſellſchaft gekommen war, denn wir beide ſind von Liſſabon aus immer unzertrennliche Schlafkameraden geweſen.

Allerdings, ſo antwortete Watſon, der heute in einer ungleich milderen und geſprächigern Laune zu ſein ſchien, als gewöhnlich, ſind wir in unſerm ſchwimmenden Hauſe, ſo viel ich weiß, zu mehr als hundert Seelen, enger zuſammengedrängt geweſen, als die Miethsleute in einem Hauſe der Vorſtadt St. Giels in London; man hätte da Gelegenheit genug gehabt, einander kennen zu lernen, dennoch muß ich beklagen, daß ich einen unſrer mir ſo nahe geweſenen Schiffsgenoſſen niemals habe kennen gelernt, deshalb auch heute, wenn er mir begegnete, ihn nicht erkennen würde. Es iſt der, welcher mir, wie man mir erzählte, mit eigner, großer Lebensgefahr vor etlichen Stunden das Leben gerettet hat. Nach der Schilderung, die mir der Capitän von ihm machte, muß es ein Ehrenmann, ein Mann von Bildung und praktiſcher Tüchtigkeit ſein, und wie ich weiter von ihm hörte, iſt es ein Deutſcher. Darum mögen Sie mir es zu gute halten, wenn ich dieſen werthen Wohlthäter hier unter Ihnen, unſern deutſchen Reiſegefährten, aufſuche.

Ich kenne den trefflichen Mann wohl, ſagte Adolph, er war mein Lehrer und Führer in dem Gebiet der mathematiſchen Wiſſenſchaften und in manchem andern Gebiet des höheren, geiſtigen Erkennens. Aber, obgleich es die deutſche Stadt Bremen war, wo ich dieſen Freund fand und kennen lernte, ſo iſt er dennoch kein Deutſcher, ſondern ein Amerikaner von engliſcher Abkunft aus Boſton; er nannte ſich Milner.

Aus Boſton, ſagte Watſon etwas betroffen, dort bin auch ich zu Hauſe, aber ein Mathematiker jenes Namens iſt mir nicht bekannt. Doch Sie als ſein Bekannter und Freund können mir den werthen Mann wohl zeigen und mich zu ihm führen. — Vielleicht ſteht er hier in Ihrem Kreiſe? fügte er, nach allen Seiten herumblickend, hinzu.

Er iſt nicht unter uns, ſagte Adolph, und ich ſelber habe ihn, ſeitdem ich den feſten Boden betrat, vergeblich unter den hier gelagerten Reiſegefährten geſucht. Vielleicht beſieht er ſich ſo eben unſer kleines Gebiet, das uns, wir wiſſen nicht, auf wie lange? zum Warteplatz angewieſen iſt, ſo bald er aber wieder in unſre Nähe kommt, werde ich ihn mit Vergnügen Ihnen zuführen.

Während Adolph noch ſprach, kam ein Matroſe vom geſtrandeten Schiffe her. Er fragte nach dem Capitän, und dieſer war ſogleich zum Anhören ſeines Berichtes da. Herr, ſo ſprach der Seemann, ein, wie ich hoffe, kleiner, Unfall hat uns bei unſrem Geſchäft des Ausräumens aus dem Schiffe betroffen. Das Waſſer, das durch den Leck eindrang und die ſtarken Stöße, die unſer Sparrwerk erſchütterten, mögen Manches, das wir noch für feſt hielten, aus ſeinem Gefüge gebracht haben. Die ſchiefe Lage, in der ſich unſer Schiff befindet, mag auch das ihrige dazu beigetragen haben, und den iriſchen Auswandrern, die, ohne auf jene Lage zu achten, ihre Habſeligkeiten bald da bald dort herausriſſen, konnten wir auch nicht auf jedem Schritt und Tritte nachgehen. Da iſt's uns nun geſchehen, daß nicht nur die Fäſſer und Kiſten, Säcke und Büchſen, oder Flaſchen des untren Raumes eins über das andre geſtürzt ſind, ſondern, daß auch ein Theil der bretternen Decke eingebrochen iſt.

Es iſt gut, ſagte der Capitän, daß unſre armen Irländer ſich das, was ſie zu ihrer Bequemlichkeit bedurften, herausgeholt haben. Die übrige Ladung des untren Raumes kann zur Noth ſo liegen bleiben, wie ſie nach eurem Bericht liegt. Das Schiff iſt allem Anſcheine nach vor einem neuen Zudringen des Waſſers geſichert, und das was dahin eingedrungen war, iſt ohne unſer Bemühen durch das unterſte Leck des Kieles wieder ausgefloſſen. Ihr habt in den letzten vier und zwanzig Stunden genug und ſchwer gearbeitet. Darum rufe nur deine Cameraden alle vom Wrack, das uns ſicher genug liegt, herüber; ſie ſollen ſich zur Ruhe begeben. Es bedarf nicht einmal einer Wache bei dem Schiffe, denn, daß dieſem kein andrer Menſch ſich nahen könne, als wir ſelber, davon ſind wir durch die Umſchanzung der Felſenriffe und der Brandung geſichert, alles Brennbare aber, Pulverfäſſer, Oel und Weingeiſt, obwohl ich kaum weiß, wie ſich das ohne einen Blitz aus den Wolken entzünden könnte, habe ich bereits hieher in Sicherheit bringen laſſen.

9. Die Umſchau in der neuen Miethe.

Nach der vorigen, von den meiſten Schiffsgenoſſen ſchlaflos und in Angſt und Schrecken durchwachten, von andern in harter Arbeit hingebrachten Nacht, that allen die Ruhe in den bretternen Schoppen, Hütten und Zelten wohl, die der vorſorgliche Capitän im Verlaufe des Nachmittags hatte errichten laſſen. Es legte ſich heute Keiner, ſo wie viele am geſtrigen Abend ungegeſſen auf ſeine Matratze oder Streu zu Ruhe; die Keſſel voll Pökelfleiſch, Erbſen und Reis hatten für die Mannſchaft, eine andere Feldküche für die Gäſte des Capitäns gedampft, geſotten und gebraten; ſelbſt die armen Auswandrer hatten aus ihren, ohne allen Abgang geretteten Vorräthen in ihrer Weiſe ſich ein Feſtmahl bereitet, und die Gläſer mit ſtärkendem herzerfreuendem Getränke, waren nach der gaſtfreundlichen Gewohnheit des Capitäns an dieſem Tage der großen Errettung bei Allen, bei Armen und Reichen, in die Runde gegangen. Nach dem Abendeſſen hatte der Clerk noch Alle zum gemeinſamen Dankgebet verſammelt; es fehlte hierbei keiner der Reiſegefährten, außer Milner und ſeine Vermählte, die letztere, als Wöchnerin, aus leicht begreiflichen Gründen, er aber, ihr Mann, weil er entweder, der Müdigkeit nachgebend, ſchon frühe ſich zur Ruhe gelegt hatte, oder vielleicht von den andern ungeſehen, im Schatten des benachbarten Gebüſches der Andacht beiwohnte. —

Welch' ein Sonnenaufgang iſt das, ſagte Steller, als er am andern Morgen neu geſtärkt aus dem Zelte hervortrat zu den ſchon früher wach geweſenen Freunden. Ich meine, ich hätte noch nie den Himmel ſo blau, die Hügel ſo grün, das Meer ſo wundervoll beleuchtet geſehen als heute.

Das iſt in der That, ſprach der Clerk, ein Vorſchmack der Freuden jenes Ueberganges vom Dunkel zum Licht, von der Angſt und dem Kampfe des Lebens zum ewigen Frieden, der uns, wenn wir den rechten Weg dahin fanden, einſt im ſeligen Jenſeits erwartet. Auch ich kann mich kaum erinnern, daß mich jemals ein Morgenlicht ſo innig angeregt, und zum Fluge der Lerche nach oben bewegt hätte, als das heutige. Und dennoch, ich geſtehe es Ihnen zu meiner Beſchämung, fange ich ſchon jetzt, wo die Kraft des erſten mächtigen Eindruckes nachzulaſſen beginnt, an zu kritiſiren. Mein ungenügſames, verwöhntes Auge ſieht ſich überall auf dieſen kleinen Inſeln, in deren Kreis wir da hineingerathen ſind, nach einem eigentlichen Berge, oder ſelbſt nur nach einer ſolchen Anhöhe um, die man bei uns einen bedeutenden Hügel nennen würde. Nirgends aber iſt etwas der Art zu finden, denn die kleine Erhöhung, auf welcher wir hier ſtehen, würde man im nördlichen Europa faſt nur für den Aufſchutt eines römiſchen oder altgermaniſchen Grabmahles, nicht aber für einen Hügel halten. Ich ſchätze die Höhe nicht über 60 Fuß.

Ich habe, ſagte Steller, noch geſtern in den letzten Nachmittagsſtunden einen Spaziergang über unſre kleine Inſel, und faſt an ihrem ganzen Küſtenſaume hingemacht, und fand dabei Zeit genug, mich an allen Stellen, deren Betrachtung mir einiges Intereſſe gewährte, zu verweilen.

Allerdings läßt uns da die Naturbeſchaffenheit des Bodens nicht an das Vorkommen eines eigentlichen Berges denken. Da iſt keine Spur von dem Granit oder den Schiefern, keine vom Baſalt, von den quarzigen Sandſteinen, dichten Kalkgebirgsarten oder Kreidelagern zu ſehen, aus denen der Grund unſrer meiſten europäiſchen Inſeln beſteht; nirgends zeigen ſich jene mächtigen wandernden Blöcke, welche den ebenen Boden, ſelbſt unſerer Dünen hin und wieder in ganzen Maſſen bedecken. Nach vulkaniſchen Gebirgen, die eine majeſtätiſch ſchöne Erſcheinung auf ſo vielen Inſeln der ſüdlicheren Meere ſind, würde man ſich auch hier auf dem unſrigen vergeblich umſehen, man hat es da überall nur mit Waſſergebilden zu thun, und zwar mit ſolchen, die ſich noch fortwährend aus unſren Meeren erzeugen; unſre ganze kleine Inſel iſt, ſo wie höchſt wahrſcheinlich alle ihre Nachbarinnen, ihrer Grundlage nach ein Corallenriff, auf deſſen Boden die Meeresfluth Schaalen und Schaalentrümmer von Muſcheln und Schnecken, ſo wie den meiſt aus zerſtäubten Corallengebilden entſtandenen Sand aufgehäuft, und wieder zuſammengekittet hat.

Corallen? ſo fragte Adolph, der jetzt auch zu der kleinen Geſellſchaft hinzugekommen war, nennet ihr Herren Naturkundigen dieſes weißliche oder graue Geſtein, das dort unten am Ufer heraus ſteht, und von welchem viele loſe Stücke herumgeſtreut liegen, Corallen? Als ich vorgeſtern auf unſerem Schiffe ſo viel von Corallenfelſen reden hörte, da hätte mich faſt ein Gelüſte angewandelt, doch auch einmal auf ein ſolches Riff zu kommen, denn ich dachte mir das aus lauter ſolchen ſchönrothen Bäumchen und zackenartigen Stämmchen zuſammengeſetzt, wie die ſind, die man bei uns zu Halsgehenken und andern

Schmuckſachen verarbeitet, und die ich in der Materialwaaren-Niederlage meines Vaters unzählige Male geſehen habe.

Wir Andern, ſagte Steller, pflegen das Wort Corallen freilich in einem weiteren Sinne zu nehmen. Wir nennen ſo alle die ſteinartigen Gebilde des Meeres, die durch kleine, zarte Seethierchen: Polypen genannt, erzeugt werden, Thierchen, faſt von gallertartiger Weichheit, an denen du nichts bemerkeſt als eine Mundöffnung, um welche die feinen, ſehr mannichfach gebildeten Fangarme herumſtehen und einen ſchlauchähnlichen Leib, der eigentlich nur eine einfache Magenhöhle iſt. Aus dem Körper jener Polypen ſcheidet ſich ein Stoff ab, der ſich zu einer kalkerdigen Steinmaſſe verhärtet, und ſo einen Bau bildet, in deſſen ſtern- oder blätterartigen Eintiefungen, oder auf deſſen Rinde und ihren kleinen punktartigen Löchern lauter kleine Polypen in unzählbarer Menge beiſammenſitzen. Ein ſolcher Bau hat zuweilen die Geſtalt eines Bäumchens mit vielen krummen Aeſten, wie dies namentlich bei der dir bekannten rothen Edelcoralle der Fall iſt, öfters aber auch nur halbkugliche oder flache Lagen, die ſich im Verlauf der Zeit eine über die andre anſetzen, und ſo aus der Tiefe allmählig heraufwachſen, bis an den Meeresſpiegel. Die Farbe der meiſten Corallenbaue iſt eine graulich oder gelblich weiße; auch die kleinen Thiere, welche dieſelbe bilden, ſind meiſt bleichfarbig ſeltener buntfarbig.

Du nannteſt, fuhr Adolph fort, die kleinen Weſen, welche die Corallenbaue aufführen, Seethierchen, die, wie der Name ſagt, und wie ſich aus ihrer Beſchaffenheit ſchließen läßt, nur im Waſſer beſtehen können. Wie kommt es aber dann, daß ſelbſt die ebene Fläche hier dieſer Inſeln, daß namentlich ſelbſt ein Theil ihres Küſtenſaumes doch immerhin ſo hoch über den Meeresſpiegel herausragt, daß auch die ſtärkſte Sturm- und Springfluth ſie nicht zu überſchwemmen vermag; die Thierchen konnten doch nicht im Trocknen leben und bauen?

Man kann dies im Allgemeinen freilich nur durch die Annahme erklären, daß die Höhe des Meeresſpiegels geſunken oder zurückgewichen ſei, daß das Meer abgenommen habe, eine Erſcheinung, die ſich auch in unſern europäiſchen Küſtengegenden öfters nachweiſen läßt. Außer dieſem, und davon habe ich geſtern ſchon mehrere Fälle hier in der Nachbarſchaft unſres Lagers geſehen, ſind auch die oberſten Lagen der Corallenriffe öfters durch die furchtbare Gewalt der Stürme, vielleicht ſelbſt durch Erderſchütterungen, gebrochen und zertrümmert worden; ſolche rieſenhafte Scherben ſind dann durch die Meereswogen auf den ſchon vorragenden Grund der Inſeln und Küſtengegenden hingeführt worden, und ſie haben hier das Ihrige zur Erhöhung des Bodens beigetragen. Später und nebenbei haben dieſes auch die großen Maſſen von losgeriſſnem Seegras gethan, welche das Meer ans Geſtade warf. Ein Erdreich, günſtig für den Pflanzenwuchs, wurde auf dieſe Weiſe allmälig gebildet, und durch die Schaaren der Seevögel, die ſich darauf verſammlen, ſo gut gedüngt, daß die Saamen und Keime, welche die Meeresſtrömungen aus weiter Ferne daher brachten, kräftig gedeihen konnten. Ich habe mich ſchon geſtern wahrhaft an dem kräftigen Pflanzenwuchs erfreut, der auf unſrem kleinen Eilande an vielen Stellen ſich zeigt. Auf einigen der benachbarten Inſeln ſehe ich auch Waldungen.

Dieſe, ſo bemerkte der Clerk, ſind für die Bermudas Inſeln ein ſehr wichtiger Gegenſtand des Verkehres. Sie beſtehen zum großen Theil aus den hochſtämmigen, ſchöngewachſnen ſogenannten amerikaniſchen Cedern, deren röthliches, im friſchen Zuſtand angenehm duftendes Holz, faſt jeder Schulknabe bei Ihnen als die Holzbekleidung mancher Bleiſtifte kennen gelernt hat.

Der Baum iſt mir wohl bekannt, ſagte Steller, er wird auch bei uns in Gewächsgärten und Park-Anlagen gezogen. Zum Geſchlecht der eigentlichen ächten Ceder gehört er freilich nicht, ſondern vielmehr zu dem des Wachholders; die Botaniker nennen ihn nach ſeinem gewöhnlichſten Vaterlande den virginiſchen Wachholderbaum (Juniperus virginiana).

Sie haben Recht, ſagte der Clerk, ich habe ſchon als Knabe, wenn ich die unzählichen blaulich ſchwarzen Beeren, womit die Zweige des fruchttragenden Baumes im Herbſt bedeckt ſind, in meine Hand ſammelte, ihre Aehnlichkeit mit den Beeren des gemeinen Wachholderſtrauches bemerkt, der übrigens bei uns in Amerika ein von auswärts hereingeführter Fremdling iſt.

In meines Vaters Hauſe ſind die meiſten Meublen der Zimmer aus dem Holz der ſogenannten rothen Ceder gearbeitet, welche, wie ich merke, keine andre iſt als die Baumart, von der ſo eben geſprochen wurde.

Da du dich, ſagte Steller, heute ſo groß machſt mit deines Vaters Hauſe und ihrer Waarenniederlage, will ich doch einmal deine hausgebacknen Kenntniſſe noch auf eine weitre Probe ſtellen. Wie heißt hier dieſes Gewächs? Du haſt, das kann ich dir ſagen, in deines Vaters Handlung ganze Fäſſer und Ballen davon geſehen, haſt es in und außer dem väterlichen Hauſe unzähliche Male nennen hören, und wahrſcheinlich ſchon ſeit deinen Kinderjahren oft davon genoſſen.

Steller reichte bei dieſen Worten dem Landsmann ein ſtrauchähnliches Gewächs hin mit langgeſtielten Blättern, weißen Blüthen, welche paarweiſe an den Enden der Zweige ſtanden und mit einer langen, daumensdicken, auswendig geringelten Wurzel. Er hatte die Pflanze von ſeiner geſtrigen Wanderung durch die Inſel mit ſich gebracht.

Wie ſoll ich, ſagte Adolph, nachdem er das Gewächs einige Minuten lang von allen Seiten betrachtet, berochen und ſelbſt die Wurzel zerbrochen und gekoſtet hatte, eine ſolche gelehrte botaniſche Prüfung beſtehen? Aus meines Vaters Waarenballen geht Alles getrocknet auf; an den Pflanzenwaaren, die wir aus Amerika und Oſtindien erhalten, iſt weder Geſtalt noch Schöne, nichts Grünes noch Blühendes zu ſehen.

Ich merke, ſagte Steller, daß ich an dir, obgleich ich dich ſchon ſo Manches aus der Naturgeſchichte gelehrt habe, keine ſolche Ehre einlegen kann, als an deinem jüngeren Bruder, meinem recht eigentlich ſo zu nennenden Schüler. Siehe das Gewächs, das du da in der Hand hältſt, mit Achtung an. Es iſt die Pfeilwurzpflanze (Maranta arundinacea), deren Wurzel bei uns, ſo wie überall da, wo gebildete Europäer leben, unter dem Namen Arrorut (Arrow-root) wohlbekannt und als ein Labungs- ſo wie Stärkungsmittel der leiblich Schwachen und Kranken in hohen Ehren gehalten wird. Ich erinnere mich noch gar wohl aus der Zeit, die ich auch in eurem Hauſe zubrachte, wie dein Vater, als er von ſeiner ſchweren Krankheit wieder geneſen war, dem Arrowrootmehl, deſſen Abſud in Fleiſchbrühe ihm der Arzt empfohlen hatte, eine lange Lobrede hielt, und dabei die Behauptung ausſprach, daß er im Nothfall ganz allein mit dieſem trefflichen Nahrungsmittel ſich begnügen wolle, wenn er nur, das ſetzte es freilich hinzu, dabei noch ein Glas guten Wein haben könne.

Steller und ſein Freund hatten ſich aus Rückſicht auf den Clerk bei ihrem Geſpräch der engliſchen Sprache bedient. Dieſer führte es deshalb weiter und ſagte: was Sie ſo eben als Aeußerung eines wiedergeneſenen Kranken angaben, das war ganz im Sinne eines großen Theiles der Bewohner dieſer kleinen Inſelgruppe der Bermudas geſprochen, denn das nahrhafte Mehl des Arrowroot iſt hier nicht nur ein wichtiger Gegenſtand für die Ausfuhr, ſondern auch ein ſehr geſchätztes Nahrungsmittel im Haushalt; es wird geſotten, als Mus, wird gebacken verſpeiſt und die Bermudaner würden es eben ſo ungern entbehren oder daſſelbe ganz gegen andre Mehl- und Speiſeſorten vertauſchen, als manche Bewohner von Kaſchmir, die an den dortigen Landſeeen wohnen, das Mehl ihrer vaterländiſchen Teichnuß (Trapa). Freilich iſt das gewöhnliche Getränk, welches das hieſige arme Volk zu ſeinem Pfeilwurzmehl genießt, nicht von ſolcher ſtärkender Kraft und ſolchem Wohlgeſchmack wie jenes, das ein reicher Kaufmann in Bremen ſich verſtatten kann, denn alle Brunnen auf dieſen Inſeln enthalten ein ſalzig ſchmeckendes Waſſer, wie Sie, ſobald der Vorrath in unſern Fäſſern verbraucht ſein wird, ſelber erfahren werden. Man pflegt ſich deshalb, in wohlbeſtellten Haushaltungen, mit dem Aufſammlen des Regenwaſſers in Ciſternen zu helfen, hat übrigens dabei noch vielfältige Gelegenheit, ſeinen Durſt durch den Genuß der köſtlichen, ſaftvollen Früchte zu ſtillen, die hier eben ſo gut gedeihen, als auf den Bahamas und andern weſtindiſchen Inſeln.

Mir hat es, ſagte Steller, ſchon geſtern mein kurzer

Spaziergang gezeigt, daß dieſe Bermudas ein Klima genießen müſſen, deſſen kein Landſtrich unſres ſüdlichen Europas ſich zu erfreuen hat. Und außer dem Reichthum an tropiſchen Formen des Gewächsreiches iſt mir ein andrer aufgefallen, jener an Vögeln, namentlich an See- und Wandervögeln. Wie ſollte ſich mancher Freund der Jagd und der Naturgeſchichte erfreuen, wenn er mit ſeiner Flinte hier herumwandern und ſich unter den Vögeln ſeine Beute ausſuchen dürfte, von denen viele, wie ich geſtern bemerkte, ſo wenig Scheu vor der vielleicht noch nie von ihnen geſehenen Menſchengeſtalt haben, daß man ſich ihnen, ohne ſie zu verſcheuchen, bis auf wenig Schritte nahen darf.

10. Erinnerungen an frühere Zeiten.

Unſer ehrenwerther Reiſegefährte, Herr Walker, ſo fuhr der Clerk fort, erzählte Ihnen vorgeſtern zu Ihrem Troſte die Geſchichte des glücklich abgelaufenen Schiffbruches des Capitän Georg Sommers, der die von den Spaniern ſo arg verſchrieenen und übel berüchtigten Bermudas-Inſeln für England in Beſitz nahm. Der kurze Bericht, den der ehrenwerthe John Smith in ſeiner Geſchichte der engliſchen Niederlaſſungen in Virginien, Neu-England und den Sommers-Inſeln, von 1584 bis 1629 mitgetheilt hat *), war in eines jener Schulbücher aufgenommen worden, welches ich als Knabe ſo oft und ſo gern las, daß ich ſeinen Inhalt faſt auswendig wußte. Ich darf mich deshalb wohl noch jetzt in ſo weit auf

---

*) Man ſehe die nähere Angabe des Titels oben S. 74.

mein Gedächtniß verlaſſen, daß ich es unternehmen kann, Ihnen jenes Wohlbehagen treulich zu ſchildern, das die Engländer empfanden, als ſie im Jahre 1609, faſt in ähnlicher Weiſe, wie wir, hieher verſchlagen wurden, und hier eine Fülle der Nahrungsmittel fanden, nach der ſie nur die Hand ausſtrecken durften, um ihren Tiſch reichlicher, als die Meiſten von ihnen jemals daheim, zu verſorgen.

Gleich nach der glücklichen Rettung an die Küſte einer der größeren Inſeln zerſtreute ſich die Mannſchaft, die während des lang anhaltenden Sturmes und bei der mühſamen, unausgeſetzten Arbeit ziemlich hungrig geworden war, um ſich nach etwas Eßbarem umzuſehen. Capitän Sommers gieng mit Angel und Leine am Ufer hin und machte da in Zeit von einer halben Stunde einen ſo reichen Fiſchfang, daß die Beute ausreichend zur Sättigung der ganzen aus 150 Seelen beſtehenden Schiffsgenoſſenſchaft war. In manchen Tümpeln und Buchten gab es ſo eng zuſammengedrängte Schaaren der Fiſche und dieſe waren von ſolcher Größe, daß ein einziger davon eine Schulternladung für zwei Mann geweſen wäre. Namentlich galt dies für die Steinbutten, die zugleich außer ihrer Größe durch den ausgezeichneten Wohlgeſchmack des Fleiſches ſich empfahlen. Man war indeß hier nicht nur auf den Genuß einer einzigen Art ſolcher Leckereien aus dem Meere angewieſen, ſondern es gab da eine größere Mannichfaltigkeit von dergleichen Gerichten, als man wohl jemals bei dem Ehrengelag eines Aldermans in London beiſammen geſehen hatte. Und, was für eine ſolche Menge eßluſtiger Leute kein geringer Vortheil war, es gab von jeder Sorte eine ſolche Ueberfülle, daß ſich der geringſte Schiffsjunge eben ſo vollſtändig daran ſättigen konnte, als ſein Capitän. So fand ein gewiſſer Herr Shelly, indem er etwa ſechs- oder achthundert Schritte weit vom Landungsplatz am Ufer hinging, eine Bucht auf, welche ſo dicht gedrängt voller Meeräſchen war, daß keiner von der Mannſchaft ſich erinnerte, jemals etwas Aehnliches geſehen zu haben. Als man am andern Tag mit Harpunen und Zweizinken unter ſie hineinſtieß, da wurde das Meer an einigen Stellen ganz von Blut geröthet, ohne daß dabei der Fang ſonderlich ergiebig war; als man aber ein Netz zu Hülfe nahm, da wurde dieſes ſo voller Fiſche, daß man es kaum ans Land ziehen konnte, denn außer den Aeſchen gab es auch eine unermeßliche Menge von ſardellenartigen und andern beliebten Fiſchen unter der Beute.

Auch der Kapitän Sommers war, während ſeine Leute mit dem Netze ſich beſchäftigten, auf den Fiſchfang ausgegangen. Er hatte zweimal den Angelhaken ausgeworfen, ein Fiſch hatte angebiſſen, als er ihn aber herausziehen wollte, da riß die Schnur ab. Er bediente ſich jetzt einer ganz beſonders ſtarken, feſten Schnur; der Köder ſammt dem Angelhaken wurde abermals tief unten auf dem Grunde von einem gefräßigen Fiſchmaul hinweggeſchnappt, als aber der Kapitän ſeine Beute herausziehen wollte, da riß das gefangene Thier mit ſolcher Macht an der Leine, daß unſer ehrenwerther Fiſcher, der den Angelſtab feſt in der Hand hielt und ganz am Saum der Küſte ſtand, umgekehrter Weiſe, ſtatt den Fiſch heraufzubringen, von dieſem würde hinabgebracht worden ſein in die Tiefe, wenn nicht zum Glück zwei ſeiner Leute, die neben ihm ſtanden, ihn feſtgehalten hätten. Dieſe drei Mann zogen nun mit vereinter Kraft das Ungeheuer von einer Seebutte heraus ans Land, deſſen Fleiſch für die ganze Schiffsgenoſſenſchaft eine gute Mahlzeit gab.

Man weiß ja, welch' leidenſchaftliches Vergnügen der Fiſchfang, namentlich für die Engländer iſt. Sogar bei Nacht konnten die Leute von ihrem glücklichen Fang nicht ablaſſen. Einige von ihnen hatten an einer Stelle des Felſenriffs der Küſte eine Menge großer Hummern geſehen, ſie zündeten, als es dunkel geworden, ein Feuer an und bekamen eine Menge von Seekrebſen in ihre Gewalt; Thiere von ſolcher Größe, daß ſchon das Fleiſch des Schwanzes faſt zur Sättigung von zwei Mann ausreichte.

Außer den Fiſchern gab es aber auch geſchickte und leidenſchaftliche Jäger unter den Leuten. Dieſe hatten an den ſumpfigen Stellen, ſo wie im Gebüſch der Inſel eine Menge wilder Schweine bemerkt, welche um jene Zeit, wie es ſcheint, die Hauptbewohner der Bermudas aus der Klaſſe der Säugethiere waren, denen vielleicht ſchon damals auch die wohlſchmeckende, nahrhafte Pfeilwurz zu Gute kam, deren ausgezeichnete Eigenſchaften der Menſch erſt lang nachher kennen lernte. Herr Walſhington ſchoß einige dieſer Schweine, welche zwar nicht ſo groß, wie unſer Eber, von ihrer guten Koſt aber ſo trefflich gemäſtet waren, daß ſie einen köſtlichen Braten abgaben. Wer nur eine Flinte hatte und damit umzugehen wußte, der gieng jetzt auf die Schweinsjagd aus, doch lagen dieſem edlen Waidwerk vorzugsweiſe die Herren Walſhington und Shelly ob, welche ſo viel Glück dabei hatten, daß ſie gleich bei der erſten großen Jagd 32, dann, weil man ja das Fleiſch nicht auf einmal friſch verbrauchen oder einſalzen konnte, im weiteren Verlauf ihres Hierſeins wenigſtens noch 500 Stück erlegten, wobei die Ferkel, ſo wie jene einzelnen Stücke, die ſich die anderen Jagdfreunde aus der Mannſchaft geſchoſſen hatten, gar nicht mit eingerechnet waren. Wer mit dem Gewehr nicht ſo gut umzugehen wußte oder ſo ſchlecht damit verſehen war, daß er bei der Jagd der Schweine, die gar bald ſo ſcheu wurden, daß ſie den Jäger nicht leicht nahe kommen ließen, kein Glück hatte, der vergnügte ſich mit dem Fang der Vögel, die ſich in ſolcher Menge hier fanden und ſo zutraulich gegen den Menſchen erwieſen, daß ſie für dieſen eine leichte Beute wurden. Noch leichter und hin und wieder ſehr ergiebig war der Fang der Seeſchildkröten, welche dieſen Inſeln öfters zuſprechen. So lebten die Leute, was das Aeußre betrifft, im Ueberfluß und ſo guten Frieden, daß damals ſchon Manche an eine bleibende Niederlaſſung auf dieſen Inſeln dachten. Zwei Frauen der Auswanderer nach Virginien, die ſich unter der Schiffsgenoſſenſchaft befanden, wurden während des hieſigen Aufenthaltes, die eine von einem Knaben, die andre von einem Mägdlein entbunden; jener erhielt in der Taufe den Namen Bermudas, dieſe nannte man Bermuda. Auch eine Hochzeit ward hier von einem jungen Paare, das ſich während dieſer Seereiſe lieb gewonnen hatte, mit großen Luſtbarkeiten gefeiert und es war nur zu bedauern, daß mit dem äußeren Frieden und Wohlbefinden nicht auch das innere gleichen Schritt hielt. Leider gab es gar bald große Zerwürfniſſe unter den Männern, die, weil mehrere den Titel und Rang eines Capitäns führten, keiner dem andern untergeordnet ſein wollte. Zugleich bildeten ſich auch unter der andern Mannſchaft Rotten und Partheien, die einander anfeindeten und vielleicht bald in blutige Fehde gerathen wären, wenn Capitän Sommers nicht mit ſolchem Eifer den Bau zweier

Schiffe betrieben und ſein ganzes Volk, von Wind und Wetter begünſtigt, nach Virginien geſchifft hätte. Möge Gott uns mit dem äußern Frieden zugleich den innern rhalten; Partheiungen und Rotten, dies hoffe ich, wird es wohl unter uns nicht geben, wie unter den Leuten des Capitän Sommers, denn keiner wird dem einſichtsvollen, tüchtigen Capitän ſeine Obergewalt ſtreitig machen wollen, und viele von uns kennen noch einen andern, höheren Herrn, unter deſſen Geſetz des ewigen Friedens ſie ſtehen.

11. Verlieren und Wiederfinden.

Wenn wir, ſprach Philipp, der während des letzten Theiles des Geſpräches zur Geſellſchaft gekommen war, auch von Unfrieden und Partheiungen bewahrt bleiben, ſo müſſen wir uns doch wohl auf manche andre Sorge und Angſt gefaßt machen. Eine ſolche hat jetzt unſern bedauernswürdigen Herrn Walker betroffen, den ihr da mit ſeinen jungen Leuten in eifrigem, angelegentlichem Geſpräche ſehet.

Hat ſich, rief Philipp dem Herrn Walker zu, der ſo eben in Begleitung einiger ſeiner Zöglinge eilig vorübergehen wollte, noch immer keine Spur von dem Verlorenen gefunden?

Vergeblich, antwortete Walker, war bisher all unſer Bemühen. Wir haben, was ja leicht war, jeden Fleck der kleinen Inſel durchforſcht, ſind, während der Ebbe ſelbſt auf die benachbarten Riffe und eine der kleinen Inſeln, die ihre Landzunge weit gegen uns herſtreckt, hinüber gegangen; mein armer Lambert iſt nirgends zu finden.

Walker eilte davon und Philipp übernahm ſtatt ſeiner den weitern Bericht.

Ihr werdet euch, ſo fuhr derſelbe fort, des jungen Menſchen von wohlgebildetem, vielverſprechendem Angeſicht und ſtattlichem Wuchſe erinnern, dem neulich Walker wegen der Regung des Adelſtolzes, die in dem jungen Menſchen erwacht war, eine Zurechtweiſung ertheilte. Wir kennen ihn Alle unter dem Namen Lambert, und wiſſen es, wie brav er ſich geſtern nach dem Scheitern unſers Schiffes, bei der Rettung einer jungen Mutter und ihres Kindes, ſo wie mehrerer anderer Perſonen benommen hat. Nun, dieſer wackre Junge wird ſchon ſeit geſtern Abend vermißt. Er war mit einem ſeiner Gefährten aufs Fiſchfangen ausgegangen, dieſer andre war von Walker zur Beihülfe bei dem Aufſchlagen der Zeltenhütten abgerufen worden, Lambert allein zurückgeblieben. Als es Nacht wurde und als die andern alle ſchon längſt um den Lehrer verſammelt ſaßen, Lambert nur allein noch fehlte, da ſendete Walker etliche ſeiner Zöglinge nach ihm aus; dieſe liefen zu der Stelle hin, an welcher er mit dem Fiſchfang beſchäftigt geweſen war. Sie fanden da eine reichliche Anzahl von abgeſchlachteten Fiſchen, neben dieſen die Angel und das Uebergewand des jungen Fiſchers am Boden liegen. Vergeblich riefen ſie, nach allen Seiten herumlaufend, ſeinen Namen; nicht einmal ein Wiederhall antwortete ihnen, denn hier iſt nirgends ein Fels oder Wald, daran ſich ein Echo erzeugen könnte. So haben die guten Leute die ganze Nacht und dieſen ganzen Morgen mit ſuchen und ſorgen hingebracht und ſich mit den ängſtlichſten Gedanken abgequält, denn hier in dieſem Meer iſt der Haifiſch kein ſeltener Fremdling und immerhin bleibt es denkbar, daß Lambert durch ein ſolches Thier oder durch einen andern Unfall verunglückt ſein könnte.

Die ganze Geſellſchaft nahm an dem betrübenden Ereigniß herzlichen Antheil; der eine ſprach dieſe, der andre jene Beſorgniß aus, man hörte die verſchiedenſten Rathſchläge über die beſtmögliche Anordnung des weitern Nachforſchens, mehrere giengen ſelber auf das Nachſuchen nach dem Verlorenen aus, durchwanderten die Stellen, die vielleicht von den andern ſchon zehnmal vergeblich durchſucht waren, ſchauten bald in das Meer, bald wiederum über die Inſel und ihre Felſenriſſe hin. Selbſt der alte Herr Watſon hatte an dieſen Bemühungen Theil genommen, er war aber bald wieder davon abgeſtanden und in Geſellſchaft des Kapitäns auf einem der Floſſe hinübergefahren nach dem Riff, auf welchem das geſtrandete Schiff lag. Denn dort war noch immer ein Theil der Mannſchaft mit dem Ausladen und Ausleeren des Wracks beſchäftigt und Watſon, das wußte man, hatte noch die meiſten der ihm zugehörigen Güter am Bord, weil er geſtern in ſehr uneigennütziger Weiſe den Capitän gebeten hatte, zuerſt nur die meiſt leichteren, zugleich aber unentbehrlicheren Effekten der andern Schiffsgenoſſen, ſeine aber, welche mehr in die Laſt fielen, mit Ausnahme eines einzigen Koffers, zuletzt ans Land ſchaffen zu laſſen.

Man hatte ſich indeß ſehr geirrt, als man die eilige Ueberfahrt der beiden Alten nach dem Wrack mit der Vorſorge für ihr Eigenthum in ſolche nahe Beziehung ſetzte. Watſon zuerſt hatte, da alles Herumforſchen nach dem verloren gegangenen Jünglinge auf der Inſel und in ihrer unmittelbaren Nachbarſchaft vergeblich geweſen war, ſich an den Unfall erinnert, der am geſtrigen Nachmittag am Wrack ſich zugetragen hatte, als, wie oben erwähnt, in einem ſeiner unteren Räume ein Zuſammenſturz des Geräthes und eines Theiles der bretternen Wandungen ſtattfand. An die Möglichkeit, daß der arme Lambert bei dieſer Gelegenheit unter der zuſammenſtürzenden Maſſe könne begraben worden ſein, hatte Niemand gedacht, es war ſogar verſäumt worden, bei den Zimmerleuten und Matroſen, die geſtern Nachmittag, ſo wie heute, ſeit Anbruch des Tages am Wrack ſich beſchäftigten, eine Nachfrage über den Vermißten zu halten. Watſon und der Capitän thaten dies jetzt und ſogleich erinnerten die Matroſen ſich daran, daß noch geſtern gegen Abend mit der letzten Fähre ein junger Menſch übergefahren ſei und einer der Schiffsjungen wollte denſelben noch kurz vor dem Zuſammenbruch auf dem Wrack geſehen haben. Mit der nöthigen Vorſicht ſieng man jetzt an, das chaotiſch durcheinander geworfne Geräthe und Trümmerwerk herauszuziehen und hinweg zu nehmen. Man hatte gefürchtet, einen zerſchmetterten Leichnam oder einen ſchwer Verletzten zu finden; der Jüngling aber war mitten in dieſer Lebensgefahr wohlbehalten und unverſehrt geblieben; bald hörte man ſeine Stimme aus einem Winkel des unterſten Raumes. Hier war er allerdings durch einige übereinander geſtürzte Waarenballen ſo eng eingeſchloſſen geweſen daß er weder vorwärts noch rückwärts aus ſeinem Gefängniß entkommen konnte, keines aber ſeiner Glieder hatte eine Quetſchung oder Verwundung erlitten. Er kam guten Muthes aus ſeinem freilich ſehr unbequemen Nachtlager hervor, dankte ſeinen Befreiern und wollte ſogleich zur Geſellſchaft ſeiner Freunde überfahren, als der alte Herr Watſon ihn noch durch einige Fragen aufhielt.

Ich habe, ſo ſprach der alte Herr, bei dieſer Gelegenheit Euren Vornamen, freilich ohne den Zunamen nennen hören und dabei ſo manche andere Umſtände über Eure früheren Schickſale erfahren, daß ich euch fragen muß, war euer Vater nicht der tapfre Oberſt Browne, der vor mehreren Jahren in Oſtindien ſtarb, und eure Mutter eine geborne Lady Argyle?

Allerdings iſt es ſo, antwortete Lambert, indem er den Fragenden forſchend und verwundert anſchaute.

Watſon, ohne ein Wort zu ſagen, drückte den jungen Menſchen an ſeine Bruſt und überließ ſich auf einige Augenblicke einem Ausbruch der Gefühle, die dem äußern Anſchein nach ſeiner ernſten, gehaltenen, in ſich verſchloſſenen Natur ferne lagen.

So biſt du denn, rief er nach einiger Zeit, der einzige Sohn meiner einzigen Schweſter. Ich ſuchte dich in England, dort aber erfuhr ich, daß du in Geſellſchaft einer Colonie von jungen Leuten ſchon etliche Monate vorher nach Amerika abgereiſt ſeieſt. Deine Bekannten, fern von der Küſte, an meinem alten Geburtsort wohnend, konnten mir nicht einmal mit Sicherheit den Hafen, noch weniger das Schiff nennen, in welchem du an Bord gegangen wareſt, nur zeigte mir dein vormaliger Lehrer, der Pfarrer des Ortes, einen Brief, den du ſchon außer dem Kanal auf dem Schiff an ihn geſchrieben und durch ein Packetboot geſendet hatteſt. So glaubte ich dich ſchon längſt in Boſton angekommen und erwartete erſt dort dich zu finden.

Der Jüngling umſchlang mit tiefer Bewegung den noch nie geſehenen Oheim, von welchem ſeine, in ihrem Wittwenſtand ſehr verarmte Mutter ſchon ſeit einem Jahr vor ihrem Tode keine Kunde mehr erhalten und den ſie deshalb als einen Verſtorbenen betrauert hatte. Er erzählte dies dem väterlichen Freunde, dieſer, mit einem tieſen Seufzer, erwiederte: „meine gute Schweſter konnte freilich nichts von den ſauern Pilgerfahrten wiſſen, auf denen mich Gottes Hand, gerade in der Zeit, wo ſie ſo lange ohne Briefe von mir blieb, geführt hat.“

Die beiden, mit dem edlen Kapitän, deſſen Angeſicht bei dieſer neuen Rettungs- und Wiederfindungsſcene von theilnehmender Freude ſtrahlte, eilten jetzt zur Fähre, und der Capitän, ſo wie Lambert, mit weißen Tüchern winkend, zeigten ſchon aus der Ferne den am Ufer ſtehenden Schiffsgenoſſen und Freunden es an, daß der ſchmerzlich Geſuchte ſchon ganz nahe ſei.

Man ſendete ſogleich nach Herrn Walker, der mit mehreren ſeiner Zöglinge, mehr zur Beruhigung von dieſen, als zu ſeiner eignen, noch einmal zu einer ſchon mehrmals flüchtig durchſuchten ſumpfigen und buſchreichen Stelle der kleinen Inſel, hingegangen war.

Seht, ſprach Adolph zu Steller und Philipp, wie zärtlich ſich die beiden, der Herr Watſon und der junge Wiedergefundene, bei der Hand halten. Der Alte, ſo ſtreng und grämlich er ausſieht, hat doch wohl ein weiches, gutes Herz.

Daran habe ich, antwortete Philipp, niemals eigentlich gezweifelt. Und unſer Freund, der Clerk, mit welchem ich die vergangene Nacht unter Einem Zeltendach zubrachte, hat mir noch mehrere Züge, die ich euch gelegentlich erzählen will, dazu mitgetheilt, welche mir den alten Herrn wahrhaft ehrwürdig machten.

12. Die Freude am Licht, aus dem Dunkel geboren.

Faſt zu gleicher Zeit trafen die beiden, der Suchende und der Geſuchte, Herr Walker und Lambert, am Lanungsplatze der Fähre zuſammen. Sie umarmten ſich mit Thränen. Welche Sorge, ſprach Lambert, habe ich Ihnen durch meine Uebereilung gemacht, als ich da drüben im Wrack, in der alten Kiſte, darin mancherlei Dinge von geringerem Werthe enthalten ſind, welche uns jungen Leuten gemeinſam gehören, nach einer ſtärkeren, feſteren Schnur für meine Angel und nach einem Netze ſuchte, um die Fiſche damit beſſer feſt zu halten, und als ich dabei unerwarteter Weiſe ſelbſt in ein Netz gerieth, das mich feſthielt. Ich wußte, daß die Fähre, welche die Arbeiter vom Wrack zu ihrem Abendeſſen und zur Nachtruhe abholte, nur wenige Minuten verweilen konnte, ich hoffte deshalb, noch früher wieder bei meinen Freunden zu ſein, als einer von dieſen mich vermiſſen könnte, darum gieng ich fort, ohne Ihnen etwas davon zu ſagen.

Wie iſt dir es aber zu Muthe geweſen in deinem Waarenballen- und Brettergrabe? fragte der gutmüthige Rick den ungewöhnlich fröhlichen Lambert, als dieſer, aus den Armen des einen ſeiner Jugendgefährten in die des Andern gegangen, endlich zu ihm kam. Was muß das für dich eine Freude geweſen ſein, da du auf einmal das Tageslicht wieder ſaheſt und friſche Gottesluft einathmen konnteſt.

Gottesluft, antwortete Lambert, du guter Rick, hatte ich da unten auch in meinem engen Gefängniß, wo ich zwiſchen unſrer alten Kiſte und einigen Waarenballen ſo eingebettet lag, daß ich, in knieender Stellung vom Abend bis an den Morgen weder die Füße ausſtrecken, noch die Arme bewegen konnte; es war aber eine andre Gottesluft als du meineſt. Ich war da in die knieende Stellung hingerathen ohne mein Zuthun und ohne zu wiſſen wie, und ich kann dich verſichern, ich habe ſie eben ſo gut und andächtig benutzt, als an den Sonntagen oder in den Morgen- und Abendſtunden, denen unſer lieber Herr Walker durch ſeine Gebete ihren Segen giebt. Es iſt mir da unten in dem mitternächtlichen Dunkel — denn in meinen Winkel drang kein Morgenſtrahl hinein, — manches Vergangene, wie Gegenwärtige und Künftige in einem ganz andern, klareren Lichte erſchienen als ſonſt jemals.

Herr Watſon, zunächſt zu Walker, dann auch zu den Andern gewendet, nahm jetzt das Wort. Ihnen zuerſt, ſagte er zu Jenem, Ihnen, dem väterlichen Freunde und Pfleger meines jungen Verwandten Lambert, theile ich die frohe Kunde mit, daß dieſer mein Neffe, den ich in England vergebens ſuchte, durch Gottes beſondre Fügung, hier, wo ich ihn nicht geſucht und erwartet hätte, mir wieder geſchenkt worden iſt. Ich möchte es faſt für eine Regung des Inſtinktes halten, als ich mich vor etlichen Stunden ſo unwiderſtehlich hinüber nach dem Wrack gezogen fühlte, wohin mich hier auf der Inſel, in all den Berichten über die Weiſe, in welcher Lambert abhanden gekommen war, auch nicht die leiſeſte Spur gewieſen hatte; denn erſt dort bei dem Wrack fand ich in den Ausſagen der Arbeiter eine dieſer Spuren. Nach meiner Anſicht und Ueberzeugung wäre, ohne dieſe meine inſtinktartige Regung, für deren freundliche Beachtung auch unſer edler Capitän ſich leicht gewinnen ließ, der junge Mann für uns verloren geweſen, weil keiner von den Arbeitern am Wrack an die Möglichkeit dachte, daß gerade in dem Winkel des unteren Raumes, der am letzten unter allen andern Stellen von den Ausräumern in Angriff wäre genommen worden, ein lebendes Weſen verborgen ſein könnte. Wäre über jenem Punkte, an dem mein Vetter eingepreßt lag, die Decke ſo, wie es der Plan der Zimmerleute war, durchhauen worden, dann hätte das niederſtürzende Gebälk und der Schutt den armen Gefangenen, wenn anders dieſer noch geathmet hätte, begraben, noch ehe wir ſeinen Leichnam heraus, in ein Grab auf der lieben mütterlichen Erde bringen konnten.

Sie begreifen ſelbſt, meine lieben Reiſegefährten, ſo fuhr Watſon nach einer Pauſe fort, daß mir dieſer Tag des Auffindens und der Lebensrettung meines lieben Neffen ein Tag der Freude iſt, dergleichen ich, in meinem vielfach getrübten Leben, ſeit Jahren nicht mehr hatte. Ich möchte dieſen Tag gern auch für Sie, von deren Theilnahme ich mich überzeugt habe, ſo weit dies in meinen Kräften ſteht, zu einem fröhlichen Tage machen. Darum lade ich Sie Alle ein, heute die Bewirthung anzunehmen, die ich Ihnen hier gewähren kann. Mein köſtlicher portugieſiſcher und Madeira Wein iſt vom Sturm und Schiffbruch unverſehrt geblieben; mit den Speiſen zu dem Feſttrunke wird uns der Herr Capitän auf meine Bitte verſorgen.

Nicht fern von dem Landungsplatz ſtanden, offenbar von europäiſcher Hand angepflanzt, mehrere Citronenbäume, zwiſchen ihnen ein vereinſamter Lorberbaum. Der Dicke und dem Ausſehen ihrer Stämme nach waren dieſe Bäume von hohem Alter, dabei aber von niederem Wuchſe und gekrümmter Geſtalt der Aeſte, als hätten die Sturmwinde, deren Heerſtraße hier vorübergehet, das Aufſtreben nach der Höhe verhindert. Hier unter dem dichtſchattigen Laubdach wurden durch die vielen geſchäftigen Hände der Zimmerleute und der jungen Begleiter des Herrn Walker Tiſche und Bänke aufgeſchlagen. Eine ziemliche Anzahl von Keſſeln dampfte, darinnen die verſchiedenſten Gaben des Thierreiches, die das nachbarliche Meer und das reich mit Vorräthen verſehene Schiff darboten, zum Feſtmahl bereitet wurden. Einige Matroſen brachten aus den erſt heute ans Land geführten Kiſten des Herrn Watſon das auserleſne Getränke; die jungen Leute hatten an einer Stelle der Inſel ein kleines Stück Gartenlandes aufgefunden, auf denen die Anpflanzer und Eigenthümer, welche, der ſtürmiſchen Jahreszeit entfliehend, wahrſcheinlich ſchon ſeit mehreren Wochen nach der Stadt zurückgekehrt waren, noch eine Menge, erſt jetzt zur Reiſe gekommener Melonen, ſo wie eine Nachleſe von Bataten, Feigen und Orangen zurückgelaſſen hatten, ſo daß es bei dem Gaſtmahl auch an friſchen Früchten nicht fehlte. Die Tafeln waren von verſchiedener Größe und hatten von dem alten Gaſtgeber die Beſtimmung erhalten, daß an der einen, mittleren Herr Watſon ſammt dem Capitän und den am nächſten durch Bildung und Alter befreundeten Schiffsgenoſſen, an einer andern Tafel die jungen Reiſegefährten des Herrn Walker, unter denen Lambert den Wirth machte, an den übrigen die Schiffsmannſchaft und die Familien der Auswanderer ſaßen. Selbſt bei dieſen letzteren hatte man die Einrichtung getroffen, daß die näheren Bekannten und Befreundeten zuſammen zu ſitzen kamen, damit das Mahl nicht ohne die Würze der heiteren, geſelligen Unterhaltung ſei.

Ein Platz an der Tafel des Herrn Watſon, zur Rechten von dieſem, war, als alle Gäſte ſich geſetzt hatten, noch leer geblieben. Zu meinem Schmerz, ſo ſprach Watſon, muß ich bemerken, daß der Retter meines Lebens, dem ich bis dieſen Augenblick meinen Dank noch nicht auszuſprechen vermochte, ja den ich noch gar nicht mit Augen geſehen habe, meine Einladung zu unſerm freundſchaftlichen Mittagseſſen nicht annehmen wollte; er iſt, wie ich vom Herrn Capitän vernahm, nirgends unter der Verſammlung der Tiſchgäſte zu ſehen.

Ein junger Architekt aus Boſton, der einige Zeit in England geweſen war und jetzt ſich auf der Heimreiſe befand, nahete ſich der Tafel des Herrn Watſon, an welcher außer dem Capitän ihn Keiner zu kennen ſchien. Mein Freund Milner, ſo ſprach er, wird durch eine ernſte Pflicht zurückgehalten. Seine Frau, die erſt vor wenig Tagen Mutter geworden, iſt von den Ereigniſſen der letzten Tage ſo tief ergriffen und erſchüttert worden, daß ſie des tröſtenden Zuſpruches und Beiſtandes ihres treuen Mannes nicht entbehren kann.

Der junge Mann trat ehrerbietig unter den Haufen der Schiffsmannſchaft zurück; Watſon ſchien etwas verſtimmt, in den Mienen des Capitäns ſprach ſich ein tiefer, ſchmerzlicher Ernſt aus. Der Anfang der Mahlzeit gieng an der Capitänstafel ziemlich ſtill vorüber.

Deſto lebhafter war dagegen die Unterhaltung an dem Nachbartiſche, an dem die jungen Leute ſaßen. So eben beſchrieb Lambert ſein Sehnen nach dem Anblick des Tageslichtes, als ihm da unten in ſeinem Winkel das Geſchrei der Seevögel es verrathen hatte, daß es ſchon längſt heller Morgen ſei und rings um ihn her war ſo tiefe Nacht. In einem Zuſtand des Halbſchlafes, ſo ſprach er, in welchen ich, ehe die Vögel mich weckten, gerathen war, hatte mir von den grünen Thälern und Bergen des herrlichen Madeira und von den Beluſtigungen des Auges durch ein Fernrohr geträumt. Die Bilder ſchwebten mir noch im Wachen vor, nicht aber in einer erfreuenden, ſondern in betrübender Weiſe. Der Gedanke, vielleicht für immer vom herzerfreuenden Anblick des Lichtes geſchieden zu ſein oder geſchieden zu werden, wenn die Ballen und Kiſten, die, wie ich mich durch's Gefühl belehrt hatte, eine ſehr bedenkliche Stellung gegen meine Bruſt einnahmen, auf mich ſtürzten, war für mein junges Blut allerdings kein leichter, indeß kann ich euch verſichern, daß mich in meinem damaligen Zuſtand weniger das Sehnen nach Rettung überhaupt, als nur das nach Licht, nach Licht erfüllte. Und da nun die Ballen und Kiſten mit Vorſicht hinweggeräumt waren, da ich ſelber wieder herausgeſtellt war ins Freie, da konnte ich es nicht laſſen, mein erſter Blick war nach der Sonne gerichtet und als das geblendete Auge alsbald ſich wieder wegwenden mußte, da ſchaute ich lange unverwandt über die Weite des Meeres hin und kann noch jetzt mich gar nicht am Sehen ſättigen. Wäre mein Gefängniß etwas bequemer eingerichtet geweſen und zugleich auch ſicherer, ſo daß ich mich ruhigeren Betrachtungen hätte hingeben können, ich meine dann, ich würde auf nichts geſonnen haben, als auf das Vergnügen, weit hinaus durch ein Fernrohr zu ſchauen.

Dir iſts ergangen, ſagte einer der jungen Freunde, der bei Lambert ſaß, wie dem Mungo-Park, deſſen Reiſegeſchichte wir neulich laſen. Als dieſer ſo furchtbar an den Qualen des Durſtes litt, da war das herrſchende Gedankenbild, das ſeiner Seele im Wachen, wie im Traume immer vorſchwebte, ein friſches Waſſer: ein Quell oder Strom ſeiner mit Waſſer reich geſegneten Heimath.

Die Gäſte an der Capitänstafel waren auf das Geſpräch der jüngeren Mitgenoſſen des Mahles aufmerkſam geworden, Steller ergriff die Gelegenheit, um die faſt peinliche Stille, die an dem Tiſche herrſchte, zu unterbrechen.

Das, was ſo eben der Neffe des Herrn Watſon ſprach, und das, was derſelbe geſtern und heute erlebt hat, erinnert mich ſehr an die Geſchichte eines meiner deutſchen Landsleute, der vom Sehen, wie von der Kunſt das Sehen zu befördern, der von den Wundern und Herrlichkeiten des Lichtes einen ſeltenen Gebrauch gemacht hat, nachdem er vorher auch, ſo wie Herr Lambert, zwar nicht unter den Waarenballen und Kiſten eines Schiffes, wohl aber, was noch viel lebensgefährlicher ſein mag, unter den Trümmern eines zuſammengeſtürzten Hauſes lebendig begraben geweſen war. Ich weiß nicht, ob unſern Freunden jenſeits des atlantiſchen Ozeans der Name des Mannes, den ich hier meine: Fraunhofer bekannt iſt.

Wie ſollte uns dieſer unbekannt ſein, antwortete der Capitän, ſind doch einige unſrer amerikaniſchen Sternwarten und mehrere Freunde telescopiſcher Beobachtungen mit Fernröhren aus Frauenhofers berühmter Werkſtätte in München verſorgt.

Ich ſelber könnte einige ſolche optiſche Inſtrumente aufweiſen, ſagte der Cadet, die ich durch einen Verwandten, welcher Deutſchland beſuchte, zum Geſchenk erhielt.

Dann werde ich Ihnen, fuhr Steller fort, von keinem ganz Unbekannten erzählen.

Joſeph Fraunhofer, der Sohn eines armen Glaſermeiſters zu Straubing an der Donau, war im März 1787 geboren. Er war für das Handwerk ſeines Vaters beſtimmt und kam als Lehrling für dieſes in ſeinem 12ten Jahre nach München. Der Meiſter, in deſſen Werkſtatt er eintrat, betrieb außer dem gewöhnlichſten Geſchäft der Glaſer, auch noch eine Art von Fabrikation von Spiegeln und jenen ſehr untergeordneten Zweig des Glasſchleifens, bei welchem man den Biergläſern, ſo wie andern Glasgeſteinen mancherlei glatte Flächen, auch

Namenszüge und andre dergleichen Eindrücke mittheilt. Es war in dem Knaben ein überaus ſtarker Drang zum Lernen; ſein Meiſter jedoch, dem die Wiſſenſchaft nicht eben nothwendig oder förderlich zum Erwerben und Verdauen des täglichen Brodes erſchien, verſtattete ihm ſogar den Beſuch der Feiertagsſchulen nur ſehr ſelten, ſo daß der arme Joſeph nur das Leſen, nicht aber das Rechnen und Schreiben zu erlernen vermochte. Durch dieſe Gewaltthätigkeit, die ſeinem kindlichen Geiſte wiederfuhr, war er allerdings innerlich in einem fortwährend tiefen Dunkel gehalten, deſſen Einfluß er ſchmerzlich fühlte, er ſollte aber aus dieſem Geiſtesdunkel, das auch zu einem geiſtigen Tod hätte führen können, dadurch befreit werden, daß Gottes beſondre Schickung ihn in ein tiefes leibliches Dunkel und in große Gefahr des äußern Lebens verſetzte.

Das Haus, welches der Lehrmeiſter unſers Fraunhofers bei dem ſogenannten Frauenfriedhof zu München bewohnte, war ein ſehr altes, baufälliges. Hin und wieder hatte man ſchon Stützen an dem Deckengewölbe anbringen müſſen und die Vorkehrungen zur gründlichen Reparatur hatten bereits begonnen, giengen auch ſchon ihren langſamen Gang, da griffen die feuchte Witterung und der ſchnelle Temperaturwechſel im Frühling 1801 etwas kräftiger in das Geſchäft des Einreißens der alten Mauern ein; das ganze Bauwerk ſtürzte eines Tages zuſammen. Mehrere ſeiner Inwohner hatten ſich noch bei guter Zeit gerettet, etliche (namentlich die Frau des Hauſes) wurden wenigſtens hart beſchädigt, unter den Trümmerhaufen hervorgezogen. Joſeph Fraunhofer, der Lehrling, war auch bei dem Einſturz des Hauſes in dieſem geweſen. Nach ſeinem Leichnam ſuchte man vergebens.

Da vernimmt man, unten von der Tiefe herauf, eine ſchwache Stimme. Der Knabe hatte ſich, er wußte nicht wie? in den Keller gerettet und das Deckengewölbe von dieſem war von der niederſtürzenden Laſt der Hauſesmauern nicht eingebrochen; man brachte den Erſchrockenen unverletzt aus ſeinem dunklen Rettungsorte heraus.

Bayerns Fürſten ſtehen mit Recht bei uns Deutſchen in dem Rufe einer väterlichen Milde und einer liebreich theilnehmenden Herablaſſung zu ihrem Volke. Es regierte um dieſe Zeit König Maximilian I., ein Herr von kindlichem Gemüth und väterlich thätiger Liebe. Der König hörte von der Rettung und bei dieſer Gelegenheit auch von den Talenten des Knaben, von denen jetzt, wo Fraunhofer das allgemeine Stadtgeſpräch war, die Lehrer der Feiertagsſchule manches Vortheilhafte ausſagten. Der Knabe erhielt 18 Ducaten, eine Summe, die über alle ſeine Erwartungen und Vorſtellungen gieng, aus der Hand ſeines guten Königes.

Mancher ſeiner Kameraden würde dieſes Schmerzensgeld zu Vergnügungen, oder doch zu ſchönen Kleidern verwendet haben, an denen es dem armen Joſeph gänzlich fehlte, auch gab es wohl Mehrere, die ihn bereden wollten, er ſolle doch jetzt, nach dem großen Schrecken, den er ausgeſtanden, ſich etwas zu Gute thun. Fraunhofer aber dachte anders; er blieb, wie vorher, mit nur geringer, dringend nöthiger Veränderung, in ſeiner ärmlich einfachen Kleidung, nahm eben ſo wenig als früher an den Beluſtigungen und Näſchereien ſeiner meiſten Jugend- und Standesgenoſſen Theil, dagegen erkaufte er ſich von der für ſeine Verhältniſſe ſo großen Summe Klügels Encyclopädie und eine Maſchine zum Brillenſchleifen. Es war, als hätte da unten im Dunkel des Kellers ſein Geiſt jene Richtung nach der Welt des Lichtes, wenn auch zunächſt nur des erſchaffenen genommen, die ihn nachmals zu ſo mächtigen Leiſtungen hinführte. Das Werk von Klügel, ſo wie manche andre Werke, meiſt optiſchen Inhaltes durfte er freilich nicht in Gegenwart ſeines Lehrherrn benutzen. Dieſer hatte vor allem Leſen und Lernen eine ähnliche bitterſüße Abneigung als die Katzen vor dem Duft des Marum verum; er hätte dem armen Knaben die Bücher zerriſſen oder verbrannt, wenn er ihn bei der verdächtigen Lockſpeiſe ihres Leſens gefunden hätte. Fraunhofer las nur an Sonn- und Feiertagen, etwa verſteckt hinter einem Gebüſch des engliſchen Gartens, in ſeinen lieben Büchern und excerpirte ſich den Inhalt derſelben zwar nicht mit Feder und Tinte auf leicht vergängliches Papier, wohl aber mit der bleibenderen Schrift der Gedanken in das Buch ſeines innern wie äußern Lebensberufes.

Aber nicht allein nach dem Verſtehen aller Bücher, die von dem Licht, von dem Sehen und ſeinen Geſetzen, ſo wie vom Sternenhimmel — dieſer Welt der Lichter — handelten, war in dem jungen Fraunhofer ein unbeſchreibliches Sehnen erwacht, ſondern dieſes Sehnen gieng noch vielmehr nach dem Schauen und Erkennen des Lichtes ſelber. Und bei dem wahrhaft frommen Gemüth, das in dieſem ſeltenen Menſchen war, darf man wohl ſagen, ſein Geiſt verlangte nicht nur nach dem Sehen des äuſſern Lichtes und jenen Herrlichkeiten der Schöpfung, die uns daſſelbe ſichtbar macht, ſondern eben ſo ſehr nach dem Erkennen des innern Lichtes, das uns die Welt des Glaubens erleuchtet.

Das erſte Geräthe, das ſich Fraunhofer von dem reichen, goldenen Schatze, den er aus der Hand ſeines

Königes empfangen hatte, anſchaffte, war nicht, wie einige ihm riethen, ein Bette, ſammt andern dergleichen Dingen für ſeinen künftigen Haushalt, oder wie ein Freund, der ſeine Neigungen beſſer verſtand, es ihm an die Hand gab, ein Teleſcop, mit welchem er die Sterne betrachten könne, denn ein ſolches, das er mit ſeinem kleinen Vermögen ankaufen konnte, genügte ſeinem Verlangen in die weiteſten Weiten des Sternenhimmels zu ſchauen bei weitem nicht, ſondern — eine Glasſchleifmaſchine. Er ſelbſt, das lag ſchon als verborgener Plan in ſeiner Seele, wollte ſich allmälig ein Fernrohr mit eigener Hand bereiten, das ſein Auge in die fernſten Räume des Weltalls führen könne. Fürs Erſte ſchliff der Knabe und zwar im Verborgenen vor ſeinem ſtrengen Lehrherrn, nur einfache Brillen- und Vergrößerungsgläſer, denn nur für ſolche Werke war ſeine Schleifmaſchine berechnet, aber mit der Geſchicklichkeit und Fertigkeit in dieſen Arbeiten wuchſen auch ſeine äußern Mittel; Fraunhofers Bekannte und die Bekannten wieder von dieſen wußten es, wo man unter der Hand die beſten Brillengläſer und Louppen haben könne, die es damals in München gab. Auch zum Steinſchneiden wendete der junge Virtuos ſeine Maſchine mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit an.

Ein vielgeſchäftiger Mann, der damals in Münchens Hauptſtadt lebte, Utzſchneider, hatte auch von dem jungen Glasſchleifer gehört. Er ſuchte dieſen auf und gab ihm die beſten Bücher über Optik und über Bereitung optiſcher Inſtrumente zu leſen; ein Vergnügen, das ſich der arme Burſche noch immer nur auf verſtohlene Weiſe, an Sonn- und Feiertagen, ungeſehen von ſeinem Lehrherrn, gewähren durfte. Aber er hatte ja jetzt Geld; er faßte ſich Muth, kaufte ſich von dem noch übrigen Theil ſeiner bedingten Lehrzeit los und lebte nun ganz dem Geſchäft, zu dem ſeine Neigung ihn hinführte.

Die Bahn war ihm jetzt gebrochen: ein kenntnißreicher Optiker, Namens Reichenbach, hatte, in äußerlicher Geſchäftsverbindung mit Utzſchneider eine Anſtalt zur Bereitung von optiſchen Werkzeugen und aſtronomiſchen Meßinſtrumenten begründet, bei dieſer wurde Fraunhofer in ſeinem 19ten Jahre als Werkmeiſter angeſtellt. Zuerſt in dem am Fuße des bayeriſchen Alpengebirges gelegenen Benedictbayern, dann in München ſelber, wendete der junge Mann alle ſeine freien Stunden und ſein ganzes Nachdenken, ſeine ganze Kraft auf die Erfindung eines möglichſt vollkommen durchſichtigen Materials zur Verfertigung von Fernröhren für die Betrachtung des Sternenhimmels. Seine Beharrlichkeit und Geduld wurden durch unzählige mißlungene oder nicht genügend gelungene Verſuche geübt. Endlich gelang es ihm, eine Glasmaſſe durch Zuſammenſchmelzen zu gewinnen, die, wenn man ſo ſagen darf, mehr als jede bis dahin von Menſchenhand bereitete, an Durchſichtigkeit dem reinen Aether des Himmelsraumes gleichkam. Seine Werkzeuge ſtanden lange Zeit wie Rieſen unter mittelgroßen oder zwergartigen Weſen ihrer Art da. Was Struve, damals in Dorpat, durch ein ſolches Fraunhoferſches Rieſenfernrohr am Sternenhimmel klarer als alle ſeine Vorgänger geſehen und durch daſſelbe Neues entdeckt hat, das wiſſen alle Freunde der Sternkunde; nur ein Werkzeug von gleicher Beſtimmung kam dem Dorpater an Raum durchdringender Kraft gleich oder übertraf ſogar daſſelbe, dies war das Rieſen-Spiegelteleſcop Ihres und unſers großen Herſchel.

Fraunhofers Blick in das Geheimniß der Sternenwelt drang nach einer gewiſſen Richtung hin tiefer und weiter vor als der aller ſeiner Vorgänger. Er fand Verſchiedenheiten ſelbſt am Lichtſtrahl der einzelnen Fixſterne, wenn dieſer übrigens auch von gleicher erhellender Stärke war, auf, die noch kein Aſtronom bemerkt hatte; ſeine Werkzeuge zu den feinſten Meſſungen der Raum- und Zeitverhältniſſe der faſt unermeßbar fernſten Lichter des Himmels waren wohl zu ſeiner Zeit die vollkommenſten ihrer Art. Aber ihm ſelbſt waren die Tage von einer andern Hand gemeſſen. Er entſchlief an einer zwar langwierigen Krankheit, aber an einer ſolchen, bei welcher das innere Licht des Geiſtes bis zum letzten Augenblick nicht getrübt war; er entſchlief in beſtändiger Hoffnung des Lebens noch vor der Mitte ſeines 40ten Lebensjahres, im Jahre 1826.

Sie erinnerten uns, ſprach der Clerk, an unſern und wir erkennen ihn gern auch als Deutſchen, an Ihren großen Herſchel, deſſen Name und Geiſt in ſeinen Entdeckungen und Werken, ſo wie in ſeinem trefflichen Sohne fortlebt. Auch Herſchel der ältere hatte in ſeiner Weiſe einen ähnlichen Kampf wie Fraunhofer mit der äußeren Noth zu beſtehen. Er, ein Pfeifer bei dem hannöverſchen Regiment, erhebt ſich zuerſt von dem Spiel des niederen Inſtrumentes zu dem erhabenen der Orgel; ſein inneres Ohr war jedoch noch für andere Harmonieen empfänglich und geweckt, als für jene, welche das tönende Metall oder die Saite uns vernehmen laſſen: für jene, welche in den mathematiſch-erfaßbaren Geſetzen der Weltenordnung liegen. Wenn er, neben ſeinem Organiſtenamt in Bath täglich 14 bis 16 Stunden mit ſeinen Schülern bei dem mathematiſchen Unterricht ſich abgemüht hatte, dann ſuchte er ſeine Erholung von dem ſchweren Tagwerk in dem

Studium der höheren Mathematik, zu welchen ihm von ſeinem Standpunkte aus Robert Smiths Werk über die Harmonie den Weg gebahnt hatte. Wie er vorher, wenn er in den Beſitz eines neuen muſikaliſchen Inſtrumentes kam, Melodieen, die den Tönen deſſelben angemeſſen waren, geſpielt hatte, ſo wendete er jetzt die mathematiſchen Kenntniſſe, die ſein Eigenthum geworden waren, dazu an, um ſich durch ſie an jenen höheren Harmonieen zu vergnügen, welche in den Zeit- und Raumverhältniſſen des Weltalls vernehmbar ſind.

Auch Herſchel kam, wie Ihr Fraunhofer, in Verſuchung, ſich ein (Gregorianiſches) Inſtrument, zur Beobachtung des Sternenhimmels zu kaufen, fand aber die Summe, für welche daſſelbe verkäuflich war, für ſeine Mittel zu groß. Da verſucht er ſelber, ſich eines zu fertigen, und nach langer, vergeblicher Mühe gelingt es ihm. Er aber fühlt in ſich den Beruf, wie ein Adler, höher und weiter hinan ſich in die Weiten des Schöpfungsgebietes zu erheben, als dies durch die damals gewöhnlichen Werkzeuge möglich war. Er unternimmt es, ſich Spiegel, zu einem Spiegeltelescop von höherem Range zu ſchleifen. Zweihundert ſolcher Spiegel hatte er mit mühſamen Fleiße bearbeitet, ſie genügten ihm alle nicht, endlich gelang ihm die Bereitung des Spiegels zu jenem ſiebenfüßigen Reflector, durch welchen er bald hernach mehrere ſeiner unvergeßlichen neuen Entdeckungen am Sternenhimmel machte. Er hatte um dieſe Zeit alle ſeine einträglichen Lehrſtunden aufgegeben; ſaß jetzt öfters an den Wochentagen 12 bis 14 Stunden lang anhaltend am Werk des Spiegelſchleifens. Nun, es würde unnöthig ſein, das was Ihnen allen bekannt ſein kann, zu erwähnen: wie der treffliche Mann von dem Meiſterwerk ſeines ſiebenfüßigen Reflectors zu dem des 27füßigen, ja zuletzt zu dem gigantiſchen Werk des 40füßigen ſich erhob; unnöthig an alle die vorhin ungeahneten Entdeckungen zu erinnern, welche er in den noch nie von einem Menſchenauge geſehenen Tiefen der allgebährenden Nacht, und ihrer von einer ewigen Allmacht zeugenden Lichter machte, nur das Eine ſage ich noch, daß dem großen Herſchel mit der unermeßbaren Welt des äußern, ſichtbaren Lichtes auch die innere, geiſtige aufgegangen war. In ihm lebte ein kindlich-chriſtgläubiges Gemüth. Herſchel iſt ein Mann geweſen, den ſein Gott und Herr, deſſen Schöpfungen er bis in ihre, den Berechnungen unerfaßbaren Fernen überblickte, ein beſtändig naher Freund war, an deſſen Hand er ſich bis an ſein Ende feſt hielt, wie ſich ein Kind an die Hand ſeines Vaters hält, und mit welchem er nicht in ſolchem Verhältniß ſtand, wie manche Naturweiſe unſrer Tage, in dem Verhältniß eines armen, vergänglichen Weſens zu einem unerreichbar fernen, überhoch erhabenen, nur in den Naturgeſetzen wirkſamen Schöpfer der Dinge, ſondern in jenem, in welchem ein Freund zu ſeinem blutsverwandten Freunde ſteht. Ich wenigſtens habe dieſe wohlthuende Anſchauung von Herſchels innerem Weſen mir erworben, als ich den ehrwürdigen Greis in ſeinem 84ten Jahre (1822) kurz vor ſeinem Tode ſahe,*und wer die Schweſter des theuren Mannes, dieſe treue Gehülfin bei ſeinen nächtlichen Beobachtungen des Sternenhimmels, gekannt hat, wer den noch lebenden Sohn und Nachfolger auf der Bahn der Entdeckungen kennt, der wird es mit mir bezeugen können, daß ein Geiſt des noch höheren Erkennens und Friedens von der Nähe des großen Sternkundigen ausgieng, als der des Erkennens der leiblichen Himmelsmächte und des ſtillen Friedens ihrer harmoniſchen Bewegungen iſt.

Auch ich, ſprach Herr Watſon, mit ernſter Bewegung, habe Herſchel ſo gekannt, wie Sie ihn ſchildern.

Da wir, ſo nahm Philipp das Wort, hier einmal im Anblicke des lieben jungen Freundes Lambert, von lebendig — der im Sehnen und in Hoffnung auf das Wiederſehen des Lichtes lebendig Begrabenen geſprochen haben, erlaube ich mir auch von einer Erinnerung zu reden, die mir aus meiner letzten Reiſe in die Nähe des Veſuvs geblieben iſt. Man theilte mir in Neapel den einfach ſchönen Bericht mit, den ein gewiſſer Giuſeppe Ciaborri über ſeine wahrhaft wundervolle Lebenserhaltung und Lebensrettung niedergeſchrieben, und dann durch den Druck bekannt gemacht hat. Giuſeppe Ciaborri, damals ein Knabe, vergnügte ſich an einem Vorabend des Pfingſtfeſtes 1688 in Geſellſchaft von andern ſeiner Altersgenoſſen mit allerhand kindlichen Spielen in einer der Gaſſen ſeiner kleinen Vaterſtadt Cerretto am Fuße des Veſuv. Während die Knaben ſpielen, ſchreckt ſie plötzlich ein furchtbarer Erdſtoß auf. Sie verſuchen, es der Gefahr zu entlaufen, ſchon aber ſtürzt das Gemäuer der Häuſer auf die Straße herab; die meiſten von ihnen werden unter den Trümmern zerſchmettert und begraben. Giuſeppe und einer ſeiner liebſten Jugendgenoſſen wurden, wie die Andern, verſchüttet; den Freund trafen die fallenden Geſteine ſo hart, daß ſie ihm die ganze untre Hälfte des Leibes zerquetſchten, und nur den Kopf und die Bruſt unverletzt ließen, Giuſeppe aber kam ſo zu liegen, daß er zwar nur mit höchſter Anſtrengung eines ſeiner Glieder rühren konnte, daß aber keines von dieſen verletzt war. Als er, aus der Betäubung, die das Getös des ſtürzenden Geſteines und der Schreck ihm erregt hatten, wieder zur

Beſinnung kam, da erkannte er erſt in ihrem ganzen Umfange ſeine furchtbare Lage. Der Kopf ſeines Freundes lag eng an ſeine Bruſt gelehnt; der Arme wehklagte und jammerte über die Schmerzen ſeines zerſchmetterten Leibes, Giuſeppe vermochte es, dem Leidenden Troſt zuzuſprechen. Die beiden lebendig Begrabenen beteten kindlich mit einander; etwa am andern Tag war der ſchwer verletzte Freund verſchieden, Giuſeppe blieb nun, der Lebende bei dem Todten, in ſeinem engen, mitternächtlich dunklen Grabe allein. Nicht nur der Durſt (von dem Hunger empfand er kaum eine Regung), war es jetzt, der ihn peinigte, ſondern mehr noch der Aushauch der Verweſung, der ſich aus dem Leichnam ſeines Unglücksgefährten entwickelte. Ihm, dem Verlaſſenen von aller Menſchenhülfe, nahte ſich jetzt ein Wohlthäter von eigner Art: dies war der Schlaf — ein faſt ohnmachtähnlicher, und dennoch ſüßer Betäubungsſchlaf. Süß, weil er den bedauernswürdigen Knaben all ſeinen Jammer, alle Todesfurcht vergeſſen ließ, und weil er ihn im Traume in das Haus der Eltern führte. Mitten zwiſchen dieſen langanhaltenden Zuſtänden des Schlafes trat freilich auch zuweilen ein Wachen ein, ob aber dieſes nur Minuten oder Stunden lang gedauert habe, das wußte Giuſeppe nicht! nur das wußte er, daß er dann die Pein des Durſtes in unbeſchreiblich ſchmerzlicher Weiſe gefühlt habe, die er durch das Lecken ſeiner Zunge an dem kühlen Geſtein, das ſeinen Kopf umgab, zu lindern ſuchte; auch erzählte er, daß er dann die Todesangſt und den Schauder vor dieſem lebendig Begrabenſein neben einem Leichnam zuweilen in furchtbarer Weiſe empfunden habe. Doch dieſe Augenblicke voll Angſt und Schrecken giengen gewöhnlich bald vorüber, er ſank von neuem in ſeine dumpfe Betäubung, in ſeinen

Schlaf zurück, der mehr denn jeder andre ein Bruder des Todes genannt werden konnte.

Einmal wachte er auch wieder aus dieſem Schlafe auf. Es mochte ihm von dem Hauſe der Eltern geträumt haben, das Sehnen nach dieſen, und das nach Rettung waren ſo lebhaft in ihm geworden, daß er diesmal mit hellerem Bewußtſein als ſeit langer Zeit ſeinen Jammer und ſein Elend fühlte. Da, wie er in ſeinem rührend ſchönen Rettungsbericht erzählt, drang es ihn, die ſüßen Namen ſeiner Eltern auszurufen, mit ſo lauter Stimme, als er mit ſeiner hinſterbenden Kraft es vermochte. In dieſem Augenblicke hörte er über ſeinem Haupte ein Geräuſch; es kam von den geſchäftigen Händen der Arbeiter, welche endlich auch an dieſer Stelle die Mauertrümmer hinweggräumten, und von deren ziemlich lauter Geſchäftigkeit er bisher, im Zuſtand ſeines Ohnmachtſchlafes nichts vernommen hatte. Noch einmal ſtrengte er alle ſeine Kräfte an, rief von neuem nach ſeinen Eltern. Die Arbeiter wurden aufmerkſam. Sie hatten ſchon manchen Tag, gleich von dem erſten an, da das Unglück geſchehen war, Trümmer faſt in allen Gaſſen der Stadt hinweggeräumt, und ſeit dem dritten Tage nach dem Erdbeben überall nur, wo Menſchen verſchüttet waren, Leichname oder Sterbende geſunden, und jetzt, nach einer viermal ſo langen Zeit ließ ſich noch die Stimme eines Lebenden aus den Gräbern vernehmen!

Man hob nun, mit noch größerer Vorſicht, die Trümmer hinweg; Giuſeppe wurde, freilich ſo ſchwach, daß er kein Glied rühren konnte, aus ſeinem Grabe herausgezogen und getragen. Und das Erſte was er hier ſahe, waren ſeine Eltern. Dieſe, als ſie das Gerücht vernahmen, man habe die Stimme eines Lebenden unter dem Schutt gehört, waren ſogleich herbeigeeilt; ſie empfingen das wieder aus dem Tode geborne Kind mit Thränen der Freude in ihre Arme.

Giuſeppe hatte keine Thränen, keine Kraft, um ſeine Freude, ſeinen Dank auszuweinen. Die ſo lang entbehrte, friſche Luft hatte einen ſo mächtigen Eindruck auf ſeine Lungen gemacht, daß man ihn als einen tief Ohnmächtigen in das Haus der Eltern trug. Ein geſchickter Arzt Dominicus Adoni nahm ihn in ſeine Pflege und der treuen Sorgfalt, mit welcher dieſer den ſchwachen Lebensfunken durch anfangs faſt nur tropfenweiſes Einflößen von durſtſtillenden, und dann allmählig von nährenden Flüſſigkeiten wieder anfachte und bekräftigte, gelang es, den Knaben, welcher, wie er erſt jetzt erfuhr, bis zum 13. Tage (vom 5ten bis zum 18ten Juni) lebendig, bei einem modernden Leichnam begraben geweſen war, wieder ganz herzuſtellen. Der Gerettete ſchrieb etliche Jahre nachher die Geſchichte ſeiner Verſchüttung, ſeiner Angſtſtunden und ſeiner Rettung in ſo kindlich frommer Weiſe, daß ihr Leſen noch jetzt jedem Chriſtenherzen innig wohlthut. Wie man mir ſagte, hat auch im ſpätren Verlauf ſeines Lebes dieſer Giuſeppe Ciaborri als Prieſter — denn er hatte ſich ſogleich nach ſeiner Rettung dem geiſtlichen Stande beſtimmt — in vielen Seelen jenes Gottvertrauen geweckt und geſtärkt, das ihm ſelbſt in dem Trümmergrabe geblieben war.

Ich erinnere mich wohl, ſprach Steller, dieſe ſchöne Rettungsgeſchichte ſchon als Knabe in Hilmers Zeitſchrift geleſen zu haben. Sie war mir damals ſehr wohlthuend, ſo wie in ſpäteren Jahren die Geſchichte einer andren, ihr ziemlich ähnlichen Lebensrettung, welche einem großen italieniſchen Meiſter der Tonkunſt, dem Benedetto Marcello wiederfuhr, deſſen Name in England, und wahrſcheinlich auch bei den Abkömmlingen aus dieſem Lande, die jenſeits des Meeres wohnen, nicht unbekannt iſt.

Ich kenne und verehre, ſagte der Clerk, dieſen großen Meiſter der höheren, geiſtlichen Tonkunſt, namentlich aus ſeinen Compoſitionen der Pſalmen, ſo wie aus mehreren andern, zum Gebrauch der Kirche beſtimmten Werken. Dieſen allen merkt man es an, daß Marcello die Weihe jener höchſten, göttlichen Begeiſterung empfangen hatte, welche durch ihre Kraft auch andre Menſchenſeelen zur Andacht erheben kann.

Benedetto Marcello, ſo fuhr Steller fort, war zwar durch ſeine Gaben und ſeine natürliche Neigung ſchon in früher Jugend der Tonkunſt ergeben, ja, nach dem Urtheil Vieler, ein Meiſter derſelben geweſen, ſein Talent aber war lange Zeit hindurch nur im Dienſte jener Eitelkeiten und jener geſelligen Vergnügungsſucht geſtanden, welchen er als Jüngling nnd noch im angehenden Mannesalter ohne Vorbehalt ſich ergeben hatte. Denn er war frühe der unabhängige Erbe eines großen väterlichen Vermögens geworden und die Lockungen der Welt und ihrer ſogenannten Freuden hatten ſeine von Natur überaus lebhafte Sinnlichkeit ſo tief in ihr Netz verſtrickt, daß wohl Niemand in dieſem jungen Schwelger und Lüſtling den nachmaligen frommen Meiſter kirchlicher Geſänge geahnet hätte, ſo ſehr auch ſeine Melodieen von Opern und Liebesliedern bewundert wurden. Da geſchieht es, eines Abends ſpät, daß er, wahrſcheinlich durchaus nicht auf gutem Wege, ſondern auf einem Wege ſeiner Lüſte, neben dem Gemäuer einer alten, abgelegenen Kirche ſeiner Vaterſtadt Venedig — auf Jemand wartend —

auf und niedergienge. Damals waren die Todtengrüſte in Venedig, eben ſo wie noch jetzt in vielen italieniſchen Städten, in den Vorhallen und Säulengängen vor den Kirchen angebracht. Dieſe Grüſte waren große, ausgemauerte, unterirdiſche Räume, in welche man die Leichname, ohne Sarg, nur in das Todtengewand gehüllt, einen über und auf den andern hinabſenkte, ſo daß man den Seilen oder Tüchern, darein der Leichnam gelegt war, einen Schwung gab, um dem Todten ſeine Stelle unter den Gebeinen und modernden Leibern da anzuweiſen, wo noch ein etwas freierer Raum für ihn war. Marcello's Füße waren beim Hinwandeln unter der Säulenhalle auf einen jener breiten Steine gerathen, welche den Mündungen ſolcher Todtenbehälter zur Decke dienen. Der Stein war morſch und dünn; der nächtliche Wandrer brach hindurch und ſtürzte in die Tieſe auf die Menſchengebeine und modernden Leichen hinab.

Was mögen das für Gedanken und Gefühle geweſen ſein, die den jungen Tonkünſtler ergriffen, als er aus der Betäubung des Schreckens wieder zu ſich kam. Der erſte Gedanke mochte freilich wohl der an die Möglichkeit einer fremden Menſchenhülfe und einer Rettung aus dieſem grauenvollen Orte ſein. Er rief mit lauter Stimme, rief ſo ſtark und oft, daß zuletzt die Stimme ihm verſagte. Aber ſein Rufen war vergebens. An jenem alten verfallenen Kirchengebäude, das in einem der nördlichſten Stadttheile, nach den Lagunen hin lag, führte nur neben der Vorderſeite ein wenig betretener Fußſteig vorüber, nach jener Seite hin, unter deren Säulenhallen Marcello lebendig hinabgefahren war in die Grube, kamen ſelten oder nie andre Menſchen, als Todtengräber.

Die Nacht war vergangen, oben durch die gebrochene

Decke ſtrahlte das Tageslicht herein, da gieng auch in dem inneren Dunkel einer Seele, die zur Rettung aus gröſſeren Gefahren, als jene des leiblichen Lebens ſind, beſtimmt war, ein tröſtendes Licht auf. Menſchenhülfe ſchien hier aus zu ſein; Marcello wendete ſich zum Gebet; er wurde ruhig. In dieſen Stunden einer tiefen, ſchaurigen Stille des Grabes — denn er mußte da nicht nur eine oder etliche, ſondern viele Stunden ausharren — ſtand er im Geiſt mit ſeinem ganzen vergangenen Thun und Leben vor dem Angeſicht eines Richters, deſſen Gericht ein unendlich ernſteres, tiefer in die Thaten und Gedanken der Seele eindringendes iſt, als das der Menſchen. Aber dieſer Richter iſt zugleich ein Erbarmer der tief Gefallenen, wenn es dieſen ein Ernſt iſt, in Seiner Kraft von ihrem Falle ſich zu erheben. Benedetto Marcello gelobt es in jenen Stunden, daß er, wenn Gott das Leben ihm noch einmal retten wolle, von nun an alle ſeine Kräfte und Gaben in jener Richtung und Geſinnung anwenden wolle, welche damals in ihm erweckt worden war. Und er blieb dieſem Gelübde treu. Nicht nur alle die Werke, die er von nun an im Gebiet der Tonkunſt, ſo wie der Dichtkunſt hervorbrachte, tragen das Gepräge jener lauteren Einfalt und Erhabenheit der Gefühle an ſich, welche nur eine Weihe, die von oben kommt, der menſchlichen Seele gewähren kann, ſondern auch in den hohen Würden, welche ſeine Vaterſtadt ihm verlieh, ward er ein Vorbild der Lauterkeit und der ernſten Sittlichkeit, oder um es beſſer zu ſagen, des werkthätigen Chriſtenglaubens, für Alle, die ihn kannten. Die ſpätere Geſchichte ſeines Lebens enthält auch eine Menge von Zügen, welche einer weiteren Ausführung würdig wären, ſie liegen jedoch außer den Gränzen des Inhaltes unſeres heutigen Geſpräches. Nur das erwähne ich noch, daß Benedetto Marcello ſelbſt als Familienvater, in der merkwürdigen Bekanntſchaft mit ſeiner nachmaligen Gemahlin und in der Auswahl derſelben aus einem ehrbaren Bürgerhauſe, das tief unter der hohen Stellung ſtand, die ſeine adelige Geburt ihm verlieh, ſeinen Mitbürgern durch die That ſelber die Lehre gab, daß nicht der Stand, nicht das Maaß der äußeren Glücksgüter es ſei, das den innern Frieden und den geiſtigen, wie leiblichen Segen einer Ehe begründe. Seine Ehe war eine von jenen, die im Himmel geſchloſſen ſind, und welche das glückſelige Paar der Verbundenen zum Himmel führt. Die Jungfrau, deren liebliche wohltönende Stimme in ihm, als er ſie noch nie geſehen, den Wunſch erweckte, daß ihre hohen Naturgaben dem Preiſe Gottes auf dem Chor der Kirche möchten geweiht werden, blieb auch nachmals, da ſie ſeine Lebensgefährtin geworden, dieſer Beſtimmung treu. Sie, wie die berühmte Fauſtina Bordoni wurden Schülerinnen eines in der Gruft der Todtengebeine zur Weihe gelangten Meiſters, an denen es unverkennbar war, daß in ſolcher Weihe eine Kraft der Uebertragung und Vererbung liege. Wir wollen allen Neuvermählten auf Erden das Glück und den Frieden wünſchen, der auf der Ehe des Marcello bleibend ruhete. Möchte „das Geheimniß,“ möchte der Frieden eines ſolchen Hauſes auch über unſeren Hütten fortwährend wohnen.

Wenn wir in wenig Worten das zuſammenfaſſen wollen, was in Marcello's äußerem, wie innerem Leben durch ſein Verſinken in die Todtengruft geweckt worden war, dann müſſen wir ſagen: die Freude am Licht wird bei allen Lebenden aus dem Dunkel geboren.

Die Bahn zu weiteren Unterhaltungen war jetzt an der Tafel des Capitäns, deren heutiger Wirth eigentlich Herr Watſon war, gebrochen, das Geſpräch ſtockte nicht mehr, da faſt jeder der Anweſenden eine und die andere Geſchichte von merkwürdigen Rettungen aus den Gefahren des Todes, ja aus der anbrechenden Nacht des Grabes zu erzählen wußte. Nur der alte Herr Watſon blieb meiſt ſtumm und in ſich gekehrt; bei der immer lauter werdenden Freude jedoch an den Nebentiſchen, daran die jungen Leute und etwas weiter hinweg die Genoſſen der Schiffsmannſchaft, ſo wie die armen iriſchen Auswanderer ſaßen, an welche noch niemals in ihrem Leben ein Trunk von ſolcher Güte und von ſolcher erheiternden Kraft gekommen war, wurde die beſondere Stimmung oder Verſtimmung eines Einzelnen nicht mehr bemerkt.

13. Ein kleiner Nachtiſch zu dem Mahl und zu den Geſprächen des Feſtes.

Die Gäſte, zuerſt die älteren, hatten ihre Sitze an der gaſtfreien Tafel verlaſſen; der Nachmittag war ſo wunderſchön, daß namentlich die Fremdlinge aus der nordiſchen Heimath ſich kaum einer ähnlichen Stimmung der umgebenden Natur erinnerten, bei welcher ſich in ſo lieblich anregender und gegenſeitig ergänzender Weiſe die Kräfte des gemäßigten nordiſchen Himmelsſtriches und des tropiſchen Klimas durchdrungen hätten.

Da ſieht man ja wahrhaftig ſchon Papageyen, ſagte Philipp, indem er auf die Zweige einer alten, vom Wetter beſchädigten Platane deutete; dieſe hätte ich auf den Bermudas noch nicht erwartet.

Selbſt den, wie ſein ſyſtematiſch lateiniſcher Name ſagt: „ätheriſchen“ Wendekreisvogel habe ich, ſagte Steller, noch geſtern, wahrſcheinlich vom Sturm verſchlagen, in Geſellſchaft des Fregattvogels unſer Schiff umſchweben ſehen.

Solche Gäſte, deren gewöhnlicher Tummelplatz das Meer iſt, ſagte der Capitän, dürfen uns weniger in Verwunderung ſetzen, denn die Bermudas genießen, wie dies die hier gut gedeihenden Anpflanzungen von tropiſchen Gewächſen bezeugen, ein Klima der Wendekreiſe; daß aber zu gewiſſen Zeiten dergleichen geflügelte Gäſte aus ſehr entfernten Zonen ſich hier ſehen laſſen, welche kein Naturforſcher da erwartet hätte, und daß ſie auf einmal, wenn der Zweck ihres Aufenthaltes erfüllt iſt, wieder verſchwinden, das iſt, wie mir ſcheint, noch mehr der Beachtung werth. So kamen auf einmal im Jahre 1614 ganze Schaaren von Raben auf der Georgsinſel an; Vögel, welche man durchaus nicht als auf dieſen Inſelgruppen einheimiſch betrachten konnte, weil der Rabe, wenn er anders hier niſtete, immer nur ſehr vereinzelt vorkam. Man ſetzte dieſe Erſcheinung mit dem Ausbruch jener Seuche in Verbindung, welche gerade um jene Zeit unter den Coloniſten furchtbare Verheerungen anrichtete.

Dieſes eben genannte Elend war allerdings großentheils ein ſelbſtverſchuldetes. Seitdem im vorhergehenden Jahre zwei ſpaniſche Schiffe einen Angriff auf die engliſche Beſatzung der St. Georgsinſel verſucht hatten, welcher zwar durch die Wachſamkeit des damaligen Kommandanten Richard More vereitelt worden war, der jedoch eine baldige Wiederholung ſolcher Feindſeligkeiten befürchten ließ, hielt man es für nöthig, alle Kräfte zum Bau von Befeſtigungswerken anzuwenden. More hatte früher den Landbau auf den Inſeln mit ſolchem Eifer betrieben, daß die Neider und Feinde, deren es unter der zuchtloſen, hochmüthigen Schaar ſeiner Leute eine Menge gab, dem Sir More nachſagten, er tauge viel mehr zu einem Gärtner, als zu einem Gouverneur. Der Eifer des Mannes, dem die Sicherſtellung ſeiner Niederlaſſung vor Allem am Herzen liegen mußte, erhielt jetzt eine andere Richtung. Er nahm alle die tüchtigeren und geſchickteren Hände, die ihm zu Gebot ſtanden, für die Vollendung der Befeſtigungswerke in Anſpruch, dazu er ſchon in den vorhergehenden Jahren hin und wieder den Grund gelegt hatte. Es wären noch müſſige Hände genug zum Anbau des Landes geblieben. Aber der größere Theil der Koloniſten, die ſich zum Feſtungsbau untüchtig oder unwillig erwieſen, waren faule Bäuche, ungerathene Söhne und Taugenichtſe, namentlich aus den ſogenannten höheren Ständen. Der wackere Mann war, das wußten Alle, ſeinem Stand und ſeiner Profeſſion nach nur ein gemeiner Zimmermann. Und obgleich ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht abläugnen konnten, daß er ein ausgezeichneter Baumeiſter, ein vortrefflicher Ingenieur und zur wirkſamen Bedienung des Geſchützes von unvergleichlichem Geſchick ſei, daß er auch den Landbau vollkommen verſtehe, hielten es dennoch die jungen und alten Pflaſtertreter von adelicher Geburt, die in Wolluſt und Ueppigkeit erwachſenen, verdorbenen Kaufleute, die Schreiber und andre dergleichen Leute ganz gegen ihre Würde, von einem Zimmermannsmeiſter ſich etwas gebieten zu laſſen.

Gerade um dieſe Zeit, wo ſich in England das Gerücht verbreitet hatte, von dem auf den Sommer-Inſeln gemachten koſtbaren Fund an Ambra, davon das eine Stück allein 80 Pfund gewogen, kam ein Schiff nach dem andern, gefüllt von ſolchen Leuten, an, die nur eſſen und etwa nach Ambra und Perlen herumſuchen, nicht aber arbeiten wollten, und welche dieſes, auch wenn ſie es gewollt, nicht einmal verſtanden hätten. Während deshalb der wackere, rüſtige Meiſter More ohne Aufhören in eigener Perſon bei dem Bau der Befeſtigungswerke beſchäftigt war, hatten die vielen Hunderte des unnützen Geſindels höchſtens mit fiſchen und krebsfangen einen Theil ihres Unterhaltes gewonnen, dabei aber alles Eßbare, was More zum Unterhalt der Seinen gepflanzt hatte, nebſt den Proviſionen, welche die Schiffe faſt immer nur ſpärlich mitbrachten, aufgezehrt. Bei dieſem Heuſchreckengeſchäft halfen die Ratten in einer Weiſe mit, von der man ſich kaum eine Vorſtellung machen kann. Dieſe Landplage war durch ein Schiff aus England, deſſen Ladung in Mehl beſtand, auf die Georgsinſel gekommen und hatte ſich in einer Zeit von zwei Jahren ſo furchtbar vermehrt, daß die ſo herrlich begonnenen Pflanzungen von Bataten und alle andren Feldfrüchte durch ſie zu Grunde gerichtet wurden. Und ſelbſt das Meer ſetzte der Ausbreitung jener eckelhaften Thiere keine Gränzen, denn ſie ſchwammen in ganzen Zügen von einer der nahe an einander liegenden Inſeln zur andern, wobei freilich viele den Raubfiſchen zur Beute wurden, immerhin aber noch genug bei ihrem Ziele aukamen, um dort nach wenig Monaten in die Hunderttauſende ſich zu vermehren. Nun, die natürliche Folge von all' dieſen ungünſtigen Umſtänden war der Ausbruch einer Hungersnoth und einer Seuche, die dem Scorbut verwandt ſchien, und an welcher die Menſchen ohne eigentliche Schmerzen, nur an einer plötzlich überhandnehmenden Entkräftung dahin ſtarben.

Um dieſe Zeit denn war es, wo ſich die Raben in ſolcher Menge auf dieſen Inſeln blicken ließen, wie man ſie niemals, weder vor noch nachher hier geſehen hatte. Vielleicht hatte dieſe ſcharfriechenden Thiere der Aushauch der Verweſung, den die vielen, wahrſcheinlich nur ſehr oberflächlich eingegrabenen Leichname von ſich gaben, aus der Ferne hergelockt. Sie kamen übrigens wie gerufen. Denn die wilden Katzen und Hunde (amerikaniſchen Schakals) die aus ihren Wäldern in Menge auf den Rattenfang ausgiengen, hätten, wie man dies leicht einſehen konnte, der Vermehrung der Ratten nicht hinlänglichen Einhalt gethan. Denn dieſe Vermehrung nahm unter einem ſo günſtigen Klima, welchem die eigentliche Winterkälte fremd iſt, bei der Fülle des Nahrungsſtoffes, den ſchon die Pfeilwurzeln und die Seethiere darboten, in einem ſo Schrecken erregenden Maaße zu, daß ſie in Kurzem alle menſchlichen Bewohner würden vertrieben haben. Bald aber nach der Ankunft der Raben verſchwanden die Ratten, ſei es, daß jene geflügelten Gegner ſie mit einem Vertilgungskrieg überzogen hatten, oder daß ſie, wie die Lemminge in hohem Norden, Auswanderungen über Meeresarme verſucht hatten, bei denen ſie, eben ſo wie dieſe, umkamen.

Doch ich habe ich Sie zu lange mit meiner Geſchichte von dem Rabenflug unterhalten.

Wir haben Ihnen gewiß Alle gerne zugehört, ſagte Philipp und ich dachte ſo eben an das, was mehrere Völker des Alterthums, ſo wie noch manche der jetzigen Zeit von der gleichſam prophetiſchen Gabe der Vorausſicht und Fernſicht des Raben geſagt haben.

Ich aber, ſo ſprach Adolph, erinnerte mich bei ihrer Erzählung an Etwas, das ich vor mehreren Jahren, bei meinem Aufenthalt in den nördlichſten Gegenden von Norwegen und Schweden mit eigenen Augen geſehen habe, nämlich an einen Auswanderungszug der Lemminge. Ich ſahe ſie faſt wie einen Strom, ſo dicht an einander gedrängt, daß ſie gegenſeitig ſich berührten, von einem Hügel herabkommen und in gerader Linie gegen einen ſchmalen Meeresarm anrücken, in denen die vorderſten ſich hineinſtürzten, die andern ihnen folgten. Die dortigen Leute ſagten mir, daß ſchwerlich, ſelbſt bei vollkommen ruhigem Meere, es war aber gerade damals ziemlich bewegt, mehr als der hundertſte Theil das andere Ufer erreichen würde, während die andern in der Fluth verſänken.

Welche wundervolle Einrichtung iſt das, ſagte Steller, vermöge welcher ſolche Zerſtörer, dergleichen die Lemminge und Heuſchrecken ſind, von einem unwiderſtehlichen Naturdrange getrieben werden, eine von ihnen übervölkerte Gegend von ſelber von der Plage zu entlaſten, welche ſie über Land und Leute gebracht hatten. Jener Drang wirkt dem ſonſt ſo mächtigen Triebe der Selbſterhaltung in gerader Richtung entgegen, man könnte ihn einen Trieb der Selbſtvernichtung nennen, der ſo blindlings, ſo unaufhaltſam wirkt, wie irgend eine der mächtigſten Aeußerungen des Inſtinctes.

Auch in mir, ſo fügte der Clerk hinzu, hat die Rabengeſchichte unſers verehrten Herrn Capitäns manche Erinnerungen, zwar nicht an ſelbſt geſehene, wohl aber an Gegenſtände erweckt, davon ich geleſen habe. Ich meine jene Berichte über die erſten Fortſchritte der Coloniſation hier dieſer Inſeln, welche der edle Capitän John Schmith in ſeinem von mir früher erwähnten Werke mitgetheilt hat. Und nicht ſowohl die Begebenheiten, die er erzählt, als die Geſinnung und Grundanſicht, die er dabei auch über die Urſache und über die Bedeutung der Naturerſcheinungen ausſpricht, waren es, welche mir bei dieſer Gelegenheit wieder vor die Seele traten. Unſere jetzige Zeit, auch dann, wenn ſie den Glauben an einen allmächtigen, allweiſen Schöpfer der ganzen Sichtbarkeit nicht verläugnet hat, legt, wie mir ſcheint, den unverbrüchlichen Naturgeſetzen, nach denen jede Veränderung in der Sichtbarkeit geſchieht und geſchehen muß, eine zu ausſchließende Bedeutung bei. Eben dieſer allmächtige Gott, von welchem ſolche Weiſe nach dem Fleiſche reden, iſt in ihrer Lehre einem Könige ähnlich geworden, der ſeinem Volk und ſeinem Land eine unverbrüchlich feſte Conſtitution gegeben hat. Sein Wille iſt von nun an ſelber an den Buchſtaben des Geſetzes gebunden; er hat aufgehört, freier, ſelbſtthätiger Herrſcher zu ſein, das Geſetz iſt es, das für ihn, und wenn es ſich ſo träfe, daß er, der Sinne beraubt, auf dem Siechbette läge, auch ohne ihn und all' ſein Zuthun herrſchet. Der Vergleich iſt noch zu ſchwach. Unſere conſtitutionellen Könige haben unter und neben dem Geſetz noch immer ſo viel Macht und Vermögen, daß der Nothleidende, der Hülfloſe nicht vergeblich an ihr Mitleid ſich wenden darf: Bitten und Flehen wird von ihnen angehört und erhört. Anders iſt es bei jenem zum Naturgeſetz gewordenen Gott der Weiſen nach dem Fleiſche. Was kann dieſem gegenüber das Gebet eines Menſchen nützen, der ſich in der tiefeſten Angſt und Noth befindet, oder was kann auch das Gebet Vieler für Sinn und Bedeutung haben, wenn es auf Abwendung oder Linderung einer allgemeinen, großen Gefahr und Noth des Landes und ſeiner Bewohner gerichtet iſt? Die Noth und das Elend, ſowohl des einzelnen Menſchen als ganzer Länder und Zeitalter ſind eine nothwendige Folge jener Natur- oder wie Einige ſagen, jener göttlichen Vernunftgeſetze, an denen nichts geändert werden darf, noch kann. Es iſt, nach den Lehren jener falſch-berühmten Weisheit ein Aberglaube, wenn wir dem Worte des Menſchen, dem ewig feſtſtehenden Vernunftgeſetz gegenüber, eine Kraft beilegen. Es kann und konnte niemals etwas geſchehen, das außer dem nothwendigen Gange der Naturgeſetze lag, und da wir Anderen an gewiſſe Ereigniſſe glauben, bei denen Gott mit jener Schöpfermacht, die allen Dingen ihr Weſen und Wirken gab, eingreift in das Sein und Bewegen dieſer Dinge; an Ereigniſſe, welche wir, eben weil ſie außer dem Kreiſe und Bereich des alltäglichen Laufes der Natur und ihrer Geſetze liegen: „Wunder“ nennen, ſo iſt auch dieſes eine Selbſttäuſchung und „Aberglaube.“

Wie ganz anders dachten ſich jene Männer, dergleichen John Smith und ſeine Freunde waren, das Verhältniß, in welchem ſie ſelber und die ganze ſie umgebende Natur zu Gott dem Schöpfer und Erhalter ſtänden. Regen und fruchtbare Zeiten, Dürre und Hungersnoth, Seuchen und allgemeines Unglück, Segen und Gedeihen im Werke des Einzelnen, wie im Fortgang des allgemeinen Befindens kamen ihnen aus Gottes väterlicher Hand. Bei Ihm, als bei einem Vater voll Erbarmen, ſuchten und fanden ſie nicht bloß Troſt und Kraft, ſondern auch Hülfe in ihrer Noth. Dieſer Eigenthümlichkeit der Berichte des John Smith über das Mißlingen, ſo wie über das Gelingen der erſten engliſchen Coloniſation in Amerika ſchreibe ich jenen Eindruck zu, den das Leſen derſelben in meiner frühen Jugend auf mich machte; dieſer Eindruck war öfters ein ſolcher, der mich zur Andacht ſtimmte.

Ich habe vielleicht, ſo ſchloß der Clerk, indem er die drei anweſenden Deutſchen ins Auge faßte, Dinge ausgeſprochen, welche mit den Anſichten mehrerer von Ihnen nicht in Uebereinſtimmung ſtehen. Man ſagt es, namentlich der Mehrzahl der deutſchen Gelehrten, auch den Beſſeren unter ihnen, ja ſelbſt ſolchen nach, welche Lehrer der Religion ſind, daß ihnen der Gedanke eines allmächtigen Schöpfers der Dinge, welcher noch fortwährend, ſo wie er es bei dem Erſchaffen der Natur und ihrer Geſetze gethan, ſchaffen und thun kann, was er will, ein ganz fremder geworden ſei. Eine ſogenannte Weisheit dieſer Art muß freilich mit der Gottesweisheit der Offenbarung und des einfältig kindlichen Chriſtenglaubens in einem ſtarken Widerſpruche ſtehen. Mit welchem Auge muß ſie die wunderbaren Führungen des Volkes Gottes, die Thaten und Erkenntniſſe des prophetiſchen Geiſtes und die Thaten des Herrn in den Zeiten des neuen Bundes betrachten! Der Glaube an alles das iſt nach ihrer Lehre ein Aberglaube; Aberglaube aber muß ausgerottet werden. Der Troſt und der Segen des Gebetes ſind ein Wahn, gleich jenem eines Kindes, das in ſeiner Noth ſo mit dem Bilde eines verſtorbenen Vaters ſpricht, als könne dieſes Bild auf Leinwand ihn hören und ihm helfen.

Erlauben Sie mir, ſagte Steller, daß ich hier als Deutſcher, in meinem und vieler meiner Landsleute Namen Ihnen antworte. Jene Afterweisheit, von welcher Sie ſprachen, hat allerdings auch in unſerem Vaterlande, nicht aber hier allein, ſondern unter gar vielen, der ſogenannt gebildeteren Völker unſrer Zeit zahlloſe Anhänger gefunden und wollte Gott, dieſe wären nicht in ihrer Abwendung von dem, das allein wahr und ſicher iſt, über jene Gränzen noch weit hinaus gewichen, welche Sie ſo eben bezeichneten. Aber, das darf ich wohl ſagen, gerade bei uns in Deutſchland würden Sie, wenn Sie genauer mit uns bekannt wären, noch eine Menge auch ſolcher Seelen finden, denen der Gott, der da war und iſt und ſein wird, der Gott des ewig alten und neuen Bundes mit dem Menſchengeſchlecht noch ihr Gott iſt und bis an's Ende es bleiben wird. Ich meines Theiles bekenne Ihnen, daß ich, obgleich ich die Geſetze der Natur als die Ur- und Grundgedanken einer göttlichen Weisheit anerkenne, dennoch weit davon entfernt bin, ſie als eine unverbrüchliche, unabänderliche Nothwendigkeit zu betrachten, an welche Der, welcher ewig lebt, mit all' ſeinem Thun und Wirken gebunden ſein müßte. Als armer Jüngling, damals Studirender an einer deutſchen Hochſchule, lag ich todesgefährlich krank auf meinem armſeligen Bette. Eine alte, fromme Matrone, in deren Haus ich wohnte, hat mich, in einer Weiſe, die weit über ihre natürlichen Kräfte gieng, gewartet und gepflegt. Nach dem Geſetz der Natur hätte dieſe alte, mehr denn 70jährige Frau in jeder Nacht ihres Schlafes, ſie hätte ihrer Speiſe und ihrer ſtärkenden Getränke bedurft; ſie aber opferte meiner Hülfe und Rettung die Kraft ihres Willens, ihre leibliche Ruhe, ihren nothdürftigen Unterhalt, ſelbſt das gewohnte Getränk des Kaffees auf, weil dies Alles für mich, den armen Kranken, hingegeben werden mußte. Sie that dies Alles um Gottes willen.

Laſſen Sie mich in meinem armen, ungenügenden Vergleich noch weiter gehen. Mein Leib, das Aus- und Eingehen ſeines Athems, der Lauf der Säfte in meinen Adern, die Bildung, die Auflöſung und Wiederzeugung jeder Faſer ſtehen unter dem Walten der Naturgeſetze; mein Geiſt aber, mein Wille, zu ſchlafen oder zu wachen, zu eſſen oder der Speiſe mich zu enthalten, iſt frei und unabhängig von jenem Geſetz. Sollte jener Geiſt, nach deſſen Rath und Willen die ſichtbare Welt entſtanden, das Loos der Einzelnen, wie Aller vorherbedacht iſt, der

Schöpfer von ſeiner Schöpfung ſo abhängig ſein, daß er, wie ein Gebundener in dem Gewebe ſeiner eigenen Hand ſich weder rühren noch bewegen könnte?

Ich will den Sinn meines Bekenntniſſes durch einige wenige, ins Einzelne gehende Züge deutlicher zu machen ſuchen. Ich glaube von ganzen Herzen an die Wunderthaten Gottes, die uns die heilige Urkunde bezeugt, an jene Wunderthaten, von deren Wahrheit nicht nur Ein Volk, ſondern alle Völker ſeiner Nachbarſchaft die ſichre Kunde hatten. Ich glaube, daß dieſer Gott, die Witterungskundigen unſrer Zeit mögen dazu ſagen, was ſie wollen, das Land der Verheißung in beſonderem Maaße mit fruchtbaren Zeiten, daß Er, um nur eines zu ſagen, den Ertrag des ſechſten Jahres ſo zu ſegnen vermochte, daß derſelbe für die Bedürfniſſe des ſiebenten Jahres, bis zu denen des achten Jahres ausreichte, ich weiß und glaube es, daß alle Verheißungen, die Sein Mund geſprochen, ihre Erfüllung fanden, oder noch finden werden. Das Zeugniß das Er ſelber, als Menſch den Menſchen genaht, den Geſchlechtern der Erde von Seiner Wunderkraft gab, wirket noch jetzt in ſeiner belebenden, umgeſtaltenden, Neues ſchaffenden Macht an den Völkern und Menſchenſeelen fort. Die, welche Jenes Zeugniß annehmen, wiſſen es aus eigner Erfahrung, daß im Gebet nicht nur ein Troſt liege, ſondern, daß daſſelbe, wenn es rechter Art iſt, die Kraft der Bitten eines Kindes habe, das zu ſeinem lieben Vater ſpricht, und daß der Vater die Worte des Kindes vernehme und beachte. Ja ich will noch mehr ſagen. Ich glaube, daß in gewiſſen Menſchenworten eine beſondre Kraft und Wirkung liege, ſo namentlich in dem Segen frommer Eltern, von denen mir Fälle bekannt ſind, daß er in ganz unerwarteter Weiſe wörtlich in Erfüllung gegangen ſei. Ach, möchte ich es verſchweigen dürfen, daß auch der Fluch der Eltern eine furchtbare Kraft habe, daß er zuweilen eine finſtre Macht ſei, vor welcher der Chriſt, den etwa eine Aufwallung des Zornes übereilen könnte, zurückſchaudern, oder deren Wirkungen er durch tauſendfache Thränen der Reue, vor Dem, bei welchem Verſöhnung und Hülfe iſt, auslöſchen ſollte. Um ſo mehr, da ein ungerechter Fluch nur auf das Haupt deſſen zurückfällt, der ihn ausſprach.

Der alte Herr Watſon, welcher dem bisherigen Geſpräch aufmerkſam zugehört hatte, gerieth bei dieſen letzten Worten, welche Steller ſprach, in eine ſichtbare Unruhe. Er eilte hinweg. Der Capitän ſahe ihm mit ernſten Blicken nach und entfernte ſich dann auch von der Geſellſchaft.

Was iſt, fragte Adolph, dem guten Mann wiederfahren, oder was kann ihn, in unſerem ruhig harmloſen Geſpräch ſo erſchüttert und heftig aufgeregt haben?

14. Die zwei Fragezeichen.

Die drei deutſchen Landsleute in Geſellſchaft des Clerk und des Herrn Walker, machten ſich noch zu einem Spaziergang auf, über die kleine, leicht zu durchwandelnde Inſel. Wo mag doch, fragte Adolph, mein Gevatter Milner mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde ſich verborgen halten? Ich kann nicht glauben, daß noch ein Fleck Landes ſo groß wie der Bremer Rathhausſaal hier auf dieſer Inſel ſei, den ich nicht bereits nach mehr als einer Richtung durchwandert hätte; in jedes Gebüſch habe ich hineingeſchaut, ſchwerlich wird es hier ein Neſt von einer Solander Gans geben, das ich nicht ſchon ſollte geſehen haben; von meinen Gevattersleuten aber habe ich noch keine Spur gefunden.

Sie ſind auch nicht hier auf unſrer kleinen Inſel, ſprach der Clerk. Der Capitän, ſo wie der junge Architect oder eigentlich Zimmermann, der heute Milners Hinwegbleiben vom Feſtmahl gegen Herrn Wartſon entſchuldigte, wiſſen um ihren Anfenthalt. Auch ich weiß, daß der Capitän die kleine Familie gleich am erſten Tage unſrer hieſigen Ankunft auf einer Fähre nach einer der kleinen Nachbarinſeln übergefahren, und daß er in jeder Hinſicht für ihren Lebensunterhalt, ſo wie für andre Bequemlichkeiten ihres dortigen Lebens Sorge getragen hat.

Ich kann mir das wohl denken, ſagte Philipp, daß die junge Wöchnerin nach alle dem, was ihr in den letzten Tagen geſchehen war, ſich nach Ruhe ſehnte, die ſie hier unter dem Getümmel unſers Landungsplatzes nicht gefunden hätte. Und der arme Milner hat jetzt mit der Pflege der Wöchnerin und des Kindes, die wohl ganz allein auf ihm liegt, ſo viel bei Tag und bei Nacht zu thun, daß er auch nicht von der Stelle kommen kann.

Er hat übrigens, ſprach der Clerk, dieſe Sorge nicht allein auf ſich. Unſer trefflicher Capitän, der, wie mir ſcheint, an den Schickſalen des jungen Paares einen ganz beſonders warmen Antheil nimmt, hat der Frau Milner ein wackres, kräftiges Weib aus den iriſchen Auswandrern zu ihrer Bedienung mitgegeben.

Es ſcheint mir, ſagte Steller, ein ganz eigenthümliches Geheimniß auf dem Verhältniß des Milner'ſchen Ehepaars zu Herrn Watſon zu ruhen?

Ein Verhältniß, ſo fügte Philipp hinzu, das ich nach dem Benehmen der Frau Milner und ihres Mannes gegen den alten Herrn Watſon, als man dieſen wie einen Todten aus dem Meere ans Land brachte, für ein ſehr nahes halten möchte.

Ich hoffe, ſo ſagte der Clerk, indem er ſich den Geſellſchaftern empfahl, und auf dieſe Weiſe, wie es ſchien, dem Geſpräch abſichtlich ein Ende machen wollte, auch dieſes Geheimniß wird ſich während unſers hieſigen Beiſammenſeins noch aufklären. Vor der Hand gehe ich, um die Anſtalt zu der Bewirthung meiner Gäſte beim Abendthee, im Zelte des Capitäns zu treffen, welcher ſchwerlich an unſrer Geſellſchaft Theil nehmen wird, und ich bitte Sie, mir nach Beendigung Ihres kleinen Spazierganges, welcher doch nur die gewöhnliche Runde um unſer Inſelchen machen wird, dahin zu folgen.

Lambert und einige ſeiner jungen Genoſſen kamen zur Geſellſchaft. Sie waren fröhlichen Muthes, ſie hatten auf einem der benachbarten Riffe mancherlei Ausbeute gemacht.

So eben, ſagte Lambert, ſind wir von unſrem Wrack aus eine Strecke weiter oſtwärts auf dem kleineren Transportſchiff bis zu jenem Felſengrund hingefahren, auf welchem unſer Schiff auffaß, als der kühne Capitän alle Segel ſpannen ließ, um mit dem nächſten Windſtoß und Wogenberge noch einmal auf das höher gelegne Riff aufzuſahren, auf dem wir Rettung fanden. Es war gerade die Zeit der Ebbe, als wir heute dahin kamen, das Meer, von keinem Winde bewegt, war ſo weit von den Felſenbänken zurückgewichen, daß wir auf dieſen trocknen Fußes, wie auf einer Brücke, zu einer der kleinen Inſeln hingehen konnten, die hier um die unſrige, obgleich dieſe auch nicht beſonders groß iſt, wie eine Schaar junger Küchlein um ihre Gluckhenne herumgelagert ſind. Zuerſt beſahen wir uns noch einmal die Mauer der gefahrdrohenden Klippen, über welche unſer Schiff unter dem Schutze Gottes und der meiſterhaften Leitung unſers Capitäns, der daſſelbe immer vor dem Wind zu halten wußte, hinübergeſprungen iſt, wie ein junges Füllen über die Lehmmauer eines Bauernhofes. Mich hat es bei dem Anblick geſchaudert. Hätte der Sturm uns nur eine Minute lang von der Seite gepackt, oder wäre das Meer nicht ſo hoch gegangen, dann wäre ſchwerlich eines von uns lebend aus dem zerſchmetterten Schiff entkommen. Ueberall, wohin wir blickten, ſahen wir Reſte von älteren und neueren Schiffstrümmern, die wie Todtengebeine an der Sonne bleichten. Wir wendeten uns aber von dieſer Betrachtung ab, freuten uns nur unſerer glücklichen Rettung, und giengen auf's Sammeln aus. Und ſehen Sie nur hier die prachtvollen Seeſchneckengehäuſe und Muſcheln, lauter weſtindiſche Arten von Werth für eine europäiſche Sammlung. Und hier eine ganze Matroſenkappe voll Baß- oder Soland-gänſeeier. Die harmlos dummen Thiere, die auf dem Neſte ſaßen, ließen uns zuweilen ganz ruhig von hinten her unter ihren Leib greifen, wir aber nahmen nur ſolche Eier, auf denen kein Vogel ſaß, (in jedem einzelnen Neſte liegt immer nur eines), weil dieſes die friſch gelegten waren.

Der alte Robbin, der Träumer, war bei uns; der Unterſteuermann hatte uns ihn aus Vorſicht zum Lenken unſers Floßes mitgegeben. Als dieſer die vielen Gänſe ſahe, die auf einem der kleinen Eilande, faſt wie ein Regiment Soldaten in einem Feldlager beiſammen ſaßen, da lächelte er wohlgefällig. Iſt das, ſagte er, nicht gerade ſo wie mir's in der Nacht vor dem Sturme geträumt hat; ſind wir da nicht auf einen ordentlichen Gänſemarkt gekommen?

Wie aber, ſo fragte ich ih[illegible], ſteht es mit der Wagenremiſe, in die nach deinem Traum unſer Schiff gezogen wurde, und wie mit den Körben voll Gemüſe, die du in deinem nächtlichen Geſichte ſaheſt?

Nun, ſo ſprach Robbin, man muß dem Traum auch ſein Recht laſſen, etwas an der Sache hinzuzuſetzen oder wegzulaſſen. Grünes, friſches Gemüſe haben übrigens ich und meine Kameraden gleich am erſten Abend nach dem Schiffbruch genug gegeſſen, aus einer Art von Garten, den der Schiffsjunge auf unſrer Inſel auffand; aus dem nämlichen, aus welchem ihr heute die Melonen brachtet, und die gebratnen Baßgänſe, die gar leichten Fanges waren, haben wir uns auch ſchon ſchmecken laſſen, auch werde ich heute wieder mehrere mitnehmen. Was aber die Wagenremiſe betrifft, ſo mag mir dieſe, denn ſie kommt mir manchmal im Traume vor, wohl noch von meiner Kindheit her im Kopfe ſtecken, wo ich mich einmal vor einem wilden Stier, der mich aufſpießen wollte, hinein in eine Wagenremiſe gerettet habe.

So biſt du ja, ſagte ich, wirklich ein Sonntagskind, das viele Dinge erfährt und ſieht, von denen andre Leute nichts erfahren.

Ob ich, ſprach Robbin, an einem Sonntag oder an einem andern Tage geboren bin, das weiß ich nicht. Immer aber habe ich ein beſondres Glück im Finden. Da ſeht nur was ich mit meinen alten Augen heute dort bei unſerem Wrack auf dem Erdboden gefunden habe, über den unſre Leute ſeit geſtern ſo oft hin- und wieder gegangen ſind, und keiner hat es geſehen. Es iſt ein Halskettchen, das freilich nicht viel Werth haben mag, denn mir ſieht es aus, als wäre es von Eiſen oder Stahl gemacht, aber die Arbeit daran iſt gar fein und ſchön.

Robbin gab mir das Kettchen in meine Hand. Ich betrachtete es, und mir fiel dabei gleich die Perſon ein, der es wahrſcheinlich gehört. Die gute junge Frau nämlich, die ich geſtern mit ihrem Kinde aus dem Waſſer zog, griff ſogleich, da ſie am Lande von dem Schrecken ſich erholt hatte, nach ihrem Halſe und rief wehmüthig aus: nun ſo habe ich auch das letzte Andenken an meine ſelige Mutter, das Kettchen verloren, das ihr mein Vater mit aus Braſilien brachte, und das ſie auf mich vererbte. Ich machte ihr Hoffnung des Wiederfindens, ſie aber ſagte, auch wenn ich's noch im Schiff oder auf dem Lande verloren habe, wird es ſchwerlich jemandem in's Auge fallen, denn es iſt von unſcheinbarer Farbe und Größe.

Steller hatte die kleine Halskette in die Hand genommen und darin abgewogen. Das iſt kein Eiſen und Stahl, wie der alte Robbin meinte, ſondern Platina, deren Werth von dem des Goldes nicht fern ſteht.

Nun, ſprach Lambert, der Werth mag ſein, welcher er wolle; ich habe dem alten Seemann ein gutes Stück Geldes für ſeinen Fund gegeben, aus dem wohlgefüllten Beutel, den mir heute mein lieber, freigebiger Oheim zum Geſchenk aufgedrungen hat, denn ich freute mich in die Seele der armen guten Frau hinein, über den Wiederbeſitz eines werthen Andenkens, zu dem ſie jetzt gelangen ſollte. Ich werde nun das Kettchen ſorgfältig da in meiner Brieftaſche verwahren, bis ich Gelegenheit finde, es der Frau Milner ſelber in die Hand zu geben, und mich noch einmal mit ihr zu freuen.

Lambert und ſeine jungen Freunde entfernten ſich. Iſt es doch gerade, ſprach Steller zu den beiden Landsleuten, als habe die räthſelhafte Geſchichte des Herrn Watſon und des Milner'ſchen Ehepaares, die uns vorhin in unſerm Geſpräch beſchäftigte, mit zwei Fragezeichen abgebrochen, auf deren eines, ich meine den Fund der Platinakette, der Nachſatz, der die Antwort giebt, nicht lang ausbleiben kann.

15. Eine neue Bekanntſchaft unter den Schiffsgenoſſen.

Die drei deutſchen Reiſegefährten, denn ſie allein waren noch auf dem Wege ihrer Abendwandrung beiſammen geblieben, kamen jetzt an eine Stelle der Küſte, welche die Ausſicht über den weſtlichen Horizont gewährte, an welchem ſich die Sonne ſo eben dem Meere nahte. Der Himmel war ſo klar und ſo blau, wie er in dieſer Nachbarſchaft des Wendekreiſes es meiſt zu ſein pflegt, dabei die Luft ſo lind und durch den letzten Sturm ſo erfriſcht, daß die Bruſt mit jedem Athemzuge ſich wie neu belebt fühlte. Ich könnte mir, ſagte Philipp, das Leben auf einer ſolchen Inſel, fern von dem Lärmen einer Hauptſtadt, wie jene war, in der ich während der letzten Jahre lebte, ſo anziehen und reizend denken, daß ich den vaterländiſchen Welttheil ganz darüber vergeſſen würde.

Dies iſt, ſagte Steller, ſo leicht nicht, als du dir es denken magſt. Der einzel[illegible] Menſch iſt mit all' ſeinen inneren wie äußern Anlagen und Kräften, nicht nur ein Glied oder Theil des Zeitalters, ſondern auch des Volkes, aus dem er erwuchs. Ich erinnere mich, geleſen zu haben, daß der Verfaſſer des noch immer ſehr brauchbaren Werkes über Madagascar, Robert Drury, der ohngefähr in ſeinem 17ten Jahr als Schiffbrüchiger an jene Inſel ſich rettete, und daſelbſt 15 Jahre lang in einem Zuſtand von erträglicher Gefangenſchaft blieb, als er endlich wieder durch die Flucht auf ein engliſches Schiff entkam, zwar ſeine Mutterſprache, nicht aber ſein Vaterland vergeſſen hatte. Das Sehnen nach dieſem war ihm mitten unter den Naturherrlichkeiten der ſchönen, reichen Inſel geblieben, hatte ihn gegen alle die Ausſichten, die ſich ihm dort auf äußres Wohlbefinden darboten, gleichgültig gemacht; er wollte lieber unter den Chriſten ſeiner Heimath Haferbrod eſſen und Waſſer trinken, als dort die köſtlichſten Früchte ſowie andre Speiſen eines überreichen Landes genießen und Palmenwein trinken. Daß er, als er ſo ins Vaterland zurück ſtrebte, nicht nach hohen Dingen getrachtet hatte, bezeugte er nachmals durch ſeine Zufriedenheit im niedern Stande, denn er ſchrieb ſein Werk über Madagascar, das bis jetzt nur im Auszuge veröffentlicht worden iſt, als Pförtner bei der Oſtindiſchen Compagnie.

Der Seecadet ſtand da mit ſeiner Angel am Strande und ſchaute ſich eifrig nach einer Beute um. Dürfen wir, ſo fragte Steller, Ihnen näher treten, und Ihrem Geſchäft zuſehen, ohne Ihnen die Fiſche zu verſcheuchen und Sie in Ihrer Jagdluſt zu ſtören?

Das dürfen Sie getroſt, antwortete der Cadet, denn dieſe hieſigen Seefiſche ſind nicht ſo ſcheu, wie das arme, vereinzelt lebende Völklein der Fiſche in den Flüſſen und an den Küſten der ſo oft und viel von Fiſchern heimgeſuchten ſtark bewohnten Länder. Und da ſchauen Sie nur hinab in die klare, reine Fluth. Das Meer hat gerade hier, wie an mehreren Stellen zwiſchen dieſen Inſeln und Riffen, eine nicht unbedeutende Tiefe. Noch jetzt, wo die Sonne doch ſchon nahe am Untergehen iſt, können Sie, wenn Sie ſich ſo ſtellen, daß der Glanz Sie nicht blendet, unten auf dem weißen Grunde die Seeſterne und Seeigel, ſo wie allerhand andres lebende Gewimmel deutlich erkennen. Sie ſehen da ganze untermeeriſche Fluren, auf denen ſich die baum- und ſtrauchartigen Geſtalten der Horncorallen erheben, an welchen ſtatt der Blätter und Blüthen lauter kleine Thiere ſitzen. Man meint faſt, man könne mit den Händen zu dieſen lebendigen Bäumchen hinunterlangen und doch verſichere ich Ihnen, daß Sie kaum mit einem Bootshacken ſie erreichen würden. Und ſehen Sie nur, wie ſich zwiſchen dieſem mannigfachen Gebüſch die buntfarbigen Fiſche, groß und klein herumtreiben und wie dort unten der große Krebs ſeine ſtattliche, rückwärts ſchreitende Bewegung nach ſeinem Felſenloche macht, weil es ihm noch immer zum Außenbleiben zu hell iſt. Dies Alles werden Sie freilich beſſer und viel mehr als ich beſchrieb, dazu ſehen, wenn Sie einmal am Mittag hier ſtehen, wo die Strahlen der Sonne von der Höhe herab die Tiefe beleuchten; jetzt, wie ich bemerke, taucht ſie ſchon mit dem Rand ihrer Scheibe ins Meer ein; es iſt Zeit, daß wir zu unſrer kleinen Geſellſchaft in das Capitänszelt gehen; der Clerk wird uns dort mit einiger Ungeduld erwarten, denn er hat ſo eben einen ziemlich langweiligen Gaſt bei ſich, den er wahrſcheinlich ganz allein unterhalten muß.

Wen meinen Sie? fragte Steller.

Es iſt der Lieutenant Broomfield, welcher, wie Sie vielleicht werden gehört haben, den unglücklichen Feldzug in Afghaniſtan mitgemacht hat, und welcher jetzt zu einem Dienſt in Weſtindien beſtimmt iſt. Er kam zwar erſt in Madeira, wo er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit längere Zeit verweilt hat, auf unſer Schiff, Sie haben ihn aber ſchon öfter am Capitäns Tiſche, ſo wie früher, als Milner noch auf's Verdeck kam, mit dieſem zuſammen geſehen, denn dieſe beiden ſcheinen alte, gute Bekannte zu ſein. Der Lieutenant Broomfield mag ein ehrenwerther Mann ſein; er hat ſich, wie man hört, als ein braver Soldat erwieſen und hervorgethan, aber ich läugne es nicht, mir iſt er ein unleidlicher Geſellſchafter.

Wir unter uns nennen ihn nur den ſtummen Prinzen. Es wird noch keiner von Ihnen Allen ein Wort von ihm gehört haben. Wenn er in die Cajüte des Capitäns eintritt, grüßt er mit einer leichten, ſtummen Verbeugung, ſetzt ſich in ſteifer Haltung an den Tiſch, nimmt ſich von den dargebotenen Speiſen und Getränken ein und das andere, das ihm beliebt, giebt im Weigerungsfalle auf die Frage des Tafeldieners ſein: „nein, ich danke," nur mit einer leiſen, abwehrenden Bewegung der Hand zu erkennen, ſtarrt oft lange bald den einen, bald den andern von der Tiſchgeſellſchaft an und ſitzt dabei mit feſt angedrückten Armen und unveränderlicher Miene ſo unbeweglich da, als ob er aus Holz geſchnitzt wäre. Dieſer und der alte Herr Watſon ſind in der That ein Paar wunderliche Originale, beide gerade nicht nach meinem Geſchmack. Und doch hätte ich den Lieutenant Broomfield ſchon längſt gern einmal zum Sprechen gebracht, denn er war bei dem Anfang, wie bei dem Ausgang eines der merkwürdigſten Kriege der brittiſchen Waffen in neuerer Zeit, iſt auch in Kabul, wie der Clerk mir ſagte, der Einiges von der Geſchichte des Lieutenants weiß, lange in einem furchtbaren Kerker geſeſſen. Laſſen Sie uns doch heute, wo wir ihn faſt allein haben, Alles verſuchen, um dem ſtummen Gaſt die Zunge zu löſen.

Die Spaziergänger waren bei dieſen Worten an den Landungsplatz gekommen, ſie traten in das Zelt des Capitäns ein. Hier fanden ſie den Clerk mit dem Lieutenant allein, jenen im lebhafteſten Sprechen, dieſen ſchweigend, wie immer.

Sie kommen, ſprach der Clerk, gerade noch zur rechten Zeit, um es mit anzuhören, wie ich hier dem Herrn Lieutenant, ſo wie der blinde Sänger an der gaſtlichen

Tafel der Fäaken es dem ſchweigenden Odyſſeus that, etwas aus ſeiner eigenen Geſchichte erzähle. Bei einer Freundin in Madeira, der Wittwe eines edlen in Afghaniſtan gefallenen brittiſchen Offiziers wurde mir ein eigenhändiger Brief mitgetheilt, den Herr Broomfield während ſeiner harten Gefangenſchaft in Kabul an einen Freund ſchrieb. Der Inhalt dieſes Briefes gab mir Anlaß zu meiner Unterhaltung mit dieſem ehrenwerthen, vielgeprüften Gaſte.

16. Aeußere Gefangenſchaft bei innerer Freiheit.

Der Clerk fuhr noch fort, von dem zu ſprechen, was er aus dem Inhalt des Briefes und aus anderen, damals öffentlich bekannt gewordenen Berichten über den Verlauf und Ausgang des blutigen Feldzuges in Afghaniſtan wußte und zur großen Verwunderung des Cadetten blieb auch der Lieutenant bei dieſem Geſpräch nicht ganz ſtumm, ſondern fügte, wenn auch nur mit kurzen Worten, mehrere Berichtigungen und Erläuterungen zu der Erzählung des Clerk hinzu. Dennoch würde vielleicht das Geſpräch, wenn der Clerk und Broomfield allein geblieben wären, bald wieder ins Stocken gerathen ſein. Die Anderen griffen jetzt den abgeriſſenen Faden der Unterhaltung auf.

Nicht zwar gerade die Beſchreibung und Geſchichte der Gefängniſſe, ſprach Philipp, wohl aber die Geſchichte merkwürdiger, unſchuldiger Gefangener hat von jeher meine lebhafte Theilnahme erregt. Bei meinem kurzen Aufenthalte in Madrid beſuchte ich auch das Haus, das einer der edelſten, hochbegabteſten Zeit- und Kunſtgenoſſen des großen Shakſpere, Miguel de Cervantes Saavedra bewohnte und beſahe mir das Ehrendenkmal, das ein jetzt lebendes Geſchlecht dem von ſeiner Zeit ſo wenig erkannten, ja verachteten Manne, der Spaniens höchſter Dichterheld war, geſetzt hat. Dieſes Ehrendenkmal iſt jene Büſte, welche ein ſpaniſcher Bildhauer im vorigen Jahrzehend im Auftrag der Regierung nach einem Bild des Dichters gefertigt und die man an der Vorderſeite des unaufgebauten Hauſes aufgeſtellt hat, unter deſſen damals armſeligem Obdach Cervantes ſeine letzten Jahre verlebte. Wenn auch die Sage, daß derſelbe den erſten Band ſeines Don Quixote in einem Kerker geſchrieben habe, darin man ungerechter Weiſe ihn eingeſperrt hatte, keine ganz verbürgte ſein ſollte, ſo iſt dagegen die Geſchichte ſeiner fünfjährigen, harten Gefangenſchaft in Algier eine deſto ſicherer erwieſene Thatſache. Und glich denn nicht faſt das ganze Leben des Mannes dem Looſe eines Gefangenen, der unter dem engen Gewahrſam einer fremden, gewaltthätigen Macht ſteht? Mußte er nicht gegen ſeine Neigung und gegen ſeinen Willen, von Dürftigkeit gezwungen, die Hochſchule von Madrid und die frühe betretene Dichterbahn verlaſſen und als 22jähriger Jüngling in Italien das Geſchäft eines Kammerdieners übernehmen? Und als er, im jugendlichen Verlangen, ſich, wo nicht mit der Feder, doch mit dem Schwerte Ruhm zu erwerben, Kriegsdienſte unter den ſpaniſch-neapolitaniſchen Truppen gegen die Türken und Corſaren nahm, da empfieng er in der Schlacht bei Lepanto, neben dem wohlverdienten Lobe ſeiner Tapferkeit zugleich jene Wunden, davon die eine ihm ſeinen linken Arm auf immer lähmte, mußte im Krankenhauſe zu Meſſina lange Zeit gefangen ſein. Dennoch machte er, ſobald er geneſen, noch einige kühne Feldzüge mit, gerieth aber dann bei der Rückreiſe nach ſeinem Vaterland in die wirkliche, furchtbare Gefangenſchaft der Corſaren, die ihn nach Algier verkauften, wo er in die Hände von renegatiſchen Barbaren kam, welche ihn mit fanatiſcher Härte behandelten. Und als nun endlich, nachdem er in ſeiner fünfjährigen Sclaverei mehrmalen der Gefahr der grauſamſten Todesſtrafe wie durch ein Wunder entgangen war, von ſeinen Landsleuten losgekauft nach Madrid kam, da durfte er nicht dem Drang ſeiner Neigung und dem innern Berufe folgen; ſtatt der Feder und ſtatt der Bücher mußte er abermals Flinte und Schwert ergreifen. Er trat, durch Dürftigkeit genöthigt, von neuem in ſein Regiment ein, nahm an der Expedition nach den azoriſchen Inſeln Theil und that ſich auch bei dieſem Feldzug durch Tapferkeit und beſonnene Haltung ſo hervor, daß er vor Andern einer ehrenden Anerkennung von ſeinem Vaterlande würdig geweſen wäre. Dieſe aber reichte nur ſo eben für einige der jungen Krieger aus höherem, anſehnlicherem Stande hin, nicht bis zu ihm herab.

Der Mund des Lieutenants verzog ſich bei dieſen Worten zu einem bittern Lächeln, Philipp aber fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Cervantes trat endlich jetzt, durch ſeine geſchwächte Geſundheit genöthigt, in das unabhängige Leben eines armen Dichters zurück, dem zwar das tägliche Brod kaum zur Genüge, in reicher Fülle aber die Luſt zugemeſſen war, welche das Gelingen der Werke der Hand und die Begeiſterung für die ſelbſt geſchaffene Welt lieblicher Dichtungen gewährt. Sein Flug war aber zu hoch für den Geſichtskreis der großen Mehrzahl ſeiner damaligen Landsleute; ihr Blick konnte leichter dem niederen Fluge der Gänſe, als dem Aufſchwung des Adlers in die Wolken folgen. Der arme Dichter hatte ſich verheirathet, in der friedlichen Stille ſeines häuslichen Glückes lebte er in Sevilla von dem ſehr ſpärlichen Ertrag eines kleinen Amtes. Wer ſollte es für möglich halten, daß Cervantes gerade in einer Zeit, da ihm die Fluth der äußeren Noth und Kümmerniſſe am meiſten, wie man zu ſagen pflegt, über ſeinem Haupte zuſammengieng, über einem Haupte, das nach ſo manchen ausgeſtandenen Beſchwerden ſchon zu ergrauen anfieng, im Jahre 1604 den erſten Band ſeines Don Quixote, das Buch voll heiterſten Scherzes ſchrieb? Dieſes in ſeiner Art unvergleichliche Werk fand anfangs wenige, ſpäter mehrere Leſer, die an ſeinem Inhalt ſich ergötzten, ſelbſt zu den Kreiſen der höher Geſtellten fand daſſelbe Eingang, nicht aber mit ihm zugleich die beſcheidenen Bittgeſuche ſeines Verfaſſers um eine Verbeſſerung ſeiner Lage. Daſſelbe Loos hatten ſeine Novellen und ſo manches andre ſeiner dichteriſchen Werke; ein Schwarm der mißgünſtigen, ehrloſen, wie ehrſüchtigen Dichterlinge und Literaten, an denen es ſchon damals nicht fehlte, bildeten eine Mauer zwiſchen ihm und den Angeſehenen, ſo wie Mächtigen ſeiner Zeit, die kein eignes Urtheil hatten und die deshalb zum Nachſprechen fremder, bis dahin für allein gültig gehaltener Meinungen verurtheilt waren; Cervantes und ſeine Noth blieben unbeachtet. Ein hämiſcher Neider durfte es wagen, eine Fortſetzung des Don Quixote zu ſchreiben, die voll giftiger Schmähungen und Spöttereien gegen den hoch über ſolchen Kritikern ſtehenden Dichter war. Dieſer antwortete nur durch die That, indem auch er jetzt die Fortſetzung ſeines Don Quixote herausgab, die wie eine hochſtehende Eiche über die Sumpfgewächſe ſeiner Neider ſich erhob. Die Noth der letzten Lebenstage des Cervantes wurde durch die großmüthige Unterſtützung des Grafen von Lemos gelindert;

er endigte das vielgetrübte und dennoch glückliche Leben an einem Tage mit ſeinem großen Zeitgenoſſen Shakſpere, am 23. April 1616.

Ein ſonderbares Zuſammentreffen, ſprach der Clerk, durch welches der Lebensanfang ſo wie das Lebensende des großen engliſchen Dichters, dieſes tiefeſten Sehers in das Geheimniß der menſchlichen Seelenkunde ausgezeichnet iſt. Shakſpere ward im Jahre 1564, mithin in einem Jahre mit Galilei, dem Seher in das Geheimniß der Lebensbewegungen der Natur, geboren, und in eben demſelben Jahre ſtarb Michel Angelo, ein mit Shakſpere ebenbürtiger Geiſt; Michel Angelo, der im Todesjahre ſeines großen vaterländiſchen Dichters Arioſto 1474 geboren war. In dem Sterbejahre des Cervantes, wie des Shakſpere aber: 1616 ward der große Meiſter im Nachbilden der Natur durch Farben und Pinſel Salvator Roſa geboren.

Auch ich, ſprach der Capitän Broomfield mit ſeltſam lächelnder Miene, bin in einem und demſelben Jahre mit Napoleon, Wellington und Mehmed Ali, 1769 geboren.

Sagte ich es Ihnen nicht, flüſterte der Cadet ſeinem Nachbar Adolph zu, der Mann iſt ein Narr, und zwar ein vollſtändiger.

Mein Freund und Landsmann Philipp, ſprach Steller, erwähnte ſo eben einer wunderlich erſcheinenden Eigenheit unſerer Menſchennatur, vermöge welcher dieſe mitten in dem tiefſten äußeren Jammer von der heiterſten Laune ergriffen, ſowie umgekehrt, mitten im reichſten äußeren Glück von der ſchmerzlichſten Seelenſtimmung heimgeſucht wird; mir fiel dabei der italieniſche Satyriker Parini ein, deſſen witzige Werke von heiterſter Laune zeugen, während er ſelbſt, von Geburt ein armer Bauernſohn, ſeit ſeinem 10ten Jahre gelähmt, als Krüppel an ein Lager der Schmerzen gefeſſelt war.

Ich kenne, ſagte der Clerk, ein ähnliches Beiſpiel von Zuſammengeſellung der heiterſten Laune mit leiblichen Schmerzen und tiefer Kränklichkeit an dem engliſchen Schriftſteller Cooper, der ſeinen unvergleichlichen John Gilpin in einer Zeit ſchrieb, wo ſein Leib von beſtändiger Kränklichkeit niedergebeugt war.

Merkt doch wohl auch, ſprach Philipp, den Provinzial-Briefen des großen Pascal, dieſem an Klarheit und geiſtiger Heiterkeit unerreichbarem Meiſterwerk, kein Leſer es an, in welcher äußeren Stimmung und tiefer innerer Gebeugtheit ſie geſchrieben ſind.

Die Gebundenheit der äußeren Kräfte durch Krankheit mag wohl, ſprach Steller, ſchwer auf der Seele laſten, die Ketten und Mauern eines dumpfigen Kerkers ſind aber gewiß nicht minder ſchwer zu ertragen, als das Hinſiechen auf dem Krankenbett. Und dennoch ſchrieb Boëthius, den die chriſtliche Kirche unter die Zahl ihrer Heiligen aufnahm, obgleich einige neuere Kritiker bezweifeln wollen, daß er jemals die Taufe empfangen habe, ſein herrliches Werk über den Troſt, den die Weisheit giebt, in dem engen Gefängniß eines Thurmes von Pavia, in der Vorausſicht ſeines nahen Todes auf dem Schaffot, dahin ungegründete Verdächtigungen ſeiner Feinde und Neider im Jahre 624 oder 626 nach dem Urtheil des Königes Theodorich ihn führten, dieſes ſonſt ſo ruhmeswerthen, im Gefühl der Schwäche ſeines Alters aber mißtrauiſch gewordenen Königes der Gothen; jenes Buch, das ſelbſt der edle, fromme König Alfred der Große ſo doch in Ehren hielt, daß er, ſo wie einen Theil der Bibel, es ins Angelſächſiſche überſetzte.

Auch der Engländer Buchanan, ſagte der Clerk, ſchrieb ſeine Ueberſetzung der Pſalmen, ein zu ſeiner Zeit hochgeachtetes Buch, in einem Gefängniß zu Coimbra, und ein Mann, deſſen Name etwas Gleichlautendes mit dem des Pſalmenüberſetzers hat, ſchrieb ein Werk, das ganz überaus weit in die Welt ausgegangen iſt, während er ſelber im engen Raum eines Gefängniſſes ſaß, in welchem er keine ſechs Schritte weit hin und her zu gehen vermochte. Ich meine Bunyan, den Verfaſſer der Reiſe eines Chriſten, die in ſo vielen Ausgaben in alle europäiſche, ſo wie in mehrere orientaliſche Sprachen (namentlich erſt vor Kurzem wieder ins Arabiſche) überſetzt, noch jetzt, faſt 200 Jahre nach dem Tode des Verfaſſers, in allen Erdtheilen, darin Chriſten wohnen, ihre theilnehmenden Leſer findet.

Wurde nicht auch, fragte Adolph, ein anders urſprünglich engliſch geſchriebenes Werk, das in alle europäiſche Sprachen, ja ſogar ins Chineſiſche überſetzt iſt, „der Kanon der Logarithmen" von Napier, ſeinem Verfaſſer, ausgearbeitet, während er in einem Thurm gefangen ſaß?

Ich muß dieſem allerdings früher vielverbreiteten Irrthum widerſprechen. Er beruhet auf einem Mißverſtändniß. Denn der alte Thurm in dem Ritterſchloſſe Marchiſon bei Edinburgh, wo man noch jetzt das Zimmer zeigt, das dem wunderlichen, durch ſeine Gaben und Leiſtungen aber zugleich auch wunderbaren Erfinder der Logarithmen viele Jahre lang zum Studirzimmer diente, war keinesweges für ihn ein Gefängniß, ſondern ein ſelbſt gewählter Ruheſitz und Lieblingsaufenthalt. John Napier, der Laird oder wie er ſich ſelber nennt, liber Baro von Marchistown iſt einer der merkwürdigſten Männer des 16ten Jahrhunderts geweſen, in deſſen Mitte er geboren ward. Schon in ſeinem 12ten Jahre ward er für den Beſuch der Hochſchule des St. Salvator Collegiums von St. Andrews für reif gehalten; nach Vollendung der Univerſitätsſtudien ließ ihn ſein Vater auf Reiſen gehen, und wir wiſſen nicht, wie lange und in wie vielen Ländern der junge Abentheurer ſich herumgetrieben hat, doch nennt er bei Gelegenheit Frankreich, Italien und Deutſchland als ihm wohlbekannte Länder. Er war gegen 40 Jahre alt, da er ſeine ruhigere Wirkſamkeit im Vaterlande begann, lebte bei ſeinem Vater, der erſt ſpät, (als der Sohn ſchon 58 Jahre alt war) ſtarb. Dort im alten, väterlichen Ritterſchloſſe ſchrieb er zuerſt ein theologiſches Werk über die Offenbarung, dem er eine Zueignungsſchrift an König Jacob VI. von Schottland voranſetzte, welche fern von aller Schmeichelei nur voll ſtrafenden Ernſtes und voller Warnungen iſt. Bei dieſem allem hätte er ſelber mancher Warnung bedurft, denn er ließ ſich öfters durch ſeinen Hang zum Wunderbaren zu allerhand magiſchen Künſten, ſogar zu Schatzgräbergeſchichten im Ritterſitz des befreundeten Barons Logan, zu Faſtcaſtle hinreißen. Hiedurch gerieth er in den Ruf eines Zauberers, namentlich in der Umgegend von Gartneß, wo er ſich öfters aufhielt. Aus all' ſolchen Verirrungen fand jedoch ſein kräftiger Geiſt bald einen Ausgang und eine Rettung durch die ſtreng wiſſenſchaftlichen mathematiſchen Studien, denen er ſich jetzt mit vollem Eifer hingab. Seine erſte Tafel der Logarithmen erſchien im Jahre 1624 zu Edinburgh im Druck und dieſe Erfindung von unüberſehlicher Anwendung und Wichtigkeit fand in ganz Europa eine bewundernde Theilnahme. Der große deutſche Aſtronom Keppler dedicirte, zum Beweis dieſer Anerkennung, dem Napier ſeinen Almanach auf 1617 und machte ſpäter auf das Geſetz und das Verfahren bei der Bildung der Logarithmen aufmerkſam, welches der ſchottiſche Erfinder verſchwiegen hatte. Uebrigens konnte ſich Napier neben dieſen verdienſtlicheren Arbeiten, zu denen auch die Erfindung der Rechenſtabe gehörte, von ſeinem Hange zu geheimen, verborgenen Künſten nicht ganz losmachen, zu welchen Künſten die Entzündung eines ziemlich fern vom Strande liegenden Schiffes durch Brennſpiegel gehörte, ſo wie die Erfindung von einer Art von Höllenmaſchiene. Unter den vielen Kindern des Napier (er hatte deren 12) zeichnete ſich beſonders der dritte, Robert, als Mathematiker aus, der nach ſeines Vaters Tode (dieſer ſtarb 1617) eine neue Ausgabe der Logarithmentafeln beſorgte. Zu der Vervollſtändigung dieſer Tafeln hatte Briggius, damals Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie am Grashams Collegium in London, Vieles und Weſentliches beigetragen; ein Mann, deſſen mächtiger Geiſt ganz in die Tiefe der großen Entdeckung eindrang, welche das Leben der Aſtronomen und Mathematiker des höheren Ranges, wie man ſagen kann, in geiſtiger Weiſe um Jahrhunderte verlängert. Die beiden Männer, Napier, der Laird von Marchiſton und Briggs, der Profeſſor, hatten auch eine ſo große, gegenſeitige Ehrfurcht vor einander, daß ſie, wie Lilly erzählt, als ſie auf dem Schloſſe zu Marchiſton zum erſten Male zuſammenkamen, lange Zeit einander nur ſchweigend betrachteten, keiner zuerſt das Wort nehmen wollte.

Nicht um Ihrem großen Schottländer, ſo ſprach Steller, das Verdienſt ſeiner folgenreichen Entdeckung zu ſchmälern, ſondern nur als einen Beweis dafür, daß ſo oft gewiſſe geiſtige Bewegungen und Beſtrebungen nach einem verwandten oder gleichen Ziele hin zu derſelben Zeit in verſchiedenen Menſchenſeelen erwachen, führe ich an, daß zu gleicher Zeit mit dem Laird von Marchiſton, ohne von dieſem zu wiſſen, ein deutſcher Schweizer, Namens Jobſt Byrg, Tafeln in einer Art der logarithmiſchen Reihenfolge der Zahlen berechnete. Dieſer Byrg (aus dem Canton St. Gallen) war ſeiner Profeſſion nach ein Mechaniker, der ſich durch das Fertigen von Himmelsgloben ernährte. Ihm blieb wenigſtens die Erfindung des Triangular-Inſtrumentes ein unbeſtrittenes Eigenthum.

Napier, der wunderbare und zugleich wunderliche Laird von Marchiſton hat mich, ſagte Adolph, an einen deutſchen wiſſenſchaftlichen Abentheurer von anderer Art, aber von gleicher Neigung zu geheimen Künſten erinnert: an den angeblichen alchymiſtiſchen Adepten Johann Friedrich Böttcher oder Böttiger, welcher ſich ſelber und Andre, namentlich ſeine hohen Gönner am ſächſiſchen Hofe, den Fürſten von Fürſtenberg und den Grafen Tſchirnhauſen, lange mit der Hoffnung Gold zu machen getäuſcht hatte und zuletzt als Gefangener, in ſtrengem Gewahrſam die Kunſt erfand, ein weißes Porzellan dem damals noch ungemein koſtbaren chineſiſchen und japaneſiſchen vergleichbar zu fertigen.

17. Die Epiſode von den Wrackern.

Während die kleine Geſellſchaft im Capitänszelte mit dieſen Geſprächen ſich unterhielt, hörte man zuerſt einen Schuß, wie von einer kleinen Kanone in der Ferne, dem gleich nachher ein näherer anderer, aus der Schiffskanone, die bei dem Wrack aufgeſtellt war, antwortete. Der Cadet ſprang ſogleich hinaus und beim Oeffnen des Zeltvorhanges ſahe man ein Feuerſignal von dem Riff, auf dem das geſcheiterte Schiff lag, hereinleuchten. Der Clerk, wie der Lieutenant blieben ruhig auf ihren Sitzen und ihrem Beiſpiel folgten auch die deutſchen Gäſte. Nach wenig Minuten trat der Cadet wieder herein und rief den Andern zu: laſſen Sie ſich ja nicht ſtören beim Genuß Ihres Thees. Es ſind die Wracker, auf deren Ankunft wir ſchon längſt gewartet haben und es immer nicht begreifen konnten, daß ſie unſre Spur noch nicht aufgefunden hatten. Jetzt in der Nacht können ſie doch nicht mehr zu uns herankommen, ohne unter die ſpitzigen Zähne der Felſenklippen zu gerathen, und daß wir hier ſind und ihre Hülfe begehren, das haben wir ihnen durch unſre Signale in ſattſamer Weiſe angedeutet. Ich ſelbſt werde bald wieder zu Ihrer Geſellſchaft kommen.

Der Cadet entfernte ſich wieder und die deutſchen Gäſte ſahen den Clerk fragend an. Unſre ſeemänniſche Sprache, ſagte dieſer, iſt vielleicht Ihnen, deren Heimath das Feſtland iſt, nicht immer ganz verſtändlich. Die Wracker (Berger) von denen der Herr Cadet ſprach, ſind ſolche Leute, die ſich mit dem Aufſuchen von geſtrandeten oder geſcheiterten Schiffen, ſo wie mit der Hülfeleiſtung und Rettung der Schiffbrüchigen und ihres Eigenthums beſchäftigen. Man hat und kennt dergleichen Leute auch in andern Küſtengegenden; hier für die Bermudas, ſo wie für die Bahamas-Inſeln ſind ſie aber von ganz vorzüglicher Wichtigkeit, weil da auf den vielen verborgenen Klippen und zwiſchen den Felſenriffen ſo häufig Unglücksfälle ſich ereignen. Faſt immer pflegt einer oder der andre

Wracker hier innerhalb und außerhalb der Bermudas-Inſelngruppe herum zu kreuzen, vor allem gehen ſie nach einem Seeſturm auf ihr Geſchäft aus, das für ſie noch immer, ſo ſehr das vormalige Strandrecht durch Geſetze beſchränkt wurde, ein ſehr einträgliches iſt. Nach der vormaligen Einrichtung gehörte ein Wrack mit dem ganzen Inhalt ſeiner Ladung denen an, die es auffanden, wenn kein lebender Menſch in demſelben war. Die Berger hatten dann von ihrem Gewinn nur ein Fünftheil an die Regierung, ein Zehntheil an den Gouverneur abzugeben. Fand ſich aber auch nur ein lebender Menſch auf dem Wrack, ſo hatte dieſer Recht, es zu bezeugen und zu entſcheiden, ob die Güter ihm oder wem ſonſt angehörten, und die Wracker erhielten dann für ihre Hülfleiſtung nur eine wohl angemeſſene Vergütung. Es war ihnen der Vortheil, den ſie von ihrem lebensgefährlichen Tagwerk zogen, wohl zu gönnen; hier an dieſen Inſeln haben ſie in einer Reihe von Jahren, man kann ſagen, viele Hunderte der Schiffbrüchigen, die hülflos auf einem Felſenriff ſchmachteten vom Tode gerettet und Tauſenden in ihrer Noth Hülfe gebracht, indem ſie als geſchickte Piloten die fremden Schiffe aus dem Labyrinth der Klippen hinaus ins freie Meer oder in den ſichern Hafen geleiteten. Ueberdieß ſind die Bewohner der Bermudas als die geſchickteſten Taucher in dem ganzen Gebiet des weſtindiſchen Meeres bekannt, ſie haben den Schiffbrüchigen manche ihrer ſchätzbarſten, ins Meer verſunkenen Güter, aus der freilich hier nur ſelten großen Tiefe heraufgeholt, manchen, der auf einem Balken oder Maſtbaum im Meer herumſchwamm, in ihre Boote gezogen. Auch als Holzlieferanten, aus den noch immer reichen Waldungen der rothen Cedern und als Schiffszimmerleute erweiſen ſich dieſe Leute hülfreich und ſehr geſchickt. In neuerer Zeit ſtehen die Wracker und ihr Geſchäft unter beſonderer Aufſicht des Gouvernements, um jede Möglichkeit und ſelbſt jeden Verdacht eines Unterſchleifes und eines Eingriffes in fremdes Eigenthumsrecht von ihnen zu entfernen. Unſer Capitän, als ein vormaliger Bermudaner, kennt die meiſten oder wenigſtens die anſehnlichſten hieſigen Seeleute, die mit unſern weſtindiſchen Beſitzungen in beſtändigem Verkehr ſtehen, iſt überdies ein Verwandter des Gouverneurs, wir dürfen mithin die Ankunft der Wracker wie einen Beſuch von Freunden betrachten.

18. Das Fluthen und Ebben der öffentlichen Schande und Ehre.

Der Cadet war wieder hereingetreten und hatte ſeinen vorigen Sitz eingenommen. Nun dürfen wir guten Muthes ſein, ſprach er, und unſern Thee uns doppelt wohl ſchmecken laſſen, alle Mühe und Arbeit iſt uns jetzt erleichtert; wir werden, wenn auch nicht in unſerem Schiffe, ſo doch in einem andern in kürzeſter Zeit wieder weiter ſegeln können, woran namentlich dem alten Herrn Watſon ganz beſonders viel gelegen zu ſein ſcheint, der kaum den Morgen erwarten kann, um mit den Wrackern in Unterhandlung zu treten. Denn wir haben dieſen durch unſre Signale angedeutet, die zwiſchen uns Seeleuten zugleich eine Art von Telegraphen vorſtellen, daß wir in keiner augenblicklichen, dringenden Gefahr ſind, damit ſie nicht bei Nacht die halsbrechende Fahrt zu uns heran unternehmen.

William ließ auf einige Zeit bei ſeinem Abendbrode ſich wohl ſein. Dann nahm er von neuem das Wort und fragte den Clerk: iſt Ihnen wohl mein eigentlicher Familienname bekannt? Man nennt mich hier auf dem Schiffe gewöhnlich nur bei meinem Vornamen William oder bei meinem Stand als Cadet, denn ich bin ſchon als 10jähriger Knabe aus Luſt und Liebe zum Seeleben hier auf dieſes Schiff und in die gute Schule des Capitän Reid gekommen, gelte alſo wie ein Kind des Hauſes. Sie aber ſind erſt ſpäter unſer ehrenwerther Schiffsgenoſſe geworden.

In der That, ſagte der Clerk, Ihren Familiennamen wüßte ich nicht zu nennen.

Nun, dieſen will ich Ihnen, ſo wie hier unſern Gäſten, heute ſagen. Ich heiße Prymm und ſtamme in gerader Linie von dem ſehr bekannten William Prymm, dem großen Rechtsgelehrten und eifrigen Puritaner ab, der wohl auch einer der merkwürdigſten, vielgeplagteſten Gefangenen und einer der thätigſten, wirkſamſten Schriftſteller im Kerker geweſen iſt. Sie haben uns vorhin ſo ſchöne Geſchichten von dem muthigen Benehmen mancher unſchuldiger Gefangenen erzählt, daß ich mich dadurch aufgefordert fühle, auch meinerſeits durch einen kurzen Abriß der Geſchichte meines Urahnen einen kleinen Beitrag zur Unterhaltung zu geben.

Ich weiß ſelbſt nicht, wie viel Geſchlechter meiner Stammväter vergangen ſind, ehe die Reihe des Auftretens unter den Menſchenkindern der Erde an mich kam; ich weiß es übrigens von meinem Großvater, den ich bei dem Antritt dieſer Reiſe als einen munteren Greis von einigen ſiebenzig Jahren verließ, daß ſein Ur-Großvater Thomas Prymm einer jener Puritaner geweſen ſei, die den Muſterſtaat von Neuengland ſeine eiſenſtarre Einrichtung gaben, ob aber dieſer ein Sohn oder ein Enkel des berühmten William Prymm geweſen iſt, das kann ich nicht ſagen; die Geſchichte jedoch des alten Kerkerhelden lebt in unſerer Familie noch in friſchem Andenken.

William Prymm, im Jahre 1600 in der Grafſchaft Sommerſet geboren, zeichnete ſich ſchon als Student zu Oxford, dann während ſeiner weiteren Ausbildung zum Rechtsgelehrten in London ſo rühmlich aus, daß er in einem ungewöhnlich frühen Alter die Geſchäfte eines Sachwalters übernehmen durfte. In ſeinem 27ten Jahre trat er als Kämpfer für ſeine religiöſe Ueberzeugung in verſchiedenen Schriften auf, die nicht eben nach dem Geſchmack der größeren Menge ſein mochten, man konnte ihm jedoch geſetzlich noch nichts darüber anhaben. Als er aber im Jahre 1632 ſeine „Comödiantengeißel“ ſchrieb, mit deren übergroßer Strenge ich wohl ſelber nicht zufrieden ſein würde, — denn ich will es Ihnen nicht läugnen, ich bin in London und wo ich ſonſt auf unſern Reiſeſtationen Gelegenheit dazu fand, gern, wenn gute Stücke aufgeführt wurden, in’s Theater gegangen und gienge, wenn ich könnte, heute wieder in eines, — da war’s mit der Nachſicht, die man bis dahin mit ihm getragen hatte, auf einmal aus. Die Gemahlin König Karls I. war nämlich ſelber in einem Schauſpiel bei Hofe als Actrice aufgetreten und man glaubte (mit Recht) in dem Buche meines Urahnen ſcharfe Seitenhiebe auf die königliche Herablaſſung zum Staub der Bühne entdeckt zu haben. Ein gerichtliches Verfahren wurde gegen den vermeintlichen Läſterer der Königin eingeleitet; er wurde aus der Liſte der Sachwalter, ſo wie der Ehrenmitglieder der Univerſität Oxford geſtrichen und zu einer ſtarken Geldbuße verurtheilt. Aber dabei blieb das Urtheil noch keineswegs ſtehen; mein armer Urahne wurde zweimal zur öffentlichen Schmach und Schande am Pranger ausgeſtellt, der Scharfrichter ſchnitt ihm ein Ohr ab und dann ſperrte man ihn nach dem Ausſpruch der Richter auf Lebenszeit in's Gefängniß. Sein Eifer aber und ſein Muth waren nicht an Ketten geſchloſſen; er fand Feder, Tinte und Papier, fand Gelegenheit zu ſchreiben und benutzte dieſe Gelegenheit ſo tüchtig, daß nach einiger Zeit ſeine „Neuigkeiten aus Ipswich“ (gute Freunde hatten den Druck der Schrift beſorgt) das Stadtgeſpräch von ganz London bildeten. Der Inhalt dieſer Neuigkeiten traf die damals herrſchende Parthei der fanatiſchen Verfolger, traf das tiefe ſittliche Verderben und die Ungerechtigkeiten der Mächtigen und Hochgeſtellten des Landes ſo empfindlich, daß man abermals das Haupt des kühnen Schriftſtellers aus dem Gefängniſſe erhob, nicht um ihn wieder in ſein Amt einzuſetzen, ſondern um ihn mit dem eiſernen Ring um den Hals an den Pranger zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit ſchnitt ihm der Nachrichter, nach dem Urtheil der Hochrichter, auch das andre Ohr ab und brannte ihm mit einem glühenden Eiſen die Buchſtaben **S. L.** auf die Wange, die ſo viel als **Seditious Libeller** (aufrühreriſcher Pasquillant) bedeuten ſollten. Tauſend Andre hätten ſich jetzt zufrieden gegeben, um ſo mehr, da dem rüſtigen Bücherſchreiber für jedes neue Vergehen ſolcher Art nicht das Meſſer des Scharfrichters, das kein Ohr mehr abzuſchneiden gefunden hätte, ſondern das Henkerbeil angedroht war. William Prymn jedoch, bereit, ſein Haupt für das Bekenntniß ſeiner religiöſen Ueberzeugung dahin zu geben, ſchrieb noch immer, ſchrieb kühner und gewaltiger als jemals fort. Wie er das angefangen hat, da er von jetzt an ſo ſtrenge bewacht war, ob er die Mondſcheinnächte und andre unbewachte Augenblicke zum ſchreiden benutzte, oder ob ihm dieſes, was wahrſcheinlicher iſt, durch eine Uebereinkunft ſeiner vielen, zum Theil mächtigen Freunde und Glaubensgenoſſen, mit den Gefängnißwärtern möglich wurde, das weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß es gewiß bald mit ihm ein blutiges Ende genommen hätte, wenn nicht durch die Unruhen, die unter Karl I. ausbrachen, eine ganz neue Geſtaltung der öffentlichen Zuſtände eingetreten wäre. Prynn wurde nicht nur aus dem Gefängniß entlaſſen, ſondern zum Abgeordneten beim Parlament gewählt. Unter lautem Jubel des Volkes, das ihn als einen Märtyrer der freimüthigen Wahrheitsliebe betrachtete, zog er in die Hauptſtadt ein. Durch eine bemerkenswerthe Fügung mußte jetzt er der Richter ſeiner vormaligen Richter werden.

Jetzt aber trat in der Handlungsweiſe meines Urahnen ein Wendepunkt ein, den zwar alle ſeine Freunde und man darf ſagen, alle beſſer Geſinnte gar nicht anders erwartet hatten, welchen aber die größere Mehrzahl mit der Meinung, die ſie von ihm hatte, nicht zuſammenreimen konnte und mithin überhaupt für ungereimt hielt. Wer hatte den Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten der weltlichen, ſo wie der geiſtlichen Macht des Landes kühner in's Angeſicht widerſprochen, als Prynn, wer war von dieſer Macht mit ſchreienderem Unrecht gemißhandelt worden, als er? Mußte er nicht, ſo meinten die Leute, ein ganz entſchiedener, unverſöhnlicher Feind dieſer Macht ſein? Die Independenten waren im Grunde genommen ſolche Feinde aller menſchlichen und göttlichen Ordnung, obgleich ſie eine Zeitlang mit den Puritanern, als den Verfolgten, Parthei gemacht und deshalb einen religiöſen Schein angenommen hatten. Sie rechneten bei ihren Umſturzverſuchen mit voller Sicherheit auf Prynn als einen der Ihrigen. Sie hatten ſich aber ſehr geirrt. Prymm war ein Gelehrter- und ein Mann des Rechts, nach alt engliſchem und altchriſtlichem Styl, und ich meines Theiles, obgleich ich in Neuengland geboren und ein Republikaner bin, würde mich von Cromwell und ſeiner Rotte eben ſo entſchieden losgeſagt haben, als mein Urahn es that. Denn wir Prymms, obgleich wir in der puritaniſchen Strenge ein wenig nachgelaſſen haben, ſind doch der Geſinnung nach in der Hauptſache dieſelben geblieben und halten das für unſre Richtſchnur, was Gott in Seinem Worte zu den Menſchen geſagt hat.

Nun, der Urahn möchte, wenn er mich in's Theater gehen ſähe, dazu ſagen, was er wollte, ich bekenne mich dennoch in alle Dem, das Grund und Stich hält, zu ihm und ſeines Gleichen, und wenn ich in manchen Stücken aus der Richtung des guten Fahrwaſſers gefallen bin, ſo möge der große Steuermann, der die Fahrt unſers Lebens lenkt, mich wieder zurecht führen. Ich ſage es alſo nochmals, ich, eben ſo wie mein Altvater William, zu deſſen Ehrengedächtniß ich als der Erſtgeborne unter meinen Brüdern meinen Taufnamen trage, würde mich dem Streben, ſo wie der emporkommenden Macht der Independenten widerſetzt, und mich aus allen Kräften bemüht haben, einen friedlichen Vergleich zwiſchen der königlichen Gewalt und dem Volke zu Stande zu bringen. Der herrſchenden Parthei war aber dieſes keineswegs nach ihrem Sinne. Mein Urahn wurde nicht bloß, wie einige andre ſeiner Geſinnungsgenoſſen, vom Parlament ausgeſchloſſen, ſondern zum dritten Mal in ſeinem Leben in die langgewohnte Einſamkeit des Kerkers zurückgeführt, und zwar diesmal nicht vom Pranger, ſondern von dem Ehrenſitze im Parlament. Das Rad der Geſchicke unſers Landes drehte ſich aber jenesmal ſchneller, als man es gedacht hatte; was ſo eben noch unten geweſen war, das kam wieder oben auf, Prymm nahm im Jahre 1659 ſeinen Sitz im Parlament mit Ehren wieder ein, arbeitete jetzt, noch eifriger als vorher an der Reſtauration, oder wie die Independenten ſagten: der Reaction. Das Werk gelang; das Königthum, oder eigentlich die Macht des Geſetzes und der Ordnung erhielt von neuem, zum Segen des Landes, ihre rechte Geltung; jene Macht war durch die Gefahren, die ſie betroffen hatte, nur geläuterter und befeſtigter worden. Prymm, was er ſich wohl niemals hätte träumen laſſen, wurde noch zu dem Amt eines königlichen Oberarchivars für die Urkunden befördert, die im Tower verwahrt lagen, und konnte jetzt wohl auch gelegentlich alle die königlichen Akten, die in ſeinen früheren Prozeſſen und ſeinen Verurtheilungen zum Schandpfahl des Prangers, zum Ohrenabſchneiden, Brennen mit glühendem Eiſen, und Androhung des Kopfabſchlagens geſchrieben worden waren, mit eignen Augen leſen. Mit ſolchen Dingen übrigens hielt er ſich nicht auf, ſondern, wie mir mein gelehrter Oheim in Boſton geſagt hat, ſchrieb er jetzt, wo ihm die Quellen dazu geöffnet waren, mehrere ſchätzbare Werke über die geſchichtlichen und ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe ſeines Vaterlandes in älterer Zeit. Die eingebrannten Buchſtaben S. L. auf ſeiner Wange waren ihm in ſeinen alten Tagen vor den Leuten, welche ſie ſahen, kein Zeichen der Schande, ſondern der Ehre, und als man ihn in ſeinem 70ten Jahre zu Grabe trug, da folgte ſeinem Sarge eine Menge der edelſten Männer aus allen Ständen und allen Theilen der großen Hauptſtadt.

Steller drückte dem ehrlichen Cadetten die Hand. — Wir ſind Ihnen Alle dankbar für dieſe Erinnerung an Ihren

Urahn, ſagte der Clerk, und räumen demſelben gerne einen vorzüglichen Rang unter den unſchuldig Gefangenen der neueren Zeiten ein.

Das Loos Ihres würdigen Ahnherrn, ſprach Philipp, war freilich ein noch ungleich härteres als das eines eben ſo glaubenstreuen muthigen Bekenners der von ihm erkannten Wahrheit: des großen Hugo Grotius, obwohl auch dieſem der Tod durch das Henkerbeil ganz nahe ſtand. Auch für den in andrer Hinſicht freilich unvergleichbaren Grotius wäre, nach dem Urtheil der verblendeten Richter ſeine Gefangenſchaft eine lebenslängliche geworden, wenn ſeine treue Frau nicht durch ihren ſinnreichen Einfall ihn aus dem Kerker befreit hätte. Uebrigens hatte auch er im Gefängniß ſeine Zeit nicht müßig verträumt, ſondern in der ihm gewordenen Abgeſchiedenheit und Stille all' ſeine Kräfte zu tieferen Forſchungen und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verwendet.

Daſſelbe that auch, fügte der Clerk hinzu, der edle, hochbegabte Walther Raleigh in ſeiner zwölfjährigen, unverdienten Gefangenſchaft, welche die treue Gemahlin, eben ſo wie die des Hugo Grotius, mit dem tief verkannten Manne theilte. Raleigh ſchrieb im Gefängniß ſein großes Werk über die Weltgeſchichte, und in dieſer erheiternden Beſchäftigung ward ihm der enge, dunkle Kerker zu einer großen, weiten, von einer niemals untergehenden, geiſtigen Sonne beleuchteten Welt. Auch in dieſer Zeit der Abgeſchiedenheit und des Ausruhens von den mühſamen Geſchäften des Staatsmannes und des Seemannes gönnte ſich Raleigh kaum mehr als ſeine gewöhnliche fünfſtündige Zeit zum Schlafe. Noch einmal, bei ſeiner unglücklichen Expedition nach Guinea, ſollte der große Seeheld und Weltbürger die natürlichen Herrlichkeiten der

Welt ſehen; im Jahr 1618 fiel ſein ſchuldloſes Haupt unter dem Henkerbeil, nach dem Urtheil König Jacobs I., der hierdurch über ſich ſelber und ſeine Regierung eines jener Urtheile ſprach, deren Folgen 30 Jahre nachher in immer wachſendem Maaße ſein Haus ſchwer getroffen haben.

Es giebt freilich, ſagte Steller, Beſchäftigungen, welche den Geiſt auch im Kerker, und ſelbſt bei der Ausſicht auf den nahen, gewaltſamen Tod erheben und freudig ſtimmen können. Eine ſolche war die franzöſiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift, welche Le Maiſtre großentheils in der Baſtille verfertigte, nach ihrem Maaße waren dies auch die beiden lateiniſchen Werke die Jerome Maggi bei Nacht in ſeiner türkiſchen Gefangenſchaft ſchrieb; dieſe dauerte ein ganzes Jahr, an deſſen Ende er erdroſſelt ward. Wir dürfen bei dieſer Gelegenheit ſelbſt der Madame Roland nicht vergeſſen, die ihre Memoiren in ihrem zweimonatlichen Gefängniß, unmittelbar vor ihrer Hinrichtung fertigte, während Lorenzo Lorenzeni, der Mathematiker, die Entbehrungen, die ſeine zwanzigjährige Gefangenſchaft ihm auflegte, in der Ausarbeitung ſeines Werkes über die Kegelſchnitte faſt ganz vergaß.

Noch merkwürdiger, ſprach der Clerk, als alle Leiſtungen und Werke der bloß leiblich Gefangenen, ſind wohl die der geiſtig Gefangenen, ich meine unter dieſen jene Unglücklichen, die von Schwermuth oder Wahnſinn umnachtet, in den hellen Augenblicken Funken des Geiſtes von ſich ſtrahlten, welche die an der Seele geſunden in hohes Erſtaunen ſetzten. Nur im Vorbeigehen, als kaum hieher gehörig, erinnere ich an das Beiſpiel des Alexander Curden, des fleißigen Verfaſſers der engliſchen Concordanz über die ganze Bibel. Curden, als er durch fehlgeſchlagne Hoffnung in den Zuſtand der Narrheit gerieth, litt wahrſcheinlich ſchon an den Folgen der Anſtrengung bei ſeinem überaus mühſamen Werke. Später, da er aus dem Irrenhauſe entlaſſen war, zeigte er ſich zu den Geſchäften eines ſorgfältigen Correctors, und zu manchen andern wiſſenſchaftlichen Arbeiten, ſo wie in ſeinem Haushalt vollkommen geſchickt und verſtändig, dabei war es aber, als wäre nur die eine Hälfte ſeines geiſtigen Weſens vom Tageslicht der Vernunft erleuchtet, die andre dagegen, wie die von der Sonne abgewendete Erdhälfte, in nächtliches Dunkel verſenkt, denn er blieb bis an ſein Ende ein halber Narr. Von ungleich andrer, mächtigerer Art als die Leiſtungen eines halben Narren ſind aber jene Lichtblitze, die, wie ich vorhin ſagte, bei manchen der Seelen, die in der Gefangenſchaft des Wahnſinnes ſchmachten, mitten aus dem Dunkel ihres geiſtigen Kerkers hervorbrechen. So ſchrieb der wahnſinnige Chriſtoph Smart mit Kohlen an die Wände ſeiner Zelle, die er im Irrenhauſe bewohnte, ein Gedicht: den Geſang Davids, welches durch die mächtigen Gedanken ſeines Inhaltes, wie durch ſeinen tiefrührenden Ausdruck, Jeden, der es lieſt, inniglich ergreifen muß.

Der Lieutenant, welcher allen Geſprächen der heutigen Abendunterhaltung mit großer, anhaltender Aufmerkſamkeit zugehört hatte, gerieth bei dem letzten Theil der Erzählung des Clerk in eine ſehr bemerkbare Bewegung. Es war, als ob er aus dem Traume zu einer klaren Erinnerung an Etwas erwachte, das er ſelbſt erlebt hatte, das ihm ſelbſt wiederfahren war.

Mit Kohle an die Wand geſchrieben, ſo ſprach er mit ſeltſamer Bewegung, ſteht es dort an der Wand meines Kerkers in Kabul, mein Gedicht an den Tod, meinen

Retter und Freund. Es iſt geſchrieben, als die Abendſonne auf mein Strohlager hereinſchien; der nächſtkommende Morgen war zu meiner und zu meines Sohnes Hinrichtung beſtimmt. Den Sohn haben ſie hingerichtet, mich haben ſie auf dem Strohlager gelaſſen.

Der Lieutenant verſank bei dieſen Worten in ein tiefes, ſchmerzliches Schweigen. Er hielt die Hand vor die Augen, als wollte er die Thränen verbergen; ſeine Augen hatten aber keine Thränen. Alle Anweſenden ſchwiegen, zur Theilnahme bewegt, und als der Lieutenant von ſeinem Sitze aufſtand, verließen auch die andern den ihrigen; man wünſchte ſich gute Nacht. „Ein armer, unglücklicher Mann,“ ſagte der Cadet zu Adolph, als beide vor der Thüre des Zeltes von einander ſchieden.

19. Die Geſchäftigkeit und die Ruhe des Vorſabbathes.

Die Sonne war noch nicht aus dem Meere heraufgeſtiegen, ſie hatte nur erſt ihre Strahlen in die oberen Höhen des Luftkreiſes vorangeſendet, aus denen ſie Schritt vor Schritt tiefer herabſtiegen, und über Meer wie über Land die Helle des angehenden Tages ergoſſen, da wurden ſchon alle Schläfer in den Zelten und Bretterhütten durch den lauten Zuruf erweckt, mit welchem die Schiffsmannſchaft ihre eben ankommenden Arbeitsgehülfen: die Wracker begrüßte. Dieſe hatten mit ihren Booten und Fähren bereits beim erſten Morgengrauen, nach mancherlei Wendungen und Krümmungen hindurch zwiſchen den Klippen, den ihnen wohlbekannten Zugang zu der Stelle, wo das Wrack lag, und zu dem Landungsplatze gefunden. Es gab da Begrüßungen und Freudenbezeugungen von vielfacher Art, wenn alte Bekannte und Freunde unvermuthet ſich, wo keiner den andern geſucht hätte, die Hand reichten, denn ſelbſt der Cadet fand in der Geſellſchaft der Wracker einen ſeiner jüngeren Brüder, der mit Erlaubniß des Gouverneurs das Abentheuer dieſer Seefahrt mit beſtanden hatte. Auch die deutſchen Landsleute hatten ſich unter die Schaar der Andern gemiſcht, und namentlich Adolph, der künftige anſehnliche Kauf- und Handelsherr, hörte mit großem Intereſſe den Unterhandlungen zu, welche der Capitän mit den Wrackern anknüpfte. So gute Freunde ſie unter einander waren, gab es dennoch ein langes Hin- und Herreden zwiſchen ihnen, ehe ſie Handels eins werden konnten. Die Bermudaner ſchlugen ihre Leiſtungen und Lieferungen an Zimmerholz, an Proviant, an Arbeitslohn faſt ſo hoch an, als ob ſie die Boote, in denen ſie zur Hülfe herbeikamen, erſt zu dieſem Zwecke hätten bauen oder ankaufen müſſen, und als ob das Cedernholz, das man von ihnen begehrte, von den Bahama-Inſeln oder aus Florida herkäme; der Capitän dagegen rechnete ihnen haarklein vor, wie viel Stunden Zeit ſie zu ihrer Fahrt von Georgstown hieher gebraucht haben könnten, wie viel der Lohn für ihre Mannſchaft auf's Höchſte betragen werde, wie viel ſie billiger Weiſe für ihre Mühe und Gefahr, wie viel für jeden guten Baumſtamm von einem gewiſſen Maaß der Dicke und Höhe anſetzen dürften. Die Unterhandlung wurde mit ſo lauter Stimme geführt, daß ein Fernſtehender hätte meinen können, die Leute zankten ſich unter einander und es werde bald zu Thätlichkeiten kommen; bald aber kamen die beiden Partheien, die eine durch Erniedrigung ihrer Forderung, die andre durch Erhöhung ihres Gebotes ſo gut und friedlich mit einander überein, daß ſie Hand in

Hand ſchlugen, und daß die Bermudaner dem Capitän zu der gaſtlichen Bewirthung folgten, die er für ſie hatte bereiten laſſen.

Während die Seeleute in ihrer Weiſe hochvergnügt waren und beim Frühſtück gegenſeitig auf glückliche Rettung und guten Fortgang der Reiſe, ſo wie zum Dank für die bereitwillige Hülfeleiſtung ſich zutranken, hatte der alte Watſon ſich zu Steller und Philipp geſellt. Er ſchien mehr als gewöhnlich zur geſelligen Mittheilung geneigt, ſprach zunächſt mit Steller und forderte dieſen zu einem Spaziergang am Saume der Küſte auf. Man ſahe die beiden im eifrigen Geſpräch, bald ſtill ſtehen, bald langſam weiter wandeln; Watſon hatte, ſo ſchien es, ſeinem jungen, deutſchen Freunde Vieles und Angelegentliches mitzutheilen, denn er, das konnte man bemerken, ſprach am meiſten, während Steller großentheils nur zuhörte.

Ich würde mich ſehr freuen, ſprach der Clerk zu Philipp, wenn der alte, ſo tief in ſich verſchloſſene, ſchweigſame Mann an Ihrem Freunde einen Menſchen gefunden hätte, zu welchem er ein rechtes Zutrauen faſſen und mit dem er frei und offen über das ſprechen möchte, was auf ſeinem Herzen laſtet. Einige von uns wiſſen Manches von der Geſchichte ſeiner letzten Jahre, Andres können wir errathen, wir aber dürfen den wunden Fleck ſeines Herzens nicht berühren; er weicht jeder ſolchen Berührung ängſtlich aus oder weißt ſie empfindlich und wie beleidigt von ſich zurück. Es iſt aber mit ſolchen geiſtigen Leiden wie mit manchen leiblichen, welche man lieber einem fremden, perſönlich wenig oder nicht bekannten Arzte anvertraut als einem nahe bekannten oder verwandten. Um ſo mehr, wenn der Kranke mit ſeinem Leiden zugleich eine

Veranlaſſung und Urſache deſſelben offenbaren ſoll, deren er ſich vielleicht zu ſchämen hat. Watſon iſt in vieler Hinſicht ein vortrefflicher, edler Mann, aber es fehlt ihm noch an jener demüthigen Beugung, welche die eigne Verirrung erkennt und uns bereitwillig machet, auch Andern zu bekennen, daß und wo wir gefehlt haben.

Der Capitän und ſeine Bermudaner Gehülfen waren beim Wrack geweſen. Die vielen Hände, welche jetzt an der völligen Entlaſtung und an jener Wendung deſſelben arbeiteten, welche alle Beſchädigungen des Rumpfes ſichtbar machten, führten bald zu der, für den Capitän nicht ſehr erfreulichen Entdeckung, daß ſein gutes Schiff für ihn völlig unbrauchbar geworden ſei, und daß er, um ſeine Fahrt fortzuſetzen, entweder ein neues Schiff in Bau oder ein fremdes zur Miethe nehmen müſſe. Die Bermudaner hatten ſich erboten, ſchon heute den Capitän und mehrere ſeiner Freunde nach Georgstown, ſpäter aber die andern alle eben dahin oder auf die Davisinſel zu führen, wo ſich beſſere Gelegenheit fände, die Reiſenden unterzubringen und mit allem Nöthigen zu verſorgen. Der Capitän und Herr Watſon in Begleitung des Oberſteuermanns und des Schiffschirurgen machten ſchon heute von dem Anerbieten Gebrauch; ſie fuhren in einem der leichteren Boote der Wracker ab.

Steller war wieder zu ſeiner Geſellſchaft gekommen, er ſchien in ſehr ernſter, nachdenklicher Stimmung. Von dem, was er mit Herrn Watſon geſprochen, erfuhr man vor der Hand nichts, über den Inhalt aber des Geſpräches, oder wenigſtens über ſeine Folgen, wird uns der ſpätere Verlauf dieſer Erzählung einige Andeutungen geben.

Warum, ſo fragte Steller den jungen Lambert, der mit Herrn Walker und den anderen Zöglingen deſſelben der Geſellſchaft ſich näherte, ſind Sie nicht mit Ihrem Herrn Oheim nach Georgstown gefahren?

Er hat mir ja kein Wort davon geſagt, daß ich mitfahren ſollte, antwortete der muntre Jüngling und ich meine, ich komme noch zeitig genug nach der Stadt, die, wie ich höre, gerade kein London oder Paris iſt. Ueberdies nahm der Bruder unſers Herrn Cadetten, der nach der Weiſung des Gouverneurs gleich mit dem erſten Boot zurückkehren ſollte, den letzten noch etwa freien Raum für die Paſſagiere im kleinen, leichten Boote ein.

Erlauben Sie mir, ſprach Steller weiter, eine andre Frage, hat Ihr Herr Oheim das kleine Platinakettchen geſehen, das Sie geſtern aus der Hand des alten Robbin erhielten, und das Sie uns hier zeigten?

Er war, antwortete Lambert, geſtern ſo mit der Durchſicht der Papiere und anderer Sachen beſchäftigt, die ſich in einer ſeiner aus dem Wrack geretteten Kiſten fanden, dazu, wie mir ſchien, ſo ſchlecht zum Sprechen aufgelegt, daß ich es nicht wagen mochte, ihn mit einer ſolchen unbedeutenden Fundgeſchichte zu unterhalten. Dagegen hoffe ich noch heute Nachmittag Gelegenheit zu finden, das kleine, liebe mütterliche Erbtheil der guten Frau ſelber zu überreichen, das ſie ſo ſchmerzlich vermißt hat. Der Architect und mehrere Leute aus unſrer Mannſchaft wiſſen den heimlichen Bergungsort, wohin ſich die Frau Milner mit ihrem Kind und ihrem Manne zurückgezogen hat. Es ſoll ganz hübſch dort ſein auf der kleinen Nachbarinſel, auf der die Leutchen wohnen, viel ſchöner als hier bei uns auf unſerem nur nothdürftig grün bewachſnen Eiland; ich gedenke mich dort mit Jagd und Fiſchfang beſſer zu vergnügen als hier.

Der Clerk lud jetzt alle die gewöhnlichen Gäſte und mit ihnen zugleich Herrn Walker und ſeine Zöglinge im Namen des Capitäns zu einem, wie wir es der Zeit des Tages nach genannt haben würden, Mittagseſſen im Freien, im Schatten der Orangenbäume ein. Die Wracker hatten gute, friſche Vorräthe an Fleiſch und andern Speiſen mit ſich gebracht; es ſollte heute keiner der Schiffsgenoſſen ganz unbewirthet bleiben, denn auch die armen Auswanderer erhielten einen Antheil aus der Fülle der Fleiſchkeſſel und Töpfe. Wie der Clerk zu verſtehen gab, ſo hatte abermals der freigebige Watſon für heute den Tiſch verſorgt.

Die Mahlzeit, reichlich genug, um dabei ſatt zu werden, übrigens aber einfach und ohne große Auswahl der Gerichte, war bald beendigt; der Nachmittag war wunderſchön, die Luft durch ein ſanftes Wehen aus Norden her lieblich gefühlt.

Es iſt heute Sonnabend, ſagte der Clerk; für mich iſt der Nachmittag und Abend vor dem Sonntag von Jugend an eine Zeit des Ausruhens, eine Rüſtzeit für den Sabbath geweſen, darin ich alle Arbeit aus den Händen legte und wieder durch einen Gang in's Freie oder im Geſpräch mit Verwandten und Freunden mich ergötzte; ich möchte den Vorſchlag machen, daß auch wir dieſen Nachmittag mit einander geſellig zubrächten, an dem Stoff zu einer Unterhaltung, bei welcher Leib und Seele ruhen, und ſich erquicken können, wird es uns hoffentlich nicht fehlen.

Auch mir, ſagte Steller, iſt es von meinem Knabenalter an bis jetzt immer ſo mit dem Samſtag Nachmittag ergangen, wie Ihnen. Ich kann und mag da nicht wohl arbeiten, ich mache immer ſchon am Vormittag mit dem Geſchäft der Woche, wenn mir es nur einigermaßen möglich iſt, einen Abſchnitt und Stillſtand. Es mag ſein, daß dazu die Gewohnheit von den Schuljahren her das Ihrige beiträgt, denn bei uns zu Lande, ſo wie wahrſcheinlich auch bei Ihnen, wird am Samſtag Nachmittag keine Schule gehalten; das muntre junge Volk hat dieſe Zeit zum Spiele, wie zum Herumtummeln auf den Gaſſen oder im Felde frei. Oefters aber iſt es mir auch geweſen, als ſei es ein gebührendes Recht des alten Sabbathes, daß er uns wenigſtens als ein Rüſttag für den Sonntag dienen ſoll.

So, wie Sie, ſprach Herr Walker, dachte auch mein ehrenwerther Großvater, der Pfarrer von Seathwaite, deſſen Geſchichte, wie ich erfahren, neulich der Herr Clerk Ihnen erzählt hat. —

Lambert empfahl ſich fröhlich grüßend der Geſellſchaft und gieng hinab nach einer Stelle der Küſte, wo ein kleines Boot mit etlichen Matroſen bemannt ſeiner und des Architecten wartete. Wie wäre es, ſagte der Clerk, wenn wir die Gelegenheit benutzten, wo mehrere Boote der Wracker und ihre ſo eben unbeſchäftigte Mannſchaft zu unſrer Verfügung ſtehen, um auch, ſo wie Lambert eine kleine Fahrt auf eine der benachbarten Inſeln zu machen? Die Wracker wiſſen hier ſo gut Beſcheid, kennen ſo vortrefflich jede Untiefe und jede Klippe, ſo wie alle Stellen, an denen ſich ein tieferes Fahrwaſſer findet, daß wir uns getroſt ihrer Führung anvertrauen dürfen; dabei ſind hier an dem ſüdlichen Theile der Inſelgruppe die Entfernungen des einen kleinen Eilandes vom andern ſo gering, daß wir vielleicht in nicht viel mehr als einer Stunde Zeit ſelbſt jene nordweſtlich gelegne Inſel erreichen können, deren Anblick uns gleich am erſten Tage unſrer Ankunft am meiſten anzog, weil ſie höher über das Meer hervorragt, als ihre Nachbarn und weil ſie zum Theil mit einem grünen Walde bedeckt iſt.

Der Vorſchlag des Clerk fand allgemeinen Beifall. Man gieng zu der Küſte, wo die von der heutigen Fahrt nach Georgstown zurückgebliebenen Wracker am Boden lagen oder ſaßen und noch mit der Verdauung des am Morgen genoſſenen reichlichen Mahles beſchäftigt waren. Adolph ſchloß im Namen der Andern den Handel ab, ein großes Boot nahm die ganze Geſellſchaft auf, denn, ſo ſagten die Wracker, dorthin, nach der höher ragenden Inſel, die man ihnen zeigte, habe die Fahrt am wenigſten Schwierigkeit, weil nach dieſer Richtung hin das Meer freier ſei von Untieſen und Klippen, als nach jeder andern Richtung hin. Es war auch derſelbe Weg, den heute Vormittag das Boot genommen hatte, welches den Capitän und ſeine Begleiter nach Georgstown führen wollte.

20. Groß und klein.

Das Meer war ſo ſtill, die Fahrt gieng ſo ruhig von ſtatten, daß man, wie im Zimmer beiſammenſitzend, zu einem traulichen Geſpräch ſich geſtimmt fühlte. Eine Schaar von Flamingos mit roſenfarbigem Gefieder, ſchritt mit den langen Füßen am Saum einer Sandbank umher, Pelicane und buntfarbige Enten ſchwammen, mit ihrem Fiſchfang beſchäftigt, auf der klaren Fluth, an deren Grunde man die untermeeriſchen Gebüſche und Waldungen der Gorgonien, Flabellen und Alcyonien deutlich ſehen konnte; ein ſchneller Fregattvogel ſchwang ſich mit der Geſchwindigkeit eines Pfeiles über das Fahrzeug hin.

Dieſer, ſagte Philipp, hat freilich, wenn er von einer

Inſel, von einer Küſte zur andern eilt, ein andres Maaß der Zeit für ſeinen Weg, als wir für den unſrigen, und wie weit die Reiſe war, die ſchon heute die Flamingos und die Enten von ihrem letzten Nachtlager bis hieher gemacht haben, das möchte ich nach dem Maaß unſrer Schritte nicht ausmeſſen; doch ſind wir armen, langſam dahin ſchreitenden Erdenbürger noch immer beſſer daran, als dort unten das Gewürm und das Volk der Seeigel, Seeſterne und Pflanzenthiere, das ſich ſein ganzes Leben lang entweder nur ſpannenweit, oder auch gar nicht vom Flecke bewegen kann.

Allerdings, ſo ſprach Steller, ſteht der Menſch, der doch das Bürgerrecht über alle Kreiſe des Erdreiches hat, ſeinem Körper nach an Schnelligkeit und Kraft der Fortbewegung weit hinter dem Vogel, ja hinter jedem Schmetterling zurück; ſteht an Größe dem Wallfiſche und Elephanten, an Stärke dem Löwen, dem Büffel und Hunderten der andern Thierarten nach. Dieſes auf der einen Seite demüthigende, auf der andern aber erhebende Verhältniß unſres Weſens, je nachdem wir es nach ſeiner leiblichen oder nach ſeiner geiſtigen Natur betrachten, wird uns doch erſt recht in ſeiner vollen Stärke bemerkbar, wenn wir das leiblich Kleine, das am Menſchen zunächſt in's Auge fällt, mit dem unermeßbar Großen vergleichen, das der Geiſt des Menſchen in den ſichtbaren Schöpfungen Gottes, nicht nur mit der Geſchwindigkeit eines fliegenden Vogels, ſondern mit der Schnelligkeit der Gedanken durchdringt, welche noch eine ganz andre, mächtigere iſt als die Schnelligkeit des Lichtſtrahles oder des elektriſchen Funkens. Der träge und doch ſo weit wandernde Albatroß, der hier neben unſerm Fahrzeuge furchtlos vor dem Schlage der Ruder ſeinem Fiſchfang obliegt, iſt freilich hier eben ſo gut zu Hauſe, als an den Klippen der maghellaniſchen Meerenge; die Schwalbe iſt es in England oder Deutſchland, wie im nördlichen Afrika, wo aber iſt dem denkenden Geiſt des Menſchen im Gebiete des ſichtbaren Weltalls eine Gränze ſeiner Heimath geſteckt?

Erlauben Sie mir, der freilich nur zu leicht in ſein lang gewohntes Schulmeiſtergeſchäft hineinfällt, nur mit wenig Zügen das Maaß unſrer leiblichen Bewegungskraft und Größe mit dem Maaß unſrer geiſtigen Bewegungskraft und der Größe des Kreiſes zu vergleichen den unſer Erkenntnißvermögen eben ſo gut ſein eigen nennen kann, als unſer Wille, der die Füße und Hände bewegt, das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören antreibt, den Leib mit ſeinen Gliedern zum Eigenthum beſitzt. Wir alle haben es ſeit etlichen Tagen erfahren, daß die Inſel, auf welcher wir als Schiffbrüchige landeten, im Vergleich mit Madeira und noch mehr im Vergleich mit England ſammt Schottland ganz überaus klein iſt, und dennoch könnten, ich weiß nicht, wie viele? Tauſende von Menſchen auf ihr ſtehen, ſitzen oder liegen und die Bodenmaſſe, daraus nur der eine kleine Hügel, auf dem wir ſo oft verweilten, zuſammengeſetzt iſt, würde die Körpermaſſe von all' dieſen Tauſenden der Erdenbürger bei weitem aufwiegen. Und was iſt jener Hügel im Vergleich mit einem Hochgebirge der Alpen oder mit einem Bergrieſen des Himalayah; wie kleinlich ſtehen neben einem ſolchen Bauwerk der Erde alle die weltberühmteſten Bauwerke der Menſchenhand da. Die größeſte der ägyptiſchen Pyramiden iſt 84mal ſo hoch als ein Mann von 5 Fuß Länge, das Hochgebirge des Himalayah 5000mal, und wenn wir das armſelige Maaß einer Mannslänge an das Längenmaaß unſers Erdkörpers anlegen, dann erſcheint jenes kaum ſo wie die Größe eines Blutkörnchens oder eines der mikroſcopiſchen Thierchen, welche in jedem Waſſertropfen eines Sumpfes leben, zur Größe der höchſten ägyptiſchen Pyramide. Nahe 8 Millionen Mannslängen*) kämen erſt dem Längendurchmeſſer der Erde gleich, deren Oberfläche von 4842 Billionen Quadratfuß zu dem Oberflächeninhalt des Menſchenleibes (zu etwa 15 Quadratfuß) ſich verhält, wie 323 Billionen zu 1, während das Gewicht eines Menſchenleibes, wenn wir es im Mittel zu 130 Pfund anſetzen, um mehr denn 100,000 Trillionen mal von dem Gewicht des Erdballes (das man zu 13 ½ Quadrillionen Pfund berechnet) übertroffen wird. Und was iſt die Größe, was iſt der Rauminhalt unſrer ſchönen Erde gegen die der Sonne, gegen den ganzen Umfang des Planetenſyſtems, und was iſt dieſer Umfang, wenn wir ihn auch noch vielfach über die Gränzen der Neptunusbahn hinaus erweitern, gegen die Größe und Ausdehnung jenes Schöpfungsgebietes, das wir ſchon durch unſre Fernröhre überblicken?

Was iſt der Menſch, ſo ſagt der heilige Sänger, im Gefühl der Kleinheit unſrer Natur, daß du ſeiner gedenkſt und des Menſchen Kind, daß du ſeiner dich annimmſt.

Das Maaß unſrer eignen Leiblichkeit, wie ihre Kraft zum Meſſen ſchwinden uns, gegenüber der großen Welt der Sichtbarkeit in ein Nichts zuſammen; ein andres Maaß, eine andre Größe aber, liegt in unſrer geiſtigen Natur, hinüberreichend über alle Weiten, Höhen und Tiefen der Schöpfungen Gottes.

---

*) Genau 7,892,984.

Einen Mann zu Alexandria in Aegypten, Eratoſthenes der Grieche, einen tiefſinnigen Denker und Forſcher der Natur, ergreift das Verlangen zu wiſſen, wie groß nach Menſchenmaaß die Erde ſei. Er ſpinnt den Faden ſeiner Rechnungen und Forſchungen an den Zeiger einer Sonnenuhr an, die er auf dem freien Platz vor der Sternwarte aufſtellt. An dem Mittag des längſten Tages im Jahre mißt er die Länge des Schattens, welchen der Stift ſeiner Sonnenuhr auf den Halbkreis der Scheibe fallen läſſet. Bei dem faſt genau in Süden, im oberen Aegypten gelegnen Syene, das hat er von Reiſenden vernommen, wirft der ſenkrecht ſtehende Gnomon am Mittag des längſten Tages keinen Schatten, denn die Sonne ſtehet dann dort gerade über dem Scheitel. Und ſo war der andre feſte Punkt zum Anknüpfen des Fadens gefunden, den das Denken aus ſeiner eignen Tiefe entſponnen. Die Entfernung von Alexandria bis gen Syene war aus dem Bericht der Reiſenden und der Karawanen bekannt; wie ſich die Länge des Schattens am Mittag der Sommerſonnenwende zu dem ganzen Kreis von 360 Graden verhält, ſo mußte ſich der weitern Berechnung nach der Abſtand von Alexandria und Syene zum ganzen Umkreis der Erdkugel verhalten. So war, wenn auch noch nicht in vollkommen genau zutreffender Weiſe, vor länger als 2000 Jahren ein Maaß für die Größe der Erde gefunden.

In einer ähnlichen Weiſe, von einem feſtſtehenden Punkt des Erkannten ausgehend, legte der Geiſt des Menſchen das Maaß ſeines berechnenden Verſtandes an die Entfernungen zunächſt des Mondes von der Erde, dann an die verhältnißmäßigen Abſtände der Planeten; fand ein Kepler das Geſetz, nach welchem die Zeiten des Umlaufes um die Sonne aus den Entfernungen von dieſer und umgekehrt ſich beſtimmen laſſen. Der Blick des geiſtigen Auges war dem Blicke des leiblichen weit vorausgeeilt; ehe man noch wußte, wie weit die Sonne von uns abſteht, konnte man ſchon ſagen: Jupiter iſt mehr denn 5, Saturn 9¼ mal ſo weit von uns entfernt als die Sonne. Endlich ſpürte der forſchende Geiſt des Menſchen abermals einen für die Beobachtung feſtſtehenden Punkt auf, an den ſich die Bewegung des eigentlichen Abſtandes der Sonne nach Menſchenmaaß anſpinnen ließ. Eben ſo wie der Mond zuweilen als dunkle Scheibe zwiſchen uns und der Sonne ſteht und dieſe verfinſtert, ſo kann auch zuweilen die Venus zwiſchen uns und die Sonne zu ſtehen kommen, wobei ſie freilich, weil ſie wegen ihrer weiten Entfernung uns nur gar klein erſcheint, die Sonne nicht verfinſtert, ſondern nur als ein dunkles Scheibchen, ſo groß wie unſre kleinſten Silbermünzen über die helle Sonnenſcheibe hingeht. Wenn ein Beobachter weit im Norden und ein andrer fern auf der ſüdlichen Halbkugel der Erde zu gleicher Zeit das dunkle Körperchen der Venus über die Sonnenſcheibe hinrücken ſieht, dann ſcheint ſie dem einen mehr nach dem Rande, dem andern mehr auf der Mitte der Sonnenſcheibe ihren Lauf zu machen; dort dauert mithin der Vorübergang kürzere, hier längere Zeit und bis auf Theile einer Secunde wird dieſe Dauer beobachtet durch ein Uhrwerk, das wir täglich auf unſerm Schiffe ſehen konnten: durch das Chronometer, deſſen Erfinder meines Wiſſens ein Engländer war?

Allerdings und unbeſtrittener Weiſe ein Engländer, ſprach der Clerk. Und zwar ein gemeiner Zimmermann, John Harriſon. Vielleicht iſt es auf dem Feſtland nicht ſo bekannt wie in England und bei uns transatlantiſchen Engländern, daß der Lehrer des ſo ſcharfſichtigen Meiſter Harriſon ein Blinder war, und daß ohne die anregende Belehrung dieſes Blinden das Chronometer vielleicht heute noch nicht erfunden wäre.

Ein Blinder? fragte Adolph, hat nicht einen andren Blinden in die Grube, ſondern einen Sehenden auf den Gipfelpunkt einer ſo ehrenhaften Erforſchung geführt? wie iſt das zugegangen?

Der Blinde, ſo fuhr der Clerk fort, war der berühmte Lehrer der Mathematik zu Cambridge: Saunderſon, von welchem Manches zu erzählen wäre; Meiſter Harriſon, der freilich ſchon frühe in ſeiner Jugend ein großes mechaniſches Geſchick gezeigt, und bereits vor ſeinem 21ten Jahre 2 hölzerne Uhren ohne alle Anleitung gefertigt hatte, bekam von ohngefähr die Abſchrift eines Collegienheftes des blinden Profeſſor Saunderſon in die Hände. Er lieſt dieſes und lieſt es wieder, und beim Leſen erwacht in ihm ſein bis dahin noch verhülltes, mächtiges, mathematiſches Talent. Er lebt ſpäter einige Jahre an der Küſte des Meeres, vernimmt da oft von Seefahrern das ſehnliche Verlangen nach einer zuverläßigen, in ihrem Gange unabänderlich ſich gleichbleibenden Uhr, vernimmt es, wie unentbehrlich namentlich eine ſolche Uhr für aſtronomiſche Beobachtungen ſei. Gerade aber ſolche Beobachtungen, ſo wie das ganze Gebiet der Erkenntniſſe des Sternenhimmels, waren es, welche ihm als die höchſte Aufgabe der menſchlichen Forſchungen erſchienen. Darum wagt er ſich kühn an den Verſuch, eine ſolche allgemein erwünſchte, unfehlbare, immer richtig gehende Uhr zu erfinden. Vierzig Jahre lang arbeitet er unverdroſſen an der Ausführung ſeines bedeutungsvollen Werkes, das er bald von dieſer, bald von einer andern Seite angreift, ohne viele Jahre lang das Ziel zu erreichen. Endlich gelingt ihm dieſes; die engliſche Regierung lohnte den beharrlichen Fleiß des Mannes im Jahr 1767 durch ein Geſchenk von 20,000 Pfund (240,000 fl.). Er war damals 74 Jahre alt; hatte während der mühſeeligen Arbeiten an der Erfindung ſeines Chronometers ein nur ſpärliches tägliches Brod unter mancherlei Kümmerniſſen, und doch immer in Hoffnung glücklich, genoſſen. Es war dem alten Meiſter zu gönnen, daß er von da an, wo er auf einmal zum reichen Manne ward, noch 9 volle Jahre am Leben blieb, denn er iſt 83 Jahre alt geworden, ſtarb, allgemein geachtet und geehrt, im Jahr 1776.

Doch ich habe, veranlaßt durch Ihre Fragen, den Gang Ihrer lehrreichen Betrachtungen ſchon zu lange unterbrochen, und bitte Sie im Namen unſrer ganzen kleinen Geſellſchaft, uns die Fortſetzung nicht ſchuldig zu bleiben.

Thatſachen aus dem Menſchenleben, ſagte Steller, kleine biographiſche Notizen, wenn ſie dem Geſpräch, oder beim Vortrage des Lehrers in den Gang ſolcher Betrachtungen, wie die unſrigen waren, eingeſtreut werden, haben eine ähnliche wohlthuende Wirkung auf den Hörer oder Leſer, als etwa das Zuſammentreffen mit einem Wandrer aus unſrem Ort, oder der Anblick einer weidenden Herde auf einem hoch abgelegnen, einſamen Gebirge, deſſen Einöde wir nur um der Ausſicht willen beſuchten, die man auf dem unbewohnten Gipfel genießt. Ich bin Ihnen deshalb ſehr dankbar dafür, daß ſie uns mitten auf unſerm einſamen Wege durch abgelegene Welträume ihrem Meiſter Harriſon, wie einem freundlichen Wandrer begegnen ließen. Ueberdieß hatte ich nur noch wenig über meinen Gegenſtand zu ſagen.

Der eigentliche Abſtand der Erde von der Sonne, war, wie ich vorhin ſagte, gefunden. Er war auf einem Wege der Schlüſſe von dem Bekannten auf das Unbekannte entdeckt worden, der uns in recht augenſcheinlicher Weiſe den Unterſchied zeigt, der zwiſchen der leiblichen und der geiſtigen Art des Forſchens und Meſſens ſtatt findet. Es ergeht uns, je nachdem wir uns in leiblicher oder in geiſtiger Weiſe durch die Regionen des noch unbekannten Erforſchbaren bewegen, wie es unſerer Seele im Traume zu ergehen pflegt. Es träumt uns, wir wollen gehen, aber die Füße ſind wie von Blei, wir können ſie nicht von der Stelle bewegen; wir wollen etwas ſehen, aber es iſt, als wären uns die Augenlider zuſammengeleimt. Auf einmal iſt es, als käme die Seele zum Gefühl ihrer eignen bewegenden und erkennenden Kräfte; wir fangen an, uns wie im Fluge von einem Orte zum andern zu verſetzen, es geht uns auf einmal, ſtatt des äuſſern Auges, das innere auf, wir ſehen jetzt Dinge klar und deutlich, die durch weite Räume, und allerhand Zwiſchenmedien von uns getrennt ſind; die Seele hat über Kräfte zu gebieten, die weit über den Grenzen ihrer Leiblichkeit liegen.

Eben ſo, nicht Schritt vor Schritt, ſondern im Sprunge oder Fluge, nicht mit der Meßſchnur in der Hand, ſondern mit den Reihen jener weit über die Reiche des Raumes und der Zeit hinführenden Rechnungen, die der denkende Verſtand ſich bildete, ſchwang ſich der Geiſt auf dem Wege ſeiner Forſchung von der Erde zur Sonne, und von Sonne zu Sonne, bis zu den Weiten der Schöpfung, die das Auge nicht mehr ſiehet, dahin aber dennoch das Ahnden vorauseilt.

Wie ſich die Abſtände der Planeten von der Sonne, und von dem einem zum andern verhalten, das hatten, wie ich ſchon vorhin ſagte, bereits die Sternkundigen des Alterthums erkannt, Kepler aber, in den von ihm entdeckten Geſetzen noch ſchärfer nachgewieſen. Man wußte, daß die Venus, als ihr dunkles Scheibchen am 3ten Juni 1769 über die Sonnenſcheibe hinwegzog, und in den Stunden dieſes Vorüberganges, etwas mehr als 2½mal*) näher an der Erde ſtehe, als die Sonne. Man brauchte alſo nur den Abſtand der Venus zu dieſer Zeit genau zu erforſchen, dann hatte man auch durch ein einfaches Rechenexempel den Abſtand der Sonne. Nun, endlich kam man zu dem feſten Fußboden des Bekannten, von wo aus das Forſchen des Geiſtes wie ein Luftſchiffer ſeinen Aufflug nehmen ſollte. Der Vorübergang fiel zwar für Europa und für die öſtliche Halbkugel überhaupt großentheils in die Zeit der Nacht, und nur für die weſtliche Halbkugel in die des Tages; dennoch ſtand ein damals berühmter Aſtronom: Hell zu Wardhus im nördlichſten Norwegen, wo in den längſten Tagen des Sommers die Sonne auch bei Nacht am Himmel ſichtbar bleibt, auf ſeinem Poſten, ein andrer an der Hudſonsbai, ein dritter in Californien, ein vierter zu Otaheite, in der fernen Südſee, und ſie alle vereinten mit den vielen andren, die da und dort wenigſtens den Anfang des Vorüberganges beobachteten ihre Bemühungen. Wie weit der eine der Orte auf unſrer Erde nach Graden und Meilen in einer geraden durch unſern Planeten hindurchgeführten Linie entfernt ſei, das wußte man, denn die wahre Größe der Erde war jetzt durch die Gradmeſſungen genau bekannt geworden. Die Aſtronomen verfuhren nun eben ſo wie der Feldmeſſer, wenn er den Abſtand irgend eines Punktes in einer abgelegenen Feſtung meſſen will, der er ſich wegen der feindlichen Kanonen nicht nähern kann; er geht, da wo er dazu ein freies Gebiet hat, von einer Stelle zur andern, und bemerkt da genau den Winkel, unter welchem der Punkt, deſſen Entfernung er beſtimmen ſoll, ſeinem Auge erſcheint, dann mißt er mit ſeiner Schnur den Abſtand der beiden Stellen genau, und findet ſo, was er geſucht hat.

---

*) 2, und 5137 Zehntauſendtheile.

Die Entfernung der Sonne von uns, und mit dieſer zugleich ihre wahre Größe war jetzt ſo genau gefunden, daß man ſie, je nachdem man wollte, nach Erdhalbmeſſern, ja ſogar nach Meilen angeben konnte, und aus dieſem einen Funde ließen ſich dann auch die Entfernungen, ſo wie die Größen aller Weltkörper unſers Planetenſyſtems genau berechnen.

Wie weit übertraf das, was man nun mit Sicherheit gefunden hatte, alle Erwartungen der frühern Zeiten. Die Sonne, obgleich ihre Scheibe unſerem Auge ohngefähr nur eben ſo groß erſcheint, als die des Mondes, ſteht gegen 400mal weiter von uns ab, iſt mithin gegen 400mal größer im Durchmeſſer, als dieſer. Der Abſtand des Mondes von unſer Erde, der doch nahe 52,000 Meilen beträgt, ja die ganze Mondbahn iſt im Vergleich zur Größe der Sonne ſo klein, daß, wenn dieſe eine hohle Kugel wäre, in deren Mitte die kleine Erde ſtände, der Mond um dieſe ſeinen Weg beſchreiben könnte, und noch ein großer Raum der Höhlung bliebe außerhalb der Mondbahn leer. Ja, wenn ein Menſch ſo weit im Weltgebiet fortſchreiten könnte, als der Mond von uns entfernt iſt, der hätte von jenem Zwiſchenraume, der uns von dem Uranus trennt, nur erſt eine eben ſo große Strecke zurückgelegt, als ein Spaziergänger, der etwa 1700 Schritt weit gieng, von dem Raume, welcher Paris von Peking in China trent. Und dennoch durchmiſſet die Schnelle des Lichtſtrahles*), welche der Aſtronom Römer durch den Gedankenflug ſeines Geiſtes mit Sicherheit beſtimmte, den Raum zwiſchen Uranus und Erde in wenig mehr als 5 Stunden Zeit, den aber, der uns von den Fixſternen trennt, erſt nach Jahren, ja nach Jahrhunderten, nach Jahrtauſenden. Und hat nicht das Denken des Geiſtes noch einen ganz andern unvergleichbar ſchnelleren, weiteren Flug, als der Lichtſtrahl, dringt nicht daſſelbe, namentlich bei den Abwägungen der Dichtigkeiten und Maſſen der Weltkörper, in Tiefen ein, zu denen kein Lichtſtrahl einen Zugang hat?

Ich glaube, vielleicht weitläufiger, als ich ſelber es wollte, hinlänglich gezeigt zu haben, wie das unendlich Große im Kleinſten, wie eine meſſende und erkennende Kraft des Menſchengeiſtes, welche alle Höhen, Weiten und Tiefen des Daſeins durchdringt und umfaſſet, in einem Körper wohnt, deſſen Arme kaum den Raum zu umſpannen vermögen, den das Grab einnimmt, darin jener Körper einſt ruhen ſoll; es hat dem Schöpfer gefallen, die Unendlichkeit ſeines eignen Weſens in ein Staubkorn zu legen, das wie ein Sonnenſtäubchen im Luftkreis in der Weite der Welträume ſchwebt.

21. Die Hochſchule der Natur und ihre Zöglinge.

Sie haben uns, ſagte der Clerk, mit wenig kräftigen Zügen ein Bild der Innenwelt unſers Geiſtes, und zugleich der großen Außenwelt der Schöpfungen Gottes entworfen, das wohl Jeden, der es genau in's Auge faßt, zur tieſen Theilnahme bewegen muß. Ueberhaupt wiſſen wir ja, wie vielen Seelen ſchon die Betrachtung des Weltgebäudes und ſeiner Größe zu einem Funken geworden iſt, der ſich zu einem Licht entzündete, der in ihnen ein Leben und eine Thätigkeit des Geiſtes weckte, welche bis zu ihrem Ende ſich kräftig erhielt. Ich ſelbſt weiß es aus Erfahrung zu ſagen, welchen unverlöſchlich tieſen Eindruck ich beim erſtmaligen Leſen von Fontenelles Werk über die Mehrheit der Welten empfieng; wie mir dieſes Werk zuerſt ein lebendiges Intereſſe an der Betrachtung der Natur gab.

---

*) Sie beträgt 41000 Meilen in einer Secunde, in jeder Stunde gegen 150 Millionen Meilen.

Eine ähnliche Erfahrung, ſagte Philipp, habe ich bei dem Leſen von einem Buche gemacht, das einer unſrer populärſten deutſchen Schriftſteller, Elert Bode unter dem Titel: Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels geſchrieben hat. Auch mich führte die Betrachtung der Größe des Weltalls und ſeiner harmoniſchen Bewegungen auf ein weites Meer des Forſchens und Denkens, auf welchem ich freilich ſeitdem eine andre wiſſenſchaftliche Richtung genommen habe, und zu andren geiſtigen Küſtengegenden gekommen bin, ohne dabei jenes erſten, mein Gemüth wahrhaft erhebenden Eindruckes zu vergeſſen.

Mir iſt, ſprach Herr Walker, ganz das Gleiche geſchehen, bei dem Leſen eines älteren, gewiß aber niemals ganz veraltenden Buches der engliſchen Volkslitteratur: den Dialogen über Sternkunde von James Ferguſon, einem Buche, von welchem Madame de Genlis ſagt, daß ein Kind von zehn Jahren daſſelbe vom Anfang bis zum Ende verſtehen könne.

Es iſt gut, ſagte der Clerk, daß Sie des wackren

Ferguſon und ſeines Buches gedenken, dieſes Mannes, dem der Name eines „Schülers des allmächtigen Gottes“ mit noch mehrerem Rechte gebührt, als dem ſeltſamen Kellner bei Herrn Grand, den Ferguſon alſo benennt. Ich bin, weil einer meiner Schwäger zu Keith in Beroffſhire, dem Geburtsort des Ferguſon lebt, oft auf jenen Hügeln geweſen, auf denen er als Knabe die Schafe hütete, habe mir die Hütte zeigen laſſen, in der ſein Vater wohnte, und darin er ſeine kleinen Maſchinen, ſo wie die Uhr fertigte, deren Triebwerk durch eine Feder von Fiſchbein in Bewegung geſetzt wurde, habe die beiden runden Steine vor der Hofthür des Enkels jenes Herrn James Dunbar geſehen, welche Ferguſon, damals Hausknecht bei jenem Herrn, durch ſeine darüber angebrachten Zeichnungen, die eine in einen Himmels-, die andre in einen Erdglobus verwandelt hatte. Dieſer Mann war durch die ganze Geſchichte ſeiner Entwicklung einer der lebendigſten Beweiſe für die Wahrheit, welche vorhin ausgeſprochen wurde: für die Wahrheit, daß der Geiſt durch alle Hemmungen, die der Leib und deſſen Umgebung ihm auflegt, ungehindert ſeinen Aufflug nehme.

Sie machen mich, ſagte Steller, ſehr begierig, etwas Näheres von dem merkwürdigen Manne zu vernehmen, welchen ich bis jetzt faſt nur dem Namen nach kannte.

Dieſen Wunſch kann ich Ihnen gern gewähren, antwortete Walker, ich habe mich, von einem beſondern Intereſſe, das ich daran nahm, bewogen, ziemlich genau mit den Lebensumſtänden des merkwürdigen Uhrenmachers, Landkarten-, ſo wie Stickmuſterzeichners, Portraitmalers und Mathematikers beſchäftigt, welcher aus der Schule, die er bei einem Kellner im Rechnen genommen, ſich aufſchwang zu der Ehrenſtelle eines Lehrers des nachmaligen

Königs Georg des Dritten; aus der Stelle eines Laufbuben bei einem Dorf-Quackſalber zu der eines Mitgliedes der königlichen Societät der Wiſſenſchaften in London.

James Ferguſon war im Jahr 1710 zu Keith in Beroſſſhire geboren; ſeine Eltern waren ſehr arme, dabei aber auch ſehr fromme Taglöhnersleute, welche Gott mitten in ihrer Armuth mit ſehr vielen Kindern geſegnet hatte. Der Vater konnte für dieſe Kinder das Schulgeld nicht bezahlen, er wollte aber doch gern, daß ſie, ſo wie er, die heilige Schrift leſen lernen möchten, die ſeines Lebens Freude und Troſt war. Wenn er deshalb am Abend, müde von der ſchweren Arbeit, nach Hauſe kam, da nahm er eines oder etliche der Kinder zu ſich hin, lehrte ihnen die Buchſtaben kennen und allmälig leſen. Dieſer Unterricht wurde den Kleinen nach der Ordnung ihres Alters zu Theil; erſt dann, wenn der ältere leſen und ein wenig ſchreiben, der nächſtfolgende buchſtabiren und Buchſtaben zeichnen konnte, dann kam die Reihe des Buchſtabenlernens an den dritten, während indeß der erſte bei Gelegenheit zu dem Geſchäft eines Vorleſers, der zweite zur Stelle des Leſeſchülers vorrückte. Unſer kleiner James hatte einen ſo lebendigen Trieb zum Lernen, daß er ſchon lange vorher, ehe die Reihe des Lernens an ihn kam, ſchon damals, als er noch der vierte oder wohl gar der fünfte in der Ordnung der Altersfolge war, nicht nur die Lectionen, die der Vater gab, mit größeſter Aufmerkſamkeit anhörte, ſondern auch dann, wenn die guten Eltern bei der Arbeit waren, und wenn ſie ihn beim kindiſchen Spiel beſchäftigt glaubten, zuerſt das A B C, dann das Leſebuch eifrig vor ſich nahm, und darin ſtudirte. Noch ehe der Vater von dieſer ſeltnen Liebhaberei ſeines kleinen James eine

Ahnung hat, kann dieſer ſchon ziemlich fertig leſen und es mag eine eigne Ueberraſchung für den Alten geweſen ſein, als er eines Tages unvermerkt in ſeine Hütte hineintretend, den etwa fünf oder ſechsjährigen Knaben, den er erſt im nächſten Winter die Buchſtaben lernen wollte, ziemlich fertig, laut vor ſich leſen hörte.

Ueber alle Erwartung frühe war James nun, ohne allen Unterricht, ein kleiner Magiſter im Leſen geworden, und da er nebenbei auch das Buchſtabenzeichnen geübt hatte, wurde er bald nachher auch, nach des Vaters Meinung, ein kleiner Meiſter der Schreibekunſt, denn er machte die Buchſtaben zierlicher nach, ſetzte ſie in den einzelnen Worten richtiger zuſammen, als ſeine älteren Geſchwiſter. Der Kleine ſollte es aber jetzt auch noch zu einer andern Meiſterſchaft bringen, an welche ſein Vater, bei all' ſeinem Unterricht der Kinder, noch niemals gedacht hatte.

James mag ohngefähr 8 Jahre alt geweſen ſein, da geſchahe es, daß in ſeiner Eltern Hauſe das baufällige Dach zuſammenbrechen wollte. Der rüſtige Vater, der ſchon manchem Zimmermann beim Häuſerbau als Taglöhner an die Hand gegangen war, wußte da gleich zu helfen; er ſtützte das geſunkene Sparrenwerk mit einem Balken, wendete auch mit kräftigerem Erfolg eine Winde an. Der Kleine, obgleich nicht mit der Beihülfe der zarten Arme, begleitet wenigſtens mit ſeinem aufmerkenden Auge den kräftigen, ſachverſtändigen Vater bei alle dem, was dieſer vornimmt und thut. Es geht ihm ein Licht auf über die Abſicht und Zweckmäßigkeit bei der Stellung des Stützbalkens, ſo wie über die Wirkung des Rades an der Windmaſchine. Man hat ihm ein Meſſer zu ſeinen kleinen Schnitzeleien gegeben, die Drehbank des Vaters ſteht ihm auch zur Benutzung frei. Er macht ſich jetzt ſelber Maſchinen von verſchiedner Art, ſetzt ſie in Bewegung und macht daran ſich und ſeinen Brüdern, ſo wie ſelbſt dem Vater das klar, was die Mathematiker Geſetze des Hebels nennen. Der kleine Magiſter hält ſeine Entdeckung, weil ſogar der Vater ihn mit Verwunderung angehört hatte, für etwas ganz Neues; er ſchreibt ſie auf einige alte Papierblätter nieder, die er von den Umſchlägen der Krämerwaaren zuſammengeſpart hatte, erläutert ſie ſogar durch Zeichnungen. Der alte Ferguſon erzählt einem Herrn in der Nachbarſchaft von dem ſeltnen Werk ſeines achtjährigen Söhnchens, zeigt ihm daſſelbe; der Herr aber bringt dem Kleinen ein Buch, darin all' dieſe Sachen, und zwar in noch ganz andrer Vollkommenheit und Ausführlichkeit, als der kindiſche Verſtand es vermocht hatte, beſchrieben und abgebildet waren.

James wurde jetzt vom Magiſter zum Schafjungenſtande befördert. Während er jedoch auf den grünenden Hügeln der Hut ſeiner Herde wartete, konnte er es nicht laſſen, Modelle von Mühlen und allerhand andere Maſchinen zu fertigen, denn dazu hatte er ja ſein Meſſer, und Holz zu ſeinen Bauwerken gab es auf den Hügeln auch genug.

Zu ſolchen künſtlichen Arbeiten bedurfte es aber des Tageslichtes und dieſes ſchwand, wenn die Sonne unterging. Die Hände mußten jetzt ruhen, die Augen aber konnten es nicht. Der Knabe, der immer nur lernen und wiſſen wollte, betrachtet bei Nacht den Sternenhimmel und wird, ohne nur den Namen dieſer Wiſſenſchaft zu kennen, von einer ſo unſäglichen Luſt an der Sternkunde ergriffen, daß er alle die kleinen Bruchſtücke des Erkennens, die er ſich etwa aus Calendern zuſammengeholt hatte, in ſeinem Kopfe zu einem Ganzen vereint, das ſich, ſo wie er es vorzutragen wußte, ganz gut anhören ließ. Wenigſtens der gute wackere Bauersmann, deſſen Vieh er hütete, hörte ſeinem Schafjungen gern und mit ordentlicher Andacht zu, wenn ihm dieſer von dem unbekannten und freilich von dem Knaben nur noch ſehr unvollkommen verſtandnen Wundern des Himmels erzählte, und als der freundliche Pfarrer der Ortsgemeinde dem James eine Sternkarte zum Abzeichnen anvertraute, da hütete der gute Bauer ſtatt ſeines Dienſtjungen ſelber die Schaafe und verrichtete alle damit in Zuſammenhang ſtehenden Geſchäfte, nur damit der Knabe ungeſtört bei dem Werk bleiben könne, das ihm als ein ſehr großes erſchien.

Es liegt ja immer eine unwiderſtehlich gewinnende und überredende Gewalt in der Begeiſterung, mit welcher der Menſch irgend ein von ihm unternommenes Werk betreibt; zum rechten Lehrer iſt nur der geſchickt, welcher für den Gegenſtand, den er zu lehren hat, mit voller Neigung und Luſt entzündet iſt, ein ſolcher weckt auch in Andern die gleiche Luſt und Liebe auf. Ueberdies weiß man ja auch aus andern Fällen, wie oft Kinder und Kleine die wirkſamſten Lehrer ihrer Eltern und überhaupt der Alten geweſen ſind.

James hatte mehrere Jahre das Geſchäft eines Schafhüters an verſchiedenen Orten und bei verſchiedenen Bauersleuten verſehen; der letzte, zu welchem er kam, das war jener freundliche und lernbegierige, von dem wir ſo eben ſprachen. Aus dem Schafjungen war jetzt ein großer zum Dienſt eines Knechtes gut geeigneter Burſche geworden. Einſtmals, da James zu dem guten Pfarrer (ſein Name war Gilchriſt) kam, um ihm die Karte zurück zu bringen, die er abgezeichnet hatte, fand er da einen gewiſſen Herrn Grant. Dieſer fand Wohlgefallen an dem jungen Menſchen und wollte ihn ſogleich in ſein Haus nehmen. Solches geſchah dann auch, als die Dienſtzeit bei dem Manne, der mehr ſein Freund als ſein Herr geweſen, zu Ende war; James ward von Herrn Grant, wie es ſcheint, für den Haus- und Stalldienſt gedingt. Das mag nun freilich nicht ganz nach ſeinem Sinne geweſen ſein. Denn ſein ganzes Sehnen gieng nur nach Büchern, nur nach dem Lernen, und wie gerne wäre er auch mit einer halben Sättigung von Haferbrod und einem Trunk Waſſers zufrieden geweſen, wenn er dabei hätte eine Schule beſuchen dürfen. Aber gerade hier bei Herrn Grant ſollte dieſer „Schüler des allmächtigen Gottes“ um ſeinen eignen Ausdruck zu wiederholen, in eine Schule kommen, welche für ihn beſſer war, und in welcher er mehr lernte, als in jeder andren, in die er weit und breit umher hätte eintreten können Es war eine jener wunderbaren Führungen, welche ſo oft jene Menſchenſeelen erfahren, die ſich mit vollem, kindlichen Vertrauen auf ihren Gott verlaſſen.

Da, in dem Hauſe des Herrn Grant fand der damals etwa zwanzigjährige Ferguſon den merkwürdigen Kellner Cantley, der mir unter allen Kellnern, von denen ich jemals gehört habe, oben anſteht, und welcher wohl werth geweſen wäre, als Mundſchenk den Becher in eines Königes Hand zu reichen. Cantley hatte gründliche Kenntniſſe in der Arithmetik und Geometrie, verſtand Latein, Franzöſiſch und Griechiſch, konnte mit dem Aderlaſſen eben ſo geſchickt umgehen, als mit dem Abzapfen eines Faſſes Bier und war mit der Bereitung mancher guter Heilmittel aus Kräutern oder andern leicht zu habenden Stoffen, ſo wie mit der Anwendung derſelben ſo vertraut, daß er in der ganzen Gegend umher und ſelbſt im Hauſe ſeines Herrn als ein Nothhelfer und Rathgeber der Kranken galt, dabei ſpielte er mit bewundernswerther Fertigkeit alle im Lande gewöhnlichen muſikaliſchen Inſtrumente, außer der Harfe. Wenn er mit ſeinem Kellnergeſchäft und mit andern Hausdienſten, die ihm oblagen, fertig war, dann ſpielte er auf ſeinem Hackbrett oder blies die Flöte oder ſtudirte in ſeinen Büchern. Dem wackern Cantley, der eben ſo gern lehrte als lernte, war es keine geringe Freude, als er an Ferguſon einen Jüngling fand, der mit brennender Begierde jedes Wort der Belehrung aufnahm; dieſe junge Seele erſchien ihm als ein noch beſſeres Inſtrument, um die Töne ſeines Innern darauf hervorzurufen als die Zitter, die Flöte und das Waldhorn, er ließ ſich keine Mühe verdrießen, auf jenem neuen Inſtrument ſich zu üben, gab dem James Unterricht in Arithmetik und Algebra, legte in ihm den Grund zu manchen anderen nützlichen Kenntniſſen und dies alles in jener originellen, ſchnell eingehenden Weiſe, welche meiſt ſolchen Lehrmeiſtern eigen zu ſein pflegt, die nicht durch die äußere Schule der Gelehrten, ſondern durch eine innre Schule gegangen ſind, in welcher der lebendige, geſunde Naturtrieb des Geiſtes nach Wiſſen und Erkennen der Lehrmeiſter war. Denn im Geiſtigen wie im Leiblichen gilt das Sprüchwort: daß der Hunger der beſte Koch iſt. Veränderungen, welche im häuslichen Leben des Herrn Grant vorgiengen, machten dieſem ſchönen Zuſammenleben der beiden Freunde ein Ende; der, wie James es ausſpricht: „gottgelehrte Kellner“ ward an einen andern Ort verſetzt und auch James, für den ſich keine Gelegenheit zu einer andern Beförderung fand, kehrte in das Haus ſeiner Eltern zurück.

Sein Lehrer und Freund Cantley hatte ihm noch bei dem Abſchied eine Copie von Gordons geographiſcher

Grammatik geſchenkt. In dieſem Buche findet ſich die Beſchreibung eines künſtlichen Erdglobus, welche jedoch durch keine Abbildung erläutert iſt. Kaum war James in das Haus ſeines Vaters gekommen, als er ſich hier an das Werk machte und auf eigne Hand es verſuchte, einen ſolchen Globus, wie der im Buch beſchriebene war, zu fertigen. Ein Holzblock wird von ſeiner geſchickten Hand in Angriff genommen und zu einer Kugel verarbeitet, dann mit Papier überzogen, auch der Meridianring, wie der Horizontalring ſind daran von Holz gemacht und mit Papier überzogen. Auf dieſe verzeichnet der junge, ſelbſtgelehrte Künſtler die Grade der Länge und der Breite, auf den Papierüberzug der Kugel die Länder und Meere der Erde, und dieſer Globus, der erſte, den er jemals geſehen, entſprach all' den Foderungen, welche ſein junger Meiſter an ihn machte. In drei Wochen war das Kunſtwerk vollendet worden.

Es war für James ein unerträglicher Gedanke, als ein müſſiger Hausgenoſſe das Brod ſeiner armen Eltern zu eſſen, er begab ſich deshalb bei einem benachbarten Müller als Mühlknecht in Dienſte. Sein neuer Herr war ein Mann, der lieber im Bierhauſe hinter den ſteinernen Krügen als bei den Mühlſteinen ſaß und da er ſahe, daß er ſich auf die Redlichkeit, wie auf die Geſchicklichkeit des jungen Ferguſon ganz verlaſſen könne, gieng er tagtäglich ſeiner Lieblingsneigung nach, ließ dem treuen Diener die ganze Arbeit, dabei aber nichts zum eſſen zurück. Ein wenig Hafermehl mit kaltem Waſſer gemiſcht, war oft die einzige Nahrung, durch welche dieſer ſich am Leben erhielt. Dennoch ertrug der treue James ein ganzes Jahr lang dieſen harten Dienſt, dann kehrte er, ſehr geſchwächt durch das viele Faſten, in's Haus ſeiner

Eltern zurück. Bei einem gewiſſen Dr. Young, der ein Stück von einem Landarzt war, ſollte es ihm, ſo hoffte er, beſſer gehen. Denn dieſer, als er ihn in ſeine Dienſte nahm, verſprach ihm zwar keinen Lohn, wohl aber einen unentgeltlichen Unterricht in der Arzneikunde. James hatte ſich ſehr getäuſcht, als er dieſem Quackſalber einen, wenn auch nur ſehr geringen Theil jener freundlichen Mittheilungs- und Lehrgabe zutraute, die der gute Kellner Santley beſaß. Der ſogenannte Doctor dachte gar nicht daran, ſeinem Diener etwas zu lehren, vielleicht, weil er ſelber nichts wußte. Um ſich aber, wo nicht durch Kenntniß, doch durch ſeine Hausherrſchermacht bei ihm in Reſpect zu ſetzen, behandelte er den armen Jüngling in ſo tyranniſcher Weiſe und ſo rückſichtslos, daß er ſich nicht einmal die Mühe nahm, eine Verletzung, welche den James an ſeinem linken Arm betroffen hatte, nur zu beſehen, geſchweige ſie ärztlich zu behandeln, vielmehr zwang er ihn, alle die ihm aufgebürdeten niederen Dienſte mit der einen Hand und dem einen Arm zu verrichten. Der Schaden wurde dabei ſo arg, daß ſich James ohne einen Heller Lohn, mit ſeinem kranken Arme und in der Ermattung vom Fieber zu dem Hauſe ſeines Vaters ſchleppen mußte, wo er zwei Monate lang das Bett nicht verlaſſen konnte. Ein Vierteljahr lang hatte er in dieſer Lehrzeit, nicht der Heil-, ſondern der Schmerzenskunde, ausgehalten.

Der arme James fühlte ſich jetzt zu jeder ſchwereren Arbeit unfähig. Müßig aber konnte er nicht bleiben; ſchon auf dem Krankenlager fieng er an, eine hölzerne Wanduhr zu ſchnitzen und zuſammen zu ſetzen, an welcher der Obertheil einer zerbrochnen gläſernen Flaſche die Stelle der Glocke vertrat, auf die der Hammer ſchlug. Die Uhr that indeß für die Taglöhnershütte ihre guten Dienſte; ſie zeigte und ſchlug die Stunden ziemlich genau.

Wie das Getriebe einer ſolchen Wanduhr durch die Gewichte in Gang und Bewegung geſetzt werde, das begriff er wohl und hatte dieſe Einſicht an der Darſtellung eines ſolchen Kunſtwerkes bewieſen, wie es aber zugehe, daß eine Taſchenuhr, dergleichen er ſchon viele von außen, noch keine aber von innen geſehen hatte, ohne Anwendung eines Gewichtes in Gang gebracht werden könne, das war ihm unbegreiflich. Kurz nach ſeiner Geneſung ſteht er eines Tages vor der Thür ſeiner väterlichen Hütte, da reitet ein fremder Herr vorbei, dem man es wohl an ſeiner Kleidung anſieht, daß er im Beſitz einer Taſchenuhr iſt. Er fragt dieſen, welche Zeit es ſei, der Fremde zieht gefällig ſeine Uhr aus der Taſche und beantwortet die Frage. Da James ſieht, daß der Herr von ſo gutwillig freundlicher Art iſt, wagt er an ihn die Bitte, er möge ihm doch einmal das Inwendige ſeiner Uhr ſehen laſſen. Der Fremde iſt ſogleich bereit, den Wunſch zu erfüllen, er reicht dem Jüngling die geöffnete Uhr in die Hand. Dieſer ſieht das Gehäuſe der Feder und die zarte Kette, die rund um daſſelbe geſchlungen iſt, er bemerkt, wie durch ein leiſes Umdrehen des Gehäuſes das Getriebe in Bewegung geſetzt wird und fragt wißbegierig, wodurch dieſe Umdrehung bewirkt werde. Der fremde Herr, für den eine ſolche kindliche Wißbegier etwas Unwiderſtehliches hat, giebt ſich alle Mühe, dem Fragenden begreiflich zu machen, was eine Feder ſei und wie dieſelbe wirke und bedient ſich zuletzt, um den unerfahrnen James über die Elaſtizität einer Uhrfeder recht anſchaulich zu belehren, eines Beiſpieles, das auch ein armer Taglöhnersſohn verſtehen konnte. Wenn ein dünnes Stäbchen Fiſchbein, ſo ſagt er, mit dem einen ſeiner Enden feſtgehalten, dann um den Finger gewunden und in einen Ring hineingeſteckt wird, dann ſucht es ſich, ſobald die Kraft zu wirken aufhört, welche es ſpiralförmig zuſammenwand, wieder in ſeine gerade Richtung auszuſtrecken und bei dieſer Gelegenheit wird der Ring im Kreiſe bewegt. So oft ich dann meine Uhr aufziehe, bringe ich die Feder in ihre ſpiralförmigen Windungen, daß aber dieſe nicht ſo ſchnell und ungehemmt ſich wieder auflöſen, wie etwa die Windungen des Fiſchbeins in dem blechernen Armringe, das verhindert der hemmende Einhalt des Balancirers und der Kette, mit welcher das ganze Getriebe im Zuſammenhang ſteht.

James dankte hoch erfreut für dieſe Belehrung, der Fremde reitet fort und der junge Künſtler, den Kopf voll neuer Baupläne, tritt in die väterliche Hütte zurück. Ein Stäbchen Fiſchbein iſt ſogleich aufgefunden, das Gehäuſe dieſer einfachen Feder, wie alle Theile des Getriebes werden ſorgfältig aus Holz gefertigt und das ganze Kunſtwerk in ein Gehäuſe geſchloſſen, das etwa die Größe einer Untertaſſe hat. Es iſt fertig und bewegt ſich in ſicherem Zeitmaaß zur Verwunderung aller Hausgenoſſen und Nachbarn, die noch nie eine Kunde von den Wundern eines Taſchenuhrbaues empfangen hatten. Aber o wehe; einer dieſer Nachbarn, ein ſehr tölpiſcher Menſch, läßt das mühſame Werk fallen und im Eifer, es wieder aufzuheben, geräth er mit ſeinen Füßen darauf und zertritt es. Der Schrecken des Künſtlers, der auf einmal die Arbeit ſo vieler Wochen vernichtet ſahe, war bei weitem nicht ſo groß, als der Zorn ſeines Vaters, der ſich kaum enthalten konnte, dem Thäter ſein Mißfallen durch die Fäuſte kund zu geben.

Den Verſuch, ſelbſt wieder eine Taſchenuhr aus Fiſchbein, Darmſaiten (ſtatt der Kette) und aus Holz zu fertigen, hatte nun zwar unſer junger Ferguſon aufgegeben, derſelbe war aber dennoch für ihn nicht ohne großen Nutzen geweſen. Er hatte dadurch, ſo wie ſchon durch die Fertigung ſeiner hölzernen Wanduhr eine ſolche Einſicht in den Bau der Uhren gewonnen, daß er jetzt im Stande war, Uhren von verſchiedener Art, wenigſtens auszuputzen und wenn ſie in's Stocken oder in andere Fehler geriethen, ſie wieder in Ordnung und Gang zu bringen. Verſchiedene Leute in der Nachbarſchaft, welche im Beſitz von Uhren waren, bedienten ſich dieſer ſeiner Geſchicklichkeit, und James, obgleich er keine oder nur ſehr billige Foderungen dafür machte, verdiente ſich damit ſoviel, daß er das Brod ſeiner armen Eltern nicht mehr umſonſt zu eſſen brauchte, ja daß er ſogar eine Art von Wohlſtand in ihr Haus brachte.

Auf dem Wege dieſes ſeines neuen Geſchäftes, ſo ſcheint es, kam er auch in das Haus des Sir James Dunbar von Durn. Hier war es, wo er die beiden großen ſteinernen Kugeln, die vor dem Thorweg des Gebäudes ſtanden, die eine durch ſeine darüber angebrachten Zeichnungen in einen Erd-, die andre in einen Himmelsglobus umſchuf. Die Pole von beiden waren nach den Polen des Himmels gerichtet; die 24 Stunden des Tages waren auf die Aequinoctialkreiſe verzeichnet; wenn die Sonne darauf ſchien, konnte man an der Grenze des Schattens, der die Kugel in eine halb beleuchtete, halb dunkle theilte, die Stunden des Tages, ſo wie alle jene Gegenden der Erde unterſcheiden, in denen gerade um dieſe Zeit die Sonne auf oder untergieng, ſo wie die, wo es jetzt Tag oder Nacht war.

Unſer Tauſendkünſtler kam jetzt auf einmal zu einem andren Gewerbe, an das er in ſeinem Leben nicht gedacht hatte. Lady Dippel, die ehrenwerthe und geiſtreiche Schweſter ſeines wohlvermögenden Gönners, des Sir James Dunbar, hatte aus den Zeichnungen, die er an ſeinen beiden Globen anbrachte, die Geſchicklichkeit, erkannt, welche Ferguſon zum Zeichnen überhaupt beſaß. Sie gab ihm den Auftrag, Stick- und Nähemuſter für allerhand Putzſachen der Damen zu zeichnen und er führte dies ſo zur Zufriedenheit der Lady aus, daß er gar bald auch von andren Damen ähnliche Aufträge erhielt. Dieſes Geſchäft wurde ihm ſo gut belohnt, wie noch kein andres, das er bisher betrieben hatte; er dünkte ſich überreich bei ſeinem Einkommen und überglücklich dazu, weil er jetzt die Mittel beſaß, ſeine Eltern recht kräftiglich zu unterſtützen. Nebenbei betrieb er aber gar eifrig ſeine aſtronomiſchen Studien, mit ſo einfachen Mitteln, als er dies ſchon während ſeiner Hirtendienſte gethan hatte. Ein Faden, etwa von der Länge eines Armes, daran einige Glasperlen gefädelt waren, diente ihm als Hauptwerkzeug dieſer Beobachtungen. Er ſchob die Glasperlen ſo weit aus einander, daß ſie, wenn er die Schnur vor ſeinen Augen ausbreitete, gerade, die eine dieſen, die andere einen andern Stern deckte, legte dann die Schnur auf einen Papierbogen und zeichnete ſich auf dieſem genau den Abſtand der Perlen auf, wobei er zugleich bei dem Schein einer Lampe ſeine nach Gilchriſt's Sterncharte copirte Zeichnung zu Rathe zog. In ſolcher Art beobachtete er namentlich das Fortrücken der Planeten unter den Feſtenſternen des Himmels. Bei ſolcher Gelegenheit gerieth er öfters in den Zuſtand eines verzückten Sehers: es war ihm, als ſähe er die Sonnenbahn als einen breiten Lichtgürtel auch am nächtlichen Himmel und auf ihr die Bahnen der Planeten in ihren eigenthümlichen Kreiſen, nur wenig, bald nach oben, bald nach unten aus jenem Lichtgürtel hervortretend.

Es war der edlen Lady Dippel beſchieden, das Talent des merkwürdigen Jünglinges, wenn auch durch ſcheinbare Umwege, allmählig auf die Bahn ſeiner eigentlichen Beſtimmung zu führen. Durch ihre Vermittlung kam er in das Haus ihres Schwiegerſohnes, des Herrn Baird von Auchmeddan, wo ſich ſeiner Lernbegierde in der Bibliothek jenes Herrn eine Schatzkammer aufthat, aus deren Fülle er mit Luſt und Liebe ſchöpfte. Während er aber da am Leſen und Lernen ſich vergnügte und daneben ſein Gewerbe als Stickmuſterzeichner betrieb, kam ihn auf einmal die Luſt an, ſich auch am Portraitzeichnen zu verſuchen. Der gute Herr Baird war ſo gütig und geduldig, dem jungen Künſtler zu ſitzen und die Zeichnung gelang ſo gut, wurde ſo ähnlich befunden, daß ſie bei allen Verwandten und Bekannten Freude und Bewunderung erregte.

James hatte ſich um dieſe Zeit in der ganzen Umgegend ſchon viele hohe Gönner und Gönnerinnen erworben. Dieſe hielten es für gut, einem ſolchen Talent, als offenbar in dem Jünglinge lag, die günſtige Gelegenheit zu ſeiner gründlichen Ausbildung zu verſchaffen. Lady Dippel erbot ſich, den künftigen Künſtler zwei Jahre lang in ihr Haus zu Edinburg aufzunehmen und für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. James zog in der ſchottiſchen Hauptſtadt ein, aber die dortigen Meiſter der Kunſt ſtellten ihre Foderungen auf Vorausbezahlung eines Lehrgeldes ſo hoch, daß der gutgemeinte Plan an ſeiner Koſtbarkeit und an der Ungewißheit ſeines Erfolges ſcheiterte. Da wagte er es, auf den Rath des ehrwürdigen Herrn Keith, der Kraft ſeiner eignen Naturgaben zu vertrauen; er wurde ohne kunſtgerechte Anweiſung ein Portraitmaler, und zwar in Kurzem ein ſo beliebter, daß er kaum allen bei ihm gemachten Beſtellungen Genüge leiſten konnte, und dabei ſo reichlichen Arbeitslohn einerntete, daß er ſich und ſein Elternhaus überflüßig verſorgen konnte.

Dennoch lag in Ferguſons Seele noch ein andres Streben und Sehnen, das ſich mitten in ſeinem äußern Glück und verhältnißmäßigen Wohlſtand unbefriedigt fand, und deshalb immer von neuem laut wurde. Dies war das Sehnen nach tieferer Erkenntniß der Natur und ihrer Kräfte, überhaupt aber nach Wiſſenſchaft. Er lebte jetzt in einer Univerſitätsſtadt, an welcher damals namentlich das Studium der Medicin und aller ſeiner Hülfswiſſenſchaften mit großem Eifer und ausgezeichnetem Erfolg betrieben wurde. Die Medicin iſt eine auf das Leben, zunächſt des Menſchen angewandte, man kann ſagen, eine ſelber in's Leben getretne Naturwiſſenſchaft, ſie mußte für Ferguſon etwas ganz beſondres Anziehendes haben. Der gute junge Mann mochte meinen, es ſei eben ſo leicht für ihn, ohne eine ſchulgerechte Anweiſung ein Arzt zu werden, als es ihm gelungen war, ohne den eigentlichen Unterricht einer Kunſtſchule Portraite zu zeichnen und zu mahlen, welche in einem gewiſſen, leicht zu befriedigenden Kreiſe, vielleicht auch nebenbei, wegen der billigen Foderungen, welche der Künſtler ſtellte, Beifall gefunden hatten. Nachdem er zwei Jahre in Edinburgh als Maler ſich ernährt hatte, kehrte er auf einmal mit einer Maſſe von Pillen und Pflaſtern, Pulvern, Tinkturen und andern mediciniſchen Präparaten zu ſeinem Geburtsort zurück. Es kamen allerdings, ſobald die Ankunft des neuen Doctors bekannt geworden war, eine Menge Leute, mit gar mancherlei Krankheiten und leiblichen Leiden behaftet zu ihm; er gab ihnen ſeine Pillen, Pulver und Tinkturen, aber gar wenige von dieſen bezahlten ihm etwas, und an noch wenigeren zeigte ſich ein günſtiger Erfolg ſeiner ärztlichen Verordnungen. Der redliche, gewiſſenhafte Mann ſahe jetzt ein, daß man kein Doctor aus dem Stegreife ſein könne; es handelte ſich um das Leben und Wohlſein von lebenden Menſchen, nicht um ein beſſeres oder ſchlechteres Gelingen ihrer todten Bilder, er gab das Doctoriren auf und kehrte nach Edinburgh zurück, um mit dem Reſte ſeines kleinen, erworbenen Vermögens, dort einmal ganz für die wiſſenſchaftlichen Studien, und zwar, ſeiner Lieblingsneigung folgend, für das Studium der Aſtronomie zu leben. Er hatte während eines kurzen Aufenthaltes in Inverneß ein Schema des Sonnen- und Mondlaufes gezeichnet, durch welches das Entſtehen und die Aufeinanderfolge der Sonnen- und Mondfinſterniſſe überaus anſchaulich gemacht wurde, und dieſes Schema an den berühmten Profeſſor Maclaurin in Edinburgh geſendet, welchem daſſelbe ſo wohlgefiel, daß er es in Kupfer ſtechen ließ. Die Abdrücke wurden zum Nutzen des jungen Autors verkauft, und dieſer zog aus ſeiner Arbeit nicht nur dieſen Vortheil, ſondern den ungleich höheren, daß er dadurch in ein vertrautes Verhältniß mit Maclaurin kam, deſſen Aſſiſtent er bald hernach wurde.

Erſt jetzt war er in das rechte, vollkommen zuſagende Element ſeines Lebens und Strebens gekommen, er hatte den Beruf gefunden, für welchen alle ſeine Anlagen gemacht waren: ſeine mechaniſche Geſchicklichkeit eben ſowohl, als ſeine Gabe der Beobachtung, ſein mathematiſcher Scharfſinn, wie die Klarheit, ſo wie Einfalt ſeines mündlichen und ſchriftlichen Vortrages. Von ſeiner mechaniſchen Geſchicklichkeit gab er bald nach dem Eintritt in ſein neues Verhältniß einen Beweis, welcher unter den Kennern und Freunden der Wiſſenſchaft in Edinburgh allgemeines Staunen erregte. Er hatte eines Tages den Profeſſor Maclaurin gebeten, ihm ſein Orrery oder Planetarium zu zeigen. Der Profeſſor war ſogleich bereit, den Wunſch zu gewähren, er ſetzte durch Drehen das innere Getriebe des Räderwerkes in Bewegung, und die kleinen an der Spitze der aufwärts gekrümmten Dräthe befeſtigten Kugeln, welche die Planeten, ſo wie den Mond der Erde darſtellten, begannen den Kreislauf ihrer kleinen Bahnen, den ſie nach dem verſchiednen Maaß ihrer Geſchwindigkeit in harmoniſchem Einklang vollführten. Ferguſon hätte gerne das Innere des Werkes geſehen, aber der Profeſſor hatte noch niemals es gewagt, das Gehäuſe des Getriebes zu öffnen, aus Furcht, daß er dabei irgend einen Theil aus ſeiner Stellung rücken, und ſo das koſtbare Inſtrument verderben könne. Für unſern jungen Mechaniker genügte indeß ſchon der äußere Anblick; er hatte genug geſehen, um ſich den innern Bau deutlich zu machen; in Kurzem brachte er ſelber ein Orrery zu Stande, über welches er jetzt nach Maclaurins Wunſche den Zuhörern von dieſem Vorleſungen hielt. Bald hernach fertigte er ein andres Kunſtwerk dieſer Art von Elfenbein, während das erſte nur von Holz geweſen war, und in der folgenden Zeit noch ſechs Orrerys, deren jedes durch eine neue Zuthat ſeiner Erfindungskraft bereichert war.

London, mit all' ſeinen großartigen wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln war es, das ihn jetzt in unwiderſtehlicher Weiſe anzog. Er hatte eine Abhandlung geſchrieben, darin er bewieß, daß der Mond ohne Aufhören in einer Bahn ſich bewege, welche concav gegen die Sonne iſt. Durch dieſe Abhandlung ward er mit Herrn Folkes, dem damaligen Präſidenten der königlichen Akademie bekannt, und dieſer, ſo wie andre Freunde der Wiſſenſchaft munterten ihn auf, ſeine Arbeiten durch den Druck bekannt zu machen. Ferguſon, in jenem Gefühl von Mistrauen gegen ſich ſelber, das ihn nie verließ, that dieſes mit großer Schüchternheit, denn, ſo äußert er ſich darüber, ich wußte und weiß es ja, wie ſehr es mir an einer eigentlichen, gelehrten Schulbildung mangelt. Aber ſeine kleinen Schriften fanden durch ihren belehrenden, tiefgründlichen Inhalt und durch ihre leichte Faßlichkeit einen ſo allgemeinen Beifall, daß er bald als einer der populärſten Schriftſteller im Gebiet der Wiſſenſchaft anerkannt ward. Im Jahr 1748 (in ſeinem 38ten Jahre) fing er an, öffentliche Vorträge über die Sternkunde zu halten, welche einen anſehnlichen Kreis von Zuhörern fanden, zugleich auch einen ſehr vornehmen, indem ſelbſt der nachmalige König Georg III. damals noch Knabe, unter den Zuhörern war. Dieſer Herr fand ſo viel Wohlgefallen an Ferguſons Vorträgen und an ſeiner Perſönlichkeit, daß er ihm gleich nachdem er König geworden war, eine Jahrespenſion aus ſeiner Privatkaſſe zukommen ließ. Eben ſo wie dieſes gekrönte Haupt bezeugten auch die hohen Häupter im Gebiet der Wiſſenſchaft dem James Ferguſon ihre Anerkennung und Achtung, denn er ward zum Mitglied der königlichen Akademie ernannt, und bei dieſer Gelegenheit eben ſo wie einſt der große Newton auch dadurch ausgezeichnet, daß man ihm alle mit der Aufnahme verbundnen Koſten erließ. Geehrt und geliebt von Allen, die ihn kannten, als Schriftſteller ein Liebling ſeiner Nation, durch die Ueberſetzung, namentlich ſeiner Dialogen, auch dem

Auslande wohl bekannt, erlebte Ferguſon in London ein heitres, glückliches Greiſenalter. Sein armer Vater hatte ihm keine irdiſchen Güter, wohl aber ein Erbtheil hinterlaſſen, welches die ſicherſten, reichſten Zinſen trägt: Gottesfurcht von ganzem Herzen, Demuth und den Troſt eines kindlich feſten Chriſtenglaubens, der uns bleibt bis an's Ende, und mit uns hinübergehet über das Grab.

Das war, ſagte Steller, allerdings eine Bekanntſchaft von hohem Werth, die Sie uns mit Ihrem trefflichen Landsmann machen ließen. Welche Mannichfaltigkeit der Anlagen und der Leiſtungen ſtellt ſich uns an dieſem ſeltnen Manne vor Augen, ſie alle belebt und fruchtbar gemacht durch jenen einen weſentlichſten Einheitspunkt des innern Lebens, auf den Sie uns am Schluß Ihre Mittheilung aufmerkſam machten.

Was mir, ſprach Philipp, in Ferguſons Lebensführung auch noch von beſonderem Intereſſe war, das iſt bei all' den ſcheinbaren Krümmungen und Umbiegungen, welche der Gang ſeiner Entwicklung machte, jene dennoch ſo gerade Richtung, welche der Keim ſeines geiſtigen Strebens von der erſten künſtlichen Schnitzelei, und von den kindiſchen Zeichnungen zur Erläuterung der Geſetze des Hebels an, bis zu ſeinem höchſten Ziele: zu der Erkenntniß und anſchaulichen Darſtellung der Mechanik des Weltgebäudes heranwuchs. Die Nebenwege und ſcheinbaren Abweichungen von der Bahn waren nur Wurzeln, die der junge Stamm nach verſchiednen Seiten hin im Boden ausbreitete, um aus ihnen Nahrung für ſein Wachsthum zu ziehen.

22. Verirrung des innern Naturtriebes.

Es iſt gewiß, ſagte der Clerk, als ein beſonders Glück zu achten, wenn das Wachsthum eines ſolchen Stammes ſich ſelber, und der Thätigkeit ſeiner Wurzeln überlaſſen bleibt, ohne daß eine gewaltthätige Hand von außen in den Entwicklungsgang eingreift, und dieſen vielleicht ganz aus der natürlichen Stellung hinausdrängt. So war es wohl offenbar dem William Davy geſchehen, einem Manne, der von vielen in England, die ihn kannten, als ein Thor verlacht wurde, der aber mehr nur als ein ſolcher zu beklagen iſt, bei dem der innere Naturtrieb von der ihm angewieſenen Bahn ſich verirrt hatte.

Auch William Davy, der zu ſeiner Zeit unter dem ſcherzhaften Beinamen des ſelbſtgedruckten und ſelbſtgepreßten Predigers bekannt war, iſt ein Originalmann des vorigen Jahrhunderts, obgleich er noch das erſte Viertel unſers jetzigen Jahrhunderts durchlebt hat, denn er ward im Jahr 1743 in Devonſhire geboren, und ſtarb im Jahr 1826. Die Preſſe der Noth, unter der er einen großen Theil ſeines langen Lebens ſeufzte und duldete, war eine alte Druckerpreſſe, durch welche er ſeine ſelbſtgeſchriebenen und ſelbſtgeſetzten bändereichen Werke druckte, welche niemand las als er und ſeine alte Haushälterin, die ſeine Gehülfin beim Setzen dieſer Werke war. Und dennoch hätte dieſer Mann, wenn er auf der Bahn ſeiner angebornen Neigungen und Gaben geblieben wäre, ein großer Erfinder und Meiſter im Gebiete der Mechanik und Technologie werden können, deſſen Namen neben denen von Watt und Brindley mit Ruhm genannt, deſſen äußrer Wohlſtand vielleicht ſo anſehnlich geworden wäre, als der des Sir **Richard Arkwright**, des Erfinders der Spinnmaſchine.

Der Vater des William Davy war Beſitzer eines kleinen Bauernhofes bei Chudleigh. William konnte kaum ſeine Hände bewegen, da fieng er ſchon als ſpielendes Kind an, ſich mit kleinen künſtlichen Bauwerken zu beſchäftigen. Er war etwa 8 Jahre alt, da wurde in der Nähe von ſeines Vaters Hütte eine Mühle gebaut. Der kleine William ſahe täglich mit Aufmerkſamkeit den Arbeiten der Zimmerleute und Mühlenbauer zu, und ſchnitzte daneben mit einem Meſſer im Kleinen aus den Zweigen eines alten Birnbaumes, der in ſeines Vaters Garten ſtand, alles das nach, was er die Arbeitsleute im Großen machen ſahe. Die Mühlenbauer fiengen jetzt an, die einzelnen Theile ihres Maſchinenwerkes zuſammen zu ſetzen, der Kleine that mit ſeinem Schnitzwerk daſſelbe. Da fand ſich an der großen Mühle ein Fehler, den die Bauleute nicht entdecken konnten, das Werk wollte eben nicht ſo, wie es ſollte, in Gang kommen. Williams kleine Mühle dagegen, getrieben von dem Waſſerſtrahl, den er aus dem vorüberfließenden Bache auf die Miniaturräder leitete, gieng ganz vortrefflich. Der Kleine ſahe und hörte den Nothbeſtand der Mühlenbauer, er betrachtete ſich ihr Werk genau, und nach einigen Minuten zeigte er ihnen an ſeiner kleinen Mühle den Punkt, an welchem, durch einen leicht zu verbeſſernden Fehler, die Hemmung lag.

Warum gab ihn damals ſein Vater nicht bei einem Zimmermann oder Mechanikus in die Lehre? Wir wiſſen nicht warum, nur das wiſſen wir, daß der Vater anders über die Wahl des künftigen Standes ſeines kleinen William dachte. Dieſer fertigte zwar unter den Augen und zur Verwunderung ſeines Vaters noch eine Menge ſolcher künſtlicher Werke und kleiner Maſchinen, wurde aber dennoch zum künftigen Gelehrten: zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Auch auf der Schule zu Exeter, wo er ſich ſehr hervorthat, betrieb er neben dem Latein und Griechiſch noch immer ſeine mechaniſchen Künſte.

In ſeinem 18ten Jahre kam William nach Oxford. Er war jetzt ein recht fleißiger Student der alten Sprachen und der Gottesgelahrtheit, ob aber auch in beiden Gebieten ein ſehr ausgezeichneter, das erfahren wir nicht. Nur das ſcheint ausgemacht, daß ihm der Gedanke oder das Urbild eines Baues mit künſtlichem Getriebe, davon alle Theile, ſchön und regelmäßig zuſammengefügt, in einander griffen, jetzt nur in einer andern, nicht mehr hölzernen, ſondern papierenen Form, in ſeine nnunmehrigen Lebensberuf nachgieng: er dachte ſchon als Student daran, ein Syſtem der Gottesgelahrtheit zuſammenzuſetzen. Statt der Zweige von dem alten Birnbaum in ſeines Vaters Garten, nahm er jetzt abgeſchnittne und abgebrochne Stücke aus den Werken der berühmteſten und verſchiedenſten Theologen, häufte dieſes Baumaterial vor der Hand in der Form von Auszügen zuſammen, bei deren Fertigung er ſich mit unermüdetem Fleiße vom Morgen bis zum Abend beſchäftigte. Mit ganzen Ballen der Papiere, welche ſeine Auszüge aus viel hunderterlei Büchern enthielten, die ihm die reiche Oxforder Bibliothek darbot, verließ er die Univerſität, und wurde kurz hernach als Curat an eine Pfarrei im biſchöflichen Kirchenſprengel von Exeter befördert, welche ein Einkommen von jährlich 40 Pfund (480 Gulden) trug. Da ſchrieb er nach etlichen Jahren ſechs dicke Bände von Predigten — ein mühevolles in ſeiner Art kunſtreiches literariſches Bauwerk, das er auf Subſcription herausgab. Aber nur ein Theil der

Subſcribenten bezahlte, und andre Abnehmer zu dem gelehrten Predigtbuch, außer den Subſcribenten, wollten ſich nicht finden; der ehrliche Davy, ſtatt etwa einiger Banknoten für ſeine lange Arbeit, erhielt bloß eine freundliche Note vom Buchdrucker, nach welcher er noch 100 Pfund auf die Summe darauf zahlen ſollte, die ſeine Subſcriptions-Einnahme abgeworfen hatte. Der eifrige Baumeiſter an dem großen Werk eines vollſtändigen Syſtemes der Gottesgelahrtheit ließ ſich durch dieſe unerwartete Erfahrung nicht abſchrecken. Er war unverheirathet geblieben, brauchte zu ſeinem kleinen Haushalt ganz unglaublich wenig, der Buchdrucker wurde bezahlt, und Davy, in all' den freien Stunden, welche ſein Amt, das er übrigens nie verſäumte, ihm übrig ließ, arbeitete fort an ſeinem gewaltig gelehrten Syſtem. Dieſes aber wuchs ihm unter der Hand zu einem ſo ungeheuren Umfang an, und von Subſcribenten fand ſich eine ſo geringe Zahl ein, daß die Koſten des Druckes nach mäßigem Anſchlag 2000 Pfund (24000 fl.) betragen hätten, wenn das Werk abermals, wie die ſechs Bände der Predigten, in fremde Hände wäre gegeben worden. Eine ſolche Summe überſtieg nun freilich alle Kräfte des guten, ſchreibluſtigen Pfarrers; aber er blieb dabei: das Werk ſoll und muß gedruckt werden.

Sein Entſchluß iſt bald gefaßt. Als achtjähriger Knabe hatte er ja mit einem Taſchenmeſſer eine ganze Mühle, als Schüler in Exeter mit einem eben ſo unvollkommenen Apparat von Werkzeugen noch viel künſtlichere Sachen gemacht; er kauft ſich etliche Zentner großentheils alte Lettern (Punzen), baut ſich eine Preſſe, und was ſonſt zu einer Buchdruckerwerkſtätte nach kleinem Maaßſtab gehört, kauft Papier und andern Zubehör, lehrt ſeine alte gutwillige Haushälterin das Setzen, und dieſe beiden begeben ſich an das große Werk. So ſchnell aber auch dieſes verhältnißmäßig durch die künſtliche Hand des Pfarrers vorwärts ſchreitet, fodert dennoch ſchon die Vollendung nur des erſten Probebandes allein, mehr denn zwei Jahre Zeit; denn ſeine Preſſe war ſo eingerichtet, daß er immer nur eine Seite drucken konnte. Er hatte in allem die Auflage nur 40 Exemplare ſtark gemacht, davon verſendete er 26 an die Biſchöfe, an die Univerſitäten und an einige Kritiker als Geſchenk. Er wartete vergeblich auf ein Zeichen der Anerkennung ſeines mühſamen Werkes, die undankbare, hochgelehrte und hochehrwürdige Welt nahm von ſeinem kunſtreichen Syſtem der Gottesgelahrtheit keine Notiz. Was that aber nun Davy, legte er ſeinen mühſamen litterariſchen Aufbau zur Seite, und begab ſich zur Ruhe? — Keinesweges, er ſetzte und druckte fort, von jetzt an aber, um die Koſten und Mühe zu ſparen, nur noch 14 Exemplare. Dreizehn volle Jahre dauerte es, bis die 26 Bände, jeder zu 500 Seiten groß Octav, aus der Preſſe kamen, dann wurde der geſchickte Pfarrer aus einem Setzer und Drucker ein Buchbinder, band die ganze Auflage ſeines Werkes ſauber ein, ſetzte ſich mit den 364 Bänden auf ein kleines Bauernfuhrwerk, und fuhr damit nach London, wo er die 14 Exemplare an eben ſo viele der dortigen öffentlichen Bibliotheken verſchenkte. Dort, ſo hoffte er noch immer, würde ſein „Syſtem“ einen und den andern Leſer und Kenner finden, der ſeinen Werth gehörig zu ſchätzen wüßte, und dann werde es gewiß bald eine neue Auflage zu erwarten haben.

Die Hoffnung des guten Davy blieb vergebens. Zwar wird ſein bändereiches Werk, das man wohl nicht typographiſch ſchön, ſondern nur typographiſch wunderlich und abſonderlich nennen kann, noch jetzt als eine Curioſität von Vielen betrachtet, und es kann einmal eine Zeit kommen, wo es von wohlbemittelten Sammlern von litterariſchen Curioſitäten um theuren Preis aufgekauft wird; eine neue Auflage wird man aber ſchwerlich davon veranſtalten.

Dies iſt nun ein Beiſpiel von einer Verirrung des geiſtigen Naturtriebes, wie es dergleichen, wenn auch nicht in ſo augenfälliger Weiſe, noch viele geben mag. Wer den Pfarrer zu Luſtleigh (ſo hieß die Gemeinde, welcher er faſt ein halbes Jahrhundert lang als guter, treumeinender Seelenſorger vorſtand) beſuchte, wer ſeinen künſtlich angelegten Felſengarten, mit den ſinnreich angebrachten Bewäſſerungsanſtalten, wer die mannichfachen Werke ſeiner künſtlichen Hand in ſeinem Pfarrhof betrachtete, der mußte von ſeinem ſeltnen mechaniſchen Talent mit Achtung und Bewunderung ergriffen werden, und konnte gewiß den Gedanken nicht unterdrücken, daß jene kunſtfertige Hand beſſer für Meißel, Drehrad und Hammer, oder für jedes andre Werkzeug eines Baumeiſters von Maſchinen und Häuſern getaugt hätte, als für die Schreibfeder.

Unſer alter Davy indeß war noch immer, in Hinblick auf ſein in den Londoner Bibliotheken, ſo wie in den Bibliotheken der Univerſitäten, und in den Biſchofspaläſten ſtehendes Syſtem der Gottesgelahrtheit, in Hoffnung ſelig, und in ſeinen ſiebenziger Jahren ſo friſch und fröhlich, wie damals, als er das Setzen und Drucken begann. Ja, er ließ ſich noch in einem Alter von 82 Jahren von der Wanderluſt ſo ergreifen, daß er die Verſetzung auf eine andre, beſſere Pfarrſtelle, die der Biſchof ihm antrug, annahm. Er ſchied von ſeinem guten Luſtleigh, wo er von ſeinen Erſparniſſen eine Schule begründet, und dieſer eine Wieſe, im Werthe von 100 Pfund vermacht hatte, wenige Monate hernach aber auch aus dem Leben, freudig, in einer beſſeren, ſicherer begründeten Hoffnung, als die auf den Erfolg ſeines ſchriftſtelleriſchen Werkes geweſen war.

Ihr guter Davy, ſprach Steller, iſt in der Ausdauer an ſeinem Werk faſt nicht minder bewundernswerth, wenn auch, ſowohl was den Werth der Arbeit, als den hohen Erfolg betrifft, keineswegs ſo glücklich zu nennen, als der große, treffliche Edmund Caſtelli. Dieſer hat auf die Ausarbeitung und die Herausgabe ſeines Lexicon Heptaglotton nicht nur ſein ganzes Vermögen von 12000 Pfund (240,000 fl.), ſondern auch 17 Jahre lang täglich 18 Stunden mit ſolchem angeſtrengten Fleiße verwendet, daß er darüber blind ward. Bei Caſtelli war es nicht das Trachten nach Ehre und litterariſchem Ruhm, ſondern nur die reine Luſt und Freude an ſeiner großartigen Arbeit, was ihm eine ſolche Kraft und Ausdauer zu derſelben gab, während dagegen der gelehrte franzöſiſche Advocat Michaël Le Jay, welcher übrigens auch ſein ganzes Vermögen auf die Herausgabe der 10 Bände ſeiner ſehr verdienſtlichen franzöſiſchen Polyglottenbibel verwendete, dabei doch mehr den Lohn der Ehre im Auge hatte, weshalb er auch lieber alle dieſe Opfer allein tragen, als die Ehre an dem Werke mit dem vielvermögenden Cardinal Richelieu theilen wollte.

23. Der Beſuch in der Nachbarſchaft.

Da ſind wir ja endlich am Ziele, rief Adolph.

Ja, ſo ſprach der Steuermann, die Fahrt hat jetzt während der Ebbe etwas länger gedauert und iſt mühſamer geweſen, als dies hoffentlich bei der Rückfahrt der Fall ſein wird, weil wir dann mit der wachſenden Fluth gehen, die uns ohne Gefahr hoch über manche verborgne Klippe wegführen wird, der wir jetzt auf weitem Umwege ausweichen mußten.

Das iſt freilich, ſagte Philipp, eine ganz andere Inſel als die, welche uns zu unſrer Schiffbruch-Quarantäne angewieſen iſt und wie man ſieht, iſt ſie ja auch bewohnt; hier liegen mehrere gute Fiſcherboote und dort unter den grünen Bäumen ſtehen Häuſer und Hütten, aus denen uns ſchon Leute entgegen kommen.

Und dennoch, ſprach der Clerk, iſt dieſe Inſel nur etwa ſechsmal an Flächenraum größer als die unſrige, wie Sie dies hier auf meiner alten, dabei aber ziemlich genauen Karte der Bermudas ſehen können. Der Wald von Cedern, der auf der breit ſich hinziehenden Anhöhe ſteht, verdeckt uns die Ausſicht auf den gar nicht weit abgelegnen entgegengeſetzten Küſtenſaum des kleinen Eilandes, welches übrigens ſchon im Jahre 1618 bei der Austheilung der Sommer-Inſeln an die Coloniſten, als des Anbaues würdig, dem Looſe der Noneſach-Inſel zugetheilt ward. Es beſteht hier eine Plantage und neben dem Eigenthümer und den Arbeitern an derſelben wohnen Fiſcher und Holzfäller da. Gegen Norden hin iſt das Meer freier von Klippen und dadurch den hier wohnenden Leuten der Verkehr mit den Hafenplätzen ſehr erleichtert.

Die kleine Geſellſchaft war an's Land geſtiegen und hatte ſich zum Beſehen der Merkwürdigkeiten der Inſel auf dieſer zerſtreut. Der Clerk hatte im Vorbeigehen an einer reinlich ausſehenden Fiſcherhütte einige Beſtellungen gemacht, kam aber bald wieder zu Steller und den beiden Landsleuten deſſelben, die mit Waſſer nach der kleinen Anhöhe hinanſtiegen, während die jüngeren Schiffsgenoſſen ſich in der Nähe der Küſte vergnügten.

Für mich, ſo wie für andre meiner Landsleute, ſprach der Clerk, iſt das, was Sie hier auf der kleinen Inſel ſehen werden, freilich weder neu noch merkwürdig; Ihnen aber, die Sie zum erſten Male in die wärmere Zone kommen, mag wohl Manches der hier ſtehenden und gedeihenden Gewächſe, wenigſtens in der freien Natur noch nicht vor Augen gekommen ſein. Im Ganzen genommen ſind die Bermudas dem Anbau tropiſcher Naturerzeugniſſe ohngefähr eben ſo günſtig, als die Bahama-Inſeln; Sie ſehen hier einen ganzen Garten voller Kaffeebäume; dort auf jenem kleinen Felde ſtehen die Kapſeln der Baumwollenſtaude ſchon in voller Reife, während man daneben noch einzelne der ſchönen, gelben Blüthen ſieht; dort, wo ein kleiner Meeresarm in's Land hereintritt, deſſen Waſſer in Zeiten der höher ſteigenden Fluth ſeine Nachbarſchaft befeuchtet, wird Zuckerrohr gebaut, weiter nach Weſten ſteht ein ganzes Bosquet von Orangen- und Citronenbäumen, aus deren grünem Laubdache die Fülle der goldnen Früchte hervorglänzt.

Und welch' ein ſchöner Baum, ſagte Steller, iſt dieſe ſogenannte amerikaniſche Ceder, deren hochwüchſige ſchlanke Stämme mit ihren wagrecht ausgebreiteten Aeſten da vor uns einen ganzen Wald bilden. Zum erſten Male in meinem Leben ſehe ich hier auch den Mahagonybaum (Swietonia Mahagony), den ich bisher nur aus Abbildungen und aus einigen verkümmerten, bloß Blätter tragenden Exemplaren in unſern Gewächsgärten kannte. Und dort an der Oſtſeite der Inſel dieſer Wald von Bananenbäumen, über deren niedere Stämme ſich einige Palmenbäume, wenn ich aus der Ferne ſie richtig beurtheile, vom Geſchlecht der gemeinen Dattelpalme, hoch erheben, weiter gegen uns her ſogar eine Kokospalme, haben für mein nordiſches Auge einen hohen Reiz von Neuheit.

Die Dattelpalme, ſprach der Clerk, trägt zwar, wie man mir geſagt hat, hier auf den Bermudas nur ganz kleine und niemals zu ihrer vollkommenen Süßigkeit reifende Früchte, dagegen werden die Früchte des Piſangs, der doch in Aegypten ein Landsmann des Dattelbaumes iſt, hier ſehr gut und wohlſchmeckend und daſſelbe gilt von den Früchten jenes Baumes, den wir bei uns auf den Bahamainſeln den Avogatobaum benennen, dieſen birnförmigen Früchten, die gerade in der jetzigen Jahreszeit ihre Reife erreichen.

Dem Namen ſo wie der Beſchreibung nach iſt dies **Laurus Persea**: der Aguacatebaum, ohnfehlbar aus weiter Ferne hieher verpflanzt.

Dies gilt wohl, fuhr der Clerk fort, von den meiſten Bäumen und von all' den vorzüglichſten Nutzgewächſen, welche jetzt eine Hauptzierde und Annehmlichkeit der kleinen Bermudasinſeln bilden, denn man hat hieher, auf den Uebergangspunkt und die klimatiſche Zwiſchenſtation zwiſchen der gemäßigten und heißen Zone alle die beſten und werthvollſten Gewächſe der beiden Himmelsſtriche zu verpflanzen geſucht und der Verſuch iſt bei einer großen Zahl derſelben ganz vortrefflich gelungen. Sie finden hier Feigen und Granatäpfel, europäiſche Weinreben und ſelbſt Birnen neben dem Melonenbaum des heißeren Amerikas, den Kartoffel neben den wohlſchmeckenden Wurzeln der Batatenwinde, den Reis und mehrere europäiſche, ſowie afrikaniſche Getraidearten neben dem amerikaniſchen Mays. Dieſe ganze naturgeſchichtliche Beleſenheit, welche ich ſo eben gegen Sie auskramte, verdanke ich übrigens nur hier dieſem Namensverzeichniß der Naturerzeugniſſe der Bermudas, das ich mir nach meiner Gewohnheit an den Rand meiner Karte geſchrieben habe.

Die Wanderer hatten jetzt die kleine Anhöhe erſtiegen und waren jenſeits des Cedernwaldes auf einen freien Platz gekommen, von welchem die Ausſicht nach der Weſtſeite der Inſel und über das Meer hin frei war.

Wie ſteil, ſagte Steller, fällt hier unſer kleiner Hügel nach dem Meere zu ab, während das Ufer an der Oſtſeite ſo flach und breit nach dem Meere abläuft.

Daſſelbe, ſagte der Clerk, iſt im Allgemeinen auch bei den Bahamas und den meiſten weſtindiſchen Inſeln der Fall. Sie ſind gegen Weſten hin ſchroff abgeſchnitten, gegen Oſten flach ausgebreitet und erhalten ihren Zuwachs durch die Anſchwemmungen des Meeres, während ſie dort Abbruch durch die mächtiger anſtürmende Fluth zu erleiden ſcheinen.

Wie viel weiter, ſagte Adolph, iſt hier die Ausſicht über das Meer hin, als auf unſrer kleinen, flachen Inſel.

Und dennoch, ſo ſprach Steller, iſt hier die Ausſicht über das Meer noch lange nicht ſo weit und groß, als die Ausſicht von dem großen Kirchthurm in Bremen über die weiten Ebenen des Weſerufers; denn wenn ich nach dem Augenmaaß und nach der Zahl unſrer Schritte urtheilen darf, die wir zu dem ſehr allmähligen Anſteigen von der Küſte aus gebraucht haben, können wir hier kaum 150 Fuß über dem Meere ſtehen.

Sie werden wohl ganz richtig geurtheilt haben, ſagte der Clerk, denn keine Anhöhe auf den Bermudas erhebt ſich viel mehr als zu 200 Fuß über den Meeresſpiegel.

Ein Mann von mittlerer Größe, ſo fuhr Steller fort, der ganz auf ebenem Grunde mit der Meeresfläche ſteht, kann noch nicht einmal eine Strecke überſchauen, die auf dem Lande $^3/_4$ Stunden Weges betragen würde, bei 100 Fuß Höhe geht freilich die Ausſicht ſchon über 5 Wegſtunden, bei 200 Fuß Höhe faſt auf 10 Stunden weit hinaus, wir aber auf dem Bremer Thurm ſtehen, wenn wir bis zum höchſten Umſchaupunkte hinanſteigen, höher als 200 Fuß. Freilich erweitert ſich die Ausſicht auf das Doppelte, wenn wir von einer Anhöhe, die 100 Fuß beträgt auf eine andre, eben ſo hohe hinblicken und deshalb bin ich überzeugt, daß die äußerſten Punkte des Landes, die wir dort gegen Norden hin ſahen, zugleich auch die äußerſten Gränzen der kleinen Bermudasinſelngruppe ſind.

Das gebe ich Ihnen im Voraus und unbeſehens zu, ſagte der Clerk, denn die Ausdehnung der ganzen Gruppe beträgt, wie Sie hier auf meiner Karte ſehen können, von Nord nach Süd nur etwa 8 engliſche Meilen und von Oſt nach Weſt auch nur wenig mehr, und überdies finden wir uns hier gewiß ſchon um mehr als einen Viertheil der Linie von Süd nach Norden vorgerückt. Doch dieſe Abmeſſungen werden Sie hoffentlich bald in überzeugenderer Weiſe auf einem Fahrzeuge machen können; in dieſem Augenblick ſcheint es mir Zeit an eine kleine Erquickung bei dem Hauſe des Fiſchers und an die Heimkehr zu denken.

Die jüngeren Schiffsgenoſſen, reichlich verſehen mit allerhand Blumen und Baumzweigen, die ſie auf der Wanderung durch die kleine Inſel gefunden hatten, ſtanden ſchon wartend an der Hütte. Es ſcheint, ihr habt Appetit? fragte ſie der Clerk. Den haben wir immer, antworteten die muntern Burſchen.

Ein alter, blinder Mann, der Beſitzer des Hauſes, trug auf einer großen hölzernen Platte den Kaffee auf. Mit derſelben Sicherheit, wie ein vollkommen Sehender, nahte er ſich mit der zerbrechlichen Laſt ſeiner irdenen Schaalen und Töpfe dem Tiſche außen vor der Hausthür, an welchem ſeine Gäſte Platz genommen hatten, ſetzte die Platte vor ſie hin und bat die Herren, nach Belieben zuzulangen, während er noch einmal in die Hütte hineineilte, um etwas Brod zum Getränk zu holen.

Warum laßt Ihr, fragte der Clerk ein junges Weib, das mit einer leichten Handarbeit beſchäftigt in der Nähe ſtand, ſolche Dienſte, die für einen Sehenden gehörten, dem blinden Vater thun? Zwar an eueren irdenen Milchſchüſſelchen und Töpfen wäre, wenn ſie auch zerbrächen, der Verluſt nicht groß, und Kaffee, ſo wie Ziegenmilch habt Ihr auch wohlfeil genug, aber wie leicht könnte der Blinde durch Beſchütten mit dem heißen Getränk ſich oder eines eurer Kinder beſchädigen — und überhaupt finde ich es nicht recht, daß Ihr ihn dienen laſſet, anſtatt ihn zu bedienen.

O lieber Herr, antwortete die junge Frau, wie gern würde ich alle ſolche Dinge anſtatt meines Schwiegervaters thun, wenn er mir es zuließe. Aber er hält ſolche Dienſte, wie der iſt, den er euch leiſtet, für ſein Hausvaterrecht, in welchem er ſich durchaus nicht kränken läßt. Auch dürft ihr nicht meinen, daß der blinde Vater bei ſolchen Geſchäften ein Verſehen machen könnte. Er geht auf unſrer ganzen Inſel, die freilich nicht ſehr groß iſt, herum, wie ein Sehender, er kennt ſich da im Freien, ſo wie drinnen im Walde eben ſo gut aus, wie in unſrer Stube. Er fährt auch, ſo oft es ihm einfällt, auf den Fiſchfang aus und nimmt dabei niemand mit, als dort meinen kleinen, fünfjährigen Buben, den er ſein Auge nennt. Dieſer kennt weit herum um unſre Inſel alle die Steinbuckel über und unter dem Waſſer, an welche das Boot anſtoßen könnte, mit Namen. Er ſagt's dem Großvater, wenn ſie einem oder dem andern der vor ihnen oder der ihnen zur Seite liegt zu nahe kommen und der Vater ſteuert dann ſo ſicher durch die Scheeren durch, daß er, was doch den Sehenden ſo oft geſchieht, noch niemals auf eine Steinbank aufgefahren oder hart angeſtoßen iſt. Wenn es nicht gar zu ſtürmiſch Wetter iſt, fahren die beiden jede Woche mit einer guten Ladung Fiſche und Krebſe auf den Fiſchmarkt nach Georgstown und der Großvater hält auf ſolchen Fahrten mit ſeinem Enkel gar fleißig Schule, indem er dieſem manche gute Sachen, die er ſelber in ſeinem Gedächtniß trägt, vorſagt und auswendig lernen läſſet.

Der Alte kam wieder. Er trug in jeder Hand einen hölzernen Teller, auf dem einen war engliſcher Schiffszwieback, auf dem andern köſtliche Früchte des Landes.

Wie lange ſeid Ihr ſchon blind? fragte der Clerk den Alten.

Seit meinem zwölften Jahre, antwortete dieſer. Mit einem Wracker war ich von der Davis-Inſel ausgefahren. Die Leute im Boot hatten ſich alle den Rhum zu gut ſchmecken laſſen, den wir in einem Fäßchen erbeuteten, das wir bei dem Wrack eines geſcheiterten franzöſiſchen Schiffes fanden; ſie jubelten laut und merkten nicht auf Wind und Wetter. Da überfiel uns ein ſtarker Sturm mit Ungewitter. Das Boot wurde an den Klippen zerſchellt; die Trunkenen alle ertranken, ich rettete mich auf die Zacken eines vorragenden Riffs, mußte dort bis zum vierten Tag ohne Speiſe und Trank im beſtändigen Regenguß und kalten Winde aushalten. Da man mich da auffand und wegholte, wußte ich nichts von meinen Sinnen. Zu Hauſe lag ich mehrere Wochen lang in ſtarkem Fieber auf dem Bett, meine Leute erwarteten mein Ende. Mit dem Leben kam ich zwar davon, mit dem auswendigen Augenlicht war es aber vorbei. Ich habe mich aber bald darein gefunden und mir aus der Lection Mancherlei gemerkt. Ueber meine Lippen iſt ſeitdem niemals ein Tropfen Branntwein oder Wein gekommen. Meine Ziegen geben mir Milch, der Brunnen da bei meinem Hauſe giebt mir Waſſer, das zwar ein wenig ſalzig ſchmeckt, ich bin aber daran gewöhnt und reines Regenwaſſer wird auch bei Gelegenheit geſammelt. Und ich kann wohl ſagen, ich ſehe oftmals weiter, als die Leute, die geſunde Augen haben. Seit meiner Krankheit fühle ich es immer mehrere Stunden, ja Tage lang voraus, wenn ein Ungewitter oder ein Umſchlagen des Windes herbeikommen will, und nicht wahr Marie, ſo fragte er ſeine Schwiegertochter, deren Nähe er bemerkt hatte, ich irre mich ſelten in meinen Vorherſagungen?

Ich habe, antwortete das Weib, niemals gehört, daß Eure Wetteranzeige ganz fehlgeſchlagen wäre; das wiſſen auch alle Fiſcher und Wracker in der Nachbarſchaft.

Euer Kaffee, ſagte der Clerk, ſchmeckt vortrefflich und ich bemerke keine Spur von dem ſalzigen Geſchmack des hieſigen Waſſers daran.

Ich habe, ſprach der Alte, reines Regenwaſſer dazu genommen, das wir erſt vor wenig Tagen geſammelt hatten. Denn das Waſſer in unſerm Brunnen kommt, wenn es auch etwas durchfiltrirt iſt durch das ſandige Erdreich, doch nur aus dem ſalzigen Meere, es ſteigt deshalb zur Zeit der Fluth im Brunnen empor und nimmt mit der

Ebbe ab. In ſolch gleichem Maaße, daß ich meinen Leuten und Nachbarn, die auf ſolche Dinge nicht ſo aufmerken, bis auf eine Hand breit es angeben kann, wie hoch draußen die Fluth angeſtiegen iſt.

24. Ein Lob des Thee- und Kaffeetrinkens.

Es liegt doch, ſagte Philipp, in der Wirkung des Kaffees eine ganz eigenthümliche, wohlthätig aufregende und erheiternde Kraft und ich kann es wohl begreifen, daß die Derwiſche und Muftis in Aegypten, nach dem erſten Bekanntwerden dieſes Getränkes es ſo hoch in Ehren hielten, daß ſie es, wie ein geweihtes, in den Moſcheen tranken; kann es begreifen, daß ſo manche unſrer vielthätigſten Gelehrten und Geſchäftsmänner den Kaffee als ein Lieblingsmittel benutzten, um ſich in eine zu ihrer Arbeit günſtige Stimmung zu verſetzen.

Ein großer Chemiker der neueren Zeit, ſprach Steller, Liebig, macht da, wo er von den Wirkungen des Kaffees und des Thees redet, die geiſtreiche Bemerkung, daß in beiden Getränken ein Stoff enthalten ſei, welcher den Fortgang des inneren Athmens, das zur Erhaltung des Feuers auf dem Herde des Lebens ohne Aufhören nothwendig iſt, im hohen Grade befördere und erleichtere, was namentlich bei der ſitzenden Lebensweiſe auf die Stimmung des Nervenſyſtems ſehr günſtigen Einfluß hat. Es ſei deshalb die Regung eines wohlthätigen Inſtinktes geweſen, welche den Menſchen zur Benutzung jener beiden Getränke hinleitete, die aus zwei Pflanzen von ganz verſchiedner Geſtaltung gewonnen werden, welche in zwei weit von einander entfernten Erdſtrichen vorkommen.

Allerdings, ſagte der Clerk, hat bei mir der Thee faſt noch mehr, als der Kaffee, jenen wohlthuenden Einfluß auf die innre Stimmung, den Sie ſo eben beſchrieben, doch weiß ich aus fremder Erfahrung, daß die Wirkung beider Getränke ſich gleich ſei. Von dem großen Newton iſt es bekannt, daß er ſich die Anſtrengungen bei ſeinen geiſtigen Arbeiten durch den Genuß von Thee zu erleichtern pflegte; ein berühmter Arzt in London erhielt ſich während einer dort herrſchenden Epidemie, die ſeine ganze Thätigkeit bei Tag und bei Nacht in Anſpruch nahm, durch ſtarken Thee in ziemlich lang anhaltenden muntern Zuſtand; das bedeutendſte Beiſpiel aber eines fleißigen Thee- und Kaffeetrinkers und dabei außerordentlich geiſtig thätigen Mannes giebt uns der treffliche William Jones.

Freilich muß man auch der Anlage nach ein William Jones ſein, wenn eine heitre Stimmung, welche durch ein leibliches Mittel erzeugt ward, ſolche Früchte bringen ſoll, denn die gewaltigen Geiſteskräfte dieſes Mannes thaten ſich kund, noch ehe er vielleicht jemals Kaffee oder Thee gekoſtet hatte. Wenn er als Kind von etwa 3 bis 4 Jahren ſeine geiſtvolle Mutter um manche Dinge fragte, da antwortete ihm dieſe: lies nur und du wirſt es erfahren. Und der Knabe ließ ſich dies nicht vergeblich geſagt ſein. Wie der berühmte Orientaliſt Poſtellus in einem ähnlichen Alter, ſo vergaß auch er öfters über dem Leſen eſſen und trinken, nahm dabei an Verſtändniß ſo ausnehmend zu, daß ſein Lehrer in der Schule es ausſprach: „William würde, wenn man ihn auch nackend und ohne einen Freund oder Bekannten auf das Salisbury Blachfeld hinſtellte, dennoch den Weg zur allgemeinen Anerkennung und zum Wohlſtand finden.“

Jene beiden Güter der Erde waren es übrigens nicht zunächſt, welche den Knaben und angehenden Jüngling zu ſeinen unerhörten Anſtrengungen beim Studiren begeiſterten, denen er ſich ſogar bei Nacht hingab und zu welchen er ſich durch den Genuß von Thee und Kaffee bekräftigte. Vielmehr war es der unwiderſtehliche, eigenthümliche Reiz, der für ihn im Wiſſen und in der lebendigen Thätigkeit des Geiſtes lag, was ihn ſo mächtig hinnahm. Und wenig Menſchen von gleicher Richtung des Strebens haben es ſo gut wie Jones verſtanden, die Kräfte des inneren und äußeren Lebens dadurch in friſcher Thätigkeit zu erhalten, daß ſie dieſelben nicht einſeitig, ſondern in harmoniſcher Zuſammenſtimmung und regelmäßiger Aufeinanderfolge übten, denn ſchon in Oxford, wo er neben dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit zugleich dem der älteren und mehreren neueren Sprachen mit glühenden Eifer ſich hingab, verſäumte er es nicht, auch die Glieder des Leibes durch Reiten und Fechten zu ſtärken; er gab ſich, wie er ſich ſelber darüber ausdrückt, „mit den äuſſern Mitteln eines Landmannes, die Erziehung eines Prinzen.“ Und mit demſelben Fleiße, wie die ihn näher angehenden Lehrvorträge, hörte er in London die des berühmten William Hunter über Anatomie, erwarb ſich als Tutor in der Familie des Lord Spencer eine große Fertigkeit im Spiele mehrerer muſikaliſcher Inſtrumente. Ein Meiſterſtück von einer wohlgeordneten geiſtigen Haushaltekunſt war namentlich jene Tagesordnung, die er während ſeiner faſt beiſpielloſen Geſchäftsthätigkeit in Indien beobachtete, wo er ſich ganz überaus glücklich fühlte. Er las zuerſt, an jedem frühen Morgen 10 Kapitel in der Bibel, dann gieng er an die Hauptaufgabe ſeines dortigen Aufenthaltes: an das Studium der Hindugeſetzbücher und des Sanscrit. Am Nachmittag beſchäftigte er ſich mit der Geographie von Indien, am Abend mit der altrömiſchen Geſchichte, dann ſtimmte er ſich allmälig zum Uebergang in die Ruhe des Schlafes durch eine Parthie Schach, zuweilen auch durch das Leſen einer oder etlicher Stellen im Arioſt herab. Wer hat bei dieſer bunt gemiſchten Lebensweiſe und vielſeitigen Thätigkeit mehr und Bewundernswürdigeres geleiſtet, als William Jones, der Mann, deſſen Wortgedächtniß und deſſen Zunge 28 Sprachen (mit Einſchluß der verſchiedenen Hindu-Dialecte) beherrſchte und deſſen großes Werk über die in Indien bei den Mohamedanern, wie bei den eingeborenen Hindus und Banyanen herrſchenden eigenthümlichen Geſetze ſchon für ſich allein, abgeſehen von allen übrigen herrlichen Schriften des außerordentlichen Mannes ein Meiſterſtück iſt, zu deſſen Ausarbeitung mehr als ein Menſchenleben nöthig ſcheinen könnte. In der kurzen Spanne Zeit von 47 Jahren hatte Jones im edelſten Sinne des Wortes das Leben genoſſen und genützt. Hätte er nicht aus liebender Vorſorge für ihre Geſundheit die treue Pflegerin und Hüterin ſeines leiblichen Wohlſeins voraus nach Europa geſendet, vielleicht wäre er dann jener ſchnell tödtenden Leberentzündung, die er durch unmäßiges, raſtloſes Arbeiten in dem heißen Lande ſich zuzog, noch entgangen.

Selbſt ich, ſagte Adolph, der ich kein Gelehrter bin, habe mich an der lieblichen, indiſchen Dichtung Sakontala, deren Uebertragung in europäiſche Sprachen wir dem William Jones verdanken, inniglich ergötzt und mich freut es, daß Sie den Mann mich näher kennen lehrten.

Um wieder, ſagte Philipp, auf die Wirkungen des Kaffees zu kommen, den wir uns heute hier in dieſer reichen Natur ſo reichlich wohl ſchmecken ließen, ſo erinnerte mich unſer Geſpräch darüber an einen achtungswerthen deutſchen Gelehrten, an Lichtenberg, deſſen Andenken noch jetzt in Göttingen, wo ich ſtudirte und wo jener geiſtreiche Phyſiker öffentlicher Lehrer der Hochſchule war, in hoher Achtung erhalten wird. Auch Lichtenberg pflegte bei ſeinen nächtlichen Arbeiten durch den Genuß von ſtarkem Kaffee ſich munter zu erhalten; er gerieth aber dadurch in eine ſolche ſeltſame Spannung, daß er vor dem Geräuſch, etwa eines im Kamine losſpringenden Holzſplitters oder eines von der Decke herabfallenden Stückleins Kalk, noch früher erſchrak, als das Ohr daſſelbe vernahm.

Wahrſcheinlich deshalb, entgegnete der Clerk, weil hier zwiſchen der Fortpflanzung des mechaniſchen Antriebes und dem hörbaren Geräuſch ein ähnliches Verhältniß ſtattfand, wie zwiſchen der ungleich ſchnelleren Fortpflanzung des Lichtes und der langſamere der hörbaren Tonwellen.

Es fällt mir freilich ſchwer, zu glauben, daß ein ſo ſcharfſinniger Phyſiker, wie Lichtenberg war, dieſes Verhältniß nicht ganz vorzugsweiſe ſollte beachtet haben.

In Beziehung auf den Hauptgegenſtand unſers Geſpräches, ſo fügte Walker hinzu, habe ich nur noch das Eine zu ſagen: daß namentlich der Thee ſich bei unſeren Mäßigkeitsvereinen als ein höchſt wirkſames Ausrottungsmittel des verderblichen Branntweintrinkens erwieſen hat, indem er durch ſeine unſchädlichere aufregende Wirkſamkeit ſelbſt ſolchen Unglücklichen, bei denen das Branntweintrinken zur ſcheinbar unentbehrlichen Gewohnheit geworden war, einen Erſatz für dieſes Gift darbot, deſſen Gebrauch ſie allmälig zur geſunden Ordnung zurückführte.

Sie erwähnten vorhin, ſagte Steller zum Clerk, des berühmten Orientaliſten und Meiſters vieler Sprachen, des Guillaume Poſtellus. Wie ſehr war der edle, große

William Jones, ſelbſt durch ſein frühes Lebensende gegen dieſen glücklich zu preiſen; denn Poſtellus, der Ueberſtudirte, gerieth mit zunehmendem Alter in einen Zuſtand von faſt vollſtändiger Narrheit.

Dahin, antwortete der Clerk, wäre William Jones nie gerathen, denn dieſen ſchützte ſeine innere Mäßigung und Demuth vor ſolcher geiſtiger Verirrung, den andern hat ſeine Eitelkeit zum Narren gemacht.

Ich gebe dieſes willig zu, ſagte Steller, und erinnere mich dabei an manchen eitlen gelehrten Narren, namentlich an Meibom, übrigens mag der geiſtig halbverwirrte Zuſtand des berühmten Franzoſen Poſtellus doch auch zum Theil ſeinen Grund in den ſchweren Ereigniſſen gehabt haben, durch welche die Jugendgeſchichte des Mannes ſo ausgezeichnet iſt. Schon als kleiner Knabe ſo begierig auf das Leſen und Lernen, daß er darüber, wie Sie vorhin erwähnten, das Eſſen und Trinken vergißt, will er als Jüngling nach dem Hauptſitz alles Leſens, Schreibens und Lernens gehen. Er macht ſich aus ſeinem Geburtsorte in der Normandie auf den Weg nach Paris, fällt in die Hände von Raubmördern, die ihm ſein weniges erſpartes Reiſegeld abnehmen und ihn ſo mißhandeln, daß er zwei Jahre der Pflege eines Spitales bedarf, um wieder ganz zu Kräften zu kommen. Mitten in dieſer Zeit der Krankheit und der Schmerzen war aber ſein Verlangen zum Lernen geſund und friſch geblieben. Er macht ſich von neuem auf, zur Fußreiſe nach Paris, ohne einen Heller Geld. Bei einem Schnitter am Wege geht er, nur um ſeinen Hunger zu ſtillen, als Gehülfe in Dienſt, arbeitet und darbt ſich in ähnlicher Weiſe bis nach Paris fort, erhält zu ſeiner unſäglichen Freude die Stelle eines Aufwärters im St. Barbara Collegium und ringt ſich durch mühſame jahrelange Anſtrengung von der Stufe des Dieners zu der eines gelehrten Mannes heran.

Noch während Steller ſprach, kam ein Matroſe des Bootes. Herr, ſagte er zum Clerk, mit unſrer heutigen Rückfahrt ſieht es ſehr bedenklich aus. Unſer Steuermann hat ſich da oben im Walde zu den Holzfällern geſellt und er hat, ich weiß nicht, durch welche Ungeſchicklichkeit, einen Hieb mit der Axt in die Wurzel ſeiner rechten Hand davon getragen, deren Blutung wir kaum ſtillen konnten. Er liegt jetzt ohnmächtig am Boden und mit dem Führen des Steuerruders iſt es bei ihm wohl für längere Zeit aus.

Walker ſtand ſogleich auf und eilte zu dem Verwundeten hin; ihn begleitete Steller, weil beide in der Behandlung ſolcher Verletzungen nicht unerfahren waren.

Nun, ſo ſagte Adolph, ich könnte wenigſtens das für keinen beſondern Unfall halten, wenn wir einmal heute hier auf dieſer anmuthigen Inſel übernachten müßten.

Ich aber wohl, ſagte der Clerk. Es iſt morgen Sonntag und ich habe da für meine kleine Gemeinde der Schiffsgenoſſen in ſonntäglicher Weiſe zu ſorgen, überdies pflege ich an dieſem Tage gern an dem Orte zu ruhen, wo ich als Clerk hingehöre.

Einer der Matroſen kam zurück. Die Wunde des Steuermanns, ſo ſagte er, iſt keinesweges gefährlich, doch bedarf der Mann der Ruhe und Pflege. Wünſchen Sie aber heute noch zum Lagerungsplatz zurückzufahren, dann kann ich Ihnen hier einen Mann für das Steuerruder empfehlen, der noch viel ortskundiger iſt, als wir alle. Die Fluth iſt hoch über die Riffe herangeſtiegen; wir haben hellen Vollmondsſchein, in dreimal kürzerer Zeit, als wir hieher brauchten, ſind wir an unſrem Landungsplatz.

Wer iſt der Mann, den Ihr für das Steuerruder empfehlt?

Das iſt hier der alte blinde Fiſcher. Sein Sohn iſt leider als Steuermann auf einer Reiſe nach Barbados; der Alte verſteht ſich aber auf das Geſchäft eben ſo gut als ſein Sohn.

Von einem Blinden, fragte Adolph, ſollen wir uns führen laſſen, hier in dieſem gefährlichen Irrgarten der verborgnen und offnen Klippen?

Ihr könnt euch, antwortete der Matroſe, dem Alten, wenn er ſeinen kleinen Enkel bei ſich hat, getroſt vertrauen. Ich bin im vorigen Jahre, wo der Bube noch viel kleiner war, mehrere Monate in Georgstown geweſen, und habe von der Geſchicklichkeit des Paares, davon der eine ſieht, und ſpricht, der andre ſtumm und blindlings rudert, viele Beweiſe geſehen.

Nun wohl, ſagte der Clerk, wenn meine heutigen Reiſegenoſſen nichts dagegen haben, bin ich gerne entſchloſſen, uns der Führung des Blinden anzuvertrauen. Es lenkt ja noch ein Andrer das Steuerruder unſerer Schiffe, als der ſehende Knabe und ſein blinder Großvater, und wir ſind auf einem guten Wege.

25. Eine Muſtergallerie von Blinden.

Es war ſchon in einer ſpäteren Stunde des Nachmittags, als endlich die kleine Reiſegeſellſchaft das Boot beſtieg, in welchem der blinde Fiſcher das Steuerruder führte. Auch Steller und Walker hatten über das Befinden des verwundeten Seemannes beruhigende Nachrichten gebracht, zugleich aber auch es beſtätigt, daß der Kranke für etliche Tage der ungeſtörteſten Ruhe bedürfe, um ſo mehr, da der Hieb, der die untre und innere Seite der Handwurzel traf, mit den Blutgefäßen zugleich auch die Nerven in nicht unbedenklicher Weiſe verletzt habe. Die Sonne war nahe an ihrem Untergang, es gab einige in der Geſellſchaft, welche nicht ohne eine Anwandlung von ängſtlicher Unruhe einmal nach der ſinkenden Sonne, dann nach dem blinden Steuermann hinblickten; man hörte mehrere Minuten lang kein lautes Wort, als das, welches der kleine Enkel des Blinden ſprach, wenn er dem Großvater Namen der Klippen, oder andrer Wahrzeichen nannte, die keiner der Anweſenden verſtand, als der Alte. Nur die Matroſen, unter deren rüſtigen Ruderſchlägen das Boot raſch durch die Fluth hindurchſchritt, waren vollkommen gutes Muthes; ſie ſahen es ganz ruhig an, wenn der blinde Steuermann dem Fahrzeug plötzlich jetzt eine Wendung zur Rechten oder zur Linken gab, und daſſelbe in vielerlei Krümmungen durch die jetzt von der Fluth überſtrömten Klippen hindurchführte, deren Gefahren Keiner kannte, als er. Dieſer frohe Muth theilte ſich endlich auch der andern Geſellſchaft wieder mit, und Steller, welcher, ſo wie der Clerk, ſeine gewöhnliche Ruhe wenig oder gar nicht verloren hatte, knüpfte von neuem die Unterhaltung an.

Ich habe, ſagte er, eine Weiſe an mir, die mich ſchon oft in Verlegenheit geſetzt hat, und von der ich auch jetzt wieder eine Anwandlung fühle. Wenn ich in einer Geſellſchaft bin, in der ſich ein Bucklicher oder Lahmer, oder ſonſt ein leiblich Gebrechlicher befindet, deſſen Leiden, wenn er ſich hin an den Tiſch zur Ruhe geſetzt hat, nicht mehr in's Auge fällt, dann, dies werden Sie von mir überzeugt ſein, betrachte ich den Bedauernswürdigen, ſo wie er eintritt, mit herzlicher Theilnahme. Im Verlauf der Unterhaltung vergeſſe ich jedoch, daß ein

Bucklicher oder Lahmer unter uns iſt, ſein Anblick aber hat in mir eine Reihe von Vorſtellungen und Erinnerungen an andre Höckrige oder Hinkende erregt, und ehe ich mich's verſehe, fange ich an allerhand Geſchichten von dergleichen Leuten zu erzählen, in ſolcher Unbefangenheit, daß ich öfters das leiſe warnende Zeichen, das mir etwa ein neben mir ſitzender Freund durch Berühren meines Fußes oder Armes mit dem ſeinigen geben will, weder verſtehe noch beachte. Auch in dieſem Augenblick, wo ich den merkwürdigen Steuermann vor mir ſehe, kann ich an nichts denken, als an lauter Geſchichten von merkwürdigen Blinden. Da indeß in dieſen Geſchichten durchaus nichts Beleidigendes, ſondern vielmehr etwas Tröſtliches und Erfreuliches für unſern blinden Führer liegt, ſo nehme ich keinen Anſtand davon zu ſprechen, auch wenn der gute Alte mein ſchlechtes Engliſch ganz verſtehen ſollte.

Die alte Dame in jenem adelichen Hauſe, darin ich mehrere Jahre lebte, die Großmutter der Kinder, deren Lehrer ich dort war, erzählte mir öfters von einer merkwürdigen Blinden: von einem Fräulein Maria Thereſe von Paradies aus Wien, die ſie noch ſelber gekannt, und deren tonkünſtleriſche Fertigkeit ſie bewundert hatte. Bis in ihr drittes Jahr hatte dieſe berühmte Tonkünſtlerin geſehen, da war ſie durch eine plötzliche Lähmung der Sehnerven ſo völlig blind geworden, daß ihr auch kein Schimmer von Licht blieb. Aber der rege, lebenskräftige Geiſt in ihr hatte durch den Verluſt des edelſten Sinnorganes nicht gelitten; er ſchritt auf dem Wege ſeiner Entwicklung eben ſo raſch vorwärts, wie bei reichbegabten, ſehenden Kindern. Zuerſt bildete ſich in ihr das angeborne Talent für Muſik aus. Zu welcher Meiſterſchaft im Klavierſpielen die blinde Paradies es gebracht habe, das konnte zu ihrer Zeit ein großer Theil von Europa bezeugen, denn ſie hat auf ihren künſtleriſchen Reiſen die meiſten größeren Städte beſucht, und daſelbſt ſich hören laſſen. Aber neben dieſem ausgezeichneten Talent entwickelten ſich an ihr auch alle die andren Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ſich in der Regel in einer geiſtig reichbegabten weiblichen Natur vereint finden. Sie las, nicht zwar mit den Augen, wohl aber mit den feinfühlenden Fingern, ſchrieb muntre, geiſtreiche Briefe, war in den feinſten weiblichen Arbeiten geſchickt, war eine großmüthige Lehrerin armer blinder Kinder, in geſelligem Umgang heiter und mittheilend. Wer bei ſolcher Gelegenheit, oder wer in dem Kreiſe ihrer vielthätigen häuslichen Lebensweiſe ſie ſahe und hörte, der merkte ihr keine Blindheit an; ſtatt des Geſichtsſinnes hatten ſich an ihr die andren Sinne, namentlich Gefühl und Gehör zu ſolcher Vollkommenheit und Schärfe entwickelt, daß ihr dieſelben für den großen Verluſt, den ſie am Umfang des Wahrnehmungsvermögens erlitten, vollkommenen Erſatz gewährten.

Man darf wohl ſagen, ſprach Philipp, daß die große Befähigung der blinden Paradies für ſo viele Erkenntniſſe und Fertigkeiten auch dadurch begünſtigt wurde, daß ihre Blindheit eine vollkommene war. Denn in dem berühmten Blinden-Inſtitut zu Paris hat man die Bemerkung gemacht, daß in den dort eingeführten Unterrichtsgegenſtänden jene Zöglinge im Allgemeinen den geringſten Fortſchritt machten, welche noch einen, wenn auch nur ſchwachen Lichtſchimmer mit ihren Augen wahrnahmen.

Es giebt ja, fuhr Steller fort, ein inneres Licht, das der Menſchennatur, wie die Lichtmächte des Sternenhimmels, in ſtiller Nacht aufgeht, wenn das ſinnliche Licht ihm entſchwindet. Dieſes innere Licht konnte der große

Kirchenvater Hieronymus in reichem Maaße an ſeinem blinden Lehrer Didymus aus Alexandria wahrnehmen, Cicero an dem blinden Diotodus, der ſein Lehrer in der ſtoiſchen Philoſophie war; es leuchtete hell, wie eine Sehergabe hervor, an dem, der Sage nach, blinden Sänger der Iliade und Odyſſee, ſo wie in Milton, welcher, als er in ſeinem 54ten Jahr ſein berühmtes Epos dichtete, ſchon vollkommen erblindet war, ſo wie aus dem Kirchenhiſtoriker Euſebius, den daſſelbe Loos der Erblindung traf.

Auch wir Engländer, ſagte Walker, kennen noch einen andren, ganz blinden Dichter: Heinrich den Minneſänger, der blinde Harry genannt, und eine blinde Dichterin, die Anna Williams.

Wie ein wahrhaftes Wunder durch ſeine tief eindringende Beobachtungsgabe, ſagte Steller, ſteht auch der blinde Huber in der Entwicklungsgeſchichte unſrer neueren Inſectenkunde da. Er bediente ſich übrigens bei ſeinen Beobachtungen, eben ſo wie unſer Steuermann bei ſeiner Lenkung des Fahrzeuges der fremden Augen eines jugendlichen Gehülfen, der ihm nur ganz einfach und treulich das angab, was er ſahe, ohne zu wiſſen, welche eigentliche Bedeutung ſeine Bemerkungen für den denkenden Forſcher hatten. Auch dem berühmten Euler, der ſo viel über das ſichtbare Licht gedacht, geforſcht und geſchrieben hatte, wurde in ſeinen ſpäteren Jahren durch Erblindung die Luſt ſeiner Augen, das Licht, genommen.

Von dem blinden Kunſtſtraßenbauer Matkalf, ſo fuhr der Clerk fort, war ſchon neulich einmal unter uns die Rede; ein eben ſo merkwürdiger Meiſter in der Kunſt des Bauens, nicht von Landſtraßen, ſondern vortrefflichen

Feſtungswerken war der Graf von Pagan, der ſich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts um die Kriegskunde in England großes Verdienſt erwarb. Zwar hatte dieſer erſt in ſeinem 17ten Jahre, bei der Belagerung von Montalban durch Verwundung das eine, im 30ten durch eine Krankheit, auch das andre Auge verloren, aber erſt jetzt, als ihm nur noch die Erinnerung an das geblieben war, was er auf ſeinen Feldzügen geſehen, gab er ſich dem Studium der Mathematik und der Ausarbeitung jener Werke hin, durch die er, wie man ihn zu nennen pflegt, ein Vater der Befeſtigungskunde geworden iſt. Saunderſon war nur erſt ein Jahr alt, da er durch bösartige Blattern nicht nur das Licht der Augen, ſondern dieſe ſelber durch Vereiterung verlor. Bei ſeinem Vater hatte er Arithmetik, bei einem Herrn in der Nachbarſchaft Geometrie gelernt. Das innere Licht, das dem blinden Knaben und Jüngling bei dieſen Studien aufgieng, wurde ſo mächtig, daß es hervorbrach, als unwiderſtehliche Neigung, auch Andern das mitzutheilen, was ihn ſelber begeiſterte. In ſeinem 25ten Jahre (1707) trat er in Cambridge als Lehrer der Mathematik und Naturphiloſophie auf, wurde von Whiſton, dem damaligen Profeſſor der Mathematik, der bei allen ſeinen phantaſtiſchen Verirrungen im Gebiete der Wiſſenſchaft ein Mann von edlem, wohlwollendem Gemüthe war, großmüthig empfohlen und unterſtützt, kam vier Jahre hernach durch Newtons Empfehlung an Whiſtons Lehrſtelle, und hat als Lehrer der Mathematik, namentlich aber der Optik, deren Gebiet dem blinden Manne doch am feſteſten verſchloſſen ſchien, Außerordentliches geleiſtet. Bei ſeinen Demonſtrationen und Zeichnungen an der Tafel half er ſich durch kleine zarte Stifte, die zum Theil nur für ſeine feinfühlenden Finger bemerkbar waren. Mittelſt dieſes Gefühles unterſchied er ſelbſt ächte antike Münzen von nachgemachten.

Daſſelbe, ſo bemerkte Steller, erzählt man auch von dem blinden Bazko, dem Profeſſor der Geſchichte in Königsberg; dieſer unterſchied ſogar die Mineralien, von denen er ſelber eine kleine Sammlung beſaß, durch Gefühl und Geruch.

Und ich, ſagte Philipp, habe einen ſolchen Blinden ſelbſt gekannt, er war ein Verwandter meines Hauſes, ein wohlbemittelter Gutsbeſitzer, der faſt alle in Europa gangbaren Münzen durch ein bloßes Hinrühren ſeiner Fingerſpitzen, ihrem Gepräge und ihrem Werthe nach unterſchied. Uebrigens ein ſeltſamer Mann, der als Haushalter und ſelbſt als Landwirth, der überhaupt im Verkehr des Lebens ſehr einſichtsvoll und gemäßigt ſich benahm, ſobald er aber aus dieſem Kreis der täglichen Geſchäfte heraustrat, ſich wie ein zwar höchſt gutmüthiges, dabei aber unverſtändiges Kind benahm; gaſtfrei bis zur äußerſten Verſchwendung, für Jeden, der von ihm borgen wollte zugänglich, den Vergnügungen des Ohres ſo leidenſchaftlich ergeben, daß er beſtändig auf ſeinem Schloſſe koſtbare muſikaliſche Feſte gab, und eine Reiſe nach Paris, London, Copenhagen nicht ſcheute, nur um irgend einen berühmten Sänger oder eine hochgeprieſene Sängerin zu hören. Eine Tante von mir, die ſeine nächſte Erbin hätte ſein ſollen, wunderte ſich ſehr, da ſie nach ſeinem Tode, der ihn erſt in hohem Alter ereilte, alle Kaſſen leer, und nur die Güter in gutem Stande fand. Denn er hatte oft, nur um leichtſinnigen Abborgern etwas zu geben, ſelbſt bei Andren Geld entlehnt, ſein Landeigenthum aber dabei jederzeit unangetaſtet gelaſſen. Dieſer, mein ſeltſamer Großoheim war übrigens ein großer Freund der engliſchen

Literatur, namentlich ein warmer Verehrer des Oliver Goldſmith, an deſſen Landprediger von Wakefield, an deſſen engliſcher und römiſcher Geſchichte er ſich nicht ſatt leſen konnte.

26. Scharfſichtigkeit und Blindheit an einer und derſelben Perſon vereint.

Das iſt doch, ſagte der Clerk, ein ſeltſamer Zug der Sympathie der einen Menſchenſeele zu einer andren ihr nahe verwandten. Noch ehe ſie Goldſmiths Namen nannten, fiel mir, bei der Beſchreibung, die Sie von Ihrem alten Verwandten gaben, der Gedanke ein: das iſt ein Mann in Goldſmiths Weiſe geweſen; ein Mann wie Goldſmith, von welchem ſein Freund, der berühmte Samuel Johnſon ſagte: „mit der Feder in der Hand iſt er ein Weiſer, ohne dieſelbe ein Narr.“ Die Lebensweiſe und Schickſale dieſes ſeltſamen, und dennoch höchſt ehrenwerthen Schriftſtellers der engliſchen Nation ſind aber ſo bekannt, daß ich Sie zu ermüden fürchte, wenn ich an dieſelben erinnere.

Mehrere von uns, ſagte Philipp, würden Ihnen dennoch dafür ſehr verbunden ſein, denn, ich läugne es nicht, ſelbſt ich, der ich doch in der Geſchichte der engliſchen Literatur nicht ganz fremd bin, kenne ſie nur oberflächlich.

Oliver Goldſmith, ſo fuhr der Clerk fort, war als Sohn eines armen Landgeiſtlichen in Irland, den Gott mit 9 Kindern geſegnet hatte, im Jahr 1728 geboren. Sein Vater wollte einen Handelsmann, oder, wenn man ſich nach den Vermögensumſtänden des elterlichen Hauſes ausdrücken will, einen Krämer aus ihm machen, die Funken aber des künftigen Genies, welche aus dem flüchtigen Naturell des Knaben unverkennbar deutlich hervorbrachen, beſtimmten einige Verwandte, den Oliver bei der Schule zu erhalten. In ſeinem 16ten Jahre gieng er nach Dublin, um da Theologie zu ſtudiren. Schon damals mag er das geweſen ſein, was er in ſeinem ganzen ſpäteren Leben blieb: ein geiſtig überkräftiges Naturell, das nur unter der Laſt der innern und äußern Berufsarbeiten im Schweiß des Angeſichtes ruhig auf ſeiner geraden Bahn blieb, das aber, wie ein junges, übermüthiges Roß, alsbald nach allen Seiten ausſchlug, und maßlos herumtobte, wenn es, ausgeſpannt aus dem Joche, frei herumlief. Ich halte es für mehr als wahrſcheinlich, daß die Ohrfeige, die ſein Lehrer in Dublin ihm gab, nicht unverdient war, obgleich ſie das Ehrgefühl des jungen Menſchen in ſo hohem Grade empörte, daß derſelbe aus der Stadt entlief, hinaus in das freie Feld. Hier jedoch, im freien Felde, gab es zwar Waſſer zum trinken, dabei aber nichts zu eſſen. Der Hunger trieb ihn wieder zurück in die Stadt, in der es Brod und Fleiſch genug gab und ſein älterer Bruder bewirkte eine Ausſöhnung des Flüchtlinges mit dem ſtrengen Lehrer.

Bald hernach erhält unſer Oliver eine Hofmeiſterſtelle in einem wohlbemittelten Hauſe. Aber dieſes Haus wie ſeine Zimmer werden ihm nach Verlauf eines Jahres zu enge; er will nach Amerika auswandern. Der Capitän des Schiffes, mit welchem er abfahren will, nimmt zwar ſein Gepäck mit, ihn ſelber aber läßt er ſitzen; Goldſmith kommt, wie er geht und ſteht, mit dem Reſte ſeines von der Hauslehrerſchaft erſparten Geldes zu ſeiner Mutter, geht dann von da nach Edinburgh, um jetzt ſtatt der Theologie Medizin zu ſtudiren. Auch hier zeigt er ſich, neben ſeinem übrigens löblichen Fleiße, ſo wie er ſpäter es blieb, als ein gutmüthiges, dabei aber höchſt unbeſonnenes Kind; er wird Bürge für einen guten Freund, kann die verbürgte Summe nicht bezahlen, muß, um dem Schuldthurm zu entgehen, ſich flüchten. Er geht nach Leyden, ſtudirt da mit großem Fleiße unter den berühmten Lehrern dieſer Hochſchule vorzugsweiſe Chemie und Anatomie. Die jungen Engländer hatten damals in Holland guten Credit. Nachdem Oliver das wenige mitgebrachte Geld, ohne bei dem Heute an das Morgen zu denken, ziemlich raſch verbraucht hatte, lebt er vom engliſchen Credit. Er ſelber, nach ſeiner großen Neigung, ſich leichtſinnigen Hoffnungen hinzugeben, wartete wahrſcheinlich, als Antwort auf ſeine Briefe an verſchiedene vermögende Verwandte auf Geld, ſeine Wirthsleute und andre Creditoren warten mit ihm. Aber ein ſolches Warten hat ſeine Zeit und Gränzen. Goldſmith fühlt das in die Seele ſeiner Gläubiger hinein, zieht an einem ſchönen Morgen ſeine noch am beſten erhaltnen Kleider an, nimmt ſeine Flöte, die er meiſterhaft zu ſpielen verſtand, unter den Arm, einige Wäſche in die Taſche und begiebt ſich aus der hochberühmten Stadt Leyden hinaus auf einen Spaziergang, welcher ſich freilich weiter ausdehnte, als er vielleicht ſelber vermuthet hatte. Hungrig und müde kommt er am Abend in ein holländiſches Dorfwirthshaus. Er ſetzt ſeine Flöte an den Mund, und bläſt darauf ſo muntre liebliche Tonweiſen, daß die Leute, die, weil es Feiertag war, ziemlich zahlreich beiſammen ſaßen, anfangen zu tanzen. Der Flötenſpieler deutet, nachdem er eine zeitlang geblaſen, dem Wirthe es an, daß er Hunger und Durſt habe. Man ſetzt ihm, ſtatt der Flöte das gefüllte Glas an den Mund, giebt ihm gut und reichlich zu eſſen, und als er dann neugeſtärkt ſein Spiel wieder beginnt, und zur Beluſtigung aller Gäſte bis ſpät in die Nacht es fortſetzt, da empfängt er von den vermöglichen Bauern Gaben, die zur Wegzehrung für mehrere Tage hinreichen, und noch dazu von dem Wirth ein unentgeltliches Nachtlager.

In ſolcher Weiſe machte Goldſmith eine Fußreiſ durch Flandern, einen Theil von Frankreich, Deutſchland und durch die Schweiz, eine Reiſe, die für ihn lehr- und genußreicher war, als für die größeſte Mehrzahl aller ſeiner reichen Landsleute ihre koſtbaren Reiſen mit Extrapoſt. Die heitre Stimmung, in welcher er auf dieſer ganzen Reiſe ſich befand, muß auch Andern ſich mitgetheilt haben, mit denen er auf ſeinen Kreuz- und Querzügen in Berührung kam. Denn ſo oft er nur Luſt dazu hatte, gelang es ihm, daß, wenn er am Abend müde und hungrig in das Wirthshaus eines Dorfes oder eines Landſtädtchens eintrat, und nach kurzer Ruhe ſein Flötenſpiel begann, in deſſen meiſt ſelbſt erfundne Tonweiſen er denſelben bezaubernden Reiz zu legen wußte, der ſo vielen ſeiner Schriften eigen iſt, zuerſt einzelne, dann immer mehrere Zuhörer herbeigezogen wurden. Bald war eine ganze Schaar der Ortsbewohner um ihn verſammelt, und wie die orpheiſche Leyer, ſo hatte nach ihrem Maaße auch ſeine Flöte die Kraft, Alle, die ſie hörten, nach dem Willen ihres Meiſters entweder zur tiefen, hingebenden Stille zu ſtimmen oder ſie zur lauten Fröhlichkeit und zum Tanze zu bewegen. Beſſer als die Sprache ſeiner Zunge verſtanden die Wallonen und Schwaben, die Elſaſſer und die Provenzalen die Sprache ſeiner Töne, die auf manchen der Hörer einen ähnlichen lieblichen Eindruck machte, als ſein Landprediger von Wakefield auf die Leſer. Durch Töne, nicht durch Worte, erbat er ſich ſein Abendeſſen, durch Töne erinnerte er die Zuhörer mitten in ihrem Genuß an die Ruhe der Nacht.

Wie ſein Athem die Flöte zu ihren Tonweiſen, ſo regte auch der Anblick des majeſtätiſchen Alpengebirges die Seele unſers jungen Tonkünſtlers zu Harmonieen einer andern, innerlichen Art an: Goldſmith ſchrieb in der Schweiz einen Theil ſeines trefflichen Gedichtes: „der Wandrer.“ In Genf fand er vornehme Landsleute; er wurde jetzt der Führer und Reiſebegleiter eines jungen, reichen Engländers. Dieſer, bei all' ſeinem vielen Geld und bei ſeiner Verſchwendung im Großen, war ein Knicker und Pfennigdrücker im Kleinen: eine Eigenſchaft, welche Goldſmiths Naturell ſo fern lag, und ihm ſo unausſtehlich war, daß er ſich nach einiger Zeit — in Marſeille — wieder von dem jungen Herrn trennte. Mit der Summe, die er beim Abſchied von ſeinem reichen Landsmann erhält, und welche er, durch das, was er dieſem geleiſtet, ſo wie durch das lange, ſchmerzliche Entbehren ſeiner goldnen Freiheit reichlich verdient hatte, reiſt er nach Padua, erwirbt ſich dort die Doctorwürde der Medicin, und entſchließt ſich (jetzt in ſeinem 28ten Jahre) zur endlichen Heimkehr in ſein Vaterland. Mit mancherlei Hoffnungen und Plänen, aber nur mit wenigen Pences in der Taſche kommt er nach London, dort verſchafft ihm Dr. Sleigh durch ſeine Empfehlungen eine Lehrerſtelle an einer Unterrichtsanſtalt zu Peckham. Goldſmiths lebhaft bewegliches Naturell kann es aber in der Schulſtube nicht lange ausdauern. Er kehrt nach London zurück, wird da Gehülfe bei einem Apotheker, verſucht bald nachher ſein Glück als praktiſcher Arzt, findet aber dabei nicht das tägliche Brod das er ſich nebenbei durch litterariſche Arbeiten in öffentliche Blätter verdienen muß. In einem dieſer Blätter erſchienen zuerſt einzelne ſeiner chineſiſchen Briefe, dann mehrere geſammelt unter dem Titel: „der Weltbürger.“ Sie wurden nur von Wenigen beachtet, erſt ſein Gedicht „der Wandrer,“ von welchem er, wie ich vorhin ſagte, ſchon auf ſeiner Fußreiſe durch die Schweiz einige der ſchönſten Parthieen ausgearbeitet hatte, verſchaffte ihm volle Anerkennung, erhob ihn zu einem Liebling ſeiner Nation. Er ſtand jetzt (1765) in ſeinem 37ten Jahre und hätte durch die Summen, die er für ſeine litterariſchen Arbeiten bezog, ein reicher Mann ſein und werden können. Dies aber lag für Goldſmith außer dem Reiche der Möglichkeiten. Das Geld vergieng ihm in ſeinen Händen, wie der Schnee in dem Schornſtein einer vielbeſuchten Garküche, und jemehr er einnahm, deſto ſtärker flackerte das Feuer auf dem gaſtlichen Herd, deſto ſchneller vergieng der Schnee. Als ihn ſein Freund, Samuel Johnſon, ein Jahr nach dem Erſcheinen ſeines „Wandrers“ beſuchte, da fand er ihn in einem ſelbſt auferlegten Zimmerarreſt. Von der anſehnlichen Summe, die er von dem Verleger ſeines Gedichtes bezogen hatte, war ihm nicht nur kein Schilling mehr geblieben, ſondern er war auch ſo tief in Schulden gerathen, daß er ſich aus zarter Schonung gegen ſeine Gläubiger nicht getraute, dieſen unter die Augen zu kommen. Aber der Arreſtant war dabei in der beſten Laune von der Welt. So eben ſchrieb er ſeinen unvergleichlichen „Landprediger von Wakefield“ und mit dem Honorar bezahlte er nicht nur ſeine Schulden, ſondern behielt auch noch für ſich und ſeine guten Freunde übrig.

Denn eben dieſe guten Freunde, arme Litteraten, Tonkünſtler und andre heitre Geſellen, die beſtändig bei gutem Appetit und niemals bei Gelde waren, unter ihnen auch manche der Wohlthat eben ſo bedürftige, als würdige Hausväter oder Söhne armer nothleidender Eltern waren es, die das Meiſte von dem Verdienſt ſeiner Feder bezogen. Einfältig, unbeſonnen und leicht beweglich, wie ein Kind, ließ Goldſmith, wenn er wieder bei Gelde war, ſich nicht nur Alles abborgen und abbetteln, was er hatte, ſondern er entlehnte noch bei Andren, nur um geben und austheilen zu können.

Goldſmiths ganzes Weſen begreiſt man erſt, wenn man das Bild ſeiner Wirkſamkeit und ſeiner Lebensweiſe vollſtändig betrachtet: wenn man nicht nur bei der Geſchichte ſeiner Erholungsſtunden, in denen er ſich einer überſtrömenden Fröhlichkeit hingab, ſondern daneben auch die ſeiner Arbeitsſtunden in's Auge faßt. Man kann es kaum begreifen, daß ein Mann, auch ein ſo geiſt- und kenntnißreicher wie er, in der kurzen Zeit von zehn Jahren ſo viel zuſammenarbeiten konnte. Noch in demſelben Jahre, in dem er ſeinen Landprediger von Wakefield ſchrieb, gab er ſeine „Geſchichte von England in Briefen“ heraus, ein Buch, das ſogleich die allgemeinſte, lebhafteſte Theilnahme fand, ein Jahr hernach ein beliebtes Luſtſpiel und ein Gedicht: „das verödete Dorf.“ Hierauf im nächſtfolgenden Jahr ſchrieb und veröffentlichte er ſeine „größere Geſchichte von England“ in vier Bänden und zugleich ſeine „römiſche Geſchichte,“ im Jahr 1773 ſein zweites Luſtſpiel und eine Sammlung humoriſtiſcher Gedichte, im Jahr 1774 erſchien ſeine Bearbeitung von Büffons Werk in 6 Bänden und ſchon hatte er wieder ein abgemeines Wörterbuch der Künſte und Wiſſenſchaften unter der Feder, als er noch in demſelben Jahre (1774) in ſeinem 4[illegible]ten Jahre ſtarb.

Wer ſollte nicht in allen dieſen Büchern des ſeltenen

Mannes die Keuſchheit und ernſte, ſittliche Haltung, ſo wie den Reichthum des Inhaltes, die Reinheit und Eleganz der Schreibart und jenen Reiz der Neuheit bewundert haben, welche er jedem Stoffe, auch wenn derſelbe großentheils nur eine Compilation aus fremden Werken war, zu geben wußte? Aber wie ſtimmte mit dem Ernſte jener Arbeiten die zuweilen faſt kindiſche Ausgelaſſenheit, welcher er ſich in ſeinen Erholungsſtunden hingab, mit denen er keine beſtimmte Zeit bei Tag oder Nacht einhielt, und die er im Kreiſe guter, heitrer Geſellen zubrachte? Ich meine, beide Erſcheinungen ſtanden unter ſich in einem nothwendigen Zuſammenhange. Eine übermäßige Anſtrengung der Phantaſie, ſo wie der ſelbſtſchaffenden Kraft des Geiſtes wirkt, nach einer oft gemachten Erfahrung eben ſo anregend auf die Natur, auch des nüchternſten enthaltſamſten Mannes, wie der Genuß geiſtiger Getränke: Goldſmith befand ſich, wenn er von ſeinem wohlgelungenen Tagwerk aufſtand, in einer ſo überfröhlichen Stimmung, wie ein muntres Kind, wenn es aus der Schulſtube, darin es einen großen Theil des Tages nach ſeinen Kräften anhaltend fleißig war, glücklich über die Worte des Lobes, die ihm ſein Lehrer noch mit auf den Weg gab, hinauskommt in's Freie, unter die luſtigen Spielkameraden. Da denkt es nicht mehr an die Rechenexempel oder lateiniſchen Aufgaben, mit denen es ſich vorher den Kopf zerbrach; es iſt jetzt kein lateiniſcher Schüler mehr, ſondern ein Kind unter Kindern. So hatte auch Goldſmith, wenn er (meiſt als Wirth) unter ſeinen fröhlichen Gäſten (und Schuldnern) ſaß, ſein ganzes gelehrtes Handwerk rein vergeſſen und aufgegeben, und wenn etwa ein Fremder in dieſen Kreis trat, der errieth es ſchwerlich, daß er hier mit einem der geiſtvollſten, vielſeitigſt unterrichteten, hochgeprieſenen Schriftſteller in Geſellſchaft ſei, ſondern er hätte in Goldſmith etwa nur den muntren Flötenſpieler, der einſt den flämiſchen und ſchwäbiſchen Bauern zu ihren Tänzen aufſpielte, wiedererkannt.

Das Andenken an den merkwürdigen Mann, an den edlen, hochbegabten Schriftſteller iſt nicht allein in der Grabſchrift erhalten worden, welche Samuel Johnſon ſeinem vielbetrauerten Freunde in der Weſtmünſterabtei auf das ſteinerne Monument ſetzen ließ, ſondern es iſt lebendig geblieben in dem Lande, deſſen Bürger Goldſmith war, ja in allen gebildeteren Ländern von Europa, und wird dies noch lange bleiben.

Allerdings, ſo ſagte Philipp. war in der merkwürdigen Perſönlichkeit des trefflichen Goldſmith die Natur des beſonnenen Mannes, mit der eines leichtſinnig muntern Kindes, die eines Sehenden mit der eines Blinden zuſammengeſellt; es erging ihm wie den Nachtblinden, die, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, ganz ordentlich ſehen, die aber, wenn das Geſtirn des Tages hinunter iſt, unter den Horizont, ſelbſt bei hellem Mondſchein, Kerzen- und Dämmerlicht, ſtockblind erſcheinen. Ihm leuchtete die Tageshelle des Geiſtes, ſo lang er bei ſeinem geiſtvollen Tagwerk ſaß, es entwich ihm ganz, ſobald er die ermüdete Hand ſinken ließ. Dieſe ſeltſame Zuſammengeſellung eines Sehenden und eines Blinden in einer und derſelben reichbegabten Menſchennatur erinnert mich übrigens an die Jugendgeſchichte des Franz Perrier, eines achtbaren franzöſiſchen Malers im 17ten Jahrhundert (er ſtarb 1660). Dieſer gelangte dadurch auf die Bahn ſeines Lebensberufes, daß er einem Blinden aus Lyon, der Verlangen trug, nach Rom zu wallfahrten, dahin begleitete. Der Blinde war zwar auch kein Mann von Vermögen, beide Wandrer mußten den weiten Weg zu Fuß machen, indeß konnte er doch für ſich und ſeinen Führer die mäßigen Reiſekoſten bezahlen oder auch, als Gegenſtand des Mitleides, die Quellen fremder Wohlthätigkeit für ſie beide eröffnen. Da hielt dann der Blinde den Sehenden koſtfrei, in Goldſmiths Natur dagegen mußte der Sehende für den Blinden bezahlen.

Mir aber, ſo ſprach Walker, fiel bei der kurzen biographiſchen Schilderung des Oliver Goldſmith eine Aeuſſerung des berühmten franzöſiſchen Mathematikers Lagrange ein, welcher, wenn er der bittren Armuth gedachte, die er als Studirender an der Univerſität zu dulden hatte, wo ein kleines Brod, das er in einer Allee verzehrte, ſeine Tagesmahlzeit war, öfters es ausſprach, daß er als Sohn reicher Eltern niemals ein bedeutender Mathematiker geworden wäre.

Ich gebe das gern zu, ſagte Steller, und die vielfachſte Erfahrung bezeugt es, daß die äußre Noth, daß die Laſt der angeſtrengten Arbeit im Schweiß des Angeſichts ſehr oft ein Erweckungs- und Erziehungsmittel großer Talente geweſen iſt; was aber Goldſmith betrifft, ſo ſcheint mir das, was unſer Freund, der Herr Clerk, als Erklärungsgrund angab, für das Hervortreten ſeiner kindlichen, ja vielleicht kindiſchen Ausgelaſſenheit während der Ausruheſtunden nach übermäßiger geiſtiger Anſtrengung, die nächſte Beachtung zu verdienen. Von einem momentanen Erblinden wird auch der geſund Sehende ergriffen, wenn er ſtark in die Sonne ſchaut. Hätte der männliche Thätigkeitstrieb bei Goldſmith ſich in beſſern Schranken der Mäßigung erhalten, dann wäre auch das kindliche Naturell in ihm mehr in Zucht und Ordnung geblieben.

27. Die Vollmondsnacht.

Da ſind wir ja, ſagte Philipp, ſchon am Ziele unſrer Rückfahrt. Der alte, blinde Steuermann hat ſeine Aufgabe in bewundernswerther Weiſe gelöst; wir ſind ohne den mindeſten Anſtoß in dem dritten Theile der Zeit, die wir zu unſrer Hinfahrt gebrauchten, wieder heimgekommen zu unſerem Lagerplatz.

Ich will unſern Steuermann, ſprach Walker, keinen Abbruch an ſeiner Ehre und an dem wohlverdienten Lobe thun; er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, als ein Sehender und dabei ortskundiger Mann; unſre Heimfahrt war aber überdies durch die hochgehende Fluth gar ſehr begünſtigt. Auf unſeren Hinweg hatten wir Ebbe und bei dieſer brachten uns die Riffe und Untieſen Gefahren, welche durch manche Krümmung und Ausbeugung umgangen werden mußten; heimwärts konnten wir an vielen Stellen einen garaderen Weg einſchlagen, denn jene Riffe, die vorher über oder nahe bis an den Meeresſpiegel heraufragten, ſtehen jetzt 12, ja vielleicht 16 Fuß unter Waſſer. Und dabei leuchtete der Vollmond ſo hell durch das klare Himmelsblau, wie ich dies in der Heimath nie geſehen; der kleine Enkel, der das Auge ſeines Großvaters iſt, konnte das Wahrzeichen jedes nahen oder fernern Felſen ſo deutlich bemerken, als am Tage, gab auch faſt von Minute zu Minute dem Alten durch einſilbige Töne die nöthigen Nachweiſungen, ohne ſich im mindeſten durch unſre lauten Geſpräche und Erzählungen ſtören zu laſſen.

Die Geſellſchaft war ausgeſtiegen; ſie nahte ſich ihren Zelten und bretternen Baracken, da bemerkte, zuerſt der Clerk und von ihm aufmerkſam gemacht, auch Steller, daß faſt die ganze, bei dem Lagerungsplatz zurückgebliebene Schiffsgeſellſchaft außen vor jener Bretterhütte verſammelt ſtand, in welcher der Lieutenant Broomfield, ſo wie der junge Architekt und mit ihnen einige der irländiſchen Paſſagiere ihr Nachtlager hatten. Man hörte von dort die dumpfen Töne einer Trommel.

Da muß etwas Beſonderes vorgegangen ſein, ſagte der Clerk und ging auf die Hütte zu; Steller und Adolph folgten ihm. Man hörte drinnen die Stimme des ſonſt ſo ſtummen Lieutenants, der jetzt im lebhafteſten Sprechen war, dazwiſchen eine andre Stimme, welche Adolph als die ſeines Freundes Milner erkannte. Steller, im Gebiete der Heilkunde kein Neuling, eilte hinein. Der Anfall der krankhaften geiſtigen Aufregung, in welchem der Lieutenant ſich befunden hatte, war ſchon am Erlöſchen. Ein Aderlaß und einige andre beruhigende Mittel thaten ihre Wirkung, der Lieutenant ſank in ſeine gewöhnliche Stummheit und Stille zurück, und, was für ihn eine ſeltene Gabe war, ein ſanfter Schlaf ſchloß ſeine Augen. Steller und Milner traten aus der Hütte hervor.

Du kannſt nun zu deinem Zelt gehen; wir bedürfen deiner Dienſte nicht mehr, ſagte Milner zu einem Burſchen aus der Schiffsmannſchaft, der mit einer Trommel daſtand, die das Eigenthum der Wracker war, welche ſich dieſes kriegeriſchen Inſtruments beim Aufſuchen von Schiffbrüchigen, als eines Anrufzeichens bedienten. Sie werden ſich wundern, ſagte er zu Steller und zu dem Clerk, daß ich hier, zur Beruhigung eines Kranken, einen Trommler habe kommen laſſen, aber in der Geſchichte meines bedauernswürdigen Freundes, die ich vielleicht bei andrer Gelegenheit Ihnen erzählen werde, iſt die Wirkung des Trommelſchlages von ſo bedeutendem Einfluß geweſen, und ſie iſt dieſes bei den ſeltner und immer ſchwächer werdenden Rückfällen in ſeinen Zuſtand noch fortwährend in ſo augenfälliger Weiſe, daß ich behaupten möchte, ich würde auch ohne Herrn Stellers hülfreiche Dazwiſchenkunft, für welche ich herzlich dankbar bin, die diesmalige Aufregung meines kranken Freundes bloß durch die Anwendung jenes ſeltſamen Mittels beſchwichtigt haben. Nur das Eine erwähne ich, daß der Lieutenant nach ſeiner Rückkehr aus Afghaniſtan in einen Zuſtand der ſchweren Geiſteskrankheit gerathen war, welche übrigens mehr den Charakter einer tiefen, in ſich ſelber verſchloſſenen Melancholie, als des Wahnſinnes trug. Ich lebte damals in Bombay; wohnte ganz allein mit meinen Hindudienern, in einem kleinen Hauſe der Vorſtadt; ein mir ſehr lieber, naher Bekannter, Dr. Wilſon, der Arzt bei einem indiſchen Regiment, bat mich, den Kranken für einige Zeit in Aufſicht und Pflege zu nehmen. Dieſer konnte damals nur ein Gegenſtand des innigſten Mitleidens ſein; er ſaß unbeweglich an einem Ort; man konnte ihn bei Tage, wie bei Nacht faſt immer in derſelben Stellung ſehen, vor ſich hinſtarrend und ohne Theilnahme an Allem, das um ihn her vorgieng. Er begehrte weder Speiſe noch Trank, wenn man aber die Nahrung ihm hinſetzte, da genoß er ſie, bald mit haſtiger Begierde, bald langſam und zögernd, oder er ließ ſie auch wohl einen ganzen Tag lang unberührt ſtehen. In dieſem bedauernswürdigen Zuſtande befand ſich mein armer Freund einige Monate in meinem Hauſe. Da geſchah es eines Tages, daß ein Regiment Soldaten unter lautem Trommelſchlag an meiner Wohnung vorüberzog. Der Kranke erwachte bei dieſem Laute, wie aus einem ſchweren Traume. Er ſprach mit uns, bat um ſein Uniform, die wir ihm aufbewahrt hatten, trat hinaus vor die Thüre, unterhielt ſich mit den Soldaten und war von hier an lange bei vollem, wachem Bewußtſein.

Seitdem er ſich von Madeira aus in dem engen Gewahrſam eines Schiffes befand, hatte ihn, wie ich dies wohl bemerkte, ſein alter Trübſinn, den ich früher manchmal durch Herbeirufung von militäriſcher Muſik verſcheucht habe, wieder ſehr beſchlichen. Vor etlichen Stunden holte mich der Architekt von der kleinen nachbarlichen Inſel, auf der ich mit den Meinigen ſeit vorgeſtern wohne, hieher, um den kranken Lieutenant, den niemand ſo gut zu beruhigen verſtände, als ich, zu Hülfe zu kommen. Ich fand ihn in ſehr heftiger Aufregung; ein Zuſtand, der gewöhnlich dem Zurückſinken in ſeine Melancholie vorausgeht, aber eben ſo, wie andre Male, that der unharmoniſche Laut der Trommel ſeine beruhigende Wirkung.

Sie erinnern mich, ſagte der Clerk, an einem merkwürdigen, noch jetzt in Penſylvanien wohlbekannten Fall, der ſich vor mehreren Jahren in der Nähe von York zugetragen hat. Michael Car, der Sohn eines dortigen Landmannes, hatte in ſeinen jüngeren Jahren mehrere Kriegszüge gegen die Franzoſen und Indianer mitgemacht und ſich dabei als wackerer Soldat erwieſen. Eine unglückliche Liebſchaft beraubte ihn ſeines Verſtandes; ſein anfänglicher Tiefſinn ſteigerte ſich zur Tollheit, man mußte ihn in das Irrenhaus nach Philadelphia bringen. Hier wurde er allmählig ruhiger, nicht aber von ſeinem Seelenleiden geheilt, denn dieſes gieng nun in einen tiefen Grad von Blödſinn über. Man hatte ihn, als einen völlig unſchädlichen, nur der mitleidigen Pflege bedürftigen Narren in das Haus ſeiner Eltern zurück geſendet, hier lebte er, wie in einem dumpfen Traum, zu jeder Arbeit unfähig, für jeden geſelligen Verkehr verſchloſſen. Zwanzig lange Jahre waren ihm in dieſer ſeiner Seelennoth dahin gegangen, da kommt, bei einem neuen Ausbruch des Krieges ein Werber mit Trommelſchlag und fliegender Fahne an ſeinem Wohnplatz vorbei. Der Blödſinnige hört dieſe aus ſeiner Jugendzeit ihm wohlbekannten, ſeit vielen Jahren nie mehr vernommenen kriegeriſchen Töne, es iſt ihm, als ſei er, wie ſonſt im Lager, wo die Frühtrommel ihn täglich aus dem Schlafe und unter die Waffen rief, er ſpringt von ſeinem Sitze auf, wirft die Lumpen von ſich und bekommt auf einmal die Sprache wieder, die ihm bisher, wie einem Schlafenden oder tief Schlaftrunkenem verſagt ſchien. Er bittet ſeine Verwandten mit ganz vernünftigen und beſcheidenen Worten um Kleider, zieht ſich, was er bisher nicht konnte, ſelber an und eilt dem Werber nach. Von dieſem Augenblick an hatte und behielt er den vollkommenen Gebrauch ſeiner Verſtandeskräfte wieder *).

Daſſelbe, hoffe ich, ſagte Milner, auch von meinem kranken Freunde, wenn ſich derſelbe nur erſt wieder in ſeiner lang gewohnten militäriſchen Umgebung und Thätigkeit befindet. Denn er iſt, wie er mir ſelber erzählt hat, von ſeiner Mutter, die eine geringe Soldatenfrau war, mitten in einem Feldlager und Feldzug geboren, iſt auf einer Trommel getauft worden, beim Trommelſchlag unter Soldaten erwachſen und als Knabe ſelber eine Zeitlang Tambour geweſen, bis er in ſeinem 15ten Jahre durch eine beſondre That der Beſonnenheit und Tapfer-

---

*) Dieſen merkwürdigen Fall erzählt Dr. J. D. Schöpf in ſeiner Reiſe durch einige der mittlern und ſüdlichen vereinigten Staaten Bd. II. S. 33.

keit, wodurch er eine Batterie vor einem wohl angelegten nächtlichen Ueberfall der Feinde rettete, als tüchtiger Soldat unter das Artilleriecorps aufgenommen ward.

Adolph hatte indeß ſeinen Gevatter und Freund herzlich bewillkommt und an den guten Nachrichten, die er aus dem kleinen Haushalt deſſelben empfieng, ſich erfreut. Auch Lambert, der erſt nach Milner wieder am Lagerplatz angekommen war, trat zu dieſem hin und brachte ihm noch einen herzlichen Gruß von der jungen Hausfrau und Mutter nach. Wenn man auch nicht bei dieſem Gruße das Wort Couſin gehört hätte, ſo konnte man doch ſchon aus der zutraulichen Weiſe, in welcher die beiden ſich bewillkommten, es errathen, daß ihnen das Band der Verwandtſchaft, welches ſie vereinte und das nicht nur Steller und der Clerk, ſondern wahrſcheinlich auch unſre Leſer längſt ahneten, nicht mehr unbekannt ſei.

28. Die vertrauliche Mittheilung.

Es iſt eine ſo herrliche Mondſcheinnacht, ſagte Steller zu Milner, als die Begrüßungen vorüber waren, wollen wir nicht noch ein wenig der erfriſchenden Kühle genießen und am Strande uns ergehen? Ohnehin habe ich einige Fragen und Mittheilungen für Sie.

Milner war ſogleich zu dem Spaziergang bereit und die beiden entfernten ſich von der übrigen Geſellſchaft.

Ich brauche es Ihnen nicht zu verhehlen, ſprach Steller zu ſeinem Begleiter, daß mir das nahe Verhältniß, in welchem Sie durch Ihre Frau zu Herrn Watſon ſtehen, ſehr wohl bekannt iſt. Madame Milner iſt das einzige, innig geliebte und von dem Vater mit heißem Verlangen aufgeſuchte Kind des Herrn Watſon, der bis zu dieſem

Augenblick noch keine Ahnung davon hat, daß er ſeiner Tochter und Ihnen ſo nahe war. Nur das Eine iſt mir ein unbegreifliches Räthſel, wie die gewiß warme und treue kindliche Liebe ſo lange ſich enthalten kann, dem Vater zu ſeinen Füßen und in ſeine Arme zu eilen. Zwar weiß ich wohl, und ich will es nicht verhehlen, ich weiß es aus dem Munde Ihres Schwiegervaters ſelber, daß Sie beide ohne, und wie ſich ſpäter zeigte, gegen ſeinen Willen Ihre Verbindung ſchloſſen, und daß er Ihnen mit einer Härte, die ihn nun ſelber ſchmerzt, ſeine Unterſtützung und Hülſe zu einer Zeit entzogen hat, wo Sie derſelben in hohem Grade bedurften, dennoch kann ich es nicht billigen, daß Sie dem Vater während Ihrer langen Abweſenheit niemals durch eine verſöhnliche Zuſchrift oder ſelbſt nur durch eine vermittelnde Botſchaft ſich naheten, denn ich weiß es von ihm ſelber, daß er ſeit faſt 2 Jahren auch nicht die entfernteſte Kunde von Ihrem Aufenthalt hatte. Noch weniger iſt mir aber jetzt, wo Sie in der perſönlichen Nähe Ihres Schwiegervaters waren, Ihre Zurückhaltung begreiflich.

Milner ſchwieg einige Augenblicke und trocknete ſich die Thränen, dann ſprach er mit halb erſtickter Stimme. Sie wiſſen nicht, welche ſchmerzliche Wunde in meinem Innern Sie mit Ihrer Frage berührten. Ich vermag das kaum auszuſprechen, was als ein ſchwer laſtendes Geheimniß noch nie gegen einen andern Menſchen über meine oder meines treuen Weibes Lippen gekommen iſt. Aber das Zutrauen, das mein Schwiegervater Ihnen bezeugt hat, ſcheint mir auf gutem Grunde zu beruhen, auch ich habe, ſelt dem Anfang unſrer kurzen Bekanntſchaft ein ſolches Zutrauen gegen Sie empfunden. Es regt ſich in mir eine leiſe Hoffnung, daß vielleicht Sie zu unſrer beider Heil in unſre Nähe gekommen ſind, und daß Sie zwiſchen mir und meinem mir ſehr theuren Schwiegervater eine verſöhnende Annäherung einleiten können. Sie würden dadurch in drei tief bekümmerte Menſchenherzen den Frieden zurückbringen, nach welchem wir uns ſo lange unter tauſend Thränen vergeblich geſehnt haben. Es ſei denn ſo, ich vertraue Ihnen unſer ſchmerzliches Geheimniß an. Erlauben Sie mir aber zuerſt die Frage: was halten Sie von der Bedeutung und Kraft eines väterlichen Fluches?

Steller ſchien durch die Frage überraſcht. Als ob er ſich auf etwas beſönne, ſchwieg er einige Augenblicke, dann antwortete er zögernd. Allerdings lege ich auf den Segen, wie auf den Unſegen, welchen Eltern über ihre Kinder ausſprechen, ein großes Gewicht, und traue den Worten von beider Art eine folgenreiche Kraft zu. Doch bei den Ausſprüchen der letzteren, betrübenden Art, halte ich dafür, muß Stimmung und Veranlaſſung ſehr berückſichtigt werden. Wir ſind ja darauf angewieſen, ſelber den Fluch, der uns unverdienter Weiſe traf, als Segen zurück zu geben, und es giebt ein Urtheil, höher, als das des Menſchen, durch welches auch an uns ſelber ein Fluch, den man unverdienter Weiſe gegen uns ausſprach, in Segen verwandelt werden kann.

Das letzte Wort, ſo fuhr Milner fort, welches wir beide, meine Frau und ich, aus unſers bedauernswürdigen, damals freilich ſehr leidenſchaftlich bewegten Vaters Munde vernahmen, war die Drohung: daß, wenn wir jemals wieder vor ſein Angeſicht kämen, oder uns erdreuſteten, ihm zu ſchreiben, ſein Fluch uns treffen ſolle.

Erſt jetzt, ſo ſprach Steller, geht mir ein Licht auf über einige Aeußerungen Ihres Schwiegervaters gegen mich, die ich bisher nicht zu deuten wußte. Aber ich bitte Sie, mich einen tieferen Blick in die Geſchichte Ihrer Verheirathung, und mithin in die Veranlaſſung thun zu laſſen, welche den mir ſonſt ſo ehrenhaft erſcheinenden Herrn Watſon zu jenem bedenklichen Ausbruch der Leidenſchaft antrieb.

Ich gebe Ihnen, ſprach Milner, ſehr gern einen kurzen Abriß unſrer Geſchichte. Mein Schwiegervater war durch ungerechte Verläumdungen, durch unerhörte Ränke ſeiner Feinde in ſolche Verdächtigungen gerathen, daß er, als gemeiner Verbrecher am Staat, in ein Gefängniß geworfen wurde. Meine Schwiegermutter, ein zartes Weib, mit tiefſühlendem Gemüth, ſiechte und verzehrte ſich an tiefem Gram. Sie hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, mein Freund und Schulgenoſſe aus früheren Jahren her, war Officier. Das Wort eines Mannes von gleicher militäriſcher Stellung, welches die Ehre ſeines unſchuldig verfolgten Vaters in tief kränkender Weiſe traf, regte meinen jungen Freund zu ſo heftiger Erwiederung auf, daß ein Duell die Folge war, in welchem der junge Watſon blieb. Seine Mutter warf dieſes furchtbare Ereigniß auf das Krankenlager, von welchem ſie ſich nicht mehr erhob. Ich wohnte in Watſons Hauſe. Länger als ein halbes Jahr nahm ich mich treulich der Führung aller Geſchäfte und aller häuslichen Angelegenheiten der tiefgebeugten Mutter an, ich theilte mich mit ihrer Tochter, meiner nunmehrigen Frau, in die Pflege der Kranken. Die Mutter bemerkte unſre aufkeimende Liebe; ſie freute ſich derſelben, ſie liebte mich wie einen Sohn. Es war uns unmöglich gemacht, irgend eine Nachricht an den gefangenen Vater zu bringen, oder eine von ihm zu empfangen, ja wir wußten ſeit einem Jahre nicht einmal mehr, wo und in welchem Gefängniß der theure Mann ſchmachte. Es war der letzte Wunſch der Mutter, wenige Tage vor ihrem Ende, daß wir beide uns noch die Hand zum treuen Bunde für Zeit und Ewigkeit reichen ſollten. Wir wurden vermählt. Sie ſegnete unſern Bund mit freudigem, glaubensvollem Herzen. Sie verſchied getroſt, in ſeliger Hoffnung in unſern Armen. Wir verließen Boſton; ich zog aus Vorſorge für die erſchütterte Geſundheit meiner Frau auf's Land. Einige Monate nach unſrer Vermählung erfuhren wir die unerwartete Freudenpoſt: die Unſchuld unſers Vaters ſei anerkannt, er ſei des Gefängniſſes entlaſſen, und bereits in Boſton. Wir eilten ſogleich dahin.

Der arme Vater war in ſein Haus gekommen; das erſte, was er da erfuhr, war der Tod ſeiner geliebten Frau, das betrübende Ende ſeines Sohnes, und die Verheirathung ſeiner Tochter mit mir. Das letztere, ſo hofften wir, ſollte ihm, ſo wie der geliebten Mutter in ihren letzten Tagen, ein Troſt ſein, denn obgleich ich ein Mann von geringem Stande und geringen äußern Mitteln bin, ſo war und bin ich mir dennoch anderer, innerer Mittel bewußt, welche unter Gottes Segen ein vollgültiger Erſatz für Reichthum und vornehme Geburt ſind. Wir warfen uns in kindlichem Vertrauen in die Arme des Vaters. Er empfieng uns mit Thränen, und wie ich noch jetzt mich zu behaupten getraue, mit herzlicher Liebe. Nach einiger Zeit betrachtete er mich; er frug mich nach meinem Namen, der ihm, wie es ſcheint, bis dahin noch unbekannt geblieben war. Mein Name iſt aber nicht der, unter welchem Sie mich kennen, ſondern ich heiße Graffer. Als ich ihm dieſen Namen nannte, erbleichte er; ihm zitterten die Lippen, er ſchien einer Ohnmacht nahe; mit wankenden Schritten gieng er in ein Nebenzimmer, und verſchloß hinter ſich die Thüre. Wir beide ſtanden da von Schrecken betäubt. Es war vergeblich, daß die Tochter der Thür ſich nahte, und den Vater flehentlich bat, ſie zu öffnen. Nach einiger Zeit öffnete er ſie von ſelbſt, und trat zu uns heraus, jedoch mit einem Ausdruck des Zornes, ja der Wuth in ſeinem Angeſicht, der mich noch jetzt in der Erinnerung erbeben macht. Sein heftiger Unmuth, ſein Mißfallen, ja ſein Abſcheu an unſrer Verbindung ergoß ſich in bittren Worten über uns. All' das Harte, das er mir ſagte, traf ja meine arme, damals noch kränkliche Frau, heftiger als mich; ſie ſank auf einen Stuhl und bedeckte mit den Händen ihr Geſicht. Erlaſſen Sie mir den weitern Bericht über das, was wir da aus einem theuren Munde hören mußten, und was wir erfuhren. Nur das Eine noch erwähne ich, daß der arme Vater, der gewiß in der Blindheit ſeiner Leidenſchaft nicht mehr wußte was er that, ſeine Tochter bei ihrem Arm ergriff, die Thüre des Zimmers öffnete, und uns beide mit jener Drohung für immer von ſeinem Vaterherzen hinwegwieß, welche ſeitdem, wie ich es vorhin gegen Sie ausſprach, als eine faſt erdrückend ſchwere Bürde auf unſerm Herzen laſtet.

Steller ſchüttelte nachdenklich den Kopf. Watſons Benehmen gegen Sie ſtünde in vollkommenem, ganz unlösbarem Widerſpruch mit ſeinem Charakter und ſeiner ganzen Natur, ſo wie ich dieſe aus eigner Anſchauung und durch Andre kenne, wenn hier nicht ein furchtbares Mißverſtändniß, eine Verwechslung und Verkennung Ihrer Perſon ſtatt gefunden hätte. Sagen Sie mir, ſahe Ihr Schwiegervater Sie zum erſten Mal in jener Stunde, in welcher das betrübende Ereigniß vorfiel, das Sie ſo eben mir beſchrieben, oder waren Sie ihm ſchon vorher bekannt geweſen?

Ich kann mich nicht erinnern, Herrn Watſon jemals in meinem Leben geſehen zu haben, als da, wo er mich zuerſt als Sohn an ſein Herz drückte, und eine halbe Stunde etwa hernach mit Härte von dieſem Herzen hinwegſtieß, dann zum zweiten Male ſahe ich ihn auf unſrem Schiffe, zum dritten Male in dem bewußtloſen Zuſtand tiefer Erſtarrung, als ich ihn, nach unſrem Schiffbruch aus dem Meer gezogen hatte. Ich bin aus Neuyork gebürtig, mein Schwiegervater wohnte in Boſton, und obgleich ſein Sohn, mein verſtorbener Freund dort als Knabe mit mir dieſelbe Erziehungsanſtalt beſuchte, an welcher meiner Mutter Bruder Lehrer der Mathematik und des Planzeichnens iſt, kann ich mich doch nicht erinnern, daß der ältere Herr Watſon jemals in jener Zeit nach Neuyork gekommen wäre. Als ich mein Geſchäft in Boſton begann, und in meines nachmaligen Schwiegervaters Haus eintrat, da ſaß dieſer ſchon ſeit länger als einem Jahre im Kerker.

Iſt Ihnen aber, ſo fragte Steller weiter, nicht ſelber der Gedanke gekommen, daß die ſonſt ſo unbegreiflich ſchnelle Veränderung der Stimmung Ihres Schwiegervaters gegen Sie und ſein einziges, liebes Kind auf einem Irrthum, auf einem groben Mißverſtändniß beruhen müſſe, und haben Sie ſich gar nicht bemüht, ſich weitre Aufklärung darüber zu verſchaffen?

Allerdings kam auch mir ein Gedanke ſolcher Art, aber auf der einen Seite machte mich das früher oft vernommene Gerücht, daß mein Schwiegervater ſehr ſtolz ſei auf ſein Vermögen, ſein Anſehen, und ſelbſt auf ſeine Abkunft aus einer hohen engliſchen Familie, etwas ängſtlich, indem ich ſein Benehmen gegen mich auf Rechnung dieſer eingewurzelten Selbſtüberſchätzung ſetzte, andrerſeits hätte ich, auch bei dem beſten Willen, damals keine Gelegenheit gefunden, noch einmal, durch eine Mittelsperſon eine Annäherung an den Vater zu verſuchen. Denn, als ich meine arme Frau mit Mühe aus dem Vaterhaus, aus dem ſie jetzt für immer, in ſo ſchauderhaſt ernſter Weiſe verſtoßen war, in ein Gaſthaus gebracht, und hier wieder in etwas beruhigt hatte, da gieng ich allerdings zu einem alten ehrwürdigen Freund des Watſon'ſchen Hauſes; zu demſelben Geiſtlichen, der unſeren Ehebund geſegnet, und der ſterbenden Mutter die letzten Tröſtungen der Religion gebracht, ihren Leichnam begleitet hatte zu ſeinem Ruheort. Dieſem Freunde klagte und erzählte ich Alles; er erſtaunte, fand Watſons Benehmen eben ſo unbegreiflich wie Sie und ich, gieng ſogleich zu dieſem hin. Er fand ihn nicht mehr. Herr Watſon, ſo erzählte der alte Diener des Hauſes, ſei mit einem Schiffe, das ſo eben zum Abſegeln bereit war, wie man ſage, nach Jamaica abgegangen, wo ſein großes Handelshaus bedeutende Niederlagen und Geſchäftsverbindungen hatte. Wie wir ſpäter erfuhren, war unſer Vater damals zwar nicht mehr in ſeinem Hauſe, wohl aber, was der alte Diener nicht wiſſen konnte, noch in der Stadt, und zwar bei der oberen Gerichtsbehörde derſelben geweſen, wo er, als ſeinen letzten Willen, eine Vollmacht hinterlaſſen hatte, vermöge welcher, im Fall er nicht wiederkehren ſollte, ſeine in England lebende Schweſter, oder ihr Sohn, der junge Lambert, den Sie kennen, in unbeeinträchtigten Beſitz ſeines Hauſes, und andrer ihm zugehöriger Güter, unter jenen Beſchränkungen geſetzt werden ſollten, welche ſein letzter Wille, den er verſiegelt übergab, enthalten würden. Auch erfuhren wir am andern Tage, daß er nicht mit dem für Jamaica beſtimmten Schiffe, ſondern mit einem Oſtindienfahrer, der am andern Morgen die Anker lichtete, abgeſegelt ſei. Ich blieb in Boſton ſo lange, bis mein geliebtes Weib ſich vollkommen wieder erholt, und durch die Tröſtungen, die der ehrwürdige, hoffnungs- und glaubensfreudige Freund ihres Hauſes ihr gab, auch wieder beruhigt hatte. Man machte mir Hoffnung, daß ich in Europa als Werkmeiſter bei der Einrichtung einer Spinnmaſchine in einer franzöſiſchen Küſtenſtadt ein ausreichendes Brod und Unterkommen finden werde. Ich hatte die Reiſe umſonſt, ich nahm das Anerbieten an, und obgleich ich in meinen Erwartungen mich etwas getäuſcht fand, habe ich dennoch im fremden Lande mein ausreichendes Fortkommen gefunden. Ein Brief aus Boſton rief uns zu einer wohlbemittelten Verwandtin der theuern Mutter meiner Frau. Dieſe, ſeit mehreren Monaten Wittwe und zugleich kinderlos, wünſchte uns für immer in ihr Haus und in ihr Geſchäft zu nehmen, das in der Führung mehrerer anſehnlichen Fabriken beſteht. Dieſem Rufe folgend, ſind wir jetzt auf der Heimkehr nach Amerika begriffen.

Steller drückte dem Erzähler die Hand. Mein theurer Milner, oder wie ich Sie nun bei Ihrem wahren Namen nennen darf: Graffer, ich bin in froher, feſter Zuverſicht, daß Ihr Verhältniß zu Ihrem Schwiegervater bald ſich aufklären, und daß der Vater mit ſeinen Kindern ſich wieder verſöhnen, und auf immer in Liebe vereinen werde. Dafür bürgt mir jenes ſehnliche Verlangen nach dem Wiederfinden ſeiner Tochter, das Herr Watſon gegen mich ausſprach, ſo wie ſelbſt der Eifer, mit welchem er ſich bemühte, Sie, ſeinen unbekannten Lebensretter, aufzufinden, und Ihnen ſeine Dankbarkeit zu bezeugen.

29. Die Wetterfahnen.

Die beiden Männer waren wieder zu dem Lagerplatz zurückgekehrt. Wo iſt wohl unſer alter, blinder Steuermann? fragte Steller. Ihm, oder ſeinem kleinen Enkel möchte ich noch gern ein kleines Geſchenk, ein Andenken aus Deutſchland, ein ſeidnes Tuch für die Hausfrau mitgeben, die mit beſonderem naiven Wohlgefallen ein altes Tuch dieſer Art, das ich um meinen Hals trug, betrachtete und befühlte.

Der Alte, antwortete der Clerk, iſt längſt wieder abgefahren. Er hat ſich durchaus nicht halten laſſen. Denn ſo hell auch uns Andern der Vollmond am klaren Himmel leuchtet, behauptete der Blinde dennoch, nach jenem für ſeinen Zuſtand ſehr unpaſſend erſcheinenden Ausdruck: er ſehe ein Ungewitter, mit furchtbarem Sturme aufſteigen, das noch in dieſer Nacht hereinbrechen werde.

Daſſelbe, ſo ſprach Lambert, behauptet auch mein alter Freund, der Träumer Robbin, der, wie er ſagt, ſeine Wetterfahnen an den Vögeln hat, von denen heute Abend mehrere Arten, die ich nicht kenne, in ganzen Schaaren nach Südweſt geflogen ſind, und viele in das Rohrdickig und in die Gebüſche unſrer Inſel ſich niedergeworfen haben. Auch hat er durchaus darauf gedrungen, daß zwei Boote, die unſerm und ſeinem Kapitän angehören, ſo verdroſſen auch unſre wenigen Leute zu der mühſamen Arbeit waren, herausgezogen wurden an's Land.

Ich hoffe, ſagte der Clerk, daß der Alte und ſeine Wetterfahnen ſich täuſchten. Denn es iſt doch nirgends ein Wölkchen am Himmel zu ſehen, die Luft ſo ſtill wie in einer lieblichen Sommernacht.

Der Cadet war indeß auch, ziemlich ſpät von ſeiner Jagdparthie zurückgekommen. Er hatte reiche Ausbeute mitgebracht, an Vögeln und Fiſchen. Einige Matroſen brachten ſie in Körben herbei. Bei dieſen ſchönen Flamingos, ſagte Steller, kann es mich dauern, daß ihr roſenfarbenes Gefieder durch die rupfende Hand des Küchenjungen dem Wind und dem Waſſer zur Beute fallen, ihr merkwürdig gebauter Körper zum Braten dienen ſoll. Es würde mich einige Ueberwindung koſten, nach einem ſolchen Vogel zu ſchießen, es könnte mir faſt gehen wie dem Leſſon, als er zum erſten Mal in Neuguinea einen Paradiesvogel vor ſich aufſteigen ſahe; mir würde bei dem nahen Anblick eines ſolchen noch niemals lebend geſehenen Thieres die Hand ihren Dienſt verſagen.

Für uns, ſagte der Cadet, iſt der Anblick eines Flamingos freilich nichts Neues. Ich habe ſchon manchen auf ſeinem kegelförmig aus Schlamm und Gras oder Rohrſtückchen aufgebauten Neſte reiten ſehen. Dieſe da wurden indeß mit vollem Rechte von mir am Leben beſtraft. Ich hatte, lange vor ihnen von einer kleinen Bucht, darin ich mein Fiſchergeſchäft trieb, Beſitz genommen; dieſe da, von denen Niemand weiß, woher ſie kamen, drangen ſich, herbeiwatend mit ihren langen Füßen, in mein Beſitzthum ein, und ſcheuchten mir die Fiſche von der Angel. Ich mußte ihnen, da ſie auf Worte nicht achten, ihr Unrecht durch Pulver und Blei verweiſen. Uebrigens geben die Flamingos in ihrem jugendlichen Alter ein wohlſchmeckendes Gericht.

Die Auswandrer, ſo wie die am Lagerungsplatz zurückgebliebenen Seeleute hatten ſich ſchon alle zur Ruhe begeben, nur der alte Robbin mit einem Schiffszimmermann arbeitete noch rüſtig an der Zeltenhütte des Capitäns herum. Was hat der Alte? fragte der Cadet. Er fürchtet einen nahen Sturm, antwortete der Clerk, darum befeſtigt er mit Seilen, und ich weiß ſelbſt nicht, mit was für andern Künſten, unſer Kapitänszelt an die Stämme der Bäume, zwiſchen denen daſſelbe ſteht, und hat Steine herbeiſchleppen laſſen, ſowie ſtützende Balken von unſerm Wrack, die noch unbenutzt zu unſerm Hüttenbau am Strande lagen. Er will, wie er ſagt, wenigſtens dafür ſorgen, daß wir zum morgenden Sonntag eine Kirche haben.

Der Alte kann recht haben, ſagte der Cadet, mit ſeiner Beſorgniß. Bei der Heimfahrt bemerkte ich Manches, das mir als Anzeichen der Witterung nicht recht geheuer ſchien. Der weißlich leuchtende Nebelgürtel dort am Horizont iſt ſeitdem noch breiter geworden, als er vor einer Stunde war, und hören Sie nur wie die Wogen draußen an die Felſenbollwerke donnern, die wie Ringmauern unſre kleine Inſel umſchirmen. Wie der Stoß durch eine Reihe von Billardkugeln, hat ſich aus der Ferne eine mächtige Aufregung des Meeres bis zu uns her fortgepflanzt, noch ehe wir die Wetterwolken ſahen, die den Aufruhr gemacht haben und machen. Vielleicht aber, daß ſie an uns vorüberziehen, ohne uns zu treffen. Die Heerſtraße der Stürme in dieſem Meere iſt ſo breit, der Lauf der Wetter ſo ſchnell, daß es bei uns ruhig bleiben kann, wenn etliche Grade der Länge von uns die Elemente in vollem Kriege waren. Ich meine, wir ſollten uns Alle unbeſorgt zur Ruhe begeben.

30. Ein ungeſtümer Wecker.

Steller und ſeine beiden Landsleute mußten einen feſten, geſunden Schlaf geſchlafen haben; ſie hatten das

Toben des Sturmes und der Wogen, nur wie im Traume gehört, da ſchreckte ſie der Zuſammenſturz ihres Zeltes auf. Keiner von ihnen war beſchädigt, ſie arbeiteten ſich mit leichter Mühe aus der Hülle des Segeltuches mit dem waſſerdichten Ueberzuge der von Wachs- und Theer getränkten Leinwand hervor, und traten, einer nach dem andern heraus in's Freie. So laut auch das Heulen des Sturmes war, hörte man doch dazwiſchen das Geſchrei der Kinder und der Frauen der irländiſchen Auswandrer, denen der Sturm, eben ſo wie unſern Deutſchen das bretterne Obdach zuſammengeſchmettert hatte, wobei es nicht ohne einzelne kleine Beſchädigungen abgegangen war. Der Himmel ſtand wie im Feuer, es war als ob die Blitze, welche den Horizont durchzuckten, mit jedem Augenblicke mehr und mehr zu einer gemeinſamen Flammenwoge zuſammenſchmölzen, die in immer weiterem Kreiſe das Dunkel der Wolken in hellen Brand ſetzte. Die Schläfer der Nacht waren alle, zuſammengeſchaart, in der Nähe des Strandes verſammelt, denn keiner, auch wenn ſeine Hütte oder ſein Zelt noch aufrecht ſtand, hielt ſich in denſelben vor dem Einſturz geſichert. Die Wogen brandeten mit ſo furchtbarer Macht an die Felſen an, daß der Schaum wie ein Regen hoch aus der Luft auf die Inſel herabfiel. Man hörte ein lautes Krachen von der Gegend her, wo das Wrack lag.

Das iſt der Rumpf unſers Schiffes, ſagte der Cadet, dem die Deininge*) vollends den Garaus machen. Die Wogen gehen heute noch höher, ſind noch maſſenhafter und ſtärker, als in der Nacht, wo ſie unſer leckes Schiff über einen Riff nach dem andern bis zu der Felſenlücke hin hoben, darin es zu unſerem Beſten feſtſitzen blieb. Es iſt ein Glück für uns, daß durch den Fleiß unſrer Leute und die Hülfleiſtung der rüſtigen Wracker alles Bewegliche, das von Werthe war, nicht nur hieher ans Land, ſondern zum Theil ſchon nach Georgstown in Sicherheit gebracht iſt. Unſer Capitän, ſo wie Herr Watſon haben bereits all' ihr werthvollſtes Eigenthum mit ſich nach dem Hafen genommen, wer weiß, ob wir Herrn Watſon, der freilich die Abſicht hatte, ſchon Morgen hieher zurückzukehren, noch einmal vor unſrer Ankunft in Boſton ſehen, er eilt ſehr nach Hauſe, und wenn der Sturm ſich legt und ein günſtiger Wind ſich einſtellt, dann benutzt er vielleicht das erſte, nächſte ſegelfertige Schiff im Hafen zu ſeiner Weiterreiſe.

---

*) Die mächtigen Meereswogen.

Das wird er gewiß nicht thun, ſagte Lambert. Mein Oheim hält mich höher als ſeine Waaren und Kiſten; er reiſt nicht ohne mich weiter. —

Der Zeit nach, welche die Uhren angaben, ſollte es jetzt Morgen werden. An dem gelblichen Schimmer aber, der ſich aus den tief herabhängenden Wetterwolken über das Meer und ſeine Felſenklippen ergoß, konnte man nicht erkennen, ob er ein Vorbote des anbrechenden Tages, oder von meteoriſchem Urſprung: ein elektriſches Leuchten, in der Tiefe der ſchichtenweis über einander gelagerten Wolken ſei. Ein dumpfes Brauſen dröhnte durch die Luft. Die Wracker hatten zwei ihrer größeren Boote verloren, auch jene kleineren Fahrzeuge, darin der Cadet ſeine geſtrige Jagd- und Fiſchpartbie machte, war nicht mehr zu ſehen, der Sturm hatte ſie von ihren Seilen geriſſen und an den Felſen zerſchellt; mit ihren Trümmern trieben die Wogen ihr Spiel, welche hoch über den Küſtenſaum hereinſchlugen, und einige der tiefer gelegnen, vom Sturm niedergeſtürzten Hütten in ihren fluthenden Sand begruben. Die Boote des Capitäns waren durch die Vorſicht des alten Robbin gerettet. In ſichtlicher Unruhe ſtand Milner (wir wollen ihn noch bei dieſem uns bekannteren Namen nennen) am Ufer und ſchaute unverwandt nach der Gegend hinüber, in welcher ſein junges Weib mit ihrem Kinde ſich befand. Er war aus freundlicher Vorſorge für ſeinen kranken Freund, den Lieutenant, über Nacht bei dieſem geblieben, und jeßt war an keine Ueberfahrt, auch nur nach den benachbarteſten Inſeln zu denken, nach denen ſelbſt die Ausſicht durch die berghoch ſich anthürmenden Wogen und durch den aufſpritzenden, dann wie Regen niederträufelnden Schaum der Brandung gehemmt war.

Meine arme Frau, ſo ſprach er zu Steller, wie wird ſie, weniger aus Sorge für ſich, als um mich bei dieſem Ungewitter leiden. Zwar um ihre leibliche Sicherheit darf ich keine Sorge tragen. Sie iſt in einem niedrig, im Schutz eines kleinen Felſendammes gelegnen, ſteinernen Gebäude geborgen, das, vielleicht ſchon von den erſten engliſchen Anſiedlern erbaut, ſeit zwei Jahrhunderten manchen Sturm unverſehrt beſtanden hat, und das unſer wohlwollender Capitän aufs Bequemſte für ſie einrichten ließ, auch hat ſie eine treue weibliche Bedienung bei ſich und iſt für mehrere Tage mit Vorräthen von Lebensmitteln verſorgt; aber die Folgen der inneren Unruhe fürchte ich für die zarte Mutter und ihren Säugling mehr als den Sturm.

Der Kampf der Elemente hatte jetzt eine andre Stufe ſeiner Entwicklung erſtiegen. Der Vorhang der niedern, dunklen Wolken, hinter dem man bisher, gleichſam hinter den Couliſſen, das düſtre Licht des meteoriſchen Feuers hervorſchimmern geſehen, that ſich auf, man ſahe jetzt das furchtbare Feuerwerk der durch einander zuckenden Blitze. Das dumpfe Brauſen hatte ſich in betäubend laute Donnerſchläge verwandelt, die ihre Stimme nicht einzeln und in pauſenartigen Abſätzen, ſondern von mehreren Seiten her zugleich vernehmen ließen, und, ohne einen Augenblick zu ſchweigen, durch einander brüllten. Nicht etwa erſt in einzelnen Tropfen beginnend, ſondern auf einmal, in ganzen Fluthen ergoß ſich jetzt der Regen, der die Niederungen und Sümpfe zu einem See anſchwellte. In verworrener Eile ſuchten alle Schiffsgenoſſen einen Bergungsort. Aber nur zwei Zeltenhütten hatte der Sturm noch ſtehen laſſen, jene des Capitäns, und die, welche Walker mit ſeinen jungen Leuten bewohnte, und welcher er ſelber, mit Hülfe dieſer jugendlichen Hände eine ſo günſtige Lage im Schutze des Hügels, und bei all' ihrer Niedrigkeit und weiten Ausdehnung eine ſolche innre Feſtigkeit gegeben hatte, daß der Sturm ohne zerſtörende Wirkung über ſie hin geſchritten war. Aber auch noch in andrer Weiſe hatten der alte Robbin und ſein Gehülfe, der Schiffszimmermann, für ein allgemeines Obdach geſorgt. Die großen Tonnen, die man aus dem Wrack hieher an's Land gebracht hatte, und die von ihrem flüſſigen, wie feſten Inhalt zum Theil ſchon während der Seefahrt, zum Theil neuerdings entleert waren, hatte der alte Seemann in liegender Stellung ſo aneinander gefügt, daß ihre Reihe auf der einen Seite an einen Fels ſich ſtützte, auf der andren durch einen großen Haufen von Steinen vor dem Hinwegrollen geſichert war. Eine wohlzuſammengepaßte Decke von Brettern war von außen an ihrer oberen Rundung feſt genagelt; im Innern fand ſich eine hohe Lage von Seegras. In dieſe nach einer Seite hin offnen Fäſſer krochen vor allem die Familien der Auswandrer, bei denen Kinder und Frauen oder alte Leute waren, hinein, außen vor die Mündung wurden noch ſchief ablaufende Bretter angelehnt, unter deren, freilich nur unvollkommen waſſerdichtes Dach die rüſtigeren Männer ſich verbargen.

Der Clerk und jene Glaubensgenoſſen aus den Reiſegefährten und aus der Schiffsmannſchaft, unter ihnen vor allen Walker mit ſeinen jungen Leuten und die drei Deutſchen, hatten ſich im Capitänszelte verſammelt, um hier in gewohnter Weiſe den Sonntag zu feiern. Das alles übertäubende Brüllen des Donners war verſtummt, nur aus der Ferne ſahe man noch das Leuchten der Blitze, in der Nähe aber hörte man das Rauſchen der Wogen und das Plätſchern des Regens. Wie Steller in ſeinem Tagebuch es uns beſchreibt, waren dieſe Stunden für ihn und ſeine Freunde von ganz beſonderm inneren Werth. Das Gefühl der äußern leiblichen Geborgenheit und Sicherheit des Lebens mitten im Ungeſtüm der Waſſerwogen und des Sturmes wirkte verſtärkend auf das Gefühl des innern geiſtigen Friedens und auf das Bewußtſein des feſten, ſichern Grundes, auf welchem dieſer Frieden ruhet. Es war Mittag geworden, die Fluthen des Regens waren bis auf einzelne kurz dauernde Güſſe vorübergezogen; der Sturm, deſſen Richtung indeß die ganze Windroſe durchlaufen hatte und nun wieder nahe zu jenem Punkte gekommen war, von wo er ſeinen Auslauf genommen, gab ſich noch in einzelnen, gewaltigen Stößen kund; hin und wieder brach ein Sonnenſtrahl durch das Gewölk.

31. Das Jägerfrühſtück.

Der Cadet war aus dem Zelt hinaus gegangen, er trat erſt nach längerer Zeit wieder herein. Wahrſcheinlich, ſo ſagte er, iſt es Ihnen allen ſo ergangen, wie mir; keiner von Ihnen hat noch ein Frühſtück genoſſen. Auch ich meinte ſchon, wir würden heute mit kalter Küche vorlieb nehmen müſſen, und die überreiche Beute, die ich von meiner geſtrigen Jagdparthie an Vögeln und Fiſchen mit mir gebracht, würde — denn hier ſchreitet namentlich wenn Gewitter am Himmel ſind, die Fäulniß ſchnell vorwärts — ein Fraß für Würmer und Raubfiſche werden. Nun aber iſt es doch gelungen, das Feuer zum Brennen zu bringen und die darüber geſtellten Keſſel zum Sieden. Da möchte ich nun ſchon Sie Alle um die Gefälligkeit bitten, daß Sie mir die Sorge erleichtern wollten um das Verderben meiner Vorräthe, von denen ich zwar ſchon einen guten Theil der Fiſche hinübergeſchickt habe an die irländiſchen Auswanderer, immer aber noch ſo viel behalte, daß ich nicht weiß, wohin damit. Freilich müſſen Sie ſich bei mir nothgedrungen die Gebräuche des Mäßigkeits-Vereines gefallen laſſen, denn ich kann Ihnen weder mit Wein, noch mit Bier oder Rum aufwarten, auch wird man an meiner Küche zwar nicht das Salzen, wohl aber das Schmalzen vermiſſen, doch bin ich wenigſtens mit Pfeffer, mit Eſſig und Oel verſehen, und mit Schiffszwieback haben ſchon geſtern die Wracker uns überflüſſig verſorgt.

Die Freunde nahmen dankbar die Einladung des Cadetten auf ſein Jägerfrühſtück an, und was vielleicht der Zubereitung an Kunſtfertigkeit und äußern Zuthaten abgieng, das erſetzte die Trefflichkeit und Zartheit des

Fleiſches der Fiſche ſchon für ſich allein, vor allem aber der gute Wille des jungen Wirthes, und die gute Stimmung ſeiner Gäſte.

Lambert hatte ſich noch nicht mit den andern Gäſten zu Tiſche geſetzt, er hatte die Abſicht ſeines Fortgehens ſeinem väterlichen Freunde Walker mitgetheilt, und trat nach einiger Zeit mit einem etwa ſechsjährigen Knaben an der Hand wieder zur Geſellſchaft herein. Es war ein Kind, das Walker unter den iriſchen Auswanderern aufgefunden hatte, ein Knabe von muntern Augen und vielverſprechendem Ausſehen.

Das iſt mein kleiner Erſatzmann, ſagte Lambert. Wenn ich jetzt als künftiger Pflegling und Hausgenoſſe meines Oheims, meinen lieben Vater Walker verlaſſen muß, dann nimmt dieſer da meine Stelle in dem guten Pflegbauſe ein.

Walker ſprach einige freundliche Worte mit dem Kleinen, der Clerk beſchenkte ihn aus dem Deſertvorrath der Capitäns-Tafel mit einigen Datteln und Nüſſen, und die beiden Knaben entfernten ſich dankend.

Dieſer kleine Irländer, ſo ſprach Walker, iſt für mich ein ſehr lieber, erwünſchter Fund, von dem ich mir reichlichen Erfolg und großen Segen verſpreche. Schon während unſers Aufenthaltes in Madeira war er mir unter allen Kindern der Auswandrer aufgefallen; in all' ſeinen Bewegungen, in ſeinem Benehmen beim Spiel, wie bei den kleinen hülfeleiſtenden Beſchäftigungen, die man dem Knaben auftrug, lag etwas ſo Anmuthiges und Verſtändiges, bei aller Lebhaftigkeit etwas ſo Demüthiges und Hingebendes, daß ich das Kind lieb gewann. Erſt ſeit etlichen Tagen erfuhr ich einiges Nähere über daſſelbe. Der Knabe iſt ein vater- und mutterloſer Waiſe, ſein

Vater war als Wollkämmer bei einer Fabrik unweit Dublin in Dienſten. Der Mann, der ihn, wie mir faſt ſcheint, auf Speculation, um ihn, Gott weiß wie? in Amerika mit einem Vortheil anzubringen, mit ſich genommen hat, iſt ein Verwandter der verſtorbenen Eltern, er behandelt, wie ich von andern, mitleidigen Seelen erfuhr, das Kind ſehr hart; giebt ihm kaum halbſatt zu eſſen; mißhandelt es oft. Nur die alte Mutter dieſes Mannes, die mit einem mühſam erſparten, kleinen Capital die eigentliche Bezahlerin der Reiſekoſten für die Familie des Irländers iſt, nimmt ſich des armen Knaben an, ſo viel ſie nur vermag. Von ihr erfuhr ich ſo Vieles, das mich auf ein ausgezeichnetes Talent des Kindes ſchließen läßt, daß ich mich enſchloſſen habe, dem verborgnen Schatz, der in dieſem Boden liegt, nachzugraben, und mit Gottes Hülfe ihn zu heben. Ich habe mit dem ſogenannten Pflegvater mit leichter Mühe eine Abkunft getroffen, und da durch Lambert's vermuthlich nahen Austritt aus der angenommenen Zahl meiner Pflegekinder eine Lücke entſteht, ſoll von nun an der kleine Irländer mein Söhnchen ſein. Gebe Gott, daß er ein zweiter William Hutton werden möge, mit dem er durch den Stand ſeines verſtorbenen Vaters eine zufällige, durch ſeine Gaben vielleicht eine weſentliche Aehnlichkeit hat.

Sie nannten uns zwar ſchon einmal dieſen William Hutton, ſagte Philipp, und ich weiß, daß ſich derſelbe als Schriftſteller Verdienſte um die ältere Geſchichte ſeines Vaterlandes erworben hat, von ſeinen Lebensumſtänden erführe ich aber gern etwas Näheres.

Wenn Sie hier, ſagte Walker, bei unſerm traulichen Genuſſe des Frühſtücks und des wohlbehaglichen Beiſammenſitzens unter ſicherem Obdach einen kurzen Abriß der

Lebensgeſchichte jenes vielgeprüften Mannes vernehmen wollen, gebe ich Ihnen denſelben gern, ſo gut ich kann und weiß. Das, was über dieſen in ſeiner Jugendzeit ergieng, das war ärger und ſchwerer zu ertragen, als das Ungewitter und der Sturm ſammt den Fluthen des Regens, die uns hier hereingetrieben haben unter unſern großen, wind- wie waſſerfeſten Regenſchirm.

William Hutton war im Jahr 1723 geboren. Sein Vater betrieb das Geſchäft eines Wollkämmers, hatte aber davon einen ſo geringen Verdienſt, daß er ſeine zahlreiche Familie kaum vor dem Verhungern ſchützen konnte. Sein armes Weib ſaß oft mit dem Säugling auf ihrem Schooße, während mehrere ihrer andern Kleinen an ihrem Schooße hingen und nach Brode weinten, den ganzen Tag ohne Nahrung für ſich und die Kinder da, und wenn dann am Abend etwas Speiſe kam, da ließ ſie Alles ihren hungernden Kindern; ſie ſelbſt legte ſich ungegeſſen auf das Lager der Thränen nieder. Wenn ſie aber auch an ſolchen Tagen den Kleinen, die an ihrem Schooße hingen, kein leibliches Brod geben konnte, ſo theilte ſie ihnen dafür deſto reichlicher aus Gottes Wort und aus dem Schatz ihres frommen Herzens ein geiſtliches Brod mit, das ſich in ſeiner lebenden, ſtärkenden Kraft an William bis in ſein 92tes Jahr — denn dieſes hohe Alter erreichte der in Hunger und Elend groß gezogene Hutton — und an ſeiner frommen, treuen Schweſter bewährt hat. Sie ſelbſt, die Mutter, wurde bald aus der Noth und dem Jammer erlöſt; ſie ſtarb, als William noch Kind, dabei aber doch ſchon ſo weit an Verſtand gereift war, daß er die geiſtliche Erbſchaft ſeiner Mutter in einem feinen, guten Herzen bewahren und aufkeimen laſſen konnte.

Die Mutter lebte noch, als William in ſeinem 7ten Jahre in eine Schule geſchickt wurde. Der Schulmeiſter, der hier herrſchte, hatte die Gabe nicht, ſo wie die ſanfte Mutter, dem Knaben das, was er lehrte, lieb und erfaßbar zu machen; das arme, verſchüchterte Kind wurde, wenn es beim Unterricht ſich ungeſchickt benahm, öfters von dem Lehrer bei den Haaren gepackt und mit dem Kopf an die Wand geſtoßen, um ihm den Verſtand einzuprügeln. Die leicht begreifliche Folge davon war, daß William einen wahren Haß gegen alle Bücher, mit Ausnahme jener bekam, in denen ſich Bilder befanden.

Der Vater, ſtatt nach dem Tode der Mutter ſeiner Kinder ſich beſſer anzunehmen, gab ſich jetzt nur um ſo ungehemmter ſeiner Leidenſchaft zum Biertrinken hin; er vergeudete den größeſten Theil ſeiner Zeit und ſeines Verdienſtes in der Bierſchenke. William erinnerte ſich, daß er einſt von dem ſpärlichen Frühſtück des einen Tages bis zum ſpäten Abend des andern Tages ohne einen Mundbiſſen geblieben war, dann erſt wurde ihm der Hunger durch etwas Waſſer-Mehlbrei geſtillt. Und dennoch mußte der Kleine von ſeinem 7ten Jahre an ſelbſt einen Theil des Wochenlohnes mit verdienen, womit ſein Vater den Haushalt führen ſollte. Denn dieſer Vater, der ſich ſelber ſo viele unverantwortliche Dinge nachſahe, war gegen die Seinen ein hartherzig ſtrenger Tyrann. Darum brachte er auch den William ſchon in ſeinem 7ten Jahre in eine Seidengarn-Spinnerei. Der Knabe — der jüngſte von allen, die hier arbeiteten, war noch ſo klein, daß er nicht an die Maſchine hinaufreichen konnte, da ſteckte man ſeine Füße in Holzſchuhe, die ſeiner Länge mehrere Zolle zulegten.

Sieben Jahre lang mußte William in dieſem Marterleben aushalten. Er mußte jeden Morgen um 5 Uhr aufſtehen, um ja zur rechten Zeit bei der Spinnerei einzutreffen, mußte, ſo weh ihm auch Arme und Hände thaten, aushalten bis zum Abend. Wenn die Entkräftung durch Mangel an Schlaf und hinlänglicher Nahrung ſo groß war, daß ihm die Arme den Dienſt verſagten, dann ſuchte der Werkmeiſter durch unbarmherzige Schläge mit dem Stocke das faſt Unmögliche zu erzwingen. Der Rücken des armen Knaben war durch dieſe täglichen Mißhandlungen in einem beſtändig ſchmerzhaften Zuſtand, und einſtens traf ihn der Werkmeiſter mit der Spitze des Stockes ſo hart, daß er ihm eine große Wunde in das Rückenfleiſch ſchlug; eine Wunde, welche nicht heilen konnte, weil immer neue Schläge auf ſie fielen, bis endlich ein fieberhafter Zuſtand eintrat, und die Gefahr des Brandes hinzukam.

Der Knabe lag jetzt einige Zeit auf dem Krankenlager, daheim bei ſeinem Vater. Dieſer hatte nun doch Erbarmen mit dem Elend ſeines Sohnes, er brachte denſelben, der jetzt im 14ten Lebensjahre ſtand, in die Lehre zu ſeinem Bruder, einem Strumpfwirker zu Nottingham. Die beiden Brüder ſcheinen ſich an harter, zornmüthiger Naturart ziemlich gleich geweſen zu ſein, denn William wurde von ſeinem Oheim, den ſein geiziges Weib hiezu noch mehr anreizte, faſt in ähnlicher Weiſe behandelt, als von dem Werkmeiſter in der Seidengarn-Spinnerei. Etwa drei Jahre lang hielt er das alles in ſtiller Geduld und Hingebung aus, endlich aber, in ſeinem 17ten Jahre, bei einer Gelegenheit, wo der Oheim abermals über alles Maaß unvernünftig grauſam ihn gemißhandelt hatte, bricht ihm ſeine Geduld zuſammen, er beſchließt, aus dem Haus des Oheims zu entlaufen. Unbemerkt packt er ſeine

Kleider in einen Bündel zuſammen, und, mit dem Vorſatz, ſie einſt zu erſetzen, nimmt er zwei Schillinge aus des Oheims ziemlich gefüllter Kaſſe. Die erſte Nacht bringt er im freien Felde zu, wandert am andern Tag, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin? und kommt am Abend vor Lichfield an. Es iſt noch zeitig, er bekommt Luſt, ſich noch ein wenig in der Stadt umzuſehen. Außen bei den Scheunen, in deren einer er in der nächſten Nacht zu herbergen gedenkt, hinter einer Hecke macht er ſeine Toilette, nimmt aus dem Bündel ſeine beſten Kleider heraus, zieht ſie an und ſchnürt dagegen die alten Kleider in das Paquet ein. So ſehr ihn auch ſeine wunden Füße ſchmerzen, wandert er dennoch zwei volle Stunden in der Stadt umher, kehrt erſt gegen Anbruch der Abenddämmerung zu ſeinem Bündel zurück. Er kleidet jetzt von neuem ſich um, zieht die alten Gewänder wieder an, packt die beſſern dafür ein. Die nächſte Scheune war verſchloſſen, er geht zu einer zweiten, läßt indeß den Bündel am Boden liegen. Als er aber wieder zu dieſem zurückkehrt, da findet er ihn, zu ſeinem unbeſchreiblichen Jammer und Schrecken nicht mehr, ſein ganzes Hab und Gut war ihm geſtohlen; der Unſegen, der in den beiden entwendeten Schillingen lag, hatte dieſe, und mit ihnen zugleich auch das, was rechtmäßig ſein Eigenthum war, mit fortgeriſſen. Der Ort, wo er den Bündel hatte liegen laſſen, war von der Scheune, zu der er hingieng, nur einen Steinwurf entfernt; der Dieb konnte nicht weit ſein; William lief, der wahrſcheinlichſten Vermuthung folgend, hinein nach der Stadt, wohin ſein geraubtes Gut konnte gebracht ſein; in ſeiner Angſt und Verzweiflung redet er Jeden an, der ihm begegnet, erzählt ihm aus gepreßten Herzen ſein Unglück, beſchreibt den geraubten Bündel; die

Leute hören, theils gleichgültig, theils mit ſcheinbarer Theilnahme den Nothbericht des armen Jungen an, aber zur hülfreichen That wird die Theilnahme bei Keinem; Keiner bietet ihm einen Biſſen Brod oder ein Nachtlager oder einen Pence zum Almoſen an. Endlich verſtummte ſeine laute Klage, aber in ſeinem Innern begann eine ſtille; denn die beiden Schillinge, die er ſeinem Oheim entwendet hatte, ſtanden da als Kläger auf und ſprachen eben ſo zudringlich von dem Diebſtahl, deſſen er ſich zu Schulden kommen laſſen, als er vorhin von dem geſprochen hatte, der an ihm verübt worden war.

Wer kann ſich lebhaft genug in die Lage und Stimmung des armen Burſchen hineindenken? — Als der Morgen kommt, da begiebt er ſich von neuem an's Wandern, mit den Rüben, die hin und wieder in den Feldern ſtehen, ſtillt er ſeinen Hunger. Wohin ſoll er ſich aber nun da unter lauter wildfremden Menſchen wenden? Es zieht ihn, ſo ſehr er den Zorn ſeines Vaters zu fürchten hat, doch am meiſten dahin, zu dem Hauſe, wo ſeine ſelige Mutter gelebt hat, zu dem Ort, auf deſſen Kirchhof ſie begraben liegt. Auf ſeinem Heimweg kommt er durch Birmingham. Wer hätte damals es vermuthen können, daß dieſe Stadt, durch welche William jetzt als halbzerlumpter Bettelbube wanderte, für ihn der Ort werden ſollte ſeines künftigen Wohlſtandes und einer Art von Geſchäftigkeit, von der er noch gar keine Ahnung hatte.

Der reumüthige Sohn kam zu ſeinem Vater; dieſer nahm ihn in milderer Stimmung auf, als er erwartet hatte. Es ſcheint, daß der alte Hutton durch die Härte, mit der ſein Bruder den William behandelt hatte, ſich ſelber beleidigt fühlte, und daß er dem Sohne weniger Schuld beimaß, als dem Bruder. Es kam indeß bald wieder zu einer Ausſöhnung aller Partheien, in weniger als einer Woche Zeit war William unter Bedingungen, die ſein Vater zu ſeinem Beſten gemacht hatte, wieder bei dem Oheim in der harten Arbeit und ſchmalen Koſt.

Ein Talent, das er nie an ſich gekannt hatte, wachte jetzt in dem heranreifenden Jünglinge auf: das war das für Muſik. Einer ſeiner Kameraden ſpielte das Hackebrett, William lernte von dieſem nicht nur dieſelbe Kunſt, ſondern nebenbei auch ohne Anweiſung, durch ſich ſelber auch die Kunſt, ſich ein eignes Inſtrument dieſer Art zu fertigen. Eine Art von Kiſte, aus ſeinem ausländiſchen Holz, gab dazu das Hauptmaterial; ein Schatz, welcher aus einer Gerümpelkammer des gräflich Parker'ſchen Hauſes herſtammte, und den er von ſeiner Mutter geerbt hatte, die denſelben einſtmals als Lohn für geleiſtete Dienſte empfieng. Nicht nur das Holz der Kiſte, ſondern auch die meſſingenen Stifte, mit denen ihre Bretter zuſammengefügt waren, gewährten dem jungen Inſtrumentenmacher den nöthigen Zubehör zum Befeſtigen und Anſchlagen der Darmſaiten. So hatte er, ohne einen Pfennig Auslage (er hätte auch keinen dazu beſeſſen) ein Inſtrument gefertigt, das, abgeſehen von dem Klange, ſchon durch das ſchöne Ausſehen des Holzes ſeine Bewundrer fand, unter denen einer ſich zum Käufer des Kunſtwerkes anbot für die unerwartet große Summe von 17 Schillingen. Für ſolches Geld ließ ſich natürlicher Weiſe ein ganz andres Werk herſtellen, als das erſte war. Das zweite Inſtrument war von noch ungleich höherem, innern wie äußern Werth als das erſte, und für den armen William hatte ſich jetzt ein Quell des Erwerbes aufgethan, der ihm ganz unerwartet kam, und welcher ihm nebenbei auch die Mittel gab, ſich anſtändigere Kleider anzuſchaffen.

Mit dem Erwachen der einzelnen Anlagen einer Menſchennatur geht es in ähnlicher Weiſe zu als mit dem Hervorbrechen der einzelnen Blumenarten unſrer Felder und Wieſen, in der Zeit, wo die warme Frühlingsſonne den Boden beſcheint. Als endlich um Weihnachten 1744 die ſieben ſauern Jahre der langen Lehrzeit, in denen er in mehr als einem Sinne ganz umſonſt ſeinen harten Oheim hatte dienen müſſen, vorüber ſind, als ihm jetzt mit dem kleinen Lohn des Geſellendienſtes in ſeinem 21ten Jahre zugleich ein freierer Gebrauch ſeiner Zeit gewährt iſt, da fängt er allmälig an, die Bücher, welche ſein erſter Schulmeiſter ihm ſo verhaßt gemacht hatte, zur Hand zu nehmen: er lieſt das damals allgemein beliebte vielſeitig unterhaltende und lehrreiche Gentlemans Magazin, und gewinnt dadurch auf einmal eine ſolche Luſt am Leſen und an Schriften, daß er jetzt all' ſein erſpartes Geld auf den Ankauf von Büchern wendet. Freilich konnte er nur wohlfeile und alte kaufen, denen er übrigens ſelbſt einen Anſtrich von Neuheit gab, indem er das Buchbinderhandwerk ohne beſondre Anleitung erlernte und ausübte, wozu ihm eine Preſſe, die in den Händen des mechaniſch ungeſchickten Buchbindermeiſters ohne Nutzen war, die er aber durch kunſtgerechte Handgriffe bald wieder zurecht brachte, die beſten Dienſte leiſtete.

Unſer Hutton mochte jetzt nicht mehr als Strumpfwirker für die Füße der Menſchen, er wollte für ihren, ſo wie zunächſt für ſeinen Kopf arbeiten und zwar für das Innere von dieſem. Er wollte von nichts mehr wiſſen, als von Büchern. Wenn er ein altes, durch langen Gebrauch gar übel zugerichtetes Buch erſt ſelber geleſen, dann durch ſein Geſchick als Buchbinder zu einem neuen gemacht hatte, da verkaufte er es und ſchaffte von dem

Erlös ſich andre Bücher an. Er war jetzt nicht nur Buchbinder, ſondern auch Buchhändler geworden, ja nebenbei auch ein Dichter, denn er fieng an, Verſe zu machen, die bei Gelegenheit gedruckt und in Nottingham, ſo wie in Southwell und ihrer Nachbarſchaft von Bürgern und Bauern gern geleſen wurden.

Außer unſerm William war beſonders eine ſeiner Schweſtern eine geiſtige Erbin der ſeltnen, trefflichen Mutter geworden. Dieſe Schweſter, in gleichem Maaße durch Leiden und Trübſale geläutert und bewährt, wie ihr Bruder, lebte ſo, wie dieſer, in Nottingham, allerdings aber in beſſerer äußerer Lage als er. Sie beſchloß jedoch, Freud und Leid mit dem armen William zu theilen, ſo lange dieſer ihrer Pflege und Hülfe bedürfe. Sie zog zu ihm und führte ſeinen Haushalt, wozu freilich, da für das Haus und ſeine Erhaltung anfangs faſt Nichts eingieng, eine mehr als gewöhnliche Kunſt gehörte. In Nottingham beſtand bereits eine ſolche „Buchhandlung“ wie die unſers Hutton war und er mochte derſelben nicht gern einen Abbruch thun, da er, im Wetteifer mit den Käſekrämern und Grützhändlern aus ihrer Niederlage die meiſten jener alten Werke bezog, die er durch ſeine Buchbinderkunſt zu neuen machte. Darum arbeitete er in Nottingham für eignen Verlag, ſo wie für andre Leute, die ihre Bücher zur Wiederverjüngung brachten, nur als Buchbinder. Dagegen gab es in dem 6 Wegeſtunden von da abgelegnen, ſehr nahrhaften Städtchen Southwell noch keine „Buchhandlung.“ Hutton war dort ſchon durch ſeine Verſe bekannt und beliebt; man verſtattete es ihm gern, ſich mit eigner Hand eine Bude auf dem Marktplatz aufzubauen, und ein Bürger des Ortes übernahm während der andern Tage der Woche die Verwahrung der geſammten Niederlage an Sortimentsartikeln, welche ſchon damals einen Werth von 20 Schillingen erſtieg. Der Sonnabend iſt der Tag, an welchem das Landvolk aus der ganzen umliegenden Gegend nach Southwell hineinkommt, um zu kaufen und zu verkaufen. An dieſem Tage machte ſich William, wie ſich von ſelbſt verſteht, zu Fuße, ſchon mit oder vor fünf Uhr früh auf den Weg, trug ſeine etwa neu erworbenen oder neu gebundenen Verlagsartikel auf dem Rücken (ſie waren zuweilen 30 Pfund ſchwer) und öffnete pünktlich um 10 Uhr Vormittags ſeine Bude. Was er in Southwell verzehrte, das kam allerdings nicht hoch zu ſtehen; das Brod aber mit ein wenig Käſe und einer halben Pinte (halben Kanne oder halben Maaß) Bier, gaben ihm ſoviel Kraft, als er zu dem Rückweg, den er um 4 Uhr N. M. antrat, gebrauchte, und daheim bei ſeiner trefflichen Schweſter fand er, wenn er Abend um 9 Uhr dahin kam, ſchon die Milchſuppe zum Abendeſſen in Bereitſchaft. Wenn dann der Bruder den Gewinn, welchen der Buchhandel für dieſe Woche ihm ertragen, berechnete, da belief ſich dieſer freilich manchmal nur auf einen Schilling, es gab aber auch Wochen, wo er die Summe von ſechs Schillingen erſtieg.

Zu dem fleißigen Anfang geſellte ſich aber jetzt auf einmal auch ein glücklicher Fortgang. Ein Diſſenterprediger, der vielleicht des Leſens und Bücherbeſitzens müde war, verkaufte unſerm William, dem er, wie es ſcheint, auch perſönlich wohlgewogen war, auf Kredit eine Bibliothek, deren Bücher zwei volle Centner an Gewicht betrugen, um 27 Schillinge. Dies gab nun freilich der Buchhandlung Huttons auf einmal einen ganz andern, höheren Schwung; das edle Geſchwiſterpaar, das ſich mehr als am leiblichen Brod täglich noch immerfort an dem geiſtigen Brode labte und ſtärkte, welches einſt die arme Mutter unter Thränen der Liebe ihnen gebrochen hatte, zog jetzt nach Birmingham. Der ganze Haushalt koſtete da bei der guten wirthſchaftlichen Eintheilung der Schweſter wöchentlich nur 5 Schillinge (3 Gulden rhein.) und man lebte für dieſes Geld ganz anders als beide Geſchwiſter, namentlich aber William, in den Jahren ihrer frühern Jugend zu leben gewohnt geweſen waren. Zu dem redlichen Fleiß und der Genügſamkeit kam denn auch vor Allem Gottes Segen; als das Jahr um war, da fand ſich, daß der reine Gewinn von Huttons kleinem Geſchäft 200 Pfund betragen hatte. Und dieſer Gewinn vermehrte ſich, ſo daß nach wenig Jahren das Kapital, das dem Haushalt der beiden Geſchwiſter angehörte, ein ziemlich anſehnliches war.

Die Weiſe, in welcher Hutton ſein jetziges Tagwerk betrieb, war aber auch freilich nicht von gemeiner und gewöhnlicher Art. Ihm waren die großentheils auserleſnen und trefflichen Bücher, welche beim Einkauf und Verkauf durch ſeine Hände giengen, nicht zunächſt ein Gegenſtand des Broderwerbes und des Gewinns, ſondern ein Quell, aus dem er täglich neue Kenntniſſe ſchöpfte, und die ſchon erworbenen beſſer bekräftigte. Allmälig wurde er mit der Litteratur des eigenen Vaterlandes, und des eignen Zeitalters, bald auch mit jener der andern gebildeten Völker und der vergangenen Zeiten vertraut. In ihm ſelber regte ſich nun der Drang nach einer litterariſchen Thätigkeit; kann doch ſelbſt der Vogel des Waldes, in dem eine harmoniſche Stimme iſt, die lauten Töne nicht in der Bruſt behalten, wenn er die andern Vögel ſingen hört. Zuerſt erſchienen einzelne Gedichte in öffentlichen Blättern, durch welche der Name William Hutton in achtbarer Weiſe bekannt wurde, bald auch erſchien ſeine

„Geſchichte der Stadt Birmingham“, deren Stoff eben ſo reich als die Form wohlgelungen iſt. Hutton ſtand in dem ſchon gereiften Alter von 59 Jahren, als dieſes ſein größeres Erſtlingswerk (1782), im Druck erſchien, welches nicht nur bei ſeinen Mitbürgern in Birmingham allein, ſondern auch bei den Kennern und Freunden der vaterländiſch-hiſtoriſchen Forſchungen in andern Gegenden eine ſo günſtige Anerkennung fand, daß der Verfaſſer ſogleich zum Mitglied der alterthumsforſchenden Geſellſchaft in Edinburgh ernannt wurde. Schon im darauf folgenden Jahre erſchien eine neue Auflage des Buches, welchem Hutton ſpäter noch eine ganze Reihe ſolcher Schriften von hiſtoriſch-antiquariſchem Inhalte folgen ließ, die ſich alle durch eine große Gründlichkeit der Forſchungen und gute, gefällige Darſtellung auszeichnen.

Schon mehrere Jahre vor ſeinem Auftreten als Schriftſteller war er auch in anderer Weiſe in das öffentliche bürgerliche Leben eingetreten. Die treue Schweſter war verſorgt, er ſelber hatte eine Lebensgefährtin gefunden, mit welcher er 40 Jahre lang in einer Ehe lebte, der in vollem Maaße das Glück des innern wie des äußern Friedens beſchieden war. Allerdings fehlte es ihm auch in ſeinem ſpäteren Alter nicht an mancherlei Anfechtungen. Als im Jahr 1791 der Funke aus Frankreich hin und wieder auch in England den Geiſt der Revolution entzündet hatte, da brannten die Aufrührer ſein Haus nieder, und brachten ſeine damals kranke Hausfrau in große Lebensgefahr. Mehrere ſcheinbar wohlüberlegte Unternehmungen ſchlugen fehl, und mußten mit ſolchem Koſtenaufwand gebüßt werden, daß Hutton faſt in Noth und Geldverlegenheit darüber gerieth. Sein guter Muth verließ ihn jedoch nie, denn das Erbtheil ſeiner ſeligen Mutter konnte niemand ihm nehmen, und zu dem inneren Segen, der in dieſem Erbtheil lag, kam immer auch wieder der äußere, ſo daß die Sorgen und die Noth niemals eine bleibende Stätte in ſeinem Hauſe, und noch weniger in ſeinem Herzen fanden.

In ſeinem 75ten Jahre ſchrieb er ſeine ſchöne Selbſtbiographie, welche ſeine Tocher nach dem Tode des Vaters herausgab. Er erreichte, wie ich ſchon ſagte, ein Alter von 92 Jahren, ſtarb im Jahr 1815. Noch jenſeits des gewöhnlichen Lebenszieles der Menſchennatur war er an Geiſt wie an Leib bei ſo muntren Kräften, als mancher Mann von mittleren Jahren. Bei dem Bau ſeines Hauſes legte er ſelbſt gleich einem gemeinen Taglöhner die Hand an, gieng viele Meilen weit mit raſchen Schritten zu Fuße, gab in ſehr hohem Alter noch einen Band Gedichte heraus. Sein Herz war und blieb bis an ſein Ende ein wohlgeſtimmtes Inſtrument, immer bereit für die Geſänge der inneren Freudigkeit und des Friedens, der in der Liebe zu Gott und den Brüdern wurzelt, und in einem guten Gewiſſen gegen Gott und die Menſchen wohnt. Die Stimmung, welche die vieldulbende Mutter jenem Inſtrument gegeben', iſt eine dauerhafte, feſte geweſen.

32. Ein Demant in leicht zerſtäubender Erdhülle.

Lambert, welcher gleich nachdem er ſeinen kleinen Stellvertreter hinausbegleitet hatte, wieder zurückgekehrt war zur Geſellſchaft, und der den Abriß der Huttonſchen Lebensbeſchreibung, den der Clerk gab, mit angehört hatte, wendete ſich an Herrn Walker mit einer Bitte, welche dieſer ihm gern erfüllte. Sie haben uns, ſprach er, neulich einmal von einem Ihrer Lehrer geſprochen, der Ihnen ſehr theuer war, und dem Sie, wie Sie uns ſagten, ungemein viel verdanken, obgleich Sie ihn faſt nur als einen Sterbenden kennen lernten. Sie machten uns damals Hoffnung, daß Sie uns die merkwürdige Jugendgeſchichte jenes werthen, edlen Mannes noch ausführlich erzählen wollten. Darf ich Sie wohl heute um Erfüllung dieſer Hoffnung bitten, ich, der noch von jedem Augenblick, den ich bei Ihnen zubringe, gern einen Gewinn ziehen möchte, den ich mit mir nehmen könnte auf den vielleicht in weite äußere Fernen führenden Lebensweg.

Du meinſt, ſagte Walker, ohnfehlbar meinen unvergeßlich theuren Lehrer in dem Gebiet der orientaliſchen Sprachen, den Alexander Murray, denn dieſen allerdings lernte ich in Edinburgh zu einer Zeit kennen, da er wie ein Sterbender, in großer leiblicher Schwachheit, dabei aber in höchſter geiſtiger Lebendigkeit den Lehrſtuhl betrat. Allerdings kam mir das Wirken dieſes Mannes wie ein Wunder vor, denn alles das, was er zuweilen mit kaum hörbarer Stimme, oft unterbrochen durch das Leiden ſeiner Bruſt, als Lehrer ſprach, das weckte in der Seele ſeiner Zuhörer einen ſo lauten Wiederhall der Begeiſtrung und des Eifers für die Wiſſenſchaft auf, daß ich mich kaum eines andern Lehrers erinnern kann, der die Jugend ſo kräftig angeregt, und ſo tief und mächtig auf dem Wege des Wiſſens gefördert hätte, als Murray. Der Grund hiervon lag ohnfehlbar eben darin, worin auch Huttons freudige und kräftige Wirkſamkeit ihre Wurzel hatte: in dem Beſitz deſſen, was aller wahren Weisheit Anfang und Ende iſt, in der Furcht und Liebe für Gott und ſein Wort. Ich durfte oft bei dem werthen Manne ſein, ich ſahe ihn noch am Tage ſeines Todes, ich habe nur ſelten aus einem ſterbenden Menſchenleibe ſolche Kräfte der Ewigkeit hervorbrechen ſehen. Aber freilich, mein lieber Lambert, ich und du ſind hier nicht allein, ich weiß nicht, ob ich in den Gang der Unterhaltung bei einem fröhlichen Frühſtück ſo ungebetener Weiſe eingreifen darf und ſoll.

Ich bin, ſagte der Cadet, für diesmal hier der Wirth, ich darf mir als ſolcher es wohl herausnehmen, Sie Herr Walker in meinem und meiner Gäſte Namen zu bitten, daß Sie Lamberts Wunſch erfüllen möchten. Ich meines Theiles höre nichts lieber als Lebensbeſchreibungen wackrer Männer, und ich bin deſto begieriger nach ſolcher Koſt, da ſie mir in meinem halbwilden Seemannsleben ſo ſelten zu Theil wird.

Auch die andern anweſenden Männer ſtimmten laut, die jüngeren Leute wenigſtens mit bittendem Blick und halblauten Worten in Lamberts und des Cadetten Wünſche ein, und Walker begann ohne weitere Zögerung ſeine Erzählung.

Mein unvergeßlicher Lehrer Dr. Alexander Murray, der große Orientaliſt, ward im Jahr 1775 bei Minnigaff in der Grafſchaft Kirkcudbright geboren. Sein Vater, der bei Alexanders Geburt ſchon 70 Lebensjahre zählte, war, wie alle Verwandten ſeines Hauſes, ein Schäfer, der von damals an noch 21 Jahre lang ſeine Herden im Gebirge auf die Weide führte, denn er wurde 91 Jahre alt. Obgleich der Alte aus ſeinem ihm ſpät gebornen Sohne dem äußern Stande nach nichts Andres machen wollte, als das was er ſelber und ſeine älteren Söhne, ſo wie die Vettern waren: einen Hirten der Schafe, lag es ihm dennoch zunächſt und am dringendſten an, ihn zu einem Chriſten zu erziehen. Eine Schule gab es nicht in der Nähe der väterlichen Schäferhütte, die in einer wilden von Pfarrorte mehrere Stunden weit entfernten Einöde ſtand, und die Mittel der Eltern erlaubten es überdies nicht, den Kleinen in eine Schule zu ſchicken, darum übernahm der Alte ſelber den erſten Unterricht. An jedem Abend, wenn die ziemlich zahlreiche Familie beiſammen war, wurde regelmäßig, an Sonn- und Feiertagen am meiſten, aus der Bibel, laut vorgeleſen. Alexander hörte mit reger Theilnahme zu, er verlangte ſehnlich das Buch ſelber in ſeinen Händen zu haben. Dies aber erlaubte der Vater nicht; eine Bibel war in jener Zeit noch ein gar zu koſtbarer Schatz, der Kleine durfte ſie nicht öffnen, ja nicht einmal anrühren. Wohl aber traf der alte Murray eine andre Vorkehrung, um das Verlangen des Sohnes nach Büchern und nach der Kunſt des Leſens zu befriedigen; er kaufte demſelben, als er etwas über 5 Jahre alt war, einen Katechismus, in welchem vorn ein Alphabet angebracht war, aus dieſem lehrte der 75jährige Vater dem wißbegierigen Kinde die Buchſtaben kennen und leſen. Aber freilich auch dieſes Buch war nach den Vermögensumſtänden eines armen Hirten viel zu koſtbar, als daß man es einem unverſtändigen Kinde hätte in den Händen laſſen dürfen; jedesmal, wenn der Unterricht zu Ende war, ſchloß der Alte den Katechismus zu der Bibel ein. Es gab aber eine andre Uebung im Leſen und zugleich im Schreiben, die von minder koſtſpieliger Art war, und die man deshalb ſo kleinen Händen nach Belieben vergönnen konnte. Wenn der gute, alte Vater, namentlich in den Wintertagen, bei den Seinigen daheim war, da nahm er einen verkohlten Holzzweig vom Herde, und mahlte mit dieſem auf eine alte Tafel vor den Augen des Kleinen Buchſtaben hin, die dann das Kind, ſo gut es dies vermochte, nachbildete.

Wer hätte es errathen mögen, daß damals, als er dieſe ſeltſame Art des Unterrichtes von ſeinem Vater erhielt, Alexander Murray zugleich die erſte Anregung zu ſeinen nachmaligen orientaliſchen Schrift- und Sprachſtudien empfieng? Und doch war es ſo. Stumm vor Freude und vor Staunen über die geheime Kunſt, in welche er jetzt eingeweiht wurde, betrachtete er die Schriftzüge, die der Vater mit ſeiner alten Hand auf die Tiſchplatte ſchrieb, konnte nicht ſatt werden, mit der Kohle die gleichen Züge hinzumahlen, oder ſie in Sand zu ſchreiben; es war ihm eine Ehrfurcht angekommen vor der geiſtigen Macht, die in der Buchſtabenſchrift überhaupt liegt. Er fühlte von da an ſich unwiderſtehlich angezogen von Allem, darin der Gedanke zum geſchriebenen Worte wird, je ſchwieriger, je neuer ſpäterhin für ſein Auge die Schriftzüge ferner Völker und Zeiten waren, deſto lebendiger erwachte in ihm wieder jene Luſt, die er als Kind beim Lernen ſolcher Charaktere empfunden. Und ſo tief und unvertilgbar war der Eindruck, den jene erſte Form, unter welcher die Wortlaute der Gedankenſprache ihm vor Augen geſtellt wurden, auf ſeine Erinnerung gemacht hatte, daß er nachmals immer, ſo oft er das ihm noch unbekannte Alphabet einer Völkerſprache ſahe, zunächſt nach der Aehnlichkeit forſchte, welche die Züge irgend eines Wortlautes mit denen haben könnten, in welchen er jenen Laut zuerſt kennen gelernt hatte. Denn er ſchien ſich ſehr zu der Annahme eines Uralphabetes aller Schriftſprachen der Völker, das heißt zu jener Meinung hinzuneigen, daß die Schriftſprache nur einmal von den Menſchen erfunden, oder dieſen mitgetheilt worden ſei. Doch wir kehren vorerſt wieder zu der Jugendgeſchichte Murrays zurück.

So abgebrochen auch der väterliche Unterricht war, und ſo viel Zeit auch der Kleine mit dem bloßen Nachmahlen der Buchſtaben verbrachte, lernte dieſer dennoch ſchon nach einigen Wochen die leichteren Stellen ſeines Katechismus leſen. Er bekam jetzt dieſes koſtbare Buch in ſeine Hände, und zugleich ein kleines Pſalmbuch, deſſen Inhalt ihm ſo wohl gefiel, daß er ohne Aufhören darin zuerſt buchſtabirte, dann fertig las, ſo daß er in Kurzem die Pſalmen auswendig wußte. Sein Katechismus und A B Cbuch kam ihm jetzt von dieſer höhern Stufe ſeines Wiſſens aus ſo verächtlich vor, daß er das Büchlein in zwei Stücken zerriß, und in einen Graben verſteckte. Aber auch das Pſalmbuch, obgleich dieſes immer bei ihm in gleichem Werthe blieb, trug er jetzt in ſeine Seele geſchrieben bei ſich, er verlangte nach einem neuen Buche. Endlich wurde ſein Wunſch erfüllt, er bekam ein neues Teſtament, deſſen hiſtoriſchen Inhalt er mit inniger Theilnahme las und zu Herzen faßte. Noch ein anders Glück wurde ihm zu Theil; er entdeckte eine alte in Stücken aus einander gegangene Bibel. Dieſe Stücke trägt er heimlich bei Seite, und lieſt ſie mit brennender Begierde. Die Geſchichten der Altväter: des Abraham und des Joſeph rührten ihn tief; Samuel und David und alle bedeutende hiſtoriſche Charaktere aus der Zeit des alten Bundes wurden ihm bekannt und vertraut, ſelbſt den Inhalt der prophetiſchen Bücher des Jeremias und ſeiner Klaglieder, Heſekiels, ſo wie anderer ſolcher Bücher, welche in der Regel dem kindlichen Verſtändniß ferner ſtehen, hatte er ſich eingeprägt. Niemand wußte etwas um dieſe ſeltſamen Beſchäftigungen des Kindes, das man im Spiel mit andern Kindern begriffen, oder im Freien herumlaufend ſich dachte, während es in einem verborgnen Winkel in ſeinen abgerißnen Stücken des Bibelbuches las. Wenn aber dann auf einmal der kleine Alexander die Nachbarn mit ſeiner Bibelkenntniß überraſchte, wenn er, oft ſelber bis zu Thränen gerührt, ihnen die Geſchichte der Altväter treu nach den Worten der Schrift erzählte, oder ganze Stellen aus den Propheten ihnen herſagte, da erſchien er ihnen freilich zum wenigſten als ein kleiner künftiger Pfarrherr.

Der alte jetzt 77jährige Vater wollte indeß nichts von den künftigen geiſtlichen Würden ſeines Knaben wiſſen; dieſer ſollte, wie ſeine Brüder und Väter, ein Schafhirte werden und bleiben, denn auch die Altväter und David waren ja Hirten geweſen. Alexander wurde demnach in ſeinem 7ten oder 8ten Jahre der Hüter einen kleinen Herde von Schafen und Lämmern, und befand ſich ganz wohl dabei, denn er nahm ſich auf die Hügel hinauf etwas zum Leſen mit, oder beſchäftigte ſich ſonſt auf andre Weiſe. Aber ſein Hirtenamt wurde dabei keineswegs auf eine den Erwartungen des Vaters genügende Weiſe verſehen. Alexander war kurzſichtig dem leiblichen Auge nach, er ſahe nicht, wohin das eine oder das andre Schaf ſich verirrte; es fehlte ihm aber auch mit dem äußern Sinne zugleich der innre des Aufmerkens auf Dinge, die außer dem Kreiſe lagen, in welchem ſeine Phantaſie, wie ſein Gedächtniß ohne Aufhören befangen waren; da gab es denn faſt täglich Anlaß zu unzufriedenen Bemerkungen.

Der Winter war indeß gekommen, und Alexander war für einige Zeit des Schafhütens überhoben. Im nächſten Frühling ſprach ein Oheim von mütterlicher Seite, ein ziemlich wohlhabiger Mann, dem Hauſe des alten Murray zu; dieſer hörte von den Wundergaben des kleinen faſt 9jährigen Alexander, und nahm ihn mit ſich nach ſeinem Orte, New Galloway genannt, wo es eine verhältnißmäßig gut eingerichtete Schule gab. Alexander trat in dieſe ein, und obgleich ſeine Gebirgshirten-Ausſprache anfangs bei den Schulgenoſſen ein allgemeines Gelächter erregte, wurde er dennoch alsbald von dem Lehrer in dem Gebiet der Bibelkunde als der erſte anerkannt.

Aber zum Eilen hilft, nach einem alten Sprüchwort, nicht das Schnellſein, des Menſchen Sinn ringt und arbeitet öfters vorwärts auf der Laufbahn nach einem erwünſchten Ziel, aber die Förderung des Laufes und ſein Gelingen ſtehen in Gottes Hand. An Alexander Murray ſollte noch etwas ganz anders ausgebildet werden, als die Gabe der Sprachforſchung: die unvergleichbar höhere Gabe des Chriſtenglaubens, und die Kraft zum Bekennen dieſes Glaubens durch das Werk und die Thaten des Lebens. Der Keim des Ehrgeizes, ja des Hochmuthes lag in ihm wie in andern Menſchen, jener Keim hatte durch die Bewunderung und das Lob der Nachbarn und Bekannten eine nicht unbedeutende Nahrung erhalten, hätte er zugleich mit den raſchen Fortſchritten im Lernen, welche Alexander machte, ungehemmt ſich entwickeln können, dann hätte dieſes wuchernde Unkraut allen beßern Samen im Herzen unterdrückt. Darum wurde dem Talent des Knaben, das ſo muthig auf der Rennbahn der Schulbildung vorwärts eilte, plötzlich ein Schlagbaum vorgeſchoben durch eine ſchwere Krankheit, welche auf einmal ſeinen Schulbeſuch in New Galloway unterbrach. Krank kam er in das Haus ſeines alten Vaters zurück, der, jetzt in ſeiner anfänglichen Anſicht neu beſtärkt, daß nur der Schafhirtenſtand für ſeinen kleinen Sohn der recht zuträgliche und geſunde ſei, dieſen mit Anbruch des Frühlinges wieder zu den Herden ſendete.

Die Gegend am Loch Greanoch, in welcher jetzt der junge Murray fünf Jahre lang ſeine Schafe weidete, iſt eine der erhaben ſchönſten, wild romantiſchſten in Schottland. Es war ein herrliches Schulhaus der Natur, in welches der Knabe, der jetzt von dem Beſuch jeder andern Schule für immer geſchieden ſchien, wieder eintrat, und in welchem ſein täglicher Lehrer der beſte, den es auf Erden giebt: die Bibel war. Denn obgleich er dieſe zum großen Theil faſt auswendig wußte, las er ſie dennoch immer wieder von neuem gern. Nebenbei betrieb er ſein altes Lieblingsgeſchäft: Buchſtaben und Worte, am begierigſten die in einer fremden Schrift, nachzubilden, und noch eine neue Quelle unbeſchreiblichen Vergnügens hatte ſich ihm aufgethan durch die Bekanntſchaft mit alten ſchottiſchen Balladen und Volksliedern. Dieſe lernte er auswendig und ſagte ſie dann den Hirten und Bauern des Gebirges mit ſo tiefer Empfindung her, daß der ſeltſame Schafjunge bald zu einem Gegenſtand der Bewunderung und Neugier für Einheimiſche, ſo wie für durchreiſende und beſuchende Fremde wurde. Namentlich von dieſen, wenn ſie ſeine alten Balladen ſich herſagen ließen, erhielt er zuweilen kleine Geſchenke, die er ſogleich wieder zum Ankauf andrer, ihm noch unbekannter Volksgeſänge und von nun an auch zum Ankauf von Büchern verwendete, deren Inhalt ſeinen Neigungen entſprach. So kommt ihm in ſeinem 12ten Jahre L'Estrangers Ueberſetzung des Joſephus in die Hände, ein Buch, das ihn ungemein anzieht, und ihm wieder einen neuen Stoff zum Erzählen darbietet, durch die genaue Beſchreibung der Zerſtörung Jeruſalems und die Geſchichte des jüdiſchen Volkes. Faſt zu gleicher Zeit kommt er auch in Beſitz von Salmons Grammatik der Geographie, bei deren Leſen ihm auf einmal ein Blick über die Geſchichte der Länder und Völker der Erde aufgeht, deſſen erhebende und begeiſternde Wirkung auf ſein Gemüth er auch in ſpäteren Jahren noch öfters rühmend hervorhob. Unter anderm fand ſich auch in dieſem Buche, das zu ſeiner Zeit mächtig auf die Volksbildung in Schottland und England eingewirkt hat, das Vaterunſer in mehreren verſchiednen Sprachen, ein Fund, der für den eingebornen Trieb unſers Hirtenknaben zur Sprachenkunde einen unbeſchreiblichen Reiz und Werth hatte.

Der alte, jetzt 82jährige Vater ſchüttelte öfters bedenklich den Kopf, wenn er ſeinen hochgelehrten zwölfjährigen Sohn betrachtete. Es wurde ihm einleuchtend, daß dieſer zu etwas Anderm als zum Schafhirtenſtand beſtimmt ſein könne; wozu aber ſollte er ihn machen? Alexanders Eltern hatten zwar keine Schulden, ſie hatten ihr Brod und ihren Käſe, ihr Obdach und Gewand, baares Geld aber fand ſich nicht in ihrer Hütte, nur mit äußerſter Mühe konnten ſie die (geringen) Abgaben zuſammenbringen, die ſie zu entrichten hatten. Die Sorge jedoch für den künftigen Beruf ihres Sohnes brauchte ſie nicht anzufechten, dieſe hatte ein Andrer übernommen.

Schon im Winter 1787 trugen zwei Pächterfamilien in der Nachbarſchaft dem 12jährigen Alexander den Unterricht ihrer Kinder an, und ſie waren mit ſeinem Lehrergeſchäft ſo wohl zufrieden, daß ſie ihm für dieſes einzige Winterhalbjahr 16 Schillinge (9 fl. 36 kr.) baares Geld zum Lohne gaben. Von dieſem Reichthum kaufte er ſich unter andern Cockers Arithmetik, die er ſo eifrig ſtudirte, daß er nach wenig Wochen in der Kunſt des Rechnens bis zur Regel de Tri vordrang. Ueberdies kaufte er ſich auch Bücher von hiſtoriſchem Inhalt, und ſammelte noch fortwährend Balladen.

Ein neues Glück war ihm bald hernach ohne all' ſein Zuthun beſchieden. Sein Vater veränderte, zum Vortheil des Geſchäftes, ſeinen Wohnſitz und zog näher gegen Minnigaff hin. Dahin durfte jetzt Alexander während des Sommers wöchentlich dreimal in die Schule gehen. Er traf daſelbſt jedesmal eine Stunde eher, als der Unterricht begann, in der Schulſtube ein und las hier begierig in den Büchern, welche den andern, beſſer bemittelten Schulkindern gehörten. Aber für jenesmal dauerte dieſes Glück nur 6 Wochen, dann trat er während des Winters von neuem in ſein Lehrgeſchäft ein. Dafür aber durfte er dann auch im J. 1790 (in ſeinem 15ten Jahre) drei und einen halben Monat in die Schule gehen. Als er da wieder eifrig jede Gelegenheit benutzte, in Büchern zu ſtudiren, die ſeine Schulgenoſſen ihm zutrugen, las er einſt im Spectator, daß Homer, Virgil, Milton, Shakſpere und Neuton die größeſten unter allen Menſchen geweſen ſeien, und daß die hebräiſche Sprache die älteſte unter allen Sprachen ſei.

Bereits ein Jahr vorher hatte er bei einer alten Frau aus ſeiner Bekanntſchaft ein Pſalmbuch von großem Druck entdeckt, in welchem die einzelnen Theile des 119ten Pſalmes mit hebräiſchen Buchſtaben bezeichnet waren. Dieſe hatte er getreu auf Papier nachgebildet und war ſo in den koſtbaren Beſitz eines hebräiſchen Alphabetes gekommen. Außer dem Drange, die alten Sprachen zu lernen, war aber durch das Leſen von Salmons geographiſcher Grammatik noch ein andrer in dem jungen Murray erwacht: der Drang, die Welt zu ſehen und fremde Völker ſprechen zu hören; er gieng mit dem Gedanken um, ſich zu einem Schiffsſchreiber auszubilden, und lernte deshalb mit großem Eifer franzöſiſch, ſo wie zugleich auch aus einem Buch für Anfänger, das ein Schulgenoſſe ihm geliehen hatte, lateiniſch. Der Lehrer, Hr. Cramont, wußte nichts von dieſer letzteren Beſchäftigung, er ließ den Alexander jeden Morgen ein Stück aus dem franzöſiſchen Lehrbuch herſagen. Eines Tages hatte derſelbe aus Verſehen, ſtatt des franzöſiſchen, das lateiniſche Lehrbuch mitgenommen, Hr. Cramont, heute gerade in guter feſtlicher Laune, als er bei dieſer Gelegenheit von den lateiniſchen Studien ſeines Schülers etwas erfährt, läßt ihn darin eine Probe ablegen, und zeigt ſich mit dem Erfolg ſo befriedigt, daß er den Alexander unter ſeine jungen Lateiner aufnimmt. Der Drang unſres künftigen Sprachforſchers wird aber hierdurch noch keineswegs befriedigt. Er leiht ſich eine griechiſche Grammatik und macht ſich in ihr zuerſt, durch Nachbilden der Buchſtaben, mit dem Alphabet bekannt. Ein Freund macht ihm ein Geſchenk mit dem Eutrop, dieſen lernt er alsbald verſtehen und liest ihn durch. Von neuem tritt er im jetzt folgenden Winter in ſein Lehrergeſchäft ein, erhält dafür ſeinen Lohn und kauft ſich unter andrem eine alte Ausgabe von Ainsworth lateiniſchem Wörterbuch um 18 Pence (54 kr.). Das iſt ihm eine neue Welt. Er liest das ganze Wörterbuch Wort für Wort durch, und zwar in ſolcher Weiſe, daß er zuerſt die Worte in A. für ſich allein, dann in Vergleich mit den griechiſchen gleichbedeutenden Worten, die er in einem geliehenen Wörterbuch aufſucht, vergleicht, nebenbei auch, ſo weit er dies vermag, die gleichſinnigen hebräiſchen Worte beachtet. So fährt er fort bis zum Z., beginnt aber dann von dieſem letzten Buchſtaben die Arbeit von neuem, indem er ſie in umgekehrter Ordnung bis wieder zum A. fortſetzt.

Er hatte ſich jetzt durch Leihen von all' ſeinen Bekannten eine Menge Bücher zu verſchaffen gewußt. Mit großem Vergnügen las er zwar den Ovid, mit ungleich größerem und höherem aber noch Miltons verlorenes Paradies. Mehr als alle ſeine Bekannte hatte, dies wußte er, der Pfarrherr des Kirchſprengels, der gelehrte Herr Maitland, Bücher. Er wagte es, ſchrieb einen lateiniſchen und einen griechiſchen Brief an denſelben und der würdige, in ſtiller Zurückgezogenheit lebende Mann, ließ ihn zu ſich kommen und öffnete ihm von nun an den Zutritt zu ſeiner nicht unanſehnlichen Bibliothek, lieh ihm freundlich aus dieſer, was er begehrte. Ohne die weitere Anleitung eines gelehrten Schulunterrichtes drang Murray jetzt in das Studium der alten klaſſiſchen Litteratur ein, ward bald der hebräiſchen, griechiſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache eben ſo mächtig, als ein andrer zum Beſuch der Univerſität heranreifender Jüngling. Im Winter gab er wieder Unterricht, für welchen ſich nun der halbjährige Lohn ſchon auf 40 Schillinge (24 Gulden) geſteigert hatte. Zum letzten Mal im Sommer 1792, in ſeinem 17ten Jahre, beſuchte er die Schule, deren gewöhnlichem Unterrichtskreiſe er eigentlich ſchon entwachſen war. Er begann jetzt das Studium der angelſächſiſchen, ſo wie der nordiſchen Sprachen, ſammelte ſich beim Leſen von Bayles Wörterbuch eine Fülle von neuen Erkenntnißkeimen. Auch ein Traktat von religiöſem Inhalt in wälſcher Sprache kommt ihm in die Hände und ohne die Hülfe eines Wörterbuches macht er ſich durch genaue Beachtung der darin enthaltenen bibliſchen Stellen mit der Sprache bekannt. Seiner alten Liebhaberei folgend, zeichnet er ſich das abyſſiniſche, ſo wie das arabiſche Alphabet ab.

Da wandelt auf einmal den 17jährigen Alexander ein fremdartiges Gelüſte an; er will Dichter werden. Er fängt an, ein Epos: die Thaten des Königes Arthur zu machen, kommt damit bis zur Vollendung des 7ten Geſanges, wirft aber dann, durch ein beſſeres Selbſtgefühl geleitet, das ganze Machwerk in's Feuer, das, wie er ſpäter davon erzählte, nur ein gereimter Bombaſt war.

Zu dieſer Verirrung ſeines Genies hatte ihn außer ſeiner Neigung zur altengliſchen und ſchottiſchen Dichterſage noch ein andrer Beweggrund getrieben. Einer ſeiner Alters- und Schulgenoſſen, mit welchem er unter allen andern am meiſten befreundet war, hatte das Jahr vorher die Univerſität bezogen. Daß Alexander an Kenntniſſen und Gaben dieſem neuen Candidaten der Hochſchule weit überlegen war, das hatte die allgemeine Ausſage der Lehrer bezeugt, und daß in demſelben Maaße, wie die Kenntniſſe, auch das Sehnen nach weitrer wiſſenſchaftlicher Ausbildung, der innere Beruf zum Studiren bei Murray ein höherer, mächtigerer ſei, das wußten nicht nur die Lehrer, ſondern das fühlte er ſelber. Von woher aber ſollte er die Koſten beſtreiten, welche der Unterhalt auf einer Univerſität verurſachte? Die Einnahme, die er bisher von ſeinen Lehrſtunden im Winter bezogen, hatte für das Schulgeld im Sommer, für Bücher und andre ihm nöthige Dinge kaum nothdürftig ausgereicht, es waren ihm nur noch wenige Schillinge in ſeinen Händen geblieben. Aber er hatte gehört, daß die Autoren von Büchern für ihre Arbeit von den Buchhändlern bezahlt werden, darum kam er zuerſt auf den Gedanken, ein Epos zu ſchreiben, und nachdem er dieſes nach eignem Urtheil würdiger für das Feuer als für die Preſſe gefunden hatte, begab er ſich an die Ueberſetzung eines gelehrten Werkes über die römiſche Litteratur, das ein berühmter deutſcher Philolog in lateiniſcher Sprache geſchrieben hatte. Mit ſeinem Manuſcript in dem Reiſebündel wanderte er nach Dumfries. Er bot die Arbeit den beiden dortigen Buchhändlern zum Verlag an, keiner aber von beiden wollte ſie nehmen. Auf dieſen Fall hin hatte er ſich ſchon daheim noch mit einem andern Speculationsartikel verſorgt: dieſes war ein Faſcikel von Gedichten in hoch ſchottiſcher Mundart, die er bei mancherlei Anlaß und Gelegenheiten dort in den Felſenthälern am Loch Greanoch geſchrieben hatte. Dieſe, ſo gedachte er, wollte er auf Subſcription herausgeben. Er wurde bei einem Manne eingeführt, deſſen Urtheil über Arbeiten ſolcher Art von höchſtem Gewicht war, bei dem berühmten Robert Burns; dieſem hatte man die Gedichte mitgetheilt. Burns nahm ihn mit großer Freundlichkeit auf, ſagte ihm jedoch, daß, wenn er irgend ein andres Mittel finden könne, ſeinen Wunſch, auf die Univerſität zu gehen, zu verwirklichen, dann riethe er ihm, die hochſchottiſchen Lieder nicht drucken zu laſſen, „denn ſein Geſchmack ſei noch jung und unausgebildet, und er würde ſich einſt, wenn er beſſer ſchreiben und urtheilen könne, dieſer Arbeit ſchämen.“ Der wohlgemeinte Wink war deutlich genug ausgeſprochen; der junge Wandersmann ſchnürte ſeinen Bündel, und machte ſich, traurig genug über das Fehlſchlagen aller ſeiner Hoffnungen, auf den Heimweg.

Die Worte Burns, des hochgeprieſnen Meiſters im ſchottiſchen Nationalgeſange, hallten ihm auf dem ganzen Wege nach Hauſe in ſeinen Ohren nach. Zugleich aber vernahm er andre Worte in ſeinem Innern, die eben ſo beachtenswerth und noch beachtenswerther waren, als die von Burns: das waren die Worte des Gottvertrauens in ſeinem kindlich gläubigen Herzen, die ihm Troſt zuſprachen und Muth, die es ihm ſagten: ihm werde geholfen werden.

Durch wen aber ſollte ihm Hülfe kommen? Unter allen Reichen und Mächtigen der Erde kannte er keinen und auch ihn und ſeine Noth kannte keiner von dieſen. Ein armer Tabulettkrämer, der mit Thee und andern ſolchen Dingen handelnd von Zeit zu Zeit auch zu den Hirten und Bauern am Loch Greanoch kam, war ihm zum Helfer auserſehen. Der Mann, ſein Name war M'Harg, kannte ihn und hielt große Dinge von dem ſeltſamen Schäferknaben Alexander Murray. Einſt erzählte er von ihm auch dem Mr. James Kinnear zu Edinburgh, einem ziemlich vermögenden Beſitzer der daſigen königlichen Zeitungs-Buchdruckerei. Der wackre Mann fühlte ſich zur Theilnahme gegen den armen, hochbegabten Jüngling bewegt, durch ſeine Vermittlung geſchahe es, daß Alexander, nachdem er eine Prüfung der Profeſſoren und des Vorſtandes des theologiſchen Seminars zu Edinburgh ehrenvoll beſtanden hatte, eine Freiſtelle darin erhielt. Was dem neuen Ankömmling noch ſonſt zur Beſtreitung der Koſten abgieng, das erwarb ſich derſelbe durch Ertheilen von Lehrſtunden.

Der alte Vater erlebte noch die wohlverdiente, für ihn aber unerwartete Freude, daß ſein Sohn als eine Zierde der Edinburgher Univerſität in ganz Schottland von allen Gelehrten mit hoher Achtung genannt wurde und manche Guinee, welche dieſer ſpätgeborne Sohn durch litterariſche Arbeiten, ſo wie durch Unterrichtgeben verdient hatte, kam noch in die Hütte der armen Eltern. Plato in ſeinem Phädon nennt ſchon den kleinen Zeitabſchnitt einer einzelnen Nacht, in welcher wir ſo ſanft und ungeſtört ſchliefen, daß wir auch nicht ein einziges mal darin aufwachten, einen glücklichen, wie ſehr muß man erſt jene ſchöne Zeit von 10 bis 12 Jahren in Murrays

Leben glücklich preiſen, währenddem er, großentheils zu Edinburgh, dem ſtillen, ungeſtörten Ausruhen ſeiner Lieblingsneigungen, in dem Genuß der vollen Sättigung ſeines Dranges zum Forſchen und Wiſſen, ſich hingeben durfte. —

Wenn es mir erlaubt iſt, jene höhere geiſtige Luſt, die aus der Befriedigung unſres innern Hungerns und Dürſtens nach Erkenntniß entſpringt, mit der leiblichen Luſt zu vergleichen, die aus der Befriedigung des Hungers und Durſtes nach irdiſcher Speiſe, irdiſchem Trank und nach einem ordentlichen Nachtlager hervorgeht, dann erinnere ich hierbei an jene lebhafte Beſchreibung, die uns Thomas Holcroft von dem Hochgenuß ſeines Glückes giebt, da er auf einmal aus dem Vagabundenleben, wobei es nur Hunger und Noth gab, in das Leben eines Stallbuben zu Nottingham verſetzt wurde.

33. Der glückliche Vagabund.

Sie haben, ſo unterbrach Steller die Erzählung, ſchon einmal neulich auf dem Schiffe dieſes Schriftſtellers, der ein Vagabund und dann ein Stallbube war, erwähnt und ich hätte ſchon damals Sie gern um einige weitre Mittheilungen über den mir unbekannten Mann gebeten, wenn nicht der annahende Sturm unſer Geſpräch unterbrochen hätte. Auch heute brauſen zwar Sturm und Wogen laut um uns her, aber wir ſtehen nicht mehr auf dem Verdeck eines vom Untergang bedrohten Schiffes, ſondern ſitzen auf feſtem, ſicherm Boden traulich beiſammen. Deshalb hole ich meine Bitte heute nach, und, wenn die übrige Geſellſchaft die Unterbrechung erlaubt, einige Worte über Holcroft zu ſagen.

Der Cadet, in ſeiner diesmaligen Stellung als Wirth, ſtimmte im Namen aller ſeiner Gäſte dem Wunſche des Herrn Steller bei und Walker begann ſeinen Bericht.

Thomas Holcroft, ſo erzählte er, iſt im J. 1745 zu London geboren, wo ſein Vater das Schuhmacherhandwerk betrieb. Dieſer Vater muß aller Beſchreibung nach ein wunderlicher Mann geweſen ſein; voll guter Anlagen und rechtlicher Geſinnung, dabei aber ein unordentlicher Haushalter, ein Menſch, der zu vielerlei Geſchäftigkeiten Luſt und vielleicht auch Geſchick gehabt hätte, nur gerade nicht zu ſeinem Schuhmacherhandwerk. Er nährte deshalb ſich und die Seinigen nur kümmerlich mit dem Flicken alter Schuhe und Stiefel, hatte dazu auch noch öfters mehr nur Arbeit gebende, als bezahlende Kunden. Da es ihm in der großen Hauptſtadt ſo ſchlecht gieng, beſchloß er, ſich an einen kleinen Ort in Berkſhire überzuſiedeln. Thomas war damals 6 Jahre alt und ein ſo talentvolles Kind, daß der Vater, der ihm ſelber das Leſen lehrte, wenn die äußre Noth es ihm erlaubt hätte, lieber den ganzen Tag bei ſeinem Lehrergeſchäft geblieben wäre, als beim Zuſchneiden des Leders zu Sohlen und beim Flicken der Schuhe. Indeß konnte er auch bei dieſem Geſchäft der Hände ſein Lehramt noch betreiben, denn der Kleine las in Kurzem ſo fertig und ſo gern, daß er ſeine Aufgabe, täglich 11 Capitel aus dem alten Teſtament zu leſen, mit einer für ſein Alter bewundernswürdigen Pünktlichkeit erfüllte. Dabei wurde er von dem Vater zum Auswendiglernen des Katechismus und der täglichen Gebete angehalten, welche letztere er knieend herzuſagen gewohnt war.

Eines Tages kam ein Pächter, ein Nachbar ſeines Vaters, zu dieſem. Er fand den kleinen Thomas außen vor der Thüre ſitzend, im Begriff, ſo eben in ſeiner Bibel zu leſen. Der Nachbar fragte den Kleinen, ob er denn ſchon die Bibel leſen könne? der Kleine antwortete mit Ja, las die Seite, die ſo eben vor ihm aufgeſchlagen lag und fragte dann, ob er nicht auch das zehnte Kapitel im Nehemias noch vorleſen dürfe? Der Pächter erſuchte ihn, dieſes zu thun, und als jetzt der Kleine die vielen hebräiſchen Namen, die in jenem Kapitel vorkamen, mit vollkommener Fertigkeit und Sicherheit las, da gerieth der Mann in ſolche Verwunderung, daß er ihm ſchmeichelnd mit der Hand auf das Haupt klopfte und ihm ſagte: du biſt ein außerordentlicher Knabe. Ja noch mehr, der Nachbar that ſeinen Beutel auf und beſchenkte den kleinen Vorleſer mit einem Groſchen. Dieſes Lob und das Geld dazu, das erſte, das Thomas als Eigenthum in ſeine Hände bekam, machten ihn unausſprechlich glücklich, und zu dieſem Glücksfall kam noch ein anderer: ein gewesner Lehrjunge ſeines Vaters ſchenkte ihm zwei Bücher, welche noch damals zu den beliebteſten, vielgeleſenſten in der engliſchen Volkslitteratur gehörten: die ſieben Helden des Chriſtenthums und den alten Roman Parismus und Parismenes.

Das iſt ja, ſagte der Clerk, daſſelbe Volksbuch, das auch in der Entwickelungs- und Jugendgeſchichte des wackern William Gifford eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hat.

Der kleine Thomas, ſo fuhr Walker fort, ſchwelgte jetzt wahrhaft vor Vergnügen in dieſer neuen Welt wunderbarer Dichtungen, und bald wußte er den Inhalt ſeiner kleinen Bibliothek eben ſo auswendig, als den ſeines Katechismus. Dieſes Vergnügen war ihm wohl zu gönnen, denn es trat jetzt gleich darauf für ihn eine ſehr unvergnügliche, ſchwere Zeit ein.

Da der geringe Erwerb ſeines Vaters zum täglichen Unterhalt nicht ausreichen wollte, ſuchte die Mutter dadurch nachzuhelfen, daß ſie mit allerhand verkäuflichen Kleinigkeiten hauſiren gieng. Auf dieſe Geſchäftswege nahm ſie den kleinen Thomas mit. Die Sache gewann anfangs einen ſo erträglichen Fortgang, daß auch der Vater, dem überhaupt die ſtillſitzende Lebensart nicht ſehr nach ſeinem Sinne war, ſein Schuſtergeſchäft mit dem eines reiſenden Handelsmannes zu vertauſchen beſchloß. Aber für dieſe neue Zugabe eines hungernden und durſtenden rüſtigen Magens wollte das Einkommen, das die Handelsſchaft abwarf, nicht mehr ausreichen; die Noth, in welche die neue Kaufmannsfamilie gerieth, war zuweilen ſo groß, daß, wenn das Hauſiren der beiden Eltern den ganzen Tag über das nöthige Brod nicht eingebracht hatte, am Abend der kleine Thomas zu einer andern Art des Hauſirens ausgeſendet werden mußte, nämlich zum Betteln von Haus zu Haus. Doch, wer ſollte nicht wiſſen, daß das Glück beim Handel ein oft ſehr wechſelndes iſt; der Kaufmann, er mag ſeine Güter auf Schiffen über das Meer ſenden oder auf ſeinem Rücken ſie tragen, kann heute reich, morgen arm werden, oder auch umgekehrt durch eine glückliche Speculation aus der Armuth zu großem Reichthum ſich erheben. Eine ſolche glückliche Speculation mußte dem alten ehrlichen Holcroft gelungen ſein, denn er war auf einmal ſo reich, daß er ſich zwei alte Eſel kaufen, und dieſe mit Körben voller Aepfel und Birnen beladen konnte, womit er jetzt als Obſthändler im Lande herumzog. Aber die Eſel, ſo genügſam ſie auch waren, wollten doch ihr Futter haben; ihr minder genügſamer Herr verlangte für ſich daſſelbe; Aepfel und Birnen hatten die Bauern friſch aus ihren Gärten, während die in den Körben gar oft aus Mangel an Abſatz zu faulen anfiengen, da gab es dann faſt täglich nur viel Noth und wenig Brod.

Am meiſten hatte dabei der kleine Thomas zu leiden, denn ſein zartes Alter und ſein zarter Körper waren ſolchen Mühſeligkeiten noch nicht gewachſen. Eben ſo ſchlecht genährt, als ſchlecht gekleidet, mußte er manchmal den ganzen Tag, zitternd vor Näſſe und Winterkälte, die beladnen Eſel vor ſich hertreiben, die eben ſo müde oder vielleicht noch müder und eben ſo hungrig waren, als er. Die Wanderſchaft gieng dabei öfter über Nebenwege als über die Landſtraßen, beide aber waren zu jener Zeit noch herzlich ſchlecht und bei Regenwetter, ſo wie beim Aufthauen des Schnees faſt bodenlos. So mußte er eines Tages, in ſeinem 10ten Jahr, einen Weg von 30 engliſchen Meilen — gegen 13 Geheſtunden — mit faſt nüchternem Magen laufen, und dabei die Eſel, bald von der rechten, bald von der linken Seite her auf den Weg treiben. Er konnte allerdings ſagen, daß er zwar in keiner gewöhnlichen, wohl aber in einer ungewöhnlichen Schule des Hungers und der Blöße, der Kälte und der leiblichen Ermüdung gelehrt und erzogen worden ſei. Seine lieben Bücher führte er allerdings auf dem Rücken der Eſel mit ſich, aber er kam nur ſehr ſelten zum Leſen, doch erhielt ihn das Herſagen des Katechismus und der auswendig gelernten Gebete, die ſein Vater an jedem Morgen und jedem Abend ihn herſagen ließ, ſo wie das Leſen in der Bibel am Sonntag, den ſeine Eltern mitten in ihrer Noth nach guter altengliſcher Sitte feierten, in Uebung des Erlernten.

Gab es doch auch für den vielgeplagten lebhaften Knaben zwiſchen den vielen ſauern Tagen zuweilen einen Tag der Beluſtigung und der Freude. Er hatte eine lange Ballade, davon ſich ein alter Abdruck in einer Dorfherberge fand, auswendig gelernt, dafür ſchenkte ihm ſein Vater einen halben Groſchen (½ Pence) und das Herſagen derſelben trug ihm noch manch andern kleinen Gewinn ein. Vor allem aber durfte er das Wettrennen in Nottingham ſehen und namentlich an dem Anblick der hübſch gekleideten, muntern Knaben ſeines Alters ſich ergötzen, die ſo raſch und geſchickt auf ihren Pferden durch die Rennbahn hindurchflogen. Von dieſer Stunde an wollte ihm der Gedanke und Wunſch, ein ſolcher Rennbube zu werden, nicht mehr aus dem Kopfe kommen. Der Vater hat am Ende gegen den Wunſch nichts einzuwenden, er bringt ihn zu verſchiednen Inhabern der Wettrenner; leicht und gewandt war der Junge genug zu dem Geſchäft eines Rennbuben, aber er hatte noch nie ein Pferd beſtiegen, ließ ſich zum Reiter höchſt ungeſchickt an. Endlich nahm ihn doch ein Pferdebeſitzer zu New-Market in ſeine Dienſte. Das wahrhafte Talent, wenn es mit gutem Willen gepaart iſt, bricht ſich überall und auf jedem Boden ſeine Bahn. In Kurzem war unſer Thomas ein ganz fertiger, überaus gewandter Reiter, bekam jetzt eine ſchöne rothe Jacke und den ganzen, ſeinen Augen ſo prächtig dünkenden Anzug eines Jockeys.

Welches Glück auf Erden konnte nach der Meinung des armen Jungen größer ſein, als das, was ihm jetzt zugefallen war. Kurz vorher noch ſo arm, daß er kaum mit ſchlechtem Brod oder den Ueberbleibſeln einer Bauernküche ſich hinlänglich zu ſättigen vermochte, jetzt ein Genoſſe an den überflüſſig reich mit Fleiſch und Brod verſehenen Tafeln der Jockeys; vorher in Lumpen gehüllt, durch welche jeder Wind hindurchſtrich, jetzt in eine koſtbare, warme Livre gekleidet; früher auf hartem Boden oder der Eſelſtreu ſchlafend, jetzt der Inhaber eines vollſtändigen Bettes; kurz, vorher noch ein Treiber der verächtlichen, ſtörrigen, langſamen Eſel, jetzt ein Reiter und Pfleger der edlen Roſſe, auf denen er ſelber reitend über Berg und Thal ungehemmt ſich hinſchwingen konnte.

Auch für den Vater mochte das Glück und der Wohlſtand ſeines nun faſt 12jährigen Thomas eine wahre Augenweide und Luſt des Herzens ſein, denn auch er zog nach einiger Zeit nach New-Market und betrieb da ſein Schuhmacher-Handwerk. Für Thomas ward dieſer Umzug des Vaters in unerwarteter Weiſe durch ſeine Folgen ein glückliches Ereigniß. In den vier Jahren ſeines Vagabunden-Lebens hatte er, der in ſeiner Kindheit ſo begierig auf's Bücherleſen geweſen war, wie bereits erwähnt, nur äußerſt ſelten einmal Gelegenheit zur Befriedigung dieſer Neigung gehabt. Auch wenn es den armen Hauſirern einmal vergönnt war, mehrere Tage in einem und demſelben Wirthshaus zu bleiben, fand ſich da außer den Andachtsbüchern und hin und wieder einigen Balladen und Liedern in damaligem Volksgeſchmacke nur äuſſerſt ſelten etwas Gedrucktes, ja, was allerdings kein beſondres Unglück zu nennen war, ſelbſt Zeitungen wurden faſt nirgends von Bürgern und Bauern geleſen. Auch in dem erſten halben Jahr ſeines neuen Geſchäftes als Stallbube hatte Thomas keine Zeit gefunden, an's Leſen zu denken. Neben der Wohnung ſeines Vaters in New-Market gab es aber einen Nachbar, der „eine Bibliothek“ hatte, denn er beſaß etliche Bände von dem „Zuſchauer“ (Spectator), beſaß „Bun[illegible] Reiſe eines Chriſten“ und das humoriſtiſche Werk von Swift: „Gullivers Reiſe.“ Da kam denn unſer junger Jockey auf einmal wieder in's Leſen und brachte jene Freiſtunden, die ſeine Standesgenoſſen im Bierhaus oder beim Spiel verſaßen, unter den Büchern zu.

Um dieſe Zeit wachte auch ein andres, bis dahin ihm ſelber unbekannt gebliebenes Talent in Thomas auf. Er geht einſt an einer Kirche vorbei, hört da einen angenehmen Geſang, tritt in den Kreis der ſingenden Knaben ein, ſtimmt auf einmal, nachdem er die Melodie vom erſten Verſe gehört, bei dem Singen des zweiten mit ein, und erregt durch ſeine wohllautende, kräftige Stimme und die Feinheit ſeines muſikaliſchen Gehöres ſo ſehr die Aufmerkſamkeit des Lehrers, daß dieſer ihn unter ſeine jungen Sänger aufnimmt. Unter dieſen zeichnet er in Kurzem ſo ſehr ſich aus, daß er unter den Freunden des Geſanges, die jene Kirche beſuchten, den Beinamen des lieblichen Sängers von Iſrael ſich erwirbt. Bei ſeinem Muſiklehrer hatte er ſich in ſo hohe Gunſt geſetzt, daß dieſer ihn auch in der Arithmetik unterrichtete, worin er es auch bald bis zu den Uebungen in der Regel de Tri brachte.

Zwei und ein halb Jahr hatte er als Stallbube in New-Market gelebt und wäre ſelbſt damals kaum ſich's bewußt geworden, daß ſein innrer Beruf ein andrer ſei, als das Reiten und die Pflege der Pferde, wenn nicht ſeine Standesgenoſſen in gewaltſamer Weiſe dieſes Selbſtbewußtſein in ihm aufgeregt hätten. Dieſe ſahen und fühlten es ihm an, daß er ſeinem Weſen nach doch eigentlich kein rechter Stallbube ſei. Keiner von ihnen, wenn auch wirklich einer oder der andre von ihnen es gekonnt hätte, dachte daran, ein Buch zu leſen, keiner an den Kirchengeſang; dieſer da, der in Lumpen zu ihnen gekommen war, ſaß ſelbſt im Stalle mit einem Buch in der Hand, ſang in der Kirche, machte Rechenexempel, während ſie, wie ſich's für Stallbuben geziemte, bei der Karte oder den Würfeln ſaßen, biertrinkend, tabakrauchend und kräftig fluchend. Ein ſolcher Tuckmäuſer, der, wie ſie meinten, nur mit Verachtung auf ihre ſtandesgemäßen Sitten herabſahe, ward bald der allgemeine Gegenſtand ihrer rohen Spöttereien und Neckereien, ſo wie bei Gelegenheit ihrer Anſchwärzungen und Verläumdungen bei dem Stallherrn. Thomas konnte das auf die Länge nicht mehr vertragen; er erkannte es jetzt ſelber, daß er wohl zu etwas Anderem beſtimmt ſei, als zum Stallknecht, er nahm bei ſeinem ihm ſonſt wohlgewogenen Herrn den Abſchied.

Sein Vater, in welchem das Naturell eines Wandervogels immer von neuem ſich regte, war indeß wieder hineingezogen in die große Stadt London; der Sohn zog ihm nach und begab ſich vorerſt bei ihm in die Lehre auf's Schuhmacherhandwerk. Eine Zeit lang ſcheint es da der Familie nicht uneben gegangen zu ſein, denn Thomas, der ein ganz geſchickter Schuhmacher geworden war, trat in ſeinem 20ten Jahr in den ehelichen Stand. Er hatte nun zunächſt für einen eignen Haushalt zu ſorgen, und gerieth deshalb auf den Gedanken, Schullehrer zu werden. Dazu ſcheint ſich ihm eine Gelegenheit in Liverpool zu eröffnen; er zieht dahin, macht wenig Glück, kehrt nach Verlauf eines Jahres abermals auf's Handwerk zu ſeinem Vater zurück. Er würde ſich aus Liebe zu den Seinigen wohl wieder in einen Stand und in ein Geſchäft hineingefunden haben, das freilich ſeinen Neigungen eben ſo wenig und noch weniger zuſagte, als dem ſeines originellen Vaters, wenn ſich nicht bei ihm, jetzt in ſeinem 21ten Jahre, das für Leidende an der Lunge ein höchſt gefahrvolles iſt, die Folgen der unmäßigen Anſtrengungen und Mühſeligkeiten, die er während ſeines Vagabundenlebens hatte erdulden müſſen, in ſehr bedenklicher Weiſe gezeigt hätten. Er wurde von einem ſchweren aſthmatiſchen Leiden ergriffen, davon er ſchon einmal in ſeinem Knabenalter einen leichten Anfall erlitten hatte. Da verſuchte er denn zum erſtenmal ſein Glück mit der Feder, indem er Artikel in die Whitehall-Abendpoſtzeitung ſchrieb, die gern geleſen wurden. Hierauf wurde er, nicht durch die Aerzte, ſondern durch die Noth, welche oft der beſte Arzt iſt, zu dem Gebrauch einer Buttermilchskur und der friſchen Landluft hingewieſen, indem er, auf einen neuen Erwerb ſinnend, abermals, in der Nähe von London, eine Elementarſchule errichten wollte. Denn der arme, jetzt 22jährige Thomas bekam nur einen einzigen Schüler und mußte drei Monate lang bloß von Kartoffeln und Buttermilch leben. Indeß, ſo ſcheint es, ſein Aſthma war ihm ſo vollkommen vergangen, daß er bei ſeiner Rückkehr nach London als öffentlicher Redner in einem Clubb auftreten konnte, den er öfters zu beſuchen pflegte. Und noch mehr als dies, er konnte ſogar als Schauſpieler die Bühne betreten, freilich keine ſonderlich anſehnliche und glänzende, denn das ſogenannte Dubliner Theater war großentheils nur von Leuten beſetzt und von Zuſchauern beſucht, welche beide einer ſehr geringen Klaſſe der Talente und des Vermögens angehörten. Und hiernach ſchien auch das Einkommen bemeſſen, das die Schauſpieler hatten, denn dieſes war ſehr gering und wurde überdieß ſchlecht ausbezahlt. Darum war es unſrem jungen gewesnen Jockey und Schuhmacher nicht zu verdenken, daß er ſchon nach einem halben Jahre auf die vortheilhafter ausſehenden Anträge eingieng, welche der Vorſtand einer herumwandernden Schauſpielertruppe ihm machte.

Von hier an trat Holcroft auf ſieben Jahre lang in eine zweite Periode ſeines Vagabundenlebens ein, und die gute Uebung, die er ſich als Knabe im Ertragen des Hungers und andrer Beſchwerden erworben hatte, mochte ihm ſehr zu ſtatten kommen, wenn er bei dem Herumziehen durch die Dörfer und Landſtädte von Nordengland heute einmal in aller Fülle mit ſeinen Gefährten einen luſtigen Tag verlebte, dann aber wieder wochenlang auf ſchmale Koſt, ja auf die Hungerkur beſchränkt war. Verloren war übrigens dieſe Zeit des Wanderlebens nicht für ihn, denn er benutzte alle ruhige Stunden zum Leſen von Büchern, aus denen Belehrung zu ſchöpfen war.

Im Jahr 1777, dem 32ten ſeines Lebens, kam er wieder nach London, und nun endlich ſollte ſeine Noth ein Ende nehmen und die zweite, glücklichere Hälfte ſeines Lebens beginnen. Eine gute Empfehlung an Herrn Sheridan verſchaffte ihm für's erſte eine Anſtellung beim Drury-Lane Theater, wo er bald nachher durch ein kleines Luſtſpiel, das er ſchrieb, die Kriſis genannt, ſich ſo bekannt und beliebt machte, daß er das Theater verlaſſen und als Schriftſteller ſich und die Seinen, namentlich auch ſeine alten Eltern anſtändig und reichlich ernähren konnte. Der Sturm, der ihn durch eine ungerechte politiſche Verdächtigung traf, war von kurzer Dauer. Seine zahlreichen Schriften, darunter auch einige Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Deutſchen, dienten zwar zunächſt nur der angenehmen Unterhaltung, weniger der Belehrung, mehrere von ihnen zeugen aber von einem hohen Talent und von einer ſeltnen Gabe ächter Popularität. Er erreichte ein Alter von 64 Jahren und die Geſchichte ſeines Lebens, wie er ſich ſelbſt darüber ausſpricht, kann jungen Leſern einen thatſächlichen Beweis geben, daß ein kräftiges Streben auch durch die widerwärtigſten Hemmungen ſich hindurchringen und mitten in der Noth bei freudigem Muthe bleiben, ja, daß die Schule der Noth öfters dazu dienen könne, ein verborgnes Talent zu wecken und zur Entwicklung zu bringen.

Mich freut es, ſagte der Clerk, daß der alte Vater, der ſeltſame, verdorbene Schuhmacher, in deſſen übrigens confuſem Weſen vielleicht ein ähnliches, verborgnes Talent lag, wie in ſeinem Sohne Thomas, wenigſtens an dieſem das Ziel eines inneren Aufſchwunges des Genies erreicht ſahe, zu welchem er ſich ſelber vergeblich zu erheben verſucht hatte, und daß ihm der Leſeunterricht, den er ſeinem Sohn ertheilt hatte, noch ſo einträglich belohnt wurde. Mir fiel dabei die Geſchichte eines anderen, freilich niemals ſo hart bedrängt geweſenen Schauſpielers ein, der zugleich Tanzmeiſter war, und welcher durch den Unterricht, den er in der letztern Kunſt gab, ſeinen Vater aus der Gefangenſchaft im Schuldthurm lostanzte. Ich meine damit den John Ogilly, der durch ſein vielgeſchäftiges Talent, wie man zu ſagen pflegt, in alle Sättel gerecht war. Denn vom Tanzboden aus beſtieg er die Bühne, hielt in Dublin ein kleines Theater, kam jedoch bei dem Ausbruch der Rebellion im J. 1641 um all' ſein erworbenes Vermögen. Darauf kommt er bettelarm nach London, macht in ſeiner Noth Verſe, lernt in ſeinem vierzigſten Jahre noch Latein, überſetzt Virgils Aeneis in's Engliſche, und ſeine Ueberſetzung, ſo wenig ſie auch taugte, fand, als die erſte, dem damaligen Geſchmack entſprechende, ſo viel Beifall, daß ſie ſchon im nächſten

Jahre in einer neuen Prachtausgabe erſcheinen konnte. Darauf, in ſeinem 54ten Jahre, lernt er noch Griechiſch, überſetzt Homers Ilias und Odyſſee, ein Werk, das zu ſeiner Zeit viel geleſen wurde, und das unter andrem noch in ſpäterer Zeit die Ehre hatte, die Phantaſie des damals jugendlichen **Pope** zu entflammen, und ſein großes Talent zu wecken, obgleich Pope in der Vorrede zu ſeiner eignen Ueberſetzung der Iliade, Ogillys Ueberſetzung als ein Machwerk bezeichnet, das unter aller Kritik ſei.

Wie mächtig muß doch der bloße Inhalt der homeriſchen Geſänge ſein, da derſelbe ſelbſt in ſo elender Form ſeine Kraft nicht verlieren konnte. Ogilly verſtand ſich aber auf's Geldmachen, er erwarb ſich durch die neue Errichtung eines Theaters in Dublin ſo viel, daß er diesmal als reicher Mann nach London ziehen und dort ein Haus kaufen konnte. Aber bei dem großen Brande im J. 1666 verlor er all' ſein Hab' und Gut, nicht aber den guten Muth zu neuen Unternehmungen. Abermals bringt er durch ſeine Ueberſetzungen und andre litterariſche Arbeiten ſo viel zuſammen, daß er nicht nur ſein Haus neu aufbauen, ſondern auch eine Druckerpreſſe mit prächtiger typographiſcher Ausrüſtung darin anlegen kann, zuletzt wirft er ſich auf's Landkartenmachen und wird von Karl II. zum königlichen Kosmographen ernannt. Bei all' ſeinen wechſelvollen Tänzen und Herumſchweiſungen durch die wunderlichen Wechſel und Irrſale ſeines Lebens erreichte er das Alter von 76 Jahren.

Auch wir Deutſchen, ſagte Steller, haben unter unſern Landsleuten mehrere ſolche, zum Theil berühmt gewordne wiſſenſchaftliche Freibeuter und glückliche Speculanten gehabt, obgleich nur wenige darunter ſo viel erbeutet haben, daß ſie ein Haus in London ſich hätten kaufen und wieder erbauen ſowie eine koſtbare Preſſe ſich hätten anſchaffen können. Die Lebensgeſchichte des Thomas Holcroſt hat mich übrigens in ganz andrer Beziehung ſehr an die eines edlen, werthen Landsmannes, an die des Jung Stilling erinnert, deſſen Weſen und Wirken ich freilich ungleich höher ſtellen muß, als das des ehrenwerthen Holcroſt. So wie dieſer öfter genöthigt war, wenn er einmal einen höheren Aufflug nehmen wollte, zu ſeinem Schuhmacherale zurück zu kehren, ſo mußte dies Stilling zur Schneidernadel. Denn er war urſprünglich zu dem Handwerk ſeines Vaters, eines Schneiders, auferzogen. Wie heilſam aber dieſe Schule der Demüthigungen dem Manne war, und welche Früchte ſie für ihn und ſeine Zeitgenoſſen getragen, das bezeugt ſeine rührend ſchön geſchriebene Jugendgeſchichte und eine nicht unanſehnliche Reihe ſeiner Werke, in denen vorzugsweiſe eine religiöſe Stimmung vorherrſcht.

Auch wir, ſagte der Clerk, kennen Ihren Jung Stilling wohl und er hat in England durch die Ueberſetzung namentlich ſeiner Jugendgeſchichte eine große Zahl warmer Freunde gefunden.

Ohnehin, ſo fuhr Steller fort, wollte ich keine neue Unterbrechung des Hauptgegenſtandes unſres Geſpräches mit meinen Erinnerungen an Jung erregen, ſondern da ich nun einmal das Wort genommen, dieſes nur zu einer Bitte an unſern Freund Walker anwenden, die gewiß nach Ihrer Aller Wunſche ſein wird: zu der Bitte, daß er uns das Ende der Lebensgeſchichte ſeines trefflichen Lehrers, des Alexander Murray, mittheilen möge.

34. Eine Abſchiedsſcene.

Herr Walker war gern zu der Erfüllung des Wunſches bereit, er nahm ſogleich den abgeriſſenen Faden ſeiner biographiſchen Schilderung des großen engliſchen Orientaliſten wieder auf.

Wir verließen, ſo ſprach er, unſern Helden, — denn ein Held im Dulden, im freudigen Gottvertrauen und im Glauben war unſer Alexander Murray wirklich, und darum auch ein reich Geſegneter an Verſtand und Wiſſen, — an jenem lieblichen Ausruhepunkt ſeines innern und äußern Lebens, bei welchem ſein von Kindheit an gehegtes Sehnen zur Erfüllung geworden, an welchem er, wie ein Reiſender in der Alpennatur den Gipfel des Gebirges, der ſeines Strebens Ziel war, erſtiegen hatte, und nun an der vollen weiten Ausſicht, welche die Höhe des Standpunktes gewährte, ſich laben durfte. Man kann wohl mit Recht ſagen, daß kein andrer Meiſter im Gebiet der Sprachforſchungen in der ganzen neueren Zeit, ſelbſt William Jones nicht ausgenommen, unſern Murray übertroffen habe. Es gab keine orientaliſche Sprache unter allen, die dem Forſchen durch irgend ein Hülfsmittel, ſei es auch nur der fragmentariſche Bericht eines Reiſenden zugänglich geworden waren, keine Sprache des Nordens, die ſein ſprachliches Wiſſen und Verſtehen nicht umfaßt hätte. Namentlich hatte er ſich mit den 6 oder 7 Dialecten der abyſſiniſchen oder äthiopiſchen Sprache in ſo tief eingehender Weiſe beſchäftigt, wie keiner ſeiner Vorgänger, ihm wurde deshalb von den Buchhändlern jene neue Ausgabe von Bruces Reiſen (in 7 Bänden) übertragen, welche 1802 erſchien.

Im Jahr 1806 folgte Murray der Berufung an die

Pfarrei Urr, 1812 jener für die Profeſſur der orientaliſchen Sprachen und Litteratur an der Univerſität Edinburgh. Als er hier am 31ten October zum erſten Male unter großem Zulauf der Studirenden und aller Freunde der Wiſſenſchaft den öffentlichen Lehrſtuhl betrat, da machte ſchon ſein bloßer Anblick und der Ton ſeiner anfangs ſchwachen, dann wie durch einen Anhauch von Begeiſterung immer ſtärker werdenden Stimme einen Eindruck, dergleichen noch keiner von uns jungen Studirenden bei dem Vortrag eines andern akademiſchen Lehrers erfahren hatte. Es war mir, ſagte einer meiner Mitſtudirenden zu mir, als ich ſein bleiches Angeſicht, ſeine, wie von einem inneren, höheren Lichte flammenden Augen ſahe, als wäre irgend ein Barde der alt-nordiſchen Vorzeit, ein Schreiber der tiefbedeutenden, geheimnißvollen Runen aus dem Grabe auferſtanden und ſpräche gegen uns ſeine geheime Kunde aus. Mir war es, ſagte ein andrer, als wehete mich in ſeiner Rede ein Etwas aus jenem Sturmwinde an, welcher das Haus erfüllte, unter deſſen Obdach das Wunder des Pfingſtfeſtes ſich ereignete.

So groß die leibliche Schwachheit unſers, — denn ich ſpreche hier nicht in meinem Namen allein, — theueren Lehrers war, fanden wir ihn dennoch den ganzen Winter hindurch zur beſtimmten Stunde auf ſeinem Lehrſtuhl, während er in den andern Stunden, ſelbſt des Tages, zu Bette liegend, einigen von uns, an deren Glück auch ich theilnehmen durfte, in die Feder dictirte. Sein kleineres Lehrbuch für den Gebrauch ſeiner Vorleſungen iſt damals vollendet worden, das Hauptwerk aber ſeines wiſſenſchaftlichen Wirkens: die Geſchichte der europäiſchen Sprachen ſteht als ein mächtiger, unvollendeter Anfang da. Aber ein andres Hauptwerk, nicht ſeines äußern, ſondern ſeines innern Lebens war in ihm zur reifeſten Vollendung gekommen; das war jenes verborgne Einsſein alles Erkennens und Wollens, das Einsſein der Liebe von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, von allen Kräften mit Gott. Eitelkeit der Eitelkeiten, ſo ſprach ſein Blick, ſo ſprach auch andeutend ſeine Zunge oftmals mitten in oder am Ende des Tagwerkes ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen: Eins aber bleibt uns.

Er war verheirathet. Seine treue Gemahlin war den Winter über noch in Urr geblieben. Als ſie, gerufen von den Freunden, welche ſein nahes Ende deutlicher ahneten, als er ſelber, am 13ten April zu ihm nach Edinburgh kam, fand ſie ihn, umringt von Büchern, verſenkt in Geſchäften, den jungen Freunden dictirend. Dieſes Wiederſehen, noch auf Erden, war die letzte Freude von irdiſcher Art, die meinem theuern Lehrer beſchieden ſein ſollte; noch vor Ende des nächſten Tages entſchlief er, die ſegnende Hand auf dem Haupte der liebend treuen Freundin und Pflegerin ſeines Lebens, in Hoffnung eines ſeligen Wiederſehens.

Murray war nur 38 Jahre alt geworden. Jene wundervolle Macht des denkenden Geiſtes, die in der höchſten Gottesgabe unſrer Natur, in der hörbaren Sprache der Worte liegt, hatte ihn in ihrer, nur dem Auge ſichtbaren Geſtalt, in der Form der Schriftzeichen erfaßt, die ſein alter Vater mit Kohle ihm hinzeichnete. Es liegt nach einer alten Meinung der Völker eine magiſche Kraft in den Schriftzeichen, die der Gedanke belebte. Eine ſolche Magie der Buchſtaben war es, die ſchon den Jüngling mit unwiderſtehlicher Gewalt in ihren Kreis hineinzog und ihn darin feſt bannte; zu ſeinem Glücke aber waltete in ſeinem Geiſte noch eine andere, höhere Macht, welche den Zauberkreis löſte und den von dem Durſt nach irdiſchem Wiſſen ergriffenem Geiſt zu einem Waſſer führte, das in das Leben der Ewigkeit hinüberquillt.

35. Der Schaden macht klug.

Die kleine Geſellſchaft gab ſich eine Zeit lang ſchweigend dem Eindrucke hin, den der Bericht über das Lebensende des Alexander Murray hinterlaſſen hatte. Dann nahm Milner das Wort.

Sie erinnerten, ſo ſprach er zu Walker, in Ihrer biographiſchen Schilderung des ehrwürdigen Alexander Murray an jenen wahrhaft magiſchen Reiz, der in den Schriftzeichen der Menſchenſprachen liegt. Ich kann die Wahrheit deſſen, was Sie ſagten, aus eigner, zum Theil trauriger Erfahrung bezeugen. Als 17jähriger Jüngling bin ich in Neuyork in die Geſellſchaft von Leuten gerathen, welche eine abergläubige Geheimnißthuerei mit ſogenannt magiſchen Characteren und mit allerhand Worten, namentlich der hebräiſchen Sprache trieben; wir wollten mit unſern Künſten ſogar in die Gemeinſchaft der Geiſterwelt eindringen und allerhand wunderliche Dinge verrichten. Die Häupter und Meiſter der Geſellſchaft waren Menſchen von ganz entſchieden böſem Willen und ſchändlichen Abſichten, ein großer Theil aber der von ihnen Verführten waren Leute, die mit dem täglichen Brod der allgemeinen, offenkundigen Weisheit des Lebens nicht zufrieden ſein wollten, ſondern welche eine für ihren Geſchmack anreizendere Koſt ſuchten. Zu dieſen gehörte auch ich und mehrere meiner Freunde. Wir machten aber ähnliche und ſelbſt noch viel ſchlimmere Erfahrungen, als

Thomas Simpſon, und die meiſten von uns wurden für immer von ihrem Irrwahn geheilt.

Wie? ſo fragte der Cadet, hat ſich der große, ſcharfſichtige Mathematiker, Thomas Simpſon, über deſſen nüchternen Werken ich mir manchmal den Kopf zerbrochen habe, jemals mit Hexereien und Zauberſprüchen abgegeben?

Allerdings, ſo antwortete Milner, und man könnte faſt ſagen, daß er durch eine Art von Hexerei von dem Zeugweberſtuhl zu den tiefſinnigen Studien der Mathematik gekommen ſei.

Wie meinen Sie das, fragte der Cadet, ich weiß von der Lebensgeſchichte des Mannes, deſſen Werk über den Fluxions-Calcul ich zwar ſelbſt beſitze, aber nicht ſelbſt verſtehe, ſo viel als nichts.

Thomas Simpſon, ſo antwortete Milner, iſt freilich ſeiner Lebenszeit nach ein Mann des vorigen Jahrhunderts, er wirkt aber, wie auch Sie es uns bezeugten, durch ſeine Schriften noch in das jetzige herüber. Sein Vater war ein Zeugweber zu Bosworth in Leiceſterſhire; hier wurde Thomas im J. 1710 geboren. Der Vater war nicht ſo, wie der Vater des Alexander Murray, und ſelbſt der des Thomas Holcroft, ein Freund vom Leſen; er lies ſeinen kleinen Sohn kaum ſo lange in der Schule, daß dieſer über die Anfangsgründe der Leſekunſt hinauskam, dann nahm er ihn zur Beihülfe in ſeinem Geſchäft nach Hauſe. Aber der Knabe brachte von ſeinem kurzen Schulbeſuch mehr heim, als tauſend Andre, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch in den Schulzimmern aus- und eingehen. Nach einer naturgeſchichtlichen Sage können manche Raubthiere, die man in gezähmtem Zuſtand Jahre lang mit einem Futter erhielt, darin kein lebendes Blut war, dem natürlichen Hange nicht mehr widerſtehen, wenn ſie auch nur auf Augenblicke den Geſchmack des friſchen Blutes empfunden haben; ſo ergieng es unſerm Simpſon, als ſein jugendlicher Geiſt in der Knabenſchule, die er beſuchte, die Muttermilch des Erkennens gekoſtet hatte, für deſſen Vollgenuß ſein ganzes Weſen geſchaffen war. Er konnte nicht ablaſſen, ohne Aufhören das Werk weiter zu treiben, deſſen erſte Anfänge und Handgriffe er in der Schule kennen gelernt hatte, lernte ohne weitre Anweiſung fertig ſchreiben, las alle Bücher, deren er nur habhaft werden konnte, und trieb dies nicht nur in den Feierſtunden, ſondern auch öfters in und während der Geſchäftsſtunden. Der Vater mochte dagegen ſagen, was er wollte, je mehr er das Leſen verbot, deſto begieriger wurde der Knabe darauf, und als dieſer zum Jüngling erwachſen war, und nun im deutlichen Gefühl ſeines innern Berufes kräftiger, als früher, ſein dem Vater ſo verhaßtes Leſen zu vertheidigen ſuchte, da kam es zu einem Friedensbruch zwiſchen beiden: der Vater weist den Sohn aus ſeinem Hauſe, dieſer zieht in das benachbarte Städtchen Nuneaton, wohnt da zur Miethe bei einer Schneiderswittwe und betreibt hier ſein Weberhandwerk.

In demſelben Hauſe, wo er zur Miethe war, kehrte auch zuweilen ein Hauſirer ein, der ſich außer ſeinem armſeligen Handel, mit Aſtrologie und Wahrſagerkunſt beſchäftigte, um ſich damit bei Gelegenheit ein Stück Geldes zu verdienen. Schon in ſeinem 14ten Jahre hatte ſich Simpſon durch das Eintreffen einer angekündigten Sonnenfinſterniß zur Sternkunde hingezogen gefühlt. In ſeinem noch durchaus ungebildeten Verſtand waren Aſtronomie und Aſtrologie ein und daſſelbe, jene Leute, die ſich auf das Vorherſagen der Sonnen- und Mondfinſterniſſe verſtehen, die müſſen auch andre geheime und verborgne Dinge vorher berechnen können. Nun hatte aber der eben erwähnte Hauſirer während einer ſeiner Wanderungen nach Briſtol zwei Bücher: Partridges aſtrologiſchen Almanach und Cockers Arithmetik mit einem Anhang über Algebra zurückgelaſſen in den Händen des jungen leſeluſtigen und lernbegierigen Bücherfreundes. Simpſon kann dieſe Schatzkammer einer geheimnißvollen Weisheit, ſelbſt wenn er am Weberſtuhl ſitzt, nicht aus den Händen laſſen, er ſtudirt Tag und Nacht darin, und als der Hauſirer wieder zurückkommt und die ungemeinen Fortſchritte ſeines jungen Lehrlinges im „Erkennen der verborgnen Weisheit“ und in der Kunſt des Rechnens bemerkt, da iſt er hoch erſtaunt, ſtellt ihm die Nativität und verkündet ihm als aſtrologiſchen Orakelſpruch, daß er in zwei Jahren ein größerer Philoſoph ſein werde, als er, der Nativitätſteller ſelber.

Wer hört nicht gern eine Verheißung, die mit den innerſten, ſehnlichſten Wünſchen in günſtiger Uebereinſtimmung ſteht, am meiſten wenn ſie aus ſo vermeintlich untrüglichem Quell kommt, als nach Simpſons damaligen Urtheil die höhere Rechenkunſt war, die mit algebraiſchen Buchſtaben und Zeichen eben ſo ſicher rechnet, als mit Zahlen. Er ſahe ſich ſchon im Geiſt als künftigen großen Philoſophen und fühlte in ſich den unwiderſtehlichen Drang, auch Andre auf die Bahn des Wiſſens zu führen, auf welcher es ihm ſo wohl war: er wurde Schullehrer. Freilich nur auf eigne Koſt und Gefahr, doch mag er darin glücklicher geweſen ſein, als Holcroft *),

---

*) Nach S. 329.

denn ſein Einkommen vom Schulhalten ſchien ihm ausreichend für ihn ſelber und noch jemand Anders: er dachte an's Heirathen. Seine Wahl war freilich eine ſeltſame, er nahm jene Wittwe, in deren Hauſe er wohnte, zum Weibe, welche damals, als ſie ihre Hand ihm reichte, faſt 3mal ſo alt, als er war: ſie bereits über fünfzig, er etwa achtzehn Jahre alt, ſelbſt ihr älteſter Sohn um zwei Jahre älter, als der Mann. Doch muß, dies im Vorbeigehen geſagt, jene gute Hausmutter, mit ganz beſonders lange blühenden Lebenskräften begabt geweſen ſein, denn ſie gebar ihrem jugendlichen Manne noch mehrere Kinder und erreichte ein Alter von 102 Jahren (ſtarb erſt 1782).

Leider war Simpſon, obgleich er in ſeinem doppelten Geſchäft des Webers und des Schulhalters im Schweiß des Angeſichtes ſein Brod aß, noch nicht frei geworden von ſeinem geiſtesgefährlichen, ſtrafbaren Hange zum Aberglauben und zum Mißbrauch fremder Leichtgläubigkeit; er gab ſich noch immer mit Traumauslegen, Sympathieen, Wahrſagerkünſten und Nativitätsſtellen ab. Unter den Leuten, die zu ihm kamen, um ſich wahrſagen zu laſſen, war einſt auch ein junges Mädchen, deſſen Liebſter ſich als Seemann weit entfernt auf dem Meere befand. Sie begehrte von unſerem Magier etwas Näheres über den lang abweſenden Geliebten zu erfahren; Simpſon machte, wie eine Art von Geiſtesbeſchwörer ſeine Künſte, das junge Frauenzimmer wurde davon ſo heftig erſchreckt, daß ſie in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel. Der vermeinte Schwarzkünſtler mußte jetzt bei Nacht und Nebel aus Nuneaton entfliehen, er rettete ſich mit ſeiner Familie nach Derby. Das Wahrſagen war ihm jetzt auf immer verleidet, er ernährte ſich und die Seinen mit dem Weberhandwerk, das er am Tage und mit dem Unterrichtgeben, das er am Abend betrieb.

So wohlthätig auch der heilſame Schrecken, den Simpſon in Folge ſeiner Beſchwörungskünſte erfahren hatte, auf ſein verirrtes Gemüth gewirkt haben mochte, würde derſelbe dennoch für ſich allein nicht hinreichend geweſen ſein, ihn von ſeinem Hange zum wunderlich Geheimnißvollen und zum Aberglauben gründlich zu heilen, wenn nicht noch ein andres wohlthätiges Element mitgewirkt hätte. Die Wurzel jenes unſeligen Hanges lag mehr in dem irre gehenden Verſtand, als in dem Gemüth des jungen Mannes; nur ein rechter, geſunder Gebrauch des Verſtandes konnte den Unverſtand beſiegen und austreiben. Er hatte ſchon früher in dem „Ladies Diary" (Damen-Tagebuch), einer damals beliebten Zeitſchrift, von der Entdeckung des Differential-Calculs geleſen. Im Jahr 1730, als er 20 Jahre alt war, kam ein Werk über dieſen Gegenſtand in ſeine Hände*). Er gab ſich dem Studium deſſelben mit ſolchem Eifer hin, machte ſich mit dem ſchwierigen Gegenſtande ſo vertraut, daß er ſich jetzt ſelbſt an die Ausarbeitung eines Werkes von gleichem Inhalte wagen konnte, welches, als es nach mehreren Jahren öffentlich erſchien, von allen Sachkundigen als das vollſtändigſte und beſte ſeiner Art anerkannt wurde. Bei dieſer Arbeit gieng ihm ein Licht des klaren, ſicheren Verſtändniſſes auf, in welchem er ſeine frühere Thorheit erkannte, ihrer ſich ſchämte, das Aergerniß, das er Anderen damit gegeben, von Herzen bereuete. Es hat ſeitdem keinen gründlicheren, ernſteren Bekämpfer der Phantaſtereien wiſſenſchaftlicher Traumreden und des Aberglaubens gegeben, als Thomas Simpſon dieſes war.

---

*) Edmund Stones, engliſche Ueberſetzung des Fluxions-Calculs des Marquis de l'Hoſpital.

Als er das Manuſcript zu ſeinem vorhin erwähnten mathematiſchen Werk vollendet hatte, machte er ſich auf den Weg nach London. Er brachte in dieſe große, mächtige Hauptſtadt keine Zeile der Empfehlung, brachte nichts mit ſich, als eben jenes Manuſcript in der Taſche. Seine unreife Jugend (er war erſt 25 Jahre alt), ſeine Unerfahrenheit und Unbeholfenheit in der Welt, die Demüthigung, die noch immer für ihn in der Erinnerung an ſeine geiſtige Verirrung lag, machten ihn ſo ſchüchtern, daß er, ohne an einen Gelehrten vom gleichen Fach ſich zu wagen, in der Nachbarſchaft von Spitalfields eine kleine ärmliche Wohnung ſich aufſuchte, und dann am Tage auf ſeinem Handwerk arbeitete, am Abend aber, vorerſt nur einigen ſeiner nächſten Standesgenoſſen, Unterricht im Rechnen — in der Mathematik — ertheilte. Er hatte eine ſo ſeltne Gabe, den Gegenſtand ſeines Unterrichtes deutlich und anziehend zu machen, daß bald ſich eine Menge der lehrbegierigen Schüler aus ſehr verſchiednen Ständen um ihn verſammelten, und daß er in Kurzem ſich in den Stand geſetzt ſahe, ſeine Familie, die er vorerſt noch in Derby zurückgelaſſen, nach London nachkommen zu laſſen. Jetzt wagte er es denn auch, auf ſein mathematiſches Werk über die Fluxionsrechnungen eine Subſcription zu eröffnen; daſſelbe erſchien im J. 1737 in Quart und von nun an war ſein öffentlicher Ruhm als ausgezeichneter Mathematiker in und außerhalb England begründet und geſichert. Eine Reihe tiefſinniger und trefflicher Werke von ähnlichem Inhalt folgten jenem erſten; in ſeinem 33ten Jahre ward er auf Empfehlung des Hrn.

Jones, des Vaters des großen William Jones zur Profeſſur der Mathematik in Woolwich ernannt, faſt um dieſelbe Zeit nahm ihn die königliche Societät der Wiſſenſchaften unter ähnlichen ehrenvollen Bedingungen (unentgeldlich), wie den großen Neuton, in den Kreis ihrer Mitglieder auf. Er war der Societät durch einen Vorſchlag, den die 4 ausgezeichnetſten, damals lebenden Mathematiker in England unterſchrieben hatten, empfohlen worden, mehr aber, als dieſe freundliche Verwendung, empfahl ihn bald nachher den Mitlebenden, wie den Nachlebenden ſein Werk über Algebra, ſo wie ſeine Elemente der Geometrie, die ſich in vielen Ausgaben bis auf unſre Zeit in Wirkſamkeit und Anerkennung erhalten haben. Wer die **Philosophical Transactions** in den Jahrgängen jener Zeit (bis 1760) kennt, der wird darin Simpſons Namen vor einer Menge der beſten mathematiſchen Abhandlungen gefunden haben, und nicht für die hochgelehrte Leſewelt allein, ſondern ſelbſt für das andre Geſchlecht war er durch ſeine Aufſätze in dem Damen-Tagebuch, deſſen Herausgabe er mehrere Jahre hindurch beſorgte, in höchſt erfreulicher Weiſe wirkſam. Seiner wiſſenſchaftlichen Reiſe nach hatte er ein hohes Alter erreicht, als er im Jahr 1761 ſchon in ſeinem 51ten Jahre ſtarb; die eine Hälfte ſeines Lebens, bis zum 25 oder 26ten Jahre, hatte er in verborgner Stille der Entwicklung, ja in äußrer Noth, Elend und ſogar in ſelbſtverdienter Schmach, die andre Hälfte in öffentlicher ehrenvoll anerkannter Wirkſamkeit und Wohlſtand zugebracht. Ohne die große Demüthigung, in welcher die erſte Hälfte endete, wäre die Erhebung der andern Hälfte nicht möglich geweſen.

Ich ſollte, ſo endete Milner ſeine Erzählung, die Freunde vielleicht um Entſchuldigung bitten, daß ich ſie ſo lange in meiner wenig beredten Weiſe und mithin als ein Unberufener mit dem Abriß einer Lebensgeſchichte unterhielt, die vielleicht gerade nur für mich von ſo beſonders hohem Intereſſe war, weil ſie mir, wie in einem Spiegel, das beſchämende Bild meiner eignen, ſehr gefahrvollen jugendlichen Verirrungen zeigt, zugleich aber auch in tröſtlicher Weiſe das Bild meiner Wiedergeneſung und Rettung aus der Gefahr meiner Seele. Hätte mir nicht ein beſſerer Geiſt, der in und über mir waltete, die Augen eröffnet, und mich aus den Schlingen, in welche ich gerathen war, losgemacht, dann würde ich ohne meinen Willen der Mitſchuldige der großen Verbrechen geworden ſein, in welche bald nach meiner Abreiſe nach Indien jene böſe Rotte verfiel, die mich zu einem Genoſſen ihrer vermeinlichen magiſchen Geheimniſſe und ihrer ſogenannten magnetiſchen Hellſehereien gemacht hatte.

Ich geſtehe es gern, daß mich mein Selbſtbekenntniß etwas hart und ſauer ankömmt, und daß mir nur jene Stimmung, in die mich die Schilderung von Murrays Jugendgeſchichte und Lebensende verſetzte, dazu die Kraft giebt. Ich halte es aber für Pflicht, hier vor dieſen unſeren jungen Freunden die Warnung auszuſprechen, daß ſie vor jenem zuletzt doch nur aus Hochmuth ſtammenden Gelüſte ſich hüten ſollten, mit anderen, als den geſunden, natürlichen Sinnen und Kräften, welche Gott ihnen verliehen hat, in das Verborgene zu ſchauen und Höhen eines zweideutigen Forſchens zu erſteigen, von denen ſie, gleich mondſüchtigen Nachtwandlern, nur zu leicht herabſtürzen können. Die äußere Sichtbarkeit, ſo wie die innere Natur unſers Weſens ſind voller offenkundiger Wunder und voller Kräfte, deren Erforſchen und deren rechter Gebrauch aller Mühen des Lebens werth iſt, und dieſe Mühen auch reichlich lohnt. Wer auf dieſer naturgemäßen Bahn des Erkennens und Wirkens wandelt, dem leuchtet das Licht des Tages, das ihn vor Verirrungen ſchützt oder aus dieſen ihn wieder zurückleiten kann auf den rechten Weg. Wer aber die wunderliche Bahn der geiſtigen Nachtwandler oder den Weg jener ägyptiſchen Afterweiſen betritt, welche die Thaten, die der Finger Gottes vollbrachte, durch ihre Künſte nachäffen wollen, der ſteht mit jenen in ähnlicher Gefahr oder wird mit dieſen zu Schanden. Die Sucht der Geheimnißkrämer, mit denen auch ich eine Zeit lang mich zuſammengeſellte, iſt im beſten Falle mit dem Streben ſolcher Leute verwandt, welche ohne Mühe und Arbeit durch's Schätzegraben reich werden wollen.

Bei jener ſauberen Compagnie von Schwärmern und Gaunern, unter die ich gerathen war, lag dieſe Verwandtſchaft ihres Thuns mit dem der Schatzgräber ganz nahe vor Augen; ſie giengen zuletzt doch nur darauf aus, ohne Arbeit und Mühe Geld zu gewinnen und reich zu werden. Es gab in unſerm Kreiſe magnetiſch Hellſehende und Schlafredner, exaltirte Schwärmer, die ſich des Erdſpiegels und gewiſſer, die Nerven anregender Mittel bedienten, um in einem Zuſtand des halben Wahnſinnes Orakelſprüche über das Verborgene und Fernkünftige von ſich geben zu können; noch andre, zu denen ich gehörte, wurden in die Geheimniſſe aſtrologiſcher Berechnungen, des Gebrauches magiſcher Buchſtabenzeichen und Worte eingeweiht und in einer Art von angeblicher Wahrſcheinlichkeitsrechnung unterwieſen, welche, ſo haltlos ſie auch ihrem Weſen nach war, dennoch einen verführeriſchen Anſchein des Scharfſinnes hatte. Der ſchändliche Mann, welcher als Führer oder Verführer an der Spitze unſrer geheimen Geſellſchaft ſtand, ſchaute wohl damals noch allein das ganze von ihm ſelber geſponnene Gewebe der Lügen und des Betruges durch. Er bereicherte ſich durch die Gaben und Geldbeiträge, die er ſeinen leichtgläubigen Genoſſen unter allerhand Vorſpiegelungen eines nahen, hundertfältigen Gewinnes abnahm, trieb dabei mit den von ihm in den Kreis ſeiner Künſte und Geheimlehren hineingezogenen ſogenannten Hellſeherinnen und jungen Orakelſprechern Gräuelthaten, die ſpäter zur öffentlichen Kunde gekommen ſind und vor denen jedes ſittliche Gefühl ſchaudert.

Ich und mehrere meiner mitverführten Bekannten von gleichem Alter und gleicher Unbefangenheit hatten hiervon keine Ahnung und es waren unſrer vier, welche auf einmal und bei einer und derſelben Gelegenheit aus ihrem Taumel erweckt und aus der großen Gefahr errettet wurden, in der wir, wie Mondſüchtige auf einem Dachgiebel, ſchwebten. Ich erzähle die Veranlaſſung, die uns zur Beſinnung brachte, ganz kurz.

Wir pflegten öfters gemeinſchaftlich eine Art von Sonntagsſchule zu beſuchen, die ein ehrwürdiger Freund der Jugend für Bürgersſöhne und junge Handwerksgenoſſen errichtet hatte. Eines Tages, als wir uns auf dem Wege nach unſrer Sonntagsſchule befanden, ſahen wir ein ungewöhnliches Gedränge der Leute, in der Nähe eines Kanales. Man hatte einen Leichnam herausgezogen, mehrere der Umſtehenden erkannten ihn; ſie nannten ſeinen Namen. Auch wir erkannten ihn; es war einer aus unſrer geheimen Geſellſchaft, der von uns andren oft wegen ſeiner vermeintlich tiefen Erkenntniſſe und ſeiner Geſchicklichkeit in den geheimen Künſten bewundert worden war. Sein alter Vater, ſeine Frau und ſeine Kinder eilten jetzt herbei. Man hatte zu Hauſe leider viel zu ſpät den Zettel gefunden, darauf er ſeinen furchtbaren Vorſatz, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, niedergeſchrieben hatte. Die Frau und die Kinder wehklagten laut, der alte Vater aber faßte ſich und wendete ſich zu den Umſtehenden. — Sehet hier, ſagte er, einen verunglückten Menſchen, der Alles beſaß, was ein Menſch von ſeiner Stellung ſich zu ſeiner Zufriedenheit wünſchen mag: er war jung, geſund, einſichtsvoll und geſchickt in ſeinem Geſchäft, bei guten Vermögensumſtänden. Da kam er, ich weiß nicht, durch wen, und auf welche Weiſe? auf den thörichten Wunſch und Einfall, ſich ohne große Mühe und Arbeit durch allerhand Künſte, die er anfangs ſehr vor uns geheim hielt, zu einem reichen Mann zu machen. Statt ſeinem Geſchäft als Fabricant von Farben und als Apotheker, das ihn ſehr reichlich ernährte, betrieb er, wie wir nachmals erfuhren, eine Art von Goldmacherkunſt und verſäumte darüber ſeinen Broderwerb ganz. Er ſagte es uns endlich im Vertrauen, daß er in Kurzem zu einem gleichen oder zu einem noch größeren Reichthum ſich aufſchwingen werde, als ein weitläufiger Verwandter ſeiner Mutter, der Sir Richard Arkwright in England, der berühmte Erbauer der Spinnmaſchinen, welcher, in tiefſter Armuth geboren und erwachſen, als er im Jahr 1792 (in ſeinem 60ten Jahre) ſtarb, ein Vermögen von 500,000 Pfund hinterließ. Ich, der ich Arkwrights Lebensumſtände ziemlich genau kenne, ſagte ihm freilich mehrmalen, daß dieſer Mann keinesweges durch wunderliche und geheime Künſte, ſondern durch mühſamen Fleiß ſeiner Hände und durch ganz nahe zur Hand liegende Geſchäfte zu ſeiner Wohlhabenheit gekommen ſei. Denn Sir Arkwright, unſer Vetter, war der Sohn ſehr armer geringer Eltern, welche dreizehn Kinder zu ernähren hatten, lernte zuerſt das Handwerk eines Barbiers und Haarabſchneiders, wanderte in letztrer Eigenſchaft im Lande umher, ſammelte die abgeſchnittenen Haare, gab ihnen künſtlich eine beliebige Farbe, verkaufte ſie dann an Perückenmacher und verdiente ſich ſo bis zu ſeinem 30ten Jahre ſein Brod, und das kleine Capital, das ihm in den übrigen 30 Jahren ſeines Lebens durch fortgeſetzten Fleiß, in damaliger Zeit, wo es für die ausgebreitete engliſche Kattunfabrikation an Händen zum Spinnen fehlte, zu ſo großer Summe anwuchs. Mein Sohn aber, ſtatt ſich durch regelmäßigen Fleiß ein Capital zu erwerben, brachte vielmehr das erworbene mit ganz unnützen Künſteleien hin. Er aber führte mir dagegen an, daß Arkwright auch dadurch zu der Erbauung einer Spinnmaſchine geführt und geſchickt worden ſei, daß er vorher längere Zeit zuerſt allein, dann in Geſellſchaft des Mechanikers Kay, auf die Darſtellung eines perpetuum mobile ausgegangen war, welches in den Augen der Menge als etwas eben ſo Unerreichbares und Unausführbares, ja ſogar Lächerliches erſcheinen mochte, als ſeine jetzigen alchymiſtiſchen Arbeiten in unſern Augen. Ich ſchüttelte freilich zu all' ſolchen Ausreden meines Sohnes ungläubig den Kopf, führte ihm dagegen an, daß nach meinem Bedünken die mechaniſchen Beſchäftigungen unſers Vetters doch noch immer etwas Unſchädlicheres für ihn und ſeine Familie geweſen wären, als die windige Goldmacherkunſt, denn ſie koſteten ihm nicht ſo viel Geld als dieſe, und es war doch immer bei ſolch' künſtlicher Arbeit noch mehr Verſtand, er aber, mein Sohn, ſtehe im Begriff, durch ſein Laboriren, bei dem kein Verſtand ſei, ſich und die Seinigen an den Bettelſtab zu bringen. Er wußte jedoch allen ſolchen Vorſtellungen mit immer neuen Ausreden zu begegnen. **Bernard Paliſſy**, der Erfinder und Begründer der Emaillearbeiten in Frankreich, habe auch 16 Jahre vergeblich laborirt, ehe ihm ſein Verſuch gelungen ſei. Zuletzt ganz ohne Mittel, ſelbſt zum Ankauf des Holzes, habe er die Feuerung ſeines Schmelzofens mit dem Holz ſeiner zerſchlagenen Tiſche und Stühle beſorgt, ſeinen Gehülfen nur dadurch bezahlen können, daß er ihm ſein letztes gutes Kleid gab, und auf einmal wurde er durch ſeine Emaillen ein reicher Mann. Unſer Vetter Arkwright ſei auch, als er zu Hrn. Atherton kam und dieſen um einen Vorſchuß zur Ausführung ſeines Planes für eine Spinnmaſchine bat, ſo bettelarm und deshalb ſo ſchlecht gekleidet geweſen, daß ihn Atherton anfangs für einen Landſtreicher anſahe, ſo ſolle es auch ihn nicht verdrießen, wenn er all' das Seine daran ſetzen müſſe, um den Einſatz bald hernach viel tauſendfältig wieder zu gewinnen.

Der erſte Theil dieſer Worte gieng nur zu bald in Erfüllung. Mein armer Sohn ſetzte nicht nur alles zu, was er beſaß, ſondern machte auch noch Schulden, die den Werth ſeines ganzen Beſitzthums zehnfach überſtiegen. Aber dies war dennoch für ihn und für mich, ſeinen Vater, noch nicht das Schlimmſte und Schwerſte. Hört ihr, die ihr daſteht und den kalten Leichnam betrachtet, hört es zu neuer Warnung, mein Sohn hat nicht bloß ſein Hab' und Gut, nicht bloß ſein Leben, ſondern er hat eine Seele verloren.

Der alte Mann ſprach dieſe letzten Worte mit halbrſtickter Stimme, er konnte eine Zeit lang unter ſeinen Thränen nicht weiter reden. Dann fuhr er, ſich faſſend, ort: Wir alle, die wir ſonſt ſeinem Herzen ſo nahe ſtanen und ſo lieb waren, bemerkten zuerſt eine Erkaltung dieſer Liebe gegen uns. Er kam oft ganze Nächte, zuweilen auch ganze Tage nicht in ſein Haus. Wenn er endlich ſich wieder bei uns ſehen ließ, da war er mürriſch, über jedes Wort, das man ihm ſagte, empfindlich, in ſeinen Reden und Benehmen ſehr oft bitter, hart und lieblos. Seine Kinder flohen ihn, wie einen Tyrannen; wegen jeder Kleinigkeit, die in ſeinen Augen ein Verſehen ſchien, mißhandelte er ſie mit barbariſcher Härte. Auch gegen ſeine gute Frau betrug ſich der Mann, den unſre ganze Stadt früher nur als einen ſehr gebildeten, verſtändigen Bürger kannte, ſehr roh und ungebildet. Aber dies Alles waren doch nur die äußeren Anzeichen ſeines innerlichen Verderbens. Wir bemerkten bald, daß er nicht nur in keine Kirche mehr kam, ſondern er kränkte uns auch bei jeder Gelegenheit durch ſeine ſpöttiſchen Bemerkungen, ja zuletzt durch wahre Läſterungen über alles, was göttlich und heilig iſt. Hört es, ihr Leute, dies Alles iſt mein armer Sohn zuerſt durch ſein Trachten nach Reichthum, dann durch ſeinen Umgang mit einer gottloſen Rotte, die unter uns im Dunklen herumſchleicht, endlich aber durch abergläubige, und ich möchte ſagen, teufliſche Träumereien und trügeriſche Spielereien geworden, an denen ſeine ganze Seele bei Tag und bei Nacht mit raſender Leidenſchaft feſthieng.

Der Alte gab ſich jetzt, neben den lautweinenden Kindern und der Wittwe ſeines Sohnes, dort am kalten Leichnam, an dem alle Wiederbelebungsverſuche vergeblich geweſen waren, ſeinem Schmerz hin. Alle Umſtehenden, am meiſten wohl ich und meine drei nahen Bekannten, waren tief erſchüttert. Ich ſahe mich um, da erblickte ich, hinter uns ſtehend, unſern ehrwürdigen Lehrer, der ſich eine Thräne abtrocknete. Er bemerkte auch uns und winkte uns, ihm zu folgen.

Ich glaube nicht, daß dieſer gute Mann etwas von unſern Verirrungen, von unſern geheimen Verbindungen wußte. Gott ſelber hat es ihm in jener Stunde in's Herz gegeben, ſo mit uns zu reden, wie es zu unſrer Rettung diente. Die Verſammlung der jungen Leute um ihn her war heute beſonders zahlreich. Er erinnerte uns zuerſt in ſehr eindrücklicher Weiſe an das, was wir eben geſehen und erlebt hatten. Er erzählte uns von dem unglücklichen Manne, von deſſen Leichnam wir ſo eben herkamen. Derſelbe war ſein Schüler geweſen, hatte als Knabe und als Jüngling durch ungewöhnliche Geiſtesgaben ſich ausgezeichnet, ſchon damals aber ſeinem Lehrer durch einen großen Hang zum Hochmuth Sorgen gemacht, der ihn durch das Streben, ſich vor allen Andern hervorzuthun und über ſie zu erheben, zu allerhand Sonderbarkeiten und geiſtigen Ausſchweifungen trieb. Er trat in's bürgerliche Leben ein, hatte bei ſeinem Geſchäft viel Glück, war aber mit alle dem, was er gewann und erreichte, nicht zufrieden, ſondern wollte immer höher hinauf, wollte vor all' ſeinen Mitbürgern an Vermögen und Anſehen hervorragen. Unſer Lehrer führte hierauf das weiter und in noch mehr einleuchtender Weiſe aus, was der alte Vater des Verunglückten kurz angedeutet hatte.

Der Lehrer wendete ſich hierauf zu jenem Theil der Verſammlung, der, an einem beſondern Tiſche zuſammengeſellt, meiſt aus Jünglingen von der ärmern Klaſſe der Arbeiter beſtand. Hört mich an, ſagte er, ich will euch ein Gegenſtück von dem, was der arme Menſch, den ihr heute als Leiche ſahet, war und erſtrebt hat, ich will euch von einem Manne erzählen, der ſich unter Gottes

Wohlſtand und Segen, durch die Treue und den Fleiß, womit er die ihm verliehenen Gaben zum Nutz und Dienſt ſeines Nächſten angewendet hat, zwar nicht zu einem eben ſo großen Vermögen, aber zu einem eben ſo großen Anſehen bei der Mit- und Nachwelt emporgeſchwungen hat, als der Sir Arkwright, von dem vorhin die Rede war. Dies war der berühmte Maſchiniſt und Waſſerbaumeiſter **James Brindley** in England, welcher im J. 1772 in ſeinem 56ten Jahre ſtarb, deſſen Andenken aber nach Jahrhunderten noch in Segen ſich erhalten wird. Brindley war in ſo dürftigen Umſtänden geboren, daß er, wegen der großen Armuth ſeines Vaters nicht einmal eines nothdürftigen Schulunterrichtes genießen konnte; er hat es auch ſpäter im Schreiben nicht weiter gebracht, als daß er ſo eben ſeinen Namen unterzeichnen konnte. Er hat aber dieſen Namen durch andre Werke und Thaten als durch Feder und Tinte für die Nachwelt niedergeſchrieben. Wolltet ihr nicht ſchon von den ungeheuren, für Englands innern Verkehr ſo unbeſchreiblich wichtigen und vortheilhaften Canalverbindungen gehört haben, welche England und Irland nach allen Richtungen durchziehen? In früherer Zeit hat man den Kaiſerkanal in China, der ſich ſüdwärts von Pecking über eine Länge von 900 engliſchen Meilen erſtreckt, als ein Wunderwerk der jetzigen Welt betrachtet, die Canalbauten in England und Irland ziehen ſich mit all' ihren Verzweigungen 3000 Meilen hin, und wer hat den Grund zu dieſem ungeheuren Unternehmen gelegt, wer hat den Anfang dazu gemacht? Niemand als der arme Taglöhnersſohn Brindley. Wer hat den Plan der Trockenlegung der ungeheuern Sumpfſtrecken in Lincolnſhire begründet, um ſie zum Nutzen für Tauſende ſeiner armen Brüder zum urbaren Land zu machen? — Brindley. Laßt euch nur einiges Wenige von dieſem Ehrenmann erzählen. Bis in ſein 17tes Jahr hatte er alle Geſchäfte eines Taglöhners betrieben, da nimmt ihn ein Mühlenbauer, Namens **Bennet**, als Lehrling zu ſich. Dieſer Meiſter war ſchon alt und, aufrichtig geſagt, nicht ſonderlich geſchickt. Der Lehrjunge gieng ihm nicht nur dankbar treulich bei ſeinem Geſchäft an die Hand, ſondern brachte es darin bald ſo weit, daß er ſeinen Meiſter weit übertraf, ſo daß die Müller ſich viel lieber an den Lehrling wendeten, wenn ſie etwas zu bauen oder zu repariren hatten, als an den Meiſter. Machte das etwa den jungen Brindley übermüthig und ſtolz? Keinesweges; wie ein dankbares, treuergebenes Kind arbeitete er für ſeinen alten Herrn, ernährte dieſen, als wenn ſich das von ſelbſt verſtände, durch den Fleiß und die Geſchicklichkeit ſeiner Hände. Man trug einmal ſeinem Meiſter auf, er ſolle eine Papiermühle bauen. Der alte Bennet hatte aber noch niemals eine gebaut, er machte ſich deshalb auf den Weg zur nächſten Papiermühle, welche 50 engliſche Meilen (12 Wegeſtunden) von ſeinem Wohnort entfernt lag, beſahe ſich das Werk von allen Seiten, brachte es aber doch nicht zur rechten Einſicht davon, denn als er wieder heim kam und ſeinen Bau begann, da fieng er dies ſo ungeſchickt an, daß ein fremder Sachkenner es laut ausſprach, auf ſolchem Wege werde der Unternehmer nur um ſein Geld gebracht werden, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Das hörte Brindley, es that ihm in die Seele ſeines Lehrherrn weh. Er ſagte aber dem alten Manne nichts davon, um ihn nicht zu kränken, ſondern am nächſten Sonnabend, als die Wochenarbeit beendigt war, macht er ſich bei Nacht auf den Weg, beſieht ſich am Sonntag die Papiermühle, an der ſich ſein alter Bennet hatte Raths erholen wollen, iſt am Montag wieder bei der Arbeit und giebt nun unter der Hand dem ganzen Bauplan eine ſolche Wendung, daß die neue Papiermühle nicht bloß ihrem Muſterbilde gleich kommt, ſondern dieſes durch mehrere dabei angebrachte Verbeſſerungen noch übertrifft.

Ihr könnt es euch ohne meine Erinnerung denken, daß Brindley, der Lehrjunge, weit und breit als ein Meiſter in ſeinem Geſchäft angeſehen und geſchätzt wurde. Seine Lehrzeit war jetzt vorbei. — Wie nun, folgte er jetzt etwa dem Drange, ſich ſelber durch eigne Unternehmungen in äußern Vortheil und Wohlſtand zu verſetzen? Nein, das that er nicht, ſondern er blieb noch mehrere Jahre wie ein gutes Kind bei ſeinem alten Lehrherrn, führte für dieſen ſein Geſchäft, ernährte und bereicherte zunächſt den Bennet durch ſeine Arbeit.

Ich frage euch, was hat dem jungen Brindley die Kraft und Ausdauer zu dieſen Thaten der Liebe gegeben? Ich will die Antwort ſelber ſagen: es war ſeine Gottesfurcht und kindliche Frömmigkeit. Darum war auch ein ganz über alle Erwartung gehendes Gelingen und Segen bei all' ſeinen Unternehmungen. Jene Waſſerhebungsmaſchine, die er in einer Steinkohlengrube in Lancaſhire unter ungeheuern Schwierigkeiten anlegte, denn das Tagwaſſer zum Betrieb des Werkes mußte durch einen Tunnel herbeigeſchafft werden, welchen er 600 Ellen weit durch den Felſen hauen ließ, gleich wie andre Unternehmungen dieſer Art machten ihn im ganzen Lande ſo bekannt, daß der damalige Herzog von Bridgewater ihm den Bau jenes Canales (bei Mancheſter und Liverpool) übertrug, deſſen Ausführung ſo herrlich gelang, daß hiemit auf einmal die Bahn zu allen weitern großartigen Unternehmungen derſelben Art gebrochen war. Wie ſehr Brindley alle damaligen berühmten Waſſerbaumeiſter ſeines Vaterlandes an Glück und Geſchick übertraf, und welches Vertrauen man auf ihn ſetzte, das zeigte ſich bei ſeinem Bau der großen ſteinernen Waſſerleitung über den Fluß Irwell. Ein andrer berühmter Meiſter, den man zu Rathe zog, erklärte Brindleys Plan für eine unausführbare Schwindelei, der junge Meiſter widerlegte und beſchämte den Tadel mit der That; ein Canal, auf dem die Fahrzeuge hoch in der Luft 200 Ellen weit dahin fahren, ſtand in weniger als einem Jahre fertig da, und iſt noch jetzt (ſeit 1761) nach achtzig Jahren als der Brindleys-Aquäduct in gutem Stande.

James Brindley behielt ſein ganzes Leben lang bei all' ſeinen geſegneten Werken immer die zwei Fragen vor Augen und im Herzen: durch wen? — durch Gottes Beiſtand und Gnade. Für wen? — für meine Nebenmenſchen und ihr Wohlergehen. Er hat niemals nach großem Reichthum und hohen Ehren getrachtet; er war vor Allem reich an innerem Glück und Frieden und die Ehre bei Gott galt ihm mehr, als die bei den Menſchen. Das Aeußre fiel ihm von ſelber reichlich zu.

Sehet, meine jungen Freunde, das iſt der rechte, geſunde ordnungsgemäße Weg zum rechten, äußern Glück und Wohlſtand: Gottesfurcht, anhaltender Fleiß und Genügſamkeit.

Der ehrwürdige Lehrer ſchloß ſeinen heutigen Unterricht noch mit einer Warnung von den Verführern und mit einem Gebet, welches mir und meinen drei Freunden tief zu Herzen gieng. Die Schuppen waren uns von den Augen gefallen, wir waren von unſrer Verirrung gerettet und geheilt. Auf meinem Wege zum Hauſe der Eltern kam ich noch an der Stelle vorbei, wo ich vorhin die Leiche des Selbſtmörders geſehen hatte. Ich konnte es damals nicht ahnden, daß der Unglückliche ein, wenn auch nur entfernter Verwandter meiner nachmaligen lieben Frau geweſen ſei. Denn die verſtorbene Mutter von dieſer, Herrn Watſons Gemahlin, war näher noch als die Mutter des Selbſtmörders mit dem Hauſe des reichen Sir Arkwright verwandt geweſen.

Ich entdeckte meinem damals noch lebenden Vater mein ganzes Herz; geſtand ihm alle meine Verirrungen. Der gute, redliche Mann ſchauderte vor der Gefahr, in der ich mich befunden hatte, nahm aber meine Reue liebevoll an. Er ſelbſt rieth es mir, Amerika für einige Zeit zu verlaſſen. Dazu fand ſich ſo eben eine ſehr günſtige Gelegenheit. Ein Oſtindienfahrer, ein ſehr wohl ausgerüſteter Dreimaſter, deſſen Capitän ein guter Freund meines Vaters war, lag zum Abſegeln bereit im Hafen. Da ich mir von früheſter Jugend an manche mechaniſche Geſchicklichkeit und Fertigkeit der Hände erworben hatte, bot ich mich dem Capitän, der, wie ich erfuhr, einen Gehülfen für ſeinen Schiffszimmermann ſuchte, zu dieſer Stelle an. Mein Erbieten wurde ſehr gerne angenommen und vor unſrer Abfahrt hatte ich noch die Freude, daß einer von jenen drei vorhin erwähnten Mitgenoſſen meiner Verirrungen, zugleich aber auch meiner Wiederkehr zum rechten Wege zu uns aufs Schiff kam und mein Reiſegefährte wurde. Dieſer, mein Jugendfreund, hatte ſich für die Wundarzneikunde beſtimmt und ſich in ſeiner heilſamen Kunſt bereits große Geſchicklichkeit erworben. Er trat bald nach unſrer Ankunſt in Indien in engliſche Dienſte und hat ſich als Arzt und Wundarzt bei der Armee ſehr rühmlich ausgezeichnet. Ich meines Theiles lebte auch mehrere Jahre in Oſtindien und nährte mich durch allerhand mechaniſche Beſchäftigungen. Die Hauptzüge meiner ſpäteren Lebensgeſchichte bis auf dieſen Tag ſind den meiſten der Freunde, welche mein langes Selbſtbekenntniß ſo geduldig anhörten, bereits bekannt. Ich kann nur noch ſagen, daß ich dem Vorſatz, den ich an jenem ernſten Sonntags-Nachmittage faßte, nach Kräften treu geblieben bin und mit Gottes Hülfe demſelben treu bleiben werde bis an's Ende.

36. Eine vorbildliche Aufhellung des Dunkels.

Das Ungewitter, ſo gewaltthätig auch ſein Anlauf geweſen war, hatte nach einer kaum zwölfſtündigen Dauer ſich geendigt, die Luft war wieder ſtille, der Himmel klar und rein geworden, das Meer fieng an, ſich wieder zur Ruhe zu begeben. Der Clerk hatte noch einmal ſeine kleine Gemeinde unter den Schiffsgenoſſen zur Feier der Sonntag-Nachmittagsſtunden verſammelt, Milner (Graſſer) war, ſobald der Ungeſtüm der Wogen ſich ein wenig gelegt hatte, hinübergeeilt zu den Seinen.

Die Sonne, obgleich ſie nahe am Untergehen war, ſchien noch ſo lieblich warm, die Luft war ſo erfriſchend, daß die kleine Geſellſchaft, die ſo eben noch im Capitäns Zelt verſammelt geweſen war, ſich zu einem Spaziergang, wenigſtens über den höher gelegnen Theil der Inſel entſchloß, denn die niedrigeren Stellen waren noch vom Regenwaſſer überſchwemmt. Der Clerk und Steller hatten ſich zuſammengeſellt. Scheint es Ihnen nicht, ſo fragte dieſer den Freund, als ob das, was der gute, redliche Milner uns über ſeine jugendlichen Verirrungen mittheilte, in einiger Beziehung ſtehen könne mit dem, wie ich weiß, auch Ihnen bekannten, uns beiden ſo räthſelhaften, harten Benehmen des alten Herrn Watſon gegen ihn, den wackren, liebenswerthen Mann ſeiner einzigen Tochter?

Auch mir iſt der Gedanke gekommen, antwortete der Clerk, ich bin aber feſt überzeugt, daß nun in Kurzem das Dunkel ſich aufhellen werde.

Während die beiden Freunde ſo mit einander ſprachen, bemerkten ſie, daß ein Boot an der Küſte landete, und daß etliche ſtarke Männer einen andern, der ohne Kraft zur eignen Fortbewegung ſchien, heraushoben und durch den kleinen, ſeichten See, den der Regen in der Nähe des Ufers zurück gelaſſen hatte, hindurchwadend ihn herauftrugen nach den Zelten.

Iſt das nicht, fragte Steller, daſſelbe Boot, in welchem uns geſtern Abend der blinde Fiſcher hieher fuhr?

Es iſt daſſelbe, antwortete der Clerk, aber nicht der Blinde, ſondern ein junger, rüſtiger Mann, wahrſcheinlich der Sohn des alten Fiſchers, hat es hinübergeſteuert, und der Kranke, den die Leute tragen, iſt kein andrer, als unſer eigner Steuermann, den wir geſtern halb ohnmächtig von ſeinem Blutverluſt in der Pflege der Holzfäller und Fiſcher zurückließen. — Warum, ſo redete er die Träger des Kranken an, habt ihr den Mann, der der Ruhe und Schonung ſo nöthig bedarf, nicht noch einen oder etliche Tage auf ſeinem Lager gelaſſen? Morgen mit dem Früheſten wären wir gekommen und wir hätten ihn dann mit beßrer Vorſicht herübergebracht, als ihr, die ihr nicht einmal eine leichte Decke oder ein Tuch um ihn geſchlagen habt.

Herr, ſo erwiederte einer der Träger, der Mann hat uns manche Sorge gemacht; er hat uns keine Ruhe gelaſſen die ganze Nacht hindurch. Er iſt nicht recht bei Sinnen geweſen, hat immer vom Lager auf und aus der Hütte hinaus gewollt, ſo daß etliche von uns ihn mit Gewalt halten mußten. Heute Morgen, da es draußen ſo ſtürmte und wetterte, daß kein Geſunder ſich hinauswagen mochte, hat er's uns am ärgſten gemacht. Da muß es ihm vorgekommen ſein, als läge er in einem untern Schiffsraum; er verlangte beſtändig hinauf auf's Verdeck, um da mit arbeiten zu helfen gegen den Sturm. Denn dieſen hörte er ganz gut, glaubte aber daneben auch immer die Pfeife des Capitäns zu hören, die ihn an ſeinen Poſten rief. Seit etlichen Stunden iſt er ruhiger geworden, dabei aber ſo matt, daß er faſt kein lautes Wort mehr reden kann, obgleich er noch kurz vorher ſo laut geſchrieen, als ob er den Sturm überſchreien wollte. Da hat er uns denn ganz ſanft und vernünftiglich, dabei aber auch recht dringlich gebeten, daß wir ihn hinüberbringen möchten zu ſeinen Cameraden. Wir hätten ihn gerne zugedeckt, aber er klagt ſo über Hitze, daß er keine Decke erleiden mochte.

Was habt Ihr ihm denn, fragte Steller, geſtern Abend eingegeben, oder was habt Ihr ſonſt mit ihm gemacht, als wir fort waren?

Da ſeid Ihr, antwortete der Träger, mit eurer Frage auf dem rechten Flecke, Herr. Der Mann war ſehr matt, denn er hatte viel Blut verloren, dazu klagte er über heftigen Durſt. Und ſeht, da hat ihm ein altes Weib, die Großmutter eines der Baumfäller, einen ſpaniſchen Pfeffertrank gegeben, der wohl wegen des Zuckers und des Gewürzes, das darin iſt, und wegen des guten, ſtarken Branntweins, daraus man ihn bereitet, ganz gut ſchmeckt, der aber ganz verteufelt ſtark iſt. Mein alter blinder Vader war ſo eben mit euch auf der Ueberfahrt, und ich kam auch erſt ſpät von Georgstown nach Hauſe, als der dumme Streich ſchon geſchehen war. Denn die Alte hat mir geſtanden, daß der Kranke einen ganzem Topf von ihrem, wie ſie meinte, herzſtärkenden Hexentrank zu ſich genommen hat.

Steller fand den Kranken, den man ſogleich in ein Zelt gebracht hatte, in einem bedenklich fieberhaften Zuſtand. Was werde ich da thun können, ſprach er, hier wo mir alle und jede Mittel fehlen, die ich gern zur Beſchwichtigung des Sturmes, der in dem ſo gräulich gemißhandelten Körper tobt, anwenden möchte?

Da wüßte ich, ſagte der Träger, wohl einen Rath. Im Hafen von Georgstown, den ich erſt geſtern gegen Abend verließ, liegt ein engliſches Schiff vor Anker, auf dem ſich ein ſehr geſchickter Arzt befindet, den ich in Geſellſchaft eures Capitäns gehen geſehen habe. Das Meer iſt jetzt ruhig und ich als Lootſe bin mit dem Fahrwaſſer wohl bekannt, auch ſcheint der Mond ſo hell, daß man ſo ſicher ſteuern kann, wie am Tage. Ich erbiete mich, ſchon um des Mannes willen, der mich dauert, noch dieſe Nacht nach Georgstown zu fahren und morgen mit dem Früheſten ſoll der Doctor mit ſeiner Apotheke bei euch ſein. Ich werde dem Alles beichten, wie es gekommen iſt.

Der Clerk und der Cadet fanden den Vorſchlag ſehr annehmlich. Der letztere begab ſich mit auf die nächtliche Fahrt und auch Lambert, nachdem er ſich hierzu von Hrn. Walker die Erlaubniß erbeten, machte von der allerdings gewagt erſcheinenden, dabei aber ſicheren Gelegenheit zur Ueberfahrt Gebrauch. Steller gab einige ſchriftliche Bemerkungen für den Arzt mit.

Hat man, fragte er, als das Boot abgefahren war den Clerk, mit dem jungen Menſchen keine Verabredung darüber getroffen, in welcher Weiſe er ſeinem Oheim die Entdeckung, daß ſeine Tochter und ſein Schwiegerſohn hier ſind, mittheilen ſoll?

Es iſt nicht geſchehen, antwortete der Clerk, und in der That, in dieſer ſo verworrenen, wunderlichen Geſchichte, weiß man nicht, was man rathen ſoll. Ich hoffe, es werde irgend woher ein Lichtſtrahl von oben hereinbrechen, der das Dunkel zerſtreut.

37. Die Unruhe des Zweiflers.

Die Sonne war ſo eben erſt aufgegangen, da landete unter der ſichren Führung des Lootſen ein ziemlich anſehnliches Boot. Der Kranke hatte zwar die Nacht in heftigem Fieber und in ſchmerzhafter Beängſtigung der Bruſt zugebracht, war aber gegen Morgen in einen Schlummer verſunken; Steller, der die Nacht bei ihm gewacht hatte, war hinausgetreten in's Freie. Er ſahe aus dem Boote den Capitän nebſt Herrn Watſon und Lambert, mit ihnen einen unbekannten Mann — es war der herbeigerufene engliſche Schiffsarzt, an's Land treten.

Am meiſten zog in dieſem Augenblick Herr Watſon ſeine Theilnahme, ſo wie ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Dieſer hatte, wie von einer jugendlichen Ungeduld ergriffen, den Augenblick, da das Boot landete, kaum erwarten können, er ſtand, vorgedrängt vor den Andern, nahe am Rand des Fahrzeuges, und war der erſte, der faſt mit einem Sprunge an's Land ſetzte. Hier aber war es, als würde ſeinem raſchen Vorwärtsbewegen plötzlich Einhalt gethan, als wiſſe er eigentlich ſelber nicht mehr, wohin er ſich wenden, und was er thun ſolle? Er trat zur Seite des Landungsplatzes, blickte ſinnend nach der Gegend des Meeres hin, aus welcher er ſo eben hergekommen war, trat dann wieder zum Capitän hin, ſprach mit dieſem und hierauf mit Lambert einige Worte, kehrte noch einmal, als habe er etwas dort vergeſſen, zum Boote zurück, das ganz entleert, feſt gebunden an der Küſte lag, wendete ſich jetzt nach der Seite herum, an welcher auf dem höheren Uferrand die andern Schiffsgenoſſen ſtanden, ſtieg jedoch nicht zu dieſen hinauf, ſondern ſcheu nach ihnen hinblickend, nahm er ſeinen Weg über das rollige Geſtein am Saume der Brandung hin, nach einer Gegend des Landungsplatzes, wo die aus dem Schiffe geretteten Geräthſchaften ſtanden. Der engliſche Schiffsarzt war mit Steller in das Zelt hineingegangen, darin der kranke Steuermann lag; der Capitän und der Clerk blickten theilnehmend dem alten Herrn Watſon nach, deſſen Bewegungen und Schritte ſie aufmerkſam beobachteten. Der Zuſtand des Mannes, ſagte der Capitän, geht mir zu Herzen. Es iſt Ihnen Allen kein Geheimniß mehr, und auch er ſelber weiß es jetzt, daß ſeine Tochter und ſein Schwiegerſohn bei uns ſind, und daß er ſie ſehen ſoll. Anſtatt der freudigen Hoffnung aber, die einen andren Vater unter ſolchen Umſtänden erfüllen würde, iſt der arme Mann von einer inneren Bewegung ergriffen, welche viel mehr einer peinlichen Furcht und Unruhe gleicht, als der Freude. Er hat während der ganzen Ueberfahrt von Georgstown her nur wenige, abgebrochne Worte mit mir geſprochen, nur den Steuermann mehrere Male gefragt, wie lange die Fahrt noch dauern werde? dann aber, als hätte er die Antwort nicht gehört, ſchon nach wenig Minuten dieſelbe Frage wiederholt. Mir war es, als könne man es ihm anſehen, wie heftig ihm ſein Herz klopfte, er athmete ſo ſchwer, daß der engliſche Schiffsarzt aufmerkſam ward, und nach ſeinem Befinden ſich erkundigte, worauf er mit einer abwehrenden Bewegung der Hand und mit Kopfſchütteln antwortete. Hier am Lande hat ſein Blick, das bemerkte ich wohl, gleich nach ſeiner Tochter geforſcht, aber in einer Weiſe, als fürchte er den Augenblick des Wiederſehens. Dort bei den alten Kiſten und Käſten, womit er ſich aufmerkſam zu beſchäftigen ſcheint, obgleich er immer wieder von Zeit zu Zeit nach unſrer Geſellſchaft herumſchaut, hat er ſchlechterdings nichts zu thun. Alle ſeine werthvollſten Effecten ſind bereits nach Georgstown hingeſchafft worden, andre ſtehen in meinem Zelt in Sicherheit, dort, wo er jetzt iſt, finden ſich, wenn ſie nicht bereits zerſchlagen und für die Küchenfeuerung benutzt ſind, nur jene leeren Kiſten, darin der Wein enthalten war, womit er neulich ſeine Schiffsgenoſſen bewirthete.

Lambert kam in die Nähe der beiden. — Was hat, ſo fragte ihn der Clerk, Ihr lieber Oheim geſagt, als Sie ihm die Freudenbotſchaft mittheilten, daß ſeine Tochter unter unſrer Schiffsgeſellſchaft ſei?

Geſagt? antwortete Lambert, auch nicht ein Wort hat er geſagt, ſondern iſt ſo erſchrocken, daß ich ſelbſt mit ihm erſchrocken bin. Gott weiß, was das für Bewandtniß hat, und was daraus werden ſoll. Ich will mich nur jetzt, ohne den Oheim darum zu fragen, auf die Fahrt machen, hinüber nach der kleinen Wochenbett-Inſel meiner Verwandtin, und dieſe ſammt ihrem Kind und ihrem Manne herüberholen zu ihrem Vater.

Ich möchte Ihnen da, ſagte der Capitän, den Rath geben, daß Sie wenigſtens die Mutter und ihr Kind, wo möglich auch den Mann zuerſt nicht hieher zur Geſellſchaft, ſondern in ein Zelt führten. Das meinige ſteht Ihnen zu dieſem Dienſt bereit, Sie werden ſich dieſem von der andern Seite des Hügels her nahen können, ohne daß man von hier aus es bemerkt.

Lambert eilte hinab an's Ufer, und beſtieg ein Boot zur Ueberfahrt, ein andrer Schiffsgenoſſe aber, der ſich ſeit etlichen Tagen nicht außer dem Zelt hatte ſehen laſſen, trat zur Geſellſchaft hin. Es war der Lieutenant Broomfield, heute von ſo heitrem Ausſehen und ſo natürlicher Haltung, als ihn der Clerk noch niemals geſehen hatte. Ich höre, ſo fragte er nach freundlicher Begrüßung den Capitän, der engliſche Schiffsarzt Dr. Wilſon ſei hier?

Allerdings, ſo antwortete der Capitän, iſt Dr. Wilſon hier, und indem wir ſo eben ſeinem Namen nennen, tritt er dort aus dem Zelte, wo er einen Kranken beſuchte, hervor, und geht auf uns zu. — Wie ſteht es, Herr Doctor, ſo rief er dem Kommenden entgegen, mit unſrem Kranken, hat es Gefahr mit ihm?

Ich hoffe nein, antwortete Wilſon, wiewohl er einer Darmentzündung ſehr nahe war. Der vorhergehende Blutverluſt, und nun der neue, durch eine tüchtige Menge von Blutigeln, haben die Gefahr vermindert, in welche der arme Mann durch den Tollrauſch gerathen war, in die eine alte Quackſalberin ihn mit ihrem, ich möchte gerade zu ſagen, Gifttrank verſetzt hatte. Auch fand ich meiner ärztlichen Behandlung durch die zweckmäßigen äußeren Mittel, die der junge deutſche Arzt, der auf ihrem Schiffe iſt, angewendet hatte, bereits ſehr gut vorgearbeitet.

Der Lieutenant ſtand ſchweigend, lächelte aber den Doctor, der ihn aufmerkſam betrachtete, freundlich an, als wollte er mit ſeinen Mienen ihn fragen: kennſt du mich denn nicht mehr? nach einigen Minuten rief der Doctor, wie aus einem Traume erwachend: mein Gott, Broomfield, ſind Sie es wirklich? Wie kommen Sie von Oſtindien hieher an die Bermudas, und, wie ich zu meiner herzlichen Freude bemerke, wieder völlig geſund und, Ihrer Uniform nach, wieder im Dienſt?

Die beiden ſchüttelten ſich herzlich grüßend die Hand; der Lieutenant erzählte dem Freunde, vor der Hand nur mit wenig Worten, wie er nach ſeiner Geneſung von neuem in Kriegsdienſte getreten, und in letzter Zeit an ein Regiment verſetzt ſei, das in Weſtindien ſtehe.

Aber was iſt, fragte der Doctor, aus Ihrem Wohlthäter, aus meinem edlen, guten Graſſer geworden, in deſſen treuer, ſorgfältiger Pflege ich Sie, bei meinem Abgang aus Indien zurück ließ. Lebt er noch in Oſtindien, oder iſt er ſeitdem nach ſeinem Vaterland, nach Amerika heimgekehrt?

Herr Graſſer *), antwortete der Lieutenant, iſt in unſrer Schiffsgeſellſchaft, nicht aber hier auf unſrer kleinen Inſel, ſondern auf einer andern, nachbarlichen, wohin er mit ſeiner Frau, die erſt vor wenig Tagen entbunden worden, ſich zurückgezogen hat. Er iſt noch immer, wie damals, als Sie mich in ſeine Pflege gaben, mein Wohlthäter, ohne deſſen Troſt, Rath und Hülfe ich das nicht ſein würde, was ich durch Gottes Beiſtand jetzt bin.

Der Lieutenant hatte die letzten Worte mit tiefer Bewegung geſprochen; ſeine dunklen, ſonſt öfters ſo ſtarr vor

---

*) Die Leſer werden ſich erinnern, daß dies der eigentliche Familienname des H. Milner iſt.

ſich hinblickenden Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt. Allerdings ja, ſagte der Doctor, mein Freund Graſſer iſt ein Seelenarzt, wie ich nur wenige kennen gelernt habe. Auch auf mich ſelber hat dieſer Mann, der einen großen Schatz außerordentlicher Erfahrungen in ſeinem unſcheinbaren, ſchlichten Weſen trägt, auf eine für mein ganzes Leben entſcheidend wohlthätige Weiſe gewirkt. Ich kenne, ſo fuhr er gegen den Capitän gewendet fort, zum Theil als Mitgenoſſe ſeiner Erfahrungen, die innere wie die äußere Lebensgeſchichte des Herrn Graſſer; er iſt, wie wenig andre Menſchen, durch eine Schule ſchwerer Demüthigungen und ſchmerzhafter Läuterungen gegangen; ein Feuer, darin ſein herrliches Gemüth bewährt worden iſt, wie lautres Gold. Ich kann den Augenblick kaum erwarten, in welchem ich nach langer Trennung, hier auf einem elenden Corallenriff der Bermudas, den werthen Mann wieder ſehen ſoll.

Steller hatte, von dem Zelte des kranken Steuermannes hinweg, ſogleich nach der andren Seite des Landungsplatzes ſich gewendet, an welcher Herr Watſon noch immer, unentſchloſſen zögernd, bei den leeren Kiſten und Fäſſern verweilte. Während die andern, die bei dem Capitän und dem Doctor geblieben waren, über Milner (Graſſer) ſprachen, hatte, faſt ſo als ſei es zwiſchen beiden Theilen der Geſellſchaft verabredet geweſen, auch Steller mit Watſon über den hart verkannten Schwiegerſohn geſprochen. Er fühlte ſich hiezu aus zweifachem Anlaß bewogen. Der alte, ſonſt ſo trübſinnig in ſich ſelber verſchloſſene Herr hatte ſich ihm in ſo zutraulicher Weiſe mitgetheilt, zeigte ſich ihm bei jener Gelegenheit von einer ſo menſchlich ſchönen, edlen Seite, das was Steller durch Andre über Watſon gehört, was er ſelbſt an ihm geſehen und beobachtet hatte, war von ſo vortheilhafter Art, daß es in jedem edlen Gemüth Theilnahme erregen und Zuneigung erwecken mußte. Auf der andern Seite hatte unſer wohlwollender Landsmann auch den armen, von Watſon ſo hart behandelten Milner ſo liebgewonnen, war von der lauteren guten Geſinnung deſſelben ſo feſt überzeugt worden, daß er ſich aus Liebe zu beiden gedrungen fühlte, eine Verſtändigung und liebevolle Annäherung zwiſchen beiden, ſo weit es ihm möglich, herbeizuführen. Er trat deshalb unbefangen zu Watſon hin, der anfangs wenig geneigt ſchien, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen, indem er, den freundlichen Gruß kaum erwiedernd, ſich in den Schoppen, darin die Geräthſchaften aus dem Wrack aufgehäuft ſtanden, hineindrängte, als hätte er da, wer weiß nach welchem für ihn wichtigen Gegenſtand ſich umzuſehen.

38. Ein richtiger Text und ſeine falſche Auslegung.

Ich wünſche Ihnen Glück, redete Steller, der dem alten Herrn nachgieng auf ſeinen Kreuzwegen durch die Fäſſer und Kiſten, dieſen an, es erwartet Sie heute eine große Freude: die Freude eines Vaters und eines Großvaters, die Freude jener Liebe, welche mit der unſers Gottes gegen ſein armes, ſündiges Menſchengeſchlecht am nächſten verwandt iſt, und die deshalb auch einen Vorgeſchmack höherer Seeligkeit in ſich trägt. Fände ein Vater ſein verlornes Kind im tiefſten Elend und Jammer wieder, er würde es von Liebe erweicht an ſein Herz drücken, und Sie finden Ihre Tochter rein und herrlich wie die verborgne Lilie im Thal, und an ihrer Bruſt den Enkel, der Sie bald anlächeln und ſeine Händchen nach Ihnen ausſtrecken wird. Welche Freuden gewährt doch Gott uns armen, ſeiner Güte ſo oft unwürdigen Erdenpilgern.

Kennen Sie meine Tochter? fragte Watſon, indem er plötzlich freundlicher werdend ſtehen blieb, und nach Steller ſich umwandte.

Ich habe ſie geſehen, antwortete Steller, das liebliche zarte Weſen, bei dem ſich in jeder Miene, in jeder Bewegung wie das Bild der Sonne im Thautropfen, der Abglanz jenes inneren Friedens ſpiegelt, den die Welt nicht geben noch nehmen kann; einer meiner liebſten Freunde aber, der mit Graffer in naher Verbindung war, und der das Glück hatte Taufzeuge bei der Chriſtenweihe Ihres Enkelſöhnchens zu ſein, kennt Ihre liebenswerthe Tochter und den trefflichen Mann derſelben näher, und auch ich kenne Graffer ſo weit, daß ich ſagen darf: ich preiſe den Vater glücklich, der ſeine Tochter an der Hand eines ſolchen Lebensgefährten weiß.

Die Mienen des alten Herrn Watſon wurden plötzlich ernſt und nahmen den Ausdruck einer ſchmerzlichen Bewegung an. Ich will Ihnen, ſo ſprach er, einmal eine Geſchichte erzählen, die ſich vor mehreren Jahren in unſerm Amerika zugetragen hat. In Neuyork lebte damals ein Mann, ich kannte ihn genauer, in ſeiner Jugend ein Wüſtling und ehrloſer Betrüger, ſpäter ein offenbarer Spötter und Läſterer aller göttlichen Wahrheiten. Dieſer Menſch, — wie denn öfters der frecheſte Unglaube und der niedrigſte Aberglaube ſich vereinen und brüderlich die Hand reichen — gerieth mit Leuten in Bekanntſchaft und Verbindung, die vielleicht von Herzen weniger ſchlecht und verdorben waren, als er, die aber dabei ſchwach an Verſtand und in phantaſtiſchem Gelüſte befangen waren. Sie hatten ihre Hellſeher und Hellſeherinnen, trieben ſogenannte Schwarzkünſtelei und Wahrſagerei. Jener Mann trat an ihre Spitze, er ward durch eine gewiſſe Ueberlegenheit des Verſtandes und noch mehr ſeines ganz entſchiedenen, kräftig böſen Willens, ſo wie durch das Anſehen, das ſein höherer Stand ihm gab, der Meiſter dieſer ſchwachköpfigen Schwärmer, der ſich ihrer, als willenloſer Werkzeuge bediente. Aus der Schaar der Schwärmer wurde jetzt eine Rotte der Böſewichte, die bei ihren nächtlichen oder ſonſt geheimen Zuſammenkünften Gräuel verübten, und nicht ſelten unſchuldige Jungfrauen und Jünglinge, durch Lockungen des unverſtändigen Vorwitzes in den Abgrund dieſer Gräuel und des ewigen Verderbens hineinriſſen. Einige, namentlich ein Verwandter meiner verſtorbenen Frau, endigten als Selbſtmörder. Ich frage Sie, wie würde Ihnen zu Muthe ſein, wenn ſie Ihr Kind, in den Armen, in der Gewalt eines Mannes ſehen müßten, der aus der Rotte dieſer Böſewichte wäre?

Ich weiß, ſo antwortete Steller in ruhiger Faſſung, was Sie ſagen wollten, ich weiß es aus dem eignen Geſtändniß Ihres Schwiegerſohnes, daß er in ſeinem 17ten Jahre nahe daran war, in die Schlingen der verführeriſchen Rotte zu gerathen, von welcher Sie ſo eben ſprachen; aber ich habe auch zugleich die feſte, ſichere Ueberzeugung gewonnen, daß Graffer aus jener großen Gefahr unbeſchädigt und unbefleckt entkam, und daß er ſich von dieſer Zeit an mit Abſcheu und herzlicher Reue von der Verirrung ſeiner jugendlichen Phantaſie hinweggewendet hat, die ihn an den Rand eines grundloſen Abgrundes geführt hatte; ich bin der feſten Ueberzeugung, daß er ſeitdem nie mehr von der Bahn des Rechtes und der Wahrheit abgewichen iſt.

Watſon ſchüttelte ungläubig den Kopf. Ich will Ihnen, ſo ſprach er, noch eine andre Geſchichte aus meinem Leben, ſo wie aus dem Leben eines andern Menſchen erzählen, durch deſſen verführeriſches Weſen Ihre gutmeinende Leichtgläubigkeit nur zu ſehr ſich hat täuſchen laſſen. Ich war in meinen früheren Jahren Beſitzer großer, weit ausgedehnter Länderein, an der Gränze jener Diſtrikte, die noch jetzt von Indianern bewohnt ſind. Ich will es nicht läugnen, auch ich war damals von den gehäßigen Vorurtheilen gegen die Rothhäute oder die Eingebornen Amerikaner nicht frei. Man hatte mir ſo viel von den Räubereien, nächtlichen Ueberfällen, grauſamen Mordthaten, ſo wie von den barbariſchen Sitten dieſer Wilden erzählt, von ihrer mißtrauiſchen Falſchheit gegen die Weißen von ihrer Abneigung zur Annahme menſchlicher (europäiſcher) Gewohnheiten und Lebensweiſen, daß ich ſie mit einer Art von Abſcheu als Halbmenſchen und zugleich als Feinde des eigentlichen Geſchlechtes der Menſchen, (das heißt, nach meiner damaligen Anſicht der Europäer) betrachtete. Während des erſten Jahres, das ich auf einer meiner Beſitzungen zubrachte, deren Ländereien wie eine Landzunge in's Meer, weit in ein Waldgebiet der Indianer hineinreichte, fand ich auch wirklich alle Urſache, mich über dieſe Nachbaren zu beklagen. Mein Stück Landes hatte ich von dem Staatencongreß in Philadelphia nach der Charte gekauft, es war mir nach einem Plan zugemeſſen worden, den damals der Congreß zur Ausdehnung der Beſitzungen und des Anbaues des noch unbenutzten, (das heißt, nur von indianiſchen Jägervölkern bewohnten) Gegenden im Weſten entworfen hatte. Ein Landmeſſer, mit noch einigen andern Regierungs-Bevollmächtigten begleitete mich. Man maß mir die Gränzen meines Beſitzthumes ab und ich bemerkte allerdings, daß dieſe Gränzen hin und wieder faſt mitten durch Wohnplätze der Indianer, ja ſogar an ein oder zwei Stellen durch Maisfelder ſich hinzogen, welche die Rothhäute ſich angepflanzt hatten. Ich äußerte mein Bedenken darüber gegen die Commiſſäre, dieſe erwiederten aber ganz kalt: dieſe Wilden haben hier nichts mehr zu thun. Das Land gehört unſer nach dem Ausſpruch des Congreſſes und muß bebaut werden. Die Rothhäute leben von Jagd und von Fiſchfang, ſie haben gegen Weſten hin Wälder und Flüſſe und Seen genug, da mögen ſie hinziehen. Man wird ihnen heute noch anſagen, daß ſie unſer Gebiet räumen.

Ich beruhigte mich bei dieſem Ausſpruch der älteren und ſachverſtändigen Männer. Dieſe, nachdem ſie ihr Geſchäft beendigt und die Kaufſumme von mir erhalten hatten, kehrten nach Philadelphia zurück; ich mit meinen Zimmerleuten und Maurern baute mir ein Haus, das dem Rathe zu Folge, den man mir in Philadelphia ertheilte, die Einrichtung einer kleinen Feſtung — eines Blockhauſes — erhielt. Die Indianer beunruhigten und ſtörten uns nicht bei unſerm Bau. Wir ſahen anfangs nur ſelten einen, ſpäter, als wir einen und den andern mit Tabak und andern Kleinigkeiten beſchenkten, wurden ſie zutraulich, brachten uns Wildpret, Fiſche, eine Art von Nüſſen und andre Eßwaaren zum Verkauf. Als mein Wohnhaus aus dem Gröbſten vollendet war, fieng ich an, auf das Urbarmachen des Landes auszugehen, ich ließ ein ziemliches Stück des Waldes fällen und niederbrennen, dann die Stöcke und Wurzeln ausreuten. Da kamen eines Tages einige alte Häuptlinge der Indianer zu mir und hielten eine Rede an mich durch meinen Dolmetſcher. Sie erklärten mir, daß der Wald ihr Jagdrevier ſei. Ich erwiederte: ſie ſeien im Irrthum, das Land ſei mein, ich habe es von der Regierung des Landes gekauft. Jene entfernten ſich, aber ſchon am nächſten Morgen erfuhr ich, daß mir die Indianer einen Theil meiner Ochſen, die auf einer Waldwieſe in der Koppel weideten, geraubt oder erſchlagen hätten, mein beſter Hund war durch Pfeilſchüſſe getödtet. Ich will meinen Bericht über die Feindſeligkeiten, die ich von nun an von den Rothhäuten zu erdulden hatte, nur kurz machen. Wir, ich und meine Leute — ich hatte einige und zwanzig kräftige Männer bei mir — ſetzten uns auf Kriegsfuß; einer meiner Knechte, welcher eine kleine Hütte, der, wie er ſie nannte, ſchmutzigen Rothhäute, die mitten auf meinem künftigen Feldgebiet ſtand, niedergeriſſen hatte, wurde von ihren Pfeilen, die ſie aus dem Hinterhalt auf ihn ſchoſſen, hart verwundet, wir nahmen Rache und ſchoſſen mehrere von ihnen, ſo wie ſie uns eben zu Geſicht kamen, mit unſern Flinten nieder. Von nun an gab es täglich Raub und Mordſcenen, freilich aber zogen bei den letzteren die armen Indianer immer den Kürzeren. Eine zeitlang ſchien es, als hätten unſre Feinde ganz das Feld geräumt, wir ſahen keinen von ihnen, da wollte ich die Zeit des ſcheinbaren Friedens benutzen, um in der nächſten Gouvernementsſtadt einige Ankäufe von Vieh und Kriegsmunitionen zu machen. Einige meiner Leute begleiteten mich, neunzehn Mann waren als Beſatzung des Blockhauſes zurück geblieben. Nur wenige Tage nach meiner Abreiſe machten die Indianer in ſtarker Schaar einen nächtlichen Ueberfall auf mein Haus, durchbrachen die Palliſadenumzäunung, erſtürmten das Haus und brannten es nieder, nur 8 Mann von meinen Leuten retteten ſich durch die Flucht, die andern waren in dem mörderiſchen Kampfe gefallen.

Mein Haß gegen die „unmenſchlichen Feinde der Menſchheit,“ gegen dieſe Rothhäute, war jetzt auf's Höchſte geſtiegen. Ich erbat mir von der Landesregierung ihren bewaffneten Schutz und erhielt dieſen; in Kurzem war ein großer Landſtrich um mein Gebiet her, durch einen Vertilgungskrieg und durch Vertreibung von den Indianern ganz geſäubert. Ein andrer großer Ländereienbeſitz, ebenfalls an der Gränze des Indianergebietes gelegen, war mir durch Erbſchaft von einem Oheim zugefallen, ich hatte dazu noch mehrere Diſtrikte gekauft und in glücklichen Anbau genommen. Im Bunde mit mehreren begüterten Nachbarn, zog ich jetzt öfters, wie ein andrer auf die Jagd der Hirſche ausgeht, mit in den Krieg gegen die Indianer. Wir fragten dabei nicht, ob die Horde, deren Hütten wir niederbrannten, die wir niederſchoſſen, gleich wilden Thieren, zu jenen gehörten, die uns etwa ein Stück Vieh geraubt, einen Acker verwüſtet, einige der unſern umgebracht und ſcalpirt hatten, ſondern alles, was Indianer war, ohne Unterſchied, wurde als Mörder und Dieb behandelt.

Mit innig tiefer Reue gedenke ich jetzt der unmenſchlichen Gräuel, die, freilich weniger von mir, als von meinen Bundesgenoſſen begangen wurden. Aber ſchon damals regte ſich in meinem verwilderten Gemüth öfters ein menſchliches Gefühl, oder, um es beſſer zu ſagen, das Gewiſſen. Ich drang, ſo weit ich nur vermochte, auch bei Andern, auf Schonung der Frauen, der Kinder, der Greiſe, überhaupt der Wehrloſen und Unbewaffneten. Einſt, da wir in einem ordentlichen Feldlager einem mächtigen, kriegeriſchen Indianerſtamm entgegen ſtanden, hatten wir einen wüthenden, nächtlichen Ueberfall unſrer Feinde ſiegreich zurück geſchlagen; das ganze Feld umher zeigte ſich am nächſten Morgen mit ihren Leichnamen bedeckt. Ein alter, eisgrauer Krieger hatte ſich in mein Zelt geflüchtet und da hinter den Geräthſchaften verſteckt. Erſt nach etlichen Tagen entdeckte ich ihn. Er war durch den Blutverluſt aus ſeinen Wunden und durch Hunger in faſt ohnmachtähnlicher Ermattung gerathen. Mich jammerte es ſeines grauen Hauptes und obgleich er mit den Waffen in der Hand da lag, ſtärkte ich ihn durch Speiſe und Getränk, und ließ ihn heimlich aus unſerm Lager entlaufen.

Im darauf folgenden Frühling waren wir in etwas kleinerer Schaar zu Felde gezogen. Wir wurden überfallen und erlitten eine vollkommene Niederlage, nicht der zehnte Theil der Unſrigen rettete ſich aus der Schlacht. Ich lag ſchwer verwundet, ſinnlos unter den Todten. Als ich wieder zu mir kam, war es Tag geworden, ich ſahe um mich und fand mich mitten unter meinen Feinden in einer Indianerhütte. Die Wilden hatten mir meine Wunden mit Baſt und Baumrinde verbunden, mich auf ein weiches Lager von Fellen gelegt, ſie reichten mir Erquickungen aller Art. Ich war in der Hütte deſſelben Alten, dem ich im vorhergehenden Herbſt Leben und Freiheit gerettet hatte. Die harte Verletzung, die ich an einem meiner Kniee erhalten, machte mich unfähig zum Gehen und Stehen; faſt drei Monate mußte ich das Lager hüten. In dieſer Zeit lernte ich die Indianer von einer andern Seite kennen, als ich ſie bisher gekannt hatte; nicht nur als Menſchen, ſondern als Menſchen von einem natürlich edleren, feineren Gefühl für Recht und Billigkeit, als die meiſten jener ſogenannten Chriſten, die ſie aus dem Lande ihrer Väter vertreiben und mit kaltem Blute hinſchlachten. Ich war mit ihrer Sprache vollkommen vertraut geworden; wie oft fühlte ich mich tief beſchämt, wenn ſie mit Verſtand und Ruhe mir die Reihe jener Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen zu Gemüthe führten, die ſie von den weißen Fremdlingen erduldet hatten.

Meine Landsleute hatten ſeit jener Nacht, die auch für mich, ohne die Hülfe der Indianer die letzte geworden wäre, noch mehrere Niederlagen und Verluſte erlitten. Es kam zu einem Friedensſchluß und Vergleich der Partheien. Ich war wieder geneſen und kam, wie ein vom Tode Erſtandner zu den Meinen. Von nun an blieb ich im freundlichen Verkehr mit den Eingebornen. Ich verheirathete mich und lebte eine Reihe von Jahren in Glück und Frieden. Mehrere Male wohnte ich als Mitglied den Provinzialverſammlungen, ſelbſt dem Nationalcongreſſe bei. Man hatte ſich abermals große Ungerechtigkeiten, ja Unmenſchlichkeiten gegen die friedlichen Indianer zu Schulden kommen laſſen; alle Verträge, alle gegebenen Verſprechungen waren gebrochen worden. Da nahm ich mich mit Ernſt, ja mit Heftigkeit der Menſchenrechte des unterdrückten Volkes an, von welchem ein Theil, namentlich in der Nachbarſchaft meiner Beſitzungen ſelbſt durch den gemeinſamen Glauben der Chriſten noch näher mit uns verbunden worden war. Ich fand da viele Feinde; der erbittertſte von allen war jener Mann, den ich Ihnen vorhin als das Haupt der ruchloſen Rotte der Betrüger und Verführer bezeichnet habe. Dieſen hatte ich einſt, als ich etliche Monate nach dem unglücklichen Ende meines vorhin erwähnten weitläufigen Verwandten in Neuyork war, in der Aufwallung eines, ich möchte wohl ſagen, edlen Zornes, als einen ſchurkiſchen Böswicht, im Licht ſeiner mir wohlbekannten Schand- und Gräuelthaten vor vielen Zeugen hingeſtellt. Er hatte ſeitdem viel an ſeiner öffentlichen Achtung, ja, in Folge einer näheren Unterſuchung ſelbſt ſeine Stelle beim Congreß, nicht aber ſeinen geheimen Einfluß und das Geſchick zu ſeinen Künſten des Luges und Truges verloren.

Ich war nach einem kurzen Verweilen in Boſton, auf meine Beſitzungen an der Gränze zurückgekehrt. Hier geſchahe es bald nachher, daß die freien Amerikaner bei einer ihrer ungerechten Kriegsexpeditionen gegen die Indianer abermals eine ſehr ſtarke Niederlage erlitten. Obgleich dieſes Ereigniß nur wenige Stunden Weges von meinem Landſitz ſich zutrug, erfuhr ich dennoch erſt am nächſten Tage die Kunde davon; ich hatte von der Stellung und von den Bewegungen unſers amerikaniſchen Streifcorps nichts gewußt. Bald nachher wurde ich bei Nacht durch ein Commando der Provinzialtruppen auf Befehl der Regierung in meiner Wohnung aufgegriffen und als Gefangener, in Ketten abgeführt. Ich wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt. Man brachte ſchwere, unerhörte Beſchuldigungen gegen mich vor. Ich ſollte die Feinde nicht nur mit Munition verſorgt, ſondern ihnen die Stellung unſers Streifcorps verrathen, ja noch mehr, ich ſollte als Führer der Indianer den nächtlichen Ueberfall geleitet, an der Spitze der Feinde gekämpft, einen der amerikaniſchen Offiziere niedergeſtochen haben. Mehrere Zeugen ſtanden gegen mich vor den Schranken; das Gewebe ihrer Lügen war ſo fein geſponnen, ſo täuſchend, daß ſelbſt die Richter davon befangen wurden. Ich wäre erſchoſſen worden, hätte nicht die kräftige Einrede eines alten Freundes, es war der Bruder unſers wackern Schiffscapitäns, das Urtheil der Richter dahin gelenkt, daß mir ſtatt des Todes, bis auf weitres Ergebniß der Unterſuchungen, der Kerker zuerkannt wurde.

Unter den Zeugen, die gegen mich mit ihren Lügen auftraten, war ein junger Mann von frecher Stirn und wahrhaft teufliſcher Bosheit. Er ſelbſt wollte mich bei der nächtlichen Affaire geſehen, den Offizier, den ich erſtochen haben ſollte, in ſeinen Armen aufgefangen haben, er zeigte einzelne Belege, eine verrätheriſche Correſpondenz mit einem unter den Indianern lebenden entlaufenen engliſchen Verbrecher vor, daran meine Handſchrift ſo täuſchend nachgeahmt vor, daß ich, wäre der Inhalt ein andrer geweſen, ſie ſelbſt dafür anerkannt haben würde; er betrug ſich in Wort und That vor Allem am meiſten als ein Feind, der nach meinem Blute dürſtete. Und wenn ſich nicht ergeben hätte, daß ihm noch ein Jahr an jenem Alter fehlte, welches nach unſerem Geſetz dem Zeugniß eines Mannes vor Gericht ſeine volle Gültigkeit verleihet, dann wäre auch wirklich mein Blut noch an demſelben Tage gefloſſen. Jener junge, freche Lügner, war einer aus der Rotte des Mannes, den ich Ihnen als einen Meiſter aller Künſte des Betruges und der Bosheit geſchildert habe. Und wer war er? Es war derſelbe Graffer, den ich mehrere Jahre nachher, als ich endlich nach voller Anerkennung meiner Unſchuld aus dem dumpfen, ſchmählichen Kerker entlaſſen, zum Grabe meines theuern Weibes und in mein Haus zurückkehrte — als Mann meiner Tochter fand.

Steller ſchwieg einige Augenblicke betroffen ſtill. Dann ſagte er: Die angeblichen Briefe Ihrer Hand, welche die falſchen Zeugen dem Kriegsgericht vorlegten, waren ſo täuſchend Ihren Schriftzeichen nachgemacht, daß Sie ſelbſt, wie Sie vorhin ſagten, hätten davon verführt werden können, wenn der Inhalt mit Ihrem gewöhnlichen Thun und Leben übereinſtimmend geweſen wäre. So würde auch ich nicht anſtehen können, dem Anſchein von Wahrheit mich hinzugeben, den das harte Urtheil über

Ihren Schwiegerſohn durch das Zuſammentreffen der von Ihnen berichteten Umſtände empfängt, wenn die That, welche Sie Herrn Graffer Schuld geben, nur im mindeſten mit ſeiner Geſinnung und ſeinem Weſen übereinſtimmte. Der Irrthum mag liegen, worin er wolle, ich hoffe feſtiglich, daß er als ſolcher ſich kund geben wird. Ein Mann, von Graffers Geſinnung und Gemüth, konnte nie einer ſolchen Schandthat fähig ſein, als die iſt, welcher Sie ihn beſchuldigen.

39. Die glückliche Löſung aller Räthſel.

Herr Watſon wollte weiter reden, da wurde das Geſpräch in unerwarteter Weiſe unterbrochen. Seine Kinder waren gekommen; der ſorgſame Capitän hatte ſie, der Verabredung gemäß, die er mit Lambert getroffen, zuerſt in ſein Zelt geleiten wollen, die Tochter aber hatte ſich nicht halten laſſen. Lambert an ihrer Seite, auf ihren Armen das Kind tragend, ihr Mann einige Schritte hinter ihr, eilte ſie zu dem theuren Vater hin. Das überwallende Gefühl der kindlichen Liebe ſprach ſich in jeder ihrer Bewegungen, im Ton der Stimme, noch mehr in ihren Thränen aus. Sie warf ſich dem Vater zu Füßen, mit dem einen Arm ſeine Kniee umfaſſend, mit dem andern das Kind zu ihm emporhaltend. Da brach die Eisrinde, die der Vater zur ſelbſtgeſchaffenen Pein um ſein Herz gezogen hatte; er hob das theure, einzige Kind zu ſich empor und weinte auf ihrem Haupte ſein ganzes, von Natur kindlich weiches Herz aus. Seitdem er am Grabe ſeines treuen Weibes ſie geweint, hatte er keine Thränen mehr gehabt; ein innres, bittres Feuer der widerwärtigen Verſtimmung gegen die, welche ihm auf Erden die liebſten, die theuerſten ſein ſollten, hatte jene Quellen der wohlthuenden Linderung aller innern Schmerzen verſchloſſen. Mit dem gewaltigen Erguß der Freude trat auch die Erinnerung an alles vergangene Leid und Wehe in ihr natürliches Recht; Watſon weinte über dem theuern, lebenden Haupte der Tochter zum erſten Mal wieder herzlich, inniglich um das theure, verſtorbene Weib, um ſeinen frühe verblühten Sohn und über all' den Jammer, den er im Laufe der letzten Jahre erduldet hatte.

Der Capitän, nebſt dem Doctor Wilſon, mit ihnen der Clerk, Walker, die drei jungen Deutſchen und der Cadet ſtanden da, theilnehmend an dieſem ſchmerzlich freudigen Wiederſehen. Selbſt der Lieutenant ſuchte vergeblich die Thränen der Rührung zu verbergen, denen der alte, würdige Capitän ihren freien Lauf ließ. Der Schwiegerſohn hatte ſich nun auch dem Schwiegervater genaht, welcher, lange Zeit nur mit der Tochter und dem Enkel beſchäftigt, ihn nicht bemerkt hatte. Endlich faßte er die Hand des Vaters, zog ſie an Mund und Herz, die Tochter ſchlang ihren Arm um das Haupt des Mannes und beide, liebend flehend, ſchauten dem Vater in's Auge. Dieſer ergriff Graſſers Hand, zog ihn an ſeine Bruſt, nannte mit weichem Ton der Stimme ihn Sohn. Es ſei, fügte er mit etwas ernſterer Miene hinzu, Ihnen Alles vergeben und vergeſſen, um meines Kindes, um meines Enkels willen. Ohnehin haben Sie als Retter meines Lebens in jüngſter Zeit eine alte Schuld wieder gut gemacht. Sie werden es aber wohl ſelbſt mir nach empfunden haben, daß die Aufwallung meiner Gefühle in jenem Augenblicke, da ich Sie ſeit jener Stunde, da wir uns vor den Schranken des Kriegsgerichtes begegneten, zum erſten Male, als

Mann meiner Tochter wieder ſahe, eine wenigſtens ſehr natürliche war.

Mein Gott, rief Graffer ganz erſtaunt aus. Was iſt das? Vor einem Kriegsgericht ſollten wir uns begegnet ſein? Hatte ich Sie doch niemals noch auf Erden mit meinen Augen geſehen, als ich Sie in Boſton als meinen theuern Vater begrüßte.

Watſon, von heftiger Bewegung ergriffen, trat einige Schritte zurück. In ſeinen Augen und Mienen flammte der, wie es noch ſo eben geſchienen, für immer erſtorbener Zorn mit all' ſeiner Bitterkeit von neuem auf; mit bleichem Angeſicht und zitternden Lippen rief er: wie? du — — Menſch (faſt hätte der Zorn ihm ein andres, härtres Wort auf die Zunge gelegt), willſt deine alte Gewohnheit der Lügen noch feſt halten, willſt mir läugnen, daß du am 9ten September vor fünf Jahren als falſcher Zeuge vor einem Kriegsgericht gegen mich auftratſt, und wenn es deiner boshaften Anklage gelungen wäre, mich dem ſichern Tode überliefert hätteſt?

Im September vor fünf Jahren? fragte Graffer, in ruhiger Faſſung. Vor vier, vor fünf und vor ſechs Jahren lebte ich in dieſer Jahreszeit tauſende von Meilen entfernt von den Schranken jedes amerikaniſchen Gerichtshofes in Oſtindien.

Der Doctor Wilſon und der Lieutenant traten näher. Gerade in der Zeit, die Sie angaben, Herr Watſon, ward Ihr Schwiegerſohn auf meine Bitte der Pfleger hier dieſes Freundes, damals in Bombay. Ich kenne Herrn Graffer von ſeinem Knabenalter an; habe mit ihm in unſrer Vaterſtadt große Gefahren der Seele getheilt, aus denen ich mit und durch ihn gerettet wurde. Ich reiste mit ihm nach Oſtindien, ſtand daſelbſt ſechs Jahre lang in beſtändigem Verkehr und Umgang mit ihm. — Und ich, ſagte der Lieutenant, indem er Graffer, wie zu ſeinem Schutze ſich anſtellend, umſchlang, hatte gerade vor fünf Jahren an Ihrem Schwiegerſohn meinen Wohlthäter, meinen Retter, meinen Troſt gefunden, ich blieb bis zum Juni vor vier Jahren bei ihm in ſeinem Hauſe.

Watſon ſchwieg ſtaunend. Seine natürliche Faſſung kehrte ihm zurück. Ja, wie hängt denn das zuſammen; ſind Sie nicht derſelbe Graffer, der einſt in Neuyork zu Riries verdächtiger Verbindung gehörte, und dann Jahre lang ſich als Werkzeug der ruchloſen Anſchläge jenes Mannes brauchen ließ?

Ich habe mich, ſo erwiederte Graffer, allerdings einmal, in meinem 17ten Jahre zur Theilnahme an dem ſogenannten myſteriöſen Bunde jenes ruchloſen Ririe verleiten laſſen, weil man mir da eine Enthüllung großer verborgner Geheimniſſe verheißen hatte, ich bin aber, ſobald ich das Geheimniß der Bosheit, das jenen vorgeblichen zu Grunde lag, erkannt hatte, von Schauder ergriffen, aus der Geſellſchaft der Schwärmer und Betrüger ausgetreten, und habe mich, ihren Verfolgungen ausweichend, auf Reiſen begeben. Der ſchändliche Burſche, den Sie meinen, der, wie ich erfuhr, am Galgen geendet hat, führte zwar mit mir den gleichen Zunamen, war aber durchaus nicht mit meiner Familie verwandt. Er iſt bis zu ſeinem wohlverdienten Ende in der Verbindung mit Ririe geblieben.

Wilſon war zu Graffer (Milner) hingetreten; die beiden Jugendfreunde hatten ſich tief bewegt umarmt. Wie wunderbar, ſagte Wilſon, daß ich hier als Zeuge der Unſchuld meines Freundes auftreten kann. Ich war mit ihm in Rixies geheimer Geſellſchaft, wurde zugleich mit ihm daraus gerettet.

Wie leicht hätte auch ich, ſagte der Capitän zu Herrn Watſon, Sie von jenem unſeligen Irrthum heilen und Sie über die furchtbare Verwechslung zweier ihrem ganzen Weſen nach ſo himmelweit verſchiedenen Männer eines Beſſeren belehren können, wenn Sie mir nur einmal ein Wort des Vertrauens über den Gegenſtand, der Sie ohne Noth ſo tief bekümmerte, vergönnt hätten. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß Herr Graffer Ihr Schwiegerſohn iſt, hatte bereits in Boſton von dem betrübenden Auftritt gehört, der Ihre Kinder von Ihrem Angeſicht ſchied, kannte aus Ihren Aeußerungen die bittre Verſtimmung Ihres Gemüthes gegen den vermeintlichen Räuber Ihrer Tochter, daß Sie aber hier dieſen edlen Mann mit einem offenkundigen Schurken gleiches Namens verwechſeln konnten, deſſen ſchändliches Leben und ſchmähliches Ende in allen unſern engliſch-amerikaniſchen Tagblättern, (freilich während Ihrer Abweſenheit in Europa) beſchrieben ſtand, das kam mir nicht in den Sinn.

Watſon hielt ſich die Hand vor die Stirn. So habe ich denn, ſprach er, ſchmerzlich bewegt, mir und euch Jahre lang das Leben verbittert durch einen ungerechten Wahn, der ſich, wenn ich nur mit mehr Geduld und Treue der Wahrheit nachgeforſcht hätte, alsbald in ſein Nichts aufgelöſt hätte. Ich bin ein Selbſtpeiniger und Peiniger meiner Liebſten auf Erden aus ſelbſtverſchuldetem Mißverſtand geweſen. Gott vergebe mir das, und du, mein theurer, geliebter Sohn, vergieb mir's auch.

Vater und Sohn hielten ſich lange in ſprachloſer Umarmung. Sie waren beide, wie aus einem furchtbaren Sturme im Meer auf den ſichern Boden einer Liebe, und eines innern, wie äußern Friedens gerettet, der ſeit jener Stunde bei Watſons glücklichem, reich geſegneten Hauſe blieb.

Der letzte Theil der Heimfahrt unſrer Amerikaner auf einem engliſchen Schiffe, das ſegelfertig im Hafen von Georgstown lag, gieng ſchnell und glücklich von ſtatten. Es war, als ob dort an den Bermudas mit den innren Stürmen zugleich auch die äußern ſich ausgetobt hätten; ein gemäßigter, günſtiger Fahrwind, bei immer heitrem Himmel, begleitete das Schiff bis zum langerſehnten Hafen.

In Watſons verödetes Haus war ſeit dem Einzug ſeiner Kinder wieder Leben und Freude gekommen. Der alte, vorhin ſo lebensmüde Vater ward in der Liebe zu ſeinen Kindern, im Spiel mit ſeinem Enkel noch einmal jung.

Watſons, des Selbſtpeinigers Geſchichte iſt hier eigentlich geendigt, nur das Eine erwähnen wir noch, daß die Bekanntſchaft und Schiffsgenoſſenſchaft mit dieſem alten Herrn Watſon für alle die Perſonen, die unſre Erzählung nannte, zu einem beſondern Glück wurde. Er war es, der durch ſeinen vielvermögenden Einfluß und mit jenen Mitteln, die ſein ſehr großes Vermögen ihm darbot, für Herrn Walker und alle ſeine Zöglinge väterlich ſorgte; Adolph knüpfte durch ſeine Vermittlung die günſtigſten Handelsverbindungen ſeines Hauſes mit amerikaniſchen Häuſern an; den beiden andren deutſchen Landsleuten, Steller und Philipp, wurden durch ihn ihre Reiſen und ihr Aufenthalt in Amerika in hohem Grade erleichtert, und der erſtere lebt nun dort in Wohlſtand und Ehren, als hochgeachteter Lehrer, an einer öffentlichen

Bildungsanſtalt; ſogar die armen iriſchen Auswanderer erhielten durch Watſon ein gutes Unterkommen.

Watſons Neffe, den wir als Lambert benannten, iſt ſchon nach wenig Jahren ein tüchtiger hochgeachteter Seeofficier geworden, der ſich bei mehreren Expeditionen der amerikaniſchen Marine durch Muth und Geſchicklichkeit ausgezeichnet hat. Der alte Robbin blieb bis zu ſeinem Ende wohlverſorgt und gut gepflegt in Watſons Haus.

Er ſelber aber, der alte Selbſtpeiniger, lebte und ſtarb in dem von nun an niemals mehr geſtörten Genuß einer innern Freudigkeit und Ruhe, welche er ſich nicht, ſo wie ſeine Pein, ſelber geſchaffen, auch nicht durch ſeinen Reichthum erworben hatte, ſondern die ihm, wie er dies täglich dankend anerkannte, ohne ſein Verdienſt aus dem Reichthum der Gnade ſeines Gottes verliehen und geſchenkt worden war.

Erläuternde Zuſätze und kleine Erzählungen.

1. Das ſchwimmende Krankenhaus.

Wir haben in der vorhergehenden Geſchichte des „Selbſtpeinigers aus Mißverſtand“ mancherlei Schilderungen des Seelebens gegeben, haben von Stürmen und Schiffbruch, von verſchiedenen Gefahren des Seemannes, und von Errettungen aus dieſen Gefahren geſprochen, wir müſſen jedoch dem Bilde, das wir dort dem Leſer vor Augen ſtellten, um es vollſtändiger zu machen, noch einige andre Schattenzüge hinzufügen, deren Betrachtung eben ſo geeignet ſein mag, in einigen Seelen Furcht, als in andren einen friſchen Heldenmuth zu erwecken.

Windſtille und Seekrankheit, Sturm und Schiffbruch, das lange, vergebliche Sehnen nach geſunder, ſtärkender Nahrung und friſchem Waſſer gehören zwar auch ſchon zu den mehr oder minder großen Leiden und Plagen des Seemannes, ſie ſind aber — ſo lange der Mangel an Nahrung und Getränk ſich nicht zur wahren Todespein ſteigert — noch keinesweges die ſchwerſten und größeſten, welche den Bewohner eines ſchwimmenden Hauſes treffen können. Furchtbarer als alle hochgehende Wogen und verborgene Klippen des Meeres ſind jene Wogen und Schreckbilder der Angſt, welche ſolche Reiſenden zu erdulden hatten, die ſich in einem Schiffe befanden, darin die Peſt, oder eine andre Todesſeuche ausbrach. Wenn ſo von den in engem Raum Zuſammengepreßten Einer nach dem Andern ſich legt, und dahin ſtirbt, wenn zuletzt kein einziger Mann mehr an Bord iſt, der ſich nicht in mehr oder minder hohem Grade von der allgemeinen Erkrankung ergriffen fühlt, da gehört eine mehr als gewöhnliche innere wie äußere Stärke dazu, um den Muth und die Hoffnung noch feſtzuhalten.

Wir könnten viele Fälle ſolcher Art nahmhaft machen und beſchreiben. Schon jenes Schiff, auf dem Anſon ſeine lange, glorreiche Seereiſe in der Südſee machte, glich einem ſchwimmenden Krankenhauſe, in welchem der letzte Reſt der meiſt ſchon ausgeſtorbenen Mannſchaft der andren Schiffe abwechslend bald darniederlag, bald wieder zu der gewohnten Geſchäftigkeit ſich erhob. Was der freudige Muth der Seele über den dahin ſiechenden Leib vermöge, das zeigte ſich damals an dem ſcorbutkranken Schiffsvolk, wenn die Kranken, ſobald ihnen die Hoffnung auf eine nahe Erholung am langerſehnten Lande kam, von der Kraft zu neuen Anſtrengungen durchdrungen, ſich vom Lager erhoben und mit den Geſünderen die Arbeit theilten. Noch ein größeres Wunder aber that der Heldenmuth, als er der kleinen Schaar dieſer engliſchen Seeleute, die ſeit einigen Jahren mehr nur im Kampf mit Stürmen, mit Mangel und mit der verderblichen Krankheit, als mit menſchlichen Feinden und Waffen geübt war, die Kraft gab das Seegefecht in ihrem kleinen Fahrzeug mit der mächtigen ſpaniſchen Galeere von Acapulco zu beſtehen, und ſiegreich zu vollenden *).

---

*) Ein Orkan hatte das letzte noch übrige Schiff des kühnen Seefahrers an der Küſte von Tinian mit ſich fortgeriſſen; ein

Neben der Muthloſigkeit und Verzweiflung haben auch öfters die ſtille Ergebung in Gottes Willen, und der Glaube, an ſolchen Menſchenſeelen ſich bewährt, die auf einem von der Peſt ergriffenen Schiff den Tod rings um ſich her ihre Opfer nehmen ſahen. Freilich hat dieſes kein Ueberlebender in ſolchen Fällen ausſagen können, in denen, wie dies mehrmalen geſchahe, das ganze Schiff zuweilen ſchon im Angeſicht der Küſte, deren Bewohner aus Furcht vor Anſteckung das Landen verwehrten, ausgeſtorben und zu einem Leichenhaus geworden war. Wir verweilen nicht bei den Schilderungen ſolcher uns ferner liegenden Trauer- und Schreckensſcenen, ſondern fügen hier nur als Ergänzung jener Traumgeſchichte, die wir oben auf S. 49 erzählten, eine kurze Erwähnung der Peſt von Marſeille (im Jahr 1720) hinzu.

Das Schiff des Capitän Chataud war bereits ein ſchwimmendes Krankenhaus, als es der Rhede von Cagliari ſich nahte, von wo es der Vizekönig, durch ſeinen Traum gewarnt, mit heftigem Widerſtand hinwegwies. Kein Todtengräber hatte die Leichname der Verſtorbenen gezählt, die man während der vorhergehenden viermonatlichen Fahrt vom Schiffe aus im Meer begraben hatte; wenn es aber auch nach der Angabe des Capitäns nur 6 geweſen waren, ſo betrug dieſe Zahl dennoch ſchon einen bedeutenden Bruchtheil von der geringen Geſammtzahl der Mannſchaft eines Kauffahrteiſchiffes.

Das lebensluſtige Volk von Marſeille war ſo eben noch in einer fröhlich feſtlichen Aufregung; der Herzog von Modena hatte ſeine Braut aus franzöſiſch-königlichem

---

kleines, auf der Inſel vorgefundnes Fahrzeug diente ihm und ſeinen Leuten zur Weiterfahrt.

Geblüt heimgeholt, und bei dieſer Gelegenheit der reichen Handelsſtadt zugeſprochen. Zwiſchen den Galeeren, welche mit Guirlanden von Laub und Blumen geſchmückt, von Muſikchören und fröhlichen Zuſchauern belebt waren, ſteuerte das Fahrzeug des Capitän Chataud über die Rhede heran zur Küſte, welches für einen großen Theil jener freudetrunkenen Schaaren, und für viele Tauſende ihrer ſichren Mitbürger den Keim des nahen Todes mit ſich brachte. Der Capitän übergab, der Ordnung gemäß, an dem Fort vor dem Eingang des Hafens das Patent, das er bei ſeiner Abfahrt aus Seyde von dem dortigen Conſulat erhalten hatte, es war nach dem Ausdruck der Seefahrer „nett," von keiner damals in Seyde und ſeiner Umgegend herrſchenden Peſt oder andern Seuche, war darin die Rede. Dennoch erkrankten und ſtarben zum Theil plötzlich einige jener Quarantainediener, welche die Waarenballen öffneten, um dieſelben, ſo wie andre Gegenſtände der Schiffsladung dem Zutritt der Luft, ſo wie des Dampfes ihrer Räucherungen zugänglich zu machen. Obgleich die Aerzte in der Krankheit, woran dieſe Leute ſtarben, keine eigentliche Peſt, ſondern nur ein bösartiges Fieber erkennen wollten, fühlten ſich dennoch die Sanitätsbehörden dadurch bewogen, das Schiff, ſo wie die in ihm verladenen Waaren der ſtrengſten Quarantäne zu unterwerfen; ein Theil der letzteren wurde nach der kleinen, unbewohnten Felſeninſel Jarre hinüber gebracht, und mehrere Gegenſtände hier verbrannt. Auch die Schiffsmannſchaft, obgleich es gerade damals keinen Kranken unter ihr gab, wurde erſt nach 20 Tagen aus der Quarantäne entlaſſen.

Das allgemeine Elend, das bald nachher über Marſeille und die ganze umliegende Landſchaft ausbrach, hat die Aufmerkſamkeit der Beobachter und Berichterſtatter ſo ausſchließend beſchäftigt, daß dieſe darüber es vergaßen, und von dem weitern Schickſal jener Seefahrer eine Nachricht aufzubehalten oder mitzutheilen. Sie kamen in die Stadt; ſie zerſtreuten ſich, der eine da, der andre dorthin in die verſchiedenen Gegenden der Provence, ja ſelbſt von ihren Waaren, auf denen der ſchwerſte Verdacht der vergiftenden Eigenſchaft haftet, mögen manche mit den Eigenthümern derſelben zugleich auf den berühmten, vielbeſuchten Markt von Beaucaire gekommen ſein, der, wie gewöhnlich, in der heißeſten Zeit des Jahres, am 22ten Juli, abgehalten wurde. Jene Käufer und Verkäufer, welche namentlich aus allen Gegenden des ſüdlichen Frankreichs da zuſammenſtrömten, wußten es damals noch nicht, welche Gefahren des Todes ihnen mit dieſen Waaren in die Hände und in ihre Häuſer kamen; zwar in Marſeille und ſeiner Umgegend war die Seuche bereits in ihrer vollen Heftigkeit ausgebrochen, daß aber die Menſchen, welche von dort kamen, ſchon durch ihre Kleider, durch ihre Annäherung den Tod über das Land bringen konnten, ahnete man auswärts noch nicht.

In Marſeille übrigens dachte man zum großen Theil bereits anders über die Gefahren des „typhöſen Fiebers,“ wie manche Aerzte die Seuche nannten. Es war nicht das erſte, ſondern ſeit Julius Cäſars Zeiten das achtzehnte Mal, daß die Peſt aus dem Orient ihren Weg hieher gefunden hatte, und obgleich nur noch Wenige lebten, welche dieſen Todesengel aus Erfahrung kannten, ſo wußten es doch Viele aus dem Munde ihrer Eltern, daß die Peſt 70 Jahre vorher in Marſeille furchtbar gehauſt habe. Als deshalb im Monat Juli die Kunde zu den Ohren der Schöffe, der damaligen Oberpolizei-Behörde der Stadt gekommen war, daß in einem ſehr bevölkerten

Stadttheile eine bedenkliche, ſchnell tödtliche Krankheit ausgebrochen ſei, da ſuchten ſie mit aller Sorgfalt jene Häuſer und Perſonen, welche von der Seuche ergriffen waren, abzuſchließen vom öffentlichen Verkehr. Obgleich alle dieſe polizeilichen Maaßregeln, damit ſie keine unnöthige, und durch ihre Wirkung gefährliche Furcht erregten, in möglichſter Stille, und meiſt im Dunkel der Nacht in Ausführung geſetzt wurden, kam dennoch das grauſenhafte Geheimniß: „die Peſt ſei in der Stadt,“ durch die Unvorſichtigkeit der Aerzte nur zu bald zur öffentlichen Kunde. Vergeblich war das Bemühen der Verſtändigeren, nach dem weiſen Ausſpruch des Kanzler d'Agueſſeau bei dem Volke die Anſicht zu begründen und zu beſtärken, daß die Peſt nicht anſteckend ſei, während zugleich die Behörden ihre Maaßregeln ſo nahmen, als ob ſie von der entgegengeſetzten Meinung wären. Die Furcht gewann die Oberhand, und bald flohen Alle, welche dies vermochten, aus der Stadt, nicht nur jene, welche durch ihren Reichthum unabhängig waren vom öffentlichen Geſchäft, ſondern auch der größeſte Theil der Beamten, der Handelsleute, der Handwerker, ja ſelbſt der Officianten und Diener an den Spitälern und Krankenhäuſern. Eine ſtrenge Anordnung der königlichen Regierung, vermöge welcher ein Cordon um das Stadgebiet geſchloſſen, und das Ueberſchreiten dieſer Gränzlinie bei Todesſtrafe verboten wurde, that zwar dieſem Unweſen, wodurch die Stadt gerade ihrer unentbehrlichſten Bewohner beraubt worden war, Einhalt, ſie konnte es aber nicht verhüten, daß die innere Noth mit jedem Tage zu einer furchtbareren Höhe anwuchs. Zu der Seuche geſellte ſich jetzt der Mangel; die Zufuhr von außen war ſo unzureichend, daß es in den meiſten Haushaltungen an dem nöthigen Brod, an Fleiſch, an

Holz fehlte; ſchmerzlich vermißte man jetzt die heilſame Vorſorge durch Kornmagazine.

Die vier Schöffen und der Landhauptmann waren, ihrer Pflicht getreu, in der geängſteten Stadt zurückgeblieben. Was konnten ſie aber, auch bei dem beſten Willen thun, um dem allgemeinen Elend in kräftiger Weiſe zu begegnen? In der öffentlichen Kaſſe fanden ſich, vielleicht in Folge des Aufwandes, den man bei den neulichen Feſten gemacht hatte, nur 1100 Livres vorräthig, und alle Quellen der Einkünfte waren verſiegt, da ſelbſt die Einnehmer derſelben die Flucht ergriffen hatten. Drückender aber noch, als der Mangel an Geld, war der an hülfreichen Armen, denn jene Bürger, jene Officianten, welche den Schöffen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung behülflich ſein ſollten, hatten großentheils die Stadt verlaſſen. Statt dieſer ruhigeren Bürger war gerade jener Theil der Bevölkerung zurückgeblieben und jetzt an Zahl faſt der vorherrſchende geworden, welcher ein natürlicher Feind der polizeilichen Ordnung und Geſetze zu ſein pflegt: die Schaaren der Bettler, der müßigen Landſtreicher, der Arbeits- und Brodloſen. Unter dieſer Volksmaſſe zunächſt trat mitten in ſolcher Noth ein Zuſtand der moraliſchen Verwilderung, der empörenden Verachtung gegen alle göttliche wie menſchliche Zucht und Sitte ein, welche alle Beßeren mit Schauder erfüllte. Viele Andre gaben ſich einer Verzweiflung hin, welche in ihren Aeußerungen, wie in ihren Folgen nicht viel weniger betrübend war, als die Verwilderung der rohen Menge.

Dieſen innern Feinden, welche faſt furchtbarer waren, als die Seuche ſelber: der Ruchloſigkeit wie der unwürdigen Verzagtheit, ſtellte ſich jetzt der Heldenmuth einiger wenigen edlen Männer entgegen, denen es gelang, Siege des feſten Gottvertrauens zu erkämpfen, bei denen das Auge der beſſern Nachwelt noch jetzt mit Freude verweilt. Vor allen Andren waren es die beiden Schöffe: Eſtelle und Moustier, welche durch ihr Beiſpiel es zeigten, was ein getroſter Muth und ruhige Beſonnenheit gegenüber der Todesgefahr und allgemeinen Entmuthigung, ſo wie der Beſinnungsloſigkeit vermögen. Bei Tag wie bei Nacht waren dieſe Männer da geſchäftig, wo man ihrer Anordnungen und ihrer Hülfe bedurfte. Unter Leichnamen und Sterbenden, mitten in dem peſtilenzialiſchen Aushauch der Spitäler und Todtengrüfte ſahe man ſie, ohne Furcht vor Anſteckung, den Weg ihrer ſchweren Pflicht gehen; ſie brachten, wohin ſie kamen, Ordnung in die rathlos unverſtändige Menge, beſchämten durch ihr Beiſpiel die Feigherzigen und Trägen, ſie ſorgten nicht für das eigne, ſondern in einer ſich ſelbſt vergeſſenden Nächſtenliebe nur für das Leben und Wohl ihrer Mitbürger.

Für dieſes Werk der Liebe waren den beiden Schöffen zwei andre edle Männer, von einem eben ſo feurigen Heldenmuth und kräftigen Gottvertrauen an die Seite gegeben, davon der eine durch ſeine Einſicht und Erfahrungen in ganz vorzüglichem Maaße zu ſolcher Hülfleiſtung geeignet war. Dieſer, der Chevalier Roze, war durch eine augenfällige Fügung der Vorſehung der bedrängten Stadt zur Rettung und Linderung in ihrem Elend geſendet worden, denn er traf faſt in demſelben Augenblick von der Meſſeniſchen Küſte her im Hafen von Marſeille ein, in welchem das unheilvolle Schiff des Capitän Chataud am Fort des Lazarethafens ſeine Papiere abgab, und den Einlaß erhielt. Roze, ein Mann von faſt 50 Jahren, hatte in jüngeren Jahren als Kaufmann in Spanien gelebt, hatte der franzöſiſchen Regierung in ihren

Kriegen, zum Theil ſelbſt die Waffen führend, wichtige Dienſte geleiſtet, und war deshalb von Ludwig XIV. in den Ritterſtand erhoben, ſpäter zum Conſul in Modon ernannt worden, wo er Gelegenheit gefunden hatte, die Peſt in ſeiner unmittelbaren Nähe kennen zu lernen, und jene übertriebene Furcht abzulegen, welche der Europäer, im Vergleich mit den Orientalen gegen jene Todesſeuche hegt.

Mit den drei ſo eben genannten Männern erhob noch ein vierter das Panier eines heldenmüthigen Chriſtenglaubens, und wurde noch mehr als jene ein Tröſter der Sterbenden und Kranken, ein Bote des Friedens, ein Erwecker des gläubigen Muthes. Dieſer vierte war der edle Biſchoff Belzunce, derſelbe, den Pope in ſeinem Lehrgedicht „der Menſch“ (Essay on man) als den „guten Biſchoff“ beſingt, und Howard in ſeinem Werk über die Lazarethe unter demſelben Beinamen rühmend erwähnt. Ein Mann von hoher, ritterlicher Geſtalt, aus deſſen Aeußerem ſchon jene Majeſtät eines Beherrſchers der eignen Natur, eines treuen Dieners und Werkzeuges der Macht von oben hervorleuchtete, die in ſeinem Inneren verborgen lag. Belzunce, im einfachen Gewand eines Büßenden weckte überall an den Betten der Sterbenden und Kranken, wie in den Seelen der Verzagten Kräfte des Lebens: mit jenen des Lebens der Ewigkeit, öfters auch zugleich die des leiblichen, zeitlichen. Da wo die Gefahren, wo die Schauder der Todtengrüfte am weiteſten ſich aufthaten: in den Lazarethen, ſo wie in jenen Hütten der Armuth, wo der Weg öfters über die unbegraben herumliegenden, von der Verweſung ergriffenem Leichname hin zu dem Lager eines noch Lebenden gieng, ſahe man den unermüdeten Biſchoff am öfterſten. Seine

Hülfsgeiſtlichen, wie faſt alle Prieſter in höheren Würden, waren aus der Stadt entflohen; er weihete andre an ihrer Stelle zu dem jetzt ſo dringend nöthigen Dienſt der Kirche und der erbarmenden Bruderliebe ein.

Nicht im Gebiet der Religion allein, auch in jenem der Wiſſenſchaft gab ſich damals eine große Verſchiedenheit des Benehmens gegen die Gefahren der Seuche kund. Von den Aerzten der Stadt war zwar eine ziemliche Zahl in dieſer geblieben, ſie aber, anſtatt wie die beiden Schöffen, wie Roze und Belzunce den tiefgeſunkenen Muth ihrer Mitbürger aufzurichten und zu ſtärken, thaten vielmehr Alles, um dieſen zu vernichten, und die allgemeine Furcht zu vermehren. Gleich geſpenſtigen Weſen der Nacht ſahe man ſie im ſchwarzen Wachstaffet Gewand, mit hohen hölzernen Unterlagen an ihren Schuhen, mit verdecktem Mund und verhüllten Naſen, nicht wie Boten des Troſtes, ſondern des Todes bei den Kranken erſcheinen, denen ſie nur ſelten ſich zu nahen, noch ſeltner ſie zu berühren wagten, denn ſelbſt die Unterſuchung der Peſtbeulen wurde durch einen dieſer Jünger des Aesculap mit dem Knopf ſeines Stockes vorgenommen. Es darf uns nicht verwundern, daß die Mittel, welche jene Aerzte verordneten, faſt durchgängig und ſchneller noch, denn die Seuche als tödtende Gifte wirkten, und daß Tauſende der Bettler und der Aermſten unter dem Volk, durch Hülfe der Natur, welche ihre Peſtbeulen zur kritiſchen Reife brachte und eröffnete, genaſen, während die, welche das Unglück hatten, unter die Hände der Aerzte zu fallen, mit wenigen Ausnahmen ſtarben.

Zu dem Gebrauch der inneren Mittel hatte einer der Herrn Doctoren die Anwendung eines äußeren empfohlen, das in gleicher Weiſe wie jene wirkte. Mitten in der

Gluthhitze der Sommertage wurden um die Stadt her, ſo wie auf den Plätzen und Gaſſen vor den Häuſern, und ſelbſt in den Höfen unzähliche Feuer entzündet; der Rauch der Reiſigbüſchel vermiſcht mit dem Staub und mit der Aſche, die der Wind verſtreute, verdunkelten das Licht der Sonne wie ein dichter Nebel, es geſellte ſich jetzt zu der ſchon vorhandnen der Krankheit die Gefahr des Erſtickens. Da ſendet plötzlich die Arzneikunde ſelber, aus der Mitte ihrer Meiſter und Jünger eine Schaar der einſichtsvolleren und muthigeren Männer der ſchwer heimgeſuchten Stadt zum Troſt und zur Hülfe. Sie kamen im Auftrag des Miniſteriums aus der berühmten Schule der Aerzte zu Montpellier. Nicht in Wachstaffet verhüllt und verlarvt, ſondern mit freiem, offnem Angeſicht, der Furcht ihrer Kunſtgenoſſen ſpottend, beſuchen und behandeln ſie die Kranken, deren Leiden ſie gleich einem Typhus von heftigerem Grade betrachten. Mit heitrer Miene und ermunternden Zuſpruch ſitzen ſie bei dem Kranken auf ſeinem Bett, knüpfen eine Unterhaltung mit ihm an, unterſuchen ganz gemächlich mit Blick und Hand ſeinen Körper, ſeine Bettdecken und Kleider, verbinden ſeine Beulen und Wunden, kommen durch die einfachſten Mittel der Natur zu Hülfe. Dem öffentlichen Aufruf folgend, kamen jetzt Aerzte und Wundärzte aus den verſchiedenſten Gegenden von Frankreich; ſie alle beobachteten ein gleiches Verfahren mit den Meiſtern ihrer Kunſt aus Montpellier.

Selbſt das andre Geſchlecht blieb bei dieſer heilſamen Geſchäftigkeit nicht müßig. Mit einem der deutſchen Gehülfen war ein junges, blühendes Weib gekommen, deſſen Name und Vaterland unbekannt geblieben iſt, und aus welchem deshalb um ſo unbeſchränkter die Sage des Volkes ein hülfreiches Weſen, wie aus einer andern Welt machen konnte, welches in der Zeit der größten Noth kam, man weiß nicht woher? und verſchwand, man weiß nicht wohin? Dieſe ſchöne, kräftig geſtaltete Frau gieng ohne Furcht in die am meiſten verpeſteten Räume der Spitäler, verband die Wunden und Beulen der Kranken ihres Geſchlechts; ſie blieb dabei ein Bild der friſcheſten Geſundheit, mitten unter den bleichen, abgezehrten Geſtalten der Peſtkranken. Ueberhaupt iſt es bemerkenswerth, daß von all' den entſchloſſenen, kühnen Aerzten, welche aus Montpellier und andern Gegenden der Provence gekommen waren, nur ein einziger, ein tollkühner Jüngling ſtarb, der ſich aus unzeitiger Bravour, um ſeine Furchtloſigkeit zu zeigen, zu Aix in das Bett einer ſo eben an der Peſt Verſterbenden gelegt hatte. Auch von den vier Helden, deren Namen und Thaten wir oben erwähnten, wurde keiner von der Seuche ergriffen; ſie alle überlebten die Zeit der großen Plage, ſtarben Jahre nachher in Frieden.

Eine nähere Beſchreibung der furchtbaren Peſt von Marſeille, ſo wie des allgemeinen Jammers, den ſie weit umher verbreitete, gehört nicht an dieſen Ort. Nicht in den Spitälern und Häuſern allein, überall auf den Gaſſen ſahe man Leichname und Sterbende. In Marſeille allein ſtarben 39,134 Menſchen, in dem umliegenden Stadtgebiet noch überdieß 10,148; Toulon, obgleich man daſelbſt den Schiffen voller Kranken, welche nach Verordnung der Regierung aus Marſeille in die Krankenhäuſer dieſer Nachbarſtadt gebracht werden ſollten, mit Kanonen das Anlanden verwehrt hatte, zählte 15,783, Arles 6,900; Aix 7,534 Todte, die 63 kleineren Städte, Marktflecken und Dörfer, welche mehr oder minder von der Peſt heimgeſucht, oder wenigſtens einer ſolchen Heimſuchung verdächtig geworden waren, verloren gegen 8 bis 9,000 Menſchen an der Seuche. Der größere Theil dieſer Todten waren Kinder, Frauen, jugendlich kräftige Männer; hochbetagte, des Lebens müde Greiſe wurden meiſt von der Seuche verſchont, und dieſe Begünſtigung kam auch, wie bereits erwähnt, viel öfter der ärmſten, äußerlich elendeſten Klaſſe des Volkes, als der bemittelteren zu gute. Wenn man zu Marſeille in der eigentlichen Stadt, ſo wie in dem benachbarten Gebiet der Landhäuſer die Summe von nahe 50,000 Todesfällen, dazu die Zahl jener Kranken, welche von der Peſt ergriffen wurden, ohne derſelben zu unterliegen, in Anſchlag bringt, wenn man dabei bedenkt, daß die Seuche ihre bei weitem meiſten Opfer in Zeit von wenig Monaten (den heißeſten des Jahres) dahin nahm, dann kann man einigermaßen jenes Bild ſich deutlich machen, das Marſeille in der Zeit von der Mitte des Juli bis Mitte September, ja bis zum October hin dem unglücklichen Bewohner, ſo wie dem fremden Beobachter darbot. Alle Räume, welche in und außerhalb den Spitälern und Krankenhäuſern der öffentlichen Wohlthätigkeit zu Gebote ſtanden, waren erfüllt von Kranken, von Sterbenden und Leichnamen; hülfloſe Kranke und Todte lagen an den Häuſern und auf den Straßen, dahin unbarmherzige Hausbeſitzer ihre erkrankenden Miethsleute, ja ſelbſt Verwandte ihre Verwandten verſtießen. Da war niemand, der, ohne mit Gewalt dazu gezwungen zu ſein, die Todten in den Gruben und Gräben begraben wollte, dahin man ihre Haufen warf, und ſo flüchtig mit Erdreich ſie bedeckte, daß die aufwallende Maſſe der faulig zerfließenden Leiber aus der Decke hervorbrach; wohin das Auge ſahe, wohin der Fuß trat, Schauder des Todes und der Verweſung; das Waſſer der Brunnen und Ciſternen nach

Fäulniß ſchmeckend; jeder Einhauch der Luft von dem Geſtank der Verweſung vergiftet.

Hätten nur neben dem äußeren, leiblichen Gräuel der Verwüſtung nicht auch noch andre, innere Gräuel von geiſtiger Art ſich erhoben, die an jenen Räuber- und Mörderbanden hervortraten, welche in die Häuſer einbrachen, und die Kranken tödteten, um ſie zu berauben, oder an ſolchen Ungeheuern ſich kund gaben, dergleichen jener Mann war, dem die Schöffen 3000 verwaiſte Kinder zur Pflege anvertrauten, und der ſie verhungern ließ, ſo daß kaum 100 derſelben gerettet wurden *). Es war ein Geiſt von andrer (teufliſcher) Art, welcher dieſen Mörderbanden eine eben ſolche Unverletzbarkeit gegen die Anſteckung mittheilte, als jene war, welche die glaubensfreudigen, heldenmüthigen Seelen, von denen wir vorhin ſprachen, aus einem beſſern, höheren Quell empfiengen.

Nur noch Eines erwähnen wir: daß auch einer kleinen Schaar der Geflüchteten die Zeit ihrer Verbannung zu einer Schule der wiſſenſchaftlichen Entwicklung und Ausbildung diente. Sie ſtifteten unter ſich einen Verein, aus dem nachmals die wiſſenſchaftliche Societät (Akademie) von Marſeille hervorgieng.

Noch andre, höhere Früchte hat ohnfehlbar für viele Seelen die ſchwere Heimſuchung getragen, welche, wie man kaum anders annehmen kann, der paradieſiſch ſchönen Provence durch jenes Schiff kam, dem der Vicekönig von Sardinien, durch einen merkwürdigen Traum gewarnt, im Frühling 1720 die Einfahrt in den Hafen von Cagliari verweigerte.

---

*) Er empfieng ſeine Strafe am Galgen.

2. Der Heldenmuth des Seemannes.

Wir erwähnten oben (auf S. 79) der Rettung des apitän Reid, welcher in der vorſtehenden Geſchichte des elbſtpeinigers öfters genannt wurde, aus einem Schiffe, as mitten auf dem Meere in Flammen gerathen war. Obleich dieſes Ereigniß allem Anſchein nach in eine frühere eit fiel, erinnert uns daſſelbe dennoch an ein ihm ſehr hnliches, deſſen Beſchreibung wir hier aus einem leſenserthen engliſchen Buche entnehmen wollen, das von den ancherlei Gefahren, Unglücksfällen und merkwürdigen ebensrettungen auf Seefahrten handelt *). Die kleine eſchichte, von welcher wir hier einige Hauptzüge mitheilen, ſtellt uns ein Beiſpiel von ſeemänniſcher Entchloſſenheit und Heldenmüthigkeit vor Augen, welches mehr och als viele der geprieſenſten Heldenthaten des Schlachteldes unſre Bewundrung verdient. Ein glaubwürdiger ugenzeuge erzählt die Geſchichte.

Es war am 18ten Februar 1827, als der Kent, in ſchönes, neues Schiff von 1350 Tonnen, unter der eitung des Capitän Henry Cobb von der engliſchen üſte abſegelte. Es war zur Fahrt nach Bengalen und hina beſtimmt, an ſeinem Bord befanden ſich 344 Solaten mit 20 Officieren, 43 Frauen und 66 Kindern, ämmtlich zum 31ten Regiment gehörig, 20 Paſſagiere nd eine Schiffsmannſchaft, welche mit Einſchluß ihrer fficiere 148 Seelen betrug. Zehn Tage lang war die ahrt ohne beſondern Unfall vorwärts gegangen; das

---

*) The mariners Chronicle, of shipwrecks, fires, famines and other disastres at sea. In two volumes. Boston 1834. (Vol. I p. 24 — 31).

Schiff befand ſich unter 47° 30′ der Breite, und unter dem 10ten Grad der Länge, da erhob ſich am Montag, in der Nacht vom 28ten Februar ein ſtarker Wind von Weſten, der ſich nach wenig Stunden zum heftigen Sturmwind ſteigerte. Die ſchwankende Bewegung des Schiffes war ſo gewaltig, daß ſelbſt die gut befeſtigten Geräthſchaften in den Kajüten durch einander ſtürzten, und daß bei jedem Windſtoß die großen Anker-Ketten in's Waſſer tauchten. Einer der Officiere war ohngefähr um Mitternacht in Begleitung zweier Matroſen in der wohlgemeinten Abſicht, nachzuſehen, ob alles feſt ſei, hinabgeſtiegen in den Kielraum. Er war mit einer Patentlaterne verſehen, und ſeine Vorſicht gieng ſo weit, daß er, als er bemerkte, daß ſeine Lampe des Putzens bedürfe, die Laterne mit eigner Hand hinaufreichte auf das Mitteldeck, damit man dort das Geſchäft beſorgen möge. Als er in den untern Raum hinabkam, ſahe er, daß ein Faß mit Weingeiſt los geworden war, er ſendete, während er das Faß feſt hielt, die Matroſen hinauf auf's Verdeck, damit ſie einige Scheite Holz herabholen ſollten. Während er ſo allein bei dem Faſſe ſtand, erhielt das Schiff einen ſo gewaltigen Stoß, daß ihm ſeine Laterne auf den Boden ſank; während er nach dieſer griff, ließ er das Faß los, aber die Laterne war zerbrochen, der Spiritus, der aus dem herumgeſtürzten Faß auf den Boden verſchüttet war, entzündete ſich an der Lampe, und in einem Augenblick ſtand die ganze Kammer in Feuer.

Noch ſchien die Gefahr keine unabwendbare zu ſein. Jener Theil des untern Raumes, in welchem das Feuer ausbrach, war von allen Seiten mit Waſſerfäſſern umgeben. Bald aber ſahe man außer den blauen Flammen des brennenden Weingeiſtdampfes, welche das nächtliche

Dunkel in furchtbarer Weiſe beleuchteten auch dicke, ſchwarze Rauchwolken heraufſteigen, die einen erſtickenden Pechgeruch verbreiteten; das Feuer hatte die Kammer ergriffen, darinnen die Theerfäſſer und Ankertaue verwahrt lagen.

Die Schreckniſſe des furchtbaren Sturmes, vereint mit denen des Feuers, das Angſtgeſchrei, namentlich der Frauen und Kinder, ſchienen geeignet, auch den ſtärkſten Muth zu erſchüttern; der Capitän Cobb jedoch blieb bei ruhiger Faſſung, er gab den Befehl, daß die Zugänge zum Kielraum geſchloſſen, die untren Lucken aber geöffnet würden, damit die Wogen frei in den Zwiſchenraum hereinſtürzen könnten. Sein Befehl wurde durch die Matroſen und Soldaten auf's Schleunigſte vollzogen, dennoch waren ſchon zwei kranke Soldaten, ein Weib und etliche Kinder, die nicht ſchnell genug das Verdeck erreichen konnten, in den Rauchwolken erſtickt, und nur mit äußerſter Anſtrengung aller geiſtigen und leiblichen Kräfte konnten die Leute, welche den Befehl des Capitäns vollzogen, in dem furchtbaren Pechdampf einige Minuten lang aushalten. Doch ſchon in dieſer kurzen Zeit war die lebensgefährliche Aufgabe durch die vielen, zugleich an's Werk gehenden Hände gelöst; die Lucken waren geöffnet; die Meereswogen brausten mit ſolchem Ungeſtüm herein in den Kiel, daß ſie Alles, auch die ſchwerſten Kiſten zugleich mit den Querwänden hinwegriſſen.

Zu der Todesgefahr durch das Feuer war jetzt die andre, durch das Waſſer gekommen; abwechslend mußte man mit vereinten Kräften bald gegen die eine, bald gegen die andre dieſer Gefahren ankämpfen. Während man aber das Waſſer, welches das Schiff zu verſenken drohte, auspumpte, und ihm den Zutritt verwehrte, nahm das Feuer wieder überhand; wollte man dieſes durch eine neue Fluth der eindringenden Wogen dämpfen, da ſahe man den Tod des Ertrinkens vor ſich. Vergebens war das Bemühen des einſichtsvollen Capitäns, dem Feuer eine andre Richtung zu geben, in welcher ihm durch die Waſſerfäſſer des unteren Raumes und durch die naſſen Segel, mit denen man es zu erſticken hoffte, Einhalt gethan werden ſollte; Menſchenrath und Menſchenhülfe waren hier an ihrem Ende, nur eines noch ſchien ſicher: der nahe Tod.

Wer vermöchte das Bild der allgemeinen Verwirrung und der Todesſchreckniſſe zu beſchreiben, das ſich jetzt auf dem Schiffe zeigte, welches, vom furchtbarſten Sturme hin und hergeworfen, zugleich in Flammen ſtund. Ueber 600 Menſchen waren auf dem Verdeck zuſammengedrängt; manche davon, ſo wie ſie dem Lager, darauf die Seekrankheit ſie hingeworfen, entſprungen waren, in einem Zuſtand von faſt gänzlicher Nacktheit; Männer nach ihren Frauen, Mütter nach ihren Kindern und Männer rufend, viele von Furcht und Schrecken, wie erſtarrt und ſtumm, andre in wilder Verzweiflung ſchreiend und heulend, einige betend auf ihren Knieen. Schon hatte ſich eine Schaar der muthigſten Seeleute gerade über die Gegend des Pulvermagazins hingeſetzt, um hier durch die nahe Exploſion einen ſchnelleren Tod zu finden, in andrer Weiſe aber, als dieſe Seeleute, ſchaute eine Geſellſchaft von edlen Frauen (meiſt Gemahlinnen der Officiere), dem nahen Tod in's Auge, welche mit Weibern und Kindern der Soldaten in den hinteren Cabinen des Verdeckes ſich zum gemeinſamen Gebet und zum Leſen in der Schrift verſammelt hatten. In ſolchen Stunden wird der Glaubensmuth und der Troſt des Chriſten bewährt; es ward einigen dieſer Seelen ein Maaß der zu Herzen dringenden

Beredtſamkeit und der Freudigkeit gegeben, das ſich über Alle ergoß; Angſt und Furcht des Todes mußten da einer zuverſichtlichen Hoffnung des Lebens weichen, deſſen Dauer mit den Zeiten der Erde kein Ende, ſondern aus dieſem Ende nur einen neuen, höheren Aufſchwung nimmt.

Der Tag war angebrochen, ſein Licht ließ jedoch die Gefahr von dem in allen Theilen des Schiffes glimmenden Feuer nur deſto deutlicher ſehen. Da gab mitten in der allgemeinen Beſtürzung, der Unterſchiffmann, Herr Thompſon, einem der Matroſen den Befehl, auf den Vordermaſt zu ſteigen und ſich umzuſchauen, ob er etwa ein Schiff in der Nähe entdecken könne. Der Seemann ſchaute ſich nach allen Seiten um, die Blicke Aller, in ſtummer Erwartung waren auf ihn gerichtet, da auf einmal ſchwenkte er ſeinen Hut und rief laut: „ein Segel, auf der Windſeite.“ Ein dreimaliger Freuderuf ertönte auf dem Verdeck, die Nothflagge wurde aufgeſteckt, die kleinen Lärm-Kanonen gelöſt; die beiden Schiffe näherten ſich einander. Während dies geſchahe, giengen der Capitän Cobb, Oberſt Fearon und Major Macgregor vom 31ten Regiment darüber zu Rathe, in welcher Weiſe die Rettung der Schiffsgenoſſen durch das Ausſetzen der Boote bewerkſtelligt werden ſollte. Einer der Officiere fragte den Major Macgregor, in welcher Ordnung das Einſteigen in die Boote geſchehen ſolle? In der Ordnung der Leichenbegängniſſe, ſagte der Major, die Jüngſten zuerſt, die Aelteſten und Vornehmſten zuletzt. — Vor Allen aber, ſo rief der Oberſt Fearon, gilt es die Rettung der Kinder und Frauen. Dieſe fährt man zuerſt über und Jeder wird augenblicklich niedergehauen, der ſich in ein Boot drängen will, ehe die Hülfsbedürftigſten in Sicherheit ſind.

Capitän Cobb hatte die Anordnung getroffen, daß die Frauen und Kinder, ſo viele ihrer darin Raum fanden, in das erſte große Boot ſteigen ſollten, noch ehe man dieſes in's Meer hinabließ. In tiefem Schweigen ſetzte ſich der Zug der Gattinnen, der Mütter, der Kinder, aus den Cabinen des Hinterdeckes nach der Stückpforte bei der Kajüte des Steuerbordes, an deren Außenſeite das Boot hieng, in Bewegung. Selbſt die Kinder folgten in ſtummer Ergebung ihren Müttern, wie zum Abſchied auf ewig ſahen die Frauen ihre Männer an, denen der nächſte Augenblick den Tod durch die Exploſion des Pulvers bringen konnte, von den meiſten hörte man kein Wort, keinen Laut der Klage, nur einige wenige wurden von dem Schmerz der Trennung ſo heftig ergriffen, daß ſie flehentlich baten, man ſolle ſie bei ihren Männern laſſen. Doch bald war der Entſchluß zur Trennung, in Hoffnung des Wiederſehens gefaßt, das Boot war beſetzt, es wurde hinabgelaſſen und obgleich man zweimal von denen, die an den Ketten ſtanden, den Ausruf hörte, das überfüllte Fahrzeug werde Waſſer ſchöpfen und ſinken, ward daſſelbe dennoch durch die Macht Deſſen über den Wogen erhalten, dem die Kräfte des Meeres, wie des Sturmes unterthan ſind.

Nur nach ungemeiner Anſtrengung gelang es, das kleinere Boot in's Waſſer zu laſſen. Bei dem Verſuche ſich in dieſes hinabzuretten, kamen mehrere Menſchen um. Der Spankerbaum *), der an einem ſo großen Schiff, wie der Kent 16 bis 18 Fuß über dem Stern (das Hin-

---

*) In der deutſchen ſeemänniſchen Sprache die Spiere des Brodwinners.

terdeck) hinausragt, ſteht im Mittel etwa 19 bis 20 Fuß über der Waſſerfläche, jetzt aber wurde er durch die mächtigen Wogen öfters bald zu einer Höhe von 30 bis 40 Fuß über dem Meer hinaufgeſchleudert, bald wieder tief hinab geriſſen. Zugleich ward das Boot, trotz allen Anſtrengungen der Ruderer, bald an das Schiff, mit Gefahr des Zerſchellens hingeſtoßen, bald wieder ſo weit davon hinweggeführt, daß man es kaum noch hinter den aufgethürmten Wogen bemerken konnte. Dazu kam noch, daß man vorerſt auf dem Spankerbaum in einer Schwindel erregenden Weiſe hinausklettern oder hinausrutſchen mußte, um zu dem Seil zu gelangen, das an dem Ende deſſelben befeſtigt war, und ſchon zum Hinablaſſen an dieſem Seile, in das hin und her ſchwankende Boot gehörte ungewöhnliche Kraft und Geſchicklichkeit.

Noch ein Theil der Soldatenfrauen und Kinder mußten zuerſt dieſen todesgefährlichen Gang der Rettung wagen. Höchſtens nur mit einem Kind auf dem Arme konnte ihnen die ſchwere Aufgabe gelingen, die andern Kinder nahmen die Männer in ihre Arme, ſprangen in's Waſſer, und reichten ſie den Frauen in's Boot. Bei dieſer That der Elternliebe kamen einige Väter und mehrere Kinder im Waſſer um; ein edelmüthiger, lediger Soldat, der ſich der Rettung fremder Kinder unterzogen hatte, wurde mit Mühe gerettet. In einem Falle blieb dem Manne nur die Wahl zwiſchen der Rettung ſeines Weibes oder ſeiner Kinder; er ergriff jene; die Kinder verſanken im Meer. Einem wurde, durch das Zuſammenſchlagen des Bootes und des Schiffes der Kopf zerſchmettert, und noch auf andre Weiſe kamen mehrere um. Eine edle Jungfrau, die ſich durchaus nicht von ihrem alten Vater hatte losreißen laſſen und deshalb aus dem erſten Boot zurückgeblieben war, hätte faſt auch den Tod in den Wellen gefunden, ſie hatte beim Hinabſpringen das Boot verfehlt, war ſchon fünf bis ſechs mal unter den Wogen verſunken, ehe man ſie heraus zu ziehen vermochte.

Als der größte Theil der gemeinen Soldaten übergeführt war in das andre Schiff, da kam endlich auch die Reihe der Rettung an die Officiere. In männlicher Haltung und ruhiger Ordnung, die jüngſten zuerſt, die älteſten und vornehmſten zuletzt beſtiegen ſie die Boote, die noch Zurückbleibenden eben ſo muthig gefaßt auf den vielleicht augenblicklich nahen Tod durch das Pulver, als die Vorangehenden auf den Tod im Waſſer. Es gaben ſich in dieſen Stunden der Gefahr einige Züge von wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit der gemeinen Soldaten gegen ihre Officiere kund. Unter andern hatten einige von jenen, vom heftigſten Durſt gepeinigt, eine Kiſte voller Orangen entdeckt; ſie brachten ſie zu den Officieren, die mit ihnen ſie theilten.

Es war jetzt faſt Abend geworden, und noch hielten einige der Männer, die durch Alter und höheren Stand die angeſehenſten waren, im Schiffe, in deſſen Innrem die Flammen auf allen Seiten wütheten, muthig aus. Unter ihre kleine Zahl gehörte auch der ungenannte, edle Augenzeuge, der uns die Geſchichte dieſer Stunden der Angſt und der Gefahren erzählt. Als die Reihe an ihn kam, den Weg über den Spankerbaum auf allen Vieren hinaus, bis zum Seile, das am Ende hieng, anzutreten, da faßte er ein Andres, das ewig feſt ſteht, in's Auge, und dieſer Blick auf ein unwandelbar Sichres und Feſtſtehendes bewahrte ihn vor dem Schwindel, den die empörten Wogen unten zu ſeinen Füßen und das Schwanken des Schiffes ihm erregen konnten. Er hieng jetzt am

eil, ließ ſich aber nicht, wie Viele aus Unvorſichtigkeit
than hatten, in dem Augenblick in's Boot hinab, wo
eſes auf einige Augenblicke unter ſeinen Füßen ſtand,
ndern erſt dann fieng er an hinab zu ſteigen, als das
ahrzeug auf etliche Augenblicke von der einen Meeres-
oge hinweggeführt wurde, um gleich nachher an ihr wie-
r herabgleitend dem Schiff ſich zu nähern. Er allein
ater allen Officieren gelangte undurchnäßt zum Boote,
ährend ſein Freund, der Oberſt Fearon, in's Waſſer
ürzte, und hier, obgleich ein guter Schwimmer, mehr-
alen gegen das Boot geſchleudert wurde, ja ſelbſt unter
eſes gerieth, bis einer der darin Sitzenden ihn am
aar herauszog.

Capitän Cobb wollte der letzte von Allen ſein, die in
as Rettungsboot ſtiegen. Aber noch ſaßen einige der
chiffsgenoſſen von Todesangſt oder Schwindel gelähmt
uf dem Spankerbaum, ohne ſich zu dem einzigen Weg
rer Rettung entſchließen zu können. Er verſuchte alle
ittel der Beredtſamkeit, um ſie zu ermannen; ſie blie-
n taub und ſtarr. Schon waren die Kanonen vom
anonendeck, deſſen Boden verbrannt war, hinabgeſunken
die Flammen; ihre Ladung entzündete ſich und kündete
n nahen Augenblick an, in welchem das Pulvermagazin
sbrennen mußte, da ſahe der edle Capitän ſeine Aufgabe
s gelöſt an, er ließ ſich an dem Schwungtau, welches
e Spiere des Treibſegels mit der Bramſtange des Be-
nmaſtes verbindet, über den Köpfen der muthlos auf dem
panferbaum Sitzenden hinab zum Nothſeil und gelangte
diesem glücklich hinunter in's Boot und in die Arme
iner treuen Mannſchaft, welche in einer Reihe von lan-
n Stunden nach dieſem Augenblick der Wiedervereini-
ng mit ihrem Haupt und Herrn ſehnlich verlangt hat-

ten. Gleich nachher entzündete ſich das Pulvermagazin und das ſchöne große Schiff, auf einmal hell emporflammend, verſank zertrümmert im Meer.

Das Schiff, in welches der bei weitem größte Theil der Mannſchaft des Kent ſich rettete, war eine kleine engliſche Brigg, die Cambria, von nur 200 Tonnen, unter Capitän Cook, nach Vera-Cruz beſtimmt. Die Beſchwerden der Rückreiſe in ſo engem Raume waren groß, doch auch ſie wurden überſtanden, und alle Ueberlebende waren noch lange nachher und ſind zum Theil noch jetzt ihren Zeitgenoſſen ein laut ſprechender Beweis von der Wahrheit, daß ſo oft da, wo die Noth am größeſten, Gottes Hülfe am nächſten ſei.

3. Der Tod in den Töpfen.

Wir ſprachen in der vorhergehenden Geſchichte des Selbſtpeinigers viel von dem reichlichen Ertrag des Fiſchfanges an wenig bevölkerten und gut gelegenen Küſtengegenden, viel von der Fülle der trefflichen Nahrungsmittel, welche das Meer unter günſtigen Umſtänden dem darbenden Seemann darzureichen vermag. Dennoch kann in gewiſſen, obwohl ſeltenen Fällen ſelbſt das Glück des Fiſchfanges für einzelne Menſchen, ja für ganze Geſellſchaften zu einem Unglück werden, wenn der Genuß der wohlſchmeckenden Beute als ein gefährliches Gift wirkt. Einen Fall dieſer Art lieſt man in dem oben erwähnten Buche *), von einem Augenzeugen, wie es ſcheint, dem Clerk des Schiffes, beſchrieben.

---

*) The mariners Chronicle p. 115.

Nach einer faſt fünfwöchentlichen Seereiſe von England nach Weſtindien befand ſich das Schiff, auf welchem das ſchreckhafte Ereigniß ſich zutrug, das wir hier nur ganz kurz berichten wollen, nur noch ohngefähr 28 geographiſche Meilen nordwärts von Jamaika entfernt. Es war (am 24ten April) ein heitrer, ſchöner Tag; die Stimmung des Schiffsvolkes eine feſtlich frohe, denn es ſollte heute nach engliſchem Gebrauch an St. Georg der Namenstag des Königes gefeiert werden. Außer mehreren Delphinen hatte man eine Menge Fiſche gefangen, welche der Schiffskoch zum Feſtmahl zubereitete; die Tafel des Capitäns, an welcher die Officiere und die mitreiſenden Paſſagiere ſpeisten, war noch außerdem mit allerhand guten Gerichten und vortrefflichen Weinen reichlich beſetzt, und auch für die Bewirthung des übrigen Schiffsvolkes war mehr als gewöhnlich geſorgt.

Die Mannſchaft oben auf dem Verdeck hatte ſchon längſt ihre Mahlzeit geendigt und war wieder an ihre ſeemänniſchen Geſchäfte gegangen, während die Mitreiſenden, unter denen ſich mehrere Damen befanden, ſammt den Officieren noch fröhlich beiſammen ſaßen, und den geſellſchaftlichen Pokal in der Runde herum gehen ließen. Der Capitän, (der übrigens, wie der ſpätere Verlauf der Geſchichte zeigte, weder ein Raid, noch ein Cobb war), wollte der heitern Stimmung ſeiner Gäſte nach eine andre Nahrung geben, als die der Speiſen und Getränke; es waren unter ſeinen Leuten zwei geſchickte Clarinet-Spieler, er ſchlug vor, man ſollte ſich nach der guten Mahlzeit auch noch eine gute Bewegung machen und jetzt, in der Kühle der ſpäteren Nachmittagsſtunden an einem Tanz auf dem Quarterdeck beluſtigen, ein Vorſchlag, welcher namentlich von den jungen Damen ſehr günſtig aufgenommen ward.

Aber nur zu bald ſollte die luſtige Stimmung der Geſellſchaft einer ganz andern, ſehr ernſten weichen, die Gefahr des Todes war bereits mitten in das blühende Leben eingebrochen, ohne daß die fröhlich Sicheren es ahneten und fühlten. So eben hatte der Capitän dem bei der Tafel aufwartenden Bedienten den Auftrag gegeben, den Muſikanten es zu ſagen, daß ſie mit ihren Inſtrumenten auf dem Tanzplatz ſich einfinden ſollten, da trat der Unterſchiffer in die Kajüte herein und meldete, daß der Steuermann plötzlich ſinnlos zu Boden geſunken, und daß auch ein andrer Mann aus dem Schiffsvolk von einem ſo heftigen Uebelbefinden befallen ſei, daß er kaum noch ſprechen könne.

Der Capitän wurde bleich, er ſprang, ohne ein Wort zu ſagen, auf von ſeinem Sitze und eilte hinan auf's Verdeck; einer der Tiſchgäſte — ein Major — vielleicht um die Andern zu beruhigen, machte mit etwas ſtockendem Ton der Stimme die Bemerkung: daß Seeleute öfters in ſo heißen Klimaten von einem plötzlichen Uebelſein ergriffen würden. Man ſendete den Diener hinan auf's Verdeck, um zu fragen, wie es den Kranken gehe; er kam ſogleich mit der Nachricht wieder, daß nun auch ſchon ein Zweiter und Dritter ſchwer erkrankt ſei. In dieſem Augenblick rief eine der Damen erſchrocken aus: meine Schweſter ſinkt mir ohnmächtig dahin. Der Major und eine der andern Paſſagiere ergriffen die erkrankte junge Dame, ſie fühlten ſich aber beide ſchon ſo gelähmt, daß ihre zitternden Glieder, beim Hinübergeleiten des Fräuleins auf ihr Lager, ihnen faſt die Dienſte verſagten.

Der Capitän trat wieder herein. Das iſt, ſo ſprach er, ein furchtbares Ereigniß. Ich halte es für meine Pflicht, es Ihnen offen zu ſagen: ich fürchte, wir alle ſind vergiftet von dem Genuß der Fiſche. Einer aus der Schiffsmannſchaft iſt bereits geſtorben, fünf andre ſcheinen dem Tode nahe.

Wie? ſo rief eine der Damen; vergiftet ſind wir und müſſen alle ſterben? Sie ſank auf ihre Kniee.

Und giebt es denn, ſo fragte in heftiger Aufregung der Major, kein Mittel gegen dieſes Gift?

Ich kenne keines, antwortete der Capitän, das Gift iſt immer tödtlich, außer in dem Falle — — aber, ſo fuhr er mit ſchwacher Stimme fort, auch ich fühle bereits ſeine Wirkung; das iſt keine Einbildung. — Halten Sie mich, daß ich nicht hinſtürze.

Der ſonſt ſo kräftige Mann ſchwankte und taumelte; er wäre zu Boden geſunken, wenn ihn der Clerk, dem wir den betrübenden Bericht verdanken, nicht aufgefangen hätte in ſeinen Armen. Die Dame, von der wir vorhin ſprachen, ſprang in Verzweiflung vom Boden auf; ſie ſchrie den Capitän an: iſt denn da gar keine Hülfe, kein Erbarmen, niemand, der uns retten kann?

Nur Eines iſt, erwiederte der Capitän mit ſchwacher Stimme, nur ein Gegenmittel, das ich Ihnen ſagen wollte, Sie müſſen augenblicklich — —

Was müſſen wir? rief der Major in athemloſer Bangigkeit. Aber es war ein eigens, ſchweres Geſchick, das dieſe, vor Kurzem noch ſo fröhliche Geſellſchaft heimſuchte; den Capitän, bei der Anſtrengung des Nachſinnens und bei dem Bemühen, ſeine Gedanken auszuſprechen, überfiel eine tiefe Ohnmacht, ſein Kopf ſank ihm auf die Schulter; wie einen Todten legte man ihn auf die Ruhebank hin.

Der Clerk fühlte ſich unter allen Tiſchgenoſſen verhältnißmäßig am wenigſten von den Folgen der unglückſeligen Mahlzeit beläſtigt, er gieng auf's Verdeck; da lagen die Leute bewegungslos am Boden, man konnte nicht ſehen, ob ſie todt ſeien oder lebendig. Der Mann, der am Steuerruder ſaß, war ſo eben beſchäftigt, mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte den Riemen des Ruders mit einem Seile feſt zu binden. Er klagte dem Clerk, daß es ihm ſo dunkel ſei vor den Augen, daß er gar nichts mehr ſehen und deshalb auch nicht mehr ſteuern könne; er müſſe das Schiff dem Wind und der Leitung Gottes überlaſſen.

Der Wind war kurz vorher noch mäßig und dabei der Richtung der Fahrt günſtig geweſen; man hatte alle Segel aufgeſpannt, um ihn zu benützen. Aber bald wurde er heftiger; er ſteigerte ſich faſt zum Sturme, die Maſtbäume krachten und ſchwankten, und es war keine Hand da, welche ſeine Uebergewalt durch das Einziehen eines Theiles der Segel mäßigen konnte. Der Clerk allein hatte noch offne Sinnen für die drohende Gefahr, vergeblich war aber all' ſein Bemühen, einen der bewußtlos Daliegenden aus ſeiner Betäubung aufzurütteln. Es war Nacht; keiner der Seeleute hatte die Laterne am Vordermaſt zur Warnung für andre Schiffe angezündet. Ein Licht zeigte ſich von ferne; es kam von einem Schiffe, das in gerader Richtung auf das ſchwimmende Krankenhaus heranſegelte. Der Clerk löſte eilig das Steuerruder auf, der Riemen gerieth in heftige Bewegung; er warf den wenig für ſolches Geſchäft geübten Mann zu Boden und in dieſem Augenblick ſtießen die beiden Schiffe ſo nahe zuſammen, daß ihr Takelwerk ſich verſtrickte. Aber das fremde Fahrzeug, das in ungleich langſamerer Bewegung war, litt hierbei am meiſten; ſein Bugſpriet wurde hinweggeriſſen, es ſchwankte in gefahrdrohender Weiſe auf den Wogen, während das größere Schiff mit geſpannten Segeln in unaufhaltſamer Eile an ihm vorüberflog. Der Stoß war indeß auch bei ihm nicht ohne Wirkung geblieben. Um Mitternacht ſtürzte mit furchtbarem Getöſe der Vor-Topmaſt auf das Verdeck, das Schiff drehte ſich im Kreiſe, die Wogen ſtürzten über daſſelbe herein. Doch bald war die Gefahr des Verſinkens wieder vorüber; der Clerk, der ſich nun auch von tiefer Entkräftung ergriffen fühlte, ſtieg mit ſchwankenden Schritten hinab zu ſeinem Lager.

Am andern Morgen erwachte er in leidlichem Wohlbefinden. Der Wind hatte ſich gelegt, die meiſten der kranken Tiſchgenoſſen an der Capitänstafel hatten ſich erholt, nur einer von ihnen, ein Doctor, war im heftigen Fieberparoxysmus in's Meer geſprungen und verunglückt. Dagegen mußten vier Leute aus der Schiffsmannſchaft den kurzen Genuß der Fiſchmahlzeit mit dem Leben büßen; ihre Leichname wurden in der darauf folgenden Nacht auf Bretter gebunden und auf ſeemänniſche Weiſe im Meer begraben. Schlimmer noch als die Folgen der Erkrankung, die nach wenigen Tagen vergiengen, war für die Reiſenden die traurige Erfahrung, die ſie noch vor ihrer Landung an einer der Bahamas-Inſeln machen mußten. Das Schiff war auf ein Riff aufgefahren; der Capitän, der ſich ſchon früher bei mancher Gelegenheit als ein roher Branntweinſäufer gezeigt hatte, flüchtete ſich mit einigen ſeiner Leute in einem Boote und überließ die Paſſagiere ſammt dem Clerk auf dem zwar wieder flott gewordnen, dabei aber ſtark beſchädigten Schiffe ihrem Schickſal. Doch waren ein tüchtiger, ortskundiger Unterſchiffer und einige

Matroſen bei ihnen geblieben; ſie landeten glücklich an einer der nachbarlichen Inſeln.

Wir erfahren aus dem Bericht des Vorganges nicht genau, welche Art von Fiſchen es geweſen ſei, welche eine ganze Schiffsgenoſſenſchaft in ſolche Gefahr brachte. Vielleicht war es der buntfarbige Giftbarſch (Perca venenosa) des weſtindiſchen Gewäſſers, oder der Capitän hatte ſeinen Gäſten unter den friſchen Speiſen einen eingeſalzenen Thunfiſch vorgeſetzt, deſſen Fleiſch öfters, wenn es im Faſſe alt geworden, nach ſeinem Genuß ſehr heftige, ja tödtliche Krankheitszufälle erzeugt.

4. Das Jagdunglück eines Seemannes *).

Was für den Waidmann zu Land, in den Wäldern von Afrika oder von Zeilan die Jagd des mächtigen, rieſenhaften Elephanten, das iſt für den Seemann zu Waſſer die Jagd und der Fang des noch rieſenhafteren Wallfiſches. Die Gefahren der einen dieſer Jagden ſind nicht geringer als die der andern, denn obgleich der Elephantenjäger zu Pferd oder zu Fuß den Angriffen des übergewaltigen Thieres, deſſen Zorn er reizte, unmittelbarer ausgeſetzt ſcheint, als der Wallfiſchfänger, iſt dennoch auch dieſer in ſeinem Schiffe vor der ungeheuern Macht des Thieres, das ſeine Harpune nur leicht getroffen, oder dem er ſein Junges geraubt hatte, nicht geſichert, und während der Elephantenjäger vielleicht noch auf einen Baum oder Felſen ſich flüchten kann, trifft den Seemann, deſſen Fahrzeug von einem ihm feindlichen Ungeheuer des Meeres zertrümmert iſt, das unvermeidliche Loos des Ertrinkens. In eine ſolche Gefahr war die Mannſchaft des

---

*) Aus der Mariners Chronicle p. 34.

Schiffes Eſſex gerathen, deſſen Untergang wir hier mit einigen Zügen beſchreiben wollen.

Das eben genannte Schiff, unter dem Commando des Capitän **Pollard**, verließ den Hafen von Nantucket im Frühling 1820, um auf einen Wallfiſchfang im ſtillen Meere auszugehen. Am 13ten November befand man ſich mitten unter einem Zuge von Wallfiſchen; die drei Boote wurden hinabgelaſſen und man harpunirte einen jungen Wallfiſch. Aber das Boot des Unterſchiffers hatte hierbei eine Beſchädigung erlitten, man führte es zum Schiff zurück, damit es hier ausgebeſſert werden ſollte. Kaum war dieſes geſchehen, da tobte ein mächtig großer Wallfiſch, aller Wahrſcheinlichkeit nach die Mutter des jungen Thieres, das man ſo eben getödtet und an Bord gebracht hatte, gegen das Schiff heran und ſtieß mit ſolcher Gewalt gegen die Unterſeite deſſelben, daß es einen Theil des falſchen Kieles hinwegbrach. Eine Zeit lang blieb das Ungeheuer an der Seite des Schiffes, ſperrte ſeinen ungeheuern Rachen auf, als wollte es daſſelbe verſchlingen, ließ aber bald von dieſem vergeblichen Bemühen ab, ſchwamm um den Hintertheil des Schiffes herum nach vornen und dann bis zu einem Abſtand von beiläufig ¼ Meile voraus von ihm hinweg. Plötzlich aber wendete es ſich und nahm einen ſo wüthenden Anlauf gegen das Schiff, welches gerade, vom Wind begünſtigt, in ſehr ſchnellem Laufe war, daß es demſelben, mit dem Kopf an den Vordertheil ſtoßend, eine rückgängige Bewegung gab, die eben ſo ſtark und ſchnell war, als ſo eben noch die vorwärts gehende. Die Folge von dieſer rückgängigen und dabei ſchief abwärts gehenden Bewegung war, daß die Wogen zu den Cabinefenſtern hineinſtürzten, mit ſolcher Gewalt, daß ſie alle die Leute, die ſo eben auf dem

Deck waren, zu Boden warfen, und zugleich hatte der furchtbare Stoß den Bug zertrümmert. Alſobald fieng das Schiff an, ſich mit Waſſer zu füllen.

Gerade in dem Augenblick, wo dieſes geſchahe, hatten der Capitän und der zweite Unterſchiffer jeder von ſeinem Boote aus ihre Harpunen in einen andren Wallfiſch geworfen, als ſie jedoch bemerkten, in welcher Gefahr das Schiff ſei, hieben ſie die Fangſeile ab und ruderten eilig zu den Ihrigen hin. Der Capitän, ſobald er an Bord war, ließ ſogleich die Maſtbäume abhauen und das Schiff wieder in gerade Stellung bringen, doch er überzeugte ſich bald, daß ſein Fahrzeug nicht mehr vom Untergang zu retten ſei, ließ in aller Eile einen Vorrath von Brod und Trinkwaſſer in die beiden Boote bringen und rettete ſich dann mit ſeiner ganzen Mannſchaft aus dem ſchadhaften Schiff in dieſe hinein.

In der Hoffnung, daß vielleicht ein andres Schiff in dieſe Gegend des Meeres kommen und ſie retten könne, blieben die Leute eine Zeit lang in der Nähe des Wrackes, ſpannten Nothſegel auf und ſchauten ohne Aufhören nach allen Richtungen auf das Meer hinaus. Endlich aber blieb ihnen bei der fortwährenden Abnahme des geringen, aus ihrem Schiffe geretteten Proviantes nichts andres mehr übrig, als der Verſuch, in ihren Booten hinauszufahren auf das offne Meer, in der Hoffnung, irgend eine Küſte zu erreichen. Sie ſteuerten nach Süden, um hier in die Region der veränderlichen Winde und einer günſtigeren Witterung zu kommen. Aber der beſtändige Wind aus Oſt und Südoſt hinderte ihre Fahrt ſo ſehr, daß ſie bei beſtändigem Laviren nicht, ſo wie ſie wollten, nach Süden vorwärts kommen konnten. Dreißig Tage ſchon hatten ſie auf dem Meere herumgekreuzt, da kamen ſie an eine kleine Inſel (Ducies-Island). Hier blieben die Boote eine Woche lang vor Anker und das ermattete Schiffsvolk ſammelte ſich neue Kräfte. Leider aber ſahe man bald, daß es unmöglich ſei, hier, ohne Gefahr zu verhungern, länger auszudauern, denn das kleine Eiland beſtand faſt nur aus nackten Felſen, bot nur äußerſt wenige Mittel zum Lebensunterhalt dar. Die größere Mehrzahl der Mannſchaft beſchloß deshalb, die Fahrt weiter fortzuſetzen, nur drei Männer aus ihrer Mitte wollten lieber hier auf feſtem Boden alle Noth und Gefahren beſtehen, als noch einmal, in den überfüllten, offnen Booten ſich auf's Meer begeben.

Nach einer Reihe von Mühſeligkeiten und ſorgenvollen Tagen, und nachdem viele von ihnen dem Elend unterlegen waren, erreichte endlich der Reſt der unglücklichen Wallfiſchjäger den Hafen von Valparaiſo. Hier lag ſo eben die engliſche Fregatte, „der Macedonier,“ vor Anker. Der Capitän derſelben, Downes, vernahm die Berichte von dem Untergang des Eſſex und den Schickſalen ſeiner Mannſchaft mit herzlicher Theilnahme, und der edle Mann beſchloß ſogleich, auf ſeine Koſten ein Fahrzeug abzuſenden, welches die drei auf der kleinen Inſel zurückgebliebenen Männer abholen und vom Hungertod retten ſollte. Mit einer Summe von 1000 Dollars wurde ein Schoner in dieſer Abſicht ausgerüſtet, dieſer aber kehrte ſchon nach einem Monat in entmaſtetem Zuſtand zurück, ohne den Zweck ſeiner Sendung erreicht zu haben. Glücklicher Weiſe jedoch war ſo eben das Schiff Surrey unter Capitän Raine im Begriff, von Valparaiſo nach Neuholland abzuſegeln und da die Inſel Ducie ſo ziemlich in der Richtung dieſer Fahrt lag, wurde Downes mit Raine darüber einig, daß derſelbe um die Summe von 300 Dollars nach Ducie hinſteuern und die drei Verlaſſenen von dort abholen ſollte. Der Surrey fand wirklich am 5ten April 1821 die unſcheinbare, kleine Inſel unter 24° 26′ S. Br. und 124° L. auf; man feuerte eine Kanone ab und alsbald ſahe man die drei armen Inſulaner aus dem Gebüſch hervorkommen und dem Strande ſich nähern. Sie waren in jammervollem Zuſtand; ſo geſchwächt vom Hunger und Elend, daß ſie kaum noch ein lautes Wort hervorbringen konnten. Es war unmöglich, wegen der Klippen ganz nahe zum Strand hinzuſteuern, doch gelang es dem einen der drei Männer, obwohl mit unendlicher Anſtrengung in eigner Kraft zum Boot hinzuſchwimmen und auch die andern beiden wurden mit harter Mühe und nicht ohne manche Verletzung ihrer abgemergelten Glieder an den Zacken der Klippen, in das ausgeſetzte Boot hinüber gezogen.

Das Erſte, was die drei Leidensgefährten nach ihrer Rettung in das Schiff ſprachen, war ein innig heißes Dankgebet zu Gott, dem Erhalter ihres Lebens. Vier Monate waren ſie auf der Inſel geweſen, hatten ſich nur von Beeren, ähnlich unſern Kirſchen, ſo wie hin und wieder von dem Fleiſch eines Seevogels ernährt, den ſie mit Steinwürfen erlegten. In die Rinde eines Baumes auf der Inſel fanden ſie den Namen eines engliſchen Schiffes Eliſabeth eingeſchnitten, in einer Felſenhöhle lagen 8 menſchliche Skelette beiſammen.

Nach dem betrübenden Bericht über eine ſo unglückliche Jagd auf dem Meere ſei es auch erlaubt, zur Erheiterung des Leſers die kurze Geſchichte einer andren, allerdings auch kühnen Jagd zu Lande zu erzählen.

5. Der belohnte Todtſchlag.

(Eine wahre Geſchichte.) [*]

Wenn ein ſonſt friedlicher Mann von einem Raubmörder angefallen wird, und er entledigt ſich desſelben, indem er ihn todtſchlägt, dann hat er es, der geſetzlichen Ordnung gemäß, noch immer mit den Gerichten zu thun, welche den Beweis verlangen werden: daß der Erſchlagene wirklich ein Raubmörder, und daß durch ſeinen Anfall das Leben des Todtſchlägers in Gefahr geweſen ſei. Dennoch iſt es vor wenigen Jahren geſchehen, daß ein Mann für einen verübten Todtſchlag von ſeiner Obrigkeit nicht nur nicht zur Rechenſchaft gezogen, ſondern ſelbſt noch belohnt wurde, obgleich kein Menſch im ganzen Lande dem Erſchlagenen mit Sicherheit etwas Böſes nachſagen konnte.

Nun ja, ſo wird man ſprechen, der Erſchlagene wird ſich eben ſelber, durch unbeſonnene, freche Reden oder durch die Papiere und geſtohlenen Güter, die man bei ihm fand, als ein Mordbrenner, als Kirchenräuber oder als radikaler Aufwiegler des Volks kund gegeben haben? —

Ausgeſagt hatte der Erſchlagene nichts, und ich glaube, er hätte ſein Schweigen ſelbſt unter den Martern einer Folter nicht gebrochen; Papiere fand man keine, und überhaupt außer einer Handvoll überreifer Hagebutten nichts Beſonderes bei ihm; für einen Mordbrenner hätten ihn wohl ſelbſt ſeine ärgſten Feinde nicht ausgegeben; Kirchenräuber war er eben ſo wenig, ja man darf mit gutem Grund vermuthen, daß er niemals in ſeinem Leben eine

---

[*] Der Verfaſſer vernahm die nachſtehende kleine Erzählung, die er bereits in einer ſüddeutſchen Zeitſchrift abdrucken ließ, aus dem Munde eines Augenzeugen: eines Jägers aus Burgeis, mit welchem er auf einer kleinen Fußreiſe zuſammentraf.

Jetzt gieng dem Landrichter, ſo wie ſeinem Schreiber erſt das rechte Licht auf über den Todtſchlag des Webers, den ein heftiger Schreck auf einmal zum Helden gemacht hatte, und aus deſſen Munde, ſo wie aus dem Zeugniß des Ortsvorſtandes und etlicher anderer Leute, man nun den Hergang auf folgende Weiſe erfuhr.

Der Weber war hinauf geſtiegen auf den Berg, um für das winterliche Bedürfniß ſeines kleinen Haushaltes einiges Geſtrüpp von Zwergfichten zu fällen, da brach, als er mitten in der Arbeit war, ein großer Bär aus dem Gebüſch hervor. Das Thier ſchien eben ſo erſchrocken über das plötzliche Begegnen mit einem Menſchen, als der Weber es war, dieſer aber ſtand einige Augenblicke vor Furcht erſtarrt dem aufrecht auf ſeinen Hinterfüßen ſtehenden Bären gegenüber. Doch gerade die Furcht war es auch, die ſeinem Arm jetzt ungewöhnliche Kräfte gab; er führte mit der Holzart einen ſo glücklichen Streich nach dem aufgeſperrten Rachen des Thieres, daß er dieſem den Unterkiefer zerſchmetterte. Nun kam dem erſchrockenen Manne die Beſinnung wieder, und zugleich ein ungewöhnlicher Muth. Nach ſeiner Erzählung erkannte er erſt jetzt, daß der Feind, der da vor ihm ſtand, ein Bär ſei, und dachte ſogleich an die Prämie, welche auf Erlegung eines Bären geſetzt iſt. Beißen, das ſah er wohl, konnte ihn das Thier mit ſeiner zerſchmetterten Kinnlade jetzt nicht mehr, deſto gefährlicher aber hätte ihm der Druck ſeiner Tatzen werden können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, dem Bären noch einige Wunden an der Bruſt und Schulter beizubringen. Aber noch war der Feind nicht beſiegt. Der Bär warf ſich zu Boden auf den Rücken und fing mit vorgehaltenen Tatzen die meiſten Streiche der Holzart auf oder minderte doch ihre Wirkung.

Dennoch traf mancher Schlag ſo gut, daß das geängſtete Thier ſich zur Flucht bequemte; es wälzte ſich plötzlich auf dem Schnee des gähen Bergabhanges hinab in den unten vorbeifließenden Wildbach. Der Weber eilte ihm nach und ſprang muthig hinein in das kalte Waſſer, welches ihm faſt bis an den halben Leib gieng. Während er hier den Kampf mit dem ſchwer verwundeten Bären fortführte, kam der Ortsvorſteher auf dem Fußſteige her, der am Waſſer hinführt. „Was thuſt du da, rief er dem Weber zu, wie willſt du es im Stande ſein, einen ſolchen Bären zu erlegen; laß ab, ich laufe hinein in den Ort und rufe etliche Scharfſchützen.“

Dem Weber wurde es jetzt bang um ſeine Prämie, welche in Gefahr ſtand, eine Beute der Scharfſchützen zu werden; er ſtrengte ſeine letzten Kräfte an, und es gelang ihm, dem ſchwimmenden Thiere einen Schlag auf die Stirn zu verſetzen, der dasſelbe ganz betäubte. Er zog es jetzt aus dem Waſſer heraus, wälzte es mit Mühe auf ſeinen Schlitten, band es da feſt, und fuhr mit der ſchweren Laſt ſo ſchnell als möglich auf der Straße nach dem Landgericht hinab.

Unterweges begegneten ihm die Scharfſchützen ſammt dem Ortsvorſtand. „Sei kein Narr, ſagte einer der erſteren, und bilde dir eine Prämie ein. Es heißt ausdrücklich, Schußgeld wird für einen Bären bezahlt, du aber haſt den deinigen nicht erſchoſſen, ſondern todtgeſchlagen.“ — Der Bär ſchien ſich jetzt wieder ein wenig zu regen, einer der Scharfſchützen ſchoß ihn, ohne ſich an die Proteſtation des Webers zu kehren, durch den Kopf. Der Weber aber, als die Männer ihn verlaſſen hatten, ſetzte ſeinen Weg nach dem Landgericht ſo eilig als möglich fort, nicht ohne bange Beſorgniß, ob man ihm ſeinen Todtſchlag wohl eben ſo hoch anrechnen würde, als einen Todtſchuß.

Ihm geſchah nach ſeinem Wunſche, es wurde ihm, als dem eigentlichen Erleger des Bären die ganze Prämie ausbezahlt, und zwar, weil das Thier ein Matz (Männchen) war, 35 Kaiſergulden, oder 42 fl. Reichswährung, was für den armen Weber, der im Kampfe manche Wunde von den Klauen ſeines Gegners empfangen hatte, ein wohlverdienter Schatz war. In dem Magen des erlegten Thieres fand man nur einige Hagebutten der Gebirgsroſe, ein Futter, das dem armen Matz freilich nicht viel Kraft zum Kampfe hatte geben können.